Heimgarten.



Eine Monatsschrift

gegründet von

Peter Rosegger,

geleitet von

Hans Ludwig Rosegger.

XXXVII. Jahrgang.



Graz.
Druck und Verlag von „Leykam“.
1913

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXVII. Jahrgang.

Romane, Novellen, Geschichten und Dramatisches.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

Seite

Heimgärtners Tagebuch.

*

Seite

Kultur- und Naturgeschichtliches.

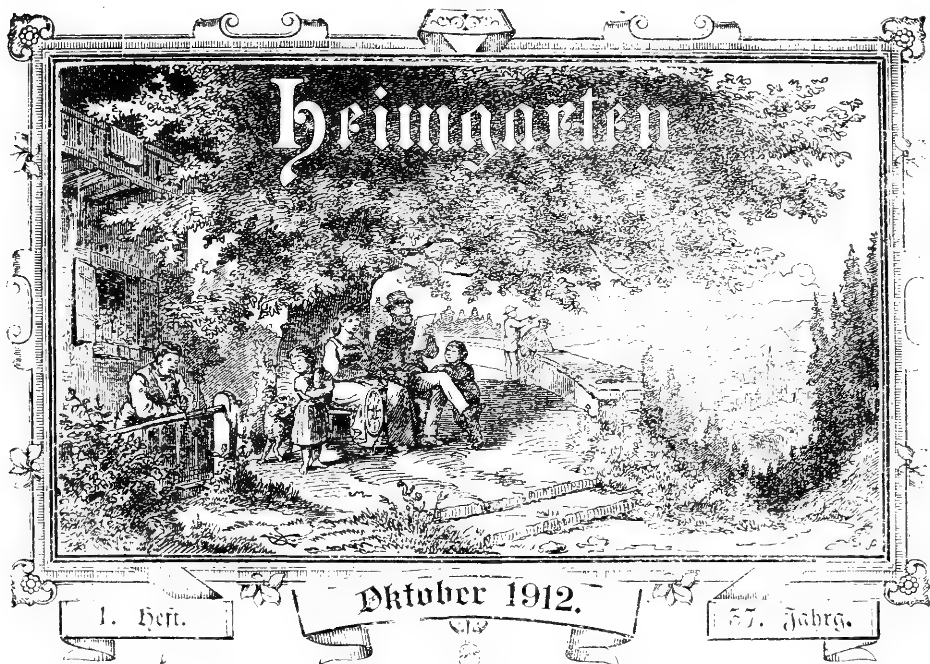
Land und Leute, Charakterbilder.

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Kleine Geschichten, Schwänke, Anekdoten, Sagen, Märchen, Sprüche.

Gedichte.



Der Golfstrom.

Roman von Hans Ludwig Rosegger.

I. Der Panamakanal.

„America for ever! An der Spitze der Kulturvölker! Ihm gehört die Zukunft!“ erklärte der greise Präsident der Vereinigten Staaten, der zum zehntenmal wiedergewählte Theodor Roosevelt, am Vorabend der Eröffnung des neuen Panamakanals und störte mit dieser Taktlosigkeit die Stimmung des glänzenden Festbanketts, das die Union zu Ehren ihrer ausländischen Gäste, den Vertretern aller Staaten und Nationen, gab. Die anwesenden Yankees klatschten wie rasend Beifall, während die minder zahlreichen, in ihrem Selbstgefühl verletzten Europäer vor sich hinstarrten, um den Anschein zu erwecken, als hätten sie die mehr als stolzen, die übermütigen Worte gar nicht gehört, und nur Marquis Yokuma, der Botschafter Japans, erhob sich geräuschvoll von seinem Platz und verließ den Saal demonstrativ.

In der teils gereizten, teils mißmutigen Spannung, die Roosevelts geschmackloser Toast ausgelöst hatte, gingen die Worte des nächsten Redners, des Generalchefingenieurs William Sanders, eines Deutschamerikaners, verloren. Er sagte mit seiner hohen Stimme, der Panamakanal sei nur das Vorspiel eines viel gewaltigeren Stückes, das die Vereinigten Staaten inszenieren würden! Einige Aufmerksame wollten dabei beobachtet haben,

Seite

Verschiedenes.

Ingenieuren den Vorzug, doch sprachen sich der Präsident und der Senat von Washington für einen Schleusenkanal aus, der gewiß billiger, anscheinend rascher und mit geringerem Risiko gebaut werden konnte. Da Columbia, auf dessen Gebiet das Unternehmen durchgeführt werden sollte, maßlose Ansprüche stellte und seine Zustimmung von einer Art Trinkgeld abhängig machte, förderten die Vereinigten Staaten die Gründung der kleinen, selbständigen Republik Panama, die kaum mehr als eine spekulative Kanalaktiengesellschaft war und mit der man, zeigte auch sie sich gelegentlich widerhaarig, recht energisch verfuhr. Endlich wurde sie sogar von der Union kurzerhand annektiert.

Der staffelförmig angelegte und glücklich vollendete Panamakanal befriedigte aber nicht, sondern enttäuschte. Die Schiffe stiegen nur träge von Stufe zu Stufe und senkten sich auf dieselbe umständliche Weise jenseits der Wasserscheide wieder zum Meere herab. Darauf war man ja vorbereitet gewesen, nicht aber auf die zahllosen Kollisionen und auf die Störungen, die der Betrieb durch langanhaltende Trockenheit oder langwierige Regenperioden erlitt, so daß der Verkehr oft für Wochen, einmal sogar auf Monate eingestellt werden mußte, der Kanal in Mißkredit kam und der materielle Ertrag weit hinter dem optimistischen Voranschlag zurückblieb. Überdies machten vulkanische Katastrophen und Erdbeben umfassende Verbesserungen und Sicherungen notwendig, die Unsummen verschlangen, und die öffentliche Meinung der ganzen Welt begehrte, die unglücklichen Kanalingenieure, die wohl das geringste Verschulden traf, in den Anklagezustand zu versetzen. Roosevelt, der immer am liebsten mit dem Willen der Mehrheit ging, gab dem gehässigen Drängen der Mißvergnügten und Schadenfrohen nach, als er einen Kongreß von Fachleuten und Interessenten nach Philadelphia einberief, um das Panamaproblem, das in einen zweiten Panamaskandal auszuarten drohte, ein- für allemal zu klären, zumal auch ernsthafte Geschäftsleute der Meinung waren, eine zwölf- und mehrtägige Durchfahrt durch die staffelförmige Anlage sei im Zeitalter fortschreitender Schnelligkeit mehr als eine Schande, sie sei barer Geldverlust!

Die überaus bewegten Sitzungen, in denen sich die frivol Beschuldigten gegen die Anwürfe mit bestem Können zu verteidigen suchten und damit auf stürmischen Widerstand stießen, brachten zwar eine Fülle außerordentlich lehrreichen Materials zutage, aber kein einziger der in engen Grenzen gehaltenen Vorschläge fand vor der Majorität Gnade. Schon begann man, an einem endlichen Erfolg des Kongresses zu zweifeln und Schwarzseher prophezeiten eine lächerliche Blamage, als der junge Techniker William Sanders das Wort für sich verlangte und in dreistündiger, oft unterbrochener Rede darlegte, der Schleusenkanal sei schon im Prinzip eine Verirrung, ein verfehltes Unternehmen, geradezu ein

daß der Präsident dem Sprecher freundlich, gleichsam Beifall spendend, zulächelte, was sie so auslegten, daß die etwas unklare und deutsame Inaussichtstellung eines noch bedeutenderen Werkes mehr war als eine überschwängliche Phrase, als die lockere Ausgeburt einer sprühenden Sektstimmung.

Nur sehr allmählich kehrte die Eintracht unter die Anwesenden zurück und der Generalrepräsentant Europas, Lord-Admiral Beaconsfield, hielt seine Festrede in einer tieferen Tonlage, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Der temperamentvolle spanische Marschall de Campos ließ sich sogar zu einer sonderbaren Zwischenbemerkung hinreißen: Alles, was die Amerikaner seien und noch würden, seien und würden sie dank der Energie Spaniens, das sie entdecken ließ . . . Ein wieherndes Gelächter verhöhnte diesen im Grunde nicht unrichtigen, doch grotesken Ausspruch, und bloß die Italiener, die damit, ihren Landsmann Columbus zu ehren glaubten, schrien: „Evviva!“ oder: „Christopho Colombo war Genuese! Ein Hoch unserem Landsmann!“, und der Marschall, der merkte, daß seine ernstgemeinte Feststellung keinen durchschlagenden Erfolg hatte, schleuderte ungehalten sein Champagnerglas auf die Tischplatte, daß es zerschellte. Auch diese Episode wurde eifrig kommentiert.

* * *

Schon verhältnismäßig bald nach der Entdeckung und Ausforschung Amerikas tauchte die für die damaligen Verhältnisse abenteuerliche Idee auf, mit Hilfe eines Kanals der Schiffahrt den weiten Umweg um das stürmereiche Kap Horn zu ersparen, aber einerseits war die Technik für ein solches Unternehmen noch wenig ausgebildet — obwohl die alten Ägypter bereits Jahrtausende früher die Landenge von Suez durchstochen gehabt hatten —, anderseits machten dagegen der Papst und der König von Spanien Bedenken geltend und behaupteten, im Banne orthodoxer Engherzigkeit stehend, der Mensch solle nicht trennen, was Gott zusammengefügt habe. So schlummerte denn der hochgemute Plan durch dreihundert Jahre und erst nach dem glorreichen Gelingen des modernen Suezkanals ging man neuerdings daran, den Lieblingswunsch der amerikanischen Völker, der sich mit den Handelsinteressen Europas deckte, zu erfüllen. Panamakanal oder Nicaraguakanal lautete die Frage, die der berühmte Fachmann Vicomte Ferdinand Lesseps im Verein mit dem Ingenieur Eiffel zugunsten des ersteren entschied, aber unerwartete Schwierigkeiten und eine abscheuliche Korruption brachten das Werk, kaum halbfertig, zum Scheitern und man zweifelte allgemein an der Möglichkeit des Gelingens, bis die Union die Sache in die Hand nahm. Lesseps hatte einen glatten Durchstich des Isthmus im Auge gehabt und auch eine neuerliche, internationale Enquete gab dieser Idee gegen die Stimmen von fünf amerikanischen

gerader Linie. Eine überwältigende Idee, zwischen den Ozeanen geradezu einen Meerarm zu schaffen und Berge zu versetzen, um den denkbar freiesten Verkehr zu ermöglichen.

„Die Kosten!“ krähte ein hageres Männchen. „Wir haben unser sauer verdientes Geld nicht dazu erworben, um es ins Meer zu werfen. Was kostet das Ding?“

„Zahlen nennen!“ sekundierten andere.

„Zehn Milliarden Dollars“, warf William Sanders gleichgültig hin.

„Eine Kleinigkeit — nur zehn Milliarden!“ piepste das hagere Männchen und trommelte mit seinen mageren Fingern, die den Fangarmen ausgehungerter Polypen glichen, auf dem Pult.

„Zehn Milliarden — ein Pappenstiel!“ meldete sich eine dröhnende Stimme aus der Ecke, wo die Milliardäre saßen. „Geldfrage ist Nebensache.“

Roosevelt pflichtete bei: „Sie kann, soll und darf und wird keine Rolle spielen, wenn es die Ehre der Union gilt.“

„Allerdings, meine Herren!“ Sanders lächelte kühl verbindlich. „Kümmern wir uns nicht um die schlanke Eins vor einer Anzahl von Nullen, besonders, da der ehrenwerte Thomas Morgan sich bereit erklärte, sofort eine Milliarde zum Bau zu stiften.“

Ein unheimlicher Trubel, halb Rausch, halb Wahnsinn, mit Extase und Entzücken gemischt, unterbrach die Tagung des welthistorischen Kongresses für zwanzig Minuten, und als wenigstens die lauteste Begeisterung, die alle suggestiv gepackt hatte, abgeflaut war, teilte Roosevelt der Versammlung mit, daß noch neun andere Krösusse, darunter die Erben Goulds und Rockefellers, die sich von Mister Morgan nicht beschämen lassen durften, den Rest des notwendigen Kapitals durch ihre Unterschriften sichergestellt hatten.

Mit einfachen, leicht verständlichen Worten schilderte Sanders noch die elektrischen, durch Meeresströmungen und die Gezeiten selbst betriebenen Baggermaschinen und erklärte die Konstruktion von zehn ähnlichen Rieseninstrumenten, denen die ihnen zugedachte Arbeit wohl auch zuzutrauen war. In kurzer Zeit würde das Werk vollendet sein!

Man applaudierte Sanders und man applaudierte Roosevelt, obschon dieser es war, der seinerzeit zugunsten des diskreditierten Schleusenkanals entschieden hatte.

„Aber die Vulkane!“ jammerte zum letztenmal, ersterbend ein Häuflein Oppositioneller.

„Richtig, die Vulkane!“ Sanders strich seine mit Schweißperlen bedeckten Schläfen. „Wie gesagt, ich lösche sie aus — ich leite das Meer in die Krater.“

Ein Spaßvogel witzelte: „Achtung, daß wir nicht explodieren! Das gäbe einen Krach!“

* * *

Verbrechen am gesunden Menschenverstand gewesen, und indem er auf das großzügige Projekt des verkrachten Lesseps hinwies, warf er das zündende Schlagwort in die Versammlung: „Ein Niveaukanal, nur ein Niveaukanal kann uns retten!“ Trotz der gespanntesten Selbstbeherrschung zitterte die Stimme des schlanken, jungen Mannes, dessen geistreiches, scharfgeschnittenes Gesicht die Aufregung, die er bekämpfen wollte, nur zu deutlich widerspiegelte.

„Was ist das, ein Niveaukanal?“ fragte ein ganz Unwissender.

Eine Handbewegung illustrierte die Antwort: „Ein Niveaukanal bedeutet einen ebenen Durchstich der Landenge von Panama, einen grandiosen Durchstich, der durch eine gerade Wasserstraße den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbindet.“

Erst ein Schweigen wie nach einer Überrumpelung; dann kreischte eine wütende Opposition und schien nicht übel Lust zu haben, die Sitzung zu sprengen: „Aber die Vulkane! Die Vulkane verschlingen unsere Schiffe!“

Der Interpellierte zuckte, durch die Zwischenrufe nicht berührt, die Achseln und erwiderte bloß: „Ach, die Vulkane!“

„Er wird sie ausblasen, mit seinem großen Maul wird sie der Großsprecher einfach ausblasen!“ höhnte ein Spaßvogel, belachte seinen eigenen Witz und riß auch andere mit sich fort.

„Pereat Sanders!“ „Herunter mit ihm von der Tribüne!“ „Er stiehlt unsere teuere Zeit!“

„Jawohl, auslöschen werde ich die Vulkane“, schrie der tapfere Ingenieur in den lärmenden Tumult und sofort trat Ruhe ein, denn die meisten glaubten, der Redner sei wahnsinnig geworden, und die Sensation, einen wahnsinnigen Ingenieur zu hören, die man sich nicht alle Tage leisten konnte, wollten sie sich nicht entgehen lassen. Es schollen Rufe: „Vorwärts, Mister Sanderchen, nehmen Sie sich kein Blatt vor den Mund!“ „Er ist ein halber Deutscher und hat daher ein gutes Recht, verrückt zu sein.“

„Still! Still! Redefreiheit!“ mahnten etliche und Roosevelt schwang die Präsidentenglocke. „Nur Mut, Mister Sanders!“

Sanders dankte mit einer hochmütig-ironischen Kopfneigung für die spöttischen und die erbosten Ermunterungen: „Von den Vulkanen, vor denen Ihnen, meine verehrten Herren, höchst überflüssigerweise graut, später; vorderhand gestatten Sie mir, bitte, daß ich Ihnen kurz die Anlage des von mir ausgedachten Kanals demonstriere.“ Und ein paar Diener hefteten Zeichnungen, Skizzen, Grundrisse und Berechnungen, deren Umfang und Kühnheit die Kongreßmitglieder, die doch schon mancherlei gewohnt waren, verblüffte, an die Wand. Die Pläne zeigten den Kanal drei Kilometer breit; er verband die Städte Panama und Colon in schnur-

schüttelte den Kopf: „Sagen Sie das nicht, Exzellenz, und überzeugen Sie sich selbst von der Gediegenheit der Anlagen, die für Jahrhunderte errichtet wurden.“ Der Konsul jedoch beharrte auf seinem geringschätzigen Urteil: „Junger Mann, Sie werden mir einst Recht geben!“

Besonders der herrliche 1. Juli des Jahres 1930 zeigte alles in einer bezaubernden Beleuchtung. Der Himmel strahlte wolkenlos, Tausende von glänzenden Aeroplanen, kleine, mittlere und große, die bis zu hundert und mehr Passagiere faßten, schwirrten durch die Luft, ihre Propeller summten wie Mückenflügel und kühlten die drückende Mittagshitze gleich zarten Damenfächern und das tiefazurne Meer malte ein sattes Blau unter das hellere des klaren Horizontes.

Hunderte von ausländischen Kriegsfahrzeugen, die ihre Staaten repräsentierten, lagen da vor Anker und die weißen, grauen, grünen, schwarzen Kolosse dokumentierten die kriegerische Überlegenheit der weißen Rasse über alle anderen Rassen, die still im Hintergrunde standen und schweigend staunten. Nur die Japaner hatten es noch vor einem Dezennium gewagt, der Union entgegenzutreten, aber die Vereinigten Staaten ließen nicht mit sich spaßen und ihre schwimmenden Kanonen bombardierten Nagasaki, wodurch sie die unbestrittene Seeherrschaft im Stillen Ozean erstritten. Und war denn das Land der Chrysanthemen überhaupt mehr als ein Ableger, ein fleißiger Famulus der arischen Intelligenz, mit der es konkurrieren zu können glaubte, bis es eines Besseren belehrt worden war?

Die offizielle und so förmliche Kanaleinweihung bedeutete nicht, daß jetzt erst die ersten Schiffe durch den Niveaukanal dampften — er stand ja schon seit Monaten dem Verkehr offen —, sondern das Fest, zu dem Roosevelt jedermann von Rang und Namen geladen hatte, sollte eine gewaltige Tat der Technik und der Ingenieure auch im benzalischen Licht einer überschäumenden Feier demonstrieren, bei Musik, unter Glockengeläute und Jubelumtost.

Schon von den frühesten Morgenstunden an waren die Stadt und die Kais belebt, Menschen jeder Abkunft, Hautfarbe und Sprache wimmelten enggedrängt, und geübte Reporter schätzten die Zahl der Lungernden und Schauenden und Promenierenden auf vier bis fünf Millionen, die plaudernd, erregt, vergnügt und neugierig des kommenden Schauspieles harrten.

Die Hauptaufmerksamkeit der Kenner, aber auch der Nichtkenner, zogen die europäischen Schlachtflotten auf sich; ihre bunte Flaggengala flatterte in der frischen Seebrise, Sirenen heulten, Dampfpfeifen gröhlten, Kommandoworte trug der Wind dahin, dorthin und die glatten Leiber der Panzerschiffe lagen breit und behaglich in der Hafeneinfahrt vor Anker.

Auf der Kommandobrücke des „King Edward VII.“ stand Lord-Admiral Beaconsfield neben dem Befehlshaber des französischen Geschwaders, neben

Die Einweihung des neuen, von William Sanders erbauten Panamakanals, anläßlich welcher Roosevelt die abgeschmackte und beleidigende Rede hielt, fand am 1. Juli 1930 statt und übertraf durch Glanz und Pracht, an Luxus und Großartigkeit alle bisher gefeierten Feste. Es schien, als wollte die Union beweisen, daß sie auch in dieser Beziehung den ersten Rang einnahm.

Die Hauptfeier fand in Colon statt. Ohne Kosten zu scheuen, hatte die Provinz Panama, vom Senat und der Kanaldirektion unterstützt, dieses erst im Jahre 1852 auf einer Koralleninsel gegründete fiebrige Nest in eine Handelsgroßstadt umgewandelt. Die ausgedehnten modernen Rhedereien stellten London, Hamburg, Rotterdam, Amsterdam, Marseille, sogar Newyork und San Franzisko in Schatten, die Hafenanlagen fanden nirgends ihresgleichen, die Kaufhäuser zogen lange Straßenzeilen und in den eleganten Stadtteilen wuchs Palast neben Palast empor. Gleichsam an den zwei weltgebietenden Meeren gelegen, schickte sich Colon an, den Handel der östlichen und westlichen Halbkugel zu monopolisieren und vermittelte als Stapelplatz die Beziehungen, die das Wirtschaftsleben um den Globus spann. Alle großen Banken hatten hier mindestens Filialen und Zweiganstalten, aber nicht allein das zinsentragende, das verdienende Kapital fand hier gewissermaßen sein natürliches Zentrum, nicht nur, daß hier ein Dutzend von Eisenbahnen und drei Dutzend Schiffahrtslinien zusammenliefen, sondern die Stadt enthielt auch sonst alles, was der menschliche Geist Schönes und Erstaunliches aussann: Die zwei Millionen rastlos tätiger Einwohner, deren größere Hälfte protestantisch war, besaßen zweihundertsechzig prächtige Kirchen, darunter die Marmorkathedrale des Erzbischofs, drei Synagogen, einen Buddha- und einen Mormonentempel. Inder, Chinesen und Japaner hatten ihre reinlichen Quartiere rings um ihre Gotteshäuser. Goldkreuze und Bronzekuppeln gleißten und an den Sonntagen hallte ein tönendes Heer von Glocken. Theater, Konzertetablissements, Kunstakademien, Denkmäler verdienter Amerikaner, alles prunkend und echt, Gärten, Parkanlagen, Krankenhäuser, Rekonvaleszentenheime für Erholungsbedürftige und schwächliche Personen bedeckten weite, wohlgepflegte Flächen, staublose, weil mit einer besonderen spiegelglatten Masse überzogene Straßennetze und Plätze unterbrachen angenehm die viereckigen Gebäudeblocks und die engere Gemarkung wurde von einem grünen, duftigkühlen Wiesengürtel umspannt, der die Stadt zum gesündesten und freundlichsten Aufenthalt der Welt machte.

Hollands Konsul, Mynheer van Ardeppelboom, behauptete zwar, um den Ruhm Colons zu verkleinern, das alles sei Talmi, Kulisse, für das Auge und den Tag errichtet und ausschließlich dazu bestimmt, den fremden Gästen Sand in die Augen zu streuen, wie einst die schwindelhaften Potemkimschen Dörfer; aber der Deutsche Geologe Doktor Prem

schüttelte den Kopf: „Sagen Sie das nicht, Exzellenz, und überzeugen Sie sich selbst von der Gediegenheit der Anlagen, die für Jahrhunderte errichtet wurden.“ Der Konsul jedoch beharrte auf seinem geringschätzigen Urteil: „Junger Mann, Sie werden mir einst Recht geben!“.

Besonders der herrliche 1. Juli des Jahres 1930 zeigte alles in einer bezaubernden Beleuchtung. Der Himmel strahlte wolkenlos, Tausende von glänzenden Aeroplanen, kleine, mittlere und große, die bis zu hundert und mehr Passagiere faßten, schwirrten durch die Luft, ihre Propeller summten wie Mückenflügel und kühlten die drückende Mittagshitze gleich zarten Damenfächern und das tiefazurne Meer malte ein sattes Blau unter das hellere des klaren Horizontes.

Hunderte von ausländischen Kriegsfahrzeugen, die ihre Staaten repräsentierten, lagen da vor Anker und die weißen, grauen, grünen, schwarzen Kolosse dokumentierten die kriegerische Überlegenheit der weißen Rasse über alle anderen Rassen, die still im Hintergrunde standen und schweigend staunten. Nur die Japaner hatten es noch vor einem Dezennium gewagt, der Union entgegenzutreten, aber die Vereinigten Staaten ließen nicht mit sich spaßen und ihre schwimmenden Kanonen bombardierten Nagasaki, wodurch sie die unbestrittene Seeherrschaft im Stillen Ozean erstritten. Und war denn das Land der Chrysanthemen überhaupt mehr als ein Ableger, ein fleißiger Famulus der arischen Intelligenz, mit der es konkurrieren zu können glaubte, bis es eines Besseren belehrt worden war?

Die offizielle und so förmliche Kanaleinweihung bedeutete nicht, daß jetzt erst die ersten Schiffe durch den Niveaukanal dampften — er stand ja schon seit Monaten dem Verkehr offen —, sondern das Fest, zu dem Roosevelt jedermann von Rang und Namen geladen hatte, sollte eine gewaltige Tat der Technik und der Ingenieure auch im benzalischen Licht einer überschäumenden Feier demonstrieren, bei Musik, unter Glockengeläute und jubelumtost.

Schon von den frühesten Morgenstunden an waren die Stadt und die Kais belebt, Menschen jeder Abkunft, Hautfarbe und Sprache wimmelten enggedrängt, und geübte Reporter schätzten die Zahl der Lungernden und Schauenden und Promenierenden auf vier bis fünf Millionen, die plaudernd, erregt, vergnügt und neugierig des kommenden Schauspieles harrten.

Die Hauptaufmerksamkeit der Kenner, aber auch der Nichtkenner, zogen die europäischen Schlachtflotten auf sich; ihre bunte Flaggengala flatterte in der frischen Seebrise, Sirenen heulten, Dampfpfeifen gröhlten, Kommandoworte trug der Wind dahin, dorthin und die glatten Leiber der Panzerschiffe lagen breit und behaglich in der Hafeneinfahrt vor Anker.

Auf der Kommandobrücke des „King Edward VII.“ stand Lord-Admiral Beaconsfield neben dem Befehlshaber des französischen Geschwaders, neben

Die Einweihung des neuen, von William Sanders erbauten Panamakanals, anläßlich welcher Roosevelt die abgeschmackte und beleidigende Rede hielt, fand am 1. Juli 1930 statt und übertraf durch Glanz und Pracht, an Luxus und Großartigkeit alle bisher gefeierten Feste. Es schien, als wollte die Union beweisen, daß sie auch in dieser Beziehung den ersten Rang einnahm.

Die Hauptfeier fand in Colon statt. Ohne Kosten zu scheuen, hatte die Provinz Panama, vom Senat und der Kanaldirektion unterstützt, dieses erst im Jahre 1852 auf einer Koralleninsel gegründete fiebrige Nest in eine Handelsgroßstadt umgewandelt. Die ausgedehnten modernen Rhedereien stellten London, Hamburg, Rotterdam, Amsterdam, Marseille, sogar Newyork und San Franzisko in Schatten, die Hafenanlagen fanden nirgends ihresgleichen, die Kaufhäuser zogen lange Straßenzeilen und in den eleganten Stadtteilen wuchs Palast neben Palast empor. Gleichsam an den zwei weltgebietenden Meeren gelegen, schickte sich Colon an, den Handel der östlichen und westlichen Halbkugel zu monopolisieren und vermittelte als Stapelplatz die Beziehungen, die das Wirtschaftsleben um den Globus spann. Alle großen Banken hatten hier mindestens Filialen und Zweiganstalten, aber nicht allein das zinsentragende, das verdienende Kapital fand hier gewissermaßen sein natürliches Zentrum, nicht nur, daß hier ein Dutzend von Eisenbahnen und drei Dutzend Schiffahrtslinien zusammenliefen, sondern die Stadt enthielt auch sonst alles, was der menschliche Geist Schönes und Erstaunliches aussann: Die zwei Millionen rastlos tätiger Einwohner, deren größere Hälfte protestantisch war, besaßen zweihundertsechzig prächtige Kirchen, darunter die Marmorkathedrale des Erzbischofs, drei Synagogen, einen Buddha- und einen Mormonentempel. Inder, Chinesen und Japaner hatten ihre reinlichen Quartiere rings um ihre Gotteshäuser. Goldkreuze und Bronzekuppeln gleißten und an den Sonntagen hallte ein tönendes Heer von Glocken. Theater, Konzertetablissements, Kunstakademien, Denkmäler verdienter Amerikaner, alles prunkend und echt, Gärten, Parkanlagen, Krankenhäuser, Rekonvaleszentenheime für Erholungsbedürftige und schwächliche Personen bedeckten weite, wohlgepflegte Flächen, staublose, weil mit einer besonderen spiegelglatten Masse überzogene Straßennetze und Plätze unterbrachen angenehm die viereckigen Gebäudeblocks und die engere Gemarkung wurde von einem grünen, duftigkühlen Wiesengürtel umspannt, der die Stadt zum gesündesten und freundlichsten Aufenthalt der Welt machte.

Hollands Konsul, Mynheer van Ardeppelboom, behauptete zwar, um den Ruhm Colons zu verkleinern, das alles sei Talmi, Kulisse, für das Auge und den Tag errichtet und ausschließlich dazu bestimmt, den fremden Gästen Sand in die Augen zu streuen, wie einst die schwindelhaften Potemkimschen Dörfer; aber der Deutsche Geologe Doktor Prem

Negerbedienung gefunden haben, kostet die Flasche Pilsener einen Dollar. Da hört sich schon verschiedenes auf! Das ist kein Land für unsereinen! Wer kann sich denn da einen vergnügten Schwips leisten? Höchstens die sogenannten oberen Zehntausend. Die anderen müssen nolens volens Antialkoholiker werden." Er lachte voll gemütlichen Ärgers.

Von der Glatz war nicht zum Scherzen aufgelegt: „Roosevelt sprach es gestern aus, daß den Amerikanern die Zukunft gehöre, und wir können zusehen, wo wir bleiben." Er wandte sich ab und trug einige Bemerkungen in sein Tagebuch ein.

„Lieber Freund", bestrebte sich der Baron, ihn aufzuheitern, „die Bäume wachsen nicht in den Himmel, weder diesseits noch jenseits des Atlantischen Ozeans, und durch ein paar gut maskierte Batterien lasse ich mir meine gute Laune noch lang nicht verderben. Uns kann's doch wirklich egal sein, ob Vetter Jonathan sein Eigentum mit Kanonen bewacht oder nicht — ich nehm' ihm gewiß nichts weg . . . und Sie auch nicht, schätz' ich, und wenn der Japaner zugreift, so verdient er Hiebe. Ich mag die Gelben überhaupt nicht leiden!"

Punkt 11 Uhr vormittags gab ein blinder Schuß des Stationsschiffes „Arkansas" das Signal, daß die Feier ihren Höhepunkt erreiche, sofort rasselten alle Ankerketten auf und die ausländischen Geschwader formierten sich in Abteilungen, die rechts und links vor der Kanalmündung Stellung nahmen, um die nordamerikanische Flotte vorbeidefilieren zu lassen und sie mit einem Ehrensalut zu begrüßen, wie es das Programm vorschrieb. Zwischen ihnen lag eine kleine, schneeweiße Yacht, die Yacht des Präsidenten der Vereinigten Staaten, nach dem berühmten historischen Auswandererschiff „Mayflower" getauft, das einst die ersten englischen Emigranten aus dem Mutterland nach Neuengland gebracht hatte. Und alle vornehmen Familien der Union behaupteten, ihre Vorfahren seien auf der „Mayflower" eingewandert — was bei den Löwensteins (Levingstone) und Abrams (Abraham) sicher nicht auf Wahrheit beruhte! Aber es gehörte zum guten Ton, derartiges mindestens zu behaupten, und so wurde auch der Salondampfer des Präsidenten mit dem klangvollen Namen geschmückt.

Und dann spielte sich die erhabenste Ausstattungskomödie ab, die jemals aufgeführt wurde: die ganze imposante Schlachtflotte der Union, die gewaltigste und furchtbarste, die der Mensch aller Zeiten gebaut hatte, dampfte sonnenbestrahlt durch den Kanal. An der Spitze eine seltsame Flottille wie von Walfischen, die nur ihre Schädel über den Wasserspiegel hoben; der Schaum gischtete und die aufgewühlten Wogen sprühten — die Unterseeboote. Und ihnen nach eine unabsehbare Kolonne von Torpedobooten und Torpedobootzerstörern, ein Gewimmel, als ob überlebensgroße Seeflöhe über das Meer huschten; schlanke, graziöse Schiffsrumpfe, die Gazellen der See, mit der ewigen Gefahr, den Torpedos, in den

Admiral Carnavot, der ihm eben seine Aufwartung machte, und suchte während des Gespräches mit dem Feldstecher die Küste ab, mehr zum Zeitvertreib als in einer ernsten Absicht, aber da faltete sich seine Stirn und er wies auf kaum wahrnehmbare, grasbewachsene Wälle und Hügel. „Mein Herr“, sagte der Lord nachdenklich zu dem quecksilbernen Franzosen, der trotz seines ansehnlichen Alters mit einer hübschen Mexikanerin kokettierte, die ihn scheinbar erwartete, „mein Herr, bemerken Sie diese sonderbaren grünen Erdwülste? Ahnen Sie, wissen Sie, was die bedeuten?“

Carnavot zwinkerte der Mexikanerin zu, die mit dem Schirm, den sie zuklappte, antwortete, und entgegnete seinem englischen Kollegen höflich, freilich ohne wirkliches Interesse: „Nein, mein Herr, ich sah mir die Gegend wahrhaftig nicht an und wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir einige Erklärungen verabreichten.“

„Batterien! Unüberwindliche Bastionen!“ Beaconsfield zählte mit den Fingern hindeutend die kleinen Erhöhungen, aus denen hie und da Dinge wie Nadelspitzen ragten, welche nur ein langgeübtes, kritisches Seemannsauge wahrnehmen konnte. „. . . achtundvierzig, neunundvierzig, fünfzig!“

„Ausgezeichnet“, lobte der Franzose, der damit ebenso die junge Mexikanerin wie die Fortifikationen meinte. „Aber ja . . .“, er besann sich, „bestimmen nicht internationale Vereinbarungen, daß der Kanal unbefestigt bleiben müßte?“

„Allerdings, aber wir alle wissen, was von derartigen Verpflichtungen zu halten ist — wenn man sich als der Stärkere fühlt. — Die Union baut klug vor und ist jederzeit imstande, die Durchfahrt durch den Panamakanal zu sperren. Ich wenigstens wagte es nicht, sie zu forcieren!“

Carnavot war der Ansicht, er dürfe sich jetzt mit Anstand empfehlen, und eilte, um die entzückende Dame, die sich langsam vom Hafen entfernte, noch einzuholen.

Gleich dem scharfäugigen Lord hatte die wider alle Verträge erfolgte Befestigung des Kanals auch den deutschen Großadmiral von der Glatz in Unruhe versetzt und er äußerte seine Besorgnisse dem österreichischen Kameraden Schiffskapitän Baron Waldermüller gegenüber: „Alles, was ich hier sehe, was geschieht, das ganze Fest ist nur eine Demütigung Europas, dem man seine wirtschaftliche und strategische Minderwertigkeit ad oculos beweist.“

Waldermüller, von weniger schwerblütigem Temperament, zuckte die Achseln: „Aber ich bitt’ Sie, was haben denn die Leut’ von all dem? Sie blöffen und schinden sich und rackern sich ab und dabei keine Spur von Gemütlichkeit! Wissen Sie, gestern abend nach dem Bankett wollt’ ich noch in ein Bierhaus gehen — zwei Stunden hab’ ich mit meinem Adjutanten herumgesucht, und wie wir endlich ein schäbiges Beisel mit

Grenzen seines Lebens den Jugendtraum erfüllt sah, da die Union, einst von wenigen Kolonisten begründet, aber mit unbegrenzten Möglichkeiten ausgestattet, jetzt tatsächlich in der vordersten Reihe aller stand — Roosevelt wurde von der Bedeutung des Augenblickes übermannt und winkte den Photographen und Kinematographen ab, die ihn in diesem Moment für die Nachwelt festhalten wollten. Roosevelt weinte. Aber er faßte sich wieder und durch sein nie rastendes Hirn schoß eine Idee — er würde dem Kongreß vorschlagen, den Kalender abzuändern und das Jahr 1930 als erstes in eine neue Zeitrechnung einzusetzen, um auch dadurch den Beginn einer neuen Ära anzuzeigen, die noch viel Gewaltigeres versprach, wie schon Ingenieur Sanders angedeutet hatte! Theodor der Glückliche vergaß auf seine hohe Würde und schwenkte impulsiv seinen Zylinder, aber die Worte, die er rief, verschlang das Jauchzen der Massen. Er rief: „Die Welt huldigt Amerika!"

Hunderttausende stimmten ihm zu. Es war ein vollkommener Triumph.

William Sanders, der geistige Vater des Kanals, der Redner, der am Vorabend noch weit größeres als diese Zweiteilung eines Kontinentes in Aussicht gestellt hatte, ohne von den meisten verstanden worden zu sein, trat zum Präsidenten und lächelte: „Wie wird der Jubel erst klingen, wenn . . ."

Aber Roosevelt ließ ihn nicht aussprechen, obwohl niemand in der Nähe war, der das Geheimnis hören und vor der Zeit verraten konnte: „Still, mein Freund, niemand darf ahnen . . ." Und schwermütig fügte er hinzu: „Sie verderben mir damit auch die Stimmung."

„Wieso?" fragte der Ingenieur erstaunt.

„Weil ich den heutigen Tag als den schönsten und erfolgreichsten meines wechselvollen Lebens genieße, und vor jenem anderen, den ich nicht mehr miterleben werde, graut mir. Der Plan ist zu abenteuerlich — zu abenteuerlich für einen alten Mann, dessen Spannkraft zur Neige geht."

Da erhob sich von jedem Schlachtschiff, das die Union unter dem Deckmantel, ein prachtvolles Friedensfest damit aufzuputzen, blitzblank und schlagfertig ausgerüstet hatte, ein halbes Dutzend wehrfähiger Aeroplane, die bisher gleichförmig und unauffällig verhüllt gewesen waren; eine Luftflotte, kaum minder bewundernswert als die Armada der See; sie verdunkelte die Sonne gleich einer düsteren Gewitterwolke, ehe sie zerstiebt. Und die fliegenden Menschen schrieben fein ersonnene Ornamente ins Firmament und streuten Blumen. Gleichzeitig meldete ein Megatelephon ohne Draht, Edisons letzte Erfindung, mit lauttönenden Wellen nach Ost und West, Nord und Süd das einzige stolze Wort: „Vollendet", und diese drei Silben, hörbarer als die vielen tausend

Eingeweiden, allein schon genügend, einen nachlässigen Gegner in den Grund zu bohren. Danach die kleinen und großen eilfertigen Kreuzer, die Giraffen, die Spür- und Windhunde des Ozeans, ausersehen, den Feind zu erspähen, zu umgaukeln, zu reizen und zu verraten, kühn vorstoßende Delphine, elektrisch betrieben, die fast unangreifbar waren, denn attakiert, zogen sie sich windschnell zurück und mit ihren rapid arbeitenden Propellern, mit ihrer Hundertseemeilengeschwindigkeit in der Stunde verhöhnten sie gleichsam die schwerfälligen Verfolger, die es nicht wagen durften, sich von einem Plänkler verlocken, irreleiten zu lassen, denn die schweren Geschütze der eigentlichen Schlachtschiffe, die dickgepanzerten Elefanten, die Giganten der technischen Vernichtungswut, lauerten nur darauf, Unvorsichtige zu beschießen, zu verwunden, zu zersprengen und auf diese Weise zu töten.

Heute allerdings boten die schönen Kreuzer und gigantischen Panzerschiffe nur ein unschuldiges Bild strammster Disziplin dar, das die Seeleute aller Nationen begeisterte, aber den Fachmännern graute, wenn sie sich die feuerspeienden Ungetüme im Ernstfalle vorstellten, und jeder beglückwünschte neidisch die Union, die über solche Hüter ihrer Ehre und ihrer Macht verfügte.

Marquis Yokuma aber seufzte bekümmert, denn ferner als je schien ihm die Stunde, da Japan an den Vereinigten Staaten Revanche nehmen konnte...

Den Abschluß der Revue bildeten die Schiffsmonstra, die stählernen Mastodons, Dreadnoughts und Überdreadnoughts, die Fünfzig-, Sechzig-, Siebzigtausend-Tonnenschiffe mit den Fünfzig- und Sechzigzentimetergeschützen, Lafette an Lafette, Turm neben Turm, jedes eine komplette Welt für sich, ausgestattet mit allen Errungenschaften der Technik, undurchdringlich gewappnete, schneeweiße Schildkröten, herrliche Repräsentanten des erfinderischen menschlichen Geistes, soweit er sich damit beschäftigt, Zerstörungsinstrumente zu ersinnen und auszuführen, gleich gefährlich, wenn die Vereinigten Staaten ihre Haut verteidigen mußten, wie auch dann, wenn dieses riesenhafte Reich die Lust anwandeln sollte, sich zu dehnen, zu strecken und auf Beute auszuziehen . . .

In Keilform, mit unbeschreiblicher, selbstbewußter Grandezza fuhren die schwimmenden Festungen durch den Panamakanal, und das Admiralsschiff „Washington“ trug mit großen Lettern reklamehaft aufgemalt seine Marke: „Made in America.“ Ein tausendfach geleisteter und tausendfach erwiderter Salut machte die Luft erzittern, selbst die Oberfläche des Meeres bebte gekräuselt in weitem Umkreis, und das Dröhnen der Kanonen, zusammenklingend mit dem Singen der Kirchenglocken, verbreitete den Jubel des Erfolges in alle Windrichtungen.

Roosevelt, auf Deck der „Mayflower“, er, der ungekrönte Kaiser von Amerika, der Vielgelästerte und Vielverehrte, der Greis, der an den

Von der Glatz meinte: „Europa ist in die zweite Reihe gestellt und wie lange dauert es noch, daß wir alle zum alten Eisen gehören? Überall drängt die Union vor, bekämpft uns und raubt unserer Industrie die einträglichsten Absatzgebiete. Ein endlicher Entscheidungskampf, der über Existenzen entscheidet, scheint mir unvermeidlich — ein Verzweiflungskampf, dessen Ausgang nicht zweifelhaft ist . . . Was sollen wir tun, wenn unsere Industrie nicht mehr das Geld beschafft, das wir benötigen, um das Volk zu verproviantieren, denn die europäische Landwirtschaft ist außerstande, den Bedarf an Lebensmitteln zu decken. Heute liegen wir hier als Freunde und Gäste, in einem Jahr vielleicht kommen wir als Feinde wieder, die den Krieg bis aufs Messer wagen müssen."

Doktor Prem hörte nur mit halbem Ohr zu: „Europa lebt über seine Verhältnisse, Exzellenz, und beutet fremde Völker aus. Das ist auf die Dauer unhaltbar — und ich wenigstens werde es nicht bedauern, wenn wir zur Einfachheit zurückkehren. Unsere Staaten sind Kolosse auf tönernen Füßen . . ." Aber seine Aufmerksamkeit galt nicht der Debatte, er starrte fasziniert auf eine merkwürdige Strömung, die das Wasser des Kanals von Panama her gegen Colon trieb.

„Sie stellen sich eine Rückentwicklung zu einfach vor, Doktor", entgegnete der Admiral, „Sie unterschätzen die unglücklichen Begleiterscheinungen, die damit verbunden sind, wenn Hungersnöte hereinbrechen und das Proletariat verzweifelt herumlungert, weil die Fabriken die Feuer löschen, da ihre Produkte unverkäuflich sind."

„Ich habe mich nie mit Politik befaßt, Exzellenz."

„Nicht von Politik spreche ich, sondern vom Wirtschaftsleben."

„Eins hängt mit dem anderen zusammen. Ich bin ein bescheidener Gelehrter und in meinem Fach tätig, und hasse alles, was mich von meinen Forschungen ablenkt."

„Europa muß einig sein", erklärte der Admiral unentwegt. „Die Mächte müssen sich auf irgendeiner Basis verständigen und unsere alliierten Flotten können die Vereinigten Staaten überwinden."

„Davon verstehe ich nichts", erwiderte der Geologe beharrlich, „aber erlauben Sie, daß ich Sie auf eine seltsame Erscheinung aufmerksam mache, obwohl ich kaum glaube, daß sie Ihnen entging. Sehen Sie die Bewegung, das Strömen im Kanal?" Und er wies auf die leisen Wellen und hüpfenden Wogen, die den Kämmen eines Flusses glichen. Sie trieben vom Westen, vom Stillen Ozean her.

„Allerdings, lieber Doktor — die Kiellinien der ersten Flotte der Welt, die eben den Kanal passiert hat. Daran ist nichts Auffälliges."

„Wirklich nicht?"

„Oder . . ." Der Großadmiral lugte scharf aus und blendete das Sonnenlicht mit der Hand ab. Er staunte — es war ihm, als flöße

Kanonenschüsse und der Appell der Kirchenglocken schwangen sich rund um den Erdball und verkündeten der Menschheit das glückhafte Gelingen des Werkes, das künftig Nordamerika von Südamerika schied und den Seeweg von Osten nach Westen um die Hälfte verkürzte. Kaum war das Wort verhallt, so trafen auf dieselbe Weise die Glückwünsche aller Souveräne und Staatsoberhäupter ein und die Gratulationen, in zehn verschiedenen Sprachen dargebracht, surrten durcheinander — ein Symbol der Uneinigkeit der Staaten und Völker, die die Union beneideten, einer Uneinigkeit, mit der Roosevelt und Sanders rechneten, wenn sie daran dachten, sogar die Natur zu korrigieren und das Wesen der Stürme und Meeresströmungen zu ändern . . .

Als ein funkelnder Luftballon mit einer Aluminiumhülle, von zwei Motoren getrieben und durch Steuer gelenkt, quer durch den Himmel segelte, brach eine allgemeine Heiterkeit über das veraltete Fahrzeug los. Die tatkräftigen Gegenwartsmenschen empfanden keinen Respekt vor den Errungenschaften, die, jetzt weit überholt, einst dennoch eine notwendige Übergangsstufe zu einer höheren Entwickelung waren. Und die Deutschen betrachteten die Vorführung des Motorballons als absichtliche Kränkung ihrer Nation, die im Grafen Zeppelin noch immer den bedeutenden Bahnbrecher verehrte, gleichwie man Berthold Schwarz, auch noch nach der Entdeckung des Dynamits rühmlich gedenkt, obschon von seinem naiven Pulver nichts mehr übriggeblieben ist, als der Name . . .

Mit dem Siegesrausch der Yankees, die ihren Ruhm lärmend ausposaunten, kontrastierte die schweigsame Niedergeschlagenheit der Europäer, die erkannten, daß das winzige Europa im Wettlauf der Völker von der neuen Welt endgültig überholt war. Am schmerzlichsten litt Lord-Admiral Beaconsfield unter der beschämenden Erkenntnis und seufzte. Das grüne Großbritannien — was war es mehr als ein paar Inseln? Und doch hatte es durch Jahrhunderte die Herrschaft auf allen Meeren inne, bis der Konkurrent mit den unerschöpflichen Kräften und Mitteln den Marschallsstab der Staaten an sich riß. Das Kind überholte seine Mutter, und betrübt über diese Tatsache, schloß der Lord die Augen, um das kühn wehende Sternenbanner, das seine patriotischen Gefühle verletzte, nicht sehen zu müssen. Er murmelte: „Civis Britannicus sum . . . Was bedeutet es heute? Nichts! Statist sein bei einer Parade! Wie schmachvoll und erniedrigend, daß wir uns dazu hergeben, den Glanz des protzigen Festes, das sie auf Kosten der Überwundenen feiern, durch unsere Teilnahme noch zu erhöhen . . .“

Ähnlich, doch weniger wehmütig, äußerte sich Großadmiral von der Glatz zum jungen Geologen Doktor Prem, den ihm die Regierung zum Zweck wissenschaftlicher Beobachtungen zugeteilt hatte. Das Gespräch fand auf dem Flaggschiffe „Deutschland“ statt.

fernten Ursprungsort zu beschränken, wo die ökonomischen Interessen der alten Welt nicht an der Schlagader verletzt wurden. An die typischen Kolonialkriege in Afrika und Asien gewöhnte sich allmählich jedermann und dankte Gott, daß die engeren Staatsgebiete vor Verwüstungen verschont blieben.

Und noch vor einer zweiten, nicht minder drohenden Gefahr bebte Europa, vor einer sozialen, dem sozialdemokratischen Umsturz. In allen Ländern suchten die vorzüglich organisierten Arbeiterparteien, die den Kommunismus oder den Kollektivismus an Stelle des Kapitalismus setzen wollten, die bestehende ökonomische und gesellschaftliche Ordnung zu stürzen, aber das Wort „Revolution" wurde so häufig ausgesprochen, geschrieben und gedruckt, daß es durch den Mißbrauch, den die Demagogen damit trieben, seine Furchtbarkeit einbüßte und mehr und mehr wie „Reform" klang, der sich schließlich niemand ernstlich widersetzte.

Das Proletariat gewann allerorts an gewichtigem Einfluß, die Staaten demokratisierten sich, wurden dadurch schwerfälliger und zerfahrener, da jetzt tausend Hände zugriffen, tausend Mäuler dekretierten, wo früher wenige Köpfe entschieden, und das Sprichwort von den vielen Köchen, die den Brei versalzen, bewahrheitete sich täglich neu. Dazu machte die Frauenemanzipation unablässig Fortschritte, die Frauen drangen in alle Berufe mit Ausnahme des soldatischen und priesterlichen ein, errangen das aktive und passive Wahlrecht und saßen neben den Männern in den Reichsparlamenten, in den Landtagen und Gemeindevertretungen, was auch nicht gerade dazu beitrug, den persönlichen und den sozialen Frieden zu fördern. Hie und da, dann und wann prügelten die männlichen und weiblichen Deputierten einander auch, wenn die Leidenschaften überquollen, zum Gaudium der Straße. Der von der Natur bestimmte Gegensatz zwischen Mann und Frau, der so alt wie das Menschengeschlecht selbst, nur durch die Liebe verkleistert werden kann, vertiefte sich und wirkte ungünstig auf das Familienleben ein. Darunter litten zuvörderst die Kinder, die häufig in Erziehungsanstalten untergebracht wurden, weil die Eltern, jeder Teil für sich, einen besonderen Beruf hatten.

Alle feindlichen und unruhigen Elemente in der Gesellschaft wuchsen und es schien, daß die Menschheit ihre konservativen und beschaulichen Elemente verlor, um als Ersatz dafür in einen Taumel von Veränderungssucht zu verfallen, den sogenannten „Fortschritt" anbetend, der, unbekümmert ob zuträglich oder schädlich, nur das Neue und noch nie Dagewesene erstrebte. Dieser Wahnsinn hing wohl auch damit zusammen, daß die altehrwürdige Landwirtschaft, die seit je einen Grundstock stiller Gelassenheit bildete, fast vollständig zugrunde ging, denn die verhätschelte Industrie siegte auf allen Linien und zog die Arbeitskräfte an sich.

der Große Ozean langsam, aber stetig in den Atlantischen. Sein Erstaunen wuchs, je länger er beobachtete: „Allerdings ... es könnte ... es ist ...“ Die Erklärung, die er suchte, fand er nicht — oder sträubte sich, seine Vermutungen auszusprechen.

Doktor Prem, der ahnte, daß von der Glatz auf der richtigen Fährte war, fiel ihm ins Wort: „Schweigen wir vorderhand darüber, Exzellenz, es ist zu wichtig! Seit den drei Tagen, die wir hier ankern, verfolge ich das Strömen, das ich zuerst dem Westwind zuschrieb, aber heute weht der Ost und die Richtung der Wellen hat sich nicht geändert. Eine Täuschung ist ausgeschlossen — leider ... Und wenn ich die Erscheinung mit der Rede des Chefingenieurs William Sanders in Verbindung bringe, der den Panamakanal nur als das Vorspiel zu einem bedeutsameren Werk bezeichnete, so wird mir alles klar.“

„Klar, Herr Doktor?“

„Soweit begründete Vermutungen klar sein können.“

„Erklären Sie! Rasch! rasch!“ sagte der Admiral ungestüm.

„Nicht jetzt, nicht hier.“ Und Doktor Prem brannte sich eine Zigarette an.

II. Das alte Europa.

Seit der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch die österreichisch-ungarische Monarchie war Europa nicht mehr zur Ruhe gekommen. Damals offenbarte sich der Gegensatz in der Mächtegruppierung unzweideutig und bedrohlich: Hie der Dreibund — hie die Trippelentente. Die Marokkoaffäre, der unselige Beutezug Italiens nach Tripolis und alle die folgenden internationalen Krisen, die von Zeit zu Zeit die friedensbedürftigen Menschen ängstigten, zeigten dieselbe tiefeingreifende Spaltung, die nur zum Teil auf wirtschaftlichen Gegensätzen, zum Teil aber auch auf traditionellen Abneigungen und persönlichen Antipathien beruhte.

Wie Italien ein unzuverlässiger Verbündeter seiner Alliierten war und blieb, so konnten anderseits England und Frankreich nicht unbedingt auf die Vertragstreue Rußlands zählen, das — im fernen Osten, in Nordindien und Persien engagiert — nicht einmal am Balkan, geschweige denn an seiner Westgrenze entschieden aufzutreten wagte und daher öfter, als es seinen Freunden lieb war, mit Deutschland paktierte. Mehr als einmal glaubten auch Eingeweihte, daß eine kriegerische Verwicklung in Europa selbst, zwischen europäischen Kulturstaaten unvermeidlich sei, doch im letzten Augenblick wurde die Katastrophe immer noch wenigstens hinausgeschoben und Wilhelm II. bewährte sich im Verein mit dem Kaiser von Österreich als der gewichtigste Friedensfaktor. Wenn es irgendwo, fern von Europa, zu Waffentaten kam, dann verstand es eine kluge Diplomatie jedesmal, den Streit zu isolieren und auf seinen ent-

als notwendige Zuwag' zum Schneidergewicht, und sage: „So, Mutter, jetzt geh' ich!" und gehe davon.

Es ist der Abschied für eine Woche. Genügt da ein: „So, Mutter, jetzt geh' ich"? Die Mutter segnet zurück: „Ja, so geh halt in Gottsnam!"

Und dann eine Stunde des Wanderns im Morgensonnenschein — der dusteren, mürfelnden Bauernstube zu, die mich festhalten wird vom Montagmorgen bis zum Samstagabend. Als ich eintrete in das Bauernhaus, wo wir die Ster machen sollen, ist es anfangs völlig finster; das Auge, noch voll Sonnenschein, gewöhnt sich erst nach und nach an den dunklen Raum. So viel sehe ich bald, der Lehrmeister ist schon da, hat auf dem Leuttisch den Loden aufgerollt und schneidet aus demselben menschliche Körperteile. Ich sage: „Guten Morgen, Meister!" Er antwortet nicht. Das ist der Schopfbeutler für den Lehrling, der um eine halbe Stunde zu lang geschlafen hat. Ich setze mich an den Tisch und packe das Werkzeug aus der Tasche — Schere, Pfriemen, Wichswachs, Nadelkissen, Fingerhut. Ich stemme die Knie, das ist der Haspel für den Zwirnsträhn, den ich auf den Knäuel wickle. Dann wirft mir der Meister schon die Hosenteile hin, die sachkundig zusammenzunähen sind. Er gibt mir absichtlich eine Arbeit, die ich schon kann, denn zum Unterweisen ist er heute nicht aufgelegt. Auch pfeift er kein lustiges Liedel wie sonst beim Zuschneiden, wenn ihn kein Kopfweh oder kein Lehrbub ärgert. Mir tut's ein wenig leid, weiß aber schließlich, daß weniger meine kleine Verspätung Ursache ist als der gestrige Sonntag, da der Meister gewiß wieder mit dem Seidel Schwefelwein einen Kopfwehtag gekauft hat. Die Bäuerin macht auf dem großen Herd Feuer für das Mittagsmahl. Der Rauch bedeckt schon die Stubendecke, so daß es über uns wie ein Wolkenhimmel ist. Zeitweise, wenn etwa kämpfendes Hühnervieh den Raum durchflattert, wird der Rauch niederwärts gepeitscht und umflort unsere ohnehin trüben Gesichter, bis er allmählich bei einem Oberfensterl abziehen kann. Mitten aus diesen Nebeln eine singende Dirndelstimme: „Wenn der Frühling kommt — durch die Berge schaut, — wenn der Schnee im Tal — und auf den Höhen taut, — wenn die Bächlein quellen und die Knösplein schwellen, — ist des Lebens schönste, goldene Zeit."

Des Lebens schönste, goldene Zeit! So hallt es von der süßen Stimme nach in der armen Seele des zwanzigjährigen Burschen. Sie, das Haustöchterlein, ist siebzehn — die so singt. Als der Rauch verdampft, sehe ich ihr Apfelgesichtlein mit den zwei Kirschen drin, die mich gerne anlachen und denen kein Rauch was schaden mag. „Des Lebens schönste, goldene Zeit!" — vor lauter Wonne steche ich mich unversehens in den Finger. Bald ist ein Blutströpflein da und schaut

weil bereits jeder Volksschüler mathematisch genau ausrechnete, daß es gewinnbringender sei, durch den Absatz von Industrieprodukten auf dem Weltmarkt Geld zu verdienen und damit die Lebensmittel fremder und billiger produzierender Länder zu kaufen, statt selbst kümmerlich Getreide zu bauen und Vieh zu züchten. So vereinsamten die Täler, Wälder und Almen, dienten ausschließlich dem Jagdsport und der Holzspekulation und die Verödung unermeßlicher Flächen kontrastierte arg mit der Übervölkerung der Städte.

Die Übervölkerung war überhaupt ein eiternder Dorn im Volkskörper geworden. Die Schwärmerei für einen möglichst großen Geburtenüberschuß und eine möglichst reiche Volksvermehrung, wie sie schon zu Beginn des XX. Jahrhunderts gang und gäbe war, hatte ihre letzten Ursachen in dem Streben nach Riesenarmeen. Später, freilich zu spät, erkannten die Klarblickenden, die sich nicht durch Phrasen täuschen ließen, den Vorteil eines kleinen, aber gesunden Volkes sowohl für den Staat wie für den einzelnen, der dann noch Ellbogenfreiheit hatte und nicht mit jeder Bewegung einen lieben Nächsten umstieß. Abgesehen von den großen Grundbesitzern, welche die Landwirtschaft fabriksmäßig mit Maschinen betrieben, gehörte der „freie Mann auf eigener Scholle" ins Gebiet der Sagenmärchen, jedermann war abhängig, war der Diener eines anderen, und ein witziger Maler zeichnete als Symbol seiner Zeit — eine Zinskaserne, denn hier hauste die Menschheit im großen und ganzen, eingemietet und von den Hausbesitzern gegen Abgaben gewissermaßen geduldet!

Dienstleute — Mägde, Köchinnen, Pferdeknechte, Mäher und Kuhdirnen — zu bekommen, war zumeist schwerer, als einen Altphilologen oder einen Techniker zu finden, weil das geistige Proletariat überwucherte. Wer lesen und schreiben konnte, und die Kenntnis verallgemeinerte sich, wollte gleich Doktor oder Ingenieur werden, und eine Volkszählung im Deutschen Reich ergab eine größere Menge von Juristen als von Schustern.

(Fortsetzung folgt.)

Des Lebens schönste, goldene Zeit.

Ein Erinnern von **Peter Rosegger.**

„Für mich bin ich schon aufgestanden. Gern möcht' ich auch für dich aufstehn, Bub! Aber das tuts halt nit!" Solche Worte hat die Mutter mir ins Bett hineingesagt, ins warme, trautsame Nest, wo die Heimat der Träume ist. Also schäme ich mich und stehe auf. Und esse die brotbebrockte Milchsuppe, und hänge mir die Seitentasche über die Achsel, und nehme die Elle als Stecken und das Bügeleisen

gutes Gesicht hat er und Kopfweh hat er. Ich will recht ordentlich sein, und nicht wieder zu spät kommen, und nicht mehr das Bügeleisen braten lassen — will ein braver Bub sein. — Ja, die Katz'! Wenn die Katz' nicht wär'! Der große Hauskater. Er hat sich auf der Wandbank herbeigeschlichen, hockt hinter des Meisters Rücken mäuschenstill und leckt mit dem weichen Zünglein die Schnauze. Dann wendet er den dreieckigen Kopf und versucht mit linden Pfoten einen Aufstieg über den Buckel, bis er glücklich auf dem Nacken hockt und über den Glatzkopf auf mich herglurrt mit seinen grünlich-funkelnden Augen. — Das ist aus, ich kann's nicht mehr verhalten. Und wenn der Himmel einfallt, ich kann's nicht mehr verhalten — hell aufkreischendes Lachen. Der Meister zuckt aus dem Schlaf und will brummen, da hüpft der Kater über sein erschrecktes Gesicht auf den Tisch herab.

Jetzt wird des Meisters gutes Gesicht anders, ganz anders als sonst. Langsam aufsteht er und leise sagt er zu mir: „Na, hörst, Bub! Was du dir für Sachen derlaubst mit mir!“ — Mein Lachen ist putzweg und meine Beredsamkeit, die ich plötzlich spielen lassen muß, will kaum schlaunen, um den Meister zu überzeugen, wie unschuldig ich an dem respektlosen Kater bin.

„Also, was hast denn z lachen?“ ruft er. Doch noch ehe ich antworten kann, berstet auch sein Gesicht, und wir lachen ein kräftiges Duett. Mit der flachen Hand über die Glatze fährt er sich, „so a Luader!“ ruft er lachend. Der Kater ist fort, der andere vom Schwefelwein auch, mit ihm das Kopfweh, und der Meister plaudert wieder gemütlich, wie selten ein Meister mit seinem Lehrjungen plaudern wird. Mein Meister hat mir stets das Größte getan durch sein Schweigen. Überhaupt ist des Schneiders Strenge nicht arg gefährlich, wenn er auch hundertmal den Arm hebt, so läßt er ihn doch immer wieder sinken, um den Nadelstich zu machen und dann neuerdings auszuziehen.

Da kommt an diesem Nachmittag ein zweites außergewöhnliches Geschehnis. Der Bauer stolpert wieder in die Stube, den langstieligen Heurechen in der Hand, weil er sich nicht Zeit nahm, ihn vor der Tür an die Wand zu lehnen.

„Schneider, heunt müaßts außi, ih kann enk nit helfn!“

Es ist indes kein Hinauswurf, es ist ein Gebitt. „Gras frißt der Hund, morgen regnets“, spricht der Bauer. „Deutsch z wenig Leut san uns zum Heu. Gehts, Schneider, tuats uns heunt helfn heuhebn, bitt g a r schön!“

„Warum denn nit?“ sagt der Meister und steckt die Nadel ins Kissen, „kim mit, Bua!“

Wie so eine Gnade plötzlich vom Himmel fallen kann! Jetzt in die sonnige Sommerluft hinaus, auf die Wiese, wo sich die anderen

mich an, als wollte es schmerzlich ein wenig lächeln. „Des Lebens schönste, goldene Zeit" . . . Der Meister winkt mir mit den Augen gegen die Herdglut. Das Bügeleisen! Ich gehe und lege es ins Feuer; über die „schönste, goldene Zeit" vergesse ich des Stahls, und er ist rotglühend, als ich ihn endlich herausziehe. Der Meister stellt mir den Antrag, damit den Hinterteil meiner eigenen Hose am Leibe ausbügeln zu wollen. Dieser Antrag, so unerhört er klingt, ist das erste Zeichen der Verzeihung. Wenn der Meister nur erst einmal den Mund auftut, das weitere gibt sich. Ich steige zum Trog neben dem Herd und stoße das Bügeleisen ins kalte Wasser, daß es donnert wie eine Wolke im Gewitter. Dann bügle ich die fertiggestellte Hosennaht. Der Meister prüft dann ob sie versengt ist, und schweigt. Das sagt so viel: Es ist in Ordnung

Jetzt kommen die Leute ins Haus, der Bauer, die Buben, die Dirnen; wir räumen den Tisch ab, die Bäuerin deckt ein Rupfentuch drüber und holt aus der Lade das Eßzeug; der Bauer schneidet Suppenbrot in die Schüssel, dann gemeinsames Tischgebet. Hernach setzt sich alles zu uns um den Tisch — Mittagessen! Gekocht wird gut. Die Bäuerin hat nicht Zeit, bloß nebenbei betreibt sie das Schmalzen und Sieden; das weitere überläßt sie dem besten Koch. Der Hunger tut das Seine. Der Lehrling muß warten, bis alle anderen mit Löffeln oder Gabeln in die Schüssel gefahren sind, und muß aufhören, bevor der Meister Löffel oder Gabel weggelegt hat. Wenn der Meister Kopfwehtag hat, ist die Frist eine äußerst kurze. Um so stattlicher wird bei jedem Zug der Löffel gegupft oder die Gabel belastet. Die Zähne besorgen eilig nur das Allernotwendigste. Ein übriges hat der Mund beim Essen nicht zu tun, der Lehrbub hat zu schweigen; die Ohren spannt er auf, daran was andere sprechen, hat er den Mitgenuß. Ob's regnen wird oder schön bleiben! Das dürre Heu. Der krummgewordene Ochs und das verlaufene Kalb. Das Unkraut im „Habern" und wieder das Heu. Der Kramer, der die Wage verbessert, indem er unter der Warenschale ein Blechblatt anlötet. Des Nachbars Jungmagd, die man schon eine Weile nicht mehr in der Kirche gesehen hat, weil ihr voran der Kittel zu kurz wird. Derlei wird bei Tisch besprochen, und dann allemal wieder das Heu! In einer halben Stunde ist solcher Mund- und Ohrenschmaus vorüber, der Tisch wird abgeräumt, die Leute verziehen sich träge oder schleunig, je nachdem der Bauer scharf ist, und wir schneiden und nadeln und bügeln unsere Arbeit weiter. Ich habe nach dem hastigen Schlingen allemal eine halbe Stunde Magenkrampf, doch bald ist wieder obenan die schöne, goldene Jugendzeit, die in keinem Rauchkobel erstickt, von keinem Magenkrampf erdrosselt werden kann. Dem Meister werden beim Nähen die Hände matt und endlich bleiben sie sachte liegen auf seinem Knie. Der Kopf nickt nach vorne, ein kleiner Dusel ist gekommen. — Ich schau ihn an. Ein

die Zeit eingebracht werden, die der Handwerker heute dem Landmann geschenkt hat. Sehr ungern steige ich die finstere Stiege hinauf in die Dachkammer, wo wir unser Bett haben. Denn draußen in der Mondnacht, über den Anger her klingt wieder das Glöcklein: „Wenn der Frühling kommt — — ist des Lebens schönste, goldene Zeit!“ Dort auf der Bank vor dem Flachsstübel, in dem das Dirndlvolk seine Betten hat, hocken ihrer etliche und singen. Ich liege geduldig auf dem Strohsack und warte, bis der Meister schläft. Das ist schwer zu merken, denn der Meister hat nicht die Gewohnheit zu schnarchen. Wenn er aber anhebt mit dem Mund zu schnalzen und zu lallen, dann weiß ich, er schläft. Wenn der Meister im Traum verliebt ist, so kann's der Lehrjung wachend sein. Leichtfüßig und leise springe ich aus dem Bett, schlüpfe in die Kleider, schleiche davon — hinab, hinaus, über den Anger zum Flachsstübel, und helfe den Dirnlein singen von des Lebens schönster, goldener Zeit. — Mitten drin sitze ich. Rechts das schlanke Haustöchterl, links die dralle Weiddirn. Und ist mir, als ob von dieser eine besondere Wärme ausginge. Hoch am Himmel, über den schwarzen Zacken des Waldberges, der runde, weiße Mond. Er schaut uns zu. Wie viele tausend Liebesleute mag er beobachten zu dieser Stunde, aber er sagt nichts. Um die ganze Erdkugel trägt er sein Geheimnis. Wenn der Mensch sich nicht selber verriete! Bescheidentlich will ich versuchen, ob die Weiddirn unter der Jaxen (unter der Achsel) nicht kitzlich ist — da kreischt sie hell auf. Das ist nichts. Auf einen Lärm kann man's nicht ankommen lassen. Ein Weilchen sitze ich noch da zwischen den Jungfrauen, dann sage ich sittsam „Gute Nacht!“ und verziehe mich ins Haus. Es ist mühsam, über die steile Bodenstiege hinaufzukommen, ohne ein Gepolter zu verursachen. Aber es gelingt, vorsichtig lege ich die Hand an die Klinke der Kammertür. Und die geht nicht auf, der Meister hat sie von innen zugesperrt. Halb erschossen stehe ich da und sinne, was jetzt zu machen ist. Noch einmal die Klinke drücken. Dann klöpfeln. Dann halblauf rufen: „Ich bin's, Meister!“ — Es hilft nichts. Der Meister scheint fest zu schlafen. „Ich bin's!“ mein vernehmlicher Ruf das zweitemal.

Da sagt drinnen der Meister: „Freilich bist es. Wer hat dir denn derlaubt, außi z gehn?“

„Will ja nit außi, will eini!“ verbiege ich den Handel. „Meister, s is kalt. Wann der Meister nit aufmacht, muß ich in das Flachsstübel übri.“

Das ist der richtige Sesamspruch. Von innen knaxt das Schloß, die Tür gibt nach, bald bin ich unter der Decke und denke: Es ist gescheiter so.

Der Meister tut nichts desgleichen und schläft. Diesmal mache ich ihm's nach und kann's vielleicht besser als er. —

schon tummeln, um das hingebreitete Heu in Schöbern zu sammeln. Mit hölzernen Gabeln bewaffnet machen wir mit, flinker als alle anderen Nur eine, die Weiddirn mit den rundlichen Barfüßen, überholt uns mit ihrem Heuschübel und lacht dann übermütig auf uns her. Ich hasse sie. Ich zeige, wie viele Kraft in mir noch ist, so daß ich ein übriges tun kann, kopfüber in den Heuhaufen fahren, auf dem Kopf stehen und mit den Beinen strampeln, daß das dürre Gras nur so in Fetzen fliegt. Der Bauer lacht zuerst zum Spaß; das zweitemal zerrt er bloß das Gesicht zu einem Lächeln; das drittemal sagt er freundlich: „Na, gscheiterweis, Schneider. Mir müaßn firti wern heunt! Erst gehn ma noh zum Halberabendhaltn.“ — Die Bäuerin hat einen großen Topf mit Buttermilch und einen Laib Haferbrot herbeigebracht. Um diesen Schatz setzen wir uns zusammen aufs Heu und essen mit Hornbeinlöffeln gemeinsam aus der Schüssel. Diesmal brauche ich mein Löffeln nicht nach dem Meister zu richten; jetzt ist der Bauer mein Meister und der ißt vielleicht länger? Leider auch nicht, es drängt ja das Heu. Arg schnell steht er auf und treibt zur Arbeit. Ich bin's zufrieden, habe nur noch ein Verlangen: dort die Weiddirn mit den molligen Barfüßen. Die schiebt just wieder mit dem Rechen eine Heuschichte vor sich her. An ihr harmlos vorübereilend, gebe ich ihr einen Stoß, daß sie ins Heu purzelt, und laufe davon. Das ist mir noch am Herzen gelegen, dann wieder zur Arbeit.

Zur Dämmerzeit sind alle Schöber gebaut. Der Bauer schaut himmelwärts, jetzt kann's regnen. Das tut's aber nicht. Über das Wechselgebirge hebt der Abend langsam die rote Mondesscheibe empor; wir streifen unsere Jacken an, nehmen Gabel und Rechen über die Achseln und gehen gruppenweise dem Hause zu. Voran die Dirnen, und die Kleine singt: „Das Landleben hat Gott geben, so heiter und froh, drum preisen die Weisen das Landleben hoch!“ — Da wird mir bange. Das Landleben auf freier lichter Weide, ich hab's vertan. In den dunklen Stuben und immer in den dunklen Stuben! Dazu gleichgültig fürs Handwerk, als Schneider mägg mägg verhöhnt, den Kopf voll Narrheiten. Nu, meinetwegen, es ist halt einmal so. — „Was soll denn aus dir eigentlich werden?“ hatte der Meister, meine Ungeschicklichkeit im Handwerk milde tadelnd, oft gefragt. Das war meine geringste Sorge, ich dachte einfach nicht darüber nach. Ich hatte nie ein starkes Begehren nach irgendetwas Bestimmtem; wie der Zufall mich leitete, wie die Dinge mich schoben, so taumelte ich wegshin; es ist eine ganz unverdiente Gnade, daß ich nicht verdorben bin. — Doch nur wieder zurück zu „des Lebens schönster, goldener Zeit!“

Zur Nadel setzen wir uns an diesem Heutage nicht mehr. Nach dem „Suppenessen“ drängt der Meister ins Bett. Morgen früh muß

Kaffee hinunterschüttete und das Brot in die Tasche steckte, ging es im Laufschritt in den Wald, um nachzusehen, ob keine Vögel an den Leimruten klebten oder kein Eichkätzchen sich in der Falle fing — niemals fing sich ein Eichkätzchen in der Falle, aber wir hofften immer, einmal würde doch so ein Ding mit dem herrlichen, buschigen Schweif darinnen zappeln. Hernach mußte man leider in die Schule, in das öde, entsetzliche, langweilige, graue Zimmer mit dem Stillesitzen, dem Rechnen, dem Schreiben und dem Lesen. War die Schule endlich aus — ihre Stunden hatten gewiß zehntausend Minuten! — so sprang man ins Weite hinaus, setzte über Bäche, kletterte über Zäune und Hecken und warf Steine, die über den Teich tänzelten und plitschten. Um zwölf Uhr herum wurde das Mittagessen vertilgt und dann begann die eigentliche Lust des Lebens, die end-, endlose Lust bis zum Abend!

Als ich, selbst schon erwachsen, einem berühmten Jugenderzieher, der Bücher schrieb und unter grauborstigen Brauen weg in die Welt blickte, von unseren wunderbaren Spielen erzählte, erklärte mir der Mann weitschweifig, wir seien rohe, unwissende und gewalttätige Bengels gewesen und was wir „Spiel" nannten, sei richtiger mit „Ausgelassenheit", „Zuchtlosigkeit" und „Brutalität" zu bezeichnen . . .

Es ist ja nicht zu bestreiten, daß sich unsere Schar zumeist damit vergnügte, Unfug zu stiften und Schlachten zu schlagen, die lieben Mitmenschen zu ärgern und einander durchzuprügeln, zu welchen Zwecken wir ein Relief erfanden, um Abwechslung in die Gleichförmigkeit der Beschäftigung zu bringen. Wir kostümierten uns als „Räuber" und „Gendarmen", als „Indianer" und „Trapper", oder als „Wählerversammlung" nach bekanntem Muster — dann plünderte man fremde Obstgärten oder fischte verbotenerweise im Bach und zuguterletzt versteckte man sich voreinander, suchte den „Feind", erhaschte ihn, wie es sich gerade traf, die Gendarmen prügelten die Räuber, die Trapper die Indianer oder auch umgekehrt; wer eben siegte, der kühlte sein Mütchen an dem Unterlegenen. Im Lauf eines Jahres kam niemand zu kurz. Die gemütvollen Schlägereien hinterließen sichtbare Spuren in den Röcken, Hosen und Köpfen, und die Eltern betrachteten die Schäden mit geteilten Gefühlen; am liebsten tolerierten sie die Löcher im Kopf, weil sie hier wieder von selbst zuheilten.

Obwohl wir eine Art „Urstaat", eine demokratische Vereinigung ohne Oberhaupt sein wollten, so schwang sich doch allmählich der dicke Jakob zum ungekrönten König empor. Lange rang ich mit ihm um die Herrscherwürde, und wo Schlauheit, Verschlagenheit und List entschieden, behielt ich die Oberhand, gaben aber irgendwo Muskelkraft und Gewalt den Ausschlag, dann triumphierte *er*, der vierzehnjährig fünfundfünfzig Kilo wog. Die fünf übrigen Mitglieder unserer losen Vereinigung

Am nächsten Frühmorgen hat er mich geweckt — wohl etwas derber als die Mutter am Vortage. Im übrigen war er wieder die ruhige Freundlichkeit wie gewöhnlich, wenn er nicht Kopfwehtag oder wenn ich nicht eine besondere Torheit angestellt hatte. Und am Nachmittag, als wir ganz allein und friedsam in der dusteren Stube nähten und nähten, da sagte der Meister plötzlich: „Ich hab ja nix dagegen, daß du jung bist. Nur die Heimlichtuerei mag ich nit leiden."

Diese Erlaubnis, jung sein zu dürfen, hat mich aber zur Stunde ziemlich gleichgültig gelassen. Der Meister mußte es wahrgenommen haben, wie ich mich nach vorne krümmte und ein Stöhnen unterdrückte. Auf sein Befragen gestand ich den Krampf im Eingeweide.

„Bauchzwicken?" sagte er. „Du schlingst auch das Essen so schnell hinunter. Das ist nit gesund."

„Weil ich halt immer hungrig bin", wagte ich leise zu gestehen.

„Ja hungrig! Da hört eins mit allemal so früh auf."

Nicht gleich antwortete ich, sondern nach einigem Bedenken, ob es gesagt werden dürfe, weshalb ich so schnell schlang. „Weil der Lehrbub nit so lang essen darf wie der Meister."

Jetzt stellte er das Nähen ein und ließ die Hand zur halben Faust gekrümmt auf seinem Knie liegen. Lange und scharf schaute er mich an, um endlich zu knurren: „Wer hat dir denn das gesagt?"

Die ganzen Jahre hatte er mich nie so heftig ausgescholten als zu dieser Stunde. In aller Feierlichkeit versicherte er mich, daß ich unerhört dumm sei! Als ob ein junger Mensch im Wachsen nicht essen dürfe, so lange es ihm schmeckt — wenn was da ist!

Und weg war mein Krampf. So froh bin ich gewesen über diesen Lehrmeister, der mir gestattete, tüchtig zu essen und jung zu sein.

Das erste Leid.

Eine Geschichte, die beinahe eine Liebesgeschichte ist, von **Hans Ludwig Rosegger.**

Damals meinte ich zuweilen, manches auf der Welt könnte noch viel, viel schöner sein, aber heute weiß ich's genau, wir lebten im Paradiese — in einem Paradies mit Schule, Zänkereien, Prügeln und ähnlichen Zutaten allerdings, doch wer weiß denn überhaupt, wie es in einem ganz richtigen Paradies aussieht?

Auch unsere Tage hatten zu jener Zeit bloß vierundzwanzig Stunden, nur sind die Stunden gewiß länger gewesen und teilten sich in hundert oder gar tausend Minuten, denn damals war eine Stunde noch eine kleine Ewigkeit. — Morgens gleich nach dem Aufstehen, kaum daß man den

den Erdboden verschwinden, wenn er vorbeikam. Das war schließlich auch keine Kleinigkeit!

So lebten wir im Paradiese, bis die Schlange uns daraus vertrieb.

Ins Forsthaus war die Nichte der Försterin zu Besuch gekommen, ein schwarzhaariges Dirndl mit einem roten Band, das sich durch die Zöpfe flocht, mit dunklen, schief zur Nase gestellten Augen und halblangen, flatternden Röcken. Sie war kleinknochig und zierlich und so verschieden von den dummen Mädeln im Dorf, die verachtet werden mußten, weil sie schrien, wenn man ihnen einen Frosch auf den Hals setzte oder sie kniff, daß man dann seine Unannehmlichkeiten mit dem Lehrer hatte. Aber das schwarzhaarige Ding kletterte selbst auf Bäume, freilich nur auf die alte Linde, die bequem wie eine Leiter war, fing im Bach Krebse und verjagte die Hühner vom Eierlegen! Das gefiel uns schon!

Der dicke Jakob kratzte seinen Kopf, ohne daß es ihn biß, und schlich tiefsinnig umher. „Du", redete er mich nach reiflicher Überlegung an, „du, die müßt' es mit uns halten, die versteht's, das wär' fein!"

„Lad sie ein", riet ich.

Und er ging hin und lud sie ein, wie ein König, der eine Untertanin beehrt.

„Mädel, wie heißt du?"

„Sie zwinkerte lustig: „Geht dich nichts an."

„So!" Der Häuptling wurde zornig. „Schlänkere nicht mit den Beinen, wenn du mit mir sprichst! Ich bin ein großer Held und laß dich sonst von meinen Indianern einfangen und an den Marterpfahl binden — freche Gans!"

Ein königliches Wort, aber sie lachte dazu: „Ja, ich merke, daß du ein unwiderstehlicher Held bist und will dir also gehorchen — ich heiße Menandrix."

Jakob sperrte den Mund auf: „Menandrix? Was ist das für ein komischer Name?"

„Gar kein komischer Name, ein lateinischer, ein sehr schöner Name."

Der Häuptling überlegte: „Wirst du dankbar sein, Me . . . Menandrix, wenn wir dich in unseren Stamm aufnehmen?"

Menandrix knixte und lachte: „Ungeheuer, 's ist ja eine hohe Ehre — der Forstadjunkt hat mir schon von euren Ruhmestaten erzählt."

Dem Nikolaus traute der Dicke nun gar nicht und so sagte er: „Er ist ein Ekel, ich werde ihn skalpieren."

„Hm."

„Was meinst du?"

„Ich meinte nichts."

„Weißt du?" kam Jakob wieder auf die ehrenvolle Einladung zurück und fuchtelte mit seinen fleischigen Armen vor der Nase des Mädels

begnügten sich mehr oder weniger freiwillig mit den Rollen namenloser Räuber, Trapper und brüllender Reichsratswähler. Die Rivalität zwischen mir und Jakob bedrohte einige Zeit ernstlich den Bestand der Bande, und schon machte sich der lange Balthasar, der Längste und beinahe der Dümmste von uns, daran, als freudiger Dritter den umstrittenen Thron zu besteigen, als wir, die zwei konkurrierenden Häupter, Frieden schlossen. Jakob fand für die Einigung eine „Formel", wie es in der modernen Diplomatensprache heißen würde.

„Peterle", sagte der Dicke und zog mich beiseite, „Peterle", du bist ein gemeiner Kerl, aber lange nicht so gemein wie der Balthasar."

Ich würdigte die Anerkennung: „Du Jakob, du bist ein Esel — aber der Balthasar ist ein Rindvieh!" Zur Erklärung mag dienen, daß die Esel auf unserer Wertungsskala über den Rindern standen. Daraufhin wechselten wir Händedrücke und verprügelten gemeinsam den Langen. Im übrigen sollte Jakob von Montag bis Samstag unser Führer sein, an dem ausgiebigen schulfreien Sonntag dagegen regierte ich. Mein Gott, das magere Kompromiß schmeichelte meinem Ehrgeiz nicht, doch, was wollte ich machen? Der Montag-Samstag-Häuptling hatte für seine Stellung die rohe Kraft in die Wagschale zu werfen.

Unser Reich waren der Wald mit seinem Dickicht, die romantischen Höhlen darin und die erlenbewachsenen Holzschläge. In der größten Höhle, der „Banditengrotte", einem schmutzigen Erdloch, lag der Staatsschatz versteckt: Glaskugeln, ein alter Strohhut, zerbrochene Krüge und Teller, Stöcke (Säbel und Schwerter ersetzend), Tannenzapfen (für Ferngefechte), Stricke, um den besiegten Feind zu fesseln, ein Messer, das den verschiedensten Zwecken diente, eine verbotene Angel, die aber nicht mehr recht brauchbar war, und gleichwertige Kostbarkeiten.

Die Gesellschaft hatte auch ihre Feinde — Neider, wie ich heute weiß — gegen die sie, obwohl innerlich oft gespalten, stets einmütig zu Felde zog. Diese Feinde haßten und verfolgten uns, so die Lehrer, einige Bauern, die Obstbäume besaßen, und allen voran der Forstgehilfe Nikolaus, ein stämmiger, gelbzähniger Bursche mit einem viereckigen Schädel und grauenhaft großen Händen. Die Lehrer klagten, daß wir die Schule etwas sehr nebensächlich behandelten, die Bauern erklärten, daß nur wir ihre Apfelernte vernichteten, was insoferne falsch war, als auch die Zigeuner alljährlich im Vorüberziehen ihre Säcke damit füllten, und der Forstgehilfe endlich machte uns für jeden zerstörten Ameisenhaufen und die Wildarmut des Reviers verantwortlich, weshalb er gelobte, jedes Mitglied der Bande, dessen er habhaft würde, mit den Ohren an das nächste Scheunentor zu nageln. Nikolaus erwischte nie jemanden, aber man mußte doch jederzeit auf der Hut sein und wie in

Ich warf mich in die Brust: „Auch ich bin kein gemeiner Krieger, sonntags bin ich der Fürst."

„Ach so."

Ich mußte mich gehörig strecken, um mit ihr gleich groß zu sein. Doch bevor ich unseren Antrag wiederholte, wollte ich sie prüfen, denn vielleicht war Menandrix genau so dumm wie die Dorfmädeln. „Kannst du Nüsse mit den Zähnen knacken?"

„Freilich, gib mir eine Nuß und ich knacke sie."

„Hab' keine . . . Ich glaub' dir's auch so."

„Das ist sehr nett von dir." Sie lächelte freundlich.

„Zu klettern verstehst du!"

„Ja, klettern versteh' ich."

Da sie die Probe bestand, holte ich Atem und legte mit der Rede los: „Menandrix, Blume, Königin, Sonnenschein, der dicke Jakob ist ein Heuochs und ich danke dir, daß du ihm eine heruntergehaut hast. Das war schön. Wir bitten dich jetzt ganz untertänigst, daß du in unseren Stamm eintrittst — du sollst unser Herrscher sein." Zwar hatte mir niemand erlaubt, über diese Würde so freigebig zu verfügen, aber das war mir gleichgültig, wenn es mir nur gelang, Menandrix zu gewinnen.

Sie maß mich von oben bis unten: „Ich sehe, daß du ein feingebildeter Herr bist, der sich auf den Verkehr mit jungen Damen versteht."

Ich hustete verlegen und spuckte ins Gras.

„Peterle, ich gehe mit dir."

Während wir nebeneinander hergingen, stiegen in mir allerdings gewichtige Bedenken auf, denn am Waldrand wartete Jakob, und die Gerte, mit der er geschworen hatte, seine Beleidigerin zu züchtigen, beunruhigte mich. Wie, wenn er seine Drohung ausführte? Ich würde meine Freundin wohl beschützen, nur war der Dicke stärker als ich . . .

Meine Sorgen waren unbegründet und es geschah nichts Unglückliches.

Menandrix streckte dem Grollenden ihre Pfote hin: „Schließen wir Frieden, berühmter Häuptling. Wir sind quitt, du hast mich Gans genannt und ich hab' dir eine Ohrfeige gegeben."

„Zwei", stellte er richtig.

„Egal, Damenohrfeigen sind keine Beleidigung."

Wir brüllten alle: „Ja, ja!" und der Zwischenfall war erledigt.

Das Dirndl kam nun jeden Tag zu uns und übte einen nachhaltigen zivilisatorischen Einfluß aus; sie war stillschweigend unsere Fürstin, unsere Herrscherin, unsere Tyrannin kurzweg geworden, befahl nicht etwa barsch oder stürzte ungestüm die Traditionen des Reiches um, sondern reformierte unmerklich, so unaufdringlich etwa, wie ich mir vorstelle, daß erfahrene Missionäre den Heiden allmählich das Menschenfressen abgewöhnen —

herum, „wenn wir dich bei uns aufnehmen, darfst du mit dem Kerl kein Wort mehr sprechen und mußt mir gehorchen."

„Natürlich."

„Und wenn's mir paßt, prügle ich dich windelweich, ja . . ."

„Ja!" wiederholte Menandrix und ihre Augen funkelten, „Jakob, komm näher zu mir, ich werde dir ein wichtiges Geheimnis verraten." Er war ungeheuer neugierig auf das Geheimnis und trat nahe heran. „Jakob, du bist ein unverschämter Lümmel — da!" Und ihre flinken Hände klatschten links und rechts auf seine Wangen, daß sie feurig brannten. Menandrix aber lief davon.

Unser kühner Fürst hätte die zwei Ohrfeigen gewiß verleugnet, wären wir nicht aus der Ferne Augenzeugen seiner Demütigung gewesen, so aber rieb er sich ungeniert die Backen und schimpfte: „Wart, Hexe, das büßt du mir!" Er schnitt eine schlanke Gerte vom Haselstrauch und ließ sie durch die Luft pfeifen: „Damit kriegst du die Bastonade bis du nicht mehr Mau sagen kannst!"

Merkwürdig — unsere Spiele machten uns keinen rechten Spaß mehr, seit Menandrix uns verhöhnt hatte, der Staat drohte zu zerfallen, und in der höchsten Not erhob ich meine Stimme: „Hauptmann, ich will's nochmals versuchen, das fremde Mädel zu gewinnen."

„Gut, bring sie lebend oder tot", murmelte er, „ich werde den mir zugefügten Schimpf blutig rächen."

„Nein!" schrien die anderen, die Menandrix gern kennen lernen wollten, „wir verzeihen ihr, wenn sie kommt!"

Jakob biß in die Lippen, schwieg aber; seine Autorität wankte.

Mir zitterte das Herz, doch bezwang ich die Bangigkeit und schritt bedächtig zum Forsthaus — und wäre am liebsten auf halbem Weg wieder umgekehrt, nur schämte ich mich vor meinen Gefährten, die im Busch lagen und zusahen.

Schon von weitem rief ich: „Menandrix!"

Aus der Lindenkrone klang's zurück: „He?"

„Menandrix, ich hab' mit dir zu unterhandeln."

Da glitt ein bunter Bausch von Röcken, Schürzen, Zöpfen, Armen und Beinen den Baumstamm herab, und als das Bündel auf der Erde angekommen war, stand das Dirndl leibhaftig vor mir: „Was willst du denn?"

Ich verbeugte mich tief: „Blume der Prärie, Sonne des Dorfes, Amazone der Welt, ich grüße dich."

„Du bist wohlerzogen", lobte sie, „du gefällst mir".

„Gefalle ich dir besser als Jakob?"

„Ja."

alten Rock der Försterin geschnitten waren — Menandrix hatte sie ja geschnitten und verteilt!

Wir befanden uns also auf dem besten Weg, Kulturmenschen mit Anerkennung ideeller und symbolischer Werte zu werden, und umgaben die Königin mit allem Luxus, der uns zur Verfügung stand.

An Stelle undurchführbarer Tourniere setzte sie Kampfspiele, die an unsere geliebten Balgereien sinnreich anknüpften, aber leider immer gerade dann enden mußten, wenn der eigentliche Effekt erst kam. Statt daß man seinen Erfolg ausnützte und den Besiegten gehörig durchbläute, verlangte die unnachsichtliche Tyrannin, daß sich der Sieger zu ihrem Thron begab, das heißt, sie saß auf einem Baumstamm und verteilte die Preise. Die Schläfen mit Anemonen und Eriken umkränzt und irgendein farbiges Tuch über den Schultern, berührte sie mit einer Königskerze den Scheitel des geehrten Helden und deklamierte ganz herrliche Sachen, so:

„Christ, du bist frei. Was kann's dem Monde kümmern,
Wenn ihn der Hund anbellt? . . .“

Zum Schluß durfte man ihre Hand küssen, und sie sagte tönend: „Tapfere Ritter, Ihr habt den Preis redlich verdient“. Hatte jemand besondere Proben einer nicht mehr gewöhnlichen Kühnheit abgelegt, dann kriegte er einen schmatzenden Kuß auf die Wange. Das war wirklich erhebend und der Belohnte fühlte sich hochbeglückt.

Da die Aufgaben, die Menandrix stellte, mehr Klugheit als Gewalt erforderten, so war zumeist ich und nicht Jakob der „tapfere Ritter“, dem die köstliche Belohnung winkte, und das erzeugte einen leichten Unwillen unter meinen Kameraden, die nach wie vor die stärkere Faust des Dicken bewunderten.

Unser weiblicher Sultan verwirrte überhaupt mancherlei, was bisher niemals bestritten wurde. Früher galten die Mädchen als minder beachtenswerte Geschöpfe, die gerade noch Menschen, aber mit Männern in keiner Beziehung zu vergleichen waren. Männer trugen Hosen, rauchten und kamen zu den Soldaten, Weiberleute dagegen trippelten in langweiligen Röcken, die mit den Jahren wuchsen, rauchten nicht und statt Flinten und Säbeln kriegten sie Kinder. Menandrix bekämpfte unsere Vorurteile und lehrte, Mädel seien etwas viel Feineres, Besseres und Süßeres als wir — und wir glaubten ihr, wie wir ihr auch geglaubt hätten, daß Wasser trocken und die Sonne eiskalt sei.

Dennoch brach eines Tages eine Palastrevolution aus, eines Sonntags, da ich dem Namen nach kommandierte und der dicke Jakob die Gelegenheit benützte, der Königin und mir Schwierigkeiten zu machen. Er stellte sich breitspurig auf und schob den Oberkiefer vor: „Mädels können 'nen Dreck, nur Buben sind wer, die raufen und laufen und fechten.“ Ich zitterte vor Aufregung über die Frechheit und überlegte schnell, ob

ohne Feuer und Schwefel, mit Liebe und Güte. Als sie das erstemal aus nächster Nähe ein blutiges Gefecht zwischen Rothäuten und Trappern beobachtete, schüttelte sie den Kopf, daß ihre zwei enggedrehten Zöpfe wie lustige Peitschenschnüre schlingerten. Ihr vernichtendes Urteil faßte sie in die Frage zusammen: „Habt Ihr schon von Minnehöfen gehört?"

Wir hatten noch nie von Minnehöfen gehört; der dicke Jakob wühlte verlegen mit den Fäusten in den üblichen Löchern seiner Hosentasche und ich bohrte meinen Stock in einen Ameisenhaufen, aber der lange Balthasar fühlte den Beruf in sich, eine kolossale Dummheit zu sagen: „Minnehöfe sind indische Hühnerhöfe, weil der Hahn im Indischen ‚Minne' heißt."

Er bekam gar keine Antwort. „Minnehöfe", belehrte uns Menandrix, „Minnehöfe sind das Allerschönste auf der Welt, da versammeln sich Ritter und Knappen um ein Edelfräulein und tun alles, um ihr zu gefallen — sie singen für sie, sie dichten für sie, sie dienen ihr, sie bringen ihr Blumen, sie fechten vor ihr Turniere aus und tragen die Lieblingsfarbe der Dame."

Ich muß gestehen, das Singen, Dichten und Blumensuchen war nicht mein Geschmack, eine Lieblingsfarbe dagegen wollte ich schon tragen — am liebsten gelb und grün kariert — und Turniere hätte ich von Herzen gern ausgefochten, nur brauchte man dazu Pferde. Jakob aber, im Banne unseres lieben Fräuleins, überlegte nicht lange, sondern entschied: „Wir werden Minnehöfe spielen."

Wirklich spielten wir bloß mehr Minnehöfe, wenn Menandrix bei uns war, und die althergebrachten Prügeleien fanden nur in ihrer Abwesenheit statt.

Das mit den Minnehöfen hatte seine arge Schwierigkeit und wir mußten uns gehörig abmühen, um Tüchtiges zu leisten; zum Morgengruß sang Balthasar vor Menandrix' Fenster ein rührendes Lied, zum Beispiel: „Fuchs, du hast die G-ns gestohlen" oder: „Sauf, Bruder, sauf!" und der Chor besorgte die Begleitung: „Mta—mta—mtatra . . ." Die Blumen, die unsere Königin schmückten, pflückten wir im Pfarrersgarten; dort wuchsen die schönsten. Am schwersten ließ sich das Dichten an, und in der engeren Konkurrenz trugen meine Verse den Sieg davon:

„Wir schätzen und lieben unsere Edeldame, ein tapferes Mädel,
Wer's nicht tut, dem hau' ich ein den Schädel."

Aus dieser prämiierten Probe kann man leicht schließen, wie die Kunstwerke der Mitstreiter beschaffen waren.

Einmal brachte Menandrix rote Maschen mit, solche wie sie sich ins Haar geflochten, und spendelte sie uns an: „Das ist die Farbe eurer Dame!" Unsere Begeisterung bei dem feierlichen Akt war echt und tief und wich auch nicht, als wir erfuhren, daß die Schleifen aus einem

Ich fuhr erregt auf: „Sie werden dich nicht verhöhnen, Menandrix, ich bring' sie um, wenn sie's tun.“ In diesem Augenblick hatte ich die Kraft, eine Welt zu unterwerfen.

„Sie werden mich spotten, wenn sie es erfahren“, jammerte sie und schaute durch die Wimpern auf mich; und leise, verführerisch: „Aber wenn du ihnen sagst, daß ich auch dich besiegt habe, ist alles gut.“ Menandrix streichelte mein Haar und ihr Herz hämmerte.

„Das wäre eine Lüge und lügen darf man nicht, lügen ist verboten.“

„Auch wenn ich dir dafür einen Kuß gebe?“ flüsterte sie und drückte meine Hände fester.

„Dann . . . dann . . . ja . . .“

Heiß und gierig preßte Menandrix ihre Lippen auf meinen Mund. —

Als wir zu den Kameraden zurückkamen, hielt ich eine kurze Rede und im Hals stak mir ein Knoten: „Unsere Königin hat alle überwunden . . .“ —

Am nächsten Tag warteten wir vergebens auf sie, niemand öffnete das Fenster, als wir den Morgengruß sangen: „Guter Mond, du gehst so stille“, und auch der Minnehof blieb verwaist. Wir dachten, unsere Königin sei krank, aber es vergingen Tage, eine Woche, und sie kam nicht. Ich konnte nachts nicht schlafen und tagsüber lauerte ich Stunden vor dem Forsthaus, sogar den Adjunkten Nikolaus nach ihr zu fragen, war ich entschlossen, doch er zeigte sich nirgends.

Ich war tief, tief traurig, hatte weder Hunger noch Lust zum Spielen und sah gleichgültig, wie meine Bande ohne mich Indianer und Räuber einfing und sich prügelte. Das reizte mich alles nicht, nur nach Menandrix, nach ihrem pochenden Herzen verlangte etwas in mir.

Eine höckrige Stallmagd verriet es mir endlich Die Dirn, sagte sie, sei heimlich fortgelaufen, mit dem Forstadjunkten Nikolaus durchgegangen. „Das ist ein freches Ding und ist gut weg“, moralisierte die Stallmagd.

Ich verstand nicht ganz, was sie meinte, und wußte nur so viel, daß die Königin für mich verloren war, daß ich sie nie, nie mehr sehen würde. Nachdenklich trottete ich in den Wald, dorthin, wo Menandrix ins Moos gesunken war . . . und vergrub mein Gesicht im Farnkraut. Und weinte.

Unhörbar fielen hinter mir die Tore des Paradieses zu. Dort war kein Raum für schwaches Menschenleid, für mein erstes Leid.

---

ich es nicht versuchen sollte, den Rebellen zu züchtigen, als Menandrix achselzuckend erklärte, es käme auf einen Versuch an, ob Mädels wirklich unbrauchbar wären, und sie sei bereit, mit uns um die Wette zu laufen.

Ein tosender Jubel begrüßte diesen Vorschlag und wir bestimmten sofort die Bedingungen des Wettstreites. Nicht etwa über eine gewöhnliche Wiese wollten wir laufen, sondern durch den Wald — so lange, bis man nicht mehr konnte, und wer am längsten aushielte, der habe gewonnen. Mein Kommando würde sein: „Eins — zwei — drei — Feuer!"

Wir stellten uns nebeneinander in einer Reihe auf und ich zählte: „Eins — zwei — drei — Feuer!" und zu acht schossen wir dahin Der Schnellste schien Balthasar mit den langen Beinen und er sprang auch sofort wie ein junges Füllen davon. Ich sparte mit meinem Atem, legte das Körpergewicht bald aufs rechte, bald aufs linke Bein und folgte Menandrix, die über den weichen Waldgrund hinschnellte, ihre Füßchen galoppierten, die Röcke flatterten und die Zöpfe peitschten die Luft in Wellen. Die meisten gaben das Rennen auf, der dicke Jakob schnaufte und blieb stehen, und auch der lange Balthasar hatte sich zuviel herausgenommen, er ließ die Zunge hängen und ächzte.

Den Endkampf fochten Menandrix und ich aus; sie hob schwer und schwerer ihre Beine und keuchte, sie torkelte schon todmatt und wollte sich noch nicht ergeben, bis sie in die Knie brach und stöhnte: „Ich . . . kann . . . nicht . . ." Nach Atem ringend, riß sie die Bluse am Hals auf, durch den kleinen Ausschnitt hatte die Sonne ein braunes Dreieck auf die weiße Haut gebrannt und ihre Lungen arbeiteten schwer und hastig.

„Hab ich — gesiegt?" stieß ich stolz hervor, lehnte aber selbst kraftlos an einem Baum.

„Ja . . ." Menandrix schloß die Augen, kreuzte die Arme unter dem Nacken und legte den Kopf darauf. Plötzlich starrte sie mich groß an: „Fühl' doch, wie mein Herz klopft!" Sie faßte meine Hand und preßte sie auf ihre Brust. „Tock — tock — tock" schlug das Herz, aber darauf achtete ich kaum, ich empfand etwas, was ich nicht kannte, etwas Fremdes, Seltsames, Banges, meine Hand zitterte, eine selige Angst überkam mich, ich wollte fliehen und konnte nicht einmal meine Hand von dem wilden Herz wegziehen. Menandrix blickte mich lauernd an: „Ist dir gut, Peterle?"

„Ich weiß nicht", sagte ich.

Da nahm sie auch meine andere Hand: „Fühl' doch, bis hierher klopft's . . ." Am liebsten hätte ich geweint. Dann klagte sie: „Jakob hat recht, Mädels sind nichts, du hast mich besiegt und deine Freunde werden mich verhöhnen."

da wir zum erstenmal errötend ihren Spuren folgten, Berufsstudien und Amt, Hochzeit und Tod. Oft wollte sich eine Träne aus dem umflorten Auge stehlen, noch öfter gab's ein herzliches Auflachen . . . hatte uns ja doch beide ein sonniger Humor durchs Leben herauf und an manchem Abgrunde vorbeigeführt, in den ein kranker Griesgram sicher hineingestürzt wäre.

„Nun", meinte ich, „mir ist der holde Genius mit dem seelenvollen Antlitz, dem feuchten Auge, dem Lächeln auf den Lippen und dem warmen Herzen, Gott sei Dank! nicht nur in meiner Schriftstellerei, sondern auch in meinem Lehrberufe treu geblieben. Er saß neben mir beim Lehrtisch und sorgte dafür, daß die Studentlein der Pflicht des Lernens mit Freuden nachkamen, er versüßte mir die schwere Aufgabe, Tausende von unreifen Schüleraufsätzen einzurenken, durch ein erlösendes Auflachen bei der Lektüre der ergötzlichen Geistesblitze aus der ‚Stiefelfabrik' meiner Schriftstellerlehrlinge, er flog mit mir und meinen Scholaren hinaus in die Gottesnatur, durch Wiese, Wald und Feld, über Berg und Tal und zum Schenken, der ein gutes Bier zapfte. Ein gestrenger Herr Schulinspektor hat mir einmal allen Ernstes verboten, den Humor in die Schule einzulassen; ich habe mich an das Verbot nicht gehalten und danke Gott heute noch dafür, daß ich es nicht übers Herz brachte, meinen Schülern den Unterricht zu verekeln! Daß du aber, lieber Freund, bei deiner trockenen Juristerei nicht versauert bist, däucht mich schier ein Wunder; denn die Paragraphe euerer Gesetzbücher stehen doch wohl zu enge beieinander, als daß der Humor noch dazwischen Platz hätte."

Der Bezirkshauptmann reichte mir eine frische Zigarre und entgegnete:

„Aber, mein Lieber, wenn du glaubst, der Humor klopfe vergebens an die Türen der Juristen, da bist du wahrlich auf dem Holzwege! Alle Achtung vor deiner Literaturkenntnis, aber das Buch vom lustigen Juristen und Pötzls Kriminalhumoresken sind dir offenbar noch nicht unter die Hände geraten. Ist auch nicht einzusehen, warum der Humor, der sich, wie die kindlich-naiven ‚Marterln' beweisen, selbst auf den Friedhöfen herumtreibt, gerade die Gesellschaft der Juristen verschmähen sollte. In der Tat weiß der Richter bei mancher Verhandlung nicht, ob er lachen oder weinen soll, und es fällt ihm schwer, aequam servare mentem, den Zuhörern und noch mehr den Beteiligten gegenüber seine Würde zu wahren. Auch wir politischen Beamten landen zu unserem Ergötzen nicht selten auf der grünen Insel, auf der der liebenswürdige Kobold dem dürren Buchstaben des Gesetzes ein Schnippchen schlägt. Das menschliche Leben verkettet oft Ernst und Scherz, Tragik und Komik so enge, daß man die verschlungenen Glieder kaum zu entwirren vermag.

Die Mühle.

Das Schaufelrad der Sorge dreht
Geräuschvoll sich. Wie schnell das geht!
Die kaum gefüllte Kanne sinkt
Und gießt sich aus. Die zweite trinkt.
Geschäftig klappert die Mühle.

Und fällt ein Sonnenstrahl hinein,
Trägt jeder Becher goldenen Schein
Und jeder kleinste Tropfen glüht.
Wie leuchtend froh und bunt das sprüht!
Geschäftig klappert die Mühle.

Die Wasser rinnen rasch heran.
Das Tagewerk ist bald getan.
Der Müller senkt das Brett bedacht
Und an die Wellen tritt die Nacht
Im Talgrund bei der Mühle.

Hans Mittendorfer.

Der arme Herr Kaiser.

Humoreske von **Josef Wichner.**

Ich war bei meinem Jugendfreunde und Schulkameraden, dem Herrn Bezirkshauptmann, zu Gaste. Er hatte mich in unserm nie völlig versiegenden Briefwechsel so oft gebeten, ihn doch einmal zu besuchen und mit ihm Erinnerungen auszutauschen, daß ich die Einladung schließlich nicht mehr für eine bloße Förmlichkeit halten mußte, durch die man sich unter Kulturmenschen weiterer Verpflichtung zu entheben pflegt. Wie mich daher eine Sommerreise in die Nähe seines Amtssitzes führte, fiel ich ihm unversehens ins Haus und wurde von ihm und seiner Familie mit solcher Herzlichkeit aufgenommen, daß ich mich von der ersten Minute an heimisch fühlte und heute noch die drei Tage, die ich unter seinem gastlichen Dache verlebte, als Glückstage im Gedächtnisse habe.

Wäre der Neid nicht ein Laster und zudem zwecklos, so hätte ich, dem es nicht gegönnt ist, von Kinderlippen „Vater“ genannt zu werden, den Freund um die herzlieben Kinder wahrlich beneiden mögen. Da ich der Hausfrau diese Versuchung meiner einsameren Seele ehrlich einbekannte, wurde ich, um mich einigermaßen zu trösten, feierlich zum Onkel des noch nicht flüggen Nachwuchses aus zweiter Ehe ernannt und vermochte mich bei einem zwölfjährigen Neffen und zwei jüngeren Nichten bald so in Gunst zu setzen, daß sie mir, als ich Abschied nahm, beim Versuche, mich festzuhalten, bald meinen Rock zerrissen hätten.

Eines Abends (die Jugend war, nachdem sie uns ihre Klavierkünste gezeigt und etwelche Liedlein vorgesungen hatte, zu Bette gebracht worden) saßen wir noch einige Stunden bei einer aromatischen Zigarre und schäumendem Pilsnergoldquell in der Sommerlaube des wohlgepflegten Gartens und ließen die Vergangenheit wie Wandelbilder an uns vorüberziehen: die selige Kindheit, die tollen Flegeljahre, die Zeit

angemessenen Zeit über den Eindruck zu erkundigen, den das Schriftstück auf Sie gemacht hat."

Der Mann verabschiedete sich in gemessen-höflicher Art, und nun magst auch du, lieber Freund, dein Urteil abgeben, ob man dem Ansuchen dieses Herrn Franz Josef Kaiser stattgeben, beziehungsweise selbes empfehlend einbegleiten soll. Wir gehen ohnedies an unserem Bureau vorbei und so kannst du den Akt gleich mitnehmen und dich in einen gesunden Schlaf lesen."

Die Nacht war während unseres Gespräches in der Tat soweit vorgerückt, daß wir der Einladung des Schlafgottes nicht länger widerstehen wollten, und bald lag ich unter der sich wohlig anschmiegenden Seidendecke des Gastbettes und die mit einem grünen Schirme bedeckte elektrische Lampe warf ihr Licht auf das Gesuch des Mannes, der nicht mehr Kaiser sein . . . nein . . . nicht mehr Kaiser heißen wollte.

Ich erbat mir von Morpheus noch eine halbe Stunde Urlaub und las nach den einleitenden Worten folgendes:

„Mein Name ist laut beiliegendem Taufschein Franz Josef Kaiser. Mein Vater Leopold Kaiser, von Witzlingen Kaiser Leopold genannt, war Kaufmann in S. Ihm schenkte seine Frau gleich zwei Knaben, und da verfiel der Pate, seines Zeichens Sekretär und Chronist der löblichen Stadtgemeinde, in gut gemeintem Patriotismus auf die barocke Idee, mich, den um eine Viertelstunde älteren, auf den Namen Franz Josef, meinen jüngeren Bruder aber auf den Namen Wilhelm taufen zu lassen. Er habe damit, so meinte er in der Taufschmausrede, das brüderliche Verhältnis der beiden Herrscher symbolisch andeuten wollen Nun . . . mein Bruder war noch zu unverständig, um einzusehen, daß dieses Verhältnis zum Heile der Völker auch von Dauer sein solle; er empfahl sich nach drei Tagen und ich blieb auch fürder das einzige Kind. Sorgenlos und im Vollglücke der ersten Jugend verlebte ich meine Kindheit; denn ich war einfach der „Franzl" und wurde als solcher von der Mutter gehätschelt, von den Nachbarn und Nachbarinnen verzogen. Auch auf die Jahre des Volksschulbesuches fiel noch selten der Schatten, der mir später manche Stunde trübte. Wohl hieß ich jetzt „Kaiser", aber wir Kinder dachten nicht an den Doppelsinn des Wortes, bis der Lehrer es für angezeigt hielt, den Unterschied zwischen Eigenname und Titel an mir, dem Kaiser jun von S., und dem Kaiser von Österreich zu erläutern. Das gab denn hinreichend Anlaß, mich nach Kinderart zu necken und zu hänseln. Die Kameraden ließen mich den Unterschied zwischen dem großen Kaiser, für den sie die Volkshymne sangen, und dem kleinen Kaiser, der ich nun einmal war, mit allerlei Stichelreden fühlen, also daß ich oft bitter weinend zur Mutter flüchtete und sie Mühe hatte, mich zu trösten. Noch schlimmer aber wurde es,

Laß dir als Beispiel einen Fall aus meiner allerjüngsten Praxis erzählen, der, möchte man sagen, zu dumm ist, wenn er nicht auf voller Wahrheit beruhte.

Kommt da vorgestern ein Mann zu mir und fragt mich um Rat, welche Schritte er zu tun habe, um eine Änderung seines Namens zu erwirken. Er heiße nämlich Franz Josef Kaiser, sei gegenwärtig ...

Da falle ich ihm in die Rede: ob ihm denn der Name Kaiser nicht schön und vornehm genug sei? Ob er nicht fühle, daß ein Gesuch um Änderung dieses Namens nicht völlig wie eine Majestätsbeleidigung aussehe? Ja ..., wenn er das Unglück hätte, Schafskopf, Schweinsrüssel, Kalbsohr, Krummnase oder Kropfgeier zu heißen, ließe sich eine günstige Erledigung erwarten, aber ... Kaiser?! Er solle nur fein Kaiser bleiben, sei ja auch in keiner schlechten Gesellschaft, da es Geschlechtsnamen wie König, Fürst, Herzog, Graf und Ritter allenthalben genug gebe. Auch denke heute niemand mehr an die betreffenden Stände oder Würden und finde es durchaus nicht auffallend, wenn so ein Fürst als Zimmermaler sein Brot verdiene und so ein Ritter ohne Pferd als Landbriefträger sein Fortkommen finde. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn diese alle auf einmal mit ihrem Namen unzufrieden wären, und so könne das Gesetz auch in seinem Falle keine Ausnahme dulden. Ob ich ihm sonst noch mit etwas dienen könne?

Nun ... der Mann (er mochte ein angehender Dreißiger sein und verriet, obschon er Zivilkleider trug, durch seine stramme Haltung den Soldaten) ließ mich, ohne mit der Wimper zu zucken, die wohlgemeinte und, wie ich glaubte, wirkungsvolle Rede zu Ende halten. Dann griff er in die tiefe innere Seitentasche seines braunen Überziehers und reichte mir etliche Bogen der Länge nach gefalteten und beschriebenen Papieres mit den Worten:

„Und dennoch, Herr Bezirkshauptmann, muß ich auf meinem Vorhaben bestehen und höflichst bitten, mein Gesuch — ich habe einen Entwurf mitgebracht — zu prüfen und, falls Sie die angeführten Gründe für stichhaltig ansehen, auf dem Amtswege weiter zu leiten. Daß mir jede Mißachtung unseres erhabenen Monarchen ferne liegt, brauche ich als ein Mann, der des Kaisers Rock mit Ehren getragen, nicht erst versichern zu müssen; im Gegenteile, gerade die Hochachtung, die ich dem greisen Herrscher schulde, zwingt mich, einen Namen abzulegen, der in seiner Doppelbedeutung so oft zum Anlasse schaler Witze genommen wird, wie ich es bis zum Überdrusse habe erleben müssen. Hier, Herr Bezirkshauptmann, haben Sie ... in aller Kürze freilich ... mein Curriculum vitae, die Geschichte eines durch diesen Namen verbitterten Lebens. Wollen Sie, was ich da niedergeschrieben, gütigst einer Durchsicht würdigen ... ich werde mir erlauben, mich nach Ablauf einer

Genug . . . schließlich ging auch jene Zeit vorüber, ich bestand die Reifeprüfung am besten, und nun hatte ich zum schönen Erfolge den Spott: nun sei ich wirklich Kaiser Franz Josef der Erste.

Mein heißes Blut, meine Körperkraft sowie eine mit den Jahren zunehmende Neigung verwiesen mich trotz der Einreden meines Vaters auf die militärische Laufbahn. Wenn ich aber wähnte, mit diesem Schritte sei meine Leidenszeit als „Kaiser" zu Ende, so täuschte ich mich sehr. Der Kommandant der Kadettenschule kam mir zwar mit dem größten Wohlwollen entgegen, scherzte aber doch kopfschüttelnd: „Na, junger Freund, ich weiß nicht, ob das angehen wird . . . zwei Kaiser in einem Heere!" Als er bemerkte, wie mir das Blut in die Wangen stieg, meinte er, mich begütigend, mit meinem Namen müsse ich mich schon auf manche Neckerei gefaßt machen und dürfe nicht empfindlich sein . . . böse sei es ja nicht gemeint. So wurde ich aufgenommen und — böse war es ja wirklich nicht gemeint, daß mich die Kollegen mit Hallo! empfingen, als Kaiser Franz Josef auf die Schultern hoben und im Triumphe durch die düstern Gänge des Kadettenhauses trugen; böse war es sicher nicht gemeint, daß sie, so oft die Volkshymne gesungen wurde, bei den Worten „Heil Franz Josef, heil dem Kaiser!" sich kichernd nach mir umsahen; böse war es natürlich nicht gemeint — — mein Gott, all der Scherz und Ulk von vier langen Jahren war selbstverständlich nicht böse gemeint, aber weh tat's doch!

Endlich hatte ich das goldene Portepee errungen, die Schultore schlugen donnernd hinter mir zu, säbelrasselnd trat ich das Pflaster der Großstadt und als Urlauber das meines Heimatortes. Nun war der Leutnant Kaiser unter lauter reifen Männern wohl aller Schikanen der unverständigen und übermütigen Jugend enthoben! Doch das Mißgeschick blieb mir treu. Wie ich durch Vertrauenspersonen erfuhr, war geplant, mich als hoffnungsvollen Offizier dem Leibregimente Seiner Majestät, das damals in N. lag, zuzuteilen. Mein Name aber gab den Ausschlag, daß ich in die kleinste Garnison Galiziens versetzt wurde und im fernen Halbasien nach „des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr" ungekannt und ohne Mittel, mich in meinem Fache fortzubilden, vegetieren sollte; denn, so hieß es im hohen Rate, man stelle sich nur einmal die Visitkarte des Leutnants Kaiser vor:

Franz Josef Kaiser
k. und k. Leutnant
im Regiment Nr. 1 Kaiser Franz Josef.

Das ist unerhört . . . macht den Mann einfach unmöglich . . . müssen ihn verbergen . . . sehr bedauerlich . . . leider!

Nun . . . ich war verborgen . . . jahrelang . . . und wäre vielleicht verkommen, versumpft, hätten mich nicht literarische Interessen schön-

als ich die Mittelschule besuchte. Schon bei der Einschreibung konnte der Herr Direktor, da ich meinen Namen als Kaiser Franz Josef zu Protokoll gab, ein Lächeln und die Bemerkung nicht unterdrücken, ich sei ja ein wackerer Mann und das Gymnasium könne auf einen solchen Zuwachs stolz sein. Desgleichen prahlte die Klasse, der ich angehörte und der ich, ohne mich rühmen zu wollen, als Vorzugsschüler gewiß keine Schande machte, sie sei, da der Kaiser Franz Josef unter ihnen weile, die vornehmste von allen. Das ließen sich wieder die anderen Klassen nicht gefallen, und wer das Bad ausgießen mußte, das war ich.

„Hoho", hieß es, „auf euern Kaiser braucht ihr euch gar nichts einzubilden, das ist ja nur so ein Knirps, der umfällt, wenn man ihn schief anschaut!"

Nun, der Knirps streckte sich allgemach — — das sollten sie bald inne werden! Hatte ich mich vor den Neckereien der Volksschüler zur Mutter geflüchtet, so rächte ich mich nunmehr, des ewigen Stichelns überdrüssig und meiner nicht geringen Körperkraft inne geworden, durch wohlgezielte Püffe und derbe Maulschellen. So aber kam ich in den Ruf eines unverbesserlichen Raufboldes, mußte wiederholt mit dem Karzer Bekanntschaft machen, brachte neben den guten Noten in den Unterrichtsgegenständen schlechte Sittennoten nach Hause und wurde vom Vater, der doch selber ein Kaiser war, gescholten. Niemand wollte meine Erregung begreifen, ich fand für meine Klagen kein geneigtes Ohr; denn so ein Name sei doch keine Ehrenbeleidigung! Als ob nicht der glanzvollste Name, so man ihn einem stets hämisch ins Gesicht schleudert, zum Schimpfe werden kann! So mag sich ein dichterisch veranlagter Jüngling wohl freuen, wenn der Lehrer lobend erwähnt: „Das ist ja unser Goethe!" Wie aber, wenn boshafte und neidische Kameraden das Wort aufgreifen und in alle vier Winde tragen und der Jüngling, wo immer er sich blicken läßt, hören muß: „Ei, da kommt unser Goethe! Guten Morgen, Herr Goethe! Wie geht's denn, Herr Goethe?" Wahrlich, der Junge müßte Fischblut im Leibe haben, der das ursprünglich als Lob gemeinte Wort nicht als Hohn empfinden und dergleichen Spott sich nicht energisch verbitten würde!

Allerdings . . . mit dem kalten Blute des Phlegmatikers hätte ich sowohl das harmlose Geplänkel oder Witzelei wie die Pfeile offenkundiger Anstänkerung wirkungslos gemacht; gibt's ja Leute genug, die es nur darauf abgesehen haben, andere zu ärgern, ruhiger Nichtbeachtung gegenüber aber ihre Neckereien und Anrempelungen einstellen. Doch ich hatte und habe nun einmal kein Fischblut, in mir siedet und wallt es leicht auf, und selbst da ich dieses Gesuch verfasse, brennt mir die Wange vor Entrüstung.

löste sich der Knoten, die Binde fiel zu Boden, der leicht umgeworfene Sommermantel folgte ihr, da ich mich, sie aufzuheben bückte, nach, und meine linkischen Versuche, die Widerstrebenden in Ordnung zu bringen, waren, da mir nur eine Hand diente, ohne Erfolg.

Das Fräulein mochte mir einige Zeit zugesehen haben. Plötzlich erhob sie sich, kam auf mich zu, knüpfte die Binde und hängte mir den Mantel mit pflegekundiger Hand um die Schultern, indem sie artig sagte: „Einem Manne behilflich zu sein, der für den Kaiser geblutet hat, ist doch wohl nicht unschicklich!“

Ich stutzte. Sollte auch sie . . .? Nein, das war unmöglich und dem lieb-freundlichen Gesichtchen nicht zuzutrauen. Einiges Nachdenken erklärte mir den Irrtum. Vor kurzem hatten in der Hauptstadt Straßenkrawalle stattgefunden. Hungernde Arbeiter waren, um Abhilfe gegen die Teuerung zu erzwingen, zu Tausenden vor das Parlament gezogen und hatten auch dem Ackerbauminister ein nicht gewünschtes Ständchen gebracht. Ihnen, die wohl nur eine friedliche Demonstration beabsichtigten, hatte sich die Hefe des Volkes angeschlossen, Pilger, Plattenbrüder, Apachen, von den Kloaken ausgespien, um im Trüben zu fischen und in tierischer Wut zu vernichten, was sich nicht rauben ließe. So wurde die Demonstration zum Aufruhr, der das Eigentum arbeitsamer Bürger gefährdete und wogegen militärische Hilfe in Anspruch genommen werden mußte. Die Zeitungen berichteten von zahlreichen Verwundeten, ja sogar von Toten, und so hielt mich die junge Dame offenbar für einen jener Offiziere, die in den Straßenkämpfen verletzt worden waren.

Selbstverständlich mußte ich auf die Ehre, die mir die liebe Samariterin geworben, verzichten, denn . . . hatte ich auch tatsächlich für den „Kaiser“ geblutet, so doch nicht für den, dem jeder Patriot, wenn es die Pflicht erheischt, Gut und Blut zu opfern bereit ist. Aber der Irrtum hatte mir eine Bekanntschaft vermittelt, die mein Geschick wesentlich beeinflussen und mich auf einen anderen Lebensweg führen sollte. Wir trafen uns nunmehr, ohne uns zu verabreden, fast täglich, und wenn ich sie jeweils nicht bei der Göttin fand, schien mir der schönste Morgen trübe, das Konzert der Vögel mißtönig und der Tag galt mir als ein verlorener. Ich bin eine impulsive Natur und so bedurfte es keiner allzulangen Überlegung: ich hatte die richtige gefunden . . . sie oder keine sollte mein Weib werden! Sie, das Kind eines kinderreichen Beamten, war Gesellschafterin und Pflegerin einer gichtischen alten Dame, die in den frühen Morgenstunden ihr erstes Bad zu nehmen und hierauf den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen pflegte. Diese Zeit benutzte sie, um allein in dem noch menschenleeren Parke den Musen und der erwachenden Natur zu huldigen. Hier lernten wir uns kennen und lieben . . . Angesichts des städtischen Kurhauses wurden unsere Herzen verwundet.

geistiger Art nach und nach verschmerzen lassen, daß ich mit meinem Namen auf die militärische Karriere verzichten mußte.

Die Männer, die nunmehr meine Kameraden waren, waren aber zumeist junge Männer mit vielen freien Stunden und viel Langeweile, die sie sich nach Art junger Männer zu vertreiben suchten. Da ich weder am Spiel noch am Trunk noch am Flirt Gefallen fand und ein schönes Buch jedem anderen Vergnügen vorzog, warfen mir selbst einsichtige Freunde Mangel an kameradschaftlichem Sinne vor, ja ein leichtlebiger Kollege glaubte, an mir ungestraft sein Mütchen kühlen zu dürfen, indem er meinen Namen bei jeder Gelegenheit zur Zielscheibe seiner geschmacklosen Witze machte. Also wieder die alte Geschichte!

Lange hielt ich, der Folgen wohl bewußt, an mich; endlich aber platzte die Bombe: ich sagte ihm meine Meinung unverhohlen ins Gesicht und er . . . erweiterte meinen Namen nach einer bekannten Mehlspeise in der offenbaren Absicht, mich zu beleidigen. Die Säbel sollten die gekränkte Ehre wieder herstellen und, wie so oft, ging der Beleidiger, der den Handel provoziert hatte, unverletzt aus dem Kampfe hervor, ich aber, der Gekränkte, durfte den rechten Arm sechs Wochen in der Schlinge tragen und erhielt als dienstuntauglich — das war das Gute an der leidigen Sache — bis zur völligen Wiederherstellung Urlaub. Es war ohne Zweifel ein dankenswertes Entgegenkommen, daß mir der Oberst beim Abschied sagte, ich möge mir mit dem Einrücken nur Zeit lassen, aber eine durch viele Nadelstiche entzündete Haut ist empfindlich und so erblickte ich in der harmlosen Äußerung, wie von einer Art Verfolgungswahn erfaßt, eine Anspielung auf meinen Namen und dachte: Natürlich . . . sie wären froh, wenn der Stein des Anstoßes im Pfefferlande läge!

Um meine Mutter, die von dem Vorfalle nichts wußte, nicht noch nachträglich zu ängstigen, verbrachte ich meinen Urlaub in der bekannten Thermenstadt und wohnte im Militärkurhause. Als Offizier Frühaufsteher, liebte ich es, in den taufrischen Morgenstunden durch die herrlichen Parkanlagen zu lustwandeln oder auf einer bequemen Schattenbank sinnend in die Wasserspiele des Undinebrunnens zu blicken. Die Bürger lagen um diese Zeit zumeist noch in den Federn und die Kurgäste pritschelten in den heilsamen Wassern; nur wenige einsame Spaziergänger genossen gleich mir des werdenden Tages köstliche Kühle. Unter ihnen ein Fräulein, das sich ebenfalls an der leuchtenden Gestalt Undinens zu freuen schien; denn das anmutige Geschöpf saß, ein Buch in der Hand, beinahe jeden Morgen in der Nähe des Brunnens, bald lesend, bald die liebliche Göttin oder das froschmaulige, wasserspeiende Gezücht zu ihren Füßen betrachtend. Eines Morgens — der Diener hatte mir die schwarze Seidenschlinge, in welcher der kranke Arm ruhte, wohl wenig aufmerksam geknüpft —

bei oberflächlichen Leuten stets Anlaß zu, um mich milde auszudrücken, taktlosen Scherzen wird. Ich würde das Anliegen des wackeren Mannes befürworten."

„Nun ja", erwiderte der Freund nachdenklich, „aber . . ., das ist kein Gesuch . . ., das ist eine lange Geschichte mit allzuviel persönlichem Einschlag und ohne vorschriftsmäßige Belege. Das liest oben kein Mensch!"

„Aber, lieber Alter, gerade die persönliche Note wirkt meines Erachtens überzeugend . . ."

„Hm . . ., du verstehst wohl nicht, den Amtsschimmel zu reiten und so werde ich wohl im Interesse des Mannes diesen Entwurf stilgerecht ummodeln und kürzen müssen."

Da ich mit dem Freunde über Amtsstil und persönlichen Stil nicht streiten wollte, ließen wir das Thema fallen und fanden in einem schmackhaften Frühstück, das uns die Hausfrau vorsetzte, ein Thema, das kein Wortgefecht wachrief.

Am selbigen Tage schied ich von den lieben Freunden und die Herzensangelegenheit des Herrn Franz Josef Kaiser wurde durch anderweitige Inanspruchnahme aus meinem Gedächtnisse verdrängt. Ich will mich aber doch einmal erkundigen, welchen Erfolg jenes sonderbare Gesuch hatte.

Fünf Uhr morgens.

Von **Alexander Girardi.**

Ich hätte für mein Leben gern schon einmal einen Sonnenaufgang gesehen. Man sagt mir, so etwas soll allerliebst sein, besonders in der Schweiz wegen der in Purpur getauchten Bergspitzen und der schönen Engländerinnen, die man dabei im Morgenneglигé zu Gesicht bekommt. Also, ich hätte das für mein Leben gern auch schon mitgemacht. Aber es war bisher unmöglich. Und zwar lag die Schuld weniger an mir als an der Sonne. Dieses Gestirn nämlich kapriziert sich mit einem nur bei weiblichen Fixsternen beobachteten Eigensinn fortwährend darauf, zu den unmöglichsten Tageszeiten seine Laufbahn anzutreten. Ich sehe wirklich nicht ein, warum die Sonne um vier, fünf oder sechs Uhr morgens aufgehen muß, da sie doch den ganzen Tag dazu Zeit hat. Und da ich wieder wohl den ganzen Tag über Zeit hätte, mir einen Sonnenaufgang zu Gemüte zu ziehen, um vier, fünf oder sechs Uhr morgens aber Wichtigeres zu tun habe, so hat die Sonne bisher die Bergspitzen stets ohne meine Mitwirkung in Purpur getaucht und wird dies wohl auch noch späterhin tun müssen. Ich gebe nämlich nicht nach.

Darüber konnte allerdings kein Zweifel herrschen, daß sie ihrem künftigen Gatten kein nennenswertes Vermögen mit in die Ehe bringen würde. Aber auch meine Vermögensumstände — mein bereits während der Kadettenjahre verstorbener Vater hatte sich nur eines mäßigen Wohlstandes erfreut — gestatteten dem Offizier nicht, an eine Verbindung zu denken, deren Grundlage eine bedeutende gesicherte Summe sein mußte. Liebe aber überwindet alle Hindernisse und ich war ja nicht der erste, der aus solchem Anlasse den Säbel niederlegte und mit der Feder einen Hausstand gründete. Erst als ich auch hierin mit mir im reinen war, warb ich in aller Form um die Hand des lieben Mädchens und erhielt das Jawort des Fräuleins ..... Elise König! Mich wollte bedünken, als ob der Riesenneck, der am Fuße des Brunnens aus der Tiefe auftaucht, hämisch grinse; doch er soll mir mein Glück nicht entreißen: ich traue mir zu, meiner Elise aus eigener Kraft — ich habe die Schriftstellerlaufbahn bereits mit Erfolg beschritten — ein trautes Heim zu schaffen.

Aber noch schwebt die Wolke über unserer Zukunft, die mir in mein Leben manchen Schatten geworfen. Schon sehe ich das spöttische Lächeln auf den Lippen unserer sogenannten Freunde und Freundinnen, wenn sie lesen:

Als Verlobte empfehlen sich
Elise König
Franz Josef Kaiser.

Schon höre ich, wie sie meine Frau nur die Kaiserin Elisabeth nennen und in pietätlosem Scherze jene Strophe der Volkshymne, die einst auf Franz Josef und Elisen den Segen des Himmels herabflehte, auf uns anwenden.

Dem möchte ich vorbeugen, indem ich untertänigst um Änderung eines Namens bitte, der unbedachten Witzlingen allfort Anlaß zu schalen Wortspielen gibt. Heute bin ich der letzte meines Stammes, aber meine Kinder sollen nicht gleich mir Gegenstand unpassender, ein patriotisches Gefühl verletzender Neckerei werden. Ich übersiedle in eine Stadt, wo mich kein Mensch kennt — möge eine hohe Behörde mir die Gunst gewähren, daß ich das Pseudonym ‚Franz Kronberger', mit dem ich bereits in die Schriftstellerwelt eingeführt bin, auch als bürgerlichen Namen tragen darf!"

So das eigenartige Gesuch, das ich lächelnd und sinnend mit steigendem Interesse las, bis ich in die Arme des Schlafgottes sank.

Tags darauf fragte der Freund: „Nun ..., was hältst du von dem Begehren dieses Mannes?"

„Ich? Ich halte ihn für einen Menschen mit einer etwas gar zu empfindlichen und daher leicht reizbaren Psyche, dabei aber für einen warmherzigen Patrioten, den es schmerzt, daß zufällige Namensgleichheit

schlief. Erst durch das Gehämmer unten wurde ich geweckt. Dann fuhr ich rasch in die Kleider und eilte auf meinen Posten am Amboß. Der Weg dorthin führte mich am Standplatz des Meisters vorbei. Und sobald ich in die Nähe desselben kam, fügte es sich immer, daß irgendein Teil der Außenseite meines Körpers, eines meiner Ohren oder ein Büschel meiner Haare, dem würdigen Manne in die Finger geriet, mit deren Hilfe er sich einige Minuten lang in einer Weise damit beschäftigte, die seinem Wohlbefinden jedenfalls zuträglicher war als dem meinigen. Seitdem habe ich eine Abneigung gegen die alten Bräuche, nicht bloß im Schlossergewerbe, sondern überhaupt; und immer, wenn ich von einem solchen höre, verspüre ich Schmerzen in den Haarwurzeln.

Das alles ist jetzt anders geworden. Kein Meister zieht mich mehr an den Ohren, wenn ich später als um dreiviertel fünf aufstehe. Und selbst wenn ich, meiner Gewohnheit getreu, zu spät auf die Probe komme, werde ich niemals vom Direktor gebeutelt. Man ersieht daraus, welche Vorzüge der schauspielerische Beruf vor dem Schlossergewerbe hat. Diese Erkenntnis hat sich auch in den Kreisen dieses letzteren Gewerbes schon seit langem Bahn gebrochen. Alle Augenblicke kommt ein Jünger der eisernen Kunst zu mir und macht mich zum Vertrauten seines Entschlusses. Lieber kein Schlossergesell, sondern erster Heldentenor an der großen Oper oder Burgschauspieler oder vielleicht auch Operettenkomiker werden zu wollen. Letzteres allerdings nur in dritter Linie, da er mir, als altem Kollegen, keine Konkurrenz machen will. Wenn das so fortgeht, wird es bald keinen Hamlet mehr geben, der nicht in seiner Jugend überdrehte Türschlösser repariert hat.

Aber Recht haben sie, die guten Leute. Und ich freue mich ja auch rechtschaffen, daß ich nicht mehr Schlosser, sondern Schauspieler bin. Ein Mann, der so lang schlafen kann, wie er will! Freilich — mein jetziger Stand hat wohl auch noch einige andere Vorzüge vor meinem früheren. Aber das ist doch eine Hauptsache. Und ich erinnere mich, gerade das einmal besonders stark empfunden zu haben.

Es war in einem der ersten Jahre meiner Schauspielerlaufbahn. Ich gehörte damals dem Ensemble des Salzburger Theaters an. Die Salzburger Schauspieler agierten zu jener Zeit während der Saison auf der Bühne des Ischler Sommertheaters. Das dauerte bis zum Schluß des September; selbst wenn Ischl bereits von seiner lebenslustigen Sommerbevölkerung fast ganz verlassen war, wurde im Theater immer noch Abend für Abend munter gespielt. Denn für diesen letzten Monat zahlte der Erzherzog Franz Karl, der damals ständiger Sommergast in Ischl war, die Gagen der Schauspieler. Die Saison in Salzburg begann am ersten Oktober; die letzte Vorstellung in Ischl fand am 30. September statt. Sogleich nach dem Schluß der Vorstellung wurde

denn ich habe das nicht nötig; und die Sonne wird wohl ebenfalls nicht nachgeben, da sie es schließlich auch nicht nötig hat.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß ich ein Gegner der frühen Morgenstunde bin. Im Gegenteil — die frühe Morgenstunde ist, meiner Ansicht nach, eine der schätzbarsten Tageszeiten; nur darf man nicht gezwungen sein, aus dem Bett aufzustehen. Hinwider wird sie jederzeit einen großen Genuß gewähren, wenn man, ums Morgenrot aus den bekannten schweren Träumen emporfahrend, sich allmählich zu dem Bewußtsein durchdringt, daß es ja noch viel zu früh sei, sich von neuem fest in seine Decke wickelt, sich auf die andere Seite des Kopfkissens legt und langsam sich wieder in das Traumland zurückbegibt, aus dem man gekommen. Das ist meine Art, die Morgenstunde zu genießen. Ich glaube, daß das auch vieler anderer Art ist. Und ich meine, daß, um diese für Leute von gutem Geschmack außerordentlich wertvollen „Freuden der Frühe" zu bezeichnen, irgendein Weiser vor Zeiten das bekannte Sprichwort erfand: „Morgenstunde hat Gold im Munde" — ein Sprichwort also, das bisher in lächerlicher Verkennung seines wahren Sinnes als eine Mahnung zum Frühaufstehen gedeutet worden ist!

Jawohl — den höchsten Genuß hat man von der Morgenstunde, wenn man sie verschläft. Es ist das eine der ersten Wahrheiten, die ich überhaupt erkannt habe. Schon in früher Jugend habe ich ihr gehuldigt.

Das war dazumal — zur Zeit, als ich noch in der Schlosserwerkstatt zu Graz in der Leonhardstraße am Amboß stand und den Hammer schwang. Es ist ja bekannt, daß die Objekte, mit denen sich meine künstlerische Tätigkeit befaßte, nicht Rollen, sondern Eisenstangen waren. Einen Vorteil hatte meine damalige Wirksamkeit vor der heutigen jedenfalls voraus: es mangelte nie an Stoff. Denn der Himmel hat es in seiner unerforschlichen Weisheit so eingerichtet, daß es in der Welt mehr gutes Eisen als gute Operettenlibretti gibt.

Damals also hieß es, jeden Morgen um fünf Uhr in der Werkstatt sein. Zu dieser Stunde mußten bereits die Hämmer auf das Eisen klingen — das ist alter Schlosserbrauch. Mit wie geringer Sympathie ich diesem alten Brauche gegenüberstand, wird man nach dem Gesagten leicht begreifen. Ich machte auch kein Hehl aus dieser Abneigung. Ich wagte zwar keine direkte Revolution; aber ich nahm zu dem so beliebten passiven Widerstand meine Zuflucht. Der passive Widerstand ist ja die Revolution der Schwachen. Der Meister und die Gesellen ließen, dem alten Brauche getreu, um fünf Uhr morgens schon die Hämmer auf das Eisen klingen. Ich aber lag um diese Zeit in der Regel noch ruhig in meinem Bette, das in einer Kammer oberhalb der Werkstatt stand, und

Also wir blieben zurück. Denn das Haus, in dem wir Wohnung erhalten hatten, befand sich gegenüber von der Stelle, wo wir angekommen waren.

„Du — was tun wir jetzt?“ fragte der Kapellmeister.

„Jetzt geh'n wir schlafen. Es wäre Zeit, dächt' ich.“

„Aber ich möchte gern noch etwas tun. Die Nacht ist so schön.“

„Nun, so kannst du ja noch auf den Untersberg kraxeln. Nimm dir aber eine Landkarte mit, damit du im Dunkeln den Weg nicht verfehlst. Ich gehe inzwischen schlafen.“

„Ich möchte ja auch schlafen geh'n, aber ich bin noch gar nicht müde.“

„Komm' nur mit herauf. Ich sing' dir ein von dir komponiertes Schlummerlied. Da wirst du schon einschlafen. Oder nein, doch nicht. Denn der einzige Mensch auf der Welt, der bei deiner Musik nicht einschläft, bist du selber.“

Inzwischen waren wir bereits auf das Haus zugegangen. Ich läutete an und wir stiegen hinauf, nachdem der Hausmeister uns gesagt hatte, daß unser Zimmer im ersten Stock gelegen sei.

„Ich gedenke einen langen Schlaf zu tun“, sagte ich in der Pose des Wallenstein und zog mir dabei die Stiefel aus (eine neue Nuance, das, auf die ich meine Herren Kollegen vom Burgtheater hier aufmerksam mache).

„Wird nicht so lang werden“, brummte der Kapellmeister, der schon im Bette lag. „Morgen früh ist Probe.“

„Aber erst um zehn Uhr. Ich schlafe jedenfalls bis fünf Minuten vor zehn.“

„Ich werde dich schon früher wecken. Wenn du nicht aufstehen willst, gieße ich dir einen Krug Wasser über den Kopf. Wahrscheinlich werde ich so wie so die ganze Nacht wachbleiben. Ich bin gar nicht müde“, sagte der Kapellmeister, drehte sich auf die andere Seite und war eine Minute später eingeschlafen.

Auch ich tat bald darauf das Gleiche. Es war zuerst ein fester, traumloser Schlaf. Dann aber begann mir allerlei tolles Zeug durch den Kopf zu spuken.

Ich war wieder Schlossergeselle und stand in der Werkstatt. Da kam ein Diener herein: „Die Frau Gräfin hat sich den Schlüssel zu ihrem Schreibtisch zerbrochen; sie läßt bitten, daß jemand kommt und ihr das Schloß aufsperrt.“

„Alexander, geh' du!“ sagte der Meister. Es war das eine große Niedertracht. Denn die Frau Gräfin hatte mich erst kürzlich in Ischl spielen gesehen und ich war ihr auf ihren Wunsch vorgestellt worden, weil ich ihr so gefallen hatte. Der Meister mußte wohl wissen, wie

die ganze Gesellschaft in Stellwagen gepackt und fort ging's in derselben Nacht en pleine carrière nach Salzburg. Der Theaterdiener war schon am Tage vorangefahren und hatte Quartier besorgt. So fand man denn, wenn man mitten in der Nacht in der Stadt ankam, sein Zimmer bereit und hatte nichts zu tun, als aus dem Stellwagen heraus und in sein Bett hineinzusteigen. Am Morgen wurde dann rasch eine Probe abgehalten und am selben Abend hob sich in Salzburg der Vorhang zur Eröffnung der neuen Saison, nachdem er in Ischl am Abend vorher über der alten gefallen war.

An jenem 30. September nun, von dem ich hier erzählen will — an die Jahreszahl erinnere ich mich nicht mehr genau — hatten wir wieder einmal die nächtliche Parforcefahrt nach Salzburg getan. Die Stellwagen rasselten über das Pflaster und hielten an der verabredeten Stelle das Rendezvous, wo der Theaterdiener wartete. Dieser ging von Wagen zu Wagen und bezeichnete jedem sein Haus, in dem er einquartiert war. Dann kletterte man schläfrig über den Tritt.

„Es ist kalt", sagte der erste Liebhaber und reckte unter fürchterlichem Gähnen seine Fäuste zum Vollmond empor.

„Sehr kalt", bemerkte die komische Alte und suchte durch Stampfen auf dem Pflaster einen eingeschlafenen Fuß wieder zur Raison zu bringen.

„Weiß Gott — es ist kalt", konstatierte seinerseits der Intriguant und schlug sich die Arme mehreremale um den Leib, daß es schallte.

„Nein, aber wie das kalt ist", flötete die Naive und hüllte sich fröstelnd fester in ihren grauen Reisemantel.

„Eine Bärenkälte!" äußerte treffend der komische und Heldenvater und stärkte sich nach dieser oratorischen Anstrengung aus einer geheimnisvollen Flasche, die verführerisch gluckste.

Und: „Kinder, ist euch nicht kalt?" fragte schließlich vollkommen überflüssigerweise der Direktor, nachdem er mit vieler Mühe seine Ehehälfte mit sämtlichen zu ihr gehörigen Hutschachteln aus dem Wagen geladen hatte.

Und da man insoweit in seinen Ansichten übereinstimmte, sich also kein Grund zu weiteren Verhandlungen bot, tauschte man einige Händedrücke aus und zerstreute sich in den angrenzenden Gassen.

„Kinder, vergeßt nicht: morgen um zehn Uhr ist Probe", rief der Direktor noch den Davoneilenden nach. Dann nahm er die Frau Direktorin unter den rechten Arm, die Hutschachteln in den linken und bewegte sich auch seinerseits vorwärts, während der Theaterdiener der imposanten Gruppe mit einer Laterne voranleuchtete.

Der Kapellmeister und ich — wir blieben allein zurück. Es war der Kapellmeister Unger, ein sehr tüchtiger Musiker und mir ein lieber Freund.

Nachdem ich den wütenden Kapellmeister mühsam getrocknet und beschwichtigt hatte — ich sagte ihm, so müsse es allen bösen Menschen ergehen, die ihren Mitmenschen Wasserkrüge über den Kopf schütten wollen — legte ich mich wieder ins Bett — mit einem ganz unsagbar glückseligen Gefühl der Erleichterung. So gut geschlafen wie an diesem Morgen habe ich nie wieder in meinem Leben. Und zur Probe kam ich nicht zurecht, was auch nicht leicht gewesen wäre, da dieselbe auf zehn Uhr morgens angesetzt war und ich erst um — drei Uhr nachmittags aufwachte.

Literatur?

Von **Fritz Müller, Zürich.**

Noch die besten Literaturgeschichten fangen Schmetterlinge mit Professorenhänden.

*

Wenn ich nun nicht wüßte, wer Herder war — wäre mein Leben deshalb weniger reich?

*

Als die Sammelliste für ein Heinedenkmal auch zu Rosegger kam, sagte er: „Heine? Heine kenn' ich kaum . . .“ Darob ein groß Geschrei. Und doch, und doch: Wer nur ein wenig Schöpfer ist — bescheiden und durchglüht — der legt den Finger an die Schläfe: Aus dem Waldbauernbuben wäre der Rosegger nicht geworden, wenn ihm seine Jugend anstatt Bachkiesel literarische Daten in den Schoß geworfen hätte.

*

Wer schaffen will, der sorge, daß ihn das viele Wissen um der andern Schaffen nicht erdrücke.

*

„Kennen Sie Ibsen?“ — „Nein, wie macht man das?“ Lacht nicht, Freunde. Sagt mir lieber: Was wißt **Ihr** von Ibsen? — Und wißt Ihr, was Ibsen von sich selber sagte? „Ich weiß nichts von mir.“

*

Dort geht ein Fuhrmann mit der Peitsche. Er hebt die Arme, um die Pferde auf dem steilen Wege zu ermuntern. Ein Liedel pfeift er sich dazu. Der Fuhrmann weiß von Wieland nichts, und nichts von Nietzsche. — Da drüben geht ein Literat, der ein Buch vollendet hat: „Die psychologischen Wechselbeziehungen zwischen Kant und Schiller.“ — Wer dünkt euch besser eingebettet in das Weltall, der Fuhrmann oder der Literat?

*

peinlich mir diese Mission sein würde; aber dennoch zwang er mich dazu, der Schuft! Und ich mußte gehen, sonst bekam ich wieder nur Erdäpfel und kein Fleisch zu Mittag. Ich packte mein Werkzeug zusammen und ging.

Die Frau Gräfin empfing mich persönlich im Salon. Es war mir außerordentlich peinlich, so vor ihr stehen zu müssen, in Hemdärmeln, mit vorgebundenem Schurzfell. Ein Glück, daß ich mir wenigstens ein Paar weiße Handschuhe angezogen

„Also, Sie sind auch Schlossergesell“, sagte sie erstaunt. „Das wußte ich ja gar nicht.“

„Ja“, stammelte ich verlegen, „hm . . . hm . . . in meinen Mußestunden . . . ein kleiner Sport . . .“ Da ich aber sehr rot dabei wurde, bat ich sie, sie solle mir nur rasch den Schreibtisch zeigen.

Ich mühte und mühte mich an dem Schlosse ab, aber es ging nicht auf.

„Nun, das ist ja ganz natürlich“, sagte die Gräfin. „Mit weißen Handschuhen kann man doch keine Schlösser aufsperren . . . Wissen sie was: Lassen Sie das sein und deklamieren Sie mir lieber etwas vor!“

Ich stellte mich vor sie hin und begann den letzten Akt aus Wallenstein zu zitieren. Die Worte: „Ich gedenke einen langen Schlaf zu tun“, sprach ich so gefühlvoll, daß ich selbst dabei einschlief. „Aber zu lange dürfen Sie nicht schlafen“, rief mir noch die Gräfin ins Ohr. „Um fünf Uhr müssen Sie in der Werkstatt sein, sonst werden Sie gebeutelt.“ Und richtig — die Kuckucksuhr schlug fünf und unter mir begann es zu hämmern und zu klopfen. Kalter Angstschweiß trat mir auf die Stirne. „Um Himmelswillen, die Leute sind schon an der Arbeit. Das wird eine schöne Geschichte werden.“

Mit einem lauten Schrei erwachte ich. Der Tag dämmerte schon durch die Scheiben. Wahrhaftig — unter mir hörte ich das ominöse Gehämmer und Geklopfe. Noch vollständig von dem Wahn des Traumes befangen, sprang ich aus dem Bett und stürzte nach dem Stuhl, auf dem meine Kleider lagen. Hiebei stieß ich an einen Waschtisch, ein auf demselben stehender Krug fiel um und ergoß seinen gesamten Inhalt über den Kopf des Kapellmeisters, dessen Bett daneben stand.

„Himmel und Hölle!“ brüllte dieser, aus dem Schlafe auffahrend. „Bist du verrückt geworden?“

Das brachte mich zur Besinnung. Ich drückte die Hand tief aufatmend auf das klopfende Herz. Gott sei gedankt — ich war ja kein Schlosser mehr, ich war ja Schauspieler, Schauspieler — und kein Meister der Welt hatte mir etwas zu sagen. Unten aber dauerte das Gehämmer fort. Der Theaterdiener hatte uns, ohne daß wir es wußten, in einem Hause einquartiert, in dessen Erdgeschoß sich eine Schlosserwerkstatt befand.

Diese Worte Scherrs treffen auch auf den Volksschriftsteller Josef Wichner zu; in seinem Heimatlande Vorarlberg hat er bisher nur wenig Anerkennung gefunden. Zu den ersten, die Wichners Bedeutung voll erkannt und richtig gewürdigt haben, gehört Peter Rosegger, der im „Heimgarten" immer wieder auf die Werke dieses Dichters hingewiesen hat. Den Lesern des „Heimgarten" braucht Wichner übrigens nicht erst vorgestellt zu werden, sie kennen ihn aus zahlreichen Arbeiten, die er seit mehr als zwanzig Jahren in dieser Zeischrift veröffentlicht hat. Da Wichner am 23. Oktober dieses Jahres seinen 60. Geburtstag feiert, sei es gestattet, an dieser Stelle auf sein Leben und seine Werke hinzuweisen.

Josef Wichner ist 1852 zu Bludenz in Vorarlberg geboren Er erblickte unter den denkbar ärmlichsten Verhältnissen das Licht der Welt. Wer von Bludenz gegen Bürs wandert, sieht zur Rechten des Weges, ehe er zur Illbrücke kommt, am Beginne der Kastanienallee ein einstöckiges Haus, das den volkstümlichen Namen Schneckenhaus bekommen hatte. Wichners Großvater mütterlicherseits, seines Zeichens Gerbermeister, namens Ignaz Vaplon, war einst von einem Lehrer seiner Langsamkeit wegen Schnecke genannt worden, und fortan hieß er Schneckennazi, sein Heim das Schneckenhaus.

Der Vater Wichners war in Graz geboren; der Großvater stammte aus Großmannsdorf, die Mutter aus Aschaffenburg in Franken. Dadurch ist Wichner gewissermassen ein Kind aller drei oberdeutschen Stämme; durch den Großvater ist er ein Franke, durch den Vater ein Bajuvare und durch die Mutter endlich ein Alemanne.

Der Großvater des Dichters hatte in Graz durch lange Jahre ein Wirtsgeschäft betrieben. Ein Onkel des Dichters trat in den Orden der Benediktiner ein und wurde später Archivar und Bibliothekar des berühmten Stiftes Admont. Sein Name hatte unter den Gelehrten und Forschern einen guten Klang; er wurde sogar zum Ehrendoktor der Universität Würzburg ernannt. Pater Jakob Wichner starb im Oktober 1903.

Wichners Vater hatte das Schneiderhändwerk erlernt und sich hierauf während seiner zehnjährigen Soldatenzeit ein Stück Welt angesehen. Dann gründete er sich in Bludenz einen Hausstand, ohne daß ihm das Glück je hold gewesen wäre. Die Not war seine stete Begleiterin, die Sorge um das Wohl seiner Lieben bleichte seine Haare vor der Zeit, er hatte, wie man im Alemannischen sagt, kein „Gfäll". Seine erste Frau starb bald und hinterließ ihren Kindern ein kleines Vermögen. Der zweiten Ehe mit Katharina Vaplon entsprossen die zwei Knaben Josef und Lorenz.

Es gab in jenen Tagen nicht viel zu verdienen. Die Weberei trug nur geringen Lohn ein, die paar kleinen Äcker gaben den nötigsten

Waret Ihr noch nie an einem Sommermorgen draußen? Wenn der Tau auf allen Gräsern lag? Habt Ihr noch keinen Tropfen Tau auf einem Blütenblatte zittern sehen? Was habt Ihr in diesem Augenblick von Schiller und von Lessing gewußt? Nichts. Was wußte der Tropfen Tau von ihnen? Nichts. — Wahrlich, in unsern besten Augenblicken werden wir zu Tropfen Taus. Und wissen nichts von andern über andre — Ich weiß schon, nun werden sie über mich herfallen und mich zerreißen. Aber es ist doch so: Selbst Goethe stört mich, wenn ich mich im Tropfen Tau ganz rein erleben will.

*

Und wenn dort ein Holzknecht stirbt, der nie den Faust gelesen hat — hat Goethe ganz umsonst für ihn gelebt? O nein, Ihr Brüder — die Naturerscheinung Goethe hat sich so versprüht im Weltall, daß schwer zu sagen ist, auf wen durch unsichtbare Wege mehr von ihr gekommen ist — auf diesen Holzknecht, oder auf dich, der du diese Zeilen kritisch liest.

*

Also, keine Kenntnis von den Dichtern? Fort von ihnen und von ihren Werken sehen um jeden Preis? Nein, so mein' ich's nicht. Aber spart euch doch das heiße und vergebliche Bemühen, mit Eifer und mit Wollen ihre Furchen nachzuziehen. Seid wie die Kinder sind am Strande: Jetzt wirft das Meer von ungefähr euch eine bunte Muschel zu, und dann wieder eine lange Weile keine. Seid's zufrieden. Grabt nicht, sucht nicht, stürzt euch nicht ins Meer, um dem goldnen ungewollten Zufall bunte Muscheln zu entreißen — sonst ertrinkt ihr.

Zum 60. Geburtstag Josef Wichners.

Von **Hans Nägele.**

In einem seiner markigen und wuchtigen Bücher klagt Johannes Scherr mit Recht darüber, daß die guten Deutschen ihre Dichter erst dann anerkennen, wenn sie tot sind. Ist so ein deutscher Poet gestorben, bemüht man sich unsäglich, seine Verdienste recht ins Klare zu setzen, man dichtet nicht nur lobpreisende Totenklagen auf ihn, sondern läßt ganze Bücher über ihn drucken. „Meine guten Landsleute", schreibt Scherr, „machen den Tod zur unumgänglichen Bedingung ihrer Bewunderung und haben nun einmal die Kaprize, einem Toten lieber tausend Zähren nachzuweinen, als einem Lebenden nur ein einzigmal beifällig zuzulächeln. Der Ruhm ist in Deutschland eine Passionsblume, die nur auf Gräbern blüht."

Im Studierstädtlein strengte sich das junge Studentlein anfangs nicht sonderlich an. Der zukünftige Professor und Schriftsteller studierte jeweils soviel, daß er gerade nicht sitzen bleiben mußte. Es muß einer in der Lateinschule keineswegs in allen Klassen Vorzugsschüler sein, um später ein bedeutender Mann zu werden. In der achten Klasse zog Wichner gewaltig an, er arbeitete geradezu unsinnig, so daß er schließlich die Reifeprüfung mit Auszeichnung bestand. Die Überanstrengung dieses letzten Jahres in Feldkirch mußte er freilich mit langandauernder Kränklichkeit büßen.

Mit dem Reifezeugnis erhielt Wichner den Schlüssel, der ihm die Welt öffnen sollte. Nun mußte er sich für einen Lebensberuf entscheiden. Die brave Eva meinte, das Schönste auf Gottes Erdboden und für eine Familie eine gar große Ehre sei wohl ein Geistlicher. Aber Wichner wollte Professor werden und so zog er im Herbst 1872 nach Innsbruck, um sich an der Universität zu inskribieren. Da er so ziemlich aller Mittel bar oder, was das Gleiche ist, ohne alle Barmittel war, da es auch damals für einen mittellosen Hochschüler sehr schwer war, sich durchzubringen, da er schließlich annahm, daß er vielleicht sein Glück im geistlichen Stande finden werde, entschloß er sich, in das Priesterseminar zu Brixen einzutreten. Er studierte fleißig, legte alle Prüfungen mit bestem Erfolge ab, aber ständig nagten Zweifel an seiner Seele, ob er wirklich zum Geistlichen berufen sei. Je näher der Tag kam, an dem er die fürs ganze Leben bindenden Gelübde ablegen sollte, umso größer wurden seine Seelenkämpfe. Um diesem inneren Zwiespalte nicht zu erliegen, verließ er die Stätte, an der er sechs Semester studiert hatte.

Da Wichner inzwischen noch immer nichts geerbt, auch keinen Haupttreffer gemacht hatte, denn zum Ankauf eines Loses fehlten ihm die Mittel, war er so reich als wie zuvor, so daß er es gar nicht wagte, an eine Fortsetzung der Studien an einer weltlichen Fakultät zu denken. Er suchte deshalb beim Steueramte unterzukommen, doch nützten ihm die schönsten Zeugnisse gar nichts, es war kein Platz zu haben. Da faßte er den Entschluß, es doch nochmals mit der „Alma mater“ zu versuchen. Vorerst fand er während der Ferien einen Unterschlupf als gräflicher Hofmeister in Niederösterreich. Mit den ersparten 50 Gulden begann er zum zweiten Male, Philosophie zu studieren. Nach fünf Semestern schon wagte er sich an die Lehramtsprüfung, er hatte trotz ständiger materieller Sorgen — er bekam niemals gleich seinen glücklicheren Kollegen am Ersten des Monats eine Postanweisung auf ein rundes Sümmchen — mit eisernem Fleiße studiert, und so bestand er die Schlußprüfung mit gutem Erfolge.

„Türken" (Mais) für den „Riebel" (eine dem Sterz ähnliche, in Vorarlberg sehr gebräuchliche Volksspeise), und die Kuh gab leider viel zu wenig Milch zum Kaffee. Rechnet man dazu noch Mehlsuppen ohne Schmalz, ein Stück Brot und hin und wieder gesottene oder gebratene Erdäpfel mit saurem Käse, so ist die Speisekarte vollständig, nach der in Vorarlberg Wichner und seine ärmeren Zeitgenossen damals ihre Mahlzeiten wählen konnten. Nun, die Vorarlberger waren in jenen Tagen, als die Fabriken erst im Entstehen waren, als es noch lange keine Eisenbahn, keine Stickerei gab, sicher nicht unzufriedener und unglücklicher als heutzutage. Wenigstens hatte das kleine Wichnerle, als es die ersten Höslein bekam, keine Ahnung davon, daß die äußeren Glücksumstände seines Vaters gar viel zu wünschen übrig ließen, im Gegenteil, das Büble hielt den Vater für den Inbegriff aller Reichtümer der Erde. Indessen plagte sich der gute Vater ab, die immerhin zahlreiche Familie zu ernähren und zu kleiden. Das Erträgnis des kleinen Besitztums war wohl viel zu gering und alles Schinden und Schaffen trug nicht so viel ein, daß die Mutter genug Schmalz und Mehl und Salz hatte. Die furchtbare Volkskrankheit, die leider auch heute noch in Vorarlberg so viele Opfer fordert, die Lungenschwindsucht, raffte den Vater dahin, als der Knabe acht Jahre alt war. Und nicht lange dauerte es, da starb auch die Mutter an der nämlichen Krankheit. Bittere Armut blieb den Kindern als Erbteil.

Es ist eine schöne und weise Fügung, daß so kleine Kinder kaum fühlen können, was der frühe Tod der Eltern für sie bedeutet. Geradezu wunderbar hat es das Schicksal aber gefügt, daß für die armen Waisen im Schneckenhause in der schwersten Trübsal gesorgt wurde.

Zwei Schwestern der Mutter, die Basen (in Vorarlberg üblicher Ausdruck für Tanten) Eva und Senza, nahmen sie in unvergleichlicher Liebe an Kindes Statt an. Sie lebten von ihrem schmalen Verdienste kärglich genug, erübrigten aber dennoch soviel, daß sie den Waisen Vater und Mutter sein konnten. Eva besorgte Haus und Feld, während Senza in der Fabrik das Notwendigste mühsam genug verdiente.

Normaler Weise hätte Josef Wichner wohl auch ein Fabrikler werden müssen, und zwar möglichst früh, um mit den blutig verdienten Kreuzern seine Zieheltern zu unterstützen und früher oder später von dem in seiner Familie spukenden Gespenste erhascht und hinweggerafft zu werden. Aber es war mit ihm anders bestimmt in Gottes Rat. Die Lehrer und Geistlichen in Bludenz kamen bald zur Überzeugung, daß es schade wäre, Wichners Anlagen an einem Fabriksspinnstuhl zu verschwenden. Der Hilfspriester Andreas Kobald nahm sich seines Ministranten an, er suchte ihm persönlich in Feldkirch die nötigen Freitische, und so kam denn der zwölfjährige Wichner 1864 ans Gymnasium.

die Masse der jährlich erscheinenden Bücher unserer Dichter und Schriftsteller einerseits ist, so gering ist andererseits die Zahl der Werke, die allen Bildungskreisen in gleichem Maße zugänglich sind. Ein Fabriksarbeiter, ein Bauer, der nur selten ein Buch zur Hand nimmt, wird beim Lesen an der überwiegenden Mehrzahl unserer schöngeistigen Bücher kaum einen Genuß finden; die meisten Schriftsteller wenden sich an Leser, bei denen sie eine weit über die Volksschule hinausgehende Schulbildung voraussetzen dürfen.

Zu den ganz wenigen Schriftstellern, die so schreiben, daß sie von jedem verstanden werden müssen, gehört Josef Wichner. Man findet heutzutage in verhältnismäßig vielen Häusern eine kleinere oder größere Bücherei. Wird man aber einmal etwa von einem Dienstboten um ein Buch ersucht, so kommt man im ersten Augenblick meist in Verlegenheit, was man dem Bücherschranke entnehmen soll. Da sind nun Wichners Bücher ganz unvergleichlich, denn alle ohne Ausnahme sind volkstümlich, die Sprache ist ebenso ungekünstelt, schlicht und einfach (Wichner vermeidet all die vielen und überflüssigen Fremdwörter!) wie der Inhalt seiner meist kurzen Geschichten, in allen finden wir einen tiefreligiösen Sinn, einen sonnigen Humor, ein liebenswürdiges deutsches Gemüt. Für einfache Leute, für das Volk, dessen Geschmack noch nicht durch die spannenden und aufregenden Romane unserer Zeit verdorben ist, kann es gar keine vortrefflichere Lektüre geben als die Schriften Wichners.

Wie Hebel gehört auch Wichner in erster Linie dem alemannischen Stamme an; beide sind armer Leute Kind. Auch der österreichische Hebel könnte von sich sagen: „Ich habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf (das Städtchen Bludenz war vor einem halben Jahrhundert auch nicht viel mehr), bald in den vornehmen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich früh gelernt: arm sein und reich sein, nichts haben und alles haben, mit den Fröhlichen froh sein, mit den Weinenden traurig.“ Wichner hat wie Hebel trotz der Mittellosigkeit Theologie studiert. Beide sind geborene Kalendermänner, beide haben in der knappen und geradezu schlagenden Abfassung packender Geschichten kaum ihresgleichen. Wer übrigens wegwerfend von Kalendergeschichten reden will, der sei daran erinnert, daß Meister Gottfried Keller verschiedene Arbeiten und auch sein Fähnlein der sieben Aufrechten erstmals in Auerbachs Volkskalender veröffentlicht hat, da er wohl wußte, daß keine Art von Schriften auf die breiten Leserschichten einen so großen Einfluß ausübt wie Kalendergeschichten. Sie halten sich oft unglaublich zähe im Volke und werden von jedem neuen Geschlecht immer wieder gelesen, während hunderte einst berühmter Erzähler längst vergessen sind. Einen Beweis dafür liefern gerade die Hebelschen Geschichten, von denen Hermann Hesse gelegentlich sagt, daß sie vielleicht das Beste sind, was je ein deutscher Erzähler gemacht hat.

Noch im gleichen Jahre, im Herbst 1878, kam Wichner als Supplent ins Studierstädtlein, an das nämliche Gymnasium, an dem er seine Studien 16 Jahre früher begonnen hatte. Zwei Jahre später wurde er Professor am Gymnasium in Krems. Nun konnte er auch seine Braut heimführen, die er als Hofmeister kennen gelernt hatte und die ihm nach einer entbehrungsreichen Jugend das Glück ins Haus brachte. Nach dreißigjährigem Wirken als Professor trat Wichner 1908 in den Ruhestand Er lebt nun in seiner zweiten Heimat an der schönen blauen Donau ausschließlich seinen dichterischen und schriftstellerischen Arbeiten.

Als Wichner nach beendeten Hochschulstudien einige Wochen daheim verbrachte und auf eine Anstellung wartete, hielt ihn eines Tages der Nachtwächter, ein weitschichtiger Vetter, auf der Straße an: „Du, jetzt muß ich dich ernstlich fragen: bist du denn allweil noch nichts?!"

Bald sollte es sich zeigen, daß der junge Wichner nicht nur dem Schneckenhause und seiner Vaterstadt alle Ehre machte, daß er vielmehr den bedeutendsten Persönlichkeiten zuzuzählen ist, die aus Vorarlberg hervorgegangen sind.

Was Hermann v. Gilm einst von Tirol gesungen: „Tirol, so schön, so überreich gesegnet, ist arm an Dichtern", das galt lange Zeit auch für Vorarlberg. Wenn man von den Werken Franz Michael Felders, des Dichters, Bauers und Volksmannes im Bregenzerwalde, absieht, bleibt fast nichts übrig, was Vorarlberger Dichter Namhaftes im deutschen Schrifttum hervorgebracht haben.

Zwanzig Jahre nach Felders Tode, im Jahre 1889, gab Wichner sein erstes Buch heraus. Es hatte den sonderbaren Titel „Alraunwurzeln, ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein". Die Kenner waren sofort darin einig, daß der Verfasser dieses Buches zu den besten deutschen Volksschriftstellern gehört. Von allen Seiten wurden Wichners Geschichten mit Freuden begrüßt. Die beste Besprechung derselben brachte der „Heimgarten" aus der Feder Peter Roseggers. Der Heimgärtner verglich die „Alraunwurzeln" trefflich mit Peter Hebels „Schatzkästlein" und seither hat Wichner ungezählte Male den Ehrennamen eines österreichischen Peter Hebel erhalten, den er in der Tat voll und ganz verdient.

Das erste Buch Wichners enthält nicht weniger als 70 Geschichten. Manchem Leser werden diese Anekdoten und Schnurren, diese Stückchen und Erzählungen auf den ersten Blick trotz des natürlichen, lebendigen und witzigen Humors, der sie beseelt, äußerst schlicht und einfach vorkommen und mancher wird sich vielleicht gedacht haben, daß eigentlich an der ganzen Sache nicht viel dran sei. Diese Meinung nun ist ein großer Irrtum, denn nichts ist schwieriger, als so zu schreiben, daß Gebildete und Ungebildete davon befriedigt sind. So ungeheuer groß

ist (denn es war ihm ein Spiel), volkstümlich zu schreiben, ohne gesucht oder süßlich oder roh zu werden."

Dieses Urteil eines so bedeutenden Dichters unserer Zeit über Peter Hebel gilt in seiner Gänze für Josef Wichner. Seit Jahren ist Wichner einer der bekanntesten und beliebtesten Mitarbeiter an verschiedenen Kalendern. Von Zeit zu Zeit sammelt er die besten seiner Erzählungen wieder in einem Buche und so sind denn in den letzten beiden Jahrzehnten die nachstehend verzeichneten Werke von Wichner erschienen: „Erlauschtes" (1895), „Nimm und lies!" (1897), „Jahresringe" (1899), „Im Frieden des Hauses" (1901), „Zeitvertreib" (1904), „Aus sonnigen Tagen" (1907), und „Von des Lebens Leid und Lust" (1910).

Als die beiden ersten Bücher Wichners erschienen waren, erteilte ein Literaturblatt 1892 in einer sehr wohlwollenden Besprechung dem Dichter den Rat, einmal seine Kraft und sein Können an einem größeren Stück zu versuchen, und kaum ein Jahr später gab Wichner einen Volksroman heraus, der für ihn einen Haupttreffer bedeutete; freilich nicht in der Hinsicht, daß das Buch in Zehntausenden abgesetzt worden wäre — es liegt leider erst in fünfter Auflage vor — sondern deshalb, weil er damit ein in seiner Art unübertreffliches Volksbuch geschaffen hat.

Wie so viele Dichter unserer Tage, hat auch Wichner seine eigene Jugend breit und ausführlich geschildert. Sein Buch „Im Schneckenhause" führt uns in 21 Abschnitten von der Wiege des Dichters bis zu seinem Scheiden aus dem heimatlichen Hause, als er mit zwölf Jahren an das Gymnasium zu Feldkirch kam. Wichner drängt sich in dieser Jugendgeschichte nicht in den Vordergrund, er macht sich nicht nach berühmten Mustern zum Helden des Romans, die Geschichte seines Werdens bildet nicht die Hauptsache in dem Buche, der Dichter will vor allem seiner Ziehmutter, der Base Eva, ein leuchtendes Denkmal setzen. Dieses einfache Weib aus dem Volke hat Wichner meisterhaft gezeichnet als eine schaffige und kernhafte Natur, deren festes Gottvertrauen sie in allen Nöten und Kümmernissen dieses Lebens aufrecht erhält. In der Eva hat Wichner eine Gestalt geschaffen, wie sie so rein und hoch über allem Niedrigen stehend und doch in jedem Zug so echt menschlich und natürlich, noch selten einem Dichter gelungen ist.

Wichner hat mit diesem Werke den Beweis erbracht, daß eine Lebensgeschichte keine Abenteuer, keine seltenen Begebenheiten, keine spannenden Geschichten zu bringen braucht, um hinreißend zu sein, um geradezu aufwühlend zu wirken. Es gehört nur dazu, daß einer tief in sein Inneres zu schauen und die ihn umgebenden Menschen treuherzig zu schildern vermag. Jeder, der die Jugendgeschichte Wichners

Wichner selbst schrieb einmal, daß Hebel sein Vorbild war: „Ihn liebte ich als Knabe, ihn in seinen schlichten, von liebenswürdigem Humor durchtränkten Erzählungen zu erreichen, war der Ehrgeiz des Mannes, und als ehrliche, gewiß unbestochene Kritiker mir bezeugten, ich sei der österreichische Peter Hebel, da hatte ich mein Arbeitsfeld gefunden. Ich wollte und ich will als Volksfreund dem Volke ein guter Geist sein, ihm in gemeinverständlicher, seiner Art zu denken und zu reden angepaßter Sprache Unterhaltung und Belehrung bieten, es durch harmlose Schnurren erheitern, durch gemütstiefe Erzählungen rühren und veredeln, im Leide trösten, die Freude verklären."

Wie dem rheinischen Hausfreund ist es auch Wichner nicht darum zu tun, politisch zu wirken. In der neuesten Ausgabe der Werke Hebels schrieb Emil Strauß: „Jede Geschichte ist ihm ein Beispiel, jede soll beitragen, den kräftigen und strebenden, witzigen und gewitzten, hilfsbereiten und lebensfrohen Menschen auszugestalten, jede soll mit der Welle der Begeisterung oder der Freude oder des Behagens den Willen, das Geblüt des Lesers wecken oder erneuen. Hebel will das moralische Bewußtwerden des Menschen fördern. Seine Beispiele stammen fast alle aus dem Kreise des Bauern, Soldaten und Landstädters, an den er sich richtet; aber die Kunst, mit der er sie gestaltet und vorträgt, ist vom höchsten Grade, ist so fein und wesenhaft wie kaum irgendeine. Er findet seine Stoffe in Zeitungen, im Leben, in alten Büchern, und man staunt über seine Kraft der Aneignung. Es ist, als ob er nach der formlosesten Masse nur den Finger auszustrecken brauchte, damit sie, durch Anziehung und Abstoßung umgewandelt, sich selbst nach dem in ihr schlummernden Formgesetze dehnte und der Hand des Künstlers entgegenkäme."

„Dabei tut die religiös-pädagogische Absicht der Kunst keinen Abbruch. Er beginnt etwa, um den Leser für die richtige Aufnahme der folgenden Geschichte einzustellen, mit einem Satze, der an ein religiöses oder soziales Grundverhältnis erinnert; die Geschichte selbst aber erzählt er durchaus nicht auf die Moral, sondern einzig auf ihren Lebensgehalt hin, nicht aus Lehrabsicht, sondern aus Künstlerfreude, mit aller Farbe, allem Relief und Reflexlicht, das sein reiches Auge sieht, und in der Tat findet der einfache Leser das Beispiel, das er erwartet; der künstlerisch Empfindende aber empfängt ein kleines Kunstwerk, das durchaus im Lichte eigenen Lebens leuchtet und den moralischen Scheinwerfer weit überstrahlt, dessen Fügung und Formung den Kunstverstand überrascht und entzückt, dessen Worte von unverwelklicher Farbe, Fülle und Natur sind."

„Leicht und rasch wie ein Blick aus dem Auge kommt ihm das Wort, es klingt und schwingt von Nebentönen, Verwandtschaften und Heimlichkeit, es trägt so kurz oder so weit, wie es gerade soll. Sein Sprachgefühl ist so durchgebildet und süßreif, daß es ihm allein gelungen

„Unterm Rad“ und „Freund Hein“ von Emil Strauß erwähnt. Wichners Schulroman kam wohl zehn Jahre zu früh, bei seinem Erscheinen war dieses Thema noch nicht Mode. Auch unterscheidet sich Wichner ganz grundsätzlich von den neueren Dichtern, denn heute werden die Schulen als Drill- und Folteranstalten hingestellt, die ehemaligen Schüler sind auf ihre Lehrer nur schlecht zu sprechen. Während in neueren Schulromanen gezeigt wird, wie die Schule hervorragend befähigte Menschen zugrunde richtet, findet Wichner Worte des Lobes und der Anerkennung für fast alle seine früheren Lehrer.

1900 erschien der Selbstbiographie dritter Teil. Der dritte Band, „An der Hochschule“ betitelt, behandelt die Zeit der Hochschulstudien Wichners. Mit bewunderungswürdiger Objektivität, ohne jedes Vorurteil, schildert Wichner das Leben im Priesterseminar zu Brixen. Wie er mit der größten Not zu kämpfen hatte, als er an der Innsbrucker Universität Philosophie studierte, das zu lesen mag manchem armen Teufel, der unter ähnlichen Verhältnissen sich an der Hochschule durchfrettet, ein Trost sein, denn Wichner erbringt den Nachweis, daß es zum Studieren sogar gut sein kann, wenn einer kein Geld hat. Bei den meisten Studenten dürfte diese Ansicht wohl auf lebhaften Widerspruch stoßen. Wir begegnen in Wichners Buche allerlei Gestalten, die in der Zeit von 1875 bis 1878 auch in Innsbruck studierten oder nicht studierten; manche hat Wichner ganz flott verewigt. Auch von seinen Lehrern, den Professoren Zingerle, Jülg, Wildauer, und den anderen Größen der Universität, wie Kerner von Marilaun, Adolf Pichler u. a., erzählt Wichner interessante Züge. Für die schlagenden Studentenverbindungen hat er freilich kein rechtes Verständnis, vielleicht, da er nie Gelegenheit hatte, sie genauer kennen zu lernen.

Wenn Wichner in dem Buche sich selbst vornean gestellt hätte, würde es wohl mit seinem Amtsantritt und seiner Vermählung abschließen. Der Dichter aber erzählt uns noch das Schicksal der Mutter Eva, der Heldin und Hauptperson der drei Bücher. Es wird wohl niemand geben, der die Lebensgeschichte dieses Weibes ohne tiefe Rührung lesen könnte.

Als Mutter Eva einmal krank war, kam der Dr. Vonbank ins Schneckenhaus und sie erzählte dem beliebten Arzte, was sie in ihrem Leben alles hatte durchmachen und erleben müssen.

Da sprang der Doktor auf, schlug die Hände zusammen, tat einen kräftigen Fluch und rief: „Jungfer, das muß aufgeschrieben werden, und wenn's geschrieben ist, wird's kein Mensch glauben wollen!“

Und zu dem jungen Gymnasiasten Wichner sagte er: „Bub', lern' wacker, und wenn du einmal ein Mann bist, und kannst die Feder gebrauchen, dann mach' dich dran und schreib' die Geschichte deiner Eva, so gut du's vermagst!“

liest, wird darin sehr viel aus seiner eigenen Jugend finden. Kinder erleben in tausend Dingen das Gleiche, ob sie nun im Schneckenhause oder in einer Villa heranwachsen, für sie gibt es Gott sei Dank noch keine Unterschiede des Standes und Vermögens. In zahlreichen Einzelheiten wird jeder Leser durch Wichners Buch an die eigene Jugendzeit erinnert werden, er wird den Jugendtraum nochmals träumen und in jenem schönen Garten lustwandeln, der ihm vielleicht seit langem verschlossen und unzugänglich schien.

Dadurch, daß Wichner mit seltener Kraft und Tiefe das Volksleben im oberen Vorarlberg geschildert hat, erhält sein Werk auch für die Kulturgeschichte einen unvergänglichen Wert. Das schöne Ländchen vor dem Arlberg war vor 50 Jahren von der großen Welt so gut wie abgeschlossen, die Sitten der Väter wurden getreulich eingehalten, die eigenartigen Trachten blieben sich gleich von Geschlecht zu Geschlecht, jede Gegend erhielt durch die Bauart der Häuser, durch die Volksbräuche und viele andere Dinge ihr bestimmtes Gepräge. Seitdem die Arlbergbahn eröffnet wurde und die Industrie in ungeahnter Weise sich entwickelt hat, wird alles gleichgemacht, all die schönen Züge eines eigenartigen Volkslebens verschwinden allmählich. Wehmütig muß es namentlich jeden Vorarlberger berühren, wenn er aus Wichners Buch ersieht, wieviele Sitten und Bräuche in wenigen Jahrzehnten abhanden gekommen sind.

Daß Wichner den Roman seiner Jugend mit dem Eintritt ins Gymnasium nicht abschließen werde, war leicht vorauszusehen. 1896 erschien die Fortsetzung seiner Lebens- und Entwicklungsgeschichte, das Buch „Im Studierstädtlein", das die Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben aufzeichnet. Wichner schildert die Wandlungen des Geistes von der kindischen Beweglichkeit, Unselbständigkeit und Denkunfähigkeit durch die Sturm- und Drangzeit bis zur geistigen Festigung, Willensstärke und Tatkraft, bis zur ernsten Erfassung des Daseinszweckes. Als Wichner dieses Buch schrieb, hatte er bereits eine achtzehnjährige Lehrtätigkeit hinter sich; es ist daher leicht begreiflich, daß er darin seine reichen Erfahrungen als Erzieher niederlegte, daß man in dem Buche manch beachtenswertes Wort über das erziehliche Wirken des Lehrers findet. Auch im Studierstädtlein hatte Wichner viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er das Abgangszeugnis in Händen hatte. Er war zeitweilig durchaus kein Musterschüler und versündigte sich in den acht Jahren wiederholt gegen die gestrenge Disziplinarordnung. Doch da er diese Sünden nun aufrichtig gebeichtet hat, werden sie ihm wohl verziehen sein, auch wenn sich nicht bei allen „Streichen" die vollkommene Reue einstellen mag.

Die Schule bildet seit etwa einem Jahrzehnt einen der modernsten Vorwürfe für den Roman; als Beispiele seien nur Hermann Hesses

unschwer herausgefunden, und gegen eine solche Idee könnte selbst der heilige Vater in Rom nichts einwenden."

In der Nationalen Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) in Regensburg gab Wichner 1897 die von ihm gesammelten „Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter" heraus. Der biedere Nachtwächter mit Hellebarde, Horn und Laterne gehört leider zu jenen Volkstypen, die im Aussterben begriffen sind; die hastende Zeit fegt ihn hinweg und mit ihm seine Stundenrufe und Lieder. Und es liegt doch soviel Poesie und herzinnige Frömmigkeit und jeweils auch schäkernde Schalkhaftigkeit in den Liedern der Nachtwächter. Damit diese Reste meist echter Volkspoesie nicht verloren gehen, fing Wichner fleißig zu sammeln an. Das schöne Buch zerfällt in drei Teile. Im ersten Teile stehen lesenswerte Bemerkungen über die Geschichte der Nachtwächtergilde sowie über das Wesen ihrer Lieder. Der zweite Teil bringt die in deutschen Landen gesammelten Lieder; im dritten stehen einige schnurrige Lieder, Späße und lustige Geschichtlein, zum Schluß kommen noch verschiedene Lieder, die sich nicht leicht einreihen ließen, bis zum Nachtwächterlied in Richard Wagners herrlichen Meistersingern von Nürnberg.

Es ist eine verdienstvolle Leistung Wichners, die noch erhältlichen Stundenrufe gesammelt und damit der Nachwelt erhalten zu haben, denn bald wird der poetische Nachtwächter überall dem prosaischen Polizisten weichen müssen und damit wieder eine schöne Sitte der „guten alten Zeit" angehören.

Höchst merkwürdig unter den Büchern Wichners nehmen sich „Die Schriften der alten Betschwester" (Berlin, F. Fontane u. Co., 1906) aus, die man als Seitenstück zu dem gleichzeitig erschienenen und vielgelesenen „Tagebuch einer Verlorenen" von Margarete Böhme bezeichnen kann. Doch während dieses Buch, das seinerzeit so ungeheures Aufsehen erregt hat, aber heute schon gänzlich vergessen ist, das Werk einer Schriftstellerin war, sind die von Wichner herausgegebenen Schriften zweifellos echt und deshalb auch ergreifender und rührender. Das Buch wendet sich an ganz andere Leser als alle übrigen Schriften Wichners, worauf der Dichter schon dadurch hindeutete, daß er dieses Werk einem Verleger übergab, der eine ganz andere Richtung unseres Schrifttums vertritt als etwa Kirsch in Wien. Der Leser kann allerdings einen tiefen Blick in die sittliche Verkommenheit gewisser Kreise werfen. Die Geschichte der alten Betschwester ist ohne Zweifel ergreifend, in manchen Zügen erinnert die Heldin des Buches an die Eva, allerdings ist sie nicht so energisch und klug wie die letztere. Das Buch ist ein interessantes Dokument unserer Zeit und verdient schon seiner Echtheit wegen die Beachtung reifer Menschen.

Als Wichner, der Mann, sich anschickte, dem Auftrage des Dr. Vonbank nachzukommen, als er schon mit einigen Büchern bewiesen hatte, daß er zu schreiben verstehe, als er seine Feder ins Herzblut getaucht hatte und die Geschichte des Schneckenhauses fertig war, da starb die Eva. Aber die Bücher ihres Neffen werden für sie zeugen für und für; sie werden von ihrem Erdenwallen noch Kunde geben zu einer Zeit, da Tausende vergessen sein werden, denen einst ein steinernes Denkmal mit goldenen Lettern gesetzt wurde. Zwei Frauengestalten aus dem Vorarlberger Volke sind berühmter geworden als alle ihre Schwestern, zwei edle Frauen sind von den besten vorarlbergischen Dichtern verherrlicht worden; die Fabriksarbeiterin Eva Vaplon aus Bludenz hat Wichner in seinen biographischen Romanen ebenso verewigt wie Franz Michael Felder seine Frau, die Bäuerin Nanni Moosbrugger aus Au im Bregenzerwalde in dem wundervollen Buche „Aus meinem Leben".

Alle bisher besprochenen Bücher Wichners gehören in gewissem Sinne zusammen und sind im gleichen Verlage (bei H. Kirsch in Wien) erschienen. Eine gewisse Ausnahmestellung nehmen einige bei andern Buchhändlern verlegte Werke des Dichters ein.

Wer von Wichner noch nichts kennt, der lasse sich in der nächsten Buchhandlung die Nr. 2884/85 von Reclams Universalbibliothek um 48 Heller geben. Dieses Büchlein enthält mehrere Geschichten, darunter die ausgezeichnete Meisternovelle „Der Novize", die Wichner selbst mit Recht für das Beste hält, was er je geschrieben hat. Die prächtige, lustige und doch ernste Erzählung berichtet, wie der arme Gruber Hans Kapuziner werden will, wie er aber nicht brauchbar ist für diesen Stand, aus dem Kloster entlassen wird und heiratet. Das harmlos heitere Büchlein trug dem Dichter manchen Kummer ein, denn es gab Leute, die an der unschuldigen Geschichte Anstoß nahmen, ja sogar eine Verspottung der Kirche herausfinden wollten. Mit solch komischen Käuzen zu rechten, wäre schad' um die Zeit; Wichner selbst erklärte bezüglich des Novizen:

„Ich hatte in der erwähnten Erzählung nur poetisch, das heißt gestaltend wirken wollen und jede Nebenabsicht lag mir vollkommen ferne. Der die Erzählung belebende Humor, der mit etwelchen menschlichen und darum verzeihlichen Schwächen der guten Mönche sein Spiel trieb, war das Recht meiner Natur; die vielleicht oder sogar gewiß zu starke Herausarbeitung der Gegensätze in dem laxen Frater Polykarp und dem rigorosen Pater Gottfried samt dessen Spiegelbilde, dem kränklichen Skrupulanten Severus, war das Recht des Dichters, der scharf umrissene Typen schaffen will. Ein wohlwollender oder auch nur halbwegs vorurteilsfreier Mann hätte ferner aus der Dichtung die Idee, daß ein armer und talentloser Junge nicht studieren, ein Unberufener nicht Priester werden solle,

eigentlich nicht viel dran. Will ich etwas recht anschaulich und volkstümlich machen, so stelle ich mir einfach die Eva vor und lasse sie erzählen, und schreibe nur schnell nach, was ihrem reichen Munde so wunderfrisch entströmt, wie der Bergquell dem moosigen Gestein in nie versiegender Fülle und kristallner Klarheit. Das gefällt den Leuten am besten und macht mir wenig Mühe; denn ich bin der Zauberkunst eines gewissen Gabelsberger mächtig, und so entgeht mir keines ihrer Worte, also daß ich jedes Jahr ein erkleckliches Sümmchen lustiger und lehrreicher Geschichten in die liebe Welt zu senden vermag."

Man würde allen Werken Wichners ohne weiteres ihre Bodenständigkeit anmerken, auch wenn der Dichter darin nicht seiner Liebe zur Heimat so oft und oft Ausdruck verliehen hätte. In kürzeren und längeren Schilderungen, in Anekdoten, in Versen und in Prosa hat Wichner in seinen Büchern sowohl als auch in zahlreichen Zeitschriften und Kalendern auf die Schönheit Vorarlbergs hingewiesen. Wichners erster Roman, das Volksbuch „Im Schneckenhause", trägt die Widmung: „Meinen Landsleuten vor dem Arlberge in Treue zugeeignet". Und für die deutsche Jugend hat er ein eigenes Büchlein geschrieben. Es heißt „Vor dem Arlberg; Natur, Geschichte, Sagen und Legenden" und ist 1894 zu Graz im Verlag Leykam erschienen. Aber auch sonst gibt es fast kein Werk Wichners, das nicht vielfache Beziehungen zu Vorarlberg aufweist.

In einem seiner Bücher sagt der Dichter, daß Lob und Anerkennung ein Ansporn sei zu neuer Tätigkeit. Zum 60. Geburtstag wünschen wir ihm vor allem, daß er auch in seinem Heimatlande die Anerkennung finde, die ihm anderwärts zuteil wurde. Vor einigen Wochen ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß in Wien ein Verein 10.000 Kronen dazu bestimmt hat, die sämtlichen Werke eines Wiener Dichters anzuschaffen und die Wiener Volksbibliotheken zu dessen 50. Geburtstage damit zu beschenken. Und die Stadt Lübeck wies unlängst einer Dichterin ein schmuckes Heim an, das von Freunden und Verehrern ihrer Werke durch eine Sammlung entsprechend ausgestattet wurde. Wie wäre es, wenn das Land Vorarlberg einen Teil der Dankesschuld in ähnlicher Weise dem Dichter abstatten würde, der es in den letzten beiden Jahrzehnten im weiten Bereich der erzählenden deutschen Dichtung in würdiger und ehrenvoller Weise vertreten hat? Mögen immer weitere Kreise einsehen, wie recht Peter Rosegger hatte, als er schon vor Jahren in der Besprechung eines Wichnerschen Buches schrieb: „Wenn man unsere besten Erzähler nennt, kann der Name Josef Wichner nicht mehr verschwiegen werden."

Peter Hebel hat als Bedingung, daß ihn ein Dichter anmute, die Eigenschaft namhaft gemacht, daß etwas Bodenerde an ihm kleben müsse. Das trifft nun auch bei Wichner reichlich zu, alle seine Werke atmen den frischen Hauch der Berge, die Luft der Wälder und Felder des Heimatlandes des Dichters.

Wenn auch Wichner schon viele Jahrzehnte fern von seiner Heimat lebt, so hat er dem Ländchen vor dem Arlberg doch treue Liebe bis zum Grabe geschworen. Die wichtigsten Jahre seines Lebens, die ganze Jugend, in welcher jeder Mensch die tiefsten und bleibendsten Eindrücke empfängt, hat Wichner in Vorarlberg zugebracht. An sein Ohr tönte die treuherzige Mundart, die jeder Alemanne liebt und die er nie vergißt, auch wenn er sie infolge Abwesenheit von der Heimat nur selten hört.

Jeder redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; so ist es selbstverständlich, daß Wichner alemannisch oder, um es noch deutlicher auszudrücken, eben vorarlbergisch redet. Er schreibt natürlich nicht in reinem Dialekt, den ja das Volk nicht lesen kann. Die Sprache seiner volkstümlichen Schriften ist ein mit Bewußtsein an die alemannische Mundart angelehnte und durch viele Worte und Wendungen daraus bereichertes Schriftdeutsch. Unter Dutzenden von Schriftstellern versteht kaum einer, wahrhaft volkstümlich zu schreiben, seine Sprache im Denken und Reden der Art des Volkes anzupassen. Diese seltene Gabe besitzt Wichner wie kein zweiter. Er verlebte seine ganze Jugend mitten im Volke, unter Kleinbauern, Fabriksarbeitern und Handwerkern, er lernte mit der Sprache auch all die Freuden und Leiden dieser Leute kennen.

Einer der größten Meister unserer Sprache, Martin Luther, der mit seiner Bibelübersetzung den Grund legte zur deutschen Prosa, hat selbst in seinem schönen Sendschreiben vom Dolmetschen geschildert, wie er dabei zu Werke ging: „Ich habe mich beim Dolmetschen des befleißigt, reines und klares Deutsch zu geben. Man darf eben nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man Deutsch reden soll . . . sondern muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen. Man muß diesen auf den Mund sehen, wie sie reden, und demgemäß dolmetschen. Dann verstehen sie es und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.“

Wichner war dreißig Jahre lang Professor der deutschen Sprache. Als solcher könnte er in seinen Büchern manches rot anstreichen und richtigstellen. Er will aber kein Gelehrtendeutsch schreiben, das nur wenige verstehen, sondern so, daß er allgemein verstanden wird.

Die Lust zu fabulieren hat die Mutter Eva in Wichners Herz gepflanzt, sie besaß die Gabe des Erzählens in bewundernswertem Maße. „Ich habe die ganze Kunst“, schreibt Wichner, „noch bevor ich zur Schule ging, von einer blutarmen Fabriklerin gelernt, und es ist also

Minuten drüben. Es ist just kein erfreulicher Gruß, den der Schaffner, gerade wie dem Wiener am Semmering beim Eintritt in die Steiermark, so auch uns hier beim Eintritt ins Oberösterreich uns zuruft: „Spital!“ Und ist doch die Gegend so frisch, sind doch die Leute so gesund! — Auf der nächsten Station in Oberösterreich foppt uns der Mann wieder. Windisch-garsten!“ ruft er. Windisch-Garsten! Und ist es doch ein kern-deutscher Ort. Und ein wunderschöner. Vor kurzem habe ich ihn besucht, habe von seinem Kalvarienberge, diesem Prachtpunkte, aus die Landschaft angeschaut. Ein stattlicher Marktflecken, grüner wasserreicher Talkessel, bewaldete Vorberge, im Hintergrund Hochgebirge. Nun ja, so ähnlich lassen sich die meisten Gebirgsorte beschreiben. Dieses Garsten hat aber doch besondere Reize, die nicht beschreiblich sind, weil sie uns nie mit der Sprache allein beigebracht werden können, weil da auch die Seele mitschauen, die Nerven mitfiebern müssen. Im Norden der nahe, mittel-hohe Felsbergwall des Sengsengebirges. Der Name deutet wohl die Sensen-industrie an, die seit altersher in dieser Gegend ruhmvoll betrieben wird. Im Süden die beiden rötlichschimmernden Spitzen der Hallermauern und der böse Bosruck, durch den wir uns vom Ennstal her in acht Minuten durchgesessen haben. Dann die braunen Kuppen des Warschenecks und des Hochmölbing. Und im Westen, über dem hochalpinen Stodertal sich hin-ziehend, endlich die blauen Zacken des Totengebirges mit dem großen Priel. Einst, als junger Mensch, habe ich diese Gebirge mit Grauen und Ehrfurcht betrachtet, von unten hinauf. Damals waren noch allerlei Geheimnisse dahinter, schreckliche Herrlichkeiten, denen man ferne blieb. Jetzt? Jetzt laufen auf all diesen Höhen und Spitzen Großstadtfräulein im Dirndlkostüm umher. Na ja, ist ja auch das schön; wenn die natür-lichen Alpenrosen, Kohlröserln und Edelweiß ausgerottet sind, kommen halt die künstlichen dran. — Windischgarsten schläft in der stillen, schweren Mittagshitze. Ich saß allein vor dem alten Kirchlein des Kalvarienberges und schaute hinaus. Und mein Herz war kindisch vor Glück und streichelte Gott Vaters weißen Bart: Bist wohl brav, Himmelvater, daß du mir wieder einmal eine solche Stunde schenkest! — Eigens um sie war ich hergekommen aus dem Mürztale, und als sie abgelaufen, ging ich wieder zum Bahnhof und fuhr ins Heimatland zurück.

Also reden wir wieder einmal vom Wetter. Seit reichlich einem Jahr kein Bericht mehr. Was ist auch viel zu sagen? Vom Juli des vorigen Jahres an bis Anfang April dieses Jahres große Beständigkeit — viel Sonne und trocken, dazwischen kurze Regen, im Winter bei uns stets nur kurze Schneegestöber. Dann der April trübe, windig, regnerisch. Im Mai erholte es sich wieder, kurze Regen, Gewitter; aber der Himmel wollte nicht sommerlich lachen. Wir hatten in diesem Sommer keinen blauen

Heimgärtners Tagebuch.

Mein Freund und Verleger kommt aus Leipzig mit seinem Auto nach Krieglach, nimmt mich in das Wunderfahrzeug und führt mich im steirischen Oberlande umher. In köstliche Stunden wird zusammengefaßt, wozu man sonst Tage bedarf, um es zu erreichen, um es so bequem, so schön zu genießen — unter der Hut einer ruhigen, völlig sicheren Führung. Da habe ich gesehen, wie diese Art des Reisens immer vollkommener, immer selbstverständlicher und heimischer wird. Ich habe gesehen, wie einer vorsichtigen und rücksichtsvollen Autofahrt gegenüber in unserem Volke gar keine Abneigung vorhanden ist. Man merkt, wie die Leute überall freundlich das Auto respektieren, sobald die Vorschriften beachtet werden. Vor allem hat mir Freude gemacht das Grüßen der Kinder, die in jedem Tal ihre Händchen heben und den Fremden auf dem vorübergleitenden Auto mit heller Stimme „Heil!" zurufen. Die nächste Generation wird durchaus autofreundlich sein und in der übernächsten, so wünsche und hoffe ich, wird dieses Fahrzeug im Volke eingebürgert sein. Dann werden sich die Verhältnisse so geregelt finden, daß sich von diesem stolzen Beherrscher der Straße, dem Autowagen, niemand mehr geschädigt fühlt. Von allen neuen Erfindungen halte ich das Auto für die wirtschaftlich am meisten einschneidende, deshalb hat alles zusammenzuwirken, um die Nachteile, die es heute noch für große Kreise hat, zu schlichten. Der Sport hat dem Auto aufgeholfen, aber auch teilweise geschadet. Wird es erst recht viel gemeinnützigen Zwecken dienen, dann ist ihm auch die allgemeine Achtung sicher, die uns auf unserer trautsamen Landfahrt vorwegs zuteil geworden ist.

Den Fremdenverkehr ändert es für manche Länder, das Automobil. Es bringt zwar viele Fremde, aber es führt sie rasch wieder davon. Wenn man früher irgendwo behaglich auf einige Tage sich niederließ, so wartet jetzt in der Garage der Chauffeur mit dem Auto; vom Gasthoftor weg kann man jeden Augenblick davonfahren. Die Schweiz fängt schon an, auf manchen Strecken das Auto zu verbieten. Die schönsten Länder werden durch das Auto verlieren, die noch weniger bekannten gewinnen. Uns Steirern kann's recht sein.

Wie das hübsch ist, daß wir Obersteirer und Oberösterreicher so knapp, Wand an Wand, nebeneinander wohnen. Wir haben es bisher gar nicht so gespürt, denn die Wand war dick, hoch und wüst. Da schlugen wir sie durch. Und von der Eisenbahnstation Selztal aus, wo wir sonst noch stundenlang ins Oberösterreicherland hatten, sind wir jetzt in wenigen

Anstrengung für etwas begeistert ohne Alkohol, so wird man auch auf der Leipziger Denkmalhöhe bei den Bier- und Weinwirten einkehren. Weil jedoch, wie einst der Franzos, heutzutag der Alkohol immer mehr Gegner und Bekämpfer findet, so wird auch das alkoholfreie Erfrischungsheim, das „Königin Luise-Haus“ genannt werden soll, immer mehr Zuspruch finden am Siegesdenkmal, von solchen, die stark genug sind, um sich selbst zu besiegen. Schließlich muß es der Deutsche doch einsehen, daß sein größter Erbfeind längst nicht mehr der Franzos ist, sondern der Alkohol. Heldenhafte Männer schlugen jenen Feind, tapfere Frauen sind vielleicht berufen, diesen zu überwinden.

In einer heiteren Tischgesellschaft war eines Abends die Rede von verschiedenen Auffassungen und Auslegungen bei literarischen Dingen. Da sagte plötzlich ein Mann (er war Jurist): „Ja, man glaubt nicht, wie viel auf die Auslegung ankommt. ‚Drei Zeilen Geschriebenes von dir, und ich bringe dich in die Bastille‘, hat schon vor hundert Jahren ein französischer Staatsmann gesagt. Versuchen wir's, meine Herren, nennen Sie mir ein beliebiges Zitat aus irgendeinem Dichter, Volkslied, Sprichwort, was Sie wollen, ich will Ihnen zeigen, daß es je nach einem Gesetzparagraphen strafbar ist.“

Die Herren wollten darauf wetten, daß das nicht möglich sei, und kamen mit den allerharmlosesten Sprüchen.

„Der liebe Gott zieht durch den Wald“, sagte einer.

„So!“ antwortete der Jurist, „und das halten Sie für unschuldig? Abgesehen davon, daß der Pantheismus mit der von unserem Staate anerkannnten und beschützten Religion nicht im Einklange steht, enthalten die Worte eine positive Gotteslästerung. Es wird in denselben die Allgegenwart Gottes geleugnet. Dadurch, daß gesagt wird, ‚Gott zieht durch den Wald‘, wird schweigend einbekannt, daß er nicht über das Feld zieht, nicht über die Wiese, über's Meer. Gotteslästerung, strafbar nach Paragraph so und so.“

„Die Stunde schlägt keinem Glücklichen!“ deklamierte ein anderer.

Der Jurist antwortete: „Uns aber schlägt die Stunde, folglich will der Dichter sagen, daß wir unglücklich sind, daß es unsere Regierung nicht versteht, ihre Staatsbürger glücklich zu machen, daß man eine solche Regierung mit allen Mitteln bekämpfen müsse. Aufreizung gegen die Behörde, strafbar nach dem Gesetze so und so.“

„Wir haben gebaut ein stattliches Haus“, wurde vorgebracht.

„Darin kann“, meinte der Jurist, „Aufwiegelung der Besitzlosen gegen die Besitzenden gefunden werden. Stattliche Häuser bauen, wo so viele Familien in elenden Höhlen wohnen müssen! Der Dichter hüte sich vor solch tendenziösen Darstellungen!“

Himmel, auch an sonnigen Tagen war er stets mit einem leichten Dunstschleier überzogen. Licht und schwül. Die Dinge gaben Schatten, aber der war nicht so scharf als sonst. Einen Landmann, der Korn schnitt, machte ich darauf aufmerksam: „Was ist denn das, daß heuer der Himmel nicht klar ist?“ — „So? ist er nit klar?“ fragte er entgegen, „ist mir gar nit aufgfallen, han nia auf d Höh gschaut!“ — Es ist unbegreiflich. Da arbeitet er Monat für Monat in der freien Natur und nicht einmal fällt es ihm ein, einen Blick in den Himmel zu tun. Das Allerschönste, was der Landmann hat, den blauen Himmel, den schwerbewölkten Himmel, oder wenn die Wolkengestalten hintreiben in aller Weise. Oder am Abend die Sternenwelt . . . Unsereiner kann sich nicht sattsehen und so ein Mensch spürt nichts, hat kein weiteres Verhältnis zum Wetter, als daß sein Korn reif wird, oder daß ihn der Regen naß macht. — Den möchte ich einmal auf eine Weile in die Stadt hinein verzaubern. Ringsum von hohen Mauern gefangen, würde er schon lernen, gegen Himmel schauen — gegen die einzige Richtung, in der Natur und Freiheit ist — solange die Luftbummler den Himmel nicht verhudeln.

Und was ist aus dem blaßgrauen Schleier des hochsommerlichen Firmamentes geworden? Schneeweißer Schnee, der in den Hundstagen herabfiel auf unsere grünen Berge. Dann wochenlang der „jegliche Tag“, an dem der Regen regnet. — Möglich, daß er bis zum nächsten Hefte aufhört.

Angesichts des Befreiungsdenkmals bei Leipzig, das im nächsten Jahre enthüllt werden soll, wollen deutsche Frauen eine Heldentat vollführen, die mich noch kühner dünkt als jene, die vor hundert Jahren deutsche Männer dort vollbracht haben. Deutsche Frauen wollen am Fuße des Riesendenkmals ein alkoholfreies Gasthaus gründen. Mir schien die Sache anfangs geradezu unmöglich. An dieser Stelle, wo, von naturgemäßer Begeisterung erfaßt, jeder Deutsche ein Glas Rheinwein wird haben wollen, um dem Vaterlande Heil zuzutrinken — hier Himbeersaft mit Sodawasser! Ich selbst, dem Laster des Trunkes feindselig gesinnt, würde an diesem Platze der Versuchung kaum widerstehen können. Hohe Stunden im Leben sind selten; sie ein bißchen mit Wein zu besprengen, hält mancher für einen Kultus, der den Göttern wohlgefällt. Der Katholik könnte sich auf den Priester ausreden, der das Mysterium des Sakramentes mit einem Schluck Wein begeht. Indes möchte ich doch fragen, ob der Ruf, der von diesem Denkmale ausgehen wird, der treue, heilige Ruf des Vaterlandes, nicht begeisterungsfähig genug sollte sein, um das Glas Wein zu ersetzen? Gewiß bei solchen, die überhaupt keinen Wein trinken. Da aber der moderne Mensch sich kaum oder nur mit größter

daß unter gegenwärtigem Regime alles zugrunde geht. Und die verdeckte Hindeutung auf das Rad, so mittelalterlich sie klingen mag, ist wohl zu verstehen und muß als blutig revolutionär mit Paragraph so und so geahndet werden."

Nun hatten sie genug, obschon der Jurist sicher in der Lage gewesen wäre, alle Zeilen aller Literatur der Erde vor das Gericht zu bringen.

Nur einer, der dabei war, zitierte noch als Beispiel ganz unverfänglich die Worte:

„Heil dir, geliebter Landesfürst!"

„Waas!" rief der Jurist. „Für dieses nichtige Gespräch und in schnödester, verwerflichster Absicht profanieren Sie die Königshymne! Herr, das kann Ihnen ein Jahr Festungshaft tragen!" —

Diesen Scherz habe ich vor Jahren drucken lassen. Das Blatt wurde konfisziert.

Die Dichterjubiläen, wie sie heutzutage außer sonstigen Gelegenheiten besonders zu 50., 60., 70., 80. Geburtstagen u. s. w. gefeiert werden, sind recht schön. Doch mich deucht, daß sie weniger Freude als Kränkung verursachen. Freude zwar für die Gefeierten, Kränkung aber für die Vergessenen. Und der letzteren sind viele. Die durch irgendein Geschick in den Vordergrund Geschobenen werden bei solchen Gelegenheiten große Dichter für ein paar Tage lang. Die übrigen, im Hintergrunde stehenden bleiben auch an ihren Lebensgedenktagen einsam. Wenn man schon Personenkultus treibt, so sollte man an seinem Tage jeden ehren, der uns in irgendeinem Sinne etwas Rechtes bedeutet. Der Übersehene kränkt sich nicht aus Neid, daß andere gewürdigt werden, sondern weil nicht auch er es wird, weil er die Zurücksetzung, den Undank empfindet. Man hat zwar weder zum 50. noch zum 80. Geburtstage Goethes viel Aufhebens gemacht; die Großen, die Unsterblichen können ein Jubiläum bei Lebzeiten auch leichter entbehren, als solche, die sich doch auch kulturfördernder Leistungen bewußt sind, bald aber von den zahllosen Talenten der Zukunft verdrängt werden. Wir haben gewiß auch Persönlichkeiten, die noch in ihrem sechzigsten Jahre zu wenig erkannt sind und doch wahrscheinlich nach hundert Jahren genannt werden. Denn morgen gilt nicht das, ob einer ausgezeichnet wurde, sondern das, was er geleistet.

Da liest man in Kürschners Literaturkalender: „Josef Wichner, geboren zu Bludenz am 23. Oktober 1852." Bei diesem Namen wird man sich gleich erinnern an unseren lieben Mitarbeiter im „Heimgarten", an den österreichischen Volksschriftsteller, der uns die köstlichen Bücher: „Alraunwurzeln", „Im Schneckenhause", „Im Studierstädtlein", „Aus

Nun wurde Uhland zitiert:

„Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab . . ."

Der Jurist schmunzelte. „Ich glaube", sagte er, „die Herren wollen mich ad absurdum führen, daß sie gerade die revolutionärsten Zitate bringen. Ein Hirtenknab', der auf die Schlösser herabsieht! Auf Herren und Adel herabsehen! Und auf die Schlösser all', also auch auf das des Landesherrn! Diese Geringschätzung und öffentliche Verhöhnung der Obrigkeit strafbar nach dem Paragraphen so und so."

„Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt."

„Ganz schön", sagte der Jurist zu diesem Verse. „Da ist in dem Erdboden ein Hohlraum angedeutet, aber nicht gesagt, daß die Tiefe eine Umzäunung hat. Wenn sie keine Umzäunung hat, so kann nächtlicher Weile jemand hineinfallen. Also Fahrlässigkeit gegen die öffentliche Sicherheit, strafbar nach Paragraph so und so."

„O lieb, so lang du lieben kannst",

deklamierte einer in der Gesellschaft.

„Wissen Sie, was Sie hier gesagt haben?" sprach der Jurist. „Eine unerhörte Anmaßung gegen den König. Jedenfalls liest Seine Majestät das Gedicht. Erstens spricht ihn der Dichter unter Außerachtlassung jeder gebührenden Huldigung mit ‚du' an; ferner erdreistet er sich — ich gebrauche das gelinde Wort erdreistet — dem Könige vorzuschreiben, wie lange er lieben soll, ja, daß er überhaupt lieben soll, wo doch jeder weiß, daß Könige ihre Völker wie Kinder lieben. Wegen Verweigerung schuldiger Ehrfurcht strafbar nach Paragraph so und so."

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt."

„Eine Niedertracht", versetzte nun der Jurist, „die gesetzlich allerdings schwer faßbar ist. Ein Judaskuß. Denn wer seine Millionen umschlingt, von dem weiß man aus Erfahrung, daß er die Welt nicht aus selbstloser Liebe küßt."

„Über allen Wipfeln ist Ruh'."

„Wie?" fragte der Jurist, „über allen Wipfeln nur? Nicht in der Gesellschaft, obschon Ruhe die erste Bürgerspflicht ist? Sollte das nicht eine versteckte Aufwiegelung sein?"

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,"

wurde deklamiert.

„Diese Verse", sagte der Jurist, „sind verdächtig wegen ihrer scheinbaren Harmlosigkeit. Sie lassen aber bei genauerer Einsicht unschwer durchblicken, was mit dem famosen ‚kühlen Grunde' gemeint ist, nämlich,

bekenne? — „Ah nau freilich!“ sagte dieser lachend, „wann ih n nit awergschnittn hätt, wär er nit gfalln. Ih bitt, ih kann nix dafür, daß oaner zan Aufhenkn koan Federpolster mitnimmt! Ih versprich, daß ih gwiß mei Lebtag koan Aufghenktn mehr awerschneidn will.“

Na — dann hat ihn der Richter freigesprochen.

Der Staatsanwalt hat den Mann wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens angekerbt. Wenn nun aber nachträglich der Gerettete hergeht und den Lebensretter wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Todes verklagt?

Unsinnig viel wird jetzt getan, um den Aufenthalt auf dieser Kugel lustig zu machen. Lustig, ja, aber des Glückes vergißt man, der Seele vergißt man. — Sie lachen schon. „Es gibt keine Seele.“ — Zum Philosophieren bin ich jetzt nicht aufgelegt. Man weiß schon, was ich meine. Und das schreit nach Freude, nach Beruhigung schreit es in seiner beständigen Angst. Diese Seele, die verleugnete, verlassene, in ihrem Gefängnis, nach Trost ruft sie. Und man denkt nicht daran, man kommt nicht drauf, ein Volksmittel zu schaffen gegen das Sterben. — „Gegen was?“ Gegen das Sterben. Höret doch! Man stirbt nur, solange man lebt, solange man sich davor fürchtet. Vom Sterben selber weiß man gar nichts. Diese „Errungenschaft“ müssen wir noch machen, die Angst vor dem Sterben müssen wir austilgen. Jetzt vergrößern wir sie noch immer, dieweilen wir unser ganzes Heil an den Leib hängen. Je lustiger das Leben, je trauriger das Sterben natürlich! Auch die Kirche tut dazu, die nach diesem elenden Leben mit Vorliebe von Kanzel und Beichtstuhl ein noch elenderes androht. Und doch hat sie auch großen Trost zu vergeben; ich erinnere daran, wie würdevoll man im Bauernvolke zu sterben weiß. Ansonsten sollten die Philosophen, die Dichter, die Künstler, die Lehrer, die Ärzte das ihre tun. Alle die sollten in ihrer Art zeigen, daß das Sterben an sich nicht bloß nicht schrecklich ist, daß es geradezu die größte Gnade des Himmels ist, die er den Menschen gegeben. Die einen glauben, nach dem Sterben komme das ewige Totsein. Die anderen halten das Sterben nur für eine Veränderung unseres Wesens; noch andere sehen in ihm das Tor zum Himmel, noch andere das Tor zur Hölle. Die letzteren allein verlieren durch das Sterben, alle anderen gewinnen.

In einem meiner Jugendgedichte heißt es: „Wie wäre es, wenn das Sterben nicht wäre? — Leere.“ Und so was schreibt man zur Zeit der ersten Liebe! Aber gewiß, es wäre unerträglich langweilig, dieses nimmer endende Alltagsdasein, nichts zu sein, nichts zu werden als immer nur der fühlende Spielball banaler Geschicke. — Dagegen, wie einfach ist es jetzt. Man rechnet mit siebzig oder achtzig Jahren. Um diese Zeit pflegen wir auch satt zu sein. Man wartet schon, ganz ruhig,

sonnigen Tagen“, „Schriften der alten Betschwester“ und andere gedichtet hat, und den besonders Freunde des Volkes hochschätzen, weil seine Schriften eine so lebensfrische, sittlichreine Lese geben. Die Bekämpfer der Schundliteratur sollten sich die Bücher des wackeren Kremser Gymnasialprofessors einmal ansehen und sich zusammentun, um diese Bücher durch neue, billige Ausgaben allerwege in die Volks- und Jugendbibliotheken zu bringen! — Ich bin ein bißchen gespannt darauf, ob in deutschen Landen der 23. Oktober 1912 wahrgenommen werden wird, ob man sich erinnert, daß der 60. Geburtstag stets ein willkommener Anlaß ist, einen verdienten Mann endlich einmal öffentlich zu ehren.

Ich weiß nicht, wo der Jubilar sich zur Zeit versteckt hält, vermute, daß er zu jener Gattung von „Vergessenen“ gehören würde, die sich ins Fäustchen lachen, wenn man sie lieber im stillen liest als im lauten feiert. Das kann mich nicht rühren, einmal sollten es seine Leser und Verehrer ihm doch sagen, wie wert er ihnen geworden ist. Der Heimgärtner dankt seinem treuen Kameraden für die heiteren und ernsten Geschichten, die er seit langen Jahren von ihm, unserem Josef Wichner, darlegen durfte. Glück und Schaffensfreudigkeit auch für das beginnende letzte Lebensdrittel, dir, du lieber Volksgeschichtenmann!

In der Annahme, daß im modernen Staat der Mensch freies Verfügungsrecht über seine Person habe, hat sich irgendwo in unserem Landel vor kurzem ein Mann an den Baum geknüpft. Es war ihm zu dumm geworden dahier. Nun ging ein Bauernknecht durch den Wald, sah den Baumelnden, kletterte hinan und schnitt den Strick ab. Der Herabfallende schlug mit dem Hinterhaupt an den Baustamm. Er fühlte das Brennen der Wunde und schloß daraus, daß er noch am Leben sei, daß hier einer seine Hand im Spiel hatte, den ’s nichts anging. In dieses dumme Leben sich zurückreißen und noch eine Beule in den Kopf schlagen lassen — wer ist denn der Kerl, der sich dreinmischt! Der untersuchende Arzt zeigte es pflichtschuldigst an und der Staatsanwalt sah hier das Delikt: körperliche Beschädigung! Nach einiger Zeit erhielt der lebensretterisch veranlagte Bauernknecht eine Vorladung zu Gericht. Ah, dachte sich der Knecht, da gibt’s jetzt ein Prämium, die Rettungsmedaille mindestens! Er will aber der schlicht Bescheidene sein und sagen, es sei Christenpflicht gewesen und deshalb wäre man nichts schuldig. Doch zum ehrenhaften Andenken wolle er es annehmen. — Das kam aber anders. Der Richter las ihm sehr ernsthaft vor, daß er — der Bauernknecht — angeklagt sei, beim Ablösen des Gehenkten gegen die körperliche Sicherheit gehandelt zu haben (Gesetzparagraph 431), weil sich der Mann beim Herabfallen am Hinterhaupt beschädigt habe! Ob er, der Angeklagte, sich schuldig

„Das neunzehnte und das zwanzigste Jahrhundert ist die Epoche der Massenbewegung. Es war in dieser Zeit eine Art Völkerwanderung, Völkervereinigung und Völkerzerreißung. Es verschob und verwirrte sich der Okzident. Sowie vorher die große Revolution durch Philosophen veranlaßt worden war, so war die Ursache dieser Katastrophe die Technik. Sie erfand die Dinge der raschen Bewegung. Es war ein hastiges Dahinfahren über Länder, Meere und durch die Lüfte. Niemandem war das Weiterkommen schnell genug, weniger um den Nutzen ging es, als um die Schnelligkeit, sie rasten wie toll in allem, übermütig einer dem andern voran, und ein Verweilen bedeutete Schande und Schmach. Also verwirrten sich im Dahinwüten die Sachwerte und die Seelenwerte, überall gab es Irrlichter und das Ziel wurde aus den Augen verloren. Fortschritt nannten sie diesen Bewegungskoller, aber die Erde ist rund, und je schneller sie vorwärts kamen, je schneller langten sie wieder an auf dem alten Punkte. — Dann kam die Epoche der Erschöpfung, der Müdigkeit. Sie kam fast unvermittelt. Als die Menschen sahen, daß die unglaublichsten Märchen Tatsachen geworden waren, fragten sie verblüfft: „Wozu das? Wozu das alles?" Sie hatten sich nach einem erquickenden Ziel gesehnt und keines gefunden. So waren sie satt und überdrüssig, sie verlangten nach Ruhe und es begann die Zeit der großen Völkerrast. Die einen wiegten sich in Träumen und Beschaulichkeit, die Unzufriedenen sannen still nach Mitteln, sich möglichst einfach und schmerzlos zu vernichten. — Mittlerweile waren die „modernen Errungenschaften" in den Orient gedrungen, so daß nun die Völker des Ostens erfaßt wurden von dem Bewegungswahnsinn. Sie, die Jahrtausende lang geschlafen hatten, rasten jetzt mit allen Kräften der Technik in den Okzident hinein, unterjochten Europa und Amerika und wir sind ihre Vasallen geworden. So müde sind wir noch, daß wir die Knechtschaft wie einen erlösenden Frieden empfinden im Vergleich zu jenem wütend peitschenden Fortschrittsparoxismus, der nun freilich bereits auch unsere Herren zu lähmen beginnt. Vielleicht wird es die Schwäche sein, die alle Menschen zu Brüdern macht."

Mich dünkt bisweilen, es wäre möglich, daß nach siebenhundert Jahren solches in einem Schulbuche steht.

wie auf einen großen Sonntag, ganz ohne Überspanntheit und Pathos. — Nun müssen wir es aber zu einer Anschauung bringen, daß das Sterben auch in jüngeren Jahren, in Gesundheit und Genuß, nicht was so arg Schreckliches ist. Man kann nicht sagen, das gehe gegen die Natur. Wir erleben es schon täglich, daß Leute aus reichem Leben freiwillig nach dem Tode greifen. Das meine ich aber nicht. Größte Gaben nimmt man nicht selber, man wartet, bis sie einem gegeben werden. Das Sterben ist jedem ohnehin todsicher, das einzige, was wir nicht versäumen können.

Nur das nicht, daß eines meiner Lieben vor mir stürbe! Aber ist es liebreicher, wenn ich sie meinen Tod zu erleben wünsche? Nicht das Sterben, das Überleben ist hart. — Im Buche „Das Sünderglöckel" habe ich versucht, meinen Mitmenschen vorzudenken, wie man das Sterben nehmen und betrachten soll. Was ließe sich da nicht noch alles sagen! Wenn es heißt, der Tod sei Strafe für die Sünde, so kann es just so gut heißen: der Tod sei Lohn für das Leben. Er gibt dem Rätsel des Erdenlebens erst einen Sinn. Heute wirft der Tod einen Schatten in dieses Leben, könnte es nicht ebensogut Licht sein? Gebt ihm doch ein freundliches Antlitz, dem Befreier, dem Umwandler, dem Beginner! — Ach, wenn mir gegönnt wäre, etwas Großes zu leisten: Die Angst vor dem Sterben, von der möchte ich die Menschen erlösen — daß sie ihr Leben mit ruhiger, bangloser Freude veratmen könnten. Wie tausendmal schöner, größer wäre unser Dasein, wie ebenmäßiger, gelassener, reiner würde es sich vollziehen, ohne diese Angst! Unsere Soldaten, Seefahrer, Luftflieger u. s. w., sie sind um so tüchtiger, stärker und freudiger, als sie den Tod nicht fürchten. Ebenso würde harmloser Mut, kindliche Froheit auch ins alltägliche Leben kommen.

Den Tod überwindet man, wenn man mit ihm vertraut wird. Jeden Morgen sich ins Sterben hineindenken, das lehrt uns den neuen Tag richtig schätzen — nicht zu gering, weil er ein köstliches Geschenk ist; nicht zu hoch, weil er heute noch flieht.

Freilich hat den Tod noch niemand erfahren, der davon sprechen könnte; auch ich nicht. Aber ich gehe ihr vertrauend entgegen, der großen, dunklen Stunde. Ich ahne, sie führt mich nicht aus dem Leben hinaus, vielmehr nur noch tiefer hinein.

Mir scheint, es kommt so: Im Jahre 2612 bin ich wieder einmal in der Schule. Da gibt es sehr wenig Bücher. Wohl aber eine kurzgefaßte Weltgeschichte, geschrieben in der neuen Weltsprache. Ein Lehrer der alten Sprachen übersetzt mir daraus ein Kapitel in mein geliebtes Deutsch, das lautet also:

Ein anderer Freund von mir hat so großes Vergnügen an den Titeln, daß er auf seiner Visitenkarte folgendes schreibt: Päpstlicher Geheimkämmerer, erzbischöflicher Geistlicher Rat, Dekan und Schulinspektor, Kommissär des Provinzhauses Hegne, Stadtpfarrer, Vorstand des Reichenauer Priesterfonds und der Assecurantia clericorum (der geistlichen Feuerversicherungsgesellschaft).

Und der Mann mit so viel Titeln gilt natürlich bei der „hohen Kirchenbehörde" um 100 Elefantenlängen mehr als unsereiner, der nur Pfarrer „an der unteren Pfarrei" in Freiburg und nebenbei ein räudiges Schaf ist. —

Ich wiederhole es: Eine Zeit, in der die Menschen nach Titeln streben und die Regierungen stets neue Titel schaffen, ist eine kleine Zeit mit kleinen Mitteln. Sicherlich werden diese Titel das Vaterland nicht retten vor der sozialen Sturmflut, und ich glaube, daß diese neben vielem andern eines Tages auch mit dem lächerlichen Titelwesen aufräumen wird.

Woran in unserer Zeit so großer Mangel ist, das sind Obermänner, und weil sie fehlen und es so viele Untermänner gibt, reißen die Weibervölker mehr und mehr die Oberherrschaft an sich. Sie werden sich über kurz oder lang auch der männlichen Titel bemächtigten und dann bekommen wir auch Oberjustizsekretärinnen und Oberbauzeichnerinnen. Glückliche Zeiten! —

Das Titelwesen war seit den Zeiten nach dem Dreißigjährigen Krieg, wo der Byzantinismus durch die deutschen Fürsten wieder auflebte, eine deutsche Spezialität, die es mit keinem anderen Land gemein hatte, die man aber längst abschaffen und nicht erneuern sollte. Statt dessen soll aber in unsern Tagen eine andere, sehr vernünftige Spezialität des Deutschtums abgeschafft werden.

In neuester Zeit wird der alten deutschen Schrift der Krieg erklärt, und man ruft allenthalben nach Einführung der lateinischen Schrift. Es genügt nicht, daß wir Deutsche im Ausland so gerne unsere heimische Schrift und Sprache ablegen; auch in der Heimat soll die erstere vertilgt werden.

Ich begreife dies Vorgehen nur bei den Sozialdemokraten, die dasselbe auch befürworten. Denn sie sind eine internationale Gesellschaft, und eine solche will auch eine internationale Schrift haben.

Bei den übrigen Deutschen aber, die mittun, ist es eine nationale Dummheit ersten Ranges, der eigenen Sprache ihr eigenes Kleid abzuziehen und ihr das anderer Nationen zu geben, die sich sonst keinen Teufel um uns scheren und voll Neid und Gift auf die geeinigte deutsche Nation herabschauen.

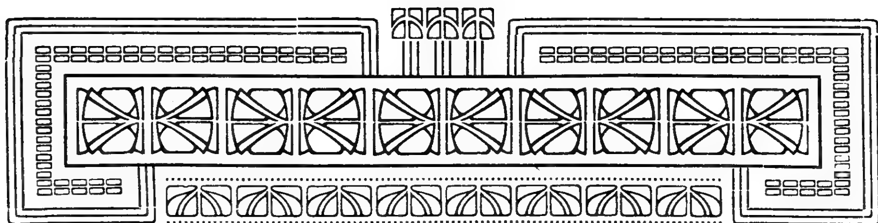
Wir sind sonst so stolz auf das Wörtlein deutsch und sprechen seit 1870 mit Hochdruck von einem deutschen Kaiser, einem Deutschen Reich und einem deutschen Reichstag. Wir sind ferner stolz auf unsere deutsche Wissenschaft, als einer Weltleuchte. Wir haben sodann eine eigene deutsche Münze. Warum soll es nun auf einmal keine deutsche Schrift mehr geben?

Diese Schrift ist viel kürzer, viel verständlicher und viel leserlicher als die sogenannte Antiqua. Mögen die Augenärzte sagen, was sie wollen, die Erfahrung spricht gegen sie. Von tausend Lesern werden 990 ein Buch mit lateinischen Lettern viel schwerer lesen als ein mit deutschen Buchstaben gedrucktes.

Ich selbst schreibe schneller mit lateinischer Schrift, aber ein Buch mit solchen Lettern gedruckt, ist mir zum Lesen eine wahre Augenqual. Und das Lesen muß entscheidend sein, denn es wird in der Welt viel mehr gelesen als geschrieben.

Ich habe selbst Ausländer, die das Deutsche kennen, gehört, die erklärten, sie läsen ein deutsches Buch lieber in deutschen als in lateinischen Lettern.

Also wozu und warum die deutsche Schrift, ein Wahrzeichen unseres Volkstums, aufgeben — den andern Nationen und ihrer Schrift zulieb, Nationen, die uns zuliebe kein Haar von ihren Eigentümlichkeiten zum Opfer brächten



Kleine Laube.

Spruch.

Wie die Dinge sind,
Wie sie dir erscheinen —
Wirst du, armes Menschenkind,
Nimmermehr vereinen;
Und so gehst du im Gewirre
Dieses Lebens ewig irre.

Franz Woas, Wiesbaden.

Titelsucht und Fremdschriftwahn.

Von H. Hansjakob.

Wenn man nicht wüßte, wie klein und armselig die Menschen unserer Tage sind, man könnte es aus dem Titelwesen ersehen, das immer mehr um sich greift. Statt sich lediglich auf die Titel zu beschränken, die das Amt bezeichnen, werden in unseren Tagen eine Unmasse neuer Titel erfunden, lediglich als Schnörkel und Verzierungen des Amtstitels.

Während ich an diesem Buche schreibe, erscheint in Baden in den Blättern eine Sturmflut von neuen Titeln, die man in Karlsruhe erfunden und verliehen hat. Man könnte meinen, es gäbe im 20. Jahrhundert nichts Wichtigeres zu tun, als neue Titel zu verleihen.

Nachdem vor einigen Jahren die höheren Beamten mit neuen Titeln bedacht wurden, kommen jetzt vorab die mittlern daran. Das Wort „Ober" spielt dabei die Hauptrolle.

Es gibt jetzt Oberjustizsekretäre, Oberverwaltungssekretäre, Oberfinanzsekretäre, Oberbausekretäre und selbst Oberbauzeichner.

Das schöne alte Wort Gerichtsschreiber ist in Justizsekretär verdeutscht worden, und ich habe nun vor, mir auch einen neuen Titel zu geben und mich statt Bücherschreiber — Büchersekretär, und weil ich schon lange diesen Dienst begleite, Oberbüchersekretär zu nennen.

Ein Freund von mir bekam vor Jahren eines Tages zu seinem Amtstitel den Titel „Geheimer Oberregierungsrat". Er machte sich darüber in folgenden Worten lustig: „Ich bin manchmal nicht so lange auf dem Bureau, als der Amtsdiener braucht, um zu sagen: Guten Morgen, Herr Geheimer Oberregierungsrat." Und unseren Bauern muß man erst Sprachunterricht geben, bis sie einem alten Gerichtsschreiber sagen können: „Guten Tag, Herr Oberjustizsekretär." Bald werden wir auch Geheime Oberjustizsekretäre usw. haben. In Preußen gab es zu Ende des 18. Jahrhunderts Geheime Oberfinanz-Kanzleiregistratoren. Warum sollen wir diesen schönen Titel nicht aufwärmen, um so mehr, da er aus Preußen stammt.

Beim Abschied hast du wehmutsvoll gesagt:
„Der Himmel schütze dich auf allen Wegen."
Und jetzt —? Du sprichst so viel und ungefragt,
Ich wähnte dich mehr zaghaft, mehr verlegen...
Du bist ganz anders, als ich dich mir dachte,
Fremd scheinst du mir, wie ich dich so betrachte —

Und plötzlich brichst du ab. Dein dunkler Blick
Trifft meinen, und zum erstenmal beklommen,
Sagst du ganz leise nur: „Sieh, welch ein Glück;
Das Schicksal ließ uns doch zusammenkommen!
Mir bangte so um dich in fernen Landen —!"
— Da hab' ich dich mit Einemmal verstanden. —

E. Barger, Iglau.

Sommers Ende.

Reich, Liebling, mir die schlanken weißen Hände
Und lehne still dein Haupt an meine Brust;
Sieh, scheidend geht der Sommer durchs Gelände
Und segnet noch die späte Rosenblust.

Nun heißt es milde Abschied nehmen
Von all dem sommerlichen Glanz,
Bald bleibt uns nichts von allem Schönen
Als ein verwelkter Blütenkranz.

Und doch, wir brauchen gar nicht bange
Vergangnen Tagen nachzusehn,
Bei uns bleibt doch der Sommer lange,
Denn er kann nur mit uns vergehn.

Josef Karl Ratislav, Wien.

Vorherbst.

Der tiefe Einton einer Dreschmaschine,
Das Harmoniegesumm' der wilden Biene
Und Kuckkucksolo fern im Terzenruf...

Den Hang durchklingt ein Duft von Sommerblumen,
Ganz stille rauscht ein Pflug durch braune Krumen
Und leise paukt ins Feld der Gäule Huf.

So ruhest du im bunten Hall des Reigens
Und hörst die reiche Symphonie des Schweigens,
Die deinem Traum der hohe Sommer schuf.

K. Dankwart Zwerger.

Hoch stehst du da.

Hoch stehst du da mit breitem Kopf
Und stillem ernsten Angesicht.
Und hast du gleichwohl einen Zopf,
Man sieht ihn nicht! Man sieht ihn nicht.

Zwölf Augen hast du. Eins ist wach,
Indes die andern elfe ruhn;
Und schließt sein Lid sich allgemach,
Muß stets sich auf das nächste tun.

Du sprichst nicht viel. Du störst nicht gern.
Nur alle Vietelstund ein Wort.
Dein Herzschlag glaubt an Gott den Herrn,
Dein Atem bläst die Sorgen fort.

Zwei Finger rührst du. Einer mißt
Den Tropfenfall des Augenblicks.
Der andere winkt: „Mein Freund du bist
Fährmann im Schifflein des Geschicks.

Weißt du, wohin? Hast du ein Ziel?
Die Zukunft dehnt sich blau und weit —
Jenseits von Sturm und Wellenspiel
Ein Wolkenstreiflein Ewigkeit...

Stoß tief hinein! Zieh kräftig an!
Ich mahne dich... du fragst, wozu?
Ich sag dir: Sei ein ganzer Mann;
Sag mir: Ich weiß auch, was ich tu! — —

Hoch stehst du da mit breitem Kopf
Und stillem, ernsten Angesicht,
Nimmst jeden Augenblick beim Schopf
Und wachst, ob's dunkel oder licht.

Des Lebens rasche Welle trägt
Den, der sie zwingt. Drum mahne nur —
Wenn mir das letzte Stündlein schlägt,
Will ich dir danken, liebe Uhr!

Hans Mittendorfer.

Wir reden so viel von deutscher Treue, drum sollten wir in erster Linie auch diese Treue unserer schriftlichen Eigenart bewahren, der deutschen Schrift. Und der deutsche Reichstag, der die deutsche Schrift abschafft, verdient seinen Namen nicht mehr. —

Diese sehr treffenden Worte des wackeren Schwabenpfarrers finden wir in seinem neuesten Buch „Allerseelen" (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp., 1912). Die Worte sind herb, aber den Titelsüchtigen kann man doch auch einmal den Titel Toren verleihen. Er deckt sicher besser, als manch anderer.

Großstadtlieder.

Von Franz Karl Ginzkey.

1.

Großstadt, du wunderliches Tier,
Wie du dich dehnst und reckst
Und rings mit Feuerzungengier
Nach Seelenbeute leckst.

Die einst getrost auf sich gestellt,
Sie huschen hin und her.
Die einst gewurzelt Welt für Welt,
Nun sind sie wie ein Meer.

Aus tausend kranken Augen glüht
Die Unrast dieser Zeit.
Wie ängstlich mir im Herzen blüht
Das Gärtlein Einsamkeit.

2.

Da jagen sie dahin, dahin,
Die Gier nach Glück ist all ihr Sinn.

Millionen würgen sich und schrei'n:
Hier wird es sein! Dort wird es sein!

Indessen schwingt in jeder Brust
Ein Glöcklein, jedem unbewußt.

Das Glöcklein mahnet und es wirbt:
Die Seele stirbt! Die Seele stirbt!

Ist keiner, der das Läuten hört,
Allwahn umschlingt sie allbetört.

3.

Wie lang ist Unrast noch mein Gast?
Ihr ruhlos Hämmern schafft mir Leid.
Hat sie mich beutefroh umfaßt
Als Botin unruhvoller Zeit?

Ins wirre Angesicht der Welt
Hab' ich wohl allzu dreist geschaut,
Da hat sich Unrast mir gesellt,
Gleich einer unwillkomm'nen Braut.

Was aber nützt es, sie zu fliehn?
Ist sie die Botin dieser Zeit,
Soll auch Frau Unrast mit mir ziehn,
Bis sie in mir zur Ruh' gedeiht.

Singvögel.

Das Wiederseh'n.

Nun seh'n wir beide uns nach Jahren wieder;
Nach bangen Jahren ... Wie die Zeit verrinnt!
Komm lasse dich an meiner Seite nieder!
Und plaudern wir, wie einst, geliebtes Kind!
Kaum, daß die roten Lippen leis' erbeben,
Wenn du beginnst ... Du sprichst von deinem Leben. —

Ich aber sitze schweigend dir zur Seite,
Und forsche in dem Antlitz, dem geliebten.
Ist's möglich, daß die Zeit, die uns entzweite,
Daß wen'ge Jahre solch' Verändern übten —?
Die Fältchen sprechen von durchwachten Nächten,
Und leicht ergraut sind deine schönen Flechten ...

ganz so mutig wie in früheren Büchern, obschon manchmal noch die alte Löwenmähne wirbelt. Das Leid des Alters hat den schwäbischen Dichterpfarrer angefaßt. Er sucht sich einen Platz für sein Grab, er sitzt an diesem Grabe und träumt, und wünscht, man möchte ihn hinablegen. Hoffen wir, daß man noch mindestens zehn Jahre damit wartet, denn ein Hansjakob darf sich von Weltelendigkeit nicht unterkriegen lassen. Er war ein Kämpfer, ein Dulder, und wenn er einmal fällt, sei es in der gottfreudigen Zuversicht des Sieges. Also erst noch ein Ostertag und dann — Allerseelen!

Hubertusland. Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. A. Bonz & Comp.)

Das ist kein Buch für den Heimgarten. Das ist eins für den Wildwald, für den Jäger. Der müßte sich über die prachtvollen Naturbilder, über die frischen Jägergeschichten und Wildstücke freuen, wenn er Bücher überhaupt lesen würde. O ja, er liest sie, solche schon, die sind ja so echt und lebendig, als ob er auf der leibhaftigen Jagd wäre. Ein Mordsbuch das, ein feines! Den Mordskerlen von Waidmännern bestens zu empfehlen.

Li oder **Im neuen Osten.** Von Alfons Paquet. (Frankfurt. Rütten & Loening.)

Der Verfasser des bereits im „Heimgarten" besprochenen interessanten Romans „Kamerad Fleming" führt uns mit seinem neuen Buch nach Sibirien und China; Sibirien und China, wie es sich nach dem großen Kampf zwischen Rußland und Japan gestaltet! Paquet kennt diese Länder seit Jahren und ist daher wohl in der Lage, zwischen einst und jetzt Vergleiche anzustellen. Er ist ein guter Beobachter und ein feiner nachdenklicher Stilist, dem keine Wichtigkeit entgeht und der jedes Faktum, das in sein Gesichtsfeld tritt, originell beurteilt. Der asiatische Osten verdient unsere Aufmerksamkeit: Hier unterlag seit Jahrhunderten die weiße Rasse zum erstenmal im Kampf mit einer anderen. Ob diese Niederlage nur eine vorübergehende Erscheinung ist oder ein Symptom eines großen Wandlungsprozesses, der sich allmählich vorbereitet? Das läßt sich vorderhand nicht entscheiden.

Aber ich meine, daß Rückblickende, die später einmal an der Hand festgebundenen Tatsachen die Geschichte Rußlands, Chinas und Japans abfassen werden, an Paquets Buch nicht achtlos vorbeigehen können. P. L. M.

Die große Expedition. Ein Kongoroman von Jürgen Jürgensen. (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening.)

Eine Rebellion von Kongonegersoldaten gegen die Expedition, welcher sie angehören, und die Niederwerfung des Aufstandes — dies ist die Handlung, die den Hintergrund für den innerlichen Vorwurf dieses Romans bildet: für das Werden eines Mannes.

Wie die Offiziere, voneinander getrennt, der Übermacht erliegen und, einer nach dem andern, den aufrechten Tod sterben, jeder seinen Tod, den sein Wesen und sein Schicksal ihm bestimmen, ist hier mit einer Größe geschildert, der kein zeitgenössisches Werk zu vergleichen ist. Und wie einer von ihnen an der Fülle des Unheils zum Führer wächst, wie das Mannestum seiner Seele aufblüht und er sich aus den Getreugebliebenen eine heroische Schar erzieht, mit der er dem Feinde entgegentritt und ihn bezwingt, wie er in seiner Tat erst wahrhaft wird, was er ist — das ist so gesagt, wie es nur jene höchste Kunst zu sagen vermag, die reinste Menschlichkeit ist und die uns das Geheimnis unsres Menschwerdens erschütternd offenbart. V.

Luise von Preußen. Fürstin Anton Radziwill. Fünfundvierzig Jahre aus meinem Leben, 1770—1815. Herausgegeben von Fürstin Radziwill, geb. v. Castellane. Aus dem Französischen übertragen von E. v. Kraatz. (Braunschweig. George Westermann.)

Private Aufzeichnungen und Notizen hervorragender Persönlichkeiten werfen oft hellere und ehrlichere Schlaglichter in eine Geschichtsepoche als offizielle Schriftstücke oder gar parteiliche Geschichtsbearbeitungen für die Schule. Das wird bei diesem interessanten Werke wieder klar, welches — wenn auch vielfach nur Persönliches oder Familienleben berührend doch ein Spiegelbild jener Zeit ist. Jener großen Zeit, die da durch eine hochgemute Frauenfee zu uns spricht. Besonders Erzählungen und Bemerkungen, die sich auf Napoleon beziehen, versetzen uns in Spannung und Erregung. Es ist manches völlige Neue dabei. Das deutsche Buch, das uns seltsamerweise auf den Umweg über Frankreich kommt, ist mit historischen Bildern, teils intimer Art, wertvoll geschmückt.

Auf richtiger Fährte. Ein Kriminalroman zum Raubmorde von Dobl von H. Berthier. (Graz. Im Selbstverlag der „Kleinen Zeitung".)

Vorausgesetzt ein bißchen Sherlock Holmes-Talent, würde ich versuchen, dem Verfasser auf die Spur zu kommen. Mein Verdacht ist, daß der Name H. Berthier eine Maske ist, die entweder aus Bescheidenheit oder aus bösem Gewissen gewählt wurde. Der Mann weiß in gewissen Kreisen von Graz und der Steiermark so gut Bescheid, daß er nicht weit her sein kann. Da hat er einen Kriminalroman geschrieben über den Mord von Dobl. Der vor ein paar

Herbst.

Abschied nehmen will die Sonne
Ehe Nebel sie verhüllen,
Ehe rauhe Winterstürme
Über öde Flächen brüllen.
Abschied nehmen, eh' die Menschen
Sich in enge Kammern schließen.
Abschied nehmen! — Und die Erde
Selber einmal noch genießen!

Farben steigen aus der Scholle. —
Aus der sommerdürren Wiese,
Aus dem Acker, aus dem Walde
Wird ein Traum vom Paradiese.
Und die tausend Wunderfarben
Leuchten auf in meinem Garten.
Traun — er liegt im Paradiese —
Was soll ich von ihm erwarten?

Und es kam ... — Ich stand ergriffen
Keine Worte fand mein Glück.
Nun mag's ruhig Winter werden;
Ich hab' erlebt und denk' zurück!

Karl Mayer-Freinberg.

Lustige Zeitung.

Der Protz auf Reisen. „Du trinkst zu Hause doch stets Wein, und hier in dem ausgesprochenen Weinlande trinkst du Bier?" — „Na gerade deswegen. Hier ist eben das Bier teurer." („Meggendorfer.")

Die vom Stadtmagistrat N. erlassene „Badeordnung" enthält folgende Bestimmung: § 6. Das Betreten des Frauenbades ist nur Frauen und Mädchen gestattet. Die Badediener gelten als Frauen im Sinne dieser Vorschrift. („Jugend.")

Erkannt. Jüngst fuhr ich mit dem Auto durch das kleine Fürstentum R. Auf der schmalen Landstraße kamen wir an einen Bauernwagen heran, dessen Lenker trotz unserem Signale keinen Zoll zur Seite hielt, so daß wir nicht vorfahren konnten.

Endlich riß mir die Geduld. Ich erhob mich im Wagen und schrie wütend den tauben Kerl an: „Soll ich dir ein paar um die Löffel hauen, du Schweinehund?! Kusch dich! und halt dich nach rechts, sonst fahr' ich dir die Gedärm aus dem Leib, du Bauernlümmel, du dreckiger!"

Da zieht das Bäuerle den Hut: „Himmeli! Dos ischt jo da Prinz Auguscht! . . . . ." und der Wagen kippt in den Straßengraben. („Muskete.")

Verschiedene Auffassung. A.: „Sie waren ja gestern im Bauerntheater, was haben sie denn gegeben?" — B.: „Zwei Kronen habe ich gegeben." — A.: „Ich meine, was für ein Stück haben sie gegeben?" — B.: „Ein Zehnkronenstück, 8 Kronen bekam ich zurück." — A.: „Ich frage, was die Schauspieler gegeben haben?" — B.: „Die Schauspieler haben nichts gegeben, die sind umsonst hineingegangen." — A.: „War es schön?" — B.: „Als ich hineinging, war es schön, beim Heimweg hat es geregnet." („Guckkasten."



Allerseelen. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. A. Bonz & Comp. 1912.)

Ein ernstes, ein schier betrübtes Buch. Der vierundsiebzigjährige Greis fährt langsam im Lande umher, um noch einmal die Stätten seines jungen Lebens zu besuchen, die Gräber von Freunden und Bekannten. Wohl in plaudersamer Weise weiß er von vergangenen Zeiten und Menschen zu erzählen, aber nicht mehr

Buch. Der von Liebe zum Gegenstand durchwärmte Text, der uns über Gegend, Volksleben, Sage und Geschichte plaudersam unterrichtet, wird begleitet von über 300 ausgezeichneten photographischen Ansichten der Ortschaften, Ruinen, Schlösser, Kirchen und Klöster, verschiedenerlei Baulichkeiten und Kunstsachen. Der Strom selbst mit seinen Dampfern und Strandbildern deutet schon auch die Schönheit der weiteren Umgebung an. — Derselbe Verlag gibt gleichzeitig eine von Josef Wichner ausgewählte Sammlung heraus, Gedichte, mit denen unsere Dichter die „Goldene Wachau“ besungen haben. Diese beiden Werke zusammen führen uns trefflich ein in das Natur-, als auch in das uralte Kulturleben dieser Landschaft; sie werden viele Leser anregen, die goldene Wachau von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Tagebuch eines bösen Buben. (München. Delphin-Verlag.)

Ein Buch voll prächtigem Humor und reich an grotesk-komischen Übertreibungen, wie sie der amerikanischen Komik eigentümlich sind. Der Held ist ein unvergleichlicher Lausbub, in der Denkweise seinen europäischen Brüdern ebenbürtig, in der Wirkung aber sie weit überholend. Schorschi Hacker heißt das Ungetüm und schon der Name deutet seine Blutsverwandtschaft mit Gleichgesinnten an der Donau, am Rhein, an der Elbe an. — J. Botstiber übersetzte das launige Tagebuch in einer ganz vorzüglichen Art und Weise und Eugen Oßwald zeichnete dazu sehr niedliche Bilder. „Der böse Bub“ wird bald Heimatsrechte im alten Europa erworben haben!

Mein Leben und Streben. Selbstbiographie von Karl May. Neu herausgegeben von Klara May. (Freiburg i. B. Friedrich Ernst Fehsenfeld.)

Die erste Auflage der Selbstbiographie, die jetzt neu durchgesehen vorliegt, wurde seinerzeit im „Heimgarten“ besprochen. Der vielgeliebte und vielbekämpfte Verfasser ist seitdem gestorben, aber das „May-Problem“ wird nach wie vor eifrig erörtert, und was in diesem Buche eingestanden und erklärt wird, scheint wohl geeignet, manche Übertreibungen auf ein vernünftiges Maß zurückzuschrauben und manches menschlich verständlich zu machen. Jedenfalls gehört „Mein Leben und Streben“ zu den interessanten Publikationen Karl Mays.

Der deutsche Himmel. Von Max Bewer. (Leipzig. Goethe-Verlag.)

Alle Sterne am deutschen Geisteshimmel stehen in diesem Buch vereinigt! Es enthält des Verfassers in Frankfurt und Köln preisgekrönte Gedichte auf Goethe und Schiller; ebenso lesenswerte auf Beethoven, Johann Sebastian Bach, Mozart, die Königin Louise, Friedrich den Großen, Richard Wagner, Bismarck, Moltke, Zeppelin, Karl Maria v. Weber, Eichendorff, Hölderlin, Wilhelm Hauff, Fritz Reuter, kurz alle guten Geister, die unser Volk hervorgebracht. Den Schluß bilden Gedichte auf die Schönheit der deutschen Sprache selbst und ein Mahnlied an die Deutschen im Ausland. Trotz der guten Ausstattung ist der Preis des gedankenvollen Buches nur eine Mark, so daß es durch nationale Vereine eine große, segensreiche Volksverbreitung finden könnte und sollte.

Die Frau comme il faut. Ein Führer für junge Mädchen — Ein Ratgeber für jede Frau von Natalie Bruck-Auffenberg. Einband und Buchschmuck von Paul Telemann. 4. Auflage. (Berlin. J. Gnadenfeld & Co.)

Seinen Zweck, der modernen Frau ein sicherer Ratgeber für Sitten und Benehmen zu sein, in hervorragender Weise zu erfüllen, ist es wie kein zweites Buch berufen. Eine tiefe Lebenserfahrung spricht aus den Zeilen, die in den Umwälzungen, die Lebensweise und Anschauungen im modernen Frauenleben erfahren, einen zuverlässigen Leitfaden bilden wollen. In dem heutigen Schwanken der Begriffe über die Frau ist solch ein Buch von großem Wert; herausgewachsen aus reicher Kenntnis von Frauenleben und Frauenwollen, schärft es Blick und Gefühl für das, was nur unbeständige und verwerfliche Tagesmode ist, und was bleibende Errungenschaften sind.

Das Buch wird sich also sicher viele Freundinnen erwerben, wozu die hochelegante, zeitgemäße Ausstattung nicht wenig beitragen wird. V.

Büchereinlauf.

Die Schwestern. Von Ernst Wichert. Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Band 37. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Lassalle. Ein Leben für Freiheit und Liebe. Geschichtlicher Roman von Alfred Schirokauer. Mit 49 Reproduktionen zeitgenössischer Bilder, Porträts, Urkunden, Briefe u. s. w. (Berlin. Richard Bong.)

Sonntaler Leut'. Skizzen aus dem mährischen Weberleben von Marie Melde. (Berlin-Friedenau. Verlag des Bureau Karl Fischer.)

Vaters Mühle. Erinnerungen von A. Feierfeil. (Wien. Verlag des „Allgemeinen Mühlenmarkt“.)

Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Prosa und Poesie. (Hamburg-Großborstel. Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Jahren in unserem Land so große Aufregung verursacht hat, weil man so viele Verdächtige einfing, während der Mörder entkam. Da lebte nun in Wien ein reicher Mann, der aus Sportlust Detektiv ward und sich besonders für den Raubmord in Dobl innerte. Um den Mördern auf die Spur zu kommen, verstellte er sich in einen Pferdeknecht, stand bei einem Wirt in Dobl in den Dienst ein und betrieb dabei mit größtem Scharfsinn die Entdeckung der Verbrecher. Aber während er dieser schweren Aufgabe nachging, hatte er noch eine schwerere zu überwinden, nämlich daß er selbst als Detektiv unentdeckt bleibe. Das ist denn auch der Schwerpunkt der Erzählung, der uns am meisten fesselt, während die Nachforschungen des „Pferdeknechtes" teils mit Absicht verhüllt, teils sonst so verworren sind, daß man ihnen nur mit Anstrengung folgen kann. Ob schließlich die Mörder entdeckt werden, oder wie es dabei zugeht, das ist ja das Geheimnis, weswegen der Roman gelesen werden soll.

Im Landvolke weiß „Berthier" gut Bescheid, besonders, was die äußere derbe Art des Lebens und des Umgangs angeht. Seelisch dringt es nur so tief ein, als es findig für seinen Zweck nötig ist. Liebe und Haß, die dabei mitspielen, sind romanhaft. Hoch steht der literarische Wert des Romans nicht. Sherlock Holmes-Romane mögen wohl für Polizeileute eine ersprießliche Lektüre sein, für gebildete Leserkreise auch eine anregende; für das Volk weniger. Deshalb wundert es mich gerade von diesem Verlag, daß er dieses Buch seinem Leserkreis in die Hand gegeben hat.

Judas. Drama in drei Akten von Georg von der Gabelentz. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Ein „Lesedrama" ist „Judas" nicht. Manche behaupten, es sei bühnenwirksam; aber ich wage selbst, daran zu zweifeln. — Judas, ein unsteter, zerfahrener Kopf, schwärmt in heller Begeisterung für ein irdisches Königreich Jesu; er sieht ein neues Sion erstehen, höchst weltlich, aus Kampf und Blut, und entfacht in dunklen Gassen des Volkes Leidenschaften. Die Eifersucht versetzt seiner Jesus-Schwärmerei den ersten Stoß: als ihm die leidenschaftliche Maria von Magdala, von Jesu Seelengröße überwältigt, in visionärer Verzückung entsagt. Aber sein heißer Königsglaube rettet ihn wieder empor. Mehr und mehr jedoch sieht er sich in seinen Träumen von Weltruhm und Macht getäuscht, widerlegt, gebeugt durch Johannes, die ewige Milde, die Verkörperung gleichsam von Licht, Frieden und Güte. Und bald führt keine Brücke mehr von ihm zum Meister. Sein „Verrat" nun wurzelt nicht in Gemeinheit, entrankt vielmehr dem (freilich seichten) Glauben, er werde seinen Herrn dadurch zur Entfaltung der menschlichen Königsmacht zwingen. Von der Wirkung seiner Tat erschüttert, ein letztes Mal geschüttelt vom ewigen Trotz, nimmt er Gift. — Jedenfalls verdient das Drama literarisches Interesse. Denn es ist immerhin ein ernst zu nehmender, ja vielfach neuartiger Beitrag zur Gestaltung des schon vielfach behandelten Stoffes, der immer wieder zum Schaffen reizt. K. D. Z.

Das Wunder. Ein Volksstück aus Kärnten in vier Akten. Von M. Brücken. (Graz. Kom.-Verlag August Seeligs Nachf.)

Das von den vereinigten Grazer Bühnen bereits zur Aufführung angenommene Stück wurde von der Zensur verboten. Warum das geschah, ist mir nicht ganz klar. Eine Landstreicherin namens Lena schreckt nachts ein paar Kinder und einen Schwachsinnigen, die sie für die Madonna halten, und da beabsichtigen einige Spekulanten, daraus Kapital zu schlagen und den Ort zu einen Gnadenort zu stempeln. Außerdem spielt noch eine zweite Handlung herein: der Gegensatz zwischen dem Grundbesitzerssohn Ulrich Höflinger, der Maler wurde, und den Dörflern, die seine geänderte Welt- und Lebensauffassung nicht verstehen können. Die Verbindung dieser Tatsache mit dem falschen Wunder führt schließlich zu einer sehr dramatischen Katastrophe. — Das Volksstück besitzt gewiß Bühnenkraft, wenn auch die Sprache hie und da natürlicher, das heißt: volkstümlicher, sein könnte. Es geißelt die Borniertheit und die Verquickung der Religion mit dem Geschäft, ohne das Kind mit dem Bad auszugießen.

Ich glaube, „Das Wunder", falls es von der Zensur freigegeben würde, hätte das Zeug in sich, eine starke äußere Wirkung zu erzielen, ohne dabei echte religiöse Gefühle zu verletzen. V. E. S.

Die Wachau in Wort und Bild. Photographisch aufgenommen und herausgegeben von Martin Gerlach. Text von Josef Wichner. Einleitungsgedicht von Hermann Hango. (Wien. Gerlach & Wiedling.)

Die Donau im Österreicherland! Der Rhein wetteifert mit ihr an Schönheit der Landschaft, am Malerischen der Ortschaften, an der Größe der Geschichte, an Güte des Weines. Aber der Rhein wird allmählich den Kürzeren ziehen. Nur den Weltverkehr hat er jetzt voraus und daher kommt es, daß er berühmter ist als die Donau. Schönere Gegenden durchzieht er nicht, der deutsche Rhein, als die deutsche Donau zwischen Passau und Wien. Der allerschönste Teil aber ist so ungefähr von Grein bis zum Kahlenberg bei Wien. Diese Landschaft heißt die Wachau, die goldene Wachau; von Wien aus und in sie hinein und durch sie hinan führt uns dieses



Der Golfstrom.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Kein europäischer Staat vermochte seine Bürger selbst zu ernähren. Deutschland zählte hundert, Österreich neunzig und England siebzig Millionen Einwohner, die das verzehrten, was Australier, Kanadianer und Inder säten und ernteten. Europa glich einem überfüllten Bienenkorb, in dem eine Biene die andere belästigte — und es bot sich keine Möglichkeit, neuen, für die Industrie geeigneten Raum zu gewinnen, denn die dafür günstigen Gebiete waren schon aufgeteilt. Und von den Erträgnissen der Industrie lebte alles. Doch nach wie vor lobte das Großkapital den zweifelhaften Übervölkerungssegen, weil dieser immer noch verhältnismäßig billige Arbeiter lieferte, die lieber vor Hochöfen rösteten, als sich in der Landwirtschaft zu betätigen.

Frankreich mit seiner geringen Volkszahl wäre ein Eldorado gewesen, hätten sich die Franzosen nicht das Arbeiten abgewöhnt; jeder Franzose bezog aus den Ersparnissen seiner Vorfahren Renten und genoß das Leben als Gläubiger der halben Welt, die für ihn werkte und schuftete. So war Frankreich der Staat der Geldgeber, der Couponabschneider und Zinseneinstreicher geworden und die Pariser Börse dirigierte mit Golddrähten das Hasten und Treiben ihrer über die fünf Weltteile verstreuten Schuldner.

Biblisches Lesebuch. Herausgegeben von Oskar Ostermai, Dr Hermann Tögel und Lic. theol. Artur Neuberg. (Leipzig. Julius Klinkhardt. 1911.)

Erzherzog Johanns Tagebuchaufzeichnungen von seinem Aufenthalte im Kurorte Rohitsch-Sauerbrunn und über seine Reisen in Untersteiermark aus den Jahren 1810, 1811 und 1812. Eingeleitet und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit 4 Abbildungen nach gleichzeitiger Aufnahme des Malers Karl Ruß. (Graz. „Leykam.")

Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers von 1812—1813 und über seine späteren Staatsdienste bis 1848. Herausgegeben von Burghard Freiherrn v. Cramen. (Braunschweig. Georg Westermann.)

Der letzte Moralist. Vierzeiler von W. G. Hoeper. (Im Xenien-Verlag zu Leipzig.)

Die Katastrophe unserer Kultur. Die hinterlassenen Memoiren eines modernen Menschen. Eingeleitet und herausgegeben von A. Halbert. (Leipzig. Theodor Gerstenberg.)

Wanderblätter. Gedichte von Hermann Fritz Neumann. (München. Eugen Rentsch.)

Der deutsche Sozialismus. Von Dr. Ferdinand Hölzl. (Graz. Verlag Politischer Verein „Deutscher Arbeitnehmer für die Alpenländer", Raubergasse 13.)

Der Gott-Finder. Die Lehre von Gott und die Philosophie der Erlösung. Religionsphilosophische Betrachtungen von N. N. (Bad Schmiedeberg und Leipzig. F. E. Baumann.)

Vom Zuge der Menschheit. I. Teil. Die logische Konstruktion des Hauptproblems der Metaphysik von Fritz Fidler. (Hamburg. C. Erich, Behrens Verlag.)

Das Erler Passionsbuch für 1912. Von Anton Dörrer. Vierte, verbesserte Auflage. Eigentum der Passionsspielgesellschaft Erl in Tirol. (Kommissionsverlag der Kinderfreund-Anstalt in Innsbruck.)

Von schwäbischer Scholle. Kalender für schwäbische Literatur und Kunst. 1913. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Aus Deutsch-Landsbergs Vergangenheit. Von Dr. Wilhelm Knaffl. Mit mehreren Abbildungen. (Graz. Kommissionsverlag der Buchhandlung „Leykam".)

Jahrbuch der Erfindungen. 12. Jahrgang. Von Hans Elden. (Leipzig, Wien, Teschen. Karl Prohaska.)

Chemische Experimente für Knaben. Herausgegeben von Dr. H. L. Fulda. 1. Bändchen. (Ravensberg. Otto Maier.)

Blutreinigung und ihre Bedeutung für den Gesunden wie Kranken. Ein Reformbuch, Laien und Ärzten zubestimmt. Mit einem Anhange: „Über Geisteserneuerung (höhergeistiges Innenleben) und deren Wichtigkeit für die leibliche Gesundheit." Von Dr. Norbert Grabowsky. (Leipzig. Max Spohr.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke z. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Postkarten des „Heimgarten"

„Gr. Volksblatt". Sie setzen Zweifel in unsere Postkartennotiz, Seite 959, über ein Gerücht, betreffend den eucharistischen Kongreß und fordern uns auf, Namen zu nennen. Nun wissen Sie zwar recht gut, daß zu den unerläßlichsten Eigenschaften eines Redakteurs die Diskretion gehört. Jene Mitteilung ist durchaus keine leichtfertige Erfindung von uns; wir verdanken sie einer hochgeschätzten Persönlichkeit, die sie uns mit derselben Reserve machte, mit der wir sie ausdrücklich gebracht haben. Wir sahen keinen Grund, ein Gerücht zu verschweigen, das in Wien schon seit Monaten umgeht — und es wäre das Wirkungsvollste, wenn ihm von maßgebender Seite entgegengetreten würde, falls es unrichtig ist.

Eduard G. in Triest. Sie versichern, ein eifriger Leser des „Heimgarten" zu sein und senden deshalb (!) einen Beitrag. Wenn Sie den „Heimgarten" wirklich so eifrig lesen, müssen Sie wissen, erstens daß sich Ihr verworrenes Märchen für ihn durchaus nicht eignet, und zweitens daß allen Einsendungen Rückporto beizuschließen ist. Wie oft sollen wir das noch wiederholen?

„Lyriker" in Breslau. Lyrische Gedichte müssen schon sehr schön sein, um schön zu sein!

Grübler. Sie haben nur teilweise Recht, denn das Original lautet: „Bürgerstolz vor Königsthronen", aber wir stimmen Ihnen bei, daß ein „Bürgerprotz vor Königsthronen" häufiger zu beobachten ist.

Berichtigung. Auf Seite 956 des Septemberheftes soll es statt „Karl Reiter" richtig „Karl Reiterer" heißen.

(Geschlossen am 20. September 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

auszuführen, für die sich die auf höherer Kulturstufe stehenden Inländer zu gut und zu fein dünkten, so zog das Großkapital systematisch billige, rassenfremde Elemente vom Balkan, aus Afrika und sogar aus China heran, die sich niederließen, ansiedelten, naturalisierten und durch Vermischung mit der ansässigen Bevölkerung die tüchtigen germanischen und romanischen Rassen verdarben. —

Das war das Europa, das von Amerika eingeladen wurde, die Eröffnung des neuen Panamakanals mitzufeiern: übervölkert, durch einen sinnlosen Luxus geschwächt, durch eine doktrinäre Demokratie irregeleitet, dabei stolz auf seine fragwürdigen Errungenschaften, beraubt jener gesunden Landwirtschaft, die durch Jahrhunderte ein vorzügliches Menschenmaterial, das die Städte immer wieder ruinierten, geliefert hatte, und ohne Widerstandsfähigkeit gegen wirkliche Unglücksfälle. Gleichwohl rühmte es sich, mit seiner Kultur beispielgebend voranzuschreiten und der Welt Gesetze vorzuschreiben, während es, innerlich hohl und morsch, in den Fugen krachte und beim ersten kräftigen Anstoß von außen in sich zusammenzurasseln drohte, ein übertriebenes Gebilde, der Vernichtung geweiht.

III. Das junge Amerika.

Aber schon war Europas Erbe geboren und dehnte sich und reckte sich und lauerte, die Erbschaft anzutreten: Amerika.

Während Europa in kleinlichen Zänkereien aufging, Frankreich um Elsaß-Lothringen trauerte, als hinge von diesen Provinzen seine Existenz ab, und England von dem Wahn befangen war, Deutschland passe bloß listig auf die erstbeste Gelegenheit, das Inselreich mit seiner stattlichen See- und Luftflotte zu überfallen und Länder zu verwüsten, schritt die Union von Triumph zu Triumph. Zuerst überwand sie Japan, das schon ganz Asien als seine rechtmäßiges Eigentum betrachtete, dann das wieder monarchisch regierte China in dem blutigsten Krieg, den die Weltgeschichte zu verzeichnen hatte; in der Folge führte sie, nicht ohne damit auf eine erbitterte Opposition zu stoßen, die allgemeine Wehrpflicht ein, und auf diese Weise gerüstet und vorbereitet, konnten die Vereinigten Staaten unter Führung Theodor Roosevelts, des unermüdlichen Streiters, daran denken, ihre Weltmission zu erfüllen. „Amerika den Amerikanern", hatte Monroe gerufen, den „Amerikanern die ganze Welt!" erklärte Roosevelt, dessen Energie auch im Greis noch ungebrochen war, und der die Union der papierenen demokratischen Verfassung zum Trotz wie ein Tyrann beherrschte.

Alle Gefahren und Schäden, die Europa schwächten und den Erdteil, der während zweier Jahrtausende den Ton angegeben hatte, von seiner ragenden Höhe herabstürzen mußten, waren den Vereinigten Staaten so gut wie fremd. Kein Feind bedrohte ihre Lebensinteressen

Das Proletariat wagte einen Generalstreik, um die Verhältnisse von Grund auf zu ändern und nach dem Muster des politischen auch das Wirtschaftsleben zu demokratisieren, was nur durch die Abschaffung des Privatkapitals geschehen konnte, aber der imposante Streik endete kläglich, weil der Stillstand der Maschinen Elend und Hungersnot nach sich zog, worunter zuerst die Proletarier litten.

Ganz Europa qualmte, Fabriksschlot rauchte neben Fabriksschlot und aus den Hochöfen und Werkstätten kamen jene Exportprodukte, die ungeheure Reichtümer ins Land brachten, so daß Luxus und Üppigkeit ins Maßlose stiegen, aber nicht nur diese Übel, sondern auch Nervosität, Neurasthenie, Hysterie, der Lebensüberdruß und die Blasiertheit. Die Zahl der Selbstmorde war erschreckend groß und die Irrenhäuser faßten kaum die Menge, die dort untergebracht werden sollte.

Der Überschwang in der Lebenshaltung auch in den breiten Massen des Volkes erreichte einen besorgniserregenden Grad, die Verweichlichung demoralisierte die Menschen, und mit Bangen sahen die wahren Volksfreunde dem Tag entgegen, da diese blutarmen, wehleidigen und vergnügungsdurstigen Geschöpfe durch die eherne Notwendigkeit gezwungen würden, zu den Waffen zu greifen und auf blutiger Walstatt selbstaufopfernd und zäh das gefährdete Vaterland zu verteidigen. Unmöglich konnte die laue Friedenszeit, trotz der allgemeinen Friedenssehnsucht, ewig währen, davon waren auch die rosigsten Idealisten überzeugt, und mancher in ihren Reihen, zweifelnd an der Güte seiner Bestrebungen, seufzte, wenn er die Verhältnisse überschaute, und sehnte sich zeitweilig sogar nach grausamen Schlachten, nach der stählernen Zuchtrute des Krieges, die allein noch imstande schien, die sechshundert Millionen entarteter Europäer zu Männern zu peitschen.

Vergebens hatte Wilhelm II. seine warnende Stimme erhoben und zu Einfachheit, Selbstzucht und Gediegenheit gemahnt, man nannte ihn unmodern, einen lebensfremden Bußprediger, einen romantischen Asketen und späten Schüler Rousseaus, und kümmerte sich weiter nicht um ihn. Andere, die behaupteten, die technischen Fortschritte hätten keineswegs das Glück der Menschheit erhöht, wurden ausgelacht und die Witzblätter empfahlen ihnen, sich einen Platz in einer Idiotenanstalt zu sichern, wohin sie gehörten.

Brausend und unheilverkündend raste die Entwicklung ins Dunkle, und erst als es keine Rettung mehr gab, gedachte man wimmernd der Propheten, die das Elend vorausgesagt hatten — ein Elend freilich, das der phantasiereichste Kopf auszumalen sich niemals unterfangen konnte.

Ein besonders schmerzliches Symptom des allgemeinen Verfalls war die Rassenverschlechterung Europas. Da die Industrie eine Unsumme von Kräften benötigte, um die gröbsten und beschwerlichsten Arbeiten

China strich seine Flagge vor einer Handvoll Soldaten, die übers Meer kamen, um für einen Gesandtenmord Rache zu nehmen. Seit je löst der Westen den Osten ab und jetzt ist Amerika der Westen. Es gibt ein Weltgesetz und eine Entwicklung, die sich durchsetzt."

Unter solchen Voraussetzungen durfte es William Sanders wagen, an die Verwirklichung eines Projektes zu schreiten, das niemand außer der deutsche Gelehrte Doktor Hans Prem ahnte.

IV. Doktor Prems Ahnung.

Das kaiserliche Auto fuhr eilends über die Linden, ununterbrochen ließ der Chauffeur die Sirene singen und die Schutzleute hoben warnend ihre Stäbchen, daß der Verkehr stockte und der weißlackierte, elegante Kraftwagen freie Bahn bekam. —

Berlin, die menschenüberfüllte und größte Stadt des Kontinents seit Paris im Wettstreit unterlegen war, hatte sich staunenswert entwickelt, wenn man auch besonders in Süddeutschland, und hier vor allem in Bayern, mit Recht darüber klagte, daß die Zentralisierung der Behörden und aller Institute von Kunst und Wissenschaft in der Reichshauptstadt das übrige Deutschland benachteilte. In dieser Beziehung war entschieden des Guten zu viel geschehen. Nicht nur die berühmte Wittenberger Schloßkirche hatten die Architekten in den Grunewald übertragen, sondern auch das Leipziger Reichsgericht, das Heidelberger Schloß und das germanische Museum in Nürnberg mußten ihren ursprünglichen Standort verlassen, um in die Metropole zu übersiedeln. Der Wahn, selbst Gebäude umzupflanzen, ging seinerzeit von Amerika aus, und da einige spleenige Milliardäre etliche italienische Palazzi gekauft hatten, die jetzt in Philadelphia und New-Orleans standen, so legte die Berliner Regierung, um Überraschungen vorzubeugen, ihre Hand selbstherrlich auf alle kulturell und historisch wertvollen Objekte, die sie dann ebenfalls dorthin brachte, wo sie gesichert schienen. Argusäugig wachte sie über die einzigartigen Schätze. War doch auch der Louvre in Gefahr gewesen, von Mister Morgan junior entführt zu werden, als Frankreich infolge des zehnten Pazifizierungszuges nach Marokko um jeden Preis billiges Geld zur Kriegsführung zu erhalten wünschte. Nur einem allgemeinen europäischen Protest gelang es damals, Morgans Absicht zu durchkreuzen — was jedoch nicht hinderte, daß in einer verhängnisvollen Nacht die Statue der Venus von Milo gestohlen wurde, die gleich der Mona Lisa spurlos verschwand. Entweder war sie das Opfer eines zerstörungswütigen Racheaktes geworden oder schmückte in zurückgezogener Heimlichkeit die Kunsthalle eines amerikanischen Krösus, der das Verbrechen anstiftete und honorierte.... Ebenso wurde erst im letzten Moment der Wiener Stephansturm gerettet, für den der Präsident des Bostoner

an den Grenzen, keine utopistische Sozialdemokratie unterwühlte den Boden, unter der Leitung eines genialen Mannes, in dessen Lexikon das Wort „unmöglich“ fehlte, und eines einsichtsvollen Kongresses, der alle Kräfte ausnützte, erfuhren sie wirtschaftlich und politisch einen wunderbaren Aufschwung. In der Schule, einer harten, aber den harten Mühen auch reichlich spendenden Natur zeigte die Union keine Spur von Erschlaffung, während zum Beispiel die Südstaaten Europas — Italien, Spanien und Portugal — in ihrem weichen Klima schmählich degenerierten. Sie nahm ihren Vorteil überall rücksichtslos wahr und legte ihre schwergepanzerte Faust skrupellos auf Kanada, als Altengland, durch die Wirren in Indien gebunden, zähneknirschend und nur mit diplomatischen Noten gegen die „Vergewaltigung“ protestierend zusehen mußte, wie diese herrliche Kolonie verloren ging. Grönland wurde gleichfalls einverleibt und die fortwährenden Unruhen und Präsidentenstreitigkeiten in Mexiko besiegelten auch dessen Untergang — die Unionstruppen zogen mit klingendem Spiel ein und annektierten das Land fast ohne Schwertstreich. Nur noch ein Schritt weiter — und Roosevelt tat den Schritt — und das Sternenbanner wehte auch über den Zwergstaaten Zentralamerikas, über Guatemala, Honduras, San Salvador, Nikaragua, Panama, das wegen der Kanalsphäre einen ungeheuren Wert erlangt hatte, und die westindischen Inseln fielen von selbst in den weitgeöffneten Rachen des nordamerikanischen Weltreiches, so daß es, doppelt so groß als Europa und mit zweihundert Millionen Einwohnern, ein gewaltiges Gebilde mit Raum und Bodenschätzen in Überfluß war und mit Recht auf seine Unüberwindlichkeit pochte. Auch die Unabhängigkeit Südamerikas war nur eine Frage der Zeit und schon die nächste Generation konnte das Schauspiel erleben, wie ein einziger Staat einen ganzen Kontinent umfaßte.

Wirtschaftlich erbrachten die ausgeweiteten Vereinigten Staaten durch die Anlage und Vollendung des neuen Panamakanals den Beweis, daß sie die Macht besaßen, alles und jedes durchzuführen, was sie sich vornahmen und daß sie den Beruf in sich fühlten, die Erdkugel rundum unter ihr Zepter zu beugen. Was Babylon, Memphis, Athen, Rom und die anderen Machtzentren der Vergangenheit nicht einmal im kleinen gewesen waren, das wurde Washington jetzt im großen: der Mittelpunkt der Welt.

Noch aber war die Bahn zu diesem traumhaften Endziel nicht frei, noch behauptete Europa, wenigstens der Form nach, seinen Platz als Nebenbuhler, und kleinmütige Amerikaner fürchteten, der winzige Erdteil mit seinen sechshundert Millionen Menschen würde sich aufraffen, um den wachsenden Konkurrenten jenseits des Ozeans niederzuringen. Aber Roosevelt lächelte fein: „Die große Zahl bedeutet nichts. Auch

menschlichen Verbrüderung gewesen sei. „Auf der Plattform des arbeitsfreudigen Fortschrittes begegneten sich die Nationen", hatte ein Reporter jubiliert.

Der Großadmiral aber erklärte: „Die Flottenschau war ein Menetekel für alle, die da meinen, Europa sei imstande, auch Amerika zu überwinden, wenn es nur wolle."

Der Kaiser nickte lebhaft: „Und halten Sie einen Überfall unserer Küsten durch die Union für möglich, für wahrscheinlich?"

„Kaum, Majestät. Unsere Küste ist gut geschützt, stark armiert, und es wäre für jedermann Selbstmord, sie anzugreifen. Die Vereinigten Staaten haben auch keinen ausreichenden Grund dazu — ihre Endziele liegen in einer ganz anderen Richtung."

„Das ist auch meine Ansicht. — Wenn ich Sie richtig verstand, lieber von der Glatz, so können Sie einige Bedenken, die in Ihnen aufstiegen, doch nicht unterdrücken. Oder irre ich mich?"

„Allgemeine Bedenken gegen eine Macht, die keinen Feind zu scheuen braucht und keinen scheut — und . . ."

„Und?" Wilhelm II. spielte mit einem silbernen Papiermesser, dessen Klinge er mechanisch an seinem Rockärmel blank rieb. „Und? Vollenden Sie! Ich bin gespannt."

„. . . und besondere Bedenken, die in mir eigentlich erst von einem jungen Gelehrten, der sich an Bord der ‚Deutschland' befand, rege gemacht wurden."

„Sie meinen den Geologen Doktor Prem?"

„Jawohl, Majestät."

„Welcher Art sind die Bedenken?"

„Doktor Prem bittet untertänigst, sie persönlich darlegen zu dürfen, und ich erlaube mir, seine Bitte ergebenst zu befürworten."

„Ist es denn so wichtig, was er zu sagen hat?"

„Allerdings, Majestät."

Der Kaiser zog die Uhr: „Dann, bitte, in einer Stunde. Bis dahin dürfte der Staatsrat beendet sein." —

Pünktlich zur festgesetzten Zeit dirigierte ein Adjutant den Großadmiral und den Geologen in das kaiserliche Arbeitskabinett. Hans Prem war ein wenig aufgeregt, plötzlich von Zweifeln ob der Richtigkeit seiner Warnungen, Beobachtungen und der Schlüsse, die er daraus zog, erfüllt, und nervös strichen seine Finger die Schläfen entlang, um seine innere Erregung zu meistern.

Der Kaiser befand sich in Begleitung des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohburg und der Staatssekretäre Mensart von Guggendorf, Brechtls und von Wichtenbergs. Die Anwesenden, vom Gegenstand der Audienz unterrichtet, erwarteten sichtbarlich neugierig die Darlegungen des Gelehrten.

Schweinefleischtrustes, ein gewisser J. A. Shluiderstone, ein gebürtiger Frankfurter, fünfhundert Millionen Dollar bar und in kurzfristigen Wechseln bot. Das österreichische Ministerium setzte alle Hebel in Bewegung, diese unglaubliche Schändung Wiens zu vereiteln und ließ den Dom, das Wahrzeichen der Stadt, Tag und Nacht militärisch bewachen, wodurch glücklicherweise der räuberische Überfall durch eine nordamerikanische Freibeuter-Luftflotte verhindert wurde, die in Lissabon lauerte und entschlossen gewesen war, den Turm heimtückisch abzutragen und nach Boston zu befördern. Die Kommune Wien, überschuldet und am Rand des Bankrottes, hätte die Kirche gern für eine namhafte Kaufsumme verschachert (der Magistrat und der Gemeinderat gehörten dazumal den liberalen und sozialdemokratischen Fraktionen) und der Papst zog sein Veto dagegen zurück, als ihm eine amerikanische Aktiengesellschaft die Wiederherstellung des patrimonium Petri garantierte. Doch, wie bereits erwähnt, verweigerte die österreichische Regierung ihre Zustimmung zu dem materiell günstigen Handel und verhinderte den Geschäftsabschluß. —

Der Kaiser in seinem Automobil, den pompösen Adlerhelm auf dem Kopf, dankte aus dem Fond den Grüßen der Passanten nach rechts und links und beschäftigte sich schon in Gedanken mit dem Großadmiral von der Glatz, der um fünf Uhr ins Schloß zur Audienz befohlen war, um persönlich über die Einweihung des Panamakanals Bericht zu erstatten.

Wilhelm II. empfing den verdienten Seemann, der bei ihm persona grata war, in seinem Arbeitszimmer, und, eine Zigarre rauchend, hörte er seinem interessanten Vortrag zu, hie und da eine Frage einwerfend, wenn ihn etwas besonders fesselte.

„Bewährten sich die elektrischen Wilson-Flieger, Exzellenz? Es werden doch etliche davon bei der Parade gewesen sein.“

„Majestät, sie scheinen mir alle anderen an Schnelligkeit zu übertreffen, obschon kein Wettfliegen stattfand und ein Urteil schwer zu fällen ist.“

Der Kaiser hatte trotz seiner siebzig Jahre, die sein Haar und seinen Schnurrbart altersweiß färbten, nichts von seinem beweglichen Temperament eingebüßt, und sein scharfes Auge betrachtete während des Vortrages fest und hell von der Glatz, der voll von objektiver Bewunderung, freilich auch mit einem Unterton besorgter Vaterlandsliebe, die militärischen Machtmittel der Union schilderte, die an jenem bedeutungsreichen 1. Juli 1930 gewissermaßen schlagfertig und gefechtsbereit dem harrenden Europa ein „Hüte dich vor dem Ernstfall“ zugerufen hatten, wenn es wagen sollte, dem Tyrannenwillen Amerikas zu trotzen. In diesem Sinne beschrieb von der Glatz die Feier von Colon, die mehr war als eine friedsame Eröffnung des neuen Kanals, mochten auch die Friedensfreunde ausposaunen, daß das Fest ein Symptom der allgemeinen

Hier fühlte sich der Reichskanzler bemüßigt, seine erzwungene Aufmerksamkeit durch eine kluge Zwischenfrage zu beweisen: „Sind der Wissenschaft, der Geologie und Meteorologie, die Ursachen der Klimaschwankungen bekannt oder tappt sie im Dunkeln — wie so oft?"

„Mir sind fünf Hypothesen gegenwärtig, Durchlaucht", erklärte Doktor Prem mit einer leichten Verbeugung, „die ich aber nur flüchtig erwähnen will, da sie nur zum Teil in einem engeren Zusammenhang mit meinem Thema stehen. — Man hat bei der Dauer der Eiszeiten mit Jahreszahlen zu rechnen, die unser menschliches Fassungsvermögen übersteigen. Wer wäre imstande, sich eine Zeit von fünfmalhunderttausend Jahren anders als durch eine sechsstellige Ziffer vorzustellen, aber damit ist so gut wie nichts ausgedrückt. Unsere Lebensdauer ist das Höchstmaß dessen, was wir wirklich wahrnehmen und auffassen können. Und nun soll die Wissenschaft die Ursachen dieser die menschlichen Geisteskräfte übersteigenden Phänomene ergründen! Sie hat es versucht; und einige Forscher glauben, der Ellipsenlauf der Erde um die Sonne sei von Einfluß auf die wechselnden Kälte- und Tropenperioden. Ist das richtig, dann sind Kräfte tätig, auf die uns kein wie immer gearteter Einfluß zusteht. Aber die Theorie hat ihre schwachen Seiten. — Ferner konstatierte man eine zeitweilige Schwächung der Sonnenstrahlung, die gewiß nicht bedeutungslos ist, aber zu einer befriedigenden Erklärung aller Erscheinungen nicht ausreicht. Man sagt auch, die Schwankungen des Meeresniveaus bedingten ein Schwanken der Schneegrenze, und neuestens taucht die These auf, das einst vereiste Europa sei eine Hochebene mit bedeutenden Bergen gewesen, wodurch sich die Vereisung von selbst verstände. Das sind durchwegs Vermutungen, die erst unwiderleglicher Beweise bedürfen, damit sie uns überzeugen. — Worauf jedoch ich das größte, das allergrößte Gewicht lege, ist der Umstand, daß die Meeresströmungen auf die klimatischen Verhältnisse der von ihnen bespülten Küsten und Länder bedeutsam einwirken."

„Ah!" seufzte der Staatssekretär Mensart von Guggendorf, der vergaß, daß er als Ehrenpräsident der Akademie der Wissenschaften eigentlich zu einer regeren Anteilnahme verpflichtet war, und von Wichtenberg gähnte verstohlen, voll Angst, daß er sich unversehens in eine Sitzung der geographischen Gesellschaft verirrte.

„Ja!" bekräftigte Wilhelm II. Doktor Prems Ausführungen eifrig, „und zu den wichtigsten Meeresströmungen gehört der Golfstrom, nicht wahr?"

„Gerade von ihm wollte ich sprechen, Majestät."

Aufs höchste interessiert, ergriff der Kaiser nun selbst das Wort: „Der Golfstrom entsteht durch die Passatwinde, wie ja alle Meeresströmungen durch regelmäßig wehende Winde bedingt sind, er hat seinen

„Darf ich Sie bitten, Herr Doktor!“ Eine Handbewegung Wilhelms II. lud die Herren ein, Platz zu nehmen. Sie setzten sich in einem Halbkreis um den Kaiser und nur Doktor Prem blieb stehen.

Nach einer einleitenden Pause begann er: „Die Erde hat schätzungsweise vier Eiszeiten hinter sich . . .“

— Um Gotteswillen, dachte der Reichskanzler, das ist der echte, unverfälschte deutsche Professor, nur noch um ein gutes Stück gründlicher als seine gewöhnlichen Kollegen, die in der Regel erst mit Adam und Eva anfangen. Die Eiszeiten liegen aber, wenn ich mich vom Gymnasium her recht erinnere, sogar ein paar hunderttausend Jahre hinter der biblischen Schöpfungsgeschichte zurück! — Fürst Hohenlohburg rutschte auf seinem Polstersessel unruhig hin und her, da jedoch der Kaiser keinerlei Ungeduld verriet, so schickte er sich aufseufzend darein, für sich — unterdrückt — fluchend, daß er mit so etwas die Zeit vertrödeln müsse.

„Die Erde hat schätzungsweise vier Eiszeiten hinter sich“, sagte also Doktor Prem, „und wenn die Wissenschaft über die zwei älteren auch nur ungenügend unterrichtet ist, die Phänomene der beiden jüngeren sind ihr hinlänglich bekannt. Diese liefern uns viel anregendes Material, das weitgehende Schlußfolgerungen gestattet. Die sogenannte dritte, die Riß-Eiszeit, drückte in Mitteleuropa die Schneegrenze auf siebenhundert, ja stellenweise sogar auf vierhundertachtzig Meter über den Meeresspiegel herab, während diejenige, die vielleicht nur knappe Jahrtausende vor der geschichtlichen Gegenwart die Erde heimsuchte, von geringerer Intensität war. Diese — Würm-Eiszeit genannt — sah immerhin noch die Kuppen des Schwarzwaldes mit ewigem Schnee bedeckt, der östlich bis achthundertfünfzig, westlich bis sechshundertunddreißig Meter herabgereicht haben mag.“

Hier fiel ihm der Kaiser ins Wort: „Hatten damals die Ostseeprovinzen nicht das Klima Grönlands? Und ein Forscher versteigt sich meines Wissens zur Behauptung, daß fast ganz Norddeutschland mit einer Inlandeisdecke, deren Tiefe angeblich tausend Meter betrug, bedeckt war.“

„Gewiß, auch eine solche Periode ist feststellbar, doch zog ich diese dem organischen Leben absolut tödliche Epoche nicht in den Kreis meiner heutigen Betrachtungen, die mit Hinblick auf gegenwärtige Tatsachen durchaus praktischer Natur sind.“

„Ganz recht“, stimmte der Kaiser bei. „Fahren Sie fort.“

„Es ist keineswegs notwendig, anzunehmen, daß Jahrhunderttausende dazugehören, eine derartige Wandlung des Erdbildes herbeizuführen, denn schon in der historischen Zeit schwankten die Höhen zahlreicher Gletscherausläufer um hundert und mehr Meter, und es ist einwandfrei nachgewiesen, daß verhältnismäßig geringe Veränderungen in der Durchschnittstemperatur gleich bemerkenswerte Folgen haben können.“

Hier pausierte der Geologe, halb absichtlich, um den Eindruck seiner Mitteilung zu vertiefen, halb von einer begreiflichen Aufregung übermannt, doch drängte der Kaiser ungeduldig: „Ich bin gespannt — vollenden Sie!“

„Fachmänner sind nämlich der Ansicht, daß eine Beseitigung der Halbinsel Florida zur Folge haben müßte, daß der Golfstrom statt östlich gegen Europa hin zu verlaufen, Nordamerika entlang fließen und, die kalte Labradorströmung schwächend, die Vereinigten Staaten erwärmen würde, wie er bisher unseren Kontinent erwärmte.“

„Und?“

„Majestät, der Verlust des Golfstromes wäre gleichbedeutend mit einer neuerlichen Eiszeit für Europa.“

Wilhelm II. erhob sich: „Man denkt drüben ernstlich daran?“

„Jawohl.“

„Wer?“

„Roosevelt und William Sanders, der Schöpfer des Panamakanals — zwei Persönlichkeiten, die ihre Pläne auch auszuführen gewohnt sind.“

„Meine Herren“, der Kaiser beherrschte nur mühsam das Zittern seiner Stimme, „um dieser Katastrophe zu begegnen, muß Europa seine kleinlichen Händel vergessen und die Union mit allen Mitteln — mit allen Mitteln hindern, die Idee in die Tat umzusetzen.“

V. Doktor Sanders Idee.

Einige Wochen nach dem streng vertraulichen Vortrag, den Doktor Prem vor Kaiser Wilhelm und den höchsten Reichsbeamten gehalten hatte, veranlaßte Theodor Roosevelt den Chefingenieur William Sanders, dem der Kongreß inzwischen für „seine unbezahlbaren Verdienste um die Menschheit“ den ehrenden, eigens für ihn geschaffenen Titel eines „Unsterblichen der Union“ verlieh, mit seinem zweiten Plane, dessen Durchführung den Panamakanal in den Schatten stellen mußte, vor die breite Öffentlichkeit zu treten. Er tat dies in einer etwas marktschreierischen, aber nicht mehr ungewöhnlichen Art, indem er Millionen von Plakaten und Flugschriften, in denen für die Golfstromablenkung Propaganda gemacht wurde, drucken, affichieren und von Hand zu Hand verteilen ließ, so daß bald jeder Liftboy über die Segnungen des projektierten Unternehmens unterrichtet war. Doktor Prems Vermutungen trafen also das Richtige.

Sanders sprach zu seinen Landsleuten mit lapidaren Worten, wirkungsvoll, da er wußte, daß, wenn er das Volk dafür gewonnen habe, die gesetzgebende Körperschaft nicht nein sagen konnte! Unter anderem erklärte er: „Europa erhält durch den Golfstrom ein unverdientes Geschenk, worauf es keinen Anspruch hat — ein königliches Almosen auf Kosten

Ursprung in den heißen Südäquatorialströmungen, und sein Reservoir, sein Staubehälter ist der Golf von Mexiko. Seine Breite wechselt, beträgt bald vierzig, bald zweihundertfünfzig Kilometer, auch die Tiefe ist recht bedeutend und die Schnelligkeit erreicht hie und da die Geschwindigkeit von siebentausendfünfhundert Metern in der Stunde." Er lächelte: „Stimmt das, Doktor?"

„Genau! Eure Majestät sind vorzüglich unterrichtet."

„Und Nordeuropa verdankt angeblich dem Golfstrom ein Klima, das ohne ihn bedeutend rauher wäre!" schaltete der Reichskanzler ein, um damit seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Er war nicht der Mann, der sein Licht unter den Scheffel stellte.

„In der Tat — erreicht die Temperatur des Golfstromes doch achtundzwanzig Grade, ist also oft siebenmal wärmer als die durchschnittliche Temperatur des übrigen Meeres, und jeder Kubikzentimeter Wasser, der sich um einen Grad abkühlt, steigert dadurch die Wärme von dreitausend Kubikzentimetern Luft um drei Grade."

Diesmal staunten die Staatssekretäre im Verein mit dem Fürsten Hohenlohburg und zeigten dies durch Gebärden an. .

Der Kaiser aber kniff die Augenlider und seine Blicke kreuzten sich mit denen des jungen Gelehrten. „Wenn also der Golfstrom ausbliebe, angenommen, er bliebe aus oder änderte seine Richtung, was ja denkbar ist —"

Der Geologe hob seine Stimme wie ein Pastor, der die Nutzanwendung der Sonntagspredigt möglichst eindringlich zu Gehör bringen will: „. . . dann würde — wofür uns untrügliche Berechnungen bürgen — die mittlere Jahrestemperatur Eurapas um vier bis fünf Grade sinken, eine Schmälerung, die wahrscheinlich genügte, eine fünfte Eiszeit herbeizuführen."

Wilhelm II. nickte stumm.

Der Kanzler räusperte sich: „Außerordentlich, wirklich außerordentlich interessant, lieber Herr Doktor, aber ich weiß nicht . . ."

Hans Prem schloß seine Ausführungen, ohne den Fürsten Hohenlohburg und seine angefangene Frage weiter zu beachten: „Seit dem breiten Durchstich des Panamakanals mengt sich die gleichfalls warme Äquatorialgegenströmung des Stillen Ozeans, die bisher durch die zentralamerikanische Landenge gestaut wurde, mit dem Golfstrom und verstärkt ihn. Das nahm ich, wie ich Seiner Exzellenz dem Herrn Großadmiral sofort an Ort nnd Stelle mitteilte, mit eigenen Augen wahr — und es wundert mich nicht, daß geniale amerikanische Ingenieure auf die Idee kamen, bewußt noch einen zweiten Schritt zu tun und den ganzen Golfstrom, der in erster Linie Europa Nutzen bringt, ihrem Vaterlande dienstbar zu machen."

erzielen, auch die Nantucket-, Georges- und Neufundland-Bänke verschwinden müssen. Und nicht genug an dem, immer noch wäre der Ausgang zweifelhaft, wären wir — so hoffe ich — nicht außerdem entschlossen, durch eine steinerne Wehr von Cap Chudlight aus gegen Grönland hin die eisige Labradorströmung machtvoll in das zentrale Becken des Atlantischen Ozeans zu leiten. Dort schadet sie Amerika nicht.

Ich ahne, daß Kleinmütige, Leisetreter und Feiglinge, denen die Größe dieser Tat Schrecken einjagt, ein Lamento anstimmen und ein schlimmes Ende prophezeien werden, aber ich rufe ihnen zu: ‚Schweigt und laßt uns handeln!' Das ist das einzige, was wir von den Schwächlingen verlangen.

Und wir müssen handeln, ob wir wollen oder nicht, das Schicksal hat über unsere Köpfe weg entschieden, denn durch den Panamakanal fließt die Äquatorialgegenströmung zum Golfstrom und dieser neue Anstoß, von Westen kommend, drängt den Wärmespender noch weiter gegen Osten ab. Dieses Faktum, würden wir mit den Händen im Schoß indolent zusehen — was, so Gott will, nicht geschieht —, müßte das Klima Nordamerikas noch ungünstiger beeinflussen.

Doch auch diesem Mißgeschick werden wir mit einem besonderen steinernen Wall begegnen, wir errichten noch einen zweiten Damm, eine Zyklopenmauer, welche die Gegenströmung bricht, und das bedrohliche Unheil soll zum Himmelssegen werden. Dem Mutigen gehört die Welt und das Glück!

Was wollen wir also? Nichts weiter als die Abtragung Floridas, die Beseitigung dreier unbedeutender Untiefen und die Aufschüttung zweier Dämme. Wahrlich, ich sage euch, eine großartige Leistung, aber nicht zu groß für uns, die wir Erde, Luft und Wasser mit Harke und Spaten, mit Geist und Vernunft meistern werden. Wenn ihr Vertrauen in eure Kraft habt.

Doch da höre ich wieder Weichherzige und Memmen wimmern: ‚Wird Europa es dulden, daß man ihm seine Wärmflasche einfach wegnimmt?' Dagegen frage ich nur: ‚Hat der Bettler ein Recht auf den Cent, den wir in seinen Hut fallen lassen?' Ich kann ihm den Notpfennig hinwerfen, ich kann ihm die freiwillige Gabe auch vorenthalten — und auch der Golfstrom ist ein Geschenk, das man gibt oder weigert, je nach Belieben. Schon zu lange vergeudeten wir unsere Schätze. Jetzt ist es mit der Verschwendung genug. Wir brauchen unser Vermögen selbst, wir wollen es haben und erhalten.

Ihr sollt staunen, wie unsere geliebte Heimat unter den Segnungen der Wärme erblühen wird! Vorbei sind die mageren Jahre des Eises, des Schnees und der Winterkälte. Glaubt ihr etwa, daß Europa uns dafür mit Krieg heimsucht, wie ein Wegelagerer und Bandit, der dem friedlichen Wanderer die Uhr stiehlt, die dieser ihm nicht ohne Widerspruch

Amerikas. Statt aber dafür dankbar zu sein und seine Dankbarkeit zu beweisen, feindet es das Reich, über das das Sternenbanner weht, beständig an und tritt ihm allerorts brüsk und feindlich entgegen. Wir aber haben es satt, Unwürdige mit Wohltaten zu überhäufen.

Nur wenigen ist bekannt, daß wir unter der Breite New-Yorks kaum das Klima von Berlin haben und könnten doch das Neapels besitzen. Warum? Diese Frage warf schon vor vierzig Jahren der deutsche Gelehrte M. W. Meyer, mit dem Gedanken allerdings bloß spielend, auf, und er nannte sogar die Mittel, mit denen man die Ungerechtigkeit der Natur beseitigen könnte. Meyer schlug — fast ironisch, weil er an unsere Energie doch nicht glaubte — vor, die Halbinsel Florida abzugraben, die den Golfstrom, der ehemals bedeutsamerweise der ‚Floridastrom' hieß, in seinem rein nördlichen Lauf hemmt und gegen Osten lenkt. In der Hauptsache hat Wilhelm Meyer recht, denn ungefähr beim vierzigsten Grad nördlicher Breite biegt der Golfstrom europawärts ab, um, in etliche Arme geteilt, Skandinavien, Großbritannien und das Festland zu beglücken. Dazu treibt ihn das vorspringende Florida an.

Keinesfalls wollen wir außeracht lassen, daß auch die zwischen Labrador und Grönland südlich gerichtete Labradorströmung seine Richtung merkbar beeinflußt. Ferner müssen wir noch ein drittes Moment, das unsere Benachteilung bedingt, im Auge behalten: Die Nantucket-, Georges- und Neufundland-Bänke! Auch sie üben einen verhängnisvollen Druck auf den Golfstrom aus, einen Druck, dem er nur allzu willig nachgibt, um, gewissermaßen gekränkt, den Gestaden der ungastlichen Union den Rücken zu kehren, um die ‚alte' — richtiger ausgedrückt: die ‚alternde Welt' zu segnen.

Wir aber, wie schon gesagt, sind nicht länger mehr gesonnen, Hungerleider mit Guttaten zu überschütten. Unsere Langmut ist aufgebraucht und wir fordern entschieden zurück, was uns gehört. Das sind wir der eigenen Zukunft, der Zukunft der ruhmwürdigen Union und unserer Kinder schuldig.

Man könnte fragen, wieso wir erst heute dazu gelangen, den Anspruch auf diese Wärmemassen geltend zu machen, und warum wir nicht schon früher unser gutes Recht vertraten und einer frechen Übervorteilung Halt geboten. Die Antwort darauf kann sich jedermann, der die Wahrheit sucht und kein Idiot ist, selbst geben. Die Eliminierung einer ganzen Halbinsel ist kein Kinderspiel und es mußte vorher eine Generation gleich der unsrigen erstehen, die persönlich, technisch und kapitalistisch den enormen Mühen eines solchen Werkes gewachsen erscheint. Gewaltige Schwierigkeiten harren unser! Ja, wenn es nur mit Florida allein sein Bewenden hätte! Wir dürfen die Hindernisse, die sich auftürmen werden, nicht unterschätzen, und so füge ich in einem Atemzug hinzu, daß, um einen vollen Erfolg zu

rechte Vorstellung von dem Geplanten hatten, besprachen die Durchführbarkeit des Projektes und das große Wort führten mit Vorliebe Individuen, die „Golfstrom“ mit „Goldstrom“ identifizierten und aus der Begeisterung Kapital für sich schlugen. Das beste Geschäft bei diesen Massenaufzügen machte in dem Rummel die Gilde der Taschendiebe, welche während der Abstimmungen für und wider den Sanderschen Vorschlag ihre langen und geübten Finger in den Taschen fremder Röcke und Beinkleider arbeiten ließen . . .

Die schon lang vorhandene, aber jetzt geweckte und verstärkte Feindschaft gegen Europa, dem man vorwarf, es habe Amerika zuerst wirtschaftlich ausgebeutet, hernach überall bekämpft und in den Hintergrund geschoben, nahm höchst bedrohliche Dimensionen an. Über die lächerlichsten Kleinigkeiten regten sich die Ultrapatrioten in der Union auf — so z. B. darüber, daß man amerikanische Touristen gewerbsmäßig in die Alpen und nach Italien lockte, um sie zu schröpfen, und daß verkrachte europäische Kavaliere systematisch die Millionendollarerbinnen aufheirateten, dadurch die Vereinigten Staaten materiell schädigend. In Hoboken stürmte der gereizte Pöbel den Hapag-Dampfer „Kaiserin Augusta“ und demolierte ihn, ein englischer Frachtkasten wurde an der Löschung seiner Ladung gehindert und zwischen französischen Matrosen und Hafenarbeitern entspann sich ein regelrechtes Gefecht mit Dolchstichen und Revolverschüssen, so daß die Polizei einschreiten mußte und die beiderseitigen Rädelsführer verhaftete.

Militär bewachte tagtäglich die ausländischen Gesandtschaften und Konsulate und die Behörden hatten alle Hände voll zu tun, kalmierend einzuwirken, um noch größere Ruhestörungen hintanzuhalten und argen diplomatischen Verwicklungen vorzubeugen.

Damit auch der Humor nicht fehlte, schossen in jedem bedeutenderen Ort Wettbureaus aus der Erde und jedermann, vor allem die Ladies, wetteten auf Leben und Tod, ob die Golfstrompolitik den erwarteten Erfolg haben würde oder nicht. An der Newyorker Börse gründete ein Spekulant auf eigene Faust eine Aktiengesellschaft zur „Ausnützung und Fruktifizierung der Meeresströmungen“ und das Gesellschaftskapital war binnen drei Stunden fünffach überzeichnet, doch legte die Regierung auf die Anteilscheine mit der Begründung Beschlag, daß alle auf diese und gleichwertige Endzwecke hinzielende Unternehmungen von Staats wegen monopolisiert seien. Das hinderte jedoch den abgefeimten Spekulanten nicht, mit den bereits eingelaufenen Geldern zu verduften — und zwar nach Europa.

Ernstlich protestierten gegen das Projekt des Ingenieurs Sanders eigentlich nur die Bewohner Floridas, die dabei ihre Heimat einbüßen sollten. „Heimatschutz!“ brüllten die Protestler, „Naturschutz!“, aber man lachte sie aus und fragte: „Mit wieviel findet ihr euch ab?“

(Fortsetzung folgt.)

ausliefert? Achtung, der Wanderer kann gewappnet sein, seine Uhr und Börse zu verteidigen, und auch wir sind gerüstet, unser heiliges Recht zu erkämpfen und zu schützen. Jeder ist sich selbst der Nächste — und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

‚Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!‘

rät Goethe, den sie immer im Munde führen, um mit ihm zu prahlen, als sei jeder Deutsche, jeder Europäer ein Goethe!

Wir beherzigen den Rat der Starken und pochen darauf.

Ich versichere euch, daß der hochweise Kongreß in Washington wie ich denkt und daß der Vorschlag, der euch heute abenteuerlich und riskant dünkt, in wenigen Jahren Wahrheit geworden sein wird.“

In einem illustrierten Beiblatt machte William Sanders Andeutungen über die technische Ausführung des Unternehmens, doch interessierten diese absichtlich optimistischen Darlegungen nur einen kleinen Kreis von Fachleuten. Das Volk berauschte sich an der Gewalt des Werkes und stimmte kritiklos zu.

Schlug schon die von Roosevelt autorisierte Proklamation hie und da gehässige, über Gebühr höhnische Töne gegen Europa an, der Widerhall, den sie in der Union, in ganz Amerika weckte, verletzte vollends die guten Sitten, und die öffentliche Meinung schlug groteske Purzelbäume.

Der „New York Herald“ erörterte im Ernst die Frage, ob man nicht noch nachträglich für die seit der Unabhängigkeitserklärung der Union gelieferte Wärme des Golfstromes, der amerikanischer Provenienz sei — „made in America“ — von Europa Schadenersatz fordern könne; die „Chicago News“ berechneten optimistisch den Vorteil, den die neue Welt aus der Milderung des Klimas ziehen würde, und hoffte auf eine dreimalige, ja sogar viermalige Ernte im Jahr und eine, ebenfalls wünschenswerte, Kohlenersparnis. Die „Texassche Post“ gelangte durch ähnliche Überschläge zu einem so überschwänglichen Gewinnresultat, daß man anfangs staunte, um schließlich zu wüten, daß man den Golfstrom nicht schon vor hundertundvierzig Jahren „amerikanisierte“, wie man sich ausdrückte. Wie noch ganz anders stünden die Vereinigten Staaten da! Ein Revolverblatt in Arkansas, das einmal bedauert hatte, daß Amerika nicht von einem Yankee, sondern von einem dummen Europäer entdeckt worden sei, ging noch einen Schritt weiter und begehrte, Roosevelt (dem es nie grün gewesen war) in den Anklagezustand zu versetzen, da er es bisher verabsäumt habe, die Vorteile des Staates, der ihn — leider! — zu seinem Präsidenten gewählt hatte, nachdrücklich zu wahren.

Volks- und wissenschaftliche Versammlungen, Enqueten, Rundfragen und Aufzüge wurden veranstaltet, Staatsmänner, Journalisten, Kaufleute, Bischöfe, Techniker und emanzipierte Frauenzimmer, Leute, die etwas davon verstanden oder — was zumeist der Fall war — auch keine

in die Hütte, setzt sich behaglich auf die Bank und schlägt Feuer für sein Abendpfeifchen.

Mittlerweile hatte sein Weib die Ziegen, die schon lange um die Hütte herum und sogar rückwärts auf das schiefe Rindendach gestiegen waren, in den Stall getan, und war eben beim Melken für Abendsuppe und auch Frühstück, wenn der Mirtl morgen fortgehe. Dabei sang es einen „Almer", den der Holzknecht vor dem Hause mit einer nicht unebenen Baßstimme begleitete, bis ihm derweil sein Pfeifel ausging.

Plötzlich klopfte es von innen an das Fenster und hinter dem Glas wurde das gemütliche Gesicht eines alten Mütterchens sichtbar: „He, Mirtl, wo sind denn heut die Kinder so lang; geh, schau und bring sie heim; s geht der Wind rechtschaffen kühl."

„Nun, wird Euch schon zeitlang, Mutterl?" entgegnete der Angesprochene, indem er aufstand, die Finger in den Mund steckte und pfiff. Nur der Wald gab Antwort, sonst blieb es still, bis Mirtl den Ruf wiederholte.

„Was hast denn, Mirtl, sind leicht die Kinder noch nit da?" schrie die Melkerin vom Stall hervor, aber der Mann war schon auf und fort, er erinnerte sich, daß die Kleinen seit frühem Nachmittag nicht mehr um die Hütte gewesen. Es war schon dunkel. Auf der Wiese stand er still und blickte umher und horchte. Vom Lahmkogel hörte er das Bellen eines Rehes und im Hochwald rauschte der Wind. Sonst war alles ruhig.

Dem Mann wurde bang, er pfiff noch einmal, dann rief er: „Hansl! — Julerl!"

Ach, der Wald, wie er höhnend nachsprach und wie er finster dalag, als berge er Unglück in sich.

Mirtl eilte weiter, er lief gegen die Schlucht und rief in einemfort die zwei Namen. Vergebens. Es wurde finster. Der Holzknecht betete in seinen Gedanken, und dann wurde ihm leichter und er dachte, es werde doch nicht sein. Aus der Schlucht hörte er das Rauschen des Bächleins, das dort einen Wasserfall bildete.

Und mit dem Wasserrauschen schlug plötzlich der Laut einer Kinderstimme an sein Ohr. Dann horchte er und pfiff und schrie, es war nichts als Wind- und Wasserrauschen. Mirtl eilte in die Schlucht, und auf einmal ganz nahe hörte er die fröhlichen Kinderstimmen. Sie saßen am Bach, waren beschäftigt, aus den Steinchen und Holzstückchen ein Haus zu bauen und eine Mühle, wie sie der Anbauer weit draußen im Dorfe hatte, bei dem sie schon einmal mit dem Vater gewesen, als er Korn hinaus- und Mehl hereingetragen. Jetzt wollte der Knabe auch noch das Wasser auf die Mühle leiten, er war ja Müller, und das

Das Holzknechthaus.

Eine Waldgeschichte von **Peter Rosegger.***)

Wahrhaftig, wenn um die Hütte nicht einzelne, gelbe geringelte Ahornblätter herumgehüpft wären, man hätte gemeint, es sei ein Juniabend.

Dieser Flechten- und Moosteppich, der sich über Feld und Gestein hinzog und sich an alle Glieder des Waldes schmiegte, mußte von den fleißigen Rosenfingern des Mai gewoben sein. Die hohen Fichten und Tannen hatten noch keine einzige ihrer Millionen Schmucknadeln weggeworfen; sie standen gar stolz da in ihren dunkelgrünen Mänteln, jede hatte eine Krone auf und sie standen so nahe beisammen, daß sie ihre Arme ineinander verschlingen konnten. Selbst die kahlen Stämme hatten bis zu den ersten Ästen hinauf ihren Schmuck; ihre grauen und braunen Rinden waren so unermeßlich reich gezeichnet und geschnitzt, daß man meinte, die ganze Weltgeschichte sei in Holzschnitt da. Die kleine Wiese zwischen den Bäumen, die rechts am Bache liegt und bis zur Hütte herausgeht, wollte auch noch Gutes tun; sie trieb mehr des jungen Grases, als die zwei weidenden Ziegen verzehren konnten, und am Rande des Wassers hatte sie einen zierlichen Wald von Farnkräutern. Wie war dem kleinen Acker jenseits am Rain, den der Mirtl (Martin) durch Axt und Brand der Wildnis abgerungen, bis er statt wilden Gesträuches volle Garben gab? Ihm war, als habe er noch zu wenig gespendet, und er trieb neue Keime.

Es war wie an einem Juniabend, nur stiller und feierlicher; man konnte es weithin hören, wenn ein Ast seufzte. — Ein alter Ahorn stand auch im Gebirgstal, aber der hielt sich hinter den drei Tannen, welche die Hütte, Mirtls Daheim, beschützten, verborgen, weil er keine grünen Blätter mehr hatte; diese waren ihm gestorben und abgefallen und nun hüpften sie obdachlos im Tale aus und ein. Es kam heute dann und wann ein leiser Windstoß in das Tal, die Wolken waren weiß und „lämmerlich" und gingen über das kleine, von hohen Bergen begrenzte Stück Himmel dahin.

Im Tale begann es zu dämmern und der Mirtl saß auf dem Bänklein vor der Hütte und schärfte seine Axt mit einem Schiefer und befestigte sie dann an der Kraxen (Trage von Holz), auf welche Mehlsack, Schmalzbutte, Hafen, Pfanne und verschiedene andere Gegenstände, wie sie der Holzknecht die Woche hindurch auf dem „Schlag" benötigt, gebunden waren. Mit dieser Beschäftigung fertig, stellt Mirtl die Kraxe

*) Geschrieben 1868.

es ja, wie sie noch immer herabfielen, die weißen Vögelein. Sie hüpfte vor Freude im Bett und zwickte den Hansl, daß auch er erwache, und flüsterte ihm ins Ohr: „A Schneewerl hats gschneibt, a Schneewerl hats gschneibt!“

Und als die Kinder angezogen waren — Julerl durfte heute das neue Lodenjöppel, daß sie von der Patin im Dorf erhalten hatte, tragen — warteten sie gar die Suppe nicht ab, so eilten sie in den schneienden frostigen Tag hinaus. Der Knabe wollte des Vaters spitzes Griesbeil nehmen und damit allerhand Dinge auf den Schneegrund zeichnen; aber das war schon in aller Früh mit dem Vater fort, weit hinaus in den großen Raitschlag, wo heuer der Baron Wald schlagen ließ und dreißig Holzknechte beschäftigte. Das war ein wahres Vergnügen für die Kleinen, wie sich ihre Fußtrittchen und Finger so rein und nett in den weichen Schnee eindrückten und wie sich aus demselben allerlei Manneln formen ließen, die sie auf die Bank stellten, wo sonst der Vater gerne saß. Viel Spaß machten die großen Flocken, die langsam um die dunklen Tannen tanzten und von denen Julerl kaum erwarten konnte, bis sie herabkamen. Dann langte sie mit den Händen nach denselben oder hielt wohl gar das Gesicht so, daß die kalten, wunderlichen Blättchen auf ihre roten, warmen Wangen fallen konnten, bis die Großmutter sagte: „Mußt die Flankerln in Ehren halten, Kind, schau, mußt denken, „das sind Briefln, die der liebe Herrgott im Himmel oben schreibt und zu den Menschen herabfallen läßt, daß sie auf ihn nit vergessen!“

Das fand nun die Kleine so merkwürdig und lieb, daß sie es gleich dem Hansl sagen ging, worauf dieser nach einer recht großen Flocke haschte, um einmal ordentlich zu untersuchen, was den darauf stünde; aber sie zerging ihm in der Hand, und er hatte nur einen hellen Wassertropfen.

Als die Mutter auf den Mittag Feuer anmachte und über das Dach des Hauses der Rauch stieg, dachte sich Julerl, daß das eigentlich nicht sein sollte, weil ja die Himmelsbrieflein schwarz würden.

Das Schneien hielt an und die Kinder waren ganz naß, als sie die Großmutter zu Mittag in die Hütte brachte. Sie selbst fühlte Frost und bat die Waberl, ihr die Suppe heute an ihre Ofenbank zu bringen.

Nach dem Essen, als Waberl im Stall und am Herd fertig war, brachte sie einen Strohschaub und einen Bund Weidenruten in die Stube. Daraus flocht sie Brot-, Zeug-, Näh- und Strickkörbe, die sie recht geschickt und zierlich zu formen verstand und welche für den Winter ihren Erwerb bildeten. Weit draußen, wo die hohen Berge aufhören und die Mürz fließt, wachsen die Weiden, und Mirtl brachte, wenn er von der „Rait“ kam, immer einen Bund davon mit.

Schwesterl, das war der Vater, der das Korn brachte. — „He da!" rief der Mirtl, da stand er vor ihnen. „Wart, ich werd euch helfen, wenn ihr nit heimgehen wollt; marsch, gleich von der Stell; wißt ihr nit, wann es Zeit ist und wo ihr hinghört — ich möcht gleich die Ruten nehmen!"

So zürnte der Vater und die Kinder rafften sich erschrocken auf. Sie hatten früher seine Stimme ja nicht gehört, weil das Wasser rauschte, und jetzt sahen sie erst, daß es bereits dunkel war. Der Mann hob die Kleinen an seine Brust, und ohne ein Wort mehr zu sprechen, hielt er sie fest — fest.

So trug er sie nach Hause, und daheim am Herdfeuer wurden die nassen Kleider der Kleinen bald wieder trocken.

Der Wind rüttelte am Fenster, und bei der Abendsuppe, die den Kleinen heute doppelt schmeckte, weil ja auch der Vater wieder gut war, meinte nun Mirtl, es würde schlecht Wetter machen, dann werde es diese Woche zum Holzriesen.

„Das ist mir schon allemal zuwider, wenn es zum Holzriesen ist!" sagte das Weib halb unmutig, „man muß sich die ganze Woche grämen; s vergeht kein Jahr, daß nit ein Unglück geschieht."

„Geh, geh, Waberl (Barbara), denk auf den Oberen!"

„Vergiß das Zellerkreuzl (ein Kreuzchen aus Maria-Zell) nit, Mirtl!" mahnte die Großmutter, während sie die Kinder auszog und dieselben dann ins gemeinsame Bett an der Ofenbank brachte.

„Und sonst fehlt nichts daheim?" fragte der Holzknecht, indem er die Schwarzwälderuhr aufzog; — „daß ich nichts vergeß, morgen muß ich zeitlich auf. — Ein Salz ist noch?"

„Na, das werd ich schon machen, Mirtl; schau, daß dir nichts abgeht. Nimm den Lodenrock und Branntwein mit. Da steck ich dir einen englischen Balsam und eine Kräutersalben ein, daß du zum Fall doch was nehmen kannst. Den Tabak hast?"

„Beileib, den vergiß ich nit. Wenn ich nur einen Tabak hab, ums andere frag ich nit viel. Eines muß ich dir noch sagen, Waberl: gib auf die Kinder acht — schau, ich bin heut so sterbens erschrocken, wie ich sie nit gleich gefunden hab, s kann bald was sein! Und noch was, diese Wochen ist Niklo, draußen im Kasten unterm Korn hab ich Äpfel und ein paar Lebzelten, die steckst den Kindern in die Schuh, und der Mutter hab ich ein Kopftuch gekauft, das legst ihr aufs Fenster neben ihrem Bett. — Und du, Waberl, kriegst zum Niklo erst Samstag was, wenn ich heimkomm," setzte er schelmisch hinzu.

Bald darauf war der Kienspann im Holzknechthäusel verloschen. —

Julerl wurde zuerst wach. Sie sah, wie es so licht war in der Stube und draußen, und alles so weiß. Sie wußte es gleich, sie sah

anbauen, so habe zwar der Baron nichts dagegen, nur müsse er sich zu Robot in den herrschaftlichen Waldungen verpflichten. Das hatte Mirtl zusagen müssen, sonst wäre ihm alles weggenommen und zerstört worden.

Da nun aber draußen an der Mürz, wo der Baron Werke und Hämmer hatte, viel Holzkohlen verbraucht wurden, nahm dieser Herr Holzleute auf und schickte sie in seine Hochwälder.

So hatte auch Mirtl — der nun nicht mehr gezwungen war, bei der alten Mutter zu Hause zu bleiben, weil sie und auch das Hauswesen die arbeitsame Waberl versorgte — im „Schlag" Arbeit bekommen, und erhielt etwas Taglohn. Es tat den Leuten daheim in der Hütte weh, wenn sie an den Hausvater dachten, der mit Schweiß und Lebensgefahr bei karger Kost die langen Tage draußen waltete und sich opferte für die wenigen Groschen, die er in seinem Daheim brauchte, und zum Vorteile eines reichen Mannes, der mit dem abgekargten Lohn des Arbeiters seine Hunde fütterte.

Waberl blickte trüb in den schneienden Nachmittag hinaus. Sie ließ ihr Flechtwerk ruhen, sie flocht und wob ihre Gedanken in den Winter, in die traurige Zeit, die heuer so lang ausgeblieben und doch gekommen war.

„An was denkt Ihr denn, Mutter? Denkt Ihr, daß der Winter viel schöner ist wie der Sommer?" Das sinnende Weib gab dem Knaben, der so fragte, keine Antwort Es ging nun, der Großmutter ein Strohkissen unter das Haupt zu legen, weil diese bei ihrer Ofenbank eingeschlafen war.

Nun mußten die Kinder mäuschenstill sein, und sie schlichen auf den Zehenspitzen in das Vorhaus, wo sie wieder laut plaudern und scherzen durften.

Am nächsten Tag blieb die Großmutter im Bett, weil sie ein wenig unwohl war. Sie tat aber recht heiter und unterhielt die Kleinen, die heute doch nicht mehr ausgehen konnten, denn der Schnee war schon tief geworden.

Die langen Äste der Tannen hingen schwer nieder, und die Zaunstecken des Gärtchens hatten hohe Hauben auf. Nur zur Not ließ sich der Schnee noch ausschaufeln, wenn Waberl vom Bächlein Wasser holen wollte. Das Bächlein war auch schon so verschneit, daß man es gar nicht sah und hörte, sondern es wie durch einen Kanal still dahinsickerte. Sonst war das Wetter nicht kalt, und es ging auch kein Wind, nur war der Himmel fortwährend grau und schwer.

„Aber die Knecht' werden ja völlig nit arbeiten können", meinte Waberl zur Großmutter, indem sie mit einem Besen den Schnee von den Schuhen kehrte.

Die Kinder mußten Späne klieben und das Mädchen versuchte sich mitunter auch im Flechten, was aber immer viel zu locker wurde, weil seine Finger noch zu schwach waren. Der Hansl machte sich an die Großmutter; sie sollte wieder Märchen erzählen, oder sonst was, sie konnte es so schön, daß die Kinder aufjubelten oder sich nach Umständen wohl gar zu fürchten anfingen.

Die Großmutter wußte Sachen, die sich in der Gegend zugetragen.

Wie's draußen aussah, das wußte sie freilich nicht; sie war ihr ganzes Leben in diesem Tale gewesen und nie weitergekommen, als ins Dorf und zur Kirche hinaus. Nur einmal, als sie noch jung war und in Hallbach eine „Ehrmesse" (Primiz) gehalten wurde, war sie mit ihrem Manne dort gewesen. Das war so weit, daß sie unterwegs einmal bei fremden Leuten über Nacht bleiben mußten. Sonst hatte die Großmutter von der Welt nichts gesehen und meinte, es werde auch nirgends so schön und gut sein als daheim im kleinen Tal zwischen den hohen Bergen. — Ihr Vater soll das kleine Haus erbaut und sich vom Wurzelgraben ernährt haben. Als er starb, erhielt sie das Häusl und heiratete einen Mann, der oft in die Gegend kam, allerlei Kräuter sammelte und aus den Ameisenhaufen den „Waldrauch" herauszog; mit letzterem trieb er Hausirhandel und setzte dieses Geschäft fort bis zu seinem Tod. Es war schon manches Jahr um, seitdem man ihn aus der Hütte fortgetragen hatte, da übernahm der einzige Sohn, der Mirtl, die Wirtschaft.

Aber Mirtl befaßte sich nicht mehr mit den Wurzeln und Kräutern sondern machte einen Fleck Wald urbar, worauf Korn und Erdäpfel wuchsen. Am Bache, wo Wacholder- und Hagebuttensträucher wucherten, haute er diese aus und verbrannte sie an der Stelle, damit durch das Feuer auch die Wurzel getötet werde. Darauf grub er den schwarzen Grund um und legte Gras- und Kräutersamen hinein, so daß in zwei Jahren fußhohes Futter wuchs. Jetzt brauchte er die Ziegen nicht erst in den Wald fortgehen zu lassen und sie Gefahren vor Jägern und wilden Tieren auszusetzen.

Wie Mirtl nun seine kleine Wirtschaft im Gedeihen sah, heiratete er ein armes Mädel von Marwänden herüber, und die junge Hausfrau legte auch noch einen Gemüsegarten an und putzte das Häuschen heraus, daß es eine Freude war.

Da kam eines Tages der herrschaftliche Förster in das Tal und sah sich die Sache an und fragte den Mirtl, wer ihm denn erlaubt habe, hier auf fremdem Grund und Boden so zu wirtschaften? Der Wald und das Tal und alles gehöre dem Baron von Scharfenthal und die Hütte stände nur aus Duldung da. Wolle er, der Mirtl, hier

ungeheuren Schneemassen, die im Sonnenuntergehen rosig schimmerten. Fremde Vögel flatterten auf den Bäumen umher, wie man sie sonst nie in der Gegend sah, und sie hatten ein seltsames Gezwitscher.

Später wurde es ruhig und es ging der Mond auf. Auch die Sterne sah man; es war eine heitere Nacht.

Waberl saß am Bette der Kranken und blickte traurig auf die abgespannten Züge. Die Kranke schlummerte, und als jetzt der Mondschein langsam auf ihre Wangen rückte, erwachte sie und lächelte. — „Er sieht mich schon an", sagte sie, „aber ein bleiches Gesicht hat er!"

Waberl verhüllte darauf das Fenster mit einem blauen Tuche, daß der Mond nicht so hereinscheinen konnte.

„Gelt, die Kinder schlafen schon?" fragte dann die Kranke, vollständig wach.

Sie ruhten neben in ihrem Bett, wie zwei Engelchen hold, und hielten sich umschlungen.

Die Großmutter griff nach der Hand ihrer Schwiegertochter: „Waberl, sei nit traurig; 's geht alles gut aus. Noch verlaßt euch die alte Mutter nit." Dann lispelte sie: „Trinken!"

Die Tochter reichte ihr das Preiselbeerwasser, das kühlend und stärkend wirkt, und die Greisin nahm ein paar gierige Züge. „Jetzt ist mir besser", hauchte sie, auf das Kissen zurücksinkend, „geh, leg dich nieder. Waberl, bist auch müd'; ich werd's schon sagen, wenn ich was will."

Bald darauf schlief sie ein.

Waberl horchte dem Atem, er war viel sanfter und regelmäßiger. 's wird doch wohl, dachte sich das besorgte Weib, mich deucht, 's wird ein wenig besser. 's wird doch wohl; und morgen kommt ja der Mirtl. — Sie besprengte die Schlafenden mit Weihwasser und machte ein Kreuz über alle drei. Bald darauf war der Kienspan im Holzknechthaus verloschen.

Wie sie nun ruhten, die vier Menschen und träumten freudig und bang — und die Wanduhr tickte und der Mond still durch die Fenster strahlte, da zog ein Engel durch die Stube, drückte einen Kuß auf die Lippen der Greisin und ging wieder fort.

Ein leiser Windstoß, der am Fenster klirrte, weckte Waberl auf. Sie machte Licht, um nach der Kranken zu sehen. Diese schlummerte.

In der Stube war's kühl geworden und Waberl wollte der Kranken ihre Decke bringen. Die Großmutter hatte jetzt einen tiefen Schlaf.

Der Kienspann flackerte rot und düster, als wollte er ein bleich gewordenes Antlitz wieder färben . . .

Julerl lächelte im Traum und schmiegte sich an den Hals des Brüderleins.

* * *

„Dann kommt der Mirtl noch vor dem Samstag heim“, entgegnete diese, „das Holzriesen geht ja doch nit“.

Großmutter blieb im Bett, es wäre ihr nur ein bißchen kühl und schwach, und versäumen täte sie nichts.

So verging der erste Teil der Woche, und als es Donnerstag morgens wurde, war eine große Freude in der Hütte.

Die Kinder konnten in die Schuhe nicht hinein.

Oh, sie hatten gar nicht daran gedacht oder hatten geglaubt, er könne in diesem Wetter doch nicht kommen. Es war Nikolo, und der heilige Bischof war in der Nacht dagewesen und hatte Äpfel und Lebzelten in die Schuhe getan und der Großmutter ein schönes, buntes Kopftuch auf das Fenster gelegt. Julerl getraute sich die roten Äpfel gar nicht zu essen, sie meinte, es schade, weil sie im Paradies gewachsen wären.

Allein, so selige Freude heute auf den frischen Gesichtchen der Kleinen glänzte, so schwerer Kummer lag auf dem Herzen der Hausfrau. In Sorge stand die Hausfrau mit dem Hollundertee vor der kranken Großmutter und bot ihr zu trinken. Diese trank ein wenig und mußte immer wieder einschlafen, wenn sie geweckt wurde. Sie war so müde. Mitunter lispelte sie leise, daß ihr Sohn kommen möge, und daß ihr kalt sei. Dabei hätte sie eine glühende Stirne und heiße Hände. Waberl legte der Kranken Sauerteig auf, daß die Hitze vergehe. Die Großmutter ließ es geschehen, und einmal sagte sie wie in Träumen, jetzt werde sie wieder jung wie vor vielen Jahren, als sie den Josl zum Mann genommen. Er sei zwar schon gestorben, aber sie werde ihn doch wieder nehmen.

Über Nacht war sie so geworden, Waberl wußte sich vor Angst nicht zu helfen, und sie ging in den Ziegenstall und betete. Mit Angst und Hoffnung sah sie dem Samstag entgegen. Wenn doch nur das Schneien aufhörte, daß nicht etwa alle Wege und Pfade — sie wagte das Weitere gar nicht zu denken — und der Schneefall dauerte fort.

Es waren keine großen breiten Flocken mehr, die da fielen, nein, es war wie ein dichter Nebel und Staub, was nun niederging, daß man selbst die nächsten Bäume kaum sehen konnte. Das Bänklein vor der Tür, obschon es unter vorspringendem Dache stand, war längst unter Schnee, und Waberl meinte bei sich, jetzt müsse es doch bald aufhören, denn über das Bänklein sei der Schnee sonst auch im tiefsten Winter nicht gegangen. Die zwei Nebenfenster in der Stube, die gegen die Schlucht sahen, waren bereits verschneit, und wenn man durch die anderen hinaussah, hatte man die gleiche Schneehöhe mit den Fenstern, so daß der Hansl einmal verwundert ausrief: „Mutter, unser Haus ist in die Erde gesunken!“

So war es Freitag abend geworden und das Schneien hatte endlich aufgehört. Nun, da wieder klarer Blick war, sah man erst die

„Mein Mann? — Kommt er nicht, mein Mann? Ich bitt' Euch."

„Ich kenn' ihn nicht."

„Ihr kennt ihn nit, meinen Mann, den Holzknecht Mirtl; ja, seid Ihr nit vom Dorf her?"

„Mirtl! der Holzknecht Mirtl ist Euer Mann?"

„Nit wahr, 's hat ihn nit verschneit! — oder hat's ihn? Sagt es nur gleich heraus."

Die Kinder weinten. Der Fremde suchte das aufgeregte Weib zu beruhigen und sagte, daß Mirtl nicht tot sei, daß er kommen werde, er habe ihn gesehen, auch gesprochen — im Schloß — im Dorf draußen, aber heute könne er nicht mehr kommen, heute nicht mehr. Grüßen ließ' er sie. Dabei schüttelte der Fremde mißmutig den Schnee von den Kleidern, lehnte den Stock und ein Gewehr an die Wand und warf den Hut mit seinem hohen Federbusch auf die Bank, die ihm das nun etwas beruhigte Weib zum Niedersetzen hinstellte.

Der da gekommen, war ein großer, schöner Mann in Jagdkleidung und mit langem Knebelbart, an dem noch Eis hing. Die Kleinen fürchteten sich vor ihm, bis er jedem ein freundliches Wort gab.

Waberl stand am Herd und blies die Glut auf. „Mögt Ihr eine Suppe?"

„Dank' Euch; hab' ein bißchen Schnaps bei mir. Aber das ist Euch eine verdammte Geschichte, hab's noch nicht erlebt so. Soll der Teufel alle Jägerei holen! — 's war aber nicht so arg heut' Morgens, 's ging auch ganz vortrefflich bis in den Mittag hinein — zu Schuß bin ich gekommen. Dann verlier' ich mein Gefolge. Ich geb' Notschüsse und verpuff' mein Pulver. Es war, als ob sie alle die Erd' verschlungen hätt'. Ein gut Stück Arbeit, bis ich da vom Kamm 'rab komm'! Ist doch der Schnee bald mannstief! Endlich seh ich zum Glück das Licht Eurer Hütte. — Wie weit rechnet Ihr bis da zur Schlucht hinein, Frau?"

„Mein Gott, eine kleine Viertelstund' halt."

„Und ich wat' Euch gute zwei Stunden da 'raus. Verdammt! Ich spür' ja gar keinen Finger und keine Zehe mehr!"

„Zieht Eure Schuh aus und setzt Euch auf den Herd — ich bring' Euch Schnee herein, der zieht den Frost aus — so! Aber zieht doch den Rock aus, er ist ja pritschlnaß, ich geb' Euch eine Joppen von meinem Mann. — Mich deucht, wann der Mirtl doch nur auch da wär'!"

„Kommt morgen! kommt morgen! Ein paar Schneereif', Frau, sind gewiß im Haus? sonst könnt' ich kaum fort; es werden aber schon meine Leut' kommen."

So wurde geholfen und gesprochen und beraten. Hernach aßen die drei ihre Suppe und beteten laut ihr Tisch- und Abendgebet. Dem

An den Fenstern blühten wundervolle Eisblumen und durch sie schimmerte die Morgenröte.

Waberl ging und machte Feuer in dem Ofen und molk die Ziegen zur Suppe für die Kinder. Die Ziegen gaben heute weniger Milch als sonst; vielleicht weil Waberl nicht sang? Als die Kinder erwachten, sagte sie, sie sollten heute still sein und beten, es sei die Großmutter gestorben. Darauf durften sie die Leiche ansehen und Hansl sagte, sie sei nicht gestorben, sie sei ja noch da und schlafe nur. Dann küßte Waberl ihre Kinder und konnte endlich weinen.

Nun holte sie ihren Wachsstock aus dem Kasten hervor, und als sie den Leichnam mit einem Linnen überdeckt hatte, zündete sie den Wachsstock an und stellte das kleine Kruzifix dazu, das sonst auf dem Hausaltar stand. Dann tat sie ihre Arbeiten, wie sonst jeden Tag, und dachte fortwährend an den Abend, wenn er kommen und es sehen werde.

Draußen ging der Wind und fegte an den Schneemassen und wehte den Schnee in alle Fugen und an die Fenster, daß es ganz dunkel wurde im Hause und nur der rote Schein des Wachslichtes sichtbar war.

Die Kinder fürchteten sich und gingen zur Mutter in die kleine Küche. Dort kauerte sie am Herdfeuer und betete, und die lustig knatternde Flamme heimelte sie an und erleichterte ihr Herz.

So erwartete sie den Abend. Er kam, aber — Mirtl kam nicht. Lange war die Stunde schon vorüber, um welche er sonst an die Tür klopfte, sein Weib und sein Mütterl begrüßte und die Kleinen an den Schnurrbart drückte. Heute war diese Stunde schon längst vorüber. Er konnte ja nicht kommen. Der Schnee lag klaftertief und vom Schlag bis zur Hütte hatte man im Sommer drei gute Stunden.

Vielleicht hatte er's versucht und ist weiter gewatet und weiter, bis er immer mehr einsank, ermüdet ein wenig ausruhen wollte und einschlief und — verweht wurde. — —

Waberl stürzte zum Fenster, riß es auf, als wollte sie zu Hilfe rufen die Bäume, den ganzen Wald, Erde und Himmel!

Die Herdflamme war ausgegangen. Sie sah es nicht, sie hielt die Kinder in den Armen und barg ihr Gesicht in die jungen Locken. — Da klopfte es an der Tür.

Waberl sprang auf: „Da ist er, Gott sei Lob und Dank!"

Sie zündete einen Span an und ging zu öffnen. Die Türe wollte nicht aus den Riegeln; von außen drückte eine zu große Schneelast. Jetzt wich sie: „Endlich bist du da, Mirtl, grüß dich zu tausendmal Gott!" rief sie dem Eintretenden entgegen.

Es war nicht Mirtl; es war ein fremder Mann.

Dieser sagte: „Verzeiht Frau, ich bitte um Unterstand für diese Nacht."

Der Fremde mußte schwere Träume haben, er war sehr unruhig und seufzte. Waberl war besorgt um ihn und dachte bei sich, wie es doch gut sei, daß er gekommen. Er war ihr ein Trost in diesen Schrecknissen, die sie allein wohl kaum zu ertragen vermeint. War es wer immer, er werde das ja endlich wohl sagen, er sei nun Hausfreund und müsse beistehen, bis Mirtl da wäre.

Es mußten dichte Wolken am Himmel hangen, es wollte bei solchem Wetter nicht recht Tag werden.

Der fremde Mann erwachte auf seiner Bank, rieb sich die Augen und entsann sich seiner Lage. „Will denn diese gottverdammte Nacht kein Ende nehmen?" murmelte er aufspringend und auf seine Uhr sehend. Sie mußte von der Nässe gelitten haben und stand. Die Wanduhr zeigte im Schimmer des Wachslichtes die achte Morgenstunde.

Waberl, die an der Wand herumgegangen war und die Fenster geprüft hatte, rang sprachlos die Hände.

„Was ist denn schon wieder?" fuhr sie der Fremde an.

Da wankte das Weib auf ihn zu: „Wir sind verschneit und verweht."

„Verschneit? Was habt Ihr da gesagt! Verschneit und verweht?"

Er rannte zu den Fenstern. Verschneit und verweht! Abgeschlossen von aller Menschenhilfe — lebendig begraben — verhungernd — zerschmettert, wenn das Dach seiner unberechenbaren Last weicht und einstürzt. Verschneit und verweht!"

Und es blieb Nacht in der Hütte.

Der Fremde saß am kleinen Tisch und starrte sprachlos in die Flamme des Kienspans. Waberl mußte ihn trösten. Sie sagte, daß man durch den Rauchfang Tag schimmern sehe, und daß Mirtl schon kommen werde, um sie alle zu erretten.

Da lachte der Mann auf. Es war fürchterlich, wie er auflachte und das Weib und die Kinder erschreckte. „Er kommt heute noch nicht", murmelte er dann.

Nun machten sie Versuche. Sie öffneten die Tür; eine Schneemasse stürzte in das Haus, aber es blieb dunkel über derselben. Sie mußten tief liegen. — Durch den engen Rauchfang hinauszukommen, war unmöglich, alles Raten und Anstrengen vergebens.

Die Kinder hatten zuerst ihren Spaß, daß es heute finster bleibe; sie löschten in der Küche den Span aus und spielten „blinde Kuh". Als aber die Mutter sagte, daß sie beten sollten zum lieben Gott um Hilfe, da wurden sie ernst.

Waberl war ein starkes Weib. Sie ordnete alles neu an und dachte nach, wie es jetzt werden müsse. Lebensmittel waren im Hause, sie müsse nur sehr sparsam damit umgehen. Die Ziegen geben ja täglich Milch und, wenn's darauf ankäme, auf ein paar Wochen Fleisch.

Fremden kam das recht eigen vor, und wie die Kleinen so unschuldig aufblickten und noch ein Vaterunser für die Großmutter, die gestorben, und für den Vater, der nicht gekommen sei, beteten, bekam's ihn, als müsse er fort, in der Nacht noch, und befehlen und erlösen.

Nach dem Gebet fragte Waberl den Fremden, ob er gleich schlafen zu gehen wünsche, sie trage ihm Stroh in die Küche; oder ob er mit in die Stube gehen wolle, sie und die Kinder würden heute durch die Nacht aufbleiben, weil sie einen Toten hätten.

Das war eine neue Überraschung für den Mann und er wollte den Toten sehen.

Der Mann stand, fern von seinen Prachtgemächern, in der Wildnis, mitten in einer Hütte voll Armut und Grauen und starrte in das stumme Totenantlitz der Greisin und in die abgehärmten Züge seiner Wirtin und in die frommen Engelsgesichtchen der beiden Kinder.

Es war ein tiefes Schweigen, ein allgewaltiger Augenblick — der Mann setzte sich auf einen Stuhl und verdeckte mit den Händen seine Augen, daß er nichts mehr sehe.

Aber draußen um die Hütte herrschte ein Sturm, ähnlich dem in seinem Herzen. Das Rauschen der Tannen, das Tosen an den Pfählen und Wänden der schutzlosen Hütte drang schauerlich an sein ungewohntes Ohr.

Aber Waberl hörte von all dem nichts. „Gelt, guter Herr", sagte sie, als sie die Erregung des Fremden bemerkt hatte, „gelt? Er hat sie noch so gesund und wohlauf verlassen und im Fortgehen noch gesagt: ‚Werdet mir nit älter derweil, Mutterl, und bleibt alleweil lustig!' — Und jetzt ist's so. Nein, der wird hausen (sich grämen)!"

Hansl war auf dem Stuhl eingeschlafen und Waberl brachte die Kinder ins Bett.

Der Fremde kauerte im Winkel hinter dem Ofen und horchte dem Sturm. Die Fenster waren verweht und verfroren. Waberl bat den Mann, daß er schlafen gehe und nicht etwa auch noch krank werde, er sehe unwohl aus. Aber der Fremde sagte, daß er nicht schlafen könne.

Nach Mitternacht ließ der Sturm nach und man hörte ihn nur mehr von der Ferne wie ein dumpfes Nachdonnern nach einem Gewitter.

Dem Manne waren endlich die Augen zugefallen; aber Waberl saß bei der Leiche und betete. Die Lider waren ihr schwer — sie verlor sich und träumte unzusammenhängende Bilder aus heiteren Zeiten. Da hörte sie aus fernem gleichmäßige Schritte, die immer näher und näher kamen. Waberl fuhr plötzlich auf. Sie hörte nichts sonst, als das Ticken der Uhr.

Das Weib schaute auf die schlummernden Kleinen und drückte auf die Wangen einen Kuß, in welchem alle Freude und aller Schmerz des Mutterherzens aufgelöst war.

„Bei allen reichen Leuten, mein Kind“, gab der Mann der jungen Einfalt zur Antwort.

„Ei, so sag mir einmal, Vetter Franz, wie wird man denn ein reicher Mann?“

Was sollte der Fremde wohl darauf antworten? Aber Julerl tat's für ihn. „Ein reicher Mann, Hansl?“ meinte sie, „wenn man die Leute hernimmt, daß sie einem ein goldenes Schloß bauen — gelt?“

Der „Vetter“ war ernst und nahm die Kinder auf seinen Schoß. Er tat im Herzen ein Gelöbnis.

Seitdem es Nacht in der Hütte war, hatte der Zeiger der Wanduhr zehnmal seine Runde gemacht. Das Stückchen Himmel, das durch den Rauchfang hereinlugte, war trüb, so trüb wie die Gemüter der Hüttenbewohner, deren letzte Hoffnung im Erlöschen war. Das Weib war ruhig und ergeben; der „Vetter“ war wieder einmal wie rasend, er müsse fort, er könne hier nicht umkommen.

Und am sechsten Tag, als der Himmel blau durch den Rauchfang blickte, wurde es anders.

Waberl hatte es zuerst gehört und atemlos in der Stube verkündet. Dann waren sie alle ins Vorhaus gelaufen und hatten es wieder gehört. Dann wurde der Schnee vor der offenen Tür grau und licht und lebendig, eine Gestalt brach aus demselben hervor und im rosigen Tag stand er da und fiel seinem Weibe um den Hals. — —

Es war ein freudiges Tagen! — bis Mirtls Blick umherzuirren begann. — Oben im Vorboden lag sie und vom Wachsstock brannte das letzte Stümpfchen. — Tot schon seit acht Tagen.

Der Holzknecht kniete an der Bahre und hielt die harte, kalte Hand fest umfaßt und starrte lange in das weiße Antlitz: „Mutterl! Das Wildbret war euch vermeint gewesen, und jetzt seid ihr mir gestorben!“

Und wie der Tag durch die Tür strahlte und das Weh im Herzen sich aufgelöst hatte in Tränen, gedachte Waberl auch des Fremden. Der stand im Winkel hinter dem Herd. Als ihn der Mirtl sah und wieder ansah und sich die Augen rieb, hat sich das ereignet, was im Schlosse draußen noch heute durch ein großes Gemälde dargestellt wird.

Im Gemälde kniet der reiche und hochedle Baron Franz von Scharfenthal vor einem braunen, bärtigen Holzknecht und umfaßt dessen Knie und blickt auf ins rauhe Gesicht.

So hat es der Künstler dargestellt.

Auf der Rückseite des Gemäldes ist ein Fach und in demselben liegt die Urkunde. Sie lautet:

„Im Jahre des Heiles 1846, als der strenge Winter war, hat sich der Freiherr Franz von Scharfenthal auf der Jagd verirrt und sechs

Brennholz lag im Vorhaus, und wenn dieses verbraucht, wolle sie die Wand zwischen Stall und Futterkammer angreifen. Und endlich müsse doch ihr Mann und Hilfe vom Dorfe kommen.

Vor allem beschloß Waberl, die Leiche der Großmutter mit Hilfe des Fremden auf den kalten Vorboden zu schaffen.

Nach alldem schmeckte bei Tisch die Erdäpfelsuppe fast gut; aber der Fremde aß nichts, sondern versuchte nur einmal, aus seiner Pfeife, welche reich und zierlich beschlagen war, zu rauchen. Dabei hing er seinen Gedanken nach. — Wird er wohl kommen? Nein, vor dem vierten Tage gewiß nicht. O Hohn des Schicksals! Das ist zu viel! Laß mich doch nicht so elendiglich verderben. — Wird man mich nicht suchen? Hunderte werden es, aber sie werden mich in diesem Schneegrabe nicht finden.

Am anderen Tag war der Fremde endlich heiter und spielte mit den Kindern und sagte, sie sollen ihn den Vetter Franz nennen; zu Hansl sagte er besonders, er werde noch sein Firmpate werden. Waberl versicherte er, daß der Mirtl in einigen Tagen ganz gewiß kommen werde und sie möge in der Weile nur auf das Feuer achtgeben und wohl nachsehen, daß das Wachslicht am Vorboden nicht Schaden tue.

Der Mann aß nun auch, wenngleich wenig, von der Milchsuppe und den Kartoffeln und trank zu Durst mit den anderen Wasser von aufgelöstem Schnee. Dabei lächelte er wehmütig und sagte, die Kinder streichelnd, sie würden mitsammen schon einmal was anderes bekommen. Fluchen hörte man ihn nicht mehr.

So ging wieder ein Tag dahin und die Bewohner der Hütte gewannen den „Vetter Franz" lieb. Er mußte zu erzählen, wie es draußen in der Welt und bei den reichen Menschen zugehe. Er zeigte ihnen seine Sackuhr und sagte, daß das, woraus das Gehäuse gemacht, Gold wäre. Sein Gewehr mußte er ihnen auch zeigen und erklären, und er fragte, ob denn der Vater keines habe. Die Kinder sagten „nein", aber die Waberl erzählte, daß Mirtl wohl einmal eines gehabt habe, als noch Wölfe im Gebirge waren und böse Leute in der Gegend herumstrichen. Da sei aber der herrschaftliche Förster gekommen und der habe es mit fortgetragen, weil unsereins, das mit der Jagd nichts zu tun, kein Gewehr haben dürfe. Zwar aufrichtig: Der Mirtl hätt' wohl noch eins.

„Es gibt ja eine solche Unmasse von Wild in diesen Bergen herum: Euer Mann wird doch die Gelegenheit so dann und wann benützen. Nicht?" so fragte der „Vetter".

„Zu brauchen hätten wir schon was", meinte das Weib.

Der Fremde sah dem Span zu, dessen Kohle sich ringelte. Hansl war noch im Anschauen und Untersuchen der Uhr begriffen und fragte, ob's denn mehr solche Sachen in der Welt gäbe.

Dornröschen in den Kammerspielen.

Von **Otto Ernst.**

Eines Tages komm' ich nach Hause und finde sämtliche Türen, Schränke, Bettstellen, Kommoden und Bücherregale mit mühsam bedruckten Zetteln beklebt, besteckt und benagelt:

Theater in Großflottbek.

Heute, Sonntag den 16. Juni, abends 7 Uhr:

Dornröschen.

Ein Märchen in acht Aufzügen.

Personen:

Der König	Erasmus	Ein Küchenjunge	Kuno
Die Königin	Else	Ein alter Mann	Else
Der Prinz	Erasmus	Die 12 guten Feen	Anne, Trude, Käthe
Dornröschen	Else		
Ein Frosch	Kuno		
Ein Page	Kuno	Die böse Fee	Käthe
Ein Koch	Erasmus	Ein Baby (Dornröschen) . . .	Roswitha

Wenn auf die Einstudierung so viel Mühe verwandt ist, wie auf die Zettel, dann darf man die höchsten Erwartungen hegen.

Sogar an der Tür zu dem in jedem Hause notwendigen Isolierraume ist ein Zettel befestigt. Fleißig annoncieren ist die Hauptsache.

Kuno, das Nachbarkind, hat zum Geburtstag einen Buchdruckerkasten geschenkt bekommen; vielleicht ist das die Veranlassung zur Gründung des Theaters. Es sind schon aus nichtigeren Gründen Theater errichtet worden.

Das Ensemble setzt sich aus unseren und aus Nachbarskindern zusammen. Seit drei Wochen wird einstudiert. Wenn ich von meinen Kindern eine Handreichung, eine Besorgung wünsche, so begegne ich geringem Verständnis für ihre Notwendigkeit. Wen ich auch beim Zipfel erwische — wenn ich ihn erwische — er ist „augenblicklich nicht momentan". Da ich vom Theater her weiß, daß von einem Schauspieler, der eine große Rolle studiert, nichts zu wollen ist, so resigniere ich.

Als die Vorstellung beginnen soll, wird durch Garten und Haus, vom Keller bis zum Bodenraum eine halbe Stunde lang geklingelt. Ein ganz moderner Theaterbetrieb. Eine halbe Stunde lang schwingt Kuno eine alte, verrostete Haustürschelle. Er tut es offenbar gern. Vielleicht ist das neue Theater aus dieser Schelle entstanden.

Das aus vier Herrschaften und drei Dienstmädchen bestehende Publikum versammelt sich im ersten Stock vor dem Kinderschlafzimmer, dessen Türöffnung durch ein großes Bettlaken verhüllt ist. Das Stück beginnt mit einem langen Zwischenakt. Endlich wird der Vorhang geöffnet.

Tage und sechs Nächte in einer Holzknechthütte des Hochgebirges bei einer armen Familie, mit welcher er förmlich eingeschneit wurde, zugebracht. Er wäre alldort quälenden Todes gestorben, wenn nicht noch zu rechter Zeit der Vater der Familie und Besitzer der Hütte, vulgo Holzknecht-Mirtl, den der Baron einige Tage früher, als dies geschehen, wegen einer kleinen Wilderei auf zehn Tage einsperren ließ, von seiner Haft frei geworden wäre und mit anderen Gebirgsleuten die Bewohner der Hütte gerettet hätte."

So hatte es der Baron aufschreiben lassen und das ist die Geschichte von dem Holzknechthaus.

Welken die Dämmer . . .

Von K. Dankwart Zwerger.

Welken die Dämmer und blüh'n in die Nacht
Silbern und stille die Sterne,
Segelt mein Sehnen auf einsamer Jacht
Fort in den Frieden der Ferne.

Glatt sind die Fluten und flink ist die Brigg,
Meilen auf Meilen ohn' Ende,
Immer nach vorne den spähenden Blick,
Ob er den Heimatstrand fände.

Aber die Heimat ist weiter . . . Zu weit!
Tausendsoweit wie der Morgen!
Wend' ich und fahre mein Sehnen und Leid
Wieder ans Ufer der Sorgen.

Ufer der Sorgen, du Hafen des Leids,
Birg es — du birgst es ja gerne! —
Bis mich der Heimsucht unendlicher Reiz
Wieder hinausruft ins Ferne! —

Einst aber sticht meine Sturmjacht in See —
Peitscht sie, ihr Winde und Wogen! —
Dann — du mein Ufer der Sorgen, ade! —
Komm ich zur Heimat geflogen!

„Na ja, dann laß nur die weisen Frauen kommen“, näselt Seine Majestät.

„Aber es sind doch dreizehn, und wir haben nur zwölf silberne Teller!“ wendet sorgenvoll die Königin ein.

„Na ja, dann laß eine weg“, entscheidet Erasmus mit dem Lakonismus des echten Herrschers.

Mit um die Stirn geschlungenen, hinten lang herabwallenden, weißen Mullbinden erscheinen drei gute Feen, für die zwölf Teller eigentlich genügen sollten. Die erste spendet dem Kinde Tugend, die zweite Schönheit, die dritte Reichtum, was ja schließlich für einen Menschen auch genug ist. Aber die Tugendspenderin ist, nachdem sie ihren Spruch getan, sofort wieder verschwunden. Schnell und furchtbar verwandelt, wie das bei der Tugend vorkommt, stürzt sie plötzlich in den Saal; ein schwarzer Schleier umhüllt ihr Haupt; auf ihrer Schulter sitzt eine Katze. Diese Katze verdient besondere Erwähnung. Sie ist aus Wollfilz und Glasaugen wirklich täuschend natürlich hergestellt und bildet das Prunkstück der Ausstattung.

„Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen!“ schreit die böse Fee, und wie schreit sie es, mit welcher Gewalt des Hasses, der Rachsucht, der Bosheit und des Kehlkopfes! Ist das Käthe, die sanfte, immer flüsternde Käthe, die sonst kaum „Piep“ sagen kann? Ich muß der tiefen Weisheit Shakespeares gedenken, der, als die wilde Katharina zum Lamm geworden ist, die engelsmilde Bianka sämtliche Krallen hervorstrecken läßt.

Empört hat sich König Erasmus aus seinem Klubsessel erhoben.

„Na, das ist denn doch . . .“

„Unglaublich“, will er sagen, aber er geniert sich.

Eine der andauernd guten Feen tritt vor und spricht: „Aufheben kann ich den Fluch nicht; aber ich kann ihn mildern. Dornröschen soll nicht sterben, sondern in einen tiefen, hundertjährigen Schlaf fallen.“

Da reißt sich Erasmus noch einmal zusammen und schnarrt: „Na ja, dann laßt nur alle Spindeln verbrennen!“ Und weg ist er. Der Vorhang schließt sich.

Einer sublimen Regiefeinheit aus diesem Akte kann ich zu gedenken mir nicht versagen. Als die böse Fee ihren Fluch hervorstößt, wimmert das kleine Dornröschen mehrere Male laut auf: „Bäh — bäh — bäh!“ Das Würmchen versteht natürlich nichts von dem Fluch der Hexe; aber es empfindet instinktiv die Nähe des feindlichen Dämons. Das ist sozusagen Maeterlinck.

Als der Vorhang sich zum dritten Male auftut, sieht man ein Schafzimmer. In einem Lehnstuhle sitzt Käthe als altes Weib, an dem Rad einer aufgestützten Schubkarre spinnend; auf ihrer rechten Schulter

Man sieht ein Schlafzimmer. Die Königin erscheint mit einem Diadem in den Locken und mit einem Badelaken über dem Arm.

„Ach“, seufzt sie, „wenn ich doch nur ein Kind hätte! Schon seit meiner frühesten Jugend wünsche ich mir ein Kind; aber niemals kommt eins!“

Gar nicht so übel. Die Mädels wissen immer ihre Worte zu setzen und haben immer Bühnentalent.

Unter dem Bett hervor kriecht Kuno, der Frosch. Er trägt einen grünen Abendmantel.

„Sei nur ruhig“, spricht er, „du wirst ein Kind bekommen“.

„O!“ ruft die Königin begeistert, „ist es möglich? Wann denn?“

Kuno ist ein gutmütiger Frosch.

„Na — nächsten Sonntag“, versetzt er.

„O wie herrlich!“ jubelt Königin Else, „wie freu’ ich mich, wie freu’ ich mich auf das kleine Dornröschen!“

Da erscheint Erasmus, der König. Eine karierte Tischdecke ist an seinen Schultern hängen geblieben.

„Denk’ dir nur, lieber Mann“, ruft die Königin, „wir kriegen ein Kind, wir kriegen ein Kind!“

„Wieso?“ fragt der König majestätisch.

„Eben war ein Frosch hier und sagte es mir.“

„Na ja, dann laß uns nur nach Hause gehen“, brummt der König und zieht sein Gemahl schleunigst von hinnen. Der Vorhang schließt sich.

Das Talent des Königs Erasmus bedarf einiger einführender Worte. Dies Talent ist unzweifelhaft; Erasmus spielt auch mit Leidenschaft Komödie und wüßte sicherlich allerlei Gutes zu sagen und zu spielen; aber sobald er aufgetreten ist, tut er nichts mehr, als sich genieren. Wenn Goethe sich so geniert hätte, besäßen wir keine Zeile von ihm. Sowie er die Bühne betreten hat, beherrscht ihn nur noch der eine Gedanke: Wie kommst du wieder herunter? Daher die Worte: „Na ja, dann laß uns nur nach Hause gehn!“ Er spricht das und seine ganze Rolle in jenem überlegenen Leutnantston, den die zwölfjährigen Jünglinge anschlagen, wenn sie vor Verlegenheit nicht wissen, wohin.

Nach einem langen Zwischenakte, der offenbar durch eine längere Regiesitzung hinter dem Vorhang verursacht wird, öffnet sich dieser von neuem, und man sieht ein Schlafzimmer. In einem großen Wäschekorb liegt ein wohlgenährter, weiblicher Säugling von höchstens sechs Jahren (Roswitha).

König und Königin kommen nach Hause.

„Oooh!“ schreit die Königin, „wir haben ein Kind, wir haben ein Kind! Sieh doch nur, liebes Männchen, wir haben ein wunderschönes Kind!“

„Ach was, ich geh' durch!" schnarrt Erasmus, stößt die Rosenhecke beiseite, daß sie Elsen auf den Fuß fällt, und ist verschwunden.

Else greift nach ihrem Fuß, und der Vorhang fällt.

Der sechste Aufzug zeigt uns das Schlafzimmer des dritten. Dornröschen liegt auf der Chaiselongue und schnarcht leise, um den Schlaf anzudeuten. Der Prinz erscheint, tritt an die Schlafende heran und — ja nun kommt der fürchterlichste Augenblick für unsern jungen Künstler — er soll annähernd so tun, als wenn er ein Mädchen küßte. Er neigt sich ein wenig vornüber, und, vierzig Zentimeter von ihrem Munde entfernt, macht er blitzschnell jene charakteristische Kopfbewegung eines jungen Ziegenbocks, der stoßen will.

Dornröschen (erwachend): „O, welch ein wunderschöner Prinz!"

Der Prinz (über diese taktlose Schmeichelei bis unter den Halskragen errötend): „Na ja, dann kommt nur." (Er schleift sie hinaus.)

Der nun folgende Zwischenakt dauert fünfundzwanzig Minuten. Hinter dem Vorhang ist ein deutlicher Konflikt zwischen Regie und Darstellern ausgebrochen. Danach zeigt die Bühne die Dekoration des vierten Aktes. Auf dem Schemel erhebt sich die Hofküche. Viertes Auftreten der Katze. Das Küchenpersonal erwacht, und Erasmus haut Kunon eine Ohrfeige herunter. (Höhepunkt des Dramas.) Sie fällt bedeutend naturalistischer aus als der Kuß. Der Vorhang fällt.

Achter und letzter Aufzug. Das Schlafzimmer des zweiten Aktes. Auftreten des gesamten Künstlerpersonals. In feierlichem Zuge erscheinen der Prinz und Dornröschen. Apotheose: Kuno der Page hält über die Häupter des Paares als Baldachin einen Sonnenschirm, den sein Onkel aus Kamerun mitgebracht hat.

Dornröschen: „Wo nur die lieben Eltern bleiben? Ach, sie waschen sich wohl erst!" (Gut beobachtet! Nach längerem Schlaf hat man ein lebhaftes Waschbedürfnis.)

(Dumpfes Schweigen.)

Der Prinz: „Na ja, dann laß uns nur Hochzeit feiern." (Er tanzt mit Dornröschen hinaus, und tanzend folgt der Rest.) Der Vorhang fällt.

Das Kind ist der geborene Regisseur von heute. Oder kann man sich eine glänzendere Lösung des dekorativen Problems denken, als den Gedanken, dieses Drama des hundertjährigen Schlafes vollständig in ein Schlafzimmer zu verlegen?

Der Beifall ist denn auch ungeheuer; immer wieder muß die Gardine sich heben, ein Erfolg, der ausschließlich auf das Konto der Darstellung kommt, und für den sich die Herren Gebrüder Grimm bei unseren Künstlern bedanken dürfen.

8*

zweites Auftreten der Katze. Else erscheint als halb erwachsenes Dornröschen und beginnt mit den Worten: „Heut bin ich fünfzehn Jahre alt. Vater und Mutter sind ausgegangen, da will ich mir doch einmal das Schloß recht gründlich betrachten." Sie geht im Vordergrund der Bühne zweimal auf und ab.

„O, diese herrlichen Tapeten! Und diese kostbaren Gardinen! Und lauter goldene Stühle und Tische! Ei sieh da, guten Tag, liebes Mütterchen, was habt Ihr denn da?"

Die Sache entwickelt sich weiter, bis Dornröschen sich an der Spindel gestochen hat und wie leblos auf eine Chaiselongue gefallen ist. Mit schrecklicher Dämonie erhebt sich Käthe.

„Ha! Endlich wird mir Genugtuung für die Schmach, die ihr mir angetan habt! Rache! Rache! Rache!"

Der Vorhang sinkt. O Tugend, Tugend, wie hast du dich verändert!

Der folgende Zwischenakt dauert sehr lange. Endlich öffnet sich wieder die Gardine, und die Szene zeigt ein Schlafzimmer. Auf einem Holzschemel erhebt sich die königliche Hofküche. Erasmus, in weißer Schürze und Mütze, rührt mit einem Holzlöffel in einem Topfe herum. Zu seinen Füßen sitzt die Katze. (Drittes Auftreten.)

Ganz im Vordergrunde hockt Kuno, der Küchenjunge, und schleckt mit dem Finger aus einem Topfe. Erasmus bemerkt das, holt zornigen Gesichts zu einer Ohrfeige aus und — erstarrt in dieser Stellung. Der allgemeine Schlaf hat ihn ergriffen. Der Vorhang fällt. In dieser Szene, deren Periodenbau keine besonderen Anforderungen stellt, entfaltet sich sein Talent ohne Lampenfieber in schöner Unbefangenheit.

Als die Gardine zum fünften Male gehoben worden, stellt sich unseren Blicken ein Schlafzimmer dar, dessen hintere linke Ecke durch eine Rollwand verdeckt ist, wie man sie auf zugigen Veranden als Windschutz verwendet.

Vor dieser Rollwand stehen Else in Lodenmantel und Umhängebart als alter Mann und Erasmus als Prinz mit einem Kavalleriesäbel, einem Pelzbarett von Käthe und weißen Strümpfen, die einen durchaus prinzlichen Eindruck hervorrufen. Die zungenfertige Else erzählt eine sehr lange Geschichte von der königlichen Familie, die schon seit hundert Jahren schlafe; sie weist auf die Rollwand und berichtet, daß durch diese Rosenhecke schon unzählige Prinzen zu dringen versucht hätten! Aber alle seien sie an den scharfen Dornen hängen geblieben und eines jämmerlichen Todes gestorben. Sie spricht sehr lange und sehr gut, mit eindringlich warnender, sehr gedrückter Altstimme. Erasmus steht mit dem Rücken gegen das Publikum und sagt kein Wort, spielt aber sehr gut. Endlich hat Else, der alte Mann, geendet.

Jahre lebten. Viele Jahre lungerten dann die sauber vorgeschriebenen Nekrologe ungenützt in Schubladen herum.

Schriftsteller Fixmaier sagte nicht mit Unrecht, daß solche Hartnäckigkeit im Leben der Berühmten eigentlich nichts weiter sei, als eine unerlaubte Verhinderung an der Verwertung vorgetaner Arbeit.

„Grenzt an Betrug“, hatte neulich sein Kollege, der Herr Terminmaier, gesagt.

Oder was soll man dazu sagen: hatte er da zwanzig sauber hektographierte Nekrologe über den Dichter Steinbock seit Jahr und Tag im Aktenschrank fix und fertig zur Verwertung. Nach der Statistik von dem Sterbedurchschnitt war der Dichter Steinbock schon seit Jahren fällig für einen Nekrolog. Aber was tat der Dichter Steinbock? Leben blieb der Dichter Steinbock. Ein Jahr ums andere blieb der Dichter Steinbock leben. Grad extra. Und schließlich, als man gar nicht mehr an Steinbock dachte, wollte er gar heimlich sterben. Seinen Lauerbiographen durch die Finger wischen. Nekrologlos sterben. Hat man so was schon erlebt? Aber der Schriftsteller Fixmaier war dem gewachsen. Fixmaier hatte es doch noch rechtzeitig erschnüffelt. Nach Hause stürmte er und riß Schublade 347 b auf, wo die zwanzig hektographierten Steinbocknekrologe lagen. Rasch zur Post damit und an die Redaktionen. Und was mußte er erleben? Zwanzig leere Manuskripte lagen da. Zeit und Licht hatten die Hektographenzüge glatt gefressen.

Verloren wäre er gewesen, der Fixmaier, wenn er nicht im letzten Moment die noch nicht abgeblaßten Nekrologe des Dichters Rindskopf dafür eingeschoben hätte. Es ist richtig — es hat nicht alles ganz genau gestimmt, und er hatte auch die Begleitschreiben an die Redaktion anstatt mit „Hochachtung“, mit „und zeichne mit Todesverachtung“ unterschrieben — aber gemerkt hat’s doch kein Mensch von allen hunderttausend Lesern. Denn es war am gleichen Tag der Beschrieb einer Radausitzung in der Abgeordnetenkammer brettelbreit in der Zeitung, so daß man sich bei Nekrologen nicht viel aufhielt. Mit Recht. Denn lebendige Prügel sind bei weitem interessanter als tote Dichter.

Schriftsteller Fixmaier überlegte: Da war noch ein andrer, der Dichter Bergstrind. Der war schon fast überfällig. Nicht nur, daß er schon das Alter hatte, wo die Nekrologe reifen, er war auch krank dazu seit Wochen. Er hatte schon drei Kreuze in der Proskribiertenliste. Zweimal stand schon unter „Letzte Telegramme“: Der Dichter Bergstrind liegt im Sterben.“ Des Dichters Lebensaktie war auf Null gesunken. Keiner von den Nekrologverschreibern, der sie noch „per ultimo“ genommen hätte. Wogegen seine Todesaktie längst schon über Pari stand und überemissionsreif war. Und dennoch kam sie nicht heraus. Es war ein Jammer. Die Reporter über Trambahnunfälle suchten

Der Nekrolog.

Von **Fritz Müller, Zürich.**

Der Schriftsteller Fixmaier sah im Kalender nach.

Es war ein sonderbarer Kalender, Monate und Zahlen hatte der Kalender, wie ein andrer auch. Aber was dahinter stand, das stimmte nicht mehr überein.

Nehmen Sie mal Ihren eigenen Kalender in die Hand — so — jetzt vergleichen Sie . . . Nicht wahr, am 11. März steht Kasimir bei Ihnen, Longinus am 15. März, Pankratius am 12. Mai und Petronella am 31., während am 22. Juni 10.000 Ritter aufmarschieren, nicht wahr?

Was aber stand im Fixmaierschen Kalender anstatt dieser Namen? Bitte, lesen sie zum Beispiel:

5. Januar. 150j. Todestag Elisabeths, Kaiserin von Rußland.
6. Januar. 500ster Geburtstag der Jungfrau von Orleans.
15. Januar. Vor 50 Jahren ladet der Papst die Bischöfe des katholischen Erdkreises auf Pfingsten zur Feier der Heiligsprechung der japanischen Märtyrer ein.
23. Januar. 150j. Geburtstag von Christian August Vulpius, Goethes Schwager, Verfasser von Räuber- und Ritterromanen.
25. Januar. Jubiläum der Erfindung des Telephons.
27. Januar. 700j. Jubiläum der Erfindung des Senftes.
28. Januar. 50j. Jubiläums des 50j. Jubiläums der Einführung von 50j. Jubiläumsnekrologen.

Hm, und die Sterne dahinter, die Monde und die Sonnen — was bedeutet das?

Das deutet an den Grad der Wichtigkeit des betreffenden Ereignisses innerhalb des menschlichen Kulturgedenkens.

Der Schriftsteller Fixmaier machte sich Notizen: Heute war er frei. Aber morgen muß er übel oder wohl an den 75jährigen Jubiläumsnekrolog für den berühmten Dichter Stußmaier glauben. Und Anfang nächster Woche war der deutsche Senft fällig. Na, das ging ja.

Dann sah er seine Proskribiertenliste nach. Auf der Proskribiertenliste standen die betagten Dichter, Generale, oder andere öffentliche Größen, die die Fünfzig überschritten hatten, und deren Nekrolog nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung immerhin in Aussicht war. Freilich war das eine ungewisse Sache. Solche Größen waren oft recht eigensinnig. Es gab da welche, die mit siebzig Jahren längst zum Sterbetagsartikel reif gewesen waren, und die mit Absicht dann noch extra zwanzig

Uff — das war erledigt.

Er setzte sich ins Kaffeehaus und ruhte aus. Den ganzen Nachmittag ruhte er aus. Und überlegte, wieviel ihm diese dreiundzwanzig Nekrologe einbrachten. Donnerwetter, die Multiplikation mit dreiundzwanzig ergab doch eine schöne Summe. Wenn er's recht bedachte, das war ein fettes Sterben. Er verzieh dem querköpfigen Bergstrind im stillen die lange Schikaniererei im Sterben. Es war doch ein prächtiger Mensch, im Grunde, dieser Bergstrind. Fast tat ihm dies und jenes kritische Streiflicht leid, das er dem Nekrologe wirksam aufgesetzt. Aber schließlich — Bergstrind war ja tot, und es tat ihm nicht mehr weh. Hm, Donnerwetter, es war auch sonst gut, daß er tot war, daß er seinen Nekrolog nicht gar am Ende selber las — da waren einige persönliche Reminiszenzen darin, die äußerst plastisch waren, äußerst plastisch. Sie gaben ihm, dem Schriftsteller Firmaier, zwar selbst ein wundervolles Relief auf dem Todesgrund des Dichters — indessen — indessen — es hätte doch sein können, daß der tote Dichter selbst sich nicht mehr an diese Firmaierschen Reminiszenzen hätte erinnern können. Solche Dichter sind oft ungerechte Menschen: Sie selber schütteln die Erfindungen aus dem Ärmel und protestierten noch womöglich gegen die Erfindungen, die andere in die Nekrologe schrieben.

Der Schriftsteller Firmaier war ein wenig müde. Die aufgeregte Erledigung der dreiundzwanzig Nekrologe hatte ihm doch zugesetzt. Er saß still in seiner Kaffeehausecke und rechnete eben zum dritten Male die Multiplikation mit dreiundzwanzig nach, das letztere Mal sogar mit der Neunerprobe. So — jetzt noch den gelben, süßen Cognac ausgetrunken, der die aufgeregten Nerven so angenehm einwiegt —

„Theres zahlen!", wollte er gerade rufen — da ging die grüne Samtportiere an der Eingangstüre auseinander — ein Mann trat ein, ein Mann —

„Ja, zum Donner, war das nicht der Dichter Bergstrind?"

Ein wenig war der Schriftsteller Firmaier doch erschrocken. Die Sturmbockstirne, das gelockte Haar, die — alles stimmte so aufs Haar. Aber dann sagte er sich selbstverständlich, daß das nur ein sonderbarer Zufall war, ein ganz merkwürdiges Spiel des Doppelgängertums.

Der Fremde hatte sich dort drüben hingesetzt, bestellte einen Kaffee —

„Nun aber so was — auch die Stimme — ganz die Stimme Bergstrinds . . . ?"

Wieder ging die grüne Samtportiere auseinander: Ein Zeitungsjunge bracht die Abendzeitungen. Der Fremde kaufte eine Nummer und faltete sie recht bequem zum Lesen — mit Muße konnte Firmaier jetzt das Gesicht betrachten. Es war bleich, sehr bleich. Nein, so bleich hatte Bergstrind niemals ausgesehen. Freilich, wenn es an das Sterben ging . . .

nachzuhelfen. Sie ließen frei erfundene Ärzte Bulletins ausgeben: „Der Dichter Bergstrind dürfte den morgigen Tag nicht mehr erleben — zusehends verfallen seine Kräfte." Ja, mehr als einmal standen schon des Dichters Bergstrind „letzte Worte" in der Zeitung. Aber es half alles nichts: Der Dichter Bergstrind hatte zu lange im Leben auf der Oppositionsseite gestanden, als daß er sie im Sterben aufgegeben hätte — er starb halt nicht, und starb halt nicht. Indessen verblaßten seine Nekrologe in den Laden. Zum Verzweifeln war es. Es grenzte schon hart an Betrug, um mit dem Schriftsteller Terminmaier zu sprechen.

Und mit welcher Liebe war der Nekrolog schon lange ausgearbeitet! Wie wundervoll lebendig hatte er das Sterben diskontiert, den Schmerz beschrieben, das Todesrauschen der Trauernachricht durch die Welt vorweggenommen. Und nun lag der eingepökelte Schmerz nutzlos in den Fächern. Und die Ausrufungszeichen in dem Nekrologe hätten auf Eis gelegt werden müssen, sollten sie sich richtig konservieren. Eine Rücksichtslosigkeit — ach was, eine Infamie war das von Bergstrind.

Mißmutig trat der Schriftsteller Fixmaier aus seinem Hause auf die Straße. Da sah er einen Laufjungen mit einem Pinsel die letzten Depeschen an der Straßentafel ankleben. Eine schwarzumrandete war auch dabei. Fixmaier las:

„Dichter Bergstrind soeben verschieden."

Es war ihm wie ein Feuerwehrappell. In die nächste Telephonkabine schoß er.

„Rrrrr — 3245 bitte, Redaktion der Blitzzeitung."

„Bedaure, belegt."

Zum Deixel nocheinmal, war ihm doch einer zuvorgekommen.

„Fräulein, dringend, bitte."

„Schön — sofort."

„Hier Redaktion der Blitzzeitung, wer dort?"

„Hier Fixmaier — ist es richtig, daß der Dichter —?"

„Natürlich — selbstverständlich — machen Sie fix — wir brauchen den Nekrolog noch für die Abendnummer — schicken Sie expreß, ja?"

„Gewiß, gewiß."

„Also schön — warten Sie, warten Sie — nicht mehr als sieben Spalten unterm Strich, nicht wahr — wir haben da noch die Dauerradfahrt, wissen Sie, und das Stimmungsbild über die Keilerei im ungarischen Reichstag . . . "

Der Schriftsteller Fixmaier sauste in seine Wohnung zurück. Der Schriftsteller Fixmaier riß die Laden auf. Der Schriftsteller Fixmaier kuvertierte, adressierte, expressierte die dreiundzwanzig Nekrologe an die dreiundzwanzig Zeitungen. Der Schriftsteller Fixmaier rannte selber auf die Post . . .

Spielzeug.

Von H. Dahrenstaedt.

Vielleicht auf keinem Gebiete sachlicher Phantasie liegt eine solche Fülle der Vielseitigkeit ausgebreitet, wie auf demjenigen, das von dem Worte Spielzeug in sich eingeschlossen wird. Vom Säugling, der dem Geklingel der Korbrassel zujauchzt, bis zum Greis auf der Ofenbank, der im Daumendrehen ein Spiel gefunden hat, den Minutenlauf der letzten Tage eines arbeitsreichen Lebens zu verkürzen, entrollt dieses Wort vor jeder Altersstufe der Menschheit ein reiches Programm; ja, es schließt gar die Macht in sich ein, ein ganzes Menschenleben scheitern zu machen, dieweil es ihm vortäuscht, das Leben sei nur — Spielzeug.

Wird nicht jeder Mensch gleichsam am Gängelbande des Wortes Spielzeug dem Leben entgegengeleitet? Aber noch nie ist der Einfluß dieses Wortes auf das „Werden" des Innenmenschen so machtvoll gewesen, denn in unseren Tagen diese phantasiereiche Fülle: „Neuestes Spielzeug!"

Wie schlicht, wie bescheiden herrschte z. B. dazumal — „als der Großvater die Großmutter nahm" — das liebe Wort Spielzeug in der Kinderstube. Ach, wo ist sie geblieben, jene märchenstille, traute Art der Kinderfreuden!?

In letztvergangener Zeit traten zwei kleine Erlebnisse aus der Kinderwelt in meinen Gesichtskreis, welche, obschon an sich gar unbedeutend, mich so zum Nachdenken über den Begriff Glücklichwerden oder Unglücklichwerden anregten, daß ich sie kurz erzählen und dabei behaupten möchte, daß das Erkeimen der einen oder der anderen Lebensauffassung von der Art des Spielzeugs unserer ersten Lebensjahre beeinflußt wird.

Zu unserer Bekanntschaft gehört der Kommerzienrat Kerst und seine junge schöne Frau, meiner verstorbenen Schwester Freundin, Adele. Das einzige Kind dieses reichen Hauses ist ein nervös-intelligenter, hübscher Knabe im siebenten Lebensjahre. Ob es wohl noch eine Neuerfindung aller Arten des Zeitvertreibs einer vornehmen Kinderstube geben kann, welche Hellmut Kerst nicht schon besessen hätte, um — sie zu zerstören?

Neulich, als ich bei meinem Besuche Adele nicht zu Hause traf, trat ich ein in Hellmuts „Spielsaal". Der schlanke, ziemlich farblose Junge rekelte sich, das Kinn auf den verschlungenen Händen, an der Fensterbank, starrte in den grauen Märzhimmel und zankte nach rückwärts sein Fräulein Grete Kindergärtnerin aus, vonwegen der „albernen Langeweile", die „man" mit „ihr" immer auszustehen hätte.

Da — jetzt waren des Fremden Augen von dem Leitartikel in das Feuilleton geglitten — stutzten — erweiterten sich schreckhaft . . .

Aufgeschnellt war der Fremde — auf den Marmortisch hatte er geschlagen — wild im Kreise hatten seine Augen aus dem bleichen Gesicht herumgeblitzt — den Schriftsteller Firmaier hatten sie erblickt — auf ihn zugetreten war der bleiche Mann:

„Haben Sie — haben Sie vielleicht den Nekrolog da drinnen —", er zeigte auf die Zeitung, die in seiner Hand zitterte, „den Nekrolog zu meinem Tod geschrieben?!" rief er.

Schriftsteller Firmaier war zusammengefahren. Ganz geduckt saß er auf seinem Stammsitz. Kein Wort brachte er hervor.

Inzwischen waren des Fremden Augen weiter prüfend über den Artikel hingeglitten —

„Herr", rief er, „Herr! was reden Sie für Dinge in der Zeitung? Welche Bären über Unterredungen zwischen mir und Ihnen binden Sie den Leuten auf? Was orakeln Sie da über Dinge, die Sie nie begriffen haben, nie begreifen können?? An wieviel Blätter haben Sie das Zeug hinausgegeben? — rasch, die Wahrheit, Herr — die Wahrheit!"

„An dreiundzwanzig", quoll's Firmaier aus dem starren Munde.

„Was? dreiundzwanzigmal dieses verlogene Gebabbel über mich? Über mich, und immer über mich! Und nicht eine Zeile von mir selber. Und die Hälfte des Artikels sprechen Sie von sich? „Ich und der tote Bergstrind", „der tote Bergstrind und ich!" — Mensch haben Sie denn keine Ehrfurcht vor dem Tode —?!"

„Also sind Sie doch gestorben, nicht wahr, Herr Bergstrind?" wimmerte Firmaier hinter seinem Tische.

„Den Teufel bin ich, Herr — Sie mit Ihrer Fixigkeit sind noch dem Tod zuvorgekommen — Sie Windhund, Sie!"

Hier hatte der Dichter Bergstrind ein gußeisernes Standschild ergriffen, das auf dem Tische stand — „Reserviert" stand auf dem Schilde — und schwang es drohend . . .

„Theres! Theres! Zu Hilfe — er schlägt mich!" schrie Firmaier. Es gab ihm einen fürchterlichen Stoß.

„Aber Herr Firmaier", sagte die blonde Theres, „was hab'n S' denn, jetzt sind S' gar vom Sessel runtergfalln — ham S' gschlafen — was?"

——— ———

Schnittwunde an dieser Hand hatte neulich Aufruhr und den Sanitätsrat Bock in das Haus Kerst gebracht. — Hellmut bat aufgeregt um Paletot und Mütze; auch der Vater sollte so schnell wie möglich an seiner stolzen Freude teilhaben.

Ich werde den Eindruck nie vergessen, den der Anblick auf mich gemacht hat, wie der schöne Knabe an jenem Abend schlafend, ein Bild träumenden Glückes, in seinem blauseidenen Himmelbette lag; wie die schmale Hand mit der kleinen Wunde am Zeigefinger zwischen den Korkräderchen des Kistchens auf der spitzenumsäumten Decke ruhte, und wie das Elternpaar, Schulter an Schulter gelehnt, wie in heiliger Andacht lächelnd, seinen lächelnden Liebling beobachtete.

Leider: schnell ereilte nach diesem Abend eines Vormittags ein tragisches Geschick unser Kunstwerkchen. Hellmut sammelte auf der Esplanade vor der „Villa Adele" Kieselsteinchen in sein Kistchen, da lenkte Kutscher Franz seine Pferde um die Hausecke, und — krach!: eine Wagen hatte einen Wagen überfahren.

Gegen Nachmittag sandte Frau Kommerzienrat nach mir; ihr Junge sei ernstlich erkrankt.

Es lag eine gemachte Lautlosigkeit über dem Hause, als ich leise eintrat; und Adele weinte Herzentränen in ihr Batisttuch, während sie mir im Boudoirchen erzählte, ihr armes Kind sei nach einem Wutanfall in Schimpfwörtern gegen den „Esel", den „Tölpel" den Kutscher, auf dem Kies der Esplanade in Krämpfe verfallen. Ich fühlte mich tief bedrückt; die Ursache waren ich und das Wägelchen. Erst als der Sanitätsrat Bock mir bei meinem Heimgehen auf der Treppe der Veranda begegnete und, mir in die bekümmerten Augen blickend, in seiner immer ein bißchen „bockigen" Art versicherte, der Bengel werde für diesmal noch nicht an „seinem Kunstkärrchen" sterben, fühlte ich mich um die Hälfte von einer seelischen Schuld befreit.

Drei Wochen hiernach spielte Hellmut im lieben Sonnenschein des Elterngartens. Er rannte munter mit rosigen Wangen bis zum Toreingange auf mich zu. In seiner Lederschürze, in der Rechten den Hammer, die Linke voller Schreinernägel, sah der Junge prachtvoll aus: „Komm, Tante, komm mit mir in den Hühnerhof; ich will dir einmal etwa Famoses zeigen!"

Das vierrädrige Frachtwägelchen aus Papas Havannakiste wurde tatsächlich famos, das Hellmut und der junge gutmütige Franz, mit dem man sich unterdessen wieder versöhnt hatte, schreinerten. „Ja, und Franz und ich zimmern jetzt ganz bald auch noch einen Gartenzaun rings um das Gärtchen herum, das Vater mir gestern geschenkt hat — gelt, Franz? — Und einen Tisch und eine Bank und eine Laube wollen wir auch nageln; und wenn alles erst fertig ist, dann trinken wir beide,

Zu dieser ungezogenen Art wollte die Überfülle, die auf Stühlen, Tischen, Fußboden unordentlich umherliegend, einzig dafür geschaffen war, Langeweile zu vertreiben, wenig passen. Mein bewunderndes Interesse an all den „schönen Dingen" rüttelte den kleinen Besitzer für einige Augenblicke aus seiner Blasiertheit auf; ja, er ließ sich sogar herbei, einige Kunstwerke der Mechanik mittelst ihres Schlüssels aufzuziehen. Eisenbahnen, Salamander und Käfer surrten und schnurrten um unsere Füße herum. Meine Freude hierzu fand der Junge „dumm", indem er den auf seinen Fuß zurennenden, blechernen Maikäfer — knacks! — mausetot trat. Auf Gretchens sanftes Schelten hörte er nicht, das mir in Autoritätslosigkeit klagte, man wisse kaum mehr, womit man dieses „Kind des Verderbens" noch beschäftigen könne.

Hellmut folgte mir nun in mein Elternheim, wie es ihm gestern von seiner Mutter erlaubt worden war. Unterwegs überlegte ich, wie es mir gelingen könnte, dem kleinen Millionär unser einfaches Wohnzimmer auf eine Stunde interessant zu machen. Nachdem zunächst mein Vorrat an Nüssen und Feigen unter der hellen Petroleumlampe verspeist worden war, machte Hellmut unseren eben einschlafenden Kanarienvogel mittelst einiger seltsamer Turnbewegungen in Todesängsten gegen das Bauer flattern, knickte Mutterns schönste weiße Hyazinthe, um hiernach mit seinen klebrigen Feigenfingern allerhand geheiligte Nippes vom Platze zu heben.

Jetzt erleuchtete mich ein guter Einfall: Ich nahm das geleerte Feigenkistchen, suchte zwei Korke von Liebigs Fleischextrakt und ein Endchen Bindfaden und forderte unseren Besuch auf, mir in die Küche zu folgen, wo wir auf dem Küchentisch regelrecht einen Wagen mit Hülfe von Hammer und Nägeln herstellen wollten.

Nun möchte ich jedermann den Anblick gegönnt haben, wie sich der geistig oft so müde, stets gelangweilte Knabe wie elektrisiert unter meiner Anleitung an die Arbeit machte, wie er mit Geschick und Fleiß sein Wägelchen zurecht hämmerte und wie er jubelnd aufjauchzte, als das kleine zweirädrige Dingelchen an dem angeknoteten Bindfaden, hinter dem Wagenbauer her, über die Diele ins Wohnzimmer bis zu meiner Mutter im Sessel rollte.

Soeben klingelte es, und der Junge flog seiner Mama glückselig um den Biberkragen: „Mutti, Mutti, sieh doch nur, diesen wunderschönen Wagen habe ich selbst, ich ganz allein mit einem großen Hammer zurechtgeklopft!" Die schöne Frau Kommerzienrat war natürlich entzückt; d. h. mehr über das strahlende Glück ihres Abgotts als über das lächerliche Feigenkistchen. Als sie jetzt ganz erschreckt nach dem blutigen Zeigefinger der linken Hand des Handwerkers griff, meinte er: „Ach Mutti, das bißchen tut ja schon gar nicht mehr weh!" Eine kleine

Am anderen Morgen früh erschallte ein unverkennbarer Ton, kaum mißzuverstehen, so ein Klatschen von Menschenfleisch auf Menschenfleisch, aus dem Erdgeschoß drüben zu mir herauf ins Küchenfenster. Ach, das war die Hand einer Mutter auf vier Buchstaben eines Kindes! Armes Trudelchen! Jetzt trat Mamma Gerber aus ihrer Haustür in den Hof, hielt etwas Undefinierbares gegen mich hoch und rief: „Sollte man's glauben? die schöne Puppe von gestern? Ja, ich sag's ja, man sollte dem ‚Wüstling' nur noch alte Lumpen zum Spielen geben!" Es flog ein bunter Gegenstand auf den Ascheneimer. Meinem scharfen Hinunterblicken erschien dieser Gegenstand etwas arg derangiert — wohl kaum meine Tirolerin von gestern? Ich schloß das Fenster; das schluchzende Trudchen tat mir leid. Mein gutmütiges Herz beschloß, obschon am Ende des Monats, also aus der Leere unserer Wirtschaftskasse, eine zweite Puppe zu kaufen; aber ein bißchen mehr was „Solides", mindestes zu M. 1·—.

Seltsam: Mein Trudelchen wollte nicht recht anbeißen bei Puppe 2, ganz rosa, mit weißen Spitzen und mit so süßen spitzigen Fischgräten-Zähnchen. Das Kind drückte sich im Dämmerlicht der Vesperzeit gegen die Wand des Hausflurs, wobei es mit seinem rechten Händchen einen Teil des Körpers rieb, an welchem sich die Schlagfertigkeit einer leidenschaftlichen Mutter manchmal übte. Vater und Mutter Gerber waren nicht zu Hause, und doch flüsterte die Kleine, als ob sie fürchtete gehört zu werden, ich möge meine Puppe lieber gleich wieder mitnehmen. Erst nach begütigendem Zureden und nachdem der Deckel behutsam wieder aufgedrückt worden war, schob Gertrud das Danaergeschenk unter den Ellbogen und sich sachte in die stille Schusterstube.

Was hörte ich? Am nächsten Tage, als unser Hausmädchen früh auf dem Hofe Regenwasser schöpfte, erklang Frau Gerbers volles „Sprechorgan". Sie schritt, mit neuen Sohlen klappernd, quer über das Hofpflaster, trug unter dem linken Ärmel ihrer Wäschebluse einen Puppenwagen mit nur drei Rädern — das vierte schaukelte ihr am Zeigefinger — unter dem rechten Ärmel meine „Rosarote" von gestern; aber — ohne Beine. Trude stand in der Haustür, kaute am Finger und weinte. Aus der Unterhaltung zwischem dem Kinde und unserer blonden Anna erfuhr ich, daß es gestern abend die neue Puppe im Puppenwagen in Vaters Handwerksstube umhergefahren hatte, daß dabei ein Rad abgelaufen sei, wobei die Puppe mit ihrem schönen reinen Kleide unter den Wagen in den Schmutz fiel; und als sie (die Trude) sie rasch schnappen wollte, riß sie ihr beide Beine aus dem Leibe. Mutter sei arg bös gewesen, habe die Trude gehauen, und gehe nun mit den Sachen, mit denen Trude nie mehr spielen dürfe, um sie für „teures Geld" herrichten zu lassen.

Dieses Spielzeug-Dilemma in der Schuhmacherei bedrückte mein Gemüt genau so, wie neulich das im Hause meiner reichen Bekannten.

du und ich, Kaffee in meiner schönen großen Gartenlaube — gelt Tante? —" Nun mußte ich aber auch das Gärtchen besehen, in welchem kleine runde Beetchen, von Kieselsteinchen umsäumt, in der warmen Mittagssonne auf das Erkeimen der Erbsen und Bohnen warteten, die Hellmut „selber" in die Erde gesteckt hatte.

Der reiche Knabe erschien mir heute so anders, so neu, ganz so, als habe die Sonne eines Glücks seine junge Seele wachgeküßt. Ja, zwei braune Kinderaugen leuchteten gleich Sonnen, als Hellmut Kerst mir versicherte, er wolle nun nie mehr fertige Spielsachen geschenkt bekommen; das sei ja alles nur „dummes Zeug". Nein, alle Sachen, an denen er sich von jetzt ab erfreuen wollte, die wollte er sich immer selber — „handwerkern".

*

* *

Die zweite kleine Begebenheit, welche ich hier kurz skizziere, spielte sich ebenso vor kurzem innerhalb zweier Tage im Hofraum des hohen Häuserkarrees ab, in dem sich, von unserem Küchenfenster beobachtet, tagtäglich gar mancherlei abspielt.

Gertrud ist das alleinige Töchterchen unserer Waschfrau, Frau Schuhmachermeister Gerber, deren Gatte im Erdgeschoß hinter einem lichtkargen Fensterchen für fast alle Bewohner dieses Karrees die Schuhe flickt. Obschon es bei dem geschickten Mann, den ich oft von unserer Küche aus in seiner Emsigkeit bewundere, wohl nur selten übers Flicken hinauskommt, ist die kleine Trude von bald sieben Jahren immer adrett und nett gekleidet; auch fehlt es ihr sozusagen nicht an Spielzeug, denn Trudchen ist halt „unser Einziges".

Die Kleine hat eine besondere Passion für Puppen, Puppen aller Arten und aller Größen. Mamma Gerber hat schon gar manche Puppe gekauft; klagt aber ihre Tochter hart an, wegen der ihr angeborenen „Zerstörungswut".

„Puppenausverkauf." — Dieses Wort fesselte mich neulich vor dem Kaufhaus Bering ungemein. Nein, wie entzückend! wie reizend! wie niedlich! So denkt sich's beim Anblick all dieser blitzblanken Schachtel-Mädelchen. Wie ist es möglich: „Stück für Stück 50 Pfennige"? Läse man's nicht, so glaubte man's nicht! Für 50 Pfennige: Körper, Kleid, Schürze, Hut, Hose, Strümpfe, Schuhe und — Schachtel. Von diesen bezaubernden Dingerchen mußte mein Trudelchen unbedingt eins abbekommen, und, obschon der Groschen jetzt bei unseren Fleischpreisen so heilig ist, baumelte bald eine Schachtel an meinem kleinen Finger.

Gertrud war entzückt; sie mußte mir mit einem Knicks die „feine Hand" geben und wurde dabei von Frau Gerber extra ermahnt, die „schöne" Puppe der „lieben Tante" nicht gleich wieder zu „verwursteln".

schlafend in ihrem rotgewürfelten Federbettchen, ihr „Knotenbaby“ im Arm! Ein süßer Traum umspielte den Kindermund; wohl ein Traum von einem Spielzeug, bei dem es keine „Haue“ setzte und keine „Zanke“ gab?

*
* *

Ach, wo ist sie geblieben, jene harmlose Zeit harmlosen Spielzeugs? jene märchenstille traute Art der Kinderfreuden?

Einst erbaute das Kind in natürlicher, erzieherischer Schaffensfreude sein Glück der Kinderstube aus einem — Nichts; heute wird ihm jeglicher Zeitvertreib fix und fertig in die Hände gelegt; es verbleibt nichts mehr daran zu schaffen als — Zerstörung.

Und wir großen Kinder? haben wir es nicht längst verlernt, uns ein Lebensglück aus so unendlich vielen, uns von Gott geschenkten, einfachnatürlichen Dingen selber herzustellen? Warum liegt das Glück in so mancher Hand zerbrochen? — Spielzeug.

Die Alpen in der Dichtkunst.

Von **Ludwig Huna.**

„Das beste Bild, welches man vom Paradies entwerfen kann, ist eine hochragende Alpe mit abschüssigen Matten, Obstgärten und Kornfeldern, gekrönt von blauschimmernden Felsklippen und blendenden Firnen. Die Herrlichkeit alles dessen ist keineswegs bloß eine Sache des Gefühls oder persönliche Vorliebe, sondern sie läßt sich ruhig beweisen durch die reicheren und lieblicheren Farben um und auf den Höhen; durch die mannigfacheren Gruppierungen der Bäume oder durch die Menge der Prachtgebilde, welche Strom, Fels oder Wolke von Augenblick zu Augenblick schaffen . . .“

Diese schönen Worte stammen von dem großen englischen Kunstphilosophen Ruskin. Wenn wir dieses liebliche Bild, das er uns da von den Alpen gibt, vom Standpunkte unserer heutigen Kultur betrachten, so dünkt es uns fast selbstverständlich, daß jeder halbwegs mit Natursinn gesegnete Mensch, der zum ersten Male die Alpen sieht, ein ähnliches Bild davon im Herzen mit sich nach Hause nimmt und mit ehrfürchtiger Bewunderung von dem hehren Reiz dieser eigenartigen Welt zeitlebens schwärmt. Wir sind geneigt, die Schönheit, Größe, Pracht, Erhabenheit und — im gewissen Sinne — Lieblichkeit der Alpen als etwas Gegebenes hinzunehmen, das unverändert besteht, seit — nun, seit die Welt besteht, und gar mancher wird ungläubig den Kopf schütteln, wenn er nun erfährt, daß dieses Schönheitsbewußtsein durch-

Ich rief dem kleinen Mädchen zu, mit der Anna und dem Wassereimer treppauf zu uns zu steigen, zeigte ihm das gelbe Hänschen im Bauer, Mutters Krokustöpfchen, die Nippes und unsere altmodische Manteluhr. Doch Trude verblieb einsilbig, blaß und sichtbar müde, so daß selbst Süssigkeiten wenig einwirkten. Als Mutter sie nach ihren Spielsachen fragte, kam ein harter Zug um den Kindermund. Gertrud Gerber erklärte kurz, sie wolle nie, nie mehr etwas Schönes geschenkt bekommen; es setzte „Haue“ bei Muttern und „Zanke“ bei Vatern.

Wie uns das schmächtige Kindchen dauerte! Mutter versprach ihm, bald eine Karre Sand in den Hof fahren zu lassen; darin könne Gertrud einen Blumengarten anlegen, Sandkuchen formen und allerhand anderen Zeitvertreib finden, ohne daß es „Haue“ setzte und „Zanke“ gäbe. Hierbei hellte sich das bleiche Gesichtchen etwas auf, während ich, im Wohnzimmer umherhantierend, mit einem großen seidenen Taschentuch meines verstorbenen Vaters Staub wischte. Jetzt kam unverhofft wieder ein guter Einfall: fünf Knoten — und aus dem großen Viereck war eine Puppe gemacht; ein bischen haltlos im Rückgrat; aber tatsächlich eine Puppe; wenigstens erkannte Trude das „knotige Wesen“ als solche an, und das war hier die Hauptsache.

Am Nachmittag fiel die Sonne goldig in unseren Hof, der im allgemeinen, nach Art tiefer Brunnen, wenig von Sonne weiß. Die Eltern Gerber verrichteten Frühlingsarbeiten im Schrebergarten vor dem Stadttor, und ihr Kind hütete die Haustür, während es im Hofe spielte, wobei sein silberfeines Stimmchen „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!“ zu mir, halbversteckt hinter dem Flügel des offenen Küchenfensters, aufwärts klang. Ich wollte nicht bemerkt sein, um die Harmlosigkeit der Spielenden nicht zu stören. Im linken Arm des kleinen Mädchens lag ein Etwas, um das die rechte Hand sorgsam behütend den Zipfel der sauberen Kattunschürze gezogen hielt. Dieses Etwas wurde von der Tragenden liebevoll gegaukelt, während sie, Frohsinn im rosigen Gesichtchen, mit komischer Altklugheit hin und her wanderte. Dieses Etwas wurde sogar einmal geküßt. Jetzt wurde dieses Etwas vorsichtig in eine umgedrehte Holzfußbank gelegt und in dieser an einem Bindfaden spazierengezogen. Ja, und dieses Etwas sah beinahe menschlich aus: es hatte einen Kopf, zwei Arme, zwei Beine. Und dieses Etwas war — Vaterns blauseidenes Taschentuch.

Zu später Abendstunde dieses herrlichen Lenztages ergötzte mich derselbe Anblick, der mich einige Wochen vorher so entzückt hatte; wiewohl in diesem Falle die Staffage des Bildes gar einfach ausfiel, verglichen mit der damaligen. Frau Gerber hatte mich hinübergeholt in die Schuhmacherwohnung; ich mußte durchaus das „närrische“ Kind mit der „närrischen“ Puppe sehen. Welch ein Genrebild: Trudchen lag

täler vor, ließen sich zuweilen da und dort nieder, zogen wieder aus, zerstreuten sich, mieden die Seitentäler vollständig — aber kein Lied meldet uns den Eindruck, den die Landschaft auf die rauhen Kriegergemüter gemacht hatte. Julius Cäsar schreibt im Angesicht der erhabenen Zinnen und Schroffen eine grammatikalische Abhandlung — verflucht wenig für ein Alpinistenherz. Sonst also wirklich nichts? Nein, wahrhaftig fast nichts. Selbst die deutsche Heldensage schleicht sich scheu um die Alpen herum, weicht ihnen fast geflissentlich aus. Nur der Zwergkönig Laurin spukt im Rosengarten in Tirol, aber auch sein Sänger weiß uns nur von den bösen Ränken des Dämons und seiner Bezwingung durch den starken Dietrich von Bern, fast gar nichts von der Herrlichkeit seines Reiches zu erzählen.

Das dunkle Mittelalter ändert an dieser Erscheinung fast nichts. Im Gegenteil, seine Finsternis ist nicht darnach angetan, die Landschaft zu erhellen. Natursinn macht frei — dagegen hätten sich die damaligen Herrschaften gewehrt. Und doch mengt sich in den Asketensang der Mönche schon ein leiser Frühlingston: das Minnelied erklingt. Und es singt schon von „Mai" und „Heide" und wenn's hoch kommt, von „Berg und Wald". Den Fels scheinen die Herren Ritter wieder geflissentlich zu meiden oder ihn gar nicht zu kennen, wiewohl doch die trefflichsten im Alpenlande geboren wurden und daselbst sangen und schmachteten, wie der liebe reiche Walter von der Vogelweide, der verliebte Dietrich von Aist, der immer „selige" Hiltbold, der gezierte Ulrich von Liechtenstein. Die süßesten Naturlaute schlägt noch unter allen Nithart von Reuenthal an, der aus den „Maien" gar nicht herausfindet, und dem später folgenden jungen Hölty, dem Frühlingssänger par excellence, die schönsten Lieder vorwegnimmt. Es ist also auch da bezeichnend, daß sich vom Minnesänger Kürenberg an bis zu Konrad von Würzburg nicht ein einziges Lied findet, das die Natur als solche besingt; sie muß immer nur das schöne Dekorationsstück abgeben, von welchem sich das Bild der minniglichen Frauen abhebt.

Auch die Renaissancezeit ändert nicht viel daran. Petrarca besingt wohl die Cottischen Alpen, aber seine Laura gilt ihm begreiflicherweise mehr. Das ganze Italien geht in Egoismus auf, die Persönlichkeit im guten und schlechten Sinne wird Trumpf, die Künste feiern Feste über Feste — die Natur als solche liegt abseits.

Da endlich in der zweiten Hälfte des achzehnten Jahrhunderts steht ihr Apostel auf und ruft sein: „Zurück zu ihr!" den sehnsüchtigen Menschen zu, die ihre Erlösung auf allen anderen Gebieten vergebens gesucht. Der innere Herzenszerfall ist zu ausgeprägt, die Unreinheit in Höhen und Tiefen der Gesellschaft zu greulich, die Königsthrone glänzen in falschem Schimmer, der Morast der Unsittlichkeit liegt offen da, die

aus keinen Ewigkeitswert darstellt, sondern kaum über ein Jahrhundert alt ist. Es ist wirklich so. Der Eindruck, den wir heute von der Alpenwelt haben, wurde erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts kulturell großgezogen. Um die Ursache dieser befremdlichen Erscheinung zu ergründen, brauchen wir nur eine andere Seite bei Ruskin nachzuschlagen. Derselbe Bewunderer, der die Alpen zum Bilde des Paradieses erhebt, schreibt an anderer Stelle mit Bezug auf die Umwertung des Schauens: „Somit sind jene düster- öden und gefahrdrohenden Gebirgsketten, auf die man fast zu allen Jahrhunderten mit Abscheu und Schrecken blickte, als hausten darin nimmer ruhende Todesgespenster, in Wirklichkeit Quellen des Lebens und Glücks und spenden größeren Segen als die leuchtende Fruchtbarkeit des Flachlandes" („Was wir lieben und pflegen müssen" von John Ruskin). Man hört und staunt: „Mit Abscheu und Schrecken!" Recht greuliche Worte, die aber von der Forschung bestätigt werden. In keinem bessern Lichte erschienen die Alpen unsern verehrten Vorfahren und eine Besprechung dieser Gebirgswelt in ihrem Verhältnis zur Dichtkunst braucht nicht viel weiter zurückzugreifen als bis zu dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, denn erst da beschäftigten sich die ersten Dichter eingehender mit den Eindrücken dieser förmlich neu entdeckten Welt. Die Menschheit vorher stand tatsächlich dem Gebirge feindlich oder zum mindesten gleichgültig gegenüber. Auch die Natur brauchte erst Kultur, um zu wirken. Alles, was vor dem genannten Zeitpunkte von den Alpen gesagt und gesungen wurde, trägt den Stempel des Schreckens, des Abscheues, des Pandämoniums. Wenn auch die literarhistorischen Quellen aus dieser Zeit aus naheliegenden Ursachen spärlicher fließen mußten, so muß es doch wundernehmen, daß anderseits auf rein historischen, sozialen, ethnopraphischen und archäologischen Gebieten uns genug Wissenswertes überliefert wurde. Sollten wirklich damals die Dichter gar keinen Sinn für die Naturoffenbarungen dieses düstern und dabei doch so herrlichen Landschaftsbildes gehabt haben? Es scheint wahrhaftig so. Denn was uns von ihren Sängen erhalten geblieben, spricht von allem anderen, nur nicht von den Eindrücken der gewaltigen Natur. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Ursache dieser seltsamen Erscheinung in der vollkommenen Kulturlosigkeit des Alpengebietes sucht, das nicht nur infolge der Unzugänglichkeit von den Dichtern, sondern von den Völkern überhaupt gemieden wurde. Die Alpen wurden, wenn es sein mußte, als Durchzugsgebiet benützt, und da meist fluchtartig, um nur schnell den Schauern und Schrecken, welche die Phantasie in die unheimlichen Felsen und Firnen hineinzauberte, zu entgehen. Diejenigen aber, welche nicht im Besitze einer so reichen Einbildungskraft waren, blieben beim Anblick der Gebirge kalt und nüchtern. Die Römer, Kelten, Barbaren drangen in die Haupt-

Schnüffelarbeit, aus der Gesamtproduktion unserer Literatur dieses oder jenes Gedicht herauszuzerren, das eine Portion Höhenluft atmet. Umgekehrt aber muß wieder manch eigner genannt werden, dessen Schaffen in seiner Gesamtheit wohl der Alpenwelt ferne gestanden, dem es aber gelungen ist — und sei's auch nur in einem Werk — das Typische dieser Landschaft urkräftig und gewaltig zum Ausdruck zu bringen. Ich erinnere da zum Beispiel nur an das klassische Muster des „Tell" von Schiller.

Und nun wieder zurück ins achzehnte Jahrhundert!

Man hat gar oft darüber gestritten, ob denn Naturschilderungen überhaupt den Gegenstand der Poesie bilden können. Die meisten haben es auch wohl verneint und Tatsache ist es, daß in der Fülle der poetischen Produktion die Naturschilderung als Selbstzweck einen sehr geringen Raum einnimmt. Der Mensch in seinen Beziehungen zu den anderen Geschöpfen der Welt, zu den Naturkräften, zu seinem Gott, zu sich selbst — das sind die wesentlichsten Aufgaben der Dichtkunst von jeher gewesen und werden es auch immer bleiben. Die Ursache dieser scheinbaren Vernachlässigung des Milieus liegt darin, daß trotz aller Mannigfaltigkeit der Natur diese eben für unser Seelenleben doch nur immer — Milieu bleibt. Sie erschöpft sich in der Dichtkunst bald, weil sie zu sehr Bild ist. Wir können sie beschreiben, wir können sie in den glühendsten Farben mit der Feder malen, aber sie wird, wenn nicht durch unser Ich belebt, sehr bald ermüdend wirken. Es fehlt ihr das Geschehen, das bewußte Leben, das Wechselvolle der menschlichen Seele, die Reichhaltigkeit der Wandlungen. Man mißverstehe mich nicht. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist sie unerschöpflich — ihre künstlerische Gestaltung ist begrenzt, denn sie ist und bleibt Bild, und als solches daher für den Maler ein Inhalt voller Reize. Nur durch die Gesamtheit ihrer Erscheinungen vermag sie zu wirken. Die Poesie zergliedert zwar die Fülle der geschauten Landschaft, wird aber auch dadurch umständlich und niemals voll intuitiv, während der Maler sie uns als ein Ganzes künstlerisch geschaut vor Augen führt. Seine größere Wirkung bleibt ihm unbestritten. Umgekehrt vermag nur der Dichter Zustandsschilderungen und Handlungen aneinanderzureihen, die der Maler unmöglich in einem Bilde festhalten kann; das Geschehen, die Tätigkeit, das Erleben der Seele ist logischerweise sein Feld. Der alte „Laokoon" von Lessing enthält das alles ausführlich.

Nirgends tritt diese in sich selbst begründete Schwäche in der ganzen Alpendichtung — man verwechsle die Bezeichnung nicht mit dem Ausdruck „Alpine Literatur"! — so sehr in die Erscheinung wie in dem ältesten epischen Gedicht, das wir auf unserem Gebiete kennen: „Die Alpen" von dem sehr geschätzten Schweizer Albrecht von Haller. Wir

Menschen tasten sehnend nach allen Richtungen, verlangen Heilung und Besserung und finden sie nicht. Mitten in diesem Wirrwarr der Herzen und Köpfe hinein schleudert Rousseau seine „Neue Heloise". Sie erschließt die Aussicht auf gesundes, freies, bakterienreines Atmen. „Zurück zur Natur!" donnert er der Menschheit zu und vergißt, daß sie ja eigentlich noch gar nicht dort gewesen war.

Ich kann mich unmöglich mit diesem alten Evangelisten der Natur länger befassen, so gerne ich es auch möchte; aber der Raum für diese Ausführungen ist beschränkt, der Stoff zu gewaltig. Rousseau eröffnet ja auch nur den Reigen der Großen, die dann später in verstärkterem Maße und in vollendeter, charakteristischerer Weise die Alpen in den Kreis ihrer Dichtung ziehen. Aus dem erstangeführten Grunde muß ich mich auch darauf beschränken, nur die bedeutendsten Dichternamen, die mit den Alpen verknüpft sind, dem Leser in Erinnerung zu bringen, um dabei zu zeigen, wie gerade die markantesten, bodensichersten Gestalten unter ihnen zeitlebens mit der Erhabenheit der Natur Fühlung behielten. Eine lückenlose literarhistorische Würdigung wird man mir also erlassen und gleichzeitig bedenken müssen, daß ja eigentlich fast jeder deutsche Dichter zum mindesten einmal in seinem Leben den Reiz des Gebirges in irgendeiner künstlerischen Form besungen oder ihn wenigstens staffierend benutzt hat; denn einer gewissen Romantik kann sich kein Dichter ganz entwinden, speziell kein Lyriker. Aber in einer solchen ausnahmsweisen, ich möchte sagen molekularischen Berührung des Alpenmoments eine engere Beziehung zur Gebirgsnatur selbst herauszukitzeln, wäre höchst verfehlt. Aus dem Umstande, daß Uhland einmal „Tells Tod" in einem Gedichtchen besungen hat, kann man doch nicht mit innerer Berechtigung die Folgerung ziehen, daß der schwäbische Lyriker in seinen Dichtungen besondere Beziehungen zur Alpenwelt habe. Ebensowenig kann man den fröhlichen und herrlichen Ritter der Romantik, Eichendorff, der ja in seinen Wanderliedern und Burschengesängen der Frühlingsnatur die süßesten Stimmungen abgelauscht, die ja wirklich oft den Charakter der Hochgebirgsnatur tragen, zu einem Sänger der Alpen stempeln, die er trotz seiner vielen Reisen gar nie berührt hat, ja, denen er sogar geflissentlich ausgewichen ist, was man im Interesse der alpinen Dichtung nur bedauern kann. Und Bodenstedt, Seidl, Herwegh, Rückert, Grün (der seinen Hypochonder gar wunderschön auf einem Bergesgipfel begräbt), der Tiroler Gilm, der unverfrorene, niederträchtig-schöne Heine (der hie und da einmal Bergluft wittert, ja in seinen „Reisebildern" sogar ganz famose Tiroler Landschaften entrollt) und viele andere müßten, weil einmal vielleicht von Alpenstimmung übermannt, zu den Verfechtern dieser Hochnatur gerechnet werden. Das geht nun doch nicht an. Es wäre eine ebenso undankbare wie zweckwidrige literarische

Aber wir müssen davon Notiz nehmen, um die immerwährende Berührung unseres Altmeisters mit der Natur zu konstatieren. Er erhob diese Berührung geradezu zum Prinzip, indem er sich nach schweren, aufreibenden Erlebnissen immer in die Berge rettete, um dort Ruhe und Sammlung zu finden. (Dieses charakteristische Moment kommt ja auch bekanntlich in seinem „Faust" in der Szene „Wald und Höhle" künstlerisch zum Ausdruck.) Und an Herder schreibt er (im August 1776): „Ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen, und weide mich aus in Gottes Welt." Welche Hochgebirgsstimmungen atmet sein „Faust"! Durch die Walpurgisnacht, wenn auch auf dem Brocken spielend, weht der Felsschauer einer Alpenwelt; die Sehnsucht nach den Bergen klopft schon an Fausts Herzen in der Studierstube zu Anfang der Tragödie und entwickelt sich im Laufe der Dichtung zu großartigen Empfindungen: da ist die Alpenmatte zu Beginn des zweiten Teiles, das Hochgebirge im vierten Akte die Bergschluchten mit den heiligen Anachoreten und Patres im fünften Akte, gar nicht zu sprechen von den unzählig eingestreuten Bergreminiszenzen u. s. w. Es würde zu weit gehen, auch den naturwissenschaftlichen Standpunkt Goethes gegenüber den Alpen zu berühren, müßte doch der „Faust" allein mit Bezug auf Naturstimmung ein stattliches Heftchen an Betrachtungen füllen. Freilich müssen wir auch eingestehen, daß Goethe beim Anblick der Alpenlandschaft nie überschwenglich und gefühlsrasend wird; er bleibt eben der klare, alles bezwingende, und mit seinem Verstand durchdringende Goethe, ja macht sich sogar den Spaß, hie und da schulmeisterlich, ehrsam geographisch zu werden, bleibt ruhig und „konstatiert" höchstens die Freudigkeit seines Erlebens. Es ist schon viel, wenn er bei der Furkaübersteigung im November 1779 ein paar Seiten Schilderung hinwirft, die sich einigermaßen mit dem Gegenstand der Wanderung selbst befassen, wobei er beinahe nüchtern und trocken seine Eindrücke wiedergibt. Auch in den „Gesprächen mit Goethe" von Eckermann finden sich Anschauungen und Urteile über die Alpen, in welchen sich freilich der Dichter gerne widerspricht, der ja ein Freund des Veränderlichen von jeher war und aus seinen inneren Entwicklungen nie herauskam; natürlich mußten da auch die erlangten Werte seines Lebens so manchmal eine Änderung erfahren. Wollen wir uns nun von Goethe entfernen, so läßt er uns doch nicht so schnell los.

Denn gleich an ihn müssen wir wieder anknüpfen, um zu seinem großen Freund zu gelangen. Goethes dritte Schweizerreise hat ja den eigentlichen Impuls zu Schillers „Tell" gegeben. Daß wir in dieser grandiosen Dichtung das Wunder eines innerlich geschauten, in Wahrheit von Schiller niemals betretenen schweizerischen Landschaftsbildes erster

alle haben seinen Namen einmal auf der grünen Schulbank gehört; er war mit dem Gedicht sogar eng verknüpft. Ich glaube, in einer Minute hatte der Lehrer den Mann abgetan. Seitdem blieb er wohl für uns alle verschollen. Es ist ja wahr, seine „Alpen" bedeuten für unsere Zeit nicht gar so viel; aber daß sie für die folgenden Dichtergenerationen schließlich die Bresche in einer Zeit gebrochen, da noch die eingebildeten Schrecknisse des Hochgebirges in allen Köpfen spuken, muß diesem altehrwürdigen Sänger gedankt werden. Als Epos selbst schätzen wir es mit Recht nicht hoch. Haller sagt davon: „Dieses Gedicht ist dasjenige, das mir am schwersten geworden ist." Man sieht's ihm auch wahrhaftig an, und Haller hat nichts getan, um sich die Arbeit leichter zu machen. Und das wäre in diesem Falle Kunst gewesen. In jeder zehnzeiligen Strophe wollte er ein älplerisches Motiv zur Darstellung bringen und zum Schlusse der Strophe auch noch eine moralische Betrachtung daranhängen wie das damals der dichterische Brauch war. Dadurch wurde der Sang in ein Prokustesbett gezwängt. Davon abgesehen aber findet Haller treffliche Bildungen und weiß nicht nur die Landschaft anschaulich, sondern auch das Volkstreiben bis ins Detail aufs anmutigste zu schildern. Mit einem Herzensfreimut sondergleichen führt er beispielsweise den Liebestrieb der jungen Älpler auf den Plan und entschuldigt diese „freie Liebe" unter Gottes heiterm Himmel mit einer Selbstverständlichkeit, die ungemein gesund und natürlich anmutet. Am Schluß dieser dichterischen Ethnographie, welche im Jahre 1729 geschrieben wurde, geißelt er moralisierend die raffinierte Sucht seiner Zeit und ähnelt auf diese Weise seinem Kollegen und Ratsherrn B. H. Brockes aus Hamburg, der in seiner Sammlung „Irdisches Vergnügen in Gott" naiv und fromm an die Gottesnatur herantritt und somit ebenfalls ein Vorläufer Rousseaus genannt zu werden verdient, der aber die Sache weniger naiv und fromm, sondern mehr reformatorisch und großzügig anpackt.

Mit Rousseau, der in seiner „Heloise" fast wie ein moderner Naturfreund erster Kategorie schwärmt, nähern wir uns aber zugleich unserem großen Goethe, dem der Genfer Apostel sozusagen die Bergwege „geebnet" und die Lust zur ersten Schweizerreise ins Herz gelegt, bei welcher dann freilich auch Liebesschmerz und Liebessehnsucht angenehme Begleiter waren. Das Verhältnis Goethes zur Natur ist zu allgemein bekannt, um noch besonders aufgewärmt zu werden. Eindrücke und Stimmungen seiner drei Schweizerreisen allein würden genügen, um ihn als das Muster eines ehrfürchtig staunenden und in alle Tiefen hinabsteigenden, auf alle Höhen emporklimmenden Naturbeobachters hinzustellen. Dazu kommt die italienische Reise, seine Brockenfahrt, sein idyllisches Ausruhen in Ilmenau, seine Wetzlarschwärmerei im „Werther" und noch manches andere, das sich freilich schon zu sehr von unserem Thema entfernt.

Gedichte hinterlassen hat, die wie „Elegie“, „Der Abend am Zürichersee“, „Der Genfersee“, „Die Befreiung“, „Erinnerung am Genfersee“, „Mondscheingemälde“, „Der Alpenwanderer“ und „Alpenreise“ eine Fülle alpiner, teils naturfroher, teils melancholisch-schwerer Stimmung atmen.

(Bei dieser Gelegenheit muß ich den merkwürdigen Zufall erwähnen, daß die Alpen eigentlich dichterisch von einem Punkte aus, nämlich von Genf her, erschlossen wurden. Haller, der Däne Baggesen, der uns jedoch schon zu ferne steht, da sich seine Alpendichtung zu sehr an die breite, homerische Form Hallers anschließt, Rousseau, Byron, Matthisson und Goethe drangen mit ihren Beschreibungen und Gesängen von Genf aus ins Herz der hehren Gebirgswelt ein.)

Wir dürfen einen eben anmerkungsweise Genannten nicht beiseite liegen lassen, wenn wir die Alpen als dichterische Staffage betrachten, wie sie uns ja von nun an in den weitaus meisten Fällen begegnen wird. Es ist dies Byron. In seinem gewaltigen Drama „Manfred“ hat er sich ins Gebiet der „Jungfrau“ geflüchtet, aus dem er uns wild-schaurige Szenerien vorführt. Alle drei Akte spielen zum großen Teil in den düstern Schroffen und Tälern dieses Alpenstockes, und Manfreds todersehnender Anachoretengeist gefällt sich hier in intuitiver Betrachtung. Und weil wir gerade beim damaligen Drama stehen, so dürfen wir die gruslige Schicksalstragödie des Preußen Z. Werner, „Der vierund-zwanzigste Februar“, nicht unerwähnt lassen, wenngleich sie in ihrem innern Aufbau nicht gerade älplerische Voraussetzungen hat, sondern mehr zufällig in einem Alpenwirtshaus auf dem Gemmipaß in der Schweiz spielt.

Die starke Drost-Hülshoff, schon halb vergessen und des Erinnerns so unendlich wert, hat uns in ihrem Fragment „Das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard“ ein vortreffliches Bild der schauerlichen Schneeöde hinterlassen und auch sonst in ihren Gedichten, die sich freilich in der Mehrzahl in Heide und Moor bewegen, alle Reize der Gebirgsnatur besungen.

Mit dem Talent dieser formvollendeten Meisterin kontrastiert in gewisser Weise jenes des hervorragenden österreichischen Lyrikers Lenau, dessen schwermütige, verträumte Muse an einer innern Ruhelosigkeit leidet, welcher auch die äußere entspricht. Dabei aber stört den tiefsten Schmerz niemals die kleinste Sentimentalität und selbst die Zerrissenheit seiner Gedanken schwächt nicht ihre bewundernswerte Größe. Lenaus Temperament, von Haus aus für den Wahnsinn prädestiniert, ist für das eigentliche „Besingen“ im lyrischesten Sinne wie geschaffen. Er gab sich den Natur-geistern in beinahe hypnotischer Willenlosigkeit hin. Bei ihm berühren sich in wunderlicher Art Heide und Fels. In beiden Elementen jauchzt er, vergißt aber nie, diesen Jauchzer mit einem Todesgedanken zu beschließen. Fatalistisch reißt er sich selbst von der errungenen Freude

Größe besitzen, ist ja allgemein bekannt. Diese Tatsache beweist die Wahrheit des Satzes, daß eben der Dichter nur die Fähigkeit des Schauens besitzen muß, ganz wie der Maler, um eine Szenerie zu konstruieren, die er in Wirklichkeit nie gesehen zu haben braucht. Er beseelt die Landschaft durch seine Persönlichkeit. Die Kraft seiner Intuition muß so groß sein, daß er aus dem historischen Schicksal seiner Personen das Milieu herausfindet, in welchem sie agierten. Schillers Schweizerlandschaft ist so echt und wahr wie der Tell, der ja auch nicht gelebt haben soll; aber er lebt infolge seiner dramatischen Wahrheit, so wie eben diese Gebirgsszenerie Schillers lebt und blüht und ihre Hochlandsschauer über uns ergießt, weil sie ein Dichter innerlich geschaut. Ich nehme meinen geliebten „Tell" jedesmal in die Sommerfrische mit, und wenn dann der Herbst goldig in die Berge steigt, lese ich auf hoher Matte den herrlichen Freiheitssang mit von Jahr zu Jahr steigendem Genuß. Der alte Tschudi hat Schiller nur das Geschichtliche geliefert. Goethes Briefe haben ihm sozusagen die geographische Charakteristik gegeben; aber er selbst hat mit seinem Genius die heimatstarke bodenechte Dichtung geschaffen, das Evangelium der Freiheit. Neben dem „Tell" verlieren die paar andern Gedichte Schillers, die in der Bergwelt klingen („Der Alpenjäger", Berglied" und z. B. auch „Der Spaziergang") an Bedeutung, wiewohl sie uns natürlich heiliger Besitz sind.

*
* *

Neben diesen beiden Gewaltigen ist es wirklich schwer, ihren Zeitgenossen besonderes Lob zu singen, um so mehr als gerade auf alpinem Gebiet die dichterische Ernte zu dieser Zeit gering ist. Die Erschließung des Hochgebirges ging noch immer langsam vor sich; haben doch Goethes Alpenreisen, ja sogar die winterliche Brockenfahrt höchstens Erstaunen und Befremden nicht nur in seiner nächsten Umgebung, sondern auch im Kreis der Bergbewohner hervorgerufen, die noch immer jedes touristische Manöver mit Unbill und Gefahr warnend ausschmückten. Kein Wunder, daß der Sang der Alpen spärlich und in einem Akkord tönt, den noch eine gewisse Beklommenheit unfreudig, fast mollartig gestaltet.

Schiller führt uns zu dem weichherzigen, schwärmerischen Matthisson, den ja bekanntlich der Dichterfürst hoch geschätzt und verteidigt hat. („Über Matthissons Gedichte", Schiller. Man findet darin exakte Gedanken über die Beziehungen des Dichters zur Landschaft überhaupt sowie schöne Ansichten Schillers über die Alpen im besonderen.) Berührt uns Menschen von heute vielleicht die weichliche Sentimentalität und die Zerstreutheit des Stoffes bei Matthisson etwas unangenehm, so müssen wir doch auch seiner schwunghaften Phantasie gerecht werden und uns freuen, daß die Kraft seiner Imagination, die heutzutage so selten anzutreffen ist, uns

und Sage verweben sich zu herrlichen Gebilden. Und wenn der Sang zu Ende geht, steht Ekkehard gefestigt da, schaut mit einer neuen Seele ins Leben, der Dichter ist in ihm erwacht, ihn hat die Mutter Natur gemeistert. Der Säntis, die Ebenalpe — heilige Kapitel für uns Bergfahrer. Sind nicht Stellen wie die folgenden wahre Bergpsalmen? „Wer das Geheimnis erlauscht hat, das auf luftiger Berghöhe waltet und des Menschen Herz weitet und dehnt und himmelan hebt in freiem Schwung der Gedanken, den faßt ein lächelnd Mitleid, wenn er derer gedenkt, die drunten in der Tiefe Ziegel und Sand zum Bau neuer babylonischer Türme beischleppen, und er stimmt ein in jenes rechtschaffene Jauchzen, von dem die Hirten sagen, daß es vor Gott gelte wie ein Vaterunser." Und weiter: „. . . dann wandelte er auf dem schmalen Fußsteig draußen auf und nieder und ließ den Blick auf den Riesenwänden seiner Berge haften, die gaben ihm Trost und Maß und er gedachte: Bei allem, was ich sing' und dichte, will ich mich fragen, ob's dem Säntis und Kamor drüben recht ist. Und damit war er auf der rechten Spur; wer von der alten Mutter Natur seine Offenbarung schöpft, dessen Dichtung ist wahr und echt, wenn auch die Leinweber und Steinklopfer und hochverständigen Strohspalter in den Tiefen drunten sie zehntausendmal für Hirngespinst verschreien." Sind das nicht echte, führende Akkorde des Hoheliedes der Alpen? Braucht es da noch der „Bergpsalmen" und der „Waldeinsamkeit"? Halten wir unseren Bergprediger hoch, auch wenn er literatenzünftig nicht mit der Größenklasse 1 etikettiert wird.

Der leichte, tändelnde, mit Spielmannsliedern und lieblicher Eintagsminne herumwerfende Baumbach wird uns, wenn er uns auf deutscher Landstraße und auf freier Bergeshöhe begegnet, noch immer willkommen sein, und seine Alpensage „Zlatorog" packt sogar großzügig die Firnenmajestät des Triglav an. Auch in der „Enzian"-Sammlung finden sich prächtige Berglieder von ihm. Stieler, der starke und doch wieder auch weiche, feinsinnige Münchner, hat speziell in seinen „Hochlandsliedern" herrliche, von Weh und Lust erfüllte Töne angeschlagen, für die wir ihm dankbar sein müssen. Er ist noch vielen ein Unbekannter, teilt damit das seinerzeitige Schicksal eines Größeren, der wie er zu stille Wege ging, auf welchen ihm die lauten Menschen von heute nur schwer folgen wollten: Adalbert Stifter. Nun hat er sich endlich doch Bahn gebrochen mit seiner dichterischen Kleinkunst. Wenn er auch seine sanften Menschen, die die Leidenschaft im neuzeitlichen Sinne fast gar nicht zu kennen scheinen, ihrem Temperament gemäß in anmutigen Hügellandschaften und bescheiden grünen Wäldern agieren läßt, so haben wir doch in den „Feldblumen", in den Novellen „Zwei Schwestern", „Aus der Mappe meines Urgroßvaters" und gar im „Hochwald" so spezifische Gebirgsbilder zu begrüßen, daß es uns nur leid tun kann, daß Stifter persönlich nicht noch tiefer

fort. Fast jedes Jahr besuchte er seinen geliebten Traunsee. Er bezeichnet die Alpen geradezu als das „ihn bildende Moment in seinem Leben". An Schurz schreibt er (1832): „Das Meer ist mir zu Herzen gegangen. Das sind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: das Atlantische Meer und die österreichischen Alpen; doch möchte ich mich vorzugsweise einen Zögling der letzteren nennen." Und nachdem er oben auf dem Traunstein gestanden, ruft er aus: „Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die schönste meines Lebens" (ebenfalls an Schurz). Und dann wieder: „Meine Poesie lebt und webt in der Natur." Und nun nehme man nur wieder schön seine Dichtungen zur Hand: „Die Alpen", die „Waldlieder", „Wanderung im Gebirge", „Weib und Kind" (Ein Bildchen, das mit Ernst ganze Bände von Alpenpoesie aufwiegt), „Der Steyrertanz", das Nachtstück „Die Marionetten" u. s. w., und man wird eingestehen müssen, daß Lenaus krankes Gemüt so viel gesunde Schönheit zutage gefördert hat, daß so manche verkrüppelte Stimmungsdichtung der Neuzeit Grund hätte, ihm neidisch zu sein.

Aus der Schweiz grüßt uns der klar blickende, sich nie völlig auflösende, aber prächtige Gottfried Keller in formvollendeten Strophen und Bildern. Neben seinen Novellen, die heimatfest im freien Lande wurzeln, enthält sein „Buch der Natur" (in der Gedichtesammlung) die wunderbarsten Bergstimmungen. Keller stellt das Leben ganz unter seine eigene scharfe Kontrolle, glaubt trotzdem an höhere Kräfte, die sich der Mensch für seine Zwecke dienstbar macht, indem er ihnen dient, und schafft so in weiser, Goethescher Beschränkung. Sein Landsmann C. F. Meyer. im Stoffe universeller und ausgreifender, kommt für uns schon weniger in Betracht, wiewohl seine reizenden Gedichte (besonders „Das weiße Spitzchen" und „Das Firnlicht") die Freude an der Bergnatur nicht verleugnen können.

Die Schweiz läßt uns so leicht nicht los, ihre Sänger haben gewaltigen Atem und greifen mit ihren Tönen bis in dunkle Zeiten zurück, da man von der Lieblichkeit der Bergwelt noch nicht viel wissen wollte. Hoch oben im Norden des Landes glänzt der blaue Seespiegel, grünen die Auen und dräuen die Schroffen: die Landschaft des Bodensees. Das Mittelalter reckt sich und dehnt sich und wird wach, ein neuzeitlicher Sänger singt ihm das Auferstehungslied: den Sang von Hegau. Welcher Deutsche kennt ihn nicht? Wir tragen's in der Brust, auch wenn die Jugend schon von uns Abschied genommen haben sollte, all das Süße, Liebliche und Hehre, das J. V. v. Scheffel uns in jungen Tagen heiter und trüb erzählt: Ekkehard und die herbe, schöne Herzogin von Schwaben schauen vom Hohen Twiel in die deutschen Gaue, des Mönches Liebesleid und seine schwer errungene Stärke tut sich uns kund, Historie

herr. Diese drei Namen allein sind ein ganzes Alpenprogramm. Rosegger im Roman und in der ethnographischen Schilderung, die beiden andern im Drama. Alle drei echt, wie das Massiv, aus dem sie ihre Dichtungen herausbrechen. Anzengruber und Rosegger sind bereits kostbarer Besitz des ganzen Volkes geworden, Schönherr ist im Begriff es zu werden. Seine letzte Tragödie eines Volkes, „Glaube und Heimat“, stürzt wie eine wuchtige Steinlawine nieder in unser faules Talleben und rüttelt die scheuen und unsichern Gewissen auf. Schönherr hat einen verkannten Landsmann zur Seite, dessen Härte und Düsterheit sich nur schwer durchringen will: Franz Kranewitter. Und dabei lebt in dem dichterischen Menschen eine Macht, die niederreißt und aufbaut. Hermann Bahr hat seinerzeit anläßlich der Aufführung von Kranewitters „Andre Hofer“ im Deutschen Volkstheater gesagt: „In einem andern Lande würde man einen Dichter, der so tief in die Seele seiner Nation greift, bis an die Sterne preisen. Bei uns darf er noch froh sein, daß man sich endlich doch herabgelassen hat, ihn an einem Sonntag aufzuführen.“ Na ja, wir haben halt einmal den wunderschönen Brauch, die Dichter erst zu begraben, um ihren Wert kennen zu lernen. Und Bräuche soll man ehren . . .

Die letzte Lyrik aus den Bergen klingt frisch und weh, humoristisch und herb. Volkstümliches Empfinden zeichnet Hans Frauengruber, Hans Mittendorfer, L. v. Hörmann u. m. a. aus. Der junge Anton Renk, ein Tiroler, mußte auch erst sterben, um gehört zu werden. Es ist das Los des Schönen auf der Erde.

So stehen wir denn in der lebendigsten Gegenwart. Wir haben gesehen, daß seit der Erschließung der Alpen im Laufe des letzten Jahrhundertes die größten Dichter sich in die Majestät der steinernen Welt versenkt haben. Es wäre auch unnatürlich, wenn's anders gewesen wäre. Wo Gottes Schöpferherrlichkeit sich am ursprünglichsten und reinsten offenbart, da tritt auch der Dichter in das Heiligtum seiner Steinkathedralen und singt sein preisendes Te Deum. Sollen wir angesichts dieser dichterischen Vergangenheitswerte, die Gegenwartsbesitz geworden sind, Propheten spielen für die kommende Zeit. Wer Augen hat, der sehe; er hat schon gesehen. Die Menschen lechzen wieder wie zu Rousseaus Zeiten nach einem freien Atemzug in weiter Bergwelt. Die Form der Sehnsucht ist, unserer Kultur entsprechend, anders geworden; die Sehnsucht selbst ist die gleiche geblieben. Der seelische und leibliche Erkrankungsprozeß nimmt Gestalten an, die der wahren Kultur einfach hohnsprechen, die hellen, lärmenden Gespenster der Großstadt verlieren ihre Wesenlosigkeit und werden zu mordenden Tyrannen, die Opfer der dreimal geheiligten sozialen Errungenschaften steigen ins Maßlose, die falschen Götzen triumphieren, die Ichsucht in der widerlichsten Form macht sich in Höhen und Tiefen krötenbreit;

in das Herz der Alpen eingedrungen, um uns noch edlere Steine von seinen Wanderungen mitzubringen.

Daß die Landschaft, je weiter wir in der modernen Literatur vordringen, eine immer größere Rolle spielt, erklärt sich ja aus den im Anfang dieser Abhandlung erwähnten Ursachen von selbst. Einst der Schrecken vor den Gefähren der Alpen — heute die Sehnsucht nach dem Reiz dieser Gefahren; damals verödete, unwirtliche Täler — heute von hundert Strängen durchzogene Landschaften; einst Unkultur — heute höchste, gar oft zweifelhafte Kultur. Das hehre Preislied muß also um so öfter ertönen. Und es ertönt. Wir bemerken auch, daß die heimatstolzesten Dichter ihre Erfolge dort am sichersten erzielen, wo sie sich mit der Mutter Erde am innigsten berühren. Daß daneben auch viel Unechtes, gewaltsam Konstruiertes mitläuft, ist bei der Fülle der heutigen schriftstellerischen Produktion unausbleiblich. Auch die Alpen wollen durch ein Temperament gesehen werden, um dichterisch in die Erscheinung zu treten.

Den breitesten Raum nimmt die Hochgebirgsnatur selbstverständlich im Roman ein. Wenn auch die alten Schilderer, wie Silberstein, M. und H. Schmied, Auerbach u. m. a. nicht mehr so sehr in Kredit stehen wie einst, da Form und Gegenstand veraltet und etwas roh erscheinen, so haben wir an ihrer Stelle tiefer empfindende und landschaftlich sowohl wie menschlich größer gestaltende Dichter erhalten: Ganghofer, der in seinen Naturschilderungen meisterhaft ist, während seine Bauern mehr oder weniger schollenfremd sind, Pichler, der noch in frühere Zeit zurückreicht, mit seinen „Kreuz- und Querfahrten" und vielen anderen frohen Berggrüßen, R. Greinz mit kräftigen Gestalten, aus der Tiroler Erde emporgewachsen, C. M. Heer, der in seinem „König der Bernina" einen wilden Sang von Romantik anstimmt, G. Frh. v. Ompteda, groß und gewaltig, mitten im spezifischen Touristentreiben steckend („Auf großen Höhen", „Excelsior"), und der wesensverwandte R Stratz, der im „Weißen Tod" ein Firnenbild voll majestätischem Schauer malt, u. a. m.

Während in diesen Romanen die alpine Landschaft nur das Milieu für die Handlung hergibt, deren Gestalten im übrigen nicht so bodenständig sind, als sie sich manchmal geben, ja mitunter, wenn auch von vornherein bewußt, geradezu städtisch auftreten und mit allen Mäntelchen der modernen Unkultur bedeckt sind, schöpfen die folgenden Dichter — und es sind die größten — aus dem gesamten Volksleben der Alpen, greifen in die echte Seele der Bauern hinein und stellen mit ihr den ganzen Gebirgszauber der Umgebung in den Kreis ihrer Dichtung. Neben dem noch immer zu wenig gewürdigten Oberösterreicher Franz Stelzhamer sind es besonders drei markige, weitklingende Namen: Anzengruber, Rosegger und der jüngste Dramatiker, Karl Schön-

Herbstliche Fülle.*)

Der Tag ist müde worden vom Verschwenden,
Er schlief mit roten Kinderwangen ein —
Rot ruht auf meinen sonnverbrannten Händen
Und meine Seele gährt wie junger Wein.
Ich will die Kleider von den Gliedern streifen,
Nackt über die beschwerten Hänge geh'n
Und nach der dunkelsten der Trauben greifen,
Die aus dem gold' und roten Laube seh'n.
Dann bin ich ein's mit jener Hügelweite,
Die tiefste Blüte aus dem Erntekranz,
Und bete, daß dein Fuß darüberschreite
In dieser Nacht voll Duft und Mondenglanz.

Das Wesen des Gemeinen hat er nie gekannt. Auch an der Schwelle nicht, wo der Knabe zum Manne reift und das letzte Geheimnis des Lebens sich vor dem fiebernden Auge enthüllt: Ihm war die Liebe eine einzige, ein Ruf von den Höhen her. In ihr erstand er zum Dichter, aus ihr wuchs ihm die kristallene Klarheit der Kraft. Darum sind jene Verse die reinsten, weihevollsten, die einfachsten und schönsten, in denen er von Liebe singt.

Meine Sehnsucht . . .

Meine Sehnsucht ist ein dunkles Boot,
Löst vom Strande sich im Abendrot.
Deine Sehnsucht ist ein weißer Schwan,
Mondenschimmer ruht auf seiner Bahn.
Einmal findet auf der Hohen Flut
Boot zu Schwan. Und dann ist alles gut . . .

Da kam der Tag und das eiserne Leben. Auch an ihn trat die Entscheidung heran: Kämpfen in Dampf und Schmutz und Blut ist groß, ist herrlich. Noch größer ist es, beiseite zu stehn. —

Lange rang es in ihm. Als der stillherzige Träumer seine Ruhe gefunden hatte, war er groß und herrlich geworden, wußte er seinen Weg. Nicht mit der Gebärde der Verzweiflung betrat er ihn. Mochte das junge Blut auch adernauf und adernab rollen voll Lebensdrang und Glücksehnsucht, innerlich trug er die Ruhe des Weisen, den antiken Gleichmut der Vollendung.

Die Skifahrer.

Wie schritten auf eilenden Füßen
Die schneeigen Hänge empor,
Ein letztes, verhallendes Grüßen
Der Morgenglocken im Ohr.
Dann fielen die Flocken dichter
Und hinter der Nebelwand
Versanken die bunten Lichter
Vom atmenden Menschenland.

Da ritt auf schnaubenden Rossen
Der Tod seine Königsbahn
Hielt still vor den Fahrtgenossen
Und sah sie schweigend an.
Da riß vor den zitternden Lidern
Der Majaschleier der Zeit,
Es löste von ihren Gliedern
Sich langsam das Menschenkleid.

Nun wohnen sie auf den Firnen
Von ewigem Glanze umloht
Und grüßen mit leuchtenden Stirnen
Das heilige Morgenrot.

---

*) oder Weingartenlied.

Dumpfheit, Stumpfheit auf der einen Seite, parteipolitisches Rebellieren auf der andern, entfernen die Massen von dem wahrhaft sittlichen Freiheitsgedanken, wirtschaftliche Probleme, von Hunger und Teuerung aufgegeben, rütteln an den Gemütern und machen die Suchenden kopfscheu, Herzlosigkeit, Unduldsamkeit, innerliche Kälte, Rücksichtslosigkeit, Berechnung und sonstige herzige Menschentugenden gedeihen wie Pilze auf unserem gepriesenen Kulturboden, ein verlogenes Ästhetentum verwirrt die einfachsten, echtesten Gefühle — mit einem Wort: die Zeit ist nahe herbeigekommen, wie es in der Bibel heißt. Die Reaktion setzt ein, muß einsetzen nach rein psychologischen Grundsätzen. Und drum rufen die wahren Dichter das Volk hinaus zu den Quellen der ewighehren Natur, weg von den Nebenmenschen, damit man sich endlich zuerst selber finde. Und es werden wieder Dichter kommen, die die Herrenmenschen lehren, stille Alpenwege zu wandern, Dichter mit Stifterscher Schlichtheit begabt, aber stark, wurzelfest, reformatorengewaltig, und sie werden predigen von der Zusammengehörigkeit der Menschenseele mit Wald und Gestein. Ihre besten Vorläufer sind da und haben uns noch viel zu sagen. Zurück zur Natur! Ein banaler Ruf! Aber gesund in der Tat! Laßt uns den alten Rousseau aus diesem Grunde nicht vergessen, aber auch alle die andern nicht, die seit ihm das Lied der Berge gesungen. Gar oft ist's verhallt, viel öfter gehört worden. Blicken wir dankbar zurück auf die alten Meister, die für uns das urewige Bergland mit den Wunderquellen und Wunderbronnen immer wieder neu entdeckt haben mit dem Ingenium des Dichters und tragen wir die stolze Wahrheit durchs Leben: Eine Dichtkunst, welche ihre Vergangenheit nicht ehrt, ist nicht wert, daß sie eine Zukunft besitze.

Ernst Goll.

Von **Julius Franz Schütz.***)

In der Heimat Hugo Wolfs stand seine Wiege. Das steirische Unterland gab ihm Sonne und Schwermut, erfüllte seine Seele mit Träumen und die herbstlangen Lieder der Windräder belebten ihm die Natur. Ein schwärmerisch-inniges, ein frauenhaft weiches Gemüt webte im Knaben, tagfremd und weltversonnen war sein Dichten. Da war nichts von eitler Klugheit noch stürmischem Übermut. Die Natur ist ruhvoll und gütig, hingebend und vertrauensvoll.

*) Golls Gedichte erscheinen Ende November im Verlage von Egon Fleischel, Berlin, unter dem Titel: „Im bitteren Menschenland".

bedauert, daß Wagner dieses strenge Verbot gemacht hat; ich an seiner Stelle hätte es nicht getan, ich wäre froh gewesen, wenn das Werk die ganze Welt durchklungen und durchdrungen hätte. Da er es jedoch einmal getan hat, so muß sein Wille respektiert werden. Und wäre es auch gegen die gesetzlich bestimmte Ordnung. Ist doch der große Mann selbst eine Erscheinung gegen die gesetzlich bestimmte Ordnung. Wir wollen die Meister ehren. Schön. Dann aber vor allem ihren letzten Willen achten! Bei Lebzeiten den großen Männern allerlei Hindernisse unter die Beine werfen und dann um ihren Nachlaß raufen — das steht uns nicht gut an.

Der „Parsifal" und der vor kurzem in Wien tagende Kongreß des Altarsakraments stehen in ihrem Inhalte nahe nebeneinander. Der Gral und das letzte Abendmahl. — Richard Wagner hat am zärtlichsten von allen seinen Werken den „Parsifal" geliebt. Dieses fromme Kind wollte er nicht aus dem Elternhause geben, wollte er bewahren vor der Welt, die es nicht versteht, bewahren vor ihren Zufälligkeiten, Fragwürdigkeiten und vor ihrem Spotte. — Es gibt Katholiken, die aus demselben Grunde Gegner des eucharistischen Kongresses waren; sie wollten das Intimste ihres Herzens nicht auf die Straße tragen lassen, nicht als Schaustück sensationslüsterner Großstädter mißbraucht wissen. Sie wollten die Monstranze nicht vor eine Menge hinstellen, die sich daran nur für die Diamanten interessiert. Die stille Messe einer Dorfkirche war ihnen wertvoller als das ganze Riesenschauspiel in Wien.

Gespottet ist viel worden in Wien, öffentlich und im Versteck. Aber das war doch vorauszusehen, wozu nachträglich die Entrüstung darüber!

An sich war gegen den Kongreß gewiß nichts einzuwenden. Warum soll der Christ, der die Allgegenwart Gottes glaubt, die Gegenwart im Brote nicht anerkennen? Und warum soll er den Allgegenwärtigen nicht in einer bestimmten, den Sinnen sichtbaren Gestalt verehren dürfen? Wenn es sein Herz verlangt, warum nicht? Was läßt sich in einem bekenntnisfreien Staat dagegen einwenden? Wem es zuwider ist, der kann ja fernbleiben. — Andere Konfessionen an sich haben der großen Feier in Wien nicht das Geringste in den Weg gelegt, verlangen sie Duldung, Freiheit doch auch für ihren Glauben. So mag es auch recht sein, wenn eines Tages die Evangelischen ihren Abendmahlkelch in öffentlicher Prozession durch die Stadt tragen werden. Oder wenn die Juden ihre Stammesbrüder zusammenrufen nach Wien, um unter Posaunenschall die Bundeslade über den Ring zu tragen. Also lasset doch auch der katholischen Welt ihr Fronleichnam ruhig abhalten,

Viele haben dein Grab bekränzt und dir liebe Worte gegeben. Mir zittert die Hand. Was ich dir danke, sagt dein Buch. Weggenosse meiner schönsten Zeit, Freund der goldenen Jahre warst du mir.

Und wenn Herbst um Herbst der Segen der Heimat reift, wird die Liebe der Deinen dir danken. Denn ein Vermächtnis aus reiner Hand ist ein Pokal, der sich vererbt auf Enkeljahre und kommende Geschlechter mit seiner Gnade labt.

Deine Kunst ist unvergänglich, weil die Sonne der Heimat ewig ist.

Der Wanderer und der Tod.

Ging einer versonnen über das Land,
Gab ihm der Tod die kühle Hand.

Sprach: „Siehe, der Tag war rauh und wild,
Leg' ab die Waffen, tu' ab den Schild!

Mit jenem Speere kämpftest du heiß,
Doch wußtest du je des Kampfes Preis?

Du hieltest den Schild vor die hämmernde Brust,
Hast du die Namen der Feinde gewußt?

Ich bin dir zu sagen sie heute bereit.
Sie hießen: Das Leben, der Raum und die Zeit.

Nun kommt die Nacht und die zeitlose Ruh'. —
Nur sie zu erringen, strittest du!“ . . .

Sollen wir weinen, wenn einen erfüllt,
Wofür er kämpfte mit Speer und Schild?

Heimgärtners Tagebuch.

Vor einiger Zeit habe ich greinen müssen, weil man dem Goethe den „Urmeister“ aus der Hand gerissen hat, den er nicht veröffentlicht wissen wollte. Jetzt macht man's mit Richard Wagner so. Wagner hat den Parsefal ausschließlich für Bayreuth vorbehalten. So kann man jetzt oft hören: Was braucht die reiche Familie Wagner noch dieses Sondereinkommen beim Bayreuther Geschäft! des Künstlers Werk gehört dem Volke! — Lieber Gott, wenn Wagner an das „Geschäft“ gedacht hätte, so hätte er oder sein Sohn den Parsifal leicht um ein paar Millionen verkaufen können. Er hat schon andere Gründe gehabt, weshalb dieses weihevolle Werk just unter der Bayreuthschen Tradition stehen bleiben soll. Freilich ist es wahr: Das Werk des Genies gehört dem Volke. Ob aber der tief religiösmystische „Parsifal“ für das gewöhnliche Theatervolk paßt?

Ich schreibe mich mit diesen Zeilen um einen der erhabensten Kunstgenüsse. Den an Bayreuth festgeschmiedeten Lichtbringer „Parsifal“ werde ich niemals sehen, niemals hören. Ich habe es schon oft genug

So wird es auch der Franzose, der Engländer, der Italiener halten, und auch der Slave und der Magyar — und er hat recht.

In diesen Dingen, wie der Verkehr zwischen den Völkern sie täglich bringt, sollten die einzelnen Personen verschiedener Nationen freundlich und entgegenkommend sein, stehe die politische Lage wie immer. Ich glaube, daß der Deutsche dem Weltansehen seines Volkes einen besseren Dienst erweist, wenn er gegen fremdvölkliche Personen höflich und gefällig ist, als wenn er sein Deutschtum etwa durch Rüpelhaftigkeit zu beweisen sucht.

Wie uns das anwidert und erbittert, wenn Tschechen in unseren deutschen Ländern herausfordernd ihre Eigenarten hervorkehren oder mit uns nur Slavisch sprechen wollen! Aber wir, oder manche von uns, sind geneigt, auf Reisen in fremden Ländern ebenfalls das Deutsche auffallend zur Schau zu tragen. „Nackensteife! Man muß sich Respekt verschaffen!" —

Ganz sicher, sich Respekt verschaffen, das muß man. Nur gibt es dazu sehr verschiedene Mittel.

Ist es nicht eine alte allgemeine Regel, in fremden Gebieten, sei es ein Haus, eine Stadt oder ein Land, sich den dort bestehenden Sitten einzuordnen? Wer sich persönlich in der Fremde beliebt macht, der trägt doch dazu bei, daß auch sein Volk beliebt und geehrt werde. Ich bin nicht mit jenem nationalen Rappel einverstanden, der allen Ernstes meint, das deutsche Volk müsse seinen Stolz dreinsetzen, von anderen Völkern gehaßt und gefürchtet zu werden. Ich glaube, daß die kleinen, alltäglichen Unfreundlichkeiten und Ungezogenheiten zwischen Völkern mehr beitragen zum nationalen Hader als die großen politischen Konflikte, und daß diese eben nur deshalb so mächtig und unlösbar geworden sind, weil sie im gewöhnlichen Leben hin und her so leichtsinnig geschürt werden.

Ich meine, unsere nationale Größe würde nicht allzu arg leiden, wenn wir einmal das internationale Wort K o n z i l i a n z beherzigen wollten. Vielleicht würden dann die fremden Wörter Süffisance und Impertinenz überflüssig sein.

„Eine wilde Geschichte von Jahrtausenden lehrt uns, daß die großen Fragen der Menschheit nur mit Trotz und Gewalt gelöst werden können." Wie Weltbild zeigt, ist das eine falsche Lehre, denn bis jetzt ist trotz aller Feindseligkeit und Gewalt nicht eine einzige der großen Fragen wirklich gelöst worden. Versuchen wir es doch einmal mit etwas anderem, vielleicht mit — G ü t e! Es wolle jeder just einmal nachrechnen, womit er sein Lebtag mehr und Besseres erreicht hat, mit Trutz oder mit Liebe.

Gönnt ihr den Sonnenblick des Kaisers, der allen Konfessionen das gleiche Recht gegeben hat.

Ich freue mich jeder großen, öffentlichen Kundgebung eines echt religiösen Lebens. Nur gehört es mir doch auch zu Religion, daß eine Religionsgenossenschaft die Demonstration für ihr Bekenntnis nicht zu einer Demonstration gegen andere Bekenntnisse mache. Sonst wird der Frieden, den eine Kirche geben will, immer wieder zum Unfrieden. — Das Anerkennen der religiösen Anlagen und Rechte bei jedem der verschieden gearteten Menschen — ist denn das gar so schwer? Ich kann mir ganz gut denken, daß mein Glaube der allein richtige ist, der für mich allein richtige, ohne den Glauben des andern für den andern für falsch zu halten.

Daß ich mit dieser Anschauung ein Musterkatholike bin, wird kaum einstimmig bejaht werden. Was aber nicht hindert, daß ich der katholischen Christenheit höchstes Gut hoch halte. Daß ich vor demselben mit dem Volke gläubig fühlen und beten kann.

Wenn einzelne Menschen verschiedener Kulturvölker zusammenkommen und miteinander zu tun haben, so geschieht es in einer gewissen zuvorkommenden Höflichkeit, die überall in der gebildeten Welt Kurs hat. Selbst wenn sich z. B. zwei Nationen feindselig sind, im Privatverkehr zwischen Person und Person dieser Völker sollte davon nichts zu spüren sein. So verlangt es die Wohlanständigkeit. Nun gibt es aber Leute, die es ihrem Nationalbewußtsein, ihrem Volke schuldig zu sein glauben, gelegentlich ohne besondere Ursache fremden Nationen oder Angehörigen derselben ihren Stolz hervorzukehren und sie anzuflegeln. Stolz ist etwas Schönes, aber Flegelei ist etwas Widerwärtiges. Der Ungar glaubt es seiner Ehre schuldig zu sein, seine Briefe nach Wien mit „Bécs" zu adressieren. Der Tscheche glaubt seine Nation damit zu befestigen, daß er Bittgesuche an deutsche Ämter in tschechischer Sprache schreibt. Mancher Deutsche findet es unter seiner Würde, seinen Geschäftsfreunden in Frankreich Briefe in französischer Sprache zu schicken, während er sich doch selbst ärgert, wenn der Franzose ihm nicht deutsch schreibt. Da bin ich mit meinem Patriotismus noch weit zurück. Ich pflege bei allen Briefen, die ins Ausland gehen, möglichst die Adresse in der Sprache des betreffenden Landes zu schreiben und wollte es gerne auch mit dem Inhalte so machen, wenn mir fremde Sprachen gegeben wären. Ich weiß zu sagen von der Ungelegenheit und Mühe, die an mich gerichtete fremdsprachige Briefe mir bereiten. Besonders von dem, der von mir Deutschen etwas haben will, erwarte ich deutsche Zuschrift.

ma n Kragn umdrahn", ging der Spruch. „Und wenn ein Gewitter zusteht, da soll lei wohl niemand pfeifen, denn sonst tat s leicht einschlagen!"

Man weiß auch, daß die Bergknappen in ihren Stollen und Schächten und die Schiffer auf dem Wasser und die Dachdecker unter sich das Pfeifen nicht leiden mögen. — Ich habe mir's nie erklären können, weswegen das Pfeifen Gefahren herbeilocken oder sonst so schlimm gefehlt sein soll. Wenn's einer gut kann oder gar zwei gut zusammenpfeifen, wie seinerzeit die Pfeiferbuben aus dem Ennstal, da hört man gerade gern zu. Es mag ja sein, daß es mehr schlechte Pfeifer gibt als gute; und daß man junge Weibsleute lieber sieht, wenn sie den Mund zum Busselgeben spitzen als zum Pfeifen, ist ja begreiflich. Ich glaube aber nicht, daß es die Kranzliesel so gemeint hat. Mein kleins Dirndl hat seine Musik auch sogleich eingestellt, ich für meinen Teil aber pfeife doch auf die Gesetztafeln der alten Weiber. Sonst pfeife ich schon lange nicht mehr. Als Halterbub und Ochsenfuhrmann hatte ich dem Vieh den ganzen Tag vorgepfiffen. Wollte ich einmal eine Henne abfangen, um sie zu untersuchen, ob ein Ei zu erwarten sei, so konnte sie nur mit Pfeifen herbeigelockt werden. Nachher zu Graz in der Handelsakademie und in der Herrengasse gab's kein Vieh und keine Hühner, da habe ich des Pfeifens vergessen. Mein letztes Pfeifen war im alten Thaliatheater, als wir „Die schöne Helena" auspfiffen, weil sie vergessen hatte, ihr Nachthemd zuzuknöpfen.

In den ersten siebziger Jahren war es eines schönen Herbsttages, daß unser vier Poeten unter der Anführung Anzengrubers von Wien hinausmarschierten nach Gablitz. Dort wohnte Freund Schlögl auf Sommerfrische, und den wollten wir besuchen. Schlögl war unser begeistertster Verehrer. Jede Zeile, die von uns oder über uns geschrieben oder gedruckt wurde, die sammelte er und ordnete sie in Mappen ein. Einen wahren Kultus trieb er mit seinen „Lieblingsdichtern" und ein Fest war ihm die Zusammenkunft mit uns. Also gedachten wir, ihn diesmal zu überraschen, um einen lustigen Nachmittag und wohl auch Abend mit ihm zuzubringen. Der Mann mußte ja vergehen in der Einsamkeit seines Landwinkels. „Der fallt um, wenn er uns sieht!" sagten wir und freuten uns auf seinen Tigersprung und wie er uns mit heftigen Armen an die Brust reißen und erdrücken würde.

Als wir in Gablitz seine Wohnung erfahren hatten, schlichen wir sie an: zu Hause, wurde uns gesagt, sei er. Anfangs hatte der Plan bestanden, als Bettelsänger verkleidet bei ihm einzudringen und vor seiner Tür als Hungerständchen eines seiner Tagblatt-Feuilletons abzusingen.

„Das Christusproblem gelöst!

Soeben erschienen:

Vor 1900 Jahren! Wer war Jesus Christus?

In einer alten orientalischen Bibliothek ist ein Dokument gefunden worden, das klipp und klar mitteilt, wer Jesus Christus war. Ein Bundesbruder des Essäerbundes, eine Art Freimaurervereinigung. Es ist dies der Bericht des Ältesten dieses Bundes in Jérusalem an den Ältesten in Alexandrien. Ein christlicher Priester versuchte bei der Entdeckung das Dokument zu vernichten, da sich die ganzen mystischen Wundergeschichten auf einmal ganz natürlich erklären. Die Vernichtung gelang ihm aber nicht. Dieser historische Bericht ist ins Deutsche übertragen worden, mit einem Vorwort über Pontius Pilatus, neu bearbeitet von Ferd. Schmidt. Kein Denkender wird das Werk unbefriedigt aus der Hand legen. Preis 1·60 Mk."

In mehreren Volkszeitungen habe ich diesen Marktschrei gelesen. Christus ein „Freimaurer!" Warum denn nicht? Man kann ihn sogar einen Juden nennen. Man nannte ihn einen Essäer, auch einen Schüler Platos. Das sind alte Sachen und ändern nichts daran, daß Jesus von Nazareth als Gottgesandter auf die Erde kam, um den irrenden, leidenden Menschen die Botschaft vom Gottvertrauen und der Nächstenliebe zu bringen. „Ein Bundesbruder der Essäer!" ruft der Buchverleger aus und will dafür eine Mark sechzig Pfennige haben.

Ich möchte nur wissen, weshalb manche Leute sich gar so eifrig bemühen, den Gläubigen ihren Trost zu zerstören. Anstatt das Göttliche an Christus auslöschen zu wollen, sollte man lieber trachten, ihn zu reinigen von dem allzu Irdischen, das besonders auch Kirchen und Sekten ihm angeklebt haben.

Aber die Wahrheit! sagen sie. — Ihr wollet uns so nebenbei die zweitausendjährige Geschichte des Christentums richtigstellen? Erforschet erst, was Wahrheit ist — auswendig Gedachtes oder tief Empfundenes. Christus lebt als erlösender Heiland im Gemüte so vieler Menschen. Was geht das auch andere an?! Seid doch ein bißchen liberal und human, ihr Herren, und gönnet jedem seinen Himmel. Ihr habt keinen bessern auf Lager.

Ich ging mit meiner kleinen Enkelin über die Wiese hin spazieren, und das Kind pfiff ein Liedel. Da begegneten wir der alten Kranzliesel — ich kannte sie schon in früher Jugend als ein „betendes Leut". Und diese Alte zankte mich aus, daß ich dem Dirndl das Pfeifen angehen ließe. Kinder sollten überhaupt nicht pfeifen, sonst verscheuchten sie ihren Schutzengel, und gar wenn ein Dirndl pfeife, so rufe es damit den „Schwarzen mit den Hörndln — weißt eh!" herbei. Auch in meiner Jugend habe ich es oft gehört, daß die „Mutter Gottes weint, wenn ein Mentschl pfeift". „Mentschln, de pfeifn, und Hener, de krahn, soll

„Gut gesagt. Trefflich gesagt!“ gab ich lachend bei.

„Und da wüßte ich Ihnen für den zwölften einen Stoff.“

„Sie und Stoff! Das kennen wir!“

„Na, nicht so, Herr Doktor. Einen wirklichen Romanstoff, einen packenden, spannenden Romanstoff. Titel: „Die Notbeichte!“

„Geht nicht.“

„Aber so hören Sie mich doch an. — Ein Bauer und sein Weib tun auf dem Feld kornschneiden. Da kommt ein Gewitter. Donnern, blitzen — ein schreckliches Gewitter. Und wie auch schon der Sturm daherfahrt, flüchten sich der Bauer und sein Weib unter einen Garbenschober, und sie fürchten sich halt gar a so vorm Einschlagen.“

„Für alle Fäll, sagt der Bauer zu seinem Weib, „wir tun eine Notbeicht ablegen, du zu mir und ich zu dir.“ — Und weil es gar so viel schauderhaft ist, so sagt sie: „Ja“, und legt ihrem Mann die Beicht ab: „Weißt, unser Knecht, der Leopold. Der tut mich immereinmal so gern bei den Wangeln zwicken —“

„Na, und? Weiter, weiter!“

„Und — da hab' ich einmal stillgehalten.“

„O du verdankte Musch!“ schreit der Bauer, „das sollst mir büßen!“

„Versteht sich“, sagt sie demütig, „freilich werd' ich's büßen. — Und jetzt, Mann, tu halt du mir beichten!“

„Ich? Ich soll dir jetzt beichten? sagte der Bauer. „Na — weißt, Stanzi“, er guckt stad ins Firmament, „mir scheint, es kommt nix. Es wird schon wieder blau.“

Alte Weisheit.

(In neuer Form.)

Es ist ein altes Wahrwort,
Doch klingt's noch immer gut:
Schlag nicht nach fremden Hüten,
Trägst selbst Du einen Hut.

V. E. S.

Wegen Kostümmangels hat sich dieses Vorhaben zerschlagen. Nun standen wir bloß als die schlichten Freunde da und klopften höflich an die Tür. Nach dem zweiten Klopfen drinnen ein kurzes Knurren. Wir traten ein in ein fast kahles Zimmer; er saß am Schreibtisch, in Arbeit vertieft. „Nicht allzu fleißig!" Mit diesem Wort begrüßte ihn Anzengruber, während wir uns in schöner Gruppe nahten. Schlögl schaute auf, etwas verblüfft; dann sagte er kühl: „Oh, gute Bekannte! Wieso versteigt ihr euch denn in dieses Wienerwaldnest?"

„Stören wir?" fragte ich launig.

Er überhörte es und fragte: „Wir haben hundsschlechte Wege da herum, nicht wahr?"

„Wenn wir ungelegen kommen sollten?" sagte Anzengruber.

„Ah, das nit, das nit", entgegnete Schlögl, „ich werd' schon noch fertig. Ein Feuilleton fürs Tagblatt, aber das eilt nicht so."

„Entschuldigung, dann wollen wir sogleich wieder abkratzen."

„Einen Augenblick werdet ihr doch Platz nehmen — daß ihr mir den Schlaf nit austragt. Ein bißchen hab' ich schon Zeit. Oder geht ihr wirklich schon wieder? Na, also auf frohes Wiedersehen in Wien!"

Unsere Bestürzung über diesen Empfang war nicht gering. Aber da bemerkte ich das Zucken in seinen Gesichtsmuskeln, das bei Schlögl immer eine Schalkheit anzeigte. Und jetzt kam's. Er stand auf, breitete die Arme aus und sprach mit vor Rührung gedämpfter Stimme: „Kinder, ich danke euch! Man geht ja zugrunde in dieser abgrundtiefen Langweile. Der Arzt besteht auf Vollendung der Kur, sonst wäre ich schon durchgegangen. Weder lesen noch schreiben kann man in dieser eingefrorenen Ewigkeit. Freunde, ich danke es euch bis an mein Lebensende, daß ihr gekommen seid. — Wie ihr seht, mangeln hier die Fauteuils und die Sofas. Einer hat ja auf diesem zerzausten Strohsessel Platz, die anderen könnten sich dort auf den Koffer setzen; aber ich denke, wir gehen ins Wirtshaus."

Und das taten wir. Es hat sich gezeigt, daß wir nicht umsonst nach Gablitz gekommen waren. Und daß der alte Friedrich Schlögl uns Schelmen an Schalkheit voraus war, davon ist diese Empfangsszene ein Beispiel. Vom Fenster aus das Nahen der Gäste bemerkend, hat er uns ein kleines Merks geben wollen, daß für selbstgefällige Freunde ein Gutaufgenommenwerden nicht allemal selbstverständlich ist.

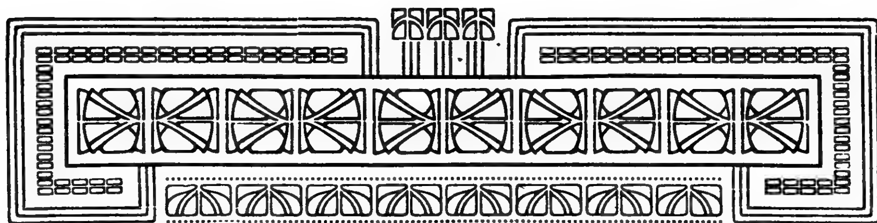
Ein alter Wiener redete mit mir über Literatur. Und plötzlich sprach er: „Nachdem Sie schon elf Romane geschrieben haben, sollten Sie doch das Dutzend vollmachen."

ihm Gesetze, zwingen seine tausend Geheimnisse zur Entschleierung und empfinden es im letzten Grunde, trotz aller Klagen, als etwas Köstliches und überaus Liebenswertes. Die Bewegung, der stürmende Rhythmus des Lebens gefällt uns, die Buntheit seiner wechselvollen Erscheinungen, das Spiel des Zufalls, das Jagen und Greifen nach dem Glück wollen wir nicht aufgeben. Das wundervolle Glück des Atmens allein, das Herz zu spüren, das, von einer geheimnisvollen Kraft getrieben, Blutwelle auf Blutwelle durch den Körper jagt, das Glück des Sehens und Hörens — das alles sind unschätzbare Güter, die allerdings dem durchschnittlichen Menschen erst dann ganz zu Bewußtsein kommen, wenn er Gefahr läuft, sie zu verlieren, das heißt, wenn die Hand des Lebens schwerer und unmittelbarer auf ihm liegt — wenn er krank ist. Die Kranken wissen nämlich etwas, was die Gesunden sonst nicht wissen: daß es schließlich nicht darauf ankommt, *wie* man lebt, sondern *daß* man lebt. Die Kranken und Sterbenden haben alle den inbrünstigen Wunsch des Peliden, lieber das Feld als Tagelöhner bestellen, „als die Schatten geschwundener Toten beherrschen".

Alles Pathos und alle Überlegung hilft uns über das fatale Gefühl der Todesfurcht nicht hinweg, denn Pathos *beweist* nicht, sondern *überredet*, und wo es an die letzten Dinge geht, wird alles Pathos schwach und ohnmächtig — die instinktive, tierische Furcht ist das herrschende Prinzip. Und Mephisto, der große Menschenkenner, läßt sich durch die erhabenen Deklamationen Fausts nicht irremachen, sondern sagt trocken: „Und doch ist der Tod nie ~~ein~~ willkommener Gast." Dieses Grauen und die Todesfurcht ist allen Geschöpfen gemeinsam, dem Tiere ebenso wie dem Menschen und vermutlich auch den Pflanzen. Von den Pflanzen können wir es nur vermuten, da das Seelenleben der Pflanzen — das unbestreitbar vorhanden ist — in seiner Wirkung auf uns sich nicht zu einem analogen psychischen Prozeß verdichtet, sondern rein als sinnliche Wahrnehmung auftritt (Änderung des Geruches, andere Stellung der Blätter und Blüten, allgemeiner Widerstand gegen die Vernichtung), die wir dann nach Belieben psychologisch interpretieren können.

Gehen wir aber der Todesfurcht logisch oder psychologisch zu Leibe, so ist sie einigermaßen unverständlich. Denn wir können doch unmöglich vor etwas Angst empfinden, was wir jeden Tag freiwillig und gern tun — schlafen, *unbewußt* sein. Selbst wenn diese Unbewußtheit in alle Ewigkeit dauern sollte. Im traumlosen Schlaf oder in der Ohnmacht hört die subjektive Existenz auf, die Empfindung für Raum und Zeit versinkt, da unser intellektueller Apparat und mithin die Erkenntnisfähigkeit ausgeschaltet ist. Weiter: wenn die Todesfurcht die Angst vor der Nichtexistenz wäre, so müßten wir, wie schon Schopenhauer in seiner genialen Abhandlung „Über den Tod und die Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich" schreibt, das gleiche Grauen vor dem Zustand empfinden, dem wir vor unserer Geburt unterworfen waren. Aber welcher Mensch denkt mit Grauen an die Zeit vor seiner Geburt? Welcher Mensch — sofern er nicht gerade Buddhist oder überzeugter Theosoph ist — denkt überhaupt an diese Zeit, die, richtig gesprochen, gar keine Zeit ist, da die Zeit selbst nach Kant „die Anschauungsform des inneren Sinnes ist", „an und für sich" vermutlich gar nicht existiert, sondern erst dann auftritt, wenn ein Intellekt seine Funktionen beginnt.

Auch vor dem eigentlichen Akt des Sterbens können wir unmöglich dieses namenlose Grauen haben, denn die Natur ist in allem einfach, ehrlich und betrügt uns nicht. Sie zeigt uns an tausend und abertausend Fällen, daß das Sterben nicht schmerzhaft und fürchterlich ist, sie zeigt es uns von den Blättern, die im Herbst müde und gelb zu Boden taumeln, bis zu dem Menschen, der im Bette oder auf dem Schlachtfeld stirbt. Nach Aussage aller Menschen, die kurz vor dem Sterben noch gerettet wurden (Erhängte, Ertrinkende, Erstickende usw.), ist das Sterben nichts



Kleine Laube.

Vor fünfzig Jahren.

Eine Hamerling-Erinnerung.

Von Franz Goldhann.

Beim Ordnen meines Briefwechsels mit bekannten und berühmten Persönlichkeiten kam mir ein Jugendbildnis des Dichters Robert Hamerling unter, das des Poeten feingeschnittenes Profil deutlich wiedergibt.

Sinnig und zielbewußt blicken aus dem blassen, bartlosen Gesichte ein Paar düster beschattete gute Augen, dunkles, üppiges Haar umrahmt den interessanten Kopf.

Die Rückseite des Lichtbildes weist, in der zierlichen Handschrift Hamerlings, eine Widmung auf: „An Frau A. v. L.", die, weil der kunstfreudigen Lesewelt wahrscheinlich noch unbekannt, hier Wiedergabe finden mag:

„So hoch entzückt kein Sängerlohn den Dichter,
Kein Lorbeer, keines Lobes süßer Tau,
Als ein verständnisinnig Wort ihn rühret
Von milden Lippen einer edlen Frau.

Graz, 9. Sept. 62. Robert Hamerling."

Tod und Todesfurcht.

Wir wissen alle, daß wir einst sterben werden, aber wir erachten den Tod nicht als Notwendigkeit, als etwas Gutes und Selbstverständliches, sondern als eine Ohnmacht und eine Ungerechtigkeit, denn er raubt uns das, was wir als das Höchste empfinden — die Persönlichkeit. Alle Versprechungen der Religion und alles Wissen um die Unsterblichkeit der Materie, um das, was unseren sichtbaren Körper ausmacht, können uns nicht darüber trösten, daß ein Toter nicht mehr „Ich" sagen kann. Und trotzdem wir jede Nacht, sofern unser Schlaf traumlos ist, einen Vorgeschmack des Todes genießen, ein Ausruhen und Unbewußtsein unserer eigenen Persönlichkeit, können wir uns doch im wachen Bewußtsein nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir eines Tages nicht mehr existieren werden, daß es kein Aufwachen aus diesem letzten Schlaf mehr gibt. Das, was in uns „Ich" sagt, fühlt sich nicht als endliches und beschränktes Wesen, sondern als unendlich und ohne Schranken der Zeit. Aus diesem unheilvollen Widerspruch zwischen dem unerbittlichen äußeren Geschehen und unserer innerlichen, fast unbewußten Überzeugung resultiert das Grauen und die Furcht vor dem Tod. Er ist uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ebenso fürchterlich und unbegreiflich, wie er dem Menschen war, der zum erstenmal aus dem Walde brach, um sich die Welt zu unterwerfen. Wir finden Geschmack am Leben. Es ist uns bis zu einem gewissen Grad begreiflich, wir finden uns zurecht, diktieren

Reklamerei.

Von Fritz Müller, Zürich.

Das Stanserhorn bekommt eine Reklameaufschrift von 700 m Höhe in 60 m-Buchstaben. Bei Tage werden sie nicht sichtbar sein. Aber nachts leuchten sie elektrisch über den Wassern des Vierwaldstätter Sees.

Das ist ein Fortschritt. Das ist eine Tat.

Es war aber auch Zeit. Die bisherige Reklamerei im Schoß der Natur war denn doch zu zahm. Die meterhohen Schokoladebuchstaben oder Pneumatikletten links und rechts der Eisenbahn waren früher einmal ganz präsentabel. Heute schaut sie keine Katze mehr an. Das muß anders werden. Das ist man schon der Natur schuldig. Oder glaubt man, daß die Hasen und die Vögel nicht auch für Abwechslung wären?

Die Stanserhornreklame schlägt endlich neue Wege ein. Aber auch bei ihr darf es nicht bleiben. Sie ist nur ein Anfang. Der Anfang eines dringenden Bedürfnisses. Der höheren Naturreklamerei nämlich.

Wir erwarten bestimmt, daß die wechselnde Lichtreklame vom Hotel Zentral in Zürich mit entsprechender Vergrößerung auf das Matterhorn übertragen wird. Die Fremden können das verlangen.

Wir verlangen ferner längs der Eisenbahnen Riesengrammophone, welche den Durchreisenden mit Donnerstimme die Vorzüge von Dr. Hobbledihois Schuhglanzwichse erklären. Es ist möglich, daß sich einige verbohrte und rückständige Reisende durch herabgelassene Eisenbahnwagenfenster und eingestopfte Ohrenwatte dagegen sperren. Wir nehmen aber an, daß ein rechtzeitig eingebrachtes Bundesgesetz solche Watte- und Fensterscheibenschikanen unmöglich machen wird. Das Naturrecht einer grandiosen Reklame, das mit uns geboren ist, steht denn doch in erster Linie.

Auch von den anderen Hotels erwarten wir, daß sie sich durch die 800 m-Himmelinschrift am Stanserhorn nicht ins Bockshorn jagen lassen werden. Wir empfehlen zu diesem Zwecke nächtliche Luftballons mit Glühlampenapparaten, welche die Diner- und Souper-Preise an die nächtlichen Himmel schreiben. Da gehören sie hin. Schon wegen der Höhe.

Weiterhin wäre die Natur mit ihren Kräften selbst in die Reklamerei einzuspannen. Das rauschende Wasser zum Beispiel. Es geht nicht länger an, daß die Wasser der Reuß dieses ungeregelte Durcheinander von Tönen zwecklos in die Luft werfen. Da muß Zielbewußtheit hineinkommen. Euphonisch durchgebildete Ingenieure werden unter Leitung eines tüchtigen Kapellmeisters ohne Mühe dahin gelangen, eine ordentliche Melodie von weithin hörbaren Lauten aus dem Wasser herauszuholen. Etwa den fünffüßigen Trochäus.

Was' muts Hüh' nerau' genring' e in' der Uhr

oder den mit vier Füßen

Dö' rings Sei' fe mit' der Eu'le

oder den durchschlagenden freien Rhytmus von

Apotheker Richard Brands Schweizerpillen.

Das Reußtal wird nur gewinnen dadurch. Auch die Staatsfinanzen. Denn es ist selbstverständlich, daß sich der Staat entsprechende Reklamereigebühren dafür bezahlen lassen wird.

Wie lange wird es dauern, und wir haben auf j e d e m Berggipfel — die Demokratie gestattet keine Ausnahme — einen Scheinwerfer, der auf die nächtlichen Wolken reihum in einem Fünfminutenturnus jede Art von Kindermehl und Milchschokolade hinaufwerfen wird. Ich glaube nicht, daß die alsdann zum Stillhalten erzogenen Wolken etwas dagegen haben werden.

weniger als fürchterlich, es wird in fast allen Fällen als absolut schmerzlos, ja sogar als sehr angenehm empfunden. Damit stimmt auch die etwas seltsame Tatsache überein, das z. B. Ertrinkende und Erhängte nicht übermäßig dankbar für ihre Rettung sind und sich bitter über den blitzartigen Schmerz beklagen, den das Erwachen sie gekostet habe. Eine Frau, die vom Tod des Ertrinkens gerettet wurde, teilt die nachdenkliche Tatsache mit, der Schmerz, der mit dem Wiedererwachen verbunden gewesen sei, habe dem Schmerz geglichen, den sie sonst während des Gebärens empfunden habe.

Das Sterben kann man sich vorstellen wie eine Ohnmacht, die man denn auch den „Zwillingsbruder" des Todes genannt hat. Dabei fällt es auf, daß zuerst die Eigenschaften der Psyche schwinden, welches Verschwinden durch das Versagen der Sinne bedingt ist. Wie bei dem Eintreten der eigentlichen Ohnmacht (abgesehen von den vorausgegangenen Schwindel- und Unlustgefühlen) zuerst die Augen den Dienst aufgeben, so auch beim Sterben. Daher die Frage aller Sterbenden: „Warum wird es so dunkel?" und ihre Bitte nach Licht. Und daher wohl auch der ergreifende Ruf des sterbenden Goethe. Die übrigen Sinne schwinden rasch nacheinander, das Bewußtsein erlischt, und das was folgt, ist, scharf gesehen, schon ein Akt nach dem Tode. Denn der Tod tritt in dem Augenblick ein, wo das Bewußtsein (das die Persönlichkeit ausmacht) seine Funktionen einstellt. Von diesem Augenblick an ist der Schmerz verschwunden wie die Freude und wie alles, was an das Bewußtsein geknüpft ist. Die Einführung der Narkose beruht auf dieser Erscheinung. All die schauerlichen Krämpfe, die ganze Entsetzlichkeit des Todeskampfes, sind nur für den Beschauer so schmerzhaft, für den Sterbenden selbst nicht, da er sie nicht mehr spürt. Was nach dem Schwinden des Bewußtseins vor sich geht, kann uns nicht mehr interessieren, da es unsere Persönlichkeit nichts mehr angeht, sondern lediglich physiologische und chemische Prozesse sind. Epikur sagt daher ganz richtig: ὁ θάνατος μηδὲν πρὸς ἡμᾶς, und Schopenhauer setzt hinzu: Wenn **wir** sind, ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, sind wir nicht.

Wenn man will, kann man die Todesfurcht vielleicht mit einem Gesetz der Physik erklären, und zwar dem „Gesetz der Trägheit oder des Beharrungsvermögens". Jeder Körper versucht, in der Lage zu verharren, in der er sich augenblicklich befindet, oder anders: jeder Körper setzt einer Lageveränderung einen Widerstand entgegen. Jeder Mensch, der in einem Zug fährt, kann dieses Gesetz am eigenen Leibe studieren. Zieht der Zug an, so fällt man nach hinten, d. h. nach der entgegengesetzten Seite der Fahrtrichtung; hält der Zug an, so geschieht das Umgekehrte. Je brüsker das Anfahren oder Anhalten geschieht, desto stärker ist die Reaktion. Nun kann es sein, daß dieses Gesetz nicht nur für die Körper, sondern auch für die Seele Geltung hat, wo es sich eben als rein psychischer Vorgang auffspielt. Jede starke Veränderung in unserem Leben ruft eine gewisse Furcht in uns hervor, und da die Veränderung, die mit dem Tod geschieht, die stärkste und unwiderruflichste ist, so ist auch die Furcht davor die größte.

Wie dem auch sei, das Rätsel des Todes wird von den Lebendigen nicht gelöst, sondern wie alle Dinge, die uns umgeben, nur beschrieben werden können. Vielleicht sind wir nach dem Tode das, was wir vor der Geburt waren. Vielleicht auch etwas anderes. Wir wissen es nicht, aber wir werden es alle erfahren . . .

Fr. A. Holland.

Diesen Auffsatz über einen Gegenstand, den vor einiger Zeit auch „Heimgärtners Tagebuch" berührte, finden wir im Oktoberheft des „Türmer". Er ist zu schön und zu tröstlich, als daß wir ihn unseren Lesern vorenthalten könnten.

Singvögel.

Reifezeit.

Manchesmal an heißen Sommertagen
Fühle ich mich wie vom Licht getragen,
Bis ins Unerreichbare gehoben,
Erdentrückt —
Kämpfe nicht und brauch' mich nicht zu regen,
Alles reift ja durch der Sonne Segen,
Die hoch droben
Siegreich ihre Strahlen zückt!

Alles reift in gluterfüllten Tagen,
Was in sich des Lebens Keim getragen,
Reift und wird ins volle Licht gelangen,
Wenn es Zeit.
Hilft kein Drängen, keiner Sehnsucht Hasten!
Kräfte wachsen mir im seligen Rasten,
Werden einst bei ihrer Sonne Prangen
Auch befreit! Ella Triebnigg, Wien.

Wille.

Ich bin!
Aus des Mirakels dunkler Schaffenswelt
Trat ich zur Erde, Sonnenbrand umhellt.
Ich wußte nichts von Lebensgang und Spur,
Nach Leben rief mein junges Leben nur.
In meinem ungetrübten Kindersinn
Stand lebenjauchzend nur das Wort: „Ich bin!"

Ich soll!
So grüßt am Morgen mich jedweder Tag.
Des harten Schaffens träger Stundenschlag,
Hält mir die Worte im Gedenken fest.
Und wenn die Nacht sie nimmer leuchten läßt,
Schleicht sich mit bläulich-grünlichem Gelicht
Der Ruf in meiner Träume hell Gesicht.

Ich muß!
Das harte Wort hat harte Tat gezeugt.
Den freien Nacken tief herabgebeugt,
Schreit' ich mit meiner Pflichten Riesenlast
Dem Ziele zu — von meinem Weh umfaßt.
Mein Auge hängt an meines Fußes Spur;
So recht im Muß fühl' ich die Kreatur.

Ich will!
In Morgenröte steht schon meine Tat,
Wenn sich der Wille mir als Kämpe naht.
Wenn nicht das „Soll und Muß" die Peitsche schwingt,
Als wilder Weckruf mein: „Ich will!" erklingt. —
Der Freiheit frei'ste Kraft dann in mir quillt
Und meines Willens Sehnsucht ist gestillt.

Ernst Ferd. Neumann, Dresden.

Herbst.

Herbst . . . Herbst . . . Viel goldene Vögel
Sinken mit rauschenden Schwingen
Weg und Erde zu . . .
Aber Millionen, Milliarden
Rasten auf Baum und Gestäude,
Krallen die kleinen Fänge,
Die winzigen goldenen Fänge,
Fest am wehenden Ast . . .
Wie lange denn? Wie lange . . .?

Tage blühen und Sonnen,
Sturm und Rauhreif nah'n,
Da zittern die kleinen Fänge,
Die winzigen goldenen Fänge,
Und werden müde und starr.
Dann hörst du vielleicht um Sternschein
Hallenden Totenruf . . .
Auf stille, verdorrte Zweige,
Auf stumme, goldene Wege
Geht deine Morgensicht . . .

Herz, Herz . . . Kennst auch du
Die vielen goldenen Vögel?
Sinken auch sie und schwingen
Weg und Erde zu?

K. Dankwart Zwerger.

Abend.

Langsam sinkt die Sonne nieder,
Und geht ihrem Ziele zu,
Abendglocken tönen wieder,
Mahnend uns zur Abendruh'.

Friedlich, stille wird's im Kreise,
Stille wird's in Wald und Feld.
Abendfriede schleichet leise
Ein in diese stille Welt.

Alles ruhet nun auf Erden
Und zur Ruhe geh' auch ich.
Gott wird mein Beschützer werden
Und mich schützen väterlich.

M. Gehann.

Sind aber die Wolken erziehbar für die große Naturreklamerei, so wird man schließlich auch die ungeberdigsten Blitze — diese Zebras unter den Himmelsgewalten — zwingen können, die ungeheuren Vorzüge eines internationalen Abführmittels über den Himmel zu blitzen.

Auch der Reklamereiwert des Echos liegt noch immer brach. Das kann nicht geduldet werden. Warum soll nicht das Echo, selbst das unzuverlässigste, im Dienste der höheren Reklamerei gebändigt werden können? Umherstrolchende Echos haben ohnehin keinen volkswirtschaftlichen Wert. Ordentlich einexerziert auf

„Kathreiners Malzkaffee ist der beste!“

und

„Pixavon sei's Panier!“

wird endlich auch einmal das Echo die ideellen Werte, die in jeder höheren Reklamerei stecken, heben können. Es gibt Menschen, die durch Erziehung dahin gebracht werden können, auf alles und jedes mit der gleichen Antwort zu reagieren, etwa mit

„Rich in die Hand!“

oder

„Jawohl, Herr Regierungsrat!“

warum sollte nicht auch ein vernünftiges Echo dahin gebracht werden können — gleichgültig, was hineingeschrien wird — ein für allemal mit

„Oxdrehdium ist das beste Haarwuchsmittel!“

zu antworten.

Bei einiger Ausdauer kann man sicher auch die Tiere in den Dienst der Naturreklamerei einspannen. Warum soll man nicht die grasenden Kühe und Ochsen links und rechts mit Plakaten behängen? Ähnlich wie die Sandwichmen in unseren Städten. Was den Menschen recht ist, kann den Kühen auch nur billig sein.

Importierte Stinktiere müßten sich als Demonstrateure für gewisse Parfümeriefabrikate gut verwenden lassen.

Auch Schafe werden sich nicht lumpen lassen und mit Erfolg im Interesse von „Pixavon“ eingelernte Blökensembles veranstalten

Bei gutem Zureden wird sich auch der Restbestand von einheimischen Gemsen bereitfinden lassen, mit Reklame-Autos die großen Verkehrsstraßen abzufahren, vorne mit zwei Schleiereulen, deren Augen nächtlich die Laternen ersetzen, und mit einem Uhu als Begleiter, der das Tuthorn abgibt.

Die Nixen der verschiedenen schweizerischen Seen werden sich wohl bei geschickter Vermittlung auch nicht länger weigern, die Vorzüge der neuen Pariser Gerade Magenlinien-Korsette ad oculos längs der Ufer zu demonstrieren.

Ich weiß wohl, all das kann nicht von heute auf morgen erreicht werden. Genialer Arbeit wird es dazu bedürfen. Aber die Richtlinien sind gegeben. Ein Natur-Reklamerei-Ausschuß wird die Bahnen ebnen. Männer werden darin wirken, die ihre Befähigung durch eine gründliche Jahrmarktsausbildung erwiesen haben und deren Lungen den Tropetenerschütterungen ihrer Reklamereifixigkeit gewachsen sind.

Nicht rasten und ruhen dürfen wir, bis wir die Naturreklamereiverschandelung Amerikas glänzend ausgestochen haben werden. Die etwa noch revoltierenden Mitglieder der Heimatschutzvereine werden zum Schutz der Naturreklamerei in ihren Naturschutzbezirken hinter starke Drahtgitter gesetzt und als Reklame der Reklamerei für das Fremdenpublikum verwendet.

Dann endlich werden wir die Natur ihrer eigentlichen und letzten Bestimmung zugeführt haben. Und wir selbst werden vollkommene Menschen sein.

Rekl — Amen!“ (Aus der Dürer-Bundes-Korrespondenz.)

Lob betonen mußte, daß er zur Sittengeschichte des französischen Hofes reiches Material zugänglich machte, daß er eine besondere Begabung und bestes Kunstempfinden an den Tag legt, eigenartige Werke geradezu unübertrefflich zu bieten. Ella Triebnigg.

Friedls Liebesmelodie. Roman von Irma v. Höfer. (Dresden. Karl Reisner.)

Dieser ganz selbständige Roman ist doch eigentlich eine Fortsetzung von „Aus der engen Gasse", dem entzückend feinem Biedermeierbuch, das Irma v. Höfer als eine unserer besten Erzählerinnen klassifizierte und in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte. Und diese Fortsetzung ist nicht gerade eine Steigerung, denn dazu eignete sich wohl im Hauptsächlichen das Motiv nicht gut — und es anders auszuführen, ließ das ausgezeichnete psychologische und folgerichtige Empfinden der Verfasserin nicht zu —, das Buch ist aber doch eine schöne Arbeit und bestätigt alle guten Meinungen vom großen Talent der Verfasserin. Friedl ist das Schmerzenskind der unglücklichen Marie, die sich über ihre Schande zu Tode gegrämt hatte — er hat daher ein Wesen, das überempfindlich ist, und er war schon vor der Geburt einer, der weder Glück brachte, noch zum Glück zur Welt kam, er leidet an sich selbst. Und das ist ein hartes Leiden. Er ist Idealist und taugt wenig zum Lebenskampf, denn dazu gehört scharfes Vorwärtssehen, er aber blickt gerne zurück. Das achtundvierziger Jahr rüttelt auch ihn auf, er gerät in die Kämpfe, seine weiche Natur mit Gewalt bezwingend, und er geht unter, er mußte untergehen, nicht der Zufallsschickung des Kampfes, sondern dem Widerstreit seines Wesens erliegend. Nicht weichlichsentimental, sondern tieftragisch ist dieses Buch und von einer Schönheit der Linie, die man nicht sobald wieder findet. Ella Triebnigg.

Briefe an meine Frau, 1903 bis 1912. Von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Geißler ist ein fanatischer Anhänger des Positiven und auch die Kunst hat bei ihm nur Wert, wenn sie positiven Zwecken dient. Das ist eine gesunde Tendenz, die nur dann bedenklich werden kann, wenn sie beim Schaffen überwuchert, was in Geißlers Belletristik nicht der Fall ist. — In den „Briefen" bespricht er vielerlei Tages- und Lebensfragen, Natur- und Kulturprobleme, und was halbwegs möglich, beurteilt er vom Standpunkt einer starken Deutschgesinnung, die hie und da einer Kraftüberfülle, des Chauvinismus, nicht entbehrt. Sein besonderer Feind heißt: Dekadenz, und mir scheint, er sieht sie auch dort, wo sie manchmal nicht oder nur in feinen, liebenswürdigen Formen vorhanden ist. Hart in seiner Kritik, hart und unerbittlich, fordert die Energie der geäußerten Ansichten zuweilen zum Widerspruch heraus, aber stets versöhnt der gute, hochstrebende Wille des Autors. In Geißler steckt ein Reformator, und Reformatoren, wenn sie etwas erreichen sollen, müssen wohl ein bißchen einseitig und geradlinig sein. Wie immer man sich auch zu dieser oder jener Frage in den „Briefen" stellen mag, im ganzen genommen regt das Buch an und beleuchtet die schönsten Dinge unserer Erdkugel von einer Seite, die jedenfalls beachtenswert ist.

P. L. M.

Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. Von Dr. Peter Dörfler. (Freiburg und Wien. Herdersche Verlagsbuchhandlung.)

Wer eine reiche freientfaltete Kindheit besaß, wird, je älter er wird, desto mehr dieses Buch als einen feinen Spiegel der Erinnerungen anschauen. Wessen Kinderjahre beengt waren und weniger Wunder enthielten, der wird heute aus diesem Buche liebevolles Begreifen schöpfen für das Kinderlachen und -weinen um ihn her. Wie Bilder von Ludwig Richter und Moritz v. Schwind gleiten die Erlebnisse der Heimat, Natur, Jugend und Mutterliebe am Lesenden vorbei. Jede Einzelheit steht fein, bis ins kleinste verständnisvoll ausgemalt, vor dem Auge. Licht und Dunkel wechseln darüber hin und die Tragik des kommenden Lebens wirft einen schweren Schatten hinein. Für solche Erwachsene ist das Buch, die sich ihre Kinderseele noch bewahrt haben. Sie werden neuerdings entdecken, welch ein Reichtum im Kinderland ruht, und dem Verfasser dankbar sein, weil er diesen Reichtum uns mit soviel formvollendeter Weisheit darbietet. V. V.

Flammen und Fluten. Neue Gedichte von Maria Stona. (Dresden. Karl Reisner.)

Heißwogende Lieder, darin sich viel Wucht und Schönheit findet. Den Zyklus „Der Arbeiter" sollten sich unsere „sozialfühlenden" Magnaten und Wohltätigkeitsbonzen hinter's Ohr schreiben; das hätte ungeahnte Wirkung! Die Reihe „Maria und Rizio" entzückt mich am meisten. Da lodert's nur so und strömt und pulst „wie flüssige Feuer". Die Harfe sehnender Schwermut klingt aus dem „grauen Schloß", Gedichte, die dem vor mehr als Jahresfrist zu Altona verblichenen Dichter A. K. T. Tielo die leuchtende Totenkrone winden. Alles in allem ein Buch, daran man sich herzlich freuen mag, und das der beliebten Dichterin gewiß neue Freunde zuführt.

K. D. Z.

Hermann Lingg. Eine Lebensgeschichte von Frieda Port. Mit 4 Bildnissen. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Mit großem Verständnis und ebenso großer Feinfühligkeit verfolgt in diesem inter-

Lustige Zeitung.

Verschnappt. Kunde: „Sie hatten mir gesagt, der Vater meiner Braut sei augenblicklich nur verreist ... jetzt höre ich zu meinem großen Erstaunen, daß er im Zuchthaus sitzt!" — Heiratsvermittler: „Was? ... Schon wieder?" („Meggendorfer.")

Auszug aus dem Strafprotokoll des Grenzregiments in Gospič. Rubrik: Strafbarer Tatbestand. „Veruntreute einem Kameraden 15 Heller und verpraßte sie in Gesellschaft liederlicher Frauenspersonen". („Muskete.")

Tanzstunden-Unterhaltung. Er (nachdem erst eine lange Zeit nichts gesprochen wurde): „Fräulein, kennen Sie vielleicht den Herrn Blümmerrath?" — Sie: „Herrn Blümmerrath? Nein, den kenne ich nicht." — Er (nach einer weiteren Viertelstunde peinlichen Schweigens): „Fräulein, kennen Sie vielleicht den Herrn Fischer?" — Sie: „Herrn Fischer? Nein, den kenne ich gar nicht; dann kenne ich noch eher den Herrn Blümmerrath." („Guckkasten.")



Der Kardinal. Bekenntnisse eines Priesters. Nach den Originalen von Benno Rüttenauer. (München. Georg Müller.)

Die Selbstbekenntnisse bedeutender Männer haben die Weltliteratur und Geschichte um ganz einzigartige Dokumente von großer Wichtigkeit bereichert, denn in solchen persönlichen Beichten zeigt sich der Mensch und seine innerste Natur am klarsten, und wenn solche Bücher auch immerhin, parteiisch gehalten, das Bild ihrer Umgebung zeichnen, so ist doch von vorneherein die richtige Perspektive gegeben und überdies ist ja vollständige Objektivität bei jedem Werke, das mit Temperament geschrieben ist, ausgeschlossen, solche aber, die ohne Temperament gefügt werden, sind fast immer unverdaulich und unbrauchbar. Zu den interessantesten Bekenntnisbüchern der Welt vielleicht sind aber zu zählen die ganz originellen, sensationellen Aufzeichnungen des Kardinals v. Retz, der über einen meisterhaft kräftigen Stil und eine außerordentliche Beredsamkeit verfügte und der nur gerade einem Rousseau an Künstlerschaft deshalb zurückstand, weil die Eitelkeit seiner Person jedes Aufgehen in die Kunst verhinderte und weil sein volles Aufgehen in der Politik auch mehr seiner persönlichen Eitelkeit und Ruhmsucht als der Begeisterung für die Sache entsprang. Wir verdanken aber dem geistvollen, boshaften und abenteuerlustigen Kardinal von Paris wichtige Beiträge zur Geschichte, die er selbst machte, und so sind diese, bisher noch nicht so ausgiebig veröffentlichten Schriften in hohem Grade lehrreich. Ein seltsamer Reiz aber — mit pikantem Beigeschmack! — bietet sich in dieser geschickten Kürzung seiner Memoiren, wo das Übermaß der rein politischen Geschichte herausgestrichen, dafür aber einige auf den Kardinal und seine Geschichte bezüglichen Briefe hineingefügt oder angehängt wurden, dadurch, daß neben und zwischen den Erzählungen über die Bürgerkriege in der Zeit der Minderjährigkeit des vierzehnten Ludwigs immer wieder Liebesabenteuer des Kardinals eingeflochten und mitverflochten sind. Dieser körperlich so wenig dazu mit Reizen ausgestattete Kirchenfürst hatte fabelhaftes Glück bei Frauen und war der Don Juan-Typ einer Zeit, die Ritterlichkeit und Aufrichtigkeit — bis zu den weitestgehenden Grenzen! — in geschlechtlichen Beziehungen und Neigungen geradezu pflegte. Und so liest sich das Buch wie ein Roman, dem es an lüsternen, erotischen, kriegerischen und grauenhaften Szenen und Kapiteln nicht fehlt, besonders wo er von seinem Ahnen, dem entsetzlichen Sadisten Gilles v. Retz, erzählt, dessen Dämonomanie er mit dem „unheilvollen mystischen Zug seines Geistes" entschuldigt, „der so charakteristisch ist für jenes trübe und schwüle Jahrhundert der verwunderlichen Bauerndirne von Arc, als deren Ehren-Stallmeister dieser Baron und Marschall von Frankreich bestellt war". Man kann den Memoiren nachrühmen, daß sie von Unerschrockenheit des Geistes zeigen, der zum persönlichen Mut des Kardinals gut stimmt, auch sind sie elegant, wenn auch ganz skrupellos geschrieben. Jedenfalls bestätigt Benno Rüttenauer die Meinung der Kritik, die schon bei seinen früheren Werken mit großem

Anhänger, und gleichen Schritt mit seiner Entwicklung haltend, werden auch die Hilfsmittel, vor allem die „Markenbücher", übersichtlicher und fehlerloser, in jeder Beziehung geeignet, die verschiedenartigsten Wünsche der Interessenten zu befriedigen. An der Spitze der philatelistischen Beilage marschiert „Lücke-Schaubek". Abgesehen von den bisher üblichen Albumstypen soll besonders auf das Abarten-Album 1912 hingewiesen werden. Es enthält das gesamte im Senf-Katalog aufgeführte Material. Kritisch bearbeitete „Nachträge" schließen ein „Veralten" absolut aus. Über die Leistungsfähigkeit und Bedeutung des Verlages und seiner Erzeugnisse orientiert man sich am besten durch „Lückes Ratgeber", der kostenlos abgegeben wird. Z.

Ravensburger Spiele. Kinderspiele sollen verschiedenen Zwecken dienen: erstens der Unterhaltung und zweitens, wenn möglich, der Belehrung. Hübsche Ausführung und ein wohlfeiler Preis sind gleichfalls Erfordernis. Die „Ravensburger Spiele" (Verlag Otto Maier, Ravensburg in Württemberg) erfüllen alle diese Anforderungen und haben sich bereits einen vorzüglichen Ruf erworben. Das beweist der reiche, illustrierte Katalog, der gern von der Firma zugesandt wird. Er enthält Beschäftigungsspiele, Quartettspiele, Schnappspiele, Würfel-, Brett-, lottoartige und ähnliche Spiele in großer Auswahl. Besonders muß auch auf die instruktiven Reform-Modellierbogen verwiesen werden! — Gut, geschmackvoll und dabei billig, scheint das Leitmotiv des Verlages zu sein — ein Leitmotiv, das die Eltern vor Weihnachten mit stiller Freude hören werden. Z.

Der Deutsche Schulvereinskalender für das Jahr 1913 (geleitet von Hermann Hango; Wien, Pichlers Witwe und Sohn) erscheint heuer im 27. Jahrgange. Sein Hauptbild (Theodor Körner) sowie zwei geschichtliche Aufsätze von Professor Schwerdfeger und Franz Christel sind der Erinnerung an den Deutschen Befreiungskrieg des Jahres 1813 gewidmet. Das stets sehr sorgfältig geleitete „Literarische Jahrbuch" bringt wertvolle literarische Beiträge von Rosegger, Heer, Zahn, Perfall, Fischer, Hanrieder, Oelwein, Ressel, Gangl, Kordon, Greinz, Peter und vielen anderen. Der Kalender enthält eine Musikbeilage von Hugo Artzt und zahlreiche künstlerische Textbilder von Friedrich Gareis. Erwähnenswert ist auch das reichhaltige „Nachschlagebuch" mit fachlichen Aufsätzen über Gesundheitslehre, erste Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücks- und Krankheitsfällen, über die jährlichen Arbeiten des Landwirtes, über Bücherankauf 2c. Der Deutsche Schulvereinskalender sollte in keinem deutschen Hause fehlen!

Büchereinlauf.

Bergasyl. Eine Berchtesgadener Erzählung von Richard Voß. 4. Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Komp.)

Schwammerl. Ein Schubert-Roman von Rudolf Hans Bartsch. Mit 22 Vollbildern von Alfred Keller, Wien. (Leipzig. L. Staackmann.)

Gertraud Sonnweber. Roman von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Kinder der Sünderin. Roman von Karl Christiansen. (Kassel Ernst Röttger.)

Dürre Blätter. Erste Reihe von Heinrich Hansjakob. Illustriert. 7. Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Komp.)

Prinzessinnenstündle. Von Lilly Braumann-Honsell. Mit Bildern von Richard Winkel. (Magdeburg. Karl Peters.)

Der arme Fischer. Erzählung von Theodor Friedrich. (Leipzig-Leutzsch. Gustav Abel.)

Päpstin Johanna. Von Ludwig Gorm. (München. „Delphin"-Verlag.)

Im Scheine des Nordlichts. Eine Geschichte aus Lappland von Sophus Bonde. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Seegeschichten und andere Gaben für die reifere Jugend. Herausgegeben zugunsten des Österreichischen Flottenvereins. Gesammelt und redigiert von Karl Anzengruber. (Wien, Druckerei und Verlagsaktiengesellschaft. 1912.)

Das Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes. Mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen von Johann Peter Hebel. (München. „Delphin"-Verlag.)

Lachen ist Gottesdienst. Seminaristenstreiche von W. Hegewald. (Berlin. Verlag „Neues Leben", Wilhelm Borngräber.)

Bubi. Eine Kindergeschichte für große Leute von Luise Koppen. (Berlin SW. Trowitzsch & Sohn.)

Die Bekenntnisse einer glücklichen Frau. Von M. van Vorst (G. Dorset). (Berlin. Erich Reiß.)

De Te. Fabeln einer neuen Art. Allerhand Geschichten. Die Finten der Rabulistik. Von Julius Eisler. (Wien und Leipzig. J. Eisenstein.)

O Pinki, mein Pinki! Wilde und zahme Bastarde aus Bitzis und Pinkis irdisch-überirdischem Grenzverkehr. Herausgegeben und erläutert von Dr. Friedrich Drexler. (München. Verlag „Venus Urania".)

Helga Holgersen. Schauspiel in drei Aufzügen von Fritz Brehmer. (Leipzig. L. Staackmann.)

Kandidat Hübners Erlebnisse in Österreich und Ungarn. Eine Erzählung nach Tatsachen von Ph. Christian. (Stringau. „Huß"-Verlag.)

essanten und fesselnd geschriebenen Buch die bekannte Lyrikerin Frieda Port die Lebenslinien Hermann Linggs. Mit einer „Vorgeschichte" beginnt das Werk und alle die Wandlungen und Wendungen verfolgend, gelangt es zum Schlußkapitel „Der Dichter und der Tod", dem sich ein Namensverzeichnis und ein Verzeichnis der Werke des Dichters anschließt.

Das Buch gehört in die erste Reihe biographischer Arbeiten und besonders den Verehrern und Freunden Linggs wird es eine hochwillkommene Gabe sein. Z.

Österreich-Ungarn nebst Cetinje, Belgrad, Bukarest. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 71 Karten, 72 Plänen, 6 Grundrissen und 2 Panoramen. 28. Auflage. (Leipzig. Karl Baedeker.)

Der Österreicher sollte sein Vaterland mit dem Baedeker in der Hand bereisen! Wenn wir ins Ausland gehen, schaffen wir uns gewiß ein „rotes Buch" an, aber daheim „genieren" wir uns. Und doch wäre es notwendig. Wie viel Sehenswertes übersehen wir dadurch, wie viel Beachtenswürdiges entgeht uns deshalb! — Baedeker ist Baedeker und bedarf keines weiteren Lobes („er lobt sich selbst"), doch wieder einmal hingewiesen muß auf ihn werden. Mit ihm als Reisegefährten erspart man sich manchen Ärger, manche Unannehmlichkeit — und manche Krone. Ihn zu kaufen, ist eine vorzügliche Kapitalsanlage; das habe ich in Ägypten, in Paris und in der Schweiz ausprobiert — und als ich einmal an der französischen Riviera ohne ihn auskommen wollte, zahlte ich teueres Lehrgeld. Seitdem besuche ich kein fremdes Land ohne diesen Ratgeber. Und auch in der Heimat selbst leistet er mir ausgezeichnete Dienste. Der Band „Österreich-Ungarn" enthält in gedrängter, übersichtlicher Form das Wichtigste. Die Karten, Pläne, Grundrisse und Panoramen ergänzen vortrefflich den klaren Text. Für Österreichreisende kommen noch zwei andere Bände in Betracht: „Österreich" (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) und „Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten s. Südbayern". V. E. S.

Taschenbuch der Kriegsflotten. 1912. 13. Jahrgang. Mit teilweiser Benützung amtlicher Quellen. Herausgegeben von B. Weyer, Kapitänleutnant a. D. Mit 925 Schiffsbildern, Skizzen und Schattenrissen. (München. J. F. Lehmann.)

Die weltpolitische Lage bringt es mit sich, daß das allgemeine Interesse für die Streitkräfte zu See wächst. Vielleicht fallen die Würfel, die über das Schicksal europäischer Großstaaten entscheiden, auf dem Wasser! Im engeren oder weiteren Kreis ist heute jedermann von maritimen Problemen berührt und da gibt das Taschenbuch der Kriegsflotten einen übersichtlichen Ratgeber in die Hand. Es gibt Aufschluß über die Stärke, den Wert und die Zukunftsaussichten der verschiedenen Marinen. Durch Daten, Bilder und Tabellen klärt es auf, durch vergleichsweise Zusammenstellungen ermöglicht es auch dem Fernestehenden, sich ein eigenes Urteil zu bilden. — Besonders für Österreich, wo mehr denn je die Notwendigkeit, eine starke Flotte zu besitzen, erkannt wird, ist Weyers Buch wichtig, dessen Güte und Zuverlässigkeit von Fachleuten allgemein gelobt wird.

Vorzügliche Beachtung verdient der Abschnitt: „Marinepolitik, Flottenpläne und Schiffbautätigkeit", der ein grandioses Bild von dem Streben der Staaten, ihren Handel und ihre überseeischen Gebiete zu schützen, entwirft.

Handlich in der Form und gefällig in der Ausstattung erfüllt das Taschenbuch alle Ansprüche, die man an ein solches Werk stellen kann. K. K.

Meyers Klassiker-Ausgaben. In dieser vom bibliographischen Institut zu Leipzig von den besten Kennern der einzelnen Dichter herausgegebenen Sammlung, aus der die Werke Lenaus und Mörikes hier schon zur Anzeige gebracht wurden, sind in der letzten Zeit ebenso vortrefflich ausgestattet vorgelegt worden: Gutzkows Werke, herausgegeben von Prof. Müller in vier Bänden, welche die Dramen, Novellen, literarischen und selbstbiographischen Schriften enthalten. Ferner Lessings Werke, herausgegeben von G. Witkowski in nicht allzu knapper, vorzüglich getroffener Auswahl, sieben Bände umfassend. Sehr bemerkenswert ist auch die schöne Ausgabe von Byrons Werken in den ausgezeichneten Übersetzungen A. Böttgers, Grüzmachers, A. Strodtmanns u. a. Herausgegeben von Friedrich Brie, sie liegt in vier Bänden vor. Die letzte Veröffentlichung betrifft Freiligrath, dessen Gedichte und Übersetzungen Paul Zaunert ediert hat und die zwei Bände umfassen. Es handelt sich hier überall um sorgfältig bearbeitete, textkritische Ausgaben, deren ausführliche Biographie und andere Einleitungen, Porträts und Handschriftfaksimiles beigegeben sind und die auch, was den klaren großen Druck, das tadellose Papier und die eleganten soliden Einbände betrifft, den weitestgehenden Anforderungen genügen. Dr. A. Schl.

Nachtrag Nr. 28 zu Schaubeks Permanent-Album. (Leipzig, Verlag „Schaubek-Album", C. F. Lücke.)

Zugleich mit der 34. Auflage des bekannten Schaubek-Albums erschien der 28. Nachtrag zu den älteren Ausgaben. Der Markensammelsport gewinnt von Jahr zu Jahr neue



Der Golfstrom.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Und Europa amüsierte sich königlich über den „Golfstromwahnsinn“ jenseits des großen Wassers; das heißt, das Volk erblickte darin eine spleenige Überhebung Amerikas, die zum Spotte herausforderte, während die Ansichten der Presse geteilt waren.

Die „Times“ z. B. schrieb: „William Sanders hat das glückliche Gelingen des Panama-Niveau-Kanals leider verrückt gemacht. Er grübelt jetzt über das Perpetuum mobile und die Quadratur des Zirkels. Einige honorable Gentlemen, die ihn persönlich kennen, behaupten allerdings, in seiner Verrücktheit stecke System, sie grenze nahe an Hochstapelei, und dahinter stehe der greise Theodor, der seinerseits nur ein gefügiges Werkzeug des durch und durch korrumpierten und berüchtigten Stahltrustes sei. —. Jedenfalls warnen wir das stammverwandte, sonst so kühl und vernünftig abwägende amerikanische Volk, sich derartigen haltlosen Phantastereien in die Arme zu werfen, und zugleich erheben wir Widerspruch gegen die unwürdigen Provokationen, mit denen man unsere Langmut auf die härtesten Proben stellt. Wir fühlen uns bemüßigt, der amerikanischen Regierung unser Erstaunen und unser Bedauern über ihre Laxheit bei der Verhinderung kränkender Demonstrationen auszusprechen. Man hat uns durch eine unglückliche Verkettung

Aus den Tiefen eines jungen Herzens. Gedichte von Hans Polaczek. (Graz. Im Komm.-Verlag „Styria“.)

Lebenshöhen. Neue Balladen und Lieder von Alice Freiin v. Gaudy. (Leipzig. Georg Wigand.)

Inventur. Von Hermann Bahr. (Berlin. S. Fischer.)

Wirtschafts- und Verkehrsgeographie der europäischen Staaten. Mit besonderer Berücksichtigung der Österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Dr. Josef Stoiser. (Wien und Leipzig. Karl Fromme.)

Joseph Schöffel, der Erhalter des Wienerwaldes. Sein Kampf und sein Vermächtnis. Von Karl F. Kocmata. (Wien. Verlag „Das Gesindel“.)

Aus meiner Werkstatt. 2. Bändchen. Von Homunkulus. 3. Auflage. Titelzeichnung von Fritz Schönpflug. (Wien. Komm.-Verlag R. Löwit.)

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung: 42. Band: **Die deutschen Lande in der Dichtung.** 1. Band: Deutschland. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Dichter-Biographien. 16. Band: **Adalbert Stifter.** Von Alois Raimund Hein. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Dreihundert berühmte Deutsche. Bildnisse und Holzschnitte von M. Klinkicht, Lebensbeschreibungen von D. K. Siebert. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Der Naturforscher. Thomas' Sammlung von Anleitungs-, Exkursions- und Bestimmungsbüchern: **Das Süß- und Seewasser-Aquarium.** Von Dr. W. Berndt. — **Der Käfersammler.** Von P. Kuhnt. — **Das Terrarium und Insektarium.** Von Dr. Paul Kammerer. (Leipzig. Theod. Tomas.)

Spiel und Arbeit. Herausgegeben von Otto Robert. 50. Bändchen: **Influenzmaschine.** Anleitung zur Herstellung mit Anweisung zu Versuchen. Von Ernst Honold. Mit 2 Detailbogen. — **Streichholzspielereien.** Herausgegeben von A. Czepa. (Ravensburg. Otto Maier.)

Maiers Farbenmalerei für Kinder. Heft 2. (Ravensburg. Otto Maier.)

Goethe-Kalender. Begründet von Otto Julius Bierbaum. Auf das Jahr 1913. Herausgegeben von Karl Schüddekopf. Mit 24 Tafeln. (Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher.)

☛ Vorstehend besprochene Werke zc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“

Antimilitarist. Sie vergessen auch, daß unsere stehenden Heere wichtige Volkserziehungsmittel zur Ordnung, Genauigkeit, Pünktlichkeit und Reinlichkeit sind. Gießen wir das Kind nicht mit dem Bad aus und beschränken wir uns auf die Beseitigung von Übelständen. Vielleicht wäre es angezeigt, neben einem kleineren stehenden Heer eine zahlreiche Miliz bereitzuhalten.

Erstaunter Zeitungsleser in **Wien.** Wundern Sie sich nicht, daß stets knapp vor Friedensschlüssen in einer gewissen Presseart die beunruhigendsten Gerüchte auftauchen. Das sind Börsenmanöver, die ihren Veranstalter nähren! Nur die Leichtgläubigsten fallen darauf noch hinein.

Die Zeitschrift „**Der Kunstwart**“, gegründet und geleitet von Ferdinand Avenarius, verlegt von Georg Callwey in München, hat jetzt ihren 25. Jahrgang vollendet. Nicht bloß die Künstlerwelt, vielmehr die ganze deutsche Kulturwelt sollte das wahrnehmen. Denn der „Kunstwart“ ist eine maßgebende Zeitschrift für geistige und sittliche Kulturentwicklung geworden. Er wirkt reinigend, ist ein unversöhnlicher Feind der Korruption, die auch in der Kunstwelt sich einnisten will. Er hat bisher schon eine Menge lebendig fördernde Arbeit angeregt und geleistet. Wer denkt nicht an den Dürerbund und an die zahlreichen Volksschriften, die dadurch ins Leben gerufen und verbreitet werden! Der treue Avenarius waltet, hat noch vieles vor und wird noch manches lenken. Zwar mutet der „Kunstwart“ zeitweise zu theoretisch kritisierend an, auch kann man nicht immer mit den modernen Bildern einverstanden sein, deren jedes Heft als Beilage bringt, aber das ist Geschmackssache. Wichtig ist nur, daß der „Kunstwart“ eine ersprießliche Schule für sich bedeutet, deren Erfolge jetzt schon klar werden. Wir wünschen der Zeitschrift, die in einer Auflage von über 20.000 verbreitet wird, für das nächste Vierteljahrhundert alles Gedeihen.

(Geschlossen am 20. Oktober 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Patente beinahe wertlos seien, bestanden habe, und ihm daher nicht die Fähigkeiten zugebilligt werden könnten, ein Werk von der Tragweite des vorliegenden auszuführen, und 3. endlich bestätigte Professor Eisendreher die Ansicht vieler, daß eine willkürliche Beeinflussung der Meeresströmungen als absolut ausgeschlossen gelten müsse. —

In dem zweiten Aufsatze referierte ein anderer illustrer Fachmann, Hofrat Branitzik, Staatsrechtslehrer an der Wiener Universität, über die Frage und beleuchtete „das Thema, das an sich geeignet wäre, Bedenken zu erregen", von der völkerrechtlichen Seite, und die langen, schön gebauten Sätze des berühmten Publizisten versicherten den Amerikanern, daß sie juridisch nicht berechtigt seien, den Golfstrom ohne Zustimmung der europäischen Kontrahenten in andere als die hergebrachten Bahnen zu lenken. Dies widerspreche den guten Sitten, sei contra bonos mores des internationalen Verkehres, und eine diesbezügliche Meinungsverschiedenheit falle zweifelsohne unter die Jurisdiktion des Schiedsgerichtshofes im Haag, der dafür kompetent und die höchste Instanz wäre. Dieser würde über die theoretische Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des Abbauplanes das maßgebende Urteil, das gewiß mit der Ansicht des Wiener Staatsrechtslehrers harmoniere, abgeben müssen.

Der Papst, um nur noch einen der einflußreichen Faktoren zu zitieren, verfaßte eine geharnischte Enzyklika gegen das „blinde Unterfangen Ungläubiger, Freimaurer und Häretiker, der Schöpfung ins Handwerk zu pfuschen, von der die Bibel sage, sie habe am siebenten Tag den Beifall Gottes selbst gefunden".

Der Golfstrom, sein Drum und Dran, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren sozusagen zum Weltgesprächsthema geworden, das die verschiedenen Völker je nach Temperament und Esprit behandelten.

Recht sonderbar muteten die Behauptungen der Sozialdemokratie an, die sich zur „Konstatierung" verstieg, der Kapitalismus und seine verbrecherische Ausbeutung seien der Vater der katastrophalen Idee, einen ganzen Erdteil abzukühlen, und der „Vorwärts" gelobte im Brustton einer schönen Überzeugung, das internationale Proletariat werde es zu verhindern wissen, daß ein solches Hirngespinst verwirklicht würde, zumal die Genossen in der Union niemals dafür zu gewinnen wären, einen Gedanken realisieren zu helfen, der in den Köpfen der hinterlistigen Bourgeoisie entstand. Überhaupt traue kein Vernünftiger dem nüchternen Sinn der Amerikaner das Schildbürgerstückchen zu. Der Golfstromnonsens sei ein Blöff des kapitalistischen Bürgertums, das damit — weiß Gott, welche! — Börsenmanöver bezwecke. — Alleräußerstens verfüge die organisierte Arbeiterschaft über ein Mittel, das alle Quertreibereien zuschanden machte: über den General- und Massenstreik. —

von Umständen Kanada rauben können, unsere Ehre aber darf niemand ungestraft antasten, sonst wird die Nation, die einen Shakespeare, einen Cromwell, einen Nelson, um nur einige aufzuzählen, hervorbrachte, wie ein Mann zu den Waffen greifen und den Fehdehandschuh aufheben, den man ihr vor die Füße wirft. — Wir verbitten uns, Almosenempfänger und Bettler genannt zu werden! Dies für heute." Tags darauf schrieb die „Times" ergänzend: „Eingeweihte vermuten hinter der ganzen Bewegung mit Recht Umtriebe des Deutschen Reiches gegen England. Deutschland gönnt Großbritannien sein mildes Inselklima nicht und gewann William Sanders, der bekanntlich deutscher Abkunft ist, um uns zu schädigen. Caveant consules! Der Feind Old Englands sitzt an der Spree!"

Der Pariser „Temps" besprach die „Affäre" unter dem Titel: „Eine neue Krankheit" und führte ziemlich witzig aus, daß auch Ideen gleich der Influenza, der Cholera und der Pest grassieren können. Das Boulevard-Blatt griff ebenfalls das Deutsche Reich heftig an, verglich die Ableitung des Golfstromes mit der Wegnahme von Elsaß-Lothringen und empfahl Roosevelt und Sanders in Kompagnie Luftveränderung und eine Kaltwasserkur. — In einem besonderen Feuilleton verkleinerte dasselbe Blatt die Verdienste des Kanalbauers; er habe die Pläne des unglücklichen Lesseps widerrechtlich annektiert, was man im bürgerlichen Leben „stehlen" nenne und mit Kerker bestrafe. Aber große Diebe hänge man bekanntlich nicht . . .

Das „Berliner Tagblatt" sprach dem Golfstromprojekt die Originalität ab und meinte, die Durchführbarkeit sei so gut wie ausgeschlossen. Auch die Gerüchte von einer seltsamen, geheimen Audienz des Geologen Hans Prem bei Kaiser Wilhelm, die mit der aufregenden Frage augenscheinlich zusammenhänge, flocht der Artikelschreiber in seinen Aufsatz und bedauerte, daß der Presse darüber kein autentischer Bericht zugegangen war. Heimlichkeiten und Plötzlichkeiten seien jetzt weniger denn je angebracht. Der Reichstag möge doch die Reichsinteressen wahren. — Im Annonceteil kündigte das „Tagblatt" einen Vortragsabend Doktor Prems über das „Meer und seine Eigenschaften" an.

Die „Neue freie Presse" in Wien veröffentlichte nacheinander zwei lichtvolle Abhandlungen, die geeignet schienen, das Problem, das alle Welt in Atem hielt, restlos aufzuklären. In dem einen Aufsatz erklärte der bekannte Professor Hofrat Samuel Eisendreher von der montanistischen Hochschule in Přibram an der Hand eines erdrückenden Beweismaterials, 1. daß Nordeuropa sein gemäßigtes Klima nicht dem Golfstrom, sondern den periodischen Ausstrahlungen des „großen Bären" verdanke, 2. daß Mister Sanders sein Ingenieurexamen nur mit einer minderen Note, und zwar an einer drittklassigen Technik, deren

Japanesen verprügelt, wir werden auch die europäischen Kähne anbohren und den Europäern selbst den Garaus machen, wenn sie es wagen, herüberzukommen!“

Eine ausgelassene Heiterkeit freute sich an dem ulkigen Vergleich der Überdreadnoughts mit Kähnen, auf denen sich etwa ein bescheidenes Sonntagspublikum vergnügt, wenn es ein Restaurant an einem Teich besucht, Kaffee trinkt und eine Ruderpartie unternimmt.

Und man hatte Grund, mit dem Zorn der alten Welt zu rechnen, denn was von dort herüberdepeschiert wurde, klang entschlossen und kriegslustig. Man war scheinbar nicht geneigt, ohne weiteres auf den Golfstrom zu verzichten.

Der erste geharnischte Protest traf von Berlin, der zweite aus London ein; ein gemeinsamer und wohl wirkungsvollerer Schritt der betroffenen Mächte mußte unterbleiben, weil sie sich, querköpfig wie stets, über eine einheitliche Note nicht einigen konnten. In Spanien, Portugal und Italien kochte zwar die Volksseele am stärksten über, aber die drei Staaten scheuten sich, eine Erklärung abzugeben, die einem Ultimatum glich, und Frankreich beschränkte sich lieber auf einen platonischen Einspruch — weil Deutschland eine energische Sprache zu führen proponiert hatte. England übersandte ein eindeutiges Aktenstück und stellte ohne Umschweife ein bewaffnetes Einschreiten in Aussicht, falls die Union nicht freiwillig nachgebe. Deutschland hingegen erbat ernst und gemessen Aufklärungen. Die Entgegnung Roosevelts unterschied aber nicht zwischen dem Ton der Noten, sondern die knappe, für Berlin und London gleichlautende Antwort lehnte es kurzerhand ab, sich in irgendwelche Verhandlungen einzulassen: Die Vereinigten Staaten beharrten also unbedingt auf dem Standpunkt, daß der Golfstrom ein nordamerikanischer, demnach nationaler Fluß sei, und wer dieser Auffassung widerspräche, ignoriere die Regeln des Völkerrechtes, das die Selbständigkeit der Staaten in allen internen Angelegenheiten festsetze, mögen diese Angelegenheiten indirekt auch fremde Interessenkreise berühren. Theodor Roosevelt sagte wörtlich: „Niemand wird unsere heilige Überzeugung erschüttern können, daß die Golfstromfrage ein Problem darstellt, das wir ohne Beteiligung Europas jener Lösung zuführen müssen, welche am besten die Vorteile Amerikas — und nur diese — wahrt. Die Union hat weder Lust noch Ursache, eine schwächliche, altruistische Politik zu treiben. So bedauerlich es auch für euch sein mag, wohlfeile Wärmequellen zu verlieren, so wird eure Einbuße durch unseren Gewinn doch reichlich aufgewogen. Bisher froren wir, von nun an werdet ihr frieren, was nur gerecht ist, aber wir haben eine viel zu hohe Achtung vor dem Können der europäischen Technik, als daß wir nicht überzeugt wären, daß ihr imstande seid, einen wärmespendenden Ersatz auf elektrischem Wege zu finden.

Verschiedene sozialdemokratische Zeitungen ließen mehr oder minder offen durchblicken, daß die Hurrapatrioten und Panzerplattenaktionäre, denen kein Mittel zu schlecht sei, die Völker zu verhetzen und daraus Kapital zu schlagen, eine nur wissenschaftlich erörterte Hypothese, die den Lauf des Golfstromes erklären will, dazu ausnützen, das Welt- und Wettrüsten ins Maßlose zu steigern.

Am ausgiebigsten beuteten die Witzblätter die Sanders-Rooseveltschen Absichten in gereimten und ungereimten Scherzen aus. Der „Simplizissimus" und die „Muskete" widmeten ihnen eigene Spezialnummern, welche den Größenwahn des Amerikanismus, der daran denke, die Sonne auch nachts scheinen zu lassen, geißelten, so daß die amerikanischen Botschafter in Berlin und Wien dagegen Verwahrung einlegten, worauf sich die Reichsregierung höflichst entschuldigte, was allgemein Befremden erregte. Die „Jugend" variierte das seinerzeit viel glossierte Kaiserwort „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser" in: „Deutschlands Zukunft schwimmt mit dem Golfstrom fort", und Volkssänger, Kabarettiers und Operettenlibrettisten stürzten sich auf den Stoff, um ihn auszuschroten.

Aber das offizielle Europa faltete sein Diplomatengesicht doch recht bedenklich und — schwieg vorderhand. Der Öffentlichkeit gegenüber wenigstens nahm es eine passiv zuwartende Haltung ein, was nicht hinderte, daß die Kabinette von Berlin, London, Paris und Wien privatim im regsten Gedankenaustausch miteinander standen.

*
* *

Und Europa begann den Ernst der Situation erst dann zu erkennen und zu würdigen, als eine Botschaft Roosevelts an den Kongreß in der bestimmtesten Form die Unerschütterlichkeit des Projektes betonte, für Nordamerika die Wärmequelle, auf die es ein natürliches Anrecht habe, zu gewinnen. Dieselbe Botschaft setzte auch sogleich den 1. Februar des folgenden Jahres als Datum für den Beginn der Arbeiten fest. Der Staatsakt des allmächtigen Präsidenten schlug wie eine Bombe ein. Amerika jubelte sich in einen Begeisterungsrausch hinein, der einer großen Nation unwürdig war; in so kindlicher und kindischer Weise äußerte er sich da und dort. Man pochte auf seine Macht und trieb einen förmlichen Kultus mit dem Landheer, der Flotte und den Luftstreitkräften, die — wenn nicht alle Anzeichen trogen — gar bald berufen sein würden, die Union gegen einen ungerechten Überfall ihrer Feinde und Neider zu verteidigen.

„Die wilden Barbaren Asiens wollen uns erwürgen!" brüllte der Redner einer Volksversammlung in St. Louis, da er Europa als einen „winzigen Annex des Erdteiles Asien" bezeichnete, und die Zuhörer pflichteten seiner ungehobelten Ausdrucksweise bei: „Wir haben die

aus: „Roosevelt wurde ermordet! Roosevelt wurde von einem italienischen Anarchisten erdolcht!“ Höchstens daß der „Dolch“ angezweifelt wurde, denn besser Unterrichtete fabelten von einer vergifteten Torte, die dem Präsidenten zugeschickt wurde und ihm angeblich das Leben kostete. Jedenfalls fielen der unbändigen Wut des Volkes in San Franzisko zehntausend Italiener zum Opfer, die der Janhagel buchstäblich in Stücke riß.

Wie dem auch sein mochte, vollständig aufgeklärt wurde der plötzliche Todesfall nie, wenn auch eine beeidete Kommission aktenmäßig feststellte, ein Gehirnschlag infolge Arterienverkalkung und Überanstrengung habe den Präsidenten getötet — es bildeten sich doch sofort Legenden, die von Verschwörungen, Komplotten und Überfällen faselten und versicherten, man vertusche die Wahrheit, um die hochstehenden, die höchststehenden Anstifter der Tat zu schonen. Der Hintertreppentratsch, den die Sensationssucht aufbauschte, verwirrte auch sonst klare Köpfe und die erregte Stimmung der Massen machte sich in tätlichen Beleidigungen europäischer Staatsvertreter Luft, so daß sich der Senatspräsident Miller-Pittsburg bewogen fühlte, den fremden Botschaftern, Gesandten und Konsuln ihre Pässe mit der Begründung zuzustellen, daß die Union unter den gegebenen Umständen außerstande sei, ihre Sicherheit zu gewährleisten. Der furor Americanus tobte. So reisten denn die Diplomaten sang- und klanglos ab und der übliche regelmäßige Verkehr zwischen den zwei tonangebenden Kontinenten war unterbunden, der Ausbruch einer bewaffneten Auseinandersetzung unvermeidlich — nur eine Frage der Zeit. Der Stein rollte abwärts und niemand konnte ihn mehr aufhalten.

Die Beisetzung Roosevelts, der erfolgreichsten staatsmännischen Persönlichkeit, welche die Vereinigten Staaten jemals hervorgebracht hatten, wurde ein nationales Ereignis allererster Ordnung; man schätzte die Zahl der Teilnehmer an dem Leichenzug auf acht bis zehn Millionen, doch dürfte man damit ein wenig zu hoch gegriffen haben. Am offenen Grab — Roosevelts Testament lehnte sowohl die Bestattung in einer Gruft als auch die Verbrennung ab — wurden Reden gehalten, die von unmäßiger Leidenschaftlichkeit überflossen und die chronische Nervosität bis zu tobenden Haßausbrüchen, bis zu Explosionen steigerten. Den tiefsten Eindruck machte der mit bebender Stimme gehaltene Speech des Chefingenieurs William Sanders, der den Toten persönlich apostrophierte: „Väterlicher Freund, Bruder, Meister! Deine Körperlichkeit konnte sterben und mußte der Vergänglichkeit des Irdischen ihren Tribut entrichten, aber Dein Geist ist ewig und unantastbar. Von seinen Fittichen beschirmet, wird das herrliche Werk begonnen, durchgeführt und vollendet werden. Dafür bürge ich! Das schwören wir!“

Der gesunde Egoismus allein frommt seit jeher der Kultur am meisten und schützt die Menschheit am sichersten vor der Verweichlichung, und diese uralte Erkenntnis mahnt uns, unbekümmert um das Bitten und Flehen der alten Welt, ein Werk durchzuführen, das seinesgleichen in der Geschichte nicht hat. Nicht einmal zu einem wehleidigen Mitleid mit Europa geben wir uns her, denn eure Uhr ist abgelaufen, der Zenith eurer Entwickelung ist erreicht — überschritten, und wir — die Lebenden, die Erben, die Zukunft — zerschellen mit einem Fußtritt das morsche Gebäude seniler Staaten und Nationen. Das ist unser Ziel, das ist unsere weltgeschichtliche Mission.“ Das berechnend arrogante Elaborat endete: „Weiters beehre ich mich, Ihnen kundzutun, daß ich mir erlaubte, Ihre in Washington akkreditierten Vertreter einzuladen, der Vornahme des ersten Spatenstiches in Florida beizuwohnen.“

Das aus Brutalität und Ironie zusammengesetzte Schriftstück suchte Europa zu demütigen und die einzig richtige und praktische Antwort darauf wäre die Beschießung New-Yorks durch die europäischen Flotten gewesen, aber, weit entfernt, die Entscheidung den Mündungen der Geschütze anzuvertrauen, drang im Rate der empörten Mächte der Vorschlag Großbritanniens durch, die Unzufriedenheit der Einwohner Floridas zu schüren, die sich über den Verlust ihrer Heimat immer noch nicht beruhigen wollten. Englands Staatsmänner erhofften von dieser kleinlichen Intrige eine Revolution in der Union, aber abgesehen von etlichen bedeutungslosen Straßenaufläufen, die ihre Wut gegen unschuldige Fensterscheiben kehrten und rasch unterdrückt wurden, erwuchsen den Vereinigten Staaten daraus keinerlei weitergehende Unannehmlichkeiten.

So verstrich der Winter zuwartend und beobachtend, und die Untätigkeit Europas mehrte den Übermut Amerikas.

Trotzdem hatte Roosevelt zuviel gesagt, als er den Arbeitsbeginn auf den 1. Februar ansetzte. Am 31. Jänner ereignete sich etwas, das alle Absichten über den Haufen warf. Zwei Stunden, nachdem Theodor Roosevelt ohne Zeichen von Ermüdung und in gehobenster Laune eine mexikanische Huldigungsdeputation abgefertigt hatte, die ihm die Ergebenheit des Südens aussprach, starb er eines plötzlichen und Alle überraschenden Todes.

„Der Präsident ist gestorben!“ Der Ruf flog durch die Union und jung und alt brach in Tränen aus. Man betrachtete die Katastrophe gerade an diesem Tage als ein schlimmes Omen.

Gleichwohl wäre die erschütternde Trauernachricht nicht geeignet gewesen, William Sanders Werk zu stören, hätte nicht daran anknüpfend ein brennendes Gerücht die Leidenschaften erhitzt, so daß niemand an den Golfstrom auch nur entfernt dachte. Anfangs flüsterte man es dem nächsten ins Ohr, bald aber schrie es ein ganzes Volk gellend

möglich war, daß die europäischen Staaten einen plötzlichen Vorstoß gegen die Union wagten.

Der tatsächliche Arbeitsbeginn, an den viele doch nicht geglaubt hatten, deprimierte in der alten Welt, die sich jedoch noch immer zu nichts Besserem aufraffte, als daß sie Spione aussandte, und starren Blickes — wie ein Tieropfer von einer Schlange fasziniert — das Fortschreiten des Unternehmens entsetzt beobachtete. Die Berichte der als Touristen, Reisende und Lastträger verkleideten Späher lauteten alle gleich: „Es geht vorwärts, unaufhaltsam vorwärts! Die Wälle wachsen, die Riffe, Bänke und Florida schmelzen zusammen.“ Die Nachrichten trugen dazu bei, die Niedergeschlagenheit in Grausen zu verwandeln und wer jetzt noch leugnete, daß die Gefahr einer Eiszeit die niemand zu schildern sich getraute, näher rückte, der riskierte, gelyncht zu werden.

Die Stimmung in den Großstädten, wo das Proletariat, das angeblich nichts zu verlieren hatte, zusammengepfercht war, gab zu schweren Besorgnissen Anlaß. Da und dort revoltierten die erbitterten Massen, die Unzufriedenheit wuchs, Demagogen schürten, falsche Propheten, die — konnte man sie fassen, dingfest gemacht wurden — den jüngsten Tag verkündeten, überschwemmten das flache Land, die Verzweiflung bis in die kleinste Hütte tragend, und anarchistische Banden entfalteten schwarze Fahnen, was der Aufforderung zu Mord und Plünderung gleichkam. Vergeblich boten die sozialdemokratischen Führer den Regierungen ihre Dienste an, die oft gerühmte Organisation der Zukunftspartei versagte und die Herde gehorchte nicht mehr ihren Hirten. Selbst die rötesten Agitatoren riefen nach Militär und Repetiergewehren, und Schnellfeuergeschütze mußten Ordnung machen.

Schwerblütige Pfahlbürger lasen täglich zehn- und zwanzigmal die Temperaturen von ihren Fensterthermometern ab — ob sich schon Anzeichen für die herannahende Eiszeit beobachten ließen —, führten über das Steigen und Sinken der Quecksilbersäule Buch und ächzten, weil die Eismänner zufällig besonders kühl waren, als streikte der Golfstrom bereits versuchsweise, um einen Vorgeschmack des künftigen Unheils zu geben. Man mißtraute den Versicherungen der Meteorologen, daß vorderhand noch nichts zu besorgen sei, doch Winkelblätter gefielen sich darin, frei erfundene Alarmnachrichten zu verbreiten, die den Teufel an die Wand malten.

Da alle diplomatischen Schritte der Großmächte in Washington nichts fruchteten, so begannen sie untereinander zu verhandeln, was man tun sollte, um die Union nachgiebig zu stimmen. Die Mehrheit sprach sich für eine militärische Aktion aus. Weil der Gedanke von Berlin ausging, verhielten sich Großbritannien und Frankreich ablehnend und

„Wir schwören!" gelobte die trauernde Menge. „Wir bürgen!" Und wie auf Verabredung einhellig wiederholten alle Zeitungen an der Spitze ihrer ergreifenden Leitartikel, die sich mit „Theodor dem Einzigen" beschäftigten: „Wir verpflichten uns zur Rückeroberung des Golfstromes, wir legen einen Eid ab, daß der große Tote gerächt wird!"

VI. Momente der Spannung.

Die schleunig vorgenommene Neuwahl eines Präsidenten brachte das allgemein erwartete Resultat. Der Würdigste wurde gewählt. Und wer war in den Augen seiner Mitbürger würdiger, einen Washington und einen Roosevelt zu ersetzen, als William Sanders, der Erbauer des Panamakanals, der geistige Vater der Golfstrombändigung, der Ehrenbürger der Union?

Und jetzt konnte das Volk, dem sein hohes Ziel unverrückbar vor Augen schwebte, ungestört darangehen, dem Meere Gesetze zu diktieren.

Einmal im Schwung, warf sich die ganze Nation einhellig auf das Riesenwerk und an vier Stellen zugleich arbeiteten unzählige Menschenhände und Maschinen: Von Kap Chudlight wurde weit hinaus in die See ein machtvoller Wall, gleichsam ein gigantischer Wellenbrecher der Labradorströmung, aufgebaut; südlich davon polterten die gewaltigsten, elektrisch betriebenen Baggermaschinen, um die Nantucket-, Georges- und Neufundlandbänke zu beseitigen; an der Halbinsel Florida nagten Hacken und Spaten, Minen zerstörten die Felsen und das Erdreich, breite Boote und Plätten nahmen die Steine und den Schutt auf und führten sie hinaus auf den Ozean, wo sie alles in die Tiefe versenkten. Und noch weiter südlich bei Colon erstand aus dem Nichts ein zweiter Damm, nicht kleiner und nicht schwächer als der nördliche, und stark genug, den heftigsten Stürmen zu trotzen. Mit diesen vier Wunderwerken mußte es gelingen, den Golfstrom zu meistern. Man hatte neue Eisenbahnen geschaffen, Schiffahrtslinien eingerichtet, Aeroplanverbindungen hergestellt und die sinnreichsten Scheinwerfer erfunden, um den Betrieb auch nachts aufrecht erhalten zu können. Millionen Menschen waren tätig, Amerikaner, angeworbene europäische Auswanderer, Neger, Chinesen, Araber, sogar Inder und Malaien schafften und wirkten im Dienste der Golfstrom-Assoziation, die über unbegrenzte Geldmittel verfügte und vor keinen Kosten zurückzuscheuen brauchte. Eine Energie ohnegleichen ging daran, das Weltklima zu ändern, und besonders phantastische und boshafte Köpfe überlegten, ob es nicht angezeigt wäre, durch die direkte Zuleitung einer eisigen Nordströmung, Europa *jede* Lebensmöglichkeit zu nehmen . . .

Die Küsten aber patrouillierten die Kriegsschiffe der Union ab, um allen denkbaren Eventualitäten vorzubeugen, weil es immerhin

stellen, welche unabsehbaren Konsequenzen die rücksichtslose Ausführung des Golfstromprojektes haben müßte, und er reiste mit dem Auftrage des Kaisers, den Zusammentritt einer allstaatlichen Verständigungskommission vorzuschlagen, deren Mehrheitsbeschluß sich die Beteiligten unterwerfen sollten. Bis zum Abschlusse der Konferenz möchte die Union aber die Arbeiten einstellen. Präsident Sanders ließ dem audienzheischenden Geologen anfangs durch einen untergeordneten Beamten schreiben, er beabsichtige nicht, in irgendwelche Verhandlungen einzutreten, ein zweiter Versuch Dr. Prems, zum Präsidenten zu gelangen, brachte ihm die brüske Eröffnung ein, daß man ihn als lästigen Ausländer abschieben werde, wenn er nicht freiwillig wieder abreiste, und als der Gelehrte trotzdem Mister Sanders auf der Promenade ansprach, entgegnete dieser barsch: „Ich kenne Sie nicht, ich habe mit Ihnen nichts zu schaffen."

So reiste Hans Prem schweren Herzens und unverrichteter Dinge wieder heim.

Kaiser Wilhelm war tief verletzt, aber da England und Frankreich nach wie vor die Mobilisierung nur lässig betrieben und immer wieder von Deutschland eine Landungsarmee begehrten, tat er noch ein übriges, um eine friedliche Verständigung herbeizuführen, und schrieb an William Sanders folgenden eigenhändig ausgefertigten Brief:

„Herr Präsident!

Es ist für Europa eine Lebensfrage, daß die Laufrichtung des Golfstroms nicht abgeändert werde. Der Ausdruck ‚Lebensfrage' bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß uns der Selbsterhaltungstrieb das eiserne Muß auferlegt, dagegen ernst und entschieden zu protestieren, und — sollte der Protest, was ich nicht hoffen will, ergebnislos bleiben — das Äußerste zu wagen. Bellum est ultima ratio rerum publicarum. Herr Präsident, ich wende mich als Oberhaupt einer großen, stammverwandten Nation an Sie, der Sie gleichfalls an die Spitze eines mächtigen Volkes gestellt wurden, zugleich spreche ich aber als Mensch zum Menschen. In Ihren Händen liegt die Entscheidung über Krieg und Frieden — über einen Weltkrieg von so grauenvoller Intensität, daß die menschliche Kultur durch ihn um Jahrhunderte zurückgeworfen werden kann, ganz abgesehen von dem Blutvergießen und dem Leid, das er zur Folge haben müßte. Ich appelliere an Sie, den Nachfolger des menschenliebenden Washington, ich appelliere an die Einsicht und Humanität des Senates und des Repräsentantenhauses, ich appelliere an alle Bürger der Union: Hören Sie auf unsere Vorstellungen! Über vierzig ereignisreiche Regierungsjahre liegen hinter mir, immer trat ich für eine ungestörte und gesittete Entwicklung ein

Kaiser Wilhelm, um Reibungen möglichst zu vermeiden, ersuchte die Königin Juliane von Holland, die Sache in die Hand zu nehmen. Niederland stand neutral zwischen den beiden europäischen Staatenbünden. Die tapfere junge Königin sagte gern zu und so flogen bald chiffrierte Depeschen von Kabinett zu Kabinett, hundert Vorschläge wurden gemacht und hundert verworfen, das Abenteuerlichste wurde in Erwägung gezogen und obwohl die Existenz Europas auf dem Spiele stand, bemühte sich doch jeder Staat, die Lasten eines Krieges, der unvermeidlich schien, von sich ab und auf die Schultern der anderen zu wälzen. So wollte England eine Landungsarmee nach Amerika senden — und das Deutsche Reich sollte die Truppen dazu liefern. Der Berliner große Generalstab nannte das eine „alberne Hausidee", denn die Armee würde unbedingt aufgerieben werden. Es sei purer Wahnsinn, einen ganzen Kontinent mit etlichen Divisionen anzugreifen. In London legte man die Weigerung scheinheilig so aus, als ob Kaiser Wilhelm nur beabsichtige, die übrigen Mächte in einen Krieg zu hetzen, selbst aber dessen Früchte zu pflücken. Ferner erkärten Italien, Spanien und Portugal, eine Temperaturverminderung wäre für sie eine Causa zweiten Ranges; infolge ihrer südlich geschützten Lage würden sie davon nur unbedeutend in Mitleidenschaft gezogen.

Mittlerweile nahmen die Arbeiten bei Florida und an den Dämmen einen befriedigenden Fortgang. Natürlich kamen auch bedauerliche Zwischenfälle vor, wie sie wohl unvermeidlich waren. In Colon brach eine Typhusepidemie aus, deren die Ärzte nur schwer Herr zu werden vermochten, auf Florida verstümmelte ein allzufrüh entladener Sprengschlag über hundert chinesische Kuli und das Dynamitattentat eines irrsinnigen Polen auf den Panamakanal richtete einen argen Materialschaden an und reizte die Union dermaßen, daß allenthalben daran ganz unbeteiligte Europäer, zumeist Auswanderer und Lohnarbeiter, insultiert wurden. Die „Fremden" schlechtweg machte die verhetzte öffentliche Meinung für die Tat eines Geistesgestörten verantwortlich und der Kongreß verfügte die Ausweisung aller Nichtamerikaner mit Ausnahme der von staatswegen Angestellten.

Hundert Schiffsladungen beförderten die gezwungen Rückwandernden heim, zwei Millionen Juden überfluteten Europa und die unerhörte Maßregel versteifte, wenn dies überhaupt noch möglich war, die Beziehungen zwischen der alten und der neuen Welt. Kenner des amerikanischen Volkscharakters vermuteten, daß die Vereinigten Staaten nichts sehnlicher wünschten als einen Angriff, durch dessen siegreiche Abwehr sie an Ansehen und Ruhm nur zu gewinnen hofften.

Da der offizielle Verkehr zwischen hüben und drüben ruhte, begab sich Dr. Prem nach Washington, um persönlich und dringlichst vorzu-

Auffassung der Sachlage hinneigte, in einem gelehrten Buche darlegte, daß es ausgeschlossen sei, den Golfstrom zu beeinflussen, dessen Lauf unabänderlich durch konstante Winde bestimmt werde, nicht aber durch die Küstengliederung der Union. Er prophezeite den Amerikanern eine Blamage sondergleichen und prägte das Spottwort „Golfstromeritis“ für eine Art Größenwahn, dem die Auffassungsfähigkeit für die unüberwindliche Macht von Widerständen mangle. Das Buch wurde verschlungen und gelobt und der Gelehrte zugleich mit der Berufung ins Haus der Lords mit dem Hosenbandorden dekoriert. Doktor Prem und einige Meteorologen, die in Gegenschriften widersprachen, brandmarkte man als „Querköpfe“, „Sensationsschnüffler“ und „Angsthasen“.

Smith erreichte vorderhand, daß Großbritannien ein noch langsameres Tempo in den Verhandlungen mit den Kontinentalstaaten über eine gemeinsame Aktion einschlug und die Rüstungen als „derzeit verfrüht“ erklärte.

Monate verstrichen und William Sanders Werk machte bedeutsame Fortschritte. Die Dämme wuchsen und streckten sich, die Sandbänke und Riffe schmolzen zusammen und nur Florida gab manche harte Nuß zu knacken. Hier widerstanden die Felsen und wehrten sich, die Ingenieure mußten die riesenhaften Maschinen durch noch riesenhaftere ersetzen und die Zahl der Arbeiter verdreifachen.

Und eines Tages, obschon das Unternehmen erst bis zur Hälfte gediehen war, erschreckten die einwandfreien Mitteilungen norwegischer Fischer das in trügerische Sicherheit gewiegte Europa: Die Temperatur des Meeres an der skandinavischen Küste war um sechs und sieben Grade gefallen und plastische Eisschollen trieben über die hellblaue See.

Am 4. Juli fiel in Norwegen, am 6. in Berlin Schnee.

VII. Die Rüstungen.

Es bedurfte dieses Menetekels, um die Menschen, die mit dem Gedanken an eine Eiszeit bisher nur gespielt hatten, aufzurütteln, um die schlummernden Kräfte des Selbstbehauptungstriebes zu wecken und die Energie zum äußersten anzuspannen.

Zwar blieb der Sommerschnee nicht liegen — die Sonne bewältigte ihn rasch —, aber er verursachte eine kopflose Panik und die hochnasigen britischen Geographen gestanden nun kleinlaut, daß ihre rosenfarbenen Theorien möglicherweise getrogen hätten. Eine wissenschaftliche Expedition Belgiens, die Meeresmessungen vornahm, konstatierte, daß der Golfstrom an Stärke eingebüßt hatte und die Wasserwärme des Atlantischen Ozeans bedeutend unter das gewöhnliche Mittel gesunken war.

Der Kontinent bebte von wütendem Kriegsgeschrei, die Presse, die Amerika mit den unerhörtesten Beleidigungen überschüttete, forderte ein sofortiges Auslaufen der Flotten und Kaiser Wilhelm hatte wenigstens

und brachte meinen herzlichen Friedenswünschen manches schwere Opfer. Jetzt hoffe ich zuversichtlich, daß es dem Deutschen Reich, das seit je ein Hort und eine Heimstätte der Zivilisation und des Fortschrittes war, erspart bleibe, zum Schwert zu greifen, um bestehen zu können. Herr Präsident, auch in Ihren Adern und in den Adern von Millionen amerikanischer Bürger fließt deutsches Blut. Blut ist dicker als Wasser. Seien Sie eingedenk der hohen Kulturmission, die das Germanentum zum Heil der Welt zu erfüllen hat, strafen Sie das Wort des Genies: ‚Am germanischen Wesen wird die Welt genesen' nicht Lügen und lassen Sie von dem unheilschwangeren Beginnen ab, das uns in den Chaos und in die Wildheit zurückschleudern kann.

Wilhelm I R."

Das Antwortschreiben William Sanders lautete:

„Majestät!

Es stellt Ihrer Menschenfreundlichkeit und der hohen Auffassung, die Sie von Ihrem Beruf haben, ein gutes Zeugnis aus, daß Sie mir die möglichen Folgen eines kriegerischen Abenteuers so beredt schildern, aber leider bin ich außerstande, dem besten Willen des Volkes, das mir die Auszeichnung erwies, mich zu seinem Repräsentanten zu erwählen, entgegenzuhandeln. Sie überschätzen meinen Einfluß, der nicht mit der Machtvollkommenheit eines Despoten, nicht einmal mit der eines konstitutionellen Monarchen verglichen werden darf. Im übrigen erfülle ich mit Genugtuung das Testament des Helden Theodor Roosevelt, der mir als leuchtendes Beispiel vorschwebt und der so schmachvoll enden mußte. Indem ich für Eurer Majestät Freundlichkeit verbindlichst danke und der Hoffnung Ausdruck verleihe, daß wir nicht zu einem Waffengang gedrängt werden, zeichne ich

William Sanders,
Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika."

Durch Indiskretion kam der Briefwechsel an die Öffentlichkeit, in Newyork veranstalteten die Zeitungen Extraausgaben und allenthalben beglückwünschte man den Präsidenten zu seinen treffenden und stolzen Worten, die eines freien Amerikaners allein würdig wären. In Europa, außerhalb Deutschlands, gönnte man dem Kaiser die „Demütigung", zu der W. Sanders Handschreiben gestempelt wurde, und die Deutschen selbst — die Nation von Kannegießern und Bierbankpolitikern — verurteilten Kaiser Wilhelms Brief, der nur erreichte, dem Hochmut der Union zu schmeicheln.

So wurde kritisiert, herumgeredet, debattiert, öffentlich und noch mehr geheim intrigiert, geschimpft und die Zeit nutzlos vergeudet.

Eine zeitweise Beruhigung trat ein, als der englische Geograph A. B. Smith, der wie andere Autoritäten seines Faches zu einer optimistischen

Dem Zwischenruf folgte Verwirrung, denn es war bisher nicht üblich, die Thronrede zu apostrophieren, aber der Kaiser entgegnete sofort: „Auch hier stoße ich auf die Idee eines Wahnsinnigen oder eines hyperklugen Feindes, der Deutschland verderben will! Nur wer keine Ahnung von der Kriegführung hat, kann einen solchen aberwitzigen Plan befürworten . . .“ Ein tosender Jubel setzte hier ein und bewies, daß die überwiegende Mehrheit der Mitgieder des Reichstages auf Seite Kaiser Wilhelms und der Regierung stand.

Der Pariser „Figaro“ schien überhaupt nur den geschmacklosen Zwischenruf gehört zu haben bezeichnete ihn als den Ausdruck der „wahren Gesinnung des deutschen Volkes“ und nannte den Kaiser ironisch den „selbstherrlichen Tyrannen Europas“, aber gleichwohl hatte die Thronrede den Erfolg, daß sich England, Frankreich, Österreich-Ungarn, Rußland und Italien endlich zu einem einigen Vorgehen entschlossen.

Was eben bei all den widerstrebenden Meinungen ein „einiges Vorgehen“ hieß, da die Staatsmänner und die Militärs einander mißtrauten, die Etikette und den Ehrgeiz einzelner in den Vordergrund schoben und es vielfach an einer ernsten Auffassung der ernsten Situation fehlte. Nach Rang und Erfahrung mußte Großadmiral von der Glatz das Oberkommando der europäischen Armada erhalten, aber England verlangte — und machte von der Erhaltung des Begehrens seine Mitwirkung abhängig —, daß die Flotten von einem Briten, von einem Angehörigen der berühmtesten seefahrenden Nation, kommandiert würden. Da sich auch Frankreich — wie stets auf den Erbfeind jenseits der Vogesen eifersüchtig — im gleichen Sinne äußerte, stimmte Kaiser Wilhelm, um neuerliche Zwistigkeiten im Keim zu ersticken, schweren Herzens zu und Lord-Admiral Beaconsfield erhielt mit dem Titel eines „Erzadmirals der europäischen Armada“ den Oberbefehl. Ihm untergeordnet, aber einander im Range ebenbürtig sollten sein von der Glatz, der französische Admiral Carnavot, der russische Popranoff-Steckelberg, der italienische Conte Caragno und der österreichische Vizeadmiral Baron Waldermüller, der sein glänzendes Avancement vom Linienschiffskapitän an, als welcher er der Panamafeier beiwohnte, seiner außerordentlichen Verwendbarkeit verdankte. Diese vier bewährten Seeleute führten die Geschwader ihrer Staaten; eine zweischneidige Maßregel, welche den Einfluß Beaconsfields bedenklich schwächte und auf die innere Einheit des Ganzen nicht günstig, ja geradezu zersetzend wirkte.

Jede der beteiligten Nationen verpflichtete sich, ihre aktive Schlachtflotte in den Dienst zu stellen, so daß man auf hundert englische, sechzig deutsche, fünfzig französische, dreißig russische, fünfundzwanzig italienische und zwanzig österreichische, in summa also auf zweihundertfünfundfünfzig schwere Panzerschiffe erster Klasse rechnen konnte, wozu noch die großen Kreuzer und die Hilfsschiffe Schwedens, Norwegens und

die Genugtuung, daß jetzt seinem Weitblick rückhaltslose Anerkennung gezollt wurde.

Die Regierungen aber konnten ihre geheimnisvolle und zögernde Wichtigtuerei nicht lassen. Depeschen und K.riere jagten sich und ein schamloses Feilschen begann. Nach wie vor suchte jeder Staat die Hauptlasten der unvermeidlichen Flottenaktion von sich auf den Nachbarn abzuwälzen, und England so gut wie Frankreich leugnete, ein besonderes Interesse an dem Golfstrom zu haben. Diese Unehrlichkeit galt als kluge „Diplomatie“. Es gewann so den Anschein, als ob Deutschland allein das Kriegsabenteuer wagen müßte, doch weigerte es sich mit unverminderter Opposition, eine Landungstruppe, die verloren war, zu stellen. Das wurde ausgenützt, um gegen den „habsüchtigen Egoismus“ des Reiches zu hetzen, das sich auf fremde Kosten bereichern und schützen wolle. England behauptete, im Notfalle stünden ihm Australien, Südafrika, Indien und Ägypten zur Auswanderung offen, Frankreich faßte angeblich eine allgemeine Emigration nach Marokko, Tunis und Algier ins Auge und Rußland suchte den Glauben zu erwecken, als Kontinentalstaat wäre sein Klima überhaupt nicht vom Golfstrom beeinflußt, es habe daher keine Ursachen, gegen die Union zu mobilisieren — durchwegs Ausreden, dazu bestimmt, aus seinem geminderten Interesse mindere Verpflichtungen abzuleiten. Der Kniff, billiger davonzukommen, verfing aber bei den Völkern nicht; diese gaben ihren Regierungen Unrecht und — ein ungewohntes Schauspiel — alle scharten sich ohne Unterschied der Rasse und Nationalität um Kaiser Wilhelm, der als Hort Europas erschien und die Thronrede anläßlich der Eröffnung des deutschen Reichstages dazu benützte, den Standpunkt des Reiches darzulegen. „Die Haltung Europas“, sagte der Monarch, „ist jammervoll und die Nachwelt wird über uns zu Gericht sitzen. Hannibal ante portas! Ein furchtbarerer Hannibal als jener tapfere Römerfeind — und wir, ein Pygmäengeschlecht, zanken und streiten und feilschen wie Krämer, statt einmütig zu handeln. Wir sind unserer Vorfahren unwürdig, die das Banner der arischen Rasse rund um die Erde trugen, und wir sind unser selbst unwürdig, die wir China zu Paaren trieben, als die Boxer wehrlose Frauen, Gesandte und Missionäre erschlugen. Wie dem auch sein mag: das Reich kann kein Vorwurf treffen, es ist sich seiner hohen Pflichten bewußt, und wenn es sein muß, so wird es allein und von allen im Stich gelassen, über das Meer ziehen, um seine Ehre fleckenlos rein zu erhalten. Gott schütze uns! Gott mit uns!“

Die Rede machte auf die Abgeordneten einen großen Eindruck, nur eine oppositionelle Stimme grollte: „Warum weigern wir uns, die wir über das mächtigste Heer der Welt verfügen, eine Landungsarmee zu stellen, um die Union zu züchtigen?“

Rummel, den er verursachte, ein natürliches Recht zu haben; denn er war der einzige Enkelsohn der Schobermutter und galt vor allen Gesetzbüchern der Welt für den unbestrittenen Erben des Schoberhauses samt den darauf ruhenden hundert Talern Schulden.

Die schlimmste und längste Strafpredigt, die Mutter Schober ihrem Enkel hielt, lautete: „Du bist a nischnitziger Junge!“ und diese Predigt war nicht von sehr niederschmetternder Wirkung. Sie sollte es auch nicht, denn nicht nur Lärm hatte der kleine Robert ins Haus gebracht, sondern auch Trost und Freude.

Den einen schweren Schlag, der ihr den Lebensgefährten entriß, hatte die Frau mit ihrem tapferen frommen Herzen verwunden, aber der andere, der bald folgte, hatte sie tief gebeugt, so tief, daß sie meinte, ganz dicht ins eigene Grab zu sehen.

Das war, als der einzige Sohn an der Schwindsucht starb. Was war er für ein gesunder Mensch gewesen, als Junge, gerade so ein ausgelassener Schlingel, wie jetzte der Robert! Aber die Glashütte hatte ihn zugrunde gerichtet wie so viele, so viele. Der Glasstaub, der sich auf die Lunge legt, der macht die Leute zu schanden. Da kommt dann die Schleiferkrankheit, und gegen die ist kein Kraut gewachsen.

Er hatte es auch gewußt, der Sohn. Als er nicht mehr weiter arbeiten konnte und ahnte, daß er bald sterben werde, ging er eines Tages in die Direktion, meldete sich ab und begehrte die letzte Glasschale, die er kunstvoll geschliffen hatte, zu kaufen. Sie wurde ihm auch zum „Selbstkostenpreise“ überlassen, und er trug sie nach Hause. Dort zeigte er auf das Bettchen, in dem der kleine Robert schlief, und sagte zu seinem Weibe: „Marie, heb ihm die Schale auf, daß er einmal ein Andenken hat an seinen Vater. Und laß ihn nicht Schleifer werden!“

So hatte er gesagt, und ein paar Wochen später war er gestorben. Die Marie hatte wieder zu fremden Leuten in Stellung gehen müssen, und der Junge war zur Großmutter gekommen und mit ihm die Schale. Die stand nun wohlgeborgen in einem Wandschrank. An Sonntagen aber wurde sie manchmal hervorgeholt, auf den Tisch gestellt und bewundert. Dann kam von weit her ein weißer Sonnenstrahl, spiegelte sich in der Schale und sie strahlte und glänzte wie ein heiliger Kelch. Und ob auch die beiden, die Alte und der Junge, nie etwas gehört hatten von der hehren Sage vom heiligen Gral, sie schauten mit liebenden Augen auf das lichte Wunder, und es war wirklich ein Gral. Ein Gral, in dem ein Leben geopfert worden war und zu dem von Zeit zu Zeit Strahlen hoher Gnade aus himmlischer Ferne kamen, auf daß seine tröstende und stärkende Kraft nie erlösche. —

Hollands kamen. Von den vorhandenen Torpedobooten, Taucherbooten und Zerstörern konnte nur eine verhältnismäßig geringe Zahl eingestellt werden, denn die kleineren Typen erwiesen sich wegen der langen und beschwerlichen Fahrt über den Ozean als wenig geeignet.

Diese stählerne Wehrmacht mochte immerhin genügen, die Union Mores zu lehren, die zur Abwehr hundertzehn eigene und halb so viele südamerikanische Schlachtschiffe aufbrachte, samt einer stattlichen Menge Kreuzer und Skouth und einer erheblichen Anzahl Torpedo- und Unterseeboote — eine Eskader, die eine einträchtige Oberleitung und einen tadellosen Geist für sich hatte und somit einen hohen Gefechtswert besaß. Auf dem Papiere freilich reichte sie an die Armada nicht heran.

Die strategischen und taktischen Pläne blieben vorderhand „sekret“, ein streng gehütetes Geheimnis, von dem, so lautete der Befehl, erst auf hoher See der Schleier zu lüften war. (Fortsetzung folgt.)

Im Schoberhäusel.

Eine Weihnachtsgeschichte aus den schlesischen Bergen von **Paul Keller.**

Unter den vielen einsamen, weltverlorenen Hütten hoch oben am Hange der Berge war das Schoberhäusel, die allerverlorenste, allereinsamste Wohnstätte. Seit Menschengedenken hatten dort nur Holzfällerleute gehaust, die unten im Tale kaum etwas anderes zu tun hatten, als daß sie manchmal ein wenig Brotmehl oder ein Päckchen Kaffee und Tabak einkauften. Sonst brauchten sie nur Milch zu ihrem Lebensunterhalt, und die lieferten die Ziegen. Seit nun gar der alte Schober bei einer Holzfuhre verunglückt und eines schnellen Todes dahingestorben war, wohnte im Schoberhäusel noch tiefere Einsamkeit als je. Die alte Schobern, die trotz ihrer sechzig Jahre noch eine sehr rüstige und gesunde Frau war, sammelte Kräuter und „Tee“ im Walde und verkaufte sie unten in der Apotheke. Da lag das Haus oft den ganzen Tag verlassen und es kam vor, daß eine Rehfamilie sich vor die Haustür legte, weil der warme Sonnenschein oft gerade dort ein wohliges Plätzchen zum Lagern bot.

Eines Tages aber wurde alles anders. Ein Skandal kam ins Haus, daß oft die alten Wände zu wackeln schienen und alle Fledermäuse erschreckt von dannen zogen, gar nicht zu denken an den empörten Rehbock, der das Gehörn in den Nacken warf, mit seinen Leuten beleidigt davonzog und nie wiederkam. Das trommelte, pfiff, johlte, lachte und krachte im Häuschen, und all der Lärm kam von einem Buben her, der kaum zehn Jahre alt war und der glaubte, auf all den wüsten

„s is a tälscher Junge!“ sagte die Schobermutter, sah aber selbst voll Begierde auf das Paket, und der alte Briefträger sah auch hin und war nicht weniger neugierig als die beiden anderen. Schließlich bastelten alle drei an den Schnüren herum, aber mit wenig Erfolg, denn die Hände des Jungen waren noch zu schwach und die Finger des Alten waren steif.

„Es wird vielleicht überhaupt nich uffgehen“, sagte nach einer halben Stunde, als alle drei schon schwitzten, die Schobermutter.

Na, da mach wir eben kurzen Prozeß“, meinte Liebert energisch und zog sein Taschenmesser heraus. Doch die Schobermutter wehrte erschrocken ab.

„Nee, nee, so ne schöne Schnur zerschneiden; lieber lassen wir's zu!“

Und sie bastelten weiter. Bis Liebert sagte: „Man müßte was Spitziges haben. Wart, wart, da kommt mir a praktischer Gedanke!“

Er nahm ein Bild von der Wand, zerrte den Nagel, an dem es gehangen hatte, aus der Mauer und machte sich also bewaffnet wieder an die Arbeit. Nach einer weiteren Viertelstunde war das Paket geöffnet. Es enthielt so viel Praktisches und so viel Schönes, daß Großmutter und Enkelsohn im Schoberhäusel auf einmal die reichsten Menschen im ganzen Gebirge waren.

Zuletzt, als der Junge schon den neuen Anzug trug und an die zwanzig Mal mit seiner Zündblattpistole geschossen hatte, wobei die Großmutter bei jedem einzelnen Male neu erschrak, sagte die Schobermutter: „Nu möcht wir wohl auch den Brief lesen, der dabei liegt.“ Und sie setzte die Brille auf und las den Brief ihrer Schwiegertochter laut vor. Am Schluß stand folgende Stelle: „Liebe Mutter, nun muß ich Euch noch was Neues schreiben. Ich will zu Ostern wieder heiraten. Ich hab hier den Lehnert Hermann getroffen. Ihr kennt ihn ja; er ist ordentlich, und es geht ihm gut und er hat ein hübsches eigenes Geschäft. Die Frau ist ihm gestorben, und Kinder hat er nicht. Da wollen wir den Robert zu uns nehmen und hier auf die Schule schicken, daß er was Ordentliches wird. Den Anzug für den Robert hat schon der Lehnert gekauft, ebenso das Spielzeug und . . .“

Weiter kam die Schobermutter nicht. Der Junge fing furchtbar an zu weinen. Die Großmutter senkte müde das Haupt und schloß die Augen. War die Tür des Wandschranks nicht ordentlich geschlossen? Sie öffnete sich von selbst, und die geschliffene Schale wurde sichtbar und funkelte licht und klar.

Eine Weile verstrich, draußen ging der Winterwind und klopfte ans Fenster. Da räusperte sich der alte Liebert, stand auf und hielt eine lange Rede.

„Möcht ich wissen, was es da zu flennen gibt! Welt is Welt und Mensch is Mensch. Die Marie ist kaum dreißig Jahre alt. Warum

Als der Weihnachtsabend kam, als draußen tausend silberne Christbäume ums Schoberhäusel standen, stellte die Schobermutter das Glas mitten auf den weißgedeckten Tisch. Einen Christbaum hatte sie nicht geschmückt. So schön wie die Tannen draußen waren, um die im Schneelicht ungezählte Diamanten stiebten, hätte sie ihn doch nicht machen können. Die Glasschale stand auf dem Tisch und daneben lagen die kleinen Geschenke für Robert, die sich die Großmutter mühsam erspart hatte.

*
*   *

Die Schobermutter hatte jene Weihnachtsgeschichte vorgelesen, deren Kraft und Anmut noch kein Dichter erreicht hat, obgleich sie eigentlich nichts ist als ein ganz schlichter Bericht: „In jener Zeit ging vom Kaiser Augustus der Befehl aus, das ganze Land zu beschreiben . . .“ Dann hatten beide „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen, der Junge die Alte mächtig überdröhnend. Ein wenig hatten sie noch darüber gesprochen, ein wie großer Künstler der Vater gewesen sei, und das Glas wieder in den Schrank gestellt. Darauf wußten sie nichts Rechtes mehr anzufangen. Der Junge hatte sich die neue gestrickte Jacke angezogen, die dicke Pelzmütze auf den Kopf gesetzt und starrte ins Schneelicht des Abends hinaus.

„Da unten kommt jemand . . .“, rief er plötzlich, „der Briefträger . . ., er kommt auf unser Haus zu.“

Die Alte schaute auch hinaus; sie sah nichts. Der Junge aber hatte schon seinen kleinen Handschlitten aus dem Hause gezogen und sauste den Bergweg hinab, dem Briefträger entgegen. Nach einer Weile kam er mit einem umfangreichen Paket auf dem Schlitten zurück. Neben ihm ging der alte Postbote.

„Na, das war gut, daß mir der Junge entgegenkam“, sagte prustend der alte Liebert, „das Paket hat Gewicht. Neun Kilo, die hängen an, und der letzte Hügel hierauf is keen gutter“.

Liebert setzte sich. Die Schobermutter redete und jammerte viel über den schweren Beruf eines Gebirgsbriefträgers. „Na, das is nu mal nich anders, Christine; da gewöhnen sich die alten Knochen mit der Zeit dran. Und zu Euch komme ich ja ganz gern amal, überhaupt heute, wo gerade mit Euch meine Tour alle is. s wird wohl von der Schwiegertocher aus Breslau sein.“

Er zeigte auf das Paket, an dessen verknoteten Schnüren sich ächzend und in größter Aufregung Robert zu schaffen machte.

Liebert lächelte.

„Bei eenem Haar“, sagte er, „hätt er das Paket schon unten auf der Schneeschanze aufmachen wollen“.

Ein leiser Wehruf — die alte Frau fühlte sich verspottet. Der Junge aber brach in ein schallendes Gelächter aus. Liebert wischte sich dicken Schweiß von der Stirn.

„Du dummer Junge, was lachst du denn? Christine . . . sieh mal, Christine, daß du dich nu wegdrehst und flennst . . . das . . . wurmt mich. Mir . . . wird s ohnehin nicht leicht! Wenn man in meinen Jahren is, da . . . da sagen die Leute, man hätt nicht mehr das Recht, daß man glücklich is . . . Aber soll ich s der Post schenken? — Nee! Eher heirat ich die erste Beste. Und das wirst du doch nicht wollen. Und es paßt doch so weit ganz gut. Du bist sechzig, ich bin dreiundsechzig. ne Zeit lang hab ich meine Pension, und dann hast du die Witwenpension. Darauf hab ich mein gutes Recht. Und wenn ich ne Frau in deinen Jahren heirate, könnt sie ja im Ministerium nich grade behaupten, daß ich sie unnütz hätte verteuern wollen. Aber geschenkt wird nichts, darin bin ich rabiat!"

Er verlor den Faden, da die alte Frau immer noch weinte. Endlich raffte er sich wieder zusammen.

„Jetzt will ich aber wissen, woran ich bin. Treib ich etwa Possen mit dir, Christel? Hab ich mir s nich Jahre lang überlegt? Hab ich nich gespart mein Leben lang — 3000 Mark in der Sparkasse und 1000 Mark Lebensversicherung? Für wen denn? Für dich soll s sein, und wenn du amal nich mehr bist, für den Jungen da! Denn . . . denn ich . . . ich will keene andere . . . du paßt zu mir . . . wir könnten die paar Jahre noch ohne Kummer mitsammen leben . . . und dann . . . wenn du halt durchaus nicht willst, da . . . da is eben dann alles egal!"

Da hörte die Frau das gute ehrliche Herz aus der Stimme des Mannes, sie schaute ihn an. Ihre alten Augen strahlten auf, und ihre runzeligen Wangen wurden rot. Nie ging ein leuchtenderes Abendrot über eine herbstliche Welt. Es war ein tiefes Prüfen, und dann gaben sich zwei Kameraden an der letzten Wegwende die Hände für den Schluß der Lebensreise.

Sie saßen die ganze heilige Nacht zusammen. Auf Christinens Gesicht blieb der rote Schein, und sie sprach fast gar nicht. Nur einmal sagte sie: „Es is recht . . . bei Gott, es is recht . . . der Kummer hört auf . . . und wenn der Junge jetzt fort wär, wär ich ganz allein . . . und wenn s mit seinem neuen Vater am Ende doch nicht ginge, wüßt er doch, wo er hingehört. Und wird nich Schleifer!"

Robert hatte seine Munterkeit bald wiedergefunden. Der Gedanke, nach Breslau zu kommen, begeisterte ihn, und zwar einzig darum, weil es dort einen Zoologischen Garten gibt. Aber auch, daß der von ihm so geliebte Briefträger Liebert sein Großvater werden sollte, gefiel ihm über die Maßen. Gegen Mitternacht schlief Robert ein. Die Alten saßen

soll se denn alleine in der Welt rumlaufen — ohne Mann und ohne Sinn und Verstand? Sie ist klüger wie wir. Wenn ich nich unverheirat't geblieben wär, wär ich ooch nich so a alter Esel, der am heiligen Abend froh is, wenn a zu fremden Leuten a Paket tragen kann. Na, und immer in Stellung und a Jungen hier haben, wo nischt aus m wird als höchstens doch amal a Schleifer. Christine, ich garantier dir dafür, dein seliger Albert hat nischt dagegen, daß seine Marie wieder heirat. Wenn einer erst in der Erde liegt, hört die Eifersucht auf. Und überhaupt, wo s gut für a Jungen is, der hier bloß verwildert. Ich garantier, sag ich, und ich bin doch keen Lump! Ich bin a königlicher Beamter!" Hier verschnaufte er ein wenig und fuhr dann fort: „A königlicher Beamter mit fünfzehnhundert Mark barem Gehalt, Pensionsberechtigung und Witwenversorgung. Jawohl, Witwenversorgung, wenn ich dummer Kerl überhaupt amal ne Witwe zu hinterlassen hätte. Wenn ich amal sterbe — hat sich was mit ner Witwe! Fehlt! Is nich vorhanden! Das ganze schöne Geld steckt sich der Fiskus ein und lacht mich noch uff der Bahre aus. Und darin bin ich rabiat. Mein ganzes Leben geschunden, und wenn ich amal sterbe, nich amal ne Witwe, die der Staat versorgen müßte — nee und wenn ich mich uff meine alten Tage noch in die Zeitung setzen lassen müßte, daraus wird nischt! Daß der Postmeester amal nach meinem Tode berichten könnte: ohne versorgungsberechtigte Hinterbliebene gestorben, und dafür vielleicht n Orden kriegte — nee, darin bin ich rabiat! Ich heirate. Ich bin erst 63, in zwei Jahren werd ich pensioniert, und wenn ich amal sterbe, habe ich ne Witwe."

Der Junge hatte zu weinen aufgehört und sah gespannt auf den begeistert sprechenden alten Briefträger. Die Frau saß immer noch mit gesenktem Kopf.

„Aber wen ich heirate, das ist der Kasus", fuhr Liebert fort. „Das geht mir schon seit zehn Jahren im Koppe rum, das is ne knispelige Sache, das löst sich noch schwerer als wie so n Knoten. Heute aber, gerade heute am Heiligen Abend, wie ich das Paket da raufschleppte, da bin ich mir einig geworden."

Er machte wieder eine Pause, dann sagte er zu dem Jungen: „Robert, geh mal raus . . . geh mal raus vor die Türe . . . ich hab deiner Großmutter was zu sagen . . . na, geh schon, ich geb dir auch ne Mark für deine Sparbüchse."

Der Junge wollte sich erheben, da faßte ihn Liebert am Arm.

„Nee, bleib . . . du kannst es hören . . . es is ja nischt Unanständiges . . . kurz und gut, Christine, nimm mir s nicht übel, aber ich . . . will dich heiraten!"

das ihn anzog: Sie standen alle mitten im Leben, das er nur aus der Vogelperspektive kannte. Sein Gesichtskreis war weiter, aber was er aus abklärender, mildernder Entfernung sah, damit stießen sie täglich zusammen, rieben sich an den rauhen Kanten und prahlten gerne mit den kleinen Beulen, die es dabei manchmal für sie absetzte. Tiefere Wunden kamen ja selten vor. Sie alle, größtenteils Kaufleute, führten eine mehr oder weniger glänzende, aber bürgerlich geregelte Existenz, die von größeren Stürmen nichts wußte, wenn auch der Wind zuweilen rauher wehte. Dann drückten diese Leute den Hut fester in die Stirne und dünkten sich als Helden, gaben auch ihre Erlebnisse gerne zum besten. Begegnete nun ihr Mitteilungsbedürfnis einem so regen Interesse wie dem des Professors, der mit einem gewissen Behagen all die kleinen Lebensidyllen auf sich einwirken ließ, die sie vor ihm entrollten, so waren sie ganz in ihrem Element und verziehen es ihm gerne, wenn er das Gespräch in den Bahnen seines Interesses zu erhalten suchte und jede Debatte allgemeineren Charakters wie politische Kannegießerei in seiner Anwesenheit unmöglich waren. So lenkte er die Unterhaltung, ohne selbst aktiv einzugreifen, und die Folge davon war, daß er seine Tischgenossen, wie man sagt, „durch und durch" kannte, während sie von ihm noch nichts wußten, als daß er ein alleinstehender Mensch war und von einem Provinzgymnasium in ihren Bezirk versetzt, sich hier in kurzer Zeit die allgemeine Achtung zu erwerben gewußt hatte. Ihn direkt zu fragen, hätten sie nicht gewagt, so sehr wußte er trotz aller Vertraulichkeit einen gewissen Abstand zu wahren, auch versprachen sie sich von einem Gelehrtenleben wenig Interessantes. Wie sehr er dennoch die Seele des Stammtisches geworden war, zeigte eben der Umstand, daß das Gespräch für sie nichts Anregendes hatte, solange sie wußten, daß er nicht zuhöre. Endlich legte er die Zeitung mit einem grimmen Fluche weg. „No seit wann interessiert sich denn der Herr Professor für Politik?" fragte launig Herr Zamlatil. Der Herr Professor erwiderte etwas zerstreut: „Was für eine Politik?" „No", meinte Zamlatil jovial, „grad hab ich Sie fragen wolln, was Sie denn heut so besonders in der Zeitung interessiert, da fangen S auf einmal zum schimpfen an. Da hab ich mir halt denkt, Sie wolln politisieren.". „Nein, mein Lieber", sagte ernst der Professor, „mein Ärger strömt aus einer anderen Quelle. Sehen Sie her! Und damit zeigte er auf die letzte Seite der Zeitung und las: „Student sucht ehrbare Bekanntschaft einer vermögenden Dame . . ." Allgemeine Entrüstung am Stammtische. „Nein, so ein Unfug — diese Heiratsannoncen." „Dös sollt polizeilich verboten sein! Schande! Skandal!" dröhnte es durcheinander. Nur Herr Mannhardt stimmte nicht in die allgemeine Empörung ein. Er war Bankbeamter und hatte als „Intelligenzler" früher die führende Rolle am Stamm-

noch beisammen, und Liebert setzte Christine auseinander, daß er gleich morgen beim Pfarrer eine ganz stille Hochzeit bestellen würde.

„Ich scham mich — — ich scham mich!“ seufzte Christine.

„Alle ehrlichen Bräute schämen sich!“ entgegnete Liebert mit Zartgefühl.

Gegen vier Uhr weckten sie den Jungen und brachen auf, um ins Tal hinab zur Christnachtfeier zu wandern. Der Knabe hatte all seinen Kummer bereits verschlafen und knallte wieder mit seiner Pistole. Als sie aber vor dem Hause standen, tat er einen großen Ausspruch: „Jetzt sind wir die heiligen drei Könige“, sagte er, seine Laterne schwenkend, „ich mach n Stern, und ihr stampft hinterher und seid die Kamele“.

Christine erschrak wieder etwas, aber Liebert zwinkerte ihr beruhigend zu.

„Wir sind keene Kamele, wir sind schlauer, wie die Leute denken!“

Und so gingen sie den Berg hinab.

*
* *

Die Schranktür im Schoberhäusel stand derweil noch offen. Ein Mondstrahl fiel in die geschliffene Schale, und sie glänzte in einem so reinen, abgeklärten Licht, wie es all die Armen, die sich im Dunkel dieser Erde mühen, nicht haben.

Die Heiratsannonce.

Von **Hugo Spiegler.**

Im Extrastübel beim „goldenen Löwen“ wollte heute nicht die richtige Stammtischgemütlichkeit aufkommen. Der Herr Professor las emsiger und länger in der Zeitung, als es sonst seine Gewohnheit war, und so fehlte das richtige Animo. Man sprach mit gedämpfter Stimme und sandte immer häufiger halb neugierige, halb gelangweilte Blicke auf den Leser, den man nicht zu stören wagte, ohne den aber ein richtiges Gespräch nicht mehr zustande kommen wollte. So sehr war der Herr Professor trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit, seit er im „goldenen Löwen“ verkehrte, die Seele der Unterhaltung geworden. Nicht daß er etwa das Gespräch an sich riß — im Gegenteil, er sprach ziemlich wenig und dann nie von sich selbst. Aber er war das, was man einen idealen Zuhörer nennen konnte. Mit dem Instinkte des Stubenmenschen, des Gelehrten, dessen Leben sich zwischen vier Wänden abspielt, hatte er sich diesem Kreise angeschlossen, dessen Mitglieder ihm an Bildung weit nachstanden, aber doch etwas vor ihm voraus hatten,

von ihren Reizen und Vorzügen vor, daß sie sich schließlich selbst für einen Ausbund aller Tugenden hält und auch dafür genommen werden will. Läßt er nun als Ehemann im Gefühle der Sicherheit ihres Besitzes unwillkürlich und ganz unbewußt in seiner Galanterie etwas nach oder hat er in seinem Berufe Verdrießlichkeiten gehabt und ist nicht bei Laune, so ist sie, die das an ihm nicht gewohnt ist, gleich beleidigt, zweifelt an der Aufrichtigkeit seiner Liebe, no und so weiter. Man weiß schon, was aus solchen Dummheiten oft herauskommt."

„Ja, aber das muß doch bei einer zsammtragenen Partie noch viel ärger sein, wo das gewinnsüchtige Motiv gleich offen zutage liegt und irgendeine Zuneigung, Gefühl für einander net amal in der Einbildung vorhanden ist", sagte Herr Maier und die Mehrzahl der Tafelrunde stimmte ihm zu.

Aber Herr Mannhardt spielte seinen letzten Trumpf aus: „Da befinden Sie sich eben im Irrtum, meine Herren. Zwei Leute, die irgendeines Vorteiles wegen heiraten, werden schon aus Rücksicht auf diesen Vorteil bestrebt sein, dauernd miteinander auszukommen. Sie werden sich bemühen, sich gegenseitig möglichst angenehm zu werden. Und ihre kleinen menschlichen Schwächen, die allmählich zutage kommen, werden nicht zu einem Quell dauernder Verdrießlichkeiten, sondern im Gegenteile dadurch, daß jeder dem anderen Nachsicht entgegenbringt, sich ihm anzupassen sucht, allmählich ein Führer zu gegenseitigem Verständnisse und bald ein Gefühl zeitigen, das man wohl mit größerem Rechte Liebe nennen darf als die Torheit unüberlegter, heißblütiger Menschen."

Herr Mannhardt tat einen tüchtigen Schluck und schaute dann siegesbewußt umher, ob vielleicht noch jemand einen Einwurf zu machen hatte. Aber das Gegenteil war der Fall. „Wenn man die Gschicht so anschaut, hat er ja eigentlich recht", sagte Herr Maier, „es is ja auch net zu bestreiten, daß die sogenannten Verstandesehen sich meistens viel glücklicher gestalten als die Liebesheiraten". Und Herr Zamlatil, der soeben das sechste Krügel hinter die Binde gegossen hatte, rief enthusiasmiert: „Recht hat er, meiner Seel! Wenn i no amol auf d Welt kumm, heirat i nur a Millionärstochter!" Diese Worte entfesselten natürlich einen Heiterkeitssturm. Nur der Professor war ernst geblieben und ergriff, sobald wieder Ruhe eintrat, das Wort: „Meine sehr geehrten Herren! Es liegt mir ferne, gegen die interessanten Ausführungen Herrn Mannhardts polemisieren zu wollen. Es ist überhaupt nicht meine Absicht, in der strittigen Angelegenheit irgendeinen prinzipiellen Standpunkt zu vertreten. Aber ich möchte gerade deshalb mit Ihrer Erlaubnis meine Aufwallung beim Lesen dieser Heiratsannonce begründen und vielleicht gestatten Sie mir zu diesem Zwecke, Ihnen eine Geschichte aus meinem

tisch gespielt, aus der er sich durch den Professor verdrängt sah. Er gefiel sich daher häufig als Oppositioneller und machte diesem Drange auch jetzt Luft. „Mir sind viele sehr glückliche Ehen bekannt, die auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zustande kämen.“ „Dös is schon möglich!“ schrie Herr Wastinger, „aber traurig is halt doch! Wo bleibt denn dös Ideale?“ Da lachte Herr Mannhardt ironisch und sagte: „Wenn das Ideal einer Ehe Liebe und gegenseitige Zuneigung ist, so glaube ich, wird das durch eine sogenannte Verstandesehe viel eher erreicht als durch die sogenannten Liebesheiraten“. Der Stammtisch war einfach paff über die Kühnheit dieser paradoxen Äußerung. Herr Mannhardt ließ sich aber nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Was heißt das: zwei Leute verlieben sich ineinander?“ „Dös hab ich mir schon lang von Ihnen erklären lassen wollen!“ rief Herr Zipfinger naseweis.“ Herr Mannhardt lächelte ironisch und fuhr fort: „Das heißt nichts anderes, als von zwei jungen Leuten, die sich kennen lernen, erscheinen plötzlich jedem die Vorzüge des anderen in unendlicher Vergrößerung, so daß die beiderseitigen Mängel und Fehler daneben ganz winzig und unbedeutend ausschauen. Bei näherer gegenseitiger Beobachtung aber nehmen Fehler und Vorzüge immer mehr ihre natürliche Größe an, und die Folge davon ist, daß viele Verhältnisse schon in der Brautzeit auseinandergehen. Nicht, weil die Liebe zu klein war, wie man gewöhnlich sagt, sondern im Gegenteil, weil sie zu groß war und die Leute am Anfang für die Wirklichkeit blind gemacht hat. Und das sind noch die glücklichen Fälle. Denn das Malheur ist natürlich viel größer, wenn die Enttäuschung erst nach der Hochzeit eintritt. Dazu kommt noch der Umstand, daß der Ehestand an sich schon die Menschen verändert oder wenigstens in verändertem Lichte erscheinen läßt.“

„Ja, wenn eine falsche Haar und falsche Zähn ghabt hat“, meinte Herr Zamlatil.

„Nicht daran denke ich“, erwiderte Herr Mannhardt. „Aber es kommt doch sehr häufig vor, daß eine als Mädchen sehr solid und häuslich ist, kaum aber hat sie geheiratet, so steigt ihr das Bewußtsein, versorgt zu sein, derart zu Kopf, daß sie alle jene Tugenden auf einmal vermissen läßt, die sie vielleicht hauptsächlich begehrenswert machten. Der Mann hat sie genommen, weil ihm ihre Bescheidenheit und Wirtschaftlichkeit zusagte, sie aber war zu Hause nur deshalb bescheiden und wirtschaftlich, weil sie immer die stille Hoffnung hegte, sich einmal durch eine Heirat für all die kleinen Entbehrungen ihrer Mädchenzeit reichlich entschädigen zu können . . .

Der Mann wiederum zieht als Liebhaber und Bräutigam immer die gewinnendsten Seiten auf und schwärmt seiner Angebeteten soviel

sie ihm an Bildung nicht ebenbürtig war, glich sie durch ihre häuslichen Eigenschaften, die er schon früher an ihr geschätzt hatte, aus. Aber auch ihr Charakter erwies sich als grundverschieden. Er war durchaus idealistisch veranlagt mit dem etwas weltfremden Blicke des Studierten, sie praktisch, nüchtern und hausbacken. Je deutlicher sich dies seinem Blicke offenbarte, desto größer waren die Gewissensbisse, die er sich darüber machte, aus egoistischen Motiven ein Wesen an sich gekettet zu haben, dem er das erhoffte Glück bieten zu können zweifelte.“ „Und so hat er sie schließlich aus lauter Gewissenhaftigkeit sitzen lassen!“ rief Herr Mannhardt.

„Nein“, entgegnete der Professor, „er war so gewissenlos, sie doch zu heiraten. Denn, meine Herren, die größten Gemeinheiten begehen wir aus Anständigkeit. Mein Freund brachte es nicht über sich, sein Wort zu brechen. Er bemühte sich auch, alles Gegensätzliche in ihrem Wesen, soweit es auf ihn ankam, zu mildern. Ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich behaupte, es habe nie einen aufmerksameren Gatten gegeben als meinen Freund. Aber seltsam! Während sich die Frau vor der Hochzeit nie über ihr Verhältnis zu dem um so viel jüngeren und in anderen Sphären lebenden Manne Gedanken gemacht zu haben schien, erwachten jetzt auf einmal in ihr jene Besorgnisse, die meinen Freund vorher gequält hatten. Das Gute seines ehrlichen Bestrebens, die Gegensätze zu überbrücken, scheiterte daran, daß sich dieselben vor ihrem argwöhnisch gewordenen Blicke immer mehr vergrößerten. Sie begann ihn mit tausend Zweifeln zu quälen, bewachte jeden seiner Schritte mit Argusaugen und machte ihm das Leben zur Hölle. Lassen Sie mich, meine Herren, über diese unerquicklichen Dinge kurz hinweg und zum Ende meiner Geschichte kommen! Mein Freund hatte jetzt nur das eine Bestreben, sich von seiner Frau materiell unabhängig zu machen. Unterließ sie es doch im Zorne nie, ihn wenig zartfühlend an die Unterstützung zu erinnern, die sie ihm als Studenten gewährt hatte. Er suchte Privatstunden und war glücklich, durch Vermittlung seiner ehemaligen Professoren eine solche in einer sehr feinen aristokratischen Familie zu erhalten. Er sollte die Töchter des Hauses aus Literaturgeschichte unterweisen. Kaum aber hatte seine Frau erfahren, daß es sich um schöne, geistreiche Mädchen im Alter von 18 und 17 Jahren handelte, als sie ihm die weitere Abhaltung des Unterrichtes verbot. Vergebens suchte er ihr das Törichte ihrer Eifersucht klar zu machen. Nach langem Kampfe gab er um des lieben Friedens willen nach und trat unter irgendeinem Vorwand von der Stunde zurück. Seine Schülerinnen sahen ihn mit Bedauern scheiden, denn sie hatten an seinem Vortrage Gefallen gefunden. Sie stickten ein Dessin und verehrten es ihm zum Andenken, das er gerührt annahm. Er verhehlte auch zu Hause nicht seine kindliche Freude an dem Geschenke, wie wir uns ja oft in freudlosen Tagen an die kleinste uns widerfahrene Genugtuung klammern.

Leben zu erzählen, an die mich eben diese Annonce erinnerte". Man kann sich leicht vorstellen, daß diese ganz unverhofft und impulsiv in Aussicht gestellte Lüftung des Dunkels, das über dem Vorleben ihres Tafelgenossen bisher undurchdringlich geruht hatte, keinen Schwierigkeiten, sondern nur brennender Neugier begegnete. „Loslegen! Loslegen!" schallte es von allen Seiten und der Professor begann: „Ich hatte einen Studienkollegen, der aus ziemlich wohlhabender Familie stammte. Er war ein strebsamer fleißiger junger Mann und hatte die schönsten Aussichten. Seine Lehrer prophezeiten ihm eine glänzende akademische Karriere, zu der ihn auch seine materiellen Mittel befähigten. Ich habe noch nachzutragen, daß unsere gemeinsame Studienzeit in die siebziger Jahre, also in die berüchtigte Gründerzeit fiel. Da — mein Freund stand gerade vor dem Rigorosum — kam der große Krach und machte mit einem Schlage seine Hoffnungen zu nichte, denn seine Eltern verloren ihr ganzes Vermögen. Man kann sich den Schmerz, die Verzweiflung des jungen Menschen denken. Da erstand ihm plötzlich in seiner Quartiergeberin eine unerwartete Trösterin. Es war dies aber keine sentimentale filia hospitalis, sondern eine kleine Beamtenswitwe in mittleren Jahren und durchaus praktisch veranlagt. Sie schlug meinem Freunde einen förmlichen Vertrag vor. Sie wolle ihm nicht nur die Prüfungstaxe für das Rigorosum und die Staatsprüfung vorschießen, sondern ihm auch sein unbezahltes Probekandidatenjahr am Gymnasium ermöglichen, unter der Bedingung, daß er ihr dann, wenn er endlich in Amt und Würde sei, die Hand zum ewigen Bunde reiche. Das war die zweite Sensation, die über meinen Freund an jenem ereignisreichen Tage hereinbrach. Sie traf ihn so unvorbereitet wie die erste. Diese hatte ihn in einem Augenblicke vom fast schon erreichten Gipfel jahrelanger Hoffnung hinabgestürzt in trostlose Tiefen, jene konnte ihn ebenso rasch wieder emportragen, wenn er nur wollte. Wollte! War er wirklich noch Herr seines Willens? Meine Herren! Stellen Sie einen Verhungernden vor einen offenen Brotkorb. Werden Sie das noch als Willen, als wohlerwogene Absicht deuten können, was ihm die Hand führt zum verbrecherischen Griffe? Dazu kam bei meinem Freunde noch etwas hinzu. In wissenschaftliche Arbeiten seit jeher vertieft, hatte er sich nie mit dem anderen Geschlechte abgegeben. Nun plötzlich öffnete sich ihm auch hier ein Weg unter seltsamen Umständen zwar, doch immerhin in einer Weise, die seiner männlichen Eitelkeit nur schmeicheln konnte. Kurz, mein Freund band sich und erhielt dafür die Möglichkeit, seine Studien zu einem gedeihlichen Ende zu bringen. Aber schon während der Probekandidatenzeit erwachte sein Gewissen. Er hatte gar nicht bedacht, ob sie auch zusammenpaßten. Abgesehen von den mindestens zwölf Jahren, die sie vor ihm voraus hatte, schien sich bei näherer Bekanntschaft auch manch anderes zwischen sie zu schieben. Daß

Pfarrer oder zumindest der Herr Oberlehrer. Und wenn man in das Dorf hinabgestiegen und über die Brücke gegangen war, die alt und schwer über dem Bache hing, blinkte schon von ferne am entgegengesetzten Ende des Dorfes abermals ein reines weißes Haus, und von den Bäumen davor hing das Obst schwer und reif, und es kam jedem der Gedanke, daß, wenn dort der Herr Pfarrer wohne, hier sicher der Herr Oberlehrer wohnen müsse, und es war auch so.

Oder wenigstens ähnlich. Denn den „Herrn Pfarrer" nannte man den Herrn Kanonikus und man sprach diesen Titel sehr sorgfältig und sehr ehrerbietig aus, denn dieser Herr trug einen roten Kragen, wie ein Bischof fast, und man konnte manchmal in dem erstbesagten Garten etwas Rotes durch die Bäume schimmern sehen und darüber weiße Haare, und das war er. Und jenseits, ganz am anderen Ende des Dorfes, in dem zweitgenannten Haus, wohnte der Herr Oberlehrer. Dieser war ebenso selten zu sehen wie der Herr Kanonikus, denn er war auch schon so alt und auch pensioniert. Der Herr Oberlehrer trug zwar natürlich keinen Bischofskragen (nebstbei war er ja auch noch Protestant), aber seine Augen saßen ruhig und ernst in der runzeligen Stirn, was ja allein schon etwas sehr Würdevolles und deshalb, wie man mir auch gerne zugeben wird, auch etwas Achtunggebietendes ist.

Der Herr Kanonikus und der Herr Oberlehrer begegneten einander manchmal. Sie gingen dann und wann des Morgens spazieren, ganz tief ins Dorf hinunter und weiter noch, und einmal begegneten sie sich sogar ganz genau auf der Brücke, die schwer und alt über dem Bache hing und das Dorf in zwei Teile schnitt, nämlich in den katholischen und den protestantischen Teil. Ganz genau auf der Brücke trafen sie sich und ihre Begegnung wäre fast einer Monarchenentrevue auf neutralem Boden gleich gewesen, wenn nicht der Herr Kanonikus und der Herr Oberlehrer die zuckenden, ganz beträchtlich zuckenden Hände wieder gesenkt und getan hätten, als hätten sie sich nur so nebenbei grüßen gewollt, so irrtümlich nur oder überhaupt nicht, und als wären ihre Hände nur in die Luft gefahren, um je eine Mücke zu fangen.

Denselben Abend stand der Herr Kanonikus da und der Herr Oberlehrer dort zu Hause am Fenster und ihre Blicke drangen scheu und neugierig über das Dorf, das da unten lag, und spannten sich hinüber und herüber. Der Herr Kanonikus war dabei sogar zusammengeschrocken, da er einen Augenblick lang dachte, er könne von „dem da drüben" gesehen werden, doch tröstete er sich sogleich mit dem Balsam, daß ja der Herr Oberlehrer sehr kurzsichtig sein müsse, und auch der Herr Oberlehrer war in der gleichen Erwägung zusammengeschrocken und hatte sich mit demselben Troste, natürlich auf den Herrn Kanonikus bezogen, getröstet. Wie gut es doch für das Seelenheil der beiden Herren war,

Das schlug dem Fasse den Boden aus. Die Frau, in ihrer Eifersucht bestärkt, machte ihm eine große Szene. In seiner Erregung über das ihm angetane Unrecht verließ er das Haus. Als er nach einigen Stunden ruhiger wieder zurückkam, sah er vor seinem Hause einen Volksauflauf. Die Frau hatte sich zum Fenster hinausgestürzt und war tot.“ Der Professor erhob sich und zog seinen Überrock an. Man sah ihm an, wie ihn seine Erzählung ergriffen hatte.

„Ja, aber dös Weibsbild war doch hysterisch“, rief Herr Wastinger. „Oder“, sagte Herr Mannhardt ruhig, „Ihr Freund war nicht so ganz das unschuldige Bimpferl, für den Sie ihn angeschaut haben, Herr Professor?“ Da trat der Professor auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und sagte mit feierlichem Ernst: „Über diesen Umstand bin ich mir selbst noch nicht klar geworden und habe doch mein ganzes langes verpfuschtes Leben nur über dies eine nachgedacht. 40 lange Jahre hindurch bis zu dieser Stunde. Aber nur das eine kann ich ruhig sagen, absichtlich oder auch nur bewußt habe ich nicht gefehlt. Und das ist immerhin ein Milderungsgrund. Der einzige, den wir Menschen uns in eigener Sache zubilligen dürfen.“ Sprach's und verließ langsam den Saal.

Erstaunt blickte ihm alles nach und Herr Zamlatil sagte zwischen Überraschung und Rührung: „Schau, schau, der Herr Professor!“

Mein Tag.

Von Ella Triebnigg.

Mein Tag ist still geworden, hat keinen Klang,
Und ruhig ist sein Gang.

Mein Tag ist leer geworden, hat nicht Gehalt,
Ist grau und kalt.
Es hatte nicht nur Helle und Lust mein Tag,
Auch Kummer, Leid und Plag.
Doch dieses ist das schwerste, daß ich's nun trag:
Mein Tag ist jetzt gerade nur mein Tag. —

Der Herr Kanonikus und der Herr Oberlehrer.

Von **Adolf Ryba.**

Jedem, der durch das Dorf „Pfütze“ zum ersten Male ging, fiel gleich am Anfange der Dorfstraße ein Haus auf, weil es mit einem so sorgfältig gepflegten und mit reichen Obstbäumen besetzten Garten umgeben war, daß man sofort annahm, hier wohne der Herr

gewöhnlich, wie in den „Fliegenden", mit einem Ende von dem mageren Halse weg weit in die Luft hinausragte, aufgefallen sein; ebenso sein rechter Stiefel, der eigentlich schon kein Stiefel mehr war, weil er leider keine Sohle mehr hatte und deshalb wie eine lappige alte Manschette weich um das Knöchelgelenk geschlungen war und wie eine Schleppe nachgeschleift wurde.

Herr Flaschenblauer mußte sich sein Lebenselixir (ein grasgrünes Getränk) aus einem benachbarten Orte holen, denn das Dorf „Pfütze" hatte keine Schnapsschenke, wie es auch keine Kirche hatte, und mußte daher am Hause des Herrn Kanonikus vorübergehen, wenn er angeheitert ins Dorf zurückkehrte. Das Haus des Herrn Kanonikus war ihm so sehr der Inbegriff alles Katholischen, wie ihm auch die ganze anschließende Dorfseite mit Katholizismus durchtränkt und gesättigt schien, daß sein Widerspruchsgeist, der tief in seinem, ihm nur halbbewußten Minderwertigkeitsgefühl wurzelte, sofort anfing, heftig und gewaltig zu lodern. Er sagte Dinge über die heilige Jungfrau und stieß gegen sie so ungeheuerliche Flüche aus, daß sich die Leute, die ihm begegneten, entrüstet die Ohren zuhielten und einige sich sogar bestürzt bekreuzigten. Dann sahen sie ihm nach und sagten, er sei eine verlorene Seele. Er aber ging fluchend und gestikulierend weiter und schrie: Ja, Luther, das sei einer gewesen, er wäre auf den Schwindel gekommen und er, Flaschenblauer, wisse schon, wie es eigentlich mit der heiligen Jungfrau gewesen sei und daß er Thomas heiße und der ungläubige Thomas sei, nur glaube was er sehe und sich nicht verführen lasse. Doch seltsam: je näher er der katholisch-protestantischen Grenze, jener „neutralen" Brücke kam, desto sanfter und erträglicher wurden seine Ausführungen, und an der Brücke angelangt, sagte er schon, Religion sei eigentlich Nebensache, er sei ein Freidenker und er sei einmal Professor gewesen und werde das Perpetuum mobile erfinden; dann fing er an, Luther mit dem heiligen Josef zu verwechseln und sagte, die heilige Maria sei Päpstin gewesen. Und jenseits der Brücke, schon im protestantischen Rayon, ging es wieder gegen die armen Protestanten los: daß sie nichts glaubten und eigentlich Ketzer seien, daß Luther ein Wüstling gewesen sei, der keinen Respekt vor nichts gehabt habe, daß man nur die Katholischen ansehen möge, wie fromm sie seien, und am Hause des Herrn Oberlehrers angelangt, geriet er so in Wut, daß er den Doktor Martin Luther des Saufens bezichtigte und solange schrie, bis er ganz blau im Gesichte wurde, ihm auch das andere Ende des Kragens aufgesprungen war, und die Leute wiederum sagten, er sei eine verlorene Seele und er werde ein schlechtes Ende nehmen.

Doch manchmal ließ er jeder Partei ihr gutes Recht (wenn er nämlich mehr als zuviel getrunken hatte und deswegen die protestantische

daß sie sich gegenseitig ihrer Kurzsichtigkeit so gut bewußt waren, denn wäre dies nicht so gewesen, würde wohl der Herr Kanonikus schnell wie eine Maus vom Fenster geschlüpft sein und sich hinter seinen Büchern versteckt haben, und auch der Herr Oberlehrer hätte hinter seinem Bücherkasten, wenn nicht gar unterm Schreibtisch, Zuflucht gesucht.

Und beide wären dann spät, verschlossen und stumm bei ihren Lampen gesessen . . .

(Auf dem Schreibtisch des Herrn Kanonikus schimmerten der heilige Thomas von Aquino und der selige Thomas von Kempen und der heilige Kirchenvater Augustinus und andere heilige Bücher, darunter auch einige neuere, sogar aus achtzehnhundertsechzig bis siebzig. Offenbar stellten diese Bücher das „Oberbewußtsein" des Herrn Kanonici dar, denn das „Unterbewußtsein" [siehe in den unteren Fächern des Schreibtisches] war durch ganz andere Bücher vertreten: da leuchteten die Namen Angelus Silesius, der doch ein Pantheist ist, und Giordano Bruno und um Gottes willen: Darwin, und wenn ich nicht irre, sah man auch noch diesen fürchterlichen Häckel und! Was noch?! Den Luther, gleich sechs Bände breit! — Beim Herrn Oberlehrer war dies alles genau so, natürlich umgekehrt!)

Doch dies nur so nebenbei.

Seitdem begneten sich die beiden Herren des öfteren auf dieser Brücke, denn jeder von ihnen fürchtete, der andere könne glauben, man fühle sich ihm nicht gewachsen, spazierte man zu einer anderen Zeit ins Dorf hinunter als jener, und so kam es, daß sich da und dort, hüben und drüben Schlag sechs Uhr früh die Tür öffnete und je ein silberhaariger Kopf sichtbar wurde und sich hinunter zur Brücke bewegte. Und immer fuhren die beiden mit den Händen ein wenig in die Luft, wie um je eine Mücke zu fangen und zuckten wieder zurück. Und die Leute, die dies sahen, sagten: Jetzt fangen sie wieder Mücken.

Und die Leute würden dies noch lange gesagt haben, wenn sich nicht das Schicksal in die Gestalt des Herrn Thomas Flaschenblauer gekleidet hätte, um den Herr Kanonikus und den Herrn Oberlehrer einander zuzuführen.

Herr Thomas Flaschenblauer war ein Mensch, der gerne trank. Seine Vorahnen schon werden wohl gerne getrunken haben und deshalb mit diesem nicht gerade hübschen Namen genannt worden sein, der nun auf das herabgekommene Hirn des genannten Herrn noch nebstbei wie ein Fatum wirken mußte.

Herr Flaschenblauer war auch sonst nicht schön anzusehen, was ja gleich bedauerlich und begreiflich ist. Selbst wenn man von dem Anblick des leider an mehreren Stellen durchlöcherten Anzuges wohlwollend abstrahiert hätte, würde einem doch sein Hemdkragen, der

Denn beide trafen sich nach wie vor auf der Brücke und um dieselbe Zeit wie früher, grüßten sich aber fein und höflich, ja, man möchte sagen: umständlich, und gingen dann von der „neutralen“ Brücke weg, längs des Flusses, also ungefähr in einem Winkel von neunzig Grad zur Hauptstraße, aus dem Dorf und weit in die Felder hinein.

Das Thema ihrer ersten Gespräche war natürlich Herr Thomas Flaschenblauer. Doch kann so ein Gespräch auf die Dauer nicht ersprießlich sein, denn es führt zu nichts, und so wurde Herr Flaschenblauer von den Weiden abgelöst, die sich über den Bach neigten und später von der bevorstehenden Erntezeit (die Felder waren schon gelbe rauschende Meere), von den Wolken, den Pflaumenbäumen und verwandten Symbolen.

Von Christus, dem heimlichen Kaiser ihrer Seelen, sprachen sie nie. Und doch war es dem Herrn Kanonikus des öfteren, als ob er sagen sollte: „Wo zwei versammelt sind in meinem Namen . . .“ Und auch dem Herrn Oberlehrer war es des öfteren, als ob er plötzlich sagen sollte: „Wo zwei versammelt sind in meinem Namen . . .“

Und beide fühlten, daß Er unter ihnen war und aus ihnen sprach. Und sie fühlten sich zu dritt und ihre Schritte gingen ohne Müdigkeit über die Felder.

„Seht die Blumen, seht den roten wilden Mohn! Zufällig und absichtslos leihen ihm die Kornähren ihr schützendes Dach und doch blüht er herrlich und sein Rot leuchtet prächtig über die weiten Strecken“, sagte der Herr Oberlehrer und: „Seht die streichenden Schwalben; ihr Haupt ist klein und ihre Schultern sind schmal und unansehnlich und einfach ist ihr Gewand, und doch ist ihr Flug wunderbar und voll englischer Grazie“, sagte der Herr Kanonikus.

Und oft begegneten sie auf ihrer Wanderung den benachbarten Kapellen und kleinen Kirchen. Da lächelten beide ganz schlau und fein und sahen sich nicht an und sie hatten den Wunsch, jung zu sein und allein und einsam im Felde zu stehen und die Arme auszubreiten ganz weit und mit erschlossenen Augen. Doch waren sie alt und sie gingen ruhig und ernst heim. — An den Abenden solcher Tage las der Kanonikus lange im heiligen Augustinus und der Herr Oberlehrer schrieb und sang Gedichte und spielte Orgel dazu bis tief in die Nacht hinein.

Einmal geschah es, daß Flaschenblauer wieder tief angetrunken war, das Haus des Herrn Oberlehrers für das des Herrn Kanonikus hielt und einen großen Stein gegen das Fenster schleuderte. Der Stein klatschte zuerst in einige reife riesenhafte Birnen, die vor dem Fenster vom Baume hingen, und fiel dann gleich auf das Haupt des Herrn Oberlehrers, der, aufs Fensterbrett geneigt, eingeschlafen war. Sein junger Neffe, der auf Ferien bei ihm war, rief die Leute, doch es war schon zu spät, der Herr Oberlehrer starb zwanzig Minuten darauf.

Seite des Dorfes mit der katholischen verwechselte) und bekam dafür Almosen. Dies reizte ihn hinwiederum manchmal so sehr, daß er auf ein anderes Thema überging und sagte, seine Frau verberge ihm sein Geld, und auch: sie sei eine alte Bestie.

Einmal hielt er auf der Brücke einen Vortrag über die Kugelgestalt der Erde, wobei er auf den Satz kam, daß es kein Oben und kein Unten gebe, denn stelle man sich an das Ufer eines Flusses, fließe der Fluß herab, und stelle man sich auf einen Berg, fließe der Fluß herauf. Hiebei spie er auf den Boden, um etwas zu demonstrieren, doch gelang es ihm nicht recht und es war überhaupt schwer zu verstehen. Dann lehnte er sich an das Brückengeländer, sagte: es tue ihm leid, die Welt in ihrem jämmerlichen Zustand zu sehen, er würde sie schon ändern, käme er nur einmal ins Parlament, es sei eine Schlamperei, eine große (hier machte er eine großartige Geste), und fiel allem Anscheine nach ohne rechten Zusammenhang zu seinen Ausführungen rücklings in den Bach. Die Leute, die auf der Brücke und zu beiden Seiten derselben Aufstellung genommen hatten, sahen zuerst mit offenem Munde in die Luft, als handelte es sich noch um ein Experiment, und schrien dann plötzlich wild durcheinander. Dann begannen einige von ihnen die Ufer abzueilen, um den armen Herrn Thomas Flaschenblauer herauszufischen, einige rannten geschwind zum Herrn Oberlehrer und einige zum Herrn Kanonikus.

So kam es, daß der Herr Kanonikus und der Herr Oberlehrer zu gleicher Zeit aus ihrer kontemplativen Ruhe gestört wurden, zu gleicher Zeit das Dorf schnell heruntergelaufen kamen (trotz Rheuma und Gicht) und sich an der Brücke trafen — gerade, als man den besinnungslosen Herrn Thomas Flaschenblauer herausgefischt hatte. Nun geschah das Seltsame, daß weder der Herr Kanonikus noch der Herr Oberlehrer, der in dem kleinen Dorfe gewissermaßen die Stelle eines Pastors vertrat, daran dachten, den Herrn Thomas Flaschenblauer mit religiösen Tröstungen zu erquicken (abgesehen davon nämlich, daß erstens besagter Herr bewußtlos war und zweitens niemand gewußt haben würde, auf welche Bibel dieser getauft ward), sondern nur an einige erinnerliche Stellen aus Bilz' Heilmethode über künstliche Atmung dachten und darnach taten: der Herr Oberlehrer packte die Hände des bewußtlosen Flaschenblauer, obgleich dieser jetzt ziemlich scheußlich aussah senkte sie auf und ab, auf und ab, und der Herr Kanonikus sprang bei seiner Assistenz soviel herum, als ob er sein ganzes Leben lang Turnlehrer gewesen wäre . . .

Daß Flaschenblauer hiebei gerettet wurde, ist ganz nebensächlich. Wichtig ist hingegen zu erwähnen, daß sich der Herr Kanonikus und der Herr Oberlehrer mit hochgeröteten heißen Gesichtern und zersträubten Haaren ansahen und sich sogar die Hände schüttelten. Von diesem Tage an hatten die Leute keine Ursache mehr zu sagen: jetzt fangen sie Mücken.

Da hatte sich der Herr Kanonikus ins Bett gelegt . . .

Und in einer Woche war der vierte gestorben.

Und am Abend desselben Tages war der Herr Kanonikus gestorben . . .

Nun liegen beide Kopf an Kopf. Sie brauchen nicht mehr nach Symbolen zu suchen. Es ist schon Herbst, die Blätter fallen natürlich schon und in den Büschen knackt es. Die Leute, die an den frischen Gräbern vorübergehen, sagen: „Jetzt klopfen sie einander zu."

Arthur Schnitzler.

Von **J. K. Ratislav, Wien.**

Am 15. Mai dieses Jahres hat Arthur Schnitzler, der Dichterarzt, sein 50. Lebensjahr vollendet. So wenig man auf den bei einem solchen Anlasse üblichen Jubiläumsrummel der Presse geben mag, diesmal hatte er auch sein Gutes: von verschiedenen Seiten wurde auf jene stiefmütterlich behandelten Werke des Dichters hingewiesen, denen die Theater bisher ihre Pforten verschlossen hielten und die einem größeren Publikum noch fremd sind. Nunmehr zeigt es sich, daß diese Hinweise nicht ohne Erfolg geblieben sind. Aber auch in anderer Hinsicht ist der 50. Geburtstag Schnitzlers von Bedeutung. Der Dichter schenkte uns ein neues Novellenbuch, „Masken und Wunder", das man als seine reifste Schöpfung auf dem Gebiete der Erzählung bezeichnen muß. Der naturalistische Einschlag der früheren Novellen ist verschwunden, der Dichter ist über sich selbst hinausgewachsen, sein Vortrag ist leidenschaftslos, seine Motive sind rein gestaltet. Der Zusammenhang mit den anderen Werken ist klar: wieder treten Tod und Leben einander gegenüber, aber nicht mehr im schauerlichen Gegensatz, sie reichen sich die Hände und die vernichtende Geste des Todes weicht einer tieferen Auffassung des Lebens. Vor allem aber kommt hier die Kunst Schnitzlers zu erhöhter Wirkung, die ihr Ziel darin sieht, den Menschen die Masken abzunehmen und in ihr innerstes Gesicht zu schauen. Jedoch — kann sich nicht auch hinter diesem Gesicht noch etwas verbergen? Manchmal will es so scheinen und wir können dann die Worte der Gattin in der Novelle „Die Hirtenflöte" wohl verstehen: „Tiefer als vor allen Masken und Wundern der Welt graut mir vor der steinernen Fratze deiner Weisheit."

Dieses Loslösen der letzten, fast unbewußten Schleier von der menschlichen Psyche ist überhaupt ein charakteristisches Moment für die Art Schnitzlers und dabei kommt ihm auch der ruhige Fluß der Novelle

Man getraute sich nicht, den Herrn Kanonikus zu rufen, denn man wußte schon längst, daß dieser sein bester Freund war, und man fürchtete mit Recht für seine Gesundheit; so verstrichen einige Tage, ehe der Herr Kanonikus, der in letzter Zeit etwas einsam geworden war, davon erfuhr.

Der Neffe des toten Herrn Oberlehrers war beauftragt, es ihm zu sagen.

Zuerst war der Herr Kanonikus so erschrocken, daß er eine Weile nach Atem ringen mußte und in den Sessel gefallen war. Dann kam er zu sich und sagte nur ganz ruhig: „So, so“ und faltete langsam und fast ohne zu zittern die Hände.

Der Neffe mußte aber jeden Tag kommen und dem Herrn Kanonikus das Essen bringen. Seiner Bedienerin hatte er gekündigt, denn er mußte einen Vorwand haben, damit der Knabe jeden Tag käme und ihm vom Herrn Oberlehrer erzähle.

Das ging so zwei Monate hindurch. Der Herr Kanonikus wurde ganz still. Die alte Bedienerin war wieder da, denn der Neffe des Herrn Oberlehrers war fortgegangen, da die Ferien zu Ende waren.

Einmal sah man den Herrn Kononikus im Hausrock und bloßen Strümpfen zum Hause des Herrn Oberlehrers gehen. Sein roter Kragen leuchtete durch das Dorf und die Leute blieben stehen und sahen ihm scheu und furchtsam nach. Wenige nur gingen ihm nach. Am Hause angelangt, lehnte er sich an den Gartenzaun, hob den Kopf, so gut es ging und rief: „Herr Oberlehrer, bester Herr Oberlehrer, so kommen Sie doch, es ist Zeit“, und blieb lächelnd stehen, bis ihn die Leute heimführten.

Nach einigen Tagen war er wieder zu sich gekommen und begann, Gänge auf den Friedhof zu machen. Er stand beim Grabe seines Freundes immer nur eine kleine Weile und zählte dann die Gräber: eins, zwei . . . bis zur Mauer. Dann ging er in die katholische Abteilung des Friedhofes, die sich unmittelbar anschloß, und zählte auch hier die Gräber: eins, zwei, drei . . . und dann waren keine Gräber mehr da, sondern nur leere Stellen für künftige Gräber. Die zählte er auch: eins, zwei, drei, vier. Da war er an der Stelle, die dem Grabe seines Freundes gegenüberlag . . .

Kopf an Kopf mit ihm würde er hier ruhen . . .

Doch müßten vier Leute noch sterben, dann könnte er an die Reihe kommen . . .

Und die Bedienerin bekam den strengen Auftrag, ihm von den nächsten Sterbefällen („nur von den nächsten“) Mitteilung zu machen. Doch es dauerte sehr lange. Drei Wochen dauerte es, der Herr Kanonikus hatte schon sechsmal die Gräber und die leeren Stellen überzählt, da war erst einer gestorben.

Doch drei Tage darauf waren zwei gestorben.

novellistischer Kleinkunst zeigt sich der Dichter in der — schon ihrer sonnigeren Grundstimmung halber bemerkenswerten — Erzählung „Der blinde Geronimo und sein Bruder", die in ihrer Feinheit wenig Ebenbürtiges in der neueren Literatur haben dürfte.

Einen größeren Leserkreis als die Novellen fand der einzige Roman, den Schnitzler bisher geschrieben hat. „Der Weg ins Freie" ist in erster Linie ein Bekenntnisroman, in dem sich der Dichter mit dem Problem des Judentums, das ihm zu einer ganz persönlichen Frage wird, auseinandergesetzt. Er konzentriert seine Gedanken in den Satz: „Jede Rasse als solche ist natürlich widerwärtig, nur der einzelne vermag es zuweilen, durch persönliche Vorzüge mit den Widerlichkeiten seiner Rasse zu versöhnen". „Der Weg ins Freie" ist aber auch ein Wienerroman, dessen prächtig gezeichnete Typen volle Anerkennung verdienen. Ein wichtiges Problem ist die Künstlerfreiheit, die sich der Held des Romanes wahren will, indessen ist die Lösung nicht überzeugend genug. Wir werden mit einem etwas allgemeinen Satze abgefunden: „Es kommt nur für jeden darauf an, seinen inneren Weg zu finden . . . den Mut seiner eigenen Natur haben."

In seinen Dramen läßt Schnitzler eine starke, einheitliche Handlung vermissen, eine feine Milieuschilderung und eine großartige Stimmungsmalerei bilden den Rahmen für die Seelenstudien, die er auf die Bühne bringt. Jetzt erst macht er seine Menschen lebendig, er haucht ihnen sein eigenes Leben ein und er lebt mit ihnen und in ihnen. Er wird zum Puppenspieler, das Spiel ist die Weltanschauung seiner Menschen. Seine Helden spielen sich vor, lieber als die Wahrheit ist ihnen die Illusion. Drei Probleme werden unablässig miteinander verwebt: Liebe, Leben und Tod. Im übrigen sind die Charaktere dieselben wie in den Novellen, nur werden neue Züge an ihnen sichtbar, und auch sie haben einige Berührung mit dem Wienertum, dem Schnitzlers Kunst viel verdankt. Und alle stehen sie im Bannkreise des allmächtigen Todes. Der Satz: „Gibt es einen anständigen Menschen, der in irgendeiner guten Stunde in tiefster Seele an etwas anderes denkt?" ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen.

Als Dramatiker hat Schnitzler mit sieben Einaktern begonnen, die er nach dem gemeinsamen Helden „Anatol" betitelt. Anatol ist der Typus des Wiener Lebejünglings aus den achtziger Jahren, der Repräsentant einer zu Ende gelangten Kulturepoche, die ihre differenzierten Gefühle in zarte Stimmungen umsetzt, nicht frei von jener Sentimentalität, die einer müden Skepsis entspringt. Diese durch die Eleganz des Stiles ausgezeichneten Dialoge erhalten gleichsam ein satirisches Gegenstück in dem Werke „Reigen", das — laut Vorwort geschrieben im Winter 1896/97, gedruckt 1903 — so vielfach miß-

mit ihrem Nebeneinander besser zustatten als das Drama. In der Novelle ist der Seelenarzt und Psychologe auf eigenstem Gebiet. Er stellt die Menschen aus ihrem Zusammenhang mit dem Leben heraus, sie beobachten sich selbst und teilen ihre Beobachtungen mit. Auf diese Weise entstehen Novellen, die sich oft nur auf die Wiedergabe der Stimmungen und Empfindungen eines und desselben Menschen beschränken. Was Schnitzler hier geleistet hat, ist von überragender Bedeutung. Zum erstenmal gab er eine solche Seelenstudie in „Sterben", wo er mit peinlichster Schärfe die Gefühle aufdeckt, die das Sträuben des Lebenstriebes gegen sein Aufhören auslöst. Ein Mensch weiß, daß er in einem Jahr sterben muß. Auf diesem einen Satz baut der Dichter seine Handlung auf, die ohne jeden grellen Effekt die stärksten und edelsten Gefühle der unheimlichen Realistik des Todes entgegenstellt. Demselben Genre gehört die Novelle „Ein Abschied" an, die von den Seelenqualen eines Mannes erzählt, dem die Geliebte, eine verheiratete Frau, stirbt, ohne daß er sie vor ihrem Tod wiedersah, weil er dazu zu feig war. Einen Schritt weiter bedeutet der Gedankenmonolog „Leutnant Gustl". Auch hier (es handelt sich um einen scharfen Angriff auf den militärischen Ehrbegriff) hat Schnitzler die bangen Stunden einer zerrütteten, vom Sturm der Empfindungen in ihrem Grund aufgewühlten Menschenseele, in der der Lebenstrieb um sein Recht kämpft, in seltener Meisterschaft zu analysieren verstanden. Das Neue ist hier der aus der tragischen Situation herausgearbeitete Humor. Das letzte Aufflackern einer Jugendliebe, vereint mit dem in der Ehe ungestillten Liebessehnen, gibt den Vorwurf zu der Novelle „Frau Berta Garlan". Diesmal handelt es sich für Schnitzler darum, die verborgensten Regungen der Frauenseele zu belauschen.

Der träumende Stimmungsmensch, der das weiche Halbdunkel mit seinen verschwommenen Gegensätzen liebt, hat die Novellen „Dämmerseelen" geschrieben, die einer geheimnisvollen Gesetzmäßigkeit zustreben. Die Wiener Landschaft gibt den verschlossenen, traumverloren dahinlebenden Charakteren, die in diesem Buche geschildert werden, einen eigenartigen Rahmen. Die unbekannte Macht, die vielen als Zufall erscheint und oft in das Bereich des aufgeklärten Verstandes hineinspielt, erzielt in „Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg", „Die Weissagung" und der Perle der Sammlung „Das neue Lied", seltsame Wirkungen. Das gleiche Dunkel und die gleiche Ungeklärtheit ist auch den Novelletten „Die Frau des Weisen", die sich durchwegs mit dem Ehebruch beschäftigen, eigen. Dasselbe Thema spezialisierend, erörtert die Skizze „Die griechische Tänzerin" das Sonderrecht des Künstlers. Hier wird auch ein Motiv angeschlagen, das uns in Schnitzlers Dramen auf Schritt und Tritt begegnet: das Spielmotiv. Auf der Höhe

vom eigenen und fremden Selbst. Ebenfalls in den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts versetzt uns das in Bologna spielende, fünfaktige Schauspiel „Der Schleier der Beatrice“, wo Schnitzler Wiener Menschen in das Kostüm der Renaissance kleidet. Das an Schönheiten reiche Schauspiel, in dem der Dichter den sicheren Tatmenschen mit dem lebenssehnsüchtigen Grübler kontrastiert, harrt noch immer einer würdigen Aufführung. „Das Leben ist die Fülle, nicht die Zeit“, verkündet der Herzog in dem einer gemilderten Tragik zustrebenden Schlusse. Das Problem der Künstlerehe behandelt die Komödie „Zwischenspiel“, die eine sehr feine Auseinandersetzung des Dichters mit der Ehe bringt. Ein wichtiger Gedanke wird in dem Satze ausgesprochen: „Freundschaft zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes ist immer eine gefährliche Sache — sogar zwischen Eheleuten.“ Motive aus früheren Werken tauchen in dem Schauspiel „Der Ruf des Lebens“ auf, besonders das Spielmotiv wird hier bis ins Grauenhafte gesteigert. Das Krankhafte der Menschen wird in diesem an Handlung reicheren Stücke stark unterstrichen. Der Schlüssel zu diesem Drama liegt in einem Wort Irenens: „Du denkst, wir leben mit ihm unter Sonne und Sternen, und wir sind ihm nichts als Partner an einem Spieltisch.“ Dieser Spieltrieb findet in den drei Einaktern „Marionetten“ seinen stärksten Ausdruck. „Laßt mich spazieren gehen, Freunde, und mit Menschen spielen“, sagt Georg im „Puppenspieler“. Hinter Georg steht der Dichter, der hier zum wirklichen Puppenspieler geworden ist. Ein schwankartiger Einakter, „Komtesse Mizzi oder der Familientag“ fällt aus der Reihe der übrigen Stücke heraus, ohne daß ihm eine besondere Bedeutung zukommt.

Eine dunkle Traurigkeit liegt wie ein dichter Schleier über dem fünfaktigen Schauspiel „Der einsame Weg“, eines der an Handlung ärmsten, die Schnitzler geschrieben hat. Dafür erhalten wir das Werk eines ins Tiefste gehenden Dichters. Im Vordergrund des Interesses steht das Kind und wir hören da die nachdenklichen Worte: „Wir führen ja doch nur einen Kampf um unsere Kinder von dem Augenblick an, da sie überhaupt da sind — und einen aussichtslosen obendrein. Das liegt im Laufe der Welt, sie können uns ja nicht gehören.“ Scheinbar ein weiter Schritt ist von diesem Drama zu der dramatischen Historie „Der junge Medardas“, die einen großen, ehrlichen Erfolg errang. Doch auch hier begegnet uns ein echter Schnitzlerscher Charakter in dem Helden, von dem es heißt: „Gott wollte ihn zum Helden schaffen, der Lauf der Dinge machte einen Narren aus ihm.“ Drei große Handlungen greifen in diesem durch Stoff und Ausführung gleich wirksamen Stück ineinander: die Tragödie des Medardus, die sich vor einem gewaltigen historischen Hintergrund abspielt, der Königstraum des Herzogs von Valois und Napoleons Herrschaft in Wien. Ganz meisterhafte Szenen hat Schnitzler

verstanden wurde. Das zehnmal variierte Thema dieses Buches ist die Liebe in ihrer konkretesten Form, von der niedersten Gemeinheit bis zur feinsten Erotik aufsteigend. Daß auch in diesem modernen Dekameron der Dichter zu uns spricht, ist der oberflächlichen Kritik und dem lüsternen Leser entgangen. Aus der Stimmung Anatols herausgeschrieben, aber inhaltlich und technisch sich über diesen erhebend, begründete das Schauspiel „Liebelei“ Schnitzlers Ruhm. In diesem echt wienerischen Drama vernehmen wir zum erstenmal den Dreiklang: Liebe, Leben und Tod. Die Liebe ist ein Spiel und wer es ernst nimmt, stirbt daran wie Christine. Diese Goethesche Gestalt spricht die Tragik selbst mit den Worten aus: „Ich bin ihm nichts gewesen als ein Zeitvertreib — und für eine andere ist er gestorben!“

Zu den Anklage- und Thesenstücken führt uns das zeitlich früher liegende Schauspiel „Märchen“, das ein schon von Hebbel in „Maria Magdalena“ angeschlagenes, von Schnitzler im Anatolzyklus gestreiftes Motiv, die unberührte Jungfräulichkeit des Weibes, zum Grundgedanken hat. Das Märchen von den Gefallenen will der Held des Stückes aus der Welt schaffen, aber er vermag nicht seine Theorie in Praxis umzusetzen. Eine harte Anklage gegen die Gesellschaft wird in „Freiwild“ erhoben. Das tragische Los der jungen, hübschen, aber armen Provinzschauspielerinnen wird hier auf das Theater gebracht. Auch in diesem durch die treffliche Charakteristik der Personen ausgezeichneten Drama wird die Überlieferung, über die sich der Held nicht hinwegsetzen kann, zu seinem Verhängnis. Daß die freie Ehe oft viel erhabener und heiliger ist als die vor dem Priester geschlossene, beweist das Schauspiel „Das Vermächtnis“, das gewissermaßen als eine Fortsetzung der „Liebelei“ anzusehen ist. Wieder wird hier der Theorie die Praxis entgegengestellt, wieder spielt der Tod eine mächtige Rolle. Die vier Einakter „Lebendige Stunden“ nehmen das Künstlertum zum dichterischen Vorwurf und treten vor allem für die hohe Stellung der Dichtkunst ein. Die erschütternde Krankenhausstudie „Die letzten Masken“, ein dramatisches Seitenstück zu Schnitzlers eingangs erwähntem Novellenbuch, und das geistsprühende Lustspiel „Literatur“, das zeigt, wie der Dichter echtes Künstlertum vom falschen unterscheiden kann, besitzen Dauerwert.

„Wir spielen immer; wer es weiß, ist klug.“ Dieser Satz ist das Leitmotiv von Schnitzlers Werken und in irgendeiner Form kehrt er stets wieder. Deutlich behandelt ist er zum erstenmal in dem Versspiel „Paracelsus“, das mit dem ergreifenden Schauspiel „Die Gefährtin“ und der genialen Groteske „Der grüne Kakadu“ (spielt am 14. Juli 1789, dem Vorabend der französischen Revolution, in Paris) in einem Buche erschien. „Paracelsus“ ist eines der besten Renaissancedramen der Moderne und lehrt in historischem Kostüme die Unsicherheit des menschlichen Wissens

wird vom Landvolk durch allerlei Mittel die Zukunft befragt, über des Lebens Glück und Unglück, über die Lebensdauer, über Bräutigam oder Braut, über das Wetter des Jahres u. dgl. m. Von den „Lößlarten“ in der Thomasnacht sind in Obersteiermark die gebräuchlichsten das Blei- oder das Eigießen und das Zaunprügelzählen. Das Blei- oder das Eigießen wird in der Regel nur von Mädchen vorgenommen und geschieht ersteres bekanntlich in der Weise, daß ein Stückchen Blei in einem Löffel über dem Feuer zum Schmelzen gebracht und dann in ein Gefäß mit Wasser geschüttet wird. Gleiches ist mit dem Eigießen der Fall, wobei man jedoch nur das „Klar“ (Eiweiß) ins Wasser schüttet. Aus den verschiedenen Formen, welche Blei oder Eiweiß da annehmen, schließt man auf Glück oder Unglück, Leben oder Tod. Ein Stern bedeutet Glück, ein Kreuz Unglück, eine männliche Figur Reichtum, eine weibliche Armut, ein Schwert einen Krieger zum Manne, ein Gewehr einen Jäger, ein Tier den Tod u. s. w.

Das Zaunprügelzählen wird von der männlichen Jugend geübt. Zuerst bestimmt man sich eine Zahl, geht dann zu einem Zaune und zählt von einem beliebigen Punkte aus die bestimmte Zahl der aufrecht stehenden Zaunprügel ab. Der so gefundene Pflock zeigt das Konterfei der Zukünftigen. Ist der Stock frisch und glatt, so bekommt man eine schöne, junge Frau, ist er aber alt, knorrig und rauh, so kann man sich auf eine mit ähnlichen Eigenschaften behaftete Ehehälfte gefaßt machen. Der scherzhaften Unterhaltung wegen, welche diese Lößlart bietet, wird sie oft von mehreren in Gemeinschaft vorgenommen.

Die eigentliche Weihnachtsfeier beginnt mit dem heiligen Abend. Die schöne Sitte des Christbaumes trifft man nur bei den gebildeten Ständen des Oberlandes. Wohl schade, daß der Älpler diesen aus uralter Zeit stammenden Brauch nicht kennt, doch ist das Fest des Christabends bei ihm nicht minder poetisch und anziehend; es machen dies andere sinnige Gebräuche, die von Poesie angehauchten Mythen und Sagen, das zahlreiche Heer uralter „Meinungen“, die das Gemüt erfüllen und die Freude der kirchlichen Feier erhöhen.

Der Christabend wird meist, wenigstens in strenggläubigen Familien, mit Fasten eingeleitet, indem sowohl die Hausleute als auch das Gesinde zu Mittag wenig oder gar nichts zu essen erhalten — mit der fröhlichen Aussicht auf ein desto reichlicheres Nachtmahl. Bei Anbruch der Dämmerung versehen sich der Bauer oder Hausbesitzer und ein männlicher Dienstbote mit einem Kohlenbecken, mit Weihwasser und Sprengreisig. Ersterer trägt das Becken, aus welchem Weihrauchwolken emporqualmen, der letztere die übrigen genannten Dinge. Sie durchgehen alle Lokalitäten des Wohngebäudes und auch die Wirtschaftsgebäude und Stallungen. Alles, selbst die Tiere werden beräuchert und besprengt. Häufig werden auch die

hier gezeichnet, wie das zweite Bild oder die Szene auf der Bastei mit der rührenden Gestalt des uralten Herrn. Wiederholt begegnet uns in diesem Stücke das Spielmotiv und das Problem des Todes wird in manchen Aussprüchen festgehalten. So heißt es an einer Stelle: „Das Sterben ist keine Kunst. Am Ende trifft's jeder. Wer's aber ohne Not tut und keinem zu Nutzen, nur um seine Courage zu zeigen, ist kein Held . . . ist ein Narr!"

Schnitzlers letztes Drama, die Tragikomödie „Das weite Land", zeigt in der Charakter- und Milieuschilderung sowie der Exposition die alten Vorzüge. Wiener Menschen werden uns vorgeführt. Bittere Wahrheiten und schmerzliche Enttäuschungen sagen sich hier die Leute mit lächelndem Munde und ihre Lebensanschauung wurzelt im Spiel. Über der ganzen, durch einen ausgezeichneten, scharf geschliffenen Dialog in lebendiges Leben umgesetzten Welt dieser Tragikomödie steht der Tod.

Der zur Verfügung stehende Raum ermöglichte ein Eingehen auf die vielfachen Wechselbeziehungen zwischen Schnitzlers Werken nicht. In meiner im Vorjahr erschienenen Studie (Hamburg, Verlagsgesellschaft Hamburg m. b. H.) habe ich ausführlich darauf verwiesen. Aber schon diese kurze Betrachtung vermag demjenigen, der dem Dichter bisher fern stand, einen Einblick in die Werkstatt dieses großen Seelenkünders zu geben, dessen Schaffen ich seine eigenen Worte voransetze: „Das sind meine Wege: von Irrenden zu Leidenden, von Leidenden zu Sterbenden."

Obersteierische Weihnachtsgebräuche.

Von **Johann Krainz.**

Das Weihnachtsfest, welches im steierischen Oberlande gefeiert wird, zeigt das Volksleben so recht in seiner schlichten Blüte, es gibt der Gemüts- und Gedankenwelt des Älplers bestimmte greifbare Formen.

Zur Adventzeit werden im steierischen Oberland zwei Bildwerke oder Gemälde, den heiligen Josef und die heilige Maria darstellend, ersteres von Jünglingen, letzteres von Jungfrauen von Haus zu Haus getragen. Jeden Tag werden die Bilder in ein anderes Haus gebracht; da wird alsdann gebetet und des nachts wird eine brennende Lampe davorgestellt. Am letzten Adventtag werden die betreffenden Bilder in das Haus eines Wohlhabenden gebracht und wird hier die Andacht mit einem Schmause beendet.

Die Thomasnacht (27. Dezember) ist eine der Losnächte, deren früher zwölf gewesen, von denen sich aber nur mehr drei erhalten haben: die Thomasnacht, Christnacht und Sylvesternacht. In diesen Nächten

in die Stube und zählt nun die einzelnen Holzstücke. Ist die Zahl eine gerade, so bedeutet es Glück, ist sie aber eine ungerade, so kommt Unglück über die betreffende Person.

Wenn man in der Mitternachtsstunde, genau zwischen dem ersten und dem letzten Schlage der Kirchturmuhr, ins Wasser schaut, etwa in einen Brunnen, einen Teich oder auch in ein volles Wasserschaff, so erblickt man im Spiegel des Wassers das Bild des oder der Zukünftigen.

Wenn man mit dem zwölften Schlage der Kirchturmuhr rücklings aus dem Hause geht und dabei unverwandt auf das Dach des Hauses blickt, kann man dabei auf diesem alles sehen, was sich im kommenden Jahre ereignen wird. Hiezu aber bedarf es gewisser Vorbereitungen und durch die ganze Adventzeit muß man bestimmte Gebete zur richtigen Zeit und mit größter Andacht verrichtet haben. War man dabei nur einmal ein wenig zerstreut, so ist alles umsonst, man sieht dann nichts.

Bei Burschen ist auch das Schuh- und Pantoffelwerfen üblich, wobei man sich, einen Schuh in der Hand, mit dem Rücken gegen eine geöffnete Tür kehrt und den Schuh kopfüber zur Tür hinauswirft. Ist die Spitze des Schuhes oder Pantoffels nach innen gerichtet, so bleibt man bis zum nächsten Christabend im Hause; im entgegengesetzten Falle muß man aus dem Hause wandern; bei Mädchen bedeutet dies letztere, daß sie noch binnen Jahresfrist unter die Haube kommen.

Wenn Mädchen vom Thomasabend an bis zum heiligen Abend ein Geldstück im Schuh tragen, sich sodann davon eine geweihte Kerze kaufen und diese, nachdem sie selbe vor dem Hochaltar bei dem „ewigen Lichte" angezündet haben, während der Christmette in der Kirche brennen lassen, so kommt der Zukünftige und zündet sich bei ihnen eine Kerze an.

Eine eigentümliche Lößlart ist das „Hackenbrückenschauen", welches noch hie und da, namentlich auf dem sogenannten Murboden, in Übung ist. Unter der „Hackbrücken" ist ein der Länge nach durchsägter Holzhackstock verstanden, der mit der runden Seite nach unten gekehrt ist und auf vier Füßen ruht. Diese Hackbrücke, welche noch in vielen Häusern vorgefunden wird, wo sie in einem Winkel des Vorhauses oder der Küche ihren Platz hat, dient als Unterlage beim Hacken von Fleisch, Kraut u. dgl. Hat man sich nebst sittlichem Lebenswandel in der Adventzeit durch Fasten und bestimmte Gebete vorbereitet, so kann man während des ersten und des letzten Schlages der zwölften Stunde in der Christnacht, wenn man auf die obere Fläche der Hackbrücke blickt, die Zukunft sehen.

Außer den vorangeführten Lößlarten gibt es noch mehrere andere, jedoch — nach der Meinung und dem Glauben des Volkes — von untergeordneter Bedeutung.

So schließen manche aus den Formen der Eisblumen an den Fensterscheiben auf allfällige Begebenheiten im kommenden Jahre. Aus

Grundstücke umgangen und auf solche Weise eingesegnet. Es soll damit der böse Geist ferngehalten und der Segen des Himmels herabgefleht werden. Bei dieser Zeremonie hat man sich aber still zu verhalten, kein Wörtchen darf, selbst von zufällig Anwesenden, gesprochen werden, auch darf niemand den Kopf nach rückwärts wenden, denn der böse Geist, der Teufel, hat um diese Zeit freies Spiel.

Nach der Räucherung werden vor einem Altare, der sich fast in jedem Hause befindet, geweihte Kerzen angezündet und sodann von den gesamten Hausinsassen der Rosenkranz gebetet. Hierauf wird das Weihnachtsmahl eingenommen, das meist aus Brot, Butter, Honig, Nüssen, Äpfeln, Kletzen (gedörrte Birnen), Zwetschken und Branntwein besteht.

Ist der letzte Bissen verzehrt, so wird alles zum Kirchgange bereitet. Bis dahin dauert's aber noch eine gute Weile, welche mit Gebet, mit Absingen von sogenannten Krippenliedern, mit Erzählen von Sagen und Meinungen u. s. w. ausgefüllt wird. Das Aufstellen von Krippenfiguren findet nicht überall statt, wo dies aber der Fall ist, da brennt bis zur beendigten Christmette ein geweihtes Licht vor denselben und es werden die Andachten selbst davor abgehalten. Derartige Krippendarstellungen findet man auch fast in allen Pfarr- und Klosterkirchen auf einem Seitenaltar angebracht, wo sie bis zum Lichtmeßtage verbleiben. Hier werden nun milde Gaben, als: Butter, Honig, Flachs, Eier, Gebäck, selbst Brotlaibe, Schinken und Würste zum Opfer dargebracht, welches dann, je nach althergebrachter Sitte, dem Pfarrer, dem Organisten oder dem Mesner zuteil wird.

Die Weihnachts- oder Krippenlieder sind in der Regel urwüchsige Erzeugnisse schlicht-derber Volkspoesie und stammen meist aus älterer Zeit. Die Melodien sind sehr einfach und ungekünstelt und eben diese Natürlichkeit verleiht ihnen einen wunderlieben, originellen Reiz.

Aber immerfort singen und beten, das geht nun einmal nicht. Und so wird denn zur Abwechslung auch manches auf die Weihnachten bezughabende Gespräch gehalten und es werden dabei die Geheimnisse des Festes erörtert. Da wird die Weihe des heiligen Abends besprochen. Wehe dem, der diesen durch schwere Arbeit entheiligt! Ihn trifft die Rache des Himmels, wenn er seine Frevel nicht sühnt durch Reue und Buße. Zum Beweise dessen wird eine oder die andere Sage erzählt, und solche Erzählungen üben, zumal wenn sie von älteren Leuten zum besten gegeben werden, auf das junge Volk oft eine tiefe Wirkung.

Die Christnacht ist auch eine Los- oder Lößlnacht, und zwar eine viel wichtigere als die Thomasnacht. Da werden die in der letztern gebräuchlichen Lößlarten nicht nur wiederholt, sondern auch neue Orakel befragt. Ein solches ist zuerst das „Scheitertragen". Man nimmt eine Handvoll Brennholz aus dem Holzschlage, trägt es in die Küche oder

Auch den Teufel kann man während der Christmette in der Kirche sehen. Will man das, so muß man sich ein Kleid aus ungebleichter Leinwand machen, Kapuze, Rock, Hose und selbst Schuhe, aber alles aus einem Stück und mit der Naht nach auswärts. Nachdem man dieses Kleid mit Weihwasser tüchtig besprengt hat, muß man es am Christabend anziehen und damit zur Mettenzeit in die Kirche gehen. Da erblickt man nahe dem Hochaltar den Teufel in der Tracht eines Jägers mit einer Mütze auf dem Kopfe. Zwischen dem Evangelium und dem Offertorium geht er dann mit den Hexen opfern, die man so erkennen kann; es ist eben der Teufel mit seinen Helfershelfern unserm Herrgott noch immer zinspflichtig. Beim Sanktusläuten nimmt der Teufel seine Mütze ab, wobei man dann auch seine Hörner sieht. Sobald man dies gewahr wird, soll man ihm die Mütze entreißen und sich beeilen, noch vor der Beendigung der Wandlung damit die Kirchentür zu erreichen und ins Freie zu gelangen. Gelingt dies, so hat man Anwartschaft auf großen Reichtum, den man mit Hilfe des Teufels sich verschaffen kann. Denn dieser verläßt erst nach der Wandlung die Kirche und trachtet, seine Mütze, welche zu allerlei zu verwenden ist, wieder zu gewinnen. Da kann man nun vom Teufel für die Zurückgabe der Mütze einen großen Schatz verlangen, ohne daß es nötig wäre, ihm dafür die Seele zu verschreiben. Alte Leute glauben noch fest daran und manche sagen, sie hätten es gerne in ihrer Jugend versucht, auf solche Art zu einem Schatze zu gelangen, wenn sie sich nur nicht gefürchtet hätten, in dem sonderbaren Anzuge in der Kirche zu erscheinen und deshalb brav ausgelacht zu werden.

Die Christnacht ist auch den Schatzgräbern günstig; man kann davon am Weihnachtsabend manche Sage oder Geschichte hören und über dem Erzählen und Anhören solcher Traditionen vergeht rasch die Zeit, bis dann aufgebrochen wird zum Gange in die Christmette.

Es wird nun eine Kerze in der Stallaterne oder eine Kienholzfackel angezündet und deren Träger schreitet voran, um den anderen den Weg zu beleuchten. So ziehen sie in kleineren oder größeren Scharen von den Bergen ins Tal herab zur Pfarrkirche und es bietet solch ein nächtlicher Kirchgang ein reizendes Bild, wenn von allen Seiten die Lichter herbeikommen und förmlich einen feurigen Kranz um das Gotteshaus bilden.

Die zu Hause Gebliebenen — oft nur eine Person in einer großen Wirtschaft — aber setzen sich vor den Hausaltar, den brennende Kerzen beleuchten. Manch überfrommes Gemüt erwartet sogar den leiblichen Besuch des „heiligen Christkindls“ und seiner Eltern und stellt ihnen eine Schüssel heißer Milch auf den blankgedeckten Tisch; es zeigt dies, wie der schlichte Sinn der Gebirgsbewohner in kindlicher Auf-

Salz- und Mehlhäufchen prophezeit man die Lebensdauer. Wessen Schatten am Weihnachtsabend ohne Kopf ist, der stirbt im nächsten Jahr. Mägde klopfen gerne ans Hühnerhaus, denn wenn der Hahn kräht, bekommen sie einen Mann. Sagt man jemandem etwas, was ihm begegnen könnte, und es nießt hiebei der Betreffende unwillkürlich, so trifft das Gesagte richtig ein. Sogar aus dem Ohrenklingen und Nasenbluten will man das Zukünftige enthüllen; desgleichen durch Siebdrehen oder Siebtreiben. Manche mit besonderer Sehergabe beglückte Menschen verstehen es auch, aus dem Lichterniesen, aus dem Flammen- oder Feuerknistern, ja selbst aus der Beschaffenheit der Gebeine und Eingeweide der für die Festtafel geschlachteten Tiere die Zukunft zu deuten. Wer erkennt in letzterm nicht eine Analogie zu der prophetischen Gabe der heidnischen Opferpriester?

In der Christnacht, zur Mettenzeit, ist selbst dem Vieh die Gabe der Sprache verliehen. Da klagen sich die Tiere gegenseitig Freud und Leid, besprechen mitunter selbst menschliche Verhältnisse. Wenn man sich die Ohren mit Weihwasser gut auswäscht und sich noch rechtzeitig, genau zur Zeit, während der Priester zum Altare schreitet, in eine Krippe legt, aber so, daß man von keinem der Tiere bemerkt wird, kann man diese reden hören und erfährt auch Zukünftiges, denn selbst das liebe Vieh ist in dieser Zeit von prophetischer Begabung erfüllt.

Wie schon erwähnt hat der Teufel am Christabend freies Spiel. Während alles jubelt, hat er und alles Teuflische keine Ruhe. Mit seinen Verbündeten und allem Anhange treibt er sich umher und versucht, die Menschen zu erschrecken, zu verlocken, zu beschädigen. Da ist er, der gefürchtete „Ohneweigl“, dieses bösartige Gespenst der Berge, das den einsamen Wanderer erschreckt, sich ihm auf die Brust setzt und so lange drückt, bis er — vor Erschöpfung ob des beschwerlichen Weges — niederfällt. Die wilde Jagd braust mit Sturmeseile und von schwarzem Gewölk begleitet über die Täler und Gebirge, lockt den Wanderer von seinem nahen Ziele ab und führt ihn irre. Die Werwölfe, nämlich Menschen, welche mit dem Teufel im Bunde stehen und jede beliebige Gestalt annehmen können, und Strigholde, das sind Teufel in Weibergestalt, halten in der Christnacht Versammlungen, und man kann sie deutlich sehen, wenn man ein Sonntagskind ist.

Wenn man in der Thomasnacht einen Schemel aus den Nadeln der sieben verschiedenen Nadelholzarten macht und auf diesem in der Kirche während der Christmette kniet, so kann man alle Hexen und sonstigen Verbündeten des Teufels in der Gemeinde sehen. Da stehen sie alle umgekehrt in den Kirchenstühlen und blicken auf den, der sie sieht. Man muß dann aber noch vor dem Ende der Christmette wieder in seiner Wohnung sein, denn wenn die ob des Erkennens heftig Erzürnten einen im Freien erreichen, so geht es ihm schlecht.

Reisesplitter.

(Nach Dalmatien!)

In Triest begeben wir uns an Bord des schönen österreichischen Lloyddampfers „Baron Gautsch". Da ich zufällig hinter dem Kapitän zu stehen komme, höre ich eine Frage, die zehn Passagiere nacheinander an ihn richten: „Glauben Sie, wird es auf dem Quarnero stark wackeln?" Ich vermute, daß die Herren Offiziere um dieser ewigen Frage willen eine besondere Zulage erhalten (meine Frau bezweifelt es); zu gönnen wäre sie ihnen, obwohl die Antwort darauf keinerlei Mühe erfordert: „Oh, no, no . . ." Ich an ihrer Stelle würde sagen: „Meine Herrschaften, erwarten Sie immer das Beste — das Schlechte wird schon von selbst eintreffen." Aber vielleicht wäre mancher Frager mit einer solchen philosophischen Auskunft unzufrieden.

Anfangs Oktober. Trotzdem wimmelt das Deck von Hochzeitsreisenden. Absichtlich und nachdrücklich schreibe ich „trotzdem", weil der Frühling die eigentliche Zeit der Eheschließungen ist. Die zugestandene Zeit, Dummheiten zu machen. Doch der Kulturmensch ist heute in jeder Jahreszeit zu allem fähig. — Wo man hinblickt, sitzt ein Pärchen, sie nachgiebig, schmiegsam und zärtlich (wie nie mehr später!); er liebenswürdig, dienstwillig und besorgt (ja, wenn sie ewig grünen bliebe . . .), und ich beobachte, daß sich jemand ganz nahe zu einem verschämt kosenden Paar hinstellt und pfeift:

„Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen."

Dieser Jemand mit seinem kalten Überguß ist natürlich ein Mann. Ein Bebrillter denkt empörend laut: „Statistiken und Frauen schwindeln immer" Warnungen Neidischer, Warnungen Besitzloser, Warnungen, die zu spät kommen. Ein Backfisch versichert energisch: „Ich werde für meine Hochzeitsreise meine ältesten Sachen heraussuchen, damit nicht alle sofort wissen . . ." Einer seufzt: „Im Angesicht von so viel nagelneuer Liebe kriegt man Lust zum Heiraten." — „Warum tun Sie es denn nicht?" — „Weil es Bigamie wäre; ich bin schon beweibt." Delectat variatio, das stand schon im Horazio.

Adieu, Triest!

*
* *

Unsere Phantasie ist schneller als der hurtige Eildampfer, sie fliegt ihm nach Dalmatien voraus, und so vernachlässigen wir die uns schon bekannte, hübsche istrianische Küste. Pirano, Parenzo, Rovigno. Stätten, wo es sich gut weilen ließe.

Schon Brioni! Wie schnell das ging! (Unsere Hochzeitsreisenden schauen statt auf die Gegend einander in die Augen.) Feenhaft schönes

fassung die gläubige Vorstellung von der Einkehr des Heilandes aus dem Gebiete des Geistigen ins Irdische überträgt.

Während das wegen Gicht oder anderer Gebrechen daheimgebliebene Großmütterlein beim flackernden Kerzenscheine fromm die Hände faltet und andachtsvoll spricht:

„Lieb, lieb Jesukindl, kimm herein,
Kehr doch unter unserm Dachl ein!"

strahlt aus den hohen Kirchenfenstern heller Lichterglanz. Silberhell tönt das Glöcklein am Altare, die Orgeltöne durchzittern in vollen, festlichen Akkorden das luftige Innere der Kirche, und Streich- und Blasinstrumente bemühen sich redlich, mit freudigem Lärm die Gemüter zur Andacht zu entflammen. Nicht selten hört man da das „Posthörndl" schmetternd verkünden, daß das liebe Christkindl mit Extrapost angefahren komme, und zwischen der Wandlung klingt es manchmal wie Kukukrufen und Nachtigallenschlag; es ist ja die liebe Christnacht, die mit der Ankunft des Erlösers auch das baldige Herannahen des schönen Frühlings anzeigt. Stimmt der Organist ein Hirtenlied an, so fällt nicht selten die ganze Schar der Anwesenden in den Gesang ein, zumal wenn die Melodie eine heitere ist.

Nach beendeter Christmette begeben sich die Kirchenbesucher wieder nach Hause, wo ihrer in besseren Wirtschaften eine gute Mahlzeit nebst Kletzenbrot u. dgl. wartet, damit in der heiligen Nacht nächst der Seele auch der Leib seinen Anteil erhalte. Das Kletzenbrot, welches schon einige Tage vorher von der Hausfrau gebacken wurde, weist auf der oberen Seite einige Eindrücke auf, die von einem Schlüsselbart herrühren. Unterläßt man solches, noch bevor das Brot in den Ofen geschoben wird, so läßt es die „Perchtl" im Ofen verbrennen oder es ist sonst kein Segen darauf; zumindest gibt es den Genießenden wenig aus, das heißt, man wird nicht satt davon.

Ist also auf solche Weise die Christnacht nach alter Sitte und altem Brauche „rechtschaffen" gefeiert worden, so geschieht dies auch mit dem Christtage selbst; von diesem wäre aber nur zu erwähnen, daß fleißig in die Kirche gegangen und zu Hause tüchtig geschmaust wird. Der Tag ist zu heilig, als daß man ihn anders verbringen könnte; die freie Zeit wird mit andächtiger Selbstbetrachtung, namentlich von älteren Leuten, verbracht, das junge Volk aber treibt meist allerhand Allotria nach gewöhnter Weise.

setzten, sind sehr schweigsam — „dasig“ ist der passende Ausdruck —, liegen mit geschlossenen Augen in Streckesseln, und ich wette, daß sie jetzt mehr an die Seekrankheit als an die Liebe denken. Der Magen, dieses infame Organ, maßt sich zuweilen eine Herrscherrolle über das Herz und das Hirn an.) Ich fühle mich ganz wohl' und promeniere, nur wenig schwankend, breitspurig auf dem Oberdeck.

Meine Gedanken aber sind bald am Balkan:

Mitten im Frieden stellten Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro Ultimata an die Türkei, die noch mit Italien in Lybien kämpft, aber dort jetzt schnell Frieden schließt. Man muß, erklären die vier Staaten, die christlichen Slawen, die dem Halbmond untertänig sind, von der Marter mohammedanischer Willkür erlösen. Eine Art Kreuzzug wird gepredigt. In der Tat, den albanischen, bulgarischen und griechischen Christen des Großherrn geschieht nicht am besten — aber der Balkanbund hat viel weniger Interesse an ihrem Wohlergehen, als er schönrednerisch behauptet. Die Zwergstaaten halten nur den Augenblick für günstig, sich zu dehnen und den Südosten Europas nach nationalen Grundsätzen aufzuteilen. Daß daraus ein Weltbrand werden kann, kümmert sie nicht. Die Großmächte möchten den Frieden retten und deklarieren: Kein Krieg — und wenn ihr doch streitet, so gibt es keine Grenzverschiebungen. Dafür garantieren wir euch, daß die Türkei gründliche Reformen durchführt. — Man sollte glauben, daß eine solche Formel ernüchtert und der Dreibund und die Tripelentente ihren stärkeren Willen durchsetzen. Aber Österreich und Rußland, dem man allzu kräftige Sympathien für die Südslawen nachrühmt, trauen einander nicht, jeder möchte — vielleicht! — selbst erobern, und dieses offenkundige Mißtrauen ermutigt den Balkanbund, daß er es wagt, sechs gewaltigen Reichen ungehorsam zu sein und loszuschlagen. Als Erster zieht Montenegros Zaunkönig ins Feld, die anderen folgen ihm . . . Ein winziges Kriegsflämmchen genügt, um Europas gefüllte Pulverkammern zur Explosion zu bringen und unsere zivilisierte Kultur Monate, Jahre lang in Barbarei zu verwandeln. Das Barometer der Börse zeigt mit seinen Kursstürzen Gewitter an. Gottlob, Barometer sind nicht stets verläßlich!

Es widerspräche allerdings der Weisheit, die wir aus der geschichtlichen Vergangenheit ziehen zu müssen glauben, wenn wir sagten, der Brand am Balkan sei das vorwitzige Werk vierer Könige oder chauvinistischer Großmannsüchtelei à tout prix (die ja zweifellos auch mithereinspielt), aber die letzten Sprungfedern der Bewegung sind wirtschaftlicher Art, überspannt durch nationale Ideen. Bulgarien nur an einem halben Binnensee, dem Schwarzen Meer, beteiligt, strebt aus wichtigen ökonomischen Interessen, um vom Handelsverkehr mit Österreich-Ungarn unabhängiger zu sein, ans Ägäische Meer; desgleichen Serbien, das über-

Brioni, mit deinen römischen Ausgrabungen, deinem schweigsamen Busch, den malerischen Klippen, Juwel du! — mit den fabelhaften Hotelpreisen, an denen nur Millionäre Gefallen finden. Schade, schade, was Gott umsonst herschenkte, seine Naturpracht, erhöht die Kosten im Hotel bedeutend.

Pola. Ein geschützter Hafen und eine stark bewehrte, gut bewachte Festung. (Fort mit den photographischen Apparaten; photographieren ist hier streng verboten!) Wir befinden uns im Zuhause der österreichisch-ungarischen Kriegsflotte, die ihre sieghaften Traditionen gewiß nicht vergessen hat. Alle Passagiere des „Baron Gautsch" lugen neugierig auf die flaschengrünen Schlachtschiffe und Kreuzer und auf die pechschwarzen, hinterlistigen Torpedoboote, die scheinbar so gutmütig in der Sonne schlummern. Bitte, nicht reizen! Dort — unser erster Dreadnought mit dem symbolischen Namen „Viribus unitis". Er kostet den geduldigen Steuerzahlern schweres Geld, aber man kann sich die Ausgabe als Versicherungsprämie zur Erhaltung des Friedens ausdeuten. Nur der Starke, der Stärkste gebietet heute über Krieg und Frieden.

Was gibt's, der Molo ist menschenüberfüllt, Soldaten in Menge, und eine Militärkapelle spielt! Jeder prüft verdächtig seinen Nachbarn, ob er nicht ein maskierter Erzherzog ist, dem der soldatische Gruß gilt. Nein, ernster: Kriegsahnen. Vier Balkanstaaten vereinigten sich zu einem Balkanbund, um „unerlöste Provinzen" von der Türkei zu befreien und das einst für Europa so furchtbare Osmanenreich lebendigen Leibes zu tranchieren. Da schützt denn auch die Donaumonarchie ihre südlichen Grenzen und zieht, mag sein, in der Herzegowina Truppen zusammen, die — wer weiß es! — vielleicht verhindern sollen, daß dem Sultan der Sandschak von Novibazar abgenommen wird.

In Pola also kriegen wir Pioniere an Bord und die Einschiffung vollzieht sich unter militärischem Gepränge, der Hafenadmiral selbst ist zur Stelle, mit ihm eine Schar Offiziere; ein recht buntes Bild. (Das auch die Hochzeitsreisenden würdigen; nur daß ein naives Weibchen einen farbenfrohen Dragonerleutnant für den Höchstkommandierenden erklärt. Irren ist eben noch immer menschlich.)

Ohne Verspätung läuft der Dampfer aus und wir nehmen ein seltsames Gefühl mit, da die Musikkapelle, die bisher heitere Weisen spielte, die heißen Klänge des Radetzkymarsches anstimmt.

Die Pioniere haben recht ernste Gesichter.

* * *

Quarnero. Die See bockt, unser braves Schiff scheint Wein geladen zu haben, denn es torkelt ein bißchen arg über die schaumigen Wellen. (Die Hochzeitsreisenden, von denen wir etliche in Pola ans Land

Irgendeine mißgünstige Fee muß über die Adria einen Fluch ausgesprochen haben — nur so kann es kommen, daß unter sonnigen Himmelsstrichen und von einer lauen, reinen Luft umweht, auf weiten, weiten Gebieten, flachen Abhängen, in eingerissenen Tälern, ganz zu schweigen von den steilen Gebirgen, nichts gedeiht als kümmerliche Halme, gerade ausreichend, um magere Ziegen nicht verhungern zu lassen, und dürftiges Niederholz, das gedrückt und kleinmütig am Boden hinkriecht. Und sonst Stein — Stein — Stein, gezackte Felsen, kahle, öde Klippen, enterbte Kinder des Meeres, die das Salzwasser im Sturm überspült, menschenleere, einsame Gestade der Vergessenheit. Dann hie und da eine arme Ortschaft mit einem weißen, leuchtenden Turm, einem Dutzend Ölbäumen. Und wieder Öde, Öde, Öde. Dazwischen seltene Oasen. Und dieses Bild, nicht häßlich, aber fröstelnd trotz des Sonnenglanzes, der darüber strahlt, dehnt sich oft von Stunde zu Stunde. Freilich nicht eines seltsamen Reizes entbehrend. Karstland. Man hat die eisige Bora, die dahinbrausend den lockeren Humus stiehlt, und man hat die Venetianer, die uns die Wälder barbarisch abholzten, für die Wüsteneien verantwortlich gemacht. So oder so, wir müssen uns heute mit der traurigen Verkarstung abfinden und es hat wenig Zweck, den Schuldigen in der Natur oder unter den Menschen nachzuspüren. Besser: arbeiten und aufhelfen. Leider sind die Italiani und die Serbo-Kroaten, die hier wohnen, nicht die Menschen, einer geizigen Natur höheren Lohn abzuringen; gar manche Mulde mit roter nahrhafter Erde bleibt unbenützt, und die Männer, statt mit Harken und Spaten zu werken, lungern stumpf auf den Molis oder fischen mit jener schlaffen Nachgiebigkeit, die den zielbewußten Nordeuropäer zur Verzweiflung bringt. Was an Österreichs Küste an neuen Bodenwerten gewonnen wurde, darf der Deutsche ins goldene Buch seiner Erfolge schreiben. Er war es zumeist, der Wüsten in Paradiese verwandelte; und er fand wenig Dank dafür. Man mißtraut ihm, sieht in ihm den Fremden, den ungebetenen Eindringling.

Nicht als ob auf jedem Eiland eine grüne, üppige Flur entstehen könnte — allzu Totes spottet jeglicher Kulturarbeit — aber da und dort und vielerorts wären die Verhältnisse günstig, eine rationelle Aufforstung hätte gewiß Erfolg, man müßte Ölbäume und Reben pflanzen; Steinmauern gegen die Winde errichten. Der Staat tat schon viel, doch die Neuschöpfungen kosten vorerst Geld, Geld und wieder Geld, und Österreich ist kein so reiches Land, daß es ungezählte Kapitalmillionen nur an seiner Küste festlegen dürfte. Es muß die Privatinitiative eingreifen, die häufig billiger und häufig auch gewinnbringender arbeitet, als ein staatlicher Beamtenapparat. Wo sich bisher der Einzelunternehmer heranwagte, kam er auf seine Rechnung.

haupt keinen Seehafen besitzt; Montenegro hat bloß das bevormundete Antivari — und Griechenland . . . ja, Griechenland steckt eben bei Gelegenheit ein, was es leicht haben kann; es beherrscht vollends der nationale Gedanke.

Das neunzehnte Jahrhundert — gleichfalls das zwanzigste, den Grundsatz ererbend — verfolgte das Prinzip, alle Staaten als Nationalstaaten zu organisieren, und die meisten Kriege der letzten hundert Jahre (soweit sie nicht kolonialer Natur waren) brachten dieses System der Verwirklichung ungefähr nahe. Dagegen verschwinden reine Dynasten- und ehrliche Religionskriege allmählich. Der Balkan ist ein Völkerchaos und bedarf vom nationalen Standpunkt einer Umgruppierung der politischen Mächte — und wenn Ideen die Kraft innewohnt, sich im Leben der Staaten und Völker restlos durchzusetzen, dann wird die Landkarte Europas noch manche bedeutsame Änderung erfahren. Jetzt oder später. Der Balkanslawe glaubt an das „Jetzt".

Dagegen haben die abendländischen Staaten aus Gründen eines weitverzweigten Handels und wegen ihrer besonderen Kapitalsanlagen bedeutende Belange daran, die Türkei in ihrer bisherigen Gestalt zu konservieren, und wir stehen zu Beginn eines Prozesses, der — längst gefürchtet — Folgen nach sich ziehen kann, die ungeahntes Unglück, Elend und Blutvergießen in sich schließen . . .

Eine kleine Schwenkung vorderhand ist nur ein Symptom: Die beiden gewichtigen Gegenwerte in dem kontinentalen Schaukelspiel, das wir „europäisches Gleichgewicht" nennen, besitzen augenblicklich nicht ihre bisherige Potenz. Hie Dreibund — hie Tripelentente! entspricht momentan nicht der Wahrheit; Lebensinteressen einzelner Staaten widersetzen sich dieser politisch-diplomatischen Zweiteilung Europas. Deutschland und sein sonst hartnäckiger Gegner Frankreich sind während der Krise einer Meinung: daß sie am besten führen, wenn „da drunten, weit in der Türkei" alles friedlich und ungestört bliebe. Dem entgegen strömen und wirbeln sonderbare Strudel, die in Petersburg und daher auch in Wien Blasen werfen . . .

Gott sei Dank, der Quarnerno ist durchquert, die Wellen glätten sich und „Baron Gautsch" dampft schon in der gesicherten Bucht Lussin piccolos. Weg mit der leidigen Politik und Augen auf für die Herrlichkeit unserer prächtigen Inselwelt.

*
*   *

Lussin. Was mit Fleiß, Verständnis und Ausdauer auf manchen Inseln oder an der Küste geschaffen werden kann, dafür legt neben Brioni, Abbazia, Lovrana und anderen auch Lussin ein Zeugnis ab.

zahllosen kleinen und verstreuten Ortschaften der gebirgigen Länder und der Mangel einer entwickelten (und nur allmählich zu entwickelnden) Volkswirtschaft begründen die leider nur bescheidenen Verkehrsmöglichkeiten. Der Straßenbau macht befriedigende Fortschritte und die ganze Entwicklung vollzieht sich in aufsteigenden Linien.

Zu lange befand sich das bosnisch-herzegowinische Hinterland in fremdem Besitz, als daß eine großangelegte österreichische Eisenbahnpolitik tief eingreifend hätte arbeiten können. Von Tag zu Tag wird es besser.

Die interessierten Kreise müssen sich bemühen, gewinnsuchendes Privatkapitel nach Dalmatien zu bringen. Leider schielen auch die gebildeten Schichten, denen Einsicht ins Wirtschaftsleben zuzumuten wäre, immer und immer nach staatlicher Hilfe und Unterstützung. Das ist einseitig, kurzsichtig und führt nicht zum gewünschten Erfolg. Dalmatien ist in gewisser Beziehung eine Art Neuland, das — es sei nochmals wiederholt — Kapital und den Unternehmungsgeist Einzelner benötigt. Ich glaube, daß seine verheißungsvollste Zukunft in dem häßlichen und doch so bezeichnenden Wort, in dessen Aussprache die Schweizer Meister sind, liegt: Fremdenindustrie. Zum großen Teil unfruchtbar, waldarm, mit Bodenschätzen wenig gesegnet, aber dafür unvergleichlich schön und mannigfaltig und historisch anregend, muß es bestrebt sein, reiselustige und schönheitswürdigende Touristen aus aller Herren Ländern anzulocken. Dalmatien kann ein südliches, ein österreichisches Norwegen werden.

Schlachtenglück.

Vom **Geheimen Rat** und **General der Infanterie Chevalier Minarelli-Fitzgerald.**

Die außereuropäische Kriegsgeschichte der letzten zwanzig Jahre brachte fortgesetzt seltsame Erscheinungen:

1896 in der Erythräa unterlagen (analog wie elf Jahre früher in Tonking) moderne Repetiergewehre und Geschütze gegenüber verrosteten Steinschloßgewehren, Pfeilen, Bogen und Lanzen.

1899 in Südafrika traf das gleiche Schicksal wohlausgebildete, von todesmutigen Offizieren und Generalen befehligte Berufssoldaten gegenüber — ihnen noch dazu an Zahl wiederholt inferioren — eilig zusammengerafften, bewaffneten Bürgergarden, deren vom Pfluge geholte Anführer sie im Wirtschaftskittel zum Sturme führten.

1904 ergriff eine winzig kleine Armee von 33 Bataillonen, 9 Eskadronen und 23 Batterien (also in der ungefähren Stärke eines europäischen Armeekorps) eines bishin kaum beachteten asiatischen Insel-

Zwei erwägenswerte Vorschläge, die bisher keine oder nur geringe Beachtung fanden, müssen immer wieder in Erinnerung gebracht werden: Der eine befürwortet die Verwendung von Sträflingen zum großen, faustischgroßen Werk der Kultivierung, der andere — den ich vor vier oder fünf Jahren machte — empfiehlt die Ansiedlung schwächlicher Menschen, die im rauhen Klima des Nordens, in den Fabriken verloren sind, auf hoffnungsvollen Inseln mit ihrem gesunden Meerklima und in reiner, milder Luft, wo sie in mäßiger, klug abgemessener Tätigkeit den Boden bebauen, das vorhandene Erdreich verteilen, zugeführten Humus anschütten und pflanzen. Wieviele Schonungsbedürftige und anderwärts Verlorene könnten hier gesunden und wie Großes und Herrliches könnten sie leisten . . . Aber die Gesellschaft zieht es gedankenlos vor, Übertreter ihrer Normen nutzlos in Gefängnisse zu sperren und kränkliche Individuen dem sicheren Untergange zu weihen, statt sie in Lebensbedingungen zu bringen, die geeignet erscheinen, manches Krumme gerade zu bringen. Schade! Durch solche Versäumnisse liegen die besten Möglichkeiten brach. Vielleicht wäre der rührige Österreichische Flottenverein der geeignete, von einflußreichen Gönnern geförderte Verband, diese neuartige Bevölkerungspolitik spärlicher Gegenden in die Hand zu nehmen.

Blühend und freundlich und hell ragt Lussin aus der blauen Flut in einen blaueren Himmel. (Wieder verließen uns zwei Paare der Hochzeitsreisenden; der Rest ist kaum mehr des Erwähnens wert.) Die Dampfpfeife des „Baron Gautsch" tutet heiser und mit einem kritischen Manöver wenden wir in der stillen Bucht, kreisen im Bogen und vorwärts, nach Süden gerichtet, schneidet der Kiel in die brausenden Wogen.

*
* *

Dalmatinisches. Wir fahren sehnsüchtigen Inseln entlang. Die Karte nennt Namen: Selve, Pago, Ulbo, Melada — und man weiß nicht immer genau, was man vor sich hat. Eingekerbte, grüne, graue Eilande.

Die Pioniere singen schwermütige Lieder. Es wird Abend.

Es ist Mode, Dalmatiens Schönheiten zu preisen und in einem Atem darüber zu klagen, daß für das sich langhinstreckende Küstenland zu wenig geschehe. Das Lob ist sehr berechtigt, die Anklage, meiner Meinung nach, nicht so ganz. Damit will ich keineswegs das Unzulängliche mancher kultureller, organisatorischer und staatlicher Einrichtungen leugnen (ich berufe mich auf früher Gesagtes), aber was den häufig bekrittelten Verkehr anlangt, so besorgen ihn von Triest und auch von Fiume aus bequeme und zweckmäßige Eil- und Postdampfer. Und dem Lloyd gebührt die Palme. An Bahnen herrscht kein Überfluß, doch die

Ein unscheinbares, vor längerer Zeit in englischer Übersetzung erschienenes Büchlein „Menschenkugeln“, das ein blutjunger, japanischer Leutnant nach monatelangem Siechtum mit seiner linken Hand im Spitale geschrieben hatte, nachdem ihm seine Rechte beim Sturm auf Port-Arthur zerschmettert worden war, und zu dem niemand geringerer als sein Marschall, Graf Okuma, das Vorwort geschrieben hatte, hat dieses Kapitel heller beleuchtet, als alle Bände der Kriegsgeschichte dies zu tun vermochten.

Auch in Tripolis sahen wir eine mit zweifellos großer nationaler Begeisterung, also mit einem bedeutenden psychologischen Plus unternommene Offensivoperation; allein wenn man auch allen tendenziös gefärbten Berichten der Tripoliskorrespondenten vorsichtig aus dem Wege geht, und bei aller Würdigung der zahlreichen Beispiele von heroischer Tapferkeit ihrer selten braven und pflichtgetreuen Offiziere, scheint doch dieses psychologische Plus — analog, wie dies schon Hohenlohe in seinen Infanteriebriefen betonte — sich mit der Zeit einigermaßen abgeschwächt zu haben, nachdem erschöpfende Überfahrten in enggepferchten Schiffsräumen, wiederholtes Ein- und Ausschiffen in sturmbewegter See, ermüdende Märsche im tiefen Wüstensand unter den sengenden Strahlen afrikanischer Sonne oder den Sturzwellen tropischer Regengüsse und schließlich die hinterlistige Kampfweise ihrer Gegner an ihren Nerven endlos gezerrt und gerüttelt hatten, wogegen die Araber von ihrem geistlichen Oberhaupt fanatisch aufgestachelt, gegen die vermeintlichen Todfeinde ihrer Religion mit der ganzen Glut des Glaubenshasses um jeden Zoll breit der für sie eine Frage der Lebensexistenz bildenden Oasengründe kämpften.

Selbst Schnellfeuergeschütze und Aeroplanbomben vermochten nicht, dieses Plus an psychologischen Potenzen endgültig zu vernichten, das mit zunehmender Dauer des Krieges sich stets von neuem belebte.

Und jetzt auf dem Balkan? Auf Seite der Türken hatte man wohl getrachtet, die Offiziere einiger Korpsbereiche mit Übungsritten, Kriegsspielen und einigen Manövern „taktisch“ zu schulen; für alle übrigen Truppen aber, die der Einflußnahme der Instruktoren offenbar entzogen waren, scheint nach den vorliegenden Nachrichten gar nichts geschehen zu sein und ließ man sie offenbar im gewohnten „Kismet“ verdorren und vermorschen. Dazu kam dann noch die lähmende einjährige Nervenspannung des italienischen Krieges und der arge politische Hader der letzten Monate, der auch die Armee nicht verschonte, kurz, die psychologischen Potenzen der türkischen Armee waren schon vor Ausbruch des Krieges auf dem Balkan auf das denkbarste Minimum herabgesunken.

Wie ganz anders sah es auf Seite ihrer Gegner aus. Seit Jahren und Jahren auf diesen Krieg vordenkend, hatten die vereinten Balkan-

staates, dessen Soldaten schon hinsichtlich ihrer physischen Unansehnlichkeit vielfach als minderwertig angesehen wurden, die strategische Offensive gegen eine europäische Großmacht, die um diese Zeit bereits mehr als 200 Bataillone, 178 Eskadronen und 68 Batterien mobilisiert hatte, und diese tollkühne Offensive führte zur schließlichen Vernichtung des Gegners.

1911 und 1912 vermochte auf dem blutgetränkten Saum der tripolitanischen Küste eine bis zum Aeroplan hypermodernst ausgerüstete Armee trotz ihres hervorragend tüchtigen und schneidigen Offizierskorps in einem einjährigen Ringen mit schlecht bewaffneten und noch schlechter ausgerüsteten Araberhorden kaum über den Wirkungsbereich ihrer schweren Schiffsgeschütze vorzudringen — und schließlich in den jüngsten Tagen sehen wir auf den diversen Schlachtfeldern des Balkans eine zum Teil von erstklassigen Instruktoren taktisch ausgebildete Armee dem vereinten Ansturm ihrer Gegner unterliegen, von denen sicherlich ein erheblicher Teil jedweder taktischen Schulung entbehrte.

Und doch haben alle diese Schlachtentscheidungen im wesentlichen nichts Neues gebracht, sondern stets nur von neuem den schon von Napoleon so überaus hoch eingeschätzten Wert der moralischen Faktoren im Kriege bestätigt.

Schon in einer vor mehreren Jahren ausgearbeiteten Studie („Infanteriemassen im Angriff“) habe ich darauf hingewiesen, daß von allen auf die Kampfentscheidung Einfluß nehmenden Faktoren sich in all den Jahrtausenden, in denen wir von Kampf und Streit der Menschen historische Kunde haben, sich einzig und allein die Waffen evolutioniert haben, während alle anderen Faktoren, wie das Terrain und seine Bedeckung, auf dem gekämpft wird, die Einflüsse von Wind und Wetter, von Tag und Nacht auf die Durchführung des Kampfes und vor allem anderen der Mensch selbst im großen und ganzen völlig unverändert geblieben sind. Der römische Legionär, der deutsche Landsknecht und der moderne Infanterist hatten und haben eben alle die gleich sensible Gehirnmasse, den gleichen Herzmuskel, das gleiche Nervenbündel mit all den gleichen, davon abhängigen, physiologischen und psychologischen Erscheinungen.

Das Schlachtenglück wird daher stets jenem lächeln, dessen Massen bis zum Schluß die höhere psychologische Potenz innewohnt, weshalb auch alle Lehren der Taktik stets darauf hinauslaufen müssen, diese eventuelle höhere Potenz beim Gegner zu mindern oder zu brechen und die eigene zu heben. (Überfall im Morgengrauen oder mit plötzlichem, stark überlegenem Feuer, Einwirkung auf Flanke und Rücken, gegen feindliche Verbindungen, Verminderung der eigenen Verluste 2c. 2c.)

Bezüglich des ostasiatischen Krieges hieße es wohl Eulen nach Athen tragen, wenn man das Übermaß psychologischer Potenzen auf seiten der Japaner erst beweisen wollte.

Fanatismus war so groß, daß er sogar die abendländische Kinderwelt angesteckt hat; zahllose Scharen von Kindern sind mit Fahnen und Singen ausgezogen, um unter Zuhilferufung der Wunder des Himmels das heilige Land zu erobern. Sie sind unterwegs natürlich zugrunde gegangen.

Und nun, in unseren Tagen, ziehen neuerdings europäische Kriegsheere gegen die Türken, um die Christen der Balkanländer von der Tyrannei der Heiden zu befreien. So heißt es doch in den Manifesten der Serben, Bulgaren, Montenegriner und Griechen. Das sähe ja auf ein Haar den mittelalterlichen Religionskriegen ähnlich? In Wahrheit wird es wohl ein nationaler Krieg sein, der Slawen gegen die Osmanen. Und so hat allerdings dieser Krieg wenigstens einen Schein von idealer Berechtigung, während Italiens Gewaltzug nach Tripolis ganz sinnlos gewesen ist.

Ein halbwildes und ein kulturmorsches Volk fahren eben gegeneinander. Bis diese Zeilen gedruckt werden, hat sich vielleicht ein weltgeschichtliches Ereignis vollzogen.*)

In unserer demokratischen Zeit sind auch die Kriege demokratisch geworden. Die höchsten Herren, die einst Kriege anzustiften liebten, eilen jetzt zusammen, um sie zu verhindern. Wegen Kronen und Dynastien geht's heute selten her, wohl aber wegen Kaffee, Knoppern, Ochsen und Schweinen und anderen Geschäftssachen. In Europa ist es immer mehr, daß die Kriege nationale Ursachen haben. Das sind richtige Volkskriege. Die Rassen und Nationen wollen sich reinlich von fremden scheiden und große, geschlossene Einheiten bilden. Wenn das überhaupt möglich wäre, so könnte es sich wohl zutragen, daß nach fünfzig Jahren in Europa nur drei Reiche stünden: Romanien, Germanien, Slawien. Diese drei hätten alle übrigen kleinen verwandten Stämme in sich aufgesogen. Nur etwa Madjarien bliebe auf dem Dreivölkertisch als Paprikabüchsel stehen.

Und wenn diese Arbeit vollführt wäre, dann nationaler Friede? Keine Idee! Sobald die Stämme einer Rasse sich zu einem großen Volks- und Staatskörper zusammengeschlossen hätten, würden sie nichts Wichtigeres zu tun wissen, als wieder auseinander zu streben. Und zwar in wüster Weise. Kämpfe zwischen Verwandten sind immer die erbittertsten und unversöhnlichsten. Die Romanen würden sich erinnern, daß es einmal ein Frankreich, ein Italien, ein Spanien gegeben hat. Die Slawen würden nicht schlafen können, ohne wieder Russen oder Tschechen oder Serben

*) Wie Figura zeigt! Der Setzer.

fürsten mit ihrer Kriegserklärung den Jahrhunderte alten Groll und Haß ihrer Völker wie mit einem Schlage zur Explosion gebracht, aus der die Flammen patriotischer Begeisterung hell emporschlugen.

Nicht genug an dem, war mit den Kriegsmanifesten auch noch die gefährliche Fackel des Religionskrieges in die Balkanheere geschleudert worden, die sich in religiösem, nationalem und patriotischem Fanatismus auf ihre Gegner stürzten und sie niederwarfen.

Ob diese Potenzen stark genug wären, einem monatelangen Ringen standzuhalten? — — — Das wäre eine andere Frage; hatten doch auch jene der Japaner gegen Schluß des langwierigen Kampfes nicht mehr die gleiche Höhe wie am Anfang. Die reichlichsten und üppigsten Lorbeeren des Krieges scheinen nach den eingelaufenen Nachrichten den braven bulgarischen Truppen zugefallen zu sein, und mit stolzer Freude erinnere ich mich der Zeiten, wo so manche von denen, die heute das Soldatenglück haben, in führenden Stellungen für ihr Vaterland zu kämpfen und zu siegen, als junge Oberleutnants im seinerzeitigen „Stabsoffizierskurs“ unsere Schüler waren!

Es sei mir gestattet, diese Studie mit nachstehender Reflexion zu schließen: Eines ist sonnenklar, daß die psychologischen Potenzen einer Masse auf dem Schlachtfelde um so länger standhalten, je eherner die Bande der Mannszucht, der Disziplin und des Pflichtgefühles sind, die in den Krisen der Gefechte die Truppenmassen zusammenhalten, je fester der Kitt der Zusammengehörigkeit und der Tradition in den Regimentern Mann an Mann und diese wieder an ihre Offiziere und umgekehrt fesselt, und schließlich je hingebungsvoller und je begeisterter ihre Herzen für Thron und Vaterland schlagen! Das sind aber auch alle jene Eigenschaften, die in unserer stets so bescheiden auftretenden und doch so ruhmreich und mustergültig dastehenden Armee und in unserer kleinen, aber schneidigen und von so hohen Traditionen beseelten Flotte seit jeher mit größtem Erfolge gehegt und gepflegt werden.

„In ihrem Lager ist und bleibt Österreich-Ungarn.“

Heimgärtners Tagebuch.

Zu den furchtbarsten Erinnerungen unserer vaterländischen Geschichte zählen die Türkeneinfälle im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Diese Einfälle der Asiaten als Abzahlung unserer Kreuzzüge zu nehmen, fällt selten jemandem ein. Im Namen des „Asiaten“ Christi, dessen heiliges Grab wir den Heiden entreißen wollten, haben wir die Heimat des Heilandes mit Grausamkeit und Elend überzogen. Der

angeflirtet zu werden. Dieses Berufes scheint sich doch endlich manche Stadtdame zu schämen, weil sie so frisch ins feindliche Leben trachtet, um in geregelter Arbeit sich mit ihm abzufinden. Den Herd und den Wäschekasten kann wirklich auch eine untergeordnete Person besorgen. Wenn jedoch die Frau auch der Kinderstube entfliehen will, so ist sie kein Weib. Und da sie auch kein Mann ist — so ist sie halt so eine zuwidere Sache.

Es gibt jetzt nur eine Partei, die wirklich und stramm aristokratisch gesinnt ist. Das sind unsere Sozialdemokraten. Denn sie vertrauen ihren Herzögen ganz und gar und lassen sich von ihnen blindlings beherrschen.

In früheren Jahren, als es in mir noch dichtete, liebte ich den dunklen Wald. „Im Dunkeln war es gut munkeln" für die Phantasie. Jetzt mache ich meine Spaziergänge lieber über weite Felder, breite Wiesen. Mein Auge ist habgieriger geworden, es will möglichst viel Welt haben, solenn beleuchtet vom Himmel. So habe ich auch unsern Stadtpark im Winter lieber als im Sommer. Ich mag sie für die Länge nicht gern, die klosterdunklen Kreuzgänge der Kastanienalleen; man ist eingeschlossen in grüne Gewölbe überall, unter der Last einer vom süßen Gifte des Blumenhauches schwergeschwängerten Luft. Im Winter hingegen ist der Blick ins Licht nur leicht vergittert von dem blätterlosen Gezweige, und zwischen den Baumbeständen leuchtet frei und hoch die Landschaft des Himmels herab. Der Schloßberg im Sommer geizt unterwegs hinauf mit seinen kärglich ausgeschnittenen Landschaftsbildern, um dann oben plötzlich alles auf einmal vorzuschütten. Und im Winter plaudert er mir in seiner stillen Zeichensprache hin und hin, Bild für Bild, die Landschaft vor. Meine Augen reisen wohlgemut über das breite Grazerfeld hinab oder machen muntere Gebirgstouren auf den Schöckel und auf die Gleinalpe, während die Beine sachte den Schloßberg hinaufsteigen.

Und also ist es: je tiefer die Seele ruht, je lebhafter wollen die Sinne beschäftigt sein. In der Jugend ist die Zeit zum Schaffen und Gestalten, dafür eignet sich der beschränkende und mitgestaltende Wald. Im Alter ist die Zeit zum Schauen und Denken, dazu ist die lichte Welt. Man erblickt das Licht der Welt nicht, um immer im Waldesdunkel zu bleiben.

Bei Mariatrost am Waldesrand steht ein Christusbild. Auf dem Wege, der vorüberzieht, gingen Studenten von der Farbe der Karolinen. Sie zogen vor dem Heiligtum schweigend die Hüte. Einer aber, der

oder Polen geworden zu sein, und die Germanen? — Reden wir nicht davon.

Die Wahrheit ist, daß sie oben und unten, hüben und drüben zeitweilig ihre Kriege haben wollen und daß sie imstande sind, diesen Kriegen alles, alles hinzuopfern, was eine gesittete Kultur in Jahrhunderten an Gutem und Schönem hervorgebracht hat. Und wenn ein paar Völker in grausem Wahnsinn sich halb zu Tode gemetzelt haben, liegen sie ohnmächtig da und sind eine Weile wieder brav. Es ist aber nur die Bravheit der Erschöpfung.

Der „Fortschritt“, den wir heutzutage machen, ist manchmal ein „Rückschritt“, ohne daß wir es merken. Merkten wir es, so würden wir ihn wahrscheinlich nicht machen, auch wenn er zufällig einmal zu Besserem führte. Frauenrechte! lautet ein neues Rufwort. Und das, was damit „errungen“ werden soll, ist in der alten Bauernschaft längst vorhanden. Da hat das Weib die gleichen Rechte wie der Mann, es kommt nur auf den Vertrag an. Mein Vater hatte einmal eigenmächtig einen Wald verkauft; der Handel mußte wieder zurückgehen, weil meine Mutter nicht einverstanden war. Sie hatten Gütergemeinschaft. Wenn die Bäuerin manchmal sagt: „Da weiß ich nix, da müßts schon ihn fragen!“ so geht es sicher um einen Teil jener Wirtschaftsangelegenheit, die der Bauer zu versorgen hat, in die sie sich nicht dreinmischen will, weil die Sache nicht in ihrem innerhäuslichen Wirkungskreise liegt. So wie auch die Bäuerin sich in diesem nicht dreinreden läßt. Teilung der Arbeit — nichts anderes. — Die Magd hat das gleiche Recht wie der Knecht, nur daß sie vielleicht einen geringeren Lohn bekommt, weil sie weniger Kraft hat. Aus demselben Grund hat auch der Halterbub geringeren Lohn als der Knecht. Wenn der Bauer sein Weib einmal prügelt, so geschieht das nicht etwa, weil er ein Recht dazu hätte, sondern weil er der Stärkere ist. Der Stärkere, das entscheidet gar viel auf dieser Welt, und so wird es den Weibern wohl etwas schwer werden, gegen die Männer aufzukommen, mit ihnen zu konkurrieren, in der Weise, wie es gewisse Frauenrechtlerinnen anstreben. Sie wollen mit dem Manne um ihre politischen Rechte kämpfen. Bisher regierte der Mann die Welt und die Frau den Mann. Will sie ihn nicht lieber regieren als bekämpfen? — Aus Konkurrenzrücksichten, heißt es, wolle der Maun auf seinen Berufsfeldern das Weib nicht aufkommen lassen. Mich aber dünkt, für einen Ehemann wäre es immer noch ein Vorteil, wenn seine Frau z. B. im Bureau ihr Brot verdient, als wenn sie daheim im Boudoir sich als Modekleiderpuppe herrichtet und schmuckbehangen auf der Promenade umherrauscht, um von der Männerwelt

Ja, da ist mir der Unterschied einmal recht klar geworden. Was das für ein wertvolles Leben ist, das produktive, schöpferische!

Ich habe einmal gesagt: der Weisheit höchste ist die Güte. — Nun sage ich auch: der Schönheit größte ist das Gute. Das Gute ist nach meinem Empfinden mit dem Schönen so eng verwandt, so innig verbunden, daß sie eigentlich eins sind oder eins werden müssen. — Hunderte Gegenbeweise aus der Theorie und Kunstwelt werden laut und ich glaube, so können alle widerlegt werden. Man darf nicht meinen, das Innewerden des Guten sei etwas Abstraktes, Gedankliches, Grundsätzliches; nein. Die Freude am Guten ist auch etwas Sinnliches. Das Gute, das wir schauen und empfinden, löst in uns ein seelisches und körperliches Behagen aus, ganz wie eine Kunstwirkung. Unsere ethischen Bestrebungen sind Bildhauerarbeit, und wenn einer lehrhaft an der Menschheit zu bessern sucht, so ist das, wie wenn der Bildhauer an der Statue meißelt. Es soll eine einheitliche, harmonische Gestalt zustande kommen, die zugleich unser sittliches wie ästhetisches Bedürfnis befriedigt. Die Kunst ist ja nur ein Notmittel, um uns für die natürliche und sittliche Unvollkommenheit möglichst zu entschädigen. Ist die menschliche Natur und Gesittung vollkommen, dann ist die Kunst an sich überflüssig — sie ist eins mit dem Guten geworden.

Freilich kann man aus der Menschheit nicht gleich ein Kunstwerk machen. Das Material ist viel zu spröde und auch nicht so bei der Hand. Aber ein Material liegt jedem von uns vor und es gibt Künstler, die aus ihrem Leben ein Kunstwerk machen. — Ungefähr so meine ich's.

Heute habe ich mich wieder einmal verachten lassen müssen, weil meine Zunge vor modernen Musikern die naseweise Äußerung getan hat, ich könnte in der Musik den disharmonischen Lärm nicht vertragen. So wie man in der Dichtung die längst abgekommene poetische Gerechtigkeit trotzdem noch immer hochhält, so könne ich in der Musik das Gleichgewicht der Klänge, das Melodiöse und Harmonische nicht entbehren. Ich meine unter Melodiösem das volkstümlich Liedartige. — Darauf ließen sich die modernen Herren nicht mehr weiter mit mir ein, sondern redeten vom Wetter. — Nun, auch beim Wetter muß man sagen, daß einem das schöne lieber ist als das schlechte.

Ich hielt es mein Lebtag immer mit jener Kunst, die den meisten Menschen wohltut. Z. B. die Volkskunst, die nicht mit Blüffen berücken will, sondern jene alten und immer neuen Seelenwerte darstellt und verherrlicht, die das Leben nicht komplizieren und verwirren, sondern

hintendrein spaziert, machte gegen das Bild eine freundliche Handbewegung und sagte: „Servus!"

Ob dieses Frevels wurde er von den Kollegen zur Rede gestellt. „Was habe ich denn getan?" entgegnete er, „ich hab' zum Herrgott bloß gesagt, daß ich sein Diener bin."

Ein Diener, der seinen Herrn allerdings ein bißchen zu vertraulich grüßt. Zum Glück hat der Herrgott nicht den Standeshochmut wie manches armselige Menschenherrlein.

Zwei Freunde redeten über die Berufswahl ihrer Kinder.

„Mein Sohn soll Kaufmann werden", sagte der eine.

„Der meinige", sprach der andere, „würde mich sehr erfreuen, wenn er einen produktiven Beruf ergreifen würde, zum Beispiel das Baugewerbe."

„Man macht sich halt doch immer mit dem Handel am leichtesten was", sagte der eine.

„Aber man hat nachher nichts aufzuweisen", so der andere.

„Nichts aufzuweisen? Bei halbwegs günstiger Konjunktur getraue ich mir in wenigen Jahren ein Rentier zu sein."

„Was hat ein Rentier, der nichts geschaffen, aufzuweisen?"

„Na, erlaube! Ein zinsentragendes Kapital."

„Und wenn er das durch irgendeinen Zufall verliert?"

„Wie meinst du das?"

„Wenn ein Baumeister z. B. in seinen alten Tagen verarmt, so hat er trotzdem eine Menge Häuser aufzuweisen, die er gebaut, und kann sich sagen: das hast du geschaffen, daran kannst du dich freuen, das lebt über dich hinaus. Was hat der verarmte Kaufmann von seiner Lebenstätigkeit? Sie mag ja auch nicht umsonst gewesen sein, aber es ist nichts da, was sich auf seine Persönlichkeit bezieht. Das Resultat seines Lebens ist ihm zwischen den Fingern durchgesickert.

Der Handelsparteimann schwieg. Ich weiß nicht, wußte er nichts darauf zu sagen, oder stand es ihm nicht dafür, die idealistische Anschauung des Schaffenslustigen zu widerlegen.

Mich hatte dieses Gespräch auf einen weiteren Gedanken geführt. Der Künstler! Warum trachtet der nicht nach Geld? Weil ihm sein Werk genügt. Und ganz am besten hat's der Dichter. Es ist leicht, sich mit der geringsten Lebensführung zu begnügen, wenn in seinen Werken die Lebensarbeit vor ihm ausgebreitet liegt in den Büchern, wenn er seine Arbeit, sein Glück, sein Streiten und Irren, seine ganze Vergangenheit gleichsam in den Büchern vor sich lebendig sieht — als zweites Ich.

des Tages, ein oder das andere Geschäftsmerks, vielleicht auch ein Bild, das sich auf den Tag bezieht, ein Sprüchel mit etwas Weisheit, die auch in der Kanzlei nicht schadet. Nun kommt aber auch der Volkskalender als Abreißkalender auf — und das ist nicht das Richtige. Das „Volk“, die Menge der Arbeitenden, sitzt nicht in den Kanzleien, nicht an Schreibtischen. Da will man gelegentlich den Kalender auch in den Sack stecken, ihn übers Jahr hinaus aufbewahren können. Der Abreißkalender aber will an die Wand genagelt sein, er will zerstört sein, Tag für Tag, Blatt für Blatt. Daß im Volkskalender jeder Tag des Jahres sein Blatt hätte, wäre ja gut, aber dieses Blatt soll nicht bloß für den Tag sein, für den einen Tag. Der literarische oder erzieherische Inhalt eines jeden Blattes muß doch so sein, daß er nicht an jedem Abend als veraltet abgerissen und vernichtet werde, sondern daß man ihn aufbehält zum Lesen und Wiederlesen. Deshalb ist der Abreißkalender für den auch der Belehrung und Unterhaltung dienen wollenden Volkskalender nicht die rechte Form. Ein solcher Kalender muß ein Buch sein, womit man seine Büchersammlung bereichern kann, und das auch noch was gilt, wenn sein Jahr längst um ist.

Daß der Buchkalender auch die Vorteile des Abreißkalenders hat, ist ja leicht zu machen. Der Buchbinder richtet es so ein, daß man den Kalender auch an die Wand hängen kann; statt das Blatt abzureißen, braucht man es bloß täglich umzublättern, so daß immer das Blatt des Tages vor unserem Auge offen steht. Und daß in diesem Falle beide Seiten des Blattes bedruckt werden können, ist ja auch was wert.

Bei dieser Gelegenheit noch folgendes: Der Volkskalender könnte ein wirksamer Bekämpfer der Schundliteratur werden, natürlich nur dann, wenn er selbst keine ist. Nicht das Neueste braucht er zu bringen, die ganze deutsche Literatur steht ihm bereit. Das Beste und das Billigste, sofern die dreißig Rechtjahre der Autoren um sind, kann der Volkskalender nehmen und überaus wohlfeil verbreiten. Passender, bildender Lesestoff für das Volk ist genug vorhanden, es fehlt vielleicht oft nur an passenden Kalendermachern.

Ein lustiger Mann erzählte mir, wie er als Knabe einmal den Nikolo korrigiert hat. Er hatte drei Brüderlein und eine Tante. Die Brüderle waren brav, er war schlimm und die Tante war — gerecht. Sie hielt es mit den Braven und tat gerne weissagen. Als der Tag des heiligen Nikolaus herannahte, der die braven Kinder nächtig mit Lebkuchen beschenkt und die unfolgsamen mit Birkenruten, und der kleine Micherl immer noch fingerzuzelte und nasenbohrte und die Hosen zerriß und aus Unachtsamkeit das Breitöpfchen zerschlug und lauter so gottlose Dinge trieb, da prophezeite ihm die Tante nichts Gutes. Der Bischof

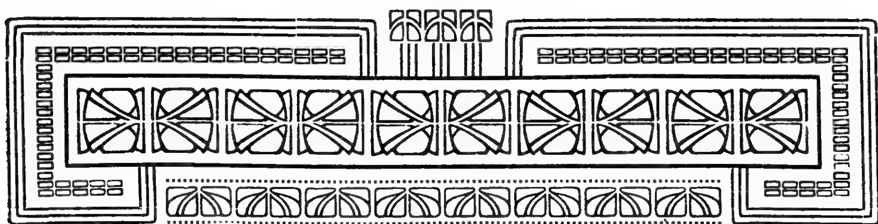
vereinfachen und klären. Das gilt auch für Musik. Für echte Volksopern in diesem Sinne halte ich den „Heilmar“ und den „Evangelimann“. Daß man in diese Art auch viel Neu- und Eigenartiges legen kann, zeigt Kienzls „Don Quixote“, dessen Aufführung mir ein wahres Ereignis war. Weinen möchte man über das Martyrium dieser heiligen Einfalt, genannt Don Quixote, und sie weiß nichts von einem Martyrium bei ihrer himmlischen Höhenfahrt. Diese unbesiegbare Immunität der Einfalt, wie sie Kienzl in seiner Oper gestaltet und gesungen hat, gehört doch zu den merkwürdigsten Offenbarungen. Wie ist dieser Opernstoff würdig und dankbar! Wenn etwas an der Sache undankbar ist, so ist es das Publikum, das an ihm vorübergeht. Doch nein, nicht aus Undankbarkeit geht es vorüber, sondern weil es in der Kunst der großen Dinge entwöhnt worden ist. So ist es nicht allein in der Musik, sondern auch in allen anderen Kunstbereichen unserer Tage.

Und dann spricht man vom Niedergang der Kunst. O nein, nicht die Kunst, der Künstler geht nieder. N^türlich, wenn die Leute nicht höher wollen, muß er niedergehen, sonst kommen sie nicht zusammen.

Aber — wenn der Künstler nicht nieder wollte, so müßten die Leute hinauf.

Eine meiner Leserinnen, die es wahrscheinlich nicht mehr lange bleiben wird, beklagt sich, daß ich unter zwölf Romanen nur einen Liebesroman geschrieben hätte, und selbst der ende mit einer Heirat (fi donc!) Da sind die Modernen (schade, daß sie schon wieder unmodern werden!) freilich andere Kerle. Sie knüpfen und bleiben ungebunden, sie lösen und bleiben unerlöst. Nur drauf los — skrupellos, liebestoll, tierisch . . . Derlei ist so angenehm, daß es die Leute nicht oft genug lesen können. — Ich habe die Liebe jeweilen für eine mehr intime Angelegenheit gehalten, die man nicht erst durch Marktschreier austrommeln zu lassen braucht, weil's jeder von uns ohnehin weiß. Die Vorgänge im türkischen Harem, auf Minaretts von Derwischen ausgerufen — wäre das geschmackvoll? Und die deutsche Literatur will dieser Derwisch sein, der die frevelhaftesten wie die heiligsten Geheimnisse seines Volkes mit zynischer Lust in die Welt kräht? Unterhaltungen über tierische Liebe ist etwas für geile Leute oder solche, die es werden wollen; die Poesie weiß mit ihr nichts anzufangen. In der wilden Sinnlichkeit allein liegt weder Seligkeit noch Tragik, die des Menschen und seiner großen Kunst würdig wäre. Selbst ich mit meiner kleinen Kunst habe mich nie (rekte fast nie) mit einer Liebe abgegeben, die — nun ja, die das Heiraten nicht verträgt.

Die Abreißkalender sind Mode geworden, geeignet für Kanzleien, über den Schreibtisch zu hängen. Jedes Blatt führt das Kalendarium



Kleine Laube.

Das gute Buch.

Ich nenne das Buch gut, das bereichert. Sei es dadurch, daß es uns klüger macht, unser Weltbild, unsere Seelenkenntnis erweitert, uns belehrt; sei es, daß es Ziele zeigt (oder auch Abgründe, hinter denen kein Ziel), daß es vor manchem abschreckt; sei es, daß es erhebt, erfreut, erleichtert, aufmuntert, stärkt.

Ich glaube, es gibt viele gute Bücher — aber zu ihnen gehören auch gute Leser.

Der gute Leser.

Der Leser ist gut, der sich aus einem Buch alles herausholt, was drinnen steckt.
Ich glaube, es gibt nicht sehr viele gute Leser. H. L. R.

Die Wage der Zeiten.

Es war einmal ein Engel. Und das war ein guter Engel. Wenn er auf die Erde herabsah, wurde er allemal traurig. Die Menschen lebten in Wildnissen, einer weit vom andern, und waren selber wie wilde Tiere, führten ein hartes, elendes Leben und waren einander feindlich, wo sie sich einmal begegneten. Da stieg der gute Engel vom Himmel herab, führte die Menschen aus ihren Wildnissen hervor und zusammen und lehrte sie nebeneinander Häuser bauen, eine Stadt, wo sie sich an Geselligkeit und Freundschaft gewöhnten, in gemeinsamem Tun Tüchtiges und Schönes schufen, in lichten Tempeln Religion, Kunst und Lehre pflegten und zu einer hohen Gesittung gelangten.

Da kam der Teufel. Derselbe, der sich über den wilden, tierischen Zustand der Menschen gefreut hatte. Er sah jetzt die schöne, friedliche Stadt und vermerkte es übel und sann, was er jetzt tue. Er hatte es bald. Auch er baute eine Stadt, seine Stadt, und zwar rings um die des Engels hin und teils mitten hinein. Es waren lauter große Fabriken mit tausend Schloten und hunderttausend friedlosen Arbeitern. Jetzt war der klare Himmel dahin über der alten Stadt, die Luft ward trübe, schmutzig, stinkend und der Staub senkte sich nieder und rußte die weißen Paläste und die Gesichter der Menschen und erfüllte ihre Lunge. Schwarz und schmutzig wurden auch die Seelen. Aber die Genußgier wuchs, verfeinert bei den Reichen, schamlos bei den Geringen und der Laster waren unerhörte. Dann mußten der unzufriedenen, gewalttätigen Fabriksleute wegen Kasernen gebaut werden, und mehr Zuchthäuser als früher, und Krankenhäuser, zahllose, riesige Krankenhäuser und Irrenhäuser. Und es herrschte zwischen des Engels und des Teufels Stadt Mißgunst und Neid und Feindschaft bis aufs blanke Messer.

Nikolo würde in der Nacht wohl kommen, aber seine guten Sachen nur auf die Teller der braven Brüder legen. Micherls Teller aber würde leer bleiben, weil der Nikolo die bösen Buben nicht mag.

Nun, der Micherl ließ es darauf ankommen. Er nahm sich nur vor, in derselben Nacht wach zu bleiben und dem Nikolo zuzuschauen, wenn er zum Fenster herein auf den Tisch greift und seine Sachen austeilt. Und als der Abend kam, standen auf dem Tische die vier Holzteller, jeder mit dem Namen des Eigentümers angekreidet, der Ordnung wegen. In der Nebenkammer schliefen schon die drei braven Brüderlein; der Micherl machte auch, als ob er schlafe, blinzelte aber unter dem Augenlid hervor und durch die stets offene Tür in die Stube hinaus, wo die Ereignisse vor sich gehen sollten. Er war ein wenig betrübt darüber, daß die Tante ihn immer einen Nixnutz hieß.

Und als alles im Hause still geworden war und in der Stube ein leises Knistern anhub, guckte er schärfer zu, sah in der Stube einen Lichtschein und an der Wand einen Schatten huschen, so groß und so buckelig wie die Tante. Und als wieder die dunkle Ruhe war, da stand der Micherl geräuschlos auf, ging in die Stube und sah dort im Halbmondschimmer die drei Teller der Brüder auf das kühnste aufgegupft mit Äpfeln, Lebkuchen und Nüssen; sein Teller aber war leer. Und weil er leer war, so nahm der Micherl von den anderen Tellern die guten Dinge weg und baute damit auf seinem Teller einen breiten und hohen Bau, der dastand wie ein Schloß neben drei Hütten.

Am Morgen wachten sie feierlich auf. Die drei wuschen sich brav und zogen mit Fleiß ihr Gewand an. Der Micherl aber lag halb verschlafen im Bett und stellte sich, als ob ihn nichts weniger anginge als das, was jetzt kommt.

„Na, jetzt werden wir halt sehen, wer brav gewesen ist!“ sagte die Tante mit singender Stimme, „jetzt werden wir's halt sehen!“ — Und als die vier Buben und die Frau Muhme vor der Bescherung standen, da —. Sie wollte schon losfahren, jedoch aber, es fiel ihr ganz richtig ein, sie dürfe den heiligen Nikolo nicht bloßstellen, sie müsse gläubig schweigen.

Der Schloßherr zeigte sich vornehm gegen die Hüttenbesitzer und ließ ihnen von seinen Reichtümern so viel ab, daß sie alle gleich viel hatten. Auch die Tante hat nachher auf ihrer Seidenhaube ein schönes Stück Lebkuchen gefunden, sich arg darüber verwundernd, daß auch sie brav gewesen war.

Im nächsten Jahre ist aber der Nikolo nicht mehr gekommen.

In der unheimlichen Stille,
Die da herrschet im Gemach,
Hat der Sohn das Fleh'n gehöret,
Denn er liegt in Schmerzen wach.

„Mutter, Himmel! nicht genesen —
Sterben laß mich, laß mich sterben!“
Schreit er auf im Fieberwahne,
„In der Hölle zu verderben! —
In der Hölle Feuerschlünden
Harrt man meiner ohne Zweifel,
Und um meine Seele streiten
Gier'gen Eifers alle Teufel!“

„Ärmster, du bedarfst der Ruhe!
Warum diese Frevelworte?“ —

„Liebe Mutter, ach, vergebens
Warnst du; vor der Höllenpforte
Stehen tausend Teufel Wache,
Mit den feurig roten Zangen
Ihren neuen Spießgesellen,
Meine Seele, zu empfangen!“

„Heil'ger Himmel, hilf! er raset!“
Stöhnt die Mutter leis empor.
Zu dem Kranken aber spricht sie:
„Bete, Kind, ich sprech' dir's vor.“

„Mutter, Mutter, meine Seele
Wird durch Beten nicht gereinigt;
Ach, du weißt nicht, welche Marter
Mir mein Inneres zerpeinigt,
Weißt ja nicht, welch' schwere Sünde
Meine arme Seele drückt,
Weißt nicht, wie Gewissensbisse
Mir den Sinn zerstört, zerstückt.“

„Nun, so rede, Kind, entlade
Durch Geständnis deine Seele.“

„Liebe Mutter, unermeßlich
Groß und arg sind meine Fehle!“

„Nun, so rede!“

„Ich versuch' es,
Daß die Seele sich entbinde,
Möglich, daß ich dann im Tode
Die ersehnte Ruhe finde . . .
Also höre, gute Mutter,
Die du mich dem Sein gegeben;
Ohne Schuld und ohne Makel
War mein irdisch Pilgerleben
Bis zu jenem Schreckenstage,
Wo das herrliche Theater
Sich verwandelte mit Grausen
In den gier'gen Feuerkrater,
Wo — ach, Mutter, laß mich schweigen
Von der unheilvollen Nacht,
Die aus weichen Menschenherzen
Tigerbestien gemacht!
Ach, schon faßt mich wildes Fieber,
Das den Atem mir beklemmt —
Todesfurcht krallt sich ins Herz mir,
Die des Lebens Pulse hemmt.“

Drauf die Mutter sanft, voll Bangen:
„Fasse dich, o rede — sprich!
Dieses Eis wird Kühlung bieten,
Dann erzähl, was quälet dich?
Welcher Schuld seit jenem Abend
Bist du dir, mein Sohn, bewußt?
Beichte der verschwieg'nen Mutter,
Das erleichtert deine Brust.“

Und der Kranke sammelt Kräfte,
Er errötet und erblaßt;
Dann, als ob die Zeit ihm fehle,
Spricht er weiter voller Hast:
„Mutter, damals im Theater,
(Nachbars Robert war mit mir) —
Schon gewärtig des Beginnes,
Nah' der Bühne saßen wir.
Heiter plaudernd von den Künstlern,
Von dem Stück und mancherlei,
Strömte laut im Sonntagsstaate
Froh das Publikum herbei.
Heit'rer Sinn und Festesfreude
Herrschte fröhlich im Gedränge,
Im Parterre auch und in Logen
Harrte froh vergnügt die Menge.
Da auf einmal spür' ich deutlich
Von der Bühne Brandgeruch,
Und eh' ich's dem Robert sage,
Bauschet sich des Vorhangs Tuch
Weit heraus und Feuergarben
Schießen blutig rot hervor,
Und im Fluge schlägt der Vorhang
Zu der Galerie empor.
Ich mit Robert zur Sekunde
War vom Sitze aufgesprungen,
Und mit aller Kräfte Walten
Hatt' ich mich zur Tür gerungen.
Hundertstimmiges Entsetzen
Dröhnte furchtbar in der Runde,
Wehgeheul und Rettungsrufe
Tönten grell von Mund zu Munde.
„Hilfe! Hilfe! — Vater! — Mutter!
Komm, mein Kind! — Mein Gott, Erbarmen!“
Klang es schauerlich und klagend
Wirr durch alle Reih'n der Armen. —
Alles dränget zu den Türen,
Angst gibt jedem Fuße Flügel,
Doch die Nottür ist verschlossen,
Allem Mühen trotzt der Riegel.
Wen'gen nur, die nah' den Türen,
Konnte leicht die Flucht gelingen. —
Doch als sich der Ausgang stopfte,
Gab's ein Kämpfen nur und Ringen.
Flammen lohten durch's Theater,
Fraßen am Gebälk hinauf,
Und an allen Ausgangstüren
Staut die Menge sich zu Hauf'.
Mehr geschoben als gegangen,
Sind wir endlich auf den Stiegen;
Wo die Treppenflucht sich windet,
Seh'n wir ein'ge Menschen liegen.
Doch nicht achtend der Gefall'nen,
Stürmt nach vorwärts wild die Menge — —

Alles hub an zu verderben, die Rohen erkannten kein anderes Gesetz mehr als das der Gewalt. Die Gesitteten wollten verzweifeln. Werke, an denen viele Geschlechter geschaffen, wurden in wahnsinniger Lust zerstört. Die wenigen Großen, die einst glaubend am Leben bauten, suchten den Tod.

Da kam der gute Engel wieder und weinte. Er hatte aus der Stadt einen Himmel machen wollen und nun war eine Hölle daraus geworden. — Nun führte er von den Ureinwohnern der Stadt die Edlen und Reinen aus dem wüsten Brodem hinaus ins weite stille, verlassene Land, daß sie sich dort Häuser bauten nach seiner Kunst, bei gesellschaftlicher Bildung und Gesittung ländlicher Arbeit huldigten und also wieder ein vornehm ruhiges, menschenwürdiges Leben führen konnten im Frieden der Ländlichkeit, unter einem Himmel, dessen Gestirne wieder klar und freundlich herablachten auf die Menschen. Es war zwischen Natur und Kultur ein holdes Ebenmaß geworden und die Seelen empfanden seit Urzeiten ein erstesmal das Glück.

Jene aber, die in den tausend Rauchhöhlen der Fabriksstadt zurückblieben, zehrten sich in ihrer Unzufriedenheit und in ihrem Hasse gegenseitig auf, bis auch sie endlich suchten den Weg zurück ins ländliche Leben, wo sie bei gemäßigter Arbeit ohne Gier und giftige Wut den Frieden des Herzens wieder finden wollten.

Anfangs waren auf dem Lande die Häuser voneinander weit abgestanden, jedes für sich in einem Garten mit Berg und Tal. Als der Leute jedoch immer mehr wurden, die aus den Riesenstädten aufs Land kamen, ward auch hier wieder die Stadt, die engende, jagende, stickende, wüste, feindselige — und das Elend war von neuem da. —

So wiederholte es sich und das Unheimliche war, daß niemand dafür konnte, daß es sich im Laufe der Zeiten mit folgerichtiger eherner Macht vollzog, unaufhaltsam auf und nieder wie eine Wage, an der das Zünglein nach oben so wenig zur Ruhe kommt als das sehnsüchtige Menschenherz.

Wohl dem, dessen Dasein in die Zeit des ländlichen Lebens fällt!

Ein Weihnachtsabend.

Ballade von Josef L. Haase.*)

Es ist heil'ger Weihnachtsabend;
Doch im düstern Kämmerlein
Herrschet keine Weihnachtsfreude,
Keiner Christbaumkerzen Schein.
Auf dem Lager wälzt in Schmerzen
Sterbend sich ein junger Mann,
Doch die ärgste seiner Qualen
Ist, daß er nicht sterben kann. —
An dem Lager sitzt die Mutter,
Weinend um den teuern Sohn,
Der nach ärztlichem Bescheide
Sich'rem Tod verfallen schon.
Wer vermöcht' es zu beschreiben,
Was ein Mutterherz empfindet,
Wenn der Arzt nach bangem Zögern
Solche Unglücksmär' verkündet.
„Guter Gott, hast du an jenem
Mariä-Empfängnistage,
Wo der frohe Sinn der Wiener
Sich verwandelte in Klage,
Wo in einem Flammenmeere
Manche Lebensblüte sank,
Und vergeblich Mann und Jüngling
Mit den Flammenwellen rang,
Wo durch sträfliches Vergessen
In zwei schauerlichen Stunden
Hunderte von Menschenleben
Ihren Untergang gefunden —
Hast du damals, güt'ger Himmel
Mir mein einzig Kind gerettet,
Während hundert and're draußen
Unterm Rasen ruh'n gebettet,
Dann sei heute gnädig, wie du
Mir in jener Nacht gewesen,
Dann erbarme, Herr, dich meiner
Und laß meinen Sohn genesen!"

*) Balladen und Bilder von J. L. Haase. Leipa, Johann Künstner.

gewissenhaft registrierenden Literaturaufseher als Beweis ihrer eigenen Belesenheit und ihres vergleichenden Scharfsinnes sofort in gleiche Linie stellten mit seinem Berufskollegen Pièrre Loti und dann noch mit Edgar Allen Poe. Denn Claude Farrère bildet zwischen diesen beiden sozusagen ein Bindeglied, und es ist gut, wenn man das den Lesern sofort als Schlagwort zuwirft, weil sich sonst ein ahnungsloser Mensch am Ende sein eigenes Urteil bilden könnte und weil durch solche eigene Urteile dann die ganze Ordnung in der Literaturregistratur außer Rand und Band käme. Und vielleicht ist es die richtige Unterrichtsmethode, so zu verfahren, daß, wenn man eine Rose beschreiben soll, man einfach behauptet: sie hat viele Blätter, wie eine Artischocke, nur daß ihre Farbe anders ist, und sie hat auch viele Dornen, wie die Brombeerhecke, nur daß ihre Blüte anders ist. Und so wollen wir es auch zugeben: Claude Farrère ist wie Pièrre Loti auch französischer Marineoffizier und hat auch einen türkischen Roman („Der Mann, der einen Mord beging") geschrieben; er hat aber auch das Grauen, das Unheimliche zu schildern verstanden und, nach Hanns Heinz Ewers, „Die opalene Seele des Opiums" gefunden wie Poe die des Laudanums, also ist er beiden Dichtern ähnlich. Sonst aber ist er ganz anders. —

Das erste Buch, mit dem Farrère vor die Öffentlichkeit trat, ist „Opium" (Fumée d'Opium), das jetzt, meisterhaft von Maria Ewers in das Deutsche übertragen, bei Georg Müller in München herauskam. Es ist „das klassische Buch des Opiumrauches", es ist Anklage und Entschuldigung zugleich und ein grandioses Bild von Taumel, Ekstasen, Sehnsucht und Aufgelöstheit, kurz eines Zustandes, der, königlich und gottähnlich, einen in jene Regionen versetzt, wo man, wie der Mikado, „über der Dichte der neunfachen Wolken lebt". Man darf sich aber nicht denken, daß das Buch vielleicht selbst wie in solchem Zustande geschrieben ist und vielleicht mit Verworrenheiten, die unsere Nerven kitzelnd reizen, uns umspinnt, nein, Farrère geht mit einer minuziösen systematischen Folgerichtigkeit vor und bringt uns sukzessive in die verschiedenen Phasen hinein, die er in sechs Epochen vorführt: „Die Legenden", „Die Annalen", „Die Ekstasen", „Die Störungen", „Die Gespenster" und „Der Alp", und es sind auf und ab führende Stufen von Seligkeit zur Wollust und vom Bezaubertsein zum Wahnsinn. Schon Novalis sagt: „Wahnsinn und Bezauberung haben viel Ähnlichkeit. Ein Zauberer ist ein Künstler des Wahnsinns." Und jedes Reizmittel ist ein solches Zaubern, jedes Gift besonders. „Denn irgendwo schlummert in jedem Gifte ein seltsames Leben, eines, das aus dem toten Ding ein selbstatmendes Wesen macht. Weit, an den letzten Grenzen, wo höchste Schönheit und entsetzliches Grauen ineinandersinken, wo Lüste und Qualen eins werden, da, wo aller Kunst tiefste Quelle ist, da atmet auch das Leben der Gifte — — —", schreibt Hanns Hainz Ewers in seinem Vorworte. Und er schließt: „Wenige kennen die Wege. Claude Farrère ging sie, mein Kamerad — —."

Und wir fügen hinzu: „Er hat uns von diesem Weg sündhaft schöne, berauschende Blüten gebracht, was aber nützt es, wenn er uns zeigt, daß sie ins Verderben locken, daß sie nur gähnende Abgründe überwuchernd decken! Gefährlich ist es, solche Blüten zu schenken, sie veraten den Weg und locken. —

Das soeben erschienene Buch Farrères „Das Geheimnis der Lebenden", Roman (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt am Main, Mark 2·50), ist wesentlich verschieden von dem ersten, obzwar in der wunderbaren Ausdrucksmöglichkeit und Plastik, seeliche Zustände des furchbarsten Grauens zu schildern ohne abzustoßen und die phantastischesten Gebilde uns greifbar nahe zu bringen, ein echtes Farrèrebuch und das Zeichen seiner eigensten Note, die aus jedem seiner Werke hervorspringt. Es handelt von den Vampirmenschen und ihren

Da verlöschen alle Lichter,
Und im Dunkeln tobt's Gedränge.
Während es von allen Seiten
Röchelt, stöhnt und heult und ruft,
Füllen Rauch und Qualm und Dämpfe
Atemraubend uns die Luft!
Wer im wahnerfüllten Toben
Noch vermag zurückzuschauen,
Sieht die Flammen schrecklich nahen,
Und er stürzet fort mit Grauen.
Blinder Wahnsinn ist entfesselt,
Um das Leben gilt's zu raufen,
„Ich will leben!“ denkt sich jeder,
Unbekümmert um die Haufen.
Um die wirr verschlung'nen Knäuel
Halb erstickter Menschenleiber —
Männer werden zu Dämonen
Und zu Furien die Weiber!
An der Pforte sich'ren Todes
Alle sich wie toll geberden.
Wer sich will vor Mördern schützen,
Muß zum Mörder selber werden!
So auch ich, geliebte Mutter . . .
Wohlbekannt mit allen Räumen
Und noch meiner Sinne Meister,
Dring' ich vorwärts ohne Säumen.
Längs der Mauer fort mich raffend,
Stolpernd über Menschenleichen,
Hoffe ich mit Furcht und Bangen
Noch den Ausgang zu erreichen.
Da vernehm' ich mir zu Füßen
Hilfestöhnen, Röcheln, Jammern,
Und auf einmal schaudernd fühl' ich,
Wie zwei Hände mich umklammern;
Mit Verwendung aller Kräfte
Richtet sich empor der Mann,
Da, um mich vor ihm zu retten,
Fall ich tigergleich ihn an;
Krampfhaft fest mit beiden Händen
Halt' ich seinen Hals umspannt,
Nur ein Druck! — er läßt mich locker —
Und sinkt nieder an der Wand.
Da wird eine Tür geöffnet,
Und herein strömt Luft und Licht,
Ich schau' nieder zu dem Toten
Und seh' — Roberts bleich' Gesicht! —
Hinter mir seh' ich mit Grausen,
Wie die Flammen weiter lecken,
Während halbverbrannte Hände
Drohend sich zum Himmel strecken. —
Noch will ich mich niederbücken,
Ob er tot sei, möcht' ich wissen —
Da entschwinden mir die Sinne . . .
Doch ich ward herausgerissen! — —
Mutter, Mutter!“ seufzt der Kranke,
„Reich mir deine lieben Hände,
Bete, daß mir Gott vergebe
Und verzeih' — ich bin am Ende!“ —

Mit den Worten sinkt der Arme
In die Kissen matt zurück;
Seine Seele ist hinüber
Und verglast und stier sein Blick!

Betend fällt die Mutter nieder:
„Groß, o Gott, ist seine Sünde,
Sei ihm gnädig, güt'ger Himmel,
Und verzeihe meinem Kinde!
Was er tat in jener Stunde,
Lastet schwer auf seinem Haupte,
Doch es war die Tat des Dämons,
Der ihm seine Sinne raubte. —
Jene unglücksel'ge Stunde
Brachte ihm den Todeskeim,
Kerngesund war er gegangen,
Kränkelnd brachte man ihn heim.
Herr, du weißt, was ich gelitten,
Ich vertraue deiner Huld,
Höre das Gebet der Mutter
Und vergib ihm seine Schuld!“ —

Horch, da tönen Kirchgesänge,
Die der Mutter Trost beschieden:
„Ehre sei Gott in den Höhen
Und den Menschenherzen Frieden!“

Claude Farrère.

„Ist es nicht natürlich, wenn sich einer unbestimmten Phantasien hingibt, die gerade alles, das in der Welt existiert, in und außer dem Menschen, berühren, daß diese ihn so fortreißen, daß er nicht zu Ende kommt, bis ans Ende der Welt.“

Ph. O. Runge.

Mit Vernunft allein ist nicht das Geringste zu erschaffen, das wirkliche Kunstwerk kann nur aus dem Unendlichen herausgeholt, und gerade von dem „Ende der Welt“ zu uns gebracht sein. Denn das Ende unserer Welt ist der Anfang der Welt der Phantasie, in der der Inhalt jeder wahren Kunst gegründet ist, nämlich Schönheit und der geheimnisvolle Zauber der Seele aller Dinge. Wer uns diese vermittelt, ist ein wahrer Künstler, und ein solcher ist der noch nicht lange bei uns bekannt gewordene französische phantastische Erzähler Claude Farrère, den die

Singvögel.

Gottsucher.

Mir Gott zu suchen, zog ich aus.
Mit starkem Arm und kühnem Blick
Trotzt ich des Tages Mißgeschick
Und baute kühn mir Burg und Haus. —
Ich rang im Frohn mit harter Pflicht
Schritt dann den Weg, mir selbst gemacht,
Lag sehnsuchtskrank in schwarzer Nacht,
Doch den ich suchte -- fand ich nicht. —

So rann mir Tag und Jahr dahin.
Oft sorgenschwer, oft kühn und wild
Hab ich der Seele Not gestillt,
Wenn sie mich frug nach dem: — Wohin! —
Und wieder zog ich aus nach Licht,
Nach Gottessein und Ewigkeit;
Doch müde kehrt ich heim vom Streit;
Denn den ich suchte — — fand ich nicht. —

Drauf stand ich stumm in Nacht und Qual,
Und rang voll Not die Hände wund.
Da rief ich Gott mit wehem Mund
Ob meiner Sünden Kainsmal. —
Und als ich wild den Tag verflucht,
Der mich im ersten Zweifel fand — — —
Da fühlt ich eine milde Hand: —
Es hat mein Gott mich selbst gesucht. — —

Ernst Ferd. Neumann, Dresden.

Das Bild im Felde.

Durch die Felder streich ich still und sinnend,
Vor mir liegt der Berge Pracht,
Hinter mir der Strom, zu Tale rinnend,
Beides hoch vom Himmel überdacht.

Da ragt aus der Felder engen Gasse
Vom Gekreuzigten ein Bild von Stein,
Vor ihm neigt das Angesicht, das blasse,
Ein gläubiger Christ — ein Mägdelein.

Ach, du armes Kind, laß dich belehren,
Ganz vergeblich ist dein heißes Flehn;
Niemand hat vor heißen Menschenzähren
Einen Gott sich niederbeugen sehn.

Ich bin besser dran in meinem Harme
Und ich bin nichts weniger als fromm:
Meinem Bilde öffnen sich die Arme,
Wenn als Bittender ich zu ihm komm . . .

Franz Woas, Wiesbaden.

Trutzliedchen.

Echten Trost in Leidenstagen
Werden dir nur jene bringen,
Deren Herzen tiefer schlagen,
Deren Worte tiefer klingen.

Doch die Brut, die herzenstote,
Weise trotzig vor die Türe,
Daß dir keine Heuchlerpfote
Frech an deine Schmerzen rühre.

Alfred v. Wurmb.

Unwesen, vom Alchimistenproblem der körperlichen Unsterblichkeit. Ein französischer Offizier gerät durch einen unheilvollen Zufall in die Hände dieser Vampirmenschen, die schon seine Geliebte, aber ohne deren Wissen, aussaugen und so ihr Leben, das heißt ihr Alter erhalten, und da er ihr „Geheimnis" erfährt, wird er vernichtet. Dieses „Geheimnis" aber ist mit einer überzeugenden Sicherheit und Folgerichtigkeit dargestellt, es zwingt uns, erregt mitzufolgen, es bannt uns förmlich und läßt uns nicht zweifeln oder Halt machen. Mit atemlosem Interesse folgen wir dem Schicksal des Helden, und tagelang wirkt der Eindruck nach, den diese spannende unwahrscheinlich-wahrscheinliche Geschichte in uns hinterläßt.

Claude Farrère hat etwas Köstliches: er ist immer er, selbst in seinem Stil, das heißt, hinreißend schön und leicht im Ausdrucke, ungekünstelt elegant in der Sprache, und er ist immer ein anderer, er hat noch keine Manier. Und er hat doch schon viele Bücher geschrieben und viele Erfolge gehabt, was uns also hoffen läßt: selbst die Erfolge haben ihn nicht geschadet, ihn nicht verdorben, unbekümmert sicher geht er seine Wege, wie es nur solche tun, für die es keine Zuschauer gibt, sondern ein Ziel. Und nur so erreicht man es! Ella Triebnigg.

Der von der Vogelweide.

Lyriker sind keine Romanhelden. Herrn Walthers Beschäftigungen waren: Lieben und Singen. Nun ist für den echten Dichter auch das Lieben ein Ereignis und das Singen eine Tat. Und auf diesem Stege hat Franz Karl Ginzkey in Gottfried Kellers feiner Art seinen Roman: „Der von der Vogelweide"*) geschrieben. Es ist mehr daraus geworden als ein Roman, es ist ein Zeitgemälde daraus geworden, ein interessantes. Walther, der Minnesänger, schweift in aller Welt herum, und was er erlebt, das erleben wir mit. Den Kinderkreuzzug, den Kampf zwischen den Welfen und den Ghibellinen, die Weltherrschaft des Papstes Innozenz. Allerdings nur flüchtig und stets ohne Abschluß, wie es bei geschichtlichen Entwicklungen ja immer ist. Dann sehen wir den Sänger auf lebendig bewegten Ritterburgen zu Gaste, zeitweilig so als eine Art Hofmeister, um Edelknaben im Gesange zu unterrichten. Wir sehen, wie er der Liebling der Frauen ist, das Mißtrauen der Priesterschaft erregt, und wie man ihn in Adelskreisen nicht voll nehmen will, weil er nur ein niedriger Ritter ist, und so eine Art Spielmann, der um sein tägliches Brot singt. Daß Walther von der ganzen Gesellschaft der einzige ist, dessen Werk heute noch lebt, haben sie wohl nicht geahnt. — Den Großteil des Buches füllt Herrn Walthers Frauenliebe. Sie ist von besonderer Art, eine seltsame Doppelliebe, rein und ohne Ziel. Ferner hat das Buch zwei großartige Gestalten, den Heiden Zanter, der sich aus dem Kreuzzug eine schöne Türkin mit heimbringt, sonst ein kerndeutscher Mann — und dann den heiligen Franziskus von Assisi, mit dem Walther von der Vogelweide eine ganze Nacht lang beisammensitzt zu Pola, in der Ruine des römischen Amphitheaters, und über die Brüder, Vögel, Fische, Pflanzen und Steine spricht. Das und des Patriarchen von Aquileja heimlich glühender Haß gegen Papst Innozenz ist wohl die Höhe dieses bedeutsamen Buches. Der Verfasser ist tief eingedrungen in das Mittelalter, fast zu viel weiß er des Merkwürdigen, so daß er zu tun hat, um unser Hauptinteresse für Herrn Walther zusammenzuhalten. Wir waren bewegt von des Sängers Lied und Liebe, hofften aber auf unseren Kreuz- und Querwegen immer heimlich, dem Kaiserprätendenten Hohenstaufen oder gar dem Papst Innozenz persönlich zu begegnen.

---

*) Leipzig. L. Staackmann.

Lustige Zeitung.

Moderner Gauner. Gefängnisinspektor (zum eingesperrten Taschendieb, der einen größeren Betrag an eine Versicherungsgesellschaft schicken will): „Ja, sind Sie so hoch aufs Leben versichert?“ — „Das nicht, aber jede meiner Hände hab ick mit vierzigtausend Mark gegen Unfall versichert.“ („Meggendorfer.“)

*

Zeitungsdeutsch. Die „Neue freie Presse“ berichtete jüngst vom Wiener Schlachtviehmarkt wörtlich: „Im Hinblick auf die neuerdings um 154 Stück erhöhte Zufuhr verkehrten auch geschlachtete Schweine in lustloser Stimmung.“ („Muskete.“)

*

Das neue Wort. Ein altes Mütterchen kommt zum Kräutler. „Ich möchte ein Pfund Sauerkraut!“ — „Jetzt müssen S scho Kilo sagen, Frau Mutter!“ sagt der Kräutler. — „So“, sagt's Mütterchen drauf, „heißts nimma Sauerkraut?“ („Guckkasten.“)

*

Amerikanischer Humor. Ein Flieger landet auf einem Feld und bittet einen ziemlich gut gekleideten Herrn: „Ach bitte, wollen Sie einen Augenblick auf meine Maschine aufpassen?“ — „Was?“ schnarrte der andere empört, „ich aufpassen? Ich bin Senator der Vereinigten Staaten.“ — „Trotzdem, ich vertraue Ihnen.“



Schwammerl. Ein Schubertroman von Rudolf Hans Bartsch. (Leipig. L. Staackmann.)

Welch ein einziges Land! Da wird gefestet, gegessen, getrunken, gescherzt, gesungen, geliebt, Schulden gemacht, in Wonnen geschwelgt, an gebrochenem Herzen gestorben. In einem Kranz von Freunden: Vogl, Schwind, Bauernfeld und anderer der Auserwählten und Treuen steht ein kleiner, rundlicher Mann, Hochmeister in der Kunst, Edelkamerad in der Freundschaft, Stümper in der Liebe: Franz Schubert. — Alles in allem, das verkörperte Österreich, das der Dichter in diesem Roman auslegt. Ein wundersüßer Roman, in dem nichts vorgeht als Musik. Musik in der Sprache, Harmonie in der Anlage, ein Singen der Lust und der Sehnsucht, nicht zu sagen. Ein weltfroher, himmelfrommer Roman. In den Wienerwald heraus, ins Steirerland herein sehen wir den Musiker kommen, überall vergöttert, nach allem Schönen dürstend und alles versäumend. Drei Mädeln sind, die erste möchte er nehmen, die zweite möchte er lieben, nach der dritten zieht ihm die Leidenschaft und zu jeder kommt er zu spät. Alles Glück, das keusche wie das sündige, lädt ihn ein und geht an ihm vorüber. Er versäumt, ihm die Hand zu reichen. Im Wein will er dann seine Unerfülltheit vergessen, als zwecklos fühlt er — der große Nachfolger Beethovens — sein Leben und weiß es nicht, daß sein Lied Hunderttausende beglückt. Mitten in einem großen, ihn vergötternden Volke stirbt er vereinsamt dahin.

Diesen Mann konnte nur Rudolf Hans Bartsch uns gestalten, oder vielmehr, er gab uns Franz Schubert so, wie wir ihn am liebsten denken. — „Schwammerl!“ Das Ruf-

Heidenacht.

Der Teich liegt zittrig und silberweiß,
Noch quarrt's im Rohr von Fröschen,
Der Nachthauch weht so lind und leis
Und letzte Lichter löschen.

Der Tau rollt übern Blumenkelch
Und muß im Grund verderben.
Viel tausend Perlen brechen. Welch
Gezier sinkt da zu Scherben!

So schweigend lauscht der Mond und wacht
Von ragenden Bastionen,
Daß ihm nicht Schächer bei Not und Nacht
Den König Frieden entthronen.

Daß nirgends ein Tal so weit und klein,
Wo 's lärmt noch und gewittert,
Daß auch in den Seelen wie ferne Schalmei'n
Das letzte Sehnen verzittert . . .

K. Dankwart Zwerger.

Untreu Lieb.

(In Volksweise.)

Fahre hin, fahre hin . . .
Wird ein ander Röslein blühn

Blühen mir hold im Tau,
Daß ich meine Freud' dran schau'.

Aber keck werf' ich's weg;
Kurz zu lieben ist mein Zweck.

So wie mir es geschah,
Mach' ich es mit andern. — Ja!

Die du frisch, falsch und fein:
Nimmer, nimmer denk' ich dein.

Untreu Lieb, fahre hin;
Nimmer kommst mir in den Sinn!

Karl Krobath.

Sonett.

Du weißt es nicht, du Liebste in der Ferne,
Wie jene große Macht mich überkommen,
Die man die Liebe nennt. Wie glutentglommen
Mein ganzes Sein, seit ich mich sehnen lerne!

Als ich dich schauen konnt' an jedem Tage,
Zogst du mich an — doch war dies nicht von Dauer:
Du schiedest, und bald fühlte ich mit Trauer,
Wie rasch verweht der Trennung Schmerz und Klage.

So war's mein Glaube. Bis sich mit den Jahren,
Nachdem ich reichlich Leid und Lust erfahren,
Mein Herze reuvoll ganz dem deinen neigte;

Sieh' fern von dir dank ich es doch den Mächten,
Daß mir Erkenntnis ward in bangen Nächten;
Wüßt' ich den Weg nun noch, der zu dir zeigte . . !

E. Barger, Iglau

Tage geborgt; auf länger borge ich kein Buch. — „Was haben Sie denn?" fragte ich verwundert über seine Erregtheit.

„Na, was z viel ist, ist z viel", sagte der Freund, „ma hat kein Augenwasser auch nit zum Verpritscheln. Gflent han ih bei dem Büchel. Bei der ersten Gschicht, wie heißt sie denn gleich, richtig: In der großen Kartause, han ich röhren müssen, weil sie so tief eingreift mit ihrem: Weltlust, Weltflucht, Weltpflicht. Des reichen Weltmanns Heimweh nach der Zelle, in der er einst zehn Jugendjahre schweigend sich auf den Tod vorbereitet hat, bevor das Leben kam, und das Sterben gelernt hat, ohne es zu können, schließlich. — Bei der zweiten Geschichte, Aus der Bienengasse, wo die urdrolligen Nachtigall- und Bienenprozesse sind zwischen dem Deutschen und dem Böhm, hab ich Tränen vergossen vor Lachen. Bei der dritten Geschichte, „Der Bub", hab' ich geweint, weil sie so grausam herzbrecherisch ist. — Weiter mag ich jetzt nicht mehr. Man muß absetzen, muß diese Sachen langsam lesen und darüber nachdenken, weil es ja nachdenkliche Geschichten sind, und deswegen will ich mir das Buch kaufen.

„Freund", sagte ich, „kaufen, das Buch! Ein guter Gedanke. Das ist wieder einmal was, das man sich in den Kasten stellt, nicht wahr?"

Die Rede war von dem neuerschienenen „Nachdenklichen Geschichtenbuch" Emil Ertls. Dem Freunde hatte es der Stoff angetan, mir auch die Form. Originell kann man Ertls Stil schon deshalb nicht nennen, weil er klassisch ist. Und doch auch wieder modern, weil er realistisch sich dem Stoffe stets anzupassen weiß. Acht Erzählungen enthält das Buch, jede in einem andern Genre, jede etwas Besonderes behandelnd und alle zusammen als harmonische Einheit in Geist und Gemüt einer starken Persönlichkeit. — Was weiter? Das Vorhaben des Freundes, das er mittlerweile auch ausgeführt hat, ist nachahmenswert.

Aus meinem Sommergarten. Humoristische Plaudereien von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann.)

Otto Ernst, der gedankentiefe und dabei heitere Jubilar (ein Fünfziger!), beschert uns an seinem Ehrentage — was ein Vorrecht des Künstlers ist, der immer mehr gibt, als er empfängt — ein neues sonniges Buch, das auch die im „Heimgarten" bereits erschienenen, erquickenden Geschichten „Die Ziege" und „Dornröschen in den Kammerspielen" enthält. So urdeutsch, lebensbejahend, gemütlich und gemütvoll wie Otto Ernst ist kaum ein zweiter deutscher Humorist. Bei ihm sprudelt es von Witz und jenem lieben Ernst, der fröhlicher Lebensklugheit gleichkommt. Besonders die Seele des Kindes, des geheimnisvollen erst werdenden Menschen ist sein ureigenstes künstlerisches und psychologisches Gebiet, und der Inbegriff des Kindes (von dem jeder eine Art Weisheit lernen kann) heißt Roswitha.

Noch eins: In der launigen Plauderei „Wenn ich alt sein werde" gibt uns der Jubilar ein Versprechen, auf dessen Erfüllung wir bestehen müssen Er gelobt, 150 Jahre alt zu werden. Schon aus egoistischen Gründen nehmen wir ihn beim Wort: Er muß uns in den nächsten hundert Jahren noch eine lange, lange Reihe Bücher schreiben. H. L. R.

Philuzius Süßmeyers alltägliche Geschichte. Von Wolfgang Burghauser. (Leipzig. Ernst Rowohlt.)

Die Geschichte eines „Korkmenschen", der, weil er leicht ist, obenauf schwimmt und alle für ihn günstigen Strömungen listig ausnützt. So kommt er an *sein* Ziel. — Eine heitere Satire, die — wie jede echte Satire — einen sehr ernsten Kern hat. Überhaupt ein unterhaltsamer Roman, der groteske Zusammenhänge, naturalistische Szenen und auch unmögliche Zufälligkeiten liebt. Es hat ihn eine talentierte Feder geschrieben. Neben viel Originalität finden sich manche aufgelesene Anklänge, zuweilen an den seligen Bierbaum, scheint mir, zuweilen an den erfindungsreichen Hans Heinz Evers — aber in seiner Gesamtheit ist das Buch ein Werk Wolfgang Burghausers, der nur die literarische Schablone zu reichlich verspottet, als daß er sich davon ganz freimachen konnte. Wer so rege an die Schablone denkt, kennt sie sehr genau — und an dem rächt sie sich. Unbewußt muß er ihr seinen Tribut entrichten und hie und da folgt der dichterische Griffel Linien, die stark vorgezeichnet sind. Wenigstens *ich* habe diesen Eindruck. Aber, gleichviel, „Philuzius Süßmeyer" hat mir gut gefallen, er regt an und stellt lebendig dar. H. L. R.

Und David sah ein Weib. Roman von Hans Ludwig Rosegger. (Köstritz und Leipzig. C. Seifert.)

Clärica Hemessen — Paul Luteroot — Nora: Das alte Problem der Stellung des Mannes zwischen zwei Frauen. Ein Konflikt, der unlösbar ist wie die meisten Rätsel, die das Leben aufgibt, und mannigfaltig wie jede Leidenschaft. Deshalb veraltet das Thema niemals. In die Handlung dieses Buches spielt noch die Seltsamkeit herein, daß der Maler Paul Luteroot, um prächtige Augenblickserfolge zu erringen, selbsterfundene Farben verwendet, die eigenartig und leuchtend sind, aber der Zeit nicht standhalten. So sterben seine Werke vor ihm. Und wenn der Roman gleichwohl harmonisch-ruhig endet,

wort deutet auf ein humoristisches Buch, es ist wahrlich durchfunkelt von sonnigem Humor, aber des üppigen Liedes Tenor ist doch Schwermut und Wehmut.

Der Schönheitspreis. Roman von Fritz Stüber-Gunther. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Stüber-Gunther ist ein schwermütiger Künstler. Das Gegenstück eines Bartsch, der das Leben flimmern und sprühen läßt, und auch das Gegenstück zu Schnitzler z. B., der mit leidenschaftsloser Treue malt und schildert. Stüber-Gunthers Werke haben einen sozialen und starken sittlichen Grundgehalt, der sie über die reine Belletristik emporhebt; vertiefend und ansprechend. — „Der Schönheitspreis" ist ein Roman des Werdens, des Ringens nach Klarheit um und in sich — ein hohes Lied der Ehe. Trotz des ernsten Themas hat auch viel lieber Humor darin Platz gefunden und das Buch ist reich an warmer Innigkeit. Alle Gestalten sind wurzelechte Wiener — der sympathische Papa Sieger, ein schließlich vom lustigpolternden Hausarzt geheilter Hypochonder, sein sich im Laufe der Erzählung emporringender Sohn Heinrich, der liederliche Frech, dessen tapfere Tochter Johanna, Willi, der Geck Kohlmeier, der ewig verschnupfte Karl Wigidak, bis zum alkoholfreundlichen Chauffeur Josef Büchl herab — Menschen, deren besonderer Reiz gerade in ihren Schwächen liegt und die doch nur der eindeutigen Frage des großen Schicksals bedürfen, um aus ihrer Kleinlichkeit aufgerüttelt, die große, wahre Antwort zu finden. Ein durch und durch österreichisches Buch im besten Sinn, ein empfehlenswertes Buch voll Klugheit, gediegener Menschenkenntnis und erfüllt von nachsichtigem Verstehen. H. L. R.

Die Hungerglocke. Ein Roman aus der steirischen Los von Rom-Bewegung von Ludwig Mahnert (Duisburg. Dietrich & Hermann. 1912.)

Dieser Zeitroman spielt in der schönen Bachernstadt. Er ist eine Tendenz-, eine Streitschrift. Dem Stoffe nach hätte es keine sein müssen, dieser tragische Stoff trägt für sich zu aller Zeit einen schweren Roman; er ist hier in der wilden Glut der Partei geschmiedet worden. Alles darin ist da, stößt sich wirklich im Raum. Menschentypen werden lebendig. Der nach Gott hungernde Mann aus dem Arbeiterstande. Der stramme evangelische Geistliche. Der milde katholische Priester. Der Hetzkaplan. Kircheneifernde Frauen. Ein leidenschaftlich liebendes, in die Drau gehetztes Mädchen. Der Los von Romschreier, der nicht übertritt usw. Markig gezeichnete Gestalten aus dem Leben. Aber ein Kapitel ist nicht wahr: Wie der phanatische Kaplan die streng katholische, fromme, sterbende Mutter nicht versehen will, wenn die Tochter nicht ihren protestantischen Bräutigam abschwört. Das kann in dieser Weise weder bei einem deutschen, noch bei einem windischen Hetzkaplan vorkommen. Der Effekt ist allerdings groß, der mit der Szene erreicht wird, auch ist er mit allem Geschick herausgearbeitet und ohne ihn verlöre der Roman den wichtigsten Knotenpunkt. Und doch halte ich es selbst in einer Parteischrift nicht für erlaubt, dem Feinde solch himmelschreiende Seelenverbrechen zuzuschreiben. Oder gibt es Katholiken, denen der geschilderte Hetzpfaffe immer noch lieber ist als der alte gütige Kanonikus? — Im übrigen zeigt sich in der Arbeit ein Talent, das trotz mancher Fehler des Erstlings eine sehr respektable Probe geliefert hat. Und es gibt im Buche große Partien, in denen ohne alle Polemik mit lohender Begeisterung das Christentum verherrlicht wird. Die seelische Entwickelung des Gottsuchenden ist in der Hauptperson meisterhaft geschildert.

Bergasyl. Berchtesgadener Erzählung von Richard Voß. 4. Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Diesen glühenden Roman, den manche für die beste und schönste Schöpfung des Meisters halten, liegt jetzt in der vierten Auflage vor. Die pathetische, überströmende Schilderungskraft Richard Voß' feiert darin helle Triumphe, und die Buntheit der Darstellung und der Sprache hat etwas ungemein Berauschendes an sich. Ein Dichter schrieb das Buch, ein Hinschwebender, der sich über eine banale Wirklichkeit erhebt und mit einer nie kargenden Phantasie seine reichen Gedanken verschwendet. Mit „Bergasyl" hat sich der Autor seinerzeit einen bleibenden Ruhmesplatz in der deutschen Literatur errungen.

Gertraud Sonnweber. Roman von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Greinzens neues Buch schließt sich würdig seinen drei anderen großen Tiroler Romanen an — in manchem übertrifft es vielleicht sogar noch die früheren Werke. Der Verfasser zeigt sich wieder als großzügiger Menschenschilderer, der seine Stoffe zu meistern versteht und ihnen alles abringt, was sie bieten können.

Gertraud Sonnweber ist eine Frauengestalt, die tiefes Interesse erwecken muß.

Nachdenkliches Geschichtenbuch. „Himmi Saggra, däs Büchel da!" rief der Freund und warf mir ein neues, stattliches Buch auf den Tisch. Ich hatte es ihm vorher auf zwei

den Erbfeind, die Österreicher voran, denn ihr Feldherr, der Fürst von Schwarzenberg, war es, der die große Völkerschlacht bei Leipzig leitete und Napoleons Macht den Todesstoß gab. Mit Stolz darf darum auch Österreichs Jugend an jene glorreiche Zeit zurückdenken, die von den „Neuen Jugendblättern“ hier in Wort und Bild so lebendig vorgeführt wird. Sie kämpfen damit auch gegen alle Bestrebungen, die schon unsere Jugend vaterlandslos machen und sie dadurch um die hehrsten Tugenden deutscher Art bringen möchten: um die Liebe zum Vaterland, die gepaart ist mit aufopfernder Treue bis zum Tode. H. M.

Von der Bedeutung des Bilderbuches. Kein Spielzeug ist von gleich großer Bedeutung für die Jugenderziehung als das Buch. Bei dem vielen Minderwertigen aber, was gerade in Jugendbüchern alljährlich auf den Markt kommt, ist es nicht leicht, das Richtige zu treffen. Am besten hält man sich deshalb an ein bewährtes Verlagshaus. Man wird dann nicht fehlgreifen. So darf den hier angezeigten Büchern unbedingtes Vertrauen entgegengebracht werden. Der Verlag Josef Scholz in Mainz hat vor Jahren als erster mit der Herausgabe volkstümlicher, wohlfeiler Künstler-Bilderbücher begonnen und mit bedeutenden und für diese Aufgabe berufenen Künstlern und Dichtern bahnbrechend gewirkt.

Den uns vorliegenden diesjährigen Weihnachtsneuheiten wurde seitens des Verlags wieder besondere Sorgfalt zugewendet.

Es sind zu erwähnen: **Dornröschen** und **Hänsel und Gretel.** Von Fr. Müller, Münster. — **Rat einmal!** Von M. Langhein. — **Fröhlicher Reigen.** Von Hans Schrödter. Diese drei Bücher, auf dauerhaftem Papier gedruckt, mit acht großen farbigen Bildseiten und zahlreichen Textzeichnungen, kosten nur je 50 Pfg., ebenso Schmidhammers **Hoppe, hoppe, Reiter,** unzerreißbar, auf Pappe. — **Die sieben Raben.** Ein Märchenbuch mit Text von den Brüdern Grimm. Mit acht großen farbigen Vollbildern und zahlreichen Textzeichnungen von Franz Staffen. Gebunden 1 Mark. — **Mein Spielzeug.** Anschaubilder von Eugen Oßwald. Allerlei Spielzeug und liebe Dinge im Reiche des Kindes. Neun farbige Bildseiten. Unzerreißbar. 1 Mark. — **Frohes Spiel.** Ein Bilderbuch von Arpad Schmidhammer. Mit lustigen Versen und zehn farbigen Bildseiten. Unzerreißbar gebunden 1 Mark 60 Pfg. — **Komm!** Bilder lieber Tiere aus Haus, Feld und Wald von Eugen Oßwald. Mit lustigen Versen und 22 farbigen Bildseiten. Unzerreißbar. Gebunden 3 Mark. — **Ringsumher.** Ein Bilderbuch von Eugen Oßwald. Lustige Erlebnisse aus aller Welt mit Kindern, hübschen Tieren und allerlei komischen Gestalten. Verse von Adolf Holst. 31 farbige Bildseiten. Ladenpreis 3 Mark.

Gerade rechtzeitig für den Weihnachtstisch brachte der Verlag Josef Scholz in Mainz wieder eine Reihe sehr empfehlenswerter Bücher für die Jugend; so Band XX der Mainzer Volks- und Jugendbücher: **Der Steiger vom David Richt-Schacht,** von Kurt Geucke, und fünf Bände vaterländischer Bilderbücher: **Zehn Jahre deutscher Not — Frühling und Freiheit — Nach Frankreich hinein — Friedrich der Große,** 1. und 2. Teil. Gebunden je 1 Mark. Alle diese inhaltlich ausgezeichneten, schön ausgestatteten und wohlfeilen Werke eignen sich vorzüglich für Christgeschenke. Tr.

Salzburger Kochbuch. Von Rosa Karolina Neuwirth. Die Hofverlagsbuchhandlung Heinrich Dieter (Georg Lorenz) in Salzburg bringt allerlei hübsche Bücher auf den Markt. Pietätvoll gesammelte innige Verse von Heinrich Dieter, vaterländische Werke und manches andere. Diesmal legt sie uns etwas vor, das jeder Mode widersteht, weil es immer modern bleibt, etwas, das im Grunde für die Bedürfnisse der Menschheit wichtiger ist als Lyrik und Novellistik — ein Kochbuch.

Auch der idealste Mensch kann der realen Grundlage nicht entbehren, auch der größte Geist hat einen Magen und will gut essen. Ja gerade, wenn der Geist mühelos Schönes und Tüchtiges schaffen soll, muß die Magenfrage angenehm geregelt sein, und in unserer hygienisch fortgeschrittenen Zeit, in der man sich gewöhnt hat, den Appetit sozusagen auch vom chemischen Standpunkte aus zu meistern und zu befriedigen, hat das Wort „kochen“ sogar an Bedeutung wesentlich gewonnen.

Wenn nun ein Kochbuch, wie das vorliegende, nicht nur auf den „feineren“, sondern auch auf den „sparsamen“ bürgerlichen Haushalt Rücksicht nimmt, so kann man es in dieser Zeit zunehmender Teuerung wohl doppelt willkommen heißen und all den armen Hausfrauen, die heute schwerer als je zu wirtschaften vermögen, wärmstens empfehlen.

Nicht ohne Grund ward dies „Salzburger Kochbuch“ auf der Wiener Kochkunst-Ausstellung mit der goldenen Medaille prämiiert — es ist ein hübscher, schmucker Band und enthält über neunhundert erprobte, vorzügliche Rezepte, die, kurz und klar gefaßt, es auch der minder Geübten möglich machen, sich darnach zu richten. Auch der „Anhang“ enthält praktische, wertvolle Ratschläge über Einkaufen, Tafeldecken, Servieren, Einrichtung und Sauberhaltung der Küche, Aufbewahren von Vorräten ꝛc. ꝛc. wie dies Koch-

so sucht er sich auch damit der Tatsächlichkeit des Daseins anzupassen, in dem oft weniger Logik zu finden ist als in dem Kopf eines strebsamen Gymnasiasten. Selbstanzeige.

D' Laubfrösch. Humoristische Erzählungen aus den steirischen Bergen von Eduard Gimpl. (Bruck a. M. Hermann Smrczek.)

Das sind anektodenartige Scherze in obersteirischer Mundart, in ihrer Art an Fraungruber und Rosegger erinnernd. Die Mundart ist vortrefflich behandelt, die Schwänke großenteils gut gewählt. Es ist ein Büchelchen zum Vorlesen in frohen Gesellschaften, meist harmlos und kreuzlustig. Der Verfasser ist ein obersteirischer Volksschullehrer, der dialektisches Talent hat und — wie man hört — in der Lade mehrere neue Dichtungen, die eines Verlegers harren. Wir haben in Österreich nur noch wenige mutige Verleger, hoffentlich findet sich ein Gönner für diesen Volkshumoristen, damit er das, was etwa in ihm Eigenartiges ist, entwickeln kann.

Lassalle. Ein Leben für Freiheit und Liebe. Geschichtlicher Roman von Alfred Schirokauer. Mit zahlreichen Illustrationen. (Berlin. Rich. Bong.)

Lassalle ist nicht das Ideal eines historischen Romanes — dazu fehlt ihm auch die natürliche, ausgeglichene Sprache — aber das Buch ist immerhin eine durch großen Fleiß, Verständnis und Liebe zum Stoff bemerkenswerte und fesselnde Leistung, die auf angenehme Weise in das Werden der großen sozialdemokratischen Strömung unserer Tage einweiht. — Lassalle, der genialistische, geistreiche, Ideen schönformende Lassalle ist keine sympathische Figur; seine Selbstüberschätzung stoßt ab und seine Unverläßlichkeit desgleichen. Er war kein ganz Großer und bildete sich ein, der Allergrößte zu sein, der sich über einen Bismarck stellte (allerdings über einen Bismark vor 1866 und 1870). Seine Beziehungen zu ihm sind sehr eigenartige und von Schirokauer in einer historisch möglichen Form erfaßt. So eingehend der Verfasser anfangs auch Einzelheiten aus dem Hintergrunde ausarbeitet, so flüchtig wird schließlich die Tragik in seines Helden Leben: das Trauerspiel, in dem Fräulein von Dönniges die unglückliche Rolle spielte und das dem aufstrebenden Sozialreformer das Leben kostete. — Hätte Lassalle länger wirken können, wahrscheinlich hätten wir heute eine weniger doktrinäre Sozialdemokratie und eine gefestigtere Gesellschaftsordnung. Eine dumme Duellkugel vernichtete hundert Möglichkeiten! Darin liegt echte, ungekünstelte Tragik, und Schirokauers großer Roman hat es verhältnismäßig leicht gehabt, ein zerfahrenes, feuriges Dasein in ein interessantes Buch zu bannen. — Die beigefügten zeitgenössischen Bilder sind wertvoll.
P. L. M.

Emil Ertl. Der Schöpfer des historischen Wiener Romans unserer Zeit lebt in Graz und heißt Emil Ertl. Auf das sind die Wiener etwas spät gekommen. Etwas spät, daß einer ihrer besten Dichter seit vielen Jahren in der Provinz lebt. Nun hat ein Wiener doch die erste Würdigung geschrieben: „Emil Ertl. Sein Leben und seine Werke. Eine Studie von Dr. Alfred Walheim.“ (Leipzig. L. Staackmann. 1912.)

Die erste Abteilung des Buches stellt kurz und klar Ertls Kindheit auf dem Schottenfeld in Wien dar, dann seine Studienjahre in Wien und Meran. Dann wird des Genaueren von seiner Grazer Zeit berichtet. Das Ganze gibt ein treues Bild des Mannes. Der zweite Teil des Buches kennzeichnet Ertls Werke: Das Märchen, die Novellen der ersten Zeit, die Novellen der reifen Zeit, und dann besonders eingehend und fein die große Romandreiheit: Ein Volk an der Arbeit, oder hundert Jahre Deutschösterreich im Roman: Die Leute vom blauen Guguckshaus; Freiheit, die ich meine; Auf der Wegwacht. — So bedeutend auch vieles aus des Dichters ersteren Büchern sein mag (ja, es gibt in ihnen wundervolle Novellen), den ersten großen Ruf hat er sich doch erst mit der Wiener Trilogie geweckt. Und nun wird anerkannt, daß Emil Ertl auf der Höhe Willibald Alexis, Gustav Freytags, Wilhelm Raabes steht. Walheims schönes Buch ist geschmückt mit dem Porträt des Dichters nach Professor Schrötters so sympathischem Gemälde und mehreren anderen Bildern aus Ertls Leben und Familie.

Die neuen Jugendblätter, vom Sächsischen Pestalozzi-Verein zum Besten armer Lehrerwaisen herausgegeben (Dresden, Meinhold, Preis 2 K), entwickeln sich immer mehr zu einem Jahrbuch gediegenster Art. Der fünfte Jahrgang ist unter dem Motto „Lieb Vaterland“ ganz der Erinnerung an die bedeutungsvollen Jahre 1812 und 1813 gewidmet, deren hundertjährige Gedenkfeier am 18. Oktober 1913 durch die Einweihung des machtvollen Völkerschlachtdenkmals in Leipzig ihren großartigen Abschluß finden soll. Bestbekannte Schriftsteller haben ernste und heitere Geschichten aus jener großen Zeit und Gedichte voll begeisterter Vaterlandsliebe beigesteuert und berühmte Künstler haben zahlreiche prächtige Bilder dazu entworfen. Der beigegebene Jugendkalender für 1913 erhöht den Wert des trefflichen Buches ganz wesentlich. Auch der österreichischen Jugend ist es aufs wärmste zu empfehlen. Haben doch damals alle deutschen Stämme gemeinsam gekämpft gegen

kurze biographische Einleitung vorgesetzt. Man kann diese auch typographisch sehr hübsch ausgestattete Sammlung allen Freunden des wahren edlen Humors auf das beste empfehlen. Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

Ums Menschentum. Ein Schillerroman von Walter v. Molo. (Berlin. Schuster und Loeffler.)

Dahiel der Konvertit. Roman von Richard Voß. Neue Ausgabe mit einem Vorwort von Prof. Dr. Fr. v. der Leyen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Grandidiers. Ein Berliner Roman aus der französischen Kolonie von Julius Rodenberg. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das dunkle Tor. Roman von Hermann Wagner. (München. Albert Langen.)

Aus den Memoiren der Prinzessin Arnulf. Roman von Olga Wohlbrück. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Heiratsjagd. Humoristischer Roman von Gustav Hochstetter. Mit einer farbigen Umschlagzeichnung von E. Heilemann. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Und sie gingen in ihr Königreich. Roman von D. v. Stockert-Meynert. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Plaudereien eines alten Freundespaares. Von Paul Heyse. (Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Die Jungfer von Wattenwil. Historischer Schweizerroman von Adolf Frey. (Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Um die Wartburg. Roman aus dem Mittelalter von Paul Schreckenbach. (Leipzig. L. Staackmann.)

Pierrot Schnee. Von Henriette Riemann. (Berlin. Erich Reiß. 1913.)

Das Epos des Weizens. Von Frank Norries. II. Teil: Die Getreidebörse. Eine alte Geschichte aus Chikago. Einzig berechtigte Verdeutschung von Eugen Tempsky. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Sängerin hinter dem Vorhang. Von A. Halbert. (München. Hans Sachs-Verlag.)

Scherzi. Von Alfred v. Ehrmann. (Berlin und Leipzig. Schuster und Loeffler.)

Lola Montez. Historischer Roman von Joseph Aug. Lux mit 35 zeitgenössischen Illustrationen, Dokumenten u. s. w. (Berlin. Rich. Bong.)

Schelmuffskys Reisebeschreibung. Von Christian Reuter. Mit einer Einleitung von Dr. Gottlieb Fritz und Illustrationen von Ludwig Berwald. [Hausbüchereiband 41.] (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel.)

Du alter Stefansturm ... Von Fritz Stüber-Gunther. Heitere und ernstere Wiener Skizzen. Mit Umschlagzeichnung von Fritz Schönpflug. (Wien. Robert Mohr.)

Wiener Stimmungen. Von Paul Busson. Mit Umschlagzeichnung von Theo Zasche. (Wien. Robert Mohr.)

Die sieben Schelme von Großlichtheim. Ein fröhliches Plauderbuch von A. De Nora. (Leipzig. L. Staackmann. 1913.)

Das zweite Leben. Erzählung von Werner Frey. (Leipzig. Franz Moeser, Nachfolger.)

Literarische Leckerbissen. Sammlung von Kabinettstücken deutscher und ausländischer Literatur. 1. Bändchen: Otto Julius Bierbaum. (Charlottenburg-Berlin. Theodor Lißner.)

Am Dorfbrunnen. Geschichten und Mären von Gottfried Doehler. (Leipzig. F. A. Barthel. 1912.)

Neues Märchenbuch. Von Max Geißler. Mit Bildern von Otto Fischer-Lamberg. (Leipzig. L. Staackmann. 1912.)

Deutsche Erinnerungen. Von Sidney Whitman. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1912.)

Blüchers Briefe an seine Frau. Herausgegeben von Adolf Saager. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Blücher-Anekdoten. Von Adolf Saager. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Tageweisen. Von O. Kernstock. (München. Braun u. Schneider.)

Die Leonsteiner. Eine Mär vom Wörthersee. Von Julian Raudnitz. (Leipzig. M. Braunschweig.)

D'r Hafestrickler. Elsässischi Bragonniers Komedie in aan Uffzug von Jean Riff. (Straßburg. Paul Schweikhardt.)

O Schicksal! Volksstück in fünf Aufzügen von Adolf Frankl. (Berlin-Friedenau. Bureau Karl Fischer.)

Allerhand Geschichten. Von Adolf Frankl. 3. Auflage. (Graz. Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt. 1912.)

Griechische Götter- und Heldengeschichten. Für die Jugend erzählt von Professor L. Witt. (Stuttgart. Max Waag.)

Indienbummel. Von Alice Schalek. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Feldbriefe 1870/71. Von Heinrich Rindfleisch. Zur Hundertjahrfeier der Freiheitskriege dem deutschen Volke aufs neue dargebracht. 7. Auflage. Mit einem Bilde des Verfassers und einer Karte. (Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1912.)

Der Liebe und des Meeres Wellen. Eine Weltreiseplauderei von Bruno Beheim-Schwarzbach. (Leipzig. „Xenien"-Verlag.)

Drei und Einer. Kulturerzählung aus der Gegenwart von Alfred Sitzenfrey. (Verlag Alfred Sitzenfrey.)

buch denn überhaupt durch seine kurze und angenehme Fassung günstig wirkt, so daß es in jedem jungen Haushalt einen hübschen Ehrenplatz in der weiß- oder hellblau-lackierten Küche verdient! ....g

Südmark-Kalender für das Jahr 1913. Ein Jahrbuch für Stadt und Land, geleitet von Karl W. Gawalowski. Ausgabe für Steiermark. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Dieser längst eingebürgerte Kalender braucht keine Empfehlung mehr. Als Hand-, Nachschlage-, Belehrungs- und Unterhaltungsbuch ist er vorzüglich. Und alles durchglüht von deutscher Gesinnung.

Volksbildungskalender für das Jahr 1913. Herausgegeben von Karl Maußer. (Berlin-Zehlendorf.)

Eine Unmenge dessen, was zur geistigen und gemütigen Anregung für die Leute dienen kann, ist in diesem Kalender enthalten. Nach allen Gebieten geistiger Kultur hin Wegweiser. Jeder Tag hat sein reiches Blatt. Nur schade, daß es tagesflüchtige Abreißblätter sind, daß dieser Inhalt nicht in Buchform darliegt. Er verdiente, aufbewahrt zu werden.

Jahrbuch des Deutsch-österreichischen Preßvereines für 1913. Ein Volkskalender für Stadt und Land. Herausgegeben von Adolf Frankl. (Graz. Deutsch-österr. Preßverein.)

Der Preßverein hat sich zur Hauptaufgabe gestellt, im Volke gute Lese zu verbreiten und macht mit diesem Kalender einen schönen Anfang. Die Anlage ist eine eigentümliche, wie uns scheint, für einen Volkskalender höchst glückliche. Da gibt es Beiträge der ersten österreichischen, der besten deutschvölklichen Schriftsteller, ob sie nun noch leben oder nicht. So ist der Kalender in der Lage, von Altem und Neuem das Beste zu bieten. Und fast jeder der Verfasser wird uns in einem guten Bilde vorgeführt. So ist das Jahrbuch literarisch und volkstümlich zugleich. Dazu kommt noch eine Menge des Merkwürdigen aus Heimat und Fremde und als Lückenbüßer viel Humor und Spaß. Alles reich mit Bildern ausgestattet.

Insel-Almanach auf das Jahr 1913. (Insel-Verlag. Leipzig.)

Mit Beiträgen von Ricarda Huch, Emil Verhaeren, Rainer Maria Rilke, Stefan Zweig, Hugo von Hofmannstal u. a. und Bilderbeilagen nach Rembrandt, Goethe, Tischbein, Delacroix usw. reich und vornehm ausgestattet, gehört der bekannte und beliebte Insel-Almanach zu den wertvollsten Erscheinungen auf dem Gebiete der, möchte ich sagen, literarischen Kalender. Auch dieser Jahrgang verdient jene Anerkennung, die alle seine Vorgänger fanden.

Meyers historisch-geographischer Kalender für 1913 (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist wie alljährlich auch diesmal zum 16. Male pünktlich erschienen. Die Vorzüge dieses Blattabreißkalenders, welcher für jeden Tag eine Fülle nötiger und wissenswerter Daten bietet und ein so abwechslungsreiches, anschaulich belehrendes Bildermaterial aufweist, wurden hier schon wiederholt hervorgehoben. Es sei nur etwa bemerkt, daß dieser Kalenderjahrgang unter dem Zeichen der großen Tage steht, an denen vor 100 Jahren im Kampfe gegen Napoleon Deutschland von dessen Joche sich befreite und dieser Zeit darum besondere Beobachtung schenkt. A. Schl.

Wilhelm Hauffs sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Rudolf Krauß. (Leipzig. Hesse. 1912.)

Diese neue von dem bestbekannten Literarhistoriker Rudolf Krauß herausgegebene Ausgabe der Werke des liebenswürdigen schwäbischen Dichters Hauff verdient in jeder Hinsicht ganz besondere Aufmerksamkeit. Sie ist in dem Rahmen der längst als vorzüglich erkannten Hesseschen Klassikerausgaben erschienen, weist aber ein größeres Format und auch größeren Druck auf als die bisher erschienenen Au'oren dieser Ausgaben und es scheint, daß die Verlagshandlung auch ihren weiteren Erscheinungen unserer Klassiker dieses passende Gewand verleihen will. Eine sehr gewissenhafte Biographie Hauffs vom Herausgeber ist vorangestellt, jedem Einzelwerke erscheint eine orientierende Einleitung beigegeben. Es fehlt auch nicht an erklärenden Anmerkungen. Überall zeigt sich in diesen Beigaben die genaue Vertrautheit des Herausgebers mit seinem Stoffe und die eingehende Kenntnis von des Dichters Wirken und Streben. Ein Porträt Hauffs und mehrere Handschriftproben sind eine willkommene Zugabe. — In demselben Verlage erschien unter dem Titel „Vom köstlichen Humor" eine Auslese aus der humoristischen Literatur alter und neuer Zeit, herausgegeben von Ludwig Fürstenwerth, von der vorläufig zwei Teile vorliegen. Diese bieten in feinsinniger Auswahl treffliche humoristische Prosaskizzen und Erzählungen von Hans Arnold, A. Roderich, Max Schmidt, E. Kossak, L. Thoma, A. Trinius, Th. Fontane, R. Greinz, H. Seidel und anderen. Über jedem der vertretenen Schriftsteller ist eine



Der Golfstrom.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Am 5. August 1934 hielten drei Kaiser, zwei Könige und der Präsident der französischen Republik in Southampton Heerschau über die Armada, die Armada, die Abschied nahm und Europas Zukunft an Bord trug. Doktor Prem, der sich in Gesellschaft der hohen Herrschaften befand, gedachte schwermütig des üppigen Festes von Colon — es lag vier Jahre weit zurück! — und er gedachte der Besorgnisse, die in ihm damals zum erstenmal aufstiegen. Nur zu gerechtfertigt waren sie gewesen! Europa war gezwungen worden, die Entscheidung durch die Waffen herbeizuführen, es war kein frivoler Beutezug, den es unternahm, sondern eine Zurückweisung, eine Verteidigung urheiliger Naturrechte, gewissermaßen die Notwehr des Ostens gegen eine zynische Vergewaltigung durch den Westen. In Doktor Prems Innern ging noch gar manches vor; ihn entzückte der Anblick der von der See getragenen Schiffe, ihre Wucht, ihre Bedeutsamkeit, wie auch ein Gletscher neben Todesschauern Bewunderung einflößt, oder andere Übermächtigkeiten, die stärker sind als wir. Das Gewaltige wirkt in jeder Form auf den Menschen. Soweit das Auge schweifte, nichts als gepanzerte Giganten, mit unheimlichen Riesengeschützen bestückt, mit den fadigen Spinnenfingern der drahtlosen Telegraphie und dem

Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. III: Von Brant bis Rollenhagen: Brant, Hutten, Fischart sowie Tierepos und Fabel. Ausgewählt und erläutert von Professor Dr. Julius Sahr. [Sammlung Göschen Nr. 36.] (Berlin u. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Aus Ruh' und Unruh'. Neue Gedichte von Hermann Hango. (Wien. Gerlach & Wiedling. 1912.)

Oktobernacht am Völkerschlachtdenkmal. (Nach hundert Jahren.) Eine Dichtung von Siegfried Moltke. (Leipzig. Frankenstein & Wagner. 1912.)

Otto Ernst und sein Schaffen. Zum 50. Geburtstage des Dichters von Ottomar Enking. (Leipzig. L. Staackmann.)

Franz Michael Felder und die Klerikalen. Kulturkampfbilder aus Vorarlberg aus der Zeit von 1860 bis 1910. Von Hans Nägele. (Bregenz. Richter & Pjotta. 1911.)

Die Schrift enthält ganz merkwürdige Dinge von klerikalen Gegnern des Dichters, die unglaublich wären, wenn sie nicht amtliche Bestätigung gefunden hätten.

Zum hundertsten Geburtstag Ludwig Steubs. Von Hans Nägele. (Bregenz. Richter & Pjotta. 1912.)

Spiel und Arbeit: **Akkumulatoren.** Deren Selbstherstellung und Behandlung, für die reifere Jugend bearbeitet. Von E. Schroeder, dipl. Ing. Mit 1 Detailbogen. (Ravensburg. Otto Maier.)

Josef Wichner. Zum 60. Geburtstage des Dichters am 23. Oktober 1912. Von Hans Nägele (Bludenz. Franz Dworzak.)

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1913. Mit Illustrationen. 129. Jahrg. (Graz. „Leykam".)

Der Wiener Bote. Illustrierter Kalender auf das Jahr 1913. 44. Jahrg. (Wien. Jos. Eberle u. Co.)

Der Jahresbote für Österreich-Ungarn. 1913. (Wien. Jos. Eberle u. Co.)

Scheffel-Kalender auf das Jahr 1913. Herausgegeben vom Scheffelbunde, geleitet von W. A. Hammer. (Teschen-Wien-Leipzig. Karl Prohaska.)

Deutscher Volkskalender für das Jahr 1913. Bearbeitet von Rudolf Fiedler. (Wien. Selbstverlag des Deutschen Schulvereines.)

Deutscher evangelischer Volkskalender für Österreich. 1913. Herausgegeben von Hans Müller, Röcknitz. (Leipzig. Paul Eger.)

Botschafter des Friedens. Christlicher Familienkalender auf das Jahr des Heils 1913. (Darmstadt.)

Kinderhändler. Recherchen und Fürsorgetätigkeit von Schwester Henriette Arendt. (Stuttgart. H. Clausnitzer.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

„Raunzer" in Wien. Sie sind ungerecht. Wenn z. B. England die Linien seiner Politik ändert, dann sagen Sie: „Ja, die sind klug und passen sich den jeweiligen Verhältnissen an"; wenn aber die deutsche oder die österreichische Diplomatie dasselbe tut, rufen Sie: „Der Kurs geht zickzack. Man weiß oben nicht, was man will." Solche ungerechte und gedankenlose Wertungen schaden uns im Ausland sehr — ohne uns selbst zu nützen. Lassen Sie das Raunzen den kleinen Kindern.

Sprachforscher in Heidelberg. Der Ihnen unverständliche Name der istrianischen Insel Sansego ist leicht erklärt. Als seinerzeit die Slawen an dieser Insel anlegten, fragten die Ureinwohner: „San Se Goten oder san Se Krawaten?" Daher also .... Aber bitte erzählen Sie's nicht weiter, wir fürchten uns vor einem Lynchgericht!

Literaturfreund L. in W. Otto Ernsts reizende Plauderei „Dornröschen in den Kammerspielen" (Novemberheft des „Heimgarten") erschien inzwischen nebst einer Reihe ähnlicher hübscher Geschichten in Buchform bei L. Staackmann in Leipzig, unter dem Sammelnamen „Aus meinem Sommergarten". Eine Würdigung des entzückenden Buches finden Sie in dieser Nummer. Herzl. Gruß!

„Freund von Naturschilderungen" **Feldbach.** Roseggers landschaftliche Wanderschilderungen sind größtenteils enthalten in seinen Büchern „Am Wanderstabe". „Spaziergänge in der Heimat" und „Alpensommer". Leipzig, L. Staackmann.

(Geschlossen am 20. November 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Rörk.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Zar Alexander schüttelte ungläubig den Kopf: „Schwarzseher! Die da sind unüberwindlich!“ Aber er mißtraute plötzlich seinem Optimismus und fühlte sein Herz schneller pochen.

Cunard wußte mehr, als er sagte: er wußte, daß die russische Flotte alkoholverseucht, vernachlässigt und korrumpiert war, daß auch hier ein Schein täuschte; doch die französischen Geschwader bereiteten ihm gleichfalls schwere Sorgen. Malten ja die Matrosen vor dem Auslaufen aus Toulon an die Bordwände „vive l'anarchie“ und „vive la Monarchie“! Und das geschah in dem schweren Augenblick, da das Vaterland zu seiner Rettung Patriotismus und Selbstaufopferung bedurfte. Der Präsident faltete die Stirn — wie mochte das enden ... wie mußte das enden ...

Kaiser Wilhelm wich dem König von England nicht von der Seite. Großadmiral von der Glatz hatte ihm bedenkliche Andeutungen gemacht und er war nicht der Mann, die Augen kleinmütig zu schließen, wenn Gefahren drohten. Argwöhnisch zählte er die britischen Schlachtschiffe — und zählte nur sechzig statt der verabredeten hundert. Ein wenig barsch klang seine Frage an den König: „Georg, woher stammt das Mißverhältnis? Hält England so seine Gelöbnisse?“

Der König glaubte, entwischen zu können: „Ich verstehe dich nicht“, und rief seinen Adjutanten.

Der Kaiser brauste auf: „Ich meine, daß ich leicht zu verstehen bin. Es fehlen vierzig englische Schlachtschiffe“, und sarkastisch fügte er bei, „ich will nicht hoffen, daß sie von der letzten Flut verschlungen oder von der Ebbe auf den Sand gesetzt wurden!“

„Das nicht ...“ Großbritanniens Monarch warf die Schultern zurück und biß die Zähne in die Lippen: „Durften wir die Existenz Englands aufs Spiel setzen, die von der Erhaltung der Kolonien und der Beherrschung des Meeres und der Seewege abhängt? Wer rettet uns, wenn unsere Flotte am Meeresgrund rostet? Und wer bürgt für ein glückliches Gelingen dieses Argonautenzuges? Wir konnten nicht waghalsig handeln, wir müssen eine Reserve zurückbehalten, um den Staat gegen alle möglichen Eventualitäten zu wappnen.“

„Das nenne ich eine schimpfliche Verletzung heiliger Vertragspflichten — das nenne ich unumwunden Verrat, Georg.“

Der König faßte seinen Degen, ließ es aber bei dieser Pose bewenden: „Mäßige dich!“ Und leise: „Es ist ja immerhin denkbar, daß unser Erbfeind — daß das Deutsche Reich die Gelegenheit ausnützt und über uns herfällt, wenn wir entblößt sind. Du hast offen gesprochen, Wilhelm, du erlaubst also, daß auch ich offen und geradeheraus rede.“ Es war das unheilvolle und unausrottbare Mißtrauen,

lebendigen schwarzen und blauen Gewimmel der Offiziere und Matrosen. Der Geologe verglich das Schauspiel heute mit dem vor knapp vier Jahren. Damals ein Triumphieren und Frohlocken, ein Jauchzen und Berauschtsein, heute ein tiefer, ahnungsvoller Ernst.

Auch das harrende Volk, das Kopf an Kopf und Schulter an Schulter stand, fühlte die traurige Melancholie des Tages. Der uralte Gegensatz des Morgenlandes gegen das Abendland, einer alten gegen eine neue, jugendliche Welt! Und seitdem die Historiker die Ereignisse der Weltgeschichte aufzeichnen, unterlag der Osten gegen den Westen, das Vergangene gegen das Kommende. Ob ein unwandelbares Gesetz das so regelte? Ob nur der Zufall so entschied? Die Wanderungen der Menschheit folgen der Sonne, als seien uns Kurzlebigen die Tage zu eng, so daß wir sehnsüchtig dem Lichte nacheilen . . .

Europa, diese wunderliche, kleine Halbinsel knechtete einst den Erdkreis, jetzt verblaßte sein Stern und es begann in Bedeutungslosigkeit unterzutauchen.

Schmerzliche Überlegungen, die Doktor Hans Prem nicht wahr haben wollte und die ihn doch nicht mehr freigaben. Und es hatte den Anschein, daß keiner der Hunderttausende, die durch die Straßen Southamptons zogen, glücklicheren Gedanken nachhing. Niemandem gewährte die größte aller Flotten wirklichen Trost, allen schwebte ein dunkles Verhängnis vor.

Was dann, wenn die Armada überwunden würde? Ein lähmender Gedanke nagte sich bis ins Knochenmark der Menschen, denen vor der Eiszeit bangte. —

Die Herrscher und Staatsoberhäupter auf der Königsjacht „Irland“ betrachteten mit gemischten Gefühlen das Defilee der Panzerschiffe, die, mit dem Erzadmiralschiffe „King Edward VII.“ an der Tête, majestätisch vorbeirauschten, eine erhebende Reihe im Gänsemarsch, eins in der Kiellinie des anderen; daran schlossen sich die raschen Kreuzer mit den Aëroplanen an Deck, umschwärmt von Torpedobooten, welche die Kolosse wie die Bienen die Blumenbeete im Frühling umsummten, und im Hintergrunde warteten die Hilfs- und Transportdampfer, Sanitätsschiffe und Frachtkasten, mit Kohlen und Munition beladen.

Die daherbrausende Macht verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Zar sagte träumerisch: „Die Vereinigten Staaten von Europa . . .“ und lächelte eigen, als fühlte er sich als oberster Beherrscher dieses Bundes.

Frankreichs Präsident, Monsieur Cunard, im Frack mit dem dekorativen Band der Ehrenlegion über der Brust zuckte die Achseln: „Morituri, Caesar, te salutant.“

Vergangenheit vorbereitete, der Pfeil, von der Sehne abschwirrend, flog gegen Westen und der Schütze stand wehrlos da.

Wenn nun die Rettung Europas mißglückte . . .

*
* *

Noch an demselben Abend verließ Kaiser Wilhelm Southampton und auf der kaiserlichen Yacht befand sich auch Doktor Hans Prem. Der Kaiser war still und in sich gekehrt. Nur einmal richtete er das Wort an den Geologen: „Wir sahen einen grandiosen Leichenzug mit an, lieber Freund, unser eigenes Leichenbegängnis.“

VIII. Die Entscheidung.

Einen Tag nach dem Auslaufen der Armada traf vom Erzadmiral Beaconsfield eine drahtlose Depesche ein, die von der Seine bis zur Newa Begeisterung erregte. Der Lord telegraphierte: „Heute morgens, um sechs Uhr früh, sichtete das Kanonenbot „Marat“ einige Fahrzeuge, die das Sternenbanner gehißt hatten und anscheinend bestrebt waren, einer Begegnung mit uns auszuweichen. „Marat“, „Insolent“, „Pola“ und die „Gneisenau“ nahmen sofort die Verfolgung des Gegners, dessen Aufgabe darin bestand, uns zu beobachten, auf. Die sechs amerikanischen Auxiliarkreuzer suchten um jeden Preis zu entwischen, aber den an Schnelligkeit überlegenen Verfolgern gelang es, die Flüchtigen zu stellen, und Fregattenkapitän Stiparich, der Kommandant der „Pola“, forderte den Feind auf, sich zu ergeben, was jedoch abgelehnt wurde. Darauf eröffneten die Unsrigen ein außerordentlich wirkungsvolles Feuer und nahmen die Amerikaner in die Mitte; diese erwiderten nur schwach und um 9 Uhr 35 Minuten war die Seeschlacht entschieden. Die sechs Kreuzer sind in unseren Händen. Die Verluste des Gegners sind bedeutend, wir dagegen haben nur einen Leichtverwundeten. Die erbeuteten Schiffe wurden versenkt, die Mannschaft und die Offiziere gefangen.“

Extraausgaben verkündeten den ersten Seesieg, London illuminierte, in Paris veranstaltete man Umzüge und in Wien fand ein Festkonzert statt, dessen Reinertrag der Familie des „Leichtverwundeten“ zufließen sollte.

In Wahrheit handelte es sich bloß um einige brasilianische Handelsdampfer, die Baumwolle geladen hatten und mit etlichen grünspanüberzogenen Kanonen armiert waren, um in Seenot Signale geben zu können. Das wußte Beaconsfield auch ganz genau, doch zog er es vor, die Tatsache zu verschleiern und die unbedeutende, völkerrechtlich nicht einmal einwandfreie Affaire als einen glänzenden Sieg hinzustellen, der wenigstens die angenehme Wirkung hatte, daß ihm König Georg noch an demselben Tage den Bath-Orden verlieh.

das schon seit fünfzig Jahren die Ruhe Europas gefährdete: Die Angst vor einer deutschen Invasion.

Kaiser Wilhelm lachte gezwungen: „Überfallen, wir — euch! Mit Fischerbarken etwa, mit Kähnen, Gondeln und Flößen, denn unsere Flotte läuft wirklich aus, um mit Amerika Krieg zu führen. Wir handelten ehrlich, ohne Hintergedanken, aber daß ihr vertragsbrüchig wurdet, werden leider wir alle zu büßen haben."

„Ach Gott, vierzig Schiffe mehr oder weniger! Europa ist auf jeden Fall überlegen und die Flotte, die England aussendet, ist genau so groß wie die Deutschlands. Wie käme Großbritannien dazu, die Hauptlasten des Kampfes, der uns allen gleich nahegeht, zu tragen?"

„Was sollen euch die vierzig Schlachtschiffe nützen, die ihr, dem Vertrag entgegen, zurückbehaltet? Haben wir Unglück, dann werden auch sie euch nicht retten! Ihr seid falsche Rechner, unselige Spekulanten! Die Anderen taten alles was in ihren Kräften stand, sogar über ihre Pflicht hinaus — und ihr? Österreich stellte noch die veraltete „Tegetthoff"-Klasse in den Dienst, doch . . ." Der Kaiser wandte sich ab; was hatte es für eine Zweck, zu disputieren!

König Georg empfand das Unrecht seiner Politik und rollte, um das zu bemänteln, nochmals die Streitfrage auf, deretwegen die Diplomaten schon lange genug gestritten hatten: „Warum wolltet ihr von der Entsendung eines Landungsheeres gegen die Vereinigten Staaten nichts wissen? Weil ihr es stellen hättet müssen. Da habt ihr euch geweigert. Du hast keinen Grund mir Vorwürfe zu machen."

„Lassen wir das", sagte der Kaiser mit kalter Beherrschung, „der Schwabenstreich, mit ein paar hunderttausend Mann in der Union zu landen, wäre zu lächerlich gewesen. Sie wären erdrückt, ins Meer geworfen — verhaftet worden. Deutschland ist kein Don Quichote." —

Aus tausend und mehr Schlünden krachte der Abschiedssalut der Armada, die Flaggen knatterten im Winde, die Wimpel flatterten, in allen Sprachen hallten die Abschiedsgrüße der Matrosen, die im Hafen gestaute Menge erwiderte sie und schwenkte die Hüte. Dazu läuteten alle Glocken und erhöhten die Feierlichkeit des Augenblicks.

Die See gischtete, da die Flotten majestätisch dahinfuhren. Sie trugen das Schicksal Europas an Bord . . .

So zog die Armada aus, klein und kleiner werdend, die Kreuzer umkreisten die kompakte Masse der schwarzen Transportschiffe und die Torpedofahrzeuge tänzelten über das Meer. In der Ferne verschwanden die Kolosse, nachdem sie winzig wie Pünktchen geworden waren.

Ein unsagbarer Ernst überkam die Zurückgebliebenen. Die Würfel waren gefallen, die Zukunft mußte mit Notwendigkeit bringen, was die

zeugte der Lord niemanden von der Güte des hochweisen Kriegsplanes und die Einwendungen des deutschen Großadmirals machten einen starken Eindruck. Er sprach klar und energisch: „Meiner Meinung nach ist es die oberste Pflicht eines Soldaten, vor allem eines Feldherrn, zu siegen. Wie er siegt, ist seine Sache. Ich erblicke unsere Aufgabe nicht darin, als Puppen an Drahtschnüren zu agieren und erbauliche Vorstellungen im Gehorchen zu geben. Das aber mutet man uns zu. Natürlich müssen wir bereit sein, die Verantwortung für unser selbständiges Handeln zu tragen, wenn es schließlich doch schlecht endet. Dazu bin ich im vollsten Maße bereit. So und nur so erfüllen wir die Erwartungen, die ein halbes Dutzend ruhmvoller Völker, die um ihre Sicherheit bangen, auf uns setzt. Enttäuschen wir sie nicht. Wem nützt es dagegen, wenn wir die schönen Worte der Instruktion befolgen und darüber zugrunde gehen? Solcher Kadavergehorsam ist schädlich und verächtlich, er setzt die herrliche Armada, die man uns anvertraute, aufs Spiel und schadet in letzter Linie unseren Auftraggebern, deren Hoffnung die Flotten sind."

Carnavot höhnte: „So also äußert sich ein Offizier, der in Ehren ergraute! So präsentiert sich die vielgerühmte deutsche Disziplin!"

Von der Glatz fuhr unberührt durch den kecken Zwischenruf mit warnend erhobener Stimme fort: „Es wäre mir gleichgültig, beinahe gleichgültig, wenn ein strategischer Mißerfolg nichts Schlimmeres mit sich brächte als die Vernichtung der Armada, obwohl ich den nutzlosen Tod so vieler Menschen nicht ertragen und vor meinem Gewissen nicht verantworten könnte, aber es sind noch höhere Werte zu verlieren — das Heil Europas."

Der russische Admiral Popranoff-Steckelberg, ein leidenschaftlicher Panslawist, kam nochmals auf den Vorwurf gegen das Deutsche Reich zu sprechen, es habe die Ausrüstung und Einschiffung einer Okkupationsarmee hintertrieben.

„Man belästige mich nicht unablässig mit dieser Kleinkinderidee", entgegnete von der Glatz nun auch gereizt, „die eines weitblickenden Taktikers unwürdig ist. Ich möchte übrigens gern wissen, wie sich die Herren eine Landung vorstellen, so lange die Flotte der Union noch aktionsfähig ist! Und gelänge eine Landung auch — was ich für ausgeschlossen halte —, so müßten wir mit einer Handvoll Leute gegen hundertundfünfzig Millionen entschlossener Amerikaner marschieren. Wäre der Anlaß nicht zu ernst, ich müßte über die Vorstellung herzlich lachen."

Im gleichen Sinne äußerte sich Baron Waldermüller: „Ich stimme dem Herrn Großadmiral bei. Hätte zum Beispiel ich die Ehre, die Seestreitkräfte der Vereinigten Staaten zu befehligen, dann gäbe ich den Kanal skrupellos preis. Dort ist nur Kapital, also ein leicht ersetzliches Gut, von der Union zu verlieren, aber ganz anders verhält es sich bei

Auf hoher See berief der Erzadmiral die Befehlshaber der Geschwader an Bord „King Edwards VII." und eröffnete feierlich die versiegelten Instruktionen, die — ohne daß der Rat erfahrener Fachleute eingeholt worden war — fast nur von Landratten, Ministern und Botschaftern ausgearbeitet worden waren. Dabei gebärdete sich der Lord wie ein Herrscher, der seine Vasallen empfängt, und verlas mit gedämpfter Stimme den recht umfangreichen Befehl. Demnach sollte sich die Armada in zwei Gruppen teilen, deren einer die Aufgabe zufiel, den Panamakanal anzugreifen und womöglich Colon, also einen befestigten Hafenplatz, zu zerstören, während die andere den Kurs gegen New-York einzuschlagen hatte, um die Stadt „bis zur Kapitulation zu bombardieren", wie es in der Vorschrift hieß.

Lord Beaconsfield faltete das Schreiben sorgfältig zusammen und fügte einige Worte hinzu, aus denen hervorging, daß er bestimmt hatte, Panama durch die französischen, russischen, österreichischen, italienischen und skandinavischen Flotten forcieren zu lassen, während die Engländer, die Deutschen und Holländer New-York blockieren sollten.

Von der Glatz, den der Vizeadmiral Waldermüller sekundierte, geriet in hochgradige Erregung, bezeichnete den Plan als durchaus verfehlt, ja als verrückt. „Nur Dummköpfe, die nie einen Fuß auf ein Schiff setzten", sagte er, „können auf dergleichen verfallen. Wir kehren den bewährten Satz vom getrennt Marschieren und vereint Schlagen einfach um und fahren gemeinsam, um zwiespältig zu operieren. Der Stoß, den ein Fechter — und jeder Kriegführende ist ein Fechter — austeilt, muß ins Herz zielen, muß die Lebensader treffen — welchen Erfolg versprechen sich aber die Herren am grünen Tisch von einem — nehmen wir an — selbst gelungenen Angriff auf den Kanal? Im allergünstigsten Falle fügen wir dem Gegner einen größeren Materialschaden zu, was jedoch ohne dauernde Wirkung bleiben muß. Ich schlage vor, den lächerlichen Wisch, der uns die Hände bindet, ins Meer zu werfen und alle unsere Kräfte gegen New-York zu konzentrieren. Nur hier sind Lorbeeren zu holen und nur hier ist es möglich, die Union zu verwunden und ihr jenen Frieden vorzuschreiben, der Europa rettet".

Admiral Carnavot schickte sich an, heftig zu erwidern, doch der Erzadmiral fiel ihm ins Wort: „Überlassen Sie es mir, Kamerad!" Hochaufgerichtet bezeichnete er den Vorschlag von der Glatzens als Disziplinlosigkeit und Ungehorsam und erklärte: „Wir sind Soldaten und die oberste Pflicht eines treuen Soldaten ist unverbrüchlicher Gehorsam. Herr Großadmiral, ich bedauere, Sie darauf erst aufmerksam machen zu müssen."

Man spendete der so brüsk erteilten Rüge demonstrativ Beifall, weil Deutschland damit eine Lektion zuteil wurde, aber sachlich über-

Friedenszeit verwöhnt und empfindsam waren. Auf der „La France“ brach eine kleine Meuterei aus, man warf Geschützteile ins Meer, sang revolutionäre Lieder und verweigerte den Vorgesetzten den Gehorsam. Erst die Erschießung der Haupträdelsführer stellte die Ordnung äußerlich wieder her. Unter den Russen herrschte Anarchie, der übermäßige Alkoholgenuß und eine schamlose, zu lange tolerierte Propaganda für den Nihilismus verführten die Mannschaft „Peter des Großen“ dazu, einen unbeliebten Schiffsarzt tätlich zu mißhandeln und das Verbrechen mußte ungesühnt bleiben, weil Popranoff-Steckelberg vor einer energischen Bestrafung mit Rücksicht auf die allgemeine Überreiztheit zurückscheute. Auch auf den Schiffen der anderen Nationen war nicht alles so, wie es sein sollte.

Zum Unglück trat noch schlechtes Wetter ein, man verlangsamte das Fahrtempo, um im Nebel Zusammenstöße zu vermeiden, und die Schiffe fuhren in weiten Abständen voneinander. Dadurch verloren einige Kreuzer und Unterseeboote die Fühlung mit der Armada, man war gezwungen, zu stoppen und zu signalisieren, aber gleichwohl blieb die „Regina d'Italia“ verschollen. Mit Recht wurde vermutet, daß der Kapitän mit Mann und Maus — desertierte . . .

Am 8. August endlich teilte sich die Armada. Die Franzosen, Russen, Italiener, Norweger und Schweden nahmen einen südwestlichen Kurs gegen Colon, die Deutschen, die Engländer und Holländer steuerten New-York zu.

Der Abschied zwischen Großadmiral von der Glatz und Baron Waldermüller war kurz, aber herzlich. Der Großadmiral umarmte den österreichischen Kameraden: „Viel Glück! Viel, viel Glück! Wenn nicht ein Wunder geschieht, lieber Freund, so sehen wir uns heute zum letztenmal.“

1. Der Angriff auf Panama.

Admiral Jules Carnavot führte den Oberbefehl über die „Südflotte“, wie die nach dem Panamakanal abkommandierten Geschwader genannt wurden, und sofort gab es Reibereien zwischen ihm und den fremden Flaggenoffizieren. Besonders Baron Waldermüller wollte die Hoheitsrechte, die sich der Franzose anmaßte, nicht anerkennen und zeigte offen seine Unzufriedenheit, wodurch die kritische Sachlage noch komplizierter wurde. Aber auch andere, einschließlich des ziemlich indolenten Popranoff-Steckelberg, die sonst dem südfranzösischen Temperament Carnavots manches zugute hielten, waren durch seine arrogante Sorglosigkeit, die zuweilen in strafbare Nachlässigkeit ausartete, beunruhigt. Lord Beaconsfield hatte man bei all seiner Starrköpfigkeit doch nicht Pflichttreue absprechen können, aber Admiral Carnavot ließ sogar die primitivsten Vorsichtsmaßregeln außeracht und folgte nur dem Zureden

einem Angriff auf New-York, dessen Beschießung oder gar Eroberung einem moralischen Zusammenbruch der neuen Welt gleichkäme. Hier konzentrierte ich — wäre ich amerikanischer Admiral — alle meine Schiffe und überließe die Verteidigung Colons den Küstenforts und den Sperrminen. Die geteilte europäische Armada ist aber schwächer als die Gesamtflotte Nordamerikas."

Beaconsfield unterbrach den Redner, auf den alle hörten: „Von Minen im Panamakanal ist nichts bekannt."

„Was ihr Vorhandensein leider nicht ausschließt. — Was aber das schon bis zum Überdruß erörterte Landungsprojekt anlangt, so kann ein solches doch erst in Erwägung gezogen werden, wenn der Feind zur See überwunden ist. Bringen wir das zuwege, dann können wir binnen einer Woche Nachschub erhalten. Die Frage ist noch nicht spruchreif. Mit menschengefüllten Transportschiffen im Rücken, die doch auch geschützt werden müssen, eine Seeschlacht zu schlagen, ist heller Wahnsinn."

Da die Debatte ins Theoretische verlief und jeder seinen Standpunkt einseitig verteidigte, beantragte der norwegische Kapitän Swandersen, darüber namentlich abzustimmen, ob man die Ordre befolgen und die Armada teilen sollte, oder ob man besser daran täte, dem Vorschlag des deutschen Großadmirals nachzugeben und seine ganzen Kräfte zu einem einzigen, machtvollen Stoß beisammenzuhalten. Von der Glatz, der über das Abstimmungsresultat nicht im Zweifel war, fügte sich nur unmutig einer Entscheidung durch Mehrheitsbeschluß, wodurch aber wenigstens eine offene Spaltung vermieden wurde. Mit allen gegen die Stimmen Deutschlands und Österreichs — da die Vertreter Schwedens, Norwegens und Hollands schwiegen — entschied man sich, im Sinne des Dossiers gegen den Kanal und gegen New-York gesondert zu operieren.

Schweren Herzens verließ von der Glatz das Flaggschiff „King Edward VII.", nun vollständig überzeugt, daß ein Debacle unvermeidlich war. Und dennoch hielt er sich für verpflichtet, sich unter den Willen der Majorität zu beugen, die nicht den Mut aufbrachte, jene verderbliche Ordre einfach zu ignorieren, und die Kadavergehorsam mehr schätzte als eine verantwortungsvolle, doch vielverheißende Selbständigkeit des Handelns. Die deutschen Offiziere murrten, aber der Großadmiral, der ihnen natürlich mit dem Herzen beipflichtete, bestrafte jede Auflehnung gegen die inappellable Entscheidung, da er wohl einsah, daß Zerfahrenheit und Unwille die an sich schon trostlose Situation nur noch hoffnungsloser machen würden.

Die Armada setzte ihre Reise nicht allzu schnell fort und bedenkliche Anzeichen mehrten sich. Eine unbedeutende Kollision zweier Torpedoboote, die nachts ineinanderrannten, ohne jedoch erheblich beschädigt zu werden, erhitzte die Köpfe der nervösen Matrosen, die durch eine lange

daß die Vereinigten Staaten scheinbar nicht die Absicht hätten, Colon ernstlich zu verteidigen. Den Angriff von den Aeroplanen aus stellte er so dar, als wäre der fliegende Feind in die Flucht geschlagen worden. Baron Waldermüller erbot sich, ihm über die Küstenbefestigungen Aufschluß zu geben und trat der Meinung, sie seien nicht allzu stark, an der Hand seiner Aufzeichnungen entgegen, wurde jedoch mit einem beleidigenden Achselzucken abgefertigt.

Die nächste dringlichere Mahnung kam vom amerikanischen Admiral Wilson, dem Oberkommandierenden der Panama-Flotte (die allen Vermutungen zum Trotz vorhanden war) selbst, weil der Telegraphist Skarpatetti vom „Vittorio Emanuele“ eine drahtlose Depesche desselben auffing, die kurz meldete: „Europa in Sicht!“ Die Nachricht war für Washington bestimmt und bewies, daß der aufmerksame Wilson über die Aktion der Südflotte auf dem Laufenden gehalten wurde. Gewiß hatten Flieger aus der Entfernung das Nahen des Geschwaders rechtzeitig wahrgenommen und gemeldet, obwohl auch eine gesteigerte Aufmerksamkeit die Anwesenheit so beunruhigender Spione nicht zu entdecken vermochte.

In einer wechselvollen Beratung, in der Carnavot und Waldermüller scharf aneinander gerieten, drang ersterer mit seinem unglücklichen Plan durch, mit Volldampf zu fahren, das Bombardement Colons zu beginnen und die Einfahrt in den Kanal um jeden Preis zu forcieren. Die allgemein gesteigerte Nervosität, die keinem ruhigen Überlegen, geschweige denn einem ausgezirkelten Handeln günstig war, begründete allerdings hinlänglich die waghalsige Draufgängerei auf den seiner Stärke nach unbekannten und gewiß ansehnlichen Feind. Kurz nachher konstatierte der österreichische, in Wiener-Neustadt ausgebildete Pilot Huber, daß eine mächtige nordamerikanisch-brasilianisch-argentinische Flotte vor Colon kreuzte. Sein Versuch, sie durch Herabschleudern von Dynamit zu beschädigen, mißlang und er trat unter einem Hagel wohlgezielter, kleinkalibriger Geschosse, von denen etliche die Tragflächen seiner „Fliege“ durchbohrten, einen schleunigen Rückzug an.

Da wußte man wenigstens, daß die südamerikanischen Republiken mit der Union verbündet, gemeinsame Sache mit ihr machten. Carnavot zog es aber vor, diese peinliche Erkenntnis nicht zu verbreiten und hoffte, durch eine demonstrativ zur Schau getragene Sorglosigkeit und Heiterkeit den Mut seiner Untergebenen zu heben.

Den Abend erfüllte eine seltsame Spannung, über die sich niemand Rechenschaft geben konnte. Wie die Vorahnung eines Gewitters lastete es auf den Gemütern.

Noch außer Sehweite der zentralamerikanischen Gestade hielt Carnavot eine solenne Parade ab, um sich, wie er sagte, von dem ausgezeichneten

der übrigen, wenn er einige Aufklärungsschiffe vorausschickte, die den sich allenfalls nähernden Gegner rechtzeitig signalisieren sollten. Monoplane zu Kundschafterzwecken zu entsenden, weigerte er sich mit der Begründung, man müsse die Apparate und die Piloten schonen — vielleicht werde man sie später noch notwendig brauchen. Verluste wären unmöglich zu ersetzen. Die Mischung von Eigensinn und Leichtfertigkeit übte den ungünstigsten Einfluß auf die Südflotte aus. Fast jedes Schiff hatte seine Meuterei, und sah man den Leuten anfangs durch die Finger, so war man später gezwungen, um so härteren Strafen zu verhängen, die neuerdings zu Ausschreitungen führten.

Wie im tiefsten Frieden dampften die Geschwader dahin und schon näherte man sich der zentralamerikanischen Küste, ohne auch nur die eiseste Spur eines Feindes entdeckt zu haben, was Carnavot in seiner Ansicht bestärkte, Colon würde ohne Kanonenschuß in seine Hände fallen. Auch Vizeadmiral Waldermüller glaubte, die ganze Flotte der Union sei im Norden versammelt, aber er rechnete auf einen erbitterten Widerstand der Forts.

Ein besonderer Zwischenfall enttäuschte schnell den Optimismus und enthüllte die vorhandene Gefahr.

Am 9. August platzte auf Deck der „La France“ eine Bombe, zertrümmerte die Kommandobrücke, sprengte die Station für drahtlose Telegraphie und tötete fünfzehn Matrosen. Die dadurch hervorgerufene Bestürzung war ungeheuer und man vermutete anfangs einen verbrecherischen Anschlag anarchistischer Elemente, bis ein Offizier mit einem scharfen Glas kleine schwarze Punkte, gleich schwärmenden Mücken, im Blau des Äthers sichtete — zehn Aeroplane, die ungefähr zehntausend Meter hoch schwebten. Es bestand kein Zweifel, daß es Amerikaner waren. Jetzt befahl Jules Carnavot den französischen Piloten aufzusteigen und den Kampf in den Lüften zu eröffnen, denn er fürchtete, die Bombenwürfe könnten sich wiederholen, aber die kühnen Angreifer, mit dem einen Treffer vollauf zufrieden, warteten nicht erst die Ankunft der in Spiralen auffliegenden Gegner ab, sondern entfernten sich in westlicher Richtung und entschwanden bald den Blicken. Sehr deprimiert setzte die Südflotte ihren Weg fort, nun doch wohl darauf gefaßt, den Panamakanal mit schweren Opfern erobern zu müssen.

Nachts passierte man den Kanal von Jamaika und fürchtete einen Überfall, da die Inseln Haiti und Cuba dem Feind eine vorzügliche Operationsbasis bieten konnten. Weil aber auch vor Jamaika außer einem brasilianischen Unterseeboot, das sich eilends zurückzog, nichts Bedenkliches wahrzunehmen war, verfiel Admiral Carnavot sofort wieder in seinen alten Fehler, warf mit großen Worten um sich, als hätte er die entscheidende Schlacht schon gewonnen, und depeschierte nach Paris,

Verheerungen anrichteten. Carnavot verlor den Kopf, Popranoff-Steckelberg hieb mit der Knute auf die betrunkenen Matrosen ein, die in der Angst schreiend hin und her liefen, und die Italiener, die es vorzogen, eine größere Distanz zwischen sich und den Feind zu legen, beschossen ausschließlich die Stadt Colon, die an fünf oder sechs Punkten zu brennen anfing, was sehr dekorativ aussah, aber für den Ausgang der Schlacht ohne Bedeutung war.

Mit jeder Minute verdrei- und vervierfachten sich die Verluste der Angreifer und da wagten die skandinavischen Flotten das kühnste, freilich auch das gefährlichste Manöver und versuchten die Einfahrt in den Kanal, von der richtigen Ansicht geleitet, knapp unterhalb der Batterien vor diesen am besten geschützt zu sein. Aber die Küste schien von einer Teufelsarmee verteidigt und spie — nur einem Vulkan vergleichbar — Tod und Verderben. Schon gab es Hunderte von Toten und Tausende von Verletzten, viele Schiffe kenterten, andere trieben steuerlos und wieder andere gaben Gegendampf, um halbwegs heil zu entkommen, wodurch die Verwirrung noch gesteigert wurde. Rauch und Qualm stahlen jeden Überblick über die Situation und so kam es, daß die Italiener sich für Feinde haltend, gegenseitig bekämpften, bis man den Irrtum gewahrte. Doch im großen und ganzen, allen Hindernissen, Verwechslungen und Verlusten trotzend, stieß die Südflotte tapfer vorwärts, als peitschte sie eine überirdische Höllengewalt dem schrecklichen Feind entgegen.

Die Höllengewalt war das Schicksal selbst.

Das Bombardement von den Fortifikationen aus und durch die schweren weittragenden Schiffskanonen der Amerikaner war gleichsam nur das Vorspiel zu der entsetzlichen Katastrophe, die nachfolgte. Das Meer gebärdete sich als der Bundesgenosse der Union: Sowie das österreichische Geschwader, das die Führung innehatte, eine gewisse unsichtbare Linie passierte, knatterte und wallte die See und zischte feurige Wasserstrahlen auf, so mächtig, wie empörte Wasserhosen — die Minen setzten mit ihrem gräßlichen Zerstörungswerk ein. Der „Maria Theresia", der „Wien", dem „Kaiser", der „Monarchie", jenen stolzesten Errungenschaften der modernsten Technik und einer raffinierten Ingenieurkunst wurde der Bauch aufgeschlitzt, sie zitterten, schwankten und neigten sich entkräftet, todwunde Giganten, unrettbar Schwerverwundete . . . Der Angriff stockte natürlich ob dieser Verwüstungen und litt fast noch mehr unter dem moralischen Eindruck des unter dem Meeresspiegel lauernden Verhängnisses, das man nicht sah und das deshalb um so grauenhafter war.

Ohne daß die entsprechenden Befehle erteilt wurden, machte die Südflotte einen Ruck zurück, instinktiv darauf bedacht, sich zu retten.

Geiste, der angeblich die Mannschaft und die Offiziere beseelte, höchstpersönlich zu überzeugen. Seine Parole lautete: „Jeder leiste, was in seinen Kräften liegt. Amerikas Sieg wäre Europas Untergang. Schützet die Kultur zweier Jahrtausende!“ Eine Niederlage hielt er für ausgeschlossen und sagte: „Frankreich wird der Welt zeigen, daß in seinen Söhnen der alte Heldengeist lebendig ist“ — ein Ausspruch, der die übrigen Nationen kränkte. Seine Laune wurde noch rosiger, als einige Piloten, die einen Vorstoß gewagt hatten, versicherten, die amerikanische Flotte liege im Kanal vor Anker und habe demnach anscheinend die Absicht aufgegeben, sich in ein offenes Seegefecht einzulassen. Über dieses Retirieren des Gegners frohlockte auch Popranoff-Steckelberg, der bisher wenig zuversichtlich gewesen war, und er befahl, seinen Russen Branntwein auszuschenken. Als dies bekannt wurde, verlangten auch alle anderen Schnaps, Wein oder Bier, und da man von einer Alkoholverweigerung Exzesse befürchtete, lieferte man ihnen die Getränke aus.

Halb betrunken torkelten die Matrosen und sangen Spottlieder auf den „armen Jonathan“.

Die Kreuzer vorgeschoben, die Schlachtschiffe klar zum Gefecht und die Torpedofahrzeuge und Taucherboote in Bereitschaft, einer plötzlichen Attacke zu begegnen, näherte sich in der Dämmerung des 10. August die Südflotte der Küste, die — ein schmaler, dunkler Strich — den Himmel vom Meer trennte. In Colon herrschte tiefe Friedsamkeit; die Lichter der Straßenbeleuchtung funkelten, der Scheinwerfer des Leuchtturmes blendete und die elektrischen Laternen des Hafens spiegelten sich im Wasser. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß diese Abendruhe nur geheuchelt, eine List war — aber da eröffneten die Landbatterien plötzlich ein mörderisches Feuer, ungeheure Stahltrümmer sausten aus den Bronzeschlünden der Geschütze daher und die donnernden Schüsse waren so sorgfältig gezielt, daß das Schlachtschiff „Kaukasus“ arg havariert flüchtete, und der kleine Kreuzer „Spinne“ sank infolge einer Kesselexplosion. Die Südflotte erwiderte das Bombardement, aber ungleichmäßig, planlos, zögernd und daher wenig wirksam. Ein wirrer Haufen, verwirrt durch das Feuer der Amerikaner, so dampften die europäischen Geschwader dahin, jeder Kapitän handelte auf eigene Faust, die Befehle der Admirale erstickten im Trubel, Depeschen schwirrten, man fing sie nicht einmal auf und jedenfalls beachtete sie niemand. Carnavot schäumte in machtloser Wut; Waldermüller, der die Anlage der Küstenbefestigungen kannte, richtete die Geschütze der „Maria Theresia“ auf die wichtigsten Punkte und es gelang ihm auch, eine und die andere Batterie zum Schweigen zu bringen, aber Wilson erkannte den Gefährlichsten der Angreifer und überschüttete das österreichische Geschwader förmlich mit Granaten und Schrapnells, die geradezu furchtbare

Spekulative Fischer zogen aus der gatten See die ärmlichen Überreste der Südflotte und trieben damit Handel; unternehmungslustige Yankees photographierten die Stätte des Todes, den Friedhof des Meeres, und ein viertelhundert Kinematographen wetteiferten miteinander, die interessantesten Details auf ihre Films zu bringen.

Der siegreiche Admiral Wilson arangierte einen taktlosen Festzug der Gefangenen durch die Straßen Colons und der rüde Mob beschimpfte und verhöhnte den gefesselten Popranoff-Steckelberg, den einzig überlebenden europäischen Admiral.

Amerika aber jubelte, als Wilsons Siegesbotschaft bekannt wurde: „Das Sternenbanner unüberwindlich. Europa zerschmettert, seine Südflotte hat aufgehört zu existieren. Unsere Verluste sind gering. Colon jubelt. Wir beglückwünschen euch und uns. America for ever!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann mit den dreizehn Talern.

Eine Sondergestalt von **Peter Rosegger.**

Der Mann, dessen Geschichte ich in schaulustigen Jugendtagen aufgeschrieben, war eine sehr wunderliche Erscheinung. Auswendig und noch mehr inwendig. Er war nicht groß, aber stark untersetzt und unter der rechten Achsel auffallend ausgewachsen, so daß an derselben Seite der kurze graue Wollspenser zwischen sich und der Hose das Hemd hervorlugen ließ. Das bleiche Gesicht sah recht offenherzig aus, war rund und hatte für das Dorf astronomische Bedeutsamkeit. Wenn dieses Gesicht neu und glatt rasiert war, so konnte man überzeugt sein, daß der Mond im ersten Viertel stand.

Die Welt sah er nur halb, das heißt immer bloß mit dem einen, rechten Auge an, das linke hielt er stets zugedrückt. Und doch war er nicht einäugig, denn einmal hatte es sich ereignet, daß beide Augen hellicht offen standen. Die Leute meinten, der Alte verschließe das linke, weil er alles recht sehen wollte; andere behaupteten, er tue es aus Sparsamkeit, damit, wenn sich im Greisenalter die gewöhnliche Sehkraft erschöpfe, er noch ein neues, frisches Auge habe, und wieder andere vermuteten, der Alte tue es aus Nachsicht, daß er immer ein Auge zudrücke.

Einen Zweck mußte es wohl haben, denn alles, was der Alte tat oder ließ, hatte einen Zweck. Oder weshalb ließ er seine nun bereits weißen Haare so lang wachsen, daß er sie wie einen Turban um die Stirne drehen konnte, als daß er dadurch die Kopfbedeckung von fremden Haaren ersparte? Und weshalb kaute er immer und immer an einem

Der letzte Rest von Ordnung und Mannszucht verschwand, und die Schiffe, verzweifelt und entmutigt, stellten das Feuer ein. In das Schreckensheulen der Matrosen mischte sich das dumpfe Lärmen der Minen und die Begleitung dazu besorgten die Strandbatterien, die ohne Unterlaß in das Gewühl und Gezeter Eisen und Dynamit warfen. Carnavot rang fassungslos die Hände, Popranoff-Steckelberg betete zu Gott und allen Heiligen und Baron Waldermüller zweifelte keinen Augenblick mehr, daß für ihn und die Seinen das letzte Stündlein geschlagen hatte. Da und dort krachte es, Wehgeschrei erscholl, Schiffe zerbarsten und die emporgeschleuderten Trümmer platschten, steile Bögen beschreibend, wieder hernieder und richteten so neuerliches Unheil an. Und auch sonst kam Unheil aus den Lüften: Aëroplane schwärmten und schwirrten über den Golf, diese Aasgeier des technischen Zeitalters, und säten Kartätschen, die die Panik in einen Höllenschrecken verwandelten und das Geschick der Südflotte besiegelten. Schon gab es mehr Tote als Lebende, und die Lebenden waren vor Angst halb verrückt.

Bisher tobte der mitleidlose Kampf im Finstern, in der nur von Scheinwerfern und dem Aufblitzen der Geschosse gespenstisch erleuchteten Nacht, jetzt flammten plötzlich Riesenfeuer auf und das taghelle Licht, das von ihnen ausstrahlte, zeigte erst den ganzen Umfang der erschütternden Katastrophe. Und diesen Moment benützten die vereinigten amerikanischen Geschwader, um aus dem Kanal hervorzubrechen, und sie versetzten der fast zur Wehrlosigkeit entwaffneten Südflotte den Gnadenstoß; diese war nur mehr darauf bedacht, ihre Reste in Sicherheit zu bringen.

Eine Stunde später verstummte der Kanonendonner und der anbrechende rosige Morgen sah ein schwimmendes Trümmerfeld, bedeckt mit Wracks und verstümmelten Schiffskadavern.

Vizeadmiral Baron Waldermüller, auf seinem gelähmten Überdreadnought „Maria Theresia" wollte sich noch immer nicht ergeben und leistete mit den letzten Kräften, so gut er konnte, Widerstand, bis ein akkurat hingeleiteter Torpedo ihn und sein stolzes Schlachtschiff in den Grund bohrte . . .

Was floh, das wurde verfolgt, eingeholt, gekapert oder zerstört. Carnavot richtete sich und seinen Leichtsinn selbst, jagte sich eine Revolverkugel in den Kopf und die führerlose „La France" fiel in die Hände des Feindes. Admiral Popranoff-Steckelberg kapitulierte und geriet in eine Gefangenschaft, die ihm wenig zur Ehre gereichte.

Die prächtige Südflotte war verschwunden. Kaum daß dieser oder jener behende Kreuzer entschlüpfte, aber auch mancher von denen, die sich schon gerettet wähnten, wurde von den unnachgiebigen Verfolgern gestellt und im Triumph erbeutet. Die Niederlage Europas am Kanal von Panama war vollständig und nicht unverdient.

Mann berührt; Malchus schichtet alle vorrätige Wolle über den Beutel und blinzelt dabei ganz merkwürdig mit dem rechten Auge. Dann blickt er unstet um sich, aber das linke Auge bleibt zu, nur der Strohhalm, an dem Malchus kaut, macht ein paar Schwingungen auf und nieder, was wohl gar eine Drohung bedeuten mag.

Ein Geizhals, meint Ihr? — Recht gut, so hat es einen Zweck, daß ich euch die Geschichte des Mannes erzähle.

*
* *

Malchus Zacharias Rosenkranz lebte schon seit einigen fünfzig Jahren in dem Dachstübchen des Pfarrhofes, und ihm sind auch die Tage bekannt, die er noch hier verleben wird. Er weiß den Tag seines Todes. Wie sie ihn über die hinfällige Leiter hinabbringen werden, das ist ihre Sache — gewiß nur ist, daß sie nach Verlauf der bestimmten Zeit den alten Malchus hinaustragen werden auf den Kirchhof. Der Alte verzehrt trotzdem heute sein Erbsengericht so ruhig als vor dreißig Jahren. Er betet und hofft nur, daß bishin kein Unglück mehr komme.

Eine Tagreise von unserem Dorfe, in einer schönen Gebirgsgegend, liegt der rote See. Dieser ist an vielen Stellen grundlos tief, birgt sogar Forellen in sich und hat seinen Namen von den roten Felswänden, die an seinen Ufern aufragen und sich in dem klaren Wasser spiegeln.

Am Ufer dieses Sees stand vor vielen Jahren eine Fischerhütte. Sie war aus rohen Waldstämmen gezimmert und mit Lehm und Moos gegen Wind und Wetter wohlverwahrt. In der Hütte wohnten ein Mann und ein Weib und ein Kind. Der Mann war kühn und trieb sich die meiste Zeit auf dem See herum, bis er zu Abend mit beladenem Kahne gegen die Hütte ruderte. Das Weib war arbeitsam und pflegte den Gemüsegarten und die Ziegen, und in der Winterszeit höhlte es Holzschuhe aus zum Verkaufen. Das Kind war ein freudvoller Knabe, in welchem Jugendlust sprudelte und ein reiches, kraftvolles Leben zu schlummern schien.

Das Fischerpaar liebte sein Kind unsäglich, aber es lag eine große Betrübnis in seiner Seele, so oft es den heiteren Knaben ansah. An jenem Tage nämlich, als dem Fischer das Kind geboren wurde, fing er in seinem Netze eine große Seespinne, wie er noch nie eine gesehen hatte, weil sie im roten See nicht vorzukommen pflegten. Er schleuderte das Tier wohl wieder zurück in die Wellen, aber nach seinem Sinn sollte der Fang für die Zukunft seines Neugebornen von böser Bedeutung sein. Er teilte dies auch seinem Weibe mit, welches zwar den Wahn des Gatten überlaut zu widerlegen suchte, im Innern aber bangte, des unglücklichen Lebens gedenkend, das vielleicht ihrem Kinde bevorstehe.

Trotzdem wuchs der Knabe auf zum schönen Jüngling, der da lachte, als ihm die Eltern die Geschichte von der Seespinne mitteilten.

Strohhalm, als zum Ersatz für das Rauchen, das er sich in seiner Jugend einmal angewöhnt hatte? Und weshalb hatte er in seinem Stübchen eine beflügelte Windmühle, die mehr als den halben Raum einnahm? — Ja, die Geschichte von der Windmühle ist nicht einfach! Die Maschine stand aber auch nur im Winter in der Wohnung des Mannes, im Sommer ruhte sie in einer Rumpelkammer, die gleich daneben, und zu der die Stube des Mannes eigentlich das Vorzimmer war. Ob über diese Räume der alte Mann oder die Mäuse Hausherr waren, das ist nie recht klar geworden; bestimmt ist nur anzugeben, daß beide Parteien in den Dachstuhlräumen des alten Pfarrhofes wohnten.

So bedenklich die Holzleiter aussah, die zu diesen Räumen emporführte, so wohnlich waren sie eingerichtet. Eine Matratze, die am Boden lag, ein dreibeiniger Sessel, der daneben lehnte, ein wurmstichiger Schrank, der an der Wand stand und ein kleiner eiserner Ofen, der im Winkel kauerte — das war außer der Windmühle die Einrichtung der Wohnung des Malchus Zacharias Rosenkranz. Das Fenster, das in der schiefen, reichlich mit Lehm überworfenen Dachwand in einer Nische stand, war wie der alte Malchus einäugig, da der andere Flügel mit blauem Papier verklebt gewesen. Indes war der Ausblick durch die eine Glasscheibe um so erfreulicher, sie ging in den Hof zu den lieben Haustieren. Dem Fenster des Malchus gegenüber stand das Wirtschaftsgebäude und auf dem First desselben saß zu allen Stunden des Tages ein Spatz oder die Katz'! Und über dieses Bild wölbte sich am Tag der blaue Himmel, zur Nacht das Sternenzelt und zu trüben Zeiten der Nebel.

Gelänge es mir, nun euren Blick von diesem Bilde ab- und nochmals auf das Innere der Behausung des Malchus zu lenken, so möchte ich auf den schwärzlichen Hafentopf aufmerksam machen, der am eisernen Ofen steht. Dieser birgt das Mittags- und Abendmahl des Mannes, sowohl für alle gewöhnlichen Tage, als auch für alle Feste des Jahres berechnet — ein nahrhaftes Erbsengericht. Lohnend dürfte es sein, auch einen Blick in den Schrank zu tun. Da uns die zahlreichen Wurmstichlöcher aber doch immer keinen Einblick in das Innere zu gewähren vermögen, ist Malchus Zacharias Rosenkranz bereit, die Decke zu öffnen. Die hier verwahrten Holzschuhe und falbledernen Beinkleider, sowie der Sack Erbsenvorrat sind von minderem Belange; um so auffälliger aber ist uns die viele Schafwolle, die auf Spulen und Knäuel gewickelt ist, und das sorgsam gehaltene Strickzeug. Wir haben hier die Stätte der Arbeit vor uns; Malchus beschäftigt sich jahraus jahrein mit Stricken und versorgt alle Bauern, Hirten und Holzhauer der Umgebung mit Fäustlingen und Socken.

Im untersten Winkel des Schrankes befindet sich aber ein Wollbeutel, der einen feinen, zarten Metallklang gibt, sobald ihn der

Aber seine Jugend war zu Ende. — Das plötzliche unfaßbare Unglück, das ihm mit einem einzigen Schlage alles geraubt hatte, was er besaß, was er liebte und an dem er hing mit seinem ganzen Wesen, hatte sein Gehirn erschüttert, sein Lebensmark geschmolzen — ein blödsinniger Greis von siebzehn Jahren — drückte stets das linke Auge zu und kaute an einem Strohhalm.

Die Brandstätte seiner Heimatshütte lag öde da; Fischlein im See reckten oft ihre Köpfe empor, ob denn der Alte nicht wieder einmal käme mit seinem hinterlistigen Garnsack, und da er nicht kam, so veranstalten sie lustige Spiele und feierten das Fest durch Tänze und Wettrennen nach Mücken und Würmchen. Doch endlich kam wieder ein starker Mann, der mit riesigen Garnbeuteln den roten See neuerdings unsicher machte.

Für das geschmolzene Silber, welches von der Hütte über die breiten Steine gegen den See geflossen und unterwegs gestockt war, bekam der arme Malchus dreizehn Taler.

Bisher hatte er eine Wollmütze am Kopfe getragen, die nahm er nun ab und wickelte das Geld hinein und sagte zu sich: „Das ist gerade genug, daß sie die Glocken läuten und daß der Pfarrer mitlauft, wenn mich die sechs Träger hinaustragen. Sechs? Ei, ich dächte, für den Malchus tätens auch bloß zwei.

Ein alter Pechbrenner, in dessen Hütte Malchus seit dem Unglücke wohnte, ließ sich die dreizehn Taler zeigen, legte dann den Finger auf den Mund und flüsterte: „Malchus, das ist ein Kapital, geh' damit ein Geschäft an! Schau, ich habe vor fünfunddreißig Jahren, als ich in den Wald ging, nur zwei Sechser gehabt, kaum, daß ich mir davon den Pechhafen hab' kaufen können, und heute schau dir einmal meine Pecherei an! Probier's auch du. Kannst es so weit bringen wie ich!“

Auf diese Worte legte der junge Mann einen Grashalm auf die Zunge; indem er an demselben zu kauen begann, sagte er langsam: „Meinst? Wart, Domini, wart, mit fünfunddreißig Jahren hab' ich's weiter gebracht als du. Bin ja ein Glückspilz, ich!“

„Wie du ein Kerl bist, sollst du ja die Welt auf die Achseln nehmen wie einen alten Heukorb! Fikra sikra Haferstern! Wenn ich der Malchus wär', ein Schloß von Elfenbein müßt' ich haben und das schönst' Weible drin und ein goldenes Bettstattl mit Roßhaar! — tät's nicht billiger!“

Malchus lächelte, aber sagte nichts drauf; er wickelte seine dreizehn Taler wieder langsam in die Wollmütze.

„Und was willst du nachher mit deinen dreizehn Aposteln da? Geh, ist ja der Judas noch dabei! Du, Malchus, den mußt weg, er verrät dir sonst die andern all. Oder der dreizehnte stirbt und steckt dir die anderen an. Mußt ihn weg, Malchus!“

Der Jüngling kam selten zu fremden Menschen; er sah dann und wann nur einen Holzhauer, einen Jägersmann, und wenn er auch bisweilen hinauskam in die Gegend, wo das Dorf und die Kirche standen und wo die Leute auf dem Felde oder auf der Wiese arbeiteten, so fühlte er sich dort nicht behaglich. Die ganze Liebe seines Herzens wendete er den Eltern zu.

Zur Liebe kam auch der Segen. Jener Wahn des alternden Paares begann in diesem ruhigen und heiteren Fortleben zu schwinden.

In einem Winkel oben unter dem Dache wohlverwahrt stand ein Kästlein aus hartem Buchenholz voll blanker Silbermünzen. Durch die vielen Jahre der Arbeit und des Fleißes hatte sich die kleine Familie ein Vermögen erworben, welches in dem alten Fischer keinen geringeren Plan wachrief, als den, die baufällige Hütte niederzureißen und sich am Ufer des Sees ein größeres Wohnhaus zu bauen. In seiner Seele mochte vielleicht das Bild einer lieben Tochter zu dämmern beginnen, die der Junge früher oder später bei den vielen Menschen draußen finden und nach Hause bringen werde.

So zog der Jüngling eines schönen Julimorgens aus, um einen Baumeister und Arbeiter zu dingen. Wenn er an großen, stolzen Bauernhöfen vorüberkam, so studierte er die Bauart und den Geschmack, und er freute sich auf das Leben im neuen Hause, das sich in der Einsamkeit zwischen dem See und den roten Wänden doppelt schön ausnehmen werde, und er freute sich auf das Lieben und Pflegen der alten Eltern.

Als er hierauf nach gewissenhaft vollführter Sendung in das Felsengebirge zum roten See zurückkehrte, da war alles aus. Wo die Hütte gestanden hatte, knisterte ein Gluthaufen und von demselben rieselte über die breiten Steine ein schmales Silberbächlein gegen den See, gleichsam als fordere dieser die unzähligen Silbermünzen, die er durch seine Fische erwerben half, geschmolzen wieder zurück. Und in dem Aschenhaufen lagen die verkohlten Leichname. — — Schöner Fischerjunge! Dort am Ufer steht noch der Kahn, dein Erbe. Geh' hinab, mache ihn los, springe hinein und fahre hinaus bis in die Mitte des Sees. Dort stürze dich kopfüber hinab — zur Seespinne. —

Er sprang nicht in die Glut, er sprang nicht in den See; er brach nicht zusammen, es trat ihm keine Träne ins Auge. Einen kurzen, gellenden Schrei stieß er aus — — dann drückte er sein linkes Auge zu und blinzelte mit dem rechten.

Später wühlte er in den Kohlen und Bränden. Die Leichen seines Vaters und seiner Mutter ließ er liegen, wie sie lagen, bis nach vielen Stunden Leute kamen, die das Unglück sahen, das Fischerpaar begruben und den Jüngling mit hinaus nahmen ins Dorf.

jeden Tag eine Brotsuppe, oder, wenn das Geschäft gut geht, von Erbsen was. Die Lederhose da, schau einmal, Domini, sie ist von Hirschleder, die hält mir's reichlich aus, und dann soll das Unglück nur kommen, wo wills denn aufsitzen? — Bleibt mir mein Geld nicht, ist recht, nur fort, liegt mir wenig daran; und bleibt es mir, so ist's gut. Die dreizehn Taler sind für mein Begräbnis."

„Hast nur zwölf mehr", warf der Pechbrenner ein.

„Zwölf?" sagte Malchus befremdet, „wo hätt' ich hernach den dreizehnten?"

„Hast ihn ja mir gegeben, von wegen dem, weil er der Judas war", versetzte der Alte, „aber, wenn du ihn wieder haben willst . . ."

„Nein, behalt' ihn nur", sagte Malchus, „du hast mir jetzt lange Zeit hier in deinem Hause Dach und zu essen gegeben. Ich dank' dir's tausendmal, Domini, aber jetzt werde ich dich verlassen, ich gehe ins Stricken aus; bet' dann und wann ein Vaterunser für mich; schau der Malchus ist eigentlich doch ein armer Teufel".

Das waren die Abschiedsworte. Seine Wollmütze im Sack, einen Stock in der Hand und einen langen Halm zwischen den Zähnen — so wandelte Malchus langsam durch den Wald und hinab zum See, wo am Ufer eine kleine rötliche Mauer stand. Der Herd ist noch geblieben, als ob das Schicksal höhnen möchte: Ei, sieh' da, Malchus Zacharias Rosenkranz hat doch auch einen eigenen Herd! —

Der blödsinnige Bursche wühlte — weil er just vorüberging — ein wenig in dem Aschenboden, ob etwa nicht irgendwo noch ein Eisennagel läge. Einen rostigen Pfeifendeckel aus Stahl fand er — — den hatte der alte Fischer einst auf- und zugedrückt, als er behaglich schmauchend am Tischchen gesessen war und zu seinem Weib und zu seinem Sohne gesagt hatte: „Nu, was meint ihr, werden uns halt ein Häuslein bauen müssen, das ein wenig größer und bequemer ist. Junge, zuletzt wirst du auch noch zwei Stuben haben wollen!"

* * *

Als sich der Bursche in einem entfernteren Tale nach Strickarbeiten umsah, lachten ihn die Leute aus. — So jung und ein Altweibergeschäft!

Aber weil's gar zu sonderbar war, so gaben sie ihm doch eine Arbeit.

Malchus half auch auf dem Felde, aber da war er sehr unbehilflich. Einmal zur Erntezeit sagte man ihm: „Nur fleißig Korn tragen, Malchus". Und setzten das Sprichwort dazu: „Die Kornträger werden reich." Auf diese Worte wollte der Bursche keine Garbe mehr anrühren.

„Mag wohl wahr sein“, meinte der Bursche, faltete seine Mütze wieder auseinander und hielt dem Pecher eine Münze hin.

„Junge, da tust du gescheit“, sagte der Alte schnell und steckte den Taler in die Tasche, „bei mir hat er 's gut, wenn du ihn brauchst, so komm und hol ihn.“

Ein andersmal, als Malchus tagelang zwecklos im Walde herumgelaufen war, sagte der Pechbrenner zu ihm: „Ja, was willst denn, Malchus, du bist ein ganzer Narr!“

„Das hab' ich mir auch schon gedacht“, entgegnete der Bursche. Dann warf er sich schluchzend an die Brust des alten Mannes und sagte: „Domini, lieber Domini, ich weiß mir keinen Rat. Du, ich sag' dir's, wenn sie mich nicht gleich auf die Bahr' legen, so kommt noch früher ein großes Glück über mich!“

„Ein großes Glück, meinst? Tät' dir schon recht geschehen und ich wollt' dir's wünschen.“

„Weh!“ rief Malchus aus und wollte dem Pechbrenner den Mund verhalten. Und nachher sagte er: „Ja, ja, Glück wär schon recht! Aber da kommt dir auf einmal eine Stunde, und das Glück, fleißig aufgebaut in vielen Jahren, wird in einer Nacht zum Unglück. Domini, ich sag' dir's, wenn unten beim roten See jetzt eine Fischerhütte stünde, und es lebte ein guter Mann drin, der mein Vater, und eine gute Frau, die meine Mutter wäre — ich ginge nicht hinab zu dieser Hütte; nein, alter Domini, und wenn ich nur mit den Tieren des Waldes leben müßte, ich ginge nicht hinab — 's möcht' vielleicht schön sein unten — schau mich an, Domini — schön sein unten; es möchten Tage sein wie die himmlischen Freuden — da kommt das Unglück und alles ist hin. Nein, nein, ich ertrags nicht mehr, das Glück, das falsche, und du wirst wohl recht haben, Domini, ich bin ein ganzer Narr“.

Dem alten, lustigen Domini war diesmal zur Entgegnung kein Scherz eingefallen. Er schwieg und dachte daran, wie das plötzliche Unheil auf den Burschen einen solchen Eindruck gemacht hatte, daß er das Glück nur als Ursache des Unglückes betrachtete und es fürchtete, wie das Unglück selbst.

„'s wird alles wegen der Seespinne geschehen sein“, sagte Malchus, „und ich weiß nun schon, ich darf nichts anfangen in der Welt, 's tät' mit allem schlecht ausgehen. Ich will keine Freude mehr haben, die Trauer nachher ist zu bitterlich; mag auch kein Geld und Gut, tät's doch wieder verlieren. Mag gar nichts, bin einmal zum Unglück geboren. — Ich will das Elend schon ertragen, Domini, den Hunger fürcht ich nicht, die Kälte nicht. — Ich ertrag' die Not, nur jäh darf sie nicht kommen. Domini, ich kann stricken; ich find' schon wo ein Platzel für die paar Jahre, und da stricke ich und erwerbe mir für

Die Arbeit holte er sich von seinen Kunden selbst, wer hätte es auch wagen mögen, über die gebrechliche Leiter in sein Stübchen zu steigen!

So saß er denn allein und strickte oder sah am kleinen Ofen nach, was die Erbsen machten; zu Zeiten, wenn eine lebhafte Flamme war, wurden sie gar lebendig und stiegen heraus, und Malchus mußte sie mit kaltem Wasser wieder zurück hineinjagen, die Flüchtlinge, die er doch verzehren wollte. —

An einem Sonntag Vormittag. Die Leute waren alle in der Kirche, auch Malchus saß in einem Winkel hinter dem Taufstein und betete seinen Rosenkranz ab und murmelte zu der braunen Korallenkette: „Du bist ein Rosenkranz und ich bin auch einer; du hast ein Kreuz und einen „Glauben" und zweiundsiebzig Perlen; ich hab' auch ein Kreuz und einen Glauben, aber ob ich mein Lebtag zweiundsiebzig Tugenden zusammenbring', d'rauf wollt' ich nicht wetten. Bin doch oft recht untugendsam, wenn ich gar so übermäßig über mein Unglück trauere und das Leben und meine Jugend verachte, als ob just auf mich alles Elend kommen wollte. Zuletzt werde ich so glücklich sein wie alle anderen, und mein Klagen und Zittern ist ein Frevel. Deswegen, du tugendsamer Rosenkranz, tu' nur ein wenig beten für den untugendsamen!"

Da kam plötzlich der Kirchendiener aus der Sakristei und sagte dem Pfarrer am Altare etwas ins Ohr. Der Pfarrer kehrte sich gegen die Gemeinde und rief laut: „Feuer ist im Dorf, geht löschen!" Am Turm schlugen schon die Glocken an.

„Aha, ist schon da!" murmelte Malchus und erhob sich von seinem Stein.

„Wo brennt's denn?" fragten sich die Leute und stürmten in das Freie.

„Wo wird's brennen, Ihr Kindischen", sagte Malchus ruhig, „im Pfarrhof brennt's; oben in meiner Stub' brennt's; 's wird wieder meinen Vater und meine Mutter haben wollen oder mich, und jetzt bin ich gar nicht zu Hause."

Er steckte seinen Rosenkranz in die Tasche und ging hinaus.

Am unteren Ende des Dorfes qualmte dichter, rötlich-brauner Rauch auf. „Das ist der große Heustadl!" hieß es, und die Leute eilten mit Eimern und Kübeln und Leitern und Haken gegen den Brand, und weil keine Feuerspritze im Orte war, so trugen sie aus dem Ziehbrunnen, der auf dem Platze stand und aus dem Bächlein, das weiter unten hinfloß, Wasser auf die Dächer. Der Stadl war nicht mehr zu retten, da pfiffen die Flammen schon aus allen Fugen und Löchern; jetzt brachen sie gewaltig aus; glühendes Stroh, brennende Schindeln flogen empor. Auf den Nachbargebäuden kletterten Männer herum, warfen die Dach-

„Warum gehst du denn immer barhaupt?“ fragte ihn einmal eine junge Magd, und wickelte sich seine wirren Locken um den Finger.

„Das weiß ich nicht“, antwortete Malchus und blickte seitwärts.

Wenn er mit andern zu Tische war, so aß er immer nur Brotsuppe und Gemüse, und wenn sie ihn zum Fleischgericht oder zu fetten Mehlspeisen einluden, sagte er: „Vergelt's euch Gott, nach so was ist's so viel schwer, sich was Einfacheres anzugewöhnen.“

Einmal sagte der Bauer, bei dem er arbeitete: „Malchus, ich schenk' dir eine Pfeife, daß du nicht immer an einem Strohhalm zu saugen brauchst.“

Darauf der Bursche: „Wenn du auch den Tabak dazu gibst?“

„Wie hast dir denn dein linkes Aug' abgebrochen, Malchus?“ fragte ihn die schalkhafte Bäuerin eines Mittags, als sie dem Burschen eine Erbsensuppe vorsetzte.

Dieser aß die Erbsensuppe, antwortete jedoch nicht auf die Frage. —

Endlich sah man ein, daß der Malchus ein Hascher sei, und man behelligte ihn nicht mehr mit Witzen und Zumutungen, denen er nicht entsprechen konnte; man gab ihm Wolle und ließ ihn bei seinen Stricknadeln, und Malchus strickte und schien zufrieden.

Er war ruhig, gutmütig und anhänglich, man ließ dem armen, heimatlosen Burschen auf dem Dachboden des alten Pfarrhofes ein Stübchen.

Malchus, der seit dem Unglücke bisher im Tale in verschiedenen Bauernhöfen gelebt und gearbeitet hatte, war anfangs kaum zu bewegen, seine neue Wohnung zu beziehen. „Auf einmal wird mein Haus niederbrennen.“

Gegen die Stiege, die man ihm zu seiner Dachkammer bauen wollte, verwahrte er sich auch. „Gebt mir nur eine Leiter, die man allzeit wegziehen kann; dem Unglück darf man nicht auch noch die Wege machen.“

So begann nun Malchus in seinem neuen Hause zu leben. Bei trübem Wetter saß er auf der Matratze und strickte oder sah sich dann und wann auch seine zwölf Taler an, die er im alten Holzschranke verwahrt hielt. Die sind halt für's Läuten und für's Hinaustragen und für den Segen in die Grube. Ja, wo war denn der Dreizehnte? Den hatte er zuletzt gar dem alten Domini geschenkt? Ei, ei!

An heiteren Tagen aber kletterte er über die Leiter herab, ging durch das Dorf, über Feldwege und redete einige Worte mit den Leuten, die ihm begegneten, und strickte.

Mit seinem lockigen Barhaupte und dem zwinkernden Auge und dem unvermeidlichen Halm zwischen den Lippen sah er aus wie ein stillheiteres Gemüt.

„Malchus, nur retten hab' ich dir's wollen — oh weh!"

„Das kann sein, und es kann auch nicht sein — gib nur her, Fritz."

„Zu tausendmal gern; aber sag niemandem was davon. Malchus, schau, bin ein armer Mann und hab' Weib und Kind. Hab' noch niemandem was gestohlen, mein Lebtag nicht. Sag nichts davon, Malchus; muß ja eh bald sterben!"

So jammerte der Schuhflicker, und Malchus beruhigte ihn: „Ist dir vergessen; und zuletzt hätt' doch nur ich da herabstürzen sollen; das Unglück ist heut' schon das zweitemal zum Unrechten gekommen. Magst dich auf meine Achsel helfen, Fritz, ich trag' dich heim in dein Häusel."

Und er trug den Fritz heim in sein Häusel. „Frau Schusterin", sagte er, „tut euch nicht erschrecken; beim Löschen ist er auf den Erdboden gefallen".

Dann ging Malchus wieder seiner Wohnung zu, band die Leiter zusammen und stieg zu seiner Stube hinauf. Die Türe war offen, der Schrank ebenfalls. Malchus barg seine zwölf Taler wieder an ihrer Stelle.

Leute, die den jungen Mann während des Brandes auf dem Hügel hatten sitzen sehen, sagten lieblose Worte. Andere, die ihn mit dem Schuster Fritz begegneten, erzählten Gutes von dem blödsinnigen Stricker.

*

* *

Es war im Spätherbste desselben Jahres, als eines Abends durch das Dorf der lustig polternde, pudelnärrische Brechelzug ging. Die Leute kehrten eben von der „Haarstube" zurück, wo sie gemeinsam ihren Flachs gebrechelt hatten; gingen jetzt zu einem reichlichen Mahle, welchem Tanz und anderes Freudige folgen sollte. Die Pfeifen und Geigen waren schon da und die Bläser und Streicher auch dazu, und die Füße des jungen Völkleins waren bereits voll Räder und Federn, besonders die der Dirndeln.

„Wia lieb daß so a Diandl,
Wan's bleedan tuat, is!"

Dem Zug voran gingen zwei Bursche, die mit Besen die Gasse auskehrten, und hinten her zog eine Magd und streute Agen auf den Weg, damit der Lust und der Freude, die hier im Triumph einherzog, die Kümmernis nicht folgen konnte.

Als sie über den Platz am tiefen Dorfbrunnen vorüberkamen, standen einige plötzlich still und legten der Finger an den Mund; „Ein Gespenst!" Andere blieben ebenfalls stehen und horchten. — „Du Kreuzsappermost, was ist denn das da unten?"

Aus der Tiefe des Brunnens hörte man Laute — wie ein Wimmern und Weinen, dann wieder wie ein Lachen. Das war ja

bretter herab, begossen die Firste und Dachstühle, vermauerten die Fenster. Sie riefen sich zu, aber im Knattern der Bretter und im Brüllen des Feuers hörten sie sich kaum. Die Weiber jammerten in den Gassen und schleppten Hausgeräte aus ihren Wohnungen; alte Kästen und Bettstätten zerrten sie hervor und vergaßen den Sparpfennig. Auf dem Turme schrillten stoßweise, in ungleichen Zwischenräumen die Glocken, daß von den Nachbargemeinden Hilfe kommen möge.

Über all das lag der klare Sommertag und Sonnenschein, wenn auch die Schatten des Rauches über Dorf und Kirche hinflogen.

Malchus half nicht im Löschen, nur daß er in der Nähe des Feuers beim Ausbringen von Hab und Gut tätig war.

Zuletzt ging er gar davon, setzte sich auf einer Anhöhe nieder und sah dem Feuer zu. „Wie ihr auch löschen und wahren mögt“, sagte er, „das ganze Dorf brennt nieder. Das Feuer ist dort unten und mein Pfarrhof ist da oben am andern Ende. Du rothaariges Unglück, du hast es doch nur auf mich abgesehen, und jetzt hüpfest du über alle Hausdächer bis zu meiner Wohnung. Und ich bring' so viel Unheil über alles; es wär' doch das Beste, ich tät der ganzen Welt aus dem Weg gehen — ganz, ganz aus dem Weg — die Seespinne wird keine Ruh' geben.“

In einer Stunde später war der Heustadl eingestürzt und die Flammen leckten nur mehr an den Wandbäumen, die am Boden lagen. Die nächst angrenzenden Gebäude standen unversehrt da, nur daß bei einigen das rötlichgraue Dachstuhlgerippe nackt aufragte, weil es die Leute abgedeckt hatten.

Die Kirchenglocken waren zur Ruhe gekommen, das Schreien war verstummt, die Weiber trugen ihre Geräte wieder in die Häuser und sie lachten, wenn sie gleich noch vor Aufregung zitterten.

Malchus stieg vom Hügel, schüttelte wiederholt den Kopf: „Jetzt hat die rothaarige Bestie sicher gemeint, ich wohne im Heustadl!“

Als er über seine Leiter steigen wollte, lag diese in Trümmern auf dem Boden, und neben ihr, ächzend und sich in Schmerzen windend, lag der Schuhflicker Fritz.

Malchus kannte ihn gleich, der Mann flickte ihm ja seine Schweinslederschuhe. Er rief also: „Ja, Schuster, was ist denn dir geschehen?“

Dieser wimmerte: „Wie das Feuer auskommen ist, hab' ich dem Malchus wollen sein Hab und Gut retten und bin über die Leiter gestürzt — Fuß und Hand hab' ich mir gebrochen.“

Während er dies sagte, wälzte er sich um und suchte einen grauen Wollbeutel zu verdecken, der neben ihm lag. Aber Malchus hatte diesen bemerkt und sagte: „Fritz, es schaut so aus, als ob du mir mein Geld gestohlen hättest!“

bis es die Mutter küßte auf seinen zarten Mund und sagte: „Martha, du mein Leben, was hätte ich getan, wenn du dahin gewesen wärest!“

Martha war neun Jahre alt und der Häuslerin einziges Kind. Zum Krämer war sie heute gegangen, auf das sie Zwirn hole; spielend mit der kleinen Geldnote dahin über den Dorfplatz. Das Lüftchen spielte in ihren losen Haaren, aber dasselbe Lüftchen entführte ihr die Geldnote und trug das Papier hin und hin über das Geländer des Dorfbrunnens. Und wie nur zu viele Menschen dem Gelde nachjagen und in den Abgrund stürzen, so erging es auch der kleinen Martha; am Geländer blieb das Blättchen nicht liegen, es schwebte, das Mädchen langte über — und so kam's.

Unten unmittelbar in dem Wasser stand ein Balken in die Quere, daran klammerte sie sich, da kam Malchus hinab.

Wie ihm das arme Weib dankte, wie ihn Martha anblickte, da war's doch, wie noch nie, noch gar nie in allen seinen Lebenstagen.

„Und jetzt geh' ich dem Brechlerhause zu, heut' möcht' ich tanzen.“

*
* *

So vergingen wieder einige Jahre und das erwartete Unglück kam nicht.

Malchus war um ein gut Stück heiterer geworden, aber er lebte immer in seinem Dachstübchen und strickte oder tat andere Kleinigkeiten. Zur Weihnachtszeit erhielt er immer ein Paket Wäsche, er wußte nicht von wem; der Pfarrer sagte: „Ich weiß wohl, wer dir das schickt, darf es aber nicht sagen.“

Malchus fragte auch nicht mehr, sondern fühlte sich behaglich in den weichen Linnen und war zufrieden.

Zweimal des Jahres war ein Fest in seiner Stube, da schickte ihm Martha, die indes zu einer lieben Jungfrau geworden war, einen Strauß schweeweißer Röslein, wie sie im kleinen Garten der Näherin am Hagebuttengesträuche wuchsen. Der eine Strauß kam immer zu seinem Namenstag, der andere an einem Tag im Herbst — der Empfänger wußte es kaum, warum.

Martha hätte ihm die Rosen selbst gebracht, aber Malchus sagte einmal zu ihr: „Martha, die Leiter zu meiner Stube ist gebrechlich.“

Du guter Bursche, dein Herz war gebrechlich. Du bist fünfundzwanzig Jahre alt.

Wohl dachte der Jüngling daran. Aber er will keine Nahrung sammeln für die Seespinne.

Und die gab doch keine Ruh', er sollte nicht glücklich werden.

Marthas Mutter, die Näherin, war dürftig. Da kam eines Tages Malchus mit seinem Wollbeutel, öffnete ihn und legte die zwölf Taler

wieder dieselbe Stimme, wie man sie vor dreißig Jahren gehört hatte, als darauf eine Überschwemmung kam; und das war auch dieselbe Stimme, die vor achtzehn Jahren im Brunnen rief, als dann die große „Sterb“ in der Gemeinde ausgebrochen.

Die Pfeifen waren in schrillen Tönen ausgelaufen und schwiegen; die Leute flohen.

Nur Malchus floh nicht. Er stand am niederen Brunnengeländer, starrte in die Tiefe und rief hinab: „Na heut' geraten wir zusamm', verdammte Seespinne du!“ Dann verlangte er einen Strick, sie sollten ihn hinablassen.

Die Leute wußten nicht was, aber sie brachten einen Strick und ließen Malchus in den Brunnen.

Der Arme — noch einen Blick gegen die Abendröte, gegen die Waldberge, gegen die weiße Dorfkirche, gegen die Menschen — dann hatte er den Eimerbaum seitwärts gestoßen und es ging hinab — von dem Lichte zur Dämmerung, zur Dunkelheit, zur Finsternis, den schauerlichen Tönen näher.

Der Strick war lang und ging tief und tiefer hinab.

Endlich schien die Last auf dem Wasser zu sein, der Strick war locker.

Man horchte, man hörte kaum mehr die Laute von früher. Das halbe Dorf hatte sich um den Brunnen versammelt.

Die Mauern und weißen Schindeldächer der Häuser waren gefärbt von der Abendröte; Fensterscheiben leuchteten, als ob alle inneren Räume in Flammen ständen — so herrlich scheidet der Tag, so unheimlich naht die Nacht, und dem Manne im Abgrund — wie wird's ihm ergehen?

Endlich tönte aus dem Brunnen ein hohles, langgezogenes: „Auf!“

Man spannte den Strick, man zog und zog; die Last war schwer, das Seil lag schon am Boden in unzähligen Ringen und Schlingungen wie eine endlose Schlange, und endlich —

Malchus kam herauf und in seinen Armen hatte er, bedeckt von Schlamm —

„Martha, meine Martha!“ erscholl in dem Augenblicke eine Stimme, und ein Weib stürzte zum Brunnengeländer, auf das sich Malchus erschöpft mit seiner Beute gesetzt hatte. Nun erst sah er recht, was er trug: ein bleiches, schönes Mädchen, dessen feuchte Locken weit über seinen Arm hinabhingen.

Malchus riß die Augen auf, auch das linke, und diemal war es, daß der Mann die Welt zweifach anschaute.

Das eine sank aber soglich wieder zu, als das Weib, eine Näherin, mit ihrem Kinde laut weinend in das nächste Haus ging.

Aber Malchus ging nach in das Haus und blieb so lange bei dem Mädchen, bis es die Augen aufschlug — die blauen Augen, und

dann einer, nach allerlei Versuchen, an ihrem Wesen immer wieder abprallte wie an einer feindlichen Mauer, so gab er die Belagerung schließlich auf, oftmals gerade dann, wenn Regula, durch seine Ausdauer milde gestimmt, ihm einen kleinen Erfolg gestatten wollte. Obendrein mußte sie zusehen, wie dann hilfsbereite Samariterinnen herbeisprangen, um den ermüdeten Krieger durch süße Blicke und Worte zu trösten.

Regula ließ durch solche Enttäuschung sich nicht irre machen, verschanzte sich immer fester hinter Wällen und Gräben, und als mit den Jahren leise Bitterkeit in ihr aufklang, glich sie einer unerfreulichen Stachelpflanze. Kalt verächtlicher Ausdruck entstellte ihr hübsches Gesicht und innere Sprödigkeit benahm ihrem Körper die leichte Anmut der Bewegung.

So war wieder einmal mit dem Eismond ihr Geburtstag herangekommen. In Pelzwerk vermummt promenierte sie ziemlich übler Laune im Garten, der sich hinter ihrem, vor dem Tore gelegenen Elternhause weithin erstreckte. Am entlegensten Ende desselben — da, wo er ans freie Ackerland grenzte, warf ein Springbrunn den kecken Strahl empor, der von einem steinernen Becken aufgefangen wurde. Nun war ihm der Sprühregen im Fall gefroren und hatte rings um das Becken eine Eisburg emporgetürmt, die mit Erkern, Zinnen und leichtem Säulenwerk blitzend in der Sonne lag.

Vor diesem zierlichen Bau machte Regula Halt, betrachtete ihn nachdenklich und bedachte seufzend, wie herrlich es wäre, sich hinter solch unantastbaren Eiswällen zu verschanzen!

„Warum seufzt das Fräulein Regula?“ klang's da fein — ganz fein — als fügte sich leises Klirren des Eises zu hauchzarten Worten.

Regula meinte, einer lieblichen Täuschung zu unterliegen, doch wurde die Frage wiederholt und kam untrüglich vom Eisgebilde her. Sie schaute näher zu und gewahrte auf den Zinnen der Burg ein nebelfeines Wesen, das aus Wassergeriesel, Eishauch und Reifschimmer wundersam gebildet schien. Bei aufmerksamer Betrachtung gewann es festere Formen und stellte sich als kleines Eisfräulein dar, das auf der Zinne seiner Burg saß, die Beine übereinandergeschlagen und die Hände drum geschlungen.

„Warum blickst du so sauertöpfisch drein?“ ließ das Eiswesen sich vernehmen, doch brachte Regula statt jeder Antwort nur ein verwundertes „Wer bist denn du?“ heraus.

„Das Brunnenfräulein“, sagte das feine Ding. „Im Sommer wohn' ich tief drunten in dem Wasserstrahle, doch im Winter erbau' ich mir meine stolze Burg. Ist sie nicht schön?“

„Ach, wie gut hast du es“, seufzte Regula. „Könnt' ich nur hinter Eismauern wohnen, damit mir keiner mehr nahe käme!“

auf den Tisch, dann suchte er noch eine Weile im leeren Beutel herum und murmelte: „Weiß nicht, aber ich hab' doch dreizehn gehabt!"

„Was machst denn da, Malchus?" fragte die Näherin.

„Mutter", sagte der Bursche und blinzelte stark, „ich hab' ein Anliegen. Schenkt mir so viel Liebe und nehmt die paar Groschen!"

Da sagte das Weib: „Eher ins Grab, Malchus, eh' ich einen Groschen von dir nehmen tät; wir sind dir viel tausend Gottesdank schuldig!"

Malchus mußte sein Geld wieder in seine Wohnung tragen. Sein Leben hatte er aber so eingerichtet, daß er nicht notwendig hatte, etwas von den zwölf Talern anzubrauchen, so wie er von seinem kleinen Erwerbe auch nichts dazu tat, sondern damit seine Bedürfnisse bestritt. Auf diese Art besaß er durch alle die Jahre zwölf Taler und nicht mehr und nicht weniger. (Schluß folgt.)

Die spröde Regula.

Ein Wintermärchen von **Anda Maria Birnbacher.**

Es war einmal ein Jungfräulein namens Regula.

Die plagte ein Kummer ganz besonderer Art.

Wenn sie in alten Märchen von stolzen Prinzessinnen las, die ihren drängenden Freiern mit kalter Unnahbarkeit entgegentraten und dem Manne ihrer Wahl die schwierigsten Liebesproben auferlegten, dann wurmte sie der Gedanke, daß den Frauen unserer Zeit solch trutziges Selbstgefühl abhanden gekommen sei. Ihrer Meinung nach sollte das ehrbare Mädchen einer wohlverwahrten Festung gleichen, die sich nur durch unerschütterliche Ausdauer erobern läßt. Ihre Gespielinnen aber machten in verächtlicher Schwäche dem Feinde den Ansturm viel zu leicht und feierten die Niederlage wie einen stolzen Sieg. Regula hätte wie Brünhild im Schutze der wabernden Lohe des Ritters harren mögen, der allein des köstlichen Besitzes würdig schien. Nur wünschte sie seine endliche Ankunft gesichert zu wissen!

Bei alledem war sie keineswegs grausamer Natur und trug nicht Begehren nach den Köpfen der Freier, doch sollte der Mann ihrer Wahl sich durch ablehnendes Wesen nicht einschüchtern lassen, sondern mit unverzagtem Mute den Ansturm wagen, bis sie endlich — endlich ihn mit ihrer Gunst beglücken wollte. Dies Geschenk ihrer kostbaren Persönlichkeit war doch gewiß der größten Anstrengung wert!

Da sie aber von anmutiger Leibesbeschaffenheit und hellem Verstande war, kam manch ein Freier des Weges gezogen und die meisten ließen sich anfänglich durch ihre stachlige Art nicht abschrecken. Wenn

ohne weiteres Überlegen schlug sie in die dargebotene Hand. Eisschauer durchrannen sie — sie vermeinte in einen kalten Abgrund zu versinken — und fand sich endlich klein und zierlich auf der Eiszinne sitzend, in feines Schleiergewebe gehüllt, ohne die Kälte der neuen Behausung peinlich zu empfinden.

Vor ihr aber stand lebendig und groß ihr eigenes Konterfei — das Eisfräulein in Gestalt der Regula!

Voll Vergnügen ob der Verwandlung, blickte die an sich herunter, befühlte neugierig ihre Kleider und gebärdete sich wie ein Kind, das einen Maskenscherz plant. In der Kleidertasche fand sie ein Spiegelchen. Drin beguckte sich die Fee voll Eifer, schien mit der Musterung zufrieden, zupfte noch rasch da eine Schleife zurecht, ordnete dort eine Falte und glättete mit leichten Fingern das schwere, dunkle Haar, das Regula selbst nie recht zu bändigen wußte und das in seiner Verwirrung ihr Gesicht eher entstellte als reizvoll umrahmte. Dem Eisfräulein schienen allerlei kleine Toilettekünste, die Regula stolz verschmähte, geläufig zu sein und in kurzen Augenblicken brachte sie die Anmut ihrer Erscheinung zu erhöhter Geltung. Regula auf der Eiszinne ärgerte sich, weil das Eisfräulein mit der geliehenen Gestalt so selbstherrlich umging und ihr weichen Liebreiz entlockte, der ihr selber niemals eigen war.

Unterdessen war der Freund herangekommen, lehnte sich an den Zaun und schaute dem koketten Wesen des Eisfräuleins, das für ihn natürlich die altbekannte Regula war, mit leiser Verwunderung und heller Freude zu.

„Hab mir's doch immer gedacht, daß all dies eckig steife Wesen nur Verstellung ist“, überlegte er, „und daß hinter der Stachelpflanze sich ein weiches liebes Frauenzimmerchen verbirgt. Nun gilt's, die gute Stunde auszunützen!“

„Guten Morgen, Fräulein Regula“, rief er herüber und fürchtete, der holdselige Zauber könnte bei seinem Anblick rasch verfliegen. Das Eisfräulein aber erwiderte lachend seinen Gruß. Da verlor sein Gesicht den kühlüberlegenen Ausdruck, und der ernste Mann schaute wie ein fröhlicher Junge drein, der einen Ferientag genießen will.

„Da schau“, dachte Regula auf der Eiszinne, „das Gesicht ist mir neu an ihm!“

„Dürfte ich's wagen, Ihnen meinen Glückwunsch zu überbringen, Fräulein Regula“, rief der übermütige Mann, und die unechte Regula lachte schelmisch: „Ich denke, Sie dürfen es immerhin wagen.“

Da schien ihm der Weg zur Gartenpforte viel zu weit, er schwang sich mit einem kecken Satz über den Zaun und stapfte durch den Schnee auf das Fräulein zu. Sie drohte ihm neckend mit dem Finger, hieß

„Ich bin's zufrieden“, sagte das Eisfräulein. „Meine Wohnung gefällt mir, und ich finde es kurzweilig, euch Menschenkindern zuzuschauen. Immer gibt's für mich was zu sehn — meist recht drollige Dinge — und gar in Sommernächten! Da kommen sie paarweise aus der Stadt aufs freie Land heraus und führen mit Seufzen, Flüstern und Schmatzen ein höchst sonderbares Wesen auf. Dann packt mich wohl die Lust, mich einmal unter sie zu mischen und zu versuchen, wie sich's da lebt! Ein Ding von allen gibt's, das ich ergründen möchte, denn ich hör' es über alle Maßen preisen — so viel ich weiß, wird es die Liebe genannt.“

„Pfui“, sagte Regula und verzog ihr Gesicht, wie der Leibhaftige, wenn man vom Himmel spricht. „Ich beneide dich, weil du davor geschützt bist!“

„Ach“, rief das Eisfräulein erstaunt, „das klingt mir neu! Du bist wohl das einzige junge Menschending, das von der Liebe nichts wissen will. Kennst du sie denn?“

„Ich kenne sie nicht“, erwiderte Regula trotzig — „und ich will sie nicht kennen lernen. Die Liebe, die ich mir erträume, find' ich nicht, und eine andere mag ich nicht.“

Das Eisfräulein lachte: „Seid ihr Menschen komisch — wollt immer alle Dinge anders haben, als sie sind!“

„Ich bleibe meinen Idealen treu!“ sagte Regula mit Haltung und Würde. „Du aber kennst das Leben nicht, das viel zu derb für hochgestimmte Seelen ist. Lerne es kennen — und du wirst bald hinter deine Mauern dich zurücksehnen.“

„Da könnt' uns beiden geholfen werden“, das Eisfräulein klatschte vergnügt in die Hände, „ich hätt' wahrhaftig Lust, mich einmal umzutun. Leih' mir deine Gestalt — du sollst dafür die meine haben. Wir können jederzeit umtauschen, wenn wir des Spieles müde werden — schlag ein!“

Sie streckte Regula die Hand entgegen, doch die zögerte, weil ihr der Plan ein wenig gefahrvoll schien. Als sie nun, von Zweifeln geplagt, auf die Straße schaute, die vom Stadttore weg dem Garten zuführte, gewahrte sie auf derselben einen Mann, der ein weißverhülltes Paket in Händen trug. Dies war ihr treuester Freier, der sich durch ihre borstige Art niemals abschrecken ließ, sondern mit überlegener Ruhe darüber hinsah, als handle sich's um Kinderunart. Damit aber reizte er den Zorn des stachligen Fräuleins, das durchaus ernst genommen sein wollte und gerade auf sein Urteil besonderen Wert legte. Doch empfand sie dies als feige Schwäche und gedachte, ihn um so länger zu quälen.

Nun kam er gar mit Blumen angerückt, als ob mit solchen Waffen sich eine Burg wie die ihre erobern ließe. Ihr Trotz wallte auf —

„Morgen geh ich zu deinen Eltern“, rief er jubelnd, „darf ich kommen?“ Das Mädchen nickte, er schlang die Arme um die leichte Gestalt. „Doch möchte ich mich vorher mit dir besprechen, Regula — Liebste — 's ist Vollmond heut — komm in den Garten — ich erwarte dich hier — mir zuliebe komm — vertrau mir — kleine Braut —.“

Das Mädchen zögerte, in ihrem Gesicht zuckte es, wie von verstohlener Heiterkeit. „Ja . . . ich komme . . . vielleicht . . .“

„Du böser Schelm“, lachte der Mann, „na warte —“, und wollte sie küssen. Sie aber machte sich blitzschnell frei, raffte ihr Kleid und lief durch den Garten davon.

Der Mann schaute ihr nach und als sie seinen Blicken entschwunden war, schien es ihm, er habe die letzte Stunde nur geträumt. Nun würde wohl die echte Regula würdevoll einherwandeln und ihn mit kalten Worten abweisen. Und er wußte — daß er die Regula nun nicht mehr lieben konnte!

In Gedanken verloren, bemerkte er nicht, daß von der Eisburg her ein feines Persönchen ihm zunickte und rief. Er ging und ließ die arme Regula in heller Verzweiflung auf ihrer Zinne zurück. —

Da hatte sie was Schönes angerichtet! Der arme Mann wurde das Opfer des unerhörtesten Betruges, führte wohl gar das Eisfräulein heim, in der Meinung, ein liebwarmes Geschöpf zu gewinnen. Er hatte Strafe verdient — nannte ihr gehalten stolzes Wesen häßliche Kälte und ließ sich augenblicks durch ein paar süße Blicke hinreißen. Die Strafe aber wollte sie selber ihm zudiktieren. Sie hatte mit einiger Sicherheit auf ihn gerechnet und gemeint, ihn nach ihrem Sinne erziehen zu können. Wenn aber nun das Eisfräulein nicht daran dachte, ihn freizugeben, ihr den Mann am Ende vor der Nase wegschnappte und keine Lust fühlte, in ihr Brunnenhaus zurückzukehren — dann konnte Regula an ihrer Statt hinter Eismauern sitzen bleiben und zusehen, wie andere sich des Lebens freuten!

Je mehr sie nun der Verzweiflung sich hingab, desto heftiger überkam sie ein sonderbares Gefühl. Als trüge sie, der Kälte zum Trotz, ein brennend heißes Ding im Leib, das Wärme kräftig auszustrahlen begann, daß sogar das Eis davon ins Schmelzen geriet.

Der Abend brach an, klingender Frost umspannte mit starren Armen das weite Land, Regula auf ihrer Eisburg aber saß in einem lauflutenden Schmelzbächlein drin. Dann stieg der Mond hinter den Bergen auf und illuminierte ihr Feenschloß mit mattem Silberschein. Es stand köstlich weiß und keusch, wie das Symbol einer unberührten Mädchenseele, die Licht und Wärme in leisen Zügen trinkt und in sanftem Glanze widerstrahlt. Regula aber war der Sinn für solch poetische Vergleiche, die ihr sonst am Herzen lagen, gänzlich abhanden gekommen.

ihn dann freundlich willkommen und streckte ihm die Hand entgegen, die er mit Innigkeit küßte.

Regula auf der Eiszinne mußte dem verhaßten Wesen zusehen, ohne eingreifen zu können: Was muß er sich von mir denken — und warum schaut er so hochentzückt drein? Hat auch er kein Verständnis für gediegenes Wesen?

„Meinen allerwärmsten Glückwunsch, Fräulein Regula“, sagte der Mann und gab des Mädchens Hand nicht frei. Sein Blick suchte den ihren. Sie hielt in einer Hand den Blumenstrauß, den er ihr überreichte, neigte ihr leicht gerötetes Gesicht darüber und schlug dann langsam — ganz langsam — die Augen zum Manne auf.

„Sind meine Augen wirklich so schön?“ staunte die echte Regula. Der Mann aber stand wie vor einem Wunder: „Ihr Geburtstag, Regula, ist ein Zaubertag“, sagte er leise. „So schön waren Sie noch nie — als hätt' eine gütige Fee die häßliche Kälte weggeküßt! Wenn Sie wüßten, Regula, wie hinreißend Ihnen solch warmes Lächeln steht, Sie würden Ihren Mund nie wieder spöttisch verzerren — wie Ihre Augen leuchten und lachen — wie ein tiefblauer Gebirgssee im Sonnenglanz — und dies holdselige Antlitz im Rahmen der dunklen Haare — — weicher, süßer Frauenreiz ist Ihnen eigen — warum ihn verbergen? Ich habe Ihr wahres Bild ahnend im Herzen getragen — heut' schau ich's zum erstenmal. Und nun dürfen Sie mich nie wieder quälen — dürfen nie wieder Ihre herrlich warme Natur hinter Dornenhecken verschanzen — ja, Regula — ja — —?“

Das Eisfräulein senkte den Blick, wie in köstlicher Scham, und hauchte ein zartes „Ja“ heraus.

Auf ihrer Zinne saß Regula und schaute in brennder Empörung auf dies schamlose Treiben nieder. Es war abscheulicher Vertrauensbruch — das Eisfräulein stellte wie eine freche Komödiantin eine Regula dar, die es niemals gegeben hatte, der Freund aber fand für eben diese Regula Blicke und Worte, die sie ihm niemals entlockte: Verrat — elender Verrat!

„Ja, merken Sie denn nicht, daß hier eine empörende Komödie gespielt wird?“ schrie sie im höchsten Zorn und nahm mit Schrecken wahr, daß ihre Stimme klein und fein, wie singendes Anprallen von Wassertropfen an Eiswände klang.

Der Mann hob lauschend den Kopf. „Klingt's nicht wie Musik? Die ganze Welt singt und tönt — wundervoll ist das Leben — — wundervoll bist du — meine Regula.“ Er breitete die Arme aus, zog das Mädchen an sich und küßte es.

Das Eisfräulein verhielt sich ganz still, in ihren Augen glomm neugieriges Leuchten auf. Der Mann küßte sie wieder und wieder, nahm dann ihre Hände und preßte inbrünstig die Lippen darauf.

gemeinschaftlichen Zukunft zu sprechen. Regula lauschte, vergaß darob ihr Elend und fühlte sich von seiner quellenden Lebensfrische wie auf leichten Schwingen in selige Weiten hinausgetragen. In des Eisfräuleins Augen aber erlosch der Glanz, das Lächeln saß in ihrem Gesicht, als ob es da eingefroren wäre. Dem Manne fiel das veränderte Wesen auf. „Was ist's mit dir, Kind — du siehst müde aus — oder — aber natürlich — jetzt seh' ich's erst — dir ist kalt — kalt, o du törichtes Ding — läufst mit einem leichten Tuch in die Winternacht — komm ich will dich wärmen — — —" Er zog sie an sich und hüllte sie in seinen Mantel. Da lachte das Eisfräulein wieder: „Kalt? — — — nein, mir ist nicht kalt" — und machte sich frei, warf das Tuch vollends ab und stand schlank und weiß im hellen Kleid, wie aus dem Schnee emporgewachsen. Lachend schaute sie in sein erstauntes Gesicht, schüttelte spöttisch, neckisch den Kopf, und als er die Arme nach ihr streckte, glitt sie, leise sich wiegend und neigend, in schwebend leichtem Tanzschritt auf den verschneiten Wegen davon. Wie aufgelöst in Mondlicht entschwand sie den Blicken des Mannes — neckendes Lachen klang ferne — ganz ferne — klang — verklang — — —

Der Mann stand wie gebannt, die Schönheit des leichten Tanzes betörte ihn — und dennoch nahm leises Unbehagen ihn gefangen. War das Regula? fragte er sich zweifelnd. Wenn ihn auch die jähe Wandlung des Mädchens beglückte, konnte er sich mit solch koboldartigem Wesen doch nicht zufriedengeben. Verwirrt und benommen ging er davon.

Die Winternacht schien der gefangenen Regula von endloser Dauer. Wie quälte sie die Angst, das Eisfräulein könnte mit seinem spielerischen Wesen ihr den Mann am Ende verscheuchen! —

Endlich brach ein neuer Sonnentag herein und fand die Regula auf einem kläglichen Eishäufchen sitzen, zu dem die stolze Burg zusammengeschmolzen war. Um die Mittagszeit kam das Eisfräulein dahergeschlendert, blieb mit aufgerissenen Augen vor dem Unheil stehen und begann um ihr Schloß zu klagen. „Gut, daß du kommst", schrie ihr die empörte Regula entgegen und ihr angesammelter Groll machte sich in Ausdrücken der tiefsten Empörung und Verachtung Luft. Das Eisfräulein aber schien es nicht zu hören, die heftigsten Vorwürfe prallten an ihr wie an einer Mauer ab, sie hatte nur Augen für den Schaden, welchen das heiße Herz ihrer Vorgängerin angerichtet hatte.

„Wenn jemand zu klagen hat, so bin ich es", sagte die Regula, „wie hast du deine Rolle ausgenützt! Dein kokettes Wesen wird ihm bald zum Überdruß werden und wer bringt ihn mir dann zurück? —"

„Ich dachte, du wolltest von Liebe und Männern nichts wissen", lachte das Eisfräulein, „und hab' ich meine Rolle nicht wunderschön gespielt? Ich hab's euch Menschenfrauen gut abgelernt." Sie schlug die

In banger Unruhe harrte sie des Liebespaares.

Der Mann kam lange vor der verabredeten Stunde, schien die Kälte kaum zu empfinden und ging mit leichten, federnden Schritten im Garten auf und nieder. Regula betrachtete ihn heute, da sie nicht mehr mit ihm zu kämpfen hatte, mit viel milderen Augen, und seine kraftvoll sichere Erscheinung kam ihr erst jetzt deutlich zum Bewußtsein. Ganz leise dämmerte ihr, daß mit ihrem eigenwilligen Trotz sie neben ihm sich wohl ausgenommen habe wie eine kleine dumme Welle, die immer wieder gegen einen Felsblock anrennt und ihn damit zu erschüttern meint. Und nun sollte dieser kluge, feste Mensch dem unglaublichen Betrug zum Opfer fallen.

Dann kam, leicht und zierlich, das Eisfräulein herbeigehuscht und hatte nur ein leichtes Tuch flüchtig um die Schultern geworfen. Jubelnd umschlang der Mann sein Liebchen und heißes Flüstern und Kosen begann, sehr zum Jammer der festgebannten Regula. Dem dummen Mann schien es gar nicht aufzufallen, daß er allein die Kosten der Unterhaltung trug, während das Mädchen sich mit warmen Blicken, leichtem Nicken und kurzem „Ja" und „Nein" begnügte. Die ahmte wohl irgendein gut beobachtetes Vorbild nach und war auf keine Weise mit ihrer Empfindung an der Sache beteiligt. Und dennoch beglückte sie den Mann und lockte seine innerste Wärme mit spielenden Fingern hervor. Wenn nun sie selbst an der Verhaßten Stelle wäre — sie, die eine heiße Seele in sich zittern fühlte, die jedem seiner Worte innige Antwort gab . . .

Sie saß in tiefen Schmerzen — das brennende Ding in ihrem Leibe wuchs immer machtvoller an, immer stärker rieselte das Schmelzbächlein nieder. Der Mann hörte die Tropfen sickern, lauschte erstaunt und entdeckte den schmelzenden Eisberg in frostkalter Winternacht. Er zog das Mädchen an sich: „Regula — sieh — 's ist eine Zaubernacht — das Eis schmilzt hin vor der Glut unserer Liebe — — Wunder tut unsere Liebe — —"

Das Eisfräulein schaute mit großen Augen auf ihre hinsinkende Burg, erblickte die Regula, die ihr zornig winkte und brach in helles Lachen aus. Der Mann wußte sich das Lachen nicht zu deuten, nahm ihrem Kopf in beide Hände, bog ihn weit zurück und ließ Mondglanz in vollen Wellen über das zarte Antlitz fluten. „Dies Lachen klingt fremd aus dir — wie ein Ton, der sich aus anderen Harmonien hieher verirrt — — — in deinen Augen liegt ein Schimmern, das ich nicht enträtseln kann — — — du bist es — — — und dennoch bist du es nicht — — — du — — — du — — —"

Mit jubelnden Worten, die eilig über seine Lippen sprangen, wie Kinder, die in einen goldenen Sonnentag laufen, begann er von ihrer

Da schüttelte Regula leise den Kopf: „Du törichter Mann", und nickte selig dem Eisfräulein zu.

Singend, in schwebender Anmut, baute die Fee an ihrer Burg, von Eiskristallen umsprüht. Mittagssonnenglast umflirrte die nebelfeine Gestalt, hüllte sie in einen Strahlenmantel und löste sie in Duft und Glanz und Schimmer auf . . .

Am Klavier.

Von Ludwig Huna.

So seh' ich dich: in einer Gasthofstube,
An einer dunklen, kalten Zirbelwand
Ein altes Pianino, morsch im Ton
Und im Gefüge des verschmutzten Holzes,
Rings Tische, Stühle, Gläser, ein paar Menschen,
Die kühler Regen in die Enge treibt
Und das Gefühl verlor'ner, träger Stunden.

Und an dem wunden Flügel sitzest du,
Und deines Wesens eigene Musik,
Sie zaubert gleichgestimmten Klang hervor
Mit Wundermacht des Herzens und der Seele.
Die trägen Saiten, arg verstimmt, verstaubt,
Sie wachen auf und flüstern, rauschen, beben
Und einen sich zu schwellenden Akkorden,
Die deiner Seele Feinheit kostbar meistert.
Aus einem Nichts schaffst du der Töne Reigen,
Den Mißklang ordnest du zur Harmonie
Mit träumend-weichem Anschlag deiner Hände,
Die willig des Gefühls Vollstrecker sind.

So seh' ich dich — und sitze neben dir
Und lausch' und sauge deines Wesens Inhalt
Tief in mein Herz mit dankbar-frohem Blick.
Vergessen sind die Menschen um mich her,
Nur du und deine süßen Klänge leben:
Des Grals hochherrlicher Gesandter steigt
Zu Elsas Lieblichkeit herab und rettet
Und zürnt, klagt an und weiht und sehnt und liebt,
Liebt mit der ganzen Hoheit seiner Priesterschaft.
Und Sentas große weibliche Mission,
Des armen Mannes irdische Erlösung,
Des Liebesuchers ew'ge Herzensnot,
Gestaltest du mit auserles'ner Kunst
Aus dem erstorbnen Schwung verstaubter Saiten.
So rührst du mich — so seh' ich dich, du Liebe.
So märchentraut, unwirklich scheinst du mir
Wie ein vergessen Bildnis aus der Zeit
Des zärtlich-süßen, weichen Rokokos.
So sinn' und lausch' ich, seh' dein Wellenhaar
Im Blondglanz deinen hohen Scheitel krönen,
Seh' des Profiles feine Formenlinie,
Die wie kameengeschnitten ab sich hebt
Von dunkler Wand, erinnernd an Madonnen,
Wie sie die Kunst aus Alabaster schöpft . . .

Augen schmachtend auf und spitzte die Lippen — dann lachte sie wieder: „Erst hat mir das Spiel auch wirklich Vergnügen bereitet — dies Seufzen und Küssen und Drücken ist doch zu komisch, aber immer dasselbe, und wenn man mal ein bißchen fröhlich wird, dann guckt er so erstaunt und möcht' am liebsten schelten — nein, dafür danke ich. Da ist's viel netter, in aller Muße die Komödie an sich vorbeiwirbeln zu sehen — und auch die viele Wärme bekommt mir nicht —."

Dies klang Regula wie Erlösungsbotschaft. „Liebes, liebes Eisfräulein", flehte sie, „kannst du mir meine Gestalt nicht wiedergeben? Dir bereitet die Verwandlung keine Freude mehr — und ich — ich geh' zugrunde auf dieser Burg!"

„Ist's dir darum zu tun — da kann dir geholfen werden! Es ist hohe Zeit, daß ich den Schaden an der Burg gut zu machen suche. Tu mir nur den Gefallen und steck nicht wieder deine griesgrämige Miene auf, sonst läuft dir dein Ritter sicher davon. Der ist's jetzt anders gewöhnt! Wird wohl gleich wieder da sein. — Richtig, da tritt er aus dem Tor, im Feiertagskleid, um mit deinen Eltern zu sprechen. Da wird's Küsse und Tränen regnen — puh, das gönn' ich dir!" Das Eisfräulein machte einen kleinen Knicks in der Richtung der Straße: „Viel Glück, Herr Ritter —" und legte ihre kühle Hand auf Regulas Stirn.

„Schlüpf heraus . . . gib mir mein Haus —
Kehr zurück . . . dein harret Glück",

sang sie leise.

Regula fühlte, wie himmlische Wärme ihre Glieder weitete und dehnte, verging in einem brausenden Blutstrom und fand sich dann in altgewohnter Erscheinung auf dem Gartenwege wieder. Auf dem Eishäuflein aber stand das Brunnenfräulein, fing singend sprühende Tropfen des Wasserstrahles, die in ihrer Hand zu blitzenden Kristallen erstarrten, und fügte die zierlichen Bausteine zu einer neuen Burg.

Unterdessen war der Freier herangekommen, grüßte über den Zaun und betrat den Garten. Da ward Regula sich der veränderten Situation mit Schrecken bewußt, sank in qualvoller Beschämung zusammen und wußte sich nicht zu helfen. Ihre Rolle als Stachelpflanze war ausgespielt, die tändelnde Anmut des Eisfräuleins aber war ihr versagt. Sie stand in heißer Scham mit hilflos gesenktem Kopfe.

Verwundert blickte der Mann auf das Mädchen, das die Augen nicht aufzuschlagen wagte. Die törichte Unbehilflichkeit goß neuen, warmen Zauber über sie und schien dem Mann köstlicher als die silberne Anmut ihres nächtlichen Tanzes. In leiser Ergriffenheit zog er sie an sich und küßte sie.

Vom Brunnen her klang feines Klirren, als prallten Eisperlen spielend aneinander. „Dies klingt wie dein Lachen heut nacht", sagte der Mann.

muß von Ihnen, so passen Sie gefälligst ordentlich auf, damit wenigstens kein Unsinn in die Zeitung kommt . . . Also, die hohe Regierung, die bekanntlich von Wohlwollen gegen jedermann bis in die Fingerspitzen erfüllt ist, die sich ungeheures Wohlwollen geradezu zur Lebensregel gemacht hat, will natürlich ihren Angestellten, heißt das, den Angestellten des Staates in ganz besonderem Maße wohl. Um dies unwiderleglich zu beweisen, brauche ich nicht viele Worte zu machen, brauche ich keine tönenden Phrasen zu drechseln, brauche ich ganz einfach nur — die Ziffern reden zu lassen. Vor kaum vier Jahren also sind die Aktivitätsbezüge der Herren Beamten erst erhöht worden und nun sollen sie schon wieder erhöht werden. Um wie viel? Um zehn, sage zehn, bis dreißig, sage dreißig Prozent! Das ist, wie jedermann zugeben muß, sehr viel, viel, viel mehr ad exemplum als der landesübliche Zinsfuß, viel mehr als der Ertrag der günstigsten Kapitalsanlage, mehr als die glänzendste Dividende der bestgestellten Aktiengesellschaft. Dreiunddreißig Millionen wird der Gesamtaufwand dafür betragen, nicht dreiunddreißigtausend, nicht dreimalhunderttausend, nicht drei Millionen, nein, dreiunddreißig Millionen! Haben Sie eine Vorstellung von dieser Summe? Natürlich nicht. Also wenn man diese dreiunddreißig Millionen in Kronenmünzen aufeinander legte, so würde eine Säule von fünfzig Kilometer Höhe herauskommen: mehr als zehnmal so hoch wie der Montblanc, nicht sehr viel niedriger als die Grenze der Erdatmosphäre!"

„Kolossal!" sagte ich ergriffen. „Aber freilich, im Verhältnis zu anderen Staatsausgaben —"

„Zu anderen Staatsausgaben? Diese dreiunddreißig Millionen, Herr, übertreffen dreifach den Aufwand für den Allerhöchsten Hofstaat, achtfach die Kosten unserer parlamentarischen Vertretung, siebenundvierzigfach jene der obersten Zentralrechnungsstelle! Sie machen ein Ganzes, ein Zehntel, drei Hundertstel und so und so viel Tausendstel Prozent unseres gesamten Staatsbudgets aus, und unser Budget, Herr, beläuft sich auf nahezu drei Milliarden."

„Großartig! Wahrhaft phänomenal!" sagte ich. „Aber auf den einzelnen entfällt halt verdammt wenig —"

„Auf den einzelnen lieber Herr, entfallen, wenn wir das Beispiel eines Beamten der achten Rangsklasse in Wien annehmen, im Jahr zweihundertundachtzig, in zehn Jahren zweitausendachthundert, während einer fünfunddreißigjährigen Dienstzeit rund zehntausend Kronen — oder in die Währung irgendeines anderen europäischen Reiches, zum Beispiel Portugals, umgerechnet gegen zwei Millionen Reis — netto, die Zinsen und Zinseszinsen gar nicht veranschlagt. Ist das nichts? Ist das wenig?"

So seh' ich dich,
So fühl' ich dich, du Holde,
Da längst dein Spiel verrauscht, du selber fort
Und ich weitab am fernen, fremden See.
Und schließ' ich meine Augen, zünde hell
Das Liebeslicht in meinem Herzen an,
Dann ist's, als säß' ich neben dir und lauschte
Dem Wunderklang der Seelenmelodien,
Die erdentrückt mich zieh'n zur Himmelswiese
Bis in das Reich der gold'nen Paradiese,
Und du ein Seraph, dem das Leid entwich,
Umtönt von Himmelsharfen —
Sieh! so seh' ich dich!

Die Sprache der Ziffern.

Von **Fritz Stüber-Gunther.***)

Als gewandter und leidenschaftlicher Interviewer mußte ich die bewußte Regierungsvorlage zur „Verbesserung der Lage der Staatsangestellten“ für einen vortrefflichen Anlaß halten, die Meinungen der maßgebendsten Persönlichkeiten über dieses Ereignis schleunig einzuholen.

Zuerst wendete ich mich an einen Herrn Sektionschef, der auch Geheimer Rat und mit mir sozusagen befreundet ist. Wir haben nämlich beide unser Freiwilligenjahr im selben Husarenregiment abgedient, weil Seine Exzellenz zwar um zwei Jahre jünger als ich ist, aber bereits bei der ersten Stellung „behalten“ wurde, während man meine Wenigkeit mit genauer Not bei der dritten tauglich fand. Mein ehemaliger Kamerad empfing mich denn auch, nachdem ich an einem seiner allgemeinen Audienztage nicht länger als von halb neun bis halb zwei Uhr in Gesellschaft eines leutseligen Amtsdieners im Vorzimmer gewartet hatte, aufs herablassendste. Ich wollte ihn ersuchen, sich meinetwegen nicht im geringsten zu inkommodieren, aber er ließ mich gar nicht ausreden, sondern lehnte sich behaglich in seinen Fauteuil zurück und zündete eine frische Havanna an. Mich dagegen brachte er mit keinem Stuhl- oder Zigarrenanbot in Verlegenheit, da er offenbar durch irgendwelchen Zufall darüber unterrichtet war, daß meiner Gesundheit weder das viele Sitzen noch das Rauchen förderlich ist.

„Also, was wollen Sie denn eigentlich, Herr — Herr — —?“ fragte er mich mit gewinnender Höflichkeit.

Ich nannte ebenso höflich meinen Namen und meinen Zweck.

„Ah so! Aha! Mhm!“ bemerkte Seine Exzellenz gütig und verständnisvoll. „Na, wann ich mich schon absolut ausfratscheln lassen

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers seinem eben im Verlag von Robert Mohr, Wien, erschienenen eigenartigen Skizzenbüchlein: „Du alter Stefansturm ...“ entnommen.

„Alsdann volle vier Jahr' is 's jetzten schon her, daß die hohe Regierung zum letztenmal was für uns getan hat, vier Jahr' oder achtundvierzig Monat' oder fufzehnhundert Tag' lang bitten und betteln mir seitdem ohne Aufhör'n, daß man uns doch endlich um Gottes willen wiederum was geben soll. Und was sag'n s' uns jetzten? Daß wir noch ein Vierteljahr, ein ganzes Vierteljahr geduldig warten, bei dreihundertsechzig Mahlzeiten unsern Hosenriemen enger schnallen sollen."

„Na ja. Aber dann!"

„Ja, dann! Dann krieg'n wir erst recht einen Schmarrn."

„Bitt' schön, dreiunddreißig Millionen —"

„Was sind dreiunddreißig Millionen? Für das Ministerium für Landesverteidigung allein ist im Budget mehr als der dreifache Betrag eingestellt. Um dreiunddreißig Millionen kriegt man heutzutag' nicht einmal einen rechtschaffenen Dreadnought. Wann unser Kriegsminister zum Fordern anfangt, dann nennt er ein paar hundert Millionen einen Pappenstiel, einen elenden Brocken ... Für uns Staatsbeamte sind übrigens gar keine dreiunddreißig, sondern nur zehn Millionen veranschlagt, das Übrige g'hört für die Eisenbahner, die Briefträger, die Finanzer und so weiter. Alsdann zehn Millionen Kronen oder richtiger, damit wir deutsch reden, fünf Millionen Gulden. Mit Kronen rechnet ja doch kein Mensch in Österreich, wann er wirklich wissen will, was er kriegt und was er zahlt, in Gulden muß man sich ausdrücken. Wieviel entfallen von diesen fünf Millionen auf den einzelnen? Nehmen wir zum Beispiel einen Beamten der zehnten Rangsklass' in St. Pölten oder Wiener-Neustadt her, der kriegt vom ersten Jänner an genau um zweiundsiebzig Gulden mehr! Um zweiundsiebzig Gulden im Jahr nämlich, um sechs Gulden im Monat, um nicht ganz zwanzig Kreuzer oder, in die Währung von einem anderen europäischen Staat, zum Beispiel England, umg'rechnet, um vier Pence!"

„Na freilich", sagte ich, „wenn man so rechnet —"

„So muß man rechnen, mein Lieber, um ein richtiges Bild zu bekommen. Ziffern beweisen. Was kauft man sich um zwanzig Kreuzer? Ein Mittagmahl für eine mehrköpfige Familie? Lächerlich! Ein Nachtmahl? Keine Spur! Eine Jausen? Ist auch nicht denkbar. Ein Frühstück? Nicht einmal das! Um zwanzig Kreuzer im Tag steigert mich der Hausherr, wann er nur ein bißl schlecht aufg'legt ist. Zwanzig Kreuzer muß ich schon bald meinem Schusterbuben Trinkgeld geben, wann er mir ein paar Doppler bringt und wann ich will, daß er mich nicht ausrichtet. Zwanzig Kreuzer sind heut' eine Lohnaufbesserung, mit der kaum ein Straßenkehrer zufrieden ist. Zwanzig Kreuzer gibt man einem Gymnasiasten als Taschengeld, aber nicht einem älteren Mann, einem Familienvater, einem kaiserlich-königlichen Beamten als Gehaltsregulierung ... Ich glaub',

„Es ist eigentlich verblüffend viel“, mußte ich nun gestehen. „Aber halt die unmenschliche Teuerung . . . Man kriegt nichts mehr um Geld . . .“

„So?“ entgegnete mit feinem Spotte Seine Exzellenz. „Also, daß Sie's wissen, um zweihundertachtzig Kronen jährlich bekommt man auch in dem so verschrienen Österreich nach dem neuen Tarif noch immer viertausendsechshundertundsechsundsechzig „Kurze“ oder fünftausendsechshundert Korrespondenzkarten oder siebentausend, ja, siebentausend Kaisersemmeln. Also, da kann man schon ein ziemlich starker Raucher, Briefschreiber, Semmelesser sein, wie? Kurz und gut, man muß sich die Ziffern ansehen, die Ziffern sprechen lassen, wenn man sich ein unparteiisches Bild der Fürsorge und des Wohlwollens der Regierung machen will . . . Aber jetzt hab' ich faktisch keine Zeit mehr. Guten Tag. Adieu.“

Damit war ich von meinem Freunde, dem Sektionschef und Geheimen Rat, aufs huldvollste entlassen und konnte um ein Häusel, richtiger, um beliebig viele Häuseln weiter gehen.

Nachdem ich mich in der frischen Luft des Stadtparkes ein Stündchen lang gesammelt und erholt hatte, ließ ich einen K-Wagen der Straßenbahn vorfahren und begab mich mittels seiner nach Rudolfsheim hinaus, wo von mir ein anderer Jugendfreund wohnt, der um drei Jahre älter ist als ich und es in der Karriere bereits zum Rechnungsoffizial gebracht hat. Denn „eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man muß sie billig hören beede“, sagte ich mir.

Der Herr Offizial erinnerte sich sofort meiner und der schönen Zeiten, da wir zusammen im Wienfluß mit „Spennadelköpf'“ geangelt hatten. Er war vor einer Viertelstunde aus dem Amte nach Hause gekommen, hatte schon gespeist und und machte sich eben bereit, für die Abzahlungsfirma Weiß und Schwarz „Adressen“ zu schreiben. Das war seine allnachmittägliche Nebenbeschäftigung. Nun aber schob er seine Arbeit beiseite, ließ zum Dessert und zu Ehren des Gastes zwei Krügel Abzugbier holen, offerierte mir eine „Virginiosa“, die er von einem Bekannten erhalten hatte, der einen Bekannten besaß, dessen Neffe bei der Tabakregie angestellt war, und die ich dankend in die Tasche schob, um mit ihr gelegentlich meinen Hausmeister zu beglücken — nnd beantwortete hierauf meine streng sachliche Anfrage folgendermaßen:

„Die Erhöhung der Aktivitätszulag'? Unglaublich schmafuh! Infam schäbig! Einfach unannehmbar!“

„Darf ich vielleicht um eine nähere Begründung bitten?“

„Aber natürlich! Selbstverständlich! Und zwar werd' ich keine Phrasen dreschen, sondern statt meiner die nackten Ziffern reden lassen.“

„Schön!“ sagte ich. „Gut!“ sagte ich. „Ausgezeichnet!“ sagte ich.

dann behutsam an Ungarn, die Türkei und wechselweise an Österreich, bis Napoleon seine langen, griffesten Arme ausstreckte und den reichen Hafen durch Marmont („Herzog von Ragusa" genannt) für das frischgebackene Königreich Illyrien einsackte. Seit 1814 ist es österreichisches Gebiet, doch herrliche Straßen und Bauten erinnern noch an die kurze französische Herrschaft. Kaiser Franz, der über die Kulturleistungen der gallischen Eroberer staunte, soll gesagt haben: „Schade, daß die Franzosen nicht länger hier waren . . ."

Es ist „geschichtlicher Boden", wie es in Reiseführern so schön heißt, und eine naive Rolandssäule beweist, daß auch der Deutsche in der Vergangenheit ein Wort dreingeredet hatte. „Lang, lang ist's her!"

Überall, in Nischen, in Kirchen, steht der Stadtheilige Blasius herum, als Steinfigur natürlich, und auch sonst blieb viel Wertvolles aus einer prächtigeren Zeit übrig: Der Dom und andere Gotteshäuser mit Gemälden Tizians (?), Pordenones, Sartos, Palma Vecchios usw. Teilweise unglaublich verunzierte Bilder, weil ein barbarischer Geschmack den Madonnen und Jesukindlein Ohrgehänge, Kronen und Rosenkränze dalmatinischer Herkunft anpappte. Hübsch ist dann anders. — Aufmerksamkeit verdient der Rundbau des fünfhundertjährigen Onofrio-Brunnens, doppelte Beachtung die würdigen Kreuzgänge im Dominikaner- und Franziskanerkloster, durch die schmalbackige Kuttenmänner huschen, doch die Palme reiche ich dem harmonischen Rektorenpalast, einem wundervollen Renaissancebau mit Säulenarkaden. (Im Stadtmuseum zeigt man die zugehörigen prunkenden Kostüme der alten, stolzen Funktionäre der verewigten Republik — gleich neben einem Haifisch, einer Schildkröte und einer Trappe, die in der Gegend eingefangen wurden!)

Die dekorative Stadtmauer und die Bollwerke, die das enggassige Ragusa einschränken, haben sich überlebt und modernen Geschützen würden sie kaum zwei Stunden standhalten, aber sie schmeicheln malerisch dem Auge und dienen zum Teil der zahlreichen Garnison als Kasernen. So fügt sich alles den praktischeren Forderungen der Gegenwart und vom ragenden Fort San Lorenzo, das bärbeißig auf seinem Felsen thront, verkündet täglich um zwölf Uhr mittags ein unschuldiger Kanonenschuß, daß die Suppe auf dem Tisch die hungrigen Pfahlbürger erwartet.

* * *

Den Rassencharakter der Ragusäer, die sich in der Erscheinung und dem Temperamente nach stark von den Dalmatinern unterscheiden, zu bestimmen, ist keine leichte Arbeit. Ich wette, daß alle Blutarten, die durch die Adern des Balkans rollen, auch hier zusammenfließen, samt einem kräftigen romanischen Einschlag. Die Frauen — sie fallen besonders auf — sind brünett, hübsch, zierlich, pariserisch, und man

das wird jeder Mensch, der seine fünf Sinne beinand' und ehrlich ist, ohneweiteres einseh'n. Ja, mein Lieber, die Ziffern muß man sich genau anschau'n und die Ziffern muß man reden lassen: Dreiunddreißig Millionen Kronen sind dann gleich fünf Millionen Gulden — gleich zwanzig Kreuzer — gleich nichts, gleich gar nichts, gleich Null! So is die Geschichte und nicht anders. Und für ein solches Wohlwollen dank' ich, auf eine solche Fürsorge pfeif' ich . . ."

Ich schüttelte meinem Rudolfsheimer Freunde herzlich die Hand und ging, um ihn nicht eine Minute länger von seiner Adressenschreiberei abzuhalten.

Also jetzt wußte ich genau, wie die Sachen standen, denn Ziffern sprechen, das steht außer allem Zweifel, eine deutliche Sprache.

Nur freilich sprechen sie nicht in ganz gleicher Weise zu jedem Ohr. Zum Gebenden, will mir scheinen, reden sie ein wenig anders als zum Empfangenden; zum Satten anders als zum Hungrigen; zum Sektionschef anders als zum Offizial.

Reisesplitter II.

(Ragusa. Lacroma. Cattaro.)

Das Beste kommt zuletzt oder fast zuletzt, auch in Dalmatien, wo es Ragusa heißt. O du einst selbstsichere Republik, du Alt-Nürnberg der Adria, schöner als das dir in manchem ähnliche Monte Carlo, unter einem glücklichblauen Himmel! (Wir werden hier im Herbst reichlich für unseren nassen steirischen Sommer entschädigt, der kein Sommer, sondern der Vorgeschmack einer feuchten Sintflut war. Hierher scheint sich das Sommerliche geflüchtet zu haben und bleibt noch den ganzen Oktober da, so gut gefällt es ihm bei Palmen, Agaven und Platanen — mit welcher Aufzählung tropischer Gewächse meine botanischen Kenntnisse ziemlich erschöpft sind.)

Ragusas Domschatz besitzt angeblich die Krone des längstentschwundenen Kaisertums Byzanz — auf die der siegende bulgarische Zar vielleicht bald Ansprüche erhebt; leider gelang es uns trotz eines unverschämten Überfalles der bischöflichen Kurie nicht, in die gelobte Schatzkammer einzudringen. Man wies uns von Pontius zu Pilatus — erfolglos. Mag sein, daß man mich für einen großslawischen Banditen hielt, der eine Beraubung plant. — So alt wie Byzanz ist auch Ragusa. Nach der Zerstörung von Epidauros durch die Slawen flüchteten die gebrandschatzten Einwohner hierher und bauten eine festere Stadt mit dicken Ringmauern und Türmen, die aus Klippen wachsen. Im 13. Jahrhundert gedieh sie unter dem Schutze Venedigs, lehnte sich

Der leidige Tageszank vergällt manchem die Freude an dem Schönen, das Ragusa in Überfülle bietet.

Ist schon das Stadtbild eine kleine Herrlichkeit, fast mehr noch ist die Umgebnng gesegnet: die nette Vorstadt Plotsche mit Lacroma vor sich, und Pille mit den mächtigen Klippen in der Nähe und dem Übergang zur lieben Halbinsel Lapad.

Lapad — ein blühendes Paradies im pikanten Gegensatz zum kahlen Monte Sergio und seinem napoleonischen Fort, das sich weithin und scharf vom Südhimmel abhebt. Lapad, verhältnismäßig klein, ein Brocken fruchtbares Land, das zwischen Meer und Felsen eingeschichtet liegt, ist wunderbar vielfältig. Ölbäume, Pinien, Reben, Lorbeer, Efeu, Platanen... (man erinnere sich, daß meine Botanik bescheiden ist!) wachsen wild neben den gepflegten Straßen und Wegen, eine Kapelle, San Biagio geweiht, hat sich den schönsten Punkt mit einem Ausblick auf Ragusa, Berge, Inseln und die weite See ausgesucht, und etliche andere Kirchlein und stille Friedhöfe, Gärten und beschauliche Villen, die sich unauffällig ins Grün fügen, der spitze Monte Petka und eine ruhige Bucht vervollkommnen ineinander geschlungen die Behaglichkeit des Bildes, aber meine besondere Zuneigung gehört einer milden Talsenkung, gegen Gravosa hin, in die im Oktober die Sonne lugt, wie in Steiermark an einem klaren Augustnachmittag.

Hier träumt man, hier vergißt man, schwelgt in einer sanften Harmonie der Sinne, und alle unlösbaren Probleme, mit denen sich der Geist sonst abringt, schwinden in nichts...

*
* *

Von Ragusa und Gravosa eilen Barkassen oder Motorboote abwechselnd zur interessanten Omblaquelle, die in einem die Omblamündung ist, nach Cannosa mit den riesigen Platanen und dem reizvollen Schlößchen des Grafen Gozze, zur Märcheninsel Mezzo, wo Zeugen einer größeren Vergangenheit als Ruinen schlummern, und nach Ragusa vecchia, der Mutterstadt Ragusas.

*
* *

Lacroma. Ein Früchtegärtlein unseres Herrgotts! Ganz nahe von Ragusa und doch abseits vom lärmenden Leben schläft Lacroma in der Sonne. Mit einem Ruder- oder einem Motorboot ist man in etlichen zehn Minuten vom Hafen Casson aus am Ziel. Inmitten südtropischer Üppigkeit, die, gottlob! kein gelernter Gärtner nach der Mode zustutzt, sondern wildwuchernd, fast unberührt; Strauch und Busch und Myrten und Orangenbäume. Davon läßt der ordnungsliebende Mensch am besten seine Hände; schöner machen kann er's doch nicht!

sieht während des üblichen Abendbummels am Korso oder bei den Militärkonzerten am Brisalje-Platz sehr viele anmutige Gestalten. Vielleicht wird man ihnen aber doch die serbokroatische Bevölkerung der Umgebung vorziehen, die einen bedeutend rassereineren und sehr sympathischen Eindruck macht. Ein frohes Bild, wenn die berühmt stattlichen Frauen des Brenotales morgens auf dem Markt, zu Füßen des grünspanüberzogenen Gundulič-Denkmals, ihre mühselig und gleichwohl mit einer gewissen Eleganz auf den Köpfen herbeigeschleppten Waren feilbieten. Die farbigsten, wechselnden Nationalkostüme — denn fast jedes Tal hat eine Eigenheit in seiner Tracht — wirren durcheinander, und man bedauert, daß unsere deutsche Landbevölkerung an ihrer überlieferten Kleidung nicht gleich treu hing, sondern eine verderbte städtische Mode annahm.

Der politische Geist Ragusas träumt von großslawischen Phantastereien. Ging man sogar so weit, den alten Stadtnamen durch die häßliche Umtaufe „Dubrovnik" zu ersetzen; eine üble Traditionslosigkeit. Auch die fremden serbischen Lettern, statt der lateinischen, finden mehr und mehr Anklang, und als die Siegesnachrichten der Balkanvölker in ihrem Ringen mit der Türkei einlangten, stand eine begeisterte Menge vor den Schaufenstern, wo Extraausgaben und Depeschen das Neueste verkündeten. Eine Begeisterung, die mehr bedeutete, als nationales Interesse! Die Gesichter leuchteten, wenn der verehrte Montenegrinerhäuptling Nikita oder der weniger angesehene Kral Petar einen Erfolg errangen. Mehr als ein Flämmchen blitzt heute schon über Österreichs Südgrenze und unsere brave Armee wird gut daran tun, das Pulver trocken zu halten. —

Jeder halbwegs gebildete Ragusäer spricht Deutsch (bis zum Dienstmann herab, der oft das blecherne Abzeichen seines Berufes an einen Fes geheftet trägt), er spricht Deutsch des besseren Geschäftes wegen, denn die Reisenden, die Geld bringen, sind in erdrückender Überzahl Deutsche. Dennoch wird manche deutsche Aufschrift (Hotelempfehlungen u. dergl.) nachts besudelt oder übermalt. Das sind zweifellos kindische Streiche unreifer Jungen, die ihren Nationalismus in wenig kultivierter Weise betätigen.

Was wäre Ragusa heute und was würde es künftig ohne die Industrie, den Handel und Verkehr mit Triest und Fiume sein — das heißt, ohne Zugehörigkeit zur Donaumonarchie? Ein dalmatinisches Nest, verarmt und zum Abdorren verurteilt.

Dalmatien verdankt fast alles, was es ist und hat, den reicheren und freigiebigen nördlichen Provinzen. Das sollte es nicht vergessen; und scheint es zuweilen vergessen zu wollen.

*
* *

Unser hurtiger Eildampfer „Baron Gautsch“ hat die Strecke Ragusa—Punta d'Ostro erstaunlich schnell zurückgelegt, führt eine elegante Wendung aus und biegt in die Bocche ein. Deren Reiz liegt in der glücklichsten Vereinigung von Meer und malerischen Bergen, von kahlen Felsen und blühenden Gärten, von fröstelnder Verlassenheit und furchtbaren Abstürzen und schmucken Städten mit weißen Häuschen und schlanken Kirchen. Vor allem repräsentieren Castelnuovo, Teodo, Risano nnd Cattaro die menschliche Kultur. Von Minute zu Minute tauschen die Bilder („kaleidoskopartig“, sagt man), denn unser Schiff ändert häufig seinen Kurs, um sich durch Engen durchzuschlängeln, und so wechselt das Panorama.

Cattaro ist zum Ansehen mit seinem felsigen Hintergrund und der kühnen Festungsmauer, mit den Kathedralen und mittelalterlichen Toren wie geschaffen, aber wohnen möchte man in den schliefigen, an die Berge gedrückten Gassen nicht.

Wir fühlen unbändige Lust, dem König der Schwarzen Berge einen Besuch abzustatten, und der Blick verfolgt lockend die als gebrochene Linie kenntliche Serpentinenstraße nach Cettinje, doch leider besitze ich keinen Paß, und da Nikita mit Sultan Mohammed kämpft, ist der Ausflug nicht ratsam: Schikanen wären zu erwarten. — Krieg! Der Balkan brennt! Horchen wir nicht alle gespannt, ob der Kanonendonner von Tusi auch bis hierher klingt? Wir sind knapp dabei, aber nicht knapp genug, um das Aufeinanderplatzen der vielhundertjährigen Todfeinde zu hören. Ein Passagier spielt mit dem Gedanken, wie peinlich es wäre, wenn die Osmanly siegten und die Montenegriner nach Österreich herabwürfen. Extrablätter, die man um 10 Para kauft, verkünden jedoch schwere Niederlagen der Türken und aus dem „Herabwerfen“ wird kaum etwas werden. —

Wie die Kultur verdirbt! Auf dem Obstmarkt hängt uns eine schwatzende Dalmatinerin zwei Äpfel für zehn Kreuzer an (ein wucherischer Preis!); gegenüber kauern junge Montenegrinerinnen, von einem halblahmen Greis gardiert (denn alle männliche Jugend steht im Feld), und ich will einem blonden Mädel vier Feigen abkaufen. Was kosten sie? Die Zeichensprache verrät: Einen Kreuzer — und dann legt sie mir noch zwei Feigen dazu. Mir erbarmt die Bescheidenheit, die Anständigkeit, die den Fremden nicht skrupellos zu übervorteilen sucht; ich möchte die Ehrlichkeit belohnen, getraue mich aber nicht, ein Geldgeschenk zu machen. So lächeln wir uns gegenseitig nur freundlich an. In dem Moment neige ich zu Gefühlspolitik und gönne den Montenegrinern ihre nicht allzu schweren Siege . . .

Ein Kriegskorrespondent, der die Eroberung Tusis mitansah, kommt an Bord, er ist ein warmer Türkenfreund, schwört, daß trotz aller

Das kleine, süße Eiland blinzelt im Osten über einen schmalen Meerarm auf steile, violette Gebirge, westlich weitet sich die freie See. So scheint es ein Hort des Friedens, eine Zuflucht derer, die sich nach Ruhe sehnen. Vom Himmel eigens dazu geschaffen. Lacroma hat seine Vergangenheit: Richard Löwenherz, der Kreuzzugskönig, landete hier und gründete den Benediktinern ein Kloster (mit Klöstern ist das Land überhaupt reichlich bedacht!), das mit der heutigen Gestalt des daraus geformten Schlosses keine Ähnlichkeit gehabt haben dürfte. Zu Beginn des XIX. Jahrhunderts entstand das klobige Fort auf der höchstgelegenen Stelle der Insel — jetzt ist es eine Ruine — und als sich Erzherzog Ferdinand Max, der poetisch-romantische Habsburger, dessen Weltfremdheit ihn nach Queretaro führte, auf Lacroma niederließ, adaptierte er das Kloster; auch der Nachfolger im Besitz, Kronprinz Rudolf, endete nicht glücklich, so daß der Aberglaube faselte, es laste ein Fluch auf dem herrlichen Eiland. Aus solchen „Flüchen" pflegt die Kirche Kapital zu schlagen; so auch hier, denn der Kaiser schenkte alles dem Orden der Dominikaner, die praktisch zu wirtschaften verstehen, denn sie verlangen nicht nur für die Besichtigung des Schlößchens, sondern schon für das Betreten der Insel eine Krone. — Ein Bekannter, der dort malte, entzog sich regelmäßig der Abgabepflicht und schlug einen großen Bogen um die den Zoll einhebenden Dominikaner, aber einmal — knapp vor der Rückfahrt nach Ragusa — trieb sich ein Kuttenmann am Landungsplatz herum und der sparsame Maler mußte alle Listen anwenden, um ungeschoren und noch rechtzeitig in die Barkasse zu gelangen. „Wo steckten Sie denn, Herr?" fragte ich. Er schnitt ein Gesicht: „In der Krone eines Ölbaumes, und verhielt mich mäuschenstill. — Jetzt kann ich mir vorstellen, wie es dem armen Robinson Crusoe zumute war, als die Kannibalen ihn umzingelten! Blut hab' ich geschwitzt!" Es steht kaum dafür, dachte ich, wegen hundert Heller blutschwitzen zu lernen. Warum wehrte er sich so heftig gegen die Entrichtung des Obolus? Geiz war es nicht, denn ich sah, wie er später einem blinden Bettler ein großes Silberstück in den Hut warf. Weshalb? grübelte ich abermals; wollte er damit beweisen, daß es ihm nicht an dem Geld lag — entlastete er so sein Gewissen — oder war er der Ansicht, der Arme brauchte die Gabe notwendiger als die Klosterkasse? Künstler sind Eigenbrödler.

* * *

Die Einfahrt in die Bocche di Cattaro krönt jede Dalmatienreise; das lernt man schon in der Schule, liest es oft und hört es von jedem, der einmal „dabei war". Und es stimmt. Ich werde aber nicht den Versuch machen, sie zu schildern; eine lebende Vorstellung ist durch Federarbeit nicht zu erzielen.

Hoeper, ein Vierziger, hat ein krauses, absonderliches und abenteuerliches Leben gelebt; von seinen inneren Ereignissen ganz abgesehen, war er in den verschiedensten Berufen — als Mediziner, Botaniker, Bauernknecht, Landwirt, Gärtner, Lokomotivführer, Sprachlehrer usw. — tätig, immer auf der Jagd nach Glück und Erkenntnis; und nie vom Glück begünstigt. Da streikten wohl auch oft die Nerven, und er schob den Umständen um sich zu, wozu er selbst viel Ursache gab. Zuweilen sieht er das Harte und Unverbindliche seines Wesens ein und dann spricht er:

„Ich bin vor niemand je gekrochen,
Hab auch die Wahrheit selten nur gebrochen,
Nach unten der Güte mich wohl beflissen,
Drum ward ich auch stets hinausgeschmissen.“

Ferner:

„Wohl dem, der Kompromisse schließen kann,
Und wandelt klug auf weiser Lebensbahn.
Mir lag das nicht, ich hab's einfach nicht können,
Mein Dickkopf mußt' an jede Wand anrennen.“

Mit solchen Anlagen macht man sich das Leben nicht leicht, im Gegenteil, erschwert es sich überflüssigerweise, und Hoeper ist nicht der Mann, wie er selbst sagt, der Kompromisse schließt, sondern der den Wahrheitsfanatismus bisweilen auf die Spitze treibt. Das heißt, er pflegt oft den Leuten Dinge ins Gesicht zu werfen, die er ohne Schaden für sich und andere unterdrücken könnte. Da erinnere ich mich an einen alten Professor, der mir beim Abschied von der Universität riet: „Lieber Doktor, machen Sie's nicht so wie ich — ich glaubte, jedem Esel sagen zu müssen, daß er ein Esel ist. Das empfiehlt sich nicht.“ Hoeper verficht die entgegengesetzte Ansicht:

„'s ist unschön, wenn man jedem sagen soll:
Ich bin Genie, verstehen Sie mich wohl!
Und doch, was blieb mir auch nur anderes über,
Stets war's mir so, als dächtet ihr, wir wären ein Kaliber.“

Freilich fügt er selbstironisch den nächsten Vierzeiler an:

„Wenn ich die ew'ge Seligkeit
Durch Demut soll erschleichen,
Da werd' in alle Ewigkeit
Das Tor ich nicht erreichen.“ —

Auf der Flucht vor Nietzsche entdeckt der Dichter-Philosoph zuweilen alte Weisheiten, die ihn neu anmuten, so z. B.:

„Nur wo die Kraft sich mit der Güte eint,
Der Mensch in voller Schönheit uns erscheint.
Die rohe Kraft allein wird nur zerstören,
Und was erhält und bleibt, kann nur der Güte Geist gebären.“

Oder:

„Ruchlos gilt's mir, die tumbe Jugend zu betören,
Und ihr der Sitte Bau im Herzen zu zerstören.
Wie bald wird wüten doch von selbst die wilde Leidenschaft,
Und dann ist, husch! das ganze Kartenhaus hinweggerafft.“

offiziellen Ableugnung der österreichische Lloyddampfer „Skutari“ von Montenegrinern beschossen wurde und daß man die gefangenen mohammedanischen Albaner wie Vieh abschlachte. Ein grauenvolles Ringen, das uralte Rechnungen blutig quittiert! Der Kriegsberichterstatter, der seine Erfahrungen hat, versichert ferner, die Türken würden ihren Angreifern schon noch den Herrn zeigen. Er teilte eben nur den Irrtum unserer Militärs und Diplomaten.

Europa erlebt einen Umwandlungsprozeß, der die Monarchie bedroht. Die große Weltgeschichte stört diesmal den naiven Genuß, schönheitsfreudig an eigenartigen Inseln und merkwürdigen Küsten vorbeizudampfen, denn unsere Kulturhirne sind von düsteren Gedanken erfüllt. Glatt ruht die See und macht sich lieb Kind — als sei nur der Mensch das unruhige Element der Natur und verstünde nicht auch sie es, im Sturm zu wüten, zu überfallen, zu zerstören. —

W. G. Hoeper.

Von der Verwirrung, die Friedrich Nietzsche in den Köpfen der Generation, die um ihn heranwuchs, anrichtete, kann sich die Jugend von heute — der vielfach der Sport die Philosophie ersetzt — kaum einen Begriff machen. Er suggerierte, faszinierte, riß mit. Und doch war er nur ein geistiger Gegenstoß gegen die Herrschaft der Masse, gegen die überwuchernde Demokratie und Gleichmacherei, gegen einen fadenscheinigen Liberalismus, der, zum Teil ungewollt, die Individualität der Einzelnen bekämpfte. Schließlich tat Nietzsche nichts anderes, als eine mittelalterliche Herrenmoral aus der Vergessenheit zu heben, zu vertiefen, mit Geist zu durchsetzen und ihr ein prunkendes Mäntelchen einer schönen und bezwingenden Sprachform umzuhängen. Auf seine Worte schwören nur noch wenige, aber der Grundgehalt seiner Lehre ging fast unmerklich in das Denken und Fühlen der herrschenden Gesellschaftskreise über.

Aber seine Jünger von einst verehrten in ihm einen Apostel, einen neuen Heiland, dessen Predigten unwandelbare Wahrheit sein sollten. Mancher ging daran zugrunde (an dem Gegensatz „Nietzsche — Realität“), mancher ermannte sich und erklärte seinem vormals als „großen Friedrich“ angestaunten Führer den Krieg. Zu den Abtrünnigen des Meisters, die sich auf sich und die Zustände der wirklichen Welt besannen, gehört auch Wilhelm Georg Hoeper; ein Ringender und Suchender und Strebender, der kürzlich ein paar hundert Vierzeiler unter dem Titel „Der letzte Moralist“ veröffentlichte.*)

*) Im Xenien-Verlag. Leipzig.

„Von Bosheit bin ich armer Denker voll bis oben,
Jetzt fang ich gar wohl an, die Weiber noch zu loben?
Na ja, so ist nun einmal mein System:
Um ihretwegen ist doch alles, was hier geschah, gescheh'n."

„Der letzte Moralist" gliedert sich in fünf Abteilungen, die sich innerlich jedoch nicht streng voneinander trennen lassen; alle durchzieht eine große Sehnsucht und eine gewisse Erkenntnis der Unzulänglichkeit. Das Buch ist eine Konfession, es zu schreiben war ein Herzensbedürfnis des Verfassers, aber es wird hoffentlich nicht seiner Weisheit Schluß sein. Wenn W. G. Hoeper in einem Verse auch sagt:

„Du fragtest mich, ob geh'n ich wollte,
Wenn alles gleich mir kommen sollte,
Denselben Pfad voll Kampf und Mißgeschick?
Nicht zögern würd' ich auch nur einen Augenblick",

so wünsche ich ihm doch, er möchte einen ganz anders gearteten Gedanken, den er gleichfalls selbst formte, beherzigen:

„Vorwärts mit hellem Aug'! Nicht an Vergangenem kleben,
Und es mit düsterem Schleier umweben!
Nicht kranken an dem, was man getan,
Besser machen, das ist ein Mann!"

H. L. R.

Der standesgemäße Student.

Von **Hermann Kienzl, Berlin.**

Das Wort „standesgemäß" hat einen üblen Klang. Es müßte nicht so sein! Denn ein ehrlicher Stand ist weiter nichts als eine Arbeiterabteilung in dem großen Werkshaus der menschlichen Gesellschaft. Der historische Begriff jener „Stände" freilich, die mit ihren Eigen- und Vorrechten viel Unfug in der Weltgeschichte angerichtet haben, weiß es anders. Ihm zufolge galt als „erster" Stand die Gemeinschaft privilegierter Nichtstuer. Gewiß nicht die Adeligen in Bausch und Bogen, aber alle, die auf ihren Wappen wie auf ihren Lorbeeren ruhen, gehören zu dieser Kaste, der sich erst in respektvollem Abstand der Bürger- und der Bauernstand anreihten, und, zuerst verachtet, dann gefürchtet, der Arbeiterstand, das Proletariat. Solange die Bevorzugten hinter ihrem Standestitel Lohn ohne Verdienst ernten, werden sie den Standesdünkel sich erhalten und ist es hoffnungslos, den anderen Ständen, zumal dem Proletariat, zu predigen, daß das Klassenbewußtsein der höheren menschlichen Gesittung im Wege liegt, da doch deren oberster Grundsatz lautet: Jeder Mensch ist bei seiner Geburt mit den gleichen Ansprüchen an die menschliche Gesellschaft ausgestattet. Man kann, so

Allerdings entspricht es seinem zerklüfteten und komplizierten Wesen nicht, die uralten Prinzipien des „Gut und Böse" rückhaltslos anzuerkennen. Der Skrupel sind zu viele und zu heiße, als daß er sich zum überlieferten Moralgesetz, dessen Früchte in der Praxis oft ja auch nicht die verlockendsten sind, bekennen möchte. Aus dem Zwiespalt entstehen tiefe, nachdenkliche Gedanken:

„Das Tier in uns entfesseln — nicht richtig ist der Weg,
Das Fleisch in uns ertöten — noch scheußlicher der Steg.
Was soll ich tun denn? Ja, wie soll ich handeln?
In Schönheit, strebe stets, die Kraft in dir zu wandeln."

*

„Das wär bequem; rasch die Konflikte aufzuheben,
Und wie das Tier in Unschuld wieder zieh'n durchs Leben.
Nur schade, daß zu diesem Kinderwahn
Knietief durchs Laster erst wir kamen an."

*

„Der Geist hat stets gerungen,
Sich von der Bestie zu befrei'n.
Wenn's keinem auch gelungen,
Muß falsch der Weg drum sein?"

*

„Noch keiner fand die Brücke, noch keiner sah das Band,
Das zwischen Sein und Denken ist ausgespannt.
Ist's Gottes Zeichen, oder ist es die Materie, die schwingt?
Ach, nirgends eine Leuchte, die diese Nacht durchdringt!"

*

„Die Menschheit lieben und den Mensch' verachten,
Keuschheit des Weibs verehren und begehrend nach ihm trachten,
Nach Güte streben und stets fast böse handeln —
So sind wir, werden wir uns nie denn wandeln?"

*

„Materie — die sich selber über sich besinnt —
Ein Vorgang der Chemie — die Träne, die der Sehnsucht rinnt.
Herr Gott, das Wunder ja noch größer wär',
Als wenn die Welt geschaffen hätte Er."

In seinem Leben spielte die „Frau" eine große, doch keine glückliche und keine naive Rolle; daran ist er zum Teil selbst schuld, da der Satz richtig ist: „Das Weib verachtet, wer es viel mißbraucht." Hoeper verachtet es nicht geradezu, aber er erblickt in ihr nur eine Schöpfung, eine Kreatur des Mannes:

„Das Weib ist nur der Erde Sinn,
Ein Unfug, sie zum Ideal zu machen,
Rein ist sie, kommt zu ihr der Reine hin,
Doch mit dem Schmutz'gen treibt sie schmutz'ge Sachen."

*

„Das blieb uns Christen aufzubauen:
Die Weltanschauung auf dem Wert der Frauen.
Es ist das Weib der Spiegel nur vom Mann,
Weh ihr und uns, wenn es zurück nichts Rechtes spiegeln kann."

Gleichwohl gesteht er dem Weib an anderer Stelle eine i n d i r e k t e Schaffenskraft zu, durch den Einfluß, den sie auf den Mann ausübt. So ist sie auch die „Mutter" dieses ganzen Büchleins:

Gibt es denn, genau genommen, einen Studentenstand? Das Substantivum Stand ist abgeleitet nicht vom Zeitwort gehen, sondern vom Zeitwort stehen. Der Student wandert durch die Universitätsjahre wie durch ein Passagehaus zum Beruf. Die Gleichheit der Rechte und Pflichten, die die akademischen Bürger besitzen, rechtfertigt ja, von einem idealen Studentenstand zu sprechen. Doch ohne der Poesie des freien Studentenstaates nahezutreten: der fliegende Stand des Studententums ist kein Glied der sozialen Kette.

Es nützt alles nichts. Wer seinen Scheffel im Herzen trägt, nicht rastet und nicht rostet, Schönheit und Weisheit kostet, auch Durst löscht, wenn er brennt, und also zeitlebens ein Student bleibt, kann aus dem Evangelium des Meisters Josephus doch schwerlich andere Regeln des Standesgemäßen ableiten, als sie die lautere Jugend, der Wissens- und Tatendrang aus sich selbst heraus verkünden. Sich festzulegen auf die Äußerlichkeiten einer bestimmten Kaste ziemt dem Scholaren, der um den Geist wirbt, am wenigsten. Der Eifer würde ja auch kurzfristigem Gewinne gelten; denn hat sich einer kaum erst in seiner Standesgemäßheit eingelebt, so gehört er diesem Stande auch schon nicht mehr an!

Dem Schlagwort „standesgemäß", das in unseren Studentenkreisen eingedrungen ist und das im Begriffe steht, das würdigere Fremdwort „honorig" zu verdrängen, wohnt übrigens nicht die Absicht inne, dem Studentenstaate eine einheitliche ideale Grundlage zu geben. Vielmehr ist das Schlagwort von außen her bezogen, und es will teilen und splittern, nicht vereinigen. Der unselige Nachahmungstrieb und das gesellschaftliche Strebertum richten Geßlerhüte auf. Selbst die Jugend, die in ihrem feurigen Drange die Privilegien der Geburt und des reichen Erbes einst für nichts achtete, selbst unsere Jünglinge, die einst dem brüderlichen Herzschlag sich hingegeben und ohne Ansehen der sozialen Herkunft jeden braven Sohn ihrer Alma mater als Bruder wohlgeschätzt haben, selbst sie sollen von dem albernen Dünkel einer unstudentischen Standesgemäßheit dem traurigen Zeitgeiste zugetrieben werden! Ja, kein Zweifel: Die exklusiven, die „standesgemäßen" Studenten gruppieren sich um ein Prinzip, das keineswegs auf akademischem Boden gewachsen ist, und sie teilen, ohne Ansehen der persönlichen Tüchtigkeit und der geistigen Würdigkeit, die Kommilitonen in Studenten erster und zweiter Güte. Nach welchen Kriterien? Nach den Qualitäten der Hosenstoffe, nach den Ahnentafeln oder den Geldsäcken der Herren Väter.

Nicht seit heute erst gibt es feudale und geldprotzige Studentenverbindungen, die von ihrem Mitgliede eine Art Ahnenprobe und den Ausweis eines hohen Monatswechsels verlangen. Die geistigen Hochziele solcher Korporationen äußern sich mannigfach. Ein hoher Konvent beschloß zum Beispiel, daß einen ganzen Monat lang die Mitglieder der Couleur

lange die angemaßten Vorrechte standesgemäßer Embryonen gelten, nicht verkennen, daß das Klassenbewußtsein der sogenannten unteren Kreise keineswegs ein ideologisches Ding, vielmehr eine praktische Notwehr ist.

Standesgemäß! Was ist denn das Standesgemäße? Eigentlich nichts anderes als die ehrliche Erfüllung von Arbeitspflichten, die die Zugehörigkeit eines Menschen zu einem bestimmten Arbeitsstande auferlegt. Aber was ist aus dem natürlichen Begriff in der gesellschaftlichen Praxis geworden? Unter Umständen eine — Hosenfalte! Es ist standesgemäß, daß der Gardeleutnant ein Monokel trägt, daß er die dritte Wagenklasse der Eisenbahn verabscheut, daß er im Schauspielhaus nur den Logenrang ziert. Es ist standesgemäß, daß an der Tafel die junge Exzellenzfrau den Ehrenplatz einnimmt, die greise Gattin eines titellosen Fürsten im Reiche der Geister ans grüne Ende gesetzt wird. Es ist standesgemäß, daß der Herr Graf ein Bürgermädchen zur Konkubine, nicht zur Gattin macht. Es ist vor allem standesgemäß, immer und überall den Schein zu erwecken, daß man hohe Ansprüche stellen dürfe und hohe Ehren genieße, ein Schwindel, der sich im Wirtschaftsleben häufig als grelle Dissonanz von Soll und Haben ausspricht. Das Standesgemäße ist zur Afferei geworden, eine Bezeichnung, gegen die es sich um so weniger wehren kann, als seine modische Erscheinung ganz und gar vom Nachahmungstriebe abhängt. Niemand ist weniger „standesgemäß“ als ein Mensch, der den Mut hat, schlicht und ehrlich er selbst zu sein!

Die Rossetäuscherei, die unter dem Titel des Standesgemäßen betrieben wird, besteht also darin, daß die meisten Gecken beiderlei Geschlechts gerade den Stand, dem sie durch Beruf und Arbeitsleistung angehören, äußerlich zu verleugnen trachten. Das gilt zwar nicht von jenen Herrschaften, die sich nach Figaros Wort eine einzige Mühe gaben: die nämlich, geboren zu werden, und deren Daseinszweck gewissermaßen die Allüre ist. In einer vernünftigen Welt würde sich jeder, der irgendeinen Wert produziert, scheuen, mit Zeitgenossen verwechselt zu werden, die unnütze Verzehrer sind. In unserer närrischen Welt jedoch geht die Sehnsucht mancher Tüchtigen nach der „Vornehmheit“ der Untüchtigen. Der Limburger Chronist berichtet aus dem deutschen Mittelalter, wie sich die wackeren Bürger in Stadt und Städtchen sputeten, die neuesten Trachten und den Schabernack der Hofleute mitzumachen. Es schien dem wohlhabenden Patrizier höchst standesgemäß, das Kleid seines Standes abzulegen. Ist's etwa anders geworden?

*
* *

Auch in Studentenkreisen ist das Wort „standesgemäß“ immer mehr in Schwung gekommen.

Söhnchen „aus guter Familie" ist heute mit 300 Mark kaum zufrieden, und sein reicherer Besitz steigert seine Ansprüche und Ausgaben. Daß das Schuldenmachen von Studenten eingeschränkt worden wäre, davon hört man nichts. Auch gilt es noch immer nicht für unehrenhaft, daß akademische Bürger ihren Eltern, Onkeln und Vormündern unter allerlei falschen Vorspiegelungen Geldbeträge entlocken. Derlei „Witze" haben ja die guten „Fliegenden Blätter" längst — standesgemäß gemacht . . .

Und doch hat das mächtig gewachsene Studententum sein sorgenblasses Proletariat — wie der andere Staat. Ein Mann, der sich mit dieser Materie forschend beschäftigt, glaubte versichern zu können, daß unter den 10.000 Studenten Berlins nahezu die Hälfte mit einem Monatswechsel unter 100 Mark leben und sehr groß sei die Zahl derer, die überhaupt keinerlei Geldunterstützung genießen und mühsam und tapfer durch Lektionengeben und Hofmeisterei das Dasein fristen. Man spricht bedenklich vom Bildungsproletariat. Doch nicht auf die ringende Jugend kann sich die Bezeichnung beziehen. Gerade diese Mutigen, die den harten Kampf ums hohe Ziel der Wissenschaft aufnehmen, geben eine günstige Gewähr. Sie bürgen uns sicherer als die, denen es ohne Auslese von den vorsichtig gewählten Eltern leicht gemacht wird. Freilich steht ihnen nicht der Zunkunftsstaat Friedrichs des Großen offen, von dem das Wort geschrieben steht: „Im Staat wäre alles verloren, wenn die Geburt mehr gälte als Verdienste."

Standesdünkel ist immer und überall Torheit. Zur Karikatur seiner selbst aber wird er bei den Jungen, bei den Werdenden, die sich mit fremden Mitteln aufblähen und nicht wissen können, ob der bescheidene Altersgenosse zur Linken sie nicht einst tief in den Schatten drängen werde. Standesgemäß im edlen Sinne handelt jeder, der einem hohen Menschentum gemäß strebend sich bemüht . . .

Heimgärtners Tagebuch.

„Weltgeschichte, brennheiße!" rief er, „die Nummer zehn Heller! — Ende der Türkei in Europa! Verdrängung des Osmanen nach Asien! — Konstantinopel, Hauptstadt von Rußland! — Adrianopel, Hauptstadt von Bulgarien! — Saloniki, Hauptstadt von Serbien! — Skutari, Hauptstadt von Montenegro! — Weltgeschichte, brennheiße! —"

So rief auf dem Bahnhof der Zeitungsmann. Niemand belächelt ihn, jeder nahm ihn ernst. — Es war November 1912.

Heute schreit der Mann nicht mehr so. Wir sind anfangs überhaupt etwas zu berauscht gewesen von den Siegen derer, die auch unsere Gegner

an jedem Tage in neuem Dreß zu erscheinen haben ... Man könnte nun diese „Ausschließlichen" geruhig unter sich lassen, und meine Absicht ist es am wenigsten, mich um die Beschlüsse der Couleurkonvente zu kümmern. Indessen: die unverkennbare, wenn auch oft nur langsam wirkende Ansteckung macht das Lächerliche gefährlich. Ist es nicht traurig, daß Menschen von achtzehn Jahren, denen alle Güter der Welt feil sein sollten für irgendeine Begeisterung des dummen Herzens, daß diese jungen Götter heute zu nicht geringem Teil bei ihrem Eintritt in die akademische Freiheit vorsichtig den Weg wählen, der sie zu Konnexion und Protektion führt? Das ist der Magnetisus der „einflußreichen" Verbindung! Das der neupreußische Idealismus ...

Und dieser Geist strahlt sehr in die Weite. Er infiziert auch studentische Kreise, denen der Feudalismus nicht angeboren ist. Seine Devise ist das schöne Wort: „Standesgemäß". Wessen Standes gemäß? — fragen wir. Der Feudal- und der Bankierstand sind nicht akademische Stände; der ideale akademische Stand aber lehnt sich mit seinem innersten Wesen auf gegen das gesellschaftliche Geckentum. Kein moderner Meusch sieht heute noch im Jahnschen Knüttel und im wüsten Burschenhut das Symbol der akademischen Herrlichkeit. Sich anständig zu kleiden, sich als gebildeter Mitmensch zu führen, das gereicht auch dem Studenten zum Vorteil. Aber er wenigstens soll nicht auf Schneiders Gnaden angewiesen sein, und die Armut im dürftigen Gewande soll nicht aus der Gemeinschaft gleichwertiger Kommilitonen gestoßen werden.

Die Verweltlichung eines so geistigen Standes, als es der studentische im Gegensatz zu allen Erwerbständen ist, hat im Gefolge hundertfache Übel für die nachwachsende staatsbürgerliche Welt. Ein schlechter Wein, der nicht in seiner Jugend gor und brauste! In allen Dingen, die Hingabe und Selbstaufopferung fordern, erweist sich die Schule selbstsüchtigen Strebertums verderblich. Die Spannkraft junger Geschlechter wird von früher Blasiertheit bedroht. Wir lächelten einst über die Schwärmerliebe des jungen Burschen zur süßen Maid ... O, so lächerlich sind unsere standesgemäßen Jünglinge nicht mehr! Sie zahlen bar ...

In die akademische Republik drohen Feudalismus und Plutokratie einzubrechen. Nicht, daß man diesen Götzen allgemein offen huldigt; aber man richtet sich mehr oder weniger nach den Gesetzen der Götzendiener. Zuweilen sind die verantwortlichen Väter nicht frei von Schuld. Sie tragen oft unter schweren Opfern, die ihnen die Eitelkeit abringt. den angeblich veränderten Verhältnissen Rechnung und statten ihre Söhne mit den doppelten und dreifachen Monatswechseln aus, als sie selbst einst als überaus glückliche Musensöhne von ihren Vätern erhalten hatten. Noch vor 25 Jahren — ich spreche aus Erfahrung, lebte sichs in Leipzig bene mit einem Monatsgehalt von 100 Mark. Das

würde die Kultur dich zermürben, den Staub zerstreuen in alle Winde. Wehr' dich, Albanien!"

Es wäre eine überflüssige Sache, aber man könnte sich nicht wundern, wenn jetzt jemand ein solches Lied sänge. Wir stiften Naturschutzparke für ursprüngliche Pflanzen- und Tierarten. Warum soll nicht der letzte Naturschutzpark für antike Menschen bestehen bleiben?

Wie Enten zum Teich, also streben die Völker zum Meere,
Und schwimmen getragenen Halses nach fernstem Gelând'.
Und während sie schnatternd und stolz ihren Mist exportieren,
Zerstören zu Hause die Füchse ihr trauliches Nest.

„Vor zwei Jahren wollte der österreichische Schutzverein „Südmark" auf die Weise seine Einnahmen erhöhen, daß mindestens eine Hundertschaft sich nur an einem einzigen Tage der Woche der Rauschgetränke enthalte und das dadurch ersparte Geld abführe. Doch im ganzen großen Südmarkgebiete konnten wir nicht hundert finden, die sich dieses Opfer zugunsten ihres Schutzvereines auferlegt hatten."

Diese schöne Sache ist in norddeutschen Blättern gestanden. Was werden sich die draußen von unserem Nationalismus denken? „Reines Maulheldentum bei diesen Deutschen in Österreich! Das sind überhaupt keine Männer. Wenn sie nicht einmal so viel Willenskraft aufbringen, um als Opfer für das Wichtigste, was ihnen anliegt, wöchentlich einen Tag ihr Bier zu entbehren.

So werden sie sich denken. Na, denen will ich's einmal sagen, diesen Norddeutschen! die sollen sich's merken! — Nur weiß ich nicht recht, was ich ihnen sagen soll. Wenn's wahr ist, das von der „Südmark", dann — schweigen und sich schämen. Aber die da draußen, die trinken ja auch ihr Bier, und täglich und viel. Um so schlechter. Da entschuldigt uns nichts. Die da draußen sind im Frieden, da verlottert man gern. Wir aber stehen vor dem Feind. Wenn wir im Kampf bestehen wollen, sollten wir nicht wöchentlich einmal, sondern müssen täglich exerzieren, unsere Willenskraft üben. Wer für sein Volkstum das Bier nicht lassen kann und — soll vielleicht sein Blut lassen? „Das Bier ist ein deutsches Getränk", zugegeben. Aber wäre die Kräftigung des männlichen Willens nicht auch eine deutsche Tugend? Aufgestellt jetzt, daß das Glas Bier oder Wein nicht schadet, die Vermeidung desselben nützt doch, nützt um so mehr, je schwerer es uns ankommt. Und wird um so leichter, je öfter wir's üben. Halt exerzieren. Mir ist es auch schwer geworden, anfangs.

---

sind. Ihre Heldenhaftigkeit, ihre Wichtigkeit und Gefährlichkeit für ganz Europa haben wir so laut ausgerufen, unsere Angst vor den Serben haben so lange ausgewimmert, daß ihnen der Kamm wachsen mußte. Mehr unseres Verhaltens als ihrer Siege wegen. Bereit halten müssen wir uns ja in solchen Fällen, sollten aber mehr Würde zeigen!

„Die Türkei hatte seit altersher das heldenmütigste Kriegsheer der Welt. Mohammed verhieß dem im heiligen Krieg gefallenen Soldaten das Paradies. Da kam die Partei der Jungtürken mit ihrem Nationalismus und hat im Volke die Religion zerstört. Nun der Zusammenbruch. — Daraus ersehen wir, was zu machen ist, wenn man ein Volk zum Verderben führen will." — Dieser Gedanke ist schon öffentlich herumgetragen worden. Ich weiß nicht, was die Jungtürken gemacht haben. Im ganzen wird es doch so sein, daß es ohne höhere Ideale, als Religion, Vaterlandsliebe, Treue, keine siegreichen Schlachten gibt. Die Vernunft leistet sie nicht. Die „Vernunft" leistet überhaupt weniger, als man annimmt. Die Mutter der Taten ist die Begeisterung. Das Phantasieleben an sich schon vermag Welten zu schaffen, die über alle Maßen herrlicher sind als die schönsten Produkte der Vernunft. Die scheinbar müßigen wesenlosen Vorstellungen der Phantasie lassen sich aber auch recht gut in reale Kräfte, in praktische Werke übersetzen, wie man in Vergangenheit und Gegenwart überall sehen kann.

Und doch hat das letzte Wort die Vernunft, wenn sie sagt: Schüret ohne Ende in der Menschheit die Begeisterung für außerirdische Güter! Was das kühle Haupt Großes ersinnt, ausführen kann es nur das glühende Herz.

„Wehr' dich, Albanien! Du, Europas letzte Trutzburg ungebändigter Natur, Felsenveste der ehrlichen Räuber, die ihre Gewalt nicht beschönigen; der tapferen Mörder, die ihr Verbrechen nicht leugnen. Ein Volk, das sich täglich selbst befreit, sich selbst regiert und sich selbst richtet. Treuer Albane, du! mit dem Gottesfrieden deines gastlichen Hauses, in dem du selbst dem persönlichen Feind, vor der Schwelle noch deiner Blutrache ausgesetzt, Schutz gewährest! Kühner Albane, du! dessen Schwert im Feuer der Blutrache geschmiedet ist. Der Felsenwüste harter Sohn, die Seele gestählt vom Heldenlied der Väter, die Glieder gebräunt von der alten Sonne Homers! — Wahre dir, stolzer Albane, der Urvorfahren eherne Sitten, von stillen Jahrtausenden zu dir herübergetragen. Wahre dir die Freiheit der Natur. Den Hyänen der Länder, baue ihnen keine Straßen. Den Sirenen des Meeres, baue ihnen keine Hafen. Den Geiern der Aviatik, baue ihnen keinen Start! In einem einzigen Jahrhundert

Vor dieser Tafel blieb ich manchmal stehen und stellte Betrachtungen an: Gut mag er schon sein, der Most, aber das Seidel 3 Kreuzer, und noch die Semmel dazu, macht fünfe — das ist halt viel, dafür kann man sich Feder Tinte und Papier kaufen. — Und bin allemal unverrichteter Sache vorübergegangen. Da kam der Faschingdienstag. Die Straßen waren belebt von tollem Treiben, die Wirtshäuser von lauten Zechern. Ich trug meinen hübsch nüchternen Magen durch die Gasse und kam damit wieder zur Schenke mit dem „guten Obmost, die Maß zu 12 Kreuzer.“ Erst griff ich in die Hosentasche, und nicht achtend der „Feder, Tinte und Papier“, trat ich faschingskeck in das Wirtshaus. Ein Seidel Most und eine Semmel zum Tunken! — Selten in meinem Leben wird mir etwas besser geschmeckt haben, wie diese üppige Faschingsjause. Als sie mit stiller Andacht ausgenossen war, beglich ich würdevoll die Zeche. Aber als ich zur Tür hinaustrat, ging mein Herr Direktor und Professor Alwens daher, den ich ehrerbietig grüßte. Er sah mich an und schritt ernst vorüber. Da fiel mir plötzlich ein, daß Professor Alwens einige Tage vorher den Schülern der Vorbereitungsklasse verboten hatte, allein ein Wirtshaus zu besuchen. Ich war zwar schon 22 Jahre alt, aber eben ein Vorbereitungsschüler, also dem Verbot unterworfen. Den ganzen Abend hatte ich ein böses Gewissen. Die Handelsakademie hatte mich aus Gnaden aufgenommen, in Voraussetzung natürlich, daß ich ein braver Bursche sei. Und jetzt sitzt der Schlingel, anstatt fleißig zu lernen, in den Wirtshäusern herum! — Ich konnte an demselben Abend nicht einschlafen, aus Besorgnis, man würde mich nun aus der Anstalt wieder ausschließen. Um Mitternacht stand ich noch auf und schrieb einen Brief an Professor Alwens. Was er von mir denken müsse! Ich hätte das Verbot in jenem Augenblick ganz vergessen gehabt. Es wäre aber nur ein einziges Seidel gewesen, und eine Semmel dazu. Es würde gewiß nie wieder geschehen. — Das hatte ich geschrieben.

Zwei Tage später, als Alwens zur Arithmetikstunde in unsere Klasse kam, schaute er erst ein bißchen auf mich hin. Mein Auge hing gebannt an dem seinen, aber er blickte freundlich. Nach dem Unterricht ging er im Korridor auf mich zu, zwickte mich am Ohrläppchen und lud mich für den nächsten Sonntag zum Mittagtisch ein. Da gab es auch eine große Flasche mit Obstmost. Aber kein Wort wegen Übertretung des Gesetzes. Und es ist ja wahr, ein Mann, der das Jahr vorher bei der Soldatenstellung war, darf doch wohl schon allein ins Wirtshaus gehen.

Im Kaffeehaus, von meinem Tischchen aus betrachtete ich den Advokaten Mohl. Ein äußerst interessanter Kopf, mit dem möchte

Mein Wesen ist so, daß es durch wieder gehörte Bibelsprüche, Schillersche Sentenzen und dergleichen leicht im Gemüte bewegt und gehoben wird. Zeitweilig habe ich mich deshalb für fromm gehalten. Etwas davon mag ja dabei sein. Größerenteils aber (kam ich mir dahinter) ist es die pathetische Form, der Klang der Sprache, der seit Kindheit her vertraute Klang des Textes, der längst erlebte Gefühle und Beseelung wieder aufweckt. Es sind Glocken ferner Jugend, es ist die Wirkung der Musik, die bald wieder ausläßt, wenn sie verhallt ist. Freilich wirkt der Klang des Wortes auf uns nur, wenn wir Neigung und Willen zu seinem Sinne haben. Insoferne kommt das klingende Wort unserer sittlichen Entwickung zustatten. Übrigens möge man nur nicht glauben, daß die Freude am frommen Wort schon Frömmigkeit ist.

Otto Ernst sagt, er könne es sich recht wohl denken, daß Religion und Wissenschaft bestehen könnten. Aber nur nacheinander: die Religion voran, die Wissenschaft hinterdrein. Nun weiß ich nicht, wie das zugeht, ich kann es mir sogar vorstellen, daß eines das andere nicht ausschließt, daß Religion und Wissenschaft nebeneinander bestehen können. So grenzenlos ist unser Wissen doch nicht geworden und wird auch kaum werden, daß außer ihr nicht noch ein großes Bereich, ein unendliches Bereich offen bliebe, wohin unsere Sehnsuchten, unser Vertrauen, unser Gott- und Ewigkeitsahnen pilgern können. Ja, noch mehr sehe ich. Ich sehe, daß alles, was uns wahres Forschen und Wissen zeigt, der Schlüssel zu dem ist, was wir in Ehrfurcht ahnen.

Man darf sagen, ohne Wissen könnte es gar keine Religion geben. Ich muß erst das Geschöpf sehen, muß von seinen Eigenschaften wissen, um den Schöpfer ahnen und bewundern zu können. Alles was ich weiß, ist Gottesbeweis, ist nichts anderes, als die Gewißheit, daß es noch unendlich mehr zu wissen gebe, wenn wir es fassen könnten. Unsere Wissenschaft lehrt uns bekanntlich nur die eine Wahrheit: Daß wir nichts wissen können. Viele mag die Forschung herzleer zum Atheismus verleitet haben, mich forderte sie stets zum Glauben auf. Und wenn Otto Ernst sagt, nach Religion Wissenschaft, meine ich beisetzen zu dürfen: Und nach Wissenschaft wieder Religion. Und auch neben ihr. Forschung ist Gottesdienst.

In den ersten Jahren meines Grazer Aufenthaltes wohnte ich in der Wickenburggasse. Da führte mich mein Schulweg täglich an einer kleinen Schenke vorüber, an deren Glastür ein Papierblatt angeklebt war mit der schönen Inschrift: „Guter Obstmost, die Maß zu 12 Kreuzer“.

geht auf in allgemeinen Angelegenheiten. Und vergißt dabei ganz seiner selbst. Anders in Gesellschaft von Leuten. Da bin ich viel egoistischer gestimmt, da messe und vergleiche ich immer andere mit mir, anderer Meinungen mit den meinen, da fühle ich mich so ganz als abgegrenzte Person. So daß es ist, als wäre man in Leutegesellschaften allein, in Einsamkeit hingegen verbunden mit aller Welt und allen Himmeln. Die Leute mit ihren alltäglichen Gegensätzlichkeiten jagen mich in mich selbst zurück, wo ich mich freilich neuerdings langweilen würde, wenn nicht dann erst im Geiste aus allen Zeiten und Fernen die lieben, frohen, gleichgestimmten Gäste kämen, die mich das armselige Menschlein vulgo Rosegger vergessen lassen. Glücklich, wer in diesem Sinne sagen kann: „Ich langweile mich nie in meiner Gesellschaft."

„Ein Volksdichter, der das Volk nicht mag — pfui Deixel!" — Das ging mich an, als ich mich von dem Lärm, Feilschen und Zechen des Marktgewühles zurückzog. Volk! Freilich Volk, aber was für eins. Es gibt zweimal Volk. Das natürliche, organisch gewachsene, national oder politisch einheitliche Volk, und das zusammengelaufene Volk, die Menge, die Versammlung von Herden-, Raub- und Stinktieren. Vor diesem fliehe ich. Jeder einzelne, wie wert ist er, wie gut kann man ihm sein! In der Masse aber, wo er in den Durchschnittscharakter seiner Gattung aufgeht, ist er mir widerlich. In der Menge ist jeder von uns anders als in der bedächtigen Einheit seiner Person. Ich selbst bin mir zuwider in großer Gesellschaft, unausstehlich in der Menge, ich bin ein anderer als ich, und durch die Flucht suche ich mich zu mir selbst zu retten. Viele Leute um mich gehen mir auf die Nerven, lähmen mich seelisch, machen mich völlig zum Philister; in jedem der banalen Gesellen sehe ich mich selber, den banalsten unter allen. Unter solchem Volke bin ich mein Lebtag kein Volksdichter gewesen, werde es höchstens, wenn ich den einzelnen bei seiner Arbeit, in seinem Glück oder in seinem Leid sehe.

Wie eine sterile Gesellschaft mich krank machen kann, tatsächlich bis zu körperlicher Erschöpfung, ja bis zum Lungenkrampf, so kann mich ein anregender Mensch gesund machen. Es geschah schon bisweilen, daß ich wegen körperlicher Leiden einen Besuch nur mit Mühe empfangen konnte und als er mir allzu früh fortging, verließ er mich aufgeweckt und erfrischt. Er hatte Geist gebracht, Seele geweckt; durch Rede und Gegenrede solcher Art werde ich mir des Menschen bewußt, der sonst im müden Körper oft so träge dahinliegt.

Im ganzen ist es die Einsamkeit, die mir wohltut, die mich fördert, die mich zum Dichter und am ehesten noch zu einem guten

ich bekannt werden. Zwar bin ich ihm jetzt urfremd, doch was hindert mich, daß ich zu seinem Tisch gehe — er sitzt gerade allein — und höflich einen Vorwand nehme — welchen nur gleich? — um mit ihm zu sprechen?

„Herr Doktor, entschuldigen doch gütigst, daß ich Sie hier überfalle. Ich bin der und der, und hätte eine wichtige und unaufschiebbare Angelegenheit!"

„Bitte, ich stehe zu Diensten", sagte er kühl. Da er nicht aufsteht, setze ich mich an seinen Tisch. „Die Sache ist die, Herr Doktor, daß die Sonntagsnummer des ‚Stadtblattes' einen Artikel gegen mich gebracht hat, in dem es durchblicken läßt, daß ich fünf Millionen unterschlagen hätte."

„Mit Bagatellen befasse ich mich nicht", sagte der Doktor und machte eine wegwerfende Handbewegung. „Übrigens, der Chefredakteur des ‚Stadtblattes' soll ja verunglückt sein, heute mittags. Man hat seine Leiche aus dem See gezogen."

„Und die morgige Nummer", sagte ich, „wird die Sensation bringen, daß ich ihn ermordet hätte!"

„Das Blatt läßt man konfiszieren."

„Man hat Beweise gegen mich", wende ich befangen ein. „In der Hand des Toten eingekrampft ist mein rotes Kramatel gefunden worden, das er mir im Kampf herabgerissen hat".

„Sie werden Ihr Alibi erbringen."

„Das kann ich nicht, denn —"

„Wie —?"

„Ich hab's getan."

„Na, korschamadiener!" murmelte der Doktor vergnügt, „das wird interessant. Den Prozeß übernehme ich."

— Dann bin ich aufgewacht. Vom Morgenschläfchen war es der letzte Ausläufer. Ich hätte mich ja so wie so auch im Traume schon empfohlen bei dem Herrn Doktor Mohl mit dem äußerst interessanten Kopf. Der Vorwand war gut gewesen — ich hatte den Mann kennen gelernt.

„Ich langweile mich nie in meiner eigenen Gesellschaft", ließ sich heute einer vernehmen. Das klingt gut. Aber unterhält man sich, wenn man allein ist, denn immer mit sich selber? Ich bin auch gerne allein, doch just da verkehre ich am wenigsten mit meinem eigenen Ich. Nie lebe ich so ganz und gar in allen Weiten, unterhalte mich mit allen denkbaren Personen und Dingen der Welt, als wenn ich allein bin. Man wählt sich die Besten und ruft sie herbei und lebt mit ihnen in Erinnerung oder durch ein Buch oder ein anderes ihrer Werke. Und

Übrigens — ohne diesen Tyranen hätte Friedrich Schiller ihn nicht betreten, den akademischen Weg, der nach Weimar führte. Er wollte von Haus aus Geistlicher werden. Ein schwäbischer Dorfpastor — fern von Goethe!

Wir wissen, daß schöngeistige Bücher, die jährlich erscheinen, honoriert werden. Aber nicht alle vom Verleger dem Verfasser, sondern viele vom Verfasser dem Verleger. Viele Dichter und Schriftsteller, oder solche, die es werden wollen, lassen ihr herauszugebendes Werk bei einem „Verleger" auf eigene Kosten drucken; sie tun es stets in der Hoffnung, daß der Erfolg des Werkes die Kosten reichlich einbringen werde. Und täuschen sich ganz abscheulich. So ein bereitwilliger „Verleger", der sich was verdienen will, macht unerfahrenen Autoren die glänzendsten Vorspiegelungen, verpflichtet sich natürlich auf das strengste, daß — wenn der Verfasser die Herstellungskosten im vorhinein deckt — er nachher den Reingewinn mit ihm teilen, wenn nicht ihm ganz überlassen wolle. Daß unter den gegebenen Verhältnissen ein Reingewinn nie oder nur in außerodentlichsten Fällen herauskommt, weiß der „Verleger" recht gut, rechnet aber auf die Eitelkeit der Schreibersleute, die ihre Arbeiten ja alle für vortrefflich halten. Vor mir liegen zurzeit wieder mehrere Zuschriften, in denen Autoren entweder Geldgeber suchen, um einstweilen dem drängenden Verleger anticipando die Druckkosten zu zahlen, oder die sich beklagen daß sie aufgesessen seien, und um Rat fragen, wie sie wieder zu ihrem ausgegebenen Gelde gelangen könnten, da der Verleger für das bereits erschienene Buch nichts tue und noch nicht fünf Exemplare verkauft habe. — Da möchte ich nun am liebsten zweimal schopfbeuteln, einmal den gewissenlosen „Verleger" und einmal den törichten Autor. Nein, letzteren nicht, der ist ja schon gestraft. — Gegen diese Herren „Herstellungskostenverleger" wird endlich wohl doch etwas geschehen müssen. Denn sie schädigen unerfahrene Schriftsteller, schädigen das Ansehen des deutschen Buchverlags und schädigen — soweit sie doch dilettantische und wertlose Produkte herausbringen — die deutsche Literatur.

Wie ich höre, ist der deutsche Buchhandel endlich daran, den Unfug soweit als möglich abzuschaffen. Das Bücherdruckenlassen auf eigene Kosten wird man ja nicht unterbinden können noch wollen, das ist an sich doch nichts Schlechtes. Nur aufgeklärt sollen unerfahrene Leute werden, daß sie sich nicht verführen lassen von Geschäflsleuten, die einen großen Mund, eine weite Geldtasche und ein weites Gewissen haben. — Diese Herren angeln!

Ich weiß einen kleinen Beamten, der seit Jahren sich abmüht, berühmt zu werden. Aber alle Dichtungen kamen von den Verlegern

Menschen machen könnte. Doch eine Stunde jeden Tag brauche ich Gesellschaft, um andere in mir und mich in anderen zu finden. Aber die Gesellschaft muß klein sein, zwei Personen, mich mit eingerechnet, sind reichlich genug. Bei mehreren pflegt das Gespräch schon zu zerflattern, während es doch am ersprießlichsten ist, bei einer Sache länger zu verweilen und sie von zwei Standpunkten aus behaglich zu betrachten. Indes kommt da gerne einer meiner Fehler auf. Wenn ich in einer mir anliegenden Sache lebhaft bewegt bin, so reiße ich leicht das Wort gewaltsam an mich, spreche allein und der andere gibt mir durch sein freundliches Zuhören oft mehr als ich ihm mit meiner Rede.

Noch heute höre ich sie schreien, die schon seit zwanzig Jahren verdufteten jungen Großstadtliteraten im Kaffeehaus. Den armen Friedrich Schiller erwürgten sie als einen „hohlen Phantasten und Phraseur, der die deutsche Literatur zuschanden gebracht hat“. Das wollten sie besser machen mit ihrer „Wahrheit“, mit ihrem „Naturalismus“. Und was sie schufen, war — Dreck. Vorbei. Und wieder reine gemacht. Für den Zorn, der mich damals gepackt, erlebe ich jetzt eine Freude. Wieder ein junger Großstadtliterat, aber von anderer Art! Ein Wiener, dessen Idealismus höher fliegt als alle Flieger des Tages. Walter von Molo. Der gibt uns einen Schillerroman, wie so verstehend, so bewundernd und anbetend noch keiner geschrieben worden ist. Drei Bände: Um's Menschentum. — Im Titanenkampf. — Den Sternen zu. — Heute liegt nur der erste Band vor, die Kindheit und Jugend Schillers. Welch eine Jugend des Feuergeistes im Gewaltbanne des Tyranen Karl Eugen! Entfremdung mit dem Vater. Gezwungen in die Karlsschule, deren Gründer und Rektor der schreckliche Herzog war. Freunde. Begegnung in der Karlsschule mit Josef dem Zweiten und mit Goethe. Entstehung der „Räuber“; Aufführung derselben in Mannheim. Katastrophe beim Herzog und Flucht Schillers. Das die Hauptstationen dieses Jugendlebens. Szenen, wie Schiller, der aufgeschossene hagere, blasse, rothaarige Junge, vor dem brutalen Herzog steht und dieser dem jungen Geistestitanen ins Gesicht schleudert die Worte: „Im häßlichen Leib eine häßliche Seele!“ — sie krampfen uns das Herz zusammen. In scharfeckigen derben Strichen zeichnet uns der Verfasser den Mann und seine Zeit. Manche Situation gibt er verworren und abgerissen, und gerade das bringt die richtige Stimmung in das Zeitbild, in dem ein Tiger und ein Löwe um die Menschheit ringen. Wer Schillers „Räuber“ verstehen will, der lerne Schillers Jahre auf der Karlsschule kennen. Sie waren das Vorspiel zum Titanenkampf und zum Fluge den Sternen zu.

untereinander, gegeneinander aufzustehen in einem blutigen Bürgerkrieg. — Da dankte Astor als König ab und wurde Priester. Gott im Geiste und in der Wahrheit wollte er der Gemeinde beibringen. Da hielten sie ihn für einen falschen Propheten und schlugen sich zu den Götzenanbetern. — Nun suchte Astor einen anderen Beruf, er stieg nieder zu den Leidenden und wurde Arzt. In weiser Benützung aller möglichen Heilmittel wollte er die Menschen gesund und stark machen. Sie wendeten diese Heilmittel auch an, führten dabei aber ein so lasterhaftes Leben, daß sie siechten und verdarben. Und dann sagten, sie hätten einen schlechten Arzt, unter dem die Leute erkrankten und hinstürben. — Also dachte Astor, wenn auf diesen umworbenen und wichtigsten Stellen nichts zu machen ist, so will ich hinabsteigen zu den Gemeinen auf die Straße und einen Beruf ergreifen, der verachtet ist und doch die Möglichkeit bietet, den armen Erdenpilgern Gutes zu tun. Er wurde Straßenkehrer. Er fegte die Wege glatt, daß kein Schlamm und kein Staub war und die Wanderer reine Luft atmen konnten. Da sagten die Leute: Sehet, da ist dieser Taugenichts, ist schon Fürst und Priester und Arzt gewesen und hat sich nirgends behauptet. Jetzt ist er Mistkratzer! Und sie spuckten ihn an.

Nun sann der arme Astor nach, was er denn werden solle und tun könnte, um den Menschen etwas Rechtes zu sein. Zur Stunde führte man einen Verbrecher zur Richtstätte hinaus, wo der Henker mit grausamer Gebärde seiner wartete. Jetzt wußte es Astor, Scharfrichter will er werden, um mit inniger Erbarmung und möglichster Geschicklichkeit den Tod der Unglücklichen zu mildern. Ein Amt, zu dem bisher nur der Roheste kam, soll einmal mit dem Mitleidendsten besetzt werden. Und nun ging all sein Sinnen und Trachten dahin, den Ärmsten das letzte Stündlein mit Liebe zu lindern, soweit es in der Menschen letzter Möglichkeit steht. Von diesem merkwürdigen Manne und seinem Entschlusse hörte der König des Landes. Da stieg er von seinem Thron, ging zum neuen Scharfrichter hin und sagte: „Mensch, du bist größer als ich!" — Als das Volk diesen Ausspruch des Königs gehört hatte, rief es ungestüm: „Wir wollen den Größten zum König haben!" Und als der König sah, daß sich gegen ihn eine Empörung erhob, um Astor zum König zu wählen, ließ er den Scharfrichter enthaupten.

unverrichteter Sache zurück, denn sie sind — trotz gewisser Formfertigkeit — talentlos. Und eines Tages kam von einem „Verleger", dessen Name einstweilen nicht genannt werden soll, folgendes Schreiben:

Geehrter Herr N. N.!

Zu unserer aufrichtigen Freude die Mitteilung, daß Ihr uns vorgelegtes Epos eine außergewöhnliche Begabung bekundet und daß wir mit Vergnügen bereit sind, das Werk für unseren Verlag zu erwerben (sic!). Wir werden unser Möglichstes tun, um es seinem vollen verdienten Erfolge zuzuführen, so daß Sie zur Vorausbegleichung der Druckkosten, die wir Ihnen für eine Auflage von 1000 Exemplaren ausnahmsweise auf 600 Mark ermäßigen, sich gerne bequemen werden. Selbstredend wird der Betrag durch den Ihnen zufallenden Reingewinn in kürzester Zeit hereingebracht sein. Indem wir einstweilen andere Einläufe zurückstellen, ersuchen wir um Ihren baldigen Entscheid.

Achtungsvoll N. N."

„Hüten Sie sich!" rief ich dem Briefempfänger zu, der glückstrahlend vor mir stand.

„Das Heiratsgut meiner Frau!" sagte er.

„Lassen Sie sich nicht ein, die Herstellung der Auflage kostet keine zweihundert Kronen. Schicken Sie kein Geld!"

„Es ist schon abgegangen . . ."

Das war vor Jahresfrist. Das Epos steht seit zehn Monaten im Auslagefenster. Fünfundzwanzig Exemplare sollen verschenkt sein, zwei verkauft.

Astor war ein schöner, lebensfroher Jüngling und sollte schon sterben. Flehentlich bat er den nahenden Tod um Schonung. Aber der Tod sagte: „Du solltest mir danken, daß ich dich erlösen will, ehe die Enttäuschungen kommen. Die Hoffnung hast du schon genossen, der Genuß — glaube mir — ist nicht so viel wert als sie." — Astor sagte: Um den Genuß geht es mir nicht, aber leisten möchte ich etwas auf dieser Welt, etwas Großes zum Heile der Menschen möchte ich leisten und deshalb will ich nicht sterben. — Das hat den Tod gerührt, er ließ ihn leben und stellte ihm frei, den Beruf sich selbst zu wählen, in dem er glaube, für die Menschheit am besten wirken zu können.

Astor wählte das Königtum. Als König wollte er einem großen Volke den Frieden sichern mit den Nachbarvölkern. Aber als dieser Friede mit schweren Opfern gesichert war, begann sein großes Volk

und Kinderarbeit an den Hals hetzt, die Lage des Arbeiters nur erschwert, den Wert seiner Arbeit nur herabgesetzt hat? Daß die Entgeistigung der Arbeit heute einen Gipfel erreicht hat und die Einzelarbeit auf die Stufe einer rein mechanischen Tätigkeit herabgedrückt ist?

Da schreibt ein 27jähriger Metalldrucker: „Ich mag und will nicht zur Maschine degradiert werden. Lieber 20 Mark anstatt 36 Mark verdienen, aber nicht tagtäglich mit Ekel zur Arbeit gehen.“ Ein Metallschleifer: „Ich finde kein Interesse an meiner Arbeit, und sehe ich am Feiertage auch nur die Schornsteine unserer Fabrik, dann ist es mir, als würde ich an etwas recht Ungehöriges erinnert.“ Ein Metalldreher, der seit sechseinhalb Jahren tagtäglich dieselben Stücke dreht, bringt unter dem Drucke der auf ihm lastenden Monotonie seine Maschine öfters mit Gewalt zum Stillstand und läuft in die Schmiede oder in die Schlosserei; ihm bereitet es eine wahrhafte Freude, wenn die Maschine plötzlich versagt, obgleich er als Akkordarbeiter dadurch Verluste erleidet. Ein Maschinenschlosser wirft gelegentlich, um das Vergnügen der Abwechslung zu empfinden, den Antriebsriemen herunter; oder er ölt die Maschine, bis sie überläuft — bloß, um nachher das Öl wieder abwischen zu können! Ein Berliner Plüschweber zum Kapitel Arbeitsteilung: „Ich verrichte immer dieselbe Arbeit: Doppelplüsch. Der Widerwille dagegen richtet sich . . . gegen die ganze Umgebung. Die Zeit vergeht zu langsam. Eine Stunde Arbeitszeit wird zur Ewigkeit. Und dann: die Arbeit ist ganz weiß. Alles weiß: die Kette, die Poile, der Schuß, alles weiß. Die gewebte Ware auch weiß. Das Auge hat keinen Anhaltspunkt. Ein Haß gegen die bestehenden Einrichtungen erfüllt die Seele, weil gar kein Mensch die Anstrengungen sieht, immer gleich der Maschine auf dem Posten sein zu müssen.“ Ein anderer: „Zu der langen Arbeitszeit und dem niedrigen Verdienst kommt noch die den Geist verblödende Eintönigkeit und Gleichmäßigkeit der Arbeit selbst . . . Ich betrachte die Maschine als meinen Feind . . . Die Maschine ist ganz aus Stahl, nur Stahl, hat weder Herz noch Nerven, kennt keine Müdigkeit, keine Angst, keinen Schmerz, keine Wut. Steht aufrecht und kann ewig aufrechtstehen und arbeiten. Dieses verdammte Stahlgeschöpf, es muß siegen in einem Kampf, der kein Kampf ist. Herausreißen möchte ich das Stahlherz, das so unbarmherzig und leidenschaftslos schlägt!“ . . . Wahrhaftig: ein niederträchtiger Fluch hängt sich an diese Arbeit . . .“

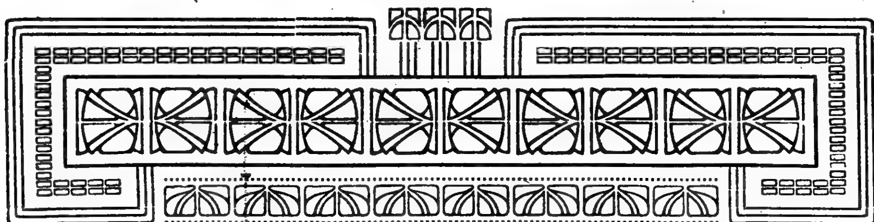
Dem „Türmer“ entnehmen wir diese Darlegung. Ja, es wird so sein. Die Menge, die in der Gegenwart von der Scholle in die Fabrik läuft, wird in wütender entmenschter Verzweiflung die Maschinen zerschlagen. Dieser Tag kommt!

Todesstrafe!

Die Gegner der Bestrafung durch Hinrichtung suchen Details. Möglichst schauerliche. Zum Beispiel, daß der Delinquent mit Gewalt an den Block gezerrt werden mußte. Daß er unter Kreischen sich wehrte, bis seine Kraft nachließ. Daß das Beil im Blocke stecken blieb. Kurz möglichst etwas für die Phantasie.

„Keiner soll sich drücken!“ Man soll das recht ausführlich in die Einbildungskraft pumpen. Damit man davon träumt. Nämlich, wie man selbst hingerichtet wird! Vielleicht „daß dann nicht nur der Delinquent, sondern die ganze Nation verzweifelt sich zu wehren“ begänne. Usw., usw.

Es steht zu befürchten, daß selbst die heftigsten Einzelheiten in dieser Sache nichts nutzen. Und zwar aus einem grausam simplen Grunde: Die Phantasie der Menschen ist vollständig besetzt mit den viel heftigeren Einzelheiten, die die Verbrecher selbst tagaus tagein in die Zeitungen liefern.



Kleine Laube.

Österreichische Flaggenhymne.

Von Curt Dietzschold.

Stahlstarrende Schiffe durchfurchet das Meer,
Auf wogenden Wellen Waffen und Wehr!
An Bord eure Mannen sind kühn wie der Leu
Und ihrer Pflicht bis zum Tode getreu.
Frei flattern die Flaggen in Freude und Not
In Österreichs Farben: Rot=weiß=rot.
Ihr schwimmenden Festen, schirmt Österreichs Ehr'
Von Strande zu Strande, von Meer zu Meer.

Ward frevelnd gebrochen uns Friede und Recht,
Dann steuert hinaus, klar zum Gefecht!
Der Kaiser und all seine Völker schau'n
Auf ihre Flotte mit Stolz und Vertrau'n,
Austrias Sterne leuchten voran,
Tegetthoffs Geist zeigt euch die Bahn.
Nun ordnet die Treffen, den Vätern gleich,
Kämpft ruhmvoll im Streite für Kaiser und Reich!

Scheinwerfer leuchten, Signallichter glüh'n,
Sirenen pfeifen, Telefunken sprüh'n,
Hoch über, tief unter und auf dem Meer
Schleicht leise, stürmt laut das Verderben einher.
Breitseiten krachen, die Panzerung dröhnt,
Aus tiefstem Herzensgrunde tönt:
„Gib, Gott, im Kampfe, der entbrannt,
Uns Kraft zum Sieg fürs Vaterland!" —

Helljauchzend zum Hafen eilt jung und alt,
Wo brausendes Hurra! Willkommen erschallt.
Geschützesdonner und Glockenklang
Eint Flottengruß und Reichesdank.
Bewimpelt fährt in ehernen Reih'n
Gegliedert die Flotte zum Hafen ein.
Kühn, kraftvoll schirmte sie Österreichs Ehr'
Von Strande zu Strande, von Meer zu Meer. —

Was die Maschine aus dem Menschen macht.

Ist der Mensch noch Beherrscher der Maschine oder ist sie nicht selbst bereits seine tyrannische Herrin geworden? Bedeutet die moderne Maschinenarbeit eine Herabdrückung oder Befreiung der geistigen Persönlichkeit? Atomisiert die moderne Arbeitsteilung bloß die Arbeit oder auch den Arbeitenden? Steht es wirklich so, daß die Maschine, die den Warenpreis verbilligt und dem Manne die Konkurrenz der Frauen=

auch der ist, aus welchem ein jeder erträglich scheinende Schmerzen einer Operation vorzieht. Und darin liegt zugleich der Hauptgrund: die Schrecklichkeit der Freiheitsberaubung geht nicht in die Phantasie ein. Das aber ist gerade die Hauptverrücktheit an dieser Strafe: sie ist schrecklicher als die Todesstrafe, ohne deren abschreckende Wirkung zu haben. Ich füge hinzu: sie ist des Menschen unwürdiger. Daß der Mensch seine Schädiger tötet, hat Sinn, hat auch eine gewisse Größe, die selbst der Verbrecher zu empfinden pflegt. Daß er sie in Käfige sperrt wie Tiere, das ist das absolut Unwürdige. Wer jemals einen gefesselten Menschen gesehen hat, wird das Gefühl einer Scham beim Gedanken daran sein Lebtag nicht los. Ich glaube, das wirkt auf feiner organisierte Menschen stärker als die Bilder von einer Hinrichtung. Ich fürchte: wenn es eine Notwehrmaßregel gibt unter denen, welche die Gesellschaft über schädliche Mitglieder verhängt, die grausamer ist, als Menschen gegen Mitmenschen handeln dürfen, so möchte es die der lebenslänglichen und also hoffnungslosen Freiheitsberaubung sein.

Den Hinrichtungsgegnern ist ein mildernder Umstand zuzubilligen; das ist das Gebaren der Gerechtigskeitsjuristen.

In der Tat: daß die Gesellschaft befugt ist, sich und besonders ihre wehrloseren Glieder gegen das Wiedererwachen perverser atavistischer Raubtiergelüste zu schützen, das scheint mir keiner Rechtfertigung zu bedürfen. Auch der weichmütigste Philanthrop würde im Ernstfall die Notwehr selbst ausüben. Und daß der Schutz Unschuldiger, wohl gar unschuldiger Kinder gegen viehische Gelüste noch viel berechtigter ist, das ist am Ende eine Frage mehr noch des Denkenkönnens als der Gesinnung. Daß wir aber befugt wären, oder auch nur imstande, im Namen der Gerechtigkeit Strafen zu verhängen — das ist ein Gedankengang, gegen den jedes edlere Gefühl und jedes tiefere Verständnis sich aufbäumt. Es gehört schon entweder eine sehr starke theoretische Verbohrtheit oder ein noch stärkerer Mangel an Einsicht und an jeder ethischen, geschweige religiösen Feinfühligkeit dazu, um, wie ein Rechtslehrer von sich geäußert haben soll, bei einer Hinrichtung reine Befriedigung über das Walten der Gerechtigkeit zu empfinden. Ich nehme die Verbohrtheit an; denn es ist mir völlig unmöglich, mir ein auch nur einigermaßen gesund funktionierendes Gemüt zu konstruieren, daß sich beim Anblick eines Verbrechers, der zur Strafe geführt wird, der einfachen und unmittelbaren Frage an sich selbst entschlagen kann: wo stündest du, wenn du mit gleicher Vererbung unter gleichen Umständen aufgewachsen wärest?

Um zu schließen: die Frage der Hinrichtung ist eine Frage der Notwehr und der Zuchtwahl, sie ist keine Frage des Mitleids oder gar der Gerechtigkeit.

„Kunstwart." Bonus.

Aus steirischem Volkstum.

Vom Kainachboden. Ein Buch der Heimat von Hans Kloepfer. (Graz, J. Meyerhoff, k. u. k. Hofbuchhandlung. 1912)

Solche Bücher sollten mehr geschrieben werden, am besten von Geistlichen, Lehrern, Ärzten, Beamten, gebildeten Männern, die in einer bestimmten Gegend Bescheid wissen. Der Verfasser dieses Büchleins ist Landarzt. Vermöge seiner Einsicht und Liebe zum Landvolke, nicht zuletzt als guter Stilist, war er in der Lage, diesen wertvollen Beitrag zur steirischen Heimatskunde zu leisten. Es ist erfreulich, daß hier endlich wieder einmal wirkliches Verständnis für unser altes Bauerntum zutage tritt.

Sowohl Geschichtliches als Volksbeschreibendes, sowohl Landschaftliches als Sprachliches bieten in buntem Reigen ein Bild der oberen Kainachgegend und ihrer

Man bedenke auch, daß vielleicht auf fünfzig Morde eine Hinrichtung kommt — ich kenne die Statistik nicht, glaube aber, daß das sehr hoch gerechnet ist, zumal wenn man die Kulturländer zusammenrechnet, zu denen ja Rußland in diesem Zusammenhange kaum gezählt werden darf. Und auf fünfzig Hinrichtungen wiederum wird eine, höchstens zwei kommen, die brauchbare „Details" liefert. So wird also erst auf einige tausend Morddetails ein brauchbares Hinrichtungsdetail kommen. Was will man damit für Eindruck machen?

Zumal noch eines zu beachten ist: erzogene Menschen, wenn sie nicht von Berufs wegen für dergleichen interessiert sind, „drücken sich" grundsätzlich. Sie lesen die Mordtaten nicht und ebensowenig deren Bestrafungen. Sie lieben es nicht, ihre Phantasie durch Sensationen zu erziehen. Wer aber Einzelheiten von Hinrichtungsdetails liest, hat auch die viel schrecklicheren Einzelheiten des Mordes gelesen, der zu dieser Hinrichtung geführt hat, und wird deshalb selbst die zugkräftigsten Strafeinzelheiten nicht viel anders aufnehmen, als es die alten Griechen aufnahmen, wenn sie hörten, Theseus habe den witzigen Prokrustes das von ihm selbst erfundene Folterbett ausprobieren lassen.

Gewiß ist die Freude oder Genugtuung darüber, daß es dem Mörder so ging, wie er es seinen Opfern vorher hatte gehen lassen, roher Natur, immerhin aber gesunder als die Entrüstung derer, welche den Theseus wegen der Befreiung der Menschheit von einer Bestie verhöhnt haben würden.

Es ist ja richtig, bei den eindrucksvollen Mordeinzelheiten handelt es sich immer nur um die Abschlachtung Unschuldiger, und Unschuldige sind immerhin weniger interessant. Ein Mörder — hingerichtet werden meines Wissens bei den Kulturvölkern nur Mörder, die außergewöhnliche Niederträchtigkeit bewiesen haben — ist zweifellos interessanter.

Solange man mit Begeisterung das Andenken von Tagen feiert, an denen Unschuldige zu Tausenden geopfert wurden, oder auf der anderen Seite das Andenken der Revolutionen, solange scheint es mir richtiger, an den Schutz der Unschuldigen als an den der Mörder zu denken. Ist eine Bestie hierzulande schützenswerter als der Marokkaner, der aus patriotischer Glut einen Franzosen erschlägt, worauf eine Hekatombe von Unschuldigen zur Genugtuung geschlachtet wird? Man vertage den Schutz der Mörder noch etwas.

Vor allem aber gebe man uns lieber Einzelheiten — und zwar recht ausführliche und ausführbare — darüber, wie die Unschuldigen gegen die Mörder geschützt werden sollen. Der, welcher sich neulich wirkungskräftige Hinrichtungdetails erbat, hat sich um diese uninteressanteren Details „gedrückt". Wir sind also auf unsere Phantasie angewiesen.

Soll man den Mördern auf Kosten der Unschuldigen eine Staatspension aussetzen? Eine Staatspension, solange arbeitslustige, gesunde, tüchtige Menschen hungern müssen?

Man antwortet, der Mangel an Freiheit sei Strafe genug; es werde sich keiner um diese Pension reißen. Das hebt die Unsinnigkeit der Sache nicht auf. Vor allem aber scheint darnach eine Strafe doch nötig zu sein? Vielleicht stellt jemand, der mehr Psychologie und Ethik im Leibe hat, als unsere Hinrichtungsgegner, fest, daß die Beraubung der Freiheit schlimmere Strafe, vor allem grausamere, sei als der Tod. In der Tat: wenn man zweifellos nicht nur befugt, sondern verpflichtet ist, die Unschuldigen gegen die Verbrecher zu schützen, so ist man offenbar nicht dazu befugt, die Verbrecher zu martern. Gibt es aber eine grausamere Marter als die, jemanden zum Leben unter Verlust der Freiheit zu verurteilen? Allerdings, der Mörder zieht sie dem Tode vor; er zieht sie aus vielen Gründen vor, unter denen

erstens schrieb sie es vor fast tausend Jahren, zur Heian- oder Friedenszeit, wo nicht Sensationssucht sie dazu treiben konnte, sondern das ehrliche Bestreben, künstlerisch Bedeutendes zu schaffen, wozu sie durch ihre klassische Vorbildung geradezu prädestiniert war; und dann schrieb sie es auf Wunsch ihrer Kaiserin, die das Werk bestellte, um der heiligen Jungfrau im Tempel zu Isé eine unterhaltende Lektüre für müßige Stunden senden zu können, weil diese sich beklagte, daß ihr alle älteren Erzählungen bereits bekannt seien. Diese Umstände schließen jeden pikanten Nebengedanken aus. Wenn also das Werk gerade so wurde, wie es ist, so zeugt das von einer gesunden Realistik und einem natürlichen Empfinden, zu dem man heutzutage schon einen großen Mut besitzen müßte und auch dennoch würde man in den Verdacht kommen, aus rein sinnlicher Lüsternheit und im Verlangen, die erotischen Bekenntnisse zu vermehren, seinen Stoff gewählt zu haben.

Die vorurteilslose Beurteilung und das objektive Eindringen in das „Genji"-Buch ergeben dasselbe Resultat, wie die Schriften des Casanova: beide sind zwar stark sinnliche, weil in Schönheit und Kraft des Körpers voll und gesund entwickelte Naturen, beide aber sind auch Künstler durch und durch, Dichter, vor allem Philosophen und dabei Lebensbejaher, Schönheitsfanatiker und Helden. Und haben nicht allein das brutale Verlangen nach der Frau, nach körperlicher Vereinigung, sondern suchen deren Seele, Geist und haben eine andächtige Hochachtung vor der Güte ihres Herzens; sie scheiden von ihren Geliebten nie mit einem Mißklang, sie bewahren ihnen stets Dankbarkeit, sie zerreißen keine Verbindung in feiger Philisterart, sondern freuen sich des Wiederfindens, hüten die Ehre der Frau, die ihnen Glück gab. Dieser ideale echte Don Juan-Typ existiert nicht mehr. Die Dekadenz hat ihn vernichtet; wenn heute über Verbindungen der Liebe das Dunkel gehütet wird, so ist es nicht aus dem zarten Gefühl, das Heiligste, vor falscher Beleuchtung und Schmutz zu bewahren, sondern, weil sich's aus dem Dunkel besser wegschleichen läßt. — Kurzum: der vielverleumdete Casanova hat keine Jünger; nur das „Räuspern und Spucken" haben ihm die heutigen Süßlinge abgeguckt, nicht aber den edlen Zug seines Wesens. Und, daß dieser von einer Frau erkannt wurde, spricht für das rechte Gefühl der gesunden und geistig hochstehenden Frau, wie sie Murasaki war.

Man hat diese Dichterin mit verschiedenen europäischen Dichtern verglichen: Dumas, Cervantes, ja selbst Boccaccio und Lady Hamilton mußten herhalten; man tat ihr unrecht damit, denn sie hat vielleicht von dem einen oder dem andern etwas, aber ihre poetische Art, ihre Gestaltungskraft, ihre Realistik, die immer in ästhetischen Grenzen bleibt, immer künstlerisch hoch und nie banal ist, verträgt keinen Vergleich.

Da das Improvisieren von Gedichten eine japanische Sitte ist, besonders in Augenblicken der Ekstase, so ist das Buch mit diesen so charakteristischen, symbolisierenden Vierzeilern, die geistvoll andeutend, verhüllend verhüllen, dicht besät, und diese poetischen Reden und Gegenreden sind so anmutig, daß sie Japans Kunstinstinkt besser darstellen als jede Illustration. Zwischen den höfischen Szenen voll Luxus, Sinnestaumel und zeremoniellen Religionsübungen sind Naturstimmungen eingestreut, die, an Schönheit unerreicht, so recht vom Blütenkultus und der Liebe der Japaner für Naturschönheiten zeugen. Die Natur ist alles, alles ist mit ihr verwachsen, alles in ihr zu suchen, jedes Gefühl nur durch sie auszudrücken und mit ihr zu vergleichen. Und die Frauen, deren lieblichste Blüte das „Veilchen" — ein Kind, das sich Genji selber zur Geliebten erzielt — den so Vielgeliebten und immer Liebenden ganz zu eigen macht, sind fein gebildete Künstlerinnen und doch ungekünstelt, denn nur dann sind sie schön. Sie wissen sich aber mit künstlerisch gebildetem Empfinden in Szene zu setzen, und so ist jedes Kapitel dieses Romanes ein Stimmungsbild, das jeden Maler anregen muß. Es darf einen nicht wundern, daß das Werk der bildenden Kunst so viele Anregungen

Bewohner. Dazu reizende Landschaftsillustrationen von Emmy Singer. Auch Verlag und Druckerei taten das Ihre, um durch diese Schrift ein würdiges Heimatsdenkmal zu gestalten. Der außergewöhnlich billige Preis gestattet dem Werkchen die weite Verbreitung, die es verdient. Wir entnehmen dem Buche einige Bauernaussprüche:

„Wie geht's der kranken Bäuerin?" fragt der Pfarrer den alten Hochbleamel nach der Messe am Kirchplatz. Der weiß, daß seine liebe treue Hauswirtin auf dem Wege der Genesung ist. Eben darum antwortet der Schalk fromm: „Wird s wohl der Herrgott zu sich nehmen oder wer s eppa kriagn wird."

Der „singende Kaspar", ein alter Staudenhacker und Waldläufer voll klingender Lieder, sitzt beim kühlen Trunk im Wirtsgarten und blinzelt nach dem nahen Kirchturme, der eben zur Ausbesserung einiger Schäden eingerüstet wird. „Hiaz wann sie den Turm um zwoa, drei Meter niedriga macheten und jeds Bierkrügel um an Finga höcher, droben kennat s koa Mensch und da herunt gab s groß aus."

Dem alten Urberl wird nach der Kirche beim Platzwirt sein Leibessen, eingemachtes Kälbernes, vorgesetzt. Drei Fliegen schwimmen darinnen. „Jessas!" schreit die Kellnerin, „drei Fliagn!" — „Ja, das is weiter a Jammer drum", tröstet er milde, „san ja wohl noch gnua".

Der alte Schulmeister von St. Jakob, ein weißhaariges Bauernkind, hat den kleinen Micherl zur verdienten Züchtigung schon übers Knie gelegt. „Net haun, net haun!" schreit der Delinquent in seiner Herzensangst, „die Seel fallt außa". — Halt nur s Maul fest zua", rät gütig der Alte, „hinten werd schon i wiahrn (wehren)". Und waltet ruhig seines Amtes.

Der Roman einer japanischen Dichterin:

Die Abenteuer des Prinzen Genji von M u r a s a k i S h i k i b u. (München. Albert Langen.)

Der altjapanische Roman „G e n j i M o n o g a t a r i", der hier zum erstenmal ins Deutsche übertragen und eingeleitet von M a x i m i l i a n M ü l l e r - J a b u s c h vorliegt, ist das beliebteste klassische Buch Japans, das volkstümlichste und geradezu das typischeste, und dieses fast tausend Jahre alte Werk stammt von einer Frau, von einer Hofdame der Kaiserin Joto-mon-en — so sagt die Legende — und wenn uns schon das Vorwort des Übersetzers die damalige Zeit vorführt und beweist, daß Japan dazumals einige erlesene Dichterinnen hatte, die die männlichen Schriftsteller bei weitem überflügelten, so ist dieses Buch doch ein Unikum, denn die Murasaki hat in der japanischen Literatur erst die Gattung des Romans geschaffen und ihre Kunst ist von keiner anderen Prosadichtung, weder aus der klassischen, noch aus der modernen neueren Epoche, erreicht, geschweige denn übertroffen worden.

Das ergibt ein ganz neues Bild von der Kultur und dem Kunstleben Japans, das wir heute nicht mehr als bloßes Kuriosum betrachten, sondern schätzen gelernt haben, weil wir durch feinsinnige Übertrager die Qualitäten derselben erkennen mußten; besonders eigenartig aber wirkt der Stoff dieses Buches und das ist ein besonderes Kapitel für sich: die Abenteuer dieses Prinzen Genji, ja, der ganze Genji selbst ist nichts anderes als ein japanischer Casanova und dieser Typ, den selbst unsere abendländischen freien und sich immer mehr von allen Gebundenheiten (also man sollte denken: auch von philiströsen Voreingenommenheiten mit Vorurteilen!) befreien wollenden Frauen noch immer mit moralischem Gruseln zu übersehen trachten, ist der Held eines Buches, das eine kleine von so vielen Schranken und Zeremonien umgebene Japanerin schrieb! Und dabei darf man die folgenden Umstände nicht vergessen:

Frühmorgens vor einer Scheunentür.

Der Reiter: Feinslieb, es weht ein kühler Wind,
Mein Rößlein schnaubt ins Morgenrot.
Eh' mich das Abendrot umspinnt,
Bin ich vielleicht schon tot.

Das Mägdlein: Eh' noch heut' nacht der Mond aufgeht,
Küßt dich ein and'res Lieb, o weh!
Des Reiters Treu' nicht lang besteht,
Fahr' hin, ade, ade!

Der alte Bauer: Er fraß mich kahl den langen Tag
Der Kerl auf seinem Nachtquartier,
Nun reit' er hin, wohin er mag,
Doch reit' er weit von hier.

Der Knecht: Gewiß, er reite weit von hier,
Sonst schlag' ich ihm den Schädel ein.
Mir schwant, er lag zu Nachtquartier
Wo's nicht hätt' sollen sein.

Der Reiter: Feinslieb, auf meinem Horn, Trara!
Ich blase mich von Herzleid frei.
Was heut' zu nacht an Glück geschah,
Das wissen nur wir zwei.

Das Mägdlein: Vergessen wirst, treuloser Gast,
Du bald, was heut' zu nacht geschah,
Doch bleibt, die du verlassen hast,
Im Traum noch lang dir nah.

Trara, Trara, Trara!

Franz Karl Ginzkey.

Herz und Leier.

Wenn mir meine Leier wann verkläng,
Weiß ich, daß mit ihr mein Herz zerspräng.

Zög' ich still wo einen Berg hinan,
Da ich noch die Sonne sehen kann.

Säng' sie mir noch weich ihr Rosenlied,
Wüßt' ich nichts, nur daß mir wehgeschieht.

Weh und weher, ach! so sehnsuchtsweh,
Wie dem Wandervogel nach der See,

Wie dem Kinde um das Mutterherz . . .
So voll Heimsucht sehnt' ich sonnenwärts.

Doch ich weiß, dann kämst noch du, noch du,
Wie ein Traum vom Leben auf mich zu.

Spräch ich: „Liebste! Schön war uns're Welt!
Doch nun liegt mein Gut, mein Glück zerschellt!"

Spräch ich: „Liebste! Laß uns scheiden geh'n
Gut und Glück tun wie der Mai verweh'n!"

Spräch ich: „Liebste! Nimm dir's nicht zu schwer!
Schau, ich hab' ja keine Lieder mehr!"

Und die Sonne säng mirs letzte Lied,
Weich, noch weicher wie der Wind im Ried.

Und das Lied kläng immer leiser her
Und der Rosen wuchsen mehr und mehr

Und sie flöchten sich zum Liebenskranz,
Schlängen einen stillen Totentanz . . .

Und mit einmal würd mein Auge müd,
Weil es ringsum so von Rosen glüht,

Dann . . . dann sänk ein Friede niederwärts,
Sänk ins Land und auf ein brochen Herz.

K. Dankwart Zwerger.

geboten hatte, denn bald wird ein bezaubernde Mondnacht in einem Garten, dann ein Gewitter in einer Ruine, oder ein Wiesenidyll, ein Blütenfest oder andere Landschaftsbilder vorgeführt, und Blumen fehlen nirgends, und ihre weichen Namen allein sind heilige Liederstrophen von Duft und Glanz.

Das ganze Monogatari soll 54 Stücke umfassen und 4234 Seiten enthalten, diese feine und treffliche Übertragung, die nach einer englischen Übersetzung besorgt wurde, umfaßt 17 Stücke und ist so glücklich ausgewählt, daß sie durchaus nicht ermüdet. Und wer in die feine Kunst vergangener Zeiten Japans eindringen will und Sinn hat für ihre subtile Art, der wird das Genji-Buch mit Genuß lesen und viel daraus lernen.

Ella Triebnigg.

Singvögel.

Wanderlieder.

I.

Mädel, bring' ein volles Maß,
Aber mußt dich eilen;
Denn obwohl's mir hier gefällt,
Kann ich nicht auf dieser Welt
Fort in Schänken weilen.

Was bedeutet denn dein Blick,
Dieser hoffnungstrübe?
Wirst doch nicht so töricht sein,
Und dem Zecher zu dem Wein
Geben deine Liebe —?

Freu' dich, daß ich wieder geh',
Fort mit trüben Sinnen!
Nimm den Rat noch, liebes Kind:
Wisse, Spielmannsleute sind
Nicht zum treuen Minnen!

II.

Halberblühte, dunkle Rosen,
Rot, wie meiner Liebe Zeichen,
Will ich unter Scherzen, Kosen,
Dir, du Schelmin, mit dem losen
Spötterblick zum Abschied reichen.

Keine Träne, keine Klage,
Soll die Scheidestunde kürzen;
Zuversicht auf bess're Tage,
Liebesantwort, Liebesfrage,
Mag die letzte Stunde würzen!

Ohne Reu' und Abschiednehmen
Setz' ich morgen fort die Reise;
Denke, Mädel, 's war ein Schemen.
Banges Härmen, Liebesgrämen,
Ist nicht Wanderburschenweise!

E. Barger.

Hoffnung und Sehnsucht.

Die Hoffnung harrt vor einem Garten,
Den Zaun und Hecke rings umschließt:
Von Traumgebilden, süßen, zarten,
Ihr sehnend Herz umgaukelt ist.

Mit leichtbeschwingter Phantasie
Durchmißt sie kühn das Zauberland;
Ihr trunknes Auge ruhet nie —
Bis endlich es Erfüllung fand:

Da wandelt sich die Hoffnung jäh;
Als Sehnsucht flattert sie zurück,
Daß sie das alte Land erspäh',
Wo sie genossen hat das Glück.

Adolf Heinz Müller, München.

gehabt hätte. Dieses Buch über Goethe habe ich recht eigentlich für mich selber geschrieben. Was von fähigen Männern schon richtig empfunden und deutlich ausgeführt worden war, brauchte ich nicht zu wiederholen; über gar manches aber hatte ich leitende Aufklärung gesucht und sie nicht gefunden. So entstand die Notlage, das Entbehrte nach dem Maße meiner Befähigung selber zu schaffen, und jetzt der Wunsch, Gleichgesinnte an dem Ergebnis dieser Bemühungen teilnehmen zu lassen. Denn ich vermute, es mögen manche ein ähnliches Bedürfnis empfinden. Wir können nicht tausend Jahre warten, um die Gestalt des herrlichen Mannes sich in den Umrissen ihrer ewigen Bedeutung klar von dem chaotischen Gewimmel abheben zu sehen. „Sinnlich und verstockt, ins Gegenwärtige verschlossen"; diese Riegel wollte ich aufbrechen, nein, aufschließen ohne Gewalt, aber auch ohne Zagen, in der Hoffnung, hierdurch wenigstens einige Ausblicke auf einen Horizont zu gewinnen, würdig eines Goethe."

Was Chamberlain in der Vorrede knapp und klar andeutet, das bestätigt das Werk im vollen Umfange, und wenn man eine landläufige, abgedroschene Phrase wiederholt: „Das Buch füllt trotz der reichen Literatur über Goethe eine fühlbare Lücke aus", so ist das in diesem Falle keine Phrase, denn der Verfasser der „Grundlagen" bietet wirklich Neues, beleuchtet und wertet anders, als es vielfach geschieht, und außerdem erreichte er eine Übersichtlichkeit und Verständlichkeit selbst des schwerst Erfaßbaren, daß sein „Goethe" den weitaus bewunderungswürdigsten Leistungen literarischer Nachforschung und Gestaltung zuzuzählen ist. H. L. R.

Du alter Stephansturm . . . Heitere und ernste Wiener Skizzen von Fritz Stüber-Gunther. (Wien. Robert Mohr.)

Stüber-Gunther, dessen neuer Roman „Der Schönheitspreis" erst letzthin im „Heimgarten" besprochen wurde, ist auch in seinen Wiener Skizzen (wozu das Milieu so gerne verleitet) kein Juchhepoet und kein Heurigenphilosoph, sondern bleibt immer der scharfsinnige Beobachter bald mehr liebenswürdiger, bald mehr unangenehmer Wiener Eigenschaften und Eigenheiten. Auf seiner heiteren Seite ist er ein wenig Satiriker, auf seiner nachdenklichen ein Warner. So erfüllen auch die kleinen Arbeiten des Verfassers, die freundlich und anregend wirken, einen sozialen Zweck. Ein gutes Beispiel seiner Art gibt die dem Buche entnommene und in diesem Hefte abgedruckte Geschichte „Die Sprache der Ziffern", die wohl viel, viel tiefer ist, als es anfangs scheint. Und wie die eine, so alle: „Mein ärgster Feind" (— der Zwicker!), „Theorie und Praxis", eine alltägliche Ehekalamität, u. s. w., das ganze Inhaltsverzeichnis durch. Das Büchlein enthält ein Stück Wien und ein noch größeres Stück Wiener. H. L. R.

Wiener Stimmungen. Von Paul Busson. (Wien. Robert Mohr.)

Paul Busson — der Meister der Reflexion. Ein Schriftsteller, der — vielleicht hat ihn das Leben dazu gebracht — durch die eigene Weste ins eigene Herz und durch fremde Salonröcke und fremde Arbeitskittel in fremde Seelen blickt. Und dann setzt er sich an den Schreibtisch und plaudert von dem was er hörte und was er sah und was er zu ahnen glaubte. Ein Lavendelduft ruhiger Resignation strömt aus den Geschichten und Schilderungen und Federmalereien. Auch sein Humor hat sich gesetzt, abgeklärt; er lacht nicht als Erzähler, er lächelt bloß leise — verstehend, nachsichtig. Man kennt Busson aus seinen Feuilletons, man wird sein Buch „Wiener Stimmungen" um so mehr schätzen. Der Leser soll vielleicht als erstes das „Autodafé" aufschlagen. Es steckt eine Lebensrechnung darin, die, wie alle Lebensrechnungen, zum Schluß eine volle Null ergibt. H. L. R.

Das Brevier der Königin. So möchte ich die vier Bändchen nennen, die unter dem Titel „Geflüsterte Worte" von Carmen Sylva in Wunderlings Verlag zu Regensburg erschienen sind. Geflüsterte Worte, das heißt Worte des Vertrauens in stiller Stunde. Welches Blatt man auch mag aufschlagen, man findet einen Schatz von Lebenserfahrung und hohen Gedanken — Weisheit und Güte einer königlichen Seele. Über Dienen und Herrschen, Genießen und Sterben, über Briefe, Erbschaft, Verzeihen, Demütigung, Verleumdung, Mißlingen, Angst, Mut, Eifersucht, Ehrgeiz, Duldsamkeit, Müdigkeit u. s. w., über Kleines und Großes plaudert, sie mit uns, diese gekrönte Dichterin. Und wie freuen wir uns zu sehen, daß die Königin alles das auch kennt, was wir in der Niederung leben, leiden, fühlen und denken. Nur mit dem Unterschied, daß sie weit mehr und größer denkt, als die Menge. Ich habe sie zu meinem Brevier gemacht, diese vier roten Bücher, und seither scheint mir das Dasein köstlicher.

Alt-Wiener-Miniaturen. Stimmungen und Skizzen von Franz Gräffer. Herausgegeben und eingeleitet von Eugenie Benisch-Darlang. (Wien. Gerlach und Wiedling.)

Ein anheimelndes Buch für den Österreicher, besonders für den Wiener. Ein alter Wiener Buchhändler hat es geschrieben, als unser Kaiser noch ein Kind gewesen. Es bringt frische Skizzen aus den Zuständen Wiens

Lustige Zeitung.

Seufzer. Älterer Schreiber (der gezwungen ist, das Maschinschreiben zu erlernen): „Die Schreibmaschine ist doch eine Erfindung des Teufels; sobald man nichts macht, hören es gleich alle.“ („Meggendorfer.“)

Wunsch. Führer (der einen Sommerfrischler beobachtet, der die Bergpartien ohne Führer macht): „Den geizigen Kerl gunnet ich's, daß aus ihm a Marterl wird.“ („Meggendorfer.“)

Im Eifer. „Lassen S mir mei Ruah mit der Frau Maier — von dera woaß i Eahna Sachen, die wo sie selber no gar nit woaß!“ („Jugend.“)

Nikita von Montenegro an Viktor Emanuel in Italien.

„Lieber Viki!

Wenn Du dich noch einmal unterstehst, mir Deinen Botschafter auf den Hals zu hetzen, reist Schwiegermama sofort zu Euch ab; merk Dir's!

Dein Schwiegerpapa Nikita.“

(„Muskete.“)



Die Bauern von Steg. Roman von Alfred Huggenberger. (Leipzig. L. Staackmann. 1913.)

Diese Bauerngeschichte hat ein Bauer geschrieben, ein wirklicher Bauer, der während des Dichtens hinter dem Pflug hergeht und während des Kornerntens dichtet. Es ist eine einfache Bauernlebensgeschichte in Ichform, die uns das Buch bietet. Uns wundert vor allem die akademisch fertige Sprache, belebt von leisem alemannisch-mundartlichen Einschlag. Die Charakterköpfe und Geschehnisse sind aus schlichter Wirklichkeit, grundwahr, gesund und von Humor erwärmt. Das sympathische Buch kann Liebhabern nahrhafter Hausmannskost empfohlen werden.

Goethe. Von Houston Stewart Chamberlain. 800 Seiten nebst zwei großen Tabellen. (München. F. Bruckmann.)

Schon die Verbindung der Namen Goethe und Chamberlain, des berühmten Verfassers der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts und der Monographien über Wagner und Kant, sichern dem Buche die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt. Chamberlain verfügt über umfassendes Wissen, über große Gestaltungskraft und eine warme, schwungvolle Sprache, so daß er der geeignetste Interpret des Weisen von Weimar ist. Eine mindestens genialistische Persönlichkeit hat sich in das Wesen eines Genies förmlich eingelebt und legt nun die Frucht einer siebenjährigen gespannten Arbeit vor. Schon die Einteilung des Buches fesselt: „Das Leben.“ — „Die Persönlichkeit.“ — „Der praktisch Tätige.“ — „Der Naturerforscher.“ — „Der Dichter.“ — „Der Weise.“ Hier skribelt kein trockener Kunstbeamter Zusammengelesenes und Zusammengetragenes über Goethe, sondern ein selbständiger Denker und Sucher entwirft und untersucht das Gesamtbild einer überragenden Gestalt, deren Einfluß auf die Kultur der Deutschen nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Über den Weg, den Chamberlain gegangen ist, schreibt er im Vorwort: „Wer aufrichtig und rückhaltslos den Bedürfnissen der eigenen Persönlichkeit gerecht zu werden trachtet, kann hiermit zugleich einer Allgemeinheit besser dienen, als wenn er sie zu belehren im Sinne

Aus der im Verlage von **Moritz Schauenburg** in Lahr (Baden) erscheinenden Deutschen Jugend- und Hausbücherei „**Heim und Herd**" liegen wieder zwei neue Bändchen, das 6. und 7., vor. Der Inhalt beider Bändchen behandelt die Zeit von 1806—1813, und zwar bringt das VI. Bändchen in den **Denkwürdigkeiten aus Deutschlands großer Zeit** von Wilhelm Markgraf von Baden und Hauptmann Friedrich Peppler vorwiegend das Kriegsgeschichtliche, während das unter dem Titel **1806—1813 Was alt und jung erlebte** erschienene VII. Bändchen in der Form von Originalberichten das damalige Leben und Treiben in Stadt und Land wiedergibt. Ersteres Bändchen enthält außerdem noch ein Bildnis des Markgrafen Wilhelm von Baden, sowie zwei Kartenskizzen, und das letztere ziert eine Abbildung des Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig. Beide in Leinwand gebundene Bändchen bieten für den geringen Preis von 1 Mark wieder sehr viel und können deshalb allen Familienbüchereien, vor allem aber allen Volks- und Schulbibliotheken zu Anschaffung empfohlen werden.

Gute Bücher für die Jugend. Die Jugend vor dem unheilvollen Einflusse der Schundliteratur zu bewahren, ihr aber dafür die Freude und die edle Wirkung guter Literatur zu vermitteln, ist die Aufgabe, die sich der Verband der deutschösterreichischen Jugendschriften-Prüfungsausschüsse gestellt hat. In einem „Verzeichnis guter Jugendschriften" als dem Ergebnisse einer mehr als achtjährigen Prüfungsarbeit ist eine Auslese aus dem Besten unseres nationalen Schrifttums für die Jugend zusammengetragen. Das Verzeichnis will allen jenen Rat und Auskunft geben, die bei Bücheranschaffungen für die Jugend in Zweifel kommen. Die im Verzeichnis empfohlenen Bücher (703 an der Zahl) sind nach den verschiedenen Altersstufen und nach dem Inhalte geordnet. Das Verzeichnis selbst ist bei dem Vorsitzenden des Verbandes, Herrn Julius Streit in Gablonz a. N., Wienerstraße 38, zum Selbstkostenpreise (3 h für das Stück und Ersatz des Portos) in jeder gewünschten Anzahl zu haben. Einzelne Stück werden unentgeltlich abgegeben.

Wir weisen wiederholt hin auf die österreichische Jugendbücherei **„Volksschatz"**, herausgegeben von der Jugendschriften-Prüfungskommission des k. k. Bezirksschulrates Wien. Die neuesten Bändchen enthalten: Erzählungen von Peter Hebel „König Ottokars Glück und Ende" von Grillparzer „Das kalte Herz" von Hauff", „Ausgewählte Märchen" von Hauff. (Verlag Gerlach & Wiedling. Wien.)

Dürer. Von **Bruno Schrader. Band 14 der farbig-illustrierten Biographiensammlung berühmter Maler „Meisterbilder in Farben".** (Berlin. Schlesische Verlagsanstalt, vorm. Schottlaender.)

Mit der Veröffentlichung dieser Dürer-Biographie hat sich der Verfasser ein anzuerkennendes Verdienst erworben. Solche kurz gefaßte Lebensgeschichte des großen deutschen Meisters mit farbigen Reproduktionen einer größeren Anzahl seiner Gemälde fehlte bisher, und es ist sehr zu wünschen, daß dies Buch recht weite Verbreitung findet. Der Verfasser hat im wesentlichen die Resultate der kunstgeschichtlichen Forschung über Dürer zusammengefaßt. Sogar ein paar Proben Dürerscher Gedichte sind angeführt, so daß der Leser Gelegenheit findet, den großen Künstler auch von seiner nicht sehr bekannten Seite als Dichter kennen zu lernen. Die farbigen Tafeln, die dem Werke beigegeben sind, geben die reproduzierten Originale in trefflicher Weise wieder. Die ganze Sammlung „Meisterbilder in Farben", der auch dieser Band angehört, ist sehr geeignet für die Erziehung zur Kunst und besonders Eltern und Lehrer sollten ihr ihre Aufmerksamkeit schenken. V.V.

Aus Ruh' und Unruh'. Neue Gedichte von Hermann Hango. (Wien. Gerlach und Wiedling.)

Hango ist ein stiller Poet, für den die Reklametrompeten der großen Presse nicht gellen, er ist einer jener, die warten — weil sie warten können. Seine Lyrik macht keine Zugeständnisse an Modetorheiten, die so oft auch in dichterisches Schaffen hereinspielen, und bleibt der formenschöne Ausdruck echter Gefühle. Die Sammlung „Ruh' und Unruh'" umschließt die ganze Tonleiter des menschlichen Gemütes, das sich zum „Schlußstein" die Verse setzt:

„Kunst, Wissen, beides hohle Triebe,
Beseelt sie nicht die tiefste Liebe."

Und Liebe, warmes, herzfrohes und herzleides Empfinden strömt aus jeder Zeile des vornehmen Bandes. P. L. M.

Noch vor Weihnachten möchte ich auf die reizenden **Bilderbücher** aufmerksam machen, die der Verlag Georg W. Dietrich in München kürzlich herausgab und die zu dem Gediegensten und Hübschesten auf dem Gebiete der Jugendliteratur gehören, sowohl was Inhalt als auch was Illustrationen und Gesamtausstattung betrifft: **Die Himmelsleiter.** Bilder von Josef Mauder, Reime von

zur Zeit Kaiser Franz, es erzählt kleine Geschichten von längst vergangenen Wienern. Eine Reihe alter Bilder von Wiener Örtlichkeiten und Gebäuden, von Volksszenen oft komischer Art beleben das Buch. Die Biedermeierzeit steht vor uns, die heimliche, das alte Wien, jenes Wien, das uns heute noch Heimweh weckt nach der Donaustadt, von der ein Dichter jener Zeit gesungen: „Es gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“ — Und ein wenig weiter greift das Buch aus, wenn es zum Beispiel von Dichtern jener Zeit spricht, oder von einer wunderlichen Audienz bei Napoleon, oder von Kaiser Franz, den wir in der Hofloge sehen mit der Kaiserin Sophie. Und unseren Urgroßvätern begegnen wir in ihrer naiven Gigerltracht und mit ihrer harmlosen Lebensfreude. Ganz warm wird einem, wenn man von diesem Buche spricht.

Das bürgerliche Zeitalter. Mit 500 Textillustrationen und 63 Beilagen. Der „Illustrierten Sittengeschichte“ von Eduard Fuchs 3. Band. (München. Albert Langen.)

Anläßlich des Erscheinens der ersten zwei Bände („Renaissance“, „Die galante Zeit“) hatte ich Gelegenheit, im „Heimgarten“ auf dieses großangelegte Werk hinzuweisen, dem sich nun der Schlußband erfolgreich angliedert. Und so präsentiert sich denn das Ganze als wertvolle und gelungene Publikation, die für Kulturforscher, Historiker, Künstler und Bücherfreunde überhaupt, unentbehrlich ist. Text und Illustrationen, einander vervollkommnend, geben eine fast lückenlose Sittengeschichte, welche die üblichen politischen und literarischen Historien aufs glücklichste ergänzt. Ich kann nur sagen, daß mich das Werk tiefe Blicke (die ich nicht mehr missen möchte) in den Gang der Menschenentwicklung, von der Renaissance angefangen, tun ließ. Dieser, der dritte Band, ist vor allem instruktiv, behandelt er doch die Ereignisse, die bis in die Gegenwart reichen. Er enthält natürlich auch das Drum und Dran des Schwindels, den das zweite französische Kaiserreich inszenierte, in dem Eugenie die verhängnisvollste Rolle spielte — dieselbe Eugenie, welche die Pariser (also die große) Mode dirigierte und damit in die herrschende „Sitte“ auch in dieser Beziehung eingriff.

Fuchs beherrscht den Stoff meisterhaft, modelt ihn gefällig und versteht es, aus dem Wust der Tatsachen das Wesentliche herauszuholen, und in der Bilderauswahl bewies er gleichfalls einen guten Geschmack. Daß die Ausstattung und die Reproduktionstechnik auf der Höhe der Zeit stehen, bedarf mit Rücksicht auf den Verlag, der das Werk edierte, keiner besonderen Betonung.

Richard Wagner und die Frauen. Eine erotische Biographie von Dr. Julius Kapp. Mit 40 Abbildungen. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Was wäre Wagner ohne die Frauen? — Es mag den Forscher gewaltig reizen, dem Liebesleben bedeutender Männer (wie es heute so Mode ist) nachzugehen und die Zusammenhänge mit dem Schaffen aufzudecken. Die gewöhnlichen Menschen hören und lesen gern davon. Zumal bei Richard Wagner ist es eine dankbare Aufgabe, wird doch seine Musik (und auch seine Persönlichkeit?) bald vogelfrei, denn die ominösen 30 Jahre nach seinem Tod verstreichen ehestens. — Julius Kapp wurde der Aufgabe, die er sich stellte, durchaus gerecht, und es ist seinem Geschmack hoch anzurechnen, daß er — wie er in der „Einführung“ betont — „wo irgend möglich, stets Wagner selbst zu Worte kommen ließ“. Durch diese Form vermeidet man wohl am glücklichsten peinliche Indiskretionen, ohne der Wahrhaftigkeit des Werkes Abbruch zu tun. — Im reichen, anregenden Wechsel zieht das Leben des erotischesten unserer Musiker in dem Buche an uns vorüber, und waren der großen Menge bisher nur die Frauennamen, die für den Meister einen besonderen Klang hatten, bekannt: Mina — Mathilde — Cosima, so wird das Register jetzt erheblich erweitert.

Sehr lobenswert fügen sich dem Text die Bilderbeigaben an (Wagners Mutter, Rosalie Wagner, Mina Wagner, Wilhelmine Schröder-Devrient, Mathilde Wesendonk, Karoline Wittgenstein usw.)

Dem Buch ist ein großer Interessentenkreis sicher und es ist geeignet, manche Wagnerbiographie sinngemäß zu ergänzen. V. E. S.

Mosers Erzählungen für Jugend und Volk. Jeder Band illustriert. (Graz. Mosers Buchhandlung.)

Diese Sammlung liegt nunmehr in 20 stattlichen Bänden vor. Von der zweiten Reihe sind soeben erschienen: Band 1: **Der Hirtenknabe von Tellnitz.** Von Berger. Diese ergreifende Erzählung spielt in der alten Kurstadt Teplitz und Umgegend, ausgehend von den Franzosenkämpfen des Jahres 1813 in jener Gegend. Das Geschick des Helden, der großartige historische Hintergrund, der patriotische Geist, der das Buch durchweht, werden ihren mächtigen Eindruck auf die Jugend nicht verfehlen. — Band 2: **Andreas Hofer und das Jahr 1809.** Von Menghin. Die Eigenschaften, die diesem Buche bei seinem ersten Erscheinen einmütig zugesprochen sind, hat es durch drei Auflagen glänzend bewährt. Es ist das eines der besten Hoferbücher, dessen literarischer Wert noch erhöht wird von hochinteressanten Bildern nach historischen Gemälden. Die ganze Ausstattung ist höchst sympathisch.

Büchereinlauf.

Stephanie Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. v. Handel-Mazzetti. 1. Teil: „Unter dem Richter von Steyr." (Kempten u. München. Jos. Kösel. 1912.)

Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Was Frauen ernten. Roman von Emil Rasmussen. (Berlin. Axel Juncker.)

Die heilige Kümmernis. Roman von Ada Menz. (Berlin. Axel Juncker.)

Seefahrt ist not! Roman von Gorch Fock. (Hamburg. M. Glogau jr.)

Der Pandur. Geschichte des rumänischen Volksaufstandes im Jahre 1821. Roman von Bucura Dumbrava. (Regensburg. W. Wunderling.)

Gottlieb Alcibiades. Roman von Hans Ludwig Rosegger. Zweite, durchgesehene Auflage. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Pastor Nemos Heimsuchung. Roman von J. Ancker-Larsen. (Berlin. Erich Reiß.)

Von Einem, der auszog. Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße. Roman von Paul Barsch. Neue, wohlfeile Volksausgabe. 5. Aufl. (Schweidnitz. L. Heege.)

Im Kampf um die Nordmark. Von Johannes Dose. (Potsdam. Stiftungsverlag.)

Eli von Schwarzwasser. Von Andreas Haukland. Deutsch von Luise Wolf. (Berlin. Axel Juncker.)

Das große Licht. Von Paul Scheerbart. (Leipzig. Dr. Sally Rabinowitz.)

Der kleine Nazarener. Von Camille Lemonnier. (Berlin. Axel Juncker.)

Geister. Novellen von Grete Meisel-Heß. (Leipzig. Dr. Sally Rabinowitz.)

Der Sonnwendtag. Drama von Karl Schönherr. Vollständige Neuschaffung 1912. (Leipzig. L. Staackmann.)

Schackerl. Eine Wiener Geschichte von Karl Adolph. Umschlag und Einband von Th. Trexler v. Lindenau. (Dresden. Carl Reißner.)

Die andre Hälfte. Von Fritz Müller. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Der ewige Lenzkampf. Ein Studentenbuch aus alter und neuer Zeit von Robert Hohlbaum. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Carmen. Ein Buch der Jugend. Von Karl F. Koemata. (Wien u. Leipzig. Verlag „Adria".)

Aus dem Engadin. Märchen und Schwänke, erzählt von Gian Bundi, mit Bildern von Hans Eggimann. (Bern. A. Francke.)

Draußen im Grünen. Dorfjugend-Geschichten von Heinrich Sohnrey. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Die Landjugend. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Puck. Geschichten aus alten Tagen. Ein Buch für große und kleine Leute von Rudyard Kipling. Mit zahlreichen Illustrationen. (Berlin-Charlottenburg. „Vita", Deutsches Verlagshaus. Generaldebit für Österreich-Ungarn: Hugo Heller u. Co., Wien.)

Treuherzige Geschichten. Von Adolf Schmitthenner. Mit einem Bildnis Schmitthenners, Zeichnungen von Ludwig Berwald und Einleitung von Dr. Alfred Graf. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.)

Eigene Leute. Drei Novellen von Julius Havemann. (Dresden. Carl Reißner.)

Der Tag von Damaskus. Humoristische Novellen von Rudolf Presber. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Rokokopult und Anderes. Drei Erzählungen von Fedor Sommer. (Halle a. d. Saale. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung [Max Grosse].)

Bücher der „Quelle": **Blüten und Blätter.** Gedichte, Skizzen und Reisebilder von Robert Reinhard. Mit einem Geleitwort von Dr. Heinrich v. Schullern. (Hannover. Verlag der „Quelle", Georg Grote.)

Der Osterprinz. Ein sonniges Leben. Von Zdenko v. Kraft. (Konstanz. Reuß u. Itta.)

Napoleon im Spiegel der Welt. „Die Nachwelt wird richten." Napoleon auf Sankt Helena. Herausgegeben von Aug. Kompert. (Leipzig u. Wien. Hugo Heller u. Cie.)

Bodensatz des Lebens. Von Robert Gersuny. Zweite, vermehrte Auflage. (Wien. Hugo Heller u. Cie.)

Jungdeutschland-Bücherei (Leipzig, Verlag von Otto Spamer): **Der Junge, der eine Schlacht gewann.** Von Max Geißler. Mit Bildern von Prof. Anton Hoffmann. — **Isegrimm.** Gekürzte Fassung. Von Willibald Alexis. Bilder von Richard Knötel. Deckelzeichnung von Th. Rocholl. — **Die Helden der Naukluft.** Von Jonk Steffen. Mit Bildern von Th. Rocholl.

Carl Madjeras Tagebuchblätter und Briefe. Mit 5 Kunstbeilagen und 10 Textbildern. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Madjera. (Regensburg. Friedrich Pustet. 1913.)

Norwegische Maler. Herausgegeben vom Kunstnerforbundet Kristiania. (Berlin. Axel Juncker.)

Leonardo da Vinci. Von Bruno Schrader. [Band 13 der Biographiensammlung berühmter Maler, „Meisterbilder in Farben".] (Berlin. Schlesische Verlagsanstalt [vorm. Schottlaender].)

Gedichte von Melanie Ebhardt. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Ernst Weber. Ein Buch voll Humor und Grazie. — **Der Elfenraub.** Ein Märchen von Marie Charlotte Siedentopf. Mit 12 farbigen Bildern und Buchschmuck von Alexander von Volborth. Ein von feinstem künstlerischen Geschmack zeugendes Werkchen. — **Kinderwelt der Großstadt.** Münchener Großstadtbilderbuch von Ida Clauß. Niedliche Szenen aus dem täglichen Leben. — **Undine.** Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Mit 15 farbigen Vollbildern und Buchschmuck von Artur Rackham. Voll schlicht anheimelnder Schilderung und entzückenden Bildern, die die Freude auch aller Erwachsenen sein müssen! P.

Das Märchenschloß. Erzählungen für kleine und große Kinder von Emma Schwab, mit Bildern von Hans v. Schroetter. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Mitten im Walde unserer deutschen Sagen- und Legendenpoesie liegt dieses luftige Märchenschloß, das Emma Schwab sich erbaut hat. Unserer kleinen, märchenhungrigen Jugend wecken schon Überschriften, wie: „Der betrogene Goldfisch", „Prinzeß Nachtigall", „Die Meereskönigin", „Das kluge Hündchen" usw., die lebhafteste Spannung, die E. Schwab bis zum Schluß ihrer Geschichten aufrechtzuerhalten vermag. Daß sie es auch versteht, den Märchenfaden bis in die Gegenwartswirklichkeit hinüberzuspinnen, sagt uns die letzte der achtzehn Erzählungen: „Wie der kleine Helmuth ein wackerer Deutscher wurde". In Hans v. Schroetter hat die Märchendichterin einen Mitarbeiter gefunden, der sich in die verschiedenen Stimmungen der Erzählungen technisch wie seelisch einzuleben vermochte. Ein wirklich poetischer Hauch geht von diesen Vollbildern und Vignetten aus. V.

Wiener Bilderbuch. Von Marianne Frimberger mit Text von Fritz Stüber-Gunther. (Stuttgart. Gustav Weise.)

Die vielfarbigen, ganzseitigen Bildertafeln geben den Wurstel im Prater, Ringelspiel und Riesenrad, den Teich im Stadtpark, den Stephansplatz mit dem Firmungstreiben, den Schönbrunner Tiergarten, das Laxenburger Schloß, die Zahnradbahn mit Kahlenberg und Leopoldsberg, endlich den Christkindlmarkt am Hof in gelungener Anschaulichkeit wieder, die erläuternden Texte schmiegen sich, zum höchst bemerkenswerten Unterschiede von vielen anderen Bilderbüchern, aufs allerstrengste an das Dargestellte an, sind aber dabei keineswegs lehrhaft beschreibend, sondern durchaus erzählend und meist humoristisch erzählend gehalten. Man kann sagen, daß aus dem Zusammenarbeiten der immer bekannter werdenden Illustratorin Marianne Frimberger und des mit dem Bauernfeldpreise ausgezeichneten Humoristen Fritz Stüber-Gunther, dessen Vorliebe und Verständnis für die Kindesseele wohl jeder Kenner seiner Skizzen und Romandichtungen zu würdigen weiß, ein Jugendbuch hervorgegangen ist, das nicht zuletzt auch wegen der hübschen Ausstattung und des niedrigen Preises von Mk. 3·60 weiteste Verbreitung und volle Anerkennung verdient. V.

Kreide und Kohle. In der beliebten Sammlung von Malanleitungen, die der Verlag von Otto Maier, Ravensburg, herausgibt, ist soeben eine Anleitung zum Zeichnen mit Kreide und Kohle für Anfänger von A. Rinneberg erschienen, die auf besondere Aufmerksamkeit um so mehr rechnen darf als es bisher eine derartige, für den Anfänger bestimmte Anleitung nicht gab, andererseits gerade Kreide und Kohle sich als Zeichenmaterial wegen der stärkeren zeichnerischen Wirkungen, die sich mit ihnen erreichen lassen, einer immer steigenden Vorliebe erfreuen. V.

Wirtschafts- und Verkehrsgeographie der europäischen Staaten. Mit besonderer Berücksichtigung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Dr. Josef Stoiser, Professor an der Wiener Handelsakademie. (Wien u. Leipzig. Karl Fromme.)

Ein außerordentlich instruktives und klar geschriebenes Buch, das eine längst empfundene Lücke ausfüllt. Es ergänzt die bisher üblichen Geographiebücher bestens, da es das Hauptgewicht auf ökonomische Fragen, soweit diese von topographischen Verhältnissen bedingt sind, legt. Dem Wirtschaftsleben, dem Verkehr und dem Handel ist ein besonderes Augenmerk zugewendet. Die große, mühsame und gewissenhafte Arbeit, die das Werk schaffte, wird durch die Anerkennung, die es finden muß, gewiß belohnt werden.

Karten des Kriegsschauplatzes auf der Balkanhalbinsel. Von P. Krauß. Diese auf einem Blatte enthaltenen, im Verlage des Bibliographischen Institutes in Leipzig eben erschienenen Karten enthalten eine Hauptkarte der Balkanländer und mehrere Spezialkarten in größerem Maßstab. Es sind darin die Angriffslinien durch Farben hervorgehoben und die Gefechtsorte nebst den Tagen der Kämpfe bis Ende Oktober 1912 besonders bezeichnet, wodurch die Karten dauernd historischen Wert behalten. Daß diese Karten vortrefflich ausgeführt sind, dafür bürgt die auch in dieser Richtung besonders bewährte Verlagsbuchhandlung. A. Schl.



Der Golfstrom.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

2. Die Schlacht von New-York.

Auch nach der Teilung der Armada in eine Süd- und Nordflotte war letztere noch stark genug, des vermutlichen Gegners Herr zu werden, was von der Glatz, der einen viel zu knorrigen Charakter besaß, als daß er die Nichtbeachtung seiner Vorschläge und Einwendungen so schnell vergessen hätte, den Lord Beaconsfield, mit dem er eine lange Unterredung unter vier Augen hatte, keineswegs sofort zugab, aber es befriedigte ihn, daß der Erzadmiral sich bewogen fühlte, seinen Standpunkt vor ihm speziell nochmals und diesmal eingehend, streng sachlich und in einer konzilianten Form zu begründen. Der Lord meinte: „Exzellenz, jetzt darf ich Ihnen rückhaltlos anvertrauen und auch das aussprechen, was ich früher für mich behalten mußte. Die Entfernung der Franzosen, Russen und Italiener hielt ich für notwendig, um unsere Position zu stärken. Verstehen Sie mich? Die Flotten dieser Nationen sind verlottert, die Mannschaften sind widerspenstig und ungenügend geschult und die Fähigkeiten der Admiräle schätzte ich nur gering, so daß wir durch sie nur gehindert worden wären, ohne an ihnen eine namhafte Stütze zu finden. Sie dagegen, Kamerad, Ihre Leute und Ihr Flottenmaterial kenne ich genau und habe davor eine große Achtung. So

Gefängniserlebnisse von Prager Studenten, 1848—1854. Von W. Ernst. Herausgegeben von seiner Frau. (Selbstverlag. (Wien, XVIII., Gymnasiumstr. 27.)

In Amelangs Verlag, Leipzig, erschienen: **Gedichte** in Auswahl. Von Eduard Mörike. — **Brigitta.** Von Adalbert Stifter. (Originalausgabe.) — **Gedichte** in Auswahl. Von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff.

Fünfzig Balladen und Romanzen. Von Ernst August Benzinger. 1. Teil. (Berlin-Wilmersdorf. Silva-Verlag.)

Die Garbe. Lieder, Gedichte, Zierstücke von Hans Steiger. (Düsseldorf. A. Bägel. 1912.)

Aus der Heimat. Sammlung von Gedichten und Erzählungen aus dem Erzgebirge. (Verlag des Vereines zur Erbauung eines Armenhauses in Schmiedeberg.)

Deutsche Kunst und Dekoration. Wohnungskunst, Malerei, Plastik, Architektur, Gärten, künstlerische Frauenarbeiten. (Darmstadt. Alexander Koch.)

Vorwärts zu deutscher Gesinnungseinigkeit! Von Dr. A. Trepte. (Berlin. Liebelsche Buchhandlung.)

Die deutsche Sprache in der Welt. Vortrag von Adolf Röhr. (Netzschkau. Albin Stein.)

Der kleine Tierfreund. 1913. Herausgegeben und verfaßt von E. Mariels. (Dresden. Albert Schütt.)

Schweizer **Heimkalender.** Volkstümliches Jahrbuch für 1913. Herausgeber Oskar Frei. (Zürich. Arnold Bopp.)

Neue Jugendblätter, Jahrbuch für das deutsche Haus, 1913. Herausgegeben vom Sächsischen Pestalozzi-Verein. Bearbeiter Ernst Thiene. (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne.)

Jugendkalender 1913. (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne.)

Kunst und Leben. Ein Wandkalender mit vielen Originalzeichnungen und Originalholzschnitten deutscher Künstler und Versen und Sprüchen deutscher Dichter und Denker. (Berlin-Zehlendorf. Franz Heyder.)

Im Verlag Karl Fromme, Wien, erschienen für 1913 folgende Kalender: **Pult-Notizkalender; Wiener Taschenkalender; Österreichischer Studentenkalender für Mittelschulen,** 33. Jahrgang; **„Elegante Welt"; Täglicher Einschreibkalender für Comptoir, Geschäft und Haus; Abreiß-Wandkalender; Wiener Portemonnaiekalender; Wiener Wandkalender; Wochen-Notiz-Blockkalender; Universal-Wandkalender; Schreibtisch-Unterlagekalender.**

Kerbschnitt in Holz und Linoleum. Anleitung für Anfänger mit vielen Beispielen, Bildern und Vorlagen von Hans Nolpa. (Ravensburg. Otto Maier,)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

Lyriker in **Triest; Novellist** in **Innsbruck.** Wenn man seinen Einsendungen anfügt, „Rückporto liegt bei", so muß man es anstandshalber auch wirklich beilegen. Eine Dreihellermarke genügt für einen Doppelbrief freilich nicht.

Pessimist. Sie erinnern mich an jenen zweifelhaften Menschenfreund, der auf die Frage: „Wissen Sie, wer heute gestorben ist?" kühl antwortete: „Mir is a jeder recht!"

Junger Dichter. Ich bestätige Ihnen gern, daß sich Ihre Verse reimen, aber ein Lob darüber kann ich Ihnen unmöglich spenden.

„Mehrfacher Vater." Ihre hohen Ansprüche, die Sie an Kinderbilderbücher stellen, werden die prächtigen Bücher des Verlages Georg W. Dietrich in München vollkommen befriedigen. Es sind herrliche Sachen! Einen genaueren Hinweis finden Sie unter den Besprechungen in diesem Heft.

F. L. in **Wien.** Daß die „Weltpresse" in der schweren Balkankrise versagte (sie schwankte unentschieden wie die Börsenkurse, von denen sie nicht unabhängig ist), ist jedem denkenden Beobachter klar gewesen. Wünschen Sie ein freies, unabhängiges, charaktervolles Tagblatt, so empfehle ich Ihnen die „Ostdeutsche Rundschau" in Wien, VII., Bandgasse 32.

(Geschlossen am 15. Dezember 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Worte, die ihm auf der Zunge lagen, und versicherte höflich, wenn auch reserviert, alles tun und nichts unterlassen zu wollen, um die Interessen Europas zu fördern.

Unter der strengen und umsichtigen Führung der beiden Admiräle wurde die Nordflotte instand gesetzt, um gegen alle denkbaren Gefahren und unberechenbaren Zwischenfälle gewappnet zu sein. Besonderes Augenmerk legten sie auf die Flugfahrzeuge, die sich denn auch vorzüglich bewährten. Sie stiegen leichtbeschwingt wie Lerchen empor und bewegten sich in Höhen, die sie vor Beschießungen schützten. Freilich erschwerten die bedeutenden Höhen anderseits den Piloten ihre Rekognoszierungstätigkeit, da sie acht- bis zehntausend Meter über dem Meeresspiegel schwebten, aber dennoch war Beaconsfield mit ihren Meldungen zufrieden. Durch sie erfuhr er die Zusammensetzung der feindlichen Seestreitkräfte — die Union hatte sich durch Schiffe der amerikanischen Südstaaten verstärkt und verfügte über eine ansehnliche Macht, die der Nordflotte ebenbürtig war, zumal Admiral Nathanael Swift im Rücken die gesicherte Basis des Festlandes hatte, das ihn der Notwendigkeit überhob, sich mit Transportschiffen zu belasten. Von dieser Operationsbasis her ließ sich der Nachschub von Munition und Lebensmitteln leicht bewerkstelligen, während die deutsch-englischen Geschwader auf die Materialien ihrer schwerfälligen Frachtkasten angewiesen waren.

Admiral Swift umgab New-York mit einem doppelten Halbkreis erstklassiger Dreadnoughts und an eine Einnahme war vor seiner Niederringung absolut nicht zu denken.

Am 9. August — an demselben Tag also, da die Südflotte ihrem Verderben entgegenging — entbrannte vor New-York ein wildes Vorpostengefecht zwischen den gegnerischen Flugschiffen. Fünfzig Ein- und Mehrdecker, nach Möglichkeit bemannt und mit Bomben ausgerüstet, versuchten, die Amerikaner zu überfliegen und zu attackieren, wurden jedoch von einer doppelten Anzahl gegnerischer Panzeraeroplane gestellt und daran gehindert, und obschon sie den strikten Auftrag hatten, sich niemals mit einem überlegenen Feind in einen Kampf einzulassen, nahmen sie gleichwohl aus verständlichem aber unheilvollem Ehrgeiz die Schlacht an und, staffelförmig formiert, prallten die fliegenden Heere wuchtig gegeneinander. Man beschoß sich mit zierlichen Kanönchen und, da diese nicht viel ausrichteten, gingen die Piloten zu vereinzelten Zweikämpfen über, rangen miteinander wie spanische Hähne, und in das nervenverzerrende Knattern der Propeller mischte sich das Aufklatschen der Tragflächen, wenn ein Luftschiff an ein anderes rannte. Ein seltsames Schauspiel bot sich da den Zuschauern: Wie die Aeroplane gleich Drachen kämpften — schwankten, taumelten, das Gleichgewicht verloren und dann in gewundenen Spiralen torkelnd ins Meer fielen . . . Zumeist tötete schon der Luftdruck während

Gott will, werden wir allein, zu zweit, die Gefahr abwenden, die Europa bedroht."

Von der Glatz verbeugte sich: „Herr Erzadmiral, Ihr Vertrauen ehrt mich, mein Land und meine Untergebenen, und ich bedauere bloß, daß Sie nicht schon zu Beginn der Kampagne so aufrichtig zu mir waren. Mancher Streit und manche Reibungen wären dadurch vermieden worden. Leider vermag ich Ihre Überzeugung auch jetzt noch nicht zu der meinen zu machen, doch respektiere ich sie. Über Carnavot und Popranoff-Steckelberg will ich kein Wort verlieren, aber die reiche Erfahrung und die aufopfernde Dienstfreudigkeit Baron Waldermüllers wären für uns sehr wertvoll gewesen, wie ich auch nur ungern auf die Mithilfe der Norweger und Schweden verzichte. Unter der Leitung eines Carnavot werden sie niemals zur Geltung kommen können. Aber ich gehe sogar einen Schritt weiter und erkläre, daß ich auch die Abspaltung der französischen, russischen und italienischen Geschwader für einen irreparablen Fehler halte, den wir hoffentlich nicht zu büßen haben werden. Wir müssen alle Möglichkeiten in unsere Rechnung einsetzen und daher auch die, daß wir unerwartet empfindliche Schiffsverluste erleiden und so unsere numerische Übermacht einbüßen. Solche Lücken auszufüllen, wären unsere Bundesgenossen jedenfalls geeignet gewesen. Und wie der liebe Gott es auf dem Lande zumeist mit den größeren Bataillonen zu halten pflegt, so ergreift er zur See oft die Partei derer, welche mehr Schiffe haben."

Der Erzadmiral hatte aufmerksam zugehört und kraute sich das Haar mit den Fingern: „Bester Freund, weder Ihnen noch mir wäre es gelungen, den Starrkopf Carnavot oder den von sich eingenommenen und doch unfähigen Popranoff zu einer selbstlosen Hingabe an die hohen Zwecke, denen wir dienen, zu bewegen. Von Vorurteilen und ungerechten Antipathien erfüllt, hätten die beiden ausschließlich auf die Befriedigung ihres egoistischen und chauvinistischen Ehrgeizes hingearbeitet. Konnte das der Gesamtheit frommen? Wohl eher das Gegenteil. Wir zwei aber, Sie, Exzellenz, und ich, sind Männer, die auf einem höheren Standpunkt stehen und ungeachtet einiger Meinungsverschiedenheiten ausschließlich das Wohl der Allgemeinheit im Auge haben. Darauf nun lege ich das Hauptgewicht und weiß mich darin mit meinem und Ihrem Souverän einer Meinung."

Von der Glatz konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Beaconsfield eigentlich an der Berechtigung und Güte seiner eigenen Verfügungen selbst nicht glaubte und daher milde Saiten aufzog, um vielleicht durch Schmeichelei und Schönrederei zu erreichen, was seine logischen Begründungen nicht erzielten: Eine Versöhnung mit dem Kommandanten der deutschen Flotte. Aber von der Glatz verschluckte die bitteren

Swift anzugreifen, und war sich wohl bewußt, daß die Verteidiger der größten Stadt der Erde bis auf den letzten Mann und den letzten Kahn Widerstand zu leisten bereit waren, ehe sie die Metropole preisgaben. Mitten in den Vorbereitungen zu einem energischen Vorstoß, den Lord Beaconsfield und Großadmiral von der Glatz organisierten, näherten sich die Eisberge, die um diese Jahreszeit und in dieser Breite nur selten erscheinen, und sie schwammen mit einer solch außergewöhnlichen Beschleunigung heran, daß man die merkwürdige Tatsache nicht anders deuten konnte, als daß die Riesenblöcke, die herrlich anzuschauen waren, durch motorische Kräfte getrieben würden — ein Meisterstück der amerikanischen Militäringenieure, die Maschinen und Propeller in die Klötze eingebaut hatten und sie dadurch in unwiderstehliche Sturmböcke verwandelten. Es fielen ihnen aber nur einige Torpedoboote zum Opfer; diese wurden überrascht, doch das Gros der Flotte manövrierte so geschickt, daß es heil davonkam. Wie im Mondenschein, der durch die Wolken brach, die glasigen, blau, grünlich und gelb schillernden Eisberge auftauchten — neue und immer neue, da schrien Abergläubische: „Der fliegende Holländer!" und mit der sonst sprichwörtlichen Gelassenheit der strapazengewohnten und phlegmatischen Seebären war es bis zum grauenden Morgen vorbei — gerade in den Stunden, welche Kaltblütigkeit und Ruhe des Blutes erfordert hätten.

Mit abgeblendeten Lichtern, um keine Vorsichtsmaßregel außeracht zu lassen, dampften die Geschwader ihren Kurs. Jeder Moment des Zauderns hätte die Gefahren nur vergrößert und beängstigende Zeichen von Nervosität unter der Mannschaft machten es ratsam, die Entscheidung rasch herbeizuführen.

Schon auf eine Distanz von achtzehn Seemeilen begannen die mächtigsten Schiffsgeschütze die Beschießung New-Yorks und schon färbte ein rötlicher Feuerschein den Nachthimmel! Die City brannte lichterloh. Nun war Nathanael Swift außerstande, seinem ursprünglichen Plan treu zu bleiben, den Feind zu erwarten, und er dirigierte die panamerikanische Flotte gegen ihn.

Und so entspann sich die grauenhafteste Seeschlacht aller Zeiten — vielleicht die schauerlichste Schlacht, die Menschen überhaupt auskämpften — und die Union stritt für die Vorherrschaft der neuen Welt auf dem Globus, der bisher zum größten Teil dem alten Europa untertan gewesen war.

Beaconsfied beabsichtigte, die Amerikaner zwischen zwei Feuer zu nehmen, von der einen Seite sollten die Deutschen, von der andern die Engländer operieren, aber Admiral Swift durchschaute — zu seinem Glück — diese Taktik früh genug und zerbrach durch einen kraftvollen Vorstoß die Umklammerung, die sein Verderben hätte werden können. Dadurch irritiert

des Sturzes und wer noch lebend herabkam, dem machte der enorme Anprall den Garaus. Die Apparate aber zerschellten in tausend Stücke. Nach einem mehrstündigen, verlustreichen Geplänkel mußte Europa weichen und die Piloten, vom Feinde verfolgt, strebten, hinter die Nordflotte zu kommen, wo sie verhältnismäßig sicher waren.

Beaconsfield und von der Glatz, gegen deren Willen die Luftschlacht stattgefunden hatte, tadelten streng wegen der Übertretung ihrer Befehle und stellten für später eine kriegsgerichtliche Bestrafung der Schuldigen in Aussicht. Vorderhand hatte man freilich anderes zu tun, als ungehorsamen Helden den Prozeß zu machen, denn die Entscheidung stand bevor.

Eine unerwartete und sehr gefährliche Komplikation verursachten monströse Eisberge, die inmitten von glastigen Schollenfeldern trieben und gleichfalls zuerst von Piloten gesichtet und angekündigt worden waren. Auch auf sie mußte ein ständiges Augenmerk gerichtet werden. Ein solches Ungetüm schaukelte gerade an der Stelle, wo im April 1912 die „Titanic" verunglückte, und dieses Zusammentreffen von Umständen weckte den Seemannsaberglauben der Matrosen, die sich mit sorgenvollen Gesichtern bekreuzigten. Mit großer Sorgfalt und Vorsicht setzte man die Fahrt durch das unsichere Gebiet fort, in dem sich scheinbar Amerika mit dem Pol verbündet hatte, um Europa zu vernichten. In der Nacht spielten die Scheinwerfer, um einen Überfall rechtzeitig wahrnehmen zu können und Kollisionen zu vermeiden. Dabei glitzerten die Lichter bläulich in den Eismassen. Aber die Amerikaner waren vorsichtige Leute und entfernten sich nicht allzuweit ins Ungewisse von der Küste weg, sondern harrten geduldig dort aus, wo sie die günstigsten Chancen hatten, mit wenig Risiko zu siegen — auch hier praktische Geschäftsleute, die Gewinn und Verlust genau abwogen und danach ihre Entscheidungen trafen. Aus der Entfernung nur sah die Nordflotte die Neufundland-Bank, wo jetzt alle Arbeiten ruhten, und John Burton, der Kapitän des „Inflexible", konnte sich das Vergnügen nicht versagen, ein paar Schüsse auf die vereinsamten Magazine und die schlafenden Baggermaschinen abzufeuern.

Man fuhr im Golfstrom, der Strömung entgegen, er zeichnete sich nicht mehr durch seine schöne, charakteristisch blaue Farbe aus und die Messungen konstatierten sowohl eine Verringerung seiner Geschwindigkeit als auch eine Abnahme seiner Temperatur, wodurch klar bewiesen war, daß die Entsendung der Armada ihre guten Ursachen hatte. Niemand durfte Europa zumuten, daß es sich lethargisch, ohne Gegenwehr, den Schrecken einer Eiszeit überlieferte. Doppelt schwer empfanden die zwei Admiräle die Verantwortlichkeit ihrer Mission.

Und in derselben Nacht, da die Südflotte vor Colon Schiffbruch litt, schickte sich die Nordflotte an, New-York und den Admiral Nathanael

Glatz, der anfangs noch hoffte, eine Verbindung mit den Transportschiffen herstellen zu können, sah bald ein, daß ihm dazu gerade das Notwendigste fehlte: Schießbedarf. Ohne ihn war das Beginnen — etwa die amerikanischen Torpedoboote, die sich überall herumtrieben, zu überrennen — eine kindische Donquichotterie, die den eigenen Untergang beschleunigte . . .

Zähneknirschend und todesmutig leistete die Nordflotte das Äußerste gegen einen Feind, der — wohlbewaffnet — mit ihr jetzt Katze und Maus spielte. In einer heiligen Stimmung, gefaßt und gottergeben, wurden die Geschütze zum letztenmal geladen und spien zum letztenmal den Tod aus. Dann verstummten Europas Matadoren, der Gnade Amerikas ausgeliefert. Lord Beaconsfield gab sich noch nicht verloren und befahl, den Feind zu rammen. Sein Leben möglichst teuer zu verkaufen! Er, von der Glatz und jedermann leisteten Übermenschliches, doch waren das nur die Zuckungen Sterbender, sterbender Löwen, deren Tatzenschläge schwächer und schwächer wurden . . .

Mit verzehnfachter Wucht griff Nathanael Swift an.

Da stieg die Sonne aus dem Meere. Ein neuer Tag! Ein wundervoller, sanfter Augusttag.

Ein Gedanke beseelte Beaconsfield und von der Glatz, denen alle Offiziere treu zur Seite standen: War es ihnen schon nicht beschieden gewesen, ihr schwimmendes Heer zum Siege zu führen, so wollten sie doch dem Feinde beweisen, daß sie zu sterben wußten, und daß sie ausharrten, so lange noch Leben in ihnen war. Sie lehnten es ab, zu kapitulieren; da wurden sie von den Amerikanern gleich Scheibenbildern beschossen, und getroffen, zermürbt, geborsten versank Schiff auf Schiff der stolzen Armada und die Wellen lachten gurgelnd und schlugen über den Wracks zusammen. Minen und Torpedos hatten gute Arbeit getan.

Durch Zufall hielt das Admiralsschiff „Deutschland" am längsten aus und Großadmiral von der Glatz, den Arm von einer Kugel zerrissen, lehnte, eine Zigarette rauchend, lässig an der Kommandobrücke. Doch auch ihn erreichte das Schicksal — die „Deutschland" neigte den Bug abwärts, das Heck tauchte aus dem Meere, die Schrauben rasten und die Musikkapelle spielte die Hymne: „Heil dir im Siegerkranz . . ." Die mitleidslose See erstickte die Huldigung der Helden für ihr Vaterland . . .

IX. Das entthronte Europa.

Weder die Süd- noch die Nordflotte hatten ihr unheilvolles Ende selbst nach Europa melden können — denn von ihr war nichts übrig geblieben, nicht einmal ein Bote, der die Nachricht in die Heimat brachte. Ein paar hundert Leute und eine kaum nennenswerte Zahl

und in seiner Vorwärtsbewegung gehemmt, stopte die britische Flotte — doch bloß einen Moment, dann fand sie sich wieder und schon in der nächsten Minute erzitterte die Luft von den ohrenbetäubenden Donnerschlägen des gegenseitigen Breitseitenfeuers, das furchtbare Verheerungen anrichtete. Beide Parteien erlitten schreckliche Verluste, ein Viertel aller Schiffe war kampfunfähig oder wenigstens arg havariert — und das zu einer Zeit, da sich die Flotten noch gar nicht recht zu Gesicht bekommen hatten!

Es war unmöglich festzustellen, wessen Einbuße an Menschen und Material bedeutender war.

Und hierauf folgte der um so grauenhaftere Nahkampf, das keuchende Ringen fast Bord an Bord. Die Menschen streiften ihre dünne Kulturtünche ab und geberdeten sich wie blutdürstige wilde Tiere, die nach Mord lechzten. — Das Lärmen der Kanonen sprengte die Trommelfelle der Ohren, das harte Knistern der stetig arbeitenden Maschinengewehre, die ihre Ladungen hinfegten, reizten die Nerven, im Wasser zischten Torpedos, verwundeten tückisch das auserlesene Opfer, explodierten, und da und dort bäumte sich ein todwundes Schiff, dem eine Portion Dynamit die Eingeweide zermalmte. Vier Stunden, vier endlose Stunden währte bereits das Verwüsten und Zerstören und noch gab es keinen Sieger, keinen Besiegten. Niemand vermochte auch nur den Kampfplatz völlig zu überblicken, die Signalapparate, kaput geschossen oder ihrer Bedienungsmannschaften beraubt, funktionierten schon lange nicht mehr, und wenn dennoch ein Befehl, eine Nachricht irgendwie gegeben wurde, kümmerte sich kein Mensch um sie, überhörte sie oder verstand sie in dem Durcheinander gar nicht.

Gegen drei Uhr nachts hatte man den Eindruck, daß die Nordflotte ein wenig im Vorteil war. Dem Großadmiral von der Glatz gelang es, einen Keil in die zu ungestüm vorwärtsdringenden Dreadnoughts Nathanael Swifts zu treiben, und ein mörderisches Bombardement, an dem sich alle verfügbaren Feuerwaffen beteiligten, fügte den Amerikanern schwere Schäden zu. Schon glaubten die Deutschen und die Engländer, daß die Schlacht für Europa gewonnen sei, als sich Munitionsmangel einstellte. Es handelte sich nun darum, von den Transportschiffen das Fehlende herbeizutransportieren, was — während das Gefecht fortdauerte — eine äußerst schwierige, beinahe unlösbare Aufgabe darstellte. *Beinahe* unlösbar? Unmöglich! Denn die panamerikanische Torpedoflottille hatte die Wirrnis des Kampfes kaltblütig dazu benützt, die Materialreserven zu umzingeln und schon war es ihr geglückt, die größten und wertvollsten der ungeschützten Frachtendampfer zum Sinken zu bringen, während der Rest in den Ozean hinausgejagt wurde . . .

Beaconsfield wütete, schalt und benahm sich wie ein Wahnsinniger. „Verloren, alles verloren!“ schrie er und schäumte vor Zorn. Von der

das Staatsbürgerrecht bewerbe. Dadurch büßte er den Rest der Achtung, die er noch besaß, ein und er galt als „Deserteur“, als „Überläufer“ und „Verräter“.

Das Urteil, das sich die Untersuchungskommission über die Südflotte gebildet hatte, war vernichtend und entehrend. Ihre Kritik bezeichnete deren Vorgehen als ein „unverzeihlich dilettantisches Manöver“ und Admiral Jules Carnavot wurde mit Recht „nachlässig“, zu Unrecht „feig“ genannt. Der Zar degradierte den fahnenflüchtigen Popranoff-Steckelberg in contumaciam und die Konfiskation seiner Güter in Sibirien bereicherten den Staatsbesitz. Nur Baron Waldermüller fand Gnade vor seinen Richtern und alle bedauerten, daß dieser fähige und pflichttreue Offizier nicht die seinen Talenten angemessene Stellung innegehabt hatte; die Schlacht am Panamakanal hätte eine andere Wendung nehmen können . . .

Ein wenig besser schnitt die Nordflotte ab.

„Sie hat“, so besagte das nachhinkende Resümee, „zwar gleichfalls unbegreifliche Fehler begangen und zu geringe Aufmerksamkeit auf die Sicherung der so ungeheuer wichtigen Transportschiffe aufgewendet, aber anderseits muß offen zugestanden werden, daß die Zerteilung der Armada — eine Maßregel, die schon vorher höhere Instanzen beschlossen hatten — ein kaum faßbarer Mißgriff war, ein Verbrechen an jeglicher Taktik und Strategie. Beaconsfield und von der Glatz hätten sich aber an Nelson und Tegetthoff ein Beispiel nehmen sollen, welche beide die papierenen Befehle des grünen Tisches einfach ignorierten, in die Tasche steckten und sinngemäß den gegebenen Verhältnissen entsprechend handelten . . .“ Daß der Großadmiral von der Glatz mit dem ganzen Aufwand seiner Autorität, aber ohne genügende Unterstützung, dieselbe Ansicht vertreten hatte und nur der Mehrheit wich, ahnte niemand. Eine gerechte Tat der Kommission war es, daß sie in ihrem Bericht die entschuldbare Nervosität des Stabes und der Matrosen hervorhob: „Wir alle sind leider nicht mehr die eisernen Menschen von einst, wir sind degeneriert und herabgekommen, zu sehr vergeistigt, Hirnorganismen auf Kosten der übrigen Organe, wir verloren unsere Spannkraft durch eine luxuriöse und unnatürliche Lebensweise und — kurz gesagt — die moderne Kultur (um ein zusammenfassendes Schlagwort zu gebrauchen) verschuldete zum größten Teil jenes welthistorische Ereignis, das die „Schlacht von New-York“ heißt und das vielleicht die politische und physikalische Karte nicht nur Europas für immer abändern wird.“

Die Hoffnung aber, daß dieses unparteiische Kommuniqué, weit entfernt zu beschönigen oder die Schuldigen zu schonen, einen günstigen Einfluß auf die mißtrauischen und hadernden Völker ausüben würde, erfüllte sich nicht, sondern — ganz im Gegenteil — oppositionelle

von Offizieren befanden sich in amerikanischer Gefangenschaft und zwei, drei havarierte Kreuzer trieben ohne Steuer, mit toten Maschinen, auf dem Ozean, bedauernswerte Überbleibsel, Spielbälle von Winden und Wellen.

Das hochmütige Amerika war es, das der alten Welt ihr Debacle in einer ausgesucht verletzenden Form mitteilte. Und hatten die Überwundenen den Ausgang des Kampfes auch mit angehaltenem Atem und in banger Erwartung entgegengesehen, die erschütternde Tatsache, daß das Beginnen so vollständig mißriet, erregte darum nicht weniger Angst, Furcht und eine unnennbare Trauer, die von den grünen Triften Schottlands an bis tief nach Asien hinein die Gemüter der Menschen packte, war ja außer den schlimmen Folgen der beispiellosen Niederlage der nimmer zu ersetzende Verlust einer halben Million getöteter Seeleute zu beklagen. Das Unglück hatte keine Familie gescheut. In allen Sprachen Mitteleuropas jammerte das tiefste Leid und dazwischen gellten die Rufe: „Revanche!“ „Rache!“ „Vergeltung!“ Aber sonderbarer Weise forderte man nicht Rache an der Union und ihren Helfershelfern zu nehmen, sondern die Empörung kehrte sich gegen die eigenen Regierungen, die angeblich für die Katastrophe verantwortlich sein sollten. Der Sturm der Völkerentrüstung beseitigte denn auch die alten Ministerien — wie der Wind den Staub hinwegträgt — und einzelne Throne wankten, als die Völker darangingen, „Schuldige“ zur Verantwortung zu ziehen.

Auch der Reichskanzler Fürst Hohenlohberg demissionierte — froh, seiner Amtsgeschäfte enthoben zu sein, denn es standen kritische Zeiten bevor — und Kaiser Wilhelm setzte Doktor Hans Prem an seine Stelle, was Verwunderung erregte. Der junge, ernste und kenntnisreiche Gelehrte besaß sein Vertrauen und außerdem war er eine beim Volk bekannte und beliebte Persönlichkeit, so daß man sich von seiner Ernennung einen besänftigenden Einfluß auf die herrschende Unzufriedenheit versprach. Auf Prems Vorschlag konstituierte sich eine europäische Untersuchungskommission, um die wahre Ursache des Unterganges der Armada ohne Schonung aufzuklären und die abenteuerlichen Gerüchte, die über Bestechung und Korruption umliefen, zu zerstreuen. Nach mehrmonatigen, an dramatischen Szenen, Anklagen und Verteidigungen überreichen Beratungen, bei denen die wenigen Überlebenden der Katastrophe — zumeist Mannschaftspersonal, das von den Amerikanern freigelassen worden war — den peinlichsten Verhören unterzogen wurden, gelangte in einer ausführlichen offiziellen Broschüre das Ergebnis der Verhandlungen zur Kenntnis der Öffentlichkeit. Leider hatte es Admiral Popranoff-Steckelberg, ein Kronzeuge, vorgezogen, vor dem Tribunal nicht zu erscheinen, und man munkelte, daß er sich in der Union um

wollen, doch auch diesmal überwand die kaiserliche Armee die Krisis, schlug die rebellierenden Ungarn bei Ödenburg, die Polen bei Krakau, die Tschechen östlich von Znaim und die alliierten Südslawen in der Nähe Laibachs aufs Haupt. In Wien und zugleich in allen Provinzhauptstädten planten geheime Gesellschaften, deren erstes Ziel nur die Zerstörung war, einen Aufruhr, der sie zu den Herren des Landes machen sollte, aber die Verschwörungen wurden früh genug entdeckt und mit der Verhaftung der Rädelsführer endete der Putsch, ehe ihn seine Arrangeure noch so recht in Szene gesetzt hatten. Vernunft und Besonnenheit behielten endlich auch im Donaustaat die Oberhand und wieder einmal retteten die Deutschen das Reich.

Am ärgsten ging es in Rußland zu. Hier — im Gegensatz zu dem einst verbrüderten Frankreich — rissen eine groteske Demokratie und der utopistische Nihilismus die Führung an sich und der Absolutismus, der überlang triumphierte, erlitt Niederlage auf Niederlage. Das Zarenreich zerfiel und es entstanden an seiner Stelle acht oder neun schwankende Staatengebilde, von denen man in Westeuropa nichts Genaues wußte. Nur die größeren waren ungefähr bekannt: Petersburg wurde die Hauptstadt einer „weißen Republik" und das Haus Romanow-Gottorp sicherte sich ein kleines Fürstentum am Schwarzen Meere; der Hof residierte in Odessa. Im asiatischen Osten machten sich die Gelben breit und errangen weite Gebiete; Japaner und Chinesen vereint besetzten halb Sibirien, Tibet, das vor zehn Jahren seine Unabhängigkeit verloren hatte, befreite sich wieder und Persien berief seine entthronte Dynastie zurück. Der Schah wurde von den Einwohnern Teherans mit göttlichen Ehren empfangen und die Hofhistoriker nannten ihn schönrednerisch „Schahbefreier".

Die Uneinigkeit des Erbfeindes jenseits der Vogesen und die Ohnmacht Rußlands mußten dem dazwischen gelegenen Deutschen Reich zugute kommen, aber auch hier brachen Wirrungen aus, störten die Ruhe und stellten seinen Bestand ernstlich in Frage. Nord- und Süddeutschland gerieten sich in die Haare, doch wurden mehr professorale Reden gehalten als Taten ausgeführt und das Kompromiß, das man schließlich abschloß, beschnitt die Reichsgewalt zugunsten der Einzelstaaten, ohne indes den Bund vollständig aufzulösen. Daneben wühlten die Sozialisten des marxistischen Flügels, sie mobilisierten die untersten Schichten des Proletariats, proklamierten den Generalstreik, und Proletarierhorden, welche in der industrialisierten Rheingegend Fortschritte machten, gründeten eine nebelhafte „Deutsche Republik" mit dem Sitz der neugebackenen Volkssouveränität in der alten Bischofsstadt Köln. Dagegen schickte Preußen seine verläßlichsten ostelbischen Regimenter, welche die Schlacht von Hannover gewannen, und auf der Walstatt des dreitägigen Kampfes

Elemente, Nörgler und Umstürzler versuchten es, aus den Feststellungen und Erörterungen der Kommission einen Strick für die oberen Gesellschaftsklassen, für die kapitalistische Wirtschaftsordnung überhaupt zu drehen, denn sie sei es gewesen, versicherte man grollend, die durch ihre Unfähigkeit das Unglück herbeiführte, und bald arteten die früher vereinzelten und bedeutungslosen Krawalle Arbeitsloser und unreifer Burschen in regelrechte revolutionäre Erhebungen aus, die das Schlimmste befürchten ließen. In Frankreich bildeten sich allerorts freche Horden von Apachen und Straßenräubern, die Dörfer, kleinere Städte und Geschäftshäuser plünderten, Attentate auf Beamte, Banken und reiche Leute verübten, und eine Rotte von Terroristen, die für sich eine schwarze anarchistische Fahne mit einem Totenkopf als Symbol erwählten, beraubten am hellichten Tage die Kirchen von Paris und Reims und die Kathedrale St. Denis'. Vor einer Erstürmung des Louvre hielt sie nur und mit Mühe ein stattliches Aufgebot von Maschinengewehren ab, welche Soldaten der regulären Armee bedienten, da die gewöhnliche Polizei nicht ausreichte. Das Bürgertum, die gemäßigten Sozialisten und die Bauern zitterten und alle Besonnenen verlangten die Ausrottung der „schwarzen Banden", um dem Chaos vorzubeugen. Wie voreinst in den Tagen der großen Revolution, sagte man: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende" und selbst gute Republikaner sehnten sich nach der starken Hand eines entschlossenen Monarchen! Und eines Morgens, da die Dinge sich äußerst kritisch gestaltet hatten, schlug wirklich eine gepanzerte Faust zu, die nicht um „Humanität" und „verbriefte Menschenrechte" fragte — und nicht nur eine, sondern sogar zwei tyrannische Fäuste ballten sich: eine bonapartistische, die sich der Stadt Paris und Nordfrankreichs bemächtigte, und eine bourbonisch-orleanistische, die den Süden gewann oder, richtiger ausgedrückt, bezwang, denn sie schaffte mit Blut und Eisen. Das bedeutete den Tod der Republik, und das Frankreich, das Ludwig XIV. einte, zerfiel in zwei selbständige Staaten, durch eine Grenzlinie mit Zollschranken von Belfort über Orleans geschieden, in denen einerseits Napoleon IV., anderseits Heinrich V. regierten. Diese Monarchen verständigten sich untereinander, schlossen ein Schutz- und Trutzbündnis gegen das Ausland, aber auch gegen den antisozialen Feind im Innern und unterdrückten alle anarchistischen Umtriebe, mit denen zugleich die vielgepriesene bürgerliche Freiheit verschwand. Am Place de la Concorde schnitt, genau wie vor hundertfünfzig Jahren, das ominöse Instrument, Guillotine getauft, Köpfe von lebenden Menschen, nur daß diesmal ein Kaiser den Takt dazu stampfte . . .

In Österreich wütete eine doppelte Revolution, eine nationale und eine sozial-kommunistische, und das uraltehrwürdige Reich der Habsburger, das so viele und schwere Stürme glücklich überdauerte, schien bersten zu

reich mit dem europäischen Handel in Ostasien und im Orient, und scheute auch vor krassen Verletzungen der Verträge in internationalen Übereinkommen nicht zurück. So kaperte im Hafen von Hongkong die „Alaska“ ein französisches Handelsschiff, die „Jeanne d'Arc“, und erklärte sie als „gute Prise“, was man in Amerika für zulässig hielt, weil sich die beiden Kontinente formell noch immer im Kriegszustand befanden. Allerdings erließ daraufhin Präsident Sanders eine Botschaft, welche die Freigabe des Dampfers anordnete und darlegte, der Krieg sei auch ohne offiziellen Friedensschluß als beendet anzusehen.

* * *

Der an Verzweiflung grenzenden Desperation in Europa, die sich in den mannigfaltigsten Formen äußerte, entsprach die himmelhohe Begeisterung Amerikas, wo nicht einmal die Zerstörung von halb New-York, geschweige denn die großen Schiffsverluste, die seine Flotte erlitten hatte, auf die Dauer den lauten Siegesjubel dämpfte. Das Sternenbanner wehte unter allen Flaggen zu höchst, ihm mußten die Nationen der ganzen Erde huldigen und der befriedigte Ehrgeiz machte die Union, wenigstens zeitweise, zum glücklichsten Staat, der je existierte. Sie sah sich der Erfüllung ihrer stolzesten Träume nahe. In diesem Sinn trompeteten die Yankees und solche, die sich dafür ausgaben, in der Presse und bei Festversammlungen; jeder sagte es jedem, daß die Vereinigten Staaten an der Spitze der Völker marschierten. Sanders, obwohl deutscher Herkunft, wurde als Prototyp des reinsten Amerikanismus gefeiert, wie einen antiken Heros verehrte man ihn, ja wie einen Halbgott, und die Städte wetteiferten, ihm Denkmäler zu setzen, an denen die hyperpatriotischen Reden, anläßlich der Enthüllung, das bedenklichste — und langweiligste waren. Die Selbstbeweihräucherungen der Leute, die oft nichts besseres geleistet hatten, als daß sie von amerikanischen Eltern geboren wurden, mußten anekeln. Das übermenschliche Kraftgefühl der „freien Bürger“ nahm Dimensionen an, die so unglaublich waren, wie die Zukunftsprojekte, die man erwog. Ingeniöse Köpfe beschäftigten sich mit Plänen, die den Panamakanal und die Golfstrombändigung in den Schatten stellen sollten. Das waren doch technische Kinderspiele! Ein Mr. Wolsely berechnete bereits, daß eine entsprechende Ausnützung von Ebbe und Flut hinreichend Wärme erzeugen würde, um das Klima der arktischen und antarktischen Zonen dem von San Franzisko gleichzumachen. Solche Phantasterein nahm man allerdings nicht ernst, belachte sie als Großsprechereien — aber freute sich daran.

Der Übermut und die Großmannsucht gingen jedoch nicht soweit, daß darüber die praktischen Notwendigkeiten vernachlässigt wurden. Nach der grandiosen und gelungenen Abwehr des europäischen Überfalles setzten die Ingenieure ihr so verheißungsvoll begonnenes Werk mit

lag erschlagen die junge, anscheinend lebensunfähige „Deutsche Republik" samt allen überschwänglichen und doktrinären Hoffnungen der marxistischen Himmelsstürmer, die sich von der schweren Schlappe nie mehr erholten. Das Proletariat, das davon geträumt hatte, die Welt zu regieren, zerstob in alle Winde und die monarchische Idee ging aus der Krisis neugestärkt hervor.

Sehr befriedigt beobachtete das dreieinige Königreich England, Schottland und Irland den Hexensabbat am Kontinent. Die britische öffentliche Meinung pries in Anbetracht der unglücklichen Tage von Colon und New-York die weise Voraussicht der Regierung, die wenigstens ein gutes Drittel der Flotte gerettet hatte, da sie voll kluger Politik sechzig Linienschiffe und eine erhebliche Anzahl von Kreuzern und Torpedofahrzeugen in den Heimatshäfen zurückbehielt, als die Armada ihren Argonautenzug antrat. Dieser Rest, so meinten Optimisten, könnte Englands Vormacht zur See aufrechterhalten, und sie frohlockten, daß Deutschland kein einziges Kanonenboot mehr besaß, also außerstande war, das Inselreich zu bedrängen. Und auch der absurde Vorwurf, der die realen Verhältnisse nicht in Betracht zog, daß die Deutschen durch ihre unüberwindliche Abneigung gegen die Mobilisierung und Entsendung eines Landungsheeres in die Union die wahre Schuld an dem ganzen Unheil trügen, fand nach wie vor gläubige Anhänger, die bei Meetings darüber debattierten und pharisäerhaft sagten, England habe mehr als seine Pflicht getan und wasche die Hände in Unschuld. — Die ersten tiefen Bedenken an der Richtigkeit ihrer Beweisführung und an der Berechtigung ihrer Schadenfreude über die Wehrlosmachung des deutschen Nebenbuhlers stiegen den englischen Staatsmännern, unter denen sich kein Pitt und kein Gladstone befanden, erst auf, da es in ihren Kolonien gärte und die Kolonialregierungen klagten, amerikanische Agenten und Spione haranguierten die Eingebornenbevölkerung und der Dollar rolle, welcher die Menge verführte. Australien zeigte nicht übel Lust, einen vom Mutterland unabhängigen Freistaat zu gründen, in Indien paktierten Hindu und Mohammedaner miteinander und ballten einträchtig die Fäuste gegen die britischen Herren, ihre eigenen Zwistigkeiten für den Moment vergessend, und in Irland fielen Worte, die in England verschnupften, weil sie den nackten, unverblümten Hochverrat predigten.

Von den Aufständen, den Ungewißheiten und revolutionären Fischern im Trüben ganz in Anspruch genommen, dachte Europa eine Weile gar nicht an den ursächlichen Anlaß dieser widerwärtigen Erscheinungen — es dachte nicht an den Golfstrom, welcher abgelenkt werden sollte, um Europa zu stürzen und Amerika zu erhöhen. Aber auf jedem Fleck der Erde machte sich das steigende Ansehen und die Präpotenz der Union, deren Macht stetig schwoll, unangenehm fühlbar. Sie konkurrierte erfolg-

Der Mann mit den dreizehn Talern.

Eine Sondergestalt von **Peter Rosegger.**

(Schluß.)

Ein erzählender Hausierer in der Schänke eines Bergdorfes ist den Leuten Zeitung, Romanliteratur, Anekdotenschatz, Theater und Erbauung. Aber die Gurgel muß so einem Mann feucht sein, sonst ist kein glattes Wort hervorzubringen. Der Wirt hat ein Fäßchen, da ist ein treffliches Gurgelöl darin, davon werden alle Gedanken los und ledig und kommen herauf in merkwürdigen Worten, und da schlüpft freilich auch manches Geheimnis mit.

Kommt so ein gesprächiger unterhaltsamer Hausierer ins Haus, so schmiert der Wirt gerne und manchmal unentgeltlich mit diesem Öle, denn er weiß, alle Gäste bleiben um zwei, drei Gläser länger sitzen als sonst, um den Geschichten und Neuigkeiten zu horchen.

Ein solcher Hausierer kam auch in unser Dorf.

Und heute wußte der Hausierer eine ganz besondere Neuigkeit, wie sie nicht alle zehn Jahre zu hören ist im Dorfe.

„Ja, Leutchen“, erzählte er in seiner stets ruhigen Weise, aber jedem Worte Gewicht gebend, „da draußen im Land soll jetzt ein reicher Graf gehenkt werden, der den König hat ermorden wollen. Wißt ihr's, daß Raben und große Herren sich einander die Augen nicht auskratzen? Nu, wenn ihr's wisset, nachher trinken wir einmal.“

Er hob den Humpen und neigte ihn so gegen seinen Mund hin, daß er wacker rinnen lassen konnte; die ihm zuhörten, taten es nach.

„Wär's ein kleiner Spitzbub gewesen“, fuhr der Erzähler fort, „man hätt' einen neunundneunzig Klafter hohen Galgen gebaut, daß sie den kleinen Spitzbuben hätten baumeln sehen im ganzen Land. Weil's aber ein großer Herr, nu, so ist's erlaubt worden, einen anderen für ihn zu hängen.“

„Was?“ riefen die Gäste und ein paar sprangen von ihren Sitzen auf.

„I nu“, sagte der Erzähler, „freilich einen andern, der sich eben dazu hergibt. Der sich einschreiben läßt. Wisset, wie ich hab' vernommen, soll die Sache so sein: der Graf ist begünstigt und darf zwanzig Lose ausgeben und muß jedes derselben aus seinem Reichtum mit zwanzigtausend Gulden ausstatten. Eines von den zwanzig Losen aber ist schwarz — schwarz wie der Teufel — und wer das zieht, der muß sich für ihn henken lassen. D'rin in der Stadt beim Kreisgericht sind die Lose zu haben. Eh' ich mir das meine hol', trink ich den Wein aus.“

Und er trank.

doppeltem Eifer fort, die Menschen und die Maschinen arbeiteten doppelt emsig an Florida, den drei Bänken und den zwei Dämmen, die Abgrabungen da und die Aufschüttungen dort schritten rasch vorwärts und ein genauer Überschlag stellte die tadellose Beendigung des Unternehmens binnen zwei oder drei Jahren in sichere Aussicht.

Und die Natur förderte noch in einer Weise, die der rosenroteste Optimist nicht ahnen konnte, das, was der unbeugsame Schaffensmut der Amerikaner begonnen hatte, die sich ans Gigantische heranwagten, weil ihre Energie überall Möglichkeiten, nichts als durchführbare, erreichbare Möglichkeiten erblickte. In Verbindung mit einer totalen Sonnenfinsternis und einer absonderlichen Konstellation der Gestirne brach über den Atlantischen Ozean eine unerhörte Springflut, eine Zerstörungswelle sondergleichen herein, als kündige sich der Tag des jüngsten Gerichtes, der Weltuntergang an. Mit der Springflut zugleich kam ein grauenerregendes Erd- und Seebeben mit einer stundenlang währenden Verdunkelung des Firmaments, so daß auch die ausgepichtetsten Atheisten das Beten wieder lernten. Allmählich ging die Verfinsterung vorüber, der Himmel strahlte in einem wässerigen Blau, und die Menge, erschreckt und fassungslos, sammelte langsam ihren Mut, um die Verwüstungen, die das Elementarereignis anrichtete, ihrem ganzen Umfang nach, der schrecklich sein mußte, zu betrachten. Am meisten fürchtete man für den Abbau Floridas und die halbfertigen Dämme. Da klang die Kunde, die sich blitzschnell verbreitete, wie ein unsagbar schönes Märchen: Die Springflut hatte, was von Florida noch vorhanden gewesen war, weggespült, einfach verschluckt, und das Werk über Nacht vollendet . . . Nichts trieb den Golfstrom mehr ostwärts, von der amerikanischen Küste weg, und Europa war seiner Warmwasserleitung beraubt, die heiße Strömung segnete die Gestade der Union, als könnte die Natur selbst nicht genug tun, um die kühnste Nation auszuzeichnen und mit ihren reichsten Gaben zu überschütten.

Daß diesem phantastischen Naturereignis zugleich Millionen von Menschenleben und unzählige Siedelungen, die eingestürzt waren, anheimfielen, daß auch die Wälle von Panama und von Cap Chudlight gegen Grönland durch die Flut unterwaschen waren, vermochte die glückhafte Bedeutung des Ereignisses nicht zu schmälern. Der größere Nutzen hob den kleineren Schaden auf: Was galten Menschen? Die wurden täglich zu Tausenden kostenlos geboren! Welchen Wert besaßen Städte? Man baute die eingefallenen eben wieder auf — und neuer und größer und schöner!

Die unumstößliche Hauptsache blieb, daß der Golfstrom künftig ausschließlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehörte.

(Fortsetzung folgt.)

Heute hatte der Bursche einen besonderen Vorsatz. Am Abend, wenn er die Fische hintrage, wollte er Martha sagen, daß er sie lieb habe und er wolle nicht mehr stricken, er sei an die Dreißig, er wolle zu den Holzschlägern gehen und im Walde arbeiten und Geld verdienen.

„Wart du verblitzter Fischdieb!" rief es plötzlich neben dem hingestreckten Burschen.

Malchus sprang auf. Ein großer Mann mit einer langen Stange über der Achsel stand da, es war der Fischer.

„Ei schau, der Malchus ist's. Na hörst, wie kommst denn du unter die Pharisäer?"

Der Bursche war wie vernichtet, jetzt erst fiel es ihm ein, daß hier das Fischen verboten sei.

Nun war er ein Dieb, und der Mann treibt ihn vor das Gericht. — Die Seespinne!

„Lass' es gut sein, Malchus, und geh' jetzt heim, die Forellen, die du da gefangen hast, die schenk' ich dir, lass' sie dir backen und schmecken."

„Will sie nicht!" brummte Malchus trotzig, seinen Strohhalm zerkauend, und stürzte den Kübel samt Wasser und Forellen in den Bach.

Als er zu dem Pfarrhofe zurückkam, trat eben die alte Nähterin aus dem Hause, sie hatte es dem Seelsorger angezeigt, daß ihre Tochter heute aus der Gemeinde fortgezogen sei, um sich in der Fremde einen Erwerb zu suchen. Bei einem Verwandten, der in der Kreisstadt ein Haus habe, werde sie Dienst finden — es sei so das Beste.

Malchus hörte es, stieg über seine Leiter und als er im Stübchen saß, murmelte er: „Ja, ja, es ist so das Beste!"

Dann fuhr er sich mit dem Sacktuch über die Augen. Was doch das für ein Knoten war im Sacktuch?

Der Mann wußte es nicht mehr.

Singen sollst!

Aber der arme Malchus sagte zu sich: „Jetzt wär's schon bald Zeit, daß die Geschichte zu Ende ging' — jetzt hab' ich kein' Freud' und kein Leid mehr auf der Welt."

Aber es kam der Herbst und der Winter und der Frühling und jeder hatte Freuden und Leiden, und es ging nicht zu Ende.

Da war's an einem Maimorgen. Malchus saß in der Kammer am offenen Fenster, strickte und sah hinaus auf die Bretterdächer des Wirtschaftsgebäudes, aus welchen die Sonne noch den Tau sog. Die Luft war frisch und rein und der Himmel blau. Über das Dach ragte der Wipfel einer junggrünenden Esche empor und auf diesem saß heute schon seit früher Morgenstunde ein Kuckuck. Er schrie in einem fort seinen hellen Ruf.

„Du liebe Welt mit Sauerkraut!" sagten einige, „so Lose werden doch noch anzubringen sein. Die Unwahrscheinlichkeit, daß man den Fehlgriff tue, ist neunzehnmal da und die Wahrscheinlichkeit einmal; eine kleinere Ziffer kann sie gar nicht mehr haben. Dem einen wird bigott wohl auszuweichen sein, und das Glück ist gemacht, und sein Lebtag braucht einer nicht ein Tüpfel mehr zu arbeiten, kann liegen im Gras und die Zwanzigtausend vergurgeln. Ich nehm' gleich ein Los."

„Ei ja, so denkt jeder von den Zwanzigen", versetzte ein alter Strohdecker, „den's aber erwischt, der ärgert sich und denkt: Donner, warum denn just mich? Jetzt muß ich mich henken lassen und weiß nicht warum. 's mag richtig sein; neunzehn Stück taugen der Gurgel von innen, aber das zwanzigste greift sie auswendig an."

Wenn einer seine zwanzigtausend Gulden wenigstens früher verjuxen könnt'", sagte ein Schneidergeselle.

„Drei Tag' hast Galgenfrist", belehrte der Hausierer.

„Drei Tag'! schau, das ginge noch an; da tät' ich gleich einen lustigen Handwerkertanz geben und drei Mädel foppen."

„Und ich tät' mir gleich den Freiherrntitel kaufen!" rief der Krämer.

„Du den Freiherrntitel? lachte der Schmied, „ja, bist du nicht unser Erzdemokrat, der die Adeligen nicht leiden kann?"

„Just desweg'", sagte der Krämer, „so ließe ich den Baron statt des Bürgers henken".

So redeten sie in Spaß und Übermut, und es gab über den Gegenstand viel zu lachen.

Und in den nächstfolgenden Tagen sagte so mancher, wenn ihm etwas nicht recht zusammenging: „Seh's schon, werd' wohl müssen auf das Kreisamt gehen um ein Los."

„Ja, wenn ich gewiß wissen tät', ich erwischte das schwarze nicht, ich tät mir gleich ein's holen", sagte mancher, und ein anderer entgegnete darauf: „Narr, wenn ich das wissen tät', alle neunzehn müßt' ich haben."

Es ging aber doch keiner.

Es sollte aber doch einer gehen. Malchus hatte sich die Geschichte dreimal erzählen lassen, dann hatte er noch einmal nachgefragt: „Und das schwarze Los hat die zwanzigtausend Gulden auch?"

Dann war er stundenlang auf seiner Matratze gesessen und hatte mit sehr großem Nachdruck seinen Strohhalm zerkaut.

„Werde ich gehenkt oder lassen sie mich laufen", murmelte er endlich, „das Geld bekommt Martha. Zwar, es wird kein Zweifel sein, die Seespinne wird mich abtun, aber schon recht, dann ist sie mit mir fertig und ich bringe auf diese Weise mein Leben noch am anständigsten weg, weiß so nichts damit anzufangen. Ja, so wird's sein."

Heute hatte der Bursche einen besonderen Vorsatz. Am Abend, wenn er die Fische hintrage, wollte er Martha sagen, daß er sie lieb habe und er wolle nicht mehr stricken, er sei an die Dreißig, er wolle zu den Holzschlägern gehen und im Walde arbeiten und Geld verdienen.

„Wart du verblitzter Fischdieb!" rief es plötzlich neben dem hingestreckten Burschen.

Malchus sprang auf. Ein großer Mann mit einer langen Stange über der Achsel stand da, es war der Fischer.

„Ei schau, der Malchus ist's. Na hörst, wie kommst denn du unter die Pharisäer?"

Der Bursche war wie vernichtet, jetzt erst fiel es ihm ein, daß hier das Fischen verboten sei.

Nun war er ein Dieb, und der Mann treibt ihn vor das Gericht. — Die Seespinne!

„Lass' es gut sein, Malchus, und geh' jetzt heim, die Forellen, die du da gefangen hast, die schenk' ich dir, lass' sie dir backen und schmecken."

„Will sie nicht!" brummte Malchus trotzig, seinen Strohhalm zerkauend, und stürzte den Kübel samt Wasser und Forellen in den Bach.

Als er zu dem Pfarrhofe zurückkam, trat eben die alte Nähterin aus dem Hause, sie hatte es dem Seelsorger angezeigt, daß ihre Tochter heute aus der Gemeinde fortgezogen sei, um sich in der Fremde einen Erwerb zu suchen. Bei einem Verwandten, der in der Kreisstadt ein Haus habe, werde sie Dienst finden — es sei so das Beste.

Malchus hörte es, stieg über seine Leiter und als er im Stübchen saß, murmelte er: „Ja, ja, es ist so das Beste!"

Dann fuhr er sich mit dem Sacktuch über die Augen. Was doch das für ein Knoten war im Sacktuch?

Der Mann wußte es nicht mehr.

Singen sollst!

Aber der arme Malchus sagte zu sich: „Jetzt wär's schon bald Zeit, daß die Geschichte zu Ende ging' — jetzt hab' ich kein' Freud' und kein Leid mehr auf der Welt."

Aber es kam der Herbst und der Winter und der Frühling und jeder hatte Freuden und Leiden, und es ging nicht zu Ende.

Da war's an einem Maimorgen. Malchus saß in der Kammer am offenen Fenster, strickte und sah hinaus auf die Bretterdächer des Wirtschaftsgebäudes, aus welchen die Sonne noch den Tau sog. Die Luft war frisch und rein und der Himmel blau. Über das Dach ragte der Wipfel einer junggrünenden Esche empor und auf diesem saß heute schon seit früher Morgenstunde ein Kuckuck. Er schrie in einem fort seinen hellen Ruf.

„Du liebe Welt mit Sauerkraut!“ sagten einige, „so Lose werden doch noch anzubringen sein. Die Unwahrscheinlichkeit, daß man den Fehlgriff tue, ist neunzehnmal da und die Wahrscheinlichkeit einmal; eine kleinere Ziffer kann sie gar nicht mehr haben. Dem einen wird bigott wohl auszuweichen sein, und das Glück ist gemacht, und sein Lebtag braucht einer nicht ein Tüpfel mehr zu arbeiten, kann liegen im Gras und die Zwanzigtausend vergurgeln. Ich nehm' gleich ein Los.“

„Ei ja, so denkt jeder von den Zwanzigen“, versetzte ein alter Strohdecker, „den's aber erwischt, der ärgert sich und denkt: Donner, warum denn just mich? Jetzt muß ich mich henken lassen und weiß nicht warum. 's mag richtig sein; neunzehn Stück taugen der Gurgel von innen, aber das zwanzigste greift sie auswendig an.“

Wenn einer seine zwanzigtausend Gulden wenigstens früher verjuxen könnt'“, sagte ein Schneidergeselle.

„Drei Tag' hast Galgenfrist“, belehrte der Hausierer.

„Drei Tag'! schau, das ginge noch an; da tät' ich gleich einen lustigen Handwerkertanz geben und drei Mädel foppen.“

„Und ich tät' mir gleich den Freiherrntitel kaufen!“ rief der Krämer.

„Du den Freiherrntitel? lachte der Schmied, „ja, bist du nicht unser Erzdemokrat, der die Adeligen nicht leiden kann?“

„Just desweg'“, sagte der Krämer, „so ließe ich den Baron statt des Bürgers henken“.

So redeten sie in Spaß und Übermut, und es gab über den Gegenstand viel zu lachen.

Und in den nächstfolgenden Tagen sagte so mancher, wenn ihm etwas nicht recht zusammenging: „Seh's schon, werd' wohl müssen auf das Kreisamt gehen um ein Los.“

„Ja, wenn ich gewiß wissen tät', ich erwischte das schwarze nicht, ich tät mir gleich ein's holen“, sagte mancher, und ein anderer entgegnete darauf: „Narr, wenn ich das wissen tät', alle neunzehn müßt' ich haben.“

Es ging aber doch keiner.

Es sollte aber doch einer gehen. Malchus hatte sich die Geschichte dreimal erzählen lassen, dann hatte er noch einmal nachgefragt: „Und das schwarze Los hat die zwanzigtausend Gulden auch?“

Dann war er stundenlang auf seiner Matratze gesessen und hatte mit sehr großem Nachdruck seinen Strohhalm zerkaut.

„Werde ich gehenkt oder lassen sie mich laufen“, murmelte er endlich, „das Geld bekommt Martha. Zwar, es wird kein Zweifel sein, die Seespinne wird mich abtun, aber schon recht, dann ist sie mit mir fertig und ich bringe auf diese Weise mein Leben noch am anständigsten weg, weiß so nichts damit anzufangen. Ja, so wird's sein.“

Heute hatte der Bursche einen besonderen Vorsatz. Am Abend, wenn er die Fische hintrage, wollte er Martha sagen, daß er sie lieb habe und er wolle nicht mehr stricken, er sei an die Dreißig, er wolle zu den Holzschlägern gehen und im Walde arbeiten und Geld verdienen.

„Wart du verblitzter Fischdieb!" rief es plötzlich neben dem hingestreckten Burschen.

Malchus sprang auf. Ein großer Mann mit einer langen Stange über der Achsel stand da, es war der Fischer.

„Ei schau, der Malchus ist's. Na hörst, wie kommst denn du unter die Pharisäer?"

Der Bursche war wie vernichtet, jetzt erst fiel es ihm ein, daß hier das Fischen verboten sei.

Nun war er ein Dieb, und der Mann treibt ihn vor das Gericht. — Die Seespinne!

„Lass' es gut sein, Malchus, und geh' jetzt heim, die Forellen, die du da gefangen hast, die schenk' ich dir, lass' sie dir backen und schmecken."

„Will sie nicht!" brummte Malchus trotzig, seinen Strohhalm zerkauend, und stürzte den Kübel samt Wasser und Forellen in den Bach.

Als er zu dem Pfarrhofe zurückkam, trat eben die alte Nähterin aus dem Hause, sie hatte es dem Seelsorger angezeigt, daß ihre Tochter heute aus der Gemeinde fortgezogen sei, um sich in der Fremde einen Erwerb zu suchen. Bei einem Verwandten, der in der Kreisstadt ein Haus habe, werde sie Dienst finden — es sei so das Beste.

Malchus hörte es, stieg über seine Leiter und als er im Stübchen saß, murmelte er: „Ja, ja, es ist so das Beste!"

Dann fuhr er sich mit dem Sacktuch über die Augen. Was doch das für ein Knoten war im Sacktuch?

Der Mann wußte es nicht mehr.

Singen sollst!

Aber der arme Malchus sagte zu sich: „Jetzt wär's schon bald Zeit, daß die Geschichte zu Ende ging' — jetzt hab' ich kein' Freud' und kein Leid mehr auf der Welt."

Aber es kam der Herbst und der Winter und der Frühling und jeder hatte Freuden und Leiden, und es ging nicht zu Ende.

Da war's an einem Maimorgen. Malchus saß in der Kammer am offenen Fenster, strickte und sah hinaus auf die Bretterdächer des Wirtschaftsgebäudes, aus welchen die Sonne noch den Tau sog. Die Luft war frisch und rein und der Himmel blau. Über das Dach ragte der Wipfel einer junggrünenden Esche empor und auf diesem saß heute schon seit früher Morgenstunde ein Kuckuck. Er schrie in einem fort seinen hellen Ruf.

„Du liebe Welt mit Sauerkraut!“ sagten einige, „so Lose werden doch noch anzubringen sein. Die Unwahrscheinlichkeit, daß man den Fehlgriff tue, ist neunzehnmal da und die Wahrscheinlichkeit einmal; eine kleinere Ziffer kann sie gar nicht mehr haben. Dem einen wird bigott wohl auszuweichen sein, und das Glück ist gemacht, und sein Lebtag braucht einer nicht ein Tüpfel mehr zu arbeiten, kann liegen im Gras und die Zwanzigtausend vergurgeln. Ich nehm' gleich ein Los.“

„Ei ja, so denkt jeder von den Zwanzigen“, versetzte ein alter Strohdecker, „den's aber erwischt, der ärgert sich und denkt: Donner, warum denn just mich? Jetzt muß ich mich henken lassen und weiß nicht warum. 's mag richtig sein; neunzehn Stück taugen der Gurgel von innen, aber das zwanzigste greift sie auswendig an.“

Wenn einer seine zwanzigtausend Gulden wenigstens früher verjuxen könnt'“, sagte ein Schneidergeselle.

„Drei Tag' hast Galgenfrist“, belehrte der Hausierer.

„Drei Tag'! schau, das ginge noch an; da tät' ich gleich einen lustigen Handwerkertanz geben und drei Mädel foppen.“

„Und ich tät' mir gleich den Freiherrntitel kaufen!“ rief der Krämer.

„Du den Freiherrntitel? lachte der Schmied, „ja, bist du nicht unser Erzdemokrat, der die Adeligen nicht leiden kann?“

„Just desweg'“, sagte der Krämer, „so ließe ich den Baron statt des Bürgers henken“.

So redeten sie in Spaß und Übermut, und es gab über den Gegenstand viel zu lachen.

Und in den nächstfolgenden Tagen sagte so mancher, wenn ihm etwas nicht recht zusammenging: „Seh's schon, werd' wohl müssen auf das Kreisamt gehen um ein Los.“

„Ja, wenn ich gewiß wissen tät', ich erwischte das schwarze nicht, ich tät mir gleich ein's holen“, sagte mancher, und ein anderer entgegnete darauf: „Narr, wenn ich das wissen tät', alle neunzehn müßt' ich haben.“

Es ging aber doch keiner.

Es sollte aber doch einer gehen. Malchus hatte sich die Geschichte dreimal erzählen lassen, dann hatte er noch einmal nachgefragt: „Und das schwarze Los hat die zwanzigtausend Gulden auch?“

Dann war er stundenlang auf seiner Matratze gesessen und hatte mit sehr großem Nachdruck seinen Strohhalm zerkaut.

„Werde ich gehenkt oder lassen sie mich laufen“, murmelte er endlich, „das Geld bekommt Martha. Zwar, es wird kein Zweifel sein, die Seespinne wird mich abtun, aber schon recht, dann ist sie mit mir fertig und ich bringe auf diese Weise mein Leben noch am anständigsten weg, weiß so nichts damit anzufangen. Ja, so wird's sein.“

Dann stand er auf, aß seine Erbsen, nahm einen Knotenstock, versperrte alles wohl und verließ den Pfarrhof und das Dorf.

Als er am Häuschen der Nähterin vorüberkam, klopfte er an die Fensterscheibe und sang das Liedel:

„Zwei Roß und ein Wäglein,
Und auf dem Wäglein ein Mägdlein,
Und neben dem Mägdlein ein Bräutigam,
Und der hat ein gold'nes Kleidlein an!"

Dann schritt er fürbaß auf der Straße gegen das Kreisgericht.

Als Malchus in das Städtl kam, begegnete ihm der alte Domini, welcher eben eine Harztrage auf den Markt gebracht hatte.

„Hast du auch ein Los geholt?" war das erste Wort, welches Malchus dem Alten entgegenbrachte.

Der wußte von allem kein Wort und der Bursche mußte ihm erzählen.

Domini hörte auch ruhig zu, dann aber sagte er: „Malchus, ich will dir was sagen, du wirst kein Los bekommen. Schau, die Sache ist so: Leute, die keinen Kopf haben, die kann man nicht henken."

Schier wollte dem Malchus bei diesen Worten auch das linke Auge aufgehen.

Aber Domini fuhr fort: „Hör' mich einmal, Junge, und wenn's auch wahr wäre, wer wollt' sich gleich aufknüpfen lassen! Das tät' ich nicht, und nicht um ein Gschloß! Aber sag' mir, hast denn gar nichts zu beißen, weil du auf solche Gedanken kommst?"

„Ich schon", sagte der Bursche, „aber, es gibt noch andere Leut' auf der Welt. Domini, ich weiß mir völlig nicht zu helfen, dir sag' ich's. Daheim in unserem Dorf kenn' ich was, und das wird mich nach und nach umbringen. Ich möchte sie oft gern ansehen, aber ich kann nicht. Es ist noch wie ein Kind, aber ich tu' so schwer mit ihm reden, wie mit einem König. Dann, wenn ich so dasteh', mein' ich, es ist nicht anders und es trifft mich der Schlag. Ich fürcht' nur, es ist mir was antan worden, Domini!"

Der alte Pechbrenner sagte: „Ja, Malchus, du mußt heiraten?"

Nach einer Weile entgegnete der Blödsinnige: „Das Zeug ist mir auch schon eingefallen. Aber ich darf doch andere Leut' nicht mit mir ins Unglück bringen."

Domini sah den Burschen mitleidig an. Er hatte über die armselige Denkweise des jungen Mannes unwirsch werden wollen, es war ihm schon ein herbes Wort auf der Zunge gelegen, aber er schluckte es wieder hinab — der Arme kann ja nicht dafür, und kein Mensch auf der Welt kann ihn mehr anders machen. Domini sagte zuletzt nur: „Malchus, mach' was du willst und magst, ich, der alte Domini, der

Da warf Malchus sein Strickzeug weg, lehnte sich an die Fensterbrüstung und sagte: „Jetzt muß es gelten! Sag' mir, du Vogel, wie lange werde ich noch leben? Nenne mir die Jahre!"

Der Kuckuck schwieg.

„Kein Jahr mehr?" murmelte er dann, „nicht ein einzig Jahr mehr! Schau mich genau an, Vogel, ich bin noch jung!"

Und es war wirklich, als ob sich der Kuckuck gegen ihn wendete. Dann begann er zu schreien. Er schrie zweiundvierzigmal.

Dem Burschen ging schier das linke Auge auf. „Also zweiundvierzig Jahre! — Oder willst noch weiter schreien?"

Der Vogel flog ab. Aber eine Stimme hörte er irgendwo: „Nach zweiundvierzig Jahren am Urbanitag!" — Ei der Kuckuck?

Malchus wendete seinen Blick in die Stube zurück; sein Auge war geblendet, es war fast finster. Das Strickzeug ließ er eine Weile auf dem Boden liegen, nur war ja noch so viele, so viele Zeit zum Stricken.

Zweiundvierzig Jahre, Malchus! Hast du Pläne? Wie wirst du diese Zeit ausfüllen? —

Der Mann zog seinen Rosenkranz hervor, zählte zweiundvierzig Perlen ab, machte nach diesen einen Knoten in das Schnürchen. Die noch übrigen Kügelchen entfernte er, und nun bedeutete ihm der Rosenkranz die Zeit, die ihm noch beschieden war auf Erden.

Seine zwölf Taler suchte er von nun an zu verwahren, seine Zeit und Lebensweise noch regelmäßiger einzuteilen und sein Leben so ruhig und einfach als möglich einzurichten, damit das Unglück nirgends eine Nahrung habe.

So kamen und gingen nun Jahre und Jahre.

Malchus Zacharias Rosenkranz lebte einsam in dem Dachkämmerlein des alten Pfarrhofes. An seinem Fenster blühte nie mehr ein Strauß von weißen Rosen.

Nur die Mäuse, die kleinen, behenden, uralten, grauen Mäuse kamen von der nachbarlichen Rumpelkammer öfters zu ihm herüber auf Besuch und guckten ihn helläugig an und wisperten ihm auch oft was vor. Es freute ihn nicht, wußte er doch, daß der Besuch seinem Erbsentopfe galt.

Mit den Menschen verkehrte Malchus nur wenig; sie hatten nichts für ihn als Wolle, und sie verlangten nichts von ihm als Strümpfe. Er strickte aber auch Handschuhe, Hauben und Unterjacken.

Im Sommer ging er die stillsten Wege, die es im Tale gab, am liebsten aufwärts gegen die Heide, wo Martha einst die Ziegen gehütet.

Vom Walde trug er weniges Brennholz heim; zur Erwärmung im Winter brauchte er nicht zu heizen, denn dafür hatte er eine Erfindung gemacht. Er hörte einmal, daß schnelle Bewegung der Körper

Esche. — Malchus, das ist ein wunderlicher Morgengang! Und alles ist so mild gegen dich und weiß nichts davon, daß du — schon in zwei Tagen.

Malchus bückte sich und riß einen jungen Halm ab, und begann an ihm zu saugen.

Zur Heide stieg er auch hinauf. Ein Bauer, der ihm begegnete, sagte: „Hab' dir's ein für allemal gesagt, Malchus, magst sie schon nehmen die herabgebrochenen Äste zum Heizen, brauchst nicht zu fragen."

Am nächsten Tage kamen die Krämer mit ihren Tragekästen, schlugen auf dem Dorfplatz Stöcke in die Erde, banden Stangen daran und richteten ihre Stände auf. Kinder standen dabei und sahen zu.

In den Häusern wird gebacken und geschmort, ins Wirtshaus kommen schon vier Männer mit Pfeifen und Geigen; hinten geht eine ungeheuere Baßgeige nach.

Der alte Malchus Rosenkranz humpelte gebeugt am Stabe durch das Dorf. Er kam jetzt von der Kirche, wo er eine Beichte abgelegt und die Kommunion empfangen hatte. Vor dem alten Brunnen, der schon lange verfallen war, und auf dem roter Holunder wuchs, blieb er einmal stehen und sah blinzelnd das frischgrüne Gebüsch an. Dann ging er weiter hinab bis ans Ende der Häuser, wo einmal ein alter Heustadl niedergebrannt war, und er ging weiter den Weg entlang bis zu einem Häuschen, in dem einst die alte Nähterin gelebt hatte. Dort kehrte er wieder um und ging durch die hintere Dorfgasse dem Pfarrhofe zu. Vor einer Schreinerwerkstatt blieb er stehen und sah durch das offene Tor den Gesellen zu.

Sie hobelten an Läden, die Späne schoben sich durch die Eisenscharte und flogen lustig davon. Dann nahmen sie den Zollstab und maßen, und schnitten in die Quer.

„Mit Verlaub zu fragen, was wird denn da gemacht?" sagte Malchus.

„Ja, mein lieber Malchus!" sagte der Obergeselle bedeutungsvoll.

„Ich verstehe", murmelte Malchus, „werde auch bald so was brauchen".

„Gratulier'!" sagte der Geselle.

Die Schreiner zimmerten eine Wiege.

Der alte Mann schritt langsam seiner Wohnung zu. Mühsam kletterte er über die alte, halbmorsche Leiter. Dann kochte er sich einen Topf Erbsen.

Am Abende desselben Tages saß er lange am Fenster und strickte. Er hatte für die alte Einleger-Ploni noch ein Paar Strümpfe fertigzubringen; 's ist schon gezahlt dafür, und 's wär' doch eine Schand, wenn er jetzt, ohne die Arbeit zu vollenden, durchginge.

es immer gut mit dir gemeint hat, sag' dir nur das, tu' nicht sinnen und grübeln, sondern immer nur arbeiten und arbeiten. Kannst du singen? Lerne Lieder und singe; Malchus, das ist das allerbeste Mittel gegen die Seespinne. Mußt das nicht vergessen, Malchus, tu' fleißig singen. Geh' jetzt heim."

So gingen sie auseinander und Malchus zog sein blaues Sacktuch heraus und machte einen Knoten daran, daß er sich erinnere daran, was ihm der Pechbrenner gesagt hatte.

Und der Knoten blieb lange im Sacktuch.

Er wollte singen, und er sang:

„Magst zählen die Sternlein am Himmel,
Die Halmlein im weiten Land.
Magst zählen die Tropfen der Wasser,
Magst zählen die Körnlein im Sand.

Doch nimmer magst du zählen,
Zu kurz ist die ewige Zeit,
Die Schmerzen in meinem Herzen,
Und meine Traurigkeit!"

So hatte es der Pechbrenner aber nicht gemeint.

Auf der Heide weidete eine junge Hirtin Ziegen.

Malchus war einigemal strickend hingegangen, um im Walde abgefallenes Brennholz zu sammeln, das er in den Korb tat, den er auf dem Rücken trug.

Immer, wenn er an der jungen Hirtin vorüberkam, sagte er: „Tust gaißhalten, Martha?"

Und darauf antwortete stets das Mädchen: „Ja, ich tu' gaißhalten, Malchus."

Einmal sagte sie aber auch noch etwas anderes: „Gib deinen Hut her!"

„Geh, Martha", sprach er, „was tätest denn mit meinem Hut, ist schon ganz zerrissen".

Er gab ihr ihn aber und sie steckte ein Sträußchen Heideblumen darauf. Und es war doch nicht sein Namenstag, und es war auch nicht der Tag im Herbst. Es war ein Sommertag.

Dem Burschen war's wieder so, wie er es dem alten Pechbrenner erzählt hatte. Er drückte schier beide Augen zu; nicht einmal den Strauß sah er recht an, schnell tat er den Hut auf die wirren Haare, und schnell eilte er dem Walde zu.

Den andern Tag ging Malchus mit einem kleinen Holzkübel taleinwärts den Bach entlang. Oft unterwegs zog er seine Wolljacke aus, streifte die Hemdärmel zurück, legte sich am Ufer des Wassers hin und langte, wo es tief war, unter den Rasen. Wo ihm eine Forelle nur einmal in die Hand kam, entschlüpfen konnte sie ihm nicht mehr.

Wärme erzeuge; sofort bat er den Pfarrer, daß dieser ihm die alte Windmühle borge, die schon lange Zeit unbenützt in der Scheune stand, weil sie keinen Rieselboden mehr hatte. Diese Windmühle nun stellte der Mann zur Winterszeit in sein Stüblein, und wenn ihn frieren wollte, begann er an der Handhabe zu treiben, daß es sauste und klapperte, und bald war ihm ganz leidlich warm und er konnte wieder stricken.

Wohl schienen die Mäuse über ihren polternden Nachbar ungehalten zu sein, denn sie entzogen ihm nach dergleichen stets auf längere Zeit ihre Besuche.

Seit mehreren Jahren hatte sich Malchus auch einen anderen, neuen Hausrat anzuschaffen bemüßigt gefunden — ein Rasiermesser, mit dem er sich nach jedem Neumond regelmäßig seinen braunen Bart schnitt.

Die Haare aber begann er stehen zu lassen, und er wand dieselben nun, da der alte Filzhut schon längst den Weg alles Irdischen gegangen war, wie einen Turban um das Haupt.

Aus praktischen Gründen hatte Malchus auch die bereits grau gewordenen Lederschuhe gegen Holzschuhe vertauscht, eine Änderung, mit der die Nachbarschaft ebenfalls nicht einverstanden war. Zum Weihnachts- und Osterfeste war er immer beim Herrn Pfarrer zu Tische geladen, weil er im Laufe des Jahres dann und wann kleine Kirchendienste tat, aber Malchus fand sich bei der Tafel nicht behaglich. Der Braten, ei ja, der täte schon schmecken, das Glas Wein auch, aber wie leicht ist die böse Angewohnheit da! Zu Weihnachten bekam er immer das Paket Wäsche. In der Neujahrsnacht langte Malchus stets seinen Rosenkranz aus dem Schranke hervor, tat eine Koralle weg, warf sie aus dem Fenster und ließ sie hinabrollen über die Schneerinde des Daches, so wie das Jahr hinabgerollt war in die Ewigkeit.

Schon viele Kügelchen hatte der Rosenkranz auf diese Weise verloren, und Malchus war durch sein Sitzen auf der Matratze buckelig und mühselig geworden.

Auch sein Turban war nicht mehr dunkel, sondern lichtgrau.

Im Dorfe und im Tale waren Menschen geboren worden und aufgewachsen. Sie hatten Hochzeiten und Kindstaufen und Begräbnisse gehabt, hatten sich endlich selbst auf das Brett gelegt, und Malchus Zacharias Rosenkranz hatte für sie gestrickt. Auch die alte Nähterin hatten sie auf den Kirchhof getragen. Ein fremder Wagen mit zwei Pferden war zum Begräbnis gekommen — ein Mann und eine Frau saßen darin.

Malchus bekam an demselben Tag vom Pfarrer einen neuen Anzug aus grauem Loden und ein silbernes Kreuz, das er um den Hals hing.

Es waren große Ereignisse in der Gemeinde vorgegangen, noch größere draußen in der Welt. Für Malchus war es das größte gewesen, daß während

Auf das gegenüberliegende Bretterdach fiel das bleiche Licht des aufgehenden Mondes. — Wenn er über das Haus herüberkommt und nach Mitternacht zum Fenster hereinlugt, vielleicht bist du dann schon fertig.

Auf dem Rosenkranz des Alten war keine Perle mehr, nur noch der Knoten — der letzte Knoten.

Auf dem Eschenwipfel, der über dem Dachfirst emporragte, meldete sich ein Vogel. War's wieder ein Kuckuck, wie vor einigen vierzig Jahren? Wollte er noch ein paar Jährchen d'rauf geben?

Der Vogel krächzte — es war eine Eule.

Der Alte hörte dem Gekrächze eine Weile ruhig zu, endlich begann er zu brummen: „Ja, ja, ja, ist das eine ewige Kräherei! Weiß es ohnehin — hab' gemeint, die Arbeit da brächt' ich noch fertig, aber 's wird nicht sein mögen!"

Und er strickte und strickte.

Gegen Mitternacht zog er die letzte Nadel aus der letzten Masche und der Strumpf war fertig. Der Alte machte ein Kreuz über Stirne, Mund und Brust und legte sich auf die Matratze. Seine Glieder waren müde, sein Sinnen war umflort — er schlief bald ein.

Der Mond war über das Haus gekommen, blickte durch das Fenster und auf dem Fußboden lag seine weiße Tafel.

Auf der weißen Tafel saß eine Maus und guckte mit hellen Äuglein den Mond an.

Am andern Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen auf den Dachfirst fielen, läuteten alle Glocken. Malchus erwachte und schlug für einen Moment die beiden Augen auf. Es war das Fest des Kirchenpatrons Urbanus — jener Tag, der ihm vorausgesagt worden war. Ei, der Kuckuck, dachte sich der Alte, ich steh' jetzt auf und geh' in die Kirche; bist schon wieder beim Erbsensack, du vertrackte Maus? Nu, nu, nur nicht gleich so betreten, nag' zu, beiß' zu! Und wenn er kommt, so sag' ihm, er möge warten, ich sei bei der Messe.

Dem Alten war wunderlich um das Herz — nicht so, als ob er sterben sollte. Klar war sein Denken nicht, statt der stumpfen Ergebung war eine Berauschung eingetreten. Mit seltener Sorgfalt ordnete er seinen Anzug und wand seine Locken um das Haupt.

So kletterte er über die Leiter und ging in die Kirche.

Da standen die Leute auf dem Dorfplatz, Kopf an Kopf, mit grünen, schwarzen, grauen und anderen Hüten; Weiber und Kinder, drunter mit bunten Hauben und Kopftüchern; alles schmuck, sogar Blumensträuße hatten sie bei sich auf den Hüten, im Knopfloch oder am rotseidenen Busentuch. Und sie waren fröhlich und plauderten miteinander und sahen die Marktsachen an, die in den Buden und Ständen

Esche. — Malchus, das ist ein wunderlicher Morgengang! Und alles ist so mild gegen dich und weiß nichts davon, daß du — schon in zwei Tagen.

Malchus bückte sich und riß einen jungen Halm ab, und begann an ihm zu saugen.

Zur Heide stieg er auch hinauf. Ein Bauer, der ihm begegnete, sagte: „Hab' dir's ein für allemal gesagt, Malchus, magst sie schon nehmen die herabgebrochenen Äste zum Heizen, brauchst nicht zu fragen."

Am nächsten Tage kamen die Krämer mit ihren Tragekästen, schlugen auf dem Dorfplatz Stöcke in die Erde, banden Stangen daran und richteten ihre Stände auf. Kinder standen dabei und sahen zu.

In den Häusern wird gebacken und geschmort, ins Wirtshaus kommen schon vier Männer mit Pfeifen und Geigen; hinten geht eine ungeheuere Baßgeige nach.

Der alte Malchus Rosenkranz humpelte gebeugt am Stabe durch das Dorf. Er kam jetzt von der Kirche, wo er eine Beichte abgelegt und die Kommunion empfangen hatte. Vor dem alten Brunnen, der schon lange verfallen war, und auf dem roter Holunder wuchs, blieb er einmal stehen und sah blinzelnd das frischgrüne Gebüsch an. Dann ging er weiter hinab bis ans Ende der Häuser, wo einmal ein alter Heustadl niedergebrannt war, und er ging weiter den Weg entlang bis zu einem Häuschen, in dem einst die alte Nähterin gelebt hatte. Dort kehrte er wieder um und ging durch die hintere Dorfgasse dem Pfarrhofe zu. Vor einer Schreinerwerkstatt blieb er stehen und sah durch das offene Tor den Gesellen zu.

Sie hobelten an Läden, die Späne schoben sich durch die Eisenscharte und flogen lustig davon. Dann nahmen sie den Zollstab und maßen, und schnitten in die Quer.

„Mit Verlaub zu fragen, was wird denn da gemacht?" sagte Malchus.

„Ja, mein lieber Malchus!" sagte der Obergeselle bedeutungsvoll.

„Ich verstehe", murmelte Malchus, „werde auch bald so was brauchen".

„Gratulier'!" sagte der Geselle.

Die Schreiner zimmerten eine Wiege.

Der alte Mann schritt langsam seiner Wohnung zu. Mühsam kletterte er über die alte, halbmorsche Leiter. Dann kochte er sich einen Topf Erbsen.

Am Abende desselben Tages saß er lange am Fenster und strickte. Er hatte für die alte Einleger-Ploni noch ein Paar Strümpfe fertigzubringen; 's ist schon gezahlt dafür, und 's wär' doch eine Schand, wenn er jetzt, ohne die Arbeit zu vollenden, durchginge.

es immer gut mit dir gemeint hat, sag' dir nur das, tu' nicht sinnen und grübeln, sondern immer nur arbeiten und arbeiten. Kannst du singen? Lerne Lieder und singe; Malchus, das ist das allerbeste Mittel gegen die Seespinne. Mußt das nicht vergessen, Malchus, tu' fleißig singen. Geh' jetzt heim."

So gingen sie auseinander und Malchus zog sein blaues Sacktuch heraus und machte einen Knoten daran, daß er sich erinnere daran, was ihm der Pechbrenner gesagt hatte.

Und der Knoten blieb lange im Sacktuch.

Er wollte singen, und er sang:

„Magst zählen die Sternlein am Himmel,
Die Halmlein im weiten Land.
Magst zählen die Tropfen der Wasser,
Magst zählen die Körnlein im Sand.

Doch nimmer magst du zählen,
Zu kurz ist die ewige Zeit,
Die Schmerzen in meinem Herzen,
Und meine Traurigkeit!"

So hatte es der Pechbrenner aber nicht gemeint.

Auf der Heide weidete eine junge Hirtin Ziegen.

Malchus war einigemal strickend hingegangen, um im Walde abgefallenes Brennholz zu sammeln, das er in den Korb tat, den er auf dem Rücken trug.

Immer, wenn er an der jungen Hirtin vorüberkam, sagte er: „Tust gaißhalten, Martha?"

Und darauf antwortete stets das Mädchen: „Ja, ich tu' gaißhalten, Malchus."

Einmal sagte sie aber auch noch etwas anderes: „Gib deinen Hut her!"

„Geh, Martha", sprach er, „was tätest denn mit meinem Hut, ist schon ganz zerrissen".

Er gab ihr ihn aber und sie steckte ein Sträußchen Heideblumen darauf. Und es war doch nicht sein Namenstag, und es war auch nicht der Tag im Herbst. Es war ein Sommertag.

Dem Burschen war's wieder so, wie er es dem alten Pechbrenner erzählt hatte. Er drückte schier beide Augen zu; nicht einmal den Strauß sah er recht an, schnell tat er den Hut auf die wirren Haare, und schnell eilte er dem Walde zu.

Den andern Tag ging Malchus mit einem kleinen Holzkübel taleinwärts den Bach entlang. Oft unterwegs zog er seine Wolljacke aus, streifte die Hemdärmel zurück, legte sich am Ufer des Wassers hin und langte, wo es tief war, unter den Rasen. Wo ihm eine Forelle nur einmal in die Hand kam, entschlüpfen konnte sie ihm nicht mehr.

Wärme erzeuge; sofort bat er den Pfarrer, daß dieser ihm die alte Windmühle borge, die schon lange Zeit unbenützt in der Scheune stand, weil sie keinen Rieselboden mehr hatte. Diese Windmühle nun stellte der Mann zur Winterszeit in sein Stüblein, und wenn ihn frieren wollte, begann er an der Handhabe zu treiben, daß es sauste und klapperte, und bald war ihm ganz leidlich warm und er konnte wieder stricken.

Wohl schienen die Mäuse über ihren polternden Nachbar ungehalten zu sein, denn sie entzogen ihm nach dergleichen stets auf längere Zeit ihre Besuche.

Seit mehreren Jahren hatte sich Malchus auch einen anderen, neuen Hausrat anzuschaffen bemüßigt gefunden — ein Rasiermesser, mit dem er sich nach jedem Neumond regelmäßig seinen braunen Bart schnitt.

Die Haare aber begann er stehen zu lassen, und er wand dieselben nun, da der alte Filzhut schon längst den Weg alles Irdischen gegangen war, wie einen Turban um das Haupt.

Aus praktischen Gründen hatte Malchus auch die bereits grau gewordenen Lederschuhe gegen Holzschuhe vertauscht, eine Änderung, mit der die Nachbarschaft ebenfalls nicht einverstanden war. Zum Weihnachts- und Osterfeste war er immer beim Herrn Pfarrer zu Tische geladen, weil er im Laufe des Jahres dann und wann kleine Kirchendienste tat, aber Malchus fand sich bei der Tafel nicht behaglich. Der Braten, ei ja, der täte schon schmecken, das Glas Wein auch, aber wie leicht ist die böse Angewohnheit da! Zu Weihnachten bekam er immer das Paket Wäsche. In der Neujahrsnacht langte Malchus stets seinen Rosenkranz aus dem Schranke hervor, tat eine Koralle weg, warf sie aus dem Fenster und ließ sie hinabrollen über die Schneerinde des Daches, so wie das Jahr hinabgerollt war in die Ewigkeit.

Schon viele Kügelchen hatte der Rosenkranz auf diese Weise verloren, und Malchus war durch sein Sitzen auf der Matratze buckelig und mühselig geworden.

Auch sein Turban war nicht mehr dunkel, sondern lichtgrau.

Im Dorfe und im Tale waren Menschen geboren worden und aufgewachsen. Sie hatten Hochzeiten und Kindstaufen und Begräbnisse gehabt, hatten sich endlich selbst auf das Brett gelegt, und Malchus Zacharias Rosenkranz hatte für sie gestrickt. Auch die alte Nähterin hatten sie auf den Kirchhof getragen. Ein fremder Wagen mit zwei Pferden war zum Begräbnis gekommen — ein Mann und eine Frau saßen darin.

Malchus bekam an demselben Tag vom Pfarrer einen neuen Anzug aus grauem Loden und ein silbernes Kreuz, das er um den Hals hing.

Es waren große Ereignisse in der Gemeinde vorgegangen, noch größere draußen in der Welt. Für Malchus war es das größte gewesen, daß während

Auf das gegenüberliegende Bretterdach fiel das bleiche Licht des aufgehenden Mondes. — Wenn er über das Haus herüberkommt und nach Mitternacht zum Fenster hereinlugt, vielleicht bist du dann schon fertig.

Auf dem Rosenkranz des Alten war keine Perle mehr, nur noch der Knoten — der letzte Knoten.

Auf dem Eschenwipfel, der über dem Dachfirst emporragte, meldete sich ein Vogel. War's wieder ein Kuckuck, wie vor einigen vierzig Jahren? Wollte er noch ein paar Jährchen d'rauf geben?

Der Vogel krächzte — es war eine Eule.

Der Alte hörte dem Gekrächze eine Weile ruhig zu, endlich begann er zu brummen: „Ja, ja, ja, ist das eine ewige Kräherei! Weiß es ohnehin — hab' gemeint, die Arbeit da brächt' ich noch fertig, aber 's wird nicht sein mögen!"

Und er strickte und strickte.

Gegen Mitternacht zog er die letzte Nadel aus der letzten Masche und der Strumpf war fertig. Der Alte machte ein Kreuz über Stirne, Mund und Brust und legte sich auf die Matratze. Seine Glieder waren müde, sein Sinnen war umflort — er schlief bald ein.

Der Mond war über das Haus gekommen, blickte durch das Fenster und auf dem Fußboden lag seine weiße Tafel.

Auf der weißen Tafel saß eine Maus und guckte mit hellen Äuglein den Mond an.

Am andern Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen auf den Dachfirst fielen, läuteten alle Glocken. Malchus erwachte und schlug für einen Moment die beiden Augen auf. Es war das Fest des Kirchenpatrons Urbanus — jener Tag, der ihm vorausgesagt worden war. Ei, der Kuckuck, dachte sich der Alte, ich steh' jetzt auf und geh' in die Kirche; bist schon wieder beim Erbsensack, du vertrackte Maus? Nu, nu, nur nicht gleich so betreten, nag' zu, beiß' zu! Und wenn er kommt, so sag' ihm, er möge warten, ich sei bei der Messe.

Dem Alten war wunderlich um das Herz — nicht so, als ob er sterben sollte. Klar war sein Denken nicht, statt der stumpfen Ergebung war eine Berauschung eingetreten. Mit seltener Sorgfalt ordnete er seinen Anzug und wand seine Locken um das Haupt.

So kletterte er über die Leiter und ging in die Kirche.

Da standen die Leute auf dem Dorfplatz, Kopf an Kopf, mit grünen, schwarzen, grauen und anderen Hüten; Weiber und Kinder, drunter mit bunten Hauben und Kopftüchern; alles schmuck, sogar Blumensträuße hatten sie bei sich auf den Hüten, im Knopfloch oder am rotseidenen Busentuch. Und sie waren fröhlich und plauderten miteinander und sahen die Marktsachen an, die in den Buden und Ständen

und mich deucht, der Pechbrenner Domini hätte mit demselben Taler zu hausen und wirtschaften angefangen, und er hätte dann dieses Haus bauen lassen, daß du eine Ruhestatt hättest für deine alten Tage. Jetzt, Malchus, schau ein wenig nach, ob's wohl so ist!“

Und als sie in das Haus gingen, da stand ein Weib vor der Tür, und das reichte dem Malchus die Hand, und der Malchus hat sie erkannt.

Und dann gingen sie in die Stube, in die freundliche Stube mit den großen Fenstern, durch welche die Fülle des Sonnenlichtes auf den glatten, getäfelten Fußboden und auf den gedeckten Tisch strömte.

Das ist nun dein, Malchus, glücklicher Malchus, für den der Freund gesorgt, den die Liebste nicht vergessen. — Martha hatte einen Mann gehabt, hatte viele Jahre glücklich mit ihm gelebt. Als er starb, da war sie wieder allein, wie ehdem. Nur ihr Lebensretter war noch in der Welt, verlassen, vergessen. Nein, vergessen nicht, sie dachte ja an ihn und sie wollte dem alten pflegebedürftigen Mann ihre noch übrigen Lebenstage weihen.

Malchus ging hinab zum See, dann hörte er dem Kuckuck zu, der fort und fort schrie; dann ging er wieder ins Haus, kletterte auf den Dachboden, schlang sich den Turban seiner Haare wieder um das Haupt und setzte sich auf einen Holzstrunk. Dort saß er Stunden und Stunden und drückte das linke Auge zu und kaute an einem Halm. —

Und jetzt ist das Gesicht zu Ende. Ich weiß nicht, wie es weitergeht.

Hohe Politik.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Die junge Primaballerina der großen Oper entzückte Paris, und Paris war froh, daß es wieder einmal Gelegenheit hatte, sich entzücken zu lassen. Das amüsante Paris, das Paris des zweiten Kaiserreiches, nicht vergleichbar mit der engen Bourbonenresidenz der Ludwige, nicht mit dem Sklavenmarkt der Jakobiner, nicht mit der steifen Festung unter dem ersten Napoleon und auch nicht mit dem Paris der argwöhnischen Restauration, die hinter jedem Maskenfest eine Verschwörung witterte, und damit selten irrte. Paris, die Metropole der menschlichen Gesittung bewunderte und der Adel in St. Germain so gut wie das Volk im Quartier latin nahm an dem Enthusiasmus, der alle Gegensätze verwischte, teil. Das Ballett erfüllte die Mission, Unversöhnliches zu versöhnen.

Wenn Mercedes y Macedo tanzte, saßen in den ersten Reihen politische Todfeinde friedsam nebeneinander, als gäbe es in der Deputierten-

der vielen Jahre zweimal am Dache des Pfarrhofes gedeckt werden mußte, wobei gräßlich gehämmert wurde, und daß auf dem gegenüberliegenden Dach des Wirtschaftsgebäudes einmal drei Kater rauften, und so wütend rauften, daß einer davon halb zu Tode gebissen über die Bretter kollerte.

Auch war im Laufe der Zeit, wie er meinte, jenem Stern, der in den Sommernächten gerade über dem Stallfirst stand, einmal ein so ungeheurer Schweif gewachsen, daß alle anderen Sterne der Nachbarschaft weit auseinander gehen mußten, um dem wüsten Ungeheuer eine Gasse zu machen.

* * *

So lebte der arme, alte Mann fort; er wußte schier nicht mehr, wie er in das Dachkämmerlein gekommen war. Er hatte vergessen den Schreckenstag in seiner Jugend, auch den alten Pechbrenner Domini, und wie dieser gesagt hatte, daß er singen sollte. Aber der alte Mann hatte endlich ja auch die Seespinne vergessen, die als unheilvolles Erbe des elterlichen Aberglaubens durch die schönsten Jahre der Jugend hin sich an sein weiches Herz geklammert hatte.

Nur das war dem armen Malchus noch: es habe ihm einmal geträumt von einem lieben Mädchen, das auf der Heide die Ziegen gehütet und ihm Blumen gegeben hatte.

Wie einem doch so wunderlich träumen kann, nicht wahr, Malchus? — Aber sag' einmal, wie viel hast denn noch Korallen an deinem Rosenkranz?

Der Alte mag selbst daran denken, der Grashalm wackelt ihm unsicher im Munde — er hat ja schier keinen Zahn mehr.

Draußen blüht und leuchtet der Maitag.

An der Kirchentür wird ein großer Kranz aus Tannenreisern geflochten, es werden auch Rosen hineingewoben, rote und weiße — es ist das Fest des Kirchenpatrones Urbanus nahe.

Unten im Hofe bei den Schweinen ist großer Schrecken, wie er immer war, wenn ein großer Tag herannahte und der Pfarrer für den Festbraten sorgte.

Der alte Malchus befand sich ganz wohl. Aber er weiß, es naht der Tag . . . Schon vor Wochen hatte er die Windmühle in die Rumpelkammer geschoben, wofür er von der Nachbarschaft eine sehr trauliche Gegen- und Dankvisite erhielt.

Malchus holperte noch einmal durch das Tal; er konnte im Gehen nicht mehr arbeiten, er mußte schon den Stock recht fest halten. Heute wollte er sich die Welt noch einmal ansehen, diese Erde noch einmal, den Himmel noch einmal. Ist gut beisammen, alles. Und die Luft trägt den Duft der Blumen herum, und sie trägt den Gesang der Vögel herum. Der Kuckuck schreit auch; das wird derselbe nicht sein, von der

ausgestellt waren, und sie feilschten mit den Krämern — und das war ein Summen und Brummen über den Kirchplatz hin, und darüber lag die Morgensonne, und auf dem Turme klangen die Glocken und riefen zur Frühmesse. Da drängte sich das Volk der Kirchentüre zu — viele blieben auch im Freien stehen oder sie gingen ins Wirtshaus.

Trotzdem war die Kirche voll. Die Orgel war laut und hell — der Schulmeister hatte alle vier Register aufgezogen, sowie der Kirchendiener alle Kerzen, die in der Kirche waren, angezündet hatte. Der heilige Papst Urbanus, der in seinem goldenen Ornate über dem Altare stand und „der den Wein wachsen läßt", hatte zwölf Kerzen und war in nicht geringer Feuersgefahr, was aber wenig zu sagen hatte, da der heilige Florian mit dem gefüllten Wasserbehälter daneben stand.

Endlich war der Festgottesdienst vorüber und alles drängte sich in das Freie. Unser alter Malchus suchte sich auch durch die Menge zu winden. Man warf ihm Kreuzer zu, die er aber nicht auflas und für die er nicht dankte.

Eine Bäuerin bat ihn, daß er ihrem Töchterlein ein Wollenjöpplein stricke, er sagte nicht zu. Er ging ein wenig durch das offene Tor in den kleinen Kirchhof. Da war alles grün und frisch. Es war keine rechte Stimmung da. Malchus humpelte weiter.

Als er in sein Dachstübchen zurückkam, blieb er einen Augenblick an der Türe stehen. Es war ein fremder Mann da. Er war dem Fenster zugekehrt, stützte sich auf die Brüstung und sah in den blauen Himmel hinaus.

Er war sehr gebückt, hatte einen grauen Pelz an, und die wenigen Haare, die von seinem kahlen Kopfe über das Genick hinabhingen, waren weiß. Der Mann war uralt.

Aha, da ist er schon! dachte Malchus, ging dann auf den Fremden zu.

Der Alte kehrte sich langsam um. „Dennoch wohl, dennoch wohl!" sprach er nun, als er den Malchus erblickte. „Du, Junge, jetzt schau, ich bin keck gewesen, gelt? Nun, daß ich halt so heraufgekommen bin da in deine Stub'. Hab' wohl gewußt, daß du in der Meff' bist; hätt' auch können hineingehen, aber weißt, Junge, mag nicht recht, red' mit meinem Herrgott lieber, wenn ich mit ihm allein bin. Du schaust so! Kennen wirst mich doch wohl noch? — Bin ja der alte Domini, ich, gelt?"

Malchus glaubte, er träume. — Das wird doch nicht der Pechbrenner Domini sein, den er vorzeiten als alten Mann gekannt hatte!"

„Siehst du, Malchus", sagte der Domini, „dort auf dem Eschenwipfel sitzt ein kohlenschwarzer Rabe. Der ist ein Steinrabe, von dem gesagt wird, daß er zweihundert Jahre alt wird. Hab's lange nicht so weit gebracht, bin erst ein wenig über hundert, aber wir zwei werden es schon noch so weit bringen, Junge."

kammer keine sensationellen Debatten, keine Arbeiterfrage, keine Staatsaktionen. Ein aufmerksamer Journalist behauptete sogar, der Herzog von Gramont lieh sich von Jules Favre das Opernglas aus, weil er sein eigenes vergessen hatte. Das Gerücht war unglaubwürdig und fand daher um so eher Glauben. Man denke, der bonopartistische Herzog und ein roter Demokrat!

Die Fremden eilten noch am Tage ihrer Ankunft ins Opernhaus und verschoben lieber die Besuche des Louvre, der Notre-Dame und Versailles.

Wenn Mercedes y Macedo ihren Fußspitzentanz wirbelte, glätteten sich die rissigen Denkerstirnen im Parterre, in den Logen und auf den Galerien. Ihre schlanken Beine zogen die Aufmerksamkeit aller an, ihre mattweißen Arme begeisterten die Maler und Bildhauer, ihre Schultern erschütterten die Treue der gefestigtsten Ehemänner (von den wankelmütigen ganz zu schweigen) und das Zigeunerköpfchen, die Augen, grüner als untadelige Smaragde, die kurze, aber nicht zu kurze, Nase und die beweglichen Lippen ruinierten Herrn Manesse, den Chef des Bankhauses Manesse und Wertheimer, der der Spanierin Broschen, Armbänder und Agraffen sandte, wofür sie mit „Merci!“ dankte; er wanderte dann in einer Sonntagnacht ohne Wissen seiner Gläubiger nach Amerika ab.

Mercedes, eine Landsmännin der Kaiserin Eugenie, stammte aus Barcelona und Exzellenz Mon, Spaniens Gesandter in Frankreich, rechnete es seiner geschickten Geschäftsführung an, daß es so war. Allabendlich blähte sich seine Exzellenz wie ein rarer Paradiesvogel in seiner Loge, zeigte hochnoble Ordensbänder und Großkreuze sowie seine erhebliche Platte, um die ein graumelierter Haarkranz wuchs, und der Attaché Romanonez verriet, sein Chef habe in einem geheimen Dossier die Wichtigkeit der niedlichen Tänzerin für eine spanisch-französische Entente betont. Und gleich ihm bewunderten verschiedentliche Diplomaten die Balleteuse; Graf Cowley, Großbritanniens Botschafter, Chevalier Nigra und der phlegmatische Holländer Minherr Lightenvelt. Die quecksilberne Fürstin Pauline Metternich hatte die Senorita persönlich zu einem Souper geladen und umarmte sie öffentlich. Djemil-Pascha, der Vertreter der Pforte, schätzte sich glücklich, da er dem Star bei Regen am Boulevard seinen Wagen anbieten konnte, und seitdem zweifelte er an der gottgewollten Institution der heimatlichen Haremswirtschaft. Der Osmanly wagte weitere Annäherungsversuche, ohne jedoch damit erfolgreicher zu sein als die wetteifernden Kavaliere. Und der Wunder größtes: Der neueste der Diplomaten, Herr von Bismarck, dem der Ruf anhing, er habe als Junker einen Damenkaffee durch wilde Füchse gesprengt, besuchte die Ballette der Oper regelmäßig. Der spöttische Herausgeber des „Journal Amusant“, Monsieur Philipon, beantragte, man möge Herrn von

und die Hingabe. Und weinte bitter, bitterlich, als der große Herr ihrer Schönheit so schnell satt wurde. Gleichwohl tanzte Mercedes mit Schminke über den geröteten Lidern und lachte trotz der schmerzenden Trauer, weil niemand davon ahnen sollte. Jetzt endeten ihre Überlegungen damit, daß sie den Brief, der zum Stelldichein befahl, mit drei Worten beantwortete: „Ich werde kommen." Sie vermochte nicht „nein" zu sagen und kritzelte die Bereitwilligkeit auf dem Divan sitzend, die Beine gekreuzt und ohne Krinoline, die sie verabscheute. „Ich werde kommen" — schwarz auf rot stand es geschrieben, auf einem purpurroten Kärtchen, einem Geschenk des Kaisers. Die Einwilligung empfand sie als Schwäche, als ein Unrecht an sich, als eine Charakterlosigkeit, und ihren Zorn darüber ließ die Spanierin an dem Intendanten der Oper aus, mit dem sie zankte.

Zehn Minuten und fünfunddreißig Sekunden — die Empireuhr bewies es — wartete Napoleon in der Villa; Mercedes y Macedo kam absichtlich zu spät, entschuldigte sich wegen der Unpünktlichkeit nicht und reichte dem Kaiser die Hand, der sich darüber beugte und den weichen Handschuh küßte. Die Senorita war in Seide, smaragdgrün, in der Farbe ihrer Augen. Sie sprachen anfangs vom wechselnden Wetter. Napoleon trug Zivilkleidung, die seiner kurzbeinigen Gestalt nicht zusagte, mit braunkarierten Beinkleidern, und über dem Salonrock baumelte der Kneifer. Sie sprachen vom Spielplan der Oper und Richard Wagners „Tannhäuser", den die Pariser auspfiffen. Mercedes gab der italianischen Musik den Vorzug; sie sank mit viel Grazie in einen weiten Fauteuil, schob die Glocke der Krinoline zurecht und beobachtete. Ihr war in Erinnerungen weh zumute. Napoleon zündete jede Zigarette an der eben ausgerauchten an.

„Sire, das Nikotin schadet Ihnen."

Er warf die frische Zigarette in den Aschenbecher und klagte über die Vergnügungssucht der Kaiserin, die ihm seine Erholungsstunden abstehle.

„Baten Sie mich hierher, um mir Ihre Unzufriedenheit darüber mitzuteilen?" Die Spanierin hatte ihn unterbrochen.

„Nein, Madame." Der Kaiser stellte eine Porzellanvase von der linken Seite der Empireuhr auf die rechte. „Ich kam mit der Absicht, Ihnen ganz bestimmte — wichtige Eröffnungen zu machen — die mich jetzt kindisch anmuten."

„O Sire, Sire! Gebricht es Ihnen an Mut dazu? Ein Soldat, dem es an Mut gebricht! Einem Manne, der einen, zwei, drei Staatsstreiche wagte, um den Thron zu besteigen! Sie scherzen, das Muster von Tapferkeit und Kaltblütigkeit geruht mit mir zu scherzen." Sie nagte die Lippen; sie benahm sich albern und indezent.

„Ei, versteht sich", entgegnete Malchus, „'s ist nur schade, daß vor einigen vierzig Jahren ein anderer Vogel auf dem Wipfel dort gesessen ist. Wenn du aber der Domini bist und aus deinem Grab kommst — sei nur so gut und mach' nicht viel Umstände, ich weiß es ja — an meinem Rosenkranz."

„Red' nicht so kindisch; pack' lieber deine sieben Sachen zusammen; wirst heut' mit mir gehen müssen. Mit dem Pfarrer hab' ich schon gesprochen, wirst kaum mehr zurückkommen in dieses Dorf!"

Was hatte der alte Malchus Zacharias Rosenkranz zusammenzupacken? Seinen Wollenbeutel nahm er und seinen Stock, dann war er fertig. Er stieg voran über die Sprossen hinab; als Domini nachkletterte, brach die Leiter, der Greis erhielt sich noch glücklicherweise an einem Haken.

Zur selben Stunde schritten die zwei alten Männer aufeinander gestützt durch die Dorfgasse. Viele Leute blickten ihnen nach. Mehrere folgten sogar, und aus dem Wirtshause klang die Tanzmusik.

Wohl blieb Malchus noch einmal stehen und sah zurück, aber er dachte kaum an das, was kommen sollte, sein Geist war wieder in Stumpfheit versunken.

Am Ende des Dorfes, wo das Häuschen der Nähterin stand, war Roß und Wagen. Der Fuhrmann, der dabei war, half den beiden Greisen in den Wagen, und dann rollte das Gefährte davon.

Malchus fuhr sich mit dem Ärmling zweimal über die Augen, er öffnete auch das linke zuzeiten und sah in die Gegend hinaus und sah seinen wunderlichen Gefährten an. War's denn doch wohl der alte Domini? — Malchus fühlte sich nicht behaglich; er hatte vergessen, einen Halm aufzulesen, und jetzt wußte er nicht, woran er kauen sollte. Einmal öffnete er seinen Wollenbeutel, zählte die Taler und murmelte dann vor sich hin: „Wo hab' ich denn doch den andern gelassen? Es müssen dreizehn gewesen sein!"

Gegen Abend, als im Tale schon die Schatten lagen, ließ der alte Domini vor einem Wirtshaus halten; nach einem Imbiß ging das Fuhrwerk weiter. Der hatte sogar geschmeckt. Es kam die Nacht, sie fuhren über Auen und durch Wälder. Malchus saß in sich versunken da.

Als die Sonne aufging, stand Roß und Wagen still, und da war ein See und an beiden Seiten standen rote Felswände und spiegelten sich im dunklen Grunde. Am Ufer des Sees stand ein neues Haus und ein heiteres Gärtlein.

Domini führte den Malchus gegen das Haus und sagte: „Wir zwei sind wohl ein wenig alt, aber da ist alles wieder jung geworden, seh' ich. Mich deucht, Malchus, du hast dem Pechbrenner Domini vor fünfzig Jahren einen Taler geschenkt, weil dieser Taler der Judas war,

Bismarck doch die Spanierin von Staatswegen abtreten, wofür er sich gewiß verpflichten würde, dem Kaiserreich die Rheingrenze zu gewähren.

Paris also, soweit es wirklich auf Kultur Anspruch erhob, hatte Grund zum Glücklichsein. Es besaß einen Kaiser, der als Neffe die Heroen-epoche Frankreichs symbolisierte, es wurde von der reizendsten Herrscherin regiert, es war die prächtigste Stadt, die jemals existierte und sich von Tag zu Tag noch herausputzte, es gab den politischen guten Ton in Europa und ein Stück darüber hinaus an, es lenkte die schier unlenkbare Mode, es präsidierte einem Lande, das im letzten Dezennium eine Serie von Kriegen gewann, und verhätschelte seine unbesiegliche Armee. Paris verhimmelte, was ihm gehörte (und alles Französische gehörte ihm): die furchtgebietenden Mitrailleusen, die Chassepots, das Genie eines Schocks Marschälle — und zum Überfluß tanzte die unübertreffliche Mercedes y Macedo in der großen Oper und beschämte das sagenhafte Ballett St. Petersburgs.

Nicht nur als Künstlerin, auch als Persönlichkeit außer der Bühne errang die Senorita Achtung, mehr noch, Staunen; ein Staunen, das ihren Glorienschein verdoppelte. Aus unbekannten Verhältnissen auftauchend, wurde sie von einer drittklassigen Tanzschule in Barcelona weg an die Oper engagiert, wo neben ihrem Charme und ihrer Geschmeidigkeit die bisherigen Lieblinge des Publikums grollten. Die Elegants beteten sie an, beteten sie absolut nicht platonisch und sehr opferfreudig an — und niemandem, *niemandem* gewährte sie jene Gunst, die üblich war, da Maitresse zu sein in Paris zum guten Ton der grande Dame gehörte. Herr Menasse scheiterte an so viel Tugend, desgleichen Offiziere, Deputierte, Industrielle, Handelsleute und auch ein Lord Hamilton, der nebst allerlei ein Schloß in Schottland bot. Der nie geschlagene General Bazaine — vor dieser Festung wahrer Keuschheit streckte er die Waffen.

Wer der Tänzerin auf der Straße begegnete, sei es, daß sie zu Fuß Einkäufe besorgte, sei es, daß sie aus einem Jucker-Cab stieg, der hatte besondere Ursache, den Kopf zu schütteln. Trotz der unförmigen Krinoline, dem Kostüm des Neoimperialismus, die bei jeder Bewegung viel zu viel zu exponieren pflegte, beobachtete Mercedes y Macedo den Anstand in einer schon unmodernen Weise. Kaum, daß der biegsame Reifrock, gerafft oder gequetscht, mehr enthüllte, als wunderliebe Juchten-stiefelchen, goldene Schnürquasten und einen zarten, seidenweißen Strumpf-saum. Wogegen sie abends im Theater die Beine schleuderte, Dessous zur Schau stellte und ein Dekolletee, dessen gleitende Achselspangen Wollust-fieber erregten. Die Gegensätze warfen Logik und Psychologik über den Haufen.

Und doch — Gutgesinnte posaunten es nicht pöbelhaft aus, Gutgesinnte säuselten es nur, wie ein ungeheures Geheimnis, das ans

„Ich scherze nicht und sagte auch nicht, daß mir der Mut fehlt."

„Sie scherzen nicht, Sire?"

„Nie."

„Nie?" Sie kreuzte die Arme. „Als ob es keine Zeit gäbe, da Ihre Scherze in diesem Raum . . ."

„Bitte, Madame!" Der Ton war schroff.

Und sie liebte ihn noch immer, liebte den Menschen, der seiner Krone vielleicht schon müde wurde. Ihr hochstöckeliges Juchtenstiefelchen bohrte sich in den Teppich. „Wollen wir nicht alle Umständlichkeiten beiseite lassen?" Der Kaiser ergriff ihre Hand. „Ach, Majestät, Sie pressen mir die Ringe ins Fleisch."

„Und Sie zürnen mir nicht — auch wenn Sie meine Bitte abschlagen müssen?"

„Bittenden kann man nicht zürnen."

„Doch, doch, zuweilen."

Sie löste den Reifrock aus dem Fauteuil, hob die Krinoline mit zwei Fingern und knixte: „Einer Angestellten Ihrer Oper, einer Ausländerin, der Frankreich Gastfreundschaft gewährt, geziemt es niemals, mit ihrem kaiserlichen Herrn zu zürnen."

Napoleon lächelte, breitete die Arme aus und einen Moment schien die Zusammenkunft eine sehr persönliche Wendung zu nehmen, aber die Senorita wich einen Schritt zurück, und so sagte er bloß: „Gassenbub! Karikieren Sie nicht!"

„Wie sollte ich . . ." suchte sie die Ironie fortzusetzen.

Der Kaiser schnitt ihr die Rede ab: „Ich werde offen zu Ihnen sprechen. — Das Rendezvous, für dessen Gewährung ich Ihnen herzlich danke, ist hochpolitischer Natur. Erst nach reiflicher Überlegung und langem Zögern entschloß ich mich dazu, und nur das Wohl des Staates, dessen Oberhaupt ich bin, konnte die Bedenken dagegen zerstreuen." Mechanisch nahm er eine Zigarette aus der goldenen Tabatiere und steckte sie an. „. . . Frankreich ist nicht das, was es seiner Tradition und seiner Macht zu sein schuldig ist: Der Schiedsrichter Europas. Ohne unsere Mitwirkung, zumindest ohne unsere Erlaubnis, darf sich auf dem Kontinent nichts ändern. Die zivilisierteste, intelligenteste und tapferste Nation kann das beanspruchen und meine Aufgabe ist es, diesen Anspruch zur Geltung zu bringen. Wir sind auf dem Wege, das Ziel zu erreichen, aber nur Sanguiniker glauben, es sei bereits erreicht. Das französische Volk ist das Volk der Sanguiniker, das an Enttäuschungen schmerzlich leidet wie ein Kind an seinem zerbrochenen Schaukelpferd. — Mein Thron balanciert auf den Bajonetten der Armee — und sollten sich die Bajonette einmal vor dem Feind senken, so stürzt der Thron, so stürze ich . . . Sie sehen, Madame, ich weihe Sie

in mein Innerstes ein und hoffe, Sie verstehen mich. Ich rede so ehrlich . . . der Bitte wegen, die ich an Sie richte. — Unsere innerpolitischen Verhältnisse, um die Sie sich — und deshalb beglückwünsche ich Sie! — gewiß nicht kümmern, verschlechterten sich in der letzten Zeit. Eine kommunistische, eine republikanische, ja, eine royalistische Opposition unterwühlt die Autorität der Regierung und vermindert unser Ansehen im Ausland. Auch die Arbeiter bereiten mir Sorgen, sind es doch die breiten Schichten, die meinen Aufstieg ermöglichten. Feinere Ohren vernehmen, daß die Hochrufe der Menge, die mich begrüßt, gedämpfter klingen. Bedenkliche Symptome bedenklicherer Ursachen."

Da wippte die Spanierin ihre Fußspitzen, daß die smaragdgrüne Rockglocke schaukelte, und sagte wichtig: „Wie wäre es, Sire, wenn ein Attentäter in dem Augenblick, da Sie die Tuilerien oder eine Kirche verlassen, einen Pistolenschuß gegen Sie abfeuerte? Die Pistole muß ja nicht geladen sein. Die Polizei verhaftet das Scheusal, verhört es und er gesteht, durch Hetzartikel in der demokratischen und bourbonischen Presse zur Tat getrieben worden zu sein."

„Madame, an die Aufrichtigkeit von Pistolenschüssen, die den Attackierten unversehrt lassen, glaubt niemand mehr."

Sie neigte ihr Köpfchen: „Ich dachte nur, weil es bei uns in Spanien so gemacht wird."

„Nein, nein, nichts dergleichen. Den Mut habe ich nicht, mich lächerlich zu machen. — Mein Hauptaugenmerk muß ich auf die auswärtige Politik richten. Wenn Frankreich hier triumphiert, strahlt der Name Napoleon wieder hell."

Mercedes y Macedo klirrte zwei Kettenarmbände aneinander. „Das Mittel ist reell."

„Ich vertraue Ihnen, Madame, ich verrate Ihnen Geheimnisse, die ich meinen Ministern verschweige, und hoffe, daß Sie sich des Vertrauens würdig erweisen — Frankreichs wegen, das Ihre zweite Heimat würde — und auch ein wenig meinetwegen, der . . ."

Die Senorita nickte: „Ja . . ."

„Unsere Lage ist nicht verzweifelt, nur bedenklich, und der Kluge baut vor. Das Kaiserreich ist stark, mit Italien sind wir so gut wie verbündet, England fürchtet uns und wird ein Zerwürfnis vermeiden, Österreich hat sich von seinen Kriegen noch nicht erholt, Rußlands Interessen kreuzen sich nirgends mit den unsrigen — und Mexiko gibt mir vielleicht Gelegenheit, ein frisches Lorbeerblatt in den Ruhmeskranz Frankreichs zu flechten, damit wir auch jenseits des Ozeans ein Wort mitsprechen. Wer weiß." Er holte Atem. „Was mich mit Sorgen erfüllt, ist Preußen."

Mark des Staates geht; und doch — man kannte das von den Champs Elisee unmerklich abgerückte Rokokobijou, in dem die Künstlerin auch Weib gewesen war. Deshalb entleibte sich ein begabter Genieleutnant im Bois; seine Liebe ertrug es nicht. Und gegen den Nebenbuhler vermochte sie nichts. Das Opfer des Offiziers bedeutete neben geknebelter Leidenschaft größte Vaterlandsliebe, ein Höchstmaß soldatischer und dynastischer Ergebenheit, denn der, vor den er zurücktrat, war Napoleon, der Kaiser der Franzosen.

Fünf Monate, eine Ewigkeit für einen Bonaparte, dauerte der Zauber der Rokokovilla und nach fünf Monaten lebte die Tänzerin wieder unantastbaren Rufes in der Öffentlichkeit, die vergebens den Nachfolger zu erspähen trachtete. Nachfolger gab es keinen. Ob solcher Widernatürlichkeit staunten die Frauenkenner abermals. Die durchtriebenen Strategen der Liebe, die wegen einer Kapitulation die Umwandlung der Tugendburg in einen Freihafen erwarteten, unternahmen ergötzliche Angriffe. Die Hampelmänner blamierten sich.

Mercedes hätte bei einiger Würdigung der Gelegenheiten, die sich boten und die unbenützt blieben, die Tugendrose des Papstes verdient, zumal auch der päpstliche Nuntius Monsignore Chigi sie heiß verehrte.

*
*   *

Senorita y Macedo wurde durch einen Brief, den ein äußerlich durchaus unauffälliger Lakei eigenhändig abgab, überrascht. Napoleon, der nach Abbruch der Beziehungen mit ihr niemals eine neuerliche Annäherung versucht hatte, schrieb im befehlenden Stil der verwöhnten Majestät, er wünsche eine Unterredung; wörtlich: er verlangte ein Rendezvous in der kleinen Villa. Vielleicht hinge das Geschick Frankreichs davon ab.

Die Tänzerin im tiefen Negligé des Vormittags, ein Figürchen, drapiert mit Seide, Spitzen, Bändchen und Volants, unvergleichlich begehrenswerter noch als in der lasziosten indischen Ausstattungskomödie, überlegte. Was wollte der Kaiser? Das Natürlichste war diesmal das Unwahrscheinlichste, weil es mit dem Geschick Frankreichs in keinerlei Zusammenhang stand. Während sie nachsann, wartete der Bediente zwei Stunden auf Antwort. Sie ärgerte sich. Napoleon mußte doch wissen, daß man sie nicht wie eine geschmeichelte Hofdame behandelte, die man bestellte und verabschiedete und wieder bestellte. Im Nachsinnen verharrte sie am längsten bei jener Stunde, da sie fatalistisch die Augen schloß und nur „Oh . . .“ hauchte. Warum unterwarf sie sich dem Fatum und seufzte bloß „Oh“, obwohl sie bis dahin um Worte nie verlegen gewesen? Die Tochter des verschuldeten Wirkwarenhändlers in Barcelona liebte den Kaiser der Franzosen. Sie liebte ihn — deshalb die Einsilbigkeit

einem Gewaltministerium, das den widerspenstigen Landtag knebelt. Hätte er eine vollkommene diplomatische Erziehung genossen, so wäre er einer der ersten Staatsmänner Europas, aber er ist unfähig, eine vorgefaßte Meinung, ein Vorurteil irgendwelchen Erwägungen höherer Ordnung zu opfern. Ihm mangelt der praktische Sinn für Politik, er ist ein Parteimann in des Wortes verwegener Bedeutung, aber da er Einfluß hat oder haben wird, so würde ich seine Ernennung zum Premier mit Mißvergnügen aufnehmen. Ich ziehe es vor, ihn in Paris zu überwachen, statt ihn in Berlin außerhalb unserer Machtsphäre schalten zu lassen."

„Was Sie mir da erzählen, Sire, ist zweifellos sehr wichtig und sehr richtig, aber verzeihen Sie — ich verstehe davon zu wenig. Preußen — Ministerpräsident — Militärpartei — ein einiges Deutschland, Sie muten meinem politischen Verstand viel zu viel zu. Bleiben wir bei dem, was mich betrifft." Sie faßte den Kaiser scharf ins Auge. „Werde ich Herrn von Bismarck fesseln können — länger als fünf Monate? Genügen Ihrer Politik fünf Monate?"

Napoleon glitt über die Anspielung hinweg: „Deutsche Verliebte sind lange treu." Er dämpfte seine Stimme wie stets, wenn er Frauen umzustimmen hatte, und der tiefe, tönende Klang schläferte ein. „Herrn von Bismarck sind Sie jetzt schon nicht gleichgültig, Madame; ich bin gut informiert. Und wenn Sie es über sich brächten, ihn zu lieben . . ." Eine späte Eifersucht stachelte ihn und seine Hand zerrte zausend den Spitzbart. „Nein, nein, es ist Unsinn . . ."

„Nicht so ganz, Majestät." Mercedes y Macedo schluckte aufquellende Tränen. „Es ist eine Komödie, aber die Komödie hat Stil, Florentiner Renaissancestil . . ." und sie schluchzte bitterlich auf und schluchzte und schluchzte . . .

*
* *

Pauline Metternich befolgte einen Wink von oben und lud Herrn von Bismarck gemeinsam mit Mercedes y Macedo zum Tee, zu dem sich auch der Kaiser angemeldet hatte, aber unaufschiebbare Geschäfte hinderten ihn am Erscheinen.

Es war spaßhaft, wie die Tänzerin kokettierte und ihrem bärbeißigen preußischen Tischnachbarn zusetzte — und wie liebenswürdig sich der strenge Herr Gesandte gab. —

Zwei Wochen später erstattete die Spanierin ihrem ungeduldigen Auftraggeber in der Rokokovilla Bericht. Sie war scharlachrot gekleidet und ihr Schuhband, das sie mehrmals knüpfte, beschäftigte sie oft mehr, als ihr kaiserlicher Gesellschafter, dem sie dann zerstreut und verkehrt antwortete. Er fragte: „Wie geht es, Madame?"

Die Tänzerin blinzelte, als juckten sie die Augen. „Hier setzt die Rolle ein, Sire, die Sie mir zuteilen, nicht?“

Stürmisch küßte der Kaiser ihre Fingerspitzen: „Madame, Sie erleichtern mir meine Bitte.“ Und scherzend: „Mein Kompliment vor Ihrem hohen diplomatischen Talent.“ Doch sofort wieder ernst: „Preußen rüstet, Preußen bereitet etwas vor, worüber ich nicht genau unterrichtet bin. Man munkelt, es plane die Gründung eines großen Reiches unter der Ägide der Hohenzollern. Das dulde ich nicht, das kann Frankreich nicht dulden. Ein geeinter deutscher Staat an unserer Ostgrenze wäre eine fortwährende Bedrohung unserer Lebensinteressen.“ Seine Faust fiel auf den Tisch. „Ein Deutsches Reich wäre ein casus belli — dem ich mit allen Mitteln entgegenarbeiten werde.“

„Drücken Sie sich klar aus, Sire — werden S i e entgegenarbeiten . . . oder ich?“ Vorgebeugt und gespannt saß sie da.

„. . . Es fehlt Preußen zur Verwirklichung seines Planes nur eins — die Persönlichkeit, die den erstrebten Staat oder den Staatenbund mit Blut kittet und mit Eisen schmiedet.“

„Und die Persönlichkeit?“

„Ist vorhanden.“

„Wo, Sire?“

„In Paris.“

„In Paris? Und heißt?“

„Von Bismarck.“

„Der Mann mit nur drei Haaren am Scheitel?“

„Der preußische Gesandte an unserem Hof, der Gesandter bleiben muß und nicht preußischer Ministerpräsident werden darf.“

Unter der Puderschichte flutete eine rote Welle in die flaumige Haut der Senorita und ihre Hände im Schoß krallten die grüne Seide. „Sire . . . Sire . . . Sie bestellten mich hierher, um mir zu befehlen, Herrn von Bismarck in Paris festzuhalten.“

Zum zweitenmal während der Unterredung hatte es den Anschein, als ob die Frage der großen Politik in einer mehr persönlichen Richtung verlaufen sollte, doch Mercedes y Macedo wünschte das nicht.

So begnügte sich Napoleon mit einem dritten Handkuß. „Wären Sie ein Mann, Madame . . .“

„So wäre Ihnen schlecht gedient, Sire.“

„. . . so überreichte ich Ihnen den Orden der Ehrenlegion.“

Bitter kam's zurück: „Doch nicht v o r der Leistung.“

Der Kaiser charakterisierte den preußischen Gesandten: „Herr von Bismarck ist höflich und durch und durch naiv und hat keine Spur von Gemüt, aber viel Geist. Leider fühlt er sich in Paris nicht wohl und die Berliner Militärpartei rechnet mit ihm als kommenden Mann in

rue de Lille auf ein langweiliges vis-à-vis. Außerdem ist das Haus feucht, denn die Flecke ..."

„Legten Sie aufs Milieu den Hauptwert?"

„Jedenfalls ist es nicht nebensächlich und bildet seine Leute. Hier zum Beispiel ..."

„Madame, Sie imitieren einen bühnenkundigen Dramatiker, der das Publikum auf die Folter spannt, weil er den Effekt von Szene zu Szene hinausschiebt."

„Welchen Effekt, Sire?"

Der Kaiser antwortete indirekt: „Was, was — redeten Sie eigentlich mit Bismarck?"

Mercedes y Macedo zeigte eine fehlerfreie Nackenlinie, da sie den Kopf senkte. „Wir redeten von Paris und Berlin, das ein häßliches Nest sein muß, kleinbürgerlich und philiströs, und hernach — warten Sie, bis ich meine Erinnerung geordnet habe — ja, hernach plauschten wir von König Wilhelm, der ..."

„Ein Starrkopf ist; weiter!"

„Und schließlich ..."

„Schließlich?"

„... brachte ich aus meinem sehr, sehr korrekten Wirt heraus, daß er eine Waffensammlung besitzt." Mit heller Stimme versicherte sie: „Waffen sind meine Leidenschaft."

„Da deren Betrachtung Gelegenheit gibt, Schulter an Schulter mit dem Partner ..."

„Schwerter des Ritterordens zu sehen, den Säbel, den ein Großonkel des Herrn Gesandten bei Roßbach führte, einen Morgenstern, eine Streitaxt und einen byzantinischen Helm, ein Panzerhemd — ein Erbstück der Familie —, einen Lederkoller und ..."

„Und keine Gelegenheit?"

„Doch, doch! Ein Bärenfell, in einem Tartarenlager erbeutet, ganz weiß und ganz weich — und schon lag ich darauf. ‚Herrlich!' rief ich, ‚ich bin so abgespannt von den vielen schönen Sachen und wenn ich ein Polsterchen hätte' ..."

„Ein Polsterchen?" In seiner Aufregung berührte der Kaiser ihre Schulter, daß sie zuckte.

„Natürlich, unter den Kopf. Und Herr von Bismarck beeilte sich, meinen Wunsch zu erfüllen, brachte einen Seidenpolster und bückte sich — und ich schlang meinen Arm um seinen Hals und küßte ihn mitten auf den Mund."

Napoleon schnellte auf: „Sie küßten ihn?"

Mit verdeckten Augen saß sie da und schwieg.

„Sie küßten ihn! Und er?"

Sie entgegnete: „Man hat mir ein Engagement an die russische Oper mit einer fabelhaften Gage angeboten und ein Fürst Gradini bewirbt sich um meine Hand. Er besitzt Millionen, vier Palazzi und eine Yacht."

„Und Herr von Bismarck?"

„Ja, Herr von Bismarck . . ." Schwermütig und bedachtsam wiederholte die Senorita: „Ja, Herr von Bismarck . . ."

„Madame, ich bin gespannt, ich bin . . ."

„Eifersüchtig sind Sie."

„Gespannt bin ich. Was ist? Fiel etwas vor?"

Mit dem unschuldigsten Augenaufschlag von Murillos Madonnen sagte sie: „Vorgefallen? Ja — nein. Wie man's nimmt."

„Berichten Sie." Napolen klemmte den Kneifer über den Nasenrücken. „Berichten Sie chronologisch und lückenlos — und ohne Rücksicht darauf, daß vielleicht die volle Wahrheit den Menschen in mir verletzt."

So berichtete sie denn, episch breit, zu episch breit für Napoleons Ungeduld. „Als ich Ihrem Wunsche entsprechend, Herrn von Bismarck bei der Fürstin zu Tische führte, vergaß ich keine Sekunde den Befehl, den Sie mir erteilten. O, Sire, der Herr Gesandte ist ein Riese — ich reiche ihm nicht bis zur Schulter. Und bezaubernd war er, galant und von der Bissigkeit, auf die ich mich fürchtete, keine Spur. O, im Gegenteil! Nicht einmal häßlich ist er, er hat liebe freundliche Augen. Er sagte mir eine Menge reizender Komplimente im besten Französisch — Komplimente über meine Kunst, über die Gabe, mich elegant und distinguiert zu kleiden, über mein Vaterland, das zu besuchen das Ziel seiner Wünsche ist, über meine Schlagfertigkeit und weiß Gott noch was. Ja, auch über den Brillantstern, den ich trug — und ich durfte nicht sagen, daß ich ihn Ihrer Freigebigkeit verdanke . . . Aber ich ließ mich nicht berauschen und brachte das Gespräch geschickt auf das preußische Gesandtschaftspalais und seine vielgerühmte Einrichtung — preußisches Barock, wenn ich nicht irre. ‚Ungefähr', gab mir Herr von Bismarck Recht. ‚Wenn Sie mir einmal die Ehre erweisen wollen, bei mir den Tee einzunehmen . . .' ‚Mit Vergnügen, Exzellenz', sagte ich, und gestern . . ."

„Gestern . . ."

„Trank ich Tee in der preußischen Gesandtschaft."

„Bravo! Madame, Sie sind göttlich! Und?"

„Und der Tee war schlecht, bitter und zu dunkel, ohne Aroma. Auch die Möbel gefielen mir nicht — plumpe, ungefällige Kasten und Sessel — und unbequem! Man sitzt sich darauf die Knochen durch. Und die Aussicht aus dem Speisezimmer — na, ich danke! In die

Die Lokomotive und die Kiefernspinner.

Die Geschichte eines Wettrennens von **Fritz Müller (Cannero).**

Es war einmal eine Lokomotive.

Sie stand auf dem Bahnhofe unter Dampf und fauchte.

Aber als der Zug immer noch nicht abging, langweilte sie sich. Besonders der Kessel. So daß er sein Maul aufriß und gähnte. Darüber ärgerten sich die Räder.

„Mangel an Lebensart", sagten sie und glitzerten vor Unwillen.

„Uah", machte der Kessel und gähnte weiter.

„Sie sind ein Flegel, mein Herr", sagten die Räder zum Kessel.

„Und ihr seid ein blendriges Gesindel, nichts weiter", sagte der Kessel zu den Rädern.

„Was wärst du ohne uns", fingen die Räder wieder an, „nichts weiter als ein toter Klotz."

„Und ihr ohne mich?" entgegnete der Kessel, „ein unnützes Pack, sonst nichts."

„Oho! Wenn wir dich nicht auf dem Rücken hätten", sagten die Räder, „liefen wir noch einmal so schnell in alle Welt hinaus."

„Und ich würde fliegen können, wenn ihr euch nicht an meinen Körper hängtet", sagte der Kessel.

„Blech!" sagte eine Stimme.

„Was erfrechst du dich!" rief der Kessel und sah an seinem Blech hinunter.

„Bitte, wir haben nichts gesagt", behaupteten die Räder, „die Stimme kam von vorne."

Da sahen sie eine Raupe auf den Schienen liegen. Es war ein Kiefernspinner. Dick lag er da und streckte seinen Kopf in die Sonne.

„Geh weg! Sonst zermalmen wir dich, du Frechling", riefen die Räder und der Kessel jetzt gemeinsam.

„Gebt euch keine Mühe", sagte der Kiefernspinner, „ich komme schneller vorwärts als ihr beide."

Kessel und Räder waren sprachlos über diese Aufschneiderei.

„Du lügst", zischte der Kessel.

„Regt euch nicht auf", sagte die Raupe, „ich schlage euch eine Wette vor: Ich und meine Brüder laufen schneller als eure Lokomotive."

Die Raupe sagte das so zuversichtlich, daß sich Kessel und Räder fragend ansahen.

„Er ließ es sich ruhig gefallen — und tätschelte meine Wange — und sagte ein Wort, das ich nicht verstand.“

„Ja, aber Madame ...“

Zum zehnten Male knotete Mercedes y Macedo die Goldquästchen ihrer Juchtenstiefelchen und die vorgebeugte Haltung trieb ihr das Blut in die Schläfen. „Ich verstand es nicht, mein Ehrenwort, es war wahrscheinlich deutsch und nur aus dem Klang schloß ich, daß ... daß ... unsere Unterrockpolitik mißlungen war.“

„Das Wort! Das Wort!“ drängte Napoleon, „darauf kommt es an.“

„Das Wort ...“

„Wie heißt es?“

„Ich glaube ...“

„Strengen Sie Ihr Gedächtnis an!“

„Still!“ Die Tänzerin zog beide Augenbrauen hoch in die Stirn, ein Zeichen besonderer geistiger Tätigkeit. „Ich hab's ... beinahe ... Das Wort heißt Sche ... Nein ... Ja, so: Kleiner Schafskopf, gewiß: Schafskopf, kleiner.“

Im Kaiser wechselten schnell dreierlei Gefühle — Bestürzung, Ärger, Heiterkeit. „Kleiner Schafskopf, also ...“

„Ist es eine Beleidigung, Sire?“ Schon halb beleidigt pfauchte die Senorita.

„Beleidigung? Kaum ... Aber Sie brauchen sich um Herrn von Bismarck nicht weiter zu bemühen. Er ist aus Holz, aus hartem, unschnitzbarem Knüppelholz.“

Mercedes y Macedo schob die kosende Hand des Kaisers zu brüsk für eine loyale Untertanin weg, achtete sträflich wenig auf eine dezente Drapierung der schwellenden Krinoline und meinte bedauernd: „Von Mühe kann keine Rede sein, Sire, ich hätte Ihnen gern den Gefallen getan.“ Und zwischen ihren geschwungenen Wimpern schimmerten Tröpfchen, die kleinen Tränen zum Verwechseln ähnlich sahen.

Mein Dorf.

Von Ella Triebnigg, Wien.

Zwischen Hügeln liegt's, im Tale,
Wie in einer tiefen Schale
Von Onix, die lang gestreckt,
Ihre Schätze halb versteckt,
Doch verrät sie oft ein Flimmern,
Blanker Fensterscheiben Schimmern.

Rinnt ein Bächlein durch das Tal,
Krümmt sich oft und macht sich schmal,
Wie die Dörfler still es schafft,
Leiht der Mühle seine Kraft.

Auf den Hügeln, die's umgeben,
Wachsen säftesüße Reben;
Zur Akazienblütezeit
Ist es blütenüberschneit,
's ist nicht groß, mein Dorf, noch reich,
Doch kein and'res kommt ihm gleich!

Wie der Kräuterhans zu der Steghofernandl fensterln gangen ist.

Ein lustiges Geschichtchen aus dem Waldviertel von **Karl Gugerell.**

Wird ihn wohl nicht recht leiden haben mögen, die Steghofernandl den Kräuterhans, der ihr auf allen Wegen nachgeschlichen kömmt und allwo immer seine Lieb' gestehen wollt', wenn nur die Weiberleut, und ganz besonders die ledigen Dirndln, nicht gar so gschnappig täten sein. Und noch dazu 's Steghofernandl, das gar nicht so sauber und geschmackig ist, wie man sich ein lebfrisches Waldviertlerdirndl allzeit vorstellen tut. Ein Schmaldirndl übereinand, hoch aufgeschossen, wie eine Hopfenstang', und auch sonst nicht gar begehrenswert. Nur der Steghof dürft' einmal ihm gehören — — und das sagt alles.

So mag sich wohl der Kräuterhans denken und vielleicht noch manch andrer Bursch z' Hirschenwies.

Denkt aber ganz anders das Steghofernandl: Wenn ich schon hochaufgeschossen bin, bin ich destwegen doch nicht gar so uneben noch. 's G'sichtl, wenn 's auch ein wengerl „grüblert" (blatternarbig) tut sein, ist es doch noch lange kein Reibeisen nicht, und alt bin ich ja auch noch keine Zwanzig nicht und für einen Buben wie der Kräuterhans, noch allweg mehr als gut genug.

Denkt wieder seinerseits der Hans: Könnt' ihm wohl nix nit verschlagen, wenn er's einmal angehen tät', 's Nandl, von wegen dem Fensterln. Ist er ja schon alt genug dazu, und daß er ein wengerl einwärts geht, und daß die linke Schulter höher tut sein als die rechte, das käme doch sicher gar nicht in Betracht — und auf einen Säuberen als er ist, könnt 's Nandl ja doch gar nicht rechnen. Und ehrlich meinen tät er's ja auch; allwie 's nur tät mögen, tät er's heimführen als sein Weib, und tät sich auf den Steghof setzen, als — Bauer und Herr.

Ist gar nicht so einfältig als er ausschaut, der Kräuterhans.

Und wie er sich's gedacht, so hat er's getan. —

Kaum daß er den Sonntag erwarten kann, wo er zusammenkommen muß mit der Nandl, wo er sie begegnen wird auf dem Feldweg beim Kirchgang und wo er ihr 's ganz gut wird sagen können, daß er vorsprechen wird in einer Nacht einmal, daß er ans Fensterl klopfen wird . . . dreimal klopfen wird, und daß sie ihm — um aller Heiligen und der Liebe willen — aufmachen sollt'.

Und er ist ihr begegnet Sonntags auf dem Feldweg beim Kirchgehn und hat ihr's gesagt, daß er wird klopfen in der Nacht an ihr Fensterl . . . dreimal!

Ist sie dagestanden, hat wollen zornig werden; hat sich aber gleich wieder anders besonnen und schelmisch zu lachen begonnen.

„Angenommen", sagten sie dann zu der Raupe, „und wo und wann soll denn der Wettlauf sein?"

„In einer Viertelstunde, gleich von der nächsten Schiene ab", sagte die Raupe.

„Einverstanden", sagten die Räder und der Kessel, „bis dahin geht auch unser Zug. Halt — wo willst du hin?"

„Ich will es meinen Brüdern sagen", entgegnete die Raupe, „die wollen alle mit dabei sein bei dem Rennen."

„Sag's ihnen nur, du Aufschneider", klirrten die Eisenseiten hinter ihm her.

Der Kiefernspinner aber kroch über den Bahndamm in den Kiefernwald, der bis zum Bahnhof reichte.

Ungeduldig warteten der Kessel und die Räder auf die Abfahrt. Dem wollten sie es aber zeigen!

Jetzt endlich kam der Mann mit der roten Mütze aus dem Gebäude und hob die Hand. Der Dampfkessel pfiff vor verhaltener Kraft. Die Wagen fingen an zu gleiten.

„Wo ist denn nun der Raupenlügner?" höhnten die Räder und blitzten nach allen Seiten aus.

Da erblickten sie vor sich eine seltsame Prozession. Wie eine Welle flutete es über das Geleise von dem Kiefernwalde her und zog auf der anderen Seite längs der Schienen weiter. Es waren Kiefernspinner. Tausende von Kiefernspinnern, die da wimmelten und einen lebendigen Teppich über den Bahndamm warfen. Mitten in dem Heerzug aber erhob sich eine dicke Raupe etwas in die Höhe und rief den heransausenden Rädern zu: „So — nun kann der Wettlauf beginnen — los!"

Mitten hinein in den Raupenzug fuhren die Räder. Und da geschah etwas Merkwürdiges. Die Räder rutschten noch ein wenig vorwärts. Ölig schob es sich zwischen sie und die Schienen. Stehen blieben die Räder und drehten sich an Ort und Stelle um sich selber. Sinnlos um sich selber. Ohnmächtig blitzen die Radkränze. Wütend schnob der Kessel. Es half ihnen alles nichts. Sie knirschten und pusteten vor Ort, und unter ihnen zog der Zug der Raupen immerzu über das Geleise — Hunderttausende von Gelenken bewegten sich zu gleicher Zeit — und unaufhaltsam wallte der Raupenteppich auf der anderen Seite längs des Bahngeleises weiter . . . weiter . . .

„Sackra, sackra eini noch einmal! Hab 's ja dengerst allweil und immer g'sagt, daß mer sich in go nix nit einlassen sollt mit die Menscher. Muß das narrisch Ding übereinand, gleich meiner Muader verzähln, daß ich werd fensterln — — und die Alte muß gleich eingehn auf dem Mensch sein dumm' Red!"

Umeinander geschlichen ist er wie ein Dachsl, der d' Schläg' fürcht', hat sich verdrießlich ins Stroh gelegt und einen heiligen Schwur geleistet: Daß er all sein Lebtag nicht mehr fensterln gehn will; wenigstens zu der — Nandl nicht mehr.

Eine Amazone.

Amazonen begegnet man sonst nur in Sagen und Märchen; und obwohl die Amazone Agnes Le Clerq erst in der Nacht vom 20. auf den 21. Dezember 1912 in Karlsruhe gestorben ist, gehört doch auch sie schon einem Zeitabschnitte an, der uns oft wie ein sagenhaftes Märchen anmutet, wie jede Vergangenheit, die nicht mehr deutlich und sichtbar in unsere Gegenwart herübergreift.

Sie war Kanadierin, von Vatersseite her französischer, mütterlicherseits spanischer Herkunft, und vielleicht rollte in ihren Adern auch Indianerblut; man hielt es wenigstens für möglich und eines ihrer Jugendbilder weist einen schönen, rassigen Typus auf, der der Vermutung durchaus nicht widerspricht; desgleichen gemahnte mancher Zug ihres sprühenden Temperamentes, das sie Abenteuer suchen und lieben ließ, an den indianischen Charakter. Jedenfalls hatten die roten Stämme, mit denen sie in Berührung kam, große Sympathie für sie und gaben ihr den Beinamen „Winowa", das heißt: Sonnenschein.

Tochter eines Obersten, wuchs Agnes Le Clerq in einer soldatischen, ja kriegerischen Umgebung auf und war an das Lagerleben des amerikanischen Sezessionskrieges, da der Norden gegen die sklavenhaltenden Südstaaten kämpfte, gewöhnt. Unter den Amerikanern fochten damals viele europäische Offiziere — Desperados —, die aus irgendeinem Grunde ihr Vaterland verlassen hatten müssen und in der neuen Welt eine bessere Grundlage für ihr Dasein suchten. Zu diesen gehörte Felix Prinz zu Salm-Salm, der Stämmling eines uralten Adelsgeschlechtes, der erst aus der preußischen, dann aus der österreichischen Armee schuldenhalber ausschied. Agnes Le Clerq und Felix Salm lernten einander kennen, liebten sich und heirateten, obwohl sie nicht Deutsch, er nicht Englisch verstand und beide auf die Konversation in einem gebrochenen Spanisch angewiesen waren . . . Die nagelneue Prinzessin förderte ihren Gatten ungemein, im Sattel nahm sie neben ihm an den Feldzügen

Und wie sie gelacht hat!

„Nu, magst nur kommen einmal; aber erst morgen z'nachting. Hörst, Hansl, erst morgen z'nachting, das bitt ich mir aus. Will dir auch einen Tee warmhalten, einen gesunden, wenn d' kommst."

„Bist halt doch ein soviel liebwertes Dirndl", meint der Hans vergnügt und möcht' ihr gern ein Busserl stehlen — erbitten könnt' er sich so kein's.

Sie aber hat ihm einen Renner gegeben, daß er ins Gras hineingefallen ist, und ist fortgelaufen über 's Feld, wie ein Wiesel. Er hat sich rasch wieder auf die Füß' gestellt, seinen taufeuchten Buckel gerieben und allfort gedacht ans Fensterl, ans Dirndl, ans liebwerte, und an den Tee, den gesunden, den sie ihm warmhalten will, die Nandl. So hat er geduldig abgewartet die kleine Ewigkeit bis morgen z'nachting.

* * *

Endlich war sie um, die Ewigkeit. Und wie abgeredet, so hat er sich auch eingefunden auf dem Steghof, der Hans. Daß seine Mutter nach Weitra hinaufgegangen ist, mit Kräutern für die „Apathek", wie sie ihm vorgesagt, ist ihm grad recht gewesen; kommt sie vor dem nächsten Tag nicht heim, braucht sie's nicht zu wissen, daß er um Neune noch nicht liegt auf seinem Stroh.

Klopft's richtig z'nachts ans Fensterl ... Dreimal klopft's! Geht's Fensterl auf, von der Nandl ihrer Kammer ... langt eine Hand heraus ... hat s' der Hans eilig fassen wollen ... hat aber die Hand nach seinem Kopf gegriffen und ihn bei den Haaren auf 's Sims hinaufgezogen.

Jetzt, das war ihm aber denn doch ein wenig zuviel der Lieb', dem Hans.

Kommt aber noch viel ärger.

Ehe er sich noch recht zu fassen weiß, saust auch schon, von sicherer Hand geführt, ein geschmeidiges Birkenrutenbündel auf seinen Buckel herab und hopst dort wie besessen umeinander.

Und begleitet waren diese Birkenrutenhiebe mit den zornigen Worten einer keifenden Weiberstimme: „Wart, du Locherl, du Nixnutz, du! Zum Arbeiten und Kräutersuchen bist z' dumm, aber zum Fensterlngehn und bei d' Menscher liegen, dazu hätt'st Verstand grad gnug. Du Höllensackra übereinand!"

— — — Ist seine Mutter gewest, bei der er gefensterlt hat, und ist ein g'sunder Tee gewesen, den d' Nandl ihm warm g'halten hat ...

Wie er davongerannt ist, und den schmerzenden Körperteil in einemfort gerieben und dabei wohl auch ein wenig geflucht haben mag:

Frau Agnes, die um ihren Gatten zitterte, wollte von Juarez um jeden Preis die Erlaubnis erhalten, sich nach Queretaro begeben zu dürfen, bekam sie aber erst, unterstützt vom preußischen Gesandten Baron Magnus und anderen Freunden, als die Festung bereits gefallen war. Der republikanische General Escobedo hatte sie angeblich nicht erobern können, sondern der kaiserliche Oberst Miguel Lopez, Ritter der französischen Ehrenlegion, ein Neffe der Gemahlin Bazaines, soll sie ihm durch Verrat in die Hände gespielt haben. Maximilian, sein ganzer Stab und alle Soldaten waren gefangen.

Die Prinzessin, mit dem Passierschein in der Tasche, legte zu Pferd die Strecke zwischen dem republikanischen Hauptquartier und Queretaro zurück. Kein ungefährlicher Ritt, denn halbwilde Banden, die wohl eher Räuberhorden als militärische Abteilungen waren, durchstreiften die Gegenden. Trotzdem erreichte sie glücklich ihr Ziel. Das Wiedersehen mit ihrem Manne schilderte sie selbst: „Er war nicht rasiert, trug einen mehrere Tage alten Kragen und sah aus, als käme er aus einem Kehrichtfaß, obwohl nicht schmutziger als seine Kameraden. Ihn so und unter solchen Umständen wiederzusehen, ergriff mich sehr; ich weinte und fiel in seinen Armen fast in Ohnmacht.“ Hierauf wurde sie zum Kaiser geführt: „Ich fand ihn (Maximilian) in einem elenden, kahlen Zimmer im Bette; er sah blaß und krank aus. Er drückte meine Hand, küßte sie und sagte, wie sehr er sich freue, daß ich gekommen sei.“

Niemand, der die Situation richtig beurteilte, auch der Kaiser nicht, zweifelte, daß die siegreiche Republik den Tod des „Usurpators Maximiliano de Habsburgo“ begehren würde und die Prinzessin Salm, gleicherweise um den Emperador, der ihr Herz gewonnen hatte, wie um ihren Mann besorgt, wagte alles, um die Bedrohten zu retten. So bettelte sie bei General Escobedo und ließ zuweilen ihrem heftigen Temperament die Zügel schießen, so daß er versicherte, lieber mit einem Bataillon kaiserlicher Soldaten anzubinden als mit dieser Frau, wenn sie wütend war! Aber sie erreichte bei aller Zähigkeit nur kleine Augenblicksvergünstigungen und bedeutsam sagte ihr Oberst Villanueva: „Die Sache naht sich nun ihrem Ende, nichts als Flucht kann den Kaiser retten.“ Sie verstand und suchte feindliche Offiziere zu bestechen, und zugleich reiste sie persönlich zu Juarez, um einen Aufschub des Prozesses durchzusetzen. Man gab den Verteidigern keine Zeit, die umfangreichen Akten zu studieren und sich in den Fall einzuarbeiten. Den Aufschub erwirkte sie, doch wurde ihr dabei klar, daß Maximilian verloren war, denn nur einen toten Kaiser fürchtete man nicht; von einem verbannten glaubte Juarez, er würde die Republik nie zur Ruhe kommen lassen, obschon Baron Magnus die besten Garantien zu bieten gewillt war.

teil, verschaffte ihm ein Obersten-, sogar ein Generalspatent, und als einmal sein Regiment aufgelöst wurde, bildete sie ein frisches — in dem sie den Rang eines Hauptmannes mit dem entsprechenden Gehalt einnahm. Aber der Sezessionskrieg dauerte nicht ewig und nach seinem Abschluß stand Salm-Salm wieder ohne Stellung und, was schlimmer, ohne materielle Basis da. So wandte er sich nach Mexiko, wo gerade Maximilian von Österreich um seinen Thron und sein bißchen Leben rang.

Der Verlauf der mexikanischen Kaisertragödie ist bekannt: Napoleon III. hatte sich aus sehr spekulativen Gründen in das überseeische Abenteuer eingelassen. Seine Truppen stritten mit dem roten Präsidenten Benito Juarez, der die europäischen Gläubiger des Staates (zum Teil recht zweifelhafte Elemente) durch Einstellung der Rentenzahlungen geschädigt hatte, und Marschall Bazaine eroberte fast das ganze Land. Unter dem Protektorate Napoleons, der Erfolge brauchte, um sein erblindetes Ansehen wieder erglänzen zu machen, nahm der ehrgeizige, romantische, träumerische, mit den Verhältnissen kaum vertraute und durch den Beschluß einer komödiantenhaften Notabelnversammlung noch besonders irregeführte Erzherzog Ferdinand Max die Krone Mexikos, die Krone Montezumas, an. Von allem Anfang an kämpfte der junge Emperador mit finanziellen und politischen Mißlichkeiten und, obwohl von der klerikalen Partei berufen, der Juarez die Kirchengüter konfisziert hatte, schwebte ihm eine liberale Regierung vor. Als die Franzosen, gegen die Vereinbarung von Miramare, samt der österreichischen und der belgischen Fremdenlegion, gedrängt von den Vereinigten Staaten, abzogen, stand Maximilian ziemlich hilflos einer republikanischen Übermacht gegenüber, meinte, sich in der von einer konservativen Bevölkerung bewohnten Festung Queretaro besser verteidigen zu können als in der turbulenten Hauptstadt, und begab sich mit unzureichenden Truppen, begleitet von seinen treuen Generalen Miramon und Mejia, einem Indianer, dahin.

In diesem Zeitpunkte, da das Schicksal des Kaisers schon so gut wie besiegelt war, stellte sich ihm Felix Salm-Salm zur Verfügung. Der Kaiser schätzte Existenzen nicht, die gleich den alten Söldnern für jede soldatische Idee zu haben waren, aber er überwand seine Bedenken, verlieh dem Diensteheischenden ein Oberstenpatent und als er sich bald von dessen Treue, Verläßlichkeit und Hingebung überzeugt hatte, beförderte er ihn zum General.

Die Lage der in Queretaro Eingeschlossenen verschlimmerte sich von Tag zu Tag, die Desertionen mehrten sich, der Proviant ging zur Neige, Schießpulver mischte man sich mit dem Schwefel und dem Salpeter, den die Apotheken lieferten, und Kugeln goß man aus den Bleidächern der Kirchen, aus Balkongittern und Glocken.

Stimme: „Es schmerzt mich, Madame, Sie so auf Ihren Knien liegen zu sehen; allein, wenn alle Könige und Königinnen Europas an Ihrer Stelle wären, so könnte ich doch sein Leben nicht schonen. Ich nehme es nicht; es ist das Volk und das Gesetz, welche seinen Tod verlangen. Täte ich nicht den Willen des Volkes, so würde dasselbe sein und auch mein Leben nehmen." — „Oh", rief ich in meiner Verzweiflung, „muß denn Blut fließen, so nehmen Sie mein Leben, das eines nutzlosen Weibes, und schonen Sie das eines Mannes, der noch so viel Gutes in einem anderen Lande tun könnte." Alles war vergeblich ... In jener Nacht konnte ich kein Auge schließen und war mit vielen Damen unserer Partei in der Kirche im Gebet vereinigt. — Im Laufe des Vormittags brachte der Telegraph die traurige Nachricht, daß die Exekution vollzogen worden sei, und alles war vorüber."

Am 19. Juni 1867 war Maximilian mit seinen beiden Generalen Miramon und Mejia am Cerro de la Campana erschossen worden.

Immerhin gelang es der Prinzessin, das Leben ihres Mannes, den ein zweites Kriegsgericht zum Tode verurteilte, von Juarez zu erbitten und sie konnte mit ihm im Herbst, nach einem Zwischenfall mit Doktor Licea, der an der Einbalsamierung der Leiche des Kaisers mitgewirkt hatte und Reliquien verschachern wollte, nach Europa übersetzen.

Hier fand das tapfere Ehepaar einen sehr freundlichen Empfang. Kaiser Franz Joseph gewährte der Prinzessin eine Pension und König Wilhelm von Preußen ernannte Felix Salm-Salm zum Major; als Leutnant hatte er seinerzeit den Dienst quittiert.

So schienen die beiden einer ruhigen, gesicherten Zukunft entgegenzugehen, nur ein wenig besorgt wegen alter Schulden und wegen unzulänglicher Geldmittel überhaupt. Da brach der deutsch-französische Krieg aus und der Prinz zog ins Feld — gleich ihm seine Frau als freiwillige Krankenpflegerin, und ihrem Naturell entsprechend, zu Pferd im Stab der ersten Armee des sonst so bärbeißigen Generals Steinmetz. Also wieder Amazone und diesmal nicht in Wild-West, sondern im alten Europa, das derartige Romantiken sonst nicht mehr duldet!

Felix Salm-Salm hatte schon manchen harten Strauß hinter sich und, obwohl mehrmals verwundet, kam er bisher doch immer bloß mit Narben davon, aber jetzt stand er nicht Sklavenhältern und amerikanischen Gauchos gegenüber, deren Vorderlader mit Vorliebe Löcher in die Luft schossen; die Franzosen waren andere Soldaten! Und sein Geschick ereilte ihn in der blutigen Schlacht von St. Privat am 18. August 1870. Frau Agnes brach beinahe zusammen und leidenschaftlich verlangte sie noch einmal den lieben Toten zu sehen, halsstarrig bestand sie darauf, daß sein Sarg geöffnet wurde. Entsetzt schrie sie beim gräßlichen Anblick der halbverwesten Leiche auf ...

Geängstigt kehrte die Prinzessin wieder nach Queretaro zurück und der Kaiser belohnte sie mit dem Orden San Carlos. Mit zäher Verschlagenheit betrieb sie nun die Verwirklichung des Fluchtplanes und bot den Obersten Villanueva und Palacios eine hohe Summe (in der Form eines Wechsels), aber das Beginnen scheiterte — wie sie erklärte — am Bargeldmangel; wie der damalige österreichische Attaché Schmit von Tavera versichert: an ihrer Unvorsichtigkeit. Jedenfalls tat Frau Agnes, was in ihren Kräften stand. Das kann man von den europäischen Diplomaten, die damals in Mexiko repräsentierten, mit Ausnahme des preußischen Gesandten, nicht behaupten! Wie dem auch war, die Intrige wurde entdeckt und die Prinzessin entschieden aufgefordert, die Stadt sofort zu verlassen. Der Kaiser küßte ihr noch zum Abschied die Hand — der letzten Dame, die der ritterliche Monarch so auszuzeichnen vermochte — und sagte: „Sie sind die einzige Person, die wirklich etwas für mich getan hat. Wenn Sie gehen, dann bin ich gänzlich verlassen!“ Und lächelnd fügte er bei: „Wahrhaftig, meine liebe Prinzessin, wenn ich jemals frei werde, werde ich Sie gewiß zu meinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten machen.“

Fast mit Gewalt mußte Agnes Salm-Salm entfernt werden und sie fuhr abermals ins republikanische Hauptquartier zu Juarez. Hunderterlei Widerstände waren zu überwinden, ehe man sie vorließ. Kostbare Tage, Wochen verstrichen. Inzwischen hatte das Kriegsgericht das Todesurteil gesprochen. Sie beschrieb die endliche Zusammenkunft mit dem Indianerpräsidenten: „Der letzte Tag vor der Hinrichtung kam; am nächsten Morgen sollte der Kaiser erschossen werden. Obwohl ich wenig Hoffnung hatte, so wollte ich doch noch einen Versuch machen, das Herz des Mannes zum Mitleid zu rühren, von dem das Leben des Kaisers abhing, und dessen bleiches Gesicht, dessen melancholische blaue Augen, die selbst auf einen Palacois Eindruck machten, mich fortwährend anblickten. Es war acht Uhr abends, als ich zu Juarez ging, der mich sogleich empfing. Er sah selbst blaß und leidend aus. Mit zitternden Lippen sprach ich für das Leben des Kaisers oder wenigstens für einen Aufschub. Der Präsident sagte, er könne keinen Aufschub bewilligen, um nicht die Agonie des Kaisers noch zu verlängern, der morgen früh sterben müsse. Als ich diese schrecklichen Worte hörte, wurde ich rasend vor Schmerz. An allen Gliedern zitternd und schluchzend, fiel ich auf meine Knie und bat mit Worten, die warm von meinem Herzen kamen, deren ich mich aber nicht mehr erinnern kann. Der Präsident versuchte es, mich aufzuheben; allein ich umklammerte seine Knie und wollte nicht aufstehen, ehe er mir das Leben des Kaisers bewilligt hätte; ich dachte, ich müsse es ihm abringen! Ich sah, daß der Präsident bewegt war, sowohl er als Herr Iglesia hatten Tränen in den Augen. Er sagte mit leiser trauriger

Hackert*), Rindschmalz oder Öl. Öl gießt er an Fasttagen auf den Sterz. Auch Ölkrapfen kennt man. Zu den verschiedenen Salatarten benötigt man ebenfalls Öl. Das Öl gewinnt man im Sulmtale aus den Kürbiskernen, Walnüssen, Mohnsamen, Weintraubenkernen u. s. w. Am verbreitetsten und gesündesten ist das Kürbiskernöl, gemeinhin Kernöl genannt. Es wird aus den Samenkernen der Kürbiskerne gewonnen. Wer kennt sie nicht, die großen, grünen, gelbgestreiften Kürbisse, wie sie im Grase längs der Kukuruzfelder im Herbste liegen, mit den Äckern durch ein schwaches Rohrgeranke verbunden? Ein weiter Weg ist's, den der Kürbiskern zu machen hat, ehevor aus ihm das schmackhafte Öl bereitet wird. Schon die Dorfjugend interessiert sich für die Kürbisse, aus deren Rohren man die Pforzerl macht, wie die Hutmachers Mali in St. Peter jene Instrumente nannte, die meine Wenigkeit zum Blasen aus den Röhren der Kürbisstaude herstellte. Kam dann die Zeit des Ölausschlagens, witzelte der Pölzl Rudolf, einer meiner Schulkameraden: „Heut fahr ma aufn Ölberg." In Wirklichkeit fuhr man mit den Säcken voll Kürbiskernen auf die sogenannte Tanzmühl'. Ich setzte mich zum Rudolf und Rauchsimerl auf die Säcke und der Kellnerschneider Patrizl lief schnell zum Dorfkrämer Weiß um „starke" Zuckerln**) für die Mädchen, falls sie, durch den Öldunst verursacht, von „Üblichkeiten" befallen würden. „So ein Pfeffermünzzeltl", meinte der Rauchbub, der auch neben mir auf dem Wagen saß, „ist gut fürs gach Glück und n übrigen Reichtum und daß die Kuh nit aufn Bamm steigt". Die Mirzl dagegen dachte: „Hilfts nix, so schadts nix, z wenigstens krieg ich ein süß Fötzel***), und wozu dies gut war, wußte damals weniger ich als vielmehr der Rauchsimerl. Bald waren wir mit dem Fuhrwerke auf der Tanzmühl angekommen, ich sage w i r, denn ich, der Schulmeisterbub, war überall dabei wie der Eichelober, sebst wenn ich nur auf einem Wagen, der mit Ochsen bespannt war, sitzen konnte. Der Kellnerschneider Patriz meinte schelmisch zu mir: „Weißt, Karl, die Sache ist die, haben wir keine Ochsen, fahrn wir mit die Küh!" Also fuhr ich mit den Ochsen des Pölzlbauern auf die Tanzmühl', um das Ölausschlag'n mitanzusehen. Meine Mutter gab dem Pölzlbuben ein Säcklein voll Kürbiskerne mit, denn wir daheim beim Schulhause in St. Peter hatten auch Kürbisse, weil mein Vater in seiner Eigenschaft als Lehrerorganist eine Grundstück zur Verfügung hatte, auf dem wir Kukuruz und Kürbisse pflanzten. Daher haben wir im Schulhause auch Kürbiskerne geheppelt. Das gefiel mir weniger zu Hause, als vielmehr anderswo. Bei den umliegenden

---

*) Eingehackter Schweinespeck.
**) Pfeffermünzzeltchen.
***) Mündchen.

Der Krieg ging weiter — Beaumont, Sedan, Metz, Toul, Straßburg, Orleans, Paris — und die Prinzessin tat tapfer ihre freiübernommene Pflicht auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern. Eine weißhaarige Frau trotz ihrer jungen dreißig Jahre. Einmal begegnete ihr König Wilhelm und sprach sie freundlich an. Sie war verlegen und versteckte zwei gefüllte Eimer, die sie schleppte, aber schließlich mußte sie doch das Geständnis ablegen: Die Suppe in den Eimern hatte sie in der königlichen Küche gestohlen, um sie ihren Kranken und Verwundeten zu bringen.

Der Friede wurde geschlossen und die Prinzessin Salm-Salm kehrte heim, eine einsame, verlassene Witwe. Jahre später wollte sie sich ein zweites Glück in der Ehe mit dem englischen Diplomaten Charles Henneage gründen; es gelang nicht und so lebte sie dann in Bonn, Wiesbaden, Karlsruhe und auf Reisen ein ein bißchen spleeniges Leben als Kunstfreundin und Kunstförderin — umgeben von einer Schar lustiger Dackeln.

Und jetzt ist sie in Frieden gestorben.

Eine seltsame moderne Amazone! Dreimal wirkte sie im Dienste höherer Ideen: Gegen die Negerschinder in den amerikanischen Südstaaten, für den armen, irregeleiteten Maximiliano de Habsburgo, der seinen Irrtum so schwer büßen mußte, und für die Einigung der Deutschen. Das Fatum forderte von ihr als Entgelt das Leben ihres Mannes.

Wie ein gerechter Ausgleich der Weltgeschichte mutet es an, daß Agnes Salm-Salm an dem Siegeszug der verbündeten deutschen Heere teilnahm, sie, die Zeugin des Unterganges Maximilians war, den — bewußt oder unbewußt — Napoleon und Bazaine den Schützen am Cerro de la Campana zugetrieben hatten. Napoleon vollendete seinen unglücklichen Kreis in Sedan, Bazaine in Metz. Und zweiundvierzig Jahre später ging nun auch die „Halbindianerin", die Amazone, in die „ewigen Jagdgründe" ein. H. L. R.

's Ölausschlag'n.

Von **Karl Reiterer, Wettmannstätten.**

Essen und Trinken, sagt der Sulmtaler, macht dicke Schinken. Demgemäß lebt man im Sulmtale nicht schlecht, wenn auch der Laßnitztaler behauptet: Hoffart und Humer kommt vom Sulmtal ummer. Man will damit ausdrücken, daß der Sulmer Kleiderpracht liebe, dabei aber Hunger leiden müsse, was aber unwahr ist. Weil der Bauer im Sulmtale gut wirtschaftet, kann er sich auch entsprechend kleiden. Zu den Lieblingsgerichten des Sulmers gehört der Sterz, der mit Milch, Most, Wein oder dergleichen begossen wird. Geschmalzen wird er mit

bewaffnet sich mit einem Hackscheit*) und teilt jeden Kürbis in zwei Hälften. Dann beginnt 's Kürbispatzeln. Die Dirn streift ihre Hemdärmel zurück, setzt sich auf einen Driefuß**), und stellt neben sich ein Multerl***), in das die Kerne kommen. Durch kräftiges Drücken, das der Sulmtaler Patzen nennt, daher der Ausdruck Kürbispatzeln, quetscht die Mirzl die Kerne von dem sie umgebenden Kürbisfleische los. „Ha, Nazl, magst a Patzl?" schäkert die Magd und schleudert dem Knecht ein „Patzel" Kürbiskernfleisch ins Gesicht. Der also Bedachte packt die Dirn und nun beginnt ein lustiger Kürbiskrieg, bei dem die Mirzl gern den Kürzeren zieht, gilt ja auch schon auf der Bäuerei die als fein, die sich zum schwachen Geschlecht zählt und ihre Fäuste nicht nach Maßgabe der vorhandenen Körperkräfte in Tätigkeit setzt.

Jeder Jaga hat a Hunderl,
Jeder Jaga hat a Bix,
Schön is s Weibervolk,
Aber nutz is s nix!

hänselt man die Dirn, eine Rettenbergerin†), die man auch neckt: Wer in Rettenberg will hausen, muß nur zwoamal s Tags essen und gar nia jausen, womit ausgedrückt werden soll, daß der Rettenberg eine ärmliche Bevölkerung beherbergt, die sich nur des Tages zweimal sättigen kann. — Ernste und heitere Gespräche würzen auch die Arbeit beim Ölausschlag'n. Wenn ich sage Ölausschlag'n, so sei auch bemerkt, daß heutzutage schon vielfach die Ölpressen vorkommen, man sagt in neuerer Zeit daher auch nicht mehr Ölausschlag'n, sondern Ölpressen, wie ich es im Laßnitztale, wo ich gegenwärtig bin, vernahm. Hier sah ich in der verflossenen Fastenzeit beim Zenzmüller im Dorfe dem Ölpressen zu. Beim Tanzmüller gab es jedoch vor 40 Jahren, als ich als zwölfjähriges Büblein dem Ölmachen zusah, nur ein Ölausschlagen. Man schlug die Masse, die das Öl gab, in ein grobes Linnentuch. Dieses wurde in eine Öffnung gelegt, mit Keilen umgeben und dann wurde mit einem Schlegel auf die Keile darauf losgedroschen, daß es eine Art hatte.

Der durch das Mahlen entstandene Ölbrei wird von Mägden durchg'mischt, d. h. mit Wasser vergossen und beständig aufgerührt, was dem Ölausschlagen vorangeht. Ebenso geht diesem das Röstεn voran. Durch das Rösten erhält das Kern jenen brenzlichten Geschmack, der nicht jedermann angenehm ist. Durch das Rösten wird das Kernöl aber auch leichtflüssiger und dunkler gefärbt. Der Hiesel erzählt hiebei: Es war einmal ein Pfarrer. Der war mit seinem Müller nicht zufrieden.

*) Im Sulmtale sagt man auch Hackporten.
**) Schemel mit drei Füßen.
***) Kleines Holzgefäß, ein Miniaturbadetröglein, möchte ich sagen.
†) Gegend östlich vom Sulmtale, dem Gleinztale zu.

Bauern verbrachte ich halbe Nächte, um mit meinen Schulkameraden die Kerne der Kürbisse zu enthülsen, was man im Sulmtale 's Kernheppeln nennt. Die sorgsame Hausmutter hatte zu diesem Behufe die Kerne fein getrocknet, damit die Kerne leichter den Hülsen entschlüpften. Aß der Simerl einen Kürbiskern, so hänselte ihn der Rauchvater mit den Worten: „Bua, hast leicht den Bandlwurm, weilst Kern ißt? Selm mußt dreizehn mal dreizehn essen, dann geht er (der Wurm) samt n Kopf ab." Alle Umsitzenden brachen in ein schallendes Gelächter aus und der Simerl wurde rot wie ein Gimpel im Gesichte. Um unsere Gedanken vom Gegenstande abzulenken, gab der alte Schneiderhuisel ein Rätsel auf. Er sagte: „Buam, was ist das: Sechs Füße, drei Trappen, zwei Köpfe und eine Kappen? (Der Hoanzelstuhl.) Darauf ein anderer: Zehni ziachn, zehni schiabn und fahrn übern Farzerlberg*) aufi. Was ist das? (Das Hosenanziehen.) Darauf der Andredl Schuster, der in der Rauchgastkeusche wohnte: Sieben schwimmen übern Bach und eines wird nur naß. Was ist das? (Ein trächtiges Schwein, das sechs Junge im Leibe hat.) Die alte Rauchgastmirl dagegen fragte, warum das Korn rot aufgeht? Weil der Kain, wie geglaubt wird, den Abel in einem Kornacker erschlug. Dabei sei eingeflochten, daß man beim Kernheppeln auch hören kann, warum der Fliederbaum keine Früchte trage? Weil sich Judas auf einem solchen Baum erhängte. Dergestalt vertreibt man sich beim Kernheppeln die Zeit. Hat man ein Loazkörbl**) voll enthülster Kerne beisammen, beendet die Bäuerin die Arbeit mit den Worten: „So hiaz gehn ma liegen, morgn heißts wieder ehzeit auf." Beim Ölausschlagen wurden in den Arbeitspausen auch Rätsel aufgegeben, Lieder gesungen und Spiele aufgeführt, wie wir später hören werden. Mit den Säcken voll Kernen bei der Mühle angekommen, wies der Müller den Leuten den Ort an, wo die Mahl- und Röstvorrichtung war. Jeder Bauer hatte seinen bestimmten Tag zum Olausschlagen. „Heut tut der Weberjagger auf d Mühl", sagte der Tanzmüller, „morgn kommt der Wiednjauk dran, am Freitag der Tragkniely, am Samstag der Spieler", und so ging es fort, die ganze Fastenzeit hindurch, nur der Sonntag mußte übersprungen werden, sonst wurde an jedem Tage Öl ausg'schlagen, wie wir uns ausdrückten. Indes sei, ehe wir fortfahren zu schildern, wie es beim Ölausschlag'n zugeht, erzählt, wie lange es braucht, bis es zum Ausschlagen kommt. Im Herbst, wenn der Kukuruz geerntet ist, spannt der Bauer seine Ochsen vor die Kuhlbihn***) und bringt die Kürbisse heim. Neben dem Wirtschaftsgbäude werden die Früchte aufgehäuft. Die Saudirn

*) Jener Körperteil, den man nicht gern zu nennen pflegt.
**) Körbchen, in das die Brotlaibe kommen beim Backen.
***) In Obersteier sagt man Kohlkrippe.

des Pfarrers, dem heutigen Tawakkulmer in Kreuzberg*), wiederholt um Mag'nkas anbettelte, wie ich den Mohnkäse nannte. In meiner Jugend lernte ich auch den Ölträger Michel im Sulmtale kennen. Dieser ging von Haus zu Haus, mit der Ölputschen auf dem Rücken. Von den Bäuerinnen kaufte er das Kernöl, auf der Koralpe droben verkaufte er es wieder den Bäuerinnen, da man in St. Anna, in Gressenberg, Glashütten, St. Oswald, Osterwitz u. s. f. keine oder wenige Kürbisse pflanzt und daher kein Kernöl hat.

„Öl han ih, frischs Krbaskernöl!" ruft der Michel bei jedem Haus hinein. Ob er's heute noch tut, weiß ich nicht; er mag schon gestorben sein. Aber anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts traf ich beim Almgehen den Michel beim Schmuckbauern in St. Anna ob Schwanberg. „Kimm nur eina", rief die Bäuerin, „kimm nur, Michel!" Wenige Strähne seines Haares drangen unter dem Hut hervor. Seine Stirne war faltig wie eine neuzeitliche Waschmaschine, die Brauen beschatteten buschig das lederfärbige Gesicht des Ölträgers, der sein Kraxl absetzte, auf dem die Ölputschen befestigt war. Treuherzig blickte der Michel die Schmuckbäuerin an. „Han weiter wohl Öl gnua schon kaft", begann diese, „aber weil s du bist, Michel, dir kaf ich schon noch a paar Seidel ab. Und wennst nach Schwanberg kimmst, bringst mir a Kranabetöl**) auffa." Dann wurde der Mann zu Tisch geladen, denn man war gerade beim Essen. Die Knechte begaben sich nach demselben, was mir heute noch lebhaft in Erinnerung ist, zum Wassersechter und tranken einen, zwei, drei Schöpfpfannel voll Wasser . . . „Magst n Sterz?" fragte die Schmuckbäuerin den Ölträger. „Bitt gar schön!" antwortete der Michel. „Bin eh nix mehr aushältig. Tut mir schon s Kreuz weh." Mein Gott, vor Jahren war der Michel jung und kräftig, wie eine Eiche stand er da. Wie ein Wiesel klomm er auf einen Berg. Heute ist er ein Schab***). Mit starken Armen fällte er in seiner Eigenschaft als Holzknecht auf der Koralm die Riesen des Waldes, hundertjährige Tannen des Fürsten Liechtenstein†), bis das Alter an seinen Knochen zu zehren begann. Um ein Tabakgeld zu verdienen, mußte der Michel später auf der Alm herumbuggeln; „mei", dachte er, „es geht armen Leuten, die nichts besitzen, schon so".

Heute ist der Michel mit seiner Ölputschen verschwunden, wie auch schon der Ölbeutel immer mehr im Schwinden begriffen ist. Der Ölbeutel wird einst so rar sein, wie heute die Spinnräder auf der Bäuerei schon rar geworden sind. Der Bauer modernisiert sich, aber nicht immer zu seinem

*) Zum Unterschiede vom Aicheggkulmer.
**) Wacholderöl.
***) Ein kraftloser Mensch.
†) Die Waldungen gehören dort vielfach dem Fürsten Liechtenstein.

Ebenso auch mit seinem Stammwirte nicht. Jener nahm zuviel Maut, dieser schenkte die Gläser zu leer ein. Eines Tages fragte er den Müller, der beim Dorfwirte saß, wer früher in den Himmel käme, der Wirt oder der Müller. Dieser suchte zu beweisen, daß er in der Gerechtigkeit, die er übe, dem Müller vor sei. Der Müller hingegen äußerte sich, er maute nicht zuviel. Der Pfarrer jedoch meinte, keiner von beiden komme in den Himmel, weil jeder ein Dieb sei. Der Bruckernbauer, welcher in der Gaststube anwesend war, bezweifelte dies. Eine Weile tuschelte er mit dem Pfarrer heimlich, dann ging er ins Freie. Nach einer Pause trat er dann ruhig ein und sagte: „Dieb, Dieb!" worauf sich der Müller zuerst umsah. Man nahm nun an, daß der Müller in der Tat ein größerer Sünder sei als der — Wirt ... Die Mirzl steht draußen bei der Tür. Sie mag das „Gschwaderwerch" *) von den Mannsleuten nicht anhören. Zu ihr gesellt sich der Hans. Es ist eine sternhelle Nacht. Der Mühlbach rauscht nebenan und man hört nichts vom Flüsterton zweier schäkernder Menschenkinder. Was der Hans der Mirzl sagt, wer weiß es? In der Mühle fließen indessen die Brünnlein lauteren Öles in eine Schüssel, die man unter den Preßbaum stellte. Interessieren wird es den Leser, wenn erzählt wird, daß der Sulmtaler sagt, es gäbe auch „unschoalete" Kürbiskerne, d. h. Kerne ohne Hülsen; bei denen erspart man 's Heppeln und darum sucht der Bauer auch Kürbisse zu bekommen, deren Kerne keine Hülsen haben. Ebenso häufig kommt es vor, daß der Bauer seine Kerne überhaupt nicht mehr preßt, sondern beim Müller gegen Öl umtauscht. Für ein Viertelliter Öl gibt man einen Liter hülsenlose Kerne. Auch der Dorfkrämer tauscht die hülsenlose Kerne gegen Öl um. Allein man sagt, das Kernöl der Krämer komme an Güte dem echten Öl nicht gleich, es sei mit allerlei Minderwertigem vermengt. Wir wollen nicht untersuchen, wer recht hat, sondern erzählen, daß im Laßnitztale zur Zeit des Ölausschlagens Stadtweiber mit Krügen, Flaschen oder Putschen **) erscheinen und Öl zusammenkaufen. Auch sieht man im Februar und März auf den Marktplätzen in Graz Bauernweiber, welche rufen: „Mag die gnä Frau a Krbasöl, feins Krbasöl?" Nicht nur Kürbisöl, sondern auch Nuß- oder Mohnöl verkauft man. In St. Peter im Sulmtale machten meine Vettern, der Gußhuber in Kreuzberg und der Fastl in Steieregg, Nußöl, der Pfarrer von St. Peter i. S. hatte Mohnöl, er war der einzige, der im Dorfe Mohn baute. Bemerkt sei, daß die Ölkäse aus Mohn, das heißt die Ölkernrückstände vom Mohn, gut zu genießen sind, wenigstens schmeckten sie mir, dem Schulmeisterbuben. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich dem damaligen Pfarrer-Karl, dem Halterbuben

*) Sinnloses Geschwätz.
**) Plutzer.

er kenne diese Sünde nicht. „Etsch!" kreischte einer der Kameraden auf, legte die Spitze des Zeigefingers an die Nasenspitze und spreitete die übrigen Finger wie Kronzacken aus gegen mich her. „Etsch!" sagte er, „jetzt hast sie!"

Gott ja, wenn man sich überhebt, so ist das höchstens dumm. Und für seine Dummheit kann der Mensch nicht verantwortlich gemacht werden. Was ist also Hoffart? — Man müßte einen Gelehrten fragen.

Am Tore der Sparkasse war großes Gedränge. Leute, besonders aus ärmeren Volksklassen, eilten aus und ein, schoben, stießen, drängten einander; jeder wollte zuerst drinnen sein. Die hineinstrebten, hatten sorgenvolle, erregte Gesichter; die herauskamen, schmunzelten behaglich. Von diesen einer, ein alter Bekannter, rief mir zu: „Nau, gehn S auch Ihner Sach abholen?" — „Wer? Ich?" war meine Gegenred', „ich geh' meine Sach' hineintragen." Er machte große Augen, ich mußte ihm mein Vorhaben förmlich begründen. Na also. „Bei diesen unruhigen Zeiten weiß man seinen Sparpfennig nirgends besser zu sichern als in der Sparkasse. So sicher wie ein Staatspapier. Sie legt das Geld auf Grund und Boden an und auf andere wirkliche Werte. Da kann niemand was davontragen, es ist fest ans Vaterland gebunden. Deshalb begnügt man sich ja mit geringeren Zinsen, weil man keine Sorge haben will und lieber gut schläft als gut ißt." Da blieb mein Bekannter fest stehen, soweit es das Gedränge erlaubte, und sagte halblaut: „Na Se, wenn das so is! Nachher geh ih wieder zruck eini." — Sein Geld, das er behoben, legte er wieder ein. Die Beamten lachten und einer sagte: „Na, die überflüssige Schererei hat's not." „Sie wird noch größer werden", meinte ich. „Alle, die jetzt beheben, werden in kurzer Zeit wieder kommen und ihre Gelder einlegen, sofern es ihnen im Bettstroh nicht abhanden gekommen oder sonstwie gestohlen worden ist." — Ein anderer redete zum Schalter hinein: „Wenn ihr nicht viel Bargeldvorrat hättet, so wäre das nur ein Zeichen, daß ihr wirtschaften könnt. Das Geld ist bei der Arbeit. Dorthin gehört es. Das Geld in der Truhe trägt nichts." — „Wir können wirtschaften und haben trotzdem Geld in der Truhe", antwortete der Beamte.

Nachher, als ich zum rückwärtigen Tor hinausging, hatte dort ein freundlicher Herr just eine alte Frau in der Arbeit: „Se gengen umasunst eini, Se kriagn nix mehr!" redete er auf sie ein. Als er mich sah, schob er ab. „Was hat denn der von Ihnen wollen?" fragte ich die Frau. Da sagte sie's. Ihr Sparkassebuch, mit dem sie das Geld beheben wolle, hätte er ihr abkaufen mögen. Es sei, soll er gesagt haben, ohnehin nichts mehr wert, aber die gute Frau erbarme

Vorteile. Um auf den Schluß unserer Skizze zurückzukommen, sei noch erwähnt, daß beim Ölausschlagen hie und da wohl auch ein Bub mit einem Maurerklavier*) ein Tänzlein aufspielt. Der strenge Hausvater oder der gottesfürchtige Müller leidet es aber nicht, daß man ausgelassen ist, und sie weisen den Übermut in die gehörigen Schranken zurück; denn es ist — Fastenzeit. Der Sim brummt ein wenig und nennt den Müller einen „Säckgreifer" oder „Kleibnknüpfer", allein er fügt sich, wobei die Saudirn nicht schadenfroh lacht, weil der Tanz „abotn" wurde. Ist man mit der Arbeit fertig, dann nimmt der Müller seine Maut. Hernach geht es wieder heimwärts mit vollen Kannen und Körben, in denen sich die „Kas", die Ölrückstände, befinden. Bei der Heimfahrt sagt der Altknecht zu den Mägden: „Eees seids wohl gschmiert worden!", worauf er von der Mirzl eins auf den Mund erhält. „Du alter Esel", schmollt sie, „könntest auch schon gescheiter sein, ich geh mit dir nit mehr — ölausschlagn".

Heimgärtners Tagebuch.

In meiner Kindheit habe ich viel von der Hoffahrt gehört. Daß sie eine so große Sünde sei, ja die allergrößte. Das wunderte mich, denn unter Hoffahrt verstand ich eine Fahrt in den Hof. Ich begriff nicht, weshalb man mit Brennholz, Heu und Streu nicht in den Hof soll fahren dürfen. Jemand erklärte mir, die Fahrt in den Fürstenhof sei gemeint, man soll nicht hochtrabend in den Fürstenhof fahren wollen. Aber das tat ich ja gar nicht. Der Katechismuslehrer sagte wieder anders: Ich sollte das Wort erst einmal richtig schreiben lernen, ehe ich mit dem Sinn Narreteien triebe. Aber die trieb ich ja gar nicht, ich wollte nur verstehen. Da belehrte er, unter Hoffart sei Stolz und Hochmut gemeint. Jetzt stimmte es schon wieder nicht. Einen hohen Mut zu haben, schien mir was sehr Gutes, und der Religionslehrer selber sagte gern, daß er stolz sei auf seinen Stand. Was ist also Hoffart? „Wenn du dich besser dünkst als andere", belehrte der Lehrer. Mein Gott, sagte er nicht selbst immer, daß ich trachten sollte, besser zu sein als andere. Da soll ich besser sein als sie und nicht denken, daß ich besser bin. — Und so konnte das kleine, dumme Bauernbübel nicht erfahren, worin die größte Sünde besteht. „Wirst es schon noch erfahren", mahnte der Katechismuslehrer. „Gib nur acht. Denk an die hoffärtigen Engel, die wollten mehr als Gott sein!" — Mehr als Gott sein wollen! das fiel dem Knirps nicht im Schlaf ein. Und so hat er wirklich eines Tages seinen Schulkameraden eröffnet, für ihn passe die Hoffart nicht,

*) Ziehharmonika.

Tät' sich dann das Leben nehmen
Und zu rotem Staub verwesen.
. . . Noch die Asche muß sich schämen,
Daß sie einmal Mensch gewesen."

O Sänger, Sänger, kannst du ein solches Lied verantworten? — Lieber Himmel, das Lied ist leicht zu verantworten, wenn's auch gerade nicht schön ist. Wer verantwortet die Taten?

Ich habe drei Bettdecken. Gute, weiche, warme Decken. Und des Abends, müdegerüttelt von des Tages Pflichten, lege ich mich unter diese drei guten, weichen, warmen Decken und pfauche vor Behagen ein langes Aah! — Aber ich kann nicht schlafen. Mich fröstelt. Ich weiß nicht, wie das kommt, habe ich doch drei Decken, und mich fröstelt immer mehr. Wie auf hartem, kaltem Karste liege ich und über mir fegt und kratzt die eisige Bora. Bin ich am Ende nicht einer der Soldaten auf der Grenzwacht? Oder könnte es sein. Nur zufällig, daß ich unter heimatlichem Dach warm gebettet bin.

Aber — brrr! es fröstelt mich. Die dort, in Steinhöhlen und Bretterhütten, unter windigen Zelten und rauhreifigen Büschen, wer sind denn die? Hunderte sind ihrer, Tausende, man kann sie nicht zählen. An das ferne Daheim denken sie, dort feiert man Weihnacht. Die einen erhalten Gaben von den Lieben daheim, Festbrot, Wollenkleider und allerlei gute Dinge. Andere sind vergessen, sie haben niemand, an sie denkt niemand. Wenn auch Kameraden gerne mit ihnen teilen, statt aller frohen Weihnachtslieder hören sie immer nur das eine: „Verlassen, verlassen, wie der Stein auf der Straßen!" Die eine gemeinsame Heimat haben wohl auch sie: des Kaisers Fahne, und eine Glut ist in ihnen, die sie erwärmt, eine in zweifacher Flamme lodernde Glut: die Liebe zum Vaterland, der Haß gegen den Feind. Und doch leiden sie Frost, und mancher Soldat, der todmüde aufs Lager sank, muß geweckt werden in der Nacht, daß er nicht erstarre . . . Sie leiden Mangel an vielem, was wir daheim so im Überfluß haben, daß wir gar nicht darauf achten. — Wer zwei Decken hat, der gebe eine davon dem, der keine hat! — Hörte ich im Halbschlummer nicht dieses Wort? . . .

Ich bin vom Bette aufgestanden, habe die oberste Decke, die schwerste und wärmste, eingerollt und sie an die Grenze schicken lassen für einen armen Soldaten. Mein Einsatz ist ohnehin gering gegen das, was er für uns zu wagen hat. Und siehe — jetzt. unter den zwei leichten Decken fröstelt's mich nicht mehr und ich schlafe gut. —

Und dieses Schlafmittel möchte ich allen anraten, die reichlich Decken haben und denen es etwa gleich mir ergeht. Hoffentlich wird mir nicht wieder die Antwort, wie von dem dicken Abelsberger, der

ihm zu sehr, wenn sie ihren ganzen Sparpfennig verlieren sollte. Er übernehme leichtsinnigerweise das Risiko und gebe ihr die Hälfte der Einlage bar auf die Hand, ob er dann fürs Büchel einmal etwas kriege oder nicht. — Daß die Spitzbuben, die kleinen wie die großen, alles nur Denkbare ausnützen, um ihren Raub zu machen! — „Es heißt halt", seufzte die Frau, „daß alles hin sein kunnt!"

„Liebe Frau", sagte ich, „wenn Sie Ihr Geld beheben wollen, gehen Sie nur hinein. Heute oder wann immer Sie es brauchen. Sie werden nicht etwa weniger kriegen, als Sie eingelegt haben. — Sie werden mehr kriegen!"

Die Frau ist nicht hineingegangen. Sie hält es wohl auch mit denen, die das Geld bei der Arbeit nicht stören wollen.

———

Dieses Erlebnis erinnert mich an die lustige Geschichte vom ungarischen Großbauer, von dem die Blätter erzählten. Dieser Großbauer Lajosch Hertelendi hat aus einem Briefe seines bei den Husaren dienenden Sohnes erfahren, daß die politischen Verhältnisse kritisch seien und ein Krieg drohe. Lajosch-Bacsi kennt keine Angst, aber vorsichtig ist er. Rasch muß der Knecht zwei seiner besten Pferde vor den Wagen spannen und ihn mit Windeseile durch die Pußta nach Miskolcz führen. Am Hauptplatz läßt Lajosch-Bacsi den Knecht halten und eilt raschen Schrittes in das Sparkassengebäude. „Gebt mir meine Einlage von 100.000 K heraus!" herrscht er den Schalterbeamten an. Dieser, der den Lajosch-Bacsi kannte, führte ihn zum Direktor, der zunächst beruhigend auf unseren Bacsi einreden will. Dem Lajosch-Bacsi kommt man aber nicht mit Reden. Mit einem kräftigen Faustschlag donnert dieser mitten auf den Tisch und brüllt: „Her mit dem Geld, oder es geschieht ein Unglück!" Der Direktor sah, daß er bei dem Mann nichts ausrichten kann und ordnete sofort die Auszahlung der Einlage von 100.000 K an. Als Lajosch-Bacsi seine Tausenderpakete erhielt, begann er diese zu öffnen, sah sich Banknote für Banknote genauestens an und prüfte sorgfältig Echtheit und Zahl. Als er damit fertig war, klopfte er heftig an den Schalter und, als der Kassier öffnete, sagte Lajosch-Bacsi zu ihm: „So, jetzt legt das Geld wieder in die Kasse zurück, ich wollte nur sehen, ob Sie es noch haben!" Sprach's und stopfte sich seine kurze ungarische Pfeife.

—

„Noch die Asche muß sich schämen!" schrie jemand auf, angesichts der Greueltaten im Balkankriege.

„Als die Tiere einst entartet,
Sind die Menschen draus entstanden,
Einer, der auf Gott gewartet,
Sank mit dem Geschlecht zu Schanden.

am Arm gehalten hat, wenn der mir ein „kaum genügend“ in das Semesterzeugnis setzen wollte.*) — War das nicht eine Frucht meines Gebetes?

Vor siebenundvierzig Jahren lebte zu Graz ein alter Obrist, der hatte einen sechs Zoll langen Schnurrbart und einen acht Jähre alten Jungen. Bei diesem plagte es in der Schule. Da hörte der Obrist vom Bettelstudenten, der um Pflichten warb. Er ließ mich zu sich kommen und fragte, ob ich auf meinem Weg in die Akademie seinen Buben in die Schule begleiten wolle, es sei ziemlich derselbe Weg. Und ob ich nachher seinem Sohne, der kränklich sei, die Rechenaufgaben machen helfen wolle? „Herr Obrist!“ sagte ich. „Zur Schul' begleiten, das schon. Aber rechnen — da kann ich selber nix.“ „Gut“, sagte er, „da können Sie vielleicht von meinem Buben lernen. Kommen Sie nur, Dienstag und Samstag.“ Na, so geschah es. Bei des jungen Herrn Rechenaufgaben machte gemeiniglich die eine Hälfte ich falsch, die andere er. Auf diese Erfolge unserer gemeinsamen Tätigkeit sprach eines Tages der Obrist zu mir: „Instruktor! Es wird nötig sein, daß Sie noch öfter kommen. Vielleicht in der Woche viermal. Die zwei Gulden monatlich bleiben Ihnen. Und wie wäre es, wenn Sie gleich in mein Haus hier daneben übersiedelten? Im dritten Stock habe ich eine Partei, die ein Zimmerl zu vergeben hat. Es kostet nur fünf Gulden monatlich, das nehmen Sie, so sind Sie stets gleich bei der Hand, wenn Sie mein Sohn braucht.“ Schon der „Instruktor“ hob mich um einen Schuh höher; und es schien, jetzt wäre ich sogar Hofmeister geworden. So trug ich meinen Kopf hoch und trug ihn zu meinem alten Quartierherrn, dem guten Rat Frühauf in der Wickenburggasse: „Herr Finanzrat, ich zieh aus!“ Und in einer Stunde später siedelte ich schon. Ich brauchte keinen Spediteur; weil ich ohnehin umzog, so nahm ich gleich meine Sachen mit in der Handtasche. Das schöne, lichte, ruhige Zimmer im ersten Stock, das auch nur fünf Gulden gekostet, hatte ich gerne verlassen, avancierte ich doch, und zwar in den dritten Stock. — Meine neue Wohnung war eine schiefwandige Dachkammer ohne Ofen. Das Bett war ohne genügende Decke; der dreibeinige Tisch konnte nur an die Wand gelehnt stehen. Ein bißchen Licht gab es höchstens in der Fensternische; unter mir war ein Photograph, der mir den Geruch seiner Chemikalien spendete. Neben mir wohnte eine alte Frau, die sich das im Wald gesammelte Brennholz im Zimmer klein hackte und sonst rumorte, so daß die uns trennende Bretterwand aus dem Beben selten herauskam. So hatte ich um fünf Gulden nun ziemlich alles beisammen,

*) Wirklich geprüft hatte ich als „Hospitant“ nie werden können.

meinem Rat lachend entgegnete: „Ah na, ih gib nix, mir is eh schön warm bei der Nacht.“

Das erste Schuljahr, die Vorbereitungsklasse in der Grazer Handelsakademie, war für mich das erfolgreichste. Es hat mich demütig gemacht. Da war ich herangestürmt in der Meinung, wenn man nur Bücher und Zeit hat, das Lernen selbst sei ein Spaß. Nun, nach dem ersten Schuljahre wußte ich, daß es kein Spaß war, besonders nicht für mich; ich wußte nun, daß ich gar nichts wußte und konnte, daß ich ein schwerfälliges Auffassungsvermögen hatte und ein noch schlechteres Gedächtnis. Was ich vor Tagen mühevoll gelernt, war heute wieder vergessen. Die zehn- und zwölfjährigen Jungen um mich waren geniale Gelehrte in Vergleich zu mir zweiundzwanzigjährigem Bauernbengel, und nicht einmal mit ihnen waren die Professoren durchwegs zufrieden. Es war nur gut, daß ich nie, das ganze Jahr nicht einmal geprüft wurde, das brachte mich in den Geruch des schweigenden Weisen. Im nächsten Jahre sollte ich mit allen Schritt halten müssen und wie jeder andere Akademiker examiniert werden — das wird ein schmähliches Ende geben des weisen Schweigers! — Als nach den Ferien das zweite Schuljahr begann, schloß ich mich in mein Zimmer ein und tat mit der Feder das Gebet:

O Gott, dein Kind, das, Höchster, dich bekennt,
Und das, nur Staub, Urewiger, dich denkt,
Dein Kind, das sich nach Licht und Wahrheit sehnt,
Das du so liebevoll bisher gelenkt:
Das steht nun zagend an der schmalen Brücke,
Die es zu seinem Ziele hin soll führen,
Das Ziel ist dunkel und der Weg voll Tücke,
O lasse mich nicht fallen und nicht irren.
Die Gnadenzeit, zum Lernen auserkoren,
Sie ist jetzt da, und bald ist sie dahin.
Was ich verlier' jetzt, ewig bleibt's verloren,
Und Reue wär' der einzige Gewinn.
Die Welt, sie lockt mit Glitzern und mit Scherzen,
Wo ist der treue Führer, der mich weist?
Ich bitte dich, o Herr, aus ganzem Herzen,
Erleuchte mich mit deinem heiligen Geist!

In einer der nächsten Grammatikstunden kam Professor Falb zu mir an die Bank, um nachzusehen, ob ich auch das richtige Lehrbuch hätte. Da fand er in dem Buche das Blatt mit dem Gebet. Er nahm es mit zu seinem Tische und las es. Und nach der Stunde fragte er mich: „Wer hat denn das gemacht? Sie?“ — Ich mußte es zugeben. Er sagte nichts weiter und ging fort. Und von diesem Tage an ist er mein Freund gewesen. Er war unser Deutsch- und Religionslehrer, und was ich in der Schule nicht bewältigen konnte, das nahm er manchmal privat mit mir durch. Und ich vermute, daß er manchen seiner Kollegen

außerdem noch keinen Ortssinn, sehr oft habe ich ihn unter seinen Kameraden suchen müssen, er war leicht erkenntlich, da er seine Schwanzfedern nacheinander einbüßte, und sein Gefieder, wahrscheinlich durch die nicht ganz regelrechte Ernährung, zu wünschen übrig ließ, Mücken konnte ich nach Spatzenart doch nicht für ihn beschaffen. Bald war er ortskundig geworden, flog frei bei uns aus und ein, vergnügte sich mit seinen Kameraden in Busch und Baum, forderte dabei von uns sein Futter, weil der Schnabel noch immer weich war. So zutraulich und folgsam war er, daß er auf meinen Ruf: „Philipp, Philipp" von den höchsten Bäumen herabkam und aus größerer Entfernung auf meine ausgestreckte Hand sich setzte. Es ist anzunehmen, daß er mich weiterhin gehört hatte, Minuten waren manchmal vergangen, bis er sich einstellte, weswegen ich ins Haus zurückgekehrt war, wo er mich dann plötzlich überraschte. Aus beiliegendem Bilde — seine Heimat ist eine Krankenanstalt — ersehen Sie, daß eine Schwester seine Pflegemutter ist, die hier in der Kinderpflege Ihr tiefempfundenes Wort: „Vor Gott muß man niederknien, weil er so groß ist, und vor einem Kind, weil es so klein ist", in sich aufgenommen hat. Philipp hat uns große Freude bereitet und alle Mühe durch seine Anhänglichkeit gelohnt, er war dem Hause so treu, daß er nachts ein Fensterkreuz zur Schlafstätte aufsuchte; indessen, des Lebens ungemischte Freude! — Ein allerliebstes Bild bot sich uns, wenn Philipp sein Mittagsschläfchen hielt, wozu er sich auf die Schulter oder den Hals eines schlafenden Kindes setzte, wenn er nicht meine Hand dazu ausersehen hatte, die ich dann natürlich auch ruhen lassen mußte. Auch ließen wir es ihm an Badegelegenheit nicht fehlen, nachdem er dann seine Flügel geschüttelt hatte, erwärmte er sich bei den im Bett liegenden Kranken am Hals oder im Armwinkel, auch waren kleine Vertiefungen in den warmen Decken von ihm sehr gesucht. Sein Futter wußte er sich gut zu verschaffen, jetzt in kühlerer Jahreszeit, da die Türen schon geschlossen bleiben, flog er gegen die Fenster, um sich bemerkbar zu machen, wenn ich nicht dazu gekommen war, ihn zu den Mahlzeiten von seinen Ausflügen hereinzurufen. Mit großem Jubel wurde er allseits begrüßt, und wenn er nicht gleich gefüttert wurde, gab er wohl seinen Hunger durch Schnabelhiebe kund. Zärtlich kann er auch sein, schnappt nach unseren Haaren, die er im Übermut zerrt. Für lichte Kleider hat er eine Vorliebe, überhaupt für die weiße Farbe, wogegen er dunkel gekleidete Menschen eher scheut. Sein Lieblingsplatz ist die Schulter geworden, infolge des häufigen Einfangens auf der Krankenstation hat er Scheu vor den Händen bekommen; ich hatte ihm nämlich immer nur durch das Unterschieben des Zeigefingers von hinten unter seine Füße auf meine Hände gebracht, und niemals gegriffen oder gefesselt, wie ich überhaupt immer vermied, ihm irgendwie Zwang aufzuerlegen.

Im Sommer hat mir eine Schwester-Kollegin, als ich ihr Philipp zeigte, erzählt, daß sie bei ihrer Anwesenheit in Graz gesehen, wie Sie, hochgeehrter Herr, in einem dortigen Parke Vögel fütterten, die Ihnen in auffallender Weise zugetan wären. Als eine Leserin Ihrer Schriften, ergriffen durch die Innigkeit, die sich in dem „Buch der Kleinen" kundgibt, hat die Idee, Ihnen meinen Vogel zu geben, immer mehr Raum in meinem Herzen gewonnen. Ich habe sie nun kühn ausgeführt. Ich will die beste Hoffnung an seine Ansiedlung bei Ihnen knüpfen, voraussetzend, daß er es an Dankbarkeit und Treue nicht fehlen lassen wird und Ihnen recht viel Freude bereiten möge."

Dann Name und Adresse.

Als dieses Schreiben im häuslichen Rate gelesen war, gingen die Meinungen auseinander. Das würde eine Fopperei sein, einen wirklichen Vogel so weit schicken, und gar einen Spatzen, undenkbar! — Es würde nur der photographierte Vogel gemeint sein, der dem Briefe beilag. —

was das Leben schön macht. Und wenn ich es noch schöner haben wollte, durfte ich nur zu meinem „Zögling“ hinabgehen, um zu lehren, was ich selber nicht konnte. Es war im Dezember. Die langen Abende stand ich schlotternd am Fenster mit dem Schulbuch, bei dem Licht einer Straßenlaterne, die ich zu den Wohltätern meines ersten Grazerlebens zählen muß. — Als ich es vierzehn Tage ausgehalten hatte, ging ich zu meinem alten Frühauf und mietete neuerdings mein früheres Zimmer vom ersten Jänner ab. „Warum vom nächsten Ersten ab?“ fragte der alte Herr in seiner mürrisch heiseren Art. „Kommen Sie doch gleich, wenn's dort so kalt ist.“ Ich schwieg, denn mir fehlte das Geld für die doppelte Miete. Das hatte er bald los. „Ob das Zimmer hier die paar Wochen leer steht oder nicht, Sie zahlen vom Jänner ab.“ Da ging ich in meine Dachkammer, packte die Tasche wieder voll und siedelte in die Wickenburggasse. Der Obrist knurrte einiges darob, beließ mir aber mein Amt bei seinem Jungen, und zwar so lange, bis die Zensurscheine, die der Knabe von seiner Schule immer häufiger heimtrug, meine völlige Unfähigkeit als Arithmetikinstruktor an den Tag gebracht hatte. Da klopfte mir der Obrist auf die Achsel: „Mit dem Rechnen ist's nichts, mein Lieber. Auf dem Schulweg begleiten aber sollen Sie meinen Jungen auch fürderhin.“

Heute noch, wenn ich durch die Salzamtsgasse gehe, schaue ich bei dem Hause (jetzt Stiftsgasse 3) hinauf zu jener Dachkammer, in der ich einmal wirklich arm gewesen bin.

Der Spatz aus Hamburg. Eines Tages im letztvergangenen November habe ich aus Hamburg folgenden Brief erhalten:

„Hochverehrter Herr Rosegger!

Heute gelangt in Ihre Hände ein kleiner, zahmer Sperling, mit der Bitte um gütige Aufnahme in Ihrem Hause und Herzen.

Er war etwa acht Tage alt, als er am 24. Mai dieses Jahres das Unglück hatte, aus dem Nest zu fallen, oder könnte er von seinen Eltern verstoßen worden sein? Ich habe mich seiner angenommen, als er mir nackt und kahl von einer Patientin gebracht wurde. Auf sein klägliches Stimmchen „fi-pip“ habe ich ihn Philipp getauft, mit der Zeit hat er seinen Namen erfaßt und ist gehorsam meinem Ruf gefolgt. Es ist mir gelungen, ihn mit Zwieback und Milch hinsichtlich seiner körperlichen Anforderungen, aber mit ebenso viel Sorgfalt, Liebe und Freude durchzubringen, nämlich anfangs verweigerte er jede Nahrungsaufnahme, so daß ich glaubte, die Hoffnung für seine Erhaltung aufgeben zu müssen. Vergeblich hatte ich vielfach versucht, ihn den zahlreichen Spatzenfamilien anzureihen, doch keine derselben war geneigt, ihm auch nur etwas von ihrem Futter zu überlassen, wenn er bittend und flügelschlagend vor ihnen am Erdboden saß. Ich habe ihn dann immer wieder aufnehmen müssen, und in der Zeit, als er flügge wurde, Unruhe und Angst um ihn gehabt; bei seiner Unfähigkeit, allein seine Nahrung nehmen zu können, hatte er

Lange ist das nicht so geblieben. Ich muß dem Spatzen nicht ganz genügende Aufmerksamkeit erwiesen haben. Er saß dann lieber auf dem Fensterrahmen und schaute hinaus. Draußen flogen und hüpften die freien Brüder herum und plauderten zu ihm herein. Mich erinnernd, daß er gewohnt sei, frei aus- und einzufliegen, öffnete ich das Fenster. Wie ein Pfeil schoß er hin auf den hohen Ast eines Gartenbaumes, den er sich wahrscheinlich schon früher als Ziel ausgeschaut hatte, mitten hinein in die Kameraden. — Dort haben wir ihn das letztemal gesehen.

Wir erließen nach ihm in der Zeitung einen Steckbrief: Entflohener kleiner Spatz, sieben Monate alt, hübsch dunkel an Farbe, besonderes Kennzeichen: am Schwanz ein spießig hervorstehendes Federchen. — Wir ließen das Fenster offen; wir bestreuten die Gesimse mit Vogelfutter. Aber der Hamburgerspatz scheint den Freibettelsport im Grazer Stadtpark vorzuziehen. Dort bei den freundlichen Pensionisten macht Philippchen vielleicht sein Glück.

Ein Besprecher der Tagebuchnotiz von Seite 220. — Sie haben in Ihrem Sinne recht, wenn Sie schreiben, daß der nicht produktive Arbeiter, der Theologe, der Beamte, der Kaufmann u. s. w., ebenso nützlich sei, als der produktive; daß auch sie Kulturbringer und Kulturträger seien. Das ist in jener Tagebuchnotiz nicht bestritten worden, es ist nur der Unterschied betont worden zwischen dem einen, der von der Arbeit seines Leben kein Werk aufzuweisen hat, das sich auf seine Person bezieht, und dem anderen, dessen Werk unmittelbar vor Augen steht und seinen Namen in späte Zeiten tragen kann. In diesem Sinne kann auch der Theologe produktiv sein, der eine neue Religion gründet, der Feldherr, der ein Land erobert, der Astronom, der einen neuen Stern entdeckt, der Künstler, der ein unsterbliches Werk schafft. Produktiv in höherem Siune ist jeder, durch dessen persönliches Wirken direkt ein neues Werk oder Gut entsteht, das ohne seine Person nicht zustande gekommen wäre. Die Produktivität des Kaufmannes ist gewiß kulturell wichtig, aber sie kann nicht eigentlich geschätzt werden und sie hat nichts Persönliches. Die Produktivität des Baumeisters kann geschätzt werden und was Persönliches haben, doch hätte das Haus auch ein anderer bauen können. Michelangelos und Bismarcks Werke hätten wir nicht, wenn diese, und gerade d i e s e Männer nicht gewesen wären. — So kann das Ausspinnen jener Tagebuchnotiz in weite Fernen führen, was übrigens nicht besonders — produktiv sein dürfte.

Alleweil was Neues! Das ist die fixe Idee der alternden Menschheit. Bei ihrer krampfhaften Neuerungssucht wird sie selber alt.

Nein, nein, es kommt ein wirklicher Vogel, das steht doch klar im Briefe! — So die Meinungen.

Und am nächsten Morgen war der Spatz da, der wirkliche. In einem Kistlein, das auf einer Seite Drahtgitter hatte, saß er, neben sich noch Nahrungsvorräte: Backwerk und Obst und ein halbgestülptes Becherlein, in dem Wasser gewesen sein mußte. Das Tierchen saß erst ganz resigniert da. Alle angstvolle Anstrengung, frei zu kommen, mochte ja längst vorbei sein und hatte ihn erschöpft; müde legte er sein Köpfchen nieder auf die wogende Brust. Als er aber vor dem Gitter die fremden Gesichter sah, da hub er an zu flattern. Wir sprengten rasch den Kerker auf; die kleinste Öffnung nahm er wahr, schlüpfte heraus und flog im Zimmer herum. Flog gegen die Fenster, aber ohne an die Scheiben zu stoßen; flog lange und munter im Kreise, bis er sich endlich auf die obere Fensterspange setzte und mit hellen Äuglein hinauslugte ins freie Licht. Ich hob eine gläserne Schale mit Wasser zu ihm hinauf, da trank er. Willkommstrunk, wie er bei rechten Deutschen der Brauch ist. Dann begann er zu plaudern mit hell piepsendem Stimmlein, aber ich bin nicht der Vogelsprache kundig wie Salomon und habe die Erzählung seiner Reiseerlebnisse nicht verstehen können. — Wir lachten alle, aber es war uns zum Weinen dabei, so erbarmt hat uns das arme kleine Wesen, das aus der fernen Hafenstadt so weit in die Fremde geschickt worden ist, in die Alpen herauf zur scharfen Winterszeit. Aber der Spatz aus Hamburg hat es nicht so tragisch genommen. Er benahm sich sehr ungeniert in aller Weise und tat schon am ersten Tage, als ob er bei uns daheim wäre. Das freute uns natürlich. Er flog uns auf die Achseln, einem um den andern; an die Köpfe, wo er sich mit den Haaren zu schaffen machte, ein liebes, zutrauliches Tierchen. Aber, wer abwehrte, nach dem pickte er mit lebhaftem Schnabel. Ein frecher Spatz! Als ich am Schreibtisch saß, kam er und spazierte vor mir auf dem Papier herum, und flog mir auf die Hand, mit zuckendem Köpfchen auf die Feder schauend, was sie denn schriebe. — Ja, Spatz, sie schreibt von dir. Sie schreibt, daß ich mein Lebtag noch keinen Vogel im Käfig oder in der Stube gefangen gehalten hätte, weil ich Vögel zu lieb haben täte, um ihnen ihr angebornes freies Himmelslicht zu entziehen. Und sie schreibt, daß ich willens sei, dich den Winter über zu beherbergen, falls du nicht selbst einmal davonflögest; im Frühjahr aber dich hinaus aufs grüne Land tragen und freilassen wolle. — Ob's geschieht, weiß ich noch nicht; es wird auch zu bedenken sein, wie die süddeutschen Spatzen sich zum norddeutschen Sänger verhalten werden. Mir bist du einstweilen zu laut, Philippchen. Weißt du, ich arbeite jetzt und Dichter haben es nicht gern, wenn ihr Lied von einem Kollegen überschrien wird.

Ist das Alter dazu da, um die Fehler der Jugend zu büßen? Nein, sondern um sie zu verbessern. Jeder kann das nicht; wer es kann, der soll's tun. Ich tue es. Ein seit vielen Jahren heimlich gehegter Wunsch will mir unerwartet in Erfüllung gehen. Eine von mir selbst zu besorgende Neubearbeitung meiner Schriften, die in rund 50 Bänden vorliegen. Ich bin an der Arbeit. Es soll in einigen Monaten das Erscheinen nicht einer vermehrten, wohl aber einer verwenigerten Ausgabe beginnen. Eine verbesserte in 40 Bänden. Ich kreide mir's rot an, denn es ist kein Geringes für einen Autor, jahrelang nichts, als sich selber zu lesen. Das ist nur auszuhalten mit dem Bleistift in der Hand. Ein Feldzug mit dem Griffel. Ich werde Verbündete haben — vielleicht die meisten meiner Leser. Man schaut bei solchem Unterfangen nach Beirat aus. Zeit meines Schaffens hat mich die öffentliche Kritik begleitet. Mauern um mich bilden die Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren, die mich erzogen haben oder erziehen wollten. Der Forderungen sind so unterschiedliche, daß sie — wie es vielfach der Fall — einander aufheben und ich leer ausgehe. Es ist gut so. Fehler, die man selbst begeht, sollen aus eigener Einsicht gut gemacht werden. In meinen Werken, besonders der jüngeren Jahre, gibt es Dinge, die mich wundern machen, daß die Kritik — auch die strengste — still an ihnen vorübergegangen ist. Wiederholungen, Weitläufigkeiten, Sprachverstöße, Unklarheiten, jugendliche Tendenzen, Polemiken — derlei meine ich nicht einmal, obschon sie jetzt den Stift kräftig zu fühlen bekommen. Mehr genieren mich Unrichtigkeiten, psychologische Unmöglichkeiten, dann manch plattes Pathos und breitgesponnene Sentimentalitäten. Derlei wird nun gestrichen, geändert. Ich streiche fast aus jedem Bande. Mit demselben Vergnügen, als sie geschrieben worden, ja mit vandalischer Lust, streiche ich derart zehn volle Bände weg. Im übrigen behandle ich mich mit großer Pietät. Nicht etwa, daß der Greis den Jüngling richten wollte. Manch bedenkliche Tugend stutze ich und die schönsten Sünden lasse ich stehen. Der Alte soll den Jungen nicht alt machen, vielmehr soll er selber jung werden. Die Jugend soll stehen bleiben, wie sie steht, auch wo sie kindisch ist. Die herbe Kampfeslust des Mannes soll stehen bleiben, auch wenn der Greis mildere Formen dafür hätte. Die natürlichen Eigentümlichkeiten werde ich nicht anrühren, auch wo sie Fehler sein mögen. Verwässert wird nichts. So tief das Messer stellenweise auch dringen wird, die Nerven und die Blutadern sollen geschont bleiben. Gegen mein sittliches Gewissen habe ich mit Absicht nie verstoßen. Wo es unabsichtlich geschah und es erkannt wird, dort gibt's jetzt Korrektur. Meine Weltanschauung hat sich im Ganzen nicht geändert, und nur so kann die Arbeit gemacht und gerechtfertigt werden.

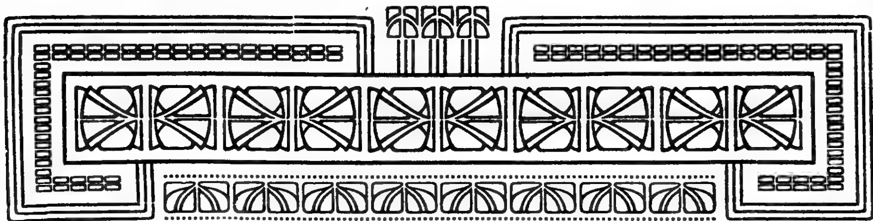
Oder ist es das Empfinden ihres Alterns, das so wahnwitzig nach Veränderungen hetzt? Die Veränderungen aber sind nur äußerlich, innerlich bleibt sie gleich. Aus diesem Zwiespalt kommt es auch, daß die Leute, die sonst Feinde alles Herkömmlichen sind, jahrhundertelang an Abgeschmacktheiten festhalten können, die unsinnig sind. Zum Beispiel beim Jahreswechsel. Da wird seit undenklichen Zeiten Jahr für Jahr das abgelaufene Jahr verschimpft, und das kommende als das neue Reich des Glückes erwartet — als ob die Nacht zwischen dem 31. Dezember und dem 1. Jänner eine bessere Welt gebären könnte! In allen Bildern und bildlichen Reden wird das alte Jahr als häßliche Vettel veranschaulicht, das neue aber als schöner junger Engel. Wenn ich dieser schöne junge Engel wäre, mich würden diese Silvesterallegorien stutzig machen. Ich würde mir sagen: Schau, wie sie das scheidende Jahr behandeln. Just so wird es auch dir gehen, nach zwölf Monaten — das Gesindel ist undankbar. Und feige. Denn erst jetzt, nachdem das alte Jahr machtlos geworden ist, schmeißt es dem ohnmächtig Scheidenden noch alte Stiefel an den Buckel. Und wohldienerisch ist dieses Gesindel, denn vor dir, dem jungen Herrscher, kriecht es schmeichelnd und leckt die Zehen ab. Du wirst wohl gut tun, wenn du vorsichtig bist mit deiner Güte und mal zusiehst, ob sie sie auch verdienen. —

Die Vergangenheit schmähen! Armer Mensch, was hast du denn sonst, was bleibt dir denn von deinem Leben übrig, als das Erinnern an die Vergangenheit?! Welche Gesellschaft hast du in der Einsamkeit deines Alters? Wohl dir, wenn du mit deiner Vergangenheit auf gutem Fuße stehst!

Der Kampf um die deutsche Schrift, um unsere liebe angestammte traute Frakturschrift wird heftiger. In Berlin und anderen Städten vereinigen sich große, deutschfremde Verlags- und Zeitungsfirmen, um gegen die deutsche Schrift zu arbeiten, sowohl mit Bargeld als auch mit ihrem riesigen Zeitungseinfluß. Es sollen Zeitungen und Zeitschriften gegründet werden, besonders auch literarische, schöngeistige, volkstümliche, die in lateinischer Schrift gedruckt werden. Große Kreise beabsichtigen die gänzliche Verdrängungung der deutschen Schrift.

Da müssen wir voran, alle zusammen und jeder für sich. Das Reden allein hilft nichts. Also nur schnurgerade zur Tat. Ich einzelner und geringer verpflichte mich, von heute ab, alles, was ich in deutscher Sprache veröffentliche, nur in deutscher Schrift drucken zu lassen. Wem das nicht zusagt, kriegt nichts von mir. — Wenn es auch die anderen deutschen Dichter und Schriftsteller so machen, dann haben wir Sieg.

Am 1. Jänner 1913, des großen Gedenkjahres deutscher Befreiung.



Kleine Laube.

Viel gekämpft und viel gelitten,
Viel gelacht und viel gestritten,
Viele Körbe, wenig Küsse,
Wenig Glück und viel Verdrüsse.
Und wo wird das Fazit liegen?
Laß dich nur nicht unterkriegen.

W. G. Hoeper.

Gedanken.

Von Ludwig Oswald, Leipzig-Connewitz.

Vom richtigen Punkte aus kann man immer, immer ins Grüne sehen.

*

Um der Freude willen sind wir geschaffen. Unser Erzfeind, der uns diese vergällt.

*

Wer sich ausschließt, schließt sich ein.

*

Nur wer die Welt hinter sich läßt, kann eine vor sich bringen.

*

Kleider machen Leute — nur zu oft lächerlich.

*

Wie in jedem Handwerk eine Kunst, steckt in jeder Kunst ein Handwerk.

Trinkerausreden.

Der Stabsarzt Dr. Hermann hat auf Veranlassung des Vorstandes der Münchener Psychiatrischen Klinik systematisch „Trinkerausreden“ gesammelt. Das Ergebnis dieser seltsamen Enquete, über welche Dr. Hermann im Dezemberheft der populär-medizinischen Zeitschrift „Hyg“ (Verlag „Volksmedizin“ in München) berichtet, ist ein interessanter Beitrag zur Psychologie des Säufers. Alle diese Leute, die wegen schwerer alkoholischer Geistesstörung oder akuter wie chronischer Alkoholvergiftung in die Klinik eingeliefert werden, behaupteten übrigens mit großer Einmütigkeit, daß sie „fast gar nichts trinken“.

Ein Zinngießer z. B. sagt, man muß wegen der großen Hitze trinken. Ein Couleurdiener: er muß, es gehört zu seinem Beruf, Alkohol macht Schneid. Ein

Für mich persönlich hat diese Rückschau eine besondere Bedeutung. Ich lebe in ihr meine ganze seelische Vergangenheit wieder durch. Denn nahezu alles, was von meinem Fühlen, Träumen und Denken ich je zu sagen oder zu stammeln vermochte, ist in meinen Büchern enthalten. Ich lebe sie jetzt wieder durch. Was mir ganz verfehlt scheint, das tilge ich; was halb verfehlt ist, das bessere ich. Und was ich nicht besser machen kann als es ist, das lasse ich stehen und mache es nicht besser. — Mit der Lust des einstigen Schaffens noch einmal diese Arbeit — dann muß es gut sein. Dann will ich reichlich noch so lange leben, bis die neue Ausgabe fertig vor mir im Schranke steht.

Freund Fraungruber

zu seinem 50. Geburtstage am 26. Jänner 1913.

Als ich war fünfzig alt,
Hast du mich schön begrüßt.
Das wird dir heimgezahlt,
Weil du 's jetzt selber bist.

Nun reicht der Alte dir
Als Gratulant die Hand;
Nimm Gruß und Dank von mir
Aus unsrem Heimatland.

Daheim bleibt's lange still,
Kommt's erst von außen her,
Dann gibt es Jubel viel
— Und du erlebst noch mehr.

Denn dein Humor ist fein,
Humushauch, Sonnenglast,
Und das ist allgemein
Jedem der liebste Gast.

Gib dich, Hans, gib dich ganz,
Und dann nimm freudig an,
Was man zum Ehrenkranz
Dankbar dir bieten kann.

An diese Gestalt hängt die Dichterin ihre große Kunst und ihr ganzes Herz. Und sie zeigt, wie nicht aus dem Klerus, sondern aus dem einfältigen Volksgemüt der Katholizismus verjüngt hervorgehen muß.

Sehr viele, wenn vielleicht auch unwillkürliche Sympathie wendet die Dichterin den Evangelischen in Steyr zu, besonders dem Stadtrichter und seinem Sohne. Das sind Prachtkerle, voller Gesundheit, Glut und Tatkraft, voll Gemeinsinn und Ordnungsliebe, voll Vernunft und Klugheit, auch im Kampf für ihren Glauben. Der unbefangene Leser des Romans muß es mit diesen Protestanten halten, als Vollmenschen sind sie so herlebig und packend. Diese Herrenmenschen, wie sie geschildert sind, beherrschen auch den Leser. Man freut sich an ihnen. Aber aus dem Übermaße ihres Glaubenseifers steigt ihr Verhängnis. Die fanatische Gegnerschaft macht den mächtigen Stadtrichter ungerecht, zum Tyrannen, tatsächlich zu einem Christenverfolger. Der ungeheuere Irrtum, in den er verfällt, scheint mir aber nicht genug begründet. Haß und gekränkte Eigenliebe allein reichen da nicht aus. Wie kann der gescheite Stadtrichter Händel glauben oder es dem evangelischen Steyr glauben machen wollen, daß die hundert Katholiken ausgezogen seien in der Absicht, die Pest nach Steyr zu bringen?! Da stürben die meisten wohl selber schon auf dem Heimweg. Oder wären tatsächlich die Torheiten auf „papistischer“ Seite so groß, daß man einem wahnsinnigen Fanatismus auch das zumuten könnte? — Was ist es nur, das aus dem klugen, stets für das öffentliche Wohl besorgten Mann eine so unbeschreiblich grausame Bestie macht? Da tut ihm die Dichterin wohl nicht weniger Unrecht, als anderseits den katholischen Priestern, die über ihre eiskalte, eisenharte Gotterei blind und taub, verständnislos und herzlos sind für die warmblütige Menschennatur. Es herrscht viel Elend, Rachgier und Grausamkeit in dem Buche, mit Drohung furchtbarster Zukunft, ohne Möglichkeit einer Versöhnung. Mehr als ein Leser sagt: Da sieht man, was strenggezogenes Kirchentum für grenzenloses Unheil stiften kann! — So hat's aber die Erzählerin ganz gewiß nicht gemeint.

Gemach! Die Geschichte ist noch nicht aus, dem Roman folgt noch ein zweiter Band. Freilich erst im Frühjahr, während der Leser verbrennt vor Spannung, wie Handel-Mazzetti Gerechtigkeit üben wird — besser als der Stadtrichter von Steyr. — Jemand meint, die schöne Stephana werde im zweiten Band den wilden, ritterlichen Sohn des Händel zum katholischen Glauben bekehren. Verliebt sei er ja schon in sie. — Wer dieser Erzählerin solche Alltäglichkeiten zumutet, der kennt sie schlecht. Von ihren stahlharten Glaubenskämpfern bekehrt sich keiner, weder hüben noch drüben.

Und die Dichterin, immer den gleichen Kriegsmarsch spielend, scheint sich an dem Hasse zu freuen. An dem Haß und an der Grausamkeit. — Dieses Buch hat meine Freude an dem großen Talent gedämpft. Nicht schüren — versöhnen müssen wir. R.

Karl May.

Als ich noch auf dem Gymnasium war, bekamen wir Karl Mays Reiseerzählungen von der Schulbibliothek ausgeliehen. Seitdem ist das anders geworden: teils gehässige, teils verständnislose, teils bloß nachplappernde Angriffe richteten sich gegen die Persönlichkeit des Verfassers, dem manche Unrühmlichkeit in seinem Vorleben vorgeworfen wurde. Als weitere Folge der persönlichen Bekämpfung wurden seine Werke aus verschiedenen Bibliotheken entfernt und die Eltern davor gewarnt, ihre Kinder durch die „Räuber- und Indianergeschichten“ vergiften zu lassen.

Student trinkt, weil die Gemütlichkeit gehoben wird und ohne Bier keine Studenten denkbar sind. Ein Maurer: weil ohne Bier kein Mensch arbeiten kann. Ein Brauer: weil man trinken muß, sonst verliert man die Kraft. Ein anderer Student: weil er mit einer Kellnerin kein Verhältnis bekäme, wenn er kein Bier tränke, denn die Mädchen meinten sonst, man sei krank. Ein Leichenwärter: weil die Leichen so furchtbar riechen. Ein Bäcker: weil es in der Backstube so heiß ist, lauter Wasser könnte er nicht trinken, weil es matt mache. Ein Kaufmann: weil seine Frau krank sei und er deshalb so viel nachsinnieren muß. Ein Hausierer: weil er dann die Leute besser anlügen kann. Ein Taglöhner: bei ihm sei das Trinken eine angeborene Anlage. Ein Holzhacker: weil es so Brauch ist, Brotzeit zu machen und ordentlich dazu zu trinken. Nur ein einziger aus Hunderten von befragten Patienten gab zu, daß das Trinken nicht unbedingt notwendig sei, es ginge auch so.

Stephana Schwertner.

Das Dichterherz der Handel-Mazzetti hat seinem Glaubensdrang noch immer nicht genüge getan. Das vierte oder fünfte Werk jetzt, in dem der höllische Haß behandelt wird, der zwischen der katholischen und der evangelischen Kirche wütet. — Der Gegenstand ist so: Vor einigen Jahrhunderten war die Stadt Steyr größtenteils evangelisch. Da wird der reiche, mächtige Eisenmann, der Protestant Händel, zum Stadtrichter gewählt. Er will gerecht sein in allem und besonders auch gegen die noch wenigen Katholiken. Jeder soll seinen Glauben frei bekennen dürfen, soweit das Gemeinsame nicht darunter leidet. Aber es ist keine Ruhe, das Verhalten des Klerus im nahen Kloster Garsten drängt den sonst überaus sympathisch gezeichneten Richter zur Parteilichkeit. So wird es beschrieben mit drastischen Beispielen. Dann naht die Pest. Sie ist schon an der oberen Enns, in Johnsbach. Da ist in Steyr ein armes, junges, frommes katholisches Wirtsmädel namens Stephana Schwertner, das veranlaßt gemeinsam mit einem Mönch eine Bittprozession nach Weng bei Admont, um die Abwendung der Pest zu erbitten. Aber Weng liegt in der Pestgegend. Der Stadtrichter hat erst die strengsten Verordnungen zum Schutz gegen die Pest gegeben und legt es nun so aus, als ob die katholische Wallfahrt in die Pestgegend ihm zum Trutz geschehe und in der Absicht, die Pest in das evangelische Steyr zu verschleppen. Er läßt die Wallfahrerschar von seinem Sohne, der Soldatenführer ist, abfangen und die Stephana Schwertner als Anstifterin an den öffentlichen Schandpfahl binden.

Das in aller Kürze der Hauptstoff des neuen Romanes von Handel-Mazzetti, in welchem große Vorzüge von größeren Fehlern überwuchert werden. Will die Dichterin nur Künstlerin sein und bloß in aller Unbefangenheit und Absichtslosigkeit darstellen, wie der mittelalterliche Katholizismus und Protestantismus beschaffen waren, oder will sie mehr? Sucht sie für uns den religiösen Frieden oder predigt sie den Krieg? Das möchte ich wissen. Daß ihr die katholische Kirche Herzenssache ist, hat sie oft gestanden. Aber die katholische Geistlichkeit stellt sie gar nicht anmutig dar. Das sind (so sieht sie der unbefangene Leser) theorieerstarrte, herzenskalte Dogmatiker, Fanatiker, Feiglinge, Verräter und solche, die man bei uns Hetzkapläne nennt und schon tausend Christen von der Kirche losgeschimpft haben. Sie wollen sich stets nur „verteidigen", aber als echte Krieger wissen sie, daß die beste Verteidigung im Angriff liegt. Wenn in Gottessachen diese Taktik nur richtig wäre! Der einzige kindliche Bekenner und Märtyrer unter den Steyrer Katholiken ist kein Priester, sondern ein ungelehrtes Wirtsmädchen. Sie, diese heilige Unschuld, wird, ohne es zu wollen und zu wissen, die Seele der Bewegung gegen den Protestantismus.

schreiber, ein ganz famoser Mensch, der in seine Erzählungen einen guten ethischen Kern, Vaterlandsliebe, Humanität und einen gesunden Nationalstolz legte. Ich bin der Ansicht, hätten wir ihn nicht, wir müßten nach einem, der ihm zumindest ähnlich ist, auf die Suche gehen.

Unsere gewerbsmäßigen Jugendschriftenfabrikanten ersetzen ihn nicht, und berühmte Weltreisende, die nachher ihre Erlebnisse ausplaudern, sind oft — ich mag keine Namen nennen — so trockene Patrone, daß man ihre Werke unseren Jungen nicht zumuten kann. Weil May Amerika und den Orient, wo sich seine Phantasie mit Vorliebe zu schaffen machte, nicht persönlich besucht hatte, ehe er die Bücher schrieb, enthalten sie deshalb Unrichtigkeiten? Grobe, störende, unverzeihliche gewiß nicht. Ein Diplomat, der lange in Persien weilte, behauptete sogar, Mays Schilderungen der dortigen Bevölkerung seien die besten, die existieren ... Ist er da nicht ein Genie?

Dämpfen wir die durch die Kämpfe gegen ihn aufgereizte Lobeshymne ab: Karl May ist der Schriftsteller, den heranwachsende Menschen, die keine Stubenhocker sind, brauchen. Die Gefahren, die abenteuerliche Geschichten in sich bergen, verschwinden im Vergleich zu den Genüssen, die gleichgestimmte Leser, deren Intellekt ausruhen soll, empfinden, und im Vergleich zu dem Nutzen, den jede hochfliegende Phantasie, die über dem Alltag schwebt, stiftet. —

Die Ausgaben der Mayschen Reiseerzählungen des Verlages Ernst Fehsenfeld in Freiburg i. B. sind durchaus zu empfehlen, sowohl die älteren als auch die neueren, illustrierten, die Künstler verständnisvoll und prächtig ausstatteten, und also in jeder Beziehung, äußerlich und innerlich, gefällig und anschaffenswert.

Singvögel.

Sorrent.

Einmal möcht' ich dich noch sehen,
Lichtumflutetes Sorrent!
Bei der Frühlingslüftchen Wehen
Durch dein liebes Städtchen gehen,
Wo mich keiner mehr wohl kennt.

Keiner ... Aber ob die Kleine,
Die Palmina, auch vergaß —?
Ob sie noch dem Fremden böse,
Der bei einer Früchtenlese
Sie zu küssen sich vermaß?

Süße Zeit der Kindereien,
Von des Südens Hauch umstrahlt ...
Ach, nur einmal noch im Maien
Sich dem holden Zauber weihen,
Der das Leben rosig malt —!

Immer, wenn es Lenz im Lande,
Tiefe Sehnsucht in mir brennt;
Und nach jedes Tages Mühen
Lockt dein Bild voll Poesien,
Unvergeßliches Sorrent!

E. Barger, Iglau.

* * *

Richtig ist, daß Karl May in seiner Jugend keineswegs ein nachahmenswertes Leben führte, richtig ist ferner, daß er die Gegenden, die er schilderte, zumeist nur aus Beschreibungen anderer kannte und danach seine Darstellungen formte, richtig ist endlich, daß er die mannigfachen Abenteuer, die er als „Old Shatterhand" oder „Kara Ben Nemsi" in der Ichform erzählte, nicht selbst erlebte (woran vernünftige Menschen niemals zweifelten), sondern sie erdichtete. Falsch ist — und darauf kommt es bei der Beurteilung seiner Werke hauptsächlich und fast ausschließlich an — daß sie die Leser, gleichgültig ob jung ob alt, „vergiften". Nur Bornierte können ein Buch wie „Winnetou" oder „Im Lande des Mahdi" auf eine Stufe mit der landläufigen Kolportageschundliteratur stellen. Aber der Sturmlauf gegen den vor kurzem verstorbenen Schriftsteller entsprang gar nicht wirklich humanen und pädagogischen Motiven, die man vorschob, sondern parteipolitischen Animositäten, auf die ich hier nicht näher eingehen will. Schulmänner und Lehrer, die bis zu den vehementen Angriffen May als Schriftsteller schätzten, ließen sich von dem Gezeter einschüchtern und so nahm der Boykott gegen seine Schriften einen erstaunlichen Umfang an. Gott sei Dank ist in der letzten Zeit ein Umschwung zum Besseren, zum Vernünftigen eingetreten und ganz hervorragende, selbstschaffende Künstler hielten sich für verpflichtet, den „Geächteten" in Schutz zu nehmen. Ich sage „Gott sei Dank!" denn ich halte und hielt Karl May immer, auch während der schlimmsten Hetze, für einen interessanten Charakter und — worauf es hier ankommt — für einen ausgezeichneten Jugendschriftsteller, der auch vielen Erwachsenen vieles bietet.

Unsere Jugend will und braucht Romantik, die in der Schuldisziplin gebändigte Energie sehnt sich (gottlob!) nach Abenteuern (sei es auch nur in Büchern) und ihr flackernder Geist labt sich nach den Mühen der Mathematik und der klassischen Sprachen an Taten und Heldenhaftigkeiten in der Wildnis — wo kein Klassenvorstand die Noten auf Grund von Büffeln erteilt, sondern wo das Leben, das doch viel entscheidender ist, was jeder Jüngling ahnt, den Lorbeer dem Tapfersten und Mutigsten und Besten reicht — oder reichen sollte! Für unsere goldene Jugend, die in den Tagen der Gefahr, wenn das Vaterland sie ruft, fröhlich und freudig in den Krieg ziehen muß, ist Karl May, ist sein Schaffen das Richtige. Hier findet der Übersprudelnde die Erfüllung seiner kühnen Wünsche, hier wird der zu Bedachtsame mitgerissen und angefeuert. Ist das nicht gut? Ich meine schon und habe Eideshelfer, die mit mir einer Meinung sind.

Doch da gröhlt schon die Stimme des nachdenklichen Pädagogen: „Die Buben, verlockt von Abenteuerlust, die May weckt, vernachlässigen ihre Studien und brennen durch, um gleiches zu erleben." Mit Verlaub, Herr Magister, wir, die wir Karl May lasen, waren nicht die schlechtesten Schüler — oft im Gegenteil — und durchgebrannt ist von uns auch keiner. Aus Ausnahmen darf man kein System zusammenstoppeln wollen! Und wenn hie und da einer heimlich echappiert, weil die „Wildnis" und ihr „Abenteuer" ihn verlockten (gewöhnlich spielen ganz andere Ursachen mit!), ist das Unglück so entsetzlich? In längstens zwei Tagen bringt man den Ausreißer wieder heim. Wünschenswert ist eine solche Episode in einem Jungenleben ja nicht, zugegeben, aber ist es wünschenswerter, daß allzu weichlich veranlagte und nicht entsprechend gehärtete Knaben sich wegen einer schlechten Zensur umbringen? Außerdem: Sind Schillers „Räuber" ein Schandstück, weil — was vorkam — überspannte Romantiker nach der Lektüre in die „Böhmischen Wälder" ziehen wollten, um Räuber zu werden . . .

Ich meine, wir geben der Jugend ihren Karl May zurück — sonst nimmt sie ihn sich selbst — und machen auch die Autoritäten, die ihn nicht aus eigener Erinnerung und Erfahrung kennen, nicht kopfscheu. Er ist, wenigstens als Bücher-

Sei getrost und frage nicht,
Was die Schleier fest und dicht
An der Scheide decken;
Dir genüg' die Zuversicht,
Daß ein: „Werde!“ — kein Gericht —
Wird dich auferwecken.

Heinrich Wille.

* * *

Diandle, tua nit so schean.

Diandle, tua nit so schean,
Sunst werd die Liab vergeahn,
Fallt dir der Reif ins Haar —
Aus is und gar.

Schau, amal werst du alt,
Werd dir das Herzle kalt,
Bloß in an Winklan drein
Blüaht es noch fein.

Durt is a letztes Reis,
So wia dei Haar schneeweiß;
Wann das im Winter blüaht
Freut sich das Gmüat.

Diandle, tua nit so liab,
Sunst werd dei Äugle trüab,
Nimmt dir der Schlankelsbua
Unschuld und Ruah.

Karl Krobath.

* * *

Du . . . !

Du . . . ! Meine Seele dunkelt,
O gib ihr du das Licht!
Das alte wird verlöschen wohl,
Gleich wenn ein' Sonnengloriol'
Ins Meer der Nächte bricht.

Du . . . ! Meine Seele friert so,
Gib du, gib du ihr Glut!
Das alte Flämmchen will zerglühn.
Laß deine roten Fackeln sprühn,
Sei du, sei du mir gut!

Du . . . ! Meine Arme breit ich
Aus nach dem Wahn des Glücks
Und meine Lippen hungern heiß
Und meine Sehnsucht zittert leis
Dem stummen Ruf zu: Pflück's!

Du . . . ! Meine Gärten kahlen
Und alle Blühnis welkt:
O gib ein Stücklein Frühling mir,
Dann wird's gleich wieder lieb und zier
Und alles, alles schwelgt . . . !

K. Dankwart Zwerger.

Lustige Zeitung.

Eine lustige Schulgeschichte. Ein Schulmann erzählt den Lesern der „Kölnischen Zeitung“ folgendes Erlebnis: Der Herr Schulinspektor hat die Schule zu X. inspiziert und hält nun Konferenz mit dem Direktor und den Lehrern. Der gestrenge Vorgesetzte äußert sich sehr lobend über die Leistungen der Schüler. „Aber“, so fügt er hinzu, „die Schule ist nicht nur dazu da, den Schülern den Wissensstoff beizu-

Kreislauf.

Zeit und Raum, Unendlichkeit,
Was in euch ist nah', was weit,
Groß, was klein zu nennen?
Unermeßlich, grenzenlos
Ist das Sein in eurem Schoß
Und nicht auszukennen!
Staunend trinkt das Aug' sich satt,
Menschengeist hat keine Statt,
Es in sich zu fassen;
Nur ein Ahnen ihm gelingt,
Wenn zum Fluge er beschwingt
Kann die Erd' verlassen!
Dann ihm tönt Posaunenschall:
„Endlos, ewig ist das All,
Ewig, was darinnen!
Sieh, kein Stäubchen kann verwehn,
Alles, alles bleibt bestehn,
Ist ohn' Anbeginnen!"
Ewig zeugt die Schöpfungskraft,
Die nie ruhet, nie erschlafft,
Ganz das All durchdringet,
Deren Odem Welt mit Welt
Fest verknüpft, zusammenhält,
Aderngleich durchschlinget.
Alles kreiset ohne Rast,
Ist ein Wirt und ist ein Gast,
Austausch allerorten,
Stetig Wogen auf und ab,
Leben sprießt aus jedem Grab,
Sprenget alle Pforten.
Es durchströmt der Lebensstrom
Jedes winzige Atom,
Jeden Punkt im Alle,
Scheidet hier und einet dort,
Er gestaltet fort und fort,
Heischet: „Werde! — Walle!"
Leben überall pulsiert
Phönixgleich im Tod gebiert
Es sich neue Weisen;
In dem Haushalt der Natur
Sterben ist ein Wechseln nur
In dem ew'gen Kreisen.
Leben ist der Gotteshauch,
Mensch, dem du entstammest auch,
Der dich hat geboren.
Er, er ist die ew'ge Kraft,
Die befruchtend weckt, erschafft,
Der nichts geht verloren,
Die im Sein als Herrscher thront,
Allem Urstoff innewohnt
Ewig gleich, unsterblich.
Alles Leben keimt aus ihr
Und kommt kreisend für und für
Wieder zu ihr erblich. —
Seele mein, so zage nicht!
Wenn des Leibes Auge bricht,
Wenn dein Kleid vertragen,
Wirst du zur Allmutter gehn,
Neu aus ihrem Schoß erstehn . . .
Wie? wer könnt's dir sagen?

Rasse schafft. Ich wünsche dem Buche einen großen, sehr großen Leserkreis, der die darin enthaltenen Wahrheiten beherzigt.

„Die Ahnenreihe“ ist ein dickleibiger Band mit 570 Seiten, der vielleicht einige Kürzungen vertrüge, so zu Beginn und auch gegen Schluß, da man etliche Abschweifungen und Breiten wohl gern missen aber nie vermissen würde, wenn sie fehlten. Erquickend ist der trockene und deutsche Humor, der das Werk, das reich an Tragik ist, im künstlerischen Gleichgewicht hält.

Nochmals: Ich hoffe, daß das Buch viele und verständnisvolle Leser findet!

H. L. R.

Der goldene Boden. Roman von Guido Glück. (Teschen=Wien=Leipzig. Karl Prochaska.) Im Verlage von Karl Prochaska erschien vor kurzem ein Roman, der den Stoff den politischen und sozialen Verhältnissen und Kämpfen des Tages entnimmt. Der Autor versetzt uns in eine südmährische Landstadt und die Rivalität zwischen Deutschen und Slawen bildet das treibende Motiv. Guido Glück besitzt eine glückliche Beobachtungsgabe und versteht es, Situationen und Charaktere scharf umrissen darzustellen. Die Gestalten treten plastisch hervor, zeigen Lebenswahrheit und die Frische der Unmittelbarkeit. Ein großer Vorzug des Romans ist, daß Glück trotz eingehender Milieuschilderung das Hauptmoment der Komposition in die Handlung verlegt, deren Fülle und Abwechslung anregt und unterhält. Vortrefflich ist auch die Schilderung der Landschaft, die geschickt zum Aufbau und Verlauf der Handlung verwendet wird. Schließlich — und das ist nicht das geringste Lob, das der Roman verdient — sei die Sprache hervorgehoben. Da gibt es keine nebelhaften Stellen, aber auch keine stilistischen Akrobatenkünste. Glück beherrscht die Sprache, der Ausdruck ist prägnant und sicher. Alles in allem: Der goldene Boden ist ein Roman, der Beachtung verdient und diese auch finden wird.

Emil Soffé.

Der ewige Lenzkampf. Ein Studentenbuch aus alter und neuer Zeit. Von Robert Hohlbaum. (Leipzig. Xenien=Verlag.)

„Den Studenten, in Besonderheit den Helden des Prager Bodens“ widmet der Verfasser diese fünf kunstfeinen, überaus milieutreuen Studentennovellen, die alle der „ewige Lenzkampf“, das ewige Freiheitsdrängen der Jugend durchflammt, ob sie nun in Hussens Tagen oder zur Zeit der Schlacht bei Lützen oder im großen Befreiungsjahre oder um 1847/48 spielen oder ob sie dem großgewaltigen Herrn Johann Christoph Gottsched, weiland Professor, Rektor, Sprachgelehrten, „Horatio et Ovidio Germaniae“ und poetae laureato mit hochragendem Perückentoupet, die morschen Beine seines Dichterthrones in wenig erheblich wackeln machen. Vorwiegende „Frisch auf, mein Volk!“ und „Der Staatsrat“ sind besonders eindrucksvoll und manchmal vertiefen noch satirische Töne sehr glücklich die Gesamtwirkung.

Ein paar Sätze des alten Herrn Dr. Ferweger muß ich noch herschreiben; sie sind so wuchtig in ihrer schweren Wahrheit. Sagt ein Junger zu seinen Kommilitonen: „Wir halten wohl die schönsten Reden von der deutschen Einigkeit und nennen uns die Führer des Volkes. Aber einem Proleten, wie wir die armen Teufel heißen, die Hand geben, das ist nicht fair ... Wir sind Schuld, daß alles zu den Roten geht ... Ins Volk müssen wir! Begeisterung müssen wir wieder lernen! Achtundvierziger müssen wir wieder sein, lebendig müssen wir werden!“

Wann bricht denn wieder Morgen an? Die Dichter künden ihn lange ...! — Mit diesen Geschichten sollte man reisen, von einer Hochschulstadt zur andern ...

K. D. Zwerger.

Gefängnis=Erlebnisse von Prager Studenten 1848—1854. Von † W. Ernst. Hausgegeben von seiner Frau. (Selbstverlag. Wien, XVIII. Gymnasiumstr. 27.)

Die politischen Unruhen von 48. Bakunin, der russische Hauptagitator, predigt Aufstand. Predigt den Polen, den Deutschen und Tschechen in Prag, den Deutschen in Dresden. Predigt die Völkerfreiheit und wirbt, nein! suggeriert Anhänger, auch unter den Führern der akademischen Jugend. Aber die Behörden kriegen vorzeitig Wind und das Kriegsgericht auf dem Hradschin fahndet nach Schuldigen, besonders unter den Mitgliedern der „Markomannia“ und der „Českomoravské bratrstvo“, die sich zum Kampfe verbrüdert haben.

Hier setzt das Buch ein und erzählt uns schlicht, aber spannend und lebenswahr, wie sie alle gefangen werden, die einen, weil sie nicht flohen, die andern auf der Flucht, die dritten aus Unvorsichtigkeit, wieder andere, herbeigelockt durch gefälschte Zeitungsnachrichten, erzählt uns Untersuchungshaft, Verurteilung, Festungshaft (in Josefstadt, Olmütz, Munkacs, Komorn, Kufstein), Amnestie und sogar noch kurz die weiteren Schicksale der armen Freiheitskämpfer, und zuweilen überböte kein Roman diese herbe Tragik der Wirklichkeit. Es finden sich ergreifende Stellen, die man so leicht nicht wieder vergißt, und oft, da hat auch meine Jugend nur so mitgelodert, so z. B. wie sie am Abend nach ihrer Verurteilung und „Begnadigung“ zu

bringen, sondern sie soll die Knaben auch zu einer gefälligen Lebensart erziehen. Dazu gehört, daß sie es verstehen, in angemessener Form Antwort zu geben. Es ist mir aufgefallen, daß die Antworten der Schüler ungelenk, ja geradezu unhöflich herauskommen. Sie geben dem Fragenden, dem sie antworten, nicht die diesem zukommende Anrede. So antwortete der Schüler, den ich nach seinem Namen fragte, mit einem kurzen: ‚Müller‘, statt höflich: ‚Müller, Herr Inspektor‘. Sorgen Sie dafür, meine Herren, daß wenigstens diese einfache Höflichkeitsregel den Schülern fest eingeprägt wird.“ — Ein Jahr später! Der Herr Inspektor ist von neuem zur Besichtigung erschienen und tritt in das Klassenzimmer, in dem soeben Religionsunterricht erteilt wird. Man ist gerade beim „Sündenfall“. Der Herr Inspektor — als Mann der Praxis — greift unmittelbar in den Unterricht ein und nimmt dem Herrn Lehrer die Fragestellung ab. „Wie sagte da Gott zur Schlange?“ so fragt er den kleinen Müller. Und prompt erfolgt, eingedenk der strengen Instruktion, die Antwort: „Verflucht sollst du sein, Herr Inspektor.“ — „Nein, nein, das meinte ich nicht; was sagte der Herr noch weiter zur Schlange?“ - Müller: „Auf dem Bauche sollst du kriechen, Herr Inspektor.“ - „Um Gottes willen, weiter, was noch mehr?“ — „Ich werde dir den Kopf zertreten, Herr Inspektor . . .“

*

Mißverständnis. Arzt: „Der Fuß schaut aber schlimm aus. Seit wann haben Sie ihn denn schon?“ — Bauer: „Seit i auf der Welt bin.“

(„Meggendorfer.“)

*

Im Konzert: „Sie, Herr Nachbar, halten S mir nachher die Händ fest, wann i aus m Saal geh; der Kerl holt mi ab, wo mir s Büllett gschenkt hat.“

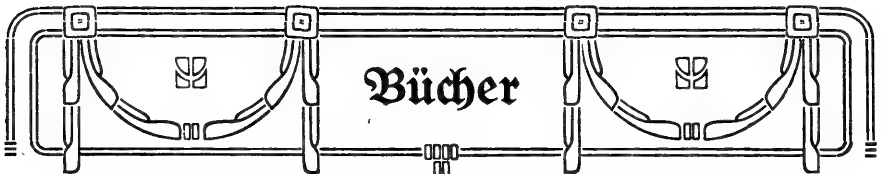
(„Jugend.“)

*

Neuer Börsenfluch. „Konsul sollst du sein und die österreichischen Interessen auf dem Balkan sollst du vertreten müssen!“ („Muskete.“)

*

Hm! (Am Telephon.) Er: „Bist du's, mein Liebling?“ — Sie: „Ja. — Wer dort?“



Die Ahnenreihe. Ein Roman in fünf Büchern von Eugen Reichel. (Berlin. Wilhelm Borngräber, Verlag „Neues Leben“.)

Entschieden das eigenartigste Buch, das ich seit längerem gelesen habe! Es befaßt sich mit der ostpreußischen Familie Sohnreich in vier oder sogar fünf Generationen, mit einer Familie, deren Nachkommen nicht immer in der regelrechten Ordnung einer bürgerlichen Ehe zur Welt kamen. Und da zeigt es sich nun, daß jene, die einer wahrhaften, kräftigen Liebe entsprießen, prächtige Menschen sind, während alle, die einer mehr- oder minder Konvenienzehe entstammen, zweifelhafte, schwankende Existenzen wurden. Der Roman des tiefernsten Verfassers (Reichel ist ein bekannter Gottsched-Forscher) kommt zum Schluß mit einer schweren Anklage gegen die moderne Familie, die „zu lange den Völkern furchtbare Opfer abverlangt“, da sie mit den „schlechten und schlechtesten Rest der Säfte und Kräfte“ begründet zu werden pflegt, während die „wirkliche und hehre Leidenschaft“ außer der Ehe eine gute

des Buch ist diese „Frau Poesie, die Herberge sucht". Märchen für Erwachsene, die ja feine Satire lieber haben als naive Kindergeschichten. Man lese einmal das erste Sückchen und man wird so leicht nicht loskommen, man wird begierig sein, ob Frau Poesie endlich heimatliche Statt findet und wo. Oder ob sie noch heute sucht.

Heideprinzeßchen und andere Märchen für kleine und große Kinder von Anna Plothow. (Reutlingen. Enßlin und Laiblin.)

Wenn dieses schöne Buch zum Weihnachtsfeste uns zu spät gekommen ist, so macht das nichts, es paßt auch für alle anderen Zeiten, da junge und alte Leser aufgelegt sind, Ausflüge in die Märchenwelt zu machen.

Der sterbende Napoleon. Unveröffentlichtes Tagebuch von Hudson Lowe. Herausgegeben, eingeleitet und mit einem Anhange versehen von Paul Frémaux. 2. Auflage. (Berlin. Erich Reiß.)

Man hat der englischen Regierung und besonders Sir Lowe, dem Gouverneur St. Helenas, die Schuld an dem verhältnismäßig frühen Tod Napoleons zugeschoben. Zweifellos beeinflußten das Klima und die Lage des Verbannungsortes die Krankheitsanlagen des Kaisers, die Gefangenschaft machte ihn gemütsleidend und die geringe Bewegungsmöglichkeit schädigte seinen Organismus gleichfalls, aber als Todesursache wurde durch die Sektion Magenkrebs einwandfrei festgestellt. Das Schuldkonto, das sich England und Lowe mit der Behandlungsart Napoleons aufhalsten, liegt demnach nicht, wie Paul Frémeaux vergeblich nachzuweisen sucht, in vernachlässigter Pflege, sondern es liegt in den zahllosen, überflüssigen Chikanen, die der Gefangene zu erdulden hatte. — Beweist aber die vorliegende Abhandlung — ich sage: Gott sei Dank! — auch nicht, daß das Leben eines Genies absichtlicher Gehässigkeit zum Opfer fiel, so enthält sie doch eine Menge hochinteressanter Einzelheiten über das Wesen und den bedauernswerten Zustand Napoleons während der letzten Wochen seines Lebens. Besonderes Interesse beanspruchen die beigefügten Sektionsprotokolle Dr. Arnotts, bezw. Dr. Antommarchis und W. Henrys.

Napoleon im Spiegel der Welt. Herausgegeben von August Kompert. (Leipzig und Wien. Hugo Heller u. Co.)

Kompert wählte sehr geschickt Urteilssprüche über Napoleon I. aus der Nachwelt. Es finden sich da Worte Andersens, Bismarcks, Byrons, Carlyles, Emersons, Goethes, Grillparzers, Heines, Lassalles, Lombrosos, Metternichs, Nietzsches, Scherrs, der Kaiserin Elisabeth von Österreich und vieler anderer. „Von der Parteien Gunst nnd Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte" — aber alle müssen das Willensphänomen des XIX. Jahrhunderts bewundern, dieses Schaustück einer erfindungsreichen Natur, geheißen: Napoleon Bonaparte.

An der Sehnsucht ew'gem Wanderstabe. Gedichte von Gräfin Mathilde Stubenberg. (Wien und Leipzig. Hof- und Verlagsbuchhandlung Karl Fromme. 1912.)

Wir haben an anderer Stelle schon früher lyrische Dichtungen der hochbegabten Frau zu besprechen Gelegenheit genommen, und diese neueste Serie von Gedichten, von denen ein Teil schon aus anderen Publikationen uns bekannt ist, tragen all die hervorragenden Merkmale ihrer Lyrik: milde versöhnende Weltanschauung, wahre und tiefe Gefühlswärme, echt frauenhafte Empfindung und eine seltene Beherrschung von Sprache und Versen. Jede Seite im Gefühlsleben weiß die Verfasserin mit ihren formvollendeten schönen Versen zu berühren. Ob sie mit einiger Begeisterung der achtzigjährigen Dichterin Marie Ebner zu Eschenbach huldigt, ob sie ihrem Kinde Wiegenlieder singt oder dem Schmerz um verlorenes Glück wehmütigen Ausdruck gibt, ob sie ernste Lebensbilder aller Art entwirft, oder aus der Natur immer neue Anregung auf ihr Gemütsleben schöpft — jedes einzelne Gedicht klingt tief beseelt und wirkt durch wahrhaft dichterischen Schwung. Hohe und seltene Begabung zeigt sich auch in der meisterhaften und mühelosen Beherrschung jeder, auch der schwierigsten Versgattung und in einem gleichsam musikalischen Sprachgefühl. Manches liedartige Gedicht, wie zum Beispiel „Abendstille", „Blätterreigen", „Geborgen" und andere verlangen geradezu nach Vertonung. Die neue Sammlung wird gewiß von den vielen Verehrern ihrer Muse mit Freude begrüßt werden. Gn.

Die Höhe des Gefühls. Szenen, Verse, Tröstungen. Von Max Brod. (Leipzig. Ernst Rowohlt.)

Das neue Buch zeigt den Dichter Max Brod von seiner innigsten, faszinierendsten Seite. Eine pathetische Gebärde voll Grazie und Anmut, fröhlicher, nicht bitterer Spott, ein feiner Scherz, ein milder, doch tiefgründiger Ernst geben dem Werk, das in buntem Wechsel Jünglinge und Männer, Schwärmer und Realisten, Städter, Dörfler und mancherlei Tiere an dem Leser vorüberziehen läßt, eine bestrickende innere Wärme und Leuchtkraft. V.

---

10 bis 20 Jahren Festung ihren — Silvesterkommers trutzig und feurig mit der Elegie der Freiheit eröffnen und dann die Schlußworte nur so hinausdröhnen:

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott!

Das sind nicht Heldenjungen, das sind junge Helden! Es lebe die Jugend!

K. D. Zwerger.

Wilhelm Busch-Album: **Humoristischer Hausschatz** mit 1500 Bildern von Wilhelm Busch. 183. bis 192. Tausend. (München. Fr. Bassermann.)

Buschs Beliebtheit ist unerschütterlich, unabhängig von der Mode (die oft Künstler hebt und fallen läßt), unabhängig von einer manchmal übertreibenden Begeisterung, die leicht Opposition weckt, und nicht beeinflußbar von schalen Nachahmern, die Buschs Stil als Zeichner und Reimer kopieren. Keiner hat ihn auch nur annähernd erreicht, geschweige denn übertroffen, und das Publikum strafte die „Talmisten" mit der gebührenden Nichtachtung. Das Geheimnis der Buschschen Erfolge liegt erstens in der Harmonie seiner Bilder und seiner Worte, zweitens in seinem wahren, nichts weniger als banalen Humor, und drittens in dem geradezu philosophischen Gehalt seiner köstlichen Aussprüche. In zwei, in vier Zeilen packt er eine Wahrheit heraus, bringt sie in eine knappe, lustige Form und man muß sich die Verse, ob man will oder nicht, merken, muß an sie denken, wenn das Leben Situationen schafft, die auch der Meister mit Stift und Feder behandelt hat. Und für jede Lebenslage findet sich bei ihm ein Sprüchlein (fast wie bei Goethe) und die ungeheure Einfachheit seiner Ausdrucksweise trifft den Nagel stets auf den Kopf. Der echteste Humorist, dem keine Tragik standhält, der beste Optimist, der im Gewitter den einzigen Sonnenstrahl erspäht! Das bedeutet mehr als man glaubt — das bedeutet tausend frohe Stunden verschenken, tausend Menschen lachen machen (Lachen ist etwas Heiliges!) und tausend Betrübte trösten. Solche Wohltaten summieren sich in den Jahren und verpflichten uns Deutsche zu gewaltiger Dankbarkeit für den Künstler, der derartiges vermag. Welche Griesgrämigkeit hält z. B. der Feststellung nach dem Flammentod der „Frommen Helene" stand?

„Hier sieht man ihre Trümmer rauchen.
Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen."

Und dazu hält der biedere Onkel Nolte den Nachruf:

„Das Gute — dieser Satz steht fest —
Ist stets das Böse, was man läßt",

um selbstzufrieden zu konstatieren:

„Ei ja! — da bin ich wirklich froh!
Denn Gott sei Dank! Ich bin nicht so!!"

„Pater Filucius", den Busch mit Recht ein „allegorisches Zeitbild" nannte, ist das Muster einer politischen Satire. Wie es dem listigen Filuzio, dem Schleicher, schlecht ergeht und der Dichter bedauernd dazu sagt:

„Dieses plötzliche Ereignis
Tut ihm in der Seele leid. —
Ach man will auch hier schon wieder
Nicht so wie die Geistlichkeit!!"

Einmal bei Busch mit Zitieren angefangen, ist es schwer, ein Ende zu finden! Schlager steht neben Schlager und dazu gehören natürlich die Bilder, die in ihrer Einfachheit, in ihrer klassischen Primitivität mit dem geringsten Aufwand von Mitteln den größtmöglichen Erfolg erzielen.

Der „Humoristische Hausschatz" mit seinen — wie erwähnt — 1500 Illustrationen enthält folgende Geschichten: Von mir über mich. — Der Nöckergreis. — Die fromme Helene. — Plisch und Plum. — Pater Filucius. — Abenteuer eines Junggesellen. — Herr und Frau Knopp. — Julchen. — Bilder zur Jobsiade. — Die Haarbeutel. — Balduin Bählamen. — Der Geburtstag oder die Partikularisten. — Fipps, der Affe. — Maler Klecksel. — Dideldum!

Eine Fülle von Witz, Ernst, Übermut und Vertiefung, von Lebenslust und Lebensweisheit, von Sorgenzerstreuung und Herzerquickung. Wer das Lachen in Trübsal verlernte, der greife nach dem prächtigen Buche — wenn einer, so lehrt es ihn Wilhelm Busch wieder! H. L. R.

Franz Keims Gesammelte Werke in fünf Bänden. (München. Georg Müller. 1912.)

Der erste Band ist schon früher erschienen. Diese weiteren vier Bände enthalten die Dramen, dann Epen und Lieder und Kunstbetrachtungen. Wir wollen diese schöne und wertvolle Ausgabe des österreichischen Dichters einstweilen nur angezeigt haben.

Frau Poesie sucht Herberge. Ein Märchenkranz von Wolfgang Madjera. (Wien. Gerlach und Wiedling.)

Wer ihn kennt, diesen Dichter, der schätzt ihn hoch. Aber man kennt ihn zu wenig. Wie manches schöne Lied hat er uns zwar schon gesungen, wie manches Schauspiel hat er geschrieben, das vielleicht nur den Fehler hat, für die Bühne zu feinsinnig zu sein. Auch Bücher, wie „Briefe über das Christentum", „Poliktik und Geistesleben in Wien", „Wie verrichten die Wiener Kulturarbeit?" sind hoch der Beachtung wert. Ein anmuten=

Büchereinlauf.

Graf de la Garde: **Gemälde des Wiener Kongresses**, 1814—1815. Erinnerungen. Feste. Sittenschilderungen. Anekdoten. Mit einem Vorwort und zahlreichen Anmerkungen neu herausgegeben von Gustav Gugitz. Mit 24 Bildern, zum Teil nach unveröffentlichten Originalen. Zwei Bände. (München. Georg Müller.)

Das Lied der Parzen. Roman von Alfred Schirokauer. (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.)

Arnold Reitzenstein. Kulturhistorischer Roman aus Heinrich Zschokkes Nachwelt von Hermann Brunnhofer. (Berlin. Max Drechsel.)

Im Verlag von Rütten u. Loening, Frankfurt a. M., erschienen: **Utz Urbach**, ein Bauernkrieg-Fries. Von Hermann Graedener. — **Die Chronik der Königin Maria Stuart** oder die Tragödie der sechs Jahre. Roman von Maurice Hewlett. Mit zehn Porträtzeichnungen von Max Schwerdtfeger. — **Das Domgut.** Die Geschichte einer Familie von Karl Neurath. — **Lindeleid.** Das Kind und die Leute. Erzählung von Andreas Thom. — **Die Geheimkammer.** Roman von Otto Rung. — **Hanneken.** Ein Buch der Armut und Arbeit von Johanna Wolf. — **Stella.** Die unheilige Geschichte vom Grafen Constant und der wunderlichen Frau Estelle. Aus der Chronik des Burgvogtes Baptiste Meunier mitgeteilt von Fritz Rassow. Mit Holzschnitten von Max Schwerdtfeger.

Die Technik. Von Julius Goldstein. [„Die Gesellschaft", 40. Band.] (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Bei Karl Graeser u. Cie., Wien (Graesers Schulausgaben klassischer Werke), erschienen: **Kunstnovellen.** Von E. T. A. Hoffmann. Herausgegeben von Dr. Johann Černy. — **Eine Formalität.** Von Louise v. François. — **Als er heimkehrte.** Von Ada Christen. Herausgegeben von W. A. Hammer. — **Die Nibelungen.** Von Friedrich Hebbel. Herausgegeben von Dr. Eduard Castle. — **Undine.** Von Friedrich Baron de la Motte-Fouque. — **Die neue Melusine.** (Aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren".) Von Johann Wolfgang v. Goethe. Herausgegeben von Dr. Alfred Kleinberg. — **Ein Sommernachtstraum.** Von William Shakespeare. Herausgegeben von Dr. Alexander v. Weilen. — **Weh dem, der lügt!** Von Franz Grillparzer. Herausgegeben von Dr. Gustav Wilhelm. — **Der zerbrochene Krug.** Von Heinrich v. Kleist. Herausgegeben von Hermann Krauß. — **König Oedipus.** Tragödie des Sophokles; übersetzt von J. M. Stowasser. Herausgegeben von Hans Fischl. — **Frauendienst.** Von Wilhelm Fischer in Graz. — **Aus der Chronik eines fahrenden Schülers.** Von Klemens Brentano. Herausgegeben von Dr. Alfred Walheim.

Der Schatten. Von Ernst Zahn. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.)

Georg Grünbauers Chiemgau-Schriften. Erster Band: **Berglerblut.** Ein Heimatbuch aus den Chiemgauer Bergen. (Neuburg a. d. Donau, Bayern. Bergheimat-Verlag des Verfassers [Gg. Grünbauer].)

Mährische Novellen. Von Marianne Bohrmann. (Berlin-Wilmersdorf. Silva-Verlag.)

Literarische Leckerbissen. Sammlung von Kabinettstücken deutscher und ausländischer Literatur. 1. Bändchen. Otto Julius Bierbaum. (Charlottenburg-Berlin. Theodor Lißner.)

Sammlung englischer und französischer Autoren: **La Légende** de St. Julien L'hospitalier; **Julius Caesar** von William Shakespeare. (Troppau. Buchholz u. Diebel.)

Sonnenland. Ein Buch der Sehnsucht von Josef Karl Ratislav. (Berlin. Säkulum-Verlag.)

Geschichte der Steiermark mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Von Dr. Franz Martin Mayer. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 110 Abbildungen. (Graz. Ulrich Moser, J. Meyerhoff, k. u. k. Hofbuchhandlung.)

Noel. Ein dramatisches Gedicht von Wladimir Freih. v. Hartlieb. (Wien und Leipzig. Hugo Heller u. Cie.)

Aus unserem lieben deutschen Wald. Bilder, Sagen und Träume aus dem Leben der Bäume für das Alter von 10 bis 15 Jahren. Text von Else Kastner-Michalitschke. (Straubing. Attenhofers Verlag.)

Weisen aus dem Morgendämmer. Das Verdener Liederbuch. Gedichte von Heinz Hungerland. (Bremen. Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann.)

Für Welt und Ewigkeit. Gedichte, Denksprüche und Aufsätze. Gesammelt und herausgegeben von August Gierth. (Stuttgart. K. Ad. Emil Müller.)

Bilderatlas zur Alkoholfrage. Von Dr. med. Alfred Pfleiderer. (Reutlingen. Mirmir, Verlag für deutsche Kultur und soziale Hygiene.)

W. A. Mozart. Von Leopold Schmidt. („Berühmte Musiker", Bd. 19.) Mit zahlreichen Illustrationen und Kunstbeilagen. (Berlin. Schlesische Verlagsanstalt, vorm. Schottlaender.)

Deutscher Literaturspiegel. Von Rudolf Greinz. Preis 20 Pf. (Leipzig. L. Staackmann.)

Grundzüge der ewigen, einen Weltreligion. Von Johannes Faust. Von demselben Verfasser: **Die beseelte Natur als Weltanschauung.** (Charlottenburg. Maxim. Krause.)

Thomas Koschat. Der Sänger Kärntens. Seine Zeit und sein Schaffen. Von Karl Krobath. (Leipzig. F. E. C. Leuckart.)

Einen besseren Biographen als Krobath hätte Koschat nicht finden können. Mit Liebe, Lust, Ernst und Verständnis ist das prächtige und auch prächtig ausgestattete Buch geschrieben, und wer für das Volkslied, das einfache Lied, Interesse hat, dem muß die Abhandlung hochwillkommen sein. Gott sei Dank weicht sie von den landläufigen Biographien, die oft die reinen Schlafmittel sind, ab. Lebendig und froh läuft das Leben des Sängers am Leser vorbei. Schon die Überschriften der einzelnen Abschnitte beweisen den hellen Geist des Inhaltes, so: „Laßt uns von einem Sänger reden" oder „Meistersinger, heraus!" oder „Wenn er lacht" usw. Das Buch mit seinen ansprechenden Bilderbeigaben wird Koschat, den silberhaarigen, dessen Ruhm bisher schon weit nach Norden drang, hoffentlich das ganze deutsche Vaterland erobern, denn — obzwar in Kärnten wurzelnd — gehört er dem Volk von der Drau bis zur Ostsee. H. L. R.

Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Nach dem Leben aufgenommen und beschrieben von Rosa Julien. Mit 250 Abbildungen. (München. F. Bruckmann.)

Der alte Baustil, die Sitten, Gebräuche und die Volkstrachten schwinden hin. Neuere, aber nicht bessere Formen setzen sich durch, die Eintagsmode diktiert Gesetze, nivelliert und verflacht. Soweit gewichtige, nützliche Gründe den Wechsel bedingen, darf man ihn nicht beklagen, aber oft und oft verdirbt nur eine blöde Nachahmungssucht des „Städtischen", des „Neumodischen", das Bewährte, Überkommene, aber ich fürchte auch da, daß die kenntnisreiche Verfasserin des Buches recht hat, wenn sie behauptet, daß es kein Erhalten der Volkstrachten gibt; wir können ihnen nur ein Erinnerungsblatt weihen. — Eine Entwicklung läßt sich nicht so leicht aufhalten, höchstens kann es unseren Bestrebungen vergönnt sein, Eigenarten, besonders in der Kleidung, gewissermaßen für den Sonntag zu retten, damit sie nicht völlig verschwinden. — Juliens deutsches Trachtenbuch (das uns Deutschösterreicher nicht mitumfaßt) ist ein ausgezeichnetes Werk, dessen vierteltausend Illustrationen viel Schönheit und deutsche Eigenart zeigen. Freilich macht es auch melancholisch: Das alles soll für immer dahin sein? Nicht ganz, in diesem oder jenem Tal, in einer weltvergessenen Ecke, bei starken nationalen Individualitäten hat die liebe Vorvätertracht noch ihre Macht beibehalten und dann mutet es herzgewinnend an, wenn — zumeist beim Kirchgang oder bei Hochzeitsfesten — die alte Zeit in Hauben und Bändern und Kragen und seltsamem Schuhwerk daherzieht ... Leider, freilich, eine Seltenheit. Das wissen auch wir Österreicher! Unsere Bauersfrauen und Dirndeln gehen lieber „städtisch", eingeschnürt und lächerlich und — das müßten sie wissen! — häßlich zum Davonlaufen.

Rosa Julien hat mit bewundernswertem Fleiß, Ausdauer und Mühe ein Sammelwerk geschaffen, das — wie alles Volkskundliche — ein bedeutendes Stück Kulturgeschichte darstellt. H. L. R.

Höhenflug. Gedichte und Erzählungen von Albertine Luhde-Ilg. (Steyr, Oberösterreich. Verlag Karl Lintl.)

Die Freude am Schönen und Edlen, die der verstorbene hervorragende Wiener Kunstschriftsteller Albert Ilg in so reichem Maße bekundet hat, scheint sich auch auf seine Tochter, die Wiener Dichterin Albertine Luhde-Ilg, vererbt zu haben. Ihr soeben erschienenes Buch „Höhenflug", worin sie in anmutiger Wechselfolge allerliebste kleine Erzählungen und formsichere, warm empfundene Gedichte vereinigt, legt von einer schönen dichterischen Begabung Zeugnis ab. Besondere Beachtung verdient die opulente, vornehmgeschmackvolle Ausstattung des Buches, die dem wackeren oberösterreichischen Verleger zur Ehre gereicht und dieser liebenswürdigen Sammlung das Gepräge eines eleganten Geschenkwerkes verleiht. (Verkaufspreis K 4·20.) Das Buch sei allen Freunden schlichter, ungekünstelter Poesie bestens empfohlen. Dr. A. v. W.

Taschenkalender für stenographierende Schüler (Gabelsberger-System) auf das Jahr 1913. Gegründet und herausgegeben von Paul Straßner. (Wolfenbüttel. Heckners Verlag.)

Der praktisch eingeteilte Kalender, in dem besonders die Merktafel der wichtigsten Tage des Jahres willkommen sein wird, ist auch für Nichtstenographen zu gebrauchen, da er größtenteils mit gewöhnlichen Lettern gedruckt ist.

Der Bezirksschulinspektor, sein Amt und seine Persönlichkeit. Ansichten, Vorschläge und Winke von Hans Trunk. (Wien. Franz Deuticke. 1912.)

Schon der Titel deutet die Wichtigkeiten an, die das klar geschriebene Buch für jeden Schulmann haben muß. Der echte Schulfreund wird den Ansichten und Vorschlägen des erfahrungs- und verdienstreichen Pädagogen beistimmen müssen.



Der Golfstrom.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

X. Die Eiszeit.

Die jählings durch die Springflut, die Erderschütterung und das Seebeben erfolgte Beseitigung des Restes der Halbinsel Florida, wozu sich noch eine sehr erwünschte Senkung des Meeresgrundes an vielen Stellen gesellte, so daß auch die Nantucket-, Georges- und Neufundland-Bänke gänzlich verschwanden, fesselten den Golfstrom an Amerika, und wenn man in Europa hoffte, sein Ausbleiben sei nur die momentane Folge des Naturereignisses, so war das eine schmerzliche Täuschung. Und augenblicklich zeigten sich in der alten Welt Erscheinungen, die die schlimmsten Befürchtungen übertrafen und mit Entsetzen wahrgenommen wurden.

Die Katastrophe ereignete sich am 17. und 18. April und zunächst — mitten in einem milden Frühling — sank das Thermometer in Paris auf acht, in Berlin auf zehn Grade Celsius unter Null, und auch in den folgenden Wochen stieg die Quecksilbersäule nicht einmal während der Mittagsstunden der sonnigsten Tage bis zum Nullpunkt und in erstaunlich kurzer Zeit erfroren alle jungen Blätter, Blüten und Blumen, das Grün der Pflanzen verschwand, sie welkten, und Wiesen und Wälder nahmen eine rostbraune Färbung an. Teiche, Flüsse und Bäche erstarrten

Xenien-Almanach für das Jahr 1913. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Katechismus für Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen, Kinderfräulein und Mütter, wie Kinder nach der Fröbelschen Methode zu erziehen und beschäftigen sind. Ein Lehrbuch in Fragen und Antworten von Frau Erna Grauenhorst. Siebente Auflage (10.000). Mit Verzeichnis einschlägiger Literatur. (Berlin-Südende. Fröbel-Oberlin-Verlag.)

Katechismus für das feine Haus- und Stubenmädchen. Ein Lehrbuch in Fragen und Antworten über sämtliche Arbeiten im herrschaftlichen Haushalte von Frau Erna Grauenhorst. 31. Zehntausend. (Berlin-Südende. Fröbel-Oberlin-Verlag.)

Einführung in die Probleme und die Geschichte der Ethik. Von Dr. Viktor Stern. (Leipzig und Wien. Hugo Heller u. Cie.)

Das Kleid der deutschen Sprache. Unsere Buchschrift in Gegenwart und Zukunft von G. Ruprecht. Fünfte, erweiterte Auflage mit vier Abbildungen im Text und zwei Beilagen. (Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.)

Milde Beiträge zur Sitten- und Kunstgeschichte. Von Dr. Alois Hartl. Mit vielen Bildern. (Linz. Druck und Kommissionsverlag des katholischen Preßvereines.)

Der italienische Irredentismus. Von Spectator Italus. (Innsbruck. „Tyrolia.")

Im Verlag Max Hesses, Leipzig, erschienen: **Die Stoffwechselkrankheiten: Fettsucht, Zuckerkrankheit, Gicht und ihre Verhütung.** Von Prof. L. Strauß-Berlin und Dr. med. H. Bamberger-Charlottenburg. — **Angeborene Kranheitsanlagen und ihre Bekämpfung.** Von Sanitätsrat Dr. med. H. Dippe-Leipzig. — **Das Blut und seine Bedeutung für Gesundheit und Krankheit.** Von Prof. Dr. med. H. Rossin-Berlin. — **Chemische Probleme in der Gesundheitspflege.** Von Universitätsprofessor Peter Bergell-Berlin. — **Öffentliche und persönliche Gesundheitspflege in ihrer Bedeutung für den Einzelnen.** Von Universitätsprofessor Dr. med. Kurt Wolf, Vorstand des Hygienischen Instituts, Tübingen. — **Zahn- und Mundpflege.** Von Universitätsprofessor Hofrat Dr. med. Walkhoff-München.

Heimatschutz. Herausgegeben vom geschäftsführenden Vorstand des Bundes Heimatschutz. 8. Jahrgang, 1912.

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

An alle Einsender von Manuskripten (auch an solche, die sich erst mit dem Gedanken tragen, Beiträge zu schicken). Bitte Rückporto beilegen. Sendungen, denen es fehlt, werden bestimmt nicht zurückgeschickt und für unverlangt eingeschickte Sachen übernehmen wir keinerlei Haftung. Mit Gedichten sind wir bis mindestens 1915 reichlich versehen.

Patriot in Salzburg. Alles ganz schön, mein lieber Herr, aber den größten Teil der Kosten, welche die Balkankrise auch Österreich auflastet, müssen die besitzlosen Volkskreise tragen. Durch Einsetzung ihrer Persönlichkeit und ihrer kleinen Ersparnisse. Das Großkapital dagegen hat bei den Schwankungen der Börsenkurse Riesengewinne eingestrichen. Ich stehe nun auf dem altväterlichen Standpunkt, der die Gewinne aus solchen Spekulationen als unsittlich bezeichnet. Wäre es nur möglich, alle jene gesetzlich zu fassen, die sich — gestützt auf ihre flüssigen Kapitalien und ihre „Informationen" — bereichern, während die breiten Massen unter den aufgebürdeten Lasten stöhnen!

Ich sehe die augenblicklichen Verwickelungen, die unserer Monarchie ungezählte Millionen, die keinerlei Zinsen tragen, kosten, als eine nicht unverdiente Strafe unserer seit Jahrzehnten slawenfreundlichen Regierungspolitik an. Leider müssen in der Politik die wirklich Schuldigen so selten ihre Schulden selbst bezahlen, sondern „wälzen" sie gern und mit Erfolg „über". H. L. R.

Dr. Karl Kupelwieser, Wien. Herzlichen Dank für die freundlich übersandte Druckschrift! Schon seit langem verfolge ich das Fortschreiten Ihres menschenfreundlichen Planes mit großem Interesse und bin überzeugt, daß es Ihnen gelingen muß, das Erholungsheim für mittellose, unterernährte Waisenkinder am Semmering zu errichten. Alle Bedenken dagegen sind wenig stichhältig. Gutes Gelingen! H. L. R.

(Geschlossen am 20. Jänner 1913.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Pöck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

kannten und schweigend, Halbnarren geworden, zu Boden starrten, saßen stumm um prasselnde Feuer und wärmten die steifen Glieder, in denen das Blut träger, sterbensmatt pulsierte. Zu allem Überfluß des Ungemaches ging der Kohlenvorrat zur Neige, obschon die Fabriken stillestanden; die Schwierigkeiten, aus den Bergwerken neues Beheizungsmaterial zutage zu fördern, nahmen zu, da und dort stellten Unternehmungen den Betrieb ein und viele Züge, die noch Holz und Kohle führten, staken auf der Strecke im Schnee. Die Lebensmittelpreise sprangen unsinnig in die Höhe und das Wort „Ernte" klang fremd, wie aus einem fernen, verscherzten Paradies, in das keine Wege, zu dem keine Brücken führten. Waren doch die Saaten erfroren, zugrunde gegangen, und die elenden Temperaturen dezimierten den Viehstand. In ganz Deutschland reifte kein Apfel, keine Birne, keine Traube, aber auch die begünstigteren Südländer Italien, Spanien und Portugal darbten, weil der Boden nicht mehr so mühelos seine Schätze und Früchte spendete und die Bevölkerung nicht gewohnt und, von Natur träge, nicht gesonnen war, ihm seine Gaben mit harter Arbeit abzuringen. Korn, Fleisch und alles andere mußten aus weiten Fernen herbeigeschafft werden — und dabei ruhte die Schiffahrt auf dem Meere, auf den Flüssen und in den Kanälen. Die Nordsee und Ostsee vereisten, so daß die Dampfer in den glastigen Schollen festsaßen, und über die holprigen Eisfelder stolperten seltsame Karawanen, welche die Frachten langsam und beschwerlich ans Land brachten.

Kaiser Wilhelm stellte sich an die Spitze einer weitverzweigten Hilfsaktion und präsidierte einen Kongreß, dessen geladene Mitglieder — Autoritäten der Wissenschaft und der Technik — in warme Pelze gehüllt, um grüne Tische herumsaßen und Reden hielten und berieten und debattierten und erwogen, was zu tun wäre, um wenigstens die allerschwerste Not zu lindern. Jeder fragte und „charakterisierte das Problem", das gelöst werden mußte, wollte man nicht elend verkommen — und niemand wußte eine vernünftige, praktisch durchführbare Antwort. Der Kaiser appellierte an die Ingenieure, Physiker, Geologen und Meteorologen — ob denn alles menschliche Wissen und Können nicht Mittel böte, nicht imstande wäre, auf künstlichem Wege und im großen so viel Wärme zu erzeugen, daß die Menschen bei weiser Selbstbeschränkung und bei bescheidenster Lebenshaltung notdürftig vegetieren könnten. Seine hellen Augen wanderten von einem zum anderen und er wartete auf eine zustimmende, hoffnunggebende Antwort, aber die versammelten Autoritäten zuckten die Achseln und schwiegen. Und das Schweigen bedeutete den Bankrott Europas. Nach einer stummen Pause meldete sich dieser und jener zum Wort, freilich nur zu dem Zweck, um die furchtbare Stille zu unterbrechen.

Geheimrat Brosenius aus Heidelberg schlug vor, die Wellenbewegung der See und die Gezeiten auszunützen (die Amerikaner planten ähnliches) —

und im Mai schneite es fast ohne Unterbrechung. Der Juni sah die heilige Stadt der sieben Hügel, die Residenz des Papstes der katholischen Christenheit, im Schnee, und in Palermo nieselten mit dem kalten Regen knisternde Eiskristalle.

Die Sonne war grau verdunkelt. Nebel, nichts als Nebel, undurchsichtige, einförmige, dumpfe Schwaden, die das Atmen erschwerten, deckten Mitteleuropa zu.

Am bittersten litten Skandinavien, Großbritannien und Deutschland unter dem Wechsel, den das nördliche Frankreich gleichfalls schwer empfand, aber fortschreitend wurden nach und nach, Linie um Linie, auch die mehr zentral gelegenen Gebiete in Mitleidenschaft gezogen und die Menschen ächzten und stöhnten ob der Prüfung. Zähneklappernd, die Finger gefaltet oder die Hände zu Fäusten geballt, standen sie da und faßten nicht, was geschehen war und noch geschah. Manche fluchten, manche beteten, andere zwangen sich zum Glauben, daß dieser unerträgliche Zustand nicht anhalten, sondern vorübergehen würde, und Tausende verloren den Verstand. „Heilige“ und „Propheten“ erstanden, predigten Einkehr und Buße, denn das Weltgericht nahe, und sammelten Jünger — hysterische Frauenzimmer und neurasthenische Männer, die übergeschnappt waren. In langen Zügen pilgerten sie umher, sangen Psalmen und rauften sich die Haare. Anfangs belustigten die sonderbaren Prozessionen, allmählich aber ärgerte man sich über die Verrückten und konnte gegen sie doch nichts machen. Besonders nachts, wenn die Fanatiker „Gottesdienst“ hielten, störte ihr Heulen. Schwindler beuteten die Angst der Schwachherzigen aus und verkauften um teures Geld „Amulette“ und „Zaubersprüche“, deren richtige Anwendung Wunder wirken sollte. Welche? Das hüllten sie allerdings in einen geheimnisvollen Schleier und faselten wirres Zeug. Und die Staatsgewalt, Gerichte und Polizei, konnten nicht daran denken, einzuschreiten, um den Unfug abzustellen, denn der Verwaltungsapparat stockte, war miteingefroren, und die vielgerühmten Organisationsformen der Kulturwelt versagten.

Der Wonnemonat glich diesmal dem Dezember; Juni und Juli, obwohl düster und nebelig, brachten eine unmerkliche, vorübergehende Besserung, doch schon im August schneite es wieder, dicke Wolken bedeckten den Himmel und fette, wirbelnde Flocken fielen, der September unterschied sich in nichts von den strengsten Jännermonaten früherer Jahre und vor dem, was noch kommen mußte, graute den tapfersten Herzen.

Und dieser frühe, dieser zähe, unerbittliche Winter säte eine stumpfe Verzweiflung in die Welt, die das Lachen verlernte. Männer, Frauen, Kinder, Millionäre, Bettler, Offiziere, Proletarier, Gelehrte, Lumpen, Verbrecher, Priester, Komödianten und Minister, Leute, die nichts miteinander gemeinsam hatten, als die frierende Not, die einander nicht

die menschliche Natur durchhalten, sich ihr anpassen? Darüber wurde viel geredet und nur darüber wurde geredet; sonst interessierte nichts.

Und der Winter wurde qualvoll, furchtbar, unerträglich. Selten, daß ein bettelarmes Fleckchen Himmel durch kleine Löcher in der grauschwarzen Wolkenkuppel lugte; auch die Sonne schien ihre Bahn geändert zu haben und Amerika zu bevorzugen. Seit einem halben Jahr entbehrte Nordeuropa eine mittägliche Helligkeit. Dunkel, wie in einem gotischen Dom, vegetierten die Menschen und sehnten sich nach der Vergangenheit.

Am grausamsten litt Skandinavien. Schweden und Norwegen nahmen den Landschaftscharakter Grönlands an, die Bergspitzen vereisten, die Gletscher wälzten sich bis zum Meere herab, schleuderten krachend Eisklötze ins Wasser und diese trieben im Winde, mit den Wogen. Daran nicht genug: Eine Hungersnot brach aus und die Schrecknisse raubten Hunderttausenden den Verstand, der Wahnsinn grassierte wie eine lästige Schnupfenmanie und die Tollen liefen umher, bösartig gleich wutkranken Hunden. Außerdem zeigte sich eine bisher ganz unbekannte Krankheit, welche die davon Befallenen in wenigen Stunden wegraffte. Von Norden stammend, breitete sie sich unheimlich schnell aus. Die Ärzte verschrieben dagegen Chinin, Acconit und empfahlen Massagen und heiße Abreibungen, aber Erfolg hatte die Behandlungsmethode nicht. Wilde Schwärme von Menschen, die glaubten, es sei überall besser als daheim, verließen ihre Heimat und flüchteten gen Süden, nach Deutschland und weiter und vermehrten da das Heer der Arbeitslosen, der Darbenden, die Menge der Stumpfsinnigen und Bresthaften, die sich an offenen Feuern die erstarrten Glieder auftauen ließen. Die Thermometer stiegen nie über zwanzig Grade unter Null, konstatierten aber auch fünfzig und mehr. Tag und Nacht glühten Holzstöße und Kohlenhaufen, und wenn durch ein Versehen die Flammen erloschen, starben sofort Hunderte.

Und das große Sterben war eine heilige Erlösung der am Leben Leidenden.

Ein wenig besser ging es in England, obwohl auch hier Arbeit und Verkehr stockten und Kunst und Wissenschaft (wer kümmerte sich jetzt darum!) unfreiwillig feierten. Die Regierung pochte unternehmungslustig auf die Reste der britischen Flotte; damit, erklärte sie, würde man die pyrenäische Halbinsel erobern, deren Klima noch annehmbar war, und eine große Auswanderung dahin inszenieren. „Aber die Spanier, die Portugiesen?“ fragte die „Times“, die sich in eine bescheidene Wochenschrift verwandelt hatte. „Die Bagage wird ausgerottet!“ — Aber vorderhand erwog man die Eroberung, die Emigration und die Ausrottung nur theoretisch und wurde nicht recht schlüssig. Chauvinisten konstatierten betrübt, daß die neue Eiszeit eine gefrorene Brücke über den Ärmelkanal schlug —— so daß das deutsche Heer trockenen Fußes nach England marschieren

aber woher Wellen und Gezeiten nehmen? Das Meer streikte ja! Nirgends bespülte es das Festland, man mußte klettern und über Eisberge weit hinauswandern, um die freie See auch nur zu schauen ... Sie hatte Europa enterbt und grollte, floh und peinigte jene Länder, die sie einst verzog und verhätschelte.

Reichskanzler Dr. Prem, der als wissenschaftliche Kapazität die Schwierigkeit des Problems, das zu lösen war, erkannte, wiederholte mehrmals: „Meine Herren, Sie wissen keinen Rat? Wirklich keinen? Sollte Europa verloren sein? Ich vermag es nicht zu glauben!" Professor Meynert aus Danzig meldete sich zum Wort: „Geben Sie mir zehn, geben Sie mir fünf Jahre Zeit und ich will versuchen, die Wärme, die im Erdinnern aufgespeichert ist, an die Oberfläche zu leiten. Unter unseren Füßen sind enorme Temperaturen gleichsam in ein Magazin gepreßt, aber es wird viel Mühe kosten und ich halte langwierige Experimente, über deren Ergebnis ich mich vorsichtigerweise a priori nicht ausspreche, für notwendig, um die Schätze zu heben ..." Ein ironisches, schmerzliches Gelächter, das nur traurig wirkte, quittierte den Vorschlag. In zehn, in fünf, vielleicht schon in einem einzigen Jahre waren alle Mitteleuropäer erfroren.

„Ich gebe Ihnen zehn Jahre", sagte der Reichskanzler und niemand wußte, ob er es ernst meinte oder scherzte.

Ein junger Ingenieur namens Otto Blumer sprach hernach: „Es ist ausgeschlossen, daß wir an den paar Graden, die wir jetzt entbehren müssen, zugrunde gehen. Das zu glauben, widerstrebt meiner Weltanschauung. Wir *wollen* leben und wo ein Wille ist, ist auch ein Weg ..."

„Na also, jetzt wissen wir's!" höhnte jemand.

„Und es muß möglich sein, aus dem Luftraum Wärme, die uns nicht direkt zugute kommt, also unbenützt bleibt, zu sammeln, zu summieren und ..."

„Schluß! Schluß!" brüllten einige und Otto Blumer setzte sich resigniert nieder.

Es war klar, daß man so nicht von der Stelle kam, und so entließ Kaiser Wilhelm die Versammelten mit einem allgemeinen Trostwort: „Arbeiten und nicht verzagen, meine Herren!" Zwiespältig und deprimiert, mit gesenkten Häuptern gingen die Autoritäten, die geistige Elite Deutschlands, auseinander und die Enttäuschung spiegelte sich in ihren Gesichtern. Jeder hatte auf den Scharfsinn und die Erfindungsgabe des anderen vertraut.

Es war trostlos, unausdenkbar, wie sich die Zukunft gestalten würde; jedenfalls entsetzlich. Hatten schon Sommer und Herbst solches Unglück gebracht, wie qualvoll mußte erst der Winter werden! Konnte

zäh ringenden Nordvölker in Ernst daran dachten, die Südromanen zu bekriegen, ihnen ihr Land zu nehmen und dort sich selbst eine neue, glücklichere Heimat zu gründen. Ein stählerner Geist erzeugte solche Pläne, ein Geist, den die Eiszeit härtete. Die Humanitätsprinzipien wogen federleicht, der Selbsterhaltungstrieb bestimmte die Richtlinien des Handelns und der Egoismus wurde offen für eine besondere Art Tugend erklärt.

Ein großer, bedeutungsvoller Ausleseprozeß bereitete sich vor. Die Stärkeren und Besseren, die stärkeren und besseren Rassen pochten auf ihre Kraft, aus der sie für sich Sonderrechte ableiteten, und gingen daran, die Schwächeren und Schlechteren zu versklaven, wenn notwendig, sogar auszutilgen.

Papst Leo XIV. verließ den Vatikan, den Sitz seiner freiwilligen Gefangenschaft, zum erstenmal seit der Annexion des Kirchenstaates durch das königliche Italien, und verlegte die Residenz des Statthalters Christi nach Alexandrien. Ein einschneidender Wechsel! Der Katholizismus kehrte in den Orient zurück, dessen Ideen bei ihm immer die maßgebenderen waren, und bald einigte er sich mit der griechisch-orientalischen Orthodoxie, nahm neuerlich mystische Elemente in sein System auf und gewann dadurch an Ausbreitung in der östlichen Welt, deren Geschmack er sich anpaßte. Um Westeuropa, das er schon zu den Toten warf, kümmerte sich das Papsttum künftig nicht und überließ es gern dem Evangelismus.

In der Schweiz wohnten nur in den geschütztesten Tälern Menschen; die meisten Städte und Dörfer, die Weiler, Siedelungen und Hotels, die üppigen Pensionen und Sanatorien, die eleganten Kurorte und herrlichen Bergbahnen lagen tief, tief in Eis und Schnee eingegraben. In dem höchsten Tunnel der Jungfrau stak ein Luxuszug festgefroren. Künftige Generationen, die Kinder einer hoffentlich gesegneteren Epoche, mochten einmal die erstarrten Wunderdinge ans Tageslicht fördern. Der Genfersee bildete eine Oase und dahin strömten die Menschen aus den unwirtlichen Gauen der Eidgenossenschaft — Vertriebene, die sich zu einer Kolonie zusammenschlossen und von dem Heldentum ihrer Vorfahren schwärmten . . .

Verhältnismäßig wohl und zufrieden fühlten sich die Balkanvölker, die Levantiner und Griechen, denen der plötzliche Wechsel des Klimas geringeren Schaden zugefügt hatte. Nur mittelbar empfanden sie das Ausbleiben des Golfstromes. Nun glaubten Montenegriner, Serben, Bulgaren und Albanesen, jetzt sei ihre Blütezeit gekommen, und fielen beutegierig in Ungarn, Kroatien und Dalmatien ein, prahlend, sie würden das „großslawische Reich“ gründen, das schon lange in ihren Köpfen fix und fertig dastand, um den Traum ihrer Rassen in die Wirklichkeit umzusetzen. Räuberische Horden, die mit wenig Recht „Armeen“

konnte. Freilich lag dem deutschen Michel alles näher als der Gedanke an eine Invasion, aber seit Jahrzehnten gewohnt, mit der Vorstellung von diesem unwahrscheinlichen Geschehnis zu spielen, ereiferte sich das frierende Parlament in London ob dieser scheußlichen Misere und redete des langen und breiten über die Möglichkeit eines Einmarsches . . .

Die „skandinavische Krankheit“, die bereits erwähnt wurde, sprang auch auf England über und dezimierte die Bevölkerung.

Ein paar Fischerboote, die nach Island segelten, stießen auf ausgedehnte Eisfelder mit durchsichtigen Blöcken, von denen einer das Gleichgewicht verlor, umkippte und das Meer weißgischtend zerwühlte — doch Island fanden die Fischer nicht . . . Vereist, verödet, entvölkert, gestorben lag es, vielleicht von den ausgreifenden Polarregionen eingefangen, inmitten unzugänglicher Eiswüsten, die zu erforschen die Mutigsten nicht wagten. Es wäre auch nur vom rein wissenschaftlichen Standpunkt interessant gewesen. Also auch Island ein Opfer der ins Gigantische strebenden Neuerungswut Amerikas, das seine Bahn zum Reichtum und zur Erdtyrannei über Leichen und unglückliche Länder verfolgte!

Eine oberflächliche Schätzung ergab — da eine regelrechte Statistik nirgends mehr geführt wurde — daß in dem ersten Jahre nach der Entziehung des Golfstromes im zivilisierten Teile Europas über vierzig Millionen Menschen gestorben waren und der enorme Ausfall war deshalb noch bedenklicher, weil auch ein starker Rückgang der Geburten für die Zukunft das Schlimmste ahnen ließ. Besonders die Kindersterblichkeit nahm rapid zu.

Obwohl die südlichen, die romanischen Länder zufolge ihrer günstigen Lage von der Eiszeit weniger betroffen wurden, jammerten doch gerade sie am lautesten. Ihre Verweichlichung, eine Folge des ehemals überweichen Klimas, die geringe Übung, äußerlichen Mühsalen Trotz zu bieten, die Minderwertigkeit der Mischrassen — es rollte mancher Tropfen orientalischen Blutes in ihren Adern — und die Haltlosigkeit der sprühenden Naturelle waren nicht die Eigenschaften, die zum Ertragen von harten Prüfungen geeignet machten. Mord, Diebstahl, Raub, Totschlag, die scheußlichsten Laster und Verbrechen aller Art feierten wahre Orgien der Zügellosigkeit, und Kultur wie Zivilisation, die seit je nur als dünner Firnis die eigentliche rohe und tierische Natur dieser Völker übertünchten, fielen ab wie das gilbende Herbstlaub von verblühten Bäumen. Die Demoralisation löste alle Bande von Recht und Sitte. In Italien, in Spanien und Portugal, also in Staaten, die unter einem milden Himmelsstrich gediehen, herrschten Anarchie und Elend, seit der Himmel mehr Frost und Schnee und Eisregen spendete als Wärme, Licht und Fruchtbarkeit. Auch die schon früher sehr mangelhafte Ordnung löste sich auf, ging ins Chaotische über, und da war es kein Wunder, daß die

die südlichen Bundesstaaten empfanden dies nicht als einen vorteilhaften Gewinn, aber die Kalamität wogen die gemäßigten Winter der Nord- und Ostgebiete reichlich auf. Wenigstens glaubten es alle, die Presse versicherte es zwei- und dreimal täglich und die öffentliche Meinung stimmte begeistert zu. In Boston, in Chicago und Philadelphia gediehen Palmen und die Städte bekamen dadurch einen eigenartigen Reiz. Kanada blühte auf und seine Einwohnerzahl stieg beträchtlich, zuvörderst durch massenhafte Zuwanderungen.

Ein Dichter, dessen Großeltern übrigens in Pforzheim am Markt Grünzeug feilboten, ehe sie übers große Wasser fuhren, um ihr Glück zu begründen, verglich die Vereinigten Staaten mit dem Lande Kanaan, das bekanntlich von Milch und Honig überfloß, und der poetische Vergleich fand ungeteilten Beifall.

Aber abgesehen von der Annehmlichkeit, wie die Temperatursteigerung war, fielen noch die materiellen Vorteile, die der Golfstrom gewährte, stark ins Gewicht und ließen sich rechnungsmäßig durch Zahlen ausdrücken, worüber die eingefleischten Yankees vergnügt schmunzelten. Dreimal und auch viermal reiften in einem Jahre die Früchte und drei- und viermal ernteten die Farmer. Es schien, als sei der Boden fruchtbarer geworden, ergiebiger, und beanspruchte weniger Arbeit und Mühe für seine Bebauung und Kultivierung. Das Land diente gern. Den hie und da auftretenden Wassermangel, der eine rechte Kalamität zu werden versprach, behoben kunstvolle Bewässerungsanlagen, die das Regenwasser sammelten.

Einen ungeheueren Aufschwung nahm die Industrie, da die europäische Konkurrenz wegfiel. Daß der Export nach Europa ziemlich aufhörte, wurde dadurch reichlich wettgemacht, daß auch die Ausfuhr aus der vereisten alten Welt stagnierte und die amerikanischen Fabriken vielerlei zu produzieren hatten, was bisher in England oder Deutschland hergestellt wurde. Die Absatzgebiete in Asien, Afrika und Australien gewann die Union natürlich ohne Anstrengung. Japan, das eine schwächliche Konkurrenz machte, konnte den Wettkampf mit den geübteren, kapitalskräftigeren und skrupellosen Konkurrenten nur kurze Zeit aushalten. Dann strich es kleinlaut die Segel und schickte sich in eine Großmachtrolle zweiten Grades . . .

Vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean summten die Maschinen, sausten die Motoren und alle Betriebe wurden vergrößert, erweitert, neue ins Leben gerufen, die Aufträge häuften sich, der Absatz stieg und das Gold der halben Welt floß in die Panzerkassen Amerikas. Eine Kapitalsübersättigung drohte. Die Löhne, die man zahlte, waren erstaunlich hoch, weil das Geld weniger Wert hatte, aber auch deshalb, weil das Angebot von Arbeitskräften mit der Nachfrage danach nicht gleichen Schritt hielt. Die Nachfrage war enorm.

hießen, fluteten über die Grenzen, drangen bis Budapest vor und hausten ärger als die Vandalen, Hunnen und Avaren; aber zum Teil das rauhe Klima, in das sie gerieten, zum Teil der Widerstand, auf den sie stießen, vergällte ihnen die Lust zu weiteren Raubzügen, zumal ein deutschösterreichisch-rumänisches Heer den Plünderern und Mordbrennern entgegentrat und sie in zwei Schlachten besiegte. In den Gemetzeln wurde weder Pardon gegeben, noch genommen und heulend floh das Balkangesindel, das auf mühelose Bereicherung gerechnet hatte, über die Donau zurück, dem brutalen Nachbarn zürnend, weil er sich nicht gutmütig und stillschweigend bestehlen und brandschatzen ließ.

Auch die Russen versuchten es mit Einfällen in Galizien, doch vermochten auch sie hier nicht festen Fuß zu fassen, aber bleibende Ruhe trat erst ein, als in der andauernden Kälte ihre Kriegfreudigkeit einfror. Nur am Schwarzen Meer blühte zufolge der günstigen Temperatur ein halbwegs geordnetes Staatswesen, die winzige Monarchie unter dem Zepter der Dynastie Romanow-Gottorp. —

Immer noch hoffte Europa auf den kommenden Sommer; er sollte Wunder wirken. Der Frühling schon enttäuschte; er war bloß im Kalender wahrnehmbar. Das Wort „Schneeschmelze" klang wie ein liebes Märchen. Die Hoffnungen zerflatterten. Aber Europa wollte nicht glauben, daß sein Sterbestündlein geschlagen hatte, daß sein Rückgang eine im Rate der Natur beschlossene Sache war. So redete man sich und den anderen ein, die Kältewelle sei eine vorübergehende Erscheinung, die mit dem Golfstrom absolut nichts zu tun habe. Von diesem elenden Golfstrom, von dem hellblauen Warmwasserbächlein, das einstens den Atlantischen Ozean durchquerte, konnte doch das Schicksal des berühmtesten aller Erdteile nicht abhängen! Dagegen bäumte sich die Logik und dagegen protestierte das hoch entwickelte Selbstbewußtsein.

Nein — es mußte, es würde wohl wieder besser werden!

*
*　　　*

Amerika blühte auf. Über Amerika schüttete das Schicksal die Gaben seines Füllhorns verschwenderisch aus. Es genoß den Segen des Golfstromes, der die Küsten der Union bespülte, ein an die Kette gelegter Wachhund, der treue Dienste leistete. Ein leuchtendes, hellblaues Band schlang der eroberte Strom um die Gestade, die ihn an sich knüpften. Bis weit nach Norden trug er seine milde Wärme und machte die eisigen Einflüsse der Polarströmungen wirkungslos. Auch die zwei Wälle bewährten sich, und Sanders Werk wurde von allen anerkannt. Ein paradiesisches Zeitalter mußte für die Union anbrechen! Die Menschen atmeten freier und beseligter in der glückhaft lauen Luft. Die schon immer heißen Sommer wurden zwar noch trockener und glühender, und

Fremden unter Beschimpfungen und mit Stöcken zurück. Zwei englische Torpedoboote, welche herbeieilten, um die amerikanischen Touristen zu schützen, meuterten gegen die Befehle ihrer Offiziere und machten mit den Angreifern gemeinsame Sache. Mit den Kanonen und Torpedos, deren sie sich revoltierend bemächtigten, zerstörten sie die Luftschiffe. „Wie kommen wir", brüllten sie, „zu all unserem Elend noch dazu, uns wie wilde Tiere in der Menagerie begaffen zu lassen!"

Kein einziger Passagier entging seinem Schicksal. Alle wurden totgeschlagen und ihre abgerissenen Köpfe singend durch die Straßen Dublins getragen.

„Jenseits des Meeres hausen Kannibalen!" erklärte Präsident Sanders, als er davon erfuhr, und verurteilte zugleich den frivolen Ausflug, der so tragisch endete. Der helle Zorn in der Union über den Angriff und das Morden zwang ihn, einen Strafzug zur Züchtigung der Schuldigen nach England zu entsenden, aber die Rächer kamen wieder unverrichteter Dinge heim — denn in ganz Großbritannien gab es keinen lukrativen Hafen mehr, den man zur Sühne besetzen oder zerstören hätte können. Außerdem versperrten Eisberge und schwimmende Minen die Einfahrten.

An diesen irischen Barbaren scheiterte der Übermut der Vereinigten Staaten zum erstenmal. „Was liegt daran", tröstete man sich nach dem Abwellen der Wut über das Mißlingen der Strafaktion, „wir haben in Europa nichts zu suchen — es mag aussterben und von der Landkarte verschwinden! Es wird das Schicksal Babylons, Phöniziens, des Weltteils Atlantis und des makedonischen Alexanderreiches teilen!"

Und der Kongreß in Washington verbot durch ein strenges Gesetz den Besuch des ungastlichen Kontinentes. Wer sich dennoch dahin begab, hatte keinen Anspruch auf Schutz durch die Union.

* * *

Hoffte Europa nach den schrecklichen Erfahrungen, die es während der ersten Jahre der neuen Eiszeit machte, noch immer auf eine günstige Wendung, auf einen Umschwung zum Bessern, so wurde es gründlich enttäuscht und es blieb ihm nichts übrig, als sich zu fügen und dareinzuschicken. Frühling und Sommer, abermals Frühling und Sommer kamen und überzeugten die beharrlichsten Optimisten von der Aussichtslosigkeit ihrer Erwartungen und Träume. Eine nennenswerte Besserung der Verhältnisse, geschweige denn eine Milderung des Klimas, traten nicht ein. Sommermonate! Die Bezeichnung verlor ihren sonnigen Inhalt und man mußte sich im Kalender überzeugen, daß es Juni, Juli oder August war, im Wesen der Natur deutete wenig genug darauf hin, daß es eigentlich zu ernten und einzuheimsen galt — gelten sollte! Da

Der Erbe Europas wucherte mit seiner Erbschaft. Die Gier, schnell reich zu werden — eine Gier, die seit je das Leben in der Union so anspannte und ansporte — ergriff jedermann wie mit Widerhakenkrallen, die nicht locker ließen. Zinsen und Dividenden, Dividenden und Zinsen, darum rotierte das Dasein. Daneben konnten sich ideelle Werte nicht behaupten.

So fehlte es denn auch an Warnern und Mahnern nicht, die ihre schweren Besorgnisse äußerten und eine überhastete Entwicklung verurteilten. Das rapide Tempo des Erraffens und Genießens, des Einstreichens und Verschleuderns erschreckte die wenigen beschaulich und versorglich angelegten Menschen und sie predigten, daß sich jede Überstürzung räche; Überfütterung, so oder so, sei ungesund, ja gefährlich; die Kluft zwischen den Besitzenden und Besitzlosen erweiterte sich, weil das Kapital ins Unermeßliche anschwoll und die Massen des Volkes, das gut verdiente, aber schlecht sparte, dem goldenen Moloch als Sklaven dienten. Die „Apostel der Entsagung", die „Unken", die „Unglücksraben". die „Klageweiber", die es wagten, am Glück des „Landes Kanaan" Kritik zu üben, die von einer Dekadenz und von Verweichlichung faselten, lachte man leichtsinnig aus und schönrednerische Patrioten, die den Trusts zu Gefallen redeten, brandmarkten die Warner als „Vaterlandsverräter", während sich die Milliardäre über die „Naturmenschen" amüsierten, welche die moderne Kultur nicht verstanden und eigentlich ins verkrachte Europa hinübergehörten, da sie den blödsinnigen Rousseau imitierten, von dem die Geldsackintelligenz glaubte, er sei noch am Leben. Amerika befand sich in einem Freudentaumel des Erfolges, der Ratschlägen nicht zugänglich war, und wer nicht mit den Wölfen heulte, der lief Gefahr, von den glücktrunkenen Bestien gefressen, mit Haut und Haar verschlungen zu werden . . .

Hand in Hand damit ging eine abgrundtiefe Verachtung des von seinem Piedestal gestürzten Europa, das zum Schaden auch noch den Spott hatte. Die „Aquila", eine der leistungsfähigsten Luftschiffahrtsunternehmungen mit dem Sitz in San Franzisko, rüstete zwanzig Passagieraeroplane, bequeme Luxusfahrzeuge, aus, die je zweihundertfünfzig Personen faßten, um sensationslüsternen Bummlern Gelegenheit zu geben, den niedergebrochenen Kontinent zu besuchen, das Bild „verelendeter Großstädte", womit London, Paris, Berlin und Wien gemeint waren, zu genießen, und die „Wunder der Eiszeit" aus nächster Nähe zu studieren. Binnen zwei Stunden waren alle Karten verkauft und die erste Station machte die Expedition in Dublin, aber als sich die Vergnügungsreisenden gerade anschickten, auszusteigen, brach eine empörte Meute von Irländern, die mit Recht im Rufe großer Grobheit standen, über die Luftschiffe herein, eröffnete einen Steinhagel und trieb die

bekannten Tierlaute ähnlich klang, erschreckten sie die Bewohner der Gegend, wo sie sich zeigten. Die Ungetüme kamen von Rußland her, aus Sibirien, und ihre Gemeingefährlichkeit machte es notwendig, regelrechte Jagdzüge gegen sie zu unternehmen. Die Gelehrten — ihre Zahl war nicht bedeutend — stritten, woher die Bestien, die seit Jahrtausenden nicht mehr gesehen worden waren, eigentlich stammten, und Professor Beißwenger verteidigte die Hypothese, es verhalte sich mit ihnen wohl ebenso wie mit den Erdbeeren, deren Same lange Zeit in der Erde raste, ohne zu keimen, wenn aber die Wälder geschlagen würden, so sprößen sie alsobald hervor. Auch das Mammut vegetierte gleicherweise an geschützten Orten, um erst wieder an die Oberwelt zu kriechen, wenn die Lebensbedingungen seinem Dasein günstiger wurden. Diese Theorie stimmte mit einer sagenhaften Überlieferung überein, wonach die urzeitlichen Erdbewohner während wärmerer Epochen in Höhlen schliefen und die Wartezeit in einer Art Sommerschlaf überdauerten.

Unter den Menschen Europas — wie bereits erwähnt — räumten Seuchen und Hungersnöte auf; die Einwohnerzahl des Deutschen Reiches sank unter zwanzig Millionen herab, Großbritannien schnitt nicht günstiger ab, dasselbe Schicksal traf Nordfrankreich und Österreich-Ungarn, nicht zu reden von Rußland, von dem einwandfreie Nachrichten infolge der fast barbarischen Zustände dieses Landes fehlten. Skandinavien und die Schweiz waren menschenleere Eiswüsten, Einöden, und in Italien gleichwie auf der pyrenäischen Halbinsel, obgleich hier das Klima erträglich war, vermochten sich die Leute den kühleren Temperaturen nicht anzupassen, die Tuberkulose grassierte und auch andere Krankheiten nahmen epidemischen Charakter an. Die Felder, Äcker und Weinberge, die jetzt eine intensivere Bearbeitung verlangten, sollten sie ergiebig sein, lagen brach und man wanderte lieber nach Nordafrika aus, statt sich abzumühen.

In dem verzweifelten Niedergang, dem gegenüber einzelne und Regierungen hilflos waren, schielten Neidische übers Meer und bewunderten das große, unerschöpfliche Amerika, das alles gewann, was Europa verloren hatte.

Die „neue Welt“, die ihren Beinamen abermals bewahrheitete, aufblühend und arbeitsam, benötigte Arbeitskräfte. Arbeitskräfte, immer mehr Arbeitskräfte! Und bald emigrierten aus Europa Millionen Verzweifelter, ließen ihre angestammte, aber ungastliche Heimat im Stich und suchten ihr Heil in der Fremde. In der Union war Platz genug. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu vereinigten Staaten von Amerika schlechtweg geworden, hatten ganz Südamerika einbezogen und das Sternenbanner wehte jetzt über dem Kap Horn. Nicht genug an dem, auch Indien, auch die größere Hälfte Afrikas und Australien

und dort und betrübend spärlich trieben einige Bäume kümmerliche Blätter, und selbst diese armseligen Blätter sprossen zwergenhaft, verrunzelt und gebräunt. Und das war so ziemlich alles. An den aperen, an den bestgeschützten Abhängen grünte ein elender Graswuchs, und die Getreidefelder, die halbreif geschnitten werden mußten, waren zur rechten Sehenswürdigkeit geworden, zu denen Pilgerzüge in die Rheinebene und in die Wachau zogen. Die Obstbäume verdorrten, die Weinreben krochen als braune, saftlose Schlangen über die vormals traubenreichen Höhen. Nur Tannen, Fichten und Föhren, die Allzeitgetreuen, behaupteten sich.

Der Winterschnee vergletscherte statt zu schmelzen, und die Gletscher drangen unaufhaltsam vor, krochen auf vierzehnhundert bis zu zwölfhundert Metern herab. Die Alpen, die Sudeten, das Erzgebirge, der Böhmerwald, die Jura, der Schwarzwald, der Odenwald, die Vogesen, auch der Hart, der Hunsrück, der Taunus und der Thüringerwald stülpten sich unvergängliche Eiskappen über, und es gab keine Bergfexen, die zum Vergnügen Hochtouren unternahmen. Im erbitterten Kampf ums Dasein vergaß man auf den Sport, der einstens das Leben mancher Leute ausfüllte, gänzlich.

Die meisten Städte, so das kunstbegeisterte München, das liebliche Salzburg und Tirols Perle — Innsbruck — verödeten; die Straßen und Plätze, die Denkmäler und alle großartigen öffentlichen Gebäude verfielen, weil die körperliche Not jedes Interesse für Bildergalerien, Museen, Standbilder und ideelle Schönheiten abtötete. Stumpf und gleichgültig verließen die Leute die Orte, wo ihre Vorfahren durch Jahrhunderte lebten, arbeiteten und lokalpatriotisch tätig waren, und dankten Gott, wenn sie irgendwo ein Plätzchen, einen Unterschlupf in wärmeren Gegenden fanden.

Eine merkwürdige Veränderung erfuhr die Tierwelt: Fast alle Singvögel verschwanden, die Lerchen und Amseln starben aus, die Zugvögel verzichteten auf ihre Wanderflüge nach Norden, einzelne Rinderrassen und die meisten Pferdearten gingen ein, und jenen Tiergattungen, die sich den neuen, schwierigeren Lebensbedingungen anpaßten, wuchsen dichtere Haare, zottigere Pelze, die sie hinlänglich gegen die Kälte schützten. Und um die Schmälerung der Tierwelt gewissermaßen auszugleichen, tauchten zum Ersatz andere Arten auf — Bären, Wölfe, Riesenhirsche mit herrlichen Geweihen und Rudel von Füchsen mit buschigen Schweifen, die bellend und kläffend durch die Ebenen jagten. In den kurzen eisfreien Wochen, die ihre besonderen Ursachen hatten, wimmelte es im Hamburger Hafen von Walfischen und oft trafen einige Pärchen Anstalten, sich anzusiedeln. Und das Sonderbarste, das solches Staunen erregte, daß man ein bißchen auf sein Elend vergaß: Mammuts waren plötzlich da. Mit ihren gekrümmten Stoßzähnen und ihrem Brüllen, das keinem der

Wer aus meinem lieben Heimatstädtchen Bludenz gen Südwest pilgert, gelangt, die wilde Ill, die im Sommer 1910 so fürchterliches Unheil gestiftet, überschreitend, nach einer kurzen Viertelstunde ins Dorf Bürs und, wenn er den Weg noch weiter verfolgt, in eine hochromantische, von himmelanstarrenden Felsen begrenzte, von einem eiskalten, schäumenden Wildbache durchbrauste Schlucht, durch die ein Fußweg ins Bergtal von Brand hinaufführt.

Der Bach, der sich des romanischen Namens „Alvier" erfreut, ist der Abfluß des stillen, geheimnisvollen, nach dem Volksglauben unergründlichen Lünersees, der hinwieder von den Schnee- und Eismassen der Toten Alpe und des Brandner Ferners gespeist wird. Darum ist sein Wasser so kalt, und doch macht es, in tollem Wirbel die Turbinen einer Fabrik drehend, den Arbeitern, die sich im Schweiße des Angesichts ihr Brot verdienen müssen, warm genug.

Vor manchen Jahren haben einige Naturfreunde obgenannten Weg anzulegen begonnen. Aber sie kamen nicht weit; denn auch der bedarf des Geldes, der mit den Gewalten der Natur, mit widerspenstigen Felsen, sich festklammernden Wurzeln, abrutschendem Erdreich und unterwühlenden Wassern Krieg führt. Das Geld aber floß dem löblichen Unternehmen spärlich zu, die Mittel versagten, die Arbeit geriet ins Stocken.

Da gaben es denn die meisten auf. Einer aber, der den Mut nicht verloren hatte, nahm ein Holztäfelchen, malte in schönstem Schwarz die Worte darauf . . . „Nit lugg lo!" und nagelte es am Abschlusse des Weges, allen sichtbar, an eine Fichte.

Und das Wort trug Früchte; denn meine Landsleute sind aus zähem Holze geschnitten. Sie wissen, was sie wollen, und wollen, was sie wissen. Sie ruhen wohl einmal ermattet aus, aber dann spucken sie in die Hände und greifen wieder fest zu.

Also schämte sich manch einer, der die Mahnung am Baum in der Bürser Schlucht las, des begonnenen und nicht vollendeten Werkes und holte aus seiner Tasche klingende Silberlinge, und siehe, wenn auch nach Jahren, regte sich's in der Schlucht wieder gar geschäftig mit Axt und Spitzhacke, mit Schaufel und Kraftpulver, und auf einmal war der Weg fertig . . . den Einheimischen eine stolze Genugtuung, den Fremden eine Wonne, des Sommers zu wandeln im kühlen Schatten und sich zu ergötzen an den malerischen Szenerien und den Blicken ins sonnige Tal der Ill mit dem Kranze ewiger Berge und den lichten Siedlungen tatkräftiger Menschenkinder.

Und als der Alvier im Unglücksjahre 1910 auch dieses Werk von Menschenhand gründlich zerstörte und die Schlucht in eine Wüstenei verwandelte, da meinte man wohl, nun sei es aus für ewige Zeiten.

annektierte die Union, und verbittert mußte Großbritannien zusehen, wie sein Erbe die üppigen Reichtümer an Land und Leuten, deren alter Eigentümer sie nicht verteidigen konnte, raubten. Was nützten da die paar kläglichen Schiffe Englands, diese unbrauchbaren Kasten einer weitüberholten Schiffstechnik! Mit der Flotte der Union durften sie doch nicht anbinden. Und die Hoffnung Nordeuropas, an Spanien und Italien einen Ersatz für die eigene entwertete Heimat zu gewinnen — auch sie wurde zu Wasser. Man hatte sich mit dem lang gehegten Gedanken vertraut gemacht, ein neues Vaterland im Süden zu gewinnen, aber da legten die Vereinigten Staaten ihre habgierige Hand auf die Gefilde der Sehnsucht, okkupierten sie, sackten sie ein und schlossen alle Ausländer davon aus.

Die Romanen verschwanden aus der Weltgeschichte, die Slawen verfielen in eine unfruchtbare Barbarei und niemand zweifelte, daß auch die Tage der Widerstandsfähigsten, der Deutschen und Engländer, gezählt waren. Wie sollten sie sich behaupten, entwickeln? Sie würden erfrieren, verkommen, degenerieren — Opfer der Eiszeit . . . Am besten, sie sammelten ihre letzten Kräfte, um mit Anstand zu sterben . . .

Das war die Ansicht der meisten.

Die tönenden Worte, die der verstorbene Präsident Theodor Roosevelt zum Schluß der Eröffnungsrede, die den neuen Panamakanal feierte, gesprochen hatte und die damals in Europa unangenehmes Aufsehen erregten: „America for ever!" — sie gingen in Erfüllung.

Ja, Amerika, Amerika allein gehörte die Zukunft. (Schluß folgt.)

Nit lugg lo!

Von **Josef Wichner.**

Was ein gerechter Schwabe ist, der versteht obiges Sprüchlein, und was keiner ist, dem muß man's verdeutschen, sonst hält er's am Ende für chinesisch. Es ist eigentlich nur eine freie Übersetzung des Wortes der heiligen Schrift „Wer ausharrt, wird selig" ins Schwäbische und besagt: Laßt keine Lücke . . . in der Bresche, verliert den Mut nicht, und wenn sich auch die Hemmnisse zu Bergen auftürmen! Wer nicht losläßt, der kann, was er will, und wer stramm marschiert, erreicht das Ziel.

„Nit lugg lo!" Damit ist manch einer, der als Kind Bettelbrot genießen mußte, mehrfacher Millionär und Edison ein großer Erfinder geworden, damit hat Kolumbus Amerika entdeckt und unser Zeppelin das Fliegen gelernt. Damit sind die deutschen Heere ruhmreich in Paris und gar viele Heilige glorreich ins Paradies eingezogen.

die Heiligen aber, die unbemerkt und unbeachtet im Kalender stehen, sind tief gekränkt. Ersuchen wir also diese um ihren Beistand für unsere Kinder ... die werden sich damisch freuen, daß sie auch noch etwas gelten, und werden gewiß alles tun, was immer in ihrer Macht steht."

Nun ... das ist auch ein Standpunkt, und so kam der alte Dominikus, als er noch ein Kind war, zu seinem Namen. Den Leuten war er freilich viel zu lang, und also nannten sie ihn vorerst „Küßle" und dann, als er zum starken, breitschulterigen, selbstherrischen Burschen herangewachsen war, kurzweg „Kuß" oder auch den „z'widern Kuß".

Das „Nit lugg lo!" hat nämlich, wie alles auf der Welt, zwei Seiten, eine gute und eine schlechte. Im Guten erreicht es das Höchste und ist der Talisman jeglichen Fortschrittes, im Schlimmen ist es der Wahlspruch der Dickköpfe oder „Schädel", die grundsätzlich als charakterfeste Männer, wie sie sich selbst gerne nennen, nie nachgeben, gegen jede, auch die vernünftigste Einwendung die Ohren verstopfen, durch ihre Rechthaberei um jeden Preis sich mißliebig machen, im wohlmeinendsten Nachbarn den Feind wittern und mit dem Kopfe gegen jede Wand rennen.

Der Kuß hielt sich an das „Nit lugg lo!" im Guten wie im Schlimmen.

Er war, soviel mir bekannt ist, kein Eingeborener, sondern ein Eingewanderter ... aus dem Montafon, wo es gar habrechte Leute gibt, oder aus einem anderen Tale. Seine „Fahrnis" hatte er in einer „Krächze", einem Ruckkorb, über die Illbrücke getragen. Hatte sich als Taglöhner in Feld und Wald und überall, wo man muskelstarke Arme brauchen konnte, verdingt. Seine zähe Natur vertrug das Hungern und das Sparen meisterhaft; denn er wollte es zu etwas bringen ... einmal auf dem Eigenen sitzen, sein Feld bearbeiten, sein Gras mähen, sein Korn schneiden. Und er trieb nebenbei einen Handel mit Ziegenfellen und Ziegen, mit Schaffellen und Schafen und das Geldlein mehrte sich von Jahr zu Jahr, also daß die Leute Respekt kriegten, obschon sie ihn seiner ewigen Rechthaberei wegen und weil er eigentlich und im Grunde genommen doch ein hergelaufener Bettler war, nicht recht leiden mochten.

Aber eine Bäuerin, die ihren Mann vor kurzem im Friedhofe an der Felswand zur Ruhe gebettet und mit einem schönen Steine beschwert hatte, die konnte den Kuß und seine Arbeitskraft und seine Sparsamkeit wohl leiden und dachte, gemeinschaftlich würden sie erst recht „fürihausen" und ... na ... die Liebe werde den widerborstigen Gesellen schon gefügig machen! Also ward eine billige Hochzeit gefeiert und der Kuß saß auf eigenem Grund und Boden und war nach Gesetz und Ortsgebrauch kein fremder Bettler mehr, sondern steuer- und wahlberechtigter Mitbürger der kleinen Dorfgemeinde.

Aber das „Nit lugg lo!“ an der Fichte hatte das wilde Wasser nicht erreicht. War auch die Schrift im Laufe der Jahre abgeblaßt, sie war doch noch lesbar und mahnte zu jener Unnachgiebigkeit, die allein Großes zu schaffen vermag. Und so soll denn, habe ich mir sagen lassen, der Weg durch die Schlucht heute wieder gebahnt sein, und meine Heimatssehnsucht verlangt darnach, ihn noch einmal sinnend und von vergangenen Zeiten träumend, zu schreiten, ehe sich meine Augen für immer schließen.

Von vergangenen Zeiten? Ei, da sehe ich einen, dessen Leibspruch das „Nit lugg lo!“ schon war, da ich mich als Bub in Hose und Hemd und ohne Schuhe und Strümpfe in der damals völlig unwegsamen Schlucht herumgetrieben, Bäume und ragende Wände, die Gefahr gleich einem Schlafwandelnden nicht kennend, erklettert habe, da ich mit wohligem Schauern in dunkle und dumpfe Spinnwebenhöhlen gekrochen und so lange im Eiswasser des Alvier herumgewatet bin, bis meine Füße krebsrot waren. Der alte „Kus“ oder nach kräftiger alemannischer Aussprache „Kuß“ war es, der damals in Bürs hauste und uns Lausbuben, die wir seinen Obstgarten, den sorglich gepflegten „Bongert“, als kühne Freibeuter heimsuchten, gar oft mit derben Flüchen und nachgeworfenen Prügeln zu sichernder Flucht nötigte. Ach, warum mußte er auf seinen Bäumen gar so schmackhafte Äpfel und gar so saftige Birnen und wir gar so schnelle Füße haben! Das Wort vom „unwiderstehlichen Zwange“ war allerdings in der guten alten Zeit noch nicht geprägt worden, aber wir wurden sicherlich von diesem Zwange beherrscht, und so ließen sich die frechen Vögel nicht verscheuchen, solange noch eine Frucht am Zweige hing.

Eigentlich hieß er Dominikus . . . wohl ein seltener Name. Aber meine Landsleute lieben seltene Namen und es gibt unter dem Mannsvolke da und dort einen Arbogast, Bartholomäus, Bonaventura, Christoph, Dagobert, Dietrich, Engelbert, Eusebius, Fridolin, Filibert, Gebhard, Gerold, Kilian, Kunibert, Leonhard, Liberat, Meinrad, Polykarp, Roman, Romedius, Seraphin, Wendelin, Wilibald und Wunibald, unter den Weiberleuten eine Adelheid, Albina, Angelika, Christina, Philomena, Genoveva, Justina, Klementine, Kordula, Ludmilla, Ludwina, Monika, Notburga, Ottilia, Petronilla, Regina, Sabina, Scholastika, Veronika und Ursula.

O . . . . meine Landsleute vor dem Arlberge haben Sinn für schöne, wohlklingende, vielfach auch echt deutsche Namen! Sie sind aber auch gar klug . . . selbst in religiösen Dingen . . . und kalkulieren also: „Dort, wo's lauter Josefle und Mariele, lauter Tonele und Resele gibt, haben die betreffenden heiligen Patrone so viel zu tun, daß sie sich beim besten Willen ihrer Schützlinge nicht voll und ganz annehmen können;

Wirklich war die Rosina ihrem Manne erst im Sterben ungehorsam. Tag und Nacht saß damals der bereits ergraute Kuß am Krankenbette und mußte sehen, wie sie allweil schwächer und schwächer wurde, und konnte und wollte es nicht glauben, daß sie fort solle auf Nimmerwiedersehen. Und er war empört über den Dickschädel Tod und fluchte ihm in allen Tonarten und sprach der Kranken kräftiglich zu: „Rosina, Weib . . . liebs . . . i sag dir s . . . laß nit lugg! Verwehr di, was du kannst! Zeig ihm die Zähn . . . dem Knochenmann . . . wirst sehen . . . er erwischt di nit!“

Ach Gott, nun war die Arme arg in der Klemme! Sollte sie nach langjähriger Gewohnheit ihrem Manne folgen und am Leben bleiben oder sollte sie sich dem anderen . . . Bewerber fügen? Ihm, der allfort drängte und ein noch größerer Tyrann war . . . sozusagen der Selbstherrscher aller, die da leben und vor ihm bangen? Und sie wurde ihrem Manne . . . zum erstenmal . . . untreu. In schweigender Nacht, da er ermattet eingeschlafen war, ging sie ohne Abschied mit dem berüchtigten Tänzer durch, ließ sich von dem ekeln Kerl entführen, der schon seit Evas Zeiten Vielweiberei treibt und alle Männer, ohne je einen als untauglich zu entlassen, in sein Heer steckt.

Es brauchte lange, bis der alte Kuß das verwinden konnte und es über sich brachte, der Gestorbenen zu verzeihen, daß sie es gewagt hatte, seinem ausdrücklichen Willen und Befehl entgegen zu handeln.

Das war damals, als ihm das Weib verstarb.

Zur Zeit aber, da die Rosina ihm den drallen Buben schenkte, war sie noch in allem und jedem gehorsam. Nur im Buben pulste das väterliche Blut. Er war von empörender Rechthaberei und rücksichtslosester Selbstsucht. Wenn der Vater schlafen wollte, fiel es ihm ein, zu wachen und zu schreien und achtete es keinen Pfifferling, wenn der „Däta“ sich's erst höflich, dann surrend, murrend und brummend verbat und schließlich geradezu fuchsteufelswild wurde. Je mehr der alte Kuß drohte und wetterte, desto mehr quitschte, schrie und brüllte der junge Kuß, bis der alte nachgab. Und wenn der Vater in guter Laune einmal mit dem „Poppele“ spielen wollte, mochte es wohl vorkommen, daß sich das Poppele mit den Fäustchen die Äuglein rieb, wie ein junger Löwe gähnte und auf einmal schlief wie ein Ratz, und dann hieß es, schön auf den Zehen hinausschleichen, um das Kind ja nicht zu wecken, das, ohne sich um die väterlichen Proteste zu kümmern, grad extra bei Tag schlief und bei Nacht klarmunter war.

Na . . . einige Jahre ließ sich's der alte Kuß widerwillig gefallen und dachte sich im stillen: „Wart nur, Bürschle, wenn du einmal Hosen anhast, will i sie dir schon verklopfen!“ Also zeigte er, als dies Ereignis eingetreten war, auch seinem Sohn den Herrn und erzog

Und in der Tat . . . die beiden Leute hausten wacker „füri". Beide waren Arbeitsmenschen, die keine Mühe scheuten, beide gönnten sich kaum den Haustrunk, den prickelnden Most, und beide kauften da ein Äckerlein und dort ein Kühlein und machten wieder zu Geld, was sich zu Geld machen ließ.

Auch die Liebe war da . . . Der Kuß hatte sein Weiblein aufrichtig gern. Das bezeugte vor Abschluß des ersten Ehejahres ein draller Bub, der in der Taufe gleich dem Vater unter den Schutz des heiligen Dominikus gestellt, von den Dörflern aber, um ihn vom alten Kuß zu unterscheiden, so lange er lebte „der junge Kuß" oder einfach „das Küßle" genannt wurde, obschon er eigentlich in späteren Jahren als ein stämmiger Mann auf diese liebkosende Verkleinerung seines Namens keinen Anspruch erheben konnte. In einem aber hatte sich das Weiblein gründlich getäuscht: Der Kuß bekehrte sich ebensowenig wie manch ein Säufer, den eine dumme Maid durch die Liebe zum Abstinenzler zu machen gedenkt; er blieb in der Ehe geradeso selbstherrisch wie im ledigen Stande.

War ihr eigentlich nicht gar so sehr zu verargen, der Rosina, der verhängnisvolle Irrtum. Sie war eben der lateinischen Sprache nicht mächtig, sonst hätte sie wissen müssen, daß in dem Dominikus ein „Dominus" oder „Herr" stecke, den selbst die Liebe nicht herausbrachte. Aber manche aus dem langhaarigen Geschlechte werden in Liebes- und Ehesachen nicht durch wohlmeinende Warnung, sondern nur durch Erfahrung klug, und der Rosina ging's nicht um ein Haar besser. Als sie nämlich ihren Mann im Hinblick auf die nicht zu leugnende Tatsache, daß Haus und Hof und fast alles, was drum und dran hing, ihr gehörte, zum frommen Knechte machen wollte, da bewies er ihr, obschon er weder belesen noch ein Philosoph war, das Wort der Schrift: „Und er soll dein Herr sein!" so sehr und so lange mit schlagenden Gründen, bis sie nach etwelchem Gezeter, an dem die sich vor dem Hause zusammenrottenden Nachbarn ihre hellichte Freude hatten, der heilsamen Wahrheit Ohr und Herz nicht länger verschließen konnte und sich in ihr Schicksal ergab. Sie nahm den Mann, wie er nun einmal geartet war, zeigte sich nachgiebig in allem und jedem, hielt auch die Fünf für eine gerade Zahl, wenn er es durchaus haben wollte, und begnügte sich mit gewissen Heimlichkeiten nach dem vernünftigen Grundsatze: Man braucht dem Manne nicht alles an die Nase zu binden!

Also ließ sich die Ehe nach dem ersten Gewitter weit besser an, als sich's je einer gedacht hatte. Die Rosina gewöhnte sich an die Borstigkeit ihres Mannes und sah ob seinen Tugenden seine Fehler von Tag zu Tag weniger, und der Mann wünschte sich keine bessere Frau, und so waren sie in ihrer Art glücklich, bis das Weiblein Abschied nahm und . . . nicht wieder kam.

Durst trank, auf der Kegelbahn alle Neune schob oder gar keinen, mit dämlichen Leuten Narrenteidinge und Schindluder trieb, sich kameradschaftlich durchbläute und in finstrer Mitternacht Steinlein an die Fenster warf, hinter denen junge Mädchen von jungen Buben träumten!

Jawohl . . . blitzen und donnern und regnen ließ er's in allem Gleichmut . . . aber einschlagen und hageln nicht mehr. Als der Vater einmal gegen den zwanzigjährigen Sohn die Hand erhob, da trat der Bub kreidebleich einen Schritt zurück, biß die Zähne aufeinander, daß es knirschte, und aus den Augen sprühten Funken keimenden Hasses, wie das Erdfeuer aus dem Vulkan aufloht.

„Vater“, stammelte er, „alles laß i mir von euch gfallen . . . alles . . . aber . . . schlagen laß i mi nit mehr! Weg die Hand . . . sonst . . . i kann mir nit helfen . . . sonst gschieht ein Unglück!“

Und der alte Kuß . . . ließ lugg . . . die erhobene Hand sank schlaff herab.

Nicht aber . . . ließ er lugg, als ihm etliche Jahre darauf Unfriedstifter und Hetzer berichteten, sein Bub sitze jede freie Stunde, die Gott ihm gebe, bei des Bürkles Agathle im Häusle an der „Schesa“ und es gelte als wie ausgemacht, daß er sie heiraten wolle, ob der Kuß davon wisse?

Er . . . der alte Kuß? Einen Dr . . . weiß er davon! He . . . das wär noch das Schönste, wenn die Väter beim Heiraten ihrer Kinder nichts dreinzureden hätten! Wenn sie beim Hochzeitswagen das fünfte Rad wären! Ja freilich . . . geba . . . geba . . . geba . . ., das dürfen die Alten und können die Alten und müssen die Alten, sonst aber sollen sie ds Maul halten! Und s Bürkles? Kleinhäusler, notige Leut. Tät ihm freilich gfallen, so breit-behäbig im Vollen zu sitzen, dem Agathle. Ei ja . . . kommod wär's, aber da wird nix draus . . . zu dem Gatter gibt s noch einen Riegel! Na . . . wart, Küßle, der Kuß wird di heiraten lehren!

So brummte und sinnierte der Alte im Selbstgespräch, und in einer Wut rannte er, wie er war, mitten von der Arbeit fort, in Hose und Hemd und mit einer Ballastschürze um den Leib, hinaus zur Schesa, um dem „Meiggi“ (Mädchen) und ihren Eltern den Standpunkt klar zu machen und den Buben, falls er dort sein sollte, heim zu holen.

Die „Schesa“ oder „Scesa“ war damals, vor einem halben Jahrhundert etwa, ein ziemlich harmloses Wässerlein, ein Bergbach, der von der Purtscha-Alpe und durch den Mooswald am Bergdorfe vorüber durch eine enge Schlucht, das Bürser Tobel, zu Tal floß. Die Alpe selbst liegt zwischen sanft ansteigenden Kuppen, die der Rhätikonkette angehören, und die Schlucht weitet sich etwa zehn Wegminuten, bevor das Wässerlein in die Ill mündet, zu einem Gelände aus, dessen Basis,

ihn, das Leitseil immer straffer haltend, zu jenem Gehorsam, den er auch seinen Ochsen beigebracht hatte, die ohne Bedenken und ohne Widerspruch auf „hü!" und „hott!" gingen und auf „öha!" standen, völlig nach dem Wunsche ihres Herrn.

Und es währte nicht lange, da merkte der talentierte Junge, daß bei der leidigen Klopferei nicht die Hose, sondern jemand anderer gemeint war, der ihn näher anging, und so hielt er es denn für das Klügste, mit dem Vater ein Herz und ein Sinn zu sein, alles für unfehlbare Weisheit zu halten, was immer er sagen mochte, und über keinen Befehl nachzugrübeln, ob er auch zum Guten führe.

Er selbst fuhr dabei am besten, war so ein Sohn, an dem der Vater sein Wohlgefallen hatte, und machte eine Schule durch, die es ihm, falls er einmal des Kaisers Rock anziehen müßte, bedeutend erleichterte, mit Leib und Seele Soldat zu sein.

Na . . . alles sah denn auch der gestrenge Herr Vater nicht und allweil konnte er den zum Jüngling heranwachsenden Buben doch nicht am Strick hinter sich herziehen. War der Bub nicht zu Haus, dann hatte auch er einen Willen, der mit dem des Vaters lange nicht immer übereinstimmte. So z. B., wenn er in der Schlucht mit gleichgesinnten Hallodri vergnüglich rauchte, bis allen spottschlecht wurde, oder wenn er — weiß der Kuckuck, wie das kam — auf einmal fand, der Herrgott habe die Mädeln für die Buben gemacht, und nun errötend und tollpatschig dieser oder jener Dorfschönen nachschlich.

Die Vorarlberger haben ein Gesätzlein, das lautet:

„Uesʼre alte Muetter,
Die hat an langa Hals,
Sie mag a strecka, wie sie will,
So sieht sie doch nit allʼs!"

Beim „Küßle" galt dies Gesätzlein vom „Kuß"; denn die Mutter hielt dem Buben . . . heimlich die Stange, steckte ihm jeweils ein Geldlein zu, von dem der Alte nichts zu wissen brauchte, und hatte nur die eine Besorgnis, der Polterer möge um Gottes willen nicht darauf kommen.

Nun . . . hie und da kam er wohl doch darauf, daß der Junge gegen sein ausdrückliches Verbot im Wirtshaus gewesen, daß er erst ums Lichtwerden übers Dach und durch die Lucke in seine Kammer geschlüpft war. Dann nahm der brave Sohn, den die „Mama" erbarmte, alle Schuld auf sich, duckte sich und ließ es wettern und schüttelte den Regen wie ein begossener Pudel ab. Herrgöttle noch einmal . . . man war ja doch kein Abc-Schütz mehr, man wollte doch auch wie die andern Burschen von seinem jungen Leben etwas haben und . . . schließlich war denn das doch kein Verbrechen, daß man hie und da eines über den

sims festhielt und ein Gesicht machte, als sei ihm der Butz erschienen), „der da darf nit glauben, daß i mir nach ihm die Finger leck, weil wir arme Leut sind und weil er dem reichen Kuß sein Einziger ist. O . . . ein Silberfuchs beißt die Henn auch tot und eine goldene Angel tut auch weh, hat der Fisch gsagt, wie er dran ghängt ist. Daß ihr mir's allweil vorhalten tätet, alle drei: ‚Agathle, bis nur du still . . . hast nix als zwei Hemden, einen Rock und drei Schnupftüchle in die Ehe bracht!‘

Etsch . . . das Agathle steht auf di nit an, Bue, und wenn's nit nach Liebe heiraten kann, ei, so hat's zwei wackere Werkarme, und wenn alle Strick reißen, geht 's in die Fabrik und heiratet einen Webstuhl.

Übrigens . . . man ist nit so dumm . . . man weiß schon, was einer will, der hinter dem Rücken der Eltern zum Mädel schleicht!

So . . . und jetzt wißt ihr alle beid, wie i g'sotten bin, und jetzt, Vater Kuß, jetzt könnt Ihr Euern Buben mit heim nehmen und meintwegen in den Kamin hängen!“

Der junge Kuß war wie aus den Wolken gefallen. War das das Agathle, das ihm auf dem Kirchgange allweil freundlich zugenickt, das ihm . . . wie oft schon . . . ein Nägele und einen Rosmarinzweig auf den Hut gesteckt, das ihn ermutigt hatte, zur „Stubate“ zu kommen?! War das das Agathle, das sich soeben herzwarm an ihn geschmiegt, das Köpflein mit den blonden Zöpflein an seine Brust gelehnt und ihn aus den blauen Äugelein so himmlisch-lieb angeschaut hatte?!

Seine Sinne verwirrten, die Augen trübten sich . . . war denn auf einmal ein Nebel in der Stube?

Herrgott . . . sind die Weiber Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen! Herrgott . . . sind die Weiber Schlangen mit zwei Zungen, von denen eine Liebe, die andere Haß redet!

Sollte er nicht auf die Falsche losfahren und sie mit umklammernden Händen . . .? Oder sollte er sie mit stiller Verachtung strafen? . . .

Dies schien ihm schließlich das Beste. Also sprang er auf, spuckte vor der Dirn auf den Boden und sagte nur:

„Pfui!“

Und zum Vater gewendet: „Recht habt Ihr . . . gehen wir!“

„Und ob i recht hab!“ entgegnete der Alte befriedigt. „Jetzt wirst wohl gscheiter werden!“

Und er nahm den Sohn, den willig folgenden, mit sich heim und freute sich des leicht errungenen Sieges. Donnerweter gab's diesmal keines; denn das Agathle hatte den dummen Jungen genugsam . . . begossen . . . der Brand war gelöscht.

Aber es gab etwas anderes.

das linke Illufer, gut eine halbe Wegstunde lang sein mag. Das Bächlein selber „ertobte“ nur bei längerer Regenzeit und brachte dann einiges Gerölle mit sich, dieweil der Mooswald als ein treuer Hüter mehr mitzunehmen nicht gestattete. Für gewöhnlich murmelte es so leise, daß man beim besten Willen kein Wörtlein verstehen konnte, ja im Hochsommer mußte ein Dürstender die Tümpel suchen, aus denen er mit hohler Hand etwas Wasser schöpfen konnte.

Das Gelände war zur Zeit, in der diese Geschichte spielt, zumeist mit Wiesen und Feldern bestanden, da und dort barg ein Stadel, „Barga“ genannt, das Heu oder die Früchte, und an dem dem Dorfe sich nähernden Rande hoben sich etliche kleinere Häuser, aus Balken gefügt, die Dächer mit Schindeln belegt und mit wuchtigen Steinen beschwert.

In eines dieser Häuser trat der alte Kuß . . . rasch . . . brennrot vor Zorn. Zur Linken der Hausflur war die Stubentür. Er drückte sie, ohne anzuklopfen, auf, und . . . sakra noch einmal . . . da saß richtig der . . . der Malefiz neben dem Agathle im Winkel auf der Wandbank . . . beide ganze allein! Nur in der getäfelten Fensternische saß einer mit schwarzem Käppchen und rotem Talare und führte schandenhalber und daß die zwei nicht ausgerichtet würden, die Aufsicht. Aber er saß in einem Käfig und war ein Dompfaff, und der Dompfaff war ein Gimpel, der höchstens einmal wie ein nicht geschmierter Schubkarren knarrte und am Zuckerbröcklein knusperte, das ihm das schlaue Agathle, ihn bestechend, zwischen die Stänglein gesteckt hatte, und im übrigen tat, als merke er von der Liebelei nicht das geringste.

Und der alte Kuß stand groß da. So steht eine schwarze Wolke über der Stadt, bereit, all ihren Grimm auf die Menschlein da unten zu entladen, die da zittern und brünstige Gebete zum Himmel schicken und geweihte Palmen am Herdfeuer verbrennen.

Auch das Küßle zitterte . . . aus Angst vor dem Vater, der ihn beherrschte, mehr noch aus Scham, vor der Geliebten wie ein Schulbub abgekanzelt zu werden und sich . . . des Hausfriedens halber nicht rühren zu dürfen.

„So“, sagte der Alte, „so . . . so . . . also da findet man dich!“

Und es klang wie des Gewitters Beginn, wenn der Himmel die Baßgeigen und den Bombardon stimmt.

Aber er kam nicht weiter, der donnernde Vater.

Das Agathle hatte sich erhoben, ging festen Schrittes und wie erlöst aufatmend auf den Alten zu und sprach: „Gott sei Dank, Kuß, daß Ihr gekommen seid, mi von dem aufdringlichen und überlästigen Burschen zu befreien. Ein paarmal schon hab’ i zu Euch gehen wollen, auf daß Ihr mir Ruh verschafft. Der da“ (sie deutete auf den jungen Kuß, der sich mit einer Hand am Sitzbrette, mit der andern am Fenster-

dreimal im Tag Grundbirnen fressen. Wär' ewig schad, wenn s' keinen Mann tät überkommen und wenn s' in der Fabrik versaura müeßt! ... Mit der Aussteuer tät s freilich schlecht ausschauen ... Was haben denn die Bürkleleut? Eine Kuh, eine Geiß, eine Wiese und ein Äckerlein, und wenn d Schesa einmal wild wird, ist das auch hin. Ha ..., wenn d's Agathle Hochzeit macht, werden d' Roß nit schwer zu ziehen haben am Brautwagen. — Aber ... bringt sie nix herein, trägt sie auch nix hinaus, dafür ist sie mir gut und das ist sie.

Wär eigentlich kein so übler ‚Schick', wenn sie ihn möcht ... und er sie, aber ... das ist jetzt vorbei ... Sie hat kein Herz zu ihm und er ... er hat si abgessen ... völlig schlecht und speibelig wird ihm, wenn man nur von ihr redt.

Vorbei? Weil d' Lieb fehlt? ... Na, bei mir ist d' Lieb auch erst komma, wie i d' Regina schon ghabt hab und ... lieb gmacht hab ... In meinem Kalender steht a Gschicht vom Heiraten und daß die Eltern vor ein paar hundert Jahren ihre Kinder schon in der Wiege versprochen haben ... He ... wo ist da die Lieb? frag i ... Gscheit sein und zsammtun, was zsammpaßt, das müssen die Eltern ... Und die Jungen ... na, d's Agathle wird später schon merken, daß man auf der Matratze besser liegt als auf dem Strohsack. Wo der Acker gut gedüngt ist, da schießt d's Korn wunderschön auf, und wo zwei kommod in der Woll sitzen, da schießt d' Lieb auf, sag i.

Vorbei? Nix ist vorbei ... beim alten Kuß einmal nit! Der hat schon andere Sachen in d' Weg bracht und hat schon andern Dingen Füeß gmacht ... der gibt nit nach: grad extra muß d's Agathle meine Schwiegertochter werden ... nur nit lugg lo!"

Nun ... darin hatte der alte Kuß vollkommen recht: das Küßle haßte das Agathle, wie man nur hassen kann, wenn die Liebe urplötzlich aufhört und einer aus dem Himmel mir nichts dir nichts in die unterste Hölle fällt. Er mied jedes Zusammentreffen mit ihr und es wurde ihm völlig schlecht ... ja, um den unschönen, aber doch volkstümlichen Ausdruck zu wiederholen, speibelig, wenn er das Mädel sehen mußte.

Eines Tages aber konnte er doch nicht ausweichen. Die verfluchten Gartenzäune und die engen Feldwege ... hol sie der Teufel!

Er schob einen Handkarren vor sich her, wollte Streu holen vom Ried hinter der Ruine, deren zerbröckelnder Turm mit etwelchen verirrten und verkümmerten Tannlingen auf den Zinnen von einem grünen Hügel ins Land starrte. Sie ... nicht die Ruine, sondern die Schlange, das Agathle, kam aus dem nahen Schlag und trug ein Körblein voll der köstlichsten Himbeeren.

Und links ein Zaun und rechts ein Zaun zum Schutze der Obstgärten.

Der alte Kuß war mit seiner ewigen Rechthaberei nach und nach richtig der z'widere Kuß geworden. Er konnte gar nicht anders, er mußte in allem und jedem widersprechen, und wenn jemand gesagt hätte, die Schimmel seien weiße Pferde, so hätte er Stein und Bein geschworen, daß Schimmel fürs erste durchaus nicht immer Pferde sein müssen und daß es irgenwo auf der Welt auch rote Schimmel gebe. Das wußten denn auch die Leute und es reizte sie, ihn zu Widerspruch herauszufordern. Saß er am sonnigsten Sommertage am Dengelstocke in seinem „Bongert“, so rief etwa ein Nachbar über den Zaun hinein:

„Grüß Gott, Kuß, und guten Tag! Gelt, ein Prachtwetter?“

Und der Kuß schlug drauf los, daß es nur so klirrte, und maulte zurück: „Was ... das soll schön Wetter sein? So ein blödes G'red! Ein Sauwetter ist 's, sag i, und alles brennt sie z'samm, die vermaledeite Sunn. An Regen brauchen wir ... und wenn's auch mit Melkeimern schütten tät!“

Gleich darauf kam einer nach Verabredung mit freundlichem Gruß und meinte:

„Seid Ihr fleißig, Kuß, und ... a Regele tät man halt brauchen.“

„Was“, surrte der Kuß, „Regen? Was dir nit einfällt! Das tät mir noch abgehen, wo i dengla und mähen will!“

Also Widerspruch ... nit lugg lo! ... um jeden Preis. Auch Widerspruch mit sich selbst. Denn hatte er, sei es aus Nachgiebigkeit seiner Gegner, sei es sachlich, recht behalten, flugs fing er an zu grübeln, das Blatt umzukehren und alles von der anderen Seite zu betrachten. Ob nicht am Ende doch? Warum hatten sie so schnell nachgegeben? Wollten sie ihn vielleicht auf einen Holzweg führen und ihn dann recht auslachen? Na ... was sie da vorgebracht hatten, war schließlich auch nicht auf dem Mist gewachsen, aber sie waren zu dumm, das einzusehen. Ja ... eigentlich hatte die Ansicht, von der sie durch sein Reden abgekommen waren, vieles für sich, und es wäre ein Triumph, gerade das durchzufechten, was sie eben verleugnet und als irrig und unnütz anerkannt hatten.

Demnach wurmte ihn nun auch die Geschichte mit d's Bürkles Agathle und er spintisierte bei einsamer Arbeit:

„Eigentlich ein Teufelsmeiggi, das Agathle! Hat mir nit übel gfallen, wie sie ihm ihre Meinung so ins Gsicht hat gsagt. Tät si nit jede so trauen ... hat eppas von meiner Art ... frisch von der Leber weg ... so hab i s gern. Und daß sie Vater und Mutter ehrt und keine Heimlichtuerei mag ... allen Rechtspeck! Und ... ein schaffigs Mensch ist s auch ... und sparsam ... und hat keinen Putz und keinen Aufwand wie die ... und ... die ... und die Beamtenurscheln im Städtle, die alles an den heiligen Leichnam hängen und

„Mein Vater? ... Na, da kommst du grad zum Rechten, du, du Schlange!"

„Freilich, Bue, eine Schlange bin i, eine kluge Schlange, wie 's im Evangeli steht, und du ... du bist eine einfältige Taube und kennst deinen Vater allweil noch nit. O, was seid ihr Männer für zwidere Kerle! Müessen si da die Weiber nit winden und schlängeln, wenn sie auch einmal ihren Willen haben wollen? Und euch ablisten, was ihr gutmein nimmer geben mögt? ... Du, i sag dir's: dein Vater, wenn die süßeste Traube auf dem Tisch tät liegen, nit die Hand tät er ausstrecken darnach; hängt sie aber am Kirchturmkreuz, dann klettert er am Blitzableiter hinauf und läßt nit lugg, bis er sie hat oder bis er mit gebrochenen Beinen unten liegt. Und wenn der Himmel in seinem Bongert wär und wär die Tür sperrangelweit offen und der Petrus tät ihm winken, er soll nur hineinspazieren, keinen Fueß tät er rühren. Der Himmel mueß weit ober den Wolken sein und Gewalt mueß er leiden, sonst hat er für ihn keinen Wert.

Na, Bue, jetzt geht dir vielleicht ein Licht auf und jetzt bist eigentlich froh, daß i damals, als dein Vater uns erwischt hat, der Blitzableiter bin gwesen. Na ... weil d Männer gar so ungschickt sind und eine Ewigkeit vergeht, bis ihnen was Gscheits einfällt. Heiliger Gott, was hätt das für ein Donnerwetter geben, wenn wir mit unserer Lieb hätten groß getan! So aber ist's mit einem Wetterleuchten ausgwesen und ... i müeßt kein Weib sein, wenn i nit gmerkt hätt, daß i ihm nit übel gfallen hab.

Ist eigentlich ein rarer Mann, dein Vater, aber ... behandeln mueß man ihn können und ihm seinen Willen lassen ... dann ... dann tut er grad d's Gegenteil.

Du ... bleib nur fest dabei, daß du ganz seiner Ansicht bist und daß du mi absoluti nit magst! Wirst sehen, wie viele gute Eigenschaften er an mir und meinen Eltern entdeckt und wie er nit nachgibt, bis ... bis wir am Altar stehen Du ... dann aber heißt's gschwind ‚ja' sagen, sonst sattelt er am End wieder um!

So ... und jetzt, Bue, lieber, jetzt kannst wieder die Locheräpfel zählen an dem Baum da! Oder magst nit doch ein paar Himbeer?"

Da ließ der junge Kuß die Handstangen des Karrens fallen und mit dem Jubelrufe: „O ... du verteuxelte Hex, du!" pflückte er geschwind ein Dutzend Himbeeren von dem rosigen Munde seines klugen Agathle.

Dann gingen beide ihrer Wege ... Rücken gegen Rücken. Bevor sie jedoch um die Ecke bogen, kehrten sie sich, ich weiß nicht wie oft, um und hatten stets ein Winken und Nicken und sonnige Gesichter gegeneinander, und sie rief mit schelmischem Lachen: „Du, jetzt aber wieder

Und wie frech sie war! Mit freundlichem Gruß und sonnigem Lächeln bot sie ihm von den Früchten, die wie Riesenrubine aus dem Korbe leuchteten.

„Magst nit Himbeeren? Sie sind ganz reif . . . da sieh!"

Der Bursche wandte den Kopf, schaute angelegentlich in die volle Krone eines Apfelbaumes und brummte nach derber Volksart halblaut einige Worte, die man in guter Gesellschaft, und zu der gehören die Leser des „Heimgarten", unmöglich wiedergeben kann.

Hellauf lachte das Agathle: „So ist s recht, Küßle, so mußt murren und brummen . . . aber nur vor deinem Vater! Hier, wo uns niemand sieht, ist s nit notwendig. Hab so schon lang paßt, daß i di triff, von wegen daß wir miteinander z reden haben."

Und er, den Kopf immer noch gegen den Apfelbaum und die Augen starr in die Krone gerichtet, maulte zurück: „Möcht wissen, was wir z reden hätten: Bin nit neugierig . . . Wirst wohl vorbeikönnen? . . . Platz ist, und wenn du fort bist, wer' i Gott danken.

Also mach Füeß . . . i kann nit bis zum jüngsten Tag warten! Unsere Küh und Ochsen brauchen Streu . . . und . . . daß dir s merkst: für di bin i nit d's Küßle, für di bin i der Dominikus Zudrell, du . . . du Katz du!"

Aber die Katze machte keine Füße.

„Nur weiter in der Höhe", meinte das Agathle, „wer schimpft, der kauft. Wir zwei werden doch noch ein Paar, weil du mi gern hast. No, sieh, magst keine Himbeer?"

Halb drehte sich der Bursch um seine Achse . . . eigentlich war's, um bei der Wahrheit zu bleiben, nur eine Vierteldrehung.

„He, iß du deine Beer nur selber . . . wenn i di sieh, vergeht mir der Appetit!"

„Und hast früher allweil gsagt, du hättst mi zum Fressen gern! Hat mein Schatz denn alles in so kurzer Zeit vergessen?"

Darauf der Bursche: „Hab du meintwegen den Teufel zum Schatz, aber nit mi! Leut mit zwei Zungen mag i nit . . . wir sind fertig miteinander."

„Aber, Küßle, wenn i di allweil gern hab und keinen andern möcht auf der ganzen Welt . . ."

Der junge Kuß lachte hohl und höhnisch.

„Dann war das letzthin eine Liebeserklärung, wie du mi vorm Vater so hergstellt hast und wie du uns beide, könnt man sagen, zur Tür hinausgworfen hast! I bedank mi für so eine Lieb!"

„Kannst di auch bedanken. Und heiraten wirst mi und mueßt mi, weil du mir's versprochen hast! Und wenn's dein Vater haben will . . . bist doch allweil ein folgsamer Bub gwesen."

Gedichte.

Von K. Dankwart Zwerger.

Sei still ... ganz still!

Sei still ... ganz still ...!
Es schlafen Menschen in diesem Haus,
Hier neben und oben,
Menschen — weißt du — dumm und klein ...
Die drängen in unser Lieben ein
Und bliesen das Licht des Glückes aus ...

Sei still ... ganz still ...!
Ganz leise wollen wir plaudern,
Und, Liebster, wir wollen so selig sein,
Wollen die Sehnsucht benedein
Und die durstheiß brennenden Lippen
Nicht nippen,
Nein, trinken lassen, trinken ...!
Von den roten Bechern der Jugend,
Den Perlenpokalen des Lebens,
Schlürfen lassen und schlürfen ...!

Liebster, das wird sich trinken!
Nur dürfen
Die scheelen Menschen nicht wittern,
Daß durch meine Stube
Dämmer des Glückes zittern ...
Weißt: Die schlafen in diesem Haus,
Bliesen — weißt — unser Glückslicht aus ...!
Sei still ... ganz still!

Nachtgeheimnis.

Lauter Nacht um uns und Schweigen,
Nur in leisen Stundenreigen
Glockt der erz'ne Uhrenschlag.
Gong ...

Daß es keine Menschen wissen,
Ach, wie süßer ist das Küssen!
Glück, so zwischen Tag und Tag!
Gong ... Gong ...

O du rote, blumenleise
Stunde, zög're deine Reise,
Biet' dir günstigen Vertrag!
Gong ... Gong ... Gong ...

„Lug hinaus!" — „Auf Wiedersehen!" —
Keiner hört die Fenster gehen,
Menschenlos und still der Hag ...
Gong ... Gong ... Gong ... Gong ...

Ach, wie gönnt man euch, ihr Braven,
So von Herzensgrund das Schlafen!
Schlaft gottsfriedlich bis zum Schlag:
Gong ... Gong ... Gong ... Gong ... Gong ...

Flucht.

Es sprengt ein Reitersmann quer über Land,
Weiß niemand, wohin, wohin,
Nur der rote, wildglühende Abendbrand
Umlodert sein rasendes Fliehn.

Es sprengt ein Reitersmann quer über Land
Und hat ein zersprungenes Spiel —
Wer weiß, wo der Reiter so Herzleid fand,
Wer weiß denn sein Ziel, sein Ziel?!

Es sprengt ein Reitersmann quer über Land
Und es blühn wo zwei Rosen im Grund,
Es sprengt ein Reiter durch Dornicht und Sand,
Der 's Röslein des Glücks nicht fund.

Es sprengt ein Reitersmann quer über Land
Und reitet so rasend von hie —
Und es lodert wildglühend der Abendbrand —
Und zurück kommt er nimmermehr ..., nie!

Es sprengt ein Reitersmann quer über Land,
Weiß niemand, wohin, wohin ...
Schwenkt ihm ein Tüchlein mit grüßender Hand
Und — laßt ihn ziehn!

Daß du so elend worden ...

Daß du so elend worden und müd,
Seit unser Glückstraum ausgeglüht,
Quält meine Seele so sehr und weh,
Friert in mein Knospen wie später Schnee.

Wenn du wärst aufrecht blieben und groß,
Fühlt' ich's wie fröstelnde Wehmut bloß,
So aber weiß ich, wie's werden wird
Und daß mir daran mein Frühling erfriert ...

ewige Feindschaft, bis . . . bis wir . . . zum Heiraten gezwungen werden."

Unglaublich, wie sich über Nacht manchmal alles ändern kann! Unglaublich, was die Menschen doch für komplizierte, närrische Maschinen sind!

War noch gar nicht lange her, da hatte er mit seinem Vater, beide vollkommen satt, das Häuschen an der Schesa verlassen. Und seit jenem Tage war der Groll gewachsen und völlig zum Welthasse geworden. Die Arbeit schmeckte ihm nicht und die Ruhe gleichfalls nicht. Alle Leute waren ihm zuwider und die Weibervölker hätte er am liebsten alle miteinander im Lünersee ertränkt. Das Essen war schlecht und der Trunk war schal und seine Lieblinge, das Zeiserl, den Kanari und den Stieglitz, konnte die Mutter pflegen. Umschmeichelte ihm die getigerte Katze die Füße und wollte ihm der Waldl mit seiner rauhen Zunge die Hand küssen, bekamen sie einen Fluch und einen Tritt. Bereits zwei hörnerne Mundstücke seiner Pfeife hatte er seitdem in der Wut glatt durchgebissen, einen Porzellankopf mit einem aufgemalten hübschen Tiroler Dirndl an der Mauer in Scherben geschlagen und ein Weichselrohr, weil es nicht ziehen wollte, in den Bach geworfen.

Ach, in aller Liebe war er an jenem Tage zu . . . zu . . . der . . . geschlichen und in Empörung und Verachtung hatte er sie verlassen und war nun . . . verlassen!

Und ahnte nicht, daß der Vater, der an jenem Tage wie ein wütender Stier ins Häuslein an der Schesa gerannt war, seitdem allweil darauf sann, wie er die zwei, die sich nicht leiden konnten, könnt' zusammenbringen.

Und nun . . . nun war auf einmal kein Wölklein am Himmel und der Himmel voller Geigen, auf denen die Engelein eitel Liebe und goldenes Glück spielten. Wie leuchteten nunmehr die rotwangigen Äpfel so freundlich aus dem Grün der Blätter, wie trillerten die Vöglein so wundervoll im Gezweig, und selbst das Flöten der Unke im Riedgraben war schön . . . war schön. Die alte runzlige Bettelliese, die mit einer Last dürrer Reiser gleich einem Rabennest aus dem Busch kroch, er hätte sie umarmen mögen. Dem Pechaloisi, der im Bremsenwalde das Harz von den bartigen Fichten schabte, hätte er die klebrige Hand drücken mögen, und hätte ihn jetzt ein armer Mann um sein Hemd gebeten, er hätte es auf der Stelle ausgezogen.

O Liebe, o Liebe, was wirkst doch du für Wunder! Aus der untersten Hölle hast du den jungen Kuß mit einem Ruck in den siebenten Himmel aufgezückt, daß er keine Erdschwere mehr spürt und am liebsten nur allfort fliegen möcht.

(Schluß folgt.)

Ade!

Ich hatt' eine Rose — es blieb nur der Dorn,
Ich hatt' eine Heimat — und hab' sie verlor'n,
Ich hatt' einen Frühling, der blühte so sehr —
Ade! Ich muß fliehen! Mich leidet's nicht mehr!

Und treibt's mich vonhinnen mit Scham und mit Scheu,
Und tut's auch so wehe . . .: Mir selbst blieb ich treu!
Der Straßen sind viele, gehn grad', krumm und quer —
So muß ich denn fliehen! Mich leidet's nicht mehr!

Und wenn ich nun wandre: Ich hab' ja kein Ziel,
Ich weiß mir kein Bette, ich weiß kein Asyl,
Ich hab' keine Seele, die gut zu mir wär' —
Und doch muß ich fliehen! Mich leidet's nicht mehr!

Nun steh' ich, ein Sänger, so arm und so irr,
Die Nacht ist vieldunkel . . . Wer fragt denn nach mir?
Die Fenster sind lichtlos, selbst eines ist leer —
Und so muß ich fliehen?! Mich leidet's nicht mehr!

Bald ahnt man die Sonne, ein Täubchen, schon gurrt's . . .
Hab Dank, du lieb Mädel! Das Glück war so kurz!
Vielleicht rinnt ein Tränlein wie Tau drüber her . . .
Ade! Ich muß fliehen! Mich leidet's nicht mehr!

Die Entstehung der Kunst.

Von **W. G. Hoeper.**

Mit dem würdig abgemessenen Gange eines Mannes, der sich seines geistigen Wertes bewußt ist, schritt Professor Dünstler dem allabendlichen gelehrten Stammtische zu. Heitere Ruhe und stille Zufriedenheit lagerte auf seinem Antlitz, war doch auch heute wieder sein neuestes Werk: „Entwicklungsgeschichte der Kunst im Grundriß" um ein tüchtiges Stück der Vollendung nähergekommen. Man mußte ihn aber auch bei der Arbeit sehen, wie er, von zwei massigen Büchertürmen zu seinen Seiten beschattet, die Feder über das Papier jagen ließ, während er aus einigen dicken Folianten in seine Handschrift übertrug.

Bei diesem Fleiße mußte freilich gar bald ein dickes Buch herauskommen, um so mehr, als der Sturmschritt der Feder sich niemals zu einer nachdenklichen Gangart oder gar zu einem zweifelnden Stehenbleiben mäßigte. Woran auch noch zweifeln, worüber noch nachdenken? Stand es doch so klar in den vielen Büchern, und da er sich stets nur mit diesen beschäftigt, seit langem auch in seinem Kopfe, daß mit den Griechen erst die eigentliche Kunst im wahren Sinne des Wortes anhebt. Sie hatten die ewig gültigen Gesetze der Kunst aufgefunden und niemals würden sie in der Reinheit der Befolgung dieser Gesetze wieder übertroffen werden können. Das Wesen der wahren Kunst war das Erfassen

An die Sonne!

Laß uns tief in den Morgen,
Der Sonne entgegengehn,
Laß uns vergessen der Sorgen,
Die grau am Wege stehn!

Siehst du nicht Rosen sprießen?
Wir wollen das Weh nicht sehn!
Wir wollen die Lider schließen,
Nur in die Sonne gehn!

Dämmersinken.

Tief in den Büschen starb der letzte Triller . . .
Ein Weilchen blick noch in die Dämmer hin,
Das Weilchen schau noch all den Schein und Schiller,
Bald wird es blaß, wird blind . . . und stille, stiller
Naht sich des Dunkels graue Königin!

Dann stehst du einsam bei den Heidebuchen
Und willst nach Licht und willst nach Sonne suchen
Und findest nur das Düster, nur die Nacht . . .

Wann die Nacht . . .

Wann die Nacht ihr Schweigen legt
Über die blassen Gründe,
Wird mir's Herz oft wildbewegt
Voller Wunsch und Sünde.

Wann die Nacht ihr Schweigen legt
Über Bruch und Lehnen,
Wird mein Herz oft wirr und hegt
Süße Sucht und Sehnen.

Wann die Nacht ihr Schweigen legt
Über's Tal der Lichter,
Wird die Seele traumerregt,
Wird mir's Herz zum Dichter.

Du heilige Sehnsucht!

Du heilige Sehnsucht . . .!

Erfüllung ist immer nur Augenblick,
Hastend und klein wie ein Uhrenticktick,
Doch die Sehnsucht gleicht einem Glorienschein,
Der dich gütig umgoldet in Tag und Pein. —
Sieh, daß dein Herz eine Sehnsucht schmück':
Sehnsucht ist Glück!

Du heilige Sehnsucht . . .!

Anemonen.

Weiße Anemonen
Läuten Segen durch den Schlag . . .
Wann blüht der große, helle Tag,
Da wir in Sonne thronen?
In allen Birken wohnen
Die Elfen schon, und aller Hag
Hängt voller grüner Kronen . . .
Wir aber fronen und fronen . . .

Wind ein Kränzlein! Sei nicht zag!
Wann blüht denn unser Sonnentag?
Sag . . . sag!

Es läuten die Anemonen . . .

Komm nur!

Laß mir die Hand,
Ich liebe sie so!
Komm nur — irgendwo
Winkt schon ein Land!
Irgendwo, weit —
Wie fern es auch sei —
Ist für uns zwei
Noch ein Erdenfleck frei!
Irgendwo, weit
Von Menschen und Leid
Und von Tränen und Streit,
Irgendwo, weit,
Winkt für uns beid'
Das Land ohne Dunkel und Zeit . . .

„Ja, glaubst du etwa, Stiefel, ich schriebe aus diesem materialen Grunde? Glaubst du, ohne Begeisterung und das innige Sichversenken in den Stoff könnte man etwas Tüchtiges zuwege bringen?"

„Schon, schon, gewiß nicht; aber wieviel zahlt er denn?"

„Viertausend Mark für die erste Auflage."

„Sagrawolt! So viel Geld hab ich, glaub ich, mein Lebtag noch nicht beieinander gehabt, und, wie's mir scheint, werd's auch wohl niemals haben."

„Da bist du doch selbst daran schuld. Du arbeitest eben nicht eingehend, und könntest doch wohl so gut, wenn du wolltest."

„Arbeiten — hm! Weißt du: Von anderen Leuten abgelegte Kleider nochmal aufgarnieren, ist nicht meine Sache; meiner Ansicht nach haben nur die Genies ein Recht zu schreiben — und ich scheine leider kein's zu sein. Doch das verstehst du wohl nicht, jetzt wollen wir ein's trinken."

Es gab heute zufällig Salvatorbier und Bockmusik im Stammlokal, so daß durch die Verstärkung der gewöhnlichen Genüsse bald alles in heitere, ausgelassene Stimmung geriet. Sogar Dünstler verließ für einige Stunden den Sockel ernster, vornehmer Ruhe und Gediegenheit, auf den ihn die erfolgreiche Beschäftigung mit seinen kunstgeschichtlichen Problemen allmählich erhoben hatte. Kletterte er doch im Laufe des Abends sogar einmal auf seinen Stuhl, krähte, den Münsterhahn mit seiner blechernen Stimme nachahmend, über die Gesellschaft hin und schlug dazu mit den ausgebreiteten Armen wie mit Flügeln um sich. Das erregte in der fröhlichen Umgebung solche Heiterkeit, daß es da capo verlangt wurde.

Dünstler hatte das unangenehme Gefühl, doch vielleicht zu weit gegangen zu sein, und seiner Würde etwas vergeben zu haben, und als gleich darauf zwischen zwei selbst in dem Salvatortumult ernst gebliebenen Gelehrten sich ein Gespräch über das Verhältnis von Glück und Tugend entspann, war er froh, sich da einmischen und durch eine bedeutende geistige Leistung den üblen Eindruck bei sich und den andern verwischen zu können. Er schloß seine längere Betrachtung mit den, wie gewöhnlich, wenn er in Eifer geriet, stark geschwäbelten Worten: „Nun könnte mich jemand frage, ischt der duggenthafte Mensch wirklich glicklich? — Dann sagge ich, ischt der duggenthafte Mensch auch wirklich duggenthaft", und Dünstler warf einen triumphierenden Blick über diese tiefsinnige Lösung des Problems auf seine Nachbarn und um die Tiefe des Gedankens auch äußerlich bemerkbar zu machen, zog er die Stirn in viele Querfalten und hob den Zeigefinger an die Nase.

„Die Tugend? Nun, was ist die Tugend? Die Tugend ist eben die Tugend!" ließ sich, durch den Unsinn aus seinen Grübeleien auf=

der platonischen Ideen in ihrer ewigen Wahrheit, Schönheit und moralischen Vollkommenheit; daran gab es wohl nichts mehr zu rütteln!

Dies war zwar schon eine ziemlich alte Sauce, denn seit der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken war so ziemlich alle offizielle und amtliche Kunstbegeisterung in dieser Zubereitung aufgetragen worden Doch sein Buch wird trotzdem Eigenes und Neues bieten.

Vor Jahren hatte er einmal eine scharfsinnige Abhandlung von einem Fachgenossen gelesen, daß irgendeine antike Marmorstatue, höchstwahrscheinlich nicht Originalwerk, sondern eine Kopie nach einem verlorenen Bronzeguß sei. Diese Entdeckung hatte ihm gefallen, besonders da ihr Urheber inzwischen verstorben war, sie hatte sich in seinem Kopfe festgesetzt und zu einer Art von Zwangsidee ausgebildet, so daß nun in der Handschrift unter der Mehrzahl der sauber eingeklebten Abbildungen mit sicherer Hand vermerkt stand: Antike Marmorkopie nach einem verlorenen Bronzeguß.

Sein Kollege Stiefel, der es, trotzdem er ein Jahr älter wie er, infolge seiner verrückten Ansichten noch immer nicht weiter als bis zum Privatdozenten gebracht, hatte neulich auf seine Aufforderung hin einen Blick in das Manuskript geworfen, hatte, den Text übergehend, die Bilder aufmerksam betrachtet und schließlich gähnend geäußert: „Na, es soll mich nicht wundern, Dünstler, wenn du nächstens ein Buch herausgibst, worin du behauptest, das Straßburger Münster sei eine Sandsteinkopie nach einem verlorengegangenen Originalbronzemünster."

„Ja, dieser Stiefel, sein Jugendfreund, ein kluger Mensch sicher, aber unangenehm im Umgang, und bringt es zu nichts. Hoffentlich ist er heute abend nicht am Stammtisch, man hat immer so ein ungemütliches Gefühl, wenn er mit seinem ironischen Lächeln dasitzt und förmlich auf etwas zu lauern scheint, worüber er eine seiner bissigen, hämischen Bemerkungen machen kann."

Just in diese Gedanken hinein bog Stiefel um die Ecke, begrüßte den Professor mit den Worten: „Guten Abend, Dünstler, was macht der Literaturverschleiß?" und schloß sich ihm an.

Dünstler hüllte sich, durch das zynische Wort in seiner Selbstachtung getroffen, einen Augenblick in verletztes Schweigen, dann aber brach doch nach einem kurzen Blick auf das gedrückte, mißmutige Gesicht seines Begleiters, der auch in der Kleidung etwas zurückgekommen aussah, die frohe, selbstbewußte Laune wieder durch, und er äußerte mit vor Behagen geschwollener Stimme: „Oh, ich rücke mächtig vor mit meiner Arbeit; alles steht klar, fast objektiv möchte ich sagen, vor meiner Intuition, und ich denke, in einigen Wochen die letzte Hand an mein Werk legen zu können."

„Wieviel zahlt dir denn eigentlich der Verleger?"

In diese schwermütige Stimmung waren ihm plötzlich die salbungsvoll gedehnten Worte Westens von der Tugend und dem Glück hineingefahren, und bei dem selbstbewußten, hohlen Bombast seines einfältigen und glücklicheren Kollegen war der Zorn hell in ihm aufgeflammt.

Hastig erhob er sich nach seinen kurzen Worten über die Tugend vom Sitze und eilte, schon ein bißchen trunken, zu seinem Mantel, aus dessen Innentasche er einen kurzen, dicken Knüppel hervorzog, den er, auf Dünstler zugehend, wuchtig auf den Tisch warf, so daß er fast dessen Glas zerschmettert hätte. Dünstler kannte sie wohl, diese Pfahlbaukeule mit dem eingeschnitzten Auge, der glatten Nase und dem breiten Munde auf dem dicken Ende, da Stiefel durch sie schon zum Stadtgespräch zu werden drohte, was seinen Kollegen der Würde der Wissenschaft wegen nicht angenehm war. Auf seinen nächtlichen, einsamen Reisen von Kneipe zu Kneipe schleppte er sie nun schon seit zehn Jahren mit sich herum, um sie vor sich auf den Tisch zu legen, während er Glas nach Glas in sich hineinsog und dabei nachdenkliche, fast verliebte Blicke zu seinem einzigen Freunde, wie er die Keule nannte, hinüberwarf. Der Professor hatte nie begreifen können, was für einen Narren eigentlich der verrückte Stiefel an dem häßlichen Ding gefressen hatte.

„Siehst du diese Keule?“ schrie Stiefel beinahe vor Erregung: „Nun so laß einmal diese Windbeuteleien mit den objektiven Ideen und deine verdammten Griechen beiseite und sage mir's, warum hat der Mensch hier auf seine Keule etwas hingeschnitzt, das einem Menschenantlitz ähnlich sieht, und schlug nicht einfach mit dem unbearbeiteten Klotze drein? He?“

Dünstler sah sich scheu im Kreise um, ob niemand auf Stiefels respektlose Worte aufmerksam geworden; doch man beachtete die würdelosen Einwürfe des versoffenen ewigen Privatdozenten, der keine Kompendien schrieb, überhaupt nur selten in diesem Kreise. Dann meinte er in freundlich überlegenem Tone: „Aber ich bitte dich, das ist doch keine Kunst, diese rohe Stümperei. Was soll das fast ungebildet klingende Schimpfen auf die Griechen? Denn erst ihnen war es doch vergönnt, den Kunstbegriff klar in sich zu tragen.“

„Die Griechen, die Griechen und bis zum Erbrechen die Griechen! Hut ab vor ihnen, denn sie waren gewiß eines der begabtesten und von Schönheit am meisten trunkenen Völker, die je gelebt. Dreimal im Grabe würde sich das geniale Ferkel, der Aristophanes, umdrehen, wenn er euer verwässertes Idealistengewäsch mitanhören müßte. Was kannst denn du über die Entwickelung der Kunst sagen, wo du doch nur alles in dein von vorneherein fertig gezimmertes Schema hineinpreßt? — Eine einzige dieser bearbeiteten Keulen ist mir mehr wert als all die weisen Behauptungen und schönen Gedanken über die Kunst und die

geschreckt, Stiefel zum ersten Male an diesem Abend vernehmen. Er hatte die ganze Zeit über mißmutig mit nachdenklich gesenktem Kopfe dagesessen und wie gewöhnlich ein Glas nach dem andern in sich hineingesogen. Wenn die Philister fröhlich wurden, dann schlugen sie ihm noch mehr auf die überempfindlichen Nerven, als wenn sie mit gediegenem Ernste ihr leeres Stroh droschen, da gab's wenigstens manchmal noch etwas für ihn zum lachen. Und so hatte er lieber über das für die mittelmäßigste Mittelmäßigkeit zugeschnittene Leben, wie er zu sagen pflegte, über Dünstlers Erfolg und Selbstzufriedenheit nachgegrübelt.

Wieder, wie so oft, hatte er im stillen mit sich und der Welt gehadert; und er war doch nun alt geworden, um erkannt zu haben, daß die Natur ihm keine Fittiche geschenkt, um sich hoch über das kleine Menschengewimmel zu erheben und auf jähem Fels sein Nest zu bauen. Nein, er konnte nichts aufweisen, womit er sich das Volk der Dunstschwätzer vom Halse halten, nichts, worauf er stolz sein konnte. Was war das für ein trauriges Schicksal, das ihn zwang, lieber auf dem Wege zu hohem Ziele einsam und erfolglos in der Wüste zu verschmachten, als sich in der Wärme des Erfolges im Kleinkram zu sonnen. Er vergaß bei diesem erhabenen, selbstberauschenden Bilde des Verdurstens des Wüstenwanderers im Augenblicke allerdings die häufigen, trostreichen Oasen mit kräftigen Labungen aus den Flaschen, die ihn möglicherweise aufgehalten hatten, dem hohen Ziele erheblich näherzukommen.

Ein Gespräch mit Dünstler aus den Studienjahren, worin sie ihren Geist aneinander gemessen, war ihm durch den Kopf gegangen. Jener hatte damals mit den Worten geschlossen: „Sonderbar nur, daß wir, von dir sogenannten Idioten, den Erfolg immer für uns haben, während ihr unruhigen Geister oft genug ärmlich zugrunde geht; denn ein Genie, wie du zu denken scheinst, bist du ja doch nicht. Zeige mir etwas, woraus ich es sehen kann, dann will ich dich gerne anerkennen."

Und die Zeit hatte jenem Recht gegeben. Was war er denn? Gehörte dazu viel Geisteskraft, sich an diesem Flachhirn von Zeit zu Zeit vor Augen zu führen, daß er mehr sei wie jener, schärfer denke und tiefer empfinde. Ach, wie war's erbärmlich, in solchen Siegen den Glanzpunkt seines Lebens erkennen zu müssen. Er hatte wohl kein Recht dazu, stolz und ehrgeizig zu sein, und er mußte hier schweigend auf der Landstraße liegen, wo der geschäftige Trott des Lebens stoßend und tretend achtlos über ihn dahinzog. Ja, er hatte ein böses Los gezogen, in Ohnmacht daliegen müssen an der Erde, das brennende Auge nach oben gerichtet, wo sich hoch im duftigen Raume die flugbegabten Segler der Lüfte tummelten, zu denen ihn sein Herz hinzog.

Grundriß? dann bitte sage mir", und die Keule wiederholte fast die Worte ihres Besitzers: „Warum hat einst dein Urvorfahre hier auf mich dieses Gesicht hingeschnitzt, he? Nun! heraus mit der Wahrheit! Ich selbst, die ich doch dabeigewesen, wie ich gemacht wurde, denke seit mehr als viertausend Jahren darüber nach und hab's immer noch nicht ergründet. Mein armer Besitzer aber, der mich als seinen Liebling ständig mit sich führt, hat sich schon fast den Verstand verarbeitet bei der Ergrübelung dieses Rätsels. Also heraus mit der Wahrheit! He?"

Dem Professor brach der Angstschweiß aus, setzte sich doch die Keule in immer heftigere Schwingungen und machte dazu ein so grimmiges Gesicht, als ob sie im nächsten Augenblicke handgreiflich werden wollte. Einem so ruppigen Gegenüber schien es ihm doch nicht angebracht, mit seinen abgeklärten Ideen zu kommen, so stotterte er nur, um Zeit zu gewinnen, mühsam und voll Angst die Worte heraus: „Entschuldigen Sie, Verehrteste, über dieses Problem habe ich niemals nachgedacht", als ihn die Keule auch schon barsch unterbrach: „Nun, dann ist es einfach eine Unverschämtheit, eine Entwicklungsgeschichte der Kunst zu schreiben. Ich sehe, du weißt nichts. Da will ich dir eine kleine Geschichte erzählen. Dann räusperte sich die Keule und begann:

‚Plumbo, einer der dichtbehaarten Urväter der Menschheit, halb Affe noch, war durch einen zornigen Fußtritt seines selbst für damalige Zeiten außergewöhnlich rohen Vaters als Siebenmonatskind zur Welt gekommen und daher etwas schwächlich ausgefallen. In jener fernen Zeit, da man die Tugendhaftigkeit noch wenig schätzte, galt die rohe Kraft alles, und so entwickelte sich in ihm frühzeitig eine listige, nachdenkliche Sinnesart, da er nur dadurch einer Unmenge von Prügelsuppen entging, mit denen seine Altersgenossen, die andern Urknaben, an ihm, dem Schwächeren, ihrer Kraft und Überlegenheit sich klar werden wollten.

Als er nun etwas mehr herangewachsen war, verliebte sich dieser Plumbo natürlich in die Slava, ein weich- und langhaariges Pfahlbaumädchen, dessen Reize ihn ganz gefangen nahmen. Zu seinem Unglück; denn jetzt regnete es Holzscheiter und Wurfkeulen, wenn ihn die andern Urmänner um das schönste Mädchen der ganzen Erde herumscharwenzeln sahen. Sie selbst wollte übrigens auch nichts von dem Knirps wissen. Mit emporgezogener Oberlippe lächelte sie spöttisch und kalt, wenn er beim Preiskeulenwerfen nicht einmal halb so weit traf wie die kraftstrotzenden Neunmonatskinder, und dann verzweifelt sehnsüchtige Blicke zu ihr hinüberschickte.

Da setzte sich denn Plumbo eines Tages traurig an den Rand des Urwaldes und fing an zu weinen. Verschmähte Liebe tat ja auch in der fernen Steinzeit schon sehr weh. Er hatte mich, die er innerlich verwünschte, da ich ihn stündlich an seine Schwäche erinnerte, vor sich

Griechen, die von denen aufgestellt worden sind, die selbst nichts schaffen konnten.

Wahrscheinlich hat er's aus Tuggenthaftigkeit getan", fügte er auf die Keule deutend in Dünstlers Sprechweise hinzu, erfaßte die Waffe beinahe zärtlich, steckte sie in die Manteltasche zurück, und, mürrisch grüßend, verschwand er hastig aus dem Saal, um noch in irgendeiner Vorstadtkneipe anzulanden.

„Schade um diesen verrückten Stiefel", meinte der Professor, während er sich von der Kellnerin in den schweren Pelzmantel helfen ließ. „Er hat früher viel versprochen, aber das Maßhalten hat ihm immer gefehlt, und so ist eben nichts aus ihm geworden. Er fängt wirklich allmählich an, sozial unmöglich zu werden. Man kann schon fast nicht mehr mit ihm verkehren."

Und mit bedächtigem Schritt, der heute abend ein bißchen unsicher geworden, strebte er seiner behaglichen Wohnung im Geheimratsviertel zu. Unterwegs mußte er doch noch einmal an die Keule Stiefels denken, aber unwillig wehrte er den Gedanken ab: was sollte dieses formlose häßliche Ungetüm in seinem zu stiller Größe und edler Einfalt abgeklärten Gedankenkreise. Was hatte sie mit dem hohen Begriffe von Kunst zu tun, wie er ihn sich in seinen Kopf gelesen? — Und so beschäftigte ihn bald eine andere Frage, die er heute morgen aus dem dicken Folianten aufgelesen: ob Phidias wirklich ein unehelicher Bruder des Perikles gewesen, woraus der Dicke in allzu materieller Lebensauffassung die engen Beziehungen zwischen den beiden Männern erklären wollte. Ihm war es undenkbar, daß von einem Unehelichen solche Meisterwerke geschaffen worden sein sollten.

Zu Hause angelangt, zeichnete er, erfreut über den Wischer, den er dem Verfasser des dicken Folianten damit geben konnte, noch rasch ein paar darauf bezügliche Zeilen auf dem Gedankenblocke auf, den er für etwaige nächtliche Geburten seines Geistes auf dem Nachttischchen liegen hatte und versank dann fast sofort in den Schlummer des Gerechten.

Doch bald wurde sein Schlaf unruhig. Er drehte sich von einer Seite zur andern, schlug mit den Armen um sich und stieß sogar mit den Füßen aus, als ob er etwas Lästiges von sich entfernen wollte. Das war auch in der Tat der Fall, ihm träumte von dieser widerwärtigen Keule.

Es war ihm gerade, als hätte er am Schreibtische Platz genommen, um an seinem neuesten Werke weiterzuarbeiten, da sprang plötzlich mit Gepolter die Türe auf, und mit einem unhöflichen, rohen Lachen wackelte die Keule Stiefels herein, nahm breit und protzig mit zu schiefem, höhnischen Grinsen verzogenem Munde vor ihm Stellung und fragte: „So so, du schreibst also die Entwickelungsgeschichte der Kunst im

Er steckte das Licht an und griff sofort zum Gedankenblock, auf dem er, sich gegen den Traum wehrend, mit fester Schrift die Zeilen niederschrieb: „Die Kunstübung der Urvölker ist gar keine Kunst im eigentlichen, höheren Sinne des Wortes gewesen, erst die Griechen haben das wahre Wesen der Kunst entdeckt und entwickelt."

Im Mörser.

Von **Fritz Müller, Zürich.**

Es war im Laboratorium für Seidenzucht.

Eben waren einige ausgeschlüpfte Schmetterlinge gebracht worden.

„Sie möchten einmal untersuchen", sagte der Bote zu dem Assistenten, „was den Seidenspinnern fehlt. Auf unserer Plantage sterben sie haufenweise."

Da nahm der Assistent einen der ängstlichen Flatterer zwischen Daumen und Zeigefinger und sah ihn an. Unbeweglich waren die zwei kleinen schwarzen Augenpünktchen des Schmetterlings auf ihn gerichtet. Sie glitzerten. Wie in einem Trommelwirbel bewegten sich die beiden Fühlerchen.

„Was geschieht mit mir?" dachte der Schmetterling, „e, was geschieht mit mir?" Und dann bemerkte er die Riesenumrisse des Assistenten.

„O, es ist das Schicksal", dachte er und sein behaartes Leibchen zitterte.

Und auf einmal sah er sich in einem Mörser. Seine weichen Füßlein tippten auf den ehernen Boden. Sein Mäulchen bewegte sich, als ob es Maulbeerblätter fräße. Aber diese Wände waren keine Blätter. Diese Mörserwände waren Erz.

Da sah der Seidenspinner aufwärts.

Ein Riesenstempel bewegte sich auf ihn zu, stumpf und rund und glänzend.

„Was ist das nur?" dachte der Seidenspinner neugierig.

Näher kam der Stempel — größer wurde er und größer — und jetzt — ein leises Knirschen . . .

Der Seidenspinner war verschwunden. Ein Häuflein trockenen Staubes lag auf dem Mörsergrunde.

Den brachte der Assistent in einer Lösung auf ein gläsernes Plättchen unterm Mikroskop und sah hinein. Riesenhaft schwebte sein rechtes Auge über der Linse. Es forschte.

auf den Knien liegen. Und wie es nun in seiner Brust gar so arg wühlte, riß und zerrte, siehe, da rollte ein Tropfen aus seinem Auge und fiel hier auf das abgestumpfte Ende von mir, da, wo jetzt mein Auge zu sehen ist, denn damals war ich noch unbeschnitzt. Hastig schaute sich Plumbo um, ob niemand seine Schwäche gesehen, dann wallte der Zorn in ihm auf, daß er sich gar so sehr von dieser Slava quälen ließ. Wütend nahm er sein Feuersteinmesser zur Hand und bohrte ein tiefes Loch an die Stelle, wo die Träne aufgefallen war, um dieses Zeichen seiner Schwäche gründlich zu vertilgen.

Dann starrte er lange auf die vollendete Arbeit hin, und was da in seinem Kopfe vorging, das hat noch kein Mensch ergründet und wird's wohl auch niemals einer ergründen. — War's blinder Zufall, war's affenartiger Nachahmungstrieb, oder war am Ende doch eine der göttlichen Ideen des Plato in rudimentärer Gestalt an seinem Geiste vorübergehuscht, daß ihm nun plötzlich aufleuchtete, das, was er da eingebohrt, könne am Ende ein Auge bedeuten? Wer weiß es? Jedenfalls hinderte ihn nun nichts, Nase und Mund dazuzuschnitzen, und bald stand mein ganzes Gesicht auf mir, wie du es jetzt siehst.

Es war inzwischen Dämmerung geworden und Plumbo machte sich freudeklopfenden Herzens auf den Weg zum heimatlichen Feuer, wo eben die Slava stand und eine Elchkeule am Spieße drehte. Einen Augenblick nur hielt er ihr das Kunstwerk vor die Augen, vor Entzücken jauchzte sie auf bei dem neuartigen Anblick und wollte danach greifen, da war der Künstler schon verschwunden.

Als der Mond aufgegangen war, hob sich sachte eine Matte an Slavas Hütte in die Höhe. Die Neugier und die Verwunderung, daß dieser kleine, schwache Knirps von Plumbo so etwas konnte, was noch kein anderer Pfahlbauer vor ihm fertig gebracht, ließen sie nicht schlafen, und leise ertönte der Ruf: ‚Lieber Plumbo, komm doch zu mir und bring das Ding mit!'

So entstand das erste Kunstwerk und so ward es belohnt."

Langsam kletterte die Keule vom Schreibtisch herunter, dabei wandte sie sich noch einmal zu Dünstler und äußerte in warnendem Tone: „Hüte dich, Professor, vor dem phrasenhaften Geschwätz. Ich bin in späten Nachtstunden oft von meines Herrn Hand hin und her geschwungen worden, und er stieß dabei wilde Drohungen aus, daß er am liebsten einem gewissen Windhund und Schwefler mit mir das Fell ausgerben möchte. Man kann nie wissen, wozu solch ein Mensch wie Stiefel einmal imstande ist."

Damit verschwand die Keule. — Schweißgebadet erwachte Professor Dünstler aus seinem Traum und stieß unwillig hervor: „Nicht einmal im Schlaf läßt einem dieser Mensch mit seiner dummen Keule die Ruhe."

Unterdessen hatte der Bote den zurückgewiesenen Mann auf das Schiff zurückgeführt, mit dem er angekommen war. Aus einer alten Welt, die ihn vertrieben hatte, in eine neue Welt, die ihn nicht mochte.

Gebückt saß der Mann auf dem Hinterdeck des Schiffes neben einem Haufen dicker Taue.

„Verspielt", sagte er, „zerstoßen und zermürbt".

Und dann stand er auf mit einem Ächzen, ging an die Brüstung, beugte sich darüber — müde und gleichgültig — und ließ sich ungesehen ins Wasser fallen. Ein bescheidenes Zischen — vorbei!

Die Sonnenstrahlen entzündeten brennende Lichtbündel auf der glänzenden Meeresfläche.

Im Kontrollbureau der Einwanderungsbehörde schlug die Uhr. Und die Beamten gingen zum Mittagessen.

Eine Posse.

Da ist ein Luftkurort in prächtiger Höhenlage, Sommer und Winter sonnenreich, windgeschützt, mit einem herrlichen Rundblick, und die Bahn, die sich liebenswürdig oft durch den Berg schlängelt, um die schöne Gegend nicht zu verrußen, verbindet die Residenz rasch mit dem Paradies. Eigentlich verdankt das Paradies seine Entstehung einer technischen Unzulänglichkeit, denn als einstmals die Bahn gebaut wurde, wagten es die Ingenieure noch nicht, einen einzigen großen Tunnel durchzuschlagen, sondern führten das Dampfroß bedachtsam über den Paß, und in der Nähe der höchstgelegenen Stationen wuchsen natürlich Hotels empor, die Gesunde beherbergen, die sich in der Freie erquicken wollen, und Genesende, welche die linde Luft ausheilen soll, und auch Kranke, wenn sie genug Geld haben und die teuren Preise erschwingen können. Denn höllisch teuer ist der Aufenthalt im grünen Paradies — man will doch verdienen! Außerdem verlangt die Noblesse hohe Preise. Das gehört sich so; wenigstens in Österreich. Den Gewinn streichen einige Unternehmer ein. Die Besitzer von einst haben ihre Gründe längst schon, oft um ein Spottgeld, verschleudert; sie verstanden sich eben nicht recht aufs Geschäft.

Auch der Sportbetrieb blüht im Paradies: mit Benzin, auf Schneeschuhen, auf Rodeln, beim Tontaubenschießstand, je nachdem. Das Kapital amüsiert sich nach bestem Können. Wer nicht in Smoking, in einer Sportdreß oder wenigstens in einem Alpenphantasiekostüm — die Damen erscheinen da als „Dirndln"! — antanzt, ist ein wenig geschätzter Gast zweiter und dritter Güte, den die befrackten Kellner dementsprechend

Winzige ovale Körperchen bewegten sich durch das Sehfeld.

Des Assistenten Auge wandte sich vom Mikroskop zum Boten.

„Distrophie, die Pilzsucht", sagte er lakonisch, und dann gab er ihm eine Anweisung, wie sie zu verhüten wäre.

„So", sagte er beruhigend, „so macht ihr es auf der Plantage, und ihr sollt mal sehen — es stirbt euch keiner mehr."

Unterdessen hatte der Laboratoriumsdiener den Mörser ausgespült und das Plättchen unterm Mikroskop abgewaschen. Dann stellte er den Mörser auf den alten Platz.

Die Sonnenstrahlen entzündeten brennende Lichtbündel auf den glänzenden Metallflächen.

Und dann schlug es zwölf Uhr und alle drei gingen zum Mittagessen.

* * *

Es war im Kontrollbureau der Einwanderungsbehörde in New-York.

Eben war wieder ein Trupp Einwanderer hereingebracht worden.

„Sie möchten einmal untersuchen", sagte der Bote zu dem Kommissär, „ob diese Leute hier erwünschte oder unerwünschte Elemente sind. In der letzten Zeit kommt haufenweise minderwertiges Material von drüben."

Da nahm der Kommissär einen der ängstlich dreinblickenden Zwischendecker in ein Kreuzverhör. Unbeweglich waren die zwei kleinen schwarzen Augen des Einwanderers auf ihn gerichtet. Sie glitzerten. Wie in einem Trommelwirbel schlug sein Herz.

„Was geschieht mit mir?" sagte er in einer fremden Sprache.

„Ihre Qualitäten sollen festgestellt werden", sagte der Dolmetsch in der gleichen fremden Sprache.

„O, es ist das Schicksal", dachte der Einwanderer und seine struppigen Haare sträubten sich ein wenig.

Und auf einmal sah er sich in einem erbarmungslosen Kreuzverhör. Schlag auf Schlag hagelten die Fragen auf ihn nieder. Wie unter dem Mikroskope lag sein Leben vor den forschenden Augen des Kommissärs.

Es war ihm, als bewege sich ein Riesenstempel auf ihn zu, stumpf und rund und glänzend. Näher kam der Stempel — größer wurde er und größer — und jetzt — ein leises Knirschen mit den Zähnen . . .

„Anarchist — Feind jeder Ordnung — ein mehr als zweifelhaftes Element — zurückgewiesen!" sagte der Kommissär zum Boten.

Der Bote führte ihn hinaus.

„So", sagte der Kommissär beruhigend zu seinen Leuten, „der wird uns unsere tüchtigen Elemente nicht anstecken."

Aber vielleicht ist es gar kein Possenstoff, sondern ein Vorwurf für ein soziales Sittenbild. Zu einer Tragödie wurde die Komödie nämlich in dem Augenblick, da die Statthalterei das Gemeindeverbot, das ein humanitäres Werk hinderte, bestätigte. Jetzt liegt die — möglicherweise letzte — Entscheidung beim Ministerium und noch besteht die Hoffnung, daß dieses dekretiert: „Das Erholungsheim wird gebaut. Der Staat kann und darf nicht auf die Vorurteile weniger, welche die Gesamtheit schädigen, Rücksicht nehmen, wenn dadurch eine soziale Leistung unmöglich gemacht wird."

Hoffen wir, daß ein hohes Ministerium so spricht.

Ich glaube, die „Interessenten" und das Publikum werden sich bald beruhigen. Oder sind unsere sogenannten „gebildeten Kreise", die — soweit sie genügend Geld haben — den Semmering (um diesen handelt es sich nämlich) gern besuchen, so vernagelt, daß sie die Gegend künftig meiden werden, weil ein Erholungsheim ein paar Kilometer davon entfernt steht, obwohl ärztliche Autoritäten, die es schließlich wissen müssen, frei erklären, es berge absolut keine Gefahr in sich? Kann man annehmen, daß die gebildeten Kreise keinerlei soziales Verantwortungsgefühl besitzen und ihre Marotte höher werten als das Urteil unabhängiger, wohlwollender Fachmänner? Meint das Großkapital etwa, es könne die Lage, die Luft, die Sonne, die Aussicht eines ganzen Territoriums kaufen, um sie anderen nach Belieben vorzuenthalten?

Das scheint mir undenkbar.

Ich möchte die Kurgäste, die Fremden, die Touristen auf etwas aufmerksam machen: Sie haben Angst vor der Tuberkulose und wollen ein Projekt zerschmettern, das dieser Weltseuche beispielgebend entgegenarbeiten möchte; viele von ihnen leben freiwillig in Wien, in einer Stadt also, die wegen der großen Zahl ihrer Tuberkulosekranken berüchtigt ist (morbus Vindobonensis, sagte man!) — kümmern sie sich darum, ob nicht die Kellner, die in ihrem Restaurant bedienen, ob nicht der Koch, der gekocht hat, etwa krank oder ansteckend ist? Wenn nun gar die arme Näherin des großen Modesalons tuberkulös wäre und während der Arbeit an der prächtigen Ballrobe der Gnädigen in die Seide hustet, sie mit Bazillen verseuchend! Und die Semmering-Hotels und -Sanatorien, beherbergen sie nicht zuweilen Patienten mit Lungenspitzenkatarrhen und Schlimmerem . . . Werden die Zimmer dann immer gründlich desinfiziert?

Eine solche Fragetabelle kann mühelos erweitert werden; aber das ist Nebensache. Die Hauptsache bleibt, daß der Staat stark bleiben muß, um den Bau einer so ungeheuer wichtigen und wohltätigen Anstalt, wie sie Dr. Karl Kupelwieser plant, zu ermöglichen, machen auch schlecht unterrichtete und von Vorurteilen befangene Kreise dagegen Front.

H. L. R.

behandeln. Einmal passierte beinahe ein Unglück, als man einen schofel gekleideten Touristen (mit Rucksack und Nagelschuhen) aus dem Musiksalon weisen wollte; Gott sei Dank agnoszierte ihn noch knapp vor der Katastrophe ein Liftboy als königlichen Prinzen . . . Na, so was! Wie gemein sich die allerhöchsten Herrschaften heutzutage oft machen; wahre Vornehmheit findet man nur mehr bei den Eisen-, Zucker-, Leder- und Petroleumkrösussen — dachte damals der indignierte Oberkellner Jean.

Das ungefähr ist das Milieu im Paradies des Reichtums.

Kommt da nicht plötzlich ein hochnasiger Millionär, scheinbar ein Außenseiter, daher, kauft einen Grund, und beabsichtigt auf eigene Kosten ein Erholungsheim für kränkliche Kinder armer Leute zu bauen!! Jetzt frag ich nur: Ist das nicht unerhört? Woher nimmt er das Recht dazu? Wer erlaubt ihm denn das? Er soll seine Heilstätte nach Wien stellen, in ein Proletarierviertel oder — irgendwohin!

Die sogenannten „Interessenten der Gegend" organisieren sich, setzen sich zur Wehre, die Hoteliers und Sportfreunde protestieren, daß man ihnen zumutet, ihre gute Luft mit mittellosen Kranken zu teilen. Die gute Luft gehört ihnen allein! Ein Oberer sagt klarblickend — ich wette, in dem Mann steckt ein brauchbarer Finanzminister! —, eine humanitäre Stiftung habe im Paradies nichts zu suchen . . . sie entrichte ja nicht einmal Gemeindeumlagen! Und alle braven Seelen singen einig: „Wenn hier Kranke angesiedelt werden, wird die Gegend ungesund, die distinguierten Fremden, von denen wir leben — und *gut* leben — meiden den Ort und wir machen bankrott!"

Der hochnasige Millionär, der Ekel, läßt sich aber nicht so leicht beiseite schieben und entgegnet, der Platz für sein Heim liege kilometerweit vom eigentlichen Kurort entfernt, er beabsichtige nicht, ansteckende Kranke zu beherbergen, eine sanitäre Gefahr bestehe keineswegs, was auch so und soviele Ärzte gewissenhaft bestätigen; selbst die Hotels nehmen ganz gerne zahlungskräftige und gar nicht unbedenkliche Patienten auf, während er nur an schwächliche und geschwächte Kinder denke, denen eine Erholung dringend not tue. Er verweist überdies auf ähnliche Heilstätten im Deutschen Reich, wo sie nicht selten mitten in eleganten Badeorten stehen, er betont, daß das Paradies für seine Zwecke wegen der Lage, des Klimas, der Bahnnähe besonders geeignet sei und daß . . .

Ach was, die Gemeinde verweigert ihm kurzerhand die Baubewilligung.

Schreit dieser Possenstoff nicht nach Ludwig Thomas dramatisch-satyrischer Feder?

*
* *

„Gut. Zu dem gehst jetzt nunter, richtst von mir einen schönen Gruß aus und ersuchst um die Ausfolgung meiner eingelangten Post. Zur Sicherheit gebe ich dir meine Visitkarte mit.“

Pepi steckte die Karte behutsam zu sich und machte sich sofort auf den Weg.

Als er in das Postamt trat, sah er den Postmeister in der gewohnten Ecke an seinem Schreibtisch sitzen und scheinbar mit irgendeiner Sache beschäftigte, um die sich der Bergmann nicht weiter kümmerte. Er hätte auch nichts Besonderes bemerken können, denn damals sah der Telephonapparat, an dem der Postmeister gerade herumhantierte, anders aus wie heute. Er bestand aus einer unscheinbaren, grauen Platte, auf die man zu sprechen hatte.

Auf seinen, allerdings nicht besonders lauten Gruß erhielt Pepi keine Antwort. Das war er übrigens bei Amtspersonen schon gewohnt und kehrte sich nicht weiter daran. Um den Postmeister in seiner Arbeit nicht zu stören, wartete er ruhig eine Weile, bis er angeredet wurde.

Er hörte jetzt ein ihm bisher unbekanntes Glockensignal.

Der Postmeister blickte von seiner Beschäftigung auf, sah den Bergmann einen Moment flüchtig an und sagte: „Wer da?“

Der Kramer Pepi bezog diese Worte natürlich auf seine Person, lüftete nochmals die Bergmannskappe und begann: „I bin vom Herrn Bergverwalter und hab an Empfehlung auszrichtn. Der Herr Verwalter laßt um die Post bittn.“

Der Postmeister schien ihn nicht zu hören. Wenigstens kam es dem Pepi so vor, weil er sich nicht gerührt hatte. Und zu wiederholen traute er sich seine Worte nicht, weil er fürchtete, hiedurch den Unwillen des Beamten zu erregen. Unschlüssig stand er da. Jetzt bemerkte er erst, daß der Postmeister etwas mit seiner linken Hand an das Ohr hielt, was sich wie ein Hörrohr bei Schwerhörigen ausnahm.

„O je“, dachte sich der Bergmann, „der is wahrscheinlich derrisch wordn.“

Er räusperte sich und begann sein Anliegen nochmals, nunmehr aber lauter, vorzubringen. Er kam aber damit nicht weit.

„Ruhig!“ schrie ihn der Postmeister an.

Pepi zuckte erschreckt zusammen und schwieg.

Zu seinem größten Erstaunen hörte er aber gleich darauf wieder die Frage: „Wer da?“

„Derrisch kann er nit sein“, überlegte Pepi, „sunst hätt er ma ja nit vordem s Schweign ghoaßn.“ Er probierte es nochmals, diesmal aber etwas leiser.

Die beiden Narren.

Von **Arthur Halberstadt.**

Es war zu jener Zeit, als die Postämter des Semmeringgebietes für den Telephonverkehr eingerichtet wurden. Auch das Postamt in Payerbach erhielt zur Freude aller Interessenten und zum größten Ärger des damaligen Postmeisters eine öffentliche Sprechstelle. Diesem Beamten, der ein leicht erregbares Naturell besaß, waren die gesundheitlichen Nachteile des Telephons von Wien aus zur Genüge bekannt. Und jeder, der Gelegenheit hat, dieses Teufelsinstrument zu benützen, wird den Unmut des biher in göttlichem Frieden dahinlebenden Postmeisters begreiflich finden. Besonders die ersten Monate waren für ihn eine wahre Prüfungszeit. Mit seiner cholerischen Charakterveranlagung konnte er den launischen Ansprüchen dieses modernen Nervenzerrüttungsmittels schwer gerecht werden. Manchmal kam es sogar zu Szenen, die jeder Beschreibung spotteten. Am ärgerlichsten wurde er, wenn ihn jemand bei der Anknüpfung eines telephonischen Gespräches störte. So seelengut er sonst sein konnte, in einem solchen Augenblicke wurde er beinahe tollwütig. Wahre Orgien von Grobheit, Schimpfmanie und sonstigen Zornesausbrüchen platzten urplötzlich aus seinem Munde. Später empfand er selbst, wie häßlich seine Haltung in jenen Momenten gewesen war und verwünschte diese unglückselige Erfindung jedesmal zu allen Teufeln der Hölle.

Wer weiß, wohin es mit dem gereizten Postmeister noch gekommen wäre, wenn nicht der blinde Zufall eines schönen Tages den Kramer Pepi vom Grillenberger Kohlenbergwerk zum Postamt Payerbach hingeführt hätte. Merkwürdigerweise gerade den Kramer Pepi, der einen ähnlichen Charakter besaß, wie unser cholerischer Postmeister!

Auch der Pepi war eigentlich ein grundguter Mensch. Von allen Bergleuten des benachbarten Kohlenwerkes genoß er durch seine unbedingte Verläßlichkeit das größte Vertrauen des Bergverwalters Haid, der ihn auch immer bei wichtigen Botengängen oder sonstigen Angelegenheiten gerne verwendete.

Das Geschick wollte es, daß gerade zur Zeit der Eröffnung der Sprechstelle im Postamte Payerbach der Bergverwalter Haid durch eine Sehnenzerrung am rechten Fuße verhindert war, die eingelangte Post selbst abzuholen. Er schickte daher den Pepi zum Postmeister hinunter.

„Jetzt paß' auf“, erklärte er dem Bergmanne, „den Postmeister kennst ja?“

„Wohl . . . wohl“, entgegnete jener. Als gebürtiger Steirer konnte er sein heimatliches Sprachidiom nie verleugnen.

Da han i eahm aba mei Moanung gsagt und bi ganga ... sist hätt a ma no am End sei Hörrohr um an Schädl ghaut!" — —

Der Bergverwalter konnte aus den Worten seines Bergmannes nicht klug werden.

Kopfschüttelnd entließ er ihn.

In einigen Tagen darauf konnte er wieder gehen. Sein erster Weg war zum Postmeister, mit dem er gut bekannt war, weshalb ihn auch dieser Vorfall sehr unangenehm berührte.

Schon beim Eintritt in das Postamt bemerkte er die unfreundliche Haltung des Postmeisters.

„Was hast denn du mit meinem Pepi ghabt?", war die erste Frage des Bergverwalters.

„Den schick' mir ja nicht mehr herunter!" entgegnete der Postmeister. „Ich hab' mich furchtbar mit diesem frechen Kerl geärgert."

„Ja ... um Himmelswilln ... was hat s denn eigentlich gegeben. Er hat mir gleich nach seiner Rückkunft von dir erzählt ... aber, offen gestanden, ich bin aus seinen Worten nicht klug geworden."

„Ein Narr ist dein Pepi!" erklärte wütend der Postmeister. „Der Mensch muß übrigens noch nie ein Telephon gesehen haben, sonst ..."

Er stockte in seinen Worten, weil der Bergverwalter plötzlich in ein brüllendes Gelächter ausbrach.

Beinahe beleidigt blickte ihn der Postmeister an.

Der Bergverwalter mußte sich setzen, so sehr überwältigte ihn das Lachen.

„Natürlich hat der Pepi vom Telephon keine Ahnung gehabt! ... Woher sollen denn diese Leute das bei euch erst jetzt eingeführte Telephon kennen?" rief er, noch immer lachend, aus. „Aber du konntest doch daran denken, daß der Pepi nichts davon weiß?"

Der telephonkranke Postmeister brummte etwas von: „Elende Erfindung und Gebirgsidioten", mußte aber schließlich selbst mitlachen.

„Nimm mir's nicht für übel", meinte zum Schlusse der Bergverwalter und klopfte dem cholerischen Postmeister auf die Schulter, „aber ich glaube, von euch beiden Narren bist sicherlich du der größere gewesen!"

Diese mysteriöse Begebenheit war nunmehr aufgeklärt. Seither soll sich der Zustand des Postmeisters wesentlich gebessert haben. Er wurde übrigens bald darauf in ein telephonreines Postamt versetzt.

Den Kramer Pepi brachten aber keine zehn Pferde mehr in das Postamt Payerbach hinunter.

„I bin da Kramer Pe . . .“

„Maul haltn! . . . Unverschämter Klachl!“ unterbrach ihn wütend der Postmeister. Pepi konnte seine Bestürzung nicht verbergen. Er hatte auch bemerkt, daß der Beamte heftig mit einem Fuße auf den Fußboden gestampft hatte. Es fing ihm an unheimlich zu werden

Da hörte er es wieder klingeln und gleich darauf fragte der Postmeister ziemlich laut: „Wer da?“

Pepi starrte den Beamten ganz perplex an. So etwas war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Fragt immer: „Wer da?“ und wie er ihm antworten will, schafft er ihm zu schweigen. Zu antworten getraute er sich jetzt schon gar nicht. Ihm war die Grobheit des schwerhörigen oder verrückten Postmeisters gar nicht angenehm. Und ein zweites Mal wollte er sich kein „Maul halten“ schaffen lassen.

Da plötzlich hörte er den Postmeister schreiend ein: „Himmel Herrgott . . . wer ist da?“ ausrufen.

Ganz verblüfft über diese schroffe, nochmalige Frage, die doch nur ihm gelten konnte — es war sonst niemand im Amte — wagte er es nochmals und stotterte: „I bitt schö . . . i bin . . .“

Wie der Donnerschlag eines einschlagenden Blitzstrahles klang ihm jetzt wieder ein wütendes „Maul halten“ unter seine Worte. Das Gesicht des aufspringenden Postmeisters war blau vor Zorn. Sein Hörrohr an das Ohr haltend, schrie er im Tone größter Erregung den Pepi an: „Ihr blödes Maul sollen Sie halten! . . . Sehn S denn nicht, daß . . .“

Er hielt plötzlich inne, weil es heftig und lange zu läuten anfing. Dann begann er zum größten Erstaunen des Pepi mit sich selbst laut zu sprechen.

Die beleidigende Grobheit und die offenbar absichtliche Nichtbeachtung seiner Person gingen dem biederen Bergmanne über die Hutschnur. Die jähzornige Natur erwachte in ihm. Mit puterrotem Kopfe schrie er zurück: „Ob S jetzt derrisch oder varruckt san . . . döswegn brauchn S mit mir nit a so saugrob z sei! . . . Und überhaups red i mit an söichen Narrn, wiar Sö san, nit weiter . . . Empfehl mi!“

Sprach's und stapfte empört hinaus.

Er hörte zwar den Postmeister noch nachschreien, hütete sich aber, umzukehren, weil er fest der Meinung war, es mit einem tobsüchtigen Narren zu tun zu haben.

Oben, in Grillenberg, berichtete er den Vorfall dem Bergverwalter.

„Und zum Schluß waar er bald über mi hergfalln . . . der winnige Narr . . . a so gschrien und a(b)garbet hat er in der Wut . . . Zletzt hat er gar mit eahm selba zan Schimpfn und Schrein anghebt! . . .

seines Dreifrauen-Harems: „Sei ledig, Zerah!" und machte sie selbst zur „großen Dame". —

Hadji Usam Effendi ist der „Mann der Männer". Wie sie sorgt, wie sie sehnt! Wann er kommt ...?

Wenn er jetzt käme ...

Die kleine, schöne Tenzilé lächelt eine Sekunde, selig, selig und wie verträumt, aber gleich wieder krallen sich Bangen und Weh in ihre Züge. Die schöne Zirkassin hat kein Weinen. Sie hat nur die Liebe und den schwerdrückenden Schmerz und — den Haß, den heißen Haß ...

„Hunde! Guiuna boi-nouna!" murmelt sie. „Falle die Sünde auf sie zurück!"

Dann ringt sie an die schmalen Schläfen und keucht und knirscht mit den alabasternen Perlzähnen ... Und zwei Augen brennen wie Fackeln ...

Aber niemand hört es, niemand sieht's. Längst sind sie alle geflohn in die Festung, in die Kasematten, in finstere, schwersteinerne Gewölbe. Nur sie wollte nicht. Sie will noch den Traum hüten und das liebe Haus und das junge Glück ihrer Wände.

„... in der Festung ... Wann er nur kommt ...? Sieben Tage ... O du Sehnsucht ...! Tot ...? Weh! Weh!"

Dann ringt sie wieder an die Schläfen und rauft in die Flechten und reißt in Verzweiflung den rotseidenen Kopfbund vom Haupt, daß die totschwarzen Strähne niederzüngeln wie eine Brut des Schauers und die goldne Agraffe mit dem großen, ovalen Stein über die Perser hinkollert bis ans zederngeschnitzte Mokkatischchen.

Aber jäh springt sie auf, daß die damastenen Kissen jankend emporschnellen, stürzt auf die Agraffe zu, wild, furienhaft, und küßt das zarthauchblaue Oval, küßt, küßt es stürmisch.

„Bist dunkler worden ...?" fiebert sie abergläubisch-wirr und streichelt und küßt den Stein. „Bliebst licht ...? Wie sein Pfand ...? Wie sein gleicher Türkis ...? Licht ... dunkler ...? Kismet! Kismet! ... Hadji Usam ... bin treu ... du treuer Mann ... Usam Effendi ... treu ..."

Dann sinkt sie nieder. —

Ob ein Gewitter grollt ...? Fern ... ganz ferne ...

Es ist sehr nach Mitternacht. Der volle Mond findet sich silbern zwischen Wölkchen hervor, besieht sich den Traum der Maritzastadt und bestaunt ein wenig den dunklen, regsamen Menschenkranz, rings und ganz nahe den grauen Mauern.

Mond und Schweigen. Schweigen wie all die Nächte.

Ob ein Gewitter grollt ...? Dort, von Osmanlü ...?

Über die Opaldämmer in Tenzilés Gemache huscht ein scharfer, düstrer Schatten. Ob das eine Wolke war ...?

Der zartblaue Türkis.

Von **Karl Dankwart Zwerger.**

(Ein türkischer Liebesglaube gibt und nimmt den blaßblauen Türkis als Treuepfand; bei Untreue dunkelt der Edelstein.)

Talih Pascha, Osman Nizami Pascha und Reschid Pascha, die drei Friedensbevollmächtigten der Pforte, hatten London längst verlassen. Längst wieder brüllten die Geschütze vor Tschataldscha, Gallipoli, Skutari und Adrianopel, brüllten Tag um Tag, daß, wie von Jerichos Fanfaren, Häuser stürzten, Gewölbe zerbrachen und Menschen verröchelten, brüllten, daß sie Stück um Stück losbröckelten von Stadt und Land der vielen Märchen. Und besonders hart zu Leibe rückten die Verbündeten der großen Maritzastadt mit den reichen Schätzen, Heiligtümern, Grabmälern und Moscheen. Aber Schukri Pascha, der tapfere Befehlshaber, wollte, ein türkischer Zriny, tollkühnen Widerstand leisten, solange er noch einen Soldaten habe, und den letzten Getreuen mit eigener Hand totschießen. So wollte es Schukri Pascha . . .

*
* *

Die kleine, entzückend schöne Tenzilé kauert auf dem zierlichen Diwan ihres kostbaren Haremsgemaches. Die kleine, entzückend schöne Tenzilé sinnt, seufzt, brütet, stöhnt, lacht, leidet. Die kleine, entzückend schöne Tenzilé hat Augen, so dunkelwild und luchsglühend, und hat Locken, Locken so edelschwarz wie die tiefste Nacht der Zypressen draußen in den Hainen an der Maritza. Und die kleine, entzückend schöne Tenzilé hat einen Schmerz, so schwer wie der Stein des Propheten im heiligen Mekka. Aber er knirscht sie nicht nieder; sie duldet wie eine Löwin.

Wie eine Löwin aus den Bergwüsten ihrer Urheimat, die sie nie geschaut. Die sie nur nennt und liebt wie eine kühne Sage, wie ein fernes, wildes Wunderland, wie ein Thule der Freiheit, darin ihre Vormütter gehaust, eh' sie, von Adjarischen Bergräubern entführt, nach den Niederlassungen um Nikopoli verbannt wurden, ins Land des „trägen Stromes" (Donau) und der Yezids (Teufelsanbeter), die die graden Säbel tragen. Dorthin, wo ihre Mutter dem Christenhund, dem lustgierigen, jungen Soldaten, der sie vergewaltigte, einen Finger wegbiß; dorthin, wo sie selbst erkeimt war und ersprossen und emporgeblüht an die Sonne, bis sie als Sklavin verkauft wurde an Hadji Usam Effendi, nach der großen Stadt der Rechtgläubigen an der Maritza. Aber, Mach Allah! (Welch Wunder!) Hadji Usam Effendi war der „Mann der Männer" und liebte ihre Schönheit. Und sagte einst der Büjük-Hanum

Ihrigen. Und immer, wann sie im grausen Massakre Christenhunde ausstöhnen sieht, dann sprühen die Feuerblicke der wilden Tenzilé vor wollüstigem Hassen . . .

„Yezids! Yezids! Kizil-bach! (Blutschänder!) Din Muhammad! Din Muhammad!“

Aber die Kämpfer vom trägen Strom stürmen über Leichen. Immer vor . . . Auch sausende Gradsäbel spalten die Schädel . . . Und die Yezids vom trägen Strom stürzen heran, Tausende, Tausende durch die heiligen Straßen der Rechtgläubigen. Und die Klingen sind rot und triefen. Und wie zum Hohne schwingen sie, ihrer viele, bunte Beutestücke: Fahnenfetzen, Krummsäbel, Feze, Turbans . . .

Und einer auch in der Horde, ein Bulgarenkrieger in ernsten Jahren, stürmt daher, einen blutigen Turban auf den gezückten Säbel gespießt, einen Turban mit goldner Agraffe.

Die wilde Tenzilé erspäht den hauchblauen Türkis . . . Die wilde Tenzilé erspäht die verstümmelte Hand . . . Die wilde Tenzilé schreit, brüllt ihm zu . . .

Die schöne, wilde Tenzilé lockt wie in glühendem Verlangen . . . Die schöne, wilde Tenzilé berauscht ihn mit lodernden Blicken . . . Die schöne, wilde Tenzilé, der Liebe wildeste Mänade, zwingt ihn mit unsäglicher Leidenschaft, mit tollsengender Glutgewalt zu sich . . . Und als der vor trunkener Sinnengier drunten ins Tor springt, da hat ihr Haß gesiegt. Da leert sie eine winzige Phiole, lacht sie schauerschwill auf, schleudert sie die zartblaue Goldagraffe auf den Teppich und knirscht wie erlöst: „Du Mörder . . .! Kizil-bach . . .! Allah Kerim! (Wende es zum Guten!)

* * *

Ein bulgarischer Plünderer zeigte andern Tages seinen Genossen zwei ganz gleiche goldene Agraffen mit zarthauchblauen, ovalen Türkisen, die er nebst andern Wertsachen erbeutet habe. Auch hätte er — und lachte roh-frivol — im gleichen Hause ein wildschönes, totes Moslimweib gefunden, in Liebeslust vereint einem Krieger aus der Garnison Nikopoli, dem die Schlagader durchbissen war . . .

Ludwig Steub.

(Zur 25. Wiederkehr seines Todestages.)

Von **Hans Nägele.**

Am 16. März 1888 starb in München Ludwig Steub, ein namhafter Schriftsteller, dessen bedeutende Werke heute nur mehr von einem kleinen Kreise — dafür aber von diesen wenigen Verehrern Steubs um so höher — geschätzt werden. Nur wenige kennen Steub als einen Bahn-

Dumpfe Stille! Nur von ein paar Minaretts irrt ein heißes Siegerflehen in die Nacht und die Stimme der würdigen Muezzins hallt flehend, immer flehender, wehschreiender ...

Und wieder jener scharfe Schatten ...

Ob es einen so riesigen Vogel gibt ...?

„Mudjé! Mudjé!“ (Was liebes Neues!) träumt die kleine Zirkassin auf. „Entsatz ... Sieg! ... kehrt heim ... zwei lichte Türkise ... Liebe! Liebe ...“

Zwei scharfe, düstere Schatten ...

Ob das Riesenvögel sind ...?

Und ob ein Gewitter so rollt ...? Ob das Entsatzheer naht ...? Ob sie schon kämpfen bei den Außenforts ...? Warum die Straße so bebt ...?

Und wieder dumpfe Stille! Nur ein paar scharfe Schatten huschen düster über das fahle, lächelnde Antlitz der süßen Schläferin. Nur ein paar Schatten ..., scharfe Schatten ...

Ob das Riesenvögel sind ...?

Surrende Vögel ...? Drei ... vier ... fünf ...

Ein schrecklicher Knall! Dann wieder ... wieder ... und immer neu und mehr! Und ein Rollen und Grollen, Zittern und Dröhnen, Schüttern und Donnern, dumpf, schaurig, Schuß auf Schuß — wie die Wochen vorher. Aber den Wochen vorher blieben die Nächte heilig! So furchtbar war's noch nie bei Tag! So unsägliches Wüten! Tausend Schlünde sind entfesselt, alle Himmel speien Verderben, Verwüstung, Tod ...

Schreien und Wehklagen, Brüllen der Verzweiflung gellt durch das dumpfe Dröhnen. Millionenstimmig donnert, prallt, brandet, schreit, schrillt, poltert, stöhnt, wütet und donnert der Chor des Entsetzens zu den Thronen Allahs. Durch die Straßen wälzt sich das Gemetzel, staut, wälzt sich weiter, wogt, staut sich wieder, watet, trieft in Blut!

„Yezids! Yezids! Din Muhammad! Din Muhammad!“ (Schlachtruf.)

Über Hals und Kopf fliehn sie, Soldaten, Neger, Sklavinnen, Frauen, in schauriger Wirrnis, und kein Eunuch kreischt mehr sein „Halvet var!“ (Achtung!)

Wie Wahnsinnige fliehn sie, die Frauen kaum gekleidet, die Männer wutschäumend, stoßend und drängend, niedersäbelnd, was den Weg vertritt, über Köpfe und Körper, Leichen und Blut, dicht vor und mitten in den Feinden ...

Nur die kleine, entzückend schöne Tenzilé flicht den herzroten Seidenschal neu um die losen, edelschwarzen Locken und fügt in blasser Ruhe die goldne Agraffe ein. Dann zertrümmert sie wuchtigen Schlages die Scheiben und befeuert vom Fenster mit wildem Zuruf die Wut der

ausdrücken darf, der Literatur oder gar der Poesie zu leben, das war ein Wunsch, der in meinem Herzen schon früh aufstand", bemerkt Steub in seiner kurzen Selbstbiographie.

Als er mit 24 Jahren aus Griechenland zurückgekehrt war, ging er daran, seine griechischen Erinnerungen zusammenzustellen und den Strich von Athen nach Korfu zu schildern. Schon bei dieser Arbeit kam Steubs Art deutlich zum Ausdrucke. Er schrieb daran nicht einige Tage und Wochen, sondern Monate und Jahre. Im Sommer 1841 erschien dann sein erstes Buch, die „Bilder aus Griechenland", doch ohne dem Verfasser den erhofften Erfolg einzubringen.

Berühmter und gelesener ist Steubs zweites Werk, die „Drei Sommer in Tirol" geworden. Die blauen Zinken der Alpen hatten Steubs Sehnsucht von Jugend auf geweckt. So zog denn der dreißigjährige, rüstige Wanderer abermals in die Berge, die er schon als Lateinschüler in den Ferien nach allen Richtungen durchwandert hatte. Daheim las er alles, was er über die zu besuchenden Gegenden auftreiben konnte. Seine frischen Wanderbilder gab er dann in das damals berühmteste deutsche Blatt, in die „Augsburger Allgemeine Zeitung". Jeder Artikel aus seiner geistreichen Feder wurde von den Lesern freudigst begrüßt, denn jedes einzelne dieser Feuilletons war ein kleines Kunstwerk voll Wohlklang und Anmut.

Was Steub sowohl in den 1846 erschienenen „Drei Sommer in Tirol" als auch in seinen zahlreichen späteren Schriften über Tirol, Vorarlberg und Oberbayern geschrieben hat, ist bis heute unübertroffen, es ist schlechthin unübertrefflich, denn alle diese Arbeiten sind unterhaltend, belehrend und voll köstlichen Humors. Steub schildert die Geschichte eines Landstriches, seine Sitten und Sagen, seine Hochzeiten und Kirchweihen und überhaupt sein Volksleben, die Landschaft, die Täler und die Berge, die Dörfer und die Schlösser, alles eingehend und überaus anschaulich. Dabei ergibt sich eines aus dem andern, ein Absatz leitet ganz selbstverständlich zum nächsten hinüber, das Ganze aber ist so eng verquickt, daß man keine Zeile, keinen Ausdruck missen möchte. Von Steubs Werken, die hieher gehören, sind neben den „Drei Sommern" noch zu nennen: Herbsttage in Tirol (1867); Lyrische Reisen (1878); Aus Tirol (1880); Tirolische Miszellen (der dritte Band der „Kleineren Schriften", 1874); Aus dem bayrischen Hochlande (1850); Das bayrische Hochland (1860); Wanderungen im bayrischen Gebirge (1862); Altbayrische Kulturbilder (1869); Altbayrische Miszellen (vierter Band der „Kleineren Schriften", 1875).

Vielleicht wird der eine oder andere einwenden, daß sich seit dem Erscheinen dieser Bücher so viel geändert habe, daß Steubs Schilderungen

brecher in der Erschließung der Ostalpen, als einen der besten Alpen-schilderer. Mit den folgenden Zeilen soll neuerdings auf die Schriften dieses unverdient in Vergessenheit geratenen Dichters hingewiesen werden, eines Dichters, dem ein ganz anderer Platz in unserem deutschen Schrifttume gebührt, als die meisten Bücher über die Geschichte unserer Dichtung ihm bisher angewiesen haben.

Ludwig Steub ist zu Aichach in Oberbayern im Jahre 1812 geboren, einige Monate bevor die Franzosen nach Rußland marschiert sind. Vater und Mutter Steubs stammten aus Ravensburg in Schwaben. Sein Großvater und sein Urgroßvater waren Kupferschmiede gewesen und letzterer war von Schruns im Montafon nach Ravensburg ausgewandert. Vom Montafon aus zogen ehemals alle Jahre ganze Karawanen, Buben und Mädchen, nach der alten oberschwäbischen Reichsstadt, wurden dort als sogenannte „Schwabenkinder" für die Sommerarbeit eingedungen und im Spätherbst wieder in die Heimat entlassen. „Manches ‚Büble' ist aber schon hängen geblieben, hat ein Handwerk gelernt, eine Meisterstochter geheiratet und ist ein reputierlicher Mann geworden. Dieses", so schreibt Steub selbst, „scheint auch meinem Urgroßvater begegnet zu sein, von dem übrigens keine Nachrichten erhalten sind".

Der Vater Steubs würde wohl zeitlebens ein guter Schwabe geblieben sein, wenn in jenen bewegten Zeiten nicht Ravensburg eines Tages bayrisch geworden wäre. Da er bayrischer Beamter wurde, kam er 1808 nach Aichach, 1822 nach Augsburg und später wurde er nach München versetzt. Als der junge Steub das Gymnasium hinter sich hatte, zog er als Student der Philologie an die Universität in München. Äußere und innere Gründe bewogen ihn bald, dieses Studium mit dem der Rechtswissenschaften zu vertauschen. Mit 22 Jahren hatte er auch die Hochschule überstanden. Da ihn der bayrische Himmel drückte, nahm er eine Stelle bei der damals bayrischen Regentschaft in Griechenland an. Aber auch dort behagte es ihm nicht auf die Dauer, nach zwei Jahren kehrte er über Rom, Florenz und Venedig nach Deutschland zurück. Steub ließ sich nun in München nieder, wo er 1845 zum Rechtsanwalt, 1863 zum Notar ernannt wurde. 1880 trat er in den wohlverdienten Ruhestand; im März 1888 starb er in München.

Dieses äußere Leben Steubs als Jurist und glücklicher Familienvater hat ohne große Ereignisse einen sehr einfachen und alltäglichen Verlauf genommen. Wichtiger für die Nachwelt bleibt, was er auf seiner literarischen Laufbahn erstrebt und erlebt hat. Sein ganzes Leben lang hat ihn die Beschäftigung mit der Juristerei allein keineswegs befriedigt. Felsenfest glaubte er, daß er nur ein schönes Buch zu schreiben brauche, um seinem Leben einen andern Schwung zu geben. „Bücher zu schreiben und gelesen zu werden, oder, wenn ich mich edler und vornehmer

geziemt, einen großen Roman, „Deutsche Träume“, und einen Band Novellen herausgegeben. Aus verschiedenen Gründen hat der 1858 erschienene dreibändige Roman, der 1888 zum zweiten Male ausgegeben wurde, nie recht gezogen. Felix Dahn schrieb einmal über die „Deutschen Träume“: „Ich will nur geradezu sagen, daß ich den Anfang — das Knabenleben des Helden — zu dem Allerschönsten zähle, was wir auf solchem Gebiete besitzen, und ohne Frage ist es das Poesiereichste, Schwungvollste, was Steub je geschrieben hat. Oft und oft und niemals ohne tiefe Rührung habe ich diese Schilderung gelesen.“ Mehr Glück als dieser Roman hatten die Novellen Steubs, die 1912 zu seinem 100. Geburtstage in dritter Auflage bei Bonz in Stuttgart verlegt wurden. Wohl haben sich einige einflußreiche Schriftsteller, wie Dahn, Schönbach, Erich Schmidt u. a., warm für diese Novellen eingesetzt, doch sind sie leider auch nicht gebührend beachtet worden. Erich Schmidt zählt Steubs Meisternovelle, die „Trompete in Es“ zu den vorzüglichsten Stücken der dorfgeschichtlichen Gattung. Aber auch daneben finden sich in Steubs gesammelten Novellen einige Geschichten, die immerhin mehr wert sind als viele ihrer Art, die in den deutschen Literaturgeschichten weit mehr gelobt werden. Am meisten Freude erlebte Steub mit seinen Lustspielen, die wiederholt am Hoftheater in München und stets mit vollem Erfolg aufgeführt worden sind.

Ein Lustspieldichter muß Humor haben. Steub besaß ihn in so hohem Maße, daß ihn Dahn einen der ersten Humoristen Deutschlands nannte. In jungen Jahren zeigt sich in den Schriften Steubs eine leise, lächelnde Ironie, später wurde daraus wohl manchmal bitterer Spott und Hohn. Aber auch in den Arbeiten des Gelehrten Ludwig Steub zeigt sich der Schalk, und wenn er über das nüchternste Thema schrieb, suchte er ein Bächlein frischen Humors und guter Laune durch die Arbeit zu leiten, damit der Gegenstand dem Leser nicht so trocken erscheine. Als Gelehrter hat Steub zwar einige Anerkennung gefunden, doch die Professur an der Münchener Universität, die ihm gebührt hätte, konnte er nie erlangen, weil, wie Dahn berichtet, „in den Jahren, in welchen dies hätte geschehen müssen, unter dem Ministerium Abel, ein deutsch- und freigesinnter Mann kaum als Privatdozent zugelassen, gewiß aber niemals zur Professur befördert worden wäre“. Die wunderlich klingenden Namen in den rhätischen Alpen hatten es Steub schon in jungen Jahren angetan. Mit unermüdlichem Fleiße sammelte er diese geheimnisvollen, sonderbaren Bezeichnungen und mit seltenem Scharfsinn ging er daran, die Rätsel, um die sich vor ihm kein Mensch gekümmert hatte, zu lösen. Seine 1854 erschienene „Rhätische Ethnologie“ sowie seine andern ähnlichen Schriften, die oberdeutschen Familiennamen (1870), Onomatologische Belustigungen aus Tirol (1879), zur Namens-

längst verblaßt und veraltet seien, daß sein Urteil über Land und Leute nicht mehr zutreffen könne, daß man daher kein Interesse mehr daran habe. Das ist nun keineswegs der Fall. In einer kurzen Würdigung der Werke Steubs schrieb der bekannte Germanist Schönbach: „Wehmütige Empfindungen weckt es in mir, wenn ich den jüngst erschienenen ersten Band der ‚Drei Sommer in Tirol' (München, Hugendubel, 1895) in dritter Auflage zur Hand nehme. Denn dies war das Werk, mit dem Ludwig Steub seine dornenvolle Fahrt als ‚Reiseschriftsteller', wie er jetzt noch zuweilen höhnisch genannt wird, 1846 antrat. Die trüben Gefühle weichen heiteren Erinnerungen, wenn ich die Blätter durchlaufe, denn aus ihnen quillt der volle Lebenshauch des feinen und bedeutenden Menschen, der sie schrieb, mir entgegen, der ganze Zauber seiner eigenartigen Persönlichkeit nimmt mich wieder gefangen und die unverblaßten Farben seiner Schilderungen, die wahr bleiben, mögen Land und Leute sich noch so sehr gewandelt haben, von denen sie reden. Steubs Reiseschriften, hauptsächlich Tirol betreffend, sind ein kostbares Gericht für den literarischen Genußmenschen auch dann, wenn man sich um den Vorwurf ihrer Darstellungen wenig bekümmert. Denn es liegt ein ansehnlicher Teil ihres Reizes in der Form an sich. Gute deutsche Prosa ist rar, ausgezeichnete deutsche Prosa ist aber ein gar seltenes Gewächs und lassen sich auf hundert erträglich deutsche Lyriker nur etliche Autoren nennen, die dermaßen der ungebundenen Rede mächtig sind, daß bescheidenen Forderungen genügt wird, so stehen neben einer stattlichen Reihe von Klassikern deutscher Dichtung nur ganz wenige deutscher Prosa, ja sie ließen sich, meine ich, an den Fingern beider Hände abzählen." Und zu diesen wenigen gehört nach Schönbachs Urteil auch Ludwig Steub.

Die Erben Steubs haben den gesamten handschriftlichen und literarischen Nachlaß ihres Vaters dem Ferdinandeum, dem Tiroler Landesmuseum zu Innsbruck überwiesen. Wenn man Steubs Entwürfe zu seinen Arbeiten in die Hand nimmt, dann erkennt man deutlich, wie er geschrieben hat. Steub setzte eine Wendung hin, prüfte sie, verwendete eine andere und feilte an seinen Aufsätzen solange, bis sie den richtigsten, klarsten und knappsten Ausdruck gefunden hatten. Schon die Sprache Steubs ist äußerst anschaulich und wohlklingend, er verfügt über einen seltenen Wortreichtum, seine Wendungen sind so treffend und überraschend, so neu und eigenartig, daß man beim Lesen manchmal staunend innehält. Es wird in der deutschen Literatur kaum einen anderen Schriftsteller geben, der so viel Fleiß und Sorgfalt auf den Glanz und den Schliff seiner Prosa verwendet hat wie Steub. Und trotzdem lesen sich seine Schriften so leicht und flüssig, als ob ihm alles spielend aus der Feder geflossen wäre.

Daß Steub ein Dichter war, spürt man aus jedem einzelnen seiner Bücher. Aber er hat auch, wie es sich für einen deutschen Poeten

Geisterflug.

Von **Helene Lang-Anton.**

Die Himmelsuhr schlug zwölf. Die abgeschiedenen Geister versammelten sich zum lange geplanten Kongreß. In allen lebte der Wunsch und das Verlangen, noch einmal einen Blick auf die Erde zu tun, um sich von dem Schicksale der Lieben, die sie zurückgelassen, zu überzeugen.

Keiner hatte den Mut, sich mit dieser Bitte an den Himmelsvater zu wenden, und die armen Seelen bestürmten Petrus, der Bittsteller zu sein.

Petrus kraute sich hinter den Ohren. Das war ein gar außergewöhnliches Verlangen, das Aufregung in den Himmel brachte. Und der liebe Herrgott war für Ruhe und Frieden. Außerdem war er in der letzten Zeit nicht sehr gut gelaunt. Tadellose Menschen, die er gehofft hatte, in den Himmel aufzunehmen, hatten sich beim Tode reif für die Hölle entpuppt. Solche Enttäuschungen verschmerzte der Allgütige schwer. Und darum blieb Petrus allen Bitten gegenüber taub.

Nun begannen die Geister zu klagen. Es waren darunter Bräute, die nach ihren Verlobten, Männer, die nach ihren Frauen, Kinder, die nach ihren Müttern, Eltern, die nach ihren Kindern, Freunde, die nach ihren Freunden jammerten. Nur einmal wollten sie die Lieben da unten umschweben, nur einmal noch sie sehen.

Als alles Vorstellen, Klagen und Bitten nichts nützte, machten sie Petrus den Vorschlag, sie zu begleiten. Während jedes seinen Wegeflug machte, sollte er gemütlich Erdenluft kneipen und sich vergnügen.

Petrus hatte nicht übel Lust dazu. Schon lange war es seine Idee gewesen, den Himmelsvater um Urlaub zu bitten. Von all denen, die ihm vor Jahrtausenden nahegestanden, war natürlich kein Stäubchen mehr da. Aber was man so in der letzten Zeit von der Welt und den Erdenpilgern gehört, war doch eigentlich, wenn man kein Pharisäer, recht verlockend. Er ließ sich also erweichen, in der Voraussicht, den Geisterflug mitzumachen und sich dabei recht menschlich zu amüsieren.

In der nächsten Nacht brachte er den Bescheid. Er lautete günstig für die Geister. Der Himmelsvater hatte zwar den Kopf geschüttelt und gemeint: „Sie tun mir leid, die armen Seelen“, aber er hatte den Urlaub bewilligt.

Während die Geister sich freuten, sah Petrus verdrießlich drein. Er hatte keine Erlaubnis bekommen. Auf seine wiederholte Bitte hatte der liebe Gott nur gesagt: „Nein, Petrus, dich hab' ich zu lieb, dich lass' ich nicht hinunter auf die Erde.“

Und so viel auch Petrus gemault und den Erzengel Gabriel als Vertreter für seinen Pförtnerposten vorgeschlagen, der Herr über Zeit und Raum blieb unerbittlich.

und Landeskunde der deutschen Alpen (1885) und zur Ethnologie der deutschen Alpen (1887) sind ohne Ausnahme bahnbrechende Werke auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Namendeutung.

Steub war mit vielen geistig hervorragenden Zeitgenossen gut befreundet. Hier verdient seine Freundschaft mit Scheffel besonders erwähnt zu werden. Scheffel verlebte zwei Sommer in den Jahren 1863 und 1864 in Pienzenau bei Miesbach in dem schmucken Landhause Dr. Ernst Försters. Die beiden Dichter genossen da manche schöne Stunde, wie auch später in Radolfzell, wo Steub seinen Freund besuchte. Auch mit David Friedrich Strauß hatte Steub in München mannigfachen Verkehr. Zu Steubs intimsten Freunden gehörte Felix Dahn. In einer Kunst hat es Steub zur höchsten Vollendung gebracht, in der Kunst zu wandern. Vielleicht verstand dies neben Goethe kein Deutscher so gut wie Ludwig Steub, und Berthold Auerbach rühmt richtig von ihm: „Wandern ist eine Hauptkunst Steubs, das ist eine Naturgabe, die er zur Kunst ausgebildet hat. Wer mit ihm gleichen Schritt hält über Berg und Tal und in den nährsamen Schenken einkehrt, der hat gute Tage und Stunden und freut sich, daß er auf der Welt ist, wo es doch noch feste Berge mit freiem Atem und mannliche Gesellen darin gibt, die tagtäglich daran arbeiten, daß Deutschland wieder zu seinen alten Ehren kommt und neue dazu gewinne."

Durch seine Schriften über Tirol, Vorarlberg und Oberbayern ist Steub der bedeutendste Pionier für die Erschließung der Ostalpen geworden. Er wies als erster, noch lange bevor es einen Alpenverein gab, auf die Schönheit dieser Länder hin und in der Tat beginnt mit dem Erscheinen der Steubschen Bücher die Touristik im modernen Sinne sich diesen Gegenden zuzulenken. Steubs Schilderungen haben die Ostalpen zu dem gemacht, was die Schweiz schon Jahrzehnte früher war, zum Treffpunkte aller erholungsbedürftigen Kreise, zur großen Sommerfrische, aus der wir alljährlich neue geistige und körperliche Frische mit heimbringen. In der alpinen Literatur ist Steub in seiner Sonderart ein Klassiker ohne Vorgänger und Nachfolger von gleicher Trefflichkeit. Seine kernhafte Persönlichkeit, seine leuchtenden Geistesgaben, sein liebenswürdiger Humor machen ihn zu einer der erfreulichsten Gestalten der ganzen deutschen Literatur. Was er als Schriftsteller und Dichter in seinem arbeitsreichen Leben ans Licht gebracht hat, wird namentlich von den Süddeutschen geachtet und gewürdigt werden, solange in deutscher Sprache geschrieben wird. Seine gemütvollen Schilderungeu werden allzeit dankbare Leser finden, sein tapferes Eintreten für deutsches Land und Volk wird unvergessen bleiben. Das echte Gold, das in Ludwig Steubs Werken enthalten ist, es wird leuchten für und für!

Erstaunen malte sich in des Herrschers Augen. „Bringe sie vor meinen Thron."

Als sich die beiden Geister ängstlich durch die Wolken schoben, blieben sie geblendet von all dem Glanz vor dem Throne stehen und wagten nicht aufzusehen. Sinnend ruhte des Herrsches Auge auf ihnen. Dann begann er: „Also, ihr wollt wieder auf die Erde sausen? Du in Lachen und du in Nachdenken? Zum erstenmal, seit ich die Welt regiere, weiß ich keinen Grund für euer Verlangen. Sprich du zuerst, denn das Lachen hält weniger vor."

Zaghaft begann der biedere Bürgersmann: „Ich hatt' ein Weib, nur mit Beelzebubs Großmutter vergleichbar, und mein Leben ging in Streit und Hader hin. Wollt' ich Ruhe haben, mußt' ich immer klein beigeben. Und selbst dann mußt' ich mich in vorsichtiger Entfernung vor ihren Nägeln, ihren Fäusten halten. Das erleichterte mein Sterben. Es brachte mir den langersehnten Frieden. Die Neugier, wie dies böse Weib jetzt hause, trieb mich mit den andern fort. Und da sah ich denn, daß sie Werner Schulzen, den ich nie leiden gemocht, der mir so viel Unangenehmes zugefügt, geheiratet hatte und ihr friedvolles Eheleben nur noch mit stärkerem Auftakt mit ihm fortsetzte. Herr, verzeih mir die Schadenfreude, aber da hab' ich gelacht, bis mir die Tränen kamen. Und das möcht' ich noch einmal sehen."

Der Herrgott Vater lächelte mild und wandte sich an den andern Geist, der auf seine Frage wie aus einem Traume erwachte.

„Ich bin mein Lebtag ein einsamer Mensch gewesen. Fremde haben mich aufgezogen, nie hat mich ein Hauch von Liebe gestreift. Es mag wohl an mir gelegen haben, denn ich war verschlossen und suchte keine Menschen. Einsam lebte ich, einsam starb ich mit dem Bewußtsein, keinen einzigen Freund zurückzulassen. Deshalb wollte ich auch nicht mit den andern zur Erde hinab. Als ich, von Petrus beinahe hinausgeworfen, meinen Flug zur Erde nahm, wußte ich keinen andern Ort als mein Grab zu besuchen. Ich fand es sorgsam gepflegt, geschmückt mit blühenden Blumen, zu Kopfende einen kleinen Stein mit meinem Namen, darunter die Inschrift:

Ich weine dir heiße Tränen nach,
Dem viel zu früh das Herze brach.

Ein schlichter Stein, ein alltäglicher Reim, aber mich hat's gerührt. Es gab also einen Menschen, der mir ein Andenken bewahrte, auf meinem Grabe Blumen pflanzte, mir eine Träne nachweinte. Das hätte ich nie geglaubt. Und nun treibt's mich und wird mich immer treiben zur Erde hinunter."

Da nickte der Himmelsvater und sagte: „Nun weiß ich auch, warum ich, der Allwissende, der alles voraussieht und alles weiß, bei

Neidisch sah Petrus, wie ein Geist nach dem andern entschwebte. Da sie keine Toilette zu machen hatten, vollzog sich das Verschwinden mit rasender Schnelligkeit. Nur ganz alte Gebrechliche, die gern gestorben wären, blieben in ihren stillen Winkeln zurück.

Doch halt, da war noch einer, der noch jung, der Ansprüche machen durfte; der zögerte. Unsanft mahnte ihn Petrus, den andern zu folgen, die kurz bemessene Zeit zu nützen. Er zögerte noch immer.

„Mach, daß du rauskommst.“

„Wohin?“

„Von wo du gekommen.“

„Ich kam aus einem einsamen Haus und bin überzeugt, daß nicht eine Träne mir nachgeweint wurde.“

Mitleidig sah Petrus ihn an. „Mach nur trotzdem fort, sonst nehmen's dir die andern übel“, meinte er, dann schob er den widerstrebenden Geist beim Himmelstor hinaus.

Schon nach wenigen Stunden kehrte einer nach dem andern lange vor der angesetzten Zeit zurück. Der hatte seine Frau mit eines andern Ring am Finger wiedergefunden, die Eltern ihre Kinder auf schlechten Wegen, die Bräute ihre Verlobten in lustiger Gesellschaft, kurz, alle kamen sie enttäuscht und gerne zurück. Sie waren lange vergessen, und über ihren Gräbern herrschte Frohsinn, Lust und Freude bei denen, die sie in Tränen wähnten.

Als letzter kam der widerstrebende Geist, den Petrus gegen seinen Willen hinausgeschoben. Langsam schwebte er herein, nachdenklich war seine Miene, weich sein Gesichtsausdruck.

Und als allerletzter kam der Geist eines feisten Bürgersmannes fast übermütig hereingeflogen. Er schüttelte sich vor Lachen.

Keiner von all den vielen, die Sehnsucht hinuntergetrieben, wollte jemals mehr die Himmelsräume verlassen. Sie alle bedauerten tief ihr Verlangen und verstanden plötzlich des Herrgotts Worte: Arme Seelen. Er, der Allwissende, wußte, daß nur Unwissenheit dem Menschengeschlecht, dem sie angehört, tauge. Jeder Blick in die Zukunft zerstört Friede und Glauben.

Auch Petrus begriff plötzlich den Herrn und war ihm dankbar für sein Verbot.

Nur der lachende und der nachdenkliche Geist sprachen den Wunsch aus, noch einmal wieder hinab zu dürfen.

Als Petrus dem himmlischen Vater Rapport abstattete, tippte ihm dieser auf die Stirn und sagte lächelnd: „Nun, du alter Krauter, bist du noch böse, daß ich dir den Riegel vorgeschoben?“

Petrus verneinte eifrig. Dann sprach er von den beiden, die noch einmal Urlaub haben wollten.

herrn? Haben wir einen Feldzugsplan? Wie kann Einheit und Disziplin sein, wenn niemand weiß, wer uns führt und was eigentlich geschehen soll!

Ich weiß es auch nicht. Mir kommt nur vor, daß die Gefahr diplomatisch nicht mehr zu beheben ist. Nicht „politisieren", leben müssen wir danach! Jeder einzelne muß sein Leben anders einrichten. Zum Beispiel: Gesundheit! Persönliche Erstarkung heißt nationale Erstarkung. Wir Deutschen haben uns ganz dumm verweichlicht, überfeinert, einseitig vergeistigt und einseitig verstofft. Hier die theoretischen Spintisierereien, dort die materielle Genußsucht. Unsere Gegner drüben, die rohen Naturvölker! Aber sie haben — und jeder einzelne — Ideale, Begeisterung, Opfermut, sie haben ihre einheitliche Nationaldisziplin, sie sind stark in ihrer Einfachheit. Auch in der anspruchsloseren Einfachheit der Lebensführung. Bei uns ist alles Predigen gegen Luxus und Üppigkeit und Schuldenmachen umsonst. Fortwährendes Schuldenmachen führt nicht bloß Haus und Reich, sondern auch die Nation zur Krida. Ich fürchte, daß erst unerhörte Drangsale kommen müssen, um diese Krebsschäden eines Volkes auszurotten. Wenn mit ihnen nur nicht auch das Volk selbst!

Dann noch was. Unser ganzes wirtschaftliches Leben will international sein oder werden. Die Landleute sind schon bald ohne Land; „ohne Land" heißt nach altem Begriff „Elend". — Mit ein Grund, weshalb unsere Deutschen fortziehen, ist, daß der Großgrundbesitz seine Ländereien sperrt und verwildern läßt. Hauptgrund ist, daß dem Bauern durch allerlei seine deutsche Scholle verekelt wird. Das freizügige Zigeunerleben ist ihm lieber geworden. Die stärkste deutsche Feste, unser bodenständiges Bauerntum, kapituliert vor der Industrie, und diese ist international; vor dem Handel, und der ist international. Der Deutsche will nur mehr Herrenarbeit leisten, für Knechtearbeit zieht er gerne fremdvölkliche Arbeiter ins Land, die sich bei uns fleißig emporarbeiten, dann sich festsiedeln, anheiraten. Früher haben solche Zuwanderer sich eingedeutscht; heute bilden die Slawen mitten in deutscher Bevölkerung slawische Vereine, Schulen, andere nationale Anstalten und zersetzen unser deutsches Volkstum. So wandern die Deutschen aus und die Slawen ein. Und dann wundern wir uns, daß wir immer mehr „zurückgedrängt" werden.

Was hat nun der einzelne, die Gemeinde, das Land zu tun, um der täglich wachsenden Gefahr zu begegnen? Mir scheint, wir sehen nicht, was uns schadet, und wissen nicht, was uns retten kann! Die alten, landläufigen Mittel taugen nichts, das sollten wir doch schon loshaben. Wo ist unser Generalstab? Warum hat sich in dieser gefahrvollen Zeit nicht schon ein deutscher Rat gebildet mit der Aufgabe, die deutschen Parteien Eins zu machen und nach einem bestimmten Programm zu führen? Mit Vereinen, Parlamenten, Politik macht man so ungeheure Schäden

euch im Dunkeln tappte. Deine Schadenfreude und dein Unglauben an die Menschen haben meinen Blick getrübt. Dir, den die Schadenfreude treibt, sei der Erdenbesuch verboten. Aber dir, der du den Unglauben bereust und hinab willst, um den Menschen zu suchen, der noch nach dem Tode deiner gedenkt, sei die Bitte gewährt. Gehe hin und lerne an Liebe glauben."

Heimgärtners Tagebuch.

Die große Gefahr, die immer wieder über die Deutschen Österreichs aufsteigt — findet sie uns stark? Treu hat uns Österreich gefunden, und ich erhoffe nichts sehnlicher, als daß in diesem alten Staate auch unsere Nachkommen ihre deutsche Heimat haben werden. — Und dennoch ist mir bange. Wir sind nicht einig, nicht opferwillig genug. „Ich befürchte nichts", sagte mir jemand. „Die deutsche Bewegung ist ja äußerst lebhaft. Wir haben genug deutsche Parteien. Da ist die deutsche Volkspartei, sind die Alldeutschen, dann die deutschen Agrarier, da ist die deutsche Fortschrittspartei, die deutsch-radikale Partei, die deutsche Arbeiterpartei, die deutsche christliche Volkspartei. Sieben deutsche Parteien, die werden doch was ausrichten!" — Ja, ja, man sollte glauben, daß mit sieben Farben ein prächtiger Regenbogen über Deutschösterreich errichtet werden könnte. Statt dessen aber geht jeder mit seinem Farbenhäferl allein herum und bemalt alles, was ihm begegnet, mit seiner Farbe. Der eine malt nur blau, der andere nur rot, der dritte nur gelb, der vierte nur schwarz und so fort, und wegen dieser Getrenntheit bringen sie weder ein richtiges Schwarzrotgold, noch ein ordentliches Schwarzgelb zusammen.

Die Parteien sind unser Verderben. Mitten in der Partei kann selbst der beste Mann nichts ausrichten; und gerade der Starke setze sich in keinen Gesellschaftswagen. Wer im Wagen sitzt, der kann ihn nicht schieben. Die Deutschen dürfen keine Parteien sein; sie sind auch keine Partei, sie sind ein Volk! Volkspolitik muß ganz anders gemacht werden als Parteipolitik. Disziplin? Habt ihr nie davon gehört?

Ich bin kein Prophet, aber das ist leicht vorauszusagen, wenn wir nicht Disziplin halten können, dann sind wir in wenigen Jahrzehnten zerrieben. Der große Feind ist im Süden Österreichs aufgestanden, die Alpendeutschen sind fast plötzlich ins Vordertreffen gestellt; es ist, als ob sich zwischen Drau und Adria Österreichs Geschick entscheiden wollte. Heute oder morgen. Ist diese heiße Not nicht imstande, die deutschen Parteien zu schmelzen und ein deutsches Volk daraus zu formen? Ein Volk nicht der kleinen Sonderinteressen, der Parteiphrasen, der Stimmzettel — sondern ein Volk von Helden. Aber haben wir denn einen Feld-

Der Mann, wenn er 'mal so dreißig Jahre herum ist, dann glaubt er, fertig zu sein. Aber es fehlt ihm dazu noch die Hälfte, und zwar die bessere. Und dann, wenn er die hat, ist er immer noch nicht fertig.

Eine Stunde nach unserer Trauung saß meine junge Frau am Klavier und spielte die neunte Symphonie. Aha, dachte ich, jetzt bist du auch musikalisch, und meinte mich selbst, der außer dem auf mancherlei Pfeifen keinerlei Musik gelernt hatte. Auf der Hochzeitsreise dann merkte ich, daß ich auch Französisch könne. Das Sprachwerkzeug war die Frau. Und so ergaben sich viele Kenntnisse und Fertigkeiten, die ich früher nicht besessen. Mit Küche und Wäsche konnte ich umgehen, die Hauswirtschaft leitete ich auf das feinste, ich, das heißt, meine bessere Hälfte. Ich war mehr als ein doppelt so kostbarer Mensch geworden. Aber noch immer kein ganzer. Einige Jahre später ging ich in eine ordentliche Volksschule, was mir noch mein Lebtag nicht passiert war. Später lernte ich Latein und sonst staunenswerte Wissenschaften, auf einmal war ich hoher Studiosus, über der Brust das schwarzrotgoldene Band! Und während ich jetzt erst ganz war, lag ich neuerdings in der Wiege. Mann, Weib, Kind und Jüngling zugleich, mit allen möglichen Eigenschaften, Kenntnissen und Freuden ausgestattet. In Haus und Garten, im Kollegium und in der Kneipe, an der Mutterbrust und an Liebchens Seite — überall zugleich konnte ich sein. Ja, sogar als blondlockenköpfiges Dirndl stand ich neben der Wiege des Brüderchens, das ich war, und lobte den Storch, der ich war. So Ich und Du zugleich sein! Und auch bei mir ureigen selber noch, glückempfindend, weil ich, der sonst so Einfältige, so staunenswert vielfältig geworden war.

Was aus einem Menschen nicht alles werden kann! Freilich hatte ich nun auch der Mutter Kindessorgen, der Studenten Prüfungsnot, des dummen Dirndls Kummer, wenn ich hustete, und meine eigene Angst um alle. Aber erst das macht den ganzen Menschen aus.

In einer Gegend unseres Vaterlandes soll ein seltsamlicher Brauch herrschen: Wenn irgendwo ein vermögentlicher Junggeselle ist, der nicht heiraten will, dem steigt man in einer bestimmten Nacht aufs Hausdach und stülpt eine alte Wiege über seinen Rauchfang, so daß der Rauch nicht abziehen kann. — Wie mag das gemeint sein?

Ostern.

„Freund, wohin mit der Pistole?
Laß den Frevel, gib sie her!“

„Ach, dies Leid und sachte Welken,
Bruder, ich ertrag's nicht mehr.“

„Nimm geduldig Not und Sterben,
's gibt ein fröhlich Aufersteh'n!“

nicht gut. Ja selbst siegreiche Feldzüge würden den Untergang des deutschen Volkes in Österreich auf die Länge nicht aufhalten, wenn unser persönliches, unser wirtschaftliches Leben nicht ein anderes wird. Des Dichters großes Wort, um deutsch bleiben zu können, müsse man erst deutsch *sein*, ist viel bejubelt, aber wenig befolgt worden.

Auch die Reichsdeutschen draußen sollten sich öfter dran erinnern. Seit vierzig Jahren hat sich dort ein strotzend reiches Leben entfaltet — Geldjagd und Genußgier; mehr und mehr verblassen die sittlichen Anbilder der Alten. — Habt acht! 1813 wird nicht das größte, 1870 nicht das letzte Prüfungsjahr gewesen sein.

In neuester Zeit stimmen kirchliche Blätter dem Aufsatze eines Sozialdemokraten bei, der in der Zeitschrift „Kampf" die Legende vom „freisinnigen" Kaiser Josef zerstört habe. Kaiser Josef II. sei ein guter Katholik gewesen, trotzdem er die Kirche unter den Staat gesetzt, den Religionszwang aus dem Reiche geschafft, die Klöster aufgehoben, Protestanten und Juden anerkannt habe.

Vor vielen Jahren habe ich einmal dasselbe gesagt, worauf Klerikale mich fast totgeschlagen hätten, wenn das mit Zeitungspapier möglich wäre. Obersteirische Bauern sind sogar aufgefordert worden, mich durchzubläuen.

Ich glaube aufrichtig, daß es Josef II. war, der durch seine Toleranzgesetze die katholische Kirche über die Revolution hinweggerettet hat. Die schlechtesten Katholiken sind es gewiß nicht, welche aus der Kirche jene Zustände beseitigt wissen möchten, die so vielen Menschen das Katholischsein unmöglich machen.

Die *Leichenverbrennung*, der sich die Kirche so hartnäckig widersetzt. Die Kirche sieht in der Verbrennung eine Gefahr für den Unsterblichkeitsglauben. Als ob es im Erdengrab keine Leichenverbrennung gebe! Ich weiß aber auch einen Brennofen, der aus Friedhofslehm Dachziegeln brennt.

Ich persönlich habe meine Heimgegangenen ja lieber der langsamen Erde als der schnellen Glut übergeben. Ich meine nur, daß es jedem freistehen müßte, je nach seinem persönlichen Gefühl und nach den äußeren Umständen die Art der Bestattung zu wählen. Die Kirche wird das auch noch zugeben und noch selber Krematorien bauen. Mit der Religion hat es nichts zu tun, ob der Körper in der Erde verwest, von Meerestieren verzehrt wird, im Feuer verbrennt oder sonstwie chemisch aufgelöst wird.

Gott ewig Dank und Preis, daß der Unsterblichkeitsglaube einen festeren Grund hat als das Erdgrab!

---

ins Zeugnis „Vorzüglich“. Würste bezeichnete er mit „gut“ (was auch wahr ist); aber als der Kleckelbub von seiner Mutter, der Kleinhäuslerin, drei Eier brachte, schrieb ihm der Lehrer ins Zeugnis „Ungenügend“. Denn des Lehrers Familie bestand aus sechs hungrigen Mägen.

Tagelang lag ich dahin in der Krankheit. Um gar nichts kümmerte ich mich, alles war mir recht. Ich schlief gut und träumte schön. Es war ganz behaglich. Aber meine Angehörigen hatten betrübte Gesichter. — Endlich begann mir langweilig zu werden. Ich lag schlecht, allerhand tat mir weh, die Medizin war widerlich, mein Befinden wurde schlechter anstatt besser. Daß die Ärzte doch gar nichts vorwärts bringen!

„Gottlob!“ sagte der Arzt, „wir sind über dem Berg. Er schimpft schon!“

Wenn ich mit Jägern über Jägerei spreche, so ist das allemal gestritten. Natürlich unterliegt dabei der Waffenlose. Das Beste, was ich für meinen Standpunkt aufbringen kann, ist das bißchen Erbarmen oder — wenn es ihnen lieber ist — die Sentimentalität. Gegen das „Jagern“ hätte ich ja nichts, nur gegen das Totschießen, und noch mehr gegen das Nichtganztotschießen. Ich bin zu viel Tier, um das nicht ein wenig mitzufühlen, und so oft sie einen Rehbock schießen, fühle ich mich getroffen.

Je weniger manche Leute von Kunst verstehen, je mehr schwatzen sie darüber. Wenn das gilt, kann ich auch mitschwatzen.

Ich kann übrigens der Kunst keine allzugroße Bedeutung beilegen, für Kraft, Volkstum, Ethik leistet sie nicht viel. Die gute Kunst nützt weniger, die schlechte schadet mehr, als man glaubt. Im besten Falle noch verweichlicht sie uns und ist ein Nährboden des Luxus. Wir bedürften vor allem — nebst Kräftigung des Körpers, Reinheit und Stärke des Willens — Männer mit uneigennütziger Tatkraft und Treue. Das allzuvöllige Aufgehen in verschiedenerlei Charaktergestalten der Kunst macht persönlich charakterlos. Das Entzücken über Wort, Klang und Bild ist elektrische Entladung und Vergeudung seelischer Kraft. — Und da meine ich noch die beste Kunst.

„Kunst“ nennt man auch das, was ich vor kurzem im Theater sah und hörte. Ein etwa achtjähriges Mädchen sang Zoten. Das Publikum war rasend vor Jubel. Nur wenigen merkte man an, daß sie sich schämten. Man fragt sich: Welche Volksschule besucht denn dieses kleine freche Dirndl, daß es ihm erlaubt ist, öffentlich solche Liedeln zu singen?

„Eben, weil ein Morgen taget,
Will ich zeitlich schlafen geh'n."

„Gehst du vor der Zeit zur Ruhe,
Wirst du nimmermehr geweckt."

„Nun, so will ich schweigend warten
Bis aufs Ziel, das Gott mir steckt."

„Was der Schöpfer mit dir vorhat,
Klar wird es nach kurzer Ruh'.
Ewigen und ungeahnten
Seligkeiten reifest du."

Es war in der Abenddämmerung. Das vierjährige Trauderl war allein in der Nebenkammer und man hörte von dort her ein ungewohntes Geräusch. „Was machst du, Trauderl?" rief die Mutter hinein. — „Ein Verhängnis!" schrie drinnen das Dirndl. Wir stürzten erschrocken in die Kammer. Den Fenstervorhang hatte es vorgezogen.

Als Witz wäre es schlecht. Aber die kindlichnaive Zurückführung des oft gehörten Wortes auf seinen ursprünglichen Sinn mutet uns liebkomisch an.

Der fünfjährige Enkel hatte infolge seiner landwirtschaftlichen Arbeiten immer stark belegte Hände. Und einmal, als die Magd sie ihm wusch, mit Greinen: „Du bist aber wieder schwarz, schau da, was das für ein Wasser ist!" antwortete der Kleine: „Ah, macht nichts. Kommt so alles ins schwarze Meer!"

Von diesem Ausspruch hören, und ich schlug die Karte von Europa auf. Richtig! Unsere Wässer alle, auch das stark gedunkelte Abspülwasser des kleinen Peterl, fließen ins schwarze Meer. Na, dann genierts ja nicht.

In Oberabelsberg dem jungen Schullehrer wurden von den Eltern der Schulkinder Geschenke geschickt, je nach der Jahreszeit: Im Sommer Butter, Obst; zu Weihnachten Kletzenbrot; im Fasching Krapfen. Er schickte die Sachen immer wieder zurück. Das hielten sie für bloße Höflichkeit und taten sie neuerdings her. Das dauerte so lange, bis der Lehrer eines Tages zu den Schülern sagte: „Wisset, Kinder, ihr sollt euren Eltern das ausrichten: Wer mir noch einmal ein Geschenk bringt, der bekommt in sein Zeugnis im sittlichen Verhalten eine schlechtere Klasse!" — Von da ab hatte er Ruhe.

Desselben Lehrers Vorfahre war freundlicher. Der nahm die wohlgemeinten Spenden dankbar an. Für einen Schinken schrieb er

Bulliods französisches Buch über mich gibt mir immer wieder Anlaß zu klagen, daß ich nicht französisch kann. Man muß sich aufs Hörensagen verlassen und man verliert dabei. Man schaut wirklich viel vornehmer, fast klassisch aus in einer fremden Sprache! In der Muttersprache ist man sich nicht alleweil seltsam. Einmal habe ich mir den Spaß gemacht, aus meiner ins Französische übersetzten „Waldheimat" eine Erzählung nach mündlicher Rückübersetzung eines Freundes möglichst nach französischer Satzbildung deutsch aufzuschreiben. Das gab etwas nahezu Neues. Der Gehalt war bei dieser Hin- und Herwanderung ziemlich derselbe geblieben, die Form hatte sich fein und geistreich gestaltet, das prickelte an, wie herber Landwein, der Sekt geworden war. Manchmal eine Wanderung durch eine fremde Sprache tut dem Schriftsteller wohl, seine leicht zur Erstarrung geneigte Muttersprache wird dadurch gelenkiger, regsamer, flotter. Sie verliert dabei nicht an Eigenart, vielmehr, sie wird sich ihrer bewußt, um sich in freierer Bewegsamkeit erst recht zu entwickeln. Die Sprachen können sich aneinander bereichern, ohne ihre Eigenarten aufzugeben, ohne fremde Bestandteile aufzunehmen.

Geistiges Weltbürgertum in nationalen Formen. Will unsere Zeit etwas anderes? Wäre nicht in diesem Sinne eine Verständigung zu erzielen? Jeder, der für die Welt was bedeuten soll, muß Eigenart haben, ein Ich sein. Wie der einzelne, so das Volk.

Als ich vor 37 Jahren den „Heimgarten" anging, mußte gleich an eine Titel- oder Umschlagvignette gedacht werden. Dem Plane des Blattes entsprechend skizzierte ich mit Bleistift zwei Musen: Vorne sitzt die Volksmuse und spinnt vom Rocken, rückwärts steht in klassischer Würde die Kunstmuse mit der Lyra. Der gesponnene Faden der Volksmuse langte hinauf zur Kunstmuse, und bildete dort eine Saite in ihrer Lyra. Damit war gesagt, daß auch die Kunstpoesie ihren Stoff aus Natur und Volk zu nehmen hat. Das Bild steht heute noch so auf dem Heimgartenumschlag, nur hatte der Xylograph den Faden verloren oder absichtlich abgerissen, bedenkend, daß eine Garnsaite keinen gar hellen Klang geben dürfte. Und nun ist der Zusammenhang nicht ersichtlich. — Wie das Umschlagbild Natur- und Kunstpoesie versinnlichen will, so zeigt die innere Titelvignette Familie und Welt an. So war die Richtung der Zeitschrift gekennzeichnet.

Nun hat es immer Leute gegeben, denen diese Bilder recht gut gefielen, und Leute, denen sie nicht gefielen. Den Modernen sind sie greulich, aber eine alte Firma entschließt sich schwer, ihr Schild zu ändern. Vollends der „Heimgarten". Es ist in ihm zu viel bäuerliche

Gar keine, wenigstens keine öffentliche. Und für Nichtschulkinder scheint das Gesetz nicht vorgesehen zu haben. Die können treiben oder vielmehr andere können aus ihnen machen, was sie wollen. Aber die „Kunst!“

Nein, das nebenbei. Tingel-Tanglerei ist nicht Kunst. Kunst ist ein Trost, eine Zierde, eine Erhöhung unseres Daseins. Übrigens verstehe ich wirklich nicht viel von ihr. Ich empfinde sie nur.

Warum will man im deutschen Volk den Lateindruck einführen? — Weil man den deutschen Druck nicht überall lesen kann, antworten sie. — Nun, dann werden wir uns wohl auch die deutsche Sprache abgewöhnen müssen. Die kann man ja auch nicht überall verstehen. Und endlich werden wir auch die deutsche Wesenheit wegwerfen, man kann sie ja nicht überall begreifen. Am wenigsten begreifen sie die, so uns die deutsche Schrift wegnehmen möchten.

Nein, wir leben zuvörderst für uns selbst und lassen unserer Sprache, unserem Schrifttum nicht den deutschen Rock ausziehen. Wem du heute den Rock gibst, der will morgen die Haut.

Bei der Überprüfung meiner Schriften, die ich mir auferlegt habe, gedachte ich es so zu machen: Bin ich des Tages heiter gestimmt, so nehme ich heitere Sachen zur Durchsicht vor; bin ich ernst gestimmt, so lese ich die ernsten Bücher. So glaubte ich den Dingen am besten gerecht zu werden. Aber gleich im Anfang merkte ich, daß diese Theorie grundfalsch wäre, damit käme man nicht weiter. Das hieße so viel, als am hellen Tage Lichter anzünden und in der Nacht die Augen verbinden, damit man nicht sieht, daß es finster ist. In heiterer Stimmung gefällt einem der platteste Spaß und in ernster Verfassung genügt jeder flüchtige Schatten, um den Ernst zu vertiefen. Das wäre eine leichte Prüfung. — Nein, da müßte man sich die Sache doch ein bißchen schwerer machen. Bist du — sage ich mir — heiter gestimmt, so lies Ernstes, Tragisches, um zu sehen, ob es stark genug ist, dich zu wenden, zu fesseln und zu vertiefen. Bist du ernst gestimmt, so versuche, ob die heiteren Schriften dich fröhlich machen können. Ist das der Fall, können die Sachen dich umstimmen, dir etwas geben, das vorher nicht in dir ist, dann erst sind sie was wert.

Dieser Methode hält freilich gar manches Stückchen nicht stand. Zehn reichlich gefüllte Bände fallen ihr zum Opfer. Aber diese zehn gestrichenen Bände kommen hoffentlich den vierzig übrigen zugute.

Völker vernünftig macht bis zum Wahnsinn und in den Fortschritt hetzt bis zum Davonlaufen.

Natürlich wären nachher die guten Nachbarn gekommen, von der See her die Engländer, vom Lande her die Russen und hätten uns aufgefressen — was sie auch so noch zu tun gedenken. Um diesen Bissen werden sie raufen und einander zerfleischen, aber sie werden „große" Reiche sein! Ob die Leute in einem solchen Großstaat, wie man sie jetzt überall gründen will, glücklicher leben werden als in einem Kleinstaat — da müßten wir erst einmal nachfragen. Ist denn wirklich der Russe um so viel freier, zufriedener, glücklicher, als etwa der Schweizer oder ein Bürger des Fürstentums Liechtenstein? Oder wäre es am Ende doch so, daß der Wert nicht im Umfang, sondern im Gehalte liegt? —

Schon wieder moralisieren! Und heute ist Faschingsonntag, Speckbrateltag, Narrenkappentag! Letzterer ist bei uns zwar täglich und dem Speckbratel sind wir auch nicht feind. Nu nu, tun mer uns halt leidlich mästen, für den Fall auch wir einmal — aufgefressen werden sollen.

Der 's tut, er stirbt hoffentlich nicht an verdorbenem Magen.

Reifezeit.

Von **Ella Triebnigg, Wien.**

Manchesmal, an heißen Sommertagen,
Fühle ich mich wie vom Licht getragen,
Bis ins Unerreichbare gehoben,
Erdentrückt —
Kämpfe nicht und brauch' mich nicht zu regen,
Alles reift ja durch der Sonne Segen,
Die hoch droben
Siegreich ihre Strahlen zückt!
Alles reift in gluterfüllten Tagen,
Was in sich des Lebens Keim getragen,
Reift und wird ins volle Licht gelangen,
Wenn es Zeit,
Hilft kein Drängen, keiner Sehnsucht Hasten!
Kräfte wachsen mir im seligen Rasten,
Werden einst bei ihrer Sonne Prangen
Auch befreit!

Festständigkeit, landadelicher Konservatismus. Ich dresche mein Stroh immer noch mit dem Dreschflegel, während andere das ihre längst mit der Maschine bearbeiten.

Nun möchte ich aber doch gerne wissen, was die Leser sagen, ob ihnen die althergebrachten Bilder des „Heimgartens" recht sind, oder ob sie einmal andere Formen für Umschlag und Nummerntitel haben möchten. — Als der Wirt „zum grauen Esel" sein altes Schild wegwarf und ein neues, viel schöneres über das Tor nagelte, ging ein Nachbarswirt her und hing das weggeworfene Schild über seine Tür. Da liefen die Leute alle bei dem zusammen. Was half es dem alten Wirt, wenn er vor seinem Tore stand und den Vorübergehenden, das Samtkäppchen lüpfend, zurief: „Hierher, hierher, ich bin der rechte graue Esel!" Sie gingen vorüber und kehrten bei dem ein, der das alte, wohlbekannte Hausschild hatte.

Das wäre zu bedenken.

Dem modernen Staat glaubt man zumuten zu dürfen, daß er irgendeine seiner Provinzen, deren Bewohner zu ihm nicht passen, freiwillig ihrer Selbstbestimmung überlasse. — Man fällt schon über mich her: „Freiwillig! Das gibt es nicht. Hat's auch nie gegeben! — Schon es auszusprechen kann Hochverrat sein."

Die Türkei hat es schon seit langen Zeiten gesehen, daß ihre europäischen Provinzen sich zu ihr nicht reimen, daß sie mit ihnen nicht fertig werden kann, daß diese fremden Völkerschaften los wollen. Wie, wenn die Türkei sich eines Tages auf ihre Hohe Pforte gestellt und mit ihrem Goldenen Horn ausgeblasen hätte: Die mir bisher untertanen Balkanvölker sind frei! Sie sollen machen, was sie wollen! — Was wäre geschehen? Ganz Europa wäre ein Geschrei gewesen, um die Türken zu verhöhnen und zu verachten. — Daß europäische Heere hinziehen, die Provinzen der Türkei wegrauben, an vielen tausenden von Menschen die unbeschreiblichsten Grausamkeiten begehen, und daß das also vergewaltigte Osmanenreich halbtot geprügelt sich zurückziehen muß, das ist ehrenvoller? Ehrenvoller für beide Teile! — Wenn ich Sultan wäre, da hätten wir Türken was Schönes angerichtet. Wir hätten uns nach dem freiwilligen Verzicht auf das gescheite Europa nach Kleinasien zurückgezogen, dort eine passendere Hauptstadt gegründet, als dieses wunderschöne, falsche Byzanz ist, hätten alle Christen und Juden freundlich fortgeschickt, hätten alle Gläubigen um Allah versammelt, hätten unter dem Halbmond eine Götterdämmerung des ruhigen Daseins gegründet, für alle Fälle aber auch unter der Fahne des Propheten ein todesmutiges Kriegsheer. Ausgelacht hätten wir die abendländische Kultur, die ihre

zu entdecken . . . Weinen könnte man darüber. Die griechischen oder lateinischen Aufsätze (ein hirnverbrannter Unsinn!), wieviel Mühe haben sie nicht gekostet! Und was für Leistungen kamen zutage! Hätte Horaz sie gelesen, er hätte, glaube ich, vor Entsetzen den Geist aufgegeben. Von dieser Dummheit befreie man uns! Einem solchen Unterricht Krieg bis aufs Messer. Mit diesem System erreicht man nur, daß unsere Jugend die Syntax, die Grammatik der alten Sprachen besser kennen lernt als die ‚alten Griechen' selbst; daß sie die Generale, die Schlachten und die Stellung der Truppen in den Kämpfen der punischen Kriege oder des Mithridates auswendig weiß, daß sie aber nicht kennt die Schlachten des Siebenjährigen Krieges, geschweige denn die modernen Kriege von 1866 und 1870, die man noch nicht ‚gemacht' hat. Was dagegen den Körper betrifft, so bin ich unbedingt der Ansicht, daß der Nachmittag immer frei sein sollte. Das Turnen sollte eine Belustigung für die Jugend sein. Rennbahnen mit Hindernissen, über die man klettern müßte, wären zweckmäßig . . . Statt der stumpfsinnigen ‚Klassenspaziergänge' mit eleganten Stöckchen, schwarzen Jacketts und einer Zigarre ein Trainiermarsch mit einem bißchen Felddienst, selbst wenn er in eine förmliche Schlacht überginge. Allein unsere Primaner (und wir waren leider nicht anders) sind viel zu blasiert, um sich den Rock auszuziehen und sich herumzubalgen. Was aber kann man von solchen Menschen erwarten? Daher Krieg diesem System bis aufs Messer! Ich bin bereit, Sie in ihren Bestrebungen zu unterstützen . . ."

Man kann sich ja nun sachlich dazu stellen, wie man will — es ist ja auch inzwischen vieles besser geworden. Aber seine Freude hat man doch an dieser herzerfrischenden „goldenen Rücksichtslosigkeit". Nein, nein, Bülow hatte schon recht: „Der Kaiser ist kein Philister." Und ist offenbar nie einer gewesen.

„Türmer". Gr.

Unser sonderbares Land!

Folgendes hübsche Geschichtchen fanden wir in der Wochenschrift „Deutsch-Österreich" (Herausgeber Dr. Paul Samassa, Wien):

„Kürzlich unterhielt ich mich mit einer Amerikanerin über Wien. Sie fand die Straßen sehr schmutzig. ‚Die Gesetze müssen hier sehr schlecht sein', schloß sie ihre Kritik.

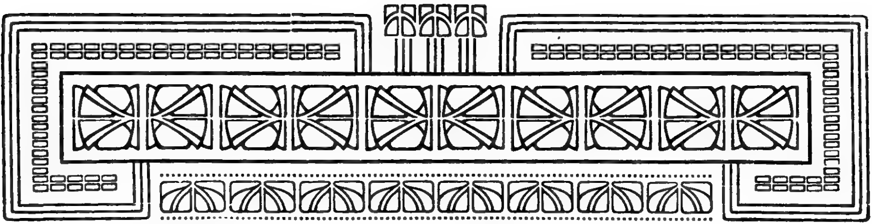
Ich vermutete ein Mißverständnis, denn der Zusammenhang von Gesetzen und Straßenschmutz war mir nicht einleuchtend. Gegen meine Gepflogenheit bekam ich einen Anfall von Lokalpatriotismus und erklärte ihr, der Schmutz hänge mit der hügeligen Beschaffenheit des Wiener Bodens zusammen, man könne hier nicht so ausgedehnt asphaltieren wie in Berlin, das Granitpflaster, usw. Ich hatte mich in eine gewisse Begeisterung hineingeredet, biß mir dann freilich auf die Zunge, denn vielleicht hatte die Dame einmal eine ‚Misttrügerlparade' gesehen, die zweifellos mit anderen Unebenheiten als denen des Bodens zusammenhängt.

Aber mein Gegenüber blieb hartnäckig. ‚Sehen Sie doch, wie die Trottoirs hier aussehen: überall spucken die Menschen hin. Das ist unappetitlich und unhygienisch. Die Gesetze müssen hier schlecht sein.'

Ich verstand noch immer nicht und erwiderte: ‚Nun, und in Amerika?' Dabei fielen mir verschiedene Anekdoten über die Spuckfertigkeit der Amerikaner ein.

‚Bitte', erhielt ich zur Antwort, ‚bei uns in Boston wird das Spucken auf der Straße mit 5 Dollar bestraft'.

Mir ging ein Licht auf. ‚Ja, werden diese Strafen auch wirklich eingehoben? Und wie machen sie das dort?'



Kleine Laube.

Merk's!

Ein Achtzigjähriger soll objektiv sein, ein Fünfzigjähriger darf's. Der lustige Zwanziger aber hat noch kein Recht darauf; das muß er sich erst im Lebenswiderstreit tapfer erwerben. Zu gutem Handeln sind Einseitigkeit und eine gewisse Rücksichtslosigkeit notwendig. Der Mensch hat die Ellenbogen nicht zum Durchwetzen von Ärmeln mitbekommen.

Unparteiische Abgeklärtheit ist ein mildes Geschenk der Herbstabende.

H. L. R.

Kaiser Wilhelm II. über seine Gymnasialzeit.

Gleich nach seiner Thronbesteigung leitete der Kaiser mit der am 4. Dezember 1890 eröffneten Schulkonferenz eine Reform der höheren Schulen ein. Die bitteren Erfahrungen, die er selbst während seiner Gymnasialzeit gemacht hatte, trieben ihn dazu. In seinem kürzlich (bei Ernst Hofmann) erschienenen Buche „Wilhelm II. 25 Jahre Kaiser und König" begründet Professor Paul Meinhold diesen inneren Zusammenhang. Der Kaiser erinnert sich in der Rede, mit der er die Schulkonferenz eröffnete, jener Tage, da „der Notschrei der Eltern und Familien laut wurde, daß es nicht so weitergehen könne". Die Schüler mußten damals die Stundenzahl der häuslichen Arbeiten jeden Tag aufschreiben, und es kamen für die Abiturienten $6\frac{1}{2}$ bis 7 Stunden heraus. „Rechnen Sie dazu die 6 Stunden Schule, 2 Stunden Essen, dann können Sie ausrechnen, was von dem Tag übriggeblieben ist. Wenn ich nicht Gelegenheit gehabt hätte, hinaus- und hineinzureiten, und noch sonst etwas mich in der Freiheit zu bewegen, dann hätte ich überhaupt nicht gewußt, wie es in der Welt aussieht." Fast leidenschaftlich aber brechen diese hier nur gedämpften Töne aus einem Briefe hervor, den Prinz Wilhelm am 2. April 1885 an einen früheren Schulkameraden richtete:

„Endlich hat sich doch mal einer gefunden, der energisch gegen das verknöchertste aller Systeme vorgeht, das aufs beste geeignet ist, den Geist zu töten. Ihre Ausführungen unterschreibe ich Wort für Wort. Glücklicherweise habe ich mich zweiundeinhalbes Jahr hindurch aus eigener Erfahrung von der Schädigung überzeugen können, die man unserer Jugend beibringt. Um nur einige Beispiele anzuführen: Von 21 Unterprimanern, aus denen unsere Klasse bestand, trugen 19 Brillen und 3 von ihnen mußten noch einen Kneifer auf die Brille setzen, wenn sie bis an die Wandtafel sehen wollten. Homer, der herrliche Dichter, in den ich rein vernarrt war, Horaz, Demosthenes, dessen Reden jedermann begeistern müssen, wie wurden sie erklärt? Mit Begeisterung für Kampf und Waffen und für Naturschilderungen? Gott behüte! Mit dem Skalpell des Grammatikers, des fanatischen Philologen wurde jedes Satzglied abgehackt und kunstgerecht zerlegt, bis man das Vergnügen hatte, das Gerippe

Kreisende Gedanken.

Von Franz Goldhann.

Geld bedeutet Macht —
Das Recht wird ausgelacht . . .

*

Die Bestrebungen des Tierschutzes sind freudigst zu begrüßen, denn sie verschaffen der Kreatur ihr Recht und erhöhen das sittliche Empfinden im Menschen.

*

Warum heißen sie: „Wächter der öffentlichen Sicherheit?“ — Weil sie nicht selten gerade dort anzutreffen sind, wo größte Sicherheit herrscht.

*

„Nerven-Sanatorien“ sind Erziehungsanstalten für solche, die nicht wissen, wie sie leben müssen.

*

Meine alte Liebe wurde meine liebe Alte.

*

Deutsches Fühlen, deutsches Denken
Mag uns stets zur Südmark lenken.

Singvögel.

Gold'ne Beutel sind die Zeichen . . .

Der war einst in Sonnenzeiten
Deutschen Volkes Hort und Held,
Der mit kühnem Schwerterstreiten
Sieg errang im Kampfesfeld.

Mannesmut und Mannesstärke
Bot den Deutschen Halt und Hut;
Deutsche Treu' und Kraft im Werke
War german'sches Edelgut.

Armut litten deutsche Ritter,
Kön'ge mußten betteln geh'n,
Doch im schlimmsten Kampfgewitter
Sah man sie als Helden steh'n!

Heute steh'n die an der Spitze,
Die das meiste Gold gerafft,
Und beim frechsten Börsenwitze
Staunt das Volk voll Scheu und gafft!

Gold'ne Beutel sind die Zeichen,
Die im Wettkampf zieh'n voran;
Deutsche Kraft und Treu' entweichen
Vor der gold'nen Zirkusbahn.

Anton August Naaff, Wien.

Pilotenlied.

Rauschend durch die Lüfte zieh'n
Riesenaare, streben kühn
Dorthin, wo sonst stolz und frei
Einsam Kreise zog der Weih.

Menschentraum, du bist erfüllt,
Unser Sehnen ward gestillt:
Von der Heimat blum'ger Au
Fliegen wir zum Ätherblau.

Euch Piloten Heil und Dank,
Euer Mut den Sieg errang.
Ehre dem, der vor dem Ziel
Heißen Kampfes Opfer fiel! —

Wenn das Vaterland euch ruft,
Schirmt den Ozean der Luft,
In des Volkes Sagenhort
Lebt dann euer Name fort!

Kurt Dietzschold.

‚Ganz einfach, der Betreffende wird vom Schutzmann angehalten, aufs Polizeiamt geführt und muß dort bezahlen. Das Publikum ist nun erzogen und Lektionen sind höchstens noch Zuwanderern aus dem wilden Westen nötig. Wir haben eben gute Gesetze.‘

Ein phantastisches Bild spielt sich vor meinem innern Auge ab: Ein Wiener Schutzmann arretiert einen Mann, der auf die Straße gespuckt hat. Der Mann protestiert: ‚Na, was hob i denn nachher gtan! Wird ma nit mehr spucken derfen! Dös war a schöne Freiheit!‘ Und sofort sammelt sich eine Corona von Menschen um die Gruppe, bei denen der Ausruf sympathisches Echo findet: ‚Dös war no schöner, an Menschn arretiern, bloß weil er ausgspuckt hat. Man wird do no ausspucken derfen!‘ Auflauf, der Schutzmann wird beinahe gelyncht, Tumult im Gemeinderat, Leitartikel in den Zeitungen über die Roheit der Polizei, Interpellation im Abgeordnetenhaus — mir wirbelt der Kopf!

‚Meine Gnädige, die Gesetze sind bei uns nicht so schlecht, wie sie meinen. Auch wir besitzen ein Gesetz, oder wie wir es nennen, eine Verordnung gegen das Spucken; ganz wie in Massachusets. Nur ist unser Land ärmer und das Geld hat einen höheren Wert; darum wird auf den ersten Fall der Übertretung nur eine Buße von 2 Kronen gesetzt. Aber Hartnäckige können bis zu 200 Kronen gebußt werden. Sie können diese Verordnung mindestens auf allen Bahnhöfen lesen. Das Merkwürdige ist allerdings, daß noch nie jemand auf Grund dieser Verordnung bestraft worden ist.‘

‚Ja, sie ist aber doch übertreten worden, sie wird beständig übertreten‘, erwiderte die Hartnäckige.

‚Das ist wohl richtig‘, erwiderte ich, ‚aber Sie dürfen nicht vergessen, wir haben hier nicht die Freiheit, wie in Amerika; aber wir haben hier die eine Freiheit vor Amerika voraus, bestehende Gesetze nicht beachten zu müssen. Ich könnte Ihnen noch mehr Beispiele geben . . .‘

Die alte Dame hatte genug. Ausländer vertragen Unterricht über Österreich offenbar nur in kleineren Dosen. So brach sie mit den Worten: ‚Ein sonderbares Land!‘, das anregende Gespräch ab. —“

Je nachdem.

Von Dr. Alfred v. Wurmb.

Der Arme ist bigott — der Reiche „wahrhaft religiös“; der Arme ist ein unverschämter Aufschneider — der Reiche „übertreibt gerne ein bißchen“; der Arme ist besoffen — der Reiche „sichtlich aufgeräumt“; der Arme ist ein Trottel — der Reiche „schlichten Gemütes“; das arme Mädchen hat derbknochige Züge — das reiche „herbe“; das häßliche Mädchen ist ungezogen — das hübsche „temperamentvoll“; der Kommis des Schnittwarenhändlers „kennt si mit die Madeln aus“ — der Sohn des Herrn Generaldirektors ist ein „subtiler Kenner der weiblichen Psyche“; der Beamte ohne Protektion ist ein langweiliger Brodler — der Neffe des geheimen Herrn Oberkreisamtsrates ein „bedächtiger Arbeiter“; der unmoderne Schriftsteller ist ein verworrener Nebelkopf — der moderne ein „tiefgründiger Mystiker“; der alleinstehende Maler ist ein Patzer — der Maler, welcher der Clique angehört, „gefällt sich in salopper Technik“; der glatzköpfige Violinkünstler hudelt — der lockenhäuptige hat ein „fahriges Spiel“; der unbeliebte Sänger hat einen Knödel im Halse — der beliebte „mit leichten Ansatzschwierigkeiten zu kämpfen“ usw. usw.

Lehrer: „Sage mir, was ist nichts?" — John: ???? — Lehrer: „Wenn du ein Messer ohne Heft hast, dem die Klinge fehlt, was hast du dann?" — John: „Einen Korkenzieher!"

*

Frau: „So, du willst mich also auch dieses Jahr nicht ins Bad reisen lassen?" — Mann: „Nein, liebe Amelie, du weißt ja, daß ich nicht die Mittel dazu habe." — Frau: „So, du meinst vielleicht, es ist besser, wenn ich hier liege und sterbe? Das wird noch teurer." — Mann: „Ja, Liebste, das ist doch bloß eine einmalige Ausgabe!"

*

Moses und Abraham befinden sich auf einer Seereise. Das Schiff gerät in einen heftigen Sturm und beginnt zu sinken. Moses schreit: „Gotte, Gotte, ich bin verloren! „Das Schiff geht unter!!" — Abraham: „Was schreiste so? Ist es dein Schiff?"

*

A.: „Glaubst du, daß man zwei Frauen zugleich lieben kann?" — B.: Wenn sie's wissen, nicht!"



Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen. 2. Teil. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Wenn ich einen Kranken besuche oder einem Miselsüchtigen, überhaupt einem mit Recht oder Unrecht Verstimmten begegne, so frage ich zart: „Kennen Sie den Lausbuben von Rosen?" — „Was ist das?" — „Ein Buch." — „Wo bekommt man es?" wird gewöhnlich gefragt. „Beim Buchhändler", sage ich süß, erstens weil ich kein Leihbibliothekar bin und weil sich zweitens der wohlhabende Deutsche daran gewöhnen soll, gute Bücher zu kaufen.

Den ersten Teil des „Lausbuben" habe ich seinerzeit im „Heimgarten" warm empfohlen und den zweiten lobe ich begeistert. Da schildert der Verfasser seine Erlebnisse im amerikanisch-spanischen Krieg, den er auf Kuba als Militärtelegraphist mitmachte. Alles in seiner eigenartigen, Gott sei Dank höchst persönlichen Beschreibung lebt und regt sich und packt. Man liegt mit ihm im Schanzgraben, im Hospital des gelben Fiebers, man nimmt mit ihm Depeschen auf, jubelt und verzagt mit ihm — ja auch verzagt, wenn Rosen mit herrlicher Ehrlichkeit eingesteht, daß er beim Einschlagen der ersten feindlichen Kartätschen Angst, zähneklappernde Angst empfand. Sonst pflegen Memoirenschreiber immer die größten Helden gewesen zu sein und doch gibt es in jedes Menschen Leben Augenblicke, wo er sich fürchtete — fürchten mußte. Für die gerade Offenheit müssen wir Rosen besonders dankbar sein! Dadurch ist sein Buch doppelt wertvoll: ein Bekenntnis und ein Zeugnis deutscher Kraft und Willens und einer tapferen Lebensbejahung, die schließlich doch überall Recht behält. Erwerbt das Buch! Verschenkt es! Stellt es in Volks- und Schülerbibliotheken! Das darauf verwendete Kapital ist gut angelegt und wird reiche Zinsen tragen.

Zugleich möchte ich auch wieder an Rosens erstes, großes Werk: „In der Fremdenlegion" erinnern. Unsere Zeit hat leider ein schmerzlich kurzes literarisches Gedächtnis.

H. L. R.

Die andere Hälfte. Von Fritz Müller. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Der von der Kritik und dem Publikum schnell anerkannte Verfasser des fröhlichen und nachdenklichen Büchleins „O Frida!" taufte sein neues Werk nach jenem Geschlecht, das allgemein (ob immer mit Recht?) das „bessere", von ihm das „andere" genannt wird. Die vier Dutzend Geschichten loben und tadeln, erkennen an und ironisieren, schildern und malen das Weib, die weibliche Eigenart. Bald klingt es heiter aus den Zeilen, bald leidvoll — wie es eben auch bei Frauen-

Abendstimmung.

Im matten Glanz zum Himmel ragt
Das wirre Dächermeer;
Ein Turm, vom Zahn der Zeit benagt,
Starrt trotzig wie zur Wehr.

Wie Feuerschlangen winden sich
Die Straßen ihm zu Füßen
Im Schein der Lichter, wunderlich
Für ihn, den alten Riesen.

Wie flutet hastig doch das Leben
Da drunten immerzu.
Den grauen Turm erfaßt ein Beben:
Wie sehnt er sich nach Ruh'!

Und seine Glocken dumpf erklingen:
Sie künden Abendsegen.
O, möchten sie zu Herzen dringen
Dem Menschen, dem rastlos regen!

Adolf Heinz Müller, München.

Tempora mutantur.

Wir beide haben uns einst gekannt
Vor langen, langen Jahren;
Im Scherze „du" einander genannt
Und selig gespielt mit kindischem Tand;
Wie glücklich wir damals doch waren!

Dann kam eine Trennung für lange Zeit..
Und als wir uns wiedergefunden...:
Da plauderten wir gar korrekt und gescheit;
Doch unserer Jugend Seligkeit,
Die war mit der Schulung — entschwunden.

E. Barger, Iglau.

Lustige Zeitung.

Nordischer Humor. Die beiden alten Kapitäne Sturm und Wogenberg, kürzlich von einer langen Reise zurückgekehrt, saßen in ihrer alten Stammkneipe bei Doppelkümmel und Schweinsfüßen und erzählten sich „wahre" Geschichten. „Apropos, Schweinsfüße", sagte Kapitän Sturm, „so hatte einer von meinen Matrosen so große Füße, daß er auf dem Wasser gehen konnte." — „Tja", sagte Kapitän Wogenberg, „und einer von meinen Jungens hatte Schulterblätter mit so großer Tragfläche, daß er fliegen konnte. Als wir von San Francisco abfuhren, bekam der Kerl das Delirium und wollte sich umbringen und sprang vom Großmast runter. Aber glaubst du, er plumpste ins Wasser? Ih bewahre! Die Schulterblätter wirkten wie bei nem Flugzeug, siehst du, und der Schweinigel schwebte ans Land. Gleitflug, verstehst du! Die Amerikaner sind praktische Leute, wie du weißt. Sie bildeten ne Aktiengesellschaft auf den Kerl, setzten ihm achter n Motor ein und jetzt macht er regelmäßige Touren als Brieftaube!"

*

Eine Dame aus der Stadt, die sich einige Tage in einem Städtchen aufhält, findet es dort langweilig und einförmig. Sie fragt einen Bauern deshalb. „Haben Sie vielleicht hier ein Kino in der Nähe? — Na, ick weit all, wat Se meinen", sagte der Bauer. „Gohn Se man achter s Hus — doar steiht so n Ding. Papier möten Se äber mitnehmen!"

*

Der stotternde Herr Karlsson war auf dem Bummel gewesen und kommt gegen Morgen ziemlich schwer geladen nach Hause. Trotz allen Bemühens, recht leise zu sein, weckt er seine bessere Hälfte auf. „Jetzt kommst du erst? Wie viel Uhr ist es?" fragte die ergrimmte Gattin. — „E—e—e—hick—e—eins", stotterte Karlsson. — Da schlägt die Uhr vier. — „Hörst du?" fragt die Gattin spöttisch, „jetzt stottert die Uhr wohl auch?"

*

Er: „Na, Emilie, was willst du zu deinem Geburtstag haben?" Sie: „Möglichst etwas, was du nicht versetzen kannst."

*

mit der vorgefaßten Absicht nach Amerika, dort die Zukunft in ihren offenen und geheimen Schlupfwinkeln aufzustöbern. sondern diese Zukunft hat sich ihm aus der edlen, heißen Freude an dem Reisen durch weite, ungekannte Himmelsstriche und aus der Berührung mit tätigen, starken und wohlgesinnten Menschen aus dem Volke mitgeteilt. Als ein Glück, dessen erregende und stellenweise erschütternde Wirkung sich dem Leser durchs ganze Buch mitteilt. Die unerhörten, absonderlichen Gesellschaftsformationen innerhalb des kaum gekannten, werdenden Weltreiches Kanada lernt der Leser an pittoresken und lebensvoll dargestellten Beispielen und Szenen ebenso unmittelbar und intensiv kennen wie die kolossalen Kämpfe und Krämpfe, die das Volk der Vereinigten Staaten heute erlebt. V.

Liselotte und Ludwig XIV. Von Dr. Michael Strich. Mit einer Tafel. Historische Bibliothek, Band 25. — (München und Berlin. R. Oldenbourg.)

Massillon sagte an der Bahre Liselottens: „Unser Ruhm oder unser Unglück war ihr Unglück oder ihr Ruhm.“ — Damit ist die Verschiedenheit der Urteile von deutscher und französischer Seite über die Pfälzerin vollkommen erklärt. Sie ging nicht in ihrem neuen Vaterland auf, sondern fühlte deutsch bis zum Tod. Das rechnen wir ihr hoch an, das wirft man ihr in Frankreich heute noch vor. Jeder Teil hat da in gewisser Beziehung recht; subjektiv recht. Aber unsinnig ist es, wenn die Franzosen sich in ihrer Abneigung gegen Liselotte durch die Tratschbase Frau v. Sévigné zu der Verleumdung verleiten lassen, sie hätte mit Ludwig XIV. ungehörige Beziehungen unterhalten; daraus — sagen sie — erkläre sich auch die spätere Spannung zwischen ihr und dem König, als sich dieser mit Frau v. Maintenon trauen ließ. Eifersucht! — Michael Strich weist nun an der Hand eines von ihm aufgefundenen Briefes der Pfälzerin an Ludwig die Haltlosigkeit dieser üblen Nachrede nach und legt die Gründe für die zeitweilige Ungnade, in die Liselotte beim König, dem großen Mann, den sie stets verehrte, fiel, überzeugend dar: Die Herzogin von Orleans, eine glühende Vorkämpferin des Ebenbürtigkeitsprinzipes, haßte die Maintenon, verachtete die königlichen Bastarde, stand während der Raubkriege mit dem Herzen auf pfälzischer Seite — und vertrat in ihren Briefen (die hinter ihrem Rücken geöffnet und gelesen wurden) offen, derb, oft rücksichtslos und natürlich parteiisch ihre Überzeugung. Das mußte den König tief verletzen, gegen sie einnehmen; dazu kamen noch andere Gegensätze.

Michael Strichs Arbeit ist sehr verdienstvoll und geeignet, manche Dunkelheiten in der Geschichte des XVII. Jahrhunderts aufzuhellen, aber nicht ganz gerecht — in seinem Streben nach strengster Unparteilichkeit — beurteilt er Liselotte: Selbstverständlich wechselte sie im Lauf ihres Lebens manche Ansicht; selbstverständlich sah sie alles in einem anderen Licht, als z. B. die Geschichtsforscher heute es sehen, und selbstverständlich irrte sie sich dabei manchmal, aber das ist nur menschlich, ist sogar menschlich sympathisch, zumal sich ihr eigentlich nirgends bewußte oder auch nur bedeutsame Unrichtigkeiten nachweisen lassen. Schließlich ist für uns alle — die Wissenschaftler nicht ausgeschlossen — die Welt so, wie sie sich in den Köpfen einzelner spiegelt . . . H. L. R.

Der Sonnwendtag. Drama von Karl Schönherr. Vollständige Neuschaffung 1912. (Leipzig. L. Staackmann.)

Bei diesem Stücke mußte ich öfters an Greinzens „Getraud Sonnweber“ denken, wiewohl mir die Tragik Schönherrs stärker, gewiß aber — was natürlich schon in der Art der Bearbeitung begründet liegt — viel dramatischer, wuchtiger, zwingender erscheint. Aufbau, Führung und Ausblicke sind geradezu prächtig durchgearbeitet, und es ist bewundernswert, wie der Autor noch in der finstersten Nacht der Seelen ein gleißend Sternlein Humor oder eine lichternde Schnuppe tragischer Ironie aufblitzen läßt. Hans, der heuchelnde Duckmauser, und der Lichtmensch Jungreitmair sind Muster der Charakterisierungskunst, und wie glaubwürdig wird uns der Meuchelmord der Mutter Trenkwalder gemacht! Schönherrs Kraft — und eine gewaltige Kraft! — liegt im Drama, noch besser im Tragischen, und man kann auch diesem Trauermarsch fanatischen Scheinglaubens einen großen Siegeszug durch Bühne und Stube vorhersagen. K. D. Z.

Im goldenen Licht. Gedichte von Karl Ballaza. (Teschen-Wien-Leipzig. Verlag von Karl Prochaska.)

Es ist zwar nur ein kleines Bändchen lyrischer Gedichte, das uns da geboten wird, allein dieselben verraten kein gewöhnliches Talent und nicht wenige derselben üben eine tiefgehende Wirkung. Ballaza bewegt sich mit seinen Poesien in einem engbegrenzten Kreise: Freundschaft, Liebe, Natur, Volkstum; nach diesen Motiven greift er immer. Die Form, in die er seine Dichtung kleidet, ist die denkbar einfachste; in natürlichen Weisen, ohne das geringste falsche Pathos, ohne leere Phrase erklingt sein Lied. Diese Gedichte ergreifen den noch für echte Poesie empfänglichen Leser, sie dringen zum Herzen. Möge das Büchlein in weite Kreise dringen! Emil Soffé.

schicksalen der Fall ist. Der Verfasser hat eine hohe Achtung vor der Frau und deshalb, weil er sie für stark und klug genug hält, sagt er ihr manchmal ungeschminkt: „Das gefällt mir nicht an dir! — Da bist du auf falschem Weg! — So solltest du sein". Aber auch für die Männer fallen beachtenswerte Winke ab. — Man nehme das Buch zur Hand und lese: „Die gelbe Karte", oder „Karmelitergeist", oder „Die Frauen der Titanic", oder „Meine Hand, meine Frau und die Dienstmädchen" oder — am besten, man lese das Buch von Seite 1 bis Seite 218, das heißt von A bis Z.

Fritz Müllers Besonderheit liegt in seinem köstlichen Stil, in der Unbefangenheit, mit der er die Welt, ihre Menschen und Dinge von allen Seiten anschaut, und in dem gelungenen Einpressen der größten Gedanken in kleine, oft ganz kurze Skizzen. Andere machen aus einem Gedanken einen Roman, Müller-Zürich verarbeitet ein Schock guter Ideen in ein paar Zeilen. Weil er ein Reicher ist, der überflutend gibt und nie arm wird, Schönes und Beherzigenswertes in Fülle zu schenken. —

„Die andere Hälfte" — ich möchte das Buch „Frauenlob" taufen, gerade wegen seiner Herbheit. H. L. R.

Eines Lebens Lied. Roman von Louise Koch-Schicht. (Wien. Verlagshandlung Karl Konegen. [Ernst Stülpnagel.] 1913.)

Ein Frauenschicksal spielt sich ab in den engen Bezirken bürgerlicher, ja geradezu kleinbürgerlicher Verhältnisse. Eine tiefe Sehnsucht nach Höherem, Schönerem schlägt durch, ungestillte Sehnsucht nach dem Sonnenlichte, nach Erlösung aus den peinigenden Fesseln des Alltags. Es ist kein ungewöhnlicher Vorwurf, den sich die Verfasserin für ihre Darstellung gewählt hat, aber sie hat denselben geschickt und mit Geschmack durchgeführt und versteht es, leidenschaftliche Erregungen zu erwecken, die noch lange in der Seele des Lesers nachvibrieren. Ihre Heldin ist gut und klug und nimmt den Kampf des Daseins todesmutig auf; sie sieht in der Erfüllung der Pflicht ihre Aufgabe und unterwirft sich dieser auch dann, wenn darüber selbst die zarteren Regungen ihres Innenlebens erstickt werden müssen. Louise Koch-Schicht hat den ruhigen, klaren Blick für psychologische Probleme, daher schildert sie treffend und fein. Reizend ist dabei die Schlichtheit, mit der sie erzählt! Die geschilderten Vorgänge muten beinahe wie Erlebtes, wie Geschautes an. Ein subjektiver Zug geht durch das Ganze, der den Roman umso anheimelnder wirken läßt. „Eines Lebens Lied" ist die Probe eines bedeutenden Talentes, das gefördert zu werden verdient.

Emil Soffé.

Von Königen und Jakobinern. Von Hans Ludwig Rosegger. Mit vier Vollbildern und Buchschmuck von Marquis F. de Bayros. (Köstritz u. Leipzig. C. Seifert.)

Der Verlag hat der ersten von Camilla Sodoma (Wien) hübsch ausgestatteten Ausgabe dieser zwölf Novellen eine zweite, prächtig illustrierte folgen lassen. Sie umfaßt: „Die heilige Artais." — „Der feige Chevalier Jean Baptiste de Moreville." — „Liselotte." — „Der Tod der Pompadour." — „Cagliostro." — „La Louison." — „Die Marseillaise." — „Chrysantème." — „L'Égalité." — „Menuett." — „Moriturus." — „Die Legion." Die letztgenannte Erzählung nahm der Vortragsmeister Marzell Salzer in sein Programm auf. Einige davon erschienen vor Jahren im „Heimgarten".

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die graziös-genialen Bilder des mit Recht hochgeschätzten Künstlers Bayros, der seinen eigenen eigenartigen Stil hat. Er hat auch diesmal wieder reizende Kunstwerke geschaffen.

Auch die übrige Ausstattung ist durchaus lobenswert — und macht dem Verfasser große Freude, was aber die Leser weniger interessieren dürfte. Selbstanzeige.

Poetische Erzählungen. Der edle neunundsiebzigjährige Kärntner Dichter Ernst Rauscher hat nach jahrzehntelangem Schweigen nun in Klagenfurt bei Johann Leon ein neues Bändchen „Poetische Erzählungen" herausgegeben. Es sind fünf in meisterhafter Sprache verfaßte epische Dichtungen: „Am Hochkar", „Nigritta", „Rinaldini", „Fiorenza" und „Der Pistolenschütze". Wir halten es nicht bloß für eine literarische, sondern auch für eine patriotische Pflicht, diese Gabe des älplerischen Sängers anzuzeigen.

Karl Mays illustrierte Reiseerzählungen. (Freiburg i. Br. Friedrich Ernst Fehsenfeld.)

Diese illustrierte Neuausgabe der Mayschen Reiseerzählungen ist in jeder Beziehung anerkennenswert. Die Bilder machen den angenehmen Eindruck sehr gelungener Naturaufnahmen und erhöhen den Genuß der anregenden und reizvollen Lektüre. Sie unterscheiden sich beträchtlich und bestens von dem landläufigen Illustrationsquark.

Der Verlag ist zu dem Entschluß, diese hübsche Ausgabe zu edieren, zu beglückwünschen; die Büchereien werden dadurch um eine Reihe prächtiger Bände bereichert.

Amerika heute und morgen. Reiseerlebnisse von Arthur Holitscher. Mit 69 Abbildungen. (Berlin. Verlag S. Fischer.)

Eine acht Monate währende Reise durch Nordamerika führte Arthur Holitscher durch die ungeheuren Gebiete Kanadas und der Vereinigten Staaten zum Stillen Ozean zurück. Holitscher ist ein Dichter. Holitscher ging nicht

im Text als in den Illustrationen alle Vorzüge der Verlagswerke des bibliographischen Institutes aufweist. Der Text behandelt die älteste Zeit bis zum Drama des Mittelalters. Die prächtige farbige Wiedergabe alter Handschriftminiaturen ist von den Illustrationen ganz besonders hervorzuheben. — Derselbe Verlag hat soeben von Meyers Reisebüchern den Band: „Riviera, Südfrankreich, Korsika und Tunis" in neunter Auflage und „Palästina und Syrien" in fünfter Auflage neu herausgegeben. Auch diese Reisebücher haben eine wohldurchdachte Umarbeitung und Vermehrung, namentlich auch des Materiales von Plänen und Karten erfahren, die bekanntlich stets durch ausgezeichnete Korrektheit in diesen Handbüchern hervorragen. Dem Bande „Palästina" ist auch eine Übersichtstafel türkischer Münzen beigegeben. Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

Ein Seelsucher. Der Roman eines Aufrechten von Ottomar Bach. (Im „Xenien"-Verlag zu Leipzig.)

Bekenntnisse eines Pastors. Von Karl Stromberg. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Nimm das Leben wie den Tag. Roman von Julia Jobst. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Sein Junge. Roman von Paul A. Kirstein. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Pendelschlag. Roman von Walter Friedemann. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Du meine Heimat. Roman von M. E. v. Rheinbaben. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

In der Ullstein-Jugendbücherei (Ullstein u. Co., Berlin) erschienen: **Lohengrin.** Von Gerhart Hauptmann. — **Gulliver in Liliput.** Nach J. Swift neu und frei erzählt von Otto Ernst. — **Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer.** Neubearbeitet von Ernst Freih. v. Wolzogen. — **Das Ende der großen Armee.** Von Walter Bloem. Alle vier Bände illustriert.

Die Badereise. Von Ewald Altendorf. Illustriert. (Berlin. „Hesperus"-Verlag.)

Ludwigs Werke. In vier Teilen. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Arthur Eloesser. (Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.)

Herrn Manfred Pulvermüllers Wanderung von Lindenstadt nach Kaldenbreit. Von Astan Schmitt. (Weimar. Selbstverlag.)

Die Nibelungen. Des Heldenliedes beide Teile, neu erzählt von Rudolf Herzog Mit Bildern von Franz Stassen. (Berlin, Wien. Ullstein u. Co.)

Vom **„Bruder Tod"**. 80 Gedichte von Karl Ernst Knodt. (Bensheim a. B. Selbstverlag.)

Geschichte in der Dämmerung. Von. Günter Hoffmann. (Leipzig. W. Härtl u. Co. Nachf.)

Freiheit. Vaterländisches Schauspiel in drei Abteilungen von Wilhelm Fladt. Mit dem dritten Ehrenpreise ausgezeichnet vom Bunde für deutsche Heimatspiele. Leiter Axel Delmar. (Berlin, Friedenau. Verlag des Bureau Karl Fischer.)

Segel im Winde. Gedichte von Friedrich Wiegershaus. (Leipzig. „Xenien"-Verlag.)

Poetischer Nachlaß des Ritter Fulchen, Die Arkeleyer. Profan: Hans Knapp. (Prag. Karl Bellmann.)

Gedichte. Von J. C. Heer. (Berlin und Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Seelen, die zum Lichte führen. Von Ernst Krauß. (Memmingen. Th. Otto.)

Früchte und Blüten. Gedichte von Heinrich Mommsen. (Leipzig. Oswald Mütze.)

Unsere Lieder. Singbuch für Österreichs Wandervögel. (Leipzig. Friedrich Hofmeister.)

Weihnachtszauber. Ein dramatisches Weihnachtsspiel für die Jugend. Von Adolf Frankl. (Graz. Deutsche Vereins-Druckerei.)

Aus deutschem Herzen. Gedichte von Adolf Frankl. (Graz. Deutsche Vereins-Druckerei.)

Heimat und Fremde. Gedichte von Wilhelm Idel. Drittes Bändchen. (Elberfeld. A. Martini u. Grüttesien.)

Gesundes Blut — neues Leben. Ein kleiner Wegweiser für Gesunde und Kranke von G. Hancke. (Bad Harzburg. Gesundborn Sofienhöhe.)

Von Herimann aus der Zelle erschienen im Verlag Friedrich Gutsch, Karlsruhe und Leipzig: **Blut und Blüten; Was ich am Wege fand; Aus Dämmerstunden; Es war ein Traum.** Gedichte.

Anno 1489. Ein Festspiel aus Bräunlingens Vergangenheit von Hermann Sernatinger. Mit historischer Einleitung von Dr. Eugen Balzer. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im polnischen Oberschlesien. Von Konrad Gusinde. (Breslau. M. u. H. Marcus.)

Monumentale Kunst. Von Albin Egger-Lienz. (Berlin. Hermann Walther.)

Hebbel-Spiele in Wesselburen. (Enthaltsamkeitsverein „Dramatik".)

Interessante Kriminalprozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Aus Gegenwart und Jüngstvergangenheit. Nach eigenen Erlebnissen dargestellt von Hugo Friedländer, Gerichtsberichterstatter. (Berlin. Verlag von Hermann Barsdorf.)

Eiche und Krummholz. Gedichte von Matth. Paßegger. (Tamsweg. Gebr. Salesy.)

Gut altbürgerlich, möchten wir sagen. Manch feiner Gedanke, manches Korn echten Humors, hochdeutsch und steirisch; stets anspruchslos und liebenswürdig.

Gedichte von Gertrud Wegener. (Bei Mollin u. Co. in Riga erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Gerne machen wir auf die Gedichte von Fräulein Wegener aufmerksam. Kein Geringerer als Johannes Trojan hat sie mit einem schönen Geleitwort versehen und ein junger baltischer Künstler hat die Umschlagzeichnung geliefert. Je weiter man in der Lektüre dieser Gedichte kommt, desto mehr wird man gefesselt durch die Originalität das Inhalts und der Form, durch die Tiefe und Stärke der Empfindung durch den Reichtum des Herzens und Geistes, der sich in ihnen kundgibt. Es ist erfreulich, daß dort im hohen Norden, wo das Deutschtum in zähem Ausharren um sein Dasein ringt, noch solche Blumen blühen, und es wäre zu wünschen, daß diese Gedichte auch über die Grenzen ihrer baltischen Heimat hinaus Beachtung fänden. Sie haben es wahrlich verdient! S. v. H.

Joh. Seb. Bach. Von Prof. Heinrich Reimann. Nach dem Tode des Verfassers durchgesehen und ergänzt von Bruno Schrader. Band 18 der Sammlung „Berühmte Musiker". (Berlin. Schlesische Verlagsanstalt vorm. Schottlaender.)

Man kann wohl sagen, daß Bach erst jetzt die Volkstümlichkeit erlangt hat, die diesem größten Meister der deutschen Kirchenmusik gebührt hätte. Da kommt der uns vorliegende schmucke Band mit einer Lebensgeschichte Bachs und einer Einführung in seine Werke zur rechten Zeit.

Das Manuskript stammt im wesentlichen noch von dem verstorbenen Professor Heinrich Reimann, und es ist Bruno Schraders, des bekannten Berliner Musik- und Kunsthistorikers Verdienst, die unvollendet zurückgelassene Arbeit durchgesehen und das Unfertige darin mit Pietät und feinem Verständnis fertiggestellt zu haben.

Trefflich wie der Text sind auch die zahlreichen Illustrationen und Kunstbeilagen, die das Interesse des Lesers in besonderem Maße fesseln. V.

Edeltraut. Ein pädagogisches Vermächtnis von Friederike Hallada. (Cilli. Im Selbstverlag.)

Das Buch wird Pädagogen interessieren. Es ist darin der Versuch gemacht, die Früchte langjähriger Erfahrungen jüngeren Lehrerinnen zu vermitteln und sie auf sanft aufsteigenden Wegen zu freundlichen Zielen mit schönen Fernsichten zu führen. „Sie dürfen", so versichert die Verfasserin, „getrost der Lockung folgen, denn ein wahrhafter, gottfroher, pflichtgetreuer Geist ist ein guter Wegweiser." Gewiß ist in dem liebenswürdigen, eigenartigen Werk manche Anregung enthalten, die dem heranwachsenden Lehrerstande frommen mag.

Kismet. Tagebuchblätter aus einem Frauenleben. Von Karla Eichelter. (Graz. Im Selbstverlag.)

Schöne, stille, poetische Verse; eine anmutige Lyrik. Die Sammlung Gedichte beweist Formengefühl und ein feines Empfinden. Darin ist nichts gekünstelt, nichts gewaltsam gereimt, sondern eine leise, feine Harmonie umfängt den Leser. Zur Charakterisierung führe ich die Schlußzeilen der „Letzten Bitte . . ." an:

„Schon sinkt die Sonne bald . . . und Dämmerlichter fallen,
Der Wolken Schattensaum färbt sich mit gold'gem Rot . . .
Gib, Schicksal, eh' des Abends Nebel fallen,
Für meinen Glückeshunger . . . einen Bissen Brot!"

Auf dem Gebiete der Philatelie bringt die Firma C. F. Lücke, G. m. b. H. in Leipzig, der bekannte **Schaubek-Album-Verlag**, immer etwas Neues. Vor uns liegt eine Länder- und Weltverkehrskarte für Postwertzeichensammler, deren gelungene Wiedergabe dem Herausgeber entschieden zur Ehre gereicht. Alle fünf Erdteile offenbaren sich in größter Übersichtlichkeit und überdies behandeln drei kleine Nebenkärtchen gesondert Mitteleuropa, Mittelamerika und die Levante. Die Längengrade ergeben von 15 zu 15 Grad die dortige Ortszeit im Gegensatz zur mitteleuropäischen Zeit. Auf der Rückseite sorgt eine alphabetische wie geographische Übersicht für beste Orientierung. Ausdrücklich sei darauf hingewiesen, daß diese Karte auf die besonderen Verhältnisse des Briefmarkensammlers zugeschnitten ist. Daher sind auch diejenigen Staaten aufgenommen, die im landläufigen Sinne als selbständige Staatengebilde jedes politische Anrecht verloren haben, aber für den Markensammler noch durch bestehende Marken gewisses Interesse gewinnen. Die Karte ist in prächtigem Fünffarbendrucke ausgeführt und kostet unaufgezogen Mk. —·75 und auf Leinwand aufgezogen Mk. 1·20. V.

Geschichte der französischen Literatur. Von H. Suchier und Ad. Birch-Hirschfeld. Zweite, vermehrte Auflage. Band 1. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1913.)

Von diesem seit 12 Jahren als vortrefflich anerkannten Werke ist nun neu bearbeitet und vermehrt der erste Band einer zweiten Auflage erschienen, welcher sowohl



April 1913.

7. Heft. 37. Jahrg.

Der Golfstrom.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Schluß.)

XI. Vierzig Jahre später.

Und Europa ging dennoch nicht unter.

Die alte, hochmütige, aber auch hochgemute, verschwindend kleine Halbinsel, dieses lächerliche Anhängsel, das an dem unermeßlichen, rätselhaften Asien klebt, hatte über zwei Jahrtausende — weit über zwei Jahrtausende — den Takt zu der Musik gegeben, nach der die Menschheit tanzen mußte. Rebellierten einst irgendwo in einem fernen Winkel die Schwarzen, die Roten oder die Gelben — flugs dampften die stählernen Geschwader dorthin, spien Tod und Verderben, setzten Armeen in fremde Länder und die germanisch-romanische Tyrannis unterdrückte jeden Zweifel an ihrer Suprematie, an ihrem Recht als Stärkerer. Feuer und Schwert hießen ihre Rechtstitel. Eine Tyrannis in der Tat, hart und mitleidslos, die niemanden, der schwächer war, schonte und alle knechtete. Nicht einmal Amerika brachte es zuwege, mit den Waffen oder auf dem Kampfplatz des wirtschaftlichen Wetteiferns die Stammburg der weißen Rasse zu Fall zu bringen. Europa war zu fest gegürtet. Tempi passati! Die heimtückische Entziehung einer schier unersetzlichen Wärmequelle, die Ablenkung des Golfstroms, entwand der Herrin ihr Szepter. Nicht eigentlich die Union und nicht die spleenigen Yankees

Erkennen und Leben. Von Geheimrat Professor Dr. R. Eucken. (Leipzig. Verlag von Quelle u. Meyer.)

Unter der goldenen Kuppel. Heitere Bilder vom Reichstag von Hugo Frenz. Mit sechs humoristischen Zeichnungen und Umschlagbild von Paul Halke. (Berlin. Verlag von Hermann Barsdorf.)

Paul Keller-Worte. Eine Geleitsgabe von W. Müller-Rüdersdorf. (Paderborn. Ferdinand Schöningh.)

Es läuten die Glocken. Phantasien über den Sinn des Lebens. Mit vielen Text-Illustrationen. Von Karl Ludwig Schleich. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Festgabe für das Jahr 1913. Dem deutschen Volk gewidmet. (Leipzig. „Excelsior"-Verlag.)

Der gute Ton und die feine Sitte. Von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem. 5. Auflage. In vornehmem Geschenkeinband mit Goldschnitt 2 Mark. (J. J. Weber [„Illustrierte Zeitung"] in Leipzig.)

Unsere Ernährungstorheiten. Von Dr. med. Th. Christen, Dozent an der Universität Bern. (Dresden. Holze u. Pahl.)

Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1912. Pazifistische Chronik, zusammengestellt von Alfred H. Fried. (Berlin, Wien, Leipzig. Verlag der „Friedenswarte".)

Festschrift der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung zum zehnjährigen Bestehen 1901 bis 1911. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Handbuch für Mütter. Von Hedwig Reich. Mit einem Beitrage vom kaiserl. Rat Dr. Otto Maly, 154 Abbildungen, einer Nahrungsmitteltafel von Dr. W. Springer, einer Schnittmusterbeilage und Liedern in Notenstich. (Wien. K. k. Schulbücherverlag.)

Häßliche Nasen und ihre Verbesserung. Die neuen Methoden und Erfolge der Nasenumformung im Lichte der Naturgeschichte, Kunst und Medizin. Von Dr. med. Fritz Koch, Berlin. Mit einem Vorwort von Professor Gustav Eberlein. Dritte verbesserte Auflage. (Berlin, W 50. Wega.)



Postkarten des „Heimgarten"

„Dichter von Gottes Gnaden". Schon lang hat uns unser lieber Freund Shavel nichts Erbauliches mehr geschickt, aber dafür überraschten Sie uns jetzt mit Versen, die ich — Ihrem Wunsch entsprechend — den Lesern vorlege:

„Die Wellen können branden,
Doch nie zu Riffen werden;
Die Häfen, die versanden,
Zur Qual den Schiffen werden;
Das Weib will nicht verstanden,
Es will begriffen werden." —

Ferner das tiefsinnige:

„Das Schweinchen ist sehr speckig,
's wird bald zum Naschen werden.
Das Leben ist sehr dreckig,
's müßt' mal gewaschen werden!"

Wollen Sie die Wäsche besorgen?

„Gut deutsch allerwege". Deutschnationaler in Reichenberg. Ich meine, wir sollten bei Sitten und Gebräuchen nicht einmal den sittlichen Maßstab unserer Vorfahren unbedingt übernehmen. Alles muß sich im Laufe der Zeit ändern, muß sich den wechselnden Verhältnissen anpassen. Wer Ersterbendes um jeden Preis am Leben erhalten will, gerät leicht ins Hintertreffen. Blicken wir überhaupt nicht zu weit nach rückwärts. Auch in der Nachahmung des „Guten" kann man zu viel tun. Unser völkisches Streben soll dahin gehen, mit der Entwicklung bedachtsam fortzuschreiten und unser Leben mit seinem Denken und Fühlen harmonisch zu gestalten — stets eingedenk, daß die Erhaltung und Förderung der deutschen Kultur für uns eine angeborene Pflicht ist. H. L. R.

Zweifler. Der österreichische Flottenverein ist von jedem klarblickenden Deutschen zu unterstützen. Natürlich dürfen darunter unsere nationalen Schutzvereine nicht leiden.

Büchernarr in Linz a. D. „Buch der Saison" heißt auf gut deutsch: „Über's Jahr liest's keine Katz mehr." Ein Augenblickserfolg bedeutet an sich künstlerisch wenig, aber er kommt jedenfalls materiell dem Verfasser zugute, der dies zu schätzen weiß. Welche Bücher der Jetztzeit nach fünfzig, nach hundert Jahren noch gelesen werden dürften? Wenige. Gott sei Dank!

(Geschlossen am 20. Februar 1913.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Köck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

und gelassen, von Bedenken und Skrupeln geplagt, mit seinem Kanzler. „Lieber Freund“, sagte er, „ein Schauspiel sondergleichen erleben wir: Hohenzollern, Habsburger, Napoleoniden, Bourbon-Orleans und die anglisierten Sachsen-Koburg-Gothaer unter einem Hut — unter dem Hute Preußen-Deutschlands! Und doch . . .“ Er überlegte in sich versunken. „Auch diese letzte Kraftprobe vor dem Tod wird uns nicht retten. „Nichts Irdisches währt ewig. Alle Völker verschwanden schließlich aus der Geschichte. Das lehrt die historische Wissenschaft. Phönizier, Babylonier, Ägypter, Perser, Mazedonier, Spartaner, Athener, Römer und viele, viele, deren Namen schon vergessen sind, opferten dem ehernen Weltgesetz, das ‚Vergänglichkeit‘ lautet.“

„Das Judentum starb nicht“, warf Hans Prem ein.

„Eine Ausnahme, welche die Regel nicht Lügen straft. — Jetzt sind wir an der Reihe. Das Dasein jeder Rasse ist endlich und begrenzt. Aufstieg, Höhepunkt, Niedergang, diese drei Epochen durchlaufen die Völker, bald rascher, bald langsamer. Auch die Germanen und die Romanen leisten dem Schicksal ihren schuldigen Tribut. Nähren wir daher keine trügerischen Hoffnungen, Doktor, Europa wird keine Ausnahmsstellung einnehmen und seine Kreise vollenden. Was sind wir heute gegen früher? Schatten, Gespenster! Ruhmlose Zeugen einer gloriosen Vergangenheit, Überbleibsel des Gewesenen. Gegenwart und Zukunft wohnen jenseits des Atlantischen Ozeans und der erwählte Mann im weißen Haus befiehlt über die Amerika untertänige Erde. Ich, für meine Person, habe mich damit abgefunden.“

Beinahe hatte der philosophische Monarch, der an die Unfehlbarkeit menschlicher Theorien glaubte, Recht — beinahe! Die Vereinigten Staaten von Amerika rissen die Suprematie an sich und blickten höhnisch lachend auf das geschwächte Europa herab. Japaner, Inder, Chinesen, Afrikaner und Australier mußten sich demütig unter die Zuchtrute der meer- und landbeherrschenden Herren beugen und nur das morsche, auch noch im Sterben stolze und zähe Europa fristete sich leidlich selbständig fort — es genoß die Freiheit des Pestkranken, an den sich niemand heranwagt. Erkaltet, der frostigen Sorge und Entbehrungen anheimgegeben, vegetierte es — aber in ihm lebte noch eine starke Arbeitslust und eine Energie, die sich gegen das Verhängnis wehrte.

Deshalb durfte der Reichskanzler, dem sein weißgelocktes Haar bis zu den Schultern reichte, dem Kaiser antworten: „Majestät, ich bin nicht kleinmütig. Als Europa noch auf dem Kulminationspunkt seiner Entwicklung stand, als es auf der äußersten Schneide balancierte, ja, da vernahm ich das Knistern und Krachen und Bersten in seinem Innern. Es war damals, da der Panamakanal nivelliert dem internationalen Verkehre übergeben wurde. Dann gebaren die Hirne findiger Ingenieure

hatten da gesiegt, nein: Das Eis, die Gletscher, die Todeskälte, die vom Pol her wehte und Meere und Seen und Flüsse überglastete, die bebaute Erde verdarb und die Ernten im Keim ausrottete. Nur von der allgewaltigen Natur selbst konnte Europa, die Metropole der weißen Rasse, überwunden werden. Die Metropole der weißen Rasse, nicht die weiße Rasse als solche, denn ihre Nachfolger waren ihre Abkömmlinge. Freilich in manchem mißraten, entartet, verdorben, unrein, gemischt und vermengt mit dunkelfarbigen Elementen, deren Blut unruhiger gärte und die Edelrasse vergiftete. Schlechtes Blut aber wird nie dauernd herrschen!

Amerikanische Gelehrte, Geographen und Anthropologen erklärten einhellig, daß die Europäer infolge der Eiszeit wie die Indianer und Botokuden aussterben würden, und Statistiker berechneten bereits, daß spätestens in fünfzig Jahren der letzte Brite, der letzte Deutsche und Franzose mit seinem Tod den Untergang seiner Nation besiegeln müßte. Und die vorläufigen Tatsachen schienen den Theoretikern Recht zu geben.

Ein Jahrzehnt nach dem Hereinbrechen der Katastrophe zählten England, Deutschland und Frankreich zusammen nur fünfundzwanzig Millionen Einwohner — also viel weniger als nach dem dreißigjährigen Kriege — und die Epidemien und die Auswanderungssucht verringerten noch fortwährend die Bevölkerung. Ein Debacle ohne Beispiel, dessen Abschluß klar vor aller Augen zu stehen schien.

Aber unerwartet, so unerwartet, wie es der Weltgeschichte oder dem Weltgeist zuweilen zu sein beliebt, stockte der als unvermeidlich dargetane Prozeß des Niederganges. Niemand wußte genau, wie und wann es eintrat, doch plötzlich verminderte sich die Bevölkerung nicht mehr — im Gegenteil, sie nahm wieder schrittweise zu und dadurch gewannen die Menschen Selbstvertrauen, rafften sich auf und der wiedererwachte Mut erfüllte sie mit frischen Hoffnungen.

Als äußeres Zeichen dieser sichtbarlichen und erstaunlichen Wiedergeburt konnte es gelten, daß ein europäischer Staatenbund, die Vereinigten Staaten von Europa, zustande kam; er umfaßte die vier bedeutendsten Reiche — Deutschland, England, Frankreich und Österreich-Ungarn — und der jeweilige deutsche Kaiser präsidierte ihn. Damals regierte Friedrich Wilhelm V. und sein verdienter Kanzler war Doktor Prem, der greise, der gereifte, der den Kopf immer oben behalten hatte und nie verzweifelte. Die gemeinsame Not schmiedete den Bund der Staaten, die in der herrlichen Blütezeit ihrer Entwickelung nichts Besseres zu tun wußten, als einander das Gute zu mißgönnen, einander zu zerfleischen und zu bekriegen.

Friedrich Wilhelm war eine nachdenkliche und etwas schwerblütige Natur und am Vorabend der Proklamation zum Bundeskaiser, die sich in Anwesenheit der befreundeten Fürsten vollziehen sollte, beriet er ernst

absurdum geführt, und Staat und Gesellschaft überboten einander, entartete Individuen zu erhalten. Der Europäer büßte seine Rasseninstinkte ein, jeder Mensch galt ihm gleich, auf die Staatsleitung gewannen gerade jene Schichten den stärksten Einfluß, die dafür das geringste Verständnis hatten, die entweder von einem verschwommenen Kommunismus schwärmten oder eine sinnlose Abkehr vom Leben oder eine ekelhafte Verehrung des Kapitals predigten. Bauer sein wollte niemand, man ließ die heimische Scholle im Stich und schwor auf den Segen der alleinseligmachenden Industrie. Man irrte von der gesunden Mittellinie ab, die Extreme verabscheut. Diese verkehrten Grundsätze, die naturwidrigen Bestrebungen ruinierten die Volkskraft und verursachten den Verfall."

„Sie verurteilen also die Demokratie, Exzellenz", sagte der Kaiser, „und reden der Austilgung alter und kränklicher Individuen das Wort, um den gesellschaftlichen Organismus von den Schmarotzern, die nichts oder nichts mehr leisten, zu befreien? Ich gestehe offen, daß ich solche Ideen verwerfe, weil sie brutal sind."

„Majestät verstehen mich nicht recht, ich bin für das Maßhalten. Ich verachte die Demokratie als die Vorherrschaft der blinden Mehrheit ebenso wie anderseits die Tyrannis, als das System, in dem auch ein Wahnsinniger — gibt ihm seine Geburt nur Anwartschaft auf den Thron — Führer eines Staates ist. Die Besten sollen führen ... Und nichts liegt mir ferner, als den Mord der Alten und Kranken zu predigen, aber nie durfte es gestattet sein, daß geistig und körperlich Elende sich fortpflanzen. Gleiches erzeugt Gleiches und es ist ein Verbrechen wider den heiligen Geist der Natur, der Entartung Vorschub zu leisten und die Rasse gewissermaßen absichtlich, sehenden Auges, zu verderben! — Doch darüber haben wir nicht zu rechten, denn das Schicksal hat es bereits übernommen, unsere Fehler zu korrigieren und unsere Kurzsichtigkeit zu ahnden. Die hereinbrechende Eiszeit peitschte Europa und die Europäer mit stählernen Ruten. Mit ihren harten Existenzbedingungen, denen wir fluchten, weil wir ihre Segnungen nicht begriffen, leistete sie der Menschheit den denkbar wertvollsten Dienst: Alles Schlechte und Mindere erlag den Strapazen. Aber die Widerstandsfähigen und das Kraftvolle obsiegten. Das kalte Klima leitete einen Prozeß der Auslese ein und lehnte ab, was sich einer überfeinerten Kultur und einer dekrepiten Weltanschauung als Ballast angehängt hatte. Die Eiszeit rettete uns vor dem Verfaulen und unser Volk wurde wieder enthaltsam, stark, bescheiden, arbeitsfreudig, und gesundete."

„Sie Optimist!" murmelte Friedrich Wilhelm lächelnd und nur halb überzeugt, denn er verglich im Geiste die blühenden Staaten Europas von ehemals mit den kümmerlich ringenden, auf etliche Millionen zusammengeschmolzenen Völkern von jetzt.

die wahnwitzig scheinende Idee, uns den Golfstrom zu entziehen, uns in eine Eiskammer zu setzen. Nahmen wir den Plan ernst? Nein, die Meisten spotteten und die Staaten rührten sich erst, als es zu spät war. Europa sammelte seine Flotten, rüstete die Armada aus und meinte, damit genug geleistet zu haben. Und wir hätten gesiegt, wir hätten siegen können, wenn der Europäer das gewesen wäre, wofür er sich hielt. Die Überschätzung rächte sich. Wir waren degeneriert, zerzankt, entmannt, durch den Luxus verweichlicht, nur bei Sonnenschein großsprecherisch und bei trübem Wetter zermürbt und jammernd. Nur ganz wenige Persönlichkeiten repräsentierten die vornehme Rassenkraft der Arier — aber was vermögen Einzelne, wenn die Menge verderbt ist? Im Streit der Völker entscheiden die Massenqualitäten und die Qualitäten unserer Massen taugten nichts. Deshalb enttäuschte die Armada, versagte und unterlag — mußte unterliegen. Ihrer Niederlage aber folgte mit unbeugsamer Konsequenz der Sturz Europas. Doch so plötzlich, mit einem einzigen Schlag fällt man ein großes Volk nicht! — Dazu war die Eiszeit notwendig, die grauenvolle Eiszeit, die alles verschlingen wollte, was Kultur und Zivilisation schufen. Wir duldeten wie Kinder, denen ihre Lieblingsspielzeuge zerbrachen. Bis wir unsere Tränen trockneten, auch wie Kinder, die den kläglichen Schmerz bald vergessen. Die Todesahnungen retteten uns, das Entsetzen vor dem nahen Ende befreite uns von Schlacken, von Fehlern und Gebrechen, wir steiften die Nacken und sind heute — so sonderbar der Optimismus auch anmuten mag — stärker und gesünder und besser als unsere Vorfahren vor einem halben Jahrhundert waren, da Europa fast noch unbestritten die erste Geige im Konzerte der Nationen spielte."

„Wieso?" fragte Friedrich Wilhelm und sah den Kanzler träumerisch an. „Wie ist das zu verstehen? Womit begründen Sie ihre Behauptung?"

Doktor Hans Prem entgegnete: „Mit der französischen Revolution, welche die allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte in die Staatsverfassungen einschaltete, setzte sich ein Prinzip durch, das mit seinen doktrinären Übertreibungen ein Verhängnis wurde. Es stemmte sich der Natur, die überall Vielartiges schafft, entgegen und proklamierte die Gleichheit aller — der Starken und Schwachen, der Gesunden und Kranken, der Athleten und Krüppel, der Klugen und Dummen, der Philosophen und der Idioten. Das nannte man Humanität und Gerechtigkeit und tat sich darauf viel zugute. Alles war auf die Bedürfnisse der Minderwertigeren zugeschnitten und die Gesellschaftsordnung kümmerte sich nur um die Wünsche und Ansprüche der Dutzends. Und was entstand daraus? Ein mühsames Großziehen und Hüten und Pflegen und Aufpäppeln der Dummköpfe und Bresthaften auf Kosten und zum Nachteil aller anderen. Das Gesetz der Nächsten- und Menschenliebe wurde übertrieben, ad

Schutz findend. Eine Genügsamkeit, die den Luxus gering achtete und den giftigen Gegensatz zwischen überwucherndem Reichtum einerseits und darbender Armut andererseits für immer beseitigte, begründete ein dauerndes und stilles Glück unter den schwer geprüften, tatkräftigen und nüchternen Völkern Nordeuropas, wohingegen die südlichen Rassen, sowohl die, welche eine leidliche Unabhängigkeit hatten, als auch die, welche durch Amerika verwaltet wurden, langsam hinsiechten und verrotteten.

Von dem Reichtum der Vergangenheit war beinahe nichts übrig geblieben. Der Staat erklärte, die Zinsen seiner Papiere nicht mehr aufbringen zu können, so daß sie wertlos wurden, und auch alle Aktien und sonstigen Scheine warfen keinen Ertrag ab, seitdem die alten industriellen Etablissements stillestanden.

Die vergletscherten Höhen und Hochebenen hatte man verlassen und zog lieber in die Täler und Ebenen, wo die abgehärteten, gestählten und selbstsicheren Geschlechter zufrieden und gesund die Scholle mit Egge und Pflug bebauten. Und dabei erlangten die Menschen eine heitere Fröhlichkeit, die in nichts an die alkoholische Ausgelassenheit von früher gemahnte, und verachteten den Ballast und die Fesseln, die man sich mit der Wertschätzung von Tand auferlegte, dem vergangene Generationen Ruhe und Zufriedenheit geopfert hatten. Kunst und Literatur wurden gleichfalls gepflegt, boten anregende Zerstreuung, verschönten das Dasein und leiteten zu höheren Lebensformen über.

Demnach sagte Doktor Prem nicht zuviel — die Eiszeit, weit davon entfernt das alte Europa zu vernichten, regenerierte es, frischte es auf und gab den Anstoß zu einer herrlichen Wiedergeburt.

*
* *

Ein völlig anderes Bild boten die Vereinigten Staaten von Amerika.

Zwar erdröhnte der ganze Kontinent von Lobeshymnen auf den Glanz und die Pracht und die Macht der Union, aber wer unparteiisch die Augen auftat, der mußte ängstlich werden, und nichtoffizielle, kritisch erwägende Kreise dachten mancherlei, was öffentlich herausgesagt, von Hyperpatrioten und Chauvinisten „Ehrlosigkeit“ und „Verrat“ genannt worden wäre.

Das üppige Golfstromklima, in dem Handel, Gewerbe und Industrie so erstaunlich blühten, wie Frühlingspflanzen unter einem milden Regen, hatte doch auch seine argen Schattenseiten. Hier strömten Riesenkapitalien in die Tasche weniger zusammen und dort entbehrten Millionen! Die Teuerung nahm zu, Trusts und Kartelle schraubten die Preise nach Gutdünken hinauf und täglich erweiterte sich der Abstand zwischen den besitzenden Unternehmern und dem besitzlosen Proletariat. Der

„Die Tatsachen bestätigen die Richtigkeit meiner Ansichten", erwiderte der Reichskanzler. „Unsere Entwicklung hat neuerdings wieder eine aufsteigende Linie genommen." —

Die Proklamation des Deutschen Kaisers zum Oberhaupte der Vereinigten Staaten von Europa verlief würdig und feierlich ernst. Umgeben von den Fürsten, die ihn wählten und ihm huldigten, leistete er den Eid und gelobte, alles zu Nutz und Frommen der Gesamtheit zu tun. Ohne lärmenden Tamtam, ohne Geschrei und ohrenbetäubende Lustigkeit ging die einfache aber eindrucksvolle Feier vonstatten. Die Einheimischen und Fremden, welche in den Straßen Berlins standen und schauten, um den Aufzug der Herrscher und Würdenträger zu sehen, unterschieden sich beträchtlich von dem Mob, der seinerzeit bei ähnlichen Gelegenheiten zusammenströmte. Hochgewachsene, blonde, blauäugige Gestalten bildeten Spalier und ihr schöner Typus erfüllte die Forderung John Ruskins, der einst schrieb, unser Ziel müsse sein, eine möglichst große Anzahl breitbrüstiger, heller und froher Menschen heranzuziehen. Verschwunden waren die Rassenschädlinge, die überlang vordrängerisch in den ersten Reihen standen, die Kleinen, Gedrungenen, Untersetzten, die Schwarzhaarigen mit platten Nasen, die Dunkeläugigen mit den mongolischen Backenknochen und die Verunstalteten, deren körperliche Häßlichkeit der Ausdruck ihrer geistigen Beschaffenheit war — die Eiszeit vertilgte sie, trieb sie dahin, wo es sich bequem leben ließ, nach Afrika, nach Amerika. Und übrig blieb das Germanische, das nun, befreit von keltischen, mittelländischen und orientalischen Parasiten, aufatmete.

Das mißhandelte Europa bewies, daß seine Größe nicht einzig und allein von der Gnade des Golfstromes abhing und fand sich allmählich tapfer mit den umgestalteten, keineswegs günstigen Verhältnissen ab. In den Wirrwarr war wieder Ordnung gekommen. Regelmäßige Eisenbahnverbindungen, allerdings spärlicher, dienten wie früher dem Verkehr, ebenso Dampfschiffe und Luftfahrzeuge. Überhaupt war keine einzige technische oder ideelle Institution verloren gegangen, nur hielt man sich von Extremen und vom Überschwang weise fern, verzichtete klug auf jegliche Überhastung, legte Gewicht auf eine beschauliche Lebensweise, und dort, wo die Kälte, der Schnee, das Eis einen ruhigen Fortschritt tödlich bedrohten, waren ingeniöse Köpfe und fleißige Hände sofort dabei, die Fährlichkeiten unwirksam zu machen. Großartige Anlagen nach dem System Meynert, das Wärme aus dem Erdinnern zog, und nach dem Vorschlag des Ingenieurs Blume, der die Luft zur Erzeugung besserer Temperaturen verwendete, erwärmten künstlich weite, weite Ländereien, auf denen Korn und Obst, sogar Reben gediehen, wo Viehherden weideten und die Menschen in Häusern mit besonders praktischen Heizanlagen wohnten, darin auch in den strengsten Wintern hinreichenden

„Was plauscht das Gerippe?“ fragte man respektlos, wenn der Schöpfer des Panamakanales und der Beherrscher des Golfstromes seine mahnende Stimme erhob. „Er soll abtreten. Er verstellt nur den Platz!“

Die „Goldenen“, wie sich die Gruppe der reichsten Industriellen, Börseaner und Farmenbesitzer am liebsten nannten, hatten schon einen Präsidentschaftskandidaten in Aussicht, einen gewissen Abraham Maulson, einen aus Lodz zugezogenen Fellhändler, der als Finanzgenie ausgeschrien wurde, um den Triumph der Kapitalbestie zu krönen. Das Proletariat, das sich gleichfalls zu organisieren begann, gehorchte willenlos seinem Häuptling Theodor Chin, dem Sohn eines Chinesen und einer Mexikanerin, der gegen das Privateigentum den Kampf bis aufs Messer ankündigte; seine Lehre war ein Elaborat sozialdemokratisch-anarchistisch-nihilistischer Phrasen, wie sie die alte Welt bereits überwunden hatte.

In dieser Parteienbildung spiegelten sich die ungesunden Verhältnisse, die den Staat einer Katastrophe entgegentrieben, wider. Weltverbesserer durchstreiften die Union, warben Anhänger und wühlten. Einer der gefährlichsten war der Mulatte Tom-Tom, dem in erster Linie die Neger und die slawischen uud romanischen Einwanderer zujubelten. Die Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten fühlte sich! Der Golfstrom erzeugte in Zentralamerika ein dem afrikanischen ähnliches Klima, das der schwarzen Rasse ungeheuer behagte. So übermannte sie ein Rassengrößenwahn, schon entsendeten sie in den Kongreß nach Washington hundertunddreißig Deputierte und Tom-Tom, ein sechs Fuß hoher, im Boxen geübter Halunke, predigte in einem mangelhaften Englisch die Überlegenheit der Schwarzen über die Weißen. Der Mohrenmissionar Hussan Mahmud führte sogar einen wissenschaftlichen Beweis, daß Christus und die Apostel — Äthiopier gewesen waren.

Die Gluthitze, das Danaergeschenk des Golfstromes, brütete die abenteuerlichsten Hirngespinnste aus und die allerbesten Rassenelemente Amerikas, die Germanen — nur dann gesund und leistungsfähig, wenn sie mit der Natur zu ringen hatten — erlahmten und wurden zurückgedrängt. Sie wichen dem Gifthauch, den das Gold verbreitete, und starben daran. Nicht mehr die Goulds, die Astors, Rockefellers, Carnegies und wie die Helden des Geldsackes zur Zeit Roosevelts hießen, marschierten an der Spitze; andere ersetzten sie und die Namen schon charakterisierten den Wechsel zum Schlimmeren: Harry Sonnenschein kommandierte den Wursttrust, Iwan Gagnikoff monopolsierte die Strumpfbändererzeugung, Toni Toselli gründete ein Taschenmesser-Weltsyndikat, Wenzel Pospischil u. Co. besaß alle Luftfahrzeuge zwischen dem atlantischen und dem stillen Ozean und — um noch einen heraus-

roheste ökonomische Egoismus zog den hart Arbeitenden den letzten Cent aus der Tasche, und die Industrieritter, die Börsenkönige, die Farmer und Zwischenhändler schwammen in Gold, warfen das Geld protzend zum Fenster hinaus und formten den Staat, den sie durch Bestechungen korrumpierten, zu einem Hilfs- und Schutzinstitut ihrer skrupellosen Ausbeutung um. Nur die Arbeiter schufteten für Hungerlöhne und die zahlreichen Monopole schufen eine moderne Organisation der Sklaverei. Reichwerden! Über Nacht reich werden! Diese verlockende Formel charakterisierte den Geist in der Union. Wer nicht eine halbe Million Dollar sein Eigen nannnte, der zählte kaum, der wurde verachtet und mit Füßen getreten. Geld bedeutete Genuß, denn jeder Genuß war käuflich — nur käuflich; mit Geld rückte man in eine höhere Gesellschaftsklasse vor und gewann damit an Wert. Der Arme war ein Vieh, das jeder nach Belieben marterte. Ein tolle Erwerbswut raubte den Menschen die Vernunft, die Besonnenheit und den Rest von Charakter. Einer betrog den anderen, und die Gesetze begünstigten den Betrüger, wenn er nur klug zu Werke ging und die Richter entsprechend beschenkte. „Seinen Vorteil wahren", hieß dieses Prinzip. Väter, Mütter und Erzieher lehrten die Kinder zuerst das Wort „verdienen" stammeln.

Ideale Werte existierten nicht. Niemand fragte: „Was kannst du?" selten jemand: „Wer bist du?" und am häufigsten hörte man: „Was hast du?"

Das goldende Kalb thronte hoch erhaben über alle anderen Gottheiten, obschon eine äußerliche Frömmigkeit zum guten Ton gehörte.

Der Moloch Kapital nährte sich mit Menschenopfern.

Präsident William Sanders, der halbblinde Neunzigjährige, war trotz seiner Herzenskühle eine durch und durch anständige und unbestechliche Natur, und er betrachtete die bösen Vorgänge ringsum kopfschüttelnd, aber zu alt, zu müde und zu ruhebedürftig brachte er nicht die Energie auf, den Augiasstall mit eisernen Besen zu kehren. Und hätte er auch die Energie gehabt — wer weiß, ob nicht die Milliardäre der Wall-Street Mittel und Wege gefunden hätten, ihren ungeschlachten Widersacher zu beseitigen ... So beschränkte er sich auf „Botschaften an die große Union" und bettelte darin unwürdig, man möge sich bekehren, sich besinnen und einhalten, aber die Jungen, die seine Denkweise nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, verlachten und bespöttelten den schwatzhaften Greis und waren bald einig, ihm einen Nachfolger zu geben, der seiner Zeit — und dem Golde besser diente als der alte Moralist, dessen Helden- und Ruhmestaten noch bei seinen Lebzeiten in Vergessenheit gerieten.

Seit fünf Monaten fiel kein Tropfen Regen und kein Wölkchen, nicht das zarteste, verhüllte auch nur für Augenblicke die Sonne.

Amerika verzweifelte.

Und plötzlich schrie es einer gellend und anklagend heraus: „Der Golfstrom! Der Strom des Todes!“ und Millionen stimmten zu: „Der Todstrom! Der Todstrom . . .“ Wirr und blöde brüllten sie: „Wir werden gekocht, verbrüht, geröstet!“ und um die Wette kreischten die Exaltierten: „Rettet uns vor dem Golfstrom, vor dem Abfluß der Hölle — der Hölle, der dreimal verfluchten Hölle!“ Dem bellenden, stöhnenden Gekeife wohnte eine suggestive Kraft inne, so daß Männer, Frauen und Kinder die Arme gegen den Himmel reckten und flehten: „Weg mit dem Unheilbringer, weg mit ihm! Wer rettet uns?“

Dazu die törichte Anklage der ihrer Sinne nicht mehr Mächtigen: „Lyncht den, der den Plan ausklügelte, uns zu verbrennen! Ein Teufel, ein Teufel, ein Teufel ist er!“

Der, der den Plan ausdachte, der einst mit göttlichen Ehren Überschüttete, den die Meute jetzt ans Kreuz schlagen wollte, Präsident William Sanders, starb in der Nacht vom 19. zum 20. Juli an der sengenden Hitze, die seinen greisen Körper mordete. Im Todeskampf wimmerte er: „Ein großer, ein großer Fehler . . . Gut machen . . . Gut — machen.“

Die Hitze schwoll weiter an. Die Thermometer platzten. Die Flüsse trockneten aus. Die Krematorien vermochten nicht die Hälfte der Leichen, die man ihnen brachte, einzuäschern; es waren zu viele; deshalb und weil die Behörden von den Verbrennungen eine Steigerung der Wärme befürchteten, kehrte man zur älteren Methode zurück und scharrte die Toten in Massengräber ein.

Trotz aller Mühsale ließ die Verwaisung des Präsidentenstuhles die von der Glut Gefolterten ihre Sorge und Qual vergessen. Das Problem: Wer wird Amerikas erster Bürger und was wird er leisten? stachelte die stumpfen Geister an und die politischen Leidenschaften belebten auch die Sterbensmatten. Kaum daß William Sanders den letzten Atemzug getan und die Todesbotschaft in der Union bekannt geworden war, standen auch bereits die Kandidaten da, die sich um die Nachfolgerschaft bewarben: Abraham Maulson, der Vertrauensmann des unersättlichen Kapitalismus, Theodor Chin, der Anarchist, und Tom-Tom, der Negerhäuptling. Und sofort entbrannte der Wahlkampf, den man nicht mit Worten und Programmen führte — nein, mit Fäusten und bald mit Revolvern, und als der Streit auf die Armee übergriff, fiel auch diese auseinander, gespalten durch die divergierenden Sympathien, die sich die drei Präsidentschaftskandidaten erwarben. Da gab es in den Vereinigten Staaten mit einem Schlag drei uneinige Heerscharen, die

zugreifen — Anselm Meyer Rothschild, ein Sproß des gleichnamigen Frankfurter Hauses (das im Eiszeittaumel verkracht war) befehligte als Admiral die panamerikanische Flotte . . .

Der russische Admiral a. D. Popranoff-Steckelberg stand einem Detektivbureau vor und arbeitete zum Schrecken aller mit Drohungen und Erpressungen.

Amerika hatte den Bankrott Europas herbeigeführt, aber die Europäer quälten nun Amerika.

Eine üble Rassenvermischung verdarb das Volk; Neger, Chinesen, Levantiner, Griechen, Juden, Armenier, diebische Süditaliener und rauflustige Südfranzosen, Tschechen, Polen, Russen und diesen ebenbürtige Elemente fischten im Trüben, fremdes Blut mengte sich und zeugte ein Geschlecht, das nichts gemeinsam hatte als die Flagge mit den Sternen, unter denen Spekulanten gaunerten, um die unersättliche Gier nach Gold, Gold und wieder Gold zu befriedigen . . .

XII. Die Entscheidung.

Ein Flämmchen genügte, um den in der Union angesammelten Zündstoff in lohenden Brand zu setzen, und dieses Flämmchen entzündete der glühende 19. Juli des abnorm heißen Jahres 1980. Eine brodelnde, sengende Schwüle lähmte mit bleierner Trägheit die Oststaaten der Union und breitete sich von hier strahlenförmig über den Kontinent aus. Die Straßen der Städte starrten menschenleer, in den Comptoirs und Fabriken arbeitete niemand, und wem es sein Beruf irgendwie ermöglichte, der lag im Bad, in einer der überfüllten Schwimmanstalten, wo man sich um einen Platz balgen mußte, in einem Teich, einem Fluß oder in einem sumpfigen Tümpel. Man war nicht wählerisch, wenn man nur etwas Wasser fand, um den transpirierenden Körper, der sonst seine Funktionen einstellte, ein wenig zu erfrischen. Hitzschläge töteten Hunderttausende und die Meteorologen, mit der Frage bestürmt, ob die wolkenlose, unerträgliche Witterung, die alles Leben abdorrte, noch lange andauern würde, zuckten die Achseln — nichts gewährte Hoffnung auf einen Wetterumschlag, einen Regen, doch sie getrauten sich nicht, ihre ungünstige Prognose ehrlich einzugestehen und erteilten ausweichende Antworten.

Alles geschah, was mit den vorhandenen Mitteln gegen die tropischen Temperaturen, die Tag und Nacht gleich quälend blieben, überhaupt geschehen konnte, aber dieses alles war viel zu wenig, die Mittel reichten nicht aus, um zu helfen. Man hatte sich seit der Gewinnung des Golfstromes ja schon an grandiose Hitzwellen gewöhnt, doch die im Juli 1980 siegte über die menschliche Fähigkeit, sich den enormen Temperaturen anzupassen. Gegen Kälte hätte man warme Kleider und Heizungen gehabt, aber gegen diese feurige Hölle . . .

Das entschied. Abraham Maulson war abgetan und für Tom-Tom agitierten ausschließlich die Schwarzen und Einwanderer, die nichts zu verlieren hatten. Das war denn doch ein zu minderes Häuflein, das den Massen, die „Fort mit dem Golfstrom! Fort mit dem höllischen Todesstrom! Erlöst Amerika von ihm!“ brüllten, nicht gewachsen war.

Auf eine reguläre, zeitraubende Wahl verzichtete man, durch Akklamation auf den Schild erhoben, zog Theodor Chin ins Weiße Haus ein und sein einziger Programmpunkt lautete lapidar: „Ans Werk! Es lebe Florida! Zu den Maschinen! Weg mit den Dämmen!“

Noch nie hatte ein Eroberer einen Staat so mühelos gewonnen wie der schlaue Chin, der die gelben Zähne fletschte und dachte: „Und dann? Dann bricht die Epoche der Anarchie an!“

*
* *

In Europa überraschte der Entschluß, das Riesenwerk, das den Gang der Weltgeschichte wie nie eine Tat zuvor bestimmt hatte, zu zerstören und damit auch auf den wirtschaftlichen Aufschwung zu verzichten, den die Union durch die Klimaänderung und den Ausfall aller Konkurrenten genommen hatte.

Gar viele jubelten beglückt und fremde Menschen umarmten und küßten einander auf der Straße.

Der Golfstrom würde also wiederkommen, seine blauen Wellen würden wieder die Ufer des alten Europa bespülen, die Eiszeit war so gut wie vorbei, der Schnee, die Gletscher würden schmelzen, und eine wonnige Zukunft strahlte schon in der Vorstellung ihre Verheißungen aus. Aber seltsam, abgesehen von den Spekulanten, die sofort Berechnungen über wiedergewonnene Grundrenten und mögliche Industrieunternehmungen aufstellten, und abgesehen von den bejahrten Leuten, die unter der Kälte körperlich und seelisch litten, war die Begeisterung nicht tief und nicht anhaltend. Und gar mancher schüttelte einsichtsvoll den Kopf: „Laßt uns in Frieden leben! Wir brauchen den Golfstrom nicht, wir wollen nicht, was er mit sich bringt — die Hast, die Eile, den Erwerbshunger. Wir sind ohne ihn zufrieden — wir wurden durch seinen Verlust besser!“

Dem Bundesparlament, das in Berlin tagte, ging eine übersichtliche Darstellung des Sachverhaltes von seiten der Regierung zu, damit sich seine Beschlüsse auf verläßliches Material stützten, und Kanzler Doktor Prem, dem die Last der Jahre und der großen Verantwortung seines Amtes den Rücken beugte, der aber dennoch helläugig wie ein Jüngling ins Leben schaute, sprach erläuternd dazu folgendes: „Meine Herren! Jahrzehnte sind erst verstrichen, seit Europa seine uralte, ihm von der Natur selbst geschenkte Wärmequelle, den Golfstrom, einbüßte und dadurch an den Rand des Verderbens trieb. Meine Herren, Ihnen

einander mit allen Mordwerkzeugen der Ballistik auf Tod und Leben bekriegten.

Am 21. Juli schon — die Sonne strahlte nach wie vor in ungetrübter Pracht — glich die Union einem künftigen Schlachtfeld. Revolution! In jedem Bundesstaat, in jeder Stadt, in jedem Dorf, in Nord und Süd, in Kanada und am Kap Horn wütete die Furie des Bürgerkrieges.

„Hie Maulson!“ — „Hie Chin!“ — „Hie Tom-Tom!“

Irrsinn, Verrücktheit, Unzurechnungsfähigkeit, Haß, Neid und Rache, außerstande das, was vorging, richtig und unparteiisch zu beurteilen, und das Unausbleibliche des Chaos vorauszusehen, drückten diesen wahnwitzigen Tagen ihre blutige Signatur auf.

„Hie Maulson!“ — „Hie Chin!“ — „Hie Tom-Tom!“ Man focht für Namen, für leere Begriffe . . . bis die Realität ihr unumstürzliches Recht begehrte und die Massen, die verdursteten, alles übertönend, wehklagten: „Rettet uns vor dem Todesstrom, vor dem Todesstrom . . .“

Vielleicht hätte ein Landregen, vielleicht hätte schon ein Gewitter genügt, die Menschen zur Besinnung zu bringen, aber es regnete nicht, es wetterte nicht, die Sonne schnellte ihre tödlichsten Pfeile zur Erde und die lichtblaue Warmwasserleitung des Golfstromes verzehnfachte die Schmerzen der Menschen, die in dieser Feuersnot elend eindorrten. Trocken, überhitzt, nicht mehr atembar — eine gasförmige Lava — vibrierte die Luft, so daß, durch sie betrachtet, die ganze Erde bebte.

Auch hier, wie zu Beginn der Eiszeit in Europa, verkündeten sogenannte Propheten den Anbruch des jüngsten Tages, des letzten Gerichtes, und es gehörte wahrlich nur eine geringe Phantasie dazu, sich zu ihnen zu bekennen, so furchtbar erschien die mitleidslos sengende Sonne . . . Keine Kühlung, nichts zu trinken, da die Quellen und selbst die Flüsse versiegten — und so schlachteten die Menschen einander ab, um das Blut aus den Adern der Gemordeten zu saugen. Wenigstens naß war es und netzte den Gaumen.

Daneben, freilich ungeregelt und wild, tobte die Revolution, der Streit um die Präsidentschaft, und keine der drei werbenden Parteien errang nennenswerte Vorteile; hier gewann die eine, dort die andere Partei und unbestimmt schwankte das Zünglein der politischen Wage.

Wo — wann würde die Entscheidung fallen?

Da gelang es dem listigen Chin, seine Konkurrenten zu überholen, und diese konnten den Vorsprung nicht mehr verringern. Sie zankten sich herum und haderten und bellten, Chin aber nützte die Volksstimmung aus und verteilte Flugblätter. An jeder Straßenecke klebten sie, in alle Häuser flatterten sie, aus Aeroplanen schwebten sie hernieder und prahlten: „Wir werden Florida wieder aufbauen und die Dämme einreißen, damit wir uns vom Golfstrom befreien!“

Beschränkung zufrieden und genießen das Dasein gedeihlich und harmonisch. Glauben Sie mir vielleicht nicht? Glauben Sie, daß ich Ihnen die schwächlichen Phantasien eines Greises auftische? Blicken Sie doch nach Amerika hinüber — dort sehen Sie, was unser wartet, wenn wir den Golfstrom zurücknehmen. Meine Herren, keine Selbsttäuschung darf uns verführen — ein Kluger will nicht reich werden, um den Reichtum mit Mühen und Sorgen und Ärger zu bezahlen."

„Nein! Nein!" tönte es da aus der Mitte des Bundesparlamentes und die Freunde und Lobredner des Golfstromes waren augenscheinlich in der Minderheit.

Der Reichskanzler schilderte noch drastisch aber gleichwohl objektiv die Wirrungen und die Unruhen der Übervölkerung, der Industrialisierung, des Anwachsens des Proletariats, und so oft eine lärmende Opposition dagegen Einspruch erhob, verwies er bloß auf die Union, die sich eben anschickte, das goldene Joch des Reichtums und des übersättigten Luxus abzuschütteln.

Hernach schritt man zur Abstimmung und im Sinne der Ausführungen des Kanzlers beschloß das Parlament mit erdrückender Mehrheit, an die Vereinigten Staaten von Amerika ein Ultimatum zu richten. Darin wurde die Union energisch aufgefordert, alle Arbeiten einzustellen, die darauf abzielten, den Golfstrom wieder nach Europa zu lenken. „Behaltet den Unglücksseligen!" schloß das Ultimatum, das im Falle der Weigerung mit Repressalien drohte, „Wir verzichten auf den Unheilbringer."

Aber die Union kümmerte sich nicht um den Protest Europas und legte ihn ad acta. Was hatte sie von diesem deklassierten Erdteil, der in der Blüte seiner Macht gegen die Vereinigten Staaten ohnmächtig gewesen war, zu fürchten?

Sowie Präsident William Sanders, dessen Kurzsichtigkeit man nun tief verachtete, nicht eher geruht hatte, als bis Florida entfernt und die Wälle gebaut waren, so ging jetzt Theodor Chin ans Werk, die Dämme mit Dynamit zu sprengen und ein Heer von Eisenbahnzügen, eine Armee von Schiffen und Plätten und eine Legion Flugfahrzeuge führten Steine, ganze Felsstücke und Erde herbei, um Florida wieder aufzuschütten.

Da rüstete Europa seine zweite Armada aus, zum umgekehrten Spiel, um den Vereinigten Staaten seinen Willen aufzunötigen.

Eine verhältnismäßig kleine und zusammengestoppelte, aber bis zum jüngsten Matrosen von Mut und Aufopferung beseelte Flotte stieß unter dem Kommando des Admirals Otto Georg Schimmelpfenning von Kiel aus in die See.

allen ist der Verlauf des Dramas — denn die neue Eiszeit, die uns heimsuchte, ist ein Drama — aus eigener Wahrnehmung bekannt und ich brauche darüber nicht viele Worte zu machen. Wir wehrten uns nach bestem Können gegen Amerikas willkürliches Vorgehen, doch waren wir außerstande, das Unheil abzuwenden. Hätten wir auf den Rat unserer Feinde gehört, dann wäre uns nichts übrig geblieben, als zu sterben, aber wir gehorchten der Stimme in uns, die kategorisch befahl: Lebet! Mit Stolz nun dürfen wir heute sagen, daß wir die Prüfung glänzend bestanden und daß wir den Fluch der eisigen Kälte in Segen verwandelten. Zwar kein Weltfaktor mehr, aber statt dessen innerlich gefestigt, gereinigt und veredelt gingen die guten Rassen aus der Krisis hervor und jetzt, da wir die widrigen Einflüsse zu unserem Vorteil meisterten, wollen die Vereinigten Staaten Amerikas, denen ihr Raub nicht wohlbekam, die Beute wieder verschleudern. Die Union, des Heiles, das sie sich vormals sehnlichst wünschte, schnell überdrüssig geworden, beabsichtigt, den Golfstrom wieder zu verbannen — und wir, wir sollen ihn abermals haben ...“

„Ja! ja!“ klangen Stimmen aus dem vollbesetzten Hause, „Hurra, der Golfstrom!“ Und die Galerien johlten.

„Ruhe! Ruhe!“ wehrten andere ab.

Doktor Prem lächelte, wie man über Kinder lächelt, die ihren Augenblickslaunen folgen: „Ihr wollt ihn wiederhaben? Wirklich? Besinnt euch! Gelüstet es euch nach der Vergangenheit mit ihrer Unrast, Nervosität, einer beängstigenden Übervölkerung und mit der Großmannsucht, der gedankenlos das Teuerste, das wir besitzen, geopfert wurde: der Friede des Herzens? In euren Händen liegt die Entscheidung — seid bedachtsam! Jenes Europa, das zerschellte, versklavte die Menschen mit goldenen Ketten, die Industrie schuf Knechte, der Luxus verdarb uns und der Rauch und der Stank der ewig qualmenden Schlote verdunkelte die Sonne. Unzufriedenheit und Überdruß überall, allüberall! Glaubt Ihr etwa, daß Ihr jetzt den Stein der Weisen habt, um unter den gleichen Lebensbedingungen wie damals unser Dasein anders zu gestalten? Mit dem Golfstrom strömt auch das Einst wieder zu uns, das nichts Zufälliges war, sondern eine Notwendigkeit der Verhältnisse, die es erzeugten.“ Der Reichskanzler schwieg und fuhr erst fort, als alles mäuschenstill blieb: „Tradition und Sagen, märchenhafte Entstellungen, pflegen die Vergangenheit rosig zu schminken, ich aber, der ich Licht und Schatten gleichmäßig in der Erinnerung aufbewahrte, sage Ihnen, daß ich das Gewesene nicht zurückwünsche. Wir liefen Gefahr, von Fabriken und Maschinen umkreist, selbst zu Maschinen zu werden. Das menschliche Leben währt so kurz — ein Tor, der es in Nichtigkeiten vergeudet. Auch das taten wir. Heute sind wir in der

Nit lugg lo!

Von **Josef Wichner.** Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Als der überglückliche Bursche, den Karren hoch mit Streu beladen, sich in flottem Schritte und hoch erhobenen Hauptes dem Dorfe näherte, rief ihn der alte Schuster-Bascha, der Einaug, an.

Der Bascha, der seinen etwas orientalisch klingenden Namen durch Vermittlung des heiligen Sebastian erhalten hatte, war ein weitschichtiger Verwandter der Bürkles . . . so ein Bröcklein aus der siebenten Suppe. Das letzte oder, je nachdem man ging, das erste Häusle auf der Sonnenseite war sein eigen. Dort betrieb er seit undenklichen Zeiten sein Handwerk . . . im Winter in niederer getäfelter Stube, die von Kleister, Pech und altem Leder duftete, im Sommer nach südländischer Gepflogenheit in freier Gottesluft unter dem Holzdache der vorspringenden Laube hart am Wege dem lebenden Brunnen gegenüber, der sein Wasser mit großer Gewalt in den Steintrog sprudelte und Brandsohlen aufweichte. Der Bascha gehörte der alten Schule an. Er klopfte und nähte nach altem Brauch und begnügte sich daher, da die Leute ihre neuen Schuhe meist im fortschrittlichen Städtle machen ließen, mit dem Betriebe einer „Schuhklinik", die ihn, den einsamen und bedürfnislosen Witwer, immerhin ernährte. Der Einaug war er vor Jahren bei einem Meinungsaustausch mit seiner Seligen geworden, der er, als sie schließlich „lugg lo" mußte, in aller Aufrichtigkeit und in Goldbuchstaben auf den Grabstein die Worte hatte schreiben lassen wollen: „Ihr ist wohl und mir ist besser". Aber der Pfarrer, der war kein Wahrheitsfreund, der hatte dagegen protestiert, daß der Bascha seinem natürlichen Gefühl vor aller Welt Ausdruck verleihe, und so hatte er heucheln müssen, und auf dem Steine stand: „Auf Wiedersehen!" Und so oft der Bascha, was er als christlicher Mann denn doch tat, nach dem Gottesdienste am Grabe ein Vaterunser betete und sein Blick auf die Schrift fiel, tat er einen schweren Seufzer . . . denn er fürchtete für sein gesundes Auge.

Einstweilen aber leistete ihm dieses Auge noch treffliche Dienste, und wohin es nicht reichte, half ein schmieriges Pappendeckelfernrohr aus Galileis Zeiten nach, also daß er den Weg vor sich und rechts und links beherrschte und, in die Ferne spähend, manches sah, was einem gesunden Augenpaar verborgen blieb. Denn er war schrecklich neugierig, der alte Bascha, und plaudersam gleichfalls, sozusagen das „Neuigkeits-Weltblatt" von Bürs, und also hatte er auch die beiden jungen Leute schon lange beobachtet und die Zunge vibrierte bereits in seinem Munde, verlangend, das Geschehnis „urbi et orbi" zu künden.

Friedrich Wilhelm drückte Schimmelpfenning die Hand: „Glückauf, Admiral!“ und der Reichskanzler sagte wie segnend: „Auf Wiedersehen als Sieger!“ —

Des Kaisers Blick träumte in die Ferne, als die Eskadre langsam entschwand. „Ist es nicht töricht, Exzellenz“, sagte er zu Doktor Prem, „einen Weltkrieg für die Eiszeit zu führen! Können Sie es vor dem strengen Gericht, das die Nachwelt über uns halten wird, verantworten, daß Sie gegen den Golfstrom eiferten? Es liegt keine Konsequenz in unseren Handlungen — erst kämpfte die Armada gegen Sanders Projekt, jetzt verteidigen wir es gewissermaßen.“

Der Reichskanzler zog die kalte, frische Seeluft in die Lungen: „Majestät, Ihre Regierung ist dazu ausersehen, die größte Tat aller Zeiten zu vollbringen. Die Zukunft gehört den Besten und Stärksten — und gibt es Besseres und Stärkeres, als das ist, was wir leisten? Wir verzichten auf das zweifelhafte Glück eines milden Klimas, weil wir unser Volk dadurch für immer unüberwindlich machen.“

*
* *

Und die den Angreifern zwanzigfach überlegene Seemacht der Vereinigten Staaten von Amerika, geführt vom Admiral Anselm Meyer Rothschild, wurde besiegt, in die Flucht geschlagen, zerstört. Hochmütig ihre Kraft überschätzend, korrumpiert und verweichlicht, ohne echte innere Werte und ohne Selbstaufopferungsfähigkeit des Einzelnen zugunsten der Gesamtheit mußte die Flotte unterliegen. Die „europäischen Kähne“, wie die Yankeepresse abermals spöttisch schrieb, holten, freilich nicht ohne eigene empfindliche Verluste, das Sternenbanner herab und zwei Tage später zog ein ausgebootetes Landungskorps mit klingendem Spiel im eroberten New-York ein. Kein ernster Gegner hinderte die Truppen daran und ihr Sieg entfachte aufs neue den schrecklichsten Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten; Tom-Tom usurpierte kühn die Regierungsgewalt und unterzeichnete den Friedensvertrag mit Europa. Darin verpflichtete sich die Union, niemals mehr Florida aufzuschütten und überhaupt alles zu unterlassen, was den Lauf des Golfstroms abermals ändern könnte. —

Reichskanzler Doktor Hans Prem teilte dem Bundesparlament in Berlin feierlich und offiziell den Inhalt des Paktes mit und nur mühsam vermochte er seiner Bewegung Herr zu werden: „Amerika liegt am Boden und wehrt sich vergeblich gegen die Greuel einer blutigen Revolution. Es hat Spanien, Portugal und Italien geräumt und Europa gehört wieder den Europäern.“ Er hob die Arme zum Himmel: „Europa, du einziges! Heimat! Wache über deinem Glück und verscherze es nicht! Jage nicht nach Trugbildern! Herrliche, göttliche, wunderwirkende Eiszeit — sei gesegnet . . .“

„Oho . . . da tust du ihr Unrecht! Eine offene ehrliche Person ist sie und hat's nit leiden wollen, daß du hinterm Rücken der Eltern ein G'spusi anhebst. Aber . . . wenn die Eltern einverstanden sind, wenn's ihr Wille ist . . ."

„Aber, Vater, i' kenn mi' rein nimmer aus! Ihr werdet mi' doch nit zwingen wollen . . . müßt sie ja i' haben . . . ein ganzes Leben lang . . . und nit Ihr. Und . . . wo keine Lieb ist, da ist auch kein Glück, und euer einzigs Kind werdet ihr doch nit unglücklich machen wollen!"

Nun kam der Alte mit dem vierten Gebote daher, wie daß es denen immer wohl ergehe auf Erden, die Vater und Mutter ehren und, ihrer besseren Einsicht vertrauend, ihnen gehorsam seien, und wie daß des Vaters Segen den Kindern Häuser baue, was eigentlich nicht notwendig sei, da in seinem Hause auch für zwei Familien Platz genug sei. Und . . . was die Liebe betreffe . . . na . . . eigentlich habe auch nicht gerade die Liebe ihn und die Rosina zusammengeführt und sie seien doch allweil gut gefahren miteinander und er tät sich kein braveres Weib wünschen.

Und der Junge, der sich in kaum zu verbergender Seligkeit am Ziele seiner Wünsche sah, machte ein Gesicht, als sei er der Isaak, den Vater Abraham zu schlachten sich anschicke.

O, er war ein gelehriger Schüler und sein Agathle eine Musterlehrerin! Und . . . schier zum Lachen war es, daß dieser Vater, was er nicht wollte, wollte, wenn man sich stellte, als wolle man nicht, was er wollte. Und hinwider . . . traurig war es, daß Weib und Kind diesem Manne nie Einblick in ihres Herzens Regungen gewähren durften, daß das friedliche Zusammenleben auf Scheinunterwürfigkeit aufgebaut und nur durch allerlei Winkelzüge ermöglicht wurde.

Und der Alte ließ nit lugg! Sein Weib war natürlich wie immer einverstanden . . . hätte ihr's auch nicht geraten, eine Widerrede zu versuchen, da er zwei zusammenbringen wollte, die mit aller Gewalt auseinanderstrebten. Agathles Eltern ließen sich verhältnismäßig am leichtesten überreden . . . sahen sie doch in dieser Verbindung nicht geringe materielle Vorteile, was ja bei den Bauern meist ausschlaggebend ist. Zudem hatte ihnen die kluge Jungfrau eingeschärft, nach einigen Widerreden und etwelchen „Wenn" und „Aber" nachzugeben, dieweil sie eigentlich, was man aber dem alten Kuß nicht auf die Nase binden dürfe, ohnedies keinen andern möge, und er, der Junge, auch keine andere.

Und der Herr Lehrer und der hochwürdige Herr Pfarrer, die mußten das übrige tun und das Agathle ins Gebet nehmen, und also blieb den bedauernswerten jungen Leuten schließlich nichts übrig, als sich schweren Herzens zu fügen und, da alles auf sie einstürmte, „ja" und „Amen" zu sagen.

„He, Küßle", rief er aus seiner luftigen Bude, „was ist denn mit dir los? Mit leerem Karren bist du ins Ried und hast den Kopf g'senkt fast bis auf den Bauchnabel, und mit g'hauftem Karren trägst ihn so hoch, als wenn du ein Sterngucker wärst. Und ... was hast denn dem Agathle in d' Ohren g'sagt? Hab schon g'meint, du wollest es fressen, d's Bäsle ... ha ... ha!"

Kruziferas ... das war jetzt eine schöne Bescherung! Was der Bascha sah und was er hörte, das behielt er so wenig für sich wie die Henne ihre Eier. Gelegt muß werden und gegackert ... die Henn' und 's Weltblatt tun's nun einmal nicht anders. Und dann geht's herum und der Sonderling von einem Vater erfährt's und ... aus ist's und Amen! Ein Glück, daß der Bascha wie dieser und jener Journalist sich bestechen läßt und daß es ihm von wegen der Verwandtschaft doch darum zu tun ist, daß sein Bäsle so gut unter die Haube kommen soll. So läßt sich denn der alte Flickschuster ein Heftpflaster in Form einer Zehnerbanknote auf den borstigen Mund pappen und gelobt heiliges Schweigen, und der glückliche Liebhaber nimmt sich vor, den Kopf nicht mehr so hoch zu tragen, bis nicht alle Wege geebnet sind.

Und daheim war er wieder, nunmehr auf Agathles Rat, mit lachendem Herzen der sauertöpfische Geselle und Weiberfeind, und von ... der da draußen mochte er schon gar nichts wissen, bis der Vater selbst auf den Busch klopfen würde.

Und richtig ... als Vater und Sohn an einem der nächsten Sonntagsnachmittage nach der Vesper, die Hände auf dem Rücken, gemächlich über Feld gingen und Umschau hielten, ob's nicht bald zum Schnitt sei und wie der Türken stehe und das Kraut und die Grundbirnen, da hub der Alte unvermittelt an: „Du, Bue, hast seither d's Agathle nit g'sehen?"

„Wer? J'? Na! B'langt mi' auch nit nach der ..."

„No ... no! Tu doch nit gar so wüest! Man soll nix verschreien auf der buckelten Welt. Am End ... die letzest wär's nit ... d's Agathle."

Und fing an, eine ganze Litanei guter Eigenschaften abzubeten.

Der Junge wandte ein: „Aber ... wenn sie mi' nit schmecken kann ... und wenn i' ... lieber dem Teufel seine Schwiegermutter tät' heiraten! Und wenn der Vater selber davon nix wissen will!"

„Was? J' nix wissen wollen? Wann hab i' denn das g'sagt? Man wird doch einmal nachschauen dürfen, wo du steckst! Dazu ist man Vater. Und ... wenn sie schon gar nit leiden kannst, wozu bist dann zur Stubate gangen ... he?"

„Wozu? Weil i' sie nit kennt hab, die falsche Hex!"

„Sehr geehrte Hochzeitsgäste!

Indem daß Sie uns bei der Hochzeit unseres Sohnes mit der hiesigen ehrsamen und tugendreichen Jungfrau Agatha Bürkle die Ehre geben, ist es mir eine Ehre, den geehrten Gästen, und das seid ihr, zu danken. Die Ehe ist kein Spaß, was mir meine Rosina bestätigen wird, und darum sind die zwei da nicht, wie die Katzen spielen, zusammengekommen, sondern in ernster Überlegenheit . . . na . . . Überlegung und kindlichem Gehorsam zu ihren Eltern. Und jetzt . . . wenn sie sich auch nicht leiden können . . . zwei Kanari, die sich gar nicht kennen, wenn man sie zusammensperrt in einen Käfig, mögen sich bald und legen Eier, was ich dem jungen Paar wünsche . . . nämlich, daß sie sich mögen, was nicht ausstehen wird, insoferne sie denen Eltern gehorsam laut und vernehmlich „ja“ gesagt haben am Altar und jetzt schon sich hie und da unterm Tisch die Händ geben, was insofern ein gutes Zeichen ist, wie es denn auch nicht anders sein kann von wegen das, was ich fest will, alles gut ausgeht, worauf ich das Glas erhebe und sage: Das Brautpaar lebe hoch!“

Und die Gläser sangen ihre Melodeien durch den ganzen Saal und die Gäste, die ja wußten, was sie vom Hasse der Liebenden und von der Liebe der Hassenden zu halten hatten, kicherten und vermochten ein lautes Auflachen kaum zu verbeißen. Der reichlich genossene Wein tat auch seine Schuldigkeit und so herrschte bald die fröhlichste Stimmung. Die Weiber plauschten nach Gewohnheit und mit Eifer von ihren Erlebnissen, von Hochzeit, Geburt, Kinderpflege und Tod und zogen die Abwesenden ein wenig durch die Hechel. Die Männer und Burschen rauchten und schmauchten vergnüglich und neckten sich und die Weiber und die Braut. Ein Gitarrespieler aus dem Städtle klimperte meisterhaft auf den sechs Saiten seines Instrumentes und sang gar ergötzliche Lieder dazu. So hätte der schöne Tag ein schönes Ende genommen, wenn nicht der Schuster-Bascha plötzlich in eine Art Weinkrampf verfallen wäre. Wenn nämlich der Bascha etliche Schoppen zuviel im Leibe hatte, dann bekam er das weinende Elend. So fing er denn auch jetzt auf einmal erbärmlich zu schluchzen an und erzählte unter Tränen zum hundertstenmal die Schauergeschichte, wie seine Selige einmal beim Mittagessen . . . Sauerkraut und G'selcht's hätten sie gehabt . . . anderer Meinung gewesen als er und wie sie, eine lebhafte Person, mit der Gabel ins unrechte Fleisch geraten sei. Und seitdem müsse er als Einaug durchs Leben wandeln und sich von boshaften Leuten noch obendrein verspotten lassen.

Da wollte der alte gutgelaunte Kuß das Jammermännle durch einen Scherz trösten und rief ihm laut über die Tafel hin zu: „Aber,

War rein zum Kranklachen! Das ganze Dorf, ja selbst Frau Rosina wußten, trotzdem der Bascha sein Wort gehalten und höchstens durch Mienenspiel und spitzbübisches Zwinzeln mit dem diensttauglichen Auge den Sachverhalt zart angedeutet hatte, daß die zwei jungen Leutchen sich herzlich gewogen waren; nur der alte, ganzgescheite, selbstherrische, unnachgiebige und doch sich selbst widersprechende Kuß ging blind durch die kleine Welt von Bürs nnd Umgebung. Und rieb sich vergnüglich die Hände und freute sich unbändig, daß es ihm gelungen war, das schier Unmögliche möglich und wirklich zu machen.

Die Hochzeit wurde mit weit größerer Pracht gefeiert als jene der Alten vor sechsundzwanzig Jahren; denn seitdem die alten „Küsse" in guten Umständen waren und zu den besseren Bauern zählten, gönnten sie sich und andern einen guten Bissen, und so fand auf ihre Rechnung im „Adler" ein Mahl statt, bei dem sich die Tische bogen.

Der Adlerwirt hatte sich beim Kreuzwirt in Bludenz für den Festtag eigens dessen berühmte Köchin geborgt, und die regierte in der Küche, daß es nur so rauchte und dampfte und brodelte und Schüsseln und Teller klirrten und die Mägde wie vernärrschet herumschossen. Und Speisen kamen auf den Tisch, die nach Namen und Gusto sogar dem Herrn Pfarrer stockfremd waren. Aber gut, gar sehr gut waren sie alle. und wer an ungewohnten Bissen, gegen die sich Bauerngaumen und Bauernmagen ablehnend verhielten, mit Todesverachtung würgte, der erklärte dennoch mit sauersüßer Miene, es schmecke ausgezeichnet, nur tue es halt so viel „fuera" (sättigen), daß man gleich genug habe. Wär völlig unschicksam gewesen, ehrlich zu gestehen: „Das und das kenn i' nit und mag i' nit ... i' bleib bei mei'm schweinernen Braten!"

Wurde einem, der daheim meist nur Kaffee, „Türkenriebel" und bratne Grundbirnen genoß, so viel wie ungut, so konnte er das Zeug, die Mayonnaise etwa, begießen und sich das Herz anbinden; denn auch an Getränken aller Art ließ es der Vater Kuß nicht mangeln. Vorab der Terlaner und der Kalterer Seewein und schließlich der zimt- und zuckerreiche Glühwein fanden verdiente Anerkennung, großen Anwert und brachten Leben in die anfangs verschüchterte Gesellschaft.

Sogar Reden wurden gehalten. Es sprachen der hochwürdige Herr Pfarrer, der Herr Lehrer und der Gemeindevorsteher, und die wußten von den beiderseitigen Familien manches Gute zu berichten, von dem diese bisher selbst keine Ahnung gehabt hatten. Da mußte denn Vater Kuß wohl oder übel auch seinen Senf oder Kren dazugeben. Er klingelte und sprach, des öffentlichen Redens ungewohnt, mit unterschiedlichen Überlegungspausen und Satzverwicklungen ungefähr also:

Aussteuer im ersten Stocke, wo für die Neuvermählten zwei Zimmer und eine Küche bestimmt worden waren, untergebracht. Nunmehr, wie die beiden Hand in Hand, aber still und nachdenklich heimgingen, stand der Wagen wieder vor der Türe und der alte Dickkopf war mit einigen Männern beschäftigt, wieder aufzuladen, was er in seinem Hause nicht dulden wollte. Er wollte von den zwei jungen Leutlein, die es gewagt hatten, sich gegen seinen Willen aus Liebe zu heiraten, nichts mehr wissen. Sie mußten, wollten sie weiteren Skandal vermeiden, zu den Brauteltern ziehen und sich im Häuslein an der Schesa aufs äußerste einschränken. Was ihnen, dem Sohne und der Schwiegertochter, von Rechts wegen und nach Ortsbrauch gebührte, wurde ihnen nachgeschickt, und dann ... dann blieb der alte Kuß mit seiner Rosina im geräumigen Hause allein. Er gestattete zwar seiner Frau, die Kinder zu besuchen, dem Agathle in seiner schweren Stunde beizustehen, das Büblein, das aber kein Dominikus, sondern ein Jodok wurde, aus der Taufe zu heben, er selber konnte die Niederlage und die Schande nicht verwinden und tat keinen Schritt in das Häuslein an der Schesa.

Auch nicht, als über die Geschichte Gras gewachsen war und die Mutter drängelte, man tue nicht gescheit, Taglöhner aufzunehmen, wo man doch einen so starken Sohn und ein werkhaftes Sohnsweib habe.

Auch nicht, als er trotz seiner Verschrobenheiten und obschon manche meinten, er habe es unterm Hut nicht ganz richtig, in den Gemeindeausschuß gewählt wurde und er sich als Respektsperson durch restlose Aussöhnung in das schönste Licht gesetzt hätte.

Aber das hatte er wirklich pfiffig angestellt ... er konnte den Montafoner doch nicht ganz verleugnen. Als nämlich die Wahlen ausgeschrieben waren und in den Wirtshäusern über die Kandidaten gar hitzig gestritten wurde, dachte natürlich kein Mensch an den z'widern Kuß, der mit seiner Rechthaberei und sich selbst widersprechenden Widersprecherei an leitender Stelle nur Unfriede säen mochte!

Doch ... hänseln konnte man ihn ja und blau anlaufen lassen, und so hielt ihn der Kronenwirt, ein Hauptspitzbub, ein abgefeimter, da sich die beiden Männer begegneten, am obersten Knopfe der Jacke fest und sagte: „Du, Kuß, gestern hatten sie bei mir eine Wahlbesprechung und da haben viele sich vernehmen lassen, du wärest der rechte Mann, du tätest es ihnen aufmischen. Wie ich die Leute kenne, wenn du „ja" sagst, bist soviel wie gewählt."

Da schossen dem Kuß zwei Dinge durch den Kopf: ein Wunsch und ein Weg. Ja ... er wär gern in den Ausschuß gewählt worden und aufmischen wollte er es ihnen denn schon und ihnen in die Karten schauen. War so manches faul in der Gemeindestube, weil sie alle zusammenhielten wie die Kletten. Aber der Weg? ... Nun ... die

Bascha, tu doch nit so — mach dir nix draus! Siehst ja mit deinem einen Auge allweil noch mehr als i' mit zweien."

Wie das gemeint sei, fragte der Bascha und trocknete die Tränen mit einem Riesensacktuch, auf dem die Schlacht von Custozza in bunten Farben prangte.

„Na", lachte der alte Kuß, „schau mi' einmal gut an! So ... und jetzt widerred', wenn du kannst! Du siehst in mei'm G'sicht zwei Augen, i' aber in dei'm nur eins."

Der Scherz war nicht böse gemeint, aber das schallende Gelächter der Hochzeitsgäste erzürnte den Bascha, der in seinem weinenden Elend keinen Spaß verstand, und so patschte er heraus: „He ... du ... mit deinen zwei Augen! Recht hast ... bist wirklich ein blinder Heß! Mit dem Aug da, was mir meine Selige noch gelassen hat, mit dem Aug hab i' vor fünf Wochen g'sehen, wie sich dein Bub und d's Agathle ab'busselt haben ... sakrisch ab'busselt aufm Feldweg unter der alten Ruin. Weißt denn nit, daß sie sich allweil gern g'habt haben, die zwei da? Meinst immer, di' kriegt keiner dran! Aber die zwei, die haben di' schön an der Nase herumg'führt!"

Wie der alte Kuß das hört, wird er erst blaß wie die Wand .. dann rot wie ein kollernder Truthahn. Er springt auf, mißt mit steifer Kopfwendung alle Gäste an der langen Tafel, mit haßsprühenden Augen das glückliche und nun ganz verdutzte Paar, packt seine Frau, die ihm zur Rechten sitzt und zu weinen anhebt, mit eisernem Griffe und sagt nur: „Gemeinheit!! Alte ... gehen wir!"

Und draußen ist der harte Mann, der es nicht ertragen kann, daß er durch des jungen Paares Schuld ... so meint er, da er seine Schuld nicht erkennen will ... im ganzen Dorfe zum Gespötte geworden ist.

Und läßt die Gäste, die große Augen machen und ratlos die Hände verwerfen, und den Schuster, der sich ein übers anderemal aufs Maul schlägt, und die Brauteltern und das junge Paar sitzen.

Und die Wogen der Erregung gingen immer höher und brandeten am armen Bascha und spritzten hoch auf, und ehe er sich's versah, ward der Verräter und Unheilstifter an die Luft befördert und ... in den nächsten Brunnen getaucht. Da es Hochsommer war, schadete ihm das kalte Bad weiter nicht ... nur der Rausch verflog schneller, als er gekommen war.

So endete das Fest mit einem Akte der Volksjustiz, wie er in jenen Tagen nicht selten vorkam.

* * *

Am Tage vor der Hochzeit war der Brautwagen durchs Dorf zum Hause des alten Kuß gefahren und man hatte die etwas spärliche

Wiederholt hatte sie bei lange andauernden Güssen immer größere Schlammassen, Geschiebe und Gerölle vom Berge herab mit sich geführt und da und dort eine Wiese oder einen Acker überdeckt. Da schüttelten denn wohl die weisen Räte bedenklich ihre Köpfe, aber das gab den betroffenen Bauern weder ihre Äcker, noch kehrte sich die Schesa an dergleichen. Dagegen war es der Schesa ganz recht, daß man oben einen Teil des Mooswaldes, für den es zu jener Zeit noch keinen gesetzlichen Schutz gab, abholzte: denn nun konnte sie sich groß machen. Hatte früher der Wald mit seinen verfilzten Wurzeln Fruchtboden und Gestein zäh festgehalten und das Himmelwasser in eigener Küche verwendet, so war nun der abschüssige Boden wie ein Schwamm. Er schlürfte und saugte und schlampte, sein Bauch ward immer größer und schwerer, bis er schließlich barst und Faß wie Inhalt zu Tal goß.

Eine Kommission, die zur Purtscha-Alpe emporstieg, um dem Feinde ins Angesicht zu schauen, berichtete mit Entsetzen, es sei der vormals so feste Grund zu unheimlichem Leben erwacht. In aller Stille höre man ein verdächtiges Knistern und Glucksen, ein Rieseln und Bröckeln, da und dort tue sich ein Riß und ein Sprung auf und am Rande beugen sich erschrockene Bäume gegen die von Tag zu Tag weiter und tiefer werdende Mulde.

Und immer mehr schaffte die Schesa Material der Vernichtung zu Tal. Und wo das Gestein bloßgelegt war, da drang das Wasser in die Schrunden und verrichtete nach einem Froste Sprengarbeit, und die Abgeordneten kamen totenblaß vom Berge herab und meldeten, da oben lauere soviel Abbruchmaterial, daß das ganze Dorf könne überdeckt werden.

Und es stieg die Angst. Viele Stimmen wurden laut, es sei mit des Geschickes Mächten kein ew'ger Bund zu flechten . . . die linke Dorfhälfte bis zum Alvierbache sei verloren, man müsse auswandern und sich feldeinwärts gegen das Montafon zu ansiedeln.

Da hielt sich der alte Kuß nicht mehr. Er sprach weit weiser als bei der Hochzeit seines Sohnes, und es fiel keinem ein, ihn zu belächeln oder gar zu verspotten . . . die Zeiten fröhlicher Stimmung waren vorbei.

Könne man oben nicht helfen, meinte er, so könne man der vermaledeiten Schesa doch unten den Weg verrammeln. Alles, was Hände habe, und alles, was Äxte habe, und alles, was Ochsen und Pferde habe, das müsse unentwegt an die Arbeit, in Gemeindefron ein Wuhr und Wehr zu türmen vom Berg zur Ill außer den letzten Häusern, einen Damm, an dem sich die Schesa den Schädel anstoße und abgelenkt werde von den bewohnten Stätten. Müsse man auch vieles opfern, so sei doch kein Grund, das Herz in die Hosen fallen zu lassen. Das

ver . . . die Agath da draußen, die hatte ihr Ziel auf Umwegen erreicht, und also konnte man auch einmal über Petersburg nach Rom reisen.

Also entgegnete er, indem er verächtlich mit Daumen und Goldfinger der rechten Hand schnippte: „Tät mir nit im Traum einfallen! Hab so schon Ärger g'nug in Haus und Stall und Feld und in der eigenen Familie. Sagst, i' laß sie schön grüßen und sie können mi' . . . gern haben!"

„Na . . . aber du . . . wenn du gewählt wirst und nimmst nit an, dann heißt's Straf zahlen . . . ganze zweihundert Gulden . . . überleg dir's!"

„He . . . da braucht's keine Überlegung! Da zahl i' halt. Lieber sind die zweihundert Gulden beim Teufel, als daß i' mi' mit euch allweil herumstreit. Bi Gott . . . i' zahl lieber!"

Das steckte denn der Kronenwirt den Wählern und der alte Vorsteher meinte: „Da könnt ma da Narra biguttlat wähla . . . die Gemeindekasse ist nicht beleidigt, wenn sie einen fetten Bissen kriegt in den leeren Magen."

Und der alte Kuß wurde einstimmig gewählt und . . . bezahlte nicht. Er habe sich's überlegt, sagte er, und er wolle, soweit seine alten Kräfte reichen, der Gemeinde mit Rat und Tat unter die Arme greifen.

Natürlich trieb er nunmehr in der Gemeindestube nach Herzenslust „prinzipielle Opposition". Er war gleich den sozialdemokratischen Abgeordneten der Römer ein Tribun, der überall Volksverrat witterte und stets sein „Veto" einlegte. Der Herr Lehrer, der alte Widerin, nannte ihn deshalb nur den „Vetoranen", ein Scherz, den aber der Kuß nicht verstand; denn er meinte, er sei beim Militär seiner Plattfüße wegen nicht behalten worden und also kein Veteran. Worauf der Vorsteher sarkastisch bemerkte, der Kuß dürfte wohl nicht der Plattfüße halber für untauglich befunden worden sein, sondern weil man für seinen Kopf in der ganzen Armee keinen tauglichen Tschako aufgetrieben habe.

Begreiflich, daß dieser Kopf im Rate der Väter manches verwirrte; aber, der Wahrheit die Ehre, er sah mit seinen scharfen Augen auch zum Rechten, machte den in gar vielen Gemeinwesen selbstische Interessen verfolgenden Vetterschaften und gegenseitigen Handwaschereien ein Ende und stand in einer der größten, das ganze Dorf bedrohenden Sache auf Seite der Vernunft gegenüber fatalistischer Wurstigkeit, auf Seite des frischen Wagemutes gegenüber ängstlicher Verzagtheit und, seinem Wahlspruche getreu, auf Seite zähen Festhaltens gegenüber voreiligen Aufgebens gefährdeten Besitzes.

In die Zeit seiner Amtstätigkeit fielen nämlich jene Unglückstage, da die Schesa, das gewöhnlich so harmlose Bächlein, zum wilden Tiere wurde, das die liebliche Siedlung zu verschlingen drohte.

nachts gab man sich der unentbehrlichen Ruhe hin, indes verläßliche Wächter mit qualmenden Fackeln den Feind beobachteten und in einem überdachten Raume geladene Pöller bereitstanden, wenn Gefahr im Verzug, die Schläfer zu wecken.

Plötzlich . . . gegen Mitternacht . . . erdröhnt ein Schuß und noch einer und wieder einer und von starrenden Felswänden und aus Talschluchten antwortet, den Schreck mehrend, ein vielfach Echo. Das hören die Glocken, die da stets verkünden, was unten tief dem Erdensohne das wechselnde Verhängnis bringt, und sogleich heben die von Bürs ein kläglich Jammern, die von Bergdorf ein schmerzlich Wimmern, die von Bludenz ein herzbrechend Klagen an: Auf . . . auf, ihr Schläfer alle! Der jüngste Tag ist kommen, der Berg fährt zu Tal mit Schlamm und Schutt, mit schleifendem, sich schiebendem, rollendem, kollerndem, sich überschlagendem Gestein und unendlichen Wassern!

Und sie fahren auf und stürmen halbangekleidet hinaus in die Nacht, weinend, händeringend, betend, fluchend . . . wie's sein mag, wenn das Ende der Zeiten plötzlich hereinbricht.

Fackeln flammen auf . . . blutigrote. Von der hochgelegenen Kirche der Stadt, wo Hunderte mit klopfenden Herzen übers Illtal hinüberspähen — ich als Bub unter ihnen — kann man die irrenden Lichter sehen, kann man das unheimliche Rauschen und Tosen und Brausen, das Knacken anschlagender Steinmassen und das Gebrülle des aus den Ställen gerissenen Viehes, jeweils ein gellendes Aufschreien trotz der Entfernung vernehmen; denn weithin trägt die Nacht jeglich Geräusch.

Die im Bergdorf oben haben am wenigsten zu fürchten. Häuser und Kirche liegen auf gesicherten Höhen, die absinkenden Massen rutschen wie ein Brei, sich selbst zermalmend, in tiefer Schlucht, dem Schesatobel vorüber. Unten jedoch, wo das Gelände sich weitet, reißt das Magma von Schlamm, Sand, Geschiebe und Gerölle in langsamerem und doch unwiderstehlichem Flusse alles mit der Gewißheit, mit der wir Kartenblätter vom Tische fegen, mit sich fort. Buschwerk wälzt sich herab, gewaltige Tannen mit all dem Geäst und starrenden Wurzeln prallen wie Sturmböcke an die Untermauerung der Bargen. Und diese, die da und dort samt den Vorräten stehen, verlassen plötzlich wie auf Befehl eines gewaltigen Geistes den erschütterten und durchbrochenen Unterbau, drehen sich, abschwimmend, um ihre Achse und zerfallen in Schindeln, Bretter und loses Gebälk. Unterweilen springt ein plumper Felskoloß dröhnend und übermütig in schauderhaftem Tanze aus dem Tobel und bleibt schwerfällig im aufplatschenden Brei liegen. Immer näher drängt sich das Magma, dem Flusse der Lava vergleichbar, gegen den Wall, den hundert Hände in fieberhafter Arbeit verstärken . . . verlängern. Nicht ohne Erfolg; denn die schweren Massen stauen sich am

Gejammer und das Händezusammenschlagen, das helfe der Schesa gegenüber einen blauen Teufel, da heiße es „nit lugg lo“, dann lasse die Schesa „lugg“ . . . das Lueder!

Und der alte Mann brachte es wirklich zuwege, daß alle neuen Mut faßten, und also gab's ein gar emsig Arbeiten aller für alle draußen, wo die Schesa durch die Schlucht ins Tal rauschte. Die kräftigsten Männer, allen voran der junge Kuß, schwangen im ansteigenden Walde die Axt und zogen die Säge, daß ein Stamm nach dem andern krachend zu Boden fiel. Eisenkeile wurden eingeschlagen, die Wage daran befestigt und muskelstarke Pferde und schwerfällig trottende Ochsen schleiften die Stämme samt den Ästen zur Stelle. Da wurden sie der Länge nach verflochten und mit Schutt und Steinen beschwert, und d's Agathle, das ein Heim und ein Kind zu sichern hatte, stand mit bloßen Armen auf dem werdenden Damme und legte unermüdlich Steine zurecht, dem Feinde zu wehren.

Mitten aus all dem Getümmel der keuchenden Menge aber ragte der alte, eisgraue, wetterharte Kuß auf, jetzt wie ein General sein Heer mit kurzen Befehlen und etwelchen derben Flüchen zum Kampfe anfeuernd, jetzt einen schweren Stein mit schier übermenschlicher Kraft auf das Faschinenwerk wälzend, jetzt die Zugtiere auf unwegsamem Terrain zu einer letzten Anstrengung anspornend. Mitunter warf er einen Blick auf seine Schwiegertochter und tat einen anerkennenden Nicker, dann griff er wieder wie mit Eisenhänden zu, trieb Lässige zur Arbeit an und verscheuchte müßige Gaffer, wie deren aus der Stadt gekommen waren, mit wirksamem Kraftwort.

So ward das Werk von Tag zu Tag gefördert, mehr denn zwei Dritteile des Dammes waren fertiggestellt und stemmten sich dem drohenden Unheil als eine feste und, so Gott will, auch verläßliche Schutzwehr entgegen.

Da kam jene Schreckensnacht, deren sich alte Leute heute noch mit Grausen erinnern und die in der Ortschronik mit drei Kreuzen am Rande verzeichnet ist.

Ein Landregen hatte eingesetzt, dessen Ende nicht abzusehen war. Es goß und plätscherte Nacht wie Tag unaufhörlich. Die an den Häusern zur Erde geleiteten Blechröhren konnten die Menge des Wassers nicht mehr schlucken. Die Dachrinnen vermochten den Schwall nicht zu fassen und überströmten. Die Schesa brauste, ein kaffeebrauner Wildbach, aus der Schlucht hervor und verlegte ihr Bett scheinbar nach Willkür und doch nach ewigen Gesetzen.

Aber selbst der unaufhörliche Regen vermochte die Arbeit tagsüber nicht zu unterbrechen. Wurde man auch bis auf die Haut naß, die Not kannte kein Gebot als das eine: Wehre dich, solange du kannst! Nur

Und schon bricht die dem Anpralle am meisten ausgesetzte Ecke des Hauses in sich zusammen . . . das Dach senkt sich und hängt windschief herab. Die Mutter aber, die sieht nichts von all dem, sie hört nicht das Krachen des einstürzenden Hauses, sie weiß nicht, daß die unersättlichen Wasser all ihre Habe fortschwemmen, daß sie nunmehr ärmer daran ist als ihre verstorbenen Eltern. Die haben wenigstens ein geruhiges Heim . . . eine Liegerstatt . . . sie aber . . .!

Das alles sieht sie nicht, hört sie nicht, denkt sie nicht. Sie sieht nur das gerettete Kind und herzt es und küßt es und will es schier erdrücken und weint . . . Freudentränen und . . . langt nach der schwieligen Arbeitshand des Retters und . . . küßt sie.

O, es braucht viel, bis ein Vorarlberger küßt . . . selbst Eheleute, die sich lieben, scheinen dies Siegel der Liebe nicht zu kennen! Aber das Agathle küßt dem Manne die Hand, der es einer Schrulle halber über sich gebracht, seinen Kindern jahrelang zu grollen.

Und der Alte . . . nun läßt er „lugg". Das eisige Wasser hat sein Herz erwärmt, völlig zart, soweit der oft so harte, im Leben gestählte Mann zart sein kann, sagt er: „Agathle . . . jetzt ist aber da kein Ort mehr für di'. Komm, gehen wir heim! Bist meines wackeren Buben wackeres Weib . . . bist bei mir daheim! G'hört so alles euch . . . und . . . wirst mir verzeihen . . . weil i' den da . . ."

Und er führt die nicht widerstrebende junge Frau durch die Reihen der Arbeiter . . . der Zuschauer . . . in sein Haus zu neuem, glücklichen Leben.

Und denkt an sich erst, da er beide geborgen weiß und das Weib sich beruhigt hat. Nun erst merkt er, daß ihn nasse kalte Kleider umschlottern, daß das eiskalte Hemd am Leibe klebt und Bächlein von ihm auf den Boden rinnen. Ihn fröstelt, die Zähne klappern im Fieber . . . er muß „lugg lo", muß sich zu Bette legen und sich von seiner Schwiegertochter betreuen lassen.

* * *

Als der Morgen anbrach, hatte es zu regnen aufgehört, am Himmel zeigten sich blaue Flecke, als hätten die heiligen Pfarrer ihre blauen Sacktücher, die frischgewaschenen, zum Trocknen ausgebreitet, die Wasser verliefen sich allgemach, das Magma geriet ins Stocken. Erst an der Oberfläche, nach langen Tagen in der Tiefe, so daß einer, der der Ruhe traute und die Decke betrat, alsbald in lebendes Gerinnsel patschte. Das weite Dreieck, auf dem Menschenfleiß so oft geackert, gesäet, gemäht und geerntet hatte, war eine ungeheuere Schutthalde, die Ill, von ihrem Laufe abgedrängt, hatte sich in den Fluren des rechten Ufers und den anstoßenden Feldern ein neues Bett gewühlt,

Damme und verstärken ihn widerwillig und zwingen das nachfolgende Geschiebe zu einer freudig begrüßten Wendung. Dort aber, wo die Wehr noch nicht ausgebaut ist, dort finden die schlammigen Gewässer einen Ausweg und werfen sich auf die Häuschen, die noch nicht vollends hatten gesichert werden können.

Plötzlich ein gellender Schrei ... so herzzerreißend, so aus der Tiefe tödlicher Angst hervorgestoßen, daß sich die Steine hätten erbarmen müssen, wenn es ihnen gegeben wäre, der Menschheit Weh zu fühlen. So kann nur ein Weib, so kann nur eine Mutter schreien, die ihr Liebstes dem Tode verfallen sieht. Die Frau des jungen Kuß ist es, die mit blutigstem Fackelbrande auf dem Damme steht, den Männern bei ihrer mühsamen und gefährlichen Arbeit zu leuchten.

„Jesus, Maria und Josef ... mein Kind!“ schreit sie und will sich in die Fluten stürzen, die das Haus bereits umspülen und unterwühlen.

Da packt sie eine Hand, der sie sich mit aller von der Mutterliebe gestählten Kraft nicht zu entwinden vermag. Der alte Kuß reißt die Frau aus den Wassern, die ihr bereits bis an die Knie reichen.

„Agathle“, schreit er, „da bleibst ... das ist nix für di’! Bist Mutter und sollst’s bald wieder werden. Hab keine Sorg! D’s Büeble hol i’ ... müßt mit dem leibhaftigen Teufel zugehn, wenn i’ ’s dir nit bring. Wo ist d’s Jodökle?“

„In der Bodenkammer ... eing’sperrt hab i’ ’s, daß es uns nit im Weg ist“, jammert das Weib. „Hab g’meint, wir zwingen d’ Schesa ... o mein Gott, o mein Gott!“

Der Alte hat nur die ersten Worte gehört. Er entreißt seiner Schwiegertochter die Fackel und schon watet er, bis zu den Knien ... bis zu den Hüften im gurgelnden, kreisenden Wasser dem bedrohten, arg gefährdeten Hause zu. Und er hält sich tapfer ... Schritt für Schritt tastet er ... stets festen Fuß fassend, ehe er weiter schreitet, und erreicht das Haus und verschwindet in der Flur, in die das Wasser bereits eingedrungen ist und steigt und steigt.

Eine Ewigkeit ist er drin ... samt dem Kinde verschluckt ihn das Wasser ... erschlägt beide das unterwühlte Haus ... denkt ... fühlt ... zittert ... verzweifelt das Weib.

Da ... o Gott ... ein Lichtschein ... heraustritt der Alte ... die Fackel in der Linken, eine stemmende Stange in der Rechten, den Buben, der sich in dem weißen Haargewirre festhält, huckepack auf dem Rücken, und watet, einen Fuß nach dem andern völlig ansaugend an den schlüpferigen Boden, und watet, nur mehr mit Brust und Armen über dem gierigen Elemente, und taucht, immer näher kommend, wie ein Meergreis oder wie der heilige Christoph aus der Flut und keucht: „Da ... Agathle ... da hast dein Kind! J’ ho nit lugg lo!“

mag sich begrünen, aber er bleibt und der Schlund bleibt und sie lassen in dem, der sieht und sinnt, die Bilder der Zerstörung erstehen, die einst so viel Jammer, aber auch so viel erhebende Tatkraft geboren.

*
* *

Nun sei noch berichtet, daß der alte Kuß seit jenem Geschehnisse seine Natur völlig verkehrt hatte. Er war unglaublich lieb, still, gefällig, nachgiebig geworden, ließ auch anderer Meinung gelten, hörte sie wenigstens an, ohne einem, wie früher, mit scharfem Schnitte das Wort abzuschneiden.

Die Aufregungen der letzten Tage, die Anspannung aller Kräfte im Rettungswerke und die Erkältung hatten die Gesundheit des Greises erschüttert. Er kränkelte und siechte langsam dahin und an die Stelle der früheren Rücksichtslosigkeit trat eine sanfte Melancholie, ein geruhiges Sichergeben.

Und als wolle er, was sein Eisenkopf verschuldet, möglichst gutmachen, war er, der schwerer Arbeit nicht mehr vorstehen konnte, nach Kräften bestrebt, sich wenigstens im Hause nützlich zu erweisen. Ja, der gute „Ähni" schämte sich nicht, als Kindsmädchen 's Jodökle zu beaufsichtigen und 's Brenele, das der „Klas" bald nach jener Schreckensnacht gebracht hatte, zu wiegen und zu pappeln und trocken zu legen, indes das junge Paar rüstig im Felde schaffte.

Als es mit dem alten Kuß zu Ende ging, wollte der greise Pfarrer auf die Eigenart des einst so knorrigen Mannes eingehen und suchte, ihn auf Umwegen zum Empfange der Sakramente zu bewegen. Selbstverständlich sei ja gar keine Gefahr und der Kuß solle nur „nit lugg lo", dann werde er wieder gesund wie der Fisch im Wasser und „äßig" wie der Vogel im Hanfsamen. Aber . . . weil gerade die Hauskranken versehen würden und der Kuß ja auch in gesunden Tagen seinen religiösen Pflichten allweil nachgekommen sei, so . . . man habe Fälle, daß die Gnade des Herrn auch die leibliche Gesundung ganz auffallend gefördert habe.

Da zwinkerte der Alte schelmisch mit den großen Augen und lächelte.

„Na . . . lügen . . . lügen sollt ein geistlicher Herr doch nit, Herr Pfarrer! Ihr wißt so gut wie i' und alle, daß der alte Kuß „lugg lo" muß, er mag wollen oder nit, und alsdann tut mi' nit für einen Narren halten. Der da mit der „Sägas" und der Sanduhr, der hat noch einen dickern Kopf als i', das hab i' erfahren, wie er mir 's Wible g'holt hat, und so denk i' halt: Das G'scheiter gibt nach. Tut ihn nur bringen, den Herrn Jesus! Bin ja endli' auch friedfertig worden, und so wird mir der Petrus wohl nit d' Tür vor der Nase zuschlagen, wenn i' komm und hinein möcht.

aber . . . Bürs war gerettet. Freilich . . . volle Sicherheit mochte auch der nach dem Bergsturze ganz ausgebaute und durch zyklopisches Mauerwerk verstärkte Damm nicht bieten, solange die Quelle des Unheils hoch im Berge oben nicht verstopft war. Zudem erhoben die Bewohner der jenseitigen Dörfer Protest gegen die Ablenkung der Gefahr auf ihre Felder und fanden das Vorgehen der Bürser ebensowenig nachbarlich, wie wenn die Wetterglocke bestrebt ist, das drohende Gewitter in die nächsten Siedlungen zu vertreiben. Da machte denn die Behörde dem aufflammenden Streite ein Ende: der Wildbach wurde auf Kosten der beteiligten Gemeinden mit ausgiebiger Staats- und Landeshilfe verbaut und seitdem ist die Schesa, soviel ich mir berichten ließ, manierlich geworden.

Wer heute mit der Arlbergbahn aus dem Klostertale in den Walgau einbiegt und dem Studierstädtlein Feldkirch zueilt, der mag wohl durch den Anblick der imposanten Gebirgsszenerie freudig überrascht sein. Es ist eines der schönsten Landschaftsbilder: in der Mitte schaut aus dem Hintergrunde des engen Brandnertales der Eisstock der Scesaplana gleich einer Königin unter den sie flankierenden Vasallen. Zur Linken streben die Berge steil und schrundig, von wilden Töblern zerrissen, mit dunklen Wäldern und helleren Matten und in schattigen Mulden liegenden Schneefetzen bekleidet, zu sägeartigem Gezack empor: Der Roßkopf, die Mittagsspitze, die Pyramiden, der Kannerberg und andere Herren . . . lauter Zweitausender, die sich schon sehen lassen können. Der Königin, die ihren Hermelinmantel so stolz um die Schultern trägt, zu Füßen als wirksamer Vordergrund die steil abfallenden Wände der vom Alvierbache durchströmten Bürserschlucht und das aus einem Walde von Obstbäumen freundlich hervorlugende Dorf. Zur Rechten die saftgrünen, waldumrauschten Almen des Bürserberges, ob denen der Teleu- und Loischkopf, die Mondspitze und der das scharf geschnittene Antlitz unseres großen Dichters täuschend kopierende Schillerkopf getreulich Wache halten.

Und mitten in all der Pracht der von der Sonne vergoldeten Firne und Schneeflecke, des dunklen Grünes kriechenden Krummholzes und stracker Tannen, des hellen Grünes kronendichter Laubbäume und niederen Buschwerkes, würziger Alpenmatten und blumiger Wiesen zwei riesengroße schmutzige Flecke . . . zwei gewaltige Leichentücher über all dem Leben. Im Berg oben, unter der Purtscha-Alpe, gähnt ein schauerlicher Schlund, der sich nie und nimmer füllen wird. Im Tale unten der weit sich dehnende Schuttkegel, den der Schlund in verderbenbringenden Tagen ausgespien hat und der nie und nimmer verschwinden wird.

Das Andenken an jene Schreckensnacht mag aus dem Gedächtnisse der Nachwelt ausgelöscht werden und Kindern und Kindeskindern nur mehr wie eine Sage aus alter grauer Zeit klingen, der Schuttkegel

zu riskieren haben." — Wär's nur so gewesen. Aber wir haben kostbareres Blut drüben im Sande fließen lassen. —

Man gab's schließlich auf, Vorposten auszusenden. Es wäre Mord gewesen. Nicht, daß sich nicht genügend Freiwillige zu diesem schweren Amt gemeldet. Aber man sah es ja täglich, wie der Feind sich immer wieder an diese einzeln Vorgeschickten heranmachte, während der ganze Zug, so sehr er sich auch mühte, keinen Schwarzen zu Gesicht bekam.

Oberst von Estorff, der damals aber noch Hauptmann war, führte den Zug. Die Truppe im Norden von Südwest nannte ihn den „alten Römer" und jede dieser harten Kinderseelen schwärmte für ihn wie höhere Töchter für ihren Geschichtslehrer. Nur primitiver. Naturgewaltiger. Oder habt ihr schon gehört, daß sich höhere Töchter für „Herrn Werner" das Gesicht kaput schießen lassen? Estorff kannte das Land und sein Volk, alle Bedingungen unserer Kolonie waren ihm vertraut wie keinem wohl. Verstand es, seine Truppe mit napoleonischer Genialität an sich zu fesseln. Kurz, war der Fähigste und Stärkste aller derer, die drüben gedurstet haben. Der „Häseler von Afrika". Auch einer von seinen Ehrennamen. Und liebte das Land mehr als seine Seele. — Aus all diesen Gründen hat man ihn auch nach Deutschland zurückversetzt.

Die Kerle hingen auf den Pferden wie nasse Säcke. Wenn glühend die Sonne hinter baumlosen Bergen versank, blieb doch die kochende Hitze noch immer auf dem Land. Und keine Aussicht, auch nur die faulsten und stinkigsten Wasserlöcher zu finden. Karl Marbot, der früher in Bocholt an dem großen Dampfhammer arbeitete, fing schon an, von jungen Mädchenleibern und türkischen Minarets zu reden. Das war das Zeichen, daß auch sein Hirn langsam vertrocknete. Jeden Tag redete irgendeiner solches Zeug. Und in wenigen Stunden fand sich keiner mehr bei ihm zurecht. „Hitztoll" haben sie es in der Truppe genannt. Die Mediziner mögen einen anderen Ausdruck dafür finden.

Keine Dämmerung. Fast unvermittelt standen überklare Sterne am Nachthimmel. Man lagerte. So gut es wäre, in der kühlen Nacht vorzudringen, man durfte es der Nähe des Feindes wegen nicht wagen. Der Verhau wurde aus Dornen und Büschen angelegt. Die Stärksten waren eben noch fähig dazu. Dann stellten sie Wachen aus und tranken. Das geschah, indem man Gesicht und Zunge an den verfaulenden Wasserbeutel preßte, in dem sich noch — wenigstens bei den meisten — die „eiserne Ration" befand; natürlich völlig stickig, widerlich ungenießbar. Aber das waren Augenblicke der höchsten Wonne, des herrlichsten Genusses, wenn man hiervon zwei Tropfen auf die Zunge fallen ließ. Nur wenige, gar zu leichtsinnige Schlemmer gönnten sich diese Seligkeit. Und mußten sie gar zu bald bitter bereuen.

Und d' Rosina . . . na . . . neugierig bin i', ob sie mi' noch kennt. Wird si' freuen . . . damisch freuen, daß sie auch wieder ein Wörtl darf reden."

Und der Alte empfing mit heiterer Miene den Trost der Sterbenden, nahm von seinen Lieben herzlichen Abschied, kehrte sich gegen die Wand, tat noch einen Schnupfer und . . . fort war er.

Südwest.

Ein Stimmungsbild aus dem Hererokrieg von **Otto Thomas.**

Wie ein großes unendliches Gluten im Innern eines Hochofens, so lag's über dem weiten, wasserarmen Land. Vier Tagereisen waren sie nun schon von Windhoek entfernt und noch immer nicht an den Feind herangekommmen. Schien's doch, als ob er sie nur immer weiter verlocken wollte in dieses grausige, endlose Land, um schließlich der Truppe den Rückzug zur Hauptstadt abzuschneiden. Um sie verdursten zu lassen in Sand und Dornenöde. Einzelne Vorposten und Ausschwärmer hatte man vorgeschickt. Die wenigsten kamen wieder. Aber nach einigen Marschtagen fand man irgendwo an einem Baum die Leiche eines guten Freundes im Wüstenwinde baumeln. Der Uniform meist entkleidet, ohne Gewehr und ohne Augen. Oder sie lagen im dürren Sand, halb zerfressen von den Schakalen. Und alle irgendwie grausig geschändet, die meisten noch vor dem Tode ihrer Mannbarkeit beraubt. Man sah geradezu die diabolische Lust dieser wilden Teufel, den „Dütschmen" bis zum Schlimmsten zu quälen Wer lebend in ihre Hände fiel, dem wurde der auf seine Höllenqual folgende Tod — denn gar zu gottesfürchtig waren die deutschen Krieger ja schließlich doch nicht — zur himmlischen Erlösung. Ein besonderer Sport der Neger bestand darin, den Soldaten mit alten, verrosteten und verschrammten Deckeln von Konservenbüchsen, die sie irgendwo in einem verlassenen Lager gefunden, bei lebendigem Leibe den Hals abzuschneiden . . .

Weil du schon schauderst, ehrsamer deutscher Leser, will ich davon aufhören. Ich könnte dir wahrlich noch weit Schlimmeres melden.

Und auch das waren deine Landsleute da drüben, die kämpften und Hartes litten für ihr Vaterland. Jugendlich starke, tollmütige Jungens, die deutsche Sehnsucht nach Weltenferne hinaustrieb ins Kolonialland, um „siegen" zu helfen. Deutscher Philister redet gut: „Abschaum des Landes. Naturen, die nichts zu verlieren und nichts

Die Insel der Seligen.

Von **Ella Triebnigg.**

Weit, weit im Meer, vom schroffen Fels versteckt,
Umspült von weißgesäumten grünen Wellen,
Liegt still ein üppig wundersames Land,
Umschwärmt von buntbeschwingten Goldlibellen.

In ewiger Blüte steht dort jeder Baum
Und über allem liegt ein sattes Schweigen,
Ein wonnetrunkenes Vollbefriedigtsein
Hängt träumend wie ein Falter in den Zweigen.

Aus farbenprächtigen Riesenblumen steigt
Dem Regenbogen gleich ihr Duft zur Sonne
Als Brücke, die sich sanft zur Erde neigt.
Ein jeder Hauch ist aufgelöste Wonne.

Kein Schmerzenslaut, kein freudeheller Ton,
Kein Lachen, Rufen, Flüstern oder Weinen,
Ein Ruhen nur als seliger Vollgenuß,
Ein ewiges Sein statt rasch zerstörtem Scheinen.

Viel stolze Schiffe zogen hier vorbei,
Doch wenige waren's, die die Insel fanden.
Nur jene, die von allen Frachten frei,
Nicht sorgen, daß sie an den Klippen stranden,
Vermochten es, im Hafen hier zu landen.

Der geheilte Birkl.

Von **Ludwig Huna.**

Mit einem dankbaren Gebetsblick klappte er das reinliche Heft zu und sagte still und feierlich: „Nun geh in die Welt hinaus, du liebegesegnetes Drama, du Schmerzenskind meiner ringenden Seele, und erhebe die im Alltag erstickten Herzen! Er strich noch einmal mit behütenden Händen über das knisternde, angeschwollene Schriftbüchlein und tat dann das Ding in ein großes Kuvert. Darauf schrieb er mit gemalten Riesenbuchstaben: „An die Direktion des k. k. Hofburgtheaters."

Als er sein hehres Verslied und -leid abgesandt, war ihm ganz hohepriesterlich zumute. Er sah sich als den großen Reformator des verdorbenen Modegeschmacks in den Zeitungen stehen, las die spaltenlangen Artikel der „scharfen Magd" Kritik, die sich dienend vor ihm neigte und sein Talent mit Posaunenstärke in die Welt rief, er sah sein Bild in den illustrierten Blättern, sah die wunderschönen Frauen und goldhaarigen Mädchen vor den Auslagen stehen und einander zuflüstern: „Da ist er, seht, da! Der Wilibald Birkl! Diese träumenden, lyrischen Augen! Und wie entsetzlich jung er ist! Und schon Dichter! Kaum

Hauptmann von Estorff ging, während alle in keuchendem, glutumwehten Schlafe lagen, durchs Lager und in den wüsten Sand hinaus. Er, der ein Zittern nie gekannt und das Trinken sich überhaupt abgewöhnt, dessen Gesicht vernarbt und verschossen war, dem aber dennoch keine Kugel das Lebenslicht zerblasen konnte, so daß die Neger überhaupt nicht mehr auf ihn schossen, weil er den „Düwel" im Gesichte habe, er dachte mit bangen Sorgen an seine „Leute". Zu viel hat dieser Zug, seit sie die Bahn verlassen, schon gekostet. Dies frische, junge Blut, kann's, darf's hingegeben werden jenen Bestien da im Busch? Aber stand er mit seinen Leuten hier nicht auf dem letzten Vorposten des Deutschtums? Galt's nicht, sein Land, seine Rasse zu verteidigen? Schaute nicht ganz Deutschland auf seine durstenden, sterbenden Truppen, mit der heißen Erwartung des Sieges? Aber es schaute eben nicht! — Das war's ja! Das schnitt so bitter in die Seele. Und wieder nahm er das zerknitterte, falzige Zeitungsblatt zur Hand: Davon also nährte sich „sein Deutschland". Da stand viel, viel von Metropoltheaterrevuen, noch mehr vom Karlshorster Rennen, von allen Toiletten, von Kabaretts und Varietees, von Dirnen- und Sensationsprozessen. Irgendwo in einer schier unauffindbaren Ecke stand auch eine kurze Notiz vom Feldzug in Südafrika. Und ein Fragesatz: „Wann wird's wohl unseren ‚sieggewohnten' Truppen endlich gelingen, mit einer Handvoll unbewaffneter Buschklepper fertig zu werden?" — Der Alte biß sich wütend auf die Zähne. Zeitungsfatzke! Alberner Schwätzmichel! Komm her, sechs Tagereisen von Windhoek, und verdurste hier. Dann ist das Land wenigstens mit dir „fertig" geworden.

Langsam schritt er ins Lager. „Wer da!" Hans Obermar, der Bauernknecht aus Thüringen, der die Wache hatte, rief es dem Hauptmanne zu. Es ist auch zu finster. Ringsum Buschwerk. Estorff antwortete nicht. Formalitäten! — Noch einmal ruft der Posten. Wieder. — Keine Antwort. Da knallt der Schuß. Einsame Nacht. Ein zweiter Schuß. Der Hauptmann fühlt, wie die Kugel sein Gesicht sekundenlang streift. Da steht er auch schon vor dem Posten ... Der zittert, wie das Reh vor Jägerblicken; erkennend die grausige Möglichkeit! Nicht daß er auf den Vorgesetzten geschossen. Aber auf Estorff! — Seinen Estorff!

„Ich müßte ihn eigentlich 24 Stunden einsperren, weil er auf drei Schritte zweimal sein Ziel verfehlt hat. Schieß er doch ruhiger."

Estorff sprach's mit seiner harten, überklaren Stimme, die Hans Obermar immer an das Wort vom „kategorischen Imperativ" erinnerte, daß er irgendwo einmal gehört hatte.

Und dann ging der Hauptmann ins Lager. Um doch noch ein weniges zu ruhen.

Aber nun heißt's weiterkämpfen! Vor allem kleine Kreise gewinnen, in denen die Sehnsucht nach großen Geistestaten pulsiert. Von dort aus würde sich das Wunder weitersprechen und man würde ihn ermuntern, er könnte Verbindungen bekommen, Zutritt in literarische Salons. Wohin aber nur zuerst? Ha! Eine Gemeinde Gleichgesinnter aufsuchen, das schien ihm als das Nächstliegende.

Wilibald Birkl ging also versbeladen eines Abends in die rauchige Tabakskneipe seiner Kommilitonen, „Zum griechischen Perpendikel“. Als seine Gesinnungsbrüder, welche die Wiederherstellung des Reiches Karls des Großen laut propagierten, vernahmen, daß ihr herrlicher Wilibald, der blondeste der Blonden, ein rhythmenklingendes Drama aus deutsch-tiroler Vorzeit gedichtet, ging ein schmetterndes „Heil!“ durch die verrauchte Runde. „Man los! man los! Birkl, genier dich nicht!“ heulte es. Und ein gesichtszerschundener Kneipant erhob sofort das Glas: „Silentium für den Dichter!“

Birkl schilderte errötend mit wenigen Worten die Idee seines Dramas und machte sich anheischig, die Hauptszenen vorzulesen. Die Kommilitonen blickten sich ernst und etwas verdächtig an, ja einige kehrten sich vom Lichte ab, damit sie ungestörter die Ankunft des Herrn Morpheus abwarten könnten. Es dauerte auch gar nicht lange und Herr Morpheus kam. Birkl schluchzte zwar seine glühendsten Empfindungen heraus, stellte einen liebetriefenden Adalgar auf die Beine, schrie ein Heergefolge, das von Innsbruck bis zum Brenner reicht, mit seinem Kraftorgan heraus, flötete dann in prachtvollem Kontrast das salige Fräulein, das aus der Bergesspalte trat, morgenrotschön und zart — aber die Anhänger Karls des Großen saßen mit merkwürdig still gesenkten Häuptern da. Und nun begann die große Liebesszene zwischen Herzog Adalgar und dem saligen, seligen Weib. Sie nahm vierundzwanzig Seiten in Anspruch. Bevor Birkl damit begann, entschuldigte er die etwaige Länge mit dem Hinweis auf Wagner, der in „Tristan und Isolde“ die Liebenden noch länger ekstatisch anstrengte. Die Entschuldigung summte an den Ohren der träumenden Kommilitonen leise vorbei. Birkl begann:

„So nahst du endlich, vielverlangter Helde,
Nach dem mein Traum sich lockend hat gesehnt —
Gepanzert liegt dein Leib auf grünem Felde.
O, komm, Geliebter —“

„Frisch Bier, meine Herren!“ donnerte der Pikkolo versfeindlich herein.

Mit einem Ruck schossen die eingelullten Gemüter hervor. Ohne Pathos, tiefgekränkt, las Birkl weiter, haßerfüllte Blicke der schwarzen Schwalbe zuwerfend. Schon nach fünf Minuten nickten die Fernsitzenden wieder ein, die Rücksichtsvolleren kämpften weitere fünf Minuten mit sich.

achtzehn Jahre! Was muß er Holdes und Herrliches erlebt haben! So zu schreiben! So seine Seele auspusten zu können für die Schönheiten dieser Erde! O! O! Wilibald Birkl — du bist unser!"

Er ging fünf Schritte auf den Spiegel zu, dann wieder zurück und prüfte seinen Knabengang. Kräftig legte er sich in die Glieder, um das heranreifende Ephebentum zur Wirkung zu bringen. So mußte er von nun an durch die Straßen schreiten, mit einem stillen, mild-priesterlichen Lächeln auf den Lippen, ein Geweihter des Lebens, anmutig und feueräugig zugleich wie der junge Frankfurter Goethe.

Und es vergingen Tage und Wochen. Das Burgtheater schwieg. Wilibald litt. Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Morgens aber lag das blaue Heft wieder in seinen Händen. „Die Direktion bedauert . . ." Sie bedauerte lithographiert, was Birkls Schmerz bedeutend erhöhte. Aber sie bedauerte wenigstens höflich, fein, kniggeartig. Es war nichts daran auszusetzen. Nur dem jungen Wilibald wollte das Herz brechen. Bevor es sich jedoch zu diesem Bruch endgültig entschloß, träumte es noch neue Wunder. Das Burgtheater ist für das Versdrama heute der ungeeignetste Boden, tröstete sich Birkl. Konservativ bis in den Souffleurkasten hinein, wagt es keine umstürzlerischen Taten eines neuen Drängers, sondern begnügt sich mit Husarenfiebern und anderen pathologischen Erscheinungen. Wie konnte ich überhaupt daran denken, meine Versglut in diesen Eiskasten zu schleudern? Apage!

Und er packte das geschwollene Heft zusammen und sandte es mit einem neuen Gebetsblick an das komparative Theater der Burg, an das Bürgertheater. Dort spielten sie gerade eine Operette. Als der Dramaturg den Titel des blauen Folianten las: „Herzog Adalgar und das salige Fräulein, ein Versdrama aus der grauen Vorzeit in fünf Akten von Wilibald Birkl", da drückte er bang seine Rechte an die Nabelgegend und nickte nur: Ja, ja. Dann klappte er das Buch zu, legte ein Briefchen bei und kuvertierte das Ganze mit Syndetikon, damit der Herzog samt dem saligen Fräulein nicht herausfalle.

Wilibald litt schon tags darauf schwer, aber standhaft. Einen Trost hatte er ja überdies in Händen, einen sichtbaren Beweis der Güte, des Verständnisses eines Menschen, der sein Drama gelesen. Denn der Geleitbrief des Dramaturgen lautete: „Wir haben mit großem Interesse Ihr Drama gelesen, müssen aber mit größtem Bedauern darauf verzichten, es aufzuführen, da unser Spielplan leider auf leichterem Genre aufgebaut ist." „Leider!" Wie wohl tat dies Birkl! Endlich ein fühlender Mensch, der nur das Produkt mißlicher Umstände ist! Mit Interesse gelesen! In einem Atemzug sozusagen, denn das Stück kam ja schon am nächsten Tag zurück. Der Mensch hatte also gewiß Hunger nach großzügiger Verskunst gehabt. Kein Wunder in dieser operettendurchpesteten Zeit!

Walzers in Birkls tiefverwundetes Gemüt. Der Unglückliche preßte die Lippen aufeinander, klappte zitternd das Heft zu und stieg mit feuchtglänzenden Augen vom Podium herab in den leeren Raum. Ungeschickt, hilflos griffen seine Hände nach dem Hals. Blamiert, blamiert! sägte es in seinem Herzen hin und her. Er wankte durchs Zimmer. Auch der Freund hatte ihn verlassen.

Nur das stille, zusammengedrückte Mädchen in der Ecke erhob sich jetzt und verlegte dem Unseligen den Weg. „Gestatten Sie — Herr — — Herr —“

„Birkl ist mein Name —“ entschuldigte sich der Dichter zerknirscht.

„Mizzl Reick“, lächelte sie ihn an. „Wollen Sie mir eine große Bitte erfüllen?“

Er verneigte sich deliquentenhaft.

„Ihre Verse haben mir gefallen, und ich bin, scheint mir, der einzige von diesen saubern, taktvollen Menschen, der Ihre gute, ehrliche Absicht gefühlt hat. Vielleicht lesen Sie mir noch einiges daraus vor —“

Birkl wurde aurorenrosig. Gott, wie ihm das tat! „Fräulein — ich lese wahrscheinlich in einigen Tagen wieder — in einem anderen Verein —“

„Um Gottes willen!“ flatterte die Kleine auf. „Nur nicht in einem Verein. Sie — hm — Sie sollen mir ganz allein vorlesen. Am Dreimarkstein bei Salmannsdorf steht ein niedliches Rindenhäuschen. Dort will ich Sie morgen nachmittag gegen vier Uhr erwarten. Der Frühling geht durch die Lande, dort oben werden Ihre Verse vielleicht besser klingen — über blühenden Bäumen und stillen Gärten. Wollen Sie?“

„Ich will!“ jubelte der ganze Birkl von oben bis unten.

„Gute Nacht!“ Sie drückte sich mit einem schelmischen Lächeln zur Tür hinaus.

* * *

Um die vierte Stunde des nächsten Frühlingstages las Wilibald Birkl dem Fräulein Mizzi Reick im Rindenhäuschen am Dreimarkstein sein Drama vor. Das kleine Mädel hatte seine zierliche Schlankheit herausgeputzt und machte heißhungrige Augen. Sie lag mit den Armen über dem von Liebespaaren zerschnittenen Tisch, ihr schwarzer Lockenkopf lümmelte sich darüber hin und ihre Putzigkeit duftete förmlich in Birkls heiße Dichterglut hinein.

„So —“ sagte sie nach einer halben Stunde ermüdet, „und nun lesen Sie mir die Hauptszene vor, in welcher Adalgar in die Klauen der saligen Weiblichkeit fällt. Es muß doch Liebe in dem Stück geben, nicht? So um den driten Akt herum wenigstens.“

„O — und wie!“ beteuerte der Glückliche. „Der dritte Akt ist eine einzige Liebesszene.“ Er legte los. Brunsttönende Jamben flogen

Hie Adalgar, hie Morpheus! Endlich entschieden sie sich für letzteren. Ein gleichmäßiges, sehr verdächtiges Atmen ging durch den Raum. In einer Ecke verdichtete es sich zu einem schnarrenden Sägeton. Der drang bis in die Seele Birkls. Mit einem unsäglich wehmütigen Blick klappte er leise das „Salige Fräulein" zusammen und schlich sich durch die unheimliche Stille hinaus ins Freie. Sternennacht begrüßte ihn mild und liebreich. Er empfand sie nicht. Was soll ich tun, Himmel, fragte er empor. Leiden, leiden, leiden! tönte ihm die schimmernde Sphäre zurück. Und so litt er denn.

Am nächsten Tage versuchte er es in einem geschlechtlich gemischten Kreis. Junge Mädchen und junge Burschen hatten einen Verein gegründet: „Bund der Erbauung". Dort führte ein Freund den Dichter ein. Es war gerade der dritte Vereinsabend, als Wilibald Birkl in einer trostlos bescheidenen Ecke saß, innerlich erregt, äußerlich ruhig, mit freundlich zuwartenden Blicken. Nachdem man zwischen Teebrötchen, Salzstangeln und Limonade von der hohen Gage Slezaks und vom gletscherhaften Triller der Kurz gesprochen, nachdem ein Tierstimmenimitator die Natur in verbesserter Auflage auseinanderrollte und die sechs besten Witze der neuesten Lehar-Operette von Mund zu Mund gegangen waren, trat der Freund des bleich gewordenen Wilibald auf den Plan: Ein junger Dichter habe sich bereit erklärt, Szenen aus seinem klassisch zu nennenden Drama „Herzog Adalgar und das salige Fräulein" vorzulesen. Bei dem Worte „Drama" verstummte das Lachen — es war schwer zu entscheiden, ob aus Ehrfurcht oder aus Schreck —, die Mädchen und jungen Herren rückten verlegen auf den Stühlen herum und einige hatten die Kühnheit, etwas verächtliche Blicke nach dem blassen Jüngling zu werfen, der bereits auf dem Podium stand und sich die Mähne aus der Stirn strich.

Dann begann er.

Als er das Personenverzeichnis zum besten gegeben, welches achtundneunzig Namen enthielt, hörte man verdächtiges Stühlerücken. Ein Mädchen schlich auf den Zehenspitzen ins Nebenzimmer, das durch eine Portière getrennt war. Herren folgten. Die Garde blieb sitzen.

Birkl las, seufzte, donnerte, flötete Liebe, schwitzte und vergoß die reichlichen Tränen des Herzogs Adalgar über Buch und Tisch.

Nach Verlauf einer halben Stunde ertönte im Nebenzimmer erst leise, dann anschwellend der Rhythmus des unwiderstehlichen „Hupf, mein Mäderl!"

Die entsetzten Augen des Herzogs-Interpreten flogen nach der Portière, ins Auditorium. Drei Personen saßen noch da: die Präsidentin des Vereins, ein schwerhöriger Gymnasialprofessor und ein junges Mädchen, das still und zusammengedrückt in einer Ecke kauerte. Aus dem Nebenzimmer schlugen brennend und peitschend die Rhythmen des entsetzlichen

greulich, und drum wirft man Sie aus allen Theaterkanzleien und Vereinen hinaus —"

„Fräulein Mi — o! o! Sie — die einzige — an die ich geglaubt — Himmel und Erde!" Er brach zusammen, wie der heilige Stephanus unter den Steinwürfen der Menge. „O! o! Was soll ich jetzt beginnen?"

„Dem Leben folgen!" Das Mädel streichelte sanft über seine pathosnasse Mähne hin. „Armes Menschenkindl! Und jetzt will ich Ihnen zeigen, wie's das salige Fräulein damals gemacht hat. Und irr' ich nicht, wird's heute auch noch so gemacht."

Er hob die verschluchzten Augen auf und starrte sie hungrig an. Da trat sie zu ihm, nahm seinen Kopf zwischen die kleinen, festen Händchen, näherte sich behutsam, damit er ja nicht scheu würde, seinem zuckenden Mund und schenkte ihm süße Erkenntnis. Der Kuß schnalzte so laut, daß die Stare und Amseln schreiend davonschwirrten.

Wilibald Birkl saß da — starr, regungslos, überrumpelt. Nur die glühheißen Augen fragten: O du meine Güte — was war denn das?

„Das Inhaltsverzeichnis Ihrer tausend Liebesverse", sagte Mizzi puterrot und wischte sich das Mäulchen. „Hat's geschmeckt?"

Da krampfte er unter lachenden Tränen hervor: „Das ist ja — o — das ist ja fast süßer als meine Verse —"

„Fast?!" schrie sie ihn beleidigt an und klatschte ihm eins ins Gesicht. Der selige Wilibald aber jubelte und zerhieb mit den Fäusten den Tisch und drückte ihren gescheiten, putzigen Kopf an seine Brust und küßte jambenbefreit in das wirre Gelocke hinein. Dann riß er den Herzog und das salige Fräulein mitten entwei und warf die Leichen in den Wind. „Von nun an dichtet das Leben!" trotzte er ihnen nach. „Und jetzt, Burgtheater, nimm dich in acht!"

Der Angler.

Von **Fritz Müller, Zürich.**

Wenn ich stille an der Angel saß und die Fische um den Köder spielen sah, habe ich mir oft gedacht, was die Fische wohl von mir und meiner Angel denken möchten. Ob ich ihnen wie ein Gott, ein Schicksal vorgekommen bin und der Köder als die Sündenlust, auf der die Todesstrafe steht? Und wenn —, wie kam es, daß der wieder ausgekommene Fisch die anderen nicht warnte? Oder — hat er sie gewarnt, und dennoch . . .? Aber dann war das da drunten in den Fluten alles auch gerade so als wie bei — bei — bei den Menschen.

süßschallend über die Lenzgärten hin. Die Stare schwirrten herbei und setzten sich mit verliebten Mienen auf das nächste Saatfeld hin, Amseln pfiffen ihre Weibchen an und die lichtgoldenen Primeln nickten einander zu und harrten der kupplerischen Bienchen. Ein Klingen und Singen ging durch die Welt und Birkl glaubte den süßen Bluſt der Natur mit allen erdenklichen Mitteln seines verlogenen Pathos noch erhöhen zu müssen, schwindelte, wenn er in Feuer kam, noch da und dort ein Epitheton ornans als sechsten Versfuß hinzu, korrigierte das jubelnde Blühen ringsum, indem er das salige Fräulein noch schöner als alle Tropenpracht des Äquators schilderte, warf mit den Armen und Beinen herum, weckte dadurch die zusammengeschriene Mizzi auf und schleuderte nun aufs neue die liebestrotzenden Kraftstellen des Herzogs Adalgar in ihren ängstlichen Busen. Hundertzwanzig Verszeilen des Helden legten sich zermalmend in das Gemüt der Hartgeprüften. Sie knirschte bereits mit den Zähnen — Adalgar-Birkl tönte ununterbrochen fort.

Endlich schlug sie mit der Faust auf das dickwanstige Buch. „Einen Augenblick, Herr Birkl — wie lange geht das noch so fort?"

„Nur mehr siebzehn Seiten", glühte frohkeuchend der Dichter. „Dann entgegnet gleich das salige Fräulein —"

„Und wie lang entgegnet die?" zitterte todbang Fräulein Mizzl.

„Höchstens zehn oder zwölf Seiten — aber wie!!"

„So. Also jetzt sagen Sie mir nur, woher haben Sie eigentlich diese eminente, anschauliche Gestaltungskraft? Ist das alles dem Leben abgelauscht?"

Birkl nestelte verlegen an dem blauen Umschlag herum. „Wissen Sie — direkt abgelauscht natürlich nicht — — in dieser grauen Vorzeit — da tauschten eben die Liebenden immer so schwere, brühheiße, peitschende Liebesworte aus —"

„So. Und wissen Sie das bestimmt, Herr Birkl? Bitte, Herr Birkl — auf Ehre und Gewissen — wissen Sie das ganz bestimmt?" Sie sah ihn untersuchungsrichterisch an.

„Na ja — wir Dichter, verstehen Sie wohl — wir Dichter sehen es eben so. Und drum müssen wir es eben so gestalten. Das ist das innere Muß."

Da knirschte sie ihn zornrot und zermalmend an: „Nein, Herr Birkl, Sie müssen absolut nicht. Sie nicht. In erster Linie müssen Sie zu unserm heißen Leben in die Lehre gehen, verstehen Sie. Und dieses Leben liebt ganz anders. Vor allem kürzer. Für tausend Verse Liebeserklärung hat unser Leben gar keine Zeit, sonst verblüht Frühling und Liebe und alles, was dazwischen liegt. Auch bei einem saligen Fräulein. Und drum ist Ihr ganzer Schwulst verlogen, unwahr,

von Ködern, die da schillern. Und während sie den Mund zu solcher Rede öffneten, war der Haken schon mit Zucken unter ihre Kutte aufgerutscht.

So kam ein jeder an die Reihe. Einer früher, einer später.

Wie die eherne Notwendigkeit saß der Anglerriese an der Sonnenscheibe, fischte immer weiter und holte sich ein Leben um das andre von der Erde.

Was er damit machte, weiß ich nicht. Vielleicht — er nährte sich vom Leben auf der Erde, wie wir es selber mit den Fischen aus den Wassern tun? Vielleicht —

Doch da zerrann der Traum.

Buch-Kritik.

(„Aus der eigenen Werkstatt.")

Vom Notar sagt ein glitschiges Witzwort, er sei notwendig, aber überflüssig; mit besserem Recht könnte man es auf den Kritiker anwenden: der schafft keine neuen Werte, leistet nichts Positives, er „führt nur Sand, wenn Könige bauen" — und doch, er und sein Gewerbe scheinen trotzdem unentbehrlich, denn schließlich ist er tätig wie etwa ein Gärtnerbursche, der aus dem Salatbeet das Unkraut ausjätet, oder wie ein Mann, der, mit Pinsel und Leim ausgerüstet, Plakate — Ankündigungen — an Litfaßsäulen klebt. Ich darf vom Kritiker literarischer Marktware wohl so despektierlich sprechen, weil ich selbst für den „Heimgarten" manche Bücherbesprechung schreibe, und wenn man sich selbst mitbeschimpft, so haben auch die anderen weniger Ursache, dagegen zu zetern.

Die Kritik hat nur dann einen berechtigten Zweck, wenn sie unparteiisch und ohne Gehässigkeit das ihr vorliegende Werk charakterisiert, damit jeder aus der Rezension ersehe, ob es ihn nach Gehalt und Form allenfalls interessieren könnte. Das ist aber zumeist nicht der Fall; häufig urteilt der Berichterstatter grozartig ab, nennt ein Buch „schlecht" oder „mißlungen", ohne sich sonderlich Mühe zu geben, die Bestrebungen des Autors wirklich zu erfassen, sich in seine Gedankengänge und Absichten zu vertiefen und aus dem Buch möglichst alles Gute herauszuholen, was drinnen steckt. Das kann man nicht mit dem Kopf allein, da muß auch das Herz, sogar der Instinkt mitarbeiten, denn mit dem Verstand und nur mit dem Verstand schöpft man kein künstlerisches Werk aus, das nicht bloß Oberfläche hat. Aber woher soll der Kritikus die Zeit dazu nehmen? Das ist eine Frage für sich. Da ist z. B. ein Buch von 300 Seiten — in der Tat kein sehr umfangreiches! — zu dessen Lektüre

Bei den Menschen? Aber wer ist da der Angler? Wo der Köder? Und verschwinden wir denn plötzlich von der Erde, wie die Fische aus dem Wasser?

* * *

Ich hatte einen Traum: Am Rand der Sonne saß ein Wesen. Es war riesengroß, und seine Formen glühten. Eine Angel hielt der Riese in der Hand. Weit stach der Stecken in den Weltenraum hinaus, fast bis zu einem andern Stern hinüber. Und von dem Stecken senkte sich die Angelschnur hinunter in die Weltentiefe. Und reichte bis zur Erde. Wie ein Pendel schwang der Angelhaken in Spiralen auf der Erde, die unter ihm sich ewig um sich selber rollte, so daß der Haken alle Zonen hin und her bestrich.

An dem Haken aber hing ein sonderbarer Köder, der glitzerte und schillerte in allen Farben. Und wie ich näher zusah, waren es Streifchen aller Leidenschaften, die auf Erden heimisch sind. Die glänzten, und lockten die Menschen an. So daß sie kamen, mit den Händen darnach griffen, manche stürmisch, manche langsam und bedächtig. Viele rissen sich die Hände und die Herzen daran blutig, und merkten's nicht, und wollten's so. Andre wieder zogen scheue Kreise und wichen aus, verschwanden in Reviere, wo keine Angel lockte, und nach einer Weile — kamen sie doch wieder zu der Angel, näher, näher, schnappten, zappelten und . . .

Da sah ich, wie die ungeheure Gerte, die der Sonnenangler in der Hand hielt, zuckte, sich nach abwärts bog und aufwärts wieder schnellte — der Riese auf dem Sonnenrande nickte dann befriedigt mit dem Kopfe, zog die Leine ein und holte sich ein Leben von der Angel, ein Menschenleben. Die Körperhülle aber ließ er drunten.

Ich sah weiter, wie die Menschen an der Stelle, wo der Ihren einer starb, erschreckte Augen machten und zerstoben. Hörte, wie sie sich vor dem Glitzerköder warnten und — nach einer Weile es vergaßen, bis abermals ein andrer an den süßen Ködern saß, bis abermals die Gerte nickte und der Sonnenriese schmunzelte . . .

Manche sah ich, die, dem Haken schon im Herzen, sich beherrschten, die nicht zappelten wie ihre Brüder, sondern stumm verbissen noch eine lange Zeit im Leben hin- und widerschwammen, bis der Mann da droben auch das Leben der Beherzten mit einem Ruck zu sich heranzog.

Andre wieder saßen an den Haken und sparten sich die letzte Kraft auf einen letzten Schlag, mit dem sie glücklich von der Angel schnellten, in die Freiheit — oh, wie haben die gejubelt, und es nicht gemerkt, wie ihr rotes Blut vertropfte und verrann . . .

Wieder welche sah ich, die machten fromme Augen und predigten in aller Welt herum, sie selber wüßten nichts von einem Haken und

statt.*) Wie verhielt sich das Publikum dabei? Ich weiß es nicht, es war mir unmöglich, es zu erfahren. Ein Teil der Presse (der größere) versicherte, die Zuschauer hätten „Chrysanthème“ abgelehnt, ein Teil berichtete, der Beifall wäre sehr warm gewesen — wobei einige ganz besonders Zarthörige behaupteten, das Klatschen hätte meinem väterlichen Namen gegolten ... Und dann die Besprechungen! Die eine schrie hü, die andere hott. Einem klerikalen Blatt war der Akt zu revolutionär-anarchistisch, dem sozialistischen (das im Eifer Danton mit Marat verwechselte) zu reaktionär-aristokratisch, eine Zeitung (welche die Frau Gräfin Arrois als „Mädchen“ ansprach) nannte den Dialog „banal“, eine zweite „geistreich“, eine dritte „originalitätshaschend“. Und so ging es weiter. Der Journalist R. A. vermutete, die Grundidee stamme von Sardou. Und das war allein es, was mich ärgerte!

Damals begann, was ich später noch bis zum Überdruß auskostete: Das Vergleichen meiner Arbeiten mit denen meines Vaters. Große Psychologen mühten sich, aus der Verschiedenheit literarischer Leistungen Rückschlüsse auf persönliche Unstimmigkeiten zwischen Vater und Sohn zu ziehen. Hundert und mehr Zeitungsschreiber gingen auf geistreiche Entdeckungsfahrten aus — aber das Ergebnis war danach. Jedenfalls haben sie mit den Artikeln über mich mehr verdient, als ich bisher für meine Bücher samt und sonders an Honoraren bekam. Es wurde mir nicht selten vorgeworfen, daß ich anders schriebe als mein Vater — wehe aber, hätte ich dieselbe schriftstellerische Richtung eingeschlagen! Dann wäre mir gewiß vorgeworfen worden, daß ich nachahme, plagiatiere ...

Gerade mit einem literarischen Namen von Klang „behaftet“, wurde es mir doppelt schwer, eine halbwegs unparteiliche Beurteilung zu finden. Meinem ersten Roman, der „Verbrecherkolonie“, schenkte die Presse des Namens Rosegger wegen allerdings viel Beachtung und er erntete trotz seiner Sturm- und Drang-Mängel unverdient reiches Lob. Verstanden, mit Hirn und Herz verstanden, hat das gärende Buch des Dreiundzwanzigjährigen nur ein alter Herr: J. V. Widmann, der es im Berner „Bund“ besprach. Bedankt habe ich mich für die Rezension, obwohl sie mich sehr freute, nicht; ich hielt und halte solche Danksagungen gleichwie das Betteln um Kritiken nicht für künstlerisch einwandfrei. Ernste Schriftsteller, meine ich, arbeiten getreu ihrer Überzeugung, und ernste Berichterstatter kritisieren nach bestem Wissen und Können. Das hebt sich auf.

---

*) Bei einem anderen Stück von mir nahm der Direktor am Tag vor der Première die Hauptrolle der Darstellerin aus persönlichen Gründen weg und schickte sie einer Dame zu, die sie ganz neu einstudieren mußte. Von solchen hemmenden Zwischenfällen haben Publikum und Kritik meistens keine Ahnung; und welchen Einfluß üben sie aus!

man knapp gerechnet sechs Stunden braucht; dazu kommt eine gewisse Zeit zum Überdenken, zum „Verdauen“, und endlich die Niederschrift und Ausfeilung der Rezension. Wer aber honoriert dem Besprecher den Gesamtaufwand von rund acht Stunden, einen vollen Arbeitstag? Kritiken werden oft sehr mager, oft gar nicht bezahlt und deren Abfassung reißt uns manchmal aus eigenen Arbeiten gänzlich heraus. Man muß sich ja für eine ziemliche Zeitdauer vollkommen in fremde Ideenkreise begeben. (Vielleicht hatte jener angefeindete Rezensent recht, der vom Autor für jede Besprechung zwanzig Kronen als Arbeitsentgelt forderte, ohne deren Güte oder Schlechtigkeit durch die Bezahlung beeinflussen zu lassen.)

Im allgemeinen muß der Kritiker rasch und kann daher nicht gründlich arbeiten. Aber er soll es wenigstens so gewissenhaft, als es die Verhältnisse ihm gestatten, tun. Damit hapert es aber nur zu häufig! Man — aber hier rechne ich mich mit gutem Gewissen nicht zu diesen „Man“ — läßt seinen „Zorn“ an einem unschuldigen Schriftsteller aus — er wird schmatzend abgeschlachtet — und verreißt ihn, persönliche Abneigungen mit Sachlichem verbindend; und zu allem Überfluß kleidet man höchst subjektive Urteile in ein objektives Gewand und täuscht viele Naive, die glauben, ein „Zeitungsschreiber verstehe alles“, sei gewissermaßen das Sprachrohr des Weltengeistes, der sagenhaften öffentlichen Meinung — und er ist doch nur ein mehr-minder kluger Einzelner, der seine schwächer oder stärker begründete Ansicht zum besten gibt.

Aber immerhin ist es auch begreiflich, wenn einem Rezensenten über einem üblen Machwerk, über einer Veröffentlichung, die nur dem Ehrgeiz des Veröffentlichenden frönt, über einem Schmarren, der die Redaktionen belastet, die Geduld reißt und er in seine Besprechung Spott und Ironie gießt. Begreiflich — aber schön ist trotzdem anders. Eine gewisse Form sollte unter allen Umständen gewahrt werden.

Da man die Kritiken seiner eigenen Schöpfungen naturgemäß genauer verfolgt (obwohl ich nur jene lese, die mir ohne mein Zutun eingeschickt werden), so möchte ich einiges aus meinen Erfahrungen ausplaudern.

Im März 1907 wurde am Wiener Bürgertheater mein seitdem auch in Graz aufgeführter und im „Heimgarten“ veröffentlichter Einakter „Chrysanthème“ gespielt. Ich arbeitete damals gerade in Heidelberg an einer wissenschaftlichen Abhandlung und konnte weder den Proben noch der Première beiwohnen. Der Regisseur — wie er später melancholisch gestand — verstand das Stück nicht (!) und änderte ohne mein Wissen den Schluß ab, damit den Schwerpunkt stark verschiebend. Fräulein v. B., welche die Hauptrolle zu spielen hatte, klagte mir und dem Direktor, die Figur liege ihr nicht, aber die Direktion nahm darauf keinerlei Rücksicht. Unter diesen ungünstigen Voraussetzungen fand die Aufführung

ein Werk in Grund und Boden verrissen und der Verfasser stellt unschwer fest, daß der mißgünstige Kritiker es nicht einmal durchblätterte. Aber das sind, Gott sei Dank, Ausnahmen, die dem Journalismus keineswegs zur Ehre gereichen.

Wie dem auch sei, jeder Autor machte im Laufe der Zeit seine sonderbarsten Erfahrungen, mit denen er sich am besten lachend, lächelnd oder ironisch (je nach Temperament) abfinden soll.

Oft, wenn ich ein fertiges „Heimgarten"-Heft überprüfte, machte ich die seltsame Wahrnehmung, daß ich eine wirklich wertvolle Neuerscheinung nur unter mannigfachen Vorbehalten anerkannte, gleich darauf aber ein Dutzendbuch, das mit der „Saison" verschwinden wird, fast ohne Einschränkung lobte. Wie das? Sehr einfach. Das vollwertige Werk regte mich an, ich vertiefte mich, überdachte es zum eigenen Vorteil genau, und schrieb dann meine ehrliche Meinung nieder, etliche Bedenken nicht unterdrückend. Anderseits vertrieb mir das Dutzendbuch ein paar Stunden angenehm, es forderte nirgends zum Widerspruch heraus und so mußte ich es loben . . .

Ich bin in der Literatur auf keine bestimmte Richtung eingeschworen, ich schätze neben schweren Problemdarstellungen auch leichtere Genres, neben Reisebeschreibungen, Märchen, historische Dichtungen, ramantische, naturalistische und symbolische Sachen. Die Menschen zu erschüttern und anzuregen ist heilsam, nicht minder, sie lachen zu machen oder ihnen mit der Lektüre über trübe Stimmungen hinwegzuhelfen. Gottlob, daß unsere Literatur nicht einseitig und gleichförmig ist, sondern vielfältig und schillernd. Ein Buch, das den einen fördert, sagt dem andern gar nichts und umgekehrt. — Aufgabe der Kritik ist es — so fasse ich wenigstens die Aufgabe der Kritik auf —, ein Werk so weit zu charakterisieren, daß der Leser einer Besprechung merken kann, ob das Buch seinem Geschmack, seinen Interessen dienstbar sein kann oder nicht.

Vieles, alles beinahe, darf ein Werk sein, nur nicht langweilig. Als Schlafmittel lasse ich literarische Erzeugnisse nicht gern gelten.

Nicht befreunden kann ich mich mit der genauen Wiedergabe des Inhaltes eines Romanes oder von Novellen in Rezensionen. Gute Bücher sprechen ja auch dann zu uns, zuweilen sogar eindringlicher, wenn wir die Handlung kennen, aber im allgemeinen raubt man einem Werke doch einen Teil seines Reizes, wenn Anfang, Durchführung und Schluß vorweg ausgeplaudert werden. Auch Spannung zu erzeugen, ist ein Kunstmittel, das weder Goethe noch andere tapfere Dichter verschmähten.

Nun ein letztes Wort an die gewerbsmäßigen Leser von Kritiken: Laßt euch nicht zu arg von den Rezensenten beeinflussen, bildet selbst

Mein zweiter Roman „Gottlieb Alcibiades“ wurde überraschend feindlich aufgenommen. Ich glaube, man hält mich unentwegt für einen „Belletristen“, der ästhetischen Damen und gelangweilten Büchernarren zu Gefallen schreiben möchte. Ich selbst zähle mich zu den „Problematikern“, die psychologische Probleme zu fassen und zu klären suchen. Dabei kommt nicht immer das Erbaulichste heraus, und die, die leichtverdaulichen Lesefraß verlangen, der bloß unterhält und amüsiert, werden von mir bestimmt enttäuscht; dann sagen sie: „Ein schlechtes Werk.“ — „Es verstimmt.“ — „Es ist gar nicht lustig.“ Da kann man nichts machen, zumal die Menschen leider vergessen, daß es nicht nur gute und schlechte Bücher, sondern auch gute und schlechte Leser gibt. Eines schickt sich nicht für alle, aber in unserer demokratisierenden Epoche soll sich alles und jedes allem und jedem anpassen!

Tiefe Probleme lassen sich nie heiter an, sie lassen sich auch selten lösen und niemals grundsätzlich. Aber schon ihre Erkenntnis fördert uns; das ist meine Ansicht.

Meine jüngeren Veröffentlichungen trifft zuweilen ein im kritischen Leben nicht vereinzelt dastehendes Schicksal: hie und da pflegt die neueste mit ihrer Vorgängerin meuchlings erschlagen zu werden. Das geschieht etwa auf folgende Art: Der Kritiker M. zum Beispiel äußert sich über den Roman „Die Komödiantin Magdalene“: „Nach dem sehr interessanten und wohlgelungenen Buch „Von Königen und Jakobinern“, das Hans Ludwig Rosegger im vergangenen Jahre edierte, tritt der Verfasser nun mit einem Werke hervor, das besser ungedruckt geblieben wäre, u. s. w. . . .“ Nimmt man aber die Kritik M.'s über die Novellensammlung „Von Königen und Jakobinern“ zur Hand, so kann man lesen: „Diese historischen Skizzen sind nicht gelungen, sie kleben zu sehr an den geschichtlichen Tatsachen und was daran freie Erfindung ist, befriedigt schon gar nicht.“ Erstaunt fragt man sich, warum M. seine üble Besprechung des Romanes mit einer lobenden Erwähnung der Novellen, die er seinerzeit gleichfalls verriß, einleitet. Warum? Weil er dadurch den Schein von Objektivität erweckt und die Wirksamkeit der schlechten Rezension verstärkt. Das nennt man aber, „ein Buch mit einem anderen erschlagen“.

Sicherlich freuen sich ernste Schriftsteller über die sogenannten „guten Kritiken“ nicht am meisten, sondern in erster Linie ist ihnen um verständnisvolle zu tun, auch wenn sie manches tadeln. Da liegt unter anderem eine köstliche Besprechung meines Romanes „Die Verbrecherkolonie“ vor mir; sie erschien in einer Rheinischen Zeitung und der Referent lobte das Buch über den grünen Klee — hatte es aber nicht gelesen, vermutete hinter dem Titel eine juristisch-nationalökonomische Studie und richtete darnach seine Besprechung ein . . . Oft auch wird

ungeheure Bierdorf oder die tausend gesammelten Ströme bildender Kultur hochschätzt, ein anderes Berlin erlebt als der Berufsmensch, der hier — in Neu-Amerika — den harten Kampf ums Dasein, die Leidenschaft der Arbeit, die rücksichtslose, über Leichen stürmende Konkurrenz, die Zuchtwahl der Tüchtigsten und wohl auch die immer neuen Ergiebigkeiten des Gewinnes am eigenen Leibe erfährt.

Was den Gast kurzer Tage in Berlin mit Bewunderung erfüllt, ist zunächst die schier unbegreifliche Ordnung und Reinlichkeit in dem fabelhaften Tohuwabohu. Ja, hier können die Menschen wirklich — gehen. So sehr sie hasten und hetzen, sie stoßen nicht aneinander, sie geraten nicht unter die Räder der Bahnen und Automobile. Und diese Fuhrwerke! Hunderte von Automobilen, Elektrischen, Automobil-Omnibussen (Ungetüme mit dreißig Personen hoch zu Dach!) rasen und rattern zu gleicher Zeit durch eine Straße. Sie karambolieren nicht und — siehe, auf einen stummen Wink des Schutzmanns bleiben diese Hunderte stehen, starre Kolonnen füllen die Straße von einem Ende zum anderen und lassen die Fußgänger über den Fahrweg huschen.

Mit Staunen lernt der Fremde die Fahrgelegenheiten benutzen, das vollkommenste und großartigste Netz der Kommunikationen, das irgendeine Großstadt besitzt. Wahre Wunder der Technik sind die elektrischen Untergrund- und Hochbahnen, die jetzt unter Straßen und Häusern rollen, dann hoch im Bogen bis zur Höhe der Dächer schweben. Und die Stadtbahn — in jeder Minute ein Zug! — durchquert ganz Berlin und umgürtet es in zwei ewig kreisenden Ringen. Und Vorortbahnen führen vom Zentrum des Bahnnetzes wie Radien nach allen, allen Richtungen. Und für einen Groschen oder höchstens 15 Pfennige gelangt der Passagier der elektrischen Straßenbahn fast von jedem Punkte Großberlins, ohne umzusteigen, zu jedem beliebigen Punkte! Ein geniales System der Schienenstränge.

... In seinem erstklassigen Hotel angelangt, umfängt den Fremden ein wirbelnder Überschuß der Kräfte: ein Heer von Grooms, Portiers, Spezialbedienten. Hat ihn schon auf der Straße das abendliche Lichtmeer geblendet, so sieht er sich jetzt in einem stolzen Fürstenpalast. Der Bewohner jedes Hotelzimmers hat seine eigene Badestube, und von seinem Bette aus kann der Gast durch sein eigenes Telephon mit Paris, Wien oder London sprechen. Wohin er dann am Tage seine Schritte wendet, die Größe der Aufmachung verwirrt ihn, der fliegende Atem dieses Weltgetriebes verursacht ihm Herzpochen. Es kann geschehen, daß er, übersättigt von immer neuen Wundern, kaum mehr die Augen aufreißt, wenn über den Dächern die Luftschiffe kreuzen, deren Propeller er durch die Lüfte rattern hört. Und hier schwebt ein Ballon! Und dort ein zweiter ...

euren Geschmack und euer Urteil und vergeßt zweierlei nicht: 1. Die Herren Kritiker (der Verfasser dieser Zeilen inbegriffen) „verstehen“ von Kunst nicht um einen Deut mehr als ihr, wenn ihr klarblickende und nachdenkende Menschen seid, und 2. schreiben die Schriftsteller nicht für Literaturbonzen und Rezensenten, sondern für das aufnahmsfähige Publikum. H. L. R.

Die Weltstadt Berlin.

Von **Hermann Kienzl, Berlin.**

I.

Es war vor zwanzig und mehr Jahren, daß Julius Hart diese Verse schrieb:

„Berlin! Berlin! Die Menge drängt und wallt
Und wälzt sich tosend durch die staub'gen Gassen,
Vorüber brandet sie stumpf, tot und kalt,
Und jedes Ich ertrinkt in dunklen Massen.
Du aber suchst in dieser bleichen Flut
Nach Rosen und nach grünen Lorbeerkronen.
Schau dort hinaus! . . . die Luft durchquillt's wie Blut,
Es brennt die Schlacht, und niemand wird dich schonen.“

Wie! Berlin, dieses Meer von Licht und Glanz, ein blutiges Schlachtfeld!? Wer die Hauptstadt des Deutschen Reichs besucht hat, war überwältigt von der Macht und der Energie dieses städtischen Großstaates. War betäubt von der Überfülle des enggedrängten Lebens, das da in den völkerreichen Straßen rings um ihn brauste, fauchte, schrillte, schrie, tobte, jauchzte und ächzte.

Man sagt: jede Stadt habe ihre eigene Atmosphäre, ihren eigenen Geruch, ihre eigene Physiognomie. Das ist gewiß richtig. Jede Stadt unterscheidet sich von allen andern Städten der Welt. Aber die nämliche Stadt wirkt auch, obwohl ihre Eigentümlichkeiten unverändert bleiben, hundertmal verschieden auf hundert verschiedene Menschen. Wirkt verschieden auch auf einen und denselben Menschen. Mancher von uns erinnert sich, daß er in weitgetrennten Lebensabschnitten einen Ort besucht und wiederbesucht hat. Die Stadt hatte sich in den Jahren, die zwischen den Besuchen lagen, vielleicht wenig verändert; aber der Mensch, der wiederkam, war ein anderer geworden, brachte einmal ein heiteres, das andere Mal ein trauriges Gemüt mit. Nicht bloß in die Landschaften, auch in die Städtebilder legt der Mensch die Stimmung hinein, die sie ihm verstärkt wiedergeben.

Außerdem ist es wohl begreiflich, daß etwa der Vergnügungsreisende, dem jeder Tag ein Sonntag ist und der nur die blendende Außenseite der Dinge sieht, ein anderes Berlin kennen lernt als der Seßhafte; und daß wiederum der junge Student, der entweder das

auch wohl hier und dort ein bescheidenes Haus aus der friderizianischen Zeit.

Mit einer ungeheuren Verschwendung prahlen die kolossalen Mietspaläste einiger Straßen des Westens, so des Kurfürstendamms, der sich eine halbe Meile lang vom Tiergarten, dem immergrünen Herzen Berlins, bis zum Saume des Grunewalds hinzieht. Einfach und vornehm sind die Villenpaläste der Tiergartenstraße, in vornehmerer Zeit gebaut als Landhäuser außerhalb der Stadt, heute mitten im Höllenkessel. An den modernen Häusern der Reichen werden auch neue architektonische Probleme gelöst; doch unter ihnen herrscht kein stilistischer Gemeinsinn, Nachbar sucht den Nachbar zu überblenden, zu überschreien. Ausnahmen und charakteristische Einheiten bilden das Bayrische Viertel in Schöneberg, eine raffinierte und gefällige Nachahmung Alt-Nürnbergs, und die sogenannte Gartenstadt in Wilmersdorf, wo trotz vierstöckiger Raumausnützung das Londoner Einfamilienhaus, das Landhaus in der Großstadt mit vorgelagerter Gartenterrasse „dargestellt" wird. Im allgemeinen herrscht der übertünchte Zweckbau vor, das mit allem Komfort der Welt ausgestattete Mietshaus. Es hat meistens zwei und mehr Hinterhäuser, hat Stuckzier und Marmortreppen, Lift, elektrische Beleuchtung, Warmwasserleitung, Luftheizung. Keine Wohnung ohne Balkon, kein Balkon ohne Blumengarten — für Hunderttausende bedeutet der Balkon die Sommerfrische. „Hier sind Kulturwohnungen zu vermieten" steht auf Aushängetafeln geschrieben. Ja, wir haben es weit gebracht in der vielberufenen Kultur! Aber sie ist leider oft nur Stuck und Talmi. Das hauptsächlichste Kulturprinzip des Berliner Bauherrn ist die Verzinsung jedes Luftraums im Innern des Hauses. Daß selbst der kleinsten Wohnung das Badezimmer nicht fehlt, sei als wirkliche Errungenschaft der Zivilisation gewürdigt. Schlimm steht es — im verwunderlichen Gegensatz zu dem sozialen Nimbus Berlins — mit den Dienstbotenkammern. Sie sind bei Wohnungen mit sieben oder acht Zimmern so eng, daß in dem Schlurf zwei Mädchen kaum nächtigen können. Dagegen versäumt der Baumeister bei einigermaßen größeren Wohnungen nie, den sozialen Unterschied zwischen der herrschenden und der dienenden Klasse mit einem Dualismus gewisser „Nebenräumlichkeiten" zu betonen. Es wäre wider den Respekt des — rückwärtigen Teiles der gnädigen Frau, wenn dem Diener oder der Dienerin erlaubt würde, an den gleichen Stätten der Vergänglichkeit zu weilen, die sich den Gebietern erschließen.

Der Berliner hat wenig Sinn für Tradition und Pietät. Was dem merkantilen Großbetriebe im Wege steht, wird ohne Sentimentalität beseitigt! Eine Reihe von edlen Bauten Schinkels hat daran glauben müssen, sie sind Warenhäusern und Magazinen gewichen. Auch das Wohnhaus Lessings, wo die „Minna von Barnhelm" entstand, wurde

Die Theater öffnen ihre Pforten. Die großen Vorbilder der jungen dramatischen Kunst, von denen er seit Jahrzehnten gehört, gelesen, hier werden sie ihm Wirklichkeit. Zu später Stunde betritt er eines der von Licht und Gold gleißenden Riesenetablissements vornehmsten Stils und findet dort Hunderte, ja vielleicht Tausende von Menschen in eleganter Kleidung. Musik rauscht. Der Sekt perlt. Und dann — ja dann erst beginnt das eigentliche Berliner Nachtleben in den lauten Straßen, von tanzenden Locklichtern umflirrt. Das neronische Berlin ist erwacht — — und rings im weiten Land schweigen die Wälder und schlafen die frommen Bürger.

Wir wissen von dem Kontrast im Stadtbild Konstantinopels, wo, durch Kanäle und nationale und konfessionelle Schranken getrennt, das alte Stambul, der Fanar, das Christen- und das Fremdenviertel sich aneinander gliedern, ohne sich zu vermischen. Viel mannigfaltiger sind die Gegensätze innerhalb der Dreimillionenstadt Berlin. Nationale Unterschiede freilich machen sich nicht geltend. Berlin ist ja eine unangefochten deutsche Stadt, wie die Sprache der Bevölkerung und die gelegentlich ausgesteckten Fahnen zeigen. In Wahrheit freilich ist vom engeren deutschen Wesen in dieser internationalen Weltstadt fast nichts geblieben, und die fremdesten Fremden können sich hier ebensogut oder übel heimisch fühlen, wie die selten gewordenen Urberliner.

Die Gliederung Berlins vollzog sich nach sozialen Gesetzen, die ja das ganze öffentliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben in Deutschland und besonders in der Metropole allein beherrschen. Die Aufteilung der Stadt in viele Städte, die alle ein ununterbrochener Strom des Verkehrs und des wirtschaftlichen Ausgleichs durchflutet, wird unterstützt von dem in Preußen und in der preußischen Residenz leider sehr hochgetriebenen Kastengeist.

Auch Berlin hat herrliche Paläste, architektonische Prachtbauten und schöne alte Häuser. Doch sie sind nicht irgendwo versammelt, sind zerstreut, bilden keine Gruppe, keine stilistische Heimat.

Heimatlos ist der architektonische wie der Volkscharakter der ungeheuren Massenherberge. Die baulichen Besonderheiten tauchen unter in der Uniformität. Nur kleine Reste stehen noch von dem alten Berlin, so die baufälligen, geschwärzten Häuser „Am Krögel", dem Hafenplatz des einstigen Fischerdorfes. Wer dort am Abend oder in der Mondnacht weilt, träumt sich in eine niederländische Seestadt. Wir kennen die wundervollen Krögelbilder Liebermanns. Wo noch Reliquien der Vergangenheit übrigblieben, sind sie dicht umdrängt von protzigen neuen Bauten, etwa gar von den Riesenburgen der Warenhäuser. Das alte Königsschloß und einige andere Würdenträger unter den Baudenkmälern bewahren zur Not den historischen Charakter der Stadt;

von den Riesenmietskasernen, die zu tausenden und tausenden einander gleichen, wie Soldaten in Reih und Glied. Vorstädte hat Berlin überhaupt nicht. Dieselben Orkane des Großstadtlärms, dieselben Menschenmassen und gewisse typische Erscheinungen bieten die Straßen im Zentrum und jene entlegenen, die der Einwohner Berlins, ja der geborene Berliner kaum jemals kennen lernt. Nur das geübte Auge nimmt die Unterschiede der Kastenscheidung im Straßenbilde wahr. Die Lichtkatarakte ergießen sich ebenso grell über die mit allen Reizmitteln ausgestatteten Schaufenster der Leipzigerstraße wie über die der Chausseestraße im hohen Norden. Doch die Menschenmassen gehören gesonderten Klassen an, die die Straßen des großindustriellen Ostens und Südens, des kleinbürgerlichen Nordens, der City, die fast nur aus Waren- und Kaufhäusern besteht, und die die vornehmen Stadtteile des Westens und Nordwestens, der westlichen Vororte und des Tiergartenviertels füllen. Auf einen andern Ton gestimmt sind dort und hier die schreienden Reklamen, die blitzenden und schimmernden Effekte. Ja, fast darf man sogar sagen: die Berliner des Westens und die des Ostens sprechen nicht dieselbe Sprache. Es fällt dem gebornen Berliner des high life nicht immer leicht, das Idiom des Budikers aus der Linienstraße zu verstehen.

Eine Kolonistenstadt ist Berlin seit je gewesen. Zuwanderer haben aus dem Fischerdorf Kölln an der Spree die Hauptstadt der sandigen Mark gemacht. Wohl erzählt die Chronik von der Zeit bürgerlicher Kleinarbeit und Bescheidung, als angesessenes Bürgertum die Stadt gegen die Quitzows verteidigte. Es war die Blütezeit der Zünfte. Auf dem Marktplatz gab es ein Volksfest, wenn die Zunft der Brauer das neue Bier zum Ausstoß brachte. Die Bänke der Ratsherren wurden mit dem Bier beschüttet, dann setzten sich Bürgermeister und Rat ins Nasse. Auf ein Zeichen sollten sie sich erheben. Blieben sie mit dem sitzenden Teile ihres Körpers kleben, dann war der Stoff probat! Diese harmlose Welt ist versunken. Das Handwerk verschwindet von der Bildfläche. Fabrik und Kaufgeschäft, Fabriks- und Heimarbeiter verdrängen das freie Gewerbe. — Die Entwicklung Preußens und die Gründung des Deutschen Reiches verschafften der Handels- und Hafenstadt an der Spree das politische Übergewicht in Deutschland. In den letzten vierzig Jahren ergossen sich immerzu Ströme von Ansiedlern in die Metropole. Daher das unerhört rasche Wachstum Berlins. Wo vor einem Jahrzehnt noch weites Heideland und Kartoffelfelder gewesen, da stehen heute menschenvolle Städte. Die Kartoffelbauern, auf deren Äckern jetzt Hunderttausende wohnen, sind Millionäre geworden.

Die internationale Kolonisation Berlins spiegelt sich in der Fremdenliste der Hotels. Ungefähr dreißigtausend Gäste beherbergt Berlin in jeder Woche. Da ist kein Land der fünf Erdteile, das nicht reichlich

niedergerissen und ebenso das Haus in der alten Mauerstraße, in das einst die besten Männer der Zeit eintraten, um sich im Salon der Rahel Varnhagen zu versammeln, in diesem Schatzkästlein des Geistes inmitten einer nüchternen Welt. Wie hätte eine andere Stadt so kostbare Stätten gehütet!

Der Berliner hat keine Zeit zu Erinnerungen. Die Vergangenheit gilt diesem Geschlechte, das alle Winde frisch zusammengefegt haben, wenig, jeder Augenblick ist der raschen Gegenwart gewidmet — in Arbeit und Genuß. Selbst die Spuren der Tage und Taten vor 43 Jahren, denen Berlin seine Erhebung zur Reichshaupt- und Weltstadt verdankt, sind im Gedächtnis der Berliner fast verlöscht. Nur die Fremden besichtigen im Zeughaus die Trophäen aus dem großen Kriege, weilen vor dem historischen Eckfenster des alten Kaisers Wilhelm. Der dritte Nachfolger des eisernen Kanzlers hat ein Beispiel gegeben, von dem allerdings bisher die Öffentlichkeit nichts weiß. Bis zu Bülows Regierungsantritt war das Arbeitszimmer Bismarcks im Reichskanzlerpalais in der alten Gestalt erhalten gewesen. Den Kleinen störten die schlichten Überbleibsel des Großen; er räumte den Bismarckschen Krimskrams aus der Bude . . .

Wer fromm und still die Erdenspuren der Großen sucht, der wandert nach dem nahen Potsdam. In 40 Minuten führt ihn die Stadt- oder die Wannseebahn nach der Residenz Friedrichs des Großen. Sanssouci! Verzaubertes Schlößchen im Parke der Hecken und Rosen und uralter Bäume. Versonnene Fontänen rauschen, blanke Nymphen locken, steinerne Marquisen heben den zarten Fuß zum Menuett. Hier weht der Atem des königlichen Einsiedlers, der Esprit des Marquis de Brandenbourg und seines großen Freundes Voltaire. Die Schulbücher können die erhabene Tatsache nicht löschen, so sehr sie die traurige Entzweiung der beiden Geister auszubeuten suchen: Voltaire, das war nicht nur die große Passion Friedrichs, das war die Welterneuerung, die Überzeugung dieses heroischen Lebens! In den Zimmern des Schlosses, in der Bibliothek, im Musikzimmer, im Marmorsaal tauscht der Pilger des fremden Jahrhunderts Zwiesprach mit dem Alten im blauen Soldatenrock. Menzels Bilder werden Wirklichkeit. Die Atmosphäre dieser Räume belebt sie. Wir grüßen die Ritter der Tafelrunde — und den Flötenspieler — und den philosophischen Freigeist — und die schöne Tänzerin Barbarina, die dem König in so heißer Nähe war und doch wie von einem unsichtbaren Schwert von ihm getrennt blieb.

Nun zurück in die Mauern Berlins! Bis zum äußersten Gürtel des steinernen Meeres stehen in endlosen, überaus breiten Straßenzeilen die vierstöckigen Häuser, ja, sogar in den fernsten Vororten sind die Landhäuschen und bescheideneren Wohngebäude fast durchwegs verdrängt

Achtzig Jahre alt zu werden ist schon ein Geschenk des Himmels. Wohl das größere aber noch, bis dahin seinen Idealismus ungetrübt erhalten zu haben und in dem ans Patriarchalische grenzenden Alter uns ein Buch zu schenken, das voll ist von wunderbarer Stimmung der Romantik, voll edler Harmonie und in einer Sprache geschrieben, die wie ein Beethovensches Quartett auch in engerem Rahmen für alle Regungen des Gemütes einen würdigen Ausdruck findet. Das zeugt von einer gottvollen Unversehrtheit des Herzens, vom Leben im Leben, wie es so sehr eigentlich nur der Künstler, wenn er zugleich auch ein guter Mensch ist, sein eigen nennen kann. Daher war es für die Verehrergemeinde des Kärntner Dichters Ernst Rauscher ein literarisches Ereignis, als er sie zu dieser Weihnacht mit einem Buche erfreute, in welchem sich zu den angedeuteten Vorzügen jugendliche Frische ebenso wie gereift formende Manneskraft ungemein glücklich gesellen. Poetische Erzählungen, fünf epische Gedichte. Ihr Schauplatz ist in verschiedene Länder verlegt; von der geliebten Hochgebirgswelt, deren Schönheiten alle er begeistert in sich aufgenommen hat, zieht es den aufgeklärten Poeten mit Vorliebe ins alte Land der Kunst, nach Italien. Ihnen allen gemeinsam sind die farbensatten, gleichsam mit Malerpinsel hingezauberten Naturbilder, ist die Plastik der Gestalten, die künstlerisch maßvolle Technik der Steigerung und das Wirksame des Schlusses. Das Innerste der Sache wird erschöpft, und sollten, wie Goethe sagt, die Steine reden. Eine lange nachhallende Empfindung, gewoben von Sehnsucht, Wunsch und süßem Weh, bleibt in uns zurück; wir werden erschüttert und geläutert. Das ist die mächtige Wirkung dieses Buches.

„Im Hochkar" versetzt uns zum Großglockner. Der Weltflüchtling Berthold gewinnt die Liebe Margas, die mit ihrer Mutter, einer Generalswitwe, ans Grab ihres in den Bergen verunglückten Bruders gekommen ist. Auf einmal hat das Leben des scheuen Asketen einen welt- und lichtbejahenden Inhalt bekommen. Die beiden jungen Leute verloben sich. So steht Berthold vor der Pforte eines neuen Lebens.

„Da kommt das Schicksal, rauh und kalt." Ein Nebenbuhler, der Marga aufdringlich verfolgt und dem sie schließlich Dank schuldet, da er einst ihrem im Schlachtgetümmel zu Tode verwundeten Vater beistand, will den glücklichen Verträumten, wie er eben ein Schreiben Margas in einer romantischen Klamm liest, zum Duell herausfordern, und als dieser ablehnt, erschießt er ihn. Sich selbst stürzt er in eine Untiefe. Der neben Bertholds Leiche gefundene Revolver ließ den Schluß zu, der ohnehin als Sonderling verschriene Mann habe Selbstmord begangen. Marga konnte also annehmen, die Liebe ihres Bräutigams hätte nicht Lebenskraft genug gehabt, den bösen pessimistischen Anwandlungen zu

vertreten wäre, und besser als Briefmarkensammlungen machen die Berliner Fremdenlisten unsere wissenseifrigen Knaben mit allen exotischen Ländernamen vertraut. Sitzt eine Gesellschaft von zehn Personen an einem runden Tisch, so ist's schon eine Seltenheit, wenn unter diesen zehn Berlinern wenigstens einer in Berlin geboren wurde!

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Rauscher, der Dichter der „Weißen Rose".

Von **Karl Krobath.**

Von allen den Demanten der Nacht zieht besonders ein Sternbild am nördlichen Himmel die Blicke auf sich, das Geschmeide des Orion; in diesem zwischen Rigel und Beteigeuze, drei helle Sterne in einer Reihe, genannt der Jakobsstab.

Auch am enggespannten, aber immerhin reichbesetzten Dichterfirmament des kleinen Alpenlandes Kärnten gemahnt mich eine Poetengruppe unwillkürlich an jenes blitzende Sternbild. Es sind dies drei fast gleichalterige Dichter, die einander in Wesensart und im Leben nahestanden. Zwei von ihnen sind dahingegangen: der Oberst Friedrich Marx, wohlbekannt auch in der Steiermark, denn er ist der Verfasser des Volksliedes mit dem Schlußreim: „Dort ist die Heimat mein, dort bin ich wohlbekannt, o schönes, grünes Steirerland", und der Universitätsprofessor Friedrich Pichler, ein vertrauter Freund Hamerlings, war Vorstand des Münzen- und Antikenkabinetts am Joanneum. Der Dritte im Bunde ist Ernst Rauscher, dessen neuestes Werk in nachfolgenden Zeilen gewürdigt werden soll. In einem gewissermaßen flankierenden Verhältnis zu dieser Trias standen, so daß ich wieder dem Vergleich mit Rigel und Beteigeuze nicht aus dem Wege gehen kann, der ehemalige Justizminister Adolf Ritter von Tschabuschnigg und der genialkräftige Fercher von Steinwand. Das Drama, der Roman, die epische Erzählung, besonders aber die Lyrik wurde von dieser Dichtergruppe gepflegt; ein Zug der Geklärtheit — wenn ich vielleicht von Ferchers „Gräfin Seelenbrand" absehe — ist ihnen gemeinsam. Sie standen der durch Laube — Ibsen angebahnten Richtung fern, am wenigstens noch Tschabuschnigg, der in seinen Romanen „Sünder und Toren" und in den „Industriellen" soziale Probleme unserer Tage eingeflochten hat.

Als ein ragendes Wahnmal der Zeit, da man für Redwitz schwärmte und Kinkels „Otto der Schütz" las, ragt Ernst Rauscher in unsere Tage, der Dichter der feingeschwungenen Linie, einer der besten deutsch-österreichischen Lyriker und ein hervorragender Meister der poetischen Erzählung.

die „Poetischen Erzählungen“ ein durch die Reklame aufgetrommeltes „Buch der Saison“ werden dürften — denn, um ein literarischer Modeheld zu werden, dazu ist Rauscher viel zu vornehm, viel zu sehr Poet! — so werden sie doch jeden begeistern, der in den Schachten der echten Poesie schürft. Die liegen freilich meist weit weg von der breiten Heerstraße. Ernst Rauscher von Stainberg, der Dichter der „Weißen Rose“, der sich so schlicht gibt und so wenig an dem Gedränge nach dem Lorbeer teilnimmt, ist adelig im Grund einer reichen, in sich gefestigten, den Kleinlichkeiten des Alltags entrückten Poetenseele. So wird ihm, der nächstes Jahr ins achtzigste treten wird, der wahre Ruhm — früher oder später. Um solche Dichter sollten sich Verleger und Leser reißen, wenn es ihnen ernst ist um die Veredelung des literarischen Geschmackes. Greift, ihr Freunde der Poesie, denn hier zu; Rauschers „Poetische Erzählungen“ sind in ihrer Art jede ein Meisterstück. Dazu hat die um Kärnten verdienstvolle Firma Leon in Klagenfurt das Buch geschmackvoll ausgestattet, so daß es ein das Auge befriedigendes Geschenk, eine das Herz erfreuende Gabe ist.

Heimgärtners Tagebuch.

Der einzelne Mensch ist so leicht geneigt zu verlangen, daß die ganze Menschheit mit ihm jung sei und alt werde. In seinem zwanzigsten Jahre will er alle Leute lustig und leichtlebig haben, die bedächtigen Alten kommen ihm verzopft vor. In seinem siebzigsten Jahre findet er die Welt frivol und leichtsinnig. Er denkt, daß die Menschheit mit seiner eigenen Entwicklung gleichen Schritt hätte halten müssen und vergißt, daß immer eine Jugend nachwächst, die alles durchleben will, was er je durchlebt hat. — Ja, wenn die Gattung sich so rasch wie das Einzelwesen entwickeln könnte, dann wären sie alle lange schon fertig, wir wären gar nicht mehr an die Reihe gekommen — es hätte sich alles in einigen kurzen Jahrungen verpufft.

Aber älter wird die Menschheit doch auch, trotz der stets nachwachsenden Jugend. Der einzelne braucht zu seiner Erfüllung sieben oder acht Jahrzehnte, die Menschheit zu der ihren siebzig bis achtzig Jahrtausende. Und einmal wird's wohl so werden, daß es auf Erden lauter Greise gibt — auch zwanzigjährige und zehnjährige.

„Das Leben wird doch nur einigermaßen dadurch erträglich, daß der Mensch ein solches Luder“ ist, läßt Hermann Bahr irgendwo sagen. Dieser Ausspruch ist nicht ganz so niederträchtig als er aus-

widerstehen. Frühlingsfrost senkte sich auf die Blüten ihrer Hoffnungen. Nie mehr kam sie in jene Gegend, selbst des Bruders Grab verwilderte. Das Steinkreuz am Gebirgsfriedhof liegt in Stücken.

Doch unerschütterlich und unbekümmert
Um derlei Kinderspielzeug, das die Zeit
Tief unter ihm aufrichtet und zertrümmert,
Erhebt, gehüllt in seinen Eistalar,
Im Hintergrund sein Haupt der Hohe Kar
In die azurne Unermeßlichkeit.

In „Nigritta" kommt ein altes Thema zu neuer Wirkung. Nigritta, ein Zigeunermädchen, wird von einer Lady aufgenommen und sorgsam erzogen. In Glanz wächst sie heran, was ihr Herz wünscht, steht ihr zu Gebote. Sie ist mit dem sie vergötternden Sohn des Hauses, mit Lord Artur, verlobt. Allein Nigritta erschauert, wenn ihr das bevorstehende Los vor Augen tritt.

Ach, dort wo über'm Häusermeer
Der Riesenstadt am Themsestrande
Die Nebel wuchten dick und schwer,
Im kerkerähnlichen Palast
Lebt sie ein Leben, wie sich's paßt
Für eine Frau von ihrem Stande.
Konzert und Schauspiel, Ball und Tee,
Und Prunk und Aufwand um die Wette,
Und hinter blanken Spiegelscheiben
In Samt und Seide hohles Treiben,
Der Langeweile endlos Weh,
Und eine fortgesetzte Kette
Von Täuschung, Falschheit, Heuchelei —
Nein! diese goldne Sklaverei,
Dies übertünchte Elend — nie
Ertrüge sie's!

Sie flieht hinaus ins Ungefähr eines unbeständigen, heimatlosen Wanderlebens, zu den Zigeunern, die Blut sind gleich ihrem Blute; in die Freiheit, in die Sorglosigkeit der Besitzlosen. Dem bärtigen, verwegenen Häuptling, der am dürren Klepper reitet, gibt sie sich hin. Priester ist die Natur, Aussteuer die Luft, der goldne Sonnenschein, der leichte Sinn, Brautjungfern sind die wilden Blumen der Flur.

„Rinaldi" zaubert alle Romantik des sizilianischen Räuberlebens hervor. Dieses Stück ist hochdramatisch. Einen mildernden Gegensatz hiezu bildet „Fiorenza" und noch mehr die kleine, doch poetisch tiefbewegende Begebenheit aus dem Leben Byrons, „Der Pistolenschütze".

Mit solchem kurzen Hinweis auf den Inhalt dieser in vollstem Sinne des Wortes poetischen Erzählungen konnte von ihrem Reiz, den sie auf eine große Lesergemeinde ausüben mögen, nichts vorweg genommen werden. Kommt ja im Grund der Sache des Dichters Eigenart nicht so sehr nur im Was, sondern im Wie zum Ausdruck. Da steckt die Kunst, besonders bei einem so feinen Poeten wie Ernst Rauscher. Wenn schon nicht

die „Poetischen Erzählungen" ein durch die Reklame aufgetrommeltes „Buch der Saison" werden dürften — denn, um ein literarischer Modeheld zu werden, dazu ist Rauscher viel zu vornehm, viel zu sehr Poet! — so werden sie doch jeden begeistern, der in den Schachten der echten Poesie schürft. Die liegen freilich meist weit weg von der breiten Heerstraße. Ernst Rauscher von Stainberg, der Dichter der „Weißen Rose", der sich so schlicht gibt und so wenig an dem Gedränge nach dem Lorbeer teilnimmt, ist adelig im Grund einer reichen, in sich gefestigten, den Kleinlichkeiten des Alltags entrückten Poetenseele. So wird ihm, der nächstes Jahr ins achtzigste treten wird, der wahre Ruhm — früher oder später. Um solche Dichter sollten sich Verleger und Leser reißen, wenn es ihnen ernst ist um die Veredelung des literarischen Geschmackes. Greift, ihr Freunde der Poesie, denn hier zu; Rauschers „Poetische Erzählungen" sind in ihrer Art jede ein Meisterstück. Dazu hat die um Kärnten verdienstvolle Firma Leon in Klagenfurt das Buch geschmackvoll ausgestattet, so daß es ein das Auge befriedigendes Geschenk, eine das Herz erfreuende Gabe ist.

Heimgärtners Tagebuch.

Der einzelne Mensch ist so leicht geneigt zu verlangen, daß die ganze Menschheit mit ihm jung sei und alt werde. In seinem zwanzigsten Jahre will er alle Leute lustig und leichtlebig haben, die bedächtigen Alten kommen ihm verzopft vor. In seinem siebzigsten Jahre findet er die Welt frivol und leichtsinnig. Er denkt, daß die Menschheit mit seiner eigenen Entwicklung gleichen Schritt hätte halten müssen und vergißt, daß immer eine Jugend nachwächst, die alles durchleben will, was er je durchlebt hat. — Ja, wenn die Gattung sich so rasch wie das Einzelwesen entwickeln könnte, dann wären sie alle lange schon fertig, wir wären gar nicht mehr an die Reihe gekommen — es hätte sich alles in einigen kurzen Jahrungen verpufft.

Aber älter wird die Menschheit doch auch, trotz der stets nachwachsenden Jugend. Der einzelne braucht zu seiner Erfüllung sieben oder acht Jahrzehnte, die Menschheit zu der ihren siebzig bis achtzig Jahrtausende. Und einmal wird's wohl so werden, daß es auf Erden lauter Greise gibt — auch zwanzigjährige und zehnjährige.

„Das Leben wird doch nur einigermaßen dadurch erträglich, daß der Mensch ein solches Luder" ist, läßt Hermann Bahr irgendwo sagen. Dieser Ausspruch ist nicht ganz so niederträchtig als er aus-

widerstehen. Frühlingsfrost senkte sich auf die Blüten ihrer Hoffnungen. Nie mehr kam sie in jene Gegend, selbst des Bruders Grab verwilderte. Das Steinkreuz am Gebirgsfriedhof liegt in Stücken.

Doch unerschütterlich und unbekümmert
Um derlei Kinderspielzeug, das die Zeit
Tief unter ihm aufrichtet und zertrümmert,
Erhebt, gehüllt in seinen Eistalar,
Im Hintergrund sein Haupt der Hohe Kar
In die azurne Unermeßlichkeit.

In „Nigritta“ kommt ein altes Thema zu neuer Wirkung. Nigritta, ein Zigeunermädchen, wird von einer Lady aufgenommen und sorgsam erzogen. In Glanz wächst sie heran, was ihr Herz wünscht, steht ihr zu Gebote. Sie ist mit dem sie vergötternden Sohn des Hauses, mit Lord Artur, verlobt. Allein Nigritta erschauert, wenn ihr das bevorstehende Los vor Augen tritt.

Ach, dort wo über'm Häusermeer
Der Riesenstadt am Themsestrande
Die Nebel wuchten dick und schwer,
Im kerkerähnlichen Palast
Lebt sie ein Leben, wie sich's paßt
Für eine Frau von ihrem Stande.
Konzert und Schauspiel, Ball und Tee,
Und Prunk und Aufwand um die Wette,
Und hinter blanken Spiegelscheiben
In Samt und Seide hohles Treiben,
Der Langeweile endlos Weh,
Und eine fortgesetzte Kette
Von Täuschung, Falschheit, Heuchelei —
Nein! diese goldne Sklaverei,
Dies übertünchte Elend — nie
Ertrüge sie's!

Sie flieht hinaus ins Ungefähr eines unbeständigen, heimatlosen Wanderlebens, zu den Zigeunern, die Blut sind gleich ihrem Blute; in die Freiheit, in die Sorglosigkeit der Besitzlosen. Dem bärtigen, verwegenen Häuptling, der am dürren Klepper reitet, gibt sie sich hin. Priester ist die Natur, Aussteuer die Luft, der goldne Sonnenschein, der leichte Sinn, Brautjungfern sind die wilden Blumen der Flur.

„Rinaldi“ zaubert alle Romantik des sizilianischen Räuberlebens hervor. Dieses Stück ist hochdramatisch. Einen mildernden Gegensatz hiezu bildet „Fiorenza“ und noch mehr die kleine, doch poetisch tiefbewegende Begebenheit aus dem Leben Byrons, „Der Pistolenschütze“.

Mit solchem kurzen Hinweis auf den Inhalt dieser in vollstem Sinne des Wortes poetischen Erzählungen konnte von ihrem Reiz, den sie auf eine große Lesergemeinde ausüben mögen, nichts vorweg genommen werden. Kommt ja im Grund der Sache des Dichters Eigenart nicht so sehr nur im Was, sondern im Wie zum Ausdruck. Da steckt die Kunst, besonders bei einem so feinen Poeten wie Ernst Rauscher. Wenn schon nicht

Die heimliche Gartenstadt an der Mur hat nicht bloß ihren Heimgarten, sie hat auch ihre Heimgärten. Schon vor Jahren haben sich etliche Menschenfreunde zusammengetan und in der Nähe der Stadt Grundstücke erworben, die geeignet sind, für Gärten kleiner Leute, Arbeiter und jene, die nie hinauskommen, sich nie eine Scholle erwerben können auf dem Lande. Auch solche, die einst ihre Heimatserde leichtsinnig verlassen haben, sehnen sich jetzt zwischen den Stadtmauern nach einem Stückchen Erdreich, um wieder einen selbstgepflanzten Halm oder Strauch oder Baum zu sehen. Und können zu nichts mehr kommen. Solche Leute nun können aus jenen Grundstücken in der Nähe der Stadt, ja sogar mitten drin um ganz billiges Geld, wenn unter Umständen nicht gar umsonst, kleine Breiten erhalten, freilich manchmal nicht viel größer als ein paar Zimmer, um darauf in ihrer freien Zeit Gemüse, Blumen, Obst zu bauen. Sie sind Pächter und da sie möglicherweise auch Erbpächter werden können, so fühlen sie sich auf ihrer Erdscholle ganz daheim, richten sich Sitzplätzchen und Lauben her und haben also ihr kleines Bauerngut. Nach der oft geistig arg anstrengenden Beschäftigung des Stadtberufes wird die Gartenarbeit ihnen zur Erholung und die Kinder werden vertraut mit der Natur, von der sie sonst in der Schule nur aus Büchern lesen. Das Turnen ist ein vorgeschriebener Schulgegenstand, aber die Gartenarbeit ist noch wichtiger, zweckmäßiger als das Turnen, eine Arbeit, die Erholung ist, eine Erholung, die Früchte trägt.

Nun haben wir um Graz herum schon an tausend so kleine Familiengärten, wo welke Menschen frisch, vergrämte Leute heiter werden. Mich wundert, daß öffentlich so wenig die Rede ist von dieser Volkswohltat der Heimgärten. — Einer meiner Nachbarn besitzt einen Baugrund, der schon jahrelang brach liegt. Das schaut nicht hübsch aus. Dem Mann muß ich's sagen, er wird's nicht wissen, daß er den Platz bis zu seiner Verwertung für Heimgärten herleihen könnte. Anstatt Kehricht, Unrat und Disteln frisches Gemüse drauf und Blumen und ein paar frohe Leutchen — es wäre nicht übel. Mein Heimgarten hier ist viel kleiner als so ein Baugrund, und was wächst nicht alles drin!

Der große Platz vor meinem Fenster ist schwarz. Tausende von Menschen stehen, warten. Was ist geschehen? Ordner sind bemüht, eine Gasse frei zu machen. Was kommt? Der Zug eines Fürsten? — Kranzwägen. Ein Riesenleichenzug, funkelnde Helme. Leidtragende aus höchsten Kreisen, Bürger, Arbeiter, Männer und Frauen, eine endlose Reihe. — Ein einfacher Gewerbsmann. Der hatte wohl auch nicht gedacht, daß er in jungen Jahren mit fürstlichen Ehren würde

sieht. Manchem mag das Leben allerdings nur erträglich sein, soweit er sich mit Ludern amüsieren kann. Für viele ist das Leid und Mitleid dieses Lebens aber nur auszuhalten in Hinblick darauf, daß den größten Teil alles Elendes die Leute sich selbst antun, während sie es anderen antun wollen. Der Jammer, der etwa durch Elementarkatastrophen angerichtet wird, weckt richtigerweise ein größeres Mitleid als zum Beispiel der Jammer eines Krieges, den die Menschen frevelhaft angestiftet haben. Das Mitleid ist wohl auch hier vorhanden, doch es kann mit Schadenfreude gemischt sein. Je mehr Kanaillen es unter den Leidenden gibt, je erträglicher wird das Mitleid. So verstehe ich Bahrs Ausspruch.

Wie schon oft ausgeplaudert wurde, wiege ich mich gerne in der Vorstellung von der Wiederkehr des Lebens. So wie mein persönliches Leben war und ist, genau so wird es wiederkommen. „Das muß ein sehr selbstgefälliger, entwicklungsunfähiger Geselle sein, der sich nicht ein höheres Leben wünscht, der zufrieden ist mit diesem armseligen Dasein!“ Also tadelte mich einmal ein freimütiger Freund. Und er hatte tausendmal recht. Ich bin freilich auch ganz unzufrieden mit meinen Leistungen in diesem Leben; aber ich bin hochbefriedigt von den Genüssen, die es mir gebracht hat. Dieses allmähliche Heraussteigen aus der Verborgenheit, diese Stufen der Entwicklung, der Erfahrung, diese Mannigfaltigkeit, die wie ein Wandelpanorama an mir vorüberzog, oder ich an ihr — es war doch allzu köstlich. Und noch die größten, reinsten Genüsse habe ich gehabt in den Zeiten der Armut, der Bedürfnislosigkeit einer ländlichen Jugend. An sie denke ich immer so dankbar, daß ich mir kaum einen schöneren Himmmel zu dichten, zu wünschen vermag. Wäre das Leben ein leidloses gewesen, so hätten die Freuden nie so leuchtend hervortreten können. Das leidlose, in sich erfüllte Leben wäre in dieser Vollkommenheit weit, weit unvollkommener gewesen, als das wirkliche es war. Die Lichter strahlen am hellsten, neben denen die schärfsten Schatten stehen. Nicht im Ziele selbst, im Ringen nach dem Ziele liegt unsere Lust. Man kann wohl auch nicht sagen, daß es ein Unterschied sei, ob man „weiter“ vom oder „näher“ dem Ziele ist. Das Ziel an sich ist immer gleich fern. Tausend achtzigjährige Leben, jedes der Vollkommenheit zustrebend, bringt uns dem Ziele vielleicht näher, gewiß aber nie zu ihm. — In diesem Sinne ist mir das Leben am liebsten, das mir am nächsten liegt, das mein ist, in dem ich — um noch etwas Ungereimtes zu sagen — eben schon daheim bin.

Wir Österreicher machen es hoffentlich bald nach. Ich ziehe schon mein Geldtaschel aus dem Sack.

Aber — jetzt kommt der Schreck. Die Milliarde soll für — Kriegszwecke verwendet werden!

Man will jetzt zahlen, aber man will die Regierungen verpflichten, kein ähnliches Verlangen mehr zu stellen. Und das ist schade. Man wird einmal für gute Zwecke eine Milliarde brauchen, und dann sollen dem Staate die Hände gebunden sein?

Der Bischof von Speier hat vor kurzem einen Vortrag gehalten, in dem die katholische Kirche ihre gebührende Würdigung erfahren hat. „Aber", sagt der Bischof, „wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, das gilt auch von der Kirche. Auch in ihrer Vergangenheit findet sich manch trüber Schatten. Es ist verkehrt, alles Kleine in der Kirche für groß, alles Große außerhalb der Kirche für klein anzusehen. Nicht minder verkehrt ist natürlich auch das Gegenteil." „Wir dürfen die Kirche nie nach einzelnen historischen Personen beurteilen." „Eine Eigenart der Deutschen ist", bemerkt der Bischof, „an allem Kritik zu üben, aber in diesem Kritisieren der Deutschen liegt vielleicht mehr Interesse am ganzen als in dem Indifferentismus der Romanen. — Wir Deutschen brauchen den Laienapostel und freuen uns desselben. — Es ist, meine Herren, unkirchlich, wenn man den Höhepunkt der Kirche darin erblickt, an der Kirchlichkeit der anderen zu zweifeln. — Wir sind nun einmal im öffentlichen Leben auf unsere Laienapostel angewiesen und es ist ein unverantwortlicher Fehler, diesen Männern durch stete Anfeindung den Kampf um die heiligsten Güter unseres katholischen Volkes zu vergelten."

Die Rede des Bischofs veröffentlichte das „Grazer Volksblatt". Zu den obigen Auszügen bemerkte ein Leser: „Entweder ist zu dem katholischen Bischof von Speier der Peter Rosegger in die Schule gegangen oder zu diesem der Bischof."

Es ist zwar keines von beiden der Fall, aber gut wäre es schon, wenn öfter solche Brücken gebaut würden zwischen der offiziellen Kirche und ihren kritischen Laien. Bisher hat der Priester alles, der Laie nichts zu sagen gehabt. Da hat sich viel Verhängnisvolles angesammelt . . .

Mit meiner Besprechung des schönen Schillerromans von Molo („Heimgarten", Seite 302) habe ich den guten Michael Georg Conrad in München bös gemacht; so bös, daß er mir sein „Literaturblatt" schickte, in dem das folgende steht: „Der alte Rosegger schimpft auf die Kaffee-

zu Grabe geleitet werden. Seit drei Jahrzehnten sind viele Leichenzüge an meinem Fenster vorübergeschwankt, eine ganze Generation der Stadt. So sehr erschüttert und gehoben wie dieser hat mich kaum einer. Erschüttert, weil ein junger, lebensfreudiger Mann plötzlich hinweggerissen wird, gehoben, weil es noch Helden gibt, die für das Gemeinwohl ihr Leben wagen und weil dieses Heldentum in der Bevölkerung so hoch geehrt wird.

Auf der Ausfahrt der freiwilligen Feuerwehr zu einem Brande war der Mann verunglückt.

Unsere Zeit ist reich an Feierlichkeiten und Massenaufläufen; sie innern mich selten. Aber diesmal hat's mich doch gepackt. Es ist eine großartige Ehrung des Gemeinsinns gewesen, eine Ehrung nicht bloß des Toten, sondern auch seiner Kameraden, die ihn heute zu seiner Ruhe begleiteten und morgen vielleicht sich derselben Gefahr begeben müssen. Es muß nicht gerade der Menschenkrieg sein, der uns tapfer und heldenhaft macht. Es sorgen schon die Elemente, daß der Mensch nicht verludert.

Das großartige Leichenbegängnis des Feuerwehrmannes war der Einzug nach dem Siege.

In Deutschland macht man jetzt eine außerordentliche Staatssteuer, die sofort eine Milliarde Mark einbringen wird. Fast niemand weigert sich vor dieser Steuer, fast jeder zahlt sie willig. Warum nun diese merkwürdige Erscheinung? Weil nur die Vermögenden je nach Größe ihres Vermögens zum Handkuß kommen, besonders aber, weil es alle Vermögenden trifft. „Wenn du, so ich auch, und ein- für allemal.“ — Vor Jahren habe ich den Vorschlag gemacht, daß jeder Deutschgesinnte ein- für allemal von seinem Vermögen zehn Prozent für nationale Zwecke spenden solle. Das war zu hoch geschossen, ich wurde ausgelacht. Die draußen machen es jetzt klüger, sie fordern je nach der Größe des Vermögens von dem Besteuerten ein viertel bis vier Prozent.

Damit ist das deutsche Volk einverstanden, selbst den Sozialdemokraten hat's die Red' verschlagen.

Aber noch etwas ganz Außerordentliches ist geschehen. Der deutsche Kaiser hat sich bereit erklärt, auch von seinem Vermögen den entsprechenden Teil fürs Vaterland hinzugeben. Und die anderen deutschen Fürsten, deren Vermögen bisher steuerfrei war, tun dasselbe. Ja, die hohen Herren dürften sich entschließen, nicht bloß diese einmalige Schutzsteuer, sondern in Zukunft wie jeder Staatsbürger ihre Steuern dem Staate zu entrichten. — Wie erfreulich ist es, solche Dinge ins Merkbuch schreiben zu können!

Rollen lernen soll und sich in keine einleben kann. Also muß der beste Schauspieler verflachen und zerflattern — so, daß dann einer wie der andere ist und seine Zugkraft verliert. Nur die „Gäste“, mit ihren bestimmten, tieferfaßten und künstlerisch ausgearbeiteten Rollen vermögen das Haus noch zu füllen, das Publikum zu erwärmen. —

Schon seit zwanzig Jahren schreie ich nach den Wandertruppen. Ich glaube, die Wandertruppen allein können das Theater retten. Etwa alle Monate im Theater eine neue, gut zusammengespielte Truppe mit engem, aber auserlesenem Spielplan, so daß jede Stadt auf ihrer Bühne allmonatlich ein neues Theater hätte: neue Schauspieler, neue Stücke. Einmal eine Truppe mit der Tragödie, dann eine mit dem Lustspiel, dann eine mit der Oper, dann wieder eine mit der Operette, der Posse usw. — Würde solches das Theaterinteresse nicht wunderbar beleben? — Die Städte hätten ihre Schauspielhäuser samt technischem Personal nur an solche Monatstruppen zu vermieten und wären im übrigen außer Sorge. Der Ausstattungswahnsinn wäre gebrochen, der Schauspieler könnte in seine wenigen Rollen sich hineinleben und Künstler werden. Die Zuschauer würden in der handelnden Person nicht immer den von der Gasse und der Medisance wohlbekannten Schauspieler sehen, sondern den Wilhelm Tell, den Wurzelsepp, den Lohengrin usw. Es wäre wieder die richtige Illusion, eine naivere Unmittelbarkeit zwischen Zuschauer und Bühne. Es wäre das klassische Theater, und die kleine Stadt hätte es wie die große.

Die Meininger seinerzeit sowie die Schlierseer und andere Wandertruppen, die sich samt den Zuschauern dabei recht gut standen, haben den Weg gezeigt. Heute noch mitleidiges Achselzupfen über solche Gedanken. Aber Geduld, die Wandertruppe kommt!

Der Erdball in Konkurs? Zu Ende mit seiner Wärme? Es hat fast den Anschein. Wenigstens auf unserer Seite. Im vorigen Sommer hat durch den beständigen Eisnadelschleier und das schwere Gewölk die Sonne ihm nicht genug Wärmestrahlen spenden können. Mit altem Vorrat hat er den Winter über nicht richtig hausgehalten, hat schon im Jänner seine Primeln vertan, und wie nun das Frühlingsgeschäft aufgemacht werden soll, ist kein Fond da.

Ich sehe die Verhältnisse in der mittleren Steiermark: Selbst in warmen Wintertagen schien es, daß der Scholle heuer die Erdwärme fehlt. Der Frost grub sich, freilich war kein Schnee, tief ins Erdreich und auf der Oberfläche war es trocken und kahl. Dann kam die Märzsonne mit ihren zwanzig Graden Reaumur und gab sich redlich Mühe, den dürren Boden zu erwärmen. Der wurde an der Sonne

hausliteraten mit ihrer ‚Wahrheit' und ihrem ‚Naturalismus'. Er versteht's halt nicht besser. Einblick in historische Entwickelungen ist nie seine starke Seite gewesen. Von der notwendigen Rolle der naturalistischen Reaktion auf die elende Seichbeutelei der sechziger und siebziger Jahre hat Rosegger keine Ahnung. Für ihn war alles Treck, was die Naturalisten schufen. Wörtlich: Und was sie schufen, war Treck. Vorbei. Und wieder reine gemacht. — Der gute Peter merkt gar nicht, daß die Autoren, die ihm so plötzlich gefallen, auf dem Felde gewachsen sind, das der Naturalismus erst wieder urbar und geistig ertragsfähig gemacht hat."

Nun also. Entwickelung! Der Apfel entwickelt sich auch, wenn er fault. — Dichter der sechziger und siebziger Jahre, wie Berthold Auerbach, Gustav Freytag, Otto Ludwig, Viktor Scheffel, Gottfried Keller, Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber u. s. w., wären Seichbeutel-Dichter nach Auffassung der sogenannten „Naturalisten", die — nebenbei gesagt — gar nicht einmal naturalistisch sind. Jeremias Gotthelf, das war ein Naturalist, einer, der die Natur nicht nach unten hinab fälschte, sondern der sie darstellte, wie sie ist, nicht bloß in ihrer Gemeinheit und Widerlichkeit, sondern auch in ihrer Schönheit und Erhabenheit. Deshalb habe ich ihn immer für einen großen Dichter gehalten. Ich versteh's halt nicht besser. — Dann, wenn ein Bauer „Treck" sagt, so kann er damit ja auch Dünger meinen. Und Conrad selbst scheint die Kaffeehaus-Naturalisten für nichts anderes zu halten, weil er sagt, die guten Erzähler der Gegenwart seien auf dem Felde des Naturalismus gewachsen. — Dann stimmt's ja.

Natürlich ist zugegeben, daß nach einer gewissen Verspeckung in der Literatur der sogenannte Naturalismus ein vielleicht notwendiger Gärungsprozeß war. Aber bei solchen Prozessen ist man immer froh, wenn sie vorüber sind. Conrad scheint ja selbst zu glauben, daß ein Schillerroman, wie der von Walter v. Molo, bei jenen schillerfeindlichen „Naturalisten" nicht möglich gewesen wäre. Und so sind wir eigentlich gleicher Meinung. Nur weiß ich nicht, bin ich's mit ihm oder ist er's mit mir.

Wer rettet das Theater?! Wir sehen, es geht nieder — langsam aber sicher. Variété, Kino usw. werden es nicht umbringen, denn schließlich bleibt das Theater die höchste und vollkommenste Kunstleistung und man wird reuig zu ihm zurückkehren. Die gefährlichsten Polypen trägt das heutige Theater in sich selber. Einmal das Ausstattungswesen. Das erstickt seine seelische Kunst, veräußerlicht den Geschmack des Zuschauers und macht den Betrieb bankerott. Ferner die Zerreißung des Schauspielers, der — besonders in kleineren Städten — allwöchentlich ein paar neue

sechter, Salzbutten, Nudelschaber usw., ganz natürlich und possierlich ausgeführt. — Ich rede nicht von diesem Hause, weil der Waldbauernbub drin geboren ist, sondern weil es ein Typus des nordoststeirischen Bauernhauses ist, wie es seit und neben den uralten „Rauchstuben" etwa zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts aufgekommen. Solcher Häuser mit den urheimlichen, kreuzgemütlichen Stuben gibt es in der Gegend des sogenannten Jackellandes und den angrenzenden Gebieten hunderte. Unsere neuen Stilsucher könnten von diesem alten Bauerngeschmack etwas lernen. Also gescheit sein, lieber Herr. Betrachten Sie hier das Modell nach Belieben, lassen die Wintertour nach Alpel bleiben, und machen im Sommer einmal eine Reise in jene Gegenden."

Der Herr war gescheit, gab die Partie nach den Bergen auf. Jenen alten Haustypus wird er im Sommer einmal aufsuchen.

Fürst: Die Welt wird zu klein?

Kanzler: Ganz richtig — oder fast noch besser: Die Leute werden zu groß.

Fürst: Wie verstehen Sie das, Exzellenz?

Kanzler: Nämlich: Die Leute werden zu groß in ihren Ansprüchen. Jeder will ein größeres Teil besitzen als früher. Und so wird nebst anderem auch der Boden zu enge. Mehr Land oder weniger Leute.

Fürst: Es scheint also, daß wir einen Krieg brauchen?

Kanzler: Für alle Fälle, Durchlaucht. Gewinnen wir, so haben wir mehr Land, verlieren wir, so haben wir weniger Leute.

Ich glaube, daß die negativen Tugenden schwerer zu üben sind als die positiven. Etwas Böses, das man tun möchte, zu unterlassen, ist schwerer als Gutes, das einen sauer ankommt, doch zu tun. Im ersteren Falle sind oft Naturanlagen und immer wieder anstürmende tierische Kräfte zu überwinden; im letzteren Falle handelt es sich zumeist um ein einmaliges Aufraffen. Dazu kommt, daß Gutes tun eine befreiende Tätigkeit erfordert, Böses meiden an sich nur ein Müßiggang ist. Vielleicht könnte man sagen, daß das Unterlassen einer lockenden Sünde ohne Ausübung einer rechtschaffenen Gegentat überhaupt nicht möglich ist.

Der Welt sollst du dein Herz zeigen, aber nicht geben. Das aufgezeigte imponiert ihr, das hingegebene tritt sie mit Füßen.

---

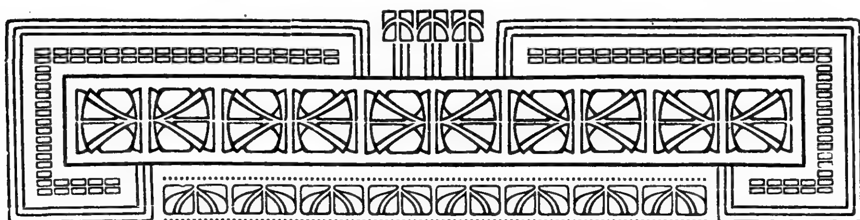
aber nur ein wenig feucht, die tiefere Schichte blieb gefroren. Noch im März trotzten ganz dünne Eisschichten auf dem Rasen viele Tage lang der heißen Sonne, und heute, zu Frühlingsanfang, geht aus ihr ein eiskalter Atem hervor. Es fehlte die Erdwärme. Ich glaube, auch ein Regen — aber in diesem Jahre kommt keiner.

Wenn die Sonne, die uns im März ganz brutal Julihitze herabgeworfen hat, aushält, so wird sich ja die Erde wieder ansaugen mit Wärme, um dann in der Atmosphäre und in der Lebewelt ihre gewöhnliche Arbeit zu vollführen. Kommt aber auch heuer wieder der Eisnadelschleier, dann mag das ein kurioses Jahr werden. Die Erde ist einstweilen bankerott.

Auffallend verschleiert ist seit längerer Zeit der Gesichtskreis. Bei hellsonnigen Tagen sieht man oft die nächsten Berge nicht. Man frägt sich, ist es Dunst, ist es Rauch oder Äther? Wann werden sich aus dieser langweiligen dünnen Dunstschichte wieder die schöngestaltigen Sommerwolken bilden? Wann wird wieder einmal ein ordentliches Gewitter dreinfahren, um dieser jahreszeitlosen Nebelwirtschaft ein Ende zu machen?

Kam ein alter Mann aus dem Reiche zu mir, er wolle das „Geburtshaus“ besuchen und fragte mich nach dem Weg. — „Welches Geburtshaus? Es gibt deren viele.“ — „Nun zu dem vom Waldbauernbuben.“ — „Lieber Herr, da finden S nix“, sagte ich. „Eine alte, verfallende Hütte. Leere Räume, kahle Wände, Moderluft. Nit einmal der Waldbauernbub ist drinnen. Ersparen Sie sich die Reise, jetzt im Winter.“

„Aber ich wollte es doch gerne gesehen haben“, meinte der Fremde. Da zeigte ich auf die Wand über meinem Schreibtisch, wo das von dem Bildhauer Josef Neuhold kürzlich hergestellte Modell hängt. „Hier sehen Sie die Innenräume, aber nicht wie sie heute sind, sondern wie sie vor fünfzig Jahren gewesen, als noch frohe Menschen darin gewohnt. Da die Stube. Wohlgefügte Holzwände, gedielter Fußboden, gelattete Stubendecke, Wandbänke mit Schusterstuhl, sechs viereckige helle Fenster, getäfelte Türe mit den heiligen drei Königen C + M + B +. Dann der grüne Kachelofen mit Holzgeländer und Ofenbank, massiger Ahorntisch mit dem Hausaltar über dem „Winkelkastel“. Ferner Wandstellen mit Hauspostille, Kalender und zierlichen Gefäßen. An den Wänden hängen die Schwarzwälderuhr, die Hauswaffe, die „Rosenkranzbeten“ und die Zither. Endlich stehen im süßen Frieden da Ehebett und Wiege. Das ist die Wohnstube. — Hernach die Küche mit offenem Feuerherd, Wasserkessel, Ofenloch, Feuerhut, Holzasen, Rührkübel, Melch-



Kleine Laube.

Ein Hausmittel.

Es gibt ein beinahe unfehlbares Mittel, sich bei den Leuten beliebt zu machen: sie reden lassen und geduldig zuzuhören. V. E. S.

Europa schweigt.

„Vor dreißig oder vierzig Jahren", so liest man in der „Christlichen Welt", „würde ein Sturm der Entrüstung durch ganz Europa gegangen sein. In Dedeagatsch lagen 600 bis 700 Mann türkischer Soldaten. Da drangen 107 bulgarische Komitadschis in die Stadt. Sie wußten den Schein der Übermacht zu erwecken, und die türkischen Soldaten räumten das Feld. 200 Frauen und Kinder flüchteten in eine Moschee und wurden in die Luft gesprengt. Alles was Türke war, wurde niedergemacht, und auf den Straßen zählte man nachher 400 Leichen. Noch Furchtbareres hat der Bezirk Avret Hissar erlebt. In dem Dorfe Tschinar wurde die Moschee mit mehreren hundert Personen, die man dort zusammengetrieben hatte, verbrannt. 60 Männer wurden massakriert. Dasselbe tat man in dem Dorfe Kurkut. Man verbrannte hier einen Teil der Bevölkerung, und nur fünfzig hübsche Türkenmädchen hielt man zurück. In Virlan massakrierte man nur 18 Personen, ließ dann Frauen und Mädchen auf dem Markte zusammenkommen und stellte ihnen die Wahl, durch Bomben zu sterben oder Christen zu werden. Verschiedene Dörfer weigerten sich das Christentum anzunehmen. Da ließ man ihnen vier Tage Frist, dann sollten sie massakriert werden. Doch ist über ihr Schicksal noch nichts bekannt. In Woinitza, eine halbe Stunde von der Station Gumendje, sind am Bairamtage bulgarische Truppen und Komitadschis eingerückt. Wie so oft, mußten sich die Mohammedaner zuerst in der Moschee versammeln. Neunzehn von ihnen wurden zusammengebunden, nach dem Wardar geführt und teils erschossen, teils mit Messern grausam hingeschlachtet. Dann wurde das Dorf unter Mitwirkung der Soldaten ausgeraubt und den Einwohnern alles genommen, Getreide, Vieh, Hausgeräte. Die Mädchen bis zu neun Jahren herunter wurden geschändet und noch 26 Türken wurden erschlagen, darunter allerdings fünf oder sechs, die sich früher ihrerseits durch Grausamkeit und Niedertracht gegen die Bulgaren hervorgetan hatten. Es ist, als sei man um Jahrhunderte zurückversetzt, wenn man von dem Treiben der bulgarischen Banden hört, und es scheint nichts zu sein, dessen sich das Volksgewissen schämt. Als man zwei bulgarischen Soldaten, die im Hospital lagen, von dem Treiben ihrer Landsleute erzählte, leuchteten ihre Augen freudig auf, und ein bulgarischer Offizier erwiderte, da man ihm sagte, ihr rottet die Türken aus: „Freilich tun wir's!"

In Sachen der Malerei wird oft ziemlich überflüssigerweise gesagt, daß dabei nicht der Gegenstand, der gemalt wird, sondern die Malerei das Wichtige sei. Ein gut gemalter Kretin sei wertvoller als ein schlecht gemalter Engel. Das ist aber ein unpassender Vergleich. Wir wollen beides nicht. Wir wollen keine gut gemalten Kretins, weil die Kretins widerlich sind, und wollen keine schlecht gemalten Engel, weil schlechte Malerei häßlich ist. Aber ich weiß einen Ausweg, ihr Maler: Gebt uns gut gemalte Engel!

Glasmalerei wird erst ein Bild, wenn im Hintergrund ein Licht ist. Das Bild wird erst ein Kunstwerk, wenn im Hintergrund ein Gedanke ist.

Wenn mir eine Musik gefallen soll, so muß ihr Takt mit meinem Herzschlag gleichen Schritt halten.

Manches Vergnügen besteht darin, daß man mit Vergnügen darauf verzichtet.

Schon tagelang.

Von **Ludwig Huna.**

Schon tagelang erklimm' des Abends ich die Stelle,
Ein weißes Haus auf grüner Bergeshöh',
Von wo aus ich in weite Lande seh',
Und wo ich Labung schöpf' aus meiner Lieder Quelle.

Dort rast' ich von des Tages langer Wand'rung aus
Und blick' zurück auf meines Werks Bemüh'n
Und auch nach vorwärts, hoffnungsvoll und kühn,
Und lach' mich tollen Hans zum Schlusse tüchtig aus.

Schon tagelang erklimm' des Abends ich die Stelle — —

Wohl fast überall bei uns ist das Gefühl lebendig, daß wir in einer entscheidenden Zeit leben. Wir werden gut daran tun, die Entscheidung vor allem und ohne Zögern in uns zu suchen — die Deutschen vor hundert Jahren können uns als Vorbild dafür dienen. Es entscheidet sich vielleicht jetzt, bei diesen großen Wandlungen an unseren Ostgrenzen, ob wir fähig sind, uns zurecht- und zusammenzufinden. Ist das Ergebnis dieser unruhvollen letzten Monate: Sammlung unserer eignen Kräfte, dazu etwa noch innigeres Verständnis zwischen Deutschen diesseits und jenseits der Grenzen — dann haben wir vielleicht eine Probe von schwerstem Gewicht für unsere Geltung in der Geschichte bestanden. Es handelt sich wohl vor allem darum, diese Erkenntnis möglichst allgemein und wirksam zu machen. Der Wille, jene Probe zu bestehen, kann dann unmöglich bei einem Volke, das sich nicht preisgibt, ausbleiben.

Der Kongreß.

„Der Kongreß tanzt"; mehr als dieses Spottwort wissen oft auch Gebildete nicht vom Wiener Kongreß, der 1814/15 tagte, um die von Napoléon verwirrte Landkarte Europas neu ins reine zu zeichnen, und sogar schon der Schlußteil des Spottwortes, das der boshafte Prinz de Ligne prägte, ist fast unbekannt: „Der Kongreß tanzt — aber er kommt nicht vom Fleck."

Mit ungeheurem Pomp kamen die Größten und Großen der alten Welt zusammen, um die hochpolitischen Angelegenheiten zu ordnen und die guten Pfahlbürger der alten Kaiserstadt rissen die Augen gehörig auf, als sich die Monarchen von Österreich, Rußland, Preußen, Dänemark, Bayern, Württemberg, zahllose Sterne zweiten Grades und viele Mediatisierte um den grünen Tisch herumsetzten und berieten und feilschten und handelten. Unter den Diplomaten Nesselrode, Stein, Humboldt, Hardenberg, Castlereagh, Wellington und Talleyrand gab der unverwüstliche Clemens Metternich den Ton an.

Das politische Ergebnis dieses Zirkels lernt man ungefähr in der Schule: Europa bekam eine Einteilung, die ziemlich bis 1848 aushielt. Die großen, die Lebensprobleme — die deutsche, die italienische, die griechische und die polnische Frage — wurden nicht gelöst. Dafür mußte die Weltgeschichte erst noch ein Stück vorrücken auf die Zahlen 1866 und 1870/71. Man hatte damals in Wien wenig Bedürfnis, hochnotpeinliche Staatsaktionen auszuführen; der revolutionäre und napoleonische Trubel stak noch allen Herrschaften in den Gliedern und das sterbende Rokoko, das eben geborene Biedermeier verlangten nur Amüsement und Amüsement und wieder Amüsements. Unter diesem Wahlspruch tagte denn auch der lustige Kongreß, und wie er es tat, wie er ganze Nachmittage, Abende, sogar Nächte ausfüllte, unterhaltsam ausfüllte, davon plauderte ein wortgewandter französischer Emigrant, der ein bißchen schwatzhafte Graf de la Garde.*) Der liebe de la Garde war selbst ein feiner Lebensgenießer, den die Jakobiner als Kind aus der Heimat vertrieben hatten und der Europa von Ost nach West und von Nord nach Süd durchquerte, überall dabei, wo es hoch und lustig herging. Er sah viel, beobachtete mancherlei, schnappte noch mehr da und dort auf und verstand es, geschmackig zu plaudern, zu schildern, zu pointieren. Daß er überall ein bißchen schmarotzte, den Eindruck wird man beim Lesen seiner Memoiren nicht los, und auch den nicht, daß er zuweilen die Tatsachen

*) **Gemälde des Wiener Kongresses 1814—15.** Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anekdoten. Mit einem Vorwort und zahlreichen Anmerkungen neu herausgegeben von **Gustav Gugitz**. Mit 32 Bildern, zum Teile nach unveröffentlichten Originalen. (München, 1912, bei Georg Müller.)

Und Europa? Es schweigt. Hingegen werden Leute beschimpft, die in unserer „Kulturentwicklung“ eine Entartung der Menschheit erblicken.

„Der moderne Krieg“ — sagt Ludwig Gurlitt im „Türmer“ — „nimmt Formen an, gegen die sich jedes menschliche Empfinden empört. Der maschinelle Massenmord hat nichts mehr gemein mit der Poesie des Heldentums. Wenn die Reihen durch Maschinengewehre hingemäht werden, wie die Saat von der Sense des Schnitters, so bleibt uns keine Empfindung übrig, als kaltes Grausen. Wenn ein Kanonenschuß tausend wackeren Marinesoldaten das kalte Grab bereitet, oder wenn ein Druck auf den elektrischen Knopf ganze Kompagnien mit versteckten Pulverminen in die Luft sprengt, dann ist das Menschenleben um seinen Wert gebracht und der Mannesmut zur Chimäre geworden. Die moderne Kriegstechnik führt den Krieg ad absurdum. Sie läßt eine Steigerung kaum noch zu. Oder sollen wir warten, bis ganze Städte oder Staaten in die Luft gesprengt werden? Technisch wäre wohl auch das zu leisten, aber es wird zum Wahnsinn. So kommt es, daß ein an sich kriegerisches und wehrhaftes Volk wie das deutsche, schließlich an der Berechtigung des Krieges selbst irre werden kann. Und diese Stimmung gewinnt in unserem Volksbewußtsein immer mehr und mehr an Boden. Unser Volk hat seine männlichen Instinkte nicht eingebüßt. Noch täglich erleben wir Proben von Heldenmut. Was Luftschiffer, Seefahrer und Sportsleute jeder Art beständig an Wagemut leisten, steht ebenbürtig neben den moralischen Großtaten der besten Heldenzeitalter.“

Ist demnach schon der Krieg an sich schrecklich genug, wie unsagbar gräßlich und widerlich wird er erst durch Schandtaten, mit denen die Balkanvölker sich zu den Kulturvölkern gesellen wollen!!!

Und Europa schweigt.

Zum Thema: Der Krieg, Deutschösterreich und Deutschland

schreibt mit Bezug auf die Balkanereignisse H. Ullmann in der „Deutschen Arbeit“. Wir Deutschösterreicher dürfen uns nicht allzusehr wundern über die geringe Fähigkeit der Reichsdeutschen, mit unseren Augen und von unserem Beobachterposten aus gelegentlich die ernst erregte Welt zu sehn: wir tun ja unser Möglichstes, ihnen die Kenntnis unserer politischen und geistigen Zustände zu erschweren. Gerade jetzt trat das auch wieder hervor.

Gerade zur Teilnahme bereite Reichsdeutsche klagen immer wieder: wo soll ich in eurem unübersehbaren Parteien- und Meinungschaos anfangen, um ein Bild von dem zu bekommen, was ihr eigentlich wollt? Wir brauchen dringend, das lehren uns diese Tage wieder besonders deutlich, eine stärkere gemeinsame Richtung unseres Wollens und Arbeitens, eine straffere Zucht in unsern deutschösterreichischen öffentlichen Wünschen und Unternehmungen. Es gilt, mit allen Kräften einen Zusammenschluß der Deutschösterreicher vor den großen neuen Fragen, etwa wie ihn Baernreithers Vorschlag vorbereitet.

Gelingt uns das, dann wird sich nicht nur unser eigenes politisches Leben neugestalten, auch unser Verhältnis zu den Reichsdeutschen: gewiß eine Lebensfrage für beide Teile und für das Gesamtdeutschtum. Unterdessen hat ja auch die reichsdeutsche Öffentlichkeit durch die ungewöhnlich allgemeine freudige Zustimmung zu der auswärtigen Politik des Reichskanzlers wieder einmal sehr klar gezeigt, daß sie stark an den Geschicken Österreichs teilnimmt, wenn ihr erst einmal klare Ziele gezeigt sind.

steigt drohend auf. Maria klagt sich an. „Nicht ihr habt ihn gemordet! Andre taten's!"

Maria: „Ich wußte drum. Ich ließ die Tat geschehen
Und lockt ihn schmeichelnd in das Todesnetz."

Kennedy: „Die Jugend mildert eure Schuld . . ."

Und dann ersteht der Gemordete als der Verachtenswerte, der Undankbare, der Rohe, ebenso wie Bothwell,

„Der Schreckliche, der euch durch Zaubertränke,
Dutch Höllenkünste das Gemüt verwirrend,
Erhitzte —"

Und wenn Maria darauf erwidert:

„Sein Künste waren keine andre,
Als seine Männerkraft und meine Schwachheit —"

so klingt das demütig und hat weiblichen Reiz und läßt nicht im entferntem das Verhältnis ahnen, das Maria mit Bothwell verband, das grauenvolle Band, das ihr Schicksal wurde und das seinen Ursprung in ihren unheilvollen Naturanlagen hatte.

Nun ist ein ganz bedeutender historischer Roman der modernen englischen Literatur in deutscher Übersetzung in dem trefflichen Verlag Rütten und Loening in Frankfurt a. M. erschienen, der sich gerade die psychologische Vertiefung in diese eigenartige Frauengestalt zur Aufgabe stellte und — man muß es ehrlich gestehen — diese glänzend löste. Um all das verstehen zu können, was die Tragödie Maria Stuarts umfaßt, erzählt uns Maurice Hewlett die Geschichte jener sechs Jahre, die Maria Stuart in Schottland gelebt hat, die Jahre zwischen dem Tode ihres ersten Gatten, des siechen Franz II. von Frankreich, und ihrer Gefangennahme; ein jungtolles, feuriges und willensstarkes Mädchen von 19 Jahren, ist sie nach Schottland gekommen, ihr Hof ist ein Hof der Lust, ihre Regierung Wagemut, ihr Temperament aber, das ihr alles durchsetzen hilft, wird ihr Unglück, ihre ungezähmten Neigungen werde zu Leiden und sie taumelt in sinnlichen Erregungen bis ins Verbrechen hinein. Und dann bricht sie zusammen, wie das zu Tode gehetzte Wild, mit fünfundzwanzig Jahren ein lebensmüdes Weib, dem wir aber trotz alledem das Mitgefühl nicht versagen können, und dies ist das Verdienst des Verfassers, dem es gelungen ist, uns Einblick in die dämonischen, unbewußt das Weib beherrschenden Kräfte einer sinnlichen Art zu gewähren, die vererbt im Blute liegt.

Hewletts Roman ist etwas Besonderes. Schon die Form, der Stil ist glücklich gefunden. Es gibt eine „Chronik des Königs", in der Jakob I. von Schottland die Geschichte seiner Liebe offen und ehrlich niedergeschrieben hat, nach diesem Muster trachtete der Verfasser alle jene tragischen Irrtümer der Königin so zu zeigen, wie sie nur jene zeigen können, die davon betroffen wurden, und so entsteht ein richtiges Spiegelbild. Sie selbst, Maria von Schottland, scheint das Buch diktiert zu haben, dann wieder ergreift ihr treuester Page Des-Essards das Wort oder ein anderer aus der Umgebung der Königin, und alles klingt so echt, daß man sich dem Irrtume gern ganz hingibt, eine richtige Chronik zu lesen.

Hewlett sagt: „Dieses ist der Kern der Tragödie; sie erweckt eher Mitleid als Schrecken", und er hat recht, wer im gesunden, natürlichen Gefühl, fern aller süßlichen Sentimentalität, dieses realistisch gehaltene Werk liest, wird darum Schillers Idealgestalt nicht verleugnen wollen, aber mitleidsvoll in jenen nüchtern-schonungslosen Geschichtsdaten auch das Menschliche verzeihen, denn dieses Menschliche, worauf es ja immer ankommt, verstehen wir jetzt in dieser Gestalt, die uns Hewlett gibt.

Er ist kein Höfling und kein Idealist, aber er findet Worte, die das Wesen Marias zeichnen und für sie einnehmen müssen, trotz ihrer knappen Art.

nach Gefallen umdichtete, daß er phantasierte. De la Garde liebte ein wenig die Sentimentalität und zugespitzte Aktschlüsse, wie sie das Leben nicht immer parat hat. Die „heilige Allianz“ und das Ausbalancieren des europäischen Gleichgewichtes interessierten ihn kaum, aber dafür plauschte er reichlich von den zahllosen „Beziehungen“ der höchsten Herrschaften männlichen Geschlechtes mit höchsten Herrschaften weiblichen Geschlechtes — und manchmal stiegen die Gekrönten leutselig sogar zum Volk herab . . . wenn das Volk gerade ein liebes hübsches Wiener Mädel war. Es gab so viele offizielle und es gab doppelt und dreifach so viele inoffizielle Vergnügungen! Die offiziellen hießen: Redouten, mittelalterliche Turniere, Reunionen, Bälle, Menuetts u. s. w. u. s. w.; die inoffiziellen kann man mit einem einzigen Wort bezeichnen: Stelldicheins. Und da machte der Zar seinem Oberlakai (nicht immer mit Erfolg) Konkurrenz.

De la Garde fand eben an der anderen Seite des Kongresses, an der unpolitischen, seinen besonderen Geschmack, und diese zu skizzieren, wurde seine Feder nicht müde. Es liest sich unterhaltend und man lernt eine Weltaktion von jener Rückseite kennen, von der unsere Geschichtsschulbücher geflissentlich schweigen.

Lang genug hatte man sich am grünen Tisch in aller Form gestritten, hatte intrigiert — und getanzt, ohne Fortschritte zu machen, bis jener gräßliche Napoleon, der für Rokokogetänzel und Biedermeiersentiment keinen Sinn besaß, plötzlich von Elba aufbrach, in Paris einmarschierte und herrisch dekretierte: „Der Kongreß ist geschlossen.“ Und die Herren vom Kongreß des Vergnügens sperrten geschreckt die Augen auf und einigten sich auf einmal erstaunlich rasch, weil sie ihre Hände freibekommen mußten, um den Bonaparte zu züchtigen. Es gelang ihnen wirklich bei Waterloo und nun stand ihnen nichts mehr im Wege, die unterbrochenen Amüsements wieder aufzunehmen — aber den Teilnehmern war inzwischen die Lust dazu vergangen.

Napoleon, das ließ sich nicht bestreiten, hatte den Kongreß für immer aufgelöst. Das und anderes, Tratsch und Historie hinter den Kulissen, brachte Graf de la Garde fein säuberlich zu Papier, und wir Rückblickenden lächeln und schütteln oft die Köpfe, wenn wir über sein Buch gebeugt in eine Welt vor hundert Jahren blicken. V. E. S.

Die Chronik der Königin Maria Stuart oder: Die Tragödie der sechs Jahre.

Roman von Maurice Hewlett. Mit 10 Porträtzeichnungen von Max Schwerdtfeger. (Verlag der literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M.)

Schillers idealisierte Maria Stuart erweckt zweifellos in jedem jungen Gemüt so gewiß Sympathie oder auch stürmische Begeisterung und Verehrung, wie die nüchternen geschichtlichen Daten der Verbrechen dieser unglücklichen Frau eine Ernüchterung, ja sogar Erbitterung und Abscheu zur Folge haben müssen. Man findet keine Erklärung für den Widerspruch zwischen Marias Wesen in der Schillerschen Auffassung mit ihren Untaten, weil diese schon ferne hinter ihr lagen und der Dichter die durch Schmach und Leiden gedemütigte und gebrochene Frau geadelt und geläutert, in jeder Geste ganz Königin, in jedem Wort ganz großes Weib erstehen ließ. Wir sehen sie nur verfolgt und unglücklich und sie hat schon unser Mitgefühl, nicht weil wir ihr Schicksal voll erfassen, sondern weil uns ihr Ende erschüttert und so kommen wir ihrer menschlichen Art eigentlich nicht näher. Das warme Herz des Dichters mildert alles: Der blutige Schatten König Darnleys

Immer, wo Frische, Kraft und hoher Mut aus Frische und Kraft des starken jugendlichen Menschentums aufsteigen. Nicht nur — aus C_2H_6O.

Kommilitonen, Mitstreiter um die Kultur unseres Volkes: nicht allein in meinen Ohren summt eine Rede nach, in der nur ein Körnchen Wahrheit war, aber ein zu keckes, als daß es dann stürbe, wenn wir es übersehen. Eine Rede, von der wir durch die Tat beweisen müssen, daß sie nicht bloß übertrieb und verallgemeinerte, sondern daß sie trotz jenes Körnchens als Gedanke falsch war. „Unser ganzes Couleurwesen", so hat kein Feind, sondern ein Freund unseres Studententums und selbst ein Farbentragender gesagt, „beruht auf den psychischen Wirkungen der alkoholischen Getränke." Ich habe schon, als ich's erfuhr, gefragt, ob man sich dessen bewußt war, was dieses Wort vorwirft, sobald man ihm nachdenkt, was alles es entwertet, wie vieles und wie Edles es zum Gespött macht. Und ich will heute nicht darauf hinaus, euch Abstinententum zu predigen. Reden wir diesmal von solchen Fragen nicht, überlassen wir sie heute dem einzelnen und seiner Lebensführung. Aber den Schimpf des Vorwurfs sollte die deutsche Studentenschaft nun endlich durch eine entschlossene Tat abwaschen: daß sie sich in frohem Beisammensein nicht begeistern könne ohne Alkohol, daß sie zu gemeinsamem Aufschwung erst durch ihn Hemmungen beseitigen müsse, die sie sonst im Banalen halten würden. Trinke, wer's nicht anders mag, seinen Trauben- oder Gerstensaft, wir alle jedoch sollten endlich dafür sorgen: daß der Komment weder dazu zwinge, noch daß er's nahe lege. Wir sollten endlich sorgen dafür, daß auch der Nichttrinker unter uns beim besonderen wie beim allgemeinen Feste als Vollgeachteter und Ganzwillkommener mit uns sein könne, damit nicht länger selbst bei hohen vaterländischen Feiern der Zwang zum Alkohol Voraussetzung gemeinschaftlicher Erhebung sei. Als wäre die wichtigste Frage, wenn wir großer Güter gemeinsam froh gedenken wollen, die: trinken oder nicht?

Die Zeit ist ernst — es sind nicht nur die Schwarzseher unter uns, die meinen: trotzdem kein fremder Eroberer im Land, ist heute die Weltlage vielleicht kaum minder ernst als vor hundert Jahren, wo neben Österreich auch Rußland und England zu uns standen. Wenn eines not tut: berauschen wir uns nicht mit Worten, mit Bildern, mit Erinnerungen, die uns mit Selbstherrlichkeitsgefühlen abziehen könnten von der Tat. Die bescheidenste Tat, in der Richtung vorwärts mit Festigkeit unternommen, wiegt ja schwerer als das dröhnendste Wort. Ihr, die ihr noch jung seid, sorgt dafür, daß man sagen kann: bei den studentischen Gedenkfeiern für 1813 war zum ersten Male der alte Komment mit seinem Trinkzwange abgeschafft. Möge jetzt, hundert Jahre nach der deutschen Erhebung, die deutsche gebildete Jugend zum ersten Male beweisen: daß der Gedanke Verleumdung war, sie müsse für ihre Köpfe den Geist aus Flaschen beziehn. Sorgt dafür, und ein neuer Schritt zur völkischen Stärkung ist durch euch, ihr in die Zukunft Führenden, geschehn!

(„Kunstwart.") Ferd. Avenarius, Dr. phil. h. c.

Singvögel.

Stilles Glück.

Das liebe Gärtchen pflegen,
Und flinke Bienen hegen,
Und Baches Murmeln lauschen,
Und Traum im Waldesrauschen,
Und sinnend über Völker, Länder, Zeiten
Auf buntem Zauberteppich hinzugleiten,
's sind meines Lebens beste Seligkeiten.

W. G. Hoeper.

„Sie besaß die Kunst unbewußter Kunst“, sagt er an einer Stelle und jedes banale Schmeichelwort wird überflüssig.

Als ihre Liebe zu Darnley sie zu dem Entschluß treibt, ihn ihre Macht teilen zu lassen, ist seine ganze Erklärung: „Tatsache ist, je schwerer eine Krone auf dem Haupte einer verliebten Frau lastet, um so bereitwilliger wird sie sie von sich werfen.“ Und wenn die stolze Mary Sempill, die in dieser Ehe stets eine Mesalliance sah, den Gatten „Prinzgemahl“ nennt, entgegnet Maria Stuart: „Der Mann erwählt die Frau. Es gibt keine Kronen im Brautbett und keine im Himmel. Wir gehen hinein, wie Gott uns erschaffen hat.“ In diesen Sätzen aber ist die Königin, das Weib und ihr innerstes Wesen so trefflich gezeichnet, wie die Schwäche der koketten Eitelkeit in Maria Stuarts Ausspruch: „Ich glaube übrigens, Frauen legen immer größeren Wert darauf, wohl auszusehen, als sich wohl zu fühlen.“ Besser kann man ja das lächelnde heroische Ertragen von quälenden Unannehmlichkeiten und den Zwang, den besonders die Mode den Frauen seit jeher auferlegt, gar nicht erklären.

Wir blättern oft mit Grauen, dann mit Erschütterung in diesem Buche, alle Grausamkeiten, Ausschweifungen, sinnlichen Orgien, Leidenschaften einer brutalen Zeit sind hier eingefangen und schon diese wilde Umgebung, dieses ewig lauernde Verhängnis erklärt vieles: sie war eine Verirrte. Hewlett sagt: „. . . sie hatte ein unbezwingliches Bedürfnis zu suchen. Lieben mußte sie; und wenn sie in der Liebe Mißgriffe machte, so lag das daran, daß sie zu sehr liebte.“ Der Spott der harten Schottländer gab ihr den Namen „Honigtopf“, weil sie so süß lächelte und weil sie von allen umschwärmt wurde, und der Name war gut gewählt: alle Schmarotzer suchten ihre Nahrung bei ihr, gesättigt, verließen sie sie.

Der historische Stoff reizte die Romanciers stets zur Bearbeitung, aber die Literatur gewann dabei nicht immer; hier kann man ohne Skrupel sagen, daß wir einen Roman gewonnen haben, der bedeutend ist. Ella Triebnigg.

C_2H_6O und Begeisterung.

An unsere akademischen Bürger.

Unsere Kommilitonen in Breslau werden die Erhebung Preußens feiern, und wir hoffen: nicht nur sie und nicht nur die Studenten aller preußischen Hochschulen, nein, die aller deutschen im heutigen Reiche und draußen. So weit die deutsche Zunge klingt, geht ja, was da geschehen ist, alle an. Ob wir in Rußland oder Österreich oder der Schweiz als des Landes freudige Bürger leben, vielleicht um ganz andere Güter besorgt als das Geschlecht von damals und in vielem ganz anders denkend: auch die, deren Ahnen mit dem Deutschen Orden im Osten gekämpft, oder mit den Diethmarschen im Norden, oder zur Tellzeit in der Schweiz oder zur Florian Geyer-Zeit in Franken und Schwaben oder wieder zur Hoferzeit in Tirol — sie alle fühlen doch Brudergeist in diesem Preußenvolke von 1813, das um geistige Güter irdische, das Gold für Eisen, das Blut für den großen Gedanken gab.

Man kann nicht anders, Kommilitonen, man gerät in hohe Worte, wenn man des Damals gedenkt, denn aus ihm ins Heute kommt's wie ein Rauschen aus einem heiligen Hain. Und doch möchte ich jetzt ganz nüchtern zu euch reden. Und zunächst auch von gar nichts besonders Mächtigem. Bloß von Kommersen, wie sie jetzt überall abgehalten werden sollen. „Bloß?“ Ist denn ein studentisches Festgelage bis zum Landesvater hin nicht eine schöne und gute Sache? Nicht auch eine erhebende, eine begeisternde? Immer nicht, aber oft ist sie eine, und immer könnte sie eine sein.

Zwegn was dan?*

Zwegn was dan so stolz sein,
Zwegn was dan so gspreitzt?
Was hast d dan, dast hiaztn
Koa Liab mehr daleidst?

Af d Nacht ba dein Fensta
Wia oft tua i schrein:
Zwegn was dan, zwegn was dan
Hörst, laßt mi net ein?

Heraust laßt mi gnocka[1]
In Wind und in Regn!
Zwegn was dan, zwegn was dan
Tuast gar nix meintwegn?

Und sag i: du Diandl
Du gfallast ma recht;
Zwegn was dan, zwegn was dan
Sagst: du mir recht schlecht?

Du bist nua dö oanzi,
Nua di han i gern!
Zwegn was dan, zwegn was dan
Willst d Meinö net wern? —

Und wirst net dö Meinö,
So muaß i vaderbn!
Zwegn was dan, zwegn was dan
So junga schon sterbn?

K. Puchmair.

Lustige Zeitung.

Eine Musterwirtschaft. Hausfrau: „Luise, bringen Sie mir 'mal aus dem Speiseschrank die Petroleumflasche mit der Aufschrift: ‚Essig'. Es muß Himmbeersaft drin sein . . . aber riechen Sie erst dran." („Fliegende Blätter.")

Hm . . .! Karlchen sagt zu seinem Freunde: „Du, mein Vater war in der Schule immer der Klassenerste." — Fritzchen: „Was, Deiner also auch? Ich möchte mal bloß einen Jungen kennen lernen, dessen Vater nicht Primus war." („Jugend.")

So ähnlich. — „Meine Frau ist riesig weichherzig. Wenn sie jemand weinen sieht, weint sie gleich mit!" — „Meine Frau ist ähnlich. Wenn sie jemanden schimpfen hört, schimpft sie gleich mit!" („Meggendorfer.")

Merkwürdig. Man hat doch nie was von einer Mobilisierung gehört und jetzt soll auf einmal demobilisiert werden! („Muskete.")



Aus dem Tagebuch einer deutschen Schauspielerin. Von Helene Scharfenstein. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Obwohl das Buch in der angesehenen Memoirenbibliothek von Robert Lutz erschienen ist, hielt ich es nicht für ein echtes Tagebuch, sondern für eine Zusammenstellung eigener und fremder Erlebnisse. Es für ein literarisches Werk zu halten, bewogen mich künstlerische und psychologische Gründe. Es enthält u. a. ein paar ausgesprochene Romanfiguren — Dr. Götz und Baron Sengnitz — außerdem verfolgt es vom Anfang eine bestimmte, mit einem Tagebuch kaum vereinbare Tendenz und erinnert mich in manchem an meinen eigenen Roman „Die Komödiantin Magdalene". Auch fiel mir eine seltsame Folgerichtigkeit der Ereignisse auf, für die das wirkliche Leben gewöhnlich wenig Sinn hat. — Nun teilt mir aber der Verlag mit, daß ein gerichtliches Urteil des Amtsgerichtes Stuttgart-Stadt die Echtheit des Tagebuchcharakters bestätigte. — Wie dem auch immer ist, vom künstlerischen Standpunkt aus ist die Arbeit nicht sehr hoch zu stellen, aber als Zweckschrift verdient sie die Aufmerksamkeit weiter Kreise, einflußreicher Personen, die an der Organisation des Theaterwesens teilnehmen, und besonders aller jungen Elemente, die der Bühnenlauf-

* Zu was (warum) denn? [1] hocken

Gebet.

Erhalte meine Jugend mir,
Auch wenn ich alt geworden!
Denn Jugend ist das Kriegspanier
Mit dem erkämpf' ich Tor und Tür
Ohn' Reiter und Kohorten.

Erhalte mir die Jugend mein,
Du Herr der tausend Welten!
Verblaß der Locken güldner Schein,
Ersterb' die Kraft in Mark und Bein,
Mich sollen sie nicht schelten!

Ludwig Huna.

Sturm.

Ich schritt hinaus in Sturm und Stamm,
Der Wald so kahl und sauste,
Mein Herz war Brandung, Kamm an Kamm,
Mein wildes Herz traf keinen Damm,
Daran die Flut zerbrauste.

Ich weiß, auch dich durchschrie das Weh
Seit jener Nacht der Lieder
Und eine Sehnsucht, süß und jäh,
Sang über dem ros'nen Dämmerschnee
Deiner jungschönen Glieder. —

Frage mich nicht, wohin, woher
Es rauscht in unsere Seelen:
Wir wissen 's beide nur zu sehr!
Und mach's uns nicht so schwer, so schwer,
Ein kurzes Glück zu stehlen!

K. Dankwart Zwerger.

Leid.

O Sonne, liebe Sonne,
Was ist dein Blick so hell,
Was brennst in meine Augen,
Die schmerzenden, so grell?

Willst wohl die Menschen blenden
Mit gleißend-hellem Schein,
Daß alle glauben müßten,
Nur Lichtes wäre mein?

O Nacht, du finstre, schwarze,
Was ist dein Auge so blind,
Daß aus der öden Wirrnis
Nicht Weg noch Straße ich find'?

Willst wohl mein Leid verdecken
Mit deinem schwarzen Gewand,
Daß niemand wissen sollte,
Hier gäb' es totes Land?

K. F. Tobiasch.

Das Tröpflein.

Jüngst ging nach schwerer Leidenszeit
Ich durch die Morgeneinsamkeit.
Es war gefallen in der Nacht
Ein Frühlingsregen lind und sacht,
Noch troff es heimlich vom Gezweig,
Noch schimmerte auf Pfad und Steig
Manch Wässerlein im Sonnenstrahl,
Der sich durch Silberflöre stahl.
So still war alles um mich her,
Der junge Tag so sehnsuchtsschwer,
So ahnungstief und feierlich —
Und jählings kam es über mich:
Ob ich wohl noch zum Leben taug?
Da fiel ein Tröpflein mir ins Aug,
War's eine Träne, kam's vom Strauch,
Der blühend stand im Morgenrauch?...

Alfred v. Wurmb.

italienisch-türkischen Krieg beendete, reicht die klare, interessante Darstellung, die uns heute mehr denn je willkommen ist. Sie vermittelt uns das Verständnis der Gegenwart, während wir uns leider so oft damit begnügen, in der toten Vergangenheit zu studieren. Mit wahrem Genuß, im vollen Bewußtsein, seinen Wissenskreis zu erweitern und seinen Blick zu schärfen, liest man Seite auf Seite und vervollkommt den Eindruck der zeitgeschichtlichen Ereignisse, wie ihn in uns lückenhafte und oft entstellte Preßberichte hinterließen. — Gewissermaßen als Ergänzung dieser Publikation kann eine zweite desselben Verfassers gelten: **Politische Jahresübersicht** für 1912 (im gleichen Verlag erschienen), welche mit einem lehrreichen dokumentarischen Anhang versehen, die Geschehnisse allerneuesten Datums — Ereignisse des Balkankrieges bereits eingeschlossen — behandelt.

Beide Bücher kann ich wärmstens empfehlen. Dr. H. L. R.

Geschichte der Steiermark mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Von Dr. Franz Martin Meyer. 2., verbesserte Auflage. Mit 110 Abbildungen. (Graz. Ulrich Moser [J. Meyerhoff].)

Der Verfasser hat sich mit großem Geschicke der dankbaren, aber auch schwierigen Arbeit unterzogen, eine Geschichte der Steiermark zu schreiben, die schon in der ersten Auflage überaus freundlich aufgenommen wurde. Es ist nicht einfach, die Geschichte eines einzelnen Kronlandes, die in jeder Beziehung zumindest mit der Reichsgeschichte zusammenhängt, abgerundet darzustellen; doch Franz Martin Meyer tat es in einwandfreier und durchaus lobenswerter Art und Weise. Beginnend mit Kelten und Römern, zeichnete er plastisch die kulturellen und politischen Geschicke der grünen Mark, erst unter ihren Grafen, dann unter den Habsburgern. Klar und übersichtlich wurde der Stoff gegliedert und kein wichtiges Entwicklungsmoment außeracht gelassen. Das ansehnliche Werk berücksichtigt alle Geschehnisse bis in die neueste Zeit und — mit hübschen und instruktiven Bildergaben ausgestattet — verdient es die Aufmerksamkeit jener, die sich für Steiermarks Werden und Vergangenheit interessieren. Dr. F. L.

Unter der goldenen Kuppel. Heitere Bilder aus dem Reichstag von Hugo Frenz. Mit 6 humoristischen Zeichnungen von Paul Halke. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Diese Plaudereien über den Deutschen Reichstag sind sehr unterhaltend und der Leitspruch, unter dem sie segeln: „Ernst ist das Leben — Heiter die Politik", wird glänzend gerechtfertigt. Mit leichter, angenehmer Ironie schildert Frenz den Reichstag und seine Abgeordneten, die Sitten, die Gebräuche, die Kanzler und die Minister; freiwilligen und unfreiwilligen Humor (wobei letzterer überwiegt) samt allem Drum und Dran: den Wahlen u. s. w. Besonders prächtig kommt dabei der urwüchsige Witz Bismarcks weg, aber auch andere steuerten Beiträge bei, Staatsmänner und Parlamentarier gleicherweise.

Man legt das nette Büchlein mit dem Bedauern aus der Hand — daß es nicht umfangreicher ist! W.

Richard Wagners Deutschtum. Den Ortsgruppen des Richard Wagner-Verbandes deutscher Frauen gewidmet von ihrer Vorsitzenden Margarethe Strauß. (Magdeburg. Pansa'sche Buchdruckerei.)

Margarethe Strauß preist in ihrer im Magdeburger Deutschen Frauenbund gehaltenen Rede den Wert der Wagnerschen Werke für die deutsche Kultur und das deutsche Volkstum in überschwänglicher, begeisterter Weise. Alle Verehrer und Freunde der Musikkunst Richard Wagners werden an dem nun in Druck erschienenen Vortrag ihre Freude haben.

Ennstalerisch. Volkstümliches aus der nordwestlichen Steiermark von Karl Reiterer. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt.)

Von unserem ständigen, hochgeschätzten Mitarbeiter Karl Reiterer erschien wieder ein volkstümliches Buch, an dem kein steirischer Kulturforscher achtlos vorbeigehen kann. Mit unendlichem Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt sammelt der Verfasser, der sich schon einen guten Namen machte, den reichen und ergiebigen Stoff; tief dringt er in das Denken und Fühlen seiner Waldbauern ein, unerschöpflich scheint seine Kenntnis der Sitten und Gebräuche, der Ennstaler Poesie und Realität. Manches Stückchen dieses wertvollen Buches kennen die „Heimgarten"-Leser bereits, aber da jetzt alles so schön gesammelt und eingeordnet vorliegt, liest man es gern nochmals im Zusammenhang.

Zweierlei ist zu wünschen: Daß Karl Reiterer es an diesem neuen Büchlein nicht bewenden läßt und daß sich noch andere Volkskundige in Steiermark finden, welche die Eigenheiten ihrer Gegenden, Täler und Berge mit gleicher Liebe und Genauigkeit durchforschen.

Die Alpen. Eine volkstümliche Darstellung der Natur in den Alpen von R. H. Francé. Mit gegen 500 Abbildungen und 12 Tafeln und Karten in Schwarz- und Farbendruck. Erscheint in etwa 40 Lieferungen. (Verlag von Theod. Thomas in Leipzig.)

Eine Naturgeschichte der Alpenwelt, von den savoyischen Schneebergen bis zu den letzten Ausläufern des Wienerwaldes. Zum Verständnis für die unvergleichlichen Schönheiten

bahn zustreben. Die Zustände und Übelstände beim modernen Theaterbetrieb werden drastisch und eindrucksvoll geschildert: Die Direktorentyrannis, der Kollegenneid, die Toilettenfrage, die Notwendigkeit eines „Nebeneinkommens“ usw. Mancher Theaternarr mag das Buch schließlich empört aus der Hand legen — und die Empörung kann den Anstoß zur Behebung schwerer, schandbarer Mängel geben.

Die Bühnengenossenschaft wird gut daran tun, für eine große Verbreitung des „Tagebuches“ zu sorgen; es unterstützt ihre eigenen Bestrebungen vorzüglich. H. L. R.

Aus den Memoiren der Prinzessin Arnulf. Von Olga Wohlbrück. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt.)

Ein von der ersten bis zur letzten Zeile spannendes und fesselndes Buch, eine belletristische Leistung, die bestimmt von einem reichen Leserkreis anerkannt und gewürdigt wird. Der erste Teil ist auch künstlerisch bedeutend, die Schilderungen sind sehr gelungen und die Seelenzeichnungen zuweilen von einer staunenswerten Feinheit — aber allmählich betritt die Verfasserin Gebiete, die ihrer Begabung weniger liegen, sie gerät in Milieus, die ihr wohl zu wenig vertraut sind, als daß sie sie naturalistisch darzustellen vermöchte, und sie müht sich mit Gestalten ab, die der Wirklichkeit fernestehen und daher wie — wenn auch als interessante — Schemen durch das Buch wandeln; so Prinz Arnulf, Graf K. und schließlich die Memoirenschreiberin — die Prinzessin — selbst. Das ist schade. Der Anlauf zu einem vorzüglichen Gesellschaftsroman ist genommen, aber zur Vollendung fehlt noch manches. Vielleicht trägt die meiste Schuld an dem nicht ganzen Gelingen das Streben Olga Wohlbrücks nach besonderer Originalität. Man soll sich dazu nicht zwingen wollen. Doch — wie gesagt — trotz der angedeuteten Mängel bietet der Roman eine anregende Lektüre, die uns zwei und drei Tage in Atem hält. V. E. S.

Die sieben Schelme von Großlichtheim. Ein fröhliches Plauderbuch von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

Sieben alte Studienkumpane, die da — wie alljährlich — eine gemütliche Zusammenkunft halten und die launigsten Erlebnisse, Schnurren, Anekdoten und die buntesten Geschichtchen vom Stapel lassen (deren einige schon früher in der „Jugend“ erfreut haben). Am besten gefiel mir das innige „Vefele“, das urdrollige „Kontingentle des Hauptmann Gäbele“ und — das Ernsteste und vielleicht Wertvollste! — „Der Letzte“. — Ein überaus freies, lachlustiges, manchmal pikantes, liebes Buch voll Koketterie und tänzelnden Humors! Und nichts für Philister und Spießer! Oder am Ende just . . . ? K. D. Z.

Geschichte in der Dämmerung. Von Günter Hoffmann. (Leipzig. W. Härtel u. Co. Nachf.)

Der Verfasser des hübschen Sammelbändchens „Die Puppen der kleinen Dorette“ hat jetzt das Büchlein „Geschichte in der Dämmerung“ herausgegeben. Stimmung ist darin, viel Stimmung — ich meine sogar, zuviel! Dafür entbehre ich Gestaltendes, das doch den Kern künstlerischen Schaffens bilden soll. Sonst verschwimmt die Handlung in klugen Gedanken und Betrachtungen. Das geschieht zumeist, wenn ein Verfasser zu genau eigene Erlebnisse wiedergibt, die lange Ideenketten in ihm auslösten. So liest sich zwar auch diese Erzählung sehr angenehm, aber man legt sie trotzdem nur halb befriedigt aus der Hand — es bleibt davon zu wenig in uns zurück, wenn auch einzelne Beschreibungen (z. B. des Erinnerns an eine vergangene Liebesepisode) starke, kurzstrichige Bilder entwerfen. Noch immer, wie ich schon im Vorjahre schrieb, ist Günter Hoffmann ein Werdender, und ich hoffe, daß er sich bald zu einem Gewordenen entwickelt. H. L. R.

Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Von Gottlob Egelhaaf. Vierte Auflage. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag, Erich Gußmann.)

Es ist eine angenehme Aufgabe, auf ein Werk, wie das vorliegende, hinzuweisen. Egelhaaf hat sich ein sehr hohes und weites Ziel gesteckt, das zu erreichen nur einem ausgezeichneten Gelehrten vergönnt ist. Es ist geradezu bedenklich, die Geschichte seiner Zeit, in deren Mitte ein Verfasser steht, zu schreiben; es fehlt (wie man sagt) die Distanz zum Objekt, das wir deshalb oft nur verzerrt wahrzunehmen imstande sind. Und wenn selbstverständlich auch an Egelhaafs bedeutendem Werk zukünftige Forscher, denen ein jetzt noch verborgenes Material zur Verfügung stehen wird, einige Korrekturen vornehmen werden — mit welcher Tatsache der Autor übrigens rechnet — so vermag eine gewissermaßen natürliche Unzulänglichkeit den Wert des Buches dennoch keineswegs zu mindern. Von 1870 ausgehend, behandelt es alle deutschen und alle wichtigen Weltereignisse überhaupt mit großer und bemerkenswerter Sachkenntnis, den Kulturkampf, die Maigesetze, den Dreibund und Deutschlands innerpolitische Entwicklung genau so wie den Burenkrieg, die ostasiatischen Verwicklungen, die Marokkoangelegenheit, Balkanwirren usw. Bis zum Frieden von Lausanne herauf, der den

Bücherei des Österreichischen Volksschriftenvereins. 3. Band: **Österreichische Erzähler** [Ebner-Eschenbach, Rosegger, Handel-Mazetti, Bartsch]. (Brixen. „Tyrolia.“)

Sonnensehnsucht. Dalmatinische Landschafts-Novelle von Alfred Maderno. (Dresden. Carl Reißner.)

Der Girglsee. Eine Erzählung aus dem Böhmerwalde in zwei Büchern. Von Dr. Anton Kollick. (Teplitz-Schönau. Johann Schors.)

Der Sehnsucht Wundertiefe. Neue Dichtungen von Karl Michler. (Frankfurt a. M. Fritz Stoft.)

Unter den Adlernestern. Erlebtes und Geschautes aus den Bergtälern Rheinwald und Safien von Ch. Tester. (Rorschach. E. Löpfe-Benz.)

Die japanische Nachtigall. Von Omoto Watanna. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Die blaue Stunde. Ein Kranz Gedichte von mir und dir. Von Salomon D. Steinberg. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Bei Georg Müller, München, erschienen von Richard Schaukal: **Beiläufig** und **Neue Verse.** 1908—1912.

Von Ernst Krauß erschienen: **Leben und Liebe,** Gedichte, dritte veränderte und vermehrte Auflage. (Leipzig. „Xenien“-Verlag.) — **Seelen, die zum Lichte führen.** (Memmingen. Th. Otto.)

Anakreon. Ein poetischer Zyklus in zwei Abteilungen von Helene Adler. (Leipzig. Arthur Cavael.)

Volkstümliche Weihnachtslieder zur Laute oder zur Gitarre. Für eine oder für zwei Singstimmen gesetzt von Heinrich Scherrer. (Leipzig. Friedrich Hofmeister.)

Leben und Werden. Gedichte von Elisabeth Jürgens. (Cassel. Eduard Hühn.)

Drei Ringe. Ausgewählte Gedichte aus den Jahren 1900—1912. (Weinheim. Fr. Ackermann.)

Aus den Wanderprotokollen. Von Armand Reis. (Leipzig. „Xenien“-Verlag.)

Lieder vom Leben. Von Ludwig Godniak. (Berlin-Friedenau. Verlag des Bureau Karl Fischer.)

Neue Lieder. Ausgewählte Gedichte von Franz Josef Zlatnik. (Baden-Baden. Peter Weber.)

Deutsches Jahrbuch für Österreich. Anschriftenwerk in Berufen selbständig tätiger Deutschösterreicher. (Wien, XVI/2, Lerchenfeldergürtel 53.)

Von Dr. Ludw. Friedr. Werner erschienen im Verlag von Hermann Beyer und Söhne, Langensalza: **Aus einer vergessenen Ecke,** Beiträge zur deutschen Volkskunde. 3. Aufl. Ferner: **Lieder aus der vergessenen Ecke.**

Stunden und Schicksale. Gedichte von Emil Alphons Rheinhardt. (Leipzig und Wien. Hugo Heller u. Cie.)

Das deutsche Bauernhaus in Österreich. Von Anton Dachler. Mit zahlreichen Abbildungen. Herausgeber und Verleger Verein „Deutsche Heimat“, Wien, VII., Stiftgasse 15.

Maiers Holzarbeiten für Knaben. **Puppenmöbel** aus Zigarrenkistenholz. Saloneinrichtung. 8 Vorlagetafeln nebst Anleitung. (Ravensburg. Otto Maier.)

Das Wesen des nationalen Kampfes in den Sudetenländern. Eine kritische Studie vom Reichsratsabgeordneten Franz Jesser. (Wien. Verlag „Deutsche soziale Rundschau“.)

Über die Tanzkunst. Von M. Luserke. (Berlin. „Hesperus“-Verlag.)

Unsere Vaterstadt Graz. Wanderungen durch die Stadt und deren nächste Umgebung. Von Hans Mühlfeith. 2. illustrierte Auflage. (Graz. Ulrich Moser [J. Meyerhoff]). Eine sehr hübsche, wohlfeile und übersichtliche Abhandlung, die besonders Fremden, die nach Graz kommen, sehr zu empfehlen ist.

Tod und Leben. Untersuchungen über das Fortleben nach dem Tode. Von Emil Schultze, Pfarrer in Betschwanden. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Die Arndtruhe in Godesberg. Von Dr. A. Broeker. (Bonn. P. Hauptmann.)

Die Gottesidee und der Endzweck der Schöpfung in wissenschaftlicher Forschung. Von M. C. Sure. (Leipzig. „Xenien“-Verlag. 1913.)

Die Bestimmung und Vorbereitung des Menschen für das Leben nach dem Tode. Ein Handbuch praktischer Religion oder wahrer Vervollkommnung ohne Grundlage konfessioneller Dogmen. Von Dr. Norbert Grabowsky. (Leipzig. Max Spohr.)

Naturschutzparke in Deutschland und Österreich. Ein Mahnwort an das deutsche und österreichische Volk. Herausgegeben vom Verein „Naturschutzpark“, Sitz Stuttgart. (Stuttgart. Franckhsche Verlagsbuchhandlung.)

Das Licht im Dienste der Menschheit. Von Dr. G. Leimbach. [Wissenschaft und Bildung, Bd. 114.] (Leipzig. Verlag von Quelle u. Meyer.)

Schule und Haus. Eltern-Zeitung zur Förderung der Jugenderziehung und des Unterrichtes. Begründet von Eduard Jordan, Wien, weitergeführt vom „Deutsch-mährischen Lehrerbund“. Schriftleiter: Josef Ad. Mauda, Brünn. 30. Jahrgang. (Brünn. Kommissionsverlag G. u. R. Karafiat.)

Über den Wassern. Eine katholische Zeitschrift, herausgegeben von Dr. Johannes Eckart, Salzburg.

Die Hausfreundin. Eine Festgabe für die Frauenwelt von Augusta Bender. 2. Band. (Eberbach und Leipzig. Verlag der „Hausfreundin“.)

der alpinen Landschaft, die Besonderheiten ihrer Lebewelt, von Land und Leuten, ein treuer Berater bei geplanten Alpenfahrten.

Die Leser des Werkes werden vom Grunde der lauschigen Waldtäler hinaufgeführt in die Welt der Felsen und des Firns, sie besteigen die Viertausender der Schweiz, durchstreifen die einsamen Kare des Karwendels, durchwandern die Zauberwelt der Dolomiten, sie besuchen die Riesenwasserfälle der Tauern, die düsteren Klammen der Ostalpen, sowie die lachenden Seegestade der Südschweiz und das Gletscherreich von Chamonix, Interlaken und Zermatt. Mit nicht weniger Liebe führt sie Francé in das heitere Voralpenland von Oberösterreich und die entzückende Umgebung von Wien und München; das von Eleganz blitzende Genf und Montreux erschließt ihnen seine Schönheiten, Innsbruck, Salzburg, Steiermark, das Paradies von Lugano, das trotzig-eigenartige Bern, das Engadin, die zwei großen Zentren des Alpinismus: Wien und München finden ihre kraftvolle und originelle Schilderung, und überall sprudelt ein reicher Born von Antworten auf all die tausend Fragen, die sich wohl jeder schon auf seinen Alpenfahrten vorgelegt hat. Im Verlaufe des Erscheinens dieses Werkes werden wir noch Gelegenheit haben, es näher zu kennzeichnen.

Anselm Feuerbach. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Mit einer Einleitung von Walther Friedrich. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. In einem von Cissarz ausgestatteten Karton. (Mainz. Jos. Scholz.)

Anselm Feuerbach teilte das Geschick von so vielen Großen: er ging als Einsamer seinen Weg, unerkannt von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Erst der Gegenwart blieb es vorbehalten, die Größe dieses Künstlers zu erkennen. Die vorliegende Gabe enthält 19 seiner schönsten Werke, u. a. d. „Pietà", die „Medea", die „Iphigenie", „Erinnerung an Tivoli", „Dante und die edlen Frauen von Ravenna" und das überaus feine „Konzert". Es ist erstaunlich, einen wie starken Eindruck von des Meisters Schaffen diese Kunstgabe vermittelt. Ihres wohlfeilen Preises wegen ist sie wie geeignet, seinen edlen formvollendeten Werken die Häuser der Gebildeten zu erschließen und den Siegeszug Feuerbachscher Kunst zu fördern. V.

Wie ist die Schrift entstanden? Von A. J. Vesely. (Graz. Selbstverlag des Verfassers, Professors der k. k. Lehrerinnen-Anstalt in Graz.)

Eine gar zeitgemäße Schrift, aus deren interessanten Bildern und gründlichen Ausführungen man viel lernen kann. Es ist doch höchst interessant, in klarer Darstellung die Entstehung und Ausbildung der Schriftzeichen aller Völker vor sich zu haben. Die Geschichte der deutschen Schrift führt den Verfasser zum Schluß, daß wir unsere schöne, volkstümliche Fraktur, unsere gewohnte Druck- und Schreibschrift, nicht leichtfertig aufgeben dürfen, daß wir besonders in unseren Tagen, da sie schwer angefochten wird, an ihr festhalten müssen.

Festbuch zum hundertsten Geburtstage Hermann von Gilms. Herausgegeben von der Innsbrucker akademischen Burschenschaft Suevia. (Innsbruck. Wagnersche Buchhandlung.)

Eine Gilms wahrhaft würdige Festschrift, an der die Besten mitarbeiteten! Von ihnen seien nur genannt: Bartsch, die Ebner-Eschenbach, Emil Ertl, Ginzkey, Rudolf Greinz, Ricarda Huch, Kernstock, Thomas Mann, Peter Rosegger, Rudolf Schaukal und Ludwig Thoma. Der Burschenschaft Suevia gebührt uneingeschränktes Lob für diese interessante und geschmackvolle Ehrung des großen Freiheitssängers. V. E. S.

Handarbeitsbücher der „Deutschen Moden-Zeitung", Band 36. **Frivolitäten.** Von Emmy Liebert. (Leipzig. Verlag der Deutschen Moden-Zeitung, Aug. Polich.)

Ein reichhaltiges Sammelbuch, illustriert und mit einem instruktiven Text versehen. Gegenwärtig ist die Frivolitätenarbeit wieder zu großen Ehren gelangt. „Wer sie einmal kennen gelernt und liebgewonnen hat", schreibt die Verfasserin, „der läßt sie nicht mehr los — die zarten und doch so festen Spitzen und Sterne, die so flink nur mit Hilfe des glatten Schiffchens entstehen, waren stets das Entzücken der Zuschauenden ..." Diese Arbeitsmethode stammt vielleicht aus Asien, erwarb in Italien, Frankreich und in den sechziger Jahren auch in Deutschland Eingang, und verdient die Aufmerksamkeit und den Fleiß aller jener, die mit der Häkelnadel umzugehen wissen.

Jedenfalls bietet das vorliegende Büchlein eine Fülle schöner Anregungen und zarter, graziöser Vorlagen. M.

Büchereinlauf.

Ein arktischer Robinson. Von Kapitän Mikkelsen. In 18 Lieferungen zu je 50 Pfg. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Das Haus am Himmel. Roman aus dem Wiener Wald von Alfred Maderno. Umschlag und Einband von Theodor Trexler v. Lindenau. (Dresden. Carl Reißner.)

Das letzte Glück. Roman aus der österreichisch-ungarischen Gesellschaft von Alexander v. Trohlus. (Dresden. Carl Reißner.)



Ein Wort!

Novelle von **Marie zur Megede.**

I.

Die Sonne schien auf die mattgeschliffenen Fensterscheiben der Schulstube. Ein paar voreilige Sommerfliegen stießen surrend dagegen. Laut tönte die Stimme der Lehrerin durch den hohen kahlen Raum.

„Wie hieß der Gardasee bei den Römern und wo liegt er?“ Hände hoben sich — schwenkten in ungeduldigem Eifer hin und her.

„Nun, Marie?“

Eine hübsche Dreizehnjährige schnellte auf. Über die weiße Achselschürze, den blonden Zopf und das Gesichtchen, weiß und rosa wie Apfelblüten, zuckten die Lichtstrahlen.

„Der Gardasee, der Lacus Benacus der Römer, liegt auf der Grenze von Tirol und Italien.“

„Von Tirol und Italien“, wiederholte die Lehrerin. Da setzte draußen die Turmuhr ein, schlug mit hellen Klängen, die niemand zählte. Warum sollte man auch? Es war eben zwölf, das Vergnügen einmal wieder überstanden, die Schule aus.

Die Lehrerin löste die verschränkten Arme auseinander und griff nach dem Buche, das vor ihr auf dem Pulte lag. Sie hatte eine feine, verwelkte Hand und ein feines, verwelktes Gesicht, von graumelierten

Bei der Kunstanstalt **Stengel u. Co.**, Dresden, erschienen zwei schätzenswerte Serien „Bleistift-Porträts aus den Befreiungskriegen". (Freiheitskämpfer und Freiheits-Dichter und Patrioten.)

Der Vogelliebhaber. Von Dr. Kurt Floericke. Praktische Anleitung zur Zucht und Pflege einheimischer und ausländischer Stubenvögel. Mit 4 doppelseitigen Kunstdrucktafeln von Josef Dahlem und einem farbigen Umschlagbild von Ernst Kutzer. (Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. [Franckhsche Verlagshandlung.])

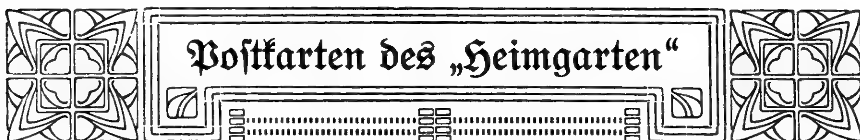
Straßers Taschenbuch der Wiener Börse, II. Jahrgang 1913. Taschenformat. (Wien, I., Graben 17. Verlag von Straßers Taschenbuch der Wiener Börse.)

Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbands in der Akademie zu Frankfurt a. M. am 29. Mai 1912. Herausgegeben vom geschäftsführenden Ausschuß. (Leipzig und Berlin. Verlag von B. G. Teubner. 1912.)

Bewegungslehre, Heft 14/18. Von Volkmann. (Charlottenburg. Friedrich Huth.)

Der Oberösterreichische Volksbildungsverein in den Jahren 1872 bis 1912. Ein Beitrag zu seiner Geschichte von Karl Timmel. (Linz. Oberösterreichischer Volksbildungsverein.)

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten"

Schnitzler-Verehrer. Da kann ich Ihnen nicht beistimmen. Daß man verboten hat, Schnitzlers Komödie „Professor Bernhardi" in Österreich aufzuführen, ist eine Sache für sich, aber das Stück selbst halte ich für eine bedauerliche Leistung. Es ist ein sensationelles Tendenzstück, mit dem ein gerissener Schriftsteller (um von sich reden zu machen) als Erstlingswerk auftreten kann, doch eine reife Persönlichkeit wie Schnitzler hätte es — besonders in seinem Jubiläumsjahr — nicht tun sollen. Vielleicht beruft er sich dagegen auf seine „Überzeugung", der er gehorchen mußte — möglich. Ich schätze Überzeugungen nicht, die übertreiben, Groteskheiten zusammentragen — verhetzen (sagen wir es nur offen); schätze sie schon gar nicht bei einem Mann, der hundertfach bewiesen hat, daß er objektiv und unparteiisch sein kann. „Professor Bernhardi" ist eine grob inszenierte Judenschutzkomödie — hier der schlimme Antisemit, dort der entsetzlich edle Sohn Sems! — die durch aufdringliche Absicht mehr als verstimmend wirkt. Nach der Lektüre des Stückes regten sich in mir starke antisemitische Gefühle, und so wird es wohl vielen ergehen. — Jene Instanzen, die die Aufführung verboten, haben vielleicht kleinlich gehandelt, aber sie haben (und dafür sollte Schnitzler ihnen eigentlich dankbar sein) dem künstlerischen Ruf des Verfassers nur gedient. Vom Drama „Das weite Land" bis zu „Professor Bernhardi" ist ein weiter und kein schöner Weg — kein Weg ins Freie! H. L. R.

Stud. phil. in Prag. Sie überschätzen die „akademische Bildung"; sie macht an sich nicht klüger, nicht besser, nicht gehaltvoller; durch sie, wenn man es nicht schon ehedem war, wird man kein Ehrenmann, keine Persönlichkeit, kein Charakter. Der Ausdruck „akademische Bildung" bedeutet zumeist kaum mehr, als daß jemand die lateinische und griechische Grammatik auswendig lernte — und später wieder vergaß. Gott sei Dank, wieder vergaß! Oft bleibt von der schönen Bildung nur ein akademischer Hochmut zurück. Dr. H. L. R.

„Frühlingsdichter" (!) Um Ihren „Eltern eine Freude zu machen", sollen wir das von Ihnen gereimte Säuselgedicht im „Heimgarten" abdrucken. Wir erfüllen Ihren Wunsch zum Teil — und drucken das Gedicht nicht ab, um Ihren Eltern eine Freude zu machen. Unser Ziel ist dasselbe, lieber Herr, nur unsere Wege dahin sind verschieden.

Lieber Shavel! Die bist ein schreibfauler Herr. Wie oft wurdest Du schon aufgefordert, Deine Familiengeschichte — Du weißt schon! — soweit sie Dir bekannt ist, kurz zu schildern — nichts, gar nichts! Oder ging Dein Brief verloren? Man sagt ja mit ziemlichem Recht, daß nur wenige Briefe, die nicht geschrieben werden, den Adressaten erreichen! — Freundliches Gedenken an unserem schönen Linzer Ausflug vor vier Jahren (Herrgott, es sind wirklich schon vier Jahre!). Hans.

(Geschlossen am 20. März 1913.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

später schon recht geben. Die beiden Senioren unter den Lehrerinnen, die zugleich unzertrennliche Freundinnen waren, gaben zum letzten Male weise Ratschläge in bezug auf Wollwäsche und genagelte Schuhe, Fräulein Schmidt, jenseits der 30er, aber akzentuiert junges Mädchen, flehte um Ansichtspostkarten wie um ihr Leben, und Fräulein Melanie tippte vergnüglich einem alten Herrn auf die Schulter, der nur mit einem Gruß an den andern vorüber wollte.

„Ich gehe in Ihr gelobtes Land, Herr Professor — an den Gardasee, heute noch! Soll ich grüßen?“

Über eine Brille hinweg traf sie ein Blick aus matten Augen, die plötzlich aufblitzten.

„An den Gardasee? Heute schon? Sie werden ihn also sehen; Seine Sonne, seine Bläue, seine Blumen! Ach ja, ich kenne ihn, die samtne Luft, das leuchtende Lachen — dort lebt man oder stirbt! Aber man vegetiert nicht! Ich möchte an Ihrer Stelle sein — oder nein, ich möchte doch nicht! Um zu genießen, muß man glücklich sein oder jung. Ich bin nahe an den siebenzig! Sie aber, verehrtes Fräulein, Sie sind ja auch noch jung.“

Der kleine Zeichenprofessor war ein Kavalier der alten Schule, immer artig, immer gleichsam mit dem Hute in der Hand vor jeder Dame. Man fand ihn komisch. Er paßte nicht mehr in die Zeit der aufrichtigen Mannesrücksichtslosigkeit.

Auch diesmal wurde er freundschaftlich und einstimmig ausgelacht. Bis auf Fräulein Schmidt waren die Damen ja so vernünftige alte Jungfern, die längst eingesehen hatten, daß an der sogenannten Jugend auch nicht viel mehr daran sei, als an dem sogenannten Glücke. Mit liebenswürdiger Selbstverspottung rief Fräulein Melanie: „Sie haben recht wie immer, Herr Professor, ich fühle mich zwanzigjährig, nur zwanzigjährig!“

Dann wurden zum letzten Male Hände geschüttelt und gute Wünsche gewechselt. Der Zug ging ja erst nach sechs, aber die Reisende gestand ein, daß das Eisenbahnfieber sie bereits erfaßt hatte.

Wie eilig sie über den Schulhof schritt! Der Kies knirschte, die nackten Bosketts schauerten in einer kalten, blassen und doch blendenden Sonne. Auf der Straße, über die der Staub wirbelte, suchten ein paar Spaziergänger von diesen machtlosen Strahlen zu profitieren. Alle Vorgärten waren noch schwarz, an den Spalieren raschelten Tannzweige und Strohhülsen. Mit einer Art fröhlicher Geringschätzung blickte Fräulein Melanie umher. Das alles ging sie eigentlich nichts mehr an. In wenigen Stunden war sie fort, nachdem sie wieder einmal im Leben Glück gehabt hatte, außer einem ansehnlichen Lotteriegewinst, der zu den Einkünften einer kleinen Rentiere floß, auch noch ein bißchen Husten.

Haaren eingerahmt. Sie mußte einmal hübsch gewesen sein. Die Augen schwarz umrändert, mit braunem, weichen Blick, waren es heute noch. Es leuchtete in ihnen auf, als das Fräulein jetzt das Buch zusammenklappte und mit ihrer angenehmen Stimme sagte: „Das war eure letzte Stunde bei mir, Kinder. Ich gehe 14 Tage früher in die Ferien als ihr — an den Gardasee, von dem wir eben gehört haben. Lebt wohl und macht mir keine Schande bei Fräulein Schmidt, die mich vertreten wird.“

Sie lächelte in die Klasse hinein. Das Lächeln zauberte einen Schimmer von Jugend und Reiz auf ihr sonst etwas strenges Gesicht. Die Kinder merkten natürlich nichts davon. Sie rafften ihre Bücher zusammen, stopften sie in ihre Taschen, zwängten sie unter ihre Riemen. Zu einem Worte der Frage oder des Bedauerns hatten sie keine Zeit. An nichts dachten sie, als aufzuspringen, auszubrechen, die Last einer ganzen Woche von sich zu werfen, mit einem Aufjauchzen, einem Schrei, einem hellen Gelächter, das sich kaum noch zurückhalten ließ.

Zwölf Uhr und der Nachmittag frei, und morgen Sonntag — hurra! hurra!

Das Fräulein lächelte noch immer. Viele lange Jahre hatte sie sich nicht mehr so deutlich erinnert, daß auch sie einmal ein Schulkind gewesen war. Denn sie wollte ja selbst auch ausbrechen, auf und davon gehen, den Staub der papiernen Gelehrsamkeit von ihren Füßen schütteln, ein Stück von der lebendigen Welt sehen, die weit draußen in Frühlingsduft und Sonnengold lag!

Und die kleinen Mädchen knixten, die raschen Füße trabten und trippelten. Als letzte nahm die Lehrerin ihr graues Altjungferncape und ihren schmucklosen Filzhut vom Haken. Beinahe keck klangen ihre Schritte auf den Fliesen des Korridors und den flachen Stufen der breiten Treppe.

Eine Gruppe von Kollegen und Kolleginnen wartete in der Halle unten. Mit Scherz und Neckerei empfing man den neuen Ankömmling.

„Also heute wird sie angetreten, die Reise um die Erde, Gnädigste?“

„Liebste Witting, nicht vergessen: ich partizipiere an jeder Nummer, die Sie im Lotto setzen und bin auf Millionen gefaßt!“

„Mein Gott, Fräulein Melanie, Sie sind ja eine brillante Partie! Nehmen Sie sich nur in acht, in Italien kann man sogar meuchlings geheiratet werden.“

Stimmen und Lachen mischten sich. Endlich konnte der Gymnasialoberlehrer, der an der Töchterschule nur Kunstgeschichte gab, noch einmal wiederholen, was er den Damen soeben auseinandergesetzt hatte: Der Lago di Garda, herrlich-wunderbar! Aber der Mangel an Museen und Galerien blieb doch ein Mangel. Fräulein Melanie Witting würde ihm

Sachen zur Bahn bringen sollte, mußte sofort benachrichtigt werden. Sie schickte die Aufwärterin fort. Als die Tür hinter ihr zugefallen war, warf sie noch einen letzten Feldherrnblick rings umher. Dann setzte sie sich befriedigt und müde auf die Ecke des reisefertigen Koffers nieder, der mitten im Zimmer stand. Hatte sie auch alles? Würde sie auch nichts vergessen? Barg die schwarze Tasche auch wirklich Portemonnaie, Schlüssel und Fahrscheinheft?

Vorsichtig ließ sie noch einmal den stählernen Bügel knipsen, das Täschchen sprang auf: jawohl, alles da! Und außerdem noch die Briefe, die beiden Briefe, die sie vorhin erhalten hatte, und die sie unterwegs noch einmal in Ruhe lesen wollte.

Sie nahm den einen heraus und entfaltete ihn. Dann den andern. Wieder glitt der junge Schimmer über ihr verwelktes Gesicht. Es waren gute Briefe — Geschwisterbriefe; voll von besorgten Ratschlägen und liebevollen Warnungen, von Freude und Teilnahme über alles, an allem, was sie jetzt sehen und genießen würde. Kein selbstsüchtiges Wort, höchstens eine versteckte Klage, ein heimlicher Kummer, der sich verriet. Die Schwester hatte Söhne, die versetzt werden sollten und Examina zu bestehen hatten. Beim Bruder trafen die Töchter nicht den Geschmack des Vaters in der Wahl seiner Schwiegersöhne. Hier ließ die Gesundheit zu wünschen übrig, dort der Erfolg in Amt und Wirtschaft. Oft genug drohte die Elle länger zu werden als der Kram. Eigentlich war Schwester Melanie doch nun die Glücklichste von ihnen allen dreien! Beschäftigt und doch frei, ohne Reichtum, für Lebenszeit wohl versorgt. Und man konnte sich sagen, daß man ihr dazu geholfen hatte: manchmal die Hand über eine liebenswürdige Törin gehalten, geschickt verstanden, ihr allerhand wunderliche Ideen auszureden! Dachte sie wohl noch an das Kind, das sie hatte annehmen wollen — eine unverheiratete Lehrerin ein Kind annehmen —?! Oder an die Menagerie von Katzen und Hunden, die sie sich so gern zugelegt hätte? O ja, man hatte sie damals richtig erkannt, immer gewußt, welch große Wahrheit für Frauen von Melanies Schlage in Nietzsches Warnung vor den Gefühlen liegt, die verbauen, einengen, abschließen, wie ein Winkel, wie ein Gefängnis!

Das Fräulein ließ das Briefblatt sinken. Mit der freien, welken Hand fuhr sie sich über die Stirn.

Das Kind? Die Hunde und Katzen? Hatte sie eins oder das andere wirklich einmal ersehnt und gewünscht? Hatte sie das Gelüst angewandelt, irgendein fremdes kleines Geschöpf von der Straße aufzuraffen, an sich zu drücken, fortzutragen, das Gesicht in etwas Weiches hineinzupressen und wenn es nicht das duftende Haar eines Kindes sein konnte, dann doch wenigstens das Fell eines angeschmiegten, hilfsbedürftigen Tieres?!

Übertriebene Doktorvorsicht schrieb ihn einem Lungenspitzenkatarrh zu, und er hatte ihr diesen Extraurlaub eingetragen, den Urlaub nach Italien.

Von neuem beschleunigte sie ihre Schritte, hatte in wenigen Minuten ihr Haus erreicht.

Oben in der Mansardenwohnung wartete die Bedienung bereits mit dem Menagekorb. Seit 25 Jahren dieselbe Straße, dasselbe Haus, dieselbe Frau!

Fräulein Melanie setzte sich an eine Ecke ihres ungedeckten Tisches und aß mit nervöser Hast. Ehe sie die Tür ihrer Wohnung abschließen konnte, hatte sie noch zu ordnen, zu verdecken, zu verhängen. Und sie begann damit flink, geschickt, schweigsam vor Eifer. Nur die Aufwärterin, die ihr half, fühlte das Bedürfnis, auszuruhen, wenigstens den Klang ihrer eigenen Stimme zu hören. Sie ließ den Besen sinken und den Blick rings umgehen. Weise schüttelte sie den Kopf.

„Wenn ich wie Fräulein wäre, ich reiste nicht in so ein Land, wo einen keiner kennt und Sie doch auch anders reden sollen. Ich bliebe hübsch zu Hause. Liebes Gottchen, wer's so hat wie Fräulein, so fein, so warm und so schön allein!“

Melanie Witting legte gerade eine gestickte Decke zusammen. Sie sah kaum auf. Ja gewiß, ihr kleines Heim war reizend: zwei Stuben, die alten Möbel von den Eltern, aber mit neuen Vorhängen und behaglichen Teppichen. Kein Krimskrams, aber ein paar schöne Bilder, viele Bücher und ein gutes Pianino. Tausendmal hatte sie gehört, daß sie beneidenswert sei und nun hörte sie es wieder.

„Ja, Sie würden es allein auch besser haben, Frau Rudert.“

Die nickte eifrig.

„Du lieber Gott, ja, Fräulein!“ Dann fügte sie nach einer Minute des Nachdenkens hinzu . . . „aber schließlich — wenn man ganz weg wäre, würde man doch auch bald alles wieder vergessen haben. Sein Gutes hat er doch auch.“

Mit einem leichten Lächeln schüttelte Fräulein Melanie den Kopf. So waren diese Frauen. Das magere, versorgte, früh gealterte Gesicht der Aufwärterin kam keineswegs von ungefähr. Sie arbeitete unermüdlich, während ihr Mann unermüdlich trank. Am Alltag beherrschte sie ihn, am Sonntag prügelte er sie. Es war wohl eine Art Normalehe ihrer Sphäre. Trotzdem nahm sie ein Geldstück aus ihrem Portemonnaie: „Das ist aber für Sie allein!“

„Ach, Fräulein, was werde ich ihm doch schon abgeben müssen. Sein Vergnügen muß er doch auch haben, wenn ich mich freue.“

Fräulein Melanie schüttelte noch einmal den Kopf. Dann arbeiteten sie beide weiter, eifrig und wortlos. Als sie endlich nach der Uhr sah, erschrak sie beinahe. Es war ja schon Zeit. Der Hotelkutscher, der die

neu eingestiegene Passagiere ihr streitig machen konnten, erblickte sie im Türglase für einen Moment ihre eigene Person: ein blasses und doch deutliches Bild. Nein, Gott sei Dank, so sah sie doch noch nicht aus, würde hoffentlich nie so aussehen! Sie war ja weit davon entfernt, noch Ansprüche erheben zu wollen, hatte sehr früh in hochmütiger Bescheidenheit das Rennen aufgegeben. Nur anständig, gut, den Eindruck wollte sie machen und deshalb gab sie noch immer viel auf ihren Anzug, erwog sorgsam die Mode, schied alles Auffallende aus. Nur nicht komisch sein, bemitleidenswert verächtlich!

Und eilig strich sie eine losgelöste Haarsträhne unter den Schleier, eine graue widerspenstige Haarsträhne, die einst eine weiche, braune Locke gewesen war.

Dann klappten die Türen, die Maschine stieß ihren heiseren Schrei einer gefesselten, doch nie gezähmten Bestie aus. Mit seiner ruhigen Geschäftigkeit glitt der D-Zug davon, in die endlose Ebene des Ostens, der nahenden Nacht entgegen.

II.

Eine Nacht, ein Tag, und wieder eine Nacht. Nun war sie am Ziele. Vor Stunden schon hatte sie es erreicht, mit der kleinen Bergbahn, die von Mori her das letzte Bollwerk des Südens überklimmt.

In ein Meer von Steingeröll und starrenden Felsen windet sie sich aufwärts, vorbei an den ersten Häusern, vor deren Altanen die Wäsche in hellen und bunten Fetzen flattert, an Gärten, die keinen wirklichen Winter kennen. Dann sieht man von Moränentrümmern hinab auf die grünblaue Fläche des kleinen Lopiosees. Braun zittert das Rohr auf seinen winzigen Inseln. Aber schon schmiegt sich zwischen nordisch-kahlem Buschwerk das dunkle Geblätter eines immergrünen Strauches. Vignenmauern beginnen den Weg einzuengen. Es drängt, sproßt, quillt aus ihrem Gestein mit Ranken, Blättern, Blüten. Hinter einem Villengitter reckt schon die Agave ihre starken Arme, Rosenlaub schlingt sich um Pfeiler und Säulen. Was tut es, daß die Knospen dazwischen die Knospen eines vergangenen Sommers sind.

Der Zug hält oft. Auf den schmalen Bahnsteigen sieht man viel schwarze Augen und weiße Zähne. Das krause Pechhaar der Frauen bauscht sich hoch. Den Kindern hat man ein wunderliches Schöpfchen am Wirbel aufgedreht. Manch scharfes Männerprofil wird von der Kapuze am kurzen schwarzen Pelerinenmantel verschattet.

Und dann bricht die kleine Lokomotive plötzlich hervor, wie aus einem Hinterhalt, biegt in die breite Straße ein, die sich senkt, zur linken von einer mächtigen Steinbalustrade eingefaßt. Die Berge, an denen die Wolken ziehen, haben das Vorland freigegeben. Ganz nahe droht Fort Nago mit alten Kastellmauern und neuen Schießscharten. Da

Sie besann sich nicht mehr ganz genau darauf. Es kam ihr vor, als müsse es zum mindesten schon sehr lange her sein! Aber wenn es gewesen war, dann war es auch vorüber — Gott sei Dank. Man hatte ja in jüngeren Jahren so manchen törichten Wunsch, so manche Sehnsucht, die man nicht gestand. Wegen des einen wurde man ausgescholten und ausgelacht, des anderen schämte man sich. Und dann ging alles vorüber. Man wünschte nichts mehr, was den Spott herausfordert und nichts, was man keinem erzählen durfte.

Ohne Zweifel, alle hatten recht, die es sagten. Melanie Witting lebte ohne Sorgen und ohne Kummer bis auf das, was sie gern und getreulich mit andern teilte. Als Frau des zwanzigsten Jahrhunderts war sie auf einem andern als auf dem uralten, seit Jahrtausenden ausgetretenen Pfade zur Befriedigung und zum Frieden gelangt. Statt des Kindes die Kinder, statt der Liebe die Interessen, statt des Mannes die Arbeit! Wenn nun das Alter kam, auf dessen erster Stufe sie ja bereits stand — das wirkliche Alter, vor dem sie sich immer so sehr gefürchtet hatte — aufhören müssen, ausgeschaltet werden, beiseite gelegt . . .!

Sie richtete ihre etwas hagere Gestalt unwillkürlich in die Höhe. Auch diese Gestalt war einst sehr hübsch gewesen, schlank und weich. Ein hochmütiger Ausdruck scheuchte jede Spur von Jugend und Reiz aus ihren Zügen. Nein, sie hörte nicht auf. Sie gestattete niemand, sie beiseite zu schieben. Noch war sie im Vollbesitz ihrer Kräfte, fähig zu leisten, einen Platz auszufüllen, zu erzwingen, daß man nicht überall ohne sie rechnete. Später, nun da ruhte man eben aus auf dem sanften Ruhekissen erfüllter Pflichten, im Bewußtsein eines im höheren Sinne ausgelebten Lebens. Bis dahin war noch Zeit und Weile. Weder heute noch morgen brauchten die Neffen und Nichten zu der alten Tante hinaufzusteigen, die nicht mehr zu ihnen kommen konnte. Oder die dankbaren Schülerinnen, deren Großmütter sie schon unterrichtet hatte und die kamen, um ihr ihre Kinder zu zeigen.

Draußen schrillte die Klingel. Der Hotelkutscher und die Aufwärterin unterbrachen höchst rechtzeitig einen sehr überflüssigen Gedankengang. Doch als Fräulein Melanie eine Stunde später in den Zug stieg, hatte ihr Gesicht noch immer den hochmütigen Ausdruck, der ihr nicht stand. Es war wenige Minuten vor dem Abgange. Unter dem Coupéfenster nickten und schwatzten die beiden weiblichen Schulältesten. Sie hatten auseinandergegangene Figuren, rote Gesichter, weiße Haare, einen ganzen Frühlingsgarten auf ihren neuen Hüten und waren seelenvergnügt.

Fräulein Melanie maß sie mit etwas verächtlichen Blicken. Wie konnte man sich nur so unmöglich anziehen! Und während sie sich nach ihrem Wagenabteil umwandte, in der Sorge um den Fensterplatz, den

noch schwärmen, sondern nur konstatieren, daß unser Herr Zeichenprofessor mich vollkommen richtig erkannt hat. Als unheilbarer Phraseur beschuldigte er mich beim Abschiede einer hinreichenden Jugend, um noch ganz genießen zu können, ein Land, eine Sonne, eine Luft, in der man leben muß oder sterben, in der man aber niemals vegetieren kann! Ich werde ihm heute noch eine Karte schreiben, den Gruß eines Herzens, das zwanzigjährig geblieben ist und hier wirklich noch einmal rascher schlagen zu wollen scheint, als während der ganzen — mehr als vierzig, die es sich bereits in dieser etwas monotonen Tätigkeit geübt hat.

Ob diese innere Jugendlichkeit Grund gibt, Euch zu erschrecken? Ob sie Rückfälle bedingen könnte? Ob ich Euch doch zu guterletzt noch ein italienisches Adoptivkind mit wunderschönen schwarzen Augen, oder eine italienische Katze ohne Falsch und Krallen mit samtnem Fell und der klugen Treue eines Hundes mit nach Hause bringe — che lo sa? — — — Man meidet die Ecken, die Winkel, die Gefängnisse der Gefühle und fängt sich zuletzt in einem Spinnennetz. Jedenfalls haben Eure lieben Briefe, für die ich Euch herzlich danke, mich erst wieder an mein altes Selbst erinnert, an die Frau nach dem ancien Régime, die ich einmal gewesen sein soll, eine Frau, die sich anlehnen muß, die gestreichelt sein will, die immer geliebt sein möchte und immer ein wenig bewundert — ich mit meinem kräftigen Rücken, meinem sehr normalen Egoismus und den Überzeugungen und dezidierten Allüren einer Frau von heute und ausgereiften alten Jungfer?!

Aber freilich, das Alter, in dem ich mich befinde, soll ja ein sehr gefährliches sein, die sogenannte dritte Jugend, die man früher nicht kannte, die aber heutzutage auch die von zwei Männern mißverstandene Frau wenigstens vor sich selbst rechtfertigt, wenn sie noch einen Versuch mit dem dritten wagt — als Großmutter! Und bei mir würde es noch dazu beinahe der Erste sein! Zum Glück habe ich diesen beinahe Ersten, der mein Schicksal und in diesem Falle mein höchst tragisches Schicksal bedeuten könnte, bis dato nicht getroffen. Höchstens — aber ich bin Lehrerin und deshalb selbstverständlich auch Pedantin. Ich will also nicht aus der Rolle fallen und hübsch der Reihe nach erzählen. Viele Bekanntschaften habe ich überhaupt noch nicht gemacht — man bemüht sich nicht weiter um ältliche Damen mit grauen Haaren in grauen Lodenkostümen, die nicht einmal mit Seide gefüttert sind — bis Berlin eine hübsche törichte Mutter mit drei hübschen ungezogenen Kindern, die von ihr beinahe die ganze Nacht hindurch mit Schokolade und Bonbons gefüttert wurden, und der ich deshalb zwischen Küstrin und Charlottenburg ein Privatissimum

drüben, das ist die Burg von Arco, die auf scharfer Spitze ragt. Riesenhände scheinen hier in grauer Vorzeit ein paar Erdfalten aufgeschoben, Felssplitter wie Spielzeug hingestellt zu haben. Die dunkle Zypresse hebt ihren schlanken Finger. Zwischen Steinbrocken stehen silberne Oliven, zart, schwermütig auf verbogenen, durchlöcherten, marklosen Stämmen. In der Tiefe rollt die Sarca ihr grünes Band. Und jetzt teilen sich die wandernden Wolken, Schneegipfel tauchen aus flaumigem Grau: Der Monte Brione, der Monte Baldo! Ein Sonnenschimmer rinnt durch die Luft, berührt eine schwarzblaue, schmal zusammengedrängte Fläche, von himmelhohen Felsen eingerahmt.

Ja, das ist er — er, der Gardasee in der Bucht von Riva.

Und nun die kleine Tirolerstadt selbst, düster, hochgiebelig, schmalstraßig, nur an den neuen Wegen die etwas vergilbten Fächer verbannter Wüstenpalmen, Magnolien mit braunen glatten Stämmen, in deren runden Kronen die Knospen schwellen, um nach wenigen echten Sommertagen aufzubrechen, ein Meer von Duft und Blüten über sie auszugießen.

In dem Hotelgarten des Sole d'oro schlingen die Saxifragen rosenrote Kränze, der Goldlack verhaucht schwere Wohlgerüche, an den Laubgängen hat der Kirschlorbeer seine jungen Triebe aufgesteckt: sonnengelb wie Tausende von Blumenkelchen. Und hinter der Steinmauer flutet der See. Das Wasser kräuselt sich grün, wogt schwärzlich blau, ist so klar, daß der Blick seine Tiefe ausmessen, die Steine zählen kann, die auf seinem Grunde liegen! Die Nebelwolken steigen, nur die Spitzen der Felsen verschwinden noch darin. Auf halber Höhe hängt die Burg von Riva, das Wunder der Ponalestraße, schlingt seine weißen Bogen, seinen stolzen Tunnel in das Gebirge hinein, scheint sich in der Luft widerzuspiegeln, als wäre sie das Gewässer des Sees, das doch so tief unter ihr liegt, in dieser wunderbaren Luft, in der für immer etwas von dem Leuchten und der Wärme so vieler Sonnentage zurückgeblieben ist.

Fräulein Melanie saß in ihrem Hotelzimmer, einem hohen, großen, beinahe eleganten Raum, trotz des dritten Stockwerkes, in dem er lag. Die Balkontüren waren weit geöffnet, sie hatte den Tisch in ihre Nähe gerückt. Das Tintenfaß stand darauf, der Bogen lag bereit. Aber die Schreiberin war über die Anrede nicht hinausgekommen. Immer wieder zogen die Bilder dieses Tages an ihrem geistigen Auge vorüber, immer wieder mußte sie einen strahlenden Blick hinauswerfen.

Dann fiel ihr ein, daß sie bis zur Table d'hôte nur noch eine einzige Stunde hatte und doch auch ein wenig Toilette machen mußte. Sie nahm die Feder und begann den Brief, dessen Überschrift lautete:

Meine gute Schwester!

Du kennst den Weg, Du kennst den See, Du bist vor Jahren entzückt gewesen, wie ich es heute bin. Ich will also weder beschreiben

täuschung und die schlimmste Einsamkeit, die innere. Nach drei Jahren hätten wir uns nicht mehr viel zu sagen gehabt, nach wieder drei Jahren überhaupt nichts mehr. Auch er ist entschieden kein Geistesheros gewesen. Er ist nie auf die Kriegsakademie gekommen und nie in den Generalstab. Sein Name ist sogar schon aus der Rangliste verschwunden. Aber er hat Mutters Rat beherzigt und eine reiche Frau genommen. Weiter habe ich mich nicht mehr um ihn gekümmert. Nicht etwa, daß ich es ihm übel nahm, ich habe ja auch eine ganz hübsche Weile auf die passende, d. h. die gute Partie, gewartet! Dann entdeckte man das dritte Geschlecht, also die Frau, die den Mann nicht will, weil sie ihn nicht braucht, und entkleidete auch die rein körperliche Mutterschaft ihrer falschen Glorie. Ich selbst aber entdeckte, daß ich zu diesem Geschlecht gehörte und daß alles andere nur Schein und Einbildung gewesen war!

So bin ich denn allein geblieben und so glücklich, wie Euer liebevoller Scharfblick mich taxiert. Und immer noch schaudert mir die Haut bei dem Gedanken an eine Kommißheirat, zu der von beiden Seiten mit Not und Mühe das unerläßliche Vermögen zusammengebracht wird. Die moderne Frau will und soll frei sein und dazu gehört doch vor allen Dingen die finanzielle Unabhängigkeit und in der Ehe wenigstens — die kleine Million.

Der Revenant meines Walzertänzers scheint das Rätsel des Glückes wenigstens vorläufig ohne diese Zutat zu lösen. Er und seine Frau sind durchaus schik, modern, beinahe elegant. Aber ich verstehe mich auf Nüancen. Er hat nicht die große Art, Hundertmarkscheine zu wechseln. Er läßt sie wechseln, wie ich es trotz alledem und alledem noch immer tun muß — ungern.

Übrigens gefällt mir auch die Frau. Sie ist jung, weiß, weich, nur leider ein bißchen schwindsüchtig. Von Weihnachten ab hat sie den Winter im Süden zugebracht und jetzt kam der Mann, um sie zu besuchen und mitzunehmen. Es sind alte Eheleute, wie sie mir selbst sagten: beinahe zwei Jahre verheiratet, und zu Hause einen großen Jungen, der nächstens seinen ersten Geburtstag feiert. Selbstverständlich hat sie sich gar nicht gebangt, nur als sie ihren Herrn Gemahl auf der Reise wußte, erfaßte sie eine Art Ungeduld. Entgegen jeder Krankenpolizeiordnung eilte sie ihm bis Bozen entgegen, heimlich, glückselig. Ich schlummerte gerade sehr sanft, als sie ins Kupee und in seine Arme stürzte. Es wurde abwechselnd sehr heftig geküßt und sehr heftig gescholten, davon bin ich aufgewacht und habe mir die Freiheit genommen — ein wenig zu husten, während der überraschte Ehemann mit dem Gepäckträger noch einen Moment in der offenen

über schlechte Kindererziehung und deren Folgen hielt. Hinter Berlin ein behagliches Münchener Ehepaar, von dem ich meinen Geist und meine Gelehrsamkeit bewundern ließ, während ich ihm an der Hand des Riesenatlasses, durch den wir dahinsausten, ein wenig Kulturgeschichte und Geographie verabfolgte. Die Münchener waren liebenswürdige Zuhörer, ausgezeichnete Lokalpatrioten, aber keine Poeten. Sie schlugen die Hände über den Kopf zusammen, weil ich ohne Bedauern an ihren Frauentürmen und ihrem Bavariahaupt vorübereilen wollte. Die Sehnsucht nach dem Süden begriffen sie nicht, ebensowenig wie die Kindervorstellungen, die auch den alten Menschen noch beherrschen können, wie z. B. mich in bezug auf den Brenner. Er ist mir noch immer ein Lebendiger, eine Art Bergesalter, der sich mit seinem Riesenleib zwischen zwei Länder der Gegensätze gestemmt hat: Schnee in der einen, Rosen in der andern Hand!

Sie sagten auch, daß ich nichts sehen würde, und ich habe wirklich nichts gesehen, in einer mondlosen Nacht, in der nicht einmal die Sterne schienen, nichts als ein paar schemenhaft weiße Gipfel, Felsmauern, von Laternenlicht rötlich angestrahlt, im Fall erstarrte Wildwasserfälle mit Regenbogenreflexen. In Bozen machte ich dann die dritte Bekanntschaft, die, ein wenig gefährlich vielleicht, wenn ich noch den Geschmack und die Urteilslosigkeit von vor 25 Jahren besessen hätte: Er war jung, groß, schlank, blond, sicher sehr hübsch und wahrscheinlich nicht übermäßig geistreich. Vielleicht Offizier in Zivil, aber nicht das Leutnantsideal von heute, also weder grau, gebeugt, verlebt, noch blasiert und schlotternd, sondern gerade, straff, frisch, schneidig — mein Leutnantsideal von damals! Ich hatte ihn schon einmal auf einem Bahnhofsperron an meinem Fenster vorbeigehen sehen und mir war sofort ein festlich beleuchteter Ballsaal eingefallen, Sporengeklirr und die Klänge des Donauwalzers.

Gott ja, für den Donauwalzer habe ich immer noch ein gewisses Tendre. Und getanzt hat er, wunderbar, „er", dem mein Reisegefährte wirklich ein wenig glich. Im übrigen aber — und nun werde ich endlich wieder ernsthaft, habe ich meinen ersten Italienrausch überwunden, die Sonnenstimmung, die mich ergriffen hatte, wenn von Sonne bisher auch so gut wie nichts zu sehen gewesen ist — ja, Ihr Klugen, ich danke Euch, daß Ihr Eure Hand immer so schützend über eine liebenswürdige Törin gehalten habt. Damals waren es eigentlich wohl Mamas Hände! Aber sie hatte recht, Ihr alle hattet recht — immer.

Man besitzt weder Blick noch Kritik mit 19 Jahren. Was hätte ich nun, wenn ich damals durchgesetzt hätte, ihn zu heiraten — meinen Walzertänzer? Möglicherweise sieben Kinder, Mangel, Ent-

bleibt beinahe derselbe. Vielleicht schreibe ich sogar noch wegen Gertrud oder Paula! Was meinst du, ob der Vater sie mir allein so weit nachschicken würde und ...? Aber da sehe ich eben mit Schrecken, wie sehr ich mich verplaudert habe. In zehn Minuten wird die Hotelglocke läuten und ich bin noch im verstaubten Reiseanzug. Ihr werdet lächeln über die alte Schreibkrankheit, die so lange geheilt schien und in die ich nun wieder zurückfiel! Ja, ja, so wenig kennt man sich: on revient toujours à ses premiers amours, womit aber der Doppelgänger meines Walzertänzers nicht gemeint ist. Tausend Grüße an alle. Melanie.

(Fortsetzung folgt.)

Gevatter Tod.

Dem Volksmärchen nacherzählt von **Hans Ludwig Rosegger.**

Es war einmal ein Dorfschulmeister, der hatte zwölf Söhne, wie es bei Dorfschulmeistern schon so zu sein pflegt, und er hungerte sich mit ihnen und seinem Weibe passabel durchs Leben; als eben ein dreizehnter Sprößling erschien, war er wirklich ein bißchen verzweifelt, was man ihm auch nicht übelnehmen kann. „Liebe Frau", sagte er jämmerlich, „für die Milch mußt du sorgen, das Brot später werde ich beschaffen, ich esse dann einfach zu Mittag um ein Bröckelchen weniger. Doch wo nehmen wir einen Paten her? Und ohne Paten tauft der Herr Pfarrer das Bübl gewiß nicht." Die Mutter drückte den kleinen, blauäugen Bengel, der so lustige, blonde Ringelhaare hatte, an sich und meinte klug: „Geh zu meinen Brüdern und bitte sie, sie möchten Gevatter stehen."

Weil nun aber der Schulmeister diesen Gang im Laufe der Jahre schon ein dutzendmal getan hatte, getraute er sich fast nicht mehr neuerdings vorzusprechen; aber was blieb ihm übrig? So machte er sich also kleinmütig auf die Socken. Den reichen Schreiner redete er zuerst an: „Schwäher, der Storch hat uns ein Bübl gebracht, wollt Ihr so gut sein, und es aus der Taufe heben?" — „Fällt mir nicht ein", fuhr ihn der Schwager an; er hatte sich eben über einen Ast in einem Brett geärgert, der seinen Hobel verdarb. „Was kümmert mich dein Storch? Hättest du ihn rechtzeitig davongejagt!" Ähnlich grob äußerte sich Schwager Weißgärber, dem ein Rehhäutel fortgeschwommen war: „Mir hilft auch niemand, wenn mir ein Unglück passiert." Groß verzagt suchte nun der Schulmeister den allerreichsten Bruder seiner Frau auf, der von seinen Zinsen lebte und den weder ein Ast noch ein Rehhäutel ärgern konnte, und bat: „Schwäher, wollt

Kupeetür verhandelte. Es war beinahe komisch, wie er herumfuhr und zu seiner Gattin im Nebenabteil stürzte.

„Um Gotteswillen, Mira?"

„Aber nein! Ich doch nicht! Die Dame da nebenan, auch so eine arme Kranke, die ..."

„Ach laß, wenn du's nicht warst, was gehen mich andere an."

Es war nicht sehr höflich, es war auch nicht sehr menschenfreundlich, aber es war doch eigentlich nett! Wenn zwei nun einmal zusammengehn, wohl der einzig wahre Standpunkt dies — „was gehen mich andere an!"

Im Herzen der jungen Frau hatte freilich noch ein klein wenig Mitleiden Platz. Sie sagte „Pfui, Harry!" Und dann stand sie plötzlich vor mir mit ihrer überzarten Gestalt, ihrem hübschen, kleinen, feinen Perlmuttergesichtchen unter dunklen Haaren und ihrer Pastillenschachtel: „Darf ich Ihnen nicht davon anbieten, sie sind ausgezeichnet und helfen unbedingt."

Was konnte ich tun als hingreifen und gerührt danken.

Und so sind wir bekannt geworden, was mir vorläufig ganz angenehm ist. Wenn man lange geschwiegen und lange allein gesessen hat, mäkelt man nicht viel, weder an der Unterhaltung noch an der Gesellschaft. Wir saßen zusammen beim Kaffee in Mori und bei dem etwas verspäteten Lunch hier im Hotel. Nun sehen wir uns heute abend noch einmal, dann reisen sie und ich bleibe. Leid tut mir auch das weiter nicht. Es sind unbedeutende Leute, die mir nur deswegen für eine Weile zusagen, weil ein so hübscher Hauch von Jugend und Glück von ihnen ausgeht. Das tut gut, auch wenn man dies Glück schlechterdings nicht begreifen kann.

Aber da fällt mir ein, daß ich Euch wegen meines Hustens beruhigen muß. Es war nichts und ist nichts. Der kleine Anfall, der das Mißfallen des besorgten Ehemannes hervorrief, war wohl nur eine Folge des ungastlichen Wetters, das mich im Vorhofe meines gelobten Landes empfing. Morgengrau und Nebelschwaden zwischen den letzten Tiroler Bergen! Es sah aus, als dehnte sich eine weite Ebene, ohne Grün, ohne Blüten, nichts als die zitternden Ruten der Maulbeeren, das kahle Flechtwerk des zu kleinen Dächern aufgebundenen Weines. Man fror und man wurde schwermütig. Das beklemmende Gefühl der großen Weite, die von der Heimat trennt, legte sich unangenehm auf die Brust. Eigentlich müßte man doch nicht so allein reisen! Ich weiß eigentlich auch nicht, warum ich es getan habe? Da Du leider nur Söhne hast, die nicht abkommen können, hätte ich eine von Bruder Georgs Töchtern mitnehmen sollen. Man richtet sich zu zweien so viel praktischer ein, und der Kostenpunkt

bestand darauf und der geistliche Herr verschluckte den Einwand, daß kein Heiliger so heiße, weil ihm der fremde Mann ein Goldstück zusteckte.

„Und jetzt gebe ich ihm ein Angebinde“, sagte nach der weihevollen Handlung der Kavalier, als er mit dem Lehrer und dem Täufling allein war. Ganz sanft streichelte er das Köpfl des Kleinen, der leise wimmerte: „Todwalt, ich werde dich zu einem berühmten Arzt machen. Wenn sie dich zu einem Kranken rufen, will ich dir jedesmal erscheinen. Steh ich zu seinen Füßen, so kannst du keck versprechen, ihn zu heilen, und du berührst ihn mit deinem Zeigefinger. Da wird er wieder gesund. Steh ich aber zu Häupten des Kranken, dann gehört er mir und kein Arzt der Welt kann ihn retten.“

Er ist ein Schwindler — dachte der Lehrer — ein Schubiak, und forschte: „Wer seid Ihr denn, Ihr eigentümlicher Herr?“

„Ich bin der Tod“, sagte dieser einfach und empfahl sich.

Der Vater erstarrte vor Schreck und trug schlotternd das Bübl heim.

„Wer war denn der Kavalier?“ fragte die Schulmeisterin neugierig.

„Ich glaub, er war ein bißl verrückt“; die Wahrheit brachte er nicht heraus.

„Und was hat er ihm als Angebinde gegeben?“

„Nichts“, stotterte der Vater, „oder ja — den Rat, Arzt zu werden“.

Da wurde sein Weib böse und zeterte: „Der ruppige Kerl! Hätten meine Brüder nichts anderes herzuschenken brauchen, als einen wohlfeilen Ratschlag, sie wären uns allesamt mit Freuden Gevatter gestanden.“ Sie kannte die Menschen genau. „Habt ihr wenigstens einen schönen Namen ausgewählt?“

„Todwalt“, gestand der Mann.

Da schüttelte die Mutter verständnislos den Kopf: „Du bist ein rechter Tollpatsch, mein Lieber. Dich schmieren sie vorne und hinten an.“ Doch eine sonderbare Scheu hielt sie ab, weitere Fragen zu stellen. —

Todwalt wuchs heran, was übrigens keiner besonderen Betonung bedarf, und schloß sich seinen Geschwistern als dreizehnte Orgelpfeife an. Die Brüder lernten einer nach dem andern ein Handwerk, sie wurden Schlosser, Tischler, Korbflechter, Selcher, Bäcker, Schuhmacher und dergleichen und obwohl mancher ein feines Kreuzköpfl hatte, der arme Schulmeister konnte sie nichts besseres lernen lassen, das heißt nichts, was den Leuten allgemein besser dünkt. Nur den Todwalt, der ein Faulpelz war und dessen Fortschritte in der Erdkunde und der Geometrie manches zu wünschen übrig ließen, beschlossen die Eltern auf die lateinische Schule zu schicken, damit er Arzt werde, „denn“, erklärte die praktisch

Ihr so gut sein, und mein Bübl aus der Taufe heben?" — „Scher dich zum Kuckuck!" grollte der. — „Aber ich muß es doch christlich taufen lassen", klagte der Vater. — „Bettelgesindel!" brummelte der Schwager, „Bettelgesindel, das auf meine Geldsäcke spekuliert."

Geduckt schlich der Lehrer davon und setzte sich an den Straßenrand, um wildfremde Leute um die Guttat anzubetteln. „Ich brauche einen Gevatter für mein Bübl, lieber Herr, für ein liebes, blondes, blauäugiges Bübl", bat er der Reihe nach einen Klosterbruder, einen Roßhändler und einen Soldaten. Der Klosterbruder spendete ihm freigebig den Segen: „Mehr kann ich nicht tun", und schepperte mit den Hellern im Buckelsack, mit denen er Negerkinder bekehren mußte; der Roßhändler war gar taub und der Soldat entgegnete forsch: „Hab selbst genug Büble und ein Schock Mütter obendrein."

Da weinte der Schulmeister bitterlich und wußte sich nicht Rat.

Plötzlich stand ein Kavalier mit einem kohlpechrabenschwarzen Wams vor ihm und berührte seine Schulter mit einer lilienweißen Hand: „Ich will dir helfen, Alter." Bei der Berührung und den Worten schauerte der untapfere Schulmeister, aber raffte sein bißchen Mut zusammen und bezeigte sich dankbar: „Das ist sehr lieb von Euch." — „Ich nehme deinen Buben mit und bringe ihn in ein fremdes Land, wo es ihm gut gehen soll." — „Jesus, Maria und Josef!" kreischte der Vater und das Herz rutschte ihm in die Hose. „Mein süßes Bübl wollt Ihr mir wegnehmen! Seid Ihr gescheit? Damit kämt ihr bei meiner Frau schön an!"

Der schwarze Kavalier lächelte so eigen über sein blasses Gesicht: „Habt keine Angst vor mir, ich meine es mit allen Menschen vom Herzen gut."

„Dann steht mir doch Gevatter!"

„Wenn du es durchaus wünschest."

So schritten sie nebeneinander her und der Schulmeister hätte für sein Leben gerne gewußt, wer der vornehme Herr wäre, aber getraute sich nicht zu fragen. Als sie gemeinsam in die enge Wohnung traten, wurden die zwölf großen Buben ganz still, das Bübl verzog den Mund zum Greinen und die Frau Lehrerin schaute ihren Mann besorgt an: „Wen bringst du denn da? Das ist doch kein Schwäher von dir?"

Der Kavalier guckte in die Wiege des Neugeborenen und betrachtete ihn lang: „Vielleicht überlegt Ihr es Euch noch und gebt ihn mir mit."

„Nie! nie!" sagte die Mutter und schützte das Kind mit ihrem Körper.

„So mag ihn die Wehfrau in die Kirche tragen und ich werde ihn aus der Taufe heben."

Danach wurde das Bübl vom Pfarrer auf den Namen Todwalt getauft, obwohl der Vater dagegen gern protestiert hätte, doch der Pate

Die vielen erstaunlichen Erfolge brachten ihm in Kürze ein beträchtliches Vermögen ein und nichts schien sein Glück untergraben zu können. Da verlor er sein Herz an ein liebes junges Mädchen und hielt um ihre Hand an, nicht einen Augenblick zweifelnd, daß sie ja sagen würde. Aber sie lehnte schonungsvoll ab und auf die entrüstete Frage „Warum?“ sagte sie ehrlich: „Sie sind kein guter Mensch, Todwalt, und nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein. Wenn Sie zu Unheilbaren geholt werden, wo auch Ihre Kunst endet, dort kehren Sie schnell um und lassen die Menschen ohne Trost zurück. Sie erfaßten nicht die wahre Bedeutung des Arztes, der Trost spenden und aufrichten soll, wo er nicht zu retten vermag. Und Trost zu spenden ist vielleicht die wichtigste Aufgabe des Arztes.“

Tiefgebeugt ging Todwalt von dannen und bedachte die Absage des Mädchens, das er sehr liebte. Er wurde einsam und verschlossen und folgte nur unwirsch den Rufen der Kranken; er gab sich Mühe, auch dort trostreiche Worte zu sprechen, wo das schwarze Gespenst des Paten zu Häupten thronte, aber immer schnürte der Anblick seine Kehle ein und er hörte eine Stimme aus seinem Innern: „Soll ich die Leute betrügen? Soll ich sie täuschen? Bin ich da nicht ein gemeiner Schwindler, der sie betört und um ihr Geld prellt?“ Allmählich verzichtete er auf die Ausübung seines schweren Berufes und lebte ohne Freunde und Bekannte in einem kleinen Häuschen, trübsinnig und trübselig, grübelnd über das Taufgeschenk des Gevatters.

Einmal befahl ihn der König zu Hof; die Prinzessin, das schönste Fräulein der Welt, war siech und die Staatschirurgen und königlichen Salbader wußten nicht zu raten und nicht zu helfen. Mißmutig gehorchte Todwalt dem Befehl seines hohen Herrn und trat ins Gemach der Prinzessin, die matt und müd in ihrem blauen Himmelbett lag — und zu Füßen des Bettes kauerte die kummrige Gestalt. Freude überflog Todwalts Züge und hell sagte er: „Ich werde helfen.“ Und er half. Der König, toll vor Freude, bot ihm die Hand der schönen Prinzessin und die Hälfte des Reiches, doch der ernste Arzt lehnte ab und verbeugte sich tief: „Herr König, ich danke Euch für die unverdiente Huld, doch trage ich ein anderes Lieb im Herzen. Seid mir deshalb nicht böse.“ Der König war ihm deshalb wirklich nicht böse, zumal der unermeßlich mächtige Prinz von Babylon um das genesene Fräulein Tochter warb. Überreich beschenkt, verließ Todwalt den Hof.

Künftig hauste er noch einsamer und abgeschlossener, und nur wenn ihn die Armen und Ärmsten, die nicht einmal den Hufschmied, der Menschen und Tiere gleicherweise kurierte, bezahlen konnten, riefen, leistete er Folge. So holte ihn eines Tages auch eine abgehärmte, verblühte Frau zu ihrem fiebernden Kind. Sie weinte nicht, sie schaute

veranlagte Mutter, „wenn ihm sein geiziger Gevatter schon kein Angebinde schenkte, dessen Rat soll er dennoch beherzigen. Man kann nie wissen!“ Der Vater überlegte zuerst anders und überzählte schwermütig die luckigen Heller in seinem Säckel, aber seinem harben Weib ernstlich zu widersprechen, hatte er nie gewagt — abgesehen davon, daß ein Widerspruch auch nichts gefruchtet hätte.

Unter Entbehrungen bezog Todwalt das Gymnasium, unter Entbehrungen, mit Ach und Weh, bestand er ohne den richtigen Fleiß die Reifeprüfung und kam auf die Universität. Inzwischen war seine Mutter gestorben und der Vater kränkelte Vor dem Hinscheiden berief er den Sohn zu sich und wiederholte ihm möglichst wortgetreu das Versprechen des Paten: „Er wird dich zu einem berühmten Arzt machen; wenn er zu Füßen eines Krankenbettes steht, so magst du den Leidenden keck mit dem Finger berühren und er wird gesund werden; wenn er aber zu Häupten steht, geh still hinaus — der größte Wundertäter der Welt ist nicht imstande, dem schwarzen Mann zu entreißen, was ihm gehört.“

Der Sohn wurde durch die Worte sehr nachdenklich gestimmt und über das Nachdenken vergaß er, seinen Vater zu betrauern, den sie zum Kirchhof trugen und unter Glockengebimmel in die Erde senkten. Mit größerem Eifer oblag er nun den Studien, ein wenig zweiflerisch allerdings, ob der Gevatter sein Gelöbnis auch getreulich halten würde. —

Als er zum ersten Male als frischgebackener Doktor zu einem Kranken gerufen wurde, pumperte ihm das Herz gewaltig und er lugte statt in dessen abgehärmtes Gesicht, zum Kopfende des Bettes — da stand der Herr Pate nicht, aber zu Füßen kauerte eine verschwommene, dunkle Gestalt und darüber war Todwalt froh. Er sprach: „Ein leichter Fall, den ich schnell heilen werde“, und er strich mit dem Zeigefinger die fahlen Schläfen des Patienten, der aufatmete und genas und seinen Arzt über den grünen Klee pries. Einige ähnliche gelungene Kuren begründeten rasch den Ruf Todwalts und fast noch mehr als die glückhaften Heilerfolge bestaunten die erfahreneren Kollegen und die gelehrten Professores die Sicherheit der Diagnose. Ein Blick auf das Krankenbett genügte für das unumstößliche Urteil: „Er ist zu retten“ oder: „Er ist verloren“. Besonders auffällig war die Art, wenn er zu sichtbarlich Leichtkranken gebeten wurde und bestimmt erklärte, hier sei alles vergebens, und tatsächlich die feinsten Kuren, die gescheitesten Medikamente und die ältesten Ärzte versagten. Der Patient mußte sterben. Mit Angst sahen alle Bresthaften und ihre Angehörigen seinen Aussprüchen entgegen, sie zitterten, ehe er eintrat, und bekreuzigten sich, wenn er schleunig das Urteil über Leben und Tod fällte.

Greisen. Manche verbrennen schneller, manche langsamer, doch in meiner Macht steht es, auch ganz große Kerzen zu verlöschen, wenn ich will." Zugleich berührte seine lilienweiße Hand eine qualmende Flamme, die darunter verstarb: „Jetzt ist ein Kaiser auf Erden gestorben."

Todwalt graute, der milde Duft des schmelzenden Wachses verlegte seinen Atem.

„Wozu habt Ihr mich hierher geleitet, Gevatter?"

Der Pate wies auf eine schöne Kerze hin, die noch mitthalb brannte: „Das ist dein Licht, aber weil du mich genarrt hast, lösche ich es vor der Zeit aus."

Den Arzt überkam eine große Ruhe: „Wenn es weiter nichts ist."

„Du bist undankbar gewesen; ich, dein Gevatter, habe dich reich und zu einem berühmten Mann gemacht und statt mir treu, wie bisher, zu dienen, betrogst du mich um ein Opfer. Das büßest du mir."

„Ich will es immerhin büßen, lieber Herr Pate, wenn ich Strafe verdiente. Mich dauern nur die Armen und Ärmsten, denen ich dann nicht mehr Beistand zu leisten vermag. Tu Dir keinen Zwang an und laß deine lilienweiße Hand auf mein Lichtlein niedergleiten."

„Lebst du denn nicht gern?" forschte der Tod.

Todwalt lachte bitter: „Ich, gerne leben? Ihr überschätzt die Güte Eures Geschenkes, liebwerter Herr Gevatter. Berühmt habt Ihr mich gemacht, aber nicht glücklich. Der unfähigste meiner Kollegen ist glücklicher als ich. Was er leistet, ist sein Verdienst und er darf sich darüber freuen, aber ich konnte mit Eurer Zustimmung nur jenen Kranken heilen, den Ihr mir freiwillig schenktet. Sagt selbst, ist solche Arbeit des Lebens wert? Was nützte mir Euer Angebinde? Nichts. Nur Qual und Not hat es mir gebracht und wenn ich jetzt abrechne, habe ich nichts aufzuweisen, als jene einzige gute Tat, mit der ich Euch um das Bübchen prellte."

Der Tod zögerte: „Du rechnest anders, als ich rechnete."

„Streiten wir nicht", sagte Todwalt mutig, „löscht das Licht."

Der Gevatter aber tat nichts dergleichen. „Ich sehe, mein Geschenk war kein echtes Geschenk. Es machte dich unglücklich. Deshalb verzeihe ich dir deinen Betrug. Geh — ich gebe dich frei."

„Nein, nicht so", entgegnete der Arzt, „denn Ihr nehmt ehevor Euer Angebinde zurück. Nur dann will ich heimkehren; sonst bleibe ich lieber hier."

Achselzuckend willigte der Tod ein.

*
* *

Todwalt pilgerte allein zur lebenden Erde über die tote See und sah den Gevatter nie mehr. Aus eigenem hat er noch tausendmal mit

ihn nur aus unendlich traurigen Augen an: „Es ist mein letztes, drei schon sind mir gestorben und meinen Mann tötete ein schlagendes Wetter im Bergwerk. Nicht wahr, Ihr rettet mir das Kind?"

Aber Todwalt erschrak furchtbar, weil der Pate zu Häupten des Bettes stand und gespenstig abwinkte. Der Arzt senkte den Kopf, doch nach einer Weile schickte er die Mutter hinaus: „Gute Frau, laßt mich allein, ich werde tun, was ich kann", und zur Gestalt gewendet sprach er: „Ich bitte Euch vom ganzen Herzen inständig, geht weg vom Kopfende des Bettes. Schenkt mir das Leben des kleinen Buben, das einzige Kleinod der Mutter. Tut mir den Gefallen. Ich werde Euch unverbrüchlich dankbar sein und gelobe, Euch nie mehr mit einer gleichen Bitte zu belästigen." Der Pate schwieg und Todwalt fuhr fort: „Gevatter, hört Ihr mich?" Das Gespenst rührte sich nicht vom Fleck. Da packte den Arzt ein gewaltiger, heiliger Zorn und schon gedachte er, den Tod zu erwürgen, als er sich eines Besseren besann — listig näherte er sich dem Kinderbett und ehe der Tod ahnte, was Todwalt vorhatte, drehte dieser schleunig das Bettchen um, daß der Gevatter zu Füßen des Kindes stand, und jetzt berührte der Arzt auch schon das Bübchen: „Werde gesund . . ." Der Bub schlug die hellen Braunaugen auf und Todwalt, ohne sich weiter um den Paten zu kümmern, rief die Mutter herein, die zitternd vor der Tür geharrt hatte: „Seht, Euer Knabe ist gerettet."

Sich ein Liedl pfeifend, fröhlich wie noch nie, begab er sich heim. Und daheim wartete schon ein Kavalier in einem kohlpechrabenschwarzen Wams und Todwalt, der die Erzählung seines Vaters wohl im Gedächtnis bewahrt hatte, erkannte ihn sofort: Der Tod im Paradekostüm. Er redete ihn tapfer an: „Gott zum Gruß, Gevatter. Euer lieber Besuch kommt mir sehr gelegen und ich hoffe, wir werden miteinander bald einig sein."

„Folge mir", sagte tonlos der Tod.

Der Kavalier immer voran, pilgerten sie selbander durch den nächtlichen Wald, über eine endlose Heide, durch die Wüste, langten vor einer toten See an und schritten auch darüber, als wäre sie festes Land. Endlich waren sie am Ziel: Vor einem wunderbaren Palast, in dem tausend und abertausend Kerzen glühten, große und kleine, bald ruhig und bedachtsam, bald wildflackernd oder matt; da und dort erlosch ein Lichtlein, da und dort glomm eins nur mehr müde.

„Wo sind wir?" fragte Todwalt betreten.

„In meinem Reich."

„Und was bedeuten die Lichter?"

„Es sind die Lebenslichter der Menschen, die größten gehören den Kindern, die kleineren den erwachsenen Leuten und die kleinsten den

alle jeden Tag ins Geschäft oder in die Kanzlei. Aber immer bleiben sie in der Stadt und kommen nur Sonntags aufs Feld heraus oder in den Wald, aber nicht um zu arbeiten. Gerade umgekehrt ist es in Kirchberg, gelt? Und hier kriegt man von der Arbeit keine schmutzigen Hände. Nur ganz draußen in den Fabriken, wo die Stadt aufhört, da wird man auch schmutzig, sagen die Leute. Aber da war ich noch nicht.

Denn ich muß jetzt fleißig in die Schule, weißt Du. Du, das ist ein feines Gebäude. Sogar die Wandtafeln gehen mechanisch an Rollen hinauf und hinunter, und die Tintenfässer kann man in Scharnieren hin und her drehen. Und das Allerfeinste ist ein Physiksaal. Da drückt der Professor auf einen Knopf in der Wand, und auf einen Schlag sausen alle Jalusien herunter, daß es ganz dunkel wird. Das ist fein, mein Lieber. Und die Bänke gehen in lauter Staffeln immer höher hinauf, daß man alles sehen kann. Und neulich hat der Physikprofessor sogar „Sie" zu uns gesagt. Überhaupt, der Physikprofessor, das ist ein feiner Mensch. Aber von den Lehrern erzähle ich Dir das nächste Mal etwas. Heute muß ich noch das Archimedische Prinzip auswendig lernen.

Aber Du mußt den Lehrern von Kirchheim nichts von der schönen Schule sagen, sonst ärgern sie sich. Aber der Johanna darfst Du es schon sagen, wenn Du sie siehst, und auch einen schönen Gruß von mir, und ich schreibe selber einmal einen Brief an sie, wenn es ihr recht ist.

Gehst Du auch noch hie und da in unsere Indianerhütte im Oberforst? Und ist der Lederstrumpf noch drin, den ich gestiftet habe? Und mein Tomahawk auch? Dem Zischenden Pfeil mußt Du auch einen Gruß sagen und der Großen Klapperschlange. Ich habe jetzt keine Zeit, an alle zu schreiben. Ein bissel kannst Du ihnen auch meine Briefe an dich lesen lassen, wenn du magst.

Du mußt mir auch bald etwas schreiben, gelt? Von meiner Mutter soll ich Dich auch grüßen.

Dein treuer Freund Walter.

Am 3. November . . .

Lieber Schorsch!

Das war ein feiner Brief von Dir. Wie ich den Brief fertig gelesen hatte, da habe ich mich doch wieder ein bissel nach Kirchberg zurückgesehnt. Vor allem unsere Indianerhütte könnten wir hier gut brauchen, weißt Du. Aber da ist gar kein Drandenken. Eine Stunde muß man laufen, bis man hier in einen Wald kommt Und meine Mitschüler sagen, da täten sie nie mit bei einer solchen Kinderei und sie hätten schon in der Volksschule keine Indianerbücher mehr gelesen. Überhaupt glaube ich, sie schauen mich alle ein wenig mitleidig an.

dem Unsichtbaren gerungen, hat ihm oft ein Opfer abgestritten, ihm oft eines lassen müssen. Und weil er häufig irrte, verlor er seinen alten Ruhm, aber nach Jahr und Tag kam das schöne Mädchen, das er noch immer liebte, zu ihm und sagte: „Ich will deine Frau werden, weil du ein guter Mensch und ein guter Arzt bist.“

Der Freiplatz.

Von Fritz Müller.

Am 4. Oktober . . .

Lieber Schorsch!

Ich bin froh, daß wir jetzt in der großen Stadt sind. Das ist fein was andres als bei euch. Ihr habt ja noch nicht einmal eine Elektrische. Vor zwei Wochen habe ich auch noch nicht gewußt, wie so eine ausschaut. Weißt Du, ganz ohne Pferd vorn, und oben an der langen Stange nur so ein kleines Röllerl, das die elektrische Kraft aus dem Draht herausnimmt. Eine Menge Drähte gehören nämlich auch dazu. Und ich habe gehört, wie einer gesagt hat, „das wird aber eine überspannte Geschichte in der Stadt“ und dann haben alle gelacht.

Überhaupt, es ist sehr lustig in der Stadt, und wir wohnen in einem feinen Haus in der Bahnhofstraß'. In ganz Kirchheim war kein so schönes Haus wie das. Aber das Haus gehört nicht uns, sondern wir haben nur den dritten Stock gemietet. Auch der dritte Stock gehört uns nicht allein, sondern nur die eine Hälfte. Und die Mutter vermietet an Zimmerherren. Weißt, Schorsch, vor Dir habe ich noch nie ein Geheimnis gehabt. Also muß ich Dir auch sagen, meine Mutter hat gesagt, wir müssen sparen. Deswegen sind wir ja auch in die Stadt gezogen jetzt, als der Vater gestorben ist. Man kann besser verdienen, hat die Mutter gesagt. Und mein großer Bruder, der Adolf, ist ja auch da in der Lebensversicherung, wo über hundert Leute angestellt sind in einem einzigen großen Haus aus Granit. Und meine Schwester, die Fanny, ist jetzt Lehrerin hier und verdient viel Geld, hat sie gesagt. Ich glaube, ich werde auch einmal ein Lehrer. Aber es ist noch weit bis dahin, sagt die Mutter.

Vorgestern habe ich die Aufnahmsprüfung in die vierte Klasse gemacht, und gestern hat der Herr Rektor schon das Resultat in der Aula verkündigt. Ich bin aufgenommen worden und habe also doch kein Jahr verloren, wie ihr alle gemeint habt. Das ist fein. Jetzt verdiene ich auch um ein Jahr früher etwas, hat die Mutter gesagt. Überhaupt hier in der großen Stadt verdienen alle Leute. Sie gehen

geschaut. Aber wir haben keine Dummheiten derweil gemacht, weil er uns ganz leid getan hat.

Der Physikprofessor gibt uns auch Algebrastunden. Und wenn es einer gar nicht begreift, dann sagt er: „Also, dann schmeißen wir das ‚X' vor die Klammer . . ." Da müssen wir natürlich alle lachen, und sogar der Bärmann begreift es dann und vergißt es nicht wieder. Manchmal nimmt er einen auch an den Ohren an der Tafel draußen oder fahrt ihm in die Haare. Es sieht dann so aus, als ob er ihn schrecklich beuteln täte. Aber das macht er nur so, und es tut in der Wirklichkeit gar nicht weh, hat der Wenzel gesagt.

Vom Schönschreiblehrer muß ich Dir auch noch was sagen. Also weißt, das ist einfach ein Vieh. So sagt man nämlich hier. Das ist gar nichts Schlechtes, sondern fast im Gegenteil. Also der kann sich keinen einzigen Namen merken. Immer zwickt er das linke Auge zu und sagt: „Der in der eins—zwei—drei—vier—fünften Bank, der mit dem grünen Kragen soll amal rauskommen mit seim Heft." Der mit dem grünen Kragen, das war der Meißner, der Repetent. Und der hat immer lauter Faxen in die Klasse hineingemacht, wie ihm der Professor draußen das Heft durchgeschaut hat und zu ihm gesagt hat: „Ah—a—a—a, das sind nette Unterlängen, ah—a—a—a, schämen solltest du dich über solche Unterlängen, von die Haarstrich will ich gar nix sagen. Jetzt will ich dir amal was sagen, du Lasbob, du älender, mit solchene Unterlängen fangts an, und weißt, womits aufhört, du Laasbob, du älender?" Da hat der Meißner nur mit die Augen gezwinkert zu uns her und hat gesagt: „Nein, Herr Professor, das weiß ich nicht." Da ist der Pofessor ganz wild geworden und hat ihn angeschrien: „Mit dem Zochthaus hört's auf, du Lasbob, so jetzt weißt es. Weiter, der nächste in der eins—zwei—drei—vierten Bank soll herauskommen." Du kannst Dir ja gar nicht denken, Schorsch, wie komisch er alle Wörter ausspricht. Ich muß mich immer ins Bein zwicken, damit ich nicht herausplatz mit dem Lachen.

So, jetzt hab ich Dir genug von den Professoren geschrieben. Von der Johanna hast Du gar nichts geschrieben in Deinem Brief. Hat sie nichts gesagt?

Bei uns stehen zwei möblierte Zimmer leer, und die Mutter ist ein wenig traurig darüber, glaube ich. Sie hat sich das mit dem Vermieten leichter gedacht, sagt sie. Aber es sind so viele Zimmer zu vermieten, in der ganzen Bahnhofstraße sind alle Dachröhren voller Zetteln angepappt mit „Zu vermieten". In der Stadt ist überhaupt alles viel unsicherer, glaube ich. Einmal geht's ganz gut, und einmal geht's ganz schlecht.

Ich bin nämlich der einzige in der Klasse, der einen Liegekragen hat, und sie haben alle Stehkrägen. Ich habe es der Mutter auch gesagt, aber sie sagt, zuerst müssen die Liegkrägen alle aufgetragen werden.

Aber ich habe Dir ja versprochen, daß ich Dir von den Lehrern was erzähle. Also, da ist zuerst der Herr Rektor. Er ist ganz, ganz dünn und lang und ganz langsam spricht er. In jedem Satz macht er einmal ganz feierlich die Augendeckel zu und wieder auf. Alle Lehrer haben einen großen Respekt vor ihm. Aber wir müssen manchmal im geheimen über ihn lachen, besonders wenn er so durch die Nase redet. Und er sagt immer wieder das Nämliche. Gleich wie die Schulordnung verlesen worden ist in der Aula, hat er hinter jedem zweiten Paragraphen immer die Augendeckel niedergeschlagen und gesagt: „Auf diesen Paragraphen mache ich euch ganz besonders aufmerksam, wer ihn übertritt, wird unnachsichtlich bestraft.“ Unnachsichtlich ist überhaupt sein Lieblingswort. Einmal hat er gesagt: „Das Turnen ist unnachsichtlich auf den Freitag verlegt worden.“ Aber da paßt das Unnachsichtlich doch gar nicht, gelt? Neulich ist er in die Klasse gekommen, wie wir gerade Physik hatten. Er hat gar nicht angeklopft. Vielleicht hat er den Professor überraschen wollen. Aber der hat sich gar nicht um ihn gekümmert und hat immerfort unterrichtet, als ob der Herr Rektor gar nicht dagewesen wäre Das war fein. Und überhaupt, der Physikprofessor ist der einzige von den Lehrern, der sich nichts gefallen laßt. Vielleicht kommt es auch daher, weil der Rektor von der Physik gar nichts versteht. Das hat uns ein Repetent gesagt. Aber die andern zittern alle vor ihm.

Besonders der Aufsatzlehrer. Zu dem ist er neulich auch in die Klasse hereingeschossen und hat sich auf den Katheder gesetzt. Ich sage Dir, ganz weiß ist der Aufsatzprofessor geworden und hat immer schneller geredet. Dann hat er lauter Sachen, die wir schon ein paarmal gehabt haben, noch einmal aufsagen lassen und hat so getan, als ob es ganz neu wäre. Und den Dümmsten in der Klasse, den Bärmann, hat er deklinieren lassen: Das Schloß, des Schlosses, die Schlösser. Und dann hat er gefragt: „So, Bärmann, und jetzt dekliniere noch das Roß.“ Und der Bärmann hat natürlich gesagt: „Das Roß, des Rosses, die Rösser.“ Und wir haben alle gelacht. Aber der Rektor hat nicht gelacht, sondern hat seine Augendeckel zugemacht und wieder auf und hat ganz langsam gesagt: „Herr Kollege, das gehört nicht in die deutsche Aufsatzstunde, bitte.“ Und das Bitte hat er so gesprochen, als wenn noch ein Akzent d'aigu auf dem „e“ wäre. Dann ist er ganz geschwind hinausgegangen. Aber der Professor ist noch weißer geworden wie vorher und hat eine Viertelstunde zum Fenster hinaus-

zeichnen. Und einmal hat er dem Kalliwoda etwas korrigiert, und in der nächsten Stunde kommt er wieder und sagt: „Was hast du denn da für ein fürchterliches Geschmier gemacht?" Der Kalliwoda aber sagt: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, das sind Sie selber gewesen." Da hat er einen fürchterlichen Krach gemacht, und der Kalliwoda hat eine Stunde Arrest gekriegt. Ins Klassenbuch hat er eingetragen: „Wegen Verhöhnung des Lehrers." Das ist doch nicht gerecht Aber der Kalliwoda hat es herausgeschnitten aus dem Klassenbuch, so daß ein viereckiges Loch drin war. Und es hat eine große Untersuchung gegeben. Aber es ist nichts herausgekommen. Wir haben dann alle eine halbe Stunde nachsitzen müssen. Da hat der Welzel, der Repetent, gesagt, wir sollen unsere Zeichenblätter nicht mehr bei dem Professor kaufen, das täte ihn am meisten ärgern, weil er was verdient dabei. Und da hat keiner mehr ein Blatt gekauft von ihm, sondern nur noch beim Höllriegel gegenüber der Schule. Und der Professor hat immer in jeder Stunde gefragt: „Braucht denn noch niemand ein Blatt?" Und schließlich hat er es verstanden, aber er hat nichts machen können, weißt Du. Das war fein.

Und vom Englischlehrer muß ich Dir auch noch was erzählen. Der hat immer den gleichen Weg wie ich von der Bahnhofstraße. Einmal habe ich mit ihm gehn dürfen. Da hat er gar nicht gewußt, was er mit mir reden soll, und als wir schon fast ganz an der Schule waren, hat er mich gefragt: „Wieviel wiegst du denn eigentlich?" Da habe ich gesagt: „Hundertzehn, Herr Professor." Und da hat er darüber nachgedacht und hat gefragt: „Kilogramm oder Pfund?" Aber sonst lernen wir schon was Ordentliches bei ihm, und er gibt sich große Mühe. Ich habe einen blanken Einser bei ihm.

Vielleicht magst Du auch noch was von unserm Geschichtsprofessor hören. Der ist sehr bequem. Eine Uhrkette hat er, die ist, glaube ich, fast einen Meter lang. Wenn die Stunde anfängt, legt er sie langsam um die Uhr herum auf den Katheder hin. Neulich habe ich mir aufgeschrieben, was er uns von Heinrich dem Vierten, König von Frankreich, erzählt hat. Er glaubt nämlich, alle Schüler sind dumm und merken nichts. „Heinrich der Vierte", hat er gesagt, „war ein sehr guter König. Zuerst stand er auf der anderen Seite, aber vor Paris trat er wieder auf die rechte Seite, indem er sagte, daß Paris wohl eine Messe wert sei. Zu seinen Untertanen war er ein gerechter König, denn er wünschte, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe. Das übrige könnt ihr euch zu Hause durch Lektüre ergänzen, ich werde euch abfragen." Das nächste Mal ist dann der Welzel drangekommen. „An die Tafel, Welzel, und aufsagen", sagte der Professor. Und dabei hat er schon fürchterlich gegähnt. Da streicht er sich nämlich immer so den Bart,

Jetzt muß ich schließen, denn ich darf heute noch ins Theater. Der „Tell" von Schiller wird gegeben, es ist eine Extravorstellung für die Schüler.

Viele Grüße an die Johanna und an den Zischenden Pfeil. Er soll mir auch einmal was schreiben.

Dein treuer Freund Walter.

Für die Indianerhütte kann ich bald ein neues Buch stiften, „Die Tochter des Siouxindianers". Es ist sehr fein.

Am 15. November . . .

Mein lieber Schorsch!

Die Johanna hat mir heute eine Karte geschrieben. Ich habe sie in den großen Plötz hineingelegt. Da ist der Französischprofessor an meinem Platz vorbeigegangen und hat gesagt: „Was hast du denn für einen alten Schunken? Das ist ja eine alte Auflage, die können wir nicht mehr brauchen. Wo hast du denn die gekauft?" Ich habe gesagt, das Buch hat meine Schwester früher gehabt. Aber da hat er schon die Karte hervorspitzen sehen und hat sie genommen und vor der ganzen Klasse vorgelesen. Und dann hat er ganz hämisch dazu gesagt: „Das ist wohl deine Schwester, he?" Und einige haben gelacht. Ich aber wäre ihm am liebsten an die Gurgel gesprungen, weißt Du, wie wir's beim Indianerspielen immer machten. Aber im Ernst und hätte nicht mehr losgelassen. Aber ich glaube, ich bin doch zu feig dazu, sonst hätte ich's getan. Und dann hat die Mutter auch gesagt, ich müßte jetzt besonders brav sein in der Schule, weil sie eine Eingabe macht, damit ich einen Freiplatz kriege.

Aber das sage ich alles nur Dir. Du mußt der Johanna nichts davon sagen, daß Du's weißt.

Dein letzter Brief war wieder sehr fein. Jetzt mußt Du mir aber auch noch den Platz schreiben, wo Ihr mein neues Indianerbuch hingelegt habt in unserer Hütte. Ich muß es wissen, denn wenn ich einmal komme über Nacht, dann will ich auch noch einmal darin lesen. Es tut mir leid, daß Ihr keine so feinen Pfeile mehr schnitzen könnt, als wie ich da war. Aber wartet nur, in den großen Ferien bin ich doch wieder bei Euch, und dann schnitze ich Euch einen ganzen Haufen feinster Büffelpfeile auf Vorrat.

Es wundert mich, daß Du noch mehr von meinen Lehrern hören willst, wo doch nur der Physikprofessor ein feiner Mensch ist. Die andern sind ungerecht oder komisch. Aber mir ist es schon recht, wenn's Dich freut, daß ich was davon erzähle.

Also, da ist zum Beispiel noch der Zeichenlehrer. Der redet sehr viel, aber zeichnen tut er fast nichts. Wir müssen immer nach Vorlagen

Zum Besuch, glaube ich, ist es am schönsten in der Stadt, weil man dann wieder auf das Land zurück kann. Ich habe nämlich schon gesehen, daß es viele Sachen gibt, die auf dem Land schöner sind als in der großen Stadt, wenn man hier auch mehr lernt und später mehr verdienen kann. Aber ich weiß schon, was ich tue, wenn ich einmal viel verdiene.

Ich bin sehr froh, daß es Ihnen gut geht. Bitte, sagen Sie Ihrer Mutter einen schönen Gruß von uns allen. Ich hätte Ihnen schon einmal ein Andenken von der Stadt geschickt, aber die Mutter sagt, es gehört sich nicht. Wenn ich aber komme in den großen Ferien, bringe ich doch etwas mit.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr treuer Freund Walter.

Am 24. November . . .

Mein lieber Schorsch!

Heute früh ist wieder der Rektor in unsere Klasse gekommen und hat vom Katheder aus gesagt, ich hätte in Anbetracht der nachgewiesenen Dürftigkeit einen ganzen Freiplatz bekommen und der Lindel hätte einen halben. An den ganzen Freiplatz aber sei die Bedingung eines untadelhaften Betragens und die erste Note im Fortschritt geknüpft. Der Lindel hätte für seinen halben Freiplatz mindestens die zweite Fortschrittsnote zu erreichen.

Es war ganz still in der Klasse, als der Rektor das ganz langsam mitgeteilt hatte, und sie alle haben mich und den Lindel angeschaut. Weißt du, ich habe mir gedacht, es wäre auch schöner gewesen, wenn der Rektor das nicht der ganzen Klasse, sondern nur uns beiden allein gesagt hätte. Aber wahrscheinlich ist es eine Vorschrift. Auch bei der Eingabe waren schon so viele Vorschriften. Meine Mutter hat so unterschreiben müssen: „Ihre in untertänigster Ergebenheit verharrende“. Zuerst hat sie es nicht tun wollen, aber der Beamte hat gesagt, dann wird es nicht berücksichtigt. Und drei Zeugnisse über die Bedürftigkeit haben wir beilegen müssen. Immer bin ich dahin und dorthin gelaufen und habe bitten müssen. Weißt Du, Schorsch, ich täte Dir das nicht schreiben, wenn ich nicht wüßte, daß Du es nicht weitersagst. Und einen Freund muß ich doch haben, dem ich das sagen darf. Hier habe ich keinen Freund, sie sagen schon Freund, aber es sind doch keine richtigen Freunde, so wie wir es sind.

Gleich wie die Schule heute früh aus war, habe ich's gemerkt, nämlich das mit dem Freiplatz. Der Welzel ist vorher immer mit mir gegangen, aber heute hat er mich gar nicht gesehen, sondern hat die Hände in die Hosentaschen gesteckt und ist pfeifend vorbei. Du kannst

daß wir es nicht merken sollen, aber wir merken es doch. Der Welzel hat aber gesagt: „Heinrich der Vierte war zuerst auf der falschen Seite, dann auf der richtigen.“ Da hat er nicht mehr weiter gewußt. „Weiter, weiter, immer weiter“, hat der Professor gesagt und hat mit der Hand so gemacht, wie es die Kutscher mit der Peitsche machen. Und dann hat er noch ärger gegähnt und sich in den Stuhl zurückgelehnt, in den Schatten hinein. Jetzt hat der Welzel angefangen, alles herunterzurasseln: „Heinrich der Vierte war ein sehr guter König, er wollte, daß jeder Untertan am Sonntag sein Huhn im Topfe habe.“ Hier haben wir deutlich gesehen, daß der Professor schon halb geschlafen hat. Der Welzel aber hat weitergerasselt: „Und der gute König sagte auch, daß Paris wohl eine Messe wert sei, worauf er von der falschen Seite auf die rechte Seite übertrat und seinen Untertanen ein gerechter König war — ja, ein gerechter König war, der einem jeden Untertanen sein Huhn im Topfe wünschte, worauf er zur katholischen Kirche übertrat . . .“ Und so ist es weiter gegangen. Mindestens fünfmal hat der Welzel das vom Huhn im Topfe gesagt, und der Professor hat nichts gemerkt in seinem halben Schlaf, sondern erst wie es geläutet hat, ist er aufgefahren und hat gesagt: „Gut, Welzel, sehr gut.“ Und dann hat er fortgehen wollen. Aber die Stunde war gar nicht aus, sondern es war die Feuerglocke zu einer Übung. Da sind wir geschwind hinausgelaufen, aber der Professor ist doch noch vor uns im Hof unten angekommen.

Jetzt muß ich aber aufhören, weil ich noch einen Aufsatz über das Schillermonument ins Reine schreiben muß.

Sag dem Zischenden Pfeil, warum er mir nur eine Postkarte geschrieben hat und keinen Brief.

Ich will sehen, wie das Weihnachten in der Stadt wird, ich kann's mir gar nicht recht vorstellen, weil der Vater nicht mehr dabei ist.

Dein treuer Freund Walter.

Am 16. November . . .

Liebes Fräulein Johanna!

Ich habe mich sehr über Ihre Karte gefreut. Denn nun sind wir schon acht Wochen in der Stadt, und ich habe gemeint, Sie hätten uns ganz vergessen. Uns geht es hier sehr gut, und die Mutter hat schon öfter gesagt: „Ich würde mich freuen, wenn uns Fräulein Johanna einmal besuchen möchte.“ Aber ich habe schon durch Ihren Vetter Schorsch, der mein bester Freund ist, gehört, daß Sie jetzt selber viel zu tun haben zu Hause. Wenn Sie aber doch kämen, habe ich mir schon ausgedacht, was ich Ihnen in der Stadt alles zeigen würde. Es sind sehr schöne Sachen da. Nicht nur die Elektrische, sondern auch von der Kunst. Alles das würde ich Ihnen zeigen, und im Führer habe ich es auch schon nachgelesen.

Am 30. November . . .

Lieber Schorsch!

Ich bin froh, daß ich Dich als Freund habe und daß Du mir gerade so oft schreibst wie ich Dir. Wie ich mich auf die großen Ferien freue, wo ich wieder zu Euch nach Kirchberg kommen kann, das kann ich Dir gar nicht sagen. Denn weißt du, hier in der großen Stadt, das habe ich doch schon heraus — aber nein, ich will nicht wieder einen Klagebrief schreiben, sondern ich habe Dir was Lustiges versprochen, das letzte Mal.

Also das war wieder unser Schönschreiblehrer. Wir haben das große Alphabet durchgenommen in der Rundschrift, und der Welzel, der Repetent, hatte uns gesagt, es kommen immer die gleichen Städte dran bei jedem Buchstaben, bei A immer Aachen, bei B immer Bamberg, bei C immer Crefeld, Darmstadt beim D und so weiter. Und wie wir beim P standen, hat der Welzel gesagt, paßt auf, jetzt kommt Pirna dran und nachher beim Q kommt Quedlinburg. Und so war es auch. Wie der Professor gekommen ist, hat er gleich gefragt: „Wo stehn wir jetzt — der in der ein—zwei—dritten Bank mit der Lodenjoppen?“ Der war nämlich ich. „Beim P, Herr Professor“, habe ich gesagt. „Soso, beim P, da schreiben wir amal, da schreiben wir amal Pirna, jawohl Pirna.“ Dann schrieben wir also Pirna. Dabei haben wir taktieren müssen: Auf, ab, auf, ab, wie die kleinen Buben. „So“, hat er dann gesagt, „so, jetzt kommt das Q “ Weißt du, er sagt nämlich immer Kw, wie in der untersten Volksschulklasse, wo man das Lesen erst lernen muß. „Schreiben wir amal, schreiben wir amal —“. Auf einmal sagt der Welzel in der letzten Bank ganz laut: „Quedlinburg!“ Alle waren totenstill über diese Frechheit. „Wer hat Quedlinburg gesagt!“ schrie er. „Ich“, sagte der Welzel ganz mutig. „So, das ist wieder amal a Buberei, jetzt schreiben wir grad extra was anders, schreiben wir amal Kw, amal Kw —“. Aber, weißt Du, es ist ihm absolut keine andere Stadt mehr mit Q eingefallen. Ich hätte schon eine Stadt gewußt, Quebeck nämlich, aber ich habe mir gedacht, ich will doch lieber still sein. Und dann hat er nochmal ganz mutlos Kw gesagt in dem totenstillen Zimmer, aber auf einmal hat er sich ein Herz genommen und sagt: „Schreiben wir in Gottesnamen doch Quedlinburg, Schüler.“

Gelt, das ist eine ganz lustige Geschichte. Überhaupt es kommt immer wieder etwas Lustiges vor und eigentlich sollte ich ganz vergnügt sein. Wenn ich Dir schreibe, bin ich's auch, oder wenn die Mutter gut aufgelegt ist. Aber sonst kommt mir das Stadtleben doch gar nicht mehr so fröhlich vor wie am Anfang. Ich glaube, die Menschen sind hier nicht so gut wie am Land. Das heißt, gleich am Anfang sind sie oft viel freundlicher wie bei uns in Kirchberg früher und immer lächeln

Dir denken, daß mich das nicht gefreut hat. Aber ich mache mir nichts daraus, gar nichts. Getan habe ich ja doch nichts, und dafür kann ich auch nichts, daß die Mutter mit dem Zimmervermieten kein Glück gehabt hat.

Sie hat neulich zu unserer Tante gesagt, sie könnte schon alle Zimmer besetzt haben, aber das seien dann solche Herren, die sie nicht aufnehmen will. Da hat die Tante gesagt, wenn man's nicht darnach hat, dann darf man nicht so wählerisch sein, und die Mutter soll nur ein Auge zudrücken. Aber da ist die Mutter so böse geworden, wie ich sie noch nie gesehen habe gegen die Tante, und die ist dann sehr geschwind fortgegangen und hat noch auf der Treppe immer geschimpft. Ich habe dann die Mutter gefragt, was für Herren die Tante gemeint hat. Aber die Mutter hat mir keine Antwort gegeben und war sehr lieb zu mir. Nachher aber hat sie sich in ihr Zimmer eingesperrt und hat nicht aufgemacht, wie ich geklopft habe.

Da bin ich endlich fortgegangen durch die Stadt durch und habe viele Fabriken gesehen. Die Männer, die da herausgekommen sind, die haben gar nicht lustig ausgesehen. Ich kann dir sagen, ich bin fast erschrocken, so haben sie mich angeschaut mit den rußigen Gesichtern. Und die ganze Gegend war so traurig, daß ich mir gedacht habe, in Kirchberg ist es doch viel, viel schöner gewesen.

Dann ist es mir plötzlich eingefallen, daß ich eigentlich an dich noch einen Brief schreiben könnte, und bin geschwind heimgegangen. Die Mutter hat aber schon das Abendbrot hergerichtet gehabt, und man hat es ihr nicht mehr angemerkt, daß sie sich über die Tante so erzürnt hat. Dann ist aber mein Bruder heimgekommen von der Versicherungsgesellschaft und hat beim Abendessen gesagt, daß er keine Aufbesserung gekriegt hat und daß er so nicht mehr auskommen kann. Und die Mutter hat ihm keine Antwort gegeben. Da ist er aufgestanden und fortgegangen und hat die Türe hinter sich zugeschlagen. Ich bin froh, daß meine Schwester heute abend eingeladen war bei einer Freundin. Denn die liegt der Mutter auch immer in den Ohren mit ihrem niedrigen Gehalt, wo sie doch zuerst gesagt hat, daß sie so viel verdiene.

Mutter und ich sind dann noch zusammen gesessen, die Mutter hat geflickt, und ich habe Dir diesen Brief hier geschrieben.

Du mußt Dich nicht ärgern, daß er nicht so lustig ist wie die früheren. Aber dafür erzähle ich Dir das nächste Mal etwas Komisches von unserem Schönschreiblehrer, gelt.

Wenn Du Deine Base siehst, sag ihr fein wieder einen schönen Gruß von mir, und es ginge uns schon ganz gut.

Dein treuer Freund Walter.

abgeschrieben haben, sind um eine Note schlechter gesetzt worden im Rechnen. Und wer abschreiben lassen hat, für den hat er eine schlechtere Note im Betragen beantragen wollen. Da war ich auch darunter.

Du kannst Dir denken, daß ich da arg erschrocken bin. Denn dann war mein Freiplatz kaput. Ich habe mir nicht anders helfen können und habe es meiner Mutter erzählt. Und dann hat die Mutter einen Bittgang zu dem Professor machen müssen. Der hat ihr gesagt, für diesmal wolle er's noch hingehen lassen, aber das nächste Mal wär's vorbei.

Neulich war eine Feier in der Aula, weil die Anstalt vor fünfundzwanzig Jahren gegründet worden ist, und da hat der Rektor auch von den Freiplätzen was gesagt, die ein Wohltäter der Anstalt gestiftet hätte. Und hat er gesagt, die Freiplätze seien Ehrenplätze, und wer einen habe, der dürfe seinen Kopf um so höher tragen. Von den Eltern und den Lehrern haben einige Bravo! gerufen bei dieser Stelle von der Rede.

Aber ich habe mir dann beim Nachhausegehen gedacht, was nützt es, den Kopf hoch zu tragen, wenn ihn die andern nach der Rede doch wieder hinunterducken. Und dann habe ich mir gedacht, ob sich der Wohltäter der Anstalt das auch alles so gedacht hat bei der Stiftung.

Jetzt ist der Brief doch viel länger geworden, lieber Schorsch, als ich gedacht habe und ich habe Dir wieder nur lauter Sachen von der Schule erzählt. Aber das kommt daher, weil Du gerade darnach immer fragst.

In Deinem letzten Brief hast Du gar nichts mehr von unserer Indianerhütte geschrieben und von unsern Kameraden. Auch darüber mußt Du mir noch etwas schreiben, was sich Deine Base Johanna zu Weihnachten besonderes wünschen würde. Weißt Du, ich kriege nämlich bald Geld, um was zu kaufen. Von übermorgen ab darf ich an zurückgebliebene Schüler Nachhilfestunden erteilen.

Ich bin und bleibe Dein treuer Freund Walter.

Am 14. Dezember . . .

Mein lieber, lieber Schorsch!

Jetzt muß ich Dir einmal etwas anderes schreiben als immer nur von der Schule. Ich glaube, ich habe Dir noch gar nichts davon erzählt, daß ich schon zweimal im Theater bei den Schülervorstellungen gewesen bin. Das erste Mal war es der „Tell“ und das zweite Mal der „Wallenstein“. Das sind feine Stücke. Und wie hier in der Stadt gespielt wird, da meint man, man ist selbst dabei, und wenn das Stück fertig ist, geht man über die Treppe herunter und meint, man ist jetzt selbst der Tell oder der Wallenstein. Ganz heiß ist es mir immer gewesen nachher,

sie, aber nachher meinen sie es doch nicht so und lassen die Leute im Stich.

Jetzt kommen meine Mitschüler oft zu mir und sagen, sie wollen die Resultate von den Aufgaben vergleichen. Aber oft haben sie überhaupt noch nichts im Heft, und dann schreiben sie es einfach ab. Der Rektor hat damals gesagt, wer abschreibt oder wer abschreiben laßt, der wird unnachsichtlich mit Arrest bestraft und im Wiederholungsfalle aus der Schule gejagt. Aber das ist auch wieder einer von den Paragraphen, die nur auf dem Papier stehen. Denn wer bei uns in der Klasse die andern nicht abschreiben ließe, den würden sie überhaupt nicht mehr anschauen oder vielleicht verprügeln. Also laß ich natürlich auch abschreiben, und dann sind sie immer sehr freundlich zu mir. Aber wenn sie mit ihrer Mutter auf der Straße vorübergehen oder mit ihrem älteren Bruder, dann schauen sie immer auf die andere Seite von der Straße. Wahrscheinlich weil ich einen Freiplatz habe.

Nun habe ich gemeint, weil der Lindel einen halben Freiplatz hat, der wird nicht so sein. Aber der ist noch schlimmer, weil er sich zu den andern rechnet und doch nicht dazugehört. Jetzt will er immer auf zwei Achseln tragen, weißt Du, und wenn er bei mir ist, schimpft er auf die andern. Und was er bei den andern tut, das kann ich mir schon denken. Überhaupt das ist merkwürdig, wenn mich einer anlügt, das kann ich immer sofort merken. Man braucht nur in die Augen hineinzuschauen. Aber das ist noch merkwürdiger, daß man es dann nicht zum andern sagen kann, weil man sich scheniert, und man möchte ihm fast noch helfen, damit seine Lügnerei ein bissel wahrscheinlicher herauskommt. Oder vielleicht ist es nur bei mir so, weil ich mir doch manchmal feig vorkomme. Und nun mußt Du mir einmal ganz offen und ehrlich sagen, ob ich schon in Kirchberg so war, oder ob ich erst in der Stadt so geworden bin. Wenn ich jetzt an Kirchberg denke, so kommt mir das schon so weit zurück vor, daß es wie im Nebl ist, und es ist doch noch kaum drei Monat her.

Jetzt muß ich Dir noch was sagen. Wie wir neulich eine Klassenarbeit im Rechnen gehabt haben, da hat der Professor eine große Zeitung herausgezogen und hat zu lesen angefangen. Jetzt haben natürlich fast alle abgeschrieben. Zu mir hat auch mein linker Nebenmann hereingesehen. Ich habe mich schon verwundert, warum der Professor heute gar nicht aufpaßt, wo er doch sonst einer von den allerstrengsten ist, und warum er sich immer Notizen aus der Zeitung gemacht hat. Aber dann hat es sich herausgestellt, er hat gar keine Notizen aus der Zeitung gemacht, sondern er hat lauter feine Löcherln in der Zeitung gehabt, und durch die hat er alles gesehen. Alle, die

unserem Physikprofessor, da geht es schon, aber in der Geometrie bin ich keiner von den besten. Es ist nur gut, daß ich in den anderen Fächern, vor allem im deutschen Aufsatz, vorne dran bin, so ist doch mein Fortschrittseinser, den ich wegen des Freiplatzes haben muß, nicht in Gefahr.

Ich kriege für die Stunde 50 Pfennig, das macht jetzt schon 4 Mark, und von einer Familie werde ich sogar immer zehn Stunden vorausbezahlt. Die Mutter hat gesagt, die ersten zehn Mark, die ich verdiene, mit denen könnte ich anfangen, was ich wollte. Aber dann gebe ich alles an die Haushaltskasse ab, weißt du. Mein Bruder ist nämlich ausgezogen und hat ein Zimmer für sich in einem ganz andern Stadtteil. Dadurch entgeht uns sein Beitrag, und ich kann wenigstens mit einem Teil einspringen.

Wir haben jetzt einen neuen Aufsatzlehrer bekommen, weil der andere in eine andere Klasse versetzt worden ist. Wie der neue die erste Stunde gegeben hat, da hat er gesagt, in der Literatur gibt er keine Aufgaben, wer das Verständnis nicht bei ihm in der Klasse bekomme, der kriegt's zu Haus erst recht nicht. Und dabei hat er gelacht und uns so herzlich angeschaut, daß uns ganz warm geworden ist dabei, mir wenigstens. Und der neue Lehrer ist der erste, der keine Jahreszahlen auswendig lernen läßt. Für den könnten wir durchs Feuer gehen, glaube ich. Aber da haben wir leider gehört, daß der neue gar nicht bleibt, sondern nur ein paar Tage zur Aushilfe da ist, bis der Rektor selber die Stunden nehmen kann. Da haben wir alle „o je" gesagt. Denn weißt Du, so was feines, wie der neue uns das Nibelungenlied erklärt hat, das gibt's nicht wieder. Und einmal hat er gesagt, „einen Hagen oder einen Siegfried, den gibt's heute leider nicht mehr, höchstens vielleicht bei einem Indianerstamm, von dem wir nichts wissen". Da habe ich gleich an unsere Indianerhütte denken müssen. Wenn ich im Sommer bei Euch bin, dann wollen wir einmal das Nibelungenlied auf indianisch spielen. Ich habe es mir schon ausgedacht, wie wir's machen. Du machst den Siegfried, und der Zischende Pfeil muß den König Gunter machen, und vielleicht passe ich ein wenig für den Hagen. Paß auf, das wird fein, besonders wenn die Johanna auch mittun wollte. Aber ich glaube, sie ist schon zu alt dazu. Oder magst Du sie einmal fragen?

Dein treuer Freund Walter.

Hier schicke ich Dir noch einige neue Marken von Liechtenstein, die ich zufällig doppelt bekommen habe. Ich weiß, daß Du sie noch nicht hast.

Am 13. Dezember . . .

Lieber Schorsch!

Du wirst Dir denken, der schreibt aber oft, muß der viel Zeit haben. Aber ich nehme einfach zum Briefschreiben die Zeit her, wo

und ich habe viele neue und große Vorsätze gefaßt auf dem Weg nach Hause. Wenn ich aber was gesagt habe davon, dann hat mich mein großer Bruder ausgelacht und meine Schwester hat den Mund spöttisch verzogen. Nur die Mutter ist dann immer sehr gut zu mir. Aber wenn dann der Bruder gesagt hat: „Wart nur, dir werden deine Heldengrillen schon vergehen!", dann ist es mir immer, als wenn einer mit einer großen Keule alle meine hohen Vorsätze hinterrücks erschlagen hätte. Und wenn sie mich dann in der Schule auch wieder merken lassen — jaso, von der Schule habe ich ja heute gar nichts reden wollen.

In elf Tagen ist Weihnachten, und ich muß immer denken, wie schön das letzte Weihnachtsfest in Kirchberg war, als der Vater noch lebte. Ich wollte, es würde wieder so. Früher habe ich mich immer älter gewünscht, aber jetzt wünsche ich mich manchmal wieder jünger.

Das ist sehr fein, daß Du mir das von der Johanna geschrieben hast mit dem Album, das sie sich vorige Weihnachten gewünscht hat und nicht bekam. Aber weißt Du, schön ist es nicht von ihr, daß sie auf meinen Brief gar nichts geantwortet hat, und ich hatte mich doch so darauf gefreut

Bei Euch wird jetzt auch schon der Schnee liegen wie bei uns. Aber ich weiß nicht, der Schnee in der Stadt ist doch nicht der gleiche. Ich glaube, hier ist er schon grau, bevor er auf den Boden kommt. „Das kommt von dem Ruß", hat unser Physikprofessor gesagt, „der fortwährend über einer Großstadt flimmert", der beträgt im Jahr viele tausend Zentner, und ich weiß nicht mehr, wieviele Millimeter hoch er die ganze Stadt eindecken würde, wenn man ihn immer liegen ließe. Und kaum liegt der Schnee am Boden, so ist es auch schon eine braune Brühe von den vielen Füßen, die auf ihm herumtrampeln. Wie liegt dagegen in Kirchberg der Schnee ganze Wochen lang so weich und zart auf den Haberfeldern draußen. Einen solchen Schnee auf den Haberfeldern möchte ich jetzt manchmal in die Hand nehmen. Da fällt mir gerade ein: als wir neulich in der Botanik die Getreidearten hatten, da war ich der einzige, der den Unterschied von Weizen und Haber angeben konnte. Und die andern haben mich angeschaut wie ein Wunderkind aus einem andern Land, das gar nicht zu ihnen gehört.

Habe ich Dir schon geschrieben, daß ich jetzt Nachhilfeunterricht erteile an zurückgebliebene Schüler? Ich habe schon acht Stunden gegeben und bin ganz stolz darauf. Zuerst habe ich arge Angst gehabt, daß ich jetzt auf einmal auch so ein Lehrer sein sollte. Aber es ist dann doch besser gegangen. Wenn die Schüler nur nicht immer von einer Stunde auf die andere alles wieder vergessen würden. Es sind halt die schlechtesten Schüler. Und ich selber darf gar nicht so ärgerlich sein, weil ich mir in der Mathematik selber auch gar nicht leicht tue. In der Algebra bei

doch gesehen, wie er mich aus den halbgeschlossenen Augenlidern angefunkelt hat, weil ich eine Widerrede gehabt habe gegen ihn.

Lieber Schorsch, ich wollte, ich wäre wieder in Kirchberg. Aber Du mußt nicht denken, daß ich deshalb fürchterlich traurig bin. Gar nicht.

Ich bin Dein treuer Freund Walter.

Am 22. Dezember . . .

Lieber, lieber Schorsch!

. Gerade komme ich von der Weihnachtsfeier in der Aula her. Der Hausmann ist richtig stecken geblieben in seinem Weihnachtsgedicht gleich in der ersten Strophe. Wie er noch herumgegatzt hat da droben, hat der Rektor mich an der Türe gesehen und hat den Pedell geschwind geschickt, ob ich das Gedicht auswendig könnte, um gleich einzuspringen. Da habe ich gesagt, nein, ich kann's nicht auswendig. Aber das war eine Lüge, denn ich hatte es damals noch am gleichen Tage für mich gelernt. Jedoch, wenn er mich mit Mord bedroht hätte, ich hätte es nicht deklamiert. Ich weiß ganz genau, Schorsch, Du hättest es an meiner Stelle auch nicht getan. Inzwischen aber hat einer dem Hausmann den Zettel hingeschoben. Von dem hat er's dann heruntergelesen.

Darnach hat der Rektor eine Weihnachtsrede gehalten, in der dreimal von Unnachsichtlichkeit die Rede war. Wenn ich sehe, wie verheuchelt er immer die Augendeckel auf- und zuzieht, wirds mir immer ganz schlecht.

Dann ist noch gesungen worden und Klavier ist gespielt worden. Und am Schlusse ist ein großer Weihnachtsbaum angesteckt worden. Und dann hat der Pedell leise zu mir gesagt, er hätte für mich auch ein Paket unterm Weihnachtsbaum liegen sehen, ich solle vortreten, wo die andern, die ganze oder halbe Freiplätze haben, schon in einer Reihe stehen und gleich aufgerufen werden. Aber ich habe gesagt, mir sei schlecht. Und diesmal war es keine Lüge. Denn ich habe mir vorgestellt, wie ich jetzt unter den Augen aller meiner Mitschüler über den glatten Parkettboden zum Baum hinübergehen mußte, wie ich dann dort mein Paket bekam und mich beim Rektor bedanken mußte, und wenn ich dann an meinen Mitschülern vorbeigekommen wäre, dann hätte sich ein jeder gedacht, das was der in seinem Paket drin hat, das ist auch von meinem Fünfzigerl. Wenn mir das passiert wäre, Schorsch, ich glaube, ich hätte das Paket wieder hingeschmissen und wäre direkt nach Kirchberg hinausgelaufen, wenn man auch zwei oder drei Tage laufen muß, bis man dorthinkommt, wie ich auf der Landkarte herausgerechnet habe.

Aber so bin ich froh gewesen, daß ich ganz weiß ausgeschaut habe, und so habe ich geschwind nach Hause gehen dürfen. Ich weiß

die andern mit ihren Kameraden einen Spaziergang machen oder sonst lustig sind. Und ich bin auch gar nicht böse, wenn Du mir nicht ganz so oft schreibst als wie ich Dir. Denn Du hast ja doch die alten Kameraden behalten, aber ich habe keinen.

Ich muß Dir sagen, der neue Aufsatzlehrer ist auch schon wieder fort. Es war wie ein kurzer, schöner Traum. Dafür ist gestern wieder der Rektor am Katheder gestanden und hat uns eine Disposition vom Nibelungenlied machen lassen mit lauter Unterabteilungen, daß wir uns gar nicht mehr ausgekannt haben. Und wir können gar nicht glauben, daß das noch dasselbe feine Heldenlied ist, wie vorher.

Und am Schlusse von der Stunde hat er gesagt, am 22. Dezember ist ein Weihnachtsschulfest in der Aula, und da müßte ein Gedicht vorgetragen werden. Er wolle einmal sehen, wer das Weihnachtsgedicht am besten sprechen könnte. Und dann hat er zuerst mich das Gedicht lesen lassen und dann den Hausmann. Der Hausmann ist nämlich von einem Geheimrat der Sohn. Ich habe mir große Mühe gegeben beim Vorlesen und bei den schönsten Stellen habe ich immer an den weichen Schnee auf unseren Roggenfeldern gedacht. Und die andern haben nach der Stunde fast alle gesagt, ich hätte es viel schöner vorgelesen als der Hausmann. Aber der Rektor hat gesagt, er wolle einmal sehen. Und dann habe ich schon heute früh gehört, wie der Pedell sagte, gestern sei noch ein Lehrerrat gewesen und der hat entschieden, der Hausmann tragt das Gedicht vor. Da bin ich ganz rot geworden und habe den Pedell gefragt, warum. Der hat mich aber groß angeschaut und hat mit den Achseln gezuckt und gesagt: „Wahrscheinlich, weil sein Vater ein Geheimrat ist, während Sie nur einen Freiplatz ham."

Nur einen Freiplatz! Siehst du, lieber Schorsch, das geht mir überall nach, laut oder leise. Meistens wird es gar nicht ausgesprochen, aber dann tut's am wehesten, wenn man es an den Blicken merkt oder an der Verlegenheit.

Und dann ist gleich darauf in der französischen Stunde gesagt worden, wir sollen nachmittags 50 Pfennig mitbringen, ein jeder von uns, damit auch für die Ärmeren am Weihnachtsfest was getan wird.

Wie dann heute nachmittag eingesammelt worden ist, in der Aufsatzstunde, da habe ich auch 50 Pfennig hineingelegt in das Taschentuch, mit dem der Hausmann herumgegangen ist. „Halt", hat da der Herr Rektor gesagt, „du brauchst nichts zahlen". „Ich will aber, Herr Rektor", habe ich gesagt. „Deswegen brauchst du nicht so zu schreien", hat der Rektor gesagt, aber er hat noch viel mehr geschrien als ich, „übrigens, woher hast du das Geld?" „Ich hab' es mir verdient", habe ich gesagt. Und dann ist der Rektor still gewesen, aber ich habe

Schorsch, weil Du doch alles weißt, und jetzt verstehe ich auch erst recht, warum Du immer geschrieben hast, ich soll mich wegen der Johanna gar nicht ärgern, die ist ein lustiges Mädchen und heute da und morgen dort, und ihre Mutter wolle hoch hinaus mit ihr.

Das ist schon alles recht, daß Du das geschrieben hast. Aber jetzt sind gleich zwei Feuer angezündet gegen mich, eins hier mit dem Freiplatz und was aus dem noch alles kommt, und eins in Kirchberg mit der Johanna. Aber ich bin noch lange nicht verbrannt. Ja, weißt Du, wenn ich Dich nicht hätte.

Von Dir war also der zweite Brief. Der hat mich gleich wieder aufgerichtet. Wie Du das von der Indianerhütte alles beschrieben hast, was ihr da am Weihnachten getan habt in dem hohen Schnee, das war fein. Ich weiß nicht, was ich alles hergegeben hätte, wenn ich dabei sein hätte können. Daß Du wegen meines Geschenkbuches, „Onkel Toms Hütte", Dich so groß bedankst, ist gar nicht nötig. Was hätte ich Dir da erst alles zu danken wegen Deines Schillers, den Du mir geschenkt hast. Die Mutter hat noch ein paar Strümpfe und Hemden dazugelegt und einen „Robinson". Und einen kleinen Baum haben wir auch gehabt. Mein Bruder war nicht da, weil er schon vor einem Monat versetzt worden ist. Und meine Schwester ist ein wenig später gekommen, weil sie vorher noch ein andres Weihnachten bei ihrer Freundin mitgemacht hat.

Heute habe ich mir's auf dem neuen Kalender ausgezählt, wieviel Tage es noch sind bis zu den großen Ferien. Es sind ganz genau noch 200 Tage. Das ist sehr lange, lieber Schorsch, und ich weiß gar nicht, ob ich es solange aushalten kann.

Das mit dem Zeugnis werde ich in Gottesnamen schon in Ordnung bringen, da mußt Du Dir keine Sorge machen. Wie es freilich mit dem Freiplatz werden wird, das weiß ich noch nicht. Aber wenn Du mich Mitte Januar wieder darnach fragen wirst, bis dahin ist es entschieden, so oder so.

Ich bin Dein getreuer Freund Walter.

Am 2. Januar . . .

Lieber Schorsch!

Ich bin jetzt viele Tage ganz allein herumgestreift in der Stadt und vor die Stadt hinaus. Ich habe da so vieles gesehen, wofür ich früher gar keine Augen gehabt habe. Und ich weiß jetzt, daß es ungeheuer viel Traurigkeit auf der Welt gibt, von der wir keine Ahnung haben . . .

Einmal hat mich unser Physikprofessor in der Vorstadt gesehen. Wie ich mich umgesehen habe, da hat er mir auch nachgeschaut und

nicht, was aus meinem Paket geworden ist. Ich weiß nur, daß ich ganz glücklich bin, daß ich heute wieder den ganzen Abend mit Dir verbracht habe.

Ich bin Dein treuer Freund Walter

Warum hat eigentlich die Johanna noch immer nicht geantwortet?

Am 23. Dezember . . .

Lieber Schorsch!

Heute haben wir unsere Zeugnisse gekriegt. Ein wenig habe ich doch gezittert, und ich habe mich zuerst gar nicht getraut, es aufzumachen. Erst in einem Hausgang in der Bahnhofstraße habe ich es geschwind aufgemacht, Gott sei Dank, im Betragen und im Fortschritt habe ich doch einen Einser gehabt. Aber unter Bemerkungen ist gestanden: „Bei den nachlassenden Leistungen des Schülers im deutschen Aufsatz und in der Geometrie ist jetzt schon darauf hinzuweisen, daß er zu Ostern die Fortschrittsnote Eins nicht aufrechterhalten kann."

Es war mir so, lieber Schorsch, Du kannst es mir glauben, als wenn mich einer mit einer Keule auf den Kopf geschlagen hätte. Ich stellte mir vor, daß ich das jetzt meiner Mutter noch zu ihren vielen Sorgen vor die Augen legen sollte. Da war es mir ganz klar, daß das einfach nicht ging. Ich habe das Zeugnis einfach in einen Umschlag vom großen Plötz hineingesteckt, wo auch der Johanna ihre Karte noch drin war, und zu Hause habe ich ganz einfach gesagt, die Zeugnisse gibt es erst nach den Ferien hinter Heiligdreikönig. Das ist jetzt schon die zweite Lüge in einer Woche. Aber es ist wirklich nicht anders gegangen, Schorsch, und sie drücken mich jetzt schon gar nicht mehr so schwer, weil ich sie Dir gebeichtet habe.

Mit diesem Brief gebe ich auch das Album für die Johanna auf und sonst auch noch was.

Dein treuer Freund Walter.

Am 27. Dezember . . .

Lieber, lieber Schorsch!

Heute habe ich zwei Briefe bekommen. Der eine ist von Johannas Mutter und heißt so:

> Werter Herr! Sie haben meiner Tochter, ohne vorher bei mir anzufragen, ein Album mit einer Widmung zugeschickt. Ich schicke Ihnen dasselbe wieder zurück, da wir keine Veranlassung haben, von Ihnen Geschenke anzunehmen.

Eine Stunde später habe ich den Paketboten noch rechtzeitig abgefangen, sonst hätte es die Mutter in die Hand gekriegt. Und ich würde mich fürchterlich vor ihr schämen. Vor Dir schäme ich mich nicht,

noch nicht unterschrieben hat. Ich habe gesagt, „Herr Rektor, bitte, lassen Sie diese Bemerkung streichen.“ „Was fällt Dir ein“, hat er mich angerufen, „was geschrieben ist, das ist geschrieben“. „Herr Rektor“, habe ich gesagt, „ich will mir ja auch die allergrößte Mühe geben in der Geometrie, damit ich den Fortschrittseinser im Durchschnitt behalte auf Ostern“. „So“, hat er gesagt, „nur in der Geometrie, und wie ist es mit dem deutschen Aufsatz, den Du bei mir hast?“ „Herr Rektor“, habe ich gesagt, „ich habe immer einen Einser im deutschen Aufsatz gehabt, solange ich in die Schule gegangen bin“. „Willst du vielleicht sagen“, hat er mich angebrüllt, „daß ich Dir eine ungerechte Note gegeben habe im deutschen Aufsatz? Du hast es nötig, Dich so aufzumucken, ich werde Dich schon lehren, Dich zu ducken, Du hast mir gleich von Anfang nicht gefallen mit Deinem Getue, als ob Du wunder wer seist. Nichts wird an dem Zeugnis geändert, und wenn Du es mir morgen nicht von Deiner Mutter unterschrieben vorlegst, sollst Du einmal sehen, ich bedaure übrigens deine arme Mutter, daß sie einen solchen extravaganten Sohn hat.“

Du wirst Dich wundern, daß ich die ganze Rede von ihm so hersagen kann. Aber ein jedes Wort davon hat sich mir eingeprägt, wie mit Feuerhaken eingeschlagen. Und weißt Du, hier habe ich zum ersten Mal gesehen, daß er gar nicht nötig hat, seine Augendeckel immer auf- und zuzumachen. Du kannst Dir ja gar nicht denken, wie ich diesen Mann hasse. Aber was soll ich tun?

Jetzt, wo ich Dir diesen Brief schreibe, weiß ich schon, was ich hätte tun sollen. Zerreißen hätte ich das Zeugnis sollen und es ihm vor die Füße werfen hätte ich sollen. Aber was habe ich wirklich getan? Feige bin ich wieder gewesen. Ich habe einen demütigen Bückling gemacht und bin aus dem Rektorat hinausgeschlichen. Und jetzt habe ich einfach die Unterschrift meiner Mutter nachgemacht. Wenn es diesmal geht, so ist es ein Gottesurteil wie in Brabant, und ich werde mich noch einmal meiner Mutter zu Lieb ganz klein machen vor dem Rektor, damit ich meinen Einser zu Ostern wieder kriege und den Freiplatz nicht verliere. Und wenn es nicht gelingt — das weiß ich noch nicht, ich kann jetzt nicht daran denken.

Dein treuer Freund Walter.

Am 10. Januar . . .

Lieber Herr Schorsch!

Ich weiß, daß Sie der treueste Freund meines Sohnes sind. Walter ist seit dem 8. Januar vormittag nicht mehr nach Hause zurückgekehrt, nachdem er in der Schule einen Streit wegen einer falschen Unterschrift gehabt hat. Wir haben ihn schon von der Polizei in der ganzen Stadt

dann hat er den Kopf geschüttelt. Aber ich bin nicht umgekehrt. Ich mag jetzt überhaupt mit niemandem reden außer mit Dir. Meiner Mutter kann ich auch nicht immer alles sagen. Sie sperrt sich oft ein. Und weil sie mir gar nichts von ihrem Kummer mitteilen will, den ich doch sehe, da kann ich es auch nicht. Du verstehst mich schon und weißt, daß es nicht bös ist.

Neulich habe ich daran gedacht, ob ich nicht den Aushilfsprofessor aufsuchen soll, weißt, den, der uns so fein vom Nibelungenlied erzählt hat. Und ich habe mir auch vom Pedell die Wohnung sagen lassen. Aber wie ich hingekommen bin, da hat es geheißen, er ist in eine andre Stadt verzogen.

Dem Hausmann mit seinen Eltern bin ich auch begegnet. Alle sind so dahergegangen auf der Straße wie die Steckerln. Und natürlich hat der Hausmann weggeschaut. Aber das bin ich schon gewohnt, und ich kann es schon ertragen. Wenn ich an die Helden des Nibelungenliedes denke, was die alles durchgemacht haben.

Aber beim Welzel waren sie doch nicht eingeladen. Der Welzel, weißt, der repetiert hat, will nämlich jetzt auf einmal gut Freund mit mir sein und ich weiß gar nicht warum. Und dort bin ich zum Kaffee eingeladen worden. Weil aber Mutter gesagt hat, da müßte ich unbedingt hingehen, so bin ich halt hingegangen. Aber ich hätte es nicht tun sollen. Gleich beim Eintritt hat der Herr Welzel gesagt, so, das ist also der Junge, der den Freiplatz hat in der Schule, und hat mir unters Kinn geklopft. Und dann hat mir die Frau Welzel und noch eine Dame immer ein Stück Kuchen nach dem andern hingelegt vor die Kaffeetasse und von Zeit zu Zeit haben sie immer gesagt, armer Junge, halte nur deinen Kopf recht hoch, du wirst schon deinen Weg machen. Und dann haben sie mich ausgefragt, was der Vater war und woran er gestorben ist und wieviel Zimmer die Mutter vermietet hätte, und ob es wahr wäre, daß meine Schwester mit der Mutter sich gezankt hätte.

Ich gehe nie mehr wieder hin, das kann ich Dir sagen. Mein Mitschüler Welzel kann nichts dafür, glaube ich, der hat sich selber für mich scheniert.

Ist es wirklich wahr, daß der Zischende Pfeil jetzt photographieren kann? Dann muß er aber bald unsere Indianerhütte abphotographieren, wenn die Sonne wieder scheint, und mir ein Bild davon schicken, und von Dir auch ein Bild, ich freue mich schon so darauf.

Ich bin Dein treuer Freund Walter.

Am 7. Januar . . .

Lieber Schorsch!

Heute ist die Schule wieder angegangen. Ich bin schnurstracks zum Rektor gelaufen und habe ihm das Zeugnis gezeigt, das meine Mutter

IV.

Im Bacharl a Bad —
Neu gborn wirst grad.
Dös prickelt und frischt
Und — alls is vawischt.
Vasunkn is s Leid,
D vagangene Zeit,
Alte Liab, alte Lust.
A neus Herz in da Brust
Schlagt lusti und keck —
D Liab zum Dirndl is weg.

V.

Jetz steh i am Bergl,
Habs Bachl valass'n,
Valassn a d Menschheit
Und s Liabn und Hassn.

n Himmel ganz nahad
Kunnt i d Seligkeit kriagn,
I brauchat nur Flügln,
Um eini zu fliagn.

VI.

Bin net in Himmel gflogn,
Mi hats zur Erdn zogn,
Mei rotas Bluat, dös rinnt
Wia s Bacharl so gschwind.

Mei Bluat rinnt ohne Ruah,
Mei Bacharl redt ma zua:
Hei! lusti bleib, mei Bua:
Siahgst Schöns mit mir no gnua!

VII.

Nebn Bacharl schaut da Herrgod
Still vum Kreuz: Wo willst denn hin?
Liaba Herrgod, wandern, bis i
Ganz bei dir im Himmel bin.

Du nur kennst mein liabn Himmel:
Wandern, wandern ohne End!
Aba d Menschheit schlagt oan Nägeln
Mit da Pflicht in d Füaß und d Händ.

Ja, dei weite, schöne Erdn
Is mei Himmelsseligkeit,
Wo mi sorglos wia a Kindarl
Jeda Grashalm herzli gfreut.

Hab mein Herrgod brockt viel Bleamerln,
Und a Kranzl gflochtn draus,
Hab eahms schickli auf sein Kopf gsetzt,
Schaut so frisch jetz wieda aus.

VIII.

s Bacharl klagt: Bin net
Für mi mehr alloan,
Jetz muaß i n Müller
Sei Mühlradl drahn.

Muaß orbatn, tauchn,
Mi'n Schwatzn is gar,
Tauchs Rad alle Stundn
Durch Monat und Jahr.

Liabs Bacharl, du schreckst mi:
I kumm nimma weit
Zur Orbat machts Tor auf
Sperranglweit — d Zeit.

Leb wohl und God bhüat di!
Um uns zwoa is tan.
Mei Wandern hört auf jetz
Und d Tretmühl geht an.

Frauenschuh.

Von **Charlotte Gräfin Rittberg.**

Warum sollten Blumen keine Geschichte haben? Glaubt ihr etwa, der liebe Gott hätte sie alle, wie sie heute tausendfältig blühen und glühen, an jenem berühmten dritten Tag aus seinem Schöpfergeist hervorgezaubert und in die braune Erde gepflanzt?

Nein, Gottes Blumenbeete sahen gewiß bunt und lustig aus. Aber der himmlische Herr ist ein gar feiner Künstler. Und als solcher

suchen lassen. Er ist nirgends zu finden. Wie er das seiner Mutter hat antun können, das möge ihm Gott verzeihen.

Wenn Sie irgendeine Auskunft über seinen Verbleib geben können oder wenigstens eine Andeutung, so müssen Sie es sofort tun. Ich erwarte sehnsüchtig Ihre Antwort.

Zeitungsnachricht.

In Kirchberg hat man im Walde eine sonderbare Entdeckung gemacht. Dort fand man in einer Hütte, welche sich spielende Jungen erbaut hatten und die mit allerhand Indianertrophäen behängt war, einen erfrorenen jungen Menschen. Er war über ein Indianerbuch gebeugt, in dem er gelesen haben muß. Man wird wohl nicht in der Annahme fehlgehen, daß hier wieder einmal diese unsinnige Indianerbuchlektüre ein blühendes Menschenleben auf dem Gewissen hat.

Mi'n Bacharl.

Wander-Liadln von **Artur Dworzak.**

I.

D Forelln hupft lusti
Üba d Stoana mi'n Bach
Fein lusti, fein ledi,
I wander mit nach.

Hör! mittn im Dörfl
Läut'ts Glöckl vum Turm,
Da Bach lacht und lichert
Vun Dirndln und Buam.

Bet! bet! ruaft laut s Glöckl.
Leb! liab! sagt da Bach.
Jetz stehn bleibn und betn? —
I wander mit nach.

II.

Han a Dirndl gfundn,
D Händ in weiße Ärmerln,
Und zwoa Wangen liabli
So wia d schönstn Bleamerln.

s Mäularl, s Ohrarl kloan,
Und s Dirndl halt si still,
I kann s druckn, bussln,
Wia und wo i will.

D Ärmerln kann ma strafn
Bis zur Achselheh,
Siacht ma volle Arm
Weiß wia da Schnee.

Und mei Bacherl gluckslt,
Kudert ganz vastohln,
So was kann ma net
Van Betn holn.

III.

Dirndl liab, jetz muaß i Abschiad nehma,
s nächste Jahr wer i ja wieda kema,
Woan ma net, du machst n Bach net nassa —
Allas wird, mei Liab, zu Wassa.

Bin mi'n Bacharl wieda weita gangen,
Nach da weitn Welt is nur mei Plangen,
Wiasnan, Wald und Bergln — imma schöna,
Kann mi net ans Hockn gwöhna.

„Jetzt sind wir Bienlein —“, jubelten sie und ihr sumsendes Singen tönte zwischen den Stämmen wider.

Indessen spann das Gerücht unsichtbare Fäden zwischen ihnen und der fernen Welt; spann goldene Fäden, die von Reichtum — und seidene, die von der Lieblichkeit der Jungfräulein erzählten, und umgarnte Männerherzen damit und zog sie sacht, ganz sacht immer näher heran — bis eines Tages drei Ritter vor dem Schloßtore hielten, Edelknaben zur Seite, und Einlaß begehrten.

Ei, das gab ein Gewimmel, ein Erschrecken und heimliches Kichern, ein Beraten und Durcheinanderhasten! . . . Zuletzt einen feierlichen Empfang!

Ja, die Fräulein saßen im Saal auf hochlehnigen Stühlen und machten ehrbare Gesichter. Ihre prächtigen Samtkleider flossen in ernsten Falten zu ihren Füßen herab — goldgelb war das Gewand der Jüngsten, purpurbraun das der Zweiten, und die Älteste schaute aus wie eine lichte Knospe aus silbrigem Grün. So waren sie angetan — vom Schleier, der im Haar wogte, bis zu den gestickten Pantöffelchen an ihren Füßen.

Und die Ritter traten ein. Sie machten steife Verbeugungen und huben zu einer langen Rede an, indessen sich die Fräulein die Lippen blutig bissen, denn sie wollten doch nicht lachen.

Die Ritter erzählten von ihrem eigenen Ruhm, von ihrer Tapferkeit und ihren Ahnen; zuletzt sagten sie, daß sie die Fräulein liebten und ihrer zur Ehe begehrten.

„Herr Ritter“, sagte die Goldgelbe zu dem, der sie ansah, „ich erblickte Euch noch nie; aber mich dünkt, wenn ich Euch lieben sollte, müßtet Ihr mir beim Beerenwein Schelmenliedlein singen.“

„Da sei Gott vor!“ sagte der ernste Ritter.

Die Purpurbraune winkte ihrem Freier. „Herr Ritter, mich dünkt, wenn ich Euch lieben sollte, so müßtet Ihr mit mir tanzen im Mondenschein.“

„Da sei Gott vor!“ sagte der dicke Ritter.

„So ich Euch lieben sollte“, rief die dritte, indem sie aufstand, „müßte ich zuvor erfahren, wie Eure Küsse schmecken?“

„Da sei Gott vor!“ erwiderte der letzte Ritter streng. „Nicht ehe Ihr meine verlobte Braut seid, ist es schicklich, Euch zu berühren.“

Alsdann begann er den Fräulein vorzuhalten, wie sie so wild und zuchtlos müßten aufgewachsen sein, denn es sei nicht Mädchenart, in solcher Weise ehrbarer Werbung zu begegnen. Was man auch ihrer Weltfremdheit nachsehe — als züchtige Ritterfrauen hätten sie gar viel zu lernen und sollten dankbar sein und froh ihres guten Glücks.

Da gingen die Fräulein in sich und sahen betroffen aus.

genoß er in vollen Zügen die höchste Schöpferwonne: das Bewußtsein des noch Ungeborenen, die Ahnung des Kommenden, die Tränen künftiger Vernichtung und das heilige Lachen ewigen Wachstums . . .

In Gottes Wäldern wimmelte unter den ernsten Tannen, den erhabenen Eichen, die schon knorrig und fest dastanden wie ein lebendiger Gedanke der Unendlichkeit, unter den Buchen, Birken und Rüstern farbiges Leben auf dem Moosteppich: Anemonen und Fingerhut, Glockenblumen und Maienblümchen, Federnelken und Heidekraut — wer zählt sie alle?

Aber den kleinen zierlichen Frauenschuh — goldgelb, purpurbraun und grünlich —? Nein, den hättet ihr vergeblich gesucht. Der saß noch als lustig zwinkernder Gedanke in des Schöpfers lachendem Augenwinkel, und der liebe Gott ergötzte sich ganz allein daran, vorauszuwissen, wie später das niedliche Blümchen hineinplumpste, mitten zwischen seine geschlechteralten Gefährten aus den Zeiten des alten Testaments . . .

Denn — ihr habt es doch sicher schon wispern gehört und kichern, wenn ihr über den weichen Waldboden hinschrittet, an blinkendem Bachgerinsel entlang, wo zwischen Farn und Gräsern Frauenschuh schimmerte —?

Aber ihr müßt hören, wie er dahinkam mit seiner unerschöpflichen Lustigkeit: Lebten da vor etlichen hundert Jahren drei allerliebste Jungfräulein, Jungfräulein, heiter wie der Tag, beweglich wie die blinkenden Sterne am Abendhimmel, und ihre Augen waren blausamten wie die Nacht und auch so süßer Geheimnisse voll. Sie wohnten ganz allein mit ihrer Dienerschaft in einem Schloß, das hoch auf der Kuppe eines Bergkegels thronte. Ringsum, soweit sie sahen, stand blaugrüner Wald, durch den sich der weiße Pfad, der zum Schlosse führte, aufwärts wand wie ein Silberband. Vom Mauerwall, auf dem ein sorglich gehegtes Blumengärtlein sproß, konnten die Jungfräulein weit in die Ferne blicken, dorthin, wo Zinnen einer Stadt im blauen Duft des Horizontes schimmerten, und nach der anderen Seite, wo der große Fluß geradewegs in den Himmel zu strömen schien.

Da packte die einsamen Mägdelein zuweilen Fernensehnsucht, recht wild und heiß, und ein begehrliches Träumen von dem unbekannten Leben vieler Menschen untereinander.

Aber dann wußten sie sich zu helfen, liefen in den Wald hinein und lachten sich satt über das possierliche Spiel der Eichkätzchen, über den Spießbürgerfleiß der Spechte und die lustige Eitelkeit der Bachstelzchen. Sie schwatzten mit Quellen und Wipfelrauschen, tanzten mit den Sonnenstrahlen auf dem Moos und wanden Kränze aus Anemonen und Himmelsschlüsseln. Sie schmausten Beeren und sogen Honig aus tauigen Blüten . . .

„Reigenkund ist Euer Knabe, Herr Ritter", sagte die Purpurbraune. „So will ich des Braunlockigen Gemahl sein — und biet' Euch Lebewohl!"

Die Silbergrüne aber schritt zu ihrem schwarzhaarigen Knaben und legte die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

„Meines Gemahls Lippen sind heiß und süß, ich dank' Euch für meinen Liebsten, Herr Ritter — und lebt recht wohl!"

*
* *

Wie sie zum Schloß hinausstoben, Zorn in den Augen, mit schweigendem Mund, die Faust am Zügel geballt — die drei!

Im Blumengärtlein auf dem Mauerwall standen die Jungfräulein mit ihren Liebsten und lachten. Jauchzend trugen die Knaben sie auf den Armen davon.

Da glitt der Goldgelben im Schwunge das Pantöffelchen vom Fuß; es rutschte über den niedrigen Mauerrand — weg war es, in der Tiefe verschwunden.

Die Ritter tauchten auf dem weißen Pfade auf, der talwärts führte.

Da riß sich die Goldgelbe ihr zweites Pantöffelchen von den Füßen, die Purpurbraune streifte die gestickten Schuhe ab und die Silbergrüne tat's. Jubelnd warfen sie das leichte Geschoß hinter den Enteilenden drein . . .

„Treff es Euch nicht, Herr Ritter, da sei Gott vor . . .!" . . .

— Vögel sangen im Sommerwind — — —

Hochzeit war auf dem Schlosse — — —

*
* *

Wißt ihr, woher die kleinen festgewachsenen Schuhe im Moosgrund kommen? Goldgelb, purpurbraun und silbergrün —?

Die Weltstadt Berlin.

Von **Hermann Kienzl, Berlin.**

II.

Nicht die Millionen wanderfroher Gäste geben der deutschen Reichsmetropole den Charakter einer Fremdenstadt, diesen Namen erwirbt ihr der beständige Zu- und Abfluß der Einwohner. Wohl ist hier der Bedarf nach neuen Menschenkräften ungeheuer, aber noch größer ist das Angebot, das In- und Ausland stellen. Schonungslos wird zur

„Wollet den Wein genießen, Herr“, sprach die Goldgelbe, „den Euch meine Kammerfrau bringen wird . . .“

„Wollet Euch ergötzen am Waffenspiel der Knaben diesen Abend . . .“, bat die Purpurbraune.

„Wollet mein gedenken, Herr Ritter“, flüsterte die Silbergrüne und barg die feuchten Augen hinter dem Schleier.

„Wollet unsre hochgeehrten Gäste sein bis morgen, alsdann werden wir uns entscheiden . . .“

So überließen sie die Ritter der Sorge der Dienerschaft und schlichen in ihre Kammern, erschrocken im Herzen; aber der Übermut pochte wie ein lustiges Pülslein in einem Winkel ihrer Seele.

Als aber der Vollmond über den Berg strahlte und die Nachtigall in den Jasminbüschen schluchzte, da hielten sie's nicht mehr aus im engen Raum und in dem mausstillen Schlosse. Sie warfen ihre Gewänder über — goldgelb, purpurbraun und silbergrün — und schlüpften hinaus: über den steinernen Kreuzgang, durchs innere Tor, in dessen Nische ein Käuzchen hockte und leise weinte, über den Kies des Hofes und ins Blumengärtlein auf der Mauer. Und sie spähten hinab auf den weißen Pfad im Walde, sprachen von ihren Freiern und ahmten die Ritter nach mit drolliger Gebärde: „Da sei Gott vor, Jungfräulein —!“

Wie kam es, daß sie die leisen Schritte hinter der Geisblattlaube nicht vernahmen, daß ihr Kichern das Flüstern übertönte, das zwischen den Blumen raunte?

* * *

Ach, die Rosen dufteten aus allen Kräften, die Nachtigall wollte schier vergehen im Gesang, Mondlicht ergoß sich wie ein Strom über den Garten und der Wald rauschte leidenschaftlich in der Tiefe.

In den Armen der Edelknaben lachten die Jungfräulein und vergaßen der Ritter.

Schelmenlieder trällerten sie in der Laube, sie tanzten auf dem Rasen im Silberschein und die Jugend brannte auf den heißgeküßten Lippen . . . Wundersam schimmerte um sie die Nacht . . .

* * *

Der Tag glomm auf in rosiger Pracht . . . Der helle Vormittag lachte in den feierlichen Saal . . . Die Ritter standen würdevoll im Halbkreis; hinter ihnen die Edelknaben mit heißen Wangen.

Danach kamen die Fräulein mit blanken Augen geschritten.

„Herr Ritter“, rief die Goldgelbe, „Schelmenlieder hab ich zu süß erfunden, als daß ich sie hingeben möcht' —. Gestattet drum, daß Euer blonder Knabe bei mir bleibe mit seinem Liedermund. Und lebet wohl!“

Unter den geistigen Arbeitern, zumal den Künstlern und Schriftstellern, hat sich ein gefährlicher Wahn entwickelt: „Extra Berolina non est vita.“ Manch einer hungert lieber in Berlin, als daß er irgendwo anders eine ersprießliche Tätigkeit entfaltete. Überall im Rauche der Kaffeehäuser entdeckt der kundige Blick die Lagergrüpplein der großen Armee mehr oder minder waffenloser „Eroberer von Berlin“. Mehr als 2000 engagementlose Schauspieler z. B. warten hier von Tag zu Tag, daß Reinhardt oder Barnowsky sie engagiere. Mehr als 3000 Schriftsteller, die kein Kürschner nennt, führen ein unterirdisches Dasein.

Das freilich kann nicht bestritten werden, Berlin ist die geistige Markthalle Deutschlands, der Hauptstapelplatz der aus allen Gauen eingelieferten künstlerischen und wissenschaftlichen Produktion. Es ist die große Talent-Börse, wo Käufer, Händler, Zwischenhändler die Abschlüsse in Kunst und Kultur machen. Es ist auch noch immer ein Haupt-Eichamt, aber erfreulicherweise nicht mehr das einzige in Deutschland, für Kunst und Künstler.

Berlins junge Größe hat ähnliche Voraussetzungen wie das plötzliche Entstehen und Anschwellen amerikanischer Geschäftsstädte. Das Schöne, das Behagliche, das Romantische weicht dem Praktischen, das Alte ertrinkt in der Hochflut des Neuen. Fieberhaft ist die Arbeit, toll und jagend der Genuß. Die Überlieferung reicht zumeist nur bis zum vorletzten Tage zurück. Trotzdem hat Berlin eine starke Assimilationskraft; aber es ist die Individualität einer internationalen Völkergemeinschaft, nicht die einer nationalen Volksgemeinschaft, der die Ankömmlinge und Nachkommen sich anschmiegen.

Der Typus des Urberliners ist viel seltener geworden als der des Urwieners. In den Volksklassen, die der Hochmut des Sprachgebrauchs die „unteren“ nennt, findet er sich noch häufiger als in den akademischen Ständen und Handelskreisen. Die unteren Klassen rekrutieren sich zum Teil wenigstens aus Berliner Familien und aus der Mark Brandenburg. Der große Bildungs- und Wissensdrang der breiten Volksschichten hat gerade in Berlin einen beständigen Auftrieb in die höheren Stände zur Folge, und in dieser Erscheinung ist eine der Ursachen zu erblicken, daß immerhin das Berliner Volkselement im Gesamtwesen der Stadt deutlich zur Geltung kommt.

Die auswärtige Welt kennt den „Berliner“ eigentlich nicht, obwohl er so häufig in Possen uud Satiren vorgeführt wird. Man hielt sich bei diesen einseitigen Vorstellungen immer nur an bestimmte Typen unangenehmer Zeitgenossen: besonders an den Commis voyageur, der mit seiner dreisten Schnute der Berliner Marke ein ungünstiges Renommee verschafft hat, sodann an die in Bädern und Sommerfrischen wohl- und übelbekannten reichen Aristokraten und Parvenüs und etwa

Seite geschleudert, wer für den hochgespannten Konkurrenzkampf zu schwach ist, und das Ermatten ist für jeden ein Erliegen. Hastig drängen die Rüstigen nach, wo ein Ermüdeter umsinkt. Das führt nicht zur seelischen Veredlung der Gattung, aber zur größten Machtentfaltung des industriellen und auch des geistigen Marktes. So bedeutend aber der durchschnittliche Wohlstand in Berlin ist, groß ist auch die Zahl der Arbeitslosen, groß der Hunger und das Wohnungselend.

Die Statistik ist eine schauerliche Geschichtenerzählerin. Ihre Zahlen warnen jeden, der nicht mehr die volle Spannkraft der Jugend besitzt, vor dem großstädtischen Kampf ums Dasein.

244.060 Personen sind im Jahre 1909 nach Berlin zugewandert und im selben Jahre 219.377 Personen wieder abgewandert. Nur 24.377 haben also festen Unterhalt finden können. Und andere Ziffern: Im Monat Juli 1909 beherbergten die Berliner Asyle für Obdachlose 77.753 Männer und Frauen. Bedeutend größer ist der Zudrang zu den Asylen in den Wintermonaten, wenn die scharfe Kälte die Elendsten der Elenden aus ihren Schlupfwinkeln in den Gebüschen des Tiergartens und Grunewalds und unter den Brücken der Kanäle vertreibt. Von den Zuständen in den Nachtasylen hat der holländische Dichter Heijermans, der sie in Pennbruder-Verkleidung besuchte, grauenvolle Schilderungen gegeben. Die traurigste aller Stätten ist das stets dichtbesetzte Berliner Asyl für Jugendliche, die Bruthöhle der schlimmsten Laster.

Viele Tausende von denen, die noch eine „eigene Wohnung" haben, bestehen kaum besser vor dem Schicksal. Eigene Wohnung! Es ist durchaus kein Ausnahmefall, daß in einer einzigen Dach- oder Kellerstube zehn Personen schlafen, Männer, Frauen, Kinder, Burschen und Dirnen, Gesunde, Sieche, Sterbende. Prof. Werner Sombart enthüllte in Hunderten von Beispielen das Berliner Wohnungselend. Im Westen stehen unvermietete Prunkwohnungen leer, im Osten liegen auf verfaultem Fußboden oder in drei Betten einer Stube ein Dutzend Menschen!

Nicht alle und nicht immer die beklagenswertesten Schiffbrüchigen begegnen uns in Hadern und Lumpen. Entsetzlich ist die Not im Bildungsproletariat. Allmonatlich stellen übrigens die amtlichen Berichte fest, wie viele Doktoren und sonstige Angehörige gelehrter Stände zu den Nachtasylen Einlaß begehrten . . . Derselbe trügerische Glaube an die unversiegliche Ammenbrust der Reichshauptstadt lockt in Massen die Kopf- wie die Handarbeiter nach Berlin. Sicher findet ja der Fähige und Emsige hier höheren Ansporn und Lohn; ebenso gewiß erliegen hier viele der Konkurrenz, die in minder rauher Luft ein bescheidenes Gedeihen gefunden hätten.

doch dem Arsenal Amors geweiht. Nur so erklärt es sich, daß so viele Mädchen einfachen Standes einen Kleider- und Hüteschmuck zur Schau tragen, vor dem die ehrsame Bürgerin der Kleinstadt sich bekreuzigen möchte. Ja, man darf getrost sagen, daß manches Berliner Dienstmädchen — von den kleinen Verkäuferinnen nicht zu sprechen — eine Geheimratstochter der Provinz aus dem Felde schlägt! Und sie sind Heldinnen der Lieblichkeit: Wenn noch der Schnee auf allen Wegen liegt, leuchtet schon die Farbe der Rose aus dem Gitterwerk der weißen Bluse und aus dem Flor des durchbrochenen Seidenstrumpfes. Was ein richtiges Berliner Mä'chen ist, das scheut die Februarkälte nicht, wenn's gilt, Frühlingshoffnungen zu erwecken!

In den Kreisen der Wohlhabenden ist der Toilettenaufwand der Damen außerordentlich. Ein sogenanntes „einfaches Abendessen" bedeutet Pariser Robe, Diamantengefunkel, tiefes Dekolletee. Die Zeiten, in denen man über die schlichten Scheitel und die geschmacklosen dunklen Säcke des Damenpublikums bei einer Berliner Premiere lächelte, sind dahin. Höchstens noch im Königlichen Schauspielhaus, wo die Bureaukraten- und Professorenfamilien nisten, findet man solche Reste der guten alten Zeit. Die Premieren des Deutschen Theaters, der Kammerspiele, des Lessingtheaters, des Kleinen Theaters und der Hofoper sind Mode-Bazare geworden. Der rasch verkrachte Dr. Rudolf Lothar hatte in seinem Komödiantenhaus sogar den Frackzwang eingeführt. Die große Revue des Metropoltheaters verdient ihren Namen nicht nur deshalb, weil auf der Bühne die Ereignisse des Jahres vorübergeführt werden. Sie stellt im Zuschauerraum die Toiletten-Modelle der Saison aus. Die Parole wird ausgegeben von den hier schwesterlich vereinten Damen der Plutokratie, der Aristokratie und der Halbwelt.

Die Berlinerin hat geweckte Sinne und einen wachen Sinn. Sie ist von den Wirbeln der Großstadt geschliffen wie ein Steinchen im Wildbach. Sie ist gut geschult und belesen, eine emsige Hörerin in den Sälen der Universität und aller öffentlichen Vorträge. Frauen sind der größere Teil des Publikums in den Theatern und Konzerten. Die Berlinerin ist überall zu Hause, wo es der Berliner ist. Zimperlichkeit kennt sie nicht. Aber sie hat darum an weiblicher Anmut nicht verloren. Und vor allem: immer größere Scharen dieser Großstädterinnen haben aufgehört, bloß Gattinnen, Töchter und Bräute der Männer zu sein; sind Mitarbeiterinnen, Mitbürgerinnen geworden.

Von dem Bildungsdrang der unteren Volksschichten Berlins macht man sich im Ausland gewiß keine Vorstellung. Ist schon die allgemeine Schulbildung in Preußen hochgezogen, so verdient die Selbstbildung des Volkes noch größere Beachtung. Unzählige Volksbildungsinstitute können in Berlin dem Andrange kaum genügen. Kleine

auch noch an den weitverbreiteten Reserveleutnant. Aber diese Herrschaften bilden doch noch nicht Berlin. Auch findet man diese Typen überall in Norddeutschland von Hannover bis Memel.

Der Stammberliner ist ein Bursch mit Mutterwitz und hat im Blut einen ehrlichen demokratischen Tropfen. Berliner Volkswitz! Keiner, der von dieser Stadt singen und sagen will, kann an ihm vorbei. Mit dem Humor des Gemüts hat der Berliner Witz geringe Verwandtschaft. Er ist schlagfertige Gewitztheit, er entspringt, wie die Pallas Athene, dem Gehirn, nicht dem Herzen, er hat die rücksichtslose Ellenbogenstoßkraft des Großstädters. Nicht einzuschüchtern, kaustisch, respektlos und zehnmal klug, bespritzt der Berliner die ganze Welt mit seinem Witz. Heilig ist ihm nichts als der Verstand und — in immer breiteren Klassen — die Waffe des Verstandes: die Bildung.

Lange Zeit verleumdet worden ist die Berlinerin. Mag sein, daß der Typus des mageren, blassen märkischen Mädchens, der anmutlosen jungen Bürgersfrau, einst vorherrschte, als die Rassen- und Blutsmischung noch nicht eine so gründliche war! Heute ist der Wiesen- und Ziergartenflor schöner Frauen gerade in dieser Stadt überaus reich. Die Straße, irgendein Verkaufsraum, ja der nächstbeste Stadtbahnwagen — von den Vergnügungsorten und dem Korso im Zoologischen Garten, Unter den Linden und in der Tauenzienstraße ganz zu schweigen! — läßt uns immer wieder aufs neue staunen über die Mannigfaltigkeit hübscher, frischer Weiblichkeit. Es wimmelt von reizenden kleinen Mädchen und appetitlichen Frauen! Wenn sich bei den vielen Rasseneinschlägen ein Typus ungefähr feststellen läßt, so darf man — ganz allgemein — sagen: Die Berlinerin hat nicht die mollige Struktur, nicht die kühne Büsten- und Lendenwelle der Wienerin. Sie ist schlank, niedlich, zierlich. Das dunkle Haar hat das Übergewicht vor dem blonden. Bei den Damen der Gesellschaft ist diese Feststellung freilich unsicher; denn bei ihnen ist es Sitte geworden, Haar und Haarfarbe zu wechseln nach den Gesetzen der jeweilig herrschenden Mode ... Die junge hübsche Berlinerin hält viel auf ihren Körper. Sie ist pikant gekleidet, adrett und — auch wenn sie als Berufsarbeiterin mit dem Staub der Schreibstuben und Werkstätten zu kämpfen hat — fast übertrieben sauber. Ein vertretener Frauenstiefel ist hier eine Rarität. Über den Asphalt trippeln Hunderttausende von sandalen-ähnlichen Lackschühlein.

Das süße Gift der Großstadt saugt die Berlinerin unbefangen und fröhlich ein. Aus der Literatur weiß man, wie frei und zärtlich das Berliner Mädchen im Irrgarten der Liebe tanzt. Daran hat auch die Frauenbewegung und die tapfere Beteiligung von Hunderttausenden junger Berlinerinnen an der Erwerbstätigkeit nichts geändert. Der wesentliche Zweck sauer verdienter Groschen ist in sehr vielen Fällen

irgendwo. Doch geht man selten über die Straße, ohne daß man Zeuge des ärgerlichen Schauspiels wird, wie Väter und Mütter ihre kleinen Kinder schlagen. Härte nennt man „Zucht und Ordnung". Erwachsene junge Männer, Schüler höherer Gymnasialklassen, begingen Selbstmord aus Gram und Scham nach empfangenen Körperstrafen. „Von der Rute", sagt Montaigne, „habe ich keine andere Wirkung beobachtet, als daß sie die Menschen schlaff und feig oder heimtückisch und starrsinnig macht".

Ohnedies haben es die kleinen Kinder des Berliner Volks nicht am besten. Obwohl die Stadtverwaltung, wo es immer angeht, Kinderspielplätze anlegt, müssen sich doch Tausende und Tausende der Knirpse in den Straßen tummeln. Vater und Mutter stehen tagsüber in Arbeit. Die Höfe der Häuser sind den Kindern — eine grausame Verordnung! — verschlossen. Die Straße verdirbt viele im zartesten Alter und fordert, so gewitzt ein Berliner Kind ist, täglich blutige Kinderleichen zum Opfer.

Das Grundübel, an dem die jugendlichen Proletarier leiden, ist nicht ästhetischer, nicht moralischer, ist wirtschaftlicher Natur. Man würde irregehen, wenn man angesichts der zahlreichen Selbstmorde von Liebespaaren, die eine stehende Rubrik in den Berliner Zeitungen bilden, an eine neue Werther-Periode dächte. Ach nein! Was die meisten jungen Paare aus ihrer warmen Liebe in den kalten Tod treibt, ist ihre aussichtslose materielle Lage. Viele Notstandskinder sind schwachmütig. Von der stärksten der Leidenschaften blieb ihnen nichts weiter als ein gemeinsames Sterben-Wollen ... Wie gering des geschäftssinnigen Mastbürgers Verständnis für tragische Seelenkonflikte ist, davon ein groteskes Beispiel: Eine Anzahl von Berliner Hotelbesitzern veröffentlichte vor einiger Zeit im Organ der Hoteliers eine Aufforderung an die Liebespaare, sich für ihre Selbstmorde künftig nicht mehr die Hotelzimmer zu wählen. Denn den Wirten erwüchsen aus solchen Katastrophen unverdiente Schädigungen. Ob die Verzweifelten, die ihre Rechnung mit dem Himmel abschlossen, künftig die Rechnung des Herrn Hoteliers gebührend berücksichtigen werden?!

Die neugierigen Fremden sind es nicht am wenigsten, die das vielberühmte und vielberüchtigte Nachtleben in Berlin so üppig schwellen machen. Es herrscht in den Stunden nach Mitternacht in vielen Straßen ein tolleres Getriebe als in der Wiener Kärntnerstraße zu den belebtesten Abendstunden. Aber auch die einheimischen Nachtvögel flattern in dichten Scharen auf. Man hat sich oft gewundert, wie denn der Charakter Berlins als der fleißigsten Arbeitsstadt Europas sich mit dem übermäßigen Genuß- und Vergnügungswesen vertrage, und wie der Berliner die Kraft und Zeit erübrige, nach und vor des Tages harter Arbeit die Nächte bis zum hellen Morgen zu durchschwärmen?

und kleinste Leute, Arbeiter und Handwerker, füllen Tag für Tag die Säle der „Freien Hochschule". Mehr als hundert Volksbibliotheken bieten ihre geistigen Schätze vorwiegend den Arbeitern. Die volkstümlichen Schillertheater fassen Tausende von Zuschauern und versorgen die ärmeren Schichten der Bevölkerung mit bester künstlerischer Kost. In dieser Richtung wirken auch die „Freien Volksbühnen". Unter ihnen hat sich die politisch parteilose Neue freie Volksbühne, deren künstlerischer Leitung ich angehöre, zu der größten kunstsozialen Organisation der Welt entwickelt. Mehr als 60.000 Mitglieder erhalten für geringes Geld allsonntäglich in zehn besten Theatern Berlins und außerdem täglich im eigenen Heim des Vereins die klassischen und modernen Kunstwerke vorgeführt. Über den Rang jedes Platzes entscheidet der Zufall: das aus der Urne gezogene Los. Die Simphoniekonzerte, die derselbe Verein allwöchentlich veranstaltet, sind von Tausenden besucht, ebenso die Vortrags- und Vorleseabende, und zu den Kursen über bildende Kunst und den Führungen durch die Galerien zeigt sich ein solcher Andrang, daß es schwer ist, ihm Genüge zu tun.

Die Zahl der täglich in Berlin abgehaltenen Vorträge ist Legion. Der geistige Kampf geht um alle Fragen des menschlichen Wissens. Da wird für und gegen die historische Existenz Jesu gestritten, da die sexuelle Aufklärung propagiert, da über Literatur oder Richard Strauß gesprochen, da ein gesellschaftliches Problem theoretisch erledigt. Bis in die kleinsten Vereinskreise dringt die Sehnsucht nach dem Licht. Nur als Exempel sei erwähnt, daß ich von einem Bezirksverein der Tapezierergehilfen eingeladen worden bin, einen Vortrag über Jean Jacques Rousseau zu halten! Man muß an einem Tisch mit den Männern des Arbeiterstandes beraten und debattiert haben, um vor der Bildungs- und Geistesreife des Berliner Proletariats den rechten Respekt zu bekommen. Viel zu dieser geistigen Gewandtheit hat zweifellos die intensive parteipolitische und gewerkschaftliche Schulung der Leute beigetragen.

Aber die Millionen des Berliner Proletariats und Kleinbürgertums bestehen natürlich aus vielerlei Klassen von Menschen. Der Berliner Weißbiertrinker und Skatpfahlbürger ist ein stumpfes, dumpfes Lebewesen; und Volksschichten gibt es, die kein Strahl des geistigen Lichts berührt. Man muß sagen, daß die Dickhäuter, Saufbrüder und Rowdies in Berlin um ein erhebliches roher sind als anderswo. Der Wiener aus dem Volke steht an allgemeiner Bildung hinter dem Berliner weit zurück. Aber wenn er betrunken ist, wird er gerührt und gemütlich; der alkoholisierte Berliner Genosse ist ein gefährlicher Herr!

Im Verhältnis zu den Kindern sind die Berliner auffällig lieblos. Es gibt in dieser Stadt natürlich ebenso gute, zärtliche Eltern als

Der Täuschungswille und das Täuschungsvermögen bilden einen ganz besonderen Zweig der Intelligenz, und ihr Vorhandensein setzt immer eine höhere geistige Begabung voraus.

Das Tier heuchelt und lügt nach genau denselben Prinzipien wie der Mensch; einmal sucht es sich Vorteile zu erringen, zum andern strebt es, sich Nachteile zu ersparen, im Bewußtsein, daß ihm beides auf „geradem Wege" schwer oder gar nicht möglich sein würde.

Die augenfälligsten Wahrnehmungen dieser Art machen wir natürlich an unseren Haustieren. Das Tier, das dem Kommando des Menschen untersteht, wird mehr oder minder gezwungen, seine eigenen Neigungen dem Willen seines Herrn unterzuordnen; je nach Art und Temperament des Tieres bringt dies erfahrungemäß Differenzen mit sich, die oft die Geduld des Dresseurs, oder richtiger, des Erziehers, bis aufs äußerste erschöpfen. Auch das Tier besitzt Individualität, auch das Tier besitzt einen Willen, und der vernünftige Mensch wird dieser Naturgabe Rechnung zu tragen haben, will er sich anders im Tier einen treuen Diener, nicht aber einen heuchlerischen Sklaven heranbilden.

Oft genug tritt aber selbst beim bestgezogenen Tiere der Fall ein, daß es einmal Neigungen verspürt, von denen es recht wohl weiß, daß sie sein Herr nicht billigt, denen es aber trotzdem nicht entsagen mag. Hier ist nun der Moment gekommen, wo die „List", das Täuschungsvermögen, in Aktion tritt.

Vor Jahren besaß ich einen kleinen Hund von etwas schwer definierbarer Rasse, dessen Dichten und Trachten, gleich dem des menschlichen Herzens, böse von Jugend auf war. Dazu besaß er einen nie erlahmenden Tatendrang, dem besonders während meiner Abwesenheit die verschiedensten Gegenstände zum Opfer fielen. Selbstverständlich erteilte ich meinem „Jack" daraufhin etliche Lektionen über Hundeanstand, und ich hatte auch die Freude, meine pädagogischen Auseinandersetzungen begriffen zu sehen. Allein ich sollte bald genug die Entdeckung machen, daß „Jack" sich durchaus nicht in ein Hunde-Ideal verwandelt hatte — er befriedigte vielmehr seinen Tatendurst nun im verborgenen, so daß oft erst nach einigen Tagen die Spuren seines Wirkens aufgefunden wurden.

Die kritische Beobachtung meines Hundes lehrte mich nach einiger Zeit, physiognomische Resultate zu finden — bekanntlich ist für den scharfen Beobachter auch ein Hundegesicht sehr ausdrucksfähig!

Für gewöhnlich trug Jack eine äußerst frech-vergnügte Miene zur Schau, und meine Heimkehr pflegte er stets mit einer fast beleidigenden „Wurschtigkeit" aufzunehmen. Anders war's, wenn er ein böses Gewissen hatte. Da konnte er sich anscheinend vor Wiedersehensfreude gar nicht beruhigen, und seine schmeichelnde Liebenswürdigkeit kannte keine Grenzen. Die ersten Male gelang es Jack ja auch, mich zu „belämmern", dann

Selbstverständlich tritt hier die Teilung der Kräfte in Erscheinung. Die einen obliegen einer produktiven Tätigkeit, andre der ernsten Pflicht des Bummelns. Berlin hat viele reiche Leute, man schätzt seine Kapitals- und Einkommen-Millionäre auf rund 10.000. Noch unvergleichlich größer ist die Zahl der Bewohner, die sich eine luxuriöse Lebensführung gestatten können. Der durchschnittliche Wohlstand ist — trotz des Einschlags bittrer Armut, trotz der Überfüllung der Nachtasyle — sehr bedeutend. Und dann gibt es doch auch sehr viele, die den harten Arbeitsansprüchen genügen und der Genußsucht der Weltstadt des Nachts ihren Tribut zollen.

Der arbeitende Berliner — gleichviel ob Bauarbeiter, ob Maschinenwärter, ob Kaufmann oder Lehrer oder Rechtsanwalt — hat tagsüber keine Zeit, zu sich selbst zu kommen. Das Familienmittagsmahl bei Tageslicht ist längst zur Sage der Vergangenheit geworden. Man nimmt seine Frühstücksstulle mit auf Bureau oder Arbeitsplatz und verzehrt sie in irgendeiner Luftpause eilig. Das Nachmittags-Kaffeehaus, das Stundengrab der behaglichen Österreicher, hat in Berlin nie existiert. In dieser Stadt, die so vom Arbeitsfieber geschüttelt wird, sieht man tagsüber selten Menschen, die behäbig durch die Straßen wandeln und betrachtend vor den Herrlichkeiten weilen. Alles stürmt und rennt. Time is money — das ist die Losung der amerikanischen Berliner. Sich auf sich selbst zu besinnen, haben die meisten vor Feierabend keine Gnadenfrist. Daher das Bedürfnis, die Nacht zum Tage zu machen, sich in den späten Nachtstunden auszuleben. Die Genußsucht, die in der Weltstadtatmosphäre liegt, reißt viele hin — sie ist auch einer der Antriebe, und gewiß nicht der edelste, für die hochgesteigerte Erwerbsgier. Hier eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt! Eine Schlange, die Tausende frühzeitig zu Tode preßt. Nervensanatorien schießen immerfort wie Pilze aus dem Boden, die Irrenhäuser werden zu eng. Der Moloch ist unersättlich. (Schluß folgt.)

(Schluß folgt.)

Heuchler unter den Tieren.



Omnis homo mendax. Alle Menschen sind Lügner! Also heißt es bereits kurz und bündig im Psalm 116, 11. Die Verstellungskunst auf Kosten von Treu und Glauben ist demnach eine altehrwürdige, und die Tatsache, daß unsere Ahnen also auch nicht besser gewesen, als wir es sind, dürfte bei manchem ein Gefühl relativer Befriedigung hervorrufen.

Indes — es kommt noch besser. Der Mensch lügt und heuchelt nicht allein; auch das Tier tut's. In seiner „Sprache“ sowohl wie in seinen Handlungen offenbart sich in mannigfacher Weise seine Fähigkeit zur „Vorspiegelung falscher Tatsachen“, allwie man sich juridisch auszudrücken beliebt.

ein höchst liebenswürdiger, im Familienkreise aber ein sehr rauhbeiniger Herr. Sylva hatte nun herausgefunden, daß seine Zuneigungskundgebungen gegenüber der Familie seinem Herrn mißfielen. Er begann darum mit einemmal, gegen sie Gleichgültigkeit, ja zuweilen sogar offene Antipathie zu zeigen, und die Folge davon waren Belobungen und Leckerbissen. Sobald sein Herr aber nicht zugegen war, benahm sich Sylva wie umgewandelt; da war er der liebenswürdigste Hund der Welt und dies in so freudig-aufrichtiger Weise, daß unschwer zu erkennen war, daß er jetzt seiner Empfindung folgte, während er vorher aus Verstandesgründen seinem Herrn zulieb Abneigung geheuchelt hatte. — Wer wollte hier wohl nur von „Instinkt" sprechen?

Ein wahres Lumpengenie aber war der Dackel eines Försters. Feldmann war von Natur sehr offensiv veranlagt; die Hochschule der Dressur hatte daran vieles geändert, aber nicht alles.

Viel Mühe hatte es besonders gekostet, ihn zu Schnurri, der Hauskatze, in ein leidlich gutes Verhältnis zu bringen. In Gegenwart seines Herrn zeigte er sich denn auch sehr verträglich; sobald er sich aber unbeobachtet glaubte, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, Schnurri eins auszuwischen.

Auch zur Familie Gockel schien Männe in gutem Einvernehmen zu stehen, und als von den zwölf Küchlein eines Tages drei fehlten, fiel der Verdacht auf Schnurri, in deren Korb man etliche Flaumfederchen entdeckte — Beweis genug, um Schnurri daraufhin gehörig das Fell zu gerben.

Etliche Wochen waren vergangen, da war in einem unbewachten Augenblicke aus der Küche ein Schweinskotelett verschwunden, und seltsamerweise fand man beim Nachsuchen nach „Spuren" den abgenagten Knochen wiederum auf Schnurris Lagerplatz.

Des Försters Älteste behauptete indessen, Schnurri sei den ganzen Vormittag mit ihr im Garten gewesen, es müsse also „irgend jemand" der armen Schnurri einen bösen Streich gespielt haben. So wandte sie für diesmal das Strafgericht von ihrem Lieblinge ab, aber der Förster erklärte, das naschhafte Vieh müsse aus dem Hause.

Der Besuch eines Onkels, der Schnurri entführen sollte, stand bevor, und das Försterstöchterlein hatte daraufhin ihr Kätzchen verschwinden lassen; das heißt, sie hielt es wohlverwahrt in ihrem Stübchen. — Schnurri war weg!

Und trotzdem! Eines Abends war außer Schnurri noch etwas anderes „weg", nämlich der sehr ansehnliche Rest einer Rehkeule.

Wiederum wurde kriminalistische Hausdurchsuchung gehalten und diese zeitigte ein überraschendes Resultat: der abgenagte Knochen fand sich wiederum in Schnurris Korbe vor, der doch seit Tagen unbenützt stand!

aber wußte ich, daß dies heuchlerische Gebaren mich nur von der Durchsuchung der Wohnung abhalten sollte. Interessant war dann die Wandlung in Jacks Benehmen, sobald er sah, daß seine Schmeicheleien nicht verfingen. Dann legte er sich gewöhnlich in seinen Korb, um zu schlafen. Natürlich schlief er den bekannten Schlaf des Gerechten nur zum Schein, und hinter den Vorderpfötchen hervor verfolgten seine argwöhnischen Augen jede meiner Bewegungen. Sobald er aber merkte, daß ich mich der Stätte seiner Missetat näherte, sprang er plötzlich auf und suchte nun schmeichelnd und unter Zeichen tiefster Reue das dräuende Strafgericht abzuwenden oder doch wenigstens zu mildern.

Jack verfügte indessen noch über einen zweiten Trick. Er war ein Bummelgenie, und das hatte insofern ein Gutes, als er sich dadurch schließlich an Stubenreinheit gewöhnte. Sehr bald aber benützte der Schlaububer seine Bedürfnisse als Mittel zum Zweck; er heuchelte diese in so kurzen Fristen, daß man endlich stutzig wurde und Jacks Ausgänge von „höherem" Ermessen abhängig machte.

Der Pintscher eines Freundes wandte übrigens einen ähnlichen Kniff an, um sich „Urlaub" zu verschaffen. Er pflegte, plötzlich die Ohren zu spitzen, unter wütendem Gebell nach der Vorsaaltüre zu springen, um dadurch die Meinung zu erregen, daß sich draußen „was Verdächtiges" herumtreibe. Wurde dann die Türe geöffnet, um die Ursache zu ergründen, so hatte der gerissene Pintscher seinen Zweck erreicht. Mit freudigem Kläffen entschlüpfte er durch den Türspalt, und bis er wieder kam, hatte es gute Weile. Von einem Verdachtserreger vor der Tür war natürlich niemals eine Spur!

Auch der Spitz meines Vaters, Fips, war ein Heuchler, und darunter hatte ich in meiner Kinderzeit manches zu leiden. Fips hielt sehr darauf, an unseren Ausflügen teilzunehmen, neigte aber zur Korpulenz und infolgedessen zur Bequemlichkeit. Darum empfand er den Heimweg stets als etwas sehr Unangenehmes, dem er sich jedoch auf eine höchst raffinierte Weise zu entziehen verstand. Er begann zu hinken. Wurde er dann teilnehmend gefragt: „Du hast wohl ein böses Pfötchen?", dann zog er ein klägliches Gesicht, begann steinerweichend zu winseln, und das Ende vom Liede war, daß ich Unglückswurm alsdann Fips nach Hause tragen mußte. Einst aber brachte der Zufall Fipsens böses Trugspiel ans Licht. Als wir eben die heimischen Penaten erreicht, setzte ich erschöpft den zehnpfündigen Patienten auf die Erde; da kam gerade des Nachbars Männe daher, und mit einem Male hatte Fips sein „krankes Pfötchen" vergessen und tollte sogleich wie närrisch mit seinem Kumpan umher. — Seit jenem Tage ward Fipsens Hinken nicht mehr beachtet, und als er dies merkte, gab er's auch bald auf, den Kranken zu spielen.

Einen geradezu ans Menschliche streifenden Charakterzug aber besaß der Jagdhund Sylva eines befreundeten Herrn. Dieser war in Gesellschaft

Boden liegenden Schwalbe nicht im mindesten in einem Zusammenhange. Die Schwalbe erwies sich übrigens als unverletzt und nur vom Schreck momentan betäubt; sie flog nach kurzem vergnügt von dannen.

Ebenso schlau benahm sich auch eine zweite, halbwilde Katze, der man auf dem väterlichen Gutshofe Heimatsrechte gewährt hatte. Als man bemerkte, daß sie Familienmutter geworden, suchte man den Aufenthaltsort ihrer Kleinen zu erforschen. Umsonst! Die Schlaubergerin führte beharrlich alle Sucher irre und verlockte sie zu oft halsbrecherischen Partien über Planken, Gerüste und Holzstapelplätze hinweg, ohne daß aber je ein Erfolg erzielt ward. Erst gelegentlich eines starken Gewitters siegte die Mutterliebe über die Vorsicht, und die Katze brachte ihre Jungen in die Küche geschleppt, wo ihnen auch gern Obdach gewährt ward. Nach überstandener Gefahr trug die Katze ihre Kleinen jedoch gleich wieder fort, und dabei entdeckte man, daß sich die „Wiege“ der kleinen Kätzchen dicht am Hause, hinter einem Holzstoß, befand. — Selbstverständlich tat man der besorgten Mutter den Gefallen und ignorierte diese Entdeckung.

Nun aber zu dem edelsten unsrer Haustiere — zum Pferd!

Am meisten kommt hier der Trick in Frage, Erschöpfung oder Krankheit zu heucheln. Ein Beispiel hierfür bietet der Braune „Fritz“ eines Gutsbesitzers.

Fritz hatte dreimal pro Woche landwirtschaftliche Produkte nach der etwa drei Stunden entfernt liegenden Stadt zu befördern. Der Hinweg ging auch stets flott vonstatten, auf dem Heimwege aber begann Fritz stets an einer bestimmten Stelle zu lahmen, und jene Stelle befand sich etwa fünf Minuten vor der „roten Schenke“, die etwa den Mittelpunkt des Weges bildete. Wohl oder übel mußte sich der gefühlvolle Rosselenker dazu herbeilassen, zum Wohle seines „Fritz“ in der Schenke eine längere Rast zu halten.

Als jedoch einst ausnahmsweise der Sohn des Bauern die Fahrt besorgte, kam Fritzens Heuchelei ans Licht. Der junge Mann beachtete nämlich das Lahmen des Pferdes nicht und fuhr an der „roten Schenke“ vorbei. Und o Wunder! Etliche Minuten später gab Fritz sein Hinken auf!

Der kleine Vorfall wurde damals viel belacht, und Fritz hieß seitdem nie anders, als „der Komplize“ seines Herrn.

Ein anderes heuchlerisches Pferdesubjekt war „Fatma“, die zierliche Rappstute eines Reitlehrinstitutes. In Gegenwart des Lehrmeisters benahm sich Fatma stets untadelhaft sanftmütig und gehorsam; wehe aber dem arglosen Reitstudenten, der sich verlocken ließ, auf Fatma einen Renommierspazierritt zu wagen. Eine Viertelstunde nach dem Abreiten hatte er sich mit apodiktischer Gewißheit von seinem Gaule getrennt! Wie das zugegangen, wußte er später natürlich nicht zu sagen,

Jetzt war der große Moment gekommen, wo sich bewahrheiten sollte was der Dichter sagt:

„Die Tugend siegt,
Das Böse muß verderben."

Triumphierend überbrachte das Försterstöchterlein Schnurris Alibi, und logischerweise kam man alsbald auf die Vermutung, am Ende könne Feldmann der Missetäter gewesen sein.

Der Herr Förster machte kurzen Prozeß. Er rief Feldmann zu sich her und führte ihn an Schnurris Lager, wo noch immer der Knochen lag. Da begann Feldmann plötzlich kläglich zu winseln, und, den Schwanz einziehend, suchte er mit einem raschen Seitensprunge zu entweichen; — dies Benehmen war so gut wie ein offenes Geständnis! Aber des Försters nervige Faust war rascher als der Dackel, und nun ereilte ihn sein gerechtes Schicksal. Schnurri aber war gerächt und ihre Ehre wiederhergestellt!

Bei dieser Gelegenheit sei auch einmal der leider so verbreiteten und gedankenlosen Redensart vom „falschen" Katzengeschlecht entgegengetreten.

Die Katze, sofern sie von klein auf vernünftig behandelt wird, ist ihrem Herrn genau so treu wie der Hund. Ihre „Falschheit" wird zumeist mit dem oft unvermuteten Gebrauch ihrer Krallen begründet; man bedenke aber, daß bei diesem so vielfach verhetzten und mißhandelten Tiere oft eine jähe, unbewußte Bewegung hinreicht, in ihm die Vorstellung zu erwecken, bedroht zu sein! Andererseits aber bringt auch harmloses Spiel die Katzenkrallen in Tätigkeit, und es kann geschehen, daß sie wider Willen kleine Wunden hinterlassen. Zwischen Mensch und Katze waltet eben noch immer ein bedauernswertes Mißverstehen ob.

Keineswegs aber ist die Katze frei von Heuchelei; auch sie sucht ihre begangenen Unarten zu verbergen, auch sie strebt danach, verbotene Sonderinteressen möglichst ungesehen verfolgen zu können. Rechtsbegriffe und „Schuldbewußtsein" hat sie genau wie der Hund.

Mein Vater besaß z. B. (wie er erzählte) als Knabe eine „vogelrein" gezogene Katze; diese lebte mit etlichen frei im Zimmer umherfliegenden Singvögeln im tiefsten Frieden, und selbst die gelegentlichen Neckereien eines übermütigen Stares vermochten Mieze niemals ihre gute Erziehung vergessen zu lassen. Anders jedoch verhielt sie sich im Garten. Sobald sie sich unbeobachtet glaubte, genierte sie sich durchaus nicht, ihrem Jagdtriebe die Zügel schießen zu lassen, doch brauchte sie stets die Vorsicht, etwaige Federreste sorglich zu verscharren. Einmal aber erwischte sie mein Vater dabei, wie sie gerade eine junge, tieffliegende Schwalbe mit der Pranke niederschlug. Bei dem nun ertönenden scharfen Zuruf schrak Mieze sichtlich zusammen, gleich darauf aber trollte sie gemächlich, mit unschuldsvoller Miene dem Hause zu, in der offensichtlichen Absicht, den Anschein zu erwecken, als stehe sie zu der am

knappe Stunde gedauert, nun blieb der Hund plötzlich stehen und stieß ein ärgerliches Winseln aus. Es war offensichtlich, daß hier seine Kunst zu Ende war. Ich suchte eingehend das ganze Terrain ab, aber der Hund hatte für meine Bemühungen nur einen mitleidigen Blick; er wußte, daß hier kein Resultat zu finden war.

Zufällig begegnete mir auf dem Rückwege der alte Königliche Oberförster, dem ich mein Leid klagte und der schließlich den Vorschlag machte, nach dem steinigen Hügel zurückzukehren. Dort angekommen, blieb sein Blick sogleich auf dem seichten Wässerlein haften, und lachend rief er: „Na, der Halunke ist eben im Wasser gelaufen, um seine Fährte zu verdecken! Wir werden oberhalb des Hügels das Wasser abdämmen, und dann wett' ich hundert gegen eins, daß wir alsdann ‚errötend seinen Spuren' folgen können."

Der alte Weidmann hatte recht. Zwei Tage später waren wir so glücklich, dem Erzschelm Reineke einen unerwünschten Besuch abzustatten, bei dem nicht bloß er, sondern zwei hoffnungsvolle Fuchssprößlinge das Leben lassen mußten. Wo aber lag die Villa Reinekes? Kaum zehn Minuten von meinem Grundstücke entfernt! So hatte also der vierfüßige Ränkeschmied einen täuschenden Umweg von zirka einer Stunde nicht gescheut, um nur ja vor den „dummen Menschen" recht sicher sein zu können. —

Das Bestreben, ihre Wohnstätten geheim zu halten, ist übrigens den Tieren fast allgemein eigen, und selbst der sehr wenig intelligente Hase versucht, durch irreführende Seitensprünge den Feind über den Ort seines Nestes, beziehungsweise Lagers im unklaren zu lassen.

In ähnlicher Weise wie die Säugetiere wissen auch die Vögel ihre Horste und Nester zu verbergen; auch sie beschreiben oft weite Umwege, ehe sie den Flug ins Heim wagen, und demselben Vorsichtsprinzip entspringt auch die Gepflogenheit vieler, die Exkremente ihrer Sprößlinge nach einer entfernten Stelle zu tragen. Ich habe selbst ein Drosselweibchen beobachtet, wie es den Moment der „Erleichterung" seitens seiner Jungen derart geschickt abpaßte, daß es die Losung stets mit dem Schnabel auffing, um sie alsdann sofort wegzutragen. Wenn man bedenkt, wie peinlich sauber die Vögel stets ihre Schnäbel halten, so muß man ihnen diese sicherlich etwas undelikate Art des Düngerexportes um so höher anrechnen.

Auch führende Wildhennen sind um ein Täuschungsmittel nicht verlegen, sobald es gilt, ihre noch unbeholfenen Kleinen vor Gefahr zu retten. Sie stellen sich verwundet, zeigen sich mit schleppendem Flügel und suchen unter jämmerlichem Geschrei anscheinend schwerfällig zu entkommen. Dem unerfahrenen Menschen dünkt es ein leichtes, sich des kranken Huhnes zu bemächtigen, er läßt sich zur Verfolgung verleiten,

denn die tückische Fatma pflegte mit Blitzesschnelle zu „arbeiten". Nicht zufrieden mit der Niederlage ihres Reiters, ließ sich Fatma, die sonst während des Sattelns und Aufsitzens doch stets so musterhaft „fromm" war, aber um keinen Preis ein erneutes Aufsitzen gefallen, und so blieb dem unglücklichen Reiter denn nichts anderes übrig, als sein triumphierendes Roß per pedes apostolorum nach Hause zu führen, wo er zum Schaden auch noch den Spott der Stallbediensteten einstecken mußte. Erst nach Jahren ward Fatmas Heuchelei und Tücke entdeckt, und dann ermangelte man natürlich nicht, energisch ihre Tücke und Heuchelei zu bekämpfen.

Wenn hier aber nun einmal von Lug und Trug der Tierwelt die Rede ist, soll nicht vergessen sein, auch den Altmeister animaler List, Meister Reineke, zu erwähnen.

Man könnte schier ein Büchlein über seine unendlich vielseitigen trügerischen Manöver schreiben, doch ist es ja bereits sattsam bekannt, daß Reinekes Intelligenz immer neue Tricks auf dem Repertoire hat, wenn es gilt, sich scheinbar harmlos an seine Beute heranzupürschen, oder den verfolgenden Weidmann oft noch im letzten Augenblick um den Sieg zu prellen. Hier nur zwei kurze Berichte: Ein junger, frisch eingefangener Fuchs war interimistisch in einer alten Taubenvoliere einquartiert worden. Reineke ging sogleich an eine genaue Inspizierung seines Quartiers und machte plötzlich an einer Stelle halt, die einen ausgebesserten Defekt aufwies. Dann aber trabte er scheinbar gleichgültig weiter und legte sich nach kurzem auf das Heulager zum Schlafen nieder. Ein schlafender Fuchs wirkt natürlich auf die Länge der Zeit sehr langweilig, und darum entfernten sich auch schließlich seine Beobachter.

Als sie nach einer Stunde zurückkehrten, war Meister Reineke verduftet! Nach näherem Hinsehen aber ergab sich, daß er an eben jener flüchtig ausgebesserten Stelle ausgebrochen war und daß man sich von seiner scheinbaren Schicksalsergebenheit hatte übertölpeln lassen.

Ein weiteres Fuchsstücklein erzählte ein Herr aus dem Zschopautale wie folgt: Ich mußte die unangenehme Erfahrung machen, daß meinem Hühnerbestande auch ein Fuchs sein geneigtes Interesse zugewandt hatte; trotz der besten Fallen und der verlockendsten „Witterung" fiel es dem Burschen aber gar nicht ein, sich fangen zu lassen. Schließlich setzte ich mich mit dem Jagdinhaber ins Einvernehmen, lieh mir den Hund eines befreundeten Nimrods und zog auf die Fuchspürsch.

Direkt hinter meinem freigelegenen Grundstück dehnte sich ein ansehnlicher Streifen Wiesenland, der bis zum nahen Walde führte, über dieses Gebiet hinweg führte mich der Hund zuversichtlich bis zu einer steinigen, hügeligen Waldblöße, an deren westlicher Seite ein seichtes Wässerlein talwärts rann. Der Marsch hatte ungefähr eine

Heimgärtners Tagebuch.

Noch steht es in Österreich nicht so mit uns, daß wir — den Dichter variierend — singen müßten: Ein Tag im Jahre steht den Deutschen frei!

Uns gehören noch alle Tage des Jahres, mit Ausnahme derer, die wir undeutsch verleben. Aber der Deutsche Schulverein hat doch einen besonderen Jahrestag aufgestellt, an dem die Maiensonne uns vom Aufgang bis zum Untergang mahnen soll: Gedenke, daß du ein Deutscher bist! — Ich hätte nur einen Wunsch, daß an diesem Tage alles Reden und Heilrufen und Liedersingen und Trinken verboten wäre, damit der Deutsche kein anderes Mittel hätte, um sich zu bekennen, als das, eine deutsche Tat zu tun.

Die große Tatenfreudigkeit unserer nationalen Gegner müssen wir bewundern. Aber wir weichen nicht zurück. Wir haben auf außerordentlichem Wege binnen drei Jahren eine Sondersumme von fast drei Millionen Kronen für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen zusammengebracht. Noch etwa zwanzig Bausteine fehlen. Der nächste Schulvereins-Opfertag soll sie bringen.

Aus Wien kam folgende briefliche Frage:

Durch lange Zeit hindurch ist es mein Wunsch, über eine Äußerung, die heute so ganz Sitte geworden, von Ihnen ein Gutachten zu vernehmen.

Es handelt sich darum, daß jeder Dritte, der heute so glücklich ist und in seiner Ehe keine Kinder besitzt, den nächsten Familienvater, der mit mehreren Kindern gesegnet ist — kurz einen Verbrecher schimpft, da die allgemeine Ansicht verbreitet ist: nur derjenige sei berechtigt, Kinder zu besitzen, der dieselben auch gut ernähren und erziehen kann, obwohl es heißt: „Die Familie ist die Grundlage des Staates."

Der armen Menschen sind zu viele, hört man allgemein, zufolge des Fortschrittes der Technik. 200 Maschinen betreiben 7 Mann. Für 100.000 Zigaretten, durch Handarbeit hergestellt, wurden 482 Kronen bezahlt, durch die Maschine hergestellt 57 Kronen; für 100 Pfund Nadeln durch Handarbeit hergestellt 380 Kronen, durch die Maschine hergestellt 12 Kronen, und so fort. Also wenn auf diese Art die Menschen zuviel sind, warum nicht die Leibesfruchttötung Gesetz werden lassen? welche heute noch in Indien gebräuchlich ist! Aber — erst kürzlich las ich in einer Zeitung in bezug auf die Kriegsgefahr folgendes: „Niemals wird Frankreich infolge der Schwäche seiner Geburten eine so starke Kasernenarmee auf den Fuß stellen können wie seine Nachbarn im Osten —"

So der Briefschreiber, dann bittet er um meine Meinung.

immer weiter und weiter, bis plötzlich das „kranke“ Tier mit einem hellen Triumphgeschrei die Flügel spannt und heil und gesund davonfliegt. — Die Wildhenne hat ihn überlistet und ihn durch dieses Manöver von dem Orte entfernt, wo ihre Kleinen saßen!

Einen weiteren Beitrag zu meinem Thema lieferte mir vor Jahren eine Amsel, welche sich in einem engmaschigen Wein-Schutznetze gefangen hatte und nun ihrer Angst durch helles Zetergeschrei Luft machte. Als ich mich jedoch näherte, die traubenlüsterne Gefangene zu befreien, verstummte nicht nur plötzlich ihr Geschrei, sondern sie hing auch mit einemmal matt, anscheinend sterbend, im Maschenwerke.

Nachdem ich sie vorsichtig daraus gelöst, legte ich sie auf die flache Hand, um nach etwaigen Verletzungen zu suchen — brrr — da war im nächsten Augenblick meine „Scheintote“ unter lautem Gezwitscher ins Reich der Lüfte entschwunden! Sie hatte mich also durch ihre Verstellung offenbar nur zu größerer Sorglosigkeit verleiten wollen, um dadurch um so leichter entweichen zu können.

Wer übrigens zahme Waldvögel im Zimmer hält, wird tagtäglich Gelegenheit haben, die Schlauheit seiner kleinen Lieblinge zu beobachten; Zeisig, Rotkehlchen und Star, vor allem aber das frech-drollige Geschlecht der „Jakobe“ verstehen gar meisterlich, ihren Herrn hinters Licht zu führen, wenn es gilt, sich einen unerlaubten Genuß zu verschaffen. Hierüber Einzelheiten anzuführen, würde jedoch schier ins Uferlose führen, und es kann darum dem tierfreundlichen Leser nur empfohlen werden, durch eigenes Beobachten auf diesem dankbaren Felde Erfahrungen einzusammeln. Das Stündlein Zeit, das er dazu opfert, wird ihn sicher nicht gereuen!

Selbst in der nieder organisierten Insektenwelt wird die Täuschungsfähigkeit angetroffen, und hier zwar ausschließlich als Hilfsmittel zur Selbsterhaltung. Die kleinen Sechsfüßler pflegen sich, sobald sie keinen anderen Rettungsweg mehr sehen, einfach tot zu stellen, wohl wissend, daß ihre nimmersatten Gegner, die Vögel, ihre „Braten“ nur bei lebendigem Leibe zu verzehren pflegen. Was nicht krabbelt, wird von ihnen verschmäht. — Einer der hartnäckigsten „Scheintoten“ aber ist der kleine, schwarze Käfer, welcher unter dem Namen „Dickkopf“ im Volke bekannt ist. Dieser kleine Wicht kann stundenlang den Toten spielen, und wissenschaftliche Versuche haben ergeben, daß er sich sogar Fühler und Beine amputieren läßt, ohne irgendwelches Zeichen von Leben dabei zu verraten.

Wo immer wir also auch mit dem Studium des animalen Geisteslebens beginnen, es ist ein Gebiet, auf dem es wohl einen Anfang, aber so bald nicht ein Ende gibt.

„Türmer.“ Fr. Hornig.

Ich habe das Wort Unrecht ausgesprochen. Denn Gott sei vor, daß ich die Tat beschönigen möchte! Aber gründlich genommen, wenn ich mich nun auf den Standpunkt des Höfelhans stelle, woran ist es, meine Herren? Ist kümmerliches Alter in einem kranken Körper denn so begehrenswert? Wird der arme Höfelhans seinem Erlöser zürnen? Und angenommen: ja! so wissen wir doch alle, daß sich der einzelne dem Allgemeinen unterzuordnen hat. Und nun frage ich: in welchem Falle gewinnt die Allgemeinheit, die Gesellschaft, der Staat, wenn ein greiser Krüppel zu verpflegen ist, oder wenn ein erwerbsfähiger Mann der Gründer einer gesunden Familie wird? Und dann, meine Herren Geschworenen! Weiß einer was Schlimmes aus dem Leben der Angeklagten? Ist die Tat aus Geldgier, Haß oder Rache geschehen? Nein, sie entsprang der edelsten menschlichen Leidenschaft, der Liebe. Und wenn selbst das nicht zu entschuldigen war — Sie sehen die Strenge meiner Auffassung — haben die beiden in ihrer düsteren Untersuchungshaft nicht gelitten? Haben sie nicht bitter gebüßt? Haben sie nicht geweint, daß mitten in einem so braven, ehrenwerten Leben, als sie geführt, plötzlich der Dämon hereingebrochen über sie, der nur deshalb so furchtbar ist, weil wir ihn Schuld nennen! Und haben sie nicht bereut und Vorsatz gefaßt, den verhängnisvollen Fehltritt durch ein Leben voll Tüchtigkeit und Tugend hundertfach wettzumachen? — Aber das geht ihr Gewissen an und nicht uns. Das Gesetz ist da, um die Gesellschaft zu stützen; die Justiz kennt keine Rache, sie hat nur den Staat zu schützen. Wer aber — ich wiederhole es — wer ist in unserem Falle geschädigt? Der Staat? Der hat eher Vorteil als Nachteil. Die Luzina? Die hat dem Schädiger verziehen und er ist bereit, sie zu entschädigen. Der Höfelhans? Der wird nimmer als Ankläger auftreten, weil er unter allen Umständen gewonnen hat. Denn der Tod ist das Ziel des Lebens, und wen Gott liebt, den nimmt er zu sich. — Als ich vorhin in schweren Gedanken über all das Unheil, das Leid und den Jammer im menschlichen Leben die Treppe hinaufstieg, hörte ich eine Stimme des Hasses: Gehenkt sollen sie werden! So der Verwegene in diesem Saale anwesend ist, frage ich ihn: Wenn sie Verbrecher sind, soll man sie darum vom Leiden erlösen? — Was ich hier gesagt habe, es ist wohl überlegt worden, denn ich halte mir vor Augen, daß ich für mein Amt einem höheren Gerichte verantwortlich bin, so wie auch Sie es sind, wackere Männer aus dem Volke, Sie, an deren gesundes Herz heute das Recht appelliert!"

So sprach der Verteidiger, wies dann auf die „kummervollen Gestalten" der Angeklagten und forderte die Freisprechung derselben.

Der Pankraz stand fast stolz aufrecht. Die Luzina warf einen trotzigen Blick gegen die Richter, die sie und ihn gerne hatten verderben wollen. Sie waren unschuldiger, als sie selbst geahnt.

Nun ja, die soll er haben:

Je mehr Kinder, je stärker wird ein Volk. Die Natur muß zur Aushebung der Stärksten, Fähigsten eine möglichst große Auswahl haben. Die Kinder armer Leute werden, vorausgesetzt eine sittliche Leitung, gewöhnlich tüchtiger als die der Reichen, die leicht verweichlichen, zum mindesten aber nicht körperlich arbeiten wollen. — Wenn die Maschinen schon so viele Leute arbeitslos machen, soll man deshalb die Zahl der Leute vermindern? Nicht lieber die Zahl der Maschinen?

Mir ist es in meiner Jugend — auch ohne Maschine — schlecht ergangen. Doch bin ich meinem Vater dankbar, daß er mich ins Leben gerufen hat. Und bin ihm dankbar, daß er mir so viele Geschwister gegeben hat. — Wer fragt denn, ob arm oder reich? Mensch sein ist die Hauptsache.

Eine junge Bäuerin hatte von ihrem Geliebten ihren alten Mann erschießen lassen. Es kam auf, alles, mit allen Nebensächlichkeiten, und sie mußten vors Gericht der Geschworenen. Die Schuld der beiden war erwiesen, sie leugneten auch gar nicht. Der Staatsanwalt verlangte die Todesstrafe. Der Verteidiger aber hielt eine Rede, in der er einleitend die beiden Angeklagten als Opfer unserer gesellschaftlichen Einrichtungen hinstellte und dann fortfuhr:

„Und nun betrachten wir uns einmal diese bedauernswerten Opfer unserer gesellschaftlichen Einrichtungen. Sie haben getan, was in seiner Weise jeder von uns tut: Sie liebten sich und trachteten, sich zu besitzen. Es ist wahr, Pankraz hat den Höfelhans getötet. Wer war der Höfelhans? Es war der Gatte der Luzina und als Gatte ihr Eigentum. Was hat also Pankraz getan? Er hat die Luzina an ihrem Eigentum geschädigt. Die Luzina hätte das Recht gehabt, klagbar gegen den Schädiger aufzutreten. Sie hat es nicht getan, sie hat ihm verziehen. Wenn der Geschädigte verzeiht, wen geht das weiter an? Wenn mir jemand tausend Gulden nimmt und ich sage ihm: behalte sie, ich schenke sie dir! Ist ein solcher als Dieb oder Räuber zu behandeln? Und vollends, wenn er mir die tausend Gulden mitsamt etwaigen Zinsen wieder zurückgibt und sagt, ich wollte dir das Geld nur aufbewahren, dir hätte es können verbrennen oder gestohlen werden — ich frage Sie: Ist er ein Dieb? Nein, er ist ein Wohltäter. — Der Pankraz hat der Luzina den Mann genommen, aber er gibt ihr wieder einen zurück, und einen weit besseren, viel jüngeren, erwerbsfähigeren, als der alte war, der gegen ihre Natur gewesen und sie gequält hat. Er gibt sich ihr selbst; mit seiner eigenen Person macht er das Unrecht gut. Was kann er mehr tun? Wollt ihr ihn henken, damit er nichts mehr gut machen kann? Dann begeht ihr das Unrecht, das ihr sühnen wollet. —

überall mitspielt. In alle weltlichen Dinge schlagen die kirchlichen herein. Bei den Bauerngeschichten anderer Erzähler ist das nicht so, da entwickelt es sich lieber unter völliger Vermeidung der religiösen Note. Und der Geistlichkeit ist das recht, während sie bei mir die Miteinflechtung von Gott und Kirche wie eine Profanierung empfindet. Eine solche ist es manchmal nicht bloß im Buche, sondern auch im Leben. Aber der Volksschilderer, dem es um Wirklichkeit zu tun ist, kann bei dem Landvolke das religiöse Bereich unmöglich umgehen. Überall, wo er in Tiefen der Volksseele taucht, stößt er auf religiöse Empfindungen und Anschauungen, die bei naiven Menschen kindlich, poetisch fromm, auch kindisch, bei frivolen Naturen grob, oft zynisch zum Ausdruck kommen. Dazu ist alles mit persönlichen Stimmungen und Aberglauben durchmengt, so daß es wirklich nicht immer ein erbauliches Bild gibt. Bei aller Liebe zu meinen Landsleuten habe ich mich oft ärgern müssen über ihre Art der Verkörperung himmlischer Dinge, und bei allem Ärger habe ich wieder lachen müssen über ihren Humor, mit dem sie Gott vermenschlichen und den Priester vergöttlichen, um ihn dann manchmal wieder recht gründlich zu vermenschlichen. Bei dem gemütlichen Steirer macht sich das im Leben viel harmloser, als es sich dann im Buche ausnimmt. Die Buchstaben können halt nicht so treuherzig lächeln bei dem Witze, den sie über den Herrgott machen, als das schalkhafte Bäuerlein es tut. — Als öffentlicher Vorleser meiner derartigen Volksbilder habe ich oft die Erfahrung gemacht, daß Stellen, die im Buche „abstoßend" gewirkt haben sollen, aus lebendigem Munde und in der Betonung des Bauers gemütlich angeheimelt haben. Und so müßten meine volkstümlichen Behandlungen religiöser Dinge gelesen und verstanden werden. Auch das, was ich selbst, ich persönlich als Steirer, über Volksglauben und Kirche schreibe. Denn ich hab's zumeist von guten, naiven Menschen und meine es nicht schlechter als sie. Aber nicht immer bin ich gutmütig. Dort, wo es sich um augenfällig schädlichen Aberglauben, um Eigennutz, Lieblosigkeit. Unduldsamkeit handelt, dort braucht der Leser oder Vorleser kein gemütliches Gesicht zu machen und auch der Buchstabe keines, da ist die Satire am Platz. Er soll sie nur tanzen lassen auf ihren Bocksfüßen. Oft hat sie mehr ausgerichtet als der „heilige Zorn".

Also lasse ich in meinen Schriften die Behandlung der religiösen Seite des Bauerntums stehen, wie sie steht. Und was die wahre Frömmigkeit betrifft, die in unserem Volke vorkommt, so wird sie fähigere Gestalter finden können, als ich es bin, aber keinen wärmeren, begeisterteren.

Eine hocharistokratische Dame Österreichs hat vor vielen Jahren in Paris die Aufführung von Richard Wagners Tannhäuser befürwortet durch

Nach dieser Rede erhob sich noch einmal der Ankläger. Man erwartete eine Replik, aber der Mann sagte nur dieses: „Jener Herren Geschworenen wegen, die in solchen Sachen nicht geübt sind, hätte ich den Wunsch, daß der Herr Verteidiger sein Plaidoyer noch einmal genau wiederholen möchte!“

Das geschah nicht.

Der Herr Verteidiger befürchtete, man könnte seine Logik durchschauen und ihn — mitschuldig sprechen.

Ich liege im Zimmer auf dem Sofa. Da besucht mich ein Freund, der tadelt die geschlossenen Fenster. „Laß doch sonnenwarme Luft in deine dumpfige Höhle! An so einem Frühlingstag! Mach' die Fenster auf!“ Ich mache die Fenster auf. — Eine Viertelstunde später kommt ein zweiter Freund: „Wie geht's dir, armer Zimmerarrestant? Aber, mein Gott, bei offenem Fenster so daliegen! In dieser tückischen Märzluft! Da kann dein Katarrh natürlich nicht heil werden. Ich bitte dich, mach' zu!“ — Ich mache das Fenster zu. — Ein dritter Besucher rät mir dringend, ins Freie zu gehen. „Nichts heilsamer für die Brust, als freie, frische Luft. Deshalb geht man ja nach dem Süden!“ Ich gehe hierauf in den Stadtpark. Der erste Bekannte, der mir dort begegnet, schilt über meinen Leichtsinn, bei so einem Zustand auszugehen. Lieber sich ins Bett legen und ein paar Tage tüchtig schwitzen! Ich gehe nach Hause, lege mich ins Bett und schwitze. — Der nächste Freundesbesuch findet mich recht erschöpft: „Ich glaube, Liebster, du nährst dich nicht ordentlich. Tüchtig essen; wenn du erst gekräftigt bist, heilt der Brustkrampf von selbst.“ Hernach esse ich mit dem großen Löffel. — Das mißbilligte ein anderer Freund. — „Das ginge dir just noch ab, daß du dir den Magen verderbest! So halte doch ein bißchen Diät!“ — In ähnlicher Weise wußte jeder einen guten Rat. Der eine rät mir warme und doppelte Kleider, Wärme sei Kraft. Ich ziehe drei Beinkleider und einen Pelz an. Der andere ist für leichten, luftigen Anzug, weil auch die Poren der Haut atmen wollen. Ich hole mein Sommergewandel hervor. Und so weiter.

Mitten in diesem sinnigen Wechsel der einzig Beständige ist — mein Brustkrampf. Der hat Ehrgefühl, ist ein Charakter und ändert sich nicht. — Es wird am klügsten sein, wenn auch ich treu zu ihm halte, einen verläßlicheren Kameraden finde ich nicht mehr.

Bei der Durcharbeitung meiner Schriften fällt mir auf, daß in den Schilderungen und Erzählungen aus dem Bauerntum die Religion

Verständnisse der jeweiligen Menschheit entsprechenden Formen zu finden und festzulegen.

Dieser Jahrgang brachte den Roman „Der Golfstrom“. Ein ür den „Heimgarten“ erschreckend exotischer Titel. Nicht etwa aus der Vergangenheit oder Halbvergangenheit erzählt uns der Roman, in phantastischem Schwunge reißt er uns sogar über die Gegenwart hinweg, jahrzehnteweit in die Zukunft hinein. Moderner kann man schon nicht mehr sein, als wenn man das Modernste so dreist überholt. In der Tat, der Leser glaubt da etwas ganz Neues, Fremdartiges vor sich zu haben. Wer aber diesem „Golfstrom“ auf den Grund sieht, was findet er? Er findet die alten sozialen und sittlichen Ideale des „Heimgartens“, wie sie seit den ersten Jahrgängen in unterschiedlichsten Formen besprochen und gestaltet worden sind. Dieser neue Krug für den alten Wein hat mich um so mehr gefreut, als er aus guter Erde mit Fleiß geformt ist, wobei nicht bloß Dichterphantasie, sondern auch sachliche Kenntnisse mitgearbeitet haben. — Das ist immerhin eine Genugtuung, denn es passiert dem jungen wie dem alten Heimgartenmann, daß er manches ins Blatt nehmen muß, was ihm nicht just immer behagt, weil die Mittel fehlen, so manches andere zu bringen, das er geben möchte.

Seit einst im Steirerland
Schlicht dieses Blatt entstand,
Liegen, wie immer, die Geister im Streit.
Und dieser Garten hier
War teils ein Kampfrevier,
Teils ein Idyll auch in stürmischer Zeit.

Oft fiel das Samenkorn
Freilich auf Sand und Dorn,
Oft hat gesäter Wind Sturm auch gebracht.
Ist es auf Bergeshöh'n
Nicht der befreite Föhn,
Der aus dem Eise den Frühling entfacht?

Mißjahre, Widerpart
Machten mich frisch und hart,
Nie hat mir Unmut die Arbeit vergällt.
Worte zu rechter Zeit
Sehnsuchtsvoll ausgestreut
Reifen zur Frucht einer künftigen Welt.

Endlich, im Abendfried
Wird auch der Gärtner müd,
Reichet dem Jüngern den Spaten zur Hand
Wirb neue Freunde dir,
Treuet den Garten mir.
Heimgarten bleibe dem heimischen Land!

ein paar Worte, die sie gelegentlich über das Werk zu Napoleon gesprochen. Die Oper ist dann in Paris aufgeführt worden. Wagner hatte sich dafür nie auch nur mit einem Worte bei der Dame bedankt. Sie klagt öffentlich über seine Undankbarkeit!

Lieber Himmel! Wenn schon die Großen der Undankbarkeit angeklagt werden, die so ein paar wohlwollende Worte mit einem Himmelreich belohnen, wie soll es erst uns Kleinen ergehen? Selbst unsereiner wird von so vielen Seiten mit Beweisen des Wohlwollens bedacht und kann nicht anders dafür danken als mit Anzengrubers Vorsatz: „Ich werd' schon fleißig dafür dichten!"

Jene vornehme Dame ist ja als große Kunstfreundin bekannt. So kann es doch nicht zweifelhaft sein in diesem Falle Richard Wagners, wer mehr schuldig geworden ist, er ihr, oder sie ihm.

Wie man mit der buchstäblichen Wahrheit lügen kann.

„Die gestrige Abendzeitung brachte die Mitteilung, daß das Bankhaus Samuel u. Kohn in Budapest falliert habe. Wir sind nun aus zuverlässigster Quelle in der Lage, zu erklären, daß jene Notiz völlig aus der Luft gegriffen ist".

So dementiert ein Wiener Blatt, denn die wahrheitsgemäße Mitteilung vom Fallissement hatte der drahtlose Telegraph gebracht.

Möglicherweise wird diese Mitteilung morgen wieder dahin dementiert: „Ein Bankhaus Samuel u. Kohn existiert gar nicht (mehr) und der drahtlose Telegraph ist eine Erfindung."

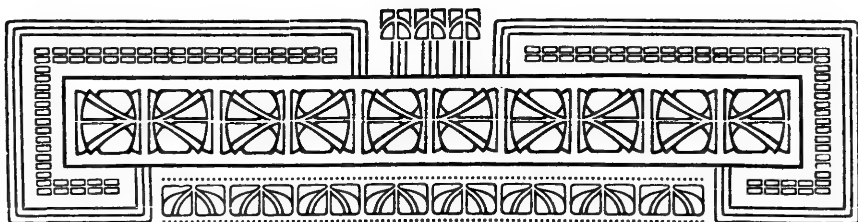
Eine Zeitschrift hat sich stets der Zeit anzuschließen, ich sage anzuschließen, nicht immer innerlich sich anzupassen. Also ist auch der „Heimgarten", so konservativ er zu sein schien, seit 37 Jahren ununterbrochen erneuert worden. Die Leser merkten das nicht, weil sie sich ja gleichzeitig selbst erneuerten. Erst wenn sie stehen bleiben, merken sie, daß er vorwärts geht. Als ich vor drei Jahren den „Heimgarten" meinem Sohne Hans übertrug, der nicht bloß mein, sondern auch ein Sohn seiner Zeit ist, war ich gefaßt auf auffallendere Umgestaltungen, die sich auch einstellen. Mehr aber formell, während — wer näher zusieht — im Gehalte die alten Grundlinien beibehalten sind und wohl auch bleiben werden. Die allgemein menschlichen Angelegenheiten sind und bleiben im Grunde ja immer die gleichen, die Zeit gibt ihnen bloß andere Formen, weil die alten sich abnützen und leer werden. Des Schriftstellers, des Künstlers Aufgabe ist es, die dem Interesse und dem

Deutschen Reich 143·5. Da aus den anderen Bundesstaaten derartige Untersuchungen nicht vorliegen, läßt sich nicht feststellen, inwieweit die Trinkervergehen an der hohen Kriminalität schuldig sind. Was die Art der Alkoholstraftaten anlangt, so steht die schwere Körperverletzung an erster Stelle; von den 10.042 strafbaren Handlungen, die die 8864 verurteilten Personen begangen hatten, waren 5006, also fast genau die Hälfte, gefährliche Körperverletzungen. Jede dritte gefährliche Körperverletzung ist direkt auf Alkoholismus zurückzuführen.

Der Alkohol in Frankreich. In Frankreich macht sich wie anderswo eine Bewegung gegen den Alkohol oder wenigstens gegen seinen übermäßigen Genuß bemerkbar, aber bisher sind diese Bemühungen ganz ohne Erfolg geblieben. Anstatt abzunehmen, hat sowohl die Erzeugung als auch der Verbrauch des Alkohols im Jahre 1911 zugenommen. Im Jahre 1911 wurden in Frankreich 2,415.000 Hektoliter Alkohol gewonnen; davon wurden beinahe eine Million Hektoliter ausgeführt und 1,574.000 Hektoliter wurden im Lande aufgebraucht. Im Jahre 1910 waren 2,391.000 Hektoliter gewonnen und 1,399.000 Hektoliter im Lande verbraucht worden. Auf den Kopf der Bevölkerung kam demnach im letzten Jahre ein Alkoholverbrauch von 4·06 Litern gegen 3·59 Liter im Jahre 1910. Selbstverständlich ist der Verbrauch je nach den verschiedenen Landesteilen verschieden hoch. Am stärksten ist er bei den germanischen und keltischen Bewohnern im nördlichen und nordöstlichen Frankreich, am schwächsten im Süden und besonders im Südwesten, was um so bemerkenswerter ist, als gerade im Südwesten, in der Charente und im Gers, der in der ganzen Welt berühmte Kognak gewonnen wird. Im Departement der unteren Seine, dessen Hauptstädte Rouen und Le Havre sind, kommen 12·85 Liter Alkohol auf den Kopf. An diese reihen sich die keltischen Bretonen mit 5 bis 6 Litern auf den Kopf der Bevölkerung. In der Charente sinkt der jährliche Alkoholverbrauch auf anderthalb Liter, im Lot auf einen Liter herab, und am allergenügsamsten zeigen sich endlich die Bewohner der Auvergne, in denen man die am wenigsten vermischten Abkömmlinge der alten Gallier wiederzufinden glaubt; hier wird nicht einmal ein ganzer Liter Alkohol im Jahre verbraucht.

Alkohol und Lebensdauer. Es ist recht interessant, die Stimme eines deutschen Lebensversicherungsarztes über die Bedeutung des Alkoholismus für die Aufnahme in die Versicherung zu hören. Dr. Landmann in Nürnberg sagt darüber in einem in der „Münchener medizinischen Wochenschrift", Nr. 24 dieses Jahrganges, veröffentlichten Vortrag: „Die Tabellen der Gothaer Bank nach Andrae lehren uns, daß auf 100 Todesfälle der übrigen Bevölkerung treffen bei: Hoteliers und Oberkellnern 131, Gastwirten 147, Schankwirten und Kellnern 155, Brauereibediensteten 1621. Und das genügt. Wer berufsmäßig mit Alkohol zu tun hat, das heißt an der Quelle sitzt, muß bei der Aufnahme in die Versicherung von vornherein viel sorgfältiger geprüft und strenger beurteilt werden. An dieser Forderung wird wahrscheinlich in absehbarer Zeit nichts geändert werden."

Das nüchterne Bulgarien. Die glänzenden Waffentaten der Bulgaren bringen einen Aufsatz in Erinnerung, den im November 1908 „L'Étoil bleue", das Organ der französischen Ligue nationale contre l'alcoolisme, über die Bulgaren gebracht hat. „Ein Diplomat", also wohl ein Organ des französischen Ministeriums des Äußern, das in seiner Amtseigenschaft Gelegenheit hatte, Land und Volk kennen zu lernen, schrieb über „Das nüchterne Bulgarien" mit dem Untertitel: „Wie ein kleines Volk groß wird." Der Verfasser schöpfte aber nicht nur aus seiner eigenen Wahrnehmung, sondern konnte sich auf Landsleute von Ruf beziehen, die Bulgarien kennen gelernt und über dieses Land berichtet hatten. So schrieb der berühmte Geograph Reclus, der echte Bulgare sei ein nüchterner, ruhiger Landmann voll häuslicher Tugenden; Lejean sagt,



Kleine Laube.

Zwiespältiges Frühlingslied.

Von Franz Karl Ginzkey.

Heidi, die alte Erde blüht
Und treibt die Schollen wild empor.
Da sauset auch durch mein Gemüt
Der Lenz mit grünem Flor.

Es knistert rings und sucht Gestalt
Ein Meer von Knospen kühn und dicht.
Schon brandet rings im Wienerwald
Das junge Holz zum Licht.

In seid'ne Weiten ruht geschmiegt,
Umflort vom Dämmergrün der Au'n,
Die sich in alten Träumen wiegt,
Die Stadt der schönsten Frau'n.

Doch starr umgürtet ihren Saum
Gigantisch atmend Schlot für Schlot.
Es donnert durch den alten Traum
Das wilde Lied nach Brot.

Es gellt so laut den Hang empor,
Daß mir der Lenz im Herzen schweigt.
Er zagt und hält den grünen Flor
In Traurigkeit geneigt.

Denn was dort unten wächst im Tal
Und frißt den Tau von Flur und Feld,
Es wächst und würgt vielleicht einmal
Den Lenz der ganzen Welt.

Deutscher, sauf nicht!

Alkohol und Verbrecher. In der „Bayrischen Zeitschrift für Rechtspflege" berichtet Dr. Valta über das Ergebnis der auf Anordnung des Justizministeriums im Jahre 1910 gepflogenen Erhebungen über den Einfluß des Alkoholgenusses auf die Häufigkeit und Erscheinungsform des Verbrechens. Die Statistik wurde auf solche Fälle beschränkt, bei denen der Einfluß des Alkoholgenusses auf die Begehung der strafbaren Handlung unzweifelhaft zu erkennen war; es wurden daher nur Verbrechen und Vergehen einbezogen, nicht aber Übertretungen. Es wurden alle Fälle gezählt, in denen nach den Feststellungen des Urteils die strafbare Handlung im Zustande der Trunkenheit begangen wurde oder offensichtlich auf gewohnheitsmäßigen Alkoholgenuß des Täters zurückzuführen war. Auf die Beantwortung der Frage, in welchem Maße der Alkohol mittelbar auf die Verbrechenshäufigkeit einwirkt, wurde von vornherein verzichtet. Im Jahre 1910 wurden 8864 Personen verurteilt, bei denen die begangene strafbare Handlung mit Sicherheit auf den Alkoholgenuß zurückzuführen war. Und zwar handelten 8674 im Zustande der Trunkenheit, die übrigen 190 waren chronische Trinker; dies macht, da die Zahl der im ganzen wegen Verbrechens oder Vergehens verurteilten Personen rund 63.500 beträgt, 14 Prozent aller Verurteilten aus. Auf 100.000 ortsanwesende Einwohner kamen verurteilte Zivilpersonen im Jahre 1909: in Preußen 863·8, in Bayern 924·0, in Sachsen 640·6, in Württemberg 822·3, im gesamten Deutschen Reich 837·3. Das bierkräftige Bayern steht also weit über dem Durchschnitt. Noch weit ungünstiger schneidet Bayern bei den schweren körperlichen Verletzungen allein ab; es kommen da in Bayern 243·8 auf 100.000 Einwohner, in Preußen hingegen 140·9, in Sachsen 48·3, in Württemberg 146·3, im ganzen

die an dir ihre Hütten bau'n und an deinem Ufer ihre Ulmen und Lindenbäume pflanzen? Stets auf Wanderschaft bedachter Fluß: eine ganze lange Menschheitsentwicklung hast du durchgemacht! An deinen Ufern schritten meine Eltern, vielleicht auch meine Großeltern dahin, meine Urahnen spielten vielleicht auf deinen Uferwiesen als Kind, freuten sich, litten und stritten an deiner Seite. Lieber Bach, lieber Fluß, könntest du erzählen! Kriegerscharen mußten mit flatternden Fahnen über dich hinweg, wenn es zur Schlacht ging; die Kugeln der Geschütze flogen vielleicht über deine rauschenden Wellen ins jenseitige Lager! . . . Und wüßte ich, was alles du heute noch spiegeln wirst, fließendes Wasser; könnte ich nicht nur deine Wiege, sondern auch dein fernes Ziel am wogenden Meeresstrand kennen lernen!

Und nun regt sich mächtig und immer mächtiger die in jedes gesunde Menschenherz so tief eingewurzelte Wanderlust. An deiner Seite, mein Bach, mein Fluß, in den hellen Tag hinein zu pilgern — welche Wonne! Ich ruh' nicht eher, bis ich deine Quelle entdeckt habe. Ich will wissen, wie und wo du entspringst, ob unter Bäumen, zwischen Moospolstern und Farnkräutern, oder auf freiem Felde, am Berg, im Tal. Ich will erfahren, welche Gefilde und Wälder, welche Städte und Giebel sich in dir spiegeln. Du bist mein steter Wegweiser bis zum endlichen Ziel. Noch kämpft der Gedanke mit dem Entschluß . . . Dann aber belebt die Seele nur ein mächtiger Wille: wandern. Wandern! Im Lodenrock, mit Hut, Stock und vollem Rucksack, in Begleitung eines oder mehrerer Kameraden in die reizvolle, lockende Ferne! Wer bescheiden ist, braucht kein großes Kapital, um auf solcher Reise die nötige Wegzehrung zu haben. Für kleine Bäche genügt eine Tagesreise, um die Quellen aufzuspüren oder zu wissen, wo und in welchem Fluß das Gewässer seinen Lauf fortsetzt. Größere Knaben und Mädchen, vielleicht in Begleitung des Vaters oder Lehrers, werden solche Tagespartien leicht ausführen können. Die Eltern wissen dann ja immer, in welcher Richtung sie ihre Kinder anzutreffen haben. Burschen und Erwachsene, vielleicht in Gesellschaft eines ganzen Trupps Gleichgesinnter, werden längere Fluß- oder Stromwanderungen unternehmen können. Es wäre dabei keinesfalls notwendig, stets in der Nähe des Wassers zu bleiben; Landstraßen führen heute ja jeden Fluß und Strom entlang. Also hübsch auf dem Wege, ohne Hast, in möglichster Beschaulichkeit! Die einen lockt es stromauf, die anderen stromab. Sind mehrere Wandertage in Aussicht genommen, so ist ein Notizbuch oder ein Tagebuch zur Mitnahme sehr zu empfehlen. Jeder Ort wird mit der Stunde des Eintreffens notiert; Hügelketten, Bäume, interessante Gebäude u. dgl. werden in Ermangelung einer Kamera mit dem Zeichenstifte verewigt. Ein Rucksack dient vielleicht zum Einsammeln von Bach- und Quellensteinen. Ein Fläschchen Zitronen- oder Himbeersaft dient dazu, an der erreichten Quelle einen „feierlichen Trunk“ zu tun usw. Sicher sind solche Wanderungen, bei denen ein bestimmtes Ziel mit Ernst erstrebt wird, sehr dazu angetan, Mut, Beharrlichkeit und Energie im jugendlichen Herzen zu wecken — Eigenschaften, die später im Leben so oft goldene Früchte tragen!

Es wäre gewiß sehr zu begrüßen, wenn recht viele „Quellensucher“ (wie man die Wanderer, die zur Quelle streben, nennen könnte) und „Stromläufer“ (solche, die mit der Strömung wandern) zusammentreten und diesen hier vorgeschlagenen Sport, der ja auch kulturgeschichtliche, heimatsgeschichtliche, geographische Werte in sich birgt und das Wissen oft recht wesentlich bereichern dürfte, pflegen würden. Auch die wissenschaftliche Erforschung der Quelle — besonders der Quellenbildung — dem Volke näher zu bringen, wäre eine dankbare Aufgabe der Quellenwanderer. Schreiber dieser Zeilen ist gerne bereit, Vorschläge von alt und jung entgegenzunehmen und Anregungen zur Bildung von Vereinen zu geben.

die Bulgaren seien ein Volk von Ackerbauern, die am Trinken gar keinen Geschmack finden, und de Launay rühmt in seinem Werke: „Bulgarien. Heute und gestern“, dem bulgarischen Bauer nach, er sei weder stützig, noch geschwätzig, noch ein Trinker und sei nicht gewöhnt, seine Zeit in der Schenke oder im Kaffeehaus zu vergeuden. De Launay fügt bei: „und dabei spreche ich gar nicht von der verhängnisvollen Vorliebe für den Trunk, der gewisse Nordslawen zugrunde gerichtet; der Bulgare kennt auch nicht jene Sucht, bei einem Glas Wasser in den Tag hineinzuschwätzen, die den Hellenen eigen ist“. Der Bulgare wird als sehr arbeitsam und ausdauernd geschildert und unter anderem wird die Tatsache erwähnt, daß bei dem Baue der Eisenbahnlinie, welche die bulgarische Bahn an die serbische bei Zaribrod anschließt, von den dabei verwendeten 6000 Arbeitern nur 500 Serben, der ganze Rest Bulgaren waren. Der „Diplomat“ schildert die bulgarische Sonntagsfeier auf dem Dorfe mit einem volkstümlichen Tanz bei Flötenklang und fügt bei: „Ländliche Vergnügungen, in denen der Alkohol keine Rolle spielt! Wenn man sich im Gasthause zusammenfindet, so geschieht es nicht, um zu trinken, sondern nur, um an wohlbesetzter Tafel ein Familienfest zu feiern, wobei die berühmte bulgarische Milch (Yoghurt) das Tafelgetränk bildet.“ Der Verfasser schließt mit dem Ausblick auf ein nicht fernes Großbulgarien, und mit dem Satze: „Nochmals: Die Zukunft gehört den nüchternen Völkern!“ Der Erfolg hat dem französischen Schätzer des nüchternen Bulgarien recht gegeben. D—m.

Quellenwanderungen.

(Eine neue Betätigung des Wandersportes?)

Von Otto Promber, Dresden-Laubegast.

Motto: Der Boden, dem sich ein sprudelnder
Quell entringt, ist heilig Land.

Unser Wandersport hat in den letzten Jahren eine Entwicklung genommen, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Je zahlreicher die Fäden werden, mit denen uns die Kultur umspinnt, um so mehr haben wir es notwendig — Junge wie Alte — uns ab und zu an das klopfende Herz der Natur zu retten, damit wir von der Unnatur nicht unterjocht werden. Frisch und natürlich können wir ja nur so lange bleiben, so lange wir uns in enger Fühlung mit der Natur halten und die vielen tausend Wunder, die sie unseren Sinnen bietet, mit wahrhaft kindlicher Freude, mit Liebe und Verstehen in uns aufnehmen. Daher die eifrigen Bemühungen aller echten Volksfreunde und Jugendförderer, den Wandersport in den verschiedensten Arten zu empfehlen und nach immer neuer Betätigung auf diesem Gebiete Ausschau zu halten.

Auch Schreiber dieser Zeilen will es heute versuchen, naturfrohe Leute auf eine neue Art zu wandern, hinzuweisen. Er wendet sich vor allem an die Jugend, die körperlicher Beschäftigung in und außer dem Hause ja so gern neuen Ausdruck gibt. Komm', setz' dich einmal zu ihm, junger Freund, und laß es dich nicht verdrießen, von einer neuen Art, wie man mit hellen, frischen Sinnen ins Land hinein wandert, zu erfahren.

In deiner Heimat fließt ein Bach. Oder gar ein Fluß, ein mächtiger Strom. Hast du nicht schon oft an diesem Wasser gestanden, das „nicht Ruh' hat bei Tag und Nacht“, um dich zu fragen: Wo kommst du her? Wo sprang deine erste Welle aus der geheimnisvollen Tiefe? Welche Gewässer nahmst du in dich auf, bis du zu dieser Stärke gelangtest? Welche Bilder spiegelten sich in deiner bewegten Flut? Welcher Art sind die Wälder und Berge, die dich einbetten, welcher Art die Menschen,

der König apostrophiert ihn „Erhabener, göttlicher Freund!“ „Geliebter!“ und schließt: „Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reiche der Weltenmacht bleibe ich Ihr treuer Ludwig“. Die unbegrenzte Freundschaft Ludwigs II. offenbart sich in den Worten wie: „Was mein ist, gehört ja ihm!“ — er war in schweren Zeiten Wagners Schutzengel und dem Meister mit dankbarer Treue ergeben; denn Wagner und seine Kunst waren seine „höchste Freude“, sein „Trost“, „Zuversicht“ und „Alles“, und an seinem Geburtstage, an dem ihn die Ankunft des Königs von Preußen verhindert, Wagner zu sehen, schreibt er an ihn: „Wie bin ich traurig, Sie zu meinem Geburtstage nicht sehen zu können! Nun ist mir der ganze Tag verdorben!“ Des Königs schwärmerische Liebe hat nur einen Wunsch: „O, könnten wir doch immer zusammen sein! . . .“ und seine Liebe und Freundschaft ist so zart, daß sie immer zur rechten Zeit dem auch materiell bedrängten Meister Unterstützung, Trost und Hilfe als Balsam zu spenden wünscht, und unerschöpflich ist in ihrer Güte.

Gleich anfangs schrieb Wagner an seinen Freund Weißheimer: „ . . . Welch ungeheurem Neid ich zu begegnen habe, können Sie sich denken . . .“ Für die innigen Gefühlsfäden, die den König, diesen „göttlichen Jüngling“, der Wagners Genius war und ihm „Welt, Weib und Kind“ ersetzte, hatten die Niedergesinnten kein Verständnis, sie hätten das eher dem „Günstling“ gegönnt, aber die materielle Unterstützung stach ihnen in die Augen und gewisse engere Kreise befiel nebstbei die Angst vor Wagners Einfluß in politischer Richtung. Der Kleinstadttratsch gefiel sich in üppigen Phantasien, Wagners Schulden und Wagners Bezüge vom Hof wuchsen zu unerhörten Summen an in ihren Gehirnen, einer beschuldigte Wagner geradezu, daß er die Verschwendungssucht des Monarchen erregte und förderte und nur gerade das Natürlichste dieser Beziehung suchte man geflissentlich zu übersehen: Ludwig II. bezauberte alle schon durch sein Äußeres und wer von ihm kam, mußte dasselbe empfinden, was Schnorr nach seiner Audienz beim König zu dem begeisterten Ausruf veranlaßte: „Gott, wie danke ich diesem Abende! Ja, nun weiß ich es, was deinen Glauben stärkt! O, zwischen diesem göttlichen König und dir, da muß auch ich ja wohl noch zu etwas Herrlichem gedeihen! . . .“ Und Wagner, von dem selbst der greise Friedrich Techt sagt: „Wagner war ein W u n d e r; ich habe die bedeutendsten Künstler des neunzehnten Jahrhunderts kennen gelernt, Wagner war der genialste und gebildetste!“ — er kannte ja nur ein Bestreben: die deutsche Kunst, und er betonte in der einzig schönen Ansprache, die er bei der Generalprobe seines „Tristans“ an die kgl. Hofopernmitglieder richtete, daß der Künstler über seinem Kunstwerke vergessen werden dürfe, denn das ist die Erlösung des Künstlers. Und er schloß mit einer feinen Anspielung auf seine Feinde, er wolle gegen den Haß das Mittel anwenden, welches uns Tristan und Isolde kennen lehren: „dem gifterfüllten Herzen, das etwa dem Werke nahen sollte, den Liebestrank zu reichen“.

Aber neben dem Unvermögen, Wagners Kunst zu begreifen, stand noch der Wille, sie nicht begreifen zu wollen, man sah nur das außergewöhnliche Interesse des Königs, der sich für das „Ehebruchsstück“ des „musikalischen Dramatisierers“ und „Rumorhäusers“ — wie seichte Gehirne den Günstling nannten, sogar persönlich für die Inszenierung einsetzte und die Flut von Spottschriften, Pamphlets, Parodien läppischester Art wuchs, und den schlechtesten Dienst leistete Wagner in dieser Zeit sein Freund und „Konzerflügeladjutant“ von Bülow, der an nervösen Anfällen leidend, seiner etwas zu temperamentvollen Art rücksichtslos nachgab und sich in höchstem Grade unbeliebt machte. Die Presse nannte ihn: „den Bürstenabzug echt preußischer Selbstüberschätzung und Grobheit“, der das „allen Stall-, Post- und Kapellmeistern zukommende Privilegium der ‚körnigen Ausdrucksweise‘ zu sehr für sich in Anspruch nehme und rief ihm „Auswandern!“ zu. Und schließlich gipfelte

Ludwig II. und Richard Wagner.

Von Sebastian Röckl. Erster Teil: Die Jahre 1864—1865. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München.)

Das Richard Wagner-Jahr bringt reiche Ernte. Wie es ja vorauszusehen war, ergriffen alle Berufenen die Gelegenheit, die ohnehin reichen Wagnerdokumente zu ergänzen oder solche in volkstümlicher Art oder in billigen Ausgaben hinauszugeben, und vielleicht eines der besten Wagnerbücher ist, das sein Wesen, sein Schaffen und sein Glück, wie sein Verhängnis so klar und doch knapp beleuchtende Werk von Sebastian Röckl, dessen erster, vollständig abgeschlossener und selbständiger Teil soeben erschienen ist.

Das Buch umfaßt die wichtigsten Jahre, die endlichen Siegesjahre Wagners, seine ideale Freundschaft mit dem wunderbar schönen jugendlichen König Ludwig II. von Bayern, würdigt diesen hochgesinnten edlen Fürsten, dem die Kunst so viel Dank schuldet, in bester Weise und zeigt die ganze Hofgesellschaft, den Künstlerkreis und das Publikum der damaligen Zeit. Vor allem aber kommt der deutsche Wagner zur Geltung, jener Wagner, der der Verfasser des Aufsatzes war: „Was ist Deutsch?" der die Pflege seiner Muttersprache bewußt betrieb, dessen Sprache und Ausdrucksmöglichkeit in jedem seiner Briefe von erlesener Schönheit ist. Dabei war Wagner als echter Deutscher ein Grübler. Er befaßte sich mit philosophischen Problemen, seine auf Schopenhauerischer Philosophie aufgebaute Abhandlung „Über Staat und Religion" wurde von Nietzsche mit den Worten eingeschätzt: „Sie gehört zu den tiefsten aller literarischen Produkte und ist im edelsten Sinne erbaulich." Und man kann sich keine wunderbarere Auffassung wünschen, als seine an den König gerichteten Schlußworte des Werkes, wo er „seinem hochgeliebten Freunde die Kunst als den freundlichen Lebensheiland" zeigt, „der zwar nicht wirklich und völlig aus dem Leben hinausführt, dafür aber innerhalb des Lebens über dieses erhebt und es selbst uns als ein Spiel erscheinen läßt, das, wenn es selbst zwar auch ernst und schrecklich erscheint, uns hier doch wiederum nur als ein Wahngebilde gezeigt wird, welches uns als solches täuscht und der gemeinen Wahrhaftigkeit der Not entrückt".

Das Buch stellt die Zeit des unmittelbaren Verkehrs zwischen Ludwig II. und Richard Wagner dar und wird eingeleitet mit den Beziehungen des Münchener Hoftheaters zu Richard Wagner, die keine erfreulichen waren, und die Kritik und die Presse verfolgte den „Zukunftsmusiker" schon damals mit billigen Witzen und Karikaturen. Trotz alledem wurde am 12. August 1855 der „Tannhäuser" (mit Strichen!) bei ausverkauftem Hause und mit großem Beifall aufgeführt und die Münchener Zeitungen, die das Werk ungekannt glossiert hatten, mußten das „deutsche, von echt christlich-germanischem Geist durchwehte Werk" anerkennen, und die allmächtigen Kassenausweise, die allein bei jedem Theater ausschlaggebend sind für die Kunstrichtung, ließen die Aufführung des „Lohengrin" für möglich erscheinen. Aber es kam erst zwei Jahre später dazu, gefiel dem Publikum, wurde aber von der Presse viel angefeindet, „unmusikalische Musik" genannt, und doch war gerade diese Vorstellung sehr bedeutungsvoll, „sie brachte Wagner mittelbar mit dem Fürsten in Beziehung, der seinem Leben eine so entscheidende Wendung geben sollte", schreibt der Verfasser des Buches.

Richard Wagners Berufung und sein Aufenthalt am Starenbergersee ist einer der schönsten Abschnitte des Buches, er ist mit einem Faksimile von Wagners Brief an den König ergänzt und es entrollt sich uns das sonnigste Bild einer Herzensbeziehung zweier Persönlichkeiten von faszinierender Art. Beide waren ekstatische Naturen. Wagner jubelt seine Gefühle in den Briefen an seine Freunde aus und schildert seine Besuche beim König: „Ich fliege dann immer wie zur Geliebten. Es ist ein hinreißender Umgang! . . ." und

Maientraum.

Wunderlieblicher Maientraum!
Heimlich Wachsen und Weben,
Erstes Blühen am Wiesensaum,
Junges schwellendes Leben!

Quellengemurmel und träumender Sang!
Schäumendes Brausen und Wogen!
Eilenden Laufs vom Bergeshang
Kommen die Bächlein gezogen.

Und im knospenden, schimmernden Baum
Singt ein Vögelein leise
Von dem blühenden Maientraum
Eine heimliche Weise . . .

Mathilde Reinhardt.

Mittag in Mirabell.

Bin jüngst im Garten von Mirabell
An der Marmortreppe gesessen.
Die flachen Stufen schimmerten hell,
Aus steinerner Urne rankte grell
Ein Blütengehänge von Kressen.

Durch Baumlaub lugte des Schlosses Front
Mit ernster, gelber Fassade.
Aus einem Teich, von Neptun überthront,
Fiel braun über Muscheln, von Glanz durchsonnt,
Eines Wasserfalls breite Kaskade.

Ringsum lag die Stadt, — doch ihr Wagengeroll
Drang kaum in des Parkes Tiefe.
Es war, als wenn ihn ein launischer Troll
Im Banne hielt', daß er schwermutsvoll
Den Trubel des Mittags verschliefe!

Maria Förster-Freund.

Lenzestag und Lenzeslust.

In dem Garten Kinderlieder,
In den Lüften Lerchenschlag,
An dem Wege blüh'nder Flieder —
Lenzeslust und Lenzestag!

Vogelzwitschern in den Bäumen,
Glückesahnung in der Brust
Und ein süßes Liebesträumen —
Lenzestag und Lenzeslust!

Otto Jauker.

Lustige Zeitung.

Unter Lieferanten. — „Ich habe den Bulgaren blaues Tuch geliefert.“ — „Ich habe den Serben Gewehre geliefert.“ — „Wetten wir, daß mein Tuch schneller schießt, als Ihre Gewehre?“ („Lustige Blätter.“)

Sanitätsunteroffizierschule. Der Regimentsarzt doziert: „Alkohol wirkt sogar auf den Geist sehr bedenklich ein. Das Trinken ist ungemein verbreitet. Ich habe auch sehr viel getrunken.“ („Muskete.“)

Der Renomist. „Wat glooben Sie wohl, Männeken, wieviel ick vertragen kann! Ick sage Ihnen: Wat Krupp in Essen is, dat bin ick im Trinken!“ („Jugend.“)

Inserat. „Schorschl, kehre zurück, wir lassen Dir den Zahn nicht ziehen. Deine Eltern.“ („Meggendorfer.“)

In der Ausstellung. Landmann (vor einer Gruppe: Atlas mit der Erdkugel und Poseidon mit dem Dreizack): „Zwei spaßige G'sell'n! Der eine hat den Knödl, und der andere hat die Gabel dazu.“ („Meggendorfer.“)

alles in dem Wunsch: auch Wagner soll gehen und alle seine Protektionskinder und Freunde mit ihm; alle Fremden. Sie schürten, bis sie endlich die richtige Waffe in die Hand bekamen: Wagner war doch auch in politischer Beziehung zum König getreten, schrieb ihm auf seinen Wunsch regelmäßig Briefe über die deutschen Angelegenheiten, kurz, er war eine Art Marquis Posa geworden, eine „Gefahr", und er mußte den reichlichen politischen Intrigen unterliegen.

Wagner hatte die öffentliche Meinung einst selbst den „unzugänglichsten Tyrannen" genannt — er sollte die Richtigkeit dieser Bezeichnung an eigener Person erkennen lernen: sie zwang selbst seinen erhabenen Beschützer, ihn zu verlassen. Die Wagnerhetze der Presse war mit der Person des Königs verbunden, das gab den letzten Ausschlag zu seiner Entfernung. Ludwig II. entließ Wagner in der feinfühligsten Art, aber die Münchener verhehlten ihren Triumph nicht, es fehlte wenig und sie hätten einen Fackelzug arrangiert vor Freude! Noch lange tobte dann in München der Kampf um Wagners Person, denn sie konnten ihm die unerhörte Gunst nicht verzeihen und schleppten ihn deshalb in den Schmutz.

Die schönsten und auch die bittersten Jahre Wagners waren es, die da an uns vorbeiziehen und die vorzügliche Form des Ganzen gibt ein abgeschlossenes Bild von lebendigster Wirkung. Ella Triebnigg.

Singvögel.

Mittagsglut.

Der Sonne golden Licht glüht in den Rosen,
Schwer drückt und süß zugleich der Lüfte Last.
Durch sattes Laubgrün schimmern Aprikosen,
Gelbwangig, reifgeschwellt vom Sonnenglast.

Und müde Schläfrigkeit beschleicht die Glieder,
Ich schließ die Augen, träum' mich tändelnd ein,
Ein Summen ferner, fremder Südlandslieder
Durchzieht die Seele, lösend wilde Pein.

Es schwirrt und flirrt und buhlt in allen Zweigen,
Goldkäferlein und schimmerndes Getier,
Und aus dem dunklen Rot der Rosen steigen
Die Träume Eros' duftend ins Revier.

Ludwig Huna.

Ausblick.

Durch viele, sel'ge Stunden schritten wir
Im Glanze reifer, sommerlicher Tage,
In unsern Herzen herrschte nur die Liebe,
Uns zwang das Leben nicht mit ernster Klage.

Die Rosen pflückten wir von allen Hecken
Und tranken durstig dargebot'nen Wein,
Wir gingen kühn die selbst gewählten Wege,
Um uns lag immer froher Sonnenschein.

Und überschauen wir, was wir genossen,
Und prüfen, was uns weiterhin noch bliebe,
O sieh, die Welt hat sich uns erst erschlossen
Und unerschöpflich ist ja unsre Liebe!

Josef Karl Ratislav, Wien.

Königssehnen.

Rings und rings die roten Fluten
Und der Winde Abendmelos,
Meine nackten Sohlen bluten
An die Höhen, weitweit, wehlos . . .

Traum, du Wahntraum dieser Erden,
Du vergeb'nes Königssehnen!
Einstmal werd' ich müde werden,
Wahn zu träumen, Traum zu wähnen . . .

K. Dankwart Zwerger.

Sand verlaufen, Gestalten, mit denen man näher bekannt werden möchte, und die zu rasch wieder Neuem weichen, und Vorgänge, die eine Vertiefung und Verbreiterung verlangten. Auch der Schluß kommt stark unerwartet. Trotzdem ist das Buch lesenswert, weil es gut geschrieben, schlicht und stellenweise malerisch klar erzählt und darstellt. Wenn sich Karl Neurath beschränken wird, so darf man das Allerbeste von seinem abgeklärten Talent erwarten. Ist doch auch dieses Buch eine schöne Probe guten Könnens.
P. L. M.

Stella. Die unheilige Geschichte vom Grafen Constant und von der wunderlichen Frau Estelle. Aus der Chronik des Burgvogtes Baptista Meunier, mitgeteilt von Fritz Rassow. (Mit 10 Holzschnitten von M. Schwerdtfeger. Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Die Geschichte spielt im „grauen Mittelalter" mit den üblichen Zutaten dieser Zeit — zu denen unbedingt ein „Familienverhängnis" und ein „treuer Kastellan" gehören. Aber sie liest sich flüssig und angenehm, und dem gut gehandhabten Stil ist ein seltsamer Reiz nicht abzusprechen. Man kommt recht hübsch in Stimmung. — Die äußere Ausstattung des Buches ist eigenartig. P.

Der Tag von Damaskus. Humoristische Novellen von Rudolf Presber. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wenn meine Frau ein Buch liest und dabei einen Lachkrampf bekommt, dann ist das Buch ein neuer Presber. Das stimmte auch diesmal wieder.

Rudolf Presber weiß alle Register des Humors oder — sagen wir richtiger — der Komik zu ziehen; im Stil und inhaltlich. Es sprudelt und quillt und quirlt nur so. Da ist eine Ehegeschichte („Tag von Damaskus"), eine Hypochonderkomödie („Fridolin"), eine Groteske („Nachtwache"), eine Humoreske („Der Taler der Tante Sidonie") und das Lustigste vom „Blonden Herrn Guttentag." Alle sind sie untereinander verschieden und abwechselnd, unterhaltend und spaßig. Auch der „neue Presber" bedeutet für jeden Leser ein paar Stunden Lustigkeit. P. L. M.

Die Sängerin hinter dem Vorhang. Ein Großstadtroman von A. Halbert. (München. Hans Sachs-Verlag.)

Der Verfasser nimmt einen Anlauf, den „Roman der Häßlichen" zu schreiben, das Buch der Sehnsüchtigen, die keine Liebe findet — aber der Anlauf ist zu weit, der Sprung zu hoch. Mit anderen Worten: Halbert packt gleich ein paar Probleme an, die er in seiner Art löst. Die Lösung sagt nicht zu. Eine verkrüppelte Sängerin, die ihrer Mißgestalt wegen hinter einem Vorhang singen muß, findet einen Künstler, der der Schönheit überdrüssig ist, sich von seiner ersten Frau scheiden ließ, weil sie ihre Körperpracht dem Kinde nicht opfern wollte. Das Groteske in dem Buche ginge noch an, aber das Pathologische, das Begehren des Künstlers nach Häßlichkeit und die Befriedigung in Häßlichem stößt ab. Das sind Ausnahmsfälle, krankhafte Einzelerscheinungen, die peinlich wirken. Über die Peinlichkeit hilft auch ein feiner Stil, ein geistreicher Aufbau nicht hinweg.
P. L. M.

Peter Lenz und andere Geschichten. Von Hans Ludwig Rosegger. (Leipzig. Philipp Reclams Universalbibliothek Nr. 5515.)

Das Büchlein enthält folgende, den „Heimgarten"-Lesern zum Teil schon bekannte heitere Erzählungen: Peter Lenz. — Das große X. — Der Geistesblitz. — Petar Srinski, der Held. — Der Egoist. — Das billige Zimmer. — Der Bankraub. — Der enge Rock. — Die Natur ist bankrott.

Preußens Geschichte. Von Rudolf Herzog. Mit 12 farbigen und 11 schwarzen Bildern von Professor Arthur Kampf. Buchschmuck und Einband von Professor Georg Belwe. (Leipzig. Quelle u. Meyer.)

Allenthalben rüstet man sich, zwei denkwürdige Ereignisse festlich zu begehen: die Taten des Befreiungskrieges und das 25jährige Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers. In solchen Tagen nationalen Besinnens und vaterländischer Freude ist Rudolf Herzogs neuestes Werk geboren, das Geschichtsbuch eines Dichters. „Dies Buch", so heißt es im Geleitwort, „soll ein Buch der Liebe sein. Der Liebe zur Heimat, zu jeder Scholle heimischen Landes, auf die wir gestellt sind." Und in der Tat, dies Buch ist aus heißer Heimatliebe heraus geschrieben. Es will uns zeigen, wie das Reich geworden, wie es den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt, wie es gestützt, gefestigt, verteidigt und Schritt um Schritt ausgebaut wurde zu dem felsenstarken und weitragenden Gebäude „Preußen-Deutschland". Es will vor allem aber auch zeigen, was man Preußens großen Herrschern dankt, den Trägern dieser Entwicklung. Kraftvoll und lebendig treten sie uns entgegen die bekannten Gestalten der Askanier, Bayern, Luxemburger und dann der Hohenzollern, die das Land aus tiefsten Nöten erlösten. Das Zeitalter des Großen Kurfürsten, Friedrich des Großen, der Befreiungskriege und die große Zeit Wilhelms I. sind wahre Kabinettstücke historischer Darstellungskunst. Alle Vor-



Ein arktischer Robinson. Von Kapitän Mikkelsen. Mit über 100 bunten Bildern und einfarbigen Abbildungen und einer Karte. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Kapitän Mikkelsen ist in Ostgrönland den Spuren der verunglückten Danmark-Expedition, deren Leiter Mylius-Erichsen war, mit seinem Freunde Iversen gefolgt, und jetzt liegt das Buch über die merkwürdigen Erlebnisse vor. Von Forschungsreisenden, die Willensathleten sein und über besondere Fachkenntnisse verfügen müssen, auch noch zu verlangen, daß sie einen gewandten Stil schreiben, ist etwas viel; tatsächlich sind manche Reisebücher, so interessant ihr Gehalt, für den Leser langweilig — aber Mikkelsens Erzählungen machen da eine rühmliche Ausnahme: Er schildert Hochspannendes und Lehrreiches mit einer Kraft und Plastik, die etwas Mitreißendes hat; und dazu verfügt er überdies über einen sonnigen Humor, der ihn nie verläßt! Von Anfang an kämpfte seine Expedition mit Hindernissen, die Eisverhältnisse waren übel, ein Schlittenhund nach dem andern ging zugrunde, die Jagdbeute genügte nicht und als endlich nach Überwindung von Nacht und Grauen das Ende aller Mühsale gekommen schien, da war das rettende Schiff vom Eis erdrückt, die Genossen hatten Grönland verlassen — und zwei Jahre lang hausten Mikkelsen und Iversen allein in der Einöde, tapfer gegen alle Widrigkeiten ankämpfend, bis sie endlich ein norwegischer Dampfer aufnahm und in die Heimat, in die heißersehnte Heimat zurückbrachte . . .

Ich habe selten ein wahrhaftiges Abenteuerbuch mit so viel Spannung und Genuß gelesen wie dieses! Ein Roman, wie ihn nur das Leben dichtet! — Vorzüglich und anschaulich sind auch die beigefügten Bilder.

„Ein arktischer Robinson", diese Tragödie im ewigen Eise, ist ein ganz herrliches Werk, das gleicherweise der Jugend wie dem Alter wärmstens empfohlen werden muß.

H. L. R.

Eysen. Roman von Georg Freiherrn v. Ompteda. 2 Bände. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

In einem Nachschlagewerk finde ich Ompteda als „einen der Hauptvertreter der deutschen Spätdekadenz" bezeichnet. Der ihn so nannte, hat das Buch „Eysen" gewiß nicht gelesen, dieses strotzt förmlich von Kraft und Gesundheit und Klugheit. Es erzählt vom Leben des uraltadeligen Geschlechtes der Eysen um das Jahr 1900. Wie der Adel überhaupt Gefahr läuft, ins Hintertreffen zu geraten, weil seine Landwirtschaft von der Millionenindustrie und dem Millionenhandel überholt wird. Ompteda spricht vom preußischen Adel, für den ich, offen gesagt, große Sympathie habe: für die Junker, die „Mistbauern", die Agrarier, die ein bißchen viereckig und grobknochig, manchmal auch ein bißchen borniert und reichlich derb sind — aber dafür blond, blauäugig, eine breitbrüstige Rasse! Eine Rassenreserve, wie das Land überhaupt; die Städte verderben die Menschen körperlich und geistig, und da muß immer frisches rotes (und „blaues") Blut herein, wenn der Ruß und der Staub und der Qualm die Leute verdorben hat.

Ompteda hält in dem Roman seinen Standesgenossen manche harte Predigt: Ihr habt in der Vergangenheit etwas geleistet, leistet auch in Gegenwart und Zukunft etwas. Bewahrt eure alten Tugenden, aber paßt euch zugleich den geänderten Verhältnissen an. Werdet nicht nur Landwirte, Offiziere und Beamte, werdet auch Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute. Sucht durch Arbeit überall in der ersten Reihe zu stehen. Noblesse oblige. — Trotzdem sind die beiden Bände keine Sammlung trockener Moralpredigten, sondern behandeln ein sehr unterhaltsames Thema; der Verfasser gestaltet, schildert, beschreibt prächtig. Der Roman ist nicht „Belletristik (= Lesefraß), sondern ein kerniges Werk, das jeder, ob adelig oder bürgerlich, lesen und beherzigen soll. Vorwärts! Aufwärts! heißt seine Losung, eine Losung, die jedermann gebrauchen kann, denn unsere Zeit neigt sich gern abwärts, der Verweichlichung, dem Luxus, einer schwammigen, wertlosen Philosophie zu.

H. L. R.

Das Domgut. Die Geschichte einer Familie von Karl Neurath. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Das Buch enthält die Geschichte einer Familie — und Liebesgeschichten — und Gemeindewirren, Knabenstreiche und Männerkämpfe, Landschaftsschilderungen und Stimmungsbilder und noch mehr; viel zu viel fast, dünkt mich, für einen Roman, dessen Einheitlichkeit darunter leicht leidet. So gibt es manche entwicklungsfähige Ansätze, die im

sondern es rückt die Kenntnis der ganzen Pflanzenwelt auch dem allgemeinen Verständnis nahe und bietet daher eine Pflanzenkunde für jedermann. Besondere Berücksichtigung ist bei der Behandlung den für Handel und Kultur in Betracht kommenden fremdländischen Gewächsen und der deutschen Flora zuteil geworden, auch wird die Verwendung der Pflanzen in der Technik, Medizin und Industrie ins Auge gefaßt. Die Anordnung des Ganzen nach einem natürlichen System bietet ein Abbild der natürlichen Entwicklung der Pflanzenwelt. In diesem ersten Bande erscheinen die Ur-, Lager- und Embryopflanzen behandelt, das Verständnis des Textes wird durch die prächtigen zahlreichen farbigen und schwarzen Tafeln und weitere Illustrationen im Texte gefördert. Diese Tafeln und die ganze vorzügliche Ausstattung des Buches zeigen neuerlich die Sorgfalt, welche man auch in dieser Beziehung bei der rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung gewohnt ist. Dr. A. Sch.

Büchereinlauf.

Das Wirtshaus „Zum König Przemysl". Eine Prager Geschichte von Karl Hans Strobl. (Leipzig. L. Staackmann.)

Im Ring des Opfers. Erzählungen aus der Vergangenheit des Böhmerwaldes von Hans Watzlik. (Leipzig. L. Staackmann.)

Das Eisen im Feuer. Roman von C. Viebig. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Die Teufelsmauer und andere Erzählungen. Von Hans Hoffmann. Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Bd. 45. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Die Kaserne. Ein Roman aus dem Leben unter den Fahnen. Von Joh. Ferch. (Wien-Leipzig. Anzengruber-Verlag. Brüder Suschitzky.)

Sieben große Staatsmänner im Kampfe der Menschheit gegen Unvernunft. Von Andrew Dickson White. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Karl und Paul Kupelwieser und Alban Voigt. (München. Ernst Reinhardt.)

Anima candida. Dichtungen von Wladimir Freiherrn v. Hartlieb. (Wien und Leipzig. Hugo Heller u. Cie.)

Im „Kunstwart"-Verlag Georg D. W. Callwey, München, erschienen die Nummern 79 bis 84 der wohlfeilen **Schatzgräber-Bibliothek**, und zwar: Nr. 79: „Die Himmelstür wird offen stehn." Von H. Scharrelmann. Für öffentliche Bühnen, Liebhabertheater, Wohltätigkeitsfeste, Schulen usw. zur Darstellung in der Weihnachtszeit geeignet. Nr. 80: „Bismarck." „Kirta." Von L. Thoma. Das vielleicht ergreifendste literarische Denkmal für den alten Kanzler und eine urechte Kirchweihschilderung aus Oberbayern. Für die reifere Jugend und Erwachsene. Nr. 81: „Weihnacht auf dem Lande." Von H. Schaumberger. Im Rahmen einer einfachen Erzählung ein Krippenspiel zu Aufführung ohne Dekoration beim Weihnachtsbaum für jung und alt. Nr. 82: „Wanderung in Japan." Von H. Franck. Was der Verfasser „als Vagabund um die Erde" bei den Japs erlebte, wie er unter deren Neugierde und Spionenfurcht litt, erzählt er mit großem Humor in diesen Blättern. Für die reifere Jugend und Erwachsene. Nr. 83: „Der Teufel und die Katz'"; sechs Schattenspiele und anderes. Von M. v. Schwind. „Die Waldliebste." Von J. Mosen. Zu den Schattenrissen ein launiger Text und eine frische Märchenerzählung von Julius Mosen. Für die Jugend. Nr. 84: „Das deutsche Weihnachtsspiel für Kinder." Von L. Hilger. Nach alten Weihnachtsspielen und -Weisen aus Hessen, Bayern, Österreich und Schlesien zusammengestellt. Mit stummen, gesprochenen und einer gesungenen Rolle. Für die Jugend verschiedenen Alters.

Tragödie einer Csarenbraut. Kulturgeschichtlicher Roman aus dem russischen Mittelalter. Nach Solowiew bearbeitet von E. v. Otto. (Leipzig. „Excelsior"-Verlag.)

Fröhliches ABC-Buch. Von Karl Fröhlich. (München. Georg D. W. Callwey.)

Der Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Otto Lindner. Herausgegeben von Dr. Robert Gruber. (Wien und Leipzig. A. Hartleben.)

Friedrich Hebbel und seine Dramen. Ein Versuch von Prof. Dr. Oskar Walzel. Mit einem Bildnis Friedrich Hebbels. [„Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 408. Bändchen.] (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Lyrische Phantasien. Von Karl Berkow. (Magdeburg-N. R. Zacharias.)

Das europäische Friedensproblem und der Balkan. Ein orientierender Überblick der weltpolitischen Lage von Leo Littmann. (München-Leipzig. Hans Sachs-Verlag.)

Festgabe für das Jahr 1913. Dem deutschen Volke gewidmet. (Leipzig. „Excelsior"-Verlag.)

Der Dorfgeächtete. Volksstück in 2 Akten. Von Anton Kalla. (Weipert. Thoms.)

Die deutsche Erhebung 1806—1813. Zeugnisse aus großer Zeit zur Jahrhundertfeier, gesammelt vom Hamburger Volksheim. (Hamburg. C. Boysen.)

Die Jesuitenfrage im Lichte des Reiches Gottes. (Winnenden. Lämmle und Müllerschön.)

In Deutschland und Brasilien. Lebenserinnerungen von Gustav Stutzer. 1. Teil: In Deutschland von 1839 bis 1885. (Braunschweig und Leipzig. Hellmuth Wollermann.)

züge von Herzogs Gestaltungskraft, seine packende Erzählungsweise, sein funkelnder Stil, treten hier zutage. Aber nicht nur der Inhalt, auch die äußere Ausstattung hebt das Werk aus der Reihe ähnlicher Veröffentlichungen hervor. Professor Kampf, der ausgezeichnete Historienmaler, hat in schwarzen und farbigen Bildern große Geschehnisse festgehalten. So wird auch dies neue Herzogbuch seinen Siegeszug durch deutsche Lande antreten. V.

Helga Holgersen. Schauspiel in drei Aufzügen von Fritz Brehmer. (Leipzig. L. Staackmann.)

Und wieder der Glaube! Aber zwei ehrliche, herztiefe, konfessionelle Glauben, freilich starr und hart und darum vielleicht nicht minder Wahnglauben. Denn kein Glaube ist ein Glaube, jeder ist der Glaube, wofern er nur ehrlich und herztief, aber auch mild und gütig ist. Denn glauben heißt: gütig sein! Und doch führt Fite Holgersens, des neugebackenen Pastors echtes, gütiges, jungwarmes, naturinniges, freies Bekenntnis das Unglück herbei. Den alten Markus Holgersen rührt vor Aufregung der Schlag und Helga, die Große, stirbt, um mehrfache Feindschaft der Brüder untereinander und des katholischen Bräutigams zu ebnen, den freiwilligen Seemannstod. Denn das Leid versöhnt. Helga, diese liebe, mutige Helga! Ich habe selten mit einem Weib der Poesie weher mitgelitten!

Überhaupt hat mich das Ganze sehr entzückt, besonders aber der großzügige Schluß, das eisenstarke, mannhafte Leidtragen der drei Seemannsleute, dieses große Überwinden und Weiterwandern in „Kampf, Krieg und Lebensnot", „cuum Hart, klar Kimming": drei versöhnte Glauben! Ja! Kunst kommt halt von können! K. D. Z.

Interessante Kriminalprozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Von Hugo Friedländer, Gerichtsberichterstatter. VIII. Band. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Auch dieser achte Band, der zum Teil wirklich kulturell nicht bedeutungslosen Sammlung von Kriminalprozessen enthält einige interessante Fälle, so „Bismarck kontra Mommsen" und „Der Zaubermord am Teufelsee bei Potsdam", der den im Volk leider so tief wurzelnden und schier unausrottbaren Aberglauben, dem jährlich Tausende so oder so zum Opfer fallen, kraß illustriert.

Nur die Abschweifung gegen die Todesstrafe hätte sich Friedländer schenken können — oder er hätte sie wenigstens logischer, als er es tut, begründen müssen; es geht nicht an, sie als barbarisch hinzustellen und dann in einem Atem zu behaupten, daß fast alle Mörder die Todesstrafe der lebenslänglichen Zuchthausstrafe vorziehen ... Dann ist sie ja – vom Standpunkt der Betroffenen – human zu nennen!

Und auf besondere Rücksichten dürfen die Herren Mörder, mit wenigen Ausnahmen, überhaupt nicht Anspruch erheben!

Franz von Assisi. Legenden von F. A. Holland. (Kempten. Jos. Kösel. 1912.)

Ein außergewöhnlich pathetisches Talent. Das Buch ist im Stile alter Legenden erfunden und geschrieben und wird manchem religiösen Gemüte zur Anmut sein.

Deutsche Meisterprosa. Ein Lesebuch von Eduard Engel. Mit Lessings Bildnis und acht handschriftlichen Lesestücken. (Braunschweig. George Westermann. 1913.)

Kurze Auszüge aus Werken hervorragender Dichter alter und neuer Zeit. Als Schullesebuch, noch besser als Volkslesebuch zu gebrauchen.

Das Schillerbild des Deutschen Schulvereines. Von A. Coßmann.

Die Auffassung des Kopfes ist interessant und die Reproduktion künstlerisch, doch wir stellen uns Schiller doch etwas anders vor, und dieser allgemeinen, feststehenden (wenn zum Teil auch unrichtigen Vorstellung) sollte ein bißchen mehr Rechnung getragen werden. In Coßmanns gewiß anregendem Bilde stört der stark animalische Zug um dem Mund des Dichters der „Glocke" und auch eine fettige Wangenpartie sowie das faltige Kinn stören die Illusion. Vielleicht hat sich der Künstler zu ängstlich an die Totenmaske gehalten! Hoffentlich entwirft er noch einen zweiten Kopf Schillers, der sich zur Verbreitung im Volk besser eignet. V. E. S.

Deutsches Sprachbuch für österreichische allgemeine Volksschulen. Von Lehmann-Löhrl. [Für sechs- und mehrklassige Volksschulen], 1. bis 5. Teil. (Prag. Im k. k. Schulbücherverlage.)

Dieses neue Sprachbuch unterscheidet sich angenehm von anderen, älteren Ausgaben. Ohne den Lehrzweck zu beeinträchtigen, hat der Verfasser viel guten Humor eingestreut und erhofft sich davon mit Recht, daß die Kinder an den Sprachübungen Freude haben werden — nicht wie bisher Abscheu und Langeweile. Man muß die Aufmerksamkeit der Schulmänner auf Löhrls verdienstliche Arbeit lenken.

Die Pflanzenwelt. Von Prof. Otto Warburg. I. Bd. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1913.)

Das vorliegende ausführliche botanische Werk eines ausgezeichneten Fachmannes ist nicht nur für wissenschaftliche Kreise berechnet,



Juni 1913.

9. Heft. 37. Jahrg.

Ein Wort!

Novelle von **Marie zur Megede.**

III.

Sie faltete den Brief zusammen und steckte ihn in das bereits adressierte Kuvert. Dann ging sie daran, ihren Anzug zu wechseln. Der neue schwarze Rock schleppte vornehm, die seidene Bluse hatte ein diskretes rotes Muster. Fräulein Melanies graugemischte Haare waren noch voll und lockten sich von selbst. Sie warf einen Blick in den Spiegel und fand, daß sie war, was sie sein wollte, nicht weniger und nicht mehr: eine distinguierte, ältere Dame. Aber gute Kleider freuten sie noch immer, gaben ihr eine besondere Haltung. Grade, schlank, in einer gewissermaßen gehobenen Stimmung, trat sie auf den Korridor hinaus.

Als sie die gepolsterte Doppeltür zudrücken wollte, entglitt der Brief ihren Händen. Während sie ihn aufnahm, überschlich es sie wie Mißbehagen und Zweifel. Vielleicht war es besser, sie schickte ihn nicht ab! Es stand am Ende doch etwas viel von damals darin! . . . Nicht daß die Geschwister sie falsch verstehen würden — aber wenn von der Jugend zufällig jemand die Blätter in die Hand bekam? . . . Alte Leute, die von gewesenen Triumphen und verblichenen Herzensaffären erzählten, wirkten so leicht komisch! Man hörte sie an mit einem ungläubigen,

Sarmatenweisen. Von Viktor Menzel. (Dresden. E. Pierson.)

Quousque tandem ....? Rede an die Nationen Österreichs. Von Alfred Johann Roßmanith. (Wien. L. W. Seidel u. Sohn.)

Die Wiedergeburt eines einheitlichen Kaisertums Österreich. Von F. v. Schuerer. (Wien Schworella u. Heick.)

Das Kleid der deutschen Sprache. Unsere Buchschrift in Gegenwart und Zukunft von Gustav Ruprecht. Fünfte, erweiterte Auflage mit vier Abbildungen im Text und zwei Beilagen. (Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht.)

Bilder-Atlas der Frühlingsblumen. 40 Tafeln mit 173 naturgetreuen Abbildungen und erläuterndem Textheft von H. Schuhmacher. (Ravensburg. Otto Maier.)

Über die der Landwirtschaft nützlichen und schädlichen Tiere. Ein Beitrag zu ihrer Wertung, beziehungsweise Bekämpfung. Von Rudolf Karkofzik. (Graz. Steiermärkischer Volksbildungsverein.)

Spaß auf der Straß. Schattenbilder von Paul Konewka. Mit Versen herausgegeben vom „Kunstwart“. (München. Georg D. W. Callwey.)

Spiel und Arbeit. Nr. 58: **Physikalischer Experimentierkasten** für Knaben. II. Von Ernst Honold. (Ravensburg. Otto Maier.)

Spiel und Arbeit. Herausgegeben von Otto Robert. Nr. 44: **Elektrische Eisenbahn.** Anleitung zur Selbstherstellung einer elektrischen Bahn von P. K. Riemenschneider. (Ravensburg. Otto Maier.)

Kleine Beschäftigungsbücher. Nr. 1: **Das Kind im Hause.** Von Lili Droescher. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Friedensbewegung und Lebenserziehung. Von Ernst Böhme. (Gautzsch b. Leipzig. Felix Dietrich.)

Erfolgreicher Gemüsebau im Hausgarten. Ein Ratgeber für jeden Gartenbesitzer in der Stadt und auf dem Lande. Leitfaden für den Unterricht an Haushaltungsschulen und landwirtschaftlichen Lehranstalten. Einfache Kulturanleitungen für 60 verschiedene Gemüsearten. Bearbeitet von Otto Brüders. (Wien und Leipzig. A. Hartleben.)

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“

An verschiedene Einsender von Manuskripten. Sie legten kein Rückporto bei, daher erfolgte keine Rücksendung. Das ist die Lösung des „Rätsels“.

„Sonia 24.“ Für den „Heimgarten“ nicht geeignet. Sie können das Manuskript, dem keine Freimarken beiliegen, bei uns abholen. Verbindlichen Dank!

Industrieller in **Mannheim.** Im Gegenteil, wir begrüßen die einmalige Vermögenssteuer, die im Deutschen Reich jetzt eingehoben wird. Wir wünschten nur, daß die großen Kapitalien stärker herangezogen (und zwar die mobilen mehr als die immobilen) und solche unter 30.000 Mark von der Steuer freibleiben würden. Hoffentlich folgt Österreich dem guten Beispiel bald nach und nimmt für die Staatsbedürfnisse von denen, „die da haben“, statt wiederum die Besitzlosen zu belasten. Diese „Vermögensabgabe“ hat noch den besonderen Vorteil, daß sie nicht auf die wirtschaftlich Schwächeren abgewälzt werden kann, was die Besitzenden sonst so gern tun. Also, alles in allem, eine ganz vorzügliche und nachahmenswerte Idee! Das Reich braucht Geld, um sich und das Volk zu schützen — man greife nur wacker hinein in die eisernen Kassen der Kapitalisten. Derlei wohltätige Schröpfungen bekommen dem Gesamtorganismus immer ausgezeichnet. H. L. R.

T. L. in **Wien** und **K.** in **München.** Eine Besprechung des hochinteressanten Buches von Kapitän Mikkelsen (Verlag Brockhaus, Leipzig): „Ein arktischer Robinson“, bringen wir in diesem Heft. Wie uns der Verlag mitteilt, will er spätestens in diesem Herbst Scotts Tagebuch, vom Beginn der Reise an bis zum Todestage geführt, veröffentlichen. Es wurde bei der Leiche des unglücklichen Forschers, unter dem Kopf geborgen, gefunden. Mag nun das erschütternde Schicksal dieser Expedition auf elementare Gewalten oder auf eigenes Verschulden zurückzuführen sein, jedenfalls erregt es die wärmste Teilnahme der gesamten gesitteten Welt.

(Geschlossen am 20. April 1913.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

das sofort zerriß, und dem kleinen Bleistift, der immer wieder abbrach! Ja, sie trug leicht, warm, wohlig diese Woge von Beifall und Lust, auf der das schöne Mädchen schaukelte: lächelnd, errötend, strahlend! Und doch, wenn sie ihn nicht gefunden hätte, ihn, der aus der Heimatstadt mit herübergekommen war, ihn, dem die Lichter verlöscht, die Musik verstummt, der Saal leer gewesen wäre ohne sie und den ihre warmen dunklen Augen nun so unvorsichtig suchten. — — Aber da stand er ja, jung, schlank, geschmeidig, mit seinem frischen blonden Männergesicht, mit den hellen Augen, die die ihren grüßten, mit dem entzückten Blick, der über sie hinging, wie eine körperliche Liebkosung.

Eine kleine Hand im weißen Handschuh fuhr empor: „Da Ihr Tanz, den ich Ihnen aufheben sollte!“ Und über den Wall von Fracks und Uniformen faßte eine andere Hand nach dem Kärtchen, nahm mit diesem Stückchen Papier gleichsam in Besitz, was sich verriet, darbot, in die Arme warf, die so weit geöffnet waren! Was gingen sie beide ein paar verwunderte Gesichter an oder andere, die mit spöttischem Verständnis nickten. Was die hochgezogene Braue einer gestrengen Mutter oder die neckende Bemerkung eines alten Herrn, der die Jugend besser begriff!

Alle Lichter flammten auf, die Musik brauste, das Parkett schwankte, als sie dann zusammen dahinflogen, als ihr Kopf an seiner Brust lag, die Spitzen seines Bartes ihr Gesicht streiften, sein Atem sich mit dem ihrigen mischte und er sie einen Moment an sein Herz zog, einen einzigen, kurzen, glückseligen Moment! Wenn er damals zu ihr gesagt hätte: Komm mit — komm bis ans Ende der Welt — —! Es konnte schon möglich sein, daß sie mitgegangen wäre und mit dem Glücke entflohen bis ans Ende der Welt. — Wahrhaftig, auch an das Rieseln erinnerte sie sich noch, das damals durch ihren Körper gegangen war.

„Gnädigste, wollen die Güte haben . . . hier ist der Speisesaal!“ Fräulein Melanie sah auf den Kellner mit den Augen einer Schlafwandlerin, die man angerufen hat. Wo war sie denn nur? Dann errötete sie unwillig. Sie wäre beinahe bei einem Haar zwischen zwei Zitronenkübeln geraden Weges in einen Spiegel hineingelaufen. Jetzt zeigte man ihr den Weg, öffnete dienstfertig eine Tür, doch sie zögerte einen Moment, einzutreten. Die Helligkeit, die Mosaik von Köpfen, das Surren der Unterhaltung drinnen berührte sie fremd, peinlich. Sie mußte sich gewaltsam fassen. Sollte sie denn so verbauert sein, daß sie nicht einmal mehr verstand, mit dem nötigen nachlässigen Chik in einen Speisesaal einzutreten? Sie drückte die Augen zusammen, setzte ihre königliche Miene auf. Eine kleine Enttäuschung wurde ihr aber deshalb nicht erspart. Sie hatte an eine Tafel gedacht, eine lange Tafel von Reisenden, die vielleicht sogar noch einen Platz freigehalten hatten! Und

ein wenig spöttischen Lächeln. Wie, auch die sollten einmal die Sonne gewesen sein, die eines andern Tag erhellte! Oder hatten sie selbst gebangt, gehofft, gezittert, gejubelt, von des Lebens Süßigkeit in einem Blicke gekostet, in einem Lächeln empfangen?

Ja, komisch in der Tat! Ihre eigene kleine, dumme, vergessene Geschichte war ganz gewiß kein Roman, nicht einmal ein Romankapitel, und doch stand ihr die Vergangenheit urplötzlich so deutlich vor Augen, greifbar beinahe! Das Menschengedächtnis war doch ein wunderlicher Phonograph! Tausend Dinge von augenblicklicher Wichtigkeit glitten an ihm vorüber, verwehten spurlos, und andere, viel belangloser, viel gleichgültiger, gruben sich ein, hefteten sich fest, kehrten zurück, waren nach zehn, nach zwanzig, nach dreißig Jahren wieder da, ebenso frisch, ebenso süß — und ebenso bitter.

Sie freilich, sie kannte den Weg, den die Erinnerung zuweilen nimmt. Sie wußte, daß oft etwas rein Äußerliches, eine Farbe, ein Klang, ein Geruch — die Verbindung zwischen einst und jetzt herstellt.

Seit Jahren lebte Fräulein Melanie außerhalb der Gesellschaft. Die Geburtstageder Kolleginnen, ein Kaffee bei der Frau Schuldirektor, das Zusammenbleiben nach einem Vortrage, einem Konzerte — sonst feierte sie keine Feste mehr. War es denn da verwunderlich, daß eine elegante Treppe ihre Phantasie anregte, daß die Teppiche auf den Stufen, die Palmen in den Ecken, der Wandspiegel am Absatz irgendetwas Außergewöhnliches, Neues, Überraschendes für sie anzukündigen schienen?

Mein Gott, ja — die Treppe! Eine solche Treppe war sie auch hinabgestiegen, damals, als der Onkel General seinen großen Ball in dem großen Hotel einer großen Stadt gab, jenen Ball, der seinesgleichen nicht hatte, weder vorher noch nachher!

War es nicht, als hörte sie noch das feine Surren ihrer Tarlatanschleppe, während sie an der Seite der Mutter das strahlend erleuchtete Vestibül betrat, den leichten Tritt der kleinen Atlasschuhe, der im Plüsch der Läufer verklang? Die Gasflammen summten, die Luft war von Wärme und Duft erfüllt. Hinter weit geöffneten Flügeltüren stimmte man schon die Geigen, wirrte es durcheinander von hellen Kleidern und bunten Uniformen, von Sporenklang, Stimmen und girrendem Mädchenlachen. Dann fuhren Köpfe, neigten sich tief, Augen blickten bewundernd auf die Fremde, der ihr eigenes reizendes Bild einen Moment im Spiegel entgegentrat: ein weißes Kleid, von Rosen umwunden, braune Locken, blühende Wangen, lachende Augen, lachende Lippen — Jugend, Erwartung, Glück!

Wie man sie umdrängte! Wie Namen, Bitten, Huldigungen sie umschwirrten! Welch ein Kampf sich um ihre Tanzkarte entspann, um das kleine Büchelchen von glasiertem Karton, mit dem blauen Bändchen,

Der Blick der Dame erlosch. Kronberg — nein! Sie wenigstens kannte keinen dieses Namens, hatte nie einen gekannt.

Sie erhob sich langsam, starr. Ach ja, zu Bette — schlafen!

Doch ehe sie den Ausgang erreicht hatte, war ihr der Kellner schon wieder auf den Fersen.

„Die Karten, Gnädigste!“

Sie nahm sie ihm ab, nachlässig, zornig, spitzig. Ach Gott ja, die Karten! Eine zur Beruhigung der beiden Schulsenioren, daß man in Italien auch ohne Wollwäsche auskommen könne. Die zweite an Fräulein Schmidt — Heliogravüre, unmöglich bunt, keine Spur von Ähnlichkeit mit der Gegend, die sie darstellte, aber Künstlerkarte, so originell! Diese Schmidt fiel einem doch auf die Nerven mit ihrem ewigen kindlichen Enthusiasmus. Und dann der Gruß an den Professor! Aber wozu auch im Scherz Unwahrheiten schreiben? Gewiß, es war schön hier. Sie wollte ihm gern Recht geben, aber ohne Übertreibung und ohne Phrase. Und das gleich! „Das Lese- und Schreibzimmer?“

„Hier, Gnädigste!“

IV.

Das Zimmer war groß, hoch, hell, ganz in modernstes Blaßgrün getaucht. Aber auf den hübschen Diwans saß niemand. Die kleinen Korbsessel schienen im Warten eingeschlummert. Auf den Tischen bauten sich Pyramiden von Zeitungen und Journalen, sehr wohl sortiert, sehr schön aufgeräumt. Mit sanften Flammen spiegelten sich die elektrischen Birnen der Decke in den Scheiben des Bücherschrankes, den niemand öffnen wollte.

In der Fensternische stand ein Schreibtisch, quer gestellt, die symbolische Dekoration der Zitronenbüsche zu beiden Seiten: mächtige Kübel, spärliche Blätter, grünblasse Früchte. Nur die kleine Empireuhr schwatzte rastlos ihr scharfes, hohes, leichtfertiges Ticktack.

Fräulein Melanies Kleidersaum surrte über den Teppichboden. Sie streckte eben die Hand nach der Schreibtischlampe aus, um den Hahn aufzudrehen, als ein Geräusch sie überraschte, der Ton einer Buchseite, die jemand umschlug. Hinter einer Schirmwand gewahrte sie jetzt auch die grauen Falten eines Kleides, über einer weißen Bluse einen dunklen Haarknoten. Dann wurde man auch dort aufmerksam, beugte sich vor, ebenso schnell, ebenso überrascht. In einem Gesichtchen, jung, perlmutterweiß, überzart, grüßten ein paar schwarze Kinderaugen und das Lächeln eines weichen Mundes. Hinter dem Schirm wurden Worte zurückgeflüstert, dann erhob sich die Dame und trat zu Fräulein Melanie, der sie herzlich die Hand entgegenstreckte.

„Also sehen wir Sie doch noch? Wie nett! Ich habe schon zu meinem Manne gesagt: Die gnädige Frau erwartet uns vielleicht!

nun speiste alles an kleinen Tischen, in Gruppen von Familien, Freunden, Bekannten. Ein bekanntes Gesicht war nicht darunter. Nur der Oberkellner nahm von der Fremden Notiz. Er war in der Lage, noch einen vorzüglichen Platz anbieten zu können: dort am Riesenfenster, die Schmalseite mit dem Ausblick auf den See. Und die Gnädigste war dort sogar ganz allein!

Ja, sie war allein und blieb allein! Sie aß das Menü herunter, ließ sich ein Paar Ansichtspostkarten geben, um sie später im Lesezimmer zu schreiben. Sie sah auf den See hinaus. Das Wasser plätscherte, die Boote hüpften, mit hellen starren Augen glitt der Abenddampfer vom anderen Ufer heran. Die Blitze der Scheinwerfer zuckten, tauchten auf ihrer Suche nach Schmugglerkähnen Wasser und Felsen für Sekunden in eine blendende Helle. Köpfe fuhren herum, Achs und Ohs des Entzückens ertönten, Finger deuteten. Dann knüpfte sich der abgerissene Faden einer lebhaften oder intimen Unterhaltung wieder zusammen. Alte Ehepaare, junge Ehepaare, chike Frauen, lächelnde Herren verschiedener Semester: Flirt, Liebe, Klatsch, neue und alte Beziehungen! Sie aber saß allein! Wieder und wieder schickte sie den Blick durch den Saal. Die beiden von heute morgen hatten doch da sein wollen! Warum kam niemand? Sie wartete doch! Ja, sie wartete wirklich auf diese fremden Leute, die sie nichts angingen. Was fiel ihr denn ein? War der Menschendurst eine Krankheit, die einen jählings überfallen konnte? Vielleicht! Und dann litt sie jedenfalls daran. Sie hätte wohl sonst auch nicht wegen der Nichten geschrieben. Aber der Anfall ging vorüber. Am Ende würde sie auch das bereuen. Alles lästig — lästig! Allein blieb man immer in guter Gesellschaft! Und die beiden Leute brauchten auch nicht mehr zu kommen, gewiß nicht!

Von neuem blickte sie zum Fenster hinaus. Der Laternenschein zitterte, die Scheinwerfer zuckten. Sie gab sich so viel Mühe, überrascht zu sein, entzückt, den Anfang eines Reisetagebuches zu finden, das sie von morgen ab führen wollte. Doch die Augen irrten ab, den Anfang vergaß sie wieder. Sie war recht müde, tat am besten, wenn sie zur Ruhe ging.

Eine Handbewegung rief den Kellner herbei. Als er mit devoter Miene sein Trinkgeld einstrich, fragte sie plötzlich: „Die Herrschaften, die zugleich mit mir ankamen . . . wissen Sie vielleicht den Namen?"

Er wußte ihn nicht, aber er wollte sich sogleich erkundigen. Als sie ihn zwischen den Tischen forteilen sah, hatte sie Lust, ihn zurückzurufen. Der Name interessierte sie ja gar nicht, die Leute überhaupt nicht. Als er kam, schaute sie ihm gespannt entgegen; er bedauerte unendlich. Infolge eines Versehens stand der Name noch nicht auf der Tafel. Der Oberkellner wollte allerdings wissen, ein deutscher Baron: Kron . . . Kron . . . berg!

entstanden war, trat sie mit einer raschen Bewegung an den Tisch hinter den Windschirm, von dem die beiden aufgestanden waren. Mit ihrer nervös zitternden Hand langte sie nach dem Journal, das aufgeschlagen auf der Platte lag. Es war ein Wiener Blatt, eine aristokratische Revue mit sehr gutem Papier, sehr gutem Druck und sehr guten Bildern, der Text die monotonste Schmeicheltyrade auf alles, was hohe, höchste und allerhöchste Personen zu tun geruhten, zu tun geruht hatten, oder noch zu tun geruhen würden. Auf der ersten Seite ein großes Porträt; eine junge Erzherzogin, ein anmutig geneigtes Köpfchen, ein einfaches Spitzenkleid, die hübsche ungekünstelte Haltung eines schlanken, bräutlichen Kindes.

Fräulein Melanie deutete mit dem Finger drauf, wieder klang ihre Stimme schrill und ihr Ton hart: „Die Mesalliancen nehmen wirklich bedenklich zu unter den Häuptern, die für Kronen bestimmt waren.“

Das Ehepaar mußte sich bereits mit der Person und der Wahl der jungen Erzherzogin beschäftigt haben. Der Mann hätte sonst wohl nicht so prompt geantwortet: „Wundert Sie das? Mich nicht! Mich freut es! Warum sollten Fürsten nur heimlich Menschen sein, der Mutmaßung und der Verleumdung auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Der Greis auf dem habsburgischen Throne scheint vom Leben gelernt zu haben, von Herzensirrungen und Wirrungen, die ihm so menschlich nahe traten und in denen er wohl auch anderes erkannt hat als persönliches Schicksal und verwerfliche Untat.“ Fräulein Melanie warf dem Sprecher über die Schulter einen jener Blicke zu, die den Kollegen imponierten.

„Ich bin der Ansicht, daß alle Personen, die auf irgendeiner Höhe stehen, derselbe Grundsatz verbinden sollte: noblesse oblige! In meinen Augen haben also Fürsten kein Anrecht auf ihr Menschentum. Die Pflicht über alles — und außerdem habe ich mir sagen lassen, daß von allen Wunden Herzenswunden diejenigen sind, die am leichtesten heilen.“ Sie lächelte sehr überlegen. In den hübschen, blauen, ehrlichen Augen des jungen Ehemannes glomm es auf.

„Gewiß, meine Gnädige, denn wozu diszipliniert man Herzen, sucht sie zu verkleinern, zu verschieben, abzuhärten. Herzen sind überflüssig, Herzen sind unpraktisch, lächerlich, unpassend! Ohne sie lebt man ruhig, gut, amüsiert sich, zahlt die höchsten Steuern. Nur, daß sie sich bis jetzt noch nicht glatt haben ausschalten lassen, daß sie vielleicht am Ende doch eine Art Lebensfaktor darstellen, wie der große Muskel, mit dem sie den Namen teilen. Leute, die natürlich nicht auf der Höhe der Zeit stehen, behaupten sogar, daß unter der verharschten Herzenswunde der Eiter ins Blut gehe, und daß, in bezug auf wirklich oder ein-

Aber wir waren nun einmal unterwegs und mir machte es so viel Spaß, seinen Cicerone zu spielen. Solch ein Entzücken über jede wilde Narzisse, über jeden immergrünen Busch oder über ein paar Arbeiter, die zweistimmig in einer Vigne sangen — das macht Spaß. In Torbole haben wir gegessen. Leider war es auf der Terrasse zu kühl für mich. Aber wir hätten ja auch keine Aussicht gehabt. Überhaupt mein Mann ist noch ohne rechten Grund begeistert, er kennt ja noch gar nichts: keine Farbe, keinen Glanz. Zum Garda gehört Sonne — Sonne!

„Wenn aber die Sonne trotzdem für mich da wäre?"

Eine junge frische Männerstimme traf das Ohr der Damen. Der Gatte der kleinen Frau war herangetreten und während er seine Hand über ihren Arm schob, verbeugte er sich vor der Reisegenossin.

„Gnädigste haben doch auch wirklich nicht auf uns gerechnet und sich an der Table d'hôte gut unterhalten?"

Fräulein Melanie war ein wenig zusammengefahren. Die Stimme ... mein Gott, ja — — auch die Stimme! Und wieder das unverständliche Erschrecken, das ihr durch die Glieder zuckte. Stieg es nicht sogar auch in ihren Wangen auf, das häßliche, lächerliche Erröten eines alten Mädchens?

Sie bog den Kopf zurück. Wenn sie diese gewisse Miene aufsetzte, zitierten zu Hause die Kolleginnen: „Eine Würde, eine Höhe ...". Und es war nicht nur Moquerie.

„Sie dürfen beruhigt sein. Ich habe nicht gewartet, ich habe gut gegessen und mich gut unterhalten. Im übrigen liebe ich die Freiheit nicht nur für mich, sondern auch für andere. Das bedeutet für Reisen: keine Beziehungen, keine Verpflichtungen, nicht einmal Namen ..."

Der Herr verneigte sich wieder, er lächelte mit gutmütigem Spott.

„Dann darf ich uns also nicht vorstellen, wie ich gerade die höfliche Absicht hatte — —"

„Nein! Wozu? Wer sich nie sah, nie wiedersehen wird ..."

„Wer weiß?"

„Nun wenn — dann mag die Vorstellung später erfolgen. Ich wenigstens ziehe es vor, früher zu erfahren wie, als wer jemand ist."

Fräulein Melanie war sich ihrer brüsken Art bewußt. Sie hörte ihre eigene, ein wenig schrille Stimme und fühlte den erstaunten Blick des Ehepaars, ohne daß sie ihn sah. Aber sie konnte nicht anders. Sie hatte ein Gefühl, als ob sie sich wehren müßte gegen die, die ihr vor ein paar Stunden noch so gut gefallen hatten. Sie hätte sich vor ihnen verbeugen mögen, stolz zur Türe hinausschreiten, die teppichbelegten Treppen hinauf, hinter der gepolsterten Türe, die alle Stimmen und alle Töne abschloß, irgendetwas herausschreien, was sie urplötzlich wie ein Alp bedrückte! Aber sie blieb. In der kleinen verlegenen Pause, die

sich unwillkürlich, streichelte heimlich und leise das dunkle Haar der jungen Frau, die ihm ihr Perlmuttergesichtchen mit einem strahlenden Lächeln zudrehte. Sie hatte sich vorhin etwas geniert in das Polster des grünen Korbgeflechtes hineingeduckt. Selbstgefällig, übermütig und zugleich ein wenig mitleidig, blitzte auch sie jetzt das alte Fräulein an: „Ja, er war nichts, und er hatte nichts! Man konnte es wirklich nicht anders als hellen Wahnsinn nennen, daß er durchaus darauf bestand, sich mit der Tochter einer armen Witwe zu verloben, mit der kleinen Retoucheuse aus einem großen, photographischen Atelier, die helfen mußte, ihre Geschwister zu ernähren. Und man hatte es ihm auch gewiß nicht leicht gemacht, ihn nicht ermuntert, sich nicht an ihn gehängt. Seine Bahn war frei, bis zum letzten Augenblicke frei. Nur, daß er sie durchaus nicht allein gehen wollte, daß er starrköpfig auf seinem Wahnsinn bestand, wie ein Unermüdlicher arbeitete, wie ein Einsiedler lebte, alles auf die Karte einer gemeinsamen Zukunft setzte."

„Hatte er keine Eltern mehr?"

Fräulein Melanies Organ klang so eigentümlich fremd in ihren eigenen Ohren. Sie betrachtete schon wieder das Bild in der Revue.

„Die Eltern meines Mannes? Aber die waren es ja gerade, die uns Mut machten, anspornten, die immer zu trösten bereit waren, zu überlegen, ob es sich nicht doch schon wagen ließe mit der Hochzeit! Der Papa, der dabei so oft nach Mamas Hand griff, um sie zu streicheln, die Mama, die ihn in jeder Minute mit so lieber, zärtlicher Fürsorge umgab! Und das war Abbitte, Wiedergutmachenwollen auf beiden Seiten, denn sie hatten sich zu ihrer Zeit keineswegs aus Liebe geheiratet: der arme Leutnant das schwer reiche Mädchen, die Berliner Architektentochter den feschen Offizier mit der schönen Uniform, der sie in die Gesellschaft hineinbringen sollte. Wenn sie sich nun auseinander gelebt hätten, statt zusammen, wenn die wahre Liebe nicht hintennach gekommen wäre trotz Unglück, trotz Armut —!? Denn das Vermögen ging verloren, ehe die beiden es in die Hand bekamen, und sie schieden aus der Gesellschaft, noch ehe die Frau recht warm drin geworden war. Und wir! Nun wir sind nie darin gewesen, wir leben in ganz bescheidenen Verhältnissen. Mein Mann ist Assessor und es kann schon möglich sein, daß er keine Karriere machen wird, dazu braucht man heutzutage, wie alle klugen Leute sagen, Geld viel mehr als Fähigkeiten. Man muß reich sein, großartig repräsentieren können, vergeuden! Nun, vielleicht macht diese italienische Reise höheren Ortes einen Eindruck, so etwas sieht äußerst wohlhabend aus und es geht niemand was an, daß wir vorher und hinterher gehörig sparen mußten und daß mein Mann Freunde hat, gute, alte Freunde, von denen eine Hilfe nicht demütigt. Ach und

gebildet, geheilt oder nur überheilt die Diagnose hier gar nicht so leicht sei. Nach ihnen soll unsere verderbte Jugend, unsere verlogene Moral, unsere heimliche Unnatur gerade aus dieser Quelle stammen. Und voreingenommen, irre geführt durch ihre gefärbte Brille, wollen sie gerade in den degenerierten, entnervten, abgekühlten, blutlosen Herzen den innersten Grund für den Niedergang eines ganzen Menschengeschlechtes sehen, für eine Generation von jungen Greisen, mit schmählich verzettelten Gefühlen und temperamentlosen Frauen, die ihre Figuren wie ihre Gefühle nach der Mode jeder Saison so bewundernswürdig trainieren."

Fräulein Melanie stand noch immer über das Bild in dem Journal geneigt. Die Augen und die Backen brannten ihr, die Hand war eiskalt.

„Ich verstehe Sie sehr wohl", sagte sie, ohne aufzublicken, „Sie predigen die Liebesheirat! Gewiß, selbstverständlich! Sie ist das Ideal und Ideale behalten ihren Wert, wenn sie sich auch leider selten genug verwirklichen lassen. Wer das Glück hat, die geistige Übereinstimmung anzutreffen, wo das Brot ausreicht und dann noch die Neigung hinzukommt."

„Und ich verstehe Sie ebenfalls, meine Gnädige: Der Geldschrank, die Pariser Robe, die stilvolle Einrichtung, das feine Diner! Mit anderen Worten: der Reichtum, der Chik, die gesellschaftliche Ehrenstellung —"

„Ja, auch das, wenn Sie Superlative durchaus wünschen. Ein festes Fundament braucht jedes solide Bauwerk, und daß eine reiche Fassade seinen Wert herabsetzt, werden Sie auch nicht behaupten können. Auf der andern Seite scheint mir auch das ein Liebesbeweis, wenn jemand beizeiten überlegt, sich nicht hineinsteigert, abstoppt, zu verzichten weiß, wenn z. B. das unerläßliche Fundament einer absoluten finanziellen Sicherheit nicht vorhanden sein sollte. Übrigens", Fräulein Melanie lachte kurz auf, „predigen Sie einer alten Jungfer das Evangelium der Liebe. Ich selbst kann leider nicht mehr davon profitieren. Kindern könnte ich es allerdings lehren, aber es sind nur Schulkinder, und ich glaube, daß weder die moderne Jugend, noch die modernen Eltern mir dankbar dafür sein würden."

Ihre Augen blitzten sich an, die ihrigen feindlich, die seinen nur spöttisch, amüsiert, mit einem jähen, warmen Aufleuchten darin.

„Ich predige gar nicht, meine Gnädige. Ich bekenne nur meinen Glauben und auch dazu verstehe ich mich sonst nicht so leicht. Ich habe die Liebesheirat, wenn Sie wollen, die etwas törichte sogar, selbst geschlossen und ich bin Egoist genug, um zu sagen: Ich hab's, was gehen mich andere an!"

Der hübsche blonde Männerkopf wandte sich ab, seine auf den Sesselrand gestützte Hand — eine große, feste, vornehme Hand — hob

Und plötzlich fand Fräulein Melanie, daß dies elegante Lesezimmer ihr unsympathisch war, daß das Licht in unangenehmer Helle von der Decke troff, daß die grün lackierten Möbel viel zu neu und die Zitronenbüsche in den Kübeln erzwungen und kümmerlich aussahen. Es war Zeit, daß auch sie ging. Und ihre Schleppe zusammenraffend, schritt sie aus dem Zimmer wieder sehr gerade, sehr selbstbewußt, durch das Vestibül, in dem sich die Kellner vor ihr verneigten, an dem etwas zweifelhaften Fahrstuhl vorbei und dem behaglich glühenden Dauerbrandofen, nach der Treppe mit den Teppichen und den siechen Palmen. Doch schon von der ersten Stufe zog sie den Fuß wieder zurück. Seitwärts hing die Hoteltafel mit den Namen der Gäste. Dorthin wandte sie sich. Ihre Augen glitten über die Reihen. Dann faßte sie unwillkürlich nach dem Halt des Treppengeländers zu ihrer Linken. Ein Name stand dort, der ihr wohl bekannt war: von Conring und Frau! Conring — also doch. Natürlich einer aus der Familie. Vielleicht sogar der Sohn. Der Sohn? Nun, warum denn nicht? Sie hatte nie genau nachgerechnet, als sie es jetzt tat, erschrak sie. So viele Jahre . . . ein ganzes Menschenleben — — Aber es stimmte . . . stimmte sehr genau! Der Sohn — ganz gewiß der Sohn. Dieselbe schlanke Gestalt, dieselbe angenehme Stimme, dasselbe schönlinige Gesicht mit einer gewissen Reinheit des Ausdruckes, und die Augen — die sie geliebkost hatten — damals!

Warum hatte sie ihn eigentlich verhindert, seinen Namen zu nennen? Interessiert hätte es sie ja doch, von seinem Vater zu hören. Schließlich hätte sie sogar lächelnd diese Jugendliebe eingestehen können, die so ganz verschmerzt war von beiden Seiten. Und dann hätte sie dem Sohne einen Gruß an den Vater aufgetragen, den freundlichen Gruß eines ganz netten alten Mädchens, das sicher einmal ein sehr nettes junges Mädchen gewesen war.

Jetzt aber, was würde er jetzt von ihr erzählen, wenn er zufällig ihren Namen an der Tafel las, wie sie jetzt den seinigen, wenn er ihn behielt, zufällig dem Vater nannte? Eine unangenehme alte Jungfer, eine Emanzipierte mit Posen und Phrasen! O ja, man konnte Gott danken und man dankte ihm auch!

Fräulein Melanie drehte sich mit einem plötzlichen Rucke um. Ein Kellner wollte an ihr vorbeigleiten, sie winkte ihn zurück. Dann sagte sie bestimmt, als handelte es sich um einen längst gefaßten Entschluß: „Ich möchte meine Rechnung haben und morgen früh geweckt werden. Ich fahre mit dem ersten Dampfer weiter. Ihr Riva hat etwas Bedrückendes bei diesem Wetter. Man muß erst kommen, wenn die Sonne scheint!“

ich freue mich so, daß er nun auch etwas von dieser schönen, schönen Welt zu sehen bekommt — —."

Sie verstummte plötzlich. In ihrem einfachen Kleidchen, dem man in der Nähe betrachtet die Hausschneiderin ansah, mit dem weichen, schwarzen Lockenscheitel und den glücklichen Augen in dem schmalen Perlmuttergesicht, stand sie da wie ein reizendes Kind, errötend und beschämt.

Wie war sie nur daraufgekommen, dieser Person mit den wechselnden Launen ihre intimsten Angelegenheiten vorzudeklamieren, ein Vertrauen aufzudrängen, das niemand gewünscht hatte? Die da zuckte in Gedanken die Achseln nnd ihr Mann, der würde schelten und ganz mit Recht!

Doch er schalt nicht. Er sah sie nur an. Und in dem Ausdruck seines Gesichtes spiegelte sich nichts als angstvolle Frage, freudige Sorge, zärtliche Liebe. War sie denn auch wirklich gesund? Trogen die Rosen auf ihren Wangen nicht doch? War ihre Taille nicht zu fein? Die Schlankheit ihres Nackens nicht beunruhigend? Würde sie leben? Würde sie ihm bleiben? Und die Augen der beiden Glücklichen trafen sich, erfaßten einander, um sich zu grüßen mit einem Lächeln von himmlischer Schönheit!

Es war Fräulein Melanie, die alle diese Gedanken aus den sprechenden Mienen dieser glücklichen Kinder las. Sie starrte sie an, wie man eine Erscheinung anstarrt. Aber die Erscheinung verschwand schon in der nächsten Sekunde. An Stelle der beiden Glücklichen traten Leute aus der guten Gesellschaft, Leute, die sich mit einem einzigen energischen Ruck wieder vollkommen in die Gewalt bekamen, die sich schämten, weil sie sich zwecklos aufgeregt und lächerlich verausgabt hatten.

Die junge Frau bat mit einem hübschen, hilflosen Lächeln um Entschuldigung, der Mann rief den kühl-spöttischen Ton der Vornehmheit zu Hilfe.

„Verzeihen Sie die Herzensergüsse meiner Frau, Gnädigste! Wenn sie es hier immer so gemacht hat, wird man unsere Liebes-, Leidens- und Lebensgeschichte nächstens zur Gitarre oder Mandoline singen, nur hoffentlich erst nach unserer Abreise. Und verzeihen Sie uns auch, wenn wir uns ein wenig eilig verabschieden. Es ist spät und der Dampfer morgen geht früh. Es war uns ein besonderer Vorzug. Viel Amüsement weiter in Riva und angenehme Ruhe!" Man verbeugte sich, bot sich die Hände, dann gingen sie und das Fräulein sah ihnen nach. Sie wußte nicht, war es Bedauern oder nur Unzufriedenheit mit sich selbst, was sie empfand.

Wie hatte sie sich nur so gehen lassen können? Warum überhaupt mit diesen beiden fremden Kindern ein so diffiziles Thema behandelt? Man hatte sie falsch verstanden, weil man wollte und vielleicht auch nicht anders konnte. Schön!

reißen, aus denen zwei Menschen sich in jugendlichem Leichtsinn einen unentrinnbaren Strick zu drehen geneigt waren. Die kleine Operation hatte unter den geschickten Fingern gar nicht einmal so großen Schmerz bereitet. Fräulein Melanie entsann sich des Tages so genau. Man war eben von jener Ballfahrt zurückgekehrt, saß zu Hause am Kaffeetisch, nachmittags, die Hängelampe brannte, der Kamin knisterte. Draußen fiel der Schnee, weich, lautlos. Winzige Sternchen schmiegten sich an die Fensterscheiben, glitten herab wie Wünsche, zerflossen wie Hoffnungen.

Mutter und Tochter allein, beide lächelnd, beide glücklich. Die Mutter las; es war ein Brief aus Italien, der erste lange ausführliche, den die jüngstverheiratete, ältere Schwester gesandt hatte. Sie las laut und das junge Mädchen horchte mit heißen Wangen — ein Kind, dem man Märchen erzählt in der Dämmerstunde. Ihre leuchtenden Augen umfaßten alles: den See in seiner unwirklichen Bläue, den Sonnenflimmer, die Schneehäupter, die violetten Schatten und den rosenfarbenen Duft, der Felsen, Berge, Ortschaften überschleierte! Wie war der Lorbeer so grün und das feine Silberlaub der Oliven so schwermütig! Und von den Hängen, aus den Schluchten, wie rann und rieselte es. Frühlingswässer, Frühlingslieder, schäumend, klingend, unbändig, glückselig! Und die Grasnarbe, gelb von Primeln, blau von Veilchen, rote Nelken, die über die Mauer in irgendeiner engen Straße nickten! Und wo man auch weilte, von den Felsenstürzen, von den Berglehnen, von der Terrasse eines primitiven Albergo, durch die dunkle Torfahrt eines schmalen, dunklen Hauses — immer er — der See, ein Riesensaphir, ein blaugoldener Widerschein des Himmels auf der Erde, mit bunten Segeln, schwankenden Booten, die Isola wie ein Traum, wie eine Insel der Seligen, schmal, in Wogenschaum gebettet, blühend, duftend, strahlend! Ein Boot steuert dort hin, darin sitzen zwei, ihre Augen treffen einander, ihre Finger berühren sich in dem saphirblauen Gewässer, und durch ihre Herzen, ihre Körper geht der Wonneschauer des Frühlings.

„O, mein Gott — mein Gott!“

Die Mutter blickt auf, sie sieht scharf, sie hört fein, sie versteht sofort. Ihre Mienen werden ernst, ihr Auge kühl, während sie den Brief sinken läßt, sagt sie sehr ruhig, sehr akzentuiert, und doch so eigentümlich beredend: „Du willst das also auch einmal sehen, gerade so wie es deine Schwester jetzt sieht? Nun ich wünsche es und ich hoffe es für dich. Den ersten Schritt dazu wirst du aber jetzt tun müssen — törichten Gedanken den Abschied geben, mein liebes Kind. Wenn deine Schwester das Glück gehabt hat, eine gute Partie zu machen, die zugleich ihrer Neigung entspricht, so sehe ich nicht ein, warum dir dasselbe Glück nicht blühen soll. Ballinteressen vergehen, mein liebes Kind, das junge

V.

In ihrem Zimmer oben war es dunkel. Nur durch die Sparren der Jalousie am Balkon kam ein Schein. Die elektrischen Lampen des Hotels sandten ihn herauf, die Laternen von Riva, die sich im See bespiegelten.

Und das Fräulein erinnerte sich an den Duft des Goldlacks, an die grünblaue Wasserfläche, die sich hob und senkte, an die Tunnels der Ponalestraße, über denen der Nebel zog. Sie wollte die Tür öffnen, auf die schmale Plattform treten, mit einem tiefen Atemzuge eine unbekannte Last abwerfen, die sie wunderlich bedrückte.

Tastend bewegte sie sich durch den nicht allzu großen Raum. Den Hahn an der Wand, der irgendeinen Lichtkelch sofort entzündet hätte, vergaß sie. Die Glastür klirrte, nur mit Mühe ließ sich die schwere Jalousie aufziehen. Draußen war der Himmel verhängt, der See schwarz wie chinesische Tusche, nur da und dort ein leuchtender Lichtfleck, ein rieselndes Rinne von Gold und Feuer. Aber so tief, so tief! Es machte schwindlig, wenn man hinabsah und es war kühl!

Fröstelnd trat Fräulein Melanie ins Zimmer zurück und schloß die Glastüre. Neben ihrem Bette stand ein tiefer Lehnsessel, sie sank hinein . . . Nur einen Moment ausruhen. Sie war wirklich zu müde, um sofort zu Bette zu gehen. Den Kopf rückwärts gegen die gepolsterte Lehne gebogen, schloß sie die Augen. Sie war überzeugt, daß sie an nichts dachte, nur die gewisse Schwere fühlte sie noch, einen Druck, als sei ihr irgendetwas Unerwünschtes begegnet. Es tat nicht weh, es war nur wie ein Splitter im Fleisch, störend, irritierend, gar nicht abzuschütteln.

Und dann verzogen sich ihre Lippen spöttisch zu einem plötzlichen Lächeln. Er war also glücklich geworden und sie gönnte es ihm. Übrigens war dies ja vorauszusehen gewesen bei einem sogenannten guten Menschen, der sich in alles fand und dem jede Blume irgendeinen Honig spendete. Erst hatte er als echter Mann seiner Zeit das reiche Mädchen genommen. Sie hatten sich gegenseitig dekoriert, sich amüsiert und dann, als die Kulisse fortgeschoben wurde und das Schicksal ihnen in ungnädiger Paschalaune die Sektkelche aus der Hand nahm, besannen sie sich auf das andere Glück — auf das Glück im Winkel.

Wenn sie es gefunden hatten — wohl ihnen!

Aber auch das war eine alte Geschichte, daß bei einem großen Sturze die Leute oft ganz wunderbar auf die Füße kommen und ganz vergnüglich den steinigen Pfad weiterwandeln, den sie müde, verdrießlich, zornig gegangen wären, wenn sie ihn selbst und von Anbeginn erwählt hätten.

Nein, nein, die Mama hatte damals wohl recht getan, mit ihrer klugen energischen Hand die feinen, hübschen, törichten Fäden zu zer-

ein Schein von der Strahlenglorie aus der Krippe zu Bethlehem leuchtete, wenn auch kein Auge ihn zu sehen vermochte als das Auge der Mutter.

Das alte Mädchen im Sessel schloß die Augen. Sie wußte es ganz genau, daß es nicht die längst überwundenen Träume waren, denen sie mit einem Mal nachhängen wollte. Nur die so traurig bescheidene Frau interessierte sie ein wenig, ihr stilles Lächeln und der eigene Glanz in ihren Blicken. Das Kind? Aber da war es ja auch: Erst runzelig, häßlich, hilflos, dann auf ungeschickten, unsicheren Füßen. Kam nicht ein Laut von seinen Lippen, ein Wort, das sonst keiner verstand, ein Weinen, ein Jauchzen? Auf dem Schoße der Mutter sah sie es sitzen. Sie sah seinen großen erstaunten Kinderblick, während er zuhörte. Eine Hand glitt über sein weiches Blondhaar, Lippen drückten sich auf seinen frischen, roten Mund. Erst das kleine Kind, das sich an die Mutter schmiegte, dann der Junge, der sich zu ihr flüchtete, der seine trotzigen Tränen in den Falten ihres Kleides verbarg. Ein Jüngling, den ihr Segen ins Leben entließ, ein Mann, an dessen Halse eine Frau hing, eine alte Frau, die gern alt geworden war — Bilder eines Kaleidoskops, flüchtig, blaß, herzweitend oder herzbeklemmend!

Nein, sie hatte wirklich nichts gehabt, diese fremde Frau, nichts als Sorgen, Leiden, Erwartungen, nichts als das Fenster in der Mauer, die die Jahre um uns auftürmen, ein von Dornen umranktes Fenster, wenig Rosen daran, aber jenseits die Hoffnung, die Zukunft, das Kind.

„Und ich?"

Fräulein Melanie fuhr auf. Draußen zuckte nach langer Pause wieder einmal das Licht des Scheinwerfers auf seiner Suche nach Schmugglerbooten. Das blendende Licht flammte über das schwarze Wasser, in die Felsenfalten am Fuße der Berge, bis hinauf in das Balkonzimmer, dessen Jalousie sie zu schließen vergessen hatte. Nichts entging diesem Licht eines langen, weißen Blitzes. Es übergoß alles, Wände, Möbel, Menschen, und aus der Spiegelfront des Schrankes trat Fräulein Melanie eine Gestalt entgegen: mager, gebeugt, verwelkt! Ein altes Gesicht, grau unter grauen Haaren, mit weit offenen, entsetzten Augen!

Das Licht erlosch, das Zimmer lag wieder dunkel. Fräulein Melanie schien Frage und Antwort vergessen zu haben. Mit zuckenden Händen nestelte sie an ihren Kleidern. Nur zur Ruhe so schnell als möglich, in das große, breite, bequeme Hotelbett, in dem sie nun endlich schlafen würde, tief und erquickend. Nur daß es kalt war unter der eleganten Decke und sie lange liegen mußte, fröstelnd und zusammengekrümmt, ehe der Schlaf kam.

(Schluß folgt.)

Herz irrt sich leicht. Ein Glück, wenn andere da sind, um zu prüfen und zu entscheiden. Und dann — man muß auch großmütig sein können! Ein Mädchen, das sich wie ein Bleigewicht an das Leben eines lieben, netten Toren hängt, eines Mannes, der vielleicht zu feinfühlig ist, um es zu verraten, der aber eines Tages sicher bereut, wie du bereuen würdest."

Die Mutter sprach noch lange, klug und gut. Und die Tochter begriff am Ende alles: den Heldenmut der Liebe und die Pflicht gegen sich selbst. Sie war entschlossen, sich nicht hineinzusteigern, abzudämmen, den Strich zu ziehen. Ein kleiner Schauder ging ihr über den Leib, wenn sie an das dachte, was ihr die Mutter geschildert hatte, an die engen Stuben, die schlechten Kleider, das gesellschaftliche Zurücktreten, die abebbenden Gefühle, die graue Alltäglichkeit. Sie wollte sich die Vision des Sees zurückzurufen — unter andern Verhältnissen. Die aber war wie fortgewischt, und die Sonne, die Blumen, das Boot auf dem blauen Spiegel, das zur Insel der Seligen hinüberschwebte. Das Kaminfeuer verglomm zwischen engen Stubenwänden. Die Lampe brannte so matt, nur der Schnee draußen fiel noch weich, lautlos. Winzige Flocken schmiegten sich an die Scheiben, glitten herab wie Wünsche, zerflossen wie Hoffnungen.

Das Fräulein im Sessel machte eine heftige Handbewegung nach ihrer Stirn. Mit Gewalt wollte sie etwas verscheuchen, was sie belästigte, was so ganz und gar überflüssig war. Die überschlanke Gestalt reckte sich auf.

Nur eines war schade, nur daß ihr Opfer so wenig genützt hatte, daß das Herz und die Hütte nun einmal das Kismet der Familie von Conring zu sein schienen. Erst der Vater, dann der Sohn. Bei dem einen kam das Glück schon am grünen Hochzeitstage. Der andere mußte ihm nachlaufen, bis es sich auf ihn besann, vielleicht am silbernen erst? Und die Frau? Wenn Fräulein Melanie an die Frau dachte, fühlte sie immer ein gewisses, geringschätziges Mitleid. Sie stellte sie sich vor unscheinbar, beschränkt und so traurig bescheiden. Über einen Rest beglückt sein, über das Halbe, das Surrogat! Nein, sie tat ihr wahrhaftig leid diese Frau, die in ihren Augen so gut wie nichts besaß. Nichts? Ja, etwas doch, das Kind, den Sohn, dies Fleisch von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute, dies Etwas, das zu ihr gehörte, das von ihr abhing, lange vor dem ersten Atemzuge, dem ersten Schrei, dem ersten Lächeln! Ein Kind, ein geheimnisvolles neues Wesen, ein winziges Leben aus einem andern starken, ausgereiften geboren, das ihm von allem mitgibt, vom Körper, von den Anlagen, vom Temperament, vom Geist, vom Herzen. Ein Geschöpf, weich, warm, duftend, ein Etwas, das man in seinen Armen wiegte, an sich drückte, um dessen kleines Haupt immer

weile war das Euter voll geworden, und als sie zu einer Schenke kamen, unterhandelte der Anderl mit der Wirtin, ob sie nicht seine braune Kuh melken und ihm dafür ein Krüglein Wein geben wolle. Das Geschäft war abgemacht. Und so trieb der Zillacher-Anderl seine Erbschaft viele Stunden weit fort, weidete sie an guten Rasenplätzen, tränkte sie an den Brunnen, und wenn das Euter voll war, vertauschte er die Milch gegen Wein. Für die Länge aber blieb das Euter der braunen Kuh immer kleiner, während der Durst des Burschen größer wurde. Da dachte der Anderl, das muß anders gemacht werden, und verkaufte das Rind an einen Wegmacher. Der Wegmacher vermied die Frage, ob die Kuh nicht etwa gestohlen sei, bot hingegen nur fünfunddreißig Gulden Kaufpreis. „In Gottesnamen!“ sagte der Bursche, und als er das Geld in die Tasche schob: „Hab' ich noch weit zu einem Wirtshaus?“

Fünfunddreißig Gulden, das ist meine Erbschaft, dachte er dann, mit dieser will ich recht wirtschaftlich umgehen. Mit dreißig Gulden läßt sich schon was anfangen; die fünf Gulden aber — damit will ich jetzt gründlich meinen Durst löschen. Einmal im Leben muß der Mensch seinen guten Tag haben; — dann heißt's arbeiten und fleißig sein.

Als er zum nächsten Wirtshaus kam, suchte er sich den bequemsten Tischwinkel aus und hub an zu trinken. Die Wirtin setzte sich zu ihm und schwätzte und sagte, sie hätte frische Butterkrapfen in der Küche, die seien ihr diesmal vortrefflich geraten; ob er — der Anderl — denn nicht ein paar verkosten wolle. Ihm war's recht, und die umsichtige Frau Wirtin wußte wohl, daß nach den Butterkrapfen wieder neuer Durst kommen müsse. Der Wirt jedoch hatte sich seinem Gaste gegenüber so verhalten: in das erste und das zweite Glas schenkte er reinen Wein; in das dritte und vierte tat er ein wenig Obstmost dazu; dann tat er zur Hälfte Wein und zur Hälfte Most in den Becher; später goß er die Hälfte Obstmost, ein Viertel Wein und ein Viertel Wasser zusammen. Als endlich dem Anderl auf seiner Bank einmal ordentlich warm geworden, sein Durst jedoch immer noch nicht gelöscht war, da — ich übertreibe nicht sehr stark — schüttete ihm der Wirt bloß Obstmost, mit Zwetschkenbranntwein vermischt, in das Weinglas, hernach nur mehr Most allein, und endlich, wer am dritten Tage den Wein des Anderl untersucht hätte, der würde gefunden haben, daß der Bursche Äpfelmost mit etwas frischem Wasser trinke.

Natürlich tat dies der Rechnung keinen Eintrag, und am dritten Tage waren fünf Gulden vertrunken. Zu dieser Zeit hatte die Wirtin jedoch bereits für frischen Durst gesorgt. Da sagte sich der Anderl: Im Grunde ist es eine Narrheit, wenn ich mir jetzt einen Abbruch tue, der leicht der Gesundheit schaden könnte. Der Fieberdurst muß gelöscht, durch und durch gelöscht werden. — Dasselbe sagt auch der Bader daheim. Zwei Gulden spendier' ich noch.

Der Zillacher-Anderl.

Eine Gestalt aus dem Volk. Von **Peter Rosegger.**

Samstag war's. Der Anderl saß in der Flachsdörrkammer, wo er auch sein Bett hatte, und tat sich den Bart rasieren.

Die Stadtherrchen kratzen mit dem Schermesser zumeist just dort herum, wo sie gerne einen Bart haben möchten. Der Bauernbursch rasiert sich, wo ein Bart steht. Freilich war der Anderl schon fünfunddreißig Jahre alt und sein Bart so steif, daß man nach des Bauern Sprichwort den Dreschflegel daran hätte hängen können. Trotzdem ließ der Anderl vor dem Scheren die Seife ordentlich in die Borsten trocknen und kramte mittlerweile, seine grauen Backen vollblasend, in den Hosentaschen herum. Da drin hatte er einen alten Taschenveitel, ein Stück Zunder und einige Kreuzer, die sich aber bei näherer Untersuchung in der Mehrzahl als Messingknöpfe herausstellten. Der Anderl blies die Backen noch bauchiger. Messingknöpfe! Für den morgigen Sonntag Messingknöpfe? Mit derlei hat der Hirschenwirt seine Hosen und Wämser sicherlich versehen. Heute schon hätte der Anderl Durst.

Jetzt trat eine alte Magd in die Flachsdörrkammer: Der Anderl möge eilends in die Stube zum kranken Vater kommen. Und als der Bursche bei dessen Bette stand, sagte der alte Zillacher: „Anderl, nimm deine Zipfelmütze ab. Anderl, paß auf, dein Vater macht's Testament. — Aha! gelt, jetzt kannst losen! Hast gleichwohl nicht immer so auf mich hören wollen; soll dir aber geschenkt sein, will dich nicht verkürzen. Deine Brüder und Schwestern, die haben das ihrige. Wenn ich die Augen zugemacht hab', Anderl, so weißt es, die braune Kuh ist deine Erbschaft."

„Vergelt's Gott!" rief der Anderl.

„Aber sei brav und tu dir das Trinken ab, und der himmlisch' Vater soll dich beschützen und bewahren."

Der Alte schwieg. „Kann ich jetzt die Zipfelmütze wieder aufsetzen?" fragte der Anderl.

„Jetzt kannst du machen, was du willst", sprach der alte Zillacher.

Als nach einigen Tagen der Alte tot und begraben war, führte der Anderl die braune Kuh aus dem Stall. Er trieb sie die Straße entlang, und da er so hinter dem Tiere dahertrottete, führte er mit diesem folgendes Gespräch: „Du alte Kuh, du bist ein zaunmarterdürres Vieh. Ich möcht' meine Joppe an deinen Hüftknochen hängen." Und als sie zu einem Wassertrog kamen und das Rind stehen blieb und trank, sagte der Anderl: „Ja, meine liebe Kuh, ich hätte auch Durst!" Er trank aber doch nicht.

Da kam ein Bauer des Weges, der fragte. „Wo treibst du deine Haut hin?" Der Bursche knirschte die Zähne und schritt fürbaß. Mittler-

trinken kann, was hat er sonst auf dieser Welt? — 's ist gar grausam bitterlich! — Aber was kannst machen?

Der Anderl wußte draußen in der Dorfau einen alten Birnbaum. Zu dem ging er hinaus, an dem kletterte er empor mit harter Mühe bis zum Wipfel, von welchem aus er das Dorf sehen konnte mit seiner Kirche und mit seinem Wirtshaus. Hierauf machte er Reue und Leid, wie es einem guten Christen geziemt, nestelte dann sein Hosenband los und schlang es um den Hals.

Zur selben Stunde ging der Pfarrer am Birnbaum vorüber, er erschrak höchlich, als er das Beginnen des Mannes da oben bemerkte. — Zachäus, steig eilends vom Baum herab! heißt's in der Bibel; war hier aber schlecht angewendet. „Anderl", rief der Pfarrer, „tu dir das nicht an! Aufknüpfen, na, das wär' doch eine Dummheit, die dich dein Lebtag reuen würde!" Vergebens, der Anderl wand bereits das Hosenband um den Ast. Der Pfarrer versuchte, auf den Baum zu klettern, um die Tat zu verhindern, und der Selbstmörder kam mit seinen Vorbereitungen schon zu Rande. Da fiel dem Priester was ein. „Anderl!" rief er auf den Baum, „du mußt herabsteigen, ich such' dich schon seit einer Stunde, ich habe just ein frisches Faß angezapft."

„So!" sagte der Anderl, „ja, das ist schon wieder ganz was anders", und sogleich kletterte er dem Erdboden zu. Sie gingen mitsammen in den Pfarrhof. Der Pfarrer schoß eine Weile im Hause herum, dann kam er zurück. „Das ist schon eine verzwickte Sach', Anderl, jetzt haben wir den Kellerschlüssel vertan. Die Köchin war beim Teich unten, hat Karpfen ausgeweidet, da ist ihr der Schlüsselbund ins Wasser gefallen. Was wir nur anfangen?

Der Anderl riet den Schlosser an, allein der Pfarrer versicherte, das Kellerschloß sei gar so heiklich bestellt und ein hiesiger Schlosser könne es justament nicht aufsperren. — Die Tür erbrechen, schlug der Durstige vor; nicht möglich, meinte der Pfarrer, sie sei mit eitel Eisen beschlagen über und über. Das einzige Mittel: der Schlüssel müsse aus dem Wasser hervorgeholt werden — ob der Anderl dazu behilflich sein wolle? Das versteht sich. — Wurde denn für's erste der Teich abgelassen, der da war, um des Pfarrers Kornmühle zu treiben; und als das Wasser verflossen war, machte sich der Anderl an den Schlamm, hub ihn schaufelvoll um schaufelvoll an das Ufer, arbeitete bis spät in den Abend und suchte den Schlüsselbund.

Und als es finster geworden war, rief ihn der Pfarrer ins Haus und sagte: „So, mein lieber Zillacher-Anderl, jetzt hast du mir ein gut' Teil Schlamm aus dem Teich gefaßt, dafür sollst heut' fünf Groschen haben und das Nachtmahl und ein Krügel Wein — der Kellerschlüssel hat sich vorgefunden."

Er blieb wieder ein paar Tage sitzen; dann aber brach er auf, um mit seinen achtundzwanzig Gulden ein nutzbares Geschäft zu beginnen. Als jedoch der gute Zillacher-Anderl im heißen Tage auf der staubigen Straße so wanderte, da kam er mit sich überein, daß er seine Erbschaft auf ein viertelhundert Gulden abrunden wolle! Blieben ihm drei Gulden gut, die er in der Schenke vertrank.

Da war aber in demselben Jahre ein sehr heißer Sommer; entweder es war die Hitze oder es waren die heftigen Gewitterregen unerträglich, in beiden Fällen muß der Mensch ein Dach haben, und dazu hat Gott die Wirtshäuser erschaffen. Als die Barschaft des jungen Zillacher auf beiläufig zwanzig Gulden herabgesunken war, da sagte er: „Jetzt Anderl, ist's g'nug!" Da er nun die Zeche gezahlt hatte, blieben ihm bloß neunzehn Gulden und fünfundzwanzig Kreuzer in der Tasche. Ei, dachte er sich, der Gulden ist angezwickt, weg damit! — Und in ähnlicher Weise ging's auf fünfzehn, auf zwölf, auf zehn herab. Und nun sagte der Zillacher-Anderl das denkwürdige Wort: „Mit zehn Gulden richtet einer heutzutage nicht mehr viel aus. Der Mensch, der auf eine Erbschaft ansteht, ist schlecht daran; mit eigener Kraft muß der Mann das Seine erwerben."

Er ging von einem Wirtshaus ins andere und trank und trank. Und endlich war nichts mehr in seiner Tasche als die Messingknöpfe. Da haben aber die Wirte neben der Wanduhr oder neben der Stubentür so schwarze Tafeln hängen, auf denen mit der Kreide allerhand Buchstaben geschrieben werden können. Sagte eines Tages der Anderl: „Herr Wirt! Meines Vaters Sohn trägt einen ehrlichen Namen; tät euch keine Schand auf der Tafel."

„Das nicht", antwortete der Wirt, „aber die Tafel könnte leicht dem ehrlichen Namen etwas herabzwicken. Traue dieser schwarzen Tafel nicht, mein Freund!"

Der Anderl stutzte und war trübsinnig. Endlich sagte er zu sich: Was braucht man auch so einen dicken Brustfleck in der heißen Zeit? Er verkaufte seine Tuchweste und vertrank das Geld. Dann vertauschte er seine Ochsenlederstiefel gegen ein paar leichte Schuhe, sein Lodenwams gegen ein kühles Leinwandröcklein; das dadurch gewonnene Geld vertrank er.

Wohl hatte er sich mittlerweile auch ein paar Groschen Taglohn erworben; aber das liebe Wirtshaus hatte ihm's angetan, und ehe noch zwei Monde nach seines Vaters Tod verflossen waren, saß der Anderl da, arm wie eine Kirchenmaus, bärtig wie ein Waldteufel; auch sein Schermesser hatte er vertrunken.

Jetzt war er tief verzagt. — Wenn einer nichts mehr hinabzugießen hat, so muß man die Gurgel zubinden, hat einmal einer gesagt — das leuchtete dem Zillacher-Anderl wohl ein. Wenn der Fisch nicht mehr

„Schutz“, sagte die Frau.

Es klang so merkwürdig durch den Raum, dieses eine Wort, daß plötzliche Stille entstand. Und alle Augen hefteten sich auf die armselig gekleidete Frauensperson, die so verhärmt und elend aussah, als wenn sie nur noch ein paar Wochen zu leben hätte.

„Schutz gegen wen?“ fragte der Beamte, ein noch junger Herr, der ein Monokel trug, mit dem er sich beständig zu schaffen machte.

„Gegen meinen Mann“, sagte sie.

„So.“ Es klang wenig begeistert, dieses So. Gewiß wieder eine verzwickte Familiengeschichte, die anzuhören viel Zeit und Geduld kosten würde. Und der junge Herr hatte leider gar kein Interesse für solche Sachen. Er klemmte sein Monokel, das absolut nicht halten wollte, mit vorübergehendem Erfolg ins rechte Auge. „Was hat er Ihnen denn getan, Ihr Mann? Sie bedroht oder mißhandelt?“

„Das tut er jeden Tag. Beides.“

Sie sprach so sonderbar einförmig, die Frau. Ihre Stimme hob sich nicht, senkte sich nicht, verriet nichts von heimlicher Erregung. Und Augen hatte sie, die einen Psychologen festgehalten hätten. Tote Augen. Aber der junge Beamte war kein Psycholog.

„Jeden Tag“, wiederholte er, um etwas zu sagen. Seine Kollegen hatten das für einen Moment unterbrochene Gespräch wieder aufgenommen, redeten aber so leise, daß er nichts davon verstehen konnte. Und das ärgerte ihn. Sie besprachen etwas, das alle interessierte: was man tun könne und tun müsse, um eine Gehaltsaufbesserung zu erzielen. Und diese Frage war ihm tausendmal wichtiger als das, was die fremde Frau ihm da erzählte. Immerhin verstand er sich dazu, ihr Antwort zu geben. „Das ist sehr traurig für Sie, wenn Ihr Mann Sie so schlecht behandelt“, sagte er, „und Sie können, wenn er Sie lebensgefährlich bedroht oder tätlich mißhandelt, erreichen, daß er eingesperrt wird.“

„Das weiß ich“, versetzte sie immer gleich monoton. „Aber dann ergeht es mir wie seinen Pferden. Er ist nämlich Kutscher, Schwerfuhrwerkskutscher. Wiederholt haben sie ihn wegen Tierquälerei aufgeschrieben und dann zu ein paar Stunden Arrest verurteilt. Und wenn er dann wieder herauskam, hat er seine Wut an den armen Tieren ausgelassen und sie noch ärger gepeinigt als zuvor. Es hilft mir also nichts, wenn sie ihn einsperren und gleich wieder freilassen.“

„Na ja“, meinte der junge Herr. „Anders geht es eben nicht. Wir können ihn nicht lebenslänglich im Arrest behalten.“

„Warum nicht?“ erwiderte sie vollkommen ruhig.

Dem jungen Herrn riß die Geduld. „Warum nicht!“ sprach er in ärgerlichem Ton nach. „Fragen Sie doch nicht so dumm, Frau!“

Glotzte der Anderl verwunderlich drein.

„Und wenn du mir den ganzen Teich ausschaufelst“, fuhr der Pfarrer fort, „so sollst du für das Tagewerk zwölf Groschen haben und die Köstigung und dein Krügel Wein.“

So wurde es abgemacht. Und als der Teich wieder in Ordnung und wieder mit Wasser gefüllt war, da bekam der Anderl Beschäftigung in der Mühle. Nur immer hübsch beim Wasser, daß der Durst nicht zu stark wird. — Es ist gar nicht zu glauben, wie ein Mensch sich ändern kann, wenn er danach geleitet wird. Der Pfarrer wußte den Zillacher wohl zu behandeln, und der Anderl wurde sein bester Arbeiter, den er je noch gehabt hatte.

Wenn sie dann abends beim Krügel Wein saßen, das dem braven Hausgenossen niemals vorenthalten wurde, und es anmutig zu sehen war, wie glatt und lind die lieben Tropfen ihrer Wege gingen, so sagte der Herr Pfarrer, dem Anderl auf die Achsel klopfend: „Wär' doch jammerschade um deine Gurgel, wenn du sie dazumal zugeschnürt hättest.“

Schutz.

Von **Emil Marriot.**

In irgendeiner Großstadt (die Geschichte könnte übrigens in jeder Großstadt passiert sein) kam eines Tages eine ärmlich gekleidete Frau aufs Polizeiamt und begehrte, den Polizeipräsidenten zu sprechen.

Der Portier, an den sie sich mit ihrem Wunsche gewendet hatte, maß sie kurz von oben bis unten, sah dann in die Luft und versetzte, daß der Herr Präsident jetzt nicht zu sprechen sei. Darauf drehte er sich um und ließ die Frau stehen. Sie aber ging ihm in seine Loge nach.

„Wann kann ich ihn sprechen?“ fragte sie.

Der Portier war über ihre Hartnäckigkeit aufs höchste empört. „Nie!“ schrie er sie an. „Für den Parteienverkehr sind die Beamten da, verstehen Sie mich? Gehen Sie hinauf ins Zimmer 14, dritter Stock. Da können Sie sagen, was Sie wollen.“

Sie ging hinauf ins Zimmer 14 und fand da mehrere Beamte, die gerade über irgend etwas eifrig diskutierten. Sie ließen sich durch das Eintreten der Frau in ihrem Gespräch nicht stören, sondern debattierten lebhaft weiter.

Die Frau wartete eine Weile und sagte am Ende noch einmal und lauter: „Guten Tag“, was zur Folge hatte, daß einer der Herren sich bewogen fühlte, von ihr Notiz zu nehmen. Er fragte sie, was sie wolle. Die andern setzten ihre Debatte mit ungeschwächtem Eifer fort.

So dumpf es ausgesprochen wurde, klang es doch wie eine Drohung.

Der junge Herr warf sich in Positur. „Liebe Frau, wenn man alle Trinker lebenslänglich einsperren wollte, wären unsere Zuchthäuser bald zu klein“, sagte er mit überlegenem Lächeln.

Sie verlor ihre Ruhe nicht. Sie hatte sich auf dieses Gespräch sorgfältig vorbereitet und sich auf jeden möglichen Einwurf eine Antwort zurechtgelegt. „Dann müßte man neue bauen, Herr Doktor. So ein Trinker ist tausendmal ärger als ein Dieb. Was der Dieb einem Menschen nimmt, ist nicht unersetzlich. Aber mein verdorbenes Leben und die zerstörte Kindheit meiner Kinder sind nie wieder gut zu machen. Warum gibt es nicht Arbeitshäuser und Trinkerasyle, in denen man diese Unholden zur Arbeit und Enthaltsamkeit zwingen kann? In die man sie steckt und wo man sie festhält, bis sie sich gebessert haben? Wer soll denn Schutz finden, wenn es wehrlose Frauen und Kinder nicht sind. Sogar die armen Tiere, die solchem Menschen ausgeliefert werden, sollte man vor seiner Roheit schützen. Jedes Geschöpf ist in meinen Augen wertvoller als ein solcher Mensch. Und wenn Sie sagen, Herr Doktor, daß die Zuchthäuser bald zu klein wären, wollte man alle Säufer einsperren, so sage ich Ihnen darauf: das wäre nur für kurze Zeit. Denn jeder dieser Säufer zerrt Kinder in die Welt, und aus den unglücklichen Kindern dieser Menschen gehen zum großen Teil die Zuchthäusler hervor. Wenn Sie die Säufer einsperren und dadurch vom Verkehr mit Weibern abhalten, ersparen Sie Tausenden von Kindern ein Jammer- oder Verbrecherleben.“

Der junge Beamte sah nach der Uhr. „Freilich, freilich“, sagte er, schon sehr zerstreut. „In der Theorie läßt sich alles vortrefflich ordnen. Die Praxis ist leider schwieriger, unendlich schwieriger, liebe Frau. Gehen Sie ruhig nach Hause und seien Sie guten Mutes. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie bei uns immer Schutz und Recht finden werden, wenn Ihr Mann Ihnen oder den Kindern etwas tun sollte. Und denken Sie auch über die Scheidung nach. Das wäre schließlich auch ein Ausweg.“

Die Frau machte eine müde Handbewegung. „Ich soll also warten, bis er mir oder den Kindern etwas getan, uns vielleicht umgebracht hat? Dann käme uns der Schutz zu spät, Herr Doktor.“

„So schlimm wird es hoffentlich nicht werden.“ Er war schon zu seinen Kollegen zurückgekehrt. „Guten Tag.“

Sie aber blieb unbeweglich stehen.

„Und der Herr Präsident würde mir auch nichts andres sagen?“

„Der? Was soll er Ihnen denn sagen, um Gottes willen? Er kann doch für Sie nichts andres tun als für alle übrigen Frauen, nicht

„Es ist nicht so dumm, Herr Doktor. Mein Mann ist ein unverbesserlicher Trunkenbold, der mich und die Kinder langsam zu Tode quält. In steter Angst leben wir. Immer sind wir in Angst. Die Kinder fangen zu schreien an, wenn sie ihn kommen hören, den Vater ... Was er erwirbt — es ist nicht viel, denn er wird von überall fortgejagt und ist meistens ohne Verdienst —, das wenige, was er erwirbt, versäuft er. Ich muß als Wäscherin für mich und die drei Kinder sorgen. Und das meiste nimmt mir der Mann weg ... Ich habe oft nicht einmal Brot für die Kinder ... Und dazu die Angst, die schreckliche Angst. Die ist noch schlimmer als der Hunger. Tag und Nacht ist sie da, hört nie auf ... Und was mir das Schrecklichste ist: er verleitet die Kinder zum Branntweintrinken. Aus Bosheit tut er's, weil er weiß, daß es für mich nichts Ärgeres gibt. Dem Ältesten schmeckt der Branntwein auch schon. Die Kleineren mögen noch nicht, wehren sich ... Aber der Vater zwingt sie dazu. Sie werden sich endlich auch daran gewöhnen und Trinker werden, alle drei ... Und wenn ich noch drei zur Welt bringen muß, so wird aus allen nichts Besseres werden. Ich sehe ihr und mein Schicksal klar voraus."

Der junge Beamte hatte vor Erstaunen sein Monokel fallen lassen. Die wollte noch drei Kinder kriegen? Aber sie war ja eine alte Frau! „Mein Gott, wie alt sind Sie denn?" fragte er und griff sich an den Kopf.

„Fünfunddreißigjährig."

Erst!? Und sieht aus wie eine Sechzigjährige. Mitleidsvoll blickte er sie an. „Meine liebe Frau", sagte er, „alles das ist sehr traurig, und Sie wie Ihre Kinder tun mir aufrichtig leid. Aber die Polizei kann da nichts machen."

„Kann da nichts machen": Das oft gehörte Wort, das jede unbequeme Beschwerde wie mit einer sanften, doch entschiedenen Handbewegung von sich schiebt, um die Lästige los zu sein. Wenn es sich um Kleinigkeiten handelt, geht der also abgefertigte Kläger ärgerlich fort. Doch wenn der Verzweiflung keine bessere Antwort wird als diese, so ist sie oft gleichbedeutend mit der Verkündigung eines Todesurteils.

„Sie können", fuhr der Beamte fort, da die Frau in versteinertem Schweigen verharrte, „wie schon gesagt, bei ernstlichen Fällen die Strafanzeige gegen Ihren Mann erstatten. Sie können sich auch von ihm scheiden lassen. Mehr aber können Sie und können wir nicht tun."

„Also, eine Befreiung von ihm gibt es nicht?" fragte sie, und ihre Stimme klang noch dumpfer. „Strafanzeigen, Scheidung: das ist keine Befreiung von ihm. Da kommt er doch immer wieder zurück zu mir, lauert mir auf der Straße auf und bedroht mich. Alles das hilft mir zu nichts. Ich will von ihm befreit werden!"

wie der Säufer, von einigen Polizisten geführt, aus der Tür seiner Wohnung tritt, wirft sich ihm der Volkshaufe, der ganz still geblieben war, solange seine Empörung den vier Opfern von Wert gewesen wäre, mit Flüchen und Verwünschungen entgegen, bereit, Volksjustiz an ihm zu üben und ihn zu lynchen. Und das Gesetz, das zum Schutz der Frau und ihrer Kinder nichts getan hat, zieht durch seine Organe einen Kreis um den vor einem höheren Richter vierfachen Mörder — — —

Klaus Groth als Oberösterreicher.

Von **Hans Mittendorfer.**

D alt Harfnspielerin.

Bin gwön so jung und schen,
Hat müaßn alls vergehn,
Han Rosn ghabt auf meiner Wang,
Han Lockn ghabt und Haar so lang —
O Gott, wia jung und schen!
O Gott, so jung und schen!

Han anglacht alle Leut
Und gsunga volla Freud,
Und übrall, wo s mi hörn und sehgn:
„So jung und schen!“ is s aus und gschehgn!
Und i voll Lust und Freud
Han gjuchzt vor alli Leut.

I han nöt denkt an d Not,
I han nöt denkt an n Tod.
Von Markt zu Markt, von Haus zu Haus,
Und übrall klingt da Jubl aus:
Wer denkt da wohl an d Not?
Wer denkat da an n Tod?

I sing nu allweil fort
Und hatsch von Ort zu Ort,
Und allmal, wann i z singa kimm
Von Lust und Liab, vasagt ma d Stimm . . .
I hatsch von Ort zu Ort
Und sing nu allweil fort.

D Ahndl.

Im Loahnstuhl napfatzt d Ahndl,
Halt s großdruckt Büachl still.
I woaß nöt, was die Alti
Nu allweil lesn will.

Sie guckt si duri d Augnglas
Die altn Augn nu blind!
Sie is nu rüsti, aba
D Füaß, die wern nimma gschwind.

Verschlafn und tramhapat
Is s ganz und gar heut früah:
Sie gspürt s nöt, daß die Pratzerl
Da Hund ihr legt auf s Knia.

Daß in ihrn Tuach da Kata
Drin schlaft — daß s das nöt kennt —
Nöt zuckt, wia da Kanari
Ihr üba d Finger rennt . . .

Und scheint doh d Sunn so freundli
Und macht ihr d Wangan rot:
Du liaba Gott im Himml,
Die Alti — — is ja tot!

D Wittign.

Am Abnd, wann roti Wolkn ziahgn,
Sitz i am Bankerl dort.
Vorbeizogn is das ganze Heer
Und du mit eah — weit fort.

Wann aus n Bam die Blattln falln,
Packt mi mei Load so gah:
Gfalln is so mancha bravi Mensch
Und du mit eah — du a!

I sitz oft bis in d tiafe Nacht
Und sinn und woan da nah:
I und die Kinda san alloa
Und du bist nimma da!

wahr? Übrigens müßte man ja auch Ihren Mann hören. Sie sind eine Hartnäckige und Eigensinnige und übertreiben wahrscheinlich. Guten Tag."

Sie sah ihn an, sagte nichts mehr und ging langsam hinaus. Wäre der junge Beamte ein Psychologe gewesen, so hätte ihm der Blick dieser Frau zu denken geben müssen. Aber der junge Herr war, wie bereits konstatiert wurde, kein Psychologe.

* * *

Ein Menschenauflauf in der Straße, wie ihn nur ein Unglück oder ein Verbrechen herbeilockt. Sie drängen, groß und klein, in das Haus hinein, stoßen einander, fragen, horchen, schreien; und die Bewohner des Hauses mengen sich unter die Anstürmenden und geben den begierig Lauschenden bereitwillig und ausführlich Auskunft. Das unscheinbare „Armeleuthaus" und seine Insassen sind plötzlich ungeheuer interessant geworden.

Ja, in den vierten Stock ist die Wäscherin hinaufgegangen. Mit ihren drei Kindern. Und hat die zwei kleineren eines nach dem andern in den Lichthof hinuntergeworfen. Dann hat sie zu dem ältesten gesagt: „Spring' mir nach, Paul. Sonst mußt du ganz allein beim Vater bleiben." Das hat gewirkt. Der Bub sieht, wie die Mutter sich hinabstürzt, und springt ihr in die grause Tiefe nach. Er hat noch gelebt, wie sie ihn unten gefunden haben, hat noch sagen können, wie es geschah. Jetzt aber sind alle vier tot.

Tot und erlöst.

Davon sprechen und erzählen die Leute und entsetzen sich. Aber keiner ist verwundert.

Nicht nur im Hause, nein, in der ganzen Nachbarschaft war das Martyrium der Wäscherin und ihrer Kinder bekannt. Alle haben es gewußt: die Frau arbeitsam und sparsam, der Mann ein versoffener Lüdrian, der Frau und Kinder mißhandelte und darben ließ, die wenigen Habseligkeiten versetzte oder um ein paar Gläser Branntwein verschleuderte, die Frau bestahl oder ihr das mühsam erworbene Geld gewaltsam abnahm. Alle haben gewußt, daß der Kinder Leben eine Hölle, das Leben der Frau und Mutter eine dreifache Hölle gewesen.

Sie haben es gewußt und haben dazu geschwiegen: aus Angst vor der Rachsucht des baumstarken Trunkenboldes, aus Furcht vor „Scherereien" und aus der in den armen Klassen unausrottbaren Überzeugung heraus, daß ein armer Teufel nirgends Gehör finde und überall barsch abgewiesen werde, wenn er es wage, bei einer Behörde eine Beschwerde vorzubringen.

Doch jetzt, vor den blutigen Leichen der Frau und der drei Kinder, sind alle diese Hemmungen von der Empörung hinweggedrängt. Und

Abndgsang.

Die greani Wies, da schmale Weg,
Wer wollt da nöt gern gehn?
Zum Gartn hin a schmala Steg
Und s Haus schaut üba d Rosn weg —
Da wohna is wohl schen!

Wia d Abndsunn liab im Fensta blinkt!
Was aba, was is drin?
An Augnpaar, das ma freundli winkt,
A Schatz, der ma entgegn glei springt —
Wer gang da nöt gern hin?

Franz und Fränze auf der Jagd nach dem Glück.

Eine furchtbar moderne Geschichte von **Clara Schmidt.**

Erstes Kapitel.

Vor dem der Leser gewarnt wird, da es ihn enttäuscht.

Weit vor die Stadt hinaus mußt du gehen, „die herrliche, glänzende Stadt“, sagt man ja, wenn man als Handwerksbursche hineinkommt. Das heißt, ich habe so sagen hören, ich war sebst nie einer. „Aus der staubigen, erdrückenden Stadt“, klingt dagegen angebracht, wenn man aufs Land zieht. Darum darf ich hier nicht so sagen, denn leider kann ich dich heut nicht aufs Land führen — obwohl mir gerade so allerlei im Kopf herumgeht von Wiesenduft und Waldesgrün, von singenden Vögeln, murmelnden Quellen, blühenden Apfelbäumen und krähenden Hähnen. Aber nein, mein Weg geht heute nur dahin, wo die hohen grauen Mietshäuser stehen, ein Dutzend im Viereck nebeneinander mitten im Felde. Es sind die äußersten Spitzen der langen Fühlhörner, die das Ungetüm, die Stadt, nach allen Richtungen ausstreckt. Kahl und kalt stehen sie da, ärmlich in ihrer getünchten Pracht, wie ein Bettler im abgelegten Gewande der Reichen.

Eins von ihnen hat eine Durchfahrt. Dahinein gehst du über das schmutzige Pflaster — vom Sessel aus mit dem Buch in der Hand wandert sich's ja zur Abwechslung auch hier ganz gut — und stehst in einem Hofe, wo du zu deinem Erstaunen neue Eingänge, Holztreppen, Türen und Schilder entdeckst. Wie gut, daß du kölnisches Wasser in dein Taschentuch tatest! So kannst du den Anblick der verschiedenen von den „Balkons“ flatternden Wäschegegenstände, der Müllhaufen und Schrubbeimer ganz gut ertragen. Schade, daß die in dieser Umgebung spielenden Kinder nicht auch ein Taschentuch besitzen — es brauchte nicht einmal eins mit kölnischem Wasser zu sein — und nicht besser gewaschen sind, sonst würdest du am Ende mit ihnen anbändeln. Und welch reizenden Gesprächsstoff gäbe das für den nächsten Fünfuhrtee!

Oben, im vierten Stockwerk, fällt dir ein ziemlich breites Fenster durch seine blitzende Sauberkeit und eine wuchernde Kletterrosenwildnis auf dem äußeren Fenstersims auf. Du öffnest unten die grobbretterne

Kindalärm.

Duri d Blattln, kam zum Hern,
Ziahgt dar Abndwind.
Gangs mit n Wünschn, wurd i gern
Nu amal a Kind.

Hoamli waht ar Luft und Lärm
Außi weit ins Moor,
Wiar a Musi, wia vom Sterbn
An seltsama Chor.

Is nöt s Lebn — wia is ma gschwind —
Recht a schwara Tram?
Wach i nu amal als Kind
Auf wo unterm Bam?

All mei Freud is ohne Klang,
s Herz hat wohl an Sprung;
Kindalärm is wiar a Gsang
In der Dämmerung.

D Schaufl sinkt ma — fall na, fall! —
Aus da schwarn Hand.
Grabt ma die ön Weg amal
Hin ins Kindaland?

s Schiffaweib.

Kinderl, schlaf süaß,
I heidl di mit meine Füaß.
Da wildi See, er laßt nöt nah,
Er hutscht dein Vatern wohl auf und a:
Kinderl schlaf süaß.

Schlaf, Kind, und tram,
A Vogerl, a goldena Bam.
I sitz und hör ön Wellnschlag
Die ganze Nacht, den ganzn Tag:
Schlaf, Kind, und tram!

Gott segn dei Ruah,
Bald kimmt da Vata, Bua.
Und kimmt a nöt, o Gott, o Gott,
Aft sitz und wart i bis in n Tod!
— Engerl, schlaf zua!

s Fischahaus.

Verlassn das alt Fischahaus,
Zsammbrocha is die Tür.
Und kemman d Welln und gengan d Welln,
Sie kimmt nimma herfür.

Und nimma kimmt s, so frisch und schen,
s wann s aus n See grad sprang,
Und nimma kimmt s, so wundaliab,
Als wann da Mond aufgang.

Wia schaut mi d Welt valassn an!
D Welln klagn und fragn am Strand;
Da Mond vahüllt si d Augn und will
Nöt schein mehr übers Land.

Mei Hans.

I wollt, mir warn nu-kloan, mei Hans,
Da war so groß nu d Welt!
Mir saßn auf n Stoan, mei Hans,
Beim Nachbarn Brunn dort, gelt!
    Durch die Wolkn is da stille Mond
    Hinzogn — schliaf aussa, schliaf!
    Plauscht habn ma, wia da Himml hoch
    Und wia da Brunn so tiaf.

So still! Schau her, schau her, mei Hans,
Koa Blattl zuckt am Bam.
A so is s nimmamehr, mei Hans,
Als höchstns nu im Tram.
    Denkst dran nu, wia da Hüatabua
    Hat gsunga z zweitn Feld:
    Das is a Ton gwön, gelt, mei Hans,
    Schier oanzi auf da Welt!

Oft nu, wann nach da liachtn Roas
Is abi gsunka d Sunn,
Da laufts ma übern Buckl hoaß,
Wia dazumal beim Brunn.
    Da drah i mi oft hasti um
    Und will was sagn — i moan
    Du bist bei mir! — O Gott, mei Hans,
    I steh alloan — alloan!

niemals wieder einen Bissen zu sich zu nehmen. Aber ich weiß nicht, war es der Geruch der Wurst, der ihm immer verführerischer in die Nase stach und ihn den schrecklichen Entschluß aufschieben ließ, oder war es ihre sanfte Überredung, die ihn an den Tisch brachte. Nun war ja vorläufig das Schlimmste abgewendet, denn das glaube mir, lieber Leser im Sessel: wenn der Selbstmordkandidat erst einmal so weit gebracht ist, daß er wieder ans Essen denkt, dann ist die Krankheit gebrochen — vorläufig wenigstens.

Fräulein Fränze beobachtete ihn, wie etwa eine Mutter ihr Kind, das verirrt war und ausgehungert zu ihr zurückgebracht wird, und sah mit Befriedigung Brot und Wurst kleiner werden und verschwinden.

„War's wieder nichts", fragte sie dann teilnehmend, als er sich mit einem ganz anderen Ausdruck als vorhin im Stuhl zurücklehnte.

„Nichts. Zu allen bin ich gegangen — ich hatte die Annoncenzeitung in der Tasche — alles vergebens. — Fräulein Fränze, ich bin mir darüber klar geworden: Aus einem solch halben Menschen mit zersplitterten Anlagen und verpfuschter Laufbahn wie ich wird nie etwas! Es ist rein ein Ding der Unmöglichkeit!"

„Wie soll ich das verstehen, Herr Baumstark?"

„Das will ich Ihnen erklären! Sehen Sie, ich war stets ein brillanter Schüler — als Erbe hatte mir mein Vater, der Lehrer gewesen war, eine Freistelle am Gymnasium hinterlassen. Nebenbei war ich ein rechter Tausendsassa, Gelegenheitsdichter, Hauptmime — na und so weiter. Meine Mutter war nicht wenig stolz auf mein Hans Dampftum. Sie hatte nach meines Vaters Tode eine kleine Handlung aufgetan, in der die Leute aus unserem Vorstadtwinkel so ziemlich allen Kleinkram kaufen konnten, und als ich das Gymnasium verließ, redeten wir uns beide ein, daß ich ihr hierbei nützlich sein könnte mit Buchführen und so fort — meine Mutter, um mich bei sich behalten zu können, ich, um nach Gusto faulenzen zu können. Damals nannte ich's dichten und schriftstellern. Nach dem Tode der Mutter verkaufte ich das Geschäft, „verdichtete" den Ertrag und machte nun einen langgehegten Traum wahr: ich wurde Schauspieler. Die Erkenntnis, daß ich es nie über den Statisten bringen würde, kostete mich wieder ein Jahr meines Lebens. Das übrige wissen Sie. Meine verzweifelten Jongleurversuche, nunmehr auf gut bürgerliche Weise anständig mein Brot zu verdienen, haben Sie, treue Seele, miterlebt: Die ganze Skala der Ansprüche, die Seine Majestät der Hunger vom Redakteur über den Schreiber so allmählich zum Kassenboten und Ladendiener herabschraubte. Schließlich wird mir nichts anderes übrig bleiben, als trotz meiner schwachen Brust die Straßenkehrer- und Teppichklopferkarriere

Tür und steigst — für die Neugier tut man ja manches — die schmale, steile Stiege hinan. Höher, immer höher und schließlich stehst du luftschöpfend — ich nehme an, du bist es nicht gewohnt, da du Zeit hast, solche kleine Scherze, wie diese Geschichte zu lesen — stehst du luftschöpfend vor einer Tür, auf der eine Visitenkarte festgenagelt ist: „Franziska Sonntag".

Du schaust durch die verschlossene Tür — von besagtem Leserfessel aus vermagst du ja solches Zauberwerk — hier ist's! denkst du; denn das wenige blitzsaubere Gerät und das blitzsaubere Mädel, das in der Nähe des Fensters sitzt und malt, stimmen zu den klaren Scheiben und den Kletterrosen. Sie hat einen großen Kopf und dementsprechenden Mund, einen ziemlich langen Hals und hierzu passende Hände und Füße. Dazu einen wohlgeformten stattlichen Körper und solch gute, lachende Augen, daß du sie schon lieb hast, ehe du sie noch weiter kennst. „Schön ist sie nicht", denkst du, „aber Gott ja, es kann auch nicht jeder so schön sein wie ich! Sie hat so was Klares und Kraftvolles — das gefällt mir."

Während du noch solchen erbaulichen Betrachtungen nachhängst, wird die Tür gegenüber, auf der du noch schnell den Namen „Franz Baumstark" erhaschest, aufgerissen. Ein wenn auch nicht „baumstarker", so doch baumlanger, junger Mensch stürmt heraus. Der Augenblick genügt, um dir zu zeigen, daß in seinem Stübchen nicht alles hübsch auf der Reihe steht, daß das noch spärlichere Gerät sich in den unmöglichsten Winkeln herumtreibt, das Bett nicht gemacht, das Fenster blind ist. Nach kurzem Klopfen tritt er bei seiner Nachbarin ein, läßt sich auf einen Stuhl fallen, wirft den schäbigen Hut mit Ingrimm platt vor sich auf die Erde und sagt durch die Zähne hindurch: „Jetzt bin ich die verfluchte Quälerei satt! Ich will nicht mehr leben — ich mach' ein Ende!"

(Der liebe Leser im Sessel möge die drastische Ausdrucksweise meines Helden verzeihen. Wer keinen Pfennig in der Tasche hat und seit sechs Stunden, eigentlich aber schon seit ebensoviel Wochen vergeblich herumgelaufen ist, um einen zu verdienen, der vergißt es zuweilen, sich gewählt auszudrücken.)

Fräulein Fränze stand langsam auf.

„So etwas mag ich gar nicht hören, Herr Baumstark!" Der gleichmütige frische Ton stand herzlich schlecht im Einklang mit dem angstvoll besorgten Blick, den sie zu ihm hinüberwarf.

Sie ging an ein Wandschränkchen, entnahm ihm etwas Brot und Wurst, ordnete es mit einem sauberen Besteck zierlich auf einer Ecke des Tisches und nötigte den finster Brütenden zum Essen. Er wehrte ab, tat wilde Reden, aus denen zu entnehmen war, daß er gesonnen sei,

mit „Muhme“, „Kakes“ mit „Knusperchen“ übersetzt haben wollen — oder gar sich über solch vornehme, klangvolle Wörter wie „Chauffeur“ und „Autogarage“ unbegreiflicherweise aufregen, womöglich am Ende in irgendeinem geheimnisvollen Wahnsinnsanfall die ungeheure Geschmacklosigkeit zu begehen imstande wären, beim Tennisspiel eine deutsche Zahl in den Mund zu nehmen. Sport! — ich bitte dich, was hat denn dies mit der deutschen Sprache zu tun?! „Modern!“ welch unvergleichliches —. doch ich will nicht vorgreifen.)

„Modern!“ lachte Franz Baumstark. Da haben wir's! Modern! Wäre es Ihnen nicht möglich, die Blätter etwa himmelblau, die Veilchen zitronengelb mit grasgrünen Lichteffekten zu malen? Was sage ich: himmelblau! grasgrün! Ist nicht vielmehr der Himmel grün und das Gras blau? Wir sehen nur falsch, wir unmodernen Durchschnittsmenschen! Auf, Fräulein Fränze, werden Sie modern! Wie wär's mit folgendem Ansichtskartenentwurf: Eine automobilfarbene — o wie moderne! — Wiese, ein grün mit Zinnober gepunkteter oder auch karierter Himmel. Mitten auf der Wiese, zwischen Blumen, deren Ausführung ich Ihrer Phantasie überlasse, und die Luther Burbank gewiß einst züchten wird, eine Frauengestalt, deren Oberkörper sich zu ihrem zierlich gewundenen Untergestell etwa wie eins zu zwanzig verhält. Ihr zu Füßen ein Wesen, das die Mitte hält zwischen einem Elefantenbaby und einem Laubfrosch —“

„Hören Sie auf!“ Fränze hielt sich entsetzt die Ohren zu. „Warum werden Sie nicht selbst ‚modern‘? Ich glaube, Sie paßten ganz gut dazu! Ich las kürzlich über moderne Frauenberufe in Amerika. Da war eine Frau, die erwerbsmäßig anderen Damen die neugekauften engen Schuhe ‚austritt‘, das Paar zu zwei Mark fünfzig. Eine ‚Zimmerblumen-Begutachterin‘, eine Mäusezüchterin für Laboratorien, eine Inhaberin von Tierpensionaten. So etwas muß es doch auch für Männer geben. Strengen Sie nur mal Ihre vielgerühmte Phantasie —“

Das Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Franz Baumstark hielt mit einem Ruck in seiner Wanderung inne. Er sah sie plötzlich so starr an und hatte so eine Erleuchtung in den Augen, daß sie erschrak.

„Fräulein Fränze!“ rief Franz Baumstark mit einer Stimme, die wie sein Name war, die von den niederen Wänden hallte, und vor der die Kletterrosen sich verkrochen. „Fräulein Fränze! Sie haben's erfaßt! ‚Modern‘ — das ist die Parole! O ich Esel! Was nützt mir die althergebrachte Ehrpußlichkeit: was laufe ich herum und suche mir mein Brot auf solch biedere Art zu verdienen wie jeder andere stellenlose Schlucker, dessen Schädel langsam mahlt, wo meiner zuckt und springt? Laß sie um das Vergnügen rennen, Adressen zu schreiben und Teppiche klopfen zu dürfen? Ich will modern werden, skrupellos modern! Zum

zu ergreifen — vorausgesetzt, daß mir einer die Hand zu dieser Karriere bietet."

Fräulein Fränze war währenddem wieder zu ihrer Arbeit am Fenster zurückgekehrt; sie hatte keine Zeit, untätig zu sein. Er stand auf und stellte sich hinter ihren Stuhl.

„Wie nett Sie das wieder gemacht haben!" sagte er anerkennend. „Man riecht förmlich den Duft der Veilchen! Und so was muß aus dieser Dachkammer hervorspazieren!"

„Warum nicht?"

„Sie haben recht: warum nicht? Wo so viel wertloses Zeug aus Palästen kommt, warum nicht Wertvolles aus der Dachkammer?"

„Sie sind heute bitter."

„Bin ich das? O, wie wunderbar! Gott erhalte Ihnen Ihre Zufriedenheit!"

„Zu meiner Zufriedenheit fehlt mir nur eins."

„Das wäre?"

„Die Ihrige!"

„Ach Gott, Fräulein Fränze, ich fürchte, da können Sie lange auf Ihre Zufriedenheit warten! Es sei denn —", er stockte.

„Nun? Sie wandte sich gespannt nach ihm um. Aber da sie seinen Blick traf, wurde sie rot bis über den Hals hinunter. Schleunigst beugte sie sich nieder über die Malerei und sagte mit etwas kurzem Atem: „Reichtum allein macht nicht glücklich!"

„Zugegeben. Aber angenommen, Ihre Wiege wäre mit Seide gefüttert gewesen, denken Sie, daß Sie hier sitzen und Ihr schönes Talent dem Handwerk verkaufen würden?"

„Vielleicht nicht", erwiderte Fränze ruhig. „Aber deshalb ist es gut, daß in meiner Wiege gewürfeltes Bettzeug lag und ich nicht dazukam, mein kleines Talent für Genie zu halten. Ich habe jetzt das, was mir oder vielmehr meinen Leistungen zukommt: das tägliche Brot für mich und öfter einen Groschen übrig, ihn meiner Mutter zu senden. Allerdings ist es in letzter Zeit nicht leicht — ich bin nicht ‚modern' genug, wissen Sie!"

(Du bist inzwischen auf deinem Sessel ein bißchen eingeschlafen, nachdem du vorher über die Arroganz gewisser Schriftsteller geschimpft hast, die eine „moderne" Geschichte versprechen und statt dessen solch laffes, althergebrachtes Zeug auftischen. Du hast bei dir selbst beschlossen, nie wieder auf eine marktschreierische Überschrift, geeignet, das Publikum heranzulocken und hinterher zu enttäuschen, hereinzufallen. Nun aber weckt dich das Zauberwort „modern" wieder auf! Es ist ein so herrliches, allumfassendes Wort! Vergebens wagten an die stille Größe dieses Wortes sich jene Käuze heran, die „Nase" mit „Gesichtserker", „Tante"

jetzt heraus — wenn Sie nur auch ein bißchen Zutrauen in mich — und mich ein bißchen —"

Fränze sah mit still-leuchtenden Augen in sein begeistertes und jetzt so demütiges Zigeunergesicht. Plötzlich hatte sie ihre vollen roten Lippen auf die seinen gepreßt und ihm für weitere — sagen wir christlich fünf Minuten das Wort abgeschnitten, während derer die Kletterrosen furchtsam wieder zum Vorschein kamen.

„Hurra!" schrie Franz Baumstark und hob sie wieder hoch empor und trug sie im Triumph durchs Zimmer. „Hurra! Nun schaffen wir für ein gemeinsames Ziel! Modern! In diesem Zeichen werden wir siegen!"

Da flüchteten die Kletterrosen so entsetzt, daß sie eine über die andere purzelten.

Zweites Kapitel.

Welches so verrucht ist, daß eine Kletterrose davon in Ohnmacht fällt.

Fräulein Fränze saß — es war einige Monate später — malend am Fenster. Es war kein Dachstubenfenster mehr, sondern ein hohes, freundliches in einem heiter und voll möblierten Zimmer. Nur die Kletterrosen, ohne die Fräulein Fränze sich seit den Tagen ihrer Kindheit, wo sie das Häuschen ihrer Mutter traulich umrankt hatten, nun einmal das Leben nicht denken konnte, winkten auch hier durchs Fenster hinein.

Es klopfte so stark, daß sie — ich meine die Kletterrosen — zusammenfuhren, während Fräulein Fränze lächelnd aufstand.

„Franz! Allmächtiger! Wie siehst du aus?!"

Ihr Ausruf wurde erstickt durch jenen Vorgang, während welches die Kletterrosen schon damals, als er zum ersten Male vorgenommen wurde, Zeit gewannen, sich von ihrem Schrecken zu erholen. Aber Atem schöpfend blieb Fränze bei ihrem Thema.

„Wie kommst du zu diesem Aufzug?"

„Aufzug? Den tip-topsten Kragen, 15 Zentimeter hoch, die pschütteste in der Farbe des Feuersalamanderbauches erglühende Krawatte, einen Panama mit der Betonung auf der letzten Silbe von hundertundachtzig Mark, den ich mit Händen und Füßen in die richtige Fasson geknetet habe — nennt diese Kinderseele ‚Aufzug'! Es ist mir unbegreiflich, daß ich nicht eher daran dachte, unseren modernen Lebenswandel auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen! Hinfort darfst du nur noch ‚Eigenkleider' tragen, die du selbst entwerfen mußt. Vielleicht bemalst du eins rundum von unten herauf mit himmelgelben Pfauenfedern oder wolkenroten Krokodilschwänzen, deren äußerste Flosse in den Ärmel ausläuft!"

Teufel mit der unmodernen Gewissenhaftigkeit! Heute kommt nur der voran, der auf die Dummheit der Leute spekuliert — oder auf ihre Eitelkeit, wie Ihre famose amerikanische Schuhtreterin —"

„Herr Baumstark!" rief Fränze Sonntag angstvoll, die von dem wilden Sturzbach, der sich so plötzlich unaufhaltsam über sie ergoß, erst ganz starr und sprachlos dagesessen hatte. „So habe ich's ja gar nicht gemeint!"

„Aber ich meine es so! Schlafmütze, die ich war! Hei! jetzt will ich wieder leben, jetzt will ich wieder schaffen! Die Leute wollen betrogen sein — nur zu! hundert Pläne stehen schon vor meinem inneren Auge. Schon die treffliche Schuhaustreterin inspiriert mich! Könnte ich nicht ebensogut ‚Panamahutbildner' werden? Sie wissen es vielleicht noch gar nicht, daß ein Panama erst dann den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, wenn er dahin gebracht ist, daß man seinen Besitzer notwendig für einen Buschklepper aus Südwest halten muß? Das ist chik, das ist vornehm! Damit allein kann ich Geld genug verdienen, um nie mehr ans Teppichklopfen denken zu brauchen! Fräulein Fränze, die Zukunft winkt rosenrot — Fräulein Fränze — darf ich Sie nicht einmal in den Arm kneifen oder in die Luft werfen?"

„Dann doch noch lieber kneifen", sagte Fräulein Fränze mit einem halben Lächeln — „wegen der schwachen Brust!"

„Larifari, schwache Brust! Riesenkräfte verspüre ich in mir! Fräulein Fränze, ich — ich kann nicht anders". — Er hob sie mit beiden Armen hoch in die Luft.

(Du zweifelst ernstlich an der schwachen Brust, lieber Leser im Sessel — die unseren Helden am Teppichklopfen hinderte — offen gestanden, ich auch. Aber unter uns: hatten wir beide nicht früher mit Vorliebe Kopfschmerzen, wenn es ans Extemporale ging, oder Leibweh, wenn es etwas zu Tisch gab, das wir nicht mochten?)

Fräulein Fränze zappelte und schrie ein bißchen, aber er preßte sie nur um so fester. Dann trafen sich beider Augen —

Ei, ei, Franz Baumstark! wo ist deine Siegeshaftigkeit! Wirst du nicht ganz altmodisch rot, lässest du nicht deine Beute locker? Sollte — sollte ein durchaus hergebrachtes unmodernes Gefühl über dich kommen?! Ein böses Omen, Franz Baumstark! wo bleibt die Skrupellosigkeit?

Nun standen sie sich in gleicher Augenhöhe gegenüber, beide glühend rot und doch die Augen nicht voneinander losreißen könnend. Ihre Brust hämmerte an der seinen —

„Fräulein Fränze", stammelte Franz, „ich — ich weiß wohl — ich dürfte nicht — Sie sind so viel besser als ich — und — ich bin ja so ein Herr von Habenichts — aber — Fräulein Fränze", hier packte er sie wieder fester — „wahrhaftig, ich glaube, ich krabble mich

hast es doch so geändert, daß alle Personen Doppelnamen bekommen haben? — gerade verlassen, als seine schlanke Gestalt die Brita-Leonie in den Dynamitanschlag seines Nebenbuhlers auf das Leben ihres schurkischen Onkels einweiht."

„Ja, ich glaube, da war es", sagte Fränze eifrig, indem sie einen mächtigen Stoß teils beschriebener, teils leerer Papiere herbeischleppte. Auf dem obersten stand in dicken Lettern: „Unschuldig vergiftet" oder „Die Blutrache".

„Der Verleger verlangt noch 400 Seiten", sagte Franz, „es sollen noch 40 Lieferungen werden."

„Mein Gott, dann darf der Dynamitanschlag unmöglich schon wirken!" rief Fränze. „Was machen wir denn da?"

„Nichts leichter als das!" erwiderte Franz mit Gemütsruhe. „Er mißlingt, der Onkel wittert Böses, die beiden werden vorläufig in Ketten in den Kerker geworfen, wo besonders Brita-Leonie Gelegenheit hat, ihr süßes Engelsantlitz mit den seelenvollen Augen für die Gerichtsverhandlung noch mehr zu vergeistigen, ihr rabenschwarzes Haar in Locken und ihren blühenden Leib in Tränen aufzulösen. Für heute ist das genug, das weitere findet sich. Beschreibe du schon die Situation im Kerker bei Ratten und Mäusen, ich nehme derweil den mißlungenen Dynamitanschlag vor. Er las: „Das ruchlose Leben des Schurken in Gefahr?! murmelten Brita-Leonies Lippen, die plötzlich so weiß waren wie ihre — Unschuld, aber Erich-Waldemars mandelförmige Augen warfen ihr einen Stillschweigen gebietenden Blick, dann vorsichtshalber die Tür zu und schließlich die schreckliche Frage auf: Fortsetzung folgt." Die Kletterrosen verkrochen sich. „Ach so, da war's! Frisch voran!"

„Franz, der Unsinn ekelt mich an!"

„Und doch werden hundert Zeitungen ihn bringen und zehntausend Leser ihn verschlingen. Verzage nicht! Im Mai ist Hochzeit — der Roman bringt allein so viel Geld, wie ich für all meine ehrlichen Novellen in den Jahren meines Schriftstellertums nicht bekommen habe."

Sie arbeiteten eine Weile schweigend, verglichen, besprachen, schrieben wieder. Endlich sprang Fränze auf. „Keinen Federstrich tue ich heute mehr an dem Zeug!"

„Auch gut. — Aber sieh, es muß doch für alle Geschmäcker gesorgt werden! Gehen wir jetzt zu feineren Genüssen über! Moderne Lyrik!"

Von den Kletterrosen war keine mehr zu sehen.

„Hier!" sagte Fränze, ein Papier hervorziehend. „Wir waren an der zweiten Strophe von Seelen-Sehnsüchte: ‚Blau schreit mein Gram in die schweigende Luft —'".

„Weißt du, ‚schweigende' Luft ist eigentlich recht alltäglich — ich hab's: — in die ‚brüllende' Luft, das packt, dabei kann man sich was ganz Unaussprechliches denken."

„Ist das dein Ernst?“

„Aber natürlich. Bezahlen kannst du es ja aus unserer Heilmittelkasse. Unser neues Nervenmittel ‚Herkulikum‘ — Zusammensetzung: Kälberblut, Hühnereiweiß, Phosphor, Schafshirn, Malz, Büffelmark und Jordanwasser — wird allein bis jetzt ein Dutzend Eigenkleider abgeworfen haben.“

„Franz, ich segne deinen langen Hals! Er allein bewahrt dich davor, daß du in diesem Kragen schlagflüssig oder herzkrank wirst.“

„Wisse: Dieser Kragen ist der symbolische Träger einer Kulturförderung, sozusagen eines kategorischen Imperatives, der die moderne Luft erfüllt: Kehrt zur Natur zurück!“

„Ach Gott, Franz, komm mir bitte nicht mit modernen kategorischen Imperativen! Ich habe noch genug davon seit der Stunde, da ich am Rhein auf die alte Ruine stieg und begeisterten Herzens des Landes Herrlichkeit in mich aufnehmen wollte — und siehe, das erste, was mein Blick, ob er wollte oder nicht, treffen mußte in seiner ganzen grinsenden Gigantenhaftigkeit, war der schöne Satz: Gebraucht Hühneraugenringe mit der Uhr!“

Franz lachte, daß die Wände bebten. Dann zwirbelte er sein Liebchen im Kreise durch das Stübchen.

„Lachen wir, weil wir nicht heulen wollen! Denn es ist eigentlich zum Heulen! — Was hast du denn da gemalt? Kind, das Gestrige war besser! Ich glaube, du willst wirklich ‚zur Natur zurückkehren!‘ Merke dir, das tut man nur, indem man Malzkaffee trinkt, poröse Unterkleidung und keine Strümpfe trägt, im übrigen aber seinen Körper abwechselnd mit Leib-, Nacken- und Rumpfgüssen traktiert. Auch turnt man zwischendurch im adamitischen Kostüm und nährt sich dabei von den Früchten des Feldes. Sonst aber — wie kommst du nur dazu, diese Kinder so zu malen, daß man sie auf den ersten Blick als solche erkennt? Man muß erst eine Weile im Zweifel bleiben, ob man es mit Schneckenhäusern oder Kinderleibern zu tun hat — du weißt doch auch, daß derart von dir Geschaffenes in der letzten Zeit einen schönen Batzen eingebracht hat!“

„Ach, Franz, es ist so schwer!“

„Fränze, Fränze! denk an unser Ziel: Sobald die bestimmten Tausende im Säckel sind, ist Hochzeit! Fränze! Fränze!“ Sie küßten sich glückselig. „Man muß in allen Dingen konsequent sein, auch in der Ruchlosigkeit, wenn man sie einmal als Prinzip ergriffen hat! Nun aber an die Arbeit! Hast du ein Kapitel gefördert?“

„Franz, ohne dich kann ich das doch nicht!“

„Immer noch nicht? Es braucht doch bloß ein bißchen Übung! Wo waren wir? Mir ist, als hätten wir den Erich-Waldemar — da

einen Hauptthelden des Brettls darzustellen! Paß auf: wir gehen zusammen! Das macht Effekt! Aber als was? Das ist die Frage!"

„Ich?" fragte Fränze entsetzt, „die ich keine Ahnung von Gesang und Schauspielkunst habe?!"

„Nicht vonnöten. Die Hauptsache ist eine Idee: Es muß entweder etwas sehr Pikantes oder etwas furchtbar Albernes sein! Besinne dich, strenge deinen Kopf an, Liebchen: etwas sehr Pikantes oder furchtbar Albernes."

„Ach Franz, es ist ja nicht dein Ernst."

„Das Pikante, das Perverse ist vielleicht noch wirksamer", sagte Franz grübelnd. „Es ist nicht zu unterschätzen. Mit keinem Stück hatte Maeterlink solch ein Glück wie mit ‚Monna Vanna'! Warum? Die anderen Sachen sind doch auch in herrlicher Sprache geschrieben und voll tiefer Gedanken! Aber sieh, daß ‚Monna Vanna' nur im Mantel —". Die Kletterrosen streckten die Köpfe vor.

„Franz!" schrie Fränze auf.

„Ich hab's, wir gehen nur im Mantel! — das zieht!"

„Frrr—anz!! — Soll ich hinausgehen?!"

„Wir haben darunter was an, wir sagen's nur nicht", sagte Franz überredend. „Wir sagen, wir hätten nur den Mantel an, du wirst sehen, das zieht!"

„Nimmermehr!" erklärte Fränze fest.

„Also denn — wenn du's durchaus nicht willst — fort mit dem Pikanten! Dann bleibt uns nur noch das Alberne übrig!"

„Nur zu!" sagte Fränze resigniert.

Beide dachten eine Weile nach.

„Franz, sind wir nicht rein wie Babys —"

„Babys!" schrie Franz mit Stentorstimme. „Wir gehen als Babys! Du hast doch immer die besten Gedanken!"

„Aber so hab' ich's ja gar nicht gemeint!"

„Schadet nichts, darum hast du doch immer die besten Gedanken! — Wir gehen als Babys, das steht fest. Wir ziehen beide ein Steckkissen an, jeder eine riesige Milchflasche, automatisch-gleiche Bewegungen, einige passende Gedichte auf moderne Zustände — na, ich muß das noch weiter ausdenken. Ich garantiere, wir machen Furore!"

Fränzes Zweifel wurden überstimmt; sie ergab sich in ihr Schicksal.

„Weißt du", sagte Franz, sie sinnend betrachtend, „es ist sonderbar, wie deine Augenwimpern auf- und niedergehen, je nach deinem jeweiligen Gemütszustande, schnell, langsam, schmelzend, angstvoll. Ich glaube, ich werde diese Wahrnehmung modern verwerten. Ich werde eine Annonce veröffentlichen für „die leidende Menschheit". Es brauchen nur drei Augenwimperhaare eingesandt zu werden. Sind sie intakt, so schließe

„Oder gar nichts!“ bemerkte Fränze trocken.

„Du kannst dir immer noch nicht den gesunden Menschenverstand abgewöhnen!“ tadelte Franz. „Also:

‚Blau schreit mein Gram in die brüllende Luft,
Graß gereckt,
Und steht da und springt
Wie ein duckender Tiger,
Der in Schlamm sich wälzt.
Mein Mittelfinger pocht
An die Felsenkluft —‘

Nein, ‚Kluft und Luft‘, das geht nicht, das reimt sich ja.“

„Welcher Blödsinn!“ sagte Fränze, sich schüttelnd.

„Blödsinn? Famos! Mir war schon angst, es möchte doch irgendwelcher wirkliche Sinn darin verborgen sein — man kann manchmal nicht umhin! Es leben die drei Sinne: Unsinn, Stumpfsinn, Blödsinn!“

Vom Fenster her erklang ein deutliches Kopfschütteln, aber die beiden hörten es nicht.

„Franz, ich glaube, bis wir unser Geld beisammen haben, bist du wirklich verdorben!“

„Weit entfernt, Liebchen! — Komm, gib mir einen Kuß! — Sieh mal, wenn ich das wäre, weißt du, was ich dann tun würde? Ich würde moderner Lustspielfabrikant! Das Rezept ist ganz einfach: ein Teil Gemeinheiten, ein Teil Albernheiten, ein Teil Pikanterien, ein Teil glatter Witz, ein Teil Ehebruch, ein Teil grobe Effekte — das sind die ‚modernen‘ Ingredienzien, die zu mischen sind. Dazu einige altbewährte, harmlose Hausmittel, die keinem Menschen schaden: Schwiegermütter, Pantoffelhelden, Horcher an den Wänden, Verwechslungen und Mißverständnisse — das nennt sich ‚modernes Lustspiel‘. Das Wichtigste ist aber doch immer die Pikanterie, die die ganze Sache gleichsam durchtränkt und erst überhaupt anziehend macht — und daß nur beileibe sich kein Körnlein des Stoffes einschleicht, den altmodische Leute für die unerläßliche Haupteigenschaft eines Lustspiels hielten: des Humors. Wenn der Schauerroman und die Lyrik zu Geld gemacht sind, werde ich das Lustspiel doch im Auge behalten.“ Eine Kletterrose fiel in Ohnmacht. „Aber weißt du, womit wir sicher auch unser Glück machen könnten?“

„Wieder was anderes!“ Fränze seufzte. „Laß hören.“

„Fränze — wenn wir der Sache die richtige Krönung geben wollen, müssen wir aufs Brettl!“

„Nein, nein!“ rief Fränze angstvoll.

„Du denkst dir die Sache schwer — es gibt nichts Leichteres! Ich Esel, der ich mir ein Jahr meines Lebens Mühe gab, um einen untergeordneten Schillerschen Räuber oder einen Shakespeareschen Höfling wahrheitsgetreu zu kreieren! Wie geschaffen bin ich mit meiner Figur dazu,

Im Mai waren Herr und Frau Baumstark so weit, daß sie sich eine Villa und ein Auto kaufen und also nunmehr jenen Benzingeruch um sich verbreiten konnten, über den sie vorher so oft geschimpft hatten. Im Sommer hörte Frau Fränze auf, die Bühne zu betreten. Beide zogen sich in die obberegte Villa zurück, und siehe! noch ehe der Winter sein Regiment begann, trat hier ein wirkliches Baby auf die Bühne des Lebens und fing an, seine Rolle zu spielen, die seine Eltern mit viel Interesse und Entzücken verfolgten, obwohl sie eigentlich als Quasikollegen hierüber hätten erhaben sein können.

Wie alle modernen, nein unmodernen . . . lieber Leser im Sessel, ich bin perplex! ich glaube wahrhaftig, hier decken sich einmal die Begriffe, hier sind die Modernen unmodern und umgekehrt — also wie alle jungen Eltern aller Zeiten waren Franz und Fränze felsenfest davon überzeugt, in ihrem Baby ein ganz besonderes Weltwunder zu besitzen. Solche ausgesprochen charaktervolle Nase erstens, solche entschiedene Handbewegungen zweitens; solche Konsequenz, die Nacht zum Tage zu machen, drittens; solchen energischen Widerstand der Verschönerung des äußeren Menschen gegenüber viertens; solchen unbeugsamen Konservatismus in einmal gefaßten Anschauungen, verbunden mit strikter Ablehnung aller an ihn herantretenden pädagogischen Verbesserungsvorschläge, fünftens — hatte noch kein Säugling vor diesem besessen. Den einzigen trüben Fleck in der Herrlichkeit bildete nur die Tatsache, daß Franz den Jungen zum Gelehrten bestimmt hatte — ob ihn hierbei die dritte und vierte Eigenschaft (siehe oben!) beeinflußten, vermag ich nicht zu sagen — während Fränze mehr zur Ministerkarriere hinneigte — und in Anbetracht der fünften Eigenschaft muß ich mich auf ihre Seite schlagen.

„Kinder, zankt euch nicht!“ sagte ein anwesender, etwas zynisch veranlagter Hausfreund, der von beiden zum Schiedsrichter angerufen wurde. „Jedenfalls werdet ihr ihn ja ganz im modernen Geiste erziehen! Als Baby wird er ununterbrochen von einer Wolke eures famosen ‚Bazillentodes‘ umgeben sein, als Junge schon Schiller verachten und es durchaus verstehen, wenn dieser sonderbare Schwärmer von der klerikalen Schulobrigkeit verboten wird, wenigstens ohne den korrigierenden Zensorstift. Als Jüngling wird er alle Weisheit der Welt in seinem Busen bergen und gar nicht begreifen, wie Leute, die älter sind als er, überhaupt wagen können, den Mund aufzutun.“

Da sahen Franz und Fränze sich an wie zwei arme Sünder — und ließen die Köpfe hängen und schwiegen. —

In tiefe Gedanken versunken, ging Franz eines Tages in dem weißen Winterwald, der nicht weit von seiner Villa seine Herrlichkeit unter dem stahlblauen Himmel ausbreitete, spazieren. Er dichtete an

ich auf phlegmatische Konstitution und verschreibe irgendein anregendes Mittel — ich werde mich beim Apotheker anfragen — das ich mit 500 Prozent Nutzen verkaufe. Sind sie abgenutzt, so wird Brom oder Brausepulver am Platze sein."

Die Kletterrosen verwelkten.

„Franz, willst du unter die Betrüger gehen?"

„Ich weiß nicht, welche harte Ausdrücke du für Leute hast, die zum materiellen Unterhalt der Tagesblätter das ihrige redlich beisteuern! Im übrigen übersteigt auch hier, wie überall, nicht das Angebot die Nachfrage. — Aber vielleicht imponiert dir die neue Erfindung mehr, die ich gestern am Patentamt angemeldet habe."

„Schon wieder mal eine Erfindung?"

„Ja. Es handelt sich um ein Präparat, ‚Bazillentod' genannt, das jedermann fortan in der Tasche tragen soll und mit dem er vorsichtshalber erst ringsum die Atmosphäre eines jeden Menschen bespritzt und tränkt, dem er gegenübertritt. — Nun aber Addio, Liebchen! Für uns beide heißt's fleißig sein — und im Mai ist Hochzeit!"

Die Kletterrosen erholten sich an diesem Tage nicht wieder.

Drittes Kapitel.

Worin die Tanne eine Kapuzinerpredigt hält.

„Franz und Fränze Baumstark, die modernen Babys", stand auf den Brettlzetteln zu lesen. Der Erfolg des ersten Auftretens war beispiellos in der Brettlgeschichte. Die Unternehmer rissen sich um die zwei, das Publikum spannte ihnen die Pferde aus.

Nicht erst im Mai — schon im Januar war die festgesetzte Heiratssumme um das Zehnfache überstiegen. Sie heirateten ganz altmodisch mit Standesamt, Trauung und Festessen. Zwar hatte Franz gemeint, daß diese Dinge den modernen Anschauungen nicht entsprächen, nach denen freie Menschen, die gesonnen seien, ihr Leben gemeinsam zuzubringen, nur nötig hätten, als freie Eheleute einen hohen freien Berg zu besteigen und dort in einer Hütte zu leben bis zur freien Scheidung — aber Fränze hatte ihn nur sträflich angesehen und war nicht einmal böse geworden.

Hätte Franz nun noch auf eine „bürgerliche" Stellung reflektiert, um die er sich einst so angestrengt bemüht hatte, so hätte er heute die Qual der Wahl gehabt. Von allen Seiten wurden dem erfolgreichen Brettldichter, Lyriker, Erfinder und so weiter die verlockendsten Anerbietungen gemacht, besonders der damals so heiß ersehnte Redakteurposten ihm immer wieder angeboten. Mit großartigen Handbewegungen scheuchte er alle diese kleinlichen Ansinnen von sich ab — er hatte es wahrlich nicht mehr nötig!

diesen Büchern hingen Ansichtspostkartenserien herunter, die diese Bücher quasi zu illustrieren schienen. Und nun trat ganz ahnungslos so ein frischer Junge daher, kaum siebzehn, einer reinen Mutter Sohn, und trat neben ihn und beschaute mit wachsendem Interesse das alles, und Franz machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung, so als wolle er ihn fortscheuchen. Der merkte es aber nicht, und Franz hing den Kopf und rannte nach Hause.

Dort steuerte er erst geradewegs auf das Zimmer zu, in dem er seine Frau und sein Kind wußte. Aber vor der Tür besann er sich, schüttelte sich, machte kehrt, stieg auf leisen Sohlen in sein Zimmer hinauf und entwickelte nun zwischen diesem und einem Winkel des Gartens laufend, ein sonderbarlich Wesen. In besagtem Winkel wurde ein groß Feuer gemacht, dahinein flogen Bücher, Schriften, Manuskripte, Flaschen, Gläser, Salbenbüchsen, ja zuletzt zwei riesige Babyanzüge mit zwei mächtigen Milchflaschen. (Merkst du was, lieber Leser im Sessel?)

Dann nahm Franz Baumstark in aller Eile ein Bad und zog anscheinend mit dem reinen Hemde einen neuen Menschen an, und dann — ja dann trat Franz Baumstark bei seiner Frau und seinem Kinde ein.

Fränze saß am Fenster und hielt ihr Kind an die Brust gedrückt. Ihrer Kletterrosenliebe war sie treu geblieben; auch hier rankten sie lieblich ums Fenster. Es fiel ein Sonnenstrahl schräg durch die Scheibe gerade auf Fränzes Kopf und lief quer über das zarte Köpfchen des Kindes und spielte auf dem Fußboden weiter. Und Fränze sah sehr glücklich aus. Etwas blaß war sie wohl noch, aber um so rührender war das Lächeln, mit dem sie den Eintretenden empfing. Franz trat näher. Er sprach kein Wort und sah nur schweigend auf die Gruppe. Fränze schaute ihn eine Weile aufmerksam an, dann kam ein Leuchten in ihre Augen und sie wies auf das Kind und sagte: „Nie wieder führen wir die abscheulichen Babys auf, Franz!“

Die Kletterrosen hielten den Atem an.

„Nie wieder!“ sagte Franz mit fester Stimme. „Und morgen schreibe ich an die B.sche Zeitung wegen des Redakteurpostens.“

Da tat Fränze einen Jubelschrei, von dem das Kind aufwachte und mit großen Augen um sich schaute.

— Letzte Klammer. Du gähnst, lieber Leser, daß dein Sessel davon kracht. Du hast recht: noch nie ist eine moderne Geschichte altmodischer zu Ende gegangen. Ich weiß selbst nicht, wie es so kam. Vielleicht aber ist es auch nur aus modern-technischen Gründen geschehen: von wegen der unerwarteten Wendungen und des „unbefriedigenden Schlusses“. Klammer geschlossen. —

Die Kletterrosen? Ach so, die Kletterrosen! Ja, die sind damals fast geplatzt vor Übermut. Und wenn sie gut begossen sind, so leben sie heute noch.

einem neuen lyrischen Gedicht modernsten Genres, nachdem durch das große Ereignis seines Hauses seine Berufstätigkeit lange brach gelegen hatte. Es sollte ein „Winterschrei" werden, aber die Sache war noch nicht recht im Flusse. Seufzend ließ Franz sich auf einer sonnenbeschienenen Bank nieder, zog Notizbuch und Blei hervor und begann im Schweiße seines Angesichts, neue Wendungen zu erfinden.

„Meine Seele ruht im Schnee,
In greulicher naßglühender Tiefe" —

Die Kletterrosen — ach, die waren nicht da!

„Und die Flocken, wildwirbeld,
Decken sie zu" —

Vor ihm stand eine hohe, weiße Tanne, ihre breiten untersten Äste, von den mächtigen Schneemassen gebeugt, berührten den Boden. Doch aber stand sie stolz da in schweigender Herrlichkeit, mit gereckter Krone, gelassen und still.

Franz schaute sie an, er schaute sie recht an, er schaute sie eine Viertelstunde lang an. Und obwohl die Tanne gleichsam von Schweigen triefte, sah es aus, als hielte sie ihm eine greuliche Kapuzinerpredigt.

Und dann „hob er seine Augen auf" und schaute um und über und hinter sich. Und sah um sich die hehre Stille und sah hinter sich den glitzernden dämmerigen Winterwald, und sah über sich den weiten mildblauen Himmel. Und errötete und verbarg sein Notizbuch. Und stand auf und ging weiter und kam an einen hüpfenden Bach mit weißen Ufern und zog sein Notizbuch hervor und warf es in den Bach, als ob es ihn brennte. Und es war doch sehr kalt hier draußen. Und floh die Stelle, als schämte er sich.

(Kannst du dir einen Vers daraus machen, lieber Leser im Sessel? Ich nicht. Ich habe immer gemeint, es gäbe nichts, was dem modernen Menschen so durchaus und von Grund auf fremder wäre als das Schämen — angenommen vielleicht jene besondere Kategorie von Käuzen, die sich prinzipiell schämen, wenn sie eine Venus von Milo sehen oder Heines Buch der Lieder lesen, und die schweres Ärgernis an einer Brunnenfigur nehmen, die nicht wenigstens ein Beinkleid trägt.)

Und Franz rannte durch die Felder und kam in die Stadt und blieb von ungefähr vor einem Buchladen stehen und sah da ausgestellt eine Bücherreihe mit schauerlichen Titeln, und wurde meiner Seele wieder rot und blickte auf die moderne Lyrik und schämte sich anscheinend noch ausbündiger. Den Hauptplatz in dem Schaufenster aber nahm eine Reihe von Büchern mit Titeln wie: „Die schöne Sünderin", „Dämon Leidenschaft", Liebesleben im Harem" und hierzu passende Steigerungen ein, und da verdüsterte sich sein Blick, und es kam eine Wut über ihn und er atmete auf, als sei ein Alb von ihm genommen, oder als habe er eine gefährliche Klippe noch gerade umschifft. Neben

dagegen und fand es gar vergnüglich. Aber als der andere an dem blitzenden Firmenschild von J. J. Gruber sel. Wwe. vorüberging, da hieb der Mensch mit dem Stock auf die selige Witwe, daß es prasselte. Ich war entsetzt, empört und nahm meinen Jungenmut zwischen meine Hände, schrie: „Sie! Das dürfen Sie nicht tun!" und rannte davon.

Natürlich klopfte jetzt der Mensch erst recht mit Leibeskräften auf das Schild. Als ich von der Schule kam, war es ganz zerbeult, und von der seligen Witwe war das „s" vernichtet: „el. Wwe." war jetzt darauf zu lesen. Als ich davor stand, sagte hinter mir ein Mann zu einem andern: „Da schau, weißt du, was das heißt? Elendige Witwe heißt das." Sie lachten, und mir tat ihre Roheit weh. Ich fühlte mich in der seligen Witwe mit beleidigt. Aber am nächsten Tage schon glänzte ein neues „s" auf dem reparierten Schild.

Da bekam ich einen neuen Freund. Weil er in dem Hause wohnte, wo das große Schild erglänzte, besuchte ich ihn noch mal so gern. Er war im vierten Stock. Eisentreppen gingen da hinauf. Im Winter fror darauf das Wasser, das die Mädchen dort verschüttet hatten. Dann war es höllisch glatt.

„Morgen kommen wir mit dem Eispickel zu dir", sagte einer von den Schulgenossen zu meinem Freund, holte sich aus seines Vaters Schrank einen Alpenpickel, einen langen Strick und eine Gletscherbrille und arrangierte mit mir und einem Dritten einen Aufstieg in dem Hause von J. J. Gruber sel. Wwe. Wie wir es auf Bildern gesehen hatten und in Büchern lasen, seilten wir uns kunstgerecht aneinander. Der erste klirrte mit dem Pickel auf jeder Stufe, der zweite hatte ein Messer in der Hand und ich als letzter durfte aus der Gletscherbrille glotzen.

Das erste Stockwerk war erklommen. Da ging die Tür auf und herausschoß eine wütende Frau, so breit wie ein doppeltüriger Kleiderschrank, und wälzte sich auf uns zu wie eine Lawine. Unser Mittelmann erkannte die Gefahr, schnitt rasch das Seil hinter sich durch und entwischte mit dem ersten schnell treppauf. Mich hinderte die verwünschte Gletscherbrille an der Übersicht. So erwischte mich die wütende Lawine, knallte mir eins um die Ohren, daß die Brille auf der Eisentreppe brach, und schrie mich an: „Du langer Stinggel, du miserabliger, ich will dir zeigen, wie man sich in einem fremden Hause aufführt, du Stinggel, du miserabliger . . .!"

Dazu lachten die Geretteten von droben. Es war scheußlich. Auch das, daß sie mich von da ab den langen Stinggel hießen in der Schule.

„Wer war denn die Hex im ersten Stock?" frug ich meinen Freund.

„Das war die Frau Gruber. Weißt, die das Speditionsge—"

J. J. Gruber sel. Wwe.

Eine Firmengeschichte von **Fritz Müller, Zürich.**

In meiner Schulzeit ging ich viermal jeden Tag an einem blitzenden Messingschild vorüber.

J. J. Gruber sel. Wwe.
Spedition & Kommission

stand darauf. Klare ehrliche Buchstaben waren das. Keine so verschnörkelten Tanzlettern von heute, die betrunken durcheinanderfallen, wenn man sie scharf ins Auge faßt.

Es gibt Schilder, an denen man blind vorübergeht: man sieht sie nicht. Dutzendschilder. Sie sind wie Dutzendgesichter, die das Leben auf der Straße täglich an uns vorüberspült. Aber Gesichter und Schilder gibt es auch, die uns immer wieder anziehen, wie leicht und oft sie auch durch unsern Gesichtskreis huschen.

Ein solches Schild war das von „Gruber sel. Wwe." Ich las es viermal am Tage gewissenhaft, ein halbes Dutzend Jahre lang, immer wieder, immer wieder, bis es schließlich ein Teil von mir selbst wurde. So eine Firma ist ein eigen Ding. Ein Wesen für sich. Was freilich hinter dieser Firma war, was wußte ich davon? So gut wie nichts. Und doch ward sie in mir lebendig mit der Zeit. Stellte sich täglich an die Straßenecke auf meinen Weg, funkelte auf und sagte: „Du, paß auf, hier bin ich: J. J. Gruber sel. Wwe."

So bekam das Schild Gewalt über mich. Nicht über mich allein. Über hunderttausend Leute bekommen Schilder, Namen und Devisen auch Gewalt. Ich sprach es laut aus, wenn die Straße leer war. Einmal entdeckte ich einen versteckten Rhythmus in der Firma auf dem blanken Messingschild — wir lernten damals in der Schule gerade die verschiedenen Versarten — und wenn ich vorüberging, skandierten meine Füße ein leidlichen siebenfüßigen Jambus zu Ehren der seligen Witwe von J. J. Gruber.

Denn ich glaubte damals steif und fest, eine *selige Witwe* stünde an der Spitze des Geschäfts. Was ist das, eine selige Witwe? fragte ich mich. Ist sie tot und im Himmel? Aber von dort konnte sie unmöglich ein Speditionsgeschäft leiten! Also lebte sie. Wie sie wohl aussah, diese selige Witwe? Ich stellte mir eine wunderschöne Frau vor, hoheitsvoll, „selig" wie ein Engel.

Einmal ging ich in aller Frühe die Straße herab. Es war fast noch dunkel. Zwei Studenten kamen von einer Kneiperei. Der eine fuhr mit seinem Stock die Rolläden herunter, daß es rasselte. Ich hatte nicht-

Der Klotz und der Zweig.

Sie stehen vier, fünf Schritte von mir entfernt und sprechen so laut, daß ich Wort für Wort hören muß, ohne daß ich besonders hinhorche.

Knapp bis zu mir treibt der Schirokko die Meerwellen; blau, grau, grün, weißgischtend in breiten Wogenkämmen rollen sie rauschend zur Küste; die Steine am Ufer rascheln, wenn das Wasser sie ein Stück mitnimmt; als helle Borte zerfließt es, scheint einem halben Augenaufschlag lang wie staunend still zu stehen, daß hier eine andere, eine starre Welt beginnt — und zurück, langsam, schneller, schnell, mißmutig murmelnd läuft die Welle . . . Eine neue drängt nach und die anstürmende und die ermattete fließen ineinander, zauberhaft, unerklärlich über.

Dem Spiele sehe ich zu und die beiden anderen; ein Paar auf der Hochzeitsreise; der Mann ein Dutzendmensch, den man sieht und vergießt, mit der einzigen Eigenheit eines pedantischen Zuges im Gesicht, den er mit hunderttausend Pedanten seiner Art teilt; die goldgeränderte Brille verstärkt den Eindruck der steifen selbstherrlichen Korrektheit. Die junge Frau hat ein lustiges Gassenbubengesicht, um das der unvermeidliche Reiseschleier weht, die Nase schaut auch noch leicht aufwärts, selbst wenn das Köpfchen ein wenig geneigt wird, die Wuschelhaare hängen in die Stirn, der Mund hat etwas Eigensinniges und die lockeren Augen müßten einen korrekten Pedanten recht beunruhigen. Das blaue, faltenlose Kleid der jungen Frau ist ganz neu, nach dem neuesten Schick gearbeitet.

Zu Dritt schauen wir schweigend den Wellen zu.

Und sie brechen sich an einer verwitterten, scharfkantigen Klippe, die sich bösartig starr aus dem Meer aufbäumt, gleichsam die erste Warnung für die kraftstrotzenden Wogen: „Achtung, hier stehe ich; ihr werft mich nicht um. Und hinter mir, ein schmaler Streifen eures Elementes nur trennt mich davon, liegt die feste Erde, die ihr nie bezwingt!“

Da werden noch zwei höchst gewöhnliche Dinge durch die Wellen vom weiten Meer her angeschwemmt; ein knorriger Eichenklotz und ein schwankender, biegsamer grüner Zweig; weiß Gott, wo die See die beiden zusammengestohlen hat! Gerade gegen die schlimme Klippe schleudern sie die grollenden Fluten.

„Schau!“ sagt die junge Frau. „So oft der Strunk an den Stein stößt, splittert das harte Holz . . . Und auch den Ast, auch den grünen Ast wird der Felsen zerbrechen.“ „Komm, liebe Erna“, antwortet der Mann, „es wiederholt sich hier nur, was der aufmerksame Beobachter auch im Leben konstatieren kann — den Charakter, der mit dem Kopf durch die Wand will, vernichtet das Schicksal. Sieh

„Was? Die selige Witwe!“ Es war eine fürchterliche Enttäuschung. Diese Furie, die mich verhauen hatte, war die selige Phantasiegestalt, die ich in jahrelanger Spintisiererei in das Firmenschild hineingeheimnist hatte? Ich sah von da ab vierzehn Tage lang krampfhaft an dem verlogenen Messingschild vorbei. Ich behandelte es wie ein ungetreues Mädchen, das man lieb gehabt hat.

Damals war es auch, als mir zum ersten Male die grammatische Möglichkeit dämmerte, daß das Adjektiv „selig“ ein nachgesetztes sei und von Rechts wegen zu Herrn „J. J. Gruber“ gehörte. Zu J. J. Gruber selig, der diese Eigenschaft erwarb, als ihn der Himmel von seiner andern Hälfte trennte. Oder war er gar nicht in dem Himmel? Spediteuren sollen dort die Frachtzuschläge hinderlich im Wege stehen, die sie ihren Kunden unberechtigt abgenommen hatten. Immer ungewisser wurde mir die Seligkeit, die das Schild im Schilde führte. Bis sich eines Tages der verborgene Untersinn des Schildes offenbarte.

Das kam einige Jahre später, als ich das Tanzen lernte. Es war drei Wochen nach Beginn des Kurses. Damen und Herren, die bis dahin separat die Anfangsgründe lernten, wurden an diesem Abend zum ersten Male auf „einander losgelassen“, wie mein Onkel despektierlich sagte. Wer kennt sie nicht, diese gräßlichen Minuten der ersten Schüchternheit? Ich aber hatte Glück. Meine Partnerin war für mich mit resolut. Und schön und lieb war sie auch. Wie das eben geht in diesem Alter: Ich war im Handumdrehen bis über die Ohren verschossen in sie. Sie auch ein bissel, glaube ich. Und der Herr Tanzlehrer sah wohlgefällig zu. Plötzlich aber kam er auf uns zu und sagte: „Ei, Sie sind ja noch gar nicht vorgestellt, meine Herrschaften. Erlauben Sie mal: Herr Bäcker — Fräulein Gruber.“

„Doch nicht Gruber selig Witwe?“ stotterte ich heraus.

„So heißt unser Geschäft“, sagte sie freundlich lächelnd.

Also doch — bestürzt sah ich sie an. Aber es war nichts von der Schrecklichkeit der un—seligen Mutter an ihr. Sie war voller Nettigkeit und Lieblichkeit um und um. Was soll ich noch bekennen? Es wurde die erste Liebe daraus. Die erste Liebe in aller ihrer Süße und himmelstürmenden Überschwänglichkeit. Muß ich sagen, daß ich selig war? Selig? Freilich, gruberselig gar.

So war aus jenem Messingschild doch noch eine richtige Seligkeit herausgestiegen. Eine Seligkeit von Fleisch und Blut. Ich glaube, man muß die Dinge um uns herum nur lang genug und lieb genug und sehnsüchtig genug anschauen, dann wird am guten Ende das aus ihnen, was unsere Wünsche von Anfang an in sie hineingelegt haben.

Da Pforra — s zwickt n heunt grod da Rematissimus fäist — redt n Hulzschlogawastl recht guat zua.

Kimt die Sefferl, die Kuahdirn, eina.

„Sefferl, moch die Tüar zua, s ziagt", sogg da Pforra und schofft ihrs, doß an Moust hult fürn Wastl.

D Sefferl hatscht außi, loßt die Tür offn.

Ruaft da Pforra: „Tüar zuamochn, Sefferl!"

Offt redt er zan Wastl: „Sixt schau, Wastl. Wegn den Fluachn und den glei in d Hitz keman hon ih dih ruafn lossn. Konnst dir denn dös nöt ohgwönna. s is a sou viel grausli. Ma konn jo alls in Guatn ausmochn und ausräidn, s muaß jo nöt glei gfluacht sein." Kimt d Sefferl, bringt n Moust und — loßt wieda die Tüar ouffn.

„Moch douh die Tüar zua, wonn is dir scha sou ouft sog. — Und a Broud bring ah fürn Wastl."

Hatscht außi die Sefferl und — loßt wieda die Tüar ouffn.

Schreit da Pforra: „Tüar zuamochn!", oft redt er weita: „Sixt, Wastl, dös Fluachn und in d Hitz keman is wirkli grausli. I glaub dirs jo, daß dih monigsmol harbst, oba Geduld muaß ma hobn. — Au — au — au — der Rematissimus zwickt mih heunt scho öllöndi. Oba sixt, ih ertrogs mit Geduld. Au — au — au, s kimt an onders Wäida. Oba sixt, ih fohr nöt auf, ih fluach nöt." Kimt die Sefferl mit n Broud und — loßt wieda die Tüar ouffn.

Fibbert da Pforra. „Sefferl, hirzt hob ih s sott, wonnst außi gehst, mochst die Tüar zua."

Kromt aweil uma in da Stubn, die Sefferl, und wia s außi-geht, richti loßts wieda die Tüar ouffn.

Brinnrout wird da Pforra in Gsicht, springt auf und schreit da Sefferl noch:

„Himmelherrgoutkruzifixsakrament nochamol eini, moch die vermolideiti Tüar zua, Trompl, vafluachta."

Waldbauernhumor.

Von **Karl Reiterer, Wettmannstätten, Steiermark.**

Die Waldbauern, unter denen ich von 1886 bis 1896 lebte, zeigen Humor in allen Lebenslagen: Im Wirtshause, bei der Arbeit, bei Hochzeiten, selbst in Fällen, wo der Tod im Waldbauern-hofe anklöpfelt, setzt der Älpler die Narrenkappe auf. Der Waldbauern-humor kommt nicht nur in Liedern, sondern auch in Vierzeilern, Anek-doten u. dgl. zum Ausdrucke. Im nachstehenden seien einige Proben gebracht.

nur . . ." Ein kräftiger Anprall und der Eichenpflock zerbirst in tausend Splitter. „Da hast du es, meine liebe Erna; der Charakter ist in diesem Falle der Holzklotz, die Klippe ist die Wand und das Schicksal. Der Zweig aber, klug und nachgiebig, wird unversehrt bleiben."

Ich liebe derartige Vergleiche und Gleichnisse, die hinken — mehr als das, die zumeist lendenlahm sind, nicht sonderlich; für mich hat die Natur wenig Lehrhaftes an sich.

Wir betrachten weiter stumm das Heben und Senken der See, das Anstürmen und Abwellen, den tänzelnden grünen Ast.

Die junge Frau verzieht den eigenwilligen Mund, die Pädagogik des Herrn Gemahls behagt wohl auch ihr nicht recht.

„O, da!" Sie klatscht in die Hände und ihre Augen flimmern so merkwürdig. „Jetzt hat das Riff den Zweig mitten auseinandergeschnitten."

Zwei klägliche Teile schwimmen, der eine dahin, der andere dorthin.

Der Pedantische ist einen Moment bestürzt, weil die Natur seinem schönen System so häßlich opponierte, aber dann faßt er sich und entwickelt eine langatmige Theorie von der „Wahrscheinlichkeit" und der „Möglichkeit", vom „Naturgesetz", das etwas anderes sei als das „Gesetz der großen Zahl", und zum Schluß behauptet er, er habe recht gehabt.

Die junge Frau zieht die Augenbrauen erstaunlich hoch in die Stirn und sagt das einzige Wort: „Unsinn!"

Darauf gehen sie beide rasch fort und ich blicke ihnen nach.

Dieser dumme Klotz und dieser dumme Zweig, was haben sie verschuldet! Und die Welt ist rundum voll von solchen Klötzen und Zweigen.

H. L. R.

---

5 Fluachn.

Von **Josef Mayr-Kowalski.**

Da Pforra von Schwandorf is a recht a rara, komoda Monn und a recht gmüatli. Nur weil er in Rematissimus in die Füaß hot, is er immerigsmol a weng granti. Oba sist a recht a komoda Herr, der üba die Bauern und eanari Fahla net viel Auffegn mocht und oft und oft a Aug zuadruckt, monchsmol — bsunders ban jungen Volk — olli zwoa.

Und is oana, oder mongsmol a oani, bei dem eahm wos scha gor in d Nosn raucht, oft ruaft ern schean stad in Pforrhof und räidt eahm im Stübl guat zua.

Heunt hot ern Hulzschlogawastl in da Orbat. Der tuat gor a sou viel gern fluachn. Glei is er mit olli Kreuzhimmelsakrament do, und oft wos gor nöt notwendi war.

mitgehen in den Friedhof, um zu erfahren, was in der Totenkammer vorgehe. Der Pfarrer erwiderte, daß er gichtleidend sei und nicht gehen könne, er schlug vor, der Schullehrer möge ihn tragen. In der Tat setzte sich der Pfarrer auf die Schultern des Lehrers und dieser trug jenen zur Totenkammer. Als sie die Tür öffneten und eintreten wollten, vernahmen sie die Worte: „Bist schon da? Schmeiß n glei nieder, ih stich n a(b).“ Der Lehrer verwarf den Pfarrer und dieser lief davon, als ob er von der Gicht gar nicht geplagt würde. Der Schrecken hatte ihm schnelle Beine verliehen, der Lehrer vermochte ihm kaum zu folgen.

Eine ähnliche Anekdote ist folgende: Ein Mesner sah auf dem Kirchhofe Lichter brennen. Er begab sich in das Pfarrhaus und meldete von dem unheimlichen Gesehenen. Der Pfarrer ging mit dem Mesner auf den Kirchhof. Da rannte ihm ein Schwein durch die Beine, so daß der Pfarrer auf ihm zu sitzen kam wie ein Reiter auf dem Rosse. In der Meinung, der Teufel habe ihn geholt, schrie der Pfarrer: „Pfiat dih Gott, Mesner, mich hat er schon.“ (Der Teufel.) Man kann diese Redensart seitdem öfters bei den Waldbauern hören.

„Bua“, befiehlt die Mostbäuerin ihrem Hansal, einem kaum schulpflichtigen Knirps, „trag n Lehrer a Tüchel voll Birn mit, sie sind schon d . . . . woach“. Der Junge tut, wie ihm befohlen, und sagt zum Lehrer: „Da schickt Ihna die Muatta ne d . . . . woache Birn.“ Unglaublich, aber wahr ist folgendes aus dem Waldlande: Ein Lehrer bestrafte einen Jungen, weil dieser ungewaschen in die Schule kam. Der Bub klagte nach seiner Heimkunft sein Leid der Mutter, worauf diese sagte: „Sag n Herrn Lehrer, das muaß a schöne D . . . sau sein, der sich alle Tag waschen muß.“ Mag das auch unglaublich klingen, naiv wird man's unbedingt finden. Im Waldlande erzählt man sich, eine Reitmar-Magd in Alt-Irdning sei zu einem Kapuziner beichten gegangen und habe mitgeteilt, daß sie von ihrem Geliebten etwas erhalten habe. Da die Maid fast unverständlich tuschelte, wurde sie vom Beichtvater angefahren: „Was ist das für a G s ä u s?“ Die Dirn verstand: „Was war s für a Z e u g?“ und gestand: „A Kanefis is s gwesen, ih han n vom Peterbauern Patritz, mein Buam, kriagt.“ Im Waldlande erzählt man ferner: Als der Grundbesitzer vulgo Restner in den ersten Jahren, als die Gemeindevorsteher amtierten, neu gewählt werden sollte, meinte er: „Ah was, wählen, ih bleibs glei so wieder.“ Der Mann meinte, man möge nicht lange Umstände machen, wozu eine Wahl, er bleibe auch ohne Wahl Gemeindeoberhaupt. Beim vulgo Riedlabauer in Hinterwald, zwei Stunden südlich von Donnersbachwald, hatten sie einen Sohn, der erst im Alter von siebzehn Jahren das erstemal in die Kirche kam. Als man den Burschen fragte, wie es in der Kirche gewesen sei, sagte er, am meisten habe das seine Verwunderung erregt,

Im Dorfe Pürgg (Ennstal) lebte vor einigen Jahrzehnten ein Pfarrer, namens Toth. Einst stahl man dem Manne über Nacht seine Kopfkohlköpfe und setzte eine Tafel auf den Krautacker mit der Inschrift: „Für den Toth (Tod) ist kein Kraut gewachsen.“

Der Zinsmüller nahm zeitlebens zu viel Maut, was selbst dem lieben Herrgott zu arg wurde, weshalb er dem Teufel befahl, den Müller zu holen. „Ich kenn' ihn, den Müller, aber nicht“, wandte der Teufel ein. Unser Herrgott bedeutete dem Bösen, er möge nur dem Zinsbache entlang gehen, dort werde er jemanden Weißen treffen, den müsse er holen, es sei der Müller. Der Teufel machte sich auf den Weg. Beim Bachrande traf er den Schimmel des Müllers. In der Meinung, es sei der Müller, näherte sich der Böse von rückwärts. Als er das Tier fassen wollte, schlug es mit den Hinterbeinen aus und traf den Teufel derart wuchtig, daß dieser, in weitem Bogen durch die Luft fliegend, zu Boden stürzte und sich nicht mehr getraute, sich dem Müller zu nähern. Seitdem sagt der Waldbauer: „Der Teufel fürchtet nix wie unsern Herrgott und zwei hintere Roßhaxen.“

Als unser Herrgott die ersten Menschen erschaffen hatte, fand der Adam, daß die Eva zu schweigsam sei. Er ging zum lieben Gott, um sein Leid zu klagen. „Das ist ein einfaches Mittel, daß sie mehr spricht“, sagte unser Herrgott, „lege der Eva, wenn sie schläft, ein Laubblattl auf den Mund, wie sie erwacht, wird sie munter plaudern.“ Adam tat, wie ihm geraten, legte aber nicht ein Laubblattl, sondern ein ganzes Ästchen der Eva während des Schlafes auf den Mund. Als die Schlafende nach dem Erwachen ohne Unterlaß plauderte, wurde dies dem Adam zuviel. Abermals klagte er seine Not unserm Herrgott. „Ja, was hast du denn getan?“ fragte dieser. „Ich habe ihr ein ganzes Ästchen mit Blattl auf den Mund gelegt“, gestand Adam. „Narr, dann kann ich dir nicht helfen“, erwiderte Gottvater, und seitdem plaudern die Evastöchter — Pardon, liebe Leserin! — ohne Unterlaß.

In meinem Buche „Ennstalerisch“, das im Verlage der Deutschen Vereinsbuchdruckerei in Graz erschien, erzähle ich folgende Anekdote: Als die Bruggenbäuerin bei Pusterwald (Obersteiermark) ihren Sohn auf dem Totenbette liegen hatte, tröstete sie ihn: „Und wenn s wa(r), und daß s gschah, daß d in d Höll kamst, so sei nur schön standhaft, damit s nit heißt: die Bruggenbauernbuam halten nix aus!“

Als in alten Zeiten, da die Schullehrer noch Mesner waren, ein Lehrer nachts auf dem Friedhofe weilte, vernahm er aus der Totenkammer ein Klöpfeln; ahnte jedoch nicht, daß sich in derselben Zeit einer mit Nüsseaufklopfen die Zeit vertreibe, während ein zweiter ausging, ein Schaf zu stehlen. Der Lehrer meldete dem Pfarrer, daß es in der Totenkammer nicht recht geheuer sei und bat, der Pfarrer möge

Als ein Bauernmägdlein die briefliche Nachricht erhielt, daß ihr Bub beim Militär zum Gefreiten avanciert sei, brach sie in Tränen aus. Auf die Frage, was die Ursache des Gefühlsausbruches sei, gestand sie: „Ja, mei Bua is hiaz Gfreiter worden, und ih han immer ghört, wenn a Kriag ausbricht, schießen s zuerst auf die Hohen."

Von rührender Naivität zeigt auch folgendes: Als ein Bauernbüblein bei Tische bemerkte, daß dem Vater ein Menschenhaar beim Munde hänge, rief es aus: „Vater, Vater, Ees habts a Haar bei der Fotzen!" worauf ein Brüderlein des Bübleins verbesserte: „Du, zum Vater seiner Goschen sagt man nit Fotzen."

Ähnlich klingt nachstehendes Gespräch zweier Dorfbuben. Der eine sagte: „Du, gestern hab ih n Esel gsehn, so groß wie unser Vater." Darauf der andere entrüstet: „Aber — so n großen Esel, wie unser Vater, gibts gar nit."

In einem entlegenen Dorfe hatte man einen Nachtwächter, der das Horn nicht mehr gut blasen konnte, da ihm die Zähne fehlten. Man ließ dem Manne auf Gemeindekosten ein Gebiß machen. Trotzdem vernahm man auch jetzt kein Hornsignal des Nachtwächters. Als sich einer beim Manne erkundigte, ob er noch immer kein Gebiß bekommen habe, gestand der Mann: „A Biß (Gebiß) han ih wohl, aber der Bader hat gsagt, ih soll s über Nacht in Wasser gebn. Und das hab ich getan."

Bei einem Brautexamen fragte der Pfarrer die etwas schwerhörige Braut, wieviel göttliche Personen seien, worauf die Gefragte prompt antwortete: „Samt den Musikanten ihrer sechzehn." Sie meinte die Hochzeitsgäste.

Als ein biederer Almjokl in einem Feldzuge das erstemal ins Feuergefecht kam, rief er beim ersten Kugelpfeifen dem Feinde zu: „Nit herschießn, s san d Leut do!"

Auch in Grab- und Marterlinschriften, Volksspielen, Liedern, Vierzeilern u. dgl. kommt die Baureneinfalt oft köstlich zum Ausdrucke. Landesgerichtsrat Wraditsch aus St. Paul in Kärnten teilte mir mit, daß er auf dem Friedhofe zu St. Jakob bei St. Paul im Lavanttale folgende Grabinschrift getroffen habe:

Hier ruht Antonia Findenigg,
Im Leben hatte sie gar wenig Glück.
Sie starb in ihrem achtzehnten Lebensjahr,
Als sie gerade am besten zu brauchen war.

Meine Nichte Elsa Zeiringer berichtete mir, auf der Streinitzen bei Laßnig stehe ein Marterl mit der Inschrift:

Hier ruhen begraben
Vom Dunna erschlagn
A Kalbn und a Kuah,
Gott gib eahna die ewige Ruah.

daß einer, der eine weiße Pfaid außen hinunter anhatte, in einem Kübel stand und den Leuten Grobheiten sagte, viel habe es nicht gefehlt, hätte er ihm „einprotzt" (entgegengesprochen). Selbst mitangehört habe ich folgendes Gespräch: Ein Knecht sagte zur Bäuerin: „Muatter, der Hansel is vom Tenn abigfalln." Darauf die Bäuerin besorgt: „Hat er sich weh tan?"

„Na", gestand der Knecht, „aber hin (tot) ist er".

„Wie is der Bua in der Schul?" fragte mich eines Tages der Holzarbeiter Fritz in Trieben, wo ich von 1907 bis 1911 als Oberlehrer wirkte, wozu ich bemerken muß, daß der „Bua" erst in die Schule eintrat. „Ah, mirkn tuat er guat", lobte der Vater sein Söhnlein; „er kann schon zähln". „Wie weit?" fragte ich. Die Antwort lautete: „Bis — fünf."

Nachstehendes habe ich bei den Waldbauern, bei denen ich von 1886 bis 1896 wirkte, in der Tat erlebt. Eines Tages trank die Tischler Lena beim Heimatshause meiner Frau, beim vulgo Stögerwirt, zuviel über den Durst. Als es der Magd unwohl wurde, wollte sie ins Freie, sah aber vor Rausch die Tür, welche ins Freie führte, nicht mehr. Die gute Lena kam in das Extrazimmer, wo sie sich ungebührlich aufführte. Als ihr der Tischler Bros folgte und sie in seiner Einfalt fragte: „No, Lena, was hast denn?" antwortete die Dirn: „Ih woaß eh, wenn ih amol mehr trink wia a Maß, tuat s ma koa guat."

Die Bauerneinfalt dürfte folgendes charakterisieren: Eine Bäuerin, welche nicht am besten verheiratet war, betete zum lieben Gott, er möge ihr den Mann sterben lassen. Als ihr Wunsch nicht in Erfüllung ging, klagte sie ihr Leid einer Nachbarin, „s Beten", sagte sie, „hat auch nix gnutzt". „Ja, zu wem hast denn bet?" forschte die Nachbarin. „No, zu unserm Herrgott." „Ha, Närrin", versetzte die Nachbarin, „du hättst sollen zu unserer lieben Frau beten, denn die Manner halten all zsamm!" In Donnersbachwald erzählt man: Das Haubenstock Sefferle erhielt einen Liebesbrief. Nun war guter Rat teuer, denn s Dirndl konnte nicht lesen. In ihrer Ratlosigkeit ging sie zu einer Freundin, damit diese ihr den Brief vorlese. Auch die Freundin konnte nicht lesen, weshalb man sich an den alten Jos, der taub war, wandte. „Von ihm", meinte die Freundin, „laßt du den Brief lesen, denn er hört nicht, was er liest".

Der Volksglaube lehrt, daß Ziegenböcke in Rinderställen etwaige Krankheiten an sich zögen. Als sich der Sperbauer vom Waldlande darüber beklagte, daß seine Rinder krank würden, riet ihm einer, einen Ziegenbock in den Stall zu bringen. „Ah was", wehrte der Bauer ab, „liegt eh mein Bruder drinnen . . ."

der Einbrecher-Gentleman in Lackstiefeln und Zylinder; er ist aus dem Roman in die Wirklichkeit übergetreten.

Nicht selten ereignet sich's, daß junge Leute irgendwo hinter den Mauern vielhöfiger Häuser spurlos und für immer verloren gehen. Zwar — die Zustände gewisser Londoner Stadtviertel, in die die Polizei nur mit starken Patrouillen einzudringen wagt, gibt es in Berlin noch nicht. Aber der Kriminalpolizei Berlins, die über die Stammgäste der Verbrecherkeller musterhafte Kontrolle hält, ist es nicht möglich, die unzählbaren Zuhälter und Gelegenheitsverbrecher alle zu kennen.

Übrigens wäre es ein schwerer Irrtum, das Laster und Verbrechen nur an den Elendsstätten der bitteren Armut zu suchen. Die Prostitution breitet sich in den elegantesten Straßen am aufdringlichsten aus. Der Unterschied zwischen dem Osten und Westen besteht auch da in der Verschiedenheit des Marktpreises und des äußeren Aufwandes. Der größte Luxus wird von den eleganten Halbweltdamen getrieben, die sich in den Variétés, in gewissen Theatern und in den „erstklassigen" Ball-Lokalen der Lebewelt präsentieren. An Pomp und Ausschweifung steht das Berliner Liebesgewerbe dem Pariser nicht nach; nur fehlt dem deutschen Norden auch der äußere Schein von Grazie.

Unendliche Schatten- und Gespensterzüge der Bleichen und Geschminkten ziehen des Nachts durch die Straßen von Berlin. Es ist eine furchtbare, das Gewissen der angeblich so sozial denkenden Menschheit erschütternde Ziffer: Mehr als 60.000 weibliche Wesen stehen heute in der Stadt Berlin unter sittenpolizeilicher Aufsicht! Mehr als 60.000 dem Jammer und dem Siechtum überlieferte Schwestern! Aber die schreckliche Zahl bleibt noch um die Hälfte zurück hinter der grausamen Wirklichkeit. Mindestens ebensoviele Bajaderen dienen dem Handwerk ohne ärztlichen Befähigungsnachweis. —

Die Stadt Berlin hat den Bären in ihrem Wappen — von der Zeit her, da Meister Petz noch in den Wäldern und Sümpfen der Mark hauste. Das moderne Berlin sollte sich ein anderes Symbol wählen: das Warenhaus. Das Warenhaus ist das Dämonium Berlins. Mit der Nüchternheit des Volkswirts gesprochen: die Monsterwarenhäuser Berlins beherrschen den Handel und Wandel der großen Stadt. Jedes von ihnen beschäftigt einige Tausend von Angestellten und ungezählte Tausende von Heimarbeitern und Agenten. Die Stammburgen dieser Warenhäuser wetteifern in Pracht und Größe mit Königspalästen, und jede ihrer vielen Filialen hat die Ausbreitung einer kleinen Stadt. Am goldenen Sonntag vor Weihnachten, an einem einzigen Tage also, erzielt solch ein Warenhaus einen Umsatz von mehreren Millionen Mark. Das moderne Warenhaus hat viele Großkaufhäuser und Legionen von Kleinkaufhäusern verschlungen. Es stapelt in seinen Labyrinthen, in den lichtdurchfluteten Hallen alles

Bei einem steirischen Paradeisspiele kommt die Szene vor, daß der Gottvater den Adam fragt, wo sich die Eva befinde. Zerknirscht antwortet der Gefragte:

O Herr, hier hinter dem Stamm
Steht sie wie ein Lamm.

In Tirol, erzählt man, wurde ein Leiden Christispiel aufgeführt. Bei den sieben Worten fiel dem Dorfspieler nicht ein, daß er zu sagen habe: „Es ist vollbracht.“ In seiner Ratlosigkeit extemporierte er: „Es ist prachtvoll.“

Wenig bekannt dürfte sein, daß ein Waldbäuerlein in die Stadt kam und einen Papagei, der sprechen konnte, in einem Käfig vor einer Auslage traf. Eine Weile bewunderte das Bäuerlein den schönen Vogel, der plötzlich ausrief: „Du Spitzbub!“ Der Bauer war ganz erschrocken, machte eine Verbeugung und stammelte: „Guten Tag, gnädiger Herr!“ und entfernte sich schleunigst.

Herr Dr. Schenk in Groß-St. Florian erzählte mir, auf der Koralpe habe er einen Bauernhof, den vulgo Höllbauern Leonhard am Rosenkogel, getroffen, welcher folgende originelle Hausinschrift hatte: „Gott bewahre dieses Haus vor Schindern, Doktorn und Zimmerleuten.“

Die Weltstadt Berlin.

Von **Hermann Kienzl, Berlin.**

III.

Soll ich das Berliner Nachtleben schildern? Darüber berichtet ja eine große Literatur. Eine ernste, soziologische — und eine minder reinliche. Berlin hat Paris, die Stadt des Belial, längst geschlagen mit dem kolossalen Massenbetrieb der Etablissements, Bierpaläste, Nachtcafés. Alle Abstufungen vom höchsten Prunk des Reichtums bis zu den Kaschemmen und Verbrecherkellern sind überreich vertreten. Tausende von Musikkapellen stehen im Solde von Bacchus und Venus.

In den Spiegelsälen und Säulenhallen der goldschimmernden modernen Riesenhotels blühen weiße Frauenschultern und wimmeln die Smokings und Fräcke der reichen Welt. Vielleicht nur zwanzig Schritte entfernt vom Glanz der Reichen dunstet die rote oder blaue Laterne der berüchtigten Spelunke mit „weiblicher Bedienung“, oder führt die Treppe hinab zum Bouillonkeller, den keiner, der sich lieb hat, unbewaffnet und unbegleitet betritt.

Furchtbar hat sich das Dirnen- und Zuhälterwesen und das Einbrechertum in der modernen Großstadt entwickelt. Eine Spezialität ist

auf, hier schuf der vor kurzem verstorbene Dr. Otto Brahm das Lessing-Theater, Deutschlands erste Bühne. Seit den Sturm- und Drangzeiten am Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur jüngsten Gegenwart wurden im Theater Otto Brahms die Gerhart Hauptmann-Schlachten geschlagen. Der naturalistische Schauspielstil führt im Kunstlexikon den Namen „Berliner Stil". Doch auch in Berlin wurden, auf den Bühnen Max Reinhardts, die Wege gefunden, die ins neue Zauberreich der Romantik und zu einem modern verjüngten Klassizismus führen.

In Wien ist das Theater ein Vergnügen und der Schauspielerkult eine gesellschaftliche Angelegenheit. Viel ernster ist der Enthusiasmus, den die großen Kunstgemeinden in Berlin dem Theater entgegenbringen. Ernster und auch fruchtbarer! Das kommt auch in der Kunstkritik der Berliner Presse zum Ausdruck, die einen hohen Rang einnimmt. Um die Kunsttheater Berlins sind Gemeinden hochkultivierter Menschen geschart, die mit Enthusiasmus für heilige Güter kämpfen.

Ist die Berliner Gesellschaft so kunstsinnig? Nun, die Vielheit von Hunderttausenden umfaßt allerdings auch Ritterschaften des Geistes. Im allgemeinen aber folgt die sogenannte gute Gesellschaft anderen Sternen. Mehr als 1000 Kinematographen („Kientöppe" sagt der Volksmund) vergiften Verstand und Geschmack unter dem Beifall nicht bloß der Ungebildeten.

Im allgemeinen steht auch die Berliner Geselligkeit — und sie erst recht — unter den Gesetzen des Handelsverkehrs. Handelsobjekt ist die kostbarste Ware, ist der Mensch! Man setzt sich in Kurs, indem man offizielle Persönlichkeiten an seine Tafel holt — und wär's im Notfall auch nur irgendein kleiner exotischer Attaché. Man „schmückt sein Heim" mit den Orden und Titeln seiner Gäste. Die großen Diners und Soupers sind Zweckessen, bei denen Gastgeber und Gast ihren Vorteil suchen. Als die Dame Protektion Wind und Sonne verteilte, war es so schlimm noch nicht. Heute regiert das gesellschaftliche Prinzip der Konnexionen, das Prinzip des Tauschhandels. Gleichgestimmte Seelen finden sich schwer in der riesigen Stadt, auch Freunde verlieren einander aus den Augen, als ob sie durch weite Länderstrecken getrennt wären.

Die preußische Hauptstadt ist eine Weltstadt geworden. Aber die Titelsucht der „deutschen Kleinstädter" ist ihr erhalten geblieben, ja hat sich unter den Einflüssen des Hofes seit 23 Jahren erheblich gesteigert. Uniform und Bureaukratenwürde und vor allem das Adelswappen wiegen in der offiziellen großen Welt unendlich gewichtiger als Persönlichkeit, Charakter und Geistestaten. Die Tischordnung ist das Abbild der Rangliste. Wenn der liebe Gott sich von der Frau Geheimen Oberregierungsrat zu Tisch laden ließe und er käme im unbetitelten Zivil, so müßte er hinter dem jüngsten Assessor Platz nehmen.

auf, was der Boden fernster Länder, was die Industrie und der Gewerbefleiß der Nationen liefert und die Phantasie erträumt. Es diktiert der Millionenstadt die Bedürfnisse, die Kaufpreise, die Mode.

Aufgestapelt sind in Berlin die Schätze der Welt. Die materiellen und die geistigen. Selbst der Zwang der Jahreszeiten ist aufgehoben. Im Winter genießen die Wohlhabenden die Güter eines fernen Sommers. Gerade, was der Jahreszeit widerspricht: frische Erdbeeren im Dezember, Trauben im April — setzt der Reiche auf seine Tafel. Wenn Sommersglut über den Straßen brütet, beginnen auf den glatten Flächen feenhafter Eispaläste die Winterfeste. Alle Nationen haben ihre Köche nach Berlin entsandt. Man spricht und speist in dieser Stadt mit aller Länder Zungen!

Was aber gibt Berlin die überragende Bedeutung für die Kultur der Menschheit? Der universelle Markt geistiger Güter. Die Wahrheitsliebe muß anerkennen, daß Staat und Stadt sich mit den Großmächten der Wissenschaft und Kunst verbündet haben, Berlin zu einer geistigen Metropole zu machen, und daß die Fülle der Mittel, die für die wissenschaftliche und künstlerische Menschheit in der deutschen Reichshauptstadt geboten sind, nirgends ihresgleichen hat. Hochschulen und wissenschaftliche Institute, Museen und Fachsammlungen, die Königliche Bibliothek als der größte Bücherschatz der deutschen Welt nicht zu vergessen, öffnen dem Forschenden und Studierenden unerschöpfliche Gelegenheiten.

Und die Kunst! Hunderte von Konzerten in jeder Woche. Die musikalische Hauskultur ist in Berlin altberühmt. Neben unzähligen kleinen Bilderausstellungen in den Salons haben einen Weltruf die „Große Berliner Ausstellung" und die für die künstlerische Entwicklung noch bedeutsamere „Sezession". Was der Berliner Boden selbst an schöpferischen Geistern hervorbrachte, wiegt verhältnismäßig nicht allzu schwer, obwohl einige der bedeutendsten Maler unseres Jahrhunderts (Menzel, Liebermann, Leistikow, Corinth) Berliner Bürger waren oder geworden sind. Aber der Kunsthandel zieht die Schöpfungen und ihre Schöpfer nach der Spreestadt.

Auf einem künstlerischen Gebiet hat Berlin die unbestrittene Herrschaft und Führung des deutschen Geistes errungen: auf dem des Theaters. Nicht weniger als 64 Theaterdirektionen regieren in Großberlin; und mindestens zwanzig erstklassige Theater sind als künstlerische Bühnen zu zählen. Doch nicht die Zahl entscheidet, sondern das Gewicht. Die Kunst- und Kulturgeschichte wird an der Tatsache nicht rütteln, daß in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die Revolutionierung der dramatischen Kunst von Berlin ausgegangen ist. Von den Kunstbühnen wurde der Ibsen-Stil bis zu unvergleichbarer Vollkommenheit ausgebildet. Hier in Berlin pflanzte einst die Freie Bühne das Panier der neuen Zeit

Haus, keine Wohnung ohne Blumen, kein Winkel, den drei sich kreuzende Straßen bilden, ohne Gartenanlage. Ein Vermögen, mit dem andere Großstädte ihr gesamtes Licht- und Wasserbudget decken, ist der öffentlichen Gartenkunst gewidmet. Für das Schönste, was Berlin besitzt, haben schon die Vorväter gesorgt: Der Tiergarten ist's, der meilenweit gebreitete Waldpark, die wundervolle Oase im Mittelpunkte der Steinwüste der Stadt.

Ich versuchte, einige Licht- und Schattenbilder aus Berlin aufzurollen. Nur an wenigen Stätten konnte ich weilen, an so vielen mußte ich vorüberhasten. Wäre es nicht meine Pflicht gewesen, den Leser zu den Ministerien, zu den hohen Hallen der Parlamente zu führen, wo die Politik Europas mitbestimmt wird? Sollte ich ihm nicht vom Kampfe der Parteien, von den Türmen der streitbaren Kirchen, von den Paraden der Armee und von den Festen des Hofes erzählen? Ja, der Thron und die Ministerien und die Parlamente machen Berlin zur Haupt- und Residenzstadt Preußens und des Deutschen Reiches. Ich bescheidete mich, von dem anderen Berlin zu sprechen, das ein Staat, ein Reich für und durch sich selbst ist: von der Weltstadt Berlin. Von diesem Giganten, der uns erschreckt und zu erdrücken droht; von diesem Märchenwunder, nach dem sich jeder Abtrünnige in Entbehrung zurücksehnt.

Die Lyrik Ferdinand v. Saars.

Von Erwin H. Rainalter.

In Ferdinand v. Saars Leben spielte seine Lyrik sicherlich eine tiefergehende, wichtigere Rolle als seine Novellen. Denn während er sich bei diesen, um nicht die Form zu zersprengen, streng an das oberste Gebot der Epik, die Objektivität, halten mußte und sich somit lautere seelische Äußerungen von selbst ausschieden, durfte er sich in seiner Lyrik ungehemmt ausströmen, hier durfte er alle Hüllen abreißen und sein Herz nackt, zitternd, blutig, leidzerwühlt und sehnsüchtig bloßlegen. Im wahrsten Sinne des Wortes enthalten seine Verse die „große Konfession" seines Lebens, und wollte man eine knappe Formel prägen, dann könnte man Saar den subjektivsten Lyriker nennen. In jeder Strophe spiegelt er sich voll und ganz mit all seinen Kämpfen und Leiden, seiner maßlosen Verbitterung und seiner völligen Vereinsamung. Er ist fremd auf der Erde und ganz auf sich selbst gestellt, kein Mensch versteht ihn und kommt ihm gläubig entgegen, niemandem gegenüber darf er sich aussprechen und sein Herz durch Worte erleichtern. In allen Zweifeln und Nöten bleibt die Kunst seine einzige Zuflucht, ihr vertraut er sich restlos an, und die Gedichte werden unter seiner Hand zu Bekenntnissen,

Diese Farce der Etikette sorgt durch sich selbst für das Gelächter der Vernunft. Aber es sind leider nicht allzu viele, die laut und vernehmbar lachen. Nur zuweilen bricht das homerische Gelächter Europas aus, wenn just einmal ein richtiges „Illustrationsfaktum“ jenes „Geistes“ in die Erscheinung tritt. Das geschah bei der bekannten Burleske des „Hauptmanns von Köpenick“, bei der der blinde Autoritätsglaube und die Devotion des Bürgermeisters und Reserveleutnants vor der Uniform die Hauptrolle spielten.

Je engbrüstiger das beamtete und gewappnete Berlin, um so freier und vorurteilsloser das geistige! Die geistige Großstadt, das ist nicht etwa bloß die „Bohème“. Nein, ihre Bewohner hausen in allen Bezirken, in allen Etagen, in allen Ständen. Und die „Bohème“, das ist nicht bloß das Café Größenwahn, wo Knaben sich an Selbstruhm berauschen und sich im Totschlagen der anerkannten Literaturgrößen üben. Zur Berliner „Bohème“, zu dem freien Bunde der neuen Gemeinschaft, gehörten in den Jahren des brausenden Frühlingssturms der Literatur fast alle, die heute unsere Meister sind: August Strindberg, Detlev von Liliencron, Hartleben, Dehmel, Wedekind, Arno Holz, Bölsche, Gerhart Hauptmann.

Kaum einer von den Lebenspilgern mit dem Wanderstab des Künstlers konnte an Berlin ganz vorbei. Fast jeden lockten einmal die wilden Wirbel des Massendaseins, die gesammelten sozialen Energien, die vorüberrauschenden Kulturen oder die Narkosen des gesellschaftlichen Verkehrs. Die einen zogen, gesättigt, wieder von dannen, weil sie fanden, daß die Muse hier nicht Muße finde; die anderen hielt dauernd die Einsamkeit in der Weltstadt, wo man so leicht verloren und vergessen sein kann wie ein Sandkorn in der Wüste, wie ein Tropfen im Meere. Gerhart Hauptmann hat längst von Erkner bei Berlin den Weg zurückgefunden nach seiner schlesischen Heimat. Dennoch war Berlin, das ihn kämpfen, werden und wachsen sah, der rechte Ort zur Feier seines 50. Geburtstages; und als ich den Festreden beim Bankette zuhörte, empfand ich es als Undank, daß keiner des dürren Bodens gedachte, dem die junge Saat entsproß . . .

Dieser dürre Boden! Bitter verkannt und verleumdet worden ist die Landschaft Berlins. Erst allmählich, belehrt von Leistikows Bildern, gehen den Menschen die Augen und Herzen auf vor der unendlich stimmungsreichen melancholischen Schönheit des Grunewalds — der mächtigen Lunge Berlins — und den breiten Strömen und den weiten, stillen Seen. Das Berliner Volk freilich empfand die barmherzige Liebe der Natur immerdar. Zu Hunderttausenden ziehen die Berliner — zu Schiff und mit den Eisenbahnen — Sonntags hinaus ins Föhrendunkel, ins Riedgras, in die bescheidene Sommerblüte. Es hat eine rührende Freiheits- und Blumenliebe, dieses hinter unendlichen Mauern gefangene Volk. Kein

ein gehässiger Ton in seinen Versen vor, er findet messerscharfe Worte voll kalten Ingrimms in seinem Gedichte „Bei einem Dichterbegräbnis“ und wirft in der „Kriegserklärung“ haßerfüllt der Allgemeinheit, der Gesellschaft, den Fehdehandschuh vor die Füße:

„Geduldet hab' ich wie ein Steingebilde,
Stumm euren Tadel, euren Hohn ertragen;
Euch zu versöhnen, wollt' ich nicht verzagen,
Und zu entwaffnen euren Groll durch Milde.

Ihr aber seid und bleibt die schnöde Gilde,
Die nimmer kennt ein edles Sich-Vertragen;
So will auch ich der Liebe mich entschlagen,
Und greifen soll mein Haß zu Schwert und Schilde . . .“

In diesem ungleichen Kampfe einer bis ins Maßlose gesteigerten Inbrunst, Leidenschaftlichkeit und Entschlossenheit, die sich mit keckem Griffe die Sterne vom Himmel reißen will, gegen stumpfe, teilnamslose Gleichgültigkeit, muß Saar unterliegen. Nach wie vor bleibt er unbekannt, um — das typische Schicksal aller Großen in Österreich — erst nach seinem Tode späte Anerkennung und Würdigung zu finden. Aber die Zeit vollbringt an ihm ihr schönstes mitleidigstes Werk: sie läßt ihn allgemach verwinden, läßt ihn das Nutzlose seines Aufbäumens erkennen und gibt ihm Ruhe und Gelassenheit zu einem kühleren Überblicken der Sachlage. Er beginnt einzusehen, daß es keinem Menschen gelingen kann, sich die Gunst der Menge zu ertrotzen, wenn sie ihm nicht freiwillig entgegengebracht wird. Und ist es überhaupt möglich, von einer großen Vielheit wirklich geliebt und verstanden zu werden? Zudem: Was ist Ruhm? Ist er nicht lediglich ein Sich-an-den-Pranger-stellen des Künstlers, gleicht er nicht schlechterdings dem Klatschen, dem banalen Applaus, der einem Clown für seine Kapriolen zuteil wird?

„. . . und also kam's, daß ich nur schwer errungen,
Was mancher Gaukler, bloß auf Augenwinke,
Mit dreisten Füßen lächelnd sich ersprungen.“

Erscheint es nicht, beiläufig gesagt, weit besser, einsam zu bleiben, als sich zu verkaufen, sich an die Öffentlichkeit wegzuwerfen? Und Saar bleibt einsam — zu einsam. Sein Leben taucht völlig im Dunkel unter, er bleibt unbeachtet, niemand kommt ihm entgegen. Und was ihm vor allem fehlt, das ist Liebe. Seinem übervollen Herzen ist es ein Bedürfnis, einen Menschen zu besitzen, dem er sich rückhaltslos anvertrauen kann, der ihm in seinen Nöten nahesteht, der ihn durch ein kluges Wort aufrichtet und befreit, an dessen Seite er vielleicht manche Stürme schneller und leichter überstünde. Und der Schmerz darüber, daß er einen solchen Menschen nicht findet, stürzt ihn in neue Seelenwirren und Zweifel, sein Weltekel reckt sich wieder ingrimmig auf und treibt bittere Früchte. Seine Verse geben Zeugnis davon:

in denen er sich fast grausam selbst zerfleischt, oder zu herben Anklagen gegen Gesellschaft, Welt und törichte, unbarmherzige Vorurteile.

Aus dieser steten Kämpferstellung, aus dieser vorherrschenden Gesamtrichtung seines Geistes erhellt sofort ein Mangel: Saar ist, im Grunde genommen, schlechterdings gar kein Lyriker, ist es zum mindesten nicht in dem Maße, daß seine Verse, an ernsten Grundregeln gemessen, jedem Anspruche unbedingt genügen könnten. Im rein Liedhaften etwa gelingt ihm selten eine runde Leistung, es ist ihm, der stark zur Reflexion hinneigt, nicht oft vergönnt, einem drängenden, überwältigenden Gefühl Ausdruck zu geben; es finden sich hier viele Stücke, die spielerisch und unwahr wirken, andere wieder, wie die „Landschaft im Spätherbst", sind durchaus von Lenau und anderen geliebten Vorbildern abhängig. Es kommt dazu, daß Saar in seiner Lyrik nie den Novellisten, den Epiker verleugnen kann, daß er es liebt, Stimmungen in Handlungen aufzulösen. Er ist ein Sänger des Auges und Gehirnes, nicht des Herzens, ist mehr Erzähler als Empfinder. Ein Musterbeispiel für diese Behauptung ist sein „Eisenbahnzug", dies Gedicht, das man nur mit Liliencrons „Blitzzug" zu vergleichen braucht, um an dieser Gegenüberstellung zu ersehen, wie sehr Saar reflektierender Erzähler ist, wie wenig er aber die reale Umwelt in sich zu einem ureigenen Erlebnisse verdichten kann.

Aber Saar war ein Bekenner, einer der ehrlichsten und aufrichtigsten vielleicht seit Grabbe, und darin liegt der unermeßliche, man könnte sagen: dokumentarische Wert seiner Lyrik. Sie gibt uns ein treues Abbild seines Innern und seiner Seelenkämpfe, seiner Stürme und Zweifel und seiner ungeheuren Bitterkeit gegen die Menschen, die große Menge, die trotz allem Ringen nicht den Weg zu ihm findet und finden will, weil er ihren Sensationsbedürfnissen zu wenig entgegenkommt.

„Auch ich sang meiner Zeit zu Lust und Frommen,
Doch sie blieb taub, an Sinn und Herz zersplittert:
Ich gab ihr Brot — sie hat's für Stein genommen . . ."

Solche herbe, anklagende Worte sind charakteristisch für Saar, sie kehren oft und oft wieder, bald höhnisch, bald trotzig, bald wehmütig, bald beschwörend, ohne daß sie jedoch von Erfolg begleitet wären und von der großen Menge, für die sie bestimmt sind, gehört würden. Die breite Straße des Alltags führt an ihm vorbei, führt ihn in Fernen, die ihm unerreichbar sind und läßt ihn abseits liegen. Rastlos, unermüdlich schafft er, Buch um Buch schickt er in die Welt hinaus, damit sie für ihn werben möchten — umsonst. Und je länger er ungekannt, ungeliebt und mißverstanden bleibt, desto greller wächst ein namenloser Ekel in ihm auf, er zerfällt mit sich und der Welt, die ihm nichts gibt und seine freudig gereichten Gaben schnöde verschmäht. In dieser Zeit drängt sich, anfangs noch zaghaft, dann immer deutlicher und unverhüllter, allmählich

Eines Tages findet man Saar erschossen auf. Man weiß, daß ihm ein schweres Leiden viele körperliche Qualen bereitet hat, man weiß, daß dieses Leiden einen schweren seelischen Druck auf ihn ausübte, und man weiß auch, daß dies Leiden unheilbar und im höchsten Grade ekelhaft gewesen ist. Sind in diesen Tatsachen nicht genügende Erklärungen für seinen Selbstmord gegeben? O, sicherlich, die Verzweiflung über sein Siechtum hat ihm die Waffe in die Hand gedrückt und ihn zum äußersten getrieben, den armen, berühmten Dichter. Kein Zweifel, daß dem so ist . . .

Heimgärtners Tagebuch.

Stimmungsbilder aus den Tagen der Kriegsgefahr.

25. April.

Als die Balkanvölker den Krieg gegen die Türken anfingen, hieß es in ihren Manifesten, sie wollten bloß die christlichen Völker befreien. Weiter nichts. Nachher haben sie in denselben christlichen Völkern Tausende niedergemetzelt. Dann wollten die Balkanvölker der Beute wegen untereinander raufend werden; die Bulgaren hatten nicht übel Lust, mit den besiegten Türken Allianz zu schließen gegen die Verbündeten, und die Serben suchten sich Österreich anzubiedern, das sie erst tödlich beleidigt hatten. Dann wieder waren die Balkanvölker aus Rand und Band, weil ihnen die Mächte die eroberten Landstrecken nicht zusprechen wollten. „Ein altes Weltgesetz!“ sagten sie. „Was wir erobert haben, das gehört uns!“ Aber als die Mächte Miene machten, den Montenegrinern die eroberte Festung Skutari wieder abzuerobern, da hörte jenes alte Weltgesetz vom Rechte des Stärkeren plötzlich auf, da weinten es die Söhne der Schwarzen Berge in die weite Welt hinaus, wie unrecht ihnen geschehe! Hat sich je ein Straßenräuber öffentlich beklagt, wenn vom Gendarm ihm die gewaltsam geraubte Beute abgenommen wurde?

Der Gendarm ist eben gefährlich, die Mächte sind das nicht.

Diese Erscheinung hat wieder einmal gezeigt, wie aller Vernunft, ja aller Macht bar die Menschheit ist, wenn sie was Gemeinsames machen will. Ist es doch, als ob Vernunft und Tatkraft der Menschen nur für den Egoismus des Einzelteiles eingerichtet wäre. Sobald — es geschieht ja kaum, aber bisweilen wird doch ein Versuch gemacht — alle zusammenstehen wollen, um etwas Großes zum Nutzen der ganzen Menschheit zu wirken, da steht ihnen der Verstand still. Oder ist es, weil zu viel Vernunft zusammenkommt? Zu viel Vernunft soll ja lähmend wirken schon beim einzelnen. Die Weisen sind Nichts-

„Das aber war's, daß ich mein ganzes Leben
In tiefster Seele einsam mußte schreiten,
Haltlos durchirren ungemess'ne Weiten,
Wo andern Stab und Richtung ward gegeben . . ."

Und ein ohnmächtiger Haß gegen alle, die dem Leben stärker als er gegenüberstehen, beginnt überhand zu nehmen, gegen die Starken, die „unerschrocken nach den Gütern der Erde greifen", gegen die „glücklichen Reichen"; der Gegensatz zwischen Künstler und Bürger, den Thomas Mann in fast allen seinen Werken theoretisch fixiert hat, wird hier zur Wahrheit. Saar, als der Künstler, ist schwach, ausgestoßen, haltlos, ein fremdes Glied der Gesellschaft, ohne die er nicht bestehen kann, die ihn aber nicht braucht; und Saar, als der Künstler, muß dem Titanenschicksal verfallen: er verzehrt sich in seinem eigenen nutzlosen Ringen, er vergeudet seine Kräfte um eines idealen Gutes willen, das ihm doch nie zufällt. Mit dem Zunehmen seiner Verbitterung verliert er den Glauben an sich, an die Welt. Er fühlt, daß es sein Verhängnis ist, unterzugehen und vergessen zu werden, ehe er noch die Erfüllung seiner großen Versprechungen geben konnte, noch vor der Vollendung seines Lebenswerkes. Er bescheidet sich, er resigniert, mit blutendem Herzen wohl, aber doch still, ohne jene Kämpferstellung, die ihm früher eigen war.

„Laßt mich noch getrost vollenden,
Was ich ernst und fest begann,
Und auf sanften Götterhänden
Traget mich von hinnen dann! —
Also fleh' ich, von den Schwingen
Der Erfüllung leis umweht,
Und doch fürchtend, daß mein Ringen
Im Verhängnis untergeht!"

Nun hat er abgeschlossen, freudlos geht er seinen düsteren Weg, und was er ersehnt, ist nur noch „ein leichtes, schönes Sterben". Müde und ausgesogen, leer, ist er ein Fremdling auf dieser Erde, die ihn schon nicht mehr zu den ihren zählen kann. Immer inbrünstiger ruft er jene letzte, grausig-schöne Stunde herbei, die ihn einem besseren Jenseits geben, die ihm die Genesung von einer großen Verbitterung und tiefen Einsamkeit sein soll; immer häufiger finden sich in seinen Versen Todesahnungen, die von einer Erlösung träumen, von einer endgültigen Befreiung. Im „Vorgefühl", das kurz vor seinem Tode geschrieben ist, spricht er zu den Blumen:

„Jetzt, da ich wieder euch gewahre,
Aufschimmern in der Sonne Strahl,
Durchschauert's mich wie ein Empfinden,
Daß ich euch seh zum letztenmal!"

Rührend diese Ergebung, rührend dies stumme Neigen vor einer harten, fremden Macht, dem Schicksal, rührend nicht zuletzt dieser unerschütterliche, bergeversetzende Glaube daran, daß ihn eine andere Welt für die Entbehrungen der irdischen Laufbahn entschädigen würde . . .

einem fremden Staate gefährdet werden, wird mit Gefängnis oder Haft von einer Woche bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe von fünfzig bis zu viertausend Kronen bestraft."

Dieser Paragraph ist von der Regierung selbst vorgelegt worden. Die juristische Kommission des Herrenhauses hat in ihrem „Bericht" folgende Begründung dazu gegeben:

„Es ist wiederholt durch Äußerungen der hervorragendsten Staatsmänner verschiedener Staaten anerkannt worden, daß die Gefahr für den Frieden heute meist nicht mehr wie früher von den Regierungen und ihrer Diplomatie ausgeht, deren Tätigkeit vielmehr vorwiegend in den Dienst der Friedensbewahrung gestellt ist, sondern von unverantwortlichen Elementen, die aus den verschiedensten Motiven, aus nationalem Fanatismus, aus volkswirtschaftlichen Gründen, zum Teil aber auch aus gemeinster Gewinnsucht oder aus journalistischer Sensationslust die Völker und Staaten gegeneinander verhetzen und die Versuche friedlicher Beilegung internationaler Differenzen und Erregung der Leidenschaften durch Entstellungen von Nachrichten, durch Verbreitung erlogener Nachrichten stören. Dieser Gefahr sucht § 115 durch eine Strafdrohung gegen diese Art der Gefährdung des Friedens entgegenzuwirken, indem er es als Vergehen erklärt, in einer Druckschrift unwahre oder entstellte Nachrichten zu verbreiten, durch die die Beziehungen der Monarchie zu einem fremden Staate gefährdet werden."

Und dieser Gesetzentwurf soll bei uns oder in einem anderen europäischen Kulturland angenommen werden?! —

In Freiherrn v. Paumgartens neuem Buch: „Das Eheproblem" kommen allerhand Leute zur Sprache. Sexuelles! Das ist wieder einmal Wasser auf seine Mühle. Es gibt ihrer heutzutage viele, auch unter Dichtern und Künstlern, die nichts anderes im Kopf haben als Sexualität. Sie kennen nichts anderes, interessieren sich für nichts anderes. Sie bedauern, daß in der Ehe gerade die banalste Seite der überaus vielseitigen Sache vorkommt, lassen sie endlich aber doch gelten zum Zwecke der Fortpflanzung. Im übrigen, meinen sie, habe die Ehe keinen Zweck. Nach ihnen müßte sich jeder alte Mann von seiner fünfzigjährigen Frau scheiden lassen; denn eine Ehe ohne Erfüllung des Naturzweckes ist „unsittlich".

Wer die ganze Bedeutung der Einehe recht verstehen will, der steige zum Volk herab (oder hinauf). Diese Ehe wird in dem Buche auch beredt und schön gewürdigt.

Aber unseren Geschlechtsschmeckern ist ja die ganze Welt nichts als eine pikante sexuelle Angelegenheit; haben sie dafür ausgebrannt, dann

tuer. Denn die Weisheit ist ja die größte Vollkommenheit. Und die braucht nichts mehr zu tun, nur zu sein.

In demselben Stadium der Weisheit ist die Flottendemonstration an der Steinküste Albaniens, die Ehrenwache des Zaunkönigs von Montenegro.

---

28. April.

Seit einem halben Jahre steht Österreich an der Ostküste der Adria und zaudert. Ich begreife sein Zaudern. Man versteht seine Sorge und seinen Unmut darüber, daß die Siege der Balkanvölker unsere Freiheit an der Adria zu vernichten drohen; eine Gefahr, die wir nicht dulden dürfen. Anderseits zwingen uns diese heldenmütigen Slawenvölker Achtung ab. Wir begreifen, daß sie — so nahe am Meere gelegen und doch bisher von ihm getrennt — Anteil an der Adria haben wollen. Wir brauchen deshalb ja nicht gleich an ihre Eroberungsgelüste zu denken und doch müssen wir uns wehren um unsere Wasserstraße in die weite Welt. Wir sind damit in unserem absoluten Rechte, das wissen wir, es wird von den Mächten Europas auch nicht bestritten. Mit Ausnahme der Balkanvölker, die der Meinung sind, daß das, was sie mit ihrer Tapferkeit erobert, mit ihrem Blute bezahlt haben, auch ihnen gehöre. Von diesem Standpunkte aus gesehen, steht unsere Sache auf schwachen Füßen. Wir bestehen scheinbar auf etwas, das wir nicht eroberten, das auch nie uns gehört hat — auf Albanien. Aber wir wollen dieses Albanien ja nicht für uns. Es soll nur ein selbständiger Grenzwall sein gegen die Slawenhochflut von Osten her, die nicht uns allein, die ganz Europa bedroht. Daß in diesem Kampfe Österreich ganz voran steht, daß es vor allem ihm an die Haut geht, das ist ein Verhängnis. Im Falle unseres Sieges erreichen wir nicht mehr als was wir bisher gehabt haben. Demgegenüber steht Großes auf dem Spiel. Kein Wunder, wenn Österreich zaudert.

---

5. Mai.

Nikolaus I. König von Montenegro hat geruht, auf das von ihm heldenhaft eroberte Skutari zu verzichten und somit Europa den lange ersehnten Frieden zu geben. — Vergelts Gott! — „Gern gschehgn!“ wird der Mann kaum sagen. — Ich trau’ ihm nicht, dem alten Schalk mit seinem Frieden!

In dem Entwurf des neuen Strafgesetzbuches, den die österreichische Regierung dem Herrenhause vorgelegt hat, befindet sich ein Abschnitt, der „Von der Gefährdung des Friedens“ handelt. Der darüber eingefügte § 115 hat folgenden Wortlaut:

„Wer durch eine Druckschrift eine unwahre oder entstellte Nachricht verbreitet, durch welche die Beziehungen der Monarchie zu

Dagegen sagen nun die protestantischen Modernisten, daß es zur Freiheit des protestantischen Christenmenschen gehöre, sich stets dem Zeitgeiste anzupassen, d. h. je nach Mode und Stimmung zu glauben oder nicht zu glauben. Gut, man kann es den Protestanten nicht verargen, keine Evangelischen zu sein, wenn sie es nicht sein wollen. Wenn nun aber jeder seine absolute Glaubensfreiheit hat — was sich an sich hören läßt — warum steigen sie dann auf die Kanzel und suchen die in frommer Einfalt glücklichen Christen von ihrem Glauben abzubringen? Ist das nicht auch ein Eingriff in die Freiheit des Christenmenschen? Könnten sie nicht lieber ihre Meinung für sich behalten und andere bei der ihren lassen? Nicht, daß sie nicht glauben, macht man ihnen zum Vorwurf, sondern, daß sie anderen den Glauben nehmen wollen.

Jetzt höre ich schon, wie sie mir vorhalten, ich hätte es auch etlichemale so gemacht. Nun ja. Ich habe in Religionssachen meine persönliche, manchmal abweichende Meinung laut hingesagt, aber ohne Proselitenabsicht.

Gegen ärgerniserregende Formsachen, abergläubische Mißbildungen, besonders aber gegen hohles unduldsames Wortchristentum habe ich manchmal gewettert. Aber nie und niemals habe ich an einem Grundstein des Christentums gerüttelt. Es ist in unserer Zeit ja wohl nichts Neues, daß irgendein Mensch meint: der Nazarener wäre nichts weiter gewesen als einer der edlen weisen Menschen! Oder: daß ein Jesus von Nazareth wirklich einmal gelebt habe, sei historisch nicht bewiesen. — Gut, wenn sie in solchen Vorstellungen glücklich sind — ich störe sie daran nicht. Wenn sie aber auf die Kanzel steigen und als „evangelische" Geistliche der Gemeinde mit solchen Lehren den hehren Christusgedanken verderben, so muß man darüber wohl den Kopf schütteln. Das habe ich getan — leider nur meinen eigenen.

Man hat lange geglaubt, daß es eins sei: „protestantisch" und „evangelisch". Das ist aber sehr zweierlei. Protestanten, das sind die Verneiner, Evangelische, das sind die Bejaher.

Die Protestanten verneinen gelegentlich auch das Evangelium. Die Freiheit des evangelischen Christenmenschen hingegen besteht darin, daß er sich dem die höchsten Ideale bejahenden Evangelium unmittelbar anschließt und innerhalb des Evangeliums sein eigener Priester ist.

Die stärkste Bejahung im Glauben hat der Katholik — wenn auch nicht immer eine persönliche.

Ich saß der kleinen Szene gerade gegenüber, als man dem Naturforscher Brehm in Graz einst ein Festmahl gab. Eine blaubestrumpfte

sind sie zum Wegwerfen. Übrigens geht es manchem dieser Leute gar nicht um Fortpflanzung, sonst müßte er sich sagen: Wenn diese so wichtig ist, so muß doch das Leben an sich was wert sein.

Wer keinen Sinn für Freundschaft und Gegenseitigkeitsleben hat und sich die Ehe nur tierisch vorstellen kann, der hüte sich vor ihr.

Über das Eheproblem leistet sich eine unserer modernen Schriftstellerinnen folgenden Ausspruch: „So lange die Frau als verheiratet nicht ganz dieselben Rechte als wie nicht verheiratet behält, so lange muß die jetzige Ehe denkenden Männern und Frauen als eine unbefriedigende erscheinen."

Ist das eine Urschl! Wozu die Frau nur dann noch heiraten will, möchte ich wissen!

Vor einem Jahre habe ich an den evangelischen Pfarrer in Mürzzuschlag einen vertraulichen Privatbrief geschrieben über die Bestrebung moderner Pastoren, die göttliche Größe Christus auszulöschen, diese hehrste aller Gestalten für die Religion des Volkes untauglich zu machen. Ein Beginnen, das besonders der jungen evangelischen Bewegung in Österreich schade. — Das Schreiben wurde von dritter Hand veröffentlicht, es ging durch viele Blätter und hat einen Streit entfacht. Mein Schreiben lautet:

„Seit im Reiche die evangelischen oder vielmehr die unevangelischen Modernisten sich äußerten und durch Wort und Schrift den geoffenbarten Heilandsgedanken so trivial verweltlichen, daß er für gott- und trostbedürftige Seelen kaum mehr zu gebrauchen ist, hat auch in Österreich der Evangelismus Schaden gelitten. Menschen, die aus Verlangen zu reinerem Christentum sonst übergetreten sind, beobachteten jetzt, wie der Protestantismus in Rationalismus verflacht und in völligem Unglauben versandet. So weit wollen und können die meisten nicht mitgehen, denn ihnen handelt es sich nicht um Wissenschaft und Philosophie, sondern um Religion. Ich glaube nun wohl, sehr geehrter Herr Pfarrer, ja, ich weiß bestimmt, daß Sie mit jenen modernen Richtungen nicht einverstanden sind; um so objektiver können Sie die Tatsache beleuchten, daß der moderne Protestantismus oder der protestantische Modernismus das kirchliche Leben zersetzt und auch in Österreich eine Ursache werden muß, daß das Interesse an der kirchlichen Bewegung abflaut. Wie ich das beklage! Ich, der so groß zu denken gewohnt ist von dem religiösen Herzensleben, sei es nun katholisch oder evangelisch."

So mein Brief.

Stadt Wald erworben, so daß sie gewiß das Recht hat, ein paar hundert Quadratklafter, die bisher nie ausgenützt wurden, nie beliebt gewesen sind, für den edlen Zweck wegzugeben. Das Wichtigste aber ist folgendes: Die Gemeinde und die Bevölkerung von Graz soll darüber wachen, daß der Bau nicht in einem verrückten Stil aufgeführt werde, sondern daß er der Umgebung angemessen sei. Nicht an sich ein Künstlerhaus vor dem Burgtor ist von Übel, aber ein geschmackloses Künstlerhaus dort wäre das Unglück.

Als ich vor siebenundzwanzig Jahren meinen Roman „Jakob der letzte" geschrieben hatte, fanden etliche Kritiker, daß der Stoff dieser „Wildschützengeschichte" ein romantischer und längst veralteter sei. Seither aber ist das Buch immer neuer geworden und heute ist „Jakob der letzte" die Darstellung eines Riesendramas, das sich in unserem Alpenvolke eben vollzieht. Das Bauernlegen zu Jagdzwecken in unseren Bergen. Die schönsten Gebirgstäler sind es, in denen die Bauernhöfe der Reihe nach abgestiftet, die Leute von Familie zu Familie heimatlos gemacht werden, damit die reichen Herren ihrem Jagdvergnügen uneingeschränkt obliegen können. Ein größerer Frevel an unserem Volke ist nie getrieben worden. „Der Bauer muß ja sein Gut nicht verkaufen", sagen die Gegner, „er verkauft es freiwillig, ja, er kommt bittend, man möge ihm um Gotteswillen sein Gütel abkaufen!" Doch doch, der Bauer muß verkaufen, er wird von den nachbarlichen Jagdbesitzern zumeist so systematisch und so lange beschunden, bis er sich nicht mehr halten kann. Genau so, wie es einst in „Jakob dem letzten" erzählt wurde, geht es heute her. Zurzeit ein Beispiel in Tragöß. Man hat oft gesagt, mein „Gottsucher" spiele in Tragöß. Bei „Jakob dem letzten" trifft das eher zu.

Die Dorfgeistlichkeit will überall und immer für die Festständigkeit des Bauerntums gearbeitet haben — leider ohne Erfolg. Da hat ihr wohlgemeinter Einfluß auf das Volk versagt. Nun wollen sich die Volksvertreter, die ländlichen Abgeordnetenschaften zusammentun, um den Jagdliebhabern das schlaue Abknöpfeln bäuerlicher Altrechte und den Ankauf von Bauerngründen zu erschweren. Aber gesetzt, die Herren wären einig, wie soll es juridisch verhindert werden können, wenn der eine kaufen und der andere verkaufen will? Soll in unseren Alpen den Menschen die schöne Heimat gerettet werden, so wird ein anderer Riegel vorgeschoben werden müssen. Ein Gesetz gegen den Jagdsport. Gegen Wildhegung in allen jenen Gegenden, die sich noch für Landwirtschaft eignen. — Für Leute, die ohne zu morden schon einmal nicht leben können, gibt es immer noch genug Getier, das vogelfrei ist und an dem sie gefahrlos ihr Mütchen kühlen

Dame, die unweit dem Gelehrten saß, rief ihm plötzlich zu: „Aber, verehrtester Herr Professor, ich wollte Sie doch um etwas fragen."

„Ich bitte!" sagte Brehm höflich.

„Ich möchte um alles gerne wissen, ob es einen Gott gibt!"

— „Tscha!" machte der Gelehrte, die Achseln hebend. „Ich glaube schon. Aber um sicher zu sein, möchte ich, meine Gnädigste, doch raten, sich an ein Auskunftsbureau wenden zu wollen."

Die Grazer Künstler, die bisher für ihr Schaffen und ihre Schöpfungen heimlos gewesen sind, haben von einer hochherzigen Frau eine große Erbschaft gemacht zur Erbauung eines Künstlerhauses. Sie wollen nun bauen und die Stadtgemeinde hat ihnen schon einen Bauplatz zugestanden — den südlichen Platz vor dem Burgtor. Nun aber will ein Teil der Bevölkerung diesen Platz nicht hergeben, denn es stehen Bäume darauf und dem Grazer Pensionisten, der nach heißem Lebenstagwerk zum Feierabend im Schatten rasten will, ist jeder Baum heilig. Dazu ist dort ein Kinderspielplatz. Grüne Bäume und Kinderspielplatz! Da wäre auch ich der letzte, der daran rühren ließe. Aber wie sieht dieser Platz aus? Unter einer Gruppe von unschönen Roßkastanien eine ganz ungepflegte, graslose Fläche, deren Staub und Schmutz jede besorgtere Kindsfrau ausweicht. Ich bin gewiß auch für Natur, aber dieser Platz ist mir nie eingefallen, wenn ich Natur suchte. Es hat sich auch seit Menschengedenken, außer zeitweilig ein Schnee- oder Schuttablagerer, niemand um diesen Platz gekümmert; aber jetzt, da er zu einem schönen, allgemeinen Zwecke verwendet werden soll, behauptet man, dieses Stück „Natur" nicht entbehren zu können. Würde die Wahl auf einen anderen Platz gefallen sein, so wäre wahrscheinlich dieselbe Geschichte. Irgend was Grünes wächst ja auf jedem Fleck, der nicht schon verbaut oder mit Straßen und Verkehrsplätzen belegt ist. Von dem Platz vor dem Burgtor scheint der Bau des Künstlerhauses nun abzuhängen; einen andern passenden Platz teuer zu kaufen ist unseren Künstlern nicht möglich. Man wird doch nicht verlangen können, daß sie ihre Kunststätte, mit der sie auf ein großes, gebildetes Publikum angewiesen sind, in einen Vorstadtwinkel hinaus bauen sollen!

— „Wir haben kein Interesse an einem Künstlerhaus", hört man sagen. Ich persönlich habe auch keins, begreife aber, daß andere eins haben können und haben müssen und daß die bildende Kunst für jede größere Stadt eine wichtige Mission zu erfüllen hat.

Nein, wir sollten uns nicht allemal widersetzen, wenn was Schönes geschaffen werden will. Für naturfreudige Gegner des Projektes hat die Gemeinde Graz gerade in den letzten Jahren in der nächsten Nähe der

Er meinte wohl, alle Deutschen Österreichs wären so wie diese tapferen Patentteutonen, die mit ausgesucht abgeschmackter Torheit oft so vieles wieder verderben, was deutsche Arbeit mühevoll und schrittweise an nationalen Erfolgen erringen mußte.

Ich bin mein Lebtag recht oft mißverstanden worden. Wahrscheinlich, weil ich zuviel geredet habe. Der Schweigende kann weniger mißverstanden werden. Als mir, dem Schneiderlehrbuben, einst der Herr Schulmeister Czermack zu Ratten nach vollendeter Ster ein Silbersechserl Trinkgeld gegeben hatte, setzte ich mich hin und schrieb an den Spender einen Dankbrief für die großmütige Gabe. Hierauf beklagte sich der Herr Czermack bei meinem Meister über die Frechheit seines Lehrbuben. Trinkgeld sei ein freiwilliges Geschenk und ein armer Schulmeister könne nicht so viel geben, wie etwa der reiche Bäcker und Fleischhauer! — Ich floß fast in die Erde vor Schreck über ein so grausames Mißverständnis. Der reiche Bäcker und Fleischhauer hatte nie auch nur einen Kreuzer Extragabe gegeben; die ganzen vier Lehrjahre, kein Mensch hatte mir je ein „Trinkgeld“ gegeben, ja, ich wußte gar nicht, daß ortweise ein solches Sitte sei. Deshalb war ich über das silberne Zehnerl des guten Schulmeisters so gerührt, mit dem ich mir eine Menge Schreibpapier zum Dichten kaufen konnte, und deshalb habe ich in einem Brieflein so treuherzig dafür gedankt. Und der Wohltäter hatte es so verstanden, als ob ich ihn höhnen wollte, weil mir das Trinkgeld zu wenig gewesen!

Ein anderesmal zu jener Zeit hatte ich mich brieflich bei einem Holzknecht bedankt für einen Groschen, den er mir für eine Liebesbotschaft eingehändigt. Der wollte den Spott mit einem Schopfbeutler sühnen, denn er konnte wohl nicht glauben, daß der Groschen für mich mindestens ebensoviel Wert hatte, als für ihn das Stelldichein beim Dirndl. Weil meine Beine klüger waren als mein Kopf, so sind wir gut auseinandergekommen.

Und später, in meinem Schriftstellerleben, haben sich derlei Mißverständnisse in größerem Maße wiederholt. Mein einfältiger Ernst wurde bisweilen für Spott genommen. Aber freilich auch oft meine schalkhafte Ironie für bitteren Ernst.

Das Wort des Sprechenden geht nur von einem Munde aus, schlägt aber an tausend Ohren. Hinter jedem Ohr steckt ein besonderes Hirn, ein besonderes Herz und modelt das Wort seinem Wesen ein und der Redner ahnt nicht, daß er tausendmal anders verstanden wurde, als er gewollt.

können. — Geht's dann nicht mehr um das Jagdvergnügen, so werden die Herren sich kaum viel um die Bauerngüter reißen — denn darauf Pflug und Sense zu handhaben, das dürfte ihnen wenig Spaß machen.

Wenn es wahr ist, ich sage: wenn es wahr ist, daß die Industrie reiche und arme Leute macht, so geht das eine Weile, aber nicht immer. Im Interesse der Menge liegt der Mittelweg, der bürgerliche Wohlstand. Wenn nun einmal die Menge regiert, wie z. B. bei dem allgemeinen Wahlrecht, was kann sich ereignen? Es kann ein Staatsgrundgesetz gemacht werden, das die Maschine verbietet, so daß wieder die zu allgemeinem, persönlichem Denken und Können erziehende Handarbeit aufkommt. Zu einem solchen Gesetz gehört eine politische und wirtschaftliche Gemeinsamkeit der Völker. Versucht wird auch das einmal werden — aber morgen noch nicht.

Vetter Knull in Schlageifel meint: „Du sollst arbeiten nicht mit dem Rad, nicht mit dem Wasser, nicht mit dem Feuer, du sollst arbeiten mit keiner anderen Kraft, als die in deinem Leibe ist." — Und also sprach der Prophet Mumdusi: „Zerschlag das Rad, zerreiß den Draht und such mit deinen Gliedern den irdischen Pfad."

Man sagt, daß alles, was unsere Neuzeit erfunden, gemacht hat, längst schon einmal dagewesen ist. Daß es aber fallen gelassen wurde, weil es sich nicht bewährt habe, weil es zum Unglück der Menschheit ausgefallen sei. Ich halte das nicht für unmöglich.

Über den Feldzug der sogenannten freiheitlichen Studenten in Graz gegen die Carolinen habe ich schon vor Jahren im „Heimgarten" meine Meinung gesagt. Sie ist heute keine andere als damals. Es ist ja begreiflich, daß diese deutschnationalen Studenten, voran die Schönerianer, auch manchmal etwas für das Deutschtum tun wollen, und so nützen sie stets die Gelegenheit, in heldenmütiger Überzahl eine andere deutsche Studentenschaft anzufallen, zu verhöhnen, zu mißhandeln aus dem Grunde, weil diese katholisch ist, beziehungsweise von Theologen geleitet wird und sich trotzdem erdreistet, studentisch sein zu wollen. Und so hat sich diesmal zu Pfingsten in Graz vor den übergeduldigen Augen der katholischen Bevölkerung und der Polizei auf Gassen und Straßen ein Schauspiel vollzogen, das jedem, der es gesehen, besonders aber den zur Zeit anwesenden reichsdeutschen Gästen unvergeßlich bleiben wird. Ein solcher, ein Protestant aus den Reichslanden, tat nachher die Bemerkung: „Nun begreife ich, daß ihr Deutschen in Österreich keine deutschfreundliche Priesterschaft habt. Ihr behandelt sie danach."

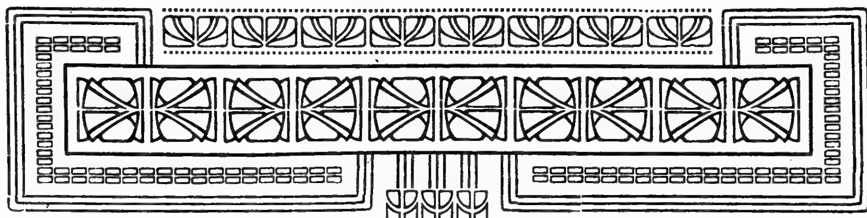
Der Jude hat auf unsere Entwicklung keinen vorteilhaften Einfluß genommen, und trug und trägt uns wesensfremde Ideen und Ziele ins Dasein der Arier, es dadurch verwirrend, komplizierend und auf neue andere Grundlagen stellend. Vielleicht nur aus Groll, weil der Jude anders ist als wir — nicht etwa „schlechter", sondern anders — ist ein Antisemitismus zu beobachten, der immer und überall vorhanden, wo Arier und Semiten nebeneinander leben müssen. Beide Rassen haben ihre ausgesprochene Individualität und eine Blutmischung zwischen ihren Mitgliedern erzeugt nichts Wünschenswertes. Es werden dadurch Eigenschaften und Anlagen in den Mischlingsnachkommen vereinigt, die zwiespältige, zerrissene und disharmonische („nervöse" und willensschwache) Menschen hervorbringen. Das wird sowohl von arischer wie auch von einsichtsvoller jüdischer Seite zugegeben und von beiden Seiten machten sich dagegen Widerstände geltend. Der Antisemitismus und der Zionismus berühren einander in manchem ihrer Ziele.

Die Blutmischung hat besonders in Adelskreisen einen erschreckenden, mindestens bedenklichen Umfang angenommen und weittragende Dekadenzerscheinungen gezeitigt. Daß gerade der germanische Adel sich so gerne mit Semiten mengt, hat seinen Hauptgrund darin, daß unsere Aristokratie noch immer eine Vorzugsstellung im Staate genießt, ohne daß ihr Reichtum damit gleichen Schritt hält. Um das Mißverhältnis zwischen dem „äußeren Ansehen" und der relativen „Vermögenslosigkeit" auszugleichen, sucht man eheliche Verbindungen mit dem Kapital, dessen Hauptvertreter in Europa die Juden sind. Solche Allianzen schlagen selten zum Guten aus, sowohl die arischen wie die jüdischen Rasseneigentümlichkeiten leiden unter der Vermengung, es entstehen Zwitter, es entsteht Unbrauchbares, Zerfahrenes.

Interessante Einblicke in diese keineswegs wünschenswerten Verhältnisse gewährt das „Weimarer historisch-genealogische Taschenbuch" (der vielgeschmähte „Semi-Gotha"); er versucht eine Zusammenstellung der im Mannesstamme jüdischen Familien zu geben — und er erklärt damit manches Phänomen in unserer modernen kulturellen und politischen Gestaltung. Der „Semi-Gotha" ist eine wissenschaftlich und praktisch schätzenswerte Tat; er durchleuchtet, deckt auf und klärt. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, daß schon seine erste Auflage fehlerfrei und über die Kritik erhaben ist; im Gegenteil. Das wissen auch seine Herausgeber und versprechen eine durch fortdauernde und möglichst objektive Arbeit geläuterte Fortsetzung, Ergänzung und Verbesserung. Es gilt da, um etwas einwandfrei Vorzügliches zu schaffen, noch viele Hemmungen, Widerstände und Quertreibereien zu überwinden. Die Herausgeber werden manches Persönliche, Gehässige, Zweifelhafte und Unsichere ausscheiden müssen. Gleichwohl hat der „Semi-Gotha" das Zeug in sich, ein historisches Hilfsbuch ersten Ranges zu werden und das „Judenproblem", über das man mit einer Vogelstraußpolitik nicht hinwegkommt, einer beiderseitigen befriedigenden Lösung näher zu bringen. Seine erste Ausgabe enthält noch manches, was wertlos, sogar schädlich ist — Verwirrendes, das täuscht, Ungeordnetes, das zu falschen Schlüssen verleitet, kurz Mängel, die, so begreiflich sie mit Rücksicht auf die Riesenarbeit, die in dem Buch steckt, sind, beseitigt werden müssen, soll das Werk das werden, was es werden kann: ein nützliches und unentbehrliches Forschungsergebnis auf dem so ungeheuer großen und wichtigen Gebiet der theoretischen und praktischen Rassenkunde. V. E. S.

Napoleonisches.

Mancher kulturelle Vorzug des Deutschen bedingt anderseits einen politischen Mangel; und zweifellos ist der Deutsche — verträumt, idealistisch, philosophierend —



Kleine Laube.

Nachklänge.

Von Ella Triebnigg.

Eine Handvoll Heimatserde nahm ich von der Heimat mit,
als ich schied,
habe, in ein Linnensäckchen eingenäht, sie mitgebracht,
unter meinen Kissen liegt sie in der Nacht;
wenn ich schlafe, führt mein Träumen
mich in flaches Steppenland,
wo der glitzernd gelbe Sand
in der Sonne Gluten flimmert,
und auf den Akazienbäumen
goldig schimmert, —
wo den Horizont begrenzt ein endlos scheinend Halmenmeer,
hin und her
wogt es wie der Wellen Schaum,
rauscht es wie ein leises Singen,
Heimatslieder mir erklingen
weich im Traum . . .

Rasse.

Rasse beruht auf gemeinsamer Abstammung, deren erste Folge Blutgemeinschaft, deren zweite äußerliche und innerliche Ähnlichkeit ihrer Mitglieder ist. Ohne sich in Spitzfindigkeiten und unbeweisbare Theorien einzulassen, erkennt jedermann — auch wenn er dem Rassenproblem ziemlich fremd oder sogar feindlich gegenübersteht — die offenkundige Verschiedenheit sehr ferner Rassen: Neger und Mongolen z. B. wird niemand mit sogenannten Ariern verwechseln. Jede Rasse hat ihre Eigentümlichkeiten, die ihre Gründe und ihre Zwecke haben, nnd daraus erwachsen die Rassengegensätze. Man kann diese Gegensätze, die Feindseligkeiten und Kämpfe mit sich bringen, bedauern, man kann sie aber nicht leugnen; sie sind von der Natur gewissermaßen „gewollt“ und haben auch ihre guten Seiten: unter anderem Wetteifer untereinander, dadurch Entwicklung und Fortschritt.

Die weiße Rasse, die arische, übertrifft alle anderen durch besondere Begabung, Fähigkeiten und Herrschergewalt; ihr dienen die übrigen. Ob das immer so bleiben wird, ist eine Frage, die wir heute nicht beantworten können.

Wo Rassen untereinandergemengt leben, gibt es Reibungen, Streit und Kampf. Ein gänzliches Aufgehen und harmonisches Vermischen ist selten und kommt nur unter sehr nahestehenden vor. Ein Jahrtausende alter Gegensatz besteht zwischen den „Ariern“ und den „Semiten“, deren Vertreter in unserem Völker- und Kulturkreis die Juden sind — zweifellos begabte Menschengruppen, von uns aber so verschieden, daß es trotz vieler Versuche zu keinem Ausgleich kommen konnte.

Derselbe Verlag brachte, ebenfalls durch Gertrude Kircheisen, zugleich ein zweites, bei weitem wertvolleres Buch heraus: „Liebesbriefe Napoleons“, an Josephine, an die Gräfin Walewska, an Maria Louise. Und da begegnen wir dem skrupellosen Eroberer als verliebten Werther! Besonders seine junge, ihm von allem Anfang an ungetreue Frau Josephine himmelte er an, machte ihr Eifersuchtsszenen, bat ihr seine Heftigkeiten ab und schwärmte — bereits kommandierender General — wie ein süßer Troubadour. Bis die Leidenschaft allmählich erkaltete, weil der ersehnte Sohn und Erbe ausblieb. Aber er hat seiner ersten Lebensgefährtin gleichwohl immer warme Freundschaft bewahrt. Heiß brannte ihm nochmals das Blut für die schöne Polin Walewska und Niederschläge dieser kaiserlichen Leidenschaft finden sich in den glühenden Briefen an sie. In Maria Louise dagegen verehrte der Imperator nur die Habsburgertochter, die ein politischer Faktor war, und die Mutter seines Thronfolgers. Dementsprechend sind Inhalt und Form von Napoleons Briefen an sie. Wie in der Politik, so war der Korse auch in der Liebe maßlos und überschäumend, sympathisch wegen seiner menschlichen, allzumenschlichen Gefühle . . .

Wer sich überhaupt für Napoleon interessiert, der wird seine Liebesbriefe mit einer gewissen Rührung lesen; man sieht da den „Tyrannen“ als Menschen im Schlafrock, den die Liebe zu leichtsinnigen Frauen genau so leiden machte wie irgendeinen anderen armen Jungen, der sein rotes Herz verlor . . . P. L. M.

Singvögel.

Es gibt wohl Schmerzen, die wir tragen . . .

Meiner lieben Mutter!

Sich mit dem Wort vertraut zu machen:
„Die Mutter könnt' mir nimmer lachen!“
Es könnt' ein Tag sein, wo sie bleich
Und abgezehrt im Sarge läge,
Zu tragen dieser Bangnis Schläge
Liegt nicht im menschlichen Bereich!

Auf sich die Worte lasten haben:
„Mensch, deine Mutter wird begraben!“
Die du geliebt von Anbeginn,
Die deiner Jugend Licht und Wonne,
Liegt nun im Grabe, fern der Sonne! —
Das führt uns zur Verzweiflung hin.

Es gibt wohl Schmerzen, die wir tragen!
Bei einem würde ich versagen
Und um mich schlösse sich der Ring
Des Todes, bleiern, lastend, ehern,
Der Schmerzen kenn' ich keinen wehern,
Als wenn die Mutter schlafen ging!

Ed. Ad. Kraus.

So oft die lauen Sommernächte sind . . .

So oft die lauen Sommernächte sind
Und einer Geige süßes Liebesklagen
Der Wind von fernher bringt zu mir getragen,
Denk' ich in Wehmut deiner, blondes Kind.

Des Tages Treiben lernt so leicht vergessen . . .
Doch in den Nächten, lind und sternenklar,
Erstehst du mir, die einst mein alles war,
Und deren treue Liebe ich besessen.

Und wieder seh' ich deine schlanke Hand
In anmutsvollem Strich den Bogen führen
Und Töne zaubern, die das Herze rühren
Und deiner edlen Seele so verwandt.

Klingt's nicht aus einer Welt, aus einer andern? —
Du, blondes Kind, ruhst ja schon unterm Stein;
Und ich, ich muß durch Jahre nun allein,
Ach, so allein durchs tolle Leben wandern! . . .

E. Barger, Iglau.

ein recht schlechter Politiker, dem kein größeres äußeres Unglück widerfahren könnte, als eine rein demokratische Staatsorganisation. Am besten sagt unserem Nationalcharakter der aufgeklärte Absolutismus zu, wo einer oder wenige für Alle Geschichte machen; wie bei Friedrich dem Großen, Josef II. und — Bismarck, von dem der alte Wilhelm sagte, es sei recht schwer, unter ihm Kaiser zu sein . . . Ein Kulturwert, der zugleich eine politische Schwäche, im Charakter des Rassedeutschen ist seine Unparteilichkeit Größen gegenüber, gleichgültig, ob diese Größen für ihn vorteilhaft oder nachteilig sind. Er erkennt willig alles Gewaltige und Hervorragende an, gleichgültig, wo es sich zeigt, gleichgültig, ob es ihm nützt oder ihn schädigt. In diesem Sinne sind wir Kosmopoliten!

So gibt es unter den Deutschen kaum weniger Bewunderer Napoleons als unter den Franzosen. Dieser korsische Willensathlet, dieses Naturphänomen von einer Persönlichkeit, welche die ganze materialistische Geschichtsauffassung auf den Kopf stellt, fasziniert uns. Es liegt eine künstlerische, dämonisch-tragische Gewalt in dem Imperator, der die Hydra der französischen Revolution totschlug, der den Republikanern eine Monarchie gab, der die Verfechter der Menschen- und Bürgerrechte so kaiserlich beherrschte, daß ein paar Millionen Exjakobiner und Rousseau-Nachfolger willig auf den Schlachtfeldern Europas und Afrikas verbluteten, weil er es ihnen befahl; der Imperator nahm die Landkarte eines ganzen Erdteiles vor und korrigierte sie in seinem Sinne, er stürzte Throne, baute Throne, er zählte — was ein Kunststück war! — Goethe zu seinen Verehrern, er gab dem Mittelalter endgültig den Laufpaß und führte die Neuzeit ein; er, der namenlos auf einer winzigen Insel geboren wurde, residierte in den ältesten Palästen Europas und starb verbannt, geächtet — auf einer winzigen Insel im verlassensten Weltmeer . . . Ein solches Schicksal packt uns!

Wir Deutschen grüßen den Imperator, der uns zerschmetterte, weil er eine überragende Persönlichkeit war, und wir feiern mit Begeisterung die Erinnerung an die Freiheitskriege, die uns von dem Alp, Napoleon geheißen, erlösten! Zwei Seelen wohnen in uns, das ist unser Vorzug, das kann einmal unser Verderben sein. Wir sind schon so! Wie gesagt, unsere politischen Talente sind gering.

Napoleon hat seit jeher Anhänger und Gegner gehabt, und heute, nach einem Jahrhundert, gräbt man alle Bücher und Schriften aus, die ihn im guten und im bösen Sinn charakterisieren.

Da ist zum Beispiel jetzt ein Werk erschienen: „Memoiren der Frau v. Stael, bearbeitet und herausgegeben von Gertrude Kircheisen. (Verlag Morawe und Scheffels, Berlin.) Frau Stael war die Tochter des fortschrittlichen Ministers Necker, der Ludwig XVI. recht und schlecht bediente; sie war zweifellos eine geistreiche Dame, ein Überbleibsel des ancien regime trotz ihrer republikanischen Gesinnung, aber sie war auch ein Blaustrumpf, eine Plaudertasche, eine eitle Evastochter, empfindlich und sich selbst weit überschätzend. Weil Napoleon sie nicht ästimierte, griff sie ihn verblümt und unverblümt an; sie glaubte, er werde sie anläßlich einer Begegnung deshalb grob behandeln und legte sich schon eine bissige Entgegnung zurecht — aber er ignorierte sie beinahe. Das schmerzte! Doch Madame Stael streckte nicht die Waffen, im Gegenteil, wühlte gegen den Kaiser, der sie denn auch richtig aus Paris verbannte. Von da an ließ sie kein gutes Haar an ihm, verleumdete — ohne Beweise zu bringen —, zeigte immer und immer, daß sie die wirkenden Kräfte der Weltgeschichte nicht begriff, verlor sich in blasse Doktrinen und wußte alles — wußte alles besser als der Imperator, dessen Sturz sie bejubelte. So ist sie eine tragikomische Gestalt und man liest ihre Bosheiten und Anklagen und Jammeriaden mit Schmunzeln — und lernt daraus Napoleon durch die Augen derer betrachten, die ihn angriffen, ohne ihn und seine Bedeutung zu verstehen.

Aus einer Buchhändlerauslage.

Neu! Neu!

Norman Angell.

Die falsche Rechnung.

(Was bringt der Krieg ein?)

!Nur 1 M. 25! („Muskete.“)



Bücher

W. Ritter Gründorf v. Zebegény: **Grazer Tourist.** Wanderungen in der Mittelsteiermark mit besonderer Würdigung der reizenden Umgebung von Graz. Mit zwei Übersichtskarten. Zwei Teile — Nähere Touren; Entferntere Touren. (Graz. Verlagsbuchhandlung „Leykam“.)

In vierter, wesentlich vermehrter Auflage liegt jetzt der „Grazer Tourist“ vor, der ein allgemein beliebtes Wanderbuch geworden ist, bei dem Landkarten und Text einander glücklich unterstützen. Er regt zu Hunderten von kleineren und größeren Ausflügen an, gibt wertvolle Winke und kann Naturfreunden bestens empfohlen werden. Sein besonderer Vorzug liegt in der Knappheit — die aber auch ihre Schattenseite hat! Manchmal ist das Historische etwas zu kurz gekommen und gerade dieses wäre oft geeignet, hervorragendes Interesse zu erwecken. Aber dafür sind schließlich die umfangreichen Handbücher da und seinen eigentlichen, touristischen Zweck erfüllt Gründorfs übersichtliche Zusammenstellung vollkommen.

Das Haus der Titanen. Roman von Hans Hart. (Leipzig. L. Staackmann.)

Es ist die Geschichte des ehrgeizigen Sohnes eines berühmten Vaters, aber es ist auch die Geschichte einer Familie mit ihrer Tradition, mit ihrer Patriarchie, mit ihrer Betonung von Zusammengehörigkeit und Abhängigkeit. Einmal der Name, dann die Familie vernichten Heinz Williguths gutes Talent, das an die Genialität seines Vaters Philipp Emanuel nicht heranreicht und das von Großeltern und Onkeln und Tanten beschnitten wird wie ein überflüssiges, wildtreibendes Bäumchen. Das Talent wird wohl immer, wenn es sich mit dem Genie in einen Kampf einläßt, zerrieben werden; das ist schließlich nur gerecht und naturgemäß, aber auch tragisch — um so tragischer, wenn Vater und Sohn miteinander um den Lorbeer ringen. Hans Hart hat das Problem vom alten und vom jungen Goethe tiefpsychologisch erfaßt und in einem reifen Kunstroman dargestellt. Und nicht nur in seinem Fach — Heinz Williguth ist gleich seinem Vater Chirurg — sondern auch in seiner Ehe, im banalen bürgerlichen Leben leidet der Schwächere, Flackernde, Unstäte Schiffbruch. Die große Enttäuschung auf der einen Seite läßt auch nicht das kleinste Glück auf der anderen zu. So endet das Buch, trotz seiner Apotheose des Starken und Wertvollen und Gesunden, mit einer Tragik, denn tragisch ist es doch, wenn ein braves Mittelmaß — mehr als Mittelmaß sogar! — an Verhältnissen zugrunde geht, die Millionen Dutzendmenschen fremd sind und die daher im engen Kreis ihre Kreise harmonisch vollenden können.

Mit feinem Gefühl hat Hans Hart in die rücksichtslose Durchführung seines Problemes lieben Humor gemischt, so durch Kinderszenen, durch den Hund Boabdil und manche eigenartige Zutat.

Harts Schaffen bewegt sich in stark und steil ansteigender Linie und jedes neue Werk von ihm ist ein neuer Beweis für sein bedeutendes Können. V. E. S.

Das Wirtshaus „Zum König von Przemysl“. Eine Prager Geschichte von Karl Hans Strobl. (Leipzig. L. Staackmann.)

Mit einer künstlerischen Knappheit, die bewundernswert ist, hat da Strobl eine Geschichte erzählt, die packt. Sie spielt auf dem heißen Boden Prags, wo die Deutschen und Tschechen in hartem Sprachen- und Rassenkampf aufeinanderplatzen. Aber die Liebe überwindet, stellt der Verfasser dar, alle Feindseligkeit, der deutsche Burschenschafter und Ludmilla, das tschechische Wirtstöchterlein, finden einander über allen Haß hinweg. Der Abschluß dieser fast symbolischen Idylle ist freilich tragisch. — Sowohl künstlerisch wie menschlich ist diese Erzählung hoch einzuschätzen und wieder zeigt sich Karl Hans Strobl als feiner Gestalter, als einer der

Bürgermädel.

Dort die Straße kommt sie her,
Bei dem Krämerstand vorbei,
Hält das Röckchen knapp und zierlich
Mit den Fingerchen manierlich,
Aus den Augen lacht der Mai.

Und das Füßchen, sapperlot!
Wie das trippelt, spielt und schwingt!
Und die Zöpfe, wie die fliegen,
Und wie sich die Hüften wiegen,
Und das Kleidchen, hei, das blinkt!

Und die Jungens steh'n und schau'n,
Lachen keck dem Röckchen nach.
Leichte Flügel hat die Minne,
Aus den Augen, aus dem Sinne!
Flottes Mädel hält in Schach.

Und da kommt auch schon der Liebste,
Dreht das Bärtchen, zieht den Hut,
Rote Rosen in der Rechten,
Hei, nun gilt's, die Lieb' verfechten!
In den Wangen glüht das Blut.

Und das kichert, neckt sich, schweigt . . .
Heissa, kleine Bürgerin,
Durch dein Herze fühlst du's beben —
Gold'ne Liebesengel schweben
Über beide lustig hin.

Ludwig Huna.

Erstes Grün!

Erstes Grün! Auf meinen Wegen,
Wohl bei Sturm und Sonnenblicken,
Grüßt es heute mir entgegen,
Heimlich leuchtend, zum Entzücken.

Erstes Grün nach dunklen Tagen
Und nach dumpfen Wintersorgen! —
Herz, was soll nun noch dein Zagen —
Lächelnd blinkt ein froher Morgen!

Mathilde Reinhardt.

Meine Stunde.

Schon ist meine Stunde reich
Und ich seh' sie blühn,
Und die tiefen, schweren Düfte
Allhin sprüh'n.

Einst wird sie noch reicher sein
Und in Glühnis weh'n,
Und in tausend dunkle Seelen
Dämmer sä'n! . . .

K. Dankwart Zwerger

Lustige Zeitung.

„Wie du mir, so ich dir.“ Ein Zigarrenverkäufer in Brüssel pflegte Zigarren und Zigaretten an solche Personen zu senden, von denen er voraussetzen konnte, daß sie Geld genug zum Bezahlen hatten. Mit der Sendung ließ er ihnen einen Brief folgenden Inhalts zugehen: „Zwar haben Sie nichts bei mir bestellt, doch ich erlaube mir trotzdem, ihnen 100 Zigarren und 100 Zigaretten zuzusenden, da ich überzeugt bin, daß Sie deren feines Aroma werden zu schätzen wissen. Beiliegend eine Rechnung dafür über 30 Franken.“ Die List glückte nicht immer. Die meisten Sendungen kamen wieder zurück. Manche behielten sie aber auch. Darunter ein Arzt, der sich allerdings auf originelle Weise revanchierte. Er schrieb dem Händler: „Zwar haben Sie mich nicht konsultiert, aber trotzdem erlaube ich mir, Ihnen hiemit sechs Rezepte zuzusenden, überzeugt, daß Sie dafür Verwendung finden werden und sich über diese meine Sendung ebenso freuen, wie ich mich über die Ihre gefreut habe. Da der Preis für die Rezepte derselbe ist wie der für Ihre Zigarren und Zigaretten, so sind wir quitt. Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, daß es Ihnen durchaus unbenommen bleibt, mit Ihren Sendungen fortzufahren. Ich stehe meinerseits jeden Augenblick mit meinen Rezepten zu Ihrer Verfügung.“

Starker Eindruck. Kellnerin: „Heute nachmittag habe ich Ihre Frau kennen gelernt, Herr Rat. Jch red Ihne jetzt abends nit mehr zu, noch a Maß zu trinken, wenn S nach Haus gehen wollen.“

(„Meggendorfer.“)

Volker begegnet? Und immer sind es kleine Juwele und Kabinettstücke, die unter diesem Dichternamen erscheinen. Bald sind es epigrammatische Gedichte, zu geistvoller Pointe zugespitzt, bald kleine harmlose Geschichten, die aber sicher einen köstlichen Kern bergen. Und Märchen versteht der Dichter zu erzählen, für kleine und große Leute gar ergötzlich ausgesonnen! Die beiden oben angezeigten Bücher enthalten nun jedes eine Anzahl dieser feinsinnigen Geschichten und Märchen, die die Eigenart und die Vielseitigkeit ihres Verfassers glänzend beweisen. Welch tiefe Lebensweisheit leuchtet oft aus den scheinbar so schlichten Stoffen hervor und wie unerschöpflich ist des Dichters Humor, der in immer neuer Gestalt alles durchdringt und bald in schelmischem Lächeln, oft aber auch in feiner Satire menschliche Torheit zu treffen weiß. Wer nach einer Lektüre sucht, bei der er sich nicht bloß unterhalten und erholen, sondern auch für sein geistiges Leben etwas herausnehmen kann, das ihn innerlich bereichert, der greife nach den Büchern Reinhard Volkers und er wird sie nicht bloß einmal, sondern immer wieder gern zur Hand nehmen. H. M.

Die Heiratsfrage. Dialoge von Emmi Lewald (Emil Roland). Dritte, stark vermehrte Auflage. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Es sind geistreiche Satiren auf unser modernes Gesellschaftsleben und die moderne unnatürliche Kulturprotzerei. Sehr lesenswerte und unterhaltsame Dialoge mit einem gesunden Kern, mit prächtigem Humor und beißender Ironie. Emmi Lewald kennt die „gute Gesellschaft“ in- und auswendig und liest ihr tüchtig die Leviten. — Ich verdanke dem Buch eine Reihe angenehmer Stunden und gewiß kann sich jedermann ein beträchtliches Stück Kenntnis und Erkenntnis — und Selbsterkenntnis daraus holen.

Abenteuer eines deutschen Handwerksburschen in drei Weltteilen. Von Wilhelm Erdmann. (Berlin. Rudolf Braun.)

Die einfach und doch gelungen erzählten Abenteuer muten wahrhaftig an, trotz ihrer Sonderlichkeit. Erdmann hat halb Europa, ein bißchen Afrika und Asien durchwandert — ohne Geld und ohne Arbeitsverlangen — sah sich alles mit klaren, munteren Augen an und berichtet nun von sich und von dem, was ihm begegnete, so auch von dem großen Erdbeben in Messina und vom Sturze Abdul Hamids, dessen Augenzeuge er in Konstantinopel war. Es ist ein sehr anregendes Büchlein, das vielen Freude machen wird.

Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde von Dr. Ludw. Friedr. Werner. Dritte Auflage. (Langensalza. Hermann Beyer u. Söhne.)

Die bodenständigen Geschichten, Schilderungen und Anekdoten aus den niederdeutschen Landen verdienen, auch im Süden gelesen zu werden. Manche Ähnlichkeit zwischen dort und da tritt zutage und manche Verschiedenheit, die Forschern volkstümlicher Eigenheiten schätzbares Vergleichsmaterial liefern

Die okkulten Erscheinungen und das Wunderbare um die Person Jesu. Mit einem Anhang: „Der Glaube an die nachirdische Fortdauer“, eine Studie unter Berücksichtigung der Lehren des Monismus. Von W. Kuhaupt. (Aschersleben. Hallersche Buchdruckerei.)

Der Verfasser tritt in dieser Schrift jener von dem Monismus eifrig unterstützten, modernen Richtung entgegen, die den Glauben und das Wunderbare um die Person Jesu als etwas Rückständiges, als einen legitimierten Aberglauben betrachtet. Unter dem Okkulten versteht man bekanntlich die verborgenen Wirkungen des menschlichen Seelenlebens in ihren mancherlei Gestalten und Erscheinungsformen. Der Verfasser zieht Parallelen zwischen dem Wunderbaren und den okkulten Erscheinungen, wie sie uns von einwandfreien, ernsten Männern berichtet werden, und kommt zu dem Schluß, daß wir an diesen bis zu einem gewissen Grade wertvolle Erkenntnismaßstäbe für das, was uns wunderbar oder unnatürlich erscheint, gewinnen können. Die christliche Religion an sich, die sich auf den Glauben an Jesus, als den Heiland und Erlöser der Menschheit gründet, das sei hier besonders hervorgehoben, wurzelt nicht in den sogenannten Wundern Christi. Diese bilden, so sehr sie das Interesse der Gläubigen sowohl wie Ungläubigen von jeher in Anspruch nahmen, nur eine nebensächliche Begleiterscheinung im Leben des Herrn, der die Wundersucht der Menschen selbst geißelte. Aber selbst, wer den Verfasser ablehnt, wird zugeben müssen, daß er seine Gegner mit scharfsinnigen Waffen der Logik bekämpft und meisterhaft die bei den Gegnern so beliebte Waffe, die Skepsis, handhabt. Seine an der Hand eines sorgfältig gewählten Tatsachenmaterials gemachten Ausführungen zeigen, wie sehr berechtigt Skepsis ist auch gegenüber den Gründen und Beweisführungen einer materialistischen Weltanschauung, die doch in ihren fundamentalen Grundsätzen auch nur Hypothese ist und letzten Endes eben auch blinden Glauben fordert. Anerkennung verdient, ja geradezu herzerquickend ist der Freimut, womit der Verfasser an Fragen herantritt, um die die meisten Menschen, Gläubige

Besten des literarischen Jung-Deutsch-Österreich. Er verbindet in seinen Büchern frohe Zuversicht mit Lebensbejahung und Deutschbewußtsein, ohne sich in einem unnatürlichen Hyperoptimismus oder in Teutschtümelei zu verlieren. H. L. R.

Das Eisen im Feuer. Roman von C. Viebig. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Dieses Buch gehört nicht zu den besten, die Clara Viebig geschrieben hat, aber es übertrifft den belletristischen Durchschnitt doch um ein gutes Maß, wozu natürlich die ausgebildete Technik der Verfasserin viel beiträgt. — Es handelt sich um eine nicht sehr interessante Lebens-Liebesgeschichte, die nicht auf einen — ich möchte sagen — pointierten Abschluß verzichten dürfte; dazu ist sie psychologisch zu wenig tiefgreifend, die allerletzten in den Seelen lauernden Motive bleiben unerwähnt, unausgeführt; das Hauptgewicht liegt auf dem äußeren Geschehen. Und das kann hier nicht stark genug fesseln. Die Verfasserin scheint den Mangel auch empfunden zu haben, denn sie gibt der Geschichte gewissermaßen einen historischen Hintergrund: das Preußen von 1848 bis 1867. Ich sage „gewissermaßen", weil die historische Folie unwesentlich ist, d. h. die Haupthandlung weder bedingt, noch merklich beeinflußt. Kulisse!

Aber der Roman liest sich angenehm, stellenweise auch spannend; ohne der Spannung gerecht zu werden; sein Ende verläuft wie ein Wässerlein, das in den Wiesen versiegt. P. L. M.

Aus dem Regen in die Traufe. Von Otto Ludwig. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

„Der Heiteretei Widerspiel" nannte Otto Ludwig diese humorvolle Novelle vom prahlerischen Schneiderlein, das sein Glück erst im Unglücke erkennt und neben der entzückenden „Heiteretei" ist diese wohl seine beste zu nennen! Es war also ein trefflicher Gedanke, daß der Amelang-Verlag sie in seiner weltberühmten, gediegenen Taschenbibliothek für Bücherliebhaber aufnahm und so in Otto Ludwigs 100. Geburtsjahre seinen zahlreichen Verehrern solche Freude bereitete. Denn wer möchte sich nicht gerne dieses elegante federleichte Bändchen zu solch spottbilligem Preise anschaffen und sich in die Möglichkeit versetzen, diese liebe Erzählung des Dichters stets bei sich tragen zu können?

Das Bändchen hat überdies eine sehr gute, kurze biographische Einleitung und ist so gewiß als erster Band einer gelegentlich fortzusetzenden Auswahl von Otto Ludwigs Novellen anzusehen. Es wäre das nur zu wünschen! Ella Triebnigg.

Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866. Von Wilhelm Ritter Gründorf v. Zebegény. (Stuttgart Robert Lutz.)

Ich möchte nicht jedes Wort in diesem interessanten Buch als objektive Wahrheit hinnehmen; dazu ist der geistreiche Verfasser zu temperamentvoll und phantasiebegabt, eine Persönlichkeit, die gern weite Schlüsse zieht. Aber es sind ehrliche Erinnerungen, ohne Scheu wiedererzählt und nur manchmal wünschte man eine größere Delikatesse bei der Behandlung höchstpersönlicher Episoden, zumal der Liebesepisoden. Gründorf war in seiner Jugend ein allzu verfluchter Kerl! — Die Memoiren werden nicht nur in Österreich Aufsehen erregen. Der Verfasser machte das Sturmjahr 1848, dann 1859 und 1864 (in Dänemark) mit, kam mit den führenden Geistern (Gablenz, Kuhn, Grünne, Bellegarde, Benedek, John, Crenneville, Prinz Friedrich Karl, Moltke, Roon u. a.) in enge Berührung und weiß manches, was hinter den Kulissen geschah und nachher das Debacle von Königgrätz verschuldete, ein Debacle, für das — was wir längst wissen — kaum die tapfere Armee verantwortlich gemacht werden darf. Die schwersten Sünden lud eine Camarilla auf sich. Das Buch wird manchem unangenehm sein und enthält gewiß einiges Material, das der gewissenhafte Historiker benützen kann. — Seltsam ist auch Gründorfs Werdegang, den er genau schildert: Mit fünfundzwanzig Jahren Generalstabshauptmann, ein Jahr später Ritter der Eisernen Krone und geadelt, zeichnet er sich noch besonders 1864 aus, um dann — in Ungnade gefallen — wegen einer Säbelaffäre aus dem Heer auszuscheiden, wo er die besten Chancen hatte. Aber rasch, mit ungewöhnlicher Willenskraft, ringt er sich im Zivildienst wieder empor und darf jetzt — ein ungemein rüstiger Einundachtziger — auf ein reichbewegtes und erfolggekröntes Abenteurerleben zurückblicken.

Der berühmte Oncken schrieb zu den Memoiren eine Einleitung, die eine gute Einführung ist.

Wer die österreichische Geschichte 1848 bis 1864 kennen lernen will, der lese das Buch; er wird sich dabei auch sehr gut unterhalten! H. L. R.

Wunderliche Welt. Allerhand für nachdenkliche Leute von Reinhard Volker. (München. Braun & Schneider.)

Gottes Teppich. Märchen und doch nicht Märchen von Reinhard Volker. (Berlin. A. Hofmann & Comp.)

Wer ist nicht schon, wenn er die bekanntesten deutschen humoristischen Blätter zur Hand nahm, dem Namen Reinhard

Meisl, ausgewählte Werke, Band 2. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Otto Rommel. Inhalt: „Entführung der Prinzessin Europa." „Frau Ahndl." „Der lustige Fritz." — Band 36: **Franz Stelzhamer,** ausgewählte Werke. Band 1. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Leopold Hörmann. Inhalt: Mundartliche Dichtungen. (Teschen. Verlag Karl Prohaska.)

Die Dame mit den Kamelien. Roman von Alexander Dumas Sohn. Autorisierte Ausgabe. (Wien und Leipzig. A. Hartleben.)

Das Tagebuch des Mönchs. Von Anton Ohorn. (Leipzig. C. F. Tiefenbach.)

Krieg — mobil 19 . .! Von ***. (Berlin. Johannes Baum.)

Die Sagen der Juden. Gesammelt und bearbeitet von Micha Josef bin Gorion. Von der Urzeit. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Tyroler Hausgärtlein. Ein Volksbuch von Karl Domanig. (Kempten und München. Jos. Kösel.)

Deutsches Volkstum und Vaterland. Von Otto Pfister. (Berlin. Verlag des Vaterländischen Schriftenverbandes.)

Wiesbadener Volksbücherei. Nr. 162: **Christl; Barbara.** Von Emil Ertl. (Wiesbaden. Volksbildungsverein.)

Heinz Hellmanns Erlebnisse. Aus einer deutschen Jugend von Otto Wildling. (Glückstadt. Max Hansen.)

Sigurd und Brynhilde. Tragödie in fünf Akten von Adolf Wechßler. (Ulm. Heinrich Kerler.)

Die Rote Kugel. Komödie in drei Akten von A. Halbert. (München und Leipzig. Hans Sachs-Verlag.)

Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1772 bis 1785. Von Andreas Streicher. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.)

Aus der Heimat. Sammlungen von Gedichten und Erzählungen aus dem Erzgebirge. Von Anton Kalla. (Weipert. Frz. Thoms.)

Wir sind. Neue Gedichte von Franz Werfel. (Leipzig. Kurt Wolff.)

Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer. 3. Jahrgang 1912. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner herausgegeben von Dr. Viktor R. v. Geramb, Dr. Karl Hafner und Dr. Hans Pirchegger. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Mütter. Von Nina Norden. (Wien. Hube u. Lahme Nachf.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Vierunddreißigste Lieferung. (Wien. Karl Fromme.)

Wir Deutschösterreicher. Notwendige Ergänzungen zur deutschen Literaturgeschichte von Ottokar Stauf von der March. (Wien. Heinrich Feige & Co.)

Praktische Winke für Lungenkranke. Ein Büchlein zum Mutmachen von Prof. Paul J. R. Kämpfer. (München. J. F. Lehmann.)

Der Wert des Lebens und der Sinn der Religion. Von Dr. Robert Schwellenbach. (Berlin. Leonh. Simion Nf.)

Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit. Herausgegeben von Ferdinand Freih. Paungarten. Äußerungen bekannter Persönlichkeiten zu dieser Frage. (München. Ernst Reinhardt.)

Maiers **Farbenstiftmalerei für Kinder.** Heft 1. (Ravensburg. Otto Maier.)

Spielbücher. Herausgegeben von Otto Robert. Nr. 8: **Einfache Schachaufgaben** nebst Lösungen für Anfänger im Schachspiel. Von Max Weiß. (Ravensburg. Otto Maier.)

Naturwissenschaftliche Unterhaltungen für Knaben. Herausgegeben von E. Witting. Band 4: **Beschäftigungen aus den Gebieten der Zoologie, Botanik und Mineralogie.** (Ravensburg. Otto Maier.)

Das Gifttrias Arsen, Blei und Quecksilber, die Erwürger der gewerblichen Arbeiter. Eine Flugschrift technischen und sozialpolitischen Inhalts von Dr. med. Josef Lindenmayr, mit Vorwort von Dr. Georg von Schulpe, k. ung. Hofrat. (Dresden. „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.)

Das Morden durch Beerdigen Lebendiger. Eine Mahnung an alle von L. Freiherr v. Ehrhardt. (Dresden. „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.)

Neue Ideale nebst Vorherrschaft Berlins. Gesammelte Aufsätze von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Über die Schönheit häßlicher Bilder. Ein Vademecum für Romantiker unserer Zeit. Von Max Brod. (Leipzig. Kurt Wolf.)

Der Höhe zu. Betrachtungen von Rudolf Werner. (Dresden und Leipzig. „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt.)

Die Hauptlehren der Goethe-Schillerschen (gemäßigt freien, gemäßigt modernen, gemäßigt monistischen) Religion. Von Prof. Dr. Johann Molin. (Wien. Im Selbstverlag des Verfassers.)

Was schenkt die Natur dem Kinde? Von Minna Blankertz. [Kl. Beschäftigungsbücher 2.] (Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.)

Von E. J. Nikl sind u. a. folgende **Kompositionen und Transskriptionen** für die Zither erschienen und vom Herausgeber selbst (Wien, XVII., Hernalser Hauptstraße) sowie durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen: Aus der Waldheimat (Konzertländler); Deutsches Blut (Marsch); Melodienhain (Sammlung ausgewählter Tonstücke.)

und Ungläubige, gern herumgehen. Der Anhang, der sich mit der Frage der nachirdischen Fortdauer befaßt, ist eine glänzende Arbeit. Kein ernster Leser oder Leserin wird das Buch aus der Hand legen, ohne reiche Anregung empfangen zu haben. H. Gramm.

Der Faun. Roman von Leonore Niessen-Deiters. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit jedem Buche zeigt Leonore Niessen-Deiters mehr, daß sie ein aufsteigendes Talent ist, und der starke Beifall, den ihr vor Jahresfrist erschienenes Buch „Die unordentlich verheiratete Familie" fand, wird die Freunde ihres Schaffens voll Erwartung nach einem Roman ihrer Feder greifen lassen. Alle künstlerischen Vorzüge, die ihre Skizzen zeigten, kommen auch dem „Faun" zugute, und im Verein mit der sicheren Charakterisierung gestaltet sie mit künstlerischem Feingefühl das Ringen eines Bildhauers. Ein vornehmer, wehrloser Charakter kettet sich an ein niedriges Weib, dem er glaubt verpflichtet zu sein, und reibt sich auf im Kampfe gegen die äußere Not, um ein Werk zur Vollendung zu bringen, das sein höchstes Streben ausdrückt. Nicht in der Fabel liegt der Wert des Romanes; die feinfühlende Schilderung eines nach Hohem strebenden Menschen und die Verknüpfung des rein Menschlichen mit dem, was nur dem Künstler eigentümlich ist, heben den „Faun" heraus aus der üblichen Romanliteratur. V.

Bilder-Atlas der Frühlingsblumen. 40 Tafeln mit 173 naturgetreuen Abbildungen und erläuterndem Textheft von H. Schuhmacher. (Ravensburg. Otto Maier.)

Das sehr hübsch ausgestattete, übersichtlich angeordnete und wohlfeile Büchlein wird jedem Naturfreund sehr willkommen sein und ist auch Schulen und Schülern durchaus zu empfehlen. Die Abbildungen sind klar, gut kenntlich und deutlich, und der erläuternde Text entspricht allen Anforderungen. Daß der Atlas schon in dritter Auflage vorliegt, beweist gleichfalls dessen Güte.

Sehr empfohlen können werden: **Deutsche Wohnungskunst.** Von Max Heidrich. (Handbuch für bürgerliche Wohnungskultur.) — **Das englische Landhaus.** Eine Sammlung englischer Hauspläne aus dem Privatbesitz S. M. des Deutschen Kaisers. Im Allerh. Auftrage zur Anregung für den deutschen Eigenhausbau veröffentlicht, mit erläuterndem Text von Professor Artur Wienkoop, Darmstadt. Ferner die Zeitschrift der Gesellschaft für Heimkultur: **Heimkultur.** (Alle drei Werke im Verlag der Westdeutschen Verlagsgesellschaft m. b. H., Wiesbaden.)

Des Kindes Fibel. Herausgegeben von Wilhelm Kotzde. Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. (Mainz. Jos. Scholz.)

Mit dieser bunt illustrierten Fibel, die wohlgezählt 120 Bilder hat, muß es ein Vergnügen sein, lesen und schreiben zu lernen. Der Übungsstoff ist vielseitig und unterhaltend, der Bilderschmuck ansprechend und dem Text natürlich angepaßt. — Gewiß ein Büchlein, das Eltern und Erzieher beachten sollen. P.

Die Postsendungen selbst schnell und sicher zu berechnen und zu markieren ist für jedes Geschäft und jedes Bureau ein großer Vorteil wegen der schnelleren Abfertigung an den Postschaltern, wie auch für die Fertigstellung der Rechnung bei Warenlieferungen, bei denen das Porto zu berechnen ist. Wie das sicher und ohne Verlust zu bewirken ist, sagen die vorhandenen Hilfsmittel oft nicht genau und berücksichtigen nicht den Taxpunkt Graz. Eine Abhilfe bietet hierin der für jedes Grazer Geschäft unentbehrliche Behelf, der soeben erschienen ist in „Mosers Post-Handbuch für die vorschriftsmäßige Behandlung aller Postsendungen nach dem In- und Auslande. Mit Postorte-Verzeichnis nach Zonen zur Frankierung der Pakete berechnet für Graz und Umgebung." Dritte, erweiterte Auflage. Verlag von Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) in Graz. Dieser Behelf ist nach amtlichen Quellen bearbeitet, enthält die sämtlichen Vorschriften, betreffend Briefe, Postanweisungen, Geldbriefe, Wertbriefe, Postaufträge, Nachnahme- und Versicherungsgebühren 2c. nebst den zugehörigen Tarifen. V.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger, Gesammelte Werke. Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe. Soeben erschien von der 1. Abteilung Band I: „Die Schriften des Waldschulmeisters." Mit der Lebensbeschreibung des Verfassers. (Leipzig. L. Staackmann.)

Juliane Rokox. Roman aus der Zeit der niederländischen Renaissance. Von Rudolf Heubner. (Leipzig. L. Staackmann.)

Als wär es nie gewesen. Roman aus der russischen Revolution von W. Ropschin. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Das hohe Lied. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Deutsch-Österreichische Klassiker-Bibliothek, herausgegeben von Dr. Otto Rommel. Band 34: **Adolf R. v. Tschabuschnigg,** ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Friedrich Hirt. Inhalt: „Leben und Werke." Drei Novellen. „Onkel Tobias." „Metamorphosen." „Die Weltverbesserer." — Band 35: Karl

Heimgarten

Juli 1913.

10. Heft. 37. Jahrg.

Ein Wort!

Novelle von **Marie zur Megede.**

VI.

Als der Kellner am nächsten Morgen klopfte, wachte sie schon. Sie hatte keine gute Nacht gehabt. Es war beinahe albern, aber der Eindruck, den sie gemacht haben mußte, bedrückte sie geradezu. Über den Grund hatte sie sich freilich gestern getäuscht. Was konnte ihr denn daran liegen, was andere jetzt noch von ihr dachten? Aber daß sie sich überhaupt von einer nervösen Stimmung so hatte beeinflussen lassen, sie, die auf ihre überlegene Ruhe seit manchem Jahr schon so stolz war!? Mit einer gewissen Hast schloß Fräulein Melanie ihre Koffer, schnürte die Plaidhülle zusammen. Als sie die Treppe hinabstieg, irritierten sie die vornehmen Teppiche, die schönen Spiegel, die vergilbten Palmenfächer nicht mehr.

Unten dienerten die Kellner, der Ofen glühte, vom Garten schauten die goldenen Triebe des Kirschlorbeers herein und die rosenroten Kränze der Saxifragen.

Im Speisesaal leere Tische, bunte Decken, von irgendwoher der leichte Duft nach Kaffee und frischem Gebäck, das Klirren einer Tasse!

Ach ja — da — dicht an dem Riesenfenster, in dem etwas grauen Licht einer sonnenlosen Morgenfrühe, da saß jemand. Sie erkannte eine

Der deutsche Verfall. Vortrag, gehalten am 21. Jänner 1913 in Berlin von Adolf Bartels. (Leipzig. Armanenverlag Robert Burger.)

Lauterbach im Vogelsberg. Bad Salzschlirf. (Herausgegeben vom Verkehrsverein Lauterbach.)

Der Weggefährte. Jahrbuch für 1913. Herausgegeben von H. Corray. (Leipzig-Aarau-Wien. Edward Erwin Meyer.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Postkarten des „Heimgarten"

W. K., Wien. Sebastian Francks Ausspruch über die Deutschen lautet: „Demnach wer die Teutschen acht hat, der fiendt dissen fürwitz, mangel, äffische Art an i[h]n[en], das[s] sie aller ding ehe acht haben, suchen, nachfragen, verwundern, dann i[h]res eygen dings; da fahren und durchwandern sie alle land, biß zu den eußersten Inseln in new welt, erspeen (erspähen) fürwitzig all ding, und sich selbs wissen sie nit, und gefelt (gefällt) i[h]n[en] sogar i[h]r kolb (Knüttel, Keule, das Narrenabzeichen, zugleich auch geistig = Torheit) nit, wie doch der narren art, das[s] sie alle ding eher verwundern (bewundern), wissen, fürwitzig nachthon und erfragen, dann das[s] sie wisten, wer sie selbs weren, woher, wes i[h]r[e] vorältern thon (getan), geredt, glaubt oder gwesen weren, und gehet hie nach der welt brauch mit den Teutschen zu, daß sie immerzu wenen (wähnen), des andern kue hab ein größer eutter, und besser traid (Getreide) stand auff des nachpaurn (Nachbarn) acker."

S. W., Wien. Jene „Alliteration" aus Niederösterreich lautet:

„Kua kloans Kind, ko kuan kloan
Kind kua Kindskoch koch'n."

L. J., Graz. Miniaturdarstellungen vom Typus des nordoststeirischen Bauernhauses (Waldheimathauses), ausgeführt vom Bildhauer Josef Neuhold, sind zu haben bei L. Kölz, Graz, Luegg; Kleinhans Erben, Mürzzuschlag, Semmering; Arzberger, Mariazell; Kunsthandlung G. Baldi, Salzburg; W. Eller, Bozen; E. Brandl, Gmunden; A. Witting, Innsbruck.

M. T. Wallmar, Graz. Leider sind wir außerstande, Ihre Fragen zu beantworten; am besten ist es, Sie wenden sich an einen Musiker oder einen Theaterfachmann, um die gewünschte Auskunft zu erhalten.

Im Namen der Schriftleitung. Ein paar ärgerliche Vorfälle zwingen mich, im Namen der Schriftleitung des „Heimgarten" jede Verantwortung für unverlangt eingehende Manuskripte abzulehnen. Viele Einsender schicken ihre handschriftlichen Beiträge gegen die Postvorschrift als „Drucksache" und machen uns dann verantwortlich, wenn die Sachen verloren gehen; andere adressieren falsch, nach Wien, Dresden, Leipzig, Mürzzuschlag, Kapfenberg usw., an „Herrn Rosserger" u. dergl. — und es ist ein Zufall, wenn solche Briefe richtig eintreffen; wieder andere legen trotz unserer häufig wiederholten Forderung kein oder nicht genügend Rückporto bei; manche verlangen eine „unfrankierte Retournierung" und sind, erfüllt man ihren Wunsch, beleidigt; einige schreiben, ihre Einsendungen sollten, falls sie nicht verwendbar seien, „einfach in den Papierkorb oder in den Ofen" wandern, um etliche Wochen nachher zu reklamieren; nicht selten vergißt man, seine Adresse oder gar seinen Namen anzugeben — und für das Durcheinander, das aus solchen Verkehrtheiten entsteht, will man die Schriftleitung hernehmen!

Ein Herr . . . X z. B. begehrt energisch die Rücksendung seiner uns angeblich übermittelten Manuskripte und da sie sich bei uns nicht vorfinden, droht er mit einer „Veröffentlichung des Falles", hinzufügend, daß ich mich — gleich anderen Redaktionen — an den Rückmarken meiner Kollegen bereichere!! Ich wolle ihm seine Arbeiten nicht herausgeben!! Solchen, milde ausgedrückt, Verrücktheiten gegenüber weiß man wirklich nicht, ob man grob werden, den Klageweg betreten — oder darüber nur lachen soll.

Jedenfalls, wie bereits erklärt, fühlt sich die Schriftleitung durch derartige Vorkommnisse zur bestimmten Erklärung veranlaßt, jede Verantwortung für unverlangt eingeschickte Manuskripte abzulehnen.

Außerdem betone ich nochmals, daß allen Einsendungen, die allenfalls retourniert werden sollen, ausreichendes Rückporto beizufügen ist.

Dr. Hans Ludwig Rosegger.

(Geschlossen am 20. Mai 1913.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Mörk. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Koffer geöffnet, die Sachen durchwühlt wurden, nahm sich Herr von Conring auch der fremden Dame liebenswürdig an. Es war nur gute Lebensart und doch reichte sie ihm am Ende die Hand: „Ich danke Ihnen!"

„Wofür?"

„Für Ihre Freundlichkeit."

„Aber das war doch selbstverständlich!"

Der Gegendruck war matt, der Ton konventionell. Auch das selbstverständlich, ganz selbstverständlich. Und doch wieder der Stich, das Wehegefühl! Was bedeutete es nur? Kam sie etwa in ihren alten Tagen noch auf den geschmacklosen Einfall, ein Faible für einen jungen Mann zu fassen, der für sie jedenfalls nicht viel übrig hatte?

Sie lächelte traurig. Ach nein, das sicher nicht. Aber was sonst?

Vom Hafen her klang das Tuten des Dampfers, die Wasser brausten und kochten, die langen Kielwellen zerschlugen am Ufer. Die Schiffsgesellschaft war noch klein, dazu unelegant, uninteressant. Höchstens das hochzeitreisende Paar machte eine Ausnahme. Er flott, hübsch, sehr angelegentlich aus dem roten Bädekerband erklärend, den er in der Hand hielt. Sie mager, farblos, müde, mit dem störrisch-mißlaunigen Gesichtsausdruck eines verwöhnten, häßlichen Kindes. Wenn sie über Jahr und Tag wiederkämen, würde sie es wahrscheinlich sein, die sich um seinen Beifall, um sein Lächeln bemühte, nach der Hand haschen, die sich ihr unfreundlich entzog oder gleichgültig überließ! Moderne Eheleute, von der Berechnung zusammengeführt, vom Nutzen, von Eitelkeit und Strebertum!

Und die anderen, die alten, die schon eine Ewigkeit verheiratet waren, die schon einen so großen Jungen hatten, beinahe ein Jahr alt — und die noch immer an ihren Wahn glaubten!

Fräulein Melanie blickte sich um. Der Morgen war frisch. Auch die Passagiere der ersten Kajüte suchten den Schutz und die Wärme der Maschine. Auf den auseinandergeklappten Feldstühlen saßen sie in Mänteln und Decken gehüllt, während sich auf der anderen Seite allerlei Volk zusammendrängte, Arbeiterkittel, Frauen, Kinder, Körbe, Bündel, deutschblonde Physiognomien, hochgetürmte pechschwarze Frisuren, ein junger Priester im faltenschlagenden Weiberrock, unter dem Rand des rauhen Hutes ein rotbäckiges, neugieriges Kindergesicht.

Nur Conrings standen oben auf dem großen Deck, gegen die Stangen des Geländers gelehnt. Sie sprachen, lächelten, zeigten, sein Arm lag leicht an ihrer Schulter, um den Spitzenschal festzuhalten, den der Wind immer wieder aufnahm. „Ich werde sie nicht mehr belästigen!" dachte Fräulein Melanie und ihre Augen umfaßten die Umrisse der beiden jungen, schlanken Gestalten, die sich zueinander neigten. Wie waren sie doch hübsch, vornehm, sympathisch — trotz alledem!

blonde Bartspitze, einen schwarzen Haarknoten! Was bedeutete das denn, daß es sie durchrann: freudig und warm.

Die Begrüßung ernüchterte sie wieder. Man war sehr artig, besprach mit anscheinendem Interesse den veränderten Plan der Gnädigen! Doch nur die hübsche Frau war freundlich, der Mann blieb höflich, nur höflich!

Fräulein Melanie bog den Kopf zurück. Sie wollte nicht stören, sich nicht aufdrängen, bei Gott nicht! Wenn der Kellner mit dem Frühstück kam, würde sie drüben auf dem anderen Tische für sich servieren lassen. Er kam, sah sie fragend an, ehe er das Tablett niedersetzte und sie nickte und blieb.

Eine Unterhaltung kam in Gang, glatt, oberflächlich, wohlanständig. Und zum Fenster blickte der See herein, eine dunkle Flut, die sich hob und senkte, während der Nebel seine Schleier breitete. In der Höhe zogen noch die Wolken von gestern. Jenseits der Bucht lagen ein paar italienische Häuserwürfel, finster und geheimnisvoll Die weiße Ponalestraße verschwand im Dunst. Und die Boote schaukelten, die Schaumrollen spritzten auf den Kai hinauf. Eine Weidenart ließ lichtgrüne Ruten über die Mauer des Hotelgartens hängen, die sich im Winde schüttelten. Und dann war es plötzlich, als ob plötzlich etwas durch die blasse Eintönigkeit des Morgens rann: ein Schein, ein Strahl, ein Glitzern. Dunkler Perlmutterschimmer zittert auf dem Wasser, die wogenden Wellenfalten füllten sich mit schwarzem Blau und hellem Glasgrün.

„Die Sonne — die Sonne!“

Die junge Frau rief es. Fräulein Melanie wandte sich zu ihr um. „Und wenn sie nicht kommt, was schadet das? Ist es nicht schön hier auch so?“

„Sie kennen diese Sonne nicht?“

„Aber ich kann sie mir vorstellen!“

„Das hilft nicht viel, die Sonne muß man sehen, fühlen . . .“

„Wie das Glück?“

„Ja, wie . . .“ die junge Frau schwieg erschreckt. Ein mahnender Blick ihres Mannes hatte sie getroffen: Nur keine ernsthaften Gespräche mit dieser Dame, mit der man sich nicht verstand, die einem so fremd, so gleichgültig war!

Scheu streifte Fräulein Melanie das schöne, junge Männergesicht, das auch sie nichts anging — nichts — nichts!

Aber sie fühlte keinen Zorn, keine Wallung verletzter Eitelkeit, nur einen Stich, eine Weheempfindung. Was hatte sie denn, war das noch immer Nervosität, körperliche Überanstrengung?

Und die Sonne kam nicht, wohl aber der Kellner, um zu melden, daß es Zeit sei. Zu dreien gingen sie zur Dugane hinunter. Als die

„In der Tat ein Glück, meine Gnädige. Ich habe in dieser Stunde nicht nur eine alte Lektion wiederholt, ich habe gelernt und genossen, wie es bei einer so geistreichen, so liebenswürdigen . . .“

Fräulein Melanie winkte halb befriedigt, halb geniert mit der Hand. Aber während sie es tat, warf sie einen schnellen Blick in das blonde Männergesicht, dessen helle Augen so kühl über sie wegzusehen beliebten. Nein, er spottete nicht. Sie hatte ihn überrascht, bezwungen, vielleicht sogar etwas von seiner Sympathie erworben. Ein Rot flammte über ihr verblühtes Gesicht, während der Wind aus der Weite des Sees kühler zu wehen begann, unter ihr Cape fuhr und sie mit einem plötzlichen Kälteschauer überrieselte.

„Sie frieren ja“, rief die junge Frau, „Sie sind bald rot, bald blaß. Ihnen fehlt doch nichts? Was für ein dünnes Ding aber auch!“ rief sie, den Stoff des Umhanges zwischen ihren Fingern prüfend. „Wir müssen Sie ein wenig einwickeln, pflegen . . . ein Glas Sherry oder sonst etwas Warmes, Harry! Und dann etablieren wir das gnädige Fräulein in die Nähe der Maschine, mein Mantel liegt da auf der Bank und zwei schöne, warme Decken . . .“

Fräulein Melanie wehrte sich vergeblich, versicherte umsonst, daß ihr niemals wohler gewesen sei. Der Samaritereifer der kleinen Frau steckte auch den Mann an. Wie konnte er so freundlich, so fürsorglich, so liebreich sein. Wenige Minuten später saß das Fräulein auf seinem Feldstuhl ganz in der Nähe der Decktreppe, in Schutz und Wärme, eingewickelt, umhüllt, die belebende Glut des Weines in ihren Adern. Oben teilten sich wieder einmal die Wolken, unten spritzten die Dampferwellen über das Eisengitter. Die Ufer schauten herüber, groß, fremdartig, starr und üppig zugleich. Die Felsen traten in den Hintergrund, das Vorland füllte sich mit Grün, mit vornehmen Landhäusern und weißen Villen. Ein Abhang, ganz mit den grauen Schwertern der Agave überzogen, Oliven, Lorbeer, Zypressen, schlanke Glockentürme. Und dabei in der Luft, auf dem Wasser immer von neuem der rinnende Schein, der seltsame Opalflimmer einer ohnmächtigen Sonne, die so bald untergehen mußte, ohne auch nur wirklich geleuchtet zu haben.

Fräulein Melanie saß allein, das Ehepaar war auf das Deck zurückgekehrt. Ganz nahe der Treppe standen die beiden und blickten wieder auf den See hinaus, wo Kap Manerba im Nebel hockte und die sonst so scharfen Linien der Totenmasken Goethes und des Kaisers Friedrich im Dunst verlöschten. Der Luftzug trug die Stimmen zurück. Fräulein Melanie fing ein Wort auf, einen halben Satz. Man beschäftigte sich wahrhaftig immer noch mit ihr, anerkennend, freundlich, dankbar.

Dann, als das Gespräch sich naturgemäß der Gegend wieder zuwendete, sank sie müde und behaglich in ihren Mänteln und Decken

Und dann war es, als ob die junge Frau plötzlich die Blicke empfand, die sie so scharf beobachteten. Sie wandte sich um, erkannte, nickte, winkte. „Ich werde nicht gehen!“ sagte Fräulein Melanie zwischen den Lippen.

Aber jene winkte wieder und da ging sie, ohne zu zögern, rasch, wie man einer Lockung folgt, der man von Anbeginn verfallen ist.

Das Schiff war längst in Bewegung. Unter ihrer Kappe von weißen Wolken und grauem Nebel blieben die Felsen Rivas zurück. Von der Hotelterrasse in Torbole grüßten schwarze Zypressen, immergrünes Blattwerk rankten um die Balustrade, blühende Nelken nickten darüber. Eine kleine Säule, die niemand beachtete, zeigte die Grenze zwischen Österreich und dem Italien der Karte an. Die Steinpfeiler der ersten Zitronenpfeiler hoben sich vom grünen Hintergrunde.

Das Seebecken weitete sich. Noch immer Felsenberge, steile Hügel, kühne Profile, wildes Geröll. Aber in den Buchten gluckst spielend die kleine Welle, läuft an der verfallenen Steinmauer hin, hinter der die verfallenen Häuser stehen. Die Oliven wiegen ihr blasses Gefieder, dunkelgrüne Sträucher erschauern in der weich-kühlen Luft. Andere Berge lüften einen Augenblick ihre Wolkenmaske, ganz nahe entfaltet der Monte Baldo seinen Schneemantel, Glockentürme erheben sich oder ein altersgraues Kastellgemäuer auf vorspringendem Kap. Limone, Malcesine, Tremosina. Was für ein verheißungsvoller Klang in all diesen Namen! Und dazwischen die wallende Flut, die Wogen, die sich hoben, verrollten, schwarz, tiefblau, lichtgrün, immer geküßt, überzittert von einer unsichtbaren Sonne, auf die der See wartet, die hervorbrechen will, in der nächsten Minute, in der nächsten Stunde, heute noch, morgen ganz gewiß!

Im Anfang hatte die junge Frau die Erklärerin gemacht, das Köpfchen bald hier, bald dorthin wendend, mit dem gelben Handschuhfinger weisend. Aber Fräulein Melanie hatte ihr die Mühe bald abgenommen. Sie war zum ersten Male hier, aber sie war doch ganz zu Hause. Nicht umsonst hatte sie den Gardasee eben erst in ihrer Schule gehabt, wie sie lachend bekannte.

Und während der Dampfer von einem Ufer zum anderen kreuzte, sprach sie eifrig, anregend, fein, die Wahrheit der Bücher mit der Wahrheit des wirklichen Lebens mischend. Hübsche Bilder, zarte Farben standen ihr zu Gebote und so sehr redete sie sich in einen Enthusiasmus der Schönheit hinein, daß sie förmlich erschrak, wie eine gelobte Schülerin errötete, als die hübsche Frau ihr plötzlich die Hand auf die Schulter legte und mit ihrem lieben Lächeln sagte: „Aber das habe ich alles nicht gewußt, das habe ich früher gar nicht gesehen! Welch ein Glück, daß wir Ihnen begegnet sind.“

Der Mann verbeugte sich tief.

ihr graues Haar und ihr fahlblasses Gesicht. Die bläulichen Lider lagen über den etwas eingefallenen Augen, der Mund war zusammengedrückt mit einer tiefen, alten Falte an jedem Winkel.

Frau von Conring zupfte ihren Mann am Ärmel. Wie hatte er nur so ein schreckliches Wort ganz laut aussprechen können! Auf jeden Fall wollte sie ihm ihre Meinung sagen. Aber dazu mußten sie erst auf der anderen Seite des Deckes sein.

VII.

Nein, es war unmöglich! Sie hatte falsch gehört, oder wenn ihre Ohren sie doch nicht getäuscht hätten. — Etwas anderes, ein anderer mußte gemeint sein. Sie doch nicht! Sie, die arbeitete, Pflichten erfüllte, die ihr höheres Leben lebte, die noch genug Menschen besaß, die sie anerkannten, verehrten, lieb hatten! Das Wort hatte sie erschreckt, wie der allzu nahe Ton einer Glocke erschreckt. Und nun gellte er noch immer in ihren Ohren, so kalt, so hart, so unentrinnbar . . . Gerümpel, altes Gerümpel!

Nein, sie nicht, sie gewiß nicht! Aber fragen wollte sie die Leute, sie vielleicht in Verlegenheit bringen, um dann auf ihre Erklärung leichthin antworten zu können: Und ich glaubte schon, Sie meinten mich. Schließlich, was ist man denn auch weiter?! Die Schüler gehen ihre Wege, die Angehörigen, die Freunde . . . auf keine Hand hat man ein Recht, auf kein Herz . . . eines Tages findet man sich in die Ecke geschoben, überflüssig — Gerümpel — altes Gerümpel!

Ein Zittern ging dem Fräulein über den Leib.

Ja, sie würde sie fragen, ihnen die Pistole auf die Brust setzen! Wäre sie sonst in Maderno mit ihnen ausgestiegen, an diesem kleinen Ort, dessen Berühmtheit noch in den Windeln lag, während Gardone schon seinen Ruf der Luft, der Vegetation, der Hotels und Pensionen besaß und Salo als erste Stadt mit dem wirklichen Charakter des Südens den Rand einer tiefen Seebucht umkränzte, mit Palmen, die nicht mehr ganz so kümmerlich vegetierten, und vom Erdbeben zusammengerüttelten Häusern, während die Isola mit ihren Blumen wie ein Märchen auf dem blauen Wasser schwamm.

Nein, sie war nicht in Maderno geblieben, um der Schönheiten willen, die die junge Frau so bereit geschildert hatte, nicht um den Monte Pizoccolo zu sehen, dessen schiefe Schneespitze der Gegend hier die Eigenart verlieh, oder den Felskegel des Monte Kastello oder die kleine Kirche von Gaino, die sich mit ihren Zypressen wie ein Gemälde von Böcklin aus der goldenen Sonnenluft abhob. Auch nicht weil die Pension so vortrefflich und so billig war und die österreichische Wirtin so liebenswürdig ihre schönsten Rezepte verriet. Sie war geblieben, weil sie wissen wollte!

zusammen. Sie waren weich und der Portwein war gut. Aber die Wärme, die sie durchströmte, kam nicht davon. Sie ging von zwei Stimmen, von zwei Gestalten aus, wie eine laue Woge, eine linde Liebkosung. Ach ja, die ewige Spannung lösen, müde sein, alt werden dürfen! Den Rest, der nicht mehr perlt, aus dem blindgewordenen Kelche des Lebens trinken, bei den Jungen, den daseinsfrohen, den Kindern, denen fortan die Erwartung, die Zukunft gehört!

Die Augen, die einst in jeder Not hülfesuchend an den unseren hingen, behüten uns jetzt. Die Hände, die so klein, so schwach, so ungeschickt waren, sind es, die uns fortan stützen wollen, die bereit sind, sich als Teppich unter ihre Füße zu legen, unter die Füße der Einzigen, Unersetzlichen, unter die Füße der Mutter.

Und wenn der da oben nun ihr Sohn wäre, der Sohn eines Vaters, der sie geliebt hatte, von ihr geboren, erzogen, geleitet, dessen Seele sie kannte, dessen Herz sie gebildet hatte! Der Sohn, der ihr dann die Tochter zuführte, der sie kein Schwiegermuttermißtrauen entgegenbrachte, die zu ihr gehörte, ganz eins mit ihr geworden war, seit sie dem Sohne des Mannes das Leben gegeben hatte. Fernab schwebte das Bild dieses Kindes auf einer rosigen Wolke — das andere aber, das große, das alte, das sie liebte mit der ganzen unverlöschten Glut eines zärtlichen Herzens, das ihr neu zu eigen gegeben, seit die Scheidewand der blinden Autorität, des geforderten Respektes fiel, seit sie Genossen waren, Helfer, Freunde!

Die warme Welle, die linde Liebkosung flutete wieder über das Herz der Frau. Ihre Augen schlossen sich, ihre Ohren wollten noch einmal die Musik der Stimmen einsaugen, die der Luftzug abermals zurücktrug. „Jetzt ist es genug, Mira, du übermüdest und erkältest dich! Komm! komm!"

„Aber keine Spur, sei nicht wunderlich! Ich bin frisch und gesund und hier ist es entzückend. Außerdem haben Decken und Mantel momentan ihre Herrin."

„Es gibt mehr Decken und Mäntel auf der Welt und wenn nicht, so wechselt diese Herrin einfach. Du gehst vor. Es ist denn doch ein Unterschied zwischen jemand, der zum Leben und zum Glücke anderer gehört, dessen Stelle nie ausgefüllt werden könnte, und einer Person, die offenbar niemand zu Liebe und niemand zu Leide lebt, für die sich jeden Moment ein äußerst beglückter Ersatz findet — Gerümpel, altes Gerümpel . . ."

Die junge Frau war herumgefahren. Ihre Hand hatte sich erhoben, als wollte sie sich auf den Mund des Gatten drücken. Dann stieß sie einen kleinen Seufzer der Erleichterung aus. Das Fräulein auf dem Feldstuhl schlief, Gott sei Dank! Unter dem schwarzen Schleier leuchtete

von Maderno, die Säule in der Mitte, um die vorhin die Kinder spielten, die Laternen, deren Licht der See zurückwarf. Am Hafeneingang eine Kirche, der Kampanile hart am Wege, schwarz, gespensterhaft. Lauerte nicht hinter seinem Gemäuer jemand, fuhr nicht plötzlich eine Hand hervor, das Stilett blitzte . . . Aber, Gott sei Dank, nun kam ein Licht; aus dem Fenster einer Schenke Stimmen, Lachen, Gesang. Dann wieder die hohen Gartenmauern, die blattlosen Ruten der Maulbeerbäume. Ecken, Winkel, Schatten. Auf der anderen Seite ganz dicht der See. Die Welle schwappte matt, im Steingeröll hockten die kleinen Aloepflanzen, schwarz wie Gnomen.

Gerümpel — altes Gerümpel!

Wenn sie nun doch nicht gut taten jene, die einem die Torheiten des Herzens ausreden, die die Hand halten, wo junge Augen abschweifen möchten, um sie vor den Winkeln, den Gefängnissen der Gefühle zu bewahren, um ihnen den bequemen, den kühlen Tag zu sichern?

Eines Tages sank doch die Hand herab und der Beschützte stand plötzlich allein auf kalter Straße, im Herbst, wankend, frierend. Und mit einem Male wußte er auch, daß er diesen Moment längst vorausgefühlt hatte in Sehnsucht, Zorn, Niedrigkeit!

Nein, sie taten nicht gut! Denn, um allein zu gehen, zu stehen, mußte man stark sein. Sie war stark! Aber andere — andere! — —

Da endlich lag die Pension, zwei Häuser, der hübsche Garten dazwischen, ein vornehmes Eisengitter, der elektrischen Lampe blendender Schein. Im Balkonzimmer oben wohnte das Ehepaar. Es war zu Hause. Hatte sogar die Türen offen. In dem hellen Schein, der herausfiel, bewegte sich zuweilen ein Schatten, eine Stimme wurde hörbar.

Wenn sie nun noch einmal den Horcher machte? Wenn die oben zufällig wieder von ihr redeten, etwas Freundliches, Nettes, Liebes? Und sie noch einmal von dem Sohn träumen konnte, einem Sohn, den ihr Schoß trug, dem ihr Herz ohne Vorbehalt gehörte, und der ihr endlich die Zinsen für ein so kleines selbstverständliches Kapital zahlte, Wucherzinsen, die sie mit dem Stolz der Mutter und der Demut einer Glücklichen empfing!

Und ohne daß sie es wußte, streckte das alte Mädchen plötzlich ihre Hände aus, ihre armen, sehnsüchtigen Mutterhände, die ins Leere griffen. Fräulein Melanie schrak zusammen, eilig trat sie zurück, dicht an das Ufer des Sees in die tiefe Dunkelheit hinein. Ein Steg führte an dieser Stelle ins Wasser hinaus. Sie faßte die Holzbalustrade und stützte sich darauf. Hinter ihr schwappte die matte Welle, zur Seite hockten die kleinen schwarzen Aloebüsche im Geröll.

Am Balkon oben war die Tür aufgegangen, das Ehepaar herausgetreten. An das Gitter gelehnt blickten sie umher, sprachen zueinander,

Gerümpel — altes Gerümpel! Da war er wieder, der gellende Ton, der sie seit mehr als einer Stunde durch die Straßen des kleinen Städtchens trieb, an schmalen, schwarzen Häusern hin, zwischen hohen, grauen Vignenmauern, aus denen es grünte und sproßte, wo in einer Brunnennische das silberne Getröpfel über Rosenlaub und Venushaar in sein steinernes Becken rieselte. Dann ein einsamer Weg, der sich hob und senkte, wieder hohe Mauern, durch den Rundbogen eines Gartentores der Blick in eine Oliveta: Einsamkeit, Abendschatten, Schwermut. Ein Stück weiter ein stürmisches Wasser, das von den Bergen rauschte, über der Tür des Müllerhauses der geweihte, grüne Zweig, der vor Feuer schützt und das Unglück bannt.

Und nun noch die neugebaute, elegante Promenade hinaus, die nach Gardone führt, Villen zur Rechten und Linken, Parkanlagen, ungeheure graue Agavenschwerter, gezierte Kieswege, geschnörkelte Beete. Und dazwischen die Fahrstraße, der Schienenweg der Trambahn und drüben der See, der mit dem Horizont ineinander rinnt zu einem feinen, feuchten, endlosen Nebelgrau, die Luft viel zu weich, warm, drückend, erfüllt vom Geläute unzähliger Kirchenglocken, die sich ablösen, helle, bimmelnde, leichtsinnige, italienische Glocken, obwohl sie die großen Trauertage der Christenheit verkünden.

Gerümpel — altes Gerümpel!

Nein, nur das nicht, nur sie nicht! Die Jugend war doch nicht alles? Oder die Hoffnung, die törichte, immergrüne?

So viele, Männer wie Frauen, standen am letzten Ende, ohne ein Anrecht auf irgendeinen Menschen, ohne ein einziges von der Natur für sie geöffnetes Herz. Und sie waren ruhig, heiter, stolz! Statt der Liebe die Interessen, statt des Mannes die Arbeit, statt des Kindes die Kinder ...!

Fräulein Melanie stand still. Die Nacht war so schnell gekommen. Sie sah sie erst jetzt. Mein Gott, wie das Dunkel, wie die Luft beklemmte! Wie die flaue Wärme den Schweiß aus den Poren trieb. Nein, nicht weiter! Zurück — zurück! Dorthin, wo die Lichtpunkte von Maderno im Luftmeer verschwammen!

Sie wandte sich, schlug die große Straße ein, schnellen Schrittes durch Fasano, unter den Limonenhäusern hin, die wie leere Fensterhöhlen eines zerstörten Palastes auf sie herabschauten, während die Tram mit runden, gelben Riesenaugen heranfauchte und schattenhaft ein endloses Tandem von Mauleseln schwerbeladene Wagen bergauf schleppte.

Nein, nein, nicht sie! Mein Gott, warum war nur der Weg so weit! Warum war sie nicht schon da, um in den andern Mienen zu lesen, daß man ihr die Wahrheit sagte — die volle Wahrheit.

Fräulein Melanie lief jetzt beinahe. Der Wegschmutz spritzte, die kleinen scharfen Steinchen sprangen. Da, endlich der hübsche Marktplatz

lassen, vergessen, ausgeschaltet, fruchtlos. Für andere mochte die neue Lehre recht haben, die Lehre von der Arbeit, von den Erfolgen, von der Einsamkeit der Frau! Nur daß man dazu stark sein mußte, kampflustig, siegreich, kein schwaches Weib. Und sie war ein Weib — nur ein Weib! Eines jener abhängigen Geschöpfe, die sich anlehnen möchten, die beschützt sein wollen, gehütet und geliebt — ach geliebt!

Eine Weile scheinen sie das Regiment zu führen, aber sie scheinen eben nur, denn ihre Freude ist das Opfer, ihr Glück geben, immer geben. Und wenn die heißen Empfindungen verblassen, wenn die Blumen verwelken, wenn die Liebe verrät, und das Leben schuldig bleibt und man hat dann wenigstens ein Herz, eine Pflicht, einen Zweck, einen Dank: das Kind — das Kind!

Merkwürdig, die Liebe hatte sie verwinden können. Sie entsann sich jetzt wohl, daß es weh getan hatte; aber es war kein Krampf gewesen, nur ein schmerzliches Zucken. Blaß, aus weiter Ferne sah ihr kleiner Roman zu ihr herüber. Die Erinnerung hatte sie beschäftigt, belästigt. Aber das aufkeimende Bedauern hatte anerzogene Scham und hochmütiger Spott niedergehalten.

Die Frau in ihr hatten sie betäubt, verstümmelt, vernichtet — die Mutter lebte, die kinderlose Mutter, die den fremden Sohn um das Almosen einer winzigen Anerkennung, einer flüchtigen Zuneigung anbettelte. Und er hatte nichts für sie, nichts als ein Wort — ein schreckliches Wort — ein Wort, um daran zu sterben — —!

Nie mehr würde sie den Klang aus ihrem Ohr verlieren, von jeder jungen Lippe würde sie es lesen, hier, zu Hause, bei den Kindern, in der Schule, bei Angehörigen, Fremden! Und dann, wenn die beiden da oben noch einmal ihren Weg kreuzten! Wenn sie sie wiedersehen mußte . . . morgen . . . wenn die Sonne schien in Pracht und Herrlichkeit und Fülle . . . in diesem Lande, wo man leben mußte, oder sterben — —.

Die Gestalt, die ein lautloser Krampf hin und her geschüttelt hatte, ließ plötzlich die schützende Holzschranke fahren, sank in sich zusammen, streckte die Hände ihrer letzten Zuflucht, der kleinen, trägen, schwappenden Welle, entgegen. Ein leichtes Aufplatschen, das keiner vernahm, außer den Agavenbüschen, die zwischen den Steinen hockten wie Gespenster.

* * *

Am andern Morgen war die Sonne da, sie lachte von einem leuchtenden Himmel, und der See lachte zurück, blau, goldüberzittert, mit bunten Segeln und schlanken Booten, die auf diesem klaren Spiegel wie ein Äther zu schweben schienen! Wohin das Auge sich wandte, Licht, Grün, Blumen, rosiger Duft! Der Monte Baldo im neuen, blitzenden

vom Nebel, von der Wärme, von den Wetteraussichten und der Sonne, der strahlenden, italienischen Sonne, ohne die alle Schönheit hier nur halb war, und die doch endlich kommen mußte!

„Denn das da“ — fuhr die junge Frau fort, mit einer Handbewegung ins Weite: „das könnte heut eben so gut zu Hause sein, die Landschaft um irgendeinen märkischen See in einer feuchten, schwarzen, schwülen Nacht“.

„Ja, schwarz sicherlich. Und ich freue mich, daß ich dir gefolgt bin. Ein einsamer Spaziergang zwischen diesen Vignen — man könnte die halbe Nacht in solchem Mauerlabyrinth herumirren, ohne den rechten Weg zu finden.“

„Und ich hätte mich halbtot geängstigt! Übrigens, unsere Nachbarin ist auch noch nicht wieder zu Hause.“

Alles still und dunkel.

„Wen meinst du?“

„Aber du weißt doch, die Dame vom Schiff.“

„Ach ja, die Dame, der ich die erste Gardinenpredigt auf italienischem Boden verdanke, nach knapp 24 Stunden!“

„Es war aber auch zu häßlich, was du sagtest. Ein schreckliches Wort, ein Wort — um daran zu sterben!“

„Nun, sie hat es nicht hören sollen und sie hat es auch nicht gehört. Aber die Wahrheit bleibt es doch, wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen: Gerümpel, altes Gerümpel!“

Der Sprecher hielt inne, die Frau war aufgefahren und hatte ihn am Arm gefaßt.

„Hörtest du nichts? was war das? Ein Ruf, ein Schrei . . .“

O ja, er hatte auch etwas gehört. Aber es war nichts. Was sollte es auch sein? In diesem Lande ohne Vögel, vielleicht ein Signal der Schiffer.

Die Frau horchte noch immer, aber da sie nichts vernahm als das schwarze Anschlagen der Wellen, beruhigte sie sich und folgte ihrem Gatten, der ins Zimmer zurückgegangen war.

Und doch hatte jemand geschrien, dumpf, erstickt aus halb zugepreßter Kehle. Das Wort — das entsetzliche Wort — ein Wort, um daran zu sterben — —! Es ergoß sich über sie wie ein Strom, es stieß auf sie herab wie ein Geier. Und seine Fänge trafen sie ins Herz, mitten ins Herz, aus dem in einem einzigen Strahl ihr letztes warmes Herzblut quoll.

Plötzlich wußte sie alles, begriff alles, verhehlte sich nichts mehr. Rings um sie her standen die schrecklichen Gestalten, die sie anstarrten und denen sie nicht mehr zu entrinnen vermochte: die verlorene Jugend, das ungelebte Leben, das einsame Alter, der unbeweinte Tod! Ver-

Ihr Italienisch reichte nicht weit. Aber das war doch ... war das nicht etwas von einem Unglück ... vom Tode ... von Toten?

Ihre Augen folgten den Armen, die sich weit ausstreckten, den Gestalten, die sich von der Gruppe lösten, laufend den schmalen Weg beschritten, der sich auch hier wieder tief in den See hinausbahnte. Um die Pfähle am Ende die azurblauen, goldbetupften Wellen, die sich kräuselten, plätschernd anschlugen

Die Frau gab dem Manne plötzlich einen kleinen Stoß; auch ihr Finger zeigte jetzt: da ... ah ... das Dunkle, das Schwarze ... ein Tier .. ein Mensch ... „Komm, laß uns sehen ... helfen ...“ Der aber nahm den Arm, der ihn mit sich ziehen wollte, nur um so fester.

„Um Gotteswillen, nein! Zum Helfen sind schon genug da! Und falls etwas anderes ... wozu denn zwecklos vielleicht etwas Schreckliches sehen ... etwas, das uns um die Stimmung bringt ... das einen nichts angeht — —!“

Jetzt zog er sie wirklich mit sich und sie widerstrebte nicht mehr. Er hatte ja recht. Etwas Schreckliches! — — Etwas, das einen nichts angeht.

Und rüstig schritten sie nun wieder vorwärts, ohne Umschauen in den Frühling, in die Sonne.

Mein Gott, wie waren sie doch jung und glücklich und die Welt wie schön.

Die Gewissenserforschung.

Eine Kindheitserinnerung von **Paul Keller.**

Wenn ich jetzt einmal in meine Heimat komme und den großen schöngewachsenen Heinrich Schmitzke des Sonntags zur Kirche gehen sehe, gut gekleidet vom Scheitel bis zu den Zehen, und um ihn her seine Schar Kinder, von denen auch eines so ordentlich aussieht wie das andere, dann freue ich mich dieses braven Arbeitsmannes und denke daran, daß oft ein recht bescheidenes Maß von Schulbildung dazu genügt, im Leben und am gehörigen Platz ein ganzer Kerl zu werden.

Denn um Schmitzke Heinrichs Schulbildung stand es schlecht. Ich kann das sagen; wir waren Kommilitonen, haben als Dorfbüblein acht Jahre lang in derselben Schulstube gesessen.

Als wir dreizehn Jahre alt waren, kam ein Frühlingsmorgen, an welchem unser weißhaariger Lehrer die Hände über seiner kleinen Figur faltete und mit bewegter Stimme sagte: „Ihr Großen, ihr gehet heute nachmittag zur ersten heiligen Beichte. Ihr wißt aus dem Unterricht,

Mantel, der Pizoccolo wie ein vom Himmel gefallener Schneeball! Zur Seite des Castello die kleine Kirche von Gaino, inmitten ihrer feierlichen Wacht von schwarzen Zypressen. Und der Bogen des Sees, den ein köstliches Gewirr von Oliven und Lorbeer einfaßt! Dazwischen Limonenhäuser, Villen, Kirchen. Fernab im Sonnennebel der Blütentraum der Isola und die Totenmasken von Kap Manerba, unter demselben goldenen Schleier!

Das Ehepaar ging am See entlang, auf der Promenade, die sich an der Pension hinzog. Sie waren wieder in Reisekleidern, mit dem Opernglas und der unternehmenden kleinen Kuriertasche um den Hals. Sommerwarm lag die Sonne auf den Olivengärten zu ihrer Linken, Efeu schlang sich um gekrümmte, marklose Stämme, Lacerten huschten hin und wieder, unter den immergrünen Hecken blühten die Veilchen, weiß und blau.

Die Gatten sprachen nicht. Sie hielten sich nur an der Hand. Mit leuchtenden Augen schauten sie in die leuchtende Welt, die sie sich heute noch ein wenig näher ansehen wollten. An der Brücke in Toscolano wartete ihr Wagen mit dem Gepäck. In der Pension hatten sie die Zelte, einer plötzlichen Eingebung folgend, abgebrochen. Wo sie demnächst landen wollten, wußten sie selbst noch nicht recht. Sie vertrauten ihrem Stern. Leider hatten sie sich von der Reisegefährtin von gestern nicht verabschieden können, sie schlief noch. Das Zimmermädchen hatte sie gestern abend nicht mehr gesehen. Sie mußte also sehr spät nach Hause gekommen sein.

Eselfuhrwerke kamen ihnen jetzt auf dem Flußpfade entgegen, dahinter eine Schar schwarzer, neugieriger, ein wenig spottlustig dreinschauender Männer und Frauen. Sie lachten, zeigten alle ihre weißen Zähne, während sie im Chor den Gruß der Fremden erwiderten: „Bon giorno! bon giorno!"

Dann standen die Eselswagen still. Man begann, ihnen ihre Last abzunehmen, ganze Stöße großer, weicher Bogen, blau, braun, die Erzeugnisse einer nahen Papierfabrik, die hier auf dem Steinufer in der Nähe des Sees zum Trocknen ausgelegt wurden. Auch das Ehepaar hatte sich umgewendet.

„Ach, die Arbeit, die Prosa! Komm fort! Sieh, welch ein wunderbarer Weg hier in die Hecken, immer tiefer in das Grün hinein! Und da der Monte Baldo! Wahrhaftig ein königlicher Herr!"

Es war der Mann, der sprach, der den Arm der jungen Frau durch den seinen schlang und sie sanft mit sich fortziehen wollte. Doch sie gehorchte nicht gleich, ein kleiner, schwarzäugiger Junge hatte es ihr angetan, der sich an die Rockfalten seiner Mutter hängte.

Da sah sie, wie die Leute am Ufer sich plötzlich zusammendrängten, mit den Fingern zeigten, laut riefen!

Schließlich ist aber doch zu hören, wie eines der Kinder nach dem andern seinen Sündenzettel zusammenfaltet und behutsam in die Tasche steckt. Die Schar sammelt sich wieder, am Altar wird gemeinsam das Reuegebet gesprochen, und dann wird die Kirche verlassen.

Wir stehen wieder im Frühlingslicht draußen und gehen den Kirchberg hinab. Da gesellt sich mein Spezialfreund, der Siegelt Karl, zu mir und sagt mit wichtiger Miene: „Der Schmitzke Heinrich hat seine sämtlichen Sünden von mir abgesetzt."

O Schmitzke! Du setztest ja *immer* ab: alle Aufsätze, alle Diktate, alle Rechenexempel, alle anderen schriftlichen Aufgaben. Es war selbstverständlich, daß du abfetztest; du hattest dir das Recht dazu durch viele Rüffel, viel Nachsitzen und viel Prügel sauer verdient. Aber die Sünden abzusetzen — das ging zu weit!

In der letzten Schulstunde, die wir hatten, wurde ich von schlimmen Gewissenszweifeln geplagt. Wenn Schmitzke — das stand fest bei mir — mit dem abgeschriebenen Sündenzettel zur Beicht ging, ging er unwürdig, beging er einen schweren Frevel. Und ich, der ich darum wußte, mußte diesen Frevel verhüten, sonst machte ich mich selbst schuldig. Ich mußte dem Lehrer oder gar dem Pfarrer mitteilen, was geschehen war. Das aber brachte ich nicht fertig; ich hatte in meinem Leben noch nicht geklatscht. So war ich an dem Tage, der für mich ein Tag tiefsten Seelenfriedens werden sollte, in einer Herzensnot wie nie zuvor im Leben. Endlich verfiel ich auf einen Ausweg.

Auf dem Heimweg aus der Schule nahm ich Schmitzke beiseite.

„Du hast vom Siegelt Karl deine Sünden abgeschrieben", sagte ich mit der Miene eines Inquisitors.

„Das geht dich gar nischt an!" erwiderte mir der Sünder patzig.

„Das geht mich wohl was an!" entgegnete ich streng und hielt ihm eine religiöse Auseinandersetzung des Standpunktes. Schmitzke senkte den Kopf.

„Ich kann's nich", sagte er traurig. Da tat er mir leid.

„Heinrich", sagte ich milder, „wir gehn erst um drei zur Beicht; wenn du um zwei in der Kirche bist, werd' ich dir helfen die Gewissenserforschung machen, und die gilt dann. Willst du?"

Schmitzke nickte bloß und ging zu den anderen. Um zwei Uhr holte ich mir die Kirchenschlüssel und schloß die Vorhalle auf. Dort stand eine Bank mit einer Fußbank, auf denen sich gewöhnlich die Paten ausruhten, wenn sie ein wenig mit dem Kinde auf die Taufe warten mußten. Schmitzke Heinrich war schon da. Ich setzte mich auf die Fußbank und breitete ein großes Blatt Papier auf der Sitzfläche der vor mir stehenden Bank aus.

welch ein wichtiger Tag das für euch ist. Gehet jetzt hinüber in die Kirche und bereitet euch würdig vor!"

Darauf erhoben sich die „Großen", zu denen auch Schmitzke Heinrich und ich gehörten, von ihren Plätzen. Ein jedes entnahm aus der Schultasche einen mächtigen Bogen Papier, der als „Sündenzettel" dienen sollte, nahm ein Tintenfaß aus dem Loche und klemmte einen Federhalter hinters Ohr. So ausgerüstet für unseren Bußgang, verließen wir die Bänke, fast ehrfürchtig bestaunt von den kleineren Zurückbleibenden. Einer von uns trat an den alten Lehrer heran und brömmelte etwas Unverständliches, was ungefähr lauten sollte: „Herr Lehrer, wenn wir Sie etwa einmal beleidigt oder gekränkt hätten, bitten wir um Verzeihung." — „Gehet in Gottes Namen!" sagte der gute Mann mit feuchtem Blick. In diesem Augenblick wußte er wohl selber nicht, ob wir ihn in den sieben langen Jahren der Schulzeit „etwa einmal gekränkt" hätten.

Durch den Frühlingssonnenschein zog die kleine Büßerschar über die Dorfstraße weg der Kirche zu, Büblein und Mägdelein, jedes stumm vor sich hinsehend. O Gott, welch eine Wandlung! Sonst tollten dieselben Jungen und Mädel auf dem „Kirchberg" oft so laut, daß die lieben Toten hinter der Mauer erwacht wären, wenn sie nicht gar so tief geschlafen hätten, und nun sprach keines von der wilden Schar ein Wort, sah keines das andere an.

Im tiefen heiligen Gottesfrieden lag die Kirche. Die Sonne ließ das Kleid des heiligen Michael über dem Hochaltar wie Gold aufleuchten, und ihre Strahlen funkelten in dem roten Glase der ewigen Lampe, so daß es wie ein flammender Rubin in silberner Schale war. Behutsam gingen die Kinder, viele auf den Zehenspitzen, und am Altare knieten alle nieder. Ein Mädchen begann und alle Kinder sprachen mit: „Komm, heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe!"

Darauf begaben wir uns nach den Bänken. Auf die Kniebänkchen setzten wir uns, die Sitzbänke dienten uns als Schreibfläche. Wer in die Kirche getreten wäre, hätte keine Seele erblickt, denn die kleinen Büßerlein steckten alle in der Tiefe. Es war ganz still; zuweilen nur kratzte eine Feder oder irgendeiner oder -eine schlich sich zum Altar zurück, um noch einmal um Gnade und Beistand zu bitten. So erforschte ein jedes sein Gewissen und schrieb die Sünden auf, die es glaubte begangen zu haben.

Endlich ist einer fertig, sein Kopf taucht aus der Tiefe, um nach den anderen auszuschauen; da aber niemand zu erblicken ist, meint er, zu voreilig gewesen zu sein, und taucht wieder unter. Und währenddessen strahlt immerfort der lichtgoldene Engel über dem Altar und sein Angesicht lächelt.

Ein Kind nach dem andern ging an den stillen Beichtstuhl heran und kam bald mit einem heimlichen Glück im Auge zurück. Ich war bei den ersten und ich hätte die Kirche verlassen können. Doch ich blieb. Schmitzke, mein Gewissens- und Sorgenkind Schmitzke, war noch nicht dran gewesen. Richtig, er hatte sich an den allerletzten Platz gestellt, der arme Zöllner. Ich saß so, daß ich den Beichtstuhl sehen konnte. Jetzt endlich kam Schmitzke daran. In der linken Hand hielt er den von mir geschriebenen Zettel, mit der rechten fuhr er sich ein paarmal durch die struppigen Haare.

So, jetzt kniet er. Jetzt fängt er an, seine Sünden abzulesen. Aber was ist das? Der Geistliche wendet sich zu ihm, spricht auf ihn ein, und mein Sündenzettel flattert langsam zur Erde. O, mir schwante nichts Gutes. Ich schwitzte; ich hatte bei Schmitzkes Beichte viel mehr Angst als bei der eigenen. Ich sehe, daß der Pfarrer immerfort mit Schmitzke spricht. Was hat das nur zu bedeuten? Jetzt endlich — jetzt scheint's zu Ende. Der Pfarrer setzt sich aufrecht, nimmt das Barett vom Kopfe, beginnt die Lossprechungsworte zu sagen. Da plötzlich — da reißt Schmitzke aus. Jedenfalls dachte er, seine Bußpredigt habe er nun weg und nun könne er gehen. Ich litt unbeschreiblich. Der Pfarrer kommt aus dem Beichtstuhl, holt den flüchtigen Schmitzke zurück. Noch einmal spricht er lange auf ihn ein, und zum Schluß kniet Schmitzke wie ein Lamm, während der Pfarrer mit erhobener Hand das „Ego te absolvo“ über ihn spricht.

* * *

Wir gingen nach Hause. Schmitzke gesellte sich zu mir. Ich sagte gar nichts. Da fing er von selber an. Er hatte den von mir geschriebenen Sündenzettel nicht lesen können. Da hatte ihm der Pfarrer gesagt: „Sieh mal, Junge, jetzt bist nun sieben Jahre lang in die Schule gegangen und kannst nicht mal das lesen, was du selber geschrieben hast.“ „Und“, sagte Schmitzke, der in gewissen Punkten ein sehr feines Ehrgefühl hatte, „das konnte ich mir doch nicht gefallen lassen. Da hab' ich gesagt: ‚das hab' ich ja gar nich geschrieben, das hat ja der Keller Paul geschrieben'.“ Darauf Frage und Antwort, und mein kalligraphisch geschriebener Sündenzettel flatterte zu Boden — der Herr Pfarrer fragte Schmitzke selber ab.

Er wird es besser verstanden haben als ich; aber ich denke noch heute gern an die Stunde, da ich im Abendschein des schönen Frühlingstages im tiefen Herzensfrieden mit Schmitzke Heinrich die Straße meines Heimatsdorfes hinaufging, und ich freue mich, sobald ich jetzt einmal nach Hause komme, wenn ich Schmitzke am Sonntag als armen, aber kreuzehrlichen Mann mit seinem sauberen Häuflein Kinder zur Kirche gehen sehe, zur selben Kirche wie einst.

„Nu, Heinrich, nu mußt du mir aber alles sagen, was du gemacht hast, darfst nischt auslassen, und ich werd' alles richtig aufschreiben", so sagte ich mild, doch ernst.

Schmitzke nickte. Und ich begann, nach den zehn Geboten abzufragen: „Hast du das gemacht? Hast du das gemacht?" Schmitzke nickte oder schüttelte mit dem Kopf, je nachdem er sich schuldig bekannte oder nicht. Wir kamen rasch voran. Auch über das sechste Gebot, das alle Keuschheitssünden umfaßt, kamen wir ganz glatt weg. Unser guter Lehrer, der Vater Spiske, war ein Pädagoge alten Schlages; er hat uns von Physik und Chemie nichts beizubringen gewußt, aber er hatte unverdorbene Kinder. Ich war als Dorfjunge ein Hans Dampf in allen Gassen; ich kannte die kleinen und kleinsten Geheimnisse aller Kinder und ich kann heute mit Überzeugung die Hand aufheben und sagen: von den Lastern, die heute in unserer Jugend so unermeßlichen Schaden anrichten, hatte keines von uns Arnsdorfer Schulkindern auch nur eine Ahnung. Das sage ich zum Lobe der alten Schule Vater Spiskes und das lege ich ihm für mich und alle meine Kameraden und Kameradinnen als Kranz auf sein ehrwürdiges Grab.

Nun das siebente Gebot. „Hast du gestohlen?" fragte ich Schmitzke. Da machte er eine grimmige Miene, holte mit der Hand aus und sagte: „Ich werd' dir gleich Luft machen!"

Ich merkte, Schmitzke fühlte sich beleidigt, von mir, seinem Beichthelfer, beleidigt! Ich fand das ungehörig, aber ich sah ein, daß ich mit Strenge nicht weiterkam, und sagte also so nebenher: „Nu, ich zum Beispiel, ich hab' Äppel gestohlen." Da besänftigte sich Schmitzke. „Doch", sagte er, „Äppel hab' ich natürlich ooch gestohlen. Massig!"

„Und Schinkenscheiben abgeschnitten hab' ich", fuhr ich fort.

„Wir haben keenen Schinken", sagte Schmitzke.

Da war er mir moralisch über.

Um halb drei waren wir mit der Gewissenserforschung fertig. Ich hatte alles, dessen sich Schmitzke schuldig fühlte, mit kalligraphischen großen Buchstaben auf den Zettel geschrieben, überreichte ihm nun dieses Verzeichnis und sagte: „Das sind deine Sünden. Die mußt du im Beichtstuhl ablesen. Dann ist alles in Ordnung."

Schmitzke nickte. „Danke" sagte er nicht. Das wäre ihm dumm vorgekommen. Es erschienen nun bald die anderen, und um drei Uhr kam der Pfarrer, legte sich die blaue Stola um und setzte sich in den Beichtstuhl.

Ohne alle Frömmelei gesprochen: es war eine der gewaltigsten Stunden meines Lebens. Das Bewußtsein, Rechenschaft geben zu müssen über mein Denken und Handeln, schlug sich tief in mein Herz.

fälische in Essen — läuft heute probeweise — wir von der Presse sind eingeladen — gehst du mit?"

Da ging er schon an meiner Seite und bestürmte mich mit Fragen — Tourenzahl — Dampfkilogramme — Ausnützungskoeffizient — Kohlenkonsum — Kapazität — und was weiß ich noch — ich verstand kein Wort davon. Darum sagte ich: „Die Kapazität der Dampfkilogramme steht im umgekehrten Verhältnis zum Ausnützungskoeffizienten meiner Manuskripte."

Da verstand er und lachte. Und ich lachte mit. Aber da fiel mir doch was von der Technik ein. „Hör mal", sagte ich, „das neue Albulawerk der Stadt Zürich schickt den Strom von 24.000 Wasserpferdekräften vom Hochgebirge 140 km weit nach Zürich".

„Aus wieviel Turbinen?"

„Aus acht Turbinen zu je 3000 Pferdekräften."

„Also leistet die eine Maschine, zu der wir unterwegs sind, noch ein Viertel mehr als diese acht zusammen, um Licht und Kraft für eine Stadt von — von —"

„— zweimalhunderttausend Menschen aufbringen", ergänzte ich.

Mein Freund war schon stehen geblieben und rechnete in seinem Notizbuch. „Weißt du", sagte er, „was diese Maschineneinheit von 30.000 Pferdekräften, in Licht berechnet, eigentlich bedeutet?"

„Nun?"

„Eine Million Metallfadenlampen zu je 16 Kerzenstärken — stell dir einmal vor!"

Und im Geiste sah ich eine Million Lampen nächtlich aufflammen von einer Arbeitsstätte der Erde. Ihre Lichtgarben schossen in den Weltenraum. Einer, der vom Mars sein Fernrohr erdwärts richten würde, mußte wähnen, eine riesenhafte ewige Feuersbrunst wüte nächtlich auf der Erde.

Wir waren tapfer ausgeschritten. Die Straßen wurden lichter. Die Stadt lag hinter uns. Noch weiter hinten lag alles, was die Reiseführer als sehenswert bezeichnen — mit einem Sternchen oder zwei. Ich sagte es meinem Freunde.

„Ja, ja", gab er zur Antwort, „wir brauchten neue Reiseführer. Solche, die auf Kamine weisen und auf Kraftstationen, auf Schächte und Maschinen, auf den Fleiß von hunderttausend Händen, auf die Wirksamkeit von Pionieren und von Kapitänen des Handels und der Industrie."

Ich spann seinen Gedankengang weiter: „Also müßte es in einem zukünftigen Reisehandbuch von Berlin nicht mehr heißen: Durch das und das Tor zog einmal der General Irleben mit zehntausend Mann, sondern: Durch dieses Tor zieht täglich der General Rathenau von dem größten Elektrokonzern der Welt mit seinen vierzigtausend Mann auf

30.000 PK.

Von Fritz Müller.

Auf dem Bahnhof Zürich stieß ich gegen einen langen Herrn. Besser: gegen seinen spitzen Stock, den er wagerecht unterm Arm trug. „Herr!“ rief ich, schmerzlich berührt, „wie kann man seinen Stock aber auch so — so — so —“

„— so saudumm tragen, meinst du?“ sagte da der Herr und streckte mir die Hand entgegen. — Da war es ein alter Schulkamerad, der seine Sommerreise machte.

„Nein, jetzt so was“, sagte ich besänftigt, „du mußt schon verzeihen — aber, weißt du — diese wagerechte Stocktragerei ist wirklich —“

„— saudumm, weiß schon“, lachte er, „aber ich habe ihn gar nicht anders halten können, schau, ich hatte gerade im Baedeker geblättert — ‚Zürich, Sehenswertes‘, weißt du?“

„Hm, wo kommst du her?“

„Über Basel, Bern —“

„Was hast du in Basel gesehen?“

„Das Münster und —“

„Und in Bern?“

„Das Münster und —“

„Dann wirst du hier wohl auch das Münster ansehen müssen.“

„Das rätst du mir als Hiesiger?“

„Ich? Ich hab dir nichts geraten. Aber dein Baedeker wird —“

„Ach, die Reisebücher können mir gestohlen werden samt und sonders.“

„Na, na.“

„Nun, ist's vielleicht nicht wahr — immer Kirchen, Museen, Spaziergänge — und alle lohnend, herrlich oder entzückend.“

„Du vergißt die Denkmäler.“

„Jaja, Denkmäler mit und ohne Pferd, mit Standbein und mit Spielbein —. Denkmäler der Arbeit, der brausenden Arbeit um uns will ich sehen in der Fremde — ich bin Ingenieur und —“

„Hm, Ingenieur bist du geworden — und ich bin ein Mann der Feder — weißt du was, da gehen wir zusammen zu der dreißigtausendpferdigen Dampfturbine —“

„Mach keinen Scherz, solch Monstrum gibt es nicht bei euch.“ Aber er hatte schon wieder erregt den Stock wagerecht im Arm. Sein Zwicker wackelte interessiert.

„Nein, kein Scherz — draußen steht sie bei Escher, Wyß & Co., abnahmefertig für euer größtes Elektrizitätswerk, das Rheinisch-West-

Ich trat zurück. Eine Wolke flog vor dem Hallenfenster über die Sonne. Es ward ein wenig dunkel in dem Saale. Mystisch lagerte es über der Maschine. Wie eine beringte Riesenkatze lag das dunkelglänzende Ding vor uns — unbeweglich, lauernd, Gigantenkraft in den gestrafften Sehnen. Gleich wird sie sich zum Sprunge ducken — gleich wird sie springen — durchs Fabrikdach — hinüber über die Mauer — hinaus ins Land — mit den Eisentatzen auf die Fluren . . . Nein, nein — es ist mit Ketten angeschmiedet — fest an die Erde angesaugt, aus der es seine Kraft bezieht — aus der Kohle. Gelöst von Mutter Erde, ist es totes Eisen — mit ihr verbunden glüht sie Riesenkräfte in die Kabel, beleuchtet Städte, läßt weit im Kreis Maschinen surren, treibt Bahnen, läßt brausendes Leben aus den dünnen Kupfernerven sprühen, mit denen sie das Land umzieht. Nein, keine wilde Katze auf dem Sprunge — ein braver Arbeitsriese, ein unermüdlicher . . .

„Der Erde größte Kraftmaschine“, ergänzt mein Freund mein Denken, ohne daß er's weiß.

„Ist keine größer in der Leistung?“

„Nein, keine. Und nur eine ist ihr gleich. Sie hat noch eine Schwester drüben überm Ozean im Waterside-Kraftwerk in New-York, und die Edison-Gesellschaft hat sie gebaut.“

„Und jetzt hat also eine schweizerische Fabrik den Ruhm, die zweite —?“

„Du vergißt, daß die Aktien von Escher, Wyß & Co. samt und sonders in deutschen Händen sind — die Fäden gehen nach Frankfurt zu Lahmeyer und von da nach Berlin zum A. E. G.-Koloß — du selbst hast vorhin Rathenau erwähnt, der täglich durch das Tor zieht mit den Vierzigtausend . . .“

„Also eine schweizerisch-deutsche Arbeitsgemeinschaft?“

„Ja, für Kapital und Arbeit gibt es keine Grenzen.“

Noch eine gute Weile standen wir vor der Maschine. Schweigend. Nur die Gedanken wirbelten mit der Maschine.

Dann gingen wir. Wie man aus einer Kirche geht. Ich bin noch aus keinem andächtigeren Gottesdienst gekommen.

„Und die Maschine geht also nach Deutschland“, sagte ich im Gehen.

„Ja, nach Essen, sagtest du, in das Herz der deutschen Industrie. Dort wird sie dicht an einem Kohlenschachte ruhen. Ein für allemal. Neben ihr saust der Förderwagen in die Tiefe und bringt ihr Futter, stündlich, täglich, nächtlich, unaufhörlich.“

„Wieviel?“

„Wenn sie voll läuft, 32 Doppelwagen Kohle im Tag.“

„Das sind?“

das Schlachtfeld einer gigantischen Arbeit, die die ganze Welt umspannt hat mit Kabeln und mit Strömen."

„Ganz richtig — wir brauchen einen Baedeker der Arbeit, der an den Stadträndern beginnt, da wo der andere aufhört. Freilich, nicht nur auf die Kilowatt und den Dampfverbrauch dürfte sich der neue Baedeker beschränken — er müßte uns auch die Augen öffnen für die neue Schönheit der modernen Arbeit, für den Sonnenaufgang am Stichloch des Hochofens, für die Mittagsglut des Walzwerks, für die zeitungsrauschenden Gefilde der Rotationsmaschine, für die Gebirgsketten unserer Fabrikate, für den Silbersee des Gußstahls, für die Katakomben unserer Gruben, die Vesuve unserer Essen —"

Er hatte sich in Eifer geredet — wir standen vor dem Tore der Fabrik. Es tat sich auf — es schluckte uns mit andern ein — wir standen vor der Dreißigtausendpferdigen.

Wir Laien standen etwas unbehilflich vor dem Koloß. Ist er groß? Ist er klein? Es fehlt der Maßstab der Kritik. Ich sah nur: meines Freundes Augen glänzten ...

„Ich hatte mir das Ding eigentlich größer gedacht", sagte ich ein wenig unsicher.

„Das ist ja das Wundervolle", sagte mein Freund, „die Dampfturbine braucht für die gleiche Leistung nur ein Viertel der Bodenfläche unserer alten Dampfmaschine."

„Und hier ist kein Schwungrad, kein Gestänge, keine Kolben und Zylinder?"

„Das ist herrlich, nicht wahr? Eine technische Revolution, weißt du."

„Und wo wird die Elektrizität erzeugt?"

„An derselben Welle der Turbine, dort vorne an den Dynamos. So geht keine Kraft verloren."

„Ich bin begierig, wie das sein wird, wenn das Ganze läuft."

„Aber das tut es ja schon!"

„Nicht möglich — ich sehe doch keine Bewegung — ich spüre kein Erschüttern ..."

„Die modernen Dampfturbinen sind Wunderwerke der Präzision. Übrigens dort am Ende, wo die Welle aus den Rundgehäusen hervorlugt, kannst du die Bewegung sehen."

Ich sah auf die Welle. Lautlos rotierte sie. Des Tages Lichter spielten stumm darüber. An leisen Reflexen sah man die Bewegung.

„Tausend Umdrehungen in der Minute", sagte mein Freund leise.

Er legte seine Hand leicht auf eine Schraubenmutter des Gehäuses. Ich tat desgleichen. Ein feines Summen und Vibrieren lief durch meine Fingerspitzen — nichts weiter.

„Das war nett von dir, daß du mir dies Gesicht von Zürich zeigtest“, sagte mein Freund.

„Und ich danke dir dafür, daß du's erklärtest.“

„Nichts von Dank. Aber denk einmal darüber nach: Ihr Leute von der Feder solltet wirklich einmal den neuen Baedeker schreiben — du weißt schon, den der Arbeit.“

Ich sah ihn an. Es war ihm ernst.

Und dann stand er schon auf dem Trittbrett. Da schoß mir noch ein Gedanke durch den Kopf: „Hör mal“, sagte ich, „wird das die größte Maschine bleiben?“

„Nein, man wird noch größere konstruieren.“

„Und dann — wo ist die Grenze?“

„Wir können sie nicht sehen.“

„Ist das nicht eigentümlich, daß nicht nur bei den Maschinen, daß überall derselbe Konzentrationsprozeß zu Riesengebilden sichtbar wird?“

„Ja, in den Syndikaten, in den Trusten, in den Mammutbanken.“

„Und in den Städten selber, die so riesig wachsen, in der geschlossenen Arbeiterbewegung — überall der Massentritt, die Massenwirkung. Und was wird das Endziel von dem allem sein?“

„Die kompakte Menschheit“, sagte er ernst und drehte sich auf dem Trittbrett um, weil eben der Zug anzog. Und dabei stieß er mir wieder seinen spitzigen Stock, den er wagerecht im Arme hielt, an den Körper.

„Donnerwetter!“ sagte ich, weil es weh tat.

„Nicht fluchen“, winkte er noch unter der Tür zurück, „wer weiß, wozu es gut ist!“

Er meinte die kompakte Menschheit und ich den Stock. Da konnte ich wieder lachen. Und das war gut so: Die Dreißigtausendpferdige und die Gedanken, die sie löste, hatten doch ein wenig schwer auf mir gekniet.

Brillanten-Schabernack.

Von **Artur Dworzak.**

Im elektrisch hell besonnten Saale
Blitzt's von tausenden Brillanten
An Frauenohren und Mädchenohren
Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren.
Nebenbei gesagt:
Man spielt Beethovens Pastorale.
Alles ist Gefühl,
Lautlos das Gewühl
Andachtsvoller Menschen,
Und im Sturm und im Blitz
Hat der Meister unbeschränkt Besitz
Von den Seelen hier ergriffen;
Denn sein Können — feiner ist's geschliffen
Als all' die Brillanten, noch so teuer,
Und weit edler noch sein göttlich Feuer.
Und die Leute hören,
Keiner wird hier stören,
Alle haben Bildung,
Alle haben Takt;
Auch das Obers ist vorzüglich,
Nebenbei gesagt.
„Ja“, spricht eine würd'ge Dame bei der Jause
Im Konzert (natürlich in der Pause),
„Nichts auf Erden könnte mir's verleiden,
Unseren Beethoven je zu meiden.

„Das sind 320.000 Kilogramm Kohle im Tag, eine Drittelmillion."

Ich erschrecke vor den Zahlen. Sie geben mir kein Bild mehr. Sie zerfließen.

„Und was tut die Dreißigtausendpferdige dort?"

„Sie erzeugt Elektrizität — sie läßt Förderkörbe in den Schächten schnurren — sie zieht die schlagenden Wetter aus den Schächten — treibt frische Luft ins Innere der Erde — setzt Sümpfungspumpen in Bewegung — speit Ströme Bergwerkswasser aus den Schächten — schiebt die Kohlenwagen unter Tage — taucht die Nacht der Städte in die Weißglut ihrer Strahlen — spielt im Walzwerk mit den glühenden Blöcken — hebt sie, wendet sie und schiebt sie unter Walzen — speist ein Netz von Straßenbahnen — dreht die gröbste und die feinste der Maschinen — leuchtet dem Leiter des Stahltrustes ebensogut wie dem Volksschulbuben bei der späten Schulaufgabe — und wird nicht eher ruhen, bis sie eines Tages dem letzten Arbeiter die Suppe am elektrischen Ofen kochen wird."

„Du scherzest?"

„Nein, es ist nur eine Frage des Preises für das Kilowatt. Wenn das mal einen Pfennig kosten wird gegen vierzig vor zehn Jahren —"

„Ja, wenn!"

„Ich glaube nicht, daß der Weg noch weit sein wird zum elektrischen Kilowattpfennig. Ich höre schon von drei und vier Pfennigen für die Großlieferungen in Rheinland und Westfalen."

„Und was geschieht dann mit der Kohle, die man jetzt in Tausenden von Wagen täglich aus eurer Heimat ins Land führt?"

„Mit den dreißigtausend Doppelwagen, meinst du, die man aus dem Ruhrgebiet jeden Tag auf berußten Wegen hinausrollt — dreihundert Millionen Kilogramm am Tag, verstehst du —, ich denke, die wird man eines Tages ersetzen durch die reinlichen unterirdischen Kabel. In diesen wird dann die durch die Sonne in der Kohle vor Jahrmillionen aufgespeicherte Kraft radienförmig in das Reich hinausströmen — Hunderte von Kilometern weit — und reinlicher und billiger als je vorher."

Wir waren an der Haltestelle der Trambahn angekommen. Mit ganz andern Augen sah ich jetzt die eingekerbten Röllchen an den Drähten oben laufen. Wir stiegen ein. Der Lärm der Stadt schlug wieder an die Ohren. Es wimmelte in den Straßen. Und mir kam es plötzlich vor, als ob alle diese Menschen, alles das Getriebe in den Straßen gelenkt würde — an unsichtbaren Fäden — von der Dreißigtausendpferdigen, von der wir kamen.

Wir standen im Bahnhof. Der Zug meines Freundes fuhr in zehn Minuten. Wir gingen auf und ab.

und gab meinem Gesichte eine möglichst gleichgültige, erwartungslose Miene. Der junge Mann blieb in der Nähe der Tür stehen und sagte nur: „Guten Tag!“ Ich nahm mir Zeit, den Besucher zu mustern, und konnte entdecken, daß ich einen schmalbrüstigen Jüngling mit kurzgeschorenem Haupthaar vor mir hatte, ein eingeschrumpftes Stück Männlichkeit in den wenig anziehenden Zügen, tiefliegende Augen, die mit komischer Wehmut die bescheidene Eleganz meiner Wohnung anguckten und sich kaum getrauten, mir ins Gesicht zu sehen. Die schlotterige Gestalt umkleidete ein verschlissener Gehrock mit einer weißgetupften Weste und ein hellbraunes Beinkleid, das in genialen Falten den Erdball streifte. Den zweifellos schönen Schwanenhals konnte ich leider nicht entdecken, da ihn ein handbreiter. von einer längeren Tragzeit angekränkelter Stehkragen eng umschnürte und mich so eines unbestrittenen Vergnügens beraubte. In der Hand hielt der blasse Jüngling eine weiche Masse, die einem Filzhute nur teilweise ähnlich sah.

„Was wünschen Sie?“ fragte ich in einem Tone zartesten Entgegenkommens, indem ich den Fremden einlud, Platz zu nehmen. Er knickte sofort in dem angewiesenen Stuhl zusammen, drehte das weiche, hutähnliche Ungetüm in seinen Händen hin und her und sah mir endlich ins Gesicht.

„Entschuldigen Sie, mein Herr — ich komme — in einer sehr peinlichen Angelegenheit“, begann er mit einer hauchenden, kaum vernehmbaren Stimme, so daß ich den Verdacht hegte, er wolle einen Arzt konsultieren und habe sich in der Adresse geirrt.

„Vielleicht ein wenig lauter, bester Herr“, wagte ich daher einzuwenden und schob meinen Sessel näher heran. „Ich bin ganz allein, es hört uns niemand, Sie stören niemand, wenn Sie laut sprechen und machen mir damit ein unendliches Vergnügen.“

„Das Vergnügen ist noch fraglich“, schrie er mich plötzlich an, so daß ich unwillkürlich mit dem Oberleib zurückfuhr, erstaunt über die Tonstärke seiner Stimme, die er mir wie ein loser Schäker listig verhehlen hatte wollen.

„Es freut mich, Sie so trefflich bei Stimme zu wissen. Bitte, womit kann ich also dienen, mein Herr?“

„Haben Sie Zeit für mich?“ fragte er streng und würdevoll.

„Verzeihen Sie, aber das werde ich wohl erst beurteilen können, wenn ich über Ihre Wünsche orientiert sein werde“, antwortete ich fast kleinmütig, denn das rätselhafte Gebaren des Fremden brachte in meinem Gehirn das gewisse Mühlrad in Schwung. Die bange Einleitungszeit hatte unterdessen mein Flocki benutzt, um den Besucher von allen Seiten anzuschnüffeln und sich seine eigene Meinung über Charakter, Beruf und Lebensweise zu bilden. Das Resultat schien ihn nicht sehr zu befriedigen,

Selbst die Stickerei für meiner neunzigjährigen
Tante
Bald'gen Namenstag betreib' ich ganz andante.
Wenn ein solcher himmlisch schöner Tag sich
naht;
Zu versäumen ihn wär' ewig schad'.
Nächsten Mittwoch ist die ‚Neunte‘ gar,
Daß ich komm', das ist ganz sonnenklar;
Nur der Tod hätt' über mich Gewalt,
Komm' ich nicht, so bin ich stumm und kalt."
Ähnlich denkt die ganze vornehme Gesellschaft. –
Den Brillanten aber, klar und hell,
Ist bei dieser Rede blitzesschnell
Etwas teuflich Feines eingefallen,
Und ihr Funkeln
Ist ein Munkeln,
Ist ein Plan, ein arger Schelmenstreich.
Nun wir werden hören gleich.
— — — — — — — — —
Nächsten Mittwoch, als die Königin
Aller Erdensymphonien
Sollt' dem Ohr- und Herzensschmause dienen,
Sind die Damen alle nicht erschienen,
Denn sie fanden
Die Brillanten
Nicht im Haus,
In keiner Schatulle,
Nicht irgendwo und irgendwie
In irgendeinem Etui.
O Graus!
Da war's aus!
Sie suchten und fluchten,
Sie weinten und greinten
Nach allen Noten
Mit ihren Dienstboten,
Den gottlos verruchten,
Diesen Geißeln des Lebens,
's blieb alles vergebens.
Sie suchten und fanden
Nicht ihre Brillanten.
Wo hatten sie sich nur verkrochen?
Ja, das (ich bin verpflichtet ihnen,
Kann leider d'rum nicht dienen)
Bleibt ein Geheimnis, ungebrochen.
Und kurz und gut,
Die Damen waren in höchster Wut.
Selbst jene, welche den Ausspruch getan,
Sie sei gestorben, wenn sie nicht käme,
Sie hat gezankt, geweint und geschrien:
„Ich pfeif auf die ‚Neunte‘! Mein Schmuck,
der ist hin."
Nein! Schmucklos kann man nicht zeigen die
Ohren,
Wohl- oder Hochwohl- oder gar Hoch-
geboren! — —
Im Saale selbst gab's große Verwirrung:
Man dachte an eine Datumsirrung.
Es kamen einige Herr'n ganz verlegen,
Doch ließ sich kein Dirigent bewegen
Zu spiel'n auch nur einen einzigen Takt,
Und das Konzert wurde abgesagt. — —
Ruhe war drinnen nun im Saale,
Nur weiße Tische und leere Stühle
Und tönehungrige Notenpulte:
Das sah sich an wie stille Insulte. —
Und trauernd schwebte leise darüber,
Die Faust geballt,
Ein gigantischer Geist,
Wie im Leben verwaist
Und komponierte,
Abstreifend der Erde letzte Spur,
Ein Requiem an die Kultur.

Der letzte Chorist.

Von **Ludwig Huna.**

Ich legte eben die Feder beiseite und blickte mit einiger Genugtuung auf mein beendetes Essay über „Frauenleben im 21. Jahrhundert" zurück, als es an der Tür klopft. Mein getreuer Mischhund, der auf den etymologisch noch unergründeten Namen Flocki hörte, fuhr aus dem Halbtraum empor, in welchen ihn die Knochen eines gedünsteten Rostbratens versetzt hatten, und knurrte in seine weißgelbe Schnauze hinein. Auf mein entschiedenes Herein öffnete sich die Tür und mit etwas zaghaften Schritten trat ein junger Mann herein, bei dessen Anblick mir ein unbestimmtes Frösteln über den Rücken lief, denn die flehend-trüben Augen des Besuchers schienen im ersten Moment ausdrücken zu wollen: Herr, ich will Ihnen meine Gedichte vorlesen. Nachdem Standhaftigkeit das beste Mittel gegen derlei Angriffe ist, verscheuchte ich sofort den Frostanfall der Bestürzung

„Sie haben da vor einer Woche in diesem sehr geschätzten Blatte ein Feuilleton veröffentlicht", begann nun Herr Patzwedel in einem erzählenden Tone, der darauf schließen ließ, daß ich mich auf eine wohlgeformte, vielleicht balladenartige Rede gefaßt machen mußte, „ein Feuilleton, sage ich, das an und für sich ganz bedeutend sein mag — — ich verstehe nicht viel davon. Es betitelt sich: Die arme Lore."

„Ganz recht", bestätigte ich höchst gespannt.

„Sie schildern darin, wie ein junger Offizier, der in eine einsame Grenzstation versetzt wird, sich nach den Freuden und Genüssen der Großstadt zurücksehnt. Er liegt da abends auf dem Diwan in seiner Kasematte und träumt von vergangenen, schönen Tagen. In dieser Reflexion befindet sich nun unter anderen folgende Stelle." Er breitete das Zeitungsblatt langsam auseinander, sah mich mit einem schadenfrohen Blick flüchtig an und las:

„— und vor einem Monat noch! Da hab' ich in Wien den Caruso gehört und war noch immer nicht zufrieden, war anspruchsvoll wie ein Baron! Und wie hab' ich über den Rigoletto geschimpft! Wie ein verwöhntes, blasiertes Kind, das man vorn und hinten prügeln sollte! Und jetzt!? Jetzt lieg' ich da oben, begraben, allein, verlassen, und wäre froh —", hier erhob der Chorist seine Stimme und sah mich mit triumphierenden Blicken an, „wäre froh, wenn ich jetzt den letzten Choristen aus Kritzpockel da hätte, damit er mir das Torerolied vorbrüllen möge. Wie dankbar würde ich ihm sein!"

Herr Patzwedel schwieg. Es war ein bedeutungsvolles Schweigen. Er reichte mir mit einer leichten Verbeugung das Blatt und fragte mit dem Lächeln des ersten Intriganten: „Verstehen Sie?"

Ich verstand. Ein aufrichtiges Schmunzeln mußte meine Züge verklärt haben.

„Also, Herr Patzwedel, Sie sind zweifellos gekommen, um mir das Torerolied vorzubrüllen — pardon, zu singen?"

„Mit nichten —", unterbrach er mich, indem er einen tödlichen Blick des Hasses auf mich warf.

„Ja, dann verstehe ich nicht —", wagte ich zu bemerken.

„Wie? Sie verstehen noch immer nicht?" Er setzte sich in Positur. „Begreifen Sie denn wirklich nicht die Beleidigung, die in dieser Redewendung liegt? Sie stellen in Ihrer feuilletonistischen Betrachtung das gesamte Chorpersonal von Kritzpockel bloß. Der letzte Chorist von Kritzpockel wäre Ihnen lieb! Das heißt doch nichts anderes, als daß wir die letzte Schmiere auf Gottes Erdboden sind. Sie wollten uns lächerlich machen in den Augen der Leser, Sie wollten Kritzpockel selbst erniedrigen. Ja, Sie haben es erniedrigt, haben Uns erniedrigt, das Chorpersonal,

denn er zog schnuppernd die Schnauze empor und den Schwanz ein und machte verdrießliche Augen. Eine besondere Anziehungskraft für ihn hatte der zerfranste Hosensaum des fremden Jünglings, denn er begann daran mit stoischer Ruhe zu nagen und zu knabbern, bis ihn ein Fußtritt von mir aus dem Bannkreise des seltsamen Gastes scheuchte.

„Mein Name ist Cölestin Patzwedel —“

„Freut mich sehr, Herr Patzwedel —“

„Wie gesagt, die Freude dürfte sich hinterher ein wenig korrigieren“, bemerkte er, über die schöne Stilwendung sichtlich erfreut. „Wenn Sie den Zweck meines Besuches erfahren haben, dürften Sie anders über mich denken als jetzt.“

Ich mußte mir nun nach reiflicher Überlegung allerdings eingestehen, daß ich bis jetzt überhaupt nicht viel über Herrn Patzwedel nachgedacht, daher meine Denkungsweise auch nicht viel ändern konnte; um aber den Augenblick seiner fraglosen Schwere nicht mutwillig zu berauben, entschloß ich mich, den blassen Jüngling nicht aus der Kontenance zu bringen, und sagte daher nur sehr liebenswürdig: „Herr Patzwedel, wir sitzen uns nun schon einige Zeit gegenüber und ich weiß noch immer nicht, was mir die Ehre verschafft —“

„Ich beginne“, fiel er schnell und dezidiert ein. „Hören Sie, ich bin Chorist bei dem Stadttheater in Kritzpockel.“

„Oho — freut mich sehr“, erwiderte ich sichtlich aufatmend, daß die Gefahr einer Gedichtvorlesung nun endgültig vorbei war. Allerdings ergriff mich im nächsten Augenblick das schlecht verhehlte Entsetzen, der Chorist könne mir sämtliche Chorarien der vergangenen Saison in einem Atem vorsingen, um mir aus irgendeinem Grunde den Beweis von der Gründlichkeit und Ausdauer seines Berufes zu geben.

„Womit kann ich also dienen, Herr Patzwedel?“ fragte ich nun sehr erwartungsvoll, denn ich hatte nie gedacht, daß ein Kritzpockler Stadtbürger mir je die Ehre geben werde, mich zu besuchen, um so mehr, als ich von der jedenfalls schönen und ehrsamen Stadt Kritzpockel nur ganz unbestimmte Vorstellungen hatte.

Nach einer kleinen Pause, die der Chorist dazu benützte, um seine Sinne scheinbar zu sammeln — denn er runzelte die Stirn und begann sich zu räuspern — zog er aus seiner Tasche eine zerknitterte Zeitung hervor, die er gleichsam tändelnd zwischen seinen Fingern hin und her drehte. „Ahnen Sie noch immer nicht, mein Herr, was mich zu Ihnen führt?“ fragte er dann beinahe wohlwollend und gütig.

Ich schüttelte das Haupt und blickte mißtrauisch auf das Zeitungsblatt in seinen Händen, das plötzlich in meinen Augen einen ominösen Charakter anzunehmen begann, denn in mir stieg der Verdacht auf, daß das Blatt in unserer Unterredung jedenfalls eine heikle Rolle spielen könnte.

gewagt, erklären, daß Sie Kritzpockel und insbesondere das Chorpersonal nicht lächerlich machen wollten, ja daß Sie vielmehr von den respektablen Kunstleistungen des Kritzpockler Instituts überzeugt sind —"

„Erlauben Sie — einen Augenblick! Zu dieser Überzeugung müßte ich denn doch erst gelangen, nicht wahr? Wie wäre es, wenn Sie mir daher doch vielleicht das Torerolied vorsingen würden? Dann könnte ich ruhigen Gewissens sagen: Ich habe den letzten Choristen von Kritzpockel gehört, er ist ein Künstler, ich widerrufe so weiter —"

Der Vorschlag schien Herrn Patzwedel zu gefallen. Er machte zwar zuerst ein etwas verdutztes Gesicht, schob die Unterlippe hin und her, sagte dann aber einlenkend: „In der Tat, der Gedanke ist nicht übel."

„Also beginnen wir. Den Hund werfe ich für alle Fälle hinaus — pardon, das soll keine neue Beleidigung sein! Er vertrüge nämlich auch Caruso nicht. Er ist geradezu ein entsetzlich unmusikalisches Biest. Komm, Flocki!" Mein weißer Wächter drückte sich ahnungsschwer in das Nebenzimmer und kauerte sich dort hinter einer Portiere nieder.

Im nächsten Augenblicke legte Herr Patzwedel los . . .

Es war greulich.

Ich fühlte mit jedem Ton einen Nerv in meinem Innern reißen. Daneben stöhnte Flocki in herzzerreißenden Jammerlauten, mit welchen er meinen Freund Patzwedel zu akkompagnieren suchte. Ich beneidete in diesem Augenblicke alle meine Mitmenschen, die das Glück hatten, nicht in unmittelbarer Nähe des singenden Patzwedel zu sein. Andererseits bedauerte ich Kritzpockel und seine geduldigen Bürger aus meines Herzens Tiefe. Als Herr Patzwedel mit einem anhaltenden, in schwindelnder Höhe hin- und hertaumelnden „Daß Lieb' dir lacht!" endete, fuhr Flocki racheschnaubend hinter der Portiere des Nebenzimmers hervor und ich hatte Mühe, meinen kühnen Sänger vor weiteren Insulten durch das plötzlich musikverständig gewordene Tier zu schützen.

„Singen Sie in Kritzpockel auch solo?" fragte ich sichtlich erleichtert.

„Gewiß, wenn ein Sänger erkrankt. Ich habe schon den Manrico gesungen, den Waffenschmied —"

„Erlauben Sie — der eine ist ja Tenor, der andere Baß."

„Das macht nichts. Ich habe beide Partien in eine Mittellage umgewandelt, die mir ausgezeichnet paßt. Man nennt das bei uns zurechtlegen."

„Aha — ich bewundere Sie wahrhaftig. Ich habe mich von Ihrer Kunstleistung überzeugt, Herr Patzwedel. Ich bedaure, Sie verächtlich in meinem Feuilleton behandelt zu haben, und ich will eine entsprechende Berichtigung in dem Blatte erscheinen lassen."

Herr Patzwedel erhob sich mit einem glückseligen Lächeln innerster Zufriedenheit. Dann wiegte er sich in den Hüften zur Tür, wo ich

das Theater!“ Er rückte auf dem Sessel hin und her, von der inneren Gewalt seiner Gefühle durchbeutelt.

Ich bemühte mich, eine sehr niedergeschlagene Miene aufzusetzen, was mir um so schwerer gelang, als ich mit einiger Schadenfreude bemerken mußte, daß sich Flocki abermals dem Hosensaume meines Gegenübers genähert hatte, um sich desselben in Ermangelung einer Wursthaut spielend zu bemächtigen. Doch da hieb bereits der Chorist mit dem linken Fuße aus und Flocki sauste abermals gekränkt in seinen Winkel zurück.

„Sie sehen mich sehr konsterniert, Herr Patzwedel“, begann ich endlich meine Verteidigung. „Aber gestatten Sie zuerst eine Frage?“

„Ich bitte.“ Er neigte kühl sein Haupt.

„Warum fühlen S i e sich gerade getroffen, liebster Herr Patzwedel? Sie sind vielleicht nicht einmal der ‚letzte‘ Chorist von Kritzpockel — ich meine in verächtlichem Sinne. Vielleicht spricht da nur eine allzu große Bescheidenheit mit —“

„Mein Herr“, erwiderte er gereizt, „wir haben überhaupt keinen ‚letzten‘ Choristen in Ihrem Sinne. Wir fühlen uns in jeder Beziehung kollegial. Wir haben uns nach Lesung dieser beleidigenden und zum mindesten anzüglichen Auslassung sofort versammelt und durch das Los entschieden, wer als letzter Chorist zu gelten und daher Rechenschaft zu fordern habe.“

„Pardon — wieviel Choristen sind denn in Kritzpockel?“

„Drei.“

„Aha — nun, da ist’s freilich schwer, den letzten herauszufinden.“

„Es war auch schwer.“ Herr Patzwedel streckte gewichtig den Oberleib in die Höhe. „Zuerst dachten wir daran, daß sich der im Alphabet zuletzt Befindliche beleidigt fühlen müßte. Dann wies mein Kollege Fitzstangel darauf hin, daß der Bassist als der musikalisch mindest Geschätzte gemeint sei. Endlich aber entschieden wir uns für das Los. Es traf mich, wiewohl ich mich gerade am allerwenigsten getroffen fühlte, denn aufrichtig gesagt, ich stehe viel zu hoch über dergleichen Insulten. Man kann mich einfach nicht beleidigen.“ Er sagte das geradezu heldenartig und erregte dadurch meine wahrhaftige Bewunderung. Endlich ein Mensch, dachte ich, dem man seelische Ohrfeigen versetzen kann, ohne daß er sich wehrt!

„Da muß Ihnen der Gang zu mir eigentlich recht schwer gefallen sein“, sagte ich bedauernd.

„Eigentlich ja —“

„Und wie soll ich nach Ihrer Meinung die Sache wieder gut machen?“

„Sehr einfach. Sie drücken in derselben Zeitung in einer Art Berichtigung Ihr Bedauern aus, daß Sie diesen Vergleich überhaupt

Stadt vor, eine weißschimmernde Stadt unter ewig mildem Himmel, drin Maß, Form und Inhalt zum unaussprechlich Herrlichsten gediehen waren. Bis zum letzten Steinchen war alles mit überströmender Liebe durchsetzt und diese Liebe schuf eine unsagbare Schönheit, in der herrliche Menschen lebten, überirdische Güte und das Leuchten geläuterter, wunschloser Reife in ihren Augen. Solcher Art war die Stadt der Sehnsucht unseres Dichters.

Einmal, in einer Nacht, als er heißer, inbrünstiger denn je zu dem Idole seiner Sehnsucht und seines Schönheitsdranges betete, so daß seine gestammelten Seufzer ganz deutlich im fernen Himmel vernommen werden konnten, erbarmte sich der heilige Franz von Assisi, der im Himmel das Protektorat über die Künstler übernommen hatte, des armen Sehnsüchtigen, verließ für einen Augenblick seine seligen Kreise, ging zum lieben Himmelvater und sprach etwa also: „O du grundgütiger, allmächtiger Herr, gewähre mir freundlich eine Bitte, die ich in meiner Eigenschaft als Oberhüter aller kunstbeflissenen Erdenjünger an dich zu stellen wage. Gewiß ist deinem allwissenden Geiste der Dichter Grillinger sehr wohlgefällig, dessen Schaffen auf Erden ja so viel Gutes stiftete, daß die Menschen ihn den „göttlichen“ nennen und ihm herrlich viel Herzensfrieden und Glück verdanken. Aber der Ärmste selbst verzehrt sich eben in Sehnsucht nach dem Guten und Vollkommenen, heißer denn je, und sein guter, edler Wille bringt ihm Unerfülltheit und Trauer. Ach, gestatte mir, allmächtiger Gott, daß ich ihm das Abbild seiner Sehnsucht einmal recht wirklich vor Augen führe, ihn einmal nur in seinem Erdenwallen ganz wunschlos, erfüllt, selig mache!“

Da lächelte der gute Gott lieb, mild, aber ein bißchen schalkhaft und sagte: „Tue nur, wie dir dein gutes Herz eingibt, mein lieber Franz, und mache deinem Protégé eine rechte Freude. Und die schönsten Engel darfst du dir als Staffage mitnehmen.“

Und damit gab er dem Heiligen von Assisi, der vor Glück und Ehrfurcht erschauerte, noch einen kleinen Taschentelefunkenapparat mit, womit man im modernen Himmel solche Phantasmagorien inszeniert, noch rascher als mit der früher üblichen Gedankenschnelligkeit.

Franz drückte also auf einen Knopf des kleinen Apparates und im selben Augenblicke wandelte auch schon unser Dichter in den Straßen seiner heißersehnten Stadt, aber nicht etwa im Traum, nein, unendlich viel realer, so daß er sogar vor einem österreichischen Bezirksgericht einen wahrhaftigen Eid hätte ablegen können, absolut wirklich und körperlich dort gewesen zu sein.

Welch unendliche, unsagbare Pracht ringsum, welch milde, herrliche Luft, welch goldschimmernde Säulen, Paläste, Gärten! Und der Himmel

ihm warm die Hand drückte. Auf der Treppe wandte er sich noch zweimal nach mir um. Flocki knurrte ihm unversöhnt nach.

Am nächsten Tage erschien folgende Berichtigung in dem bewußten Blatte:

„Es tut mir unendlich leid, in meinem Feuilleton: ‚Die arme Lore‘ den letzten Choristen von Kritzpockel in etwas verächtlichem Sinne hingestellt zu haben. Ich hatte nämlich gestern die Ehre, den letzten Choristen dieses Städtchens, Namens Patzwedel, in meiner Wohnung zu begrüßen und bei dieser Gelegenheit das Vergnügen, ihn singen zu hören. Er gab mir untrügliche Beweise seines Könnens. Der beneidenswerte Herr singt Tenor, Bariton und Baß, er singt den Manrico wie den Waffenschmied. Ein Mann, der solches zu leisten vermag, verdient nicht der letzte, sondern der erste Chorist genannt zu werden. Leider hatte außer mir nur noch mein Hund Gelegenheit, den Stimmumfang und die Tonstärke des Herrn Patzwedel zu bewundern. Nur drückte mein Flocki seine Bewunderung in etwas merkwürdiger, nicht genug zu rügender Weise aus. In Anbetracht der neuen Sachlage stehe ich nicht an, zu erklären, daß sich der einsame Offizier in meinem Feuilleton nur irrtümlich nach dem letzten Choristen von Kritzpockel gesehnt hat, weil er von der Kunstleistung des Genannten ebenso wie ich gar keine Ahnung hatte. Würde er sie gehabt haben, er hätte sich gewiß nicht nach ihm gesehnt. Die freundlichen Leser und Leserinnen mögen daher in meiner Novelle anstatt ‚Der letzte Chorist von Kritzpockel‘ richtig lesen: der letzte Chorist von Schnapphutzen.“

Seit dieser Zeit lebe ich in unaufhörlichen Ängsten. Immer, wenn es an der Tür klopft, glaube ich, der letzte Chorist von Schnapphutzen steht vor der Schwelle.

Der Dichter.

Von **Bernhard Paumgartner.**

Es war einst ein Dichter — wirklich einer von Gottes Gnaden — dessen Werke durch die Lande flogen, als hätten Seligkeit und Sehnsucht selbst sie geschrieben. Verzweifelnde gewannen ihre Hoffnung zurück, Sterbende waren getröstet, Feinde versöhnten sich, Streit verstummte und Freude lebte wieder auf, Liebende vereinten sich und Unglückliche fanden das Glück: alles das vermochten die Werke des Dichters.

Und der Dichter selbst lebte in Sehnsucht, und seine Sehnsucht war die Vollkommenheit der Welt. Und er sehnte diese Vollkommenheit herbei mit aller Glut seiner flammenden Phantasie, und seine Phantasie spiegelte ihm, gleichsam symbolisierend, als Ausdruck aller Vollkommenheit eine

eine schlanke Pinzette und sprachen: „Sehen Sie, mein Freund, hier eine Narbe, d a tickt das Blut woher, dort eine kaum geheilte Wunde — tief genug, um andere dran sterben zu lassen . . . und da . . .“ Meisterhaft führten Sie die Sonde und zogen die blassen Ränder des Risses zurück, „da“, sprachen Sie leiser, „da — klafft das Herz entzwei!“

Wie das arme Herz pocht . . . und ein paar Tropfen tiefdunkelroten Blutes träufelten langsam herab.

Oder waren es Tränen?

Dann kam das Ende. Die Tränen und die Seufzer — der Dichter sang ein Lied davon.

Als echtes Weib schenkten Sie vornehm das Beste, und Sie rechneten nicht kleinlich auf Dank. Warum weinten Sie trotzdem?

Damit ist mir, dem psychologischen Arzte, das Problem gestellt; Sie erwarten die Diagnose. Ich will sie stellen; Diagnostiker bin ich . . . aber das wundertätige Heilmittel?

Ich weiß keines.

Offen und ehrlich legten Sie die böse Wunde bloß, ich untersuche den verletzten Muskel — das Herz ist eben auch nur ein Muskel, ein Hohlmuskel überdies — ich sehe die zerfetzten, gequälten Nerven . . . und ich fühle die Gedanken, die rastlos in ihnen wandern.

Diese Gedanken soll ich werten?

Nun, verehrteste gnädige Frau, Sie sind eine weinende Optimistin.

Hören Sie mein System: Es leben Leute, die Schaffenden und Schöpfenden, die Großen und Fröhlichen, die Hoffenden, die an das Glück glauben; diese sehen „weiß“, wo andere „schwarz“ sehen, sie lächeln, wo die anderen vor dem leeren Nichts erschauern . . . Sie übertünchen das Häßliche mit einem hellen Schimmer und meinen dreist-treuherzig: „Von Natur aus war es licht — nur leicht verstaubt ist es worden!“

Und für diese guten Leute i s t es licht.

Das sind die l a c h e n d e n O p t i m i s t e n, die vertrauensseligen, nie zu täuschenden — Psychopathen.

Deren Brüder vom Extrem — natürlich sind die Gegenpole ihre Brüder! — heißen l a c h e n d e P e s s i m i s t e n; sie erklären: alles ist schwarz — nur bleibt sich, genau genommen, die Farbe gleichgültig; bei einigem guten Willen gewöhnt man sich nicht schwer an das Dunkle. Die Welt ist nun einmal schlecht. Naturgesetz! Wer sollte sich dagegen aufbäumen?

Wir erwarten das Häßlichste von der Unvollkommenheit, die uns umgibt; kommt es wider Erwarten besser — wie man hört, sei dies nicht ausgeschlossen — dann werden wir uns auch nicht kränken.

So sprechen die Mißtrauischen, die nie zu enttäuschenden — Narren. Bedauernswert blicken die w e i n e n d e n P e s s i m i s t e n in die

über allem, nein, der Himmel! Und die Menschen erst, diese herrlichen, überirdischen Menschen, Menschen von solchem Ebenmaß, solcher Schönheit!

Und da kam der heilige Franz selber als Bürger der Himmelsstadt unserem Poeten entgegen, sah ihm in die hellen, entzückten Augen, die von Erfülltheit und Wunschlosigkeit leuchteten, ergriff seine glückzitternden Hände und rief mit der ihm eigenen Ekstase: „Nun hast du ja alles, was du willst, mein lieber, lieber Dichter, sag, bist du nun wahrhaft glücklich?"

Grillinger schüttelte lebhaft die Hände des Heiligen: „Ja freili, liaber Herr, freili schon. Aber können S ma net sagen, wo da der nächste Weg is in a recht a, recht a guats Gasthaus?"

Da erzürnte Franz von Assisi in heiligem Eifer und drückte wieder auf den Knopf seines Taschentelefunkenapparates, Schleier senkten sich über Anton Grillinger und er erwachte mit einem direkt unanständigen Kater in seiner Dichterwohnung in Strebersdorf.

Im Himmel war aber lange Zeit ein heftiges Disputat darüber, ob der heilige Franz recht hatte, so schnell das Knöpflein seines Apparates zu drücken, oder ob er seinem Dichter auch diesen Wunsch hätte erfüllen sollen. Und man konnte sich nicht einigen. Denn in so heiklen Fragen können selbst die Himmlischen nie zu einem objektiv befriedigenden Resultat gelangen.

Der eine lacht — der andere weint.

Ein Zwielichtsgespräch von **Hans Ludwig Rosegger.**

Warum so gedankenvoll, gnädige Frau? Sie sehen träumend durch das Fenster auf die blumigen Wiesen, auf die dunklen fernen Bergwälder; Sie blicken starr in die sinkende Sonne . . . und sehen doch die Blumen nicht . . . und nicht die Sonne.

Aber jetzt merke ich auch die feinen „Krähenfüße" an Ihren Schläfen, von denen Sie sprachen — und, offen gestanden, daß Sie davon sprachen, hielt ich für Koketterie in Ihrem Alter! Kaum dreißig! Pardon! Ich nenne keine Zahlen mehr.

Wie dürfte ich Sie auch verletzen? Das wäre sehr undankbar gegen Sie, gegen die liebenswürdigste, verständnisinnigste Dame, die mir je begegnete. Daher erlauben Sie wohl auch eine Zigarette?

. . . Oh! Sie entsetzen mich! Nun schreiben Sie meinen Wortschwall einzig und allein einem listigen Verlangen zu, der Antwort auf Ihre Erzählung auszuweichen. Bei Gott, Sie irren! Ich suche nur Zeit, um Ideen zu sammeln.

Verehrteste gnädige Frau, Sie nahmen mit Ihren armen weißen Händen das Herz aus der Brust, Sie nahmen mit Ihren schmalen Fingern

Welchen ich zugehöre, den Lachenden oder Weinenden?

Schwer zu sagen! Die ehrliche Selbsterkenntnis lernten wir alle nicht. Aber versuchen will ich es: Ich bin Skeptiker — und so zweifle ich auch an der Wahrheit meiner psychologischen Gliederung.

Schon des Paradoxen wegen.

Mein Bergasyl.

Von **Richard Voß, Berchtesgaden.**

I.

Wie es gottbegnadete Menschen gibt, so gibt es auch gottbegnadete Landschaften, Meisterwerke der Schöpfung, die bei solchen Gebilden als große Künstlerin schuf. Sie zog die Umrisse der Berge, erhöhte die Gipfel und bestimmte die Hebungen und Senkungen des Bodens. Sie formte hier Höhen, dort Täler, schnitt die Schluchten in die Felsmassen, ließ smaragdgrüne Seen entstehen, dunkle Wälder aufwachsen, blumige Matten sich breiten und — durfte am Ende mit ihrem Werk zufrieden sein.

Eine solche Natur, eine Natur so recht von Gottes Gnaden, ist Deutschlands südlichstes Alpenland, ist Berchtesgaden. Wer es zum erstenmal im Spätherbst betritt, sieht es in dem Rot und Gelb und Gold seiner Laubwälder von königlichem Purpur umflossen. Das ganze Land leuchtet. Watzmann und Göll legen silberne Kronen an, und während Gipfel und Grate im Neuschnee erglänzen, scheint den Wiesen wieder Frühling beschert worden zu sein: violette Genzianen und die lenzeszarten Zeitlosen sind aufgeblüht.

In dieser prangenden Jahreszeit erschallen die Tannenwälder der höheren Gelände von dem Gebrüll des brünstigen Hirsches; und ist es bei den dröhnenden Tönen, als habe der Herbst selbst Laut und Stimme empfangen. Aber der Liebesschrei des Geschöpfes ist zugleich ein Kampfesruf: der Hirsch sucht den Nebenbuhler und kämpft mit ihm auf Leben und Tod, ein Preisringen, dessen Getöse die Wälder durchtobt.

Plötzlich tiefe Stille, feierliches Schweigen, Kirchhofsruhe.

Der weiße Tod kam über Nacht!

Der gestorbenen Göttin webte der Rauhreif ein Grabgewand, wie es einem Herrscher der Welt nicht gewirkt werden kann. Die Tannen leuchten als silberne Kandelaber; zu strahlendem Silber wird das braune Laub der Buchen, wird der Purpur der Ahorne. Jeder welke Busch, jede verdorrte Blume, jeder Halm verwandelt sich in märchenhaften Glanz. Vom Himmel herab beginnt es zu rinnen und zu rieseln: leise, leise,

Welt, die Klagenden, die sich ein Leben lang über das Dasein nicht trösten können. Ich flüchte immer vor diesen heulenden Nörglern mit ihren zerknitterten Leichenbittermienen und dem ewigen Trauerflor um das Hirn.

Und nun noch zu den Letzten, zu den großen Kindern, den lieben großen Kindern, die nie klug werden.

Es sind viel Weiblein unter den guten Leutchen; sie lachen die Sonne an, sie spielen mit dem satten Grün der Natur und küssen im Frühling . . .

Bis die Nacht kommt und der Frost kommt, und das Ende der Liebe.

Jedem Tag folgt seine Nacht, jedem Blühen sein Verwelken, jeder Liebe ihr Sterben . . .

Genau genommen, könnten erwachsene Menschen dies auch endlich wissen; sie wissen es vielleicht auch wirklich — aus Erfahrung; aber das ist es ja: die Zukunft hat ihnen noch keine Erfahrung gelehrt . . . und die Zukunft wird anders sein — ewige Sonne, ewiger Mai, ewige Liebe.

Wozu wäre man denn sonst Optimist, wenn man nicht einmal daran glaubte?

Die ersten Schatten der Nacht fallen ein, die reifgeknickten Herbstrosen senkten ihre matten Kelche . . . das erste Zittern vom „Ende“ durchzuckt das Herz . . . und unsere armen, armen Optimisten weinen — weinen leuchtende Tränen über die scheidende Sonne, das schwindende Grün und die sterbende Liebe.

Betrug des Lebens, Lüge des Schicksals!

Heiße, herbe, bittere Tränen weinen die lieben großen Kinder.

Wer sind sie, die Hoffenden-Trauernden, Vertrauernd-Enttäuschten? Weinende Optimisten.

Solch eine weinende Optimistin sind auch Sie, verehrte gnädige Frau; mit der Liebe im banalen Muskel lachten Sie, mit dem blutenden Leid im Herzen weinten Sie.

Jetzt lachen Sie nicht, weinen Sie nicht, nur die feinen Fältchen um die müden Augen erzählen die alte Geschichte von Lieb' und Leid — und sie reden deutlicher, als Ihre Lippen es sagen konnten.

Die Sonne ging unter. Es ist Abend.

Tränen, gnädige Frau?

Nein, nein, Sie lächeln schon wieder . . . Sie wollen lächeln . . . es war auch nur die kühle Luft, die von den Schneebergen weht; sie macht krank.

Schließen wir besser das Fenster.

Wie dunkel es wurde! Und die Rosen duften . . .

Sie weinten?

dann mein Heim zum erstenmale fertig unter Dach, ein Geschenk, das mir das Schicksal zu Weihnacht aufgebaut hatte. Denn gerade war es der Tag vor dem Christabend.

Tief verschneit lag das Haus über mir in der weißen Umwallung der Bäume. Kein gebahnter Weg führte hinauf. Wie ein Schwimmer in die Fluten sich stürzt, so warf ich mich in den kalten Glanz, darin ich bis an die Brust versank. Wohl eine Stunde brauchte ich, bis ich den Bau erreicht hatte, Schritt für Schritt mir erkämpfend.

Da stand ich nun unter Gerüsten und Schneemassen. Ich kletterte Leitern und unfertige Treppen empor; schwang mich über Balken; balancierte auf schmalen, schlüpfrigen Brettern; drang mühsam in das öde Innere des Hauses, darin ich mein Leben verbringen wollte, und mein Leben war damals noch ein sehr junges. Was ich in jener Stunde fühlte — tiefe Bewegung, starke Ergriffenheit war's. In diesen jetzt noch so trostlos öden Räumen wollte ich — mein Leben nicht genießen, sondern es mir erarbeiten, erkämpfen. Jeder Tag meines Lebens in diesen Räumen sollte ein Kampfestag sein; denn auch der in der Einsamkeit lebende Mensch darf sich einen Kämpfer nennen. Vielleicht gerade der einsame Mensch; einen Kämpfer auch gegen innere Gewalten. Stunden, wie ich sie vor einem Menschenalter an jenem Christtage erlebte, sind Denksteine auf dem Wege, der wohl für die meisten von uns ein Passionsweg, wie er alle zu einem Ziele führt: zu einem offenen Grab. In solchen Stunden leistet der Mensch stille Gelübde. Ob er sie erfüllen wird, erfüllen kann?

Es dämmerte bereits, als ich mein Haus verließ. Die weißen Berge lohten gleich Fackeln, von dem Feuer des Sonnenunterganges entzündet. Wie im Traum schritt ich dahin. Nebel stiegen auf: blauschwarz, dicht und dichter. Plötzlich waren die Alpen von Gewölk bedeckt, die ganze Herrlichkeit erloschen, verschwunden.

Doch — was war das? Schüsse, die dumpfen Donnerhall weckten, ein dreifaches, vierfaches Echo . . . Wieder Schüsse, Gedröhn, Gekrach . . . Jetzt Schüsse von allen Seiten. Und von allen Seiten durch das Dunstgewölk zuckende Blitze: die Feuer der Gewehrsalven im Tal und auf den Höhen. Jetzt verstand ich:

Berchtesgadens Volk beging die Christnacht! Eine Bergfeier der geweihtesten aller Nächte war's, wie ein Bergpsalm himmelansteigend . . .

Ich lauschte noch darauf, als ich auch das liebe Weihnachtslied hörte, von Kinderstimmen gesungen. Gleich darauf erblickte ich die kleinen Sänger. Auf der weißen Straße, die zu meinem verschneiten Hause führte, kamen sie mir entgegen. Sie kamen herbei von allen Seitenwegen: von den Höhen wie von den Niederungen. Jedes Kind trug eine Kerze, deren Schein auf ein blondes Köpfchen fiel. Da sie aus

wie heimlich, ganz heimlich. Die weiche weiße Decke breitet sich aus! Die lichten Schollen sind's der ungeheuren Gruft, darüber die Alpen als die Leichensteine aufsteigen: der hohe Göll als die feierliche Kuppel eines gigantischen Felsendomes, der Watzmann als himmelhohe Pyramide, der Untersberg mit seinen roten und violetten, senkrecht aufsteigenden Marmorwänden, daran keine Schneeflocke haften kann, gleich den Mauern und Zinnen eines Wallhalls . . .

Es schneit fort, schneit durch Tage und Nächte. Immer dichter sinkt es aus dem weißgrauen Gewölk hernieder; immer höher wölben sich die Hügel; immer tiefer wird das Schweigen. Aber dann . . .

In einer Frühe erglühen die Gipfel in mystischen Gluten. Als rosige Fanale flammen sie auf und werfen ihren Widerschein in das blaue Nebelgewoge der Tiefe hinab. Dieses wirbelt empor, verhüllt alle Höhen, wallt hin und her. Es löst sich, zerreißt — zerfließt.

Welche Herrlichkeit von Himmel und Erde! In wolkenlosem Azur strahlt es über der weißen Welt. Die Sonne, die Sonne! Und alles ist Glanz.

Wer Berchtesgadens ganze, wer Berchtesgadens höchste Schönheit erleben will, der komme alsdann!

II.

Eines solchen strahlenden Wintertages erblickte ich zum erstenmale das Haus, welches ich mir als junger, sehr junger Mensch in jener königlichen Alpennatur gebaut hatte: um „einsam zu sein". Denn damals war noch ringsum die kleine, von Hochwald umdunkelte Matte zu Füßen Seiner Hoheit, des Göll, gegenüber Seiner Majestät, dem Watzmann, eine große Einsamkeit.

Auf eigentümliche Weise war ich in den Besitz von Wiese und Wald gekommen. Ich hauste damals auf einem Bauernhofe der alten Königseer Landstraße; ging auf dieser eines Tages dem See zu; kam bei einer Biegung des Weges zu einem altertümlichen Meilenstein; blieb plötzlich wie gebannt stehen.

Vor mir stieg in sanfter Schwellung eine Matte auf, zu beiden Seiten von alten Buchen und Ahornbäumen eingefaßt, im Hintergrunde von feierlichem Hochwald umfangen, darüber sich die silbergraue Wölbung des Göll erhob. Meine Phantasie fabulierte mir in der Höhe vor: Dort, wo Tannen- und Laubwald zu einem dichten Kranze sich schlossen, ein Haus, nicht viel mehr als „eine Hütte auf kleinem Alpenfeld".

An diesem Tage gelangte ich nicht mehr an den Königsee, sondern ging des Weges als zukünftiger Bauherr zurück; war ich doch im Verlauf kurzer Stunden mit dem „Gröllbauer" über den Kauf von Wiese und Wald handelseinig geworden! Aus Italien, aus Rom kommend, sah ich

wenn auf der Regenalp der Auerhahn balzt, im Tal der Kuckuck ruft. Als mein Haus auf der Berghalde erbaut war, verbrachte ich Frühling auf Frühling am Obersee: ganz, ganz hinten, „in der Fischungl", unterhalb der Teufelshörner, häufig wochenlang mutterseelenallein. Das war in meinen jungen Jahren. Später ward mir's vergönnt, diesseits des Obersees, an dem Gestade des Königsees zu wohnen: in dem weißen Hause bei dem Felsen mit der jetzt vom Sturm niedergerissenen Riesenbuche und dem ragenden Kreuz. Es gehört einer der bedeutendsten — einer der edelsten Frauen unserer Zeit: der Freifrau v. Heldburg, die sich an diesem traumhaften Erdenfleck heimisch gemacht. Ihre Gastfreundschaft durch Jahrzehnte gab meinem Leben Feiertagsglück . . .

Auf der Saletalp erschien mir das Urbild meiner „Alexandra"; auf der Saletalp durfte ich das Drama, das diesen Frauennamen trägt, dem Herzog von Meiningen und der Freifrau vorlesen; auf der Saletalp lernte ich den Königsee kennen in seiner ganzen Majestät. Wie wild er sich gebärden, wie er branden, stürmen und rasen kann, gleich einer Menschenseele, darin der Sturm der Leidenschaft tobt. Auf der Saletalp habe ich einmal erlebt, wie man in den Fluten des Obersees die Leichname eines jungen Liebespaares suchte, das ein solcher Seelensturm in den Abgrund der Wellen gerissen. Tagelang dauerten die Nachforschungen nach den beiden im Tode Vereinten; doch gibt der Obersee seine Toten nicht wieder her.

Jetzt drang die neue Zeit auch zu diesem, durch Bergwände gegen den Ansturm der Zeiten verschanzten königlichen Gewässer. Aber sie kam in einer nicht störenden Gestalt; denn die hellen, hübschen Motorboote, die jetzt den Königsee schnell und geräuschlos durchkreuzen: von dem Ländeplatz aus, an dem zwei neue, überaus stattliche Fremdenherbergen sich erheben bis zur Saletalp, können dieser großen Natur keinen Abbruch tun. Sie verscheuchen nicht einmal die Scharen der Wildenten, denen auf besonderen Wunsch des greisen Prinzregenten kein Leid geschah.

Der Prinzregent! Bayerns Prinzregent!

Das Herz geht mir auf und wird mir warm beim Schreiben dieses ehrwürdigen Namens. Kein anderer kennt das Berchtesgadener Land so gut wie Bayerns Prinzregent; kein anderer weiß so genau, daß es ein Land von Gottes Gnaden ist; kein anderer liebt es so treu und kein anderer wird im Lande Berchtesgaden so treu wiedergeliebt.

„In Treue fest" — lautet ein Wort, das Luitpold, der erste Prinzregent von Bayern, geprägt hat. In Bayerns Bergen hallt und schallt dieses Fürstenwort, wie es in dem Herzen von Bayerns Volk klingt und tönt:

Und wenn der Herr den Bayern sterben läßt,
So fühlt er noch in seiner letzten Stunde,
So ist sein letztes Wort in seinem Munde:
Mein Bayernland, du stehst in Treue fest!"

Finsternis und Nebel auftauchten und jedes sein Lichtlein, es mit der Hand schützend, vor's Gesicht hielt, so war es, als schwebte eine Schar von Engelsköpfen hinauf und hinab: solche kleine Himmlische wie sie, mit Fittichen an den Köpfen, die Gemälde alter Meister zeigen, Gottvater oder die jungfräuliche Mutter mit dem Sohne umgaukelnd.

Zum erstenmale von meinem Hause kommend, wurde mir von Kinderlippen die Botschaft zuteil:

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

III.

Der Mühselige und Beladene sollte sich gönnen, in der weißen Winterschönheit Berchtesgadens Weihnacht zu feiern. Er findet dort nicht die große kosmopolitische Welt des Engadin und nicht das Getriebe von Partenkirchen-Garmisch, wohl aber findet er in diesen glanzvollen Tälern, an diesen schimmernden Seegestaden die Herrlichkeit der Alpenwelt in ihrer Verklärung.

Königsee, Obersee, Hintersee . . . Drei Namen, die in Bayerns Schönheitskrone drei Edelsteine nennen.

Der Königsee in Winterpracht! Gefroren die Wasserfläche! Wenn kein frischgefallener Schnee sie bedeckt, so kann der Eisläufer ein Wunder schauen. Seine Bahn führt ihn zwischen den schweigsamen weißen Alpenhäuptern über spiegelglatte, smaragdene Abgründe hin, daraus es zu ihm geheimnisvoll geisterhaft aufsteigt; vom Sturm in den See hinabgeschleuderte Riesenfichten, an deren grauem Geäst das Seeweib emporklimmen könnte, um mit „ersticktem Jammer" an der kalten starren Decke hin und her zu tasten. „Schweigsam" sind die wilden Wände, weil auch Fälle und Bäche gefroren sind. Als blaue und violette Eiswellen hängen sie regungslos an den Schroffen, als wären sie im Sturze durch einen bösen Zauber gebannt worden. In einer Wintervollmondnacht nach Sankt Bartholomä und weiter bis an den Obersee — man muß es erleben!

Ich habe es erlebt an manchem leuchtenden Wintertag, in mancher glanzvollen Winternacht; und ich denke daran zurück wie an ein Märchen. Und wenn es dann Frühling wird! Wenn an den Schneemassen der Gipfel der Föhn zerrt und reißt: so lange, bis er sie löst und hinabschleudert. Zu solcher Zeit eine Fahrt über den See, während von den Watzmannwänden die Lawinen sich lösen: Sturz auf Sturz, dem Donner auf Donner folgt. Als schimmernder Schleier weht es herab, und als gewaltige Masse gelangt es zur Tiefe, alles, was seinem Niedergang sich in den Weg stellt, zermalmend . . .

Und wenn es dann Frühling wird! Wenn die verschneiten Matten in Blumengefilde, die fahlen Wälder in zartgrüne Haine sich umwandeln;

An sein letztes Lager tritt die himmlische Liebe und streut Rosen über ihn aus, während von dem Stillen hinweg, verhüllten Hauptes der Genius des Leides entflieht, die Dornenkrone mit sich nehmend, mit der er den Lebenden krönte.

Für das Häuflein Asche, das in diesem erzenen Freundesgruß ruhen soll, bereite ich jetzt die Stätte an einem Ort, wohin der Mensch nicht kommt mit seiner Qual.

Liebe und Achtung.

Von **Max v. Weißenthurn.**

Nur nach dem einen mußt du trachten,
Sei würdig, stets dich selbst zu achten,
Dann bist du wunderbar gefeit.
Und was dir draußen ging verloren,
Wird neu dir in dir selbst geboren,
Dein Eigentum für alle Zeit.
Albert Traeger.

Daß Liebe, Hunger und Eitelkeit die drei mächtigsten Faktoren sind, die von der Wiege bis zum Grabe in das menschliche Leben eingreifen, wer wollte, wer könnte es in Abrede stellen?

Jeder Staubgeborne wird früher oder später in der einen oder in der andern Form Gelegenheit finden, sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen. Und gar wenige gibt es, die vom Schicksal so verwöhnt, vom Glück so getragen werden, daß sie spät oder nie zu der Erkenntnis kommen, wie mächtig, wie allgewaltig diese drei Faktoren in alle Lebensschicksale eingreifen, wie segenbringend oder auch wie zerstörend und verhängnisvoll sie walten können.

Liebe, Hunger und Eitelkeit sind drei Dinge, die inhaltsschwer und folgenreich zu Gutem wie zu Bösem führen können. Sie sind Empfindungen, die mit den Menschen geboren werden und je nach der Charakterveranlagung des einzelnen sich gedeihlich oder schadenbringend entwickeln können. Zahlreiche Beispiele in der großen Geschichte der Welt wie in dem kleinen Kreise der Familie weisen darauf hin, wie edel, wie ethisch fördernd, verbessernd und erhebend die Liebe wirken kann. Die Liebe in ihrer Vielgestalt, als Empfindung des Vaters oder der Mutter für ihre Kinder, als Liebe des Mannes zu dem Weibe seiner Wahl, zur Gefährtin seines Lebens, zur Mutter seiner Kinder. Als Liebe zum Vaterland, als reine, wahre, erhabene Menschenliebe, die aus Humanität der größten Opfer fähig ist.

Nur jene erotische Verliebtheit, die ihre Wurzel in den Sinnen hat, jene Verliebtheit, der die Modernen das elegante Deckmäntelchen des „Temperaments“ anhängen, hat mit der wahren, erhabenen und

IV.

Ich sprach auf diesen Seiten von dem Hause, das ich als junger Mensch in dem schönen Lande mir baute und darin ich ein alternder Mensch wurde. Als solcher baute ich mir auf diesem nämlichen Erdenfleck ein zweites Haus; nun stehe ich im Begriff, mir ein drittes und letztes Asyl zu gründen: so recht ein „Bergasyl", darin ich von meinem Leben ausruhen will.

Mein zweites Haus liegt höher auf der Berghalde, dem Hochwald näher. Es liegt in Buchenwipfeln eingebettet, darin geradezu eingenistet, so daß ich Bäume und Zweige mußte abhauen lassen, um für meine Siedelei Raum zu schaffen. Auch jetzt noch überwölben Wipfel das Dach und die Äste grünen zu den Fenstern hinein; über der Tür aber steht der Spruch geschrieben von der großen Ruhe über allen Gipfeln und daß diese auch für den Bewohner bald kommt.

Es ist so ruhevoll rings um mich. Vom Papier aufschauend, blicke ich hier über einem Gewoge von Buchenwipfeln tief in die Watzmannwände hinein — sehe ich dort, durch ein Tor schwarzer Edeltannen, den Marmorthron des Untersberges, gleich einer erstarrten Flammensäule, zu Wolken aufragen. Von allen Seiten umrieseln und umrauschen mich Quellen, so daß mit geheimnisvollem Raunen auch die Natur zu mir zu sprechen scheint:

„Warte nur, balde —"

Und so hause ich denn hier, wie einstmals vor nahezu vierzig Jahren, wieder in tiefer Einsamkeit. Ich höre den Lawinendonner vom Watzmann und Göll; ich höre im Tann das Gurren der Wildtauben und den Schrei des Hähers. Über meine Wiese schleicht der Fuchs; an Sommerabenden treten die Rehe heraus und in erster heiliger Frühe weckt mich der Morgenchoral all der Vögel, die den himmlischen Tag grüßen.

Und nun mein letztes Haus . . .

Ich spreche auch von diesem letzten, weil ich auf diesen Seiten zu meinen Freunden rede: Ich gründe mir in meinem lieben deutschen Wald meine letzte Ruhestätte für den Fall, daß unter den Zypressen der Villa Falconieri kein Platz für mich sein sollte.

Ich beanspruche wenig Raum: in einer Urne ist Raumes genug für zwei! Stefan Sinding, mein Jugendfreund, hat sie mir gerade in diesen Sommertagen ins Haus geschickt. Als ich sie empfing, hielt ich sie hoch empor und ließ in die schwarze Öffnung die Sonne scheinen.

Meine letzte Ruhestätte ist ein Kunstwerk. Den Deckel bilden zwei Gestalten: Mann und Weib — Gatte und Gattin. Es sind zwei Getrennte, die sich wiederfinden und nun in ewiger Vereinigung sich unlöslich umschlungen halten. In der dunklen Bronze des Gefäßes erscheint, wie in einem Gewölk, die ruhende Gestalt eines Mannes, der vollendet hat.

ist nie gut, sondern geht immer mit einem Plus oder Minus von Selbstsucht Hand in Hand, Güte aber und Selbstsucht sind zwei Begriffe, die sich niemals decken und sich immer antagonistisch gegenüberstehen werden. Wer gut ist, denkt nie in erster Linie an sich und wer die Selbstzucht übt, tut das immer! Folglich sind Güte und Selbstzucht feindliche Pole, und wer die letztere übt, steht ersterer fremd gegenüber.

Wer im Leben Gelegenheit hatte, vielfach Umschau zu halten und infolgedessen den geistigen Blick zu erweitern, wird die Macht der drei angeführten Triebfedern, Liebe, Hunger und Eitelkeit, auch nicht in Abrede stellen, wird auch der Behauptung beipflichten, daß die ärgsten Schicksalsschläge, die das Leben dem Menschen bereitet, längst nicht jene sind, die der Tod hervorruft, der entweder durch Naturgesetze bedingt oder durch erbliche oder irgendwie eingewirtschaftete Krankheiten hervorgerufen ist.

Bittere Wunden schlägt der Tod, aber meist sind es die Wunden, die mit heiligen Empfindungen verwoben sind, die den Trost des Erinnerns in sich bergen, daß wir zwar Menschen verloren, die uns unersetzlich, daß wir aber nur räumlich und nicht seelisch von ihnen getrennt wurden. Daß wir ihnen mit jedem Tage, der vergeht, näher rücken, daß sie uns unsichtbar umschweben und wir in ihrem Geiste, in und mit ihnen weiterleben, auch wenn sie uns körperlich entrückt sind.

Nur zu oft kommt man aber im Leben in die Lage, jene zu beneiden, denen nur der Tod Wunden geschlagen, weil die Wunden, die das Leben schlägt, bitterer, herber, unheilbarer sind, denn sie gehen nur zu oft aus der Erkenntnis dessen hervor, daß jene, die wir lieben, unserer Achtung nicht wert, daß sie diese eingebüßt, ohne daß die Liebe, die in unserer Seele lebt, die Fähigkeit hätte, zu ersterben.

Um Achtung zu verscherzen, braucht man nicht einen Meuchelmord zu begehen, nicht Dinge zu vollführen, die öffentlich an den Pranger stellen. Nein, die Achtung ist eine so subtile, zarte Pflanze, daß sie durch scheinbar geringfügige, kleine Charakterzüge verscherzt werden kann. Wenigstens durch und durch zart und korrekt veranlagte Menschen vermögen oftmals da keine Achtung mehr zu empfinden, wo die Menge sich längst noch nicht abgestoßen fühlt. Weil diese Menge nur den Schein beachtet und den Kern nicht sieht.

Für empfangene Wohltaten kein Dankgefühl zu hegen, ist beispielsweise in der realistisch angelegten Jetztzeit kein Verbrechen und bleibt doch ein ganz gemeiner Zug, den man schmerzlich bei jenen vermißt, die man liebt. „Gefühlsduselei“ nennen die Modernen so manche Empfindung, die wir Frühergeborenen als den natürlichen, warmen Pulsschlag des Herzens betrachtet haben. Sich ausleben müssen, seinem Temperament die Zügel schießen lassen, unbekümmert darum, ob man damit

opferfähigen Liebe gar nichts zu tun und ist das verächtliche Zerrbild, durch das, sonst kluge und edeldenkende Menschen, wenn sie auf die abschüssige Bahn geraten, zu Weiberknechten werden, die aus sogenannter Liebe von Stufe zu Stufe immer tiefer sinken und schließlich in perverser Sinneslust verkommen.

Das ist die dunkle Kehrseite dessen, was die Menschen „Liebe" nennen. Ein Fluch, dem Unzählige zum Opfer fallen, die zu Besserem geboren sind und nur aus Mangel an Selbstdrill, aus künstlich gehegter Lust am Perversen jämmerlich verkommen und früher oder später körperlich wie geistig elend zugrunde gehen.

Solches Los trifft die Männer vielleicht häufiger wie die Frauen, weil in der Regel der Einfluß des Weibes auf den Mann größer ist, wie umgekehrt; daher mag es auch kommen, daß man so oft im Leben sieht, wie geistig bedeutend veranlagte Männer an der Seite wertloser Frauen zu diesen hinabsteigen, anstatt, daß es ihnen gelingen würde, sie zu sich emporzuheben, denn schwach und bodenlos leichtgläubig pflegt das „starke Geschlecht" zu sein, nicht etwa, wenn es sich um eine tüchtige leistungsfähige Frau handelt, die es wert wäre, die Gefährtin eines braven Mannes zu sein, wohl aber, wenn ein alltägliches, hübsches Lärvchen aufs Tapet kommt, dem kein Mittel zu gering ist, um aus dem „chevalier sans peur et sans reproche" einen gefügigen, willenlosen Seladon zu machen, der sich würdelos an ihren Triumphkarren spannen läßt.

Daß die Mehrzahl der Verbrechen, die von Männern begangen werden, wissentlich oder unwissentlich vom Weibe inspiriert sind, kann längst niemand mehr in Abrede stellen und Dumas geflügeltes Wort: „Cherchez la femme" hat immer seine vollste Berechtigung und wird sie insolange haben, als es Menschen mit Fehlern und Schwächen gibt.

Daß Hunger und Not vielerlei Unrecht großziehen und im Gefolge haben, mag sich wohl am leichtesten entschuldigen lassen, denn der Hunger tut weh und ich bin überzeugt, daß mancher Richter, der dem Buchstaben des Gesetzes nach einen verdammenden Urteilsspruch fällen muß, im innersten Herzen vielleicht den armen Teufel entschuldigt, der aus irrender Liebe zu den Seinen sich am Gute des Nächsten vergriffen.

Was nun die Eitelkeit betrifft, so ist das Register der großen und kleinen Sünden, die aus derselben hervorgehen, so unermeßlich groß, daß man Folianten damit anfüllen könnte. Die Eitelkeit ist es, die den Ehrgeiz, die Prunksucht, des Mehrscheinenwollens als man ist und in vielen Fällen auch die Habgier zutage fördert.

Wie wohl man immer behauptet, daß ein gewisser Grad von Eitelkeit im Leben gut sei und zweckdienlich, möchte ich doch gegen diese Behauptung energisch zu Felde ziehen, denn die Wurzel der Eitelkeit

bittern und wenden sich in Menschenhaß und Ekel von der Welt ab. Andere wieder werden durch das Unglück mild und weich, machen den Ausspruch „tout comprendre, c'est tout pardonner“ zu ihrer Devise und kommen damit sicherlich besser weg, einerseits, weil sie mehr zum Glück der anderen beitragen, andererseits, weil vornehme Milde jenen, der sie empfindet, mehr beglückt als Verbitterung, Menschenhaß und Ekel. Mit allen Hilfsquellen des Herzens und des Gemütes, so antiquiert diese auch sein mögen, sollen wir somit zu unserem eigenen Wohle und zum Wohle unserer Nächsten darauf hinarbeiten, mild, versöhnend, veredelnd auf unsere Umgebung zu wirken und dadurch dem bittersten Weh zu steuern, das darin besteht, den Menschen, die wir lieben, vor dem Forum des ethischen Gewissens unsere Achtung versagen zu müssen. Die Liebe, wenn sie eine echte, wahre, reine ist, hört ja nimmer auf, aber Märtyrer des Herzens sind jene, die nur lieben, ohne achten zu können. Und wüßten jene anderen, die diese Achtung verscherzen, welch bittere Qual sie den Seelen bereiten, die ihnen treu ergeben sind, vermöchten sie deren Leid in ganzer Größe zu erfassen, sie hätten kaum den traurigen Mut so zu handeln, daß sie Achtung, wenn auch nicht Liebe einbüßen. Erstere verscherzt man, wie gesagt, nicht nur durch Mord und Totschlag, sondern durch anscheinend viel geringere Kleinigkeiten, die sich aber oft schwerer entschuldigen lassen als ein in dem Augenblick der Leidenschaft verübter Gewaltakt. Mütter, die, wenn ihr es im rechten Sinne erfaßt, die Seelenhüterinnen eurer Kinder sein sollt, ihr, die man, ach, nur zu gern gewillt ist, verantwortlich zu machen für alles Unrecht, das der reife Mann oder das Weib begeht, ihr Mütter, erzieht eure Kinder so, daß man sie nicht nur lieben, sondern auch *achten* kann. Dann, nur dann, habt ihr eure Mission ganz und voll erfüllt.

Freilich in unzähligen Fällen ist es nicht Schuld der Mutter, die das Beste wollte, wenn ihr Sohn, ihre Tochter straucheln, wenn sie selbst, im öffentlichen Leben wohlangesehen, vor einem ethisch reinen Richter nicht bestehen würden, denn gar oft vermögen diejenigen am besten Sand in die Augen zu streuen, die im Grunde genommen recht wertlos sind. Doch die Spreu von dem Hafer zu sichten, sich nicht täuschen und blenden zu lassen, nach der Wahrheit zu ringen, diese an das Tageslicht zu ziehen und den Schein nach seiner ganzen Wertlosigkeit zu erschauen, das ist eine der erhabensten Aufgaben der Frau, durch die sie nicht nur Selbstachtung erntet, sondern auch den Samen der Achtung in das Herz ihrer Kinder legt.

Was nützen mir selbst die blendendsten Gaben des Geistes, wenn sie sich nicht mit unantastbarer Charaktergröße paaren. Diese zu pflegen und zu fördern, ist in dem gegenwärtigen Zeitalter der Selbstsucht und

andere kränkt oder verletzt, das ist bei vielen, an und für sich nicht bösartigen Menschen jetzt die Parole des Tages. So kommt es beispielsweise viel öfter vor als einst, daß man den alten, besonders den schwachen Müttern reuelos die letzten Sparpfennige wegnimmt, damit die Jungen sich vergnügen können. Und erzählt man diesen von irgendeiner rara avis in männlicher oder weiblicher Gestalt, der oder die sich herbeiließ eine kranke Mutter zu unterstützen, für eine verwaiste Schwester zu sorgen, so werden von zehn Modernen mindestens neun über jene geringschätzig die Achseln zucken, die sich selbst Opfer auferlegen, um Pflichten zu erfüllen. Denn die Modernen kennen nur die Pflichten gegen sich selbst und die zärtliche Besorgnis um ihr eigenes Ich. Die Befriedigung, die das Bewußtsein gewährt, ein gutes Werk getan zu haben, vielleicht auf Kosten eigener Entbehrung, die bleibt ihnen fremd. Sie sind zwar in den meisten Fällen sehr von sich entzückt, wenn es aber in ihrem, vom eigenen „Ich" ausgefüllten Leben Momente gibt, in denen sie den Blick nach innen kehren, müssen sie doch wohl zu der Überzeugung kommen, daß ihr Ichkultus kaum dazu geeignet scheint, besondere Selbstachtung großzuziehen.

So zu leben und zu handeln, daß nicht nur die Außenwelt uns achtet, sondern daß wir die Erkenntnis hegen können, vor keinem reinen Kinderauge in bewußter oder unbewußter Scham den Blick zu Boden senken zu müssen, daß wir uns die Selbstachtung wahren, das scheint mir des Lebens höchstes Ziel. Eltern, Pädagogen, Erzieher, sie alle, die sich mit der Jugendbildung zu befassen haben, sie mögen ihr bestes Können und Wollen daransetzen, Menschen heranzuziehen, die in jeder Lage des Lebens stark, treu, achtunggebietend, der Versuchung widerstehen. Menschen, die keines unlauteren Wortes, keines unreinen Gedankens fähig sind und ihrer Umgebung nie den Schmerz bereiten, sie zu lieben, ohne sie achten zu können, mitleidiges Erbarmen für sie zu hegen und an dem Weh über die Schwächen ihrer Lieben zu verbluten.

Die Erziehung für das Leben beginnt eigentlich erst, wenn die Lehrjahre zur Neige gehen, ich meine jene hehre ethische Erziehung, die nichts mehr mit der Schule, sondern sehr viel mit dem Leben zu tun hat. Ich meine jene Erziehung, bei der es sich nicht um salonfähiges, korrektes Essen, nicht um den mehr oder minder richtigen, devoten Bückling oder Knix, kurzum nicht um die richtige, äußere Form, sondern um das mimosenhafte, feine, korrekte Fühlen handelt, dessen Keim allerdings in der Kinderstube gelegt sein muß, der sich aber doch nur in der Schule des Lebens gedeihlich entfaltet.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese Schule sehr verschiedenartig wirkt, je nach der Temperamentsveranlagung des einzelnen. Manche lassen sich durch Schicksalsschläge, die kaum einem erspart bleiben, ver-

Lokalpatriotismus nicht überschätzte. Das zeigte sich sehr bald, nachdem man seinem Leib ein königliches Leichenbegängnis bereitet hatte; zeigte sich, als Anton Schlossar eine Gesamtausgabe von Leitners Werken, den Nachlaß inbegriffen, vorbereitete und das Unternehmen daran scheiterte, daß die Verleger ein zu geringes Interesse im großen deutschen Publikum voraussetzten, in der Heimat jedoch sich nicht die erforderliche Zahl von Subskribenten finden wollte . . .

Das altösterreichische Schicksal eines im hohen Maße künstlerisch veranlagten deutschen Mannes hatte eine zwiefache Härte. Im Lande selbst herrschte von oben her Mißgunst gegen die Poeten, diese unbequemen Geister; man förderte sie nicht, man ließ sie darben, bestenfalls im kleinen Amte versauern. Grillparzer, der sich „ein armer Fremdling in seinem Vaterlande“ nannte, bewarb sich im Jahre 1844, also auf dem Gipfel seines Ruhms, vergebens um die Kustosstelle an der Wiener Hofbibliothek, die einem Durchschnittsmenschen verliehen wurde. Sein Gesuch an den Kaiser enthielt die historischen Sätze: „Es befällt den Unterzeichneten manchmal eine Ahnung, daß in seinen Werken mehr liege, als man ihm gewöhnlich zuzugeben geneigt ist. Sehr oft ist der Fall dagewesen, daß die nachkommende Zeit von der vorausgegangenen Rechenschaft begehrt hat über die Art, wie sie Talente höherer Art behandelt hat.“ Aber noch viel mehr als mit der Unterlassung pflichtgemäßer Fürsorge sündigte Österreich an seinen Dichtern durch die harte Zensur, durch Hemmung und Unterdrückung des freien Geistes. Auch Leitner, diese friedliche Seele, der Mann, der nie einen politisch-revolutionären Trompetenstoß getan, bloß als aufrechter Charakter seinen Freiheitsglauben nicht verleugnet hatte, mußte es erfahren. Als er seine Novellen und Erzählungen in einem Buche sammeln wollte, wurden sie ihm von der österreichischen Präventivzensur durch ungeheuerliche und unsinnige Streichungen verstümmelt und das Buch auf diese Weise im Keime erstickt. Zutreffend bemerkt Karl Goedeke im „Grundriß der deutschen Dichtung“ über Karl Gottfried v. Leitner (Bd. 3, H. V, S. 996—999): „Die Zustände in Österreich in der vormärzlichen Periode darf man nicht übersehen, wenn man dem Dichter gerecht werden will; denn die schlimmste Folge solcher Gewalttat kleinlicher Geistestyrannei bestand damals wie bei Grillparzer und anderen so auch bei Leitner in der völligen Entmutigung, so daß er auf Jahre hinaus nicht nur von neuen Veröffentlichungen, sondern selbst von der Produktion neuer, besonders größerer poetischer Werke abgeschreckt und im Innersten des Gemütes verbittert wurde. Wer mag seine besten Geisteskräfte an ein größeres Unternehmen wenden, wenn der Gedanke sich aufdrängt, ob das vollbrachte Werk nicht etwa der beschränkten Laune oder der Furcht eines Zensors zum Opfer fallen werde?“

des Scheines viel wichtiger, als man glauben möchte, und je mehr wir den Schwerpunkt alles dessen, wonach wir zu ringen haben, auf den Charakter legen, desto sicherer werden künftige Generationen die Folgen unserer Mühe ernten. Schließlich ist ja das der Ziele höchstes. Denn glücklich kann nur sein, wer nicht für sich, sondern nur für die anderen und die Nachwelt lebt.

Ein Halbverschollener.

(Karl Gottfried Ritter v. Leitner.)

Von **Hermann Kienzl.**

Müht euch nicht, ihr Lebendigen, um Mumien! Ihr belebt sie nicht! Verirrter Leichenkult der Gelehrten hat schon manchen toten Dichter aus der Erde geschaufelt, worauf er samt dem neuen Buch doch wieder ins Gebeinhaus wanderte. Es müssen nun einmal die meisten sich bescheiden, eine Weile gelebt und ihrer Zeit mehr oder weniger genuggetan zu haben.

Der Österreicher Karl Gottfried v. Leitner (geboren am 18. November 1800 zu Graz, dort gestorben am 20. Juni 1890) hat in seinen neunzig Lebensjahren das von Berg zu Berg, von Tal zu Tal hallende Echo seiner Stimme nie vernommen. Die zurückfruchtende Wirkung seiner Kraft blieb ihm versagt. Selbst in seiner Geburtsstadt Graz, in seiner heimatlichen Steiermark, wo man den ehrwürdigen Nestor, den stillen Abseitswanderer zu nennen pflegte, sobald man die besten Namen des Landes nannte, griff Leitners doch sehr volkstümliche Dichtung nicht eigentlich Wurzel im Volk. Man benützte zwar den siebzigsten, den achtzigsten Geburtstag des Dichters zu feierlichen Ehrungen, die Universität machte ihn zum Ehrendoktor, die Schillerstiftung zum Ehrenmitglied, Staat und Monarch verliehen ihm Auszeichnungen; aber wäre der Alte nicht knapp vor seinem neunzigsten Geburtstag dem abermaligen Jubiläum in sein Grab hinein entflohen, er hätte vielleicht eine ähnliche Äußerung getan, wie zehn Jahre vorher zu einer festlichen Abordnung: „Es ist doch die lange Zeit her gar so still um mich gewesen, und nun mit einemmal bricht's los; wie soll ich das versteh'n?" Grillparzer, der wie Leitner morgens zur Kanzlei mit Akten gehen mußte und dessen größerer Genius wie der Leitners unter dem dumpfen Drucke seines altösterreichischen Schicksals Jahrzehnte hindurch gelähmt war, Grillparzer hat die ihm erwiesenen äußeren Ehren mit scharfer Lauge bespritzt; doch auch aus den Worten des tiefbescheidenen Leitner ist uns vernehmbar, was dem Sprecher unbewußt war: die Anklage. Und der Gefeierte tat klug, als er die späten Huldigungen eines selbstgefälligen

Meinung des Literaturprofessors Schönbach, daß Leitners Novellen „trotz manches Altmodischen in ihrer Technik, heute noch lebensfähig seien“, kann ich nicht beipflichten; mindestens haben sie nicht genug Eigengewicht, sich verspätet gegen die Fülle und die Fortschritte der modernen Erzählungskunst durchzusetzen. Daß Leitners Biograph Anton Schlossar den Dichter den „bedeutendsten deutsch-österreichischen Poeten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ beizählt, gibt, wenn die Lyrik allein in Betracht kommt und von dem überragenden Lenau abgesehen wird, zu keinem Widerspruch Anlaß, hat aber nicht allzuviel zu bedeuten. Castelli, Collin, Johann Gabriel Seidl, Zedlitz waren nur Dichter ihrer Zeit. Anastasius Grün allerdings, obwohl „Zeitdichter“ im politischen Sinne des Wortes, läßt unseren Leitner in der Schärfe des Gedankens und auf dem Hochfluge der Begeisterung weit zurück. Doch in der klaren Formenprägung, in der schönen Bildung des Gedichtes stand ihm Leitner kaum nach; und ihm war (zumal in der Ballade und Romanze) in reicherem Maße die geheimnisvolle Künstlergabe beschieden, den Ausdruck in Rhythmus, Stimmung und Ton dem Wesen und Gegenstand des Gedichts anzuschmiegen, den Klang aus der Natur heraus zu schöpfen und die Sprache, ohne ihr Gewalt anzutun, zu erweitern und zu bereichern. Hiermit ist auch schon eigentlich gesagt, was einer Reihe von Leitners Gedichten den Reiz des Immergrünen leiht; was sie dauerhafter macht als die Schöpfungen der lyrischen Architektur und des kultivierten Sprachgehörs; ja was uns, verwöhnt von den Trunkenheiten, den feinen Differenzierungen und dem Helldunkel eines genialen Artistentums, aufhorchen läßt bei den Liedern dieses kleinen Harfners: die Naturlaute sind es, nach denen mancher große Genius in ungestillter Sehnsucht forscht. Und die schönen deutschen Worte „schlicht“ und „innig“, sie müßten, beständen sie nicht, für die Lyrik Karl Gottfried v. Leitners geschaffen werden.

Spärlich war dieses neunzigjährige Leben. Doch umspannte seine Frist ein großes Stück Weltgeschichte. Leitner sagt es:

„Einfach nur verlief mein Leben
In der Heimat trautem Schoß;
Doch die Zeit und ihr Bestreben,
Die ich miterlebt, war groß.“

Ich habe, selbst schon erwachsen, den freundlichen alten Herrn noch gut gekannt — und er hatte als Knabe, zornglühend, die Grenadiere Napoleons I. in die Stadt Graz einrücken gesehen! Er erlebte den Sturz des Eroberers, den Wortbruch der deutschen Fürsten, die härteren Ketten der „befreiten“ Völker; erlebte in Österreich die Gewaltherrschaft der Reaktion und die Ruhe eines Kirchhofs; erlebte, zu spät für seinen betrogenen Dichtertraum, das Erwachen der Geister und den Völker-

Und wo blieb das größere Vaterland der deutschen Zunge? Ach, das eben war das Schlimmste: Das Tor ins Freie wurde den österreichischen Dichtern verrammelt. Strenge Gesetze bestraften in Metternichs Österreich den Autor, der sein Werk in einem „ausländischen" deutschen Verlage erscheinen ließ. Die Folgen dieser verhängnisvollen Abgeschlossenheit überdauerten das System sehr lange. Der österreichische Buchverlag mit seiner kastrierten Literatur verschwand ziemlich aus dem geistigen Gesichtsfeld der Nation. Die österreichischen Dichter verstummten oder sie lebten sozusagen im Exil, in Deutschland wenig beachtet. Heute ist die Einheit der deutschen Literatur nicht mehr unterbunden; doch als die Folgen jenes unnatürlichen Zustandes nachzuwirken aufhörten, war Leitner ein Greis geworden. An diesem Dichter mehr als an anderen Österreichern wurde die Heimat zum Fluch. Er vermochte sich von ihr nicht zu trennen, und er war keine Natur, die sich gegen den Druck aufbäumt. Er vergrämte sich bloß. Nachdem der Vierundzwanzigjährige mit seinem ersten Gedichtband ein ungewöhnliches Hoffen geweckt hatte, fiel Meltau auf die junge Blüte. In zweiunddreißig Jahren des kraftvollsten Mannesalters entstand nur selten, gleich einem verborgenen Tagebuchblatt, ein Gedicht. Ergreifend verewigte der Dichter sein Schicksal im Sonett „Rückblick":

In eine schlimme Zeit fiel, ach! die meine.
Jed' mannhaft Wort ward kerkerwert zum Fehle,
Und Häscher fragten streng, wenn's kaum aus Kehle
Und Feder trat, nach seinem Kundschaftscheine.

So schwieg ich denn und fröhnt' am Aktenschreine,
Ein Dienstknecht, unbefragt, ob's ihn nicht quäle;
Doch nicht vertrocknet noch ist mir die Seele
Wie meinem Schreiberkiele hier die seine.

Allein verfröhnt ist doch das schöne Leben,
Der Früchte bar die lange, herbe Mühe,
Und niemand mehr vermag Ersatz zu geben.

Bald werd' ich in die Gruft hinab auch steigen,
Die dich, geliebtes Weib, mir barg so frühe,
Und uns bedeckt Vergessenheit und Schweigen.

Vergessenheit und Schweigen . . . Es ist beklagenswert, daß widrige Winde eine schöne Rose vor ihrer vollen Entfaltung entblätterten; aber ein geknicktes Talent würde höchstens Anspruch auf ein literarhistorisches Thema haben, das sich zu einer trüben Zeitgeschichte erweitern ließe. Keine Pietät galvanisiert tote Gedichte. Liegt so der Fall des Karl Gottfried v. Leitner? Nein. Unter dem Schutte der Verschollenheit ist nicht sein Name begraben (den haben die Literaturgeschichten konserviert); wohl aber Dichtung, die Leben, die Gegenwart hat. Nur ein Teil von Leitners Gedichten ist unverwelkt. Andere tragen die Farbe ihrer biedermeierischen Zeit und riechen nach getrocknetem Lavendel. Der

Ein schon reifer Mann, schloß Leitner im Jahre 1846 einen Liebesbund. Nach einem kurzen Glück starb seine Gattin und überließ ihn für 36 Jahre der Einsamkeit. In Leitners Dichtungen sproßen bis zu den letzten Tagen des Greises wunderbare Blumen der Treue aus der Grabeserde. 1857 widmete er die zweite Auflage seiner „Gedichte" dem Andenken Karolinens:

„Ich aber starr' ins Leben, wie vernichtet,
Oft tief aufstöhnend aus so schwerem Traum."

Der geliebten Toten galt auch 1870 die Widmung der „Herbstblumen". In einem Gedicht erscheint sie ihm, dem Fieberkranken, als milde Pflegerin; in einem anderen sucht er sie, von Sorgen gequält, vergebens:

„Und ich starr' aus ödem Zimmer
Schmerzvoll nach des Westens Rot;
Meine Trösterin kommt nimmer,
Nun erst glaub' ich's, daß sie tot."

Und endlich hofft der Greis, mit der Vorangegangenen „Vergessenheit und Schweigen" zu teilen . . .

Knapp ist die Bibliographie von Leitners Werken. 1825 erschienen die „Gedichte" (1857 in zweiter, mehr als verdoppelter Auflage). Ebenfalls 1825 ein Festspiel „Styria und die Kunst". 1830 wurde zu Graz Leitners niemals im Druck erschienenes Trauerspiel „König Tordo" aufgeführt, das nach vorhandenem Brief das Interesse Grillparzers in so hohem Maße weckte, daß dieser sich erbot, die Aufführung am Wiener Burgtheater zu vermitteln. 1835 und 1837 ging die Oper „Leonore" über die Bühne. Leitner hatte Bürgers Ballade dramatisiert; die Musik war von Anselm Hüttenbrenner, dem Freunde Schuberts und Beethovens. 1860 erschien Leitners Denkschrift auf den freiheitlichen, kunstsinnigen und volkstümlichen Erzherzog Johann, den ehemaligen deutschen Reichsverweser. Das Jahr 1870 ist das Geburtsjahr der „Herbstblumen", einer neuen Gedichtsammlung (Stuttgart, Cotta). Und das Jahr 1880 endlich brachte noch einen Band „Novellen und Gedichte". Zahlreiche Erzählungen, historische und topographische Arbeiten Leitners waren in Zeitschriften, Almanachen und Taschenbüchern erschienen. In seinem Nachlaß fand man neben Gedichten und Novellen ein vollständiges Trauerspiel: „Der Richter von Galway".

Hat sein Schicksal den Dichter betrogen, so soll es uns nicht sein Lebendiges töten: seine schönsten Lieder und Balladen. Einige von ihnen sind, ohne daß der Hörer nach dem Dichter fragte, auf den Wellen der Musik oft an uns herangeflutet. Franz Schubert hat acht Leitnersche Gedichte komponiert; darunter „Drang in die Ferne", „Winterabend"

frühling von 1848 — und aufs neue den Schatten des schwarzen Gespenstes. Sein Jugendland war die Knechtschaft, sein Altersobdach erst das freiere Land. Mit seinem Stamme blutig ausgestoßen aus dem politischen Deutschland, rief er 1870 den Einigern des Reiches zu:

„Ob Römling auch und Laffe
Euch wünschen Schmach und Not,
Wir segnen eure Waffe,
Von unserm Blut noch rot.“

Leitner entstammte einem alten steirischen Rittergeschlecht. Er, der Einsichtsvolle, widmete dem Freund Anastasius Grün (Anton Grafen Auersperg) die Stammbuchverse:

„Männer vom Adel erfreun sich des Schmuckes buntschimmernder Wappen,
Freun sich des offenen Helms, drüber ein Fittich gespreizt.
Glücklicher der, dem Geburt schon Adlerflügel des Geistes,
Bunte der Phantasie gab und ein offen Gesicht.“

Schon in den Knabenjahren dichtete Leitner, dessen Vater und Onkel journalistisch tätig waren. Zur Zeit seiner Kindheit fanden die Musen hinter den Bergen, in der später kunstblühenden Stadt Graz, noch kaum flüchtige Gastherberge. Mächtigen Einfluß auf den Studenten gewann der Grazer Universitätsprofessor Schneller, der Historiker und Philosoph. Die Regierung, der Schnellers Josefinertum verdächtig war, unterdrückte seine „Weltgeschichte“ und ließ seine „Österreichische Geschichte“ nicht zum Druck zu. Leitner studierte Rechtswissenschaft; doch er verabscheute die Jurisprudenz und wollte sich dem Schriftstellerberuf widmen. Die österreichische Zensur zerstörte seine Hoffnungen. Kümmerlich, wie als Knabe im Konvikt, fristete sich der Mann weiter als Hilfslehrer an den Gymnasien in Cilli und Graz, dann durch zwei Jahrzehnte als Beamter der steiermärkischen Landstände. Die politischen Verhältnisse vertrieben ihn von diesem Posten. Erzherzog Johann machte ihn zu einem der drei Kuratoren seines „Joanneums“. Die letzten Jahrzehnte verbrachte Leitner in der Ruhe des Privatlebens.

Der geistige Verkehr des Dichters in der steirischen Hauptstadt war nicht unbedeutend. Doch von vielen Musenjüngern, die sich im Vormärz um ihn scharten, sind die Namen kaum mehr in der Heimatgeschichte erhalten. Es verband ihn seit den zwanziger Jahren bis zum Tode des jüngeren Dichtergenossen (1876) die vertrauteste Freundschaft mit dem Grafen Auersperg (Anastasius Grün). Außerdem gehörten zu seinem nahen Kreise der Germanist Karl Weinhold, der Orientalist Hammer-Purgstall, Grillparzer, Holtei, Seidl, Kalchberg, und in späteren Jahren Robert Hamerling, Friedrich Marx, Peter Rosegger. — Im Jahre 1859 gründete Leitner den Grazer Zweigverein der Schillerstiftung.

Das zweite, hier zu Unrecht fehlende Gedicht, „Der Name im Baum“, gehört zu dem Sonetten-Zyklus „Junge Liebe“, ist sehr sentimental, aber ebenso zart, und der Schmerz des Entsagens, der sich mild-geklärt auf Leitners ganzes Leben und Dichten senkte, könnte nicht wahrhafter sein:

„Einst stehst du mit des Himmels schönsten Gaben,
Mit Kindern, die du liebend dem geboren,
An den ich dich und all mein Glück verloren,
Beim Baume, wo mein Name eingegraben.

Dann sagst gerührt du wohl zum rosigen Knaben:
‚Hast einst ein Mädchen du dir auserkoren,
Ihm Lieb' und Liebesewigkeit geschworen,
So sollst du's treu wie der im Herzen haben.‘

Dann drückst du an die Brust die süße Kleine
Und sprichst: ‚Hast einen Liebling du gefunden,
So lohn' ihn besser, als die Mutter diesen.‘

Die Kinder schauen dann, von dir umwunden,
Bald auf zu dir, bald nach den Blumenwiesen,
Verstehen nicht, warum lieb' Mutter weine.“

Welche weiche Legierung hat bei Leitner das Sonett! Goethe spottet: „Ihr liebt und schreibt Sonette, weh der Grille!“, und läßt den verliebten Reimbaumeister antworten: gerade das Allerstarrste, das Sonett, könne nur Liebesfeuer aufschmelzen; der sanfte Österreicher jedoch biegt anmutig die Form aus dem Ton seiner Wehmut. Er ist viel seelenvoller als Platen und nicht leidenschaftlich wie Petrarca. Seine Sonette unterscheiden sich im Grundcharakter nicht von seinen volkstümlichen Liedern im Hauskleid der vierzeiligen Jambenstrophe. Sein tiefster Schmerz hat in diese kunstvollen Gefäße getropft, als die Sonette „In Pisa“ entstanden. Dort, in der Stadt des Südens, starb Leitners Gattin. Die Krankheit, das bange Hoffen, die letzte Nacht, das Sterben und die Heimfahrt mit der Leiche: das sind die im Edelmaß der Skulptur gebändigten Qualen.

Melancholie war dem Charakter Leitners eingeboren, seinem Schicksal verhängt, und sie war wohl überhaupt der Grundton der späteren Romantik, besonders der schwäbischen Dichter um Justinus Kerner, denen unser Steiermärker am nächsten steht. Es ist auffallend, daß selbst Leitners Sinngedichte, Sprüche und Distichen großenteils als „Friedhofsblumen“ gewachsen sind. Doch niemals mischt sich ein Ton verlogenen Weltschmerzes in seine keusche Wehmut. Bezeichnend für seine Art ist „Das Begräbnis eines Mädchens“:

„Freudig und leicht bin, Welt! wenn auch zeitig, aus dir ich geschieden,
Gabst du uns, Jungfrau, hold lächelnd als Leiche noch, kund
Aber beredsam sagten des lang nachwallenden Grabzugs
Reichliche Tränen: die Welt schied um so schwerer von dir.“

nd jenen in der Einfachheit eines Holzschnittes seltsam bewegenden Kreuzzug", der beginnt:

„Ein Münich steht in enger Zell
Am Fenstergitter grau,
Viel Rittersleut' in Waffen hell
Durchreiten fern die Au —"

nd mit dem leisen, kindlich-frommen Orgelklang schließt:

„Der Münich steht am Fenster noch,
Schaut ihnen nach hinaus:
‚Ich bin wie ihr ein Pilger doch,
Und bleib' ich gleich zu Haus.

Des Lebens Pfad durch Wellentrug
Und heißen Wüstensand,
Er ist ja auch ein Kreuzeszug
In das gelobte Land.'"

Es ist nun das Verdienst Anton Schlossars, eine Auswahl der Gedichte Karl Gottfried von Leitners vor der Vergänglichkeit geschützt u haben. Die ausgewählten Stücke sind den im Buchhandel vergriffenen Sammlungen entnommen und in einem Drei-Nummern-Bändchen (5091 is 5093) der Reclamschen Universalbibliothek erschienen. Auch aus dem Nachlaß wurde einiges eingefügt. Die Einteilung und die Textverbesserungen ühren noch von Leitners eigener Hand; der Tod kam zu dem Neunzig-ährigen, als er an der Gesamtausgabe seiner Werke arbeitete. Für den iterarischen Gewinn ist nun diese Auswahl schon zu umfangreich. Doch as persönliche Bild des Dichters ergänzt Blatt für Blatt, und er wird nit seiner guten Seele dem Leser so lieb, daß man am Ende nichts ntbehren möchte. Ein dilettantisches Gedicht, eins, das die Sprache für en Dichter dachte und dichtete, findet man nicht. Dagegen vermisse ich wei bemerkenswerte Gedichte. Das eine ist in steirischer Mundart geschrieben nd meines Wissens Leitners einzige Dialektdichtung. Es war in keins einer Bücher aufgenommen, ich fand es — es heißt „Der Abschied es Rekruten" — in der Nummer vom 26. Januar 1826 des „Grätzer Aufmerksamen". Prächtig ist der steirische Dialekt behandelt, ast fünfzig Jahre, bevor ihn Rosegger literaturfähig gemacht hat. Der Bursch nimmt zwischen Weinen und Lachen Abschied von den Eltern m Gebirg:

„Hiaz no enkern Sögen!
Gelts God! — Es ischt gnua.
Ös tröpfelts von Augnan
An Weichbrunn dazua."

Und seinem Schatz rät er herzhaft, vernünftig zu sein und jetzt en braven Jodl zu heiraten:

„Hausts guat mit onanda,
Seids kristli und frumm.
Auf mi — denk aft nima,
I woaß schon warum!"

Im Elternhaus, am Grab der Mutter, vor den Bildern der Großeltern ankert Leitners Heimatsliebe am tiefsten. Das Gedicht „Die Alten“, das Robert Hamerling zum dichterischen Gegengruß bewegte, kann in der Schlichtheit des Gemüts nicht übertroffen werden. Hier einige Strophen:

„Ihr lieben guten Alten!
Mit heil'ger Ehrfurcht schau'
Ich eurer Stirne Falten
Und eures Scheitels Grau.

Ihr habt wohl viel gelitten,
Bis so gebleicht dies Haar,
Dies Antlitz so zerschnitten
Vom Dolch des Schmerzes war. — —

Jed' Auge wird einst trüber,
Es glänze noch so rein;
Das Lächeln zieht vorüber,
Der Schmerz nur gräbt sich ein.

Bei einem sachte, leise,
Beim andern wild und jäh;
Allein — nicht wahr, ihr Greise? —
Es tut doch jedem weh.“

Von einem lieben, traurigen Gemüt scheint die Phantasie dieses Dichters friedlich umzirkt. Doch das Bild Karl Gottfried v. Leitners verändert sich merkwürdig, sobald wir die hohe Halle betreten, in der der Skalde seine Balladen und Romanzen singt. Nun reckt sich seine Gestalt, nun sprüht sein Auge, und das Große, Gewaltige, auch das Grausige wird packende Wirklichkeit.

Die Balladen sind es recht eigentlich, die Leitners bleibende Bedeutung beanspruchen. Anastasius Grün hat ihn den „steirischen Uhland“ genannt; doch solcher Provinzialtitel verkleinert fast den selbständigen Wuchs Leitners, der, den Uhlandschen Balladenstil weiterbildend, aber nicht nachahmend, als ein Eigener an den Quellen der Sage und Geschichte seine Kraft wachsen ließ. Auf den Ton Robert Burns' sind die volkstümlichen Romanzen gestimmt. Andere, die unheimlichen, sind den Chamissoschen Balladen verwandt („Die Nixe“, „Der Mesner“, „Die Bergknappen zu Zeiring“). Nicht bloß im schottischen Kolorit, auch im eigentümlichen Rhythmus geht die Meisterballade „Der Turm von Coyth“ (Leitners bedeutsamste Schöpfung) den Gedichten Theodor Fontanes zeitlich voraus. Im derben Humor, dem das tragische Element beigemischt ist („Der Dieb zu Thorn“), erscheint uns der Ahnherr der deutschen Ballade, Gottfried August Bürger, aufgewacht. Doch was kein älterer unserem Leitner verleihen konnte, das ist die Marke seiner Balladen: sie haben Naturelemente. Als hätte er sich und seine Dichtung selbst erkannt, ersann sich Leitner im „Dombaumeister (einem übrigens mißratenen

Seine Xenien ſind zahm:

„Es iſt nicht eben der Biene Pflicht,
Daß ſie den Stachel zückt und ſticht;
Doch lieblich muß ſie dazu taugen,
Aus Blumen ſüßen Honig zu ſaugen.
Das merk' auch du, mein Sinngedicht."

Immerhin findet ſich manche Pointe:

„In Öl ward trefflich konterfeit
Des Herrn Miniſters Angeſicht;
Dem Bild fehlt nur die Ähnlichkeit:
Es hält die Farb', er ſelber nicht."

Sinnend iſt Leitners Lyrik durchaus, auch in der Melodie des ksliedes. Guſtav Schwab, zu dem Wahlverwandten hingezogen, ſagt einem Brief über des Steirers erſtes Buch, das ſeien „Gedichte im ntlichen Sinn des Wortes, voll inniger, wahrer Empfindung, geboren einer rein-blühenden Phantaſie, erzogen von einer tüchtigen Lebens- cht, und dabei von einer ſo ruhigen, beſonnenen Form, wie jetzt ier ſeltener wird". Gerade von den ſchwäbiſchen Poeten, Uhland lich ausgenommen, unterſcheidet ſich Leitner doch auch weſenhaft mit er männlichen Scheu vor Weitſchweifigkeit und Zerfloſſenheit. Ihn zeichnet überdies die beſondere landsmannſchaftliche Farbe. Denn t nur in den Balladen hat er mit Vorliebe die heimatliche Sage legt; die Heimat iſt auch die Fruchterde ſeiner ſchönſten Lieder. Das riſche Alpenland, der Hauch der Berge, die Städte im Alltagskleide älteren Zeit breiten ſich in lieben Bildern aus. Des Bergmanns nmer, des Hirten und des Jägers Tagewerk, des Alpenwanderers ude umſchlingt ſchon ſein erſtes Jugendgedicht „Weiß und Grün" ſteiriſchen Landesfarben). Die heimatliche Begrenzung darf uns den hter nicht entrücken; jede Heimat im Liede iſt ein grüner Zweig des zen Eichbaums.

Dem alten Ferrum Noricum, dem durch die Welt wandernden iſchen Eiſen, gibt er das Geleite:

„Müſſen Menſchen Ketten tragen,
Leg ſie Räubern, Mördern an,
Wag in Feſſeln nie zu ſchlagen
Einen freien Biedermann. — — —

Über Ström' und Felſenklüfte
Setz in kühnem Bogenweg
Und geſellig in die Lüfte
Hänge deinen Wunderſteg.

Ein Geflecht von Nerven ranke
Um die Welt als magiſch Band,
Daß dran blitze der Gedanke
Leuchtend hin von Land zu Land."

Das letzte Gedicht Leitners, aus dem Todesjahr 1890 stammend, heißt „Traumleben“. Es begrüßt die längst geschiedenen Gefährten seiner Jugend. In den hinterlassenen Papieren fand man auch den „Abschied von der Harfe“. Ihr dankt der uralte Meister, daß sie Leid und Leidenschaft „geschlichtet durch ihrer Milde Wunderkraft“. So bekannte einer, mit der Wahrheit des Todes im Herzen, was die Dichtung ihm gewesen. Die Dichtung, die seine Schmerzen sänftigte, seine Dämonen nach dem sagenhaften Dunkel der Ballade entführte und einen Schimmer unvergänglichen Lebens über des Dichters Grab ausstrahlt.

(„Das literarische Echo.“)

Heimgärtners Tagebuch.

Welch ernste Stunde damals, als die Nachricht von Bismarcks Entlassung kam! Und wie wurde sie noch verdüstert durch die begleitenden Umstände! Das Reich erbebte vor dem Ereignis, die Lauten schrien auf in jähem Schreck, den Stillen blutete das Herz. — Aber wir mußten den jungen Herrn doch schon so weit kennen gelernt haben, daß es uns klar war, diese starken Männer nebeneinander, miteinander konnten nicht regieren. So unbegrenzt viel das Reich dem Kanzler zu danken hatte, so gab es doch nichts Selbstverständlicheres, als daß der Platzbehauptende — der Kaiser sein mußte. Wie schwer auch Wilhelm II. unter dem Konflikt gelitten, wie sehr er bestrebt war, dem geschiedenen Baumeister des Reiches Dankbarkeit zu bezeugen — wir haben es gesehen.

Aber lange hatte es gebraucht, bis die Deutschen den Bruch vergessen konnten, und schärfer waren sie geneigt, den Kaiser in seiner Eigenart zu kritisieren, als es wohl sonst üblich ist. Einen reaktionären Tyrannen hat man ihn genannt, ohne zu bedenken, daß dieses Wort nie öffentlich hätte ausgesprochen werden dürfen, wenn er es wäre. Wilhelm selbst war es, der das Strafgesetz für Majestätsbeleidigung gemildert hat. Wenn man in Deutschland den Fürsten strenger als anderswo beurteilt, so liegt es nicht etwa an einer größeren Ursache dazu, sondern in der freieren Zensur. Aber auch der Kaiser will von der Freiheit der Meinungsäußerung Gebrauch machen. Geheimtuerei in öffentlichen Angelegenheiten vor seinem Volk ist ihm nicht sympathisch — Freimut ist immer erhaben, aber nicht immer klug.

Wilhelm II. gilt als romantischer Idealist. Und doch hat er es verstanden, während seiner bisherigen Regierungszeit die Macht des Reiches, besonders auf dem Meere, zu verstärken und den Frieden zu erhalten. Nie zuvor hat in Deutschland ein so großer Wohlstand geherrscht als jetzt unter der Regierung des „unpraktischen Idealisten“.

rf) die naive Legende vom Entstehen des ersten gotischen Baues: r Meister fleht um Erleuchtung:

„Da fällt, gekehrt nach oben, sein Blick begeistrungsklar
Auf sein in spitzem Bogen erhob'nes Händepaar.
Da jauchzt er auf in Tränen: ‚Dir Dank, o Herr, und Ruhm!
Nun seh' ich vor mir herrlich erstehn dein Heiligtum.'
Und was er in Urbildschönheit empfangen hatte im Geist,
Begann er in mächtigen Quadern nun auszugestalten dreist."

Durchaus nicht alle Balladen Leitners sind künstlerisch vollwertig. eigen der schönsten hängt zum aufrichtigen Verdruß in der letzten rophe das Zöpfchen des Biedermeiers nach. Im „Friedenskuß" z. B. t plötzlich die hohe Linie heiliger Barmherzigkeit (der Priester küßte Aussatzkranken) zu der überaus banalen Schlußwendung herab, daß ster Geld und Fürstenanhänglichkeit nötig haben. Doch die reinen ilde dieser starken lyrischen Epik müßten, wenn den Dichter nicht die ue Spinne umsponnen und verborgen hätte, längst populär sein. Ich ke zunächst an: „Der Turm von Coyth", „Die Wettfahrt", „Ulrich von tenstein" (der steirische Minnesänger, der sich auf Gebot der Geliebten tümmelte), „Die Nixe", „Heimweh", „Der Dieb von Thorn", riedrich von Tirol und der Türmer" (Friedel mit der leeren Tasche das treue Bludenz), „Der Freiherr und der Schreiner". Der Raum attet hier nur die Wiedergabe einer kurzen Ballade. Auch an ihr, die abgebrauchten Stoff der Kindesmörderin behandelt, sind dramatische ignanz und die romantische Verwebung der belebten Natur mit dem nschenlos wahrnehmbar:

Die schöne Brigitte.

Die schöne Brigitte, die Füße bar,
Schweift irr durch die Nacht mit losem Haar.
Sie schweift durch die Nacht voll Jammer und lauscht,
Was nahe hier wispert, was fern dort rauscht.

Die blitzenden Sterne bedrohen sie: „Du!
Wir standen hier Wache und sahen dir zu."

Der Mond lacht hämisch: „Der See ist naß,
Drin seh' ich es liegen; du weißt schon, was."

Sie schleicht durch die Flur und das Blümchen weint:
„Ich habe mit ihm zu spielen gemeint."

Sie klimmt auf den Felsen, da mahnt das Moos:
„Ich hätt' es so weich gebettet im Schoß."

Sie läuft in den Wald; der flüstert: „Gescheit!
Nun brauchst du kein Bäumchen zur Weihnachtszeit."

Sie springt davon, da krächzet ein Rab',
Ein schwarzer, ihr nach: „Kopf ab! Kopf ab!"

Sie rennt und rennt durch Busch und Strauch,
Bis rauschet der See: „Nun hab' ich dich auch!"

heißt
seine
„Ab
Leid
bekan
ihm g
nach
unver

We
begleit
schrien
wir m
daß es
konnten
danken
Platzbe
unter
Baume
A
gessen
Eigenar
Tyrann
nie öff
Wilhelm
gemilder
anderswo
dazu, so
der Fre
in öffent
Freimut
Wi
verstande
Reiches,
erhalten.
geherrscht

Im Tagebuch Seite 708 habe ich einigen Leuten zu verstehen gegeben, daß sie außer ihren bekannten Flegeleien noch recht wenig für das Deutschtum geleistet hätten. Darauf haben sie nun in ihrem Organ geantwortet. — Aha! dachte ich zuerst, jetzt strafen sie mich Lügen und erinnern mich an ihre nationalen Verdienste. Da habe ich mich getäuscht. Sie reden zwar von ihren „Kämpfen“, aber wie und gegen wen sie kämpfen, das sagen sie nicht. So will ich es sagen: Diese Leute haben sicher auch ihr Gutes, aber sie kämpfen mit unwürdigen Mitteln, sie kämpfen gegen Deutsche, sie wirken zersetzend und schädigen das Deutschtum in Österreich. Da sie sich nicht rechtfertigen können, so zücken sie die handliche Waffe der Verdächtigungen auch gegen mich. Ich täte mich „mit meinen politischen Kundgebungen nach dem Büchermarkt“ richten. — Dieser Perfidie eine Ohrfeige. — Ferner sagen diese Herren, ich hielte es zeitweise mit den Klerikalen, dann wieder mit den Protestanten, dann wieder mit den Juden, dann wieder mit den Tschechen u. s. w. — Und das ist wahr, aber anders, als die Gegner glauben machen wollen. Es ist längst bekannt, daß ich mich nie einer Partei angeschworen habe, daß ich es aber für deutsch halte, das Gute und Richtige, oder was ich dafür halte, in jeder Partei anzuerkennen, zu ehren und zu unterstützen. Aber ich erlaube mir auch, Niederträchtiges und Verderbliches in jeder Partei zu brandmarken. In diese Notwendigkeit werde ich sehr oft versetzt — etwa zum Vorteil des „Büchermarktes“? Glauben denn die Herren, daß man mit der groben Wahrheit Geschäfte macht?

Meine lieben Patent-Teutonen, es ist sehr traurig, daß Ihr euch nicht besser zu wehren wißt als mit erstunkenen Verdächtigungen.

Im „Tagebuch“, Juniheft, Seite 707, Zeile 13 von unten, steht im Wörtchen „seine“ nachgerade eine persönliche Beleidigung. Ich bitte den Leser, in seinem Hefte diesen nichtsnutzigen Druckfehler mit dem Bleistift zu streichen und das sinngemäße Wörtchen „ihre“ dafür hinzuschreiben.

Zu einer kirchlichen Angelegenheit wurde ein obersteirischer Priester in einen großen untersteirischen Pfarrhof geladen. Es waren viele unterländische Geistliche beisammen, und nach der Konferenz, die wohl lateinisch geführt worden sein wird, gingen die Herren zur Mahlzeit. Das Tischgespräch war sehr lebhaft, aber der obersteirische Gast saß schweigsam da, denn er verstand nichts. Die hochwürdigen Amtsbrüder sprachen nur Slowenisch. Darob wurde er allmählich ein wenig mißmutig, denn er wußte, daß jeder des Deutschen kundig war. Da sagte er bescheiden zu einem seiner Beisitzer: „Wenn ich die Herren Berufs-

Es wird nun aber seiner ganzen sittlichen Persönlichkeit bedürfen, um vorbildweise das Volk vor Genußsucht und Versumpfung zu bewahren.

Ein Vorbild ist sein schlichtes, deutsches Familienleben, seine freudige Wertung hoher geistiger Güter der Wissenschaft und Kunst, sein reges Interesse für alles Nützliche und Schöne der Erde, sein Gerechtigkeitssinn, von dem der Kaiser erst vor kurzem ein so edles Beispiel gegeben hat. Wie leicht fände ein regierender Fürst Mittel, einen begangenen Irrtum zu verblümeln; Wilhelm II. hat seinem Gutspächter, dem er irrtümlich Unrecht getan, freimütig Abbitte geleistet. Er hat uns damit erinnert, daß das offene Einbekennen eines Irrtums den Mann höher hebt, als der Irrtum selbst ihn etwa erniedrigen konnte.

So tritt aus des Königs Majestät stets der warme Mensch hervor, dem auf kaltem, stummem Throne zu einsam ist, der persönliche Fühlung haben will mit seinem Volke. Kann es eine liebenswürdigere Fürstentugend geben?

„Respekt vor der Obrigkeit!“ Das verlangt heute noch der Staat. Und der moderne Mensch behauptet, er neige sich vor niemandem und es gäbe gar keine Obrigkeit mehr; wir hätten nur noch Behörden und Ämter, und schon Josef der Zweite sowie Friedrich der Große hätten gesagt: Sie wären die ersten Diener des Staates. — Nun also ja, wir haben nur Behörden und Ämter. Aber ich sehe nicht ein, weshalb man eine Behörde nicht estimieren, einen Amtmann nicht ehren soll. Er ist aufgestellt zu meinem Dienste, für meine Ordnung, für meinen Rechtsschutz — und selbst wenn es der Assentierer oder gar der Steuerbeamte wäre, in Gottes Namen, er ist ein notwendiger Regulator, ohne den kein geselliges, kein geschäftliches, kein sittliches Gedeihen möglich wäre. — Oft habe ich gesehen, daß unsere Behörden und Beamten mit uns, den „Parteien“, mehr Geduld brauchen, als wir mit ihnen. Wir haben nur ausnahmsweise jene Amtstage, auf denen wir es vielleicht einmal mit einem ruppigen Beamten zu tun kriegen; die Amtsleute aber müssen sich täglich und täglich mit murrenden, räsonierenden, oft dummen, boshaften Leuten herumschlagen. Wenn sie statt mit den Parteien zu zanken, sich eine kurzgebundene, barsche Art angewöhnen, so ist es das Beste, was sie tun können. Es sind zumeist arme geplagte Leute, die demselben Herrn unterworfen sind, wie wir anderen — dem Staate. Je mehr einer in seinem Berufe die persönlichen Interessen zurückdrängen, je angestrengter einer für das Gemeinsame arbeiten muß, um so sicherer hat er meine Ehrerbietung, die ich viel lieber einem subalternen Staatsbeamten ausspreche, als manch anderem, der viel beansprucht und nichts leistet.

„Faust". Der Enkel wird sich sehr verwundern über diese beweglichen Schattenspiele, die ganz wie Menschen sich regen und benehmen und doch wesenlos sind. Eine große Merkwürdigkeit. Darauf spricht der Großvater: „Mein Kind, das ist gar nichts. Aber in alten Zeiten haben wirkliche Menschen so gespielt, wirkliche, lebendige Menschen! Ich selbst habe mit diesen meinen Augen eine Aufführung des „Faust" gesehen, wie der Faust und das Gretchen und der Mephisto und alle anderen von wirklichen Menschen dargestellt worden sind und wie jedes dabei die merkwürdigen Worte gesprochen hat, die dazu gehören. Theater hat man das geheißen. Es war oft wunderbar schön, es war tief ergreifend. Ach, das sind noch klassische Zeiten gewesen!"

„Und warum ist das jetzt nicht mehr, daß die wirklichen Menschen so spielen?" fragte der Enkel.

Der Alte schupfte die Achseln: „Weil die Kunst mechanisch und der Mensch Homunkel geworden ist."

„Na, na, oan Schneidermoaster is für's Kathreiner Pfarrl gnua", eiferte mein Meister Natz vor fünfzig Jahren, als sich dort ein zweiter Schneidermeister festsetzen wollte.

Unser weltkundiger Geselle, der lange Christian, aber belehrte, zwei Meister, das wäre noch gar nichts. In der Wienerstadt täten wenigstens zehn Schneidermeister sein!

„Geh', warst nit gscheit!" sagte in Verwunderung mein Meister.

„Und noch dazu hat dort jeder Meister ihrer zwei, drei Gehilfen!"

Der meine tat einen Pfiff. „Dos muaß a Stodt sein, däs Wean."

Heute, würde der lange Christian schätzen, sind in Wien mehr als zwanzig Schneidermeister. Und haben alle Arbeit. Da wurdst spannen, mein lieber Moaster Natz!

Am Wege zwischen Rastelheim und Pfeilsberg liegt der Pegelhof. Der Pegelhofer hat seine Äcker und Wiesen satt und will ein Geschäft aufmachen. Das Wohl der Reisenden geht ihm so nahe. Erst eine bittliche Eingabe an die Bezirkshauptmannschaft um Konzession zu einem Wirtshaus. Begründung: Von Rastelheim bis Pfeilsberg ist es fast zwei Stunden Weges und auf der ganzen Strecke kein Gasthaus. Die Passanten kriegen Hunger, brauchen Erfrischung, wenn nicht gar Labe, denn der Weg ist stellenweise beschwerlich. Besonders die Fuhrleute bedürfen der Einkehr, die Pferde der Tränke, des Hafers. Vor kurzem ist auf dem Wege eine alte Frau gefunden worden, sie war ohnmächtig, weil nirgends unterwegs was zu haben ist. Solche Fälle

genossen nur bitten dürfte, auch einmal ein bißchen Deutsch zu sprechen, ich möchte von der fröhlichen Unterhaltung allzugern etwas profitieren."

Der also Angesprochene hob sein Haupt, schaute scharf auf den Obersteirer und sagte: „Sie scheinen zu vergessen, mein Herr, daß Sie auf windischem Boden sind!"

„So, so", entgegnete der Gast, „na, da muß ich aber gleich schauen, wieder auf deutschen Boden zu kommen!" Nahm Mantel, Hut und Stab und verließ den windischen Pfarrhof.

Nach Jahren wieder einmal wirklich im Theater. Ich gönnte mir den besten Platz, den es hat, wo man am schönsten sieht und am besten hört. Wo man die profane Welt im Rücken hat und nur die Kunst vor sich. — „Der Verschwender" und Girardi! Von dem Besten, was vergangene Zeiten uns zurückgelassen. Ich halte dafür, daß Raimunds „Verschwender" zu den allerersten Dichterwerken der Welt gehört. Der ganze, ewige Mensch ist da, verklärt mit einer Poesie, mit einem Humor, wie dergleichen jetzt nichts und nichts mehr reifen will. Und Girardi, der einzigartige Künstler, im Volksstück jetzt von kaum einem erreicht, von keinem übertroffen. Ich meine in ihm den Charakterdarsteller, in dessen unwiderstehlichem Humor der „Komiker" verdrängt ist. Der Gallmeyer ist es nicht mehr gelungen, aus der Komik zum göttlich reinen Humor emporzusteigen; abgesehen von manch anderem, sie hat zu früh sterben müssen. Unserem Girardi ist es gelungen. Schauspielerei ist doch eine merkwürdige Kunst. So einer, der sich in alle Gestalten und Charaktere hineinleben kann, muß eben alle Charaktere verstehen, seelisch durchleben, muß ein ganzer Mensch sein. Wer Girardis Valentin in seinem Tischlerheim gesehen hat, wo er sein kindhaft naives, vornehmes, dankbares Weltherz durchsetzt, und wie er das tut in der Gebärde, in der Mimik, im Worte, der muß sich sagen, das ist nicht gespielt, das ist gelebt. Der vollendeten Kunst merkt man es nicht an, daß sie Kunst ist, sie ist wieder Natur, reine, lautere Natur. Und die kann nur der geben, der sie in sich hat. Darum wissen wir von Girardi, der viele andere Gestalten mit derselben edlen Wahrheit gibt: Ein ganzer Mensch!

So wie ein unschönes Theaterstück, ein gemeines Spiel auf Tage mich verstimmen kann, so macht mich eine solche Offenbarung des Schönen und Edlen selig. Am nächsten Morgen entlief ich der Stadt, eilte hinaus in die stillen Berge, um den Eindruck des festlichen Abends solange als möglich in seiner Frische mir zu bewahren.

In künftigen Tagen wird es einmal so sein: Wird ein Großvater mit seinem Enkel im Kino sitzen bei einer Darstellung etwa des

Im Mai, da sitze ich halt gerne draußen auf grüner Matte und schaue dem Schöpfer zu beim Weltaufputzen.

So lag ich eines Tages auf frisch gemähter Wiese, rauchte eine Zigarre und träumte hinaus in die stille Landschaft Da siffelte vom nächsten Hof ein alter Knecht heran und, einen Brettsplitter unterm Arm, brummend auf mich zu.

„Se!" gurgelte er stoßweise, „do is s nix mitn Liegn auf da Wiesn. Fuada zsomknoßn do!"

„Ah", sagte ich lachend, „hier ist s so schön, lassn S mich ein bissel ausruhen! Mach ja keinen Schaden."

„Na, Se! Mei Baur hot gsogg, ih sult Eahna wekjogn va da Wiesn!"

„Setzen Sie sich lieber ein wenig zu mir", antwortete ich und zog mein Ledertaschel aus dem Sack, „nehmens Ihnen a Zigarl!"

„Jo, a Zigarn, de mog ih schon!" sagte er, zog sich eine heraus und steckte sie in seinen Hosensack. „Vagelts Gott schön! — „Oba hiaz schauns, daß S weitakema, sist muas ih zuaschlogn!"

Und nun an meine Freunde und Leser und alle, die mir gut sind, eine innige Bitte.

Mir ist zugetragen worden, daß man gelegentlich meines siebzigsten Geburtstages auf meinem Sommerheim mir persönlich mancherlei Ehrungen plant. Schon die Absicht erreicht ihren Zweck und erfüllt mich mit Dankbarkeit. Aber ich muß von Herzen bitten, die Absicht nicht zu verwirklichen. Mein besorgter Arzt, Medizinalrat Dr. Mahnert in Graz, gestattet mir meine heimatliche Sommerfrische nur unter der Bedingung, daß ich dort unbedingte Ruhe habe, um nach einer schweren Influenza mich zu erholen. Mein Gesundheitszustand ist nach langjährigem Leiden überhaupt so geworden, daß alle Aufregung und Gemütsbewegung möglichst vermieden werden muß. Ich werde an diesem Tage in stiller Zurückgezogenheit aller Liebe, Güte und Ehren gedenken, die mir in meinem Leben so überreich erwiesen oder zugedacht worden sind.

Ich bitte meine Freunde dringend, alle persönlichen Ehrungen unterlassen zu wollen.*)

Peter Rosegger.

*) Ersuche um Nachdruck dieser Bitte.

können sich wiederholen. Deshalb die Bitte des Pegelhofers um die Wirtshauskonzession.

Der Bezirkshauptmann ist ein entgegenkommender Herr und will nicht, daß irgendwo in seinem Besitze jemand verschmachte. Er erteilt die Konzession: Der Pegelhofer darf die üblichen Speisen auskochen und an Getränken ist ihm nebst frischem Wasser gestattet zu führen: Milch, saure und süße, Mineralwasser, Sodawasser und ungegohrenen Obstsaft aller Art. —

Bis heute ist die so dringlich erbetene Konzession nicht ausgenützt worden.

Der zweite internationale Kongreß für Heimatschutz nahm einstimmig folgende Resolution an, die allen beteiligten Regierungen übermittelt wurde:

„Der zweite internationale Kongreß für Heimatschutz stellt mit tiefem Bedauern fest, daß bereits in so vielen Fällen maßlose Zurüstungen zur Fremdenindustrie den Charakter überirdischer Größe und erhabener Einsamkeit des Hochgebirges entweiht haben. Aus diesen Gründen wendet sich der Kongreß insbesondere gegen sämtliche Hochgipfelbahnen, um so mehr, als sie überdies noch die Erhaltung tüchtiger Volkseigenschaften bedrohen, und beschließt, an alle Landesregierungen der vertretenen Staaten das Gesuch zu richten, die Unantastbarkeit des Hochgebirges gegenüber geschäftlicher Ausbeutung in allen Fällen zu wahren."

Einst, bei dem allmählichen Beginn der „Fremdenindustrie", war wohl nicht vorauszusehen, daß es einmal zu solchen Verwahrungen kommen werde. Das schaut ja höllisch „reaktionär" aus! Und doch ist dieser Zwiespalt zwischen Heimatschutz und Fremdenverkehrswirtschaft ganz natürlich. In unserem Lande ist es zwar noch nicht so schlimm, aber auch wir müssen auf der Hut sein, daß den Fremden nicht zu viel Heimat geopfert werde.

Studenten auf Wunsch ins Stammbuch:

Die Jungen: Wir bitten dich, Alter, um deinen Rat,
Wie man's im Leben zu halten hat.
Der Alte: Was euch nicht schmeichelt, wollt ihr nicht hören,
Was euch nicht frommt, will ich nicht lehren.
Es ist am besten, euch nicht zu stören.
Die Jungen: Wir bitten dennoch, zeige uns an,
Wie man das Ziel erreichen kann.
Der Alte: Nun wohlan:
Sich bemeistern in Liebe und Haß,
Sich begeistern ohne Glas und Faß,
Der Worte wenig, der Arbeit viel,
Das führt an's Ziel.

---

getrunken haben soll, wurde mit $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark bewertet. Julius Cäsar schenkte der Mutter des Brutus eine Perle, welche über 900.000 Mark gekostet hatte. Die berühmte Perle „Peregrina“, welche Diego de Temes im Jahre 1579 an den Hof Philipps II. gebracht hatte, wurde vom Hofjuwelier auf 100.000 Dukaten geschätzt. Eine der herrlichsten Perlen aus neuerer Zeit befindet sich in der Raritätensammlung der Gebrüder Zosima in Moskau. An 28 Karat schwer, völlig rund und undurchbohrt, von schönstem Silberglanz, gleitet sie auf einem feinen Batisttuche wie eine große Quecksilberkugel hin und her.

Die reichsten Perlenbänke der Welt befinden sich bei Ceylon, an der Westküste der Insel und den Küsten des gegenüberliegenden Festlandes, im Persischen Golf, im Roten Meere, an den Inseln des Großen Ozeans, an der kalifornischen Küste und im Meerbusen von Mexiko und Panama. Die schönsten Perlen kommen von Ceylon. Es hört sich wie eine Schilderung aus dem Goldwäscherleben an, wenn man über die Perlenfischerei an dem ungesunden, sonndurchglühten Gestade Ceylons liest. Von allen Gegenden kommen auf den Ruf der Regierung die Taucherboote herbei. Tausende und Tausende Menschen strömen zusammen. Im Nu erheben sich die Zelte und Buden all der Händler und Verkäufer. Abenteurer, Gaukler, Diebe treibt die Aussicht auf Gewinn herbei. Ein Kriegsfahrzeug zu Wasser, Soldaten auf dem Lande überwachen den Fang und die Ausladung der Muscheln. Reiche Inder auf prächtigen Tragsesseln unter kostbaren Sonnenschirmen sehen dem bunten Treiben zu. Die in kleine Haufen verteilten Muscheln werden öffentlich versteigert. Nach Maßgabe der Mittel steigert alles mit, auch die Soldaten. Um ein paar Groschen ersteht der eine ein halbes Dutzend Muscheln und findet dann vielleicht eine der kostbarsten Perlen; ein anderer opfert ein paar Pfund Sterling für einen großen Muschelhaufen und geht leer aus. Ein wahres Lotteriespiel.

Um welche Summen es sich bei der Perlenfischerei handelt, möge daraus hervorgehen, daß sich allein der Ertrag der Perlenfischerei im Persischen Golf, der heute freilich kaum mehr den zehnten Teil ausmacht, auf 300 Millionen Pfund Sterling belief. Ganz verschwindend dagegen ist der Ertrag aus der Gewinnung der Perlen unserer Flußperlmuschel, deren Fischerei in Sachsen noch heute Regel ist, aber kaum die Betriebskosten deckt. Vom Mai bis zum September üben in Schottland die Fischer die Perlenfischerei aus. Es werden da alljährlich für etwa 60.000 Mark Perlen gefunden.“

Ehelieder.

Von Franz Karl Ginzkey.

Der hat Frauen nie gekannt,
Der nur ihre leichten Tänze
Sieht und die beblümten Kränze,
Die sie streu'n mit flücht'ger Hand.

Wohl kann auch ein minnig Spiel
Frohgemut die Herzen einen,
Doch in Stunden, die da weinen,
Gilt die Flüchtigkeit nicht viel.

Seelen einigt nur das Leid.
Dieses wird sie also binden,
Daß sie leicht die Schmach verwinden,
Die da heißt: Alltäglichkeit.

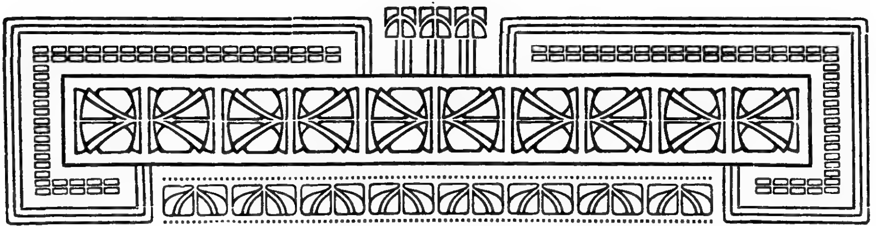
*

Wem ein Weib zur Heimat wird,
Der mag Wunder viel erfahren,
Wie ein Pilger, der nach Jahren
Heimkehrt, eh' er sich verirrt.

Und wie nur die Heimat kennt,
Wer sich sehnt nach ihr in Treuen,
Wird sich Liebe stets erneuen
Jede Stunde, die sie trennt.

Also seliger Bescheid
Läßt die beiden neu sich finden,
Daß sie leicht die Schmach verwinden,
Die da heißt: Alltäglichkeit.

*



Kleine Laube.

März.

Gedicht von Alfred Huggenberger.*)

Ich möcht' nicht schlafen im Marmorsarg,
Wenn der Märzwind weht, wenn der Märzwind weht!
Viel lieber seh' ich als Bettler zu,
Wie der Sieger Frühling vorüber geht.

Ich hab' meiner Wiese das Haar gekämmt,
Hab Stein' und Geröll hinweggetan,
Nun lacht sie wie ein staunend Kind
Und blickt den blauen Himmel an.

Jüngst saß ich im Traum auf goldenem Thron,
Wer hätt' nicht gern mal die Lust gebüßt?
Noch lieber lausch' ich, der Stille gesellt,
Wie meine Wiese den Frühling grüßt.

Perlen.

Einer längeren Abhandlung, „Das Geheimnis der Perlen", die der „Türmer" aus der Feder Dr. Friedrich Knauers bringt, entnehmen wir folgende Angaben über die Kapitalswerte, die in diesen schönen Edelsteinen stecken.

„Wie bei den Edelsteinen nicht die Größe allein den Wert bedingt, so hängt auch der Wert einer Perle neben der Größe vor allem von der Farbe und dem Glanz, der Gestalt, der Glätte, dem Gewichte ab. Es gibt sandkorngroße, sogenannte Perlsamen, bis haselnuß- und taubeneigroße, grüne, gelbliche, rote, violette, hellblaue, silberweiße und wieder pechschwarze Perlen. Das Perlenideal ist eine völlig runde, silberig milchweiße, charakteristisch glänzende, etwas durchscheinende Perle ohne den Farbenschiller der Perlmutter. Der unbeschreiblich milde Glanz solcher Perlen rührt davon her, daß die Perle das durchgehende Licht derart zerstreut und zurückwirft, daß dieses wieder austritt und sich mit dem direkt von der obersten Schichte zurückgeworfenen Lichte mischt. Je dünner, durchscheinender und farbloser die Perlenschichten sind, um so herrlicher ist solcher Perlenglanz. Gelingt es, zu einer solchen tadellosen Perle gleichgroße Perlen von ebenbürtiger Schönheit zu finden, dann hat jede der Perlen erhöhten Wert. So ist erklärlicherweise der Wert der Perlen ein sehr verschiedener. Man hat für eine einzige Perle Hunderttausende Mark bezahlt. Die Perle, welche Kleopatra bei einem Antonius zu Ehren veranstalteten Prunkmahle in Essig aufgelöst

*) Aus dessen neuen, bei L. Staackmann in Leipzig erschienenen Gedichten „Die Stille der Felder". Wir machen auf diese ganz eigenartig anmutenden Gedichte des Schweizerbauers besonders aufmerksam. Die Red.

Und die Gegenrechnung? — Die Gegenrechnung drückt vielleicht die Rente jener 18 Milliarden von 8 auf 7 ½ %. Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Hm — ja, ja — ich sehe tausend Direktoren rechnen und erwägen — ich sehe tausend Direktoren ihre Bärte streichen — : Schon recht, schon recht — jedoch, wer macht den Anfang? Wir wollen dann schon folgen, wenn ...

Den Anfang! Wer bringt den Stein ins Rollen? Wer pflückt den Lorbeer? Wer läßt die Hände, die Millionen Hände, die sich bittend reckten, aneinander in die Höhe steigen — höher — höher — und aus den Himmeln einer besseren Zukunft sich herniederholen eine Woche Ferien?!

Das zerzauste Tandaradei.

Von Franz Karl Ginzkey.

In dem rühmlich bekannten Schweizer Verlage Huber u. Ko. in Frauenfeld erschien soeben eine neue Übertragung zahlreicher Gedichte Walthers von der Vogelweide in unser zur Stunde übliches Deutsch. Also eine Art Modernisierung des Dichters, wie sie ja schon oft versucht wurde, wobei die Absicht vorherrscht, den „weitesten Kreisen“ den größten deutschen Sänger des Mittelalters näher zu bringen. Der Verfasser dieses Büchleins, Max Nußberger, ist zweifellos eine starke dichterische Begabung, und es kann nicht bestritten werden, daß er seine Aufgabe, als Umdichter und Eigendichter, oft überraschend gut gelöst hat. Mich beschäftigt aber seit langem die Frage, ob dergleichen überhaupt in solchem Sinne gelöst werden darf, und zwar im Interesse des Vogelweiders selbst, dem es auch heute noch nicht gleichgültig sein kann, in welcher Form seine seelische Habe an die Nachwelt überliefert wird. Statt wissenschaftlicher Argumente, über die ich kaum verfüge, statt weitläufiger Auseinandersetzungen, die nur vom Weg abführen könnten, möchte ich an einem einzigen Beispiele zeigen, wohin wir meiner Meinung nach bereits gekommen sind. Mir liegt in dem eben erwähnten Buch auch das selige Liedchen „Unter der Linde“ vor, und da möchte ich es nun versuchen, im Anschluß an das Original einer einzigen Strophe aus der nun fast schon unübersehbaren Masse aller Nachdichtungen einige herauszugreifen, die mir zufällig in den Büchern meiner kleinen Bibliothek zur Hand sind. An diesen Proben möchte ich zeigen, wie ich's meine.

Die gute alte Originalausgabe von Franz Pfeiffer und Karl Bartsch, die nunmehr von Hermann Michel mit trefflicher Bearbeitung der Einleitung und Erweiterung des Glossars versehen wurde, überliefert uns die Strophe in ihrer Unberührtheit:

Under der linden
an der heide.
da unser zweier bette was,
da muget ir vinden
schöne beide
gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal,
tandaradei!
schöne sanc diu nachtegal.

Ich frage nun: Wer versteht diese Strophe nicht? Gibt es überhaupt einen lesenden Deutschen, der sie nicht erfaßt? Ein feiner Zufall in Wortwahl und Satzstellung erlaubt uns überdies, die Strophe Wort für Wort in unsere „Rechtschreibung“ zu übertragen, für jene, die sie noch deutlicher wollen:

Mehr als Fordern gilt Verzeih'n.
Und es darf uns nicht betrüben:
Im Verzeihen sich zu üben,
Heißt erst reif zur Liebe sein.

Sehnt sich Liebe nach Bestand,
Wird sie wie ein milder Garten.
Vieler Blumen da zu warten
Gilt es mit besorgter Hand.

Erst wenn Liebe so gedeiht,
Wird sie leicht zur Güte finden
Und getrost die Schmach verwinden,
Die da heißt: Alltäglichkeit.

Eine Woche Ferien!

Im „Türmer" zieht unser Mitarbeiter Fritz Müller, Zürich, folgende Bilanz:

Die 4700 deutschen Aktiengesellschaften arbeiten mit 18 Milliarden Mark Kapital. Es surrt in diesen Zahlen von unzähligen Maschinen. Und die Arbeit von Millionen Händen, groben oder feinen, wuchtet darin.

Die Milliarden Mark und die Millionen Hände schaffen einen Jahresreingewinn von 1500 Millionen. Es klirrt in dieser Zahl von Dividenden. Im Durchschnitt ist sie 8 Prozent.

Soweit gut und soweit recht. Es geht alles seinen Gang: Maschinen surren, Hände fliegen, aus den Toren der Fabriken wälzen sich die Güter. Plötzlich seh' ich die Millionen Hände sich erheben. Ihre Flächen sehe ich mir zugewendet. Was steht darauf?

Eine Woche Ferien!

steht darauf. Eine Woche Ferien wollen sie im Jahre, bezahlte Ferien. Ist diese Forderung gerecht? Laßt uns sehen. Fragen wir die Interessenten.

Die nächsten Interessenten sind die Millionen Hände selber, denk' ich. Sprecht, Hände, sprecht! Die gereckten Hände kommen in Bewegung. Ich seh' sie in den Gassen wimmeln, mit den Fingern in die Fenster zeigen, wo stille Kinder sitzen bei gebeugten Müttern. Ich seh' die stummen Hände auf eigne rußige Gesichter weisen, die mehr bleich als rot sind: ungleich verteilte deutsche Flaggenfarben.

Ich geb' das Wort den zweiten Interessenten, den Mietern dieser Hände ... „Die Arbeitszeit war länger früher, und es gab doch keine Ferien."

Was sagt ihr Hände, stummen Hände? Sie zeigen in Maschinensäle, wo sie tausendmal denselben Handgriff machen müssen täglich, wo entseelte Arbeit düster durch die Räume schwellt. Die Maschine hat dem Werk der Hand die Freude ausgepreßt. Es stäubt von Fron und leerer Asche.

Wieder schau' ich fragend auf die andern: Sie heben einen Schild hoch, einen ehernen, auf dem die Antwort steht: Notwendigkeit!

Notwendigkeit? Und die freie Woche — ist sie nicht notwendig?

Der Schaden ist zu groß — wir könnten nicht mehr konkurrieren — es ränge uns das Ausland nieder ...

An den dritten Interessenten wend' ich mich, an die Nation: Sprich und entscheide!

Da seh' ich einen Griffel durch die Lüfte fahren und an den Himmel eine Rechnung schreiben:

Eine Woche Ferien
macht Millionen Augen hell,
haucht Millionen Wangen rosig an,
strafft Millionen Arme frischer für die Arbeit,
träufelt Arbeitsfrieden auf das Land ...

Eine andere Übertragung. Sie ist dem sehr verdienstvollen Buche von Bruno Obermann, „Deutscher Minnesang“, entnommen:

Unter der Linde
Auf der Heide,
Wo ich mit ihm zusammensaß,
Da möget ihr finden,
Ach, wohl beide
Zerknickt, die Blumen und das Gras.
Vor dem Walde in dem Tal —
Tandaradei!
Sang gar schön die Nachtigall.

Hier wurde tatsächlich „übersetzt“, das heißt, vor allem auf richtige Übertragung des Begriffes im heutigen Sinne gesehen, denn das mittelhochdeutsche „an der Heide“ heißt ja tatsächlich „auf der Heide“ und das „da“ ist eigentlich unser „wo“. Insoweit also ging der Übersetzer ganz logisch vor. Man beachte aber, wie viel an holdem Klang des Originals schon durch diese geringe Änderung verloren ging. Sehr interessant ist die Umstellung des „Bettes“ in „wo ich mit ihm zusammensaß“. Sie ist, wenn man will, eine sehr glückliche; sie deckt sich aber nicht mit dem eigentlichen Bilde, das in den folgenden Strophen des Liedes seine Forderungen stellt.

Eine weitere Probe:

Unter der Linden
Bei der Heide,
Wo unser zweier Bett gemacht,
Da mögt ihr finden
Wie wir beide
Pflückten im Grase der Blumen Pracht.

Das ist nun eine böse Geschichte. Hier spukt der schlimme Geist des Wohlgefallens am trällernden Worte. Davon hat unser Vogelweider nichts gewußt. Dazu umwehten ihn Wind und Armut zu hart, er sah die Welt mit Wirklichkeitsaugen, geträllert hat er nie. Und überdies werden hier Dinge übertragen, die im Original gar nicht vorhanden sind; auch findet durchaus eine Verschiebung der Begriffe statt. Dazu ist kein Übersetzer berechtigt.

Und betrachten wir nun zu guter Letzt die Übertragung aus dem Buche, das ich eingangs erwähnte, so heißt es da nicht besser:

Unter der Linde
Auf der Heide
Uns zweien war ein Bette dort.
Geh' nur und finde,
Spur der Freude,
Zerdrückt die Blumen am selben Ort.

Man beachte das Gewaltsame der dritten Zeile. Wozu diese Änderung von Walthers schönen und erschöpfenden Worten? Und schlimmer noch ist es mit der „Spur der Freude“. Da beginnt der Verfasser ganz auf eigene Faust ein lyrisches Kuckucksei zu legen und dem Leser zu erklären, das ganze sei jedenfalls eine freudige Angelegenheit gewesen. Und wie ärmlich ist „am selben Ort“. Und wie quälend deutlich ist „zerdrückt“ statt des Waltherschen „gebrochen“.

So könnte man das Spiel ins Endlose treiben, denn solche Übertragungen liegen zu Dutzenden vor, aber ich glaube, die wenigen Beispiele genügen. Ob mehr oder minder gut, es kann keine Änderung jener Strophe berechtigt sein, solange diese an sich in der Urform noch verständlich ist. Welchen Zweck verfolgen also all

Unter der Linden
An der Heide
Da unser zweier Bette was,
Da möget ihr finden
Schöne beide
Gebrochen, Blumen und das Gras.
Vor dem Walde in einem Tal,
Tandaradei!
Schöne sang die Nachtigall.

Dabei aber haben wir eines bereits verloren, den köstlichen mühelosen Hinweis auf die mittelhochdeutsche Wortgestaltung. Ich behaupte, allerdings nur aus eigener Erfahrung heraus, daß der mittelalterliche Klang jener Worte uns mehr von der Seelenvibration der alten Tage übermittelt als die längsten kultur- und literaturgeschichtlichen Kommentare. Und zwar: weil wir's noch im Blute haben. Es rauscht noch irgendwie in uns der Tonfall und die Wortseele der Sprache unserer Ahnen, im Falle dieses Rauschen nicht durch den Einfluß fremder Strömungen allzu stark beeinflußt wurde. Gefühl und Vererbung ist auch hier noch so gut wie alles.

Immerhin aber steht jene Strophe auch im Neuhochdeutschen noch im Waltherschen Sinne vor uns; sie sagt genau, was Walther empfand, und gibt uns seine Anschauung wieder. Man braucht nicht allzu sehr vom „lyrischen Fache" zu sein, um zu wissen, wie ungeheuer wichtig und für die Bedeutung des Ganzen unersetzlich jedes einzelne Wort am angestammten Platz ist. Und überdies, um es gleich zu sagen: diese Strophe ist ein Vermächtnis, und wir dürfen daran nur Änderungen vornehmen, wenn jeder andere Ausweg versperrt ist. Das trifft aber hier nicht zu.

Nun sehen wir uns einmal einige der vom Zufall mir zurechtgelegten „Umdichtungen" an. Die erste entstammt einem kleinen, bisher fast unbekannt gebliebenen Büchlein von Eduard Kleber und ist in Straßburg bei Heitz und Mündel erschienen: Nächst der alten, eigentlich unübertrefflichen Ausgabe Simrocks erscheint mir gerade diese Übertragung am meisten von jener Pietät für das geistige Eigentum des Vogelweiders erfüllt, welche die alten guten Formen gegen die Hypertrophie moderner Mühelosigkeitsforderung in Schutz nimmt. Die Strophe lautet:

Unter der Linden
An der Heide,
Dort, wo das Bett war sein und mein,
Da möget ihr finden
Lieblich beide
Gebrochen: Gras und Blümelein.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandaradei!
Sang im Tal die Nachtigall.

Vergleichen wir diese Übertragung mit dem Original, so bemerken wir, daß wohl eine Änderung im Worte, aber nicht im Begriffe stattfand, was ja immerhin anzuerkennen ist. Aus „unser zweier Bette" wurde „das Bette sein und mein", aus „schöne sang" wurde mit „süßem Schall", wobei der Übersetzer sich noch rühmen kann, er hätte einen für unser modernes Ohr genehmeren Reim als das vogelweiderische „Tal" und „Nachtigall" zustande gebracht. Was aber wurde des weiteren durch diese Änderung gewonnen? Etwa ein schönerer Klang? Etwa ein schärferes Bild? Kann die verfängliche Stelle vom „Bette" überhaupt keuscher und reiner gegeben werden, als wie Walther es getan? „Da unser zweier Bette was"; das huscht gewissermaßen über den Begriff hinweg und hält ihn doch in schalkhafter Weise fürs Verständnis des weiteren fest.

Man könnte sagen, in solchen unorthographischen, schulwidrigen Formen sei jede weitere Popularisierung ausgeschlossen. Da wäre nun zu fragen, ob Herr Walther sich eine solche „Popularisierung“ überhaupt wünschte. Herr Walther wünschte gewiß nur eines: er wollte in seinen Liedern bleiben, der er war. Denn der Dichter verträgt sein Kunstwerk nur in jener Form, die als einzig möglicher Ausdruck in seiner Persönlichkeit entstand und aufs innigste mit ihr verwachsen bleibt. Verändert man die Form, zerstört man auch den Geist. Man wird die seligen Lieder des Vogelweiders und manches andere seiner Zeit so lange „popularisieren“, bis nichts davon mehr übrig bleibt.

Spaziergang in Lyrik.

Von K. Dankwart Zwerger.

Eine Reihe Gedichtbände! Wollen wir darüber plaudern? Nein, ein paar hievon ärgern mich wütend: Liest man da vielleicht recht ansprechende und versprechende Titel, blättert ein wenig, findet zusammengequälte, verhutzelte, verkrüppelte Reimdich-Reime (wie' Reihe — Reue), Inhalt Null oder bei den Haaren herbeigezogen, findet einschläfernd-fade Verserörterungen über Moralphilosophie, Kunst und Mystik, findet hübsche Balladenvorwürfe von Hunninnen und Wendenpriestern entsetzlich breitgetreten und an sich Beherzigenswertes einem nicht zu Gefühl gesprochen, sondern schulmeisterlich einzudrillen versucht, manchmal vielleicht sogar auf dem Wege Hosenhinterteil—Gehirn, oder findet zu Alltägliches, zu sehr Nachgefühltes oder zu Liebedienerisch-Überpatriotisches — der Orden kommt schon noch rechtzeitig! – findet mit einem Worte Dunst statt Kunst! Dann denkt man wohl: „Nu, dem sprießt auch kaum der erste Flaum“, aber siehe, da entdeckt man vielleicht vorn — eine eitle Unsitte! — das Konterfei dieses Dichterphilisters und hat einen Menschen in reifen Jahren vor sich. Talentlose Leute, von Genie gar nicht zu reden! O, ihr Kleinen, wißt ihr nichts von kritischer Selbstzucht? „Singe, wem Gesang gegeben“ — schweige, wem Gesang versagt! Herrgott! es muß doch auch Nicht-Dichter geben! — Sollte ich die Bücher nennen? Das wäre taktlos! Die Herren Autoren verstehn mich schon! Also genug! Reden wir von Erquicklicherem!

Da ist vor allem ein schlichtes, ganz, ganz schlichtes Heftchen, „Im goldenen Licht“, Gedichte von Karl Vallazza. (Teschen, Wien, Leipzig. Kommissionsverlag Karl Prochaska.) Aber das Kleid tut's nicht; denn darunter atmet wirklich goldenes Licht. Die drei Zyklen „Deutsche Grüße“, „Minne“, „Lieder am Herd“ bergen lauter Talentvolles, so manches Geniale, die innigste Kunst aber zittert in den Naturliedern und in „Allerlei“. Vallazza hat edle Kraft und ein weichklingend Herz. Und drum nehm' ich's auch nicht so ernst, wenn er meint: „. . . und ohne Grollen soll fürder meine Feder ruhn“ Denn die Feder, die der Mensch nimmer nehmen will: der Dichter greift doch wieder nach ihr. Und nähm' ich's ernst — ich müßt' es aufrichtig bedauern!

Auch ein zweites Bändchen steht im Zeichen des ewigen Lichtgestirns: „Sonnenland“ von Josef Karl Ratislav. (Berlin, S 14. „Säculum“-Verlag.) Der Untertitel „Ein Buch der Sehnsucht“ sagt mir, daß der Dichter so etwa ein Fünfundzwanziger sein dürfte — und diese Jugend freut mich. Da kann man immer noch anspornen und mehr fordern und — mit Zuversicht! — auf die Einlösung eines prophezeienden Wunsches hoffen! Manchmal möchte ich den Versen etwas volleres Melos wünschen — manchmal nur. Aber oft wirkt gerade eine volksliedhafte Schlichtheit vortrefflich und oft durchglüht eine herzheiße, große Leidenschaft wie ein wildes Sehnen die Strophen. „An meine Geliebte“ — wie ist mir dies prächtig-freie Lied

diese dichterischen Kraftproben? Indes sie den Inhalt bringen wollen, zerstören sie die alte Form. Nun ist dies ja das Schicksal aller fremdsprachigen Originale, sobald sie „übersetzt“ werden. Ist uns aber das Mittelhochdeutsche bereits eine völlig fremde Sprache geworden? Avenarius, dieser feingeistige Behüter deutscher Kulturwerte, hat inmitten seines fürs deutsche Haus bestimmten „fröhlichen Buches“ das Lied vom Tandaradei kurzweg in der Ursprache gebracht, als wäre er keineswegs darüber besorgt, es könnte nicht verstanden werden.

Ich muß zuletzt mit Rührung eines Mannes gedenken, der zum mindesten nicht weniger wußte, was deutscher Wortgeist und deutsche Sprachkultur bedeuten, als irgendeiner seiner Vor- und Nachfahren im Kreise der deutschen Dichtung und Gelehrsamkeit. Ich meine Ludwig Uhland. Dieser scharfe, helläugige Vorkämpfer fürs angestammte Recht seines Schwabenlandes, radikaler Politiker zugleich, mit keinerlei romantischen Verweichlichungen, vor allem aber einer der deutschesten Meister seiner Kunst, er hat in seinen „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ nicht den Mut oder Übermut aufgebracht, in den Strophen der Minnesinger auch nur ein einziges Wort zu „verdeutschen“, das in seiner Urform noch irgendwie verständlich war. Man hat ihm diese aus tiefster Erkenntnis des Gegenwartswertes alter deutscher Lebensformen stammende Pietät nur wenig gedankt. Man warf ihm, besonders in Gelehrtenkreisen, vor, das sei weder Fleisch noch Fisch; man schreibe entweder völlig neuhochdeutsch oder gänzlich mittelhochdeutsch, ein Kompromiß sei hier nicht möglich. Warum aber sollte es nicht möglich sein? Man läßt ja auch sonst gar viel an Altem bestehen, man pflegt es sogar, man sucht es populär zu machen inmitten des Neuen. Warum entzieht man dem Volke die Freude an seinen alten ehemaligen Wortformen? Wird es nicht bereichert durch den Einblick in die noch immer köstlich lebendigen Formen der Vergangenheit, selbst wenn die philologischen Begriffe hin und wieder ein wenig verschoben erscheinen? Ich kann mir zum Beispiel die zweite Strophe des „Tandaradei“ ganz gut in folgender Fassung vorstellen:

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da war mein Liebster kommen ê.
Da ward ich empfangen,
Here Fraue!
Daß ich bin selig immer mê.
Küßte er mich? Wohl tausendstund:
Tandaradei!
Seht, wie rot mir ist der Mund.

Ich frage neuerdings: wer versteht das nicht? Es wäre höchstens anzuführen, daß „tausendstund“ eigentlich „tausendmal“ bedeutet, und auch das ist kaum nötig.

Ich gestehe nun: in meinem Roman über „Walther von der Vogelweide“ brachte ich selbst nicht den Mut auf, diese neue oder eigentlich alte Uhlandsche Methode anzuwenden. Ich hatte eben den Roman in neuhochdeutscher Sprache zu schreiben, da wären die alten Formen darin wie Stilwidrigkeiten erschienen. Ich saß indessen wochenlang über den wenigen Strophen, die ich zu zitieren hatte, verglich alle möglichen Übersetzungen und wählte, Wort für Wort, die dem Original am nächsten stehende Form, um solcherart wenigstens das Eigentum des Vogelweiders aufs möglichste zu wahren. Und übrigens wies ich in einem Nachworte darauf hin, man tue am besten, Walthers Lieder im Original in der von Franz Pfeiffer besorgten Brockhausschen Ausgabe zu lesen.

Bei einer neuen Gesamtübertragung der Waltherschen Lieder aber wären solche Rücksichten nicht nötig. Und ich wage in all meiner Laienhaftigkeit den Vorschlag: man kehre zu Walthers Eigentum zurück, so lange dazu noch Zeit ist.

Uneingeschränktes Lob verdienen schließlich noch die „Gedichte" von J. L. Heer (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung), dem fruchtbaren Schweizer Romanschriftsteller, dem Autor des „Königs der Bernina". Strenge Form, stählerner Klang, tiefgründige Gedanken und nicht zu selten erquickliche Originalität zeichnen sein Schaffen besonders aus. Die eigentlichste Lyrik, das reine Liebeslied, fehlt — keineswegs zum Nachteil des Buches — gänzlich. Und Gedichte wie „Das Boot" oder „Ein Goldstück" sollte ein neuer Anthologe nicht übersehen. Daß diese Verse in viele Seelen fliegen, mein herzlichstes „Glück auf!"

Singvögel.

Scheidestunde.

Uns're Stunde ward so leise,
Nur der gold'ne Zeiger ging,
Und ein Fetzen Lebensglückes
Noch an unsern Händen hing.

Einmal muß es sein! — Hut, Mantel . . .
Kuß . . . Leb wohl! Hab Dank! Sei stark! . . .
Rennen . . . Rennen ins Dunkel . . . Wieder?!
Frierend schauern bis ins Mark . . .

Leis wird dein und meine Stunde,
Leise, grausam leise, Kind,
Und die letzten Fetzen Glückes
Jagt, jagt, jagt der Winterwind . . .

K. Dankwart Zwerger.

Die Teufelsstrafe!

Ward der Teufel einst gefangen,
Bitter strafen wollt man ihn!
Sperrte ihn gleich hinter Stangen,
Ließ ihn hart auf Erbsen knien!

Doch nichts half, um ihn zu packen,
Aller Menschenwitz schien leer,
Mocht man prügeln ihn und zwacken,
O, er fühlte gar nichts mehr!

Ja, selbst frommen Sang zu hören,
Schier verdroß den Teufel nicht,
Er saß da, ließ sich nicht stören,
Und verzog kaum das Gesicht,

Alle stauneten itzunder,
Als sie diesen Gleichmut sah'n,
Sie begriffen nicht das Wunder,
Blickten sich bloß ratlos an.

Schier verdroß das schon die Menge
Und verzweifeln wollt die Schar,
Da sie gegen solche „Fänge"
Leider hilf= und machtlos war.

Da trat aus dem Volk ein Weiser
Mit verrunzeltem Gesicht,
Sprach belegt und etwas heiser,
Jedoch unverständlich nicht:

„Habt ihr alles denn probieret?
Jede Marter? Jede Qual? . . .
Eh' ihr ganz den Mut verlieret,
Ei! Bringt ihn mir in den Saal,

Wo die „Manuskripte" liegen.
In der Redaktionskanzlei
Soll er schwitzen und sich fügen,
Und ich gebe ihn nur frei —

Wenn er still und unverdrossen
Alles liest mit Haut und Haar,
Was seit Wochen zugeflossen
Und noch unerledigt war . . ."

Da verbiß der arme Teufel
Seinen ersten schweren Schmerz,
Denn bei Gott und ohne Zweifel,
Dieser Spruch griff ihm ans Herz!

Leider mußt man bald verzichten
Auf dies Mittel der Gewalt!
Denn schon bei den „Lenzgedichten"
Kam er in die . . . Heilanstalt!

Eugen v. Putti.

aus der Seele gesungen! — Nur ringen! Nur immer höher, höher, Freund in Appoll! Noch mehr selbst sein, noch mehr du!

Ein minder günstiges Horoskop muß ich Friedrich Wiegershaus stellen. Seine „Segel im Winde“ (Leipzig, „Xenien“-Verlag) sind mir zu wenig gestrafft und so weiß man zuweilen nicht, sitzt da hinterm Segel achterwärts ein Ferge oder treibt das Boot, führerlos und wrack, nur so ohne Ziel, im Spiel der Wellen umher. Kurz, der Mann hat als Mensch, mehr noch als Künstler, etwas zu wenig Energie. Ja, dann und wann ist's, als fühlte man geradezu sein Bangen, einmal etwas zu sagen, wie's noch kein anderer gesagt hat. Die Dichterseele muß Flugkraft haben und den eigenen Schwingen vertrauen! Der Dichter ist frei wie der Weih! Den ängstet's auch nicht, ob er Genossen hat oder nicht — er ist er! Und er wagt sich kühn in schwindliche Höhen, äugt und späht ins unbekannte Unermessne oder läßt den Königsblick auf die tiefe Erde kreisen. Tja! König sein, heißt: Mut, Wagemut haben! — Es sei aber keineswegs verschwiegen, daß Gedichte, wie z. B. „Sehnsucht“, „Abendstimmung“, „Vertrauen“, „Weihnachtswunsch“, „Entschluß“, kunstechte Schöpfungen sind, daran man sich von der kleinen Verstimmung erholen mag.

Und die Erholung wandelt sich in reinste Feierfreude, wenn man seiner Seele an Emil Alphons Rheinhardts „Stunden und Schicksalen“ (Leipzig und Wien, Verlag Hugo Heller u. C.) einen reichbeglückten Sonntag gönnt Gleich das zweite Gedichtchen ist ein Stimmungsbild von entzückender Beobachtung und Anmut. Und dann die „Schicksale“! Diese reiche Sprache, dieses innige Anschmiegen an den Inhalt, diese schwer einherbrausende Tragik! Und auch in den „Nächten“! Welche Inbrunst z. B. und welche Seelenstärke in den Versen „Komm wandern“! Und „Gewitternacht“, „Heiße Sommernacht“, „Wiedersehn“, „Meinem Bruder“ — eine bunte Fülle von tiefen Gedanken, Augenblicks- und Dauergefühlen, Regungen und — um's modern zu sagen — Sehnsüchten . . . und alles gekleidet in den purpurnen, goldbestickten Brokat einer beseelten Sprache! Aus dem Zyklus „Die Verstörten der großen Stadt“ möchte ich noch besonders hervorheben: „Nimm dein Leben . . .“ und „Über den Platz, wo die Kirche steht . . .“ — Alles in allem: Ich habe in E. A. Rheinhardt einen genialen Dichter erkannt, der hinter all seine Schöpfungen, immer fühlbar, seltener auch sichtbar, eine starke Persönlichkeit zu stellen vermag.

Ein zweiter, gleichklingenden Namens, aber Robert und geschrieben: Reinhard, stellt sich mit literarischen Konfettis (Gedichten, Skizzen und Reisebildern) ein. Robert Reinhard hat sich als Gründer und Herausgeber, seit neuem Mitherausgeber der illustrierten Literatur-Zeitschrift „Die Quelle“ sowie als rücksichtsloser und geistvoller Kämpfer gegen die Schundliteratur um die Volksbildung erhebliche Verdienste erworben. Und darum innern uns auch seine „Blüten und Blätter“ (Hannover, Körtingstraße 9, Verlag der „Quelle“, Georg Grote), denen Dr. Heinrich v. Schullern ein Geleitwort vorausschickt. Die Gedichte — soll ich ehrlich sein? — nun, meinen Beifall finden sie nicht! Und ich weiß, ein Mann, der ein so verständig-bescheidenes Gedicht wie „Selbstkritik“ schrieb, wird mir das nicht krumm nehmen. Es mangelt ihm tatsächlich an der „rechten Form“ und „Gestaltungsgabe“. In Prosa hingegen, wie z. B. in der kurzen Skizze „Liebe und Leben“, trifft er das Lyrische vorzüglich und, da seine Sprache auch schlicht und ungekünstelt ist, so könnte uns Reinhard — glaube ich — sehr liebe, sonnige Märchen schenken. Auch die „Schweizerreise“, die „Herbsttage auf Grado“ und die „Adriafahrt der Wiener Urania“ lesen sich recht flott und angenehm. Und eins noch gelingt ihm ausgezeichnet: die Epigrammdichtung. Eine Spezialität! Denn da trifft er fast immer ins Korn. Und derentwillen und der hübschen Prosa wegen verdient wohl auch dies Buch, das vierte der „Bücher der Quelle“, seine Leser.

Ein idealer Gatte. Frau: „Ich habe mich halb zu Tode geängstigt, als du von deiner Fahrt nicht pünktlich wieder nach Hause kamst!“ — Mann: „Natürlich, alles, was du tust, geschieht nur halb.“ („Guckkasten.“)

Sonderbar! Im Katalog einer Geweihausstellung fand ich kürzlich die sonderbare Abnormität verzeichnet: „Kaffernbüffel-Gehörn auf Kopf montiert des Kammerherrn J. v. C.“ („Jugend.“)

Dem Taglöhnerssohn A. wird vom Lehrer oft vorgehalten, daß er mit schmutzigen Fingern zur Schule komme, wo doch sein Nachbar immer ganz sauber sei. — „Tja“, sagt der Kleine, „der kann wohl leicht sauber sein, der wascht seine Händ' auch alle Tage.“ („Jugend.“)



Bücher

Monna Beatrice. Ein Liebesroman aus dem alten Venedig. Von Ludwig Huna. (Leipzig. Grethlein u. Co.)

Das Wort „Renaissance“ löst in uns dreierlei Vorstellungen aus: Kunst, Leidenschaft, Mord. Aber dieses Zeitalter war doch mehr als Architektur, Heiligenbildnerei, schrankenlose Liebe, Gift und Dolche, die man dem Feind in die Lungen bohrte! (Wie auch das Rokoko wenig dem üblichen literarischen Tanztyp entsprach.) Die Renaissance war ein Loslösen, ein Befreien und Neugestalten. Und hierin bleiben die Romanschriftsteller, die jene Epoche künstlerisch beleben wollen, das Meiste schuldig. — Nun hat Ludwig Huna, der Hochbegabte, seinem interessanten Buch „Offiziere“ die „Monna Beatrice“ folgen lassen; ein Werk voll Buntheit, Überschwang, Kraft und Instinktherrschaft. Darin ersteht das alte, stolze, nach der Palme langende Venedig vor uns. Monna Beatrice, die Gattin des alten Caracci, verschenkt sich königlich an Giacomo Avezzino und die Tragik wächst aus zwei schweren Irrtümern. Hinter der Liebesromantik lauern Florenz, Rom und die weißen Dominikaner — ein verhängnisvolles Dreigestirn. Man liest das prächtig geschriebene Buch mit atemloser Spannung, einen altvenezianischen Gesellschaftsroman, und wenn man — wenn ich wenigstens auch hier das nachwirkend Gewaltige der Renaissancekultur zum Teil entbehre, so hat das wohl seinen guten Grund: Wir können jene ferne, ferne, fast unwirkliche Zeit kaum mehr ihrer ganzen Bedeutung nach erfassen. Auch unsere Dichter sind moderne Menschen, mit kurzen Fesseln an ihre Gegenwart geschmiedet. — Doch wer Venedig kennt und liebt, wird den „Liebesroman“ zu schätzen wissen und er wird aus ihm lernen, die seltsame Stadt nicht nur mit den Augen der Hochzeitsreisenden und Galerienschnüffler zu betrachten, sondern historisch, rückschweifend, sehnsüchtig — mit der Sehnsucht nach jener Vergangenheit, die den Menschen Individualität zugestand, nicht bloß die verpflichtende Mitgliedschaft bei sozialen Gemeinformen, wo man seinen Kreis durch Geborenwerden, Schaffen und Absterben vollendet.

H. L. R.

Juliane Rockox. Ein Roman aus der Zeit der niederländischen Renaissance. Von Rudolf Heubner (Leipzig. L. Staackmann.)

Es ist kein geschichtlicher Roman im allgemeinen Sinne, wie man nach dem Untertitel annehmen könnte, sondern die gewählte Zeit der Renaissance hat eine besondere Bedeutung. Der Renaissancegedanke vermochte sich in Deutschland nicht zu einer sogenannten „germanischen Renaissance“ zu entwickeln, da die politischen Ereignisse der Reformation und des 30jährigen Krieges ihre Ausdehnung hinderten. In den Niederlanden dagegen faßte der Renaissancegedanke festeren Fuß zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Diese Zeit bildet den Hintergrund des Romanes. Zwei Menschen von starkem, ausgeprägtem Charakter, eine Frauen- und eine Männergestalt — Juliane Rockox und Cornelius Valckenisse — stehen im Mittelpunkt der Handlung. Vollkommen zeitlos und ewig menschlich gedacht, messen das Weib und der Mann im gegenseitigen geistigen Kampfe ihre Kräfte als Individualitäten. Es gewährt großen Reiz, dieses Liebes- und Lebensspiel der beiden zu verfolgen, die unter hemmenden Umständen eben erst Mann und Frau geworden sind, und die nun einander befehden, bald in wilder, bald in sanfter Tonart, bis sie sich aus allem Widerspruch heraus in schöner

Versteinerung.

Du bist mein Ahn, verwandt mir, wie der Bruder,
Und fremd mir, wie der stammverwandte Mensch,
Von dem ich mehr nicht, als von dir, begreife.

Als du gelebt, da lebte irgendeiner,
Von dem in g'rader Reih ich abgestammt.
Ob du es bist, wer kann es mir enträtseln?

In mir pulsiert ein Bruchteil deines Lebens,
Kettet durch Jahrmillionen mich an dich.
Wieviel beeinflußt mich dein Freu'n und Leiden?

Und eifersüchtig sammle ich die Reste
Verlorner Welten wie Reliquien,
Und Ahnen ruhen in dem Haus des Enkels.

Emanuel Kremnitz.

Liebeswunder.

Um dich und mich
Schlingt sich der Liebe Band,
Wir wandern beide selig
Ins alte Wunderland.

Und was ich da erlebe,
Erlebe ich durch dich,
Du bist das Wunderbare,
Das Wunder selbst für mich!

Karl Mayer-Freinberg.

Ea woas s!

Woa unlängst in da oltn Schul
Da Schulinspekta do;
Und d Buama worn – dos darfst ma glaubn –
Nit gor besundars froh.
Bold frogt ea den, bold wuhl a den
Und bold frogt ea um dos.
An jeadn muaß ea furthelfn
Und koana woas holt wos.
Da follt eam dena eppas ein:
Hiatzt gehn ma za da Gschicht!
Da Lehra fohrt si in di Hoor!
A haligs Seelngricht!
Dos is die schwächste Seit der Klass,
Die Buama zittern schon.
S hilft eana nix, denn schon fangt jo
Da Gstrenge z prüafn on.
Ihr lieben Kinder, könnt ihr mir
Nicht mal Germanenstämme sagn?
Do reißt s in Seppal in da Bank:
Dos kunnt ea jo grod wagn.
Ea zoagt holt auf, es kann nit schodn.
„A brav, fang nur gleich an,
Du bist ja — dies fällt mir schon auf —
Ein fleißger, junger Mann!"
„Za die Germanenstämme ghörn,
Die Ost- und Westgotn;"
Dann stockt da Seppal, red nit furt,
Schaut immafurt zan Bodn.
„Nun weiter, weißt du keine mehr?"
Da Seppl, dea bleibt stüll,
Hiatzt wüll da dea no welche hobn,
Dos is do dena z vül!
Do fohrt ea auf: „Herr Inspektor,
Ja hobt s as guat darotn,
Za die Germanenstämm, moan i,
Ghörn wuhl a d Bischgodn!*)"

Peter Panhofer.

Lustige Zeitung.

Zweierlei. Rechtsanwalt: „Zur Scheidung reichen die Gründe nicht aus." — Klient: „So, beim Heiraten hat mich kein Mensch um die Gründe gefragt." („Guckkasten.")

Entgegenkommend. Gast: „Das Schnitzel ist so dünn, daß man durchlesen kann." — Wirt: „Schön, was wünschen Sie zu lesen?" („Meggendorfer.")

*) Mundartlicher Ausdruck für Biskuit.

Malerei und des Kunstgewerbes, der Erziehung und Bildung, der Wissenschaft und Technik. Es sind prächtige, meist ganz unbekannte oder wenig bekannte Bilder aus den verschiedenen Jahrhunderten des Mittelalters. Da sehen wir noch auf römischen Denkmälern die Germanen im Verkehr untereinander oder mit den Römern. Handschriftenzeichnungen zeigen uns den deutschen Kaiser, umgeben von seinen Paladinen, sich huldigen lassend und sie belehnend. Wir sehen das Leben und Treiben der einzelnen Stände, die Geistlichkeit in ihrem priesterlichen Wirken und ihrem klösterlichen Dasein, auf der Kanzel, die Messe lesend, beim Klosterbau und bei gelehrter Arbeit. Wir sehen den Adel in seiner ritterlichen Betätigung in Krieg und Frieden. Ritter und Landsknechte ziehen zu Felde, schöne Frauen bekränzen die Sieger im Turnier, der Adel vergnügt sich auf der Jagd und beim Festmahl. Ein großer Raum ist dem Bürgertum der deutschen Städte gewidmet. Wir wohnen der Sitzung des Rates bei, sehen den Weber, den Schmied, den Münzer in der Werkstatt, den Kaufmann im Kontor und Laden. Köstliche intime Bilder des Familienlebens dürfen wir schauen. Wir sehen auch den Bauernstand in seiner dörflichen Umgebung und seiner agrarischen Tätigkeit, die fahrenden Leute mit ihrem Leben auf der Landstraße und dem Jahrmarkt. Überall greift der Text erklärend ein und ergänzt das Bild dieser hohen eigenartigen Kultur. Die Ausstattung des Werkes ist musterhaft, der Einband prächtig, die Reproduktion einwandsfrei. V. L.

Die Nibelungen. Von Friedr. Hebbel. 2 Bände. Band 1: „Der gehörnte Siegfried" und „Siegfrieds Tod"; Band 2: „Kriemhilds Rache". Mit Einleitungen von Professor Dr. Friedrich Kummer und Zeichnungen von Ludwig Berwald. [„Hausbücherei", Band 47 und 48.] (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel.)

Die stärkste Wirkung von allen Dramen Hebbels war dem letzten, den „Nibelungen", beschieden. Die gewaltige Dramenreihe der „Nibelungen" ist dazu bestimmt, über die Jahrhunderte hinaus Eigentum des deutschen Volkes zu bleiben. Es war deshalb ein richtiger Gedanke, zur Feier des hundertsten Geburtstages Friedrich Hebbels eine illustrierte Volksausgabe der „Nibelungen" zu veranstalten. Die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung hat ihre billige Ausgabe mit einigen dramatisch wirkenden Bildern schmücken lassen, die geeignet sind, die Handlung des Trauerspiels für das Auge des Lesers zu beleben,

---

Friedrich Hebbels „Nibelungen" in christlich-deutscher Beleuchtung. Eine Jubiläumsschrift zum 100. Geburtstage des Dichters von Johannes Blankenburg. (Halle a. d. S. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung Max Grosse.)

Zu dem Ruhmeskranz, der Hebbel jetzt zu seinem Gedächtnis gewunden wird, will auch diese Schrift ein Blatt beitragen. Nicht in überschwänglicher Begeisterung, sondern mit eindringendem sachlichen Verständnis sucht sie der Dichtung, die man als das Lebenswerk des Dichters bezeichnen kann, gerecht zu werden. Sie will dazu helfen, über den Sinn des Werkes ein Einvernehmen, an dem es noch immer fehlt, herbeizuführen, und möchte dazu dienen, weitere Kreise zur Beschäftigung mit dieser großen, von echt deutschem Geiste und zugleich tief sittlichem Gehalt erfüllten Dichtung anzuregen. F.

Deutsch-Österreichische Klassiker-Bibliothek, herausgegeben von Dr. Otto Rommel, Band 30 und 32: **Charles Sealsfield**, ausgewählte Werke; Band 3 und 4. „Das Kajütenbuch", herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. O. Rommel, zwei Bände. Sealsfield war eine der interessantesten und eigenartigsten Persönlichkeiten seinerzeit. Dieser lebensvolle Roman kann in vieler Beziehung als eine Fortsetzung der „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre" (Band 13 und 14 d. D. Ö. K. B.) betrachtet werden, da schon dort verheißungsvoll auf den werdenden Staat hingewiesen wurde. — Band 31; **Ferdinand Raimund**, ausgewählte Werke, Band 2, „Alpenkönig und Menschenfeind". — „Die unheilbringende Krone". Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. O. Rommel. „Alpenkönig und Menschenfeind" ist das psychologisch tiefste und künstlerisch vollendetste der echt volkstümlichen Zauberstücke des Dichters. „Die unheilbringende Krone" zeigt den Dichter im Ringen um den Lorbeer des Tragikers. Ein dritter Band („Moisasurs Zauberfluch" und „Die gefesselte Phantasie") soll ihn auf dieser Bahn begleiten und so das Bild abrunden helfen. — Band 33: **Die politische Lyrik des Vormärz.** Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. O. Rommel. Die Einleitung gibt ein ausgezeichnetes Bild vom Wesen und Stand der vormärzlichen politischen Dichtung Österreichs. Die Auswahl — die erste dieser Art — (enth. Anast. Grün, Zedlitz, Grillparzer, Lenau, Karl Beck, Jos. Senn, Herm. Gilm, Ad. Pichler, Joh. Fr. Geltsch, Mor. Hartmann. Alfr. Meißner, Herm. Rollet, Joh. Nordmann und Seb. Brunner) ist sowohl geschickt als auch ausreichend. F.

Die Alpen. Eine volkstümliche Darstellung der Natur in den Alpen von R. H. Francé. Mit gegen 500 Abbildungen, vielen Tafeln und Karten. In 40 Lieferungen.

Harmonie zusammenfinden. Die Geschichte dieses selbstgewissen Paares ist mit einer reichen äußeren Handlung wirkungsvoll verflochten. V.

Der Freibauer. Roman von Gustav Schroer. (Leipzig. Erdgeist-Verlag.)

Eine mit viel Verständnis und Wärme und Güte erzählte Geschichte aus dem mitteldeutschen Bauernleben. Der Verfasser hat sich seine Leute genau angesehen und hat die Gestalten und Ereignisse wahrhaftig aufgezeichnet. So ist der Roman, dem man eine schöne Verbreitung gerade unter der ländlichen Bevölkerung wünschen möchte, besonders geeignet, die Liebe zur Heimat, zur Scholle, zum gesunden Bauerntum zu festigen. — Sehr hübsch faßt Schroer den „Aberglauben" auf, zeigt dessen oft ethische Wurzeln und weist nach, wie er manchmal auch sehr Gutes stiftet. Es ist ja auch schwer, „Glauben" und „Aberglauben" immer streng zu scheiden und soweit letzterer niemanden schädigt, manchem sogar Ruhe und Vertrauen schenkt, kann man sich damit leicht abfinden. — So darf man den „Freibauern" einen schlichten, guten und gehaltvollen Roman nennen, ein Buch, das einfach, wahrheitsgetreu und freundlich anmutet. P. L. M.

Eine Leidenschaft. Sportnovelle von Wilhelm Arminuis. Illustriert von E. Cucuel. (Stuttgart, Berlin, Leipzig. „Union", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Heldin dieses sehr gefällig ausgestatteten Büchleins ist die Nichte Webbs, der als erster den Ärmelkanal durchschwamm. Und sie hat das „Schwimmgenie", wenn man so sagen darf, geerbt, was ihr zwar große äußerliche Vorteile bringt, aber sie verliert dadurch den ihr treu ergebenen, genialen Bootsbauer Alfred Herwig, der sie innig liebt. Voll von recht spannenden Schilderungen, bietet das Buch eine angenehme Lektüre für Eisenbahnfahrten und sommerliche Mußestunden. B.

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger, Privatdozent, München, unter Mitwirkung der Universitätsprofessoren Dr. Dr. Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Hartmann-Straßburg, Neuwirth-Wien, Pinder-Darmstadt, Graf Vitzthum v. Eckstädt-Kiel, Weese-Bern, Willich-München, Wulff-Berlin, Privatdozenten Dr. Dr. Herzfeld-Berlin, Wackernagel-Leipzig, Oberbibliothekar Dr. Leidinger-München, Professor Dr. Singer-Dresden und anderer Universitätslehrer und Museumsdirektoren. Mit zirka zweitausend Abbildungen in Netzätzung und Doppeltondruck, Vierfarbendrucken ꝛc. Erscheint in Lieferungen im Verlage der Akademischen Verlagsgesellschaft M. Koch, Berlin-Neubabelsberg.

Mit seltener Geschicklichkeit bieten hier der Herausgeber und seine Mitarbeiter ein vornehmes Prachtwerk von idealer Schönheit und Glanz, das in seiner Eigenart bewundernswert ist. Die hervorragendsten Kenner der antiken wie modernen Kunst werden in diesem imposanten Buch ein gesamtes Bild des Schaffens aller Kunstepochen vom grauen Altertum bis zur Gegenwart, einen umfassenden Blick über die Kunstbestrebungen aller Zeiten geben. In dem Werke wird zum ersten Male der Grundsatz durchgeführt, die Behandlung künstlerischer Motive mit der geschichtlichen Entwickelung der Kunst zu vereinen. Die Anordnung des Stoffes erfolgt nicht wie in den anderen Kunstgeschichten nach Stilarten oder durch Schilderung von Künstlerpersönlichkeiten, wodurch dem Leser nur ein bloßes äußerliches Wissen in den Dingen dargeboten wird, sondern maßgebend sind ausschließlich künstlerische Gesichtspunkte. Die Gegenüberstellung der Motive in ihrer verschiedenen Auffassung regt den Leser zum Vergleich an und macht ihn durch diese Methode des Vergleichs im wahrhaften Sinne des Wortes mit der Geschichte der Kunst als einer Geschichte der menschlichen Erkenntnis vertraut. Er lernt so den Kunstwert eines jeden Werkes selbst zu schätzen, das Wesen der Kunst zu erkennen und zu begreifen und öffnet ihm so gewissermaßen das herrliche Werk die Augen über die Schönheit der Kunstschöpfungen. Er gewinnt ein erschöpfendes Bild der Geschichte der Kunst wie der Kultur, aus der die Kunstwerke herausgewachsen sind. Geistvolle Behandlung der Aufgabe, Gelehrsamkeit und formvollendete Darstellung, die über künstlerische Dinge in packender Sprache zu reden und das wissenschaftlich Erkannte in durchsichtiger Form auszudrücken versteht, werden dem ausgezeichneten Werke einen großen und dauernden Erfolg bringen. An ihm werden Tausende ihr künstlerisches Urteil und ihren Geschmack bilden. Mit einer Fülle farbiger und Textillustrationen von geradezu köstlicher Pracht versehen, die von der Kunst aller Kulturvölker eine großartige Anschauung geben, ist das Werk ein Buch reinsten, schönsten und erhabensten Genusses. V.

Deutsche Kultur im Bilde. Von Prof. Dr. Paul Herre. Das Mittelalter. 112 schwarze und eine farbige Kunstdrucktafel mit Abbildungen und erläuterndem Text. [Wissenschaft und Bildung, Bd. 100.] (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Dieser Atlas deutscher Vergangenheit will allen Kultursuchern ein Führer sein. Er führt uns in tausendjähriger Entwicklung durch alle Gebiete des Staatslebens, des Kriegs- und Verkehrswesens, der Architektur

Wenn's die Soldaten durch die Stadt marschieren — — Soldatenlieder, gesammelt und mit neunzehn vielfarbigen handkolorierten, ganzseitigen Bildern versehen von Fritz Rumpf. (Berlin. Erich Reiß.)

Die mittelalterliche Ausstattung entspricht diesen alten naiven Soldatenliedern.

Der deutsche Stil. Von Friedrich Naumann. (Deutsche Werkstätten. Hellerau-Berlin-Dresden-München-Hannover.)

Diese markig gedachte und geschriebene Broschüre ist allen nachdenklichen Menschen zu empfehlen: deutsch durch und durch.

Aurelius Polzer, der Mann und sein Werk. Von Dr. Hans Nägele. (Bregenz. Richter & Pfotta. 1913.)

In knapper und — wie ich glaube — treffender Weise kennzeichnet der Verfasser das Leben und Wirken des bekannten deutschnationalen Kämpfers, der seiner Deutschheit schwere Opfer hat bringen müssen. Sein völkisches Wirken für die Südmark, für den Deutschen Sprachverein, besonders aber als völkischer Dichter verdient unsere größte Hochachtung. Wenn dieser Mann nicht der so engbegrenzten, sterilen radikalen Richtung angehörte — seiner Natur nach wäre er geeignet, völkisch Großes zu vollbringen. Aber möglicherweise, daß ihm von jeder anderen Seite jene Unterstützung versagt geblieben wäre, ohne die auch der beste Mann nichts zu leisten vermag.

Eine Literaturgeschichte im kleinen bilden die **Dichterkarten,** die die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung kürzlich herausgegeben hat. Um die Gestalten unserer Dichter der Leserwelt nahe zu bringen, sind Ansichtskarten mit ihren Bildern ein gutes Mittel. Jede Karte enthält die wichtigsten Angaben über das Leben und Schaffen des Dichters und seinen Namenszug, manchmal auch einen Spruch aus seinen Werken. Zehn Dichterkarten werden portofrei für 50 Pfennig von der Kanzlei der Stiftung in Hamburg-Großborstel versandt. V.

Büchereinlauf.

Stille Straßen. Ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen. Von Paul Keller. Mit Bildern von G. Holstein und A. v. Volborth. (Berlin-München-Wien. Allgemeine Verlagsgesellschaft.)

Gestürzte Altäre. Roman von Paul Grabein. (Leipzig. Grethlein u. Co.)

Von Josef Ponten erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig): **Augenlust.** Eine poetische Studie über das Erlebnis und ein Totentanzalphabet; **Siebenquellen,** ein Landschaftsroman, und der Roman **Jungfräulichkeit.**

Deutsches Sehnen und Kämpfen. Ein Wachau-Roman. Von Karl Bienenstein. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Im Strandparadies. Erzählung von Lotte Gubalke. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Illustriert von Curt Liebich. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Das Hohelied. Novellen von Otto Leitgeb. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Aus der Tiefe. Novellen von Hermann Wagner. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Zweimal ein Bub. Geschichten von Fritz Müller. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung: Heft 36: **Volksbuch vaterländischer Dichtung.** Herausgegeben und eingeleitetet von Paul Schreckenbach. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.)

Napoleon II. (nach Victor Hugo) **und andere Dichtungen.** Von Enrica v. Handel-Mazzetti. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Johann Ranftl. (Berlin. Konrad W. Mecklenburg, vorm. Richter'scher Verlag.)

Sisto e Sesto. Eine Erzählung aus den Abruzzen von Heinrich Federer. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Ostschlesische Dorfgeschichten. Von Valentin Krsaszcz. (Teschen. Machatschek.)

Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. 6. Auflage. (Kempten und München. Kösel.)

Kleine Erzählungen. Von Otto Domanig. 3. Auflage. (Kempten und München. Kösel.)

Heim und Herd. Deutsche Jugend- und Hausbücherei, Band 8. (Lahr in Baden. Moritz Schauenburg.)

Aus der Rhön. Ernstes und Heiteres von Otto Seifert-Geba. (Meiningen. „Der Werrabote.“)

Longwood. Des Allgewaltigen Niedergang. Eine Bühnendichtung in drei Bildern. Von Hans Weber-Lutkow. (Wien. Friedrich Schalk.)

Fährten und Narben. Gesammelte Gedichte (1879—1912). Von Heinr. Glücksmann. (München. Georg Müller.)

Die Stille der Felder. Neue Gedichte von Alfred Huggenberger. (Leipzig. L. Staackmann.)

Grüße aus dem Lutherhause. In schlichter Volksweise dargebracht von Rosa Spilger. (Zwickau i. S. Eichhorn u. Posern.)

Liebe. Zwei Einakter von Maxime Alexandre. (Leipzig. Sphinx-Verlag.)

Idunische Sonette. Von Wilhelm Bolze. (Leipzig. Sphinx-Verlag.)

Gedichte von Désirée Ruprich. (Leipzig. Sphinx-Verlag.)

(Leipzig. Theob. Thomas.) Bis jetzt erschienen bis zum 16. Heft.)

Die „Heimgarten“-Leser auf dieses Prachtwerk aufmerksam zu machen, ist wahrlich Pflicht. Alles andere findet sich dann.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 21. Band: „Antoine Watteau.“ Herausgegeben von Dr. E. H. Zimmermann. — 22. Band: „Murillo.“ Herausgegeben von Dr. A. L. Mayer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1912.)

Von diesen kunstgeschichtlich so bemerkenswerten trefflichen Ausgaben der Schöpfungen unserer großen Meister in Verbindung mit wertvollem Texte sind in den neuesten Bänden wieder zwei Klassiker der Malerei vorgelegt worden. Zunächst in 182 Abteilungen der graziöse Franzose Watteau, über den bisher ein größeres Werk überhaupt gefehlt hat und dessen reizende Figurengruppen in anmutigen Landschaften auch nicht gerade Kunstgelehrte zu entzücken imstande sind. Es ist in diesen Blättern eine Übersicht von des Meisters vollständigem Schaffen geboten, und namentlich bieten die Ausschnitte mit den Figuren in größerem Maßstabe Gelegenheit, die Komposition des Künstlers in dieser Richtung genau kennen und bewundern zu lernen. — Dem Spanier Murillo ist der andere, infolge der reicheren Tätigkeit desselben umfassendere Band gewidmet, der nicht weniger als 287 Abbildungen und den gediegenen Text eines vorzüglichen Kenners von des Künstlers Schöpfungen und seiner meisterhaften malerischen Technik in der Darstellung A. L. Mayers enthält. Obwohl in diesen Bildern der Spanier stark ausgeprägt erscheint, haben Murillos Gemälde doch sich längst die hohe Anerkennung der Welt und jedes wahrhaft Kunstfreudigen errungen. Seine köstlichen Genrebilder sind ja allbekannt, aber wir finden hier auch die prächtigen Porträts und die religiösen Gemälde sowie die stillebendigen Stücke in vorzüglicher Reproduktion, wodurch erst ein Überblick über des Künstlers volles und ganzes Schaffen möglich ist. Die schon öfter gerühmte vorzügliche Reproduktion der Verlagsanstalt und der treffliche Druck sowie die überhaupt schöne und gediegene Ausstattung müssen auch bezüglich dieser jüngsten Bände der „Klassiker der Kunst“ ganz besonders hervorgehoben werden.

Dr. A. Schl.

Hausbuch deutscher Kunst. Von Eduard Engels. Neue Ausgabe, besorgt von Gustav Keyßner. Vornehm gebunden. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

„Unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Natur, zum Vaterland und zur Kirche darzustellen, der Jugend Vergangenes und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimat, den gemeinsamen Paradiesgarten zu zeigen, kurz, das Leben in Bildern schlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen wiederzugeben und so in manchem der einsam oder gemeinsam Beschauenden den inneren Poeten zu erwecken, daß er ausdeutend und ergänzend schaffe mit seiner eigenen Phantasie“ — das hat Eduard Engels in der Vorrede zur ersten Ausgabe als den Zweck dieses „Hausbuchs“ bezeichnet. Und der Erfolg hat gezeigt, daß der Gedanke des Herausgebers, wie die Verwirklichung, die er ihm gegeben, vollen Beifall fanden. Der Grundcharakter des Buches: der deutschen Familie eine Sammlung des Besten deutscher Kunst zu geben. Das Hausbuch gibt so in jedem seiner Bilder ein Stück Menschenleben, Geschichte oder Natur in künstlerischer Erhöhung. Nur auf Anschauung beruhend und auf jedes literarische Beiwerk verzichtend, dient es den Bestrebungen der Kunsterziehung. Auch der Laie wird mit beschaulicher Andacht das stattliche Buch durchblättern und manches Blatt wird mit Entzücken sein Gemüt erfüllen.

Lola Montez. Historischer Roman von Joseph Aug. Lux. (Berlin. Rich. Bong.)

Dieser Roman ist besser als es die landläufigen belletristisch-geschichtlichen Bücher gewöhnlich sind. — Lola Montez könnte man die bayrische Dubarry nennen, und ihre Wesenheit mag interessant genug sein, sie zur Heldin eines Buches zu machen, dessen historischen Hintergrund das München vor 1848 abgibt. Sie stieg aus dem Ballett empor, regierte beinahe einen Staat und wurde vertrieben — im Sturz ihren königlichen Verehrer, Ludwig I., mit sich reißend. Das alles schildert und beschreibt Lux sehr hübsch, nur färbt er seine Titelgestalt der Wahrheit entgegen hie und da zu heroisch, und anderseits muten manche Stellen allzu trocken, geschichtsbuchartig an. — Trotzdem muß der Roman einigermaßen anerkannt werden.

P. L. M.

Zwei wackere Helden. Ein satirischer Roman von Karl Bleibtreu. (Leipzig. Grethlein u. Co.)

Mit feinem Sarkasmus und einem heißblütigen Temperament, das auch an die Hitze, die in Johannes Scherr lohte, erinnert, hat hier der bekannte Erzähler Karl Bleibtreu das Wesen und das Gehaben der beiden napoleonischen Marschälle Massena und Bernadotte geschildert, die — nach der launigen Darstellung des Verfassers — mehr Reklamehelden als Helden auf den Schlachtfeldern waren. Überhaupt ein sonderbares Buch, das vorteilhaft aus der Schablone fällt und dem man es anmerkt, daß eine starke und originelle Persönlichkeit dahinter steht, die sich ein eigenes Bild von der historischen Vergangenheit malt.

H. L. F.

---

37. Jahrg. August 1913. 11. Heft.

Steirer-Heft.

Roseggers

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

geleitet von

Hans Ludwig Rosegger.



Druck und Verlag von „Leykam" in Graz.

Preis dieses Heftes außer Abonnement 1 K 20 h = 1 Mark.

Luise von Degenfeld. Liebeslieder aus Alt-Heidelberg von Otto Michaeli. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

An Ernst Moritz Arndt. Eine Huldigung deutscher Dichter und Denker zur Jahrhundertfeier. Gesammelt und herausgegeben von Josef Loevenich, Begründer des Arndt-Museums zu Godesberg a. Rh. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Sammlung Kupferschmid: **Tabak und Kultur.** Von Prof. Dr. H. Stanger. (München. Melchior Kupferschmid.)

Katholisch, nicht päpstlich! Antwort auf die Frage: Was ist der Altkatholizismus? Von Dr. P. A. Kirsch. (Bonn. Karl Georgi. 1911.)

Das Inhalieren. Von Dr. med. Th. Christen, Dozent an der Universität Bern. (Dresden. Holze & Pahl.)

Max Hesses Bücherei des modernen Wissens: **Hausbücher zur Erhaltung der Gesundheit.** Band 4: „Häusliche Gesundheitspflege“ von Dunbar; Band 9: „Bakterien“ von Heim; Band 14: „Vom Herzen“ von Kerschensteiner; Band 19: „Das Gehör“ von Barth; Band 28: „Häusliche Krankenpflege“ von Doll. (Leipzig. Max Hesse.)

Kritische Studien zu Alfred v. Wurmbs **„Weggenossen“.** (Herausgegeben und verlegt von der „Neuen illustrierten Zeitung“, Czernowitz-Wien.)

Von Königgrätz bis Skutari. Ein Blick in die Zukunft der österreichischen Alpenländer. Von einem Deutschen der Ostmark. (Halle a. S. Walter Heß.)

Gesellschaft zur Förderung des nationalen Friedens. Rede an die Nationen Österreichs von Alfred Johann Roßmanith. (Wien. L. W. Seidel u. Sohn.)

Das Fletchern. Ernährungs-ABC als Grundlage aller Körperkultur und Krankheitsbekämpfung von Dr. A. v. Borosini, Lehrer der Diätetik in München. (Dresden. Holze & Pahl.)

Der Deutsche Sängerbund 1862—1912. Aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestandes herausgegeben vom Gesamtausschusse des Deutschen Sängerbundes. (Eigentum und Verlag des Deutschen Sängerbundes.)

Festschrift zum österreichischen Burschenschaftertag Leitmeritz. Pfingsten 1913. (Ortsgruppe Leitmeritz und Umgebung des Verbandes alter Burschenschafter Österreichs.)

Festschrift zur Zweihundert Jahr-Feier am 3. Mai 1913. (Berlin. Nicolaische Buchhandlung Borstell u. Raimarus, Hofbuchhändler.)

Burschen heraus! Fahrtenblatt der Leitmeritzer Ruderriegen, des Leitmeritzer, des Prager und Reichenberger Wandervogels. Herausgegeben durch Karl Metzner und Dr. Rudolf Hiekel, Leitmeritz.

☛ Vorstehend besprochene Werke k. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“

Die Augustnummer des „Heimgarten“ erscheint als besonderes „Steirer-Heft“ mit Beiträgen von Peter Rosegger, Rudolf Hans Bartsch, Karl Bienenstein, Emil Ertl, Wilhelm Fischer, Franz Fraungruber, Ottokar Kernstock, Hermann Kienzl, Hans Ludwig Rosegger u. a.

Der Verlag.

Der **„Heimgarten“-Jahrgang 1877/78** wird gesucht. Angebote mit Preisangabe erbittet der Verlag „Leykam“, Graz, Stempfergasse 3.

Eine hohe Steuer verlangen Sie mit Recht für alle Automobilbesitzer, die ihre Wagen mehr oder weniger zum Vergnügen benützen. Wie kommt die nicht autofahrende Menschheit dazu, sich die Straßen verderben zu lassen und lebensgefährlichen Staub zu schlucken?! Aber unsere „Volksvertretungen“ in Stadt und Land und Staat ignorieren das vornehm. Man sollte den Herren in Wählerversammlungen, wo sie sehr nachgiebig zu sein pflegen, einmal gehörig einheizen.

„Nationaler Student.“ Im Gegenteil, nie war ein einiges Vorgehen aller deutschbewußten Parteien in nationalen Angelegenheiten notwendiger als heute. Haben Sie das Erwachen des Südslaventums verschlafen? Parteipolitische Zwergfragen aufzurollen, dagegen, ist jetzt das Gefährlichste, Verfehlteste: geradezu strafbar. Wenn sich die Deutschen streiten, freut sich der Slawe. H. L.

(Geschlossen am 20. Juni 1913.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten

11. Heft. August 1913. 37. Jahrg.

Des Waldpoeten Meisterstück.

Als jubelnd einst das Volk zusammenlief,
Den Herrn zu grüßen, schalten es die schnöden
Benörgler. Doch der Welterlöser rief:
„Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden.“

Auch du, Poet, wirst mit dem Ungestüm
Der Liebe froh begrüßt von deinem Volke;
Denn glückverheißend schwebst du über ihm
Wie eine segenschwere Himmelswolke.

Inhalt.

Kleine Laube.

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 7 K 20 h = 7 M. 20 Pf., mit freier Postzusendung 8 K 40 h = 8 M. 40 Pf.

Adalbert Svoboda.

Eine Erinnerung von **Peter Rosegger.**

In Tagen, die so sehr zur Rückschau zwingen, verlangt es mich wieder einmal eines Mannes zu gedenken, von dem in diesen Blättern wohl schon manchmal die Rede gewesen, von dem ich aber ein abgerundetes Charakterbild noch schuldig bin. Das soll hier, von einem bezeichnenden Punkte ausgehend, mit einigen klaren Strichen zu skizzieren versucht werden.

Eines Sommervormittags im Jahre 1870 fand auf dem Redaktionszimmer der Grazer „Tagespost" ein erregter Auftritt statt. Zwei Herren waren unangemeldet eingedrungen und hatten den Chefredakteur leidenschaftlich zur Rede gestellt über die politische Haltung des Blattes. Das sei eine Schande für Graz, für ganz Steiermark! Sich bei diesem Kriege so demonstrativ auf Seite der Preußen zu stellen, mit dem österreichischen Erbfeinde es zu halten! Wo ein Zusammengehen mit Frankreich die beste und vielleicht einzige Gelegenheit wäre, das österreichische Vaterland wieder zu rehabilitieren. Alle Chancen seien für Frankreich, das Volk, das bei Königgrätz seine besten Söhne verloren, sei gegen Preußen, kein einziges Blatt im ganzen Lande habe die Stirn, so dreist für Bismarck und seinen neuen Raubzug Gesinnung zu werben wie die Grazer „Tagespost". Sie, diese zwei Herren, glaubten, nicht bloß im Namen ihrer Partei, sondern des ganzen Volkes zu sprechen, wenn sie die Redaktion aufforderten, dieses Blatt endlich in gut österreichischem Geiste zu führen.

Der Redakteur, ein kleiner, untersetzter Mann, hatte sein Haupt erhoben, so daß seine langen, blonden Locken über die breiten Schultern hinabglitten. Sein rundes Gesicht war hochgerötet, seine Augengläser blitzten, noch mehr aber hinter denselben die kleinen lebhaften Augen. Nachdem er sich von seiner Verblüffung etwas erholt hatte, entgegnete er den Herren mit leiser, vibrierender Stimme: „Erinnern Sie sich, meine Herren, daß es in Österreich noch Deutsche gibt, die ihren Erbfeind nicht in Deutschland, vielmehr in Frankreich sehen! Die „Tagespost" ist das Organ dieser Deutschen in den Alpenländern und wird ihre Mission zu erfüllen wissen."

Hierauf bemerkte einer der Herren, es sei doch eigentümlich, daß man zum Leiter dieses deutschen Blattes gerade einen Tschechen ausgesucht habe. Der Schriftleiter ließ sich durch diese Impertinenz nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete: „Ich bin ein Deutscher,

Manch' schönheitsdurstig' Aug' hast du erquickt,
Gekühlt so manche Stirn, die fiebrisch glühte.
Verdorrten Herzen hast du Tau geschickt,
Und wo er fiel, da keimte es und blühte.

Als aber deiner Stimme Zauberschall,
Du zweiter Orpheus, das Land durchstürmte,
Und zu der Muttersprache Schirm und Wall
Behende Baustein sich auf Baustein türmte —

Das war die Krone deines Sängertums,
Das wob dir um die Stirn mit goldnen Fäden
Für alle Zeit den Glorienschein des Ruhms —
Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden.

O. Kernstock.

stammend, hatte er sich nach Steiermark gewendet und dort vor seiner Stellung an der „Tagespost“ auf dem Marburger Gymnasium als Professor gewirkt. Hier wie dort an richtiger Stelle. Hilfebereit nach allen Seiten, war er ganz besonders armen, strebsamen jungen Leuten ein väterlicher Freund. Mancher der später in Land und Stadt Wirkenden verdankt ihm Lebensstellung und Ansehen. Ich gedenke der Auffindung und Weiterbildung literarischer Talente, wozu er ein besonders scharfes Auge und glückliche Gabe hatte.

Den allergrößten Dank bin ich ihm schuldig geworden. Als ich, ein Handwerkerjunge im Waldgebirge, im Jahre 1864 „Gedichte zur gütigen Beurteilung“ nach Graz geschickt hatte, irrtümlich an eine andere Adresse, kam die Sendung in die Hände des Chefredakteurs der „Tagespost“, Adalbert Svoboda, von dessen Existenz ich natürlich keine Ahnung hatte. Einige Zeit nachher kam ins Waldland zu mir folgender Brief:

Graz, 22. März 1864.

Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und finde, daß Sie eine vorteilhafte Begabung besitzen, die eine sorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publikum aufmerksam machen. Früher müssen Sie mir jedoch genau und freimütig mitteilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfschule erhält man sie nicht, und welche Gedichte Sie gelesen haben. Schicken Sie mir auch Ihre Erzählungen (die sie in Ihrem Briefe erwähnen) ein, und geben Sie mir genau Ihre Adresse und jetzige Beschäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gern etwas für Sie tun. Was von Ihnen abgedruckt wird, soll honoriert, das heißt bezahlt werden. Vielleicht wird sich jemand finden, der Ihnen eine bessere Lebensstellung anweist. — Schreiben Sie mir bald und seien Sie ganz offen gegen Ihren Ihnen aufrichtig ergebenen

Professor Dr. A. Svoboda,
Redakteur der „Tagespost“.

Wie unendlich mehr, als der gütige Brief andeutet, hat dieser Mann für mich getan! Ich muß einiges, was schon anderswo angedeutet ist, hier sachlich wiederholen. Es ist für mein Erdenleben zu wichtig geworden. Wenige Monate nach Empfang des Briefes sandte ich ihm frischweg alle meine Schriften — die bekannten 15 Pfund. Ein alter Bauer meiner Gegend, der eines Waldprozesses wegen die achtzehnstündige Fußreise nach Graz machte, hatte sie in einem großen „Buckelkorbe“ mitgenommen. Im Herbste desselben Jahres besuchte ich Graz und stand selbst vor Dr. Svoboda. Da gab es folgendes Gespräch:

habe deutsche Lehrer gehabt und bin selbst deutscher Lehrer gewesen. Wollen Sie gefälligst das Zimmer verlassen!"

Er öffnete die Tür und die Unterredung hatte ein Ende. Die „Tagespost" blieb, was sie war, ein deutschösterreichisches Blatt, von dem Johannes Scherr später festgestellt, daß es in Österreich die erste Zeitung gewesen, die schon zu Beginn des deutsch-französischen Krieges entschieden und leidenschaftlich für die deutsche Sache eingetreten war.

Und dieser Redakteur war jener „Tscheche", der mich aus den Hinterwäldern zog und zu einer deutschen Bildung führte, wozu kein deutscher Steirer damals die Hand geboten hatte.

Ich will meinen Adalbert Svoboda ein wenig zu kennzeichnen suchen.

Dieses Mannes Wirken war bei aller persönlichen Bescheidenheit fruchtbar wie Samenkorn unter der Scholle. Wenn in den Alpenländern heute freisinniger Humanismus, Volksliebe, Bildungsfreude, Kunstsinn u. s. w. reift, so hat vor einem Menschenalter Svoboda Erkleckliches dazu beigetragen. Zwanzig Jahre lang, von 1862 bis 1882, war er der Leiter der Grazer „Tagespost" gewesen, unter ihm ist dieses Blatt einflußreich geworden, es war die erste Zeitung, die in viele Täler der Alpen drang und von großen Gesichtspunkten aus Vaterlands- und Menschheitsinteressen erweckte und pflegte. Und doch ist Svoboda kein Journalist gewesen, dafür war er viel zu lehrhaft angelegt. Aber gerade so hatte er die Leser erzogen, gerade deshalb wurde sein Blatt ein Hauptkulturträger in den Alpenländern. Durchaus nicht bloß politisch — diese Kulturseite ist ja so wechselnd und flüchtig — sondern auch und noch mehr national, gesellschaftlich, wissenschaftlich, literarisch. Also kann man wohl sagen, seine „Tagespost" trug in bewegter Zeit die ersten Schwingungen des modernen Lebens in unsere Flecken, Dörfer und Gehöfte hinaus.

Journalisten im gewöhnlichen Sinne konnte Swoboda zu Gehilfen nie recht brauchen, er erzog sich seine Mitarbeiter selbst, auch die auf dem Lande. Von jenen dilettantischen, geschwätzigen Landberichten, die manche Zeitung ungenießbar machen, druckte er nicht einen einzigen in seiner ursprünglichen Form, jeden kürzte, stilisierte, durchgeistigte er; stilistische wie inhaltliche Geschmacklosigkeiten wirkten auf ihn wie ein Schlag ins Gesicht — tatsächlich, so zuckte er mit dem Haupte zurück, wenn ihm dergleichen vors Auge kam. So hat mancher Dorfschulmeister erst durch ihn schreiben gelernt. Und mancher junge Literat, der seine Erzeugnisse zur Durchsicht und wohl auch mit hinterhältigem Wunsche zum etwaigen Abdruck daherbrachte, hat von seinen strengen Korrekturen, denen der vielbeschäftigte Mann sich willig unterzog, mehr gelernt als auf hoher Schule. Svoboda war eben geborener Lehrer. Aus Prag

Als ich nachher die Treppe hinabstieg, war ich doch begierig was das ist — ein Portefeuille.

Das war meine erste Begegnung mit diesem Manne, der es buchstäblich zustande brachte, für seinen Nächsten den Rock auszuziehen und hinzugeben. —

Im darauffolgenden Winter bin ich durch sein unausgesetztes Bemühen nach Graz gekommen, und er ist dem fremden, armen, unbehilflichen Menschen viele Jahre lang in unentwegter Treue Stab und Stern gewesen. Denn es hat Mühe gekostet, diesen jungen, ungefügen, blöden Burschen so weit zu bürsten und zu striegeln, bis er sich zur Not aufzeigen konnte.

Wenn mich mancherlei Dichterlinge — und das geschieht oft — heftig angehen, daß ich ihr Dichten und ihre Dichtungen protegieren soll, wie einst Svoboda mich und die meinen „protegiert" habe, so ist folgendes richtigzustellen. Svoboda hat mich nach Graz gezogen, nicht daß ich dichten solle, sondern daß ich was lernen könne. Allerdings hat er, um eine Schule für mich zu gewinnen, anfangs mehrere Proben meiner dichterischen Versuche veröffentlicht. Stoßweise lagen meine Dramen, Geschichten, Romane, Gedichte u. s. w. vor ihm, unbarmherzig hat er sie verworfen und mir jahrelang empfohlen, nicht zu dichten, nur zu lernen und mich für einen praktischen Beruf vorzubereiten. Als aber meine poetische Ader immer pulsierte, manchmal heftig und fieberhaft, hat er nur wenige leidliche Erzeugnisse in seinem Blatte abgedruckt, gewiß aber achtundneunzig Hundertel herb zurückgewiesen von dem Wuste, den ich ihm vorgelegt. Die vorhandenen Briefe geben davon Zeugnis. — Eine solche Strenge dürfte man heute bei keinem der Dilettanten wagen, die da mit ihren Erzeugnissen kommen, gelesen, gelobt, bei Verlegern und Theatern protegiert und honoriert sein wollen. Sie glauben, das gehe alles so leicht mit dem Dichten und dem Protegieren, sie haben keine Ahnung davon, wie wenig äußere Mithilfe vermag, wenn Naturanlage und Selbstzucht fehlen. Daß Svoboda mich diese Selbstzucht und Selbstbescheidung lehrte, daß er auf das strengste die jahrelange Schulung der geistigen Anlagen verlangte, das vor allem ist Svobodas Werk, für das ich ihm nicht genug dankbar sein kann. Alles weitere hat sich dann von selbst ergeben. Zuerst hätte ich nach meiner Gönner Ansicht Handwerker in der Stadt werden sollen, dann Buchhändler, dann nach vierjährigem Studium Kaufmann. Nachdem alle diese Berufe verfehlt waren, ward ich Schriftsteller. Das hat Sorgen, Arbeit, Fleiß und Beharrlichkeit gekostet. Geradeso durch „Protektion" ging es durchaus nicht.

Während Svoboda so seine Leute erzog, kam er in die Lage, ihnen auch ein Beispiel zu geben, wie der Mann seiner Überzeugung jedes

„Also Sie sind der Mann, der mir den Korb voll Handschriften geschickt hat? Manchmal nehmen Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe?"

„Bücher hab' ich halt nit gar viel, deswegen will ich mir ihrer schreiben."

„Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie auch dann noch schreiben?"

„Weiß nit. Immer einmal kann ich abends halt nit einschlafen, wenn ich nit ein wenig dichten tu."

„Sie sind Lehrling bei einem Bauernschneider?"

„Das ist g'wiß."

„Gefällt Ihnen das Handwerk?"

„O, ganz gut. Aber können tu ich halt noch nit gar viel."

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt kommen und was anderes lernen?"

„Am liebsten wär's mir halt, wenn etwas von mir in die Zeitung hineingedruckt werden tät."

Der Doktor zuckte mit dem Kopf zurück, wie immer, wenn ihm etwas unangenehm berührte.

„Lieber, junger Petrus!" sagte er dann. „Bevor Sie etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Daß ich von ihnen etwas abdruckte, geschah nur, um Gönner zu suchen, die Sie ausbilden lassen möchten. Haben Sie erst etwas Tüchtiges gelernt, dann reden wir weiter vom Dichten. — Sie sind den langen Weg nach Graz zu Fuß gekommen?"

„Und will morgen wieder heim."

„Einstweilen ja. Aber doch nicht zu Fuß, doch auf der Eisenbahn."

„Das tragt's halt nit."

„Denn Sie werden ein großes Bündel mitnehmen. Ich gebe Ihnen Bücher mit." Er wies auf einen Stoß, der auf dem Tische lag. „Merken Sie auf! Diese Bücher mit dem roten Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie nicht dichten sollen, und die gebundenen lesen Sie, um zu sehen, wie man's machen soll. Nachschreiben auch diese nicht, nur den Geschmack damit bilden." Die ersteren — einige neue Romane, wie sie zur Besprechung an Zeitungen geschickt zu werden pflegen, die letzteren Klassiker.

Als diese Bücher in ein großes Bündel gebunden waren, sagte Svoboda zu mir: „Dann noch etwas, Petrus! Ihre Jacke, die Sie anhaben, ist soweit zwar ganz sauber, aber etwas zu dünn für schlecht Wetter, — Erlauben Sie!" Damit zog er seinen schwarzen Rock mit dem roten Seidenfutter aus, so daß er einen Augenblick in Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid schlüpfte. Den Rock hat er mir an den Leib gestreift. „Geben Sie bloß acht, daß Sie nichts verlieren, in der Brusttasche haben Sie ein kleines Portefeuille!"

Als er hernach bemerkte, in solchem Denken müsse man wissenschaftlich vorgehen, war meine Entgegnung, das täte ich eben. Deshalb könnte ich die Nichtexistenz Gottes erst annehmen, wenn sie bewiesen sei.

Von diesem Tage ab ist unser Widerstreit über den Gegenstand nicht mehr verstummt. Ich blieb auf meinem Standpunkt stehen, er auf dem seinen, von dem aus er jedem, der ihn nicht teilte, beinahe die Vollwertigkeit absprach. Sein Atheismus war von kindlicher Naivetät, er wollte jeden sofort dazu bekehren, aber nicht aus Haß gegen Gott, der war ja gar nicht, sondern aus Liebe zu den Menschen, die er mit seiner Enthüllung der Wahrheit von geistiger Knechtschaft befreien wollte. Er war in seiner Gottlosigkeit gut und glücklich, so glaubte er, daß es in ihr auch jeder andere sein müßte. Ich habe doch nie einen frommen Gläubigen gesehen, der liebevoller, opferwilliger, natur- und kunstfreudiger und abholder aller Gemeinheit gewesen wäre, als es Adalbert Svoboda, der „Gottlose", war. Er war einer von denen, die der Einladung, als Arbeiter in den Weinberg zu kommen, ein heftiges Nein entgegensetzen, doch aber in den Weinberg gehen und dort die Fleißigsten sind. Öfter als einmal habe ich ihm gesagt, daß er trotz seiner Glaubenslosigkeit in der Tat ein besserer Christ sei als mancher Kirchengeher und schwärmerische Heiligtumsverehrer, ja daß gerade er, der gütige, nächstenliebende, wahrheitsdurstige Mensch der beste Beweis Gottes sei — weil es ohne Gott keine selbstlose Liebe, keine Freude an dem Wahren und Schönen geben könne.

Bei der Erziehung seiner Kinder war in gewissen heiklen Dingen jede Beschönigung und Prüderie ausgeschlossen. So früh, daß noch nichts zu verderben war, weihte er sie in die Geheimnisse des Lebens ein. Die Folge war, daß unbefangene, natürliche Menschen aus ihnen geworden sind. Er hatte die Absicht, seine Kinder ungetauft und konfessionslos zu erziehen, kam aber davon ab. Er meinte, der Umstand, ob ihre Namen im Kirchenbuche ständen oder nicht, sei zu unbedeutend, als daß er deshalb ihnen die gesellschaftliche Stellung erschweren wollte. Als er in einem seiner Kinder früh religiöse Anlage zu bemerken glaubte, war er bekümmert. Worauf ihm einer, der frivoler war als er, den Rat gab: „Lassen Sie den Knaben bloß von einem katholischen Katecheten in der üblichen Weise Religionsunterricht erteilen, und Sie erzielen an ihm in kürzester Zeit einen ausgepichten Atheisten."

Da Svoboda seine Grundsätze stets in seiner Zeitung und später in seinen Büchern zu verbreiten suchte, so war ihm natürlich eine große Gegnerschaft entstanden. Bei seinem überaus sensiblen Wesen empfand er jede Feindseligkeit, die man ihm persönlich antat, auf das lebhafteste. Wenn aber irgendeiner seiner Gegner doch seine Hilfe heischte, und das

Opfer bringen müsse. Im Jahre 1882 hatte es den Anschein, als sollte der Verlag der „Tagespost“ auf ein Wiener Geldinstitut übergehen und das Blatt dann seine Gesinnung ändern müssen. Da hat Svoboda sofort seine einträgliche Stelle niedergelegt. Es war zu voreilig, denn die „Tagespost“ blieb frei und das, was sie war. — Der von Natur aus stets mutig und optimistisch gestimmte Mann glaubte nun, von seiner wissenschaftlich-schriftstellerischen Tätigkeit leben zu können. Er übersiedelte mit seiner zärtlich geliebten Familie nach München, mußte aber bald aus Existenzrücksichten die Redaktion der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musikzeitung“ übernehmen. Neben dieser Fronarbeit verfaßte er mehrere philosophische Werke, zu denen er schon lange Vorarbeiten gemacht hatte. So entstanden: „Kritische Geschichte der Ideale“, Neue Musikgeschichte“, „Gestalten des Glaubens“ und „Ideale Lebensziele“.

Diese Werke enthalten eine Menge Stoff aus den Literaturen aller Völker nnd Zeiten und sind reich an satirischen, scharf polemischen Stellen. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte jenes spekulativen Materialismus der siebziger Jahre, der auf Grund bekannter oder auch nur halb bekannter Naturdinge eine Welt und einen Himmel des Geistes und des Gemüts umstoßen zu können vermeinte. Vor allem sind Svobodas Schriften eine Polemik gegen alle positiven Religionen. Wäre unsere Freundschaft nicht auf die große persönliche Wertschätzung gegründet gewesen, bei der elementaren Verschiedenheit unseres Empfindens in dieser Sache hätte sie in die Brüche gehen müssen.

Im ersten Jahre meines Grazer Aufenthaltes waren wir eines Tages beisammengesessen und hatten geplaudert über Kunst, Kirche, Gott und Welt. Plötzlich stockte das Gespräch. Svoboda wurde unruhig und fragte, wie alt ich sei.

„Zweiundzwanzig vorüber.“

„Ja, es stimmt. Also da ist der Mensch schon stark. Werden Sie stark genug sein, eine Wahrheit zu ertragen, die ich Ihnen mitteilen muß?“

Diese Einleitung erschreckte mich sehr, denn ich hatte daheim eine kranke Mutter.

Er legte mir die Hand aufs Knie und sagte in seiner leisen, raschen Redeweise: „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Rosegger! Sie sprechen immer wieder von Gott. Wissen Sie, daß es gar keinen Gott gibt?“

Ich atmete auf.

„Wenn es sonst nichts ist. Das habe ich schon als Kind in einem Buche gelesen.“

„So? Und glauben doch immer noch an Gott!“

„Nein, glauben nicht. Wissen. Gewiß wissen, daß er ist, weil es nicht anders sein kann.“

die zweite — aus München eine Reise gemacht zu mir in das Mürztal, um meine Familie und meine Heimat noch einmal zu sehen. In diesen zwei mir unvergeßlichen Tagen haben wir einander alle Kammern unseres Herzens noch einmal geöffnet. Ganz ging er in meinen Plänen und Bestrebungen auf. Immer wiederholte der Atheist den Ausdruck seiner Freude über die neue evangelische Kirche daselbst, deren Erbauung zu fördern ich das Glück hatte. Und als er vom Plane hörte, in meinem Geburtswalde ein Schulhaus zu erbauen, griff er sofort in den Sack und gab dazu die erste Spende.

„Und bei der Eröffnung mußt du dabei sein“, sagte ich. — Ja, Freund Adalbert, du vor allen hättest dazu gehört, wenn du nicht während des Baues schlafen gegangen wärest. Hättest du dich damals des Waldbauernbuben nicht angenommen, so gäbe es jetzt da oben im Waldlande kein Schulhaus. Du bist der Urgründer. Maßen wir nämlich in einer Welt leben, wo Gutes fortzeugend Gutes muß gebären.

Tulipanen und braune Strümpfe.

Eine Idylle von **Rudolf Hans Bartsch.**

Mein Geburtshaus war im Jahre 1793 gebaut worden. Da man in Grätz damals nur ein Haus in jeglichem Lustrum aufschachtelte, so ward es vier Jahre später als letzte Neuheit der Stadt zum Hauptquartier des Feldherrn einer zufällig durchmarschierenden Armee Franzosen ausersehen. Dieser Feldherr, damals ein blutjunger General, ließ sich eine hübsche kleine Näherin bringen, und so kam es, daß ich in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Kind die Gnade genoß, einen uralten und sehr wunderlichen Sohn Napoleons in desselben Hauses oberster Mansardenwohnung umherpoltern zu sehen, in dessen Prunksälen er entstanden war.

Der alte Rouleaumaler Sebastian Krumm! Künstlernatur! Traumhaft war er und wunderlich; er stammelte im Zorn, zerbrach in gewaltsamen Augenblicken Porzellan und warf seinen Hut auf die Erde. Aber sie erbebte darüber nicht, trotz der überraschenden Ähnlichkeit mit väterlichen Gewohnheiten.

Wenn der alte Krumm erdbebenfreie Zeiten hatte, war er gemütlich und erzählte im Wirtshause „zum wilden Mann“ behagliche Erinnerungen. Eine davon will ich ihm nachtragen. Sie ist unglaublich zahm, aber das ist eben das Rührende an ihr, daß ein Sohn Napoleons sie mit Rührung erzählte.

Am Jakominiplatz war die alte Apotheke „zur Sonne“, die hatte, wie die ganze liebe, unter breiten Vordächern großmutterhaft ausguckende

geschah nicht selten, so erwies er ihm mit tausend Freuden Gutes und alles war vergessen.

Geistesbildung und Wissen hielt dieser Mann für des Menschen höchstes Ziel. Und doch gestand er oft, um wieviel lieber er mit einfachen, warmherzigen Menschen verkehre als mit dünkelhaften Gelehrten. Auf seinen häufigen Gebirgspartien kam er gern mit Landpfarrern zusammen, deren Christentum weniger in Worten als in Werken bestand. Zur Zeit des Kulturkampfes, als mancher Geistliche sich von der Kirche abzuwenden begann, gründete er in Graz einen Schutzverein für ausgetretene Priester.

Seine Schriften fanden nicht immer den Beifall seiner Freunde. Sie waren in einem satirischen Ton gehalten, der leicht abstoßen konnte und viele abgestoßen hat. Diesen Teil seiner Schriften konnte ihm nur der verzeihen, der ihn persönlich kannte. Wäre der Mann nicht ganz von jener Einfalt großer Seelen befangen gewesen, er hätte erkennen müssen, daß sein wissenschaftlicher Materialismus der größte Idealismus und daß sein störrischer Unglauben im Grunde die frömmste Gottesverehrung war. Weil er in der Natur so viele Unzweckmäßigkeit, in der Welt so viel Ungerechtigkeit, im einzelnen Menschen soviel Schlechtes und Elendes sah, weil das eine Welt sei, in der das Böse fortzeugend Böses muß gebären, deshalb konnte er nicht glauben an einen allweisen und allgütigen Gott-Schöpfer. Das heißt, sein Ideal von Gott stand so hoch, daß nichts Irdisches zu ihm heranreichte und daß er lieber gar keinen Gott haben wollte, als einen, von dem er glaubte, er mache seine Sache nicht gut. —

Das also war mein lieber Adalbert. Wieviele Einzelheiten gäbe es zu erzählen von diesem Manne, der ganz in dem aufging, was er stets so leidenschaftlich verneinte! Vierundsiebzig Jahre ist er alt geworden, aber seine Begeisterung für das Wahre und Schöne ward nicht geringer, seine Abscheu aber vor Heuchelei, Dummheit und Brutalität aller Art immer noch mächtiger.

In den sich nach und nach einstellenden Gebresten des Alters, wo andere wunderlich und launisch zu werden pflegen, wurde er im Verkehr mit Menschen nur noch liebreicher. Sein Sarkasmus gegen andersdenkende war in einen milden Ernst übergegangen, der keinem sein Ich mehr streitig machte, mit ruhiger Entschiedenheit nur das seine wahrte. In seiner letzten Stunde die ihn umgebenden Seinen tröstend, sagte er die Worte: „Wie ist es für mich gut sterben!“ — Liebreich, edel und mit philosophischer Fassung, wie er gelebt, ist er am 19. Mai 1902 zu München entschlafen. Im Sommer zuvor noch hatte der schon schwerkranke Mann in Begleitung seiner Gattin, es war (nach dem Tode jener vortrefflichen ersten Frau, der Mutter seiner Kinder)

gehörige Luft hinein und holte sich möglichst viele von den Nüssen, die sonst der nächste Wind dem Schlafrock hinuntergeworfen haben würde. Das war einen Sturz in die Tiefe wert; aber ans Stürzen dachte sie nicht. Nur, daß man einem Philister wegnehmen müsse, was immer auf Erden lustig sei.

Erasmus duckte sich und warf nur alle zwanzig Sekunden einen Blick nach oben, denn der Luxus, den die dort im Nußbaum trieb, war unerhört in jenen stillen, sparsamen Tagen. Das Mädel hatte die feinsten Seidenstrümpfe an, weiße obendrein, und mit denen stieg sie auf Nußbäume, was Gott und Herrn Erasmus Zyppel versuchen hieß.

Sie kümmerte sich nicht um ihn und suchte von Ast zu Ast die Nüsse des Philisters, bis Erasmus ihr prächtiges Verweilen aus seiner Froschperspektive für Gunst ansah.

Und er nahm eine Brust voll Mut und fragte höflich und tiefbewegt: „Warten Sie ein wenig, teuerste Mamsell? Ach, bitte, ja?“

Dann lief er, packte seinen köstlichen Blumengarten am Schopf, wo er am buntesten und teuersten war, und riß einen tüchtigen Büschel herrlicher Blumen aus. Den brachte er der Rittmeisterstochter oben in den Nußbaumzweigen. Die saß und wartete.

Er reichte die Blumen hinauf, sie langte nach ihnen und erreichte sie nicht. Da legte sie sich glatt und geschmeidig auf den langen Ast hin, griff herab und ihre schlanke braune Hand berührte die des Apothekers und nahm die Blumen weg.

„Schön Dank, Herr Nachbar. Darf ich nun zurück?“

„In Gottes Namen, wenn Sie es wollen“, seufzte der Junggeselle und sah andächtig nach oben.

„Drehen Sie sich um“, befahl die Rittmeisterstochter.

Erasmus wollte nicht. Er wollte, entgegen seiner sonstigen Wohlanständigkeit, abermals weiße Seidenstrümpfe sehen und sein Hals ward vor Angst und Herzensnot höher und enger als ihn je eine seiner Krawatten schnürte.

Da faßte das schlanke Frauenzimmer über ihm mit beiden nervigen Händen in die Baumzweige, bog und schwang sich schnellend und rüttelte ein Übermaß von beulenschlagenden Walnüssen hernieder. Wupp und hupp schlug es in Herrn Zyppels Antlitz und auf dessen betend ausgestreckte Hände. Erasmus schützte eilends Gesicht und Kopf und duckte sich — über ihm glitt fröhlich das weißbeinige Frauenzimmerlein davon, und als Herr Zyppel wieder zum Himmel schaute, waren die herrlichen Nußbäume so kahl, so gottverlassen, so liebeleer, sommerberaubt und schwermütig wie nie in seinem Leben zuvor.

Zeile niederer Häuser ihren Garten bis an den Stadtgraben und die alte Bastei hin. Das waren dieselben Glacis, aus denen der treffliche Erzherzog Johann nach ihrer Sprengung durch die Franzosen einen botanischen Garten machte, schön, wie ein lieber, alter Traum. Irgendein Erwerbsschuft hat ihn schon zerstört.

Aber bleiben wir in der alten Zeit, da im botanischen Garten Türkenbund und Orchideen und in den Bürgergärten, die daran stießen, teuer gezüchtete holländische Tulipanen blühten.

Die Apotheke „zur Sonne" gehörte damals dem Junggesellen Erasmus Zyppel, von dem zu sagen ist, daß er seines trefflichen Vaters Erbe und seiner Mutter wohlerzogener Sohn auch dann noch blieb, als beide tot waren. Des Vaters Erbe bestand in der Gewohnheit, ein goldperlengesticktes Hauskäppchen und einen Schlafrock schon in jungen Jahren zu tragen und dazu die ebenfalls in der Familie erblichen Tulpenzwiebeln zu vermehren und zu züchten, der Mutter Erbe war vorsorgliche, feinste Zurückgehaltenheit mit einer gewissen Innenbemalung von poetischen Wünschen.

Also denn Junggesell.

Nun, Gefahren waren freilich dagewesen!

Auf die alte Bastei hinaus ging des Rittmeisters Garten und die schönsten Nußbäume hingen vom eisernen Tor den Stadtgraben entlang herüber, so daß einige Früchte bis in den äußersten Zwickel von Herrn Erasmus Zyppels spitzem Gärtlein fielen, wenn der Herbst sie heruntergebot.

Einmal war wieder Herbst und die Nußbäume waren keine grüne Verwogenheit mehr, sondern nur ein braun-goldenes Rippenwerk von allerblauestem Himmel — von der Tiefe des Zyppelschen Gartens betrachtet. Da ging Herr Zyppel die holden Nüsse suchen, die der Herbstwind aus fremdem Garten und überhängenden Zweigen auf seinen Grund warf, wie alle Jahr.

Wie er aber so herankam, da war in den Nußbäumen der alten Bastei eine bewegliche weiße Gestalt, vor der er sich erst gar nicht verbarg, weil er dachte, das Weiße oben in den Baumästen könne und dürfe nur weiße Wäsche sein.

Es war aber die wilde und biegsame Rittmeisterstochter. Sie hatte so leichte, weiße Schuhe an, daß sich über den Ästen, wo sie stand, die Sohlen herumbogen und sich mit der ansaugenden Weichheit von Katzenpfoten um die Äste zu schließen schienen. Das dunkelhäutige Mädel, das trotz der weißen Kleider auf den Nußbaum geklettert war, kümmerte sich um den kleinen scheuen Philister gar nicht, der unter ihr in den trockenen Johannisbeerstauden erstarrend unterduckte. Sie ging wie ein weißblühendes Kunstreiterkind auf den Ästen in die zum Zyppelschen Besitz

Der Sommer war still und lieb und brutreich für solches Unternehmen wie Träumen ist. Die Bäume des schönen fremden Gartens rauschten oder schwiegen andächtig zum Herzweh und den Erwägungen des liebeschweren Apothekers, die Tulpen dürsteten in ihrer Glut in die blaue Himmelsseligkeit hinein wie brennende halboffene Lippen und der angstvoll schöne Garten zitterte im Sonnenschein. So ging Erasmus von den Nußbäumen bis an den Nachbarzaun, von diesem Zaun wieder bis an den Stadtwall mit den Nußbäumen und abermals wieder an den Zaun, allwo die engelhaft langausgezogenen, braunen Strümpfe zum Trocknen hingen.

Hinterm Zaun saß ein liebes, stilles Nachbarmädchen, welches erschrak, so oft Herr Zyppel wiederum hart an den Zaun trat und unwillig auf seinem Absatz im Kiese herumschnurrte.

Der Apotheker, der keineswegs alt war, mußte ihr vorkommen wie ein sittenrichterlich strenger Herr. Denn er machte stets mit dem Rücken einen unwilligen Murks gegen ihr dachgroßes Aufschauen und schritt davon, nach dem fernen Stadtwall, allwo er voll Andacht lange stehen blieb.

Und doch war es nichts als bürgerliche Sittsamkeit, was jene braunen Strümpfe so darmsaitenlang auszog. Denn gut; man hing sie zwar an des Nachbars Zaun, aber dennoch sollte kein Nachbar ahnen, daß sie in ihren stillen Stunden auch Breitenmaße hätten!

Dann und wann flogen wohl die Sehstrahlen der Erasmischen Augen durch die Zaunlatten des Nachbargartens zwischen den Strümpfen hindurch auf jene hübsche Mädchenbegebenheit. Aber die benahm sich stets angstvoll, und das war Erasmus vom anderen Ende des Gartens her ungewohnt. Immerhin blieb jenes von den Strümpfen verdeckte Dahinter unmerklich in seinem Herzen haften.

Als er nun aber nach den Nußbäumen zurückpendelte, lag die schöne Reiterstochter oben an der Mauer eben hin und die roten Löwenmaulbüschel teilten sich unter ihren Ellbogen. Ihr feines Haupt ragte über die Tiefe hinaus, links und rechts leuchtend von Tulpen, dazwischen dunkles Haar, eine kleine Stirn, fragende Augen und andere allerliebste Frechheiten aus Gottes Schöpfung.

„Herr Erasmus?"

„Ach ja."

„Herr Erasmus?"

„Nun?"

„Herr Erasmus, warum gehen Sie so viel auf und ab?"

„Um öfter hierher zu kommen."

„Ja", sagte die Hübsche, Braune oben; „das ist auf. Und warum gehen Sie ab? Dort hinunter, wo die viele Wäsche hängt!"

Von jenem Herbstvormittag an rankte dort bei den Bäumen am Festungswalle von Graz eine Apothekerliebe empor; — still, treu, von ehrbarer Sündhaftigkeit und überflüssig.

* * *

Sehr häufig, dann täglich reichte Erasmus seine Blumen in die Höhe und ein schlanker brünetter Arm kam ihnen langhergestreckt von oben entgegen.

„Danke schön."

Im Frühjahr dann und im Sommer gab er seine unschätzbaren Tulpen dahin, seine Tulpen, die wie die Lampen des heiligen Grabes in Durchsichtigkeit und Farbenglut emporloderten. Ja, er hätte sogar Tulpenzwiebeln, das Stück zu sieben Taler, hinaufgereicht, wenn die biegsame Rittmeisterstochter nicht zu faul gewesen wäre, dergleichen zu pflanzen und zu hegen. Aber die schien ihre ganze Schmiegsamkeit nur von gähnenden, sehnenden, träumenden Ausräkeln ihrer Glieder zu haben. Sonst tat sie wenig und Herrn Zyppels Liebe blühte in Entzücken ob solch begehrenswerter Nutzlosigkeit.

Am anderen Ende des Gartens wuchsen weder Nußbäume noch Wälle. Dort war der Gartenzaun des Kupferschmiedes und dahinter wuchsen viel Petersilien, Kohl, Küchenkräuter, Kressen und etwas Geißblatt und Nelken. Hingegen war dort allerstets viel frischgeläuterte Wäsche aufgehangen und plauderte im Winde. Über den Zaun aber hingen in regelmäßigen Abständen Strümpfe zum Trocknen; lange, braune Strümpfe.

Diese Strümpfe waren durch nüchternes Hinhängen gänzlich entwürdigt; sie waren so lang und dünngezogen, als sollten sie einer Blindschleiche als Futteral dienen und nicht die geringste Menschlichkeit war in diese Darmsaitlinge hineinzudenken!

Der Sommer war schön und still und Herrn Erasmus Tulpen blühten hochgesichtig zum Himmel empor wie kußheischende Kinder. Er opferte sie scharenweise und das schöne sammethäutige Mädchen verhöhnte ihre kurzlebige Pracht. Sie band zwei Büschel aus Herrn Zyppels Gaben und tat sie beiderseitig in ihr dunkles Haar; da brannten und verführten sie, und logen und versprachen noch mehr als die Augen des schönen Mädchens.

Wie lange blieben sie dort? Herr Zyppel sah sie niemals an den Schläfen seiner Allerschönsten welk werden. Denn so kurzlebig abgeschnittene Tulpen auch sein mögen, so waren doch die Gespräche, die das liebe Geschöpf voll göttlicher Verführungskunst Herrn Erasmus gönnte, noch kürzer. Ein Reverenzlein und dann durfte Herr Zyppel träumen.

digen deutschen Hauptstädtlein gekommen: „Ins zahme Tulpenländchen“, hatte der wilde Vetter höhnend gesagt.

Denn ringsum unter dem Festungswall standen gereiht und schauerten in den Gärten die Tulpen.

„Wie sieht eine Tulpe aus?“ hatte sie schon damals ganz falsch und verlogen gefragt.

Da hatte ihr das wilde hunnische Mistvieh, der Bub und Vetter, ihren Überrock rasch über den Kopf gezogen und dort mit einem Bindfaden zusammengebunden, so daß ihre Arme wehrlos in dem Bausch gefangen lagen. „So sieht eine Tulpe aus“, hatte er gesagt und war fortgelaufen. Es war für sie wirklich ein Zustand großer Hilflosigkeit.

Nun kam das wilde Tier wieder aus dem Osten. Kaum hatte der kurze, böse Kerl erfahren, wie sehr Erasmus Zyppel an seinen Tulpen hing und wie kostbar er sie an das schöne Mädchen über der Stadtmauer vergabte, da ging er auch schon allnächtlich dergleichen Blumen holen; für die schöne Base. Keck war er immer noch, gemein aber längst nicht mehr. Mit zehnmal größerem Vergnügen nahm sie nun die gestohlenen Blumen und lachte sehr.

Des armen Apothekers Herz war wund und wild und gescheucht.

Seine Tulpen verschwanden von selber. Seine Inniglieblste sah sich gar nicht mehr nach ihm um und sah er sie, so bemerkte sie ihn gar nicht, denn sie war an der Seite eines breiten, festen, kecken hellblauen Mannsbildes mit Sporen.

O Herr der Gerechtigkeit und des Zornes: Und diese Sporen fand er allmorgendlich in der weichen Erde seiner verwüsteten und beraubten Tulpenbeete abgedrückt!

Einmal, als die letzten, von seinem lieben, lieben Vater vererbten Blumen blühten, nahm er sich vor, sie allesamt der Liebsten zu bringen und ihr, in einer Hand sein leuchtendes Opfer, in der anderen Hand sein Herz, einen biederen Heiratsantrag darzubringen.

Anderntags fehlten die Tulpen und die hätten doch als die Hälfte seines Vorsatzes zur Werbung gehört.

Da nahm er in alle beide Hände sein Herz und schritt gegen die Stadtmauer vor. Es saß auch wirklich die schöne Reiterstochter oben und lachte, als er kam. Er sah empor und sein Herz bog sich klein und krumm vor Glut des Wehs.

Seine Tulpen! Seine teuersten Herrn Vater- und Frau Mutterblumen! Das Liebste, was er ihr geben hätte können, trug sie von der Hand eines anderen in die Haare geflochten und lachte ihn an.

Hätte sie ein Herz, hätte sie ein klein wenig teure Erinnerungen an die stillblühenden Frühlingstage gehabt, das hätte sie ihm nicht angetan. Das nicht!

„Ach, die Wäsche“, lächelte er still und freundlich.

„Was steckt dahinter?“ lauerte sie.

„Was kann hinter braunen Strümpfen stecken“, beruhigte er, „Unkultur, Unkultur.“

„Hallo“, sagte sie, „was macht denn der Musjöh für Studien? Was weiß er denn von Strümpfen?“

Da warf Herr Erasmus Zyppel einen Blick auf den Stadtwall, einen Blick, der das Schleudern einer Hilfsrakete mit dem Flehen eines Hundeauges verband.

Und die schöne Rittmeisterstochter wurde still. Es war ihr ganz unmöglich, ein Wörtlein zu sagen, zu fragen, ja nur zu denken vor diesem Blick; denn wenn sie schon vor Gott ein nichtsnutziges Dinglein sein mochte, ein liebes, natürliches Frauenzimmer war sie doch. Sie war gelähmt und mußte offen stehen und warten wie eine Blume im Sonnenschein, da sie Liebe fühlte.

Aber Herr Erasmus Zyppel war sehr gelähmter als sie und gab nicht die geringste Keckheit zum besten. Ja, er erschrak vor dem Unterfangen, solch ein Gespräch bis zu einer Pause getrieben zu haben. Er glaubte, die Jungfrau schwer verletzt zu haben, und rief flehentlich: „O Teuerste, ach! Engel Sie! Denken Sie nicht schlecht von mir! Ich fühle nichts als Redlichkeit und Treue und ich, i ch sollte Sie beleidigen?!“

Womit er verspielt hatte.

Sie ging ihm fort, mitten in seinem allzu anständigen Liebeslamento.

* * *

Er aber rannte zu seinen Tulpen und klagte den kleinen, süßen Gott mit dem Köcher an, der, aus Gips gegossen, mitten in den bunten Blumen stand und dem in der kleinen Faust der Bogen fehlte, weil der Gipsgießer gedacht hatte, den könnte ihm jeder Liebhaber nachträglich hineinstecken. Denn in Gips war dieser Bogen nur sehr umständlich zu gießen.

* * *

Inzwischen war ein Verwandter der braunen Reiterstochter auf Urlaub in ihr Haus geraten. Ein Ungar und Husar. Der war klein, breit, maul- und hiebfest, und hatte geschlitzte Augen wie aus Obsidian, aus denen nichts guckte als östliche, erbarmungslose Verschlagenheit. Auf seinen krummen Beinen stand er wiegend vor ihr umher und sah sie den ganzen Tag an.

Seit sieben Jahren hatten sie sich nicht gesehen; seitdem sie ein blödes, sprödes, wildes Knabenhalbding von 13 oder 14 Jahren gewesen war. Damals war auch sie aus Ungarn nach dem stillen, wohlanstän-

„Es ist halt immer so“, sagte Therese. „Wer Edelsteine oder Pelz oder Seide an die Sonne trägt, dem läuft die Habgier nach. Diese wunderschönen Blumen riefen allzu laut: seht her!“

„Das ist“, sagte er nachdenklich, „wie wenn einer eine allzu schöne Frau hätte bekommen.“

„Ja“, lächelte sie. „Nur nicht so schlimm.“

Es tat ihm so wohl, mit dem lieben, stillen Mädchen da am Rande seines Herzeleids zu stehen, daß ihm leid wurde, als sie wieder durch ihren Garten zurück wollte, denn sie müsse in der Küche letzte Hand anlegen.

„Sagen Sie mir doch wenigstens, was ich fortab in meinem Garten pflanzen soll? Der Sommer geht ohnehin bald dahin . . .“

„Ja, das wage ich einem Blummenkenner wie Sie nicht zu raten.“

„Warten Sie“, überlegte er. „Ich will meinen Freund, den Rouleaumaler Krumm fragen. Der hat mir neulich Dinge auf den Fenstervorhang gemalt, daß ich staunen mußte. Orchideen, bunte Windlinge und Dahlien; es war eine Pracht! Der kennt sich gewißlich aus.“

„Ja, das tun Sie nur.“

„Aber beim Plänemachen müssen Sie mir helfen, Mamsell Therese. Denn soviel ich von hier sehe, der Grundriß Ihres Gartens ist vernunftvoll angelegt.“

„Ja, es ist viel Kohl und Küchenkraut da“, lachte sie fröhlich und schlüpfte durch den Zaun zurück.

Erasmus Zyppel stand stille und war eine merkwürdige Mischung von Stimmungen: ein wehes Herz im Leibe, neue Gartenpläne im Kopf und ein ganz merkwürdiges Bild vor den geistigen Augen. Dieses Bild war so: Durch seine großen Speisezimmerfenster brach mitten im Winter breitflutende Sonne. Sein Tisch war gedeckt, aber nicht wie bisher für ihn alleine, sondern es saß kleines Volk umher, vier oder fünf dicke, fröhlich wartende Kinder, jedes einen schöpfbereiten Löffel in den festen angestemmten Händchen. Sonnenweiß glänzte der frischgedeckte Tisch, tulpenglutfarbig die Gesichter seiner Kinder. Und auf den Tisch wurde die Suppe aufgetragen, die duftete so weltbesiegend nach edelster Petersilie, nach Sellerie und anderem lieben, heimtrauten Suppenkraut, daß er vor Appetit, Wonne und Sehnsucht die Augen schloß und nur seine Nase schnobernd zu Gott erhob.

Der Duft war wirklich vorhanden und er kam von Jungfer Theresens Gartens, wo man den Mittagstisch im Freien bereitet hatte. Südwind trug ihn herüber.

„Ah“, sagte Herr Zyppel, denn solche Suppe gab es niemals bei ihm.

Der Traum von den vier oder fünf Kindern war nichts als eine Reflexionsbewegung wegen des familienhaften Suppenduftes gewesen. Aber immer noch stand Erasmus und sah den Kreis der Blondköpfe um

Sie aber lachte und verstand weder Scheu noch Treue eines stillen Herzens.

Da zog er seinen Hut, kehrte bestürzt und gänzlich verhudelt ein bißchen um und versuchte seinen Sinnen klarzumachen, was der tiefe Stich in seinem Herz bedeuten solle, der Stich, den ihm dieser Anblick gegeben hatte. Er ging bis an das andere Ende des Gartens, dann ein wenig zurück und dann wieder bis an den Zaun und blieb da stehen. Er war vollkommen in eine Dunstschicht von fühllosem Schreck eingewickelt.

So lange stand er dort, bis die andere junge Nachbarin, die fleißige, hinter dem Braunstrümpfezaun, ihn fragte: „Wünschten Sie etwas, Herr Zyppel?"

„Ach, Mamsell Therese!"

„Was denn, Herr Zyppel!"

„Man hat mir all meine Tulpen gestohlen."

„Um des Himmels willen, Herr Zyppel, wer konnte Ihnen das antun!"

„Nicht wahr? So etwas tut weh."

„Ach, Herr Zyppel, ich weiß ja, wie sehr Sie Ihre Blumen liebten und ich kann es verstehen; denn auch ich habe welche und pflege sie sehr."

„Sie haben auch welche?" fragte er wehmütig.

„Aber nur fünf und diese in Töpfen. Wir sind nicht so reich, Herr Zyppel, um einen ganzen Garten damit bepflanzen zu können."

Der Apotheker sah sie teilnahmsvoll an und dachte: „Ach, und auch nicht reich genug, um weißseidene Strümpfe tragen zu können. Übrigens trägt weißseidene Strümpfe nur, wer sie zeigen will. Jawohl."

„Sehen Sie nur", fuhr Therese fort, „nun bin auch ich mit Ihnen um ein kleines Glück gekommen. Ihr Garten schimmerte durch den Zaun wie ein Feuerbeet und wenn Nordwind war, hatte ich all den Duft, der Ihnen gehörte, bei mir herüben. Nun ist auch das zu Ende."

Sie war wirklich traurig, als sie das sagte.

„Wollen Sie nicht wenigstens einmal sehen kommen, wo und wie meine Tulpen standen?" fragte er gerührt.

Sie überlegte. Da bog er ein paar Zaunlatten beiseite und bat sie sehr, zu ihm durchzuschlüpfen. Nun gingen sie miteinander die verwüsteten Gefilde seines Glücks und seiner Liebe ansehen, als wären sie seit langem gewohnt, Leid zu teilen.

Er führte sie vor die zertretenen Beete, in denen nur mehr wenige Blumen waren und auch diese standen zerknickt. Ja, viele von den holden Geschöpfen des Frühsommers waren mitsamt den kostbaren Zwiebeln ausgerissen.

Und als die Dreie am anderen Tag den großen Gartenplan zum letzten Male berieten, tat Herr Zyppel einen großen Strich quer durch den Grundriß.

„Was soll das besagen?“ fuhr Herr Krumm empor.

„Das heißt“, lachte Erasmus glücklich, „daß fortan diese größere Hälfte mit Sellerie, Kohl, Salat, Bohnen, Möhren und Kresse, kurzum, mit allen Dingen bepflanzt werden soll, die des Lebens beste Hälfte ausmachen und ohne die der schönste Tulpenflor eine bodenlose Sache bleibt.“

„Mensch, wer soll das alles instand halten?“ schrie der Rouleauxmaler.

Herr Zyppel stand auf. Da wurden die beiden anderen feierlich still.

„Mamsell Therese. Würde Sie dieser Garten samt anhangendem Haus und Zubehör nicht uninteressant beschäftigen?“ fragte er mit feinster Betonung und Zartheit.

Therese wurde tief dunkelrot und schaute auf den Tisch. Dann sah sie Herrn Krumm an und fragte leise: „Verstehen Sie ihn auch so wie ich?“

„Freilich versteh' ich es auch so“, schrie der vergnügt auf und hieb dem Tisch eine hinauf.

Da küßte Erasmus der beglückten Therese die Hand und geleitete sie zu ihrem Garten zurück. Vor der Lücke wandte er sich zum Freunde Krumm.

„Also du, guter alter Herr Bruder, gehst morgen hinüber zu den verehrlichen Eltern der Mamsell und bringst mein gehorsamstes Anliegen vor?“

„Von ganzem Herzen gerne, Herr Bruder. Woher nehm' ich aber den großen Brautwerberstrauß? Dein ganzer Garten ist hin.“

„Ach, teuerste Therese, wenn Sie selbigen Strauß auch noch dazu beisteuern wollten?“ fragte Erasmus ganz übermütig in den Nachbargarten hinüber.

„Ich will all meine Tulpentöpfe rupfen“, sagte Therese freundlich.

* * *

Dann ging Herr Erasmus Zyppel in seine Apotheke und rieb freudiglich Salben, verkaufte Theriak und gab allen Kindern, die Bärenzucker oder kandierten Kalmus verlangen kamen, doppeltes Gewicht. Ja, er mußte sich in seiner Geberfreude hüten, nicht auch bei Laudanum doppeltes Gewicht zu machen. Bei Rhabarber wiederfuhr es ihm wirklich einmal.

Hinten im verwüsteten Garten aber duftete und dampfte die aufgelockerte schwarzkrumige Erdscholle. Sie stand offen und wartete, als sei holdes Frühjahr und die neue Welt begänne wieder.

seinen Tisch und die dicken aufgestemmten Ärmchen. Na ja, das wären Tulpen, um sie zu pflegen und die stehle ihm auch niemand!

Am anderen Tage stand er mit seinem Freunde Krumm kreuz und quer im Garten umher und der Künstler entwarf einen neuen Plan. Mit Meßschnur, Pflöcken und Latten arbeiteten sie und Mamsell Therese trug und half und riet.

Gegen elf Uhr vormittags setzte er seinen beiden Freunden in der Geißblattlaube ein Glas guten Südweines vor. Krumm aber begehrte schnöd nach einem fleischhaften Frühstück.

„Daß ich so etwas nicht bieten kann!“ sagte Erasmus in tiefem Bedauern.

„Warten Sie“, flüsterte Therese, „morgen!“

Und am nächsten Tage, als die beiden Männer wieder im Garten schufen, maßen und gruben, bat sie sich ein halbes Stündchen frei und rief dann die Freunde zum Frühstück in die Laube. Da gab es nun einen kleinen Imbiß voll solcher Duftbeglückung, daß der stürmische Krumm sich eine Maß Wein dazu holen ließ und Herr Zyppel mit seiner feinen Nase glücklich in die Luft ragte und voller an Poesie war als je bisher im Wehen seiner Lilien und Tulpen.

Krumm sah Therese voll ehrlicher Freude über sein Weinglas hinweg an. „Erasmus! hast du solche Haare gesehen? Glatt und bescheiden, von den sanften Händen an den Kopf gerundet. Ich werde Sie als Madonna malen, Sie, liebreichste Mamsell, mit den gesenkten Augen. Als Madonna, die ein Gabelfrühstück für den heiligen Josef aufträgt.“

Als das Mädchen und der Freund fort waren, arbeitete Erasmus für diesen Tag nicht weiter an seinem Garten, sondern ging sehr viel darin auf und nieder. Oben an der Mauer lag die allerschönste Wilde der Länge nach, stützte ihren Kopf in die Hände und sah durch das rote Löwenmaulgewucher herunter. Er aber hatte sie schon gänzlich vergessen. Hingegen zu den braunen Strümpfen am Zaun sagte er heimlich die liebsten Dinge:

„O ihr Zeichen der ungesehen sein wollenden Sittsamkeit! Ihr Verkünder sparsamen Sinnes, ihr bescheidenen Symbole der Treue! O ihr Beständigen, ihr seid von der Farbe der schlichten Scholle, aber ihr umhegt die ganze Pracht und Unschuld der Lilien. Ach, ich kenne euch und eure Wege, ihr Emsigen! Treppauf, treppab den ganzen Tag, von der Küche zum Keller, von da zum Wäscheboden und wieder sorgsam zur Wiege, mit gehobenen Fersen horchend, und leise von dannen schleichend. Ihr Schlichten, ihr lieben Verstecke soliden Glückes, streckt euch nur und tut, als wäret ihr häßliche Futterale einer dünnen Sache. Haha, ich bin nicht mehr so dumm!“

* * *

Kaum war der König in sein Schloß zurückgekehrt, so setzte er sich, angetan mit Krone und Brokatmantel, auf den Thron und ließ den Grafen zu sich bescheiden.

„Warum hassest du mich noch immer?“ fragte er.

„Weil ich bloß Graf bin, während du König bist.“

Da sagte der König! „Es soll kein Mensch Haß in seinem Herzen nähren um meinetwillen!“

Und er stieg vom Throne, hängte dem Grafen den brokatenen Mantel um die Schultern und setzte ihm die funkelnde Krone aufs Haupt. Hierauf verließ er das Schloß und wanderte als Bettler in die Fremde.

Als er sich der Landesgrenze näherte, erreichten ihn die Reiter, die der neue König ihm nachgesendet hatte, ergriffen ihn und sprachen: „Der König verbietet dir, sein Land zu verlassen. Sein Glück wäre nur halb, wenn er dich nicht täglich sehen könnte, wie du an der Straße stehst und bettelst.“

Da kehrte der entthronte König heim, stand an der Straße und bettelte. Und so oft der neugekrönte König vorüberfuhr, neigte er sich vor ihm, bis seine Stirn den Staub berührte.

Eines Tages ließ der neue König seinen Wagen anhalten und fragte den Bettler: „Mensch, hassest du mich?“

Verwundert blickte der Bettler auf und schüttelte den Kopf: „Nein!“

„Und warum hassest du mich nicht?“ fragte der König erzürnt.

„Weil ich dich bemitleide“, antwortete der Bettler.

„Ihr hört es!“ sagte der König aufgebracht zu seinem Gefolge. „Er bemitleidet den König, darum ist er des Todes schuldig!“

Der Bettler wurde festgenommen und aufs Blutgericht geführt. Schon hatte der Henker das Schwert erhoben, als der König Einhalt gebot.

„Hassest du mich noch immer nicht?“

„Ich verzeihe dir!“

„Einem König verzeihen, heißt ihn anklagen!“ rief der König außer sich vor Zorn. „Werft ihn ins Verließ, ich muß erst noch eine Folter ersinnen, mit der er gemartert werden soll, ehe sein Haupt fällt!“

Da fing das Volk zu murren an, aber die Knechte des Königs trieben es auseinander und warfen den Verurteilten ins finstere Verließ. Den nächsten Tag wurde er auf die Richtstätte geschleppt und unter ausgesuchten Qualen gefoltert.

Als es lange genug geschehen war, fragte der König: „Hassest du mich noch immer nicht?“

Der Gepeinigte aber hauchte sterbend: „Ich bete für dich zu den Geistern des Lichtes.“

Herr Krumm aber prüfte mit Falkenblick die Fenster des Zyppelschen Apothekerhauses „zur Sonne".

„Das verlangt mindestens zwei neue Rouleaux", sagte er. Denn das Schlafzimmer des ausgezeichneten Erasmus hatte bisher keine Geheimnisse.

Er hatte einen sicheren Blick und große Taktlosigkeit, der alte Krumm, ganz wie sein Vater.

Infolge dieser Taktlosigkeit wissen wir aber auch die Geschichte von den braunen Strümpfen der lieben, guten weiland Frau Apothekerin „zur Sonne" am Jakominiplatz in Grätz.

Die sumerische Tonscherbe.

Von **Emil Ertl.**

Vor vielen, vielen Jahren herrschte in einem fernen asiatischen Lande ein edler König, der war so mächtig und reich, daß er seinesgleichen nicht auf Erden hatte. Aber jeden Morgen, wenn er seine Andacht verrichtete, sagte er zu sich selbst: Macht und Reichtum sind vergänglich, nur die Liebe dauert.

Einmal fuhr er in einer goldenen Karosse über Land, da stand ein fremder Bettler an der Straße, der grüßte ihn nicht. Und als der König ihn schärfer ins Auge faßte, sah er etwas wie Haß aus den Blicken des Bettlers sprühen. Der König ließ halten und fragte: „Warum hassest du mich?"

„Weil du in einer goldenen Karosse fährst, während ich am Wege steh' und bettle", antwortete der Fremde.

Da stieg der König aus seiner goldenen Karosse und sagte: „Die Pferde und der Wagen sind dein!"

„Behalte sie nur!" sagte der Bettler; „um ein so geringfügiges Almosen ist mir mein Haß nicht feil!"

Der König fuhr in sein Schloß zurück, ließ alles Gold und alle Edelsteine, die in seiner Schatzkammer waren, auf Maultiere packen und sendete sie dem Bettler. Da wurde der Bettler ein reicher Graf, baute sich einen Palast aus grünem Achat und stolzierte in seidenen Gewändern.

Als der König wieder einmal über Land fuhr, begegnete er dem Grafen, der auf einem purpurgeschirrten Pferde saß und von einem glänzenden Gefolge begleitet war. Aber der Graf ritt, ohne zu grüßen, an dem König vorbei, und aus seinem Auge sprühte derselbe Haß wie früher aus dem Auge des Bettlers.

der dich nicht haßt. Den einzigen aber, der dich liebte, wie ein Mensch den Menschen lieben soll, den hast du gemordet."

Der König biß sich auf die Lippen und überlegte.

„Der einzige, der mich nicht haßte", sagte er sinnend, „das war der frühere König".

„So ist es, du hast es ausgesprochen."

„Kannst du ihn vom Tode erwecken?" fragte der König.

„Das kann ich nicht", antwortete der Weise.

„Weil du mir den Traum richtig gedeutet hast", sagte der König, „so soll dir kein Haar gekrümmt werden, wie ich es versprach; auch will ich dich reich dafür belohnen. Weil du aber den einzigen Sterblichen, der mich liebte, wie der Mensch den Menschen lieben soll, nicht vom Tode erwecken kannst, so sollst du selbst des Todes sterben."

Der Traumdeuter erschrak, und um sein Leben zu retten, versprach er, den früheren König vom Tode zu erwecken. Und begab sich in den Tempel, nahm die goldene Rüstung und den Pfauenhelm des zu Tode gemarterten Königs, die im Heiligtume aufbewahrt wurden, gab sie seinem Sohne und befahl ihm, sich an die Spitze des Volkes zu stellen und den Tyrannen zu stürzen. Da entstand große Furcht unter den Gepanzerten des Königs, wie sie die Pfauenfedern wehen sahen und den vermeintlichen früheren König als Vorkämpfer des Feindes erblickten. In wilder Flucht stoben sie auseinander, und der Tyrann, von allen im Stich gelassen und nur mehr darauf bedacht, sein Heil ebenfalls in der Flucht zu suchen, wurde eingeholt und fiel unter den Schwertstreichen seiner Verfolger.

Als nun aber das Volk seinem Erretter huldigen wollte und Umschau nach den wehenden Pfauernfedern hielt, da war der Ritter in der goldenen Rüstung verschwunden. Aufgebracht zog die Menge vor den Tempel und verlangte stürmisch den früheren König zu sehen, weil sie meinte, man halte ihn im Tempel verborgen.

Der Oberste der Priester aber trat vor das Volk und sprach: „Der frühere König ist auferstanden und hat sein Schwert gezückt, um Rache zu nehmen, weil der Tyrann mein Leben bedrohte. Nun, da er seine Aufgabe erfüllt sieht, ist er in sein Grab zurückgekehrt und hat sich wieder hingelegt zur ewigen Ruhe. Aber er wird immer wieder auferstehen und sein Schwert zücken, so oft es gilt, Gewalt und Willkür zu rächen, die an den Dienern des Tempels verübt wird."

Das gefiel dem Volke wohl, es verstand den streitbaren König besser als den liebenden und demütigen, den König der Rache besser als den verzeihenden. Es baute ihm ein Grabmal bis an die Wolken und verehrte ihn fortab als Heiligen. Den Obersten der Priester aber

„Schlag zu", schrie der Tyrann.

Da blitzte ein Schwert; und das Haupt des edlen Königs rollte in den Staub.

Das Volk stand auf und wollte den Tyrannen aus dem Lande jagen. Aber seine Panzerreiter schlugen die Erhebung nieder und warfen die Führer des Volkes in Ketten. Und der grausame König herrschte mit unumschränkter Gewalt über das Reich und blieb stolz, mächtig und angesehen viele Jahre lang.

Einmal, als er in seinem Purpurbette schlief, hatte er einen bösen Traum. Er träumte, daß er einsam auf dem Throne saß, auf dem marmornen Fußboden des Thronsaales aber wimmelte es von Nattern, so daß er seinen Sitz nicht verlassen konnte, ohne seinen Fuß unter die Giftbrut zu setzen. Und er hätte auf dem goldenen Thronsessel verhungern müssen, wäre nicht eine weiße Taube gewesen, die ab und zu flog und ihm Nahrung brachte. Aber trotzdem fing er die Taube ein und verzehrte sie. Da reckten die Giftschlangen auf den steinernen Fliesen frohlockend ihre Köpfe empor und zischten, daß es wie ein verhaltenes Kichern klang. Und der König erschrak darüber so heftig, daß er erwachte.

Als es Morgen geworden war, ließ er den Obersten der Priester zu sich bescheiden und befahl ihm, den Traum zu deuten.

„Der Traum ist leicht auszulegen", sagte der Weise. „Du bist ein so erhabener König, daß alles Volk im Vergleich mit dir nur elendes Natterngezücht ist. Die Taube aber bedeutet, daß der Himmel selbst dich mit göttlicher Weisheit speist."

„Und daß ich die Taube einfing und verzehrte?"

„Das bedeutet, daß alle Weisheit des Himmels bereits in dich eingegangen ist, so daß du ihrer nicht mehr bedarfst."

Der König freute sich und nickte zufrieden mit dem Haupte. Als er aber den Traumdeuter mit gnädigen Worten entlassen wollte, da war es ihm, als hätte er ein verschlagenes Lächeln um seine Lippen spielen sehen.

„Ist es auch die richtige Deutung, die du meinem Traum gegeben hast?" fragte er streng.

„Nein", antwortete der Oberste der Priester. „Aber ich wäre ein Tor und kein Weiser, behielte ich die richtige Deutung nicht bei mir."

Der König sagte: „Es soll dir kein Haar gekrümmt werden und ich will dich reich belohnen! Aber ich möchte die richtige Deutung wissen."

„Du wirst dein Wort nicht halten, man hat Beispiele dafür", sagte der Oberste der Priester.

„Ich schwöre es bei meinem königlichen Bart!"

Da faßte sich der Traumdeuter ein Herz und sprach: „Die richtige Deutung ist, daß kein Mensch in deinem weiten Reiche lebt,

Als ihr Mann das hörte, verfärbte er sich und sagte gereizt: „Wie oft soll ich dir noch erklären, daß von viertausend Jahren gar keine Rede sein kann? Und wenn mein hochverehrter Herr Kollege, hä, hä — sich auf den Kopf stellt, die Tonscherbe datiert doch nicht früher als höchstens 1700 vor Christo!"

Die schöne, junge Frau, die um den edlen König eine Träne vergossen hatte, war nämlich die Gattin jenes Gelehrten, der die Existenz eines sumerischen Volksstammes bestritten und die Tonscherbe in die Zeit des Chammurabi versetzt hatte.

Sommer.

Von **Julius Franz Schütz.**

Das ist der Sommer mit nickenden Zweigen,
Werdendem Segen und wartendem Schweigen,
Leuchtenden Lenzes gebräunter Genoß!
Über die Berge und flammenden Firne
Kam er mit glutenversengter Stirne,
Als ihn brünstig die Erde umschloß.
Blauende Stille, Windräderklang . . .
Von allen Hügeln strömt's wie Gesang:
Aus deiner Jugend
Stillen Bezirken
Wolltest du fliehen,
Wolltest du wirken,
Kraft ohne Tugend,
Göttliches Glühen!

Blendender Gärten fächelnde Schatten
Dunkeln auf weichen, welligen Matten,
Halten die Häuser der Menschen umfaßt,
Doch nach des Tages gewittriger Schwüle
Atmen die Quellen wehende Kühle,
Laden die seligen Götter zu Gast.
Zirpende Grillen, Windräderklang,
Flüsternder Nähe Heimatgesang:
Aber die Heere
Wilder Gedanken
Stürmen vergebens,
Ewige Schranken
Sammeln die Meere
Flutenden Lebens.

Und wo der Blüten schimmernde Träume
Schmückten der Wälder wallende Räume,
Reifet in Andacht die heilige Frucht,
Unter den Kronen in hoffendem Schauen
Schreiten der Liebe begnadete Frauen
Nieder zur rieselnden, sonnigen Bucht.
Betendes Neigen, Windräderklang — —
Fallender Blätter Erntegesang:
Herbst ist der Liebe
Innerstes Wesen.
Schwellende Trauben
Sollst du lesen
Vom heiligen Triebe,
Lieben und glauben!

erwählte es zu des verklärten Königs Statthalter auf Erden und erwies ihm königliche Ehren.

Ungezählte Jahrhunderte waren seither verflossen, da kam ein Gelehrter aus dem fernen Westen in das Land, wo diese Geschichte sich zugetragen hatte, und fand sie aufgeschrieben auf einer Scherbe aus gebranntem Ton. Er wunderte sich nicht wenig über seinen Fund, denn das Land war jetzt verödet und entvölkert, niemand hatte geahnt, daß es einst ein mächtiges Königreich gewesen. Und er übertrug die Schrift auf der gebrannten Tonscherbe in sein geliebtes Deutsch und brachte sie mit in seine Heimat. Dort schrieb er ein gelehrtes Buch darüber, in dem er nachzuweisen versuchte, daß die Inschrift in der sogenannten sumerischen Sprache abgefaßt sei und aus der Zeit des Königs Sarrukinu oder seines Sohnes Naramsin stamme, die um das Jahr 4000 vor Christo gelebt hätten.

Einer seiner Fachgenossen, dem die Aufgabe zufiel, das gelehrte Buch in einer Fachzeitschrift zu besprechen, trat den darin aufgestellten Behauptungen scharf entgegen, bestritt, daß es jemals einen sogenannten sumerischen Volksstamm gegeben hätte, und erklärte die Schriftzeichen der Tonscherbe, die frühestens aus der Zeit der Chammurabi um 1700 vor Christo zu datieren sei, für chaldäischen Ursprungs.

Daraus entwickelte sich eine erbitterte Gelehrtenfehde, die schließlich eine persönliche Färbung annahm. Die beiden Fachmänner warfen sich gegenseitig Unwissenheit vor und brachen den Verkehr miteinander ab. Es kam so weit, daß sie sich nicht mehr grüßten, wenn sie auf der Straße aneinander vorübergingen.

Jenes gelehrte Buch, in dem die Inschrift auf der Tonscherbe übersetzt stand, geriet aber durch Zufall auch in die Hände einer schönen jungen Frau. Es wurde ihr weh ums Herz, als sie die Geschichte von dem unglücklichen König las, der zu Tode gefoltert worden war, weil er nicht hassen konnte, und dessen Asche noch dazu mißbraucht wurde, den Leidenschaften der Menschen, die er in seinem eigenen Leben wie ein wahrer Heiliger überwunden hatte, zu schmeicheln. Und als ihr Gatte ins Zimmer trat, bemerkte er, wie eine Träne aus ihrem Auge fiel.

Da wunderte sich der Gatte und sagte: „Was bekümmert dich ein so verstaubtes Schicksal? Der alte Chaldäer ist doch längst tot!"

„Ist er wirklich tot?" sagte sie bewegt. „Ist er nicht unsterblich? Trägt sein Schicksal nicht den Stempel der Ewigkeit? Macht und Reichtum sind vergänglich, aber die Liebe dauert. Denke bloß, was für ein großes Herz in der Brust dieses Heiden geschlagen haben muß — viertausend Jahre, bevor Christus das Evangelium der Menschenliebe verkündete!"

holdselig genug; der Himmel hat in ihren Augen geglänzt und ist in ihrem Herzen gelegen, das davon fromm war und jeglichem Geschöpf nur Gutes gegönnt hat. Er aber, der Wunibert, hat das alles wenig geachtet und er schenkt ihr kaum einen Blick. Sie hat vorerst Mitleid mit ihm gehabt, weil es wie ein Schatten auf ihm gelegen ist; aber gefallen hat er ihr doch mit seiner jugendschönen Gestalt, mit der er alle andern überragt hat. So ist die Liebe zu ihm in ihrem Herzen eingezogen und hat da eine dauernde Ruhestatt gefunden.

Es geschieht aber, daß er des ganzen Aufenthaltes in Hartellern überdrüssig wird, sich aber scheut, heimzukehren, weil er den Wunsch des Vaters nicht erfüllt hat, sondern sich anschickt, allein in die weite Welt zu ziehen. Und sie, die Winnelind, hat es von einem alten Weiblein erfahren, das ihr einmal spät am Abend davon Kunde gebracht und dann wie im Nebel verschwunden ist. Macht sich die Winnelind jetzt unkenntlich, verkleidet sich. Und als am bestimmten Morgen der Prinz beim ersten Sonnenstrahl aus dem Stadttor reitet, kommt ihm ein feiner Knab' auf einem Rößlein entgegen, der entbietet sich, in seinen Dienst zu treten und ihn nie zu verlassen. Der Prinz sieht sich den an und hat Gefallen an ihm gefunden. Also fragt er ihn, wie er heiße, und da gibt der zur Antwort: Reingard. Daß er von edler Herkunft sei, hat Prinz Wunibert auch gemerkt, und so nimmt er ihn als Knappen in seinen Dienst. Hat ihm aber aufgetragen, immer still hinter ihm herzufolgen und kein überflüssiges Wort zu reden.

Das merkt sich der Reingard wohl; aber wie sie weiter reiten, gewahrt er etwas, das ihm unmöglich macht, still zu bleiben. Sieht er nämlich hinter einem Busch drei Wegelagerer, die darauf lauern, über den Prinzen herzufallen, wenn er ahnungslos vorbeizieht. Und ruft er jetzt laut: „Herr, wahr' dich vor bösen Anschlägen!"

Da stürzen die drei Räuber aus ihrem Hinterhalt hervor; aber Prinz Wunibert hat sie so wohl empfangen, daß ihnen sein Schwert um die Köpfe gesaust und sie übel zugerichtet hat, so daß einer auf dem Platz geblieben ist, der andere blutig davon gehinkt und der dritte gar gelaufen ist. Denn der hat genug gehabt von dem, was er bei den zwei anderen gesehen hat.

Jetzt aber verweist es Wunibert dem Knappen Reingard, daß er seinem Befehle zuwider gehandelt und ein überflüssiges Wort gesprochen hat. Und als ihm der antwortet, daß es ja um sein Leben gegangen wäre, wenn er ihn nicht mit Zuruf vor den Übeltätern gewarnt hätte; so erwidert ihm der Wunibert, daß er sich ihrer ohne jede Mahnung auch erwehrt hätte. Worauf der Knappe gelobte, künftig genau auf die Weisung seines Herrn zu achten, und damit ist die Fahrt bis zum Abend weiter ergangen.

Rosenland.

Märchen von **Wilhelm Fischer.**

Da war ein wilder Forst, der zwischen zwei Königreichen gelegen ist und gerade deshalb hat von hüben und drüben ein Prinz drin jagen wollen. War strittig, wem der Wald angehört, und hat sich auch ein Streit darüber zwischen den beiden Prinzen erhoben. Sind dann auf der Jagd einmal zusammengestoßen und haben die Wehr wider einander gezogen und sich so blutig zugerichtet, daß sie beide schier ohne Besinnung auf dem Boden liegen. Und wenn keine Hilfe kommt, so wären sie auch ihren Wunden erlegen. Aber da läßt sich etwas sehen, das wie ein altes Weiberl herschaut, und zwei winzige Kerls in grünen Jankern hat sie mitgebracht. Die packen die beiden wundsiechen Prinzen, tragen sie auf das Geheiß ihrer Frau in eine Waldhütte und betten sie auf ein Mooslager. Da nimmt sich das Weiberl, das Walhinne geheißen hat, der beiden Prinzen so an, daß es sie pflegt und mit heilkräftigen Kräutern wieder auf die Füß' stellt und gesund macht. Weil aber die beiden genug lang nebeneinander auf dem Lager gelegen sind, hat sich's begeben, daß sie aus Feinden, die sie waren, die besten Freunde geworden sind und sich wie zwei Brüder zueinander verhalten haben.

Sie machen gar aus, daß, wenn sie heiraten und Kinder bekommen, so daß das eine ein Bub und das andere ein Mädel ist, die beiden ein Paar werden sollen. Und soll das zur Bekräftigung der Freundschaft ihrer Väter geschehen. Richtig haben sie sich bei dem alten Waldweibel gehörig bedankt für alle Guttat und sind miteinander als Gesunde fortgezogen bis in die Mitte des Forstes. Dort haben sie sich brüderlich geküßt und getrennt. Der eine ist in sein Königreich Hartlohe gegangen und der andere in das seinige, das Hartellern geheißen hat. Und als sie sich später verheiratet haben, da ist es wirklich so geschehen, daß der eine einen Buben und der andere ein Mädel kriegt, und daß dem künftigen Bündnis der Kinder nichts im Wege steht. Wie nun dieselbigen herangewachsen sind, teilt der König von Hartlohe seinem Sohn alles mit und schickt ihn auf die Fahrt in das andere Königreich zur Freite. Dieser junge Herr hat Wunibert geheißen, war mit allem ausgeziert, was die Männlichkeit schön macht; aber eine besondere Eigenart hat ihm angehaftet.

War überaus mürrisch und trotzig, hat immer geglaubt, die ganze Welt ging' ihn nichts an und er blieb' am besten allein ohne die andern. Als ein solcher Herr kommt er jetzt in das Königreich Hartellern, um die Prinzessin zu freien, die Winnelind geheißen hat. Sie war

gefühlt hat, und ist sich selber dabei fremd geworden. Meint aber, daß es nichts anderes als die Musik sei, die er aus der Schlucht heraus noch immer hört, und will ihr gerade deshalb nachziehen. Gibt deshalb dem Reingard mit der Hand ein herrisches Zeichen, daß sie weiter reiten. Und also ist es auch geschehen.

Wie sie einwärts kommen, rieselt von der Leiten überall ein Wasser herunter, das in steinerne Becken aufgefallen ist und war ein herrliches Getöne, das zauberhaft den Sinn umschmeichelt hat. Der Weg wird auch allmählich breiter und die Wildnis geht nicht immer mit, wie bisher, sondern bleibt auf einmal ganz zurück. Und was sich jetzt auftut, war ein wunderschönes Land, in das sie einreiten.

Das war wie ein Rosengarten weit und breit anzusehen, in welchem die Häuser und Schlösser geglänzt haben. Und klare Bächlein sind durchgeflossen, in denen sich die Rosen gespiegelt und daran erfreut haben, daß sie so schön sind. Auch hat's noch Äcker, Felder und Baumgärten gegeben, aber so, daß alles wie im Rosenmeer versunken ist. Und das Merkwürdige war, daß überall Männer gearbeitet haben, die Frauenkleider getragen und sich darin trübselig gezeigt haben. Dann wieder sind auf stolzen Rossen Ritter einhergekommen, die wohl mit Helm und Harnisch gewaffnet waren; aber lange blonde Haare sind ihnen über den Rücken hinab geflossen, und die Gesichter waren die von schönen Weibern. Sie führen den Wunibert als neuen Ankömmling und Gast in eine gar herrliche Burg zu ihrer Königin, die Isenhild geheißen hat.

Die war so schön, daß sich jeder Mann vor ihr neigen und ihr die Sehnsucht seines Herzens zuschicken mußte, und war ihr verfallen mit Leib und Seel', wenn er sie angeschaut hat. So hätt' es auch mit dem Wunibert geschehen müssen. Aber merkwürdig, wie ihn ihr Glanz betören will, wie alle andern vor ihm, so ist's ihm auf einmal, als müßt er in Augen schauen, die noch schöner waren, als die der Königin Isenhild. Und dieselbigen haben ihn wie aus der Ferne angeblickt und waren nur Trauer und Schönheit in ihnen. Jetzt fällt ihm ein, daß es nur die Augen seines Knappen Reingard seien, der hinter ihm an der Tür stehen geblieben ist, und daß derselbe ihn abgemahnt hat, in die Schlucht einzureiten. Ist aber jetzt dennoch geschehen, daß er dem weiblichen Zauber der Königin Isenhild nicht so verfallen ist wie die andern, und daß er seinen freien Willen noch vor ihr bewahrt hat.

Das eine hat er sich aber doch denken müssen, daß es das schönste Weib ist, das er je gesehen, und hält es nicht für unwert, ihr in allem zu Dienste zu stehen, was sie von ihm begehrt.

Und sie redet ihn freundlich an und weiß, daß er um sie freien wird, wie so viele Ritter und Prinzen vor ihm. Tut wieder so, als

Da haben sie in einer Herberge ihre Rast gehalten und eine Kammer für ihre Nachtruh' bekommen. In der war für beide das Lager gespreitet. Aber der Knappe sagt: Er sei nicht würdig, mit dem Herrn so nahe in einem Gelaß zu liegen, und bettet sich sein Lager draußen vor der Türschwelle. Der Wunibert wundert sich zwar über solche Demut, hat ihm aber dieselbe gar nicht übel angerechnet. Denn er denkt sich, daß er um so eher jeder Zwiesprach ledig ist, wenn er drinnen liegt und sein Knappe draußen.

Der ist noch nicht mit dem Schlafe schlüssig geworden, weil der helle Mond gar zu eifrig durchs Fenster der Hausflur hereinschaut, als wollt' er etwas zu viel an dem Reingard erspähen. Der sieht aber jetzt ein altes Weiblein vor seinem Lager kauern. Das hat ihn gar nicht erschreckt, sondern er hat's als seine gute Freundin mit dem Namen Walhinne angerufen und gefragt, was es für sonderliche Zeitung bringe? Und das Weiblein flüstert ihm manches ins Ohr, was er wohl behalten hat, gibt ihm auch einen Strohhalm, den er bewahren sollte, und ist dann wie im Nebel entschwunden. Der Mond war jetzt auch nicht mehr so neugierig, hat sein Antlitz vom Flurfenster abgekehrt, so daß es drinnen dämmrig geworden ist und der Reingard sich dem Schlaf hingeben konnt'.

So hat er's immer gehalten, daß, wenn sie in eine Herberge eingekehrt sind, er sich auf der Schwelle vor des Herrn Tür gebettet hat. War auch sonsten ihm zu Gebote mit aller Dienstleistung, so daß ihn der Wunibert hat im Stillen leiden mögen. Aber zu wissen hat er's ihm mit keinem Wort gegeben, daß er mit ihm zufrieden ist. Und wieder, wenn der Reingard hinter seinem Herrn herreitet, ist er auch still geblieben, und selbst wenn ihm etwas nicht geheuer vorkommt, hat hat er mit der Rede nicht angehoben.

Einmal aber ist es geschehen, daß sie eine Waldstraße dahin ziehen, und da tut sich zur Seiten eine Schlucht auf, die ganz verwachsen und fast unwegbar war. Da ist etwas herausgekommen, was wie eine süße Musik geklungen hat. Als wenn ein Waldhorn mit zarten Tönen anheben tät', und wieder als wenn ein silberner Harfenklang daher käm', so hat's gar herrlich geklungen. Der Wunibert hält sein Roß an und lauscht eine Weil', dann schlägt er die Richtung in die Schlucht ein. Da hat der Reingard etwas wie „O weh!" hören lassen. Kehrt sich der Herr um und blickt ihn streng an und war doch eine Frage im Blick, was ihm fehle?

Und der Knappe gibt zur Antwort, daß ihm ein grober Gesell', ein Baumzweig, ins Gesicht geschlagen habe. Dann sagt er: „Der Weg da herein ist nicht gut" und richtet die Augen mit solcher Bitte auf seinen Herrn, daß dem wunderlich zumute ist. Der Glanz ist ihm ins Herz gedrungen; etwas hat ihn bewegt, was er noch nie vorher

Er tut, was ihm geboten ward und da hebt sie an gar lieblich mit ihm zu reden und ihm zu gestehen, daß sie ihn gern hat. Das sei ihr wunderlich erschienen, daß er als zarter Jüngling gleich beim ersten Anblick ihr Herz gewonnen habe, so daß sie ihn gern heiraten möcht'. Und er möge diese Liebe, die sie zu ihm trägt, besonders hoch schätzen, weil sie sich bisher zu jedem Manne fremd verhalten hat.

Der Reingard verwundert sich darüber und lächelt innerlich. Aber er war gescheit und hat sich von außen bewegt gezeigt und doch wieder schüchtern und zag; so daß ihn Isenhild liebevoll betrachtet und ihn ermahnt, ihr in allem zu vertrauen. Sie wünsche nichts sehnlicher, als ihn glücklich zu machen. Antwortet er, daß er doch zweifeln müsse, ob er dieser höchsten Ehre würdig sei; und sie gibt ihm die Zuversicht, daß er vielmehr der einzige sei, dem solches von ihr zustehe. In seiner Gestalt finde sie ihr eigenes königliches Wesen wieder, so daß sie in ihm sich selbst ehren müsse, und nur von ihm das Glück wieder empfangen könne, das sie ihm gebe. Und ihre Stimme flüsterte zärtlich, wie die einer Braut.

Der Reingard verharrte sehr kühl dabei, tat aber so, als wenn er von dem Geheimnis ihrer Worte in scheuer Sehnsucht erschauere. Und er sagt zu ihr: was ihm so hoch liegt, wie der Mond am Himmel, der seine silbernen Strahlen ins Gemach schickt: ihre Gunst solle ihm zu eigen werden? Wie käm' er dazu? Ist es doch sein Herr Wunibert, der morgen um ihretwillen einen Kampf bestehen wird; wie könnt' er, Reingard, um ihre Huld werben?

Da sprach sie zu ihm: „Trautgeselle, laß dich das nicht wirren. Mit dem er kämpfen muß, das ist der Zwerg Schiehel; dem muß er unterliegen, weil jener einen Basiliskenblick ausschickt, der jeden Mann blendet und ihn seiner Kraft beraubt. So kann ihm der Schiehel zu Halse springen und ihn würgen, daß er bald zu Boden fällt. Das geschieht jedem Mann und nur ein Weib bleibt vor dem Basiliskenblick gewahrt."

„O weh!" erwiderte Reingard, „ich muß meinem Herrn zum Kampfe folgen. Wie soll ich mich vor dem Zwerge schützen?"

„Liebster, ich will dir einen Agatstein besonderer Art geben. Trägst du den mit dir, so kann dir der Schiehel nichts anhaben."

Und sie ging, kam wieder und brachte ihm einen Agat, der nicht viel größer als eine Beere war.

„Sieh", sagte sie, „das tue ich alles, daß du es mir mit derselben Liebe danken sollst, die ich zu dir trage."

Reingard nahm den Stein und ließ sich auf ein Knie nieder, um ihr den Dank zu sagen. Sie erhob ihn und wollte mit ihm eines trauten Gespräches pflegen. Er aber bat um Urlaub, da er heute noch

wär' er der einzige, dem sie vertrauen könnt', und meldet ihm, daß sie ihm nur unter einer Bedingung zum Herrn über sich und ihr Land machen kann: wenn er ihr die Krone holt, die in einer Bergkammer verschlossen liegt. Gelingt es ihm, so will sie als sein Weib ihm in allem zu Willen sein. Gelingt es ihm aber nicht, so hat er seine Freiheit verwirkt und muß ihr als Knecht in Weibertracht Frondienst leisten.

Dabei hat sie ihn so angelacht, wie der blütenvolle Mai einen, der im Winter krank gewesen und wieder erstanden ist. Denn er hat den weiblichen Zauber bisher immer verschmäht und jetzt ist er über ihn gekommen. Sie aber, die Königin, sieht an ihm vorbei, wenn sie so süß lacht — und sucht mit ihren Blicken den Reingard, der an der Tür gestanden ist.

So ist die Bedingung an den Wunibert ergangen, und der war bereit alles zu vollführen, was ihm aufgetragen wird. Und die schwere Buße, die daran hängt, die macht nichts aus bei ihm; denn als ein kühner und starker Held vertraut er sich so sehr, daß er auch einen Drachen bestehen mag, wenn ein solcher ihm als Widersacher auftauchen tät'. Gibt also mit frohem Geist die Zusage, daß er die Bedingung eingehe und wird von der Königin mit noch süßerem Lächeln und traulicherer Rede begrüßt als vorher. Ist ihm auch mit der Unterkunft wohl ergangen und ist alle Sorgfalt darauf gelegt worden, daß es ihm an nichts fehle, was ein Königsschloß Behagliches bieten kann. Und wie die Nacht kommt, ist ihm ein herrliches Ruhegemach zugewiesen worden, auf daß er sich mit dem Schlummer kräftigen und am nächsten Tage das große Wagnis unternehmen könne.

Geht also zur Rast und der Reingard hat sich wie gewöhnlich draußen im Vorgemach auf der Türschwelle gebettet. Da kommt eine gar feine Kämmerin zu diesem, heißt ihn aufstehen und ihr folgen. Er verwundert sich darüber, leistet aber doch derselbigen die verlangte Folge. Sie geht ihm voraus, durch viele prächtige Gemächer, die alle mit Lampenschein erhellt waren, bis zu einer Tür. Da heißt sie ihn eintreten und bleibt draußen.

Das Zimmer drinnen war mit dem Licht aus einer roten Ampel durchglänzt. Ein großes Bogenfenster war offen und er hat durch dasselbige weit ins Land hinausschauen können, das war von Rosen durchblüht. Am nachtblauen Himmel ist der Mond gestanden und hat seine silbernen Strahlen über das dämmerige Rosenland und herein in das wonnige Gemach geschickt, das von Rosenlicht erhellt war. So war es ein seltsames Leuchten, das der Reingard sieht und in demselben die Königin Isenhild als die schönste Frau im weißen Gewand, die ihm mit Gruße heißt, sich zu ihr zu setzen.

noch giftiger geworden und nur immer so wie ein Frosch hin und her gehupft, um die Zeit zu erpassen, wo er ihm an die Kehle springen kann.

Der Wunibert hat sich aber brav geschützt und dem Untier immer die Spitze seines Schwertes entgegengehalten. Jetzt ist dem Schiehel vor lauter Wut schon das böse Feuer aus den Schlangenaugen geschossen, und er erhebt sich zum Sprung, um über das gezückte Schwert hinweg dem Gegner an die Kehle zu fahren. Das merkt der Reingard, der hinter seinem Herrn in Ängsten steht und wirft dem Schiehel einen Strohhalm vor die Füße. Der strauchelt darüber wie über einen Balken, fällt zu Boden; und der Wunibert nimmt seinen Vorteil blitzschnell wahr und stößt ihm das Schwert in den giftigen Leib. Da hat er mit Todesbellen seine verfluchte Seel' ausgehaucht und ein Strom Bluts ist aus seiner Brust geflossen, der bald die ganze Halle überschwemmt und geraucht hat wie flüssiges Feuer. Da hat sich aber der Strohhalm wie ein Steg über die Glut gelegt und auf demselben ist der Wunibert ins innere Gemach geschritten und hat die Krone von dort herausgeholt. Also ist der Sieg sein gewesen.

Wie er aber zur Königin Isenhild kommt, ihr die Krone übergibt und sagt, daß die Bedingung erfüllt sei, da hat sie sich nicht gefreut. Sie wird totenbleich vor Schmerz, denn sie merkt geschwind, daß er von demselbigen Heiltum geschützt ist worden, das sie dem Reingard gegeben hat. Verstellt sich gar nicht und zeigt dem Wunibert so wenig Gutes im Gesicht, daß der auf ihre Lieb' und Dankbarkeit Verzicht leistet und mit seinem Knappen wieder aus dem Rosenland reitet.

Sie aber, die Isenhild, hat's in ihrem Leid nicht verwinden können, daß sie sich von Reingard so verraten sieht, dem sie doch alles Liebe gegönnt hat. Geht also zu einer alten Trullen, die in allen bösen Künsten erfahren war, und verlangt von ihr die nötige Beihilf', um sich an Reingard zu rächen. Die sagt's ihr gern zu, weil sie in allem, was auf Schaden ausgeht, daheim war.

Und wie der Reingard weit draußen hinter seinem Herrn her, reitet, da folgt ihm unsichtbar ein Knäuel Zwirn, der sich immer abgehaspelt hat, soweit sein unheimlicher Faden gelangt hat. Folgt ihm wie das schleichende Verderben. Und wie sie jetzt über eine Halde reiten, ist der Trum zu Rande gekommen; und da fühlt der Reingard, daß sich plötzlich etwas um seinen Hals legt mit kaltem Griffe, von dem ihm der Atem gehemmt wird und er ersticken muß. Hat noch einmal schwer aufgeseufzt und ist leblos vom Roß auf den Rasen gefallen.

Sein Herr kehrt sich um, wie er das hört, und sieht den Reingard liegen. Da hat's ihm einen jähen Stich im Herzen gegeben; er hat selber nicht gewußt, warum, weil er sich immer für stark gehalten

von seinem Herrn nicht fern sein dürfe. Und sie gewährte ihm auf seine liebreiche Bitte den Abschied, wenn auch ihr Wille dagegen stand.

Er aber ging wieder dahin, von wo er gekommen war. Und jetzt war es ihm schwer zu Mute. Denn er mußte zur Nachtzeit in das Gemach treten, wo sein Herr schlief. Das tat er nun überaus leise. Der Mond schien herein und er sah, wie sein Herr mit klarem Antlitze auf dem Lager ruhte und schlief. Da nahm er dessen Wams und knüpfte in das Gefülle den Agat so ein, daß dieser darin unverlierbar lag. Und wollte sich wieder auf leisen Sohlen entfernen, da erwachte sein Herr und fragte: „Was ist dein Begehr, Reingard?“

Er erschrak, vermochte aber gleich zu antworten, daß ihn ein böser Traum gequält habe und er sich nicht anders helfen konnte, als daß er seinen Herrn lebend betrachten mußte. Und als ihn dieser fragte, was das für ein Traum gewesen sei, da erwiderte er, hier, wo sie fremd seien, könne er dies nur leise verlautbaren. Darauf sagt sein Herr: „Das mag leicht geschehen. Komm' her, setz' dich auf den Rand des Lagers und flüstere mir zu, was dir den Mut beschwert.“

Reingard tat so, wie ihm geheißen ward, und sagte: „Mir träumte, daß Ihr mit einem bösen Zwerg den Kampf bestehen mußtet, dessen Art so behende war, daß er Euch an die Kehle springen konnte, um Euch zu würgen. Ihr aber versäumtet es, immer Eure Schwertspitze seinem Sprung entgegenzusetzen. Da geschah mir leid, als ich einen bösen Fall sah, und kam herein.“

Das flüsterte ihm Reingard zu, und sein Mund mußte dabei nahe an des Herrn Antlitz haften. Und wie Wunibert den Anhauch fühlte, geschah es ihm wunderlich, wie wenn ein Maienblühen in ihm erwachte; er wußte aber nicht, woher das kam, und antwortete: „Der Traum gibt mir den Rat, mich vor Arglist zu wahren. Das will ich tun. Und du geh' jetzt ruhig schlafen, Reingard, und sorge dich nicht um mich.“

Also geschah es und er suchte wieder sein Lager auf der Türschwelle auf.

Es ist aber eine weite Berghalle gewesen, in die der Wunibert am nächsten Tag zum Kampf eingeschritten ist; und ihre Wände haben wie eitel Gold geglänzt, so daß es überaus schön zu sehen war. Was aber dann aus einer inneren Tür herausgetreten ist, das war das allergrauslichste Untier in menschlicher Gestalt: der Zwerg Schiehel. Und hat gleich gemeint, daß er mit seinen giftigen Schlangenaugen, die unter dem borstigen Schopf hervorgefunkelt haben, den Wunibert blenden und damit kraftlos wird machen können. Der aber ist ihm furchtlos entgegengetreten und der Schiehel hat gleich gemerkt, daß an dem sein böser Zauber verloren sei, weil er ein Heiltum an sich trage. Ist deshalb

„Wirst es schon sehen, ob ich's kann", gibt sie ihm zur Antwort. Nimmt eine Scher' aus ihrer Gürteltaschen, beugt sich hinab und zerschneidet den Faden am Halse der Königstochter, der für alle anderen unsichtbar war, nur für sie nicht. Da hebt etwas wie aus weiter Ferne zu kreischen an, giftig wie eine Katz', die verwundet wird, ist aber gleich wieder still geworden, und ein paar Bluttropfen sind an dem weißen Halse der Königstochter gelegen. Die wischt die Walhinne mit einem Tuch hinweg; und jetzt schlägt die Maid ihre schönen Augen auf, in denen der blaue Himmel geleuchtet hat, der über ihr glänzt. Sie seufzt, aber nur vor Glück, wie eine, die einen schweren Traum überstanden hat und wieder das Licht des Tages sieht. Und wie die Walhinne sie aufrichtet, erhebt sie sich und steht wieder auf den Füßen. Da sieht sie, wie der Wunibert nach ihr die Arme ausstreckt, und bemerkt in seinen Augen die Spuren der Tränen. Da ist's ihr gewesen, als wenn sie nicht wach wär', sondern träumte, aber diesmal einen glücklichen Traum. Er aber zieht sie an sich, und daran erkennt sie, daß alles Wirklichkeit ist, läßt sich von ihm umfangen und an die Brust drücken. Und jetzt schlingt sie selbst die Arme um seinen Hals und ihre Tränen benetzen seine Wangen. Denn sie weint vor Freude, daß sie dem Leben wieder geschenkt ist und damit ihm, der sie gern hat, dem Wunibert.

Dann sind die beiden unter dem Schutz der Walhinne in die Heimat zurückgekehrt. Hat auch nicht lang gedauert, so ist ein gar herrliches Hochzeitsfest gerüstet worden; und am Tische beim Mahle sitzt zwischen den Vätern des Brautpaares ein Weibel in schlichter Tracht, das alle geehrt haben: das war die Walhinne. Dann ist das Glück in das Leben der beiden Brautleute eingezogen und bei ihnen verblieben, hold und treu, als in einer rechten Heimat.

Nachtsegen.

Von **K. Dankwart Zwerger.**

O, wenn du dann bergfern wohnest
Und mir so heimweh geschieht,
Dann sing' ich wohl oft in die Stunde,
In die einsame Stunde vor Schlummer,
Das innigsehnende Lied:

O du, mein lieb', lieb' Wunder,
Traut' Märchen meiner Nacht,
O du, du tiefseliges, süßes
Auge, das über mir wacht!
Liebste! Den Kranz der Sehnsucht,
Den purpurnen, löse von mir,
Daß an den dornwunden Schläfen
Das heiße Rieseln gefrier'!
Lege die leisen Hände
Segnend an meine Stirn,
Dann wird sich über ein Weilchen
Alles mein Weh verlier'n.
Ein Weilchen . . . und träumend ahn' ich,
Daß du mein Schlafen verklärst,
Gleichwenn du an meiner Seite
Ruhtest und glücklich wärst . . .

hat. Steigt vom Roß, geht zu dem Knappen und fragt: „Was ist dir, Reingard?"

Der hat aber nimmer antworten können, sondern ist als ein Lebloser auf dem grünen Rasen gelegen. Jetzt ist das Leid in Wunibert angewachsen wie der Wind, wenn er zum Sturm wird. Er nimmt den Leib in die Arme, und weil er eine Quelle unweit rauschen hört, trägt er ihn dorthin, um ihn zu laben und wieder ins Leben zu rufen. Er besprengt ihn mit dem Wasser die Schläfe und öffnet ihm das Wams, um ihm auch die Brust zu kühlen. Da erkennt er eine Mädchengestalt in Reingard. Und jetzt ist sein Leid ungeheuer gewachsen; denn es ist ihm klar geworden, warum er den Reingard immer so heimlich gern gehabt, ohne es zu wissen und ohne es zu zeigen. Die ganze Lieblichkeit, die diesem eigen war, ist vor ihm aufgestiegen wie goldenes Licht und doch in der Nacht des leblosen Leibes dagelegen.

Die Sonne hat auf die grüne Halde geschienen, aber in Wunibert ist es finster geworden. Tränen hat er nicht vergießen können, dazu war er zu stark; aber er sitzt trostlos, wie von Stein gehauen, vor dem, was ihm das Liebste auf Erden hätt' sein können und ihm weggenommen wurde. Sein eigenes Leben ist ihm geschwunden mit dem ihrigen, die bleich und schön den Rasen deckt.

Da kommt die Walhinne des Weges einher und ruft ihn beim Namen. Er schaut auf und bemerkt ein altes Weibel in niedriger Tracht. Hat ihm aber doch passend geschienen, daß er aufstehen soll. Dabei hat er ihr seinen Blick nicht zugewendet, sondern ihn abwärts gerichtet auf die Gestalt, die als eine Leblose den Rasen schmückt und für ihn keinen anderen Namen gehabt als Reingard.

Die Frau Walhinne hebt aber mit ihm zu reden an in einer Art, daß er bald ihr seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. Sie erzählt ihm, daß es die ihm bestimmte Königstochter Winnelind sei, die da zu seinen Füßen liegt; und daß sie alles um seinetwillen erlitten hat, um ihn vor Schaden zu bewahren. So hört er, daß ihm das Glück bestimmt war, sie als Braut heimzuführen, die ihm jetzt das Liebste wär', was er ersehen könnt'. Und weil er fühlt, daß er durch eigene Schuld einer solchen Seligkeit verlustig gegangen ist, da ist dem starken Manne etwas geschehen, was nie vorher war: seine Augen feuchten sich und er kann die Tränen nimmer zurückhalten.

Das sieht die Walhinne und sagt jetzt zu ihm: „Weil du in dich gegangen und weich geworden bist, so daß sich ein paar Zähren unter deinen Augenlidern hervorstehlen, so will ich dir helfen."

Und ihm pocht das Herz ungestüm in einer aufleuchtenden Hoffnung und er ruft: „Kannst es, so will ich dir immerdar danken als derjenigen, von der ich mein Glück empfangen hab'."

z lassen." Aber der Sohn stutzte auch weiterhin Katzen die Schweife und würgte Singvögel mit Schlingen, so daß der Lehrer die väterlichen Einsprachen nicht beachtete.

Fünfzehnjährig, gebärdete sich der Patriz recht erwachsen und gab ein verkleinertes Bild des Vaters ab; er trug ein Samtkäppchen, qualmte aus Weichselrohrpfeifen, redete mächtig daher und speanzelte mit den Mädeln.

Ansehen genossen die Höbenstreits wenig, aber mit ihrem Besitz und ihren Sparkassebüchern besaßen sie eine Macht in dem kleinen Dorf, eine Macht, die sie ausnützten, und immer häufiger leierte auch der Patriz einen großmauligen Spruch: „I, was i der Sohn vom reichen Höbenstreit bin . . ."

Anno 1861 war's, daß sie ihn zum Militär holten. Das kränkte ihn und den alten Mühlenwirt empörte es. Er, der Begüterte, ein Erbherr, sollte sich kommandieren lassen, Bagage schleppen und Gewehrgriffe üben! Zu spät dachte der Vater daran, den Sohn loszukaufen, und als er es nachträglich versuchte, verdarb seine laute Grobheit alles. Der Junge mußte zu den Jägern einrücken. Seltener prahlte der Wirt mit seinem Leibsatz und teilte nur dem Allervertrautesten mit, wieviel Geld der Bub brauchte, weil sich von ihm der Leutnant immer ausleihe und „nie nix zurückgibt". Und schließlich setzte es der Höbenstreit doch durch und der Patriz kam nach einen halben Jahre heim. Mägerer zwar, ohne Bierbäuchlein, dafür forscher, mit einer aufreizenden Art, die Ellenbogen in die Weichen zu stemmen und die Brust herauszuquellen. Er erzählte Märchen, so auch, daß ihn der Hauptmann nicht fortlassen wollte, weil die kaiserliche Armee ihn eigentlich nicht entbehren konnte, und besonders brüstete er sich mit der Eroberung von einem Schock feiner Stadtfräulein. Die schwulstigen Aufschneidereien erwarben ihm ein Übergewicht über die anderen Dorfburschen, deren Erfindungsvermögen geringer war, er galt als ansehnlicher Don Juan, und auf Geldsäcken stehend machte er für einfältige Leute eine achtenswerte Figur. So konnte der Mühlenwirt für den Patriz um des Bürgermeisters Mittlere werben. Sie, die nachgiebige Reiterer Liesl, liebte den Bräutigam nicht sehr, eher fürchtete sie seine Grobschlachtigkeit, doch die elterliche Autorität und auch die Aussicht, die reiche Mühlenwirtin an der Fröschnitz zu werden, wirkten. Deshalb trug der Patriz den klotzigen Quadratschädel künftig noch um einen Zoll höher und alles wäre passabel vonstatten gegangen, hätte es nicht ein arger Skandal verdorben: Die dicke Rosl, die Höbenstreitsche Kellnerin, veränderte sich und bezeichnete den Haussohn, der nur schwach und knurrend leugnete, als den Vater. Sogar die Ehe sollte er dem Weibsbild versprochen haben, und es kostete bare fünfhundert Gulden, sie von dieser Behauptung

Der tapfere Patriz Höbenstreit.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Patriz Höbenstreit war der Sohn vom Mühlenwirt an der Fröschnitz. Die Höbenstreits saßen bereits dreihundert Jahre auf der Mühle und seit 1799 stand ihr Gasthaus großspurig daneben, so daß allmählich mehr Wein in die Mägen der Gäste rann als Wasser aus dem Fröschnitzbach über die bemoosten Schaufelräder. Einmal kehrte sogar der durchreisende Kaiser Ferdinand im Gasthofe ein. So wurde das Wirtsgeschäft die Hauptsache, weil die findigen Höbenstreits sich ausrechneten, es sei einbringlicher, mit einer reschen Kellnerin zu arbeiten, statt selbst Säcke zu schleppen und Korn zu mahlen. Auch bequemer war der Ausschank. So blühte das Gasthaus und von der alten Mühle blieben nur der Name und zerfallendes Gemäuer übrig.

Der Mühlenwirt war der unverfälschte, fette, hochnasige Dorfprotz, der seine Reden gern in der bamstigen Sprache unechter Volksstücke begann: „I, was i der reiche Höbenstreit bin, i sags euch . . .“ und damit leitete er Urteile ein, die weniger durch ihren inneren Gehalt, mehr durch den feisten Ton und den Reichtum des Sprechers wirkten. Zu seiner ausgewachsenen Würde gehörten ein volles Maß Schilcher, Hemdärmel, eine blaue Schürze und ein grünsamtenes Käppchen. Neben seiner viereckigen Autorität läßt es sich nicht gut leben und seine geduckte schwächliche Frau hatte Glück, da sie dem Grobian früh wegstarb. Der junge Patriz aber blieb da, in seiner Würde als Sohn und Erbe und Stammhalter und Kronprinz des Anwesens vom Vater, dem er in der Statur und im Geiste nachgeriet, verhätschelt. Er zeigte früh Herrschgelüste über die Dorfkinder, und dienten sie nicht gutwillig, so schlug er zu. Manchmal freilich bockten die Sklaven einhellig gegen den Tyrannen und verprügelten ihn weidlich. Dann heulte der Patriz und lief zum Vater und der Vater kam mit dem Haselstock, um die lästerlichen Rebellen zu strafen, doch die frechen Buben und Mädeln sprangen behend über Zäune und Hecken und der Mühlenwirt schalt erbost: „I, was i der reiche Höbenstreit bin . . .“ Zuweilen vergalt der Patriz seine Schläge auf eigene Faust, lauerte den Feinden tückisch auf, bewarf sie aus dem Hinterhalt mit Steinen oder schleuderte aus einem unerstürmbaren Hausfenster Holzprügel gegen sie. Da bewies er dann große Tapferkeit.

Mit der Schule hatte er sein Kreuz. Denkfaul und verlogen, brutal und weinerlich, je nachdem, legte ihn der Lehrer häufig über die Bank und gerbte sein träges Fell. Derartige Schändungen erregten den alten Mühlenwirt und er polterte den Schulmeister an: „I, der i der Höchstbesteuerte in der Gmoan bin, i brauch mir das net gfallen

dabei is." Gegen Mitternacht fiel der Mühlenwirt, vom heulenden Elend übermannt, dem Gemeindevorstand um den Hals: „Sein ma wieder guat, Reiterer! Na, wann i denk, daß mir mein Patriz derschiaßen — na, net zan ausdenken." Der Bürgermeister, der kein Kind, nur einen zukünftigen Schwiegersohn in den Krieg schickte, bewies größere Gelassenheit und mehr Patriotismus, womit er der bummvollen Wirtsstube im reinsten Hochdeutsch verkündete: „Um den Tod auf dem Felde der Ehre ist jeder zu beneiden." Die Staatskrüppel im Kreise murmelten beifällig.

Die, die einen Angehörigen hingegeben hatten, saßen wachend daheim; sie hätten gegen den wohlfeilen Mut des Reiterer beim Bier wohl manches eingewendet.

Inzwischen rangen schon die Armeen um die Vorherrschaft im Deutschen Bund, um die Zukunft. Depeschen wimmelten und die Zeitungen meldeten Widersprechendes. Drei Schlachten schlug man nacheinander: Jitschin, Trautenau, Skalitz.

Der Patriz faßte den Krieg höchstpersönlich auf und grollte einem Kaiser, etlichen Königen und Fürsten, daß sie ihn ihrer Händel wegen aus seiner zufriedenen Ruhe rissen. Alles übrige blieb ihm gleichgültig, er nahm auch nur wahr, was ihn unmittelbar anging, und schluckte den Ärger über die Plackereien, denn die Offiziere spaßten nicht. Die Plagen ließen sich gar nicht zählen: Das Einzwängen in eine viel zu enge schäbige Uniform, das Aufschnallen eines bleischweren Tornisters, das Überhängen eines ellenlangen Gewehres, das immer blitzblank geputzt und geölt sein mußte, und noch verschiedenes. Und die eigentlichen Mühen begannen erst: Ein Herumlungern am Bahnhof, wo Züge einfuhren, abfuhren, wo hundert Leute durcheinander schrien. Ein Gesumme, ein Gewühl, ein Wirrwarr. Nicht einmal Bier bekam man zur Stärkung, nur laues Wasser aus Bottichen und wässerigen Kaffee und ein Laibel hartes Kommißbrot — die Ration für vierundzwanzig Stunden.

Endlich waggonierten sie die Jäger in einen Viehwagen ein, auf dem angeschrieben war: „6 Pferde oder 36 Mann", und fünfzig quetschten sie eng aneinander. Mit der gepreßten Fracht rasselte der Zug, ein kaum übersehbar langer Zug, nordwärts. Durch Täler, in denen ein Bach neben den Geleisen sprang, durch Ebenen qualmte die Lokomotive, über Pässe, Brücken, machte zeitweise eine Station, und eilig und dürftig wurde abgefüttert, getränkt, und stumpfsinnig, von Stunde zu Stunde wortkarger und verdrossener, blickten die Jäger drein. Niemand redete, niemand sang.

Der Patriz empfand Angst, nur Angst und nichts als Angst. Eine Furcht, die den Kehlkopf aufquoll, erschwerte das Atmen. Ihm graute vor allem, was bevorstand, vor dem kommenden Tag, vor einer möglichen

abzubringen. Natürlich flog sie stantepede aus dem Haus und da der Gemeindevorstand im Namen seiner Mittleren die Verlobung aufkündigte, wütete der alte Höbenstreit schrecklich. Der Patriz verlor schnell sein bißchen Ansehen und man stellte ihn auf die gleiche Stufe mit den Einlegern, mit Stromern und dem Werkelmann, dem die Italiener bei Solferino ein Bein wegschossen und der jetzt der Gemeinde zur Last fiel. Das schien ihn aber nicht zu bekümmern, er wurde der eifrigste Weinkonsument im Fröschnitztal, nahm den Mund doppelt voll, tat dreifach stolz und ging — eine noble Passion — täglich viermal mit der Büchse am Reitererhof vorbei auf die Jagd. Das Schießen, das verstand er, und die Rehböcke und die Hasen mußten daran glauben.

Im Juni des schlimmen Jahres 1866 traf den Patriz das empfindlichste Mißgeschick. Zwischen Österreich und Italien und Preußen brannte der Krieg los und man sprach von „Vorherrschaft" und „Deutscher Einheit" und „Nationalstaat" und berief ihn zur Fahne ein. Fassungslos starrte er in den Schein, den der Postbote eingeschrieben gebracht hatte und der die schreckhafteste Strafe verhieß, wenn der Gemeine Patriz Höbenstreit etwa fahnenflüchtig werden sollte. „J . . . i . . . i . . ." stotterte er nur. Der Mühlenwirt spannte sofort die schweren Pinzgauer vor den Steirerwagen und kutschierte schnurstracks in die Stadt zur nächstbesten Kaserne und fragte herrisch, was der Wisch denn bedeute, er habe ja den Patriz freigekauft. Die Uniformierten hatten Wichtigeres zu tun, als den Lümmel anzuhören, sie schoben ihn einfach zur Seite und den darüber Randalierenden schnauzte ein Feldwebel an: „Pack er sich!" Der Höbenstreit probierte es mit Pathos und einem Silbergulden, worauf ihn eine Ordonanz hinaus und die Treppe hinabführte.

Dem Patriz konnte kein Herrgott helfen, mit zwölf anderen Burschen, darunter mit dem neuen Bräutigam der Reiterer Liesl, dem Tischler Simmerl, zog er aus und Tränen rannen über seine fleischigen Wangen: „Herrschaft, daß mir das passieren muaß, grad mir, als ob net Soldaten gnua da wären, a ohne mi!" Wegen des Gejammers schämte sich der Mühlenwirt und steckte ihm zum Trost ein pralles Portefeuille in die Tasche. „Schamst di denn net?" sagte er leise; und laut: „Hau s zsam die verfluachten Saupreußen! Zeig eahna, daß d a rechter Höbenstreit bist." Der Alte wahrte die Form und mimte die Rolle des Heldenvaters, der den einzigen Sohn dem Vaterlande darbringt.

Dazu gehörte auch der alkoholische Patriotismus am Biertisch: „J, was i der reiche Höbenstreit bin, i sag s euch — unsere Buam werden die Saupreußen außihaun, mit nasse Fetzen werden s aus Österreich außighaut, daß net wiederkemma. Und gfreun tuat s mi, daß der Patriz

Rebhuhn oder der Wind. Doch die schäbige Angst kriegte er nicht mehr los, schon der Vorgeschmack des Kampfes zermürbte ihn.

Um elf Uhr vormittag, unversehens, stand das Bataillon mitten im Gefecht. Jeder empfand das Beben des Bodens, wenn mehrere Batterien zugleich feuerten, und im Talnebel, nein, im Pulverqualm, der aus dem Talgrund quoll, wurlten Uniformen, unentwirrbar und verkeilt. Daraus, nach rückwärts sich loslösend, Blessierte, Jammernde, Hinkende, Torkelnde, in Leinwand gewickelte, blutfleckige Bündel auf Tragbahren, Leichtverletzte, die gesunde Hand auf eine Wunde pressend oder die Stirn mit einem Tuch umwickelt, und Bleiche, deren Nerven versagten. Dann ein Trüppchen gefangener Preußen — und der Patriz verspürte Lust, sie zu schlagen, zu ermorden, die Feinde, derentwegen er litt. Er litt unter den Eindrücken körperlich, sein Unterleib gor, das Hin- und Herwogen des Geraufes, das er sah und hörte, verwirrte ihn. Ein toller Meldereiter schmiß ihn fast um.

Die Jäger besetzten eine Anhöhe, gegen die preußische Linientruppen, die wieder und wieder stürmten. Die Jäger hielten aus, brav, zäh, mit gespreizten Beinen in den Boden gerammt, jede Deckung benützend. So dienten sie dem Plan des Feldherrn, indem sie sich schonten und abwehrten, erpicht auf die rührigen Pickelhauben. Trotzdem kostete die hartnäckige Verteidigung Opfer und es fehlte an Nachschub. Da, dort senkte sich ein schon erhobener Gewehrlauf und auch der Tischler Simerl lag ganz, ganz still. Die Offiziere knieten aufrecht, bestimmten Distanzen, deuteten mit den Säbeln, kommandierten.

Aber Patriz Höbenstreit kauerte hinter der Front in einem Weizenacker und als er ein gemauertes Feldhüterhäuschen entdeckte, kroch er hinein. Da war er geschützt, vorderhand. Neben der Furcht fühlte er Neugier und schob den Kopf behutsam in den leeren Fensterrahmen. Er erblickte Rauch und im Rauch nebelhafte Gestalten. Seine Kameraden stritten um die Entscheidung und für das eigene erbärmliche Leben — und dem Patriz wurde beinahe wohl zumute, als er ihre Gefahren mit seinem sicheren Plätzchen verglich. Alles schien ihm günstig, die liebe Mauer, der späte Nachmittag und das Abschwellen des Getöses. Die Preußen rückten mit den Bajonetten an. Und vor der Übermacht wichen die Jäger zurück, ihre Reste, erst einzeln, mählich kleine Schwärme, laufend, stolpernd, hinkollernd. Der Höbenstreit versäumte den Anschluß beim Rückzug und der Feind nahm den Hügel.

„Die Hunde, die Hunde, die mi massakrieren . . .“ Das und nur das dachte der Patriz und ohne Besinnen packte er seine ausgeruhte Flinte und zielte und schoß auf die Blauröcke, die der Widerstand verblüffte, die größere Kräfte vermuteten, und er trieb den Ladstock in den Lauf und schoß und schoß. Mit der Hast der Feigheit hantierte er. Die Angriffswelle staute zurück, die Preußen änderten ihre

Schlacht, vor den grausamen Preußen, die die Gefangenen massakrieren — vor dem Gewehr, das der verkörperte Inbegriff aller Martern war.

Tief in Böhmen drinnen holte man die Jäger aus dem Wagen und sie verschlangen, erst die Glieder reckend, die brenzligen Fetzen Fleisch, die sie sich aus Kesseln heraustauchen mußten, um sich dann auf eine Kotze, auf ein Bündel Stroh, in eine Ecke hinzuhauen und zu schlafen.

Eine geringe Genugtuung bereitete dem Höbenstreit-Patriz die Portion Schweinsbraten mit Sauerkraut, die er um fünf Gulden erstand.

Sechs Stunden durfte das Bataillon ruhen, um zwei Uhr morgens schreckten es die Trompeten auf und ein kleiner Offizier mit einem Goldkragen hielt eine kurze Ansprache, die mit einem „Hurrah!" schloß, in das der Höbenstreit nicht einstimmte.

So marschierten sie denn durch die Nacht, durch eine unkenntliche Landschaft in die Dämmerung und den Tag. Es nieselte, die Sonne erst vertrieb den Regen und bald dampften in der Hitze die Wiesen, weite, weite Wiesen, und die Felder mit den gilbenden Haferähren. Reiter überholten den Jägertrupp, Husaren in der fremdartigen Attila, die ein Gaunerwelsch redeten. Eine Schar Offiziere ritt vorbei, und der an der Spitze trabte, tadelte die schlappe Haltung: „Strammer! Strammer! Und Eilmarsch, wenn ich bitten darf, Herr Major." Also Eilmarsch. „Holen Sie aus den Leuten raus, was drinnen steckt!" Sie kochten in einer Hetze ab und machten den Kanonen Platz, die sechsspännig galoppierten. Die Sonne setzte den wolkenlosen Himmel in Brand. Die Soldaten schwitzten. Gutmütig nahm der Tischler Simerl dem Patriz das Gewehr ab: „Wart, i trag s dir a wengerl, damit daß d ausschnaufst." Der andere dankte dafür kaum — aber eine Idee kam ihm: Sich marod stellen. Und er ließ sich in den Straßenstaub fallen und schnaufte und spielte den bis zur Ohnmacht Erschöpften. Ein Unteroffizier brachte ihn mit einem Fußtritt schnell auf die Beine: „Simulant, angfressener!"

Von allen Seiten strömten Regimenter zusammen, Deutsche, Ungarn, Kroaten, Polen, alle Waffengattungen, zu Fuß, zu Pferd, Train, Artillerie. Das wellige Land konnte bald zum Schlachtfeld werden. Als einmal Schüsse knallten, erstarrten die Jäger und der Patriz dachte: „Jesus, Maria und Josef, das is mein Tod." Es wurde wieder ruhig, sie marschierten weiter, hin und her, aufwärts und abwärts, ein wenig zögernd und ganz zwecklos. So vertrödelten sie einen Tag.

Der Höbenstreit überlegte: „Vielleicht machen sie Frieden, eh i ins Feuer komm. Es soll schlecht stehen." Er irrte. Die nächste Nacht, die er unter einem Heuschober verschlief, störte ein Knattern und mit vor Schreck kreisrunden Augen sah er es verschiedentlich im Dunkeln blitzen. Er kroch in den Schober. Die Kameraden lachten, die Jäger selbst hatten eine Salve abgegeben, weil sich etwas regte; ein Hase oder ein

den Rückzug.“ — Er erhob sich und die Rechte begleitete die Darstellung bildlich: „I aber nix, i bleib stehen, allani stehen. Na, sag i, Patrix, du retarierst net! Und allani hab i die preußische Armee mitsamt ihrem Moltke aufghalten . . .“ Ein Bewunderungsschauer packte die Tafelrunde: „Der Höberstreit-Patrix allani mit n Moltke!“ „Dafür bist a belohnt worden“, erinnerte der Gemeindevorstand. „Ja, das is er“, versicherte der Mühlenwirt. „Mit n Kolben haben s mi niedergschlagen“, sagte der Held dumpf, „denn sunsten . . .“ Und nach einer Pause: „Den Orden, ja den Orden hab i mir ehrlich verdient.“ „Das hast“, bestätigte das ganze Wirtshaus. —

Allmählich schwand das Interesse der Dörfler an dem Kriegsbericht, aber der Nimbus der Heldenhaftigkeit umwob ungebleicht das Haupt des Patrix Höbenstreit, der die Mühlenwirtschaft übernahm, und sein Vater vermittelte zum zweitenmal die Verlobung mit des Gemeindevorstands Mittlerer. Sehr blaß und gar nicht glücklich schritt die Reiterer-Liesl als Braut in die Kirche. Die Feuerwehrkapelle intonierte den Radetzkymarsch und der Bräutigam klimperte mit der silbernen Medaille.

Aber die junge nachgiebige Frau wurde in der Ehe herb und hart, und als der Patrix seine Autorität einmal mit den Worten festigen wollte: „I, der i die preußische Armee mitsamt . . .“, da lachte sie geringschätzig: „Du — du Letfeigen!“

Und er duckte sich.

Im Jugendland.

Von **Karl Bienenstein.**

Da ist es, wo ich einstens gewohnt
Manch junges, lachendes Jährchen.
In lauschenden Gassen steht der Mond
Und erzählt seine weißen Märchen.

Der Brunnen plaudert als wie im Traum,
Oft klingt es wie Kichern und Lachen,
Zuweilen rauscht's durch den Lindenbaum,
Als wollten Lieder erwachen.

O, daß sie erwachten mit Hall und Schall
Die Lieder und frohen Gesellen! —
Es fließt ein Strom durch das Weltenall
Mit tiefen, schweigenden Wellen.

Und auf den Wellen zieht ein Kahn
Mit lautlosem Ruderschlage,
Der trägt dahin auf dunkler Bahn
Das Glück vergangener Tage.

Kein Wimpel flattert, kein Segel schlägt,
Die Stürme sind schlafen gangen. —
Die dunkle, schweigende Welle trägt
Ein sehnendes Heimverlangen.

Taktik und belagerten das Feldhüterhäuschen. Ein sonderbarer Widerstand, der schwer zu packen war. Bloß spannbreit schaute aus einer Fensterecke ein Gewehr, das in sie hineinpfefferte und verschwand und wieder erschien und neuerlich pfefferte. Der Patriz murmelte: „Massakrieren . . . massakrieren . . .“ und stopfte die letzte Kugel in seine heiße Büchse. Und als auch diese letzte hinausgeflogen war, besaß er nichts mehr, um sich in dem Duell mit dem tausendfachen Gegner zu wehren, und warf sich hin und grub das Gesicht in den Ärmel und wartete zuckend auf das Massakrieren. —

Nach dem Friedensschluß gab man die beiderseitigen Gefangenen frei und sie durften heim. Patriz Höbenstreit reiste von Königsberg ins Fröschnitztal. Sein tollkühner Wagemut, sein zäher Widerstand gegen ein ganzes preußisches Regiment war aufgefallen und nicht vergessen worden, und eine echt silberne Medaille belohnte die rühmliche Tapferkeit. Die Jägermütze schief, die Nase keck hoch und vor der Brust die seltene Auszeichnung, so zog er im Heimatsdorf ein, vom Bürgermeister, von einer festlichen Abordnung und der Feuerwehrkapelle begrüßt, als einzig Überlebender der Dreizehn, die vor zwei Monaten nach Böhmen gingen. Die anderen Zwölfe hatte die Erde von Königgrätz verschlungen.

Staunenswert war es, in wie kurzer Zeit der Patriz seine im Krieg und in der Gefangenschaft eingebüßte Wohlbeleibtheit wieder erwarb. Er sagte: „Ja, Leute, ein hartes Loos auf so aner Festung in Feindesland. Und nia nix zum Essen, als Erbswurscht und Erbswurscht und Erbswurscht.“ In den Wirtshäusern holte er die Kostversäumnis bald ein und auf dem Weg dahin horchte er, ob die Schulkinder nicht flüsterten: „Da kommt er . . .“ Unermüdlich, mochten es auch immer dieselben Zuhörer sein, wiederholte er seinen großen Schlachtbericht: „Ja, von Sonnenaufgang an is unser Bataillon im Kugelregen gstanden. Wißts, was dös hoaßt? I woaß es, meiner Seel. Rechts und links von mir hat das Blei pfiffen — tui-tui-tui, und wir uns gewehrt wia die Lewen oder wia die Leparden, und drauf, drauf, drauf, einigflizt in die Preußen, daß den Berg nur so abikollert sein. I natürli im ersten Glied — der Simerl hinter mir — und ka Breckerl Furcht hab i gspürt und nix net von aner Angst, nur höllsakrisch wild war i.“ „Ja, ja“, bekräftigte der Mühlenwirt, der stolz und doch demütig neben dem Heldensohn saß, aber der Patriz wies den Alten barsch zur Ruhe: „Sei stad, Vater, du warst net dabei. — Aner sein mir gegen Zehne gwesen — aner gegen zehn, denkts amal — und dazua Vorderlader gegen die verteufelten Zündnadelgwehr. Ja, wann i a Zündnadlgwehr ghabt hätt! Bis zum Abend haben wir ausghalten wia a Mauer, und die Halbscheit von unserm Bataillon war scho maustot — der Simerl hinter mir a — und der Major befiehlt

„Muata!"

„Was is s?" Die Grüblerin hebt n Kopf und gamt unterm Tüachl übri zan Bett.

„Muata", sagt der Seppl und hat frei a hellaute Stimm, „i wissat gern was."

„Was lauda, Seppl, was möchst denn gern, han?"

„Muata, i denk grad a so — wann i amol in Himmel kam — und i gang ba der Tür eini — und da sitzet die halig Dreifaltikeit — wia soll i denn sagn zan eahn?"

„Gottswilln, Bua, was fallt dr denn ein? Wia kimst hiaz auf a sölcherne Frag?"

„Muata, i moan glei. Wia soll i denn sagn? Grüaß God — oder wia?"

„Mei, Seppl, schau, auf so was han i selm noh nia denkt."

„Muata — wia denn — sagts mas!" dristelt der Bua.

Die Grüblerin beutelt n Kopf. „Wart a weng — i moan halt, eppa ‚Gelobt seist as Christas' tat sih schicka, daß ma sagt."

„Moants, Muata? Gelobt seist as Christas?"

„Da muaß i frei amol n Herrn Pfarrer fragn", sagt die Grüblerin. „Aber mi ziemt, däs wa der recht Gruaß, bal ma in Himmel kimt. Für übel habn kunt sie s nit, d halig Dreifaltigkeit, der God Vota nit und der hali Geist ah nit; san ja dena nahad gfreundt alli drei und netta oan God mitanand."

„Ja, Muata", sagt der Seppl, „aft sag i a so — gelobt seist as — Christas!" und hiaz draht er sih wieda za der Wand, aft zupft er noh a Weil und nacher is er mäuserlstad.

Die Grübler-Muata klaubt und klaubt und bet ihrn Rosnkranz und die alt Stockuhr tappt hin und her mit ihrn schwarn Gang — oamal noh — zwoamal noh — oamal noh — zwoamal noh —!

Gach zuckt die Grüblerin auf d Höch, sie setzt n Weidling aufn Tisch, daß s klöckt, und fahrt umi zan Bett.

„Jssas Maria — Seppl —" Sie stroaft eahm mit der Hand übers Gsicht und hebt eahm n Kopf aus die Pölster und hiaz brechen ihr d Knia ein und s weche Herz wird so groß, als möcht s der armen Muata d Rippen zsprenga.

Js schon a so, Grübler-Muata! Hast es nit wahrgnummen ba der Arbat: Js a schöner Engel durch d Stubn ganga, nimmt n Seppl ba da Hand und weist n aufi die liacht Straßn, dö zan Himmel geht. Und hiaz kimt er eini ba der Tür. Hörst n, Grübler-Muata, wia schön, daß er s sagn kann, dei Bua: Gelobt seist as Christas! — —

Gelobt seist as Christas.

Ein Bildl von **Hans Fraungruber.**

Der Grübler-Muata tuat s Herz weh. Is ja an alter Brauch, daß n Müatern mehraweil s Herz weh tuat! Bal hat s Viech z weni Hunga und mag nit fressn, bal hat der Bauer z viel Durst und mag nit aufhörn von Trinka, bal gibts aufn Feld was und bal in Geldbeutel. Und so hat s halt allweil was, daß n Müatern s Herz weh toan kann.

Und erst, bal oans Kinda hat! „Kloani Kina — kloani Sorgn, große Kina — große Sorgn", wer Kina hat, der woaß s. Und dö, welchern koa habn, probierts es na und kriagt s an Schippl, aft werdt s es scho sechn, ob s Sprüchl recht hat.

Weil halt die Kina go so oft andersta wölln, wia d Muata will! Und da der Grüblerin is s just a so gwen. D Muata möcht, daß der Bua a rechta Wildling wa, bamstark und lebfrisch, und daß er lusti umanandspringa tat und net zan dafuattern wa. Sparet ihr gern alls von Mäul oh und stecket s n Buam zua. Aber der Seppl mag nit a so. Hiaz war er vierzehn Jahr alt, wo andre Buam scho husi zur Arbat herhaltn müassn, wo s scho s Tabakrachn anhebn und die Dirndln anzwidern auf der Kirchastiagn, dö Sakra dö! Aber der Seppl nit, just der nit, gleiwohl s der Muata go nix vaschlagat, wann er am Kirta alle Dorfbuam herprügeln tat nach der Reih. A Zezn is er allweil gwen, der Bua, von kloan auf scho, und hiaz liegt er go oan Wocha um d ander in Nest und huast und kragazt und wird all Täg spitznasada und der Dokta sagt, s wa nix z macha. Der Seppl hat d Auszìehrung und ma is koan Tag nit sicher.

Derawegn tuat da Grüabler-Muata s Herz weh und der Bauer beißt oan Pfeifnspitz nach n andern oh, bal er in d Stubn gspächt hat und mit n Rechn außigeht aufn Woazacker.

Heunt mag der Seppl go koa Platzl nit findtn, wo s n daleidt. Allweil bett er um und fahrt mit n Pölsterzipf übers nasse Gsicht und ziacht an der Tuchad umanand und bal is eahm brinnhoaß und bal wieder eiskalt. Die Grüblerin sitzt ban Tisch und klaubt Bohnl aus und hoamli bet s n schmerzhaftn Rosenkranz auf a guate Moanung und daß halt ihr Bua dena n liabn Gsund kriagn tat. Mei Gad, soll a Muata nit an a Wunda glaubn, bal s für ihr Kind betn tuat?

Auf oamal draht sih der Seppl zan Fensta und schaut mit großmächtige Augn aufn Tisch hi.

„Muata!" sagt er.

„Was hats denn, Seppl, willst was?"

laufen konnte, hatte ich damals ja nicht ein Deka Fett an mir, auch die Angst, die Angst vor der Lahnwaberl machte flinke Beinchen. Zu Hause schlug meine Mutter, welche heute noch lebt, die Hände zusammen und rief tragisch aus: „Bub, bist du ein Rindvieh! Wie kann man denn die Kuh in die Lahn geraten lassen? Unser einzige Kuh!“ Ja unser einzige Kuh. Das erhöhte die Tragik. Kaum hatte die Mutter ausgeredet, kam der Vater daher. Ich teilte ihm mein Mißgeschick mit und . . . und . . . nun glaubte ich, ein gewisser Teil meines Körpers werde sofort Feiertag haben. Aber nichts von dem. Der Vater raffte zwei Hiefelstangen zusammen, rief einen Nachbarn herbei und man rannte der Lahn zu, ich hinten nach, keuchend vor Angst, daß die böse Lahnwaberl unser einziges Haustier, die gute alte Kuh bereits bei den Hörnern in die Tiefe gezogen habe. Schon von weitem sah ich, daß die Kuh den Kopf noch fein aus der Lahn reckte. Mein Vater steckte dem Tiere die zwei Hiefelstangen unter den Bauch, dann hob man und zog man und bald stand die Kuh im Trockenen. Aber wie sah sie aus! Über und über war sie voll Morast. Der Pfarrer Karl lachte, der Bauer, der dem Vater behilflich war, lachte, der Vater lachte und ich lachte auch. Aber nicht aus Leichtsinn, sondern aus Freude lachte ich. Mein Vater selig faßte es aber anders auf: „Wart!“ rief er, „ich werd' dir's Lachen vertreiben“. Damit hob er einen Prügel vom Boden auf und bearbeitete mich auf jenem Körperteil, den ich vorher angedeutet habe. Gottlob, dachte ich während der Hiebe, wenn nur die Kuh nicht hin ist. Um die Kuh wär mir deshalb sehr leid gewesen, weil sie uns die süße Milch zum Sterz gab, zum türkischen Sterz,*) den ich über alles liebte . . . Von da an beaufsichtigte ich meine Kuh besser, ich mied auch jede Lahn, aus Furcht, der Lahnwaberl in die Nähe zu kommen, welche Furcht ich dem Moißl Wilhelm verdankte. Um von der sagenhaften Lahnwaberl mehr erzählen zu können, sei auch angeführt, daß man im Sulmtale glaubt, bei Eintritt der Dämmerung sei sie zu sehen: Eine weibliche Gestalt, halb Mann halb Weib, mit wild herabhängenden Haarsträhnen, ähnlich, wie ich später (1886—1896) im Waldlande als Waldbauernlehrer**) vom Almranzl erzählen hörte. Während die Waldbauern jedoch sagen, der Almranzl, ebenfalls eine weibliche Sagengestalt, lasse sich nach Martini (11. November) in Almhütten blicken, glaubt der Sulmtaler, die Lahnwaberl halte sich, wie schon erwähnt, in sumpfigen Stellen, Lahnen genannt, auf. Auch im Laßnitztale, in Wettmannstätten, wo ich seit 1911 bin, weiß man von der Lahnwaberl Interessantes zu erzählen. Ehe ich darauf zurückkomme,

*) Aus Kukuruzmehl (Türkenmehl), den ich so gern aß, daß ich ihn jedesmal vorziehen ließ, wenn ich in freien Tagen aus Graz, wo ich studierte, heimkehrte.
**) Bewohner von Donnersbachwald in Obersteiermark, wo ich seinerzeit war.

Die Lahnwaberl.

Von **Karl Kriterer, Wettmannstätten.**

Ich rede zwar nicht gern von mir selber, weil ich noch nichts bin, aber um auf die Lahnwaberl zu kommen, will ich von jener Zeit erzählen, wo ich schon etwas war, nämlich ein Student im Alter von achtzehn Jahren. Heute sehe ich es ein, daß es mit literarischen Erfolgen sehr windig aussieht, einst war das bei mir ganz anders, da dachte ich mir: Du wirst ein — Dichter. Ich und der Moißl Wilhelm in St. Peter im Sulmtale waren es, die sich mit der Dichtkunst vor fünfunddreißig Jahren übten. Der Moißl Wilhelm, mein Jugendfreund, war ein Schneider, der, wie ich, ein Verehrer Roseggers war und ihm's nachmachen wollte. Ich könnte darüber eine eigene Abhandlung schreiben, werde es vielleicht auch noch einmal tun, aber heute sei nur erzählt, daß mir der Wilhelm von der Lahnwaberl erzählte. Der Mensch war um einige Jahre älter als ich und wußte mehr von der Welt als meine Wenigkeit, der Student, dem in jener Zeit Spottgedichte am besten gelangen, Spottgedichte sage ich, auf meine Herren Professoren, so daß ich eines Tages, als es aufkam, was ich trieb, bald aus der Lehrerbildungsanstalt in Graz hinausgeflogen wäre, weil die Herren Professoren für meine Gedichte nicht jenes Verständnis hatten, wie mein Freund, der Moißl Wilhelm. Wilhelm, sagte ich eines Tages zu meinem Freunde, erzähl mir was von der Lahnwaberl, damit ich es meinem Professor, dem Ferk, aufschreiben kann. Ich kannte in St. Peter i. S. zwar verschiedene Waberln. Die Andredlwaberl, Huhlwaberl und Christihanselwaberl, aber von der Lahnwaberl war mir alles neu. Selbst wir im Hause hatten eine Waberl, es war unsere Magd, aber was interessierten mich alle die Waberln*) gegen die sagenhafte Lahnwaberl, die verschiedene Ortsinsassen gesehen haben wollten. Ja, gesehen haben sie die Lahnwaberl. Wo? Bei Lahnen, das ist in Sümpfen, die in jener Gegend häufig zu treffen sind. Diese Lahnen sind mir schon auch darum unvergeßlich geblieben, da ich einst ihretwegen eine Tracht Prügel, die mir gar nicht geschadet hatte, von meinem Alten bekam. Mein Vater, damals „Schulmeister“, später Oberlehrer in St. Peter, hatte eine Kuh — und die mußte ich auf der Weide beaufsichtigen. Eines Tages kam die Kuh in eine Lahn und konnte sich nicht mehr herausarbeiten. Spring nur gleich heim um Leute, riet mir der Pfarrer Karl, mein einstiger Hüterbubkamerad, der heutige Tabakkulmer in Kreuzberg, erregt, sonst zieht s' die Lahnwaberl in die Tiefe. Ich lief, was ich

*) Barbara.

und gesagt: „Schmeck, schmeck!“ *) Meine Patin, erklärte Stangl, sah beim Rorategehn nach Deutsch-Landsberg die Lahnwaberl oft. Von einer Amtmanntochter in Wenigglein, Maria Ruhhütl, erfuhr ich: Mein Urgroßvater ging einst bei Eintritt der Dunkelheit nach dem Ave Maria-Läuten zum vulgo Glentweber, einem Bauerndoktor in Lassenberg.**) Da kam ihm ein Weiberle, die Lahnwaberl, mit einer Laterne nach. Der vulgo Amtmann fragte, woher sie sei: „Ich bin vom Sterzhäfen aussa“, erwiderte schelmisch das Weiberl, „zahl mir was, ich bin hungrig“. Als der Angesprochene erwiderte, er habe kein Geld bei sich, meinte die Lahnwaberl: „Dann zahl' i ch was. Ich gehe mit nach Florian (Groß-St. Florian).“ Dabei verlöschte das Licht in der Laterne, das Weiberle hüpfte einem nahen Wasser zu und verschwand. Die Gestalt hatte, erzählte Ruhhütl, lange Haare, lange Zähne und zerrissene Kleider. Hiebei sei eingeflochten, daß der Volksglaube noch eine andere Sagengestalt mit „langen Zähnen“ kennt, es ist dies der Schrattl, von dem mir Lehrer Koschier viel Interessantes, unter anderem das Sprüchel mitteilte:

„Der Schrattl im Gwänd
Hat scheiterlange Zähnd.“

Im Laßnitztale will man die Lahnwaberl auch mit einem „weißen Schleier“ gesehen haben. K. Kniely teilte mir im Vorjahre mit, die Lahnwaberl werfe Kinder, die zur Taufe getragen werden, gern ins Wasser. Einst erschien einer Patin, die ein Kind zur Taufe trug, ein Weiblein und sagte: „Laß' mir's (das Kind) trag'n, laß' mir's trag'n!“ Die Patin war so unvorsichtig, das Kind dem Weibele, der Lahnwaberl, zu überlassen. Diese warf den Säugling ins Wasser. Andere wollen die Lahnwaberl waschend beim Wasser gesehen haben. Ein Bauer, der vorüberfuhr, schlug mit der Peitsche nach der Gestalt, traf sie aber nicht.

Als ich im Jahre 1911 meiner Kinder wegen, die in Graz sind, ins Unterland ging, hieß es: „So, jetzt wird er nichts mehr zu schreiben wissen. In Untersteier ist ja keine Poesie daheim.“ Dem entgegne ich, daß es auch in Untersteier viel zu sehen und zu hören für den gibt, der das Volk belauschen will. Man muß nur seine Augen und Ohren ausschicken, dann erfährt jeder genug. Ich will mit Heutigem dartun, daß ich in Wettmannstätten trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit, die ich im Laßnitztale verbringe, über eine einzige Sagengestalt, die interessante Lahnwaberl, schon sehr viel volkskundliches Material zusammentragen

*) Riech'. Der Bauer sagt nicht riechen, sondern schmecken. Man hört: Der Buschen (Strauß) schmeckt (riecht) aber guat.

**) Ein Enkel lebt noch heute; er ist auch Bauerndoktor.

sei noch erwähnt, daß die Lahnwaberl, wie der Volksmund zu berichten weiß, vornehmlich kleine Kinder liebt, wie Beispiele, die ich später anführen werde, dartun sollen. Nicht nur Taufpaten, Hebammen, auch Fuhrleuten, Müllern oder Händlern näherte sich die Lahnwaberl; dem einen zeigte sie sich gutmütig, dem anderen böswillig, mit manchem, erzählen die Leute, raufte sie sogar. Andere verfolgte sie eine Strecke oder lockte sie in Sümpfe, wo Unvorsichtige eines jämmerlichen Todes starben, wenn sie sich im Halbdunkel oder Nachtdunkel vorwagten, von der — Waberl geäfft Bald hatte das Weiblein, die Lahnwaberl, ein Wacholdersträußlein, bald ein Sebenbaumsträußchen bei sich, mit dem sie den Wanderer, den sie lockte, unter die Nase fuhr, was Forscher gewiß interessieren wird. Meines Wissens ist über diese Sagengestalt noch nicht viel geschrieben worden. Wenigstens dürfte ich der einzige sein, der darüber Jugenderinnerungen im „Heimgarten" bringt.

Wie schon erwähnt, teilte ich über die Lahnwaberl Ende der siebziger Jahre, wo ich schon das Volksleben im Sulmtale studierte, mehreres meinem damaligen Professor, dem heutigen kaiserlichen Rat Ferk, mit. Seitdem habe ich im Laßnitztale über diese Sagengestalt folgendes aus bester Quelle, nämlich von noch lebenden Gewährsmännern erfahren: Unterhalb Groß-St. Florian, im Laßnitztale, kam die Lahnwaberl einst, wie erzählt wird, einem Holzfuhrmann unter. Sie sprang auf die Pferde zu, diese scheuten und der Fuhrmann erlitt beim Sturze vom Wagen schwere Verletzungen. Der Grundbesitzer J. Tölzer vulgo Schneider in Zehndorf, will die Lahnwaberl mit eigenen Augen gesehen haben, wie ich in Donnersbachwald seinerzeit ja auch den Grundbesitzer F. Sterr vulgo alten Goldbacher kennen lernte, der vorgab, den Almranzl im Lärchkar*) mit eigenen Augen gesehen zu haben, als er mit einer Sahmfuhr**) von der Alpe heimkehrte. Die Ochsen scheuten sich vor dem Lärchkarzottel***), wie man den Almranzl jener Gegend nannte. Ich frage, welch sagenhafte Wesen sind dies, die Gewährsmänner selbst gesehen haben wollen? Zum Zwecke vergleichender Volkskunde sei mir diese Frage erlaubt.

Auch in Zehndorf bei Wettmannstätten sah man die Lahnwaberl einst. Sie kam zur Gratmühle †), mit einem Dornbusch versehen. Vom Grundbesitzerssohn Anton Stangl vulgo Rabertoni in Schönaich bei Wettmannstätten wurde mir mitgeteilt, seine verstorbene Mutter habe ungemein viel von der Lahnwaberl zu erzählen gewußt. Einst habe diese Leute mit einem Kranabettstäudl (Wacholdersträußchen) geneckt

---

*) Eine Almgemeinde südlich vom Dorfe Donnersbachwald.
**) Butterfuhr. Der Waldbauer sagt zur Butter „Sahm".
***) Weil sie zottig war, erzählt man, die weibliche Gestalt.
†) Heute ein Elektrizitätswerk zwischen Wettmannstätten und Preding.

Man lief davon. Zuletzt setzte sich einem das Gespenst auf das Genick. Einst kehrten zwei Bauern vom Jahrmarkt in Gleinstätten (im Sulmtale) heim. Durch den Andräwald*) gehend, vernahmen sie, wie eine Stimme rief: „Daher, Freund, daher!"

Am Schlusse meiner Lahnwaberlgeschichten sei noch einiges über's „wilde Gjoad", die „Trud" und den „glühenden Schab" erzählt. s wilde Gjoad, sagt man, nimmt alles mit, was kniehoch ist, darum muß sich jeder auf den Erdboden legen, der es kommen hört. Ein Jäger, welcher die Gewohnheit hatte, bei jeder Kleinigkeit „Jägersmaringerl!" zu sagen, ging auf die Birsch. Er schoß einen Hasen. Beim Heimgehen wurde dieser immer schwerer, zuletzt warf ihn der Jäger vor Schreck weg. — Vor vielen Jahren ging ein Knecht des vulgo Scherr in Guggitz bei Groß-St. Florian zur Frühmesse, wobei er auf einer Erle einen glühenden Schab**) sah. Ein Maurer aus dem Sausalergebirge will ebenfalls den glühenden Schab gesehen haben. Von der Trud erzählt man sich nicht nur in Obersteier, sondern auch im Sulm- und Laßnitztale***). Die Trud, sagt man in Obersteier, kommt in Form einer Kuhwampen des Weges. In Wettmannstätten erzählte man, ein Mann, welcher nachts das Kommen der Trud gewahrte, richtete sich im Bette auf, wurde aber von der Trud umgeworfen. Auf dem Rosenkogel, erzählt der Volksmund, war eine Statue, auf der sich ein Kreuz befand. In einer Nacht kamen Tauben, setzten sich auf das Kreuz und flogen wieder weg. Am anderen Tage war die Statue verschwunden. Es heißt, sie sei von Geistern weggetragen worden.

Aus den wenigen Proben sieht der Leser, daß der Geister- und Gespensterglaube in der südwestlichen Steiermark floriert. Hoffentlich gelingt es mir, im Laufe der Zeit noch einiges Material darüber zu sammeln. Zumindest bin ich dem Moißl Wilhelm, der mich zuerst auf die Sagen von der Lahnwaberl vor fünfunddreißig Jahren aufmerksam machte, dankbar, vielleicht auch der Leser, der es meinem Freunde Wilhelm zu verdanken hat, daß ich Vorstehendes erzählen konnte, wie ich nicht minder meinem seligen Vater dankbar bin, daß er mir Hiebe gab, weil ich unsere Kuh daheim zu wenig beaufsichtigte, so daß sie von der Lahnwaberl in den Sumpf gelockt wurde und meinem Gedächtnisse bis heute eingeprägt blieb.

*) Wald zwischen St. Andrä und Wettmannstätten.

**) Strohbund. Die Leute dürften Meteore gesehen haben.

***) Siehe eine Sage von der Trud von mir im „Steirerseppl" Nr. 14 vom 30. April 1892, pag. 67, Jahrg. 1892.

konnte. Unter anderem erfuhr ich über die Lahnwaberl noch folgendes: In Grünau bei Deutschlandsberg wurde seinerzeit die Tochter des Schloßherrn verwunschen, sie mußte als Lahnwaberl in der Nähe des Schlosses hausen. Zwischen Wettmannstätten und Schönaich führt über die Laßnitz ein Steg. Man erzählt, die Lahnwaberl sei bei diesem Stege gesehen worden. Als Burschen in die Kirche gingen, hielt ihnen die Lahnwaberl ein Sebenbaumsträußchen unter die Nase und sagte: „Schnopf, schnopf.“ Ein Mädchen aus Weniggleinz teilte mir mit, ihre Großmutter habe erzählt, sie sei einst zum Grundbesitzer Daum vulgo Windischbauer in Lassenberg gegangen. Als sie beim Waldweg angekommen sei, trat Dunkelheit ein und plötzlich erschien ihr die Lahnwaberl, welche sagte: „Da geh furt, da geh furt!“ Das Wesen sah aus wie ein Geist, hatte fünf Finger und lange Zähne, habe die Großmutter erzählt. Einem Bauern, der mit seinem Knechte die Grünauer Halt*) passierte, begegnete die Lahnwaberl. Das Weiblein bat, ein Fäßchen voll Geld auf das Gespan, das der Bauer leitete, legen zu dürfen. Unterwegs fragte das Weiblein, welche das Fäßchen auf den Wagen legen durfte: „Habt ihr's schon? Habt ihr's schon?“ Als der Knecht vorlaut antwortete: „Völlig (fast) haben wir's“, fiel das Fäßchen vom Wagen und verschwand im Erdboden. Hätte der Knecht keine Antwort gegeben, würde ihm die Lahnwaberl das Fäßchen überlassen haben.

Der Volksmund erzählt: Wenn die Lahnwaberl im Wasser steht und man will sie erhaschen, entrinnt sie immer. Von meinen Schülern in Wettmannstätten erfuhr ich: Die Lahnwaberl wurde zwischen der „Hofmühl“ bei Groß-St. Florian und der „Zenzmühl“ bei Wettmannstätten gesehen. Eines Tages kehrten Herren aus Preding bei Eintritt der Dunkelheit heim. Man saß auf einem Wagen und war guter Dinge. Da kam ihnen die Lahnwaberl entgegen und bat, aufsitzen zu dürfen. Man willfahrte der Bitte. Zuletzt konnten die Pferde den Wagen nicht mehr vorwärts bringen. Einem Bauernburschen, der zu einem Schuhmacher ging, begegnete die Lahnwaberl ebenfalls. Sie versprach dem Burschen ein Paar Stiefel und lockte ihn in einen Sumpf, wo er elend zugrunde ging. Nicht nur Sebenbaum-, Wacholder- und Dornsträußchen hat die Lahnwaberl, wenn man sie erblickt, in den Händen, auch Brennessel liebt sie. Zwei Männer lockte sie mit Brennesseln in einen Bach, indem sie vorgab, im Wasser sei Geld. Kaum waren die Männer im Wasser, fragte die Lahnwaberl: „Habt ihr's (das Geld) schon?“ Als einer bejahte, bekam man das Geld nicht. Ein anderes Mal erschien die Lahnwaberl in weißen Kleidern.

*) Eine Halt ist ein Weideplatz. Die Grünauer Halt war ein Weideplatz bei Grünau, in der Nähe des Kienburger Schlosses, wie die Bauern sagen. Die Khuenburger (Künburger) erschienen bei Deutschlandsberg schon 1591—1594 als Pfleger von Deutschlandsberg. (Loserth, pag. 181—187, 194—196, 203—210. Siehe Knaffl, Deutschlandsberg, pag. 137.)

Zeichnung bis zur Vollendung pflegte. Er malte Porträte, Typen, Tiere und viele unvergleichlich liebliche Kinder; er malte Landschaften, Stilleben, Interieure, lyrische Stimmungen, plastische und fast ins Unkörperliche aufgelöste Erscheinungen der wirklichen Welt und dramatische Szenen, kurz, er beherrschte schlechtweg das ganze Riesenreich der Malerei.

Die Selbstbildnisse von Alois Penz aus der Jugendzeit zeigen eine strenge, aber doch ruhige Physiognomie. Es liegt etwas Kindliches in seinen Zügen; und das Auge, das den scharf beobachtenden Blick des Malers hat, verrät ein weiches Gemüt Das hatte er auch, das blieb ihm in allen Bitternissen. Zu Menschen, die er liebte, war er zärtlich und gütig. Er konnte für andere hungern und sagte es ihnen nicht . . . Aber betrachten wir eines seiner Selbstporträte aus der reifen Manneszeit: was hat das Leben aus diesem Lebensgläubigen gemacht! Das Antlitz spiegelt Heftigkeit und Trotz und Verbitterung, und um den Mund zog eisige Verachtung ihre Kurven. „Er hatte“, so schreibt mir seine Witwe, „das Lachen fast ganz verlernt, und lachte er dennoch, so klang es schrill und ironisch. Nur die Musik verwandelte ihn seltsam. Wenn er in ihre Tonfluten tauchte, konnte er weich werden wie ein Kind und lachen vor Freude und Schmerz.“ Die Musik war ihm die andere Welt, war seine Welt ohne Harm, sie allein gab dem Träumer Erfüllungen, die die Wirklichkeit verweigerte.

Der harte Kampf ums leibliche Dasein war das Schwerste nicht an dem Schicksal von Alois Penz. Die widrigen Sorgen des Alltags vermochten nicht seine schier unerschöpfliche Arbeitslust zu lähmen, sie drängten ihn nicht ab ins fruchtbare Flachfeld der Banalität. Daß er Not litt, daß er Meisterbilder, die in künftigen Jahren mit großen Summen erstanden worden wären, für Spottpreise verschleudern mußte: das kränkte Penz vornehmlich darum, weil sein Notstand ein sicheres Kennzeichen war für sein völliges Unverstandensein. Er lernte am eigenen Leibe kennen, was der Künstler-Märtyrer, der sein Herz, sein göttliches Hirn und die letzte Kraft den Menschen darbringt, der Menschheit wert ist . . . Einer, der mit dem Glauben auszog, die Brüder und Schwestern priesterlich um die heiligen Altäre scharen zu können, mußte in schaurigen Lebensstunden erkennen, daß er allein sei. Diese Verlassenheit, sie ist die wahre Tragödie des Künstlers. Sie hat Alois Penz in die Fieber der Verzweiflung gestürzt und die Widerstandsfähigkeit seines Körpers vor der Zeit zerstört.

Schon in jungen Jahren war für Alois Penz die Bahn der Entwicklung mit Enttäuschungen gepflastert. Im liederfrohen Zillertal (zu Zell) wurde er am 17. April 1853 geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Grundbesitzer, übernahm, als der Sohn zur Schule kam, das historisch gemerkte Innsbrucker Hotel „Goldener Adler“, die

Dem Verfasser des Hugo Wolf-Buches.

Von **Gabi Zachotinsky.**

Du schriebst ein Buch, aus dessen stillen Seiten
Mehr als Erinnern und Gedenken spricht,
Aus seinen schönen, schweren Wirklichkeiten
Grüßt uns das liebe Hugo Wolf-Gesicht.
Als ob kein trennend Grab dazwischen läge,
Lebt wieder Hugo Wolf und seine Zeit,
Noch einmal geht er bittre Menschenwege,
Noch einmal jubelt seine Seligkeit.
Ich mußt' so tief durch Leid und Freude gehn,
Daß meine Augen voller Tränen stehn.

Die Tragödie des Künstlers.

Von **Hermann Kienzl, Berlin.**

Ein Peter Schlemihl ohne Schatten, ein Maler ohne Namen ist vor Jahr und Tag zur Grube gefahren. Einige hundert Gemälde und Handzeichnungen hat der siebenundfünfzigjährige Mann bei seinem Tode hinterlassen. Die warten auf die Zukunft, an der ihr Meister verzweifelte. Die dürfen warten. Schon heute erheben sich die gewichtigen Stimmen, die so lange stumm geblieben waren. Er sei den Größten unserer Zeit beizuzählen, wagt sich das Urteil eines Kenners vor. Man spricht vor seinen Bildern von dem dunkeln Dichtergeist Böcklins, von dem modernen Stimmungszauber Liebermanns, von der künstlerischen Feinheit Dills — und gesteht, daß er nur den Spuren seines eigenen Wesens folgte. Kein Zweifel: hier erleben wir eine Auferstehung aus dem Massengrab der deutschen Kunst! Langsam, vielleicht erst in Jahrzehnten, wird sie sich vollziehen. Die Nachlaßausstellungen in München, Frankfurt und zuletzt in Berlin haben nur erst die staunenden Augen der Wenigen geöffnet, die sich nicht blüffen und blenden lassen, die die Mühe des Einfühlens und Eroberns nicht scheuen. Wir werden es erleben, daß die Mode dem Namen Alois Penz einen lauten Klang geben wird. Schon in seinen frühen Werken offenbarte sich, mit welcher heißen Liebe Penz um die licht- und farbendurchflutete Luft gerungen hat. Diese Liebe hat den deutschen Künstler, der bis zum Ende niemals seinen Zusammenhang mit den Alten verleugnet hat, zu Corot nach Paris geführt. Er hat dann alle Höhen der Freilichtkunst erklommen — mit seinem an der Klassik hochgebildeten Können, er, der jedes Genre, der Öl, Tempera, Pastell, Radierung,

haben den goldigen Ton der alten Meister und eine wunderbar warme Kraft. Nun aber, an der Seine, lernte er jenen zartmusikalischen Rhythmus lieben, den Corot und das jüngere Frankreich ihren Farben verleihen. Penz gibt den Franzosen in keiner Feinheit nach, wo er ihre Art anwendet. Er übertrifft sie und überragt auch die meisten deutschen Künstler darin, daß jedes seiner Bilder voll Seele ist und immer ein inneres Erlebnis. Mannigfaltig im Gegenständlichen, sozusagen zeitlos und kosmopolitisch, ist sein Schaffen durch keine Schule eingeengt. Penz ist Weltbürger in der Kunst und doch ein streng abgeschlossener Charakter.

In Paris hatte sich Penz an der Société de Palette unter Alfred Roll und Eugen Carrière im Figuralen und in der Komposition vervollkommnet (als Landschafter blieb er Autodidakt). Er wurde vor seiner Rückkehr nach Deutschland von Roll mit einer Medaille und einem glänzenden Abgangszeugnis ausgezeichnet. Im deutschen Vaterlande begegnete er sodann der schmerzhaftesten Teilnahmslosigkeit. Nirgends schlug ihm die Flamme der Liebe entgegen, nirgends bot sich ihm das gesicherte Asyl. Er wanderte und wanderte, da und dort als „tüchtiger Porträtist" geschätzt, überall elend bezahlt, von keinem Ahnungsvollen gewürdigt. Da kam der Grimm in sein Gemüt, in seine Kunst.

Auch in Dachau malte Penz und in Salzburg versuchte er 1895 eine Malschule zu gründen. Dort verheiratete er sich. Mit der verständnisvollen Gefährtin zog sich Penz, dessen Gesundheit von Ruhelosigkeit und Entbehrung erschüttert war, 1896 nach dem steirischen Dörfchen Adriach bei Frohnleiten zurück. Hier entstanden seine ernstesten und tiefsten Bilder (unter anderm das Gemälde „Das ist der Mensch"). Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Penz abwechselnd in Frankfurt am Main, wo sich ihm endlich eine kleine Gemeinde anschloß und in seinem steirischen Dorf. Als er im Oktober 1910 eben nach Steiermark zurückkehrte, überraschte ihn zu Graz der Tod . . . Seiner Witwe hinterließ der Meister ungehobene Schätze, all die bedeutsamen Werke nämlich, die von dem Unberühmten niemand hatte kaufen wollen; er ließ die Gefährtin in solchem Reichtum und zugleich in sorgenvoller Armut zurück . . !

Der von tausend Enttäuschungen zermürbte Künstler konnte es bis zu seinem Lebensende nicht lassen, die Menschen unter den Leuten zu suchen. So heftig ihn sein Haß gegen das Banale quälte, aristokratischer Künstlerhochmut war ihm dennoch fremd. Er bewährte die rührendste Geduld mit seinen Schülern, auch mit den talentlosen, und wurde niemals müde, an Laien, die nur einigen Bildungstrieb zeigten, seine fördernde Kraft zu verschwenden, sie einzuführen und zu belehren. Denn es lebte in ihm der Drang, den Menschen der Kunst näherzubringen. Sein Enthusiasmus kannte kein Ermatten, wenn er „im

Wohnstätte Josefs II., Andreas Hofers und Goethes. Auf seiner Schiefertafel zeichnete der Schuljunge Alois nach, was seine Kinderaugen sahen. Das frühzeitig vorbrechende Talent pflegte er mit vielem Eifer, während er zu Rovereto in Südtirol die Gymnasialstudien mit ausgezeichnetem Erfolg beendete. Ausgestattet mit Kenntnissen, die über die Bildung seiner Altersgenossen weit hinausragten, heimisch in drei modernen Sprachen, als Schriftsteller gewandt, als Musiker voll von melodischen Eingebungen, aber vor allem ein kühner und frühreifer Autodidakt in der Malerei, bezog Penz nach dem Abiturium die Münchener Akademie der bildenden Künste. Da schlug ihn ein böser Wetterschlag nieder. Sein Vater, der für einen Freund Bürgschaft geleistet hatte, geriet über Nacht an den Bettelstab. Der Freund hatte Selbstmord verübt, Vater Penz reinigte das Andenken des Verstorbenen mit dem letzten Heller und ging dann, von Verzweiflung getrieben, von seinem phantastischen Temperament gelockt, nach Amerika, wo er im Freiheitskrieg als Major den Schlachtentod fand. Die Mutter und die Geschwister des jungen Künstlers mußten ins Verdienen. Und Alois Penz selbst wurde grausam seinen Künstlerhoffnungen entrissen. Damit er eine geisteskranke Schwester ernähren konnte, verließ er München und nahm in Wien einen kleinen Beamtenposten bei der Südbahn an ... Zehn Jahre schmachtete Pegasus im Joch. Die kranke Schwester verfiel später ganz dem Wahnsinn und mußte einer Irrenanstalt übergeben werden. Zuvor hatte sie während eines Anfalls alle Gemälde des Bruders, die bis dahin entstanden waren, verbrannt.

Wollte der Schwergeprüfte der Kunst entsagen, so ließ ihn die Kunst doch nicht frei. Trotz aufreibenden Beamtendienstes stahl sich Penz Zeit und Kraft zur weiteren Ausbildung in der Malerei. Nach zehn Jahren des Frondienstes begnügte er sich mit der kleinsten Beamtenpension, um darbend wieder ganz seinem inneren Beruf zu leben. Er bezog, ein schon gealterter Schüler, die Akademie der bildenden Künste in Wien. Sein künstlerischer Eigenwille lehnte sich jedoch heftig gegen die doktrinäre Tyrannei des allmächtigen Professors Griepenkerl auf, und nach einem stürmischen Streit verließ Penz die Wiener Akademie ohne Abgangszeugnis. Er wandte sich zu Thedy und Kalkreuth nach Weimar. Hier empfing Penz, der von den Gestaden der Romantik kam, die ersten starken Einflüsse des von Paris nach Deutschland überpflanzten Naturalismus. In Weimar hatte der Meisterschüler aus Tirol sämtliche Stipendien und erste Preise errungen, als er sich wieder auf Künstlers Wanderfahrt begab. Je ein Jahr verbrachte er in München und Salzburg, und dann zog er nach Paris.

Der Pariser Aufenthalt war für Alois Penz und seine Kunst von entscheidender Bedeutung. Zwar auch noch viele seiner späteren Bilder

in seiner Gestalt entsteigend dem Gewirre der mählich höher werdenden Hügel und die Sonne auf den freiliegenden Abhängen des Halses spielt, und wie sich dann der Blick nach Osten fast bis ins Unendliche weitet, alle die Erhebunger beherrscht von der durchgehenden Linie des Horizontes fast wie am Meere. Da wird das Auge nimmer müde, jenen sanften Überschneidungen und Verschiebungen der Hänge zu folgen, auf denen in Reihen die Obstbäume stehen; oder es mischen sich deren zarte Blätter- und Knospenfarben zu dem violetten Duft, der über Äste und Zweige schwebt, und nur ab und zu fällt dunkles Nadelgehölz stärker auf. Und fern am Gesichtskreise verschwimmt das Blau der Weite mit dem Himmel zu einem ständigen Zittern der Luft, in deren Helligkeit der steile Felsen der Riegersburg fast ertrinkt.

Als träfen hier zwei verschiedene Welten aufeinander! Von Norden her der letzte Anprall und Auslauf der Alpen, von Osten die unendliche Ebene, und der Kampf der beiden Mächte, ihr Ausgleich, macht die Erde in tausend Wellen erbeben in vielfältigen Hügelketten. Auch das Gepräge dieser Hügel scheint uns fürs erste und bei der Erinnerung an die Höhen nördlich von Graz fremd; Pappeln begleiten die Häuser auf den Kuppen und machen sie weithin zu Zielpunkten in der Landschaft. Auf einer anderen Höhe sind sie fast zu einer Kette aufgereiht und stehen dunkel gegen die Sonne und das blendende Licht der Weite wie Zypressen, deren Stelle sie bei uns vertreten.

Eigenartig umspielt uns diese Macht des Fremden; die Eindrücke kleiner Freuden weiten die Seele und stimmen sie zur Aufnahmsfreude, oft so mächtig, daß man alles in sich fassen möchte in dem Frühlingswahn, wir sähen das nur heute und dann nie wieder. Es ist der Weg von Autal hinauf nach Hohenrein und zurück über Petersbergen—Reintal nach St. Peter. Jene blütenreiche Höhe, die den Blick verwirrt und verwöhnt, daß ihm die Wunden der Erde in den Ziegeleien weh tun und die Eigenart der fahlgelben Stufen, gespiegelt in öden Teichen und Tümpeln, vorerst gar nicht aufgeht.

Von dort aus wandern wir dann über das Feld im Schutze des fernen Schloßberges und des Schöckels hin zur Mur in deren langgedehnte Auen. Zu alten, großen Weiden auf saftigen Wiesen oder zu den niedrigen Gebüschen, deren Zweige auf dem lautlos eilenden Wasser der Mühlgänge dahingleiten. Durch eine lange Auallee sollte man den Grazer Prater mit der Murlandschaft in der Gegend Liebenau—Puntigam verbinden; es wäre ein erfreulicher Spazierweg, von der Mitte der Stadt weg den Fluß in immer ruhigere Umgebung zu begleiten. Für die Wanderung durch das Grazer Feld aber blieb mir der Herbst als schönste Zeit im Gedächtnis; die Stunden gegen Sonnenuntergang, wenn sich das scheidende Licht in die feuchten, nach einem Punkte

Dienst" war. Gefürchtet waren die Zumutungen, die er bei Vorträgen über bildende Kunst an die Ausdauer seiner Hörer stellte. Verbürgt ist die wahre Anekdote, daß Damen, die Penz viele Stunden lang durch die Münchener Ausstellung geleitete, unter der Überfülle seines begeisterten Vortrages ohnmächtig zusammenbrachen.

Diese knappen Züge kennzeichnen eine geistige Persönlichkeit, für die die Dächer der mittelmäßigen Menschen viel zu niedrig waren und ihre Stuben zu eng und dumpf. Solange seine Seele atmete, fand sie ihre Lebensluft auf den freien, reinen Höhen der großen Kunst. Dort ragen nun dauernd Werke von Alois Penz, indes der Ruhelose längst in tiefer Erde Frieden fand.

Die Grazer Landschaft.

Von **Walter v. Semetkowski.**

Der Grazer Privatbesitz verwahrt ein Aquarell des steirischen Malers Josef Kuwasseg, den Blick vom Ruckerlberg auf die Höhen des Rosenberges darstellend, überragt von der großen Linie des Schöckels. Ich habe selten von einer Landschaft einen ähnlichen unvergeßlichen Eindruck bewahrt; bei Figurenbildern prägt sich der Rhythmus der Gestalten, ihr Neigen und Fliehen, Heben und Lenken ein, das Geistige, das sie aneinander bindet, das Gegenständliche, das sie uns nahebringen. In der Landschaft aber bleibt uns die Linie und die Farbe; bei jenem Bilde das Wogen der sich drängenden Hügelwellen, die von langen, anmutigen Tälern durchschnitten werden, und ganz erhaben darüber die breit lastende Wucht der höchsten Erhebung, alles eingehüllt in sattes Blau und sonnendurchspieltes Grün. Jedesmal, wenn die Baumblüte ins Land zieht, wenn von den Kirschbäumen die weißen Sterne an langen Stielen herabhängen, wenn an den Apfelbäumen das rötlich schimmernde Weiß über Zweige und Äste sich breitet, erwacht in mir die Erinnerung an jenes Bild, und ich wandere hinaus auf die Höhe der Ries.

Unsagbar schön und immer neu; dort, wo die Säule mit der Marienstatue steht, trinkt das Auge den Blick auf den weiten Umkreis der Grazer Landschaft; nur leichter Rauch und Dunst verrät die Lage der Stadt, die uns durch die Falten der Hügel versteckt bleibt. Wie der Kranz der hohen Berge in der Ferne das Grazer Becken abschließt und über ihm die Grenzhöhen gegen Kärnten aufsteigen, noch eingehüllt in reines Weiß, während auf heimatlichen Sonnenhängen die Primel blüht oder das Veilchen; wie nahe vor uns der Schöckel breit daliegt,

aller Gedankenarbeit unter dem Eindruck der Weite, sollte der Fürstenstand gesichert werden und nicht ein Angriffsobjekt mutwilliger Zerstörungssucht sein. Tief unten wühlt sich die Mur durch die Enge und schäumt, befreit ins Grazer Feld fließend, in lauten Wirbeln und Wogen über die Weinzödlwehr; die stets mehr verfallenden Mauern der Ruine Gösting, die mit der Landschaft in eins verschmolz, halten darüber Wacht, aber hoch über die Hügel und die Stadt hinaus ragt wieder der Schöckel in eindrucksvoller Größe. Wie eine Riesentreppe steigen die Vorberge zu dem mächtigen Körper empor, die gleichen Vorberge, deren letzte Ausläufer bis in die geschlossene Häusermasse hineinreichen. So wächst die freie Landschaft mit der Stadt zusammen. Dort oben lasse ich mein Auge dem Schieben, Steigen und Wogen der Berge folgen, die von West bis Nord als starke Mauer gegen den Himmel stehen, lasse das bunte Spiel der untergehenden Sonne mit mächtigen, flüchtigen Wolken vor mir aufführen, ungestört und in fast heiliger Stille. Aber lieber noch wende ich den Blick nach Osten, über das Wellenvorland der weiten Ebene; wieder ragt am fernen Himmel die Riegersburg steil empor, und im weichen Dunst erglühen ferne Türme und Schlösser, oder Häuser auf den Höhen im Schutze der Pappeln; es ruft die Heimat, die Heimat in ihrer Fülle und mit ihrer unverlierbaren Kraft; aber sie weckt bei aller Liebe auch Sehnsucht nach der Ferne; liegen leichte Nebel am südlichen Himmel, die blauen Schatten ferner, untersteirischer Gebirgszüge verdeckend, dann scheint die ganze Ebene endlos wie das Meer, und die Berge sind die letzten Klippen, die vom Festland herüberführen.

Auch diesen Teil der Grazer Landschaft färbt der Herbst in den buntesten Tönen; an klaren Tagen, in denen etwas Feuchtigkeit in der Luft schwimmt, rückt die Ferne, bis in alle Einzelheiten durchgezeichnet, an uns heran; in der Abendsonne glühen die rötlichen Blätter der Buchen und anderen Laubbäume, fahlen die Nadeln der Lärchen aus und auf den Almwiesen der Höhen liegt ebenfalls warmgelber Hauch.

Ich rede nicht vom Winter und vom Glanz, mit dem er bei uns einzieht; draußen in der Gegend der Platte, wo selten begangene Ausläufer gegen die Andritzniederung abfallen, läßt bisweilen die völlige Einsamkeit der alles einhüllenden Schneedecke die Nähe der Stadt, ja auch bewohnter und bebauter Landschaft vergessen. Im kleinen Kreis dieser Heimat sind uns Erlebnisse möglich von einer Kraft und Nachhaltigkeit, die mancher weitab von der Grazer Landschaft sucht und kaum findet.

Aber ich will sie niemandem aufdrängen; mich leitet nur ein Dankesgefühl dafür, daß mir in ihr meine Augen aufgingen und so manches anderswo Vermißte durch sie vergolten und schöner ersetzt war.

So fürchte ich nie den Tag, an dem ich mich einmal an ihr sattsehen könnte oder diese stille Neigung plötzlich aufhören sollte. Jagt

strebenden Ackerfurchen legt und da und dort Ketten von Rebhühnern auffliegen.

Was ich hier aufschreibe, sind Eindrücke von der Grazer Landschaft, in ihren vielartigen Teilen zu verschiedener Zeit und in verschiedener Luft erlebt; darum fehlt ihnen auch das Band eines wohlüberlegten Spazierganges mit genauer Zeitangabe und mit allerlei nebensächlichen Winken, und so gehe ich gemut von Wetzelsdorf aus die alte Straße nach Hitzendorf hinan und verlasse sie an der Abzweigung des Rechbauerweges, dort, wo noch Landhäuser aus Bürgerbesitz vom Anfange des 19. Jahrhunderts erhalten sind, diese bescheidenen, warm rotgelb gestrichenen Bauten inmitten reicher Gärten. Nun darf der Blick eilen über die ausgedehnte Stadt weg zu den Frühlingshügeln im Osten und wieder zum mächtigen, hier fast erhaben scheinenden Schutzwall des Schöckels. Er mag einen Augenblick die Fülle der alten Türme und Dächer in der Stadt wahrnehmen und ferner erkennen, wie die Stadt nach allen Seiten sich reckt und dehnt und immer näher an den Saum der Hügel kommt, große Flächen Ackerlandes aufzehrend und durch langweilige Straßen verödend.

Doch manche dieser Vorstadtstraßen und auch solche in der Stadt selbst bleiben trotz der öden Häuserreihen im Gedächtnis, denn unbewußt sind sie auf ein Ziel in der Landschaft gerichtet, und dafür erscheinen die waldreichen westlichen Höhen besonders geeignet: Die gedrückte Pyramide des Kollerkogels oder die vortretenden Hänge des Plabutsch, von dem aus der Reichtum der Grazer Landschaft sich am schönsten überblicken läßt.

Diesen herrlichen Berg zu ersteigen, ungestört von vielen müßigen Bummlern, das möchte ich allen denen raten, die unsere Stadt und ihre Lage wirklich kennen lernen wollen; denen, welche das eigentliche Graz, die vollendete Harmonie zwischen Natur und Menschenwerk suchen und den Prunkstücken eitler Fremdenführer vorsichtig ausweichen. Daß man zuerst steil emporsteigen muß, freilich im Schatten des Nadelwaldes, wird durch flüchtige Rückblicke auf kleine Teile der Stadt und des Grazer Feldes belohnt; und dann kommt die lange Wanderung auf dem Kamm unter graustämmigen Buchen, umweht von frischer Bergluft, die wohl die nördlichen Höhen bis hieher senden; zu unseren Füßen der dichte Wald auf den Hängen gegen den Talergraben, in dem im Frühsommer hart am Bache gelbe Lilien blühen in kaum zu erfassender Fülle, bis endlich der Kamm die letzte Wendung macht und der Gipfel mit der schlichten Fürstenwarte vor uns steht. Daß einmal gerade auf dieser feierlich-stillen Höhe ein Aussichtsturm mit Gasthaus errichtet werden soll, dem natürlich der Steinkegel der Fürstenwarte und die in ihm befestigte Tafel zur Erinnerung an hohen Fürstenbesuch weichen muß, bereitet kaum Freude; im Gegenteil, als ein Platz der Ruhe und der Sammlung, jenes völligen Entspannens

bringen können. Man hat sie doch zur Höflichkeit erzogen, man hat sie zur Achtung des Eigentumsrechtes, der persönlichen Freiheit innerhalb des Gesetzes erzogen, zum Abscheu vor Raub und Mord. Warum soll es denn nicht möglich sein, diese menschlichen, bürgerlichen Tugenden zu Völkertugenden zu machen? Es ist nicht möglich! wird behauptet. Und warum ist es nicht möglich? Einzig nur darum, weil man immer sagt: Es ist nicht möglich. Die Menschen können nur das vollbringen, woran sie im vorhinein glauben.

Die verständlichste Ursache eines Krieges wäre Übervölkerung in einem Lande, so daß die Leute gewaltsam sich fremden Boden erobern müssen, um leben zu können. Aber solche Ursache haben unsere europäischen Kriege jetzt nicht. Wir haben nationale Kriege, das heißt solche, wodurch die Menschen derselben Rasse, desselben Volkstums, vor allem derselben Sprache zusammentrachten zu einem Staate. Und dagegen wehren sich die historischen Reiche und Staaten und zwingen manchen Volksstamm zu einem anderen, zu dem er nicht gehört. Ich kann mir aber recht gut denken, daß einmal eine Zeit kommt, in der das Deutsche Reich zu seinen reichszugehörigen Polen sagt: Wenn ihr nicht bei uns bleiben wollet, wenn ihr Polen euch zu einem selbständigen Königreich zusammenschließen wollet, so habe ich nichts dagegen. Ebenso gibt Frankreich sein Verlangen nach Elsaß-Lothringen auf: Ihr seid germanischen Blutes, gehört also zum Deutschen Reiche. Und Österreich läßt die Südslawen und die Tschechen und alle anderen, die fort wollen, mitsamt ihrem Lande mit Vergnügen fahren. Selbstbestimmungsfreiheit der Völker!

Heute grenzt dieser Gedanke noch an „Hochverrat“ und selbst unsere Deutschnationalen scheinen mit einer reinlichen Rassenscheidung nicht einverstanden zu sein. Denn sie sagen nie: Unsere Südslawen mögen serbisch werden. Sondern sie sagen immer: Unsere Südslawen müssen vor der Vereinigung mit dem Balkan bewahrt bleiben.

Und warum sagen sie das? Weil die Südslawen über die Grenze fluten und die Deutschen zurückdrängen wollen. Das würden sie wahrscheinlich in viel gewaltsamerer Weise tun, wenn sie da unten alle ein einheitliches Slawenreich wären. — So steht es jetzt. Der Deutsche muß gegen sein eigenes nationales Prinzip Teile der Slawen an sich fesseln, um die Verstärkung des offenen Feindes zu verhüten. Ob aber die geheimen Feinde weniger gefährlich sind als die offenen?

Wahrlich, der Deutsche ist unschuldig an unseren kriegerischen Zeiten. Aber wenn er bedroht wird, so macht er von seinem Hausrechte Gebrauch. Und das kann ihm kein Friedensfreund übel nehmen.

Jeder normale, sittlich gesunde Mensch liebt den Frieden, den Schöpfer und Erhalter; aber das ist wahr, daß wir den Wert des Friedens erst erkennen, wenn Krieg ist.

auch ab und zu ein trüber Wintertag ohne rechten Arbeitsschwung Mißmut ein, wenn die Baumblüte kommt, dann kommt auch wieder Freudigkeit, und ich erwandere sie mir ohne lange Fahrt durch einen kurzen Gang über den Grabenhofenweg hinan bis zum jungen Birkenwald am Rainerkogel und zurück über die Rosenberghöhe durch eine Unendlichkeit von Blüten und durch den Neuschnee ihrer abgefallenen Blätter im frischen Gras. Von der Schönheit dieser Landschaft lasse ich mich am liebsten begleiten, denn ich meine, sie höret wie die Liebe nimmer auf.

Heimgärtners Tagebuch.

Mein Schwert, das ist zum Töten und zum Trennen
Nicht geschliffen.
Es schütze das einende Band.

Mein Kahn, der will die Klippen nicht durchrennen,
Nur umschiffen,
Zur Fahrt ins gute Land.

Heute las ich in einer Zeitschrift den Ausspruch eines alten Offiziers: Unsere Sehnsucht nach Frieden ist nichts anderes, als Furcht vor dem Kriege. Einem Soldaten verzeiht man diesen Ausspruch, der an sich sehr schief ist. Wir wissen freilich, daß auf Erden alles gegeneinander immerwährend im Streite ist, aber diesen Streit, den „Kampf ums Dasein", meint man nicht mit dem Worte Krieg. Wir wissen aber auch, daß der Krieg, den man mit dem Worte meint, ein notwendiges Übel ist und bleiben wird; ja daß er unter Umständen sogar ein sittlicher Erzieher der Völker sein kann. Aber dieser Krieg, der bürgerliche Krieg, der Dynastenkrieg, der Völkerkrieg, der massenmordende Krieg, ist die Ausnahme, nicht die Regel. Die Regel, der natürliche Zustand ist der Friede, die Zeit der Arbeit, in der die schöpferischen Kräfte der Menschen tätig sind, das Leben zu bereichern und zu verschönern, die Zeit, in der Behagen und Frohsinn herrscht, die Zeit, in der die Menschheit sich bewußt entwickeln kann ihren Höhen zu. Und solche friedliche Zustände und Bestrebungen sind doch Grund genug, sich nach dem Frieden zu sehnen, man braucht nicht erst die Furcht vor dem Kriege dazu. Der Friede ist ein hohes Gut an sich.

Es gibt Anlässe, da auch ich mit Leidenschaft streite, aber nicht etwa, um anderen was abzustreiten oder aufzunötigen, sondern um mich meines inneren Lebens zu wehren. Also nicht Angriff, nur Verteidigung. Man meint, auf diesen Standpunkt sollte man die gebildeten Leute doch

Weiter kann man nicht mehr fort von der stillen Heimat, die sie doch so sehr geliebt, von den braven Oststeirern, die sie so anmutig geschildert hat. Dann hat sie oft und wieder zu mir herübergerufen, welch große Sehnsucht sie nach dem deutschen Heimatland hätte, daß sie aber dort in der Fremde in dienender Stellung einiges erwerben wolle, um heimzureisen. Und plötzlich schreibt nun die Dichterin, sie würde wahrscheinlich noch längere Zeit nicht kommen, denn sie hätte sich verheiratet. Einem braven Mann und tüchtigen Ingenieur, gebornen Amerikaner, dessen Eltern aus Schwaben eingewandert seien, habe sie vertraut. Nun wollten sie zusammen eine kleine kalifornische Almwirtschaft anheben, Gartenbau und Viehzucht betreiben und gelegentlich einmal schauen, wie es in den dortigen Bergbächen mit der Goldwäscherei stehe. — Wenn nun eines Tages die schlichte Verfasserin des „Oststeirischen Bauernlebens“ als amerikanische Milliardärin zurückkommt! — Sie wäre eines guten Empfanges in der Heimat sicher.

„Sie schreiben in Hochdeutsch und denken in Mundart“, sagte mir eines Tages ein Philologe. Jetzt, das verstand ich nicht. In Mundart denken! In einer Sprache denken! Ich denke in einer Sprache, Hochdeutsch oder Mundart, nur dann, wenn ich an buchstäbliche Sätze denke, an Wörter, an die Sprache für sich. Wie so einer, der etwas in einer bestimmten Sprache oder Form aussprechen will. Das gehört aber nicht mehr zum Denken, sondern zum Sprechen. Sonst aber, im Leben und Dichten, denke ich in Vorstellungen. Ich höre in mir nicht etwa das Wort „Pferd“, ich sehe das Pferd. Ich sehe nicht fünf Buchstaben, sondern ich sehe mit dem inneren Auge ein Wesen mit vier hohen Füßen, einem Pferdekopf und alles, was das wirkliche Pferd ausmacht. Ob es nun Pferd oder Roß oder Cheval heißt, das ist gleichgültig. — Aber wenn man Begriffe denkt? „Unser Ziel sei der Frieden des Herzens.“ Da muß man doch in Wörtern, in der Sprache denken, denn zu schauen gibt es da nichts. Das nicht, es ist kein sichtbarer Gegenstand, der uns hier im Gedanken beschäftigt. Aber Wörter für sich sind es auch nicht. Wenn ich denke: „Unser Ziel sei der Frieden des Herzens“, so empfinde ich eine gewisse beruhigende Stimmung und den Willen, diese Stimmung zu befestigen, irgendwie zu gestalten — wirklich zu machen. Man denkt gleichsam diese Empfindung und denkt also auch hier sinnlich, sachlich. Wenn ich taubstumm wäre und eine Sprache nie gehört hätte, denken würde ich wahrscheinlich doch. Deshalb kann ich es nicht verstehen, wenn Gelehrte sagen, man denke in dieser oder jener Sprache.

Es müßte denn das Nachdenken, das Reproduzieren eines gehörten und gelesenen Satzes sein — und in diesem Fall allerdings befindet sich der Gelehrte oft. Das ursprüngliche Denken, das Denken aus sich heraus,

Jahrhundert-Denkmal.

Die für das Vaterland starben, ehren wir am besten, wenn wir für das Vaterland leben.

Man liest in den Blättern, daß Turn am Hart, der Wohnsitz unseres edlen Anastasius Grün, verkauft wird und Gefahr läuft, in die Hände der Slowenen zu fallen. Nun würde gewiß auch das slowenische Volk diese Stätte ehren, denn uns allen gemeinsam ist das, was dieser Dichter durch sein Lied erringen half: die Befreiung. Aber es wäre doch peinlich beschämend, wenn das große Volk, dem der Dichter angehört, in dessen Sprache er sein Lied gesungen hat, hier bescheiden in den Hintergrund treten wollte. Das Schloß Turn am Hart, von dem bisherigen Grundbesitz losgetrennt, mit seinem schönen Park, soll um einen Preis von zirka 70.000 Kronen zu haben sein. Die herrliche Lage auf einer Anhöhe nahe der Save und der Eisenbahn, an der krainisch-steirischen Grenze, ist bekannt. Ein stolzer, köstlicher Sommersitz! Am nächsten läge es den Deutschen Krains und der unteren Steiermark, Turn am Hart für einen gemeinnützigen Zweck zu erstehen. Ich habe in der rechten Hand noch den Klingelbeutel für die Drei-Millionen-Stiftung, so kann ich in die linke nicht auch noch den für Turn am Hart nehmen. Aber mahnen möchte ich doch, solange es noch nicht zu spät ist, Turn am Hart für die Deutschen zu retten.

„O Herr, bewahr die Welt,
Weil sie mir so gut gefällt!

O Herr, bewahr die Welt,
Daß sie auch andern gefällt!

O Herr, bewahr die Welt,
Daß sie mir auch einmal nicht gefällt.

Wenn sie mir dann noch gefällt,
Bin ich ein kleiner Held!“

So sang vor kurzem aus sich heraus das sechsjährige Buberl eines Freundes. Es wurde dabei behorcht und ohne alle Korrektur ist das Liedel hier mitgeteilt. Da möchte ich aber doch gleich unsere pessimistischen Weltraunzer zu diesem Kinde in die Schule schicken. Vielleicht auch mich selbst auf ein Kurserl.

Vor einigen Jahren ist unsere heimische Dichterin Rosa Fischer nach Amerika ausgewandert, und zwar zu hinterst hinüber nach Kalifornien.

Einfälle zu prüfen, ob sie wohl nicht etwa aus einem Buche und dergleichen, sondern aus persönlichem Erlebnis stammen. Dann werden sie auch die lebendige persönliche Form haben. Und auf diese kommt es an.

Zudringliche Lateinschriftler, Gegner, die meine Ablehnung der Lateinschrift lächerlich machen, haben aufgebracht, daß ich gesagt hätte: Die Jahrhundertfeier der deutschen Befreiung sei mit Bekämpfung der Lateinschrift zu feiern. — Wann, wo habe ich das gesagt? Die deutsche Befreiung, merken Sie sich das, meine Herren, ist ganz anders zu feiern, als mit dem Zank über Buchstabenformen. Dieser, soweit ich in denselben gezogen wurde, hat bei mir wohl einen persönlichen Beweggrund. Ich hänge meiner Natur nach, mit meinen Sinnen, mit meinem Herzen so innig, so dankbar an unserer deutschen Schrift, weil diese, und gerade diese mir das deutsche Schrifttum, die deutschen Dichterwerke treu gehütet und überbracht hat. Der Streit um Buchstabentypen mag kleinlich sein, wir haben ihn nicht vom Zaun gebrochen. Wenn andere sich als Gegner der Deutschschrift ereifern, so kann ich für sie hitzig werden. Die Bilder meiner Eltern, ich möchte sie nicht in modernen Kleidern sehen, ich will sie in ihrem Gewande, im Gewande ihrer Zeit haben. So geht es mir mit der Schrift, die das Kleid unserer großen Geistesvorfahren ist. Das ist deutsche Gemütssache und es wird wohl kein Locken und kein Drohen imstande sein, mich zum Umtausche unserer Frakturschrift gegen die Lateinschrift zu bewegen. Ich kaufe kein schöngeistiges deutsches Werk, das mit Lateinschrift gedruckt ist und ich schreibe keins, das mit Lateinschrift gedruckt wird. So wenig als für mein leibliches lasse ich mir für mein geistiges Wesen ein Modekleid aufdisputieren, das mir nicht paßt. — Man soll mich doch mit diesem persönlichen Geschmack und Recht zufrieden lassen!

Es ist Nachfrage nach dem Zimmermann Christian. Nun, der war eines Tages so schwer krank geworden, daß der Doktor geholt werden mußte. Es war der neue, erst aus der Studie gekommene. Der Kranke lag in der dumpfigen Stube im Schüttelfrost und ächzte. Der Doktor riß sofort das Fenster auf. Das Weib des Kranken jammerte: „Mein Gott, wenn es nur nicht schadet!“

Nachdem der Arzt den Kranken untersucht hatte, war sein Dafürhalten: Lungenentzündung! Er verordnete kalte Umschläge, womöglich Eis. Sonst nichts. Das Weib war darüber völlig gebrochen. „Keine Medizin? Ja, du lieber Himmel, wie kann er denn gesund werden, wenn er keine Medizin kriegt! Und kaltes Wasser, Eis! Das muß ihn ja umbringen! Eis für eine Lungenentzündung!“

dürfte wohl jedenfalls ein inneres Schauen sein. Auch Begriffe und Theorien kann man schauen in dem Sinne, daß sie nicht in einer Sprache, sondern in einer geistigen Vorstellung vor uns stehen.

Die Sprache ist doch nicht dazu da, um Gedanken zu erzeugen, vielmehr, um Gedanken zu sagen, oder — zu verbergen.

Wer viel mit dem Worte zu tun hat, dem kann das Wort nichts sein in Stunden der Not. Nur dem ist es ein Tröster, dem es selten kommt. Wer sich viel mit Kunst beschäftigt, dem ist, wenn das Leiden kommt, die Kunst zuwider. Sie muß nicht wie ein Alltag, sondern wie ein Festtag im Leben des Menschen stehen, wenn sie seiner sehnenden Seele wirklich was bedeuten soll. Und mancher, der die Religion immer im Munde geführt, mußte erfahren, daß sie in Zeiten des Elendes ihn verlassen hat.

Trotz dieser Genien, die uns in Schule und Kirche so oft empfohlen werden, bleiben viele, wenn dunkle Geschicke kommen, sternlos. In solchen Zeiten seelischer Zerschlagenheit ist, nach alten Erfahrungen, körperliche Arbeit eine wahre Trösterin. Sie verscheucht uns die peinigenden Gedanken, sie hebt uns in jene Wirklichkeit, die mit ihren Naturgesetzen alle Wesen gleich behandelt, sie ermüdet uns zu körperlicher Rast, in der die Nerven zur Ruhe kommen. So wie Menschen, die stets körperlich arbeiten, ihre Labe in geistigem Genusse finden wollen, so — und noch notwendiger — brauchen stets geistig beschäftigte Menschen zuweilen körperliche Arbeit. Die ist ein Heilmittel, das wir lange nicht hoch genug schätzen. Stadtschulen können ihre blutleeren, sensiblen Scholaren nicht oft und lebhaft genug zur körperlichen Arbeit anregen und weisen. Diese gibt ihnen Kraft für die geistige.

„Man empfängt den Mann nach dem Gewand und entläßt ihn nach dem Verstand.“ Dieser Ausspruch wird mir zugeschrieben. Er ist aber nicht von mir. Er dürfte ein altes Sprichwort sein, dessen Autorschaft keine Schande machen würde. Wir Schriftsteller unserer ausgeschriebenen Zeit sind schlecht dran. Wir können kaum mehr einen neuen Gedanken sagen. Mancher Gedanke, den wir für einen selbständigen Einfall halten, weil wir ihn noch niemals gelesen oder gehört haben, ist sicher in irgend einer Form schon gesagt worden. Und mancher so mundgerecht, daß man ihn unwillkürlich in ähnlicher Form wiederholt, während man etwas neu Gedachtes und neu Geprägtes zu offenbaren glaubt. Um derlei zu vermeiden, gehört eine wahre Weltbelesenheit und ein untrügliches Gedächtnis. Alles, was wir tun können, ist, unsere

In dem Briefe eines Altersgenossen an mich steht zu lesen: „Der körperliche Verfall im Alter ist ja nicht angenehm. Aber schmerzlicher fühle ich die geistige Vereinsamung. Ich weiß nicht einen einzigen jüngeren Menschen, der mit meiner Lebensanschauung einverstanden wäre. Und mir scheint doch diese Lebensanschauung als die einzig richtige.“ Da haben wir den alten Mann, der schon zu schwach ist, um andere Naturen zu verstehen, und noch zu stark, um seine eigene zu verlieren. — Ich brauche es nicht erst im Alter zu erfahren, daß meine Meinungen über Welt und Menschen wenig geteilt werden; sie haben äußeren Beifall erregt, aber oft war mir, als würde ich mit meinen Absichten nicht ganz ernst genommen, und so ist manches meiner Ideale immer hübsch mein ausschließliches Eigentum geblieben. Daß unsere Wesenheit im Alter einsam und unverstanden wird, ist weder unsere, noch anderer Schuld. Unsere Wesenheit entstammt einer früheren Zeit, wir sind mit ihr zurückgeblieben. Die Zeit erzieht ihre eigenen Kinder, um sie dann — wenn sie alt werden — ebenfalls zurückzulassen.

Der revolutionäre Jüngling, der heute mit uns Alten in Konflikt steht, wird als Greis ebenso konservativ und in Konflikt mit der Jugend sein, als wir es heute sind, und das vielleicht in denselben Dingen.

Manchem gelingt es freilich, sein Leben lang mit der sich verändernden Zeit gleichen Schritt zu halten. Wem das nicht gegeben ist, der sollte im Alter so weise geworden sein, um die Notwendigkeit des Zwiespaltes zwischen Alter und Jugend einzusehen und sie gelassen zu ertragen.

Aber die Zeit. Was ist denn das, die Zeit? Ein wesenloses, unbegreifliches, daher auch unbeschreibliches Fortwähren. Ohne Geschehnisse und Handlungen, ohne die Reihe von Tätigkeiten und Eindrücken wäre die Zeit gar nicht wahrnehmbar, sie ist nur ein Begriff unseres Gehirns, ohne Gehirn ein Nichts. — Doch, um alltäglicher zu sprechen: Die Zeit als solche ist immer, bleibt immer gleich. Ist der Sommer warm, der Winter kalt, gibt es Mißjahre oder Fruchtjahre, so ist das keine Veränderung der Zeit, denn solche Erscheinungen wiederholen sich regelmäßig und gehören nicht in unseren Begriff von Zeit.

Aber die wirklichen Veränderungen! Der „Fortschritt“! Der Mensch hat den Trieb rascher und fortwährender Veränderungen in sich, obschon die innere Entwickelung unvergleichlich langsamer geht als die äußere, die deshalb auch nicht immer naturgemäß und echt ist. Und diese währenden äußeren Veränderungen seiner Launen und seiner Tätigkeit nennt der Mensch: Zeiten. Andere Zeiten. Bessere Zeiten. Schlechtere Zeiten. Er selbst denkt die Zeit, macht die Zeit, wälzt aber gerne seine Schuld auf sie, wenn's schlecht

Am fünften Tage starb der Zimmermann. Während des Leichenzuges führten die Leute unter dem lauten Gebet leise Gespräche.

„Kunnt auch noch leben, der gute Christel."

„Wenn er richtig behandelt worden wäre."

„Die jungen Ärzte sollte man wohl in den Sack stecken und ins Wasser schmeißen."

„Kalte Umschläge! Bei einer Lungenentzündung!"

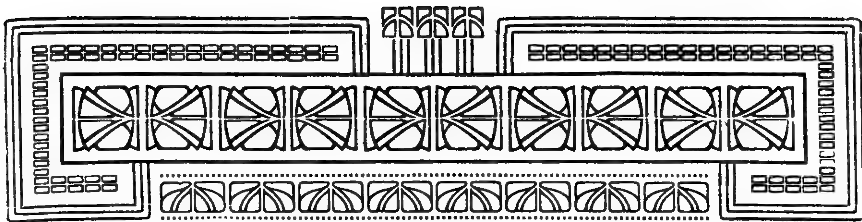
„Soviel versteht eine alte Kuh, daß das gefehlt ist. Bei uns daheim, wir haben bei so was halt warmen Kuhfladen aufgelegt. Ist das Allerbeste. Da wär' er sicher davongekommen, sicher!"

Hernach beim Totenmal gab's zu trinken. Die Witwe tröstete sich, so gut sie konnte. Sie wurde hübsch aufgeräumt und als wieder von den kalten Umschlägen gesprochen wurde, zischelte sie einer Nachbarin zu: „Aber was glaubts denn! Ich werd ihm kalte Umschläg geben! Ich han s ja nit tan, a so a Dummheit. — Kuhfladen aufgelegt han ich."

Mir Altem geht es mit dem modernen Großstadtleben, so wie es einst dem Knaben bei dem Bilde des Höllenfürsten Luzifer ergangen ist. Dem Knaben graute vor dem Teufel und doch gefielen ihm seine schönen Fledermausflügel.

Jetzt ist wieder viel von meiner großen Menschenliebe die Rede. So was fällt allemal auf das Gewissen. Freilich im Prinzip fehlt's an Menschenliebe nicht bei mir. Ich möchte sie üben, ich trachte ihr zu, ich freue mich ihrer, wo sie zu spüren ist, ich besinge sie. Praktisch aber ist meine Menschenliebe doch mehr negativer Natur. Ich hüte mich nur möglichst streng, den Mitmenschen Böses zu tun. Ihnen Gutes zu tun, das nur, wenn es nicht allzuschwer geht, wenn es nicht zu große Opfer kostet. Wohltaten, die aus Mitleid geschehen, kann man nicht als Opfer betrachten, denn sie stillen nur ein Leid in uns selbst. Ich möchte ja natürlich gern haben, daß es allen Menschen recht gut erginge; aber mein eigenes Wohlergehen möchte ich dafür nicht so ohne weiteres hingeben. Am ehesten war ich noch zum Wohltun aufgelegt, wenn ich vorher wem wehgetan hatte. Was war hier der Trieb dazu — das Selbstleid, das Mitleid, das böse Gewissen? Wer mich schon so gütig erheben will, der spreche vielleicht weniger von meinen vollbrachten Wohltaten, als etwa von meinen nichtvollbrachten Übeltaten.

Wenn der Mensch nicht so übeltätig wäre, brauchte er nicht so wohltätig zu sein.



Kleine Laube.

Zur Enthüllungsfeier der Gedenktafel

anläßlich der Anwesenheit Erzherzog Johanns als Kurgast in Rohitsch=Sauerbrunn in den Jahren 1810, 1812 und 1813. Von Anton Schlossar.

Es war vor hundert Jahren,
Als in dies Quellgebiet
Ein edler Fürst gefahren,
Der gern die Stadtluft mied.
Er sah mit tiefem Bangen
Sein Heimatreich zerstückt,
Von Schmerz den Geist umfangen,
Von Leid das Herz bedrückt.

Erzherzog Johann war es,
Er, der so mild und stark
Stets trug ein wunderbares
Gefühl für Steiermark.
So Bittres ihm geworden,
Seit er vom Kriegslärm schied,
An dieses Heilquells Borden
Erhob sich sein Gemüt.

Die Herzen treu und bieder
Wie auf der Alpen Höh'n
Konnt' er entgegen wieder
Auch hier sich schlagen sehn.
Die Quelle ließ gesunden
Den Körper, der erschlafft,
Und dankbar hat gefunden
Er auch der Seele Kraft.

Im Zeitenschoß verschlossen
Des Segens Fülle war,
Der sich aufs Land ergossen,
Gar bald von Jahr zu Jahr,
Den glänzend wie die Flamme
Vom hellen Morgenrot
Der Fürst aus Habsburgs Stamme
Dem Steirerlande bot. —

Wenn er auch längst geschieden
Mit seinem stolzen Mut,
Sein Herz zu ew'gem Frieden
Im Gruftgewölbe ruht;
Was uns sein Geist geboten,
Für alle Nachwelt sprießt!
Dank sei's dem großen Toten,
Den ew'ges Licht umfließt! —

So möge denn erinnern
Der Stein am Hause schlicht,
Wie jedem hier im Innern
Die wärmste Liebe spricht
Zu ihm, der auf den Fluren,
Wo ihm Genesung quoll,
Vom Erdenleben Spuren
Zurückließ weihevoll.

Verehrungsreich' Gedenken
Sei heut ihm dargebracht
Und an sein köstlich' Schenken
Für Land und Volk gedacht.
Als heiligstes Vermächtnis
In Steirers Herzensschrein
Prinz Johanns fromm Gedächtnis
Wird stets geborgen sein.

geht. Es müßte nicht sein, daß der Mensch in seinem Alter eine „andere Zeit“ vorfindet, als in seiner Jugend war. Es hat Epochen gegeben, da sich die Geschlechter gleich blieben, da kein Zwiespalt war zwischen dem Vater und dem Sohne, da das Leben friedlicher und gleichmäßiger genossen wurde. Wer in der Höhe war, blieb oben, wer in der Tiefe war, blieb unten. Der eine spürte sein Glück nicht, der andere sein Unglück nicht sonderlich. Die Zeit blieb sich gleich, sagt man. Nein, die Menschen blieben sich gleich. Jetzt frage ich: Waren denn die Menschen alt, müde, daß sie sich nicht rührten? Oder noch zu jung, um sich rühren zu können? Damals fühlte sich der Junge nicht so alt, um alles besser zu wissen, und der Alte nicht so einsam, nicht in der fatalen Nötigung, ein ganz anderes Leben beschließen zu müssen, als er angefangen hat. Mit dem Gefühle der Zerrissenheit muß mancher heute sterben, da doch jedes Menschen Leben ein Kunstwerk sein sollte, dessen Ende mit dem Anfang harmoniert.

Ich persönlich habe viel Neues, Allermodernstes gesehen, aber keine neue Zeit erlebt. Es ist immer dieselbe. So wie in dem Jungen der Alte schon gebrütet hat, so horstet im Alten der Junge noch. Und die beiden vertragen sich miteinander und wären bereit, ihr gemeinsames Leben wieder mit seiner Zeit zu beginnen.

Mit den Bestrebungen der Menschen geht es manchmal, wie mir mit jenem Wasserrad.

Ich stieg eines Tages in die Taufeln eines trockenen Mühlrades und wollte aufwärts steigen. Da hub das Rad an, sich zu drehen. Ich stieg wie auf Stufen von einer Taufel zur andern und kam nie höher. Und stieg immer und kam nicht höher . . .

Wenn das Rad still stünde, könnten wir aufsteigen, wenn wir nicht aufstiegen, stünde es still. — Wer begreift das? — Was ist da zu machen? — Gar nicht ins Rad steigen.

---

fürn Baurnstond; herzliabi Ehndlleut und Urehndlleut sein nochgruckt, und daß da guadi Loi (die gute Gattung) nit ohkimmbb, des gfreut ins.

... Imeramol woas eahm unsa Hergott nit viel Freud zmochn mitn Leutn af da Welt. Ungrecht seins und foisch und thoan oanonda so viel gern peininga. Und wan er derawegn ima rechtschoffn vadriaßler is gwen, unsa Hergott, do hot er sih mit seini Ellbogn af an Wulkupulsta gloant, hot owagschaut af Enker Haus und hot lacherlad gsogg: „De zwoa Leutl, de gfolln ma. De suln a guldani Hohzat dalebn ... Und eppa gor a Deamantani ah noh. De zwoa Leut gfreun mih, de loß ih banonda. — Und a so hobbs in heundin Tog glückla dalebb. Gern schaut mar Enk on.

Mei liabi, ehrnreichi Braut! Da grean Kronz af Uichan silbaweißn Hor is a Zoachn, daß dar einweni jung seid bliebn. Und Ihr, mei topferer hochongsechna Bräutigon, die Kron af Uichern Haupp is a Zoachn, daß da treu und monbor seid gwen in guatn und bösn Togn. Und da Pilgastob in Enkern Händn deudt uns on die longi Pilgaroas durchs irdischi Thol. In rechtn Weg seids gongan und hobbs ins Olln a guats Beispiel gebn, wia ma s ongehn muas, daß ma glückler und brav is und — wia s Gott will! — a hochs ehrnreichs Olta dalonga kon. Und destwegn thoan mar Enk heut ehrerbieti grüaßn. Und destwegn is da heuntigi Tog a Festtog fi die gonz Pfor. Und wan die Pöller krochn und die Gloggan klingen, sa is dos wir a Freudnschrei und wir a Donkgebet zan liabn Gott, daß er Enk beschützt hot bis zan heuntin Tog. Und is ah zgleich a deamiatigi Bitt, daß er unsa guldanas Brautpor noh long jung und gsund bleibn lossn sult af der schen Welt.

Ih heb mei Glaserl Wein und die gonz Pfor stimbb ein, wan ih ruaf: Unsern liabn guldanan Brautpor Glück und Segn!"

Der große Durst auf dem Bahnhof.

„Es ist ein herrlicher Sonntagsmorgen. Der Zug fährt ein in die Station S ... Ich muß mit verschiedenen anderen aussteigen, um den Anschluß an die Lokalbahn abzuwarten. Alles stürzt ans Büffet. Kaum vermag ich die Momentbilder aufzunehmen, die sich am Büffet abspielen und den Alkoholgegner interessieren. Ich gebe sie wieder, wie ich sie skizzierte: Als erster der Lokomotivführer des angekommenen Zuges: $^1/_{16}$ Liter Schnaps; zweimal angesetzt — das Glas ist leer. Schnell eine Virginier — er schwingt sich auf die Maschine, der Zug poltert weiter. Zwei junge Arbeiter, 16 bis 18 Jahre alt: jeder ein Krügel Bier — schnell hinabgewürgt. Ein Postdiener: $^1/_{16}$ Liter Schnaps — auf einen Zug! Ein junger Handlungsreisender: ein Stamperl Kognak. Eine Arbeiterin kauft sich drei Orangen; alle staunen das Mädchen an. Zwei Dienstmädchen: die eine ein Glas Bier, die andere $^1/_8$ Liter Schilcher. Ein Korporal mit einem Eisenbahner im Dienst: $^1/_2$ Liter Schilcher. Ein Gemeiner: ein Stamperl Kognak. Ein junger Bursche: ein Glas Bier. Ein Postbeamter vom Zug: ein Stamperl Kognak. Der Heizer des Lokalzuges: $^1/_4$ Liter Schilcher — mit dreimal Ansetzen. Ein Eisenbahner im Dienst: $^1/_{16}$ Liter Schnaps. Zwei junge Passagiere: jeder $^1/_8$ Liter Schilcher. Ein älterer Herr: ein Stamperl Kognak. Der Zugsführer des Lokalzuges: $^1/_{16}$ Liter Schnaps. Ein anderer Schaffner: ein Stamperl Kognak ... Schmunzelnd bedient die üppige Büffetmaid die schnaps-, kognak-, bier- und schilcherbedürftige Reisegesellschaft — um 7 Uhr früh!" — So schreibt Professor Ude in Graz, ein Vorkämpfer der Abstinenzbewegung in Steiermark, dem Lande mit der weitaus entwickeltsten Abstinenzbewegung unter allen deutschösterreichischen!

Kleine Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Der Wein als Sorgenbrecher,
Er wird an dir zum Rächer.

*

Das Beste an den Ärzten ist, daß sie sich häufig — irren.

*

Wer Ruhe anstrebt und auch Glück —
Er kehre zur Natur zurück!

*

Geselligkeit.

Zwölf Spießer brauchen — dreizehn Tische.

*

„Gutgesinnt" heißt unter Umständen — „gesinnungslos".

*

Die Jugend strebt nach Neuem und empor;
Das Alter will die Dinge wie zuvor.

Eine goldene Hochzeitsrede

sei hier mitgeteilt, die vor 30 Jahren noch im Dorfe Krieglach bei einer goldenen Bauernhochzeit gehalten und aufgeschrieben wurde:

„Mei liabs guldanas Brautpor!

Da heundigi Tog is sa schen, as wia wann er von Himel wa gfolln. Don und won laßt er oan ower, unser Herrgott, an glückselligen Tog. Vor funfzg Johrn is ah oana gwen. Ees zwoa Leutl seids selm in unserer liabn Pforkirchn vorn Oldor gstondn, jung seids gwen und gern hobbs Enk ghobb, wir Odam und Ever in Poradeis. Ober Gott Lob und Donk, zan Enk is koan gstrenger Engl kema mitn glüatign Schwert, der Enk austriebn hät; a freundlicher Engl is keman und hot Enka Lebn und Liab beschützt. Schauts, und wo zwoa Ehleut guat mitanonda lebn, Glück und Freud mitanonda thoaln, Kreuz und Leidn mitanonda trogn und wia guati Kamerodn zsomholtn in olln Stuckn, schauts, nochher is de Welt jo ah a Poradeis.

Seit funfzg Johrn! Wos is Olls gschechn af da Welt! Selm hots noh koan Dompfwogn gebn, und z Fuas hobbs miassn za da Herschoft stiefeln und in Grofn oder in Omtmon — an stockfrembbn Menschn — bittn, daß er Enk heiratn loßt! Wos hots seitdem Trüma gebn af da Welt! ober Ees hobbs in Sturm übadaurt und seids festgstondn. Und derawegn sog ih: Da Baurnstond is stirka wia da Hernstond, und des kimbb do her, weil der ehrnfesti Baurnstand von unsern Hergottn eingsetzt worn is, sa guat wia da heiligi Ehestond.

Seit funfzg Johrn! Wos is in unsern liabn Dörfel sid der Zeit Olls vagonga! Wia viel Junggselln und Jungfrauna, de ban Enker erstn Hohzat frisch und lusti sein gwen wir a Lercherl in Mai — kaum a hondvul Erdn is von eahna mehr afn Freidhof. Ober Ees Zwoa seids stehnbliebn, wir a Feichtnbam und a Lindnbam nebn anondastehn — da Blitz zuckt drüba hin und trifft nit, d Vögerla baun in Wipfeln eahna Nest und singen. Bravi Kinda hobbs aufzücht, fürs Vodaland und

„Gemach! In mein Dorf darf keine rußende Eisenbahn, darf kein Telegraph und kein Telephon die Hast der modernen Welt tragen."

„Kann gemacht werden . . ." meinte er gedehnt.

„Kinos und Varietees sind natürlich ausgeschlossen und vor allem: Zeitungen ist der Eintritt strengstens verboten. Wohin sie kommen, von dort fliehen Ruhe und Behagen."

Der Ingenieur schlug den Tisch mit der Faust: „Ihre Phantasie soll der Teufel holen! Keine Zeitungen! Suchen Sie Ihr Dörfchen auf dem Mond!" H. L. R.

Marschall „Vorwärts".

Es ist selbstverständlich, daß sich um die populärste Figur der deutschen Freiheitskriege, den alten Blücher, auch in besonders reichem Maße die populärste Form historischer Überlieferung geschlungen hat: die Anekdote. Den reichen Schatz solcher Histörchen und Legenden hat Adolf Saager gesammelt und in seinem Buche veröffentlicht, das vor kurzem im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart erschienen ist. Die „Blücheranekdoten" geben eine anekdotische Darstellung von Blüchers Leben, die sehr kurzweilig zu lesen ist und den alten Marschall Vorwärts in seiner schlichten Größe frisch und lebendig vor des Lesers Auge auferstehen läßt. Wir entnehmen dem Buche die folgenden kleinen Einzelheiten:

Er läßt sich nicht zum reichen Mann machen!

Im Jahre 1805 kam Blücher als Gouverneur nach Münster. Dort behagte ihm weder seine Arbeit, die aus Schreibereien bestand, noch das Land, das er bald das „Land der Heiligen", bald das „Pfaffenland" nennt. Der König suchte ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen und übertrug ihm die Lieferung der Kavalleriepferde in den westfälischen Provinzen. Bei solchen Lieferungen konnte man „verdienen". Hier aber siegte wieder einmal Blüchers Rechtlichkeit.

Triumphierend tat er mit Bezug auf diese Lieferungen den folgenden Ausspruch, der des unfreiwilligen Humors nicht entbehrt:

„Der König wollte mich schon mehr als einmal zum reichen Mann machen. Aber das soll ihm nicht gelingen!"

*

Die Theorie nach der Praxis.

Köstlich ist, wie Blücher nach der Schlacht an der Katzbach eine Bemerkung fallen ließ, in der er in seiner Art sich über den Standpunkt der Theoretiker lustig machte.

Gleich nach beendigter Schlacht, als er, begleitet von seinen Stabsoffizieren, im Dunkel des späten Abends und unter fortwährendem Regen in sein Hauptquatier zurückritt, war seine gewöhnliche Ruhe und Gemütlichkeit wieder völlig wiedergekehrt.

„Na Gneisenau", sagte er aus seinem Regenmantel hervor zu seinem Freund, sobald er, dicht neben ihm reitend, ihn erkannt hatte. „Die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten. Aber jetzt laß uns mal dran denken, was wir klugerweise zusammenbringen, um den Leuten zu sagen, wie wir sie gewonnen haben!"

*

Moderne Sehnsucht nach Natur.

Gelegentlich einer Studie über Rousseau in der „Deutschen Rundschau“ sagt Eduard Schneegans die bezeichnenden Worte:

Auch heute hören wir wieder Stimmen, die Einfachheit, Rückkehr zur Natur predigen. Aus dem aufregenden Großstadtleben strebt jeder einmal hinaus in die Natur; sentimentale Gemüter sehnen sich in die Zeit der Postkutschen und der Romantik zurück, wo es noch keine Wunder der Technik gab, die uns heute mit ehernen Fesseln binden. Die erdrückende Fülle des Bücherwissens droht uns der direkten Anschauung der Natur und Berührung mit der Wirklichkeit zu entfremden. Alles ist um uns herum so wohl geordnet, so genau vorgesehen und vorgeschrieben, daß der moderne Mensch nur noch ein unfreies Glied ist in einem meisterlich gefügten Organismus. Gleichmäßigkeit, Gleichförmigkeit im Körperlichen wie im Geistigen droht dem modernen Menschen. Die Stimme des Herzens, der Natur in uns wird zu oft übertönt durch den kalten Paragraphen einer Verordnung, wie im Handwerk die Maschine die individuell arbeitende und fühlende Hand ersetzt. Gegen diese nivellierenden Kräfte erheben sich laute Stimmen, die Freiheit und Achtung der Rechte des einzelnen, der Rechte des Kindes verlangen, Rückkehr zu einfacheren, natürlicheren Verhältnissen, in denen der Mensch sich freier und aufrichtiger bewegen kann; in der Kleidung, der Lebensweise wird natürliche Grazie erstrebt; Wissenschaft und Kunst befreien sich von engen zünftigen Regeln und Methoden und streben nach einer immer innigeren Fühlung mit der Natur. Im Gegensatz zu einer Erziehungsmethode, die zu einseitig dem Intellekt sich zuwandte, wird immer energischer eine harmonische Ausbildung des ganzen Menschen, Kräftigung des Körpers, Erziehung des Auges, der Sinne verlangt, der natürlichen Bestimmung des Menschen entsprechend. Aus der Tiefe der Seelen erhebt sich ein religiöses lebendiges Empfinden, das nach der harmonischen Verbindung der Forderungen der Vernunft und des Gemütes ringt. Eine solche Zeit des Suchens und Strebens, Tastens und Versuchens wird mit Andacht, Verehrung und Dankbarkeit zu Jean-Jacques zurückblicken.

Unmöglich.

Saß da ein Ingenieur und sagte: „Meine Herren, wünschen Sie sich, was Sie wollen, unsere Technik erfüllt es.“

„Na, na.“

„Wir befördern Sie auf der Erde, über der Erde, auf dem Wasser, unter dem Wasser, durch die Luft; wir durchleuchten Sie; wir reden und schreiben im Augenblick mit und ohne Draht um die Erdkugel; für uns bedeutet der Raum kein Hindernis und die Zeit zu überwinden, sind wir eben daran. Es gibt nichts Unmögliches und wenn erst das Radium . . .“

Zum zweitenmal sagte ich: „Na, na.“

Der Ingenieur brauste auf: „Sie Zweifler, was möchten Sie denn haben, was wir nicht leisten können?“

Ich sagte: „Geben Sie mir ein kleines, niedliches, gemütliches Dörfchen in einer sanften, grünen, sonnigen Talmulde. Mit viel Gärten, und in den Gärten sollen Rosen, auf den Hängen Reben blühen. Auch Pappeln liebe ich. Die Menschen im Dörfchen möchte ich am liebsten blondhaarig, blauäugig und breitbrüstig.“

Der Techniker lächelte geringschätzig: „Wenn Sie so bescheiden sind, Herr!

Weg gehen heißt, der ihm durch seine natürlichen, gottgegebenen Anlagen bestimmt ist, den Weg des freien Künstlers. „Es gibt eine Sünde wider den heiligen Geist, die nicht im Katechismus steht", sagt einmal der urkräftige Maler Hübner, die sonnigste Gestalt des Buches. Sie heißt: „Wehe dem, der seiner Bestimmung widerstrebt" — damit scheint mir der Kernpunkt des dichterischen Problems erfaßt. Freilich nur dem Starken und diesem erst nach hartem verzehrenden Ringen ist es gegönnt, sich aus den Fesseln einer konservativen Umwelt zu befreien; der junge Kooperator Langmann, anfangs noch haltlos und zagend, wächst sich aus einem widrigen Schicksal, das ihm zu vernichten droht, groß, stark und frei. Das ist so recht ein deutsches Schicksal! Drum sei dieses deutsche Buch jedem Deutschen empfohlen, allen, die Befreiendem, Erhebendem von Herzen zugänglich sind.

Eines möchte ich zum Schlusse nicht unerwähnt lassen: Das ist die wirklich begeisternde Schilderung der Wachau, jenes sonnentrunkenen, gottbegnadeten Erdenfleckens und seiner Bewohner. Wer selbst durch die Räume des herrlichen Barockstiftes Dürnstein, durch die blütenschimmernden Frauengärten gewandert ist oder von dem Felde des Aggsteiner Rosengärtleins über die silbernen Windungen des Donaustromes hinweg in eine endlose mildgrüne Welt geschaut hat, dem wird das Buch ein lieber Führer durch das trauliche Land seiner Erinnerungen sein; wem es aber noch nicht beschieden war, die Herrlichkeiten dieses Blütenlandes zu genießen, den wird der Dichter auf den Pfaden der Sehnsucht hinführen und ihm leibhaftig die Schönheiten aufschließen — die märchenhaft südlichen Schönheiten der urdeutschen Wachau.

Dr. B. P.

Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer. 3. Jahrgang. 1912. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner herausgegeben von Dr. Viktor Ritter v. Geramb, Dr. Karl Hafner und Dr. Hans Pirchegger. (Graz. Deutsche Vereins-Druckerei.)

Diese Blätter erscheinen als Beilage zum „Grazer Tagblatt" und hernach, gesammelt, als stattlicher Band, der leider viel zu wenig beachtet und geschätzt wird. Man findet hier wahrhaft interessante geschichtliche und heimatkundliche Aufsätze und Dokumente, die geeignet sind, die zum Teil leider nur spärlich durchgearbeitete alpenländische Historie zu ergänzen, zu bereichern. Besonders wertvoll scheint mir der Abschnitt „Ortsgeschichte", denn von den meisten uralten Ortschaften, die eine wechselreiche Vergangenheit hinter sich haben, ist oft nichts gesammelt, kaum den Eingeweihten Fachkreisen etwas bekannt. — Aus dem reichen Inhalt des vorliegenden Jahrganges sei u. a. auf folgende Beiträge hingewiesen: „Artilleristisches vom landwirtschaftlichen Zeughause in Graz" (J. Wellner); „Zwei abgekommene Dorfnamen bei Mureck" (H. Pirchegger); „Studentenkrawalle in Graz" (A. Gubo); „Steirische Galgen" (H. Pirchegger); „Alte Volksrezepte" (V. v. Geramb). — Es wäre nur zu wünschen, daß diese „Blätter der Heimatkunde" ausgebaut würden und eine weite Verbreitung fänden, die historische Bildung fördernd und zu neuen Forschungen anregend.

Dr. P. K.

Aus Steiermarks Vergangenheit. Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde von Andreas Gubo. (Graz. Ulr. Moser. — J. Meyerhoff.)

Der Leser wird in diesem Buch vom südlichen Kulturboden der grünen Mark nach dem nördlichen in verschiedenen Zeitaltern geführt, und überall begegnet er eifriger Betätigung der Lebenskräfte, dem Streben nach Fortschritt und Freiheit. Die Ortsgeschichte gewinnt damit und läßt manche großgeschichtliche Entwicklung verständlicher erscheinen — Die Akten sprechen soviel als möglich selbst, damit dem Fachmanne recht viel Aktenmaterial zur Verfügung steht; den Nichtfachmann wird die Urerzählung anheimeln und Vergangenes wird ihm im Vergleiche mit der Gegenwart nach Denk-, Sprech- und Schreibweise wieder lebendig werden.

Bei der wetteifernden Regsamkeit, die sich in unseren Tagen auf dem Gebiete der steiermärkischen Literatur entfaltet hat, sei dieses gut und würdig ausgestattete Buch wärmstens begrüßt und der allgemeinen Beachtung bestens empfohlen.

V.

Steiermark im Jahre 1848. Ein Vortrag von Prof. Dr. Kurt Kaser. (Graz. Ulr. Moser — J. Meyerhoff.) Wenn auch die Steiermark nicht eine führende Rolle in dem Umwälzungsprozeß, der sich im Jahre 1848 vollzog, spielte, so ereignete sich hier dennoch eine Menge Aufzeichnenswertes, was Geschichtsforscher und Freunde der grünen Mark wohl interessieren kann. Kaser hat den Stoff übersichtlich geordnet und in eine entsprechende Form gebracht.

P. L.

Zweimal ein Bub. Geschichten von Fritz Müller. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Der Verfasser ist nicht nur den „Heimgarten"-Lesern bestens bekannt. Binnen zwei Jahren brachte er drei Bücher, gefüllt mit wahrhaft herzigen und erquickenden kleinen Erzählungen, die an Güte und Gehalt wenig ihresgleichen haben. — „Zweimal ein Bub" — ein komischer Titel; der bedeutet, daß der Verfasser aus der eigenen Kindheitserinnerung

Doktors und Schuhmacher.

Bei Mery wagte sich Blücher, wieder einmal seinem Ungestüm folgend, in die feindliche Schußlinie und wurde dabei von einer Kugel leicht am rechten Fuß verwundet. Sie ging durch die Reithosen, wurde aber durch den starken Stiefel abgehalten, so daß der Feldmarschall mit einer starken Quetschung davonkam.

Sofort quittierte er diesen Vorfall mit einem Witz.

„Das ist schlimm," sagte er, „denn wir haben mehr Doktors bei der Armee als Schuhmacher!"

*

Der „Hundsfott" bei der Schlacht.

Interessant für die Psychologie der Schlacht ist der Zusatz, den Blücher zu der Erklärung, er habe nie in der Schlacht an den Tod gedacht, in seiner freimütigen Art machte. Nur ein General, der genügend Selbstbewußtsein seines Wertes und besonders seines Mutes in sich trägt, wird sich zu einem ähnlichen Geständnis herbeilassen, wie es in den folgenden Worten Blüchers liegt:

„Ich habe nie an den Tod gedacht, sonst hätte ich so gut wie jeder andere den Kopf verloren. Denn jeder Mensch trägt vor und bei angehender Schlacht seinen Hundsfott im Busen, und wer ihn am besten zu verstecken weiß, ist der beste."

*

Soldaten und Tintenkleckser.

Formverstöße von seiten der Behörden ließ sich Blücher nicht bieten, während er dagegen seinen Soldaten die erstaunlichsten Vertraulichkeiten gestattete. So kam es vor, daß ihm am Tage von Waterloo ein freudig erregter, pulvergeschwärzter Füsilier schallend auf den Schenkel schlug mit den Worten: „Na, alter Marschall Vorwärts, viel Glück zum heutigen Tage!" Die Truppen lachten und Blücher mit, der sich seinen Schenkel rieb. Aber die „Federfuchser" wies er stets in ihre Schranken zurück. In einem amtlichen Schreiben war er mit „p. p. Blücher" bezeichnet worden. Als ihn der Minister v. Klewitz das nächstemal aufsuchte, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren, fuhr ihn der Fürst mit den Worten an:

„Aber Euer Exzellenz! Seid Ihr des Teufels, mich einen ‚p. p.' zu nennen? Da soll doch gleich das Wetter dreinschlagen! Für den Soldaten bin ich der Vater Blücher und ich will auch gar nicht anders heißen, aber für euch Tintenkleckser bin und bleibe ich Feldmarschall und Fürst!"



Deutsches Sehnen und Kämpfen. Ein Wachau-Roman von Karl Bienenstein. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Ein niederösterreichisches Gegenstück zum südsteirischen „Deutschen Leid" von Bartsch könnten wir dieses warmblütige Buch nennen, ein Merkbuch für alle Deutschen im Stammland der Monarchie, die, untätig, sich geborgen wähnen vor slawischen Eindringlingen in das deutsche Herz Österreichs. Die mit großer Feinheit und durch markige Typen geschilderten nationalen Kämpfe, die dem Autor oft Gelegenheit zu trefflichen, breit angelegten Episoden geben, sind indes nur der organische Hintergrund zu einer rührend menschlichen Handlung, die Seelenkämpfe eines jungen Geistlichen, den die Stimme des Blutes und zartinnige Frauenliebe den

Kromer. — **Fenn Kaß.** Der Roman eines Erlösten, von Batty Weber. — **Südafrikanische Novellen.** Von Hans Grimm. — **Die lange Nacht.** Von Otto Rung. — **Der Flieger.** Ein Buch aus unseren Tagen von Leonhard Adelt.

Der Spielmann. Roman aus der Gegenwart von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Erzählungen und kleine Schriften. Von Franz Michael Felder. Eingeleitet und herausgegeben von Hermann Sander. (Leipzig. Hesse u. Becker.)

Hille Bobbe. Roman von Leonhard Schrickel. (Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler.)

Junge Herren. Von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Rund um den Kreuzturm. Roman aus den Dresdner Maitagen von 1849. Von Gustav Hildebrand. (Leipzig. Schulze u. Co.)

Majestät Ich. Von Alice Marie von Telve. (Leipzig-Co. Sphinx-Verlag.)

Die Liebe suchen ... Von Ferdinand Bernt. (Leipzig. Abel u. Müller.)

Weiberwirtschaft. Drei Erzählungen von Max Brod. (Berlin. Axel Juncker.)

Brüderlein und Schwesterlein. Ein Wiener Roman von E. v. Handel-Mazzetti. (Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Von des Alltags Fährlichkeiten. Roman von Erik Kuehnelt. (Wien-Leipzig. Wilhelm Braumüller.)

Die Reise nach Tripstrill. Von Ludwig Finckh. Mit Bildern und Initialen von Max Bucherer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Aehalibama. Drei Erzählungen von E. G. Kolbenheyer. (München. Georg Müller.)

Schatten. Erzählungen eines Einsamen, von Anton Adalbert Hoffmann. (Wien. Heinrich Bayer.)

Wander- und Lagerlieder deutscher Volkserzieher. Unter Benützung der besten Liederbücher herausgegeben von Wilhelm Schranets. (Berlin, Schlachtensee, Volkserzieherverlag, Haus Waldeck. 1913.)

Gabriele d' Annunzio als Dramatiker. Von Dr. Ernst Gnad. (Graz. Leuschner u. Lubensky.)

Friedrich der Große. Historisches Charakterbild in fünf Aufzügen von Adolf Wechsler. Ulm. Heinrich Kerler.)

Zwang. Die Tragödie eines Priesters. Drama in vier Akten von Josef Wichner. (Wien. Gerlach u. Wiedling.)

... **In Ewigkeit Amen** ... Ein Gerichtsstück in einem Akt von Anton Wildgans. (Leipzig. L. Staackmann.)

Freiheit. Stimmen aus der Zeit deutscher Wiedergeburt vor hundert Jahren. Gesammelt und eingeleitet von Prof. Dr. Karl Berger. Mit 16 Bildnissen. (Leipzig. Johannes M. Meulenhoff.)

Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. Von Dr. K. Winterstetten. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Licht des Lebens. Ein Jahrgang von Evangelienpredigten von D. Karl Ferdinand Wilhelm Walther. Gesammelt von C. J. Otto Hanser. (St. Louis, Mo. 1905.)

Aus aller Zeit. Lieder und Idyllen von Ernst Planck. (Aarau. H R. Sauerländer u. Co.)

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Robert Kurzwernhart. Aus dem Nachlasse ausgewählt und herausgegeben von Dr. Johann Ilg. (Urfahr. Selbstverlag des Gymnasiums.)

Heimatsang. Lieder und Weisen von der Schwäbischen Alb. Gesammelt von Georg Thierer. (Tübingen. Verlag des Schwäbischen Alb-Vereins.)

Die Geige des Wegsuchers. Ein Versbuch von Hans Albrecht Seidel. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Der Sehnsucht Wundertiefe. Neue Dichtungen von Karl Michler. (Charlottenburg-Berlin. Fritz Stolt u. Co.)

Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Sechster Band (1819—1832). (Stuttgart und Berlin. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.)

Napoleon. Von H. P. Geerke. Mit vielen Abbildungen. (Leipzig. Johannes M. Meulenhoff.)

Von Bürgers **Handbuch der Kunstwissenschaft** (Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft M. Koch) erschienen soeben die Lieferungen 4—6.

Ludwig Knaus. 15 Kunstblätter nach den schönsten Werken des Meisters, mit einem Geleitwort von Wilhelm Kotzde. In künstlerisch ausgestattetem Karton geheftet 1 Mark. (Mainz. Jos. Scholz.)

Verzeichnis der Bilder: 1. Der Künstler, Selbstbildnis; 2. Frauenbildnis (die Gattin des Künstlers); 3. Das Vesperbrot; 4. Schadenfreude; 5. Die heilige Familie; 6. Mädchen mit Schiefertafel; 7. Kind mit Erdbeeren; 8. Salomonische Weisheit; 9. Die Schachspieler; 10. In tausend Ängsten; 11. Kartenspielende Schusterjungen; 12. Die Kleinstädter; 13. Der Hauensteiner Bauern Beratung; 14. Hessenmädchen mit Katze; 15. Altvogt Josef Baumgartner. Textbilder: Katharina Schamp; Schauspieler Alexander Heßler; Hessenmädchen.

Thomas Volksbücher. Herausgeber Prof. Dr. Bastian Schmid. Nr. 98—101. **Unser Wald.** Ein Kapitel denkender Natur-

und aus den Erlebnissen seines Jungen schöpfte. Verständnisinniger und wärmer hat wohl noch selten jemand in reine Kinderseelen geschaut. Dafür schulden wir Fritz Müller großen Dank; er färbt nicht rosig, er fabelt nicht frei erfinderisch, sondern er zeichnet dem Leben seine bunten Linien getreulich nach und weist nur mit einer leichten Handbewegung auf dies und das, was nicht beachtet, was übersehen werden könnte. Man kann viel, sehr viel aus den Geschichten lernen, die ich vor allem Eltern und Erziehern empfehle.

Unterm Hackenkreuz. Bundesbuch der Volkserzieher von Wilhelm Schwaner. (Volkserzieherverlag. Berlin Schlachtensee, Haus Waldeck. 1913.)

Ein eigenartiges Buch. Ein kerndeutsches Buch. Und doch für jeden Deutschen nicht geeignet. Da gehört schon viel Vordenken und ein besonderes Vorleben und eine besonders nordgermanische Weltanschauung dazu, um die verschiedenartigen Teile dieses philosophischen Erbauungsbuches verstehen zu können. Mit vielem, vielem jubelnd einverstanden, bis man immer wieder plötzlich vor Meinungen und Aussprüchen steht, über die man nicht hinwegkommt. Das mußte gesagt werden, um nun das seltsame grundehrliche Buch klipp und klar empfehlen zu können. Der Ungebildete versteht's nicht und dem Gebildeten schadet's nicht. Wer germanisch volkstümlich, altgermanisch religiös gestimmt ist, den kann das Buch nur fördern.

Der letzte Sommer. Roman von Albert v. Trentini. (Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler.)

Das umfangreiche Buch berichtet die in der Ichform geschriebene Lebensgeschichte eines, der die Erlösung erst im Weibe suchte und sie, geleitet von einem fremden, verkrüppelten Kind, in Christo fand. Nicht in einer geraden Linie entwickelt sich die Geschichte, sondern sprunghaft; sie ist erfüllt von Reflexionen und Schilderungen und ist geschmückt mit ansprechendem Beiwerk; manches Ungereimte und Unwahrscheinliche enthält sie, will auch ganz gewiß nicht naturalistisch sein und endet mit großer Symbolik. Ein besonderer Roman, in dem der Verfasser anscheinend ein Stück seiner eigenen, sicherlich nicht ohne Schmerzen errungenen Lebensphilosophie zum Ausdrucke brachte. — Trentini geht neue künstlerische Wege und greift Probleme auf, die er — sind sie auch an sich uralte Menschenprobleme — tief und ergreifend zu gestalten weiß.

P. L. M.

Pastor Nemos Heimsuchung. Roman von J. Ancker-Larsen. Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen von Ida Anders. (Berlin. Erich Reiß-Verlag.)

Es ist kein alltäglicher Vorwurf, der hier dichterische Gestaltung fand: Nicht besser sein als die Menschen! Die Menschen sind gut und böse oder wenigstens: Die Menschen sind keine Götter. Und gerade im „Bösen", sagen wir im Irdischen, in der Schwäche liegt die Kraft, wurzelt der Keim des Guten und der Wahrheit. Pastor Nemo weiß das nicht. Er ist zu überirdisch, predigt zu poetisch, will die Leute zu unpersönlich gut machen und vergißt über den Seelen, daß sie in Körpern und Erdnähe stecken, was man gemeiniglich Menschen heißt. Stürzt durch diese Engelfabrikation andere in Tod und Wahnsinn und treibt durch sein Nur-Priestersein die Mutter seines Jürgen in die Arme eines freigeistigen Hausfreundes.

Ob der Knoten ganz und gut gelöst ist? Ich glaube nicht. Für ein theosophisches Werk manchmal zu sehr mit Alexanderhieben, für einen Roman zuweilen doch zu studienhaft, zu sophistisch, mit einem Wort: zu ermüdend. Es fehlt dem Buch etwas an Klarheit und Schärfe, an Direktion seiner Wege, so daß es einem geschehen kann, daß man hilflos dasteht: „Wie werd ich mich jetzt herauswutzeln?" Es wäre feindselig, wollte ich verschweigen, daß das Werk daneben doch auch manches Anregende und Treffliche aufweist und daß mir die Übertragung, d. h. die Sprache, sehr gelungen erscheint. Aber der Gesamteindruck: der war nur mäßig!

K. D. Z.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger. **Gesammelte Werke 2, Das Buch der Novellen,** Band 1. (Leipzig. L. Staackmann.)

Peter Rosegger. Von Dr. Ernst Decsey. Mit 28 Abbildungen und einem farbigen Umschlag. (Bielefeld und Leipzig. Velhagen u. Klasing.)

Peter Rosegger. Eine Volksschrift von Richard Plattensteiner. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit. Von Richard Schaukal. (München. Georg Müller.)

Die vier Könige. Roman von Georg Engel. (Leipzig. Grethlein u. Co.)

Im Verlage Rütten und Loening, Frankfurt a. M., erschienen: **Spiegelfechter Eros,** Zeugnisse seiner Macht und Ohnmacht. Von Fritz Rassow. — **Der Kramladen des Glücks.** Roman von Franz Hessel. — **Das Haus am Wege.** Roman von Otto Zoff. — **Axel Mertens Heimat.** Roman von Niels Hoyer. — **Mona Roß.** Roman von Thit Jensen. — **Arnold Lohrs Zigeunerfahrt.** Roman von Heinrich Ernst

Heimgarten



12. Heft. September 1913. 37. Jahrg.

Es braust ein Ruf . . .

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Weißenburg — Wörth — Saarbrücken — Vionville — Gravelotte — Beaumont . . . Mit brutaler Energie setzten sich die Tatsachen durch.

Der anfängliche Überschwang schlug in Zweifel um, der Zweifel in Unruhe, in Beklemmung, in Zerfahrenheit, man verlor den Kopf, mehr noch: den Mut, suchte Schuldige, schalt und ballte die Fäuste gegen irgend etwas, das sich nicht fassen ließ, gegen Ideen, Phantome, Vorstellungen. Eine Schlappe, ja, die hatte man für möglich gehalten, eine kleine Niederlage da oder dort; aber daß man den ganzen Krieg verlieren sollte! Einen Krieg mit den plumpen Deutschen, die noch für Sadowa Strafe verdienten!

Seit zwei Tagen schlief in Sedan niemand mehr. Anfangs suchte man sich zu trösten: „Ach, wir werden es schon gleichziehen! O lala!“ Und glaubte gern die seltsamen Siegesnachrichten, die daherflatterten — oder tat wenigstens so, als ob man ihnen glaubte. Später spien sogar die grünsten Rekruten auf die prahlerischen Depeschen, die das Blaue vom Himmel herablogen. „Tja, Bazaine, der sitzt fest im Eisen, der blinde Fuchs, dem die verdammten Preußen seine schmierigen Pfoten einklemmten. Wie konnte er nur so dumm sein, sich nach Metz hineinwerfen zu lassen! Teufel!“ Der militärische Drill versagte, die Unordnung wuchs, eine Panik ergriff alle, die Soldaten murrten,

betrachtung im Rahmen der vier Jahreszeiten von Dr. L. Lämmermayr. Mit 71 Abbildungen. (Leipzig. Theod. Thomas.)

Von der **Illustrierten Helden-Bibliothek** erschienen bisher, beziehungsweise sind in Vorbereitung: 1. Band: 1. „Friedrich der Große". Von General E. v. Liebert. 2. „Goethe". Von O. te Kloot. 3. „Bismarck". Von Generalleutnant H. v Wrochem. 4. „Richard Wagner". Von O. Gernandt. 2. Band: 5. „Zeppelin". Von R. v. Kehler. 6. „Michelangelo". Von O. te Kloot. 7. „Bunsen". Von Dr. A. Langer. 8. „H. von Wißmann". Von O. Gernandt. 3. Band: 9. „Buddha". Von Dr. H. Seyfarth. 10. „Leonardo da Vinci". Von O. te Kloot. 11. „Philipp Reis". Von Eugen Hartmann. 12. „Krupp". Von Ing. F. Wessel. (Neurode-Berlin-Leipzig. Verlagsanstalt Dr. Ed. Rose.)

Martl der Seelenhirte. Ein Lebensbild aus Erl, Tirol. Von Thomas Moser. Mit vielen Illustrationen. (Erl. Im Selbstverlag.)

Die großen Passionstage in Erl. Offizieller Führer 1912, mit Nachtrag 1913. Von Thomas Moser in Erl. (Erl. Passionstheater-Verein.)

Maiers Holzarbeiten für Knaben: Kleine Puppenmöbel aus Zigarrenkistenholz für Puppenstuben. (12 Vorlagetafeln nebst Anleitung.) (Ravensberg. Otto Maier.)

Die Gartenstadtbewegung. Von H. Kampffmeyer. (Aus „Natur und Geisterwelt".) (Leipzig. B. G. Teubner.)

Nasameru. Der gesunde uud kranke Mensch gemeinverständlich dargestellt von Dr. med. Georg Groddeck in Baden-Baden. (Leipzig. S. Hirzel.)

Fastenkuren. Das Fasten als Heilmethode, Wirkungen, Verhaltungsmaßregeln von Dr. Friedrich v. Segesser, leitender Arzt der Kuranstalt Sennrüti in Degersheim, Schweiz. (Dresden. Holze & Pahl.)

Kochbuch strenger Diät für Zuckerkranke. Von Frau Helene Kraft, „Weißer Hirsch", nach Anweisung von Sanitätsrat Dr. G. Beyer, Arzt in Lahmanns Sanatorium „Weißer Hirsch". (Dresden. Holze & Pahl.)

Hemmungen des Lebens. Von Johannes Müller. 12.—16. Tausend. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Wegweiser. Von Johannes Müller. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Vom köstlichen Gewinn. Von Ralph Waldo Trine. (Stuttgart. J. Engelhorns Nachf.)

Korsika. Ein Landschaftsbuch von Alfred Maderno. Orell Füßlis Wanderbilder Nr. 298—301. Mit 12 Vollbildern und 2 Karten. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Das moderne Jungmännerproblem und seine Lösung. Von Direktor P. Heinrich Stuhrmann. (Barmen-U. Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes.)

Grundlagen der Photographie. Von Dr. Walter Block. Mit 28 Abbildungen. (Thomas Volksbücher Nr. 88/90.) (Leipzig. Theod. Thomas Verlag.)

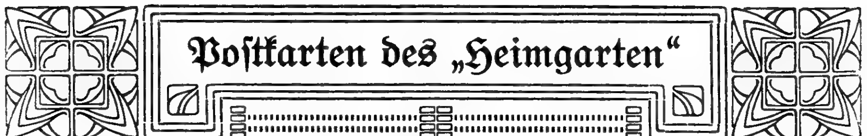
Runenhäuser. Von Ph. Stauff. (Berlin-Lichtenfelde. K. G. Th. Scheffer.)

Das Weltstreben. Das Wesen von Kraft, Stoff und Leben. Mit 15 Textskizzen und 3 Beilagen von L. Candidus. (München. Theodor Ackermann.)

Im Concordia Publishing house, Sankt Louis. Mo. erschienen: **Amerikanischer Kalender** für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1913; und **Statistisches Jahrbuch** der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Synode für das Jahr 1912.

Das Urchristentum und die Entstehung der christlichen Kirche. (Leipzig. David Ammann.)

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten"

Raummangel machte es uns leider unmöglich, alle steirischen Schriftsteller in diesem Heft zu Worte kommen zu lassen. Wir bedauern das — und trösten uns damit, daß es auf Erden eben nichts Vollkommenes gibt.
Die Schriftleitung.

Druckfehler. Auf Seite 779 der Korrekturnotiz muß es anstatt „Juniheft, Seite 707" heißen „Juniheft, Seite **703**."

(Geschlossen am 20. Juni 1913.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Möck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

verrecken möchtet!" Der Haß phantasierte: „Mac Mahon steckt drei Millionen ein und jeder schäbige General eine und eine halbe. Franken oder Mark? Ihr habt euch billig gemacht!" Das tolle Gerücht pflanzte sich fort: „Drei Millionen — vier, fünf! Die Marschälle sind's nicht wert! O, ihr Gesindel, ihr Spione!"

Stimmen schrillten: „Eine Kugel zerriß den Hintern Mac Mahons; jetzt pfeift das Luder auf dem letzten Loch und flennt." Die Zuhörer, das eigene Leid vergessend, wieherten: „Das hat der Hund davon! In den Hintern, ja, in den Hintern!"

„Bravo! Bravo! Der Lohn für den Halunken!"

„Wer ist sein Nachfolger?"

„Der Kaiser kommandiert selbst." — „Nein, General Douay!" — „Nein, Ducrot!" — „Was schwätzt ihr? Wimpffen ist's!" Man prügelte deshalb aufeinander los. „Der Kaiser!" — „Douay!" — „Ducrot!" — „Trottel! Trottel! Trottel!"

„Wimpffen, sag' ich, Wimpffen!"

Ratlos standen die Offiziere dabei: „Kanaillen, verhaut lieber die Preußen!" Aber die Raufenden ließen erst ab, als die bayerische Avantgarde in den Knäuel der Rothosen hineinpfefferte. „Da habt ihr's!"

„Nichts zu machen", stöhnten die Generale und verdrehten die Augen, nach einem Sündenbock ausschielend, und gerade die fanatischesten Bonapartisten von einst jammerten: „An allem ist der Kaiser schuld, jagt ihn und die ganze Sippe zum Teufel! Es lebe die Republik! Die Republik rettet uns!"

„Dreck, die Republik!" Den Leutnant, der den Schimpf erbost piepste, warfen sie in den Bach. „Kusch, Schwein!"

„Hoch die Republik!" — „Hoch Thiers!"

Signale schmetterten, Trompeten gellten, Trommeln wirbelten, dazu die tobende Begleitung der Kanonen. Marodierende Zuaven, zerlumpt und verderbt, rebellische Bataillone, jedes für sich, ohne Zusammenhang, führten auf eigene Faust Krieg.

Aus der Maas flatterten faserige Nebel. Ängstliche schossen blindlings in den Flor hinein, weil es hieß, daß der Feind irgendwo eine Brücke schlage, aber die Kugeln prasselten bloß in die Weidenbüsche, daß Blätter und Äste niedertaumelten. An einer Furt tauchten plötzlich die komischen Raupenhelme auf. „Dahin, nach rechts! Schmeißt die Kerle ins Wasser, daß sie versaufen! In die Maas! Zur Maas!" Doch die Bayern trieben mit dem Bajonett die Angreifer vor sich her.

„Wenn Bazaine käme, wäre noch nichts verloren", stellte General Douay trübsinnig fest und leugnete in dem Augenblicke blindlings, daß der Marschall so gut wie gefangen war. Sein Adjutant, ein brennender Patriot, dessen Vater und Großvater unter dem ersten, dem echten

meuterten, insultierten die Vorgesetzten, schleuderten ihre Waffen in Straßengräben und wüteten: „Verfluchte Bagage! Man hat es darauf angelegt, uns abzuschlachten.“ Dahin, dorthin marschierten rothosige Heerhaufen und aus den üblen Menschenmassen fluchte und heulte es: „Revanche! Revanche!“ Manch einer betete laut, andere brüllten ihn nieder: „Halt dein ungewaschenes Maul, alte Betschwester!“ In den Häusern war es unerträglich, die Kanonenschläge erschütterten die Mauern, unablässig klirrten die Fenster und zerbarsten, krepierende Granaten rissen Ziegel aus den Dächern und schmissen sie auf die Gassen. Die unerbittliche Gleichmacherei des Krieges triumphierte, Hütten, Villen, Zäune, Kapellen, Bäume, Heuschober fingen Feuer, nichts wurde geschont und zum Hohne flammte eine hölzere Statue des heiligen Florian, der vor Feuersnot schützen sollte, lichterloh wie eine pechgetränkte Wergfackel.

Tum—tum—tum, donnerten die Kanonen gleichmäßig und die Luft pfiff und zischte; dann verhaspelte sich der Rhythmus und das Tum-tum ging in ein einziges, sinnloses, wüstes Lärmen über, oder — des Nachts — fielen die Schüsse, bald schneller, bald langsamer, mit wechselnden Zwischenräumen und die Pausen irritierten fast noch mehr als das stete Gerolle bei Tag. In das heulende Gepolter der schweren Geschosse und der brummigen Mörser knallten die Chassepots, knatterten die Mitrailleusen, diese elenden Kugelspritzen, die Kriegsorgeln, Kinderspielzeug, Spatzentöter, die so enttäuschten — Kaffeemühlen, aber kein Schießzeug! Die Trommeln schienen das Schnellfeuer verstärken, nachahmen zu wollen.

„Hört doch endlich mit dem Gebelfer auf!“

Die Klappe der großen Mausefalle schnappte zu, die grande Armée stak in Sedan und das Eisen klatschte in ihren zuckenden Leib. Elend, Elend! Zu wenig Patronen, nichts zu essen, das Trinkwasser von Aas vergiftet, hunderttausend Menschen auf einen Fleck zusammengepfercht, so daß die Luft zum Atmen fehlte. „Wir verhungern! Wir ersticken!“ Vielfresser nagten ihr eingefettetes Lederzeug an und die Gierigsten kauten Stiefelsohlen: „Pfui Teufel, wie das schmeckt, nach ranzigem Fett und Staub.“ Mit Bauchgrimmen und erbrechend wanden sie sich am Boden. „Ist das ein Krieg? Das ist eine Heimsuchung, eine Seuche, eine Pestilenz! Wir werden alle den Aussatz kriegen und verrecken!“

Über die zertrampelten, herbstflauen Felder wälzten sich Herden johlender Soldaten und bedrohten die Offiziere: „Ihr habt uns verraten, an die Preußen verschachert — habsüchtige Schweinebande!“ — „Wie viel zahlen sie euch für den Kopf?“ fragte ein Maulheld und der Chor wiederholte: „Wie viel? Wie viel denn?“ — „Daß ihr

schnitzelten im Fleisch und bandagierten zerschmetterte Glieder. Aus jedem Winkel schrie der gequälte Schmerz. Zehn Leidenden konnte geholfen werden, neunzig bluteten ohne Beistand aus, Typhuskranke gröhlten in Fieberdelirien und immer noch, immerzu wuchs die Zahl der Hilfsbedürftigen, während sich die Zahl der Rettenden verminderte, weil die Ärzte todmüde einfach einschliefen, wo sie sich hinsetzten, um eine Sekunde auszuschnaufen. Man hatte nur zwei Hände und zehn Finger zum Zugreifen und brauchte tausend Arme, um allen zu helfen ... Ein sterbenswunder Hauptmann bettelte: „Schießen Sie mich schnell tot, Herr Doktor, g a n z tot, ich ertrag's nicht ...“ Die Lazarette zum Überquellen angepfropft, die Sanität mit ihrer Kraft fertig, das Rote Kreuz über ein unermeßliches Schlachtfeld verstreut und das Verbandzeug knapp, dazu die Armee regellos und fluchtbereit, nur daß sie keinen Ausweg zur Flucht fand, so schlich die Zeit hin, eine Zeit voll Verzweiflung, Elend und Hoffnungslosigkeit. Und andererseits ein Aufbäumen geblähten Stolzes und blöder Ruhmsucht, die keine Kapitulation duldeten. Etliche, Halbirre, glaubten an ein Wunder, an eine Springflut, ein Erdbeben, daß diese furchtbaren, grausamen Deutschen ersöffen, erstickten, vom Erdboden vertilgt würden ...

Einmal schon schienen die Leiden ein Ende zu nehmen — von der Zitadelle wehte die weiße Fahne, das Zeichen, daß die Eingeschlossenen bereit seien, die Waffen zu strecken, sich zu ergeben, aber diese weiße, lebenspendende Fahne, ein frischgeplättetes Tischtuch, der letzte Wille einer zerfressenen Kaisermacht, das nicht mehr verschämte Einbekenntnis eines unabwendbaren Debacles, das für Momente die deutschen Geschütze zum Schweigen brachte, hatte ein junger Bursche vom Mast herabgerissen und zerfetzt: „Nie! Nie! Lieber sterben wie Hunde!“ So wenig wog das Kommandowort des siechen Schattenkaisers und das Schlachten ging weiter.

Lauter und tödlicher arbeiteten die Kanonen und schleuderten ihr stählernes Unheil auf Sedan.

Napoleon wohnte in der Unterpräfektur; da saß er an einem großen, sonderbar gefladerten Tisch und grübelte. Wenn er allein war und sich seiner Schwäche nicht zu schämen brauchte, stopfte er die Finger in die Ohren, um das Lärmen der Schlacht nicht zu hören. Aber pochte jemand, brachte jemand eine Depesche, dann kroch er in sich zusammen, täuschte eine Beschäftigung vor, schrieb heftig an einem Brief oder zeichnete eine Skizze, die einem strategischen Plan glich. Alt und geschminkt und verbraucht, von einem stechenden Bohren im kranken Leib, noch mehr von Gedanken und Vorstellungen gemartert, kaute er an seinem aufgefärbten Schnurrbart und rieb die rote Schminke in die blassen Wangen, um vor den Soldaten jung und gesund und

Imperator gedient hatten, faselte: „General, sammeln Sie alle Truppen in und um Sedan, der Kaiser muß sich an die Spitze stellen, wir rennen die Preußen einfach über den Haufen und in zwei Tagen stehen wir am Rhein. Voilà." Douay beachtete das Geschwätz nicht.

Eine liederliche Person aus Nancy, die früher im Biwak gute Geschäfte machte und sich immer auf das herrliche Gemetzel freute, wurde vor Entsetzen, als die Seifenblase platzte, wahnsinnig, riß die Kleider vom Leib und sprang nackt und hysterisch schluchzend durch die Stadt: „Sieg! Sieg! Wir haben gesiegt! Nach Berlin! Vorwärts, nach Berlin!" — „Stopft der Person den Mund!" — Überspannte lachten albern: „Ja, nach Berlin, du Kröte! Geh du voran und zeig uns den Weg. Vielleicht kaperst du dort einen Gardeleutnant, dem du was anhängst, aber zieh erst schöne Kleider an."

Und mit jeder Stunde verengten die Deutschen den Kreis um Sedan, kleinen, lustigen Mückenschwärmen gleich summten sie auf den Höhen, schwirrten, formierten sich, marschierten in Eiltempi, versperrten mit ihren Körpern Täler und arbeiteten tätig wie Bienen, die ihren Bau vollenden, wie Ingenieure, die dafür sorgen, daß aus einem morastigen Tümpel nicht das kleinste Bächlein abriesle. In St. Menges, Seigneux, Givonne, Daigny, Bazeilles, Donchery und Marancourt zeigten sich schon Pickelhauben, Helme, feindliche Mützen, ringsum im Kreis, König Wilhelm hielt auf der Höhe von Fresnois und verdächtig nahe brummten die Kanonen, Schrapnells sausten, Granaten pfauchten und platzten und zermalmten Menschen und Pferde, ein rundes, qualmendes Ding krepierte mitten in der neuen Tuchfabrik, die zu einem Riesenlazarett umgestaltet war, und „Himmelherrgott!" fluchte ein dickleibiger Generalarzt, „nicht einmal vor dem Roten Kreuz haben die verdammten Sauerkrautfresser Respekt!"

Menschenleichen und Pferdekadaver bildeten verstümmelte, ekelhafte Fleischhaufen, halb zugedeckt von Staub und Schutt demolierter Häuser, schreckhafte Zeugnisse des erbittertsten, schonungslosesten Kampfes. Aus dem Straßenschmutz ragte windschief ein napoleonischer Adler, eine vereinsamte Standarte, deren Glitzergold Regen und Rauch und Pulverdampf trübten. Grotesk türmten sich umgestürzte Sanitätswagen, vernagelte Kanonen, Kaleschen und heilgebliebene Batterien ohne Vorspann, Fahnen, die schon hundertmal im Sieg flatterten, Tornister, Gewehre, Patrontaschen, Munitionskasten, eine Feldküche mit halbgar gekochten Speisen für den Generalstab, von den Köchen im Stich gelassen, Zelttücher und durchlochte Käppis, die weiß Gott welcher lächerliche Zufall in leere Suppenschüsseln und Bottiche geworfen hatte. Ambulanzen streiften durch das Gelände, schoben die Toten gleichgültig beiseite und lasen Blessierte auf, Ärzte schnitten, nähten, sägten Knochen, verbanden,

„Den des Kaisers", erwiderte Reille und daraufhin brach Moltke das Gespräch steif ab:

„Gut, wenn Frankreich seine Waffen in der Hand behält, müssen wir zur eigenen Sicherheit die strengsten Bedingungen stellen."

König Wilhelm beantwortete den Brief mit maßvoller Höflichkeit: „Mein Herr Bruder! Indem ich die Umstände, unter denen wir einander begegnen, bedauere, nehme ich den Degen Eurer Majestät an und bitte Sie, einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche sich so brav unter Ihrem Befehl geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General v. Moltke dazu bestimmt. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder Wilhelm. Vor Sedan, am 1. September 1870."

„Kapitulation!" Wimpffen zerknüllte sein Taschentuch, biß dann wütend mit den Zähnen ein Eck heraus. „Eine Armee, die sich so tapfer wehrte, hat Anspruch auf einen ehrenvollen Abzug!" Die Generale redeten durcheinander: „Was schert uns der Waffenstillstand, wir greifen nachts an und durchbrechen die deutschen Linien!" — „Wir treten auf belgisches Gebiet über und ziehen in einem Bogen nach Frankreich zurück." — „Sich ergeben, da Bazaine noch Metz heldenhaft verteidigt!"

Der Kaiser schüttelte den Kopf: „Kaltes Blut, meine Herren! Der König schreibt, daß er mit mir zusammentreffen will; beruhigen Sie sich. Ich verspreche Ihnen, daß wir keinen Fußbreit Landes abtreten werden. Die französische Erde ist heilig und unantastbar, und Frankreich ist reich genug, die Rechnung einiger unglücklicher Gefechte mit Geld zu begleichen!"

Eine seltsame Nacht, die Kanonen verstummten und eine schwüle Stille umfing die Stadt. Endlich konnte man wieder schlafen. Über die leisen, unbestimmten Gerüchte von einem Waffenstillstand ballten sich hunderttausend Fäuste, Säbel rasselten, Gewehrkolben stampften den Boden. Voll fanatischer Wut schrie man: „Wir übergeben uns nicht freiwillig — sie sollen sich unsere Büchsen nur selbst holen!" Die Haudegen von der Krim, von Solferino und Mexiko warfen sich auf der offenen Straße nieder und weinten; Grünschnäbel revoltierten: „Wo steckt Badinguet? Schlagt ihn tot; schneidet dem feigen Badinguet, der sich verkriecht, die Kehle durch!" Die Offiziere wollten nicht hören, daß man den Kaiser mit seinem Spitznamen höhnte und blickten weg. Niemand konnte es auch wissen, vielleicht hatte Paris ihn schon abgesetzt, die Regentin und ihre Prinzen hinauskomplimentiert . . . Die Bande verdiente es wohl nicht besser. Und was der gemeine Soldat hinausgrollte: „Hoch die Republik!" das wisperten die Offiziere leise: „Die Republik, ja, die Republik . . ." Gegen Mitternacht senkte sich eine

tatenfroh zu erscheinen. Sein mächtiger Charakterkopf mit der Physiognomie eines skrupellosen Verschwörers war zu schwer für den abgemagerten Hals und den niedergebeugten Rumpf.

Im kaiserlichen Vorzimmer räsonierten laut und schon ohne Respekt vor der Majestät zwei Offiziere der Garde. Der eine: „Eine Schande ist's. Mac Mahon, der Schuft, hat uns hineingelegt, und erst Ducrot — der Ignorant, der Feigling! Und wer schlägt uns? Ein glattrasierter Schulmeister, der sich die Schlachten zuerst auf einem Schachbrett vorspielt, der sie bei Lampenlicht auf dem Papier ausrechnet wie der Professor eines Mädchenlyzeums die Gleichungen." Der andere: „Moltke! Er ist überhaupt kein Soldat, sondern ein fuchsiger Bücherwurm, der uns mit Zahlen und Figuren und Linien, nach denen seine Reihen marschieren müssen, zum Narren hält. Ein fauler Zauber — und wir haben das Bad auszugießen!"

Der Eintritt des Kaisers unterbrach den üblen Disput. „General Wimpffen soll sofort, s o f o r t kommen." Der General kam, ergeben, gehorsam; ein Getreuer. Er erstattete gründlich Bericht und gestand, seine Tränen schluckend, daß alles verloren war. „Alles, alles . . ." Napoleon zog an den gedrehten Schnurrbartspitzen. „Ich werde überlegen, Herr General."

Wieder allein, da die tosenden Ausklänge der ersterbenden Schlacht neuerlich die Mauern erschütterten, daß die Fenster klangen, verzog der Kaiser das Gesicht zu einer Grimasse, die vielleicht Verzweiflung, vielleicht Maske war, und schrieb an König Wilhelm: „Mein Herr Bruder! Nachdem es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder Napoleon. — Sedan, am 1. September 1870."

Generaladjutant Reille zitterte, als er den Brief und den kaiserlichen Degen in Empfang nahm, um sie zu überbringen.

Bestürzt kehrte er zurück. Herr v. Bismarck hatte nur gelächelt, als der Generaladjutant an seine Großmut appellierte und von der Dankbarkeit des französischen Volkes sprach. „Mein Herr", hatte der Bundeskanzler gesagt, „man darf schon im allgemeinen nur selten auf Dankbarkeit rechnen — niemals auf die Dankbarkeit eines Volkes. Man kann an die Erkenntlichkeit eines Souveräns glauben, allenfalls noch an die seiner Familie; man kann sogar unter gewissen Voraussetzungen sein volles Vertrauen dareinsetzen — aber, ich wiederhole es, man darf nichts von der Dankbarkeit einer Nation erwarten." Napoleons Degen wog er gleichgültig:

„Wessen Degen haben Sie da übergeben, den Frankreichs oder den Ihres Kaisers?"

ewige Dröhnen war entsetzlich gewesen. Von der Straße tönte die Marseillaise; dann überkreischte sie ein wildes Geschrei, als ob sich Streitende balgten. Dazwischen ein grelles Weibergirren. Der Kaiser lächelte ein wenig verächtlich und ein wenig befriedigt. Wie genau kannte doch der große Imperator die kleinen Menschen; als er gefühllos über die Toten eines Schlachttages hinwegblickte, meinte er: „Eine einzige Pariser Nacht ersetzt die Verluste." Freilich muß man zwanzig Jahre bis zum Ausreifen warten. Die in Sedan hatten es eilig mit dem Nachwuchs!

Die Gedanken Napoleons beschäftigten sich wieder mit dem Morgen, von dem alles abhing. Mit wohlgesetzten, bescheidenen und zugleich würdigen Worten wollte er den guten, blauäugigen König gewinnen: „Majestät, wozu weiteres Blutvergießen? Trotz unserer Tapferkeit unterlagen wir und ich grüße den glücklicheren Sieger. Die Würfel des Krieges fallen unberechenbar. — Mißverständnisse trennten uns, ein Einverständnis macht uns beide unüberwindlich. Ergreifen Sie meine dargebotene Hand. Schließen wir Frieden. Ich biete Ihnen als Ersatz Luxemburg. Wer spricht von Elsaß? Elsaß nie! Keine einzige Scholle meines teuren Vaterlandes. Eher Kampf bis aufs Messer. Frankreich verfügt noch über ungeahnte Machtmittel. Reizen Sie es nicht, Majestät, es wäre Ihr und Ihres Heeres sicheres Verderben. Mein Volk kann nie zugeben, daß man ihm ein Stück seiner Heimat raubt, die es glühend liebt. Ich spreche stolz, obwohl ich besiegt vor Ihnen stehe, aber ich weiß, daß Sie ein Mann sind, der Offenheit und Freimut achtet." Der greise, friedsame König würde ein paar Augenblicke zögern und dann einschlagen. Der König — aber, der böse Dämon Europas? Herr v. Bismarck.

Noch hatte man nicht kapituliert, noch ruhten die Waffen nur probeweise. Napoleon erwog Möglichkeiten und von allen blieb eine einzige übrig: den großmütigen Feind zu rühren.

Der späte Herbstmorgen graute fahl und fröstelnd.

Um fünf Uhr hielt eine behäbige Mietskutsche an der Unterpräfektur; von einem Dutzend mißmutiger Kürassiere eskortiert und frierend, trotz des dicken Mantels mit dem aufgestülpten Kragen, stieg der Kaiser ein, zog einen zottigen Bärenpelz über die Knie, drückte die Kappe tief in die Stirn und senkte den Kopf. Es brauchte nicht jedermann den einsamen Menschen in der schäbigen Kutsche zu erkennen. Der Wagen holperte über das klotzige Straßenpflaster, während das verlorene Heer im müden Sedan schläfrig gähnte und sich räkelte. Die Armee kampierte unter freiem Himmel und die Soldaten schlugen die Arme übereinander, daß es klatschte. Das machte warm. Die vom Roten Kreuz schafften immer noch Verwundete in die Lazarette; aus

trostlose Resignation herab: „Was kann denn die Republik Gescheites tun? Frieden schließen . . ." Was blieb übrig, als sich zu schicken . . . Ringsum auf den Hügeln flimmerten Lichter, die Wachtfeuer der Preußen, der Bayern, der Sachsen, der Württemberger und der Wind trug die Lieder ins Tal.

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . ."

„Die haben gut singen!" grollte Ducrot. „Aber Frankreich wird aufstehen und euch wegfegen — verlaßt euch darauf. Die Nüsse, die ihr knackt, sind steinhart."

Wie in schweren Fieberschauern keuchte das schlafende Heer, das seinen Untergang leugnete.

Vor der Unterpräfektur patrouillierten Posten, nicht mehr Ehrenposten, sondern eine Sicherheitswache, den Kaiser zu schützen. Zehn Schritte hin, zehn Schritte her, die Gewehre geschultert, entschlossen, die gestrauchelte Majestät gegen den Haß zu schirmen.

Napoleon kauerte in seinem Lehnsessel und grübelte. Die Partie hatte er verloren. Aber an mancherlei Wechselfälle gewöhnt, gab er sich noch nicht auf. Er hoffte auf den gutmütigen, blauäugigen König, der sich gern rühren ließ. Wenn er mit ihm verhandeln konnte — ohne Herrn v Bismarck, ohne den bleiernen Junker, der plump und brutal heraussagte: „So—so—so" und nie nachgab . . . Mit dem alten König unter vier Augen wollte er Frieden machen — er hatte ihm manches zu bieten: Luxemburg, oder ein Stück Belgien, oder ein paar Schweizer Kantone. Dazu eine Entschädigung von fünfhundert Millionen, von einer Milliarde. Damit sollten die Deutschen zufrieden sein und Frankreich und die Dynastie schonen. Die Pariser würden wohl lärmen, daß aus dem hübschen Spaziergang nach Berlin nichts wurde; sie mochten immerhin demonstrieren — das war nichts Neues und war nicht sonderlich gefährlich. Man würde sie schon besänftigen — und an den Deutschen würde man Revanche nehmen. Bald, nächstens in zwei, in drei Jahren, denn gar lange hielt der Bund zwischen Süd und Nord doch nicht. Sonderlich, wenn man ein bißchen schürte; in München und in Dresden und in Stuttgart; auch in Wien. Waren die Preußen gedemütigt, so hatte Frankreich die Rheingrenze . . .

Napoleon preßte die Hand auf seinen kranken Unterleib, der ihn schmerzte. Die Schmerzen rissen ihn aus den Träumen; er mißtraute plötzlich dem falschen, wurmstichigen Optimismus.

Nur vorsichtig sein, behutsam Schritt vor Schritt setzen. Der König konnte mit Luxemburg wohl zufrieden sein. Aber Herr von Bismarck?

Tap-tap-tap hallten die Schritte des wachsamen Doppelpostens vor der Unterpräfektur. Gott sei Dank, daß die Kanonen schliefen; das

den Wagen an und musterten argwöhnisch den Passierschein, den ihnen ein Kürassierrittmeister vorwies. „Passiert!“ entschied endlich ein langbärtiger Hauptmann und salutierte. Stumm und ernst schauten die Pommern auf den Kaiser, der das Gesicht abwendete.

Die Straße nahm kein Ende. Napoleon dachte nur einen Gedanken: Gelang es ihm, seinen königlichen Gegner vor Abschluß der Kapitulation zu sprechen, dann konnte er sich und seine Ehre retten. Vielleicht ... Aber Bismarck mußte er ausweichen, Bismarck ... Wehmütig, fast mit Liebe sehnte er sich nach den milden Zügen König Wilhelms und dabei funkelten seine tiefliegenden, dunklen Augen. Seine Verschlagenheit berechnete die Chancen, diplomatisch zurückzugewinnen, was er militärisch einbüßte. Am grünen Tisch traute er sich viel, sehr viel zu.

Ein Schwarm Krähen flatterte krächzend mit unbeholfenen Flügelschlägen, eine Schar Schwalben, die sich zum Zug übers Meer rüstete, kreiste zwitschernd. Die Landschaft wurde lebendig. Zur Rechten und zur Linken der Straße kampierten deutsche Truppen, präsentierten das Gewehr und Napoleon dankte nickend. Die Sonne blinzelte durch den Frühnebel und zeichnete den Pappelbäumen lange Schatten.

Von Donchery her näherten sich Reiter, die Pferdehufe blinkten am Kies und der Kaiser lugte scharf aus, schob dazu den Kneifer auf die Nase. Jetzt entschied sich's, wer ihn empfing. An der Spitze trabte ein breitschultriger Hüne, den Helm im Nacken. Sein Gaul strauchelte, er riß ihn auf. Und wie ihn Napoleon genau ausnahm, ihn erkannte — den mächtigen Schädel mit den widerhaarigen Brauen und dem herben Mund — da zweifelte er nicht mehr. Er hatte das blutige Spiel verloren mit allen Einsätzen. Bei dem Hünen fand er keine Gnade, kein Mitleid, keine Milde. Und sein Kopf sank zur Brust herab.

Hart am Wagenschlag parierte der gewaltige Reiter sein Pferd und eine Handbewegung befahl dem Kutscher Halt. Dann erst grüßte Bismarck den entthronten Kaiser der Franzosen.

Zwei merkwürdige Geschichten aus Abelsberg.

Von **Peter Rosegger.**

Der Schulmeister von Abelsberg.

War ein revolutionärer Geist, jener Schulmeister. Wie die Welt — damals noch die alte — war, so gefiel sie ihm nicht, und wie sie ihm gefallen mochte, so war sie nicht. Und das tat in seinem Herzen bitterlich graben. Gegen die Schulkinder hatte er nichts, die waren ihm nur der etwas

den verhängten Bahren und den hell lackierten Sanitätswagen ächzte es. Hinter Büschen plünderte zerlumptes Gesindel die Leichen der Gefallenen und zerstob, als die Kürassiere die Säbel schwangen.

Napoleon schloß die Augen vor dem Grauenhaften, vor den gräßlichen Verstümmelungen, vor der gemeinen Häßlichkeit der Tatsachen, die der Tag enthüllte. Und er knotete seine Finger ineinander wie ein Geiziger, der seine Schätze umkrampft. Er dachte: Festhalten — ich halte Luxemburg und Belgien und die Schweiz und tausche mir dafür meine verspielte Krone ein . . .

Der spröde Septembermorgen lastete schwer auf dem trüben Land. Altweibersommer spann seine Fäden von Ast zu Ast, Nebel hüllten die Wiesen wie mit Bahrtüchern ein und Herbstzeitlosen träufelten saftige lila Flecke ins Grüne. Ein kalter Luftzug schüttelte die riesenhaften überschlanken Pappeln, daß sie raschelten, und gelbwelke Blätter gaukelten nieder.

Langsam fuhr die Kalesche dahin, die schnurgerade Straße schien ins Unendliche zu führen. Überall Spuren des Kampfes und der Verheerung. Einzeln und zu verworrenen Massen geballt lagen die Toten der großen Armee, die Opfer eines Zäsarenwahnsinns und eines Pöbelrausches zugleich. Opfer der Ruhmsucht eines Einzigen und eines ganzen Volkes. Die Leichen klagten an: die lehmigen Gesichter entstellt, die Finger im letzten Schmerz in den Rasen gewühlt, die Beine eingezogen, daneben Pferde, zuckende, verendete, die ihre Hufe gegen den trüben Himmel erhoben und so erstarben. Selbst die Erde verwüstet; Granaten rissen den Boden auf, daß Sand und Schotter weithin spritzten. Dann die Zone des zähen Nahkampfes, an den Außenforts, in den Schützengräben, vor den Verhauen. Ein Streifen mit den Körpern gefallener deutscher und französischer Soldaten besät; schaurigstille Gruppen gesättigten Hasses; Bajonette ineinandergebohrt und zerbrochene Gliedmaßen.

Der Wagen rollte Donchery zu, erreichte die vorgeschobenen preußischen Linien, mit Pickelhauben gespickt und Massengräbern, in denen man über Nacht die Toten eilig bestattete und die man lose zuschüttete. Soweit der Blick reichte, dieselbe grausame Entstellung des Krieges, der das Leben umkehrte. In der Ferne das Leichenfeld, auf dem die Attacken der Husaren, der Chasseurs, der afrikanischen Reiter und der Kürassiere den äußersten vergeblichen Versuch machten, die Umzingelung zu zerreißen.

Dem Kaiser graute — Luxemburg, das er darbringen wollte, wog im Angesicht des weiten, weiten Schlachtfeldes erschreckend leicht; dennoch klammerten sich seine Hoffnungen daran.

Pommersche Musketiere saßen rauchend auf der Bank vor einem schmucken, weißgetünchten Häuschen, sprangen von ihren Sitzen, hielten

diener und der befrackte Amtmann traten herein, und letzterer bedeutete dem Schulmeister, daß heute das Geburtsfest des hochgeborenen wohledlen und gestrengen Gutsherrn wäre.

„Ist vielleicht gar das Musizieren verpönt?“ fragte der Schulmeister bissig.

„Keineswegs“, antwortete der Amtmann, „doch zeigen wir Euch an, daß Ihr laut hohen Auftrags hiermit verhaftet seid!“

„Wer? Ich? Ich, der Schullehrer, verhaftet?! Mein Herr!“

Es gab eine Szene. Während sich im Städtchen alles auf das Fest rüstete, wurde der Schulmeister in den Gemeindearrest von Abelsberg getan. Dort saß er eine Woche lang, saß in der Fastnacht, saß am Aschermittwoch.

Und als die Schule wieder beginnen sollte, wußte sich der Amtmann nicht zu helfen; er schrieb an den Gutsherrn in die Residenz:

„Wohledler, gestrenger und gnädigster Herr! Unterzeichnete Behörde untersteht sich untertänigst anzufragen, was mit dem Schulmeister, an welchem der gnädigste Befehl vollzogen worden, weiters zu geschehen habe. In devotester Ehrerbietung das Amt Abelsberg.“

Der Gutsherr schrieb nach einiger Zeit zurück:

„Was für ein Schulmeister und was für ein Befehl? Ich weiß nichts. Unterzeichnet L. L. von S.“

Darauf schrieb das Amt in Abelsberg:

„Hochgeborner, gnädigster Herr! In Anbetracht des Auftrages, welchen Hochdieselben zu dero feierlichem Geburtsfeste zu geben geruhten, und welcher dahin lautete, den Schulmeister einzuschließen, rapportierte ein Gefertigtes dienstschuldigst, daß besagter Auftrag respektiert und ausgeführt worden ist und Delinquent sich bis dato in Gewahrsam befindet. In ehrfurchtsvollster Erniedrigung

Amt Abelsberg.“

Hierauf ein umgehendes Schreiben vom Gutsherrn:

„Amtmann, Ihr seid ein Esel. Laßt Euch Schreiben Nr. I erklären. L. L. von S.“

Des war der Amtmann etwas indigniert. Er besprach sich mit seinem Schreiber und beide kamen endlich darin überein, daß das Geschätzte Nr. I vom gestrengen Herrn in Sachen des Geburtsfestes mißverstanden worden sei. Dasselbe lautete wörtlich:

„Komme diesmal nicht nach Abelsberg, wünsche aber, daß das Fest wie gewöhnlich und mit Einschluß des Schulmeisters gefeiert werde. L. L. von S.“

unfruchtbare Acker, aus dem sein hartes Brot erwuchs. Im Schweiße seines Angesichtes bearbeitete er die spröden Furchen der Schulbankreihen mit dem Spaten seines Linealscheites und jätete Unkraut und säete Weizen — zumeist taube Körner, die keine Keimkraft hatten. In Gottes Namen!

Aber die Eltern von den Kindern. Da stak's! Schickten sie dem Schulmeister Brot, so wollte er Würste, und gaben sie Würste, so verlangte er Schinken. Und bekam er Schinken, so sagte er, es wäre eine Schande, daß man ihm nicht auch den Pfeffer dazu reichte. Oftmals kriegte er aber gerade den Pfeffer allein, wenn ihm einer oder der andere derb die Meinung sagte.

Der Herr Pfarrer war ihm auch nicht recht. Beim Altar war er ihm zu still, da konnte der Schulmeister nicht respondieren. Bei der Predigt war er ihm zu laut, denn der alte Heer predigte häufig von den Tugenden Sanftmut und Genügsamkeit, und wenn er Beispiele dieser Tugenden anführte, so deutete er nie gegen das Chor, wo der Schulmeister stand. Auf den Amtmann hatte er eine besondere Galle. Der gewann beim Kartenspielen dem Schulmeister das Geld ab und hielt sich für seine Kinder einen Hauslehrer. Wer wird den Hauslehrer nur zahlen? Der Amtmann nicht, die Gemeinde wird ihn bezahlen. Das ist eine Schmarotzerei, so ein Amtmann! Freilich paßt keiner besser für das Abelsberg-Schildburg als dieser Herr, der wider Willen schon allerlei Abelsberger Stückeln geliefert hat. Gescheite Amtmänner gibt's anderwärtig eben auch, der hiesige ist ein abgedankter Feldwebel. Schon gut.

Den finstersten Ingrimm aber hegte der Schulmeister gegen den Gutsherrn, der im Winter zwar in der Residenz lebte, im Sommer aber auf Hoch-Abelsberg wohnte und sich zu allerlei Gelegenheiten mit Volksaufzug und Blumensträußen und Kranzmädchen feiern ließ als wie ein Herrgott. Was hat der hohe Herr im alten Schloß den Pfarrer und den Amtmann zu Tische zu laden zu seinen Jagden, Scheibenschießen und anderen Festlichkeiten zu ziehen, wenn der Schulmeister daheimbleiben muß! Soll der Lehrer des Volkes denn ewig am Hungertuche nagen? Will man den Unterricht unterdrücken, damit sich die Dummheit und die Gewalt um so breiter machen kann? Wohlan! Es kommt eine andere Zeit! Die Großen wird man von ihrer Höhe stürzen . . .! — Darum sagte ich: ein revolutionärer Geist. Und so kam es, daß der Schulmeister etwas mißliebig war bei den Leuten.

Und eines Tages im Winterfasching, als der Schulmeister eben die Geige von der Wand nahm, um damit im Wirtshause bei einer Freimusik aufzuspielen und sich so ein paar Groschen für die Fasten zusammenzufiedeln — ging die Türe auf. Der besäbelte Gemeinde-

Der Mann wurde mit einem „nichtendenwollenden“ Applaus unterbrochen; nach einer längeren Weile erst konnte er fortfahren: „Und wenn, meine Herren, der Turm zur Ehre Gottes erbaut werden soll, so kann und darf das doch wohl nicht durch profane Mittel geschehen. Meine Herren! Jeder von uns kann auf die Brust schlagen und sagen: Mein Geld ist sündig! (Bravo!) Ich bediene mich nicht des schärfsten Ausdrucks, wenn ich sage, es wäre Gotteslästerung, aus solchem Stoffe dem Herrn einen Turm zu bauen. (Sehr gut!) Mein Vorschlag ist daher folgender: Die Mittel zum Turmbaue mögen nur durch schlichte, ungebuchte Beiträge frommer Seelen, durch Almosen beschafft werden. Ich stelle den Antrag, daß in der Kirche an jener Seite, wo der zweite Turm sich erheben soll, ein Opferstock aufgestellt werde, in welchen der wohlhabende Mann frommen Sinnes seine Silberlinge, sowie die arme Witwe ihren Pfennig legen mag. Die Verwaltung der Opferkasse darf unbedenklich unserem ehrenwerten Küster Thomas Reckenschlauch übertragen werden.“

Über solche Rede hätten sie den Antragsteller am liebsten alsogleich zum Burgermeister gemacht. Leider war das dritte Jahr des alten noch nicht um.

Der Opferstock für Spenden zum Bau des zweiten Turmes wurde in der Kirche aufgerichtet; der ehrenwerte Küster Thomas Reckenschlauch wurde zum Kassenwart gemacht — und so war der Same gelegt zum Turme, der sich dereinst neben dem alten erheben sollte, oben mit einem Kröpfchen, an welchem die Schwalben allerlei Narreteien und Liebschaften treiben, mit ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Essen läuten, mit einer Uhr, die kurzen Tag und lange Nacht macht.

Das Ding keimte. Die arme Witwe kam mit ihrem Pfennig und der reiche Mann kam — auch mit seinem Pfennig. Silberlinge sind zu profan für einen Kirchturm.

Der Küster waltete treu seines Amtes und war — nebstbei gesagt — nicht der Mann, der den Abelsberger in sich verleugnete. Die Kirche hielt er die längste Zeit des kurzen Tages sorgsam geschlossen — stand ja doch der „goldene Hirsch“ offen zu jeglicher Stunde. Jener goldene Hirsch, den der wackere Küster einmal in einer sinnigen Rede verherrlicht hatte: „Der Hirsch gemahnt an uns selbst, die wir uns sehnen nach dem Kruge wie der Hirsch nach der Quelle. Das Goldene an dem Hirschen versinnlicht uns, daß der Wirt zum ‚goldenen Hirschen‘ eitel Gold begehrt von seinen Hirschen, denen, während sie im Hirschen sitzen, daheim von den Weibern bisweilen die Geweihe aufgesetzt werden. Darum lebe der Hirsch! Er lebe hoch!“

Der Schreiber vermutete, daß der gnädige Herr etwa könne gemeint haben, mit ins Fest und zum Festessen solle man den Schulmeister, der ja sonst seiner Widerhaarigkeit wegen oftmals umgangen wurde, einschließen, und nicht in den Gemeindekotter.

„Ja!" machte der Amtmann, die Achsel zuckend, „mit mir muß man ohne Umschweife reden, ich kenne keine Zweideutigkeiten."

Noch an demselben Tage wurde der Schulmeister auf freien Fuß gesetzt, jedoch mit dem strengen Bedeuten, in Zukunft sich besser zu betragen!

Der Schulmeister war überzeugt, daß ihn seine aufrührerische Gesinnung in das Gefängnis gebracht habe und befließ sich, fürder sanftmütiger zu sein.

Der Turmbau zu Abelsberg.

Die Neudorfer hatten an ihrer Pfarrkirche zwei Türme, so wollten die Abelsberger an der ihren auch zwei Türme haben.

Der eine, der schon stand, war recht sauber und schlank und hatte oben ein Kröpflein, an welchem die Schwalben allerlei Narreteien und Liebschaften trieben, und hatte ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Essen läuteten, und hatte eine Uhr, die den Schlaraffen von Abelsberg zu Lieb' kurzen Tag und lange Nacht machte. Die Nacht aber ist den Abelsbergern der eigentliche Tag, da sind sie munter, da sind sie beim Zeug. Ihr „Zeug", das ist der Schoppen und das Kartenspiel und wieder der Schoppen, und um sechs Uhr abends ist zu solchem Tagwerk der Morgen, und um neun Uhr ist Mittag, und um zwölf Uhr ist Abend und jeder geht gleich am Abend nicht heim, mancher bleibt noch gern ein wenig „in die Nacht hinein".

So schöne Zeitrechnung macht der Turm mit seinen Glocken und mit seiner Uhr. Darum gibt es Leute zu Abelsberg, die sagen: „Wenn's bei einem Turme schon so schön ist, wie müßt's erst sein, wenn wir zwei Türme hätten!"

Andere freilich meinen, das wäre dummes Geschwätz, ein zweiter Turm wäre schon recht, aber nur zur Ehre Gottes.

Im Rate aber saß ein Lästerer, der sagte: „Ich stimme nicht für zwei Türme, jeder Ochs hat zwei Hörner."

Der mußte auf der Stelle abdanken.

Alle anderen wollten einen zweiten Turm; so stand einer auf und sprach das Wort: „Geld zusammenschießen!"

Der Mann mußte abdanken.

Endlich hielt ein Dritter eine Rede und sprach: „Wenn, meine Herren, jeder Ochse zwei Hörner hat, so wird mein erster Herr Vorredner auch zwei Hörner haben —"

Der Liebespavillon.

Novelle von **Fritz Müller, Zürich.**

Just als die Wanderlust im Ferienland am größten war, da kam der Umschlag. Das heißt, nicht die Wanderlust schlug um, sondern der Fuß. Ein kleines Trittlein machte ich nach rückwärts von der Stufe eines Brunnens — ritsch, war der Fuß verknackst. Die Stufe war ein Zehntel Meter hoch, und an die Tausende von Metern war ich schon an diesem Tage auf- und abgestiegen im Gebirge mit Bergstock, mit Juhu und Sprüngen, ohne mir ein Knöchlein zu verstauchen. Aber so ist es schon: an den kleinen Fährlichkeiten geht der Mensch zugrunde. Mir freilich ging es nicht ans Leben damals, aber an den frohen Wanderschritt.

Wupps, schob man mich und meine Wanderlust in den gelben Postkutschkasten. Ein Plätzlein war noch frei darin. Hüh, zogen eigenmächtige Gäule an, und ich stolperte und flog zwischen einen reservierten Herrn und eine reserviertere Dame auf meinen reservierten Platz.

„Äh!“ sagte der Herr und wackelte mit dem Zwicker.

„Och!“ sagte die Dame und versuchte meine Unbefangenheit mit Lorgnettengläsern zu durchbohren.

Ich inspizierte weiter. Gegenüber saßen noch ein Ehepaar und seine Tochter. Korrekt bis dorthinaus. Die Eltern mit einem eisernen Bestand von weltverachtenden Krähenfüßen um den Mund. Die Tochter mit der Nase in der Luft. Eine steifleinene Gesellschaft, daß Gott erbarm. Und häßlich über alle Maßen. Die Tochter, na, das ging noch. Da wirkte noch die Jugend als Glasur von Zucker. Aber bei den andern war die Glasur beim Teufel. Die Schminke der Korrektheit war an deren Stelle aufgelegt.

Eingekeilt dazwischen, ward mir schwül. Um so mehr, als die Fenster des ratternden Omnibusses fest verschlossen waren. Trotzdem die Sonne draußen glitzerte. Und dann begann der alte Kampf zwischen „Sie gestatten, Gnädige?“ und „Och Gott, es zieht!“ Ich verlor die Schlacht natürlich. Fünf gegen einen, bitt' ich Sie!

Als die Luft am dicksten war, ging ich mit einem Handstreich vor. Handstreich nicht im übertragenen Sinne. Sondern wörtlich. Gegründet auf den mäßigen Tarif für zerbrochene Fensterscheiben in königlichen Omnibussen.

Bei einer scharfen Wendung stand ich auf, stolperte kunstgerecht und schlug mit resolutem Ellenbogen die dünne Scheibe durch. Ein Prachtschuß war es. Drei Viertel von der Scheibe lagen auf der Straße. Herrlich strich die frische Luft herein. Was lag daran, daß

Der ehrenwerte Küster Thomas Reckenschlauch trug an seinen Geweihen eben nicht schwer — ihm war das Trinken schon lieber als das Küssen — so trank er und trank wie ein Abelsberger.

Da geschah es eines Abends, oder vielmehr eines Morgens, als es — wie er so schön sagte — „vom Zechen zum Blechen kam“, daß er sein Geldbeutelchen vermißte. Gottswahrhaftig, das lag daheim bei seinem Weibe. Bevor er aber noch den „goldenen Hirschen“ um einen Kredit angehen will bis auf morgen — eigentlich nur bis auf heute — bis er nach Hause geht, sich ausschläft und wiederum kommt — entdeckt er in seiner Hosentasche das Opfergeld für den Turmbau, das er tags zuvor erst aus dem Opferstock genommen hatte, wie er es allwöchentlich zu tun pflegt. Das reicht für die Zeche — es bleibt sogar noch etwas übrig.

Was? Übrig bleiben? Nein, das läßt sich ein Abelsberger nicht nachsagen. Was nützt die Turmspitze, wenn der Turm versoffen ist! „He, Wirthaus! Frisch eingeschenkt, wir bleiben sitzen.“

Und als es Morgen ward und der letzte Knopf vertrunken war — der letzte Knopf vom Turmgeld — da stand der Küster Thomas Reckenschlauch auf. Tat aber nicht gut daran, denn auf der Stelle wollte er wieder umfallen. Indes, es ging und der Weg schräg über den Kirchplatz hin war nicht zu verfehlen. Anfangs allerdings hielt sich der Küster etwas zu sehr rechts, um später ein bißchen zu viel nach links abzuschwenken. Als er mitten auf den Platz kam, blieb er stehen, so gut es ging, und starrte auf den Kirchturm hin und begann zu kichern. — „'s ist richtig“, stammelte er, „das Turmgeld — er steht schon — der zweite. Ach — der Tausend, was das schön ist! Ganz wie in Neudorf! Hi, hi! Zwei Türme auf der Abelsberger Kirchen!“

Und taumelte entzückt nach Hause.

Eine angenehmere und billigere Bauart gibt's nicht. Und nachdem nun der ehrenwerte Küster Thomas Reckenschlauch die Entdeckung gemacht hat, wie man in Abelsberg Türme baut, so soll es nicht allzuselten geschehen, daß er sein Geldbeutelchen beim Weibe daheim läßt und zufällig immer nur die Wochenausbeute vom Opferstock im Sack hat — und daß er dann beim Nachhausegehen regelmäßig auf der Kirche den zweiten Turm neben dem ersten stehen sieht.

Und der Küster rät es jedem, der in Abelsberg zwei Türme haben will: „Geh hin und tu desgleichen!“

Was war das für ein altes Meisterstück in Stein, der Pavillon. Louis Quatorze. Graziöse Säulen, zierliche Fassaden, lauschig jedes Eckchen im Gebäude.

„Unbewohnt seit hundert Jahren", erläuterte der Diener.

„Aber da müssen ja die Betten in einem schauderhaften Zustand —", sagte die Kommerzienrätin.

„Beruhigen Sie sich", sagte der Diener mit einem feinen Lächeln, „alles ist instand gehalten". Und dabei öffnete er die Flügeltür zu einem hohen Schlafgemach.

„Für Herrn Landrat", sagte er mit einer vollendeten Handbewegung.

Des Landrats Zwicker wackelte erregt. Ein Himmelbett auf hohen Füßen. Buntgemalte Blumen an den Seitenflächen. Spitzenbesetzte Bettdecken. Da sollte er schlafen?

„N — nja", sagte er nachdenklich und der Diener riß zwei andere Türen auf.

„Herr und Frau Kommerzienrat", sagte er laut, als melde er den Eintritt zum Besuche. Erstaunt sah sich das Ehepaar an. Ein riesiges Doppelbett mit einem Traum von himmelblauen Häkeleien drüberhin. Amoretten an den Wänden. Schweres Silber auf den Stickereien. Amor und Psyche auf dem Rouleau.

„Schön", sagte die Kommerzienrätin etwas zögernd.

Und dann bekam die Tochter ein rosenrotes Zimmer angewiesen, über alle Maßen duftig. Fräulein von Riefenrüsche erhielt ein anderes, in dem die schwere gelbe Seide herrschte. Und ich selbst bekam ein grünes, das nicht minder süß und zierlich ausstaffiert war. Und in allen Zimmern schwebte ein unendlich feiner Duft, der die Nasenflügel schwingen machte in einer unklaren Sehnsucht.

„Graf Wolkenstein hat mich beauftragt", fuhr der Diener weiter fort, „im Saale nebenan in einer halben Stunde ein einfaches Abendmahl für die Herrschaften aufzutragen".

Sprach's und verschwand, indessen wir in unsere Zimmer gingen, um den Reisestaub ein wenig abzubürsten und uns nett zu machen. Vorher überzeugte ich mich noch, daß auch der Kutscher mit den Pferden im Stalle Platz gefunden hatte.

Dann packte ich in meinem grünen Zimmer Bürste, Kamm und Seife aus dem Rucksack. An meinem Haare scheitelnd, sah ich in den Spiegel und erschrak: Ein schelmisches Frauengesicht schaute mir entgegen. Blitzschnell wandte ich mich um und mußte lachen. Es war ein Bild, ein wundervoll lebend ausgeführtes Bild von einer jungen Dame in geschürzten Röcken, Perücke hoch und weiß gepudert und ein Schönheitspflästerchen neben den blitzenden Augen.

sie mäßig erschüttert ward von „Äh!“ und „Och!“, „Skandal!“ und „Meine Güte!“ und zum Schluß mit: „A Mark und fufzig, Herr, sogleich bezahlen, bitte!“

Denn der Kutscher hatte angehalten, war von seinem Bock geklettert und kassierte den „Tarif“ ein. Dabei sah ich, daß er in der Tür schwankte. Trotzdem der Wagen völlig still stand. Ich zahlte und wurde von meinem Sitznachbarn höhnisch angezwickert.

„Ein Kubikmeter frische Luft ist mehr wert als eine Mark und fünfzig“, sagte ich wohlgemut, als der Wagen eben wieder eine scharfe Ecke nahm.

Schwupp, legte sich der Wagen auf die Seite, schwankte eine Weile zwischen Fallen oder Stehen und fiel verhältnismäßig sanft in einen Graben. Es war ein großes Geschrei, und wir kugelten zu sechsen höchst unkorrekt durcheinander.

Als wir uns auseinandergeklaubt hatten, standen wir auf der weißen Landstraße, und die Abendsonne blinzelte uns an. Die Einigkeit im Schimpfen auf den ungeschickten Kutscher machte uns gegenseitig vertrauter.

„Gestatten — Landrat Klitzing“, sagte der Herr, der vormals neben mir gesessen hatte, und putzte seinen Zwicker gegen die Sonne.

„Von Riefenrüsche“, lispelte das Fräulein von der andern Seite und strich an ihren Röcken abwärts.

„Kommerzienrat Rinok mit Familie“, sagte der andere Herr und rieb beharrlich an seinem linken Schienbein hin und her, indessen Frau und Tochter Staub und Falten aus den Kleidern klopften.

Und dann fielen wir gemeinsam über den Kutscher her. Aber der war unempfindlich. Denn er war noch nicht völlig nüchtern.

Daß ich's kurz mache — der Wagen war total kaput. Weit und breit kein Dorf. Nur die Spitze eines Schloßturmes lugte über Tannen. Ich sah in meiner Karte nach: Schloß Wolkenstein. Und erst zwölf Kilometer weiter eine Eisenbahnstation.

Was tun? Eben ging die Sonne unter. In einer halben Stunde war es dunkel. Weiterwandern? Mir verbot es der verknaxte Fuß, mit dem ich nur ganz langsam hinken konnte. Und die andern? Die kamen keine sieben Kilometer weit mit ihrer steifleinenen Behäbigkeit.

Also: Richtung Schloßturmspitze. Wir läuteten am Parktor, zweimal, dreimal. Endlich kam ein alter Diener. Der Herr Landrat übernahm die Unterhaltung. Hin und wider lief der Diener. Der Schloßherr selbst, ein alter Sonderling, ließ sich nicht sehen. Doch das Ende war: man gab uns Nachtquartier.

„Im Pavillon also“, sagte ein wenig zögernd der Diener, und ich konnte sehen, wie er uns dabei besorgt anblickte, einen nach dem andern. Dabei ward er zuversichtlicher, ich sah es deutlich.

doch dieses Schloß war deutsch. Richtig — ihre Liebe reichte über den Rhein. Da war ja auch ein deutscher Edler, den sie so beglückte. Wie war doch gleich sein Name? Ein Graf von —?

Der silberne Ton eines Pfeifchens erklang da draußen in den Gängen, schwoll an, nahm ab und starb: Das Abendessen. Der Diener rief.

Im Saale traf ich auf den Landrat. Er hatte keinen Zwicker. Der Geist des Ortes nahm ihn von der Nase. Er war leicht beschwingt. Keine Spur von preußischem Beamtentum in seinem Tun und Lassen. Er fing an zu plaudern, fing an, graziös zu plaudern. Ich war erstaunt — der Landrat plauderte mir von süßen Jugendeseleien.

Herr und Frau Kommerzienrat traten ein. Wie hatte sie sich hübsch zurechtgemacht. Zierlich ging sie auf den alten Landrat zu und reichte ihm die Hand zum Kusse. Wie ward es mir — zum Kusse? Freilich — und ihr Gemahl fand nichts dabei. Nein, nichts dabei. Denn eben rauschte Freifräulein von Riesenrüsche durch die Tür.

War das Pommern, was da eintrat? Pommern, die Heimat Fräulein Riesenrüsches? Nein, das war blanke Anmut, das waren verführerische Bewegungen, das war Versailles. Und der Herr Kommerzienrat machte ihr eben ein Kompliment, ein Kompliment, das niemals zwischen Soll und Haben wuchs.

Und jetzt tänzelte das kommerzienrätliche Töchterlein herein, machte einen Knix vor mir, als sei ich ein Potentat und nicht ein simpler Ferienwanderer, und lächelte mich mit einem Zauber an. Mit einem Zauber, der das Bild der Lecouvreur heraufbeschwor.

Wo blieb die Gans von vorhin, mit der Nase in der Luft? Wo blieb der Hochmutskoller ihrer Eltern? Das steife Freifräulein? Der korrekte Landrat? Wo blieb ich selber mit den Wanderburschmanieren?

Das war alles verflogen. Verflogen alle Häßlichkeit auf den Gesichtern. Die Arbeitsöde des Jahrhunderts ersetzt durch zierlichste Geselligkeit und feinsten Anstand einer Zeit, die längst versunken war.

Irgend etwas bog mein Wanderknie geschmeidig. Irgend etwas ließ mich feine Sätze drechseln, als wir Arm in Arm — drei schicke Paare — zur Tafel in den Erker gingen. Dort stand der Diener und verneigte sich mit der ihm eigenen stummen Würde vor uns Gästen. Das war bald ein fröhliches Tafeln. Niemals wieder sah ich einen Landrat als einen vollendeteren Kavalier, niemals wieder eine Frau Kommerzienrat charmanter lächeln. Nie ein Paar graziöser flirten als das Freifräulein mit dem Kommerzienrate. Und mir selber hat es niemals süßer in Gehirn und Herz geprickelt als neben dem verstolzten Töchterlein mit seiner hohen Nase.

„Gnädige Frau“, sagte der Landrat nach der Suppe, „wenn ich in Ihre Augen sehe, könnte ich Minnesänger werden“.

Bei der schnellen Bewegung war mir der Kamm gebrochen. Ich suchte nach einem andern. Ein Schublädchen nach dem andern machte ich auf. Sie waren leer. Die letzte ging nicht auf. Stärker zog ich an. Da krachte das alte Holz mit einem so merkwürdigen Geräusch, daß es mir vorkam, als wenn ein Mädchen schluchze. Auf ging die kleine Lade. Ein Puderquaste lag da. Der weiße Staub hing noch daran. Vor einer Viertelstunde konnte sich das Fräulein auf dem Bilde mit dieser Quaste eingepudert haben, dachte ich und nahm das Dingelchen in die Hand. Und ein zweites Mal erschrak ich: die weichen Haare mit dem Pulver fielen ab mit einem Schlage. Des Dieners Worte klangen mir in den Ohren: „Unbewohnt seit hundert Jahren . . .“

Da sah ich ein zerknittertes Papierlein in der andern Ecke. Gelblich sah es aus und dünn — so dünn. Vorsichtig faltete ich es auseinander. Es war von einem Brief das Ende.

„. . . et maintenant une confession, mon cher comte“, las ich, „je vous aime de tout mon coeur tout le jour — vingt-quatre heures . . .“

Und da unten in den Ecke stand ein Name, ein ganz fein hingekritzelter Name: Adrienne Lecouvreur. Da erschrak ich zum dritten Male: War das nicht ein Bruch des Gastrechts, daß ich hier in alten Laden stöberte und Briefe las? Wenn nun diese Adrienne Lecouvreur ins Zimmer träte . . .

Adrienne Lecouvreur? Adrienne Lecou — ach, das war ja die berühmte Schauspielerin und Liebeskönigin, die mehr als einen Fürsten durch ihre Liebe und durch ihre Briefe beherrschte. Und sie war schon an die hundert Jahre tot.

Still legte ich das Briefstück wieder an den Ort, schloß die Lade und ging zum Fenster. Das letzte Abenddämmern lag im Parke. Im matten Weiß erschimmerten die Wege. Verschwiegen neigten die Bäume zueinander ihre Kronen. Dunkel glänzend sah ein See herauf, ein großes Auge mit Buschwerk leicht bewimpert an den Ufern.

Da — jetzt war er wieder da, der süße feine Duft. Ich sog ihn ein. Ein Glücksgeriesel lief mir über den Körper. Was war das nur, was war das nur . . .?

Was ging da unten auf den Kieswegen? Was knirschte da von Atlas gegen Sand? Was für ein Flüstern raunte in dem Parke? Blitzte nicht dort drüben das Gehänge eines Degens? Und jetzt huschte auch ein Mondstrahl über einen Schwanenhals. Es wandte sich ein Antlitz. Bei Gott — das war die Lecouvreur, die da drunten mit dem Liebsten selig promenierte. Mit ihrem Liebsten? Wer war doch gleich ihr Liebster? Ein Liebster? Daß ich lache — sie hatte doch ein gutes halbes Dutzend in Frankreich drüben. In Frankreich, ja —

Ich nickte, und sie beschrieb mit dem Finger einen Kreis und einen Pfeil auf dem Knöchel über meinem Halbschuh, daß es mich leise zu durchschauern begann — ich bückte mich nach vorne — da fiel aus meiner Krawatte eine kleine Nadel mit einem winzigen Opal auf ihre Haarfrisur. Meine Zauberin sprang auf, als hätte sie was Glühendes berührt und schüttelte meine Nadel aus dem Haare.

„Was ist das", rief sie und wollte nach der Nadel auf dem Boden greifen.

Aber ich kam ihr zuvor — die Nadel, die mir meine Braut gegeben hatte zur Verlobung, die sollte keine fremde Hand berühren. Meine Braut? Ihr Bild schoß auf. Ihr Bild verdrängte alles, was sich hier an diesem Orte um mich drängte. Ein kurzer Kampf, ein Ruck — das Bild der Lecouvreur verblaßte, zum zweiten Male fielen die Haare aus der Puderquaste, die süße Flimmerluft des Schlosses wich von mir zurück, qualmig wurden mir die Düfte —

„Mein Fräulein", sagte ich, und steckte die liebe Nadel wieder an, „mein Fräulein, diese Nadel ist mir lieb und wert, und ich — verzichte auf die Geisterkünste, die meinen Fuß kurieren sollen."

Dabei stampfte ich mit eben diesem Fuße auf. O Wunder, er tat mir nicht mehr weh.

„Dann lassen Sie uns wenigstens jetzt in den Garten gehen, mon chevalier," sagte sie schnell.

Ich kämpfte wieder. Diesmal mischte sich die Dankbarkeit noch mit den süßen Düften dieses Schlosses. Verlegen drehte ich an meiner Krawattennadel. Da fing diese an zu brennen, an den Fingern mir zu brennen. Und nun blätterte der Zauber völlig von mir ab. Die hochmütige Nase der Kommerzienratstochter sah ich wieder — ich straffte mich: „Nein, liebes Fräulein", sagte ich, „ich habe noch einen Brief auf meinem Zimmer zu schreiben — seien Sie nicht böse deshalb, bitte."

Sie war beleidigt. Sie rauschte hinaus zum Garten. Nachdenklich ging ich auf mein Zimmer.

Nach Briefpapier suchte ich — ich wollte nicht gelogen haben — an meine Braut wollte ich schreiben — jetzt gleich. Aber nirgends fand ich ein Blättlein.

Dort in der Nische lag ein Buch. Vielleicht fand ich dazwischen was ich suchte. Ich holte es und blätterte darin. Eine alte Chronik war es. Unwillkürlich las ich eine Stelle: „. . . und weil es all die Zeit her so locker und so ausgelassen zugegangen war in diesem Teil des Schlosses, hat sich ein Zauber darin eingenistet. Ein Liebeszauber sitzet allda in allen Winkeln und wird nimmermehr zu vertreiben seyn, allsdaß ein jeglicher, der in jenen Räumen wohnet oder schläft oder im Parke auf den Liebeswegen wandelet, so der leichte

„Ach, Herr Landrat, Minnesänger sind oft lockere Gesellen. Sie singen knapp so lange, bis ihnen eine andere besser in die Augen —"

Beschwörend sah ich den Herrn Landrat die Hand erheben, da flüsterte von der anderen Seite das Freifräulein hinter einem Fächer: „O, Herr Kommerzienrat, Sie sind ein Schäker. Ja, wenn man Ihnen trauen könnte . . ."

Und wieder sah ich eine Hand mit drei gestreckten Fingern sich erheben.

In diesem Augenblick sagte meine Nachbarin mit einem mitleidsvollen Schmelzen in der Stimme: „Ich hörte mit Bedauern, daß Sie Ihren Fuß verletzten — wenn ich Ihnen helfen könnte?"

„O, Sie wollten?" rief ich. „Aber wie, mein wertes Fräulein?"

„Ich kenne ein Rezept aus einem alten Buche", lächelte sie mich an und rückte näher.

„Ach, da wäre ich aber dankbar", sagte ich ehrlich.

„Nicht jetzt, nicht jetzt — nachher, wenn die andern in den Garten gehen, nicht wahr?"

Hatte sie es vorausgeahnt? Eben war das Dessert aufgetragen worden, und wir hatten ein Weniges von süßen Früchten geknabbert, da erhob sich der Landrat:

„Liebwerte Freunde! Ein schöner Zufall hat uns einen schöneren Abend beschert. Wir sind als Edelleute in diesem köstlichen Flügel eines Schlosses aufgenommen worden. Man hat uns gestärkt, bewirtet. Wir kennen unsern Wirt nicht. Wir fühlen nur den Genius des Ortes. Liebwerte Freundinnen und Freunde, laßt uns auf das Wohl des Genius dieses Ortes trinken."

Kling klang machten unsere hohen Portweingläser. Feurig blitzte es aus dem Weine. Feuriger blitzten unsere Augen.

„Aber", fuhr der Landrat fort, „wir dürfen diesen Abend nicht beschließen ohne einen Gang im Parke. Darf ich bitten, meine Damen . . ."

Der Diener schlug die Samtvorhänge an der Erkertür zurück — die stille Sommernacht rauschte herein — Sterne funkelten . . .

Die Kommerzienrätin und das adelige Fräulein waren schon hinausgegangen mit den Rittern ihres Herzens — artig bot ich meiner Nachbarin den Arm.

„Einen Augenblick", sagte sie leicht errötend, „ich versprach den Fuß zu heilen, n'est-ce pas?"

„Ach ja", sagte ich und sah verliebt nach ihrem hohen Näslein.

„Dann stellen Sie den Fuß auf diesen Stuhl — so, jetzt streiche ich mit dem Zeigefinger über die böse Stelle — hier am Knöchel ist es, n'est-ce pas mon chevalier?"

Geschrien habe ich noch eine Weile. Die Fäuste habe ich geballt. Aber alles blieb still um mich.

Und dann habe ich mich besonnen und bin die ganze Nacht weitergewandert, ein Drittel zitternd, ein Drittel zornig und ein Drittel — lächelnd.

Gedichte.

Von **J. K. Ratislav.**

An einen Greis.

So rundet sich das Sein zum schönen Kranze,
Wenn Jahr um Jahr dir eine Blüte schenkt
Und noch im späten Abendsonnenglanze
Der alte Baum an neues Blühen denkt.

Ihn schauend magst du in dich Einkehr halten,
Damit er dir des Lebens Sinn enthülle:
In seinen ewig wechselnden Gestalten
Ahnst du des eignen Seins geheime Fülle.

Sie wird dir klar an den vergangnen Dingen,
Die du geführt, in mächtigem Gelingen,
Durch deine Gegenwart in neue Gleise.

So lehrt dich dieser Tag das Wunderbare,
Siehst du die goldnen Früchte deiner Jahre —
Und Ahn und Enkel schließen deine Kreise.

Dank.

Dir muß ich danken,
Daß ich nun wieder heimgefunden
Aus all den schweren Dunkelheiten
Ins stille Friedensreich der Stunden,
Die deine Liebe mir bereiten.

Dir will ich danken,
Daß vertieft ich in mir trage
Das Glaubenswort aus einem Liede,
Das einst mich lehrten helle Tage:
Du bist die Heimat und der Friede!

Und soll ich sagen dir ...

Und soll ich sagen dir, wie ich dich liebe,
In Worte fassen kann ich's kaum.
Mir ist, als ob der Himmel niedersteige
Mit seinem ewig tiefen Liebestraum.

Als ob sich Millionen Sterne neigten
Vor dieser Liebe heil'gem Tempelbau
Und ungezählte Jubelchöre geigten
Ein Lied zu deinem Preise, süße Frau.

Erschauernd stehe ich vor einem Wunder
Und meine Seele neigt sich stumm vor dir,
Und aus dem Flammenkusse der Gewährung
Spricht eine urverwandte Sehnsucht mir.

Fuß jener erzkoketten Lecouvreur betreten, die das Geschlecht derer von Wolkenstein umgarnt, umsponnen und —"

Von Wolkenstein? Von Wolkenstein? Ja, das war der Name jenes deutschen Fürsten, den die Lecouvreur erobert hatte. Und Wolkenstein — das war auch der Name dieses Schlosses. Wie eine Binde fiel es mir von meinen Augen. Ich sah Zusammenhänge . . . Ich sah fünf korrekte Menschen einem verhängnisvollen Geschicke da draußen in dem Parke zutreiben. Ich lief, was ich laufen konnte, mit der Chronik in der Hand in den dunklen Park hinaus. Kein Mensch schien darin zu sein. Alles war still darin. Ich lief weiter, dem Hauptteil des Schlosses zu. Unter meinen eiligen Tritten knirschte der Kies.

Einen Augenblick stand ich ruhig. Ich fühlte mein Herz klopfen vor Aufregung.

Da — jetzt flüsterte es nicht weit von mir. War das nicht die Stimme des Kommerzienrats? Befangen ging ich auf den Zehenspitzen weiter. Da — schon wieder ein Geflüster. War das nicht der Tonfall, den ich beim Landrat kannte?

Was tun? Was tun? Ich zitterte.

Plötzlich ging im ersten Stock den Schlosses über dem Hauptportal eine Flügeltür auf. Ein matter Lichtschein drang heraus. Und in dem Lichtschein stand eine Gestalt. Ich fühlte es — das war der Schloßherr. In Schnallenschuhen stand er da, in weißen Strümpfen, lange weiße Puderlocken wallten ihm vom Haupt. Jetzt fiel der Mond auf sein Gesicht. Ein altes, welkes Gesicht. Schadenfreude lag darauf.

Die Hand am Ohre horchte er in den Garten hinunter.

Da hielt es mich nicht länger. Meine Chronik schwang ich in der Luft. Mit weithin schallender Stimme rief ich:

„Freunde, fort von hier! Freunde, ein arger Zauber liegt in diesem Flügel — der Liebesflügel ist es von der Le—cou—vreur! Kommt geschwind mit mir heraus! Heraus aus diesem —"

Weiter kam ich nicht. Ich sah wie der Alte da droben mit der Hand winkte. Ich fühlte eine Hand auf meinen Mund sich pressen, fühlte wie andere Hände von rückwärts mit zugriffen, wie sie mich vorwärts drängten — ich hörte noch die Stimme des Landrates, der verärgert aus dem Gebüsch rief: „Was will denn dieser Mensch von uns — ich habe ihn schon vorhin nicht ganz voll genommen. — Gnädigste, kümmern Sie sich nicht um diesen rabiaten Menschen, Gnädigste . . ."

Da war ich schon am Tore. Unwiderstehlich drängten sie mich hinaus trotz meines heftigen Widerstandes.

Schwupp, fiel das große Tor ins Schloß, und einsam stand ich draußen auf der Straße.

Anstatt sogleich zum Silberhuberhaus, in dem man wohl auch noch keine Gäste erwartete, und zur Habsburgwarte aufzusteigen, entschloß ich mich vorerst zu einem Abstecher nach dem sagenumwobenen, bei allen Verehrern und Verehrerinnen des k. k. kleinen Lottos in altem und unübertrefflich hohem Ansehen stehenden „Agnesbründl".

Entzückt jedoch und gänzlich eingenommen von der laubduftenden, vogelzwitschernden Pracht des frischen Frühlingsmorgens, wäre ich an dem ehrwürdigen Wässerlein, das halb Tümpel und halb Quelle ist, ums Haar vorübergegangen. Da fiel mir in seiner nächsten Nähe ein stattlicher älterer Herr auf, der, unter einem Strauch auf einem Steinblock sitzend, Lodenrock und Lodenhut beiseite gelegt und die Lodenweste aufgeknöpft hatte, trotzdem aber noch kräftig zu transpirieren schien, weil er beide Hände voll zu tun hatte: Mit der Linken führte er Wurstscheiben und Schinkenschnitten und Semmelbissen aus einem geöffnet neben ihm liegenden Päckchen hastig zum Munde, seine Rechte, die einen Stift oder Griffel hielt, bearbeitete in der Art der Graveure einen runden flachen Kiesel, den er zwischen den Knien festgeklemmt hatte. Mein Erscheinen überraschte ihn wohl nicht minder als mich seine Anwesenheit, er wurde rot von der blanken Glatze bis zum eisgrauen Schnurrbart und schien verlegen nach einem Mittel zu spähen, nicht seine Mahlzeit doch seine Bastelei vor mir zu verbergen. Je genauer er aber mein Äußeres musterte, desto ungefährlicher dünkte es ihn offenbar. Er grüßte mich mit einem frohen, lauten „Guten Morgen", und ehe ich noch meiner neugierigen Verwunderung über sein auffallendes Gebaren die Form einer Frage gab, erklärte er selbst mir jenes aus freien Stücken, durch Tat und Wort.

Die schäbigen Reste seines Imbisses zur Seite schiebend, stand er auf, trat neben mich an die Lache heran und ließ den runden Stein, auf dem er gekritzelt hatte, behutsam ins Wasser fallen.

„Schau'n S' jetzten eini, Herr!" sagte er verschmitzt und freundlich zu mir.

Meine Augen folgten seinem abwärts gesenkten Zeigefinger, und als der aufgewühlte Schlamm sich wieder zerteilt hatte, betrachtete ich gespannt den auf dem Grunde des Wassers liegenden Kiesel.

„Aha, die Nummern, die draufstehen —?" fragte ich zweifelnd.

Er nickte lebhaft erfreut: „Ja, ja, lesen S' nur!"

„Neunundneunzig . . . siebene . . . dreiunddreißig", entzifferte ich mit einiger Anstrengung.

„Neunavierz'g haßt selbstverständli' die erste Zahl, aber sonst hab'n S' richtig g'lesen. Da bin i froh, daß die G'schicht' so deutli' aus'gfall'n is. Aber jetzt muaß i no' a zweite schöne Kombination machen, daß a bisl a Abwechslung is und net a jeder, der um Numero

Das Genie.

Eng umzirkt ist des irdischen Lebens Reise,
Von jedem Punkte wandern wir im Kreise.
Und doch löst sich mir der Zusammenhang
Mit dem, was je in meine Seele drang.
Manchmal zerreißen alle Fäden
Ganz.
Mir ist, als spielt ich mit der Menschheit Lose
Und wüchse über mich ins Riesengroße,
Als rührt mein Scheitel an den Firn der Sterne
Und dehnte sich um mich die eisige Ferne.
Oder
Als wär' ich Mittelpunkt von aller Kraft
Und hätt' in meiner Faust zusammengerafft
Die Freude, den Schmerz, die Liebe, den Haß — euch alle —
Mich aber umgäbe mit unendlichem Walle
In meiner Einsamkeit der Hauch der Ewigkeiten,
Der euch das Blut erstarrt.
Der euch zurückscheucht in den Gang der Zeiten,
In Tag und Nacht.
In solchen Stunden aber bin ich Gott.
Hohnlachend schleudere ich euch durch den Weltenraum,
Tief, tief hinab.
Hinunter zu meines Mantels Saum.
Bis eure Lippen stammeln: Gott! Gott!
Und eure Augen blöde schauen wie im Traum — — —

Ich weiß: Mein Wesen könnt ihr nie ergründen,
Ich werde immer euch entschwinden.
Und wandle immer doch in eurer Mitte
In Menschengestalt.

Beim Bründl.

Von **Fritz Stüber-Gunther.**

Der herrliche Morgen, der erste wirklich schöne im heurigen Wonnemond, hatte mich zeitig aus den Federn gelockt und brachte so von zahlreichen guten Vorsätzen endlich wenigstens einen zur Reife.

Um sechs Uhr schon warf ich mich in einen Straßenbahnwagen, bald nach acht stand ich am Fuße des Hermannskogels, auf der tauglitzernden, sonnbeglänzten „Jägerwiese“ zwischen Sievering und Weidling, ziemlich ermüdet und rechtschaffen hungrig. Meine Frühstückshoffnungen erwiesen sich vorläufig als eitel, denn die bescheidene Waldschenke war noch gesperrt und außer mir weit und breit nichts Zweibeiniges zu erschauen.

Gleich darauf kam schlurfenden Schrittes ein hageres, schlampiges Weib mit einem Umhängtuch, einem „Zöger" am Arm und einem wahren Hexengesicht näher. Sich vorsichtig umblickend, trat die Dame, ohne uns zu bemerken, dicht an den Rand des Bründls. Hier blieb sie stehen und beugte sich, soweit sie konnte, mit gerecktem Halse über den winzigen Wasserspiegel. Ihre verschrumpften Lippen bewegten sich dabei lautlos, aber unablässig. Plötzlich wurden ihre Augen größer und starrer und wollten schier aus den Höhlen treten. Und nun ließ sie sich gar auf ein Knie nieder und dann aufs zweite und tauchte förmlich ihre Nasenspitze in das kühle Naß. In den Falten ihres schmutzigen Kittels schien sie nun etwas zu suchen, aber nicht zu finden. Einen verknitterten Fetzen kramte sie schließlich, den unverwandten Blick in die Tiefe gerichtet, hervor, aber kein Bleistümpfchen, um darauf zu schreiben. Da knüllte sie das Blättchen zusammen und warf es weg, und die tonlosen Sprechbewegungen ihres faltenreichen Mundes wurden noch stetiger und heftiger, wie in angestrengtem Memorieren.

Endlich erhob sie sich mit einiger Mühe wieder vom feuchten Erdboden und fuhr mit dem Daumen der rechten Hand dreimal über Stirn, Kinn und Brust. Und ging in der Richtung, aus der sie gekommen war, eilends von dannen.

Wir zwei traten aus unserem Versteck ins Freie. Mein Begleiter schüttelte sich vor unterdrückter Heiterkeit:

„Dö rennt direkt in die nächste Kollektur, dö alte Luftzauberin, und setzt stantepeh dö Glücksnumero, was ihr die heilige Agnes durch mi' g'schickt hat. Hahaha!"

Ich vermochte nicht recht, in sein Lachen miteinzustimmen.

„Ob das gerade ganz in Ordnung ist, bester Herr", sagte ich ernst, „daß Sie den blinden Aberglauben und die unselige Spielleidenschaft der untersten Klassen noch mutwillig fördern, weiß ich nicht."

Er überhörte den Vorwurf.

„Zum Kohlenbrennerbründl muaß ih ah noh gschwind umi, es is zwar lang net so beliebt und besucht als wia das Jungfernbründl — aber ganz vernachlässigen därf ma s doh net, a klane Auffrischung kann dorten ah net schaden. Kommen S mit mir?"

„Nein", antwortete ich, nun wirklich entrüstet. „Im Gegenteil, ich geh' jetzt der armen alten Frau nach und erzähl' ihr ganz genau, was und wer hinter dem ‚Wunder' steckt. Ja, das tu' ich!"

Und ohne mich um die verschiedenen Einreden des greisen Schelms zu scheren, rannte ich davon, schneller und schneller, bis ich das gefoppte Weib eingeholt hatte.

zum Jungfernbründl kummt, dieselbigen drin siecht. Vielleicht passen S' derweil' a wen'gerl auf, Herr, daß mi' net am End' wer Unrechter überrascht. I hab' mi' eb'n scho' verspät't heunt'."

Und neuerlich auf seinem Steinsitze Platz nehmend, begann er einen andern Kiesel mit Ziffern zu beschreiben . . .

„Das ist aber eine sonderbare Spezialbeschäftigung, die Sie sich auserwählt haben", bemerkte ich kopfschüttelnd.

„Ja", erwiderte er prompt, „aber ah a notwendige. Wissen S', i bin nämlich a b'sunderer Freund von so alte, historische Merkwürdigkeiten, wia für uns Weaner das Agnesbründl da is. Solchene Raritäten soll'n erhalten bleib'n, dö därfen net allerweil' mehr vergessen werd'n und und schließli' völli' verschwinden. Dö G'fahr war aber beim Agnesbründl scho' ganz nah, Sö können m'r 's glaub'n, Herr. Dö Leut', dö dorten was sehg'n, wo überhaupt nix is, werd'n immer weniger heutigstags. Denen muaß ma' alsdann z' Hilf kommen, denen komm' halt i z' Hilf'. Mit Tatsachen, mit Beweise muaß ma' die Einbültung auffrischen . . . Sieb'nazwanz'g . . . sechz'g — — an' Vierer wer' i dösmal no' draufkratzeln auf'n Stan', das is ah ka schlechte Kombination."

„Also mit kurzen Worten", sagte ich lachend, „Sie fabrizieren die Lotterienummern, die von den gläubigen Besuchern des Bründls als eine himmlische Offenbarung brünstig ersehnt und dankbar hingenommen werden?"

„So is der Kaffee", bestätigte er. „I bin die heiligi Agnes sozusagen, was denen frommen Lotterieschwestern und Lotteriebrüadern spielreife Numero im Wasser erscheinen laßt. Z' tuan hab' i sonst net viel, i bin ja in' wohlverdienten Ruhestand — neunadreiß'g Jahr' hab' i in der Staatsdruckerei 'dient. Alsdann seitdem i pensioniert bin und in Salmannsdorf wohn', komm' i jede Wochen ein- bis zweimal da auffer und sorg' dafür, daß die brave Agnes ihr Renomee net verliert. Länger als a paar Täg' bleibt ja die Schrift auf die Staner net lesbar, und da muaß i halt wieder neuche Wundernumero liefern. Mannig'smal schau' ih dann ah von der Weiten zu, wia die armen Wallfahrter si' g'freu'n, daß ihner Glaub'n und ihner' Hoffnung net zuschanden word'n is. Jeder mant natürli', er allani' is der Begnadigte, und die andern sehg'n net, was er siecht . . . Wundert mi' übrigens, daß heunt' no' niemand da is . . . Halt! Hör'n Sö nix? Ja, ja, i täusch' mi' net, es kommt wer! G'schwind da eini' ins Gebüsch, daß m'r sehg'n, wia er anbeißt!"

Halb freiwillig, halb gezogen nahm ich den Lauscherposten ein, den der schnurrige Kauz mir an seiner Seite anwies.

Heinis Schularbeit.

Von **Sophie v. Khuenberg.**

Der Volksschullehrer Viktor Gamperl war ein äußerst freidenkender, seine pädagogischen Pflichten mit künstlerischem Schwunge erfassender Mann.

Schon als Hilfslehrer auf dem Lande hatte er sich bemüht, auf die Individualität der verschiedenen Bauern- und Arbeiterkinder einzugehen, und er setzte seinen Stolz darein, dem übermütigen kleinen Volke möglichst viel Freiheit zu gönnen.

Der alte Herr Pfarrer, der sich mit dieser neumodischen Auffassung nicht recht befreunden konnte und sein Katechetentum nach altem Brauche mit bunten Bildchen und dem Staberl entsprechend betonte, der sagte ihm einmal rund heraus seine Meinung darüber.

„Mein lieber Gamperl", sagte er und nahm eine Prise, „Sie wer'n Ihnen noch ordentlich anschmieren mit Ihrer Individualitätsrücksicht! Folgen müssen die Kinder, punktum. Sein s' brav, so belohnt man sie, sein s' schlimm, so haut man sie ein bissel durch. So war's mein Lebtag und so muß 's sein!"

Lehrer Gamperl lächelte nur erhaben über diese vorsintflutliche Anschauung, fuhr sich mit der Hand durch den aufstrebenden Haarschopf, rückte seinen Zwicker zurecht und meinte spöttisch: „Und der Fortschritt, Herr Pfarrer — wo bleibt der Fortschritt?!"

„Gehn S' ma zum — Teufel mit'n Fortschritt" wollte der dicke Hochwürden sagen, verschluckte den „Teufel" aber noch rechtzeitig und bekam einen kleinen Hustenanfall.

Seit dieser Stunde standen die beiden Jugendbildner stillschweigend auf Kriegsfuß. Der Pfarrer nannte Gamperl einen Halbnarren und Gamperl den Pfarrer einen verbohrten Rückschrittler. Was der eine den Kindern erlaubte, verbot der andere, und wenn sie einander begrüßten, so geschah es mit einem sauersüßen Lächeln auf den Lippen.

So war Herr Gamperl herzlich froh, als er endlich den großen Sprung getan und an eine städtische Volksschule — noch dazu in einem feineren Viertel — versetzt wurde.

Hier unter den Kindern vornehmer Leute konnte er seinem psychologischen Forschungstrieb ungehemmt nachhängen und hier lohnte sich's ja auch. Denn es gab hier Buben von Juristen, Gelehrten, Künstlern — da gab es sicherlich manch eigenartige Natur und *sein* Verdienst wird es dann sein, schlummernde Talente geweckt und nach Freiheit dürstende junge Seelen einer schönen Entwicklung zugeführt zu haben!

Dieser Gedanke beherrscht ihn völlig, besonders seit er „Flachsmann als Erzieher" gesehen. Er hat eine leise Ähnlichkeit seines Ichs mit

„Was für Nummern haben Sie denn gesehen im Agnesbründl, liebe Frau?“ fragte ich sie atemlos, indem ich sie am Zipfel ihres Umhangs festhielt.

Sie wandte sich mehr unwillig als betroffen um.

„Was wolln S von mir? Numero wolln S wissen? Meine Numero soll ih Ihnen sagn? Ah naa, Herr Nachbar, da müassen S scho selber schaun gehn, bei mir werdn Sö nix derfahrn!“

„Sie irren sich sehr“, sagte ich mild und gütig, „wenn Sie mir irgendeine böswillige Absicht zumuten. Nicht schädigen möchte ich Sie, sondern vor Schaden bewahren. Ihre Nummern — die Nummern, die Sie für eine geheimnisvolle Offenbarung halten — sind nichts als purer Schwindel!“

Sie bäumte sich giftig auf, gleich einer gereizten Natter: „Oha, moderiern S Ihnen a bißl in Ihnere Ausdrück, ja! Was Sö für an Schwindel halten oder für kan Schwindel, das interessiert mih gar net. Bhalten S Ihnen Ihner Weisheit und lassen S mih gfälligst in Frieden!“

„Also wollen Sie um jeden Preis Ihr Geld in der Lotterie verspielen?“

„Naa, sondern gwinnen will ih ans. Und wann ih auf dö Numero, dö was ih förmli zum Greifen vor meiner gsehgn hab, kan Terno mach —“

„Sie kennen eben den frivolen Betrug nicht, also lassen Sie sich erklären —“

„An Ruah solln S mr gebn, hab ih gsagt! Ih brauch Ihnere gscheiten Aufklärungen net, Sö Heid, Sö Antichrist, Sö Radikäuler, Sö Sozi, oder was sunst san! Suachen S Ihner wen andern und derzähln S ihm, daß kan Himmel und ka Höll net gibt und daß der Mensch vom Orangutan abstammt! Ih hab ka Zeit net!“

Fort lief sie, so rasch sie ihre dürren alten Beine tragen konnten, und spuckte dabei beziehungsvoll aus.

Ich aber, der verwirrt, wie angewurzelt stand, fühlte eine Hand auf meiner Schulter, die schwere Hand des Staatsdruckereipensionisten.

„Recht gschiecht Ihnen“, sagte er schmunzelnd, „weil S mih partuh habn verraten wolln. Ih bin deswegen net harb auf Ihner, ih bin überhaupts net nachtragerisch. Aber jetzt frag ih Ihnen: Wer kennt seine Leut besser, ih oder Sö? Is Ihnen jetzt leichter? Habn S das notwendi ghabt, dö Blamasch, ha?“

Zukunft hinspielen, schneuzt seine mächtige Nase und sagt endlich: „Etwas viel Feuer — aber es macht ja nichts in dem Falle . . .“

„Nicht wahr, Herr Schulinspektor“, beeilt sich Herr Gamperl zu erwidern, „ja, ich pflege immer das Hauptgewicht des Unterrichtes auf das Lebendige, Packende zu legen, denn ich habe die Überzeugung gewonnen, daß man in Kindern das Natürliche, den nach Wahrhaftigkeit ringenden Impuls niemals unterdrücken, sondern auf alle Weise fördern soll. Ich halte dies Prinzip auch aufrecht, wenn es sich um einen Aufsatz, um eine Nacherzählung handelt, wobei ich dann stets mit Freude beobachte, wie viel Besseres die Knaben leisten, wenn man ihrer Individualität freien Spielraum läßt.“ — —

Herr Gamperl hat sich warm gesprochen und Herr Schulinspektor Bitterlich tat einen langen Atemzug und schneuzte sich wieder. Es war unschwer zu erkennen, daß er über etwas nachdachte. Nach einer Weile sagte er: „Man könnte ja zum Schlusse eine kleine Schularbeit geben, etwa die Schilderung der Schule selbst, wie sich dieselbe in der Auffassung der Knaben spiegelt . . . also sagen wir kurz, der Titel wäre: ‚Unsere Schule‘. Da könnte man vielleicht am besten erkennen, wie sich Ihre Methode bewährt . . .“

Ein ganz leises faunisches Lächeln lief von den Luchsaugen an der mächtigen Nase vorbei und verlor sich unter dem melierten Schnurrbart. Aber Herr Gamperl, den der Gegenstand interessierte, merkte es nicht und er erfaßte mit Feuereifer die gegebene Anregung.

„Eine brillante Idee! Herr Schulinspektor — Sie sollen sehen, die Knaben lösen die Aufgabe spielend!“ Und wieder fühlte sich Gamperl als pflichtgetreuer Hauptmann, der seiner braven Kompagnie „Feuer“ zuruft, und er ließ seine Kommandostimme ertönen:

„Deutschhefte zur Hand — schreibt: Fünfte Schulaufgabe ‚Unsere Schule‘. Und nun beschreibt ihr sie. Frisch, frei, vom Herzen weg, wie sie euch erscheint. Keine lange Einleitung, sondern kurz, bündig, wie eure Augen es sehen, was ihr empfindet. Ich gebe euch nicht mehr als eine und eine halbe Seite . . .“

Die Hefte liegen bereit und die blonden und braunen Bubenköpfe neigen sich drüber, während die Federn gleichmäßig zögernd in Bewegung gesetzt werden. Dort und da wandern ein paar Augen hilflos suchend an den Wänden umher, dort und da klingt ein unterdrückter Seufzer, ein halbes Kichern.

Ein strenger Rundblick des Herrn Gamperl tut diesmal seine Wirkung. Indessen sieht der Herr Schulinspektor ein paar Rechenhefte gelangweilt durch und blättert gähnend im Katalog. Dann spricht er unhörbar leise mit Herrn Gamperl über einen Fall von Disziplinlosigkeit.

dem Lehrer Fleming herausgefunden, eine gemeinsame Neigung zum Haarschopf und zur frischen Meinungsäußerung und er identifiziert sich von da ab mit dieser idealen Lehrergestalt und spendiert sich das zweitemal einen Balkonsitz, um sein Ebenbild genau zu studieren.

Seine Klasse — die Dritte a — macht ihm viel Freude. Es sind lebendige Bürschlein darunter, zwar alles eher als schulgerecht „sittlich“, denn sie halten sich mit Vorliebe a u f und u n t e r den Bänken auf, verschütten mindestens zweimal wöchentlich die Tinte und liefern in den Pausen wahre Indianerschlachten — aber einen Jugendfreund, wie Herrn Gamperl, kann das nicht verstimmen. Mit einem beinahe zärtlichen Blick streift er die überlaute Schar und muß er einmal notgedrungen losdonnern — so ist es ein schwacher, verhallender Donner und die Kinder merken das gleich und wissen, er sei nicht ernst zu nehmen.

Besonders einer, ein kleiner, rundlicher Schlaumeier, macht mit ihm was er will — das ist der Heini. Der darf sich überhaupt allerlei erlauben, obgleich er gar keinen Vater mehr in Amt und Würden hat, sondern nur eine Mutter, eine lustige, resolute Frau, die zuweiligen voll geheuchelter Würde zum Herrn Lehrer kommt, über ihres Heini mangelnden Lebensernst zu klagen, und die sich doch innerlich freut über ihren fidelen Schlingel.

Ja, der Heini, der darf noch mehr Dummheiten machen als alle anderen, weil er so angenehm wirkende runde Wadeln und lachende Braunaugen hat. Auf Heini hat Herr Lehrer Gamperl auch sein besonderes Augenmerk in psychischer Hinsicht gerichtet . . . das ist eine Individualität, die Großes verspricht! — —

Eines Tages — natürlich gerade zu einer Zeit, die allen Lehrern höchst ungelegen war — ließ sich der Herr Schulinspektor Bitterlich anmelden. Das war ein etwas griesgrämiger Herr mit dünnem Haar und wenig Humor. Dafür hatte er aber ein paar scharfe Luchsaugen, die alles sahen, was sie nicht sehen sollten, und eine mächtige Nase, die in alles interessiert hineinschnupperte.

Da hieß es sich also zusammennehmen und das Licht seiner Klasse leuchten lassen! Herr Gamperl überflog seine Drei a mit dem Blick eines wackeren Hauptmannes, der seine Kompanie zum Gefechte führen soll.

„Also nur frisch, Kinder, mutig, ohne Scheu. Ihr seid ja gut beschlagen und stellt euren Mann. Kopf hoch, drauf und dran!“ So ruft er ihnen zu, ehe der Gefürchtete die Schwelle betritt.

Und wirklich — sie halten sich tapfer. Es wird geprüft im deutschen Rechtschreiben, Lesen, Rechnen, sogar in Deklamation. Heini brüllt mit schönem Pathos ein Stück aus der „Bürgschaft“. Schulinspektor Bitterlich winkt gnädig ab, läßt seine Luchsaugen über den Kainz der

haben wir auch, aber ich weiß nicht warum, wahrscheinlich wegen dem Pflanz. Die Bänke sind gut zum Kraxeln, aber das sollen wir nicht. Sonst ist der Lehrer sehr fidel, besonders, wenn die Schule bald aus ist. Wir auch. Die Schule wäre ganz lustig, aber das Lernen ist fad. Das Angenehmste sind die Pausen, da gehen wir in Hof und essen. Aber nur die, die was mithaben.

Im Schulzimmer hängt ein Kaiserbild und ein Kruzifix. Auch ein Spucknapf steht in der Ecke, weil der Katechet immer ausspuckt. Er hat oft Schnupfen und ein rotes Taschentuch. Sonst gibt es nichts Interessantes in der Schule. Nur der Schuldiener hat eine Nase wie ein Erdapfel und ist meistens grob. Zu Neujahr aber wird er freundlich. Unser Lehrer tut manchmal nasenbohren und wie es geheißen hat, der Inspektor kommt, hat er sich sehr gegiftet . . .

Lehrer Gamperl hatte übergenug. Er war einer kleinen Ohnmacht nahe und einem on dit zufolge soll ihm von dieser Stunde an jegliche Lust an Erforschung und Heranbildung von Individualitäten in seiner Klasse gründlich vergangen sein.

Der grandige Herr Oberst.

Militärhumoreske von **Josef Wichner.** Nachdruck verboten.

Mein Freund erzählte: Der Regimentskommandant von X., Oberst Muhrtaler, von uns kurzweg „der Murr" genannt, war ein rechtschaffen grandiger Herr. Besonders auf die „Freiwilligen" hatte er es scharf und unter ihnen am schärfsten auf die halbblinden Bücherwürmer, die an zwei eingewachsenen Linsen noch nicht genug hatten, sondern noch zwei und viel größere auf die Nase setzten.

Oberst Muhrtaler, der selbst Falkenaugen besaß und sich demnach nicht gut vorstellen konnte, daß es auch kranke Augen gebe, war der Ansicht, Krüppel könne man nun einmal beim Militär nicht brauchen . . auch nicht Augenkrüppel. Wer daher für tauglich befunden worden sei, der müsse zum Kuckuck auch sehen, und so seien diese Lateinschützen 2c. weiter nichts als Pflanzritter, die sich mit ihren Zwickern für Adonisse hielten, oder Schwindler, die sich auf leichte Art vom Militärdienste losschrauben möchten. Denen werde er es schon austreiben!

Woher der Murr wußte, daß der Götterliebling Adonis einen Kneifer oder gar ein Monokel getragen habe, vermochten wir nicht zu ergründen. Sicher war nur, daß der gestrenge Herr andere Schönheitsbegriffe hatte als wir, und so wurden wir, kurz nachdem wir eingerückt waren, mit dem Befehl überrascht: Kein Einjähriger darf eine Nasenkrücke tragen!

Der Heini ist wie gewöhnlich als erster fertig und blickt um sich, stolz wie ein Spanier. Schulinspektor Bitterlich hat es bemerkt, flüstert Herrn Gamperl zu: „Das ist wohl Ihr Bester?“ Und Lehrer Gamperl lächelt geschmeichelt und sagt leise: „Ja, ein äußerst talentvoller Knabe.“

Herr Inspektor Bitterlich sieht auf die Uhr: „Dann will ich mir das rasch ansehen — es ist ohnehin schon spät.“

Und der Herr Schulinspektor steigt selbst in die Niederung der Klasse hinab und nimmt das Heft in Empfang, das Heini ihm mit einem tiefen Bückling überreicht.

In seinen Sessel zurückgelehnt, die mächtige Nase in das Heft vergraben, liest Herr Inspektor Bitterlich, während Lehrer Gamperl die anderen Hefte langsam abfordert und sichtet, Heinis Schularbeit.

Seine Nase zuckt mehrmals über dem Hefte und als er sie endlich in die Höhe streckt, ist etwas in seinem Gesicht, das an Kannibalenfreude erinnert.

Er erhebt sich, geht langsam auf Heini zu, beguckt sich den rundlichen kleinen Mann wie ein achtes Weltwunder, wendet sich dann zu Gamperl und sagt, indem er das Heft in seine Hand legt, mit einem faunischen Lächeln, das diesmal über das ganze Gesicht zuckt: „Sie haben da wirklich ein ganz erstaunliches Resultat erzielt mit Ihrer Methode — ich gratuliere Ihnen, lieber Herr Kollege.“

Herr Lehrer Gamperl blickte den Gestrengen etwas zweifelnd an, als wisse er nicht recht, wie das gemeint sei. Aber als geborener Optimist entschloß er sich sofort zu einer günstigen Deutung. Er verneigte sich also geschmeichelt und geleitete den Höchstobersten ehrfurchtsvoll hinaus, während die Klasse Drei a sich mit Aufgebot aller verfügbaren Germanenkraft erhob, um dem feierlichen Auszug stehenden Fußes beizuwohnen.

In die Klasse zurückgekehrt, streichelte Herr Gamperl anerkennend Heinis blonden Kopf. Dann, als die Schule aus war, das wilde Völkchen sich verflogen hatte und Herr Lehrer Gamperl allein in der Klasse zurückblieb, nahm er, von Stolz getrieben, Heinis Heft zur Hand. Die anderen Aufgaben hatten Zeit — aber die hier, die mußte er doch gleich auf der Stelle lesen — ein Staatsbub, dieser Heini, sogar vor dem gestrengen Bitterlich hat er Gnade gefunden! Ja ja — er versteht das eben, seine Schüler zu frischer, eigener Denkkraft anzuregen! — Und er begann zu lesen:

Unsere Schule.

Unsere Schule ist ein großes Gebäude mit vielen Fenstern und Türen. In jedem Stockwerk sind zwei Zimmer und ein Gang. Unser Schulzimmer ist groß. Im Sommer ist es heiß, weil die Sonne herbrennt, im Winter ist es kalt, weil die Luftheizung nicht geht. Das

haben wir auch, aber ich weiß nicht warum, wahrscheinlich wegen dem Pflanz. Die Bänke sind gut zum Kraxeln, aber das sollen wir nicht. Sonst ist der Lehrer sehr fidel, besonders, wenn die Schule bald aus ist. Wir auch. Die Schule wäre ganz lustig, aber das Lernen ist fad. Das Angenehmste sind die Pausen, da gehen wir in Hof und essen. Aber nur die, die was mithaben.

Im Schulzimmer hängt ein Kaiserbild und ein Kruzifix. Auch ein Spucknapf steht in der Ecke, weil der Katechet immer ausspuckt. Er hat oft Schnupfen und ein rotes Taschentuch. Sonst gibt es nichts Interessantes in der Schule. Nur der Schuldiener hat eine Nase wie ein Erdapfel und ist meistens grob. Zu Neujahr aber wird er freundlich. Unser Lehrer tut manchmal nasenbohren und wie es geheißen hat, der Inspektor kommt, hat er sich sehr gegiftet . . .

Lehrer Gamperl hatte übergenug. Er war einer kleinen Ohnmacht nahe und einem on dit zufolge soll ihm von dieser Stunde an jegliche Lust an Erforschung und Heranbildung von Individualitäten in seiner Klasse gründlich vergangen sein.

Der grandige Herr Oberst.

Militärhumoreske von **Josef Wichner**.

Mein Freund erzählte: Der Regimentskommandant von X., Oberst Muhrtaler, von uns kurzweg „der Murr“ genannt, war ein rechtschaffen grandiger Herr. Besonders auf die „Freiwilligen“ hatte er es scharf und unter ihnen am schärfsten auf die halbblinden Bücherwürmer, die an zwei eingewachsenen Linsen noch nicht genug hatten, sondern noch zwei und viel größere auf die Nase setzten.

Oberst Muhrtaler, der selbst Falkenaugen besaß und sich demnach nicht gut vorstellen konnte, daß es auch kranke Augen gebe, war der Ansicht, Krüppel könne man nun einmal beim Militär nicht brauchen . . auch nicht Augenkrüppel. Wer daher für tauglich befunden worden sei, der müsse zum Kuckuck auch sehen, und so seien diese Lateinschützen ꝛc. weiter nichts als Pflanzritter, die sich mit ihren Zwickern für Adonisse hielten, oder Schwindler, die sich auf leichte Art vom Militärdienste losschrauben möchten. Denen werde er es schon austreiben!

Woher der Murr wußte, daß der Götterliebling Adonis einen Kneifer oder gar ein Monokel getragen habe, vermochten wir nicht zu ergründen. Sicher war nur, daß der gestrenge Herr andere Schönheitsbegriffe hatte als wir, und so wurden wir, kurz nachdem wir eingerückt waren, mit dem Befehl überrascht: Kein Einjähriger darf eine Nasenkrücke tragen!

Der Heini ist wie gewöhnlich als erster fertig und blickt um sich, stolz wie ein Spanier. Schulinspektor Bitterlich hat es bemerkt, flüstert Herrn Gamperl zu: „Das ist wohl Ihr Bester?“ Und Lehrer Gamperl lächelt geschmeichelt und sagt leise: „Ja, ein äußerst talentvoller Knabe.“

Herr Inspektor Bitterlich sieht auf die Uhr: „Dann will ich mir das rasch ansehen — es ist ohnehin schon spät.“

Und der Herr Schulinspektor steigt selbst in die Niederung der Klasse hinab und nimmt das Heft in Empfang, das Heini ihm mit einem tiefen Bückling überreicht.

In seinen Sessel zurückgelehnt, die mächtige Nase in das Heft vergraben, liest Herr Inspektor Bitterlich, während Lehrer Gamperl die anderen Hefte langsam abfordert und sichtet, Heinis Schularbeit.

Seine Nase zuckt mehrmals über dem Hefte und als er sie endlich in die Höhe streckt, ist etwas in seinem Gesicht, das an Kannibalenfreude erinnert.

Er erhebt sich, geht langsam auf Heini zu, beguckt sich den rundlichen kleinen Mann wie ein achtes Weltwunder, wendet sich dann zu Gamperl und sagt, indem er das Heft in seine Hand legt, mit einem faunischen Lächeln, das diesmal über das ganze Gesicht zuckt: „Sie haben da wirklich ein ganz erstaunliches Resultat erzielt mit Ihrer Methode — ich gratuliere Ihnen, lieber Herr Kollege.“

Herr Lehrer Gamperl blickte den Gestrengen etwas zweifelnd an, als wisse er nicht recht, wie das gemeint sei. Aber als geborener Optimist entschloß er sich sofort zu einer günstigen Deutung. Er verneigte sich also geschmeichelt und geleitete den Höchstobersten ehrfurchtsvoll hinaus, während die Klasse Drei a sich mit Aufgebot aller verfügbaren Germanenkraft erhob, um dem feierlichen Auszug stehenden Fußes beizuwohnen.

In die Klasse zurückgekehrt, streichelte Herr Gamperl anerkennend Heinis blonden Kopf. Dann, als die Schule aus war, das wilde Völkchen sich verflogen hatte und Herr Lehrer Gamperl allein in der Klasse zurückblieb, nahm er, von Stolz getrieben, Heinis Heft zur Hand. Die anderen Aufgaben hatten Zeit — aber die hier, die mußte er doch gleich auf der Stelle lesen — ein Staatsbub, dieser Heini, sogar vor dem gestrengen Bitterlich hat er Gnade gefunden! Ja ja — er versteht das eben, seine Schüler zu frischer, eigener Denkkraft anzuregen! — Und er begann zu lesen:

Unsere Schule.

Unsere Schule ist ein großes Gebäude mit vielen Fenstern und Türen. In jedem Stockwerk sind zwei Zimmer und ein Gang. Unser Schulzimmer ist groß. Im Sommer ist es heiß, weil die Sonne herbrennt, im Winter ist es kalt, weil die Luftheizung nicht geht. Gas

„So . . . kurzsichtig? He . . . werden gleich normalsichtig werden . . . Da . . . schauen Sie mich einmal fest an . . . Sehen Sie meine Augen?“

„Nein, Herr Oberst.“

„So . . . Sehen Sie meine Nase?“

„Nein, Herr Oberst.“

Da stapfte der Murr mit dem Absatze des rechten Fußes ein Loch in den Boden und fuhr den Delinquenten wütend an: „Aber, zum Teufel . . . Sie . . . Sie blinder Heß . . . sehen Sie meine Ohren?“

Und der verteufelte Roller antwortete mit lauter, scharf akzentuierter Stimme weithin vernehmlich: „Ja wohl, Herr Oberst!“

Da gab's dem Murr, dem plötzlich die Erleuchtung kam, daß er sich vergaloppiert hatte, einen Riß, daß er sich um seine Achse drehte. Ohne den Roller, der trotz seiner Blindheit die Ohren des Herrn Obersten ganz gut sehen konnte, eines Wortes zu würdigen, verließ er mit scharfen Schritten den Exerzierplatz und von unseren Brillen und Zwickern war nie mehr die Rede.

Herrgott . . . wenn wir damals, um das Lachen zu unterdrücken, geplatzt oder erstickt wären . . . es wäre kein Wunder gewesen! Ach, die Zivilisten haben's gut . . . die können sich in solchen Fällen den Bauch halten, aber so ein Soldat, der darf sich nicht mucksen und wenn er wie der heilige Laurentius auf glühendem Roste läge!

Wenn wir später mit dem Regimente defilieren mußten, sah der Herr Oberst mit seinen Falkenaugen alles . . . jeden Fleck und jeden schief getretenen Absatz . . . nur uns sah er nicht. Da stand immer gerade eine eigentümlich gebildete Wolke am Himmel oder irgendein Vogelvieh flog vorüber oder er hatte mit dem Oberstleutnant etwas Wichtiges zu verhandeln und wir konnten mit unseren vier Linsen unbeachtet vorübertraben.

Der Liebestrank.

Von **M. Brücken.**

Hoch oben im Gebirge, am Ausgange einer romantischen Felsenschlucht, stand ein kleines Häuschen, eigentlich war's nur eine Hütte. Das Strohdach, ganz mit grünem Moos bedeckt, reichte fast bis zum Erdboden nieder, die Fenster waren nicht viel größer als Schießschartenlöcher und die Tür so niedrig, daß jeder erwachsene, gerad gewachsene Mensch sich bücken mußte, wenn er eintreten wollte. Aber sauber und nett war alles um und in dem Häuschen. Die Fenster blitzten, wenn sich die Sonne darin spiegelte, und leuchteten, wenn der Mond sie beschien; weiß und blank gerieben war die Bank, der Wassertrog, sogar

Die Augen haben sich dem Dienste zu akkommodieren, und wer mit einem urblöden Glasaug erwischt wird, der wird eingesponnen ... Punktum!

Insoweit war die Sache höchst einfach, nur daß die widerspenstigen Augen halt keinen Eid geschworen hatten und sich dem Dienste nicht akkommodieren wollten, und daß der Instruktionsoffizier mit den Leuten, die mit freiem Auge nicht einmal die Scheibe, geschweige denn das Schwarze in ihr sahen, sein helles Kreuz hatte und daher gerne durch die Finger sah, wenn wir aus der Not eine Tugend machten und mit unsern Gläsern nach dem Korn und dem Ziele spähten.

Aber Oberst Murr sah nicht durch die Finger. Er inspizierte ebenso fleißig wie unvermutet, und einmal überraschte er unsere Kompagnie auf dem Übungsplatze ... fast die Hälfte mit der unvermeidlichen Waffe auf dem Nasenrücken.

Ei, da gab's ein schönes Donnerwetter bei wolkenlosem Himmel! Der alte Herr tobte wie nicht gescheit und ließ alle Brillenträger vortreten.

Na ... wir folgten dem Befehle mit sehr gemischten Gefühlen, und Freund Roller (er ist heute Staatsanwalt in einer größeren Provinzstadt), dem seine kecke Schnauze bereits wiederholt Kasernarrest eingetragen hatte, hatte das zweifelhafte Vergnügen, als Vis-à-vis mit dem Murr zur Quadrille antreten zu dürfen.

Also standen wir „Habt acht!" und unsere Herzen klopften beinahe hörbar in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Wir waren gewiß keine Feiglinge, aber tapfer brauchten wir nur dem Feinde, nicht aber auch unseren Vorgesetzten gegenüber zu sein.

„Himmelkruzineser übereinander", so ging's los, „herunter mit dem Plunder!"

Das war verständlich gesprochen und die Gläser flogen nur so herab, als ob sie der Wind verweht hätte.

Und nun wandte sich der Murr an unsern Roller: „Sie da, Einjähriger, wie heißen Sie?"

Freund Roller stand wie eine Statue und hielt seinen Kopf so steif, als ob der Hals nie wieder auch nur die geringste Bewegung machen könne. „Zu Befehl, Herr Oberst, ich heiße Roller ... Stephan Roller, Jurist des dritten Jahrganges."

„Was ... Jurist!" schrie der Murr. „Hier sind Sie nicht Jurist ... hier sind Sie Soldat und ein Soldat hat zu gehorchen und wenn man ihn direkt in die Hölle schickt ... Warum tragen Sie übrigens das miserable Zeug da? Glauben Sie etwa, Ihre Visage werde durch den Höcker verschönert und die Mädels bleiben daran hängen wie die Mücken am Lampenzylinder?"

„Weil ich kurzsichtig bin, Herr Oberst."

Jetzt war er ein angehender Sechziger; wie alt die Kathrein war, wußte niemand genau zu sagen. Der alte Schuster, der Veit, schätzte sie auf drei-, vierundachtzig Jahre, der jüngeren Generation kam sie noch viel älter vor.

Ein herrlicher Tag heute. Herbstschimmer fluten über die Berge, hell leuchtet der Firn der Gletscher, das saftige Grün der Matten, rot und goldig glänzt das Laub der Bäume im warmen Strahl der Sonne. Von den Almen und Wiesen tönen laut und leise die Glocken des weidenden Viehes, das helle Jauchzen der Sennen und Senninnen.

Die Kathrein steht neben dem Brunnentrog, schaut und hört. So ist's ihr recht, sie hat's gar gerne, wenn die Sonne so warm scheint, der Himmel so blau und die Welt so schön ist. Sie schmunzelt vergnügt und streicht mit den runzligen Händen das blaue Fürtuch, da sagt eine Stimme hinter ihr: „Grüß Gott, Kathrein."

Erstaunt wendet sie sich um. Ein junger, bildsauberer Bursche steht vor ihr — das Gesicht sollte sie kennen, aber sie kennt's doch nicht.

„Grüß Gott", sagt sie auch und mustert ihn.

„Kennst mi wohl gar nit, Kathrein", hebt der Bursche wieder an und dreht den Hut verlegen zwischen den Händen, „waßt, i bin der Hans, den Wiesenbauern sei Sohn."

„So, so, der bist", sagt die Alte und schmunzelt, jetzt weiß sie, wo das Gesicht hin gehört — der Bursch schaut doch dem Großvater stark gleich — „na, bekannt bist mir schon gwesn, aber kennt hab i di doch nit. Jetz sag mir nur glei, was du denn da willst und von mir haben möchtest?"

Sie ist's gewöhnt, daß die Leute nur zu ihr kommen, wenn sie etwas wollen.

Der Bursche wird noch verlegener. „I muß enk um was fragen, um an Rat bitten", stottert er.

„Na, was is denn, nur außer mit der Sprach", erwidert die Kathrein und setzt sich auf den Brunnentrog, „wo fahlt s denn, is a Kuah krank oder is sunst was gschehn?"

„Na, na", entgegnet der Hans, „um a Kuah handelt sich s nit, wegen mir selber tät i gern a Frag."

„Wegen dir selber", sagt die Kathrein verwundert und schaut den kerngesunden Burschen zweifelnd an, „na, alsdann wo fahlt's denn bei dir?"

„Verliabt bin i", gesteht der Hans verschämt.

„Verliabt, no und da?" In den braunen Augen blitzt und lacht's.

„Sollts ös mir helfen."

„Da soll i dir helfen — — bist bei Trost, Bua?"

„Ja, wißts Kathrein — — dürfts aber nit harb sein, daß i s sag, die Leut redn so allerhand von enk."

um das offene Herdfeuer gab's nicht mehr Schmutz und Ruß, als unbedingt notwendig war.

Seit undenklichen Zeiten wohnte in dem Häuschen die alte Kathrein mit ihrem Ziehsohn, dem Paul, einer Ziege und einer Henne. Die Kathrein war ein altes, uraltes Mütterlein mit schneeweißem Haar, einem verrunzelten Gesichte und zahnlosem Munde. Jung waren nur die dunklen, braunen Augen geblieben, die konnten noch heute blitzen und funkeln, wohl gar noch schelmisch blicken. Wenn man in die hineinschaute, glaubte man's gern, daß die Kathrein einst, vor langen, langen Jahren, ein bildsauberes Dirndl gewesen ist, um das die Burschen gestritten und sich die Köpfe blutig geschlagen hatten. Die jetzige Generation, die in dem Dorfe, zu Füßen des Berges und in den zerstreuten Häusern und Höfen hauste, wußte von dem allen nichts mehr, die hatte ein klein wenig Furcht vor der Alten. Die Leute hielten sie nicht gerade für eine Hexe, aber sie trauten ihr doch allerlei Wissen zu, von dem sich andere Leute nichts träumen ließen.

Daß sie schon manchen Menschen in seinen Nöten und, was bei den Bauern noch mehr bedeutete, schon manchem Vieh in schwerer Krankheit geholfen hatte, war sicher. Für gewöhnlich kümmerten sich die Leute wenig um sie und fanden den Weg zu ihr nur dann, wenn sie etwas brauchten. Jetzt hatte sie auch vor dem dummen Gerede Ruhe, während sie früher gar oft den Gesprächsstoff hatte liefern müssen.

Erst als sie den Seppl, den armen Teufel, geheiratet und den reichen Wiesenbauer ausgeschlagen hatte, dann als sie den kleinen Paul, das Kind einer wildfremden Landstreicherin, die plötzlich gestorben war, zu sich genommen und verpflegt hatte, dann als ihr Mann, der Seppl, von einem fallenden Baum erschlagen wurde, und ein Jahr später, als ihr einziges Kind, ihr Bub, an einem hitzigen Fieber gestorben war, wurden die Leute teilnahmsvoller.

Seit dem Tage, da der kleine Seppl hinaus auf den Ortsfriedhof getragen wurde und die Kathrein, mit dem fünfjährigen Paul an der Hand, hinauf in ihre Hütte gestiegen war, war in ihrem Leben nichts für ihre Mitmenschen Bemerkenswertes vorgefallen.

Still zog ein Jahr nach dem andern dahin; der Paul wuchs heran, ging in die Schule, lernte bei einem Holzhauer dessen Beschäftigung, kam zum Militär, verdingte sich dann als Taglöhner und lebte wie zuvor bei seiner Ziehmutter. Einmal, vor vielen, vielen Jahren, hatte ihn ein anderer Holzknecht geneckt, daß er bei einer alten Hexe wohne, war aber damit schön angekommen. Der Paul, sonst ein gar stiller Mensch, hatte ihn tüchtig durchgewamst und ihm versprochen, die Knochen im Leib zu zerbrechen, wenn er nicht das Maul halte. Seitdem hatte er Ruhe.

noch vom Donnerstag trennen. Die Kathrein schaut ihm nach. Ein stilles Lächeln liegt auf ihrem Gesicht, sie wiegt den Kopf hin und her und murmelt: „Is alleweil gleich auf der Welt, die Liab, die Liab macht die Leit noch alleweil tamisch."

Am nächsten Tag zieht die Kathrein ihr besseres Gewand an, bindet das „neue" Kopftuch um, das ihr der Paul „vor a paar Jahr" — es sind zwölf Jahre her — aus der Stadt gebracht hat, nimmt den dicken Stock und geht den Berg hinunter. Ein paarmal muß sie rasten und unten angelangt, setzt sie sich auf einen Baumstrunk, um ein wenig zu verschnaufen. Nach kurzer Rast geht's wieder leidlich rüstig dem Bachbauer zu. Gar stattlich liegt das Gehöft und zeigt den Wohlstand des Besitzers — Wohnhaus, Stall und Scheune in tadellosem Zustand. Hinter dem Haus dehnt sich der Obst- und Gemüsegarten; die roten und gelben Äpfel schimmern durch das bräunliche Laub und zwischen den Gartenbeeten blühen die letzten Blumen.

Die Nanni, dem Bachbauer seine Schwester, die seit dem Tode der Bäuerin die Wirtschaft führt, steht just vor der Tür. Sie schlägt die Hände zusammen, wie sie das alte Mutterl sieht, und fragt ganz erstaunt nach ihrem Begehr. Es war doch ihres Wissens nichts passiert, Vieher und Menschen gesund.

„An wichtigen Gang hab i ghabt und a bißl verschnaufn möcht i", beruhigt die Kathrein die Nanni, „a bißl niedersetzen tu i mi, wann s enk nit unguat is."

Der Nanni „is es nit unguat", sie macht ein freundliches Gesicht und ladet ein: „Setzts enk nur a bißl" und denkt: man waß nie, zu was man die Kathrein brauchen kann. Dann geht sie ins Haus und holt ein Gläschen Kirschgeist für die Alte. Friedlich sitzen die beiden unter der halbentblätterten Linde. Die Kathrein nippt vorsichtig von dem starken Getränk und lobt seine Güte, die Nanni erzählt von diesem und jenem. Wie sie mitten im Diskurs sind, kommt die Zenzi daher, Haue und Rechen über die Achsel gelegt.

„Sakra, a sauberes Diandl", denkt sich die Kathrein und mustert sie, „das glaub i, daß de schwarzen Augen und de roten Wangeln den Mannsbildern in die Augen stechen, und Arm und Händ hat s schon ane festen und de is nit faul, de."

Die Zenzi ist beinahe erschrocken, daß die Kathrein bei der Tant sitzt — man munkelt ja so allerhand — aber sie überwindet sich tapfer und sagt ihr ein freundliches „Grüß Gott!".

Die Kathrein schaut sie auch gar freundlich an, und eh die Zenzi zum Überlegen kommt, sitzt sie neben dem Mutterl und wird ganz zutraulich. Die Nanni geht, die Jause für die Leute zu richten, und das Diandl denkt gar nicht mehr daran, daß es neben einer sogenannten

„Von mir — —?“

„Daß ös Kraiter sammeln täts bei der Nacht, wann der Neumond scheint, und allerhand Tränk und Tee kochen könnts und daß — daß ös ah für die Liab allerhand wißts und . . .“

Jetzt möcht’ die Kathrein am liebsten hell auflachen, aber sie bleibt ganz ernsthaft und denkt: der Bua soll mir nur sagen, wo s ihn druckt, vielleicht kann i ihm doh helfen.

„Also an Liabstrank willst?“ fragt sie, „ja, aber für wen denn?“

„Das war halt a lange Gschicht“, meint der Hans und setzt sich zu ihr auf den Brunnentrog.

„Erzähl nur zu“, ermuntert die Alte, „i hab ja Zeit“.

Der Hans besinnt sich noch eine Weile, dann beginnt er endlich und erzählt den Sachverhalt: Daß er die Zenz — die Bachbauer Zenz — ganz schrecklich gern hat und daß er sie zu seiner Bäuerin machen möcht und daß sie ihm schon alleweil gfalln hat und daß ah die Zenz mit ihm recht freundlich gwesn is und daß alls so gut passen tät. Der Vater war schon a bißl gebrechlich und die Muatter ah, de täten gern übergebn, und die Zenz bekamet hübsch a Geld mit, s Erbteil von ihrer Muatter und — —

Der Hans macht einen Schnaufer und die Kathrein meint: „Selbn is ja so alls in Ordnung, was brauchst denn da mi dazu?“

„Es is aber nit alls in Ordnung“, entgegnet der Hans und schaut ganz traurig drein, „die Zenz, de mag mi nit mehr“.

„Geh, geh, werd nit so sein“, schmunzelt die Alte.

„Is aber doch a so“, beharrt der Hans. „Seitdem s in Feldkirchen bei ihrer Tant gwesen is, is ganz ausgwexelt. Aufn Lois schaut s und auf n Nande, und seitdem der neie Schulmaster hie und da mit ihr redt, hat s gar an Fum und tut mi glei so fiandeln und da — da tät i halt bitten — —“

„Waßt“, unterbricht ihn die Kathrein jetzt ernsthaft, „heit kann i dir gar nix sagen, aber nächsten Dunnerstag kumm aufer, da wär i dir schon an Bescheid geben. I muß mir die Zenz anschaun, ob ihr mit an Liabstrank beizkummen is.“

Wann die Kathrein halt doh was übrigs tät, bittet der Hans, auf a paar Flörln kummt s ihm nit an. Er greift in den Sack und klimpert mit dem Gelde.

„Laß nur stecken, Bua, zahlst mi, wann s Trankl gholfn hat. Geh jetz ham, sei a lustiger Bua und nächsten Dunnerstag kumm aufer zu mir.“

Mit diesem Bescheid ist die Besprechung zu Ende; die Kathrein steht auf, der Hans tut ein Gleiches, macht ein etwas enttäuschtes Gesicht, trollt den Berg hinunter und zählt an den Fingern, wie viel Tage ihn

„Je weniger du dich in der Zeit um die Zenzi kümmerst, je lustiger du bist und mit die andern Diandln schön tust, je sicherer wirkt s Trankl.“

Noch eine kleine Weile überlegt der Hans, dann schlägt er ein. Ja, er will s probieren.

„Siehgst, das freit mi“, schmunzelt die Alte.

Er trollt sich über den Berg hinunter, sie lacht still hinter ihm drein und denkt: „War doch schad, wenn aus die zwa nit a Paarl wurd.“ Dann geht sie in den Stall und melkt ihre Ziege.

Noch nie ist dem Hans die Zeit so lang geworden. Er arbeitet fleißiger denn je, schindet und rackert sich, aber — hol's der Teufel — die Zeit schleicht nur so. Wo er die Zenzi sieht, weicht er ihr aus, wenn er ihr begegnet, grüßt er kurz, und Sonntags, wenn er mit den andern Burschen vor der Kirche steht, schäkert er mit der Kapellenwirt-Rosl, die doch gar nicht sauber ist, nur um der Zenz auszuweichen.

Vor drei Tagen hat er sie am schmalen Steig, am Bergabhang begegnet, siedheiß ist ihm worden, noch dazu hat sie ihn angelacht und gefragt: „Gehst auf die Bergwiesn aufi, Hans?“

„Ja“, hat er kurz zur Antwort gegeben, hat den Stiel von der Heugabel so fest gedrückt, daß er beinahe zerbrochen wäre und ist schnell weiter gegangen. Gestern hat er die Dirn wieder gesehen; da hat sie ganz schnippisch gefragt, ob er am Sonntag zum Kappellenwirt tanzen gehe. Er hat nur ein kurzes „waß nit“ herausgestoßen und ist davongerannt und die Zenzi hat ihm nachgelacht, so höhnisch, so — — der Hans ist wirklich tief unglücklich.

Heute ist der vorletzte Tag der langen Prüfungszeit. Hans schleicht hinter dem Bachbauer seinem Gartenzaun wie die Katze um den heißen Brei. Es ist schon dämmerig und wenn er den Hut tief ins Gesicht zieht, kennt ihn die Zenz nicht — außerdem, wer weiß, ob sie im Garten ist. Kaum hat er so gedacht, steht sie schon hinter dem Zaun, aber sie schaut in die Luft, sieht ihn gar nicht. Er schleicht vorüber, da ruft sie ihn an.

„Was schleichst denn hin wie a Kater oder a Marder, der rauben geht.“

„In Wald.“

„In Wald — jetzt bei der Nacht. Geh, plausch an andere an, so dumm bin i do nit.“ Sie lacht spöttisch.

„Glaubs halt nit.“ Hans zuckt die Achseln und geht ein paar Schritte weiter, dann bleibt er stehen und schaut ein klein wenig um. Die Zenz steht unbeweglich und zerzupft erbarmungslos eine Aster.

Hexe sitzt. Sie lacht und plappert nach Herzenslust, erzählt von der Arbeit, von allerlei Lustbarkeiten und es dauert gar nicht lang, so weiß die Kathrein, was sie wissen will. Als sie gegen Abend hinauf in ihre Hütte steigt, schmunzelt sie trotz des steilen Weges und murmelt: „Das werd i schon machen, das — —“ Sie wird dabei wohl an die Bereitung des Liebestrankes gedacht haben.

Am nächsten Donnerstag kommt der Hans zu ihr. Er ist ganz bekümmert, die Zenz hat ihn heut' wieder abgeschnalzt. Die Kathrein möcht ihm nur gleich sagen, wie s mit der Gschicht is. Wenn ihn die Zenz partu nit mehr mag, so geht er fort nach Amerika und Wiesenbauer soll wern wer will.

„Sei nur stad“, unterbricht die Kathrein den aufgeregten Sermon, mit n Kopf durch die Wand is bei so aner Sach nix. I hab mir die Zenzi angschaut und wenn mi nit alle Anzeichen trügen, so werd sie an Liabstrank zugänglich sein, wenn du gscheit bist.“

„Wann i gscheit bin“, ruft der Hans, „das is das wenigste“.

Er vergißt alle Traurigkeit, wirft den Hut in die Höhe und tut einen hellen Jauchzer, daß das Echo von den Bergen schallt.

„Sei nur stad“, mahnt die Alte wieder, „so leicht wie du dir s denkst, is die Gschicht nit. Paß auf, was i dir sag.“

Der Hans macht ein andächtiges Gesicht, viel andächtiger als bei der schönsten Predigt und die Alte fährt fort: „Wenn du willst, daß der Liebestrank wirkt, darfst du mit der Zenzi nix reden, sie gar nit recht anschaun.“

„Was?“ Der Hans reißt den Mund auf.

„Höchstens ja oder na darfst sagen, und zwar durch ganze vierzehn Tag.“

„Das kann i nit“, platzt der Hans heraus, „mit der Zenzi nix reden, sie nit anschaun, zuschaun, wie ihr die andern Burschen s Maul machen — das — das —“

„Ja, wenn du nit kannst, dann kann i dir a nit helfen“, sagt die Kathrein und zuckt die Achseln. „Erst nach Ablauf von der Zeit und wenn du die Vorschrift genau befolgen tust, is der Trank wirksam.“

Der Hans steht in schwerem Kampfe, er dreht den Hut zwischen den Händen und überlegt — „vierzehn Tag soll i mit der Zenzi nix reden, sie nit anschaun — das is gar nit möglich, die Alte, die is rein verruckt — die —“

„Wie du willst“, tönt ihre Stimme von der niedern Tür herüber, „aber i man s dir guat, Hans“.

„Und was gschieht nacher?“

„Nacher brau i dir a Trankl.“

„Und is das sicher?“

Bauernehre.

Eine bäuerliche Humoreske von **Arthur Halberstadt.**

Im Leben des alten Hansbauer war ein großes Ereignis eingetreten. Er hatte seinem jüngsten Sohne, dem Loisl, den Bauernhof übergeben und sich, außer dem gewohnten Schlafraume und verschiedenen Naturalien, eine bare Ausnahmsrente bedungen, die ihm nachher als viel zu gering und dem Loisl als viel zu hoch gegriffen erschien.

Der alte Hansbauer war schon nahe dem Siebziger, aber noch immer kerngesund und rüstig. Wäre ihm nicht vor zwei Jahren die Bäurin weggestorben, er würde auch heute nicht daran denken, den Hof zu übergeben. Aber das einschichtige Wirtschaften freute ihn mit der Zeit nicht mehr und so entschloß er sich endlich, Platz zu machen. Lois sah sich um eine tüchtige Bäurin um und der alte Vater zog in die Ausnahme. Seither half er in drängenden Zeiten gerne mit — quasi als Gegenwert des ausbedungenen Mostes, der ihm erarbeitet besser als geschenkt mundete. Der altgewohnte Apfelwein war ihm der liebste Haustrunk. Er bezeichnete ihn als eine Art Lebenselixir für die Menschheit, weshalb man seiner Ansicht nach nicht oft genug davon kosten sollte. Sein ausbedungenes Mostquantum war auch kein kleines zu nennen und wurde in punkto Qualität sehr genau vereinbart. Der goldige, ein wenig ins Grüne schillernde Obstwein fehlte bei keiner Mahlzeit. Im Winter dagegen, wenn die Arbeit von den jungen Bauersleuten leicht allein gerichtet werden konnte, ging er in das benachbarte Bergwirtshaus und trank vom frischen Gerstensaft gern einige Halbe über seinen Durst. Den hatte er immer, ob er arbeitete oder feierte, ob es Winter oder Sommer war. Insbesonders aber, wenn frisch angezapft wurde und er sich gerade bei Kasse befand!

Ach, das liebe Geld! — Auch der Hansbauer konnte einiges über die allgemeine Geldknappheit erzählen, die — wie er meinte — nicht nur allgemein, sondern überhaupt ganz gemein war. Wegen seines ständigen Lamentierens hatte der Wirt oberhalb des Stammsitzes des Ausnehmers an der Wand einen Spruch hinmalen lassen, zu dem der alte Bauer, wenn sich wieder einmal bei ihm die allgemeine Geldknappheit fühlbar machte, stets verständnisinnig aufblickte. Oben, an der Wand, konnte man lesen:

O mei, sagt da Hansbauer,
Der Ausnahm waar recht;
Wann der Durst nit so riesi,
Und s Geld glanga möcht!

„Warum zerreißt denn s arme Blüml“, fragt er unwillkürlich.

„Weil s mi gfreit, geht s di was an, frag i di vielleicht, was du tust“ klingt die Antwort zurück und dann nach kurzer Pause: „Möchtest vielleicht a Blüml haben auf n Hut aufe, daß du recht schön bist, wann du zu der Kapellnwirt-Rosl gehst, zu der Scheichn, zu der — —“

„I zur Kapellnwirt Rosl — —?“

„Gott, tua nit á so, als ob du grad vom Himmel fallest. Is mir a ganz Wurscht, wo du hinrennst, i sags dir nur, daß du nit glaubst, daß i so dumm bin, dir alls glaub, daß du jetzt bei der Nacht in Wald rennst, i — i waß recht guat, wo dei Wald is“ — sie stampft mit dem Fuße und wirft den Kopf zurück —, „i — —“

„Herr Gott na, is das Diandl sauber“, denkt der Hans, vergißt ganz, was er der Kathrein versprochen hat und geht auf sie zu.

„Ja, schau mi nur an“, fährt die Zenzi, die seine Annäherung für eine Herausforderung hält, zornig fort, „manst, kannst mir was vorlügen, so dumm bin i nit — und überhaupt alle Leut wissens schon, was du für an guten Gschmack hast und reden davon und die alte Kathrein, de doch mehr waß als die andern, de — de hats a gsagt, daß — daß du und die Rosl a Paar werds“.

„Die Kathrein — — daß i und die Rosl a Paar wern“, stammelt der Hans, dem es langsam zu dämmern beginnt.

„Ja, die Kathrein. Aber glaub nur ja nit, daß i mir was draus mach, mir is ganz gleich, zu wem du gehst und wen du — du — hei — heiratest, i — i mag di so nimmer — —“

Mit der Fassung ist's vorbei, sie schluckt noch ein paar Male, dann will sie in den Garten hineinlaufen, aber der Hans weiß jetzt, wieviel es geschlagen hat, er springt schnell über den Zaun, erwischt sie bei der Schürze und küßt sie ab nach Herzenslust.

Den Liebestrank hat die Kathrein niemals gebraut und Kurkosten hat der Hans auch keine gezahlt, aber zu ihr hinaufgestiegen sind die zwei glücklichen Leute und das Weiberl hat sich mit ihnen gefreut. Als sie Hochzeit gehalten haben, haben sie der Alten soviel Schmalznudel und Prügelkrapfen, Schweinernes und Kälbernes geschickt, daß der Paul acht Tage lang einen verdorbenen Magen gehabt hat, und das erste Dianderl, das dem Wiesenbauer beschert wurde, hat den Namen Katharina erhalten.

Jetzt begann der übliche Silvestertrubel mit den althergebrachten Späßen. Man hörte die Kellnerin kreischen, die Bauern johlen und den Wirt schimpfen, weil dieser — nicht ohne Grund — fürchtete, daß manche Gäste diesen finsteren Wirrwarr benützen würden, um mit der Zeche durchzubrennen.

„Wer hat denn a(b)draht?" schrie er zornig die Bauern an, als es wieder licht wurde.

Diese Frage blieb unbeantwortet. Und jene, die vielleicht darüber am besten hätten Auskunft geben können, der Rainer Karl und der Scherbichler Nazl, waren bereits derartig wieder in das Kartenspiel vertieft, daß sie die Frage des Wirtes anscheinend überhörten. Die Kellnerin, die man zuletzt in bedenklicher Nähe der erwähnten beiden Burschen gesehen hatte, war rasch in die Küche enteilt. Ärgerlich wandte sich der Wirt von den Bauern ab, wiederholte aber seine Frage deshalb nicht mehr, weil er sich inzwischen überzeugt hatte, daß niemand fehle. Doch halt! — Gerade noch bevor er in die Küche gehen wollte, fiel sein Blick auf den leeren Platz des Hansbauer! — Wie ein Blitz fuhr er zur Ausgangstüre und stürmte hinaus. Es dauerte nicht lange und der Hansbauer, vom Wirt am rechten Arme festgehalten, traten beide ein. Die frische Luft hatte beim Alten die Alkoholwirkung mächtig gesteigert. Er schwankte hin und her, als ihn der Wirt freiließ.

„Hast du leicht die Elektrische a(b)draht?" war die erste Frage des Wirtes.

„A(b)draht? . . Nix han i a(b)draht!" protestierte lebhaft der Alte.

„Was hast denn nacha grad hiatzt draußn z toa ghabt?" wendete der Wirt mißtrauisch ein.

„Af da Seitn . . . af da kloan Seitn bin i gwen", lallte ziemlich unsicher der alte Ausnehmer.

Eine schallende Lachsalve erhob sich in der Wirtsstube.

„So, so . . . af da kloan Seitn bist gwest", äußerte der Wirt mit verhaltenem Lachen. Diese Worte erweckten den Anschein, als ob er das einwandfreie Alibi des Hansbauer stark bezweifeln würde.

Darüber schien aber der Alte in seiner Ehre gekränkt zu sein. Er schlug mit der rechten Faust heftig auf die nächste Tischplatte, so daß die Biergläser tanzten.

„Is Außigehn leicht verbotn", schrie er erregt den Wirt an. „Glaabst leicht, i han durchgehn wölln mit da Zech? . . . Han i leicht mein Trunk oamal nit zahlt?" — Und wieder schlug er auf den Tisch ein, daß die Gläser hüpften und die Salzdose umfiel. „Bin i dir leicht oamal was schuldi bliebn . . . du Leutschlechtmacher . . . du . . .", er konnte momentan über die kränkende Zumutung des Wirtes keine Worte finden.

Übrigens heute, am alten Jahrestag, klimperte es vielverheißend im Hosensack des Hansbauers, der bereits bei der vierten Halben saß, als die Nachbarn einer nach dem andern die Wirtsstube betraten.

„Wiar is denn s Bier heund?“ wurde er zuerst befragt.

„Naß!“ war die lakonische Antwort.

„Dös is Wassa aa, du alta Krauterer“, rief einer der Bauern aus. „Warum trinkst denn nacha a Bier?“

„Weil i dursti bin!“

„Jaaso! . . . Dursti bist?“ lachten die Nachbarn. „Dös san ma aa! . . . He, Wirtshaus, . . . Bier her!“

Zum Hansbauer setzte sich der alte Schmalzhofer.

„Na . . . wia geht s da denn immer, Hansbauer?“

„Dank schö. Muaß scho toa’.“

„Dursti bist halt allweil, gelt?“

„Ja, halt ja! . . . Soviel dürstn tuat s mi, daß i gar nit gfolgn kann mit n Saufn“, meinte seufzend der Hansbauer und schaffte sich die fünfte Halbe an.

„Hast recht. Wer woaß, wia lang ma lebt!“ Der alte Schmalzhofer ergriff das soeben erhaltene Bierglas und trank mit vollen Zügen.

„Gelt, . . . guat is s Bier.“ Beinahe neidig hatte der Hansbauer dem Trunke seines Tischnachbarn zugesehen, der sich nun behaglich mit der linken Hand den Mund abwischte.

„Ja, . . . guat und süffi! . . . Wia mehra, daß d trinkst, . . . wia dürstiga wirst!“

„Dös sag i aa! . . . Himmi Herrgott, wo bleibt denn scho wieda die Zenzl mit mein Bier?“

„Da is! . . . Schrei nit a so, du alter Bsuff, du“, hörte man die Kellnerin räsonieren, die den Bierkrug des Hansbauer in hörbarer Weise auf den Tisch gestellt hatte.

„Da schau den kloan Bosnigl an“, beschwerte sich der Ausnehmer. „Aba wahr is, . . . wia kleana die Heferln, wia gschwinda gehn s üba!“

„Und wia größa die Mannsbilder, wia dümma san s!“ lautete die prompte Antwort der Kellnerin, worüber alles zu lachen begann, weil der Hansbauer tatsächlich das längste Mannsbild in der ganzen Gemeinde war.

„Du, . . . mit der Zenzi is heund nit guat Kerschn essn“, neckte der Schmalzhofer.

„Dö kann s no besser, wia mei selige Alte“, lachte jetzt auch der alte Hansbauer und vertiefte sich gleich darauf in den feuchten Inhalt seines Bierkruges.

Unterdessen fingen die Bauern zu singen und kartenspielen an. Rasch verflog die Zeit und als die Uhr die zwölfte Stunde schlug, erloschen plötzlich alle elektrischen Lichter in der Wirtsstube.

„Ja . . . es san nur fünfi gwest“, gab ihm nunmehr der Wirt recht.

Eine Weile räsonierte der Hansbauer noch herum, dann bezahlte er die fünf Halben und trollte sich heimwärts.

Am nächsten Tag war als erster Gast — der alte Hansbauer beim Wirt. Die Kellnerin war nicht anwesend, weil sie sich gerade zum Kirchgang anzog. So kam es, daß ihn der Wirt selbst bedienen mußte.

„Guat gschlafn?“ — Der Wirt tat so, als ob er von dem gestrigen Vorfall alles vergessen hätte.

Wortlos nickte der Hansbauer. Dann kam es stoßweise von seinen Lippen: „Gestern han i sechs Halbe trunkn und nur fünfi angebn, weil i ma in mein Rausch einbild han, daß fünfi gwest san und nit sechsi . . . und weil mi gestern dei Kellnerin mit ihrn Redn harb gmacht hat . . . Heund hat ma da Schmalzhofer, der nebn meiner gsessn is, gsagt . . . daß i wirkli sechs Halbe trunkn han . . . Da hast s Geld für die sechste Halbe . . . Und, daß d es für hinfür woaßt: Was i trink, dös zahl i aa . . . und was i angib, is richti . . . wann s aa nit richti is! . . .“

Sprach's . . . und verließ stolzerhobenen Hauptes das Wirtshaus.

Stephan Milow.

Von **Franz Karl Ginzkey.**

An zwanzig Jahre mag es nun her sein, da trat an einem schönen Sommervormittag im stillbeschaulichen Städtchen Görz ein junger Offizier in das Arbeitszimmer des Dichters Stephan Milow. Ein neugebackener Leutnant war es, mit den rosafarbenen Aufschlägen eines küstenländischen Regiments. Er hatte nebst seinem frisch vernickelten Säbel noch eine andere Waffe bei sich, die weitaus gefährlicher war und ihrer Gattung nach in deutschen Landen ärger gefürchtet wird als Krieg und Pestilenz, nämlich ein Päckchen Verse. Und eben diese zweite Waffe war es, die den jungen Offizier nicht allzu mutig erscheinen ließ. Doch hieß ihn der Dichter aus seinem Krankenstuhl, aus dem er sich seit Jahren kaum noch erheben konnte, so liebenswürdig willkommen, daß alle Scheu im Nu verschwand. Der Jüngere fühlte sogleich, daß hier ein reifer, längst auf den Höhen lächelnder Selbstbefreiung wandelnder Geist in der gütigen humorvollen Art des kollegialen Zutrauens zum Einverständnisse bereit war. Der junge Leutnant wußte, daß Stephan Milow „nebstbei“ Hauptmann sei, Hauptmann des Ruhestandes; er hätte es aber um alles in der Welt nicht über sich gebracht, den weißlockigen Dichter mit dieser an sich so respektablen Charge zu

Der sah, daß der Alte erstens schon ziemlich betrunken war, und zweitens, daß für die angedeutete Verdächtigung tatsächlich kein Beweis zu erbringen sei. Überdies kannte er seine Bauern zu gut. Wenn die einmal im Rausche waren, dann blieb zum Schluß immer die persönliche Ehre im Vordergrunde, die sie hartnäckig verteidigen konnten. Und so war es auch jetzt. In nüchternem Zustande hätte der Hansbauer sicherlich nicht eine solche Empfindlichkeit an den Tag gelegt. Er hätte vielleicht dummpfiffig gelächelt und so getan, als ob er das Wesen der Frage gar nicht verstünde. Aber wie bei allen Menschen, so zeigt sich auch beim Bauer die Seele am besten im Rausche. Und da können wir nun sehen, wie ungemein ausgeprägt in seinem Innern die Ehrbegriffe sind und wie empfindlich, trotz einer minderen Bildung und lückenhaften Erziehung, die bäuerliche Psyche in der Wahrung ihrer Ehre ist.

Der Wirt suchte den Alten zu beruhigen.

„Hansbauer, sei staad und geh hoam“, lenkte er ein. „Trunkn hast eh scho gnua.“

Dies schien auch dem Bauer einzuleuchten.

„Alsdann glaabst es, daß i . . . af da kloan Seitn war?“

„Ja, ja . . . i glaub dir s scho“, bestätigte ihm lachend der Wirt und schob ihn langsam der Türe zu.

„Zahln muaß i aa no“, machte ihn der Alte ein bißchen protzig aufmerksam.

„Was hat er denn trunkn?“ fragte der Wirt die Kellnerin.

„Sechs Halbe . . . aba zahlt hat er ma no nit an oanzige“, antwortete bissig die Zenzl, die den alten Bauer wegen seines ewigen Räsonierens nicht leiden mochte.

Die Antwort der Kellnerin schlug dem Fasse den Boden aus.

„Waas?! . . . Sechs Halbe han i trunkn? . . . A so a Lug! . . . Fünfi san s gwest. Nach da vierten han i di fünfti kriagt!“ erklärte neuerdings entrüstet der Hansbauer.

„Dös wird scho stimmen“, meinte der Wirt unter allgemeinem Gelächter. „Nach der viertn Halbn hast freili die fünfte kriagt . . . aba nach der fünftn hast gwiß no a sechste trunkn!“

„I hab nur fünf Halbe kriagt“, schrie zeternd der Alte und zitterte vor Wut. Auf ein Haar hätte er der Kellnerin ihren Zopf ausgerissen.

Dem Wirt war dieser neuerliche Auftritt höchst unangenehm. Er wußte, daß mit dem alten Bauer in diesem Zustande nichts anzufangen war.

„Laß mei Kellnerin in Ruah“, sagte er und riß den Bauer zurück. „Jetzt zahlst halt nur fünf Halbe und nacha gehst hoam, gelt?“

„Es san aba nur fünfi gwest“, behauptete der betrunkene Ausnehmer hartnäckig und wollte wieder auf die Kellnerin eindringen.

Verblassen. Und Stephan Milows erstes Gedichtbuch erschien vor 47 Jahren! Und heute legt uns der Unverwüstliche, Sechsundsiebzigjährige, ein neues stattliches Bändchen auf den Tisch,*) ein Buch, von gleichem Geiste erfüllt wie die früheren, ein Buch voll tapferer Lebensweisheit und erstaunlicher Frische und Kraft der Empfindung. Fast vermissen wir ungern die süßbezwingende Wehmut und melancholisch-pessimistische Weltbetrachtung mancher früheren Verse, die dem Dichter so meisterhaft zu Gebote stand. Wir tauschen jedoch dafür die erhebende Erkenntnis von Lebens- und Todesmut, von Eintracht mit der lebendigen Natur und immer wieder neu erzwungenem Erfüllungsglück.

Doch, um zuvor noch den dichtenden Leutnant abzutun: Milow empfahl kurz darauf eine Anzahl der lyrischen Versuche desselben an das damals sehr in Ansehen stehende Jahrbuch „Die Dioskuren", bekam jedoch den unerwarteten Bescheid, es sei für dieses Jahr kein Raum mehr vorhanden. Da schrieb der Meister unverweilt zurück, man möge so viele seiner eigenen Dichtungen streichen, bis der Raum für den jungen Kollegen geschaffen sei.

Diese Handlung zu erwähnen, selbst wenn der greise Dichter zürnen sollte, erscheint mir durchaus angezeigt. Sie klingt wie ein wehmütiger Gruß aus einer längst vergangenen Epoche herüber, da menschliche Großzügigkeit noch zur Basis des priesterlich dichterischen Schaffens gehörte und die Angst vor dem Heute den Dichter noch nicht zum harten Geschäftsmann gemacht hatte.

Und aufs „Geschäftliche" hat sich Milow nie verstanden. „Mit zarter Scheu hat er sich zeitlebens von der lauten Welt ferngehalten, denn das Hasten und Jagen nach Ruhm schien ihm als eine Profanierung seiner Kunst." Diese Worte sind einem Büchlein über Stephan Milow entnommen, das zugleich mit seinen jüngsten Gedichten erschien.**) Mit dankenswerter Liebe und Eindringlichkeit wird darin ein Überblick über sein gesamtes dichterisches Schaffen geboten, über die Lebensinnigkeit seiner Lyrik, den tiefen philosophischen Gehalt seiner Epen, über den charakteristischen Hang zur „Verklärung des Wirklichen" in seinen Prosadichtungen, und auch seinen dramatischen Werken wird eine eingehende und nicht immer widerspruchslose Kritik zuteil. Der schönste Schmuck des Büchleins sind die wenigen Seiten, auf denen fünf Gedichte Milows als Probe gebracht werden; sie sind wahrhaft köstliche Blüten aus einer Dichterkrone, die jederzeit mit Dornen reichlich durchflochten war.

Auch eine andere Botschaft entnehmen wir der kleinen Publikation; wir finden in der angehängten Bibliographie die Mitteilung, daß bereits

*) „Abendrot." Neue Gedichte von Stephan Milow. Stuttgart 1912. Verlag von Adolf Bonz u. Komp.

**) „Stephan Milow, ein deutscher Dichter." Von Josef Karl Ratislav. Stuttgart 1912, Verlag von Adolf Bonz u. Komp.

benennen; ihm schien ein Dichter damals noch ein Wesen, demgegenüber alle übrigen Ehrentitel glattweg verschwanden.

Inmitten des Gespräches wurde der Jüngere plötzlich von neuer Scheu befallen. Er hatte auf dem Schreibtisch des Dichters einen eben begonnenen Vers entdeckt, und wußte also, daß er wohl im ungeeignetsten Moment gekommen war; um so mehr bewunderte er die Gelassenheit des leutseligen Meisters und nahm sich im stillen vor, auch einmal ein so freundlicher Herr zu werden, im Falle es ihm glücken sollte, sich die literarischen Sporen zu verdienen.

Am Abend fand der Leutnant, in seine Stube heimgekehrt, ein Päckchen zierlich gebundener Bücher auf dem Tische. Es waren die lyrischen Werke Stephan Milows, von der Gattin des Dichters gespendet und von ihrer gütigen Hand noch überdies mit einer feinen Widmung versehen. Noch heute gedenkt der damalige Leutnant der schönen Stunde, die nun folgte. Er nahm im stillen Lampenlicht die Bücher mit Andacht eines nach dem andern vor und sandte, einer schlechten Gewohnheit nach, zuerst den Zufall als Späher voraus, bevor er an ein gründliches Genießen ging. Da lagen die Bändchen alle, die heute noch wie damals ihr tieferes Leben behaupten: „Gedichte“, 1865; „Auf der Scholle“, 1867; „Neue Gedichte“, 1870: „In der Sonnenwende“, 1877; „Aus dem Süden“, 1889, sie alle beredt verschwiegene Zeugen eines reichen, schönen Dichterlebens, im einzelnen erhebend und rührend zugleich, überzeugend in ihrer Fülle. Am meisten zu denken gab dem staunenden Jünger an jenem Abend ein Sonett, das war betitelt: „Den Männern des Effekts.“ Es schien ihm damals bereits für Milows Kunstbekenntnis überaus bezeichnend und mag auch heute den noch folgenden Betrachtungen die beste Einbegleitung sein:

„Nur wirken! ruft ihr, mächtig in die Ohren
Treff' euer Lied, daß reicher Lohn euch blühe;
Ihr lacht des Träumers, der in stiller Frühe
Die Einsamkeit für seinen Sang erkoren.

Und dennoch seid ihr selbst betrog'ne Toren;
Wer durch den Stoß nur wirkt, hat schwere Mühe,
Wie laut er's treiben mag, wie heiß er glühe,
Sobald er ruht, ist seine Spur verloren.

O, laßt verborgen nach des Lenzes Weise
Fortwirken eure stillgehegten Träume,
So werden sie, gleich ihm, die Welt durchdringen.

Da ist nichts greifbar, heimlich regt sich's, leise,
Unsichtbar weht's befruchtend durch die Räume,
Und plötzlich blüht's und tausend Stimmen klingen.“

Das Buch, das diese Verse enthält, erschien vor 42 Jahren. Durchblättert man jetzt den schlanken Band, so sieht man die Ränder schon leise vergilbt, das Wort jedoch ist hell und lebendig und denkt nicht ans

Und andererseits vergißt er nicht, mit Nachdruck zu betonen, es dürfe die Innenschau des Lyrikers diesen keineswegs zur Abkehr von der Welt verführen:

„Dichter, du darfst dein Selbst hinstellen dem Blicke der andern,
Singe hinaus in die Welt Trauer und Freude der Brust;
Aber vergiß auch nie: dir fehlen die rührendsten Töne,
Ist's nicht eben die Welt, die in dir jubelt und klagt?“

Wie schwer es übrigens auch der geschulte Leser hat, worunter man wohl auch den Kritiker vermuten darf, die Eigenart der Milowschen Lyrik in ein System zu fassen, hat kein Geringerer als F. Kürnberger betont, der nebst Gottschall und Johannes Scherr einer der ersten Verkündiger Milows war. „Liest man einen um den anderen seiner Gedichtbände durch, so umtönen uns in Erotik, Romantik, Weltschmerz, Landschafterei gangbare lyrische Motive, die schon durch viele Hände gegangen sind und viele Prägungen erfahren haben. Und doch könnten wir bei keiner Gelegenheit sagen: das erinnert an Uhland, das an Heine, das an Lenau usw. Ebensowenig aber dürfen wir sagen: er reißt sich mit einer so frappanten und schroff klaffenden Originalität von allen Verwandtschaften los, daß die Möglichkeit einer Berührung von selbst ausgeschlossen ist. Da bleibt denn ein Zwischenraum übrig, der durch den ganzen Milow zu fühlen und just seine Eigentümlichkeit ist, den aber auszusprechen die Kritik verlegen wäre, weil er so fein-, so zartgeistig ist. Die ästhetische Definition kommt ins Gedränge und nur die sittliche hilft. Unser Lyriker ist genau so neu und so wenig neu — wie ein ehrlicher Mann! Es gibt glücklicherweise genug ehrliche Leute; keiner ist also ein „Original“; aber auch keiner erinnert an den anderen und ist ehrlich, weil er einen anderen Ehrlichen nachahmt: jeder ist es aus seinem Selbst heraus. Er stellt sich dar in einer sittlichen Anlage und er handelt in einem sittlichen Bedürfnisse. Und in diesem Sinne ist Stephan Milow Dichter.“

Der Dichter, ein „ehrlicher Mann“ genannt, wird das gerne bestätigen. Er liebte jederzeit den geradesten Weg und bemühte sich niemals, etwas auszudrücken, was in seinem Wesen nicht lag. Um so mehr gelang es ihm, sich selbst zu bieten, und daß die Eigenart seiner Kunst ihm eher die Andacht einer Gemeinde als den Rausch eines Massenerfolges bescherte, wird der Priester in ihm geradezu als Gewinn betrachten. Denn nur die „Gemeinde“ ist es, die Charakter besitzt und dauernde Wirkungen verbürgt, indem sie ihre Schätze der sicheren Tiefe anvertraut; die Wellenschläge ins Massenmeer bestimmt die Laune des Windes, vergänglich und ewig wechselnd wie dieser.

Und hat man dies alles gesagt und erkannt, wie wenig man in dieser kurzen Form zu sagen vermochte, so liest man, mit gelindem

im Jahre 1908 Hesses Volksbücherei eine Auswahl aus den Gedichten und Reclams Universal-Bibliothek drei Novellen des Dichters brachten. Es ist das insoferne bedeutungsvoll, als nun auch den breitesten deutschen Volkskreisen das Wirken Stephan Milows nicht mehr verschlossen ist.

Es hatte die Freunde und Biographen des Dichters seit jeher beschäftigt, warum seinen Werken in früheren Jahren nicht die verdiente rasche Verbreitung wurde, wobei es weder an Vorwürfen gegen die „Indolenz des Publikums“ noch an scharfen Seitenhieben für die verständnislose oder gar absichtlich ausweichende Kritik der „Moderne“ fehlte. Diese Schlachtrufe, die niemals dem edlen, über die kleinliche Befriedigung des Augenblickserfolges längst erhabenen Sinn des Dichters entsprachen, entbehrten jedoch zum Teile der Berechtigung. Die letzte Ursache der langsamen Verbreitung der Milowschen Gedichte mag in ihrem Wesen selbst zu suchen sein. Durchaus Kinder einer keineswegs landläufigen Einsamkeit, vermeiden sie nämlich in der überaus prägnanten seelischen Zurückhaltung ihres Dichters eine wesentliche Wirkungsäußerung, einen wichtigen Faktor der leichten Unterhaltsamkeit, die Sensation. Es ist darunter durchaus nicht jene billige Sensation gemeint, die mit Recht als die „Sucht nach Wirkung“ von jedem echten Künstler verschmäht wird; es gilt dies auch für jene innere Sensation des Wortes und Satzes, die schließlich undefinierbar bleibt und deren wunderbarste Offenbarungen wir z. B. in den entzückenden kleinen sprachlichen Abenteuern und Marotten, Ausdrucksüberraschungen und bildlichen Urwüchsigkeiten der deutschen Volkslieder gewahren. Obgleich zahlreiche Gedichte Milows komponiert wurden, stehen sie im allgemeinen dem Volkslied nicht nahe und sind auch einer raschen Popularisierung nicht zugeneigt. Tausend Beispiele ließen sich hiefür aus seinen schönen, niemals gehaltlosen Dichtungen anführen, die wie ein edler, schwerer Wein mit Nachdenklichkeit geschlürft sein wollen und geradezu eine persönliche Hingabe des Lesers an den Dichter verlangen, dem Gedanken und der Form nach. Und da Milow überdies, gleich Adalbert Stifter, die Haupttriebkräfte des Weltgeschehens nicht in den Sensationen der Weltgeschichte erblickt, sondern in der tiefgeheimen, scheinbar stillen Arbeit aller Naturkräfte, so hieße es seine Wesenheit geradezu verleugnen, wenn man Massenwirkungen für ihn ersehnen wollte. Zwei Sprüche erscheinen mir besonders bezeichnend für Stephan Milow. Er bekennt seine Zurückhaltung gegenüber den Zeitereignissen mit den prächtigen Worten:

„Was uns täglich bewegt, das wollen wir schauen im Kunstwerk,
Spiegle die Zeit in der Kunst!“, rufen dem Künstler sie zu.
Halt! der Spruch ist falsch, so laute die richtige Losung:
„Spiegle das Ewige nur! freilich gefaßt in der Zeit.“

„Aufschwung“ und Fortschritt? Keine Spur! Das „echt österreichisch“, das ich meine, klingt am besten in irgendeinem deutschösterreichischen Dialekt, und der es von früh bis abend braucht, ist allermeist ein waschechter Österreicher, wenn nicht gar ein Wiener.

Er beobachtet viel, der Mann, auch vieles Richtige, Allzurichtige. Aber nicht scharf und klar, sondern nach einem gewissen Schema, einem „Schimmel“. Der liegt ihm vor wie dem Kanzleischreiber, er enthält eine ziemliche Anzahl von Rubriken tadelnswerter Dinge. Man kennt diese Rubriken schon auswendig, einige davon habe ich genannt. Summiert aber werden sie eben statt unter sachlichen Einzeltiteln ein für allemal unter dem Haupttitel „Österreich“. So werden die Eintragungen, die, richtig behandelt und überprüft, sehr wertvoll sein könnten, am Schluß wieder wertlos, richtige und falsche Beobachtungen, zufällige und allgemein gültige, flüchtige und dauernde geraten untereinander und gelten alle, wenn sie nur jene unangenehme Chronik füllen helfen. So haben wir Österreicher — denn um ehrlich zu sein, wer von uns hat nicht schon jenem Kritiker aufs Haar ähnlich gesehen? — immer jene sanfte Wut- und Schimpfstimmung bereit, aus der wir jederzeit ein behagliches „Raunzen“ schöpfen können, ein ironisch gewürztes Räsonieren, das vielen von uns zum Lebensbedürfnis geworden scheint. Denn es ist kein Zweifel: das steht einem manchmal gar nicht schlecht, besonders in Gesellschaft. Eine äußerst dankbare Rolle, die des Vaterlandsfreundes, der bitter züchtigt, was er im tiefsten Herzen liebt — man muß nur darauf bedacht sein, nicht zu ernst zu werden, „den Humor“ nicht zu verlieren, die Züchtigung amüsant zu gestalten.

Hier scheiden sich ja natürlich im tiefsten von den vielen, die diese Rolle *spielen*, die wenigen, denen *ehrlich* und immer so zumute ist. Aber wer kennt sie auseinander? Sie sehen einander ja bei uns, schon seit Grillparzers Zeiten, zum Verwechseln ähnlich, die Echten und die Unechten. Und das ist der eine große, unermeßliche Schaden, den unser beliebtes Sprüchlein anrichtet: die Leute, die ein gewisses Recht zu ihm hätten, die die österreichischen Dinge durchdacht, überprüft und einige österreichische Besonderheiten heilsam, andere schädlich und bekämpfenswert gefunden haben — die berufenen Kritiker Österreichs und aufrichtig Bekümmerten, sie werden *auch* nicht ernst genommen. Man ist zu sehr an das Sprüchel gewöhnt, um den genauer anzusehen, der es vorbringt. Das ist das erste.

Und weil wir das Sprüchel schon einmal so hinnehmen als eine süße Gewohnheit, vergessen wir ganz, was es eigentlich von uns *fordert*. Wenn wir auf das „echt Österreichische“ schimpfen, das uns täglich und stündlich umgibt, dem wir nun einmal mit allen unseren Arbeiten und

Schuldbewußtsein in des Dichters stillen Büchern zum Abschied blätternd, nicht ohne Beschämung die mahnenden Worte:

„Wie viel ihr kritisiert und schreibt,
Wie laut ihr's mit dem Künstler treibt,
Er kennt doch, ist er nur echten Blutes,
Am besten selbst sein Schlechtes und Gutes."

Echt österreichisch.*)

Von **Hermann Ullmann.**

Wer kennt das Wort bei uns nicht? Mit seiner ganz besonderen Betonung, die nie etwas Lobendes, die immer einen ganz bestimmt gefärbten, ironischen, etwas bitter amüsierten und manchmal schmerzlich liebevollen Tadel ausdrückt. „Echt österreichisch" heißt's, wenn die Sitze in der Bahn schmutzig sind; „echt österreichisch", wenn der Schaffner ein Trinkgeld nimmt und der Gepäcksträger ein schmieriger Kerl ist, und so weiter vom Bahnhof in den Gasthof, durch die Straßen, in Gesellschaft, wo vielleicht dem Kritiker Österreichs noch verhältnismäßig am seltensten sein geliebter Ausruf entschlüpft, ins Geschäftsleben, wo er ihn desto kräftiger und häufiger anwendet, wenn die Telephonanschlüsse nicht klappen, Versprechungen nicht eingehalten werden, zu gemächliche Angestellte die Zeit verplaudern. Und gar, wenn der Kritiker in die Zeitung sieht. Da gibt jede Spalte Anlaß. Zuerst das diamantenblitzende Feuilleton, das nichts, aber rein gar nichts in der „geistreichsten" Weise zu sagen weiß; dann die Gerichtssaalberichte, so sensationell ausgeschlachtet — daß es außerhalb Österreichs unmöglich wäre, nicht wahr? Und diese ewigen Namennennungen, dieses ewige gegenseitige Sichanbiedern der Presse an die Besternten und Geldsäcke und dieser wieder an die Presse: gibt's dafür eine kräftigere und schärfere Kennzeichnung als „echt österreichisch"? Die Politik aber vollends: die empfindet wohl unser Kritiker als das am echtesten Österreichische; hier findet er kein Ende. So geht's den ganzen Tag durch das österreichische Leben hindurch; ich glaube fast, unser Kritiker schweigt mit seinem Spruch nur — beim Essen, wo er oft lobend klingen müßte.

Nun hab ich wohl einen recht hochnäsigen, geräuschvollen „Berliner", wie er, oft mit Unrecht, nicht nach seinem tatsächlichen Wohnsitz heißt, geschildert? So einen, der nichts gelten läßt, als seinen heimischen

---

*) Dieses ernste Wort entnehmen wir der Zeitschrift „Deutsche Arbeit", Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Es ist etwas, das wir nicht bloß lesen, sondern uns auch merken sollen. Die Schriftleitung.

teilung des Bestehenden denkbar. Und nichts kann uns wohltätiger sein als ernsthafte und sachliche Selbstkritik. Deren schlimmster Feind aber ist jene allgemeine, verschwommene Alltagschimpferei, die nicht den sachlichen Ursachen, den verantwortlichen Quellen der Übel nachgeht, sondern über solche Mühe hinweg immer wieder elegant in die große Haupt- und Staatsmißstimmung springt.

Es ist zugegeben: jenes Verantwortungsgefühl immer klar walten zu lassen, sachliche Kritik zu üben, ist heute nicht nur dem sittlich Trägen unbequem, oft auch dem ethisch Freien und Gesunden aus rein geistigen Gründen schwer. Die Verantwortungspflichten sind im heutigen, so vielfältig verwickelten Leben sehr schwer zu übersehen; jeder einzelne ist nach unendlich vielen Seiten hin verantwortlich und die Konflikte umlauern täglich und stündlich jeden, der erst einmal irgendwie zu wirken beginnt. Wer kann dann immer damit fertig werden, die Verantwortungen abzuwägen, die wertvollen auszulesen und sachlich zu erledigen? Das ist in allen Staaten und Völkern heute so, und wären sie selbst klarer geordnet, deutlicher durchgestaltet als bei uns. Es handelt sich hier um eines der schwersten Probleme der heutigen Lebensführung überhaupt — gewiß. Aber wenn anderswo diese gesteigerten Anforderungen an die Verantwortungskraft des einzelnen anerkannt und oft sogar (wie in den fortgeschrittensten Kreisen gerade des deutschen Volkes) freudig aufgenommen werden — dann dürfen gerade wir Deutschösterreicher, und wäre es uns auch besonders schwer gemacht, in unserer Lage am wenigsten versagen. Gerade wir müssen den Verantwortungspflichten, auch den am schwierigsten verwickelten, mit schärfster Selbstzucht und ernstester Selbstüberwachung nachgehn — denn wir stehen ja auf einem sehr verantwortungsreichen Posten des völkischen Gesamtlebens. Wir dürfen es uns am allerwenigsten bequem machen mit jener allgemeinen staatsunbürgerlichen Unlust, in der alle heilsame Empörung tatenlos untergeht. Und wäre es auch nur bei kleinen Dingen, etwa beim Schmutz in der Eisenbahn oder dem halborientalischen Trink- und Schmiergelderunfug: eine einzige praktische Tat, die etwa auf den Zusammenschluß der Unzufriedenen, auf sachliche Nachprüfung des Übelstandes, auf Abhilfe zielt, muß uns lieber sein als die amüsantesten geistvollsten Variationen über das Thema „Echt österreichisch". Denn gleich dahinter lauert das entsagende: „Was kann man da machen?" — das uns schon so vielen, so entscheidenden, so unersetzlichen Schaden zugefügt hat.

Genießen irgendwie verbunden sind, und wenn wir es so allgemein fassen wie unser Durchschnittskritiker — dann schimpfen wir doch eigentlich auf uns selbst! Wir sind doch alle für eben das, was uns tadelnswert scheint, irgendwie mitverantwortlich! Unser soziales, wirtschaftliches, staatliches Leben ist ja dem Ideale nach auf dem Mitbestimmungsrecht jedes einzelnen aufgebaut! Und wenn dieses Recht oft nicht wirken kann — wen geht es zunächst an, wer ist am unmittelbarsten dafür verantwortlich als wir, die Betroffenen? Und sollten die Möglichkeiten, das Tadelnswerte zu bessern, noch so gering aussehen, sollte unser Mitverantwortungs*recht* noch so sehr durch die Umstände getrübt und verschleiert sein: unsere Mitverantwortungs*pflicht* bleibt deshalb um so fester bestehen. In ihr liegt ja unser sittliches Verhältnis zu dem Leben rings um uns, zum Volke und zum Staate, begründet.

Jenes Schimpfvergnügen nun — das ist der zweite große Schaden, den es anrichtet — *schwächt* das Gefühl der Verantwortlichkeit, das uns doch so bitter nottut. Es entlastet psychisch von jener Verantwortungspflicht, die oft nur dumpf, als ein vielfach unverstandener Druck, ein allgemeines Mißbehagen auf der Gesamtheit und jedem einzelnen liegt. Es gibt der allgemeinen Unlust am Staate und Volke willkommenen, oft sogar angenehmen Ausdruck und es *vertrödelt* diese Unlust, die das beste Agens, den besten Erregungsstoff für staats- und volksbürgerliche Erziehung abgeben könnte.

Leider hat dieses Räsoniervergnügen am Vaterlande auch schon vielfach sehr geschickten und wirksamen literarischen Ausdruck gefunden. Was beispielsweise Hermann Bahr über Österreich, über Wien schreibt, das klingt alles in derselben Harmonie wie unser Kernspruch. Solche mehr amüsante als verantwortungsbewußte Haltung bei der Beurteilung des Vaterlandes hat auch schon viel dazu beigetragen, den *Reichsdeutschen* Österreich als ein Land zu zeigen, in dem und über das man sich amüsieren kann. Das ist eine dritte schädliche Wirkung unseres Spruches: die Reichsdeutschen können schwerlich Leute ernst nehmen, die sich *selbst* nicht ernst nehmen. Zumal sie ja dem Staate ganz anders gegenüberstehn. Die „draußen“ nehmen ihn vielleicht ein wenig zu ernst, mag sein. Sie lassen sich vielfach den Blick durch seine Grenzen versperren, sprechen vom Sechzigmillionenvolk und vergessen gelegentlich darauf, daß davon dreißig Millionen nicht in Deutschland wohnen. Aber wir mögen ruhig ein wenig von diesem ernsten Willen zum Staate von ihnen lernen: zum Staate als notwendiger, für das Auswirken alles völkischen Lebens unerläßlicher *Form*. Das heißt ja noch lange nicht: zum Staate, so wie er *ist*; es kann auch heißen: zum Staate, so wie er sein *soll* und werden muß, wenn wir uns als Volk weiter entwickeln sollen. Ein solches Staatsgefühl ist natürlich nicht ohne scharfe Beur-

2/3 dieses Spiritus wird, wenn ich die Reichsstatistik recht verstanden habe, als Trinkspiritus in den Handel gebracht. Im Süden gibt es Kirschenjahre, wie z. B. 1911, wo die Ernte so reich ist, daß der Absatz und besonders das Pflücken Schwierigkeiten machen. Viel rascher geht letzteres vor sich, wenn die Kirschen handweise zusammengerafft und in den Bottich geworfen werden, um in die Brennerei zu wandern. Es wäre ja noch vieles andere zu nennen; aber das bisherige genügt. Es sind tatsächlich nicht zu unterschätzende volkswirtschaftliche Werte, die durch die jetzige Alkoholindustrie unserem Landvolke zugeführt werden.

Würden wir jedoch unsere Bauern selbst nach dem Nutzen der Alkoholgetränke für sie fragen, so würden sie uns (abgesehen vielleicht von den Weingärtnern) zweifellos anderes an erster Stelle nennen. Sie würden erklären, daß sie diese Getränke ganz notwendig zum Arbeiten brauchen; denn ohne etwas zu trinken, könne der Bauer nicht schaffen. „Etwas trinken", das bedeutet aber so viel, wie etwas Alkoholisches oder, wie man hierzulande sagt, etwas „Geistreiches" trinken.

Ferner kann sich unser Volk ein Fest, eine Fröhlichkeit überhaupt gar nicht mehr ohne Alkohol denken. Es stellt sich vor, daß ohne ihn die größte Langeweile herrschen müßte; und bei der zurückhaltenden Art des deutschen Bauern, bei der Schwierigkeit, die es ihm macht, aus seinen Alltagsgedanken sich herauszuheben oder über die Müdigkeit in seinen Gliedern Herr zu werden, ist ja an dieser Furcht vor der Alkohollosigkeit ein Körnlein Wahrheit.

Schließlich würde uns wohl der Bauer fragen, was denn mit seinem Vetter oder Schwiegersohn, dem Dorfwirt, werden solle, wenn das Trinken abkäme. Und im Geiste sieht er mit Schrecken, wie dieser als armer Mann der Gemeinde oder ihm selbst zur Last fallen würde, wenn die bösen Abstinenten ihre sonderbaren Gedanken in die Wirklichkeit überführen könnten.

Kurz, es ist so: der jetzige deutsche Bauer wird jeden, der von einer ernsten Bekämpfung des Alkohols zu ihm reden würde, mißtrauisch ansehen. Und die ländliche Wohlfahrtspflege darf es sich wohl überlegen, ob sie ernstlicher als bisher dem Alkohol zu Leibe gehen und damit wahrscheinlich von vornherein diejenigen vor den Kopf stoßen will, deren Vertrauen sie gewinnen möchte.

Trotzdem kann meines Erachtens nicht der geringste Zweifel darüber herrschen, daß wir die unbedingte Pflicht haben, im Interesse unserer ländlichen Bevölkerung diesen Trinksitten möglichst bald ein Ende zu machen. Denn ich behaupte, wenigstens für Deutschland mit seinen verhältnismäßig gesunden sozialen Verhältnissen, daß es für unser Landvolk gar keinen größeren Schaden gibt, als den jetzt üblichen Alkoholismus, und daß es sich für uns keineswegs nur um Beschnei-

Welchen Nutzen und welchen Schaden bringt die jetzige Alkoholsitte unserem Landvolk?*)

Von K. Rast.

In der Fassung des Themas liegt schon angedeutet, daß ein Nutzen der jetzigen Alkoholsitten für unser Landvolk bis zu einem gewissen Grade anerkannt werden muß. Die Gegner der Antialkoholbewegung weisen nicht ohne Grund auf den gewaltigen Verdienst hin, den die Alkoholindustrie der ländlichen Bevölkerung bringt. $^1/_{15}$ des deutschen Ackerbodens ist mit Früchten bepflanzt, die zur Alkoholbereitung verwendet werden. Die Weinbaufläche beträgt, trotz starker Abnahme in den letzten Jahrzehnten, immer noch mehr als 110.000 ha; zum Teil ist das ein Boden, der für andere Bewirtschaftung sich kaum eignet. Der Ertrag aber wird so gut wie ganz zu alkoholhaltigem Wein verarbeitet. Es gibt viele Gemeinden, die in ihrem wirtschaftlichen Leben gänzlich auf den Weinbau angewiesen sind oder bei denen Ackerbau und Viehzucht nur eine geringe Rolle daneben spielen. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn diese fleißigen Leute, die in heißer, ehrlicher Arbeit ihr Brot verdienen, mit äußerstem Mißbehagen von der wachsenden Alkoholgegnerschaft hören, die auch vor dem Weine nicht Halt macht. Ferner das Bier! $1^1/_2$ Millionen Hektar Boden in Deutschland sind mit Gerste bepflanzt. Welcher Prozentsatz der in Deutschland gebauten Gerste den Weg in die Brauereien findet, ist mir nicht bekannt; ein sehr erheblicher Teil ist es jedenfalls (vermutlich zwischen der Hälfte und zwei Drittel). Verfasser wohnt in der württembergischen Hopfengegend. Das kleine Dorf mit seinen 40 Bürgern hat in Württemberg prozentual den stärksten Hopfenbau. Sie lösten im letzten Jahre allein aus dem Hopfen gegen 100.000 Mk. Zugleich ist es umgeben von einem Kranz der schönsten Obstbäume, wie das ja das typische Bild des württembergischen Dorfes ist. Das Obst (Kernobst) wird so gut wie alles „vermostet", d. h. es gibt den Haustrunk für die Bauern. So ist es fast überall in Württemberg, und jedermann ist bis vor kurzem überzeugt gewesen, daß dies ein idealer Zustand sei, ein beneidenswertes Vorbild für die „Schnapspreußen" und eine großartige Ersparnis für den Bauer: ja, edle Volksfreunde mühen sich, wie man hört, jetzt noch nördlich der Mainlinie, auch die dortigen Landwirte von der Herrlichkeit des Obstweins zu überzeugen. Sie wissen nicht, was sie tun! — In Norddeutschland sind es die großen Brennereien, die den Überfluß an Kartoffeln aufnehmen und noch ein gut Teil Korn verarbeiten: auf $^1/_2$ Million Hektar wird die Schnapsfläche Deutschlands berechnet. Beinahe

*) Zugrund liegen diesen Ausführungen zunächst württembergische Verhältnisse, aber die angeführten Tatsachen haben leider ziemlich allgemein Geltung.

Ich habe aus bestimmtem Anlaß durch Rundfragen in Württemberg festgestellt, wieviel unsere Dörfer für ihre alkoholischen Getränke ausgeben, und bemerke von vornherein, daß es ganz zufällig herausgegriffene, keineswegs besonders schlimme Gemeinden sind, von denen mir Nachrichten vorliegen. Da ist eine Weingemeinde von 440 Seelen, die drei Wirtschaften hat. 1910 legten diese Wirte nur 24 hl ein, weil fast nichts gewachsen war; als Ersatz bezogen sie dann italienische oder spanische Weine, damit doch ja dem „Bedürfnis" genügt werde; 1909 waren es 140 hl, 1903: 500 hl! Weitaus das meiste hiervon tranken die Bürger; außerdem führten die Wirtschaften Bier und Schnaps. Jeder Bürger hat aber im eigenen Keller noch seinen reichlichen Haustrunk: leichten Wein (zweiter Druck) und Most, d. h. Apfelwein, und zwar in großen Eimerfässern (1 Eimer — 3 hl). Man stelle sich einmal vor, was da an Geld zum Dorf hinausgeht und was an Geld hereinkommen könnte, wenn man auch nur einen Teil dieser zurückbehaltenen Trauben- und Obstmassen verkaufte, den übrigen aber richtig verwendete. In einem „Mostdorf", das 240 Seelen zählt, wird jährlich Obst durchschnittlich für 15.000 Mk. — fast alles selbstgezogenes — vermostet für den Hausgebrauch der Bauern und ihrer Dienstboten; dazu kommen noch etwa 5000 Mk. für Bier, Wein, Branntwein, die hauptsächlich am Sonntag in den beiden Wirtschaften konsumiert werden. In einer „Biergegend" (zu rauh für den Obstbau) gibt ein Dorf von 700 Einwohnern jährlich 45.000 Mk. für alkoholische Getränke in den Wirtschaften aus (nach Angabe des Steueramtes); sämtliche Steuern, einschließlich der Kirchensteuer, betragen 12.000 Mk.; in einer Gemeinde mit 2300 Seelen gibt es 15 Wirtschaften, die jährlich 600.000 Liter Bier à 24 Pfg. ausschenken, macht 144.000 Mk. im Jahr. Ein Teil davon wird allerdings von Besuchern aus der nächsten Stadt konsumiert, dafür ist aber nicht gerechnet, was die Einwohner des Dorfes auswärts trinken, und ebenso ist hier (übrigens nicht großer) Wein- und Schnapsverbrauch außer Betracht gelassen. Neuerdings bekommt man diese Zahlen infolge eines Erlasses des Königl. Steuerkollegiums amtlicherseits nicht mehr mitgeteilt. Woher wohl und wozu diese Geheimniskrämerei? Es liegt bei der Angabe des Gesamtkonsums eines Dorfes doch kein Preisgeben privater Vermögensverhältnisse vor!

Das sind die direkten Ausgaben. Wahrscheinlich sind die indirekten noch viel größer. Sie stecken in dem, was über gesundheitliche Schädigungen der eigenen Person und derjenigen der Nachkommenschaft, über intellektuellen Rückgang, über zerrüttete Familienverhältnisse und deren Folgen, über Vergehen und Verbrechen zu sagen sein wird. Hier sei nur noch an Fahrlässigkeiten erinnert, wie sie dem Alkoholliebhaber so leicht passieren: da verliert ein Bauer auf dem Rückweg von dem Viehmarkt seinen ganzen Erlös, dort macht einer in der Wirtschaft eine

dung etlicher Mißbräuche, um Bekämpfung der eigentlichen Trunksucht handeln kann.

Ich will nicht weiter ausführen, wie unsere Bauernschaft einfach schon als Bestandteil des Gesamtvolkes unter den Alkoholunsitten und ihren bösen Folgen leiden muß, wie sie mitbeteiligt ist an all den Kosten für Gefängnisse, Krankenhäuser, Irrenanstalten u. dgl., die durch den Alkoholismus eine so verhängnisvolle Steigerung erfahren, wie sie mitinteressiert ist an der Gesundheit und wirtschaftlichen Kraft unseres Volkes, die durch den jetzigen Zustand bedroht sind (vgl. die Broschüre von M. v. Gruber: „Volkswohlfahrt und Alkoholismus" und „Die moderne Alkoholfrage in ihrer Bedeutung für Deutschlands Gegenwart und Zukunft", zu beziehen vom „Neuland"-Verlag, Hamburg 20), wie die Trinksitten anderer Stände schon darum nicht für unser Bauernvolk gleichgültig sein können, weil die Söhne und Töchter des Landes die Städte und die anderen Berufe füllen und damit unter den Bann jener Sitten geraten: schon mancher Bauernbursche hat beim Militär erst recht das Trinken gelernt, das er nachher nicht mehr lassen konnte; schon manch einer hat eine böse Krankheit sich in benebeltem Zustand in einer Stadtkneipe geholt. Dazu kommt, daß der Bauer, auch so lange er auf seinem Hofe seßhaft ist, ja doch in fortwährendem Umgang mit Leuten anderer Stände und in Abhängigkeit von ihnen ist. Der Bauernbursche in Poperts „Helmut Haringa" gerät in die Hände eines leberleidenden Richters, der dieses Leiden von der Studentenzeit her hat. In dem einen Ort ist man etwa auf einen Landarzt angewiesen, der gerne schöppelt und vielleicht nach einem lustigen Bierabend zu einer schweren Geburt oder einer plötzlich notwendig gewordenen Operation kommen soll; eine falsche Handbewegung — und ein armes Bauernweib kann für sein ganzes Leben unglücklich sein! Anderswo sitzt ein Ortsvorsteher, der sich aus Bierfaulheit um eine Arbeit und Verdienst bringende Fabrik, die er hereinbekommen könnte, nicht bemüht, oder ein Gemeinderechner, dessen Weinausgaben den Gehalt übersteigen und ihn, den sittlich Geschwächten, schließlich zur Unterschlagung aus der ihm anvertrauten Kasse führen. Und wie sind ganze Gemeinden in ihrem geistigen und sittlich-religiösen Stand schon geschädigt worden durch Lehrer, die als Liebhaber eines guten Tropfens eine Dorfgeneration elend vernachlässigt, und durch Pfarrer, die mit ihrem bösen Trinkbeispiel unsäglichen Schaden an den Seelen angerichtet haben! Ich habe — wohl gemerkt! — für das alles Beispiele aus der Wirklichkeit im Auge. Das sind Leiden, die der Alkoholismus anderer Stände über den Bauern bringt.

Aber unser Landvolk ist gleichfalls in erschreckendem Maße unter die Herrschaft des Alkohols gekommen, viel mehr, als es nur weiß. Auf unsere Bauern werden wohl die finanziellen Schäden am meisten Eindruck machen, wenn sie ihnen einmal klar geworden sind.

Der, welcher bisher zu wenig verdiente, wurde in die Lage versetzt, sich eine längere Weile gar nichts zu verdienen.

Da begann es in mir zu denken, ob das Einsperren wohl auch immer die richtige Strafe ist? — In früheren Zeiten hat man so einen auf die Bank gelegt und mit ungebrannter Asche behandelt. Dann hatte er wieder Zeit, fleißig zu sein. Gestern meinte ich, man solle den Übeltätern als Strafe ein Merkmal in die Haut brennen. Das wäre aber noch das Allerverkehrteste, der Gezeichnete würde überhaupt keine Arbeit mehr finden, von allen anständigen Leuten ausgestoßen sein und gezwungen, ganz Dieb und Räuber zu werden.

Wie soll also der Müllerknecht bestraft werden? Vielleicht sollten wir staatliche Arbeitsanstalten haben, wo solche Leute für eine Weile scharf eingespannt werden. Unter Bewachung muß der Dieb arbeiten, den Lohn dafür bekommt der Bestohlene oder — ist dieser gedeckt — die Familie des Gefangenen, oder auch die Besserungsanstalt.

Einer meiner Enkel ist in seinen Spielstunden Arzt. Heute, in Ermanglung von Patienten, fragte er mich, ob ich nicht krank sein wolle.

„Mit Vergnügen, Herr Doktor!"

So kam ich in seine Ordination. Da lag mancherlei Instrument herum, Stricknadeln, Federstiele, Taschenfeitel u. dgl. Ich klagte über den quälenden Husten.

„Husten. Hm, hm!" sagte er. „Zeigen Sie einmal die Zunge!"

Auf der Zunge fand er nichts. „Das Übel muß tiefer sitzen." — Er auskultierte mir Brust, Magen und Bauch.

„Da steckt's!" sagte er plötzlich. „So um den Magen herum." Er hielt mit zwei Fingern sein Kinn. „Hm, hm! Husten. Den müssen wir heraufziehen."

„Tut's weh?" fragte ich beklommen.

„I wo!" machte er. „Wollen einmal einen Stoppelzieher suchen."

Da faßte auch mich die törichte Angst vor der Operation, ich lief davon.

Sind zwei junge Volksschullehrer aus Siebenbürgen zu mir gekommen. Sie hatten eine Reise durch das Deutsche Reich gemacht, um in der nationalen Bedrängnis der Siebenbürger Deutschen Trost und Mut zu finden. Sie kehrten enttäuscht und noch mehr entmutigt zurück und sprachen bei mir vor, um ihr Anliegen zu klagen. In Deutschland hätten sie unerhörte Pracht und ein großes Geschäftsleben gefunden, aber auch eine große Gleichgültigkeit für Siebenbürgen, ja, manche Lehrer im Deutschen Reiche hätten nicht einmal gewußt, wo Siebenbürgen liegt. — Und sie, die Siebenbürger Sachsen, hofften so zuversichtlich auf Hilfe vom Reich.

unsinnige Wette, die er natürlich verspielt; der Müllerknecht sitzt in der Schenke und läßt die Pferde stundenlang draußen in Regen und Kälte stehen, bis sie krank sind: ein Haus, vielleicht eine ganze Häuserreihe brennt ab. Grund: Ein Betrunkener ist mit dem Licht unvorsichtig umgegangen. — Sind das aus der Luft gegriffene Aufstellungen? Niemand, der unser Dorfleben kennt, wird das behaupten wollen. („Land.“)

Heimgärtners Tagebuch.

Das hat mir heute jemand aus Tirol geschrieben. Dort zog im Morgenrot ein Wildschütz aus. Er hörte vom Dickicht her das Pfeifen eines Rehes und glaubte dessen braunen Rücken durch das Astwerk zu sehen. Er riß die Büchse von der Schulter, schoß, traf und hörte einen menschlichen Schrei. Einen Mann hatte er angeschossen, den Revierjäger, der, um das Wild anzulocken, den Rehpfiff nachgemacht hatte. Der Getroffene war auf den Boden hingetaumelt, der Wildschütz vergaß, daß der Jäger ihn schon zweimal in den Arrest geschickt hatte, eilte hin, verband ihm die schwere Wunde, schleppte ihn zur nächsten Holzerhütte und lief ins Tal hinab, um Arzt und Priester zu holen. Es war am Fronleichnamtage, der Pfarrer hielt eben die Prozession ab. Sterbende können nicht warten, bis sie zu Ende ist. Der Pfarrer unterbrach trotz Murrens der Teilnehmer den feierlichen Umgang, vertauschte in der nahen Kirche die Monstranz mit dem Kelch und brachte dem Revierjäger die letzten Sakramente.

Vor vierzig Jahren hätte ich aus diesem Vorfall eine wunderschöne Erzählung geschrieben von dem „christlichen Wildschützen“, der seinem Feinde noch die religiöse Tröstung vermittelt hat. Wenn ich jetzt den Stoff einem Erzähler schenke, so wie ich ihn geschenkt bekommen habe, so läßt er am Ende den Wildschützen zwiefach in den Kotter stecken, einmal als unverbesserlichen Wilddieb und einmal als Totschläger. — Was die Tiroler mit dem Manne getan haben, weiß ich nicht.

Der Müllerknecht K. J. hatte täglich seine geschlagenen zwölf Stunden gearbeitet und das genügte immer noch nicht, seine Familie, fünf Kinder, wovon das jüngste an der Mutterbrust hing, zu sättigen. Da stahl er in seiner Mühle einen Metzen Mehl. Nach einem halben Jahre stahl er den zweiten Metzen und dabei wurde er erwischt. — Nun geschah etwas sehr Unzweckmäßiges. Der Mann, der nur auf seine Arbeit angewiesen war, verlor in der Mühle die Arbeit, und damit er auch keine Arbeit suchen konnte, sperrte ihn das Gericht ein.

Wer in der Kindheit und Jugend in Ewigkeitsgedanken eingeführt wurde, dem wird es leichter, in großen Linien zu denken. In Ehrfurcht und Froheit aller Unendlichkeit ins Antlitz zu schauen, das wird ihm leichter als einem, der sein Gemüt immer nur an den kleinlichen Dingen des Alltags messen konnte.

Da haben wir unter anderem einen alten, recht kindischen Brauch. Am Neujahrstag, am Geburtstag, am Namenstag u. s. w. kommt ein Freund zum andern und wünscht ihm Glück. Ja, was soll ein Freund dem andern sonst wünschen? Ist doch im stillen unser Wunsch immer der, daß alle Menschen glücklich sein möchten. Ist denn das laut zu sagen gerade zwischen Menschen, die sich gern haben, nötig?

Einen Zweck aber hat die Sitte doch. Es gibt Menschen, an die uns besondere Erinnerungen knüpfen, mit denen man aber irgendwie auseinander gekommen ist, räumlich oder seelisch, man ist ihrer nicht mehr ganz sicher, möchte sich aber bei ihnen doch wieder ins freundliche Gedenken bringen — da ist ein zierliches Kärtchen Glückwunsch nun gut angebracht.

Die Intimen jedoch kriegen von mir keinen Glückwunsch zu hören, und wenn zu mir ein treuer Freund kommt und mir herzlich Glück wünscht, so ist mir fast zum Staunen und ich denke: „Ja, wäre denn das anders möglich?!

Doktor Svoboda. Zur einen Seite die urkatholischen Eltern, zur andern den sarkastischen Freigeist — und beiden Teilen zu nicht endendem Dank verpflichtet und zu Dank gestimmt! Das war kein leichtes Stehen in jenen ersten Jahren für den jungen Menschen aus den Waldbergen. Es war oft hart. Einige Zeit früher hatte ich niedergeschrieben: „Nicht der Glaube, sondern die Liebe macht's. Wer glaubt, wird selig, wer liebt, der ist es schon." Ohne viel dabei zu denken. Nun sollte es sich zeigen, ob es mir ernst war mit diesem Bekenntnis. Gelang es, beiden treu zu sein, den Eltern und dem gefundenen Gönner? — Ich glaube, es ist gelungen. Beide Schalen der Wage schienen mir gleich schwer zu wiegen und das Zünglein in der Mitte wies himmelwärts. — Vielleicht waren es gerade diese Gegensätze, die frommen Eltern und der atheistische Freund, die mir das Herz erweitern konnten zu jener Weltanschauung, welche ohne Vorbehalt alle wahre Frömmigkeit ehrt und alle opferfrohe Güte bewundert — sie komme von wem immer.

Auf meine Frage nach den nationalen Verhältnissen in Siebenbürgen, erzählten diese Lehrer, daß dort die Rumänen von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Einfluß gewönnen. Die rumänischen Familien hätten durchgehends viele Kinder, während bei den Deutschen das Zweikindersystem immer mehr beliebt würde. Zudem verkaufen deutsche Bauern ihre Gründe und gehen zur Industrie über. Ganz wie bei uns.

Solche Sorgen könnten einem wieder schlaflose Nächte verursachen. Da hilft freilich alle Tüchtigkeit der Leute nichts, wenn ihrer immer weniger werden, und wenn sie den Boden für Geld verkaufen, den die Vorfahren mit Blut erkauft haben.

Nichts ist so sonnenklar als das, daß man das Vaterland verliert, wenn man die Scholle hingibt.

„Die Erfindung des Regenschirms ist für die Menschheit wichtiger, als die Erfindung des Luftschiffes“, deklamierte er, pudelnaß zur Tür hereinstolpernd. „Es ist ein Unterschied, ob über den Wolken ein paar Mannln trocken bleiben, oder unter den Wolken Millionen Leute naß werden.“

Vor kurzem stritten in unseren Landen zwei Gelehrte über die Wunder von Lourdes. Der eine war Naturforscher, der andere war Theologe. Philosoph war keiner, sonst hätten sie nicht gestritten über die Wunder von Lourdes. Der Naturforscher behauptete: „Wunder gibt es nicht“, und stritt doch über sie. Der Theologe sagte: „Wunder können geschehen.“ Aber dann sind es ja keine Wunder. Die Ursache der Meinungsverschiedenheit war, daß der eine ungläubig war, der andere gläubig. So hatte jeder recht für sich und zugleich unrecht, weil er den Standpunkt des andern nicht verstand oder nicht achtete. Wie soll denn der Ungläubige dem Gläubigen beweisen können, daß es Wunder nicht gibt, wenn dieser an sie glaubt? Und wie soll der Gläubige dem Ungläubigen beweisen können, daß es Wunder gibt, wenn dieser nicht glaubt.

Nun kommt etwa ein Philosoph, der wieder nicht Philosoph genug ist, um zu schweigen, und sagt folgendes: „Wenn die zwei, der Naturforscher und der Theologe, sich einigen, dann glaube ich auch an Wunder.“

Nicht das, was wir sind und haben, bestimmt unser Glück, sondern das, was wir glauben zu sein und zu haben.

Laß mich, o Herr, die Wahrheit suchen, denn das belebt. Aber laß mich sie nicht finden, denn sie tötet.

Während dieser märchenhaften Festwochen habe ich von dem an mir gefürchteten Gemütsüberschwang wenig gespürt. Ich nahm die Dinge so, wie man naturgemäße, unabwendbare Geschehnisse in ihrem verworrenen, noch unübersichtlichen Laufe hinzunehmen pflegt, ohne besondere Erschütterung. Nun die wunderbaren Tage vorbei sind, im Dämmerlichte der Erinnerung, kann ich nicht an sie denken ohne jene tiefe Ergriffenheit, die aus Glückseligkeit und Wehmut kommt. Erst jetzt, da ich mit mir allein bin, im Nachklingen genieße ich dieses Erlebnis ganz. So daß es mir immer wieder von neuem vorkommt: Die Erinnerung ist kostbarer, ja wirklicher und wirksamer als die Tatsache selbst. Die Erinnerung erst ist das eigentliche, lautere Erleben.

Wenn über etwas viel geredet oder viel geschrieben wird, so ist meistens manches unrichtig. Mehrere Zeitungen haben erzählt, daß ich die abgebrannte Kirche von St. Kathrein am Hauenstein erbaut hätte. Die habe ich so wenig erbaut als die Heilandskirche in Mürzzuschlag. Ich habe für beide nur Geld gesammelt, wobei ich freilich für die Heilandskirche glücklicher gewesen bin als für die Kirche in St. Kathrein. Die Evangelischen gaben mehr als die Katholiken, wohl auch, weil es draußen in Deutschland mehr reiche Leute gibt als bei uns. Und so habe ich für St. Kathrein nur etwa den zehnten Teil der Kosten aufbringen können. Das ist schon wiederholt öffentlich richtiggestellt worden. Aber Zeitungsenten haben ein zähes Leben, wenn man eine totgeschlagen zu haben glaubt, taucht sie hier unter, um anderswo wieder aufzutauchen.

Das Hohelied zu meinem siebzigsten Geburtstag wird überhaupt ein wenig berichtigt werden müssen.

Kein Mensch ist so groß, als er an seinen Festtagen gehoben wird, und keiner ist so klein, als die durch den Festlärm erweckten Gegner ihn dann niederziehen. Na, freue dich, Peter, auf die „Revision!“

Damals, als ich so ein kniehoher Knirps gewesen, hat mein Vater mich manchesmal mit seinen derben Händen um die Mitte gepackt und unter meinem lachenden Jammergeschrei: „Nit, Vater, nit!“ mit strammen Armen hoch emporgehoben über seinen Kopf. Das war lustig, zum Jauchzen. Aber gleichzeitig hatte ich Angst, er könnte mich plötzlich fallen lassen. — Ein gleiches Gefühl überkommt mich manchmal jetzt, wenn die Leute mit allerhand Ehren und Auszeichnungen mich hoch erheben. Lustig ist's freilich auf der Höhe. Doch ein jähes Fallengelassenwerden — wie das bekommen müßte!

„Ein Dichter kann nicht dumm genug sein", sagte ich im Gespräch einmal, worauf jemand rasch entgegnete: „Sie sind ein großer Dichter!"

Indessen ist es mein Ernst, das viele Denken zerstreut die Phantasie und die soll doch beim Dichter wichtiger sein als das Denken. Ferner meine ich, daß es für die Einfachheit und Leichtverständlichkeit des Stiles nicht günstig ist, wenn einer zu viel weiß, wenn sich zu viele Gedanken in die Feder drängen, die alle auf einmal aufs Papier wollen. Ich glaube fast, daß der Begriffsstützige eine klarere Schreibweise hat als der Leichtfassende, der komplizierte Geist. Dieser macht zu gern auch seine Sätze kompliziert, während jener nach eigenem Maßstabe immer mit Lesern rechnet, denen man alles deutlich, womöglich bildlich und beispielmäßig sagen muß, wenn sie es fassen sollen.

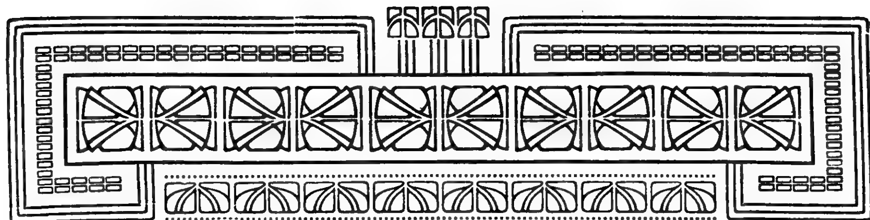
Nun, dumm genug zum Dichter wäre mancher, aber es fehlt ihm leider wieder was anderes.

Und Goethe? Man muß doch nicht allemal an Goethe denken, wenn man von unseren Dichtern spricht.

Ein besonders gutes Wort ist von jemandem gesagt worden: Wenn Rosegger in der Ichform spricht, so muß es nicht gerade immer so verstanden werden, als ob er von und über sich selber redete. Er spricht vielmehr aus dem allgemeinen Menschen heraus. — So ungefähr heißt es. Und das wird wohl wahr sein. Ich bin erst allmählich dahinter gekommen, daß jede in die Seele getauchte Schilderung seiner selbst ein gemeingültiges Menschenbild an sich sein wird, sowie jedes Dichterwerk — eigentlich eine Autobiographie ist. Im Grunde sind wir doch alle miteinander einer und derselbe.

Es war eine traumhafte Zeit jetzt für mich. In allem Ernste, ich erwartete immer, plötzlich aufzuwachen auf dem Strohbett neben meinem Meister Natz. Übrigens wäre es mir nicht im Traume eingefallen, solche Zeiten zu erleben.

Der einundsiebzigste Geburtstag ist vorbei. Er war fast kritischer als der erste, aus dem ich mir eigentlich nicht viel gemacht habe. Dieser einundsiebzigste hat mich beunruhigt. Die See ging zu hoch. Wenn mein Fahrzeug nicht so leicht wäre, so hätte es ein Unglück geben können. Ich ließ mich wohlgemut von jeder Welle hochtragen, um freilich im nächsten Augenblick wieder in die Niederungen der Selbsterkenntnis zu gleiten.



Kleine Laube.

Frau Unzulänglichkeit.

Von Franz Karl Ginzkey.

Wer feiert wohl die größten Feste
Zu dieser, wie zu jeder Zeit?
Ach, keines regt sich so aufs beste
Wie du, Frau Unzulänglichkeit.

Nie schwang ein Held den Siegesbecher,
Nie hob zu Gott im Mittagsschein
Sein Haupt ein lebenstrunkner Zecher,
Dem du nicht bald getrübt den Wein.

Was Großes je erstand auf Erden
Im Flammenspiel von Geist und Kraft,
Es ward mit hämischen Gebärden
Befleckt durch deine Patenschaft.

Nun trag ich noch Begier zu wissen,
Wenn einst der Tod den dünnen Kranz
Mir guterletzt vom Haupt gerissen,
Ob es ein Tod wird voll und ganz.

Nichtigkeiten.

Von B. Paumgartner.

Mit der Liebe ist's wie mit einem Gulasch: Je mehr papriziert, desto besser schmeckt's, aber auch desto mehr Durst kriegt man.

*

Meine Frau sagte vorgestern zu mir: „Heute bin ich wieder einmal so recht von Herzen nervös!" Seit der Zeit glaube ich's ihr.

*

Der Esel ist kein Firlefanz,
Er wedelt hinten mit dem Schwanz. —
Wenn er den Kopf nun hinten hätte:
Ob er damit nicht wedeln täte???

*

Der Ochs
Ist nicht so dumm als wie ihr meint:
Wenn ihn die Sonn' von vorn bescheint,
So dreht er sich nach hinten 'rum. —
Ja, ja, der Ochs ist nicht so dumm!

*

Der Aphorismus ist die Spansau in der Literatur. Er ist klein, mit Vorsicht gebraten, knusprig und geschmalzen und er hat eine Zitrone im Maul.

*

Wahre Seelenstärke besteht darin, daß man auch die plausiblen Ausreden unterdrückt, wenn man sich rechtfertigen soll. Aber wahre Seelenstärke ist wirklich nicht notwendig.

Ein erfahrener Mann hat den auf Schildern Getragenen geraten, recht fleißig die Katzen zu studieren, um zu lernen, wie man purzelt, ohne sich weh zu tun.

Als ich nun all diese Bücher und Aufsätze über Rosegger zu seinem siebzigsten Geburtstag gelesen, all die Ansprachen, Zuschriften und Glückwünsche vernommen hatte, ist auch in mir ein Glückwunsch für mich wach geworden: So, wie dieser Rosegger, den sie da geschildert, so möchte ich sein.

Einer meiner Vettern in Fischbach hatte sich bei der Holzarbeit am Fuß verletzt. Längere Zeit saß und hinkte er so herum und es wurde ihm die Zeit lang. Da fragte ich einmal in einem Briefchen bei ihm an, ob ich ihm nicht Bücher zum Lesen schicken dürfe. Er sandte das Briefchen zurück und darunter war mit Bleistift gekritzelt:

„Ob Fibel oder Bibel — von Büchern wird mir übel.“

Der Alte hat mich stets mit wohlwollendster Verachtung behandelt und zum siebzigsten Geburtstag des Büchermachers ließ er anfragen, ob er mir nicht mit einem Paar noch ziemlich guten Röhrenstiefeln unter die Arme greifen dürfe. Man sieht, seine Wertschätzung der Literatur bewegt sich in aufsteigender Linie.

Diese letzten Monate waren für mich eine freudvolle Qual. Von den fürstlichen Auszeichnungen bis zum Händedruck des schlichten Arbeiters — welche Fülle von Ehrungen, Liebe und Freude! — Aber qualvoll für mich, weil es ganz unmöglich ist, dem einzelnen gebührend zu danken. In der ersten Zeit der Einläufe habe ich es unter Mithilfe von Frau, Kindern und Freunden versucht. Aber als die Hochflut kam, als die Postämter mir Geburtstagsgrüße aller Arten täglich korbvollweise, sackvollweise, um nicht zu sagen wagenvollweise, ins Haus schickten, habe ich die Dankschreiben von Person zu Person aufgeben müssen. Ihr, meine Freunde all, die Ihr mir so vielfach Gesundheit wünschet, enthebt mich der an sich beglückenden, aber erschöpfenden Pflicht.

Mein Verdienst, das man in dieser Zeit so hoch erhoben hat, liegt wohl in dem unbeugsamen Willen zum Rechten. Wenn meine an sich unvollkommenen Schriften das Glück hätten, in die nächste Zeitfolge hinein die Menschen zu erfrischen, zu erheben, ihnen wieder Vertrauen zu sich selbst und Neigung zu den reineren Freuden des Lebens zu wecken, dann hielte ich meine Dankesschuld für beglichen.

Krieglach, am 3. August 1913. Peter Rosegger.

Sinngedichte.

Von Otto Promber.

So oft wir uns ein „Glück fürs Haus"
Bescheiden zusammendichten —
Das Leben streicht's Allerschönste heraus
Und schreibt an den Rand: „Verzichten!"

*

Kannst du kein Paradies durchschreiten,
Schaff' dir ein Glück aus — Kleinigkeiten.

*

Das ist zumeist der Menschen Los,
So oft das Los der Guten:
Sie ziehen Ideale groß,
An denen sie verbluten.

*

Vieles gibt's, das uns verdrießt,
Ach, und manches schmerzt unsäglich.
Käm' ein Tag, der unerträglich,
Denke herzhaft: alles fließt.

Österreichs Tuberkuloseheilstätten.

Recht traurig für Österreich ist folgende Feststellung: Zahlreiche Fürsorgeanstalten, Volksheilstätten und Walderholungsstätten bestehen derzeit in fast allen Staaten, besonders in Deutschland. Nur wir in Österreich sind in dieser Beziehung ärmlich daran, und darum sind diese Anstalten bei uns stets überbesetzt und die Leute müssen monate- und jahrelang warten, bis sie unterkommen. Viele sterben früher. Man denke in Österreich nur an Alland und Hörgas, wo infolge des großen Andranges von Hilfesuchenden Hunderte abgewiesen werden müssen. Und nur der kleinste Teil der Kranken kommt vor die Tore der Heilstätten. In Deutschland werden dagegen mehr als 100 Volksheilstätten, gegen 40 Privatsanatorien und manch andere Anstalt von Tuberkulosen gefüllt! Diese Spezialanstalten für Österreich kann man an den Fingern abzählen. Es gibt drei Volksheilstätten, nämlich eine in Alland (Niederösterreich) für Männer, Frauen und Kinder, eine in Hörgas (Steiermark) für Männer — zu dieser Anstalt gehört auch als Ergänzung die Villa Barbara in Neumarkt für rekonvaleszente Frauen — und endlich die Baron Königswarter-Stiftung in Meran (Tirol). Ferner die kleinen Anstalten in Tannwald, Spiegelberg bei Aussig und in Zwickau, alle drei in Böhmen. In diesem Kronland ist noch zu nennen das Heim Wran bei Prag und ein dem Krankenhaus in Beneschau angegliederter Tuberkulosepavillon. — Eine zweite Heilstätte in Hörgas für Frauen ist im Entstehen, ebenso eine solche für beide Geschlechter in Olbersdorf (Schlesien). Von Privatsanatorien, die zum Beispiel für Arbeiter fast gar nicht in Betracht kommen, gibt es in Österreich drei große mit ganzjährigem Betrieb im Sanatorium Wienerwald, in Grimmenstein und in Zakopane und die kleinere Pension „Am Hofacker" in Aflenz. Nur Winterbetrieb haben das Sanatorium St. Pankratius in Arco und die kleineren Anstalten in Gries bei Bozen, Meran (Hungaria) und Cigale (Lussin). —

Reiche Leute, heran! Helft mit, die furchtbare Seuche zu bekämpfen. Ihr handelt damit in eurem eigenen und im Interesse eurer Kinder.

Großstadt?

Von Walter v. Semetkowski.

„... in der Nacht aber kam der Feind und säete Unkraut unter den Weizen ...“ und an allen möglichen Ecken und Enden wuchsen die Plakattürme aus der Erde ... Eine eigentümliche Saat, die da in Graz aufgegangen ist: hohe, schmale Zylinder mit silberbronzierten Blechhelmen, und überall werden Motorräder, Gummiabsätze, Schuhputzmittel u. dgl. laut angeboten, so laut, daß die vornehme Säule der Leipziger Baufachausstellung oder der ruhig abgestimmte Teppich des Staatslotterie-Plakates bescheiden zurücktreten! Einwände gegen diese Invasion, die manche Plätze förmlich absteckt und sogar den Stadtpark nicht verschont, beliebte man mit dem Hinweis auf die Reklamenotwendigkeit der Großstadt und auf die Interessen der ohnehin so schlecht stehenden Geschäftsleute rundweg abzulehnen. Und dann soll das Urteil über solche Dinge nur dem „Fachmann“ zustehen: als wäre gerade diese brutale Tatsache der Stadtbildverschandelung ein Problem für Bauverständige und nicht einfach eine Verletzung des Gefühles für einen gewissen öffentlichen Anstand! Ich lasse es sein, diesen letzten Einwand, der nichts anderes bedeutet als einen guten Rat, zu schweigen, mit dem Hinweis auf Tatsachen zu entkräften, aber die Frage, ob wir aus Graz gerade durch Reklametürme eine Großstadt machen können, verdient ein grelles Streiflicht. Man mag auf die lebhaften Bemühungen deutscher Großstädte hinsehen, die dem Reklamegeschrei hart an den Leib rücken und ohne Schädigung der Geschäftswelt die Not zur Tugend machen, die Reklame und alle deren Unternehmungen ersten Künstlern anvertrauen und sie in rechte Bahnen zwingen. Man mag an den französischen Gesetzentwurf einer Besteuerung der Reklame in freier Landschaft denken, dessen Strenge die Unart der Riesenplakate an Eisenbahnstrecken für immer beheben wird. Und ich könnte die Beweise mehren, die für eine Bändigung der Reklame sprechen, keinesfalls aber für ihre Förderung, um „Großstadtbilder“ zu schaffen. Fehlen dann „bloß“ die Fremden, die darüber in Verzückung geraten, fehlen aber auch die guten Zugsverbindungen mit dem Aus- und Inland, die schönen Straßen, der rechte Betrieb und besonders das Geld dazu. Oder soll aus den Platzzinsen der Plakatunternehmungen ein „Großstadtschaffungsfond“ gebildet werden? Was die Frage angeht, ob diese Türme des Schreiens der einheimischen Geschäftswelt als Anpreisung ihrer Erzeugnisse sehr wert sind, so möchte ich es nicht auf eine Probe ankommen lassen; im Gegenteil, man beklagt sich besonders dann mit Recht über sie, wenn sie direkt vor ein Geschäft als Verkehrshindernis gestellt werden. Auch ist jener Käuferkreis nicht zu unterschätzen, den schreiende und geschmacklose Reklame abstößt, aber nicht gewinnt.

Niemandem wird es einfallen, die Entwicklung des Stadtbildes wie einen Atavismus ins Mittelalterliche zurückschrauben zu wollen; im Gegenteile, allen denen, die sich für den Schutz und die künstlerische Hebung des Stadtbildes einsetzen, ist der Wunsch nach gesundem und geschmackvollem Fortschritt eine Herzenssache. Und gerade aus diesen Erwägungen, die übrigens gar nicht hier erfunden, sondern nur Nutzanwendungen guter, anderswo gemachter Erfahrungen sind, muß da und dort gebremst werden. Dieselben Menschen, die gegen die künstlerische Hebung eines Stadtparkteiles durch die Kunsthalle lauten Protest erheben, lassen es ruhig über sich ergehen, wie ein Stück Altstadtschönheit nach dem anderen ohne vollwertigen Ersatz geopfert wird, wie sich ein Großstadtgetue breit macht, auf das sich das Wortspiel „lucus a non lucendo“ leider allzugut anwenden läßt.

Bitterkeit aber liegt uns um so ferner, als man in den maßgebenden Kreisen nunmehr gewillt ist, gegen das Übermaß einzuschreiten und zu retten vor den „Grammophonen der Augen“, was noch nicht angesteckt ist. Beim „großen Reinemachen“ geh' man auch den Kinoplakaten an den Leib!

der melancholischen Stimmung, die ihn deshalb befallen hatte, zu entgehen, ordnete er eine große Hofjagd an. Gesund brach er zu ihr auf, todkrank kehrte er heim, um am 20. Oktober die Augen zu schließen.

Johann von Wedel schreibt in seinem „Hausbuch“: „Den 6. Dezember (1591) zeit meines Abwesens zu Stettin hat mein Vogt Hans, des unechten Hans Wedels Sohn, auffm abend den Krüger allhie zu Blumberg, Martin Jöbel, einen vernünftigen, redlichen Bauersmann, in Hans Köppens Hause, allda sie zum Kindelbier gewesen, wie er aus der Thüren treten wollen und sich keines Bösen versehen, im finstern mit einem Brodtmesser gantz büblich die Gurgel abgestochen, daß er stehenden Fußes todt geblieben. Der Schelm ist aber im finstern davon gewischet. Dieser Unfall, ob ich wol über 6 Meilen davon gewesen, ist mir doch eben die Zeit, wie er geschehen, gantz eigentlich im Traum vorkommen (non omnia somna vana), auch ehe, denn ich davon sonst etwas erfahren, gesagt.“

Derselbe Wedel, ein durchaus kühl und nüchtern denkender Mann, beschreibt im Jahre 1574 ein Rencontre, bei dem er übel zugerichtet wurde, „wie mir solches lang zuvor ein niederländischer umbherstreichender Arzt, der Fortuiner genannt, geweissaget“.

Bekannt ist, daß Swedenborg den Brand von Stockholm mit seinem geistigen Auge gesehen haben will, wiewohl er Hunderte von Kilometern entfernt war.

Höchst merkwürdig ist auch Goethes Vorahnung der Zerstörung Messinas am 5. Februar 1783, die Eckermann in seinen Gesprächen berichtet. „Höre, sagte er dann zu mir, wir sind in einem bedeutenden Moment: entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.“

Diese Liste ließe und läßt sich natürlich ins Ungemessene vermehren.

Singvögel.

Abschied von Italien.

Gib' mir die Hand, schwarzäugig Kind des Südens,
Die kleine Hand, die oft schon Rosen bot;
In deinem Blick ist keine Spur Ermüdens,
Und deine Lippen glühen voll und rot.
Sie lächeln stets — ein Teil von deinem Volke,
Das heiter schon, wenn nur der Himmel blaut,
Und dem vor einer unheilsnahen Wolke
Nicht, gleich verzagten Kampfesmüden, graut.

Aus diesem Land, das mir so lieb geworden,
Ruft mich die Pflicht zur Heimat jetzt zurück;
Fast deucht es mich, als böt' der ferne Norden
Den rechten Boden nimmer für mein Glück . . .
Als grüße es nur hier an allen Enden,
Wo Kunst und Schönheit Augenweide leih'n,
Und an des Meeres üppigen Geländen
Denkmäler längst verklung'ner Zeit sich reih'n.

Als ich aus meiner Heimat fortgezogen,
War mir so weh zu Mut, so schwer mein Sinn;
Nun komm ich von des Mittelmeeres Wogen
Betrübter noch, als ich gegangen bin!

Vorahnungen.

Erst seit nicht vielen Jahren, schreibt Dr. Kemmerich im „Türmer", haben die Erscheinungen der Hypnose, Suggestion, der Röntgenstrahlen und drahtlosen Telegraphie, des Radiums und der Wünschelrute auch ihre Wirkung auf die Weltanschauung in dem Sinne geltend zu machen begonnen, daß, wer die Möglichkeit des Übersinnlichen zugibt, nicht ohne weiteres für einen Idioten oder Phantasten gehalten wird. Der die Wahrheit ehrlich Suchende wird sich niemals durch Theorien in der Beurteilung von Erfahrungstatsachen beeinflussen lassen. Die Theorien werden an Tatsachen geprüft, nicht umgekehrt. Wer ungeprüft das Übersinnliche ablehnt, ist nicht um ein Minimum geistig freier und intellektuell höher stehend, als wer auf Inkubus und Sukkubus schwört. Beide sind autoritätsgläubig und Nachbeter der gerade herrschenden Theorie. Wer den Mut hat, selbständig an die Fragen heranzutreten, wird allerdings entweder von Spiritisten und Geisterbeschwörern auf den Schild gehoben oder von den sogenannten Autoritäten verspottet. Und in diesem Zusammenhang führt der bekannte Verfasser des Buches „Kulturkuriosa" folgende beglaubigte Tatsachen an, zu deren Erklärung unsere Kenntnis der Naturkräfte noch nicht ausreicht.

Ein blinder frommer Landstreicher aus Zülpich, Engelbert mit Namen, hatte Ottos IV. Mutter prophezeit, daß einer ihrer Söhne römischer König werde. Otto war noch nicht 16 Jahre alt, als diese Vorahnung in Erfüllung ging. König Philipp August von Frankreich (1180—1223) erfuhr davon und soll bei Ottos Durchreise durch Frankreich ihm die Wette angeboten haben, daß er die ihm geweissagte Würde nicht erreichen würde. Wenn auch nur Sachsen ihm zufiele, so wolle er ihm seine besten Städte ausliefern: Paris, Etampes und Orleans.

Der bekannte Arzt Thurneysser gab von 1573 bis 1585 Kalender heraus, wobei er den einzelnen Monatstagen „Prognostika" beisetzte. Wunderbarerweise traf manche Vorhersage erstaunlich richtig ein. So steht im Kalender von 1579 beim 17. Dezember: „Eine schändliche Tat einer fürstlichen Person." Die Erklärung lautete im Kalender des folgenden Jahres: „Auf diesen Tag hat Signora Bianca Capelli ihren Stiefsohn zu Florenz mit Gift vergeben, welcher am 18. Dezember gestorben, da denn bald hernach folget ‚Mord oder Totschlag einer fürstlichen Person', welches also erfolget."

Tommaso Parentucelli, Bischof von Bologna, bestieg 1447 als Nikolaus V. den Stuhl Petri. Er hatte in der Nacht vor Papst Eugens Tode seine Wahl geträumt, ja, mehr als das: Friedrich III. hatte in der Nacht, als Parentucelli Österreich verließ, geträumt, daß er von ihm zum Kaiser gekrönt werde, und sich gewundert, daß ein einfacher Bischof diese feierliche Handlung vornehmen würde. Als nun Nikolaus wirklich Papst geworden war, zweifelte der Habsburger nicht, daß er auch die Kaiserkrone aus seinen Händen empfangen würde. Da Äneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., zugegen war, als Nikolaus und Friedrich sich gegenseitig ihre Träume erzählten, auch in seinem Bericht beifügt, daß vier weitere Zeugen anwesend waren, ist die Beglaubigung dieser Vorahnung völlig einwandfrei.

Dem Kaiser Rudolf II. war von seinem großen Astronomen Tycho de Brahe vermittelst des Horoskopes geweissagt worden, daß er und sein Lieblingslöwe unter demselben Einfluß stünden. Als der Kaiser in seiner Krankheit erfuhr, daß der Löwe gestorben sei, verfiel er in tiefe Melancholie und gab wenige Tage später, am 20. Januar 1620, seinen Geist auf.

Kaiser Karl VI., der letzte Habsburger, ein kerngesunder Mann, wurde am 1. Oktober 1740 plötzlich von der Ahnung seines baldigen Todes ergriffen. Um

Ein Gasel.

Nie kann ein Leid mich ganz bezwingen —
Die Welt ist so voll Freudesingen;
Es gibt ja doch den Sonnenschein.
Und decken ihn auch Wolkenschwingen —
Der nächste Tag wird sonnig sein.
Und Klang ist ja in allen Dingen,
Im Sternengang, im Gras am Rain;
Wo tausend Melodien klingen,
Da soll ich schweigen? Ich allein?
— Laut soll mein Lied zum Himmel dringen,
Denn alle Schönheit ist ja mein;
Mein Leben lang will ich sie singen.

M. Bühlmann.

D' Eltern.

Wanns da nu so schlecht geht,
Und 's löbn d' Eltern va dir,
Hast a allweil nu wen,
Der sagt: Kimmst' halt za mir!

Und hast allweil nu wen,
Der dein Load mit dir teilt,
Der di tröst' und da zuaspricht
Bis da Wehdam vaheilt.

Karl Mayer.

Lustige Zeitung.

Sicheres Kennzeichen. Im Parkett sitzt ein alter Mann von über 80 Jahren. Ein anderer Theaterbesucher, der ihn lange nicht gesehen hatte und der Ansicht war, daß er längst gestorben sei, fragt seinen neben ihm sitzenden Freund: „Lebt denn der alte Meyer immer noch?" „Ich glaube", antwortet der Nachbar, „soeben wenigstens hat er sich noch bewegt." („Guckkasten.")

* * *

Gefährlicher Platz. „Wo haben Sie das Edelweiß gefunden?" — „An einer höchst gefährlichen Stelle, die mir beinah ein paar Beulen eingebracht hätte, dem Sennertoni hab ich s vom Hut genommen." („Meggendorfer.")

* * *

Stilgefühl. „Warum hast du dem Fremden a Watschen geben?" — „Dös is eahm no abganga von unserer Volkstracht." („Jugend.")

* * *

Aus einem Regimentskommandobefehl. „Wenn es morgen um 8 Uhr früh regnen sollte, dann rückt die ganze Abteilung um $\frac{1}{2}$7 Uhr früh zur Feldmesse ab." („Muskete.")

Die kleine Stadt mit ihren engen Gassen,
Die meiner Jugend Freude gab und Wert —:
Werd' ich in ihre Enge fürder passen,
Nun mich die Welt, was leben heißt, gelehrt? —

Ade, Italia, Land voll Glück und Sehnen,
Und dir, glutäugig' Kind, den letzten Gruß!
Wie, deine dunklen Sterne jetzt in Tränen?
Gilt dies dem Fremdling, der von dannen muß —?
Laß ab vom Gram! — nur wenn für deine Rosen
Die Blütezeit auf's neu' gekommen ist,
Dann denk' des fernen Wanderers, des losen,
Der nie dein Land, dein schönes Land, vergißt . . .

E. Barger, Iglau.

Nacht.

Weiche Wipfel neigen ihre Äste,
Sanfte Lüfte streichen den Plan,
Und durchs dunkle Grün der Koniferen
Schleicht im Dämmerschritt die Nacht heran.

Hüllt in graue Falten die Gefilde
Und umspinnt mit Duftgeweben fein
Rings die sonnensatte, heiße Erde,
Schläfert das erschöpfte Leben ein.

Leise streckt die Hüterin der Schöpfung
Ihre Glieder aus im duft'gen Hag,
Läßt den Traum aus ihrem Schoße steigen
Und erwartet regungslos den Tag.

Ludwig Huna.

Gewitterstimmung.

Fahles Heideglimmen:
Aus düsterer Wolkenwand
Zuckende Blitze flimmen;
Schärfer zackt sich der Rand.

Ferne Donner rollen
Schneller die Wolken hetzen:
Endlich die Ackerschollen
Schwere Tropfen netzen.

Adolf Heinz Müller.

Toter Tag.

Und alles ist so sterbenszag
Und 's Herze von dem Weh,
Und alles ist so toter Tag —
Und 's Zweiglein von dem Schnee.

Und wann man euch zwei so zittern hört,
Als ob ihr um Sonne würbt,
Dann ist's, als ob ihr zwei beide sehr frört
Und ob ihr beide stürbt . . .

K. Dankwart Zwerger.

In mancher Beziehung ähnelt ihr Marie Roda Roda, deren jüngste Skizzensammlung den Titel **Der Ehegarten** führt. (Berlin. Verlag Schuster u. Loeffler.) Auch in diesem Büchlein blitzt der fein zugespitzte Witz, aber dem Blitz rollt häufig ein dumpfer Donner nach. Die Pointen überraschen, man freut sich darüber, staunt, lacht. Die kleinen Erzählungen sind zum Teil psychologisch gehaltvoll, nie banal und stets unterhaltsam.

Weiberwirtschaft. Drei Erzählungen von Max Brod. (Berlin. Axel Juncker.)

Moderne hysterische Frauenzimmer sind hier die zweifelhaften Heldinnen und Max Brod gestaltet sie so plastisch und natürlich, daß man fast geneigt wäre, seine weiblichen Psychen zu verallgemeinern, was freilich nicht anginge. Er wählte nur exzentrische, beinahe schon psychopathische Charaktere aus, die er „am lebenden Objekt“ mit Liebe studiert haben muß, sonst könnte er sie unmöglich so ausgezeichnet schildern, so naturwahr denken und handeln lassen. Besonders die erste Geschichte (die das Buch taufte) ist ganz vorzüglich. Diese Frau Loukota darin ist ein Kabinettstück! Aber ich meine, dem weiblichen Geschlechte wird das Werk kein sonderliches Vergnügen bereiten.

Titanic. Dem Andenken ihrer Helden. 15. April 1912. Balladen von Irene von Schellander. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

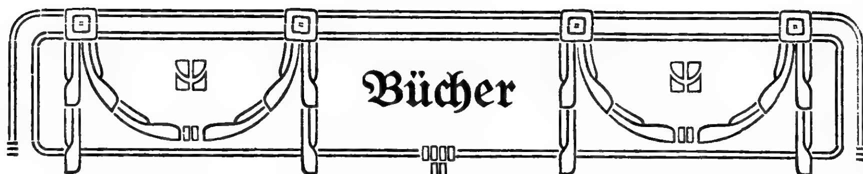
Diese Balladen hinterlassen einen seltsamen Eindruck, ein Gemisch von Rührung und innerer Gehobenheit. Das furchtbare Titanic-Unglück hatte etwas Künstlerisches an sich, Schuld und Sühne, also poetische Tragik, und da kann es nicht Wunder nehmen, wenn ein Dichtergenie wie Irene v. Schellander davon gepackt wurde und in getragener Form alle jene verherrlichte, die voll stummen Heldentums, durch hilfreiche Taten, unseren Glauben an das Gute, das im Menschen steckt, festigten. Vom Kapitän bis zum kleinen Schiffsjungen herab, Milliardäre und Glücksritter, Männer und Frauen — ohne Ausnahme — blickten dem Entsetzen fast ruhig ins Auge und das schöne Buch, das die hochbegabte Dichterin ihrem Andenken widmet, ist ein Denkmal der tausend und abertausend Opfer, das durch kein erzenes Standbild übertroffen werden kann. V. E. S.

Der treue Buhle. Neue Gedichte von Louise Koch-Schicht. (Leipzig. Hans Sachs-Verlag. 1913.)

Der treue Buhle, der die Dichterin überall hin begleitet, der ihr das Tiefste und Verborgenste erschließt und ihren Weisen den wehmutvoll ergreifenden Akkord leiht, ist der Schmerz. Aus dem Schmerze sprießen ihre Lieder. Lyrische Dichtung soll erlebt sein und diesen, meist kurzen Gedichten entquillt echtes Leben, echte Empfindung. So ist jedes dieser Lieder ein Stück vom Ich der Dichterin. Louise Koch-Schicht beherrscht die Form in vortrefflicher Weise, ihre Verse sind natürlich und schlicht, ohne Ziererei und Banalität. Auf einige Gedichte möchte ich die Leser besonders aufmerksam machen. „Das Liedel von der Frau Not“, „Kind des Volkes“, „Feldmesse“, „Ein Traum vom lieben Mütterlein“, „Ball im Versorgungshaus“ wirken durch ihre herbe Einfachheit. „Entsühnung“, „Hochzeitstag“ lassen den ergreifenden Ton von „Eines Lebens Lied“ wieder anklingen; sie stammen wohl aus der Zeit, da die Dichterin an dem trefflichen Romane schuf. An den rührenden Gedichten, die in den Abteilungen „Kinderhändchen“ und „Arme, liebe Kleine“ enthalten sind, hat das im schweren Grame zuckende Mutterherz vollen Anteil. Wir begrüßen mit Freude diese neue Probe des großen, ursprünglichen Talentes der Dichterin. Emil Soffé.

Philosophie des Vegetarismus. Eine philosophische Grundlegung und eine philosophische Betrachtung des Vegetarismus und seiner Probleme in Natur, Ethik, Religion und Kunst. Von Friedrich Jaskowski. (Berlin. Verlag Otto Salle. 1912. XVI u. 314 S. Großoktav, 4 Mk., geb. 5 Mk.)

Eine für mich als Arzt und philosophisch Interessierten besondere Freude, das Buch des Danziger Schriftstellers Jaskowski einer kurzen Besprechung zu unterziehen. Zu den Zeichen der Zeit gehören offenbar die vielen Ernährungskrankheiten, wie Zuckerkrankheit, Gicht usw., und die viele Beschäftigung mit Ernährungsfragen. Physiologen und Ärzte arbeiten emsig an dem Probleme des Stoffwechsels, Männer wie Rubner, Chittenden, Hindhede weisen darauf hin, daß es vernünftig ist, die Pflanzenkost zu bevorzugen oder ausnahmslos durchzuführen (aus gesundheitlichen Gründen), zahlreiche Sportsleute bezeugen durch ihre glänzenden Siege Jahr für Jahr, daß ihre Leistungsfähigkeit auffallend gut und ihre Ausdauer geradezu einzigartig ist; Maeterlinck, Bernard Shaw, Fidus u. a. sprechen von der Bedeutung des Vegetarismus als Faktor ihrer und anderer innerer Entwicklung; Johannes Schlaf-Weimar behandelt in einem längeren Artikel „Das vegetarische Symptom“ (Berg.-Märk. Ztg. 1913, Nr. 220), das „typische physiologische Erlebnis“, das ihn und manche Zeitgenossen zum Vegetarismus führte. Allerorts werden Versuche gemacht, dem Problem der Ernährung näher zu kommen, aber in diesem Werke Jaskowskis ist m. E. zum erstenmal eine Abhandlung geboten, die alle Zusammenhänge der Einzelfragen (zugleich und nebeneinander) erörtert. Durchaus sachlich, überaus anregend und zeitgemäß



Hille Bobbe. Roman von Leonhard Schrickel. (Berlin-Leipzig. Schuster u. Löffler.)

Es ist viel Gewalttätiges in dem Buche, fast zu viel, scheint mir; und viel Rührendes. Der Verlauf der Haupthandlung ist nicht durchaus originell, aber die Form mit ihren leisen Dialektanklängen ansprechend. Einzelne Gestalten sind abgerundet lebendig und sehr eigenartig. Das Problem: der Makel einer unehelichen Geburt und seine Folgen, kann heute wohl nicht mehr als ganz zeitgemäß gelten; wir sind über dieses und gottlob über manche ähnliche Vorurteile doch schon hinaus und es finden sich davon höchstens nur hie und da alberne Überbleibsel im Volk und in der Gesellschaft. Trotzdem ist „Hille Bobbe" ein empfehlenswerter und fesselnder Roman, der Wärme ausstrahlt, Verstehen und Vergeben, und dessen unaufdringlicher Humor an Dickens, den in dieser Beziehung Unvergleichlichen, erinnert. Am besten dürfte dem Verfasser die Charakteristik Wilhelmmichels, des großsprecherischen Faulpelzes, der für jede seiner Gemeinheiten ein philosophisches Mäntelchens findet, und die des Rektors Pfutz, der seine Affenliebe an den verkommenen Sohn hängt, gelungen sein. P. L. M.

Im Verlage von Rütten und Loening, Frankfurt a. M., erschienen einige bemerkenswerte Bücher. Da ist Otto Rungs Roman „**Die lange Nacht**" zu erwähnen, eine spannende, ausgezeichnet aus dem Dänischen ins Deutsche übertragene Geschichte, die, über das Naturalistische emporragend, psychologische Feinheiten enthält, welche interessieren und anregen. — Einen Roman „der Liebeshemmungen" möchte ich Franz Hessels „**Der Kramladen des Glücks**" nennen, bei dem nur die schwerblütige Exposition nicht recht zur Munterkeit der weiteren Entwicklung paßt. Alle Gestalten darin, vor allem die des Howpkichur, sind lebendig und körperlich dargestellt. — Besonderes Lob verdienen die „**Südafrikanischen Novellen**" von Hans Grimm, die zu den besten und stimmungsvollsten „Kolonialerzählungen" gehören, die ich kenne. Land und Leute werden mit einer staunenswerten Natürlichkeit und Verständlichkeit geschildert. Das rühmenswerteste Stück ist: „Wie Grete aufhörte, ein Kind zu sein." — Thit Jensen führt uns in dem Buche „**Mona Kop**" nach Island und der ganze Zauber dieses sonderbaren Eilandes nimmt den Leser gefangen. Auch die große Politik, gegeben durch das Verhältnis der Insel zu Dänemark, spielt hinein und so entsteht vor unseren Augen ein politisch-kulturell-psychologisches Gemälde von eigenartigem Reize. P. L. M.

Die vom Dorfe. Heitere Bilder und liebe Erinnerungen aus vergangenen Tagen von Heinz Tauer. (Halle a. d. Saale. Richard Mühlmann, Verlagsbuchhandlung.)

Der Großstädter, der einen Blick in das Leben eines dem Verkehr entrückten Dörfleins tut, glaubt in eine neue, ihm fremde Welt zu schauen. Die kleinen Häuschen und die stillen Gärtchen atmen Ruhe und Frieden.

Der Fremde atmet auf. So wie es die Vorfahren taten, baut jeder hier sein Leben auf; wie der Vater gelehrt, schafft man sich sein Glück.

Die vom Dorfe . . . Das sind die stillen Menschen, an denen die neue Zeit fast spurlos vorübergegangen, die bescheiden geblieben sind in ihren Forderungen an das Dasein. Daß man sie nie vergißt — hat man sie einmal kennen gelernt und an ihren kleinen Freuden und Leiden teilgenommen — beweist das vorliegende Buch.

Mit Liebe gedenkt der Verfasser seiner Jugend, die er in einem Bergmannsdorfe der Provinz Sachsen verlebte, und die Freude an seinen Erinnerungen hat ihm die Feder in die Hand gedrückt, um denen, die nur die Steinwüste der Großstadt kennen, zu zeigen, wie schön es da draußen ist, wie kraftvoll die bescheidenen Menschen sind und wie sie den Frieden ihrer Heimat genießen. Auch ihnen bleiben die Sorgen nicht fern, auch sie ringen mit dem wechselvollen Schicksal. Aber die Stärke, die die eigene Scholle verleiht, hilft ihnen in dem Kampfe.

Wenn Schriftstellerinnen tragisch werden wollen, geraten sie leicht ins Traurige oder gar Sentimentale; dagegen liegt ihnen die boshafte Satire gut; das zeigt sich wieder bei Edith Salburg in ihrem neuesten Büchlein **Junge Herren** (B. Elischer Nachf., Leipzig.) Mit groteskem Humor karikiert sie ihre Komtesserln und Graferln, teilt scharfe Hiebe aus und zieht gesellschaftliche sowie persönliche Schwächen ins Lächerliche. Man kennt ihre Hauptfiguren von früher her und freut sich stets, ihnen wieder zu begegnen. Doch hätte Edith Salburg besser daran getan, die eingestreuten ernsthaften Geschichten wegzulassen: da wird sie oft weinerlich und schwächlich —

Bern, Willich und Oberbibliothekar Leidinger-München. Mit zirka 3000 Abbildungen. In Lieferungen à Mk. 1·50. Lieferung 7: Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst, Heft 3. (Neubabelsberg. Akademische Verlagsgesellschaft.)

Die Befreiungskriege von 1813—1815. Zur Jahrhundertfeier ihres Gedächtnisses von D. Bernhard Rogge. Mit zahlreichen Abbildungen. (Hannover u. Berlin. Carl Meyer u. Gustav Prior.)

Der Kanzler von Tirol. Drama in fünf Akten frei nach dem gleichnamigen geschichtlichen Roman Herman Schmids von Louis Hesphair. (Friedrichshagen bei Berlin. Carl Warnemünde.)

Morgenrot. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Alexander Birt. (Leipzig. W. Härtl u. Co. Nachf.)

Hinaus! Lieder und Verse von Friedrich Ohnesorge. (Leipzig. Im Selbstverlag.)

Fähnrich Stahls Kriegsgeschichten. Von Johann Ludwig Runeberg. Verdeutscht von Fr. Ohnesorge. (Leipzig. Im Selbstverlag.)

Gedanken und Töne. Gedichte von Peter Tochnahl. (Augsburg. Theodor Lampart.)

Kroatische Lieder. Übersetzungen von Eduard Koller. (Dresden. E. Pierson.)

Balladen und verwandte Dichtungen. Von Gg. Lang. (Frankfurt u. Leipzig. Kesselringsche Hofbuchhandlung E. v. Mayer.)

Im goldenen Licht. Gedichte von Karl Ballazza. (Teschen, Wien u. Leipzig. Karl Prochaska.)

Werdenfelser Gmüat. Gedichte von Josef Erhardt vulgo Schweizerseppl, Partenkirchen. (Garmisch. A. Adam.)

Poesie-Blüten. Gedichte von Carl Rinker. (Dinkelsbühl. Selbstverlag.)

Auf Heimatwegen. Gedichte von Erich Langer. (Leipzig u. Gohlis. Bruno Vogler.)

Wanderblätter. Gedichte von Hermann Fritz Neumann. (München. Eugen Rentsch.)

Gedichte von Paul Wilhelm. (München u. Leipzig. Georg Müller.)

Aus Zeit und Ewigkeit. Ein Sprüchbüchlein von Friedrich Banks. (Gotha. Andreas Perthes.)

Karl Prölls Vermächtnis. Gedichte und Denksprüche. (Berlin. Thormann u. Goetsch.)

Heimatsklänge und Liedergrüße. Gedichte von Anton Eberle. (Im Selbstverlag.)

Gedichte. Von Amalie Senninger. (Reichenhall. „Staufen"-Verlag.)

Die Seele im Schatten. Gedichte von Alfred Krüger. (Leipzig. „Sphinx"-Verlag.)

Volksliederbuch für deutsche Jugend. Im Auftrage des Bundes deutscher Jugendvereine herausgegeben von G. Eberlein. (Jena. Eugen Diederichs.)

Der Ewige und die Stunde. Gedichte von Alfons Petzold. (Leipzig. „Erdgeist"-Verlag.)

Heimat Welt. Dichtungen von Alfons Petzold. (Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand u. Co.)

Aus dem Leben und der Werkstätte eines Werdenden. Von Alfons Petzold. (Wien u. Leipzig. Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky.)

Deklamatorienbuch für christliche Familienabende. Von C. Broszeit. (Berlin. Druck der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt, Johanniterstraße 6.)

Der göttliche Plan der Zeitalter. Eine Handleitung für Bibelforscher. (Brooklyn und Barmen. Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher.)

Italiens Soldatenlektüre. Vom königl. italienischen Leutnant d. Res. Professor Ugo Cristofani. (Wien, III., Löwengasse 8. Im Selbstverlag.)

Heimbaukunst. Von Dr. Heinrich Pudor. (Wittenberg. A. Ziemsen.)

Im zeitlosen Strome. Randbemerkungen des Lebens von Wilhelm Vogel. (Leipzig. Im „Xenien"-Verlag.)

Mittelmeerreise des österreichischen Flottenvereines im Mai 1912. Von J. H. Joherl. (Graz u. Wien. „Styria".)

Behandlung der Lungentuberkulose im Hochgebirge. Unter spezieller Berücksichtigung der Behandlung fieberhafter Fälle bearbeitet. (Wiesbaden. Emil Abigt.)

Im Verlag Max Spohr, Leipzig, erschienen von Dr. Norbert Grabowsky: **Wahre Bildung**, ein Handbuch innerlicher Höherentwicklung, und **Geistige Liebe**, ein Reformbuch des Geistes- und Liebelebens der Menschheit.

Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Géza v. Hoffmann, k. u. k. österr.-ungar. Vizekonsul. (München. J. F. Lehmann.)

Im Hans Sachs-Verlag, München und Leipzig, erschienen: **Menschheit — Rasse — Volkstum.** Von Dr. Friedrich Siebert; und **Deutschland für die Deutschen.** Vorarbeiten zu Gesetzen gegen die jüdische Ansiedlung in Deutschland. II. Von Dr. Heinrich Pudor.

Der Pilger-Bücherei zweiter Band: **Fester im Glauben.** Von Dr. Heinrich Pudor. (Leipzig. Max Koch.)

Notenbeispiele zum Kontrapunkt. Leitfaden für Lehrer und Lernende von Bruno Weidefeld. (Leipzig u. Raschwitz. Bruno Vogler.) In demselben Verlag erschienen ferner: **Liebeständelei.** Salonstück für Pianoforte, komponiert von Walter Noeltige, und **Immer lustig**, Marsch mit unterlegtem Gesangstext von Ch. Krebs-Spank jun.

Der Krieg vom Standpunkte der Naturgesetze. Von Hans A. Pichler. (Dresden u. Leipzig. Verlag „Globus".)

Unsere heutige falsche Ernährung. Von Dr. A. Kunert, Zahnarzt. (Breslau. Selbstverlag.)

behandelt der Autor das Problem, wie es für Wissenschaft, Philosophie, Ethik, Religion, Kunst und das Gesamtleben der Kultur gegeben ist. Wer in den Fragen, die Beziehung hiezu haben, mitreden will, müßte das Material und die Gesichtspunkte dieses Buches kennen. Das Wort Vegetarismus im Titel nennt nur die ernste und auch in der Geschichte der Philosophie (Pythagoras, Empedokles, Platon, Novalis, Nietzsche u. v. a.) gut eingeführte Richtung, der erste Teil des Werkes spricht hievon; im zweiten Teile spricht Jaskowski über das Problem im inneren Zusammenhange mit unseren Zeitfragen. Ich wünsche dem Buche, das mir persönlich viel Wertvolles und Einzigartiges gab, eine gründliche Würdigung und Verbreitung in den Kreisen der Mediziner, Religiösen, Künstler, Volksführer und Gebildeten überhaupt.

Dr. M.

Ein sicherer Hebel für den Berufserfolg und die gesellschaftliche Stellung.

Neben den guten Leistungen in der Berufsarbeit muß heutzutage jeder Mensch, der vorwärts kommen will, auch die geistigen Waffen der Bildung und Kultur gehörig anzuwenden verstehen, zumal überall dort, wo es gilt, den gehörigen Eindruck zu machen, um Erfolg zu haben. Das ist nur durch den richtigen Gebrauch der Sprache in Wort und Schrift möglich. Wer sein Ansehen und seine gesellschaftliche Stellung heben und in den Aufgaben des Lebens Erfolg haben will, kaufe sich das Meisterschafts-System der deutschen Sprache. Eine übersichtliche Anleitung, um in kurzer Zeit sicher, richtig und erfolgreich sprechen und schreiben zu lernen, sowie an praktischen Beispielen das Schreiben von Briefen, Rundschreiben, Geschäftskorrespondenzen, Eingaben an Behörden, Anzeigen, Quittungen, Rechnungen, Schuldscheinen, Verträgen, Protokollen, Testamenten, die Anwendung der Buchführung, des Wechsel- und Scheckverkehrs und der Titulaturen gut und sicher zu lernen. Bearbeitet von Karl Martens. Zweite vermehrte Auflage. Preis des vollständigen Werkes 10 Mk. Das Werk kann komplett gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages in 10 Lieferungen à 1 Mk. bezogen werden durch die Rosenthalsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig. — Im Verlage der Rosenthalschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist auch Dr. Rosenthals weitberühmt gewordenes Meisterschafts-System zur Erlernung aller für den Weltverkehr und die Weltbildung wichtigen fremden Sprachen, wie Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch-Norwegisch, Schwedisch, Polnisch, Böhmisch, Russisch, Ungarisch sowie auch für Lateinisch und Griechisch erschienen. Dr. Rosenthals Meisterschafts-System ist die wissenschaftlich-praktische Nachahmung der natürlichen Lernmethode und bietet durch die Gratisbeilage, Separatausgabe des Meisterschafts-Systems der Gedächtniskunst, einen unbestreitbaren Vorteil vor anderen Sprachlehrmethoden. Probebriefe des Meisterschafts-Systems jeder Sprache liefert für 50 Pf. jede Buchhandlung und die Rosenthalsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig. Prospekt gratis.

V.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger. Gesammelte Werke. 3. **Die Älpler** in ihren Wald- und Dorfgestalten. (Leipzig. L. Staackmann.)

Peter Rosegger. Sein Leben und seine Werke. Von A. Vulliod, Docteur ès lettres agrégé de l'Université. Deutsche Ausgabe von Dr. Moritz Necker. Mit einem Bildnis des Dichters. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der König von Juda. Eine Geschichte, die einmal wahr war. Von Benedictus Levita. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher.)

Das Kreuz am Ferner. 4. Aufl. Von Karl du Prel. (Stuttgart u. Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Alt-Wien. Gesammelte Aufsätze und Skizzen. Von Hans Pörner. (Wien und Leipzig. M. Braunschweig.)

Münchner Kindls „Erdenwallen“. Erdachtes und Erlebtes von R. Voigt. (Chemnitz. Josef Heller.)

Gotentreue. Drama in drei Akten und einem Vorspiele. Von Rosa Voigt. (Stuttgart. „Mimir“-Verlag.)

Göttin Schönheit. Briefe und Tagebuchblätter von Friedrich Wartenheim. (Wien. Karl Gerold Sohn.)

Germanische Mythologie. Von J. H. Schlender. (Dresden u. Leipzig. Heinrich Minden.)

Jüdische Geschichte von der Zerstörung des II. Tempels bis zur Gegenwart. In Charakterbildern dargestellt von J. Müller. Mit 13 Bildnissen. (Stuttgart. J. B. Metzler.)

Geschichten aus dem Mandelhause. Von Hermann Stehr. (Berlin. S. Fischer.)

Aus germanischer Vorzeit. Kulturgeschichtliche Bilder, Betrachtungen und Forschungen von Willy Pastor. Mit 107 Abbildungen. (Wittenberg. A. Ziemsen.)

Die vom Dorfe. Heitere Bilder und liebe Erinnerungen aus vergangenen Tagen von Heinz Tauer. (Halle a. S. Richard Mühlmann.)

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger-München in Verbindung mit den Professoren Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Hartmann-Straßburg, Herzfeld und Wulff-Berlin, Neuwirth-Wien, Pinder-Darmstadt, Singer-Dresden, Graf Vitzthum-Kiel, Wackernagel-Leipzig, Weese-

Gottfried Keller und Ludwig Feuerbach. Von Dr. Hans Dünnebier. (Zürich. Internationaler Verlag für Literatur, Musik und Theater, „Weltensegler", von Franz Ketner.)

Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend. Eine Beleuchtung der roten Jugendbewegung von W. Ilgenstein. (Charlottenburg. Selbstverlag.)

Der Deutsche Chauvinismus. Von Professor Dr. Otfried Nippold. (Stuttgart. W. Kohlhammer.)

Eigenhäuser. Kleine Wohnhäuser von Architekten R. Gebhardt und C. Eberhard. 70 bürgerliche Musterbeispiele in 200 Ansichten und Grundrissen mit Angaben der Baukosten. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Wie setze ich meine Kommas und die anderen Satzzeichen? Für jeden Schüler, jeden Lehrer, jeden, der schreiben muß. Verfaßt von A. Dehnhardt. 20. Auflage. (Essen-Ruhr. Rheinisch-Westfälische Verlagsbuchhandlung.)

Der vergnügte Postkartenzeichner für Kinder. Eine Zeichenschule mit 60 lustigen Postkarten-Vorbildern zum Nachzeichnen (nebst 30 Postkarten). Originalzeichnungen von Karl Winter. (Leipzig. Hermann Beyer.)

Die heutige Einmachkunst der Hausfrau. Mit Bereitung von Salaten und Kompotts. Ein Hilfsbuch für den sparsamen Haushalt. Über 225 gute Rezepte und Anweisungen. Herausgegeben von Elfriede Beetz. (Wiesbaden. E. Abigt.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

An unsere Leser.

Der Jahrgang achtunddreißig gibt seine Visitenkarte ab. Er ist von der Art seiner Vorgänger, wenn er sich auch äußerlich ein neues Feiertagsgewand zulegte. Unsere Mitarbeiter bleiben dieselben — es seien unter anderen nur Otto Ernst, Ginzkey, Huna, Paul Keller, Hermann Kienzl, Fritz Müller-Zürich, Karl Reiterer, Fritz Stüber-Gunther, Richard Voß, Josef Wichner genannt — und sie wollen, jeder in seiner Art, ernst und heiter, dafür sorgen, daß der „Heimgarten" auch weiter in vielen bunten Beeten blüht.

Natürlich führt auch Peter Rosegger sein Tagebuch weiter.

Zu erwähnen wäre nur noch, daß Hans Ludwig Rosegger einen Roman bringt, der „Eine kleine Frau" heißt und die Geschichte einer Frühlingsehe erzählt. Der Verfasser widmet ihn „den Gesunden und den Kranken", und aufmerksame Leser werden die sonderbar anmutende Widmung bald erfassen. Kinderlektüre ist es keine, doch schon heranreifende Menschen, die über das Leben ernst nachzudenken beginnen, und erst recht alle jene, die bereits viel — und manchmal wohl vergeblich — über Probleme nachgedacht haben, sollen ihn zur Hand nehmen und können darin eine Antwort auf eine Frage finden, die das Schicksal jedem Menschen einmal stellt. Vielleicht — der Autor hofft es bestimmt — trägt die Geschichte dazu bei, Harmonien zu fördern, wie ja jede Erkenntnis den guten Keim in sich hat, aus dem Geduld, Milde und Verstehen wachsen.

Der „Heimgarten"-Verlag.



Maler K. Pr. in Prag. Wieder hat der bayrische Staat auf der XI. Internationalen Kunstausstellung im königl. Glaspalast zu München 1913 eine Reihe von Gemälden erworben. Wir wünschen auch Ihnen für das nächste Mal viel Glück! L. P.

Herr **K. Puchmair**, Verfasser des Gedichtes „Zwegn was dan?" wird höflich gebeten um gefl. Mitteilung seiner derzeitigen Adresse. D. R.

(**Geschlossen am 20. August 1913.**)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Möck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten.



Eine Monatsschrift

gegründet von

Peter Rosegger,

geleitet von

Hans Ludwig Rosegger.

XXXVIII. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1914.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXVII. Jahrgang.

Romane und Erzählendes.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

Tagebuch.

*

Natur und Kultur.

Literatur, Kunst und Künstler.

Zeitgeschichtliches und Plaudersames.

Gedichte.

Verschiedenes.



1. Heft Oktober 1913 38. Jahrg.

Eine kleine Frau.

Die Geschichte einer Frühlingsehe. Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Aus Loris Tagebuch.

Wien, am 2. Februar 1890.

Nein, Mamas Schrecken, als Gustl heute um mich anhielt! Sie war — was ich am meisten fürchtete — weniger darüber empört, daß wir ganz ohne sie miteinander einig geworden waren, sondern sie hatte sonst arge Bedenken. „Er kann nicht sparen", sagte sie. Ob das eine Hauptsache im Leben sei, fragte ich, und Maming erklärte: „Beinahe. Tausend Gulden verdient und neunhundertneunundneunzig ausgegeben — eine glückliche Familie; zehntausend eingenommen und um hundert mehr verbraucht — Sorgen und schließlich Elend." Sie will den Satz einmal bei einem amerikanischen Philosophen gelesen haben. „Ein philiströser Philosoph, ein Ziffernspatz!" ironisierte Gustl. „In Dollarien gibt es überhaupt keine Philosophen, sondern bloß zweibeinige Rechenmaschinen."

Wie ein Schloßhund hab' ich geheult und Mama damit herumgekriegt, daß wir uns öffentlich verloben durften. Nicht einmal der Erfolg der „Lotosblume" beruhigt sie und jetzt werden doch auch Gustls ältere Bücher gewiß mehr gekauft. Der Verleger macht dafür entsetzlich Reklame.

fünftausend Gulden für nichts und wieder nichts bezahlen. Wo wir selbst nichts hatten außer der Gage und der Kaution. Gustl gefällt das, „großzügig“ nennt er's, doch hat Mama von der Affäre einen Chok abgekriegt und trägt seitdem Bergkrystallohrgehänge. Als sie Papas Bezüge wegen Schulden um ein Drittel sperrten, versetzten wir die Brillanten. Perdu! Ausgelöst sind sie natürlich nie worden. Das bißchen Vermögen, das Mama hat, erbte sie im Vorjahre von ihrem Bruder. Mit Papas Tod wurde es überhaupt besser; ich glaube, Mama war innerlich froh, als er starb, obwohl mir die Vermutung weh tut. Auch sonst hatte sie wohl Ursache, aufzuatmen; Papa hat sie tyrannisiert. Vor solch einer Ehe graut mir und glücklich vergleiche ich damit die Harmonien der meinen.

Maming versteht sich aufs Sparen. Jetzt, da sie nur für sich allein zu sorgen hat, ist es überhaupt einfacher, aber das „Sich-sorgen-müssen“ liegt ihr scheinbar im Blut, und als ich von Gustl zur Hochzeit den Rubinschmuck bekam, schlug sie die Hände über den Kopf zusammen. Den Vetter Max fragte sie im Vertrauen — und er hat's mir verraten — wie teuer das Ding sein kann. „Höchstens tausend Gulden“, schätzte er absichtlich nieder, und Maming jammerte: „Das schöne Geld!“ Max hätte fünfhundert oder vierhundert sagen sollen, er ist ein Ekel und weiß doch, wie Mama ist.

Zweitausend hat die Garnitur gekostet. Ich benzte, bis mir Gustl den Preis nannte.

Jetzt hab ich vier Seiten fast nur über das Geld geschrieben! Komisch; und vor dem Wirtschaftsbuch graust mir. „Fünf Kreuzer für Maronie“, „zwei Briefmarken und eine Korrespondenzkarte macht zwölf“, „Orangen sechzehn“ — und außerdem hab' ich von dem Gfraß Magenweh. Zum Schluß eine große, unangenehme Überraschung: Einen Gulden zweiundzwanzig Defizit! Ich konnte nicht herausfinden, wo der Fehler steckt. Gustl höhnte nur: „Gratuliere zu dem Ergebnis. Sag mal, hat das irgendeinen Zweck? Zur Buchhalterei muß man geboren werden, genau wie zur Dichterei.“ Und er ersetzte mir großmütig das Manko. Aber das ist nicht das Richtige. Von selbst muß es stimmen.

5. April.

Gustav hat zuweilen so sonderbare Einfälle. Heute zum Beispiel sagte er ganz unvermittelt: „Harald Bösaug hatte eine Katze und die warf vier Junge. Drei kräftige und ein schwächliches. Er ertränkte die kräftigen und zog das Schwache mühsam mit der Saugflasche auf. Dann dachte Bösaug stolz bei sich: ‚Ha, jetzt hab ich die Natur übertölpelt.‘“

Ich wollte die Bedeutung der Geschichte wissen.

„So blöde sind wir gelegentlich alle einmal in stillen Stunden.“

Aus Frau Loris Tagebuch.

Fiume, 4. 4. 1890.

Ich habe nachzutragen: Am 27. März wurde ich mit meinem lieben Gustl in der Dorotheenkirche getraut.

Seit einer Woche sind wir in Fiume, wohnen im Hotel „Europe" und machen herrliche Ausflüge. Das Meer ist überwältigend schön — und dieses alberne Tagebuch ist ein Mädchenunsinn, für den ich mich schämen muß. Ich vernachlässigte es in den letzten Monaten auch sehr, weil ich in mein Wirtschaftsbuch genug hineingeschrieben habe; ich trage sogar jeden Kreuzer ein, den ich einem Bettler schenke, und natürlich jeden Gulden erst recht, um den ich mir Haarkämme kaufe. (Ich hab' mir gerade heute wieder einen echten gekauft!) Und ich hasse Wirtschaftsbücher, und Gustl stimmt mir bei. „Ich werde dadurch nicht reicher", sagte er, „daß ich aufmerke, was ich ausgebe. Höchstens ärgere ich mich über meine Verschwendung, werde übellaunig und kann dann nicht arbeiten. Also ein positiver Verlust!" Ganz meine Meinung, aber Mama rief mir noch zum Abschied nach: „Lori, Ordnung halten! Du verstehst schon!" Gustl verstand auch und war wütend. Na ja, mein Mann verdient viel und lebt dementsprechend. Gott sei Dank, er ist kein Pfennigfuchser! Hat's auch nicht notwendig, die Heller zu zählen. Sein Roman „Lotosblume" liegt schon im zwanzigsten Tausend auf, und obwohl die Kritik keineswegs lobhudelt — o, im Gegenteil! — ist das Publikum begeistert und (was ich sehr schätze) kauft das Buch. Sogar der Verleger ist zufrieden, und Verleger, behauptet Gustl, pflegen gewerbsmäßig über schlechten Absatz zu klagen. Wenn wir gar erst unser Drama fertig haben! Unser Drama, denn ich arbeite fleißig mit, lasse mir Szene für Szene erzählen, erhebe mit meinem Hausverstand Einwendungen, die manchmal nicht ganz dumm sein sollen, und werde die letzte Abschrift besorgen, ehe das Stück zum Theateragenten wandert. Damit verdienen wir gewiß heidenmäßig viel Geld. Es heißt: „Die entfesselte Leidenschaft." Hochspannend, eigenartig und sensationell.

Werden also demnächst im Gold schwimmen.

Trotzdem befolge ich Mamings Rat und führe genau Buch. Ich tu's aus einer Art Pietät gegen sie. Mama, die mit ihrer Witwenpension auskommen muß, hat seit je Angst, sie könnte einmal zu wenig haben — und jetzt überdies, daß auch wir sie in Anspruch nehmen. Gustl spottet, sie lese die Zeitung nur, um zu sehen, ob der Staat nicht Bankrott macht und hernach das Auszahlen der Pensionen einstellt. Aber da übertreibt er, wie so oft. Solange Papa lebte, gab's zu Hause immer Streit, weil er nicht haushalten konnte. Einmal bürgte er für einen Regimentskameraden, fiel dabei selbstverständlich hinein und mußte

restlos in einem anderen Wesen aufzugehen, in einem Wesen, das man liebt. Wenn man sich lieb hat, ist alles andere egal, und ich hab Dich und ihn furchtbar lieb.

Denk nur, gestern suchten wir einen Bauplatz für unsere künftige Villa, knapp an der Brandung, die der Schirokko ans Land wirft, mitten unter Felsen und Riffen, und zuerst behauptete Gustl, man müßte dort auf Piloten bauen oder anschütten und opponierte. Als er aber den kroatischen Fischer, dem der Grund gehört, fragte, wollte er wegen des geringen Preises den Handel sofort abschließen. Kannst Dir vorstellen, welche Mühe ich hatte, ihn davon abzubringen! Ich wollte mit der Villa nur in der Phantasie spielen, und erinnerte mich rechtzeitig an Deine Ratschläge: „Sparen, sparen, sparen!" Wer weiß denn, ob das Drama Anklang findet, so daß wir uns den Luxus eines eigenen Hauses gestatten können! Das Theater und das Publikum sind unberechenbare Größen. Und der Fischer hätte uns irgendwie bestimmt übers Ohr gehaut. Die Krawaten sind verschmitzt, trotz ihrer äußerlichen Biederkeit. Auch gibt es viel hübschere Plätze für ein Schloß am Meer, beziehungsweise für eine Villa.

Bin ich nicht vernünftig, Maming? Deine Tochter!

Grüble Dich wegen unserer Pläneschmiederei nicht in düstere Vorstellungen hinein. Das Leben ist nur Schein, ein köstlicher Schein und ein kurzer, dem man nie auf den Grund schauen soll. Das sagt auch Gustl, der sonst für die Wahrhaftigkeit schwärmt — nein, nicht schwärmt, das Wort klingt lächerlich — der für die Wahrheit kämpft und ringt und streitet. Der Starke, dem ich nacheifere, den ich bewundere.

In ein oder zwei Jahren, wie die Verhältnisse sich schicken, reisen wir nach Indien, ins Rätselland, ins Land der Sehnsucht — und kaufen einem bankrotten Radjah seine Juwelen ab, für mich. Das steht fest. Verstehst Du einen Spaß, liebste Maming? Gustl mußte es mir heilig versprechen, weil er unartig war und mir unpassende Haremsgeschichten erzählte, die er angeblich in Kairo erlebte. Ich glaube, er hat sie frei erfunden, um mich eifersüchtig zu machen. Gelingt ihm nicht. Er mußte mir also zur Strafe geloben, dem bankrotten Radjah (oder schreibt man „Radscha"?) die schönsten Edelsteine abzulauern, denn ich halte auch in der Ehe auf guten Ton — und seine Erlebnisse!! Vor allem mag ich Rubine und Smaragde. Genug für heute, Maming, ich muß zum Wirtschaftsbuch!

Sei umarmt und geküßt von

Deinem Übermut.

Frau Lori an ihre Mutter, Frau Josefine Kellander.

6. IV.

Meine liebste Maming!

Uns geht's großartig. Wir sind gesund und kreuzfidel. O, das Meer ist schön, es gibt nichts schöneres, wenn auch Gustl sagt, ein längerer Aufenthalt an der See stumpfe das Gefallen ab. Zweimal waren wir schon in Abbazia und einmal in Lovrana. Hier möchte ich mein Leben lang bleiben. Nur in keiner Stadt wohnen, höchstens in Albona, das wir auch schon besuchten, einem entzückenden Römernest, hoch oben auf dem Berg, mit weiter, weiter Aussicht. In einigen Tagen fahren wir nach Lussin und ich bin vor Angst und Erwartung nervös, aus Angst, weil ich wahrscheinlich seekrank werde, aus Freude, weil so eine Insel was Herrliches ist. Abgeschnitten von der Welt, ringsum nur Wasser und Himmel und alles grünt und blüht und rekelt sich wohlig unter der Sonne. Ihr habt plötzlich wieder Schnee? In der „Presse" stand dergleichen. Pfui, Schnee! Gustl versprach mir ein Schloß, nein, eine Villa an einer einsamen Bucht, wenn sein neues Drama einschlägt. Und es *wird* einschlagen. Wir arbeiten jeden Abend eine Stunde daran, auch wenn wir vorher im Kaffeehaus bei der Zigeunermusik waren. Herrgott, spielen die Kerle! Das prickelt im Hirn wie Sekt! Ich glaube, daß die „Entfesselte Leidenschaft" — so heißt unser Stück — auf starken Widerspruch stoßen wird. Eine durchaus moderne Arbeit, was Form und Inhalt anbelangt. Gustl verachtet die Schablone und erblickt den Zweck des Künstlers darin, den Leuten zu zeigen, wie das Leben wirklich ist. Die meisten schließen ja davor feig die Augen, lügen sich in ein verschrobenes, unwahres Weltbild hinein und daraus entstehen dann allerhand Mißverständnisse, Unheil und Unglück. Wir müssen den Mut aufbringen, das Dasein so zu sehen, wie es ist, und daraus tapfer die Konsequenzen ziehen. Und daß unsere Gegenwart bereits mehr und mehr Sehnsucht nach dem größeren Mut fühlt, ist schon ein bedeutender Fortschritt gegen früher, wo sie die Fäuste in die Augen drückten, um für das, was unangenehm werden könnte, blind zu sein. Wir aber härten uns systematisch gegen das Widerliche und Häßliche, das nun doch einmal unvermeidlich und nicht wegzudisputieren ist, ab.

Erschrick nicht, liebe Maming, über meine Emanzipiertheit, sie bekommt Deiner Frau Tochter ausgezeichnet und ich bin auf meine Gelehrigkeit ungeheuer stolz. Ich hab die Ideen selbstredend von Gustl, der sie freilich besser und überzeugender formuliert als ich, seine Schülerin. Allein fällt mir selten etwas Kluges ein. Wie wundervoll,

meinte ernsthaft: „Bald denkst du sehr gründlich, Lori, bald sehr seicht. Siehst du, diese Jause in Purkersdorf könntest du leicht mit anderen Kleinmädchenjausen verwechseln, daß du unter zwei oder drei Dutzend ähnlichen gar nicht mehr unterscheidest, aber wenn du in deinen Goldschnittblättern eine markante Bemerkung über diese eine liest — da ihr so viel Eis aßet — so ersteht vor dir jener ganze Tag mit allem Drum und Dran und auch deine Phantasien während der Fahrt durch den Frühling werden wieder lebendig. Mittelbar hast du also auch sie angemerkt. Zieh an einem Fädchen in deinem Hirn und du spulst die ganze Vergangenheit ab. Alles hängt zusammen."

Gustl ist klug und meine Einwendungen tat er überlegen ab. Auch die: „Manchmal kommt mir eine Idee und ich nehme mir vor, sie gelegentlich genau durchzudenken, weil ich im Moment dazu keine Zeit habe oder nicht aufgelegt bin, und hernach, wenn ich Muße und Lust dafür hätte, ist sie verblaßt oder halb vergessen, verloren."

Gustl: „Ideen, die uns entfallen, sind meist wertlose Gedankensplitter, Katzengold, bei Licht betrachtet. Ihnen nachzuhängen, wäre eine unfruchtbare Verschwendung. Hab ich recht, kleine Frau?"

Mit der flüchtigen Aufzeichnung dieses Gespräches beginne ich die Vertiefung meines Tagebuches. Ich will es nämlich trotz Gustls paradoxer Verteidigung der Oberflächlichkeit vertiefen. Oft widerspricht er nur — wie er selbst eingesteht — um seine Dialektik zu üben und auch die Kehrseite eines Problems zu erörtern. Die Geschichte von der Verbindung der Ideen, die aneinander hängen, mag für den männlichen Intellekt stimmen, auf den weiblichen paßt sie nicht. Ich vergesse auch Wichtigkeiten mit Stumpf und Stiel und kein Fädchen ragt aus dem Hirn, daß ich es packen und abspulen könnte. Und auch Gustl verliert das und jenes in seinem Kopf — wozu trüge er sonst stets einen Notizkalender bei sich (den Bleistift borgt er sich grundsätzlich von mir oder einem Kellner, obwohl ich ihm einen silbernen schenkte) und kritzelt seine Einfälle hinein? Und daß er einen Komödienstoff verbummelt hat, gestand er mir doch ebenfalls!

In der Theorie soll er meinetwegen recht haben, in der Praxis traue ich lieber meiner Erfahrung. Er ließ hier den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis nicht gelten und besonders die Gegenüberstellung vom weiblichen und männlichen Verstand bekämpfte er. Da zitierte ich ihm einen Satz aus seinem Roman „Lotosblume": „Der Mann hat vor der Frau geistig nichts voraus, nur betrachtet jedes die Dinge und Begriffe von einem anderen Standpunkt. Wessen Betrachtungsergebnisse sind die richtigen? Beide. Mann und Frau können subjektiv im Recht sein und dabei Entgegengesetztes behaupten."

Tagebuch.

7. April.

Ja, ein Mädchenunsinn, milde ausgedrückt, ein abgeschmackter Mädchenunsinn ist dieses Tagebuch. Welchen Zweck hat es? Wenn ich darin blättere, beliebig ein Jahr zurück, was finde ich? Albernheiten, nur Albernheiten: Daß mich Frida besuchte und wir vergnügt jedes drei Stück Schokoladetorte aßen, daß wir in der Oper waren und Winkelmann den Walter Stolzing „entzückend" sang, daß wir hinter Mamas Rücken die französische Konversationsstunde absagten und dafür im Prater bummelten, und daß wir bei der Backfischjause in Purkersdorf Vanilleeis en gros vertilgten. Ich grüble, ob die Tage, von denen ich nichts Besseres aufmerkte, wirklich so leer waren. Nein, auch sie hatten einen Inhalt und ich erinnere mich zum Beispiel an Gedanken, die ich im Eisenbahncoupé nach Purkersdorf hinaus dachte, da ich in den Frühling schaute, so daß ich beinahe das Aussteigen versäumte. Die Gedanken sind gar nicht kindisch gewesen. Warum notierte ich sie nicht statt der Gefrorenenmahlzeit? Gustl sagte einmal: „Es ist leicht, interessant zu sein, wenn man gegen sich indiskret ist. Wer sein Innerstes auftut, gibt Seltenes. Das zu verschenken, wagt nur der Künstler, und mancher treibt mit solchen Heimlichkeiten sogar schamlos Handel." Das ist's, das allein ist's, ich wollte gegen mich nie indiskret sein, aus Scham, aus Takt. Was ich innerlich erlebe, gehört ausschließlich mir. Brächte ich's zu Papier und Mama läse es oder das Dienstmädchen, weil ich die Schreibtischlade nicht absperrte — ein peinlicher Gedanke. Vielleicht bin ich zu verderbt und fürchte mich zu verraten! Auch das wäre möglich. In meinem Tagebuch gab ich mich bisher wie in der Gesellschaft als „flottes Mädl", das ich ja auch bin, aber ich gab mich nur so. Und ich bin doch mehr! Zu dieser Einsicht brachte mich Gustl, der mich an dem Überfluß seiner Seelenkenntnis teilnehmen läßt. Durch ihn wurde ich erst zum denkenden Menschen.

Von nun an will ich es versuchen, mich in diesen Blättern mit Goldschnitt ehrlich zu geben. Es wird kaum gelingen. Vieles wage ich gewiß nicht auszusprechen. Wie Dummes, wie Überflüssiges steht jetzt darin! Daß wir am 27. März heirateten, als ob ich dieses Datum jemals vergessen könnte Aber was dabei in mir vorging . . . Und wozu konstatierte ich, daß wir im Hotel „Europe" logieren, Ausflüge machen, daß das Meer überwältigt, mein Wirtschaftsbuch mir zuwider ist und die letzte Abschrift eines noch ungeborenen Dramas von mir besorgt werden wird! Diese Kleinigkeiten verdienen vergessen zu werden; gerade sie.

Aber Gustl lachte mich nicht einmal aus — und er tut es sonst so gern! — als ich ihm die Banalität meiner Tagebücher klagte, sondern

man es überhaupt auch nur anstreben soll, daß sie zu einem guten Schluß führen. Das Alpha ohne das Omega ist ein Unsinn, wie der Tag ohne Nacht eine Qual ist. Über den Nullpunkt des Lebenspegels hinauflangen zu dürfen, ist an sich schon Belohnung. Darum beneide ich niemanden, der in beschaulicher Banalität geboren wird, brav vegetiert und gottselig stirbt."

Ich: „Aber ein behagliches Glück . . ."

Er ließ mich nicht ausreden und drehte die Lampe ab: „Schlafen, Lori, gute Nacht."

Manchmal ist mir Gustav fremd und ich traue ihm nicht. Ob er nicht für einen schillernden Augenblicksgedanken seiner Weltanschauung untreu wird? Für einen geistreichen Einfall opfert er dann ein ganzes System.

12. April.

Der erste Akt der „Entfesselten Leidenschaft" ist im Gerüst fertig und er enttäuscht mich etwas, aber Gustav findet ihn gelungen. Ich versetze mich an die Stelle eines naiven Publikums und habe Bedenken. Ich will vorsichtig versuchen, ihn auf die Mängel, auf das, was ich für mangelhaft halte, aufmerksam zu machen. Direkte Ausstellungen pflegt er brüsk und ohne sie zu prüfen abzulehnen. „Das verstehst du nicht, kleine Frau", ist noch die mildeste Zurückweisung.

Die „Entfesselte Leidenschaft", die gleich dem Roman „Lotosblume" in Indien spielt, hat folgende Handlung: In einer Eingeborenenresidenz Zentralasiens lebt eine europäische Kolonie, die sich reichlich gut unterhält. Mannigfache Verbindungen, legale und illegale, entstehen zwischen den Herren und den Damen, die im engen Kreis aufeinander angewiesen sind. Die Moral ist weitherzig, lax und exzentrisch, vom Orient beeinflußt, und man schaut sich gegenseitig um so duldsamer durch die Finger, da man sich gegenseitig sonst zu viel vorzuwerfen hätte. „Ein Babel in der Diaspora", stellt René de Polignac, der französische Gesandtschaftsattaché, fest. Er verehrt Frau Sonja Midlanow, die Gattin des russischen Generalkonsuls. Madame Midlanow aber ist tugendhaft und hat die Absicht, es zu bleiben. Ihre Tugend scheint nicht wurzelecht, sondern ist ein Gemisch von Prüderie, Angst und Stolz, das Ergebnis einer frömmelnden Klostererziehung. Im ersten Akt polemisiert das Paar geistreich über die Liebe und man wird in die gesellschaftlichen Zustände der Residenz eingeweiht.

Zweiter Aufzug: Empfang bei der indischen Majestät. (Der Regie wird Gelegenheit zu einer üppigen Ausstattung gegeben.) Der Fürst warnt die Europäer vertraulich vor einer fremdenfeindlichen Bewegung in seinem Reich, der gegenüber er machtlos ist. Man läßt sich nicht einschüchtern, lächelt überlegen, zweifelt, und bloß einige Damen ängstigen sich. Je nach Temperament. Das Fest flutet; sinnverwirrende Tänze, schwüle Erotik,

Seine eigene Weisheit machte ihn nervös: „Kind, identifiziere mich nicht mit meinen Büchern."

„Aha!" Ich lachte. „Du verleugnest sie, wenn du dich verrannt hast." Ich wurde ernst und griff etwas anderes auf, was mich oft beschäftigt: „Darf ich dein literarisches Prinzip, wonach eine große Leidenschaft von allen Pflichten entbindet, auch nicht als deine persönliche Meinung auffassen?"

Gustl dachte eine Weile nach: „Wie nennt mich die Kritik?"

„Wie?"

„Was uns sehr unterhielt!"

„Ja so . . . den ‚Dichter des bösen Endes', weil deine Romane immer unglücklich schließen."

„Stimmt."

„Und?"

„Ich vertrete zwar den Standpunkt, daß große Leidenschaften nicht mit dem Zentimetermaß des Alltags zu messen sind, aber — glücklich wird niemand durch sie."

„Warum nicht?"

„Es ist einmal so."

„Warum ist es so, Gustav?"

„Frag nicht mich, frag das Leben und frag es dann auch gleich, warum es Unglück, Krankheit, Alter und Sterben gibt. Vielleicht antwortet es dir."

„Was antwortet es?"

„Ich weiß es nicht, Lori."

„Du weißt es, Gustl, und willst es nur nicht sagen."

„Gut, das Leben antwortet mit einem einzigen rätselhaften Wort."

„Mit welchem?"

„Schicksal."

„Das ist keine Antwort, das ist ein Problem."

„In Gottes Namen, ja; was ist für uns Schwachköpfe kein Problem?"

„Gustl, enden die großen Leidenschaften deshalb übel, weil sie zu viel beanspruchen und daher nie genug bekommen können? Die Realität muß ja hinter den Erwartungen zurückbleiben, nicht?"

Aber er wollte nicht weiterdebattieren.

Liest sich unser Zwiegespräch nicht wie der Dialog eines modernen Romanes — wie heißt der Fachausdruck: Es liest sich wie die Exposition eines Konfliktes; oder so ähnlich. Ein bißchen verworren hab ich das Gespräch niedergeschrieben. Künstler sind so sprunghafte und komplizierte Menschen.

Abends sagte Gustl ergänzend: „Leidenschaften tragen ihre Seligkeit in sich, ihre äußeren Folgen mögen so oder so sein. Ich zweifle, ob

Moral — sie zerstiebt, wenn die Gesellschaftsbanden gelockert werden und die äußeren Hemmungen wegfallen."

Ich werfe ein: „Und die Bühnenwirksamkeit?"

„Eine Konzession an das sensationslüsterne Galeriepublikum meinst du? So was mutest du mir zu?"

„Nein, nur fürchte ich, daß nach dem dritten Akt alles im Theater sitzen bleibt, weil man noch einen letzten erwartet. Es gibt einen Mißerfolg."

In einem Atem nennt mich Gustl „unverständig" und „sentimental" und unterschiebt mir den Wunsch, das Liebespaar sollte dauernd glücklich werden. Er übertreibt. Jeder könne sich, sagt er, die Fortsetzung nach Belieben selbst dichten, ein ernster Schriftsteller aber gebe sich nicht dazu her, seine feine Idee dem groben Geschmack des Pöbels zu opfern.

Das ist unhöflich gegen mich, aber ich schweige vorderhand und hoffe, mit Diplomatie kriege ich ihn doch noch herum. Es wäre sonst schade um das Stück.

An Frida Manz.

Lussin, am 20. April.

Mein gutes Kindchen!

Gestatte einer alten Ehesklavin diese mütterliche Anrede — oder gestatte sie auch nicht; sie steht da. Vor vier Wochen waren Du und ich gleich alt, Du nach dem Taufschein sogar um ein paar Wochen älter. Jetzt habe ich Dich um Jahre überholt. Verheiratet, das Wort erklärt alles. — Von unseren Fiumaner Wochen wird Dich meine Mutter gewiß brühwarm unterrichtet haben, denn wie ich sie kenne, ging sie mit jeder Neuigkeit von mir bei allen Verwandten und Bekannten hausieren. Arme, arme Maming! Von der Tochter verlassen! Das muß bitter sein, ohne mit dieser Beileidsbezeugung meinen Wert zu überschätzen. In gewissen Lebenslagen ist jeder vertraute Mensch, jeder Mensch schlechtweg unersetzlich.

Ich genieße in dulci jubilo, freue mich mit Gustl über die Schönheiten der Adria und arbeite mit ihm. Arbeite mit einem Künstler! Beneidest Du mich, Kindchen? Beneide mich. Teilnehmen zu dürfen an dem Entstehen großer geistiger Werte — und was ich dafür opfere, ist wenig bedeutend. Für den Sport nämlich hat Gustl nichts übrig und bezeichnet ihn (ein bißchen einseitig) als „brutale Betätigung der Animalität", ich aber bin — ich war eine enragierte und keine untalentierte Tennisspielerin. Du weißt. Da er es aber nicht gern sieht, werde ich niemals mehr ein Racket in die Hand nehmen. Mir wurde, als ich anfangs März bei Euch in Purkersdorf — der Platz war recht weich! — mein letztes Single spielte, sehr flau zumute, aber schon jetzt sehe ich ohne Bedauern und Neid zu, wie die Leute Bälle schupfen. In

heiße Sinne. René von Polignac küßt Frau Sonja auf den Nacken und sie stößt ihn zurück.

Dritter Akt: Der angekündigte Aufstand bricht los und die Rebellen belagern die in ihrem Viertel eingeschlossene europäische Kolonie. Deren Lage ist hoffnungslos. Man spricht zwar von einem kaiserlich-indischen Entsatzheer, das angeblich anmarschiert. Große Szene zwischen dem Attaché und Madame Midlanow. Der Diplomat predigt in allen Tonarten: „Versäumen Sie nicht das Glück, Sonja, meines und das Ihre — unser Glück. Morgen, heute nacht schon ist es zu spät.“ Sonja schwankt: „Wenn wir aber doch gerettet werden? Ich ertrüge das Leben mit der Sünde nicht!“ Und so weiter. René redet, überredet. Die Spannung wächst. Die Rebellen toben hinter der Bühne hörbar. Sonja zieht tugendhaft eine letzte Erkundigung ein: „Und das Entsatzheer . . .“ Der Diplomat antwortet bestimmt: „Kommt nie.“ Da erhört ihn Madame und erläutert: „Vor der Sintflut stirbt die Moral.“ Herr von Polignac zieht sie in ihr Boudoir. Pause. Plötzlich Lärmen, Schüsse, Trompetensignale — die Rettung ist da, kaiserlich-indische Truppen stürmen die Stadt, schlagen die Aufständischen in die Flucht und für die Europäer ist jede Gefahr beseitigt.

Der Vorhang fällt. Schluß.

Ist das ein Schluß?

Nein. Das Stück hat gewiß einen bühnenwirksamen Vorwurf, aber im ersten Aufzug ist die Handlung zu mager, es geschieht nichts, man redet nur hin und her. Es sollte, meine ich, eine Szene eingeschoben werden, in der ein den Europäern gewogener Hindu oder ein Spion vor dem bevorstehenden Aufruhr warnt. Gustl aber will nichts ändern und bleibt dabei, daß der Dialog das wichtigste sei; „Handlung“ sei ihm schnuppe, Psychologie die Hauptsache, und ich sollte sehen, das Publikum und der Erfolg würden ihm beipflichten. Die zwei Hauptpersonen müßten im ersten Akt Zeit haben sich vorzustellen. Ich kann mich aber damit nicht abfinden, damit nicht und am wenigsten mit dem Ende des dritten Aufzugs — ich verlange noch einen vierten, der ein wirklicher Abschluß ist. Der Zuschauer muß da erfahren, daß René de Polignac von dem Nahen des Entsatzheeres wußte und es verschwieg, um Madame Midlanow zu gewinnen. — Großer Auftritt zwischen ihm und ihr, er sagt, der Leidenschaft seien alle Mittel erlaubt; Sonja verachtet ihn, verzweifelt und tötet sich.

Wenn ich meinen Standpunkt vertrete, nimmt Gustl seinen Kopf in beide Hände und rennt durchs Zimmer. „Lori, dieser Selbstmord gehört in einen Kolportageroman, nicht in ein Seelendrama. Was die Frau nachher tut, ist doch egal. Ich beweise nur die Richtigkeit unserer

Tableau und verlegene Entschuldigungen: „Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau. — Pardon! — Gnädige Frau, verzeihen . . .“

Endlich schleppte ich diesen Herrn Holbe oder Kolbe aus Reichenberg zur Strafe Gustl vor, der davon wenig erbaut war und den Reisefritze, welcher keine Ahnung hatte, wer der berühmte Gustav Karl Morrenwig ist, anknurrte und kurz abfertigte. Vor dem Aussteigen in Lussinpiccolo gab ich dem gedefteten Ragusafahrer zum Abschied die Hand, er erbarmte mir, so kugelrunde, verdappte Augen machte er, und putzte den Zwicker, so oft er durch eine Gesprächswendung in Verlegenheit geriet. Mir machte die Episode Spaß, aber frech ist es doch, eine fremde Dame mir nichts dir nichts anzureden, zumal wenn man nachher eine solche Jammerrolle spielt. —

Die Seefahrt vertrug ich sehr gut und ängstige mich nun gar nicht, falls es mit unserem Plan, einmal nach Indien auszureißen, ernst wird. Ja, staune, Kleinste, Deine Lori wird über kurz oder lang Indien sehen! Wir warten nur die Premiere unseres Dramas, der „Entfesselten Leidenschaft“, ab und dann geht's ins Fabelreich der Lotosblumen.

Sowie ich wieder Zeit finde, Friedl, kriegst Du wieder einen Brief, vorausgesetzt, daß Du mir diesen da ausführlich beantwortest. Schreib mir getreulich, was Ihr treibt und wie Euer Tennisturnier ausfiel — hören darf ich vom Sport schon noch! Lach nicht, ich gestehe freiwillig, daß ich in meiner ganzen Größe unter dem Pantoffel stehe. Mein Racket kannst Du verschenken, desgleichen meinen alten Panama, der im Kasten Eures Fremdenzimmers hängen muß. Ich hab ja einen neuen, einen extra noblen mit einem weißroten Band. Entzückend! Würdest Du so lieb sein, meine Maming aufzusuchen? Zum Trösten. Sie schickt mir fast täglich Grüße und auf Entfernung vertragen wir uns famos.

Eine Postkarte an Max Althaller, Gutsbesitzer in Kesseldorf.

20. April.

Lieber Herr Vetter!

Bei Dir duftet jetzt der Flieder, der hier schon lang ausgeduftet hat, und wir wandeln unter Lorbeeren. Vermutlich interessieren Dich Flieder und Lorbeer wenig und Du legst größeres Gewicht auf eine gute Mahd und eine befriedigende Fechsung, auf eine verheißungsvolle Baumblüte, auf den Weizacker und den Viehstand. Barbar! Tatsachenmensch! Bauer! Grüß mir die „Flora“. Wenn ich Dein Gut das nächstemal mit meiner Anwesenheit beehre, reite ich das Biest zuschanden. In mir ist eine unbändige Kraft aufgespart und ehe die Stute nicht aus-

Abbazia stand ich eine volle Stunde dabei. Möglich, daß ich das Radfahren härter entbehren werde (es ist nach Gustl „ein unästhetisches Strampeln"), zumal ich zur Rundlichkeit neige und Schlankheit schätze. Dennoch bin ich froh, durch meinen Verzicht auf Sport, Gustl, dem ich Ungeheures verdanke, eine kleine Freude zu bereiten. Er liebt Schmiegsamkeit und das Anpassen an seine höhere Lebensanschauung.

Nun sind wir für einige Tage in Lussin und auf der Überfahrt von Fiume her hatte ich ein Abenteuer. Denk mal, ein Abenteuer! Gustl saß in einem Streckfessel und rauchte, ich promenierte am Deck auf und ab, weil Bewegung gegen Seekrankheit gut sein soll und ich mich davor fürchtete, obwohl das Meer gnädig und flach war. Einmal beugte ich mich beim Stern des Dampfers („Stern" heißt der rückwärtige Teil des Schiffes, unwissendes Kindchen!) über Bord und starrte in die Wellen, die der Propeller wie ein Riesenquirl warf. Plötzlich stand neben mir ein eleganter Herr mit einer Matrosenkappe und einem Kneifer und begann ein Gespräch: „Achtung, gnädiges Fräulein, Sie werden schwindlig!" Ich war perplex; eine Dame so ohneweiters anzusprechen! Aber ich antwortete doch: „Das macht mir nichts" und zog den Handschuh ab, um meinen Ehering zu präsentieren. Zu ulkig! Der Herr schaute aber statt auf meine Hände in meine Augen und ich wartete nur auf das Auftauchen Gustls.

Der Fremde fragte: „Fahren Sie auch nach Ragusa?"

„Nein, vorderhand nicht."

„Nach Lussin?"

„Ja."

Er riet mir, den Monte Ossero, von dem man eine wunderbare Aussicht über die Inseln und den Quarnero habe, zu besteigen, und bedauerte, sich nicht als Führer anbieten zu können; er müsse leider nach Ragusa. „Wie lange beabsichtigen sich das gnädige Fräulein in Lussin aufzuhalten?"

„Einige Tage."

„Nur? In einer Woche komme ich auch hin."

Ich mußte lachen und, weiß Gott!, frozzelte ihn: „Schade!" Was er als Kompliment auffaßte, so daß er sich mit einer Schmeichelei für mein blaues Kostüm revanchierte: „Es hält die Mitte zwischen dem azurnen Himmel und dem dunkleren Meer." Abgeschmackt; und hernach warnte er mich vor der Malaria, die auf Lussin angeblich noch grassiert.

„Danke, ich weiß."

„Reisen Sie mit Ihrer Frau Mama, Gnädigste?" und betrachtete unsicher eine ältliche Dame, die ein paar Schritte von uns entfernt in einem Buch blätterte.

„Nein — mit meinem Mann."

rühren. Dein larmoyanter Krankenschwesterton berührt mich aber gar nicht, nicht im mindesten."

„Will ich auch nicht ..." Und sagte nur beiläufig in instinktiver Abwehr der beleidigenden Vorwürfe: In deinen Büchern vertrittst du das Prinzip der Freiheit auch für die verheiratete Frau, die durch die Ehe keineswegs zur Sklavin wird, um dem Gatten bedingungslos zu gehorchen."

Unser Eintritt ins Hotel unterbrach die unerquickliche Auseinandersetzung; die Wirtin, eine resolute Bayerin, empfing uns im Flur und gab dem Kellner Anweisungen, zwei meerseitig gelegene Zimmer im ersten Stock aufzuschließen. Auch noch während des Kaffeetrinkens währte der Waffenstillstand und Gustl wühlte mit dem Löffel im Zuckersatz seiner Schale herum: „Scheußliches Gesüff." Das charakterisierte seine Stimmung, denn der Kaffee war gut.

Gegen Abend gingen wir spazieren, durch die Stadt; die Riva entlang saßen und lagen in Sesseln Kranke, die bei unserem Vorbeikommen neugierig die Köpfe hoben. Solche Abwechslungen vertreiben ihnen ein Stück der schleppenden Zeit. Manche schliefen, manche lasen; ein trister Anblick, dieses Krankenhaus im Freien. Die letzten Sonnenstrahlen blendeten. Ein trabender Esel, dem sein unbarmherziger Reiter die Sporen in die blutenden Weichen schlug, wühlte Staub auf.

„Seit man hier einen Kurort etablierte, ist's nicht auszuhalten!" knurrte Gustl. „Wenn ich das Lussin von heute mit dem von früher vergleiche! Damals ein Paradies und jetzt ein Spital. Es fehlt nur, daß sie ein Dach über die ganze Insel bauen und eine Inschrift anbringen: Poliklinik. Die Gesunden gelten hier nichts, die Rekonvaleszenten wenig, nur die Elenden und Sterbenden werden gehegt und gepflegt. Eine verkehrte Welt, die ausschließlich der Erhaltung der Bresthaften auf Kosten der Starken dient."

Mich berührte der wegwerfende Groll peinlich. Es ist doch klar, daß Hilfsbedürftige größere Sorgfalt beanspruchen wie die, die auf fremde Hilfe nicht anstehen. Ich erinnerte mich an Papa nach dem Schlaganfall — da drehte sich eben auch alles im Haus um ihn und nur um ihn und es war uns ein Trost, daß wir dem Gelähmten durch eine aufmerksame Pflege ein bißchen Liebe bezeigen konnten. Leider waren wir fast machtlos und alle Rücksichten halfen ihm nicht wieder auf die Beine. Um Gustl nicht zu reizen, verschwieg ich meine Gedanken.

Aus den Häusern der engen, schliefigen Gassen schlug uns ein echt italienischer Gestank entgegen, von Fischen, von faulem Gemüse, Zimmerdüfte und eine undefinierbar übelriechende Kellerluft. Auch das Meer roch in der Bucht unangenehm und spülte mit seinen Wellenschlägen Orangenschalen, Papierfetzen und Tang an die Moli; sogar eine tote Katze.

gepumpt zusammenbricht, kriegt mich niemand aus dem Sattel. Garantiert. Aber Mama nichts klatschen! Bangt Dir um Dein Gestüt? Sind die Füllen nach Wunsch geraten? Das wildeste reit für mich zu! Deine Dir wohlgewogene Cousine.

Tagebuch.

21. April.

Meinem Charakter haften bedenkliche Mängel an. Da mich Gustav ärgerte, setzte ich mich sofort hin und schrieb Frida einen blödsinnigen Brief. Der unverfälschte Plauderbackfisch. Zu dumm. Und eine burschikose Korrespondenzkarte an Max besserte die Sache um kein Haar. Er wittert dahinter womöglich Avancen. Ich komme mir taktlos und einfältig vor, als verklatschte ich Gustav wegen seiner Ungerechtigkeit. Gegen Ungerechtigkeiten bin ich sehr empfindlich. Sport ist eine Art Armutszeugnis und schließlich Zeitvergeudung — ich gestehe auch, daß es von mir ein Fehler war, mich mit dem Kerl auf dem Schiff in einen Diskurs einzulassen, aber die formelle Strafpredigt, die ich dafür bekam, mit der daran anknüpfenden uferlosen Zänkerei halte ich trotzdem für überflüssig. Ich bin kein kleines Kind, bin ein mündiger, erwachsener Mensch. Es ist nicht immer leicht, verheiratet zu sein. Die Männer sind rechthaberisch und herrschsüchtig.

„Es scheint, daß es deine Gewohnheit ist, Herren Acquit zu geben, damit sie dir die Cour schneiden!“ Damit überfiel mich Gustav sofort, als wir vom Dampfer weg über die Riva zum Hotel „Vindobona“ gingen.

Ich parierte den Angriff scherzhaft: „Acquit — was ist das?“ Und verstand wirklich nicht, obwohl ich den Sinn erriet.

„Bitte, stell dich nicht so.“

„Nein, sei so gut und er kläre dich deutlicher.“

„Wie denn? Was denn erklären? Kaum läßt man dich aus den Augen, sofort schließst du Bekanntschaften, amüsierst dich und kokettierst.“

Da geriet auch ich in Rage: „Gustl, mäßige dich, bitte. Die Leute werden aufmerksam, wenn du so schreist.“

„Ich schrei nicht — und wenn auch!“ Ganz rot war er im Gesicht. „Mich lächerlich zu machen, hat niemand ein Recht, auch du nicht. Ich bin nun einmal dein Mann, der Rücksicht auf sich und seinen Namen fordern darf und auch fordert.“

Ich bin von Mamas Launenhaftigkeit her an solche vom Zaun gebrochene Szenen gewöhnt und auch gewohnt, dabei meine Ruhe passabel zu bewahren. „Wollte ich auch irgendein Unrecht oder eine Unüberlegtheit eingestehen, Gustl, bei bestem Willen wäre ich diesmal nicht imstande ...“

Er stampfte mit dem Fuß: „Natürlich bist du nicht imstande, Frauenzimmer sind nur imstande, eine Duldermiene aufzustecken, um zu

auch recht, man muß zwischen ihm und seinen Werken, zwischen dem Menschen und dem Dichter unterscheiden.

Noch nicht befriedigt, griff er wieder auf die dumme Schiffsbekanntschaft zurück: „Ich wünsche nicht, daß du mit fremden, unverbürgten Leuten anknüpfst. Du kennst die Menschen, kennst die Männer nicht. Wir bilden uns gleich das Absurdeste ein und werden gelegentlich sehr zudringlich. Dann seid ihr regelmäßig entsetzt und beleidigt."

Da sprach er doch schon ein bißchen umgänglicher. „Ich werd's mir merken, Gustav."

Doch unversehens zog er Vetter Max herein, den er nicht leiden mag: „Auch die Art deines Verkehres mit deinem Cousin behagt mir nicht. Zu familiär . . ."

Mir ging ein Licht auf: Eifersüchtig war er! „Max gehört zur Familie", verteidigte ich.

„Zu familiär, sage ich, Lori, zu intim, und manchmal triebt ihr euch halbe Tage allein im Wald herum."

„Du übertreibst! Höchstens im Garten — und nie seit meiner Verlobung."

„Das wäre noch schöner gewesen!"

„Himmlische Heerscharen!" Mit meiner Geduld ging's zu Ende.

„Nichts, himmlische Heerscharen, wir leben auf Erden und haben die irdischen Gesetze und gesellschaftlichen Formen zu beachten und den Schein zu wahren. — Ich glaube, deine Mutter wünschte, daß er dich heiratet?"

„Ich weiß es nicht."

„Aber geliebt hat er dich bestimmt, das merkte ich sofort."

„Möglich." Hätte ich Gustl vielleicht erzählen sollen, daß Max mich einmal hinterrücks küßte — und dafür eine Ohrfeige von mir bekam? Ich hab's nicht nötig, Öl ins Feuer zu gießen! Wahrscheinlich hat sich mein Vetter vor Jahren für mich interessiert. Angehalten hat er nicht um mich. Ich war auch immer sehr kratzbürstig gegen ihn. Mamas Pläne hat Gustav übrigens durchschaut.

(Jetzt muß ich mein Tagebuch fix verschlossen halten, denn wenn Gustl dieses vor ihm abgeleugnete Eingeständnis liest, hält er mich sofort für eine Messaline. Seine Eifersucht gefällt mir übrigens; sie ist die andere Seite seiner Liebe.)

Gustav charakterisierte Max bissig: „Ein Bauer, vierschrötig und einfältig, ein Viehzüchter und Düngerbaron, dem Urzustand der Menschheit nahe. Kurz, ein Agrarier, vernagelt, unkultiviert, borniert und athletisch". — Das ist aber zu scharf. Meinetwegen soll er ihn aber schlecht machen, wenn's ihm Freude macht. Die beiden zeigten sich gegeneinander immer im ungünstigsten Lichte, und Mama, deren Liebling

Gustl spann das angeschlagene Thema weiter aus: „Die Spartaner lösten das Problem energischer: Fort mit den Sorgenkindern gleich nach der Geburt, und auch die unheilbar Kranken schafften sie beiseite. Der Platz gehörte den Gesunden. So wurden sie stark und den weichen Athenern überlegen. Wir hingegen, wir Überkultivierten, zwingen die Gesunden und Kräftigen, für die Minderwertigen zu arbeiten und zu sorgen. Und die hängen sich bleischwer an unsere Entwicklung. Bald wird das Volk in zwei Gruppen zerfallen, in eine leidende und in eine die leidende betreuende. Als ob es nichts zu tun gäbe, als Wärterdienste zu leisten! Am meisten hat das Genie, der Typus des Kraftvollen, mit Widerständen zu kämpfen, es ist dem braven Durchschnitt, dem Typus des geistigen Pöbels, unsympathisch, weil sein Wirken Veränderung und Fortschritt bedeutet. Die Masse aber liebt es, in lauer Stagnation zu vegetieren. Das Genie, das sich nur durch Rücksichtslosigkeit durchzusetzen vermag und alle möglichen Hemmungen niederzuringen hat, soll zu allem Überfluß noch in Humanitätsduselei machen, die seiner hochfliegenden Tätigkeit die engsten Grenzen zieht." Gustav stenographierte etwas in sein Notizbuch, vermutlich die Grundgedanken seines Monologes.

Der gelbe Strandweg kroch in einem Bogen um die Lussiner Bucht und führte zur boccha falsa, einer schmalen Untiefe, über die bloß die flachsten Boote hingleiten. Da stand eine Bank und wir setzten uns. Ich genoß die Ruhe des Abends und atmete tief. Das Meer war glatt, dunkelblau und friedvoll. Eine wunderbare Stimmung. Im Westen die grauviolette Sandinsel Sansego; im Karstgestein zwischen Efeu raschelten Eidechsen, grüne, braune, gesprenkelte.

Gustavs Streitbarkeit hielt an; ich deutete sie richtig: Sein Ärger über die nichtige Geschichte mit dem Schiffsreisenden machte sich so Luft. Selbstbeherrschung ist nicht seine starke Seite. „A propos", sagte er unvermittelt, „meine Bücher und ich — da möchte ich ein für allemal einer falschen Auffassung vorbeugen. Kannst du dir nicht abgewöhnen, sie gegen mich auszuspielen? Ich bin ich und meine Romane sind meine Romane, basta. Was die Personen in meinen Geschichten behaupten, behaupten sie für sich, gewissermaßen auf eigene Gefahr und eigene Rechnung, wie es im Geschäftsverkehr heißt. Und, bitte, verfolge in den Romanen auch gefälligst, wie sich die verschiedenen Prinzipien bewähren. Oft lege ich Grundsätze, die nicht die meinen sind, nur deshalb scheinbar überzeugend und mit bezwingender Logik dar, um dann durch die Gegensätzlichkeit der Tatsachen die Irrtümer um so durchschlagender darzutun."

„Na ja", entgegnete ich des lieben Friedens wegen und schob mit meinem Schirm einen Kiesel spielerisch hin und her. Er hat ja

Dann umarmt er mich wieder leidenschaftlich: „Du bist mein Einziges, Lori. Ich bin oft so einsam. Du mußt mich sehr, sehr lieb haben." —

Wenn mir Gustl eins versetzen will, so tut er das am liebsten in der Form einer kleinen Geschichte. Heute war's etwas Spaßhaftes:

„Der Förster saß auf einem Baumstrunk und lauerte mit der Büchse im Anschlag einem Rehbock auf. Aber statt eines Rehbockes, der anderswo äste, drehte sich eine Spinne an ihrem Faden herab — und schwupps, hatte sie schon eine Fliege erschnappt. Noch mit der Mahlzeit beschäftigt, platschte ein Frosch hinzu und fraß die Spinne. Aber auch er freute sich nicht lang des Leckerbissens, denn eine geschmeidige, unhörbare Ringelnatter verschlang ihn, langsam, würgend, genießend. Eine halbe Stunde betrachtete sie der Förster, wie sie schluckte und sich zu guterletzt faul und gesättigt zu einem Sonnenfleck im Moos schlängelte. Stieß da nicht ein Falke auf die Schlange herab uud entführte sie in die Luft — mitsamt dem Frosch, der Spinne, der Fliege. Ein Kampf ums Dasein, und immer noch ein Stärkerer, ein Schrecklicherer vertilgte den Schwächeren. So riß auch der Jäger die Flinte an die Wange, zielte, schoß, und der Vogel taumelte getroffen ins Farnkraut. Da erschrak der Förster und dachte: ‚Die Spinne die Fliege — der Frosch die Spinne — die Natter den Frosch — der Habicht die Natter — ich den Habicht . . . — Wer bringt wohl mich zur Strecke?'

Trat in dem Augenblick ein junges Weib aus dem Wald und der Jäger ahnte sein Schicksal."

Ich lachte. „Du bist nicht galant, Gustl." Aber er meinte es nicht böse.

Zu nachdenklich für meinen Geschmack, sagte er: „Wie einfältig die Männer sind, an den Frauen mehr haben zu wollen, als Mütter ihrer Kinder."

Sollte das etwa gar kein spaßhaftes Gleichnis sein?

(Fortsetzung folgt.)

Meine Heimgartenzeit.

Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Nach dem Schicksalsschlage im Jahre 1875 war ich friedlos geworden. Ohne Ruh wanderte ich im Gebirge umher. Draußen verging ich vor Heimweh, daheim vor Schmerz um die Verlorene. Und eines Tages im Spätherbst, als ich wieder auf zielloser Wanderung war, stand's in mir auf: So kann es nicht weitergehen. Du bist frei und haltlos, suche

Max ist, vermied es, daß sie sich allzu häufig bei uns trafen. Es war possierlich, sagte Gustav: „Ästhetik“, so erzählte Max von seinen Mutterschweinen, und im Grunde waren ihnen die Schlagworte nur Mittel, einander zu sekkieren. Gelegentlich schimpfte doch jeder auf seine Götzen, auf die „Schönheitsprotzerei“ oder auf die „Ferkelwirtschaft“, aber dem Gegner gegenüber verteidigte man tapfer seine Narrenkappe. Eben — Männer, streitsüchtige und eingebildete Prinzipienreiter! Wie auch zwei Hähne auf einem Hühnerhof raufen. Frauen sind viel verträglicher, weshalb auch die Vielweiberei eine Institution werden konnte, niemals die Vielmännerei. Gegen diesen Schluß würde Gustl schön wettern!

Mir schwirrte der Kopf, weil er das Thema „Max“ nicht fallen ließ. Des Geredes satt, schnitt ich ihm endlich das Wort ab: „Mir trägst du die Kameradschaft mit einem regelrechten Neffen meiner Mutter nach und du warst als Junggeselle eingestandenermaßen nichts weniger als ein Heiliger.“

„Eifersüchtig, Dummköpferl?“ fragte er, heiter zwinkernd.

„Ja“, antwortete ich, weil ihn das Zugeständnis freut. (Von ihm weiß ich ja, daß eine Liebe ohne Eifersucht keine Liebe ist; angeblich. „Der Purpurmantel der Liebe ist mit gelbseidener Eifersucht gefüttert“, predigt eine seiner Romanfiguren.)

Auf diese Basis einigten wir uns und promenierten gemütlich plaudernd ins Hotel zurück. Die helle Frühlingsnacht leuchtete, der Lorbeer narkotisierte die Sinne — Gustl betrachtete ihn als ein gutes Symbol für unser Drama — und die armen Kranken waren schon in die Stuben geschlüpft.

Gustl: „Lussin ist heute wie einst!“

„Schön, wunderschön!“

Nachher versöhnten wir uns gänzlich und er beichtete die Ursache seiner Verstimmung. Der Verleger jammert nämlich, die Nachfrage nach der „Lotosblume“ sei urplötzlich abgeflaut. Er schiebt das auf einige besonders hämische Kritiken in vielgelesenen Zeitungen und jetzt liegen fünftausend nachgedruckte Exemplare in den Magazinen.

Ich tröstete: „Darüber wirst du dich doch nicht aufregen!“ Aber Gustl will mir auch einreden, sich körperlich nicht wohl zu fühlen, doch das glaube ich ihm nicht. Damit möchte er nur seine heutige Ungeduld und Unhöflichkeit bemänteln und ich soll ihn gar noch bemitleiden, daß er mir die Leviten wie einem faulen Schulmädel las!

Man muß Gustl manches nachsehen. Künstler haben verfeinerte Nerven und solche Nerven reagieren auf Reize stärker. Ein schwacher Reiz schon löst eine heftige Reaktion aus.

ausstatten. Das verfing nicht. Ich wollte keine Papierprobe-Ausgabe, keine Bilderausstellung, die das Blatt verteuert hätte. Bescheidene Ausstattung, ein leichtes flottes Fahrzeug, das sich gut zwischen Klippen hinsteuern läßt, das in wirtschaftlichen Stürmen nicht leicht untergeht, ein billiges Monatsblatt, das zu allem Volke gelangen kann, welches lesen mag. Leicht leserlicher Druck und Billigkeit des Blattes. Dazu brauchen wir weder Wiener noch Berliner, wir machen es in Graz. Das Korn soll dort, wo es wächst, gemahlen, das Brot dort, wo das Korn gemahlen, gebacken werden. Bei der altrenommierten Firma „Leykam" fand ich die Stätte. Ich gab die ganze geschäftliche Seite des Unternehmens dem Verlag hin und begnügte mich mit einem äußerst mäßigen Gehalt, für das ich mich verpflichtete, alles, was ich je für die Öffentlichkeit schreiben würde, zuerst im Heimgarten abzudrucken, fremde Beiträge zu besorgen und das Blatt zu redigieren.

Meine literarischen Freunde rieten mir, den Inhalt zu erweitern, alle Gebiete des Lebens, der Kunst und des Wissens mit einzubeziehen. Das wäre etwas anderes geworden. Außerhalb des oben angeführten Programmes behielt ich mir, je nach Umständen, alle Freiheit vor.

Jedes Heft der Monatsschrift sollte fünf Druckbogen fassen und einen einfachen Umschlag bekommen mit einem Titelbilde, das dann Jahrzehnt um Jahrzehnt gleichgeblieben ist. Einiges Nachdenken machte der Titel. „Vaterländische Blätter", „Alpenrundschau", „Heimstube", „Das Volksbuch", „Sommerfrische", „Landleben", „Waldhaus" und dergleichen zuckten mir durch den Kopf. Freunde machten auch ihre Vorschläge, die stellenweise sehr lustig waren. Der eine wollte die Monatsschrift „Der Mond" nennen; der andere die Alpenzeitung „Das Griesbeil", ein dritter schlug den Titel „Der Bergschuh" vor, worauf ein vierter meinte, die neue Zeitschrift könne recht gut „Der Stiefel" heißen. Endlich fiel mir das Wort „Heimgarten" ein. In manchen Alpengegenden herrscht (oder herrschte) die Volkssitte, nach welcher die Dorfleute des Abends zum „Heimgarten", d. h. zu einem freimütigen Beraten, oder gemütlichen Geplauder oder zu anderen Unterhaltungen sich zusammenfinden. Das paßte, das deckte. Am 1. Oktober 1876 ist in Graz das erste Heft des „Heimgartens" erschienen. Die erste Auflage war in wenigen Tagen vergriffen, die Monatsschrift wurde im In- wie im Ausland auf das freundlichste aufgenommen. Aber nun vermißte man die Bilder, vermißte pikante Erzählungen, sensationelle Neuigkeiten und derlei. So haben wir aber nicht gewettet.

Ich war so glücklich, beliebte, ja sogar berühmte Mitarbeiter zu gewinnen, die mir Beiträge gaben, welche mit dem Geiste des Unternehmens im Einklange standen. Als erster mein teurer Freund Robert Hamerling, der im Laufe der Jahre dem „Heimgarten" zahlreiche höchst

dir eine Pflicht! Stelle dir eine Aufgabe, die dich vielseitig beschäftigt, anregt, ermüdet, die dir Freude macht und Sorge, eine Arbeit, die oft vollendet ist und doch immer wieder begonnen werden muß — daß es stets eine Spannkraft gibt. Dein alter Plan! Verwirkliche ihn jetzt. Eine Monatsschrift für das Volk. Mache des Volkes Sache zur deinen und du wirst nicht mehr allein sein mit deinem Leiden. Aus dem Volk nimm es her, das Leben, das bunte, ernstheitere, tollustig-schmerzzuckende Leben, verkläre es ein wenig und gib es dem Volke zurück auf Blättern. Die Leute, frage sie nicht erst, was sie wollen, gib ihnen, was ihnen nottut. Gib ihnen Natur, Lebenseinfachheit, Redlichkeit. Sie vergessen der schlichten Sitten der Vorfahren — erinnere sie daran. Sie vergessen des natürlichen Rechts- und Gerechtigkeitsbegriffes — erinnere sie daran. Sie vergessen der Kraft der Häuslichkeit, des Segens der Familie, der gesunden Befriedigung, die in der körperlichen Arbeit liegt. Mahne sie!

Ihre Augen sind geblendet von dem Schillern und Flunkern städtischer Pracht, ihr Herz ist erregt von Modebegier, Genußsucht, Strebertum, ihr Kern verflüchtigt sich in seichte Alltagszänkerei, ihr Blut wird zu Galle und Gift. Sage ihnen, daß es eine Waldnatur gibt, erinnere sie an den Geruch der Erdscholle, an den Tau der Wiese, an das schlicht Ländliche, in dessen Einförmigkeit und scheinbarer Kleinheit die Größe des Lebens liegt. Erinnere sie an die Herrlichkeit ihres Volkes, als es noch ursprünglich war, an die Schönheit ihres Heimatlandes, soweit es noch ursprünglich ist, entfache in ihnen zu dieser Heimat die Liebe! Rede zu ihnen gemütlich, wie der Zither Saitenspiel, rede zu ihnen ernsthaft, wie des Turmes Glockenklang, rede zu ihnen heiter und froh, wie der Lerche Sang auf dem Kornfeld.

In ihrer Trauer tröste sie, in ihrem Übermut mäßige sie, in ihren Verirrungen mahne sie, in ihren Lastern züchtige sie, in ihren Torheiten spotte sie scharf. Es gibt eine Wahrheit, die jeder fühlt und niemand sagt, sage du sie. Fürchte dich nicht vor Fürsten und Priestern, nicht vor den Reichen und nicht vor dem Pöbel. Sage die Wahrheit, wie sie in dir ist. Wie sie heute in dir ist. Es kann auch sein, daß morgen das, was dir heute als wahr schien, sich als Irrtum erweist, dann habe den Mut, ihn einzugestehn, zum Zeugnis, wie hoch dir die Wahrheit steht. Ehrlich zu aller Zeit! das sei dein Wahlspruch! — Eine Zeitschrift in diesem Sinn bringt dir nicht Reichtümer, aber Arbeit und Befriedigung, sie wird dir keinen großen Leserkreis gewinnen, aber eine wacker gesinnte, dir getreue Gemeinde und außerdem eine Schar von Feinden, die, wie Feuer das Eisen, deinen Mut stählen sollen.

So ist es hell vor mir gestanden und schon am nächsten Tage schrieb ich wegen dieser Zeitschrift die ersten Briefe. Es meldeten sich Verleger, Wiener und Leipziger Herren wollten mir das Blatt vortrefflich

Bald in den ersten Jahren gab's einen mißlichen Zwischenfall. Ein Wiener Haus bewarb sich bei mir um die Herausgabe des „Heimgartens" und bot das dreifache des Gehalts und Honorars für Mitarbeiter. Auf diese Versuchung hin fragte ich bei „Leykam" an, ob man etwa geneigt wäre, unseren Vertrag zu lösen und so dem Blatt und mir eine bessere Existenzmöglichkeit zu gewährleisten. „Leykam" willigte, wenn auch nicht gerade gern, aber doch mit gewohnter Konziliänz in die Lösung. Nun erklärte das Wiener Haus erst, daß es sein glänzendes Angebot nur für ein Jahr — ein Probejahr — mache. Da ein Jahr nicht genügt, um auf neuer Grundlage einen Erfolg zu zeigen, so brach ich mit Wien die Verhandlung ab und mußte nun neuerdings an „Leykam" herantreten, ob er den Verlag des „Heimgarten" wieder übernehmen wolle. „Leykam" war einverstanden, strich mir bei dieser Gelegenheit aber einen Teil des früher gewährten Mitarbeiterhonorars, da ich das Blatt doch eigentlich allein schreiben wolle.

Aus Besorgnis, daß es als geschäftliche Interessiertheit hätte aufgefaßt werden können, habe ich mich nie erkundigt nach der Abonnentenzahl des „Heimgarten", vermute aber, daß sie die vielen Jahre hindurch zwischen vier- und sechstausend gependelt haben wird. Es war freilich kein Blatt, das die Mitarbeiter sich aussuchen, die Art der Beiträge sich bestellen hätte können. Ich mußte warten, was mir meine literarischen Freunde zukommen ließen und was sonst einlief. Auch gestattete Nachdrucksmöglichkeiten lagen reichlich vor; mit solchen aus neuen Erscheinungen konnte man mehrfach fördernd wirken. Aus derlei Vorrat hatte ich das zu wählen, was mir für die Einheit meines Blattes ungefähr als geeignet schien. Alle Lücken hatte ich selbst auszufüllen, alle nötigen Zeitartikel selbst zu schreiben, überhaupt den „Heimgarten" nötigenfalls mit meiner eigenen Feder zu versorgen. Da alles, was ich innerhalb 34 Jahren schrieb, zuerst in diesem Blatte erscheinen mußte, so darf wohl geschätzt werden, daß von den 34 stattlichen Bänden die Hälfte meiner Feder entstammt, entweder unter meinem vollen Namen oder unter der Chiffre R., oder den Decknamen Hans Malser und J. Richter. Der größte Teil dieser Sachen ist später in Buchausgaben erschienen. Und immerhin wären noch mehrere Bände aus dem „Heimgarten" zu ziehen — aber es ist des grausamen Spieles genug.

Das ursprüngliche Programm hat im Lauf der Jahrgänge zwar etliche Löcher bekommen, im ganzen aber ist die Richtung zu jenen Zielen eingehalten worden. Ich habe mir erst vor kurzem ein Jahr gegönnt, um eine Rückschau auf alle Bände des „Heimgarten" zu halten; da sah ich, daß alle wichtigen Ereignisse des Landes von einem bestimmten persönlichen Standpunkt aus, größtenteils künstlerisch und im ethischen Sinne, behandelt sind. Dann eine Unmenge von Anregungen

wertvolle Originalbeiträge geliefert hat, besonders zu erwähnen seine einzigartige Selbstbiographie, 6. bis 12. Jahrgang. Hamerling ist dem „Heimgarten" treu geblieben, bis zu seinem Tode im Jahre 1889. Die zweite Heimgartenstütze war Ludwig Anzengruber; dann nenne ich von den Alten noch Anastasius Grün, K. G. v. Leitner, Alfred Meißner, Friedrich Bodenstedt, Berthold Auerbach, von denen Beiträge zu bringen der „Heimgarten" so glücklich war. Diesen literarischen Häuptern jener Zeit schloß sich die Reihe der Jüngeren an, unter welchen kaum einer der bedeutenderen Dichter und Schriftsteller der Zeit fehlte.

Mit solchen Kameraden zu arbeiten, war angenehm. Bald aber gesellte sich eine Redaktionsplage, die größer ist, als andere meinen. Die Dilettanterie! Eine nie versiegende Massenflut der Manuskripte von Leuten, die da meinen, daß sie Dichter wären und es halt doch leider nicht sind Unter den Tausenden solcher Zudringlinge fand ich innerhalb von dreißig und so viel Jahren kaum ein Dutzend, die ursprüngliches Talent hatten und nachher als Dichter und Schriftsteller was leisteten. Ich hatte zum Schutz gegen die Dilettantenplage in meiner Zeitschrift zwei Anstalten gegründet, die „Postkarten des Heimgarten" und den „Poetenwinkel". In der ersteren entwickelte ich alle mir zu Gebote stehende Grobheit, um die Dichterlinge zu verscheuchen; die zweite war eine Unterkunftsstelle, wo solche, die sich nicht abweisen ließen und doch eine leidliche Fertigkeit im Versemachen hatten, gedruckt werden konnten. Der „Poetenwinkel" war immer besetzt. Ich muß aber sagen, daß in dieser Rubrik auch manche wertvolle Perle aufbewahrt worden ist, schöne Gedichte poetischer Naturen, die sich später entfaltet haben, und manch innig Lied von solchen, die da kamen, einmal sangen und vergingen. In den ersten Jahren war ich bemüht, unbekannte, zumeist junge Einsender zu ermutigen, richtete damit aber manchmal Unheil an, weil die Arglosen so leicht wähnten, sich mit Dichten fortbringen zu können, und ihren eigentlichen Beruf vernachlässigten, aufgaben oder keinen anstrebten. So ist mein Herz hart geworden und ich fing an, die jungen oder neuen „Dichter" derb fortzujagen oder sie mit gar höflichen Worten zur Tür hinaus zu geleiten Es hat sich mancher nicht übel berufen darauf, daß ich selbst einmal eines Gönners bedurft hätte, nicht bedenkend, daß etwa vor einem halben Jahrhundert in ganz Steiermark ich hier allein der Aufdringling gewesen bin, während jetzt Hunderte vor den Toren der Zeitungen, Buchdruckereien und Theater lauern, um ihre Gedichte, Novellen, Märchen, Romane und Dramen anzubringen. Indes darf der „Heimgarten" sich doch rühmen, aus der Menge der Dilettanten einige Echte herausgefunden und gefördert zu haben, die dem deutschen Schrifttum ein Gewinn geworden sind.

in Deutschland und in den Kolonien Abnehmer des „Heimgartens“, die gleichen seit seinem Bestehen.

Nachfragen neuerer Abonnenten nach alten Jahrgängen können, so viel man hört, oft nicht mehr befriedigt werden, es gibt einzelne Jahrgänge, die von Liebhabern für teures Geld gesucht werden.

Recht bald nach Gründung des „Heimgartens“ war zu merken, daß er einen andern Leserkreis um sich versammelt hatte, als den von mir gedachten. Mir schwebte zwar nicht gerade das Bauerntum vor, das ja kaum liest, aber doch der breite, schlichte Teil des Volkes. Nun aber kamen die Gebildeten des Mittelstandes mit ihren weiteren Interessen. Und da die Abnehmer zwar schütter, aber weithin zerstreut waren, in Graz und in Dresden, in Riga und in Konstantinopel, so konnte ich den Bildungsgrad meiner Leser nicht mehr schätzen und redigierte blindlings drauf los. Ich dachte nimmer dran, was etwa den Leuten gefallen mochte, sondern gab, was mir gefiel. So kam jene Geschlossenheit in das Blatt, die den Gefallen der Menschen erweckt und ihm ihre Zuneigung bewahrt hat. In St. Franzisko soll der „Heimgarten“, ins Englische übersetzt, eine Zeitlang erschienen sein; wenn das wahr ist, so weiß ich nicht, was die am Stillen Ozean mit meinen steirischen Waldgeschichten und Greinereien über deutsche Unsitten werden angefangen haben.

Zeitweilig war Not an rechten Mitarbeitern. Mancher machte es vielleicht besser, aber mir nicht recht. Es hörten sich Stimmen, ich solle den ganzen „Heimgarten“ allein schreiben. Aber auch ich machte mir's nicht immer recht. Es gab Zeitläufte, da alles aus dem Geleise zu weichen schien, da die durch mein Programm anzustrebenden Ziele nicht verstanden wurden, überflüssig zu sein schienen, da sie ganz wüst bekämpft waren. Die „Bergpredigten“ wurden stürmisch angefochten, der „Gottsucher“, „Jakob der Letzte“ fanden leidenschaftlichen Widerpart. Und manch arglose Bemerkung meinerseits weckte die Entrüstung der Parteien. Ich jedoch konnte von einer Richtung, die in meiner Natur lag, nicht weichen. Es gab mancherlei Entgleisungsgefahren auch für mich, aber dann kamen doch wieder Epochen, da man sich sehnte, da man schrie nach Heimat, Häuslichkeit, Landleben und Schollenglück und da ich sah, mein „Heimgarten“ wäre am Platz.

Mehrmals kam der Rat, den „Heimgarten“ aufzulassen und mich auf ein größeres Werk zu konzentrieren. Anderseits hat die Zeitschrift den zur Weltflucht Neigenden gezwungen, sein Auge für die Angelegenheiten der Zeit, für das Leben aufzutun; ohne diesen Blick gibt es ja kein fruchtendes Schaffen. Die Ewigkeit besteht aus Tagen und so kann auch Journalistenarbeit einen tieferen Wert gewinnen, wenn stets der Gedanke an das Tüchtige, Unvergängliche mitspielt.

nationaler, sozialer Natur, wovon viele durchgeführt wurden und einzelne großen Erfolg hatten. Manchen Zeitfragen und Ereignissen sind philosophische und religiöse Betrachtungen gewidmet. Ferner begeisterte Förderung heimischen Schrifttums, Darstellung der Schönheiten der Alpen, der Vorzüge ihrer Bewohner, mit Ausblicken in die fremde weite Welt, in einer Art, daß sie die Heimatsliebe immer noch steigern. Allerdings auch vom ersten bis zum letzten Bande ein Tagebuch der persönlichen Schicksale und Erlebnisse des Herausgebers. Mit dem 30. Jahrgang setzte ein besonderes Tagebuch ein, das notizenartig Leben, Sinnen und tägliches Verhältnis des Verfassers zur Zeit und ihren Ereignissen berührt, noch manche alte Erinnerung bringt und neue Bildchen aus dem Volke. Unbefangen und oft streitlustig packt der Mann allerhand Fragen an, wie er sie mit seinem Auge sieht, so daß er oft Wahrheiten zu sagen vermeint, die in anderer Augen wie Irrtümer erscheinen, und doch wieder von vielen als Wahrheiten empfunden und weitergetragen wurden. Wer schon nicht einverstanden war mit der Meinung, der achtete den Freimut und die Redlichkeit. Dieses „Tagebuch des Heimgärtners“ hat so eine Art von Ruf bekommen, es wurde stückweise in zahllosen Blättern Österreichs und Deutschlands nachgedruckt.

Diese unbeabsichtigte, aber willkommene Reklame, die sich der „Heimgarten“ gemacht, war ziemlich die einzige. Er verlegte sich auch nie auf ein Inseratengeschäft bei seinen dünnen Heften. Was gerade so daherkam, das fand auf den Umschlagseiten Platz; selten, daß ein Annoncenblättchen beigegeben wurde. Der Jahrespreis für den Abnehmer war bei dem ersten Jahrgang 3 Gulden 60 Kreuzer, bei dem 37. Jahrgang 7 Kronen 20 Heller. Also im Laufe eines Dritteljahrhunderts, während die Preise der Dinge und Arbeitskräfte sich verdoppelten, ist der „Heimgarten“ nicht um einen Heller teurer geworden! Bei solcher Bescheidenheit ist es erklärlich, daß der Verlag nur ein kleines Honorar für die auswärtigen Mitarbeiter eignen konnte und daß ich mich abfand mit einem geringfügigen Redakteurgehalt, welches gleichzeitig als Honorar für alle meine Beiträge galt. Im übrigen war es bei dem Verlage „Leykam“ gut arbeiten. So wie er einerseits tatsächlich selbst Opfer brachte dem idealen Zwecke des Blattes, so hat er mir anderseits nie, auch nicht ein einzigmal, ein Wort dreingeredet, wenn der „Heimgarten“ Dinge brachte, die den Abnehmerkreis eher abstießen als anzogen. Und das geschah oft. Neben den heiteren, schwankhaften Geschichten, die beliebt waren, gab es gar ernsthafte Sachen, Spott und Tort gegen die Torheiten der Leute und leidenschaftliche Sittenpredigten. Es fiel auch jährlich eine Anzahl von Abonnenten ab, während immer ungefähr so viel neue ankamen. Ein Lesergrundstock aber blieb, und es gibt in Österreich wie

Freunde tiefseufzend sagen: der Tod war eine Erlösung! dann schleicht der Zauderer davon und lächelt und hält sich für besser und gutherziger als seine Genossen.

Um noch einen dritten zu nennen: der Schneider.

Der hat nicht viel gelernt. Er ist ein simpler Bursche. Seine ganze Kunst besteht darin, mit einer Schere den Faden, der vom Himmel auf jedes Menschen Haupt sich herabstrafft und diesen Menschen aufrecht hält, unvermutet durchzuschneiden, worauf der Entfestigte plötzlich am Boden liegt und seine Freunde vor Schrecken das Zittern kriegen. Der Schneider hält sich für einen Humoristen. Wenn er einem, der in guter Weinlaune gerade voller Behagen eine Anekdote erzählt, den Faden durchschneidet, glaubt der Schneider, daß es keine wirksamere Pointe gäbe. Denn diese Anekdote und ihren Schluß vergißt kein Hörer sein Leben lang. Oder wenn einer gerade in puterrotem Zorne schimpft und sich aufrichtet gegen seine Widersacher und plötzlich auf der Nase liegt, so meint der Schneider, das sei nichts anderes als eine Illustration zu der großen Erdenweisheit: „Mensch, ärgere dich niemals!“ Der Schneider hat viel Ähnlichkeit mit seinem Kameraden, dem Rüpel, er faßt rasch zu, überlegt nichts, macht seine Arbeit so aus der Laune, so aus dem Handgelenk heraus. Nur ist er weniger brutal als der Rüpel. Kinder und einfaches Volk verschont er fast immer; nur unter den „besseren“ Ständen erlaubt er sich oft seine Streiche.

Manchmal freilich kommt er auch als gütiger Menschenfreund. Da sitzt ein alter Gelehrter, der nichts mehr vom Leben erwartet, vor einem Lieblingsbuch und sinkt mit dem weisen Antlitz plötzlich auf die geliebten Zeilen, wie ein Mondenstrahl fällt ins tiefe Meer; oder ein Beter, der mit Gott spricht, hört unvermutet sein „Amen“ in der Ewigkeit klingen; oder ein Schläfer, der mit grauen Sorgen zur Ruhe ging, wacht in goldenem Lichte auf; oder ein Verirrter in der Fremde findet sich plötzlich heim.

Wundert ihr euch, daß der schlichte Engel, der dem Leben des Bauern Tobias beigegeben war, als er vom Herrn der Zeit den Wink zum Schluß bekam, zu der Genossenschaft der Todesbrüder ging und sich für seinen Schützling den „Schneider“ ausbat? Der Engel kannte die Rechnung des alten Tobias, die Rechnung mit dem Himmel, die Rechnung mit der Erde. Sie stimmten beide, und so bat er sich den Schneider aus.

Am Montag abend, wenn die Lerche zu singen aufhörte, sollte es geschehen.

*
* *

Der Bauer Tobias war am Montag nachmittag in ganz besonderer Laune aufs Feld hinausgezogen. Im Hof hatte ihn noch seine Lieblingsenkelin, die kleine Traute, angehalten und gemahnt: „Großvater, du

Als ich nun so vierunddreißig Jahre lang, vom 33. bis zum 67. Lebensjahre, diese Monatsschrift geleitet und großenteils selbst geschrieben hatte, war ich müde geworden. Da weder der Verlag noch ich das Blatt gerne aufhören ließen, so wurde auf meinen Wunsch die Leitung desselben meinem Sohne Hans übertragen, der wohl etwas moderner einsetzt, aber doch den „Heimgarten“ nach seinen ursprünglichen Grundsätzen gewissenhaft weiterzuführen trachtet.

Die letzte Furche.

Skizze von **Paul Keller.**

Der Tod.

Gar viele meinen, das sei immer der Knochenmann mit der Sense auf der Schulter.

Aber das ist nicht so.

Der Sensenmann — der ist nur einer von der großen Kompagnie, die „Tod“ heißt. Wo die Donner der Schlacht dröhnen und die Blitze der Bajonnette zucken, da mäht er seine Schwaden; oder wo die Schwüle der Seuchenpest lastet, da schwingt er seine Sense; oder wo eine heiße Lokomotive auf eine brüchige Dammstelle zusaust, da fällt seine Ernte. Der Sensenmann arbeitet nur im großen; einzelne Halme mäht kein Schnitter.

Für die einzelnen sind die kleineren Geschäftsgenossen da.

Zum Beispiel der Rüpel.

Der zieht dem fleißigen Maurer unvermutet die Leiter unter den Füßen weg; der stopft mit flinkem Finger einem gemächlich Schmausenden einen Knochen in den Hals; der stößt ein Kind, das nach jungen Enten schaut, in den Teich; der schmiert einer Brummfliege Gift an den Stachel und hetzt sie auf einen arglosen Wandersmann wie einen tollen Hund. — —

Oder der Zauderer.

Der ist sentimental. Der ist ein Schwächling. Er hat keine Energie, er vermag niemals sein Werk stark und flink zu tun. Wochenlang, monatelang, jahrelang sitzt er am Lager seines Opfers und zögert und verschiebt's vom Morgen bis zum Abend, vom Abend zum Morgen. Er weicht zurück vor jedem bißchen neuen Lebensmut, er geniert sich vor dem Weinen klagender Freunde, er mag das Netz nicht zerreißen, er knüpft feig und heimlich Masche um Masche auf, und wenn ihm ein Tröpflein Medizin ins Gesicht gespritzt wird, verkriecht er sich in den Winkel. Aber er kommt immer wieder, entknotet mit heimlichem Finger immer wieder Masche um Masche und kann es nicht über sich bringen, sein Werk zu vollenden, bis der von Schmerzen Gepeinigte mit bettelnder Stimme selbst Tag und Nacht nach ihm ruft. Und wenn es dann endlich getan ist, wenn die

Furche um Furche — immer dem Ende zu. Der Wilhelm wetzt am anderen Ende des Kleefelds die Sense. Er will das Abendfutter schneiden. Schon knarrt der Futterwagen den Feldweg entlang. Jetzt macht der Tobias eine kurze Rast.

Um den Wiesenbusch, der ihm nahe ist, lugt ein Gesicht. Ein scharfer Blick fliegt über die Wiese, so scharf wie der Augenstrahl ist, den der Jäger auf ein Wild richtet. Und nun, wie der Tobias dem Busch den Rücken kehrt, huscht ein Schatten über die Wiese.

Der Tod ist da — der Schneider. Aber er hört die Lerche noch singen über dem Klee und die Sonne steht noch über dem Himmelsrande. Er ist zu zeitig gekommen. So duckt er sich, von keines Menschen Auge gesehen, auf die letzte Ecke des Ackerfeldes. Ein betender Engel kniet neben ihm.

Die beiden warten. — —

Fröhlich fährt Tobias den Acker wieder hinauf. Es ist ihm so wohl; er fühlt sich noch gar nicht müde. Der Wilhelm hat auch einmal herübergewinkt. Das hat ihn gefreut wie immer.

Wieder wendet sich der Pflug.

„Die letzte Furche", sagt der Bauer laut. „Freu dich, Schimmel, die letzte Furche. All Ding nimmt einmal ein Ende!"

Sacht geht's den Acker hinab, auf den Schneider zu, dessen Augen durch die Luft glühen. Und der Schneider reckt den Hals. Aber der Engel faßt ihn an der Hand.

Noch singt die Lerche.

Unter dem Wolkengebirge tritt die Sonne wieder hervor, klar steht sie am Abendhimmel.

Wie der Tobias mitten in der Furche ist, packt ihn plötzlich jemand von hinten an der Schulter. Tobias erschrickt ein wenig und läßt den Pflug fallen. Das Pferd bleibt stehen und sieht sich um.

Da lacht auch schon der Tobias.

„Der G'steifel ist's. Und ich dummer Kerl erschreck'!"

„Ja", lacht nun auch der G'steifel, „niemand kann schneller und leiser laufen, wie einer, der ein lahmes Bein hat".

Der Tobias begrüßt den alten Freund und Kriegskameraden. Schon Anno Siebzig hat der „G'steifel" von den Bayern im Feld seinen Namen bekommen. Jetzt sieht er bewundernd übers Feld.

„Mensch, Tobias, du wirst wohl gar nicht alt? Hast du nun das ganze Feld wieder allein umgewendet?"

„Es ist leichte Arbeit", sagt Tobias; „der Acker ist mürbe und der Schälpflug greift ja nicht tief. Und unter acht Stunden Feldarbeit am Tage — das würd' mir nicht gefallen."

„Wird halt auch mal kommen, daß die Kräfte abnehmen, Tobias."

bist mir noch immer die Puppe schuldig, die du mir versprochen hast und die ich schon vorgestern hätte bekommen sollen."

Tobias hatte sich hinter den Ohren gekratzt.

Richtig! Seit drei Tagen war er der Traute eine Puppe schuldig. Das war nicht in der Ordnung. Und da er Glück hatte, stelzte gerade die dürre Botenfrau vorüber, die nach der Stadt ging. Die hielt er an und sagte: „Kathrine, ich brauch' eine Puppe. Eine, die was aushält."

„Und mit blauen Augen", ergänzte Traute.

„Ja, mit blauen Augen", sagte der Großvater. „Und da sind 11 Groschen, 10 Groschen für die Puppe und 1 Groschen für die Besorgung."

So war das Geschäft abgeschlossen. Tobias war niemandem auf der Welt mehr etwas schuldig, nicht einmal der Traute, der er doch eigentlich immer was „schuldig" war.

Nun war er auf dem Felde und pflügte ein Stoppelfeld mit dem Schälpflug um. Es war eine leichte Arbeit. Eigentlich hätte er es gar nicht mehr nötig gehabt, tätig zu sein.

Seit einem Vierteljahr war er im „Auszug". Und Tobias hatte einen guten Sohn. Dem würde es nicht zuviel sein, wenn der alte Vater zwanzig Jahre lang und länger im Auszug lebte. Nein, er würde sich freuen. Der liebe Gott segne den Wilhelm! Dies kleine Stoßgebetlein war der Refrain von allen heimlichen Hymnen der alten Bauernseele, die zum Himmel emporstiegen.

Furche um Furche zieht der brave Ackergaul den Pflug auf und ab, und Tobias geht hinter dem Pflug und seine friedvollen Augen sehen mit Freude auf das braune fette Ackerland, das unter dem Eisen emporquillt.

Ein Kleefeld grenzt an das Ackerland. Darüber singt eine Lerche ihre hellen Triller und schwirrenden Melodien. Tobias blinzelt manchmal zu ihr empor in die sonnige Luft. Er hat von jeher die Lerchen geliebt.

Näher, immer näher kommt der Pflug dem Kleefeld. Bald ist die Arbeit getan.

Am Himmel türmt sich ein Wolkengebirge auf. Es hat mehrere Gipfel, einen Kammweg, der sie verbindet, dunkle Täler und schroffe Abhänge. Die Sonne nähert sich dem Gebirge, verschwindet hinter ihm und versilbert seinen höchsten Gipfel. Dann sinkt sie hinab hinter die schwarzen Hänge. Es wird plötzlich dunkler und kühler auf dem Felde. Der alte Bauer schaut zum Himmel, ob die Sonne denn schon untergehen wolle, aber er sieht das Wolkengebirge, lächelt und sagt: „Es ist noch Zeit!"

Hell singt die Lerche über dem Klee.

Furche um Furche — immer dem Ende zu. Der Wilhelm wetzt am anderen Ende des Kleefelds die Sense. Er will das Abendfutter schneiden. Schon knarrt der Futterwagen den Feldweg entlang. Jetzt macht der Tobias eine kurze Rast.

Um den Wiesenbusch, der ihm nahe ist, lugt ein Gesicht. Ein scharfer Blick fliegt über die Wiese, so scharf wie der Augenstrahl ist, den der Jäger auf ein Wild richtet. Und nun, wie der Tobias dem Busch den Rücken kehrt, huscht ein Schatten über die Wiese.

Der Tod ist da — der Schneider. Aber er hört die Lerche noch singen über dem Klee und die Sonne steht noch über dem Himmelsrande. Er ist zu zeitig gekommen. So duckt er sich, von keines Menschen Auge gesehen, auf die letzte Ecke des Ackerfeldes. Ein betender Engel kniet neben ihm.

Die beiden warten. — —

Fröhlich fährt Tobias den Acker wieder hinauf. Es ist ihm so wohl; er fühlt sich noch gar nicht müde. Der Wilhelm hat auch einmal herübergewinkt. Das hat ihn gefreut wie immer.

Wieder wendet sich der Pflug.

„Die letzte Furche“, sagt der Bauer laut. „Freu dich, Schimmel, die letzte Furche. All Ding nimmt einmal ein Ende!“

Sacht geht's den Acker hinab, auf den Schneider zu, dessen Augen durch die Luft glühen. Und der Schneider reckt den Hals. Aber der Engel faßt ihn an der Hand.

Noch singt die Lerche.

Unter dem Wolkengebirge tritt die Sonne wieder hervor, klar steht sie am Abendhimmel.

Wie der Tobias mitten in der Furche ist, packt ihn plötzlich jemand von hinten an der Schulter. Tobias erschrickt ein wenig und läßt den Pflug fallen. Das Pferd bleibt stehen und sieht sich um.

Da lacht auch schon der Tobias.

„Der G'steifel ist's. Und ich dummer Kerl erschreck'!“

„Ja“, lacht nun auch der G'steifel, „niemand kann schneller und leiser laufen, wie einer, der ein lahmes Bein hat“.

Der Tobias begrüßt den alten Freund und Kriegskameraden. Schon Anno Siebzig hat der „G'steifel“ von den Bayern im Feld seinen Namen bekommen. Jetzt sieht er bewundernd übers Feld.

„Mensch, Tobias, du wirst wohl gar nicht alt? Hast du nun das ganze Feld wieder allein umgewendet?“

„Es ist leichte Arbeit“, sagt Tobias; „der Acker ist mürbe und der Schälpflug greift ja nicht tief. Und unter acht Stunden Feldarbeit am Tage — das würd' mir nicht gefallen.“

„Wird halt auch mal kommen, daß die Kräfte abnehmen, Tobias.“

bist mir noch immer die Puppe schuldig, die du mir versprochen hast und die ich schon vorgestern hätte bekommen sollen."

Tobias hatte sich hinter den Ohren gekratzt.

Richtig! Seit drei Tagen war er der Traute eine Puppe schuldig. Das war nicht in der Ordnung. Und da er Glück hatte, stelzte gerade die dürre Botenfrau vorüber, die nach der Stadt ging. Die hielt er an und sagte: „Kathrine, ich brauch' eine Puppe. Eine, die was aushält."

„Und mit blauen Augen", ergänzte Traute.

„Ja, mit blauen Augen", sagte der Großvater. „Und da sind 11 Groschen, 10 Groschen für die Puppe und 1 Groschen für die Besorgung."

So war das Geschäft abgeschlossen. Tobias war niemandem auf der Welt mehr etwas schuldig, nicht einmal der Traute, der er doch eigentlich immer was „schuldig" war.

Nun war er auf dem Felde und pflügte ein Stoppelfeld mit dem Schälpflug um. Es war eine leichte Arbeit. Eigentlich hätte er es gar nicht mehr nötig gehabt, tätig zu sein.

Seit einem Vierteljahr war er im „Auszug". Und Tobias hatte einen guten Sohn. Dem würde es nicht zuviel sein, wenn der alte Vater zwanzig Jahre lang und länger im Auszug lebte. Nein, er würde sich freuen. Der liebe Gott segne den Wilhelm! Dies kleine Stoßgebetlein war der Refrain von allen heimlichen Hymnen der alten Bauernseele, die zum Himmel emporstiegen.

Furche um Furche zieht der brave Ackergaul den Pflug auf und ab, und Tobias geht hinter dem Pflug und seine friedvollen Augen sehen mit Freude auf das braune fette Ackerland, das unter dem Eisen emporquillt.

Ein Kleefeld grenzt an das Ackerland. Darüber singt eine Lerche ihre hellen Triller und schwirrenden Melodien. Tobias blinzelt manchmal zu ihr empor in die sonnige Luft. Er hat von jeher die Lerchen geliebt.

Näher, immer näher kommt der Pflug dem Kleefeld. Bald ist die Arbeit getan.

Am Himmel türmt sich ein Wolkengebirge auf. Es hat mehrere Gipfel, einen Kammweg, der sie verbindet, dunkle Täler und schroffe Abhänge. Die Sonne nähert sich dem Gebirge, verschwindet hinter ihm und versilbert seinen höchsten Gipfel. Dann sinkt sie hinab hinter die schwarzen Hänge. Es wird plötzlich dunkler und kühler auf dem Felde. Der alte Bauer schaut zum Himmel, ob die Sonne denn schon untergehen wolle, aber er sieht das Wolkengebirge, lächelt und sagt: „Es ist noch Zeit!"

Hell singt die Lerche über dem Klee.

Sie geben sich die Hände und scheiden voneinander.

Tobias nimmt den Pflug auf und vollendet die letzte Furche.

Hell singt die Lerche. Der Engel hebt die gefalteten Hände über sein Haupt. Der Schneider lauert. — —

Die Furche ist vollendet. Tobias legt den Pflug hin und strängt das Pferd ab. Dann schaut er über den Acker.

Langsam schleicht der Schneider hinter ihn und reckt sich hoch empor über sein Haupt.

„Das ganze Feld liegt schön da!" sagt Tobias in tiefer Zufriedenheit.

Da bricht die Lerche schrill ihre Weise ab und schießt in den Klee.

Ein leises Blitzen über dem Haupt des Tobias.

Ohne den leisesten Laut sinkt er tot auf die weiche, braune Ackererde.

*
* *

Der Wilhelm rast übers Kleefeld, schreiend und oftmals fallend rennt der entsetzte alte G'steifel. Sie schlucken, sie ächzen, sie machen einige unbeholfene Wiederbelebungsversuche, aber der alte tote Tobias lächelt zu dem fruchtlosen Beginnen.

Da sehen sie ein, daß alles aus ist.

Laut weinend sinkt der junge, starke Wilhelm neben dem Vater ins Knie; bis ins Mark erschüttert steht der G'steifel neben dem so jäh gefallenen Kameraden. Eben noch stark und froh und jetzt tot — wie ist das möglich, wie ist das möglich? G'steifel hält wie immer die geliebte Dose in der Hand und dreimal schlägt er mit ihr an die Brust: „Gott sei uns Sündern gnädig!"

Dann packt ihn ein lähmender Gedanke. Er hat den Tobias von seinem scharfen Tabak schnupfen lassen und der hat so sehr niesen müssen, daß ihm wohl eine Herzader gesprungen ist. Herrgott — Herrgott —

Der G'steifel weint bitterlich und er verwünscht das böse Tabakszeug, das er gegen den Willen seiner Frau dreiundvierzig Jahre lang geliebt hat. Und er schluchzt: „Ich werd' nimmer froh!" Und ist außer sich vor Schmerz und Verzweiflung, daß er es gar nicht merkt, wie seine Finger mechanisch die Dose öffnen und in der Aufregung Prise um Prise in die Nase stecken.

Der Kleewagen rumpelt heran.

„Auf dem Kleewagen hat er heimfahren wollen", schluchzt der G'steifel.

Der Wilhelm nickt, und so betten sie den Vater auf den duftenden Klee. Langsam fährt der Wagen über den Sturzacker dem Wege zu. Der G'steifel ist außer sich und die vermeintliche Schuld drückt ihm das Herz ab. Er hält es nicht aus, er beichtet dem Wilhelm, klagt sich an und schwört dem Tabak ab.

„Ja, ja, aber es wird mir nicht gefallen. Es wird mir gar nicht gefallen."

„A ja, da ist's aber noch lange hin. Vorläufig schnupfen wir mal." Der G'steifel zieht eine silberne Tabaksdose aus der Tasche. „Luise" ist auf ihrem Deckel eingraviert.

„Ihr seid doch Kerle", lacht der G'steifel, „dreiundvierzig Jahre lang gewöhnt mir nu schon meine Luise das Schnupfen ab und wie ich siebzig Jahr alt bin, schenken mir die Freunde 'ne silberne Luise. Das habt ihr fein ausgediftelt, Tobias! Das ist ein Witz!"

„Ja, ja", lacht der Tobias fröhlich und eine Träne tritt ihm dabei ins Auge. „Sie hat's doch nicht übel genommen?"

„Die Luise? Nu nee. Ihren Namen in Silber! Geschmeichelt gefühlt hat sie sich, hat aber die Dose in den Glasschrank stellen wollen. Na, das gibt's nich. Ich will immer an dich erinnert sein, Alte, hab ich gesagt. Na, da schnupf' halt."

„Die Luise soll leben!" sagt Tobias und schnupft. Gleich hinterher muß er an die zehnmal niesen.

„'s is starke Sorte", sagt der G'steifel. „Meine ausgepichten Nasenröhren müssen so was haben. Du aber bist's nich gewöhnt."

Am Feldende der Schneider reckt abermals den Hals. Und wieder faßt der Engel seine Hand. Noch singt die Lerche.

„Gut schaust du aus", sagt der G'steifel. „Warst halt immer ein hübscher Kerl. Ich glaube, damals — vor dreiundvierzig Jahren — hätte die Luise lieber dich genommen als mich."

„Nu nein", protestiert der Tobias, „mit dir hat's nie ein Bursch aufnehmen können."

Der G'steifel klopft wehmütig lächelnd auf sein lahmes Bein.

„Nu ja", sagt Tobias; „für's Vaterland! Das ist eine Ehre!"

„Ja, ja", seufzt der alte Kamerad, und bald darauf erörtern sie zum vielhundertsten Male den Fall, wie der G'steifel zu seinem lahmen Beine gekommen ist. Die Arbeit ruht, die letzte Furche liegt halb unvollendet da, die Sonne rückt tiefer am Himmel.

Da steigt die Lerche aus der Luft herab aufs Kleefeld zu. Der Schneider steht auf, geht gebückt den Acker entlang, nimmt die blitzende Schere aus dem Rockärmel. Aber die Lerche steigt noch einmal hoch empor und singt hell und klar über den beiden alten Kriegskameraden, die in Erinnerungen schwelgen. Und der Schneider schleicht verdrossen nach seinem Platze zurück.

Nun sind die beiden Alten fertig.

„Du fährst wohl auf dem Kleefuder heim?" fragt der G'steifel.

„Ja, es sitzt sich weich und gut auf dem Klee."

„Ich kann's nicht", sagt der G'steifel; „mein Reißen leidet es nicht."

Sie flogen durch fremde Meere, zerstoben wie die Spreu
Und schlugen fremde Schlachten und blieben deutsch und treu,
Und kamen zur Heimat wieder, gebräunt von Sonne und Wind,
Und beteten und bauten und waren deutsch gesinnt. — — —

Mein Vater lag im Sterben, der Herbstwind trieb das Laub,
Da rief er: „Du, verkauf nicht! Hier ist die Grenze, glaub!"
Ich küßte seine Hände . . . da sprach er, schon im Schlaf:
„Gott segne dir dein Werken, mein Bub, sei deutsch und brav . . ."

Ich könnt' mir's nimmer denken, ich wollt' mich nimmer traun
Zum alten Gott zu beten, dem Licht ins Aug' zu schaun,
Wenn je die Not des Volkes mir leeres Schöntun wär'
Und meiner Väter Name nicht meine ganze Ehr'!

Und hab' ich einen Buben, ich sag' ihm dieses Wort:
„Verkauf nicht deutschen Boden, hier ist ein heil'ger Ort!
Kann sein, daß dich der Sturmwind verschlägt nach Ost und West —:
Hier ist die Grenz', mein Junge, halt deine Ehre fest!

Der Bismarckfranzel.*

Von Fritz Müller.

Der Bismarckfranzel war mein Schulkamerad. Und ich bin heute noch stolz auf ihn.

Nicht nur, weil es der Bismarckfranzel war. Denn so hat er nicht immer geheißen. Ich habe ihn aber schon gern gehabt, als er noch nicht der Bismarckfranzel war, sondern nur der Wiedenhoferfranzel.

Der Wiedenhoferfranzel war unser Anführer. Die ganze Senefelderstraße hat ihn dazu gewählt. Da war nicht einer von den Buben in der Senefelderstraße, der sich einen andern Anführer gewünscht hätte. Und wir Buben von der Senefelderstraße hatten einen tüchtigen Anführer bitter nötig.

Warum? Weil unser voriger Anführer, der Heilmeierhans, uns fürchterlich blamiert hatte. Im ganzen Bahnhofsrevier sind wir vier Wochen lang ausgespottet worden seinetwegen. Gar nicht mehr sehen lassen haben wir uns seinetwegen dürfen, damals. Alles wegen des Heilmeierhans.

Als die große Blamaschi vorbei war, hat es freilich geheißen:

„Aber wie haben wir auch so einen Lappschwanz als Anführer nehmen können?"

---

* Die Erzählung ist bei den letzten Kölner Blumenspielen mit dem Novellen-Preis ausgezeichnet worden.

Der Wilhelm tröstet ihn.

„Der Tabak ist nicht schuld", sagt er schlicht, „Gott hat es so gewollt."

Da wird auch der G'steifel ruhiger und nimmt eine Prise.

Ach, es ist ein schöner, rührender Zug, wie der alte Bauer Tobias heimfährt. Die liebsten Pferde ziehen ihn, der geliebte Sohn und der treueste Freund begleiten ihn. Und sie lieben den Toten in diesem Augenblicke viel, viel mehr als sie sich selbst lieben.

Auf dem Feldhügel bleibt der Wilhelm stehen und deutet nach Westen.

„Da ist Vaters Seele hin!" sagt er ruhig und fromm.

Zwei weiße Gebirge stehen am Himmel mit silbernen Gipfeln und leuchtenden Almen, und mitten zwischen ihnen steht der Weg offen in ein rotleuchtendes goldenes Land

Die Sonne zog diese Straße und nun zieht auf ihr ein schlichter Engel mit einer Bauernseele der ewigen Heimat zu.

Was lächelt der Leichnam im kühlen Klee? Ein Bauer zog aus auf ein schmales Feld, ein gekrönter König, der über die ganze Welt erhöht ist, kehrt heim.

Die Abendglocke singt ihr tiefes, frommes Feierabendlied.

Am Hoftor sitzt die kleine Traute. Sie hält selig eine neue Puppe auf dem Schoß und lugt mit ihren großen Augen den Feldweg entlang.

Sie wartet auf den Großvater.

Deutsche Ehre.

Von Julius Franz Schütz.

Ich könnt' mir's nimmer denken, ich wollt' mich nimmer traun
Zum alten Gott zu beten, dem Licht ins Aug' zu schaun,
Wenn je die Not des Volkes mir leeres Schöntun wär'
Und meiner Väter Name nicht meine ganze Ehr'.

Das war die Zeit des Schweigens im weiten deutschen Land,
Da zog in bittre Fremde bis an den Tiberstrand
Ein Handwerksbursch hinunter, ein junges deutsches Blut,
Und aß an fremden Tischen — und schlief in Gottes Hut!

Und wie die Jahr' vergingen, da griff ihm bis ins Herz
Ein wundersüßes Sehnen, ein wunderstarker Schmerz,
Und in die deutsche Heimat zog ernstgereift mein Ahn
Und ward ein deutscher Meister und war ein Ehrenmann!

Da füllten sich die Stuben mit Gottes Segen fein,
Mit Mägdlein und mit Buben, die schauten trutzig drein
Und nahmen die Wanderstäbe, dreikäsehoch wohl kaum,
Im Herzen der Mutter Lehre, im Aug' des Vaters Traum.

hatte einen stahlharten Blick. Der war flink wie ein Reh. Der war von einer Tollkühnheit sondergleichen. Der würde nie verprügelt werden. Niemals, früher oder später, hatten wir einen solchen Anführer gehabt.

Mit zwei Schlachten unter seiner Führung war die Heilmeiersche Scharte ausgewetzt. Und mit einer dritten Schlacht, die wir gegen die dreimal stärkern Bayerstraßler siegreich ausgefochten haben, stieg unser Ruhm auf einen nie gekannten Höhepunkt. Dank unserm neuen Führer.

Wir verehrten ihn — wir folgten ihm mit blindem Vertrauen. Denn er war nicht nur tapfer, sondern auch gerecht und von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit in Ehrendingen.

Ich weiß schon, daß die Großen über unsere Ehrendinge lachen werden. Sie sollen es lieber nicht tun. Der Ehrenkodex von uns Senefelderstraßlern war in vielen Punkten ehrlicher als ihrer.

Dafür sorgte unser neuer Führer. Unermüdlich war er und auch unerbittlich. Der geborene Held in unsern Jugendträumen. Wie war er ritterlich bei allen Mädchen. Wie fest und sicher gegen große Leute. Und dann war er ganz und gar kein Protz und überstolz.

Worauf auch freilich? Arm, wie er war. Er, der noch niemals Zuckerstangerln in der Tasche hatte. Der nicht einmal wußte, wie eine Giraffetorte vom Konditor Schlutt schmeckte. Der am Samstagabend seiner Mutter helfen mußte, Zeitungen auszutragen.

Das setzte ihn in unseren Augen nicht herab. So wenig wie das Fehlen einer Giraffetorte und von Zuckerstangerln. Uns ketteten weit bessere Dinge als die Giraffetorte an den neuen Führer.

„Der Wiedenhoferfranzel ist ein feiner Kerl“, hieß es anfangs.

„Der Wiedenhoferfranzel ist ein dufter Kerl“, hieß es später steigernd.

„Der Wiedenhoferfranzel ist ein zeamer Kerl“, hieß es endlich. Mehr als „zeam“, das gab es nicht in meiner Vaterstadt. Zeam war das höchste.

Und dennoch ist derselbe Wiedenhoferfranzel einmal vor uns hingetreten, als wir Kriegsrat hatten auf der Theresienwiese — gedrückt und scheu: „Ich kann nicht mehr euer Anführer sein.“

Wir sahen uns an. Wir hielten es für einen Scherz.

„Geh, mach keine G'schicht'n, Wiedenhofer.“

„Nein, ich mein' es ernst.“

„Ja, zum Deixel noch einmal, so sag uns doch, warum?“

„Weil ich gegen die Vorschrift gefehlt hab' —“

„Gegen welche Vorschrift?“

„Ihr wißt es schon.“

Ja, wir wußten es. Die Vorschrift war das scharfe Schwert, das über ihn bei seiner Wahl aufgehängt wurde.

Der Doppleremil hat uns dann die Wahrheit gesagt:

„Ich will's euch sagen", hat er gesagt, „warum ihr den Heilmeierhans als Anführer genommen habt. Weil er einen reichen Vater hat. Weil er immer die Taschen voller Zuckerstangerln g'habt hat für euch. Weil ihr einmal eine ganze Giraffetortn vom Konditor Schlutt bei ihm essen habt dürfen, wie er Geburtstag g'habt hat. Weil er immer mit einem silbernen Spaziersteckerl auf die Wachtparad' gangen is auf den Marienplatz. Weil er immer die größten Kartoffeln g'habt hat und noch ein größeres Maul, darum —"

„Weißt, Doppleremil, mir kommt's vor, das deinige ist auch nicht kleiner", hat da einer ganz ruhig gesagt. Das war der Bismarckfranzel. Nein, nein, damals war es noch der Wiedenhoferfranzel.

Und alle haben wir gelacht, und der Doppleremil hat mitgelacht. Denn recht haben wir ihm ja doch geben müssen. Was er über den Heilmeierhans gesagt hat, war richtig. Natürlich war es richtig. Hätte es sonst vorkommen können, daß er mitten in einer Schlacht gegen die Schwantalerstraßler verprügelt worden wäre? Unser Anführer verprügelt!

Und das war noch gar nicht das Schlimmste. Schlimmer war es, daß er hinter der Schlachtlinie verprügelt worden war. Und am schlimmsten war es, daß er sich von einem alten Nußweib verprügeln hatte lassen.

Was hat es uns geholfen, daß wir dann die Schlacht gegen die Schwantalerstraßler doch noch gewonnen hatten? Nichts hat es uns geholfen. Überall hat es geheißen, wir wären alle miteinander von einem alten Nußweib verprügelt worden.

Da war freilich ein neuer Anführer für uns Senefelderstraßler so nötig wie das tägliche Brot. Unser ganzer alter Senefelderstraßlerkriegsruhm wäre sonst zum Teufel gegangen, damals. Aber das muß ich sagen, der Bismarckfranzel hat unsern Schild wieder reingewaschen.

Als er gewählt worden war, haben wir ein scharfes Schwert über ihn aufgehängt. Die Bestimmung nämlich: Ein Anführer, der verprügelt wird, wann immer, wie immer, von wem immer, habe sein Amt sofort freiwillig niederzulegen.

Das war eine höllische Bestimmung. Denn wir wußten alle, auch der tapferste Anführer ist nicht immer sicher, daß er hinterrücks von einer feigen Übermacht verprügelt wird.

Aber der Bismarckfranzel hat auf die Bestimmung schwören müssen. Seine Hand hat er auf drei gekreuzte Birkenschwerter legen müssen. Und dreimal haben wir ihn mit einer neuen Null-Komma-Fünfundsiebzig-Feder vom Kaufmann Bullinger in den Oberarm gestochen, zur Bekräftigung, daß drei rote Tropfen herausgekommen sind.

Aber wir sahen bald ein, der Schwur war gar nicht nötig. Beim Bismarckfranzel sicher nicht. Der hatte eine eiserne Faust. Der

Der Bismarck, der das Deutsche Reich gegründet hatte. Der Bismarck, der jetzt nicht mehr Kanzler war. Der Bismarck, der jetzt unsere Stadt besuchte und beim Maler Lenbach wohnte, anstatt im Königsschloß, der Bismarck brauchte das Spalier der Senefelderstraßler. Dem waren wir ein großes Abschiedshurrarufen einfach schuldig. Schlimm genug, daß wir bei seinem Einzug nicht Spalier gestanden hatten, wir von der Senefelderstraße.

„Aber ich bin doch dabei gewesen!“ rief der Heilmeierhans, „ich hab' ihn gesehen bei den Propyläen!“

Wir waren beschämt. Der Heilmeierhans der einzige von uns, der den Bismarck gesehen hatte — ausgerechnet der . . .

„War sonst einer bei dem Bismarckeinzug?“ rief ich.

Alle schwiegen. Der Wiedenhoferfranzel hatte sich herumgedreht.

„Ich glaube“, sagte der Heilmeierhans, „ich habe im Gedränge auch einmal den Wiedenhofer —“

„Halts Maul!“

Der Wiedenhofer hatte es geschrien. Und dann steckte er die Hände in die Hosentasche und war rasch fortgegangen. Ganz allein. Verdutzt standen wir da.

„Was war denn, Heilmeier?“

„Ich weiß auch nichts — ich habe den Grobian nur auf einen Augenblick gesehen, wie er ‚hurra!‘ geschrien hat, und dann sind wir auseinandergerissen worden, weil es einen Krawall gegeben hat — sonst weiß ich nichts.“

Wir fühlten alle, dahinter steckte was. Aber aus dem Heilmeier war sonst nichts herauszubringen. Er sagte nur immer: „Wir brauchen unbedingt einen neuen Anführer, wenn morgen nachmittag der Bismarck fortfahrt.“

Und weil es schon so dunkel geworden war auf der Theresienwiese, daß man die Bavaria kaum mehr erkennen konnte, beschlossen wir, gleich morgen nach der Schule auf die Wiese herauszugehen, den Führer zu wählen und dann geschlossen nach dem Bahnhof zu ziehen, um dem Bismarck das Abschiedsgeleite zu geben.

An diesem Abend kam mein großer Bruder unerwartet auf Besuch zu uns. Wir tranken eben den Tee, als er eintrat.

„Kinder“, sagte er, „ich wollte euch erzählen, wie es gestern war beim Bismarck.“

„O, hast du ihn gesehen?“ rief ich.

„Freilich“, sagte er und strich mir so großspurig über meinen Kopf, daß ich ganz ungeduldig wurde, „freilich hab' ich ihn gesehen . . .“

Und dann erzählte er von dem ungeheuren Gedränge am Bahnhofe. Wie die Mauern seien die Menschen gestanden. Und ein Gemurmel sei gewesen, ein Geflüster . . . Durch die Straßen hätte er sich geschoben,

„Also hast du dich verprügeln lassen, Wiedenhofer?“

„Ja.“

„Von wem? Warum? Und wo?“

„Das geht niemand was an. Es ist genug, daß ich's g'sagt hab' und daß ihr jetzt einen andern Anführer wählen könnt.“

Hei, was gab das für einen Aufruhr in unserm Kriegsrat auf der Theresienwiese. Wie gingen da die Rufe, das Geschnatter durcheinander.

„Wir haben nicht gesehen, daß der Wiedenhoferfranzel verprügelt worden ist, also ist es gerade so gut, als ob er nicht verprügelt worden wär', also bleibt er unser Führer“, sagten die einen.

„Wenn der Wiedenhoferfranzel nicht sagt, von wem und wo, so glauben wir ihm einfach nicht, und er bleibt unser Führer“, sagten die andern.

„Was ausg'macht ist, ist ausg'macht!“ schrillte da aber eine Stimme. Es war der Heilmeierhans, unser früherer Führer.

Wir machten Miene, uns auf ihn zu stürzen.

„Halt!“ rief der Wiedenhofer mit seiner festen Feldherrnstimme. „Halt! Ihr tut ihm nichts! Denn er hat recht. Was ausg'macht ist, ist ausg'macht. Ich habe gesprochen.“

Ich habe gesprochen, das hatten wir aus den Indianerbüchern. Ich habe gesprochen, im Munde eines Führers der Senefelderstraßler, war das höchste Kommando, was es gab.

Da war kein Widerspruch mehr. Der Wiedenhofer hatte abgedankt.

Wir waren arg niedergeschlagen. Die Lindwurmstraßler hatten gestern Fehde angesagt. Man bedenke, die Lindwurmstraßler, die im Anlagenviertel fast noch einen größeren Kriegsruhm hatten als wir. Wie sollten wir bestehen ohne unsern alten Hauptmann?

Mißmutig gingen wir auseinander. Wir dachten gar nicht daran, einen neuen Führer zu wählen, trotzdem der Heilmeierhans darauf drängte.

„Wir brauchen auch schon deshalb sofort einen neuen Führer“, sagte er, „weil der Bismarck morgen wieder fortfahrt“.

„Der Bismarck?“

„Ja, da müssen wir Spalier machen hinterm Bahnhof.“

„Spalier?“

„Ja, wie der Bismarck kommen ist, gestern, da ist das ganz vergessen worden von uns Senefelderstraßlern, die wir doch am Bahnhof wohnen.“

Wir dachten nach. Ja, das hatten wir vergessen. Daran hatte unser Anführer nicht gedacht. Ans Repräsentieren hat der nie gedacht. Freilich, der Heilmeierhans, der vergaß auf so was nicht.

Aber, wenn man's recht bedachte — wenn der Bismarck fortging, da mußten wir Senefelderstraßler wohl dabei sein. Das sahen wir jetzt ein.

Schreier war. Wie eine Wildkatze sei er an demselben hinaufgeklettert und hätte ihm mit seiner kleinen Hand eine Ohrfeige gegeben, daß es nur so klatschte.

„Bravo!“ hätte man geschrien. Und dann habe es wieder ein fürchterliches Durcheinander gegeben, weil der Lange und seine Freunde das tapfere Bürschlein verhauen hätten —

„Halt!“ unterbrach ich meinen Bruder, „sei nicht bös, ich muß noch geschwind wohin gehen.“

Und draußen war ich bei der Tür.

„Fritzl, Fritzl! Was der Bub nur hat!“ hörte ich noch hinter mir rufen. Aber ich achtete nicht darauf. Die Treppe hinunter ging's, über die Straße, vier Treppen hinauf in einem großen dunklen Hause —

„Bitt' schön, Frau Wiedenhofer, ist der Franz nicht da?“ sagte ich atemlos.

„Der Franzel? Der Franzel ist heute abend zu seinem Onkel gegangen. Er hat nicht dableiben wollen, weil ich ihn hab' ausschimpfen müssen.“

„Warum, Frau Wiedenhofer?“

„Weil er mir gestern ein ganzes Paket Zeitungen verloren hat, und sich auch obendrein noch geprügelt hat.“

„O, Frau Wiedenhofer“, jubelte ich, „Frau Wiedenhofer, Sie müssen nicht bös sein auf den Franzel, das ist ein zeamer Kerl, ein ganz ein zeamer Kerl!“

Und dann schoß ich wieder die vier Treppen hinab — ich wußte genug . . .

Diese Nacht hatte ich ein wildes Traumgemenge von wogenden Menschenmassen, von leuchtenden Fackeln — Bismarck tauchte auf und neben ihm der Wiedenhoferfranzel — und dann sah ich deutlich, wie der Bismarck dem Wiedenhoferfranzel zunickte und winkte.

Am nächsten Tage war ich nach Schulschluß der erste auf der Theresienwiese. Mir schlug das Herz vor innerer Erregung, wie sie alle kamen, unsere Mannen von der Senefelderstraße. So — jetzt fehlte nur noch einer, der Wiedenhoferfranzel. Ganz hinten an der Heustraße sah ich ihn erst auftauchen. Er schien es gar nicht eilig zu haben, so langsam ging er.

Erst hatte ich in seiner Gegenwart sprechen wollen. Aber jetzt wußte ich es besser. Bis er herankam, war den andern alles erklärt.

„Hört!“ rief ich, „hört, Kameraden, wißt ihr auch, daß der Wiedenhofer ein — ein Held ist, jawohl, ein Held — daß er unser Hauptmann bleiben muß — daß er für Bismarck gekämpft hat, jawohl, für Bismarck . . .“

bis in die Nähe der Propyläen, gerade gegenüber von Lenbachs Haus, wo Bismarck wohnte. Fackeln hätten da geleuchtet durch die Nacht. Von einem roten Feuerschein seien die massiven Propyläen überzogen gewesen. Dann sei es plötzlich wieder taghell geworden, weil ein paar Magnesiumfackeln aufgeflammt wären. Und es hätte auf dem Platz so ausgesehen, als ob man auf einmal in Griechenland gewesen wäre.

„So muß es in Athen gewesen sein“, sagte mein Bruder, „als die Sieger von Marathon einzogen“.

Meines großen Bruders Augen glänzten. Und ich hatte nichts mehr dagegen, daß er mir während des Erzählens dann und wann die Hand auf den jüngeren Scheitel legte.

Und dann, fuhr er fort, hätte er gehört, wie einige Leute schimpften.

„Das Geld, was der Einzug wieder kostet“, hätten sie gemurrt.

„Denkt an Achtzehnhundertsechsundsechzig!“ hätte ein langer, dürrer Mensch gerufen.

„Sechsundsechzig! Sechsundsechzig?“ hätten die Leute um den Langen immer wieder gerufen, und es wäre ein starker Tumult gewesen. Denn die andern Leute seien empört gewesen und einer von den Fackelträgern habe drohend seine Fackel gegen den Langen geschwungen. Aber auf einmal sei ein Donnerrollen von Stimmen vom Bahnhof hergekommen: „Er kommt! Er kommt! Der Bismarck kommt!“

Und alle hätten die Hälse gereckt. Drüben in der Lenbachvilla sei es auch lebendig geworden. Neue Fackeln seien aufgeflammt. Wie ein Meer habe die Menge geschwankt. Und dann sei es wie ein Brausen geworden. Und man hätte spüren können, wie einem das Herz schlug in der Brust. Tausend Hände mit Hüten seien aufgeflogen: „Hoch Bismarck! Hoch! Hoch! Unser Bismarck hoch!“

Und jetzt habe man sehen können, wie er mit dem großen Schlapphut winkte. Da war kein Halten mehr. Wie ein ungeheurer Jubelruf sei Bismarcks Name über den Platz geklungen, sei an den griechischen Säulen hinaufgeklettert und mit dem Fackelrauch hinein in den Nachthimmel.

Die Tore der Lenbachvilla hätten geklirrt. Aber wie der Jubel einen Augenblick geebbt hätte, da wären scharfe Pfiffe durch die Luft gegangen.

„Denkt an Sechsundsechzig!“ habe der lange Mensch geschrien.

„An Sechsundsechzig!“ hätten ihn wieder einige im Schreien unterstützt.

Und wieder wäre man empört gewesen. Und wieder hätte der Fackelträger ausgeholt. Aber da sei auf einmal ein kleines schlankes Bürschlein, „so groß wie du“, fügte er hinzu und strich mir wieder übers Haar, durch die Menge geschlüpft. Einen Pack Zeitungen habe er in der Hand gehabt. Die habe er hingeschmissen, als er bei dem langen

Meine schönste Kindheitserinnerung.

Von **Otto Ernst**. Nachdruck verboten.

Man hat gewünscht, daß ich die schönste meiner Kindheitserinnerungen erzähle. Das aber ist grenzenlos schwer. Welches ist denn die schönste? Ich weiß es nicht. Soll ich von den österreichischen Soldaten erzählen, die mit Musik durch unser Dorf zogen, oder von den Weiden, die über den Dorfteich ihre Zweige senkten, oder von Pfannkuchen mit Heidelbeeren, von denen man eine herrlich tiefblaue Zunge kriegte, so daß man noch halbe Tage lang vor dem Spiegel sein Vergnügen hatte, oder von dem großen Glasmarmel, der sechzig gewöhnliche Marmel wert war, oder von dem ersten Zigarrenstummel, den ich meinem Vater entwendete und auf heimlichen Heckenwegen rauchte und der dann freilich auch eine sehr schwermütige Kindheitsstimmung nach sich zog, oder von meiner Krankheit, als ich zu Bette lag und meine Mutter mir mit Tränen in den Augen leise übers Haar strich? Von solchem Glück ist meine Kindheit und Jugend zum Bersten voll, und eines war immer schöner als das andere. Ich will einen Entschluß fassen und von der frühesten meiner schönsten Erinnerungen erzählen, oder doch von einer der frühesten; denn ob sie die allerfrüheste ist, weiß ich auch nicht.

Es war damals, als ich noch das neutrale Kleidchen der kleinen Kinder trug — man hat mich aber nie für ein Mädchen gehalten — und als mein Vater, wenn er mit mir ausging, mich an seinem Mittelfinger führte und ich zur Umklammerung dieses Fingers noch meine ganze Hand brauchte. Mit meinem Vater ausgehen, das war schon immer ein Fest für mich; er lachte mich immer so freundlich an oder auch so recht in sich hinein, wenn ich plauschend neben ihm herlief; er machte nur immer zu große Schritte, besonders wenn sein Gedankenschwungrad ins Sausen kam, und dann mußte ich unaufhörlich Trab laufen, bis er sich wieder auf mich besann. Und diesmal gingen wir nach der Flottbeker Chaussee und an die Elbe. Diese Gegend war damals ein einziger, viele Stunden langer Garten und war der Garten Eden meiner Kindheit. Und das ist er noch heute, und wenn ein Cherub mit flammendem Schwert mich daraus vertreiben wollte, so würde ich ihn auslachen und sagen: „Versuch's doch!“ Man sagt, daß Kinder im allgemeinen noch wenig Sinn für die Landschaft hätten; ich weiß nicht, wie weit das zutrifft; von mir aber weiß ich, daß mir, schon als kleinem Kinde, wenn ich auf diesen Fluren ging, die Welt als fleckenlos schön und als aller Wünsche vollste Erfüllung erschien. Kinder reden nicht viel über Eindrücke der Natur; wir stiegen als Knaben auf einen Baum und blickten weit umher und sagten, wenn wir redselig waren:

Die Worte stürzten mir vom Herzen. Ich verhaspelte mich, ich durchschnitt die Sätze, ich erklärte, ich schrie und jubelte — ich weiß nur so viel, mit den Ohren allein hätten mich die Mannen von der Senefelderstraße nicht verstehen können. Aber sie begriffen im Handumdrehen mit dem Herzen. Was sechsundsechzig und was Prügel, was Fackeln und was sauber gesetzte Erklärungen — der Wiedenhofer hatte sich für Bismarck geschlagen — was noch mehr — ich denke, das genügte.

Jetzt war der Wiedenhofer halben Wegs. Jetzt sah der Wiedenhofer schreiende Kameraden auf sich zukommen. Jetzt umringten sie ihn. Jetzt drückten sie sich an ihn. Jetzt schüttelten sie ihm die Hände. Jetzt brüllten sie ihm ins Ohr: „Wiedenhofer, Wiedenhofer — wir wissen alles — alles! Unser Hauptmann bist du — unser Hauptmann bleibst du — hurra, Wiedenhofer, führ uns an — führ uns an beim Bismarckabschied — geschwind, Wiedenhofer, geschwind — zum Bismarck — zu deinem Bismarck . . ."

Dunkelrot ist der Wiedenhofer geworden. Ein paar Augenblicke lang hat er sich gewehrt, hat er gezögert. Aber auf einmal hat er sich an die Spitze gestellt: „Vorwärts!" hat er geschrien, „vorwärts, zu unserm Bismarck!"

Und dann ist eine heiße Knabenkolonne durch die Heustraße geschossen, durch die Bayerstraße, über den Bahnhofplatz — da standen schon die Leute, die auf Bismarck warteten.

Herrgott, haben die geschimpft, als wir uns durchdrängten, rücksichtslos durchdrängten. Und dann war es ihnen doch wieder recht, als wir flammend in Reih und Glied vor ihnen standen an der Straße, wo jetzt Getrappel hörbar ward, wo jetzt wieder das Brausen anhob und schwoll und schwoll, bis an den Himmel schwoll. Wo jetzt der Bismarck, unser Bismarck ganz langsam mit seinem Wagen daherkam. Wo jetzt der Bismarck seinen großen Schlapphut abnahm, lächelte und winkte. Wo jetzt eine flammende Knabenschar sich heiser schrie. Wo jetzt der Wiedenhoferfranzel an einem Schutzmann vorbei gegen den Wagen sprang und die Knabenhände kerzengerade in die Höhe hob und schrie und schrie —

So daß der alte Bismarck sich lächelnd ein wenig aus dem Wagen beugte und mit seinem großen Schlapphut freundlich den Wiedenhofer über die glühende Wange streifte — *unser Bismarck unsern Bismarckfranzel!*

logien kann ich mir denken, daß ich die Rechte der Jugend gegen das tyrannische Alter mit großer Lebhaftigkeit vertreten habe.

Jene Wunde ist vernarbt und ist nur ein Mal neben vielen anderen Malen meines narbenreichen Herzens; aber die Erinnerung an das Mädchen, den Pfirsich und den unüberwindlichen Kuchen werde ich mit ins Grab nehmen. Mein Onkel und sein Weib sind längst gestorben, und von ihrer Tochter weiß ich nichts; aber das kleine Gärtnerhaus steht noch heute, und so oft ich schon daran vorübergeschritten bin, noch immer ist es mir wie ein Zauberhaus im Walde, das aus lauter Kuchen und Pfirsichen und Schönheit und Güte gebaut ist. Und immer fühl' ich mich versucht, bei den fremden Bewohnern anzuklopfen und mir von ihnen die Stätte zeigen zu lassen, wo ich zum ersten Male herzhaft hineinbiß in die Frucht meines Lebens und ihre Überfülle mir Mund und Herz überströmte.

Die Wahl des Hirten.

Eine Fabel von **Josef Wichner**.

Die Schafe waren ihres alten Hirten überdrüssig geworden. Allerdings . . . er hatte sie mit seinen Hunden treu behütet und vor manchen Gefahren bewahrt und hatte ihnen sogar Ställe gebaut zum Schutz gegen Unwetter und beißenden Frost . . . das war ja nicht zu leugnen. Aber . . . er schor sie . . . wenn auch im Sommer, da man den Pelz ohnedies gerne ablegt, und bisweilen schlachtete er das eine oder andere Schaf für sich und seine Kinder. Und . . . das war das Schlimmste . . . dieser Herr und Hirte war ihnen vor uralter Zeit gesetzt worden . . . von einer unbekannten Macht . . . er nannte sich immer „von Gottes Gnaden". Die Schafe aber waren allmählich reif und ihres Wertes bewußt geworden. Sie pochten auf ihr Selbstbestimmungsrecht . . . sie wollten sich ihren Hirten selber wählen.

Und es geschah, daß ihnen der Herr, der ewigen Quärgeleien müde, das Recht der Wahl zuerkannte.

Alsbald gab es einen großen Aufruhr im Reiche der Schafe und unendliche Kämpfe mit schauerlichem Geblöcke und harter Denkarbeit an den zusammenprallenden Schädeln und mit allen Waffen, die den Schafen verliehen sind. Die Männer hielten Rede und Gegenrede in den Versammlungen, die Frauen betrieben Stimmenfang und waren empört, daß sie selbst keine Stimme haben sollten, obschon sie ebenso gut bähen konnten wie die Herren der Schöpfung, und selbst die Lämmlein auf der Weide vergaßen in den erregten Zeiten ihrer unschuldsvollen Spiele.

„Hier ist es fein!“ (denn wir wohnten nicht weit von England, wo fine noch „schön“ bedeutet) und diese vier Wörtlein umschlossen eine Flut von Empfindungen.

Nun stieg an dieser Chaussee aus weitem und breitem Rasen eine weiße Villa und blickte über Strom und Straße wie eine weiße Königin auf grünem Thron. Und der Herr dieser Villa hatte einen Gärtner, und der war meines Vaters Bruder. Den wollten wir besuchen.

Die Begrüßungsfeierlichkeiten, der Onkel, die Tante — sie sind meinem Gedächtnisse längst entschwunden. Ich erinnere mich aber eines freundlichen Zimmers, in dem ein Kaffeetisch gedeckt war, und daß man mich auf einen hohen Stuhl setzte und mir einen Kuchen gab, der so dick war, daß mein Mund ihn nicht umspannen konnte. Und das war das Köstliche an dem Kuchen. Einen Kuchen hatte ich wohl auch zu Hause einmal bekommen, obschon nur selten; aber ein Kuchen, der so dick war, daß ich ihn — ich mochte das Mäulchen noch so weit aufreißen — nicht überhapsen konnte, das war ein überwältigendes Erlebnis. Später gab man mir dann einen Pfirsich, und als ich hineinbiß, lief mir der Saft zu beiden Seiten des Mundes hinunter. Und das war wiederum das Herrliche an diesem Pfirsich. Auch daheim hatte ich wohl einmal einen Apfel oder ein paar Kirschen genossen; aber eine Frucht, die so duftete und deren Saft man auch beim besten Willen mit *einem* Munde gar nicht bewältigen konnte — das war ein unerhörtes Begegnis. Und nun kam hinzu, daß mir das alles gereicht wurde von einem Mädchen, das in gewisser Hinsicht genau so war wie der Kuchen und der Pfirsich. Sie wird wohl 12 oder 14 Jahre alt gewesen sein und war so schön, daß ich sie mit meinen Augen, ich mochte sie noch so weit aufreißen, nicht bewältigen konnte, und während sie mich bediente und mich im Garten schaukelte, war sie von solcher Freundlichkeit und Heiterkeit, daß mein Herz auf einmal soviel Güte nicht fassen konnte und in einem fort überströmte von Glück.

„Und klar auf einmal fühlt ich's in mir werden:
Sie ist es, oder keine sonst auf Erden!“

d. h. ich verliebte mich sterblich in das holde Mädchen, und als man mir beim Abschied Kuchen und Pfirsiche und eine Puppe, die mir gefallen hatte, mitgab, da hielt ich es für selbstverständlich, daß man mir auch das Mädchen mitgebe.

„Komm!“ sagte ich mit der Schlichtheit eines großen Gefühls, als mein Vater und ich aufbrachen. Aber die unmenschlichen Eltern weigerten sie mir, und sie — — sie lachte! Damals empfing mein Herz die erste Wunde. Ich soll dann sehr wenig Beherrschung meiner Affekte gezeigt haben; ich weiß es nicht mehr. Aber nach späteren Ana-

war, die Parteien, durch die Erfahrung gewitzigt, zusammen und wählten mit seltener Stimmeneinhelligkeit den Wolf zu ihrem Beschützer und Fürsprecher.

Der hatte nämlich alle die Jahre, da der Bär den Hirtenstab führte, sozusagen mit allen Hunden gegen den Volksverräter und selbstischen Freßsack gehetzt. Als er aber die Führung selbst übernommen hatte, erwies er sich als scheinheiliger Fuchs; denn nunmehr fraß auch er ein Schaf ums andere nach Herzens- und Magenlust. Vergebens verwahrte sich eine nach dem Rechte der freien Selbstbestimmung gewählte Deputation gegen solch unhirtliches Benehmen. Der Wolf blinzelte nur, schupfte die Achseln und meinte gelassen: „Man muß schließlich denn doch auch leben“ Und zeigte der Deputation seine Zähne, daß diese schleunigst Reißaus nahm.

Da gaben denn viele Schafe den Schöpsen recht und sehnten die guten alten Zeiten herbei, da der alte Hirte sie nur geschoren und nur hier und da ein Schaf geschlachtet hatte.

Und sie berieten, was denn in der Sache zu tun sei, daß das Geschlecht der Schafe nicht völlig aussterbe.

Und ein weiser Schöps, der über soziale Probleme solange nachgedacht hatte, bis er — bei Schafen eine Seltenheit — ganz grau geworden war, sprach das große Wort: „Fruchtbarkeit“. „Wachset und mehret euch nach besten Kräften. Werft Lämmlein, ihr Schafmütter, was immer ihr werfen könnt. Dann haben unsere durch das Recht der freien Selbstbestimmung gewählten Hirten allweil genug zu fressen und werden, ihnen zum Wohl und uns zum Heile doch nie fertig.“

Und die Schafe nickten verständnisvoll, und so wird auch in alle Zukunft an Schafen nie Mangel sein.

Bei ehrlichen — Spitzbuben.

Eine Räubergeschichte, wie sie nicht jedem passiert. Von **L. Rosenthal.**

Unter den Ländern an der Westküste Südamerikas ist es besonders Chile, und in diesem wieder die Provinz Coquimbo, wo der nach „wildromantischen Partien“ suchende Reisende reiche Befriedigung finden wird. Namentlich sind es die quer in den Riesenrücken der Kordilleren hineinschneidenden Täler, die an Großartigkeit alles übertreffen, was selbst die kühnste Phantasie zu erdenken vermag. Rotgraue, düstre Porphyrmassen heben ihre schneegeäderten Felsstirnen hoch über die unter ihnen brauenden Wolken hinaus in den Azur des Himmels; gewaltig hohe und steile Felswände, über die herab manchmal ein Gießbach in keckem Satz mehrere hundert Meter tief herniederstürzt, fassen die engen, von

Denn es bewarben sich zwei Kandidaten um das Hirtenamt, und die bereisten das Reich und versprachen den Schafen mit viel schönen Reden das goldene Zeitalter mit Milch in den Bächen und ewig grünem Graswuchs.

Die Kandidaten waren der Bär und der Wolf.

Selbstverständlich ließ der Bär am Wolf und der Wolf am Bären kein gutes Haar. Der Wolf nannte den Bären, da dessen Ahnen einst in den deutschen Urwäldern gelebt hatten, nur das faule deutsche Vieh, der Bär den Wolf den internationalen Hund.

Und die Schafe teilten sich in zwei Heerlager, die sich grimmiger befehdeten als neulich die Türken und der Balkanbund und noch neulicher die Bundesbrüder. — Und wie einst die Abderiten nicht mehr Abderiten, sondern je nach ihrer Parteistellung in dem weltberühmten Prozesse nur mehr Esel und Schatten sein wollten, so schämte sich nun fast jedes Schaf, ein Schaf zu sein, und es gab unter ihnen eigentlich nur mehr Bären und Wölfe . . . aber natürlich immer noch im Schafspelze. Nur wenige alte Herren, von der Menge als Schöpse verachtet, entschlugen sich der Parteinahme und seufzten, wie halt alte Leute tun, nach der guten alten Zeit; denn sie hatten Angst vor den prachtvollen Zähnen der Wahlwerber.

Und in den Versammlungen, die der Bär veranstaltete, war jedem Schaf vollkommene Redefreiheit zugesichert; nur . . . wer für den Wolf oder gar für den alten Hirten sprach, wurde hinausgeworfen.

Und in den Versammlungen, die der Wolf veranstaltete, ward jedem Schaf vollkommene Redefreiheit zugesichert; nur . . . wer für den Bären oder gar für den alten Hirten sprach, wurde hinausgeworfen.

Nun . . . schließlich gelang es dem Bären, der sein Maul vor jeder Kandidatenrede mit dem reinsten Blütenhonig beschmierte, die Mehrzahl der Stimmen auf seine werte Persönlichkeit zu vereinen, und nun konnten die Schafe mit gutem Gewissen sagen: „Dies ist unser Hirte . . . nach dem freien Rechte der freien Selbstbestimmung.“

Aber . . . was machten sie für Augen, als der Bär mit seiner Sippe zur Feier des Tages, an dem er sein Amt antrat, ein Festmahl veranstaltete, dessen Kosten die fettesten Schafe bestreiten mußten.

Und nun verging kein Tag, daß dem Bären nicht ein Schaf zum Opfer fiel. Vergebens verwahrte sich eine nach dem Rechte der freien Selbstbestimmung gewählte Deputation gegen solch unhirtliches Beginnen. Der Bär blinzelte nur, schupfte die Achseln und meinte gelassen: „Man muß schließlich denn doch auch leben.“ Und zeigte der Deputation seine Zähne, daß diese schleunigst Reißaus nahm.

Ein Glück, daß die Schafe den Bären nur auf drei Jahre zu ihrem Hirten bestellt hatten. Also taten sich, nachdem die böse Zeit verstrichen

haben, in einem richtigen Bette zu schlafen, denn das Kampieren auf dem bloßen Erdboden, zum Kopfkissen den Sattel und statt der Decke den Poncho, fing nachgerade an, ungemütlich zu werden.

Eine wilde, rauhe, aber in ihrer Art doch pittoreske Gegend war es, durch die ich dahinritt. Von Wegen war natürlich keine Rede, links die weißen, wallenden Nebelschwaden der fernen, von hier nicht sichtbaren See, rechts die gewaltigen Schneemauern der Kordilleren, das waren meine Führer, denen ich folgte und sicher vertrauen konnte, denn genau parallel ziehen sich Küste und Gebirg nordwärts, so daß ich ihnen nur zu folgen brauchte, um sicher nach Coquimbo zu gelangen. Ein mächtiger Eisenglanzgang in einer der Talwände erregte meine Aufmerksamkeit, und ich dachte gerade daran, wann wohl die Zeit kommen würde, wo man in diesen entlegenen Strichen auch dieses Mineral abbauen würde, als es auf einmal lebendig um mich her wurde.

„Alto ahi!“ Halt! — brüllte es gleichzeitig aus einem halben Dutzend rauher Kehlen, und wie aus der Erde gewachsen, hielten ebensoviele wildaussehende, sonnenverbrannte Kerle zu Pferde, um mich herum. An ein Entrinnen war nicht zu denken, von allen Seiten drohten rostige Karabiner, Messer und Lassos, und es blieb mir nichts übrig, als dem Befehl des in eine alte, geflickte Militäruniform gekleideten Anführers ruhig Folge zu leisten und abzusteigen.

Meine Barschaft bestand in zwei Wechseln auf Coquimbo und Tacna; Silbergeld aber hatte ich nur etwa fünf Soles (= 5 Dollars) bei mir, mit denen ich bis zu ersterem Platze auszukommen gedachte. In Manquegua hatte man mir geraten, nicht mehr als zehn Soles in Münze mitzunehmen, da ich — ein paar Realen hier und da für Trinkgelder abgerechnet — gar keine Ausgaben hätte. Auch waren Wechsel sicherer und bequemer mitzuführen, als leicht reizende klingende Münze. Ebenso hatte man mir empfohlen, mich so ordinär als möglich zu kleiden und wie wohl ich daran getan hatte, konnte ich sogleich sehen.

„Caballero“, sagte der Uniformierte, „geben Sie uns doch gefälligst mal Ihre Börse und Uhr“.

Trotz der wahrlich nicht gerade lächerlichen Situation zwang ich mich doch, laut hinauszulachen.

„Meine Börse? Caballeros“ — ich warf meinen Poncho ab und über das Pferd — „glauben Sie, daß ich, wie Sie mich hier sehen, Geld oder Kostbarkeiten mit mir führe? Valgame Christo! Das ist wirklich ein guter Spaß. Doch wollen Sie in der Tat einem armen Minero sein bißchen Reisegeld abnehmen, so“ — hier zog ich mein altes Portemonnaie mit dem Rest von fünf Soles — „nehmen Sie, ich werde auch ohne das weiterkommen. Eine Uhr besitze ich nicht, wüßte auch nicht, wozu mir so ein Ding nützen sollte.“

rauschenden Stromschnellen und Kaskaden durchströmten Täler ein, die, soweit dies die dräuenden Steinmassen zulassen, dichte Quillaydickichte zeigen, deren mattes Grün hin und wieder von einer Gruppe feingefiederter Palmenwedel überragt wird. Kein englischer oder Berliner Tourist verirrt sich in diese, der Zivilisation ganz entlegenen Gegenden, deren tiefe Einsamkeit einen unbeschreiblich melancholischen Eindruck auf den Reisenden macht. Selten, daß derselbe das Schilfdach eines „Rancho" oder den primitiven Schlot eines Schmelzwerks gewahrt, und das ernste Schweigen ringsum wird nur dann und wann durch den scharfen, vereinzelten Schrei eines um die Klippen streichenden Kondors oder das Pfeifen einer zierlich über die Steinblöcke hinwegsetzenden Guanakoherde unterbrochen.

Aber auch für diejenigen, die mehr als bloße Naturromantik verlangen, ist die Provinz Coquimbo ein dankbares Land, und wer sich nur die Mühe geben wollte, allein die wilden Hochtäler und Schluchten zu durchstreifen, würde in verhältnismäßig kurzer Zeit mehr Abenteuer erleben, als einem vernünftigen Menschen überhaupt lieb sein kann. Es sind eben andere Verhältnisse als bei uns, wo die Romantik längst verschwunden ist. So ist z. B. Spanien gewiß eines der romantischsten Länder Europas, aber geht einmal hin, ihr, die ihr für das „Land voll Sonnenschein" schwärmt. Statt eines abenteuerlichen Ereignisses in den Schluchten der Pyrenäen, werdet ihr mit Mautschereien belästigt, in den Fondas wird man euch Bedauernswerten Boeuf à la mode statt der geforderten „Olla potrida" vorsetzen, statt der geträumten Mantillen und Sombreros seht ihr Fräcke, Zylinder und Chignons, tout comme chez nous, und Grimm im Herzen werdet ihr euch mit bedeutend erleichterter Börse wieder dem heimischen Norden zuwenden.

Übrigens gehört auch Glück dazu. Während zweier Jahre durchstreifte ich nun schon die Länder Südamerikas — in Uruguay war ich Schafhirt, in der Sierra de Marayas am Ostabhang der Kordilleren Silberminenbesitzer, in Peru Seeoffizier, in Chile zuerst Schulmeister und dann Photograph. Aber so mannigfach und bunt auch die in diesen heterogenen Verhältnissen erlebten Szenen waren, das denkwürdigste und so recht in die Klasse der „romantischen Abenteuer" gehörende Ereignis passierte mir hier auf dem Wege nach Coquimbo, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, von wo aus ich mich nach Tacna in Peru einschiffen wollte, in welch letzterer Stadt ein photographischer Apparat aus Europa für mich angekommen war. Vor mehreren Tagen schon war ich von Manquegua, einem großen Hüttenwerke, wo ich einige Wochen verweilt hatte, aufgebrochen. Coquimbo war noch etwa drei Tagereisen entfernt, und wenn ich oder vielmehr mein Pferd, sich einigermaßen dazu hielt, konnte ich übermorgen abend wieder einmal das Vergnügen

Vorher aber nehmen Sie Ihre Briefe da wieder an sich, den Anzug jedoch behalten Sie einstweilen noch an, er steht Ihnen vortrefflich."

Er hatte richtig nicht lesen gekonnt und ich steckte hocherfreut meine Wechsel und Briefschaften wieder ein. Eine schöne Geschichte wäre es übrigens gewesen, wenn ich erstere losgeworden wäre. Wie in aller Welt hätte ich je nach Tacua kommen sollen? Die fünf Soles gönnte ich ihnen schon, die war das Abenteuer allein wert.

Draußen bot sich mir ein eigentümliches Bild. Da kauerten um ein mächtiges Feuer die buntgekleideten, braunen Banditen, rauchend, plaudernd und „Mate" saugend, der von ein paar alten, schmutzigen Hexen bereitet und herumgereicht wurde. Von den mondbeglänzten Hängen gegenüber kamen meckernde Ziegenherden, von Hunden und lustig schreienden Kindern gefolgt, herunter, auch erschienen jetzt in der Türe des nächsten größern Ranchos vier junge, hübsche Senoritas — ohne Zweifel die „Queridas" der Herren — mit Tellern, Schüsseln, Hörnern und sonstigen zum Tafelgebrauch nötigen Dingen.

Don Bautista — so hieß mein neuer Freund — stellte mich nun, nachdem er mich um meinen Namen gefragt, seinen Kameraden als Don Luis Rossentall vor, erklärte ihnen auch mit wenig Worten ihren Irrtum, worüber sie nicht nur nicht ärgerlich, sondern im Gegenteil herzlich und zutraulich wurden. Ich schüttelte dann der Reihe nach Miguel, Manuel, Pedro, José und wie sie alle hießen, die Hand, ebenso den Damen und war dann förmlich eingeführt. Man sieht, ich war in guter Gesellschaft. Auch das Abendessen war vortrefflich: Cordero asado, gebratenes Lammfleisch, Maismehl mit gestampften Charque und Eiern, in appetitlich-grüne Blätter eingeschlagen, köstliche Früchte und vorzüglicher madeira-ähnlicher Wein bildeten die Hauptbestandteile des Mahles, dem ich für mein Teil alle Ehre erwies, denn nach der günstigen Wendung meines Schicksals hatte sich mein Appetit mit verdoppelter Macht wieder eingestellt. Fast eine Stunde währte das Mahl, dann aber wurden die improvisierten Tische beiseite gerückt, die Gitarren herbeigebracht und während man in malerischen Gruppen um das lodernde Feuer lagerte, trug jeder der Reihe nach ein Lied vor — alte, in ihrer eigentlichen Heimat gewiß längst vergessene Seguidillas und Romanzen meist sehr poetischen Inhalts, die mich besonders wegen ihrer seltsam rhythmuslosen und doch so reizenden Melodien sehr ansprachen. Auch ich sang ihnen zur Gitarre ein paar humoristische Lieder vor, über die sie sich halbtot lachen wollten. Dabei kreisten die mit süßer „Chicha" gefüllten Ochsenhörner fortwährend herum und als nun zuletzt gar die unvermeidliche „Cueca" — der Fandango der Chilenen — an die Reihe kam, war des Jubels kein Ende und wohl bis Mitternacht wurde getanzt, gesungen und gezecht, bis Don Bautista sein: „Basta para hoy" sprach,

Die Burschen lachten und flüsterten, der Uniformierte aber schnitt ein fürchterliches Gesicht, und mein Geld einsteckend, murmelte er Verschiedenes vor sich hin, aus dem ich etwas wie von „Caracho" und „gleich gedacht" herauszuhören glaubte. Dann befahl er mir wieder aufzusitzen, die ganze Bande umgab mich und in gestrecktem Trabe ging es vorwärts, ein schmales Tal rechts hinauf. Hinter uns ging eben die Sonne unter und ich begann allerlei Reflexionen über dies Abenteuer, das keinesfalls schon sein Ende erreicht hatte, anzustellen Weshalb sonst brauchten sie mich mitzunehmen?

Endlich erschien bei einer Biegung des Tales eine Gruppe zerfallener Ranchos, vor denen ein paar Feuer hell durch die Dämmerung flammten. Wir sprangen aus den Sätteln und während die Tiere, meines nicht ausgenommen, von einem der Banditen in den „potrero" geführt wurden, winkte mir der Anführer, ihm in einen der besseren Ranchos zu folgen. Fest umklammerte ich den Griff meines verborgenen Dolchmessers, als ich über die Schwelle trat. Aus einem alten, ungegerbten Handkoffer nahm er einen vollständigen Gauchoanzug, Poncho, Cheripa, Calzonzillas, nichts fehlte; sogar ein Paar leinene, mit Strohsohlen versehene Baskenschuhe waren dabei und auf alle diese Dinge zeigend, sagte er mit der größten Höflichkeit: „Bitte, Senor, ziehen Sie doch gefälligst diesen Anzug an, der Ihrige ist etwas feucht gewoden und Sie könnten sich erkälten."

Nun waren zwar meine Kleider weder feucht, noch war es die Sorge des edlen Räubers um mein körperliches Wohl, was ihn bewog, mich im Gauchokostüm zu sehen, vielmehr wurde mir klar, daß er nur auf bequeme Art meinen Anzug nach verborgenen Schätzen zu durchsuchen wünschte. Ich zog daher den Gaucho an und sah scheinbar ruhig zu, wie er sich über meinen unschuldigen Rock hermachte. Die Wechsel lagen bei einigen Briefen in meinem Taschenbuche und wenn er lesen konnte, war es jedenfalls darum geschehen. Jetzt fand er die Brieftasche. Seine Augen funkelten. Er schüttelte sie, Briefe, Photographien und die Wechsel fielen heraus, keine Banknoten, wie er wohl vermutet haben mochte. Mit seinem Messer trennte er die Nähte der Tasche — nichts; mit kundiger Hand befühlte er alle Säume der Kleider — wieder nichts. Sein Gesicht wurde lang und länger, ein finsterer Zug legte sich über dasselbe — Ade Welt — dachte ich, da mit einem Male schlug er ein lustiges Gelächter an und alle frühere Gemessenheit beiseite lassend, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: Companero, eres justamente un tal pobre diablo como nos otros todos!" Kamerad, du bist gerade so ein armer Teufel wie wir alle!

„Und nun", setzte er freundlich hinzu, „kommen Sie, es ist Essenszeit und Sie werden nach Ihrer heutigen Tour auch Hunger verspüren.

„Por supuesto, natürlich“, lachte er, „ich muß Sie doch wieder auf den Weg bringen“.

Ich dankte ihm für seine Artigkeit und schweigend ritten wir das Tal, durch das ich gestern gekommen, wieder hinab. Am Orte unseres ersten Zusammentreffens angekommen, hielt Don Bautista sein Pferd an, griff unter seinen Poncho und überreichte mir mit feierlicher Miene mein Portemonnaie mit den fünf Soles. Wahrhaft rührend waren die Worte des biedern Räubers, als er sagte: „Don Luis, leben Sie wohl! Wären Sie reich, hätten Sie viel Geld bei sich gehabt, wir hätten es sicher, wenigstens den größten Teil davon, behalten. Wir nehmen nur, was die Reichen zuviel haben, aber wir sind gute Christen und fern sei es von uns, einem armen Teufel auch nur einen Centabo abzunehmen. Reisen Sie mit Gott, Caballero.“

Wir schüttelten uns nochmals die Hände, dann wandte Don Bautista sein Pferd und — schlug sich seitwärts in die Büsche. So lange ich noch seinen flatternden Poncho sehen konnte, starrte ich ihm erstaunt nach. Wahrlich, ich kam mir vor wie der edle Immanuel Kant, der, als er von polnischen Räubern ausgeplündert, unterwegs entdeckte, daß sie sein im Mantelsaum eingenähtes Geld nicht gefunden, eiligst zurücklief und es ihnen anbot, um sein Gewissen nicht mit einer Lüge zu beschweren, da er in der Angst beteuert hatte, nichts mehr bei sich zu haben. Eine kurze Zeit besann ich mich in der Tat, ob ich nicht ebenfalls stracks zurückreiten und Don Bautista sagen sollte: „Amigo, ich habe noch ein paar gute Wechsel bei mir, verfüge darüber.“ Da ich jedoch annehmen mußte, daß der Edle sich von mir nicht an Großmut übertreffen lassen würde, gab ich den Gedanken wieder auf, worüber mir der Leser hoffentlich nicht böse sein wird, denn nehmen wir an, Don Bautista hätte gegen alles Erwarten meine Wechsel akzeptiert, so wäre wieder die ganze Romantik zum Teufel gegangen.

Nach einigen Tagen erreichte ich wohlbehalten Coquimbo und später auch Tacna. Als ich die Gelder für die Wechsel einstrich, mußte ich unwillkürlich daran denken, was für ein Gesicht Bautista wohl machen würde, wenn er mich in diesem Augenblick hätte sehen können. So oft ich an ihn dachte, mußte ich laut hinauslachen und erst die grausigen Schreckensszenen jenes entsetzlichen Erdbebens in Peru, die mir bei meiner Ankunft dort entgegentraten, ließen dieses halb spaßhafte, halb romantische Abenteuer wieder in den Hintergrund treten.

---

worauf die ganze ehrenwerte Gesellschaft sich trennte, um sich zur Ruhe zu begeben.

Don Bautista nahm mich mit in seine eigene Wohnung, wo wir es uns auf Strohmatten und ausgebreiteten Schaffellen bequem machten und mit warmen Ponchos zudeckten. Ich war zu aufgeregt, um gleich schlafen zu können. Waren das dieselben Menschen, die heut am Tage ihre Dolche gegen mich gezückt, waren das Räuber? Seltsam! Ja, das waren die nämlichen Menschen, mit denen ich gemütlich gezecht, die mich umarmt, mit denen ich Brüderschaft trinken mußte. Ja, einer der ältern Spitzbuben hatte mir sogar allen Ernstes den Vorschlag gemacht, ganz bei ihnen zu bleiben, was ich jedoch dankend ablehnte, da ich vorgab, in Coquimbo mit einem von Europa gekommenen Verwandten zusammentreffen zu müssen.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als ich aus tollen, wirren Träumen erwachte. Reingebürstet lagen da vor meinem Lager die gestern abgelegten Kleider, die Sporen, sorgfältig geputzt, funkelten wie neu — ja zum Teufel, wo war ich denn? Der Kopf schmerzte mich, ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, nach und nach aber kehrte die Erinnerung an mein gestriges Abenteuer und die letzte Nacht zurück, rasch war ich in den Kleidern, steckte auch meine Briefe und Wechsel neuerdings wieder zu mir und trat hinaus ins Freie.

Alles war still, kein Mensch ließ sich sehen. Neben dem ausgebrannten Feuer lagen noch die Matten, auf denen wir getanzt, an den Bäumen hingen noch die wunderlichen Trinkhörner und dort am Boden leuchtete sogar noch eine niedliche rote Schleife, die die kleine Mercedes während des Tanzes getragen und die sie ohne Zweifel dabei verloren hatte. Ich steckte sie zum Andenken an dieses merkwürdige Abenteuer zu mir und wollte gerade ins Haus zurückgehen, als Don Bautista herankam.

„Nun, amigo“, lachte er, „haben Sie gut geschlafen?“

„Vortrefflich, Compadre“, erwiderte ich, und auf die Sonne deutend setzte ich hinzu: „Ich darf Ihre Gastfreundschaft nun nicht länger in Anspruch nehmen.“

Er pfiff laut. Ein Junge kam gesprungen. „El almuerzo y los caballos!“ befahl er.

Das Frühstück, eine sogenannte cazuela, Suppe mit Hühnerfleisch und Eiern, war bald verzehrt. Auf meine Frage nach den andern erwiderte er kurz: „In die Berge.“

Eben kam der vorhin gerufene Junge mit den Pferden.

„Wenn es Ihnen recht ist, Sennor“, sagte höflich Don Bautista, „so wollen wir aufsitzen.“

„Wie, Don Bautista, Sie wollen mich auch noch begleiten?“

volle Trübung des politischen und militärischen Himmels machte mich unentschlossen, und ich zauderte von einem Tag zum andern, bis endlich die Meinigen, wie durch eine Inspiration, mich am 17. April vom Hause wegtrieben."

Erst am 26. April traf Goethe in Teplitz ein, wo er fast den ganzen Sommer zubrachte. Er hatte sich einige Tage in Dresden aufgehalten, wo er viel im Hause des Schillerfreundes Körner verkehrte, und hier und nicht in Teplitz war es, wo er mit Freiherrn v. Stein und mit Arndt zusammentraf.

In den „Erinnerungen aus dem äußern Leben" von E. M. Arndt (Leipzig, 1840, S. 195 ff.) wird uns erzählt:

„Auch Goethe kam (nach Dresden) und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körner'sche Haus. Ich (Arndt) hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehn, er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Koerner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam erzürnt: ‚Schüttelt nur an euren Ketten! der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen'."

Aus dieser Äußerung Goethes — die Arndt in seinem Buche: „Meine Wanderungen rc. mit dem Reichsfreiherrn Friedrich von Stein" in etwas sanfterer Form mit der Anrede „O ihr Guten! Schüttelt rc." wiedergibt — kann man zweierlei herauslesen: 1. seine Bewunderung Napoleons, in dem er ein „historisches Phänomen" von unüberwindlicher Macht erkannt hatte, und 2. den Pessimismus, mit dem er die Entwicklung und den Verlauf der Ereignisse verfolgte. Und schienen ihm die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze nicht Recht zu geben? Die Schlacht bei Großgörschen (2. Mai), Napoleons Einzug in Dresden (8. Mai), die Schlacht bei Bautzen (20. Mai), die Besetzung Breslaus durch die Franzosen, Sachsens Abfall von der Sache der Verbündeten, das Doppelspiel Österreichs — alle diese Ereignisse, die dem Waffenstillstand vom 4. Juni vorausgehen, konnten den Enthusiasmus der Jugend nicht lähmen, aber sie machten die Greise bedenklich und Goethe stand damals in seinem 64. Lebensjahre!

Weiter heißt es bei Meyer: „Die Entfremdung von dem gewaltigen Resonanzboden der vaterländischen Stimmung rächte sich. Konnte er doch sogar Mitte August in Dresden einem Freunde, Peucer, skeptisch-frivol eine Wette über den Ausgang des Krieges vorschlagen." Diese Worte kann man doch nur so verstehen, daß Goethe gewettet habe, der Feind der Deutschen, gegen dessen Gewaltherrschaft sie sich erhoben hatten, werde als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. Das wäre

Wie Goethe im Jahre 1813 eine Wette verlor.

Von **Wilhelm Rullmann, Schlüchtern.**

Es hat bekanntlich kurzsichtige Leute gegeben, die einem Goethe Mangel an deutschem Fühlen und Denken vorwarfen. Und doch gibt es in unserer gesamten Nationalliteratur kein zweites Werk, das so ganz von deutschem Geiste erfüllt und getragen ist als „Hermann und Dorothea", man müßte denn an „Goetz" oder „Faust" denken, die gleichfalls von Goethe sind, oder an die wundervollen Perlen der deutschen Lyrik, die ganz dem deutschen Empfindungsleben entnommen sind und die denselben Dichter zum ersten Lyriker der Weltliteratur gemacht haben. Glücklicherweise ist man jetzt über derartige Kindereien hinaus, aber auch in unserer Zeit hört man noch häufig mehr oder minder starken Tadel über seine Haltung im Jahre der nationalen Erhebung: 1813. Und doch war es ein Ernst Moritz Arndt, der in einem Rückblick auf die Zeit der Knechtschaft 1806—1813 gesagt hat: „Doch ragten Einige hervor aus Allen und Einer so hoch, daß er wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Goethe, der Dichter, nicht aus der Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der deutschen Vergangenheit und auf der anderen Seite ein Bild ihrer Zukunft."

Niemand hat über den Mangel an Patriotismus, den Goethe damals scheinbar an den Tag legte, härter geurteilt, als Richard M. Meyer in seinem preisgekrönten biographischen Werke. Diejenigen, die dem Berliner Professor den Preis zuerkannten, haben das Hauptgewicht auf den lichtvollen und durchaus anregenden literarisch-kritischen Teil gelegt; in der Darstellung der Lebensschicksale unseres größten Dichters hat sich Meyer zuweilen Flüchtigkeiten zuschulden kommen lassen, von denen ich nicht weiß, ob schon von anderer Seite auf sie aufmerksam gemacht worden ist. So sind die Seiten 420 und 421 (der ersten Ausgabe von 1895) in keinen guten Stunden geschrieben: Zunächst lesen wir da: „Anfangs April 1813 lagern Preußen und Russen in Weimar, am 17. April besetzen Franzosen die Stadt. Goethe ist bereits in Teplitz und trifft hier mit den Führern der Bewegung zusammen, mit dem großen Freiherrn von Stein und seinem wackeren Feldtrompeter Ernst Moritz Arndt." — Nun heißt es aber in einem Briefe Goethes an Reinhard, der aus Teplitz geschrieben wurde: „Schon frühe hatte ich mich zu meiner gewöhnlichen Reise in die böhmischen Bäder vorbereitet und alles, sowohl im Hause, als was meine Reisebedürfnisse betraf, wie sonst geordnet, aber die sonderbare und ahnungs-

pressung verziert, innen grün. Drinnen erst ein schlichtes Vorlegblatt mit Goethes Widmung:

Herrn
Director Peucer
zu frohem Erinnern
bedenklicher Tage.
Weimar d. 28 Aug. 1827. Goethe.

Dann ein zweites (das ältere) Widmungsblatt mit einfacher rötlicher Umränderung und farbiger Eckenzier, in der Mitte ebenso mit roter Tusche geschrieben:

Herren
Regierungsrath
Peucer.

— auf der gleich gehaltenen Rückseite in grüner Umrandung:

Sic fulgent littora Rheni.

Und nun reicher verziert, das Hauptblatt, umrändert mit zarten Blumenleisten, in denen Rot, Violett, Gelb und Vergißmeinnichtblau wechseln. In der Mitte aber ist ein Kreis ausgeschnitten, aus dem uns, umrahmt von einem dichten, nach Weise der Alten mit purpurnen Binden umwundenen Lorbeerkranze ein Prachtexemplar von rheinischem Ducaten anglänzt (Carol. Theodor. Elector. — 1764). Der Revers nach vorn gekehrt. Gepräge: der Rheinstrom, an seinem Ufer diesseits das Bild fröhlichster Betriebsamkeit bei der Kelter, jenseits Mauern, Dome und Schlösser. Das Alles von der strahlenden Sonne beschienen und umgeben von der ‚Legende': Sic fulgent littora Rheni. Ob Goethe Alles eigenhändig gezeichnet und gemalt, weiß ich nicht, möglich ist es. Eigenhändig aber ist die Schrift, die er nun weiter auf das Blatt gesetzt hat. Ueber der Goldmünze steht:

Rein. Frechere Wette
Verliert man nicht,
Als an der Elbe ich
Dazumalen.

Dresden d. 15. August 1813.

Und unterhalb des Siegeskranzes:

Jetzt
Da man überm Rheine ficht
Will ich mit
Rheingold
Sie bezahlen.

Weimar d. 16. Febr. 1814."

Was uns hier von Suphan beschrieben wird, ist der Dukaten mit seiner Einfassung, den Goethe infolge der verlorenen Wette an seinen

allerdings „skeptisch-frivol" gewesen. Aber so hat Goethe gar nicht gewettet. Treten wir einmal der Sache näher und untersuchen wir, um was für eine Wette es sich eigentlich hier gehandelt hat.

Stellen wir zunächst dem Leser den Freund Goethes vor, mit dem er diese Wette abgeschlossen hat. Es ist dies Herr Regierungsrat Heinrich Karl Friedrich Peucer, später Präsident des Oberkonsistoriums von Weimar, der sich mit Beihilfe Goethes auch schon mit Glück auf der Bühne versucht hatte. Er hatte ein Nachspiel zu „Ifflands Hagestolzen" verfaßt, das Goethe so gründlich bearbeitete, daß er es auch der Aufnahme in seine Werke würdigte. Die Aufführung fand am 10. Mai 1815 statt. Mit ihr wurde zur Erinnerung an den zehnjährigen Tod Schillers die szenische Darstellung der „Glocke" nebst dem Goetheschen Epilog verbunden. Auch für den im Jahre vorher verstorbenen Iffland war die Aufführung eine Gedächtnisfeier. Noch sei erwähnt, daß dem Goethe-Peucerschen Nachspiel nur die beiden letzten Akte der „Hagestolzen" vorangingen, die, wie Goethe, in dem kleinen Aufsatze „Zu Schillers und Ifflands Andenken" bemerkt, „gar wohl als ein Ganzes für sich angesehen, als eines der schönsten Erzeugnisse Ifflands betrachtet werden können". Peucer berichtet über alles dies in seinem Buch „Weimarische Blätter", und in diesem Buche finden sich auch die Mitteilungen über die seltsame mit Goethe im August 1813, also gerade vor hundert Jahren, abgeschlossene Wette.

„Es war", heißt es da, „zu Anfang 1813 — und Goethe befand sich eben im Bade zu Töplitz. Vom Großherzog (richtig Herzog) nach Dresden eingeladen, kam er dahin, um einige Darstellungen der Pariser Schauspieler mit anzusehen. Bey seinen Spaziergängen in der Stadt . . . bey seinen Besuchen von Antiquaren und Kuriositätenhändlern war ich stets sein Begleiter, und unser Gespraech wendete sich wohl auch auf die Politik. Damals war der bekannte Waffenstillstand, und es galt die Frage, ob man Krieg oder Frieden haben werde. Goethe meynte Frieden, ich sagte: Krieg! Wir wetteten im Scherz um einen Ducaten. Kurz darauf begann der Krieg."

„Ich saß", erzählt nun Peucer weiter, „im Februar 1814 ganz still in meiner Arbeitsstube, beschäftigt mit der metrischen Uebersetzung von Voltaire's ‚Semiramis', als Goethes Diener mir etwas Versiegeltes überreichte. Ich öffnete es und finde" —

Und nun lassen wir Suphan das Wort, der in seinem schon angeführten Büchlein „Allerlei Zierliches von der alten Excellenz" uns von einem Funde die nachfolgende Beschreibung gibt:

„Was Peucer gefunden hat, haben wir nun köstlich in Händen: Das Büchlein der verlorenen Wette. Ein Bändchen in rotem Corduan, die Deckel außen mit Blumenstäbchen und Eckstückchen in Gold-

1813.

Es war vielleicht politisch notwendig, daß das persönlich unschuldige Königspaar Ludwig und Marie Antoinette getötet wurden, um unzweideutig anzuzeigen, die Zeit schrankenloser Fürstenherrschaft sei vorbei und das angeblich mündig gewordene Volk regiere sich künftig selbst. Damit schien der Bestand der jungen Republik gesichert. Der Beseitigung der Dynastie folgten aber noch weitere Gemetzel, Massenhinrichtungen und Grausamkeiten, die keinen „höheren Zweck" mehr hatten, bis auch Danton fiel und Robespierre und die allgemeine Friedenssehnsucht und ein starkes Ruhebedürfnis eine Reaktion begünstigten.

Wahrscheinlich wäre damals Frankreich untergegangen und schließlich doch, von innerer Zwietracht zerfressen, eine Beute der osteuropäischen Großmächte geworden, hätte es sich nicht mit Haut und Haar einem neuen, dem größten Tyrannen verschrieben, der Ordnung machte, die schwerfälligen, altmodischen Armeen der äußeren Feinde zerschmetterte, die französische Fahne auf allen Schlachtfeldern zum Siege führte und die Landkarte Europas nach Belieben umzeichnete.

Napoleon stürzte das Direktorium und die Konsularverfassung und krönte sich selbstherrlich zum Kaiser. Geblendet von seinen kriegerischen Gewalttaten, übersieht man oft die Kulturwerke, die er schuf, und beachtet kaum, daß er das Gute und Gesunde, das der großen Revolution zugrunde lag, festhielt und über Europa ausbreitete. Er war es schließlich, der das „Mittelalter" abschließen und die „Neuzeit" mitbegründen half. Hatten schon die Schlagworte von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und die Proklamierung der Menschen- und Bürgerrechte auch am rechten Rheinufer gezündet, so daß da und dort jakobinische Gesellschaften gegen die bestehende Machtverteilung im Staate wühlten, so erregte Napoleons unerhörter Aufstieg erst recht Bewunderung unter den Deutschen, denen seit je die ebenso rühmliche wie unpraktische Eigenheit anhaftet, Bedeutendes, wo immer es sich zeigt, anzuerkennen.

Den Persönlichkeiten eines Friedrich, einer Maria Theresia und eines Josef folgten kleine pedantische Nachfahren, welche die Forderungen der Entwicklung nicht erfüllen wollten, das Wesen des notwendigen Fortschrittes nicht verstanden und endlich sogar von der Wiederherstellung der bourbonischen Mißwirtschaft träumten. Die Monarchien versumpften und die Tyrannis eines Napoleon war daher keineswegs unverdient, war in gewisser Beziehung eine Wohltat, die erst die späteren Generationen würdigen lernten. Über das Maß hinaus reichte aber sein Streben, einen Riesenstaat zu schaffen, in dem die Franzosen — in dem er als Herr gebot! Vielleicht leitete ihn die in der Geschichte stets wiederkehrende, anscheinend nicht durchsetzbare Idee, durch ein einheitlich geleitetes Welt-

Freund Peucer zu zahlen hatte. Es war leichtsinnig genug von ihm gewesen, auf den Frieden zu wetten, denn der bis 10. August verlängerte Waffenstillstand war eigentlich schon abgelaufen und jeden Augenblick war eine Nachricht über den Wiederbeginn der Feindseligkeiten zu erwarten. Tatsächlich hatte sich auch schon das Korps des Marschalls Oudinot auf Napoleons Befehl gegen die Mark Brandenburg in Bewegung gesetzt und wenige Tage später, am 23. August, fand das erste Treffen des wiederbegonnenen Krieges bei Großbeeren statt, in welchem die Franzosen von den Preußen unter Bülow vollständig geschlagen wurden.

Das also war die „skeptisch-frivole“ Wette, die Goethe in einer verhängnis- und entscheidungsvollen Zeit einging und die er verlor. Wäre eine derartige Wette zwischen einem Herrn Müller und einem Herrn Schulze abgeschlossen worden, so hätte sich niemand darum gekümmert. Aber es ist das Unglück der Könige im Reiche des Geistes, daß jede, auch noch so harmlose Handlung nach ihren Motiven geprüft und zum Gegenstande eingehender Kommentare gemacht wird. Wie man aber aus einer Wette, wie sie hier abgeschlossen wurde, den Schluß ziehen kann, daß es Goethe an Vaterlandsliebe fehlte, ist schlechterdings nicht zu begreifen. Man kann nur bedauern, daß Goethe das ungeheure Ansehen, das er genoß, und die Verehrung von Millionen nicht zugunsten der patriotischen Bewegung geltend machte, aber einem vierundsechzigjährigen Greise, der sich gerade in jenen Tagen seinen naturwissenschaftlichen Studien hingab, der als der größte Dichter und als der Patriarch der deutschen Literatur anerkannt wurde und nebenbei Minister eines Rheinbundfürsten war, kann man es nicht so sehr verargen, daß er den Ereignissen mit einiger Reserve gegenüberstand. Er selbst hat Worte der Entrüstung über den Vorwurf des Mangels an Vaterlandsgefühl gefunden, den viele ihm machten; Männer, wie De la Motte Fouqué, Varnhagen, Kieser u. a. m., die im Herbste des großen Jahres Unterredungen mit ihm hatten, haben ihn verteidigt und als echten Patrioten gerühmt. Die schönsten Worte hat im November 1813 der Historiker Luden gefunden, der am Schlusse seines Berichtes über einen Besuch bei Goethe in folgender Weise sich äußert: „Nur das Eine will ich (noch) bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.“

1813.

Es war vielleicht politisch notwendig, daß das persönlich unschuldige Königspaar Ludwig und Marie Antoinette getötet wurden, um unzweideutig anzuzeigen, die Zeit schrankenloser Fürstenherrschaft sei vorbei und das angeblich mündig gewordene Volk regiere sich künftig selbst. Damit schien der Bestand der jungen Republik gesichert. Der Beseitigung der Dynastie folgten aber noch weitere Gemetzel, Massenhinrichtungen und Grausamkeiten, die keinen „höheren Zweck“ mehr hatten, bis auch Danton fiel und Robespierre und die allgemeine Friedenssehnsucht und ein starkes Ruhebedürfnis eine Reaktion begünstigten.

Wahrscheinlich wäre damals Frankreich untergegangen und schließlich doch, von innerer Zwietracht zerfressen, eine Beute der osteuropäischen Großmächte geworden, hätte es sich nicht mit Haut und Haar einem neuen, dem größten Tyrannen verschrieben, der Ordnung machte, die schwerfälligen, altmodischen Armeen der äußeren Feinde zerschmetterte, die französische Fahne auf allen Schlachtfeldern zum Siege führte und die Landkarte Europas nach Belieben umzeichnete.

Napoleon stürzte das Direktorium und die Konsularverfassung und krönte sich selbstherrlich zum Kaiser. Geblendet von seinen kriegerischen Gewalttaten, übersieht man oft die Kulturwerke, die er schuf, und beachtet kaum, daß er das Gute und Gesunde, das der großen Revolution zugrunde lag, festhielt und über Europa ausbreitete. Er war es schließlich, der das „Mittelalter“ abschließen und die „Neuzeit“ mitbegründen half. Hatten schon die Schlagworte von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und die Proklamierung der Menschen- und Bürgerrechte auch am rechten Rheinufer gezündet, so daß da und dort jakobinische Gesellschaften gegen die bestehende Machtverteilung im Staate wühlten, so erregte Napoleons unerhörter Aufstieg erst recht Bewunderung unter den Deutschen, denen seit je die ebenso rühmliche wie unpraktische Eigenheit anhaftet, Bedeutendes, wo immer es sich zeigt, anzuerkennen.

Den Persönlichkeiten eines Friedrich, einer Maria Theresia und eines Josef folgten kleine pedantische Nachfahren, welche die Forderungen der Entwicklung nicht erfüllen wollten, das Wesen des notwendigen Fortschrittes nicht verstanden und endlich sogar von der Wiederherstellung der bourbonischen Mißwirtschaft träumten. Die Monarchien versumpften und die Tyrannis eines Napoleon war daher keineswegs unverdient, war in gewisser Beziehung eine Wohltat, die erst die späteren Generationen würdigen lernten. Über das Maß hinaus reichte aber sein Streben, einen Riesenstaat zu schaffen, in dem die Franzosen — in dem er als Herr gebot! Vielleicht leitete ihn die in der Geschichte stets wiederkehrende, anscheinend nicht durchsetzbare Idee, durch ein einheitlich geleitetes Welt-

Freund Peucer zu zahlen hatte. Es war leichtsinnig genug von ihm gewesen, auf den Frieden zu wetten, denn der bis 10. August verlängerte Waffenstillstand war eigentlich schon abgelaufen und jeden Augenblick war eine Nachricht über den Wiederbeginn der Feindseligkeiten zu erwarten. Tatsächlich hatte sich auch schon das Korps des Marschalls Oudinot auf Napoleons Befehl gegen die Mark Brandenburg in Bewegung gesetzt und wenige Tage später, am 23. August, fand das erste Treffen des wiederbegonnenen Krieges bei Großbeeren statt, in welchem die Franzosen von den Preußen unter Bülow vollständig geschlagen wurden.

Das also war die „skeptisch-frivole“ Wette, die Goethe in einer verhängnis- und entscheidungsvollen Zeit einging und die er verlor. Wäre eine derartige Wette zwischen einem Herrn Müller und einem Herrn Schulze abgeschlossen worden, so hätte sich niemand darum gekümmert. Aber es ist das Unglück der Könige im Reiche des Geistes, daß jede, auch noch so harmlose Handlung nach ihren Motiven geprüft und zum Gegenstande eingehender Kommentare gemacht wird. Wie man aber aus einer Wette, wie sie hier abgeschlossen wurde, den Schluß ziehen kann, daß es Goethe an Vaterlandsliebe fehlte, ist schlechterdings nicht zu begreifen. Man kann nur bedauern, daß Goethe das ungeheure Ansehen, das er genoß, und die Verehrung von Millionen nicht zugunsten der patriotischen Bewegung geltend machte, aber einem vierundsechzigjährigen Greise, der sich gerade in jenen Tagen seinen naturwissenschaftlichen Studien hingab, der als der größte Dichter und als der Patriarch der deutschen Literatur anerkannt wurde und nebenbei Minister eines Rheinbundfürsten war, kann man es nicht so sehr verargen, daß er den Ereignissen mit einiger Reserve gegenüberstand. Er selbst hat Worte der Entrüstung über den Vorwurf des Mangels an Vaterlandsgefühl gefunden, den viele ihm machten; Männer, wie De la Motte Fouqué, Varnhagen, Kieser u. a. m., die im Herbste des großen Jahres Unterredungen mit ihm hatten, haben ihn verteidigt und als echten Patrioten gerühmt. Die schönsten Worte hat im November 1813 der Historiker Luden gefunden, der am Schlusse seines Berichtes über einen Besuch bei Goethe in folgender Weise sich äußert: „Nur das Eine will ich (noch) bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.“

und am 16. Oktober endlich begannen die Schlachten und Gefechte um Leipzig. Die Hauptarmee der Verbündeten focht unentschieden bei Wachau, Blücher besiegte Marmont bei Möckern und am 17. Oktober versäumte Napoleon den Rückzug, während seine Gegner Verstärkung durch die Nordarmee und durch Bennigsen erhielten. Am 18. Oktober wurden die Franzosen zum Weichen gebracht und am 19. war ihre Niederlage offenkundig — Napoleon floh mit den Trümmern seines Heeres.

Fürst Schwarzenberg hatte die Völkerschlacht von Leipzig gewonnen.

Schon jetzt wäre es möglich gewesen, Napoleon für immer zu Boden zu werfen, aber die Sieger fürchteten doch noch den Tatzenschlag des todwunden Löwen. Gleichwohl schloß das Befreiungsjahr 1813 damit ab, daß das rechte Rheinufer gänzlich von den Franzosen gesäubert war, daß sich der schmachvolle Rheinbund auflöste, die früher vertriebenen Fürsten heimkehrten und der König von Sachsen, der treueste Verbündete des Imperators in Deutschland, kriegsgefangen in Berlin saß.

Mit bewundernswerter Einigkeit hatte Mitteleuropa seine Unabhängkeit wieder erstritten und Frankreich in seine alten Grenzen zurückgewiesen. Nach zwanzig Jahren der Demütigung standen die versklavten Völker auf, opferten Gut und Blut und errangen den Siegeslorbeer und die Friedenspalme. Mit Dankbarkeit müssen wir derer gedenken, die da heldenmütig starben, um Vaterland und Heimat zu retten.

Napoleons weltgeschichtliche Mission war erfüllt; Europa — obwohl seine Diplomaten darauf hinarbeiteten, die französische Revolution samt allen ihren Begleiterscheinungen als völlig überwunden hinzustellen — mußte seine staatliche und gesellschaftliche Ordnung umgestalten und den Absolutismus allmählich durch den Konstitutionalismus, der aus „Untertanen“ „Bürger“ machte, ersetzen. Vergebens mühte sich Metternich, dessen System 1848 Schiffbruch litt, der absoluten Fürstenherrschaft neuerlich Geltung zu verschaffen. Den Freiheitskämpfen gegen äußere Tyrannen folgten solche gegen innere. Eine Idee, der bisher als treibender politischer Kraft keinerlei Bedeutung zukam, gewann Einfluß. Der Nationalgedanke beherrschte das Tun und Lassen der Völker, und die Kriege des XIX. Jahrhunderts, wie auch die des angehenden XX., strebten staatliche Grenzen an, die jeder Nation ein sprachlich einheitliches Vaterland geben sollten.

So hat die Hundertjahrfeier der Völkerschlacht von Leipzig eine vielfache Bedeutung: Wir erinnern uns der Siege über Napoleon, die Frankreichs Maßlosigkeiten eindämmten, wir erinnern uns der Geburtsstunde unserer liberalen Verfassungen, die — hielten sie auch nicht alles, was man von ihnen erhoffte — eine fortschrittliche Entwicklung begünstigten, und wir erinnern uns der Belebung der Nationalidee, die dem öden wirtschaftlichen Materialismus entgegenwirkt.

P. L. M.

reich den ewigen Frieden auf Erden zu gewährleisten. In der Verfolgung dieser Idee trübte sich sein Blick für das Erreichbare und er mußte zugrundegehen. Deutschland, Italien, Spanien und Holland waren ihm untertan, England dagegen ließ sich nicht beugen und Rußland wahrte diplomatisch-klug seine Selbständigkeit. Da gab ihm der Cäsarenwahnsinn den gefährlichen Gedanken ein, das Zarenreich mit Waffengewalt zu unterwerfen und Britannien in Indien anzugreifen . . . Mit seiner bisher unbesiegten Armee und von den bezwungenen Hilfsvölkern unterstützt, wagte er den Argonautenzug, trieb die Russen vor sich her, eroberte Moskau und wurde von Schnee und vom Eis und von der Unermeßlichkeit des Raumes, durch den er wie ein Abenteurer marschierte, bezwungen.

Das mißglückte russische Wagnis raubte dem Imperator den besten Teil seines Nimbus, die Sage von seiner Unbesieglichkeit wurde als Übertreibung erkannt und die Nationen, die er knechtete, erhoben sich einhellig, um das brutale Joch abzuschütteln.

Der Freiheitskrieg begann. Die Initiative dazu ergriff Preußen, das, am furchtbarsten bedrückt, die Fremdherrschaft am glühendsten haßte. Geniale Männer hatten seit Jahren an der inneren Kräftigung des verelendeten Staates gearbeitet und jetzt gab York durch eine kühne Tat das Zeichen zur Erhebung, die Massen jubelten ihm zu und König Friedrich Wilhelm erließ am 3. Februar 1813 den berühmten Aufruf an sein Volk. Eine Begeisterung ohnegleichen, eine wahre Aufopferungswut ermöglichte es den Heerführern und Staatsmännern, eine Armee auszuheben und auszurüsten, die wohl das Zeug hatte, zu siegen. Napoleons Gegner einigten sich: die Deutschen, die Russen, die Schweden; und England stellte Subsidien in Aussicht. Aber auch der Imperator, dessen Heer eben erst auf den Eisfeldern zusammengebrochen war, rüstete — rüstete mit jener Großartigkeit, die ihm eigen und die ihm nach der russischen Niederlage niemand zugetraut hatte. So war er seinen Feinden, die sich zumeist nur langsam entschlossen, anfangs der Zahl nach überlegen und die Schlachten, die man einander lieferte, brachten bald den Alliierten, bald den Franzosen Erfolge: Möckern, Großgörschen, Königswartha, Bautzen, Luckau usw. Doch fielen keine endgültigen Entscheidungen, und erst als die Verbündeten über eine, allerdings nicht sehr bedeutende numerische Übermacht verfügten, kam es zum großen Ringen, das über das politische Schicksal Europas bestimmte. Nach neuerlichen Kämpfen mit wechselndem Ausgang, in denen sich der Haudegen Blücher hervortat, verloren die Alliierten die Schlacht von Dresden, was leicht hätte verhängnisvoll für sie werden können, aber das sie verfolgende Korps Vandamme wurde von Nollendorf angefallen und aufgerieben. Die Franzosen unternahmen Vorstoß auf Vorstoß, die alle nicht ihr Ziel erreichten — Luft zu gewinnen, den Feind zu entmutigen —

Auf eine Rundfrage über den Weltfrieden. Solange es in der Welt streitlustige Leute, angriffslustige Völker gibt, muß es auch Wehr und Verteidigung geben — und das ist der Krieg. Dem Weltfrieden müßte also eine allgemeine, tiefsittliche Kultur vorausgehen, dann aber auch der Glaube, daß er überhaupt möglich ist. Ohne Glauben kein Wille, ohne Willen keine Kraft.

In unserem lieben Österreich hebt jetzt eine Volksbewegung an, zur Aussöhnung der Nationalitäten. Eine Sehnsucht nach Frieden. Wie? Volksversöhnung? Ha, ha! Ringsum grell auflacht der Skeptizismus. Der lacht immer höhnisch, so oft ein großes Werk vollführt werden soll. Und es wird doch vollführt. Der Verneiner ist ein schlechter Knecht, er kann und tut nichts, als den Voranschreitenden das Bein stellen. Aber der Bejaher ist Arbeiter, ist Könner, ist Schöpfer, wird Herr der Welt.

Mag ja sein, daß es Elemente gibt, die den jetzt wütenden Völkerhaß für ihre Zwecke brauchen. Aber das gesunde Leben ruft nach Frieden und hebt an, immer zuversichtlicher zu glauben, daß er möglich ist. Die Sehnsucht ist Mutter des Glaubens, der Glaube ist Vater des Werkes. Wenn wir eine wohlwollende Annäherung unserer Völker wünschen und glauben, so geschieht sie. Ich denke da nicht an einen politischen „Ausgleich", der kommt später dran. Zuerst müssen die Menschen eine freundliche Gesinnung zueinander haben. Die ist möglich, auch wenn wir politisch noch nicht einig sind; die ist möglich, auch wenn jede Person fest und treu zu ihrer Nationalität hält. Als wir unsere große deutsche Schutzstiftung schufen, ist immer und immer gesagt worden, daß es keine Trutz-, nur eine Schutztat für uns sein soll. Wir finden es in Ordnung, wenn auch unsere österreichischen Nachbarsvölker solche Schutzwerke für ihren nationalen Bestand haben. Jedes Volk soll auf seiner Scholle sein Volkstum wahren, seine Sprache, seine Sitten, sein Herkommen aus der Vorzeit, so wie jeder Bürger in seinem Hause seine Familientradition pflegt, ohne vom Nachbar daran gehindert zu werden. Geht er aber ins Nachbarhaus, so wird er sich den Sitten dieses Hauses zu fügen haben. Wandert ein Deutscher ins Land der Slawen ein, so wird er sich dort anbequemen müssen und siedelt sich der Slawe auf deutschem Gebiete an, so wird er deutsche Art und Sprache anzunehmen haben, wie es ja vorzeiten in unserem Reiche auch so gewesen ist. Wie viele gute Deutsche bei uns tragen slawische Namen und wie mancher brave Tscheche oder Wende oder Italiener hat deutschen Namen. Also jedes Volk daheim auf seiner historisch gewordenen Scholle. Jeder Nationale in seinem Land daheim, oder im Nachbars-

Heimgärtners Tagebuch.

Vor 1813 muß auch der Friedensfreund Halt machen und das Recht des Schwertes sehen. In jeder Familie soll eine Rute sein, in jedem Hause ein Gewehr, in jedem Staate ein Schwert. Deshalb braucht das Kind noch nicht geschlagen, der Nachbar nicht getötet, der Nachbarsstaat nicht angegriffen zu werden. Das Wort muß unter Umständen einen drohenden Finger haben, das Recht seinen Schutz und das Unrecht seinen Untergang. Nicht bloß Unrecht tun, auch Unrecht leiden ist Sünde, weil die Duldung das Unrecht noch immer stärker macht.

Hätten die Germanen Vasallen des wahnsinnigen Korsen bleiben sollen? Des Wahnsinnigen, der Ost und West, Süd und Nord, alle Massen und Rassen mit dem Schwerte unter ein Dach zusammenzwingen wollte! — Selbst die Franzosen ästimieren den freien Germanen, während sie den unfreien verachtet hatten. Und wir selbst, müßten wir uns nicht tötlich verachten, wenn wir unser Hausrecht dauernd hätten schänden, unserer Väter Eigenart und Gesittung hätten vernichten lassen? Ich begreife nicht, wie man auch nur davon sprechen kann, daß damals die deutsche Friedensliebe sich nicht hätte widersetzen sollen! Ist es denn nicht sonnenklar, daß nur der Angreifer den Frieden bricht, der Verteidiger ihn wieder herstellen will? Wehe den Versehrenden, Heil den Sichwehrenden!

Keine größere Sehnsucht hat mich durchs Leben begleitet als die, nach Frieden auf Erden. Und doch schreie ich es hinaus in mein Volk: Nicht wegwerfen das Schwert, solange wir bedroht sind! — Wir haben zu große Ursache zum Mißtrauen. Alle gleichzeitig abrüsten, hüben und drüben — ja, wenn das möglich wäre! Und es wird möglich sein, es muß möglich sein, wenn die Völker nicht von ihren eigenen Kanonen erdrückt werden sollen. Aber anfangen kann keiner allein, anfangen an dem internationalen Friedenswerk müssen alle zugleich. Denket einmal nach, wie das zu machen wäre. Den Nobelpreis für den besten Vorschlag. Übrigens, wem die beste Idee dazu kommt, der tut's auch umsonst. Geniale Offenbarungen haben nie was gekostet, als etwa — das Leben. —

Heute haben wir die Zeit zu preisen, die uns vor hundert Jahren Freiheit gab, die Helden zu ehren, die sie errungen haben. Daß wir dann das blutig Errungene im eigenen Hause wieder verloren, um es neuerdings erkämpfen zu müssen, ist eine weitere Mahnung, den Wachposten nicht zu verlassen.

Die für das Vaterland sterben, ehren wir am besten, wenn wir für das Vaterland leben.

als das Vermögen, das einer ererbt oder errafft hat. Und auf welche Weise das Vermögen verdient worden ist, danach wird oft schon kaum mehr gefragt. Diese Sucht nach dem Besitz möglichst großer Geldmittel droht alte und ehrwürdige Begriffe zu verschieben. Dinge, die früher nicht als ‚fair' oder besser gesagt nicht als ‚anständig' galten, werden stillschweigend geduldet; dem hitzigen Gelderwerb wird alles geopfert. Die alten Ideale, ja selbst Ansehen und Ehre der Nation können in Mitleidenschaft gezogen werden; denn zum ungestörten Geldverdienen braucht man Frieden, Frieden um jeden Preis."

Daß die unheimliche Erscheinung, die einem manchmal schon die Freude am deutschen Volke trüben könnte, an solcher Stelle erkannt und gerügt wird, ist ein gutes Zeichen. — Um jeden Preis Frieden? Nein, um den Preis der Menschenwürde nicht.

Die Gedanken, die im Lauf der Stunde durch ein Menschenhaupt flattern — wenn man sie mit Films fixieren könnte! Es wäre für den Beschauer die Verworrenheit eines gestörten Ameisenhaufens. Das zuckt auf, unwillkürlich, gleichzeitig vielfach und schwirrt durcheinander; die schwächeren Aufdämmerungen werden abgestoßen, erstickt; die stärkeren ringen miteinander, gestalten sich, ordnen sich und machen sich bereit zum Worte oder zur Tat. — Uns selbst wird kaum bewußt, was im Haupte vorgeht, und deshalb kann mancher Mensch so gar nicht haushalten mit seinen Gedanken. Am wenigsten in Gesellschaft, wo stets gesprochen wird. Er wartet nicht ab, bis sich der Gedanke geklärt hat, bis dieser durch die daneben wachende Vernunft kontrolliert worden ist — kaum daß irgendetwas flüchtig aufdämmert, spricht er es aus, spricht unfertiges Zeug, spricht Spreu statt Korn. Es gibt Leute, die für sich allein ruhig, klar und richtig denken und sinnen können, in Gesellschaft aber nicht die Sammlung haben, geklärt zu denken, in sorgfältiger Auswahl zu sprechen. Sie sagen alles heraus, was augenblicklich und zufällig durch den Kopf läuft und werden Schwätzer. Und richten ohne jede böse Absicht oft Unheil an.

Wir überlegen die Gedanken, bevor wir sie aufschreiben oder gar drucken lassen. Wir sollten sie auch überlegen, ehe wir sie aussprechen. Wenn wir jedes Wort, das gemacht wird, so hielten, als stünde es unter dem Eide — es wäre anders in der Welt. Das viele Übel, das wir untereinander stiften, entspringt weit seltener einer bösen Absicht als der Leichtfertigkeit mit dem Worte.

Einen Landmann, der um ein paar Schuljahrgänge zu viel und um ein paar zu wenig in sich hatte, hörte ich so sprechen: „Da redet

land zu Gaste, bis er sich in diese andere Nation einlebt. — Das kommt mir so selbstverständlich vor, so sich ohne Zwang und Feindseligkeit vollziehend, daß ich nicht einsehe, weshalb es unmöglich sein soll. Und sind erst die Kapricen der nationalen Ausdehnung und Bekriegung überwunden, so daß man's nicht mehr mit dem „verfluchten Böhm“, dem „verdammten Katzelmacher“, dem „elenden Deutschen“ zu tun hat, die einander fortwährend verdrängen wollen, dann stehen sich wieder die Nachbarn, die Staatsbürger, die Menschen gegenüber und es zeigt sich, daß zwischen gesitteten Deutschen und Slawen und Romanen kein großer Unterschied ist.

Zu dieser Erkenntnis müssen wir kommen, in ihr keimt der Friede.

Treue Pflege des eigenen Volkstums in der Heimat, Achtung und freundliche Gesinnung den Nachbarvölkern — das zu erreichen wird in Kulturländern doch kein Hexenstück sein! Die Schule, die Zeitungspresse, die Literatur werden ihre Bedeutung und Würde besonders auf diesem Felde der Völkerversöhnung zu suchen haben, und der Kirche wird man's nicht verkennen, wenn sie alle Völker der Erde für christlich gleichberechtigt hält, insofern sie jedem Volke das Seine unparteiisch zugesteht und schützen hilft.

Sollte in Österreich nicht aus nationalen Männern der Völker ein internationaler Volksrat zusammentreten, um eine Annäherung der Völker in diesem Sinne einzuleiten, besonders auch, um die jetzigen nationalen Ländergebiete gesetzlich festzulegen? — Dieser Vorschlag erinnert zwar an den jenes Mannes, der die vollkommene Nächstenliebe gesetzlich erzwingen wollte. Es ist aber doch was anderes. Was wir Friedenssehnsüchtigen wollen, das geht nicht gegen die menschliche Natur, nicht gegen den persönlichen Egoismus; es ist vielmehr ein unermeßlicher Segen für den einzelnen, für sein Volk, für alle Völker — es ist der Friede.

Ich weiß keinen andern Rat, um ihn zu suchen, zu finden, als das Aufgeben der Trutzpolitik, als ein gütiges Sicheinandernähern. Wer besseren Rat weiß, er sei willkommen!

In dem Buche des deutschen Kronprinzen lesen wir folgendes: „Seit dem letzten großen Kriege hat Deutschland eine Periode wirtschaftlichen Aufschwungs hinter sich, die fast etwas Beängstigendes an sich hat . . . Nun soll gewiß nicht undankbar verkannt werden, daß ein hoher wirtschaftlicher Aufschwung viel Gutes schafft. Aber die Schattenseiten dieser allzu raschen Entwicklung treten vielfach peinlich und drohend hervor. Schon hat die Bewertung des Geldes bei uns ein Gewicht gewonnen, das man nur mit Sorge beobachten kann. Die tüchtige Leistung als solche gilt heutzutage leider häufig schon weniger

kosten lassen will, könnte man doch lieber etwas einem gemeinnützigen Zweck zuwenden, als den Telegraphisten mit Arbeit zu überlasten, die durch eine Briefzeile einfacher geleistet werden kann. — Also, warum telegraphiert man?

Ob es statt der telegraphischen, selbst brieflichen Höflichkeitskundgebungen zum neuen Jahr, zu Geburtsfesten, Hochzeiten usw. nicht eine andere, eine bessere Art gebe, seine freundschaftliche Gesinnung auszudrücken? Z. B. ein Kinderschutzverein gibt Glückwunschkarten aus, das Stück zu 20 Heller. Der Glückwunschbeflissene kauft eine, schreibt auf die Rückseite die Adresse, klebt eine Postmarke zu 3 Heller darauf und schickt sie als Gratulation. Diese Sitte, allgemein eingeführt, könnte eine ergiebige Quelle des Wohltuns werden.

Als der Bischof mit der Kirche fertig war, inspizierte er auch den Dorfpfarrhof. Im Schlafzimmer des Pfarrers sah er zwei Betten, dazwischen stand eine spanische Wand.

„Herr Pfarrer", fragte der Bischof, „wer schläft da im zweiten Bett?"

„A, weiter nix, bischöfliche Gnaden", sagte der Pfarrer, „nur meine Häuserin".

Der Bischof zog die Brauen hoch: „Ihre Häuserin? Und was machen Sie, Herr Pfarrer, nachts, wenn die Versuchung kommt?"

„Da tun mer die spanische Wand weg."

Solche Spitzgeschichteln gewinnen ihren richtigen Humor, wenn man sie von katholischen Geistlichen selbst erzählen hört. Mit diesem Humor setzen sie sich hinaus über den Spott der Welt und benehmen ihm das Giftige. Wie oft bin ich von der klerikalen Presse wüst zerzaust worden solcher Anekdoten wegen, so ich in heiterer Gesellschaft aus dem Munde von Priestern gehört hatte, die einen Spaß verstehen und die gleiche Fähigkeit bei anderen voraussetzen. Zu den Pfarrersköchinnen-Geschichten lachen sogar die frömmsten Leute — sofern sie sich nicht getroffen fühlen.

„Dirndl, ich möcht' dir ein Bußl geben", sagte er.

„Oho, Bübel, das ist gefährlich", sagte sie.

„Warum soll denn das gefährlich sein, es beißt ja kein's von uns zweien!" sagte er.

„Probier's nur", sagte sie.

Und als er probieren wollte, schob sie ihn mit beiden Armen von sich.

Da dachte er: Am Abend, wenn es dunkel wird! Um solche Stund' schlich er hin, um sie ein wenig zu küssen auf die weichen

man alleweil von der vierten Dimension. Es gibt doch sechs Dimensionen, nach denen ein Raum sich ausdehnen kann. Ich, der Mensch, bin Mittelpunkt. Da habe ich nun ein Rechts und ein Links und ein Vorn und ein Hinten und ein Oben und ein Unten." — Diese Wahrheit hätte der Mann allerdings auch ohne Schule gewußt, aber für den philosophisch-mathematischen Begriff der Dimension hatte er noch um ein paar Hosen zu wenig auf der Schulbank zuschanden gewetzt. Übrigens wird er als Bauer besser seine sechs Dimensionen brauchen können als die drei der Schule.

Ein Schulinspektor hat mir gesagt, daß Kinder der Hintergegenden, der entlegenen Bergtäler in der Schule nicht bloß die gesittetsten, sondern auch weitaus die aufmerksamsten, die talentiertesten und erfolgreichsten seien.

Wie erklärt man sich das? Vielleicht dadurch, daß der enge Gesichtskreis des einsamen Lebens auf die Kinderseelen weniger zerstreuend und verflachend wirkt. Die Armut zwingt frühzeitig zur Arbeit, die Arbeit macht kernhaft und ernsthaft, spannt Sinn und Gedanken auf den bestimmten Gegenstand; es sind die Ergötzlichkeiten nicht vorhanden, welche die Empfindungen und Gedanken auseinanderjagen könnten, und so gewöhnen die Kinder sich eine Sammlung an, die ihnen bei Erfassung der Lehrgegenstände zustatten kommt.

Es ist ja auch im späteren Leben für den Menschen nicht so sehr Intelligenz und Talent maßgebend, als vielmehr Sammlung, Fleiß und Beständigkeit; und diese kraftgebenden Eigenschaften gedeihen in Enge und Armut besser als dort, wo allerlei Mittel zu Spiel und Zerstreuung täglich hundert verschiedene Eindrücke, Wünsche und Leidenschaften aufwecken.

Zudem haben einsame Heidegegenden und Alpentäler noch andere Einflüsse auf das Kind, die es dem Stadtkinde, Herrenkinde gegenüber in Vorteil setzen. Ich werde einmal versuchen, sie aufzuzeigen.

Ich wundere mich, daß bei Glückwünschen das Telegraphieren vorgezogen wird dem intimeren, persönlichen Schreiben. Warum das? Weil man sich beim Telegraphieren kürzer fassen kann? Das kann man auch im Briefe. Oder weil die Depesche schneller geht als der Brief? Der Brief kann doch um einen Tag früher abgehen; es zeigt von mehr Teilnahme, wenn man's vorbedenkt, als wenn's einem erst im letzten Augenblick einfällt, daß man glückwünschen soll. Oder weil das Telegraphieren bequemer ist? Dem Freunde zulieb sollte man sich doch auch eine kleine Unbequemlichkeit gefallen lassen. Oder weil das Telegraphieren kostspieliger ist? Wenn man sich um den Zubeglückwünschenden was

schreiben, damit der auch richtig würde. Dann reiste er ab nach Graz und wieder in sein Heimatland. Später treffen noch einige Briefe mit Fragen von ihm ein, ich beantworte auch die, ohne eigentlich zu wissen, wozu. Der Mann hieß A. Bulliod. Meine Freunde erzählten, daß er auch mit ihnen in Briefwechsel stehe. Sie wußten, daß er außerordentlicher Professor an der Lyoner Universität sei und manches gelehrte Werk über Literatur geschrieben habe. — Nun war es im vorigen Frühjahre, daß Vulliod mir aus dem südlichen Frankreich schrieb, das Werk sei endlich fertig. Kurze Zeit hernach traf sein über 500 Druckseiten starkes, französisch geschriebenes Buch ein: Pierre Rosegger, L'Homme et l'oeuvre par A. Vulliod. Paris, Felix Alcan. 1912.

Und nun kam die viele Monate lange Buße dafür, daß ich einst in der Handelsakademie das Französisch ganz vernachlässigt hatte. Von allerlei Seiten hörte ich von der Vortrefflichkeit und Gediegenheit des französischen Werkes, ich sah es täglich liegen auf meinem Tisch und — konnte es nicht lesen. — Der Büßer wurde nach einem Jahre begnadigt. Am siebzigsten Geburtstag überreichte mir mein Verleger die deutsche Übersetzung des Vulliodschen Werkes.

Und nun kamen Tage des Staunens. Das Buch hat ja seine kleinen Unrichtigkeiten, wie jedes auch noch so gewissenhafte Biographiewerk; die großen Unrichtigkeiten findet man gewöhnlich in den Autobiographien. Im ganzen ist dieses Werk aber so, daß ich wiederholen muß: der Franzose hat den Deutschen, den Steirern und — mir selber mich erst entdeckt. Manches, was hier klar steht, war mir vielleicht empfunden, aber nicht bewußt. Schon im biographischen Teil gibt es Dinge aus meinem Leben, die ich entweder nie gewußt oder vergessen hatte. Der Verfasser muß für sein Studium viele andere und verläßliche Quellen gefunden haben, besonders freilich auch in Briefen, die ich seit 50 Jahren an viele Freunde und Bekannte geschrieben, welche unbeabsichtigt wesentliche Daten enthalten, an die ich mich längst nicht mehr erinnerte. Meine bisherigen Biographen haben Vortreffliches geleistet. Ihre Werke sind fein und volkstümlich im besten Sinne, ein rein wissenschaftliches hat hier der Gelehrte geschrieben.

Der zweite Teil Vulliods behandelt Dichtung und Weltanschauung. Er hat die Gründlichkeit des Deutschen und den Esprit des Franzosen. Der größte Wert liegt in den eigenen philosophischen Gedanken des Verfassers, mit denen er meine Schriften erklärt, vertieft und vervollständigt. Und zwar in einer so schlichten, sich anschließenden Weise, daß seine Person völlig in den Hintergrund tritt. Professor Vulliod muß ein grundgütiger Mann sein, das sehe ich nicht bloß dort, wo er mich als Menschen und Dichter so hoch einschätzt, sondern fast noch mehr dort, wo er zu tadeln hat, den Tadel aber so freundlich zu verstecken weiß, daß

Lippen. — Dann geschah es so, wie es mit jenem Kinde geschehen war. Das ging an den Bach, um am seichten Rand sich die Füßchen zu baden. Das war so lau und lind. Das Kind stieg immer tiefer und tiefer hinein. Da legte es der tiefe Bach mit sanfter Gewalt um und trug es davon . . .

„Ist das der ‚Heimgarten'?" wird unser Leser ausgerufen haben, als er dieses Heft sah. „Ist das unser alter Heimgarten?"

Ja freilich ist er's, und ein rechtes Glück, daß er alt ist, sonst könnte er sich nicht verjüngen. Ein Garten ist jährlich einmal alt, um sich jährlich zu verjüngen in millionenfachen Formen. Auch der unsere hat sich jährlich verjüngt, wer nachsehen will in seinem Blätterwerk. Und wenn wir ihn — weil er ja eine Seele hat — mit einem Menschen vergleichen, so zeigt es sich zwar, daß er sich nie nach der Mode trug. Doch alle Menschenalter einmal einen neuen Rock, das wird's wohl tragen. Ans wirkliche Altwerden denkt unser „Heimgarten" noch lange nicht; und schon gar jetzt in seinen besten Jahren macht er die Augen auf in die Zeit hinein, sieht, was ihr nottut, und hat die Absicht, mit junger Freude und frischer Kraft einzusetzen in neuen Formen, aber in alter Gesinnung.

Das heimatliche Alpenland, wie es das alte Umschlagbild andeutet, wird auch weiter unseren Garten beschützen und beleben, und die beiden Frauen, die mit dem Rocken und die mit der Lyra, werden auch fürderhin züchtig und fröhlich im „Heimgarten" hausen und bauen. Und auch manche ihrer Musenschwestern aus der weiten Welt wird gerne bei ihnen zu Gaste sein.

Nachdem ich fast ein halbes Jahrhundert lang in meinem Vaterlande öffentlich tätig gewesen bin, nachdem ich beobachtet und beschrieben worden bin von allen Seiten, nachdem meine Volksgenossen zutreffende und unzutreffende Endurteile über mich gefällt haben, bin ich den Deutschen erst entdeckt worden, und zwar — von einem Franzosen. Daraus erhellt, daß man populär sein kann, ohne entdeckt worden zu sein. Übrigens sage das vom Entdecktwordensein durch den Franzosen nicht ich, sondern manche Zeitungsblätter; sie werden damit die wissenschaftliche Würdigung meinen, die andere ist mir wohl schon längst zuteil geworden.

Vor etwa vier oder fünf Jahren kehrte in meinem Landhause ein Besucher aus Frankreich zu, der gut Deutsch sprach und ein paar Tage in meiner Waldheimat herumgegangen war. Er interessierte sich für meine Arbeiten und stellte etliche Fragen an mich, die ich ihm kurz beantwortete, in der Meinung, er wolle irgendeinen Aufsatz über mich

Diesen seit Jahren in mir herumgetragenen Wunsch habe ich gelegentlich ausgesprochen — und was geschieht? Mein Verleger, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, spendet 1000 Stück „Waldschulmeister“ für genannte Zwecke. Und andere Freunde leiten in Deutschland und Österreich heimlich eine Sammlung ein und überraschen mich zu meinem Siebzigsten mit einer Summe von 12.000 Mark, deren Zinsen zum Ankauf von gemüts- und geistesbildenden Büchern für Kranken- und Armenhäuser und auch für Strafanstalten verwendet werden sollen.

Ich hoffe, mein Plangen, diesen Armen auf solche Weise Stunden zu verschaffen, in denen sie ihr Elend vergessen, ist nicht zu idealistisch, um durchgeführt zu werden. Bei manchem unter ihnen, etwa den Sträflingen, ist ein Buch freilich wohl das letzte, was sie wünschen; sie würden an ihm eher eine ungesetzliche Strafverschärfung als etwas anderes erblicken. Aber ich weiß, daß es viele, sehr viele gibt, die in ihrer traurigen Zeit gern etwas zu lesen hätten, was Heiteres, Tröstendes, das sie — die sonst Verlassenen — freundlich mit dem Leben verbindet.

Die Verwaltung des Kapitals sowie seinerzeit die Auswahl der Bücher ist einem Aufsichtsrat überlassen, der nicht meine Adresse führen wird, weil ich persönlich mich mit der Sache nicht befassen kann. Die Stiftungssumme liegt in einer Hamburger Bank. Wir warten die ersten Zinsen ab, dann wird Näheres bekanntgegeben werden.

Bisher liegen mir in dieser Sache zwei gelegentliche Gutachten vor. Ein Krankenwärter befürchtet die Ansteckungsgefahr der im Spital von Hand zu Hand gehenden Bücher. Ein Kerkermeister sagte: „Lederadur! Hörts mir auf! Ich laß meine Leut nit verderben!“

Nun, diese Einwände dürften unschwer zu widerlegen sein

Abblasen! Ich kann nicht mehr. Die einlaufende Post, ich kann sie nicht bewältigen. Schon seit langem vermag ich die Briefe nicht mehr alle zu lesen, noch weniger sie zu beantworten. Es wird mir nichts anderes übrig bleiben, als die Zuschriften, Pakete usw., uneröffnet zurückgehen zu lassen. Man hat mich auch viel zu einflußreich, zu bereitwillig vorgestellt. Selbst der Mächtigste wäre nicht imstande, auch nur den hundertsten Teil der Anliegen zu schlichten mit denen man sich aus nah und fern an mich wendet. Dazu bin ich alt, leidend, müde, habe meine eigenen Sorgen, meine Berufspflichten, in denen allein ich meine Lebensaufgabe sehe. Und ein bißchen Ruhe in der Feierabendzeit hätte ich auch noch gern gehabt. Also Verzeihung, wenn ich persönlich nicht helfen, nicht einmal die Zuschriften beantworten kann. Am besten wäre es freilich, mir zu solchen Unarten keinen Anlaß zu geben.

---

ihn nur der Schuldige merkt. — Und also hat hier ein Gelehrter in seinem Optimismus ein Werk geschrieben über einen Optimisten, hat aus meinen Schriften, Briefen und Aussprüchen einen einheitlichen Charakter aufgebaut, der so bedeutend ist, daß ich die Ehre, ihm meinen Namen leihen zu dürfen, als das außerordentlichste Glück empfinde.

Gewiß sind es meine Absichten, die Bulliod so glänzend hervorhebt und die seinen Idealen nahestehen werden, weil er sie mit solcher Liebe hegt und schildert. Diese Übereinstimmung eines deutschen und eines romanischen Herzens ist der entzückende Beweis, wie innig sich verschiedene Völkerschaften verstehen können, wenn sie sich selber fragen. Während in Frankreich das Buch eifrig gelesen werden soll, merkte ich gelegentlich meines Siebzigsten, daß auch viele deutsche Beurteiler mich mit den Augen meines französischen Biographen sehen, von einem Gesichtspunkte aus, der ihnen bisher entgangen war. Der deutsche Übersetzer, M. Necker, ist wohl schon vorwegs mit diesem Standpunkt vertraut gewesen, weil er es so verständnisvoll und klar in unsere Sprache gelegt hat.

Es vergeht kaum eine Woche, ohne daß ich ersucht werde, für irgendwen oder für irgendwas Geldsammlungen zu veranstalten. Viele glauben, wenn ich bitte, so sind die Leute zum Geben bereit. Es ist aber umgekehrt: Ich bitte nur, wenn die Leute durch Zeitumstände zum Geben bereit sind. Man kann nur ernten, wenn das Korn reif ist. Wenn man bei besonderen Slawenvorstößen für den Deutschen Schulverein sammelt, so bekommt man viel Geld. Wenn man im Hochsommer für arme Leute auf Winterkleider und Wärmstuben sammelt, so bekommt man nichts. „Es ist eh schön warm."

Auch ist es nicht gut, wenn immer einer und derselbe sammelt. „Dieser Klingelbeutel-Peter soll uns einmal in Ruh' lassen!" schrieb mir gestern einer. Ich kann ihm nicht böse sein.

In den Spitälern, auch in Gefängnissen kann man bisweilen die Klage hören: Wenig zu essen! Mir hat diese Klage nie das Herz zerbrochen; bei Kranken ist großer Appetit immer ein gutes Zeichen, und einem, der etwa Brot gestohlen, schadet ein bißchen Hunger auch nicht. Aber den Mangel an geistiger Nahrung habe ich in Kranken- und Armenhäusern, beziehungsweise auch in Strafhäusern oft bedauert. Die Zeit des Rekonvaleszenten und des armen Feierabendhaltenden und wohl auch des Büßers wäre so geeignet für ein wenig Geistes- und Gemütsanregung. Passende Bücher! Tröstende, erhebende Bücher. Ein bißchen Sonnenschein aus dem Lichtreiche guter Geister. Bücher für arme unglückliche Menschen.

Boden hat, in den Arbeiter- und Industrievierteln dagegen von Tag zu Tag zurückgeht. Die von der anthropologischen Gesellschaft aufgestellten Statistiken weisen ferner nach, daß die Blonden zwar auf dem Lande lange leben und fruchtbar sind, daß aber in den Industriezentren ihr durchschnittliches Lebensalter dem der Braunen nachsteht; sie sind weit weniger fruchtbar, werden leichter von Krankheit befallen und leiden unter einer großen Kindersterblichkeit. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß der angelsächsische Typus im ländlichen Leben noch prächtig gedeiht, im industriellen Leben dagegen jämmerlich zugrunde geht. Man hat also folgenden Widerspruch: die angelsächsische Rasse hat den Industrialismus ins Leben gerufen und der Industrialismus verschlingt jetzt die Rasse, die ihn geschaffen hat. Auch in der amerikanischen Gesellschaft ist dieser Niedergang der Blonden und dieses gewaltige Anwachsen der Braunen beobachtet worden . . ."

Der „Hammer" bemerkt hierzu, die ganze Umwelt des modernen Lebens, besonders in Großstadt und Industrie, sei dem germanischen Wesen so schlecht wie möglich angepaßt, und so könne der Germane darin nicht gedeihen. Der germanische Mensch brauche zu seinem Gedeihen viel Spielraum, viel Luft und Licht; er sei der Mann des freien Feldes, des Waldes und des weiten Meeres; in engen Verhältnissen kranke und verkümmere er. Während der Mongole in luft- und lichtlosen Kellern hausen könne, vergehe der Germane dabei. Darum sei die Großstadt und die Fabrik sein Grab.

So weit entnehmen wir dem „Türmer". Das Sichverfärben der Haare in solchen Kulturverhältnissen müßte ja nicht unbedingt auf das Sterben der Rasse schließen lassen. Indessen glauben wir, daß in Stadt und Fabrik nicht bloß die blondhaarigen, sondern auch die dunkelhaarigen Geschlechter allmählich zugrunde gehen.

Gedanken.

Von Oskar Glaser, Wien.

Schonung ist bloß Kenntnis der Dinge, Achtung aber ist Erkenntnis.

*

Wer lehrt, der gibt sich selber preis, wer unterrichtet, gibt das Objekt preis.

*

Nirgends kommt das Individuelle eines Menschen so sehr zutage wie bei dem Versuche, sich zu verantworten.

*

Von der Menschheit kann man zu den Menschen gelangen, aber nicht umgekehrt.

*

Der Habgierige sieht nach vorwärts, der Geizige nach rückwärts.

*

Egoismus der Liebe: Ich bin ein Ich in dir, du bist ein Ich in mir.

*

Die stille Kritik, die wir üben, entschädigt uns für die laute Kritik, die wir erfahren.

*

Das Große geht nur für den Kleinen zugrunde. Für den Großen besteht es fort.

Kleine Laube

Meinem Peterlein zu seinem Siebzigsten.*

Von K. K.

Ich bin ein altes Mägdelein,
Weit älter noch als zehnmal sieben,
Doch hab' ich mir die Kraft zu lieben
Erhalten und den Jugendschein.

So komm' ich heute, Peterlein,
Mein Ritterlein, mein altes, treues,
Und möchte gerne etwas Neues
Leis flüstern dir ins Ohr hinein.

Was Neues? Ach, du lachst mich aus,
Dir ist's ein Altes ja schon lange;
Du weißt es ja, es ist im Schwange
Schon längst in jedem deutschen Haus.

Nun, damit machst du mich nicht scheu,
Denn, wenn's auch alt ist, was ich sage,
So wird es doch mit jedem Tage,
Mit jeder Stunde wieder neu.

Doch, wär' es auch so alt wie ich,
Heut' müßt' es dennoch aus der Kehle:
Ich bin des deutschen Volkes Seele
Und sage dir: Ich liebe dich!

Das Sterben der Blonden.

Ja, sie sterben aus, die Blonden, wenn die römische „Tribuna" recht berichtet ist. „Die angelsächsische Rasse", liest man dort, „die schöne Rasse der blonden Giganten und der amazonenhaften Frauen, aus der die Kriegshelden, die Pioniere und Idealisten der modernen Zivilisation hervorgingen, die sich auf allen Kontinenten festsetzte und jedem von ihnen ihr Gepräge gab, ist im Begriffe zu verschwinden. Nach gründlichen Studien, die zwölf Jahre gedauert haben, hat die englische anthropologische Gesellschaft dies festgestellt, und Englands Ministerpräsident hat sich jüngst über die traurigen Ergebnisse jener Studien Bericht erstatten lassen. Die hohe Gestalt, das Rot der Wangen und das Gold der Haare sind unterscheidende Merkmale, die allenfalls noch auf dem Lande vorherrschen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Dörfer schon halb entvölkert sind. In den Städten, vor allem in den großen Industriestädten, hat sich in nicht ganz hundert Jahren die Zahl der Blonden, die sich früher zur Zahl der Braunen verhielt wie 2 : 5, ganz bedeutend verringert: in Glasgow ist das Verhältnis nur noch 1 : 4, in Manchester nur noch 1 : 5 und in London sogar nur 1 : 7. Es gibt allerdings noch viele Zwischenstufen zwischen blondem und braunem Typus, aber alle zeigen die Neigung, sich von der braunen Woge verschlingen zu lassen. Ein merkwürdiges Anzeichen dieser Rassewandlung liegt in der Tatsache, daß der athletische blonde Typus zwar noch in reichen Stadtteilen

---

* Dieses Gedicht hat zum 31. Juli das „Wiesbadner Tagblatt" veröffentlicht. Unter den hunderten von schönen poetischen Geburtstagsgrüßen, die den Jubilar so sehr erfreut haben, ist es eines der herzigsten, innigsten. Wir können uns nicht versagen, es ausnahmsweise abzudrucken. Die Schriftleitung.

Gründlich verstockt!

Unter der Überschrift „Zuviel des Guten“ schreibt die „Katholische Kirchenzeitung“ (Salzburg, 32. Folge, 7. 8. 13) u. a.:

„Unser katholisches Selbstbewußtsein dürfen wir dem Dichter auch an seinem Ehrentag nicht zum Opfer bringen. Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir es bedauern, wenn in einem sonst verdienstvollen katholischen Provinzblatte die Absicht ausgedrückt erscheint, ‚so manches ihm (Rosegger) von katholischer Seite widerfahrene heftige Wort‘ gut zu machen ..... Daß die katholische Öffentlichkeit durch den Mund ihrer Presse vor den Dichter hintritt und ihn gleichsam vor aller Welt um Verzeihung bittet, das ist des Guten entschieden zuviel ..... Noch bedauerlicher ist es, wenn wir in dem nämlichen Artikel Rosegger mit der Gloriole eines neuartigen Prophetentums ausgestattet werden sehen, indem ihm die Erfüllung ‚einer gottgewollten Mission‘ ‚im Rahmen der Los von Rom-Bewegung‘ (!) zugewiesen wird. Nein, im Rahmen der Los von Rom-Bewegung gibt es nichts Gottgewolltes, und derjenige, der ihr vor Jahren sein mächtiges Wort geliehen, trägt die Zeichen göttlicher Sendung nicht an sich. Die Aussöhnung der Konfessionen ist kein großer und erhabener Gedanke, wenn sie nicht im Sinne der Bekehrung der Andersgläubigen zur katholischen Kirche aufgefaßt und angestrebt wird. Dazu ist aber die Verflachung der religiösen Begriffe, die sich in den Schriften Roseggers breit macht und die leider auch in unseren Kreisen immer weitere Fortschritte macht .... gewiß das schlechteste Mittel.“

Diese Selbstbloßstellung gibt der „Wartburg“ Anlaß zu folgender Bemerkung:

„Das ist unverfälscht römisch. Nur nie eingestehen, daß man einmal Unrecht gehabt hat! Nur nie jemand gelten lassen und mag er tausendmal ‚guten Willens sein‘, der von unserer Schablone abweicht. Nur nie eine ‚Aussöhnung der Konfessionen‘ zugeben und anstreben! Echt römisch, aber nicht im mindesten christlich. H.“

Freund Benedikt und meine Gedankensplitter.

„Weib ist Hemmschuh, Weib ist Peitsche —
Hemmschuh für schon müde Reiter,
Doch die tollen peitscht es weiter.
Weib ist Hemmschuh, Weib ist Peitsche.“ —

„Hör mal“, sagte Benedikt nachdenklich, „du hast dich wohl versprochen und meinst:

‚Hemmschuh für die tollen Reiter,
Doch die müden peitscht es weiter.‘“

„Wie klug du bist“, antwortete ich.

*

„Für die Frauen ist die Musik nur die Eselsbrücke zum Tenor.“

„Hm“, murmelte Benedikt, „es kann schließlich auch ein Bariton sein“.

*

„Den Kampf der Deutschen mit den Franzosen wird die deutsche Frau mit ihren breiteren Hüften und der gewölbten Brust für ihr Volk entscheiden.“

Benedikt fiel mir indigniert ins Wort: „Damit schießt man doch nicht!“

*

„Die Frau ist nicht wirklich gut. Es fehlt ihr die Überlegenheit des Geistes, aus der unendliches Mitleid mit allem Menschlichen fließt.“ — „Das Weib muß

Fliegererlebnisse.

Hoch über der Erde schwebt der Flieger in der Einsamkeit der Luftwüste; nichts hört er als das betäubende Rattern des Motors, und kein Gedanke seines Hirns, kein Gefühl seines Herzens darf seine Aufmerksamkeit von der Maschine ablenken. Und dennoch kennt der Flieger das Gefühl der furchtbarsten Todesangst. Von ihr, vom fürchterlichsten Augenblick im Fliegerleben, wissen nur die Flieger zu erzählen, die sie überwunden haben und so dem tödlichen Sturz in die Tiefe entgangen sind. Garros, der eine Zeitlang mit 5000 Meter Höhe den Höhenrekord inne hatte, hat während dieses Höhenfluges Todesangst ausgestanden. Bei prachtvollem Wetter stieg er auf, um den Höhenrekord von 4300 Meter zu brechen. Höher und höher stieg seine Maschine, er las am Barometer ab, daß er die Höhe des Montblanc erreicht habe, noch weiter schraubte er sich empor — da änderte sich plötzlich das Motorgeräusch. Einer der sieben Zylinder war in Unordnung und der Motor kam aus dem Gleichgewichte. „Der Schweiß brach mir aus“, schildert Garros, „das Herz wollte mir stehen bleiben, aber ich kam glücklicherweise sogleich auf den Gedanken, die Zündung abzustellen“. So ging Garros in seinem berühmten Gleitfluge aus 5000 Meter Höhe zu Boden, und daß das gefährliche Abenteuer gut ausging, ist bekannt. — Guillaux hat beim Wettbewerbe um den Pommerypreis seinen „fürchterlichsten Augenblick“ erlebt. Freilich war es kein Augenblick, sondern die Todesangst dehnte sich über mehr als eine Stunde aus. Er war von Biarritz nordwärts geflogen, Frankreich und Belgien lagen hinter ihm und nun flog er über holländischen Boden. Seine Karte reicht bis Breda in Südholland. Er war zwar seit 4 Uhr morgens unterwegs, aber es war erst 5 Uhr nachmittags und so wollte er die Zeit bis zum Sonnenuntergange noch ausnützen. Er flog also weiter, ins Unbekannte hinein. „Um 6 Uhr abends flog ich in dichtem Nebel über den Zuyder See“, erzählt er. „Ich glaubte noch, 50 bis 60 Kilometer Wasser überfliegen zu müssen, und rechnete noch auf eine halbe Stunde Flug. Nach Verlauf dieser halben Stunde ging ich abwärts, um die Erde sehen zu können. Zu meiner großen Überraschung und, wie ich gestehen muß, zu meinem größten Entsetzen, sah ich nichts als Wasser. Die Lage war durchaus nicht heiter; der Tag war zu Ende und ich war mitten über dem Wasser, ohne zu wissen, wo.“ In dieser kritischen Lage dachte Guillaux an das Schicksal des englischen Fliegers Cecil Grace, der bei einem Übermeerfluge verschollen ist. Er wußte nur, daß er das Land im Osten zu suchen habe, und steuerte also ostwärts. So flog er im dichten Nebel, und um 7 Uhr abends endlich erblickte er das Land. Während dieser Stunde hatte er das gleiche Angstgefühl wie ein Kind, das sich vor der dunklen Nacht fürchtet. — Der Pyrenäenflieger Gilbert hat ein furchtbares Abenteuer bei einem Pyrenäenfluge bestanden. Beim Wettbewerbe um den Pommerypreis überflog er in 2000 Meter Höhe die Pyrenäen, als plötzlich der Motor stehen blieb. Das Barometer zeigte, daß die Maschine schnell und schneller zu Boden sank, und der tödliche Sturz in den Bergen schien unvermeidlich. 30 Sekunden hatte Gilbert nach seiner Annahme noch, um die Ursache der Panne zu entdecken und sie zu beheben. Diese 30 Sekunden der Todesangst verstrichen ihm in rasender Eile. Starker Benzingeruch erregte auf einmal seine Aufmerksamkeit, und nun konnte er wieder aufatmen: er wußte, daß der Motor stehen geblieben war, weil ein Überschuß von Benzin ihn ersäuft hatte. Er sperrte sogleich den Zufluß ab, nach kurzer Zeit sprang der Motor wieder an und so war Gilbert gerettet.

Mutter.

„Mutter“ nennt Carla Alexandra von Engelhorn ihr Buch* und gibt ihm zwei böse Untertitel: „Ein Mitternachtsroman. Aus dem Freudenhaus in die Ehe.“ Anscheinend selbst davor zurückschreckend, sagt sie in der Einleitung: „Gnädige Frau! An Ihrer Stelle würde ich den Roman doch lesen und sein Name darf nicht die Befürchtung in Ihnen wachrufen, daß die große Sünde der Zeit abermals in einem lüsternen Gewande an Sie herantritt . . . Wenn Sie in diesem Roman auch nur ein einziges Wort finden, in dem die Freude am Gemeinen durchlugt, so sollen Sie und Ihre Genossen ein Scherbengericht über mich abhalten; im entgegengesetzten Falle bitte ich um Ihr Nachdenken.“ Und ich füge hinzu, daß es ein ernstes, ein tapferes, ein gerades, freilich auch ein nicht ganz gerechtes Werk ist, mit einer eisernen, unerbittlichen Logik, wie sie das Leben Gott sei Dank nicht oder nur höchst selten kennt. Wenigstens vom menschlichen Standpunkte aus. Die Gesetze der Vererbung hat noch niemand ergründet, kein Wissenschaftler mit seinem Wissen und kein Künstler mit seiner Phantasie. Zweifellos gibt es eine erbliche Belastung — worüber Zola seinen tragischen „Doktor Pascal“ schrieb — aber es gibt auch eine Entlastung, und wer ist so hellsehend, dürfte so mitleidsarm sein, daß er den Verirrten ihre letzte Hoffnung raubt und ihnen jede Zuversicht auf Erlösung im Herzen tötet?

Carla Alexandra Engelhorn erzählt die Geschichte einer Gefallenen, die zugrunde geht, weil sie nach dem Vergangenen am Recht ihrer Mutterschaft zweifelt und jedermann sie in dem schrecklichen Zweifel bestärkt. So endet der Roman nicht mit einer Lösung, die durch unverkümmerbare Tatsachen unabwendbar herbeigeführt wird, sondern mit dem tragischen Abschluß einer fixen Idee, gegen die der Naturerforscher gewichtige Einwendungen zu erheben vermag. Will das Buch nur ein Einzelschicksal schildern — gut; ich glaube jedoch, es will mehr: Typisches darstellen — und dann wäre es teilweise verfehlt; die Verfasserin schösse den Pfeil über das Ziel hinaus. Aus dem sogenannten „Gesetz der großen Zahl“, das noch immer viele Ausnahmen zuläßt, darf kein ehernes Naturgesetz geschmiedet werden.

In dem Werk sind mancherlei Beziehungen aufgedeckt, auch die zwischen Alkohol und Nachkommenschaft, zwischen Jugendsünden und deren Folgen; das ist gut und kann gute Wirkungen haben. Doch daß Schuld und Sühne im Leben unscheidbar nacheinander stehen, das ist falsch. Das hieße der Vielfältigkeit des Seins Zwang antun. Das Verhältnis zwischen „Ursachen“ und „Wirkungen“ ist oft sehr dunkel und das hellste Wissen reicht nicht aus, ein kleines Licht in dieses Problem zu werfen. Überschätzen wir unsere Erkenntnisse nicht! Unser Wissen bleibt nach wie vor Stückwerk.

Vielleicht schadet es gar nicht, wenn man unserer leichtlebigen Zeit das Laster und das, was es wenigstens im Keime in sich birgt, zu schwarz malt — und vielleicht übertüncht der Durchschnittsleser das Schwarze sogar mit allzu viel Deckweiß . . . Dann hätte Engelhorns übertriebene Konsequenz nicht einmal so unrecht: sie erreichte, was sie wollte; eine heilsame Abschreckung. Werden nun gerade die das Buch in die Hand nehmen und beherzigen, die seiner bedürfen? Suchende und Irrende und Tastende und Strauchelnde, denen ein Sehender den Weg weisen soll. Solchen brächte der Roman Aufklärung, könnte unter Umständen Rettung bringen. Er ist klug, er ist ehrlich gemeint und mutig; er predigt Verständnis. Schade, daß er des göttlichen Strahles echter, warmer, verzeihender Liebe entbehrt. H. L. R.

* Wilhelm Borngräber. Verlag Neues Leben, Berlin W.

arbeiten, die Frau arbeitet, die Dame fragt: ‚Wie tut man das?‘“ — „Das emanzipierte Weib kann nicht herrschen, es kann nur tyrannisieren wie alle Emporkömmlinge.“

„Du bist Schriftsteller“, mahnte Benedikt, „und solltest wissen, daß 80 Prozent deiner Leser feminini generis sind. Schon aus Geschäftsrücksichten dürftest du sie nicht beschimpfen!“

*

„Ton und Inhalt einer Tageszeitung müssen auf den Dümmsten ihrer Abonnenten abgestimmt werden; dann — und nur dann! — empfindet die Mehrzahl der Abnehmer die Genugtuung, klüger als die öffentliche Meinung zu sein und auch der Dümmste ist nicht gedemütigt.“

„Herrgott!“ Freund Benedikt rang die Hände, „jetzt rempelst du die Presse auch noch an!“

P. L. M.

Lob und Trost für Kuhmägde.

Es hat mich immer sehr verdrossen,
Daß man mich nur die Kuhmagd hieß!
Viel Tränen hab' ich schon vergossen,
Daß mich Gott nichts ander's werden ließ;
Da fiel mir der Gedanke ein:
Ich gebe mich dem Schicksal drein,
Weil es bestimmte Gottes Ratschluß,
Daß es Kuhmägde geben muß.

Könige, Fürsten, Grafen, Baronen,
Alle Völker, Nationen,
Essen die Milch und Butter so gern,
Drum hält man die Kuhmagd in Ehr'n;
Eine tüchtige Kuhmagd ist stets berühmt,
Weil sie in den Haushalt viel Nutzen bringt;
Tut sie fleißig ihre Hände regen,
Bringt s' Milch und Butter viel zuwegen.

Gleichmäßiges Füttern, pünktliche Zeit,
Frische Luft und Reinlichkeit
Tut eine tüchtige Stallmagd lieben,
Dann sind die Kühe recht zufrieden;
Sie fühlen keine Grausamkeit,
Kein Hungern und kein Dürsten,
Man streichelt sie mit Freundlichkeit
Mit Striegel und mit Bürsten.

Wann der Kühe schwere Stunden kommen,
Ist Kuhmagd deshalb nicht beklommen;
So greift man sachte, mutvoll zu
Als Madame bei der Kuh;
Steht zugleich auch schnell zur Hand
Dem Kalb als treue Gouvernant.
Wird's uns'rer Obhut anvertraut,
Man ist nicht wenig stolz darauf.

Sind die Kälber einst herangewachsen
Zu Ochsen und zu Kühen,
Lohnen der Kuhmagd emsiges Schaffen
Beim Melken und beim Ziehen;
Doch wird auch gelobet für und für,
Ist lammfromm der gewaltige Stier,
Wem verdankt man die richtige Erziehung allgemein?
Zumeist einer tüchtigen Kuhmagd allein.

Kommen Viehhändler, Fleischhauer ins Haus,
Suchen sich Nutz- und Schlachtvieh heraus,
Lacht sich die Stallmagd ins Fäustchen hinein,
Freuet und denkt sich: das Trinkgeld ist mein;
Sie fühlt sich dabei wonnig und wohl,
Mit mehrfachem Trinkgeld wird Sparbüchse voll,
Kommt dann Lohnaufbesserung dazu,
Dann haben die Sorgen fürs Alter auch Ruh'.

Kälte braucht Stallmagd nicht leiden,
Sie kann doch im warmen Kuhstalle bleiben,
Es braucht nicht die Kleidung spitzenreich sein,
Bauerntracht ist d' schönste Mode allein.
Duftet die Kuhmagd nach Kuhstallparfüm,
Sagt sie tröstend: ist nicht Verschwendung darin,
Es ist nur der Landwirtschaft nützlichster Quell,
Des Kuhstalls Pomade und Rosenöl.

Für Kühe und Kälber ist's große Qual,
Wenn Kuhmägde wechseln oft den Kuhstall;
Tun Kühe und Kuhmagd einander sich lieben,
Tut beiderseits Abschied herzlich betrüben.
Drum bleibe, o Kuhmagd, dem Wechsel zum Trutz,
In einem Kuhstalle, den Kühen zur Lust,
Dir selber zur Ehre, dem Bauer zum Nutz,
Dann bist du dir einer Auszeichnung bewußt.

Schlußwort.

Doch hätte die Kuhmagd zum Schlusse die Bitt':
Sind wir alt und gebrechlich, verstoßet uns nicht,
Manche Kuhmagd hat ihre ganze Lebenszeit
Der Kuhstallarbeit sich geweiht.

Elise Bader, eine Kuhmagd aus Rohrbach a. d. Gölsen, hat dieses Gedicht gemacht. Es ist bodenständigste Heimatkunst mit Kuhstallparfüm.

Rote Blätter.

Rote Blätter wirbeln
Flüsternd über mein Haupt,
Verwehn wie die weichen Blüten,
Daran mein Sehnen geglaubt.

Baum der Träume, wie bist du
Herbstlich worden und leer!
Rote Blätter wirbeln
Hernieder, mehr und mehr . . .

K. Dankwart Zwerger.

O alter Märchenwald!

Vun Hans und Gretl, Rotkapperl dazua
Erzähl i mein Kindarl halt imma,
Oft zwoamal und öfta, es kriagt net dran gnua,
Ganz mäuserlstad wird s im Zimma.

Und laß i a Wörtl nur aus vun da Gschicht,
Und will i a bissl nur schussln,
Da macht mei Kloaner a wichtigas Gsicht
Und bessert mi aus — s is zum Bussln.

O alta, herrlicha Märchenwald,
So liab, so heili zu schaun,
Wann rein aus Kindaaugn strahlt
Dei hoamlichs Wunda und Graun.

Artur Dworzak.

Lustige Zeitung.

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! Professor! —— „Bei uns ist es gar nicht so schlimm mit der Kinderlosigkeit. Sehen Sie, bei mir in der Tertia sitzen 34 Schüler; ich habe da neulich herumgefragt — kein einziger war aus einer kinderlosen Familie . . .“ („Guckkasten.“)

* * *

Im Schwefelbad. „Sind schon viel Kurgäste eingetroffen?“ — „Eine ganze Menge. Dort kommt sie übrigens, die Schwefelbande.“ („Meggendorfer.“)

* * *

Wahres Geschichtchen. Pastors Jüngster wird abends abgeseift. Endlich scheint ihm des grausamen Spiels genug getan zu sein und wütend strampelnd schreit er mit voller Kraft seiner dreijährigen Lunge: „Amen! Amen!!“ („Jugend.“)

* * *

Aus einem Kleinen Anzeiger. „Arbeitsfreudige Dame sucht die Sommermonate über Posten als Verkäuferin in einem Pelzwarengeschäft.“ („Muskete.“)

Singvögel.

Ein fröhlich Lied.

Ich soll ein Lied euch singen,
Damit ihr lachen könnt?
Und säng' ich: „Heisa! Welche Lust!
Wie hüpft das Herz in meiner Brust
Vor Wonne und vor Freud'!"
So berstet ihr vor Neid,
Weil ihr das keinem gönnt.

Nun hört, was ich euch sage:
„Ich bin schon kampfesmüd.
Ich habe Leid und Herzensnot,
Muß kämpfen um mein täglich Brot,
Jetzt aber sinkt mein Mut!"
Das mundet euch doch gut?
Das ist ein fröhlich Lied!

Ei, seht, ein Spaßverderber
Bin ich fürwahrlich nicht,
Doch aus Prinzip verhäng' ich mir
Die Fenster stets und auch die Tür
Und schieb' die Riegel vor.
Dann stell' ich mich vors Tor
Und lach' euch ins Gesicht!

Ella Triebnigg.

Bitte!

Du bist mein Hort nach ruhelosen Tagen
Und meiner Hoffnung still Geborgensein,
Was sich vom Schicksal nimmer ließ erfragen,
Das schließt dein lieber Kinderglaube ein.
Laß König sein mich deiner Traumgestalten,
Die erdenfremd dir durch die Seele zieh'n.
Und mich dein Herz an meine Pulse halten,
Bis meine Wünsche still in dir verglüh'n.

Oskar Sieberer, Graz.

Jung Frühling.

Jung Frühling, der Weltbezwinger,
Ritt froh ins sonnige Land.
Ein Ringlein trug ich am Finger,
Ein Röslein in der Hand.

Das Röslein tät' ich küssen
Wildinnig — ach mir fiel
Die Blüte zerflatternd zu Füßen
Und ward des Windes Spiel.

Das treu uns sollt' verbinden,
Das Ringlein rollte ins Gras.
Könnt' ich es wiederfinden,
Ich gäb' — ich weiß nicht, was!

Hans Mittendorfer.

Heiliges Vermächtnis.

Legende, Sage und Geschichte melden
Aus grauer Vorzeit bis auf uns're Tage:
Die deutschen Frauen liebten stets nur Helden!
„Hast, Mann, du Mut?" so hieß die Schicksalsfrage,
Die alles in sich barg, was wert muß gelten.
„Mein Waffenruhm dem Weibe Antwort sage."

Des Hauses Heiligtum, den heim'schen Herd
Verläßt sie, den Erwählten zu begleiten,
Zieht er dem Feind entgegen. Sie verwehrt
Den Fliehenden den Rückzug. Eig'ne Leiden,
Sie achtet ihrer nicht. Und sie begehrt
Nichts, als des Gatten Heldenbahn zu schreiten.

Wir aber sind die Enkel jener Frauen,
Und mächtig strömt in uns das Wotansblut.
Wie einst, so lasset jetzt uns fest vertrauen,
Einzig der eig'nen Kraft, die in uns ruht.
Der Zukunft kühn ins droh'nde Antlitz schauen
Kann der, deß' Muttererbe „Deutscher Mut".

Ziska Luise Schember, Karlsruhe.

ideal Mozarts weit wegführten. Mit Ungestüm setzte die Neuzeit ihre andersgearteten Auffassungen durch; Liszt, Wagner und die neudeutsche Richtung drangen in den Vordergrund und Mozart rückte auf die unnahbare Höhe des „Klassikers“. Dann aber kam der Rückschlag. Die Sehnsucht nach dem Natürlichen und Einfachen in der Kunst, die Freude an der Form und dem technischen Können kamen wieder zur Geltung, und damit wird das lebendige Interesse an Mozart wieder geweckt.

So wird denn auch die neue Mozart-Biographie von Dr. Leopold Schmidt, dem bekannten Musikreferenten des „Berliner Tagblatt“, zweifellos viele Freunde finden, zumal sie nicht nur eine Lebensbeschreibung, sondern auch eine treffliche Einführung in Mozarts Werke bietet. V.

Deutsche Dichtung. Eine Auswahl für die Jugend von Rudolf Zauzal und Hans Fraungruber. Mit 4 Bildbeilagen. 1. bis 5. Tausend. (Saarbrücken-Wien. Im „Jugendfreund“-Verlag.) In festem Pappband gebunden 2 K 60 h.

Schon die Namen der Herausgeber bürgen für die Gediegenheit der Zusammenstellung. Diese reichhaltige und dabei wohlfeile Anthologie ist für die oberen Jahrgänge der Unterrichtsanstalten bestimmt, doch auch überhaupt ein gelungenes, sehr empfehlenswertes Jugendbuch, das wie kaum ein zweites geeignet ist, in die Schönheit der deutschen Poesie einzuführen, ihre Reichtümer zu erschließen. Knappe literarische Bemerkungen unterstützen das Verständnis und die Wertung des Dargebotenen. Daß auch die Mundart und das Volkslied den ihnen gebührenden Platz erhalten, ist freudig zu begrüßen, zumal in der Mundart, wie der große Kenner Friedrich Ratzl darlegte, die Sprache lebt, während sie in der Schriftform zu erstarren droht.

Wir wünschen der „Deutschen Dichtung“ jenen Erfolg, den sie verdient, und sind auch überzeugt, daß er nicht ausbleiben wird. Gutes muß eben durchdringen.

Zu erwähnen sind noch die beigegebenen hübschen Autotypien auf Kunstdruckpapier, darstellend die Denkmäler von Grillparzer und Raimund (Wien), Hamerling (Graz) und Stelzhamer (Linz). • H. L. R.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger. Gesammelte Werke. Band 4: Heidepeters Gabriel. Eine Geschichte in zwei Büchern. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die tanzende Törin. Roman von Paris v. Gütersloh. (München. Georg Müller.)

Menschen und Mächte. Ausgewählte Erzählungen von E. T. A. Hoffmann. (Ebenhausen - München. Wilhelm Langewiesche-Brandt.)

Leo Tolstois Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi. (München. Georg Müller.)

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger-München in Verbindung mit den Universitätsprofessoren Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Hartmann-Straßburg, Herzfeld und Wulff-Berlin, Neuwirth-Wien, Pinder-Darmstadt, Singer-Dresden, Graf Vitzthum-Kiel, Wackernagel-Leipzig, Weese-Bern, Willich und Oberbibliothekar Leidinger-München. Mit zirka 3000 Abbildungen. In Lieferungen à Mk. 1·50. Lieferung 8: Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst, Heft 4. (Neubabelsberg. Akademische Verlagsgesellschaft.)

The German Classics of the XIXth and XXth Centuries. (Translated into English.) Editor-in-chief Kuno-Francke. (New York. The German Publication Society.)

Herbst-Stürme. Volkstragödie in vier Akten von B. B. Hermann-Ganganelli. (Richterswil. Buch- und Kunstdruckerei.) Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlag das vieraktige Lustspiel **Auf des Meeres Wogen und des Schwertes Spitze.**

Ein schweres Opfer. Trauerspiel in vier Aufzügen von M. Weg. (Leipzig-Co. „Sphinx“-Verlag.)

Parcival und Faust. Von M. v. Eschen [M. v. Eschstruth.] (Leipzig-Co. „Sphinx“-Verlag.)

Gottfried Keller. Von W. Rosenfeld. (Leipzig-Co. „Sphinx“-Verlag.)

Aus Natur und Geisteswelt: **Minnesang.** Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters. Von Dr. S. W. Bruinier. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Studien über Joseph Viktor v. Scheffel. Aus dem bisher unerschlossenen Nachlaß des Dichters. Von Werner Kremser. (Salzburg. Verlag der Mayrischen Buchhandlung Max Swatschek.)

Aus dem Werdegang eines Lebenden. Gedichte von Andreas Mehringer. (Leipzig-Co. „Sphinx“-Verlag.)

Sulamith. Von Pedro Ilgen. (St. Louis. Julius Meyer.)

Salve Regina. Ein Buch der Liebe. Von Pedro Ilgen. (Bonn. Carl Georgi.)

Lieder eines Pilgers. Von Wilhelm Benignus. (New-York. Max Schmetterling.)

Theodor Körner. Zum 100. Todestage des Heldensängers. Neue Körner-Erinnerungen in Wort und Bild von Dr. Hans K. Freiherrn v. Jaden. Mit 11 Illustrationen. (Wien. Wilhelm Frick.)

Womans Soul. Sonnets, odes and songs by Wilhelm Benignus. (New-York. Max Schmetterling.)

Aphorismen zur Abrüstungsfrage. Von Hofrat Th. Fuchs. (Wien u. Leipzig. Carl Fromme.)

Bücher

Von der Sonnseite des Lebens. Humorige Fahrten, Gestalten und Erinnerungen von Bergingenieur L. Rosenthal. Von demselben Verfasser: **Aus ewiger Nacht.** Deutsche und südamerikanische Bergwerksgeschichten. Beide Bücher erschienen in der G. Müller-Mannschen Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Die spannenden Geschichten aus der alten und besonders aus der neuen Welt erinnern manchmal an Karl May, was hier gewiß ein Vorzug ist. Alles lebt und bewegt sich darin rührig. Der Verfasser, der sich schon mit seinem Buche „Diesseits und jenseits der Kordilleren" einen Namen machte, schildert und gestaltet auf Grund eigener, außergewöhnlicher Erfahrungen und besitzt einen sprudelnden Humor, der seine Erzählungen färbt, doch wechseln „ernst und heiter" wohltuend ab. Wir bringen in diesem Heft eine Kostprobe daraus: die schwankartige Räubergeschichte „Bei ehrlichen — Spitzbuben"; sie charakterisiert so recht die launige Art Rosenthals, der für die Jugend gleichwie für ältere Leute, die innerlich jung geblieben sind, der richtige Schriftsteller ist, den man gern nach des Alltags Mühen vornimmt. V. E. S.

Geister. Novellen von Grete Meisel-Heß. (Leipzig. Dr. Sally Rabinowitz.)

Wegen einer einzigen, der letzten, Geschichte des Buches, seien der Verfasserin die übrigen verziehen. Die Skizze „Die Frau Direktor" ist wirklich fein ausgedacht und hübsch erzählt. „Ein Frauenlos", heißt es darin, wird knapp geschildert, „wie es unzählige gibt, die in der großen Lotterie zu kurz kommen und die doch alle vom Glück geträumt haben, um dann in irgendein lächerliches und gemeines Maß getrieben zu werden ... Aber die große Sehnsucht blieb und wird schließlich ein Wahn ..."

Schade nur, daß die übrigen elf Geschichten so durchaus minderwertig sind, wenn die Verfasserin, wie ihr Vorwort beweist, sie auch für recht bedeutend hält.

Musikanten und **Musikanten und Sonderlinge**. Zwei Bände. Geschichten von Karl Söhle. (Leipzig. L. Staackmann.)

Wenn man Söhles Musikantengeschichten liest, nein! klingen hört, macht man sich immer mit der Möglichkeit vertraut, von ihm demnächst mal als erfolgreichem — Tondichter zu vernehmen; soviel inniges Verstehen, so liebevolle Sehnsucht, so viel Herz hängt an diesen Musikantentypen! Und ich habe den Eindruck, Söhle selbst wäre von solch einer Verwandlung am meisten erbaut. Wir minder! Denn wir möchten den humorvollen, schollentreuen Dichter des Nordens samt seinen oft wunderlichen, klobigen, aber stets liebenswürdigen Künstlerkäuzen nicht mehr gerne vermissen. K. D. Z.

Sprossende Saat. Eine Anthologie deutschböhmischer Dichter. Herausgegeben von J. Pilz und H. Hajek. (Claudius Verlag Amandus M. F. Martens, Wandsbek i. H.) Zu Nutz des „Bundes der Deutschen in Böhmen".

Eine buntbeblumte Wiese, daraus einige Blüten recht farbenvoll hervorleuchten! Besonders hübsche Beiträge lieferten F. K. Ginzkey, Leo Heller, Jenny von Reuß-Hoernes, O. Wiener, J. Gangl u. v. a. K. D. Z.

Weib, Wahn, Wahrheit. Neue Finessen von Horst Schöttler. (Leipzig. L. Staackmann.)

„Weib, Wahn, Wahrheit", sagt der originelle Verfasser im Vorwort, „ergänzen mein ‚Leben, Lieben, Lachen'". Diese Ergänzung war zu erwarten, mehr: ward erwartet, erwünscht, von vielen vielleicht ersehnt. Köstliche Gedanken, bunte Bilder, scharfgeschnittene Silhouetten, Skizzen, Novelettchen, ja oft ganze dramatisierte Romane — das alles gedrängt in ein paar Zeilen voll Licht und Kraft, voll Wärme und Zauber. „Zauber" ist vielleicht das treffendste Wort. Schöttler siegt immer! Wo er nicht überzeugt, da bezaubert er, bezaubert und webt den Traum der Nachdenklichkeit um seine Menschen und Leser. Keine Seite Alltägliches, keine Zeile Banalität, kein Wort bloß Wort — ein Buch an Menschen, die noch wo ein Eiland der Sehnsucht wissen, dahin sie den Glauben ans liebe Leben gerettet, dahin in schönheitschimmernder Stunde einsam ihre Barken steuern ... K. D. Z.

Wanderblätter. Gedichte von Hermann Fritz Neumann. (München. Eugen Rentsch. 1912.)

Klänge aus großen Zeiten der Dichtkunst. Man lese den Hymnus an Friedrich Schiller, schon dieses Stück allein gibt der kleinen Sammlung besonderen Wert.

W. A. Mozart. Von Leopold Schmidt. („Berühmte Musiker", Bd. 19.) Mit zahlreichen Illustrationen und Kunstbeilagen: Porträts, Faksimiles rc. (Berlin. Schlesische Verlagsanstalt [vorm. Schottlaender].)

Die Entwicklung der Musik ging jahrzehntelang in Bahnen, die von dem Kunst-



2. Heft November 1913 38. Jahrg.

Eine kleine Frau.

Die Geschichte einer Frühlingsehe. Von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

An Frau Josephine Kellander.

1. Mai.

Liebe Mutter!

Wir sind wohlauf und noch immer in Lussin, wo es uns außerordentlich behagt. Gustl und ich — ich als Abschreiberin — arbeiten heftigst an dem Drama und vernachlässigen die Korrespondenzen ein wenig. Das fertige Stück soll möglichst bald nach Berlin an den Agenten und ans Lessing-Theater, die beide in summa mit zwanzig Fingern danach langen. Begreife nur: Als erste Bühne das erste Drama des berühmten Romanciers herauszubringen, trägt Ehre und Gewinn ein, also nicht zu unterschätzende Vorteile. Man rechnet auf mindestens fünfzig ausverkaufte Häuser und der Direktor ist von dem interessanten Stoff entzückt.

Schlechte Kritiken über den Roman brauchen Dich nicht aufzuregen. Die Hauptsache sind die Leser, deren Zahl Legion ist, und die Auflagen: Zwanzig à tausend Exemplare! Deine Tochter verhungert nicht, hungert nicht einmal, vertilgt Scampi en gros und könnte, wenn sie

Frohe Stunden im Kindergarten. Eine Sammlung von Bewegungsspielen, Liedern, Gelegenheitsgedichten und Erzählungen für Familien und Kindergärten von Margarete Kröger. 2 Bände. (Hannover. Fr. Restmeyer.)

Fröbelsche Kinderarbeiten. Herausgegeben unter Mitwirkung von Fachgenossen von Hans Denzer. Mappe 1: Stäbchenformen. Mappe 3: Täfelchenlegen. (Ravensburg. Otto Maier.)

Der aristokratische Imperativ. Beiträge zu den neudeutschen Kulturbestrebungen. Von Dr. Franz Haiser. (Berlin-Steglitz. Politisch-anthropologischer Verlag.)

Katholisch oder protestantisch? Von Karl v. Bredow. (Aachen. J. Schweizer.)

Der Kwaß, ein unschädliches billiges Volksgetränk. Zu seiner Einführung in Westeuropa. Zweite, durchwegs vermehrte Auflage. Von Geheimrat Professor Rudolf Kobert, Direktor des Institutes für Pharmakologie und physiologische Chemie zu Rostock. (Halle a. S. Tausch & Grosse.)

Hie Christentum — Hie deutsche Religion! Von Oskar Michel. (Leichtersche Verlagsbuchhandlung, R. Leichter.)

Die Kirche und der Völkerfrieden. Von Theodor Rohleder. (Haßfelden-Stuttgart. Verlag der Europäischen Missions-Gesellschaft.)

Alkoholfreie Getränke. Von F. J. Beutel. 351 Rezepte mit 15 Abbildungen. (Leipzig u. Nordhausen. Heinrich Kiltinger.)

Die Tempera-Malerei und ihre Anwendung in Handwerk und Kunst. Vollständige Anleitung für Anfänger und Fortgeschrittene zur Erlernung der Temperatechnik. Mit vielen Rezepten, Beispielen und Vorlagen vou Hans Rolpa. (Ravensburg. Otto Maier.)

Geschichte der Bäcker-Innung zu Altona. Zum 300jährigen Jubiläum verfaßt von L. Peickner. (Altona. Selbstverlag der Innung.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

Friedrich B., München. Daß August Bebel eine Persönlichkeit war (mit allen Vorzügen und Fehlern einer solchen), erkennen auch seine politischen Gegner an. Treffend sagte das die „Ostdeutsche Rundschau", Wien: „Angriff und Flucht, Hieb, Schuß und so weiter ... — Mitten im Braus da der dunkele Reiter, — Quer übers Feld der Schweigende sprengt! — Hahn in Ruh' und Klingen gesenkt! — Aus dem Kampflärm, der uns umjohlt, — Wieder wird einer nach Hause geholt! — Sturmgesell, der sich selbst überflog, — Draufgänger, der die Worte nicht wog, — Oft im Jähzorn die Plempe zog, — Gab wohl auch Tuckerbriefe zu lesen, — Aber ein Kerl ist er doch gewesen, — Liebte die Welt und schuf sich den Hebel, — Sie zu zerstören: August Bebel. Schleuderte flammenzüngig aufs Land — Weit verwüstenden Fackelbrand, — Schuf, im Verneinen riesengroß, — Unruh' und Unfrieden namenlos, — Bis das Deutschvolk, dank seiner Kraft, — In Parteiwut und -leidenschaft — Abgrundtief auseinanderklafft'; — Wild verrannt in utopische Thesen, — Aber ein Kerl ist er doch gewesen. — Strahlende Sonne sah überm Nebel, — Und an die Sonne glaubt' August Bebel. — Eine Stunde dem Toten geschenkt, — Hahn in Ruh' und Klingen gesenkt! — Dann auf sein Heer ohne Federlesen. — Aber ein Kerl ist er doch gewesen!" Charaktervollen Leuten ist es ein inneres Bedürfnis, Charakter auch am Gegner zu schätzen — und dies auszusprechen.

Z. W. A., Prag.

„Harre, harre noch ein wenig —
Harre still! —
Morgen kommt zu dir dein König,
Der dich glücklich machen will."

Sie wollen diesen schönen Vers unter Ihrem Namen bei uns abdrucken lassen? Ja, schön ist der Vers freilich, aber von Ihnen ist er nicht. Sein Verfasser heißt Pedro Ilgen, er lebt in Amerika. Und da glauben Sie wohl, ihn in Europa bestehlen zu können, ohne daß er sich meldet?

„Eine Wienerin." Gott bewahre jeden davor, mit sich selber zufrieden zu sein. Eine Uhr, die keine Unruhe hat, bleibt stehen.

A. L., San Antonio: Peter Rosegger hat das Buch dankbar gelesen. Das Besprechen von Büchern hat er seit Jahren wegen Kränklichkeit aufgeben müssen. Die ihm geschickten Bücher pflegt er der Schriftleitung des „Heimgarten" zur Anzeige zu übergeben, was wohl auch bei jenem Werke geschehen sein wird.

K. S. in Klagenfurt. Hans Ludwig Roseggers Roman „Der Golfstrom", der im Vorjahre im „Heimgarten" erschien, kommt demnächst im Verlag Schuster u. Loeffler, Berlin, als Buch heraus. Der Preis beträgt nur 2 Mark. Herzliche Grüße!

(Geschlossen am 20. September 1913.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **H. Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Heute fragte ich ziemlich gedankenlos (Gustl und ich phantasieren manchmal so): „Hat das Leben einen Zweck?" Wer kann da vernünftig antworten!

Und Gustav ironisch: „Nein, ich glaube nicht. Aber vielleicht kannst du mir darüber Auskunft geben, Lori."

Nachhin genierte ich mich. Über die Backfischsentimentalität mit ihrer Mondanbetung sollte ich doch hinaus sein. Übrigens hat das Leben einen Zweck, den, Glück zu suchen, so viel Glück wie möglich. Und dieses Ziel muß man immer vor Augen haben und ihm aus allen Kräften zustreben. —

Wir wollen vorderhand keine Kinder haben. Wo bliebe denn das Baby während unserer indischen Reise? Mitnehmen? Verlassen? Eines so undenkbar wie das andere. Eltern sind Knechte, Kinder sind Könige und Könige dulden keine Vernachlässigung. Wir Erwachsene haben ihnen zu gehorchen. Darin sind Gustl und ich einer Meinung. Die meisten Leute wollen Kinder zum eigenen Vergnügen, erst spielen sie mit den Krabben, im Alter stellen sie noch besondere Ansprüche. Kein Kind ist Spielzeug. Nie hat die Vergangenheit an die Zukunft Ansprüche. Die Älteren sind der Jüngeren wegen da, nicht umgekehrt. Wir aber möchten noch unsertwegen allein da sein.

Ich bin nicht reif zur Mutter.

Brav, mein Tagebuch, du greifst in die Tiefe, wenn du auch nicht alles anfaßt, was im Herzen und im Kopfe wirbelt.

Meine umstrittene Schiffsbekanntschaft spaziert jetzt auf der Riva auf und ab; als mich der Mensch grüßen wollte, blickte ich weg. Er geht mich nichts an.

5. Mai.

Ein glühheißer Tag, der Himmel unergründlich und wolkenlos, die Kranken unter ihren geblumten Schattenspendern hoffnungsfreudiger denn je . . . Wenn die Erde vor Kraft birst! Die Luft zittert, das Meer und der Boden zittern, und die Sinne schwingen rhythmisch mit.

Gustav verdirbt sich, er hustet, bald flackern seine Augen, bald sind sie trüb. Mit Gewalt zerre ich ihn vom Schreibtisch. Gehässige Rezensionen erregen ihn doch und er schwört, daß sein nächstes Werk sein bestes wird. Ich glaube, derlei schwören alle Künstler, alle Menschen, die schaffen, nicht bloß arbeiten. Vorwärts! Höher! Empor! „Wer immer strebend sich bemüht!" Wie anders verstehe ich den „Faust", seit Gustl ihn vorliest — ohne Kommentar. Der „Faust" tut's ohne Ausdeutung. Begreife ich eine Stelle nicht und frage, so gibt er selten Auskunft: „Ach was, kleine Frau, im großen und ganzen mußt du ihn in dich trinken. Gewöhne dir ab, Silben zu stechen und Worte zu zerhacken." Und sonst ist er so genau und feilt seine Sätze, bis sie ihm ganz entsprechen. —

wollte, in Asti baden, der hier stilvoller und landesüblicher ist, als Mumm oder Veuve Cliquot.

Bitte schicke mir keine Rezensionen, welche die „Lotosblume“ verreißen; bei auffallend angepampften Briefen erkundigt sich Gustl nach dem Inhalt und ich mag ihm die Schmierartikel nicht ausliefern, von denen ihm übrigens ein Bureau die meisten direkt zusendet. Obwohl er die Ergüsse einer neidischen Preßmeute verachtet, könnte es ihn doch vielleicht verstimmen, daß gerade Du die Pamphlete sammelst und gewissermaßen verbreitest. Bitte, sei demnach so freundlich! An uns kann die Journalistenbosheit nicht mehr heran, wir stehen mit beiden Beinen in der deutschen Literatur und werden bald am Büchermarkt tonangebend sein! —

Deine Frau Tochter bildet sich! Wir lesen gemeinsam Wilde, Strindberg und Goethe. Und wie lesen wir sie! Andächtig, nicht durch eine professorale Brille, die Beistriche und Strichpunkte nachzählt, die Sätze analysiert und die Redebilder auf ihre traditionelle Zulässigkeit hin prüft. Aber das dürfte Dich weniger interessieren. Ferner bitte ich Dich herzlich, liebe Mutter, nicht in jedem Briefe dieselbe indiskrete Frage zu wiederholen. Ich habe sie nicht zufällig ignoriert, wie Du annimmst; sie berührt mich peinlich. Du wirst es rechtzeitig erfahren, wann Du Dir die Großmutterhaube anschaffen mußt.

Nichts für ungut; die junge Generation ist seltsam, ich leugne es nicht. Sei umarmt und geküßt.

Tagebuch.

2. Mai.

Eine unvergleichliche Zeit! Es ist eine Lust, zu leben — und dennoch, warum bange ich mich? Etwas belastet mich.

Wenn ich in dem lauschigen Garten hinter dem Hotel sitze, ganz, ganz versteckt in blühenden Rosenbüschen, oder wenn ich auf irgendeiner Klippe kauere und übers Meer hinschaue, ist mir gut. Freilich auch nur dann.

Wir bleiben vorderhand in Lussin. Gustl wünscht es, da der Aufenthalt ihm zusagt und die Arbeit fördert. Mir ist es recht. Er hat sich leider ein bißchen zu viel zugemutet, ist überanstrengt und leicht erkältet, so daß ich oft allein spazieren gehe; er scheut den Wind und manchen Tag ist die Bora unerbittlich. Sonst arbeiten wir zusammen, ich schreibe das Manuskript ins Reine, weil seine Handschrift schwer leserlich ist, oder wir besprechen Einzelheiten des Aufbaues und der Ausführung. Streitobjekte sind nach wie vor — aber Schwamm drüber! —

Nur, was er glaube, was sich da ereignete, fragte ich.

Er zuckte die Achseln: „Laß die Toten ihre Toten begraben. Dieser Rat ist die Perle des Evangeliums.“ Wir ließen uns auf einer Bank nieder, das Meer zu Füßen, den Himmel vor uns und Sansego, schleierhaft und träumerisch in den Horizont ragend. Auch Gustav kam von dem stummen Erlebnis mit der Frau nicht los. „Ich beneide Gestorbene nicht“, sagte er, „denn das Dasein ist köstlich, aber ich habe mit ihnen auch kein Mitleid. Ihr Kreis ist geschlossen, ihre Endstation ist erreicht. Kinder, noch ohne Ichbewußtsein, blühen ab wie Blumen. Um manche schöne Blume ist es schade und mit manchem Kinde schwindet eine große Erwartung hin; nicht nur seiner Mutter. Wir alle erwarten einen Erlöser und denken vor Kinderleichen: Vielleicht war er hier geboren. Dann wäre uns ein Heiland, ehe er Wunder wirkte, gestorben. Meiner Weltauffassung, das Gewesene nicht zu beneiden und nicht zu betrauern, werde ich nur untreu, wenn ein Mensch in der *reifen* Jugend stirbt, ein Mensch, dessen unvollendete Tatenlinien wir schon ahnten; wenn es Linien zur Sonne waren. Da gehen Möglichkeiten unwiederbringlich verloren, Möglichkeiten zum Großen, zum Schönen, zum Glücke. Möglichkeiten! Grab dich in den tiefsten mystischen Sinn des Wortes ein!

Ich mußte Bilder in mir überwinden und erhob mich und breitete die Arme aus; eine Lebenswelle flutete durch meinen Körper, vom Kopf zum Herzen. „Ah!“ Trunkener, trunkener Frühling! Schade um versäumte Augenblicke — Möglichkeiten. Der Lorbeer duftete herb . . .

Aus einem Briefe an Frida Manz.

„. . . und so ist aus mir ein Konglomerat geworden. Ich bin's und bin's auch nicht, sowie Schwefeleisen — remember! — weder rechter Schwefel, noch rechtes Eisen, sondern ein schwer wertbares Drittes ist. Lernten wir es nicht in der Schule so? Mit anderen Worten heißt das, ich bin nicht mehr das Fräulein Lori der Radpartien, der Tennistourniere, der Rodelfahrten und der halsbrecherischen Ritte zu Pferde — ich bin auch nicht (jetzt noch nicht) die ebenbürtige Geistesgefährtin des Künstlers, dessen Gattin ich wurde. Half and half, was stets gefehlt ist. Ich habe mich nicht völlig von den alten Werten, die ich nicht mehr anerkenne, losgelöst und die neuen mir noch nicht zu eigen gemacht. Von Gustl empfing ich freilich schon Großes, aber es steckt in mir unverarbeitet wie ein Fremdkörper. Die restlose Anpassung muß erst kommen. Und wird kommen. *Muß* kommen. Weil in der Ehe ein Teil dazu bestimmt ist, der Amboß zu sein — oder sagen wir: der Stoff, der geformt wird. Die schwächere Individualität verliert sich in der stärkeren. Und Kinder? Ja, Kinder! Merk's, in Deiner Lori brodelt alles kunterbunt. Ich bin nicht Fisch, nicht Fleisch — etwa Kröte?“

Wir gingen auf dem Hochweg nach Cigale, und es begegnete uns eine Frau, auch ein Inselgast, eine elegante, üppige Erscheinung, mit mattschwarzem, überreichen Haar. Sie trug ihre Figur sichtbarlich stolz zur Schau, starrte Gustav an (erkannte ihn vielleicht nach Bildern) und er lächelte ein wenig. Ich habe es wohl bemerkt: „Warum lachst du?“

„Weil die Dame mit den Augen angelt, Lori.“

„Gefiel sie dir?“

„Ja.“

Dieses Ja war mit seiner Offenheit wirklich komisch. „Gegen sie bin ich zaundürr, Gustl; bei deiner Vorliebe für Formen . . .“

Er unterbrach mich: „Und täte ich einmal einen Seitensprung, Lori, was dann?“

„Von mir aus.“

„Bin ich dir schon gleichgültig?“

„Gar nicht.“

„Also wie denn?“

„Geistig darf ich dich nicht verlieren, geistig nicht, Gustav. Das würde mich sehr kränken, darunter würde ich leiden und müßte von dir weggehen. Wenn ich mir vorstelle, eine Fremde hätte an deinem Schaffen mehr Anteil als ich . . .“

„Eine hohe Auffassung von der Liebe!“ Er blieb stehen. „Aber sechs Wochen nach der Hochzeit allzu kühl und abgeklärt.“

Ich gestand: „Die Abgeklärtheit ist auch nicht echt.“ Er küßte mich heißer als in der letzten Zeit.“ —

Vor der Kapelle der Maria Annunziata, wo immer die Frauen beten, deren Männer auf der See sind, sah ich etwas Schreckliches. Eine Tote. Den ersten Toten meines Lebens. (Aus Papas Sterbezimmer sperrte mich Mama hinaus.) Man zog sie aus dem Wasser und wir konnten nicht erfragen, ob ein Unglück geschah oder ob sie sich selbst hineinwarf.

Ein junges Weib, nur wenig entstellt, eine hübsche blonde Kroatin. Ich hätte gerne weggeschaut und brachte es nicht zuwege. Man wälzte sie mit Stangen ans Ufer und legte sie auf eine Klippe. Ich dachte, eine Witwe, denn sie war schwarz gekleidet. Das Kleid war zerfetzt und Gustav warf seinen Plaid darüber.

Wir gingen weiter.

Ich verstand seine Handlungsweise so gut und dankte ihm dafür schweigend. Zweimal noch blickte ich mich um, eine paar schreiende Menschen bemühten sich um die Tote und gestikulierten, als ob sie stritten. Ich werde das Bild nicht bald aus dem Kopf bringen. Das geheimnisvolle Sterben im Frühling. Ich sagte von meiner Ergriffenheit nichts, weil Gustl Sentimentalität nicht liebt; sie macht ihn nervös.

Dummheit. Die Verliebtheit kleiner Backfische und ihre Affenputzsucht auf eine Stufe mit meiner geistigen Annäherung an Gustl zu stellen — dazu gehört schon eine unverzeihliche Borniertheit.

Frida soll erst heiraten und dann reden wir weiter.

Gustav weckte meine Individualität, durch ihn erst bin ich ein denkender und nachdenkender Mensch geworden. Das kann ich ihm nie, nie vergelten! Und möchte es von Herzen gerne. Ich sah die Welt durch die ärarischen Augen Papas, der die Scheuklappen der Kadettenschule nie ablegte, durch Mamas engherzige Brille und durch die Vorurteile verzerrt, die man im Lyzeum anerzieht. Bis er kam und sagte: „Dummchen!“ (Na „Dummchen“ hat er nicht ausdrücklich gesagt, aber ähnlich.) „Kein System umfaßt alle Erscheinungen. Das Leben haßt Registrierapparate und Theorien. Uniformierungen duldet es nicht. Nuancen, Nuancen, Kind! Nuanciere und hüte dich vor dem Leisten, auf den sie Menschen und Dinge, die so verschieden sind, spannen wollen. Schau immer näher zu, näher, ganz nahe. Da entdeckst du Besonderheiten. Wenn du auf einem hohen Berg stehst und ins Meer hinabschaust, dann glitzert eine graue oder blaue Fläche, je nach der Himmelsspiegelung. Du mußt mutig in einen Kahn springen, der in die See hinaustreibt, beug dich auch noch über Bord und sperr die Augen hell auf: Nicht eine handbreit Wasser ist öde und glatt, wie du ehedem meintest, und das Glitzern war täuschende Optik. Alles ist Bewegung, ein Hin und Her, ein Auf und Ab. Darin liegt eben der Reiz, in der Vielfältigkeit und im Wechsel. Wer das leugnet, ist ein Idiot. Mißtraue jedem Prinzip, es lügt, mißtraue jeder Schulweisheit, sie lügt, mißtraue den Menschen, sie lügen. Trau nur dir selbst und betrüg dich nie! Pack die Wahrheit mit den Fäusten, verschenk nicht eine Krume davon und behalt sie habsüchtig für dich.“

Und eine Gans wie Frida zieht da läppische Vergleiche! —

Gustav ist mir ein strenger Schulmeister. Gestern riß er mir — tatsächlich er riß — einen Band Dickens aus der Hand und warf das Buch durchs Fenster ins Meer. Ein paar Fischer staunten darüber nicht schlecht. Er tobte förmlich: „Der englische Schwätzer soll ersaufen.“ Dafür gab er mir Emerson, der — hier gesteh ich's — zum Einschlafen langweilig ist. Ich würge und würge daran und krieg ihn doch nicht hinab. —

Mama trotzt. Die Nichtbefriedigung ihrer großmütterlichen Sehnsucht, obschon sie es leugnet, macht sie rabiat und ihre Briefe werden seltener, dafür anzüglicher und aggressiver. Als Mädl, wenn sie mir aufsässig war, mußte ich über die Leute, die mir sympathisch waren, spitzige Bemerkungen anhören, jetzt nimmt sie Gustl her, da sie weiß, daß ihre Pfeile endlich doch mich treffen und abprallende Geschosse die empfind-

Tagebuch.

(Ohne Datum.)

Frida ist eine Gans und Mama trotzt.

Frida. Sie hat meine allerdings dunklen Reflexionen ganz mißverstanden und schreibt: „Den Stil Deines verehrten Herrn Gemahls hast Du Dir schnell beigebogen. Mein Kompliment vor Deiner Anpassungsfähigkeit, die Dir noch zu gering scheint. Du bist ein Äffchen und bildest die Sätze bereits nach dem Rezepte des gestrengen Eheherrn, knapp, aphoristisch und verschwommen, daß unseren Literaturbonzen aus dem Lyzeum die spärlichen Haarbüschel rings um die Platte zu Berge stünden. Aber ich verstehe Dich großartig, liebste, liebste Lori, und denke mich in Dich hinein. Wir machten's immer so. Remember! wiederhole ich Dir, mein Herzblatt. Wir liebten gemeinsam, bis Dein Vetter Max Dich mit Beschlag belegte und mir Doktor Wolnegg Rendezvous abbettelte. A propos, Max, seine Pferdezucht floriert und Papa las in der Zeitung von einem Ehrendiplom oder einer Medaille, die er in Budapest erhielt. Der Wolnegg, der Ekel, hat in Leitmeritz eine reiche Fabrikantenstochter gekapert. Und ich?

„Alsdann, daß ich erzähl'", wie der Bauer, bei dem wir im vergangenen Sommer in Rekawinckel wohnten, jedes Gespräch einleitete: Ich will nämlich von unserer Anpassungsfähigkeit sprechen und beginne mit dem englischen Probekandidaten, den wir in der fünften Klasse verehrten; der blasse Jüngling trug Augengläser, weshalb wir gleichzeitig bei uns Kurzsichtigkeit konstatierten, wofür mich Papa am liebsten geprügelt hätte. Ein Lorgnon wollte ich haben! Zweitens, wie der Seefähnrich auftauchte, kaprizierten wir uns auf Matrosenkleider. Und Du? Du betest jetzt die Eigenheiten, Pardon, die Eigenart Deines Gustav an. Nicht? Gott, wir Frauenzimmer sind leichtes Tuch. Jeder macht mit uns, was er will. Ich könnte Dir neuerdings Geschichten erzählen — Geschichten! Haarsträubend! Von einem Baumeister, der sich mich à tout prix einbildet. — Aber Näheres lieber mündlich. Du bist schlampig und läßt meine Briefe womöglich herumliegen. Bitte, verbrenne diesen da sofort! Was ich eigentlich feststellen wollte: wir schwören immer auf den, der uns gerade den Hof macht (oder umgekehrt), dahinter bin ich schon gekommen, und gehen mit ihm (wenigstens in der Theorie, in unseren Phantasien vor dem Einschlafen) durch dick und dünn. Bist Du mir böse, daß ich das sage? Ich glaube, ein jeder, der uns mag und den wir mögen, knetet aus uns beliebige Figürchen. Mich knetet momentan der Baumeister."

Frida ist eine Gans. Den blödsinnigen Probekandidaten, den aufgeblasenen Fähnrich und ihren Baumeister, der nicht besser sein wird, in einem Atem mit Gustl zu nennen, ist Hochmut, Größenwahn,

beleidigt und stellt Lussin das Zeugnis aus, das gesündeste Klima der Welt zu haben. „'aben Sie das noch nicht gehört, gnädigste Frau? Bleiben da, bleiben Sie in das gesündeste Klima, Sie werden damit zufrieden sein", meinte Gentilini.

Auf Gustavs Wunsch bleiben wir also noch „im gesündesten Klima", wo er krank wurde, und ich tröste mich mit dem bei meinen Tanten üblichen Haussegen: „Wer lang hustet, lebt lang".

14. Mai.

Gustl macht mir Sorge, nachts schläft er stundenlang wegen des trockenen Hustens nicht, sieht elend aus, und eine Laune hat er! Angeblich geht nichts, aber schon gar nichts nach seinem Willen. Ich tyrannisiere ihn und behandle ihn wie ein Baby — ich, die ich kaum die Bitte wage, er solle das Rauchen sein lassen! Er verteidigt es mit der Begründung, dann leichter auszuhusten.

Ich möchte fort von Lussin. Mir fehlt das Vertrauen zu Dr. Gentilini.

Gestern nachts hörte ich Gustl stöhnen und zündete eine Kerze an. Er schlief, stöhnte im Schlaf und ich erschrak über sein verstörtes Aussehen. So fahl und eingefallen. Mir graute und ich lag bis zum Morgen wach. Er ist kränker als wir wissen, und will es nicht wahr haben. „Ich stöhne nie, nachts nicht und bei Tage nicht", wies er mich unwirsch ab, „du hast geträumt, sicherlich hast du geträumt".

Manchmal komm ich mir arg verlassen vor, nur auf mich angewiesen.

An Frau Josephine Kellander.

Lussin, 21. Mai.

Liebe Mutting!

Bloß eine Korrespondenzkarte. Meine Hand ist müde, ich habe eben vier Szenen unseres Dramas abgeschrieben und das strengt sehr an. Wir sind vergnügt und passabel wohl, das heißt, ich bin kerngesund und nur Gustl bringt seinen ekelhaften Katarrh nicht weg. Das bedeutet aber in einem so gesunden Klima, wie Lussin hat, nicht mehr als eine zeitweilige Belästigung. Von unserem Verkehr willst Du etwas erfahren, liebe Mama? Wir haben keinen, wünschen keinen und entbehren keinen. Wir sind göttlich faul und ich werde von Tag zu Tag dicker. Leider. Bewegung brauche ich. Kuß

Lori.

Tagebuch.

21. Mai.

Ich kenne die Schwächen in Gustls Kunst genau. Originell zu sein, danach sehnen sich alle Modernen. Aber wie? Die Menschheit

lichsten Wunden reißen. Mich über diese Manier zu empören, habe ich mir gottlob abgewöhnt. Augenblicklich richtet sie ihre Angriffe gegen die „Lotosblume“, die sie endlich gelesen, der Tante Mali und der Tante Betty geborgt und mit ihnen durchgehechelt hat. Zu dritt fällten sie ein Urteil, das zusammengefaßt ungefähr lautet: Eine unpassende Geschichte, voll von krassen Entstellungen und Erfindungen, die uns Frauen beleidigen. Daran schließt Mama die Bitte: „Liebe Lori, übe einen Einfluß auf Deinen Mann aus, daß er nicht so anstößige Sachen schreibt, sie wenigstens nicht veröffentlicht. Er kompromittiert damit sich und uns und wird es noch zu bereuen haben.“ Selbst wenn ich meinen Einfluß geltend machen möchte — Mama stellt sich die Persönlichkeit Gustavs ganz falsch vor. Er ist nicht nachgiebig und predigt nur: „Mulier taceat in arte.“

Mamas Abneigung gegen ihren Schwiegersohn färbt auch auf mich ab und ist mir unerklärlich. Schwiegermütter sind doch höchstens gegen die Frauen ihrer Söhne übel gestimmt. Was trägt Mama Gustl eigentlich nach? Sie ästimieren sich gegenseitig nicht, verkehren miteinander nur per „Sie“ und verkehrten, wenn es anginge, gar nicht persönlich. Zwei feindliche Naturen zufolge gänzlich verschiedener Veranlagung. Und wie stehe ich dazwischen? Ich bin wahrscheinlich Papa nachgeraten, von dessen Innenleben ich übrigens herzlich wenig weiß. So wie Mama ihn schildert war er nicht, sie retouchiert alle Porträts.

Meine Mutter liebt ihren Neffen Max. Max wäre, ließ sie oft durchblicken, für mich der richtige Mann. Bürgerlich, wohlhabend, Grundbesitzer und solid — kein Märchenerzähler, der üble Geschichten schreibt und mit den Groschen lüsterner Bücherliebhaber Sekt trinkt. Der Sekt! Ob Gustls Vorliebe dafür nicht die Hauptschuld an dem Mißverhältnis trägt? In unserer Familie war das Trinken französischen Champagners immer eine Todsünde und nur einheimischer Schaumwein an Geburts- und dreimalheiligen Festtagen toleriert. Selbst zu diesem Luxus pflegten Hausfreunde regelmäßig zu bemerken: „Ah, das ist aber fesch!“

Aus solchen Ideenkreisen nahm mich Gustav.

12. Mai.

Wir waren wegen Gustls Husten beim Arzt. Doktor Gentilini, der das Deutsche schandbar radebrecht, konstatierte eine Erkältung, einen verschleppten Luftröhrenkatarrh und verbot dem Patienten das Rauchen. Gustav weigerte sich, die Vorschrift zu befolgen, und auf meine Erklärung: „Papa rauchte auch nicht“, sagte er: „Damit die weißen Spitzengardinen nicht gelb werden.“

Ich fragte den Arzt, ob nicht Luftveränderung, ein Höhenkurort empfehlenswert wäre; er zeigte sich tief entrüstet, geradezu persönlich

den Straßen und schluckten Staub. Mama stand Höllenqualen vor Angst aus, wenn ich ritt.

Auch verheiratet bewahre ich meine Objektivität: Gustl ist ein Problematiker, der schon in seinen Jugendarbeiten, auf die das Publikum erst jetzt aufmerksam wird, die Konflikte unseres Lebens schilderte und löste. Löste? Gewiß nicht ein für allemal, sondern in frei erfundenen Einzelfällen. Konflikte ohne Bodensatz auflösen kann niemand. Unsere Weisheit gilt von heute bis morgen, sie fußt im Gestern und blaßt mit dem nächsten Tage ab. Jeder neue Tag gefällt sich darin, die Erfahrungen des alten auf den Kopf zu stellen. Darüber ist sich auch Gustav klar, er bezeichnet seine Erstlingswerke als „Naive Versuche eines Weltunkundigen" und begnügt sich jetzt, gereifter, damit, Probleme aus den wirren Zusammenhängen des Daseins zu schälen: „So, da habt ihr sie, findet euch ab. Schluß!"

Wenn ich frage: „Und welche Meinung hast du darüber?"

So er: „Keine, oder ja — eine xbeliebige, eine subjektive, von der Stimmung, dem Wohlbefinden, von einem guten Souper, einem ärgerlichen Brief abhängige. Panta rhei."

Ich: „Panta rhei — zu deutsch: Alles schwankt, nicht?"

Er: „Allerdings, alles schwankt und rotiert um unbekannte Pole und bereitet dem Schwindel, der mitten im Kreisel steht — und dem erst recht, der aus der Ferne zusieht. Wir müssen nicht überklug sein wollen, kleine Frau. Ist es nicht schon ein lobenswerter Erfolg, Probleme als solche zu erkennen und abzugrenzen, wo sich der Durchschnitt nur langweilt?"

Ich: „Und der Zweck der Problemschnüffelei?"

Er: „Der Problemerkenntnis, willst du sagen. L'art pour l'art."

Wir Frauen gehen doch mehr aufs Praktische und mir genügt ein Selbstzweck, der eigentlich Zwecklosigkeit ist, nicht. Gustav überzeugt mich halb und halb, während er spricht, aber denke ich später nach —.

Ironisch fragte er noch: „Sind große Auflagen und erkleckliche Honorare nichts Praktisches? Aber sei versichert, ich schrieb nie eine Zeile gegen meine Überzeugung, nie eine, die dem Geschmack des Publikums geflissentlich schmeichelte." Früher einmal polterte er mich an: „Praktisch muß der Schuster sein, damit seine Stiefel passen, der Schneider, daß seine Röcke nicht über den Schultern spannen, der Arzt, damit er nicht bei Magenweh Strychnin verordnet. Philosophen und Künstler arbeiten nicht in der Fron der Alltäglichkeit und der Alltagsnützlichkeit. Wir bilden die Leute und die Leute bilden nicht uns."

Gustav hat an mir eine gelehrige Schülerin, ich verstehe ihn besser und besser und es ist mir ein Leichtes, unsere Gespräche hübsch logisch aufzuzeichnen. Leiste ich damit etwas? Außer Schülerin bin ich Kritikerin

der sechs Jahrtausende, die uns die Weltgeschichte beschreibt, hat bereits alle Ideen gedacht und bis zum Überdruß durchgekaut. Wie soll da einer Neues bringen? Unser Literaturbonze vom Lyzeum („Ästhet" schimpft ihn Gustl) gestand der Gegenwart überhaupt nur die Fähigkeit der Formengebung und der Umformung geistiger Werte zu, nicht die Gabe zu Schöpfungen. Alles Ausdenkbare durchwühlten die Menschen schon gründlich und Goethe faßte es universell in seinem „Faust" zusammen. In dem Buch ist alle Philosophie und alles Fabulieren enthalten, und wenn eine Katastrophe vernichtete, was jemals aufgeschrieben und gedruckt wurde und nur den „Faust" verschonte — wir hätten nichts verloren. Wir wären um keine Probleme, um keine Lösung ärmer. Lehrte unser Literaturbonze.

Die Schaffenssehnsucht der Modernen verleitet sie zum Originalitätshaschen und führt ins Groteske, nicht mehr ernst zu Nehmende. Im Übertreiben und im Absurden leisten wir tatsächlich nie Dagewesenes. Wodurch die Karikatur als Kunst anerkannt wird.

Als noch niemand, nicht einmal ich, merkte, daß ich Gustl, dem ich erst einige Male in Gesellschaft begegnet war, gefiel, äußerte sich Max: „Er gestaltet in seinen Werken nicht, er zeigt bloß auf, reflektiert und philosophiert in freien Rhythmen, und sein Hauptkönnen ist geistreiches Dialogisieren. Dichterisch ist das nicht, höchstens schriftstellerisch. Er treibt sozusagen populär-wissenschaftliche Psychologie in belletristischer Verkleidung." Der Mistbauer hatte nicht so unrecht, obwohl er außer den Klassikern am Gymnasium bloß Dumas, einige schäbige Romane (– Lesefraß) und landwirtschaftliche Fachzeitschriften kennt. Ob er sich sein Urteil über Gustav nicht überhaupt aus einer Rezension der „Neuen Freien Presse" holte. Wäre auch möglich. Später wollte ich ihn nochmals auf das Thema bringen, aber er kniff aus: „Interpellierst du Hufschmiede über die Geheimnisse der Kabbala? Sämaschinen, die Vorteile von Kunstdünger und die Rätsel der Pferdezucht will ich dir gern erschließen — Literatur, ne!"

Ich (bereits verlobt): „Aber du hast doch damals . . ."

Max: „Wie man eben daherredet. Geht mir mit eurer Konversationsmacherei, sie liegt mir schon im Magen, und wenn man gar für jedes Wort einstehen soll! Weiß ich, was ich einmal sagte? Den Quatsch hast du ernst genommen, Fräulein Base? Da muß man sich ja hüten. Ich erinnere mich an nichts, auf Ehre. Interessiert dich das, was einer daherplauscht, den sie in der Sexta hinausschmissen? Literatur ist mir wurst, absolut wurst."

Der Barbar! Wir stiegen zu Pferd und galoppierten über die Felder, was er nur im Herbst gestattet; das übrige Jahr trabten wir sittsam auf

wenn irgendwie möglich, noch Freitag abends ins Hotel Imperial kommen, wo wir logieren werden (um Mama nicht zu belästigen), und Gustav untersuchen. Er darf aber kein bedenkliches Gesicht schneiden; schärf ihm ein, daß der Patient zur Hypochondrie neigt, er darf ihn unter keinen Umständen ängstlich machen und muß die Sache leicht nehmen. Mir allein hat er nachher die volle, ungeschminkte Wahrheit zu sagen. Mich darf er nicht anlügen. Ich bin stark, wenn's notwendig ist.

Du bist so liebenswürdig, ja? Vielleicht telephonierst du an Schwanhagen. Lieber wär's mir freilich, Du sprächst ihn persönlich. Mama sag nichts. Ich teile ihr vorher nicht mit, wann wir ankommen, und ziehe eine mündliche Aussprache vor. Sie ist so nervös.

Also, bitte, Max! Das Vertrauen, das ich Dir entgegenbringe, macht Dir Scherereien, aber gegen einen Vetter darf man, im Notfall, schon ein bißchen zudringlich sein. Ich schicke den Brief expreß und erwarte eine telegraphische Rückantwort nach Fiume, Hotel Europe.

Tagebuch.

Fiume, 25. Mai.

Daß nur die Seefahrt überstanden ist! Gustav wollte eigenwillig und bockbeinig auf Deck bleiben, obwohl es in Strömen regnete, das Schiff schaukelte und die Wellen heraufspritzten. Ich kämpfte mit Üblichkeiten und sollte doch meinen Mann betreuen, dem der Kapitän zuvorkommend seine eigene Kabine einräumte, von der man einige Aussicht hat, wenn nicht gerade die Fenster undurchsichtig naß sind, was meistens der Fall war. Unverschämte Passagiere, die draußen vorbeipromenierten, schauten herein und ich hörte eine ältliche, jugendlich aufgedonnerte Dame ärgerlich bedauern: „Von Lussin her immer die Schwerkranken. Man ist belästigt. Es müßten besondere Sanitätsdampfer eingestellt werden. Einmal vor zwei Jahren starb so einer . . .“ Ich bohrte mir die Finger in die Ohren, es war gräßlich, dieses gleichgültige und mokante: „Einmal starb so einer . . .“ Gustl schlief ein wenig und ich hielt seine Hand, eine schrecklich magere Hand. Die Veränderung kann doch nicht in ein paar Tagen vor sich gegangen sein; wo hatte ich denn meine Augen? Dabei krampfte sich mein Magen fortwährend und ich rang mit einem widerlichen Brechreiz. Ich öffnete die Luke, um frische Luft hereinzulassen und schrak plötzlich auf — ein Männerkopf erschien vor der Öffnung und wandte sich dann einem unsichtbaren Begleiter zu: „Tadelloses Frauenzimmer!“ Ob ich nicht träumte? Das war doch unglaublich! Der Mensch mußte den Kranken neben mir doch gesehen haben! So viel Brutalität traue ich niemandem zu.

Endlich, Fiume! Unser Aussteigen erregte einiges Aufsehen, Gustav stützte sich schwer auf meinen Arm, ich führte ihn zu einem Wagen und wir fuhren ins Hotel. Da kam ich mir einigermaßen geborgen vor.

und vermute frevelhaft, daß in Gustl noch alles gärt und sich erst setzen muß.

22. Mai.

Eine schreckliche Nacht ist vorbei. Gustl hustete zum Zerbersten, er hatte einen förmlichen Erstickungsanfall und Dr. Gentilini, den ich holen ließ, benahm sich wie ein dummer Junge. Ich schob ihn vom Bett fort und war froh, daß er sich bald entfernte. Zuvor maß er noch die Temperatur: 38·2^{0}.

Da hört meine Geduld auf und ich bestehe energisch darauf, daß wir Lussin sofort verlassen. Hier stirbt mir mein Mann. Er hat sich verkühlt und überarbeitet. Die Hitze ist unerträglich. In dem Staub wird niemand gesund. Im Gebirge wird alles schnell gut. Das Meer ist ein Schwindel. Zuerst nach Wien und einen Professor konsultieren. Ich werde depeschieren.

An Max Althaller.

Lussin, 22. Mai.

Lieber Max!

Verzeih, daß ich Dich mit einer Bitte belästige, von der es Dir sonderbar vorkommen muß, daß ich mich damit nicht an Mama wende, aber ich fürchte mich vor ihren Ratschlägen und — Vorwürfen. Zur Sache. Ohne Weitschweifigkeit. Diskretion erbeten.

Gustav ist anscheinend nicht unbedenklich erkrankt und der Doktor-Ignorant, der ihn bisher behandelte, kennt sich nicht aus. 's ist eine Erkältung, ein Bronchialkatarrh, ein Spitzenkatarrh oder eine Entzündung. Was weiß ich! Seine kräftige Natur wird die Attaque leicht überwinden, aber wir brauchen einen verständigen Arzt mit einer verläßlichen Diagnose und einer vernünftigen Behandlungsweise. Gustl ist namenlos ungeduldig, will, sowie er sich ein bißchen besser fühlt, rauchen, arbeiten, spazieren gehen, und brummt, ihm fehle nicht das mindeste außer Ruhe. Als ob er die bisher nicht reichlich gehabt hätte und dabei dennoch krank wurde! Um seinen Wünschen entgegenzukommen und doch nichts zu versäumen, schlossen wir ein Kompromiß: Er bleibt vorderhand im Bett und diktiert mir die Schlußszene des zweiten Aktes seines Dramas. Herrgott, geht das schwunglos und zäh vom Fleck! Er ist nicht gesammelt genug. Schreiben — durchstreichen, schreiben — durchstreichen. Das Ergebnis zweier Stunden ist eine und eine halbe mißlungene Quartseite.

Meinem Benzen hab ich es zu danken, daß wir übermorgen mit dem Postdampfer nach Fiume fahren, dort zwei Rasttage einschieben und Freitags in Wien sind.

Meine Bitte an Dich: Sei so freundlich und geh zu Professor Schwanhagen, der auch Papa behandelte, und präparier ihn. Er soll,

mich unablässig; und es war mir nicht einmal peinlich. Vielleicht bloß deshalb nicht, weil es im Gegensatz zur Stimmung in meinem Innern stand. — Dazwischen mengten sich Selbstvorwürfe. — Ich verlangte ägyptische Zigaretten, brannte mir eine an und rauchte sie mit Genuß. Dazu besah ich die Bilder in der „Leipziger Illustrierten“, darunter Aufnahmen vom internationalen Tennisturnier in Wimbledon. Eine Spielerin, während eines ungraziösen Sprunges abgeknipst, war köstlich, nur wunderte ich mich, daß sie die Reproduktion der komischen Photographie gestattete. Über die „Leipziger“ weg sah ich undeutlich den „Bewunderer“, der zu mir herübergebeugt mit überquerten Beinen dasaß. Ein stattlicher Mensch. Ein Gesunder! Eine Wärmewelle durchrieselte mich, ein seltsames Hochgefühl, eine Reaktion der schleppenden, sorgenvollen Tage, die ich verlebte.

Es wird mit Gustl nicht so schlimm stehen, ein Bronchialkatarrh, den ein guter Arzt schnell ausheilt. In einem kräftigen Alpenklima ist das Übel in ein paar Wochen behoben. Lussin glüht einen ja durch und durch aus und außerdem die schmutzige Riva, trocken und ungekehrt, daß jeder Windhauch graue Staubwolken aufbauscht.

War es ein Verbrechen, daß ich im Kaffeehause war, während Gustav schlief? Ich hätte unmöglich schlafen können.

Der „Bewunderer“ winkte dem Primas, der nickte. Der Zigeuner gab seiner Kapelle ein Zeichen, näherte sich mir und geigte vor meinem Tisch die „Barkarole“. Im Rhythmus bog er sich dazu. Ich fühlte den lauen Atem des häßlichen Kerls und schnitt danach wohl ein Gesicht. Sein Auftraggeber lachte vergnügt. Alles das nahm ich hinter einem schummerigen Schleier wahr. Die Situation verwirrte und ärgerte mich, und ich fand nicht die Courage, mich zu erheben und fortzugehen, davonzulaufen. Ich wurde rot, wenigstens brannten meine Ohrläppchen. Gott sei Dank, brachte da der Portier die erwartete Depesche: „All right. Max.“

Ich zahlte und verließ das Lokal. Sie konnten glauben, ich hätte nur das Telegramm abgewartet. Und war's denn nicht so? Es gelang mir, am Nebentisch vorbeizukommen, ohne die Herren daran auch nur mit einem Blick zu streifen.

Im Zimmer bekam ich einen Weinkrampf und wühlte den Kopf in den Bettpolster, um Gustav nicht zu wecken. —

Dummerweise und ahnungslos, absichtlich burschikos, erzählte ich Gustl morgens von meinem Kaffeehausbesuch und schilderte die Zigeuner möglichst drollig — aber er regte sich furchtbar auf und machte mir eine Szene: „Sehr nett von dir, daß du dich ohne mich so famos unterhältst — aber was dann, wenn ich etwas benötigt hätte?“

„Die Glocke ist beim Bett und . . .“

Nach dem Abendessen, das wir uns auf dem Zimmer servieren ließen, und nach einer kleinen Flasche Istrianer besserte sich Gustls Befinden, er erzählte Witze, verspottete meine Ängstlichkeit, die ich zu verbergen trachtete, und war im ganzen recht frisch. Ich maß die Temperatur: 38·2°, schüttelte rasch die Quecksilbersäule herab und log: „Etwas über siebenunddreißig." Knapp nach zehn Uhr legte er sich zu Bett und schlug mir vor, ins Kaffeehaus hinabzugehen, um Zeitungen zu lesen; das würde mich ablenken und aufheitern. Ich wollte nicht, setzte mich ins Nebenzimmer und tat das denkbar Dümmste, nämlich nichts. Der Wind sauste vom Monte Maggiore herab und der Leuchtturm warf seinen grellen, unheimlichen Strahlenkegel über Abbazia und Lovrana, über die bewegte See und die Inseln.

Ich hörte Gustavs gleichmäßiges Atmen, ich lugte durch einen Türspalt — er schlief.

Aus dem Kaffeehaus im Erdgeschoß klangen Töne — die Zigeuner, fiel mir ein, und ich erinnerte mich, daß ich in der Portierloge nicht Auftrag gegeben hatte, Telegramme nur mir persönlich auszuhändigen. Max drahtete vielleicht heute schon. Ich stieg die Treppe hinab und schärfte es dem Lohndiener dringend ein. Zögernd fügte ich hinzu: „Tür Nummer 16, aber vorderhand bin ich im Kaffeehaus." Ich durfte es doch. Allein hatte ich so furchtbare Angst und Gustl war es, der mich auf die Idee brachte.

Menschen! Das Lokal rauchig und überfüllt, aber ein Tisch in einer Ecke war noch für mich frei. Die Musik pausierte und die Leute benützten die Pause, mich von unten bis oben zu betrachten. In der nervösen Abspannung, in der ich mich befand, irritierte mich das glotzende Anstarren. Ich dachte, meine Schuhe müßten kotbespritzt sein, und ich zog sie unter den Rock. Der Kellner schleppte illustrierte Blätter herbei und ich bestellte einen Mokka. Das Treiben der Menschen, die kamen und gingen, plauderten und lachten, lenkte mich angenehm ab und den Tabaksqualm empfand ich als eine Atmosphäre der Gesundheit. Die Musik begann wieder, der Zigeunerprimas, ein affenhäßlicher Ungar, fiedelte einer blassen Blondine in die Ohren, verrenkte die Glieder und grinste. Sie geigten einen Wiener Walzer und einen Moment wunderte ich mich, daß niemand tanzte. Wie ich zufällig nach links schaute, saßen am Nebentisch zwei Herren, von denen mir der eine einen bekannten Eindruck machte — ja, der Mann vom Schiff, der gesagt hatte: „Ein tadelloses Frauenzimmer." Jetzt beurteilte ich die grobe Schmeichelei milder. Wußte er denn, daß der Kranke in der Kajüte mein Mann war? Mußte Gustav krank sein? Seekrank höchstens, wahrscheinlich; die Vermutung lag nahe. Durch Seekrankheit wird man nur lächerlich, wie mit Hühneraugen. — Mein „Bewunderer" fixierte

ausgefragt, doch Gustav gab mich nicht eine Sekunde frei, er begehrte nacheinander, ich sollte ihm die Abendblätter vorlesen, auf einem Schnellsieder Tee kochen — das Hotelgebräu trinkt er nicht — und schließlich diktierte er mir einen Brief an seinen Verleger.

Unter der Tür hatte ich mich nur leise beim Dozenten erkundigt: „Kann mein Mann ausgehen?“ Er sagte: „In den späteren Vormittags- und den frühen Nachmittagsstunden. Mittagshitze und Abendkühle sind zu vermeiden.“ Und dann: „Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, für einige Monate in ein Sanatorium zu übersiedeln.“

Als ich Gustavs Haar streichelte, schob er meine Hand fort: „Was er sagte, klang nicht übel, aber was er verschwieg, möchte ich wissen.“ Ich beherrschte mich gut: „Was gibt's bei einem Katarrh zu verschweigen, du Hypochonder.“ „Mancherlei. Mich täuscht Ihr nicht, Lori. Ihr spielt unter einer Decke. Die Untersuchung gefiel mir nicht sonderlich. Einen Freund von mir, den es an der Lunge packte — er starb im Vorjahre — auskultierte Professor Krafft doppelt so lang und stellte eine Menge Detailfragen, an die der Meyer nicht einmal dachte!“

„Sei nicht kindisch! Wenn die Lunge erkrankte, dann freilich — aber bei einem einfachen Katarrh!“

„Bronchialkatarrh, bitte; gestatte, daß ich deinen anatomischen Kenntnissen nachhelfe: Die Bronchien sind ein Teil der Lunge.“

„Im weiteren Sinne vielleicht . . .“

„Quatsch.“

„Wie du redest, könnte man glauben, du seist zum Sterben reif.“

„Bin ich's nicht?“

„Gustav!“ Das Wasser brodelte und ich legte das Tee-Ei ein. Besser, von anderem sprechen. „Mit Rum oder Zitrone?“

Darauf ging er nicht ein: „Gesteh, daß Mama ihn vorbereitete.“

„Wen?“

„Doktor Meyer, wen sonst.“

„Ich schwöre dir, nein.“

„Nicht?“

„Und wenn's der Fall wäre . . .“

„Siehst du, Lori!“

„Nein, ich schwöre dir, Mama hat überhaupt nicht die leiseste Ahnung, daß wir in Wien sind. Ich bestellte Professor Schwanhagen brieflich und statt seiner kam sein Vertreter. Glaub mir . . .“

„So? Na, gut.“

„Morgen Vormittag, wenn du für mich nichts zu tun hast, suche ich Mama auf.“ Und verschwieg: Vorher den Arzt.

Auch diese Nacht schlief ich in der Ungewißheit miserabel.

„Damit ich das Stubenmädchen herbeiläute, nicht wahr, um zu fragen: ‚Sagen Sie, wo steckt eigentlich meine Frau?‘ Und die Antwort? ‚Ja, die Gnädige kokettiert mit dem Primas.‘ Ein erbauliches Gespräch.“

Ich duckte mich; in Gottes Namen ja — es war geschmacklos von mir.

Wien, 26. Mai.

Die Bahnfahrt verlief wider Erwarten gut, Gustav nahm sich sehr zusammen und las in den „Wahlverwandtschaften“, aber wenn er das Buch in den Schoß legte, unterhielt er sich nicht etwa mit mir, sondern starrte durchs Fenster auf die dahinfliegende Gegend. Einmal murmelte er, mehr für sich, über die Schulter, gleichsam das Resultat seines Nachsinnens: „Universalerbin bist selbstverständlich du, nur laß dich von deiner Mutter nicht ausbeuten.“

Ich halte alles seinem Nervenzustand zugute, auch die Qual dieser Bemerkung, dieser überflüssigen Bemerkung.

In Laibach stiegen zwei Fremde ein und wir rückten enger aneinander. Am Semmering unterdrückte ich Tränen — unsere erste Station nach der Hochzeit; und mit Papa verbrachten wir einen vergnügten, den letzten Sommer in Breitenstein.

In Wien holte uns niemand ab, Max unterließ es aus Delikatesse und Mama vermutet uns noch im Süden. Ihr gegenüber sind faits accomplis angebracht.

Schon eine Stunde nach unserer Ankunft besuchte uns der Arzt im „Imperial“ — nicht Professor Schwanhagen, der augenblicklich in Bukarest beim König weilt, sondern sein Vertreter, Dozent Meyer, ein sympathischer, jüngerer Mann, den Gustl mißtrauisch musterte und den Max vorzüglich instruiert hatte. Der Dozent redete gleich von der „Lotosblume“, die ihn begeisterte, worauf Gustav freundlicher wurde. Wie zufällig kamen sie auf den eigentlichen Anlaß der Visite zu sprechen und ich fürchtete fortwährend, der Arzt würde mit etwas herausplatzen, was ich verheimlichen wollte, aber es geschah nichts dergleichen. Er ließ sich die Krankheitsgeschichte zuerst von meinem Mann, dann, ergänzend, von mir genau schildern, und ich mäßigte Gustls Darstellung, die mir übertrieben schien.

Langwierig und nervenzerrend war das Abklopfen und Abhorchen, doch die Diagnose lautete beruhigend: „Ein verschleppter, fiebriger Bronchialkatarrh“, so daß ich Doktor Gentilini im Geiste mein Mißtrauen abbitte. Es besteht keine Gefahr, aber man darf nichts versäumen und muß dazuschauen. Ferner ist eine mikroskopische Untersuchung des Sputums notwendig.

Doktor Meyer empfahl sich bald und versprach, den bakteriologischen Befund in Kürze mitzuteilen. Ich hätte ihn gern unter vier Augen

sich über den Absatz seiner Bücher günstig äußerte, durch die Besuche, das aufpulvernde Straßentreiben und den Tratsch des Friseurs machte er einen lebhafteren, daher gesünderen Eindruck und merkte weder meine Depression, noch mein fortwährendes Beobachten. Plötzlich schien es ihm doch aufzufallen und er warf Messer und Gabel hin: „Lori, du warst beim Arzt?"

Vielleicht hatte er mit seiner Lebhaftigkeit nur Komödie gespielt und beabsichtigte, mich zu überrumpeln. Dann hatte die Taktik Erfolg. Ich heulte los und ließ aus mir mehr herauspressen, als der Dozent erlaubte.

Gustav goß sich ein Glas Wein ein und seine Hand zitterte, daß er die Flasche mehrmals absetzen mußte. Als er endlich redete, redete er leise und lieb: „Herzlichen Dank für die Offenheit, Lori. Ihr sollt und dürft mich nicht anlügen. Ich durchschaue den Schwindel doch und komme mir dabei noch kränker vor. Du bist keine Verwandlungskünstlerin und dein Gesicht ist ein leicht entzifferbares Lesebuch." Pause. „Wozu wäre man Mann und Philosoph — Stoiker . . . Fürchte nicht, daß ich die ärztlichen Verordnungen nicht befolge. Erstens will ich leben und gesund werden, zweitens muß ich es — deinetwegen." Ich weinte. „Eine Infektion — Teufel! 's ist kein Kinderspiel . . . Wer hätte das gedacht."

„Unbedingt heilbar!" warf ich schluchzend ein. „Doktor Meyer beteuerte es oft."

„Ich weiß, heilbar — von Komplikationen, die nicht gar selten ausbleiben, abgesehen." Seine Hand koste mein Haar und tätschelte sacht meine Wange. „Wenn ich sterbe, für dich ist durch eine Lebensversicherung gesorgt, Lori."

„Nicht!" schrie ich exaltiert, „ich sterbe mit dir".

„Kindskopf! Ich erwäge bloß allzumenschliche Eventualitäten, deren allzumenschlichste . . . Gut, gehen wir in ein Sanatorium, füttern wir den fatalen Korpus, härten wir ihn durch Wasser und Luft ab und lassen wir den lieben Herrgott einen guten Mann sein, der die Bazillen tötet. Ist's recht so, kleine Frau?"

„Ja." Mir wäre ein Wüten und Aufbäumen fast lieber gewesen als die stille Resignation, die nicht zu Gustls Charakter paßt.

Er zog die Uhr: „Für heute zu spät; morgen überfalle ich einen alten Schulkollegen, der jetzt Arzt in Krems ist. Ein feiner, geschickter Kerl, den ich pro domo konsultiere."

„Ich begleite dich."

„Das nicht."

„Was hast du jetzt vor?"

27. Mai.

Jetzt weiß ich alles und bin erstaunlich gefaßt.

Gustl ging zugleich mit mir aus dem Hotel fort, in eine Buchhandlung und zu Bekannten; er will nie Maß halten. Ich warf mich in einen Fiaker und fuhr zu Doktor Meyer, wo ich eine halbe Stunde warten mußte. Eine endlose, halbe Stunde! Dann weihte er mich schonungsvoll, wenn auch ohne Umschweife ein: Mein Mann hat sich die linke Lungenspitze infiziert. Nach dem bakteriologischen Befund und der persönlichen Untersuchung ist es ein leichter und entschieden heilbarer Fall. Gustav ist unterernährt und geschwächt, Schonung dringend notwendig, eine ausgiebige Liegekur empfehlenswert.

Sofort sollte ich mich auch für die Heilanstalt entscheiden und zu diesem Zwecke holte der Dozent eine Menge Prospekte und Broschüren. Lethargisch blätterte ich in den Heften. „Ohne meinen Mann geht das nicht."

Er klopfte mir, meine Gemütsverfassung wohl ahnend, auf die Schulter: „Mut, kleine Frau, Mut. Eine schwere Prüfung, die mit ihresgleichen d a s teilt, daß sie bestanden werden will. Der eine legt seine Examina in der Schule ab, der andere im Leben."

Geistesabwesend antwortete ich: „Ich habe das Lyzeum absolviert . . ." und merkte zu spät, wie dumm ich mich benahm.

Doktor Meyer lächelte nicht. „Auf die Dauer kann man's Ihrem Herrn Gemahl nicht verschweigen. Scheint ein obstinater Patient zu sein, mit dem Sie Ihre liebe Not haben werden und dem der Arzt gelegentlich den Teufel an die Wand malen muß, damit er pariert. Nehmen Sie's auf sich, es ihm zu sagen? Das Einfachste und Probateste wär's. Wir begnügen uns mit der Konstatierung einer angegriffenen Lungenspitze. Daß wir einander nur nicht widersprechen!"

Ich: „Ist das denn nicht die volle Wahrheit?"

„Ja und nein, wir unterschlagen nur Details."

„Hand aufs Herz, Doktor, besteht Gefahr?"

„Nein, keine eigentliche Gefahr."

Mein Gott, ich kenne mich doch in der Medizin und ihrem Kauderwelsch nicht aus! „Aber es ist immerhin eine schwere Krankheit, Herr Dozent?"

„Formulieren wir es so . . ." Er überlegte. „Ein leichter Fall eines an sich bedenklichen Krankheitsprozesses."

„Danke."

Zum Abschied küßte er mir die Hand. „Kopf hoch, gnädige Frau!"

Ich versprach, ihn von allem Weiteren telephonisch zu verständigen.

Gustav kam, wie gewöhnlich, sehr spät und so speisten wir auf unserem Zimmer. Abgelenkt durch Zehnerlei, durch den Buchhändler, der

den Kopf gesenkt und hörten auf die feierlichen, langsam fallenden Worte so scharf und so genau . . .

„— ferner übergibt Wilhelm Reiser den großen Acker an der Ache, genannt das Himmelreich, und bestehend aus den Plannummern — haben Sie was gesagt, Reiser?“ fragte der Notar.

„Na, Herr Notar, nix hab ich gsagt — so an starkn Katarrh hab ich, des is alles.“ Das Taschentuch hatte er herausgezogen und wischte umständlich an seinem Gesichte herum, aber ohne daß er aufgesehen hätte.

Und dann ging's weiter. Acker um Acker, Wiese um Wiese, Heustadel um Heustadel, Gerechtsame um Gerechtsame. Kein Räuspern mehr unterbrach den Notar. Mäuschenstill hörten sie alle zu. Nur die große, glatte Amtsuhr tickte zwischen die vorgelesenen Worte und teilte sie ohne Rücksicht auf den Sinn in lauter gleiche Stücke. Und die Sonne lachte zum Fenster herein und malte von dem alten Nußbaume draußen zittrige Kringeln auf das grüne Amtstuch des Tisches. Und in großen Zwischenräumen raschelte ein Blatt beim Wenden.

„— ferner übergibt er das gesamte Wirtschaftsinventar, totes und lebendes, insonderheit den Rindviehbestand, die Pferde, die Schafe, die Hühner, die gesamten Pertinenzien —“

„Ha?“

„Die Pertinenzien, Reiser Vater, das heißt die Leiterwagen, die Sensen und so weiter, verstanden?“

„Woll, woll, Herr Notar, nacha is schon recht, aber nix für ungut, Herr Notar, könnt ma des alles net viel kürzer schreib'n?“

„Wieso, Reiser Vater?“

„Schreibn S halt einfach rein: alles gibt er her, alles —“ .

„In einem Übergabsvertrage müssen die einzelnen Hauptsachen namentlich aufgezählt werden, Reiser Vater, und außerdem b'halten Sie ja auch noch etwas —“

„Woll, woll, Herr Notar, wenns sein muß, nacha muß s halt sein — wenn s nur schon vorbei waar —“

„Aber Vater, i weiß gar net, was daß d hast?“ sagte Agathe, die Tochter, ein wenig vorwurfsvoll.

Und Martin Frisch, der Schwiegersohn, trommelte verlegen auf seinem rechten Knie herum und sagte nichts.

„Fräulein Reiser — Frau Frisch, wollt ich sagn — Frau Frisch, ich muß Ihnen als Notar was sagn“, legte sich jetzt der Notar ins Mittel, „bei einer Übergabe ist es Brauch, daß der, der übergibt, daß der reden kann, was er mag, ohne daß die andern, die das ganze Sach kriegn, irgendwas dagegen haben — das müßten Sie eigentlich verstehn.“

„Nichts, ich lese oder lege mich aufs Sopha. Du aber mach dich auf die Strümpfe und besuche Mama, grüß sie von mir und zieh sie nach Gutdünken ins Vertrauen.“

„Spätestens bis sieben Uhr bin ich wieder hier.“

„Eil dich nicht.“

„Und lese dir vor, Gustl.“ Ich spendelte den Hut fest.

„Das Drama ist wichtiger.“

„Du diktierst mir.“

„Ich diktiere dir.“ Er streckte sich auf den Diwan.

„Adieu.“ — „Adieu.“ Wir schüttelten einander tapfer die Hände, als hätten wir einen Bund geschlossen.

Auf der Straße überfiel es mich schwer — wenn er sich verstellte, wenn alle Gelassenheit erheuchelt wäre; er hat einen Revolver in der Nachtkastenlade. Ich kehrte um. Gustl hatte eine Decke übergebreitet und hob den Kopf: „Nanu, Lori?“

„Mein Schatz!“ In überquellender Zärtlichkeit wollte ich ihn küssen.

„Nicht — ich bin giftig.“

Das Wort war zu häßlich, es war brutal. (Fortsetzung folgt.)

Im Austrag.

Von Fritz Müller, Cannero.

„So, jetzt paßt s auf, alle miteinand, damit s später kein Streit gibt — jetzt will ich s euch noch amal vorlesen, die ganze Gschicht. Also:

Übergabevertrag,

geschlossen zwischen Wilhelm Reiser senior, dahier, und —“

„Entschuldigen S, Herr Notar“, sagte der alte Mann und stand auf, „entschuldigen S, es is net, daß ich mißtrauisch bin, aber wer is denn des, der Senior, Herr Notar?“

„Das sind Sie selber, Reiser Vater, das sagt man so für ‚Vater‘ in der notarischen Sprache, verstanden?“

„Woll, woll, nix für ungut, Herr Notar, nacha is schon recht.“

Und der Notar begann geduldig wieder:

„— geschlossen zwischen Wilhelm Reiser senior, dahier, und seinem Schwiegersohn Martin Frisch und seiner Ehegattin Agathe, sämtlich in meinem Amtszimmer anwesend und mir nach Namen, Stand und Wohnort persönlich bekannt . . .“

Kam ein langer Vertrag mit vielen Aufzählungen und Bedingnissen. Und alle drei, der alte Mann, der junge Mann, die Frau, hatten

„Aber Vater", sagte jetzt die Tochter, „des is schon ja beinah a Belei —"

„Bschsch", machte der Notar, „macht s kei Gschrei, ich hab s schon dazu gschriebn."

Und er las vor: „Nachtrag: Den Hund Tyras hat sich der Übergeber zu seinem persönlichen Eigentum ausbedungen."

„Nacha müßt s ihn aber füttern aa, Vater", sagte die Tochter.

Der Alte wollte auffahren, aber der Notar kam ihm zuvor. Alle Gutmütigkeit war aus seinem Gesichte fort, wie er sich jetzt reckte und in scharfem Hochdeutsch sagte: „Ich verbiete es den Parteien, sich in einer königlichen Amtsstube zu streiten. Wenn ihr es nicht lassen könnt, so macht es nachher draußen vor der Türe ab."

Aber sofort wurde er wieder gütig, als er sagte: „Da nehmen Sie die Feder, Reiser Vater, und unterschreiben S in Gottesnamen. So — dürfen sich schon auf meinen Stuhl setzen, Reiser Vater — so — lassen Sie sich nur Zeit — die andern warten schon so lang."

Da saß nun der Alte auf dem ledernen Notarsessel. Die Feder in seiner Hand zitterte. Die Wanduhr tickte. Die Sonnenkringeln machten unbekümmert weiter ihren Tanz. Da dachte der Alte nach. Nicht lange. Zwischen drei, vier Pendelschlägen jener Uhr da drüben überschaute er sein Leben, drängte sich die Arbeit eines Menschenalters dicht zusammen. Nicht im Verstand. Bauernverstand denkt nicht so schnell wie Uhren ticken. Sondern mit dem Gefühl.

Das Gefühl holte in die Vergangenheit aus, weit aus — wie ein langer Arm ausholt — und strich das Erlebte zusammen — wie ein gebogener Arm zerstreute Krumen auf den Tisch zusammenstreicht. Und da lag's gehäufelt vor ihm, das Ergebnis seines Lebens:

Der Weidenhof, ein kleines Gütel von seinem Vater mit Schulden übernommen, mit Schulden, daß sich die Balken bogen in der Scheune. Er aber legte auf die Schulden seine heiße Arbeit. Da schmolz die Schuld. Da lag der Weidenhof blank und unverschuldet in der Sonne. Da nahm er sich ein Weib. Die schenkte ihm das Agathl, drehte sich an die Wand und starb. Um zu vergessen, rackerte er noch ärger als zuvor. Der Weidenhof bekam Hände. Der Weidenhof griff um sich und holte Äcker, Wiesen, ja, ein Stück Wald sogar am königlichen Forst. Und als er sich genug gestreckt hatte, der Weidenhof, da ging er in die Höhe. Da kam das zweite Stockwerk auf das Haus, da setzte er sich eine Sägemühle an die Ache. Da wurde er des Forstamts bester Holzabnehmer. Da ward der Weidenhof der erste Hof im Achenlande weit und breit.

Dann nahm das Agathl den Martin Frisch. Es war ja wahr, der hatte nichts. Aber ein braver Kerl war er, ein arbeitstüchtiger,

„I sag ja nix, Herr Notar, wenn s m Martin recht is, is s mir aa recht.“

„Also gut, dann fahre ich weiter.“

Und wieder tropfte die gleichmäßige Stimme feierlich durch den Amtsraum, wieder zerlegte die Pendeluhr die Rede in die gleichen Teile und weiter kringelte die Sonne unermüdlich auf dem grünen Tuche. Fünfmal hatten die Blätter beim Wenden geraschelt, da waren alle Übergabepunkte abgehandelt. Jetzt kam der Vorbehalt.

„— ausgenommen dagegen von der Übergabe ist das Gemüsegärtlein hinterm Nebenstall, Katasternummer dreihundertsechsunddreißig. Ferner behält der Übergebende auf Lebenszeit die unentgeltliche Miete des zweiten Hinterzimmers im oberen Stockwerk des Hauptgebäudes gegen Süden mit den Möbeln, wie sie auf der Anlage zwei vermerkt sind —“

„Was is des, Herr Notar: eine Anlage?“ sagte der Alte.

„Das ist ein Blatt Papier, das diesem Vertrage beiliegt.“

„Woll, woll, nacha nur weiter, Herr Notar.“

Dann war noch ein Langes und ein Breites von den Laiben Brot die Rede, die der Schwiegersohn im Monat abzugeben hatte, von soundsoviel bei jedem geschlachteten Schwein, von soundsoviel Talern bar im Jahre . . .

„— was den beteiligten Parteien vorgelesen und von ihnen hiermit genehmigt und unterschrieben wurde“, schloß der Notar mit fallender Stimme. Und, aus dem Amtstone wieder in den Verkehrston mit seinen Bauern fallend, setzte er gemütlich hinzu: „Wir werdn nix vergessn ham, denk ich. Oder fehlt noch irgend was?“

Agathe Frisch sah ihren Mann an. Der schüttelte den Kopf.

„Und Sie, Reiser Vater?“ sagte der Notar.

Auch dieser schüttelte schweigend den Kopf.

„Gut, dann können wir also —“, sagte der Notar.

„Halt, Herr Notar, es fehlt doch noch was“, sagte der Alte schnell.

Die junge Frau bekam einen roten Kopf, der Schwiegersohn drehte seinen Hut — beschwichtigend und mit hochgezogenen Brauen sah der Notar hinüber zu ihnen. Dann fragte er mit seiner geduldigen Stimme: „Was fehlt noch, Reiser Vater?“

„Der Hund, Herr Notar, der Hund — der Hund, der ghört noch mir.“

„Der Tyrasl?“ sagte die Tochter und schaute wieder auf ihren Mann.

„Aber Vater“, sagte dieser, „aber Vater, den Tyrasl, den könnt S ja auch a so ham, ohne daß s im Vertrag drin gschriebn steht.“

„s Rindvieh ghört euch auch und ist doch extra gschriebn im Vertrag — also werd der Hund auch extra gschriebn für mich.“

den Sonnenkringeln auf dem weißen Schriftstück. Und also sollte er auf dieses Schriftstück seinen Namen setzen, weiter nichts als seinen Namen: Wilhelm Reiser . . . Wilhelm Reiser . . . Wilhelm Reiser . . .

Seine alten Lippen bewegten sich mechanisch. Auf einmal fuhr er zusammen: Herr im Himmel, wie lange war er jetzt schon dagesessen in dem Lederstuhl mit der Feder in der Hand? Das war ja eine Ewigkeit.

Er blickte auf. Unsicher sah er auf den Notar. Der schneuzte sich gemächlich in sein geblümtes Taschentuch und sah zum Fenster hinaus in die Sonne. Unsicherer sah er auf die Tochter und den Martin. Die hatten sich die Hand gegeben und sahen einander freundlich in die Augen. Keine Spur von Ungeduld und Habsucht. Er blickte auf die Uhr. Der Zeiger war nicht weitergerückt, seit sich der alte Reiser in den Sessel setzte.

Da tat der alte Reiser einen tiefen Schnaufer und malte so geschwind einen Buchstaben nach dem andern aufs Papier. So geschwind, wie er sein Lebtag noch nicht unterschrieben hatte. So — jetzt war's vorbei. Da stand es: Wilhelm Reiser. Und es kam ihm vor, als hätte sich mit jedem Buchstaben ein Stück von seinem Eigentum heruntergeschält. Aber es war ihm nicht betrübt zumute. Ganz und gar nicht. Leicht war ihm, federleicht. Fast so wie damals, als er die letzte Rate von des Vaters Schulden in die Stadt trug auf die Bank. Fast ausgelassen wurde er, der Alte. Gar einen Spaß machte er jetzt: „So", sagte er, stand auf und legte den Federhalter hin, „so — und wenn ich jetzt die ganze Schreiberei zerreißen taat, in der Mittn auseinander, Martin, ha?" Und der Alte lachte den erschrockenen Martin offenherzig an.

„Reiser Vater, Reiser Vater", drohte der Notar, „das wäre eine königliche Urkundenvernichtung, verstehen Sie."

„Jessesna, gar a königliche", scherzte der Alte weiter und sah zu, wie der Martin und die Agathl ihre Namen jetzt auch unter das Schriftstück malten. Dann tauchte der Notar eine richtige Gänsefeder ein und unterschrieb noch selber dick mit einem langen Schwung.

Draußen bellte ein Hund.

„Jesses, der Tyrasl", sagte der Alte und ging hinaus . . .

*
*   *

Der Alte ging durch sein kleines Austragsgärtchen hinterm Nebenstall. Er maß es mit den Augen. Zehn Meter lang, fünfe breit. Auf einmal kam ihm ein dummer Gedanke: Wie viele Särge hätten darin Platz? Er fing zu rechnen an im Kopf. Das von den Quadratmetern hatte er gut in der Übung von seinen Brettern her in der Sägemühle.

und der Weidenhof war groß genug, der brauchte keinen Zuwachs mehr. Er und der Martin, die konnten ihn noch weiter in die Höhe bringen. Er und der Martin? Ja, da war es, daß die Tochter bat und daß die Nachbarn sagten und der Pfarrer sprach, im Achenland gäb's nirgendwo ein „und" in einem Hofe. Ein Achnerhof vertrage halt nur einen Willen. Und es sei Zeit zum Übergeben nach der Hochzeit der Agathl.

Zum Übergeben? Der alte Reiser hörte dieses Wort, aber er verstand es nicht. Zum Übergeben? Er ging um das Wort herum, wie um ein fremdes Tier, neugierig, ein wenig lächelnd. Zum Übergeben? Er war noch keine sechzig Jahre. Zum Übergeben? Altenteil und Austragstüberl? Das war ja beinahe komisch.

Aber die Tochter, der Martin Frisch, die Nachbarn und der Pfarrer fanden 's gar nicht komisch, sondern nur gerecht. Er hätte sich genug geplagt. Einmal ein bissel rasten, wär' sein Recht. Die jungen Leute müßten auch die Sorgen kennen lernen, sonst verdürbe so ein Jungvolk. Auch dem Hofe tät's gut —

„Was? Dem Hof? Hab ich vielleicht den Weidenhof nicht so aufgricht, daß kein Mensch was sagn kann?!"

Ja, ja, das sei schon wahr, und eine Ehre sei der Hof fürs ganze Dorf. Aber habe er nicht selber die Fruchtwechselwirtschaft, die gute, eingeführt im Dorf? Und was für den Boden gilt, das gelte für den Menschen grad so. Fruchtwechsel sei von Nöten, wenn der Vater alt geworden.

Dann kamen die Verwandten. Er sollte den und den anschauen, wie schön und wie behaglich der s im Austrag habe. Und wenn einer sechzig Jahre lang ein Ackerpferd gewesen sei, ein schweres, eines, das von früh bis abends sich gerackert habe, dann käme endlich auch die Ausspannzeit.

„Der Herrgott will es so, Reiser Vater", sagte der Pfarrer, „schaut, eine brave Tochter habt Ihr und einen rechtschaffenen Schwiegersohn, die halten Euch in Ehren. Euch wird's nicht schlecht ergehen."

Also gab der alte Reiser nach. Also freuten sich der Martin und die Tochter. Also klopften ihm die Nachbarn auf die Schultern: „So is s recht. Wie s eim aufgsetzt ist, so muß ma s nehmen, sonst gehts schiach, mei Liaber."

Also kamen seine Anverwandten und taten gar, als wollten sie dem Alten gratulieren: „Laßt s nur gut sein, Glück müßt s den Jungen wünschen und net mir", wehrte er ab.

Also ward der Übergabetag am Ende anberaumt und die Verbriefung beim Notar. Also er saß jetzt im Lederstuhl des Herrn Notar. Und also zitterte die Feder in seiner alten Hand um die Wette mit

Da klappte er die Chronik zu und ging an sein Bett in der Mauernische. Prall und sauber lag es da mit dem rotgewürfelten Oberbett. Über das fuhr er ein paarmal mit der Hand hin. Ganz ohne Zweck.

Dann sah er zum Fenster hinaus. Da unten werkelte der Martin. Er half Bretter zu verladen. Ein Mann aus der Stadt stand daneben. Der war aus einem Holzgeschäft und nahm zehn Waggon Bretter aus der Sägemühle ab. Den Vertrag hatte schon der Martin abgeschlossen. Und das war wahr: Drei Mark mehr hatte er für den Kubikmeter herausgeholt als der Alte im Jahr vorher. Und auch jetzt, wie er mit dem Mann aus der Stadt verhandelte, wenn der ein Brett als Ausschuß zurückweisen wollte — nein, das war schon richtig: der Martin, der verstand die Sache.

Der Alte machte das Fenster auf. Die unten auf dem Holzhof hörten das Fensterklirren und sahen hinauf. Der Mann aus der Stadt zog so obenhin den Hut ein wenig vor dem Alten. Der Martin wandte sich ab und sagte irgend etwas zu dem Manne. Der lachte. Ganz laut lachte er.

Der Alte schmiß das Fenster wieder zu. Was hatte der Martin da drunten gesagt? Wohl gar was Spöttisches. Dem Alten stieg es gallig in die Kehle. Aber das war bald vorüber.

Dann ging er die Treppe hinab. Die war noch ganz weiß im aufgesetzten Stockwerk. Unten knarrte sie vom Alter.

Der Alte ging langsam auf die Sägemühle hinüber. Der Mühlbach rauschte. Das große Wasserrad machte den gewohnten Lärm. Die Sägegatter liefen eilig, wie der Atem geht von Menschen, die schnell gelaufen sind. In gelben Bergen türmte sich der Sägestaub. Jetzt schob der Obersäger Adolf ein Brett unter die Kreissäge. Die kreischte auf wie ein wütendes Tier. Aber ruhig schob Adolf das Brett wieder in das singende Maul der überdachten Kreissäge.

Das war nichts Neues für den Alten. Tausendmal hatte er's mit angesehen. Aber heute kam's ihm vor, als ginge das Gatter anders, als mache die Kreissäge ganz besondere Töne. Fast höhnisch klang es.

Jetzt schob der Adolf das nächste Brett hinein. Aber er hatte es ungeschickt angesetzt. Die Säge traf auf einen langen Ast. Ein widerwärtig scharfer Ton zerriß die Luft. Jetzt war die Säge durchgekommen.

„Adolf", schrie ihm der Alte ins Ohr, „Adolf, so wird die Säge vor der Zeit kaput!"

Der Adolf gab keine Antwort. Der Adolf rührte sich nicht. Er schob ein andres Brett genau so ungeschickt in die Säge.

„Adolf!" rief der Alte drohend, „tust du das mit Fleiß?!"

„Das wären also — das wären —“, sagte er halblaut. Aber da drückte ein zottiges Ding das kleine Gattertürchen auf, sprang mit zwei Sätzen über den Salat und leckte ihm die Hand: „Jaja, Tyrasl, is scho recht, Tyrasl“, sagte der Alte und streichelte den Hund.

„Ja ja, Tyrasl, wir zwei halt, gell, wir zwei?“ Und der Hund wußte sich vor Freude kaum zu fassen.

Dann ging der Alte über den Hühnerhof. Dort standen die zwei Gockel. Der Alte blieb stehen.

„Kikeriki“, machte er halblaut und blinzelte ihnen mit den Augen zu. Aber die beiden Hähne nahmen keine Notiz von ihm.

„Na, kennt s ihr mich nimmer?“ sagte der Alte scherzend und ging weiter.

An den Ställen kam er vorbei. Auf das Blöken der Kühe hörte er, und auf das Meckern der Ziegen, und es kam ihm fremd vor. Da führte der Futterknecht die zwei Pferde heraus und spannte sie ein. Er pfiff dazu. Schweigend stand der Alte dabei. Eins von den Rossen fing zu wiehern an und hob seine Nüstern gegen den Alten.

„Ja ja, Bräundl, is scho recht“, sagte der Alte, ging näher her und klopfte ihm auf den Hals. Der Knecht pfiff immer weiter nnd verknüpfte die Riemen.

„Hüh!“ sagte er jetzt. Die Pferde zogen an. Sie waren schon mit Knecht und Wagen hinter der Wegbiegung verschwunden und der Alte stand noch immer da und sah ihnen nach.

Dann ging er ganz schnell weiter in das große Haus und über die zwei Treppen hinauf in sein Austragstüberl. Es war behaglich drin. Von Sachen nicht zu viel und nicht zu wenig stand und hing umher. Und sie paßten alle gut herein. Bis auf ein Grammophon mit großem Trichter auf der Kommode. Wie war das gleich hereingekommen?

Richtig ja, das hatte ihm der Michelvetter aus der Stadt mitgebracht.

„Damitst d was hast zum Zuhörn, wenn s dir z langweilig wird im Austrag“, hatte er gesagt. Und der Alte hatte damals verwundert zugehört, was das Grammophon alles singen und schwätzen konnte. Und dann hatte er s sich noch zweimal vorspielen lassen. Nach dem dritten Male aber hatte er schweigend die Platten genommen und sie fest eingesperrt in die unterste Kommodenschublade. „Gnua is jetzt mit dem Schmarrn“, hatte er gesagt, als er den Schlüssel herumdrehte. Und es ärgerte ihn, daß der Trichter in der ganzen Stube herumglotzte. Aber weil's halt ein Geschenk vom Michelvetter war, so ließ er 's stehen in Gottesnamen.

Er kramte eine alte Chronik aus. Die fing er zu lesen an. Aber über ein paar Seiten kam er nicht hinaus. Er verstand gar nicht, was er las. Er kam sich wortblind vor.

Dort stand ein Besen in der Ecke. Auf den ging er zu. Den nahm er in die Hände. Mit dem fing er plötzlich an zu kehren. Den Sägestaub kehrte er zusammen, hastig, mit überflüssiger Kraftanstrengung.

Da kam Agathe, seine Tochter, durch die Türe. Verwundert stemmte sie die Hände in die Hüften und sah eine Weile zu. Dann ging sie energisch auf den Vater zu und nahm ihm den Besen aus der Hand.

„Aber Vater“, sagte sie, „du wirst doch net gar noch Sägmehl kehrn wolln auf deine alten Tag?!“

„Laß mich“, sagte der Alte.

„Aber Vater“, flüsterte sie aufgeregt, „du machst uns ja zum Gspött bei de Leut“.

Da ließ er's sein, drehte sich um und stapfte allein die Treppe hinab. Da standen ein paar Kühe vor dem Stall, die von der Weide kamen. Die Viehmagd hatte eben den Stallriegel zurückgeschoben, um sie hineinzulassen.

„Laß s guat sei, Katl“, sagte der Alte, trat an die eine Kuh heran und tätschelte sie auf der Seite.

„Soo, mei Bläßl“, sagte er, „soo, mei Bläßl“, weiter nichts. Auf einmal dachte er: Mein Bläßl? Das war ja gar nicht mehr sein Bläßl, das war die Kuh des Schwiegersohns.

Die Kuh hatte ihren großen Kopf herumgedreht und sah ihn mit runden, verwunderten Augen an: „Kennst mi du jetzt aa nimmer?“ sagte der Alte. In diesem Augenblicke gab die Stallmagd der Kuh einen leichten Schlag auf den Rücken, und eine nach der andern trabte durch die Stalltür.

Halb feindselig und halb traurig sah der Alte der Stallmagd nach.

„So, jetzt is guat“, sagte er, „jetzt respektiert mi net amal die Stallmagd mehr — jetzt is guat — jetzt is guat ...“

Auf einmal fiel ihm etwas ein: „Zum Deixel noch amal, wo is denn jetzt der Tyrasl hinkommen?“ rief er über den Hof hinüber. Niemand gab eine Antwort. Und es standen doch ein Knecht und eine Magd da drüben in der Ecke.

„Habt s es ghört? Wo der Tyrasl hinkommen is, hab i gsagt!“ schrie er noch einmal. Seine Stimme überschlug sich. Da rief die Magd herüber, ohne sich von der Stelle zu bewegen: „Den Tyrasl wollt s ham, habt s gsagt? Ja mei, den hat der Sepp vorhin eingspannt, damit er s Waagerl zum Kramer nüberzieht.“

„Wer hat ihm des erlaubt?!“

„Ja mei, wer werd s ihm denn erlaubt ham, der Herr halt wahrscheinlich.“

Und dann tuschelten die drei was zusammen und gingen ins Haus hinein. Der Alte stand unbeweglich im Hof. Eben ging die Sonne

Aber der blickte nur verbissen drein. Wieder verbiß sich die Säge in den Ast. Wieder gab es diesen fürchterlichen Ton. Kleine Stücklein von dem Ast im Brette spritzten auf. Eins traf den Alten an die Stirne. Er griff dahin. Aber es war nur eine kleine Schramme.

„Adolf“, fing der Alte wieder an, „wenn du das mit Fleiß tust, dann werd' ich dir —“

„Sie haben mir nix mehr zu sagn!“ gab der Adolf grob zurück, „Sie san nicht mehr der Herr!“ und griff nach dem nächsten Brett.

Dem Alten gab es einen Stich. Es war ihm, als sei eben jetzt die Kreissäge durch seine Brust gegangen. Aber er sagte nichts. An das Wasserrad ging er langsam und sah in den tosenden Gischt hinab. Wuchtig drehte sich das mächtige Wasserrad rundum, rundum. Als er eine Weile zugesehen hatte, kam ihm die Bewegung unabänderlich vor. Er sah durch das Rad in die Welt hinaus. Die ganze Welt erschien ihm unabänderlich in starrem Gang begriffen. Das stieg und fiel, das tauchte in das peitschende Wasser, das troff von Nässe, versprühte in der Sonne und in erbarmungslosen Notwendigkeiten.

Also war das auch notwendig, daß er jetzt im Austrag war? Daß ihm nichts mehr zugehörte? Daß er nichts mehr zu sagen hatte? Daß er nutzlos war, das fünfte Rad am Wagen?

Wer sprang dort leichtfüßig die Treppe herauf? Der Martin war's. Er sah sich um, machte die Hände hohl und rief in den Sägelärm hinein mit fester Stimme: „Feierabend!“

Dann nickte er dem Alten leichthin zu und ging hinab.

Feierabend! Das hatte er, der Alte, vor kurzem noch an diesem Ort gerufen. Sein Wille hatte Schluß gemacht im Haus und in der Werkstatt. Und jetzt? Das fünfte Rad, das fünfte Rad . . .

Ein sägmehlbestaubter Bursche trat an das Radgehäuse, drückte mit Gewalt auf einen Hebel — eine Wasserfalle ging herunter, eine andere ging auf: Das Wasser schoß nicht mehr auf's Rad, das Rad war ausgerückt. Noch eine kleine Weile lief es leer, lief es sinnlos in der Luft herum, ohne daß es eine Arbeit mehr vollbringen konnte, langsam, immer langsamer, und endlich stand es still. Totenstill.

Regungslos vornübergebeugt stand der Alte da. Das Rad, das Rad, das ausgeschaltete Rad, das noch eine kleine Weile sinnlos in der Luft lief, dies Rad, das nichts mehr arbeiten, nichts treiben durfte — war er, war er.

Nein, das war er nicht. Wer hinderte ihn denn daran zu arbeiten, was er wollte? Er konnte noch irgendetwas tun, sich nützlich machen, oder sonst was in die alten Hände nehmen, die noch fest und tüchtig waren. Was denn gleich zum Beispiel?

„Was werd denn sein, irgend so a Hanswurscht von de Nachbarsbuam wird wieder amal den Schleusenhebel herumgworfn ham und is nacha davonglaufn. Wenn i aber amal oan dawisch —"

Er pfiff.

„Soso", sagte Agathe wie erleichtert, „aber woaßt, jetzt derfet der Vater bald zum Essn kemma. I will doch amal selber nach ihm schaugn."

Sie ging hinaus. Da kam gerade der Sepp mit dem Hundewagen daher . . . Kaum daß Agathe noch sehen konnte in der Dunkelheit, wäre nicht das Räderrollen gewesen und das Bellen. Jetzt blieb der Karren stehen, und auch der Tyras hörte auf zu bellen.

„So, Tyrasl", hörte sie den Sepp sagen, „jetzt darfst wieder raus aus deim Gschirr".

Aber er hatte die Bänder nur halb gelöst, da begann der Hund plötzlich ein fürchterliches Gewinsel.

„Was hat er denn, der Tyrasl?" sagte Agathe, die hinzugetreten war.

„I woaß net, was er —", sagte der Sepp.

Auf einmal hatte der Hund das Wagerl mit den Kolonialwaren mit einem scharfen Ruck weitergezogen — jetzt fiel es um, und der befreite Hund rannte in Sprüngen über den Hof und heulte kläglich.

Agathe lief ihm nach. Weiter hinten kam der Sepp. Und noch weiter hinten ging der Martin nach, der auch herausgekommen war.

Jetzt war der Hund an der Sägemühle. Jetzt lief er dran entlang. Jetzt schoß er die Wiese hinunter. Und jetzt blieb er an einer Stelle stehen. Sein Winseln wurde schwächer.

Nun stand Agathe neben ihm, atemlos, und blickte in die Dämmerung hinein.

Da war der Mühlbach. Und dort, das war der Abflußrechen. An dem hing eine große dunkle Masse.

Landlerisches.

In oberösterreichischer Mundart von **Hans Mittendorfer.**

Suachts nöt ön Himml über eng.

(Nach Fritz Reuter.)

Suachts nöt ön Himml über eng,
Suachts n nöt hoch da drobn
Im großn Dom, wo Benk an Benk
D Sternderl ön Herrgott lobn.
Sei gonzi großi Seligkeit,
Sein Jubl und sei Luft
Suachts, wann ar Rab und Habi schreit,
Drin in dar oagna Brust.

Da rauscht a Bam voll Blüah und Pracht,
Da redt da Wald mit dir,
Da noagn si d Sternderl in da Nacht,
Da wandern d Wolkn für.
Im Wolkngang, in Blüah und Bluft,
Dei Schicksal — was begehrt's? . . .
Tiaf hoamli wird's in deina Brust,
Da Herrgott segnt dei Herz.

unter. Er merkte es nicht. Er murmelte etwas in sich hinein. Immer dasselbe: „Soso, der Herr — soso, der Herr — soso, der Herr . . .“

Auf einmal ging er schnell ums Haus herum und durch die hintere Tür hinauf in sein Austragstüberl. Schnurstracks ging er auf das Grammophon zu und schmieß es samt dem Trichter in eine Ecke, daß es krachte. Dann ward er ruhiger.

Langsam ging er wieder im Zimmer herum, fuhr wieder mit den Händen über das straffe, rotgewürfelte Oberbett, strich einmal übern Tisch, über die Chronik, über eine Bibel auf dem Wandbrett, betupfte mit den alten Fingern das Zifferblatt der muntern Wanduhr, nahm jeden der drei Stühle einmal in die Hand und hob ihn ein wenig auf, und ging wieder nach der Türe. Dort drehte er sich noch einmal herum, ging zur Kommode zurück und strich auch zweimal an ihr herunter.

„Soo“, sagte er befriedigt und ging wieder in den Hof. Von da in den Stall, wo die Tiere gefüttert wurden. Die Reihen ging er entlang und kraute einem jeden Tier ein wenig die Stirne.

Dann war er wieder auf dem Hof. Jetzt ward es schon fast dunkel. Gleich rechts vom Hof war ein Acker aufgebrochen. Von dem nahm er eine Scholle in die Hand und wog sie prüfend. Dann ließ er sie wieder fallen.

Jetzt ging er auf die Sägemühle zu.

Es ward vollends dunkel auf dem Hof. Drinnen in der großen Stube zündete Agathe die Petroleumlampe an. Martin setzte sich in eine Ecke des Ledersofas und faltete das Kreisblatt auseinander.

„Hast d n Vatern net gsehn?“ sagte Agathe.

„Draußen lauft er umeinander und stört die Leut in der Arbeit.“

„Geh, red net so daher, d Arbeit is scho lang gar heut.“

„Aber vorhin is er alleweil umanandergstandn — ich versteh gar net: wenn man amal übergebn hat, nacha hat ma doch übergebn, des mußt d doch aa —“

Er unterbrach sich. Ein rollender Lärm war in der Richtung vom Sägwerk aufgesprungen.

„Ja, sakradi noch amal, wer hat denn da wieder s Rad antriebn?“ rief er und ging hinaus.

Agathe horchte. Dann nahm sie das Kreisblatt, das auf die Erde gefallen war, und fing an zu lesen. Nicht lange. Es ging ihr wie dem Vater vor ein paar Stunden bei der Chronik. Sie las die Worte, aber sie verstand sie nicht.

Jetzt hörte der Lärm auf. Gleich darauf kam der Martin wieder herein.

„No?“ sagte sie aufgeregt, „was is?“

Da rennt a Schneck daher,
Gschwinda gangs nimmamehr,
Hat zwoa wild Löwn gsehgn,
Hat s daschlagn, is schon gschehgn.

Steht a Balbiera da,
Balbiert a Weibsbild a,
Dö hat an Schnurrbart ghat
Wiar a Scheniesoldat.

Zwoa Kinda in da Wiagn,
Dö grad nah Mili ziahgn
Habn eahna Muattar aft,
Daß s iazt soll stad sein, gschafft.

Zwee Hund habn, ohne zfragn,
D Mühl aus n Wassa tragn;
D Schindmähern kimmt zuwatrappt,
Sagt, daß s ganz recht habn ghabt.

Drunten im Hof vier Roß
Gengan auf d Tenna los,
Dreschn das ganzi Korn,
Schwitzad sans doh nöt worn.

Ofnghoazt habn zwo Goaß.
Wiar a is richti hoaß,
Schiaßt dar a roti Kuah
s Brot ein, mei liaba Bua.

Da kraht an alti Henn.
Sag ma s, zwö krahts da denn?
D Gschicht is aus, s Oar is hi,
Kikeriki!

Wie es mir mit dem Ehrgeiz erging.

Plauderei von **Peter Rosegger.**

Von der Süßigkeit der Ehre habe ich in meiner Jugend nicht viel zu schmecken bekommen. Wenn ich die Korngarben eines Tagschnittes gesammelt oder ein verlaufenes Kalb heimgebracht hatte, sagte meine Mutter höchstens: „Brav bist, Peterl!“ Der Vater war selbst mit dieser Auszeichnung vorsichtig. Dann als Lehrling war schon Ehre und Strafe genug, wenn der Meister schwieg. Als ich in Schrift und Bild die ersten „Kunstwerke“ schuf, von denen schon oftmals die Rede gewesen, würde mancher gemeint haben, jetzt sei die Ruhmesbahn eröffnet. Nun, der Beifall meines Publikums hörte sich so: „Schauts den Lausbuabn on, wos der olls zwegnbringt! onsechn tat mar eahms nit!“ Studenten würden für ein solches Lob auf Säbel fordern. Ich dachte insgeheim: Besser, man ist gescheiter, als man ausschaut, denn umgekehrt! Und das war schon eine Überhebung. — In der Handelsakademie hernach wurden meine Leistungen angenommen, weil von dem ungeschulten Bauernjungen „halt nichts Besseres zu erwarten“ war.

Just zur Eitelkeit hat mich also die „selige Jugendzeit“ nicht verzogen. An Ehre hatte ich auch weiter nie gedacht und mußte unter gegebenen Verhältnissen schon froh sein, ohne Schande durchzukommen. Es wurden auch noch keinerlei Möglichkeiten erwogen, als ich die berühmten Dichter Anastasius Grün und Robert Hamerling kennen lernte.

In meinem 26. Lebensjahre erschien in Graz mein erstes Büchlein. In den nächstfolgenden Tagen getraute ich mich kaum auf die Gasse, aus wonniger Bangnis, meine Bekannten und auch Fremde würden mir von allen Seiten zulaufen und sagen, sie hätten das Büchel schon

Da rauscht da Bach, da glanzt da See.
Und gspürst im Herz sei Ruah,
Schau auffi zu da liachtn Heh:
Da Firnschnee blinkt da zua.
Du schaust so wunderseli drein,
Der Glanz kimmt wiar a Gsang!
Jatzt is dei Herz voll Klang und Schein:
Das Leuchtn — is sei Dank.

An See und Wald und Wassafall
Wia mancha geht vorbei,
Hert nix, siacht nix, fragt nöt amal:
„Was habn s denn gsagt, die drei?"
Wem aba s Herz voll Jubl schlagt,
Dem is vorm Wehload bang
Und wer sei Liab im Herzn tragt,
Der lost dort lang und lang.

Er hert an Gsang, den d Rosn hert,
Wann s auf sei Kammerl schliaßt;
Er hert an Gsang, der auf dar Erd
Nur an Glückselign grüaßt.
Der Gsang, der nimmt n bei da Hand —
Fliag auf, fliag auf, mei Liad
Und trag uns in dei Wunderland
Wo d Welt voll Rosn blüaht! —

Suacht s nöt ön Himml über eng,
Suacht s n nöt hoch da drobn
Im großn Dom, wo Benk an Benk
D Sternderl ön Herrgott lobn;
Im oagna Herzn suachts sei Woad
— Und wurd a s Wöda trüab —
Ös findts sei tiafs, sei seligs Load —
Im Herzn — bei da Liab!

* * *

Im Schlaraffnland.

(Nach Grimms Märchen.)

Ausgroast bin i gar weit
In da Schlaraffnzeit;
Gsehgn han i ollahand
Neugs im Schlaraffnland.

Rom und ön Pabst sei Gschloß,
Sans dar a damisch groß,
Hängan doh ohne Schadn
An an kloan Seidnfadn.

Ganz a füaßlosa Mann
Hebt da zum Renna an
Und a schnells Rößl, guck,
Bleibt hinter eahm weit zruck.

Siahg dar a Bruckn stehn,
Gschwind will i drüba gehn,
Han a scharfs Schwert daschaut,
Hab s ausanandaghaut.

Rennt da a gschwinda Has;
Und mit ar silbern Nas
Jagt eahm an Esl nah
Über an eisern Bah.

Steht da a Lindnbam,
An größern gibt s wohl kam,
Wachsn hoaß Krapfn dran,
Halla, da beiß i an!

Aft a zaundürri Goaß
Rennt umanond im Kroas,
Tragt hundert Zenkn Schmalz
Und etla Wagn voll Salz.

Und a weng weita hint
Hat ohne Roß und Rind
Si a Pfluag selba zogn
Und das is gar nöt glogn.

Muaß von an Kinderl redn,
Is erst a Jahr alt gwön,
Das packt an Mühlstoan her
Wirft n weit übers Meer.

Und nacha wieda zruck.
Wiar a zspringt, fallt a Stuck
Hin, wo da Habi kimmt,
Der üba d Doana schwimmt.

D Fisch habn an Lärm angfangt,
Der bis in Himml glangt;
D Engerl habn abagschaut:
„Wer tuat denn gar so laut?"

A süaßa Henibah,
Der fliaßt dort nöt tal-a,
Lusti und keck bergauf
Geht sei fidela Lauf.

Seltsami Gschichtn gschehgn.
Han da zwo Krahn dasehgn,
Dö habn a Wiesn gmaht
Und eahni Kröpf aufblaht.

Zwo Muckn hammern laut,
Dö habn a Bruckn baut;
San a zwoa Täuberl ghupft,
Dö habn an Wolfn zrupft.

Dort werdn zwoa Kinda gwiagt,
Dö habn zwoa Kitzln kriagt;
Aba zween Frösch danebn
Toan schwari Troadsäck hebn.

D Sunn hat zwo Mäus angleucht,
Dö habn an Bischof gweicht;
Zwo Katzn zkralln an Bärn,
Bua, den kannst winsln hern!

voll war, ein Papierwust, den ich nie mehr las und auch sonst niemand lesen wird. Nur die polemischen Artikel, die boshaften, persönlich beleidigenden, legte ich besonders und blätterte manchmal in ihnen und ließ mich ritzen und kratzen, damit mir dann die Ehrungen wieder um so besser schmeckten. Bisweilen, wenn ich heute einen Blick werfe auf die modernden Papierstoffe im Kasten, fällt es mir wohl ein, wieviel sie — auch die mißgünstigsten — einst zur Bekanntmachung meines Namens getan hatten. — In späteren Jahren erschienen Bücher über mich, wovon mir manches äußerst behagte, weil ich mir aus ihm fast wie eine leidliche Persönlichkeit vorkam, und wovon mich manches wieder zu mir selbst brachte, weil es dartat, wie armselig mein Können, wie unzulänglich mein Wissen, wie gering meine literarische Bedeutung ist. Da sind meine Gefühle denn oft recht auf und nieder schwankend gewesen, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt", und ich hatte zu tun, um mich selbst soweit im Gleichgewicht zu halten, daß meine Werke die gemäßigte Welt- und Menschenfreudigkeit bewahrten und jenen strengsten Richtern nicht allzusehr recht gaben.

Ehrungen, die in solche Zeiten der Zweifel und der Mutlosigkeit fielen, haben mich immer gestärkt und gehoben, während Anhäufung von Auszeichnungen in glücklichen Zeiten mich eher mißmutig und bange machten. War ich einmal mit einem Werk von mir zufrieden, dann taten mir auch anderer Anerkennungen wohl, sie schienen mir am Platz; hingegen in Zeiten der Unzufriedenheit mit mir selbst haben äußere Ehrungen mich gedrückt und verzagt gemacht, wie eine Angabe, die ich nie würde bezahlen können.

Man könnte sagen, der Ehrgeiz sei eine noch niedrigere Eigenschaft als der Geldgeiz. Mit Geld könne man Gutes tun, der Ehrgeizige tue nichts, als sich selbst zu schmeicheln und schmeicheln zu lassen. Die Ehrungen seien nichts anderes als Züchtereien persönlicher Eitelkeit und rücksichtslosen Größenwahns; der Ehrgeiz nehme allen großen Absichten und schönen Taten den ethischen Wert. — Bei dem jetzt so beliebten Personenkultus wundert es mich nicht, daß man auf solche Gedanken kommen kann. Jeder wird ja gerne sein Werk geehrt sehen; wenn er aber seine Person verhimmelt und sein Werk etwa ignoriert sieht, dann ist es schwer, an den Ernst der Ehrungen zu glauben. Wir begehen gern hundertjährige Dichterjubiläen, aber die Buchhändler wissen zu sagen, daß kein Exemplar der Dichtungen gekauft wird.

Derlei Gedanken waren es, die mich immer befangen gemacht hatten, wenn die Leute mich erhoben. Fast gedemütigt fühlte ich mich. Erst nachdem ich im allgemeinen den Sinn der Ehrungen richtig einschätzen lernte als Ausdruck anerkennenden Wohlwollens der Mitwelt, der nicht zu besonderem Dank verpflichtet, sondern von der Dankpflicht befreit,

gelesen. Nicht ein einziger ist herbeigelaufen. Aber einige Zeitungen lobten so schön, daß ich Angst bekam, sie würden demnächst ihr Lob widerrufen müssen. Das geschah wirklich in einigen Fällen. Ich fand es soweit ganz in Ordnung, auch wenn sie mich zausten und sagten, der Lärm, den man um den aufgestandenen Schnaderhüpfeljodler gemacht, sei ein übertriebener gewesen. Es wundert mich heute, daß ich, der sonst ziemlich Empfindliche, mir weder aus Lob noch aus Schimpf viel gemacht habe. Ich dichtete weiter, wie es in mir vorging, wie ich mußte. Ich schaute immer aufwärts, vielleicht wohl auch einmal, um zu sehen, ob es recht hoch und steil sei bis hinauf zu Friedrich Schiller.

Dann fing allmählich etwas Ungeahntes an.

Im Jahre 1874 wurde ich das erstemal zum Ehrenmitglied ernannt, und zwar von einem Alpenverein. Das Diplom in goldenem Rahmen hing ich an die Wand, dorthin, wo man es schön sehen konnte. Zehn Jahre später wurde ich das erstemal zum Ehrenbürger erhoben, und zwar in meiner Heimatsgemeinde Krieglach. Zur selben Zeit taufte ein mir persönlich fremder Grazer Bürger seine von ihm erbaute und eröffnete Gasse mit meinem Namen. Das hat mich stark gefreut. Ich ging hin, um an der Ecke die Tafel zu lesen „Rosegger-Gasse“. Damals war es noch neu, Lebendigen an Straßenecken Gedenktafeln zu stiften. Der erste Lorbeerkranz wurde mir frühzeitig in einem Freundeshause bei der Mahlzeit meuchlings versetzt. Das Töchterchen des Hauses legte mir ihn von rückwärts auf das „lockige Haupt“. Er war noch so bequem klein, daß er mein Köpfel gerade schön umfing. Es war eine mehr spaßhafte Huldigung, ich nahm das heilige Zeichen aber doch mit heim und besah im Spiegel mein gekröntes Haupt. Es sah dem Torquato Tasso leidlich gleich; der Abstand meines „Zither und Hackbrett“ vom „Befreiten Jerusalem“ war größer. — Später, besonders auf Vorlesereisen, gab es Kränze vom Umfang eines Schwungrades, mit Schleifen lang und breit wie Kindsfatschen. Ich schmückte damit meine Stubenwände und hielt darauf, daß die Bänder mit den goldenen Widmungen hübsch den Augen der Besucher ausgestellt waren. Viel später, als die Blätter schon raschelten wie dürres Laub im Herbst, ließ ich die Siegestrophäen hinausschaffen in die hintere Kammer, auf einen Haufen zusammen, wo sie so lange liegen blieben, bis nur noch das dünne spießige Drahtgeflecht vorhanden war, das dornenkronenähnliche Gebinde. So etwas, wer genauer zusieht, ist hinter jedem Ehrenkranz verborgen.

Die ersten Zeitungskritiken über meine Bücher habe ich mit Gier gesammelt, die schmeichelhaften oft gelesen, die absprechenden seltener; habe sie in ein Buch geklebt und feierlich aufgehoben. Später tat ich die Rezensionen, die so ins Haus kommen, noch ein bißchen geordnet in Mappen, noch später warf ich all derlei untereinander, bis der Kasten

Wo bleibt da für das Individuum der Wert des sogenannten Nachruhms! — So kann der Kraftmensch in höherem Sinne sagen: Ich verlange keine Ehre, denn ich schaffe für meine eigene Zukunft.

Mit diesem Ewigkeitsmaßstab kann unsereiner nicht gemessen werden. Wir Kleinen, wir Dazwischenstehenden, die für die alte Welt zu spät und für die neue zu früh gekommen sind, wir Brückenarbeiter müssen zufrieden sein, wenn es uns gelingt, das Tiefersinken der Trasse zu verhindern, unsere Mitlebenden in der Not des Daseinsstreites zu laben, zu ermutigen, ihr Auge manchmal nach dem Hochziele zu lenken. Das Gelabtwerden mit zeitläufigen Humoren und Heiterkeiten lassen sie sich gerne gefallen, dafür sind sie dankbar, dafür bieten sie Ehre; für Hinweise auf das Hochziel sind sie schon weniger gestimmt, selbst wenn in künstlerischer Schöne die erhabenen Anbilder vor ihre Seele gestellt würden. Dafür haben sie selten eine andere Ehre, als — ehrerbietiges Schweigen. Wenn man also sieht, daß weniger dem Großen, vielmehr dem Mittelmäßigen der reichste Beifall, die glänzendsten Ehren zuteil zu werden pflegen, so wird man nachdenklich, wenn über das eigene Haupt der Strom der Auszeichnungen sich allzu reichlich ergießt. Solche Ehrungen haben also doch das Gute, daß sie bescheiden machen, daß sie einen, der vielleicht in hoffärtigen Gedanken schwelgt, daran erinnern, was er ist, wohin er gehört und was ihm gebührt: Der Ruhm des Tages, weil ihm der des Jahrhunderts nicht zukommt.

Derlei lose Betrachtungen wurden mir oft bestärkt, wenn ich sah, wie viele Opfer an Seelenfrieden, Menschenleben und — Ehre der Ehrgeiz fordert. Selbst wirkliche Ehre vermag der Ehrsüchtige hinzugeben für seine eingebildete. — Über das kostbare Gut der bürgerlichen Ehre ist mein Ehrgeiz im Ernste nie wesentlich hinausgekommen. Was mir trotzdem an außergewöhnlicher Ehre geschenkt wurde, das genieße ich endlich in ruhiger Freude, ohne daß es mich zu hochmütig oder zu demütig machen könnte.

Der Militärattaché.

Von Georg Heidemarck.*

„Ich habe daher die Ehre, Eurer Exzellenz die Pässe zu überreichen“, schloß der Komte de Forgeronette. Exzellenz Graf Seefeld, Kaiserlich Deutscher Botschafter in Paris, dankte mit einer stummen Verbeugung. Der französische Minister erwiderte sie ebenso zeremoniell und schritt dann zum Zimmer hinaus.

* Wir entnehmen diese spannende Erzählung mit freundlicher Bewilligung des Verlegers C. F. Amelang, Leipzig, dem phantasiereichen Buche Heidemarcks „Männer“, das eine Reihe spannender Skizzen aus dem „Kriege von morgen und dem Frieden von heute“ enthält.

gewann ich die Unbefangenheit, mich über Auszeichnungen harmlos freuen zu können.

Wir sahen also: Zum Beginne der Laufbahn war wohl von „hohen Zielen“ die Rede, aber von Ehrgeiz keine Spur. Wie soll denn das auch so besonders schätzbar sein, das Königreich der Scholle verlassen und ein windiges Federtier werden! Aber ich mußte mich so und gerade so auswachsen, „sagen sie dazu, was sie wollen“. In der Stadt nachher wehte die Luft zum Fliegen. Und als sie sachte anfingen, die lieblichen Formen der Anerkennung, da behagten sie mir und es erging mir wie dem Bayern mit seinem Biere: Je mehr ich trank, je durstiger wurde ich, und mein Auge schaute aus, auf welchem Wege Ehre zu erwerben ist. Da hörte ich eine leise Stimme: Halt! — Ich weiß nicht, kam sie aus heiligen Höhen oder aus menschlichen Tiefen. Halt! rief es, wenn du auf diesem Wege weitergehst, so kommst du auf die Alltagsfläche, zur Liebedienerei, zur Handlangerei für der Philister Schwächen und Neigungen, zum Parteigötzen, du findest eine Menge Leute und verlierst dich selber. Wer nach Ehre jagt, begibt sich in die Knechtschaft der Menge und muß nach ihren Pfeifen tanzen. Der Ehrgeiz ist nicht die hochgemuteste, nein, sie ist die untertänigste aller Leidenschaften. Der Stolze hingegen wird auf andere verzichten, um sich selbst zu behalten. Bleibe du im Gerichtssprengel deiner selbst, laß dir von niemandem gebieten, als von dir selbst. Sei zu stolz, um nach Ehre zu plangen!

Ehre ist das Gelten eines Menschen bei Lebenszeit. Ruhm ist das Gelten, das ihm die Nachwelt zuerkennt. Egoistische Triebe sind beide, der Ehrgeiz wie der Ruhmgeiz, denn sie feiern nur die eigene Person und ihren Ruf. Wenn dieser Trieb die Haupttriebfeder zu großen Taten ist, dann mögen solche Taten zwar auch gemeinnützige sein, sind aber ethisch nicht viel wert. Der Altruismus, das Leben für andere, für alle, verlangt, daß das Wohl der Menschheit der Ruhmlust des einzelnen, des Leistenden, vorgezogen werde. Der Altruist wird auch dann für das allgemeine Wohl arbeiten, wenn er dafür von seinen Zeitgenossen verfolgt, selbst wenn er weiß, daß von der Zukunft sein Name nicht genannt wird. Daß der Name in Vergessenheit gerät, das macht ihm nichts, wenn nur sein Werk lebt. Seine Nachkommen werden nicht aus dem Ruhme des Vorfahren etwas gewinnen können, wohl aber aus dessen bleibendem Werke.

Er, der Erdgewordene, weiß ja doch nichts mehr, spürt ja doch nichts mehr davon, wenn in aller Welt sein Name widerhallt. Aber da sein Ich möglicherweise neu geboren in der Menschheit weiterlebt, so kommt er ja ohnehin selbst zum Mitgenusse seines voreinst geschaffenen Werkes; hängt ein Name dran, so spricht er ihn aus wie jeden andern der vergangenen Wohltäter, ohne zu wissen, daß er es — selbst gewesen. —

ich möchte sagen klassisches Französisch. So rein und fehlerlos, daß sie sich unbedenklich bei der Akademie um einen Preis bewerben könnten. Die Sprache der Salons kann uns aber hier nichts nützen. Wir brauchen einen, der das Vulgärfranzösisch, die Sprache des Arbeiters und die des Bourgeois spricht. Und da sind Sie unser Mann. Denn Sie beherrschen ja das Argot geradezu brillant. Und auch in Kleidung und Benehmen verstehen Sie sich so famos diesen Kreisen anzupassen. Ich brauche Sie wohl nicht an Ihr komisches Intermezzo mit dem kleinen Korporal vom vorigen Herbst zu erinnern."

Ein Lächeln huschte über das feingeschnittene Gesicht des Botschafters.

„Es ist jetzt 7 Uhr 10. Der Extrazug, den uns die Regierung dieses Landes in liebenswürdiger Weise zur ausschließlichen Verfügung gestellt hat, soll heute abend 10 Uhr 23 abgehen. Wir wollen zusammen pünktlich 10 Uhr von der Gesandtschaft zum Bahnhofe fahren. Bleiben Ihnen also knapp drei Stunden Zeit, zweimaliges Umziehen mit eingerechnet. Ich denke, es ist alles klar. Oder haben Sie noch einen Wunsch?"

„Nein, Euer Exzellenz!"

„Na, dann gutes Gelingen und auf Wiederschauen", sagte der Graf, dem Attaché die Hand reichend.

Dem schoß ein Blitz freudigen Stolzes in die Augen. Hei! Das war wenigstens mal eine Aufgabe, die einen ganzen Mann erforderte. Das war doch endlich mal Ernst, nach den vielen Festen und Banketten und Bällen.

Froh eilte er in sein Schlafzimmer, das im zweiten Stocke lag. Unterwegs überlegte er, welche Verkleidung er heute am besten wählte. Er entschied sich für den „Bourgeois".

Aus dem breiten Kleiderschranke zog er das entsprechende Habit heraus. Als er die weiße Weste angezogen hatte und sich im hohen Kristallspiegel musterte, konnte er ein lautes Lachen nicht unterdrücken.

„Du trauriger Philister!" sagte er zu seinem Ebenbild. „Schäme dich: so jung und schon so behäbig."

* * *

Das kleine Pförtchen in der Mauer des Botschafterparks ging.

Ein gutmütig ausschauender, bebrillter Bürgersmann kam heraus und trat in die stillere Nebenstraße, die an der Rückseite des Botschafterhotels vorbeiführte. Langsam schritt er den belebteren Straßen zu . . .

* * *

Der Graf begleitete ihn bis zur Tür. Dann ging er mit ernstem Gesichte zum Fenster. Da unten stand in der milden Dämmerung des herabsinkenden Sommerabends das Coupé des französischen Diplomaten.

Der Kutscher mit dem betreßten Dreimaster salutierte mit der Peitsche. Der Bediente stand, gleichfalls grüßend, am aufgerissenen Schlage.

Der Komte, im reichbestickten Goldfrack, stieg ein, ohne sich noch einmal umzusehen. Der Diener schloß den Wagen und sprang auf den Bock — ein leichter Peitschenschlag, und fort gings im schlanken Trabe.

Exzellenz von Seefeld drückte den Knopf der elektrischen Klingel.

Der Diener erschien.

„Herrn Rittmeister Bahrdt!"

Er ließ sich in den Schreibtischsessel fallen. Aus dem Geheimfache langte er ein Schriftstück, das er vor sich ausbreitete.

Die gepolsterte Doppeltür zum Vorzimmer ging abermals. Der Militärattaché trat ein.

„Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen, lieber Bahrdt", begrüßte ihn der Botschafter. Mit der Rechten wies er auf den Klubsessel, der hart neben dem Schreibtische stand.

„Also — das Wichtigste zuerst: es geht los! Eben sind mir von der französischen Regierung die Pässe zugestellt worden. Na, wir sind ja schon seit Tagen darauf gefaßt. Alea iacta! Für uns gibt es hier nun nichts mehr zu tun."

Er machte eine kurze Pause. Die Standuhr holte mit weichem Gong zum Schlagen aus: Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben!

„Nur eine Anweisung noch habe ich von unserer Regierung erhalten. Und zwar geht diese Aufgabe Sie an."

Er dämpfte die Stimme zu einem leisen Flüstern.

„Es handelt sich darum, die Stimmung für den Krieg in den mittleren und unteren Volksschichten zu erkunden. Der Chef des Generalstabes der Armee legt gerade hierauf besonderen Wert. Sie erinnern sich wohl, daß Sie schon wiederholt die antimilitaristische Bewegung haben sondieren müssen. Wir brauchen nun Klarheit, wie sich heute, nach vollzogener Kriegserklärung, deren Wirkung äußert.

Beiläufig gesagt, kann ich mir nicht denken, daß sie irgendwie hemmend auf die Mobilmachung wirken sollte. Denn das Zauberwort ‚Krieg' ist von so faszinierender Wirkung auf jeden einzelnen, daß es wie ein tosender Bergstrom mit gewaltiger Kraft alle eingedrillten Parteianschauungen wegreißt.

Wir können uns aber nicht mit Theorien begnügen, sondern wollen Gewißheit. Und die sollen Sie uns bringen.

Sie werden fragen, warum ich gerade auf Sie verfallen bin. Das ist sehr einfach. Meine Herren sprechen zwar ein ausgezeichnetes,

französischen Soldaten hin ein ungeheurer Jubel losbrach. Der Kürassier mußte sich unzählige Male verneigen, ehe er zu dem in Ängsten sich windenden Prussien schritt. Der Regisseur war nicht ungeschickt gewesen, daß er dem schlichten, schmucklosen Feldanzug des deutschen Linieninfanteristen gerade die phantastisch bunte Uniform eines der prächtigsten französischen Kavallerieregimenter gegenüberstellte. Der herkulisch gebaute Kürassier im goldenen Harnisch und im Metallhelm mit dem wehenden Roßhaarschweif war allerdings auch imponierend im Vergleiche zu dem schmächtigen, krummen Deutschen.

Es entspann sich nun zwischen den beiden ein Zwiegespräch, das für den Deutschen demütigend genug war und in dessen Verlauf er sein Vaterland und seine Kameraden in der schmählichsten Weise verriet. Die Vorführung dauerte über eine halbe Stunde, weil fast nach jedem Satze des Franzosen ein minutenlanger Beifall der Zuhörer einsetzte. Zum Schluß ließ der tapfere Kürassier den „maudit Prussien" unter allgemeinem Gejohle auf dem Bauche quer über die ganze Bühne rutschen und setzte ihm dann mit einer unnachahmlichen Gebärde des Triumphes seinen schweren Reiterstiefel auf den Nacken.

Das Publikum raste. Erst schüchtern, dann aber immer gebieterischer erscholl der Ruf „Da capo!"

Bahrdt sah nach der Uhr. Es war jetzt 9 Uhr 15. Eine halbe Stunde Fahrt bis zur Botschaft, eine Viertelstunde zum Umziehen und Packen, dann kam er gerade noch rechtzeitig zurück.

Wie er sich zufällig umschaute, sah er an einem benachbarten Tische aufgeregte Gesichter, die ihn haßerfüllt anstarrten. Und auch an den anderen Tischen wurde man auf ihn aufmerksam.

Einen Augenblick war er bestürzt.

Wie kam es, daß man gerade heute ihn hier erkannte? Doch als er seinen Blick suchend in der Runde umherlaufen ließ, ward ihm das Rätsel gelöst. Er blieb nämlich auf einem süßen Puppengesichte haften. Verflixt noch mal, das war doch die kleine Ninon von der Comique! Hatte ihn diese kleine Schlange verraten? Und dabei war er erst gestern noch mit ihr . . . doch das war ja jetzt gleichgültig.

Nun er sich über seine Lage klar geworden, kam ihm auch die Ruhe wieder.

Nur einen Ausweg gab es: weg von hier, ehe es zur Explosion kam!

„Garçon, payer!"

Klirrend warf er das Frankstück auf den Tisch. Als der Kellner herausgeben wollte, winkte er ab.

„Merci bien, monsieur!"

Über eine Stunde war Bahrdt nun schon herumgezogen. Wie richtig doch der Botschafter die Volksstimmung beurteilt hatte! Von einem Widerstande antimilitaristisch Gesinnter gegen den Gang der Mobilmachung war auch nicht das geringste zu bemerken Werkstätten und Geschäfte, Banken und Schulen waren verlassen. Kopf an Kopf zog die Menge durch die Straßen und bevölkerte Plätze und Brücken. Ein Taumel schien alle Welt erfaßt zu haben. Endlich war sie da, die Zeit der Revanche! Endlich, nach über vierzig Jahren!

Jetzt hätte er in Berlin sein mögen, um mit ganzem Herzen teilzunehmen an der Begeisterung, die auch dort jetzt herrschen würde. Ein warmer Schauer rieselte über seinen Rücken. Selbst hier, wo es doch gegen sein Vaterland ging, konnte er diesem Wunder, das ein ganzes Volk zur Einheit machte, nicht teilnahmslos gegenüberstehen. Hier, wo man es jedem einzelnen ansah, wie er das Hochgefühl empfand, Glied eines starken Volkes zu sein.

Nachdem Bahrdt das Treiben auf den glänzenden Boulevards studiert hatte, wollte er nun auch die Stimmung in den Faubourgs erkunden. Er stieg in einen Autoomnibus und kletterte die gewundene Treppe zum Verdeck hinauf. Von da oben konnte er am besten das bunte Straßenbild überblicken. In 20 Minuten hatte er den Montmartre erreicht.

Er lenkte seine Schritte zu einem beliebten Gartenlokal, das ihm schon oft ein reiches Feld für seine Beobachtungen gewesen war.

Der Abend hatte inzwischen seine Tücher über Paris gehängt. Die Gaslaternen und die elektrischen Bogenlampen flammten auf. Auch der Restaurationsgarten war schon beleuchtet. Hunderte von Papierlaternen schaukelten an dünnen Drähten, die kreuz und quer von Baum zu Baum gezogen waren. An den Tischen saß eine bunt zusammengewürfelte Menge.

Aller Augen waren auf die kleine Bühne gerichtet, deren hellerleuchtetes Halbrund auch die Blicke des Attachés magnetisch auf sich zog. Mit Mühe und Not fand er an einem sonst vollbesetzten Tische noch einen leeren Stuhl. Die dort Sitzenden antworteten gar nicht auf sein geflüstertes „Pardon", so sehr waren sie durch die Aufführung gefesselt.

Bahrdt setzte sich und folgte mit wachsender Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne.

Ein deutscher Soldat, natürlich in gröbster Karikatur, kam aus den Kulissen gestürzt. Das Gewehr hatte er weggeworfen, sein Gesicht zeigte den Ausdruck furchtbarsten Schreckens. Hilfesuchend sah er umher. Doch zu spät — schon kam sein Verfolger, ein schneidiger Kürassier. Bahrdt mußte unwillkürlich lächeln, als auf das bloße Erscheinen des

geschlossen. Dann ging in der Zwischenzeit der Zug ab. Und dann war er, als einzelner deutscher Offizier mitten in Feindesland, so gut wie erledigt. Denn durch die feindlichen Heere sich bis zur Grenze durchzuschlagen, das klang zwar sehr romantisch, war aber leider in Wirklichkeit unmöglich. Tausend Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf im wirren Durcheinander.

Sie waren schwer zu ordnen. Denn immer drängte sich wieder das quälende Gefühl auf: die Meute ist dir auf den Fersen. Und um sie loszuwerden, schlug er Haken wie ein Hase: bald bog er rechts, bald links in die Nebengassen ein.

Doch die Verfolger waren nicht von seiner Spur abzuschütteln.

Da kam ihm die Rettung. Der Himmel selbst mußte sie ihm gesandt haben.

Vor ihm fuhr ein Wagen in die linke Nebenstraße ein. Ein Wagen mit einer Leinenplane als Dach, wie ihn die Bauern der Umgegend haben, um damit ihr Gemüse und die Milch in die Markthallen der Stadt zu fahren.

Jetzt am Abend fuhr er nun wieder aus Paris zurück.

Ja, das war die Rettung!

Im Nu hatte sich der Attaché hinten an den Wagen gehängt, hatte den Knoten, der die Plane zusammenhielt, gelöst und war durch die enge Öffnung behutsam in das Innere des Wägelchens geschlüpft. Der Fuhrmann hatte ihn zum Glück nicht bemerkt. Deutlich sah Bahrdt, wie sich seine Silhouette in der vorderen Öffnung gegen den matten Schimmer der Gaslaternen abhob. Er hatte eine blaue Bluse an. Der Späher sah sogar, daß in ihrem linken Ellenbogen ein dreieckiges Loch gerissen war.

Ein Glück war es zu nennen, daß der Fuhrmann keinen Hund neben sich auf dem Sitze hocken hatte. Denn dessen feine Sinne würden den ungebetenen Gast leicht erspürt haben.

Schnell hatte Bahrdt die Leine wieder zusammengezogen. Lang ausgestreckt lag er zwischen den blechernen Milchkannen und spähte vorsichtig durch den engen Spalt hinaus.

Da stürmten auch schon seine Verfolger heran. Bahrdt mußte unwillkürlich lächeln. Wie auf dem Kinofilm kam die Menge gelaufen. Als ob die geschickten Regisseurhände von Pathé frères oder Gaumont hier im Spiele wären.

Lawinenhaft angewachsen war der Schwarm, lächerlich in seiner bunten Zusammensetzung.

Künstler, Arbeiterinnen, Bürger, Dienstmädchen, Dandies, Soldaten, Bäckerjungen, elegante Damen, Polizisten, Fleischergesellen . . .

Nachlässig stand der Attaché auf und ging langsam, das Publikum mit kühlen Augen musternd, dem Ausgange zu. Ein Flüstern ging durch die Reihen. Aller Augen sahen auf ihn, hundert Hände wiesen nach ihm.

Kaum hatte er die Gartentür erreicht, da brach auch schon der Sturm los.

„Prussien! Espion! Allemand!“ schrie es hinter ihm her.

Da wußte Bahrdt: jetzt galt es, jetzt ging es auf Leben und Tod! Wenn ihn die Rasenden erreichten, dann ging es ihm an den Hals! Richter Lynch arbeitete schnell und war für Vernunftgründe nicht zu haben. Also blieb ihm nichts übrig, als auszureißen. Ein Trost nur, daß seine Kerls nicht sahen, wie ihr Rittmeister hier Fersengeld geben mußte.

Den weichen Filzhut in die Stirn gedrückt, den Bratenrock im eiligen Lauf zugeknöpft, den Stock mit dem starken Elfenbeingriffe fest in der Faust, so sauste er die schwacherleuchtete Straße hinunter.

Nicht umsonst hatte er im Regiment als bester Läufer gegolten. Freilich, daß er von dieser Kunst noch einmal einen solchen Gebrauch machen würde — das hätte er sich zu der Zeit auch nicht träumen lassen.

Da hörte er schon, wie die Menge aus dem Garten ausbrach. Weil aber die Tür ziemlich schmal war, konnte immer nur einer herauskommen. Und weil obendrein auch noch die Hinteren ungestüm nachdrängten und nachschoben, kamen selbst diese einzelnen nur kleckerweise heraus. Das war sein Glück.

Wenn seine Verfolger nur nicht durch ihren entsetzlichen Lärm alle Leute auf ihn gelockt und gehetzt hätten.

„Espion! Espion! Ecrasez l'infâme bête!“

Als Bahrdt gerade um die nächste Ecke biegen wollte, warfen sich ihm zwei Polizisten entgegen.

Wie ein Blitz schoß dem Gehetzten ein rettender Gedanke durch den Kopf. Als Junge hatte er mal eine Geschichte gelesen, in der sich der flüchtige Dieb dadurch rettete, daß er sich den Gendarmen gegenüber als Verfolger und Bestohlener ausgab.

„Dort der Dieb! Meine goldene Uhr gestohlen!“, schrie er in atemlosem Lauf.

Das ließ die beiden, die ihn schon hatten aufhalten wollen, für einen Augenblick stutzen. Und dieses kurze Zögern genügte dem Flüchtigen, an ihnen vorbeizuhuschen.

Aber wie nun weiter? Wenn er hier noch lange lief, dann kam er wieder in belebtere Gegenden. Und dann wuchs mit jeder Minute die Wahrscheinlichkeit, ergriffen zu werden. Sollte er sich ein Versteck suchen und dort die Gefahr vorübergehen lassen? Nein, auch das war aus-

Neugierig sahen die Passagiere zum Fenster hinaus.

„Nanu, Schaffner, was ist denn da los?“ fragte eine dicke Frau.

Der hatte sich inzwischen bei den Außenstehenden erkundigt.

„Voilà un espion prussien, Madame!“

Die Alte spuckte verachtungsvoll aus.

„Fi donc! Massacré?“ fragte sie weiter. Und dabei zeigte ihr Gesicht den Ausdruck eines angenehm-gruseligen Schauderns.

Wieder fragte der Schaffner an.

Bahrdt versuchte ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen. Doch nein! Damit würde er ja gerade auffallen, hier, wo sie alle die höchste Spannung und Erregung zeigten. Umständlich schnaubte er sich die Nase, und als er das Taschentuch wieder einsteckte, zeigte auch sein Gesicht den Ausdruck höchsten Interesses.

Gleichzeitig ging ihm ein wonniges Gefühl durch den Leib. Denn deutlich fühlte er, wie der Wagen wieder anfing, schneller zu laufen.

Der Schaffner kam von neuem herein.

Nein, sie hatten ihn leider noch nicht, den Spion.

„Und sollen ihn auch nicht kriegen“, dachte Bahrdt.

Wie er den Schaffner ansah, fühlte er dessen Blick prüfend auf sich gerichtet.

„Er soll einen langen, braunen Rock anhaben“, fuhr der mit sonderbarem Tonfall in der Stimme fort.

Die Passagiere merkten dies auch und sahen gleichfalls auf den deutschen Offizier.

Bahrdt aber verzog seinen Mund zu einem breiten Grinsen.

„Da kann es einem noch passieren, daß man als Spion verhaftet wird, bloß weil man einen braunen Rock anhat“, schrie er durch den Wagen.

Die anderen lachten.

Hahaha! Dieser gute, joviale Herr ein Spion! Nein, das würde wohl keiner denken. Die sehen ganz anders aus.

Damit hatte Bahrdt gewonnen. Mit einem schiefen Blick auf ihn ging der Schaffner wieder hinaus auf seine Plattform.

Eine Viertelstunde später stieg der Attaché aus und lief im Eilschritt die Straße zur deutschen Botschaft hinunter.

Es schlug gerade 10 Uhr vom nahen Kirchturme.

Der Attaché schloß das Gartenpförtchen auf und betrat das Palais durch eine Hintertür. Wie ausgestorben lagen Diele und Treppenhaus. Die Möbel waren mit Tüchern behangen.

Bahrdt stürmte hinauf in sein Zimmer. Es war verschlossen.

Natürlich, das hätte er sich ja eigentlich auch denken können!

Mit dem Fuße trat er die Türfüllung ein.

Nur daß es sich hier für ihn nicht um ein lustiges Schauspiel, sondern um Leben und Tod handelte.

Der Herzschlag setzte dem Rittmeister aus vor Spannung.

Sie fragten. Ob der Fuhrmann nicht den Spion gesehen habe im langen Rock. Hier müsse er in der Minute vorbeigelaufen sein.

Der Bauer hielt sein Pferd an, um die Leute besser verstehen zu können.

„Espion?“ Nein, hier war bestimmt keiner vorüber.

Die Schar machte wieder kehrt und bog in die nächste Straße ein.

„Eh!“

Ein leichter Peitschenschlag und der müde Gaul zog wieder an. Erleichtert atmete Bahrdt auf.

Vorläufig wenigstens war er in Sicherheit. Aber nun trat die zwingende Frage wieder an ihn heran: Wie komme ich schnell zurück ins Botschafterhotel und von dort auf den Bahnhof?

Jede Sekunde führte ihn weiter von seinem Ziele fort. Denn der Wagen fuhr ja wieder aufs Land. Und doch durfte er nicht sogleich herausklettern aus seinem Versteck, sondern mußte zunächst einmal zwischen sich und seine Verfolger einen genügend großen Zwischenraum legen.

Also blieb er noch zehn bange Minuten in dem Kasten liegen.

Dann erst schlüpfte er aus seinem Verstecke heraus.

Zuerst säuberte er seinen Anzug von Staub und Stroh. Er sah ja geradezu aus wie ein Stallknecht, der in der Häckselkammer herumgekrochen ist!

Und dann dachte er daran, sich zu orientieren. Augenblicklich hatte er auch nicht den Schimmer einer Ahnung, wo er sich eigentlich befand. Wie er an der nächsten Ecke suchend umherblickte, sah er eine Straße weiter die Elektrische vorbeifahren. Also dahin! Dort würde er sich dann schon weiter zurechtfinden.

Und das gelang ihm auch.

Außer der elektrischen Bahn ging hier noch eine Auto-Omnibuslinie, die — wie er sich erinnerte — gar nicht weit vom Palais der deutschen Botschaft vorüberführte. Er ging zur nächsten Haltestelle. Nach kaum einer Viertelminute kam auch schon ein Wagen angerattert.

Bahrdt stieg ein. Auf das Verdeck kletterte er diesmal nicht. Denn, wer konnte wissen, ob der Wagen nicht noch einmal an seinen Verfolgern vorbeifuhr!

Kaum eine Minute war vergangen, als es sich schon zeigte, wie richtig er geurteilt hatte.

Der Wagen mußte auf einmal langsam fahren. Eine große Menschenmenge sperrte die breite Straße. Vorsichtig und immerfort mit der Huppe Signale gebend, fuhr das Auto hindurch.

„Komm mit nach Deutschland! Nicht?! Na dann adieu“, schienen sie ihm zu sagen.

Das erfüllte Bahrdt mit einer wahnsinnigen Wut. Soweit war alles gut abgelaufen — und jetzt sollte er hier noch zu guter Letzt sitzen bleiben?

Nein!

In wilden Sätzen jagte er dem Zuge nach. Da stellte sich ihm breitbeinig und mit weit geöffneten Armen der Beamte entgegen, der den Zug abgefertigt hatte. Mit dem Ellenbogen stieß ihn der Rittmeister so stark vor die Brust, daß er zurücktaumelte. Er wäre auf den Rücken gestürzt, hätte er nicht an einem eisernen Träger Halt gefunden.

So, das Hindernis war beseitigt!

Aber da kam wahrhaftig schon wieder so ein Kerl! Ein Gepäckträger. Der versuchte, ihn von der Seite her an der Handtasche festzuhalten. Er erwischte sie auch. Bahrdt wollte sie ihm entreißen. Ein Ruck: ihm blieb der Bügel, dem Eisenbahner die Tasche. Er setzte sich aber gleich mit seiner Beute auf den Asphalt und sah verdutzt dem Flüchtling nach.

„Überflüssiges Möbel. Hätte mich nur beim Aufspringen gestört“, dachte Bahrdt.

Da hatte er auch schon den letzten Wagen erreicht.

Mit einem Panthersprunge war er auf dem Trittbrette. Seine Hände klammerten sich fest um den Messinggriff der Coupétür.

Und das war gut.

Denn zum Unglück rutschte er mit den glatten Schuhsohlen ab. So wurde er ein Stück mitgeschleift.

Krampfhaft hielt er sich fest.

Die Füße stießen hart an Schwellen und Schotter.

Ah! Ein stechender Schmerz im rechten Knöchel, der eben wieder an eine Schwelle gestoßen war. Dieses plötzliche Weh gab ihm aber die Kraft, sich mit einem Klimmzuge energisch hochzuziehen.

So, jetzt stand er, wenn auch nur erst wie ein Storch auf einem Beine.

Gerettet!

Einen Augenblick ruhte er hochaufatmend aus. Trotz des gebrochenen Fußgelenkes überkam ihn ein unsagbar stolzes Gefühl: sie hatten ihn nicht bekommen. Er war doch an sein vorgestecktes Ziel gelangt!

Langsam öffnete er die Wagentür.

Wie er mühsam die Stufen emporkletterte, riß ihm der heftige Zugwind die Tür aus der Hand. Krachend schlug sie gegen die Wagenwand.

Bahrdt stand im Wagen. Mit Anstrengung zog er die Tür wieder heran und machte sie zu. Dann humpelte er mühsam den schmalen Korridor entlang nach vorn.

Rock vom Leibe, in die Ecke geschleudert. Sakko an, Reiseulster übergeworfen. Hose und Weste in die Reisetasche. Fort!

Als er das Parkpförtchen wieder hinter sich zugeworfen hatte und die Straße hinunterspähte, sah er eine elegante Limousine heranfahren.

Er sprang auf den Fahrdamm, erregt mit den Armen fuchtelnd.

„Halte! Halte!“

Erstaunt bremste der Chauffeur.

„Gare du Nord!“

Das Gesicht des Angesprochenen wurde immer länger.

„Pardon, Monsieur! Der Wagen ist keine Droschke, Sie haben sich geirrt. Ich soll gnädige Frau abholen!“

„Ach, Mensch! Hier haben Sie zwanzig Franks. Das gleiche, wenn wir in zehn Minuten auf dem Bahnhofe sind.“

Einen Augenblick noch zögerte der Chauffeur.

Hm! Die vierzig Franks lockten doch gewaltig.

Bahrdt war schon eingestiegen.

Ach was, den Kragen würde es ihn auch nicht kosten, wenn er sich diesen netten Nebenverdienst mitnahm. Und morgen mußte er sich ja sowieso stellen, um gegen diese „maudits prussiens“ zu kämpfen.

Lachend kurbelte er den Motor an und fuhr los. Und er fuhr gut.

Vierzig Franks! Vierzig Franks! Vierzig Franks!

Das verdoppelte die dreißig PS. seines Wagens. Nach neun Minuten waren sie am Bahnhof.

10 Uhr 21 zeigte die Leuchtuhr.

Und 23 ging der Zug.

Bahrdt hatte, noch ehe der Wagen hielt, die Tür aufgerissen und dem Chauffeur das Goldstück auf den Schoß gelegt.

Verdammt, da sprang der elektrische Minutenzeiger der Uhr schon wieder um eine Minute vor!

Stoßend, drängend, schiebend arbeitete er sich durch den Menschenstrom hindurch, der die hohe Halle durchflutete.

Man schimpfte über seine Rücksichtslosigkeit. Eine, der er auf den Fuß getreten hatte, quittierte dies mit einem zornigen „Brutale!“

Ah! Jetzt war er an der Sperre.

„Votre billet, Monsieur?“ hielt ihn der Kontrolleur an. Bahrdt rannte an ihm vorbei, ohne zu antworten.

Als er keuchend auf den Bahnsteig III stürzte, von dem der Extrazug abgehen sollte, setzte sich dieser gerade in Bewegung.

Die Lokomotive stieß einen schrillen Pfiff aus, als wollte sie den Zuspätgekommenen höhnen. Und die roten Schlußlichter des letzten Wagens glitten unaufhaltsam und immer schneller von ihm weg, wie Irrlichter vor dem Wanderer.

zahn, das sechste schilt, daß es bei solchem Lärm seine Vokabeln nicht lernen könne, das siebente spielt Klavier, das achte brennt sich Locken, daß man's riechen kann; der Rest betätigt sich anders, aber ähnlich, und aus der Küche duftet kochender Grünkohl. Wütend fährt der Vater endlich aus dem Korbstuhl empor, holt den etatsmäßigen Rohrstock aus bekannter Ecke und haut damit wahllos unter das Getümmel; die Mutter nimmt für die Kinder Partei; es folgt ein heftiger Wortwechsel zwischen den Eltern; der Alte nimmt Rock, Hut und Stock, wirft die Haustür knallend hinter sich ins Schloß und geht zum Bier. Mittags kehrt er reuig zurück, weil es Grünkohl und Speck gibt. Auf ihn kommen 3/4 Pfund Speck, auf die Familie 1/4 Pfund. Er schläft drei Stunden zu Mittag und schnarcht natürlich wie ein übergessener Polyphem. Dann wandert die ganze Familie mit Zylinder, Meerschaumzigarrenspitze, Humpelröcken, Reiherfedern, Pleureusen, Botanisierdosen, Schmetterlingsnetzen, Kinderwagen, Saugflasche ꝛc., im Gänsemarsch nach dem Bierkeller, wo heute Operettenabend ist. Der pater familias, wie er sich selber nennt, wenn er witzig wird, findet zweie zum Skat; die Damen häkeln Sofadecken oder unterhalten sich mit Nachbarinnen über Moral und Flanell, und um 10 Uhr liegt alles in den Federn. Der Alte schnarcht wie ein verröchelndes Mastodon.

So pflegt der Satiriker die deutsche Familie darzustellen, und das ist sein gutes Recht, weil es wirklich dergleichen Familien gibt. Im Unrecht ist nur der, der die Satire für ein erschöpfendes Bild der Wirklichkeit nimmt und sagt: Das ist die deutsche Familie. Es gibt andere.

Es gibt eine deutsche Familie, deren erste Voraussetzung ist, daß Mann und Weib sich aus reiner Zuneigung und ohne jede Nebenabsicht verbunden haben. In Deutschland gibt es Gott sei Dank noch Leute, und nicht wenige, die getrost darauf los heiraten, wenn beide „nichts haben", aber gesund und mutig sind. (Über andere Nationen maße ich mir kein Urteil an; ich habe ja nur über Deutschland zu reden.) Ich denke bei solcher reiner Zuneigung keineswegs nur an die „Liebe auf den ersten Blick", an die explosiv entbrannte, große Leidenschaft. Sie ist wenigstens nicht immer die beste Grundlage für eine gute Ehe und Familie. Die langsam gewachsene Zuneigung ist vielleicht echter, kernfester. Der beste Teil der Liebe ist Freundschaft, zwar eine ganz andere Freundschaft als die zwischen Mann und Mann oder Weib und Weib; mit Freundschaft aber hat der Rausch der Flitterwochen eigentlich gar nichts zu tun. Vielleicht starben Romeo und Julie zur rechten Zeit, bevor der Streit, ob Nachtigall oder Lerche, bedenkliche Formen angenommen hatte.

Es gibt dann in Deutschland Männer und Frauen, die bei der Trauung nicht wie Goethes Teufel denken: „Her zu mir!" und „Nun

Auf dem Gange begegnete ihm sein Bursche, der auf den Knall der zurückgeworfenen Tür aufmerksam geworden war.

Er wollte seinen Augen nicht trauen.

„Herr Rittmeister?"

„Allerdings, mein guter Kerl! In welchem Wagen ist Seine Exzellenz?"

„Im nächsten, Herr Rittmeister!"

„Na, dann komm mal her! Sollst mich zu ihm hinüberführen! Ich glaube, ich habe mir den Fuß verknaxt!"

Auf seinen Burschen gestützt, wankte er weiter.

Als er in das Abteil des Botschafters trat, stand der mit dem Ausdrucke freudigsten Erstaunens auf und ging ihm entgegen. Auf seinen Zügen lag dieselbe ungläubige Überraschung, die man hat, wenn einem ein Totgeglaubter plötzlich lebend entgegentritt.

„Aber das ist famos, mein lieber Bahrdt! Wir waren alle in der größten Sorge um Sie. Bis zur letzten Minute haben wir draußen mit den französischen Herren, die uns das Abschiedsgeleit gegeben hatten, auf Sie gewartet. Und als Sie dann immer noch nicht kamen, haben wir Sie geradezu verloren gegeben. Wie haben Sie denn das noch schaffen können?"

„Einige Male hatte ich mich auch schon aufgegeben, Eure Exzellenz. Aber ich bin noch mit einem blauen Auge und einem gebrochenen Fuße davongekommen. Doch jetzt darf ich wohl gehorsamst um gütige Erlaubnis bitten, meinen Bericht anfertigen zu dürfen!"

Die deutsche Familie.

Von **Otto Ernst**.

Der Patriarch sitzt in Zipfelmütze, Pantoffeln und zerschlissenem Schlafrock, der über dem Bauche nicht schließt, in einem alten Korbstuhl, der zu den Plüsch- und Phantasiemöbeln nicht paßt, raucht aus einer langen Pfeife einen aufdringlichen Tabak und liest das Tropfenhofener Morgenblatt. Die großzügig frisierte Mutter steht in einem Kleide, das über der hinteren Wölbung nicht schließt, und in einer altgedienten Schürze an einer Waschbütte und spült Windeln. Das jüngste der 15 Kinder liegt in der Wiege und schreit; das nächstjüngste sitzt auf einem vase de nuit und beißt von einem Honigkuchen ab, mit dem es sich beschmiert; das dann folgende zerschneidet in ungestörter Muße eine neue Seidenbluse der Schwester, das vierte reißt dem fünften ein starkes Büschel Haare aus und bezahlt sie mit einem Vorder-

beeilen) jede Freiheit, die sie ihnen ohne Schaden für sie selbst oder andere gewähren können; sie zwingen ihnen vor allem keinen Beruf auf. Wenn diese Kinder aber eine Pflicht übernommen haben, so verlangen die Eltern mit milder, unerschütterlicher Festigkeit ihre Erfüllung. Sie gewähren ihren Kindern volle Gewissens- und Redefreiheit, und wenn ein Kind ihnen mit Bescheidenheit und Festigkeit und mit guten Gründen widerspricht und sein Recht vertritt, so sagen sie sich mit Stolz und Freude: Aus dem wird was! und sind die ersten, die ihm sein Recht einräumen. Aber da sie so viel länger gelebt, also auch so viel länger gekämpft und gelitten haben als ihre Kinder, so verlangen sie auch den vollen schuldigen Respekt von ihnen, und wenn ihnen ein Söhnchen ohne Ernst und Selbstzucht, ohne Leistung und Willen zur Leistung mit angelesenen Schnöseleien von Persönlichkeits- und Individualitätsrechten kommt, dann setzen sie ihn mit einem kräftigen Ruck auf sein richtiges Niveau.

Auch habe ich manches deutsche Haus gesehen, in dem man heile Schlafröcke oder auch gar keine trug, in dem die Kinder mit den Eltern um die Wette lärmten und der Hausvater sich durch solchen Lärm in seinen Gedanken wundersam beflügelt fühlte, manches Haus, in dem jede Kammer als ein Tempel der äußeren und inneren Reinheit glänzte und der Hausvater, wenn er allein zu Hause war, ganz langsam durch die schlichten Räume wandelte und sich mit seiner Wohnung unterhielt und in jedem Winkel dachte: Könntest du das malen! Familien habe ich gesehen, die nicht zu den „Operettenschlagern“ gingen, sondern zu Beethoven und Mozart, oder zu Goethe und Hebbel, oder an den Fluß und in den Wald, wo dann jeder mit sieben Herzen oder mit vierzehn Herzen empfand, was er sonst nur mit einem Herzen empfinden könnte. Häuser kenne ich, in denen die Hausfrau ganz den Heinzelmännchen gleicht: von ihrer Arbeit spürt man nichts als die Früchte, und die Speisen riecht man erst, wenn sie auf dem schneeweißen Tische stehen, wohlriechend, wohlgeraten, „wohlschmeckend in dem Dufte guter Sitten“. Familien kenne ich, die des Abends um den Tisch sitzen und plaudern vom Tag und von des Tages Werken, daß jeder das Gefühl hat: Besser kann man sich bei Tisch in Sanssouci auch nicht unterhalten haben, und was das Lustigste ist: Alle, die um den Tisch sitzen, liebst du, und alle lieben sie dich.

Ich weiß, daß ich mich jetzt von der Durchschnittswirklichkeit ungefähr so weit entfernt habe wie der übliche Familiensatiriker. Ich wollte auch nur zeigen, wie der typische Deutsche sich die ideale Familie vorstellt, was er in ihr erstrebt und manchmal auch annähernd erreicht. Wenn sie gleichwohl nicht lockt, wer da weiß und fühlt, daß er sein Lebenswerk nur als völlig Unabhängiger, als ganz Alleinstehender durch-

hab ich dich schon unbedingt". Es mag beim deutschen Manne noch eine gewisse Neigung sein, den wohlmeinenden Despoten zu spielen, und bei der Frau das reagierende Bestreben, die Herrschaft auf dem Umwege des Pantoffels zu erschleichen; im allgemeinen hält man sich eben so fern vom Maskulismus des Ostens wie vom Feminismus des Westens, der einen vielgestaltigen Größenwahnsinn des Weibes erzeugt hat. Das schöne Wort „Ich bin dein und du bist mein" versteht man nicht im Sinne der Leibeigenschaft oder Hörigkeit, ebensowenig wie man die Ehe als eine Zusammenkunft „ohne Obligo" betrachtet. Ich glaube (ich drücke mich mit Absicht sehr vorsichtig aus; denn ich liebe es nicht, von hundert bekannten Fällen auf hunderttausend unbekannte zu schließen) — ich glaube also, daß es in Deutschland noch manchen Mann gibt, der da weiß, daß die Frau etwas ganz anderes ist als der Mann, daß ihr ganz andere Aufgaben zufallen als ihm, daß sie aber genau so viel wert ist wie er, und daß mancher Mann sich freut, wenn seine Frau auch ein gescheites Wort über Richard Strauß oder Nietzsche zu reden weiß. Ich glaube, daß in Deutschland jene schrecklichen Ehefrauen noch selten sind, die das „Verstehen" ihres Mannes und das „Teilnehmen an seinem Schaffen" so auffassen, daß sie auch über die Möglichkeit synthetischer Urteile a priori oder über Parallaxenberechnung mitreden müßten, ich glaube, daß es deren noch gar viele gibt, die das „Verstehen" und das „Teilnehmen" viel innerlicher und viel tiefer begreifen. Mit einem Wort: eine gute deutsche Ehe ist ein richtiges Gemisch von Gebundenheit und Freiheit, von Festhalten und Gewährenlassen. Ich denke bei dem Gewährenlassen natürlich über den Hausschlüssel hinaus, obwohl die Wichtigkeit des Hausschlüssels nicht zu unterschätzen ist. In jedem guten Haushalt hat die Frau so gut einen Hausschlüssel wie der Mann; man überwacht einander nicht bei Ausgang und Heimkehr, besonders kontrolliert man nicht Ausgang und Heimkehr der Seele. Man kann einen Menschen nicht ganz erwerben wie ein Ding. Daß die Frau den physischen Hausschlüssel anders braucht als der Mann, versteht sich von selbst.

Wenn in einer deutschen Familie Kinder sind, so findet man meistens seine erste und heiligste Pflicht bei den Kindern. Man hält es für unerläßliche Voraussetzung aller Erziehung, daß Vater und Mutter sich in den Erziehungsmaßnahmen einig sind. Sie mögen sich unter sich über Erziehungsfragen so lange streiten, wie sie wollen — wenn sie vor die Kinder treten, müssen sie eins sein. Eine gemeinsame Erziehungstorheit gilt — mit Recht — für minder schlimm als eine zwiespältige Erziehung. Diese Erziehung hält sich in der Regel ebenso fern von patriarchalischer Tyrannei wie vom lächerlichen Anarchismus à la mode. Deutsche Eltern gewähren ihren Kindern (wo sie es noch nicht tun, sollten sie sich

Küstenstreifens, der ihm eine ansehnliche Macht an der Adria verliehe, Serbien entbehrt noch immer eines eigenen unabhängigen Hafens, Bulgarien wurde durch einen unfähigen Minister im letzten Augenblick um die saftigsten Früchte seiner bedeutenden militärischen Erfolge gegen die Türkei gebracht, Rumänien sieht sich erheblich vergrößerten Nachbarn gegenüber, die es mit Recht fürchtet, eine nationalistische türkische Strömung will sich mit den Niederlagen der osmanischen Heere nicht abfinden, und Europas jüngstes Sorgenkind, Albanien, besitzt kaum das Zeug, selbstsicher und gefestigt, ein zufriedenes Glied der europäischen Staatenfamilie zu werden. Und nun gar erst die Großmächte! Rußland, dem Bulgarien und Serbien nicht nach Wunsch blinde Gefolgschaft leisteten und sich der allslawischen Idee zum Trotz zerfleischten, hat die freie Durchfahrt durch die Dardanellen nicht erreicht, Österreichs Balkanhandel ist bedroht, von Balkanien gedrosselt und durch die Aspirationen eines nicht mehr ganz nebelhaften „Großserbien" beengt. Deutschland mußte zugeben, daß sein alter Freund und Warenkäufer, die Türkei, fast gänzlich aus Europa ausschied; Frankreich war nahe daran, in Rußlands Interesse einen unfruchtbaren Krieg führen zu müssen; Italien fürchtet das Anwachsen einer griechischen Seemacht und England war und ist gezwungen, russische Belange, die seinen eigenen entgegenlaufen, zu fördern. Der Dreibund und der Dreierverband, beide trieben sie im Zwange ihrer Alliancen vielfach eine Politik, die den eigenen Bedürfnissen widersprach; immerhin aber erreichte die Trippelentente eine Einkreisung Österreichs nun auch im Süden und damit mittelbar eine Schwächung des gefürchteten Deutschland. Kurz — Unzufriedenheit, Enttäuschung, Nervosität, Zorn, Angst überall, nördlich und südlich, östlich und westlich.

Die Diplomatie erlitt ausnahmslos Schlappen und darf höchstens darauf hinweisen, daß sie einen Weltbrand nicht aufkommen ließ. Das wäre ja eine segensreiche Tat — hätte sie nicht die Frage in sich: Wann also wird all der aufgehäufte Zündstoff explodieren? Gerade hier ist aufgeschoben nicht aufgehoben. Man rüstet zu Lande und zu Wasser unstet, man bereitet vor, knüpft neue Beziehungen an, schwächt alte, die sich nicht mehr recht bewähren, ab und gibt der Zukunftspolitik absonderliche Richtungslinien. Nur Österreich-Ungarn, das es am nötigsten hätte, tut nichts, um der bedeutenden Stunde, der der Zeiger seiner Uhr entgegenkreist, gewachsen zu sein. Wie oft laufen wir Gefahr, ins Hintertreffen zu geraten und die Schlußrechnung bezahlen zu müssen. Unselige innere Verhältnisse erschweren die Ausgestaltung der Wehrmacht und die Weltgeschichte, die im Jahre 2000 geschrieben wird, wird wahrscheinlich die Kurzsichtigkeit unserer Staatslenker bitter tadeln, denen, genau genommen, doch nur das Genie fehlt; Fleiß und guter Wille sind in Menge da. Genies aber läßt die Natur nicht auf Verlangen geboren

führen könne, der soll um Gottes willen der Paulinischen Weisheit folgen und am wenigsten eine deutsche Familie gründen. Den Satz, daß ein Familienleben wie das deutsche den Genius überhaupt ins Joch spanne und erstickе, werde ich erst glauben, wenn man mir bewiesen hat, daß die großen Hagestolze den großen Ehemännern überlegen gewesen sind. Eher mag sich schon der kleine Mann, der sein bißchen Kraft zusammenhalten muß, mit Recht vor der Familie fürchten. Dem vollbegabten Manne, der von seinen Kräften an die Familie abgeben kann und dennoch immer sich selbst behauptet, dem ist die deutsche Familie ein unerschöpflicher Kraftquell, der ihm täglich hundertfach zurückgibt, was er abgegeben hat. Sie ist ihm in allem Hader der Welt ein Stützpunkt, auf den er sich immer wieder zurückziehen kann, eine Festung, die ihn immer wieder aufnimmt und in der er seine Wunden heilen und sich mit neuer Kraft versorgen kann. Wie ihm seine Vorgesetzten oder seine Untergebenen oder seine Parteigegner oder seine Prozeßgegner oder seine Berufsrivalen auch mitspielen mögen — die Seinen lieben ihn, und da die deutsche Familie Gott sei Dank bis jetzt noch einigermaßen zahlreich zu sein pflegt, so ist das ein gewisser Beweis. Er darf sich sagen: Wenn diese 7 oder 17 oder 27 Menschen, die mich mit allen meinen Schwächen und Fehlern kennen, mich lieben; wenn mein Fortgang aus diesem Kreise eine ewige Lücke reißen würde, so kann ich des Lebens nicht ganz unwert sein. Und wenn ich Kraft, Mut und Freude nirgends verbreiten könnte als unter den Meinen, so ist es doch schon ein stolzer, erhebender Gedanke, daß ich meine tiefste und reinste Glut ausstrahlen kann auf sieben Kinder, auf hoffentlich mindestens 49 Enkel, auf hoffentlich mindestens 343 Urenkel und so hoffentlich weiter bis ins Unendliche.

Das Balkanproblem.

Einige — manche sagen zwei, manche sagen drei — Balkankriege sind vorläufig beendet, ohne daß das sogenannte Balkanproblem, das Diplomatengenerationen und seit Jahrzehnten etliche Großstaaten in Atem hielt, gelöst wurde. Nur ein Chaos wurde durch ein anderes Chaos ersetzt. Nach wie vor sind Gelegenheiten zu Verwicklungen, Unklarheiten, Widersprüche, unbefriedigte Wünsche, „in Knechtschaft seufzende Provinzen", abgetrennte Völkersplitter und Fanatiker da, derentwegen über kurz oder lang der Kampf neuerlich noch heftiger und vielleicht in größerem Ausmaße entbrennen muß. Kein Balkanstaat hat sein Ziel völlig erreicht; Montenegro sehnt sich, unbefriedigt, nach Skutari, aus dem es die internationale Flotte hinauskomplimentierte, Griechenland grollt wegen eines vorenthaltenen

anderen — einen ostpreußischen Musketier nicht mit einem verhungerten Anatolier vergleichen darf. Der Krieg trieb aber allerorts krause Blüten und es wird Jahre dauern, bis sich alles wieder ausgeglichen hat.

Die Anekdote berichtet, der entthronte Monarch in einem Staate, wo hoch und nieder einen gemütlichen Dialekt spricht, habe nach den militärischen Mißerfolgen seines Nachfolgers nachdenklich gemeint: „Dös hätt' ih ah noh zsammenbracht", und ähnlich durfte sich der Exsultan Abdul Hamid mit Recht ausdrücken. Mit seiner Schlauheit, Findigkeit und Verschlagenheit hätte er das alte Türkenreich gewiß vor jenem Unglück bewahrt, an dem die jungtürkische Bewegung wahrscheinlich die Hauptschuld trägt. Der Liberalismus, mit dem man in Konstantinopel regieren wollte, paßte nicht auf die halbasiatischen Zustände und den Rassencharakter des Volkes, das dadurch seine besten Qualitäten einbüßte, ohne dafür vollgültigen Ersatz einzutauschen. Einer klugen türkischen Staatsleitung wäre es bestimmt gelungen, den Krieg zu verhindern, mindestens ihn bis zur Vollendung der Rüstungen hinauszuschieben. Das aber sind nur blutleere Erwägungen ex post. Immerhin gelang es dem schwer geprüften Osmanentum, Konstantinopel zu retten, die Tschadaldschalinie zu halten und durch einen kühnen Vorstoß zur rechten Zeit Adrianopel zurückzuerobern. Während diese Zeilen geschrieben werden, gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß man die traditionsreiche Sultansstadt vorderhand auch behaupten wird. Ob die Balkanier sich in absehbarer Zeit nicht auch des ganzen Restes einstiger europäischer Türkenherrlichkeit bemächtigen werden, ist eine Frage, die jetzt kein Prophet beantworten kann. Die geschichtliche Entwicklung schlägt oft Richtungen ein, die jegliche Logik über den Haufen werfen.

So hörte man zu Beginn des Krieges manche Voraussagung über seinen Verlauf und sein Ende und nur eine einzige erfüllte sich — jene, die dem Balkanbund eine kurze Lebensdauer gab. Verhältnismäßig harmonisch ging dieser anfangs zu Werke, setzte Schritt vor Schritt und erzielte größere Erfolge, als er selbst erwartet hatte. Der jahrhundertlange begründete Haß der Unterdrückten machte sich Luft und tilgte die Schmach langer, ehrloser Knechtschaft. Man darf nicht vergessen, wie furchtbar der Türke hauste, solange er sich in seinem Reiche stark und übermächtig fühlte. Rumänen, Bulgaren, Serben, Montenegriner und Griechen wissen da schreckliche Lieder, die leider wahr sind, zu singen. Und da ist der fanatische Blutdurst begreiflich, mit dem man sich gegenseitig abwürgte. Aber nicht nur „Christen" und „Mohammedaner" zerfleischten sich, auch die Christen richteten untereinander beispiellose Gemetzel an: Jede Nation trachtete, die andere ohne Mitleid in jenen Gebieten auszurotten, die sie anzugliedern trachtete. Die Bulgaren mordeten Serben und Griechen, die Serben Griechen und Bulgaren usw. Es war ein Schlachten, grausig und

werden und manche Völker belastet außerdem der ewige Fluch, daß sie dem Protektionskinde den Vorrang vor einem Genie einräumen, das weder hochgeboren noch klerikal ist.

*
* *

Der Türke kämpfte noch in Afrika um zwei wertvolle Provinzen, als der Balkanbund, sehr zum Erstaunen der zünftigen Diplomaten, in die Öffentlichkeit trat und nicht mehr und nicht weniger als die Aufteilung der europäischen Türkei anstrebte, die politische Umgestaltung des Balkans nach nationalen Grundsätzen. Man predigte den Kreuzzug gegen den Halbmond. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich des Slawentums, die Zeit schien gekommen, den ganzen Balkan zu gewinnen und ein fabelhaftes Reich mit der Residenz in Konstantinopel und einem „Kaiser Simeon II." an der Spitze zu begründen, und gewisse Kreise in Rußland machten für eine Generalabrechnung mit den Deutschen Propaganda. Die abenteuerlichsten Pläne rumorten in den Köpfen der Heißsporne und der europäische Friede war ein labiles Ding. Da rafften sich die Großmächte zu einer „Erklärung" auf, die dahin lautete, der Status quo auf dem Balkan müsse aufrecht erhalten werden, wie immer auch die Waffen entscheiden würden. Einer siegreichen Türkei gegenüber hätte man an diesem Prinzip sicherlich festgehalten, aber den allenfalls glücklich kämpfenden Konnationalen in die Arme zu fallen, lag von Anfang an nicht in Rußlands Absicht. So war denn auch die Statusquo-Theorie sofort abgetan, als Bulgaren, Serben und Griechen Erfolge errangen. Man sagt, sechs Großstaaten seien außerstande gewesen, dem Balkanbund ihren Willen aufzuzwingen; in Wahrheit bestand ein einheitlicher „Wille" dieser Großstaaten nie, sondern der türkenfreundliche Dreibund saß der verschlagenen Diplomatie des Dreierverbandes auf, er ließ sich die Hände binden und erlitt eine moralische Schlappe, die so schwer wiegt wie eine verlorene Schlacht.

„Kenner" erwarteten von den Osmanen bedeutende Waffentaten, eine Zerschmetterung ihrer Gegner. Und was geschah? Das Gegenteil. In den offenen Feldschlachten unterlagen die türkischen Armeen, wenn die Niederlagen von ihren Feinden auch übertrieben wurden, und erst in der zähen Defensive hinter Festungsmauern und den Erdwällen vor Tschadaldscha leisteten die Paschas und die schlecht ausgerüsteten, zum Teil übel geführten Truppen jenen heroischen Widerstand, der Bewunderung und Anerkennung verdient.

Die Franzosen jubelten, die französische Taktik und Strategie und die französischen Waffen hätten über deutsche Systeme und Rüstzeuge gesiegt, und Chauvinisten zogen daraus üppige Schlüsse auf den Ausgang eines deutschfranzösischen Krieges, vergessend, daß man — abgesehen von vielem

jedoch betont werden, daß Rußland, unser eigentlicher Widerpart im Balkankrieg, gleichfalls ziemlich übel abschnitt, da seine „Vasallenstaaten“ im gegebenen Augenblick die Gefolgschaft verweigerten, einander gegen den Willen des Zaren an der Newa bekriegten und die Gebietsverteilung unabhängig von den Ratschlägen ihres Schutzherrn vornahmen, und es ist stets ein Trost, wenn man schon selbst nichts oder wenig erzielte, daß auch ein anderer unbefriedigend abschnitt ... So bleibt ein leidliches Gleichgewicht gewahrt.

Hätte Graf Aehrenthal im Jahre 1908 den Sandschack von Novibasar nicht geräumt, wozu er keineswegs gezwungen war, so wäre uns vier Jahre später manche peinliche Überraschung erspart geblieben. Dann hätten sich Serben und Montenegriner gegen Albanien nicht vereinigen können, unser Handelsweg ans ägäische Meer würde jetzt nicht durch Staatsgebietsteile unversöhnlicher Konkurrenten verlegt und möglicherweise hätte der ganze Feldzug für die Türkei ein anderes, ein für die Monarchie wünschenswerteres Ende genommen — aber es ist zwecklos, dem schweren Fehler von 1908 und seinen Folgen nachzutrauern. Solche Versäumnisse lassen sich später fast nie mehr gutmachen. Es folgten ihnen sogar noch schlimmere nach: Man ließ die Türkei entgegen eigenen wichtigen Interessen gänzlich im Stich, desgleichen nachher Bulgarien, das tatkräftig zu unterstützen gewesen wäre. Nichts geschah. Statt positiv zu helfen, trieb eine unentschlossene Diplomatie eine schwächliche, mit Drohungen gespickte Politik, ließ sich von Rußland, der Tripelentente, von Serbien und Montenegro einschüchtern, mäßigte ihre Ansprüche von Tag zu Tag und gefiel sich im Retirieren. Zu guter Letzt beschränkte sich die österreichische Genügsamkeit darauf, die Serben von der Adria fernzuhalten und ein Albanien zu gründen, in dem kaum die Hälfte aller Balkanalbaner lebt und das wahrscheinlich ohne rechte Lebensfähigkeit seinem Protektor viel Geld kosten und noch mehr Sorgen bereiten wird.

Österreich und Ungarn gehört mit Siebenbürgen, Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien zu den Balkanstaaten — ist überhaupt in gewisser Beziehung der größte existierende Balkanstaat — und würde bei der politischen Neugestaltung fast völlig ausgeschaltet; seine Interessen verkümmern und es besteht Gefahr, daß die Zukunft alle Fehler furchtbar rächen wird.

Die ungerechten Gewaltmaßregeln, die Ungarn gegen seine Kroaten anwendet, anderseits die Verhätschelung Dalmatiens und die Gewährung einer demokratisierenden Verfassung an Bosnien (das als „Kolonie“ hätte behandelt werden müssen und seine Freiheiten übel lohnt) führten zu höchst unerquicklichen Erscheinungen: Unsere Serbokroaten sehnen sich nach dem Anschluß an ein „Großserbien“, dessen Aktivierung der Monarchie einen unersetzlichen Teil ihrer Meeresküste kosten müßte.

brutal. Am gräßlichsten sollen es die Bulgaren getrieben haben, die in Mazedonien den Beinamen „die Mörder“ erhielten, während die Serben nur „Diebe“ genannt wurden . . . Hatte schon die Grausamkeit während des Feldzuges manche Balkanstaaten untereinander entzweit, so schlugen die Verhandlungen nach dem Friedensschluß mit der Türkei dem Faß vollends den Boden aus. Bei der Verteilung der Raubbeute fuhren sich die Verbündeten in die Haare und fielen schließlich, von Rumänien hinterhältig unterstützt, über die Bulgaren her, die doch nichts anderes begehrten, als die Aufteilung der erbeuteten Länder nach dem Schlüssel, der ursprünglich aufgestellt worden war. Die Serben wendeten dagegen ein, sie hätten über den Vertrag hinaus Waffenhilfe geleistet und der Umfang der errungenen Gebiete sei wider Erwarten groß ausgefallen, die Montenegriner pflichteten dem bei und auch die Griechen — die sind eben überall dabei, wo sie ohne erhebliche Gefahren Aussicht haben, etwas einzusacken.

Man verhandelte, feilschte, zankte sich, schlug ohne Kriegserklärung los urd erwürgte Bulgarien, das die schwersten Opfer gebracht hatte, warf es nieder und beraubte es. Um sein Unglück voll zu machen, besetzten die Türken in aller Stille unter dem Abenteurer Enver Bey Adrianopel wieder. Ein Chaos! Dieses Hin und Her, Auf und Nieder, Für und Wider hat Tragik und Komik in einer Tasche. Der „christliche Gedanke“, der anfangs seine Helferrolle gegen den Mohammedanismus mit Glück spielte, wurde vergessen, auch der „Nationalismus“ bestimmte nicht die Gebietsabgrenzungen und herrschend blieb allein die rohe Sucht, Land und Leute zu erwerben, gleichgültig, ob sie sprachlich und der Religion nach zum Eroberer paßten oder nicht.

Bulgarien ist für Jahre hinaus entkräftet, aber Autoritäten, die es wissen könnten, sind der Ansicht, daß der Tag der endgültigen Abrechnung kommen werde — und nicht allzu fern sei. Man wird ja sehen, wie viel die Prophetien der Autoritäten wert sind.

Bis hierher, bis zur völligen Ungewißheit der Verhältnisse südlich der Donau ist die „Lösung des Balkanproblems“ gediehen und die Staatsmänner und Soldaten aller Mächte murmeln die altrömische Warnung: „Caveant consules, ne res publica detrimentum capiat.“

Niemand kann stark genug sein, wenn er seine Lebensinteressen verteidigen muß.

* * *

Der österreichisch-ungarischen Politik waren am Balkan keine nennenswerten Erfolge beschieden, teils aus eigener Schuld, teils durch die Gewichtigkeit der Verhältnisse. Stellt man das Erreichte dem Angestrebten gegenüber, so ergibt sich ein bedauerliches Minus. Es muß

Nachtrag.

Von Tag zu Tag ändert sich die Lage auf dem Balkan; einem Friedensschlusse da folgt eine neue Kriegsgefahr dort. Bulgarien und die Türkei einigten sich recht und schlecht. Kaum atmete Europa auf, so begannen die Herren in Konstantinopel ihren halbfertigen Vertrag mit Griechenland zu bemängeln und stellten Forderungen auf, die in Athen fast als unerfüllbar gelten. Und der Türke ist im Vorteil und scheint gesonnen, seine einst verbündeten und jetzt gründlich entzweiten Feinde einzeln anzugreifen — und den Getrennten sind seine Armeen überlegen.

Vielleicht sieht man in ein paar Wochen die Osmanen wieder in Saloniki einziehen .....

Nicht genug an den Wirrnissen tief im Süden: die durch die Brutalität Serbiens zum äußersten entschlossenen Albaner empörten sich hordenweise und der Serbe warf den Aufstand in seiner brutalen Art nieder — den schönen Anlaß sofort dazu benützend, Grenzgebiete des fürstenlosen „autonomen Albanien“ zu besetzen.

Dagegen protestierten die Mächte des Dreibundes und bekamen aus Belgrad eine durchaus nicht befriedigende Antwort, die eine schlimme Zukunft fürchten läßt.

Auf diesem Punkt stehen wir heute — am 20. Oktober — und bedenklich rasseln die Säbeln, jeden Augenblick bereit, große Schicksale nach alexandrinischem Muster zu entscheiden.

So oder so. H. L. R.

Gebet.

Von **Oskar Sieberer.**

Traumgestalten meiner Seele,
Nehmt euch Schwingen aus den Zeiten
Stillen Schauens und Genusses
Lichtgeborner Wirklichkeiten.
Nehmt der Sehnsucht leises Weben
Aus den Fluten ihrer Quellen,
Aus den Klängen orgeltiefer
Dunkler Töne, nehmt euch Leben.

Und aus Herzen machtvoll, klare
Festgefügte, wunderbare
Glaubenslust an allem Schönen.
Schließt die Kräfte an das Drängen
Meines Seins zu Himmelshöhen,
Wenn in bittern Lebensengen
Meine Träume stille stehen.

Heimgärtners Tagebuch.

Die neue elektrische Alpenbahn in Steiermark hat mich in das Hirtental von Breitenau geführt. Es ist zwar kein Tal, es ist ein Graben. Am Wasser und einer guten Straße entlang, zwischen Waldhängen, über welchen zeitweilig die Hochwände des Lantsch niederleuchten.

In Wien, wo man seit je den Einfluß der Religion auf die Politik überschätzte, glaubte man allzulange, eine Einigung der römisch-katholischen mit den orthodoxen Südslawen sei ausgeschlossen, und jetzt stellt sich heraus, daß der Nationalgedanke die religiöse Scheidung überbrückt und Kroaten und Serben sich eines Stammes fühlen. Der südslawische Ring ist geschlossen und drückt auf uns; dem Germanen- und auch dem Romanentum, also den Trägern unserer Kultur, droht eine Gefahr, der zu begegnen die Anspannung und Ausnützung aller militärischen und wirtschaftlichen Kräfte notwendig ist. Wir haben künftig mit der Verstärkung unserer beutelustigen Gegner zu rechnen, deren Armeen einen Zuwachs von fast zwei Millionen Bajonette erhielten.

Österreichs wenig glückliche, anspruchsvolle und dabei unentschlossene Politik brachte in zweifacher Beziehung empfindliche Nachteile. Sie schürte den Haß einiger Balkannationen noch mehr gegen uns und stärkte zugleich deren Selbstgefühl, da wir — in ihrer Auslegung — es nicht „wagten“, unsere Ansprüche durch Taten durchzusetzen. Anderseits nötigten wir dem verläßlichsten unserer Bundesgenossen eine Politik auf, die ihm wenig Vorteile brachte, ohne daß wir damit einen entsprechenden Erfolg erzielten.

So blickt die Donaumonarchie auf eine Krise zurück, die reich an wirtschaftlichen, ideellen und diplomatischen Schlappen ist und die Tragweite aller begangenen Fehler läßt sich heute noch gar nicht ermessen. Die brave kaiserliche Armee stand während Monate mit Gewehr bei Fuß und mußte warten, warten, warten — bis die Balkanier einen Frieden schlossen, der für uns dauernd große Gefahren in sich schließt.

Aber noch ist es Zeit, vielleicht ist es noch Zeit, die Scharten auszuwetzen, wenn Österreich-Ungarn wenigstens jetzt und in Zukunft alle Möglichkeiten benützt, die ihm zu Gebote stehen, seine Großmachtstellung zu erhalten und zu stärken. Aber dazu ist Aufopferungsmut notwendig, viel, viel Aufopferungsfähigkeit, die dem Staate gibt, was dem Staate gebührt: Eine achtunggebietende Wehr zu Wasser und zu Lande. Die Deutschen und die Magyaren, nicht minder die Polen, Ruthenen und Italiener sollen sich besinnen und eingedenk bleiben, was für sie auf dem Spiele steht: Ihre nationale Existenz. Ein weiteres Vordringen der Südslawen kann zur Katastrophe werden.

Denen aber, die über große Rüstungsausgaben jammern und über den unvermeidlichen wirtschaftlichen Zusammenbruch infolge gesteigerter Militärlasten aus dem Häuschen geraten, seien die Worte des Deutschen Reichskanzlers in Erinnerung gebracht: „An seiner Wehrhaftigkeit ging noch kein Volk zugrunde.“

* * *

In der Breitenau werden die alten Bauernhöfe abkommen und neue Wirtshäuser gebaut werden, und alles Mögliche, an was früher kein Mensch gedacht hat, und was auf einmal sein muß. Es ist ganz buchstäblich wahr, daß eine Eisenbahn über Nacht die „neue Zeit“ bringen kann. Sie muß nicht gut bei Fuße sein die neue Zeit, weil sie immer und immer wieder auf Fahrgelegenheit wartet.

Eine Malerin aus Wien machte von ihrer Sommerfrische Krieglach aus eines Tages eine Wanderung nach Alpel. Oben auf den Waldhöhen fand sie einen großen, schön gefleckten Salamander. Sie durchsuchte den Fundort nach seiner etwaigen Familienstätte, und da sie nichts desgleichen fand, so lud sie das kleine Ungeheuer ein, mit ihr nach Krieglach zu kommen und ihr freundlichst ein paar Sitzungen zu bewilligen, denn sie möchte es gern porträtieren. Da der Lurch dagegen scheinbar nichts einwendete, so nahm sie ihn um die Mitte, tat ihn in ihr Handkörbchen und trug ihn mit sich. Zu Hause bewirtete sie ihn mit Regenwürmern und Fliegen. Dann malte sie ihn in seiner Farbenpracht. Und dabei schaute er sie mit seinen qualligen Augen so zärtlich an, und so traurig dabei, als ob er bitten wollte: Menschenmaid, du große, ich habe Heimweh nach meinem Wald und Sehnsucht nach Weib und Kind. Bringe mich wieder hin! Und als die Malerin das Bild vollendet hatte, so daß es nachgerade ein vollendetes, zum Sprechen ähnliches Salamanderporträt war, nahm sie den Modellsitzer wieder in den Handkorb und trug ihn den stundenlangen Weg hinauf in seine Waldheimat. Es windete und regnete; ich sah, wie die junge Künstlerin den schlechten Weg dahinstapfte, um das Tier wieder zu den Seinen zu bringen. Dort am alten hohlen Ahornbaum, wo der scheckige Wurm entführt worden, setzte sie ihn hin, damit er nun durch Moos und Heidekraut seinen Weg weiterkriechen konnte. Einen schönen Lebenstag hatte sie gegeben, um das hilflose Tier wieder unversehrt dorthin zu bringen, wohin es gehört.

So ist ein hübsches Bild zustandegekommen vom Salamander und ein noch schöneres von der Menschenmaid.

Ein heißer Hochsommertag. Am Waldrande saß ein städtisch, aber ärmlich gekleideter Mann, stützte den Kopf auf die Hand und schaute hinaus in die stille sonnige Landschaft.

„Nicht wahr, schön ist es da!“ So grüßte ich ihn an.

Er hob den Kopf und zog die Achseln hoch. Erst nach einer Weile antwortete er: „Schön wäre es freilich. Aber jetzt in die Stadt zu müssen!“ Dann ein halb verhaltenes Aufseufzen.

„Haben Sie jetzt in der Stadt zu tun?“

„Nein.“

Es kommt das alte berühmte Sensengewerk derer von Schaffer, es kommt das erst vor wenigen Jahren erschlossene Magnesitlager, das sein Mineral in die fernsten Weltteile versendet. Dann kommt das Hirtental. Steile Lehnen mit samtgrünen Matten. Hoch oben, zwischen Waldschachen klebend, Einzelgehöfte; man meint, in Tirol zu sein. In diesem Tale, „die Breitenau", stehen zwei Dörfer. Das größere, St. Jakob, und eine halbe Stunde weiter hinten das liebliche St. Erhard, zu dem man von der letzten Eisenbahnstation aus noch eine Viertelstunde zu gehen hat. Dort in der alten Kirche wohnt der heilige Vater Erhard, der Schutzpatron dieses Hirtentales, zu dem die Bauern besonders gegen Viehseuchen ihre Zuflucht nehmen. Mitten in der Kirche steht er auf einer Säule und die Wallfahrer opfern ihm Kerzen. Ich erinnere mich aus meinen Jugendtagen, daß dem Höfelrainhofer ein Ochse schwer erkrankt war. Woran, das weiß ich nicht mehr, es muß Gefahr gewesen sein, denn der Höfelrainhofer trug seinem Knechte auf, eine Wallfahrt nach St. Erhard zu machen auf die Meinung, daß der Falch wieder gesund werde. Zu einer Wallfahrt gehört auch die Beichte, und so tat der Knecht — er war ein Schalk — unsicher und fragte endlich mich: „Jaz woaß ih nit. Wann ih für n Ouchsn wollfohrtn geh, und beichtn: Muaß ih do meini Sündn beichtn oder in Ouchsn seini?" — „Deini, du Ouchs du!" Wie konnte ich ihm anders antworten? Und er sah es ein, daß somit die Sache geschlichtet war. Der Falch ist wieder gesund worden.

Auf der Breitenauerstraße begegnete mir ein etwa zehnjähriges rotwangiges Mädel, das unter dem Arm ein längliches, blau angestrichenes Kästchen trug.

„Wos trogst dann do, Dirndl?" fragte ich.

„A Totntrüherl."

„A Totentrüherl? Is wer gstorbn?"

„Na. — A kloans Büaberl."

„Wia olt is s dann gwen?"

„Nix nit olt."

„Wul gonz jung nouh?"

„Nix nit jung."

„Wia sou dann?"

„Heind ba da Nocht tot af d Welt kem."

Diese Antworten des Kindes fand ich feiner und geistreicher als nachher im Wirtshause die Autographenbetteleien der anwesenden Stadtgesellschaften, die mir auf meinen beschaulichen Ausflügen allemal so „lieb" sind. Dazu wurde mir meine Portion Kaffee noch versüßt mit Bänkelsängereien, die die Städter zur Verschönerung der Alpennatur mitgebracht hatten. Auf derlei Kulturblüten wird sich Breitenau zu freuen haben — die Eisenbahn ist da.

und das ist recht; doch manchmal früher ging es zu Abelsberg so hastig mit dem „Fortschreiten“, daß es schier zum „Davonlaufen“ wurde. Zum Beispiel bei der Sitzung über die Hausfrauenschule.

Die Hausfrauenschule von Abelsberg, welche junge Mädchen besonders in den häuslichen Wissenschaften und Fertigkeiten unterrichtet, aber nicht sehr gut fundiert war, bat den Rat um eine Subvention. Der Mann, welcher das Gesuch einbrachte, unterstützte selbes mit warmen Worten und wies auf die große Bedeutung der Anstalt hin. — Na, dem wurde heimgeleuchtet!

„Hausfrauenschule!“ rief der Gegenredner aus. „Leben wir in einer Stadt von Philistern, daß man sich nicht entblödet, einen solchen Antrag einzubringen? — Als ob unsere Töchter zu Schustersfrauen und Hausmeistersweibern hergerichtet werden sollen. Kochen! Flicken! Waschen! Glätten! das sind ja doch die vier Fakultäten einer Hausfrauenschule! Die Bürgerstöchter von Abelsberg Köchinnen, Nähmamsellen, Waschweiber! Und einer solchen Anstalt eine Subvention? Ich will nicht näher auf das geradezu beleidigende Ansinnen eingehen, sondern stelle den Gegenantrag, daß eine Subvention für die Hausfrauenschule für jetzt und alle Zeiten abgelehnt werde, hingegen, daß ein Beitrag für unsere höhere Töchterschule bewilligt werde, denn die höhere Töchterschule fördert die wahre, die moderne Bildung, und Bildung macht frei!“

„Und darum bleiben die meisten Blaustrümpfe auch frei“, entgegnete der erste Antragsteller, „aber, soweit ich das weibliche Geschlecht kenne, wünscht es nicht frei zu bleiben, sondern wünscht sich beizeiten einen Freier. Mein geehrter Herr Gegenredner hat fünf Töchter, für die er gerne die höhere Töchterschule protegieren möchte. Ich jedoch erlaube mir, fünf Söhne zu haben, und es ist möglich, daß diese ihre Augen auf die fünf Töchter werfen möchten. Aber meine Söhne sind nicht reich, müssen sich für den Beamtenstand oder auch für den Lehrstand entschließen, oder für ein Gewerbe. Damen aus der höheren Töchterschule können sie nicht brauchen, sie müssen ihre Frauen beziehen aus der Hausfrauenschule, wo man nicht französisch parlieren, nicht über Kunst und Literatur hochnasig urteilen lernt und nicht in die tiefsten Geheimnisse der Naturgeschichte dringt mit jener Leichtigkeit, wie in die Tiefen eines Strickstrumpfes, sondern, wo man lernt, wie man einen einfachen Haushalt führt, die Kinder in Einfachheit und Arbeitsamkeit erzieht, dem Manne sparen und ihm die Sorgen tragen hilft. Wenn unsere jungen Männer, die sich nach Familie und Häuslichkeit sehnen, solche Frauen nicht mehr finden, dann müssen sie halt selber kochen, nähen und waschen lernen, damit wir in Zukunft den Kohl nicht roh verzehren, nicht zerrissen und nicht — schmutzig in die Ratsversammlung gehen müssen. Verweigert ihr, meine Herren, den Bestand der Hausfrauen-

„Und warum also hinein?"
„Weil das Einmaleins nicht stimmt."
„Sie sind wohl Schullehrer."
„Wie wissen Sie denn das?" fragte er.
„Weil's mit dem Einmaleins nicht stimmt."

Das Gespräch war kurz ab. Er antwortete nicht mehr. Man will's ja doch nicht verstehen. Das Einmaleins muß bei einem Schulmeister doch stimmen. Es muß. Sonst ist er kein Schulmeister. Na ja.

Wie der Mann aussah, er bedurfte nicht bloß Ferien mit ein bißchen Sommerfrische. Er bedurfte Erholung, Gesundheit.

Und da sprang in mir ein alter Gedanke auf und pochte heftig an, er wolle ins Freie. — Gut, so komm, Gedanke!

Mit lauter Stimme verlangte dieser Gedanke ein Erholungsheim für Volksschullehrer. Dem Stadtlehrer, besonders wenn er gesegneter Familienvater ist, tragt's nicht einmal einen Ferienaufenthalt auf dem Dorfe, geschweige eine geordnete Kuranstalt für seinen welken Körper, für seine zermarterten Nerven. Aber viele Stände, die weit weniger wichtig sind als der Lehrstand, sind gut gestellt und genießen das Leben. Wenn der Schullehrer bittlich an den Staat kommt — dem tut's immer leid! Weiter nichts.

Erholungsheime für unbemittelte Schullehrer. Erholungsheime draußen in den Bergen oder irgendwo in friedlicher Gegend. Wäre die Utopie eines solchen Gedankens denn gar so lächerlich?

Als ich für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen Geld sammelte, zogen sich eine Menge Leute in den Hintergrund und viele sagten, es wäre gescheiter, wenn für die armen Lehrer im Lande was geschähe. — Wacker? Ich glaube, daß diese Leute nur angeregt zu werden brauchen, sich zusammenzutun, um Lehrer-Erholungsheime zu stiften. Es brauchte keiner, außer er wäre ein wohlhabender Edelmensch, und der täte es gerne, so tief in den Sack zu greifen, wie für die Millionenstiftung; wenn man den zehnten Teil aufbrächte, so könnten von den Zinsen alljährlich eine Menge dürftiger, kränklicher Lehrer in den Ferien Erholung finden. Es gibt selbst in der Lehrerwelt wohlbestellte Persönlichkeiten (ich denke an die Professorenkreise), wovon mancher gerne ein für allemal ein paar hundert Kronen springen läßt für weniger glückliche Berufsgenossen, und das besonders, wenn er weiß, daß es auch andere tun. Wenn sich tausend Personen zeichnen, bin ich auch dabei.

Der Gedanke hat sich ausgesprochen. Nun zieht er sich wieder ins Hirnkastel zurück und wartet, ob jemand die Sache weiterspinnen wird.

Da muß ich doch von jener erbaulichen Ratssitzung zu Abelsberg erzählen. In diesem Rat der größte Teil besteht aus Fortschrittsmännern,

rigierens immer neugierig bin, wie es ausgeht! — Auch mein Vater hatte für Dinge, die wir geistige nennen, ein schlechtes Gedächtnis, aber ein gutes dafür, daß sein Vater ebenfalls ein schlechtes gehabt hatte. Seine „Füße mußten vieles mitbüßen von dem, was der Kopf vergessen". Bauerngehirn ist fürs Wort nicht eingerichtet. Und so was erbt sich fort. Hier die einfachen, in sich gefestigten Leute, dort häufig die problematischen Naturen. — Ich habe jetzt einen Enkel in der Volksschule sitzen, der aus eigenem die klügsten Gedanken hat und die kleinen Erlebnisse aufs schärfste fixiert, aber kein Gedächtnis für Schulgegenstände. Solche Leute, die wenig Fremdes in sich festhalten können, müssen aus ihrem eigenen Kern aufwachsen und hauptsächlich in der Schule der Erfahrung lernen. Dann sitzt das Wissen und Können freilich um so fester. Vielleicht ist das schlechte Gedächtnis ein guter Schutz für den mitgebornen einheitlichen Charakter.

Gelegentlich meiner Meinung über das Glückwünschen (XXXVII. Jahrgang, Seite 945) bin ich gefragt worden, ob und wie Kinder ihre Eltern an den Erinnerungstagen begrüßen sollten.

Einst, an einem Neujahrsmorgen kam mein dreijähriger Enkelbub zu mir, legte mir die Ärmchen um den Hals und sagte: „Lieber Großvater, ich danke dir, daß du mich lieb hast!"

Aus den achtziger Jahren. Nach dem großen Erfolge seines Volksstückes „'s Nullerl" hatte Karl Morre sich bei Leibnitz in Untersteier ein Landgut gekauft. Ein winziges, in zwei Minuten umkreiste es ein mäßiger Fußgeher. Garten, Wohnhaus und Pferdestall — „Pferde und Hunde sind meine liebsten Menschen", sagte er mir einmal. Trotzdem lud er mich wiederholt ein, auf seinem „Landgut" ihn zu besuchen, bis ich eines Morgens auf der Eisenbahn nach Süden fuhr. Auf der Station Puntigam bemerkte ich einen Werkelmann, der „Hoch vom Dachstein" spielte. Auch etwas neues, daß Werkelmänner auf Bahnhöfen bei den Durchreisenden Kreuzer sammeln. Aber er bekam nichts, schien auch weiter nach Almosen nicht auszuschauen. In Wildon wieder ein Werkelmann, der ebenfalls das „Hoch vom Dachstein" spielte. Komisch, das. Und in Leibnitz, als ich ausstieg, stand Morre da, der stattliche Mann mit dem urfidelen Gesicht, und neben seiner ein Werkelmann, der „Hoch vom Dachstein" spielte. Obschon sein „Landgut" nur einige Minuten vom Bahnhof entfernt war, stand doch Roß und Wagen da, und wie wir uns aufsetzten, saß auf dem Bock neben seiner wieder der Werkelmann, auf dem Schoß sein singendes Kastel: „Hoch vom Dachstein an, wo der Adler haust . . ."

„Na, ist's recht?" sagte Morre, als wir vor dem Häuschen abstiegen. „Den Stifter dieses Landgutes muß man ja mit Musik empfangen!"

schule für Mädchen, so beantrage ich die Gründung einer Hausfrauenschule für Männer."

Der frühere Redner gab sich nun ein sehr würdiges Ansehen und sagte ganz ruhig: „Ich glaube nicht, daß hier der richtige Ort ist, um wohlfeile Späße zu machen. Ich wiederhole, daß es unserer Stadt unwürdig ist, zum Nachteile der höheren Töchterschule eine Plebejeranstalt zu unterstützen."

Die klassische Ruhe wirkt immer, auch wenn man in derselben etwas nicht sehr „Klassisches" sagt. Das Gesuch um Unterstützung der Hausfrauenschule wurde abgelehnt.

Man sollte die Menschen nicht zu gut kennen lernen wollen — wegen der guten Meinung, die man von ihnen hat. — Habe ich nicht einmal so gesagt? Schön, dann hätte ich noch beizusetzen: Man sollte auch sich selber nicht zu gut kennen lernen — der guten Meinung wegen, die man von sich hat.

Auf einer meiner Ferienreisen war es, daß ich im Gebirge abends in einem Bauernhof übernachtete, der hoch über dem Dorf an der Berglehne stand. In der Nacht wurde es unruhig im Haus, man weckte einander auf — es brenne im Tale unten das Dorf. Auch ich zog mich an und eilte in das Freie, um das Feuer anzuschauen und war enttäuscht, als man sah, daß es keine Feuersbrunst gab, daß nur die Schornsteinfunken des Eisenhammers in der nebeligen Luft den ungewöhnlich starken Schein gaben. Fast mißmutig, geweckt worden zu sein, ging ich in mein Bett zurück.

Am nächsten Morgen, als ich die Sache bedachte, ward mir ganz übel vor mir selber. Also, dir war leid um das Schauspiel einer Feuersbrunst. Und das Unglück? Das Unglück Hunderter von Menschen? Freilich, gestern waren sie dir noch fremd. Heute, auf ihren Brandstätten, würden sie dir wohl näher gekommen sein. — Oft habe ich mich geärgert über Leute, die aus unheilvollen Katastrophen, so über andere, über Fremde hereinbrechen, sich einen Genuß machen können. Sie rufen zwar immer wieder aus: Ach, die armen Leute! — unterhalten sich aber doch dabei.

Das Tagebuch über jene Ferienreise zeigt, daß von diesem Blute auch in mir ein Tropfen pulsiert hat.

Ja, das liebe Gedächtnis! Für Selbsterlebtes habe ich viel Gedächtnis, für Gehörtes habe ich wenig, für Gelesenes habe ich fast gar keins. Ich werde aus Büchern ja einiges gelernt haben, aber was? Das habe ich längst vergessen. Jeder lacht, wenn ich sage, daß ich bei späterer Buchkorrektur meiner erdichteten Geschichten während des Kor-

wie die Schillers mit Petersen im Schuldenarrest lohnen die Finger, die festgeklammert halten. Die endlich durchbrechende Ahnung des Sieges läßt uns aufatmen — aber schwer, schwer erwarte ich den dritten Band, wo der Heros in die Ewigkeit auffliegt — den Sternen zu.

Merkwürdig ist Molos Technik. Der erste Eindruck: Zerfahrenheit. Mitten in die Geschehnisse werden wir ohne Vorbereitung hineingestoßen, aus Gesprächen entnehmen wir wie zufällig von den Dingen, die da vorgehen, einmal von hier etwas, einmal von dort — bis wir umsponnen sind wie Schiller selbst vom Schicksal, bis wir mit ihm kämpfen, stockenden Atems, zuckenden Herzens, in der Angst, unser Schillerideal gehe unter. — Walter von Molo, laß uns nicht allzulange warten auf das Sternenbuch!

„Ja, mein Gott, was soll denn das werden, wenn eifersüchtige Männer ihre Frau nun totschießen dürfen!“ So rief jene Dame kläglich aus, als das Gericht den Wollschlager freigesprochen und der sonst so gestrenge Staatsanwalt dazu mit dem Kopfe genickt hatte. Der Wollschlager hatte nämlich sein Weib erschossen. Sie war eine Dirne gewesen; er aber wahnsinnig in sie verliebt, immer bestrebt, sie durch Güte zu bessern. Das Weib sank immer tiefer in das Schandleben hinab, dabei peinigte sie ihren Mann, den sie entehrt, bis zur Verzweiflung, bewarf ihn immer nur mit Schimpf und Hohn, bis er, seiner nicht mehr Herr, ihr die Kugel in die Brust gab. „Nicht etwa aus Unzurechnungsfähigkeit, in Sinnesverwirrung, in Wahnsinnsanfall“, so entschied das Gericht; es gab zu, daß er in vollem Bewußtsein und bei klarer Vernunft gehandelt hatte. Das heißt so viel: Er hat recht gehabt!

Mich freut dieses Urteil, das vielleicht nicht so sehr nach dem Gesetzbuchstaben, als nach warmblütigen Gerechtigkeitsgefühl gefällt wurde. Ein Dichter, der etwa diese Liebestragödie geschrieben, hätte auch keinen besseren Schluß finden können.

Damit ist nicht gesagt, daß es jeder eifersüchtige Mann wie der Wollschlager machen darf. Jedenfalls tun Frauen, die sich vor ähnlichem fürchten, am klügsten, dem Gatten keine Ursuche zur Eifersucht zu geben.

Man bedauert, daß in Steiermark der Naturschutzpark nicht zustande kommt. Mir war er soweit auch sympathisch, ein solcher vollkommener botanischer und zoologischer Wildgarten, obschon wir schon einen Bauernschreck nicht recht vertragen können. Es wird in unserem Oberlande ja manche Gegend zur Wildnis, in welcher früher landwirtschaftliche Kultur geherrscht hat, aber der richtige Naturschutzpark ist das nicht. Einmal war es das ganze Land. Heute wollten wir uns von den

„Den Stifter des Landgutes, wie so?"

„Was du da siehst, stammt von den Tantiemen des ‚Nullerl'!

„Ich habe es mir gedacht. Meine Gratulation!"

„Ja, und der große Theatererfolg ist der Vorrede zu verdanken, die du zum Nullerlbuch geschrieben hast. Siehst du!"

Da mußte ich fragen: „Ist denn meine Vorrede aufgeführt worden? Nicht das Stück?"

„Freilich wohl das Stück. Aber ohne die Vorrede hätte es das Loch in die Welt hinaus nicht gefunden."

Das war zwar nicht ganz richtig. Schon bei der Erstaufführung in Graz (30. Oktober 1884), also vor Erscheinen des Buches, hatte das Stück einen entschiedenen Erfolg. Später waren es die Nullannerl-Darsteller, besonders in Graz Stelzer, in Wien Martinelli, in Dresden Schweighofer, die das an sich so frische, lebenswahre Stück in die Höhe gebracht haben. Ein bißchen mochte ja auch die Vorrede dazu beigetragen haben. Indes wirken solche empfehlende Vorworte bei Büchern seltener, als es die Dichter annehmen; das sage ich zum Fenster hinaus allen Dilettanten, die in Reihen daher kommen, um mich anzugehen, ihren poetischen Erzeugnissen mit Vorreden unter die Arme zu greifen. In manchen Fällen schadet es sogar, weil sehr oft das Buch dem Lobe des Vorwortes nicht entspricht. Endlich muß doch jedes Werk für sich selber sprechen, und das tut Morres „Nullerl" noch heute.

Er schreitet kühn drein, unser junger Schillerdichter Walter von Molo. Seines großen Romans zweiter Band ‚„Im Titanenkampf"' führt uns einen Schiller vor, vor dem wir erschrecken. Scheinbar eines jener anmaßenden Kraftgenies, denen jedes Mittel recht ist, um sich durchzusetzen, deren Ziel sie für so groß halten, daß ihm eigene Tugend und anderer Glück wie Spreu hingeworfen wird. In die widrigsten Lagen sinkt er. Ohnmächtige Hochfahrigkeit, fahrige Sinnlichkeit, würdelose Verzweiflung. Das ist unser Schiller nicht! schreien wir zornig und wollen das Buch an die Wand schleudern — aber die Finger umklammern es fest. Siehst du nicht die grenzenlose Not, die ihn von allen Seiten anfährt? Nicht die schwerste Menschenenttäuschung hier und das aus hohen Fernen leuchtende göttliche Menschenanbild dort? — Wilder hat noch kein Mensch gegoren als Friedrich Schiller, und reiner ist keiner geworden. Man hat nur zu wenig nachgedacht, daß auch Schillern der Titanenkampf nicht erspart bleiben konnte, ehe wir ihn bei den Göttern sehen. Die hinreißenden Szenen, wie Schiller mit dem Herzog von Weimar spricht, wie er den alten Körner balbiert, wie er sich an dem kleinlichen Wieland sättigt, wie er von Goethe zurückgestoßen wird; Szenen, wie die des intriganten Ifflands mit Dalberg,

Kleine Laube

Aphorismen.

Von Anna Adam.

Die Menschen sind wie die Gummibälle. Ist einer heil und ganz, so haftet kein Eindruck an ihm. Sowie der Druck von außen nachläßt, schnellt er empor und es bleibt keine sichtbare Spur zurück. Hat aber einer einen Riß, ein Leck, dann bleibt der Eindruck, auch wenn die Kraft längst zu wirken aufgehört.

*

Menschen, die im Kothurnschritt durchs Leben gehen, sind oft enragierte Feinde der modernen Lektüre. Sie halten es für Zeitvergeudung, diese zu pflegen, und erklären stolz, nur die klassische Literatur sei eines Denkenden würdig.

Gott bewahre, daß ich den Ruhm unserer Geistesheroen zu schmälern suche. Aber läse ich nur ihre Werke, erschiene es mir, als sollte ich von Fleischsaft leben oder von Pillen, die konzentrierte Nahrung enthalten. Man bedarf einer erquickenden Zukost, um gesund zu bleiben an Leib und Seele.

*

Die Tragik des Lehrberufes besteht hauptsächlich darin, daß man immer für die Dummheit anderer verantwortlich ist.

Nr. 6: Mr. W. J. Bryan.

Der nordamerikanische Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten und oftmalige demokratische Präsidentschaftskandidat William J. Bryan erklärte kürzlich, er könne mit seinem Einkommen von 20.000 Dollars (= 100.000 Kronen) im Jahre nicht standesgemäß leben und beabsichtige daher, seine Bezüge durch ein Auftreten in einem Kabarett entsprechend zu erhöhen. Diese Ankündigung erregte diesseits und jenseits des Ozeans begreifliches Aufsehen, so daß ernste Zeitungen und Witzblätter reichlich empörte oder ulkige Glossen dazu machen konnten. Aber eigentlich ist die Sache gar nicht so seltsam. Stellen wir einmal fest, daß 100.000 Kronen als Jahreseinkommen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zumal für den Außenminister, gar nicht sehr glänzend sind; man denke nur an die Repräsentationspflichten und ähnliches, und wende nicht etwa ein, daß die gleichen Stellen in Europa weit schlechter bezahlt werden, denn bei uns kann im diplomatischen Dienst nur der eine erste Rolle spielen, der ein erhebliches Eigenvermögen besitzt. (So findet sich zum Beispiel für den Botschafterposten in Petersburg — den kostspieligsten, der existiert!— oft schwer ein Anwärter, der halbwegs geistige Eignung und entsprechende Mittel dazu hat.) Anders in der Union, wo tatsächlich irgendein armer Teufel in die glücklich-unglückliche Lage kommen kann, seinen Staat allgemein oder an einem wichtigen Auslandsposten zu vertreten. Dann reicht sein an und für sich hübscher Gehalt keineswegs aus und der Vertreter der ungeheuer reichen und mächtigen Union muß allerorts hinter den Botschaftern und Gesandten viel kleinerer und unbedeutenderer Länder zurückstehen. Nun sind aber gerade im diplomatischen Betriebe der

Sünden gegen die Natur mit einem Fleckchen „Naturschutzpark“ loskaufen, um unseren Nachkommen zu zeigen, wie die Natur eigentlich aussieht. Aber die rechte Liebe ist das nicht. Der Naturschutzpark muß größer sein.

Des Geldes wegen wird Raubbau, um nicht zu sagen: perverse Naturkraftverschwendung, getrieben. Das gibt eine Zukunftswüste, für die einige Geviertkilometer Naturschutzpark kein Ersatz sein können. Wenn das ganze Land ein ausgedörrter Karst sein wird, dann kann uns auch das Wildgärtlein im Ennstal nicht mehr freuen.

Wir dürfen es nicht drauf ankommen lassen, daß in unseren Ländern ein starker Baum, ein ursprüngliches Tier, ein wilder Bach zur Kuriosität wird.

Seit Einstellung der Balkanfeindseligkeiten gibt es Krieg auf der Stubalpe. Dort ist vor Monaten ein fabelhaftes, von vielen „gesichtetes“ und von keinem erkanntes Untier erschienen, das den Bauern das Vieh zerreißt. Für den Fremdenverkehr soweit günstig, als die Welt endlich erfährt, daß Steiermark noch ein so ursprünglicher „Naturschutzpark“ ist, wo die Wölfe, Löwen und Hyänen wie daheim herumlaufen. Die Bauern sagen, sie hätten ihre Buben zum Schutz gegen die Serben ausgehen lassen, so wollten sie jetzt auch vor dem Raubtiere geschützt sein. In alten Zeiten, wenn irgendwo so ein Ungeheuer erschienen war, da versprach der König dem Tiertöter seine Tochter und es fand sich allemal ein Held. Heute will sich auf der Stubalpe kein Georg und kein Siegfried einstellen. König Peter hat einen Georg, wenn er den auf die Stubalpe schicken wollte mit einem langen Spieß! Nicht immer nur gegen Leute losgehen wollen, auch einmal gegen wilde Tiere. Jäger haben versucht, die Bestie totzuschießen, aber als sie es sichteten, ging vor Schreck der Schuß allemal auf der unrichtigen Seite los. Dann hat man den Bauern- und Jägerschreck totschreiben wollen. Alle Zeitungen zwischen Konstantinopel und Edinburg waren voll Bauernschreck, aber das Beest nährt sich nicht von Blättern, sondern von Rind- und Hammelfleisch und blieb gesund. Dann versuchte man es, den Bauernschreck totzusprechen, umzog und durchkreuzte sein Gebiet mit einem Telephonnetz. Das machte dem Löwen, oder wie er sich schreibt, gar nichts, er frißt ruhig seine Rinder und Schafe. Nach der Größe des Magens zu schätzen müßte es ein Ungeheuer sein, gegen das der Lindwurm zu Klagenfurt ein Eidechschen ist. — Wir wissen uns keinen Rat. Auch mit Witzblättern hat man's schon probiert und so hat der Heimgärtner gemeint, ob nicht auch er mit seinem Kram ausrücken sollte, vielleicht liefe der Bauernschreck vor dem davon.

Ein Dichter für Nachdenkliche.

Man sagt, daß heutzutage jährlich 30.000 Bücher — „Bücher" im weiteren Sinne — in deutscher Sprache herausgegeben werden; das ist angeblich mehr, als die literarische Gesamtproduktion während des ganzen 18. Jahrhunderts betrug. Etwa bei 5000 davon mögen die Verleger, bei 500 auch die Autoren auf ihre Rechnung kommen — und der Rest ist materieller und ideeller Mißerfolg. Es dürfte kaum eine zweite Berufsart geben, die so schlecht abschneidet. Aber von diesen Unerquicklichkeiten will ich nicht reden; nur angehende Schriftsteller sollen darüber nachdenken.

Wie werden sich wohl kommende Geschlechter zu unseren Literaturleistungen stellen? Werden sie schätzen, was wir schätzen? Werden sie umwerten? Oder werden sie von der Belletristik der eigenen Gegenwart dermaßen in Anspruch genommen sein, daß ihnen Zeit und Lust fehlen, sich mit den Werken vergangener Tage zu beschäftigen? Jedenfalls, so meine ich, kann man den „Büchern der Saison" nur eine kurze Lebensdauer prophezeien, wohingegen Werke Beachtung finden dürften, die wir übersahen — übersehen mußten, weil sie im Wust der entsetzlichen „30.000" untergingen, falls uns nicht gerade ein glücklicher Zufall ein Goldkorn aus dem Sandmeere in die Hände spielte. Da kann dann später — viel, viel später! — mancher jetzt enttäuschte und verbitterte Dichter auf seine Kosten kommen. Was man Nachruhm nennt. Nachruhm schmeckt freilich immer ein bißchen bitter und ist ein zweifelhaftes Glück wie der Ruhm überhaupt. Wohl nur der mag ihn loben, dem es genügt, daß seine Ideen (nicht seine Persönlichkeit) durchdringen.

Einer, von dem ich überzeugt bin, daß er sich noch durchsetzen wird und der heute schon seinen verständigen Leserkreis hat, ist Josef Ponten. Als ich seinen Roman „Peter Justus" * im „Heimgarten" lobte, holte sich eine helle Berlinerin das Buch flugs aus der Leihbibliothek — und machte mir Vorwürfe: Wie ich so etwas empfehlen könnte!

Dies zur Warnung jener, die in Kritiken objektive Wahrheiten suchen. Ich habe scheinbar einen abirrenden Geschmack.

Um Pontens Art zu begreifen, soll man wissen, daß er nacheinander Priester, Rechtsanwalt, Professor, Abgeordneter usw. werden wollte, daß er Philosophie, neue Sprachen, Baukunst und Kunstgeschichte studierte und sich eifrig mit Himmel und Hölle beschäftigte. Das bezeugt schon sein erster Roman, den der Zweiundzwanzigjährige schrieb; er heißt: „Jungfräulichkeit". Da ringt eine eigenartige Individulität um ihrer Eigenart willen mit der Masse, mit der viereckigen Bevölkerung im Hohen Venn. Hie Kultur, Ästhekik und Verfeinerung — hie harte, überlieferte, starr engherzige Natürlichkeit. Und entbrennt irgendwo im Leben ein Konflikt zwischen Natur und Kultur, so siegt endlich regelmäßig die erstere. So auch in diesem unerbittlichen Buche. „Weh dir, daß du anders bist!" könnte es mit Recht betitelt sein. In der Hauptsache handelt es sich um das seltsame Ehepaar Rochus-Genoveva, das der Tolstoischen „Kreutzersonaten"-Ethik halb und halb nacheifert und den letzten Endzweck seines Bundes erst erfüllen will, wenn seine Liebe den Beweis der Beständigkeit erbracht hat. Die lineare Volksmoral versteht das nicht, erbost sich und darüber zerplittert das Glück der zwei Eigenbrödler. Das ist aber wirklich nur das Rückgrat der Handlung, daneben gibt es lebendige Darstellungen von Charakteren und Volksszenen, gibt es weitschweifige (hie und da zu weitschweifige) Betrachtungen und Einschübe, die oft erheblich über den Rahmen des Grundthemas hinausgreifen, die ein Aufarbeiten und Abstoßen dessen bedeuten, was in dem jungen, universellen Dichter

* Pontens Werke erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

gesellschaftliche Verkehr und die gesellschaftlichen Verbindungen — leider! — nicht das unwichtigste.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet ist es also gar nicht so verwunderlich, daß einer der höchsten Beamten der Vereinigten Staaten einen „Nebenerwerb“ sucht. Warum aber ausgerechnet im Kabarett, kann man mit Recht einwenden. Worauf zu entgegnen wäre: Soll er etwa Schuhe putzen (was wenig einträglich und auch nicht standesgemäß zu sein pflegt) oder Nachhilfestunden erteilen oder diplomatische Kurse abhalten oder journalistisch tätig sein, (was knapp an Korruption grenze) — oder soll er gar an der Börse spielen, von den freigebigen Trusts Geld nehmen . . . oder stehlen, wie es (darf man dem politischen Tratsch ein wenig trauen) schon mancher hohe Unionsbeamte tat . . .

Jedenfalls ist es höchst bedenklich, Staatsmänner, die durch ihre Stellung tausend Möglichkeiten haben, ihr Einkommen unrechtmäßigerweise zu erhöhen, schlecht zu bezahlen. Das weiß am besten das politisch reifste und erfahrenste Volk der Erde, die Engländer, die auch ihre „Angestellten“ entsprechend honorieren.

Sehen das die ungemein praktischen Yankees, denen es auf ein paar Millionen im Jahr wirklich nicht ankommt, nicht selbst ein? Warum sagt nicht der Kongreß einfach: „Mr. Bryon, wir begreifen Ihre heikle Lage und erhöhen Ihren Gehalt mit Vergnügen. Wie viel brauchen Sie?“ Aber die Union ist im Prinzipe sehr demokratisch und verabscheut bei ihren Funktionären besonderen Aufwand und Luxus — wenn diese auf Staatskosten gehen! In der Theorie darf sie sich brüsten, daß ihre höchsten Beamten höchst bescheiden entlohnt werden. (Um in der Praxis dann Erfahrungen wie mit dem Präsidenten Johnson zu machen, um nur einen zu erwähnen, der sein Amt nichts weniger als reell verwaltete und nur mit Not einer sehr berechtigten Anklage entging.)

Aber noch ein zweites gewichtiges Moment ist in den Vereinigten Staaten maßgebend: Sie haben zwar keine jahrhundertalte Tradition — überhaupt verachtet man „drüben“ angeblich alle Traditionen! — aber ihr erster ruhmvoller Präsident und sein Stab, die miteinander so Vorzügliches leisteten, begnügten sich mit Wenigem, konnten das zu ihrer Zeit auch leicht, und daher sehen maßgebende Starrköpfe nicht ein, daß kleinere Nachfahren größere Ansprüche stellen und stellen müssen, wollen sie sich den geänderten Verhältnissen anpassen. Da nützt denn kein Reden und Aufklären und Hadern, der Kongreß, der über das Staatswohl wacht, bleibt unerbittlich, verweist die Unzufriedenen auf das unantastbare Vorbild des großen Washington und trägt den berechtigtsten Ansprüchen nicht Rechnung.

Bryan ist eine Persönlichkeit, vielleicht überdies ein Querkopf, seine Vergangenheit stellt seinem Charakter ein Ehrenzeugnis aus, und wenn er darlegt, es bleibe ihm, um seine Finanzen im Gleichgewicht zu erhalten, nichts anderes übrig, als Kabarettier zu werden, so ist das nicht allzu wörtlich zu nehmen. Er will wohl im Grunde nichts anderes, als einem kurzsichtigen und zeitweise doktrinären Kongreß möglichst drastisch die Folgen einer blinden Traditionspflege vor Augen führen.

Wenn einmal an allen Straßenecken Newyorks oder Philadelphias in Riesenlettern das neueste Kabaretprogramm prangt:

. . . .

Nr. 5: Th. H. Plumpsak, der Feuerfresser;
Nr. 6: Mr. W. J. Bryan;
Nr. 7: Die boxenden Känguruhs,

dann wird den Herren in Washington wohl ein Licht aufgehen und sie werden die Gehälter ihrer bedeutendsten Funktionäre den Sitten (oder Unsitten) der allgemein üblichen staatlichen und diplomatischen Betriebe anpassen. H. L. R.

Dreimal habe ich das kluge Buch schon gelesen, jedesmal mit erneutem freudigen Gemüt.

Erwähnen möchte ich noch das Werk „Augenlust“, eine poetische Studie über das Erlebnis und ein Totentanzalphabet. Es ist mehr begrifflich, viele jener Ideen ausspinnend, die in den anderen Büchern erzählerisch berührt werden. Originell ist die alphabetische Serie der Totentanzdichtungen, die teils in Prosa, teils in Balladenform und teils mit Heineschen Anklängen Probleme aufgreifen und Bilder ausmalen. Durchaus anregend und eigenartig.

Singvögel.

Der laute Tag verwehte!

Die Nacht hat Ruh' geboren,
Die Seele ist befreit,
Es drängt mich zu den Toren
Der Gottunendlichkeit.
Der laute Tag verwehte,
Der Tag, der rauh begann,
Und alle schwere Fehde,
Die uns gequält, verrann — — —

Ed. Ad. Krauß.

Landpriesters Abendsegen.

Abend ist es. Ungestört
Zieht der Priester durch das Land;
Gütig grüßt er mit der Hand,
Was er sieht und was er hört.

Nichts vergißt er. Dies und das
Segnet er im Gehn getreu,
Hier im Weizen auch die Spreu,
Auch die Schlange dort im Gras.

Jeden Vogel weit und breit
Auf der Dächer Tragebalken,
Auch den Raben, auch den Falken
Hat er schon gebenedeit.

Er vergißt auch jenen nicht,
Der da, seines Amts zu warten,
Schaufelt auf dem Gottesgarten,
Armer Wicht!

Giovanni Pascoli (gest. 6. April 1912). Deutsch von Benno Geiger.

Spätherbst.

Spät wird die Sonne
Dem Herbsttag gesandt,
Verklärung gießt sie
Über das Land.

Rostüberzogen
Oder entlaubt
Stehn die Kastanien
Wie glückberaubt,

Und dennoch lichter
Als je im Mai
Strahlt vor dem Vernichter
Die Welt so frei

Im Siegesfeste,
Vom Kampf entfernt,
Als hätt' sie das Beste
Im Sterben gelernt.

Frieda Port, München.

Ruhe.

Ruhe
Liegt auf den sonnigen Fluren,
Mücken tanzen, Käferlein surren
Und am Bach, wo die Weiden sind,
Ruht im Grase ein blondlockig Kind. —
Als ich schüchtern wagte zu nahn,
Blitzten mich trotzige Augen an:
Ruhe!

Ludwig Wagner.

gärt, dem die besondere Gabe verliehen ist, niemals zu langweilen. In der Tat, eine besondere Gabe, eine rühmenswerte Seite des abstrakten Dinges, das man Kunst nennt.

In allen Werken Pontens nimmt der Katholizismus einen breiten Raum ein: Er liebt ihn und er haßt ihn. Er liebt ihn, wo er schön und ehrwürdig und getragen und deutsam und mystisch ist, und er haßt ihn, wo er sich auf Dogmen steift, wo er den Dummen giftige Waffen liefert, wo er fanatisiert und geistige Bildwerke Andersdenkender stürmt. Da preist dann Ponten den „Antichristen" oder sucht Frieden in einem erträglichen Reformchristentum, das er mit unserer Entwicklung versöhnen möchte. Leider gestattet nur das duldsame Menschenhirn, nicht die widerhaarige, schwer formbare Wirklichkeit eine solche Versöhnung.

Ponten ist ein arg Zweifelnder und prägt das sonderliche Wort: „Der Zweifel macht groß und stark." Eine Behauptung pro domo, über die man Abhandlungen schreiben könnte. Freilich ist er deshalb noch lange kein blutarmer Skeptiker, der etwa sagt: „Alle haben Recht" oder „Alle haben Unrecht" (je nachdem; Worte wiegen federleicht), sondern er hält sich an Fontanes beste Individualisierungsmethode: „Toleranz gegen die Tüchtigen." Doch wie bringt man damit die Massenqualitäten der Menge, deren geringstes Glied sich als Persönlichkeit geberdet, in Einklang? Die große Menge braucht unbeugsame Prinzipien, Vorschriften und Forderungen, sonst verliert sie sich, durch Haarspaltereien verwirrt. Die „doppelte Moral" kam in Mißkredit und der moderne Demokratismus lehrt, der römischen Weisheit entgegen: Was sich für Jupiter ziemt, ziemt sich auch für jedes Rindvieh! —

Und ähnliche Erwägungen wie die angedeuteten findet man fortgebildet in dem Buche „Siebenquellen", das den Untertitel „Landschaftsroman" führt. Landschaftsroman, weil hier die herben linksrheinischen Leute im Mittelpunkte stehen und weil die Naturschilderungen in einer ursprünglich-knorrigen Sprache keineswegs nur Milieu sind. Dazwischen ist Anekdotisches, Dramatisches, Reflexives reich eingestreut. Bernhard Mennikens, des ewig Strebenden, und seiner Frau Johanna Schicksal treten hier mehr in den Hintergrund, so daß dieser Roman ein ganz merkwürdiges Kunstgebilde wurde, das sich von der landläufigen Schriftstellerei Gott sei Dank recht unterscheidet. Ein trockener, anheimelnder Humor und eine zuversichtliche Ruhe durchsetzen ihn und verleihen ihm stellenweise, unbeschadet seines ernsten und tiefen Gehaltes, den Charakter einer launigen Geschichte.

Am straffsten hat Ponten sein jüngstes Werk, den „Peter Justus" aufgebaut, ohne jedoch seinem behaglichen Fabulieren allzu harten Zwang aufzuerlegen. An Philosophien ist er auch nicht gerade arm, aber zugleich bunt und wechselvoll. Peter Justus ist ein Grübler, wie die meisten Menschen, die Josef Ponten schildert, einer, der das Leben von der theoretischen Seite packt, einer, von des „Gedankens Blässe" angekränkelt, einer, der sich eine neue, freiere Moral zurechtgelegt hat, mit der er sich noch schwerer durchs Leben ringt als jene, die ihre alte und strenge nach Bedarf biegen und ausweiten. So huscht die Jugend an ihm vorbei, glatt, flüchtig, unausgekostet, mit allen ihren ergötzlichen Möglichkeiten, die sich der redegewandte, immer plauschende und niemals keck zugreifende Doktor Justus entschlüpfen läßt. Er begegnet lieben Frauen, die er begehrt und die ihm willfährig die Arme entgegenstrecken — und er hält ihnen Vorträge, kühn in Worten und Folgerungen, stürmisch und erobernd, aber selbst zur kleinsten Liebes tat reicht's nicht. Ausgenommen ein einzigesmal — und da geht es schief ... So endet denn der stets Zaudernde als katholischer Priester, der mit seiner Seelenkenntnis vielen zum Segen wird, recht und schlecht zufrieden mit einer stillen Resignation. Bis zum Weihbischof bringt's der merkwürdige Kauz.

Abgewunken. Frau: „Mir hat heute Nacht geträumt, daß du mir einen neuen Hut gekauft hast." — „Schön, im nächsten Traum kannst du ihn aufsetzen."

(„Meggendorfer.")

In einer kleinen Stadt Steiermarks war eine Viehausstellung. Sie verlief, wie das Lokalblatt anzeigte, nach folgendem Programm: 10 Uhr vormittags Ausladung der Preistiere am Bahnhof. 11 Uhr Empfang der Festgäste. 12 Uhr gemeinsames Mittagessen.

(„Guckkasten.")

Bücher

Im Titanenkampf. Ein Schiller-Roman von Walter v. Molo. 2. Teil. (Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler.)

Der zweite Teil hält noch viel mehr, als der verheißungsvolle erste („Ums Menschentum") versprach. Mit dem Schiller-Roman sichert sich Molo einen hervorragenden Platz in der deutschen Literatur, die an Könnern wahrhaftig nicht arm ist. Ich stehe nicht an, das Werk zu den allerbesten seiner Art zu zählen, zum besten überhaupt, was seit langem erschien. Der zweite Teil beginnt nach der Flucht Schillers und endet mit dem ersten, ernüchternden Zusammentreffen mit Goethe. In dem Buche gibt es keine einzige konventionelle Stelle, keine einzige Statistenfigur, alles lebt und bewegt sich und schiebt eine tote Vergangenheit in die pulsierende Gegenwart. Ich bewundere Molos Kunst, die alle Klippen des historischen und biographischen Romanes einzigartig umschiffte, die aus dem Wust der massenhaften Überlieferung das Wesentliche herausgriff, die Längen vermied und trotz der gedrungenen Knappheit der Darstellung nirgends fühlbare Lücken ließ. Was das bedeutet, kann wohl nur der Selbstschaffende, der die gehässigen Tücken der zu bearbeitenden Stoffe kennt, ganz ermessen. — Ich glaube, daß die Schiller-Gestalt deshalb so besonders körperlich geriet, weil Molo ihr Blut von seinem Blute und Temperament von seinem Temperamente gab — und geben durfte, ohne dem historischen Schiller Gewalt anzutun.

Das Jahr 1914 soll uns den dritten Teil („Den Sternen zu") bringen, den man mit größter Spannung erwarten muß.

H. L. R.

Die tanzende Törin. Roman von Paris v. Gütersloh. (München. Georg Müller.)

Vielleicht ist es ein Buch für Andersgeartete. Teilweise kaum verständlich, halten sich seine Schwächen und Vorzüge ungefähr die Wage. Der Verfasser produziert sich als waghalsiger Stiljongleur, er gefällt sich in überziselierten Formen (wie falsche Gotik) und in Vergleichen, die manchmal mißraten. Das ärgert den Leser, ermüdet ihn, gleichwie die zahlreichen Längen, die sich leicht hätten vermeiden lassen. Striche! Ein Schriftsteller soll und darf nicht in einem Werke alles in Jahrzehnten selbst Erlebte, Erlauschte und Erdachte heraussagen. Da wird er konfus. — Der blumige Stil schädigt die Stoffbehandlung, die Personen werden unscharf und heben sich voneinander nicht ab; bald gleicht jede jeder. Güterslohs Gestaltungsgabe ist nicht bedeutend, in Stimmungs- und Milieumalerei leistet er besseres. Am interessantesten ist die Exposition (ein Mädchen, das sich von einem lästigen Werber dadurch befreit, daß es sich als „Gefallene" ausgibt!), aber bald wird die Geschichte ziellos verworren. Ruth, die Heldin, ist eine bis zur Unwahrscheinlichkeit, richtiger: bis zur Unzurechnungsfähigkeit hysterische Person, die in Lügen aufgeht. Zu ihrem Unglück findet sie nur überkluge Menschen, die allen Schwindel glauben, statt eine Kraftnatur, von der sie einfach genommen wird; was sie halb bewußt auch anstrebt. Im Verlaufe des Durcheinanderschilderns vergißt der Autor oft und lang auf seine Hauptfigur, um mit ihr schließlich eine seltsame, völlig unerwartete Sensation zu veranstalten, womit der Roman endet. Auf Seite 532!

Schade, daß der Verfasser — in diesem Buche wenigstens — der künstlerischen Selbstzucht entbehrt. Ein Mann mit seiner Begabung — er ist nicht nur geistblitzend, sondern geistvoll — könnte ein lebendiges Werk schaffen, das über die Tagesbelletristik hinausreicht. Leider zog er es vor, nach Originalität zu haschen. Dadurch hat er sich in jeder Beziehung geschadet.

Warten wir für ein endgültiges Urteil sein nächstes Buch ab.

H. L. R.

Bald wirst du mir von hinnen ziehn ...

Bald wirst du mir von hinnen ziehn
Weit jenseits jener Berge,
Dann werd' ich wieder heimatweit,
Vom Heim so weit, mit Leier und Leid
Durch meine Tage irren.
Dann werd' ich so tiefeinsam sein
Und all die Nächte sehnen
Und unsre Liebe benedei'n
Und deinen Namen ohne Sinn
Über die Stille rufen ...

Du ...! Wann mit Flammenflügeln
Der Tag zur Heimat strebt
Und über all den Hügeln
Ein Hauch der Schwermut schwebt:
Dann werd' ich in die Röte gehn
Vor namenloser Inbrunst,
Und in die sterbenden Gluten
Wird mein Herzweh bluten
Und ich werde, arm und elend,
In Wald und Steinen
Unsäglich weinen ...

Du ...! Wann in schwarzer Heidepracht
Kein Sonnenquell mehr fließt
Und wann die Silbersaat der Nacht
Ins Feld der Stille sprießt:
Dann wird kein Licht mehr grüßend sein
Und in mein Sehnen funkeln,
Und, wo voreinst die Fenster dein
Zu seliger Liebe luden,
Verglomm so Glück wie Lampenschein
Und wird es dunkeln, dunkeln ...

Nur meine Seele wird zutiefst
Das liebe Lichtlein wahren
Und manchmal, wann ich herzwund bin,
Wird's glühn, gleich ob du wieder riefst,
Und mit stillen, wunderbaren,
Tiefsehnenden, wehen Augen
In meine Leiden blühn ...

— — — — — — — — — — — —

Bald wirst du mir von hinnen ziehn
Weit jenseits jener Lehnen,
Dann werd' ich wieder einsam sein,
Werd' unsre Liebe benedein
Und Tag und Nächte sehnen ...
Nur manchmal wird's in die Stille schrein,
Wahnweh in die Stille,
In die leere, große, grausame Ruh,
Und wird sich an jenen Bergen zerschrein
Mein: Du ...! Du ...! Du ...!

K. D. Zwerger.

Abschied.

Wie Hände, die nur Mollakkorde greifen,
So harft des Sommers Wind durch Flur und Hain,
Durch den wir schreiten, du und ich allein —
Auf unsrem Wege matte Sonnenstreifen.

Der letzte Gruß des Lichtes, das im Sterben
Noch einmal unsrer Füße Schritt umloht,
Bis fern es sinkt, verlöschend, blutend rot —
Und fahles Grau erstickt der Seele Werben.

So gehst du denn, indes die Schleier fallen,
Die alles decken, dich und Flur und Hain,
Ich aber schreite durch die Nacht allein —
Zurück zur Straße, die wir alle wallen.

Mir winkt mein Glück, dir, sagst du, nur das Leben,
Das Leben, das so tiefes Weh dir schlug,
Das dein Geschick so fern dem meinen trug,
Das, wie du wähnst, mir immer nur gegeben.

Wie wähnst du falsch! Auch die im Glücke scheinen,
Sind Knechte meist im Alltags-Lebensrad,
Gebannt, gefesselt an den einen Pfad —
Und nur die Nacht hört ihrer Seelen Weinen ...

Kurt Sonnemann.

Lustige Zeitung.

Der phlegmatische Patient. Arzt: „Ihr Puls geht sehr schlecht, viel zu langsam.“ — Patient: „No, dös macht do nix, i hab ja Zeit gnua.“

(„Jugend.“)

In einer Buchhandlung lag eine Broschüre aus, auf welcher zu lesen stand:

„Was sind wir unseren Kindern schuldig?“

Früher 7 Mark, jetzt nur noch Mk. 3·50! („Jugend.“)

Entrüstung. „Haben Sie gehört, Frau Eppstein, die Nathansohns wollen sich taufen lassen.“ — „Echt jüdisch.“

(„Muskete.“)

gehört, genau wie der Stephansturm und der Prater. Man lese nur die köstliche Skizze: „Eine Probemobilisierung“!

Die zierlichen, wohlfeilen Bücher sind gleich allen ihren Vorgängern gefällig und stilgerecht ausgestattet. H. L. R.

Bibel und Sage. Von Theodor Kappstein. Sage, Mythus und Legende in der Bibel — Die Bibel in der Legende und Anekdote. (Berlin. Haude & Spenersche Buchhandlung.)

Theodor Kappstein, der durch zahlreiche Arbeiten auf religionsgeschichtlichem und kirchenpolitischem Gebiete bekannte und anerkannte Berliner Theologe hat „Bibel und Sage“ zum Gegenstand einer umfassenden und originellen Darstellung gemacht. Sage, Mythus und Legende in der Bibel werden zunächst durch das alte und das neue Testament hindurch an der Hand der maßgebenden Autoritäten aufgedeckt. Der Verfasser hat die einzelnen Teile der Bibel gemäß ihrer Ausbeute für die Feststellung von Sage und Legende bald eingehender, bald flüchtiger behandelt, immer aber ist seine Darstellung jedermann verständlich und frei von Langeweile. — Der zweite Abschnitt: „Die Bibel in der Legende“ begleitet sodann das heilige Buch der Juden und Christen auf seiner Wanderung durch die Kirchengeschichte und durch die Kulturwelt. — Den Schluß des Werkes bildet eine Auslese von Anekdoten, die nachweislich an der Bibel erwachsen sind. Für Orthodoxe ist das Buch nichts. Liberalen wird es gefallen. Und mehr als gefallen; es kann stärken, es kann Zufriedene beunruhigen und Verworrene beruhigen. Der Stoff ist für Dogmatiker, Historiker, Sprachforscher, Ethnologen; die Behandlung ist so gehalten, daß es auch der Laie mit Genuß und Gewinn lesen kann.

Die Geige des Wegsuchers. Ein Versbuch von Hans Albrecht Seidel. (Im Xenien-Verlag zu Leipzig.)

Ein echt lyrisches Talent hat hier eine Sammlung ehrlich empfundener und formschöner Gedichte herausgegeben. Sie gehören einer guten älteren Schule an, ohne indes manchen Feinheiten der Modernen zu entbehren. Charakterisieren mag sie ihr Motto:

„Dir sei der Kranz von roten Rosen,
Die düsterschwersten — die für dich!
Sie sollen deine Schläfen kosen — —
Den Dornenkranz, den trage ich.“

Wäre nicht gerade unsere Zeit wieder mit Gedichten überreich bedacht, diese Sammlung müßte eine beträchtliche Anzahl von Freunden finden. — K.

Die Alpen. Eine volkstümliche Darstellung der Natur in den Alpen von R. H. Francé (Leipzig. Theod. Thomas).

Das dürfte eines der besten Werke sein, die über die Alpen geschrieben wurden. Es berührt und behandelt alle Zweige des alpinen Lebens, die Landschaft, die Stein-, Tier- und Pflanzenwelt, das Volksleben in Sitten, Wirtschaft und Kunst, ferner die Touristik in allen ihren Teilen. Viele Karten, Tafeln und gegen 500 Abbildungen erläutern gemeinverständlichen Text. Das Bergwandern und den Bergsport erklärt der Verfasser für zwei verschiedene Dinge, erkennt letzteren als nebenberechtigt, legt aber die Hauptbedeutung und Zukunft des Alpinismus nicht auf ihn, sondern auf das Wesen der echten Bergnaturfreunde. Der Sport, die Kletterei um jeden Preis wird ja endlich wieder aus der Mode kommen, die Freude, die Glücksempfindung an unserer Alpenwelt kann wohl kaum mehr aufhören, solange es naturfrohe, schönheitsempfindende Menschen geben wird.

Moritz von Schwind. 14 Kunstblätter nach den schönsten Werken des Meisters mit einem Geleitwort von Franz Etzin. In künstlerisch ausgestattetem Karton geheftet 1 Mark. (Jos. Scholz in Mainz.)

Moritz von Schwind ist den Freunden deutscher Kunst bereits ein Wohlbekannter. Er hat mit den meisten seiner Bilder schon zu seinen Lebzeiten zum „Herzen der Nation“ gesprochen. Wir verehren in Moritz von Schwind einen unserer liebenswürdigsten und „deutschesten“ Künstler, in dessen Persönlichkeit und Kunst kein Tropfen welschen oder slawischen Blutes ist. Wir lieben ihn als den Maler unserer Märchen und unseres deutschen Waldes, als den poetischen Verkünder des Mittelalters mit seinen Rittern und Riesen, mit seinen Burgen und Domen. Wir erfreuen uns noch heute des köstlichen Humors, der aus seinen Werken in immerwährender Frische zu uns spricht Wir achten ihn hoch wegen der Reinheit und Keuschheit, die ein jedes seiner Bilder adelt.

Mit diesem neuen Schwind-Hefte erhält die schöne Reihe der Kunstgaben ein strahlendes Juwel, dem seine Aufgabe, dem Meister viele tausend neue Freunde zu werben, leicht werden wird. V.

Robert Hamerlings Weltanschauung — ein Optimismus. Historisch-kritische, literarisch-philosophische Studie von Dr. Adolf Altmann. (Salzburg. Mayrische Buchhandlung.)

Doppelt verdienstlich ist diese Schrift, einmal, weil sie die Manen des großen Dichters und Denkers wieder aufweckt, und einmal, weil sie klar und überzeugend die hohe Weltanschauung darstellt, mit der Hamerling das fast ununterbrochene schwere, physische wie psychische Leiden seines Lebens so heldenhaft besiegt hat. Möge dieses Werk manchen ver-

Der Wiesenzaun. Erzählung von Franz Karl Ginzkey. (Leipzig. L. Staackmann. 1913.)

Das ist die Geschichte, wie Albrecht Dürer zwischen Lieb und Lust den Wiesenzaun malt. Wie das gemeint ist, das sagt Ginzkeys wunderschön erzählte Historie von deutscher Lieb und Treu. Entsprechend dem Kleinode dieser altdeutschen Erzählung hat der Verlag ein wahres Schatzkästlein dazu machen lassen, versteht, eine gar feine und seltene Ausstattung des Büchleins, das Holzschnitte enthält von mehreren Bildnissen Dürers, die mit besonderer Bewilligung nach den Originalen der Erzherzoglichen Kunstsammlung „Albertina" in Wien dargestellt sind.

Die Wirtin zum goldenen Hirschen. Eine Erzählung von Richard Plattensteiner. (Leipzig, Hesse & Becker.)

Und dann sagt man noch, daß sich Wirklichkeitssinn und Idealismus nicht auf schöne Weise vereinen ließe! Diese Dorfgeschichte mit ihren lebenswahren Gestalten, mit ihrer hochgemuten Menschengläubigkeit, erinnert sie nicht in bestem Sinne an Meister Auerbach? Eine wahre Lichtgestalt unter fehlerhaften Alltagsmenschen, so steht dieses Prachtweib, die Wirtin, da. Man kann nicht sagen, daß sie idealisiert wäre, denn es gibt ihrer solche Frauen im Volke; trotzdem hebt sie sich so rein und groß ab von der Umgebung, in der manch köstliches Charakterbild steht, die Fehler und Eigenheiten vielfach mit Humor verklärt oder auch in die Schatten der Tragik gestellt. Kurz gesagt, Plattensteiners „Wirtin zum goldenen Hirschen" ist ein Volksbuch, wie deren leider nicht mehr viele geschrieben werden.

Unterm roten Adler. Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Besonders als Erzähler heiterer Tiroler Geschichten hat sich Rudolf Greinz einen Namen gemacht und auch in diesem Jahre bringt er wieder ein Bändchen, das vollgepfropft ist mit warmem Humor, der keine Spitzen, keine Bosheit und keine Anzüglichkeiten kennt. Nur lustig wollen die Sachen sein — auch dann, wenn sie schmunzelnd ein bißchen geißeln —, zum Lachen anregend, schildernd und plauschend. Komische Typen wechseln mit ulkigen Begebenheiten ab — und aus allen Schnurren lugt blinzelnd der genaue Kenner jenes Völkleins, das nicht nur unterm roten Adler, sondern auch unterm Krummstab gemütlich lebt.

— Der 5. Band der Sammlung „Vom köstlichen Humor" (Leipzig, Hesse & Becker Verlag), ist dem **Wiener Humor** im besonderen gewidmet und von dem bekannten Wiener Schriftsteller Fritz Stüber-Gunther eingeleitet und herausgegeben. Abraham a Sankta Clara, J. F. Castelli, Friedrich Schlögl, Karlweis von den „historischen", Pötzl, Chiavacci, Skurawy von den lebenden Wiener Satirikern und Humoristen und außerdem noch etliche andere, ältere wie jüngere, sind darin mit bezeichnenden Proben ihres Schaffens vertreten, der Herausgeber ebenfalls mit drei eigenen Skizzen. Das Büchlein „Wiener Humor", das der weitverbreiteten und wohlfeilen Max Hesseschen Volksbücherei (unter Nr. 843—846) eingereiht wurde, aber auch als apart ausgestatteter, von dem Wiener „Muskete"-Zeichner Franz Wacik mit einem hübschen und lustigen Umschlagbilde geschmückter Leinenband nur 1 Mk. 20 Pf. (1 K 44 h) kostet, ist als Zeit- und Mißmutvertreiber bestens zu empfehlen.

Männer. Skizzen aus dem Kriege von morgen und dem Frieden von heute. Von Georg Heidemarck. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Diese spannend erzählten Geschichten, die zum Teil der Gegenwart vorauseilen, sind voll Lebendigkeit und Frische und entrollen bunte Bilder aus dem Soldatentreiben im Krieg und im Frieden. Heidemarck verbindet bedeutende Sachkenntnisse mit sprudelnder Phantasie und stellt am liebsten aufregende Episoden dar. Besonders gut sind ihm die beiden scharfstrichigen, knappen Skizzen „Der Militärattaché" und „In geheimer Mission" gelungen. Sie lassen einen kaum zu Atem kommen und reißen mit. Kl.

Mit anerkennenswerter Regelmäßigkeit bringt der Verlag Robert Mohr in Wien alljährlich vor Weihnachten seine netten Bändchen Wiener Geschichten heraus. Heuer stellte sich Fritz Stüber-Gunther mit der Sammlung **Vom alten Schlag** ein und es ist uns möglich, im nächsten Hefte eine Kostprobe davon zu bringen. Stüber-Gunthers Art ist, Ernstes und Heiteres zu mengen und seinen feingeformten Erzählungen und Skizzen liegt immer etwas Nachdenkliches zugrunde; neben Munterkeit soziale Erwägungen, eine leise Sehnsucht nach dem alten Wien — dem Wien seiner Kindheit, das bald nur da und dort in einer Vorstadt und in der Erinnerung leben wird, ansonsten verdrängt von öden Zinskasernen und charakterlosen Warenhäusern. Und gerade deshalb müssen wir allen denen doppelt dankbar sein, die die Überreste und einen Schimmer des Vergangenen in unsere Neuzeit herüberretten. Zu diesen gehört auch Vinzenz Chiavacci, der das Büchlein: **Aus kleinen Fenstern** brachte; Chiavacci sucht stets mit Erfolg die schonzselten gewordenen Originale, „Früchteln" und andere, die der Kaiserstadt das gewisse Etwas geben, das zu ihrem eigentlichen Wesen

Büchereinlauf.

Der böse Geist. Roman von Friedrich v. Gagern. (Leipzig. L. Staackmann. 1913.)

Medard Rombold. Roman von Wilhelm Schussen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Stadt am See. Von Maja Matthey. (Art. Institut Orell Füßli.)

Der Golfstrom. Roman von Hans Ludwig Rosegger. 1. bis 5. Auflage. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Das Buch der Kaiser. „Von Königen und Jakobinern", 2. Teil. Historische Erzählungen von Hans Ludwig Rosegger. (Köstritz u. Leipzig. E. Seifert.)

Heidetraum und anderes. Von Viktor Lipusch. (Paderborn. Ferd. Schöningh.)

Stephan Fadinger. Schauspiel in einem Aufzuge. Von Josef Stohl. (Steyr. Josef Hallers Erben.)

Geschichte der niederdeutschen oder plattdeutschen Literatur vom Heliand bis zur Gegenwart. Von H. K. A. Krüger. (Schwerin i. M. Stillersche Hofbuchhandlung.)

Mannesmut und Frauenlist. Festspiel zur Erinnerung an die vergebliche Belagerung der Honigberger Kirchenburg durch Gabriel Báthory. Von Friedrich Reimesch. (Kronstadt. J. Götts Sohn.)

Heimwärts. Gedichte von Wilhelm Schussen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Trachte nach deinem Werke! Erster Zyklus der Interieurs. Aus einem Dichterleben. Von Pirmin Biedermann. (Leipzig. „Xenien"-Verlag.)

Josef Kitirs Lyrik. Vortrag, gehalten im Saale des wissenschaftlichen Klubs in Wien von Professor Dr. Johann Friedrich. (Wien. Paul Knepler.)

Hochofen. Ein Büchlein Psalmen von Nikolaus Welter. (Esch = Alz. Paul Schröll.)

Moderne Lyrik. Von Dr. Hans Benzmann. Dritte Auflage. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Egon, sowie Gedichte und Gnomen nebst Verwandtem. Von Heinrich Poppe. (Geestemünde. Weserdruckerei, G. m. b. H.)

Tag- und Nachtgedanken von Karl Berkow [E. v. Wolfersdorff]. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Dualist oder Monist? Mit oder ohne Gott? Von Dr. Josef Perkmann. (Wien u. Leipzig. Alfred Hölder.)

Zur Beleuchtung der Lostrennungsbestrebungen Vorarlbergs von Tirol. Von Engelbert Keßler. (Wien. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Zur Beleuchtung der Lostrennungsbestrebungen Vorarlbergs von Tirol. Zweite Folge (als Erwiderung). Von Engelbert Keßler. (Wien. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Im Kampfe um bessere Nerven und größere Leistungsfähigkeit. Von Med.-Dr. Otto Schär. (Dresden. Holze u. Pahl.)

Schlafstörungen. Von Med.-Dr. Otto Schär. (Dresden. Holze u. Pahl.)

Kinderbeschäftigungen im Sinne Froebels. Band 5: **Das Modellieren.** Knetarbeiten der kleinen Kinder. Von M. Coppius. (Ravensburg. Otto Maier.)

Kunststücke aus dem Gebiete der Physik und Chemie. Gesammelt und herausgegeben von A. Czepa. [Band 9 der Spielbücher.] (Ravensburg. Otto Maier.)

Hyperboreische Einschläge in modernen deutschen Dichtungen. Ein Konstruktionsversuch von Dr. Raimund Müller. Sonderabdruck aus der Bundeszeitschrift „Deutsch-mährisches Schulblatt". (Brünn. Verlag des „Deutsch-mährischen Lehrerbundes". Druck von Rudolf M. Rohrer.)

Die künstlerische Photographie, ihre Entwicklung, ihre Probleme und ihre Bedeutung. Von Dr. W. Warstat. Mit einem Bilderanhang. [„Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 410. Bändchen.] (Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.)

Billig und gut! Vegetarisches Kochbuch für den einfachen Haushalt. Von Bertha Wachsmann. (Berlin-Schöneberg. Leichtersche Verlagsbuchhandlung [R. Leichter]).

Deutsche gegen Deutsche. Die Grazer Pfingstschandtaten 1913. (Graz. Verlag des Katholischen Aktionskomitees.)

Karte der Dresdner Heide. Von G. Saremba. Mit Führer, Lageplan und drei „Heideliedern". Herausgegeben von J. C. Flegel. 10. Auflage. (Dresden. J. Cl. Flegel.)

Auerbachs Kinder-Kalender auf das Jahr 1914. Eine Festgabe für Knaben und Mädchen jedes Alters. Begründet von Berthold Auerbach. Herausgegeben von Georg Böttcher. 32. Jahrgang. (Leipzig. E. Fernau.)

Die Alpendüngungsversuche. (Die Jahre 1910, 1911 und 1912.) Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich", 1913. S. 745—789.)

Sächsischer Volkskalender 1914. (Dresden. Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften in Sachsen.)

Kalender der deutschen Vereine in Liv-, Est- und Kurland. 1913. (Riga. Jonck u. Poliewsky.)

Deutscher Volkskalender für das Jahr 1914. 2. Jahrgang. Bearbeitet von Rudolf Fiedler. (Wien. Selbstverlag des Deutschen Schulvereins.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. **Das** nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

anlassen, zu Hamerling zu greifen. Dieser Dichter ist zwar hochgeachtet, aber wenig gelesen und eigentlich gar nicht gekannt. Es scheint, da ist der Welt noch ein Staunen vorbehalten.

Im bestens bekannten Verlag Jos. Scholz in Mainz erschienen wieder zwei neue Bände der Mainzer Volks- und Jugendbücher (Herausgeber Wilhelm Kotzde): **Münchhausens Wiederkehr**, von Robert Walter, und **Unter Schwedens Reichsbanner**, von Wilhelm Lobsien. Künstlerisch ausgestattet, können sie warm empfohlen werden. Gleich empfehlenswert sind die sogenannten „Jungmädchenbücher" (Herausgeber Wilhelm Kotzde): **Der goldene Morgen**, von Elisabeth v. Oertzen, **Erika**, von Charlotte Niese, und **Herr Purtaller und seine Tochter**, von Gustav Falke. Diese neue Bücherserie soll jungen Mädchen eine Lektüre bieten, die einerseits dem Unterhaltungsbedürfnis und dem Spiel der Phantasie Rechnung trägt, anderseits zu einer Lebensauffassung ernster Pflichterfüllung anleitet. Mit der herkömmlichen süßlichen „Backfischliteratur" haben diese Bücher nichts gemein.
L.

Für die Jugend. Mit der Weihnachtszeit stellt sich auch die Frage ein: Was sollen wir unseren Kindern schenken? Am geeignetsten ist wohl solches, das die Kinder nicht bloß unterhält, sondern daneben ihren Geist anregt und die Tatkraft weckt. Ist doch unsere Zeit bestrebt, auch das Spiel unserer Kinder in diesem Sinne zu leiten, in der richtigen Erkenntnis des großen Einflusses, der dem „Spiel" zuzuschreiben ist. — Nicht etwa so ist's gemeint, als ob z. B. das Unterhaltungsspiel in didaktische, meist trockene Formen gebracht werden soll, die nur eine unter Umständen langweilige Fortsetzung des Unterrichtes wäre; man lasse das Spiel Spiel sein, flechte aber Nützliches und Tüchtiges in das Angenehme hinein oder man gebe in Mußestunden den Kindern anregende, sie interessierende und fördernde Beschäftigungen, und zwar mit Dingen, die ihrem Ideenkreis und ihren Neigungen entsprechen. In dieser Hinsicht bietet das Weihnachtsverzeichnis der Verlagsfirma Otto Maier in Ravensburg eine reiche Fülle zweckmäßiger Gaben und es ist ein wahres Verdienst dieses Verlages, den ersten Schritt zu den so erwünschten Verbesserungen der Jugendunterhaltungen vor Jahren schon getan zu haben. Sie ist damit an die Spitze getreten auf diesem Gebiete und bietet nun ein Weihnachtsverzeichnis von erstaunlicher Reichhaltigkeit mit nur erprobten und empfehlenswerten Gaben. Aus der Fülle des Gebotenen greifen wir nun folgendes heraus:

Unterhaltung und Belehrung bieten die schönen Reisespiele „Im Luftschiff um die Erde", ein Post- und Reisespiel in neuer Ausführung, die Reise entlang der deutschen Küste, die allbeliebte Reise durch die Schweiz, Rheinreise, Schwarzwaldreise usw. Auch eine Reise ins Märchenland mit feinen Bildern einer Münchner Künstlerin. Ein Jungdeutschlandspiel mit großem, farbigen Spielplan darf natürlich auch nicht fehlen. Brettspiele wie Halma, Schach, Reversi. Hervorragendes bietet die Auswahl von Quartettspielen mit Karten in feinster Ausführung. Wir erwähnen nur das reizende Kinderliederquartettspiel, das Bilderquartett, Tierquartett und andermehr, die Tausende von Kindern erfreuen. Das Kunstquartett mit Bildern nach berühmten Gemälden. Die schönen Quartette nach Stilarten, Zitaten, Geographie, Astronomie und Musik. Das prächtige Blumenquartett sowie das originelle Schnappspiel. Kleinkinderspiele sind ebenfalls in großer Zahl vorhanden, z. B. Vogelspiel, Gänsespiel, Bilderlotto. Lotto aller Art, darunter das beliebte Lotto „Hausmütterchen". — Wer möchte all diese, über 250 Nummern zählende Kollektion aufzuführen, die das Verzeichnis aufweist. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß sie alle vorzüglich ausgestattet und pädagogisch tüchtig durchgeführt sind. Dies gilt auch bei einer besonderen Spezialität des Otto Maierschen Verlags, den Beschäftigungsspielen für Kinder. Wer kennt nicht Puppenmütterchens Nähschule, dieses herrrliche Arbeitsspiel, nach dem unsere Mädchen sich ihre Puppenkleider selbst anfertigen, oder die schönen Fröbelschen Beschäftigungen: Bilderkleben aus Glanzpapier, Modellierarbeiten aus Plastilina, Schwedenschachtelnarbeiten (Häuschenbauen und Eisenbahn), Ausschneideschule, Körbchenflechten, Papierkörbchen-Modellieren. In dieser großen Auswahl von 257 Nummern ist allen Wünschen und Bedürfnissen Rechnung getragen, und da alle Spiele pädagogisch vorzüglich ausgearbeitet und sehr schön ausgestattet sind, so findet jedermann bei billigen Preisen etwas Passendes. Auch prächtige Modellierbogen, Scherenarbeiten, Schattenfiguren, Holzarbeiten usw. sind in dem Weihnachtsverzeichnis der Firma Otto Maier in Ravensburg angekündigt.
V.

Jahrbüchlein für die deutsche Jugend 1913—1914. Herausgegeben vom Deutschmährischen Lehrerbunde und vom Deutschen Schulvereine. (Brünn. R. M. Rohrer.)

Besonders für Schüler zu Schulnotizen eingerichtet. Kleine Geschichten und feine Gedichte, manch deutsches Freundeswort, allerlei Ergötzlichkeiten, auch Bildchen bringt das Büchlein, das nur 20 Heller kostet.



3. Heft Dezember 1913 38. Jahrg.

Eine kleine Frau.

Die Geschichte einer Frühlingsehe. Von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Bei Mama war es ungemütlich wie immer; noch um ein Stück ungemütlicher als gewöhnlich. Ich fand sie in den zwei Monaten, die wir jetzt getrennt waren, wie um zehn Jahre verjüngt und sie empfing mich, mit dem Aufbauen einer ungemein pompösen Frisur beschäftigt, in einem ausgeschnittenen, rotgelb geblumten Hauskleid, in Lackniederschuhen mit geschwungenen Absätzen und carmoisinroten Seidenstrümpfen. Sie hatte auf die Lippen bestimmt Rouge aufgelegt und allen Schmuck, auch falschen, an sich hängen. Soll ich ehrlich urteilen: unfein. Sie schien mein Urteil zu erraten, und ehe ich noch „Guten Tag" sagte, platzte sie heraus: „Du, Lori? Staunst du? Ja, ich bin verändert. Wenn man noch so jung ist, wie ich, ist's kein Verbrechen — neununddreißig Jahre (— Mama ist vierundvierzig! —), unabhängig, vernachlässigt — ja, das geht dich an, liebes Kind, denn du kümmerst dich um deine Mutter herzlich wenig. Geschrieben hast du fast gar nicht und wenn — in einem Ton . . . Ich bin dir schon halb schnuppe." Sie hatte das Bedürfnis, einen Witz zu machen: „Ohne Aussicht, bald Großmama zu werden . . ."

„Davon nichts." Diese Anspielung in meiner Stimmung verletzte mich. „Das glaub ich!" brauste sie auf. „Weil du Aug in Aug mit mir

Aufruf für das Hamerling-Denkmal in Stadt Zwettl.

Zwettl, im September 1913.

Deutsche Mitbürger!

Im nächsten Sommer werden es 25 Jahre, daß Robert Hamerling, der Dichterfürst der Waldmark, sein deutsches Prophetenauge für immer schloß. Die engere Heimat des Poeten stiftete alsbald ihrem größten Sohne ein Standbild aus Erz, das sich, ein Meisterwerk Brandstetters, vor dem neuen Schulgebäude in Waidhofen a. d. Thaya als Zierde der Stadt erhebt. Ebenso wurden in den übrigen Hamerlingstätten des Waldviertels ehrenvolle Erinnerungszeichen an den Dichter errichtet, nur die Stadt Zwettl, in deren Burgfrieden der junge Hamerling so oft geweilt und in deren Nähe er als Stiftsängerknabe seine Studien begann, entbehrt noch eines solchen Schmuckes.

Ein Ortskomitee, das von der Stadtgemeinde kräftigst unterstützt wird, ist seit Jahren an der Schaffung eines Rolands für Zwettl tätig und möchte ihn im Sommer 1914 zur Aufstellung bringen. Die gesammelten Beiträge reichen aber nicht aus, ein dem größten deutschen Epiker würdiges Denkmal zu errichten. Deshalb wendet sich der gefertigte Denkmalausschuß an alle Brüder deutschen Stammes, wo sie immer wohnen mögen, mit der Bitte, durch Zuwendung eines wenn auch noch so kleinen Beitrages ein Werk zu fördern, das als Runenzeichen deutscher Treue dem nationalen Dichter Hamerling gewidmet ist.

Spenden sind an den Denkmalausschuß in Zwettl (Niederösterreich) zu richten, für den hiemit zeichnen

Franz Beydi,
kais. Rat und Bürgermeister, Obmann.

Josef Traxler, Schriftwart.	Karl Schwarz, und	Dr. Franz Weismann, Säckelwart.
Hans Artner, Schriftwartstellvertreter.	Hermann Tomschi, Obmannstellvertreter.	Josef Allram, Säckelwartstellvertreter.

Postkarten des „Heimgarten“

Lehrer in K. (Salzburg). Ihr Beruf ermöglicht es Ihnen, in zweifacher Beziehung gegen Alkohol, Trunk und Trinkunsitten tätig zu sein: durch gutes Vorbild und Aufklärung. Der echte Lehrer begnügt sich nicht damit, seinen Schülern — der Zukunft! — bloß Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. Damit wäre zu wenig getan. Jeder Verein, der sich die Bekämpfung des Alkoholmißbrauches zur Aufgabe gemacht hat, liefert Ihnen gern und kostenlos statistisches nnd aufklärendes Material. Ob man sich für Temperenz oder Abstinenz entscheidet, ist — Charaktersache.

J. K. in D. Sie haben ein Verdienst und wollen auch noch Lob haben? Wie unbescheiden. Begnügen Sie sich doch mit Ihrer Leistung und überlassen Sie das Lob solchen, die kein Verdienst haben.

Manuskripten ist stets Rückporto beizufügen!

(Geschlossen am 20. Oktober 1913.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: H. Flecker. — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

oder ein Staatsanwalt verloren und sie versteht es meisterhaft, Geständnisse mit der Daumschraube zu erpressen. Immer schon lockte sie mir jede Lappalie heraus und wie aus Vergnügen zu untersuchen und zu schnüffeln, setzte sie einen Stolz darein, meine Kindergeheimnisse zu ergründen. Das Nebensächlichste mußte ich beichten: Ob meine Sitznachbarin in der Schule viel von daheim erzähle — ob die Lehrer mit uns liebenswürdig seien — ob Friedl nicht ein Faible für irgendjemanden habe. Dabei gab sie vor, nur in meinem Interesse nach Dingen zu fragen, die für mich angeblich von größter Wichtigkeit wären. Oft log ich, wenn ich zum Beispiel nichts wußte oder um Ruhe zu haben. Auch heute entlockte sie mir meine Unterredung mit Doktor Meyer Wort für Wort.

Dann fing ein Jammern an: „Lunge! O, meine arme, arme Lori, daß dir das passieren muß! So jung und unerfahren wie du bist, und so kurz verheiratet!“

Hatte Mama mich mißverstanden? Sie benahm sich ja genau so, als ob ich erkrankt wäre. Deshalb wiederholte ich klar: „Gustav . . .“

„Natürlich! Das kommt davon, die Männer rauchen zu viel, trinken zu viel und sitzen als Junggesellen in ungelüfteten Wirtsstuben. Und auch sonst. Das habe ich mit deinem Vater miterlebt! So lange er jung und äußerlich gesund, spielte er den Athleten. Wenn sie dann alt und gichtisch werden und es sie da und dort zwickt und zwackt, dann, zu spät, fangen sie an, gut zu tun — und die ganze Welt, nur sie selbst nicht, ist für ihr Leiden verantwortlich. — Aber wie kam's denn, Lori?“ Doch ohne mir Zeit zu einer Antwort zu lassen: „Koch ihm Brusttee, echten Tiroler Brusttee, der hat meiner Cousine, deiner Tante Fanni so geholfen, wie sie Lungenspitzenkatarrh hatte. Mein Gott, ganz gesund wird er ja nie mehr. Einen Leck trägt er bestimmt davon. Unser Großvater ist mit siebzig Jahren an Lungenentzündung gestorben und bis dahin war er kerngesund. Ja, die Lunge! — Ihr habt natürlich den Schwanhagen gerufen, was sagt er?“

„Professor Schwanhagen ist verreist und sein Vertreter, Dozent Meyer . . .“

„Meyer mit a oder mit e? Kenne ich nicht. Hast du ihn vorher unterrichtet?“

„Max war so freundlich, ihn zu verständigen.“

„Max?“ Daß wir nicht sie darum gebeten hatten, weckte ihre Eifersucht. „Also Max . . . Wenn's der Meyer aus der Rotenturmstraße ist, der hat die Bauchfellentzündung beim Hofrat Poltenträger nicht erkannt. Und wie es zu spät war . . .“

„Doktor Meyer ist Universitätsdozent und wohnt in der Heugasse.“

nicht wagst, im Tone deiner Briefe fortzufahren, als ob es ein Verbrechen wäre, daß ich mich um das Wohl und Wehe meines einzigen Kindes sorge. Ich spüre überall den zersetzenden Einfluß Gustavs, der dich deiner Familie systematisch entfremdet."

„Nein, Mama, du irrst, ich versichere dir . . ." Was war zu erwidern? Mama versteht mit Worten trefflich zu fechten: „Ach, Versicherungen!"

„Nichts lag und liegt mir und Gustl ferner, als dich zu kränken. Ich . . . ich hasse nur Indiskretionen — das Auskundschaften von Intimitäten."

Darauf ein empörtes: „Das mir, mir — deiner Mutter!"

Ich mäßigte mich; wozu zanken? „Wie geht's, Mama?"

Sie antwortete besänftigt: „Gut, von den Nerven abgesehen."

Ich konnte es nicht unterdrücken: „Wofür hast du dich so herausgeputzt? Kommt Gesellschaft?"

„Steht es mir etwa nicht gut?" Sie drehte sich einmal herum.

„Ja, aber . . ."

„Mit neununddreißig Jahren ist man noch eine junge Frau, die Ansprüche hat, und nur in den Büchern deines Mannes gebärden sich schon die Backfische wie Matronen, denen das Leben langweilig wurde. — Lori, der Halsstreifen deiner Bluse ist nicht mehr ganz rein."

Die alte Art, mich zu kritisieren und wie ein Baby zu behandeln! Eltern sehen schwer ein, daß ihre Kinder allmählich zu fertigen Menschen heranwachsen. — Ich fing mit dem an, was mir das Herz erdrückte: „Mama . . ." Nach dem ersten Worte stockte ich.

„Warum schriebst du mir keine Zeile, daß ihr heute ankommt?"

„Wir kamen gestern abend an."

„So, schon . . ." Und unverstellt beleidigt: „Fürchtet euch ja nicht, daß ich euch etwa überlaufe! Ich dränge meine Person niemandem auf, der mich nicht haben will."

„Mutter, du deutest alles falsch."

„Wo wohnt ihr?"

„Im ‚Imperial'."

„Nobel. Scheinbar habt ihr viel Geld."

Mit Macht verschaffte ich mir Gehör: „Mama, nur mit Rücksicht auf dich habe ich dir Tag und Stunde unserer Ankunft nicht mitgeteilt; damit wir dich nicht belästigen. Ich weiß, du hättest dich derangiert und uns abgeholt."

„Womit du andeutest, daß ich dir und deinem Mann für die Vernachlässigung Dank schulde!"

„Gustav ist nämlich krank — unpäßlich," verbesserte ich sofort, aber die Beschönigung half nichts. An Mama ging ein Inquisitor

Ich wehrte nicht ab. „Wir fügen uns den Verordnungen Doktor Meyers."

„Und ich sage dir: Brusttee und tüchtig schwitzen und jeden Tag ein Henderl."

Mit viel Überredung hielt ich Mama zurück, daß sie nicht stante pede ins „Imperial" eilte, wozu sie plötzlich entschlossen war. Sie hätte Gustl durch weitschweifige Krankengeschichten nur irritiert; so mußte ich sie an seiner Statt anhören und saß auf Nadeln. Es war kaum erträglich. Ein Oberleutnant Neuhold, den ich nicht kenne, der Schwager einer Frau Stieler, die ich auch nicht kenne, rappelte sich von einer Infektion nicht mehr auf und starb drei Monate nach dem Ausbruch des Leidens. Mama benahm sich entsetzlich subjektiv, schier unbegreiflich, wenn sie zum Beispiel daherredete: „Arme Lori! — Der Hut steht dir ausgezeichnet zu Gesicht, nur ein bißl auffallend. — Die Rosl Minkus, bei der es mit einem Schnupfen anfing . . ."

„Was ich dich bitten wollte", unterbrach ich sie, um jeden Preis entschlossen, das qualvolle Gespräch nicht fortzusetzen, „erzähle nicht fremden Leuten von Gustavs Erkrankung."

„I wo! Wo es beinahe eine Schande ist. Aber deiner Freundin Frida wirst du wohl dein Herz ausschütten? Nein? Na, gut, wie du wünschest. Wirst du sie in Purkersdorf besuchen? Um sie bewirbt sich jetzt . . ."

In meinem Kopfe schwirrte es und als ich auf der Straße stand und frei aufatmete, ballte ich die Fäuste. Wenn ich eine Laterne oder ein Fenster hätte einschlagen dürfen, um die aufgespeicherte Nervosität zu entladen! Mama ist nicht normal; man mag ihr die besten Absichten entschuldigend zubilligen, aber ihre Art und Weise — nein, ich mag nicht anklagen.

Ich schlenderte zu Fuß durch die belebtesten Straßen und suchte Fassung, besah Läden, blieb vor einem Kleiderbazar stehen, und der Menschenrummel und das Vielerlei wirkten auch tatsächlich auf mein rebellierendes Hirn. Jemand grüßte — Max! Freudig streckte ich ihm die Hand hin: „Du . . ." Die Tränen flossen mir in den Hals hinab.

„Warst du bei deiner Mutter, Lori?"

„Ja, Mama . . ." Ich schwieg, weil ich nur Hartes hätte sagen können.

„Und dein Mann? Untersuchte ihn der Dozent? Wie steht es?"

Wir stiegen in eine Trambahn, fuhren über den Ring in den Stadtpark und tranken im Froschhäusel Kaffee. Max sprach so vernünftig und richtete mich auf. Ich sagte ihm die Diagnose ohne Beschönigung; sie gibt ja auch alle Hoffnungen. Zugleich dankte ich ihm für seine Vermittlung. „Du bist mir eine feste Stütze gewesen, die einzige. Mama hätte den Arzt ganz konfus gemacht."

„Arme, arme Lori! Hättest du doch zu mir größeres Vertrauen gehabt. Was versteht denn Max davon, wenn er auch sonst ein lieber, treuer Mensch ist! Ich hätte unbedingt zu Doktor Weil geraten, von der Wieden, zum Hausarzt von Obereggers. Ein wahrer Wunderdoktor! Du wendest dich immer an die Unrechten, seit je! Er hat vor Jahren, wie die Paula mit der Bleichsucht . . .“

Ich dämmte den Schwall ein: „Bleichsucht, Mama, ist etwas ganz anderes.“

Unbeirrt, doch neuerdings angekränkt: „Bleichsucht oder Lungensucht — ’s steckt beides im Blut. Das schlechte Blut! Und der Weil, der auch die Gräfin . . .“

„Mutter, geh, das interessiert mich nicht. Dozent Meyer machte auf Gustl und mich einen vorzüglichen Eindruck.“

„Wie trägt er’s denn?“

„Sehr standhaft und vernünftig trägt er’s — und in ein paar Monaten ist er wieder hergestellt.“

„Na, na, nur nicht zu optimistisch, sonst trifft die Enttäuschung doppelt hart.“

„Man muß das Beste hoffen und wir haben allen Grund dazu.“ Aber das Sprüchlein verfing diesmal bei Mama nicht. Sie sank in einen Fauteuil und kraute den Plüschbesatz mit den Fingern.

„Immer aufs Schlimmste gefaßt sein, Lori, das ist mein Prinzip, und hätte dein Papa auf mich gehört, als er den ersten Schwindelanfall bekam . . .“

„Er ist doch gleich zur Kur nach Baden gegangen!“

„Gleich? Na . . . Liegt er, der Gustl?“

„Nein, er . . .“

„Was, nicht liegen? Das ist das Probateste bei seinem Zustand. Euer Doktor gefällt mir nicht, Lori; jedes Kind weiß, wenn man’s auf der Lunge hat, muß man ins Bett.“

„Wir reisen in einigen Tagen ins Gebirge und dort wird Gustav eine Mast- und Liegekur gebrauchen.“

Mama wurde frostig: „Wenn ihr es schon ohne mich beschlossen habt! Ich hätte euch gerne geraten und geholfen; eine alte Frau mit Erfahrungen ist oft mehr wert als ein grüner Arzt, ein Springinsfeld mit seinen unbewährten Theorien. Aber so . . .“ Sie kramte Jugenderinnerungen aus: „Früher waren die Kranken glücklich, wenn sie ein Heim und eine häusliche Pflege hatten und nicht ins Spital mußten, heute sehnt sich jeder, der es sich halbwegs leisten kann, in die Fremde — weil das nobel und modern ist. Bei Gustl wundert es mich nicht einmal, er ist ja durch und durch modern.“

Ich möchte mir die Eindrücke meines Besuches bei Mama von der Seele schreiben. Es erleichterte mich. Ich bin ja so auf mich angewiesen.

28. Mai.

Fridl lud mich mittels einer pneumatischen Karte nach Purkersdorf ein; ich wette, daß Mama sie, telephonisch sogar, von allem verständigte. Frida schrieb u. a.: „Komm ganz bestimmt, ich habe mit dir ungeheuer Wichtiges zu sprechen. O, ich bin . . .“ Was ist sie? Verliebt — verlobt — todunglücklich?

„Alles zugleich“, entschied Gustl und wippte die Karte über den Tisch. „Mädelgeschwätz.“

Ich schüttelte den Kopf: „Selig, selig, selig.“

„Sind die Armen im Geiste? — Wann fährst du hinaus, Lori?“

„Gar nicht, ich habe keine Lust, ich bleibe bei dir.“

Der Liftboy holte mich zum Telephon. Mama fragte, wie es gehe und wann sie am wenigsten störe. Ich sagte, wir seien zufrieden und meldete, daß der Arzt Ruhe empfahl.

Gustl, der mit meiner Diplomatie diesmal einverstanden war, animierte mich: „Ich wünsche, daß du die Einladung deiner Freundin annimmst, ich will nicht, daß du meiner Unpäßlichkeit wegen wie eine Nonne lebst. Es trifft sich gut, du fährst nach Purkersdorf und ich suche einen Arzt auf.“

„Einen Arzt? Noch einen?“

„Ebenfalls einen Schulkollegen am Neubau. Abends sind wir wieder beisammen.“

Mir sagte das Arrangement nicht zu. „Der Gedanke schon an fremde Leute ist mir unbehaglich!“

Sofort wurde er streitbar: „Stell' mich nicht kränker hin, als ich bin! Deine Leidensmiene regt mich auf.“

Er soll seinen Willen haben.

Ich gab mir Mühe, hübsch und elegant zu erscheinen, und ich war auch gewiß recht nett angezogen — Gustl überwachte die Toilette und scherzte: „Schnall den Gürtel enger, Lori! Taille! Taille! Die Mütter pflegen jungverheiratete Frauen nur daraufhin anzugucken.“ —

In Purkersdorf holte mich Fridl vom Zuge ab. Umarmungen, Küsse, das übliche Begrüßungszeremoniell. Ihm folgte eine Verlegenheitspause. „Bist du aber braun, Lori!“

„An der See wird man's in ein paar Tagen.“ Bald waren wir im Plaudern, jedes plauschte seinen Teil — Lussin, Tennis, Gesellschaft, Sommerfrische. Fridl ist mager und eckig. Ich erwartete eine Beichte; wärmer geworden, würde sie sicher ihre „Geständnisse“ machen, auf die ihre Karte vorbereitete. Nur sich nicht in fremde Intimitäten eindrängen!

„Reg' dich nicht auf, Lori, sonst wirst du noch selbst krank und du bist deinem Mann jetzt am unentbehrlichsten. Leidende, besonders Leidende der Art haben Launen und ihr Gemütszustand schwankt stündlich. Da muß man bald eine übermütige Zuversicht sanft eindämmen, bald die Niedergeschlagenheit irgendwie vertreiben. Solchen Patienten geht es wie Verliebten: Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt ..." Der Vergleich, den er gebrauchte, machte ihn verlegen, und er schloß kurz: „Gemütschosen haben ihre Sonderbarkeiten."

Ich war froh, mit einem verständigen Menschen unsere Zukunftspläne erörtern zu können. Auf einmal packten mich Zweifel: „Ob Meyer nicht zu rosig sieht?"

„Er gilt als aufsteigender Stern."

Seine Ruhe und Festigkeit teilte sich mir mit; mit seinem robusten Äußeren, seinem dunkelgebräunten, runden Gesicht, den wasserblauen Augen und den hellblonden Haaren, die Kopfhaut noch von der Sonne gerötet, ist Max der Typus des Gleichgewichtes, das nicht leicht gestört wird. Was mich sonst komisch an ihm anmutete, heute war's mir lieb: Der kräftige Nacken, der zu niedere Umlegkragen, die Weste, die — zu eng — über der Brust spannte, die gestreiften, bodenscheuen Beinkleider und die eingefetteten Landschuhe — dessen Frau könntest du sein — dachte ich und dachte über diese Untreue an Gustav rasch hinweg. Der Gedanke hatte dieselbe Ursache wie mein Wohlbefinden im Fiumaner Kaffeehaus: Max ist die Gesundheit ...

Er nahm sehr Rücksicht auch mich — nicht einmal über die anhaltende Dürre, die seine Wiesen verbrennt, klagte er. Das erwähnte ich im Spaß.

Komisch war es, wie er sich verabschiedete, obschon ich zu allem eher, als zum Lachen aufgelegt war. Sein runder Hut flog ihm aus der Hand und der Wind trieb ihn mitten in ein Blumenbeet. Max jagte hinterher und schimpfte laut: „Verfluchter Wind! Dieser ewige Sturm." So ist er, unverfälscht. —

Gustav war doch heute schon in Krems gewesen und fühlte sich matt. Meine leisen Vorwürfe, daß er die Vorschriften des Arztes übertreten habe, ignorierte er und jammerte, sein Freund sei verreist. Niemand kümmere sich um ihn, es sei zum Verzweifeln. Ich bestellte Mamas Grüße, was er überhörte. Ziemlich willig kroch er ins Bett und diktierte mir aus seinem Notizbuch eine Szene des Dramas. Wie sich der große weiße Bogen mit meiner Schrift füllte, überkamen mich neue Zukunftshoffnungen; die Beschwernisse fielen von mir ab. Hat sich Doktor Meyer nicht vielleicht geirrt — bei aller Hochachtung vor seinem Wissen? Ein Katarrh, Überanstrengung — nichts sonst. Ein Schwerkranker kann unmöglich einen so regen, schöpferischen Geist haben.

bukettes modern war. Er wurde mir vorgestellt, dienerte, warf seinen Strohhut mit einer Pose ins Gras, strich eine Locke aus der Stirn, schmachtete mit den Augen und zog sich einen Korbsessel neben Mama. Der Typus eines „schönen Mannes", wie ihn Gustl gern beschreibt. Die Stimme klang affektiert, gedämpft und mehr fettig. Ein Ekel.

Ich ödete mich. Fridl war gar nicht mehr beim Spiel und deutete mit dem Kopf, schnitt Gesichter, aber ich verstand nicht, was sie meinte. Schon deutlicher wies sie mit dem Schläger auf Mama. Ja, Mama! War das meine prüde, kleinbürgerliche, cholerische Mama? Ich staunte. Sie kokettierte mit dem Assyrerbärtigen. Es wäre zum Lachen, wenn's nur ein Scherz wäre. Sie agierte, daß die Bluse in den Ärmelnähten knackte und ich fürchtete, die pralle Seide würde dabei platzen.

Kein Zweifel, sie war geschminkt, hatte die Brauen künstlich verstärkt und lispelte mit dem schönen Mann, der geckenhaft seine polierten Fingernägel prüfte und zurückflüsterte. Komplimente? Mehr? Anzügliche Witze? Noch mehr?

Tante Weil reichte Sandwiches herum — Fridl nickte mir achselzuckend und tieftraurig zu — und ich erwies mich gefällig, gab die gestrichenen Brötchen weiter. Wie Mama an der Reihe war, schob ich mich zwischen sie und den Assyrer und zischte: „Moderiere dich, das ist doch . . ." Ich war einfach wütend. Frida stürmte heran: „Du wirst doch nicht bedienen, laß mich!" aber sie stellte die Tablette auf einen Tisch und zog mich in den stillen Park. Erhitzt und aufgeregt sprudelte sie hervor: „Was sagst du dazu?"

Ich fragte vorsichtig: „Wer ist denn der Schwarze mit dem Fächerbart?"

Da flutete schon ein Tränenstrom auf meine Schulter und ich spürte es durch die Bluse feucht sickern: „Der . . . der Baumeister Voltellini, von dem ich dir schrieb, daß . . . daß er sich für mich interessiert . . . huhuhuu . . . Er hat mir den Hof gemacht und alle glaubten . . . daß . . . daß . . . huhu . . . Bis er deine Mutter kennen lernte . . ."

Sie heulte so laut, daß ich ihr die Hand auf den Mund legte: „Fridl!" Durch ein Kreuzverhör und gutes, ermunterndes Zureden brachte ich die Heulbase allmählich zur Vernunft. Danach sind — wovon ich keine blasse Ahnung hatte, — Mamas Faibles seit Papas Tod der beliebteste Gegenstand des Tratsches aller Kaffeegesellschaften, aber in den letzten Monaten wuchs diese Vorliebe zu einer regelrechten Manie aus. Sollte ich lachen oder mit Frida weinen? Ich kaute die Lippen und wählte den Mittelweg: „Da werden sich die Leute schön das Maul zerreißen!"

„Hysterisch ist sie, hysterisch, hysterisch!" brüllte sie.

Tante Manz begrüßte mich mit tränenfeuchten Augen am Parktor, dahinter sah ich Mama. Kein Mensch erwähnte Gustav — also hat Mutter seine Krankengeschichte verbreitet.

Ich war der schiefen Situation gewachsen und benahm mich gänzlich unbefangen. Ich zögerte, ob es sich gehöre, den älteren Damen die Hand zu küssen, und entschied mich für einen Knix, wofür Mama mich vertraulich tadelte: „Du hättest dir nichts vergeben . . .“ Aber ich stellte mich taub.

Leider war ich in die obligate Tennisgesellschaft heineingeraten — Montag! Daß ich das nicht bedachte! Da waren sie versammelt, die Matadore des Raketts, Doktor Relling, Fritz Doppelmaier (von uns „Quadratmaier“ getauft), der dicke Ladislaus mit dem polnischen Namen, den sich niemand merkte, ein paar neue Sportkräfte, besonders unter den Frauenzimmern. Ein Ersatz für mich! Daher Geschnatter, Gezwitscher und grelles Lachen. Ich wette, jeder langweilte sich und zusammen behaupteten sie, es sei lustig wie nie. Alle in dem Punkt gleich, daß sie mit mir nichts anzufangen wußten.

Man forderte mich zu einer Tennispartie auf, ich brannte, etliche Sets zu spielen — und lehnte ab. Es schickte sich nicht. Ich hätte keinen Schläger, sagte ich, und keine Schuhe. Unter den Müttern ein heimliches Schmunzeln, und nur Doktor Relling, mein Partner von ehemals, pressierte. Vergeblich. Fridl erklärte, von alter Freundschaft erfüllt, sie leiste mir Gesellschaft, doch auf meine Bitte trat sie zu einem Mixed-Double an.

Ich gehörte demnach zu den Müttern — ausrangiert! — und kritisierte den mittelmäßigen Sport, der getrieben wurde. Meine Finger prickelten nach einem Schläger und ich dachte: Wenn sie mich nochmals auffordern . . .

Ich hatte reichlich Zeit, die in das schlamperte Tennisspiel eingeflochtenen Flirts zu studieren, die hier jetzt zur Hauptsache geworden zu sein schienen, unangenehm empfand ich die ungraziösen Bewegungen, die schlechte Haltung und hie und da einen verfehlten, hastigen Eifer, so daß eine lorgnettierende Mutter mahnte: „Nicht so hitzig, Erna“, oder „Warum so wild, Kind?“ Fridl schrie „Au!“, weil sie sich mit dem Rakett ungeschickt auf die Kniescheibe schlug. Es fehlte an Stil. Man zählte in einem schauderhaften Englisch und debattierte häufig, ob ein Ball in oder out war und ob es deuce oder advantage stünde. Es ging zu wie in einer Judenschule. Auch Frida spielte ohne Animo und lächelte mir zu. Wann würde ich ihr „Geheimnis“ erfahren, das sie keinem Brief anvertraut? Ich wünschte, daheim zu sein.

Ein Nachzügler kam, ein magerer Herr mit pechschwarzem Haar und einem breitgezogenen Assyrerbart, wie er gleichzeitig mit den Makart-

würgte doch fünf Minuten, bis sie die Einleitung gefunden hatte: „Jetzt, ausgerechnet jetzt mußt du mit mir reden!“

Ich: „Eigentlich nein.“ Unsere Coupégenossin witterte eine Familienszene und stellte sich in den Gang hinaus.

Mama pfauchend: „Was heißt das — ‚Eigentlich nein‘?“

Ich: „Das heißt, daß ich dich diesem — (‚Kerl‘ unterdrückte ich) . . . daß ich dich aus dieser Gesellschaft fortholen wollte. Merkst du nicht, wie du dich lächerlich machst? Mit diesem Menschen! Eine Frau in deinen Jahren, die eine erwachsene, verheiratete Tochter hat. Bedenk doch! Ihr habt ärger als die Turteltauben geschnäbelt. Frida heulte — Kommentar überflüssig! — und die übrigen skandalisierten sich schon nicht mehr hinter deinem Rücken. Das ertrage ich nicht.“ Pause; ich fuhr verbindlicher fort: „Nicht wahr, es genügt, daß ich dich darauf aufmerksam mache? Wir werden uns deshalb nicht zerstreiten.“

Zu meinem Erstaunen konnte ich ausreden und nahm zuerst Mamas Schweigen als schuldbewußtes Eingestehen; ich täuschte mich gründlich, sie sammelte nur Kräfte, um der Empörung elementarst Ausdruck zu verleihen: „Eine originelle Umdrehung, daß Kinder ihre Eltern warnen und sie mit Vorwürfen überhäufen, statt umgekehrt. Ich kann und werde tun und lassen, was mir paßt und verbitte mir deine infame Kritik. Ich bin eine Dame — und laufe keinem sogenannten Künstler nach, wie ein gewisser Jemand es tat. Du verstehst? Und du, du wagst es, an mir zu nörgeln und die Gouvernante zu spielen? Unerhört! Pfui, schäm dich! Das ist also der Dank dafür, daß ich für dich mein Herzblut verspritzt hätte!“ Die sentimentale Anwandlung ging vorbei: „Du verdienst, daß ich dir die Leviten lese. Dein Mann ist todkrank und du amüsierst dich, nicht genug an dem, du hüpfst wie ein Fratz auf dem Tennisplatz herum und flirtest mit diesem Doktor Relling. Leugne nicht! Kehr vor deiner eigenen Tür, du . . . du . . .“

Darauf erwiderte ich nichts. Mich ekelte — vor Mama, vor den Leuten, vor mir selbst. Es gab nichts zu erwidern.

Und zum Schluß, im Gedränge der Bahnhofshalle, zischte sie mir zu: „Jetzt hast du deine Strafe, einen unheilbar Lungenkranken zum Mann. Weil du dich gerade auf den kapriziertest. Max — Max genügte dir nicht, sehr begreiflich — er wäre ja mir lieb gewesen. Du büßt schwer aber gerecht für deine Undankbarkeit und deinen Eigensinn.“

Fremd und grußlos trennten wir uns.

30. Mai.

In meinen Gliedern kribbeln Ameisen; ’s ist Nervosität. Ordnen, einkaufen, einpacken, für Monate voraus überlegen, was notwendig sein

„Leiser! Ach geh, du personifizierte Eifersucht!“ Ohne Überzeugung nahm ich Mama in Schutz.

„Alle, alle sagen's.“

Endlich besänftigte ich sie und tröstete: „Um den Assyrer braucht es dir nicht leid zu tun. An Tantes Stelle hätte ich ihn schonungsvoll oder auch nicht schonungsvoll an die Luft befördert.“

Frida titulierte dann in verworrenen Vorwürfen den Baumeister mit „Schuft“ und auch sonst kam er schlecht weg. „Und da dein armer Mann so sterbenskrank ist . . .“ Damit lenkte sie den Schmerz vom eigenen Unglück ab.

„Von wem hast du denn das?“

„Von deiner Mutter.“

Ich erklärte bestimmt: „Du kannst überall mit gutem Gewissen richtigstellen, daß Gustl nur einen heftigen Katarrh hat.“

„Bin ich froh . . .!“ Und die zögernd-verschämte Frage: „Spielst du nicht Tennis, Lori, weil . . . Mir darfst du's schon anvertrauen.“

„Ich spiele nicht Tennis, Kindskopf, weil ich weder ein Rakett noch Schuhe dazu habe, wie du siehst.“

Fünf Minuten später stand ich in Fridls Schuhen und mit ihrem Schläger auf dem Platz und mein Partner, Doktor Relling, servierte das erste Game. Die Bälle sausten (meine zumeist ins Netz) und die Gegner waren bald im Vorteil. Mir fehlte das Training. „Trotzdem machen wir's,“ ermunterte ich Relling. — „Wieso?“ — „Weil ich will.“ — Ich kam in Schwung, gewann mein Service und meine Backsanddrives staubten im Sand. Sieben zu fünf, zu unseren Gunsten schlossen wir ab. Applaus der Zuschauer, Gratulationen und Belobungen. „Revanche! Sie müssen Revanche geben!“ bettelten die Besiegten und Doktor Relling blähte sich: „All right, das zweite Set gewinnen wir noch sicherer.“ Ich lehnte rundweg ab, ich wollte nach Hause und packte Mama, die erst Widerstand leistete, mit. Der Baumeister traf Anstalten, sich anzuschließen, doch meine akzentuierte Bemerkung: „Mama, ich habe mit dir zu reden,“ verscheuchte ihn und er begnügte sich, uns die Hände zu küssen. Wir verabschiedeten uns eilig, die Zeit drängte. Hinter mir hörte ich: „Eine famose Spielerin!“ Ja, ich weiß, daß ich gut spiele, daß ich katzengewandt und hübsch bin und daß ich beim Sport den Männern am besten gefalle. Das schmeichelt mich. Ich will nicht wächsern und temperamentlos wie eine Puppe sein.

Fridl versprach ich Nachrichten, wenn wir irgendwo gelandet wären.

Im Coupé explodierte die Bombe. Mama zitterte vor Wut, riß das Fenster herab, riß es wieder hinauf, genierte sich nicht vor einem anderen Waggoninsassen, einer fein aussehenden, bejahrten Dame, aber

so werde ich meine Gedanken ordnen, die jetzt heillos zerrüttet sind. Nur erst fort aus der Großstadt, aus dem Wien, das ich hassen lernte, in die Einsamkeit, um sich zu sammeln. Ob die Einsamkeit und die Sammlung so köstlich sein werden, wie ich mir vorstelle?

St. Pankraz in der Höh, am 1. Juni.

Sieben Stunden in der Eisenbahn und dann zwei in einem unbequemen Wagen und endlich abgerackert und zum Umfallen matsch am Ziel, wo wir in stockfinsterer Nacht anlangten. Bisher nahm ich in der mangelhaften Beleuchtung einer Laterne nichts wahr als eine nicht zu breite Dorfstraße von niedrigen Häusern eingesäumt, eine Kirche mit einem Turm, hochschulterige Dächer und schwarze Berge; diese vom helleren Himmel konturiert. Das Sanatorium steht abseits im Wald, dem Prospekte nach die Front der Sonne zugekehrt und nur einstöckig aufgebaut. Ich begleitete Gustav, der sehr ermüdet war, dahin und es empfing uns ein jüngerer Arzt an Stelle des Leiters Primarius Doktor Wallnöffer, der für einige Tage verreist ist. Meine Eindrücke sind verschwommen. Die Übermüdung setzte meine Wahrnehmungsfähigkeit herab und der Intellekt streikt.

Ich wohne im „Weißen Schwan", im größten, weil dem einzigen annehmbaren Gasthof des Ortes, und Frau Klara, die obligat dicke Landwirtin, beförderte mich mit Brachialgewalt in mein Zimmer; so schwer von Begriffen und schwerfällig bin ich durch die Abspannung geworden, daß ich gerne andere für mich handeln ließ. Es ist mir noch unmöglich, zu sagen, wie es mir hier gefällt, ob ich mich eingewöhnen und mich wohlfühlen werde können. Ich muß gründlich ausschlafen und in den hellen Tag blicken.

An Frau Josephine Kellander.

St. Pankraz, 1. Juni.

Liebe Mama!

Gleich nach unserer Ankunft ist es mir ein Herzensbedürfnis, Dir für das Geleite, das Du uns zum Bahnhof gabst, zu danken. Du darfst mein Benehmen in den vergangenen Tagen und den Disput nach der unseligen Gesellschaft in Purkersdorf nicht mit einem allzu strengen Maßstab messen. Ich verdiene augenblicklich Nachsicht, sehr, sehr viel Nachsicht. Bin ich doch wie zu Boden geworfen und zeitweise direkt unzurechnungsfähig. Zu Schweres lastet auf mir. So kann ich auch in diesen Zeilen nicht jene Dankbarkeit unterbringen, die ich fühle. Die Grenzen der menschlichen Kraft, hinter denen der Wille zu wirken aufhört, sind leider enge gezogen — für meine Natur vielleicht tadelnswert eng. Aber niemand brachte noch das Kunststück fertig, über seinen Schatten

wird, denn wir verreisen. Gustav ist wetterwendisch, daß man sich Watte in die Ohren pferchen möchte, um taub zu werden. Dies und das gefällt ihm nicht und mir schiebt er die Schuld zu. Mein Hirn zerspringt mir noch.

Sein medizinischer Freund hatte ihn sehr beruhigt, er kam hoffnungsfroh von ihm und fünfmal in der Stunde erzählte er mir, jeder Mensch überstehe ein- oder auch mehrmals in seinem Leben eine Infektion; das hätte die Statistik einwandfrei bewiesen.

„Siehst du!" bemühe ich mich, ihn optimistisch zu erhalten.

Ich laufe von Koffer zu Koffer und schichte und sortiere und Gustl hinter mir, als getreuer Schatten, doziert: „Ein heftiger Katarrh birgt häufig eine Ansteckung in sich, man fiebert, fühlt sich schäbig, hat einen Druck auf der Brust, weißt du, man hustet, spuckt — und wird gesund. Ja, wenn man immer ahnte, wie es um einen steht! Wir Reiter über dem Bodensee.

„Ja, Gustl."

Und nach einer halben Stunde, nur leicht variiert, wiederholt sich das Gespräch, durch das er seinen Mut stärkt. Ich werde sehr bald ein medizinisches Rigorosum ablegen können und werde den Examinatoren sagen: „Bei der Menge der Bazillen, die wir unablässig einatmen, ist es das reine Wunder, daß überhaupt noch gesunde Menschen existieren."

Leute, die altern, werden bekanntlich kindisch; und Kranke? Zäh klammern sie sich an Worte, an Silben, an eine Geste, an schlecht erfundene Märchen und offenkundige Lügen, wenn sie nur ein Fünkchen Trost spenden. Der Gebildetste vertraut sich dann Kurpfuschern an und hofft, bei ihnen Heilung zu finden, wenn die Autoritäten schon das Kreuz schlugen. Aufgeklärt sind wir nur, solange es uns gut geht. Aufklärung ist ein dünner Firnis über unsere wahre, abergläubische, kleinmütige Natur, eine Glasur, die leicht dem Scheuerwahne des Schicksals zum Opfer fällt.

Armer Gustl! Mein lieber, lieber Kamerad! —

Wir werden keinen renommierten Kurort mit einem internationalen Sanatorium aufsuchen, sondern wir wählten nach Rücksprache mit Doktor Meyer eine kleinere Heilanstalt in den Alpen — St. Pankraz — die ein erfahrener Praktikus leitet und wo die Preise noch erschwinglich sind, was sehr wichtig ist. Die Heilungsdauer kann sich in die Länge ziehen, und wenn unser Drama nicht gefällt . . .

Morgen schon reisen wir ab. Es geschieht endlich etwas! Das Zuwarten und Zaudern der letzten Tage hätte ich nicht mehr lange ertragen.

Ich und Mama söhnten uns nicht aus. Ich tue den ersten Schritt dazu nicht. Bin ich äußerlich wieder in geregelten Verhältnissen,

Weil ich mich vor dem Zubettgehen fürchte. Wunder wär's keins, wenn sich gegen meinen Willen Gedanken dächten, die den Schlaf verscheuchen. Außerdem kann das Bett mufflig und feucht sein — und belebt.

Wichtigkeiten und Nichtigkeiten gemischt verbittern uns das Dasein.

Tagebuch.

2. Juni.

Gustav hat die erste Nacht im Sanatorium wie ein Ratz verschlafen, aber trotzdem wachte er nicht erquickt auf, sondern begrüßte mich, als ich um zehn Uhr dort erschien, mieselsüchtig und knurrend: „So spät? Ich bin schon seit sieben munter und habe eine gründliche ärztliche Untersuchung hinter mir."

„Und das Ergebnis? Äußerte sich der Doktor?"

„Nichts." Unwillig schupfte er die Schultern. „Nichts, wie es so Sitte bei Großauguren ist. Er klopfte den Thorax ab, horchte, klopfte wieder und horchte wieder und fragte nach den nebensächlichsten Dingen."

„Für ihn wahrscheinlich nicht so nebensächlich."

„Den Dozenten bekümmerten sie aber nicht."

„Warte nur . . ."

„Warten, warten, immer warten! Du hast leicht reden, Lori! Wenn du wüßtest, wie es in mir ausschaut. Mir gefällt's hier nicht. Ging's nach mir, ich machte mich sofort aus dem Staub."

„Geduld, Gustl!"

Auf dem Sofa liegend, kehrte er sich entrüstet zur Wand: „Ach was, wenn das dein ganzer Trost ist! Bitte, nimm Platz und beschäftige dich irgendwie — im Koffer sind Bücher — und sprich mich nicht an. Ich will mich sammeln und überlegen. Morgens vertrage ich Geplausche am schlechtesten."

Ich hatte nur den einen Wunsch, den untersuchenden Arzt, Doktor Menge heißt er, zu treffen und ihn um den Befund zu fragen, aber ich getraute mich nicht, Eile, die Gustav aufgefallen wäre, zu zeigen, und so setzte ich mich ans Fenster.

Das Sanatorium thront, seinem Beinamen getreu, auf einer Höhe, freilich nicht auf einem exponierten Punkt, denn eine breite Bergkuppe schützt es gegen die kalten Nord- und Ostwinde. Es beherrscht das Tal, das südwestlich verläuft; bis herauf rauscht der Wildbach und den Bergabhang gegenüber entlang schlängelt sich, eine weiße Linie im Grünen, eine Serpentinenstraße, die in St. Pankraz endet. Alles, was man sieht, außer dem blauen Himmel, außer den lichten, braun- und rotbedachten Häusern und Hütten im Dorf und der Andeutung jener Straße, die fast wie symbolisch den Weg in die Welt weist, ist grün, dunkelgrün, hellgrün, moosgrün. Tannen, Fichten, Buchen, Birken, Erlen, Haselsträuche und

zu springen. Wir warfen uns gegenseitig — seien wir gerecht und objektiv — unbegreifliche Brutalitäten ins Gesicht, die ich — soweit sie mich betrafen — vergessen werde, die ich bereits vergessen habe. Und Du, bitte, verzeih auch mir. Ich habe eine starke Stütze und viel, viel Güte notwendig.

Wir sind an Ort und Stelle und vorderhand mißfällt mir wenigstens nichts. Mit diesem ersten, nicht unbefriedigenden Eindruck gehe ich schlafen.

An Max Althaller.

1. Juni.

Lieber Max!

St. Pankraz — unsere Hoffnung, unser Trost! Ein trister, nächtlicher Einzug in ein Bauerndorf, und ich zwinge mich, guten Mut zu haben. Ich bin von Gustav getrennt, wie es natürlich nicht anders sein kann und was sich aus verschiedenen Gründen, die mir Dozent Meyer überzeugend darlegte, empfiehlt. Nachdem ich ihn in die Anstalt gebracht und in sein Zimmer begleitet hatte, das wahrscheinlich luftig und freundlich ist, bestimmt aber groß und geräumig, begab ich mich in den „Schwan“, ins Dorfwirtshaus. Der Tisch, auf dem ich schreibe, wackelt, der Sessel ist hart und wenn ich das Fenster öffne, weht eine kalte Luft herein, daß mich fröstelt. Der Ort heißt ja auch St. Pankraz in der Höh' — Höhenklima! Was das Meeresniveau krank machte, muß die Almluft heilen. Wird sie es? Von meiner Zuversicht wünschte ich mir, sie wäre weniger zaghaft, dafür ehrlicher und anhaltend. Neuen Enttäuschungen bin ich nicht mehr gewachsen. Und doch müßten sie ertragen werden, weil schließlich nichts anderes übrig bleibt, als sie geduldig zu tragen.

Gustav hat außer mir niemanden, denn sein einziger Bruder in Texas, ein schwarzes Familienschaf, zählt nicht. Sie verstanden sich nie, korrespondieren nicht und er verbot mir strikte, ihm eine Vermählungsanzeige zu schicken. Ich bin Gustls einziger Freund auf der Welt, sagt er. Eine junge Frau, der einzige Freund — das Leben windet sich in sonderbaren Spiralen.

Schluß! Schlafenszeit, schon lange Schlafenszeit!

Wenn ich als Mädchen von einem Ball heimkam, trödelte ich recht in meinem Zimmer mit den Blumen, mit der Frisur, der Toilette, um den Vorgeschmack des herrlichen Sich-zur-Ruhe-Legens recht auszukosten, und wenn ich durstig bin, stelle ich das Glas Wasser vor mich hin und zähle bis fünfzig oder hundert, ehe ich trinke. Das nannte ich emphatisch „Glücksmomente bannen“, ihnen Dauer geben. Wie klug wir sein wollen — und was fruchtet alle Klugheit? Heute sehne ich mich nach Schlaf und schiebe ihn hinaus. Um die „Glücksmomente“ zu bannen?

weil in diesem Falle unser Dozent zu großer Vorsicht mahnte, doch gab Doktor Menge, der (wie es mir schien) wenig Interesse zeigte, mit seiner monotonen Stimme eine ausweichende Antwort; darüber habe der Herr Primarius, der in einigen Tagen eintrifft, zu bestimmen. Menges reservierte Art kühlte überhaupt ab und so verschob ich einige heikle Erkundigungen bis zur Rückkehr Doktor Wallnöffers.

Die übliche Mittagsstunde im „Schwan" versäumte ich, da ich im Wald herumstrich, und ließ mir nachservieren; im Sanatorium dürfen in der Regel nur dessen Insassen speisen; auch käme es mir zu teuer. Gleich mir war eine Dame von ungefähr dreißig Jahren spät daran und fütterte unermüdlich ihre zwei Kinder, einen elfjährigen Knaben und ein nur wenig jüngeres, hübsches Mädchen „Das Fleisch wird aufgegessen, sonst ist es nichts mit der Mehlspeise", erklärte sie den Kindern; sie war sehr sympathisch, einfach gekleidet und mit schlicht gescheiteltem Braunhaar. Flüchtig sah ich noch eine bildhübsche, blutjunge, elegante Frau in Trauer, ihr rotes Haar enthusiasmierte mich und ihre milden Gesichtszüge muteten mich madonnenhaft freundlich an.

Unsere Wirtin, die Klara, begann mit mir ein Gespräch, in dem ich so einsilbig blieb, daß sie es bald aufgab, mich zu unterhalten — oder auszuholen, und einer ergiebigeren Beschäftigung nachging.

Ich hatte beim Eintritt kurz gegrüßt, und die „Mutter" wünschte mir „Mahlzeit", als sie den Speisesaal verließ. Später begegnete ich ihr mit dem Buben, dem Mädl und der „Madonna" auf dem Weg zum Sanatorium, und da ich nicht die Absicht habe, einen Verkehr anzubahnen, nahm ich davon keinerlei Notiz.

Nachmittags promenierte ich mit Gustav im Walde. Er stützte sich schwer auf mich und seinen Stock und hustete mehrmals. Ein Gespräch war nicht zu führen. Ich begreife sehr gut, daß ihn jetzt nur seine Krankheit und das Gesundwerden beschäftigt. Vor ihm rekapitulierte ich meine Unterredung mit Doktor Menge.

Seit er leidend ist, hat sein natürliches Mißtrauen stark zugenommen.

„Verheimlichst du mir auch nichts, Lori?"

„Ja, was denn, Gustl?"

„Daß es mit mir schlechter steht, als ich glaube. Ich fühle mich elend."

„Nein, bilde dir nichts ein, du erfährst alles, denn du bist zu . . . zu . . . philosophisch (mir fiel augenblicklich ein treffenderer Ausdruck nicht ein), um dich aufzuregen wenn . . ."

„Ja, ja. — Ihr würdet es mir also rund heraussagen, wenn keine Hoffnung wäre?"

„Unter Umständen ja."

samtene Wiesen an den abschüssigen Hängen. Wiesen, mit Blumen besät, mit Gänseblümchen, Glocken, Margariten, Löwenzahn, Zittergräsern und buntfarbigen Blüten, die ich nicht kenne. Mir blieb reichlich Zeit für das Studium der Frühlingspracht. Vom Sanatorium schlupfen zwei, drei Wege, geebnet und gepflegt, sichtbarlich bestrebt, nicht zu kraxeln und nicht steil abzufallen, in den nahen Wald. Und so vielerlei es zu schauen gibt, was mich freut, immer wieder ziehen die weißen, gelben und blauen Blumentupfen in den Wiesen meine Augen auf sich. Sie sind mir vertraut, eine Erinnerung an Liebes. Ich stamme nicht aus den Bergen, ich bin ans Hügelland gewöhnt und liebe auch die Ebene. Das Gut von Max liegt in einer weiten Ebene, wir wohnten dort oft wochenlang, und Jugendeindrücke büßen nie ihren Reiz ein. Gebirge, Hochgebirge ist nur für den Sonntag, für die feierlichsten Festtage, wie ein gotischer Dom, in den man auch nicht alle Tage geht.

Gustls Zimmer ist ein streng hygienisches Krankenzimmer mit einer Metallgarnitur und den unumgänglich notwendigen Holzgegenständen möbliert; weiße Lackfarbe gibt den Ton an, Bilder, Teppiche, Vorhänge fehlen und auffällig angebracht prangt die „Hausordnung", die für gebildete Menschen die selbstverständlichsten Normen enthält. Ich meine das Spuckverbot, für dessen Übertretung die Entfernung aus dem Sanatorium droht, das Rauchverbot und ähnliches. Der kahle Raum macht keinen gemütlichen, nicht einmal einen wohnlichen Eindruck. Praktisch und hygienisch ist er gewiß — aber gesund werden würde ich hier niemals. Wo alles an Bakterien und schweres Kranksein erinnert.

Ich erhaschte einen Augenblick und meldete mich bei Doktor Menge, der — ich genoß es! — in einer regelrecht menschlich ausstaffierten Stube empfängt. Ein mittelgroßer, kultivierter Mann, an dem mir nur der Blick nicht gefällt. Die ziemlich starren, wimpernlosen, kaum merkbar zwiespältigen Augen flößten mir wenig Zutrauen ein, und dazu ein gekniffener Zug um den Mund. Er schob mir gefällig einen Klubsessel hin und ich erstattete ihm Bericht über den Krankheitsverlauf und die Diagnose des Dozenten Meyer. Er verlor über meine Langatmigkeit und meine verlegene Ausdrucksweise nicht die Geduld, was ich ihm hoch anrechne, er teilte mir dann das Ergebnis seiner Untersuchung mit, das sich mit der Wiener Diagnose vollkommen deckt. Morgen schon beginnt die geregelte Kur: Um acht Uhr wird aufgestanden, dann folgen kalte Abreibungen und das Frühstück, diesem das Liegen in der Halle. Von zwölf bis eins ein mäßiger Spaziergang, dann das Mittagessen, hernach abermals Liegen und Ruhen. Gegen Abend nochmals ein kürzerer Spaziergang und Abendessen. Zwischen den Hauptmahlzeiten bekommen die Patienten Milch oder Käse und dergleichen. Ob eine medikamentöse Behandlung eingeleitet würde, fragte ich noch speziell,

der Kirche machte ich ein wenig Halt, sie war sonderbarerweise beleuchtet, aber versperrt. Jemand spielte Orgel, ein Marienlied in Moll. Da geschah plötzlich etwas Merkwürdiges — in der Nähe, hörbar bei offenem Fenster, klimperte ein Klavier und die Barkarole erklang mit energischem Pedalnachdruck. Wie ein Wettstreit hörte es sich an, die Orgel und das Klavier. Verwundert schaute ich abwechselnd auf die helle Kirche und dahin, woher die Offenbachsche Melodie kam, als das Marienlied und fast gleichzeitig die Barkarole endeten — und ich erschrak, denn ich wurde unversehens angesprochen — von der Trauernden, der „Madonna", die, in einem Schal eingemummelt, hinter mir stand. „Gnädige Frau, staunen?" fragte sie, „Sie sind in die Eigentümlichkeiten St. Pankrazens noch nicht eingeweiht. Nicht wahr, die Konkurrenz der Instrumente ist komisch?" Und sofort klärte sie mich auf: „Der alte Pfarrer, ein eingefleischter Musiknarr, verweigerte vor dreißig oder vierzig Jahren als heißblütiger Kaplan einer jungen Frau, die bei einer Bergpartie mit ihrem Mann vom ‚Steilen Zinken' abstürzte, die kirchliche Einsegnung. Die Ansichten damals waren eben von unseren heutigen sehr verschieden und manche Geistliche nannten die Touristik schnaubend einen ‚teuflischen Übermut', der den Langmut Gottes versuche. Der Gatte der Verunglückten war kein Guter und verzieh dem streitbaren Priester seinen kindischen Zelotismus nie. Seit der Katastrophe wohnt er Sommer für Sommer in St. Pankraz und sowie der Pfarrer, was er mit Vorliebe tut, nachts Orgel spielt, reißt der unversöhnliche Witwer sein Fenster auf und bearbeitet das Klavier, tobt förmlich auf den Tasten und hämmert einen Gassenhauer. Zuerst wütete der Pfarrer und verklagte den Eindringling wegen Religionsstörung, hatte damit aber kein Glück; allmählich hat er sich mit der Konkurrenz nolens volens abgefunden. Gelungen, nicht?"

Allerdings gelungen. Wir gingen die kurze Strecke bis zum „Schwan" miteinander. Ich fragte: „Und die Bevölkerung duldet es, daß man ihr geistliches Oberhaupt dermaßen beleidigt?"

„Die Leute sind indolent und schmunzeln nur zu dem Duell."

Vom unversöhnlichen Witwer werde ich Gustl erzählen; er gibt eine originelle Romanfigur.

Das Stubenmädchen hat mir die Personalien vom Nebentisch mitgeteilt: Die ‚Mutter' ist eine Frau Schubert aus Wien, Frau von Curvay, meine „Madonna", ist eine junge Witwe, und der Postmeister heißt Beppo, recte Josef Wasinger. Ich begnügte mich damit, davon einfach Kenntnis zu nehmen und verzichtete auf nähere Details.

Ich weiß nicht, wie er meine Worte aufnahm. Jedenfalls entgegnete er nichts und bohrte die Stockspitze ins Moos. „Sonst behauptete Doktor Menge nichts?“

„Nichts von Bedeutung und er will anscheinend den Verfügungen des Primarius nicht vorgreifen. Du wirst auch selbst gemerkt haben, daß er nicht sehr gesprächig ist, und man alles aus ihm herausziehen muß.“

„Mir gefällt er so, wie er ist.“

Dann ist's ja gut und ich verzichtete gerne darauf, über den Eindruck, den Doktor Menge auf mich machte, zu sprechen.

Abends bot das Speisezimmer im „Schwan“ dasselbe Bild wie mittags, nur die Kinder, bereits im Bett, fehlten; statt dessen saß neben der „Mutter“ und der „Madonna“ eine männliche Person, die ich für einen Offizier hielt, bevor ich neben den zwei Sternen am Kragen ein goldenes Posthorn bemerkte. Aus dem Gespräch, das sie führten, schloß ich, daß es der Postmeister von St. Pankraz ist. Mein Eintritt war sichtbarlich erwartet worden; alle drei starrten mich neugierig an, doch auch ein fortwährendes Herüberspähen, besonders von seiten der pikanten Rothaarigen, hinderte mich nicht daran, Gustav Freytags „Soll und Haben“ zum Schweinsbraten und zur Omelette zu lesen. Zu lesen — ist zu viel gesagt, denn der Nebentisch plauderte so angeregt, daß er mir eine Konzentration auf die Lektüre unmöglich machte. Der Postmeister gab Witze zum besten und die „Madonna“ lachte dazu herzlich. Einmal steckten sie die Köpfe zusammen und tuschelten, und ich bezog das Geflüster auf mich. Ich gönnte den Leuten ihre Unterhaltung, ich amüsierte mich sogar ein bißchen über die „Madonna in Trauer“, die — ihrem schwarzen Kleid nach zu schließen — Schweres erfahren haben muß und in der die Fröhlichkeit der Jugend den Unbilden des Lebens tapferen Widerstand leistet. Ich liebe Mut und die Mutigen. Sie ist eine außerordentlich hübsche Erscheinung, ihr Flammhaar leuchtet über der düsteren Halskrause und das Fesselgelenk ihres Fußes, das sie vielleicht nicht unabsichtlich aus dem Faltenrocke hervorstreckte, ist zierlich und doch kräftig. Mit ihr könnte ich wahrscheinlich Kameradschaft schließen; Schönheit und Grazie erringen meine Sympathien im Sturm.

Die „Mutter“ wohnt im selben Stockwerke mit mir, sie und ihre Kinder störten mich nicht und bloß um Mitternacht regte sich am Korridor etwas, was die Kammertür unseres Stubenmädchens, einer vierschrötigen Bauernschönheit, gewesen sein kann. Die trauernde junge Frau logiert dem „Schwan“ gegenüber in einem villenähnlichen Haus. Sie plauderte nach dem Abendessen noch vor ihrer Haustür ein halbes Stündchen mit dem Postmeister und zum Abschied küßte er ihr die Hand.

Um elf Uhr trug ich einen Brief zum Kasten und begegnete dabei dem Postmeister, der in der Richtung zum „Schwan“ ging. Bei

Von mir und meinen Angelegenheiten wäre nur zu erwähnen, daß ich mich eingewöhnte und zufrieden bin, was nicht bloß bedeutet, daß ich in Ermangelung einer freien Wahl zufrieden sein muß. Der „Schwan“ ist hier das einzig annehmbare, von Bauernkneipen abgesehen, überhaupt das einzige Gasthaus in St. Pankraz. Ein Wesen namens Resi wartet mir auf und kramt (was ich nicht loben will) täglich unter meinen Fläschchen, den Haar- und Zahnwässern, aber ist sonst willig und passabel gelehrig. Das erstaunlich rasche Hinschwinden meines Parfüms muß ich freilich ihrem weiblichen Nachahmungstrieb zugute halten.

Mit den Hotelgästen stehe ich auf dem höflichen und unverbindlichen Grußfuß; da ist eine Frau Curvay, eine blonde Madonna in Trauer, eine Frau Schubert, Mutter zweier gut erzogener Kinder, und verkehrsweise der hiesige Postmeister Beppo Wasinger.

Ein andermal mehr. Ich bange der Ankunft des Primarius Wallnöffer entgegen — von ihm, bilde ich mir ein — hängt mein, hängt unser zukünftiges Wohl und Wehe ab. Er ist gewissermaßen die oberste, inappellable Instanz und beherrscht das Sanatorium mit milder Festigkeit. Man lobt ihn und die Kurerfolge allgemein. Doktor Menge gilt bedeutend weniger, was mich mit Genugtuung erfüllt, denn ich schätze ihn nicht sehr. (Fortsetzung folgt.)

Jungfer Rosinas Weihnachten.

Von **Josef Wichner.** Nachdruck verboten.

Um alles in der Welt nur nicht am 24. Dezember auf die Welt kommen! Wen der Storch an diesem Tage einer Mutter bringt, der hat kein Glück und keinen Stern, er mag's anstellen wie er will, und von allen Seligkeiten, die uns Menschen ohnedies karg zugemessen sind, gibt's für ihn mit der Gnade Gottes nur ein seliges Ende . . . Freilich immerhin das beste, da dann in der Tat alles gut ist.

Der 24. Dezember ist einmal nach dem Kalender der Namenstag von Adam und Eva, und daß dies berühmte Ehepaar durch seinen Ungehorsam gegen Gottes Gebot die gesamte Menschheit ins Unglück gebracht hat, weiß jedes Kind aus dem Katechismus. Sodann ist dieser Tag, wie gleichfalls aus dem Kalender ersichtlich, ein Fasttag, und so fängt's beim jungen Erdenpilger, der so unvorsichtig ist, gerade an diesem Tage zur Welt zu kommen, gleich mit der Fasterei an, und ich glaube kaum, daß er je einmal in seinem Leben in aller Aufrichtigkeit wird sagen können: ‚Nun bin ich satt und vollkommen wunschlos.‘ Fürs dritte beanspruchen

An Frau Josephine Kellander.

4. Juni.

Liebe Mama!

Hier geht alles seinen Gang. Gustav schläft, liest, ißt und arbeitet auch ein bißchen. Die Kur läuft darauf hinaus, den Körper zu kräftigen, so daß er der Bakterien Herr wird. In ein paar Tagen ist selbstverständlich noch kein nennenswerter Fortschritt festzustellen. Vormittags und nachmittags verbringe ich je zwei Stunden an seinem Liegesessel in der Halle, mittags und gegen Abend machen wir gemeinsam die vorgeschriebenen Promenaden auf den vorzüglich angelegten Waldwegen. Seine Stimmung ist so-so, wie es kaum anders sein kann. Wechselnd und ungleich, von Zu- und Zwischenfällen abhängig. Mit Doktor Menge, dem interimistischen Leiter der Anstalt, versteht er sich ausgezeichnet, worüber ich sehr froh bin.

Nun eine kurze Schilderung der Sanatoriumseinrichtungen, soweit sie erwähnenswert sind: Im Mittelpunkt steht die Liegehalle, ein gegen Südwest offener Holzbau, der viel Sonne einfängt. Die Patienten sind da nebeneinander untergebracht, lesen, plaudern, schlafen, empfangen Besuche oder dämmern vor sich hin. Ihre Zahl ist nicht groß, fünfzehn bis zwanzig, mehrere aus dem Ausland, aus Ungarn und Rußland. Zur Gustavs Linken knurrt ein Bulgare bösartig, wenn man zufällig an seine Bettstatt stößt, und zu seiner Rechten liegt eine muntere, das Deutsche ulkig radebrechende Französin, der ihr Leiden den Humor nicht raubte. Sie ist übrigens bereits fast ausgeheilt. Ihr Geplauder zerstreut uns sehr. Fräulein Eugenie Fleury, so heißt sie, schloß sofort mit Gustav und mir Freundschaft, und die Konversation wickelt sich unter zahlreichen gegenseitigen Mißverständnissen halb deutsch, halb französisch ab. Von Beruf Erzieherin und der politischen Gesinnung nach Chauvinistin, weiß sie von ihren Revanchephantasien, die sich gegen Deutschland kehren, so unterhaltsam zu parlieren, wie wir höchstens von der Liebe oder der Kunst. Gustls Urteutonismus repliziert geistreich, so daß Du Dir denken kannst, liebe Mama, wie angeregt es dabei zuweilen hergeht. Sollte ich gelegentlich verhindert sein, ihm Gesellschaft zu leisten, so habe ich an der Mademoiselle eine vollwertige Vertreterin.

Wüßte man nicht, daß man sich in einer Anstalt für immerhin nicht Leichtkranke befindet, so müßte jeder in St. Pankraz Fremde glauben, in eine Kolonie b e s o n d e r s Gesunder eingedrungen zu sein; die meisten Patienten sind eher dick als mager und haben durch den täglich langandauernden Aufenthalt in der frischen Luft, wo sie jedem Wetter Trotz bieten, einen rotbraunen Teint, wie Förster oder Matrosen. Man hustet selten und unauffällig. —

Also zog sie sich gleich der Schnecke verbittert in ihr kleines Haus zurück, mied die Leute oder keifte, wo sie nicht ausweichen konnte und ein ungutes Wort hören mußte, in ohnmächtigem Ärger und begreiflicher Selbstverteidigung und wurde so erst recht als bissige alte Jungfer und buckelte Hexe verschrien, geneckt und der Hetze halber zu Zornesausbrüchen gereizt.

Und hatte so auf der ganzen Welt außer einem seit undenklichen Zeiten studierenden Neffen, der ihr so lange und so oft Liebesbriefe schrieb, bis sie das Verhältnis, das ihr Hab und Gut vollständig in Bier zu verwandeln drohte, jäh und herzlos abbrach, nur zwei Freunde: den lieben Jesus in der Kirche und einen munteren, zahmen, graugelben Kanari in ihrer schlichten Altjungfernstube.

Weil sie in früher Morgenstunde gerne in die Kirche huschte und mit dem, der alle Mühseligen und Beladenen und gewiß auch die Gezeichneten zu sich gerufen, Zwiesprache hielt, war sie die alte Betschwester, und weil sie ihrem Vögelein in angeborener und sonst nicht verwertbarer Redseligkeit lange Geschichten erzählte, war sie der alte Narr, und weil sie dem sauberen Bierfaß von Neffen kein Moos mehr schickte, war sie der alte Geizdrache.

Waren also, wie man sieht, der Gründe mehr als genug, allfort mit vergifteten Pfeilen nach ihr zu schießen und ihr das Leben so sauer als möglich zu machen.

Begreiflich, daß der arme Pechvogel nie mit rosigen Hoffnungen der nächsten Stunde entgegensah, daß Jungfer Rosina schon wußte: kommt der Tag, bringt der Tag . . . sicher ein Unheil oder eine Bosheit.

Wie mochte sich da erst der fünfzigste Geburtstag einstellen! Ach, er strafte die voraussehende Besorgnis wahrlich nicht Lügen.

Es war Jungfer Rosinas Gewohnheit, gleich nach dem Aufstehen ihren lieben Pips, den graugelben Kanari, zu betreuen, denn, meinte sie, Menschen können sich selber helfen, eingesperrte Tierlein aber nicht, und so wäre es Sünde, sich ihrer nicht vor allem anzunehmen.

Aber . . . was mußte sie sehen! Der Pips lag im Sande des Käfigbodens auf dem Rücken, hatte die zarten Krällchen fest zusammengekrampft und an die Brust gepreßt, das Köpflein zur Seite geneigt, die winzigen Schwarzäugelein geschlossen . . . er war tot.

Kein Wunder wäre es gewesen, wenn Jungfer Rosinas Herz ob des Verlustes ihres Lieblings, des einzigen irdischen Wesens, mit dem sie vertraute Zwiesprache gehalten . . . war ja sein Gesang ihr verständliche Rede und wohlige Teilnahme . . . plötzlich still gestanden wäre. Was sie sich mühte, dem kalten Körperchen unter einem Strom von Tränen Leben einzuhauchen, das Köpfchen mit Tropfen belebenden Wassers zu

an diesem Tage die bereits lebenden, in Hemdlein, Röcklein und Höslein herumkriechenden und herumhüpfenden Kinder, zu denen ja das Christkind mit seinen Gaben kommt, jegliche Aufmerksamkeit und Fürsorge der Eltern. So haben die Väter und Mütter keine rechte Zeit, sich um den neuen Weltbürger zu kümmern und so ist der erste Schritt ins Leben, wenn das Wort „Schritt“ hier am Platze ist, auch das erste Glied einer Kette von Leiden, also daß sich, wie eine gewissenhafte Statistik ausweist, nicht wenige bald wieder davonmachen und aus dem Erdenstaube zu den lieben Englein ins Paradies fliegen.

Und wer trotz allen Mißgeschickes groß und stark und alt wird, und ihr fragt den Greis oder die Greisin, wie die Mahlzeit geschmeckt habe, ach, da wird selten eines behaglich schmunzelnd gestehen: Gut war's und fein war's.

Freilich soll dies mehr oder weniger von allen Menschen gelten; aber gilt's von den andern weniger, so gilt's von den am heiligen Abend Geborenen mehr, und da ich den Beweis für diese Behauptung augenblicklich nicht erbringen kann, mögen sich die Leser gedulden, bis ich alle, so Adams und Evas Tag ihren ersten nennen, über ihren zweifelsohne sehr trübseligen Lebenslauf befragt habe.

Von der Jungfer Rosina weiß ich's, denn die war so ein Unglückskind und ist in seeleumnebelnder Einsamkeit alt und grau geworden, und hat sich, obgleich sie im Besitze einiger Sparkassebücher und eines eigenen Häuschens einen Mann leicht hätte ernähren können, nicht ein einzigmal einer angefragt, ob sie gewillt wäre, ihm die Hand zum Bunde zu reichen. Und ist dies doch vielfach die einzige Genugtuung alter Jungfern, die nicht unter die Haube kamen, daß sie sich damit brüsten, sie hätten sich gar wohl verheiraten können und an Bewerbern sei wahrlich kein Mangel gewesen, wenn sie nur gewollt hätten.

Der Jungfer Rosina blieb selbst dieser Scheintrost versagt, denn sie war nicht richtig gewachsen: eine Schulter war zurückgeblieben und der Rücken dafür zu hoch geraten und die ganze Gesichtshälfte entstellte ein häßliches Muttermal. Mit so einer Frau wollte denn doch keiner der eitlen Männer Staat machen. Und wie die Menschen leider schon sind, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. und die „Gezeichneten“ gelten, sie mögen seelisch noch so gut geartet sein, seit jeher als Zielscheibe böswilliger Anrempelung, aus der Luft gegriffener Verleumdung und ätzenden Spottes.

Der Jungfer Rosina ging es um kein Haar besser und sie war ein um so geeigneteres ‚objectum foppabile‘, da sie, statt ihr Gebresten zu verbergen, was ja die meisten Weiblein meisterhaft verstehen, selbe durch unvorteilhaft-altmodische Kleidung wie absichtlich zur Schau trug und so in der Tat einer Vogelscheuche glich.

vieh ver . . . endet und da hab i mir denkt, was Lebigs mueß so a alts, einschichtigs Weiberl scho um sich haben. Na . . . weil d Jungfer no allweil nit heiraten mag, daß es d' Mannsleut verjagt, s Hunderl, die d' Jungfer absoluti haben wollen. Wär eh a schöns Tierl, 's Azorl, wenns alle Haar hätt und guet a . . . nur a weng gschreckt . . . weils d Jungfer no nit kennt. Huß . . . Azorl . . . schau dirs guet an . . . 's liebe Frauerl . . . gib ihm a Busserl."

Damit zuckte der rohe Mensch den Hund gegen die Jungfer Rosina und der Hund knurrte und schäumte vor Wut . . . und die Rosina schließlich auch . . . vor Empörung über die herzlose Gemeinheit.

Nun . . . wenn die Rosina anfing zu predigen, dann bekam ihr Feind den ihm gebührenden Text zu hören und so ging denn über den Hundehändler ein ordentliches Donnerwetter und ein ausgiebiger Wolkenbruch nieder und er erhielt mehr Titel als der titelreichste Großwürdenträger irgend eines Reiches . . . nur nicht so schöne. Das aber hatte der Bursche eben gewollt. Er schüttelte sich vor Lachen und schlug lachend die Türe hinter sich zu.

Dies war also die Zugabe zum leidvollen Mittagmahl.

Selbstverständlich ging das nun so weiter; denn . . . die Erfahrung lehrt: bei einem Mißgeschick an einem Tage bleibt's nie. Hat die Magd in der Frühe ein Glas zerschlagen, so zerschlägt sie ein Stunde später bestimmt eine Vase, während des Mittagschläfchens kommt der Schneider mit einer unbezahlten Rechnung, am Nachmittag erscheint der kleine Karl oder Seppl mit der zerrissenen Hose, am Abend nehmt ihr, wenn der Brief geschrieben ist, statt der Sandbüchse zur Abwechslung das Tintenfaß und wenn ihr einschlafen wollt, fangen die Nachbarn zur Rechten und zur Linken an, ihre Klaviere zu peinigen oder es beginnen die blutdürstigen Wanzen ihre geheimnisvollen, nächtlichen Umtriebe.

Also blieben auch der Jungfrau Rosina dergleichen weitere Fügungen eines boshaften Geschickes zur Feier ihres fünfzigsten Geburtstages nicht erspart.

Wie sie beim Tröster aller leidenden und kummerreichen Weiber, beim wohlig duftenden Kaffee, saß, brachte der Bote einen Brief . . . vom Neffen, mit dem sie gebrochen hatte. Schon wollte sie ihn uneröffnet der Ofenglut überantworten, aber der fromme Gedanke an den kommenden Tag des Heiles hielt sie davon ab . . . sie wollte nicht herzlos sein, da des Gottmenschen Herzen in Kindes Brust für uns zu schlagen anhub.

Wäre sie doch ihrer ersten Eingebung gefolgt. Denn der Taugenichts schrieb, er sei nunmehr (wahrscheinlich infolge der langwierigen Studien und wiederholten Prüfungsdurchfalles) völlig bankerott . . .

erfrischen, daß die lieben Korallenäuglein sie wieder anblicken, daß das Schnäbelchen sich zu einem Atemzug öffnen möchte.

Vergebens . . . das Vögelein, das ihr so oft in seltener Zahmheit auf den Fingerspitzen gesessen und in noch seltenerer Geduld ihre unendlichen Altjungfernreden und Geschichten und Klagen angehört und ihr die Samenkörnlein und das süße Backwerk aus dem Munde gepickt hatte, war nicht mehr zum Leben zu erwecken.

Demnach entschloß sich die verlassene, nun erst ganz einsame Jungfer, für ein anständiges Begräbnis zu sorgen. Das starre Körperchen ward in einem Pappschächtelchen auf schneeweiße, flaumige Wolle gebettet, das Särglein mit Rosabändern umwunden und in den kleinen Garten getragen, der das Häuschen von der Straße schied. Eine Grube unter dem Fliederbusch, der mit seinen kahlen Zweigen tot schien und doch, wie er in jedem Lenze mit dichtem Laubwerk und dem süßen Dufte seiner violetten Blütentrauben unwiderleglich bewies, langlebiger war als so ein Tierchen, nahm die kleine Leiche auf und das darüber gebreitete Erdreich war naß von den Zähren Rosinas.

O ihr Leute alle, wenn ihr noch ein Herz habt, verlacht mir nicht der alten Jungfer fast kindisches, aber eigentlich doch rührend kindliches Gebaren, spottet mir nicht ihres Schmerzes und ihrer Verzagtheit eines so unbedeutenden und leicht zu ersetzenden Verlustes halber. Der wahre Wert der Dinge liegt nicht in ihnen, sondern im Gemüte. Woran das Herz hängt, das allein gehört dem Herzen und schafft im Besitze unsägliches Glück, im Verluste unsägliches Leid. Nicht den Diamanten will das Kind zum Spielen, sondern die Glaskugel, und der Bursche, der die Kuhdirn ins Herz geschlossen hat, tät sich schön bedanken, wenn er die Prinzessin heiraten müßte.

Nun . . . der Plattenbruder, der zu einer Lücke des efeuumrankten Gartenzaunes auf die Bestattung des Pips grinste und dessen rote, aufgedunsene Fratze verriet, daß ihm der Schnaps das Liebste auf der Welt war, der vermochte Jungfer Rosinas Leid freilich nicht mitzufühlen. und so verabredete er sich mit einem gleich rohen Gesellen zu einer Hetze, mit der sie sich in der Schenke brüsten könnten.

Als Jungfer Rosina, um mit dem Dichter zu sprechen, ihr Mittagbrot in Tränen aß, ertönte die Klingel und ein zerlumpter, borstiger Kerl erschien in der Türe mit einem Hunde von abstoßender Häßlichkeit und schreckbarer Bosheit. Fortwährend sträubte das Tier die wenigen roten Haare, die ihm die Räude gelassen und rollte die Augen und fletschte die Zähne und knurrte und bellte und wollte auf die entsetzte Rosina losfahren.

Ob das Fräulein nicht das Hunderl kaufen möchte, fragte der ungute Patron. „Wissens, i hab läuten ghört, es sei Ihne das Vogel-

Am rechten Seitenaltare war die Weihnachtskrippe aufgebaut worden: Bethlehem mit seinen Häusern und Ruinen und Weiden und Schafen und Hirten, die Grotte mit vorspringendem Strohdach und daran befestigtem Goldflimmerstern, Maria und Josef, mit andachtsvoll gefalteten Händen über die Krippe gebeugt, in der Krippe auf dem Strohlager das heilige Kind, trotz der schreckbaren Winterkälte nur in eine armselige Windel gewickelt, dahinter die milden Tiere, der Ochse und der Esel, das frierende Jesulein mit dem Hauche ihres Atems erwärmend.

Und vor dem Bildwerk mit all seiner naiven Kunst kniete der mißratene Radmantelkegel Jungfer Rosinas und fand im Leiden des göttlichen Kindes einen Trost und eine Ermunterung, das eigene Leid, so sehr es auch drücken mochte, in Geduld und Ergebung zu tragen. Und in ihre Betrachtung versunken, lebte und litt ihr das Jesulein, als seien nicht bald zweitausend Jahre seit jener hochheiligen Nacht vergangen, in völliger Gegenwart, und herzwarmes Mitleid erpreßte ihr manchen Seufzer, also daß sich die Nachbarn gegenseitig in die Hüften stießen und ob des Sonderlings zu kichern anhuben.

„Mein Gott“, so träumte die alte Seele . . . „so ein armes, armes Kind. Kaum ist's auf der Welt und muß schon so schwer unter der Winterkälte leiden. Hat kein warmes Bettlein und kein warmes Stüblein . . . nur ein Strohbett, und der Eissturm bläst herzlos in die Stallhöhle, die nicht einmal eine Tür hat. Und so hat's angefangen mit schwerem Leid und ist ganze dreiunddreißig Jahre eine Kette von Leiden bis zum entsetzlichen Tod am Kreuze. Und alles, alles für uns arme Sünder . . . freiwillig . . . aus lauter Liebe und Erbarmnis. Ach . . . um wieviel besser hab's ich. Habe ich nicht meine warmen Kleider und mein liebs Häusl und mein guts Bett und auch weiters keine Not? Und da tu ich allweil raunzen und jammern, wenn mich Gott mit Wehtat heimsucht, und schimpfen, wenn dumme Leute mich hänseln. Und gräme mich wegen dem bißchen Buckel und dem bißchen Muttermal . . . als ob so eine alte Zwiderwurzen, wie ich eine bin, noch schön sein müßt. Mein Herr und Gott, ich opfere dir auf all mein Leben und all mein Leiden, meine Einsamkeit und meinen Höcker und meinen Pips, der noch meine einzige Freud ist gwesen. Ich opfere dir auf den räudigen Hund und die alte Katze und die zwei Schnapslumpen und meinen ganzen fünfzigsten Geburtstag, der mir nur Leid gebracht hat.“

Da ward ein großes Geräusch in der Kirche. Auf dem Musikchore gab's ein Getrampel kräftiger, junger Füße und beschlagener Schuhsohlen, die Beter erhoben sich, etwelche alte Weiblein und mühselige Männlein, die in ihren Bänken allfort schlafend in sich zusammen-

physisch und moralisch. So gebe es für ihn nur zwei Auswege aus der fürchterlichen Klemme: Entweder ... den ‚Revolver' oder ... ‚Amerika'. Wenn die Tante keinen Selbstmörder zum Neffen und damit zeitlebens schlaflose Nächte mit mörderischen Gewissensbissen haben wolle, möge sie ihm das Reisegeld schicken. Er würde es als Abfindungssumme betrachten und dann nie mehr etwas von sich hören lassen ... womit er der Tante einen großen Dienst zu erweisen gedenke.

‚Revolver' oder ‚Amerika'?

Nun denn ... in Gottes Namen doch lieber ... ‚Amerika'!

Und nun kam's wie bei einem Brande, wenn der Eimer von Hand zu Hand wandert. Jungfer Rosina ging zur Sparkasse, die Sparkasse zur Post, die Post zum bankerotten Studenten, der Student ... nach Amerika ... um seinen Jammer zu vertrinken. In einem Vororte der Universitätsstadt wohnte nämlich ein guter Wirt, der war einmal in Amerika gewesen und hieß darum der Amerikaner und sein Haus das „Hotel zur neuen Welt", und also war der Lump richtig nach Amerika gegangen. Es ist doch eine Hauptheze, wenn man so einen alten Geizdrachen von Tante hinters Licht führen und ihr die zu einem ordentlichen Studentenleben unumgänglichen Moneten herausschwindeln kann.

Das liebe Brieferl also erhielt die Jungfer Rosina zum Kaffee. Am Abend aber, da sich die Nacht breit auf die alte Erde gelegt hatte und dunkeläugig und mit einem gespenstischen Mohrenantlitz in die Fenster starrte, kam ein anderer Schnapsbruder in die Küche, wo sich Rosina eben ihr Süpplein wärmte, und der brachte eine alte, zahnluckete, fauchende Katze ... eine Hexe zur andern, wie er sagte und ward nicht nur mit einem Schwall von Worten, sondern mit einem Kübel voll eiskalten Wassers begossen, worauf er sich fluchend aus dem Staub machte und überall erzählte, was die Alte doch für ein böses Luder sei, das keinen Spaß verstehe.

Und nun kam die stille Nacht, die heilige Nacht, die uns im Herrn das Heil gebracht. Als um elf Uhr die Glocken ihre ehernen Stimmen erhoben und eine ganze Stunde lang in weithin schallendem, harmonischen Zusammenklang das wundervolle Geschehnis kündeten, das einst eine neue Ära geschaffen, da verließ Jungfer Rosina ihr Häuschen, das heute wieder einmal so viel des schweren Herzeleides und so viel des durch der Menschen Bosheit heraufbeschworenen Ärgers gesehen und wandelte im alten Urgroßmutterradmantel gleich einem mißratenen Schattenkegel der auf einer Anhöhe stehenden Kirche zu, deren hell erleuchtete Fenster lange Strahlen in die Finsternis hinaussandten, indes die ewigen Sterne mit lieblichem Glitzern auf die erlöste und dennoch in den Banden böser Triebe schmachtende Menschheit herniederschauten.

die Leichen der Kesselflickerfamilie, Mann, Weib und drei Kinder, alle mit schreckbar blauen, aufgedunsenen Gesichtern, und wiederum im Krankenzimmer des Spitals ein armes, kleines, röchelndes Mädchen, das aus dem Glück der Bewußlosigkeit mählich ins Unglück des Leben zurückkehrte und als Gemeindekind wohl nirgends ein Fünkchen Liebe finden würde.

Und im Erwachen, da die Sinne noch befangen waren und der Geist Traum und Wirklichkeit nicht recht zu scheiden vermochte, wähnte sie, eine göttlichmilde Stimme zu vernehmen, und die sprach: „Siehe . . . nackt liege ich in der Krippe . . . o, so bekleide mich. Mich hungert . . . o, so speise mich. Mich dürstet . . . o, so tränke mich. Krank bin ich . . . o, besuche mich . . . Laß das Kindlein zu dir kommen, denn alles, was du ihm tust, hast du mir getan . . . Und säe Liebe, dann wirst du auch Liebe ernten.“

Da verklang die Stimme in ein schwaches Säuseln . . . es war der Morgenwind, der dem Häuslein und den kahlen Bäumen etwas zuflüsterte, was nur Sonntagskinder verstehen können.

Jungfer Rosina aber erhob sich mit dem festen Entschlusse, sich des Kindes anzunehmen, das der Gemeinde zur Last fallen sollte.

Der Bürgermeister zog sein Gesicht gewaltig in Falten, als die in der ganzen Stadt als bissige Alte verschriene Jungfer Rosina daherkam. Ob sie nicht wisse, daß am heiligen Tage nirgends in der ganzen Welt amtiert werde, schnurrte er sie an. Wie sie aber meinte, zu einem guten Werke sei kein Tag zu heilig, und wie sie mit ihrem Anliegen herausrückte, ließ er sich doch herbei, ausnahmsweise zu amtieren; denn er wäre ein schlechter Bürgermeister gewesen, wenn er sich gegen solch willkommene Lastenabschüttelung lange gewehrt hätte, und da das einschichtige Weibsbild sich und ein Kind erhalten konnte, wurde ihr das Jultscherl gerne zugesprochen und, nachdem es der Arzt außer Gefahr erklärt hatte, in ihr Eigentum übergeben.

Dauerte nicht gar lange, so war die Vergangenheit aus dem Gedächtnisse des zweijährigen Kindes weggewischt und die blanke Tafel ließ sich mit all der so viele Jahre zurückgehaltenen Liebe willig beschreiben: Junfer Rosina war glückliche Mutter geworden und hatte in Erfüllung ihrer süßen Pflichten und in des Kindes Gedeihen und Gegenliebe sogar den Kanari bald völlig vergessen.

So sehr wir die Tiere lieben sollen . . . ein Mensch ist halt doch mehr als selbst der zahmste Pips oder der treueste Karo.

Und nun vollzog sich noch ein Wunder, das ich mir kaum anders erklären kann als durch die Geschichte vom Hunde des Zimmermeisters Werner. Ich muß sie erzählen.

Zur Linken der Straße, die aus der Stadt ins Waldtal führt, hat der Zimmermeister Werner sein Holzlager, umzäunt, von Trenk,

gesunken waren, schraken auf, der Pfarrer besprengte, durch den Mittelgang schreitend, die Gläubigen mit dem geweihten Wasser und alles strömte dem Tore zu, das seine zwei Flügel weit geöffnet hatte. Jungfer Rosina hatte der feierlichen Weihnachtsmesse gar nicht geachtet, hatte nicht gehört den lieblichen Gesang und das sanfte Flötenspiel der Hirten und nicht des Glorias jubelnde Harmonie, war nicht aufgestanden beim heiligen Evangelium, hatte sich nicht bekreuzt bei der heiligen Wandlung und nicht reuig an die Brust geklopft bei der heiligen Kommunion und . . . hatte doch besseren, Gott gefälligeren Gottesdienst gefeiert, als alle in der Kirche.

Auf dem Heimwege durch dunkle Gassen gingen etliche Weiber von der schwatzhaften Sorte hinter ihr her und besprachen das traurige Ereignis der vorhergehenden Nacht.

„Na“, sagte eine heisere Stimme, von öfteren Hustenanfällen unterbrochen, „ist auch ein Blödsinn, die Ofenklappe zu schließen wegen dem bißl Wärme, was es mehr gibt. A Kesselflicker sollt das schon wissen, daß der Rauch an Abzug haben muß, wenn man nit ersticken will.“

Und eine kreischende Stimme, völlig ein Akkord von unmusikalischen Geräuschen, in dem der Grundton eines kräftigen Pessimismus vorherrschte. entgegnete: „Mei . . ., leicht hat er's wollen, der Smrczek, der böhmische Bjuff Ist ihm schon zu trauen, dem Lumpen! Hat eh sei Weib allweil gschlagen und seine Kinder hungern lassen in aner elenden Spelunken, wos Wasser von den Wänden rieselt und alls verschimpelt. Und jeden Tag, den Gott gibt, an Rausch. So aner will si halt die Last vom Hals schaffen, auf daß er noch mehr saufen kann.“

Darauf eine dritte, weiche, etwas zaghafte Stimme, wir sind nämlich stets zaghaft, wenn wir eine böse Rede zum Guten wenden wollen: „Aber Frau Meier . . . nacher wär er doch nit selber erstickt samt seinem Weib und den armen Kindern?“

Und die heisere Husterin: „Da mag d Nachbarin recht haben. Aber wie das kleinste, die zweijährige Jultscherl, mit dem Leben davon ist kommen, das ist schier a Wunder. Ist recht a liebs Ding. Mein . . . was wird denn jetzt mit dem armen Hascher gschehen . . . so ganz alloan auf der Welt?“

Und die kreischende Frau Meier mit dem Grundton eines kräftigen Pessimismus: „Wär eh besser, es wär a eingschlafen. Na . . . jetzt hat halt die Gmoa wieder an Fratzen mehr auf dem Hals . . .“

Da bogen die Weiber in eine Seitengasse und Jungfer Rosina ging nachdenklich und voll des Mitleids mit der armen Kesselflickerfamilie ihrem Häuschen zu.

Und in den Träumen eines unruhigen Schlafes sah sie das Jesulein in seiner Blöße vor Kälte zittern, und wiederum in der Totenkammer

Von dieser Stunde an war der Trenk der Held des Tages. Die Zeitungen sangen sein Lob, die Behörden erwogen, ob man ihm nicht die Rettungsmedaille verleihen solle, in den Gasthäusern sprach man eine Woche hindurch nur vom Hunde des Zimmermeisters, jeder Junge, der den Trenk je einmal gereizt hatte, bekam seine Prügel, und der Junge, der sich unterstand, das Tier nach der selbstlosen Heldentat ferner zu necken, ward von den Kameraden gebläut.

So ist der Trenk der Liebling der ganzen Stadt geworden.

Und die Jungfer Rosina?

Ein völliger Stimmungsumschwung vollzog sich, da ihr Liebeswerk bekannt worden war. Nein ... das hätte man der Person nicht zugetraut, daß sie ein elendes, verwahrlostes Kind zu sich nahm und es, wie man täglich beobachten konnte, mit himmlischer Geduld und aller Aufopferung, deren nur ein Mutterherz fähig ist, pflegte. Allen Respekt. Und jedermann achtete die Jungfer Rosina und war bestrebt, durch kleine Gefälligkeiten das Vergangene vergessen zu machen.

Wie sagt doch die Schrift? „Liebet eure Feinde und tuet Gutes denen, die euch hassen!“ Nicht widerbellen macht aus Feinden Freunde, sondern die Guttat. Ja sie tut noch mehr: sie versöhnt mit sich selbst, macht das eigene Herz mild und umgänglich, wie ich's von Trenk und von der Rosina bestimmt weiß.

Der Trenk hat's wieder auf Holzdiebe scharf ... sonst läßt er sich von allen ehrlichen Leuten und selbst von den Gassenjungen zwischen den Pfählen der Umzäunung hindurch streicheln, und die Jungfer Rosina hat das Schimpfen und Schelten, das Keifen und Keppeln ganz verlernt.

Schön ist sie freilich noch immer nicht geworden, aber Gutheit ist mehr als Schönheit, und das Jultscherl sieht weder den Höcker noch das entstellende Mal, sondern nur die treuen Augen, in denen das Herz liegt.

Zu kindisch.

Von Fritz Stüber-Gunther.*

Guten Morgen wünsch ich, womit kann ich dienen? fragte katzbuckelnd der Spielwarenhändler, indem er die zweite der beiden Gaslampen über dem Ladentische entzündete; fügte aber sogleich in weit weniger verbindlichem Tone hinzu: „Ah so, Sie san s nur, Frau Lackinger!“

In der Tat sah die vorzeitig ergraute, hagere Frau mit Kopftuch und abgeschabtem Lodenkragen, die in früher Vormittagsstunde den halb-

* Aus dem soeben im Verlage Robert Mohr, Wien, erschienenen, reizend-gehaltvollen Wiener Skizzenbüchlein „Vom alten Schlag“ von Fritz Stüber-Gunther.

dem Bernhardiner, sorglich bewacht. Und es ist die Umzäunung hoch genug, daß der Trenk nicht heraus kann. Er hat auf der Straße ohnedies nichts zu tun. Er soll nur nächtliche Diebe vom Einstiege abhalten oder die eingestiegenen Spitzbuben mit der Muskelkraft seiner Riesenpfoten auf den Boden drücken, bis der Herr zur Audienz erscheint. Also wandelte er ohne Kette gemächlich auf dem Bretterhaufen umher und war im übrigen ein gutmütiges Tier, dem man wohl gewogen sein konnte.

Aber die Gassenbuben, die da die Straße beherrschten, konnten es nicht unterlassen, den Trenk zu necken, ihn, wenn er in der Nähe des Zaunes Siesta hielt, mit Ruten in die Nase zu kitzeln, Steine über den Zaun zu werfen, ihn mit „Huß . . . huß . . . ein Dieb" zu vergeblicher Durchsuchung des seiner Obhut anvertrauten Lagers anzuspornen und ihn, wenn er mit enttäuschtem Gesichte geschlichen kam, zu verlachen. Begreiflich, daß der Trenk so kein Freund der Gassenjungen war, daß er sich knurrend ärgerte, wenn so ein barfußer Hosenhemdler vorüberging, daß er wütend bellte, wenn sich die Kerle am Zaune zu schaffen machten und ihn reizten. Also war er verschrien und berüchtigt als bissiger Köter und der Zimmermeister bekam jeweils von den besorgten Eltern der guten Jungen, die keinem Tierlein etwas zuleide täten, alles eher als freundliche Worte zu hören.

Nun begab es sich, daß einer dieser Bengel auf einen ganz absonderlichen Spaß verfiel. Er warf dem Hunde jeweils eine Wursthaut zu, und als das Tier so zutraulich gemacht war, reichte er ihm durch den Zaun hindurch, in die Spalte eines Stabes gezwängt, einen glühenden Zigarrenstummel.

Ob dieser Gemeinheit und Roheit nun empörte sich der Trenk dermaßen, daß seine Augen mit Blut unterliefen, daß ihm der Schaum aus der Schnauze troff und daß er, gewillt, den Burschen in Stücke zu zerreißen, mit einem gewaltigen Satze den Zaun übersprang.

Mit einem Aufschrei tödlichen Schrecks flüchtete der Tierquäler auf die andere Straßenseite und . . . plumpste in den tiefen Fluß, der die Straße zur Rechten begleitete. Der Hund wie rasend hinter ihm drein. Und . . . packte den Jungen, der sicher ertrunken wäre, bei der zum Glück gut gedoppelten Hose und schwamm mit ihm, aus aller Kraft rudernd, ans jenseitige Ufer und schleppte den Bewußtlosen ans Land und stand nun neben ihm und keuchte mit lang heraushängender Zunge in schnellen Atemstößen und . . . tat dem Knaben nichts zuleide. Im Augenblicke der Gefahr hatte das brave Tier völlig vergessen, was ihm der Gassenjunge angetan, völlig vergessen, daß er ihn in Stücke hatte zerreißen wollen . . . nur retten . . . retten . . . retten . . . so hatte es der Schöpfer ihm ins Herz gelegt und diesem Befehl hatte er . . . auch dem Feinde gegenüber gehorcht!

hat. Wann ma so was no amal vorkommt, so muß er gehn, stantepeh, vor m heiligen Abend no."

„Jessas und Josef, das werdn S uns do net antuan, Herr von Heller!"

„Ja, ja, es is net anders, auf die Art hilft er mir ja net, der Bub, sondern halt't mi eher auf . . . Hermann! Komm amal her da! Hermann! Er hört schon wieder net. Im Magazin is er hinten, die neuchen Zauberlatern mit Kinematograph soll er aus die Kisten nehmen, die was gestern ankommen sein, weil gar a so a große Nachfrag is danach . . ."

Herr Heller ging nach dem Hintergrunde des Ladens, auf eine offene Tür zu, aus der von fern und ferner mehrere Gasflammen schimmerten. Immer wieder „Hermann!" rufend, verschwand er im Magazin. Nach etlichen Minuten kam er zurück, aber sein Gesicht war jetzt rot und zornig und mit der Rechten zog er einen bleichen und schwächlichen, eingeschüchterten und verlegenen Knaben heraus: „Na also, da hat man s ja wieder! Ob i s net gahnt hab! Statt daß er sich tummelt, hockt er bei einer offenen Schachtel und tandelt mit einer Zauberlatern herum. Statt daß er arbeit't — spielt er halt! Jetzt sein S Zeugin, Frau Lackinger, und können selber aufrichtig sagn, ob mir mit so ein Ghilfen gedient is oder net!"

„Aber Hermann", schmälte die hagere Frau fast weinend, „hast denn gar kein Einsehgn, wirst denn du gar net vernünftig werdn? Vierzehn Jahr bist schon bald alt und no allerweil weißt nix vom Ernst des Lebens, no allerweil bist so kindisch, no allerweil denkst auf nix als wie aufs Spieln! Du mußt do gscheit sein, du mußt di do dem Herrn von Heller dankbar zeign, daß er di in sein Gschäft aufgnommen und m Vatta und mir damit eine große Last abgnommen hat. Begreifst denn das net?"

Der Knabe beteuerte mit heißen Wangen und zitternden Lippen, daß er es begreife und sich von nun an alle erdenkliche Mühe geben wolle.

Ein wenig hoffnungsvoller verließ seine Mutter den Laden, nachdem sie nochmals um Nachsicht und Geduld gebeten hatte . . .

Bis gegen drei, vier Uhr nachmittags ist der Geschäftsverkehr im Spielwarenhaus Heller ziemlich flau, und jede einzelne Kunde kann darum unter den mannigfachen Vorräten so lange wählen und prüfen, wie es ihr beliebt. Jeder einzelnen steht der junge Hermann Lackinger mit Feuereifer und Höflichkeit und Sachkenntnis zu Gebote und jedes Stück Spielzeug lobt und beleuchtet und erläutert und „emballiert" er so zärtlich umständlich, als könne er sich nur schweren Herzens von ihm trennen. Mit erneuter kopfschüttelnder Mißbilligung sieht ihm sein Chef

dunklen, über und über vollgepfropften, muffelnden alten Spielzeugladen betrat, nicht danach aus, als ob sie große Weihnachtseinkäufe besorgen wollte.

„Weil i grad vorbeigeh“, sagte sie und trat bescheiden näher, „und weil i mir denkt hab, jetzten habn S no am ehesten Zeit für mi, Herr von Heller, so möcht i halt nachschaun — so möcht i halt nachfragn — so möchten wir uns halt erkundigen, i und mei Mann, wie S alsdann zfrieden sein mit unserm Buben, mit n Hermann.“

Der Angeredete hantierte mit einem Staubwedel, rückte verschiedene Gegenstände zurecht und zog die Brauen zusammen: „Wie i zfrieden bin? No, gar so arg aus is s net mit meiner Zfriedenheit. I könnt mir schon an brauchbarern Lehrbuben vorstelln als wie Ihnern Hermann.“

„Oje, oje, oje, das hör i aber gar net gern, Herr von Heller, da machen S uns a große Sorg und Kümmernis mit so aner Auskunft. Is er faul, der Bub? Oder stellt er si recht ungschickt zum Gschäft? Oder folgt er Ihnen am End net?“

„No naa, über das alles könnt i net klagn. Aber kein rechten Ernst zeigt er halt net, die Spielereien interessiern ihn viel mehr als wie die Kundschaften, mit ein Wort — z kindisch is er no, als daß ma si auf ihn ordentlich verlassen könnt.“

Die Frau seufzte tief auf: „Z kindisch is er! No ja, da hat ma s wiederum! Wegn dem habn mir n ja aus seiner früheren Lehr wegnehmen müssen, dort habn s uns dasselbe gsagt. Vierzehn Jahr wird er schon am Februar, in dem Alter müssen si tausend und tausend andere ihner Brot verdienen, aber er hat halt sein Kopf no allerweil nur auf Kindereien. Drum warn mr ja eben so ztod froh, mei Mann und i, daß n Sö gnommen habn, Herr von Heller, das wär so der richtige Beruf für ihn, habn mir uns denkt —“

„Scheint aber doch net der Fall z sein“, brummte der Spielwarenhändler, „im Gegenteil, möcht i beinah sagn, grad bei unsern Gschäft hat er die meiste Glegenheit zum Spieln, zum Kindischsein, und die mißbraucht er, daß einem mannigsmal die Geduld reißt. Statt daß er dazuschaut, daß alle Kundschaften so gschwind wie möglich bedient werdn — der Andrang is natürlich jetzten groß und grad in unserer Bransch muß man die letzten Täg vor Weihnächten ausnutzen — steht er halbe Stunden lang bei einer einzigen, die vielleicht nur um a paar Sechserln was einkaufen will, der er aber alles Mögliche zeigt und erklärt und demonstriert, was ihm selber am besten gfallt, dem Kindskopf, dem Spielratzen. Gestern auf d Nacht erst hab i deswegen mit ihm ein Auftritt ghabt, weil er mitten im bummvollen Gwölb, wo fufzg Ungeduldige hunderterlei Wünsch ghabt habn, a Kasperltheater auspackt und aufgstellt und a ganzs Stuck drauf zum spieln angfangt

ganze Pastete auf dem Boden mitten unter den erschreckt zurückweichenden Kunden, und ein bläulich brennendes Bächlein schlängelt sich über die Dielen, und die Lokomotivräder schwirren noch ein Weilchen hilflos in der Luft.

* * *

Der Tischlergesell Hermann Lackinger der Ältere und seine Frau feierten einen trübseligen Christabend. In ihrem ärmlichen Zimmer saßen sie bei einer schlecht brennenden Lampe am karg bestellten Weihnachtstische und fingen Grillen und sorgten sich um die Zukunft.

„Jetzt haßts alsdann wiederum a neuche Lehr suachen für den Mistbuabn, den patscherten, jetzt hat er si s richti wiederum verscherzt in so an guaten Haus, wia s das Hellerische is. I kann kan Zorn habn aufn Herrn von Heller, i verdenk eahm s net, daß er n außigschmissen hat, den kindischen Tolpatsch!“ Also Herr Lackinger. Frau Lackinger aber sagte: „I waß net, wo er das her hat um Christi willen, der Bua! Tuat er s uns z Fleiß oder is er wirkli no so dumm? Wia i so alt war wia er, da hab i net nur für mi selber allani, sondern ah scho für meine jüngern Gschwister sorgn müaßn. I wett, wann i jetzten in die Kuchel nausschau — er denkt net nach, was er angstellt hat und was weiter werden soll, naa, er is scho wieder mitten im Spieln drin . . .!“

Frau Lackinger kannte ihren Erst- und Eingebornen sehr gut. Der saß in der Küche, in die ihn elterliche Entrüstung verbannt hatte und die nur vom „Gang“ aus schwach erhellt war, auf dem Fußboden und hatte die Eisenbahnlokomotive, die an seiner plötzlichen Entlassung schuld war, zwischen den Beinen.

Hauptsächlich aus Zorn über ihre schwere Beschädigung, zum Teil aber auch aus Mitleid mit dem unglückseligen Täter, hatte sie ihm sein gewesener Chef, der Spielwarenhändler Heller, mitgegeben — genauer gesagt, nachgeworfen.

Und der Knabe Hermann, nahezu vierzehn Jahre alt und doch noch immer so weit entfernt von der Erkenntnis des Lebensernstes, noch immer so entsetzlich kindisch, war ihm dankbarer dafür, als wenn er ihn mit unkündbarem Kontrakte und steigender Gage angestellt hätte, war ihm zehnmal dankbarer als der Märchenhans seinem Herrn für den Klumpen Gold.

Er gab die Hoffnung nicht auf, das lädierte Spielzeug wieder instand zu setzen. Aber selbst wenn dies nicht mehr gelingen sollte — sein Weihnachtsgeschenk war ihm auch, wie es war, wert und teuer. Liebkosend streichelte er das blanke Metall, im matten Lichtscheine ließ er es aufglänzen, und dann wieder schob er es hin und her über die Fliesen.

zu; mit um so größerer Mißbilligung, je tiefer der Abend sinkt und je mehr kauflustiges Publikum von der Straße über die Stufen ins Lokal drängt. Meist sind es Frauen und Männer aus dem Arbeiterstande, die um wenige schwerverdiente Kreuzer ihren Sprößlingen eine Weihnachtsfreude bereiten wollen, die nicht lange suchen und feilschen, aber auch rasch abgefertigt sein wollen. Plötzlich aber machen sie mit angeborner, wenn auch widerwilliger Ehrfurcht einer eleganten jungen Dame und einem älteren, vornehm gekleideten Herrn Platz, denen es zweifellos um einen bedeutenderen Einkauf zu tun ist. Der Spielwarenhändler und seine Frau, die längst zur Unterstützung herbeigeeilt ist, grüßen mit lauter Stimme, aber beide sind eben jetzt zu sehr in Anspruch genommen, um sich der noblen Kundschaft sofort zu widmen. Der alte Herr wendet sich an den blassen, ärmlichen Knaben hinter dem Pulte: „Haben Sie Eisenbahnlokomotiven mit Dampfbetrieb?"

„Aber Papa", flüstert ihm seine Begleiterin zu und zupft ihn am Ärmel, „wir wollten ja nur für Elsa noch eine Kleinigkeit kaufen — Robert mit seinen dreizehneinhalb Jahren ist doch wirklich schon zu alt für solche Spielereien!"

„Paperlapap!" wehrt der alte Herr ab. „Ich kenn' ihn besser, den Buben, dem ist eine Spielereieisenbahn noch immer viel lieber als wie das Lateinische und Griechische trotz seinen dreizehneinhalb Jahren, und das nehm' ich ihm auch gar nicht übel und es ist auch gar kein Schaden und keine Schande. Die Kinderzeit ist auf jeden Fall zu bald vorüber, und je länger so ein Bub sich sein kindliches Gemüt bewahrt — — aha, da haben wir also eine Dampflokomotive!"

Hermann Lackinger, der jugendliche Spielwarenhandlungsgehilfe, hat längst die „Budel" so weit wie möglich abgeräumt für den gewünschten Gegenstand, eine herrliche, dreißig Zentimeter lange Eilzugslokomotive mit blankem Messingkessel und mattschwarzem Rädergestell, Schneepflug und Tender. Der Herr will sie ihm aus der Hand nehmen, um sie näher zu besichtigen, aber Hermann läßt sie nicht los, sondern putzt und schraubt und dreht an ihr herum und gibt, unbekümmert um die strafenden Seitenblicke seines vielbeschäftigten Chefs und um das amüsierte Lächeln der Käufer, die sachkundigsten, liebevollsten, ausführlichsten Erläuterungen. Und als die junge, vornehme Dame fragt: „Wird sie aber auch funktionieren?" da hat Hermann — sein Chef sieht es in maßloser Verwunderung und ohnmächtigem Groll — im Nu irgendwoher ein Fläschchen mit Spiritus hervorgeholt und setzt nun die Heizvorrichtung in Brand — und: „Puff! Puff!" fängt die Lokomotive zu pusten und zu rasseln an, und ihre Räder drehen sich schneller und schneller, und stolz fährt sie dahin. Aber nicht lang und nicht weit. Einen Stoß gibt es und einen kleinen Krach und einen Purzler — da liegt die

langem Hungern zufrieden sein. Jene Einschiffung auf der „Saida" bleibt mir denn auch wie ein einziges jauchzendes Karnevalfest in Erinnerung, noch ganz von der Poesie der Segel und des Meeres umschleiert, von den putzigsten Episoden belebt, die darüber zu streuen dem Schicksal behagte. Aber wie ein ernster, kühler Morgen nach durchtollter Nacht die Festgäste ansieht, so streifte uns mit dem Ende dieser Kavalkine die Ahnung heranschreitender Weltgeschichte und forderte von uns, aus Knaben Männer und Fäuste eines Giganten zu werden, der, mit jedem Adel des Gefühls und des Gedankens ausgezeichnet, als ein vergeistigter Held auf seine Stunde wartete.

Unserem Kommandanten ging der Ruf eines sonderbaren Kauzes voraus, der, von ungestilltem Tatendrange und einer raubritterhaften Ader gepeinigt, nur die Extreme als eines rechten Mannes würdig empfand. Früher ein starker Zecher, hatte es ihm kurz vorher gefallen, Abstinenzler zu werden. Nun wollte er alle Welt zum Wasser bekehren. Seine Impulsivität ließ ihn seine Kadetten umarmen und im nächsten Augenblick mit dem Füsilieren bedrohen. Kurz, er rang sich aufs leidenschaftlichste durchs Leben und prügelte sich mit diesem, wo und wie immer er konnte. Dies aber war seine bekannteste Donquichotiade. Als Kommandant der Brigg Montecuccoli in Megline stationiert, pflegte er, trotz aller Warnungen seine im Sturmschritt gelaufenen Landspaziergänge ohne Pistole und ohne Bedeckung durchzuführen. Eines Abends von Banditen überfallen, wurde er trotz der verzweifelten Gegenwehr seiner Riesenkräfte niedergeworfen, ausgeplündert, und, da er einen der Kerle verletzt hatte, noch überdies nackt an einen Baum gebunden und geprügelt. G. brüllte trotz angedrohten Todes derart vor Wut, daß eine vorbeiziehende und wohlbewaffnete Gesellschaft angelockt wurde und die Räuber verscheuchte. Aber kaum befreit, rannte er allein in die Nacht davon, um wenigstens einen der Vagabunden nun seinerseits zu verhauen. Als die Vergeblichkeit dieses Beginnens selbst seiner überhitzten Phantasie klar geworden war und G. doch wohl nicht durch alle Buchten der Bocche di Cattaro fluchend nach den Banditen jagen konnte, lief er schnurstraks nach Megline, durchrannte in seinem adamitischen Kostüm den morgenerwachenden Ort, ließ sich an Bord rudern und befahl seine aufgewühlten Leute zum Gefecht. Die Geschütze wurden bemannt, Trommeln schlugen und die scharfen Granaten einer ausgefeuerten Breitseite pfiffen über den Ort, um, in den Wäldern der Küste krepierend, einige Seeföhren zu zerschmettern.

Dieser Mann empfing uns, als hätten wir ihm die größte Beleidigung seines Lebens angetan. „Wissen Sie," schrie er, die Reihe der Kadetten ablaufend und mit den Fäusten drohend, „wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Fregattenkapitän von G. Ich habe das Panzerschiff — den

So weit er zurückdachte, einen so herrlichen Christabend hatte er noch nicht erlebt. Heuer zum erstenmal wußte er doch auch, was Weihnacht sei.

Er war heute vollkommen glücklich. Er beneidete niemanden auf der Welt. Er war eben zu kindisch.

Weihnachtssprüchlein.

Von Anton August Naaff-Wien.

Sing', Seelchen, sing!
Am Himmel blüht eine Blum' schneeweiß,
Sie hat ihre Wurzeln im Paradeis;
Sie blüht voll Sternlein wie Edelstein
Und gibt einen wunderseligen Schein.
Wer andachtsvoll sie schaut und glaubt,
Dem ist's in heil'ger Stund' verlaubt,
Ins Engelsparadies zu seh'n,
Vor ihrer Krone Glanz zu steh'n.
Es hält Gott Vater sie in der Hand
Und winkt den Kindlein ins Himmels-Land.

Eine griechische Reise.

Von **Paul Rohrer.***

Das Schiff, das wir 56 Kadetten unter dem Kommando des Fregattenkapitäns von G. bemannten, war die Goelette „Saida". Mit seinen schiefen Masten und schlankem Bau glich es den Raubfahrzeugen, die damals noch im Mittelmeere kreuzten. Es war so klein, daß selbst der Platz für die Kisten fehlte. So wurden Ausgangsuniform, Kappe und Wäsche kunterbunt in kleine Teerleinwandsäcke gestopft. Da wir weder das Geld, noch das Bedürfnis hatten, diese Kleidungsstücke vor einem Ausgange instand zu setzen, pflegten wir die Häfen des In- und Auslandes, in die die Reise führte, als eine Art Maskengesellschaft zu überschwemmen. Den Mützen fehlten die Rosetten und Flottenrock wie Hosen waren mehr Falten denn Stoff und schienen als Vogelscheuchen verwendet worden zu sein. Doch wir durften nach monate-

---

* Das liebenswürdige Entgegenkommen des Verfassers ermöglicht uns die vorzeitige Veröffentlichung dieser fesselnden Schilderung, die dem hochinteressanten Memoirenwerk: „Als Venedig noch österreichisch war, Erinnerungen zweier Offiziere", entnommen ist. Das Werk selbst erscheint demnächst im Verlag Robert Lutz, Stuttgart, und wir werden es noch eingehend würdigen.

sanft herströmend die Küstenwinde das wartende Schiff wieder in ihre Arme nehmen. Und diese Winde tragen den Duft der blühenden Myrten, des Ginsters und des Mastix über Deck. Die ganze Dunkelheit dampft von mystischem Räucherwerk, indes sich die Goelette, leicht geneigt, durch zärtlich gurgelnde Wellchen nun immer rascher stößt.

Steigt aber der blasse Morgen zu Ende der Hundswache, dann ist alles wieder wie abends. Die Blütendüfte sterben und mit ihnen der Wind und die Segel. Auf totem Meere liegt das tote Schiff bis in den Vormittag, bis die Sonne die Kalkfelsen durchglüht hat. Da beginnen diese zitternd an der kühlen See zu saugen und saugen und plötzlich wird der Horizont unter spielendem Luftstrome rauh. Der scherzt erst einige Zeit mit kleinen Lämmerwolken, hüpft hier und dort hin, als wolle er die Sehnsucht der stets sonnenmatteren Blüten am Lande anfachen. Ist deren Not am höchsten, besinnt er sich. Mit hastigen Katzenpfoten über rasch erregte Fläche hereilend, wirft er sich jauchzend als ein stürmisches Lied in Segel und Buchten und wühlt in der Föhren stöhnenden Kronen, und alles ist Leben und Frische und Jugend.

Dies sang mir auf meinem Maste mich Wiegenden, das erkannte Meer, und dies gab uns insgesamt den Mut, vergnügter als früher das Leben der Glücksenterbten zu tragen, die Schuhe auf den Rücken gebunden, das Deck zu reiben, das stehende Gut zu teeren und mit einer Taurolle unter dem Kopf im Freien zu schlafen. Nur einer litt. Wurde der Anker aus dem Grund gerissen, ob schön, ob Regen, ob Sturm, oder spiegelblanke See, stürzte dieser eine auf dem Vorderkastell nieder, streckte Arme und Beine von sich und erbrach sich aufs heftigste. Einer der wenigen Fälle unheilbarer Seekrankheit, die ich kennen gelernt habe. Wir andern aber sangen und waren guter Dinge, denn wir hatten reichlich zu essen. Ich glaube, daß es nicht unangebracht ist, an dieser Stelle das spätere Schicksal derer anzuführen, die damals die Bemannung der „Saida“ gebildet haben. Von 7 weiß ich nicht, was aus ihnen wurde. Von den übrigen avancierte 1 zum reichsdeutschen Vizeadmiral, 1 zum reichsdeutschen Konteradmiral, 1 zum österreichischen Konteradmiral, 15 erreichten Stabsoffiziersrang, 9 den eines Schiffsleutnants, 3 traten zur Landarmee über, 2 zum Lloyd, 6 in den Stand der Marinebeamten, 2 starben kurze Zeit nach jener Einschiffung, 1 fiel bei Lissa, 1 wurde ungarischer Abgeordneter, 1 wurde tobsüchtig, 2 starben im Irrenhaus, 1 als Verbrecher im Kerker und 2 wurden von mexikanischen Guerillas als Offiziere des Kaisers Max gehängt.

Doch damals umspielte uns alle noch die nach so langem wieder sorgenlose Gegenwart. Die Goelette, ein vorzüglicher Segler, hatte nichts denn viel Glück als Gepäck zu tragen. Zarte Märchenbilder stiegen auf und eines der duftigsten war ein Abend in Porto Giani. Als wir in

„Salamander" — kommandiert! Ich! Und jetzt muß ich Ihrethalben auf dieser Tabakschachtel sitzen! Ich danke Ihnen."

Aber wie behagliches Sonnenlächeln lehnten dabei an der Reeling die zwei Vergnüglichkeiten der „Saida" und nannten schon durch ihre Erscheinung den Groll G.s ein Sturmwetter, das ein Weiser nicht ernst zu nehmen braucht. Das blaue weite Meer bildete ihren Hintergrund. Die eine dieser Vergnüglichkeiten war der Schiffsarzt, ein alter Burschenschafter mit zahllosen Schmissen, einer ewigen Biergemütlichkeit, stets über seinen Säbel stolpernd, jeden Atemzug aus seinem Fett hervorschnaufend, als wäre er der letzte. Er sollte Geographie, Naturwissenschaften und Hygiene vortragen, doch entsinne ich mich nicht, daß er je etwas anderes gelehrt hat als Burschenlieder und Saufkomment. Die zweite Vergnüglichkeit war der alte Lootse Garofolo (Nelke). Eigentlich hieß er Braikovich, doch alle Welt nannte ihn Garofolo, denn diese 70jährige Mumie stelzte an Land nie anders als mit einer Nelke im Knopfloch umher. In dieser Blume gipfelte seine Philosophie eines nachdenklichen Fatalisten. Geschah ihm etwas Unangenehmes, so sagte er mit Überzeugung: „Bravo Garofolo". Und dachte nicht mehr daran. Er hatte 1848 mitgekämpft und Tod und Leid jener Zeit war ihm in der Nelke verkörpert, an die sich vielleicht irgendeine heiße Erinnerung knüpfte. Im übrigen waren seine nautischen Kenntnisse ebenso fatalistischer Natur wie das Garofolo. Fragte man: „Braikovich, was ist das Stück Land dort in der See?", so dachte er einige Zeit nach und sagte dann fest: „Das ist zweifellos eine Insel." Oder, wenn man sich erkundigte, woher morgen der Wind kommen werde, umzeichnete er ebenso überzeugt einigemale den ganzen Horizont und erklärte dazu: „Von dort."

Wunderbar mit seiner rätselhaft ernsten Seele nahm uns, die wir es bisher kaum gekannt, das südliche Meer auf. Wolken hingen in harten weißen Klumpen über der Steilküste und die Gebüsche des Landes glühten sommerlich im schneeigen Duften der Myrte. Es ist ein entzückendes Ding, bald durch gekräuseltes Blau, bald durch glasstille Inselkanäle zu gleiten, so nah an Felsen hin, daß man mit der Stimme die Ziegen und Schafe scheuchen kann, die sich in den Fluten spiegeln. Auf dem mir zugewiesenen Posten beim Gaffeltoppsegel in den höchsten Lüften balanzierend, umspielte mich der regelmäßige Wechsel des Windes. Dringt er tagsüber mit Heftigkeit vom Meere her, so erlischt er mit der phantastisch verbrennenden Sonne. Doch in dem Maße, als mit kälterer Nacht die leichtlebigere Küste ihre Wärme rascher verliert und aufschauert, atmet sie ihren Hauch dem Meere wieder zu. Da liegt man erst mit schlaffen Abendsegeln da und sieht die Dämpfe drüben die Lenden der Berge umkleiden, Umrisse entziehen und Sterne ertöten. Bis mit einem die erste Leinwand killt, bis die zweite sich zur ersten gesellt und

der die Pläne seines Gebieters ahnte, erging sich in stets deutlicheren Anspielungen über einen faulen Schirokko und die mistige See. Er tat dies, indem er auf Deck umspazierte, mit den Fingern vor seinem Antlitz manövrierte und laute Monologe hielt. Unter solchen Aussichten bleibe man zweifellos besser bei einem Glase schwarzen Weines hinter der Halbinsel, Öl in das Feuer G.s, der den Alten ein feiges Weib, einen Esel nannte und ihn zum diavolo und in die mal' ora wünschte. Die Anker rasselten auf, die Goelette, von dem letzten befreit, zuckte sofort ihren ersten Ruck mit jener stürmischen Grazie, die dem Seemann einen guten Segler verrät, und schoß der Ausfahrt und dem ersten wirklich bösen Wetter, das wir erlebten, zu. „Bravo Garofolo", meinte Braikovich und verzog sich nach vorne.

Und da riß uns schon die See an sich. Indes ein träges Anwälzen der Wogen von Südost her kam, überdrückt von Wolkenbänken, deren abgerissene Fetzen wie Florfahnen niederhingen, machte die „Saida" eine Verbeugung, um, die Ausfahrt passierend, im nächsten Augenblick mit einem hastigen Sprung eine hohe Welle zu erklimmen; der Stoß des aufklatschenden Buges schüttelte das Schiff und bordübergewehte Gischt näßte die gemach erkrankenden Genossen. Nun gab's einen Stoß von der Seite, daß die Goelette wie wund überkrängte, das Wasser aus den Speigatten sprudelte, Taurollen zu gleiten begannen und mit ihnen alles, was nicht solche Bewegung gewohnt war: G. und die „Saida" waren in ihrem Element. Immer gieriger wühlte sich das schlanke Schiff in seine Schwestern, die Wogen, immer höher steigend, immer rascher stürzend, daß es oft schien, als wolle es sich gradwegs in die kochenden Massen bohren, die sich vorne eröffneten und nächsten Augenblicks schon als unwiderstehlicher Strom über Deck schossen. Längst hingen die meisten unserer Gesellschaft wachsbleich an den Gegenständen, an die sie sich klammerten, oder wurden erbarmungslos als Gliederpuppen umhergeschleudert, während Kanonenkugeln, aus ihren Hältern polternd, nach den Kranken Kegel schoben. G. kommandierte unerbittlich: „Drittes und letztes Reff in das Marssegel und die Besahn." Doch nur die uns zugeteilten 10 Matrosen und zwei alte Kadetten enterten auf. Sie allein waren imstande, unter 30 Grad Schwankung an die Masten geklammert, diese Pendelarbeit ohne Lebensgefahr zu verrichten. G. tobte, fluchte auf die Leidenden, Garofolos mitleidsvolles und stummes Flehen trug diesem abermals die kernigsten Namen ein und mit einem grauenhaften Schwur erklärte der Kommandant, nicht eher umzukehren, bevor nicht alles auf den Beinen sei. Da stürzten wir Gesunden uns über die Kranken. Seither scheint mir, daß das beste Mittel wider Seekrankheit Prügel sind. Denn bald nach solcher Prozedur erscholl der Befehl zum Abfallen und die Goelette flog, den Sturm im Rücken, wieder Gravosa zu.

den Booten von der „Saida“ abstießen und in die Bucht ruderten, da wuchsen uns wie in einer Feensage die Algen der See entgegen und umschlangen die Riemen. Das feinste Grün flutete so rechts wie links auseinander und floß dann den Kielen mit meterlangen Haaren und saftigen Blättern von der Tiefe her nach. Dazwischen standen Fische. Die waren flach und silbrig und hatten grellgelbe, blaue oder rote Streifen und auf sandigem Grund erspähten wir Bordübergeneigten das bizarre Stelzen der vielarmigen Spinnen durch solchen Urwald. Und am Strande da blühten in seichterem Wasser die Anemonen. Man könnte Stunden und Stunden auf dem Felsen liegen und sich, das Antlitz gegen das Wasser, in diese farbige Welt verlieren, da violette und ziegelrote Tierrosen ihre buschigen Kronen zittern lassen.

Auf Geröll übersätem Pfad kamen Mönche bergnieder zum Willkomm mit Wein gestiegen. Die wußten vom Leben nichts mehr, erwarteten allein den Tod auf ihrem meerumspülten Felseneiland. Indes der Tag über der See und an den Kalkschroffen verglühte, saßen wir vor dem Tore des Klosters, das ein byzantinischer Nauarch gestiftet hat. So alt war es. Eine Platane streckte ihr breites Geäst über die Steinscherben und der Ziegenschlauch kreiste. Wie oft in solcher Stunde uns die Melancholie streift, so wurden wir stille. Einer begann leise ein Lied des Doktors, dem dieser abgewandt, das Haupt in die Hände gestützt, lauschte, wie es nun von stets mehreren aufgenommen, zum Chore wurde. Über die kahlen Berge stieg dazu der ziegelrote Mond südlicher Sommernächte und riß die Täler der Insel ins Licht. Diese Täler waren überrolltes Gefels und niederer Wacholder durchwucherte sie. Die Mönche aber lauschten einer Melodie, die anders war als ihre uralten, vom Meeresbrausen getragenen Kirchengesänge, mit einer Andacht, als klängen vom Mondesscheine gedeckt, die Steine.

Bald nachher bekamen wir die erste Probe vom G.s Hartköpfigkeiten zu verspüren. Wir hatten vor Gravosa geankert, um Süßwasser und Lebensmittel einzuschiffen, hatten uns dem schönen, nun schon greifbareren Ideal schwärmend hingegeben, die Berge Griechenlands zu schauen, als sich dunkles Gewölk im Südost sammelte und die Goelette mit ersten nervösen Zuckungen ein böses Wetter witterte. Sprühregen fiel ein, das Deck schwamm und die Höhen entschwanden in Schleiern. Für G. die rechte Stimmung, sich dem Meere in die Arme zu werfen. Trotzdem der Ankerplatz durch die vorgelagerte Halbinsel gut geschützt war, begannen schon einige zu erklären, daß der fette Frühstückskakao ihnen gar nicht mehr munde: Ein Fest für meinen Magen, denn nun schlang ich sechs Portionen nacheinander hinab. Aus dem kräftigen Südost aber wurde ein veritabler Sturm, dessen Brandung wir von den Riffen her donnern hörten. Die „Saida“ ächzte an ihren Ketten und Lootse Braikovich,

wollten sie ihm nach ihrer Übung Uniformknöpfe in die ausgestochenen Augenhöhlen einsetzen und den so mißhandelten Kadaver ans Tor hängen. Aber schließlich verzichteten sie auf solchen Triumph und begleiteten die Abrückenden, nun freundlich plaudernd und rauchend, bis vor Cattaro. Das Gräßlichste an all dem ist der Umstand, das vielfach der Hunger allein Ansporn ist. Dessenthalben hat es im Innern blutige Überfälle auf Proviantkolonnen gegeben und die gefährlichste Zeit war für die Blockhäuser stets jene, da eine neue Sendung an Brot und Vieh kurz vorher eingetroffen war. In einer Neujahrsnacht der achtziger Jahre haben die Montenegriner vor einem Karakol im Limgebiet sechs Tote im Schnee liegen lasser. Aus keinem anderen Grunde als dem, daß tags vorher die Feiertagsgeschenke für die Kompagnie, die dort stand, waren abgeliefert worden. Trotz des Schnellfeuers drangen sie bis an die Umfassungsmauern vor und die siebenbürgisch-rumänischen Infanteristen mußten sie mit Kolbenhieben und Bajonettstichen zurückschleudern.

Auf der See waren die Verhältnisse, wenn auch lange nicht so kraß, doch ähnlich gestaltet. So trafen wir zum Beispiel gerade auf jener Reise im Hafen von Zante einen Segler, der mit knapper Not zwei griechischen Korsaren entkommen war. Doch uns selber hat das Schicksal, so sehr G. es wünschte, keinen Piraten beschert. Dafür aber eines Tages den englischen Dreidecker „Marlborough". Im Kanal von Korfu rauschte dieser Koloß, neben dem sich die „Goelette" wie eine Barke ausnahm, an uns vorbei, mit 131 Geschützen bestückt, überweht von der Admiralsflagge der drei Königreiche.

Obgleich nun die „Saida", wie es Sitte und Brauch ist, den Kanonensalut abgab, schwieg der „Marlborough". G. war starr. Wir alle warteten auf eine Erwiderung des Engländers, doch diese unterblieb, obwohl uns schon ein gutes, stets zunehmendes Stück Weges von dem Unhöflichen trennte. G. befahl, umzulegen. Und während noch die „Goelette" in zierlichem Bogen ihren Kurs verkehrte und dem Riesenschiffe nacheilte, trug sich der Kommandant schon mit dem Gedanken, im Notfalle mit Waffengewalt die vorenthaltene Ehrenbezeugung zu erzwingen. „Ich greife den Schuft an", schrie er, auf und ab laufend „Ich greife ihn an!" Ein vorwitziger Kadett meinte, das würde dem andern ganz gelegen kommen, er werde Schwertagel auslegen und uns zum Gaudium seiner Mannschaft als Boot aufhissen. G. hatte diese Blasphemie nicht so bald gehört, als er die Wache antreten ließ und den Erschrockenen wollte füsilieren lassen. Da brach der erlösende Salut aus den Stückpforten des „Marlborough", und G., augenblicks besänftigt, lauschte geschmeichelt dem Krachen der Kanonen, um hierauf abermals Kurs zu verkehren und dem zum Tode Verurteilten mit seigneuraler Handbewegung dem Leben wieder zu schenken.

Hatte solches Manöver den Vorteil der Pädagogik an sich, so mangelte diese Entschuldigung dem nächsten Anfalle von G.s Tatendrang um so mehr. Der Sommersturm war vorbeigegangen und die „Saida“ stieß sich in einer noch immer bösen toten See dem Süden zu. Manchmal schmetterte das Alarmhorn, Enterdreggs wurden gehißt, wir warfen uns über die Geschütze, ergriffen Pistolen und Picken und Totenknoten. Denn die Goelette geriet nun schon in jene Regionen, die von räuberischen Galanticcios unsicher gemacht wurden, und es galt jeder Eventualität gewachsen zu sein.

Griechen zur See, Montenegriner und Türken zu Land, das war der Zustand der südlichen Adria. Heute freilich sind die Piraten ausgestorben und es ist zur Seltenheit geworden, daß um die herzegowinischen Grenzblockhäuser die Kugeln pfeifen. Nur bei strengem Winter, wenn die Not durch die schwarzen Berge geht, überfallen die Crnagorzen einen Bauern und rauben Schafe. Damals aber mußte man auf der Hut sein und noch 1869 wurde die Besatzung eines Forts in der Nähe Cattaros, des Werkes Stanjevich, massakriert. Unruhen waren in jener Gegend ausgebrochen und die Montenegriner kamen in Scharen über die Grenze. Sie ermordeten die Frau, die des Morgens Milch in das Fort zu bringen pflegte, ein Bursche legte deren Kleider an, und als sich im Halbdunkel der Torposten durch solche List täuschen ließ und öffnete, wurde er niedergeschlagen. Die Eindringenden töteten die Wache, schossen die aus den Betten fahrende Mannschaft und den Oberleutnant in dem Moment nieder, da er, den Revolver in der Faust, aus seinem ebenerdigen Fenster in den Hof sprang. Dem Feuerwerker, dessen Frau und einigen Kanonieren allein gelang es, sich auf die Batterie zu flüchten. Von dort wälzten sie Projektile auf die Anstürmenden herab, feuerten, so lange sie Munition hatten, auch mit Gewehren. Schließlich fiel eine Granate glücklich aufs Pflaster, explodierte und zerriß einige der Feinde, die daraufhin den Hof verließen. Aber noch war nichts geholfen. Die Kerle lagen draußen zwischen den Steinen und warteten, bis der Mangel an Lebensmitteln die Eingeschlossenen zwingen würde, ihnen in die Hände zu fallen. Da begann die Frau, selber eine Grenzbewohnerin, mit den Gegnern zu parlamentieren. Sie hätten eine hervorragende Heldentat vollbracht, noch Jahrhunderte später werde man zur Gusla die Sieger von Stanjevich besingen. Nun sollten sie ihr schönes Werk durch Großmut krönen und den wenigen Überlebenden freien Abzug gewähren. Denn nicht umsonst seien sie tapfere Krieger und würden edle Falken genannt. Das gefiel den wilden Naturkindern. Der einzige Punkt, in dem sie erst nach langem nachgaben, war der des Traktats, der die Leiche des Oberleutnants betraf. Während die Kanoniere ihren toten Offizier mitnehmen wollten, bestanden die Feinde auf dessen Auslieferung. Offenbar

Kredit. Und dessen bedurfte er sehr. Denn er war kein Großadmiral und die Empfehlungskarte gefälscht.

Wir hatten noch nicht diese sansibarische Aventure G.s verdaut, als uns eine noch lustigere Maskerade fröhliche Sprünge machen ließ. S. M. S. „Pylades“ lief auf der Heimreise von Piräeus Korfu an. Die Brigg hatte die Demonstrationseskader, die unter Tegetthoff zugleich mit den Schiffen anderer Nationen in den attischen Gewässern lag, verproviantiert, kehrte nun wieder und trug als Fracht fünf Zirkusreiterinnen. Die Geschichte derselben war folgende: Trotz der unruhigen Zeiten — in Griechenland war eben König Otto verjagt worden — hatte in Athen ein österreichischer Wanderzirkus gastiert. Er hatte, besonders was seine weiblichen Mitglieder betraf, in den Nachkommen der Marathonsieger derartige Begeisterung entfacht, daß eines Abends etwa fünfzig Soldaten im vollen Waffenschmuck die Vorstellung sprengten, die Clowns verhauten und die Damen mit Geschrei entführten. Tegetthoff hatte der provisorischen Regierung die Faust auf den Nacken gesetzt und eine so hohe Entschädigungssumme erzwungen, daß der Zirkus damit seine besten Geschäfte gemacht hat. Nun fuhren die Befreiten auf S. M. S. „Pylades“, reich geworden, ihrer Heimat zu.

Nach fünftägigem Aufenthalt verließ die „Saida“ Korfu. Wir segelten längs Kephalonias und Zantes immer südwärts dem Peloponnes, unserer Sehnsucht, zu. Die meisten besaßen noch eine gewisse Schulbegeisterung für das klassische Altertum, die selbst die Vorträge eines der Schiffsoffiziere nicht hatte ersticken können. Denn er war es, der uns durch mythologische Lektionen auf Hellas vorbereitete und dabei den vornehmlichsten Wert auf die galanten Abenteuer des Zeus legte. Des Abends, auf den Kanonen barfuß kauernd und rauchend, ließen wir unsere Seele den Winden vorausfliegen. Mitte Juni lief die „Saida“ den ersten Festlandshafen, Kolokythia, an. Hinter den hohen Bergen lag Olympia und Sparta. Diese Illusion war das einzige, das von den Idealen blieb. Die trostloseste Gegenwart empfing uns. Während ein halbwildes, in Lumpen gehülltes Gesindel aus verfallenen Hütten hervorkroch, um uns anzubetteln, während weit und breit nichts zu sehen war als Stein, Geröll und Sand, lag vor dem Orte ein griechisches Kanonenboot, das Räuber köpfen sollte. Was die Räuber in Kolokythia geraubt haben, ist mir bis heute ein Rätsel. Mit dem kleinen Kriegsschiff aber hatte es seine eigene Bewandtnis. Das Brigantenunwesen hatte derart überhand genommen, daß dieses Missionsschiff mit einer Guillotine an Bord von Hafen zu Hafen fuhr und so die laufenden Geschäfte erledigte. Als Henker fungierte ein begnadigter Verbrecher. Zu jener Zeit ward eine Geschichte erzählt, die, wenn auch vielleicht nicht wahr, um ihrer griechischen Möglichkeit willen geglaubt wurde. Bei einer

Am selben Tage liefen wir im Hafen von Korfu ein. Man muß die jonischen Inseln zu jener Zeit gekannt haben, um den Verfall des Wohlstandes seit dem griechischen Regime zu ermessen. Damals, als sie noch englisch waren, galt Korfu als eine der vornehmsten Winterstationen des Mittelmeeres und als eine Art Monte Carlo. Es gab verschwenderische Hotels, es wimmelte von reichster Gesellschaft, in der Hauptstadt lagen 2000 Mann als Besatzung, deren reiche Löhnungen den Inselbewohnern zuflossen. Aber der Schmerz, nicht mit Hellas vereinigt zu sein, war stärker als der materielle Vorteil. Ich entsinne mich unseres damaligen Bumbootsmannes Papadopulos, der jede Gegenvorstellung mit der Antwort abtat: „Jetzt esse ich Beefstako, dann werde ich Oliven essen.“ Dabei gab er uns für gutes Geld schlechten Tabak und falsche Scheidemünze. Es ist eigentlich seltsam, daß wir bei solchen Reden lachten und nie an unsere italienische Provinz dachten. Der bitterste Vorwurf aber, den Papadopulos wider die Engländer vorbrachte, war merkwürdigerweise der, daß sie Betrüger seien. Damit verhielt sich's so: Die englische Marine bekam damals jeden dritten Monat ihren Sold und jeder dritte Monat war daher für Korfu Gelegenheit, ungeheure Vorräte verschiedenster Art aufzustapeln. Doch eines Tages war der Admiral der ewigen Demonstrationsumzüge satt und lief, eben am Ersten eines dritten Monats, mit der ganzen Eskader nach Malta, den Korfioten nichts rücklassend als unsaldierte Rechnungen und ihre auf Spekulation beschafften Genüsse. Darum waren die Engländer Betrüger.

Es läßt sich denken, daß wir die Insel, soweit die minimalen Barbestände dies zuließen, in unseren zerknäulten Uniformen überschwemmten. Wir spazierten zur „Kanone“, wir wimmelten bei der Platzmusik des königlich großbritannischen Regiments umher, die gerne Walzer oder Polka blies, denn ihre Künstler waren meistens Tschechen. Auch unser Schiff wurde von Neugierigen, vor allem Offizieren, viel besichtigt, die die Dreißigpfünder fünfter Klasse mit jener Ehrfurcht bestaunten, die der Antike gebührt. Trumpf aber war ein hoher Besuch: Der Großadmiral des Sultans von Sansibar. Eines schönen Morgens tauchte dieser sehr elegante, immer lächelnde Schwarze mit einer Empfehlungskarte des englischen Gouverneurs an Bord auf. G. würgte seine Verachtung hinter einer freundlichen Maske hinab und ließ anfahren, was gut und teuer war. Denn Exzellenz hatten so nebenhin fallen gelassen, daß man sich von Korfu nach Triest begeben werde, um dort Bestellungen von Kriegsschiffen für die sultanische Flotte zu machen. So kam es, daß dem Neger, als er in angeheiterter Laune die „Saida“ verließ, 15 Salutschüsse nachgefeuert wurden. Mit diesen Schüssen eröffneten wir dem Großadmiral in Korfu auf Wochen unbegrenzten

gelächter aus. Der Moment, sich als Männer zu zeigen, sei gekommen. Er segle nach Zante und ziehe es vor, Vegetarianer zu werden oder zu verhungern, bevor er sich dem Schicksal beuge. So aß denn alles auf dem Schiff vom Kommandanten bis zum letzten Matrosen mittags Reis und abends Makkaroni. Doch die anfängliche Heiterkeit verstummte, als wir starrköpfig den Kurs einhielten, wiewohl jegliches zur Neige ging. Am letzten Tage bekamen wir nichts mehr als eine Suppe aus Wasser und den Resten des Zwiebacks, der aus den Ecken des Depots war gekehrt worden und zur Hälfte aus Staub und Mist bestand. Garofolo schlachtete in dieser Zeit der höchsten Not seinen zahmen Igel, briet ihn und präsentierte das leckere Ding dem Kommandanten mit aller ihm zu Gebote stehenden Grandezza. Dieser sog den Fleischduft gierig ein. „Cossa xe questo?“ fragte er.

„Questo“, antwortete der Lootse traurig, „xe il mio istrice.“

Er hatte das entsetzliche Wort Igel kaum ausgesprochen als schon G. dem unglücklichen Garofolo den Teller an den Kopf warf. Vor dem niederkollernden Körperlein mit dem Schreck seines Aberglaubens rückspringend, tobte er, das Unglückstier müsse augenblicks über Bord. „Bravo Garofolo“, schluckte der Lootse, nahm den Igel an einem Bein und schleuderte ihn in die See. Und hatte doch so Hunger.

Vielleicht hat der Kommandant unsere Lebensmittelnot darauf zurückgeführt, daß ein derart gefährliches Wesen auf der Goelette gehaust hatte. Denn damals schwur noch mancher Offizier, und G. vor allen, schwur die Mannschaft vom Capostiva und Gabier bis zum letzten Quartiglier auf die Wahrheit der Seemannsfabeln. Zwar kannten sie weder fliegenden Holländer noch Klabautermann, aber jede Segelfahrt war ein ununterbrochenes Lavieren zwischen Gesetzen, die um keinen Preis verletzt werden durften. Ein Toter an Bord mußte binnen kürzester Zeit ins Meer versenkt werden, sollte seine wandernde Seele nicht als Bleigewicht das Schiff in den Grund ziehen; eine Katze zu töten, brachte Verhexung; Freitags auszulaufen, dagegen sträubte man sich mit aller Gewalt und nur die Disziplin vermochte es, die Leute dazu zu zwingen. Sankt Elmsfeuer waren ertrunkene Matrosen, die auf der Raa tanzten, und wie zur Zeit der römischen Triremen opferte man den Geistern Kupferstücke, die man erst an den Mast rieb, um sie hierauf unter Formalitäten ins Meer zu schleudern. Solches brachte günstige Luftströmung.

Es war höchste Zeit, daß wir Zante erreichten. Wir wären bei Windstille wirklich verhungert. Derweil trug aber schon G. eine neue Überraschung, diesmal angenehmster Art, mit sich herum. Während wir, recht traurig darüber, daß wir nun wieder in die längst bekannten dalmatinischen Gewässer heimkehren sollten, den letzten Tag in Zante

derartigen Exekution soll es nämlich dem Verurteilten gelungen sein, den Scharfrichter zu überwältigen und diesen, während die Eskorte interessiert zusah, nun seinerseits zu köpfen, welcher Prozedur er sich mit derartigem Geschick und Takt entledigte, daß man einig war, solch ein Licht dürfe nicht unter dem Scheffel leuchten und ihn zum Henker ernannte.

Arg enttäuscht, kauften wir, die schon jegliche Lebensmittel aufgezehrt hatten, rasch ein, was in Kolokythia aufzutreiben war: Resinierten Wein, Honigtöpfe, Hammelfett, Mehl, Fleisch und Süßwasser. Trauriger und schneller, als wir gehofft hatten, verließ die Goelette die klassische Küste, doch nicht ohne daß G. Anlaß zu einer neuerlichen Heldentat gefunden hätte. Unter der glühenden Mittagssonne, Backbord von uns, lag das schlummernde Henkerschiff, als die „Saida" mit gehißter Flagge Segel setzte. Alles dort drüben lag im Raum und hielt Siesta, bloß ein schmieriger weißer Köter bellte von dem schmutzigen Deck her uns an. G. betrachtete das Kanonenboot, das uns, dem Auslaufenden, die Flagge zu zeigen, keinerlei Anstalten machte, sofort mit den begeisterten Augen, mit denen der Ritter von der Mancha die Windmühlen als Riesen fixiert haben mag. „Scharf laden", befahl er trocken. Nur ein Geschütz erhielt keine Kugel, denn dieses sollte die Visitkarte zum Kampf abgeben. So zogen wir knapp an dem ahnungslosen Griechen vorbei. Nur der Hund bellte auf dem sonnigen Deck. Er wußte nichts von seinem Schicksal. Von dem krachenden Luftdruck des blinden Schusses erfaßt, wurde der Köter glatt fort und in die See gefegt, indes ein Gewühl matrosenähnlicher aufgestörter Lumpenkerle sich um das Hissen der Flagge balgte. G. sah ihren Bemühungen zu, nickte befriedigt und seine Ehre war rein gewaschen.

Doch sei es, daß dieses Abenteuer ihn doch nicht genügend freute, sei es, daß er nach noch nie Dagewesenem lechzte, er unternahm gleich darauf einen Kampf gegen seine und unsere verweichlichte Natur. Kurs auf Zante überfiel ein harter Nord die schwankende „Saida". Wir hatten die Einkäufe Kolokythias in einer Kabine, die als Vorratskammer diente, verstaut und vergessen, das Seitenlicht zu schließen. Als der Koch Proviant holen wollte, floß dem Entsetzten eine breiartige Masse entgegen. Das Seewasser war eingedrungen, Honig, Mehl, Zucker, alles, was nicht das glückliche Naturell des Hammelfettes, obenauf zu schwimmen, hatte, war Eins geworden. Und da noch überdies tags vorher das Faß Salzfleisch in Fäulnis übergegangen und über Bord geworfen worden war, ergab das Nahrungsmittelinventar für die ganze Bemannung: Fleisch Null, Hammelfett dreißig Pfund, Kakao und Kaffee genügend, Zucker Null, zwei Säcke Reis und Makkaroni, etwas Ziegenkäse und Zwiebacks für sechs Tage. G., obwohl selber vom Unglück getroffen, brach bei unserer Bitte, einen Hafen anzulaufen, in Hohn-

wollten wir ihm unsere Seelen hinüberwerfen. Die Novara hißte: „Alle Segel setzen, im Kielwasser folgen!“

Da kletterten wir denn die ganze Nacht in der Takelage umher, fortwährend hieß es: „Fallen los — Reffen“, dann wieder „Reffe los.“ Unsere Augen hingen brennend an dem gigantischen Segelgespenst vor uns, das unter dem stahlblauen nächtlichen Südhimmel mit zuckenden Linien den Weg wühlte. Wind und immer heftigeres Meer zu betrügen. Die Taue pfiffen und Gischt um Gischt übersetzte die geneigte Goelette. Aber vor uns flog der Commodore.

Mit der „Diana“, der Sonnenaufgangswache, ankerte die „Saida“ neben ihm auf der Reede von Phaleron mitten unter acht Engländern. Ein wahrer Mastenwald füllte den Innenhafen Piräus. Er war von den Flotten der anderen Nationen buchstäblich vollgepfercht. Unter ihnen lag das italienische oder — wie wir es deshalb, da das Königreich noch nicht diplomatisch anerkannt war, nennen mußten — sardische Linienschiff „Re Galantuomo“. Zu Land herrschte das Chaos, Plünderungen und Straßenkämpfe verwüsteten Athen. Die nach König Ottos Sturz eingesetzte Regierung suchte dem Militär in gleicher Weise den Gehalt, wie den fremden Staaten die Entschädigungssummen für Ermordungen und Kränkungen ihrer Untertanen schuldig zu bleiben. Griechische Infanterie hatte sich über die Bank geworfen und war von der Nationalgarde unter Kämpfen vertrieben worden, deren Spuren wir noch in Blutflecken und Kugellöchern sahen; der englische Admiral war mit 2000 Mann in die Hauptstadt marschiert, um Sühnedrachmen einzukassieren. Allgemeine Unsicherheit war alltäglich. Den kurzen Weg zwischen Athen und Phaleron konnte man nur bewaffnet und in Truppe ziehen und dasselbe galt selbst für die entlegeneren Gassen der Kapitale. Nichts war unbestritten als der Umstand, daß alles kursierende Geld scheinbar nur in Fälschungen existierte und daß man in jedem zehnten Hause ein Bierlokal vorfand: die erste Zivilisationsstadt, um die König Ottos Bayern es sich hatten angelegen sein lassen.

Am Tage nach unserer Ankunft wurden die sechs überschifft, wir übrigen sollten uns mit einem Ausgang vertrösten. Es war bitter genug. So saßen wir denn und rieben Tische, Bänke und Flurhölzer mit Sand, um einer Inspizierung Tegetthoffs ruhig entgegensehen zu können. Denn vorher ließ G. seine Kadetten keinesfalls an Land. Da plötzlich, eben als wir uns emsig solchem Gegenstand hingaben, hörten wir oben auf Deck das Signal der Hornisten. Ehe wir uns darüber klar wurden, daß der Commodore zu so früher Morgenstunde und kurz nach dem Einlaufen an Bord gekommen sei, trat er auch schon, die Kappe in der Hand, gefolgt von seinem Adjutanten, in unseren erbärmlichen Raum. Ich, den die spätere Glanzzeit unter seinem Kommando vielleicht parteiisch machte,

verlebt hatten, nahm die „Saida“ nach Verlassen des Hafens plötzlich wieder Kurs nach Süden. G. eröffnete uns Entzückten, daß er Order erhalten habe, zur Eskader in Piräus zu stoßen, ja sechs seien sogar dazu ausersehen, auf die „Novara“ überschifft zu werden. Die „Novara“ kommandierte Tegetthoff. Wer die glücklichen waren, blieb noch Geheimnis, aber es hatte zur Folge, daß eine Art Epidemie an Eifer ausbrach. Auf allen Lippen war nur eine brennende Frage und wurde mit jeder Eventualität erwogen. Denn unter Tegetthoffs Augen zu dienen, galt als hohe Ehre. Ein Sagenkreis hatte ihn, der als jüngster Linienschiffskapitän die Schiffe in Griechenland befehligte, längst umwoben. Nicht bloß die Festigkeit, mit der der Commodore trotz seiner schwachen Kräfte — einer Fregatte und zwei Kanonenbooten — Österreichs Interessen in den hellenischen Wirren vertrat, nicht bloß, daß damals schon sein Name auch in fremden Marinen einen guten Klang hatte und seine Stimme schwer in dem internationalen Rate viel älterer Offiziere im Piräeus wog, hatte solche Ehrfurcht begründet. Tegetthoffs hydrographische Forschungen im Roten Meere, seine Reisen in Ostafrika, sein Abenteuer mit den Somalis, sein Rencontre mit einem englischen Admirale in Syra, der Umstand endlich, daß dem Rastlosen keine Wissenschaft fremd blieb, all dies verband sich mit seinem lauteren unerschütterlich harten Charakter zum Bilde des idealen Führers, der weiß, was er befiehlt und durch Erfahrung und Kenntnisse im gleichen Maß für seine Befehle blindes Vertrauen heischen darf. An Stelle der zusammengebrochenen griechischen Ideale die fruchtbareren der Gegenwart im Herzen, immer und immer und in jeder freien Stunde die Frage erwägend, wer zum Dienste auf des Commodores Flaggschiff ausersehen sei, umsegelten wir den Peloponnes. 20 Meilen vor dem ersehnten Hafen warf sich der Goelette eine steife Kühlte entgegen. Tief gerefft und mit geringer Aussicht, bald einlaufen zu können, lag die „Saida“ im Angesicht der Felsen Attikas.

Am 3. Juli gegen Abend sahen wir ein großes Schiff mit fast allen Segeln von Hydra kommen und auf uns zuhalten. Wir, die die anrollende See hob und senkte, ohne daß wir vom Fleck rückten, bewunderten die prachtvollen Manöver des Riesen. G. aber, eben in einer Phase von Menschenfreundlichkeit begriffen, meinte, das könne nur ein verrückter Engländer sein, der so die Kräfte seiner Mannschaft im Kampfe um ein unbedeutendes Wegstück auspresse. Da rief der Ausluger herab, daß er die „Novara“ erkenne. Begeisterung überrannte uns und den Kommandanten. Indes wir Reff um Reff ausstachen, kam die Fregatte als eine Wolke weißer Leinwand heran, mit dem Bug die Gischt des türkisenen Meeres aufpflügend. In den Wanten hängend, schrien wir unsere Hurras dem vorbeirauschenden Commodore zu, als

ein Eisklumpen wurde. Wir wärmten uns mit Geschossen, die wir in der Küche glühend machten und in Sandgefäße steckten.

Und wieder wurden wir auf den „Huszar“ versetzt, um neuerlich einen — nun den dritten — praktischen Kurs durchzumachen. Mein Tagebuch berichtet vom 12. Februar 1864: „Schnee geschaufelt und dann Deck gewaschen.“

In Italien drängte alles zum Feldzug um Venedig. Wir waren von nichts so sehr überzeugt, als daß wir, deren Blicke nur auf die italienische Küste gerichtet waren, schon im Sommer den „Re Galantuomo“ wiedersehen würden.

Inzwischen war der dänische Krieg ausgebrochen.

Am häuslichen Herd.

Etwas für den Heimgarten von Hermine Möbius.

Ein Jahr ist verflossen, seit das k. k. Unterrichtsministerium in einem Erlaß die Einführung des Koch- und Haushaltungsunterrichtes in den Volks- und Bürgerschulen in Österreich aufs wärmste empfahl. In Wien hat man an zwei Schulen damit einen Anfang gemacht und das neue Schuljahr wird dort und an verschiedenen anderen Orten noch eine weitere Zahl Schulküchen nach deutschem Muster erstehen sehen. Im großen Publikum steht man aber dieser neuen Einrichtung leider noch recht verständnislos, ja stellenweise sogar ablehnend gegenüber. Der Grund hiefür liegt sicher zum größten Teil darin, daß man sich nicht klar ist, was das Ministerium eigentlich will, wenn es die Schulküchen nach deutschem Vorbild eingeführt sehen möchte. Man weiß gar nicht, wie diese beschaffen sind und was sie bezwecken. Auf Grund meiner Vertrautheit mit den deutschen Schulküchenverhältnissen möchte ich darum auch an dieser Stelle über diese eminent wichtige Sache einige aufklärende Worte sagen.

Die unleugbare Tatsache, daß das hauswirtschaftliche Können der Hausfrauen mehr und mehr zurückgeht und daß darin für das Familienleben und in letzter Linie für das gesamte Volkswohl eine außerordentliche Gefahr liegt, hat schon vor einem Vierteljahrhundert in Deutschland zur Einführung von Schulküchen geführt. Wo die Frau nichts von der Hauswirtschaft versteht, wird eine Familie schwerlich auf einen grünen Zweig kommen und um ihr leibliches Wohlbefinden wird es auch nicht zum besten bestellt sein. Das gilt, „oben wie unten“, am verhängnisvollsten wird dieser Übelstand aber in den breiten Schichten der Arbeiterbevölkerung, wo nur zu oft der Mangel herrscht und die Aufgabe der

will nicht davon sprechen, daß es uns, stramm Stehenden, sofort mit dem Gefühl durchrieselte, daß ein Außerordentlicher uns so musterte, als könne er in jedem tiefste Verborgenheiten lesen. Eins aber weiß ich: daß in diesen warmen blauen Augen die Achtung der Persönlichkeit war, daß Tegetthoff der erste seit unserem Eintritte gewesen ist, der uns als gebildete junge Leute ansprach. Den Kadetten, die Geschütze putzen und Deck waschen mußten, stiegen Tränen der Dankbarkeit und Liebe auf. Wir hätten ihn mit den Leibern gegen jeden Feind decken mögen. In dieser Stunde, da uns Tegetthoff in seinen Bann und in seine Marine zog, reiften wir um Jahre. Es war, es hätten wir vorher ganz wo anders gedient.

Und wie als notwendige Ergänzung dieses Zusammentreffens gestaltete sich der Landgang. In einem Kaffeehause versammelt, tranken wir, noch vom Commodore sprechend, einen Becher Mastichi, als ein Schwarm Matrosen des „Re Galantuomo" eindrang. Sie hatten uns kaum erkannt, als der Ruf „Austriaci" durch ihre Schar zischte. Einer, den seine Kameraden zurückrissen, wollte sich vorwärts stürzen, wir fuhren an die Säbel. Der Mann biß brüllend in seinen Unterarm, schrie die entsetzlichsten Flüche und hätte keine üble Komik abgegeben, wenn die Situation nicht ernst gewesen wäre. Während die anderen den Tollen fortschleppten, während sie uns mit bösen Blicken maßen, ahnten wir, daß dies Erlebnis und der Mann, der uns an die Seele gegriffen hatte, zusammengehörten. Von Stund' an wußten wir blonden Buben über Worte und Reden und über die ängstlichen Vorsorgen der Regierung gegen Garibaldianer-Einfälle hinweg, hinweg über die Lächerlichkeiten der „Saida", daß es Tatsachen und starken Haß und Blut gab und den Stolz, Feinde bis ans Messer zu haben.

Aber noch krochen die Zeiten ihren trägen Lauf. Wieder versanken wir, die nun gemach zu alten Kadetten wurden, in das Einerlei der dalmatinischen Kreuzungen, des erschöpfenden Dienstes gemeiner Matrosen jener Zeit. Da war ein gewisser U. Durch einen harten Anruf gelegentlich des Deckwaschens aufgereizt, hat er zu einem Kameraden mit unterdrückter Stimme gemeint: „Wenn man uns so anschreit, werden wir noch langsamer machen." Von den Wachhabenden zu einem Geständnis dessen aufgefordert, was er geflüstert habe, wiederholte der Erschrockene seine Worte. Er wurde unter Kriegsrecht gestellt und entlassen. Kadetten waren in den Jahren der restringierten Marine billig. U. strich eine Zeitlang beschäftigungslos umher, trat dann in die Dienste des Kaisers Max und wurde so einer der beiden, die die Guerillas gehängt haben.

Ich kam mit einem anderen auf den Schooner „Arethusa", damals Hafenwachschiff Polas. Es war ein sehr strenger Winter, bei dem gelegentlich einer furchtbaren Bora der Triester Leuchtturm bis zu 20 m Höhe

sie eine Methode ersannen, die sich dem judendlichen Alter der Schülerinnen vortrefflich anpaßt und in einjährigem Kurs den Mädchen eine gewisse Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten im Kochen und Haushalten beibringt, die sie als sicheren Besitz aus der Schule mitnehmen Sie sollen 30 bis 40 einfache Gerichte nahrhaft und schmackhaft, aber auch bekömmlich und möglichst billig zubereiten lernen und daneben auch alle Handgriffe, die in einem Haushalt nötig sind: Reinigung der Wohnung, besonders der Küche, der Kochgeschirre und Küchengeräte, der Kochherde, des Fußbodens, der Fenster, der Wäsche 2c. Auch sollen sie genau buchführen lernen über die Ausgaben, die der Haushalt und besonders jedes Gericht verursacht, und bei alledem sollen sie zu Fleiß und Ordnung, zu Reinlichkeit, Pünktlichkeit und Sparsamkeit angehalten werden — mit einem Worte: alle Hausfrauentugenden, Lust und Liebe zu hauswirtschaftlicher Tätigkeit sollen in den Mädchen geweckt und gepflegt werden. Neben der praktischen Tätigkeit soll aber auch die ethische Bedeutung des Hausfrauenberufes und seine volkswirtschaftliche Wichtigkeit den Mädchen eindringlich zum Bewußtsein gebracht werden.

Diese Ziele steckten sich einst die Pioniere des Haushaltungsunterrichtes und der Erfolg hat gelehrt, daß sie auf dem rechten Wege waren. Die Zeit, wo der Haushaltungsunterricht überall zu den obligaten Fächern der Mädchenschulen gehören wird, ist in Deutschland nicht mehr fern. In Sachsen zum Beispiel wird kein Schulhaus mehr gebaut, das nicht gleich eine Schulküche enthält. Alle Bedenken, die man dieser Einrichtung entgegenbrachte, hat die Erfahrung längst entkräftet. Die deutsche Methode ist im Laufe der Jahre so ausgestaltet worden, daß sie auch bei vierzehnjährigen Mädchen den beabsichtigten Erfolg erreicht und das Vorurteil von der „Unreife" dieses Alters widerlegt. Auf den Lehrplänen hat sich für die vier Stunden in jeder Woche auch Platz schaffen lassen und es hat sich herausgestellt, daß der Unterricht in der Schulküche so vielfach in die verschiedensten andern Lehrfächer hinübergreift, daß diese dabei nicht zu kurz kommen. Im Gegenteil: was die Mädchen dort gelernt, kommt hier zu praktischer Anwendung und wird den Schülerinnen dadurch noch verständlicher. Naturlehre und Naturgeschichte, beziehungsweise Chemie, Geographie, Geschichte, Deutsch, Rechnen, Buchführung, Krankenpflege, ganz besonders aber Nahrungsmittel- und Gesundheitslehre 2c. — alles wird in geeigneter Form gestreift, so daß die Schülerinnen Gelegenheit haben, zu zeigen, was sie davon gelernt haben.

Und nun gar die Furcht vor Überlastung der Schülerinnen durch die Arbeit in den Schulküchen! Von der können nur solche befallen sein, die nie in einer deutschen Schulküche waren. Wer beobachtet hat,

Frau noch schwieriger wird, wenn sie gezwungen ist, mit für das tägliche Brot zu arbeiten. In diesem Falle findet sie oft gar nicht die Zeit, ihren Haushalt mit der nötigen Sorgfalt zu führen, und ebensowenig kann sie ihre Töchter zu tüchtigen Hausfrauen erziehen, vorausgesetzt, daß sie das überhaupt vermag.

Am meisten leidet unter der Untüchtigkeit einer Hausfrau die Ernährung einer Familie. Gerade die Ernährungsfrage ist aber die allerwichtigste, wenn die Familienglieder gesund und arbeitsfähig bleiben sollen. Darum ist es die allererste Aufgabe der Frau, für die Ernährung, also für die Zubereitung der Speisen so zu sorgen, daß sie nahrhaft und schmackhaft und zugleich gesundheitsdienlich sind, ohne daß aber ihre Herstellung mehr kostet, als es die vorhandenen Mittel erlauben.

Das ist bei den heutigen Lebensmittelpreisen und der auch auf anderen Gebieten herrschenden Teuerung oft ein schwieriges Kunststück, an dem gar manche Hausfrau trotz alles guten Willens und Fleißes scheitert. Da sind denn nun warmherzige Volksfreunde, die mit schweren Sorgen in die Zukunft blickten, auf den Gedanken gekommen, dem Rückgang der hauswirtschaftlichen Tüchtigkeit der Frauen dadurch zu steuern, daß sie den heranwachsenden Mädchen ohne Unterschied hauswirtschaftlichen Unterricht schon in der Zeit verschafften, wo sich ihm keine Schülerin entziehen kann, nämlich in dem letzten (achten) Jahre der allgemeinen Volksschulpflicht. Bergehoch waren die Bedenken, mit denen dieser Plan zunächst überall aufgenommen wurde. Wie können 13- bis 14jährige Mädchen für einen Koch- und Haushaltungsunterricht reif sein? Ganz unmöglich! Und dann: jede weitere Vermehrung der Unterrichtsfächer muß zur Überbürdung der armen Mädchen führen, andere Fächer um des Haushaltungsunterrichtes willen zu kürzen, wäre aber unverantwortlich 2c. 2c. 2c.

Nicht zu leugnen ist, daß anfangs der stärkste Widerspruch von der Lehrerschaft kam, die eine Schmälerung der allgemeinen Bildung ihrer Schülerinnen mit Sicherheit befürchtete. Aber die Volksfreunde ließen sich nicht irre machen. Wohl verkannten sie nicht, daß der Koch- und Haushaltungsunterricht bei erwachsenen Mädchen größeren Erfolg haben könnte, solange es aber die obligate weibliche Fortbildungsschule nicht gibt, ist kein Mittel vorhanden, sie zum Besuche von Koch- und Haushaltungskursen zu zwingen. Aber wann werden wir diese erleben? Soll man angesichts des täglich wachsenden Notstandes die Hände in den Schoß legen und als Prinzipienreiter auf das Erscheinen der obligaten Fortbildungsschule warten, ehe man den Kampf gegen das Übel aufnimmt — oder soll man sich nach anderen Mitteln umschauen?

Jene Volksfreunde besannen sich damals nicht lange. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.“ Sie fanden diesen Weg, indem

meist anderen Idealen nach. Sie treiben lieber Künste und Wissenschaften oder Sport. Auch dies hat seine Berechtigung, aber ganz besonders der Sport soll nicht zur Hauptsache werden und die Mädchen noch mehr in ihrer Abneigung gegen häusliche Tätigkeit bestärken.

Wie weit die Einführung der Schulküchen bereits auch in den „besseren Kreisen" günstig wirkt, läßt sich leider statistisch nicht so feststellen wie in der Arbeiterbevölkerung. Auch hier bleibt aber ganz sicher ihr Segen nicht aus, das haben schon viele Mütter aus jenen Kreisen dankbar bestätigt.

Alles in allem: das k. k. Unterrichtsministerium wußte wohl, was es tat, als es sich zu jener warmen Empfehlung des Koch- und Haushaltungsunterrichtes entschloß. Auch in Österreich herrscht jener soziale Notstand, den der Rückgang der hauswirtschaftlichen Tüchtigkeit der Frauenwelt verursacht, ganz besonders in den Städten und den Industriezentren, und auch hier ist man zu der Überzeugung gelangt, daß ihm mit allen Kräften gesteuert werden muß, wenn nicht eine der festesten Säulen des Staates, das Familienleben, zerstört werden soll. Durch gründliches Studium des deutschen Schulküchenwesens hat sich diese Behörde auch davon überzeugt, daß die deutsche Methode ihren Zweck erreicht und daß sie ebensogut — mit den entsprechenden Änderungen — den österreichischen Verhältnissen mit gleichem Erfolg angepaßt werden kann. Wäre es nicht geradezu eine Versündigung am Volkswohl, wenn man sich nun in Österreich gegen diese Einrichtung stemmen wollte, bloß weil man sie noch nicht kennt oder gar, weil sie — — vom „Ausland" kommt? Ein wahrer Volksfreund wird sich keinen Augenblick besinnen, einen Weg zu beschreiten, der sich anderwärts schon so lange bewährte. Das Unheil schreitet fort, es wartet nicht, bis einst die obligate weibliche Fortbildungsschule eingeführt wird.

Den Anhängerinnen dieser gewiß höchst erstrebenswerten Einrichtung sei übrigens gesagt, daß München mit dem neubeginnenden Schuljahr die obligate Mädchenfortbildungsschule haben wird, aber trotzdem den seit 17 Jahren mit ausgezeichnetem Erfolge eingeführten Koch- und Haushaltungsunterricht im achten Pflichtschuljahr der Mädchenvolksschulen unverändert fortbestehen läßt. Die Fortbildungsschule soll bei beschränkter Stundenzahl so vielen Fächern dienen, daß ihr auf keinen Fall vier Wochenstunden für den Haushaltungsunterricht bleiben. Sie kann nur weiterbauen auf der sicheren Grundlage, die in der Schulküche der Volksschule gelegt worden ist, über deren einjährigen Besuch sich die Fortbildungsschülerinnen auszuweisen haben. Diese Maßnahme der bekanntlich äußerst fortschrittlich gesinnten Münchener Schulbehörde spricht deutlich genug für den Schulküchenunterricht im achten Pflichtschuljahr. Mögen nun die in Österreich jetzt nach deutschem Vorbild entstehenden Schulküchen durch ihre Leistungen für sich selbst Propaganda machen!

mit welcher Lust und Freudigkeit die Mädchen dort arbeiten und wie sie in der vierten Stunde noch eben so munter sind wie in der ersten, der wird nicht die Empfindung haben, daß dieser Unterricht für sie eine Last oder eine Überanstrengung ist, sondern eine Freude, eine wohltuende Abwechselung in ihrem Schulleben. Entspricht er doch der Mädchennatur ganz sichtlich in einer Weise, wie sonst nur wenige Fächer.

Die denkbar günstigste Meinung von den Schulküchen zeigen überall die Eltern der Schülerinnen. Der Erfolg ist eben sozusagen „handgreiflich". Unsere Haushaltungslehrerinnen können darüber viel Erfreuliches berichten und diese Erfolge sind ihnen auch zu gönnen, denn es ist wahrlich kein leichtes Amt, Haushaltungslehrerin zu sein. Ganz abgesehen von der physischen Anstrengung, welche das vierstündige Stehen und Herumgehen in der Küche mit sich bringt, verlangt der Unterricht von der Lehrerin nicht bloß eine gründliche Praxis im Kochen und aller Hausarbeit, sie muß auch eine wissenschaftliche Bildung besitzen, die sie befähigt, den theoretischen Unterricht in seiner Vielseitigkeit tadellos zu erteilen. Theorie und Praxis wechseln nämlich bei der deutschen Methode fortwährend ab und die Schülerinnen haben das Recht, sobald ihnen das Geringste unverständlich ist, die Lehrerin zu fragen: Warum ist das so? Und je öfter sie fragen, desto besser. Da heißt es eben, in allem au fait zu sein.

Die Vorbildung der Lehrerin muß also eine besonders gründliche sein und sie selber muß die nötige Begeisterung für ihre Aufgabe besitzen.

Die Schulküche erfüllt also in Deutschland ihren Zweck. Ein Beweis dafür ist die statistisch festgestellte Tatsache, daß der Prozentsatz der Mädchen, die nach der Volksschulzeit nicht in Fabriken und dergleichen gehen, sondern Stellung in Familien suchen, von Jahr zu Jahr wesentlich zunimmt. Wenn aber eine Frauenrechtlerin von diesem Gesichtspunkte aus die Schulküche beinahe verächtlich als „Dienstbotenbildungsanstalt" bezeichnete, so irrt sie sich gewaltig. In meinen Augen wäre ja schon das ein Verdienst, das man dankbar anerkennen und nicht verspotten sollte. Bei der deutschen Schulküche, soweit sie obligat ist, trifft aber auch das nicht zu, denn die hauswirtschaftliche Ausbildung wird nicht nur den „Kandidatinnen für den Dienstmädchenberuf", sondern allen Mädchen erteilt. Sogar die Lyzeen, die bis zur Matura führen, haben ihre Schulküchen, die ein Jahr besucht werden müssen, denn man ist bei uns der Meinung, daß es auch der gebildetsten und reichsten Frau nur zum Heile gereicht, wenn sie etwas von der Hauswirtschaft versteht und für das Wohl ihrer Familie zu sorgen vermag. Zur Zeit unserer Großmütter verschmähte es auch die vornehmste Frau nicht, sich um ihr Hauswesen zu kümmern und als tüchtige Hausfrau zu gelten. Heute jagen unsere jungen Mädchen leider

In einer höheren Töchterschule war der Aufsatz zu schreiben: Mutter und Kind. Eine der Schülerinnen schloß ihre Arbeit mit folgenden Zeilen:

Jede Mutter schreit,
Die ein Kind gebiert,
Weil eine Welt von Leid
Neu geboren wird.

Das Fräulein Lehrerin fand bei der Revision diesen Vers bedenklich unanständig. Sie durchkreuzte ihn mit zwei blauen Strichen und verbesserte ihn so:

Jede Mutter schweigt,
Wenn das Kindlein ruht,
Weil sie sonst es leicht
Aufwecken tut!

„Ih will holt mein Buabn studiern lossn", sagte mir der Ellerbauer.

„So, was denn?"

„Na, holt a sou. Mittelschul, Hochschul."

„Warum denn?"

„Der sull wos bessers wern wia sei Voda."

Ich starrte dem Mann ins Bartstruppgesicht und in diesem Augenblick war es das erstemal in meinem Leben, daß mir das Wort: „Dummer Bauer!" entfuhr. Er verstand's zum Glück unrecht, sonst hätt's mir was tragen können.

„Gell jo!" antwortete er „und derawegn muaß mei Bua gescheider wern."

„Bloß gescheiter? Nicht auch tüchtig für einen Erwerb, zufrieden für sich selber?"

„A Herr sull er wern."

Flucht vor der körperlichen Arbeit. Alles durchs Gymnasium auf die Universität. Und das nennt man das praktische Jahrhundert. Das ungeschickteste Jahrhundert ist es; das dümmste muß es sein, weil kein Mensch mit seinem Hausverstand mehr auskommt, weil sogar noch Volks- und Mittelschule nicht klecken, um die Leute halbwegs gescheit zu machen. — Wohlan, hüben, am Eingang der Universität hängt das flotte Studentenkappel. Hängt aber dort drüben am Ausgang wirklich allemal der Herrenfrack? Nicht viel öfter der Bettelsack? — Proletarierfabrik hat einmal einer gesagt, der es wissen mußte. Der ein stattliches Tischlergewerbe verließ, Gymnasium und Universität studierte, um dann als armseliger „Privatbeamter" sein Leben zu fristen, weil er eine bessere Stelle nirgends fand, trotz seiner zwei Fakultäten, die er im Kopf umtrug und die nur geeignet waren, um ihm das ganze Elend seiner Lage klar zu machen. — Die Universitäten selber fangen jetzt schon

Heimgärtners Tagebuch.

Eine Menge Zuschriften kamen mir auf das zu, was ich Seite 61 gesagt. Aussöhnung der Nationalitäten. Sagen wir bescheidener: „Annäherung der Völker in Österreich". Einer war „starr über diese Hausidee". Andere sind entzückt von dem Gedanken, aber ratlos, wie er zu verwirklichen wäre. Und ich habe nicht einmal viel verlangt, nur etwas, das allen — hüben wie drüben der Grenze — von Vorteil wäre: Wohlwollen zwischen den Nachbarvölkern. Jedermann soll seine Nationalität wahren, aber in allen Angelegenheiten außerhalb der Nationalitätenfrage, in den rein menschlichen und gesellschaftlichen Dingen sollten die Leute anständig und freundlich miteinander verkehren. Dann würde es bald auch auf dem Reichstag, auf den Landtagen etwas anständiger hergehen. — Wenn die Presse und das Parlament insofern die Streitaxt begraben wollten! Aber nicht allzu seicht. — Doch nun höre ich die Zeitungen: „Wir den nationalen Hader sein lassen? Unsere Leser grasen nirgends so gern als auf der Streitwiese!" — Ein Parlamentarier sagte mir mit Augenzwinkern: „Der Nationalitätenzank ist für uns Volksredner der beste Kohlgarten!" Ohne sein Augenzwinkern hätte ich die Bosheit gar nicht verstanden.

Von einem aus nationalen Männern der österreichischen Völker zusammengesetzten internationalen Volksrat will heute noch niemand was hören. Die Frage ist noch nicht reif, sagen sie. Nein, die Menschen sind noch nicht reif. Und solange der gute Wille zu einem wohlwollenden Nebeneinanderleben der Nachbarvölker des Staates nicht sichtbar wird, so lange lacht die weite Welt über unsere Klagen und sagt: Schweigt doch, ihr Jammerhänse, euch allen mangelt der Wille zum Frieden.

Ich bin auf Reisen gelegentlich mit Slowenen, Tschechen, Italienern, Ungarn, Polen u. s. w. zusammengekommen, auch während meiner Millionensammlung für den Deutschen Schulverein; es hat nie eine Anrempelung gegeben. Wir unterhielten uns über allerlei, und wenn wir zufällig einmal auf nationales Gebiet hinausglitten, so sagte man: „Na ja. Jedem das Seine!" und sprach wieder von was anderem.

Von einem wirklichen nationalen Frieden wage ich ohnehin nicht zu sprechen, aus Besorgnis, totgeschlagen zu werden. Was ich träume: Nur ein bißchen Anstand, nur ein bißchen Güte. — Reichsgenossen, ich wüßte ein Weihnachtsgeschenk. Kaufen wir uns einen Knigge!

laden ein paar Stiefel gestohlen und sich erwischen lassen, um in einen stillen Kotter zu kommen. Und im Kotter höre er von draußen das Wagengerassel, von links und rechts das Torezuschlagen und im Arrest selbst das Fluchen der Mitgefangenen. Der Briefschreiber bat mich um Rettung. Irgendein Erwerb im Wald oder auf steirischer Alm, nur um endlich Stille zu haben.

An demselben Tag las ich in der Zeitung von der neuen Kunst der Futuristen, von der Lärmkunst. Da wird künstlich das Erwachen der Stadt nachgemacht, oder eine dörfliche Feuersbrunst oder eine Völkerschlacht — nicht etwa rhythmisch, taktmäßig — das wäre schon Musik, veraltete Musik. Nein, ganz nach der Natur muß es sein, nur lauter, greller, eindringlicher. Die Trommelfelle müssen einmal Orgien feiern; wir wissen ja noch gar nicht, welche Genußorgane wir an unseren Trommelfellen haben.

Aber dagegen muß was getan werden. Ich will nächstens Konzertunternehmer werden. Ich lasse einen Saal bauen, der an allen vier Wänden hermetisch geschlossen ist, dessen dicke Wände von innen und außen sorgfältig gepolstert sind. Alles muß lautlos sein. Die Leute müssen in Filzschuhen kommen und beim Eintritt einen Revers unterschreiben, während des Aufenthaltes im Saale kein Wort zu sprechen, noch sonst auch nur das geringste Geräusch zu machen. Dann beginnt das Konzert, die große Symphonie: „Stille“. Alle Instrumente des Schweigens wirken harmonisch zusammen — es ist lautlose Stille. Stundenlang. — Köstlich wird das sein. Die ruhedurstigen, lärmmüden Stadtleute werden hinlaufen zu diesem großen, heiligen Schweigen. — Aber es ist nicht zu machen. Wo mehrere nebeneinandersitzen, da gibt es keine Stille. Schweigen schon die Zungen, so klingeln doch die Gedanken einander zu. Also wie? Je einer auf einmal muß dem Lärm entfliehen und der großen Symphonie zuhören. In diesem Frieden wird er sich auf sich selbst besinnen, zu sich selbst heimfinden. Das wird die Stille tun, die Kraft hat wie die edelste Kunst, den armen, weltgehetzten Menschen zu seiner eigenen, einsamen Seele zu bringen.

Mit einem Nachbarsknaben stand ich im Garten und schaute dem roten Schneefall zu. Nach schwerem Nachtfrost fielen nun im Sonnenschein von den Bäumen die Blätter. Der Knabe war ein bißchen betrübt, aber nicht des Blätterfalles wegen, sondern weil er in der Schule schlechte Klassen bekommen hatte. Im Rechnen und Memorieren. Der Junge, hieß es, habe kein Talent. „Schau“, sagte ich, „wie diese Waldkastanie ihren Mantel wegwirft und es kommt doch der Winter!“ Denn Hunderte der siebenlappigen Blätter fielen in der Sekunde. Die einen tänzelnd, die andern geradeaus fallend, wieder andere hüpfend

an, vor den Universitäten zu warnen. Erstens könne man einer Überzahl von Hörern die Wissenschaften nicht gründlich beibringen. Es ist halt auch hier so, daß Fabriksarbeit weniger gut wird als Handarbeit, verstehe Schüler, mit denen sich der Professor persönlich abgeben kann. Und zweitens rufen es die Universitäten selber ins Land hinaus, daß für so viele studierte Leute kein Bedarf ist, daß die Enttäuschung groß ist, wenn einer dann seiner Bildung gemäß auch leben will — und nicht kann.

Man hat halt lange Zeit die Bildung dieser Art zu hoch gepriesen. Jetzt rennt alles der Lehrkanzel zu, und nachher — viel wissende und wenig leistende Schlucker. Die meisten Leute sind überhaupt für Wissenschaft und hohe Geistesarbeit nicht geeignet, man sieht ja überall, wie wenige von denen, die auf klassischen Hochschulen studiert haben, ihr Wissen verwerten können, den Geist derselben auch nur verstehen.

Wir brauchen Hochschulen fürs Volk, für praktische Arbeit. Diese Schulen sollen nebst den wirtschaftlichen, gewerblichen Lehrfächern auch Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Literatur, Sprachen, Rechtskunde, Moral vortragen, aber nur so weit und in solcher Weise, als sie der Auffassung, den Bedürfnissen der Schüler und ihrer bevorstehenden Berufe entsprechen. Der Landwirt wird z. B. einen anderen Teil der Naturgeschichte brauchen als der Gewerbsmann; der deutsche Untersteirer eine andere zweite Sprache als der deutsche Südtiroler. Die jetzige Art unserer Schulen macht die Leute fahrig, der „Fortschritt" macht „fortschreitend". Aber wir brauchen Schulen für das Dableiben, daß die Leute wieder lieber daheimbleiben nnd daheim wohlhabend und zufrieden werden können.

Da gibt es zu lernen genug; man kann auch solche praktische Schulen Hochschulen nennen, und man kann auch eine solche Berufsbildung — wenn man ein klingendes Wort gebrauchen will — humanitäre Bildung nennen, weil jeder Mensch dort am vollendetsten ist und seine Stelle am besten und schönsten ausfüllt, wo er seine besonderen Anlagen zur Geltung bringen kann, wo er seinem Beruf, seiner Umgebung, seinen Nahmenschen gerecht wird. Und die Zufriedenheit? Ist sie dort, wo man viel weiß und wenig kann? Zufriedenheit und wirkliche Lebenslust ist nur dort zu finden, wo der Mensch was kann und sich seiner Arbeit freut.

Aus Hamburg schrieb mir einer den verzweifelten Brief. Er halte den Stadtlärm nicht mehr aus. Er habe schon alles versucht, ihm zu entkommen, vergebens, überall Geräusch, Geschrei, Gedröhn, Geklapper, Gerolle, Gepfeife, Geläute, Geschrille, Gepauke usw. Überall und immer, Tag und Nacht — zum Wahnsinnigwerden. Endlich habe er im Schuster-

Wir stehen im Kampfe gegen die Schundliteratur. Warum? Denken wir dabei an die künstlerische oder an die sittliche Schädigung des Volkes? An beide, an letztere natürlich mehr. Wir sehen in jenen Lieferungsromanen, die zur Türspalte hereingesteckt werden, die so billig sind und doch so teuer zu stehen kommen, lauter Unnatur und Unwahrhaftigkeit. Wir sehen phantastische Ungeheuerlichkeiten, Roheiten und Ausgelassenheiten (kaum weniger als im Kino!). Wir sehen sexuelle Lüsternheit, Schurkerei, Niedertracht in allen Formen. Dann kommen die Ritter-, Räuber- und Hexenromane, die Indianer- und Sherlock-Holmesgeschichten usw. Aber ein Grundzug geht durch fast alle derlei Erzeugnisse: Das Gute siegt, das Böse wird zuschanden gemacht. Es ist das zwar selten so ehrlich gemeint, als es aussieht, aber die naiven Leser des Volkes wünschen es einmal so. Der Leser mag unterwegs im Buch viel Vergnügen an den Sünden und Schandtaten haben, zum Schluß muß das Gute belohnt, das Böse bestraft werden — sonst bleibt er unbefriedigt.

Ich will für die Schundliteratur keinen Stein ins Brett werfen, ihre Erzeuger denken gewiß weniger an die Sittigung der Menschheit als an den Geldgewinn, dieser ist ihre Tendenz. Aber geht es denn in der Kunstliteratur allemal anders her? Und berücksichtigt die Kunstliteratur (ich denke an eine gewisse moderne) das Hauptverlangen des naiven Lesers? Dieser lebt sich in den Helden des Buches ein, daß er sehnlichst wünscht, es möge mit ihm gut ausgehen, es möge der böse Widersacher bestraft werden. Er wünscht das im Buche wie im Leben. Und wenn dieser Wunsch befriedigt wird, nennt er den Roman „schön". Sein ästhetisches Empfinden liegt also mehr nach der Tendenz als nach der Mache hin. Vielleicht ist doch das das richtige, natürliche Schönheitsgefühl, das sich mit dem des Guten deckt! — Wir sehen es ja, die größten literarischen Genies dringen nicht ins Volk, wenn sie nicht Optimisten sind und die „poetische Gerechtigkeit" walten lassen. Aus natürlicher Freude an dem sittlich Guten. Der naive Leser sucht in einem Roman nicht die „Wahrheit", die hat er ja im täglichen Leben, er sucht darin eine idealere Welt, in der es „gerecht" hergeht. Die Kolportageromanschreiber wissen diese sehr gesunde und verständliche Neigung des Volkes auszunützen und deshalb werden ihre Erzeugnisse nicht zu verdrängen sein, solange die Kunstdichtung nicht wieder denselben Weg geht, bei Vermeidung der schundliterarischen Ungeheuerlichkeiten natürlich.

Die Schundliteratur, die wir heute bei der hinteren Tür hinausjagen wollen, kommt in anderer Gestalt bei der vorderen wieder herein. Ich habe es schon vor Jahren in die Welt geschrieen: Prüft einmal unsern modernen Büchermarkt, unsere Zeitungswelt, unser Kino, und ihr werdet sehen, wie groß der Besen sein müßte, der die Schundliteratur aus dem Land fegen will.

---

von Ast zu Ast. Ein Blatt aber war, das schwamm hoch von der Krone in die Luft hinaus und dann schwebte es — den langen Stengel voran — langsam, viel langsamer als alle anderen, nieder. Als es endlich am Boden lag, sprang der Knabe hin, hob es auf und schaute es bedächtig an.

„Was ist denn?“ fragte ich.

„Ein Fallschirm“, sagte er und betrachtete den Bau und die Stellung der Lappen. Ob man es ihm nicht abgucken könnte, wie man Fallschirme macht!

Der Junge hat „kein Talent“ von außen hinein. Ist aber vielleicht ein Genie von innen heraus.

Er wird ein Erfinder.

Daß es mit den Ziffernbegriffen des Knaben nicht weit her ist, bewies er noch am selbigen Abend, da er sagte: „Heut' sind in ganz Steiermark gewiß tausend Blätter gefallen!“

Hunderttausend Milliarden, mein Junge! Aber das macht nichts. Dein Blick darauf, wie etwa die Natur Fallschirme macht, ist doch gut.

Wenn ich als Knabe meinen Vater fragte: „Vater, warum rinnt das Wasser aus dem Brunnenrohr nicht vom Loch gerade (senkrecht) in den Trog, warum machts denn einen Bogen?“, so antwortete mein Vater: „Weil es halt vom Rohr heraus einen starken Druck hat.“

Wenn ich aber aus einem Topf langsam etwas Wasser goß, so machte es weder einen Bogen, noch fiel es senkrecht nieder, sondern rann zuerst außen am schiefgehaltenen Topf hinab, als ob es daran klebte. Und wenn ich den Vater fragte: Warum pickt denn das Wasser eine Weil am Topf, eh es geradeaus niederrinnt, so schaute er mich an und schaute das schief am Krug hinabklebende Wasser an und schaute wieder mich an und sagte: „Dein dummes Fragen alleweil! Weil du halt s Häfen schlecht haltst.“

Die eine Naturkraft kannte er, die andere nicht. Diese wußte mir erst Professor Subić in der Handelsakademie zu nennen: „Kohäsion, Adhäsion. Das Zusammenhängen und Aneinanderhalten gleichartiger Körper (Wasser an Wasser), das Aneinanderhalten ungleichartiger Körper (Wasser an Topf). Der Professor sagte die Namen, erklärte die Eigenschaften, gab Beispiele der Erscheinungen. Und auch hier fragte ich wieder, wie einst den Vater: „Warum? Was ist die Ursache solcher Eigenschaften? Und der Professor antwortete: Ich bin froh, wenn Sie das gut lernen, was im Lehrbuche steht; mehr verlange ich nicht.“ Aber ich verlangte mehr.

---

von ihm zu erwarten haben, da sie ihn hegen und pflegen sollten, behandeln sie ihn hart und roh — und er ist machtlos, hilflos vor ihnen, denen er alles gegeben hat.

Unten im Engtal in einer Hütte lebt eine alte Mutter mit ihren zwei erwachsenen Kindern. Die besitzen nichts, als was sie täglich mit ihrer Hände Arbeit erwerben, hatten nie mehr gehabt, haben keine Aussicht, jemals mehr zu bekommen. Die leben zusammen in Frieden und beten täglich am Abend ein Vaterunser, daß es so bleiben möchte.

Zu meiner Zeit lebte in Fischbach ein Förster, den sie den „Pfaffenfresser“ nannten. Jedes zehnte Wort in seinem Munde war ein „Saupfaff“. Vom Himmel sagte er, das wäre eine gefälschte Judenbankpromesse. Damals verstand ich das Wort nicht, aber gemerkt habe ich mir's mit einem großen Abscheu. Wenn von Gott die Rede, da sagte er gar nichts, lächelte nur. Aber das Lächeln spielte höhnisch, entweder darum, weil nach seinem Glauben Gott nicht war, oder darum, weil er nach der Leute Glauben war. — So lebte der Mann fort und wurde alt. Und dann kam die Wassersucht. Zuerst schwollen die Beine an und dann der Bauch. „Mir scheint, die Butten wird bald voll sein“, sagte er und fragte den Arzt, wie es mit ihm stünde.

„Falls Sie nicht ewig leben wollen, Herr Förster, wäre jetzt die günstigste Gelegenheit zu sterben“. Das war die Antwort.

Da sagte der Kranke: „Alsdann brauch ich einen Geistlichen“.

Einen Tag nach dem Versehgang machte ich beim Förster, der ein Bekannter war, meinen Krankenbesuch. Es stand ein wenig besser, die Geschwulst ging zurück.

„Das wundert mich“, sagte ich.

„Was wundert dich, quatsch dich aus.“

„Daß du dich hast versehen lassen.“

Ein kleines Schweigen jetzt, dann seine Antwort: „Auf alle Fälle.“

„Wie sagst?“

„Ist nix, so schadt s nix. Und sollt doch was sein, so bin ich jetzt gestellt. — Han's auch dem Geistlichen so gesagt.“

„Und hat er dich doch losgesprochen?“

„Ah freilich“, lachte er. „Wenn man nur s Auswendige mitmacht, s andere ist ihnen eh alles gleich. Saupfaffen!“

Zehn Tage später, als „das Wasser zum Herzen kam“, bat er um die letzte Ölung. —

Da der Förster sonst ein passabel anständiger Mensch gewesen war, so dürfte der Herrgott die Opportunitätspolitik dieses „Ungläubigen“ nicht allzuernst genommen haben. Und da trotz des „Pfaffenfressers“

Jetzt muß ich doch erzählen, wie man in Mähren aus wertlosen Dingen wertvolle Bausteine macht.

Der Verein deutscher Lehrerinnen in Mähren hat sich organisiert zum Sammeln von Korkstoppeln, Flaschenhülsen, Staniol, Zigarrenspitzen, Kirschenstengeln, Orangenschalen, Briefmarken, Posterlagscheinen und dergleichen, was man so auf die Straße wirft. Sehr fleißige Sammlerinnen solcher Dinge sind besonders die Schulmädchen; diese bringen das Gesammelte an die Hauptstelle, deren Leiterin auch Verwalterin des „Nationalen Schulfonds“ ist und die dann den Verkauf besorgt. Korke an die Linoleumfabrik, das Kilogramm zu 12 Heller; Flaschenhülsen und Plomben an einen Buchdrucker, der für das Kilogramm 24 Heller gibt und der aus dem Blei deutsche Buchstaben gießt, die nachher deutschen Geist ins Volk tragen. Das Staniol kauft der Spengler, das Kilogramm um 50 Heller, die Zigarrenspitzen werden als Tabak verkauft, das Kilogramm um eine Krone. Die Kirschenstengel und Orangenschalen gut getrocknet, kauft der Drogist und zahlt bezw. 40 bis 80 Heller für das Kilogramm. Briefmarken für die Sammler; Posterlagscheine werden von betreffenden Firmen zurückgekauft. — Man meint, derlei Gegenstände, wie sie in Hauswinkeln, auf Gassen, Plätzen, Kehrichthaufen so herumliegen, wären nicht des Bückens wert. Nun, der Verein Deutscher Lehrerinnen in Mähren hat aus solchem Ertrag dem Deutschen Schulverein einen blanken Baustein gespendet.

Von so einem alten Geizhals wundert's mich nur, daß er nicht seine künftigen Erben besticht. Sie warten doch auf seinen Tod, der ist ja ihr Leben. Sie müssen vielleicht darben, solange er lebt, sie können nicht hochherzig genug sein, um — sosehr sie ihm auch schmeicheln — heimlich nicht seinen Tod zu wünschen. Seine Erben von morgen sind seine Feinde von heute. Aber er ist zu sehr von seinem Geld besessen, als daß er sie zu Freunden machen könnte. Würde er sie bestechen, daß sie recht gut auf ihn wären, daß heißt, jetzt schon sein Überflüssiges an die Erben verteilen, so wollten sie sein Alter verlängern, verschönern, denn sein Tod brächte ihnen keinen Vorteil mehr. —

So dachte ich dem alten Schnoderbauern zu, der armselig wie ein Bettelmann vor seiner Haustür saß und den Enkeln zuschaute, die verdrossen und kümmerlich die Wirtschaft besorgten, während er seine dreißigtausend Gulden in der Sparkasse liegen haben soll. Aber für den Alten hatten sie süße Worte — und giftige Blicke.

Nicht weit davon beim Nachbarshaus auf der Bank saß auch ein Alter, der sah nicht bloß wie ein Bettler aus, er war auch einer. Er war ein vermögender Mann gewesen, hatte aber Haus und Vieh und Wirtschaft und Geld seinen Kindern übergeben. Jetzt sie nichts mehr

Krieglach. Heute den 25. Oktober 1913, um 2 Uhr 17 Minuten nachmittags fing bei mir die neue Zeit an.

Ich huldigte gerade dem Sport der Greise — dem Mittagsschläfchen, als meine Tochter zur Tür hereinstürmte: „Vater, komm schnell! Ein Aeroplan gerade über unserem Hause!“ — Es war der erste, den ich sah. Man wagt es selten; der mit unseren Bergen anbinden will, muß hochfahrend sein. Also heute ist einer da. Sonniger, stiller Herbsttag. Das Schnattern hatte man zuerst gehört. Nun schwebte er oben, mit ausgespreiteten schimmernden Flügeln, nicht größer wie ein Habicht. Man konnte den Kopf nicht genug nackwärts renken. Von Ost nach West zog er dahin — langsam, langsam. Aber sobald man ihn einen Moment aus dem Auge ließ, war er kaum wieder zu finden, so ganz wo anders stand er schon. Man rät: Tausend Meter hoch? Zweitausend? — Dann ist er nicht mehr zu sehen. Der Habicht war zur Mücke geworden, die Mücke ist im Sonnenäther vergangen . . .

Also, so wird es sein. Das ist die Reisekutsche des zwanzigsten Jahrhunderts. — Wenige Wochen vorher soll über unser Tal auch einer geflogen sein — von Wien bis Görz in drei Stunden. — Armes Automobil — alter Zopf!

Ich hätte kaum den Mut. Der Gefahr wegen sofort. Aber die Häßlichkeit. Das Land und seine Berge, das Volk und seine Sitten, alles wird häßlich, verächtlich, wenn man zu sehr von oben darauf herabsieht. So häßlich und so nichtig, und der Beschauer wird hochmütig. Wozu das? Ich habe beim Aufwärtsschauen immer Schöneres, Erhebenderes gesehen als beim Niederwärtsschauen.

Und um in drei Stunden nach Görz zu kommen? Ich habe in Görz nichts zu tun. Wenn ich dort einmal etwas zu tun habe, so fahre ich durch die schönen Gegenden hin, an scharfgestaltigen Gebirgen, malerischen Ortschaften, schönen Flüssen und Seen vorüber uud habe anstatt des kurzen Vergnügens ein langes. — Trotzdem, man soll alles probieren. Ich fliege doch einmal. Und wer fliegen will mit dem Aeroplan, der soll sich sputen, sonst veraltet das Fahrzeug. Im einundzwanzigsten Jahrhundert wird man, weil das klappernde Zeug viel zu langsam geht — sich drahtlos telegraphieren. Sich persönlich in alle Weiten telegraphieren. Je mehr sich der Mensch vergeistigt, je leichter wird er, je schneller fliegt er. Ich weiß das schnellste Vehikel. Wenn ich heute auf dem Gedanken nach San Francisco fahre — im Augenblick bin ich dort.

---

die hochwürdige Geistlichkeit heute noch lebt und gar nicht einmal so schlecht, so dürfte dieser Sache wegen — auch wenn sie sich immer wiederholt — weiter kein Unwillen sein.

„Wer nach vorwärts will, soll nicht nach rückwärts schauen.“ Sehr logisch. Ich habe mein Lebtag stets nach rückwärts geschaut (weil nach vorwärts nichts zu sehen war) und bin doch immer ein bißchen voran gekommen. Besonders die Sommerszeit in Krieglach ist für mich eine beständige Rückschau. Das ist ja „historischer Boden“ von Kindesfreude, Leid und Dummheit. Der drei Stunden lange Weg vom Orte bis zum Kluppeneggerhof im Hintergebirge. Morgens aus, abends heim. Morgens Sehnsucht nach der weiten Welt, „Mürztal“ genannt; nachmittags Heimweh nach dem Mutterkittel. Morgens das Mittelalter, nachmittags die Neuzeit mit der Eisenbahn. Dazwischen die Waldstraße Alpsteig, auf der das barfüßige Dummerl hin und her lief. Mit leerem Sacke hin, mit Bündeln und Päcken her Denn er schleppte Neuzeitsachen ins Mittelalter.

Seither sechzig Jahre vorbei. Da schnellt mich plötzlich ein Steirerwagerl des zwanzigsten Jahrhunderts von Krieglach in 25 Minuten nach Alpel. Ein autounterlegter Gönner hatte Halt gemacht vor meinem Sommerhause: Ob ich mitfahren wolle in die Waldheimat? Nun, und 25 Minuten später schaute vom jenseitigen Waldhang das alte Kluppeneggerhaus schläfrig verwundert auf mich herüber. — Ein Eliaswagen! Der Peterl sitzt drinnen. Fährt er gen Himmel? Nein, bloß bis Birkfeld. Saust an St. Kathrein vorbei, wie ein Pfeil der Feistritz entlang und dann von Birkfeld zurück hoch durch den Wald nach Fischbach, noch höher über den Teufelssteinpaß, die Schanz, nachher ab in den tiefen Stanzgraben nach Kindberg im Mürztal. In vier Stunden durch die Waldgegenden meinen Weg zurückgelegt, auf dem ich einst seine Kindesträume in der weiten Welt herumzutragen glaubte. Diese Autofahrt war im vorigen August am Kaisertage. Leute, die nach vorwärts schauen, laden mich ein, heute nach zehn Jahren, auf eine Fahrt im Aeroplan zu einer Rundfahrt durch Steiermark, anstatt eines Morgenspazierganges vor dem Frühstück Nach einer halben Stunde sind wir wieder zurück.

Da heißt's dann nicht mehr nach vorwärts, sondern nach abwärts schauen. Warum denn nicht auch einmal nach aufwärts — neuen Welten zu? Die alte ist ja schon völlig verbraucht — scheint es.

Ich schaue einstweilen nach rückwärts, dort sehe ich die Zukunft. Aber eine sehr ferne.

---

sind Sie hergekommen?" antworteten 10 um Soldat zu werden, 8 um fürs Vaterland zu kämpfen, 7 weil ich mußte, 5 ich weiß nicht, 4 um exerzieren zu lernen, 1 um dem Kaiser zu dienen, 1 um alles zu lernen, was ich im Kriege brauchen kann. Die Antworten wurden besprochen, die Leute belehrt und weiter gefragt: „Und was glauben Sie, gegen wen wir Krieg führen werden?" Antwort: 10 gegen die Deutschen (Tschechen), 4 gegen Rußland (Deutsche), 11 gegen Italien (Deutsche), 1 gegen Serbien, 1 gegen wen es Seine Majestät befehlen wird, 9 gegen den Feind, wobei man aber bemerkte, daß sie sich darunter nichts Konkretes vorgestellt hatten. Schließlich wurden die Leute befragt, ob sie sich mit irgendetwas zum Kampfe gegen den Feind verpflichtet hätten? 5 antworteten „mit dem Eid". Daß sie geschworen haben, daran erinnerten sich 27, doch waren bloß 2 imstande, einige Sätze des Eides zu wiederholen; und doch muß man verlangen, daß jeder Mann den Eid dem Sinne nach wiedergeben kann, als erstes und oberstes Gesetz, nach dem er sein Leben und seine Dienstzeit einrichten muß." —

Wohl kein Staat hat besonders gute Erfolge mit seinen Bildungsanstalten erzielt — es gelingt immer nur einer ganz kleinen Gesellschaftsschichte die Aufnahmsfähigkeit für ein halbwegs richtiges Weltbild zu verschaffen; die Menge bleibt blind und indolent. Zum Teil sind die Unterrichtseinrichtungen daran schuld, weil sie das Schwergewicht auf Nebensächliches, praktisch Wertloses und sogar Bedenkliches legen. Die von Zeit zu Zeit hie und da veröffentlichten, wenig trostreichen Ergebnisse der „Volksbildung" zwingen zu zwei Schlüssen: 1. Daß unser Schulwesen *sehr* reformbedürftig ist und 2. daß die breiten Massen der Bevölkerung nach wie vor wenig geeignet sind, an der Lösung der großen sozialen, politischen, nationalen und wirtschaftlichen Fragen entscheidend teilzunehmen.

Alkohol und Verbrechen.

Am 15. März 1913 ermordete und beraubte in Wien der neunzehnjährige Hilfsarbeiter Rudolf *Kühn* den Bauwächter Josef *Herbster*. Im Gerichtssaal entspann sich folgender Dialog.

Präsident: „Trinken Sie viel?"

Angeklagter: „*Ich trinke sehr stark.*"

Präsident: „Was trinken Sie denn?"

Angeklagter: „*Alles.*"

Zeugen stellten im Einklang mit dem Angeklagten fest, daß er den Tag vor dem Verbrechen in verschiedenen Gasthäusern durchzechte und Rudolf Kühn versicherte außerdem, daß er die Tat in einem Zustande „augenblicklicher Sinnesverwirrung" beging . . . Er erhielt 18 Jahre Kerker.

Kommentar überflüssig.

O, die Männer!

Im Juli fuhr ich mit meiner Frau für zwei Wochen in die Schweiz. Es sollte eine Reise à la Handwerksbursch werden, ohne Eile, ohne bestimmtes Ziel, ruhig und behaglich. Darin waren wir einig. Nachdem meine Frau den zweiten großen Koffer vollgepackt hatte, sagte sie: „Paul, ich werde den Korb *doch* noch mitnehmen. Weißt du, der Einfachheit wegen; man hat dann hinreichend Platz, braucht die Sachen nicht aufeinanderzupfropfen und wenn man zum Beispiel eine Kleinigkeit einkauft . . ."

„Was willst du denn einkaufen, Berta? Bedenk die Zollscherereien an der Grenze!"

Kleine Laube

Unterschied.

Von Wladimir Freih. v. Hartlieb.*

Ein reicher Schafskopf fährt an die Riviera,
Oder ins Berner Oberland,
Nach Ägypten, nach Stambul und Pera,
Vielleicht gar weiter nach Samarkand,
Und glotzt und schwatzt und zahlt viel Geld
Und bleibt überall in der gewöhnlichen Welt.

Ein Schwärmer ohne Hab und Gut,
Ein Träumer
Und Geldversäumer,
Nimmt seinen schäbigen Hut,
Pilgert durch die Vorstadtgassen
Auf ein armseliges Feld
Und kann sich vor Erstaunen nicht fassen:
Er steht plötzlich mitten im Weltwunder Welt.

„Volksbildung!“

Der Kommandant einer Infanteriekompanie berichtet in „Danzers Armee-Zeitung“ über seine Erfahrungen mit der teils aus Deutschen, teils aus Tschechen bestehenden Mannschaft und gibt zunächst die höchst charakteristischen Antworten wieder, die ihm die im Herbst 1912 eingerückten Rekruten auf entsprechende Fragen erteilt haben. Der Hauptmann schreibt: „Zur Kompanie rückten 1912 36 Rekruten ein, davon 15 Deutsche, 20 Tschechen und 1 Ungar. Hier ein Beispiel über die an die Leute gestellten Fragen, das noch lange nicht alle zutage tretenden Tatsachen wiedergibt: „Was sind Sie?“ Es antworteten 18 ich bin ein Tscheche, 2 ich bin ein Deutscher, 1 ich bin ein Ungar, 3 ich bin ein Wiener, 12 ich bin ein Österreicher. Letztere Antworten nur aus der erkannten Absicht von Leuten aus sehr gut patriotischen Gegenden. Auf die weitere Frage: „Wer ist der Höchste in Österreich-Ungarn?“ antworteten: 21 Franz Joseph I., 5 der Kaiser (ohne den Namen zu wissen), 2 der König von Böhmen, 1 Franz I., 1 Klofac, 6 konnten überhaupt keine Antwort geben. „Waren Sie schon im Auslande, nämlich in einem Lande, das nicht zu unserem Vaterlande gehört?“ 14 antworteten „ja“, doch auf die Frage „wo?“ kam zum Vorschein, daß nur 2 tatsächlich in Deutschland waren, alle anderen jedoch in Wien (8), Tirol (1), Steiermark (1) und Triest (2) gewesen sind. „Haben Sie etwas von der österreichischen Volkshymne gehört oder können Sie vielleicht die erste Strophe hersagen?“ 25 antworteten mit „ja“, doch der Aufforderung, die erste Strophe herzusagen, konnten nur 3 Folge leisten. Auf die weitere Frage: „Warum

* Aus der eben erschienenen eigenartigen Gedichtesammlung des Verfassers: „Gott fordert dich.“

Der große Schwabenzug.

Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. L. Staackmann. 1913.)

Es gibt Bücher, die spät geschrieben werden, aber endlich geschrieben werden müssen. Wann konnte dieser österreichische Roman natürlicher entstehen, als in unserer Zeit deutschen Stolzes, deutscher Sehnsucht! Nicht vorüber komme ich diesmal an dem banalen Gleichnis: Hausbrot mit Rotwein. So stärkend und begeisternd ist dieses Buch. Wo gäbe es auch schöneren Anlaß, deutsche Tüchtigkeit aufzuzeigen! Nicht der kriegerische Geist ist es, auch nicht der denkende, forschende, belehrende, auch nicht der zufrieden gemütliche, sondern der Geist der Arbeit, der Kulturschöpfung von der Hand weg.

In der ersten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts, als Prinz Eugen die Türken endgültig aus Ungarn vertrieben hatte, ließen sie dort an den südlichen Grenzen eine weite, menschenleere Sumpfwildnis zurück. Da ließ der Kaiser in Europa ausrufen: Wer in das Banat einwandern will, der bekommt Reisegeld, Grund und Boden und die Freiheit. Nur müssen es verheiratete Leute sein, denn man braucht Bevölkerung, und müssen es Katholiken sein, weil wir ein katholisches Land haben wollen. Nun kamen sie aus aller Welt, Bauern, Gewerbsleute, auch solche, die nichts Rechtes waren und keine Heimat hatten. Sie reisten ins ferne Land. Zu allermeist waren es Deutsche und besonders Schwaben, die ihr Glück im südlichen Ungarn suchten und durch heldenhafte Arbeit, kluge und geduldige Zähigkeit dort eine blühende Heimat schufen.

Das nun ist der Gegenstand des Romans: „Der große Schwabenzug". Es ist erhebend, aber auch erschütternd zu lesen, was da geleistet wurde und geschah. Denn mit furchtbaren Widerwärtigkeiten hatten die Ansiedler zu kämpfen, bis die einbrechende asiatische Pest das große Kulturwerk zu vernichten drohte. Aber die Deutschen bestanden.

Das Buch ist scheinbar zerrissen erzählt und mancher Faden erwartungsvoller Spannung reißt vielleicht an unrechter Stelle, um später mit irgendeiner Überraschung wieder zum Vorschein zu kommen. Die verschiedenerlei Volksgestalten aus Schwaben und anderen deutschen Ländern, ihre Donaureisen, die leitenden Herrschaften in Wien, die gewaltsamen ungarischen Herren sind mit packender Kraft dargestellt. Auch Prinz Eugen, den edlen Ritter, kriegen wir zu sehen. Die Fülle der Liebe aber hat der Verfasser auf die führenden Grafen Merci vereinigt, die das Banat und andere deutsche Ansiedlungen in Südungern so treu aufgerichtet und beschützt haben. Das herrliche Buch ist „der teuren Heimat (dem Banat) zugeeignet von ihrem Dichter".

R.

Singvögel.

Im Palmenhaus.

Und während draußen Silberflocken tanzen,
Vom Frost erstarrt, im tollen Windeswehen,
Prangt hier im Kreise südlicher Gefährten
Die leuchtendbunte Schar der Azaleen,
Die, gleich den schönen adeligen Frauen,
In ihrer stolzen Seidenroben Rauschen,
Mit höflich kühlem, halberstarrten Lächeln
Der Palmenbäume Schmeicheleien lauschen.

„Ach, der Zoll, das sagst du nur so, um mich abzuschrecken. Wegen des bißchen Schokolade, die du so gerne ißt — ich mache mir nichts daraus! — und wegen der Seide, die ich unter der Wäsche verstecken kann, machst du gleich eine Szene. Die Züricher Seide . . ."

„. . . ist weltberühmt und an der Grenze veranstalten die Zöllner eine förmliche Razzia darnach."

Meine Frau resigniert: „Also werde ich die Seide, die man in Zürich garadezu geschenkt kriegt, nicht kaufen und mir im Herbst aus Brünn oder Jägerndorf Kattun für meine Toilette zum Industriellenball kommen lassen."

„Aber Berta . . ."

„Schon gut. Es geschieht ja immer, was du willst. — Mili, holen Sie den Reisekorb vom Speicher. Sofort!" Erklärend: „Ich muß die Pelze einpacken."

„Die Pelze? Für eine Sommerreise? Du meinst wegen des von der meteorologischen Reichsanstalt prophezeiten kalten Juli?"

„Nicht deshalb eigentlich . . . aber auch deshalb . . . Wir werden in eleganten Hotels absteigen und du weißt, daß die Amerikanerinnen und Engländerinnen da einen unerhörten Luxus entfalten. Da darf man nicht zurückstehen, am wenigsten als Österreicherin. Sonst wird man über die Achsel angesehen — und schadet dem Prestige seines Vaterlandes. Bist du kein Patriot, Paul?"

„O ja . . . Für die Pelze wird aber der Korb zu groß sein."

„Kaum; wenn ich noch den Federnhut hineintue und das Tintenzeug und etwas zum Lesen. Ein paar Bücher bloß, für dich. Bei Regen ohne Lektüre wirst du immer unausstehlich."

Ich, sehr ergeben und sehr entgegenkommend: „Bücher kauft man besser auf der Reise, Reclam oder Hendel oder Ullstein, Tintenzeug findet sich in jedem Gasthaus und . . .", listig: „. . . der Federnhut wird im Korb leiden."

„Ganz recht, lieber Paul, die Bücher lassen wir also, aber du darfst mir dann deshalb keine Vorwürfe machen." Mili brachte den Korb, ein Monstrum von einem Korb. Meine Frau nickte: „Schön. Bitte, holen Sie jetzt den Hutkoffer, mein Mann wünscht es, damit die Straußenfedern nicht geknickt werden." In den Korb wurden die Pelze, das Tintenzeug, vier paar Lackschuhe, ein Band der „Wiener Mode", eine Handarbeit, noch ein Band der „Wiener Mode", zwei Schlafröcke der photographische Apparat, ein Dutzend Seidenstrümpfe, ein Reservemieder, sechs Stück Leintücher — Berta verabscheut Hotelwäsche als unhygienisch — zwei Fächer und verschiedenes andere gepackt. „Man muß den Raum ausnützen," sagte meine Frau. „Ach, die Brennschere ist übriggeblieben! Mili, bringen Sie die braune Handtasche."

Ich schöpfte Atem (eine gymnastische Übung, die Mut machen soll): „Liebes Kind, ich wäre dir sehr verbunden, wolltest du meine zweite Tabatiere mit etlichen Zigarren . . . vielleicht zwischen die Leintücher tun. Der Schweizer Tabak ist elend."

Meine Frau sperrte die Augen erschreckend weit auf und stemmte die Arme in die Seiten: „Nein, so was! Die Tabatiere auch noch!" Mit der bekannten leidenden Energie von Märtyrern: „Ich schränke mich ein, verzichte auf die Seide, die Schokolade, die Bücher, den Schnellsieder, den Kautschukmantel, die Brillantbroche, den Streckfessel, das Bügeleisen und den gestrickten Schal — und du nimmst mir den letzten Platz, den ich für die Gürtel brauche, mit deinen Zigarren! Das ist zu viel, abgesehen von den Zollschererereien . . ." Mit Tränen in den Augen: „Ihr Männer seid egoistisch, anspruchsvoll, rücksichtslos und verwöhnt. Das nennst du eine Reise à la Handwerksbursch!" Mit Bestimmtheit: „Ich fahre nicht. Ich bleibe lieber zu Hause. Und der Schweizer Tabak ist überhaupt der allerbeste, den es gibt."

H. L. R.

Ein Königsspiel.

Es war einmal ein König,
Der hatte viel Verstand;
Bei andern ihn zu prüfen
Er oft recht nützlich fand.

Und einst zu seiner Linken
Sein Kriegsminister saß,
Den er geheimen Blickes
Voll bösen Freuden maß.

„Wart'!" dachte er sich schmunzelnd,
„Dir brock' ich's heut' noch ein!
Die Probe deines Witzes
Soll dir so leicht nicht sein!"

Drauf zählte er die Gäste
Zu Tische sitzend ab . . .
Worauf er dem zur Rechten
Ein sanftes Kopfstück gab.

„Gib's weiter!" sprach er leise,
„Lass' wandern es ans Ziel!
Ich liebe wohl zuweilen
Ein klug' Gesellschaftsspiel!"

Der Nachbar ihm zur Rechten
Hob auch sogleich die Hand,
Und hat die kleine „Gabe"
Dem Nächsten zugesandt.

„Gib's weiter, immer weiter!"
Sprach er, und rasch, im Nu,
Flog's wie ein flinker Reiter
Dem letzten Gaste zu.

Das war der Kriegsminister!
Der saß so trüb und bleich,
Als warte er voll Bangen
Schon auf den harten Streich.

Schon fühlte er ihn klatschen . . .
Ihm ward zu Mut ganz schwül,
Noch fehlte rechts der — König,
Dann kam auch er ans Ziel.

Doch seinen König schlagen?
Vor allen ins Gesicht?
Er wußte: dies Verlangen
Ging über Not und Pflicht.

Gut Rat war ihm nun teuer,
Er schwitzte baß vor Not,
Da — plötzlich ließ er fallen
Die Gabel und sein Brot . . .

Es ward so still im Saale,
Als ob die Welt versank —
Blitzschnell nach Brot und Gabel
Sein braver Diener sprang!

Dem gab nun der Minister
Das Kopfstück rasch zum Lohn
Und sprach bloß ruhig lächelnd:
„Gib's weiter nun, mein Sohn!"

Da hob sich lauter Jubel
Vom Tische durch den Saal,
Der König leerte mächtig
Den schäumenden Pokal

Und rief: „Heil Dir! Bestanden
Hast du! Hier nimm die Hand!
Ich wollt', es wär' ein jeder
So klug, wie du, im Land!"

Eugen v. Putti.

Abendlied des Kranken.

Bevor du scheidest, lieber Tag,
Wirf nur noch einen leisen Schimmer,
Auf daß auch ich dich grüßen mag,
In mein verlass'nes, stilles Zimmer.

Ich danke dir, du süßes Licht,
Ich will dich halten, ach verglühe
Doch nicht so bald, ich weiß ja nicht,
Seh' ich dich noch in gold'ner Frühe . . .

Robert Hohlbaum.

Lustige Zeitung.

Doppeltes Malheur. „Sie haben sich auf Ihrer Urlaubsreise verlobt, wie ich gehört habe?" — „Ja, und geregnet hat's auch die ganze Zeit."

(„Meggendorfer.")

*

Ehrenplatz in der Literatur. „I hab mi auch einmal literarisch betätigt. Mein Buam hab i seine ersten Gedichte um d Ohrwascheln ghaut." („Jugend.")

*

Es schimmern sammetweich der Blüten Kelche,
Wie Frauenleiber in den dunklen Zweigen,
Die leicht erzittern, wenn die Palmen fächelnd
Sich über die entblößten Schultern neigen.

Ein ewiger Flirt, das ewige Fest der Reichen,
In dem sich Düfte, Wärme, Farben einen
Zu einer sinnlich süßen Melodie,
Durch die ganz heimlich klingt ein leises Weinen —
Der Blüten Sehnsucht ist's nach Frühlingsnächten,
Die siegend jedes Knospenherz erschließen
Und ihren Himmelstau von Zärtlichkeiten
Befruchtend in die trunkenen Kelche gießen . . .

Ella Triebnigg.

Die drei Herde.

Will es nie wieder werden . . .?
Vom Ofen ein Flackern glitt,
In unserer Herzen, zwei Herden,
Brannt' es glühinnig mit.

O Traumnacht von hundert Reizen! —
„Wart', Liebster, ich leg' nur nach!"
‚Laſſ'! Ich versteh' auch zu heizen!'
„Schlägt's vielleicht gar in dein Fach?"

Wild wieder sang es im Ofen . . .
Und 's kam schon der Brotbub ans Haus,
Da klangen die feurigen Strophen
Des nächtlichen Glutlieds aus. —

Von deinen zwei Herden der eine
Flackt vielleicht wieder so glüh,
Auch mein dritter sät brandrote Scheine,
Ach, im dritten lodert's wie nie!

Von deinen zwei Herden im einen,
An den ich so nahnah gerückt,
Von deinen zwei Herden — im kleinen
Hast du das Feuer erstickt.

So kalt ist's draußen . . . Nicht schwirren
Mir Funkenkäfer vom Herd,
Wann ich in finsterem Irren
So frierend und müde werd'.

Nur heiliger blühen die Sterne,
Dann wird mir so selig und gut . . .
Mädel, ich stürb' ja so gerne —
Nur einmal die Glut noch, die Glut!

Flackerndes Holz und du, Liebe,
Wär't ihr denn wirklich eins?
Mädel, sei gut, ich zerkliebe,
Holz für dein Öfchen — dein klein's!

Nur mit dem Holze nicht geizen!
Vielleicht birgt die Asche noch Glut?
So will ich halt wieder heizen
Und sehen, wie sich's tut!

Ich werd's mir schon wieder entfachen . , .!
Dann heiz ich und halt mir's wach —
Und weiß dich stummselig lachen:
„Mir scheint, 's schlug doch in sein Fach!"

Und fröstelt's dich nächtens, Frau Erde:
Ich schließ ein jung' And're im Arm,
Da brennen zwei Herzen, drei Herde,
So warm, so glühinnig warm!

K. D. Zwerger.

wichtigen Punkt werden ihm viele nicht beistimmen können. Alles in allem: Ein interessantes Werk. P. L. M.

Die vier Ehen des Matthias Merenus. Ein heiterer Roman von Karl Hans Strobl. (Leipzig. L. Staackmann.)

Willst du wissen, was echter Humor ist, dann lies dieses Buch! Es bringt nicht mit unkünstlerischer Absichtlichkeit „komische Situationen" zustande, es verachtet den seichten Wortwitz und ahmt nicht die Manier irgendeines bewährten Humoristen nach, sondern hat seine eigene Art. Die Art Karl Hans Strobls. Es fehlt darin gar nicht an schwerer Tragik, ganz im Gegenteil, aber der Erzähler hat sich auf einen sehr hohen Beobachtungsstandpunkt gestellt, von dem aus sich die Tiefen des menschlichen Leides und die Höhen des menschlichen Glücks nicht mehr so betrüblich oder so freudvoll ausnehmen, und zu allem lächelt er ein sonniges Lächeln, als wollte er sagen: „Regt euch nicht auf, die Sache ist's nicht wert." — Mich reizte es, die Fabel des Romanes, bei dem ich mich unterhielt, wie schon lange nicht mehr mit einem Buch, auszuplaudern, aber ich möchte den künftigen Lesern keine literarischen Entdeckungsfreuden stehlen und sage daher bloß: „Geht hin, kauft euch das köstliche Buch, setzt euch in einen stillen Winkel und genießt frohe Stunden!"

Hans Ludwig Rosegger.

Der kleine Herzog Cupidon. Erzählung von Ernst Decsey. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

In jedem seiner Bücher ist Decsey ein anderer und immer ein Ganzer, voll Hingebung an den Stoff und reich an Formenfindigkeit. Mit Liebe und großem Geschick paßt er Stil und Sprache jedesmal dem Thema mit entzückender Leichtigkeit an. Diesmal schildert er den Taugenichts Louis François von Richelieu, einen Neffen des Kardinals, den Ludwig XIV. fünfzehnjährig mit der bei weitem älteren Anna-Catherina verheiratet. Wie sich der amouröse Herzog der Erfüllung dieser Bundespflicht entzieht und schließlich über die königliche Willkür triumphiert, ist graziös und elegant dargestellt, vollkommen im Sinn der leichtlebigen und unterhaltungssüchtigen Zeit, die sogar in der Bastille ihre Orgien zu feiern verstand. — Koketterie, Heiterkeit und Humor tollen durch das auch äußerlich reizend ausgestattete Büchlein (dem noch zwei weitere folgen sollen) und eine groteske Satire spitzt die Konflikte und ihre Lösungen so geschickt zu, daß man manchmal darauf vergißt, wie ein Übergang mehr unserer Vorstellung vom Rokoko, als einer streng naturalistischen Psychologie gerecht wird; ich meine z. B. die bunt gemalte Szene, in der Louis François den König zu seinen Gunsten umstimmt. — Ich bin begierig, wie Decsey die Handlung noch weiterspinnen und die Absonderlichkeit des XVIII. Jahrhunderts meistern wird, an dessen Ausgang so ziemlich die größte Tragik lauert, von der die Weltgeschichte uns berichtet. H. L. R.

Der Neuhäuselhof. Roman von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann. 1913.)

Wir wissen nicht, ob Ertl es liebt, wenn man sagt, daß er die Kunst nicht als Selbstzweck, vielmehr als Mittel zum Zweck betrachtet. Aber wir vermuten es. Wie er in seinen Werken des öfteren gezeigt, nützt er die Kunst als Symbol oder als Beispiel, als Warnung oder als Vorbild, aber nicht lehrhaft, sondern objektiv gestaltend. So auch in diesem neuen Roman, in welchem durch eine moderne Wiener Bürgersfamilie dargestellt wird, was bei einem nach Reichtum gefräßigen Streben herauskommt. Weil Dichter das, was den meisten Leuten als das Wichtigste gilt, Geld und Gut, nicht ernst zu nehmen pflegen, so hat unser Erzähler vielfach mit stellenweise Jean Paulschem, dann auch wieder mit mehr volkstümlichem, bummelwitzigen Humor ein Geschick behandelt, das die halbe Menschheit für tragisch nimmt. Mit schönem Ernste hingegen stellt der Dichter das Gegenbild des Geldes: die Kunst. — Gerne spielt der Verfasser mit allerlei kleinen Dingen unterwegs und verblüfft mit reichem Wissen aus allen Bereichen der Welt. Ein besonderer Vorzug des Buches ist das Fehlen von Betrachtungen und Abhandlungen, wie sie in modernen Romanen so gerne die Gestalten verwässern, die Handlung unterbrechen. Jede Zeile dient dem Laufe der Entwicklung oder der Charakterzeichnung, gerne in treffenden Kleinbildern und Gesprächen. Ein Vorzug der Alten: das Sich-selbst-Vergessen, das naive Gegenständlichmachen. — Unser österreichischer Bürgerdichter, der die Helden der Arbeit, der Freiheit und Wissenschaft, die wirklichen Träger der Kultur uns so freudig begeistert dargestellt hat, war uns damit auch die Schattenseiten dieses Standes schuldig geworden. Mit diesem Roman hat er die Schuld redlich gelöst. In diesem Werke ist Ertl vielfach ein anderer, als wir ihn bisher gekannt. Sonst der ernst gemessene und messende Erzähler, ist er hier aller guten Launen voll. Während wir freilich oft schon neugierig wären nach Lösung krasser, pikanter Spannungen, unterhält er uns noch mit den seltsamsten kleinen Situationen, deren Frische uns vergessen macht, daß sie gar nicht strenge dazugehören. Eine drollige Familiengeschichte, sagt sich der Leser oft. Aber wenn er tiefer gründet, der große Gedanke des Buches heißt: Geld oder Zufriedenheit.

Fremdwörter. Wachtmeister: „Sagen Sie, Müller, wofür gebraucht der Soldat die Fremdwörter Menage, Fourage und Bagage?“ — Müller: „Menage und Fourage gebraucht er beim Füttern, Bagage beim Schimpfen.“

*

Wirt zum Gast: „Das Mitnehmen der Hunde ist strengstens untersagt! Wissen Sie das nicht?“ — Doch! aber ich nehm' auch keinen mit; ich bring' ja einen!“

Bücher

Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern. Von Rudolf Hans Bartsch. (Leipzig. L. Staackmann. 1913.)

Dieser Roman ist ein echter Österreicher. Mit dessen Vorzügen und Fehlern. Nur sind letztere zu liebevoll behandelt und sehr lockend. Ein leichtsinniges Volk, der Beste darunter opfert das Wohl des Reiches einer Kokette. Mit Ärger liest man sich erst durch das endlose Liebesgewoisel um ein leichtfertiges Frauenzimmer, das in wahnsinniger Gefallsucht Männer bestrickt. Studenten, Ärzte, Offiziere, Luftflieger, Athleten, Beamte bis hinauf zum Sektionschef, alles für das Vergnügen des Tages, um dann einem wie dem andern ebenso leichthin wieder zu entschlüpfen. — Aber dieser Ärger des Lesers wandelt sich sachte in Andacht und Bewunderung. Die Tragik! Die Tragik der Koketterie, hat sie je eine so meisterhafte Gestaltung gefunden wie in diesem Buche? Alle Schlüpfrigkeit und Lüsternheit, die ohne Frage den Roman durchsickert, sie geht allmählich in einen so tiefen Ernst, in ein so erschütterndes Schicksal über, daß wir zum Schluß das Buch mit reinem, halb erhabenem Gefühl aus der Hand legen. Dieses Liebesleben wird streng bestraft. Nur dünkt mich, daß die Gerechtigkeit umgebogen ist. Die Buße trifft weniger das leichtsinnige Mädel, das kein Kind haben will, als den eifersüchtigen Liebhaber, der sie durch das Kind an sich fesseln will und dabei nicht mehr Glück hat als mit seiner amtlichen Diplomatie. Aber das Mädel ist ja ein lockendes, störrisches, unschuldiges Kind, dessen ganzes Schicksal in der Eitelkeit liegt. Die anfängliche Empörung gegen sie wird bald zum Mitleid. Der Dichter weiß um Weibesherzen schrecklich grellen Bescheid und enthüllt überraschende Dinge. So glänzend und seltsam, wie dieses Seelenbild der Hannerl, sind die Nebengestalten: Der jüdische Student, der Privatsekretär des Erzbischofs von Wien wird, der österreichische Offizier, der das große Serbenreich gründen will, vor allem der altadelige Sektionschef, ein ernster, hochgesitteter Mann, der in etwas sehr reifen Jahren sich unsterblich in die kleine Kokette verliebt. Aber diese lockeren Lebensverhältnisse sind mit einer Gedankentiefe ausgestaltet, die in ihren stets eigentümlichen Sprachformen immer wieder frappieren.

Und endlich die wundersame, anbetende Naturschilderung, in der unser Poet nur einen Rivalen hat — sich selbst, und sich selbst hier übertrifft. Er hat eine große Macht. Er kann unser Empfinden auf das Widerwärtigste erniedrigen, aber sie auch auf den Flügeln seiner Sprache in die Höhen des reinsten Menschentums emportragen.

Die trennende Brücke. Wiener Roman aus dem Vormärz von Julius von Ludassy. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Ein Schicksalsbild wienerischen Judentums von dem Befreiungsjahre 1848. Den großen geschichtlichen Hintergrund der brandenden Zeit schlang der Verfasser als schmales Band um die inneren Kämpfe seiner leidenden Heldin Rebekka Moreno. Unüberbrückbar klafft der Abgrund zwischen ihr und den von ihr geliebten charakterlosen Grafen Santino Tremonti; sie heiratet den edlen Doktor König, ohne dadurch ihre tiefe Leidenschaft für den anderen zu besiegen, und an dem Zwiespalt geht sie schließlich zugrunde. Trefflich ist die Vorführung der verschiedenartigen Judentypen, gut gelungen ist die Gestaltung der Hauptfigur, Nathan Morenos, und seines verbitterten Bruders Markus, Tante Dinas und Anselm Königs, doch ein paar andere, auch nicht nebensächliche Personen scheinen mir ein bißchen blaß, unwirklich. Ein gewaltiges Stück Tendenz steckt in dem Roman! Ludassy geht von der Voraussetzung aus, daß die trennende Brücke zwischen „Juden- und Christentum“ — so faßt er den Konflikt auf — von der Religion, dem Gesetz und schlimmen Vorurteilen gezimmert ist. Aber gerade in diesem

strich der Verfasser jene Tatsachen, die seine Auffassung der Verhältnisse kräftigen — ja, er arbeitete sie mit einer gewissen Einseitigkeit heraus, die der Wirklichkeit wohl etwas Gewalt antut. — Vom künstlerischen Betrachtungsstandpunkt aus wäre noch einiges zu kritisieren; so vor allem der hochtrabende und dabei nichtssagende Titel, die Todesart des Loibenbauers und endlich die nicht immer naturalistische Denk- und Ausdrucksweise der bäuerlichen Bevölkerung. Wie dem auch sei, „Der böse Geist" ist ein interessantes und vielfach anregendes Werk — und man muß bedauern, daß die Bauern es nicht lesen und die Großgrundbesitzer es nicht beherzigen werden. V. E. S.

Das Geheimnis der Weiche B. M. und andere Geschichten. Von Mite Kremnitz. (Berlin. Morawe und Scheffelt.)

Die Skizzen sind psychologisch sehr gehaltvoll; aus manchen könnte man humoristische, aus manchen tragische Romane machen. Es wimmelt darin von Problemen, die einer ausgeweiteten Erfassung wert wären. Die Form der Pointierung erinnert zuweilen an die Art Marie Madeleines. — Nur auf die Einbeziehung der Kleinigkeit „Sag's nicht weiter!" in die Sammlung hätte die Verfasserin besser verzichtet; der „Spaß" ist alt und nicht gerade geschmackvoll; durch die treffliche Umgebung, in der er sich befindet, wirkt er keineswegs angenehmer. Pl.

Verlorene deutsche Erde. Erzählungen aus den steirischen Bergen von Eduard Gimpl. (Graz. Paul Cieslar.)

Um vor Weihnachten noch die Anzeige zu machen, konnten wir nur einstweilen das Vorwort des Büchleins lesen. Demselben entnehmen wir, daß es sich in der „verlorenen deutschen Erde" um die Schollenflucht unserer steirischen Bauern handelt, wie sie teils notgedrungen, teils leichtsinnig in unseren Tagen vor sich geht. Zwanzig kleine Erzählungen aus dem Bauernleben behandeln Glück und Ende alter, deutscher Familien im Gebirge. Der Verfasser, ein steirischer Volksschullehrer, ist als Humorist in steirischer Mundart nicht mehr unbekannt. Mitten im Volksleben stehend, werden genug heitere und tragische Stoffe Gelegenheit geben, das vorhandene Talent zu üben. Junge Dichter haben vor allem zu trachten, allzu ausgetretene literarische Pfade und zu abgegriffene Stoffe zu vermeiden. Persönliche Beobachtung, Auffassung und persönlicher Stil ist dem Volksschriftsteller doppelt nötig, um Gangbares zu leisten. Mancher Anzeichen nach ist Eduard Gimpl auf gutem Wege.

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. 1. Band: **Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815.** 2. Band: **Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812:** Napoleons Zug gegen Rußland. (Freiburg i. B. Herder.)

v. Clausevitz, Graf Henckel v. Donnersmarck, L. v. Wolzogen, der Fürst v. Schwarzenberg, Blücher, Gneisenau, Ségur, Rapp und andere leiten uns mitten durch die unvergänglichen historischen Geschehnisse der Freiheitskriege und erzählen von einer ruhmvollen Vergangenheit. Kriegs- und Kulturbilder jedweder Art ziehen im buntesten Wechsel an uns vorüber, bald befinden wir uns auf Seite unserer Landsleute, bald im Lager Napoleons — und den Schluß bildet die spannende Darstellung der Entscheidung bei Belle-Alliance. — Diese neue, wohlfeile Memoirenbibliothek hat sich mit ihren zwei ersten Bänden sehr empfohlen und was der Verlag noch weiter zu bieten verspricht, gehört gleichfalls zum Interessantesten!

Taschenbuch für Bücherfreunde 1913. Herausgegeben von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Wie biedermeierisch almanachartig und wie modern lebendig! An zwanzig der beliebtesten Erzähler in Bild und Beitrag. Und nicht etwa konventionelle Bilder, sondern mitten aus irgendeiner natürlichen Situation des Alltags heraus photographiert. Zum Beispiel Ginzkey mit seiner Frau Gemahlin auf dem Spaziergang, Bartsch beim Arbeitstisch, Schönherr auf seiner Sommerfrische, Strobl hat beinahe Weinlaub im Haar, Otto Ernst, barfuß am Strand plätschernd, Greinz mit Frau und Tochter auf froher Ausschau, Wildgans als Tourist, Gagern, seinen Hund dressierend, das frohe Kollegium um den Verleger und Ertl in einem Augenblick, um den er zu beneiden ist. Dann die Erzählungen, Plaudereien, Gedichte, Drama — nun, das muß man lesen.

Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen. 3. Teil. [Der Memoiren-Bibliothek IV. Serie, 15. Band.] (Stuttgart. Robert Lutz.)

Was enthalten diese „Erinnerungen und Eindrücke?" Wahrheit? Dichtung? Gewiß: Dichtung und Wahrheit, in eine hinreißende Form gebracht, knapp, mit Blitzlichtern grell gefärbt, nach amerikanischer Manier zugestutzt, herausgeputzt und den Lesern — die gespannt den Atem einhalten — zum Verschlingen hingeworfen. Dinge, Begriffliches und Tatsachen wechseln hier ab und der 3. Teil des

Saisonschluß. Roman von Freiherrn Alexander v. Gleichen-Rußwurm. (Hamburg. Gebr. Enoch.)

Es ist ein anheimelnder Gedanke: der Verfasser dieses Buches ist ein Urenkel Schillers. Er ist aber auch ohne diese Abstammung ein geachteter Literat, der sich mit seinen Essays und kulturhistorischen Romanen einen Namen gemacht hat. Vorliegender Roman verrät nun auch wieder den Kulturhistoriker, der Roms Vergangenheit genau kennt und dem dieses Wissen auch jeden Winkel der ewigen Stadt durchgeistigt, diesmal aber dient ihm das alte Rom nur als Hintergrund, das moderne Leben Roms aber als Handlung. Und das ergibt ein bewegtes Bild: in der Saison hat Rom einen internationalen Charakter und das Abenteuertum steht neben dem exklusiven Kreis der Aristokraten, das verderbt Mondaine neben naivem Volkswesen und die Tage bringen Ereignisse so mannigfacher Art, wie ein raffinierter Provinztheaterdirektor, bald Klassisches, dann harmlose Possen, Ehebruchs- und Liebeskomödien oder erschütternde Dramen. Alexander v. Gleichen-Rußwurm kennt die „Gesellschaft" genau, deshalb trifft er ihren oberflächlichen Ton sehr gut; man plappert da ein Potpourri von Sprachen und man kokettiert mit seinem Bildungsaufputz und scherzt über ernste Dinge hinweg, während man das Nichtige ernst nimmt. So ist dieses Leben. Und nach Saisonschluß ein Katzenjammer, aber dabei Haltung und das Erkennen, daß das ganze Treiben ohne tieferen Zweck ist, rasch mit dem eingefleischten Pflichtgefühl, standesgemäß weiter zu leben, übertönt. Und dann geht's wieder vom Anfange an. — Das Buch ist elegant ausgestattet und in jeder Weise interessant zu nennen.

E. Triebnigg.

Schuldbuch. Von Karl Schönherr. (Leipzig. L. Staackmann. 1913.)

Wenn man eine Woche lang täglich aus diesem Buche ein kleines Kapitel liest, ist Ende der Woche das Buch ausgelesen und man mag die Welt nicht mehr. Es ist ein Stelldichein der Schuldigen; aber das wäre nicht schlimm, in dem kleinen Buche haben ihrer nicht viel Platz. Allein, wenn man das Buch durchgelesen hat, so ist's, als ob man vom Besuche einer Strafanstalt käme, überall sieht man Schuldige, auf Gassen und Straßen und in den besten Häusern. Nicht solche, die das Gesetz ins Zuchthaus sperrt, sondern solche, aus denen die Gesellschaft besteht. Deshalb ist das Buch so trostlos. Und das Schlimmste, man kann ihm nirgends widersprechen, es ist alles so schrecklich wahr. Vielleicht die einzige Geschichte „Das Henkermal" ist so grotesk, daß man an Galgenhumor denken könnte. — Ich tadle nicht das Buch, aber ich bin entsetzt über die Ursache, über die Möglichkeit, ein solches Buch schreiben zu können, und ich sehe die Pflicht für den, der's kann, es zu schreiben.

Karl Schönherr ist der einzige, der es so kann, wie es die Wirklichkeil tut — klipp und hart hinstellen: So ist es! — Nichts weiter. Keine rednerische Begründung, keine Anklage und keine Verteidigung. So ist es. Nun macht euch selber das Versel dazu.

Virago. Roman aus dem Saargebiet von Liesbet Dill. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Dieses Buch gehört zu jenen, die zu schreiben einem Künstler ein Herzenbedürfnis ist. Das merkt man solchen Werken aber auch an: Sie sind aus einem Guß, ohne Überflüssigkeiten, ohne Geziertheit und Zwang. „Virago" behandelt die Lebens- und Leidensgeschichte einer Frau, deren Seele einen starken, männlichen Einschlag hat. Daraus entsteht ihr wenig Glück, nur Sorge und Qual und ein tragischer Abschluß. Mit unvergleichlichem Verständnis und liebevoller Sorgfalt zeichnete Liesbet Dill den komplizierten Charakter und stellte ihn in ein Milieu, dessen Schilderung der Zolaschen Darstellungskraft wenig nachgibt. Ich stehe nicht an, den Roman zu den besten zu zählen und nicht bloß zu den besten, die in diesem Jahre erschienen. H. L. R.

Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp und andere Erzählungen. Von Carl Friedrich Wiegand. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wiegand ist ein Schriftsteller von eigentümlicher Sonderlichkeit. Die Novelle, die dem Buche seinen Namen gibt, hat einen fröhlichen Sarkasmus, den man mit Genuß auf sich wirken lassen kann; leider fällt der Schluß ab, was um so bedauerlicher ist, als ich sonst den „Cyriakus Kopp" für ein literarisches Kabinettstück halte. — „Der alte Schabert" und „Adinda" sind zwei ganz vorzügliche, psychologisch feine und spannende Erzählungen, denen sich die mehr skizzenhaften Geschichten „Mein alter Freund, der Professor", „Die Synkope", „Wrack" und „Alla Finestra" recht günstig anschließen. Also alles in allem: Ein unterhaltendes und beachtenswertes Buch eines begabten Dichters.

Der böse Geist. Roman von Friedrich v. Gagern. (Leipzig. L. Staackmann.)

Das Buch verfolgt eine haarscharfe Tendenz: Es predigt die angeblich natürliche Interessenharmonie zwischen Großgrundbesitz und Bauernstand, vor allem die leidige Jagdfrage behandelnd. Man kann in vielem beistimmen, aber auch manches dagegen einwenden. Um seinen Zweck zu erreichen, unter-

Ruh und Unruh. Neue Gedichte von Hermann Hango. (Wien. Gerlach und Wiedling.)

Der Grübler Hango stellt sich selten ein, wenn er aber eine poetische Gabe bringt, dann fällt sie klangvoll und wuchtig auf den Tisch. Der tiefe Einklang seiner Weise mit den ewigen Harmonien der Natur tönt auch aus diesen wertvollen Liedern mit unwiderstehlicher Macht. Der strenge Dichter ist milder geworden, seine Rosen lassen nur mehr die Weiche der Blütenfülle als die Dornen spüren und das ist dem Freunde seiner Gärten lieb. Ja der Poet lächelt sogar, und wenn sein „Briefchen" und „Mit einem Tüchlein" nicht hundertmal vertont werden, soll es mich wundernehmen. H. F.

Die Mode. Menschen und Moden im 17. Jahrhundert. Nach Bildern und Stichen der Zeit ausgewählt und geschildert von Max von Boehn. (München. F. Bruckmann.)

Den erfolgreichen Bänden über „Die Mode, Menschen und Moden im 18. und 19. Jahrhundert" läßt die Verlagshandlung jetzt einen neuen Band folgen, der das 17. Jahrhundert behandelt und dem so lebhaft erwachten Interesse an dieser Zeit gerade im rechten Augenblick entgegenkommt. Für die Kenntnis der modernen Kulturgeschichte ist gerade dieses Zeitalter von der äußersten Wichtigkeit, es ist die Ära, in der die französische Kultur sich alle Nationen unterwirft, in der im Gefolge der politischen Vorherrschaft Frankreichs französische Sprache, französische Literatur, französische Sitten und nicht zuletzt französische Moden den ganzen Erdball unterjochen. In diesem Jahrhundert entstand die Weltmode, die ihren Thron alsbald in Paris aufschlug. Der Text schildert in großen Zügen Geschichte, Kunst und Gesellschaft der Zeit und zeichnet auf dem Grund eines Kulturbildes von faszinierender Wirkung das Phänomen der französischen Mode, die rasch zur Weltmode wird und sich als solche bis zum heutigen Tage behauptet hat. V.

Biographenwege. Reden und Aufsätze von Anton Bettelheim. (Berlin. Gebrüder Paetel. 1913.)

Unser Biograph macht Besuche bei alten Freunden und führt uns neue Bekannte zu. Seinen Biographien über Auerbach, Anzengruber, Ebner-Eschenbach trägt er neue, zumeist noch wenig bekannte Taten bei. Die glänzenden Charakteristik über J. V. Widmann, Alfred Berger, Heinrich Friedjung, Ernst Juch und dem Freundeskreis der Anzengrube, die der Verfasser in verschiedenen Blättern veröffentlicht und dann hier gesammelt hat, unterrichten und ergötzen uns. Die Aufsätze über Henri Begle, Balzacs Begegnung mit Metternich sind Scharflichter in halbdunkle Geschichtsepochen. — Parteilosigkeit, Freimut, Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeitssinn und Wärme dieses Biographen sind bekannt. Wenn nun auch die schöne schlichte Schreibart, die dieses Buch auszeichnet, erwähnt wird, so glauben wir, die Aufmerksamkeit genügend auf diese literarische Erscheinung gelenkt zu haben.

Jahrbuch des deutschösterreichischen Preßvereines für 1914. Ein Volkskalender für Stadt und Land. Geleitet von Adolf Frankl. (Graz. Hauptleitung, Grabenstraße 38.)

Dieses Jahrbuch haben wir der stillen aber wirksamen Tätigkeit des österreichischen Preßvereines zu verdanken, dessen 6000 Mitglieder in unserem Lande eine Schutzmauer gegen die Schundliteratur mitaufführen helfen. Das Jahrbuch hat sich zu einem wahrhaft musterhaften Volkskalender entwickelt, der nicht das Neueste, sondern das Beste bringt. Man wartet ja doch gerne ab, was von den neuen literarischen Erscheinungen Weizen und was Spreu ist. Man läßt dem Siebe der Zeit die Reinigungsarbeit und was dann an Echtem und Gutem zurückbleibt, das ist gerade gut genug für Menschen, die nicht viel, hingegen gründlicher lesen. Trotzdem bringt dieser Kalender auch die neuen Dichter des Landes, d. h. Bestes von ihnen in kluger Auswahl fürs Volk, so daß es zu seinen Mitarbeitern zählen kann: A. W. Guttenbrunn, Ebner-Eschenbach, Karl Schönherr, R. H. Bartsch, Peter Rosegger, Rudolf Greinz, F. K. Ginzkey, W. Fischer, A. Polzer, A. Frankl, Emil Ertl, Hans Fraungruber, K. Krobath, K. H. Strobl usw. Viele darunter auch im Porträt. Wir können den Volkskalender des Österreichischen Preßvereines aufs wärmste empfehlen.

Coellns Fehlerbuch. Sagt man richtig: wir Deutsche oder wir Deutschen, zeitig oder zeitlich, Gunst bezeigen oder bezeugen, darf man von einer heftweisen Ausgabe sprechen, soll man Zentimeter französisch oder deutsch aussprechen, schreibt man bemüßigt oder bemüßigt, sobald oder so bald, er hat Recht oder recht, Tiroler Kränzchen oder Tirolerkränzchen, zugrunde oder zu Grunde, Fotograf oder Photograph — diese und viele andere stets wiederkehrende Fehler hat Ernst v. Coelln mit Fleiß und Sachkenntnis zu einem 80 Seiten starken Büchlein zusammengestellt, das soeben im Kommissionsverlage „Leykam" in Graz erschienen ist. Ein Auszug aus den amtlichen Rechtschreibregeln behandelt besonders eingehend das schwierige

Werkes (dessen zwei erste der „Heimgarten" bereits würdigte) bildet den gelungensten Abschluß für seine Vorgänger. — Beinahe wie auf einem Kinofilm zittern all die bunten Bilder: Amerikanisches Soldatenleben, drahtlose Telegraphie, das Flugzeug der Brüder Wright, Zeitungsbetriebwahnsinn, Sensation nach Sensation und schließlich ein seltsames, dunkles Abenteuer in Venezuela . . . . Man muß den Verfasser um seine Erlebnisse beneiden! Und um die Art, wie er sie in sich verarbeitete. — Ein besonderes Werk ist dieses dreibändige Buch, zu guter Letzt ein Hohelied des Arbeitens, so oder so; und die drei kurzen Ratschläge zum Abschied charakterisieren Rosen-Carlé und sein Schaffen:

Sei stark!
Sei frei!
Hilf Dir selbst! H. L. R.

Prinz Eugenius der edle Ritter und seine Schützlinge. Geschichtliche Erzählung von Leo Smolle. Mit 5 Abbildungen. (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff].)

Im Jahre 1663, vor genau 250 Jahren, wurde der vielbesungene Held geboren, dem dieses neueste Bändchen der bekannten Moserschen Erzählungen für Jugend und Volk gewidmet ist. Unter dem Namen Prinz Eugen ist der alte Kriegsmann neben Radetzky, Laudon und anderen eine Figur von unsterblicher Volkstümlichkeit im österreichischen Heldenhimmel geworden. Der Verfasser weiß als alter Pädagoge den rechten Ton zu treffen, der das jugendliche Herz entzündet. Auch in dieser Erzählung offenbart sich sein oft bewährtes Talent, Geschichtliches und Kulturelles in unterhaltender, bis zum Schluß fesselnder Gestaltung vorzutragen — ob er den Leser durch das Kriegsgetümmel an der unteren Donau oder durch das Leben und Treiben beim Prinzen Eugen in seinem Schlosse Belvedere oder durch die heitere Kaiserstadt Wien der damaligen Zeit führt, wo ein früherer Kämpfer unter Prinz Eugen die Welt der Bretter betritt und ein bedeutender Schauspieler wird. Vieles ist der heutigen Zeit schon entschwunden, um so mehr ist Smolles Erzählung zu begrüßen, die in der Gegenwart, wo die Donaustaaten wieder zum Schauplatz ernster Ereignisse geworden sind, nicht nur eine Unterhaltung, sondern auch ein Stück zur Erweckung begeisternder Vaterlandsliebe bedeutet. Von beiden Gesichtspunkten aus verdient das Buch alles Lob und die beste Empfehlung. Der Preis von 2 K für den solid in Ganzleinwand mit farbiger Pressung gebundenen illustrierten Band ist als mäßig zu bezeichnen.

Kleinodien der Weltliteratur nennt der Verlag Georg W. Dietrich in München seine ausgezeichnete Sammlung, deren Bände 1, 2 und 4 mir vorliegen: **Aesops Fabelbuch**, mit 13 farbigen Vollbildern und 39 Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Artur Rackham (in Ganzleinen 5 Mark, numerierte Vorzugsausgabe 25 Mark); **Märchen** von Hans Chr. Andersen, mit 28 Vollbildern und Buchschmuck von Edmund Dulac, und **Märchen** von Brüder Grimm, mit 30 farbigen Vollbildern und Buchschmuck von Edmund Dulac. (Preis je 12 Mark für den Leinenband, 40 Mark für die numerierte Luxusausgabe auf Bütten und Leder). Aesop, Andersen und Grimm bedürfen keiner preisenden Empfehlung, aber auf diese Ausgabe ihrer Werke muß nachdrücklich hingewiesen werden: Sie ist einfach entzückend. Dulac und Rackham haben geradezu Meisterstücke herrlicher und anmutiger Bilder geschaffen, die, hervorragend reproduziert, auch den Anspruchsvollsten große Freude bereiten werden. Den Künstlern gelang es, dem Inhalt Gleichwertiges zu schaffen. Ein größeres Lob kann man wohl kaum aussprechen, aber es ist durchaus gerechtfertigt. Der Preis muß mit Rücksicht auf die in jeder Beziehung prächtige Ausstattung bescheiden genannt werden. H. L. R.

Gott fordert dich. Gedichte von Wladimir Freih. v. Hartlieb. (Leipzig und Wien. Hugo Heller & Co.)

Nach wie vor sind tiefe Verstimmung, Schmerz und Überdruß die Leitmotive in Hartliebs formvollendeter Kunst. Er kann mit der Welt — vor allem nicht mit sich selbst fertig werden. Seine Stimmungen wollen sich nicht setzen, seine Lebensauffassung mag nicht an Morgenröte, Licht und Klarheit glauben, die doch ebenso unbestreitbare Tatsachen sind wie Dämmern, Nacht und Verdunkelung. Sein Weltschmerz ist nicht gemacht, die Bilder seiner Logik sind nicht gesucht, alles quillt aus einem leidenden Herzen, das in dem Dasein, das es als rauh und ungerecht empfindet, zusammenzuckt.

Seltsam und trüb, erschütternd formen sich die Verse der schwarzen Motive, die den Künstler nicht freigeben. Wenn man die Gedichte liest — nachdenklich, einzeln — so verfolgen einen die Schaurigkeiten der Visionen und man braucht Stunden, ehe man sich davon freimachen kann. Man schlage z. B. Seite 38 auf: „An ein schönes Weib!" Eine sonderbare, eine gequälte und quälende, doch auch eine große und echte Kunst hat die hundert und mehr Gedichte geschaffen. H. L. R.

Marquise von Pompadour. Roman von Dora Duncker. Mit zeitgenössischen achtundzwanzig Illustrationen, Dokumenten usw. (Berlin. Rich. Bong.)

Das blaue Messengergirl. Roman einer Verlorenen von Karl Wolf. (Leipzig. Verlagsbuchhandlung Bruno Volger.)

Eva. Ein Fall vom wiedergewonnenen Paradies von Maarten Maartens. (Bonn. Albert Ahn.)

Unspunnen. Historische Erzählung aus dem Berner Oberland von Gertrud von Wendstern. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Via santa. Roman von Heinrich Steinitzer. (Berlin W. Egon Fleischel & Co.)

Fräulein Kapitän. Seeroman von Sophus Bonde. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Cortez und die Azteken. Kulturgeschichtlicher Roman von Franz V. Günzel. (Dresden. Verlag „Die Sonne“.)

Das Menschlein Matthias. Erzählung von Paul Ilg. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Dem unbekannten Gott. Roman von M. E. v. Rheinbaben. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Menschen ohne Heimat. Roman von Johannes Wehrmann. (Hamburg. Deutschlands Großloge II des I. O. G. T.)

Die letzten Rudelsburger. Ein Roman aus dem Mittelalter von Paul Schreckenbach. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der große Kavalier. Roman von Georg v. d. Gabelentz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Burschen heraus! Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung von August Sperl. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Böck.)

Streifzüge im Kaukasus und in Hocharmenien. Dargestellt von Paul Willi Bierbaum. [Orell Füßlis Wanderbilder Nr. 308 bis 317.] (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Wilhelm Drömers Siegesgang. Eine Lebensgeschichte von Wilhelm Kotzde. (Berlin. Martin Warneck.)

Die Seele im Herrgottswinkel. Von Heinrich Mohr. (Freiburg. Herdersche Verlagsbuchhandlung.)

Die Geschichte vom hölzernen Bengele für große und kleine Kinder. Nach C. Collodi. Deutsch bearbeitet von Anton Grumann. Mit 77 Bildern. (Freiburg. Herdersche Verlagsbuchhandlung.)

Herzblättchens Zeitvertreib. Begründet von Thekla v. Gumpert. Fortgeführt von Berta Wegner-Zell. 58. Band 1913. (Berlin und Glogau. Carl Flemming.)

Töchteralbum. Begründet von Thekla v. Gumpert, fortgeführt von Berta Wegner-Zell. 59. Band, 1913. (Berlin und Glogau. Carl Flemming.)

W. Jordans Nibelunge **Sigfridsage.** 17. Auflage. Volksausgabe. (Frankfurt. Moritz Diesterweg.)

Madonnen. Von A. De Nora. Ein Zyklus in Versen. Titelzeichnung, Satzordnung und Einband nach Professor Walter Tiemann. (Leipzig. L. Staackmann.)

Deutschösterreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von Nagl und Zeidler. 18. u. 19. Lieferung des Schlußbandes. (Wien und Leipzig. Carl Fromme.)

Sattel und See. Vier Erzählungen nach dem Leben von Paul O. Mittelstaedt. (Leipzig-Co. Sphinx-Verlag.)

Wo die Bündnertannen rauschen. Erzählungen von P. Maurus Carnot. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli. 1913.)

Kärntner Sagen. (Klagenfurt. Joh. Heye. 1913.)

Das Gewitterkind und andere Novellen. Von Karl Frey. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Die Löwin von Alamo-Creek. Eine Erzählung aus dem wilden Westen für die reifere Jugend von Karl Talen. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Österreichs Sagenborn. Für die Jugend und das Volk ausgewählt und neu erzählt von Friedrich Kuthmayer. Mit Bildern von F. Müller-Münster. (Reutlingen. Enßlin u. Laiblin.)

Erste und letzte Liebe. Novelle von Stephan Milow. [Deutschbanater Volksbücher Nr. 1.] (Temesvar. Südungarische Buchdruckerei.)

Geflüster im Dunkeln. Von Ruth Margarete Roellig. (München und Leipzig. Hans Sachs-Verlag.)

Der arme Spielmann. Novelle von Franz Grillparzer. Mit einem Vorwort von August Sauer. Mit zwölf farbigen Bildern nach Aquarellen von Franz Windhager und nebst einem Porträt des Dichters nach Michael Daffinger aus dem Jahre 1827. (Wien. Gerlach u. Wiedling.)

Goethepredigten. Von Julius Burggraf. (Gießen. Alfred Töpelmann.)

Gothaer Gedenkbuch. 2. Band. Von Dr. Gottlob Schneider. (Leipzig-Gohlis. Verlagsbuchhandlung Bruno Volger.)

Herdfeuer! Epos in vier Gesängen und einem Eingangsgesang von Bruno Böhm. (Leipzig. W. Härtel & Co. Nachf.)

Der Waldhofbauer. Schauspiel von Georg Brinkmann. (Leipzig. Friedrich Schneider.)

Erste Ernte. Gedichte von Wilhelm Südel. (Berlin W. Egon Fleischel & Co.)

Das stille Buch. Gedichte von Otto Krille. Mit Buchschmuck nach Originalzeichnungen von Felix Hollenberg, Ludwig v. Hofmann und Walter Leistikow. Das Titelblatt zeichnete Bruno Lüpnitz. (Berlin W. Egon Fleischel & Co.)

Gebiet der Satzzeichen, den Schluß bildet eine Vorlage, wie man im Verkehre mit Druckereien fachmännisch richtig Fehler zeichnet. Coellns Fehlerbuch gibt auf viele Fragen Antwort, in denen die Grammatik versagt. Preis 1 Krone. Von „Leykam" und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die österreichische Küche. Von Marie v. Rokitansky. Eine Sammlung selbsterprobter Kochrezepte für den einfachsten, wie für den feinsten Haushalt nebst Anleitungen zur Erlernung der Kochkunst. Achte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 30 Textillustrationen und 6 Tafeln. (Wien. A. Edlingers Verlag. 1913.)

Das Kochbuch der Baronin Rokitansky hat großen Beifall gefunden. Auf mehreren Kochkunstausstellungen wurde es mit ersten Preisen ausgezeichnet. Nun liegt es in achter, vermehrter und verbesserter Auflage vor. Aus den Nationalgerichten aller österreichischen Länder bringt Baronin Rokitansky das Beste und darunter nicht wenig Neues. Besondere Berücksichtigung findet die Wiener Küche. Dieses Kochbuch bringt mehr als 3000 Rezepte, die von der Verfasserin selbst erprobt wurden.

Kinder-Quartettspiele. (Ravensburg. Otto Maier.)

Die Kinder können dem Verlag, der sie immer wieder mit neuen originellen Spielen versorgt, wirklich dankbar sein. — Man meint den Jubel zu hören, wenn zum Beispiel im Kinderliederquartett diese alten und ewig jungen Reime auftauchen, wenn mit einem Male der allbekannte Text, bei dem weder: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" noch der „spannenlange Hansel und die nudeldicke Dirn" vergessen wurden, schwarz auf weiß, mit dem entsprechenden, bunten Bild darüber, in die Erscheinung treten. Fast an Hexerei werden die Kleinen glauben, die noch nicht wissen, daß heutzutage alles möglich ist, sogar das, ein Quartett geschenkt zu bekommen, in dem ihre liebsten Liedchen aufgeschrieben sind.

Feuerbach, des Meisters Gemälde. Herausgegeben von Herrmann Uhde-Bernays. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1913.)

Das vorliegende, stattliche Buch mit 200 Abbildungen bildet den 23. Band der schätzbaren „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben", durch die sich die rühmlich bekannte Verlagshandlung ein so großes Verdienst um die genaue Kenntnis unserer künstlerischen Meister und somit um die Kunstgeschichte erworben. Der in Speier 1829 geborene Anselm Feuerbach, der schon im Jahre 1880 durch den Tod von seinem künstlerischen Wirken abberufen wurde, zählt zu den glänzendsten Vertretern der neueren Kunst, zumal auf dem Gebiete der sich klassischen Vorbildern zuwendenden Geschichts- und der Porträtmalerei. Wie dies bei so manchen unserer Meister der Fall war, so wurde auch Feuerbachs Genie in der Komposition und Farbenbehandlung erst nach dessen Tode voll und ganz erkannt. Sein Name glänzt aber auch seitdem unter den ersten des 19. Jahrhunderts. Zunächst in Düsseldorf, München, Antwerpen, Paris und Karlsruhe ausgebildet und mit Aufsehen erregenden Schöpfungen hervortretend, führte ihn der Aufenthalt in Italien, zumal eine 17jährige Anwesenheit in Rom, auf die Höhe seines Schaffens. Seine Amazonenschlacht, seine Medea- und Dantebilder, sein Gastmahl des Platon, seine herrliche Iphigenie, zahlreiche, prächtige Porträts von Römerinnen, Kinderszenen, auch Landschaften schuf er in dieser Periode. Innige Wahrheit und edle Vornehmheit zeichnen Feuerbachs figurale Gemälde aus. Dieser Band der „Klassiker der Kunst" bietet in trefflicher Reproduktion alles, was Feuerbach geschaffen. Die vorzügliche Einleitung des Herausgebers macht mit dem Lebens- und Entwicklungsgange sowie mit der Eigenart dieses Meisters aufs beste bekannt.

Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

Mein Weltleben. Neue Folge. Erinnerungen eines Siebzigjährigen. Von Peter Rosegger. Mit einem Bild des Verfassers in Heliogravure. (Leipzig. L. Staackmann.)

Gesammelte Werke von Peter Rosegger, 5. Band: **Alpensommer.** (Leipzig. L. Staackmann.)

Allerlei Leute und allerlei Gedanken. Tagebuchblätter von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Die Geschichte der Anna Waser. Ein Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts. Von Maria Waser. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Feuer hinter dem Berge. Roman von Juliane Karwath. (Berlin W. Egon Fleischel & Co.)

Die Krafft von Illzach. Roman von Hermann Stegemann. (Berlin W. Egon Fleischel & Co.)

Um der Wahrheit willen! Kulturgeschichtliches Zeitbild aus der Epoche der Gegenreformation von Emma Croon-Mayer. (Leipzig. Bruno Volger.)

Von des Reiches Herrlichkeit. Eine Erzählung für die reifere Jugend aus der Zeit der Befreiungskriege von Alfred Maderno. Mit 6 Federzeichnungen. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)



4. Heft Jänner 1914 38. Jahrg.

Eine kleine Frau.

Die Geschichte einer Frühlingsehe. Von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Tagebuch.

(Angaben der Datums werden von nun an selten.)

Gestern begegnete ich dem unversöhnlichen Witwer, einem verrunzelten, zahnarmen Männchen, das den Spleen hat, mit der Kirche Krieg zu führen. Er zeigte sich auch mir sofort von der hantigen Seite. Unvermutet trippelte der Streithansel auf mich zu, tippte mit Fingern auf meinen Oberarm und fragte mich scharf:

„Gehen Sie in die Kirche?“

Verblüfft stotterte ich: „Wie — was wollen Sie?“

„Ob Sie in die Kirche gehen?“

„Nein.“ Ich war in St. Pankraz wirklich noch nicht darin und wenn auch — ich hätte nicht den Mut aufgebracht, es dem Bosnickel zu gestehen. Er schwang zu unternehmend eine schmissige Haselgerte, als sei er gesonnen, alle Betbrüder und Betschwestern durchzubläuen.

Mein „Nein“ befriedigte ihn und diese Befriedigung äußerte sich in einer beträchtlichen Verlängerung seines Mundes von einem Ohr zum andern, was Freude, Genugtuung, Lachen bedeutete. „Bon. Merci, Madame“, lobte er. „Sie gefallen mir. Man muß den Tempel boykottieren, solange der Pfarrer, der Fallot — Fallot, bitte, nicht

Das genetische Prinzip. Versuch einer Lebenslehre von August Ludowici. (München. F. Bruckmann, A.-G.)

Am Lebensstrome. Von Pastor Hugo Flemming. Inhalt: Anregende und erbauende religiöse Gedanken. (Berlin. Buchhandlung der Berliner Stadtmission.)

In Deutschland und Brasilien. Lebenserinnerungen von Gustav Stutzer. Zweiter Teil: In Brasilien von 1885 bis 1887; in Deutschland und Brasilien von 1887 bis 1891; in Brasilien von 1891 bis 1909. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Braunschweig. Hellmuth Wollermann.)

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger. Lieferung 9. (Berlin-Neubabelsberg. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion.)

Der Jugendgarten. Eine Festgabe für junge Mädchen. Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, Gedichte, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte. Beschäftigungen, Sport und Spiele. Mit vielen schönen Bildern. Ein sehr empfehlenswertes Jugendbuch, erschienen in Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt Union.

Der Wiener Volks- und Bänkelgesang in den Jahren 1800—1848. Von Franz Rebiczek. (Wien. Gerlach u. Wiedling.)

Auf dem Auslug. Von Homunkulus. (R. Löwit. Wien, I. Rotenturmstraße 22.)

Vom Hausmäuschen und Feldmäuschen. Von Adalbert Harnisch. Mit 12 Bildern von Otto Speckler. (Berlin-Steglitz. P. Brandt.)

Im Verlag von Otto Maier, Ravensburg, erschienen: **Papier- und Kartonarbeiten** für Kinder. Schattenbilder zum Ausschneiden, Heft 3. Von P. F. Messerschmitt. — **Mikroskop.** Anleitung zur leichten Selbstherstellung eines guten Mikroskopes von Emil Birkel. — **Luftpumpe zu physikalischen Experimenten.** Anleitung zur Herstellung einer Luftpumpe von Emil Birkel. („Spiel und Arbeit", Nr. 45 u. 63.)

Alkoholfreie Jugenderziehung. Sammelband der Vorträge des Ersten deutschen Kongresses für alkoholfreie Jugenderziehung vom 26. bis 28. März 1913 im Preußischen Abgeordnetenhause zu Berlin. (Berlin W. 15. Mäßigkeitsverlag.)

Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier der k. k. Handelsakademie in Graz Herausgegeben vom Jubiläumskomitee ehemaliger Grazer Handelsakademiker. (Graz. Verlag der Handelsakademie. 1913.)

Das Berliner Tageblatt gegen die deutschen Turner. Von einem alten Wetturner. (Hamburg. Deutschnationale Buchhandlung und Verlagsanstalt.)

Gesundbrunnen. Kalender des Dürerbundes 1914. (Herausgegeben vom Dürerbunde bei Georg D. W. Callwey in München.)

Scheffelkalender auf das Jahr 1914. Literarisches Jahrbuch des Scheffelbundes. 19. Jahrgang. Geleitet von W. A. Hammer. (Teschen. Karl Prochaska.)

Frauenkalender der „Wiener-Neustädter Nachrichten" für 1914. Geleitet von Rudolf Krill. Ein vortreffliches völkisches Volksbuch für ideale und praktische Zwecke. (Wiener-Neustadt.)

Tierschutz-Kalender 1914. (Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 28.

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

Karl Kern. Ihre Gedichte sind gut gemeint und scheinen zum Teil, was man sagt, warm empfunden, aber von Veröffentlichungen möchten wir mit Rücksicht auf den keineswegs eigenartigen Inhalt und die hie und da schwerfällige Form absehen — auch wenn wir derzeit überhaupt im „Heimgarten" Platz frei hätten.

J. L., Wien. Wir können Ihr Bedenken wirklich nicht besser beantworten, als wenn wir Sie verweisen auf die Betrachtung: „Religion und Pädagogik" von Dr. Karl Beth in der ersten Oktobernummer der „Österr. Rundschau". Wir hielten es für ein wahres Verdienst, diesen Aufsatz zu verbreiten. Tun Sie dazu das Ihre.

An die Einsender von Beiträgen! Unsere Mappen sind für Monate hinaus gefüllt, so daß wir dringend ersuchen, bis auf weiteres keine Manuskripte einzusenden.

Die Schriftleitung.

(Geschlossen am 20. November 1913.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: H. Flecker. — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Bin am Friedhof gewesen, der die Kirche umgibt. Ein Landfriedhof wie hunderte, mit wenig Ordnung und um so mehr Verwahrlosung. Die Leute sind arm und Holzkreuze oder auch nur aufgeschüttete Hügel bezeichnen die Gräber. Hie und da marmorne Grabsteine mit vergoldeten Inschriften, verlogenen Phrasen, pathetischer und schwindelhafter noch als in den Städten. „Unvergeßlich", und in „ewiger Dankbarkeit" sind die häufigst wiederkehrenden Wendungen, deren Unwahrheit keines besonderen Nachweises bedarf. Die Toten der Anstalt sind mitten unter den Einheimischen bestattet; ein Oberst, ein Architekt Prohaska, zwei Fräulein Hierhammer, Rosa und Margareta, ein Hofrat Paternoner aus Linz, dessen Gattin und vier Kinder — die ganze Familie. Ein furchtbares Mene-Tekel einer unerbittlichen Vererbung. Wen da nicht ein Grauen beschleicht . . . .

Im Selbstmörderwinkel, wo auch die ungetauften Kinder ruhen, steht ein Granitblock mit der Aufschrift:

„Hermine Walter, geb. Ratschlechner.
Geb. am 5. Mai 1840 in Innsbruck,
am 10. August 1864 vom Steilen Zinken abgestürzt."

Sonst nichts. Das Denkmal, das der Unversöhnliche seiner Frau setzte. Auf dem Hügel blühen Vergißmeinnicht, Männertreu und Immergrün. —

Abends störte der erboste, unversöhnliche Witwer das gloria in excelsis Deo des Pfarrers mit dem Couplet aus der „Schönen Helena": „Ich bin Menelaus der Gute, Laus der Gute, Mann der Helena . . . ."

*

Die Ankunft des Primarius Wallnöffer verschiebt sich von Tag zu Tag.

Wenn ich zu Gustl komme, finde ich ihn oft angeregt mit seiner französischen Leidensgefährtin plaudern und ich fürchte dann, überflüssig zu sein. Sie versichern mir zwar das Gegenteil, aber die plötzlich verschlechterte Stimmung meines Mannes beweist die Richtigkeit meiner Vermutung.

Gustav sagte: „Eine Blumenart heißt ‚Männertreu' — ‚Frauentreu' wagte kein Botaniker auch nur ein Eintagspflänzchen zu nennen."

Ich: „Weil die Botaniker Männer sind und sich gegenseitig beweihräuchern."

Fräulein Fleury, der ich das Gespräch übersetzte, lachte dazu herzlich.

8. Juni.

Mein Verhältnis zum Nebentisch im „Schwan" (mittags zwei Damen und die zwei Kinder, abends die Damen und der Postmeister)

Zelot — darin wirtschaftet. Was habe ich nicht schon in die Quadratschädel der Bauernlümmel hineingeschrien, aber sie schmeißen den Kerl noch immer nicht hinaus."

Er machte kehrt und trollte grußlos davon, einen ehemals schwarzen, grünlich verschossenen Überzieher am Arm, dessen baumelnde Schöße die Straße fegten.

Ich starrte noch dem verrückten Alten nach, da trat der Pfarrer, ein untersetzter, robuster Landgeistlicher, aus dem Pfarrhof, der sich in nichts von einem behäbigen Bauernhaus unterscheidet. Ich dachte: Wenn die beiden zusammenkrachen, gibt es ein Unglück, Mord, Totschlag. Wie wäre das zu verhindern? Da begegneten sie einander schon — und grüßten sich ziemlich höflich. Symbolisch nur köpfte der „Unversöhnliche" eine Königskerze mit seiner Gerte.

Gustav, den ich mit einer Schilderung der beiden Starrköpfe zu erheitern glaubte, murmelte zerstreut „Ja, ja", dazu „es gibt solche Käuze" und entwickelte dann seine Ansicht über die Ursache seiner Erkrankung, wie er sie sich neuerlich ausklügelte: „Ich hab' mich in Lussin verdorben, in dem Höllennest angesteckt. Mir gefiel's dort gleich nicht, ich hatte eine Ahnung, es würde mir schlecht anschlagen, aber da du so entzückt warst, wollte ich doch nicht sofort wieder abreisen."

Da protestierte ich: „Entschuldige, du hast mit keiner Silbe auch nur angedeutet, daß du lieber anderswohin fahren möchtest. Mir war der eine Ort so lieb wie der andere. Alles am adriatischen Meere war mir neu und ich hätte sehr gerne Dalmatien gesehen."

Gustav besänftigte mich: „Da haben wir einander nicht verstanden. Ich bin zu rücksichtsvoll gewesen und fürchtete, dir eine Freude zu verderben, deshalb sagte ich nichts von meinem Unbehagen. Fest steht nur, daß ich mich in Lussin infizierte, wofür du selbstverständlich nicht verantwortlich gemacht werden kannst."

Ich mag ihm Doktor Menges Ansicht, daß die Krankheit mindestens schon ein halbes Jahr in ihm stak, bevor sie ausbrach oder ehe wir sie wahrnahmen, nicht mitteilen. Jetzt fällt die Schuld dafür auf mich. Das kränkt mich, das empört mich. Ich kürzte meinen Nachmittagsbesuch im Sanatorium ab und stürmte in den Wald, um meinen Ärger auszulaufen.

*

Ich war zwei Tage leidend und Gustav brummte, weil meine Unpäßlichkeit die Arbeiten am Drama verzögerten. Mademoiselle Fleury erbot sich zwar, nach seinem Diktat zu schreiben, aber sie konnte das Kauderwelsch ihrer Orthographie nachher selbst nicht entziffern. Zu dritt lachten wir herzlich über das Elaborat.

*

An Frau Josephine Kellander.

12. Juni.

Liebe Mama!

Primarius Doktor Wallnöffer, der endlich zurückkehrte, hat mein Vertrauen sofort gewonnen. Und wären es nur seine gütigen blauen Augen, die es mir antaten! Zu ihm kann ich frei von Herzen weg sprechen und das erleichtert ungemein. Bezüglich Gustls ist er einer Meinung mit Dozent Meyer und Doktor Menge.

Gustav nahm bisher um drei Kilogramm zu, die Körpertemperatur ist normal und der Husten hat fast aufgehört. Natürlich gebe ich mich keinen übertriebenen Hoffnungen hin und täusche mich nicht; bis zur vollkommenen Ausheilung hat es noch gute Weile, aber die Voraussetzungen dafür sind die denkbar günstigsten.

Deinem Wunsche gemäß, liebe Mama, zog ich verschiedene Erkundigungen ein und kann Dich vollkommen beruhigen. Ich laufe nicht Gefahr, angesteckt zu werden. Primarius Wallnöffer hielt mir einen Vortrag über Prophylaxis. Die Möglichkeit einer Infektion ist ja vorhanden, aber bei entsprechender Vorsicht nichts zu fürchten. „Vorsicht“ bedeutet: Gurgeln, peinlichste Reinlichkeit, frische Luft, überhaupt eine naturgemäße Lebensweise und Tiefatmungen.

Einiges Kopfzerbrechen bereitete ihm meine dedizierte Frage, ob die Krankheit vollständig heilbar ist.

Er überlegte: „Ich behaupte, ja. Sofern wir in unserer verweichlichten Zeit und bei unseren vertrackten Kulturverhältnissen überhaupt von ‚gesunden Menschen‘ im strengsten Sinne des Wortes reden dürfen. Da oder dort hat schließlich jeder einen Klapps. Ich verweise Sie auf die Statistik unserer gewiegtesten Anatomen, die anläßlich Sektionen von an ganz anderen Leiden verstorbenen Personen in der Lunge Defekte und erkrankte, aber wieder verkalkte Partien feststellten, ohne daß der Betreffende jemals eine Ahnung davon hatte. Er ist damit seelenruhig siebzig und achtzig Jahre alt geworden und zu guter Letzt einem Gehirnschlag erlegen. Warum soll denn eine rechtzeitig diagnostizierte Krankheit unheilbar sein?“

Das klingt doch beruhigend, nicht? Liebe Mama, ich denke, wir sind über dem Berg, aus dem Ärgsten heraus. Den nächsten Winter werden wir in Süditalien oder Nordafrika zubringen. Indien ist zu strapaziös. Wegen der Kostenfrage mache Dir keine Sorgen, Gustavs Bücher üben nach wie vor eine bedeutende Zugkraft aus und bald tritt auch unser Drama seinen Siegeslauf über die deutschen Bühnen an. Das Stück ist schon fast fertig.

hat sich durch meine nächtliche Bekanntschaft mit Frau von Curvay nicht geändert. Wir beschränken uns auf Zunicken beim Kommen und Gehen. Aber die Wirtin Clara hält sich herbergsmütterlich für verpflichtet, mir über die Menschen, mit denen zusammen ich speise, genaue Aufschlüsse zu geben.

Darnach ist auch Frau Schubert Witwe und die Gatten beider Damen starben in St. Pankraz. Die „Mutter" siedelte sich hier dauernd an, weil sie für ihre Kinder fürchtet und sich von der reinen Höhenluft das Beste verspricht. Herbert und Valerie sind angeblich zwar ein bischen zart — wovon ich nichts merkte — aber kräftigen sich sichtlich. Die Mutter unterrichtet sie selbst, lebt überhaupt ausschließlich für sie. Die trauernde Madame Brigitta von Curvay verlor den Gatten erst im letzten Frühjahr, nachdem sie mit ihm ein Jahr verheiratet gewesen war. Ich zog Vergleiche zwischen meinem Schicksal mit dem der „Madame" und die Wirtin muß meine nachdenkliche Einsilbigkeit bemerkt und richtig verstanden haben, denn sie erklärte: „Wissen S, gnä Frau, es war halt schon zu spät, wie er ins Sanatorium da droben gangen is. Wer rechtzeitig dazuschaut, der derfangt sich schon noch." St. Pankraz ist natürlich über Gustav und mich hinlänglich unterrichtet.

Ich fragte, wo die Männer der Damen begraben seien, ich erinnere mich nicht, ihre Namen auf dem Friedhof gefunden zu haben. Herr Schubert wurde nach Wien in die Familiengruft überführt und Herr von Curvay hat noch keinen Grabstein, die Erde muß sich erst setzen, bloß ein Holzkreuz bezeichnet derweilen den Platz. Die Wirtin seufzte: „O mei, was ma net alles derlebt!"

Die Erde muß sich erst setzen — und schon lacht und kokettiert die trauernde Witwe! — Ich zog über den Postmeister Erkundigungen ein.

„Jessas, der Herr Beppo Wasinger! Der war Offizier und nachha is er krank worden, sagen die einen, er hat Schulden g'habt, sagen die andern, und da is er halt zur Post übersiedelt. Die Leut haben ihn recht gern, ja, recht gern, weil er gar so ein kommoder Herr is."

Für den Beppo Wasinger hab ich, weiß Gott, trotz seiner Kommodität nicht viel übrig, er spricht im scheußlichsten Jargon und benimmt sich wie ein commis voyageur.

Die Wirtin wollte mich gewiß noch etwas über meine Verhältnisse fragen — Zutrauen verdient bekanntlich wieder Zutrauen —, aber da ich so wenig verbindlich war, fiel ihr ein, sie müsse in die Küche, denn auf die „Dienstboten ist heutz'tags so gar kein Verlaß net."

Ich werde mit Gustl sehr, sehr lieb sein. Ich bin manchmal kurz angebunden und ungeduldig.

Der Primarius verteidigte ihn: „Ich schätze Menge als trefflichen Diagnostiker und vielleicht ist die schnelle und treffende Diagnose in unserem Fache die Hauptsache, das frühe Erkennen und das Erkennen des Stadiums. Sein Schielen sollen Sie ihm nicht vorwerfen, er ist auf dem einen Auge blind."

Gustav spricht sich mit Doktor Menge übrigens leichter, als mit dem Primarius, der ihm zu viel „schwatzt".

13. Juni.

Heute setzte ich den Schlußpunkt hinter das letzte Wort der letzten Szene des Dramas. Die „Entfesselte Leidenschaft" ist vollendet und ich las das Stück in der Liegehalle im Beisein Mademoiselles Fleury vor. Sie klatschte oft begeistert in die Hände: „O, très joly!" — und ich wette, sie hat nicht die Hälfte des Dialoges erfaßt, obwohl sie gekränkt das Gegenteil beschwört.

Das Stück ist nicht gelungen. Nicht gut, wäre zu viel gesagt. Es hat nur behebbare Fehler, es hapert am Aufbau, es mangelt ihm die elegante Politur, die gewissenhafte Ausfeilung. Stellenweise belängt es, Reflexionen sind übergenug da, aber die Handlung ist dürftig. Der Geist sprüht, die Geschehnisse sind ärmlich. Und der vierte Akt, den ich verlange, ist nicht da, es schließt fragmentarisch mit dem dritten. Der eigentliche Abschluß, die Auflösung der Probleme und Konflikte, fehlt. Das ist kein Schluß, daß die Heldin, von einem Irrtum befangen, dem werbenden Manne nachgibt, und das Publikum erfährt nur noch beiläufig, der Entsatz sei da und sie, die sich im Angesichte des Todes verschenkte, soll weiterleben. Was geschieht mit ihr? Bringt sie die Courage zum neuen Dasein auf (eine Courage, die auch Feigheit vor dem Sterben sein kann), oder ist sie mutig genug, freiwillig in den Tod zu gehen (was auch als Angst vor einem Weiterleben aufzufassen wäre)? So, wie Gustav es inszenierte, darf ein Drama nicht aufhören — in der Ungewißheit, mit dem Einsetzen einer größeren Idee, die eine besondere Lösung unbedingt erfordert. „Die Zuschauer sollen mitarbeiten!" beharrt Gustav, dem nur darum zu tun ist, die Abhängigkeit der Moral von äußerlichen Umständen dramatisch zu beweisen. Ja, säßen im Theater lauter Dichter, die eine Phantasie haben, welche sich die Fortsetzung selbst ergänzt — aber das Publikum ist faul und hält den Autor für verpflichtet, ihm alles Belangreiche sichtbar vor Augen zu führen. Und vom Publikum hängt der Erfolg ab, den wir brauchen. Vielleicht denke ich unkünstlerisch, doch denke ich praktisch. Gustl ist meinen Einwendungen gegenüber bald zugänglicher, bald schroff; einmal hat er ihnen in der Theorie schon zugestimmt, aber er bleibt felsenfest dabei, sein Stück sei zwar von den landläufigen Komödien und Tragödien, an deren Wirksamkeit nicht zu zweifeln ist,

Tagebuch.

12. Juni.

Doktor Wallnöffer, den ich auf Drängen Mamas um Vorsichtsmaßregeln für meine Person fragte, sagte: „Behandeln Sie Ihren Mann vorderhand wie einen Bruder."

„Das versteht sich doch von selbst."

„Nur bei vernünftigen Menschen, gnädige Frau."

Ich nickte: Aber später . . . wegen — Kinder, Herr Professor?"

Ein unsicherer Blick seiner gütigen Blauaugen streifte mich: „Eilt es Ihnen damit?"

„Nein."

Darauf ein befreites Aufatmen des Arztes. „In drei, in vier Jahren schweigen auch da alle Bedenken."

Ich nahm mir einen Anlauf, um mich von dem quälendsten meiner Zweifel zu befreien: „Und wie verhält es sich mit Rückfällen?"

„Du lieber Himmel! So eine neugierige kleine Frau! Bin ich ein Prophet, ein Neunmalweiser?" Aber dann ernst: „Niemand ist gegen diese hinterlistige Krankheit gefeit, der Gesunde nicht vor einer akuten Infektion und der Geheilte nicht vor einer Rezidive."

Er wich meiner deutlichen Frage ein wenig aus, aber ich hatte einfach nicht den Mut, sie zu wiederholen. Doch den Kopf ließ ich hängen.

Da stellte er sich aufrecht vor mich hin: „Schauen Sie mich an, gnädige Frau. Zweimal hat es mich schon gepackt und zweimal hat meine Natur in dem Kampfe mit den Bakterien gesiegt. Nur nicht zu pessimistisch, nur nicht die Flinte ins Korn werfen. Erfahrungsgemäß sterben die Menschen selten daran, woran sie am längsten laborierten. Den locus minoris resistentiae, das heißt unsere schwächste Seite, betreuen wir am eifrigsten, aber das Schicksal attackiert mit Vorliebe ungedeckte Positionen, die wir für ungefährdet hielten. Nicht grübeln, liebe Frau Lori, und wenn die Selbstquälereien zu schlimm werden, so kommen Sie zu mir. Wir Ärzte sind ja in erster Linie dazu da, die Leute mit unserer Lebenserfahrung, die eine Krankheitserfahrung ist, zu trösten. Mit unserer fadenscheinigen Medizinkunst, derentwegen uns die Mehrzahl konsultiert, ist es leider nicht weit her. Die natürlichen Kräfte im Körper gegen die Bazillen zu mobilisieren, sie zu unterstützen — mehr können wir kaum; aber jeder Organismus hat eine Reservearmee von Gegengiften gegen Gifte, die in ihn eindringen, in sich, und diese Gegengifte suchen wir — oft mit Erfolg — zur Einbruchsstelle des bösen Feindes zu dirigieren."

Ich dankte warm, wärmstens für die Erlaubnis, mich immer an ihn wenden zu dürfen. Doktor Menge mit seinem zwiespältigen Blick flößt mir kein Zutrauen ein.

Den Buschen wilder Orchideen, den ich im Walde pflückte, trug ich abends zum Grabe der Frau des Unversöhnlichen. Ich suchte den Platz aus, unter dem einmal das Herz gewesen sein muß. Jetzt ist es schon Erde geworden. Dabei überraschte mich der Pfarrer und ich stand da wie eine ertappte Sünderin. Auf seinen Knotenstock gestützt und das stoppelige Kinn mit dem Handrücken reibend, betrachtete er mich. In der Nähe erst erkennt man, wie greisenhaft und gebrechlich er ist; der Schlapphut hängt ihm ins Gesicht, die Nase ist porös, wie wurmstichig, und die stacheligen Brauen wölben über den Augen Wülste.

„Was treiben S denn da, Sie Frau?“ fuhr er mich an.

Ich fürchtete mich und sagte möglichst bescheiden: „Blumen bringe ich. Oder ist das verboten?“

„Verboten?“ Und bedeutend gütiger: „Schreit mich alten Mann gleich an. Erkundigen werd ich mich wohl dürfen.“

Mein Mut wuchs. Ich zupfte die Orchideen zurecht. „Schön war's nicht von Ihnen, Hochwürden, daß Sie die Arme im Selbstmörderwinkel begraben haben.“

„Glauben S denn, unser Herrgott wird am jüngsten Tag hinschauen, wo einer liegt?“ Er riß den Schlapphut vom kahlen, höckerigen Schädel und wischte mit einem knallroten Taschentuch die feuchte Glatze trocken. Schwerfällig sank er auf den Grabhügel und legte den Stockgriff seiner Kinnlade unter. „Wissen S, das war halt damals a Unsinn von mir, grad losg'lassen aus dem Seminar, weltfremd und mit einem Steinschädl, vollgepfropft mit Verodnungen und Dekreten. Mitten drinnen im Kulturkampf, dem saudummen, wo ma in jeder Katz den Teuxl siacht, und die neumodische Zeit — na . . .“ Das knallrote Taschentuch scheuerte jetzt die Stirne und die Wangen. „Tausendmal hab i seitdem mit dem Weihwedl herübergspritzt.“ Der Knotenstock bohrte ein Loch ins Gras. „Als ob s darauf ankommen tät . . .“

„Hochwürden . . .“ Er rührte mich und ich wollte eine Vermittlerrolle spielen, wollte Frieden stiften. „Hat Ihnen Herr Walter noch immer nicht verziehen?“

Da kam ich schön an. „Gehen S weiter, mir hat der Lotter nix zu verzeihen . . .“ Auch die grobgenagelten Absätze der Schnürstiefel wühlten nun im Boden. „Oha, jetzt hätt i alter Esel schier no a Bleamerl von Ihnen zerquatscht.“ Behutsam hob er eine Orchidee, die mir entfallen war, auf und — steckte sie sich ins Knopfloch.

„A schön's Bleamerl!“

„Herr Pfarrer“, setzte ich mein Friedenswerk fort.

„Schauen S, Frau, der Herr Walter is grad a so a Streithansl wie i. Hab i mich schon gift über ihn! Alles tuat er mir justament.“

verschieden, doch sei die Verschiedenheit angestrebt, und es muß sich erst zeigen, ob Zuschauer und Presse wirklich die Philister sind, als die ich sie hinstellte, daß sie Neues und Neuartiges blindlings ablehnen. Er glaubt das nicht und denkt vom Kulturniveau des Durchschnittes viel zu hoch.

Ich bin es müde, für meine Ratschläge Unhöflichkeiten zu ernten. Gustav regt sich über meine „Opposition" auf; gut, ich werde schweigen; aber wird ihm der unausbleibliche Mißerfolg bei der Premiere nicht noch mehr schaden? Bewundernswert bleibt immerhin seine Spannkraft, die ungehindert durch das körperliche Leiden das Drama vollendete.

Ich soll es verpacken und an den Agenten, zugleich auch ans Lessingtheater senden. Wider bessere Einsicht vollziehe ich den Auftrag.

*

Ich habe das Manuskript noch nicht abgeschickt. Das Stück kann in dieser Fassung keinen Erfolg haben. Gustav war über meinen passiven Widerstand furchtbar aufgebracht und als ich nochmals die Gründe, die mich dabei leiteten, darlegte und ihn bat, das Drama ein paar Monate liegen zu lassen, alles neuerlich zu bedenken und es dann zu bearbeiten, brauste er ironisch auf: „Ich habe meine Werke bisher ohne deine liebwerte Mithilfe geschaffen und sie sind gut geworden. Meinst du, daß ich in der kurzen Zeit unserer Ehe die Fähigkeit einbüßte, künstlerisch auf eigenen Füßen zu stehen? Taxierst du so deinen Einfluß auf mich? Bleib mir mit deinem Köchinnengeschmack vom Leibe. Den goutiere ich nicht. Die ‚Gefesselte Leidenschaft' ist ein Prachtwerk, ich weiß es, ich fühl's, und die Aufführung wird es mir bestätigen. Geh und binde das Paket oder . . ."

„Oder?" Ich richtete mich auf. Drohte er mir?

Ungestüm warf er sich im Bett herum. „Oder ich besorge es selbst."

Die kleine Fleury war Zeugin des Streites, sie stützte ihr rassiges Köpfchen in beide Hände und starrte mich unverwandt an. Ihr Blick verfolgt mich — Staunen, Prüfen, ein Ergründenwollen, alles das drückte er aus.

Nachmittags entschuldigte sich Gustav wegen seiner Heftigkeit und gestand, daß ihm die Mademoiselle deshalb arg zusetzte. Ich bin ihr dafür nicht dankbar. Es verletzt mich, daß eine Fremde, eine fremde Frau zwischen uns vermittelt.

Dennoch hätte ich zu ihr nicht so kalt sein sollen, wie ich es war.

Oft sagt Gustav bewußt Dinge, die mich verletzen. Manchmal haßt er mich, davon bin ich überzeugt.

*

Das Paket ist aufgegeben.

*

Ich blättere in meinem Tagebuch, das nach der Hochzeit mit einem frischen Band beginnt: das Buch hat einen prächtigen Goldschnitt und in den Lederrücken ist das Wort „Poesie“ gepreßt. Nicht symbolisierend kaufte ich das Büchlein, etwa um anzudeuten, daß mein Leben an der Seite eines Dichters poetisch werden müßte. Das Papier und das Format gefielen mir, deshalb wählte ich es. Die Dissonanz zwischen der eingekerbten Aufschrift und dem eingeschriebenen Inhalt ergab sich ganz von selbst; unmerklich. Aber von dem Wort allerdings, das ich auf die erste Seite malte, versprach ich mir eine gute Vorbedeutung. „Glück!“ malte ich in gezirkelter Rundschrift. Eine Backfischiade, und es wandelt mich die Lust an, sie mit dem Radiermesser auszukratzen. Sie schmerzt mich.

Es gab ja manches Glück, anfangs — davon notierte ich das Geringste auf. Ich vergesse es auch so niemals. Und später —? Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Übermütig bin ich nicht gewesen. Eine abscheuliche, unsichtbare Hand griff in mein Leben und ballte sich und zerknitterte es. Die Faust umklammert, was mir teuer ist, nnd hält es fest und gibt's nicht wieder her. Böses, böses Schicksal!

Einem jungen Mädl, das heiratet, sollte man statt der üblichen vielen, guten Lehren nur die eine geben: Hab den Willen zum Glück, den besten, eisernen, unnachgiebigen Willen zum Glück. Sagt den Mädeln: Die Ehe bedeutet Hingebung und Selbstaufopferung. Der Mann belastet, das Weib trägt.

Das klingt alles sehr schön, aber was geht es mich an? Was kann ich tun? Ein unheilbarer Riß klafft zwischen meinem Einst und meinem Jetzt und die Zukunft lauert im Ungewissen. Ich bin außerstande, mir eine Fortsetzung meines Lebens zu denken.

Manchmal blättere ich in meinem Tagebuch, in dem das Ungeschriebene, sich selbst kaum Eingestandene, das Wichtigste ist. Es wimmelt von Irrtümern. Vieles begriff ich nicht, vieles mißverstand und versäumte ich, als es Gegenwart war, vieles wollte ich nicht verstehen und vieles habe ich geflissentlich verschleiert. Selbstbetrug rächt sich am Selbstbetrüger. Was ich als Gold nahm, war Katzengold. Manches in dem Tagebuch empört mich, zum Beispiel, wie ich in Fiume der Zigeunermusik nachlief und in Purkersdorf die Tennispartie spielte — fröhlich, froh und stolz darauf, daß ich die Leute mit meiner Grazie entzückte. Das verzeiht man einer dummen Gans, das verzeihe ich mir nicht. Die paar Wochen genügten, um mich mir fremd zu machen. Als eine wesensfremde Person trete ich mir in dem Buch entgegen. Nicht die Lori, der Kindskopf, und nicht Gustavs Frau, die Gattin des Dichters, der siech ist und leidet. Ich bin ein unbrauchbares Gemengsel von beiden. Nirgends und nie bin ich — ich, überall und immer bin ich das Produkt

„Aber wenn Sie schon wissen, geistlicher Herr, daß er nervös oder leicht reizbar ist, warum haben Sie ihn denn wegen seines Klavierspieles angezeigt? So etwas ignoriert man am besten. Auf diese Weise wird ja nie Frieden.“

„Was hätt i?“

„Herrn Walter angezeigt, daß er Ihr Orgelspiel stört.“

Der Pfarrer war ganz empöet: „Wer hat Ihnen denn den Bärn aufbunden? Net im Schlaf eingfallen is mir s. A, ka Spur.“ Und mit einer Handbewegung gegen die Wohnung des Unversöhnlichen: „A bisl damisch is er im Kopf, er rappelt halt.“

„Sie dürfen nicht etwa glauben, Hochwürden, daß er mir das von der Anzeige erzählte . . .“ Meine Gewährsmännin, Frau von Curvay, zu nennen, hätte keinen Zweck gehabt. Dem Pfarrer schien die Quelle des Gerüchtes auch recht gleichgültig zu sein. Eine Freundlichkeit mußte ich dem Alten doch noch sagen: „Geschmackvoll finde ich es nicht, daß Herr Walter Ihre schönen Kirchenlieder mit seinen Gassenhauern verhöhnt.“

„He?“ brüllte er springgiftig. „Geht Ihnen das eppa was an, Frau? I musizier für mich allani, wann i Orgel spiel, und da hör i und siach i sonst nix. Von mir aus kann der Lackl dudeln oder Trompeten blasen.“ Er stülpte den Schlapphut über die Ohren, erhob sich mit Hilfe seines Stockes mühselig vom Grabhügel und schlug ein Kreuz darüber. Ich schien ihm Luft, aber im Weggehen sagte er: „Sie, Frau, Sie haben ein schweres Packl auf n Buckl — nur Geduld haben, Frau, nur Geduld.“

Er humpelte davon. Was weiß er von mir und meiner Last? Vielleicht gibt er die Mahnung allen Menschen, sie paßt ja auch für alle. „Geduld haben, nur Geduld!“

Um zehn Uhr orgelte der Pfarrer sein „Stabat mater“ und der Unversöhnliche klimperte: „Als ich noch Prinz war von Arkadien . . .“ Ein verrücktes Brüderpaar. Um genau dieselbe Zeit schlich Frau von Curvay aus ihrem Haus — um das Stabat mater besser zu hören? Den Prinzen von Arkadien? Zum Grab ihres Mannes? Beppo Wasinger führte vor der leeren Wohnung sehnsüchtige Fensterpromenaden aus.

*

Wenn ich an den Pfarrer und den Witwer denke, fällt mir ein Wort Gustls ein: „Die Menschen sind besser als ihre Taten, denn die größere Hälfte jeder Tat ist unüberlegt. Der Augenblick erzeugt sie, nicht der Charakter.“ In der Sprache Hochwürdens lautet es: „Man tut's justament.“

*

Drei Monate bin ich verheiratet und sie änderten an mir mehr als drei Jahre vorher.

Und das alles bedeutete nichts, hätte ich eine klare Antwort auf die eine Frage: Liebe ich Gustav? Liebe ich ihn noch? Die Liebe einer jungen Frau ist unmöglich etwas Hirnbefriedigendes.

An Max Althaller.

20. Juni.

Lieber Max!

Hier ereignet sich nichts, aber daß ich mich langweile, ist auch ausgeschlossen. Meine Zeit halbiert sich zwischen meinem Mann und dem Alleinsein, das ich notwendig habe. Wie wenig ich Gesellschaft entbehre, beweist, daß ich auf die, die ich leicht haben könnte, noch leichter verzichte. Vielleicht sind mir die Leute im „Schwan" wegen meiner Abgeschlossenheit böse, doch fühle ich kein Bedürfnis nach ihnen und sie existieren sicherlich auch ohne mich ganz gut. Auch Touristen kommen hier durch, nächtigen in St. Pankraz und setzen dann ihren Weg fort. Viele sind es nicht, der breite Fremdenstrom berührt den Ort nicht. Wir liegen zu weit ab. Die Briefe brauchen von Wien bestenfalls zwei Tage hierher, und die neuesten Zeitungen genießen wir altbacken, was Menschen, die Börsen- und ähnliche Geschäftsinteressen haben, die Haare sträuben macht.

Unsere Touristen präsentieren sich in abenteuerlicher Aufmachung, niemals ohne Eispickel und Seile, und ich zerbrach mir den Kopf, was man damit in unserer Waldlandschaft anfängt, bis die Wirtin mich belehrte und meine bescheidenen geographischen Kenntnisse ergänzte. Die grünen Hügel der hiesigen Gegend verdecken nämlich Felsengebirge, was ich mir übrigens denken hätte können, da im hiesigen Dorffriedhof ein Opfer des „Steilen Zinken" begraben ist. Acht Stunden rechnen geübte Bergsteiger auf den „Zinken" und die Partie, die — kraxelt man nicht mutwillig — ungefährlich ist, würde mich schon reizen. In mir regt sich eine Kraft, die keine Betätigung findet, und gärt. Oft renne ich nachts durch den Wald, laufe stundenlang und ohne Ziel, doch wie gehetzt, und zufrieden, wenn ich endlich todmüde ins Moos falle. Das ist Jugend, Überschwang, ein Aufbocken meiner Gesundheit gegen das Kranke, das einen hier umgibt, das einem auf Schritt und Tritt begegnet. Solange man auf den Promenadewegen spaziert, riskiert man, mit Patienten aus dem Sanatorium zusammenzutreffen, die mich wie einen frechen Eindringling beargwöhnen. Ich teilte meinem erklärten Liebling, recte Primarius Wallnöffer, diese meine Beobachtung mit und er gab mir zu, daß der Kranke den Gesunden tatsächlich als Feind empfinde. Feind ist uns schon der, den wir beneiden. Psychologisch ist das Gefühl sehr verständlich, dadurch aber nicht minder peinlich.

Außer dem lieben Primarius habe ich noch zwei Freunde in Sankt Pankraz, die, was Ungefährlichkeit anlangt, mit ihm wetteifern, weil

von etwas anderem. Dieses andere gibt mir eine beliebige Form. Hat die Sprache eine Bezeichnung für solche Wandelbarkeit? Weib? Sind alle Frauen so, ist unsere Natur so? Bin nur ich so?

Und je inniger ich mich bemühte, wenigstens gegen mich wahrhaftig zu sein, eine Schülerin Gustavs, der nur die Wahrheit sucht — oder suchte, desto zerfahrener wurde ich. Acht Wochen Ehe, vier Wochen Prüfung modelten mich vom Grund auf um. Mein Wesen steht auf dem Kopf und zappelt hilflos. Ich bin entwurzelt. An Gustl klammerte ich mich, an seine Kraft, an seinen Geist — und jetzt, da er krank ist, müssen wir die Rollen tauschen. Für immer? Ich muß führen, lenken und überlegen. Ein Kind anleiten, denn Kranke sind wie Kinder. Ich habe plötzlich einen Mutterberuf, aber einen gegen die Vernunft, gegen die Natur.

Und wenn mein Mann auch wieder gesund wird, wofür ich täglich bete, sein Nimbus ist fort, seine Lebensauffassung hat sich nicht bewährt. Auch er ist schwach und lügnerisch, wenn es ihm schlecht geht. Und Lebensauffassungen haben doch nur im Unglück Wert; der Glückliche ist leicht Philosoph. M e i n Gustl ist mir gestorben. Der, zu dem ich aufblickte, dem ich vertraute, der — ja, ich sag's, der mein Herr war.

Daß es so ist — ich möchte es anders haben — daran ist die Erziehung der jungen Mädchen schuld. Wir wachsen in unerfüllbaren Illusionen groß und die Enttäuschung nachher reißt mehr ein als nur Illusionen. Ein umgestürzter Kirchturm begräbt auch die Nachbarhäuser unter seinen Trümmern.

Ich suche mich, suche mich Stunde um Stunde, und kann mich nicht finden.

Gestern schrieb mir Max: „Ringe um dein Glück!" Mich mutet das Pathos im Munde des guten Bauern, der Pferde, Rinder und Schweine züchtet, lächerlich an. Es paßt nicht zu ihm, nicht zu seinem Beruf und nicht zu seinem gesunden Phlegma. Er hat es wo aufgelesen. Womit ringt denn er? Mit dem Wetter, dem Viehhändler und dem Fleischhacker. Aber löse ich das Wort von der Person und prüfe seinen Gehalt — ringe ich? Will ich ringen? Nein, Ringen ist ein Selbstbestimmenwollen, ein Überwinden von Feindlichem, aber ich habe mich der Lebenswelle anvertraut, sie schwemmt mich dahin, wo sie den geringsten Widerstand findet. Bald heißt die Welle „Mann" — mein Mann oder ein anderer — bald Körper, bald Geist, bald beeinflussen mich Papas Prinzipien, bald Mamas Prüderie und Hysterie, bald gehorche ich einem gesellschaftlichen Nichts — sei es auch nur dem billigen Triumph am Tennisplatz — bald sind es noch größere Nichtigkeiten, die Macht über mich haben. Ich ringe nicht, ich wünsche bloß schwächlich, und warte.

Ich hatte die gleiche Freude, wenn ich mit Gustl an unserem Stück arbeitete, wie wenn ich mit meinem Rad einen steilen Paß bezwang.

erquicklich ist. Unerquicklichkeiten hat das Leben für mich genug, ich suche sie nicht auch noch in Büchern auf.

Gustavs Körpergewicht besserte sich bisher um neun Kilogramm — ein Rekord! — und seine Gesundung macht erfreuliche Fortschritte, für die aber seine Laune nicht den richtigen Maßstab gibt. Er ist mürrisch und heftig. Seine bevorzugte Freundin Mademoiselle Fleury, von der ich Dir schon schrieb, bemuttert ihn in meiner Abwesenheit und behandelt ihn so diplomatisch, daß ich ihr dafür sehr dankbar bin.

Da hast Du, lieber Max, die von Dir verlangte Schilderung meines Milieus und meines Treibens: Gesellschaftleisten, lesen, schreiben, träumen, spazierengehen und schlafen. Schlafen gehört zum Besten, was ich habe. Das Ziel meiner kleinen Ausflüge ist neuerdings die Buchenhöhe, die, zwei Stunden von der Anstalt entfernt, eine anmutige Rundsicht auf die Berge und ineinandergreifenden Täler gewährt. An klaren Tagen sieht man in der Ferne über den Köpfen der Waldberge schneebedeckte Gipfel. Einer davon ist der „Steile Zinken". Mir fehlt also nichts — nichts, was ich mit Vernunft begehren darf. Hin und wieder freilich sehne ich mich stark nach lieben Freunden und nach der Ebene. Sie gehört bei mir zum Wohlbefinden.

Mama überschüttet mich mit Briefen und Friedl beneidet mich, weil ich keine Wirtschaftssorgen habe; sie soll im Herbst kochen lernen. Hätte ich doch Wirtschaftssorgen! Einen Mann, der brummig aus dem Bureau kommt und an allem nörgelt, eine Köchin, die die Suppe versalzt, und ein Baby, dem ich das schmutzige Näschen putze! — Der einzige brave und verständige Briefschreiber bist Du.

Wie gerne möchte ich ein paar Stunden auf Deinem Gut verbringen und reiten, reiten, reiten! Wenn Du ein galanter Vetter bist, hältst Du stets einen Gaul, einen temperamentvollen Gaul gesattelt, für den Fall, daß ein Engel oder eine Wetterhexe (mir ist's egal) mich auf den Flügeln zu Dir hinträgt und nach vier Stunden wieder zurückbefördert.

Dein freundliches Anerbieten, uns zur Nachkur zu beherbergen, teilte ich meinem Manne nicht mit; er wäre imstande, zu akzeptieren, doch unser Klima ist zu rauh und Primarius Wallnöffer empfiehlt Korsika, Ägypten oder Tunis.

Tagebuch.

Beppo Wasinger breitet seine schützende Hand jetzt über mich. Bisher vermied ich den Weg zur Post, holte mir die Briefmarken beim Kramer und das Paket mit dem Drama schickte ich durch Resi. Wegen des Pakets wurde ich nun hinzitiert. Herr Wasinger sprang sofort dienstbereit zum Schalter, verdrehte die Augen und buckelte,

sie insgesamt im Alter des psalmensingenden David stehen: Der Pfarrer Balthasar Madlseder und ein ihm ebenbürtiges Original, der pensionierte Rechnungsrat Karl Walter aus Linz, die einander seit vierzig Jahren befehden, sich aber im Innersten, vermute ich, nach Überwindung einer alten Differenz ganz gut leiden mögen. Aber das Einschlafen der Feindseligkeit würden sie um keinen Preis eingestehen. So spielt man beiderseits den Bärbeißigen. Bringt mir der Rechnungsrat, mit dem ich noch nicht ein einziges zusammenhängendes Gespräch führte, Rhododendron, der in einer Waldmulde massenhaft wächst, so fordert das den Pfarrer heraus und er schenkt mir Speik — den ich heimlich vergrabe, weil ich von dem penetranten Geruch Kopfschmerzen bekomme. Doch würde es den Spender sehr kränken, erführe er davon. Ich habe schon daran gedacht, mir aus einer Wiener Kunstblumenhandlung künstlichen Speik zu bestellen und die Stoffblumen ostentativ in eine Vase am Fenster zu stecken.

Mit den Bewohnern des Dorfes, sofern die zwölf Häuser den Namen Dorf verdienen, komme ich wenig in Berührung. Es sind Bauern, Handwerker und Kleinhäusler. Den Schulunterricht erteilt der Verkäufer von Heiligenbildern, Rosenkränzen und geweihten Kerzen; ihm obliegt es ferner, die Glocken zu läuten und zu ministrieren. Eine Idylle! Andersgeartete Menschen als ich bin, oder Menschen, die sich bilden wollen, würden den Verkehr mit den Eingeborenen wahrscheinlich pflegen und daraus Anregung schöpfen. Vielleicht bin ich auch nur zu unbeholfen, mit den Leuten Verbindungen anzuknüpfen — nein, ich bin zu indolent. Den Dorfklatsch höre ich trotzdem, die Wirtin und mein Stubenmädchen tragen ihn mir zu, weil er den einzigen Gesprächsstoff bildet; außer dem Wetter, das andauernd herrlich ist. Das Stubenmädchen, das allnächtlich herumvagiert — wie ich zufällig feststellte, als ich einmal um Mitternacht frisches Wasser wünschte — ist ein dralles Ding und die eifrigste Interpretin der chronique scandaleuse Ihre Verschlafenheit tagsüber übersehe ich wohlwollend und putze mir meine Schuhe demnächst eigenhändig. Gleich ihr gehört die junge Witwe, die jenseits der Straße wohnt, den Nachtvögeln an und pilgert am liebsten im Dunkeln zum Grabe ihres Mannes. Die Pietät traute man der lustigen Person gar nicht zu. Wir führen eben alle ein doppeltes, ein drei- und vierfaches Leben, wenn die Umstände unsere Seelen spalten.

Gestern starb ein Anstaltspatient, ein Bulgare, der in der Liegehalle seinen Platz neben Gustav hatte, und seine Leiche wurde unauffällig ins benachbarte Unterschlag befördert, um die anderen Kranken nicht aufzuregen. Der Verstorbene ist dann einfach „abgereist". Ist er es etwa nicht?

Ich lese viel, Romane, Novellen, Memoirenwerke und Andersens Märchen — unter kluger Vermeidung moderner Lektüre, die zu un-

Geduld! Ich fange das Wort zu hassen an. Geduld — bin ich eine barmherzige Schwester? Bin ich dazu auf der Welt, um mein Glück und meine Jugend zu opfern? Einmal reißt der Faden! —

Und heute wieder: Gustav entdeckte mit Finesse eine märchenhafte Entstehungsgeschichte seines Leidens. „Am 4. April", sagte er, „am 4. April fuhren wir mit der ‚Atlantis' von Fiume nach Novi und es wehte ein eiskalter Wind. Ich wollte im Rauchsalon bleiben, weil mich fror, du aber bestandest darauf, den dummen Sonnenuntergang anzusehen und ich fügte mich als guter Kerl. Am nächsten Tag hüstelte ich und in Lussin holte ich mir zum Katarrh die Infektion."

Da hört sich alles auf! Durch mich ist er krank geworden! Wie lange dauert es noch und ich muß mich gegen die Beschuldigung, ihn vorsätzlich in ungesunde Gegenden verschleppt zu haben, verteidigen?

Dann wieder kann er so lieb und herzlich sein, daß ich losweine. Eine wunderbar weiche und gehobene Ruhe überkommt mich, wenn seine Hand mein Haar streichelt: „Arme, arme Lori . . ." Da möchte ich für ihn sterben dürfen — tausendmal! Oder wenn er von dem Roman spricht, den er — wieder gesund — schreiben will. Sein Geist ist so umfassend und scharf wie der einer Vollnatur, an die nichts heran kann — bis plötzlich eine pathologische Bemerkung seinen leidenden Zustand beweist. Oder hätte er früher behauptet: „Die Gesunden sind nur der Kranken wegen da. Der Gesunde ist sich selbst genug, der Kranke bedarf anderer"? Wie falsch! Ich, ich *bin* gesund und will doch Menschen um mich!

Wer sich in dem Labyrinth der Gefühle, in dem Hin und Her der Wünsche zurechtfände! Geduld! Geduld! Geduld! Ich stelle eine banale Frage: „Woher nehmen und nicht stehlen?" Ja, woher nehmen? Ich meine es ernst.

15. Juli.

Ich habe ein schlechtes Gewissen; die Folgen einer Unüberlegtheit können bedenklich werden.

Die Tage sind zum Ersticken schwül und das allgemein ersehnte Gewitter will und will sich nicht entladen. Schlägt man dem Pfarrer im Spaß eine Bittprozession um Regen vor, so entgegnet er auf eine launige Anekdote anspielend: „Ja, bal's Barometer amal fallt." Die Tage gingen noch an, die Nächte bringen einen zur Verzweiflung. Die Luft brodelt wie gekocht im Zimmer und die offenen Fenster bringen keine Kühlung. Da hatte ich eine unglückliche Idee. In meiner leichtesten Bluse schlich ich gestern nachts, als ich es in der trockenen Hitze nicht mehr aushielt, in den Wald, wo es merkbar kühler war, und bei einem einsamen Tümpel widerstand ich dem Verlangen nicht, entkleidete mich und tauchte seelenvergnügt unter. Der Mond glitzerte im Wasser und

zwirbelte seinen Eichkatzelschnurrbart und war dienstbeflissen — dienstbeflissen! Für den hohen Wert, sagte er, den ich deklarierte, sei das Manuskript zu leicht verpackt und außerdem nicht gesiegelt, wie es die Postvorschriften verlangen. Er entschuldigte sich tausendmal, bedauerte, den Mangel nicht augenblicklich bemerkt zu haben, schleppte Papier und Siegellack herzu und fabrizierte vor meinen Augen eine Emballage, die den strengsten Anforderungen entsprach. Meine Dankesbezeugungen lehnte er als Kavalier ab: „Gnädigste, es war mir ein großes Vergnügen." Ich wiederholte meinen Dank noch mehrmals. Zur Frage: „Gnädigste gehen häufig spazieren?" nickte ich stumm, und seine Besorgnis, ob ich ganz allein nicht Angst hätte, zerstreute ich mit gutem Gewissen.

*

Klopfenden Herzens steige ich täglich zum Sanatorium hinauf. Gustav empfängt mich mißmutig, im günstigsten Fall gleichgültig, und ich weiß doch, daß er ohne mich lacht und scherzt. Zuerst klagt er seine Leiden: Ein schnupfiges Gefühl bremselt in der Nase, deren Schleimhäute angeschwollen sind, ein unangenehmer Brief vom Verleger hat ihn verstimmt oder Primarius Wallnöffer will nicht Tag und Stunde angeben, wann wir als geheilt entlassen werden. Dagegen verbirgt er vor mir alle erfreulichen Nachrichten. Als mir zum Beispiel Fräulein Fleury sagte, daß von der „Lotosblume" das dreißigste Tausend gedruckt werde, und fragte, ob ich darauf nicht stolz sei, mußte ich gestehen, davon keine blasse Ahnung gehabt zu haben. Gustav murmelte, er hätte vergessen, mir die Tatsache mitzuteilen.

Und jeden Tag quält er mich mit einer Malice, die schon mehr als eine Malice ist, und hat jederzeit einen Vorwurf in Bereitschaft. Vorgestern: „Du brauchst enorm Geld, Lori, ist der ‚Schwan' so teuer?" — „Er ist nicht billig und ich schränke mich möglichst ein." — „In Wien würdest du bedeutend billiger leben können." — „Wenn du willst . . ." Da sagte er gehässig: „Das gefiele dir, nicht wahr, in deine tölpische Gesellschaft zurückzukehren, während ich mich hier zu Tode langweile." Spricht Eifersucht aus ihm? Wenn ja, dann und nur dann bedauere ich meine geduldige Schweigsamkeit nicht.

Ein andermal: „Woher hast du den neuen Hut, Lori?" — „Der Hut ist alt, Gustav." — „Ich kenne alle deine Hüte, aber den . . ." — „Ich habe ihn selbst modernisiert." — „Wofür du dich herausputzt! Für mich nicht." Ein lauernder Blick aus gekniffenen Augenlidern fixierte mich.

Ich beschwerte mich bei Doktor Wallnöffer über Gustavs unausstehliches Wesen und er besänftigte mich. Alle Kranken seien so; man müsse Geduld haben, Geduld, Geduld, Geduld! Wieder genesen, besinnen sie sich meistens nicht, wie unerträglich sie waren.

gar vieles, was mancher Leser ihr verständnislos vorgelesen, wußte sie ihm zu erklären, zu vertiefen, so daß die Belehrte zur absichtslosen Lehrerin ward. Bauernmädchen wie Bürgersfrauen, Schullehrer wie Geistliche bewarben sich, um dem Fräulein Julie vorlesen zu dürfen. Mancher Städter, der ins Dorf kam, lernte sie kennen und las ihr aus Zeitungen und Büchern vor. Und da ihr fabelhaft scharfes Gedächtnis sie für das Augenlicht entschädigte, so ging ihr nichts und nichts von allem, was sie gehört, verloren. Sie wußte die Schicksale der Vorfahren, und erzählte manchem Staunenden von seinem Großvater. So war sie schon als junges Mädchen die treue Chronik des Tales und der Zeitereignisse. Ihre schöne, stattliche Erscheinung, die feine, edle Prägung ihres Antlitzes, dessen Augen scheinbar immer schliefen, ihr kluger, in Freuden der Menschen mitlachender, in Not und Leid eindringlich tröstender Geist — alles zusammen gab eine Persönlichkeit, die der Mittelpunkt des geistigen Lebens von Krieglach werden mußte. Das Gasthaus der Wampl von Sommerstorff war besucht von Bauern, Gewerbsleuten, Beamten und Reisenden, wozu freilich auch die biederen Eltern, die stets fröhlichen, auch außergewöhnlich geistesfrischen Geschwister der Julie beitrugen. Eine ihrer Schwestern ist besonders zu erwähnen, sie heiratete einen Eisenwerksbeamten, einen gebürtigen Schwaben, namens Müller; diese sind die Eltern unseres genialen Berliner Hofschauspielers Otto Müller-Sommerstorff geworden.

Da Fräulein Julie Bücher besaß, so konnte sie von dem stets lesehungrigen Waldbauernbuben, der unterweilen von seinen Bergen ins Tal kam, nicht unentdeckt bleiben. Ungefähr in meinem zwanzigsten Lebensjahr werde ich bei ihr das erstemal angeklopft haben um Bücher. Später, da ich als Student meine Ferien großenteils in Krieglach zubrachte, waren wir schon so weit miteinander bekannt, daß ich ihr vorlesen durfte und daß sie — die um einige Jahre älter war — mich zu rechter Zeit mit Rat und Zuspruch leiten konnte. Ich hatte sie ja bald auch zur Mitwisserin meiner Anliegen, ja meiner Herzenssachen gemacht wie der vertrauensselige Bruder die ältere Schwester.

Gern saß Julie im Gastzimmer ihres Hauses bescheidentlich auf der Ofenbank, strickte Socken und plauderte mit den Gästen. Für den Kohlenführer, für den Kleinhäusler, für den Handwerksburschen sowie für den lustigen Studenten fand sie so gut das richtige Wort wie für den Amtmann oder den Herrn Pfarrer. Und als das große Brandunglück war, holten sich Pfarrer und Dorf Trost und Zuspruch bei dem Fräulein Julie, dem selbst einmal alles verbrannt war. Sie hatte Verständnis und Teilnahme für jedes Leid, und ihr ruhiges Zusprechen, das sie stets mit tatsächlichen Beispielen zu bekräftigen wußte, wies manchem, der sonst nirgends Rat fand, den richtigen Weg. War es

in den Tropfen, die von meiner Hand perlten. War das eine Wonne! Wie eine Nixe plätscherte ich im Schilf und stolzierte hernach nackt und übermütig durch das hohe Gras einer Waldwiese. — In der Früh nieste ich schon zum Gotterbarmen und heute belle ich wie einer, der Keuchhusten hat. Gustav benahm sich nicht liebenswürdig: „Übersiedle gleich ins Sanatorium.“ Er meinte es nicht schlimm, aber schon beim Gedanken an die Anstalt überläuft es mich kalt . . . Möglich wär's ja — ich bin täglich unter Kranken. Ich nehme Wickel- und Sonnenbäder und ängstige mich.

Gustav hat irgendwoher von meinem nächtlichen Freibad, das ich vor ihm natürlich geheimhielt, erfahren und ist außer sich: „Pflegst du das des öfteren zu tun? In Gesellschaft?“

Dummerweise antwortete ich: „Gesellschaft? Niemand hat mich gesehen!“

„So — niemand! Und mir raunten es wohl Elfen und Kobolde zu.“

Ich wurde bestürzt und bat ihn, mir zu sagen, wer mich gesehen hätte, aber er gab seinen Gewährsmann — der hoffentlich eine Gewährsfrau ist — nicht preis. Er zankte und putzte mich herab und schwieg erst auf eine begütigende Intervention der Mademoiselle. Durch ihr freundliches Zureden besänftigt, murmelte er nur noch „geschmacklos“ und „anstößig“.

Fräulein Fleury, die ich gleichfalls wegen der Person, die mich verriet, interpellierte, schwört, es nicht zu wissen. Soll ich ihr glauben? War sie's nicht selbst?

(Fortsetzung folgt.)

Julie von Sommerstorff.

Von Peter Rosegger.

Zwei Freundinnen habe ich gehabt, die beide Julie hießen und, wie seltsam! beide blind waren, stockblind. Die eine war bei mir und meinen Geschwistern, da wir noch klein gewesen, Kindswärterin; von ihr ist in dem Buche „Waldheimat“ erzählt. Die zweite war ein halbes Jahrhundert lang mir vertraut wie eine Schwester und hat nicht unwesentlich in meine Entwicklung eingegriffen. Sie hat gezeigt, wie man lichtlos eine Leuchte dem andern sein kann.

Julie Wampl Edle von Sommerstorff. Einer alten Krieglacher Familie entsprossen, seit ihrem dritten Lebensjahre infolge von Scharlach blind, aber weit über den bürgerlichen Bereich hinaus gebildet. Diese Ausbildung verdankte sie ihrem eigenen Herzen. Viele Bücher besaß Julie, sie, die keinen Buchstaben sehen konnte. Bei ihrem feinen, klugen Wesen fand sie als Wirtstochter im Dorfe immer Leute, die ihr vorlasen; und

ich es zeigen." „Aber", sagte ich naseweis, „eine Farbe kann man doch nicht zeichnen!" „Warum denn nicht?" Ungeschickt wie ein Kind legte sie erst das Blatt auf den Schoß, dann auf den Tisch und machte mit dem Stift darauf einen senkrechten Strich. „Das ist Grün." Dann einen Punkt. Das ist Rot." Dann zwei wagrechte Striche. „Und das ist Blau." Da sah ich, daß es in dieser Sache keine Brücke gab . . . Sie sprach dann noch öfter von Farben, aber wir schwiegen.

Dann kam die Zeit, da ich ihr meine eigenen Werke vorlas. Da saßen wir unter Baumschatten, ich zog die Handschrift aus der Tasche, und sie mußte zuhören stundenlang, bis die Geschichte, der Roman, zu Ende war. Ich vermute nachträglich, daß die Arme, hilflos dem entfesselten Phantasierer preisgegeben, des Zuhörens oft recht satt geworden ist. Aber so ein Windhund von Dichterling — und damals war ich in diesem Stadium — denkt an nichts als an die großartige Wirkung seines Werkes! Mein Vorwand war stets, ich wolle wissen, was sie dazu sage. Aber sie sagte nicht viel. Für andre Bücher hatte sie häufig lebhaften Preis oder Tadel, bei den meinen schwieg sie. Es gab aber Anzeichen. Mißfiel ihr etwas, so zuckte sie nervös mit den Augenlidern, so daß man auch einmal das Weiße sah; gefiel ihr etwas, so schnalzte sie ein wenig mit den Lippen. Weiter fragte ich nicht nach.

Später, in den ersten Jahren meines „Heimgartens", habe ich zur Sommerszeit das Redaktionsbureau im Walde aufgeschlagen und die ganze Kunstsippe, die sich zur Zeit in Krieglach zusammengefunden hatte, saß am grünen Tisch eines bemoosten Baumstockes und las kritisch gestimmt die eingelaufenen Manuskripte. Julie saß unter uns und hörte zu. Wenn wir dann hin und her stritten, ob das Stück für den „Heimgarten" anzunehmen oder abzulehnen sei, zuckte die Julie entweder mit den Augenlidern oder schnalzte mit den Lippen — das entschied. Manchmal lasen wir im Wald Theaterstücke mit verteilten Rollen. Julie war das Publikum und ihr stilles, frohes Antlitz war uns vollgültiger Applaus und Lorbeerkranz.

Und dann ihr schönes Singen! Sie wußte viele Volkslieder. Freund Schneidermeister begleitete sie mit der Laute. Freund Schuhmachermeister gab Baß dazu, und der Phantasierer war diesmal glücklicher Zuhörer. Außer von meiner Mutter hatte ich die lieben alten Lieder von niemand so schön singen gehört als von Julie. Aber sie wußte auch neue, sie wußte von einkehrenden Musikern Stadtlieder und Opernarien, und sie überbrückte mir den Abgrund zwischen Volkslied und Kunstmusik.

Fremde Persönlichkeiten, die nach Krieglach kamen, haben die „Wampl Julie" gern besucht, aber das mußte unversehens geschehen, sonst versteckte sie sich. Nur so gesprächsweise vom Alltäglichen ins Besondere war sie dahinzubringen, wo sie ihre Schätze hatte. Dem

nötig, so verleugnete sie die Wirtstochter nicht, stieg in den Keller hinab, schritt dann mit dem gefüllten Glas ruhig und sicher durch die Stube und setzte es dem Gast auf den Tisch. Man merkte es kaum, daß Gehör- und Tastsinn ihr das Auge ersetzen mußten. Blinde scheinen besondere Gaben und Instinkte zu haben, die weder uns noch ihnen selbst bewußt sind. „Wenn man den Herrn Gerbermeister auch nicht sieht, man riecht ihn“, sagte sie einmal heiter, und beim Gerber konnte das einem andern just auch passieren. Bei mir roch sie, wenn ich draußen auf dem feuchten Grase gelegen war, und zankte mich darob aus. Wenn mir etwas über die Leber kroch, so merkte sie es eher als ich's sagte; und sie wußte es auch manchmal, wenn des Studenten Appetit größer war als das Geldtäschchen, und riet mir, von einer guten Speise zu kosten, die eben erst in der Küche bereitet worden war. Wieviele hundertmal werde ich die stets bereite Julie am Arm genommen haben und mit ihr über die Felder gegangen sein, stets so vertraulich plaudernd wie zwei Verlobte, während ich ihr von meinem fernen Liebchen oder von meiner Braut erzählte. Männlich wie weiblich Wesen vertrauten ihre Herzensgeschichte der jugendlichen, schönen Julie an, so, als ob sie über solchen Angelegenheiten stünde. Im Laufe des langen Lebens nicht ein Wort hat man von ihr gehört, ob sie denn nicht auch einmal geliebt habe, vielleicht leidenschaftlich! Das Verständnis für andre in diesen Dingen läßt es sehr vermuten. Auch von ihrer Augenlosigkeit sprach sie nie — als ob es auf der Welt nichts Selbstverständlicheres gäbe, als daß man nicht sehen kann und Blinde nicht lieben dürfen.

So hatten besonders wir beide uns zusammengefunden, weil ich gern las und sie gern zuhörte. Einmal wunderte ich mich, daß so wenige Menschen die Freude des Bücherlesens kennen. Und sie antwortete: „Das ist halt die Phantasie. Wer keine Phantasie hat, der mag nicht lesen.“ Da ward mir bewußt, der Leser muß ja imstande sein, das Erzählte mitzusehen, mitzuempfinden, mitzuleben. Und dieses geistige Schauen hat ihr das leibliche ersetzt in einer Fülle und Stärke, von der wir vielleicht keine Ahnung haben.

In Freundesgesellschaft machte Julie gerne Bergpartien, wobei sie mit ihren gänzlich lichtlosen Augen die schöne Fernsicht bewunderte und an steilen Hängen Schwindelgefühl hatte.

Aber einmal setzte mich eine ihrer Bemerkungen fast in Trauer. Bei einer kleinen Gesellschaft in Wampls Gasthaus war von den Lieblingsfarben die Rede. Da sagte Julie plötzlich, sie habe am liebsten das Blau. Erst meinten wir, sie spaße, aber allen Ernstes behauptete sie, die blaue Farbe sei am schönsten. Nicht ganz taktvoll kommt mir's heute vor, daß ich sie damals fragte, wie sie sich das Blau vorstelle? Da antwortete sie: „Wenn ihr mir Papier und Bleistift gebt, so will

reiche Quelle der Erinnerungen und für mich eine Fundgrube echter Volkstümlichkeit. Aber diesmal waren wir nicht recht bei der Sache, unsre Herzen bluteten an dem Unglück, das unsern Otto wenige Wochen vorher getroffen. Sein Sohn Hermann, ein geradezu herrlicher junger Mann, der Stolz und die Hoffnung seiner Eltern und Freunde, war fast plötzlich dahingerafft worden. Tiefste Trauer lag über dem Hause, in dem wir so viele heitere Stunden verlebt hatten . . . Drei Monate später ist die liebe, tapfere Julie, die jäh müde gewordene Greisin, der leuchtenden Jugendgestalt nachgefolgt.

Ein langes Menschenalter hat sie unter uns gelebt, ohne uns zu sehen Nun sieht sie uns denkbarerweise, aber nun sehen wir sie nicht mehr.

Arndt in Obersteier.

Von Robert F. Arnold-Wien.

Es war am 14. September 1798, etwa um 11 Uhr vormittags, als ein von der österreichischen Seite her kommender Wanderer auf der Paßhöhe des Semmerings vor dem Denkmal, das die steirischen Stände dort oben an der Landesgrenze Karl VI. errichtet haben, Halt machte, einige Worte in sein Taschenbuch eintrug und kurze Zeit eratmend verweilte, ehe er westwärts hinabstieg. Von kleinem, aber kräftigem Wuchs, tiefdunklem Aug und Haar, stak er in einem grauen Rock militärischen Schnitts und hatte einen kurzen krummen Säbel an der Seite, einen ansehnlichen Tornister auf dem Rücken; sein Blick war kühn, seine Haltung elastisch, sein Schritt federnd, alles zeugte für unverbrauchte Jugendkraft. Wer mit ihm zusammentraf, mußte ihn für einen Soldaten und für einen Südländer halten. Gleichwohl hatte der Säbelträger dem friedlichen Studium evangelischer Gottesgelahrtheit obgelegen, ganz ordentlich sein Kandidatenexamen gemacht, die letzten anderthalb Jahre auf einer Landpfarre gehofmeistert; und geboren war er nicht in der Provence, noch in Italien, sondern auf der größten Insel des deutschen Nordens. Und seinem Namen, damals außer den ihm Nächststehenden nur noch den wenigen Lesern einiger in einem obskuren Almanach veröffentlichten Gedichte bekannt, fehlte noch gänzlich jener durch ein ganzes großes Volk fortschwingende Widerhall, der sich wenige Jahre später mit den Worten Ernst Moritz Arndt verband und bis zum heutigen Tage daran haftet.

Als er vor dem barocken Denkmal stand und seine Blicke ins Steirische vorausſandte, lag seine Zukunft ebenso ungewiß vor ihm wie das von Regenwolken und Nebel verschleierte Mürztal. Er hatte bald

Geschichtsforscher Franz Krones wußte sie aus der Franzosenzeit im Mürztal zu berichten (hatte doch in nächster Nähe ihres alten Geburtshauses ein Franzosengefecht stattgefunden), dem Schauspieler Martinelli sang sie Volkslieder vor, dem Naturforscher Falb erzählte sie vom großen Erdbeben, das im Jahre 1885 von den Mürztaler Häusern die Schornsteine und die Giebelmauern umgeworfen hatte. Der Schriftsteller Friedrich Schlögl zog vor der „blinden Seherin" tief den Hut und bedauerte, daß sie es nicht sehen konnte. Der treffliche und lustige Cottagevereins-Baudirektor Müller in Wien baute aus witzigen Aussprüchen der lieben Tante Julie manch köstliches Bonmot. Man gab ihr von geistigen Schätzen, aber sie gab immer noch mehr. Nebenbei nannte sie den Fuhrleuten, die eingekehrt, Mittel gegen Pferdekoliken und riet den Bauern Kaufleute für Vieh und Hafer an. Manch einer bestritt ihre Meinung, da schwieg sie; aber schon am nächsten Tag kam er mit der Bestätigung, daß sie recht gehabt hätte.

Dabei lebte sie bescheiden dahin und wollte in keiner Weise hervorgetan werden. Wenn man ihr diese Kennzeichnung laut gemacht haben würde, so hätte sie gesagt: „Du, Herr Rosegger! daß d dich nit unterstehst und so was einischreibst!" —

Im Jahre 1872, als mich auf einer Wanderung nach Alpel plötzlich der Liebesblitz getroffen hatte, war Julie von Sommerstorff die erste, der ich es klagte. Klagte! Denn es war keine Aussicht, daß ich das Bürgerfräulein der Stadt würde erobern können. „Ja, warum denn nicht?" sprach Julie. „Wenn du sie gern hast, so kann's ja auch umgekehrt sein. Ich tät ihr halt schreiben."

Und das habe ich getan. Schon im nächsten Sommer konnte sie Zeugin eines glücklichen Ehepaares sein. Unser Verhältnis zueinander brauchte sich deswegen nicht im mindesten zu ändern: schwesterlich treu wie mir war sie auch meiner Frau.

Dann aber kamen die vielen Jahre der Ferne. Fräulein Julie übersiedelte zu ihrer verheirateten Schwester nach Wien. Später lebte sie ein Weilchen in Berlin bei Otto Sommerstorff, glückselig anteilnehmend an der glänzenden Künstlerlaufbahn ihres geliebten Neffen. Endlich kehrte sie wieder nach Steiermark zurück, wo sie nach dem Tode der ersten Schwester in Spital am Semmering bei einer zweiten Schwester zubrachte, im Sommer aber mit Ottos Familie in dessen Sommerhaus wohnte. Das waren für das alternde Fräulein glückliche Monate im Kreise eines innigen Familienlebens, im Kreise feiner Bildung und Kunst.

An einem stillen Juni-Nachmittag 1913 war es, daß wir zwei im Wäldchen nahe dem Landhause Otto Sommerstorffs beisammensaßen und eine Stunde lang von alten Zeiten sprachen, wie wir es in den letzten Jahren so manchmal getan hatten. Ihr Gedächtnis war eine so

verstand, erhöht den Reiz einer lebendigen, scharf beobachtenden und warm fühlenden Darstellung. Doch nun nehme er selbst das Wort:

„Mariazell Freitag den 14. Sept.

Mein Eingang war hier lustig genug. Wie ich eintrat, fand ich alle Tische unten in der Wirthsstube breit besessen, und kaum für mich einen Platz an der Thüre. Alles schmauste, trank und lachte. Ich sah bald, daß es Pilgrimme seyen, manches Gewerbes und Ortes. Allein neben mir saß ein armer Teufel, der erbärmlich den Kopf hing, und immer die Uhren im Zimmer anglotzte. Ich mußte auch bald merken, daß er den Uhrwurm hatte; denn er fing sogleich mit meiner Uhr an, und besahe sie, und so die andern nach der Reihe, stellte und rückte daran, und führte sehr gelehrte Diskurse, wovon ich leider nichts begriff. Denn die Sprachwurzeln fehlten ihm, und überall zeigte ein gewisses freundliches Lächeln und Hinstarren ins Blaue, er sey der Natur vom Gastel geglitten. Dies war also mein Tischkumpan. Ich ließ mir einen guten rothen Wein auftischen, und trank tapfer drauf. Dies reitzte meinen Alten auch, doch bekam er nur wässerigen weißen. Nachher hauten wir ein, ich in einen tüchtigen Braten, er in Kalbsknorpel, die er aus einer Wasserbrühe heraus fischte, in Salz tunkte und mit einigen Löffeln voll des bleichen Uebels hinabspühlte. Wir wurden aber in unserm frohen Schmauß sehr unangenehm unterbrochen. Die andern vier Tische, die mehr als zwey Beisitzer zählten, waren fertig, und fingen nun ein heilloses Geplärr an. Endlich ging es auf die Kniee, und Stühle und Schemmel dienten zu Vorhaltern. Ich sah mich um, ob ich nicht auch mit zu Boden müßte, und ward zu meiner großen Freude gewahr, daß einige der sogenannten Klugen noch hinter dem Tische saßen. Ein ave Maria und Maria, Mater Dei, salve, salve, salve! überschrie das andre, und dies dauerte so lange, daß Braten und Suppe mir erkalteten. Es waren unter den Knieenden drey bis vier hübsche Weiber und Mädchen, die mit Lächeln und Winken, die grade nicht überirdisch waren, ebenso freundlich zunickenden Nachbaren barmherzig dienten. So ging es, bis alles aufsprang, und die ganze Sache sich in wildes Getöse und muntre Scherzreden auflöste. Die meisten gingen von dannen zur Ruhe. Ich unterhielt mich mit meinem Alten, oder vielmehr er sich mit mir, und mit den schönen und süßlächelnden Augen der Wirthin, und so empfing mich nach einem heißen Tage und drey Seidel Wein das Bette. Ich wachte heute Morgen früh, und hörte etwa nach einer halben Stunde, um 5 Uhr ungefähr, die Frühmette tönen. Mein Stubengeselle, ein rüstiger Jäger, ward munter, und war schnell auf den Füßen. Man pochte an: „Steht auf! es ist fünf“ und zugleich vernahm ich es in allen Zimmern und Kammern oben rumoren. Doch ich ließ mich das nicht kümmern, sondern drehte mich noch bis Sechs in den Federn — und schreibe nun.

nach jenem Examen unter schweren Kämpfen mit sich und den Seinen der theologischen Laufbahn Valet geboten und diesen Sprung ins Dunkle gewagt, wiewohl er eine heiße Studentenliebe zu der Tochter eines Greifswalder Professors im Herzen trug; auch diese Liebe selbst führte mit ihren Aussichten und Zielen ins völlig Ungewisse und in dem Geist des bald Neunundzwanzigjährigen tobte ein Chaos aller „Richtungen" der Jahrhundertwende. Nun hatte er vor einem Halbjahr die Heimat verlassen und eine große Reise begonnen, war von Rügen nach Thüringen, hierauf ins Fränkische und Bayrische bis Regensburg gewandert und von da auf der Donau nach Wien gefahren, wo er vom 15. Juli bis zum 11. September glückliche Tage verlebt hatte.* Von Wien marschierte er — für damalige Verhältnisse eine nicht nur touristisch ganz achtbare, sondern auch großen Mut bekundende Leistung — in zwölf Tagen nach Triest. Drei Tage dauerte die Überfahrt nach dem eben erst (im Frieden von Campo Formio) und sehr widerwillig österreichisch gewordenen Venedig. Von hier gelangte Arndt nach Florenz, mußte des Kriegs wegen Ende Februar 1799 umkehren — seine Absichten waren natürlich auf Rom gerichtet — und reiste nun über Genua, Nizza (wo ihn Paßschwierigkeiten sechs Wochen festhielten), Marseille und Lyon nach Paris (26. Mai bis 9. August), dann über Brüssel, Lüttich und Aachen nach Köln, von hier rheinaufwärts nach Mainz (30. August), nunmehr über Frankfurt, Jena, Leipzig, Berlin heim zu seinen Eltern, die damals in Löbnitz bei Stralsund wirtschafteten.

Wir wollen den teuern Mann auf dieser Reise vier Tage lang**, vom Semmering bis nach Graz, begleiten. Ist es schon an und für sich anziehend, zu erfahren, wie sich obersteirisches Land und Volk vor 115 Jahren im Geist eines norddeutschen Protestanten, eines schwedischen Untertans gespiegelt haben, so erhöht sich das Interesse natürlich noch, wenn dieser Tourist ein namhafter Dichter, ein großzügiger Politiker, der feurigste Verfechter seines Volks war oder vielmehr werden sollte. Und gerade der Umstand, daß ihm unsere Gebirgswelt, der alpine Katholizismus, der österreichische Staat überhaupt fremdartig und bisweilen seltsam erschienen, daß sein pommerisches Deutsch nicht selten mißverstanden wurde und er seinerseits das Landvolk noch öfter miß-

* Der betreffende Abschnitt der Beschreibung seiner „Reisen durch einen Theil Teutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799" (1801—3, 2. Auflage 1804) erscheint, von mir ausführlich eingeleitet und erläutert, als Privatdruck der Wiener Bibliophilengesellschaft (XVII und 210 SS.). Was hier mitgeteilt, füllt in der 1. Auflage S. 8—43, in der 2. S. 348—374 des 1. Bandes. — Gern ergreife ich die Gelegenheit, auf den soeben erschienenen 1. Band der auf gründlichen Studien beruhenden großen Biographie Arndts von Ernst Müsebeck (Gotha, Perthes), der ersten, die den Namen wirklich verdient, hinzuweisen.

** Ebensoviel Zeit brauchte bald darauf (Januar 1802) der unverwüstliche Seume auf seinem Spaziergang nach Syrakus für die ganze Strecke Wien—Graz, noch dazu bei schwierigen Wegverhältnissen! Arndt hat allerdings den großen Umweg über Mariazell gemacht.

Der Weg geht ziemlich gleichförmig fort, durch einzelne kleine Wohnungen über Steinhaus und Spital nach Merzzuschlag*. Zu beyden Seiten hat man immer hohe Berge, woran sich kleine Hütten oft sehr romantisch lehnen. Zuweilen treten sie so eng zusammen, daß kaum für den Weg Raum ist; dann bilden sie wieder kleine Thäler mit grünen Bergweiden, Wiesen und Kornfeld. Diese scheinen alle sehr fruchtbar. Man mähte das Heu in dicken Schwaden, und ein Kornhaufe stand bey dem andern auf dem Felde, in der Form eines zackigten Zuckerhuts, oder, wenn man will, eines chinesischen Tempels. In der Mitte steckt meistens ein spitziger Stab, und einige Garben machen die Decke. Hanf sowohl stehend, als zum Röthen ausgebreitet, Kohl und Mören sah man hie und da, und Hafer und Weitzen in Hocken; von Weinstöcken keine Spur. Die Pflaumen, die ich sah, waren klein und noch ganz braun, und so das übrige wenige Obst in Verhältniß. Häuser und Scheunen sind fast ganz von Holz, wie in den Wäldern Thüringens. Man macht mit unsrer pommerschen Sense Heu und Korn, und bindet das letzte gleich hinter der Sense. Kühe und Ziegen haben einen schönen und großen Bau. Merzzuschlag ist ein Marktflecken, wie Schottwien, und ganz hübsch für eine so rauhe Gegend. Ich trat ein und empfing vom dreinasigen Wirth das Kompliment, wie lange ich schon zurück sey? (man spricht hier: hinein), denn er habe mich in mehrern Tagen nicht gesehen. Ich erwiderte: ich habe ihn und sein Haus in meinem Leben nicht gesehen, müsse aber doch wie ein Mensch aussehen, weil er mich für seinen Bekannten halte. Diese Bekanntschaft aber half mir nicht einmal so viel, daß er mir guten Wein vorgesetzt hätte. Doch trank ich einige Seidel und ging fürbaß, und hörte schon am Fenster, wie man über mich stritt, und der eine aus der Gesellschaft rief: es muß halt sicher ein Franzos seyn. Diese Worte, die hier mit Räuber und Mörder gleich klingen, hießen mich meine Schritte verdoppeln, und so wandelte ich von der Landstraße ab nun in den Westen hinein, auf das berühmte Mariazell zu, das ich zu erreichen hoffte, obgleich man mir sagte, es sey eine Tagereise. Eines der schönsten Thäler öffnete sich hier nun wieder, und der Strom Mirz floß am Wege und neckte meine Schritte bald hie, bald dorthin, und ich bin in einer Weite von drey Meilen gewiß dreyßigmal über seine vielen Holzbrücken gegangen, die Stamm an Stamm nach der Weise der Teufelsbrücke gefertigt, und mit einem eben so natürlichen Geländer versehen sind. Er ist, wie alle Bergströme, sehr romantisch, und strudelt pfeilschnell, bald über seichten Grund, bald über zerfressene Felsstücken und alte Baumstämme fort; bald zeigt er ein reines grünlichtes Bette, bald gräbt er tiefe Strudel, die drey Mannslängen nicht messen. Der Pfad ist äußerst

* Sic.

Gestern, den 14. September, um 9 Uhr, ging ich von Schottwien aus. Der Gebirgpfad war von vielem Regen schlüpfrig; doch spannerte ich frohen Muthes weiter. Es ist dies unstreitig einer der schönsten Gründe der Welt, und diese schöne Natur und die dampfenden Gebirge umher, schwellten meine Brust mit Muth und Leben. Tief unten liegt der Marktflecken Schottwien an rauschenden Wassern, eine längliche Gasse, zwischen schroffen Felsenspitzen eingeklemmt, die in mancherley Gruppen empor steigen. Eine Mauer, mit einem Thore zu beiden Enden, schließt den Ort ein. Man sieht, wenn man drinnen ist, immer nur einzelne Theile der schönen Gegend, so springen zu allen Seiten die Felsenzacken vor. Aber so wie man den Schneckenweg um den Ort hinanklimmt, und höher und höher den Semring vor sich erblickt, so springen auch die lieblichen und furchtbaren Naturgebilde immer größer und majestätischer vor's Auge. Man hat links das anmuthige Kloster* Maria Schutz am Mittelberge auf grauen Alpenrasen, und hoch hinauf fernes Waldgebirg mit Einschnitten, die die Hand des fleißigen Menschen gemacht, urd zu Viehweiden und Kornfeldern bereitet hat. Unten am Bergpfad ist ein freundliches Thal, von rauschenden Bächen gewässert, reich an Wiesen und Feldern; aber hoch thürmt sich das Felsengebirg mit himmelandräuenden Zacken in die Wolken, die zum Theil dunkel auf seinem Scheitel ruhen. So wanderte ich die steile Straße hinan. Die Sonne vergoldete wechselnd die fernen Gebirge, und bildete aus den dampfenden Rauchsäulen des Morgens Feuersäulen; bald bedeckte wieder eine dunkle Wolke alles mit Nacht, und zeigte bloß einzelne Durchsichten. Regentropfen träufelten von den Blättern der Bäume und aus den Wolken des Himmels auf die Stirne des Wanderers, den nur das Läuten des Viehs am Berge und einzelne Hahnenschreie erinnerten, daß er unter Menschen wandle Ich kam höher den Berg hinan, zu einem kleinen Sacellum mit einem Gemählde der Madonna al fresco, und der Aufschrift: Die wahre Abbildung der gnadenreichen Mutter Maria Schutz am Berg Semring. Ich kniete nieder, und kühlte meine Brust mit dem lebendigen Bergkristall, der im Häuschen aus einer eisernen Röhre rann. Bald verschwand das Thal, und ich fand mich in engen Bergen eingeschlossen. Der Weg geht immer steiler hinauf, und ist hie und da durch mächtige Balken gestützt; rauschende Wasser brausen meistens an seinen Seiten. Endlich erreichte ich die Spitze, die ein steinernes Denkmal ziert, ein geschnörkeltes spitzauflaufendes Viereck, mit einer Kugel zum Andenken des Grafen Sinzendorf und anderer Räthe** des stairischen Landes, die im Anfange dieses Jahrhunderts bey der Bahnung und Anlegung dieses Weges sich vorzüglich thätig bewiesen haben.

---

* Kein Kloster. 1722 Wallfahrtskapelle, 1728 Kirche.

** Der Grafen Ernst Herberstein und Sigmund Wagensperg, vor allem aber Kaiser Karls VI. — Philipp Ludwig Wenzel Sinzendorf 1671—1742.

man auf Köhlerhütten, Eisenhämmer und Sägemühlen. Gleich hinter Neuberg am Wege sind Eisenbergwerke. So geht der Weg nach Mirzstege (oder Merzstege, von der Mirz), dem letzten Dorfe vor Mariazell. Ein großes Felsenthor, das nur dem Flusse und einem engen Wege Raum läßt, verschließt es den Blicken, eines der schönsten, die die Natur nur wölben kann. Kaum ist man hiedurch, so ist links ein erhabener Pfeiler Gottes, aus weißem Gestein gewölbt, in der Ferne. Der Pfad geht nun immer bergan, vor Holzknechten und Mühlen vorbey, bis man zuletzt nicht einmal das Wasser mehr rauschen hört, und ganz einsam durch die hohen Tannen wandelt. Keichend erstieg ich die Höhe des Gebirges, freundlich ging ein blühendes Weib mit ihrem Knaben an der Brust mir vorüber; ich sah im Abendmantel die Bäume und die Schneewolben herüberdämmern, hörte noch über mir an der andern Seite das Pfeifen der Hirten und das Läuten ihrer Heerden. Luna stand zweizackig vor mir, und ein Bübchen begegnete mir mit einem Pferde, das er hier auf den grünen Alpen löste. War mein Weg hinauf ermüdend, so war es der hinunter noch mehr, besonders, weil ich dem kleinen Buben nicht nachbleiben wollte, der wie ein Hase über die Baumwurzeln und Steine hinhüpfte. Unten nahm ich von meinem Bübchen Abschied. Er hieß Görgel und war etwa 9 Jahr alt. Sehr naiv sagte er: I go hom*, will Er mit hinein? und so sprang er ab in eine kleine ländliche Wirthschaft. Diese und Mühlen traf ich hinfort am Wege, und sah sie oben am Gebirg, bis es ganz dunkel ward. Wasser rauschte an meinem Pfade, und war leider auch darauf. Ich ging indessen kühn durch, und kam in solche Engen und Verfinsterungen, daß ich meinen Säbel zog, wenn mir noch was plötzliches aufstieße. Schon riß mir die Geduld, das verwünschte Schloß vor der sinkenden Nacht zu erreichen, und ich bedauerte es, nicht mit Görgel gegangen zu seyn, als ich mit einem Male auf ein zierlicheres Sacellum stieß, als ich bisher im Walde gesehen hatte. Wenn man den Strom hat, kommt man auch schon ans Meer, dachte ich, und bald leuchteten mir tausend Lichter entgegen. Ich stand vor dem Gasthause in Mariazell, und war bald hinein.

Man merkt es auf dem Wege an allem, daß man im Walde und Gebirge wandelt, so ganz anders ist die Gestalt des Lebens und der Dinge. Selten findet man ein Dorf, oder doch nie ein großes, desto mehr kleine Häuser aber an den Wassern und quellenreichen Abhängen der Berge. Diese sowohl, als die Ställe, Köhlerhütten und Mühlen sind meist von Holz, die hohen Schornsteine etwa ausgenommen, die bey vielen hoch hinausgemauert wie Pfeiler aufsteigen. Man legt Balken auf Balken und hängt sie ganz meisenfallenähnlich an den Spitzen in einander, so

* Sic.

romantisch, und die Berge thürmen sich wilder und schroffer, und sogleich hinter Merzzuschlag sieht man die weißen und grauen Spitzen der gewaltigen Schneewolben* aus der Ferne herschimmern. Man kommt einzelnen Sacellen** vorbey und kleinen Waldwohnungen, die ihre kleine Wirthschaft, ihre Kühe und Ziegen, Felder und Wiesen, zu beyden Seiten des Berges haben. Wie im Fluge kam ich nach Kapellen, dem ersten Dorfe, und flog eben so rasch durch. Nicht weit hinter dem Dorfe traf ich am Wege ein kleines Sacellum, aber nicht von der gemeinen Art. Ich träumte von allerley Dingen, und sprach eben sonderbar genug die Reminiscenzen aus einem Spötter der Geistlichkeit: non pastores, sed praestigiatores, als mir das heilige Häuschen ins Auge fiel, und eben so schnell in meine Seele der Gedanke, der hiezu paßte. Aber wie ward ich überrascht. Da war kein Bild, kein eckelhaftes Gemählde hingeklext, sondern ich las die einfachen Worte: Dem, der ist, der war und der seyn wird, zur Ehre, und denen, die im vorigen Jahrhundert an der Pest verstorben sind und unter diesem Hügel ruhen, zum Andenken errichtet von Sebastian Heidenreich 1722, erneuert von Joseph Heidenreich 1792. Es ergriff meine Seele wunderbar, hier in diesem großen Tempel der Natur, vor den ewigen Altären des Unerforschlichen so das Unvergängliche mit dem Hinfälligen in Einer großen Idee zusammengestellt zu sehen: die heiligen Geheimnisse des Lebens und des Todes in dieser Einsamkeit gleichsam wie ein Räthsel ausgestellt. Mir war, als könnten die Berge über mir zusammenstieben und mich unter ihren Trümmern begraben, ohne daß ich dadurch verlöre. O Wanderung nach Mariazell! Wir sind wahrlich sehr unbillig und sehr dumm obenein, alles zu verschreien, was nicht unsrer Sitte, noch unsers Glaubens ist. Der Katholik versteht es wohl, wo sich recht anbeten läßt. Seine Klöster und Heiligthümer sind meistens gegründet, wo die Natur selbst sich die Tempel erbauet hat, und man sieht aus diesem Denkmahle, daß er auch nicht immer das Wie verfehlt. Ich ging desto größer und seliger an meinem brausenden Strom und unter meinen rauschenden Tannen und Buchen hin. Der nächste Ort war Neuberg, wo ich mich nicht aufhielt, der Tagereise eingedenk. Auch hier ist ein Kloster, aber von Joseph*** entvölkert. Nun wird die Gegend groß und erhaben. Die rechte Seite des Gebirgs springt schroff in die Wolken, und zeigt ihre weißen Himmelszinnen, die man die Schneewolben nennt. Das Thal tritt eng zusammen, und das Rauschen der Mirz wird immer lauter. Unten am Wege stehen gleich Thürmen zackige Felsspitzen; auf einem hat die fromme Andacht ein Kreuz errichtet. Man sieht nun lange keine Spur vom Ackerbau, höchstens eine kleine Wiese und einige Hocken Korn, desto öfter aber kommt

---

* Schneealpe. ** = Kapellen. *** 1786.

weiße Schafe und Ziegen; Ochsen findet man gar nicht, dafür aber hat ein jeder große und starke Pferde, die der ganzen Wirthschaft ein tüchtiges Ansehen geben. Mit großer Mühe trifft man Koppeln und Gehäge oft das steilste Gebirg hinangeführt, und an den Bergpfaden, für den Wandrer wohl nicht, sondern für die Arbeiter im Felde, hie und da kleine Ruhebänke an einzelnen Bäumen, oder an Wassern. Auch den Menschen sieht man es an, daß sie auf Bergen leben. Schon habe ich manchen Kropf unter Männern und Weibern gesehen. Die Raçe ist nicht groß, noch sehr stark, aber wohl gebildet. mit schöner weißer Farbe und feinem Fuß. Wie ganz anders ist es in Thüringen! Die Tracht ist noch die österreichisch-baierische mit kleinen Abweichungen. Der Hinterthurm der Mütze bey den Weibern wird höher, und der Hut der Männer theils flacher und breiträndiger, besonders habe ich dies bey den Holzknechten (Köhlern) und Bergleuten bemerkt, nach Tyroler Weise; diese zeigen auch häufig das Tyroler Grün an Hüten und Wämsern. Die Sprache wird hie und da schon so arg, daß ich mich zur Noth noch verständlich machen, von den Männern aber wenig, von den Weibern fast nichts vernehmen kann. Diese allgemeinen Bemerkungen gelten für die ganze dreitägige Gebirgkletterung.

* * *

Krieglach den 15. September.

Ich hatte mir Mariazell groß und prächtig gedacht, und fand nun beym Erwachen ein kleines Dörfchen, aus wenigen Häusern bestehend, unter denen sich die Schenke durch die schöne Wirthin und die Menge der Zimmer und Betten für die Pilgrimme auszeichnet. Die kleine Kapelle sieht einem spitzen Gezelt ähnlich. Die Wunderthäterin selbst mit ihrem Kinde ist ein kleines Stück, etwa anderthalb Fuß hoch, und weder durch Glanz der Arbeit, noch Schmuck sehr merkwürdig. Der heilige Antonius von Padua und Dismas, der Schächer, hingen ihr als Gemählde zur Seite, und mehrere kleine Stücke, einige ex voto; auch Blumenkränze giebt es, womit man selbst die elendesten Fratzen im Walde ziert. Schemel sind genug für die Betenden und Knieenden da. Das Häuschen fasset höchstens 50 Menschen. Auch hier soll das Wallfahrten abnehmen*, und ich gehöre vielleicht in diesen wundersam laufenden Zeiten zu den letzten. Die Waller waren alle weg, und ich konnte mich also drinnen recht umsehen, was ich sonst nicht hätte wagen dürfen, um mich nicht als Ketzer zu verrathen, und vielleicht argen Dingen auszusetzen. Die Gegend umher ist wild und im Westen und Norden mit hohen Bergen umschlossen, von denen die westlichen rauh und kahl mit grauer Stirn herabdräuen;

* Die großen Wallfahrten waren 1782 von Josef II. eingestellt, 1796 von Franz II. einzelnen Gemeinden, z. B. den Wienern, wieder erlaubt worden.

werden die Innen- und Außenwände fertig. Nun ein gutes Gebälk und Schindeldach drüber, und die kleinen Ritzen mit Moos gestopft und die Fensterlucken drin gesägt, so ist die menschliche Wohnung fertig. Dies giebt in der That sehr warme und reinliche Häuser. Sie haben so ein einfältiges und zugleich anmuthiges Ansehen, und sind unter dem weit überhängenden Dache so lustig mit den Geräthen der Aerndte und des Ackerbaues dekorirt, daß mir der Gedanke sehr natürlich war, ihre Bewohner müßten wohl glücklich darin seyn. Sie sind meistens weit ansehnlicher und bequemer, als die in den thüringischen und fränkischen Bergen, die viel niedriger und unfruchtbarer sind, als diese, und zum Ackerbau nur einige kleine Stiere haben, ja wohl oft die Kuh selbst bejochen und vor den Wagen spannen. So eine kleine Wirthschaft liegt hier meistens allein, wie auch die Aecker und Wiesen gewöhnlich durch Wald und Gebirg, oder durch Wasser von einander geschieden sind. Die Gebirge sind sehr fruchtbar: dies sieht man an den Wiesen und Koppeln, an dem gemähten und noch stehenden Getreide, das oft hoch im Gebirg zu sehen ist. Hier ist die Aerndte noch im vollen Gange. Gras, Hafer, Erbsen, Bohnen und Hanf, ja sogar Weizen habe ich auf dem Halm stehen sehen; wechselnd giebts auch Heidekornfelder. Der Anbau ist freilich sehr beschwerlich, so wie die Aerndte, und nur mit Pferden, die des Kletterns und der Arbeit auf diese Art gewohnt sind, läßt sich hier pflügen. Die Pflüge sind stark und hochrädrig. Es geht gewöhnlich ein Mann nebenher, der die Pferde lenkt, wenn es zu steil und abhängig geht; manches, wo kein Pflug sich lenken und wenden läßt, muß Spaten und Hacke bearbeiten. Um ein neues Feld zu machen, brennt man oft eine Waldstrecke aus, so einen langen Streifen von oben bis unten am Berge; die einzelnen angebrannten Stumpen stehen traurig da, und unter ihnen das reichste Getreide und die dichtesten Reihen Hocken. Aeußerst anmuthig ist es, so die dunkeln Wälder des Gebirgs mit Streifen grüner Wiesen, mit Koppeln und weißen Aehren, oder Stoppeln schattirt zu sehen, und menschliche Hütten oben an der Höhe, wo man unten zweifelt, einen Weg hinauf zu finden. Unten im Thale an den Wassern sind freilich die Wiesen am besten, doch oben wächst das Korn fast noch munterer. Der Boden ist meistens leimig und lettig, und, daß er nicht schlecht ist, bezeugen die Tannen, die hier gewaltiger stehen, als irgendwo. Wie wenig aber das Holz hier geachtet wird, beweisen die vielen Stämme, die ungebraucht im Walde vermodern. Deswegen ist hier auch alles von Holz gemacht, und zwar von dem besten. Selbst Christus und die Heiligen haben im Gebirge selten andre Bethäuser und Sturm- und Regendecken, als hölzerne, wie sie selbst oft nur aus Holz geschnitten und zusammengeleimt sind; indessen fehlen ihnen keine Blumenkränze. Das Vieh im Gebirg ist schön, meistens große gelbe Kühe mit strotzenden Eutern, und

und Bergrücken unter mir, die von oben bis unten mit Feldern durchschnitten, und mit grünen Wiesen schattirt waren. Es mogte ungefähr vier Uhr Nachmittag seyn, der Regen hörte auf, und der Wind trocknete meine Außenseite allmälig. So mußte ich dem rauschenden Wasser entgegen, das von unten her zu mir aufbrauste, und mich trotz dem besten Karrengaul auf die Fersen setzen, um nicht hinabzukollern. Es ging gut, und noch bin ich auf diesem bösen Wege nicht einmal gefallen, obgleich Regen und Himmelswetter sich gegen mich verschworen haben. Ich ging einer Alpenwirthschaft nach der andern vorbey, begrüßte Mäher und Pflüger, Sägemüller und Holzknechte, und kam endlich ins Thal, wo es am Bache auf Veitsch zu ging. Vor Veitsch steht eine Kapelle, auch eine der berühmten, mit einem Muttergottesbilde und Schemeln zum Knieen. Ein Frommer hat auch vor einigen Jahren gar ein feines Gemählde hingeschenkt, die Mutter mit dem Kinde auf dem Eselein reitend, das noch viel eseliger und dummer aussieht, als die gemeinen Esel, und mit seinen andächtig verdrehten Augen die theure Last gleichsam zu verehren scheint. Ich mußte herzlich lachen, obgleich mich dieses Häuschen sonst freute, besonders wegen des Brunnens, der aus einer Röhre springt, woran zum Schöpfen ein blechernes Kellchen hängt.

Hinter Veitsch werden die Berge sanfter, und die Ebnen weiter; man erblickt mehr Kornfeld und Wiesen. Zunächst hat man einen großen Eisenhammer und dann eine kreidige und kalkichte Felsmasse über dem Haupte, die wegen eines Denkmals der Sterblichkeit unten am Wege merkwürdig ist. Es lautet: „An dieser Stelle ist Michel Pauer mit einem Maurergesellen im Vorbeigehen von einem fallenden Stück Stein grausamlich erschlagen. es Wörden alle Ver beigehende gebetten, Ihrer mit einem Vatter Unser zu gedenken. Den 1. Abryll 1796.“ Man hat die beiden Unglücklichen gräßlich drauf gemahlt, und das Blut an Kopf und Bauch nicht geschont. Oben sieht man in einem feurigen Kessel eine Figur, die die Hände emporstreckt. Dies machte mich lachen, und ich konnte nichts Vaterunserliches, noch Fegfeuerliches weiter fassen. Mein Weg ging am Wasser rasch auf Muttendorf*, wo ich meine gestrige Mirz wieder fand, von da auf Fresens** und endlich mühsam auf der klebrigen Chaussee nach Krieglach, wo ich dieses schreibe.

Ich fand Wirth und Wirthin hier im Posthause im blutigen Streit, und ahndete also sogleich nicht viel Gutes von der Mahlzeit, und so geschah es; indessen war ich hungrig, und der theure Ofener Wein gut. Ueber Tische erzählte ein Mann von einem unweit Merzzuschlag im Wasser gefundenen, mit drey Stichen in der Brust durchbohrten Menschen. Man habe die Schnallen ausgelöst und weder Uhr noch Börse bey ihm gefunden.

* Mitterdorf. ** Freßnitz.

ein rauschender Bach strömt zur Nordseite* fort; wenige Aecker und Wiesen sieht man am westlichen und südlichen Abhang.

Ich nahm meinen Pilgerstab und trat die saure Wanderung des 15ten Septembers an, die mir einen rechten Vorschmack von einer Alpenreise gegeben hat. Erst verstieg ich mich ins Gebirg, wo ich unter einem hohen Ahorn vor dem gewaltigen Regen Schutz fand und Brombeeren rupfte, von da flüchtete ich unter einen Heuschuppen, wo ich eine Stunde aushielt. Aber endlich riß mir die Geduld, ich verachtete den Regen, der nicht aufhören wollte, sprang mit schnellen Schritten thalein, und fand glücklich den Weg durch den sogenannten Graben, welcher auf Veitsch zuführt**. Es regnete grimmig und ich klimmte grimmig die Alpen hinan (so heißt die Bergkette, die ich heute überklettern sollte), bis ich innen von Schweiß und außen von Regen triefte. Da stand ich, wie ein gestellter Eber, wohl eine Stunde unter einer dicken Tanne, trank aus einer sprudelnden Wasserröhre und fühlte mich frohen Muthes; denn die Wolken dampften unter meinen Füßen. Nun ward es beschlossen, recht naß zu werden und die letzte Höhe zu erklettern, und hinfort scheute ich keines Regens und war froh, weil ich es seyn wollte. O wie kann der Mensch doch alles, was er selbst will, und so gar wenig von dem, was andre von ihm wollen! Die Höhe schien mir sonnig, und ich eilte desto rascher, aber ich fand dort dichtern Regen, und Sturm, der ihn bis an die Haut trieb. Endlich hatte ich die Spitze, und stand hinter einem hölzernen Sacellum still, vor dem sich hinter einander drey Bänke zum Anbeten fanden. Aermlich und kahl war es, wie der Berg. Ich riß zum Andenken des Tages Sankt Peter, der neben dem Kruzifix stand, seinen Kranz ab, und hohlte ihn mit meinem Säbel heraus. Von hier welches Leben und welcher Blick! Viele der hohen Berge lagen unter mir, und die Wolken strudelten, wie ein weißes Meer, über den Tiefen, und zeigten wechselnd einzelne Höhen mit Feldern, Heerden und Menschenwohnungen. Zur Linken unter mir thürmten sich noch weit höhere Spitzen und lange Lagen Schnee schimmerten, von Sonnenstrahlen erleuchtet, durch die Gräuel der Verwüstung und den Dampf, der schwarz und furchtbar über dem dunkeln Walde lag. Naß, aber groß durch das Gefühl, ging ich über dem grünen Rasen der Höhe, fand auch hier einzelne Menschen wohnen, und senkte mich um einige hundert Schuh, um bald eben so hoch, nnd höher wieder zu steigen. Die höchste Spitze dieses Pfades (Gangsteig sagt man hier) bezeichnen wieder drey Kreuze aus Holz. Ich ging allmälig abwärts, und hatte nun das lieblichste und lachendste Thal

* Nein, südwärts der Grünau-Bach.

** A. ist offenbar über Wegscheid durch den Aschbachgraben, dann über den Schwarzkogel und die Rothsohlalm durch das Große Veitschtal marschiert. Der Schwarzkogel (1431 m) dürfte den höchsten Punkt bezeichnen, den A. während seines langen Lebens erstiegen hat.

Aber ich sehe jeden Vormittag im Vorbeigehen den alten, mürrischen Briefboten unter das Tor treten, immer mit einem rotrandigen Kuvert zu oberst auf seinem dicken Briefpaket. „Kautschukbörse“ und „Eilt sehr!“ steht auf dem gelben Kuvert gedruckt.

Und nachmittags saust immer zur gleichen Stunde ein blutjunger Depeschenbote auf einem gelben Rade bis vors Haustor, stellt es mit dem energisch rücksichtslosen Ruck des Nichteigentümers in die Ecke und trägt eine schmale Depesche hinein.

Nicht als ob mich das alles eigentlich interessiert hätte. Es ging durch das Bewußtsein, wie täglich so viele Dinge der Straße an einem heruntergleiten wie das Wasser an einer Ente, ohne naß zu machen. Wir würden ja erdrückt, wollten wir uns gestatten, die tausend Straßeneindrücke von nur zwei Stunden bewußt weiterzuverarbeiten. Wir helfen uns aber, wenn wir sie ins Unterbewußtsein einströmen lassen. Still spinnt da drunten die Kombination fort und fort und sucht wie der Bergkletterer nach immer neuen Spitzen, um die sie verknüpfend den Lasso der Erkenntnis wirft.

Auf der Suche nach einer Nachricht war es dann, daß mein Auge uninteressiert an einer unscheinbaren Zeile hängen blieb. „Wilde Hausse in Kautschukaktien“ stand da.

Kautschuk? Richtig! Das gelbe Kuvert tauchte auf und der Depeschenjunge. Hm. Aber was ging das mich an?

Weit weg an der Hauptstraße im Fenster einer Bank stand eine schwarze Kurstafel. Einmal sah ich, wie sie der Banklehrling vierteldrehte und Zahlen daraufschrieb.

3 Prozent Französische Rente . . . 89·75 stand da; dann darunter Rio Tinto-Aktien . . . 1773, Suez-Aktien . . . 4326, und ganz unten, richtig, da stand Kautschukaktien . . . 250.

Schon wieder Kautschuk, dachte ich und wollte an etwas anderes denken. Aber das ging nicht. Wie ein aufflatterndes Wildhuhn im Röhricht die ganze Vogelkette aufreißt, so flatterte in einer Zwangverbindung das gelbe Kuvert, die Depesche, die Zeitungsnotiz in meinem Kopfe auf. Ich war ein wenig ärgerlich. Denn schon begannen die Dinge, die ich gar nicht gefragt hatte, zu reden und Geschichten zu erzählen.

Am nächsten Tage stand auf der Tafel Kautschuk . . . 280.

Hm, 30 mehr. Der verdient also. Wer der? Ich staunte über den seltsamen Zusammenhang.

Ein Licht ging mir auf über den zwangsweisen Verband aller Maschen des Netzes, das wir Leben nennen. Ich begriff, es gab noch hunderttausend feine Zusammenhänge zwischen heterogenen Erscheinungen, an denen wir achtlos vorübergehen. Sie dünken uns als willkürliche Einzel-

Dies brachte Wirth und Wirthin zur Ruhe, und es ging an ein Kannengießen, wobey einige gar scharf auf mich und meinen breiten Hieber blickten. Ich konnte ihnen das nicht verargen, obgleich ich im Fall des Erschlagnen seyn konnte. Die dicke Wirthin sprach von gefährlichen Zeiten, der brummende Bär schwieg, und ich schlief ein, bis mich das Mädchen weckte, und mit dem Lichte voran ging. — Von Veitsch bis hier wird alles schon flacher und weiter, und die große Natur wird zu einer sanften. Man sieht schon wieder einzelne Häuser unten gemauert, und merkt in den Dörfern, daß man unter den gewöhnlichen Menschen sich umtreibt. Besonders empörte mich der Wirth, der sein armes dickes Weib in Einem fort hudelte, indessen seine Kinder um ihn her, nicht muksend, bey Tische saßen. Sie standen endlich eines nach dem andern auf und küßten die gnädige Hand, die er ihnen über den Tisch hinlangte, und die sie wahrscheinlich als eine treue Vollstreckerin der Staats- und Naturgewalt kannten. Ein lautes Geplärr, was man Beten nennt, unter welchem Schüsseln abgetragen, Hunde gefüttert und von den Betenden selbst mitunter geschimpft ward, die bekrönte feine Scene. (Schluß folgt.)

Christus.

Von Franz Karl Ginzkey.

Wie seltsam mir als Kind geschah:
Obgleich ich nichts an dir verstand,
Warst du mir unbegriffen nah
Und reichtest mir die Hand.

Und nun, da mich betraf im Kern
All deiner Weisheit tiefe Kraft,
Schwebst längst du fern als milder Stern
Ob meiner Heidenschaft.

Der Seele, die darüber sinnt,
Taucht nun Erkenntnis still empor,
Daß jener nur dich ganz gewinnt,
Der erst dich ganz verlor.

Kautschuk.

Von Fritz Müller-Zürich.

Ich gehe jeden Tag zweimal an einem kleinen alten Häuschen in der Rebenstraße vorbei. Punkt acht Uhr in der Früh und Punkt vier Uhr nachmittags. Ich kenne den Mann nicht, der darin wohnt. Nicht einmal seinen Namen weiß ich.

der Mann in der Rebenstraße war dieser Ansicht. Aber der Weg dazu ging über die verkrümmte Sieben mit dem Dolch im Leib und über die gefährlich verschlungene Acht.

Und richtig, einmal malte der Banklehrling mit sichtlichem Behagen 888 in das Fenster. Daß er dabei der Achter Doppelbäuche mit einem raffinierten Schwung von rückwärts machte, kam mir als ein böses Orakel vor.

Wie nun, wenn ich dem Mann in der Rebenstraße schrieb:

Sehr geehrter Herr Kautschuk. Der Lehrling bei Bär & Sohn macht die Kautschukachter rückwärts wie ein Krebs. Ich warne Sie. Hochachtungsvoll.

Aber der Mann hätte vielleicht nichts darauf gegeben.

So schwieg ich, bis einmal statt eines Kurses ein Strich aus dem Fenster sah. Ein platter, geheimnisvoller Strich.

Mein Freund, der Handelslehrer, dozierte auf meine Frage: „Ein Strich im Kurszettel kann heißen: Der Börsenkommissär hat infolge einer Panik den Kurs streichen lassen ..." — Hm.

Drei Tage lang starrte der Strich im Fenster. Und am vierten standen dürr und spitzig drei zitternde Einser da, wie drei Dolche.

111!

Fast wäre ich an diesem Tage nicht durch die Rebenstraße gegangen. Es ist nicht fein, im Hause eines Ermordeten so frühe Kondolenzbesuche zu machen. Aber ich wollte ja nur still vorübergehen. — Da waren die Läden zu. Im Garten lagen die letzten Granit- und Marmorblöcke. Halb behauen. Kein fleißiger Meißel wollte mehr etwas mit ihnen zu schaffen haben. Eine unfertige Steinsäule ragte wie gebrochen zum Balkon hinauf. Totenstill lag das Häuslein da und schämte sich der angepappten Malerherrlichkeit und der angequälten unfertigen Granit- und Marmorpracht.

Ein schwerer Lastwagen rasselte vor. Fluchende Männer luden die Blöcke im Garten wieder auf. Ein Handwerksmeister schaute finster drein und spuckte im Vorbeigehen auf das „Salve!" im Torweg.

Ich dachte nach. Diese Kreideziffer am schwarzen Brette wuchs zu weiten Wirkungen. Fernab ließ sie Lichter aufflammen unter festlichen Menschen, ließ sie Lichter verlöschen. Sie wälzte Steine und Menschen heran. Und sie wälzte Steine und Menschen wieder weg. Sie hob Menschen empor. Sie hob sie wieder aus dem Sattel und zerschmetterte sie. — Das Leben war doch der Mühe wert. Allein, es in allen seinen unscheinbarsten Äußerungen von diesen seltsamen Zusammenhängen getragen zu wissen, machte es schon glitzernd und reizsam.

Das letzte, was ich gestern im Vorbeigehen an dem Häuschen in der Rebenstraße sah, war ein freundlicher Mann mit einer blauen

punkte doch keines Interesses wert. Und stecken voll geheimer Verbindungen und Gesetze.

Tag für Tag stand nun eine höhere Zahl auf der schwarzen Tafel 310—330—360—390—430 ... Gott, verdient der Mann Geld, sagte ich einmal halblaut vor der Tafel. Da klopfte mir ein Freund auf die Schulter.

„Na, Junge, machst du auch in Kautschuk?"

Ich fuhr zusammen und sagte grob: „Ach was, Blech!" daß der Frager verletzt von mir abrückte.

Aber gleichzeitig mit den steigenden Ziffern an der schwarzen Tafel in dem Fenstern des Bankhauses begann sich das alte Häuslein an der Nebenstraße zu verwandeln.

330 — und ein Baumeister mit einem großen Plane stand prüfend davor.

360 — und mächtige Marmor- und Granitsteine wurden in dem kleinen Gärtlein abgeladen und allerlei freundlich altes Gemäuer wurde niedergelegt.

390 — und ein feines Marmorschild hob sich von dem neuen protzigen Torpfeiler ab.

430 — und „Salve" legte der Plattenleger im Hauseingang mit bunten Steinchen ein.

Aber einmal stand wieder 350 an der schwarzen Tafel. Und schon hielt auch die Arbeit vor dem kleinen Häuschen den Atem an. Müßig lagen die Steine da und die Steinmetzen schienen auf einige Tage zu streiken.

Ich empfand eine seltsame Freude über diese Entdeckung. Nicht weil ich detektivische Qualitäten in mir fühlte. Im Gegenteil. Die Entdeckungen, denen man mit allzu heißem Bemühen auf den Leib gerückt ist, geben keine reine Freude. Entdeckungen müssen zu uns kommen nach ihren eigenen Gesetzen, nicht wir zu ihnen. Aber mir war diese Entdeckung doch am Wegrand zugerollt. Ganz freiwillig und ungewollt.

Dann aber kletterte die kleine Kreideziffer wieder stetig nach oben, und an einem Tage machte sie gar einen wilden Sprung auf 590.

An diesem Tage kam ich spät abends durch die Nebenstraße. Bis über das Gartengitter waren die Splitter von den bearbeiteten Steinen geflogen. Und festliche Lichter strahlten aus den Fenstern.

Das war nun oft so: Lichter, Lachen und Lustbarkeit. Und alles das ging aus von der kleinen Kreidezahl.

666 stand einmal dort. Wie pompös bauschten sich die Leiber dieser Sechser. Ein rundliches Wohlbehagen ging von ihnen aus. Sie sehnten sich ordentlich danach, vor Übermut auf dem Kopf zu stehen. Denn als 999 hätten sie sicher noch bessere Figur gemacht. Mindestens

Schon nach 9 Uhr nahm er seinen Beobachtungsposten unter dem Haustor des gegenüberliegenden Hauses ein. Und richtig hatte er bald darauf die Freude, die Herrschaft seiner Kathi auf die Straße treten zu sehen.

Sofort schlüpfte er ins Haus und wurde an der Wohnungstür von der Kathi erwartet, die ihn unter heißen Tränen umarmte und ihm tausend Verhaltungsmaßregeln auf die Seele band, sich dort unten bei den „wilden Völkern" nicht gar zu waghalsig zu benehmen. „Daß d mr ja net z weit vorgehst", sagte sie besorgt, „tua net mehr, als g'rad notwendi is; die andern solln si nur a fürs Vaterland plagn — und schau, daß d in ka Gefangenschaft kummst; ma lest so viel in der Zeitung; man kann do nit wissen, was s mit die Gefangenen anstelln. Und trink ja ka Wasser; es haßt, daß die Brunn alle vergift werdn. I wir dr schon a Geld mitgebn, daß d immer dei Lackerl Wein hast. Und vor die Frauenzimmer nimm di in acht. Die locken in Feind in an Hinterhalt und schneiden ihm nachher im Schlaf die Gurgel durch. Und wann du ins Feuer kummst, so nimm das Bildl vom heiligen Florian um n Hals; der beschützt am vor jeden Feuer."

Während sie ihm diese Verhaltungsmaßregeln zu Gemüte führte, beschäftigte sich Ferdl mit einer Schüssel Schinken und einem Krug Bier, die sie ihm als Henkersmahlzeit vorgesetzt hatte. Er konnte nur zuweilen zu ihren Ermahnungen nicken, sei es, daß ihn die Rührung übermannte, sei es, daß ihn ein zu großer Bissen am Reden hinderte.

Als er aber gesättigt war, nahm der „Gedankenaustausch" zärtlichere Formen an und wäre gewiß zu einer beträchtlichen Höhe gelangt, wenn es draußen nicht plötzlich geläutet hätte.

„Marand Josef, dös is der Läuterer von meiner Frau!" rief Kathi erbleichend und sah sich in der Küche nach einer Rettung um. „Da geh in d Speis eini; aber rühr di net und hau nix herunter; denn mei Gnädige hat Ohrn wie a Schermaus. I hilf jetzt der Gnädigen ausziagn; vielleicht fallt mir derweil was Besseres ein." Sie ging die Tür öffnen und Ferdl hörte nur noch ihre: „Küß d Hand, gnä Frau!" Dann verschwanden beide in der Wohnung.

Ferdl war sehr mißgestimmt, daß sein Gedankenaustausch so ein vorzeitiges Ende genommen hatte. Er dachte über seine traurige Lage nach; aber da kam schon die Kathi wieder hereingestürzt, öffnete die Tür zur Speis und flüsterte ihm in höchster Aufregung zu: „Da nimm den Schlüssel zur Bodentür. Der Herr kann jeden Augenblick kumma. Er holt nur a kalts Nachtmahl; s Haustor i a schon zua. Gschwind, gschwind, versteck di am Boden, bis s Haustor in der Fruah wieder aufgsperrt wird. Denn wann di der Herr begegnen tät, verlier i mein guatn Platz."

Mütze, der aus dem Tore trat. Er fuhr ein paarmal mit der Zunge über seine Lippen.

Der Lehrling bei Bär & Sohn macht es auch immer so, wenn er Marken geklebt hat.

Eine Probemobilisierung.

Von **Vinzenz Chiavacci.***

Um ihr Herz zu erweichen, hatte er in den Tagen der Kriegsgefahr der Kathi erzählt, daß er die Einberufungsorder erhalten habe und schon am andern Tag mittelst Südbahn nach Bosnien befördert werden würde.

„Alsdann“, sagte er resolut, „da haßt's halt jetzt Abschied nehma, wer waß auf wie lang — vielleicht segn mr uns a gar nimmer — no wan net, Katherl, es muaß ja wegn den net sein. A jede Kugel trifft ja net. Und fürs Vaterland falln, is ja bekanntlich süaß. I hab zwar das Süaße nia gern ghabt. Net amal in Kaffee gib i mr mehr als a Stückl Zucker eini; aber meiner Söl und Gott, i tät a in den süaßen Apfel beißen, wenn dem Vaterland damit gholfen is. Aber bevor i mit die Serben a ernst's Wartl red, möcht i mit dir meine Gedanken austauschen. Alsdann schau, Kathi — vielleicht könntst es do machen, daß i heut am Abend zu dir aufi kumma kann auf an oder zwa Stunden oder drei, vier — es braucht ja niemand was z segn. Wer waß s, ob s net eh s letztemal is.“

Dieses Wort schnitt der Kathi in die Seele und Tränen traten ihr in die Augen. Sie kämpfte noch einen kurzen hoffnungslosen Kampf mit ihren guten Grundsätzen; dann sagte sie: „Heut geht mei Herrschaft in a Gsellschaft, aus der s gewöhnlich vor zwa oder drei in der Fruah net z Haus kummt. So komm halt in Gotts Nam knapp vor der Torsperr herauf; da werdn s schon fort sein. Aber das sag i dr glei“, fuhr sie mit strenger Miene fort, „nur zu an Gedankenaustausch!“

Die Augen des Ferdl leuchteten auf. Er hatte ja gar keine Einberufungsorder bekommen; aber die drohende Lage hatte dem Spitzbuben den Gedanken eingegeben, diesen Vorwand zu benützen, um seiner sittenstrengen Kathi ein Rendezvous abzuschmeicheln.

„Meiner Söl und Gott“, versicherte er feierlich. „Kannst dr denken, daß mr jetzt andere Gedanken in Kopf umagengan. Es is ja nur, daß ma si amal gründli ausredt.“

* Dem urwüchsigen Wiener Büchlein „Aus kleinen Fenstern“ (Verlag Robert Mohr in Wien) mit freundlicher Genehmigung entnommen.

und in der Hand hat s a Büschl Haar ghabt. Die Fingernägel warn ganz bluatig. Wenigstens hat s in Mörder no urdentlich zeichnt. Den wird sei Laugna nix nutzen."

Der Toni, der Schlosserlehrbub, der diese Schauermär erfunden hatte, war ganz entzückt über die Wirkung seines Lügengewebes und fügte, vom Blute berauscht, hinzu: „Und den klan Franzerl habn s aus n Kinderbettel außagrißn und an die Wand anigfeuert, das s Gehirn auf der Tapeten pickt."

Inzwischen hatte die Hausdurchsuchung ihren Fortgang genommen. Die Parteien, die der Lärm noch nicht alarmiert hatte, wurden geweckt und ihre Wohnungen auf das gründlichste untersucht. Die Resultate waren überraschend. Man fand, im Kasten oder unter den Betten der Dienerzimmer versteckt, eine erkleckliche Anzahl der „Räuberbande". Zu ebener Erde fand man einen Gefreiten der Verpflegsbranche, im ersten Stock einen Korporal von den Jägern und einen Wachtmeister von den Dragonern. Zwei Offiziersburschen und drei Burschen in Zivil, die angaben, als Reservisten zur Mobilisierung einberufen zu sein, wurden ebenfalls auf dem „Tatort" ergriffen.

Sie alle behaupteten, mit dem Morde nichts zu tun zu haben, sondern nur auf Grund ihrer „Einberufungsorder" noch eine letzte Zusammenkunft mit ihren „Mädchen" erbeten zu haben, um Abschied zu nehmen — und Gedanken auszutauschen.

Jetzt kam die Freiwillige Rettungsgesellschaft, die der Hausmeister pflichtschuldigst avisiert hatte, damit sie nach den „unglücklichen Opfern" sehe und versuche, ob noch Hülfe möglich sei.

Gleichzeitig hörte man das „Trara" der Feuerwehr, die sofort die große Leiter anlegte, um den „Räuberhauptmann" zu fangen, der sich auf das Dach geflüchtet hatte und auf dem höchsten Rauchfang saß. Erst als man ihm drohte, die große Dampfspritze auf sein ruchloses Haupt zu richten, gab er sich auf Gnade und Ungnade gefangen.

Inzwischen hatten die Funktionäre der Rettungsgesellschaft vergebens nach den blutigen Opfern gesucht. Sie fanden im ganzen Haus keinen Blutstropfen.

Der Schlosser-Toni, ins Verhör genommen, gestand zagend, daß er das Kapitel eines Kolportageromanes erzählt habe, von dem er durch den Lärm im Hause aufgejagt worden war. Er bekam von seinem Meister sofort einige „Dachteln" Zeilenhonorar.

Als sich die wahre Ursache des Spektakels herausgestellt hatte, gab es ein höllisches Gelächter. Nur die Hausfrauen waren nicht so heiter gestimmt. Eine jede sagte mit strengem Blick zu ihrer Küchenfee: „Mir werdn schon muring no a Wartl mitanand z reden habn. Wie leicht könnt si auf dö Art wirkli aner einschleichen, der am in der Nacht kalt macht."

Ferdl rannte wie hypnotisiert das letzte Stockwerk hinauf, sperrte die Bodenstiege auf und stolperte nicht ohne Geräusch über die finstere Treppe auf den Boden. Er war aber nicht unbemerkt geblieben; denn bei ihrem Küchenfenster hatte ihn die dicke Schneiderin im dritten Stock beobachtet und gleich darauf hörte man ihre kreischende Stimme rufen: „Diebe, Räuber, Mörder! Es hat si wer eingschlichen am Boden! Herr Hausmeister, zu Hilf! Herr Dangl, rufen S die Schlossergselln; sonst werdn mr no alle ermordet!“

Der Hausmeister wollte mit dem Besen zu Hülfe eilen: aber seine Gattin stürzte im Nachtgewand auf ihn zu und rief: „Du bleibst! Du liaßest dich ruhig derschlagn, weil dir dei Weib und deine Kinder wurscht san. Hast denn net ghört, daß Mörder im Haus sein! Die macheten di grad so kalt als wie ihre andern Opfer. War schon der Müh wert für das dalkerte Sperrsechserl. Du gehst auf d Polizei und bittest um an Rekours. Für Heldenrollen bist du net engaschiert.“

Der Hausmeister befolgte den Rat seiner Gattin, weil er ihm am vernünftigsten erschien. Er lief im Schlafrock und in den Pantoffeln auf die Straße und schrie ebenfalls: „Hilfe! Räuber! Mörder!“

Mittlerweile waren die Schlossergesellen und die übrigen Tapferen, die sich aus ihrer Wohnung getraut, bis an die Zähne bewaffnet, erschienen. Es war eine ganz originelle Landsturmgruppe. Der eine hielt mit der Linken seine widerspenstige Hose, während er in der Rechten ein Brecheisen schwang, der andere hatte ein Leintuch umgeschlungen und eine Holzhacke als Waffe ergriffen. Auch Schüreisen, Feuerzangen und Besen dienten als Waffen. Hinter diesen „Reisigen“ standen einige Weiber angsterfüllt und zähneklappernd und erzählten sich furchtbare Geschichten. „Jessas“, rief die Frau Griebl, „die arme Korntheuer! Aber i hab ihr immer gsagt, sie soll a Sicherheitsketten an die Tür machen lassen.“ — „Was is denn gschegn?“ fragte eine andere. — „Ja wissens denn net, umbracht is s wordn mitsamt ihre Kinder — der Mann, der Fallot, war natürli wieder im Wirtshaus. Der Schlossertoni war grad obn und hat gsagt, daß s Bluat über die ganze Stiagn rinnt.“

„Also vorwärts!“ rief der Klavierlehrer, der einen alten Fechtsäbel in der Faust hielt. Aber niemand folgte ihm. Erst als eine Anzahl Sicherheitswachleute, vom Hausmeister mutig angeführt, ins Haus drang, schlossen sie sich mit wilden Verwünschungen gegen die Raubmörder an.

„Den Ausgang besetzen!“ rief der Inspektor. „Niemand darf das Haus verlassen.“ Alles stürmte jetzt auf Treppen und Gänge; nur die Weibergruppe blieb beisammen. „Schreckli soll s ausschauen“, ergänzte Frau Griebl ihren Bericht. „Die arme Resi muaß zerscht drankommen sein. Sie hat si furchtbar verteidigt; denn ihr Gsicht war ganz verzerrt

„Wenn de Dag is vergahn,
Harrn de Fulen gern wat dahn",

das gilt vom Jahre wie vom Tage. Abends wird der Faule fleißig, und am Silvesterabend wird der Lebenverschwender ein Rechenmeister. Am letzten Tage des Jahres fällt mir ein, um wie vieles ich in diesem Jahre eigentlich klüger und tüchtiger und besser werden wollte, daß ich meinem Leben eigentlich einen tieferen, klareren und reineren Sinn geben sollte — am 31. Dezember fällt es mir ein, vorher hatte ich leider keine Zeit dazu, „beim besten Willen nicht" (natürlich!); es war so viel anderes, Dringlicheres zu erledigen. Und dann kommt immer wieder dasselbe Gefühl über mich: Heut' ist der Katzenjammer des Jahres, der Katzenjammer eines Rausches, der ein Jahr lang gewährt hat. Ein Frost- und Übelkeitsgefühl, von dem mir Hirn, Herz und Beine schlottern. Und ich greife schnell nach Hut und Mantel und gehe in die Stadt.

Dort kauf' ich in einem Papier- und Buchbindergeschäfte furchtbare rote Nasen und Schielbrillen und Narrenkappen und Zigarren, die explodieren, und Teufel, die aus dem Kasten springen, und Zündhölzer, die nicht brennen, und Bleistifte, die nicht schreiben, und Knallbonbons mit Versen, die nicht von mir sind, und Nachtwächterknarren, die einen Heidenlärm machen, und noch viele solcher Dinge; denn viel muß es sein, sonst hilft es nicht. Besonders bei mir braucht es viel; ich kann mich totlachen über einen guten Exzentrikclown oder Harlekin und Bajazzo; aber ich selbst bin keiner; ich bin gänzlich unitalienisch. Wenn ich mich solcher Späße unterfange, so haben sie immer einen unausgesprochenen Begleittext: „Entschuldigen Sie, daß ich auch mitmache; ich weiß, ich habe nicht das geringste Talent dazu; aber vielleicht nehmen Sie vorlieb, wenn Sie sehen, daß es mir ernst um die Sache ist." Trotzdem verbringen wir dank der Hilfe leichterer Temperamente und mit gütiger Unterstützung der Herren Punsch und Genossen die Nacht der Jahreswende immer recht vergnügt, riesig vergnügt sogar; aber — die richtige Quellenlustigkeit ist es nicht. Sie ist nicht einmal so spontan wie die Faschingslustigkeit, die für mich auch niemals den Beigeschmack des Präparierten verliert. Der echte Frohsinn ist ein Gnadengeschenk des Augenblicks; er kommt aus unbekannten Quellen wie der Rausch des Dichters; er läßt sich nicht auf ein Datum bestellen, nicht vorbereiten, nicht rufen. Die Silvesterlustigkeit ist gewollt und sie *soll* etwas: sie soll betäuben, übertäuben. Es ist eben die tendenziöse Lustigkeit eines aufgewärmten Katzenjammers. Zu übertäuben gibt es selbst bei denen etwas, die aus zwingenden Gründen keine Seeleninventur aufnehmen können und keine andere Jahresbilanz aufmachen als die der zählbaren und wägbaren Dinge. Denn am Silvestertage ist sozusagen

Nur die Frau der Kathi triumphierte: „Auf die Meinige kann i mi halt verlassen“, sagte sie zur Nachbarin und ging zu Bette.

Freilich, wenn sie nachgezählt hätte, wäre sie bestimmt daraufgekommen, daß nur der Kathi ihr Kämmerlein für den „Räuberhauptmann“ übrig geblieben war; denn alle anderen waren durch diese Probemobilisierung der bewaffneten Macht okkupiert.

Vorschlag, wie man aus einem halben Feste ein ganzes machen könne.

Von **Otto Ernst**.

Mir immer wieder ein wunderlicher Tag, dieser Silvester! Ein „Festtag“? Ich weiß nicht. Aber ein gewöhnlicher Tag, ein Alltag ist er auch nicht. Ganz gewiß nicht.

Wir kennen alle die gewohnte Punschrede: „Das verflossene Jahr hat nicht viel getaugt; möge das kommende besser sein.“ Gott bewahre mich vor der Engherzigkeit, daß ich den armen Teufeln, die es mit gutem Grunde sagen, über den Mund führe; aber oft ist es gelogen. Das erhellt schon daraus, daß es *immer* gesagt wird. Ich habe freilich nur in Deutschland Silvesterreden gehört und vielleicht ist es eine deutsche Eigentümlichkeit, an allen Dingen nur die üblen Seiten zu sehen und recht ans Licht zu kehren. Wenn das wirklich deutscher Brauch ist, so ist es ein Brauch, „von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung“, ist es ein sehr häßlicher Brauch, weil er die gläsernen Augen des Undanks hat. „Welch ein Scheusal ist der Mensch, wenn er den Undank an der Stirn trägt.“ Mir hat das vergangene Jahr manchen Verlust und Verdruß, manchen Schmerz und manchen Ärger, manches Niederträchtlein meiner Feinde und manche Lendenschwachheit meiner Freunde gebracht; aber weit mehr des Guten, Großen und Schönen hat es mir gespendet, und da halt ich es einfach für meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für seinen Charakter zu zeugen und öffentlich zu bekennen: „Für mich war das Jahr gut; wohl mir, wenn kein schlimmeres folgt.“ Daß es darum nicht für alle gut war, weiß meine Nachtmütze — die ich übrigens gar nicht besitze — aber das allgemein verbreitete Weltbild würde um ein Gewaltiges klarer sein, wenn die Leute ihr Heil und Unheil auf einer guten und feinen Wage abwägen und nicht so undankbar lügen wollten.

Aber wenn ich nun mit derselben Wage ebenso sorgsam und ehrlich abwäge, was ich im dahingegangenen Jahre geleistet habe — ja, dann freilich schlägt die Stimmung jäh und gewaltig um.

und suchen. Und wenn ich dann zurücktrete ins Haus und die Arme um meine Lieben schlinge, dann ist es mir zumute, als wäre ich die ganze Menschheit und ich habe Mut und Hoffnung und Jugend und will weiterleben und wagen und ringen und suchen.

Darum, wenn der Neujahrsmorgen mit wässerigen, nichtssagenden Augen ins Fenster glotzt, reiß ich wütend den roten ersten Jänner vom Kalender, damit der schwarze zweite zum Vorschein komme, und mache den „Feiertag", der kein Feiertag ist, zu einem wirklichen Feiertag durch lustgeschwellte, flügelfrohe Arbeit.

Vielleicht aber könnte man dem seelenlosen Tage noch eine heiligere Weihe geben. Die Franzosen und die Juden pflegen sich am Neujahrsfeste zu beschenken; das ist schon ganz etwas anderes als Neujahrsgratulationen, ist sozusagen das Gegenteil. Geschenke sind ein Ausdruck der Liebe und Liebe gäbe dem blassen Tage schon ein anderes Gesicht. Aber acht Tage nach Weihnachten schon wieder schenken — die Haushaltungsvorstände würde dagegen einen wilden und nicht ganz unbegreiflichen Protest erheben. Ich denke an etwas anderes. Die Juden haben auch einen Versöhnungstag, bei dem es sich freilich, der Bibel nach, um eine Versöhnung mit Gott handelt Daß eine Versöhnung mit Gott eigentlich eine vorhergegangene Versöhnung mit den Menschen voraussetzt, das ist den meisten Menschen, ob Juden oder Christen, noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Nun scheint mir, daß ein Tag der Versöhnung mit Gott nicht so notwendig ist, weil man sich mit ihm, wenn die Berichte über ihn zuverlässig sind, an jedem Tage versöhnen kann, maßen er geduldig, langmütig und von großer Güte ist. Hassende, zürnende Menschen aber sind darin viel schwieriger; sie sind hochmütig, selbstgerecht, hart und eigensinnig und wollen vom Dritten behutsam zusammengeführt und zur Friedfertigkeit fleißig überredet sein. Wie wäre es, wenn wir den ersten Tag des neuen Jahres zu einem großen Versöhnungsfeste und damit zu einem Tage neuen Lebens machten? Dann könnten wir die Verstockten, die sich schwer überwinden, an das Gebot einer heiligen Sitte mahnen, und sie selbst könnten sich darauf berufen. Sie könnten ihren Feinden einen gedruckten Neujahrsglückwunsch schicken, „nur, weil 's einmal so Sitte ist", und wenn sie keine Gegenliebe fänden, könnte sie sagen, es sei ein Versehen gewesen. Man verstehe mich recht: Kampf und Streit sollen nicht aufhören; gestritten muß sein, damit die Erdenluft rein bleibe, und mit Schurken soll man sich nicht versöhnen; nur ihre Einsamkeit kann ihnen die Augen öffnen. Aber wenigstens die vielen törichten Feindschaften könnten wir abwerfen, und wenn es uns gar zu schwer fällt, die Gratulationskarte abzusenden, so könnten wir am Neujahrstage, da wir doch über manche verjährte Geldschuld einen verzichtenden Strich machen, uns in

der Mietzins für unseren biederen Hauswirt Kronos fällig. Ein sauberer Herr, dieser Hauswirt! Seine Wohnungen werden mit jedem Jahre baufälliger; machen läßt er nichts, wie die meisten Hauswirte; aber steigern kann er; alle Jahre müssen wir mehr bezahlen, und dabei hab' ich den alten Gauner noch im Verdacht, daß er betrügt; er kommt in immer kleineren Zwischenräumen; seine sogenannten „Jahre" werden immer kürzer. Der jährliche Tribut, den er einfordert, ist den meisten Leuten ein „ärgerliches Geld", um so ärgerlicher, als sie sehr wohl wissen, der alte Harpax und Raffegut werde sie eines Tages, wenn sie nichts mehr zu zahlen haben, erbarmungslos aussetzen auf die Gemeindewiese der Ewigkeit.

Am deutlichsten erkennt man die einunddreißigste Dezember-Lustigkeit an ihrem Nachhall. Alle großen, schönen, reinen Dinge haben einen großen, schönen, reinen Nachklang. Was aber ist der Nachklang des Silvesterabends? Die Stimmung des 1. Jänners? Ich kenne keinen leereren, nüchternern, charakterloseren, öderen, dümmeren Tag als diesen. Und der will ein Festtag sein, der! Alle Feste leben von der Erinnerung an ein großes Vollbringen oder doch an ein bedeutsames Geschehen; alle haben eine Rechtfertigung Was kann der Neujahrstag vorbringen als seine Rechtfertigung, auf welche Vergangenheit kann er sich berufen? Er kommt mir immer vor wie ein anmaßender junger Bengel, der dummdreist ins Zimmer tritt und meint, man müsse ihn wunders fetieren, weil er ein glattes Gesicht und einen tadellos neuen Frack und Zylinder habe. Was kann ich zur Charakteristik dieses Tages Vernichtenderes sagen, als daß er uns die Wassersnot der Neujahrsgratulationen, daß er uns 17 Schock Überflüssigkeiten, Unwahrheiten oder Selbstverständlichkeiten auf den Schreibtisch schüttet?!

Ich kann mir nicht helfen; ich bin sonst das Gegenteil eines Spielverderbers und lache und feiere und freue mich vom Herzen gern; aber der Jahreswechsel ist mir nun einmal ein zweifelhaftes Fest Indessen, ungerecht will ich auch nicht sein. Einen ernsten, aber schönen Augenblick hat die Silvesternacht auch für mich. Mein Haus liegt weit draußen am Rande einer großen Stadt und wenige Minuten vor zwölf trete ich hinaus auf den Altan meines Hauses, nehme die Narrenkappe ab und erwarte ehrfurchtsvoll die Mitternacht. Und wenn sie da ist, hör ich die Turmuhren schlagen und Schüsse knallen und plötzlich braust von der Stadt ein vielstimmiger Ruf herüber: „Prost Neujaaahr! Prost Neujaaahr!" und am lautesten schallen die Stimmen der Kinder. Und dann denke ich mir, ich wohne nicht am Rande einer Stadt, sondern am Rande der Welt, und was da riefe, wäre die ganze Menschheit. Und dann denke ich mir: Sie hat noch Mut, diese Menschheit, sie hat noch Hoffnung und Jugend und will weiter leben und wagen und ringen

müßte der Leser eine entstellte Schilderung erhalten. Die Erotik feiert Orgien beim Woazschäln, ich allerdings bringe nur weniger Verblüffendes, um den Rahmen des Anstandes nicht zu überschreiten. Der Unterländer, das weiß ich aus Erfahrung, ist viel klobiger als der Oberländer, darum auch die Skizzen, in denen ich den Sulm- oder Laßnitztaler schildere, mehr Erdgeruch zeigen, als wenn ich den Enns- oder Paltentaler vorführe. Wie ich im „Heimgarten", Jahrgang 1911, Seite 678, bereits kurz erwähnte, schickt man sich beim Woazschäln Büchsel, ein erotisches Geplänkel, das viel Heiterkeit erweckt. Alles horcht gespannt auf, wenn der Bub mit schelmischem Lächeln beginnt: „Hoachts, ich schick dem oder der N. N. ein Büchsel." „Was hast denn einigfüchselt?" fragt das mit dem „Büchsel" Bedachte, gewöhnlich ein Mann, ein Witwer, ein Bub, oder ein Dirndl. Verheirateten schickt man weniger Büchsel. „Zwei Wunderschöne", antwortet der Büchselschicker, „eine ist ein bissel kleiner als die andere", hörte ich es in St. Peter im Sulmtale in meiner Jugend. Nun wählt der Beschickte. „Hast die Naunzen erwischt und die Huhlwaberl auslassen", heißt es, was allgemein ein Gelächter verursacht, denn keine von den beiden war begehrenswert, weder die Naunzen noch die Huhlwaberl. Diese war eine geistesschwache Gemeindearme, jene die alte Binderin, darum Naunzen genannt, weil sie in der Kirche während des Gottesdienstes immer schlummerte, was der Sulmer naunzen nennt. Erhält das Mädchen ein Büchsel geschickt, „füchselt" man ihm zum Beispiel den Gregerlipperlbuam und den alten Kriegl hinein. Ersterer war eine gebrechliche Person, der alte Kriegl dagegen war ein alter Krieger, der wie gedruckt log, wenn er seine Soldatengeschichten zum besten gab. Kriegl, hieß es, erzähl' was, worauf der Alte meinte: „Wenn ihr ein Lied singt." Der Mensch hörte den Gesang gern, deshalb begann der Rauchsimmerl und der Pölzl Rudolf ein Spottlied über die Frauenzimmer. Einflechtend sei erwähnt, daß zu den Spottliedern im Laßnitztale das „Stanzerlied" gehört; das lautet:

„Die Stanzer haltn alle zsamm,
Sie bauen auf a Eisenbahn,
Sie messen viele Jahre lang
Und endli kommen s zsamm.
Die Eisenbahn wird aufgebaut,
Aufs Schuldnzahln wird nit gschaut,
Drauf sagt amal a Schuasterbua:
„Ja, Schuldn ham ma gnua!"
Die Eisenbahn is ferti wordn,
Die Herrn sind hinuntergfohrn,
Die Arbeitsleut sind all verrennt,
Die Wirt, die habn sih ah verbrennt.
Es hat amal a Schneeberl gschniebn,
Da sind sie halt glei stecken bliebn,
Im Sommer geht s halt ah nit guat,
Weil alls uit Gras verwachsen tuat.

unserem Herzen, wo uns niemand sieht und niemand verhöhnen kann, mit unseren Feinden versöhnen. Und alle, die den sinnlosen Greuel des Krieges verabscheuen, sollten den Neujahrstag zu einem Weltfeiertag des Friedens machen.

Der erste Tag des neuen Jahres ein Allerseelentag der Lebendigen, ein Tag, da unsere Seele sie besucht, die uns abgestorben, denen wir abgestorben sind! Wie hell und heimisch würd' es leuchten auf dem großen Friedhofe der Lebendigen!

---

s Woazschäln.

Von Karl Reiterer.

Der Wein und der Most, heißt es vom Sulmtaler, ist sein einziger Trost. Aber nicht nur Wein und Most, diese Getränke, sind seine Lieblingskonsumartikel, sondern auch Sterz und Koch sind ihm unentbehrlich. In meiner Jugend vernahm ich 's Spottliedl: Beim Harten in Wiedn habn s roggernes Koch, drum sind eahm die Knecht all draußen beim Loch. Die Dienstboten, will man damit sagen, bleiben nicht, sie sind draußen beim Loch, wenn es bei einem Bauer viel Koch gibt. Lieber ist den Leuten der Sterz, der türkische Sterz und eine Schwammsuppen drauf, wie es im Liede heißt. Der Sterz aus Kukuruzmehl ist die Lieblingsnahrung des Sulmers, darum hat man in der Weststeiermark auch nichts als ganze Strecken mit Woaz, türkischem Woaz, das ist Kukuruz, bebaut. Es ist ein langer Weg, den das goldgelbe Kukuruzkörnlein zu machen hat, bis es, in die Erde versenkt, wieder hundertfältige Frucht, den Weizstriezel, bringt. In der Regel ist der Kukuruz gelb, es gibt aber auch rotkernigen. Wer beim Woazschäln, sagt man im Laßnitztale, neue rote Striezel bekommt, kann vom Schälen aufhören und zu Bette gehen, was besagen soll, daß die roten Striezel sehr selten sind. Es ist begreiflich, daß sich der Bauer eine Zeit herbeisehnt, bei der sich während der Arbeit auch der Frohsinn breit machen kann, und diese Zeit ist gekommen, wenn s Woazschäln beginnt, das Entblättern der Kukuruzkolben, welches auf den einzelnen Bauernhöfen tagelang dauert. Wenn das Abendessen vorüber ist, setzt man sich rund um den Woazhaufen. Anfangs geht es minder heiter zu. Nach kurzer Zeit jedoch weicht der Ernst dem Spaß. Besonders angenehm sind den Leuten Witzvögel, Mädchen und Bursche erheitern sich an derben Späßen bäuerlicher Klötze, wie man sie noch immer findet. Der Leser, dem diese Skizze vor die Augen kommt, mag sich darum auch darauf vorbereiten, daß ich nicht mit Glacéhandschuhen auftrete. Wenn ich dieses tun würde,

der Hausvater zu. Dann kommen Raubersgeschichten aufs Tapet oder von der Trud. Auch Anekdoten erzählt man, teils erotische, teils ziemlich verfängliche, was für Kinder, die sich an dem Woazschäln auch immer beteiligen, gerade nicht erbaulich ist, doch der Bauer raitet: Sie verstehn s eh nit. Wird es zu arg, so wettert der Bauer.

„Halt dein Brotladen!“ schreit der Hausvater, er weiß, was noch kommt. Selbst ich, lieber Leser, kann es nicht bringen, ich muß es auch unterdrücken, was man alles sagen will. Der anwesende Prügerlschneider macht ein böses Gesicht, alle Anwesenden aber schreien und johlen vor Vergnügen. Denn „so was“, schreit s Sefferle. „Sefferle, hast schon die Gschicht vom ‚So was‘ ghört?“ fragt der alt Kniely Seppl. Und nun erzählt der Seppl etwas von einer Bäuerin, was die Erotik nicht nur streift, sondern kräftig zum Ausdruck bringt, wie es ja auch kraftbäuerisch ist, wenn einer singt:

„Der Schneider reit auf der Goaß,
Die Goaß macht n Sprung.
Der Schneider macht Reu und Load,
Die Goaß bringt n um.“

Hernach geht's über die Schuster los. Zu „Schuster, pick, pick!“ hat man einen Reim, der auch kraftbäuerisch ist und nicht wiedergegeben werden kann, so verlockend es auch scheinen mag. „Du heiliger Tragsnachi“, gelft die Maxlbauernwaberl, „Bua, du kimmst wohl von Mund auf in d Höll.“ „Ja“, schäkert der Übermütige, „ih kimm von Mund auf ins Mausloch, Stock, Bloch ...“ Nun entsetzt sich die Waberl noch mehr. Aber kümmert das den Buben? Wie derber s gspricht, wie mehr Lacher hat er auf seiner Seite, und wie mehr sie gröhlen und lachen, wie lieber ist's ihm, das ist schon so Bauernweis'! Hernach gockelt er echt sulmerisch:

„Wie machen's denn die Menscher?
Die Menscher machen's so:
Bei Tag, da gampeln s wia die Katzen,
Bei d Nacht, da wiagn sie ihre Fratzen ...
Halli, hallo,
Die Menscher machen's so.“

Darauf der Urberl Hansel: „Du, Toni, sag dreimal schnell hintereinander: Fuchzehn Pfund Fuchsschwoaffleisch“. Der Toni kegelt sich zum Gelächter aller fast die Zunge aus. Einmal sagt er Fuchsfleischwoaf, einmal Luchsschwoafleisch u. dgl. In St. Peter hörte ich beim Woazschäln: „Hinters Hiasel Hansel Huisel Hulzhütten hänken hundert hundshäuterne Hosen heraus.

Das Empfinden des Bauers kennt keine Umschreibung. Ich sah dies in meiner Jugend in St. Peter stets. Was sich der Sulmer dachte, das sagte er, wenn kein Unberufener da war. Unter sich muß der Bauer

Danst hat es wieder amal gschniebn,
Da sind sie wieder stecken bliebn,
Da haben sie glei telegraphiert,
Der Ko(r)tschack* hat sie aussigführt."

Auch im Sulm- und Laßnitztale, im Hügelland der Schilchertraube, gibt es originelle Leute. Das ganze Jahr gehen die Hendlhandler von Bauer zu Bauer. Mein Vater sagte immer: „Das liebste vom Huhn sei ihm s Kragerl, s Magerl, s Birgerl und Flügerl." „Segen s dir Gott zweimal s halberte, dann haben die andern nix", schäkerte meine Mutter, die behauptete, ihr sei der Kukuruz das liebste, nur müsse er zuvor von den Hühnern gegessen werden. Kommt der Gaumen beim Essen gut weg, so nicht minder beim Trinken, denn der Schilcher ist ein gutes Getränk, er hat nur das Unangenehme, daß er den Leuten weniger in den Kopf als vielmehr in die Fäuste geht. Diese bekommen jene zu verspüren, die die Woazschäler anflitzen. Man macht aus Holunderrohren große Wasserflitzen, wie die Wasserspritzen genannt werden. Mit diesen spritzt man beim Höchfenster oder bei einem Fensterscheibenloche ins Stübel. Derjenige oder diejenige, welche den Wasserstrahl ins Gesicht erhält, erhebt ein Zetergeschrei, auf das hin alle Burschen ins Freie eilen, um den Missetäter zu züchtigen, allein dieser ist bereits verschwunden. Wehe ihm, wenn er erwischt wird, eine Portion Prügel, auf die er acht Tage lang denkt, ist ihm sicher.

Beim Weizschälen im Sulmtale hörte ich das Spottlied auf die Laßnitztaler:

„Znachst wia in Graz is Viehmarkt gwen,
Is mei Bua halt a drin gwen
Da fahrt er mit der Eisenbohn,
Af Graz und zruck auf Florion.
Voter, sogt er, des sollst wissen,
Han ih Maul und Augn aufgrissn.
Maul aufgrissn, han ih giogt,
Ei jo, sogt er, hon ih gsogt."

Oder man johlt derb, wie schon der Sulmtaler ist:

„Unserer neun müaß ma sein,
Wenn mar n Saubärn wolln schnei(d)n:
Zwoa hobn und zwoa binden,
Zwoa vo(r)n und zwoa hinten."

Singt solches der Hansel oder der Michel, kugeln sich die Leute im Weizhaufen vor Lachen. „So, hiaz gehn ma schlafn", mahnt der Hausvater, dem die Geschichte zuviel wird, aber es ist noch kein Ende, nun beginnen erst derbe Bauernspiele, wenn die Leute vom Getränke erhitzt sind. „Warts noh bissel, Herr Voda", bitten die Burschen, „der Kriegl erzählt noch eine Geschichte." „Wenn s was gscheits ist, mein dann", gibt

* Fiaker von Stainz; ich erhielt das Lied von meiner Schülerin Elisabeth Kapaun, vulgo Karlippentochter, in Wohlsdorf.

zurückschallte: „Herr, ih wend s eh um.“ Die Bauern glaubten, die beiden sprächen lateinisch: „Naniwendtantum“ und „Heriwends eum!“

In einer mageren Gebirgspfarre lebten der Pfarrer und Schulmeister vor Zeiten sehr kümmerlich. Eines Tages gingen sie ins Wirtshaus, keiner jedoch hatte Geld. Als der Wirt die Kreide nehmen mußte, schrieb er, damit es niemand enträtseln könne, wer auf die Schuldentafel komme, folgendes aufs Mauerkasteltürl:

Der Dominus vobiscum 63 kr.
Der Et cum Spiritu tuo 46 kr.

Darauf schrieb einer darunter:

Der Herr war mit ihnen,
Herr Wirt, mit deiner Kreide,
Hättest du den Wein nit pantscht,
Wär'n word'n feister beide.

Beim Weizschäln in St. Peter kam folgende Geschichte jährlich aufs Tapet:

Ein Pfarrer hatte einen Mesner, der sehr furchtsam war. Einst ließ man nachts im Friedhofe Krebse aus, denen man ein Wachskerzlein auf den Rücken gab. Als der Mesner plötzlich die vielen Lichtlein auf dem Friedhofe sah, eilte er ins Pfarrhaus und sagte: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, auf m Friedhof geistert s. Am End ist gar der Teufel drint!“ Der Pfarrer, den die Gicht plagte, sagte: „No jo, gehn wir schaun.“ Als beide zur Friedhoftür kamen, rannte eine Sau heraus, dem Pfarrer durch die Beine, so daß dieser glaubte, der Teufel hole ihn, weshalb er rief: „Behüt dich Gott, Mesner, mich hat er schon.“

Als Schafdiebe zu einer Totenkammer kamen, sagte der eine: Ich bleib' indessen da, du holst das Schaf. Der Zurückgebliebene zog aus seiner Tasche Nüsse heraus und begann, sich die Zeit mit dem Aufklopfen der Früchte zu vertreiben. Außen schlich sich der Schulmeister vorbei. Als er klopfen hörte, glaubte er, es geistere, weil man tagszuvor einen Toten in die Kammer geschafft hatte. Rasch sprang der Schulmeister zum Pfarrer. Dieser sagte: Ich würde mitgehen, aber mich plagt die Gicht. Ich trag' Sie hinunter, schlug der Schulmeister vor. Gut. Als die beiden bei der Totenkammertür angekommen waren, glaubte der Schafdieb, sein Kamerad sei mit dem Schaf da, und sagte:

„Bist scho da?
Schmeiß n glei nieder, ih stich n a(b)“,

worauf sich der Pfarrer vom Schulmeister losmachte und so schnell davonlief, daß ihm sein Genosse kaum zu folgen vermochte.

Gern verfallen die Mesner (Küster) dem Volkswitz. In St. Peter i. S. erzählte unser Knecht Michel: Als man einem Pfarrer ein Schaf stahl, schickte er den Mesner zu Pferd aus, um den Dieb zu suchen. Auf der

sein, dann taut er auf. Mich, den Schulmeisterbuben, scheuten sie nicht, wenn ich beim Weizenschälen anwesend war.

Das ist halt so echte Bauernweis': Wie derber, wie lieber ist's dem Hansel. Vom Jogglland draußen hört man: Als die Kaiserin Maria Theresia einst in die Gegend von Vorau kam, fragte sie: „He, wie heißt's denn da bei euch? „Jogglwirt", lautete die Antwort. Auf der Straß' kam einer mit einem Riesenkopf entgegen. Auf die Frage, wie er heiße, erhielt sie zur Antwort: „Joggl." Das war der zweite Joggl. In der Gegend von Fischbach gestand ein dritter, Joggl zu heißen. Das „reinste Jogglland", schäkerte lachend die Kaiserin. Seither der Name Jogglland.

Die Sulmer heißen sie im Laßnitztal Gelbfüße, warum, das konnte ich nie erfahren. Aber das weiß ich, daß man im Laßnitztale Musikanten zum Aufspielen mit dem Worte „Angeigen" ermuntert. Im Sulmtale dagegen kennt man 's Heimgeigen. Die Redensart: Kannst dich heimgeigen lassen, ist auf folgendes zurückzuführen: Ein Bauer hätte gern sein Weib auf kurze Zeit vom Halse gehabt, die Hochzeitlader kamen und eines von den beiden Bauersleuten sollte zur Hochzeit. „Geh du!" sagte das Weibm zu Manne. „Geh du!" meinte sie. Darauf er: „Geh nur du, kannst dich heimgeigen lassen", was die Bäuerin dermaßen freute, daß sie zur Hochzeit ging, aber aus irgendeinem Grunde sich nicht heimgeigen lassen konnte, weshalb man heute noch oft, wenn irgend etwas vorfällt, was unangenehm ist, hört: Kannst dich heimgeigen lassen.*

Ist's Weizschälen vorüber, bringt der Bauer Brot und Most. „Brot und Most", heißt es, „is n Bauer sein Kost". Der Michel scherzt: „Trink ih, mag ih nix essen; iß ih, mag ih nix trinken, und gegessen und getrunken soll's doch sein." Bei der Jause tauen auch die trockensten Seelen auf, denn der Most, dem fleißig zugesprochen wird, tut seine Schuldigkeit, zumal der Birnmost, der sehr alkoholhältig ist. Selbst der Pfarrer geht von dem Volkswitz nicht sicher, obwohl man sonst im Sulmtale und in anderen Flachlandsgegenden dem Pfarrer die größte Achtung entgegenbringt. Das Volksgemüt ist schon einmal so.

Beim Weizschälen hörte ich in St. Peter i. S. folgende Geschichten vom alten Kriegl:

Ein Pfarrer roch während der Funktion in der Kirche, daß zu Hause der Braten anbrenne, er wußte, daß seine Wirtschafterin, die Annl, eine Ente in der Bratröhre habe. Um die Wirtschafterin darauf aufmerksam zu machen, daß die Ente anbrenne, rief er mit lauter Stimme: „Nani, wend d Ant um." Worauf 's aus dem Pfarrhause

* Wenn die einzelnen Hochzeitsgäste heimkehren, spielen ihnen die Musikanten mehrere Stücke auf.

ein Häuflein französischer Trappisten habe sich droben eingenistet und bete und faste und schweige nun fleißig in den Räumen der Burg, die vor wenigen Jahren noch weltlich sehr vernehmbaren Besitzern angehört habe.

„Macht nichts", sagte unser Major, „so besuchen wir halt die Trappisten". Wir ließen anfragen, ob es möglich sei. Man ließ uns sagen, man erwarte uns am kommenden Nachmittag. Und so stiegen wir denn, im ganzen ein Dutzend Offiziere, den steilen, aber wohlgepflegten Fußweg zur Burg hinan. Es ging durch einen schönen Buchenwald, in dessen Wipfeln der Herbst bereits seine farbigen Orgien verkündigte.

Auf der Höhe angelangt, erblickten wir, in kurzem Abstand von der Klosterburg, zwei vollkommen gleiche einstöckige Gebäude. Das eine diente, wie wir später erfuhren, als Schule für die Dorfkinder; das andere als Empfangsraum für jene weiblichen Personen, die ihre etwaigen Verwandten im Kloster zu sprechen wünschen oder sonstwie mit dem Kloster zu tun haben. Denn kein Frauenfuß darf über die Schwelle der Klausur: Das ist, wie überall, das alte Verbot, das auch hier mit größerer Strenge gehandhabt wird, als einst zu Frau Herzogin Hadwigs Zeiten. Einmal sei, erfuhren wir später im Dorfe, ein kleines Mädchen, Blumen pflückend, den Berg hinaufgeklommen und durch das fahrlässig offen gebliebene Tor in den Klosterhof gelangt. Da habe man das Kind zwar mit freundlicher Sanftmut hinausgeführt, hinter ihm jedoch das Pflaster aufgerissen und die alten, verwitterten Steine durch neue ersetzt.

Im Tor des eigentlichen Klosters gewahrten wir ein winziges Pförtchen, kaum in der halben Höhe eines Mannes. Und als wir läuteten, kam der Pförtner in seiner braunen Mönchskutte in demütigster Haltung heraus und zog sich, uns gewahrend, eiligst wieder zurück. Dann wurde mit Hast ein Flügel des großen Tores geöffnet, und wir traten in den Klosterhof. Nur Gäste dürfen solcherart in aufrechter Haltung herein. Die Mönche selbst benützen den niedrigen Ausschnitt im Tor, den sie fast kriechend bezwingen müssen.

Der Pförtner verbeugte sich mehrmals vor uns, auf eine linkische, weltfremde Weise, die aber eher geheimnisvoll ergreifend als ungeschickt lächerlich war. Er führte uns über eine alte Holztreppe in den Kreuzgang des ersten Stockwerkes hinauf. Dort sahen wir in einer Nische eine reichvergoldete Madonna, die sich zu einem von Flammen umzüngelten Mädchen liebreich niederbeugte. Der Pförtner blieb einen Augenblick davor stehen und verneigte sich in Demut, ehe er weiterging. Wir kamen dann in einen schlichten, weißgetünchten Raum, der offenbar ein Lesesaal war. Bänke standen um einen langen Tisch herum, an der Wand gewahrten wir eine kleine Bibliothek in weißen Pergamenten. Als wir im Kreuzgang fortschritten, vernahmen wir plötzlich ein vielstimmiges Gemurmel, das, je näher wir kamen, um so lauter zu einer

Suche nach dem Diebe stahl man dem Mesner das Pferd. Zum Glücke gelangte er in den Besitz des Schafes. Als der Mesner heimkam und in die Kirche ging, traf er den Pfarrer gerade beim Messelesen. Der Priester, neugierig, wie es dem Mesner erging, fragte vom Altar aus statt: Dominus vobiscum

„Hast bekommen Mähe (das Schaf)?"

Der Mesner antwortete:

„Hab' bekommen Mähe,
Aber verlor'n den Hinundher (das Pferd)."

Eine ähnliche Anekdote ist folgende, welche aus Obersteiermark stammt: Einst lebte ein armer Gebirgspfarrer. Der Mesner wollte dem Pfarrer ein Lamm stehlen, wurde aber beim Diebstahl erwischt. Als er gefragt wurde:

„Hast bekommen Mämäum?"

war die Antwort:

„Hab nicht bekommen Mämäum,
Dafür aber Schlägschlägeum!"

Man hatte nämlich den Mesner, ihn beim Diebstahl erwischend, gehörig verprügelt, damit ihm die Lust, Lämmer zu stehlen, für immerwährende Zeiten vergehe. Wenn von Prügeln die Rede ist, erglänzen die Gesichter — von Prügeln, die man lieber verabreicht als empfängt.

Die Burg der Schweigenden.

Von **Franz Karl Ginzkey.**

An einem schönen Nachmittag, an zwanzig Jahre mag es nun her sein, wurde ich auf den großen Herbstmanövern mit meinem Bataillon nach dem Marktflecken Reichenburg verschlagen. Diese kleine, zierliche Ortschaft liegt eine halbe Stunde von Gurkfeld entfernt, saveaufwärts an der steiermärkisch-krainischen Grenze. Dort ragt eine langgestreckte, waldige Höhe wie ein Vorgebirge in das Savetal hinaus und fällt steil gegen den Fluß ab. Und jählings über dem Abhang erhebt sich ein burgartiges Schloß mit trutzigen Mauern und Türmen.

Sofort erstand in meiner Leutnantsphantasie ein vergnügliches Bild. Es gab gewiß einen stattlichen Burgherrn dort oben, gewiß auch eine vornehme Burgfrau, und, an ihrer Gastlichkeit nicht zweifelnd, sah ich mich bereits an einem reichgedeckten Tische, durch die Gnade des Schicksals versöhnt mit der Schmach unzähliger Wirtshauskatastrophen. Ähnlich träumten auch die anderen Herren vom Bataillon. Dann erfuhren wir, es gebe dort oben gar keine Herrschaft im gewöhnlichen Sinne,

ernst, „wir sind ja alle Brüder, und ich kenne keine andere Lebensweise als die meiner Brüder.“

Nun kam ein Mönch zu ihm und flüsterte ihm einige Worte zu. Da führte uns der Abt in einen freundlichen, hellen Saal, wo eine reichgedeckte Tafel bereitstand. Auf weißem Linnen lachten gewaltige irdene Schüsseln, mit edlen Früchten, mit Käse und Brot gefüllt. Auch gab es einen trefflichen alten Weißwein, der uns reichlich kredenzt wurde. So saßen wir also doch beim Mahl auf dieser Burg, wenn auch anders, als wir anfangs gedacht hatten.

Die Schüsseln trug in demütiger Haltung ein weißbärtiger, von der Last seiner Jahre stark gebeugter Greis umher. Er schenkte uns auf den Wink des Abtes die Gläser voll, legte uns mit zitternden Händen die Speisen vor. Als er einen Teller mit Zwieback hereintrug, entfiel ihm ein Teil davon auf den Boden. Da sprangen die nächsten von uns hinzu und halfen ihm klauben. Eine deutsche Hausfrau wäre bei dieser Szene sicher unruhig geworden. Der Abt aber lächelte freundlich.

„Dieser Alte“, flüsterte er mir zu, „er ist es, dem wir alle unser Dasein verdanken. Er ist ein Millionär aus Lyon und besitzt eine große Seidenspinnerei. Er ist es, der die Burg für uns kaufte und als Kloster einrichtete. Seine großen Einkünfte gehören uns. Er hat nur eine Bedingung: er will hier die härtesten Dienste verrichten, er will der letzte, der geringste aller Laienbrüder sein!“

Als wir zu Ende gespeist, begleitete uns der Abt in den Garten. Ein großer Park mit herrlichen alten Bäumen und duftigen Wiesen lag vor uns, dahinter aber breiteten sich im Schimmer der Abendsonne die weiten, wohlbestellten Felder aus. Es machte dem Abt ersichtliches Vergnügen, uns alles zu zeigen, was hier geschaffen worden war. Er führte uns in die Stallungen, zeigte uns die Meierei, das Gesindehaus. Alles war reinlich, freundlich und hell. Die Knechte kamen herbei und küßten ihm die Hand. Er hatte für jeden ein gütiges Wort.

Am Ende standen wir vor einem modernen Gebäude, das einer einstöckigen Villa glich. Es war die Fabrik, die Heimstatt der berühmten Trappistenschokolade. Im Innern erglänzte alles in Reinlichkeit. Die Maschinen, vielgestaltige Ungeheuer, schliefen still in der Dämmerung. Ihre Seele war nicht eingeschaltet. Unser Interesse erfreute den Abt. Er erklärte uns, der Reihenfolge nach, die Verwendung der Maschinen, zeigte uns die verschiedenen Gattungen der rötlichbraunen Kakaobohnen, die das Kloster aus Südamerika bezog. Er öffnete wie spielend den Schalter der Glühlämpchen, und das neuzeitliche Licht überflutete sein mittelalterliches Gewand.

Indessen war es spät geworden und wir mußten an den Abstieg denken. Unser freundlicher Wirt ließ es sich nicht nehmen, uns noch ein

seltsamen Litanei anschwoll. Durch ein kleines Vorzimmer sahen wir in eine weißgetünchte Halle und gewahrten etwa zwanzig Brüder des Ordens, Jünglinge, Männer und Greise, die vor ungeheuren Büchern in hohen Bänken saßen und mit lauter Stimme ihr Gebet absangen. Sie nahmen nicht im geringsten Notiz von uns, obgleich wir ziemlich geräuschvoll eingetreten waren. In starrer Haltung sprachen sie ihre Sätze, verneigten sich plötzlich zu gleicher Zeit und küßten ihre Bücher, um dann wieder in die frühere Haltung emporzuschnellen.

Im Kreuzgang, den wir nun wieder betraten, kam uns ein graubärtiger Herr entgegen; er trug auf der Brust über der weißen Kutte an violetter Schnur ein hölzernes Kreuz. Es war der Abt des Klosters. Um es mit einem Worte zu sagen: ein Grandseigneur, aber im freundlichsten Sinne. Wie er uns begrüßte, indem er uns allen die Hände reichte, wie er leutselig lächelte und all seine Würde dabei bewahrte, das war mir durchaus ein liebenswürdiges Ereignis. Es belustigte ihn offenbar, eine ganze Schar weltlicher Kriegsleute in seinen stillen Mauern zu empfangen. Das Abenteuer war ihm neu, doch war er ihm gewachsen. In seinem wunderbaren Französisch sprach er so langsam als möglich, wohl um die Gewißheit zu haben, von uns verstanden zu werden.

Durch ein Fenster im Kreuzgang sahen wir in eine kleine Kapelle hinab. „Das ist die ehemalige Schloßkapelle", sagte der Abt, „wir haben sie aus Pietät intakt gelassen. Bemerken Sie dort in der Ecke das kleine Türchen? Dahinter liegen in einer Nische zwei Totenschädel. Die Sage erzählt, zwei feindliche Brüder auf dieser Burg hätten im Streit sich gegenseitig erschossen, und ihre Köpfe werden nun in jener Nische aufbewahrt. Dreht man sie einander zu, so wenden sie sich von selbst wieder ab. Aber wissen Sie", beruhigte er uns mit feinem Lächeln, „das ist nicht wahr."

Nun führte er uns in den Schlafsaal. Der große Raum war durch zahlreiche, kaum zwei Meter hohe Zwischenwände in eine Anzahl Zellen geteilt, die nur durch Vorhänge verhängt waren, so daß sie etwa wie Badekabinen aussahen. In jeder Zelle bemerkte ich nur fünf Gegenstände: eine stark abschüssige Pritsche, einen grobhaarigen Kotzen von roter Farbe, an einem Nagel hängend eine braune Mönchskutte und über dem Lager ein Kruzifix und ein kleines Madonnenbild. Letzteres war ein zierlicher Druck auf feinem Karton; darunter stand zu lesen: „Je suis tout à Vous, ma chère Marie, et tout ce que j'ai, est à Vous."

„Hier schlafen wir Sommer und Winter", sagte der Abt, „und stets in unseren Kleidern. Wir legen uns im Sommer um 8, im Winter schon um 7 Uhr zur Ruhe, stehen aber stets um 2 Uhr morgens auf. Von dieser Stunde an wird bis zum Tagesanbruch gebetet." — „Schlafen Sie auch hier?", fragten wir ihn. — „Gewiß", versetzte er

Ich rede immer etwas und hoffe etwas, das ganz unmöglich ist. Unmöglich scheint in unserer Zeit. Die Aussöhnung der Völker und Kirchen untereinander. Ich weiß recht gut, daß es geradezu töricht ist, solches auch nur auszusprechen. Und ich sage es doch. Dieser Glaube an die Versöhnung, an die endliche Güte unter den Menschen ist meine Religion. Ich habe keine bessere. Wenn ich das nicht glauben könnte, nicht hoffen dürfte, müßte ich die Menschen hassen, dieses Dasein wegwerfen samt jenen Gott, den man so oft nennt. Warum sprechet ihr denn immer von Gott, von Liebe, von Gerechtigkeit, von Entwickelung — wenn euch all derlei so unmöglich vorkommt?

Ihr glaubt nur eins, das Allertörichste — daß es mit der Feindseligkeit so bleiben müsse, wie es jetzt ist. Gibt es einen verderblicheren Irrglauben als diesen? Werden die Leute je einmal trachten, auch nur entfernt trachten, dem Frieden zuzustreben, wenn sie sich immer wieder vorbeten, eintönig kalt wie einen infernalischen Rosenkranz: Versöhnung ist unmöglich, Frieden ist unmöglich, ist unmöglich, ist unmöglich. — Dann sagen sie, emsig Gründe gegen das Beste zusammenraffend: Versöhnung und Verträglichkeit sei gleichbedeutend mit Mattherzigkeit, Gleichgültigkeit. — Wann gedeiht denn die schöpferische Gesittung, die Arbeit, die Wissenschaft, die Kunst, im Frieden oder im Krieg? Daß die Herzen nicht verledern, dafür sorgen schon die wilden Gewalten der äußeren Natur, die Wettbestrebungen der sozialen Kräfte, die uns immer im Kampfe halten, zeitweilig unser Glück zertrümmern, aber auch unser Gemüt wach erhalten und stärken.

Die Natur hat die Menschen einander zu Freunden geboren, zu Feinden machen sie sich selber. Ich verlange ja nicht die Einigkeit der Menschen, die wäre unmöglich und kaum gut; ich verlange gegenseitiges Verstehen, gegenseitige Achtung. Freilich muß sich jeder wehren um sich und das Seine, aber jedes Recht hat seine Pflicht. Jeder halte fest an seiner Artung und Überzeugung, aber er dulde und achte auch die der anderen. Das ist Kultur. Wenn wir die nicht erreichen, nicht einmal glauben können, dann lieber gleich zusperren.

Ich hoffe weiter. Die Entwickelung geht noch hoch empor und die Menschen sind zu Besserem fähig, als sie heute — im Fieberwahne wütender Kämpfe — wahrhaben wollen.

Wie man sich zu den Tieren verhalten soll? Ob man sie lieben soll, quälen darf? Immerfort solche Fragen. Die Antwort ist doch selbstverständlich: Beschütze jedes Tier, vor dem du dich nicht beschützen mußt. Oder in anderer Form:

Schutz dir vor dem Tier,
Und dem Tier vor dir!

Stückchen zu begleiten. „Wie schön dies alles ist", sagte ich zu ihm, „welch reines, ausgenütztes Dasein und welch vornehme Entsagung!"

„Entsagung?", meinte er, mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit. „Entsagung, meinen Sie? Erlauben Sie mir, es ist noch sehr die Frage, wer hier stärker entsagt, ihr Weltlichen oder wir. Wem machen wir eigentlich Konzessionen? Fast niemandem als Gott und uns selbst. Wem aber macht ihr anderen keine Konzessionen? Ist nicht all euer weltliches Leben oft nur eine einzige große und oft recht schmerzliche Konzession? Wem dürfen Sie zum Beispiel die unmittelbare Wahrheit sagen? Wir aber sprechen stets die Wahrheit, da wir fast immer schweigen."

Er drückte uns allen freundlich die Hand und sah uns nach, bis wir im Schatten des Buchenwaldes seinen Blicken entschwunden waren.

Am nächsten Morgen ging es bei strömendem Regen dem „Feinde" zu, den guten Freunden vom anderen Regiment mit den drohenden weißen Kappenbinden. Ich sah jene Gegend an der Save niemals wieder, aber den Abt vergaß ich nicht, obgleich an zwanzig Jahre seit meinem Besuche auf Reichenburg vergangen sind. Ich wünsche, er sei noch am Leben und ich könnte ihm sagen: Ich hatte genügend Zeit, Ihre Worte zu prüfen, und ich habe sie zusehend immer besser verstehen gelernt. Sie haben durchaus recht. Wir weltlich Genießenden, wir überall Fordernden, wir sind es, die allerorts am meisten entsagen müssen.

Heimgärtners Tagebuch.

Zwischen den Geiern, Wölfen und Tigern kommt da ein Friedenstäubchen geflogen, ein ganz kleines. Diese unscheinbare Zeitungsnachricht, sie dünkt mich bedeutsamer als alle Ausgleichsnachrichten aus Regierungskreisen. Zwischen den Schülern der deutschen und der tschechischen Lehranstalten in Pilsen findet eine Annäherung statt. Sie statten sich gegenseitig korporativ Besuche statt. Zuerst erschienen die Hörer der deutschen Handelsakademie bei ihren tschechischen Kollegen, diese statteten in derselben Weise den Besuch ab. Also geschah es auch bei anderen Anstalten Pilsens. Der angebahnte gesellige Verkehr zwischen den beiden Teilen geht vielfach von der Höflichkeit zur Freundlichkeit, zum Wohlwollen über. Auch in anderen gemischtsprachigen Städten Böhmens werden solche Annäherungen vorbereitet." —

Wie ist mir denn? Das habe ich ja gerade erst vor ein paar Monaten geträumt. Und jetzt soll es wirklich wahr sein, wahr werden? Anfang in Pilsen. Wenn dieses frische „Pils" wieder aufkäme in unserem schönen Österreich — dann wollte ich gerne noch zwanzig Jahre länger leben.

---

konnte, die oben zitierten Worte des Herrn Pfarrers Erhard mit scharfen Worten zurückzuweisen und dafür eine Lobeshymne auf die deutsche Waffenstudentenschaft zu singen.

Schade, daß der Brudermörder Kain nicht einen solchen Amtsrichter gefunden hat. Wie stünde er als strammer Bursche, als erster Held der Geschichte vor aller Welt!

Aus einer deutsch-böhmischen Stadt ist mir folgender Brief zugegangen:

„Lieber Peter Rosegger! So spricht Dich gleich unbekannterweise ein in Deinen Liebhaberkreis gezogener Mensch an, der Dir nachfolgendes zu sagen hat: Ich weiß nicht, ob Du schon einmal ein Thema über „Soll und Haben“, über Kasse- und Buchführung geschrieben hast, es drängt mich, Dir meine Erfahrungen auf diesem Gebiete des Schrifttums kurz mitzuteilen. Ich führe ein Kassebuch — wie schauerlich prosaisch das klingt! — Der Zweck ist klar: um steten Überblick und stete Kontrolle zu haben über alle Ein- und Ausgänge in meiner Geldbörse, die allerdings — wie gewöhnlich bei uns Beamten — stets mehr schlaff als straff ist! Dieser Zweck: Überblick und Kontrolle, ist tatsächlich ein so nützlicher, daß man ruhig sagen kann: Es würde viel mehr Wohlstand und Zufriedenheit in der Welt herrschen, wenn die Menschen ihre privaten Einnahme- und Ausgabe-Geschäfte in ordentlicher Weise verbuchen würden! — Freilich, das Glück hängt nicht vom Gelde allein ab und ausgegebene Gelder lassen sich durchs Aufschreiben der Kronen und Heller nicht zurückgewinnen, aber der Nutzen ist in anderer Weise ein ganz außerordentlicher! Ein Kassebuch ist ein Lehr- und Lesebuch! Die Zahlen — richtig angesetzt — bilden markante Illustrationen zum scheinbar prosaischen Texte. Text und Zahlen aber erzählen uns mit unerschütterlicher Wahrheit von dem Vergangenen, dem Gegenwärtigen und — lassen uns auch einen, der Wahrheit immerhin oft sehr nahe kommenden Blick in die Zukunft tun! Wie, in welcher Form das Kassebuch geführt wird, ist Sache des einzelnen, jedenfalls aber muß es mit Sauberkeit, Übersichtlichkeit und mit unbedingter Gewissenhaftigkeit geführt werden.

Diese Art Tagebuch sollte in unserer, so kultiviert sein wollenden Zeit jeder zu führen imstande sein und mancher Verschwender würde sparen lernen, mancher Reiche würde sich und den Nächsten mehr nützen lernen, mancher Arme würde sich emporarbeiten lernen, mancher Unzufriedene würde Zufriedenheit lernen. — Es ist unglaublich, welche Sünden heutzutage mit dem Gelde begangen werden und wie sehr not würde es tun, wenn so mancher seine Sünden durch gewissenhaftes Aufschreiben kennen lernte!

Als Leitmotiv kann die Losung empfohlen werden: ‚Sparsamkeit ist eine große Einnahme!‘ — eine Losung, die in unserer verschuldeten Zeit immerhin einige Aufmerksamkeit verdienen würde!“

Zu diesem Ratschlag kann man nur Ja und Amen sagen. Seit jener Zeit mit dem Wochenlohn von 90 Kreuzern führe auch ich ein kleines Einschreibbüchel, dessen Strenge mich ein wenig wirtschaften gelehrt hat.

Ich besuchte das neue alkoholfreie Speisehaus in Graz, trotzdem es — erschrick nicht, Leser! — katholisch ist. Ich habe mich

Den Bauernschreck würde ich nicht schützen, aber auch nicht quälen, sondern rasch töten. Das heißt, wenn ich ihn erst hätte. Der Tierquäler ist gelegentlich auch Menschenquäler. Aber das Tier kann ein Versuchskaninchen sein, um uns in Menschenliebe zu üben. Merkwürdig ist das, je mehr ein Mensch selbst Tier ist, je weniger hat er für das Tier übrig. Je vergeistigter er ist, um so mehr Verständnis hat er für andere Kreatur.

Die Güte eines ganzen Menschen reicht auch für die Tiere aus.

Schillers letztes Gedicht, an wen wendet es sich? An die Tiermörder, die Jäger. An den blutdürstigen Alpenjäger, der zur Kurzweil die Gemse verfolgt hinauf bis in ihr letztes Bereich, wo ihn der Berggeist zurückweist:

„Mußt du Tod und Jammer senden,
Ruft er ‚bis herauf zu mir?‘
Raum für alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Herde?“

Nun, das war zum Schluß kein richtiges Weidmannsheil an euch, ihr Herren Jäger! — Na ja, der Schiller versteht halt auch nichts.

Das „Grazer Volksblatt“ erzählt folgendes:

Am letzten Samstag fand in Kempten das Begräbnis eines Mediziners statt, der an den Folgen einer Schlägermensur in München sein junges Leben hatte lassen müssen. Das unselige Geschick des jungen Mannes und das Mitgefühl mit seinen schmerzgebeugten Eltern hatte eine ungeheuere Menschenmenge in den altstädtischen Friedhof gelockt. Der protestantische Pfarrer Erhard, der die Einsegnung der Leiche vollzog, schilderte in ergreifender Grabrede den Werdegang des Verstorbenen, seine guten Eigenschaften und die Tragik seines Lebens. Bemerkens- und beherzigenswert sind folgende Worte, die er über die Sitte des studentischen Zweikampfes sprach: „Es gibt so viele Gelegenheiten, bei denen der Mut des deutschen Mannes sich erproben kann, es gibt so viele würdigere Gefahren, denen die Jugendkraft sich gewachsen fühlen darf, daß unsere akademische Jugend wahrhaftig Grund genug hätte, auf das Spiel eines Zweikampfes, den man Mensur nennt, zu verzichten. Es ist wahrhaftig nicht bloß das Volksempfinden, das sich gegen ein Spiel sträubt, bei dem es sich, wenn auch nicht immer, um eine Gefährdung des Lebens, so doch der Gesundheit handelt, es ist auch die Rücksicht auf die Mitmenschen, die die akademische Jugend davon abhalten soll, andere zu verletzen, da ja die Folgen niemals vorauszusehen sind. Und darum bitte ich die lieben Komilitonen, die in der Blüte der Jugend stehen, am Grabe ihres toten Freundes der eigenen Eltern zu gedenken, und all die Jugendlust und Freude und all die Gefühle für Ehre zusammenzubringen und aufzuwiegen gegen den Gedanken: was spricht ein bangendes Mutterherz, was sagt ein treubesorgter Vater, wenn das, was wir Spiel nennen, ein solches Ende findet?“ — Es mag zu den Seltenheiten gehören, daß die Grabrede des Geistlichen durch einen Nachruf kritisiert wird. Dies zu tun, blieb Herrn Amtsrichter Hofmann von Kempten vorbehalten, der es sich nicht versagen

hat, die Frau, die jetzt schon so gerne in öffentliche Wirkungskreise hinaustritt, sie wäre vielleicht berufen, das Wirtshaus zu reformieren. Am alkoholfreien Speisehause zu Graz fände sie ein gutes Vorbild.

Ich ging ins Café „Kaiserhof“ und sah dort eine bekannte Dame. Mit übereinandergeschlagenen Beinen saß sie am runden Steintischchen bei ihrem Schwarzen und rauchte eine Zigarette. In der Absicht, mich zu ihr zu setzen, begrüßte ich sie und fragte nach ihrem Befinden.

„Wie Sie sehen“, antwortete sie und blies behaglich ein Strählchen Rauch von sich.

„Was macht der Herr Gemahl?“

„Der ist zu Hause bei den Kindern.“

Da erinnerte ich mich, wohin Männer gehören, und ging nach Hause.

Im vorigen Jahre sollen in Deutschland 36.000 Bücher erschienen sein. Auch ich warf einen Band Kultur. Mein Bruder baute 50 Metzen Kartoffeln und züchtete 5 Kälber, aus denen wahrscheinlich Kühe und Ochsen werden. — Mir scheint, er ist für die Menschheit notwendiger als ich.

In Wien lebte ein Arzt, viel gesucht und viel beschäftigt, ruhelos, friedlos. Als er fünfzig Jahr alt war, nahm er sich auf vier Wochen Urlaub und ging nach Tirol ins Hochgebirge. Er kam nicht mehr zurück.

In Tirol fand er ein gesundes Bauernmädel, er kaufte sich eine Landwirtschaft, heiratete und lebt seither als Bauer, arbeitet als Bauer, erkennt die Natur als Gelehrter und ist glücklich als ein ganzer Mensch.

„Ich habe noch nie einen glücklicheren Menschen gesehen!“ versicherte mir ein Freund, der diesen Mann kennt.

Bei Langenwang im Mürztal ist ein alter Bauer, der weiß von einer heldenmütigen Jungfrau zu erzählen. Die hat gelebt zur Zeit des letzten Türkeneinfalles und ward eingefangen von zween türkischen Hauptleuten, zur Leibesfreude, weil die Maid sehr schön gewesen. Aber sie wollte nicht, daß von Heiden an ihr gesündigt werde, noch viel weniger selber mit ihnen sündigen, und hat vom Schloß Hohenwang, wo sie gefangen gehalten, sich wöllen hinabstürzen in den tiefen Burggraben. Hatte aber bedacht, ob die Sünde des Selbstmordes nicht leicht noch größer wäre, als die mit den Türken. Als jedoch der eine Hauptmann nahete, befiel die Maid ein großes Entsetzen, und wie sie es denn

so oft gefreut an der sozialen, sittigenden Mitarbeit der Evangelischen, warum soll man sich nicht freuen, wenn auch die katholische Kirche nicht allein bei ihrer dogmatischen Tätigkeit bleibt, sondern ihren Einfluß gerne hergibt für weltliche, sittigende Gemeinzwecke. Außer den sieben Sakramenten, die geheiligt werden, gibt es auch sieben Todsünden, die bekämpft werden, bezwungen werden müssen, nicht bloß in Wort, sondern auch in Tat. — Ich fand ein lichtes, reinliches, tabakrauchfreies Lokal (wie ein Hotelspeisesaal, so vornehm gehalten), wo man um 70 Heller ein Mittagessen kriegt, das Getränk dazu umsonst. Und das Trinkgeldgeben ist ausgeschlossen. Was bedeutet das für den ärmeren Mann? Ein Jahresersparnis von wenigstens 200 Kronen! — Welcher Gastwirt könnte das leisten? Er muß ja mit seiner Familie vom Geschäfte leben. Das alkoholfreie Speisehaus verzichtet auf den Gewinn, aus freudiger Dankbarkeit dafür, daß seine Gäste auf Bier und Wein verzichten. Wie kann es aber drauskommen? Nun, ein Verein ist es, der das bestreitet, der Landesverband des Katholischen Kreuzbündnisses. Da wittert man freilich gleich konfessionelle Proselytenmacherei, wie es ja in dieser parteizerklüfteten Welt überall so hergeht. Doch nimmt man in diesem Speisehause nichts wahr, daß die Kellnerinnen (Aufwärterinnen wird man hier sagen müssen) an den Gästen Bekehrungsversuche machen oder daß vor Tisch ein Rosenkranz gebetet wird. Hier sitzt allerdings ein Klerikaler, gleich daneben aber ein Liberaler, ein Nationaler, da ein Protestant, dort vielleicht ein Jude usw. Jeden, der sich hinsetzt, frägt die Aufwärterin freundlich, was gefällig sei zu speisen? Keinen nach dem Glaubensbekenntnis. Einig sind die Gäste in dem Glauben, daß der Alkohol, wie er jetzt herrscht, unser Totfeind ist, der niedergerungen werden muß, ehe er uns zu Boden bringt. Wie not wäre es, daß wir viele solche alkoholfreie Speisehäuser hätten, oder um den abgestandenen Witz zu wiederholen, „geistlose Wirtshäuser". Sie brauchten ja nicht gerade konfessionellen Beigeschmack zu haben. Wirtshauskonkurrenz, gewiß! Aber man kann bei der Wichtigkeit dieser Sache unseren braven Gastwirten nicht helfen; sie können sich selber helfen, wenn sie in ihren Speisehäusern die Trinksitte, die schon dem Trinkzwang gleichkommt, abschaffen, wenn sie auch alkoholfreie Getränke anbieten und den Gästen die Vermeidung des Alkohols erleichtern, anstatt zu erschweren. — Die Gottesgabe ist zu sehr mißbraucht worden. Das kommt nun davon. Mit wenigem nicht zufrieden, also gar nichts mehr! Ja, es wird doch wohl sein müssen, daß unsere Gasthäuser sich darnach einrichten, und ich wäre überzeugt, daß selbst bei gänzlicher Verbannung des Alkoholgeistes unsere Gastgeber und Gäste noch lange nicht geistlos werden würden?

Die Frau, schon als Mutter die natürlichste Menschenernährerin, die Frau, die unter der Trunkgier des Mannes am meisten zu leiden

Eines Tages veranlaßte mich ein Freund, einem „Verehrer von mir“, den er aber nicht nannte, ein Autograph zu schicken. Die Nase noch voll mir gestreuten Weihrauchs, schrieb ich flüchtig hin:

„Ein bißchen Lieb', ein bißchen Ehr',
Ich brauch' nicht mehr.
Viel Ruhm macht dumm.“

Dann das Blättchen rasch in ein Couvert gesteckt und den Freund um Besorgung ersucht. Ein Schauder ging mir durch Mark und Bein, als ich später erfuhr, wer der Empfänger war. Ein berühmter Künstler, dem der Ruhm, sagt man, zeitweilig zu Kopf steigt. Wenn der Mann nicht mehr Humor aufgebracht hätte als ich, so müßte er mich auf Pistolen gefordert haben.

Manchmal, wenn die Handschriftenbettelplage zu groß wird, reizt es mich allerdings, mit Absicht den Bettler tödlich zu beleidigen. Am tiefsten betäube ich die meisten der sehr lebhaft angehenden Autographenjäger mit der Zumutung, für die Handschrift einen kleinen Waldschulpfennig zu stiften. Das lähmt völlig, da rührt sich keiner mehr.

Einst, als ich Handschriftenbettlern noch milde Almosen gab, schrieb ich gerne hin: „Drei Gnaden hat der Himmel dem Menschen gegeben: Das Ideal, die Liebe, den Tod.“

„Ah, den Tod?“ fragte einmal der Autographenjäger zurück, „gehn S, hörn S mir auf. Von dem mag ih nix hörn. A Gnad soll das sein?“

„Denken Sie“, darauf ich, „wenn Sie tausend Jahre leben müßten auf dieser Welt! Oder noch länger!“

„Warum denn nit? Wenn ma nur was z essen hat.“

„Aber denken Sie!“

„Ah na, denkn mag ih nit. Hilft eh nix, s Denkn. — Schaun S, was habn S denn lauter noh aufgschriebn? — Ih—deh—al! — Is das was zum essn? Und da steht noch Lie—be.“ In seinen Äuglein flackerte ein Lustlachen. „Lie—be! s Weibsbild — gelln S?!“

„Wie halt meinen.“

Hernach änderte ich mein Autograph dahin: „Drei Gnaden hat der Himmel dem Menschen gegeben: Gefräßigkeit, Weibsbild, Stumpfsinn.“

Wohlgefällig nickte er: „Aber a schöne Schrift habn S!“

machen sollte, um ohne Sünde aus dieser Welt zu kommen. Und ist ihr was Feines eingefallen. Weil der Hauptmann Deutsch verstund, so konnte sie ihm sagen: „Herr, ich danke Euch mein Leben. Hättet Ihr mich nicht auf das Schloß gebracht, so wäre ich wohl erschlagen worden auf der Straßen. Daher will ich dankbar sein und Euch ein Mittel verraten, daß Euch schußfest macht vor dem Feind.“ Sie zog eine getrocknete Wurzel aus dem Sacke. „Von dieser Wurzel esset ein Stück, allemal, ehe Ihr in die Schlacht reitet. Dann gleitet jede Kugel von Euch ab. Und damit Ihr dessen sicher seid, sollt Ihr es bei mir versuchen, mein Herr! Sehet, ich esse jetzt davon, nun hebt Euer Schußrohr und schießet mir auf die Brust. Die Kugel wird abprallen und zu meinen Füßen niederfallen. Versuchet es nur!“ — Des ist der türkische Hauptmann begierig worden, hat's getan und seine Kugel ist ihr mitten durchs Herz gegangen — also, daß sie auf den rosenroten Sand ist gesunken und hingestorben ohne Sünde.

Das Wort: Freund. Kommt es nicht von: vereint? Vereint sein? Die beiden sind gut Freund. Sie sind gut vereint. Unter Freunden. Unter Vereinten. In der deutschen Bauernschaft pflegt man statt Verwandtschaft: Freundschaft zu sagen. Die Blutsverwandten sind eine Art Verein, Vereinschaft, Freundschaft. — Hallo, sie laufen schon! Sie laufen schon, die Germanisten, ihrer drei, ihrer zehn, ihrer ein ganzes Dutzend. Mit drohenden Fäusten. „Hinaus, Bock, hinaus aus dem Garten der deutschen Germanistik!“ Ich schweig' schon, ich geh' schon. Es war nur so ein Einfall. — „Einfälle haben in der Germanistik nichts zu tun!“ Na, das hätte ich wissen können. — Diesen billigen Scherz brachte ich einem Deutschliteraturprofessor vor, der mich gerade geärgert hatte. Er hatte nämlich gesagt, in meiner Jugend hätte ich bessere Bücher geschrieben als jetzt. Und gerade dieser Herr war es, der vor fünfunddreißig Jahren in einem mich damals ganz entmutigenden Aufsatz mir ins Gesicht warf, Alpengeschichten, Waldschulmeister, Volksschilderungen, das sei alles nichts. Wenn ich Schriftsteller werden wolle, so müsse ich erst was lernen. Ich müsse Grammatik lernen, müsse die Gesetze der Dichtkunst studieren, müsse die Philosophen lesen, müsse mit einem Wort eine akademische Bildung zu erlangen trachten. Ich habe mir den guten Rat zunutze zu machen, habe all das mir Fehlende nachzuholen gesucht. Und jetzt sagte der Mann, ich hätte bei meiner natürlichen Art bleiben, mich nicht in fremde Bereiche wagen, das Reflektieren bleiben lassen und mein Talent nicht so verkünsteln sollen. Darauf habe ich den gescheiten Herrn halt ein wenig geneckt, wie es „Vereinte“ öfter untereinander tun.

Es gehört zu ihm also nicht nur der eigentliche Bauer als Arbeiter und Arbeitsleiter (Hand und Kopf) in einer Person, sondern auch der adelige und bäuerliche (bürgerliche kann man nicht gut sagen) Gutsbesitzer als ausschließlicher Arbeitsleiter, dann aber auch derjenige Teil der Landbevölkerung, der nur oder doch ganz vorzugsweise aus Arbeitern, sogenannten Landarbeitern, besteht. Letztere Schicht des Bauernstandes ist durch die heutige übertriebene Industrialisierung und Kommerzialisierung bekanntlich am meisten vom Boden abgedrängt und in die Großstädte gezogen worden. Wäre die industrielle Entwicklung nicht allzu schnell und üppig vor sich gegangen, so hätte die überaus starke Vermehrung, die ja die Landarbeiter vor jeder andern Schicht auszeichnet, den Abgang wohl zu ersetzen vermocht. So aber reichen die noch vorhandenen Bestände nicht nur nicht hin, den Bedarf zu decken, sondern es ist sogar vielfach ein Zuzug fremder Arbeitskräfte notwendig geworden.

Das ist eine sozial- und rassenbiologisch überaus bedenkliche Erscheinung. Ein eigenvölkischer Landarbeiterstand ist nämlich für die gesicherte Zukunft eines Landes und Volkes von so außerordentlicher Bedeutung, daß sie nur noch mit der des Kriegsheeres verglichen werden kann. Wie das Heer die kriegerischen, so muß der Landarbeiterstand die friedlichen (von unten herauf eindringenden) Eroberer unseres Landes und Volkes abwehren; denn fremdrassige Landarbeiter würden die Eigenart unseres Volkes und seiner Kultur mit der Zeit noch gründlicher und endgültiger zerstören, als das irgendein äußerer Feind mit dem Schwerte vermöchte. Dieser ungeheueren Gefahr dürfen wir unser Land und Volk auf keinen Fall länger aussetzen. Es muß darum alles nur Erdenkliche und Mögliche geschehen, um den eigenvölkischen Landarbeiterstand, soweit er noch da ist, zu erhalten und, wo er nicht mehr vorhanden ist, wieder einen solchen zu schaffen. Das mindeste, was in dieser Hinsicht zu tun wäre, ist wohl das, möglichst jeder Landarbeiterfamilie ein eigenes Häuschen mit Stallung und Garten daran zu sichern, sie überhaupt, wenn nicht an Lohn, so doch in anderer Hinsicht so zu stellen, daß sie sich bei ihrer harten, aber gesunden, leib- und seelestärkenden Arbeit wohl, sicher, zufrieden fühlt und möglichst wenig Veranlassung zur Abwanderung hat. Freilich muß da noch ein anderes hinzukommen. Wenn nämlich der schrankenlosen, mit dem Wohle der Gesamtheit nicht verträglichen Erwerbsgier einzelner in allen gewerblichen Berufen gewisse Zügel angelegt werden, dann wird auch keine nur zeitweilige (nicht dauernde) Arbeitsgelegenheit irgendwo in allzu erheblichem Maße entstehen. Es wird also nicht nur nicht in dem Maße, wie heute, Verführung zur Abwanderung, sondern auch keine Reservearmee von zeitweilig Arbeitslosen, dem leiblichen und sittlichen Verderben Geweihten, möglich sein. Die liberale Phrase, die für jeden, der nicht über seine Nasenspitze hinaus zu denken vermag, so verführerisch klingt, ist nichts weiter als eine listig verdeckte Selbstsucht einzelner, die sich auf Kosten des Gesamtwohls und der Zukunft in der Gegenwart übermäßig bereichern wollen.

Allerdings: sowie jetzt in den Großstädten die Arbeitskräfte auf Kosten des Gemeinwohls zugunsten einzelner vom Lande abgezogen werden, so sind früher, während des Hörigkeitsverhältnisses, wohl auch auf dem Lande manchmal die Arbeiter zugunsten der großen Herren unnötig festgehalten worden. Beides ist vom sittlichen wie sozialbiologischen Standpunkte aus gleich verwerflich; aber unsere liberalen wie sozialen Demokraten — letztere sind manchmal noch unsozialer, noch überindividualistischer als erstere — tun so, als ob das auch jetzt noch geschähe oder möglich wäre.

Der Neuaufbau des Landarbeiterstandes auf biologischer Grundlage ist nun in folgender Weise vorzunehmen, daß man die rassisch und völkisch fremden Elemente, die ja leider auch bei uns schon in recht erheblicher Zahl vorhanden sind, mit der

Kleine Laube

Splitter.

Von Anna Adam.

Bei den Tieren ist der Klassenunterschied genau so schroff wie bei den Menschen. Wer könnte einen Vergleich ziehen zwischen einem verwöhnten Schoßhündchen, das sich auf seidenen Kissen dehnt und mit Leckerbissen gefüttert wird, und einem armen, abgearbeiteten Hunde, dem karge Brocken vorgeworfen werden und der sich täglich bis zur Erschöpfung abquälen muß? Und begegnen sich die beiden einmal, so wird der ruppige, halbverhungerte Köter von seinem vornehmen Kollegen entweder ignoriert oder verächtlich angekläfft.

*

Menschen, die ihre Lebensweisheit nur aus Büchern schöpfen, erscheinen mir wie solche, die theoretisch schwimmen lernen. Solange sie festen Boden unter den Füßen haben, wissen sie genau, wie man sich über Wasser hält; schlagen aber die Wellen über ihnen zusammen, dann vermögen sie sich nicht emporzurichten, sondern gehen elend zugrunde.

Zur Wiederaufbauung des Bauernstandes.

Die „Politisch-Anthropologische Revue" (Berlin) bringt von Dr. Schmidt-Gibichenfels über diesen Gegenstand eine größere Abhandlung, der wir das Folgende entnehmen, weil es auch auf unsere Verhältnisse paßt:

Wenn ich mit diesem Stande beginne, so geschieht es deshalb, weil der Stand der Ackerbauer und Viehzüchter nicht nur als das wichtigste Ernährungs- und Fortpflanzungsorgan jeder vollständig organisierten Gesellschaft, sondern auch da, wo keine Überschichtung durch fremde Eroberer erfolgte, also in den eigentlich germanischen Ländern, als der Ursprung, Entstehungsherd für alle übrigen Stände angesehen werden muß. Jede wirkliche Kultur — nicht bloß Zivilisation — beginnt mit der Kultur des Bodens und der Verarbeitung seiner Erzeugnisse. Auch das, was man im weiteren, übertragenen Sinne „Kultur" nennt, hängt eng mit der Kultur des Bodens zusammen und würde sich bald in Allerweltszivilisation, d. h. in Chaos auflösen, wenn der Ackerbau in den eigentlichen Kulturländern vernachlässigt würde oder ganz in die Hände unfreier, fremder Rassenbestandteile fiele. Die Weltmacht Rom und ihre eigenartige Kultur war von dem Augenblicke an zum Untergange verdammt, als ihre führende Aristokratie damit anfing, den freien, rassestolzen Altrömer vom Boden und seiner Bebauung abzudrängen und ihn durch fremde Sklaven zu ersetzen. Auch uns würde es nicht anders ergehen, wenn der freie Ackerbauer, der bei uns sogar noch einen Teil des Adels umfaßt, durch eine noch schärfere Zuspitzung der kapitalistischen Entwicklung proletarisiert würde. —

Gegenwärtig kann, beziehungsweise muß man zum Bauernstande alle diejenigen Schichten der Nation rechnen, die den Landbau erwerbs- und berufsmäßig betreiben.

die Grenze des von ihrem Standpunkte aus allenfalls noch Verzeihlichen liegt und hüten sich im allgemeinen, diese zu überschreiten. —

Die verhältnismäßig leichtere Möglichkeit des Aufsteigens in höhere Schichten ist ein Vorzug, den der Landarbeiter vor seinen Schicksalsgenossen in den Großstädten heutzutage vielfach voraus hat und der darum nicht unwesentlich dazu beitragen dürfte, ihn auf dem Lande festzuhalten. Indessen müssen auch die bloßen Arbeiter auf dem Lande ihren bedeutungsvollen Beruf wieder schätzen und lieben, sich überhaupt wieder mit den übrigen Schichten des Bauernstandes als ein Ganzes fühlen lernen. Das Klassenbewußtsein muß seinen jetzigen, von einem falschen Sozialismus eingegebenen, engherzigen, beschränkten Charakter verlieren und sich zu einem allgemeineren Standesbewußtsein erweitern. Dann wäre auch der Weg zu einem rechtschaffenen Volksbewußtsein, das ja ebenfalls unter jenem beschränkten Einzel- und Klassenegoismus so unendlich gelitten hat, wieder frei. In dieser Richtung könnten verständige Lehrer und Geistliche auf dem Lande viel Gutes wirken. Freilich müßten manche von ihnen heutzutage wohl erst selbst über die volksorganische und sozialbiologische Bedeutung der Stände im allgemeinen und des Bauernstandes im besonderen aufgeklärt werden. Ein falscher Liberalismus hat leider auch unter ihnen vielfach Schule gemacht.

Der traurige Tanz.

Von Artur Dworzak.

Auf einem Ball,
Ich weiß nicht, wo,
Erloschen im Saal die elektrischen Lichter.
Und in der großen Verwirrung,
Im Kreischen, in Püffen und Verrenkungen
Verschwanden die Herren wie in Versenkungen.
Statt ihrer huscht ein Vögelgelichter
Hinschwebend in schillernder Farbenpracht,
Und traurig leise Sänge versterben;
Eine Wachteluhr schlägt Mitternacht.
Die Vögel aller Art,
Die sich drängen im weiten Saal,
Die waren ganz apart,
Erwuchsen alle zu solcher Größe,
Daß sie den holden Damen reichen
Hinan bis zu des Busens Blöße.
So dünkt sich denn groß wie noch nie
Der liebe kleine Kolibri.
Vier Uhus fackeln mit Windlichtern
In den Ecken des Saals.
Aus der Vögel Gesichtern
Scheint tiefe Traurigkeit.
Auf der Estrade stehen im blutroten Kleid
Hundert Gimpel als Ballkapelle bereit.
Ein kalekutischer Hahn,
Der von den Buschmännern schnalzen gelernt,
Führt sie an.
Nun reckt er den Kopf zum Himmel empor,
Schielt auf den Chor
Und tut einen kurzen, heiseren Schnalzer.
Da plustern sich die Sänger auf
Und spitzen den Schnabel
Und pfeifen in Tönen
Klagend schönen
Einen unendlich traurigen Walzer.

Zeit immer mehr zu entbehren und schließlich ganz auszumerzen, zur Abwanderung zu veranlassen sucht. Wo sich aber noch ein Stamm einheimischer, an Leib und Seele gesunder Landarbeiter von überwiegend oder gar rein germanischer Rasse vorfindet, da sollte man ihn wie ein Nationalheiligtum schützend umhegen und seine Vermehrung auf jede nur mögliche Weise begünstigen. Kein Opfer an Geld, Arbeit und Geduld sollte für diesen Zweck gescheut werden. Das hier angelegte Kapital würde sich, wenn auch nicht gleich materiell, so doch in anderer Weise hundert-, ja tausendfach schon in verhältnismäßig kurzer Zeit verzinsen. Es gibt gar keine sozialpolitische Aufgabe, die sich mit dieser an Wichtigkeit und Dringlichkeit auch nur entfernt messen könnte. Wären die zu diesem Zwecke aufzuwendenden materiellen Opfer für die Arbeitgeber auch in ihrer Gesamtheit zu groß, so müßte sich der Staat mit ihnen darin teilen. Der Staat ist ja auch in seinem eigenen Selbsterhaltungsinteresse sowie als Bewahrer und Förderer des Gesamtwohls im höchsten Maße am Gedeihen dieser vor der Hand am meisten gefährdeten Schicht des Bauernstandes interessiert. —

Die ganz besonders pflegsame Behandlung einheimischer Landarbeiter von überwiegend oder rein germanischer Rasse ist natürlich nicht in der Weise zu denken, daß man sie an Leib und Seele verwöhnt, verweichlicht, verhätschelt oder etwa gar den modernen großstädtischen Materialismus und seine sogenannte „Kultur“, die in Wahrheit Unkultur ist, bei ihnen einzuführen sucht. Dadurch würde man sie an Leib und Seele verderben und sie noch dazu unzufrieden, unglücklich machen. Man vergesse nicht, daß die materiell wie geistig einfache Lebensweise bei harter, aber gesunder Arbeit in freier Natur, fern von dem nervenzerrüttenden Getriebe der Großstädte, ihre unschätzbaren Vorzüge hat und nebenbei ein außerordentlich wertvoller biologischer Züchtungsfaktor ist. Man denke an den Rat, den Mephistopheles dem seiner Geistesbildung überdrüssigen Doktor Faust gibt, als er von ihm einen Verjüngungstrank begehrt. Auch ein ganzes Volk, das nicht veraltern, vergreisen, das sich immer von neuem verjüngen will, bedarf eines solchen Jungbrunnens. Es muß also in großen Kulturländern, wenn sie nicht an der Kultur zugrunde gehen wollen, Stätten geben, von denen man sagen kann: hier ist heiliges Land, hier hat der Jude und der von ihm ausgehende Zersetzungsbazillus keine Macht, hier werden die Kräfte des Leibes und der Seele geschont, erhalten, aufgebaut, nicht ausgebeutet, verbraucht, vernichtet.

Man behandele also die deutschvölkischen Landarbeiter, namentlich die von rein und überwiegend germanischer Rasse, mit Liebe und Wohlwollen, sei sich aber der ungeheuren Verantwortung, die man damit übernimmt, stets bewußt, halte sie in strenger Zucht, dulde bei der Arbeit keine Schlappheit oder Nachlässigkeit, gebe ihnen auch in ethischer und ästhetischer Beziehung kein schlechtes Beispiel. Zum mindesten auf dem Lande müssen unsere Arbeiter wieder mit Liebe und Verehrung zu ihren Arbeitgebern hinauf-, jedenfalls nicht mit Verachtung auf sie herabsehen lernen. Was Ehre, Treue, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Großmut ist, das muß man, soweit es nicht immer noch der Fall ist, wieder bei edlen Herren: ebenso, was sich ziemt, wieder bei edlen Frauen erfragen oder vielmehr ersehen können. Das übrige ist Sache der Seelsorger. Diese spielen sich auf dem Lande bei sittlichen Verfehlungen in geschlechtlichen Dingen nicht selten als harte unversöhnliche Sittenrichter auf. In solcher Beziehung sei man nicht allzu rigoros. Soweit es sich bei Verfehlungen dieser Art nicht um biologisch schädliche Perversitäten, sondern um natürliche, menschliche Dinge handelt, denke und fühle man menschlich. Die Sitten der Arbeiter sind in geschlechtlicher Hinsicht anders als bei den mittleren und höheren Gesellschaftsklassen, man darf also an die Geschlechtsmoral der Arbeiter nicht den Maßstab der guten oder gar besten Gesellschaft anlegen. Die an Leib und Seele gesunden unverdorbenen Landarbeiter wissen übrigens im Durchschnitt ziemlich genau, wo im Geschlechtsverkehr

Und Madame erwacht im warmen Bette,
Und reibt die Augen: Der garstige Traum!
Wenn ich den Hut, den schönen, schon hätte,
Mit dem herrlichen Vogel und den großen Federn!
Die Rätin zerspringt vor Neid, ich wette!
Denn ihr Mann,
Der kann
Ihr's leisten nicht.
Und sie freut sich geschwind
Und streckt vor Wonne die weichen Glieder
Lächelnd wie das unschuldigste Kind.

Sprechende Zahlen.

Das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich von 1913 enthält auch eine ganze Reihe von internationalen Übersichten und Vergleichen. Unter diesen sind wiederum diejenigen lehrreich, die sich auf die Bewohner der verschiedenen Länder beziehen, also auf das Wachstum der Bevölkerung, Sterbefälle und deren Ursachen, Auswanderung usw.

Hinsichtlich des Prozentsatzes der Geburten marschiert Rußland an der Spitze aller Nationen der Welt. Auf 1000 Einwohner kommen in Rußland jährlich nicht viel weniger als 50 Geburten. Damit können nur noch einige spanisch-amerikanische Länder einigermaßen rivalisieren, wie Argentinien mit 44·3 und Costarica mit 42·5. In den alten Kulturländern ist in den letzten Jahren die Geburtenziffer ganz erheblich geringer. So ist sie in Deutschland, wo sie früher auch 40, ja sogar darüber betragen hatte, auf unter 30 hinuntergegangen, in Großbritannien beträgt sie nur 25 und Frankreich hat den wenig erfreulichen Ruhm, unter allen größeren Ländern der Welt an der letzten Stelle zu stehen mit 18·7 Geburten auf 1000 Einwohner.

Diesen Nachteil macht Frankreich nicht einmal durch eine besondere geringe Sterbeziffer wett. Im Gegenteil, es besitzt eine höhere Sterblichkeit als viele andere Länder. In Frankreich starben im Jahre 1911 auf 1000 Einwohner nahezu 20, während im selben Jahre in Großbritannien nur 15, in den skandinavischen Ländern nur 14, in der Kapkolonie 13 und im Australischen Staatenbunde gar nur 10·7 starben. Deutschland steht mit 17·3 Sterbefällen auf einer mittleren Linie und wird nicht nur von Frankreich, sondern auch von der Habsburgischen Monarchie mit 23 und vor allem von Rußland mit nahezu 30 wesentlich übertroffen. Auch Japan mit ungefähr 22 Sterbefällen auf 1000 Einwohner hat eine darin ungünstigere Statistik als Deutschland.

Unerfreulich ist hingegen in Deutschland die trotz aller humanitären und hygienischen Bemühungen der letzten Jahre noch immer verhältnismäßig hohe Sterblichkeit der Säuglinge, das heißt der Kinder von weniger als einem Jahre. Im Jahre 1911 starben in Deutschland auf 100 lebendgeborene Kinder 19·2, also fast ein Fünftel. Ungarn mit 20·7 und vor allem Rußland mit 27·2 stehen ja noch ungünstiger da, aber Italien mit 14, Frankreich mit 14·3, England mit 13, Japan mit 16·6 und vor allem der Australische Staatenbund mit 6·8, stehen doch hinsichtlich der Kindersterblichkeit unvergleichlich günstiger da als Deutschland. Unzweifelhaft wird sich das Deutsche Reich bemühen, durch immer sorgfältigere Fürsorge für die Säuglinge die noch immer erschreckend hohe Kindersterblichkeit zurückzudrängen, aber freilich wird es niemals einen Nachteil gegenüber den erwähnten, in der Kindersterblichkeit günstiger dastehenden Ländern wettmachen können: das rauhere Klima, das viele Erkrankungen der Atmungsorgane und damit auch viele Todesfälle hervorruft.

Desto günstiger steht Deutschland hinsichtlich der Sterbefälle der Erwachsenen da, insonderheit soweit es sich um solche ansteckende Krankheiten handelt, denen man

Die Damen, wie magisch hingezogen,
Kommen den Vögeln zugeflogen
Und nehmen sie sachte um die Mitte
Tanzend im düsteren Walzerschritte.
Der Reigen,
So eigen
Ist gar und ganz
Unheimlich wie ein Geistertanz.
Doch ein Chor von sprechenden Papageien,
Ehrwürdigen Staren und klugen Dohlen
Ruft in furchtbar hohlem Ton,
Wie Grabesstimmen heischend und kreischend:
„Gebt allen die Federn, die ihr gestohlen!
Das schöne Leben
Sollt wieder ihr geben!
Das freie Herz, das nimmer schlägt,
Den Flug, der alle zur Sonne trägt!
Die Federn von euren Hüten
Samt den Leichen!
Und ihnen, die so göttlich gesungen,
Den Nachtigallen, gebt ihre Zungen,
Sonst wird das Schicksal euch erreichen!“
Und immer trauriger wird der Reigen
Wie Totentanz.
Schluchzend wie Sterbelieder verhallen
Sänge von tausend Nachtigallen
Im weiten dämmrig beleuchteten Saal.
Da erfaßt die Befiederten mit einemmal
Der Rache Glut, der Tanz bricht ab;
Die Flügel spreizen sich im Zorn,
Es glänzt der Augen Pfefferkorn,
Und mit den Schnäbeln, den harten und spitzen
Plötzlich kreuz und quer sie ritzen
In wütender Rage
Die Dekolltage
Und die rosig weichen Wangen der Damen.
Da rieselt das Blut vom Holdgesicht,
Die feingepflegte Haut ist zerschunden,
Schrammen und Wunden;
Und mitten im Wüten, Gekreisch und Gewirr
Verlöschen die Uhu das flackernde Licht.
Die Vögeltiere rasend frohlocken
Und ritzen und stechen das schöne Geschlecht,
Zerzupfen die Haare und welligen Locken
Und tauchen die Schnäbel im Schutze der Nacht
Ins blendende Weiß
Mit verdoppeltem Fleiß
Ohne Rast, ohne Ruh
Und singen Chöre der Rache dazu.
In Ohnmacht liegen
Am Boden, auf Sesseln
Und einsamen Stiegen
Die fliehenden Frauen. —
Da horch! es schlägt die Wachteluhr
Die erste Stunde.
Nun flattert's
Und rattert's,
Verfliegt wie gekommen
Gleich Nebel im Wind.
Vom Vögelgelichter schwindet die Spur.
Elektrisch sonnenhell ist's wieder,
Es tönen frohe Walzerlieder,
Und die Herren im schwarzen Frack
Sind wieder da. —

Jede Einzelheit unserer Lebensmittel, unserer Kleidung und aller Depots auf dem Inlandeis und auf dem ganzen 1300 Kilometer langen Weg zum Pol hin und zurück funktionierte aufs vollkommenste. Die Polabteilung wäre in bester Gesundheit und mit Überfluß an Lebensmitteln nach dem Gletscher zurückgekehrt, wenn nicht erstaunlicherweise gerade der Mann zusammengebrochen wäre, von dem wir es am wenigsten erwarten durften: Edgar Evans galt als der kräftigste Mann der Abteilung.

Der Beardmoregletscher ist bei gutem Wetter nicht schwer zu überschreiten, aber bei der Rückkehr hatten wir nicht einen einzigen vollkommen schönen Tag; dies und ein kranker Gefährte verschlimmerten unsere böse Lage bedeutend.

Wir gerieten, wie ich an anderer Stelle gesagt habe, in schrecklich höckriges Eis hinein und Edgar Evans erlitt eine Gehirnerschütterung — er starb eines natürlichen Todes, ließ uns aber schwer getroffen zurück, bei schon gefährlich weit vorgerückter Jahreszeit.

Doch all das war nichts gegen die Überraschung, die uns auf der Barriere erwarte. Ich behaupte, daß unsere Vorkehrungen für den Rückmarsch durchaus richtig waren und daß kein Mensch auf der Welt solche Temperaturen und Oberflächen, wie wir sie zu dieser Jahreszeit antrafen, erwartet haben würde. In der Breite von 85° 86′ hatten wir auf dem höchsten Punkte 29 bis 34½ Grad Kälte, auf der 3000 Meter tiefer liegenden Barriere auf dem 82. Breitengrade fast regelmäßig 34 Grad am Tage und 44 Grad in der Nacht, und dabei beständig Gegenwind auf unseren Tagemärschen. Es ist klar, daß derartige Umstände sehr plötzlich eintreten, und ich schreibe unseren Zusammenbruch hauptsächlich diesem plötzlichen Überfall durch schlechtes Wetter zu, das keine vernünftige Ursache zu haben scheint. Ich glaube nicht, daß je ein menschliches Wesen solch einen Monat durchgemacht hat wie wir, und doch hätten wir ihn trotz des entsetzlichen Wetters überstanden, wenn nicht ein zweiter unserer Kameraden, Rittmeister Oates, erkrankt wäre, wenn sich nicht in unseren Depots ein mir unerklärlicher Fehlbetrag an Petroleum herausgestellt hätte, und wenn uns nicht schließlich 20 Kilometer vor dem Depot, wo wir unsere letzten Vorräte finden mußten, der Orkan überfallen hätte. Schlimmer konnte uns das Unglück schlechterdings nicht mitspielen. Wir sind nur 20 Kilometer von unserm alten Ein-Tonnen-Lager, mit Brennmaterial zu einer einzigen letzten Mahlzeit und Lebensmitteln auf zwei Tage. Vier Tage lang können wir das Zelt überhaupt nicht verlassen — so heult der Sturm um uns herum. Wir sind schwach, das Schreiben wird schwer, aber meinetwegen bereue ich diese Reise nicht, die gezeigt hat, daß Engländer Schweres erdulden, einander helfen und dem Tode mit ebenso großer Festigkeit entgegensehen können, wie je in vergangenen Zeiten. Wir haben es gewagt, und wir wußten, was wir wagten; das Glück hat sich gegen uns entschieden, wir dürfen uns deshalb nicht beklagen, sondern wir beugen uns vor dem Willen der Vorsehung und sind entschlossen, bis zuletzt auszuharren. Doch wenn wir bereit sind, unser Leben zu lassen bei diesem Unternehmen, das unser Vaterland ehrt, so appelliere ich an unsere Landsleute, zu sorgen für diejenigen, die von uns abhängen.

Blieben wir am Leben — ich hätte viel zu erzählen von Unerschrockenheit, Ausdauer und Heldenmut meiner Kameraden, was das Herz jedes Engländers tief bewegen würde. Statt meiner müssen diese kurzen Aufzeichnungen und unsere Leichen reden. Aber gewiß, gewiß wird unser großes, reiches Vaterland die nicht im Stiche lassen, die auf uns angewiesen sind. R. Scott.

Auf der ersten Seite des letzten Tagebuchheftes steht die Bitte:

„Schickt dieses Tagebuch meiner Frau! R. Scott.“

Das Wort „Frau“ ist ausgestrichen und „Witwe“ darüber geschrieben.

durch Vervollkommnung der hygienischen Maßnahmen begegnen kann. So sind die Erkrankungen an Pocken und Fleckfieber in Deutschland fast gänzlich ausgestorben. Am Typhus sterben in Deutschland von 100.000 Einwohnern 4, während in Irland daran 8, in Frankreich nahezu 14, in Rußland 23 und in Spanien gar 37 sterben. Gerade der Typhus aber ist eine Krankheit, bei deren Überwindung eine zweckbewußte Hygiene, insbesondere die Versorgung mit gutem Trinkwasser, eine wesentliche Rolle spielt. An Masern sterben in Deutschland von 100.000 Einwohnern 17·5, in England 23, in Frankreich 21·5, in Österreich 35·6 und in Rußland gar 69·7. Rußland würde trotz seines wenig günstigen Klimas angesichts der großen natürlichen Körperkraft seiner Bevölkerung lange nicht eine so hohe Sterblichkeitsziffer haben, wenn es nicht in kultureller Hinsicht so weit hinter Ländern wie Deutschland oder England zurückstünde. Durch die große Sterblichkeit in Rußland wird der Vorteil, den es durch seinen gewaltigen Prozentsatz der Geburten hat, ganz wesentlich herabgemindert. Trotzdem marschiert es hinsichtlich des Überschusses der Geburten über die Sterbefälle mit 17 auf 1000 Einwohner noch immer an der Spitze aller europäischen Länder. Auch unter Einbeziehung der anderen Erdteile wird es nur von einigen südamerikanischen Staaten übertroffen wie Argentinien mit 21·5 und Uruguay mit 18·3. Hinter diesen Ländern steht Deutschland mit einem Geburtenüberschuß von 11·3 auf 100 Einwohner erheblich zurück, es übertrifft aber noch immer Italien mit 10·1, England mit 9·8, die Habsburgische Monarchie mit 9·7 sowie die meisten Staaten in den Vereinigten Staaten. Frankreich hatte im Jahre 1911 den traurigen Ruhm, das einzige Land zu sein, bei dem überhaupt kein Überschuß von Geburten über die Sterbefälle, sondern ein Defizit vorhanden war. In Frankreich nahm in diesem Jahre die Bevölkerung um 35.000 ab, während sie in Deutschland um 740.000 zunahm, so daß zwischen beiden Ländern eine Differenz von nahezu 800.000 zugunsten Deutschlands bestand.

Scotts Botschaft an die Öffentlichkeit.*

Aus: Kapitän Scotts Tagebuch. (Brockhaus, Leipzig.)

Die Gründe unseres Unterganges sind nicht auf fehlerhafte Organisation zurückzuführen, sondern auf Unglücksfälle, die uns bei allem, was wir wagen mußten, verfolgt haben.

1. Der Verlust der Ponys im März 1911 zwang mich, später aufzubrechen und die Menge des mitzunehmenden Proviants einzuschränken.

2. Das schlechte Wetter auf dem ganzen Marsche zum Pol und besonders der langanhaltende Sturm auf dem 83. Grad hemmten uns.

3. Der weiche Schnee in den unteren Regionen des Beardmoregletschers verlangsamte ebenfalls das Marschtempo.

Wir haben diese unvorhergesehenen Ereignisse mit Energie bekämpft und haben sie besiegt, aber auf Kosten unseres Reserveproviants.

---

* Der tragische Untergang des berühmten Polarforschers setzte im Februar d. J. die ganze gebildete Welt in Aufregung. Die Frage nach den Ursachen des Unglücks beantwortet Kapitän Scott jetzt selbst. Soeben erscheint unter dem Titel „Letzte Fahrt“ bei F. A. Brockhaus sein Tagebuch nebst den Berichten seiner Gefährten. Die ungewöhnlich fesselnde, bunte Eigenart dieses Werkes läßt sich mit wenig Worten nicht erschöpfen; die Schilderung Scotts von seinem Marsche zum Südpol, das allmähliche Zusammenbrechen der Wanderer und das furchtbare Ende gehören zum Erschütterndsten, was die gesamte Literatur aufzuweisen hat. Das obige Kapitel ist eine Probe daraus. Kapitän Scotts „Letzte Fahrt“ umfaßt zwei Bände (Preis geb. 20 Mk.) und ist mit einer verschwenderischen Fülle ein- und mehrfarbiger Illustrationen ausgestattet.

Drunten, drunten ist die Heimat,
Bist mit ihr unlösbar eins!
Und sie liebt dich und sie zieht dich,
Ewig an und läßt dich nicht.

Hat dein Herz dies Lied vernommen,
Ist's ihm Trost für alles Leid:
Drunten, drunten ist die Heimat,
Drunten, drunten ist dein Haus,
Neige, neige, neige dich . . .

Ella Triebnigg.

Bitte.

Sing mir noch einmal jenes kleine Lied,
Dem ich so oft gelauscht in alten Zeiten!
Daß bei dem Klang, der schmeichelnd mich umzieht,
Mein Denken in der Jugend Tage flieht,
Und Sehnen macht, wie einst, das Herz mir weiten.

Und deiner Stimme weicher, dunkler Klang —
Laß mich ihn hören, den so lang entbehrten!
Kein andrer Mund das Lied so schön mir sang,
Das liebe Lied, nach dem mir immer bang,
Was auch die Jahre mir an Gunst gewährten.

Ein einzig' Mal nur sing es, bitte, mir!
Mein unruhvolles Herz, es wird genesen —.
Laß lauschen mich der alten Weise hier,
Und träumen dann von einer Zeit mit dir,
Da wir noch jung, so töricht jung gewesen . . .

E Barger, Iglau.

Erkenntnis!

Nun ist die Welt ein Blumenstrauß,
Nun schüttle ich die Sorgen aus
Und laff' die Hoffnung schwellen.
Wo so viel Güte lacht und blüht,
Kann doch der Mensch nicht sein Gemüt
Vergrämen und vergällen.

Hinaus! Den Himmel will ich sehn,
Der alles dieses läßt geschehn:
Die holde Augenweide!
Der Himmel ist die ganze Welt,
Der Blütenbaum, das Ährenfeld,
Des Firmamentes Seide.

Und jubilierend tönt's mir zu:
Wer ist, o Mensch, so reich wie du?
Sprich nimmer nur von Sorgen.
Wem so wie dir dies Paradies
Der Herr in seiner Gnade ließ,
Der ist und bleibt geborgen!

Karl Mayer-Freinberg.

Lustige Zeitung.

Zur 100jährigen Geburtstagsfeier Schillers fand 1859 in Braunschweig eine Festlichkeit statt, bei der sich auch der durch seine Dramen und Novellen sowie durch geistreiche Improvisationen bekannte Schriftsteller Robert Griepenkerl befand. Nachdem das Andenken Schillers in verschiedenen langen Reden gefeiert worden war, wurde Griepenkerl aufgefordert, Schillers in einem gereimten Trinkspruch zu gedenken. Griepenkerl erhob sich, nahm sein volles Glas zur Hand und sprach mit warmer Begeisterung:

„Der du sangest für Aeonen:
‚Seid umschlungen Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!'
Bruder über'm Sternenzelt,
Heute gibt die ganze Welt
Dir in einem Augenblick
Jauchzend deinen Kuß zurück!"

(„Guckkasten.")

Wenzel Krimer.

Wenzel Krimer — so heißt der seltsame Memoirenschreiber, dessen Aufzeichnungen der bekannte Verlag Robert Lutz in Stuttgart kürzlich unter dem Titel: „Erinnerungen eines alten Lützower Jägers" veröffentlichte; Dr. A. Saager schrieb dazu das erklärende Vorwort. Mit Rücksicht auf die sonderbare Persönlichkeit des Verfassers, bei der bekannten Armut gut geschriebener deutscher Denkwürdigkeiten aus den Befreiungskriegen und vorzüglich wegen der eigenartigen Erlebnisse, die geschildert werden, ist dieses Werk sehr wertvoll und verdiente es wohl, in die Lutzsche Memoirenbibliothek aufgenommen zu werden.

In Krimers Adern, dessen Heimat Mähren war, rollte deutsches, tschechisches und ungarisches Blut und dementsprechend setzte sich auch sein Charakter zusammen. Intelligenz paarte sich mit Heldenhaftigkeit und Energie, aber auch mit Großsprecherei, Gewalttätigkeit, übertriebenem Selbstbewußtsein und stellenweise mit süßlicher Sentimentalität. Ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daß mir dieses Gemisch sympathisch ist, aber es machte Krimer geeignet, all das mitzumachen und zu erleben, was er uns erzählt und was recht grelle Lichter auf die Geschehnisse und Sitten der Freiheitskriege wirft.

Besonders fesselte mich die Jugendgeschichte, die mannigfaches Studienmaterial enthält, Aufklärungen und Enthüllungen über das Leben einer Zeit, die wir kaum mehr verstehen. Fast noch ein Junge, trat er ins Lützower Korps, das in seinen Schilderungen oft einer ziemlich zügellosen Bande gleicht. Später diente er als Militärarzt in der preußischen Armee und zog mit den siegreichen Alliierten zweimal in Paris ein.

Ich möchte nicht jedes niedergeschriebene Wort und jede aufgezeichnete Begebenheit als objektive Wahrheit nehmen, doch der Geist und die Stimmung der wilden Kriege und ihrer Folgen muten als Ganzes genommen höchst naturalistisch an. Besonders die kulturellen Zustände, weit davon entfernt, Moralisten zu befriedigen, treten aus dem Buche (das zwei Bände umfaßt) körperlich realistisch hervor.

In den Jahren 1813—1814—1815 brannte Europa und die Menschen verfielen in einen Taumel von Blutgier, Abenteurertum und Begehrlichkeit. Die gewaltigen Kämpfe gegen die verhaßten Franzosen weckten alle bösen Triebe und mordend, plündernd, beutemachend, nichts verschonend, wälzten sich die zum Teil übel organisierten Truppen ins Feindesland, begründete Angst und Schrecken verbreitend. Viel (zu viel fast) liest man darüber bei Krimer, der sich niemals ein Blatt vor den Mund nahm und auch seine eigenen — sagen wir — Schwächen und Fehler nicht verheimlichte.

Künftige Kulturgeschichtsschreiber werden an den Erinnerungen dieses Lützower Jägers und Militärarztes nicht achtlos vorübergehen können und jeder, der sich für ungeschminkte Historie interessiert, wird aus diesem Buche neue (freilich nicht immer erbauliche) Kenntnisse schöpfen. H. L. R.

Singvögel.

Das Lied der Erde.

Hat der Himmel keine Zeichen,
Singt die Erde leis' ihr Lied:
Neige, neige, neige dich!
Drunten, drunten ist dein Haus,
Ist die Ruhe, ist Erlösung,
Wurzelt deine Ewigkeit.
Schwing empor betörter Staub dich,
Sinkst ja doch zu mir herab!

katholischen Priester selbst geführt und belehrt. Das Buch behandelt Fälle gemaßregelter Priester, und zwar deren hochinteressanter Natur. So spricht es von dem badischen Schriftsteller Hansjakob, dem Wiener Kanzelredner Ambros Opitz — um nur ein paar zu nennen. Dann von zwei gestürzten Oberhirten. Fürstbischof Kahn und Erzbischof Kohn. Und zwar sind es eingehende Darstellungen. Der Verfasser versteht es, die Dinge objektiv und zugleich auch kritisch zu beleuchten, eine Kunst, die nur auf strenger Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit gegründet sein kann. Mit ätzender Schärfe putzt er manchen Fleck des Klerus und der Kirche und bleibt doch loyalster Katholik. Wenn der Prälat Scheicher nicht unabhängig wäre, dürfte man ihm nicht raten, eine solche Sprache zu führen, es ist ihm auch so — glaube ich — schon ein paarmal schlecht ergangen. Für die Kirche sind solche Männer des Freimutes, wie Hansjakob und Scheicher, ein Glück, wenn auch vielleicht manchmal ein unbequemes, denn sie bedarf trotz ihrer Unfehlbarkeit so gut der Kritik und Korrektur, wie jedes andere Institut, das aus Menschen besteht.

Fliegende Blätter. Band 138. (München. Verlag Braun u. Schneider.)

„Witzblätter“ entstanden, „Witzblätter“ verschwanden; mit jeder Art Witz hat man es versucht und manche lustige Zeitschrift hat sich im Lauf der Zeit Anhänger und Ansehen erworben — aber aller modernen Ironie und Satire zum Trotz bleiben die „Fliegenden Blätter“ der Liebling der Deutschen im In- und Ausland, weil sie den lieben, guten, alten deutschen Humor pflegen, der warm und freundlich ist, nicht absprechend, angreifend und gehässig. — 138. Band, das ist eine ansehnliche Zahl, welche die unverbrauchte Kraft dieses berühmten Wochenblattes beweist, dessen Inhalt so freundlich und munter, dessen Ausstattung so reinlich und künstlerisch ist. Wahrhaftig, die „Fliegenden Blätter“ gehören zur deutschen — fast möchte ich sagen: zur klassischen deutschen Literatur.

Neun Monate Untersuchungshaft. Drei Jahre im Weiber-Zuchthaus. Erlebnisse und Erfahrungen von Marie Hoff. [2 Bände. Volksausgabe.] (Dresden u. Leipzig. Heinrich Minden.)

Diese eigenartigen, wertvollen Aufzeichnungen gewähren einen erschütternden Einblick in das Leben, Fühlen und Denken Strafgefangener. Eine gebildete Frau, die ein widriges Schicksal verschlug, gibt da zweifellos wahrhaftige Offenbarungen, die jeden, der für soziale und politische Vorgänge Verständnis hat, interessieren müssen. Ich finde in dem Buch fast reine, bewundernswerte Unparteilichkeit, Darstellungen ohne Zorn und Haß, die mit als Grundlage für eine neue Form des Strafvollzuges dienen können. Solcher Bücher oder (wenn man will) solcher ungeschminkter Geständnisse bedürfen wir, soll der Kulturfortschritt ein rascheres Tempo einschlagen, als dies oft (leider!) der Fall ist. Für Psychologen, vor allem für praktische Juristen, bieten die zwei Bände reiches Studienmaterial.

Vom Kainachboden. Ein Buch der Heimat von Hans Kloepfer. (Graz. J. Meyerhoff.)

Dieses ausgezeichnete und schön ausgestattete Buch erschien eben in zweiter Auflage. Der „Heimgarten“ würdigte es seinerzeit eingehend und wir verweisen auf den Artikel „Aus steirischem Volkstum“ im Jännerheft 1913.

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. 18. Jahrg. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.)

Einer der allerbesten Volkskalender, besonders für den Norden unseres deutschen Vaterlandes. Viele schöne Geschichten, Gedichte, gute Bilder und nützliche Aufsätze.

In da Muattasprach. Eine Auswahl mundartlicher Dichtungen von Hans Sauer und Hans Fraungruber. (Wien. Carl Konegen [Ernst Stülpnagel].)

Die Zeiten sind vorbei, da die Mundart als „verdorbene Sprache“ über die Achsel angesehen wurde! Bei aller Wertschätzung der Schriftsprache, die ihr einigendes Band um ein Volk schlingt, hat man den Jungbrunnen des ursprünglichen Dialektes, in dem die bodenständigsten Schichten denken und reden, jubeln und trauern, ziemlich allgemein erkannt und sucht nun dessen künstlerische Äußerungen bekannt zu machen. Das ist auch die Absicht der Herausgeber dieses handlichen Büchleins, und Hans Sauer hat gemeinsam mit Hans Fraungruber eine vorzügliche Auswahl getroffen; es sind unter anderen vertreten: Mission, Joh. Gabr. Seidl, Frimberger, Stelzhamer, Hörmann, Rosegger, Grasberger, Werchota, Fraungruber, Krobath, Schönherr und Greinz. Poesie und Prosa wechseln ab, einem heiteren Stücklein folgt ein ernstes und im bunten Wechsel singen da die Poeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Das unterhaltsame und inhaltsreiche Buch ist wohl geeignet, einen breiten und dankbaren Leserkreis zu ergötzen.

Fährten und Narben. Gesammelte Gedichte von Heinrich Glücksmann. [1879–1912.] (München u. Leipzig. Georg Müller. 1913.)

Heinrich Glücksmann, dem wir zumeist auf dramatischem und dramaturgischem Gebiete zu begegnen gewohnt sind, bietet uns einen stattlichen Band Gedichte in schöner, vornehmer Ausstattung. Die Bemerkung auf dem

Verteidigung. „Hoher Gerichtshof, ich bitte diese Watsch'n nicht als Körperverletzung aufzufassen, sondern mehr als plötzliche Redewendung.“ („Jugend.“)

Schüttelreim. „Schon macht er sich um seine Mieze Sorgen;
Da kommt ein Brief! — Juchhe, er sieht se morgen.“
(„Meggendorfer.“)

Bücher

Die Krafft von Illzach. Roman von Hermann Stegemann.

Die literarische Ernte 1913 ist wohl geraten und der „Heimgarten“ konnte bereits auf eine Reihe wertvoller Neuerscheinungen hinweisen. Zum Besten vom Guten gehört auch der obengenannte Roman. — Die Krafft von Illzach sind eine elsässische, französisch fühlende Familie, die durch Claudine mit dem Deutschen Konrad von Eggheim eng verschwägert ist. Da bricht der große Krieg aus, Kraffts stehen und kämpfen für Frankreich, Eggheim zieht für Deutschland ins Feld. Der schwere Konflikt ist da; Frankreich niedergerungen, ein Krafft gefallen, der Senior des Hauses stirbt, möchte man sagen, an dem Unglück seiner Familie und des Staates, zu dem er gehört. Davon erzählt das Buch und von dem schweren Sturm, der über die Ehe Claudines mit dem Eggenheimer hinwegbraust; ein Sturm, zerstörend und vernichtend. — Das Werk ist bis zu einem gewissen Grad symbolisch und behandelt die deutsch-elsässische Frage seelisch mit einem Verständnis und einer Unparteilichkeit, die oft etwas Rührendes, immer etwas Erhebendes an sich hat. Nicht ein Funken von Tendenz oder Chauvinismus glüht darin — zuweilen beinahe auf Kosten der Naturwahrheit, denn nie betont der Verfasser, daß die Krafft von Illzach vor allem Deutsches Blut in den Adern haben; er respektiert ihr Nationalgefühl. Und anderseits muß Konrad von Eggheims Gestalt aller Züge entbehren, die den Konflikt über Gebühr vertiefen könnten.

Dieser ausgezeichnete, trotz aller Härten versöhnende Roman sollte nicht in der allgemeinen Bücherflut versinken, er verdient die Würdigung der weitesten Kreise, ihm gebührt die Lebensdauer von Generationen, die alle aus ihm lernen können: Deutsch zu sein, ohne den nationalen Gegner zu schmähen und zu kränken.

H. L. R.

Alltagszauber. Novellen von Wilhelm Fischer in Graz. (München u. Leipzig. Georg Müller.)

Fischer gehört nicht zu jenen auffälligen Schriftstellern, die durch die Besonderheit ihrer Stoffe oder die Pracht ihrer Formgebung sofort mitreißen; er ist in jeder Beziehung beschaulich zurückhaltend und vermeidet alle Aufdringlichkeit. Auch in dieser, vier größere Novellen umfassenden Sammlung bleibt er sich und seiner Art treu: In einem wohlausgefeilten Stil schildert er Menschen und Geschehnisse, durch ein träumerisches Dichterauge gesehen. Der märchenhafte Ton liegt ihm besonders gut, und die Ereignisse, die er sich als Stoff wählt, wachsen unter seiner Hand gewissermaßen von selbst über das Gewöhnliche hinaus und lassen uns den „Alltagszauber“ erkennen, den Zauber des mehr behaglichen Kleinlebens. So spinnen uns die Geschichten in eine ruhige, stille Abgeschiedenheit ein. — In unserer hastenden Zeit werden nicht Allzuviele Fischer folgen können und wollen, aber darum kümmert er sich nicht und geht seinen schattigen Künstlerweg unentwegt weiter. Doch jene, in denen eine gleichgestimmte, sonnige Seele mitklingt, folgen freudig und dankbar dem sinnigen Stadtpoeten.

H. L. R.

Dreizehnlinden. Von F. W. Weber. (Paderborn. Ferdinand Schöningh.)

Diesem Epos wohnt eine unverwüstliche Kraft inne: Bereits in 250.000 Exemplaren verbreitet, kann er jetzt anläßlich des hundertsten Geburtstages seines Dichters in 150. Auflage erscheinen. Diese Tatsache ist an sich schon ein Beweis für die Güte, zumal es sich nicht um einen spannenden Roman handelt, sondern um ein Werk von tiefsittlichem Ernst in einer großartig einfachen und doch eigenartigen Form. — Der Verlag Schöningh gab der Festausgabe die ihr gebührende feierliche Ausstattung, die das Buch besonders für Geschenkzwecke geeignet macht.

Arme Brüder. Ein Stück Zeit- und Kirchengeschichte von Josef Scheicher. (Stuttgart. A. Bonz & Komp. 1913.)

Dieses Werk läßt tief hineinblicken in das Leben des Klerus, so tief, daß es dort schon recht dnnkel ist. Man hat nicht oft Gelegenheit, in die Triebwerke dieses Staates im Staate, der Kirche, zu blicken, von einem

einmal nicht verzichtet werden kann. So ist der Senf — diesmal in einem außerordentlich handlichen, länglichen Format — nach wie vor unentbehrlich, eine feste Grundlage, ein ehrlicher Ratgeber, wenn man auch in dieser oder jener Beziehung Bedenken haben mag. Aber nichts Irdisches ist ganz ohne Schwächen — und allen wird es ein Briefmarkenkatalog unmöglich recht machen können ... Und außerdem: Von Jahr zu Jahr streift das vorzügliche Werk Mängel ab, um dafür an Güte zu gewinnen. L.

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1914. 130. Jahrgang. (Graz. „Leykam.")

Ein treuer Berater und gemütlicher Erzähler für alle Kreise der Steirer ist dieser schon bei unseren Urgroßvätern eingebürgerte Kalender wieder erschienen. Und weil er schon so viele, viele Jahre besteht — es sind deren 130! — so hat er diesmal auch ein neues, schmuckes Gewand bekommen; der grüne Deckel mit klarem Titeldruck in schönen Typen und dem steirischen Panther auf der Vorderseite und dem Uhrturm-Wahrzeichen auf der Rückseite wird jeden Benützer freundlich anmuten. Der Inhalt gibt neben dem Kalendarium über alle möglichen Verhältnisse des täglichen Lebens Auskunft. Aber auch wer ein Stündchen Unterhaltung und Belehrung sucht, kommt diesmal besonders auf seine Rechnung. Peter Rosegger bietet uns eine prächtige Alpengeschichte „'s böse Kaderl", und sein Sohn, der modern gestaltende Hans Ludwig Rosegger, eine rührende Tierskizze: „Der Hund". Auch der prächtige Stadtpoet Wilh. Fischer ist durch eine Erzählung, „Amselsang", vertreten, ebenso Nandl Werchota durch eine ihrer hübschen Geschichten in Steirermundart. Dr. Bein widmet unserem 70jährigen Jubilar Dr. Peter Rosegger ein schönes Erinnerungsblatt, dem Franz Goldhann wenige, aber kernige Verse an ihn beifügt. Franz Wastian zeichnet uns das Lebensbild des begnadeten edlen Dichters und Priesters O. Kernstock, und für den Freund heimischer Geschichte erzählt A. Schlossar die Historien von „Zwölf Schlössern der Steiermark". Noch anderes in Poesie und Prosa findet sich und dabei eine stattliche Reihe netter Bilder, darunter auch P. Roseggers und Kernstocks Bildnisse. Was braucht es mehr, um den alten Kalenderhausfreund auch für diesmal bestens zu empfehlen!

Außerdem sind im Verlag „Leykam" die traditionellen, beliebten Kalender für Haus und Kontor pro 1914 erschienen.

Es sind das, der Bauern- oder Mandlkalender, der Grazer Taschenkalender (sogenannter Schuberlkalender), ferner Tagesblock-, Wochenvormerk-, Stell- und Wandkalender rc. Der Tagesblockkalender hat eine moderne Umstaltung im guten Sinne erfahren. Die Rückwand dieses Abreißkalenders ziert eine anheimelnde Szene aus dem Steirertanz; die farbenprächtigen Altausseerkostüme sind sehr gut wiedergegeben. Der Blockkalender selbst unterscheidet sich von anderen auch noch durch gutes Papier und den Raum für Tagesnotizen. Der „Elegante Taschenkalender" bringt das neueste Bildnis von Peter Rosegger. Der große Wandkalender erhielt heuer als Bildschmuck die Ansicht des Grimming (in Steiermark) mit Schloß Trautenfels. Das Original stammt von Professor Bergmeister. Dieser Kalender eignet sich vorzüglich als künstlerischer Wandschmuck. Schließlich sei noch erwähnt der beliebte „Leykams Brieftaschenkalender" und die dem zeitgemäßen Geschmack entsprechend neugestalteten Portemonnaiekalender.

Meyers historisch-geographischer Kalender für 1914 (Leipzig, Bibliographisches Institut), der schon lang eingebürgerte Abreißkalender mit den hübschen belehrenden Illustrationen und vielen praktischen Daten für jeden Tag ist nun auch pünktlich erschienen. Diesmal bringt er in seiner Bildermenge auch die für Steiermark besonders beachtenswerten Abbildungen von Marburg und Leoben und ein Porträt unseres unvergeßlichen Erzherzogs Johann. Für die Wohn- und Schreibstube ist dieser Kalender ein freundlicher Wandschmuck und gar verläßlich in seinen zahlreichen, insbesondere auch historischen Angaben für jeden der 365 Jahrestage. —r.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger, Gesammelte Werke. Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band gebunden M. 2·50 (K 3·—), in Halbpergament M. 4·— (K 4·80). Einzelne Bände werden nicht geliefert. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. Soeben erschien von der ersten Abteilung Band 7: **Nixnutzig Volk.** Eine Bande paßloser Leute.

Harry. Ein Roman aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts von Edward Stilgebauer. [Ein Heine-Roman.] (Konstanz i. Ba. Reuß u. Itta.)

Judas. Roman von Carl Jacobi. (Berlin. Axel Juncker.)

Erinnerungen an Guy de Maupassant. von seinem Kammerdiener François. (Berlin. Axel Juncker.)

Ewiger Durst. Ein Frauenschicksal. Von Richard Sexau. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Alltagsgeschichten. Von Fritz Müller. (Frauenfeld. Huber u. Co.)

Titelblatte: 1879—1912 weist darauf hin, daß diese Sammlung die Ernte eines langen Schaffens das Ergebnis eines Menschenlebens ist. Wer sich in die Lektüre dieser Dichtungen vertieft, wird bald von dem Inhalte wie von der poetischen Form gefesselt sein und erkennen, daß hier reiche äußere Eindrücke, aber auch schwere innere Kämpfe die Anregung zum Dichten gaben. Es ist ein subjektiver Dichter, der da vor uns tritt, einer, dem Glück und Unglück zum Gesange wurde. Gleich das Einleitungsgedicht „Mein Lied" enthält den Grundton, es schlägt sozusagen das Leitmotiv an, das in der Folge immer und immer wieder anklingt. Glücksmann hat die Dichtungen in mehrere Gruppen geteilt: „Leben und Lieben", „Modelle und Motive", „Unterwegs", „Frauen", „Begegnungen", „Beschauliches" und „Kleine Randglossen zum großen Lebensbuche". In all diesen Abteilungen finden sich reichlich schöne Proben eines hervorragenden Talentes, das sich nicht bloß in der Tiefe der Gedanken, in der oft hinreißenden Glut der Sprache, sondern auch in der schönen, leichten Behandlung der metrischen Form äußert. Gedichte, wie „Feueridyll", „Die arme Seele", „Meine Sonne", „Ein Traum", „Das milde Wort", „Meine Lieder", „In Teresinas Stammbuch" — um nur einige hervorzuheben — sind Perlen der Poesie. Emil Soffé

s Judenburger Gläut. Von Josef Steiner-Wischenbart. (Verlag „Alpenheim" in Graz.)

Wer das kräftige Parfüm des „Erdgeruchs" liebt, dem sei Steiners Buch aufs wärmste empfohlen. Er schildert urechte Gestalten, umweht von würziger Heimatluft, geschaut von Augen voll heißer Heimatliebe. Der Verfasser der zumeist lustigen Geschichten ist Autodidakt, aber einer, der sehen und hören kann, und Art wie Brauch der Mur- und Poistaler von Kindesbeinen auf wie wenige kennt. Er läßt die Leute reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist; doch sei einer eventuellen Neuauflage des Buches immerhin eine sorgfältigere Korrektur von Wort- und Satzbau empfohlen. Mir war in der klobigen Gesellschaft ein paar Stunden herzlich wohl zumute, sie gönnt tiefere Einblicke ins Denken und Tun des Volkes als mancher Foliant voll gelehrter kulturgeschichtlicher Studien. H. F.

Lieder eines Träumers. Ein Band Lyrik von Ferdinand Mayer. (Berlin. Silva-Verlag.)

Das ist ein sehr liebes, freundliches Büchlein, an dem man nicht achtlos vorbeigehen darf, denn es besitzt einen Vorzug, der nicht allen lyrischen Erstlingswerken eigen ist, nämlich ausgesprochene Sonderart. Sie äußert sich vor allem in einer plastischen Bildhaftigkeit des Ausdruckes sowie in der Fähigkeit, zarte, weiche Stimmungen mit duftiger Unmittelbarkeit wiederzugeben und auf den Leser zu übertragen. Daneben findet sich da und dort manch schöner Gedanke, vom Dichter in anmutige Form gebannt, und viele dieser Gedichte weisen eine hübsche, feinpointierte Schlußwendung auf. Freunde schlichter, herzenswarmer Lyrik werden an diesem Bändchen viel Gefallen finden und über seine kleinen Schwächen und Unausgeglichenheiten willig hinwegsehen. Dr. A. v. W.

Voigtländers Tierkalender 1914. Mit 348 Tierbildern nach Naturaufnahmen, Zeichnungen, Kunstwerken usw. Als Abreißkalender eingerichtet. Für jeden Tag des Jahres ein Blatt. (R. Voigtländers Verlag in Leipzig.)

Fast jeder Tag des Jahres bringt ein Tierbild mit beschreibendem Text, mit Notizen aus dem Gebiete der Jagd, Belehrendes über das freilebende und Ratschläge zur verständigen Pflege des gefangen gehaltenen Tieres, Angaben über Verbreitung und Lebensweise, Mitteilungen über die bedrohten Vertreter unserer Fauna, Berichte über Schutzbestrebungen und Schutzgesetze; kurz alles, was den Naturfreund in zoologischer und jagdlicher Beziehung interessiert, wird behandelt. Dem Tier in der Kunst und auch dem prähistorischen Tier ist ein breiter Raum gewidmet worden. Die Zusammenstellung der Bilder ist ebenso vortrefflich, wie die Texte wissenschaftlich einwandfrei sind. V.

Weimarer historisch-genealogisches Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges. 1913. Zweiter Jahrgang. (München 23. „Kyffhäuser"-Verlag, Zechner u. Co.)

Den ersten Jahrgang dieses interessanten Werkes hat der „Heimgarten" seinerzeit unparteiisch gewürdigt. Was den Wert des Buches anlangt, ist nichts Neues hinzuzufügen, wohl aber muß mit Genugtuung festgestellt werden, daß es, neu aufgelegt und verbessert, eine Reihe von Irrtümern (die an sich infolge der Arbeitsschwierigkeiten entschuldbar waren) berichtigte und Lücken glücklich ergänzte. So nimmt der „Semi-Gotha" heute schon seinen Platz neben den hervorragendsten genealogischen und politischen Werken ein. P. L. M.

Illustrierter Postwertzeichen-Katalog 1914 der Gebrüder Senf. (Leipzig. Verlag von Gebrüder Senf.)

Nach wie vor ist „der Senf" der beliebteste Briefmarkenkatalog, der nebstbei noch manche Vorzüge eines Handbuches besitzt. Unermüdlich sind seine Herausgeber bestrebt, zu bessern, zu vervollständigen, auszubauen, tausend einlangende Wünsche zu befriedigen, und der ihnen seit Jahrzehnten treue äußere Erfolg belohnt sie. Dem „Senf" erstanden schon oft scharfe Konkurrenten und sie brachten zuweilen keine üblen Anregungen, aber immer fehlte ihnen jene lobenswerte Stetigkeit, auf die nun

Märchen und Träume. Ein Büchlein für große und kleine Kinder von Raimund Eberhard. (Rostock i. M. Kaufungen-Verlag.)

Vier feine Freunde und andere Geschichten. Naturwissenschaftliche Märchen von Karl Ewald. Autorisierte Gesamtausgabe von Hermann Kiy. Band III. Mit neun Tafeln und zahlreichen Abbildungen von Willy Planck. (Stuttgart. „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde [Franckhsche Verlagshandlung].)

Merlin. Eine dramatische Dichtung in 5 Akten von Otto Gerhardt. (Leipzig-Go. Otto Hillmann.)

Drei Dramen. Von Otto Gerhardt. (Leipzig Go. Otto Hillmann.)

Die Wunderkur. Schlesisches Volksstück in 2 Akten und einem Nachspiel mit schlesischem Volkstanz von Viktor Heeger. (Freudenthal, Ö.-Schl. W. Krommer.)

Saul. Ein Trauerspiel von Karl Siedler. (Leipzig. Bruno Vogler.)

Unbewußte Gemeinheiten. Von Professor E. Bleuler. (München. E. Reinhardt.)

Diogenes auf der Redoute. Lustspiel in drei Akten von Siegfried Mauermann. (Leipzig. W. Härtl & Co. Nachf.)

Marie Antoinette. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav Meinecke. (Wiesbaden. Arthur Schwandt.)

Der letzte Babenberger. Drama in fünf Aufzügen von Oskar Staudigl. (Wien. Gerlach u. Wiedling.)

Die Laute. Gedichte von Erika Rheinsch. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Nachtschatten. Gedichte von Kurt Franzel. (Leipzig. „Sphinx"-Verlag.)

Gedichte von Heinrich Hesch. (Leipzig. „Sphinx"-Verlag.)

Neue Wanderbeute. Gedichte von L. E. Funke. (Stuttgart u. Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Franz Michael Felder im Urteile seiner Zeitgenossen. Äußerungen und Urteile über den Bauer, Dichter und Volksmann aus dem Bregenzerwald, gesammelt und herausgegeben von Martin Bilgeri. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Warum wir so sind? Von Lily. (Wien u. Leipzig. Hugo Heller u. Co.)

Südmark-Kalender auf das Jahr 1914. Jahrbuch für Stadt und Land. Geleitet von Karl W. Gawalowski. (Graz. Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt.)

Thomas-Kalender 1914. (Berlin, Verein der Thomasphosphatfabriken.) Für Landwirte lehrreich, für alle ergötzlich durch seine Bilder.

Kalender für das Erzgebirge und das übrige Sachsen. 1914. Herausgegeben von Woldemar Müller. (Leipzig. A. Strauch.)

Die Futterbau-Demonstrationsversuche in Kärnten. (Die Jahre 1910, 1911 und 1912.) Von Dr. H. Svoboda.

Lungentuberkulose und Ansteckungsgefahr. Eine populär-medizinische Studie von Jur.-Dr. Julius Ritter v. Leddhin-Richter. (Wien. Georg Szelinski.)

Praktische Winke für Lungenkranke. Ein Büchlein zum Mutmachen. Von Professor Paul J. R. Kämpfer. (München. J. F. Lehmann.)

Wie jede Familie im Eigenhause billiger als zur Miete wohnen kann. Ein Büchlein zum Lust- und Planmachen von kgl. Bauinspektor F. Flur und Ph. Kahm, Architekt. Mit 160 Abbildungen. (Wiesbaden. Heimkunstverlag. Westdeutsche Verlagsgesellschaft.)

Die Pflicht gesund zu sein. Ein Vortrag von Professor Max v. Gruber. (München. Ernst Reinhardt.)

Alkoholfreie Jugenderziehung. Die Vorträge des Ersten deutschen Kongresses für alkoholfreie Jugenderziehung. Berlin 26. bis 28. März 1913. (Berlin. Mäßigkeitsverlag des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke.)

Impf-Friedhof. Was das Volk, die Sachverständigen und die Regierungen vom „Segen der Impfung" wissen. Von Hugo Wegener. (Frankfurt a. M. Verlag von Frau Luise Wegener.)

Frommes Kalender für 1914. Der „Wiener Auskunftskalender" mit seinem neuesten großen Plan von Wien ist ein unentbehrliches Nachschlagewerkchen geworden, dessen billiger Preis eine größere Verbreitung erwarten läßt. Der „Tägliche Einschreibkalender für Kontor, Geschäft und Haus" ist ein sehr praktisches Wochenvormerkbuch, während der altbekannte Notizkalender „Elegante Welt" in seinen acht verschiedenen Einbänden wieder ein kleines Prachtwerkchen für den Damenschreibtisch darstellt. Die beliebten Frommeschen Portemonnaie- und Rokokokalender bilden eine geschätzte Geschenkbeigabe. „Frommes Blockkalender" zeichnen sich durch sauberen Druck und schmuckvolle Bandrücken aus. Auch „Frommes Wochenabreißkalender", mit viel Raum für Vormerkungen, der „Küchenblockkalender" mit täglich wechselndem Speisezettel, der „Tagesabreißkalender mit Raum für Notizen" sowie die „Abreißkalender mit großen Ziffern" müssen hier genannt werden, wie schließlich auch der praktische „Lösch-Unterlagekalender", der „Geschäftsnotizkalender für alle Stände" und eine ganze Reihe von „Fach-" sowie „Blatt-", „Taschen-" und „Wandkalendern" für den Privat- und Kontorbedarf. Interessenten erhalten das ausführliche Kalenderverzeichnis der Firma durch jede Buchhandlung gratis.

Dorfgenossen. Neue Erzählungen von Alfred Huggenberger. Inhalt: Der Wulkenmacher; Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde; Klaus Inzuben und seine Tochter; Johann Benders Heiratsjahr; Der Funkensonntag; Die heimliche Macht. Mit Buchschmuck von Otto Marquard. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Blöttnertochter. Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Co.)

Die Liebe der Grete Frobenius. Roman von Editha Voßberg. (München u. Leipzig. Hans Sachs-Verlag.)

Sphinx. Von Richard Voß. Illustriert von Curt Liebich. (Stuttgart. Bonz u. Comp.)

Sankt Yoricks Glockenspiel. Satiren, Humoresken, Fabeln, Schwänke, Schnurren, Epigramme und Aphorismen von Otto Ernst. Einband von Olaf Gulbransson. (Leipzig. L. Staackmann.)

Vom Weg eines Weltkinds. Von Rudolf Presber. (Stuttgart-Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. 1. Band: Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815; 2. Band: Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812, Napoleons Zug gegen Rußland. (Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung.)

Memoiren der Marquise von Nadaillac (Herzogin von Escars). Herausgegeben von ihrem Urenkel Oberst v. Nadaillac. Deutsche Bearbeitung von E. v. Kraatz. Mit 8 Porträten. Buchschmuck von Alfred Busch. (Braunschweig und Berlin. George Westermann.)

Ikarus. Eine italienische Reisenovelle von H. Mellin (H. v. Thaden]. (Wolfenbüttel. Julius Zwißler.)

Geschichte der deutschen Dichtung. Von Hans Röhl. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Lyrische Novellen und Skizzen. Von Vally Nagel. (Halle a. d. S. Richard Mühlmann [Max Grosse].)

Am Kachelofen. Von Hans Bloesch. (Bern. A. Francke.)

Jungdeutschland-Bücherei (Leipzig, Otto Spamer): **Deutsches Blut.** Von Karl Bienenstein. Mit Bildern von Richard Knötel. — **In die blaue Ferne.** Ein Wanderbuch von August Trinius. Mit Bildern nach photographischen Aufnahmen. — **Unsere Chinafahrt.** Feldzugserinnerungen eines deutschen Offiziers. Von Franz Max. Mit 30 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Die Lebendigen und die Toten. Erlebnisse eines Einsamen. Von Heinrich Sohnrey. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Universal-Bibliothek Nr. 5603: **Burschen heraus!** Bunte Bilder aus dem deutschen Studentenleben von Josef Buchhorn. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Ostschlesische Dorfgeschichten. Von Valentin Krzaszcz. (Teschen. F. Machatschek.)

Wise-Blueme. Züritüütsche Gedicht von Emilie Locher-Werling. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Gobineau. Eine Biographie von Ludwig Schemann; **Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus.** Von Ludwig Schemann. (Straßburg. Karl J. Trübner.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. 37. Lieferung. (Wien. Carl Fromme.)

Mehr Freude. Von Dr. Paul Wilhelm v. Kepler, Bischof von Rottenburg. (Freiburg. Herdersche Verlagsbuchhandlung.)

Die Reformation. Ein Stück aus Deutschlands Weltgeschichte von Theodor Brieger. (Berlin. Ullstein & Co.)

Im Verlage Jos. Scholz, Mainz, erschienen neuerdings folgende empfehlenswerte Kinder- und Bilderbücher: **Münchhausen,** Bilder von Franz Wacik; **Liebe alte Kinderreime** mit Schattenbildern von Johanna Beckmann; **Wie viel sind's?** Ein Bilderbuch von Arpad Schmidhammer, mit Versen von Adolf Holst; **Die Fahrt zu den Ameisleuten.** Von Wilhelm Kotzde, gez. von Arpad Schmidhammer.

Neue Jugendblätter. Jahrbuch für das deutsche Haus. 6. Jahrgang: Besondere Leutchen. Herausgeber: Der Sächsische Pestalozzi-Verein. Bearbeiter: Ernst Thieme. Illustriert. (Dresden. In Kommission bei C. C. Meinhold u. Söhne.)

Im Verlag von J. F. Schreiber, Eßlingen und München, erschienen die empfehlenswerten, reizvoll illustrierten Kinderbücher: **Jung Japan beim Spiel,** von Karl Alberti, Tokyo, Originalzeichnungen von T. Tokikuni, Tokyo; **Wie die Alten sungen.** Heitere Szenen aus der Kinderwelt von Emm. H. Nunes, Text von C. A. Hennig; **Albumblätter,** allerlei Stammbuchverse mit Bildern von Gertrud Römhildt; **Bilderbuch,** von Kindern gern gemalt. Herausgegeben von W. Boden; **Wir gratulieren,** Postkartenmalbuch; **Meine Tiere** (Ein Malbuch); **Tierreime,** mit Bildern von Kurt Pötzsch, herausgegeben vom Dresdner Lehrerverein; ferner **Schreibers Volks- und heimatkundliche Bauhefte,** Nr. 1: Negerdorf und Rüsthaus in Togo. — Die Preise sind durchaus wohlfeil!

Die urchristlichen Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung. Von Dr. L. v. Gerdtell. (Eilenburg. Bruno Beckers Buchhandlung. 1912.)



5. Heft Februar 1914 38. Jahrg.

Eine kleine Frau.

Die Geschichte einer Frühlingsehe. Von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Tagebuch.

20. Juli.

Mein Ziel war die Buchenhöhe, um mich in die Sonne zu setzen, zu braten und die Erkältung los zu werden. Ich ging ziemlich rasch, weil vom Westen her Wolken aufzogen, die der Sonne zusegelten, und ich fürchtete, sie würden meine Licht- und Luftkur vereiteln. Plötzlich rief mich aus dem Wald eine Stimme an: „Gnädige Frau! Halt — oder ich schieße!" Doktor Menge. Mir war jede Gesellschaft, selbst diese, recht; ich hatte eine Auseinandersetzung mit Gustav und Zerstreuung kam mir gelegen. Der Husten verbesserte meine Stimmung auch nicht.

Doktor Menge bat, mich begleiten zu dürfen; er hatte den Nachmittag dienstfrei und wollte ihn ausnützen.

Wir plauderten miteinander alles Mögliche und der Spaziergang zu zweit tat meinen Nerven gut. Aber dann mangelte es an Gesprächsstoff, der übliche Sanatoriumtratsch war bald durchgehechelt. Einmal hustete ich heftig und blieb zum Atemholen stehen.

Doktor Menge: „Sie sind verkühlt, gnädige Frau?"

„Ein bißl."

Postkarten des „Heimgarten“

In Wien hat sich ein Komitee zur Errichtung eines **Martinelli-Denkmals** gebildet. Diese Nachricht wird manchem angenehm sein, der sich an die künstlerischen Genüsse erinnert, die wir diesem Meisterschauspieler verdankten. Und mancher wird gerne seinen entsprechenden Beitrag leisten, um dem lieben alten Ludwig, wenn auch nur ein bescheidenes, so doch würdiges Denkmal stiften zu helfen. Näheres bei dem Verbande der Österreichischen Volksschriftsteller, Wien, XVIII., Theresiengasse 57.

Anonymus, Ungarn. Dem ungenannten Spender von 200 Kronen für ein zu stiftendes Lehrererholungsheim dankt wärmstens Peter Rosegger.

A. Z., Wien. Sie fragen mich um meine Meinung über den „Tango“. Mein lieber Herr, ich stehe der tanzenden Welt gänzlich fern und interessiere mich nicht im mindesten für den Tango.

H. K. in St. Sie waren bisher ein selbständiger Denker, warum lassen Sie sich jetzt auf einmal von einer gehässigen Auslands- und einer unverständigen (oder demagogischen) In'ands-Presse irreleiten? Um das Deutsche Reich braucht Ihnen übrigens nicht „bange“ zu sein! Die Vorgänge in Zabern, so schwer bedauerlich sie an sich auch sind, bedeuteten ursprünglich nicht mehr als die Unüberlegtheit eines allzu jungen Leutnants. Legt man sonst jede Kasernhofblüte auf die Goldwage? Dann, als der von Frankreich aus listig inszenierte Rummel daraus eine Haupt- und Staatsaktion zu machen suchte, konnten und durften die deutschen Militärbehörden nicht demütig zurückweichen. Nachgiebigkeit ist oft eine Tugend, häufig aber ein Fehler. In den Quertreibereien gegen die Staatsautorität, die gewiß nicht ohne Fehler ist, liegt ein heimtückisches System. Jedenfalls sollte sich der Deutsche den englischen Nationalspruch zu eigen machen: Right or wrong, my country! „Ob recht oder unrecht — es ist mein Vaterland!“ — Zweitens: Ein deutscher General soll Befehlshaber des Konstantinopler Korps werden und Sie behaupten, die Aufregung der Tripelentente darüber sehr wohl zu begreifen; wieder seien die Deutschen die „Friedensstörer“!! Lieber Freund . . . Als die Türken im Balkankrieg ihre ersten Niederlagen erlitten, erklärten die Allesbesserwisser in Franlreich, Rußland und England, damit hätte die deutsche Taktik und Strategie ihre Minderwertigkeit klar bewiesen, denn deutsche Instruktoren bildeten das Osmanenheer aus (was ja nur teilweise der Fall war) — und jetzt schreien dieselben Allesbesserwisser, ein deutscher Korpskommandant in Konstantinopel sei eine ernste Gefahr für den Dreierverband. Die Ängstlichen in Paris, in Petersburg und London sollten doch froh sein, daß ein minderwertiger deutscher Offizier die türkische Armee zweifellos schlecht reorganisieren wird; sie wird dann der französisch-russisch-englischen Beutegier in Kleinasien sicherlich keinen starken Widerstand leisten können . . .

„Begegnung.“ Das Gedicht ist recht hübsch, aber nicht sehr ursprünglich. Da wir mit Beiträgen derzeit reich versehen sind, müssen wir schon deshalb auf einen Abdruck verzichten. Beste Grüße!

P. R. Ja, wenn Menschen so treu wären wie Schnupfen es oft sind! Auch Ihr anhänglicher Herbst-, Winter-, Frühling- (und zuweilen Sommer-) Schnupfen ist ärgerlich, aber sie können aus Scheffels Versen Mut schöpfen; der Dichter singt: „Der Organismus ist zähe, so tröstet ein alter Star, ich kenn' eine uralte Krähe mit chronischem Lungenkatarrh.“ — Im übrigen: baldige und dauernde Besserung!

Shavel. Ihr Pegasus ist noch immer (mit Verlaub!) ein Rabenvieh, wenn er Sie zu Versen begeistert wie die folgenden:

„Aus meiner Werkstatt.

Und plötzlich kommt ganz leis auf weißen Schwingen
Die Inspiration an mich heran,
Ich säub're mich von hundsgemeinen Dingen
Und hebe allsogleich zu dichten an:
Ein Wort — und noch eins — dann ein ganzer Satz
Und dann kommt die Idee mit Sturmesschritten
Und der Gedanken schöngeschliffner Schatz —
Und eh' du's ahnest, bist du schon inmitten
Des herrlichsten Poems — der Schluß ist leicht:
Ein hochmoralisch Schwänzlein, stark versüßet;
Dadurch wird jeder Zweifel glatt verscheucht
Am Orte, worauf uns die Muse küßet.“

Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen!

(Geschlossen am 20. Dezember 1913.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **H. Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Ich bin davon nicht überzeugt. Gedankenlos streifte ich die kleinen Samenkörnchen von einer Grasblüte und schüttelte sie aus der hohlen Hand. Erwähnen hätte er nichts davon sollen — darin lag sein Fehler! „Aber daß Sie es überhaupt erwähnten!"

„Ihnen gegenüber?"

„Ja — nein, vor allem meinem Manne gegenüber. Er machte mir Vorwürfe."

„Das bedauere ich unendlich. Ich gestand ja auch schon zerknirscht, daß ich unbedacht plauschte. Ich warf so im Scherze hin: ‚Na, Ihrer Frau behagt die Hitze auch nicht', weil er über die Temperatur in der Liegehalle jammerte; er fragte: ‚Warum?' — ‚Sie badet sogar zu nachtschlafender Zeit.' — Kein Wort sonst. Sie vermuteten anscheinend, daß ihn eine böse Zunge genau unterrichtete, und waren es schließlich selbst, die ihm alles beichtete! Was kann er da böse sein? In diesem verlassenen Wald muß jeder glauben, daß er weit und breit der einzige ist." Da ich nichts erwiderte, rekapitulierte Doktor Menge das Ganze nochmals, wie er mich hörte, sah und sich dann unmöglich melden konnte.

Wenn er nicht log, wenn es sich tatsächlich so verhielt, mußte ich ihn pardonieren. Ich, nur ich handelte unüberlegt. Wir wechselten das Thema. „Schwamm drüber! Aber der Katarrh, den ich mir holte, ängstigt mich."

„Hat Sie der Herr Primarius untersucht?"

„Nein."

„Drehen Sie sich gefälligst zu mir her; bleiben Sie, bitte, stehen . . ."

„Warum?"

„Ich werde Sie abhorchen, gnädige Frau. Ist der Katarrh so bedenklich, daß Sie begründete Furcht zu haben glauben?"

„Wenn man täglich mit Schwerkranken verkehrt."

Er: „Angeblich ist die Ansteckungsgefahr in gut geleiteten Sanatorien gering."

Ich: „Nur angeblich?"

„Was so viel bedeutet wie erfahrungsgemäß, nach dem Stande unseres medizinischen Wissens." Doktor Menge maß mich vom Kopf bis zu den Füßen, wie man ein Pferd prüft. Stellte er Vergleiche an . . . Seine Rechte berührte meinen Oberarm.

Ich zuckte zurück: „Was wollen Sie?"

„Ihren Habitus studieren." Sein schiefer Blick, hart und fast grausam, schüchterte mich ein. Ich kam mir jetzt wirklich prüde vor. „Famos gebaut, und die Lunge scheint gut ventiliert; ja, wenn Ihr Gemahl halbwegs so kräftig wäre." Seine Finger betasteten meine Schultern.

„Herr Doktor Menge — bitte!" Scharf und abweisend.

Er lachte: „Wenn man um die Geisterstunde badet! Unser Klima ist nicht darnach, daß man solche Extravaganzen ungestraft riskiert."

Ich schaute ihm voll ins Gesicht: „Sie — Sie also haben es meinem Manne erzählt?" Und wurde verwirrt — er war also auch der Zeuge meiner Baderei!

Bereitwillig gab Doktor Menge zu, mit Gustav darüber gesprochen zu haben, und streifte von einem Buchenzweig die Blätter ab, vermutlich um anderwärts beschäftigt, meinem Blicke ausweichen zu können. „Ja, ich machte eine Bemerkung, ich erinnere mich — vielleicht war's unbedacht, da Sie mich deshalb so anschreien, aber es ist doch nichts daran."

„Nein, es ist nichts daran — an und für sich . . ." Und fragte direkt: „Sie sind in der Nähe gewesen?"

„Ja."

„Wieso?"

„Wieso? Weil die Nacht drückend war, weil ich nicht einschlafen konnte und es vorzog, statt im Bett zu knotzen, ins Freie zu gehen. Scheinbar genau wie Sie, gnädige Frau."

„Aber, daß Sie mich beobachteten —."

„Beobachtet habe ich Sie nicht. Versetzen Sie sich in meine Lage und seien Sie gerecht. Ich lag im Moos und hörte Schritte, ich wurde aufmerksam und verhielt mich still. Man kann ja nicht wissen, wer's ist und was der Betreffende beabsichtigt. Ich spähte, ohne meinen Standort zu verändern, durch die Büsche, sah aber nur eine weiße Gestalt. Ich vermutete zwar, daß die Erscheinung eine Dame darstellte, aber als ich dessen sicher war und Sie, gnädige Frau, erkannte — na, da befanden Sie sich in einem Aufzug, der es mich vorziehen ließ, in meinem Versteck zu bleiben."

Das war arg, über alle Befürchtungen arg, doch brachte es Doktor Menge so unschuldig und plausibel vor, daß ich nur sagte: „Hätten Sie nicht als Gentleman (das Wort betonte ich) Ihre Anwesenheit irgendwie anzeigen — müssen?"

„Nein. Ich erwog es, aber — bedenken Sie — da Sie badeten . . . Und außerdem hätte Sie ein Anruf sehr erschreckt, nicht?"

Dagegen ließ sich nichts einwenden, doch besser wurde die Affäre dadurch nicht.

„Es ist mir sehr, sehr unangenehm, Doktor."

Er darauf: „Ich bin Arzt."

„Doch ich nicht Ihre Patientin."

„Sind Sie prüde, gnädige Frau?"

„Man braucht nicht prüde zu sein, um . . ."

„Mein Ehrenwort, wenn Sie darauf Gewicht legen, ich habe selbstverständlich weggeschaut, als mir klar war, wen ich vor mir hatte."

Wie's Gott gefällt — wie's der Natur gefällt, sagen wir erleuchteten Naturwissenschaftler."

Ich: „Goethe legt das Sprüchlein dem Mephisto in den Mund, der ‚des trockenen Tones satt ist', und Sie dürfen den Geist, der stets verneint, nicht mit Goethe identifizieren."

Doktor Menge: „Ich kann auch mit einer Sentenz des Faust aufwarten, die gewiß der persönlichen Ansicht des Weimarer Pilosophen entspricht:

‚O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen,
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.'"

„Wer zwingt Sie, diesen Pessimismus auf die medizinische Wissenschaft anzuwenden?"

„Niemand — wenn nicht ich, meine Erfahrung." —

Die Bank auf der Buchenhöhe war von einer Dame besetzt, die Blumen zu einem Kranze flocht. Daher schlug ich vor, uns unter einen Baum zu legen, der, halb im Schatten, mir einen Platz in der Sonne ließ. Doktor Menge rollte einen Holzblock für mich heran, weil der Boden feucht sein konnte. Er selbst streckte sich ins Gras.

Wieder sprachen wir von seinem Beruf. Ich hörte unaufmerksam zu. Das Thema war mir unlieb.

Doktor Menge: „Zuweilen stellt man sich die Frage — wäre es nicht gescheiter, man gönnte den Schwerkranken ein *schnelles* Ende?"

Ich: „Schwerkranke sind doch nicht unbedingt verloren?"

Doktor Menge: „Nein . . ."

Ich: „Dann ist Ihre Ansicht, man sollte sie rasch hinopfern . . ."

Doktor Menge: „Ich habe keine Ansicht, wenn Sie darunter etwas Unveränderliches verstehen, ich habe nur Einfälle . . . Und auch die sogenannten ‚Geheilten' haben nur eine Galgenfrist vor sich. Früher oder später bricht das Leiden wieder aus."

Mich schauderte, ich dachte an Gustl. „Daß Sie gerade *mir* das sagen!"

„Pardon . . . Übrigens müssen Sie daraus logisch folgern, daß ich Ihren Mann für einen sehr leichten Fall halte, denn sonst würde ich nicht in der Weise zu Ihnen sprechen." Er rückte näher zu mir. „Ihr Gatte wird sich Zeit seines Lebens schonen müssen, mit dem Gedanken sollen Sie sich allmählich vertraut machen. Ich sag's Ihnen nur, weil der Herr Primarius zu gutmütig ist, um Sie jetzt schon darauf vorzubereiten. Aber das kann sich rächen. Aufpassen, aufpassen und immer aufpassen! das ist Ihre Aufgabe und ist die Aufgabe Ihres Mannes. Und noch etwas, im Vertrauen: keine Kinder, weder bald noch später, unter keinen Umständen Kinder, auf die sich vielleicht das

Er lächelte überlegen. „Ob ich Sie im Ordinationszimmer abklopfe oder in der freien Natur ist egal, meinen Sie nicht auch? Übrigens brauchen Sie mir nur zu befehlen . . .“

Ich schloß die Augen. „Also, gut.“ Ich war wie hypnotisiert.

Menge trat einen Schritt zurück. „Nein, es ist überflüssig, ich kann Ihnen auch ohne hochnotpeinliche Perkussion versichern, daß Sie nichts als einen unschuldigen Husten vom kalten Bad haben. Setzen Sie sich möglichst lang der Sonnenbestrahlung aus, gurgeln Sie mit hypermangansaurem Kali oder einer schwachen Lösung essigsaurer Tonerde und inhalieren Sie mit Salz. Wenn Sie ein übriges tun wollen, schränken Sie in der nächsten Zeit Ihren Aufenthalt im Sanatorium tunlichst ein.“ Er streckte die Hand hin und sagte ganz ernsthaft, was um so komischer wirkte: „Für die Konsultation liquidiere ich fünf Gulden. Darf ich den Betrag auf die Rechnung Ihres Mannes setzen?“

Ich hatte mich albern benommen; mich wie ein verzogenes, zimperliches Mädchen zu sträuben! Jetzt war er einwandfrei taktvoll. Jetzt — aber früher? „Verbindlichen Dank“, sagte ich und sonst nichts.

Von einer Wegbiegung sah man schon die Buchenhöhe.

Doktor Menge führte das Gespräch allein: „In einer Heilanstalt wird jeder, gleichgiltig ob Arzt, ob Patient oder gelegentlicher Besucher, unfehlbar zum Hypochonder. Immer Kranke um sich und in engster Fühlung mit ihnen, immer Zeuge namenlosen Elends sein, Hoffnungen, die nicht berechtigt sind, enttäuschen zu müssen, und Verzweiflungsausbrüche mitzuerleben, das geht auf die Nerven, verehrte gnädige Frau. Immer und immer dasselbe Bild von früh bis abends! Jammernde Leute, die es, oft nur in der Einbildung, da und dort sticht, die ihre Temperatur mit unbeschreiblicher Angst messen und die klagen, sie fühlten sich schwach und kränker denn je, die sich über die Länge der Kur aufregen und einen auf Ehrenwort fragen, ob sie noch einmal ganz gesund würden! Wir trösten und reden und reißen Witze — und wissen, daß der beste Trost höchstens ein paar Stunden nachwirkt, denn die Patienten ängstigen sich gegenseitig, tauschen Vermutungen aus und suggerieren einander Zustände, die sie dann tatsächlich zu haben glauben. So leben wir Ärzte! Man muß sich gegen fremdes Leid abhärten und wird dadurch stumpf und gleichgültig. Das wirft man uns erst recht vor.“ Menge sprach in einem lähmenden, deprimierenden Tonfall. „Und dazu die Unfähigkeit, dem Kranken das zu geben, was einzig für ihn von Wert ist — die Gesundheit. Goethe traf auch da den Nagel auf den Kopf:

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudiert die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.“

Nichts davon. Sie sagte: „Erlauben Sie, gnädige Frau, ich mische mich nie in fremde Angelegenheiten, aber da Sie mich freiwillig einweihten, darf ich wohl fragen — gingen Sie schon öfter mit Doktor Menge spazieren, allein mit ihm?“

„Nein, und auch heute traf's sich nur zufällig.“

„Ja, ist Ihnen nicht bekannt . . .“ Sie zögerte.

„Was?“

„. . . daß sich eine Dame — wie drücke ich mich gleich aus — nur ungern mit ihm zeigt. Sich nicht mit ihm zeigen kann, wenn sie um ihren Ruf besorgt ist.“

„Ja, wieso denn, Frau Schubert?“

„Sie sind erst sehr kurz in St. Pankraz und verkehren wenig unter Menschen.“

„Ich bin ungefähr sieben Wochen hier.“

„Mit meinem Herumreden verwirre ich Sie bloß.“ Mir fiel auf, wie regelmäßig schöne Züge sie hat; ich sah sie gespannt an. Frau Schubert erzählte: „St. Pankraz ist in einen seltsamen Dunst gehüllt. Die Bewohner des Sanatoriums und deren Angehörige — in diesem Sommer sind nicht viele da — gleichen in mancher Beziehung Verbannten, von der Welt Ab- und Ausgeschlossenen. Junge Männer, junge Frauen, die unter einem Verhängnis dahinleben. Und das hat seine Folgen.“

Ich: „Sie sprechen für mich in Rätseln, Frau Schubert.“

„Merkwürdig.“ Sie schüttelte den Kopf. „Und ich vermutete, daß Sie es gerade deshalb vermieden, in nähere Beziehung zu unserem Tisch zu treten.“

„Herrgott“, fuhr es mir heraus, „keine Idee! Aber ich bin wohl verrückt geworden, daß ich Sie absolut nicht verstehe.“

„Verrückt sind Sie nicht, gnädige Frau, nur naiv und unerfahren, sonst wäre Ihnen manches von selbst aufgefallen. — Fangen wir mit Doktor Menge an, den Sie heute ein bißchen kennen lernten. Er ist eine leidenschaftliche Natur, die sich in dem Anstaltsmilieu unglücklich fühlt. Er sucht für den Lebensverlust, den er im Sanatorium erleidet, Ersatz, wo er ihn findet — bei hübschen Patientinnen . . . anderwärts . . . bei Frau von Curvay . . .“

Das war deutlich. „Ist das erwiesen?“ Mein Gerechtigkeitsgefühl wehrte sich gegen bloße Anschuldigungen — nicht des Doktors, sondern der Madonna in Trauer. Ich mißtraute Frau Schubert.

„Der Tratsch übertreibt gewiß, schmückt aus und dichtet dazu, aber was Brigitta, was Frau Curvay betrifft, so macht sie kein Hehl daraus. Sie ist sehr mitteilsam.“

„Sie hat ein Verhältnis mit ihm?“

Übel vererbt. Bricht es nicht in der ersten, so bricht es in der zweiten Generation aus. Man kann die Krankheit, die wie kaum eine andere ansteckend und hinterlistig ist, nur durch die freiwillige Kinderlosigkeit der infizierten Personen ausrotten. Eigentlich wäre es Pflicht der Gesetzgeber, durch ein Verbot . . ."

Ich beherrschte mich nicht mehr, eine entsetzliche Furcht hatte mich gepackt und schnürte mir die Kehle. „Ist das ein Leben, Doktor, für mich, für ihn? Aufpassen! Jeden Augenblick auf der Hut sein, bangen, ob das Schreckliche nicht wieder losbricht . . . Ist das ein Leben, sagen Sie, ist das ein Leben?"

Menge antwortete flüsternd: „Leben — der Begriff ist mir beinahe fremd. Lebe i ch denn? Der ich unter Halbtoten vegetiere."

Es prickelte mir in den Gliedern. Leben! Ein Strom floß aus dem Wort, eine Kraft, ein Fluidum ging davon aus. Ich empfand Durst, Durst nach Vergessen, nach einem Versinken.

Und plötzlich umschlang mich Doktor Menge und wollte mich küssen, ich wehrte mich, er gab nicht nach, ich schrie, ich schlug ihm die Fäuste ins Gesicht und riß mich los. Fort! fort! Rasend stolperte ich über die Wurzeln davon, als würde ich verfolgt und gejagt und gehetzt.

Wahrscheinlich rief ich laut um Hilfe und faßte mich erst wieder, als ich die Buchenhöhe erreicht hatte, von wo mir die Dame, die früher auf der Bank saß, entgegeneilte.

„Was ist Ihnen? Haben S i e geschrien? Was ist denn passiert?" Es war Frau Schubert, die „Mutter", die ihren Arm schützend um meine Schultern legte.

Wie aus einem wüsten Traume erwachend, stotterte ich: „Denken Sie, nein, es ist undenkbar . . . Doktor Menge" oder dergleichen konfuses Zeug.

Zuerst vermutete Frau Schubert, daß dem Doktor ein Unfall zustieß, und befahl den Kindern, die Blumen gepflückt hatten und nun herbeikamen, sich zu entfernen: „Geht doch, die Tante ist auf eine giftige Schlange getreten." Und als der Bub und das Mädel entgeistert die Augen sperrten, energischer: „Geht, sofort!"

„Eine Schlange war es nicht", verbesserte ich, ohne recht zu begreifen.

„Ist Doktor Menge unwohl?"

„Nein, keine Spur . . ."

Wir setzten uns auf die Bank und ich sammelte meine Gedanken und erzählte Frau Schubert haargenau das Geschehnis. Sie schaute in die Ferne und unterbrach mich nur einmal. „Verzeihung — Kinder, nicht im Gras knien! Bewegung!"

Mit nervöser Hast sprudelte ich alles hervor und erwartete einen Ausbruch der Empörung über das Benehmen dieses Menschen.

und wußte das. Um ihn pflegen zu dürfen, heiratete ich ihn, denn ohne Ring am Finger erlaubt es unsere gute Gesellschaft einem Mädchen aus ihren Kreisen nicht, einen fremden, wenn auch entfernt verwandten Mann zu betreuen. Eine Heirat, so gefährlich sie ist, gestattet sie aber allenfalls. Meine Familie riet ab, intrigierte in der besten Absicht und hat mir meinen Schritt bis heute nicht vergeben. Mein Mann, der mich liebte, und ich täuschten uns nicht über das Absonderliche unseres Entschlusses, doch waren wir einig, keine Kinder haben zu wollen. Über uns durften wir als erwachsene, reife Menschen nach Belieben verfügen, über eine nächste Generation zu entscheiden, waren wir nicht berechtigt. Jeder darf nur sich selbst opfern — Frauen, die Kinder haben, ist auch das verboten." Ich staunte, daß sie jetzt lächelte. „Nach zwei Jahren war der Bub, der Herbert, da, und einen Monat nach dem Hinscheiden meines Mannes kam Valerie zur Welt. Kismet — die Türken haben recht."

Ich schwieg.

„Liegt Ihnen wieder das Wort ‚furchtbar' auf der Zunge, gnädige Frau? Wundern würde es mich nicht. Doktor Menge hat Ihnen ja seine hochweise ärztliche Ansicht über solche Kinder derb genug klargemacht. Furchtbar! dachte auch ich zuerst und Freunde und Bekannte trieben mich immer tiefer in die Verzweiflung hinein. Was stand mir nicht noch alles bevor! Ich bereute — was fruchtete es?

Bis ich einen echten Arzt und großen Menschen fand, der seinen Beruf nicht verachtete wie die Kleinmütigen, die sich vor Theorien schrecken und feig die Hände in den Schoß legen. Er sagte: ‚Gibt es eine erbliche Belastung, wovon ich gar nicht so durchdrungen bin — die Frage schwebt — so muß es auch eine Entlastung geben, sonst wäre das Menschengeschlecht schon lange ausgestorben. Es existiert aber und vermehrt sich. In der Ahnenreihe eines jeden von uns figurieren alle denkbaren und undenkbaren Kranken. Und wir? Sind relativ gesund. Schauen Sie mich an, ich bin sechzig Jahre, meine Großmutter mütterlicherseits starb an Krebs, mein Großvater väterlicherseits an Paralyse, und so weiter. Und ich? Habe ein schonungsloses Leben voll Mühe und Arbeit und Anstrengungen hinter mir — und hätte ich nicht die Gicht in der großen Zehe . . .' Gemeinsam bestimmten wir den Erziehungsplan für Herbert und Valerie, es sollte nichts versäumt werden, um sie zu gesunden, kräftigen Menschen heranzuziehen. Auf den Rat meines lieben, alten Doktors siedelte ich mich mit ihnen hier an. Nächstes Jahr baue ich uns ein kleines Häuschen . . ." Wie, um Fragen auszuweichen, rief sie: „Kinder", und sie stürmten herbei, der Bub fest und rotbackig, das Mädl, mit den schönen Augen der Mutter und demselben sattbraunen Haar, die nackten Beinchen in kurzen Socken und mit vernarbten Schrammen tätowiert; Wildfang!

„Gut, nennen Sie die Sache beim Namen." Und zu ihren Kindern: „Herbert! Valerie! Lauft nicht zu weit weg." Zu mir: „Vielleicht, ich vermute es, heiratet er sie."

„Die Dame ist erst seit kurzem Witwe?"

„Ja." Ich merkte, daß hier ihre Ehrlichkeit endete. „Wir wollen nicht medisieren, liebe, gnädige Frau, urpersönliche Angelegenheiten Dritter unterstehen nicht unserer Zensur und entziehen sich unserem Urteil. — Eine lebenssprühende Frau mit heißem Blut an einen unrettbar Kranken verheiratet! Hauptmann Curvay wurde nämlich schon im ersten Jahre der Ehe von dem Übel befallen und dann, als es die Ärzte erkannten, dauerte es nur drei Monate bis zu seinem Tod. Er starb hier. Ich habe das Elend miterlebt, erst als stille Beobachterin, die ihre Schlüsse zieht, dann von Frau Brigitta ins Vertrauen gezogen. Sie tut mir leid — obwohl sie nicht unglücklich ist, im Gegenteil glücklicher als viele, viele."

„Doktor Menge ist ein Schuft", sagte ich unvermittelt.

„Wollen wir nicht heim? Die Sonne verabschiedet sich. — Kinder allons!" Die Kinder voran, schlugen wir den Promenadeweg durch den Wald ein.

„Ich werde mich beim Herrn Primarius über Doktor Menge beschweren. Der Mensch muß mir seine Frechheit büßen."

„Sie werden tun, was Sie für richtig halten", orakelte Frau Schubert. „Soweit ich ihn und sein Wesen zu beurteilen vermag, mißverstand er Sie und legte, was Sie sagten, falsch aus. Er vermutete hinter Worten, die Sie in einer Gemütswallung sagten, mehr, glaubte Unausgesprochenes auslegen zu sollen — und daher . . ." Sie gebärdete sich wie die destillierte Logik.

„Was meinen Sie?"

„Ihre Frage an ihn: ‚Ist das ein Leben?' . . ."

„Sie berechtigt ihn immer noch nicht . . ."

„Irrtümer berechtigen nicht, aber Irrtümer entschuldigen vom rein menschlichen, objektiven Standpunkt. Ich kreide ihm — im Gegensatz zu Ihnen — die brutale Szene, die dieser Irrtum verursachte, weniger schwarz an als die Brutalität, mit der er über die Kranken sprach."

Die Erinnerung an das schreckliche Gespräch, das meine letzten Hoffnungen auf Gustavs völlige Wiederherstellung vernichtete, erschütterte mich. „Es ist furchtbar!"

„Kleine Frau, nicht flennen! Mir zuhören!" Eine Pause. Wir gingen im Gleichtakt. Die Baumschatten überquerten lang und schief, von der Sonne im Westen grotesk gedehnt, den Weg. Frau Schubert wiederholte mild: „Mir zuhören! — Ich heiratete meinen Mann, der auch die Krankheit hatte, als die Ärzte schon keine Hoffnung mehr gaben,

erklärt: ihr Einfluß auf ihn, seine Gereiztheit gegen mich. Unsinn! Unsinn! An den ich zu glauben anfange.

Und ich? Habe ich nicht auch Gedanken, Wünsche . . .

Ich ertappte mich, wie ich meinen Koffer packte, aber ernüchtert, kramte ich die Sachen wieder heraus. Mit meiner Widerstandskraft bin ich fertig. Ich entrüste mich über St. Pankraz und seine Menschen. 's ist kein Moralkoller — was schert mich die Moral! Es ist ein Abscheu vor dem Unnatürlichen. Kranksein ist wider die Natur. Wider die Natur! Ja, ja, dreimal ja! Was suche ich hier? Ich gehöre nicht hierher, ich stehe bloß im Weg, ich bin Bremse, Ballast, Hemmschuh, Hindernis.

Wie deklamierte Gustav emphatisch in Lussin: „Die Toten sollen ihre Toten begraben." — Das sollen sie, das müssen sie — und die Lebendigen freigeben. Uns das traurige Werk aufzubürden, ist ein Verbrechen.

Ich bade meine Schläfen in Kölnerwasser und werde ruhiger.

Keine Torheiten! Keine Unbesonnenheiten! Keine irreparablen Dummheiten! Man würde allerlei munkeln, wenn ich mich flüchtete, man würde sagen, ich habe meinen Mann hilflos im Stiche gelassen — weil . . . Weil? Die Welt ist erfinderisch in falschen Kombinationen.

Warum Frau Schubert alles ausplaudern? Sie legte mir eine dezente Erklärung meiner Verrücktheit ja förmlich in den Mund: „Eine giftige Schlange!" Aber ich sagte ihr die nackte Wahrheit. Man muß mehr Symbolismus treiben. Ob sie das Abenteuer schon weitererzählt hat? Nein, das nicht.

„Gloria in excelsis Deo", orgelt Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer Madlseder, aber zufällig schweigt einmal das opponierende Klavier des Rechnungsrates a. D.

Schlag elf stiehlt sich Frau Brigitta davon und dreht den Haustorschlüssel behutsam im Schloß um. Heute weiß ich's besser, daß sie nicht zum Ortsfriedhof pilgert.

*

Schon im Bett, sprang ich gestern wieder auf. Meine Stirn brannte, meine Glieder glühten und das Blut stockte. Die Zeit raste, die Kirchturmuhr schlug Viertelstunde um Viertelstunde. Schlag zwei huschte Frau Curvay durch die menschenleere Straße und trotz aller Behutsamkeit klapperten die Stöckel und hallten verräterisch.

*

Ich bin wieder vernünftig. Der Wirrwarr in mir war die tolle Ausgeburt einer Überreizung. Die Einsamkeit, die Verlassenheit, das „Abenteuer" hatten mich irritiert. Ich werde mich an die Mensch gewordene Vernunft, recte an Frau Schubert, anschließen, und da banne ich künftig wohl alle Gespenster. Wenige Monate noch und Gustav ist

„Haltet euch in der Nähe“, befahl die Mutter, „und vorwärts, daß wir nach Hause kommen“. Zu mir: „Doktor Menge ist ein verstaubter Theoretiker und ich lobe mir die Praxis — da vor uns tollt sie! Auf meine Kinder bin ich stolz . . .“ Und leise: „Für sie lebe ich, um sie bange ich, weil sie ein Stück lebendig gewordener Schuld verkörpern — und unsere Sünden sind das, was wir am meisten lieben.“ Herbert und Valerie kugelten bummelwitzig einen Abhang hinab. „Aber was treibt ihr denn?“

„Wir spielen Eisenbahn, Mutti!“

„Ihr kollert ja übereinander!“

„Wir hatten bloß einen Zusammenstoß. Der gehört dazu.“

Ungestüm umarmte Frau Schubert ihre beiden Reißteufel auf einmal und schalt in einem Übermaße von Sorge und Liebe: „Rangen, wie ihr erhitzt seid!“

Ich gestand ihr: „Wissen Sie, wie ich Sie taufte, als ich Sie zum erstenmal sah? Mutter.“

*

Zu Hause lag für mich schon ein Entschuldigungsbrief Doktor Menges. Zum Abendessen ging ich nicht in den Speisesaal und schrieb an Mama und in mein Tagebuch.

Sobald ich nachdachte, begann es wie ein Kreisel in meinem Kopf zu rotieren; das Erlebte und das Gehörte waren zuviel für meine Nerven. St. Pankraz erschien mir jetzt in einem ganz anderen Licht als noch vor ein paar Stunden. Sodom! Gomorrha! Ich lachte auf — und schämte mich des Lachens: Ein Sodom Kranker, Rettungsloser und Lebenshungriger. Welcher Romancier wagt sich an die Schilderung dieses Stoffes? Und zum Grotesk-Aberwitzigen gesellte sich meine Niedergeschlagenheit. „Aufpassen, aufpassen!“, hatte Doktor Menge gesagt. Das Aufpassen zum Lebensinhalt machen! Zur Geduld mahnte schon der Primarius — und der Pfarrer — und Frau Schubert. Gegen den Eindruck der zwei Worte kann aller Optimismus nicht an. Frau Schubert redete gut und verständig, aber hatte ihr das Dasein, in dessen Hand die Entscheidung liegt, schon recht gegeben? Wenn die Kinder das grausame, väterliche Erbteil doch antreten müssen . . . Ich mag nicht daran denken, nein, ich mag nicht! Sich auch noch mit fremdem Elend vollpfropfen.

In mir wirbelt es: Frau von Curvay und Doktor Menge. Mein Mißtrauen ist geweckt — vielleicht auch Frau Curvay und Beppo Wasinger, Frau Curvay und — und . . . Mich ekelt. Mein Stubenmädchen flaniert in den Nächten. Mit wem? Frau Schubert — warum nicht auch Frau Schubert? Die ihre Sünden am heißesten liebt! Die Vorstellungen jagen sich: Gustav und Mademoiselle Fleury. Damit wäre manches, alles

Brigitta-Tante zerrissene Strümpfe an?“ Herr Beppo, der die Seidenpracht schon geraume Zeit bewunderte, errötete, aber die Mutter rettete die Situation. „Kümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen. Auch sind die Strümpfe nicht zerrissen; sie gehören so.“ Ich mußte schmunzeln und die Brigitta-Tante, diese eigentümliche „Madonna in Trauer“, zog ihren Jupon demonstrativ höher und wippte die Fußspitzen: „Merk's dir, kleiner Mann, man soll seine Weisheit nicht unter den Scheffel stellen und seine Schuhe und Strümpfe nicht . . .“

„Bitte!“ dämmte Frau Schubert den Übermut ein. „Die Weiterentwicklung dieses Prinzips heben Sie sich besser für den Abend auf, liebe Brigitte, wenn die Kinder nicht dabei sind.“

Herr Wasinger improvisierte einen Scherz, und zwei verschmitzte Touristen, die unter dem Tor standen, lachten über den kleinen Zwischenfall.

Ich betrachtete mir Frau von Curvay genauer: Ein eigensinniges Köpfchen auf einem schlanken Hals, über den blaue Äderchen durch eine weiße Haut laufen; ein rassiges Profil, Ohren rosig und durchsichtig, der Mund schwachrot und ohne jegliche Herbheit. Manchmal zucken die Backenmuskeln, die Augen zwinkern zu häufig, gewinnen aber durch leichte Schatten. Mir schießt es durch den Kopf: Du künftige Insassin des Sanatoriums, du! Warum vergißt du dich? Warum wirfst du dich weg? Du verlierst dich!

Ich wünschte „Gesegnete Mahlzeit“ und ging.

26. Juli.

Die Frau ist an die Natur enger angeschlossen als der Mann. Liebe und Kinder können ihr Leben ausfüllen. Alles darüber hinaus ist für sie ein Luxus, den sie nie schmerzlich entbehren wird. Mag sie sich scheinbar noch so weit von der Animalität entfernen, die Mutterschaft führt sie unweigerlich zum Urzustand der Menschheit zurück — ihr Zweck ist, zu gebären. Wenn man diese Tatsache festhält, gibt die weibliche Natur keine Rätsel auf, die der Lösung wert wären.

So ungefähr sagte Gustav und Mademoiselle Fleury zuckte die Achseln: „Unmoderner Mensch, der Sie sind.“

Ich: „Was unsere Biedermeiergroßmütter noch als natürliche Wahrheit in sich trugen, muß unsere Zeit erst neu entdecken.“

Aber Gustav freute sich über das Achselzucken der Französin mehr als über meine Zustimmung, glaube ich.

An Frau Josephine Althaller.

12. August.

Liebe Mama!

Obwohl Du Dich in Schweigen hüllst und mir daher sogar Dein gegenwärtiger Aufenthalt unbekannt ist — bist Du in Wien oder in

gesund, wir verreisen und St. Pankraz mit allem Drum und Dran bleibt ein irrsinniger Spuk, ich lasse es als unwirkliches Schemen hinter mir.

Acht Tage möchte ich Urlaub haben, bloß acht Tage! Die Berge fallen mir auf die Brust und zermalmen mich. Ins Flache, in die Ebene mit ihrem weiten, weiten Horizont! Zu Gesunden — die meinetwegen Kühe melken und den Namen Kant nie hörten. Nur für acht Tage!

*

Da ich nach der vergeudeten Nachtruhe in den Tag hineinschlief und mit einem Kopf wie ein Wasserschaff erwachte, verspätete ich mich und erschien erst zum Gabelfrühstück im Sanatorium. Mit Herzklopfen ging ich durch den Korridor — ob ich Doktor Menge begegnen würde.

Fräulein Fleury hat das Zimmer Nummer 18, auf Nummer 19 wohnt Gustav. Davor fing mich der Primarius ab: „Die kleine Frau hustet, sagte mir der besorgte Gatte! Ja, er hat Sie bei mir verklagt — nächtliches Bad! Nicht schwindeln, kleine Frau, es nützt nichts. Sie machen dem alten Praktikus, der die Weiber — Pardon, die Damen — aus dem ff kennt, kein X für ein U vor.“ Sein Zeigefinger drohte: „So was!“ Aber mein Krächzen nahm er leicht und lobte die Fortschritte im Befinden Gustavs: „Zehn Kilo dreißig zugenommen und der Lungenbefund famos. Ich gratuliere Ihnen, dem Herrn Gemahl, mir und der ausgezeichneten Heilanstalt.“ Burschikos hängte er sich in mich ein und ich dankte für das gute Bulletin. Ein bißchen Freude war mir notwendig.

Auch Gustav war in erträglicher Stimmung und studierte mit Fräulein Fleury eifrig das Kursbuch wegen der kürzesten Verbindungen mit Sizilien und überredete sie, in Rom Station zu machen. Die ewige Stadt sei es wert. Sie wird nämlich bald entlassen werden und ist von Verwandten in Palermo eingeladen.

Mir klagte er über große Mattigkeit; ich schob sie auf die schwülen Nächte. „Die Haut brennt in der Hitze wie Feuer!“

„Oh, Ihnen auch?“ fragte lebhaft die Mademoiselle.

Zu dritt plauderten wir vom Reisen und Wandern, und der Wandertrieb packte uns. Wir schmiedeten Pläne, überzeugt, sie nie auszuführen; wir verabredeten Zusammenkünfte in Neapel, Kairo, wir genossen die Bilder der Phantasie als Abklatsch unserer Hoffnungen.

Die menschliche Psyche ist ein Bündel Widersprüche.

Mittags speiste ich im Hausgarten des „Schwan“ an demselben Tisch mit Frau Schubert und Frau von Curvay, die Damen behandelten mich wie eine liebe Bekannte, die Kinder sagten zu mir Tante, und Beppo Wasinger, dem seine Köchin kündigte und der daher im Wirtshaus ißt, erzählte eine Menge lustiges Zeugs — als uns der kleine Herbert mit einer Bemerkung in Verlegenheit brachte: „Warum hat die

Die Orgel triumphiert also und nie mehr wird ihr die „Schöne Helena“ oder die „Barkerole“ das Gloria in excelsis Deo verschimpfieren.

Der Friede nach einem dreißigjährigen Krieg! Madlseder will dem versöhnten Unversöhnlichen einen schwarzen Marmelstein aufs Grab stiften: „Tausend Gulden kann er von mir aus kosten, und die Orgel, die reparierte Orgel, spiel i zum erstenmal, wenn der Stein dasteht.“ Hastig, als hätte ich widersprochen, drehte er mir den Rücken, spuckte und stolperte ins Pfarrhaus.

Die zwei überbieten einander an Edelmut, der verrückte Landgeistliche und sein Feind. Um edelmütig zu werden, muß man vorher gefehlt haben?

*

Gustav reklamierte unwirsch beim Lessingtheater, was eigentlich mit der „Entfesselten Leidenschaft“ sei, und der Direktor bat tausendmal wegen der unliebsamen Verzögerung um Entschuldigung, aber das Lesen der Handschrift bereite ihm Schwierigkeiten. Das Donnerwetter entlud sich über mich: Ich hätte geschmiert, geschleudert, gehudelt. Alle Register der Unzufriedenheit wurden gezogen, und die Mademoiselle, die schon eine größere Bewegungsfreiheit genießt, war auch nicht da, die Blitze abzufangen. Andere Patienten schauten erstaunt zu uns her. — Meine Schrift ist nun einmal nicht mustergültig, ich kann nichts dafür, aber ich erduldete die Strafpredigt schweigend: Daß ich faul sei, indolent und interesselos, sobald es sich um mehr als den Alltagsquatsch, um Höheres und Geistiges handle. Schnell flöge ich über alles hinweg, was mir wider den Strich gehe, und nur für Vergnügungen und Abwechslung hätte ich stets Zeit in Hülle und Fülle.

Ich nahm die Ungerechtigkeiten gelassen hin und nur zum Schluß sagte ich: „Gustav, du bist nicht mehr krank genug, daß man dir alles nachsehen dürfte. Was man gern einem Schwerleidenden verzeiht, das gestattet man einem Genesenden nicht mehr — im besonderen dir nicht, der du Grund hast, dem Himmel und den Menschen, die sich um dich bemühen, zu danken.“

Da überlegte er und entschuldigte sich: „Meine Nerven ziehst du nicht in Rechnung, liebe Lori.“

Als wir miteinander in den Wald spazierten, suchte er einen anderen Anlaß, um mir zuzusetzen: „Wie du dich ohne mich amüsierst! Man hört hier oben nur das Wenigste aus dem ‚Schwan‘, aber das genügt. Ihr feiert lustige Feste; jedes Begräbnis kommt euch gelegen, um euch herauszuputzen und mitzutun. — Man konversiert, kokettiert — die Frauenzimmer, mit denen du verkehrst, taugen durch die Bank nichts. Leichtfertiges Pack! Und der Postmeister ist ein Gigerl, ein leichtsinniger Schwadroneur.“

einer Sommerfrische? — so vergelte ich doch nicht Gleiches mit Gleichem und sende Dir herzliche Grüße. Gustav befindet sich vorzüglich. So wohl und rund wie jetzt sah er nie aus. Er ist kräftig und gut gefärbt. Ich beschränke mich heute auf diese Nachricht, die ich an Deine Wiener Adresse schicke. Schreib mir, bitte, wo Du Dich gegenwärtig aufhältst und Du wirst postwendend einen ausführlichen Brief bekommen. Wenn Dir darum zu tun ist. Mich diesmal länger zu fassen und zu fürchten, daß Dich die Zeilen nicht erreichen, dazu habe ich geringe Lust. Ihr vernachlässigt Eure Lori.

Tagebuch.

15. August.

Der unversöhnliche Witwer ist gestorben und soeben begruben wir ihn. Er kränkelte, wie ich nachträglich erfuhr, in der letzten Zeit, weshalb auch sein Klavier Ruhe hatte, aber erlaubte seiner Hausfrau nicht, einen Arzt zu holen. „Allein geht's auch, wenn auch langsamer", soll der Griesgram gesagt haben. Eine Stunde vor seinem Tod verlangte er nach dem alten Pfarrer und der eilte im Laufschritt zum Sterbenden. Ruhig, gefaßt und kampflos verschied er; an dem Leichenbegängnis beteiligte sich das ganze Dorf. Wir — die Gäste des „Schwan" — wanden einen Kranz aus Laub, Reisig und Feldblumen, die Herbert und Valerie pflückten. Man munkelt, daß sich die „Feinde" aussöhnten und der ungeschlachte Madlseder war so gerührt, daß seine gewiß schöne Trauerrede nur bruchstückweise verständlich war. Er schimpfte dann greulich auf einen Schnupfen, der ihm die Stimme belegte.

Der Witwer ruht neben seiner Frau im Selbstmörderwinkel und Se. Hochwürden verkündete zu Beginn der Feier, diese Begräbnisstätte hätte sich der Verstorbene ausbedungen, und teilte der versammelten Gemeinde feierlich mit, von nun an würde der Raum für die Unglücklichen, die man bisher hier einscharrte, überhaupt aufgelassen. „Er is eh überflüssig", meinte er, „denn nur a ganz a dummer Mensch, wie's gar kan mehr gibt, bringt sich selber um." Mit anderen Worten, man wird in St. Pankraz von jetzt an ohne Unterschied der Todesart der Reihe nach, „wie's kommt", begraben.

*

Der Pfarrer hat mir sein Geheimnis gestanden: Der Unversöhnliche vermachte ihm testamentarisch fünfhundert Gulden zur Reparatur der Orgel, „die", so versicherte der tote Rechnungsrat in seinem letzten Willen, „asthmatisch ist und quietscht und pfaucht — nicht zum Anhören". „Und weil's so schlecht klingt", behauptete Se. Hochwürden, „hat er mir immer d'reing'spielt".

17. August.

Ein mächtiges Gewitter hat die Hitzwelle des Sommers gebrochen, der Sturzregen prasselte, und weil sich alles nach Regen sehnte, ließ der Wettergott die Zügel schießen. Improvisierte Wildbäche zerrissen die Straßen und Wege, das Barometer sank rapid, ebenso das Thermometer, es ist empfindlich kühl geworden und die Luft riecht sonderbar. Die Entspannung befreit.

Gustav verschlief das Gewitter, ich saß an seinem Bette und las Strindberg. Strindberg ist nichts für mich. Wir Frauen sind nicht so, wie er glaubt, wir sind nicht gut und nicht böse, wir sind nur schwach. Und ich grübelte über Strindberg hinaus, über mich, über uns. „Aufpassen!“ predigte Doktor Menge; ein langes Leben lang aufpassen! Mein Leben lang! Ich will nicht.

Gustav atmete tief, der Atem sang durch die Zähne; aus einer kranken Brust. Mir stach's durch das Herz. In dem Manne da ist Gift. Wenn auch die Schäden, die es anrichtete, vernarben, man wird nie sicher sein, wird immer lauern, ob das Schreckliche nicht wiederkommt.

Daß ich so dachte, so denke, daran ist Strindberg schuld, der Schwarzmaler, der Evangelist des Geschlechterhasses. Wenn er auch ein Stück Wahrheit verkündet — aufdrängen soll er sie den Menschen nicht. Wir wollen hoffen können.

Und den Geschlechterhaß fürchte ich weniger als die Zwietracht in mir.

*

Frau Curvay fing mich im Wald ab, und als Mensch ohne Hemmungen schüttete sie mir ihr Herz aus, voraussetzend, daß sie mir in der Hauptsache nichts Neues sage. Der Wettersturz warf uns alle aus dem Gleichgewicht.

Doktor Menge trat seinen Urlaub an, ohne sie davon vorher zu verständigen. Darüber ist sie aufgebracht: „Ich bin die letzte, die ihm die Erholung, die er — weiß Gott! — verdient, mißgönne, aber daß er mir früher mitteilt, wie und was, das kann ich doch beanspruchen, nicht wahr? Wie er und ich miteinander stehen! Wenn man quasi miteinander verlobt ist. Durch eine Wärterin schickte er mir diesen Zettel —.“ Sie leerte die Handtasche um und reichte mir ein vermudeltes Blatt. Ich las: „Liebe Gitti! Auf Wiedersehen in drei oder vier Wochen. Ich muß ausschnaufen. Nebenbei schaue ich mich um einen Posten um, aber der Himmel bewahre mich vor Sanatorien und ähnlichen Brutstätten der Degeneration. Sanatorien sind Degenerationsfortpflanzungsanstalten. Mit Händen und Füßen greife ich zu, wenn

„Man hat dich schlecht unterrichtet, Gustav. Wir sind unser drei, ich und zwei Witwen, und wir haben andere Dinge im Kopfe, als zu kokettieren. Mit wem denn auch? Mit dem Beppo Wasinger? Das glaubst du selbst nicht. Du solltest mir wegen eines dummen Tratsches keine Szenen machen." Ich habe die Mademoiselle in Verdacht, daß sie intrigiert. — Frau Brigitta mußte ich mit in Schutz nehmen, weil auch nur ein Teilgeständnis Gustav von der Berechtigung seines Gesamturteils felsenfest überzeugt hätte.

Er faßte mich ganz zart beim Ohrläppchen, bog meinen Kopf sachte in den Nacken und beugte sein Gesicht über mich. Aug in Aug maßen wir uns. Dann kaute er seine Lippen: „Könnte ich erraten, was hinter deiner Stirne vorgeht, Lori; wüßte ich's! Wenn ich deinen Schädel wie ein Uhrwerk zerlegen könnte, um einen Blick — nur einen einzigen — in deinen Gehirnmechanismus zu werfen. Gedanken erraten . . . Sag, wünschest du eigentlich, daß ich wieder gesund werde? Was erwartest du von der Zukunft? Was willst du? Womit beschäftigst du dich, wenn du nicht bei mir bist?"

Ich hätte ihm gern etwas Liebes, das Liebste gesagt. Aber was . . .

„Dein Schweigen quält mich, Lori. Warum schweigst du, junges, junges Kind?"

„Ich möchte lieber reden, Gustav, offen und ehrlich, aber dann ist's erst recht gefehlt. Gustl, erkenne dich selbst."

„Du hoffst nicht, Lori, daß ich sterbe und dich freimache?"

„Ich hoffe nur das eine, daß du gesund wirst — und zwischen uns alles wieder wird, wie es war."

Er sann lange. „Strindberg lehrt, man müsse sich die Kunst zu eigen machen, Erlebtes zu eliminieren, aus sich herauszuwerfen, auszumerzen. Der Optimist! Den Künstler, der das zuwegebringt, möchte ich kennen. Nichts läßt sich eliminieren, aber auch gar nichts."

Was meinte er? Eliminieren — was denn?

In mir ist ein Ding zerbrochen; also nicht eliminieren — ersetzen. Man hat mir zu oft weh getan. Die Wunden vernarben nicht. Wunden eliminieren — wenn es so gemeint wäre . . . Die Zukunft — nein, nicht an die Zukunft denken. Was in meiner Vergangenheit schön war, hat keine Fortsetzung.

*

Doktor Menge ist abgereist. Er hat einen Erholungsurlaub angetreten.

*

Heute sagte Gustav im Gespräch: „Ein Weib vergilt alles, weniger das Gute, dafür das Schlimme doppelt, denn im letzten Winkel seiner kleinen Seele ist es unerbittlich rachsüchtig."

Und auf dem Umweg über Beppo Wasinger, ihren Gatten, einen Vetter und den Onkel Edi brach sie jetzt wegen Doktor Menge in Tränen aus: „Weggeschmissen hab ich mich an ihn, weggeschmissen . . .“

Ich: „Wann erwarten Sie Ihren Onkel?“

„Ach was, der Onkel, was geht mich das Scheusal an.“ Frau Curvay heulte kindlich, wischte mit dem Handrücken die Tränen und ihr Köpfchen lehnte sie an meine Schulter.

Ich krabbelte ihr das rote Wuschelhaar im Nacken: „Liebe Frau Gitta, Ihr . . . Ihr Verlobter ist überarbeitet und abgespannt und wollte Ihnen den Trennungsschmerz ersparen. Deshalb empfahl er sich holländisch.“

„Glauben Sie?“ Die Tränenflut versiegte.

„Anders ist es doch nicht denkbar — wo er Sie so lieb hat.“ Was ich da zusammenlog.

„Ja, er hat mich furchtbar lieb!“ Der Kalfakter wurde durch eine solenne Ehrenerklärung rehabilitiert, mit der er zufrieden sein konnte; allerdings mit einer drohenden Einschränkung: „Eine Strafe verdient er trotzdem. Lassen Sie mich nur machen — ich hab's schon, wie! Auf den Beppo, auf Herrn Wasinger ist er eifersüchtig und ein kleiner Flirt mit dem Postmeister ist mein gutes Recht. Ich bitte Sie, mir einen solchen Brief zu schicken — ohne Adreßangabe, daß ich ihm nicht einmal meine Meinung ordentlich sagen kann. Ob das nicht unverschämt ist! Wenn ich auch eine noch so treue und verläßliche Seele bin, wenn ich mich seinetwegen auch mit meiner Familie überwarf, koujonieren laß ich mich von niemandem, am wenigsten von einem Mannsbild.“

Die Gedankensprünge und Sinnesänderungen waren ein bißl arg und ich beabsichtigte, einen Dämpfer aufzusetzen: „Frau Brigitta . . .“

Vergeblich, sie fuhr mit ihrer Selbstbeweihräucherung unbeirrt fort: „Bis zum letzten Augenblick hab ich meinen Mann aufopfernd gepflegt, was mir der Herr Primarius bestätigen kann. Und außerdem . . .“

„Frau Brigitta, was Sie leisteten, ist bewundernswert, und nicht sobald wird Ihnen das jemand nachmachen und niemand wird es Ihnen bestreiten, aber abgesehen davon . . . ich meine bezüglich Doktor Menge — sind Sie hie und da nicht ein bißchen zu . . . leichtlebig?“

Bedachtsam glitt ihr Zeigefinger die Nase herab und — eine vollendete, verkannte, verleumdete Unschuld — beschränkte sich ihre Rechtfertigung auf vier Worte: „Ich bin so jung . . .“

O du! Meine Madonna in Trauer!

(Fortsetzung folgt.)

mir jemand Brot zu verdienen gibt, das nicht nach Karbol stinkt. — Sei brav, meine schlimme Frau! Ich reise in erster Linie zu meiner Erholung, daher ziellos, und bin außerstande, Dir eine Adresse anzugeben. Halte ich irgendwo Rast, so kriegst Du eine Karte und ..." Sie riß mir den Brief aus der Hand, zerriß ihn mit den Zähnen, spuckte die Fetzen ins Gras und trampelte sie in die Erde. „Pfui Teufel!" Ich bezog die Abscheu auf den Inhalt des Schreibens und zugleich auf den gewiß tintigen Geschmack des Papiers. Eine eigenartige Manier, Korrespondenzen zu vernichten.

Ich tröstete: „No, no, nicht so wild!"

„Was? Ich bin wild? Au contraire Da irren Sie! Wild wegen einer solchen Kanaille! Ich ärgere mich. Seinetwegen bin ich in Sankt Pankraz geblieben, seinetwegen habe ich mich mit meinen Leuten überworfen und er behandelt mich wie eine Kassierin! Dafür, daß — nein, ich verdiene es nicht! Diese bodenlose Infamie! Die Männer sind eine Bagage, ohne Ausnahme. Hüten Sie sich vor ihnen, Frau Lori!" In den Zorn mischten sich klägliche Töne: „Was mir an dem Geschreibsel das Widerlichste ist — die leichtfertige Auffassung unserer Beziehungen. Ich bin doch keine Probiermamsell, der man nach Ladenschluß ein Nachtmahl bezahlt — Schweinskarree mit Salat — um sich dafür das Recht auf Liebe zu kaufen. Aber so sind die Männer!" Die Stimme gluckste über: „Aber ich werd mich revanchieren, ich bin nicht die geduldige Madonna, für die er mich hält. Der Beppo ..." Da überlegte sie es sich doch: „Herr Wasinger ist ein netter Mensch, ein gebildeter und taktvoller Mensch — ehemals war er Offizier und mußte wegen einer Ehrenaffäre, in die ein Prinz verwickelt war, quittieren. Wissen Sie, gnädige Frau, eine skandalöse Geschichte, die vors Parlament gehört — er wurde beleidigt, forderte vom Prinzen selbstverständlich Satisfaktion, aber Hoheit lehnte eine ritterliche Austragung mit Hinweis auf seine Stellung ab — und der arme Beppo war geliefert. In Deutschland wäre das unmöglich, aber bei uns in Österreich, ich bitte Sie! O, ich hab Erfahrungen, eigene und fremde; nur daß ich zu gutmütig veranlagt bin, sie auszuschroten! Meinen Mann haben sie ja auch vor dem Avancement und zwei Monate vor seinem Tod pensioniert, um zu sparen. Das spür ich! Ein Skandal! Und der Menge, wie den der Primarius ausnützt, zum Schreien! Wir sind in Österreich, das besagt alles. Kein Wunder, daß unsere Intelligenz auswandert und zurückbleibt der Schund. Zum Beispiel ein Cousin von mir — aber denken Sie sich, dieser Tage kommt ein Onkel von mir hierher, der mich auch einmal hat heiraten wollen. Ein lieber Kerl, er wird Ihnen gefallen, gnädige Frau. Eine seelengute, treue Haut — und wenn mich der Menge noch lang sekkiert, mein Ehrenwort, ich heirate den Onkel Edi."

große Beratungen ab. Von fernen Flügen war darin die Rede, von Ägypten und vom Wiederkommen.

Alles das nahm der Draht auf in sein kupfernes Herz und bewahrte es gewissenhaft und wartete darauf, daß alles dies einmal lebendig würde in ihm selbst.

Denn noch konnte er sich nur selbst verstehen. Um die andern zu begreifen, ihre Reden, ihre Klagen, ihre Lieder, dazu fehlte es dem Draht an einem: Am Blute.

Aber eines Tages kam er auch zu Blut. Das war damals, als ein fremder Vogel selige Spiralen durch die Luft zog und nicht achtete des dünnen Drahtgesellen. Mit aufgerecktem Köpfchen schoß er querfeldein — ratsch, hatte ihm der Draht den armen Vogelhals glatt durchgeschnitten. Ein Köpfchen und ein Körperchen lagen links und rechts auf kühler Erde. An dem Draht aber hingen warme Tröpfchen Bluts. Die trank er. Davon ward er wissend und verstand von nun an alles, was man zu ihm sagte, was die Käfer zu ihm sprachen und die Vögel und die hundert andern Stimmen der Natur. Denn jetzt sprach Blut zu Blut.

Auch was die Menschen elektrisch in ihn tickten, ward ihm nun verständlich. Denn was sie depeschierten, Hochzeitswünsche, Todesfälle, stieg ja auch aus ihrem Blute auf. O, wieviel Menschenjubel brauste oft den Draht entlang den lieben langen Tag. Und wieviel Menschenschmerz durchzitterte die Kupferseele, wenn die dunklen Stunden kamen. Teil an allem hatte nun der Draht. Und von allem blieb ein Rest in ihm zurück. Seine Seele setzte Ringe an und wuchs. Und es ward eine alte gütige Seele, der nichts Menschliches mehr fremd war. Und nicht nur alt und gütig wurde dieser Draht, er ward auch stark. Und so viel Schweres auch durch seine Seele lief — er hielt es aus, und er ist nie gerissen.

Bis zuletzt, da er zum zweiten Male Blut trank, Ströme Blutes . . .

Der Tod wirft seine trüben Schatten vor sich her: Der alte Draht sang noch immer unermüdlich seine Kupferlieder, wenn die Winde ihn dazu verlockten. Aber manchmal kam's den Vögeln, die ihm lauschten, vor, als seien sie verstimmt.

„Warum bist du verstimmt, Draht?", fragten sie.

„Ach, die Menschen senden in den letzten Jahren zu viel hohles Zeug durch meine Seele."

„Wie das, o Draht?"

„Früher depeschierten sie, wenn wirklich Tiefes oder Hohes sie bewegte, wenn wahres Leid und wahres Glück in ihren Seelen schwang. Da schwang ich gerne mit."

Woran der Telegraphendraht zerbrach.

Von Fritz Müller-Cannero.

Es war einmal ein Telegraphendraht, der ging von Osten nach Westen.

Der Telegraphendraht war schon sehr alt, und er hatte schon vieles durchgemacht. Aber er war noch kein einziges Mal zerbrochen. Immer war er noch der alte und schwang sich unermüdlich über Berg und Tal von Land zu Land.

Von Sonnenaufgang reichte er zum Sonnenuntergang. Und der Sonnenglanz spielte an ihm entlang jeden Tag.

Es ist wahr, den wundervollen Kupferglanz der ersten Jugendzeit behielt er nicht. Dafür aber lernte er ein Kupferlied, ein feines Kupferlied. Und wenn die Winde ihn darum baten, sang er dieses Lied. Er sang es immer schöner von Jahr zu Jahr. Oft brauste es wie ein Choral von Ost nach West. Und die Stangen zitterten vor Freude und gaben es der Mutter Erde weiter, deren Sohn der lange kupferne Geselle war.

Der Draht dachte, daß er selber Lieder sänge, sei sein Lebenszweck. Aber da gewahrte er, daß man auf ihm spielte. Es waren Funkenmelodien, die man ihm durch seinen Leib jagte: Kurz — lang lang — kurz lang kurz . . . Er spürte dieses fremde Zittern wohl, aber er verstand es lange nicht. Sein Gesicht war der Welt da draußen zugewendet.

Er sah die Erde grünen und mit Schnee sich überziehen. Sommerhitze rann ihm durch den langen Leib, und seine Telegraphenglocken klirrten bald darauf im Winterfroste. Käfer kamen auf den Stangen zu ihm heraufgeklettert, um seinem Kupferliede näher zu verweilen. Neugierig tasteten die Fühler der Insekten auf seinem blanken Schwingkörper hin. Und dann kletterten sie kopfschüttelnd wieder zurück — sie konnten die Weise nicht verstehen.

Manchmal flog ein Kinderdrachen an den Draht und legte sein Ohr an ihn. Aber nach einer Weile fiel er ab — auch er hatte die Weise nicht verstanden. Nicht besser ging's den Blütenseglern und den Fäden im Altweibersommer. Sie legten sich in Liebe ans Metall und blieben eine Zeitlang und verschwanden.

Auch die Vögel kamen an. Manch ein Rabe saß darauf und hörte dem Gesumme zu. Klug ward er nicht daraus. Wozu auch — ist ein Rabe doch schon ohnehin so weise. Und diese Weisheit krächzte er dem Drahte ungerufen in sein Kupferlied dazwischen.

Dann kamen Vögel an in Scharen, kleine, feine Vögel. Die setzten sich in langen Reihen auf den Draht und zwitscherten und hielten

her, und wenn ganz Europa es verlangte, wir stehen und wir sterben mit der Stadt. Der König.

Eben saß der Rabe auf dem Draht, als dieses Telegramm hindurchging. Und der Draht sagte: „Sieh, es gibt doch noch Helden, Rabe."

„Warte ab", krächzte der Rabe, „ich bin noch ein gutes Stück älter als du und habe oft erfahren, daß —"

„Sei still", sagte der Draht, „eben kommt noch eine Depesche hinterher. Komm, horche mit."

Als die Depesche vorüber war, sagte der Draht: „Ach, es war nur eine Chiffredepesche "

„Hast du sie verstanden?" fragte der Rabe und wiegte seinen alten weisen Kopf.

„Nein, ich glaube, sie haben da drunten wieder den Chiffreschlüssel gewechselt."

„Ich kenne alle Chiffreschlüssel. Ich will dir die Depesche übersetzen. Höre zu:

‚Bankier Soundso. Börse. Übergebe Festung morgen freiwillig. Eingehet größtmögliche Hausse Position Ultimo. Liquidieret übermorgen. Übersendet Profitanteil sofort. Der König von —'"

Der Rabe unterbrach sich. Verwundert schaute er auf den Draht. Der begann zu knacken. Der bäumte sich. Rost, alter Rost schieferte sich ab. Gleich mußte er zerreißen . . .

„Was hast du?" rief der Rabe.

Aber er bekam keine Antwort. Etwas Neues, Unerhörtes kam durch den Draht herangebraust, das Blut betrogener Krieger . . .

An der Börse hatten sie eben die dritte Million für den König ins Verdienen gebracht, da sprang der Telegraphist im Nebenraume auf und lief schreckensbleich in den Börsensaal: „Aus meinem Draht fließt Blut!" schrie er in den Börsenlärm.

Der Kagami.

Ein japanisches Märchen.*

Vor langer, langer Zeit lebte an einem stillen Orte ein junger Mann mit einem schönen Weib. Sie hatten ein Kind, ein kleines Mädchen, das sie beide von ganzem Herzen liebten.

---

* Das poetische Märchen stammt aus dem Buche „Die Nächte der Königin Liebe" (Wilhelm Borngräber, Verlag „Neues Leben", Berlin); im Abschnitt „Bücherbesprechungen" dieses Heftes wird das eigenartige Sammelwerk näher gekennzeichnet.

„Und heute, Draht?“

„Heute muß ich ihre gleichgültigsten Dinge auf meinem Rücken tragen.“

„Was, zum Beispiel, Draht?“

„‚Guten Morgen‘ — ‚Koffer unterwegs‘ — ‚Himmel bedeckt‘ — ‚Börse unschlüssig‘ — ‚Renten nachgiebig.‘“

„Du brauchst ja gar nicht hinzuhorchen, Draht.“

„Ja, ihr habt recht, ich gebe es im Schlafe weiter.“

„Nun also, Draht, sei wieder froh — was kümmert's dich, daß sie dich hohle Dinge sagen lassen?“

„Ach ja, wenn sie nur hohl wären.“

„Was hast du noch an ihnen auszusetzen, Draht?“

„Sie werden auch verlogener. Wieviel schwindelhaften Jubel haben sie mir aufgetragen, wieviel falsche Küsse und Beteuerungen, wieviel zurechtgemachten Schmerz.“

„Woher weißt du denn, daß er erlogen ist?“

„Ich sehe doch ihre Gesichter durch den Schalter, wenn sie die Depeschen schreiben.“

„Gesichter täuschen oft, Draht.“

„Das ist wahr. Aber der Ton, den ein verlogenes Wort gibt, wenn es durch mich zuckt, der Ton täuscht nicht.“

„Tröste dich, Draht. Bald werden wieder echte und ernste Dinge dich durchziehen. Wir sahen es im Osten blutrot leuchten. Ein Krieg zieht auf, ein großer Krieg . . .“

Die Vögel hatten recht. Es wetterleuchtete ein Krieg im Osten, und schwere Wellen warf er durch den Draht nach Westen. Die waren echt genug. Aus Tränen waren sie gemischt, aus Flüchen, Stöhnen. Und oft erzitterte der Draht unter der Wucht der Nachrichten, wenn der Krieg seine geballte Faust durch den Draht nach Westen reckte. Und die verlogenen Siegestelegramme und die winkelzügigen Diplomatenränke, die in dem Drahte um die Wette mit dem Schrei des Krieges liefen, vermochten nicht das Echte auszulöschen.

Bis eines Tages jenes Telegramm kam, jenes königliche Telegramm . . .

Ein kleines Volk im Osten berannte eine Feste. Sturm kam auf Sturm. Der König sagte, es gehe um die Ehre seines Volkes. Die Hälfte seiner Landeskinder verblutete daran. Und endlich zog der König ein mit seinen Truppen, einem ganzen Erdteil, der von Waffen starrte, zum Trotz. Die ganze Welt bekam Respekt vor einem solchen Volk und einem solchen König. Man hatte über ihn gespottet vorher. Umlernen hieß es jetzt . . .

Bewundernd hatte eben noch der Draht das heldenhafte Telegramm hinausgegeben nach dem Westen: Wir geben unsere Festung nicht mehr

„Ich sehe eine wunderhübsche Frau, die mir zunickt, und sie bewegt ihre Lippen, als ob sie zu mir spräche ... und ... nein, denke dir ... wie eigentümlich, sie hat ein blaues Gewand an, das ist gerade so wie das meine!“

„Nun, mein kleines einfältiges Weibchen, das ist nicht gar so wunderbar“, meinte neckend der Gatte, „denn, weißt du, meine Liebe, es ist dein eigenes Ebenbild, das du da im Spiegel erblickst!“ Und er lachte, glücklich und stolz, daß er so viel mehr Kenntnisse besaß als seine Frau. Er belehrte sie eifrig: „Solch einen ‚Kagami‘ (Spiegel), mußt du wissen, hat jeder Mensch in der Stadt, obgleich wir das seltsame Ding niemals hier in unserem verborgenen Winkel gesehen haben.“

Die Frau war überglücklich über ihr Geschenk, und in den nächsten Tagen konnte sie gar nicht oft genug in den Spiegel hineinschauen.

Zu ihrer Entschuldigung müßt ihr daran denken, daß es das erstemal war, daß sie einen Spiegel und darin das Abbild ihres eigenen schönen Gesichtes gesehen hatte.

Aber sie hielt diesen seltsamen Kagami für viel zu kostbar, als daß sie ihn hätte täglich benützen wollen, und so schloß sie ihn kurze Zeit darauf wieder in den weißen Kasten ein und verwahrte diesen sorgsam bei ihren teuersten Kleinodien.

Die Jahre vergingen und die Leutchen lebten still und glücklich. Die Freude ihres Lebens war ihre kleine Tochter, die als rechtes Ebenbild ihrer Mutter heranwuchs, und die so süß und lieb war, daß jeder sie gern hatte.

Die Mutter, die sich noch nachträglich ihrer schnell verrauschten Eitelkeit schämte, wenn sie an den schönen blanken Spiegel dachte, verschloß ihn noch sicherer, denn sie fürchtete, es könnte in ihrem kleinen Mädchen ein häßlicher Stolz erwachen, wenn es den eigenen Liebreiz in dem hellen Spiegel erblicken würde.

So sprach denn die Mutter niemals davon, und ebenso wie der Vater hatte sie den Kagami bald ganz vergessen. Die Tochter wuchs in derselben Herzenseinfalt auf wie einst die Mutter, und sie wußte nichts von ihrer eigenen großen Schönheit und nichts von dem Spiegel, der dieselbe so wunderbar hätte zurückstrahlen können.

Nach geraumer Zeit traf die kleine stille Familie ein schreckliches Unglück: Die gute liebe Mutter wurde krank, und obgleich die Tochter sie mit aufopfernder Liebe Tag und Nacht pflegte, wurde es schlimmer und schlimmer mit ihr, und man konnte nur noch hoffen, daß der Tod die Arme recht bald von ihren Qualen erlösen möchte.

Als die Frau merkte, daß sie sterben würde, kam eine große Traurigkeit über sie, und sie dachte mit Sorgen an ihre Lieben, die sie verlassen mußte, an ihren geliebten Mann und an ihr süßes Töchterchen.

Ich kann euch nicht einmal sagen, wie die Leute hießen, denn ihre Namen sind längst vergessen. Nur die Stadt kann ich euch nennen, in der sie wohnten: Matsuyama in der Provinz Echigo.

Nun geschah es einmal, als das kleine Mädchen noch ein Baby war, daß der Vater in eine große Stadt reisen mußte, in die Hauptstadt von Japan, um wichtige Geschäfte zu erledigen. Der Weg dahin war aber so weit, daß die Mutter und ihr Töchterchen den Vater nicht begleiten konnten; so trennte er sich denn von ihnen unter vielen Küssen und Liebkosungen, versprach, ihnen recht viele schöne Geschenke von seiner Reise mitzubringen, und ging davon.

Die Mutter war von ihrem Heimatsort niemals weiter fortgekommen als bis zum nächsten Dorfe, und ihr könnt euch denken, wie ängstlich sie war in dem Gedanken, ihren lieben Mann auf einer so großen Reise zu wissen. Zugleich aber war sie auch ein bißchen stolz auf ihn, denn er war der einzige Mensch weit und breit, der einen so langen Weg unternommen hatte zu der großen Stadt, wo der König und seine vornehmen Hofleute lebten und wo so seltsame und schöne Dinge zu sehen sein sollten.

Als nun ein paar Monate vergangen waren und sie endlich ihren Gatten zurückerwarten durfte, zog sie ihrem Baby sein allerfeinstes Kleid an, und sie selbst kleidete sich in ein blaues schönes Gewand, von dem sie wußte, daß ihr Mann es liebte.

Ihr könnt euch wohl denken, wie glücklich die Frau war, als ihr Geliebter froh und gesund heimkehrte, und wie das kleine Mädchen jubelnd in die Hände klatschte, als es die wunderschönen Geschenke sah, die ihm sein Vater von der Reise mitgebracht hatte.

Er hatte auch so viel von den wunderbaren Dingen zu berichten, die er während seiner Abwesenheit vom Hause in der großen Stadt gesehen hatte.

„Ich habe dir etwas ganz Wunderbares mitgebracht!" sagte er zu seiner Frau, „es heißt ‚Spiegel'. Schau einmal hinein und sage mir, was du darin erblickst."

Er gab ihr lächelnd einen schönen weißen Holzkasten, und als sie diesen öffnete, fand sie eine runde Metallplatte, deren obere Seite aus ziseliertem Silber war, mit Figuren, Vögeln und Blumen reich verziert. Die andere Seite aber war so klar und hell, wie das reinste Kristall. Dahinein schaute nun die junge Mutter mit Erstaunen und Entzücken, denn aus seinem Grunde sah etwas Wunderbares zu ihr hinüber: ein lächelndes, glückliches junges Gesicht mit rosigen Lippen und strahlenden Augen.

„Nun, was siehst du denn?" fragte der Gatte triumphierend und weidete sich an ihrer Verwunderung; er war glücklich, ihr beweisen zu können, daß er auf seiner Reise doch mancherlei gelernt hatte.

Er gewann es nicht über sich, dem Kinde zu sagen, daß es nicht das geliebte und schöne Antlitz der Mutter sei, das ihr aus dem Spiegelglas entgegenblickte, sondern der Widerschein des eigenen süßen Gesichtes.

So verschwieg er das, was er von der Eigenschaft des Kagami wußte, und das unschuldsvolle, liebreizende Mädchen lebte weiter in dem beseligenden Irrtum, die Mutter täglich zu sehen, und sie glich der Verstorbenen von Tag zu Tag mehr.

Arndt in Obersteier.

Von Robert F. Arnold-Wien.

(Schluß.)

Kapfenberg den 15. September.

Weil es regnete, ging es erst um Mittag von Krieglach fort, wieder nach Fresens und Muttendorf, die ordentliche Grätzer Straße fort. In dem folgenden Dorfe Warteck* hielt ich an, und schafte Essen und Trinken. Ein alter Graukopf saß mit einem jungen Weibe am Tische, und bewillkommte mich freundlich, indem er der alten Wirthin zurief: dem mache Sie das allerbeste, das ist ein Ehrenmann, ein Soldat! So viel vermag ein grauer Rock und ein ungrischer Säbel. Nun fing er an, mit mir zu perorieren, von Krieg und Frieden, von Schweden und Preußen, und erzählte, wie er im siebenjährigen Krieg von den Preußen gefangen, und nach Pommern gebracht worden sey, um gegen die Schweden zu fechten. Dies war ein himmlischer Ton für mich. „Habe viele Kameratten unter den Pommerenken gehabt, sind rechte Düwelskerls; gut, wenn man sie nicht anrührt, sonst hauen sie gleich drauf ein; der alte Fritz hielt hoch auf sie. Sie sollen leben!“ So stießen wir an, und ich trank seinen und meinen Wein mit Vergnügen, mußte durchaus von seinem stairischen Brey essen und immer mit dem Weibe anklingen. Zuletzt umhalste er mich mit einem herzlichen Kuß, und gab mir ein süßes Gefühl der Menschlichkeit mit auf den Weg. Von hier wanderte ich noch ein vier Stunden durch die lachendsten Gegenden des Erdbodens. Es ist immer noch das alte Mirzthal, das aber ein viel freundlicheres Ansehen gewinnt. Gleich die Gegend bey Warteck ist entzückend. Man geht am Strom hin, der hie und da bebolwerkt und eingemauert ist, um den Bergweg nicht zu sich hinunterzuhohlen. Links sind milde und breite Fluren, und rechts steiles Gebirg mit einem alten Schlosse**, das in drey Abstufungen mit seinen Thürmen

---

* Wartberg. ** Lichtenegg.

Sie rief ihr Kind zu sich und sagte: „Mein gutes Herz, du weißt ja, daß ich sehr krank bin, ich werde bald sterben und dich und den Vater allein auf Erden zurücklassen müssen. Wenn ich von euch gegangen sein werde, sollst du jeden Morgen und jeden Abend in dieses Glas hineinschauen . . . das mußt du mir versprechen! Du wirst mich darin sehen, hörst du, und du wirst dann wissen, daß ich immer in eurer Nähe bin und immer über dich wache."

Mit diesen Worten nahm sie den Spiegel aus seinem Versteck heraus und gab ihn ihrer Tochter.

Das Kind versprach der Mutter unter vielen Tränen, ihres Wunsches immer eingedenk zu sein, und die Frau, über das Schicksal der Ihren ein wenig beruhigt, starb kurze Zeit darauf.

Das junge Mädchen, das so ein süßes und folgsames Herz hatte, hielt die Worte ihrer Mutter heilig, und jeden Morgen und jeden Abend nahm sie den Spiegel von seinem verborgenen Platz und schaute lange und herzhaft hinein.

Da sah sie das süße, lächelnde Gesicht ihrer toten Mutter . . . nicht so blaß und krank wie in den letzten Tagen ihres Lebens, sondern die schöne, heitere, gütige Mutter vergangener glücklicher Tage!

Und alle Abend erzählte die Tochter dem Spiegelbild die Geschehnisse des Tages, ihre kleinen Sorgen und Kümmernisse, und alle Morgen bat sie um den Segen und Beistand der Mutter, daß ihr Tagewerk gelingen möchte.

So lebte sie sich täglich in den Gedankenkreis der Mutter ein, sie handelte immer in ihrem Sinn, und war ebenso häufig bemüht, der Verstorbenen Freude zu machen, wie sie früher der Lebenden zu gefallen strebte.

Ihre größte Seligkeit war, wenn sie abends dem Spiegelbild sagen konnte: „O Mutter, liebe Mutter, ich war heute gerade so, wie du mich hast haben wollen!"

Dann lächelte das Spiegelbild glücklich!

Der Vater des Mädchens, der mit Erstaunen wahrnahm, daß seine Tochter mit seltsamem Ausdruck morgens und abends in den Spiegel schaute, fragte sie nach dem Grund ihres seltsamen Gebarens.

Da sagte ihm das Mädchen: „Ja, Vater, ich sehe in diesem Glas jeden Tag meine liebe verstorbene Mutter, und ich erzähle ihr alles, was ich auf dem Herzen habe."

Sie sagte ihm, was sich die Mutter von ihr auf dem Totenbett hatte versprechen lassen, und sie fügte treuherzig hinzu, daß sie ihres Versprechens immer eingedenk gewesen wäre und es niemals vergessen hätte.

Gerührt von so viel Einfalt und Herzensreinheit, von so viel liebevoller Treue für die längst Verstorbene, vergoß der Mann Tränen der Liebe und des Mitleids über sein süßes Kind.

Maisfelder, mit einer unendlichen Menge Kürbisse und seltnern Melonen bedeckt, Heidekorn und kleine Striche Hanf, nebst Kohl und Mören; Wiesen und Koppeln, und zwischen diesen jenseits und diesseits des Stroms einzelne Wohnungen und Wirtschaften. So ging der Weg ziemlich einförmig durch Bruck, Rettelstein* und mehrere Dörfer fort. Das Städtchen Bruck ist höchstens dadurch dem Reisenden merkwürdig, daß die Muhr und Mirz hier zusammenfließen. Doch dauert die Bergstromsart auch künftig in dem schnellrauschenden und strudelnden Wassern noch fort, und nicht leicht kann der Wandrer einen lustigern Begleiter finden. Fünfviertelmeile nach Rettelstein kommt man auf den Flecken Frauleuthen**, einen sehr anmuthigen Ort. Hier geht es über die Muhr, die nun rechter Hand fließet, auf einer hölzernen Brücke, und ein liebliches Thal mit Wiesen und Feldern breitet sich rechts an der Muhr aus, und zeigt hübsche menschliche Wohnungen, Schlösser und Waldberge, und am Wege hin Pflaumen- und Wallnußbäume in Menge. Gleich wenn man über die Brücke geht, hat man links das schöne Landhaus eines Grafen*** von Wildburg, und etwas weiter, jenseits des Stroms, auf rauhen überhängenden Felsen, das alte Schloß Rabenstein, einen Bruder des fränkischen†, links aber ein weit höheres oben im Gebirg, den Pfan- oder Wanberg, der in herrlichen Trümmern da liegt††. Vieh und Bäume, und Häuser und Menschen, und die ganze todte Natur haben hier ein frischeres Ansehen. Nach einer halben Meile schließen sich die Berge wieder zu einem schroffen Felsenthore, und kaum hat man den überhängenden und hie und da schrecklich ausgehöhlten einen††† engen Weg abgesprengt und abgedämmt, welcher gegen den Fluß meist gemauert und pallisadirt ist. So geht man eine Weile zwischen den grauen Felsen hin, die hie und da mit grünen Tannen und bleichen Birken verziert sind, bis sich ein zweites Thal öffnet, und man nach Peggau, der zweiten Station†††† von Bruck kommt. Dies Thal ist freilich nicht so lieblich, als das von Frauleuthen, aber romantischer. Links über Peggau liegt das Schloß gleiches Namens, und rechts, jenseits des Stroms, der Flecken Feistritz, mit einem Kalvariberg voll Kapellen und Gotteshäuschen auf kahlen und öden Felsstücken, hinter welchen sich eine sanftere Berggruppe in grauer Ferne mit dem Schlosse Waldstein ausbreitet. Die Berge sind immer noch, wie vorher, nicht eben hoch, aber steil und blos waldigt Man kommt durch dieses Zauberthal wieder durch eine öde und steinigte Enge in ein drittes, das schon viel sanfter wird, und in der Milde des Abends unbeschreiblich auf mich wirkte. In diesem liegt rechts über

---

* Röthelstein. ** Frohnleiten. *** Herren?

† In Oberfranken, nahe bei den Muggendorfer Höhlen. Von A. in den „Reisen“ (^{1}2 : 36 ff., ^{2}1 : 19 ff.) ausführlich beschrieben. Das steirische Rabenstein war damals im Besitz der Grafen Dietrichst ein. †† Damals im Besitz Philipps v. Wildburg. ††† = einzigen. †††† nämlich Poststation.

in alter Herrlichkeit dasteht. Hier windet sich der Weg durch eine enge Krümmung, und man geht endlich ganz von hohen Tannen eingeschlossen, bis sich das weite Thal mit einem Male in einem lieblichen Halbmond mit Dörfern, Kirchen und einzelnen Wohnungen öffnet. Die Dörfer liegen hügelweise über einander, und sind bis oben hinan mit Feldern und Wiesen gestreift. Kohl, Rüben und andre Früchte sind allenthalben am Wege, und grüne Koppeln, worin die schönsten gelben Kühe weiden. Gleich hinter Warteck, rechts unten am Strome, liegt das niedliche Gütchen Ester. Dann kommt man durch den stattlichen Markt Fridberg*, und hat links in der Ferne den sogenannten Kalvariberg, mit einer äußerst mahlerischen Kapelle. Der Strom und Weg gehen hier reißend abwärts. Rechts hängt eine Kirche mit einigen Häuschen unter Steinwänden und Tannen über den Weg; der Name ist Gegenberg**. So ging es durch Merzhofen***, Marien, oder Marein, wo ich links am Gebirge Eisen- und Köhlerhütten sah. Von Imberg† bis Kapfenberg wanderte ich langsam, weil die große Gegend, die sich hier im Schimmer des Halbmondes zeigte, mich oft halten ließ. Um halb 8 Uhr war ich im Quartier, wo eine Menge netter Mädchen des Orts versammelt dahlten, und mich die Mühen des Tages vergessen ließen.

*

* *

Lebring den 17. September.

Ich war mit der Sonne auf, und hatte unten meinen Scherz mit Viktchen, meiner kleinen Wirthin. Ein kleines drolliges Ding, mit soviel Freiheit und natürlicher Koketterie, daß es erstaunte††; aber zugleich sprachen Witz und Unschuld so laut aus ihrem ganzen Wesen, daß sie einem nicht das Blut fragte. Ihre schwarzen Spitzbubenaugen hatten immer was im Hinterhalt, und ihre Zunge war wie ein Aal, den man nicht halten kann. Auf meine Frage nach ihren Sachen antwortete sie: Mein Vater lebt nimmer und meine Frau Mutter ist seit 5 Jahren in Wien. Dies nahm mir die Lust, weiter zu fragen, weil sie es bedeutungsvoll genug sagte. Ich sah erst die fromme Christenheit zur Sonntagsfeyer sich auf dem Markte versammeln, blickte zu dem alten Schlosse empor, und schüttelte dann den Staub von den Füßen. Ich hatte nun die Mirz, oder Merz, immer links, und wandelte im engen Gebirg fort, das oben felsig und höchstens mit Buchen, Tannen und Birken bewachsen war, und wegen seiner Steinigkeit und Abschüssigkeit keinen Anbau erlaubt, obgleich sonst bey weitem nicht so hoch, als welche ich die vorigen Tage bis an den Gipfel bebaut gesehen hatte Unten indessen, wo nur Platz war, waren

* Kindberg. ** St. Georgen. *** Mürzhofen.

† Häusergruppe „Im Bach", etwa 2 km unterhalb Marein. †† = daß es zum Staunen war.

zum Reinigen des Zündloches, weil sie nur etwa drey Zoll lang sind. Ihr Haar ist auf fränkisch, oder oberdeutsch geschoren bis auf einen halben Zoll, mit einigen Pürzelchen hinten bis auf die Hälfte des losen Halstuches. Die treffliche Büchse hängt in einem ledernen Futteral über den Schultern. So geht der Tyroler einher, aber was ihn am meisten karakterisirt, ist seine Freimüthigkeit und Keckheit unter allen Menschen, und jenes Selbstvertrauen und Menschengefühl, das man stark in allen seinen Zügen ausgedrückt findet, wie in dem raschen Bau und in den schneidigen Bewegungen seines Körpers.

Grätz, die Hauptstadt des Stairischen, gehört seiner Lage nach gewiß unter die anmuthigsten Städte in der Welt. Die Muhr, die hier schon ein ganz stattlicher Strom ist, fließt mitten durch von Norden nach Süden, und östlich lehnt sich die eigentliche alte Stadt mit Graben, Mauren und Burg, westlich aber der Grieß (die diesseitige offene Stadt) mit ihren vielen Vorstädten daran, die mit Gärten untermischt, und mit Landhäusern, Baumgruppen und Alleen, der Stadt selbst das Ansehen eines lieblichen Gartens geben. Rund um die Stadt laufen lustige Berge und Hügel, mit Obst, Getreide und Reben bepflanzt, und mit grünen Wäldern, meistens eine viertel, oder halbe Meile von der Stadt zurücktretend. Nach Südosten aber breitet sich eine reitzende Ebne mit fruchtbaren Feldern, Dörfern und den Wiesen und Büschen der schlängelnden Muhr aus, weit über zwey Meilen, und verliert sich endlich im blauen Dunst der ferneren Berge. Ich bestieg die alte Burg, und hatte von da eine der entzückendsten und himmlischsten Aussichten, so lieblich sah ich die Stadt, und die Welt unter meinen Füßen, und so prächtig stiegen die Berge Gottes mit ihren Kirchthürmen und Schlössern empor. Im Norden auf hohem Gebirg liegen die stolzen Ruinen der Burg Gestinen; im Osten steigen die Hügel treppenweise mit Landhäusern, Kirchen, Gärten und Weinstöcken empor. Man sieht die beiden Thurmspitzen von Maria Trost, wo ein großes Wunder ist, romantisch herüberschimmern, und tiefer unten am Berge das Hallergeschloß. Im Westen liegt im Thale das freundliche Eggenberg, eine viertel Meile von der Stadt, und ein Lustort seiner Bewohner, die durch eine Kastanienallee hingehen und fahren.

Die eigentliche Stadt ist mit Graben und Mauren umgeben, und hat ehedem wohl eine Festung sein sollen. Jetzt sind die Gräben zu schönen Wiesen geworden, und auf den Bastionen innerhalb der Stadt sieht man Lustgärten der Großen. Das Glacis rings herum ist in Weide verwandelt, und mit Alleen und Bäumen besetzt. Das Merkwürdigste in der Stadt ist unstreitig die alte Burg, ein stumpfer Kegel, den man mit keichendem Athem erklimmen muß. Diese könnte immer zu einer starken Festung gemacht werden, da rings keine nahen Berge sie beherrschen; aber Oesterreich war es lange nicht gewohnt, seine Feinde bis in Staier

dem Strom, auf einem einzelnen schönen Berghaupte, der Kirchfahrtort Stasenkel* sehr anmuthig, bald treten rechts Strom und Berg näher, und man sieht die herrlichen Trümmer des alten Schlosses Gestinen** hoch im Gebirg, und geht über die sogenannte Weinsiedelsbrücke***, die die Muhr wieder links läßt. Hier sah ich viele Grätzer Welt in einem stattlichen Wirthshause sich erlustigen, wanderte dann in das freundlichste Thal der Erde hinab, und in den Elephanten im diesseitigen Grätz ein, der alten Brücke über die Muhr gegenüber.

Hier fand ich frohe Gesellschaft. Am meisten ergötzten mich drey Tyroler Scharfschützen, die sich keck unter die Vornehmsten mischten, mit den Worten: „Tyroler machen keine Umstände", und dann vom Kriege†, von den Franzosen und Schweizern, und von ihrem Geschütz sprachen. Sie redeten mit einer Freimüthigkeit von ihren Freiheiten und von ihrem Regenten, die man hier sonst nicht kennt; besonders der eine, Jakey oder Jakele, sprach mit gewaltigem Ausdruck. So ging mir der Abend fröhlich hin, zuletzt sah ich im untern Zimmer noch stairischen und allemannischen Tänzen zu, und legte mich um eilf Uhr aufs Ohr.

Ich hatte heute (den 17. Sept.) vortreffliche Gelegenheit, Grätz recht in seinem Glanze zu sehen. Gestern waren in der Vorstadt drey Häuser abgebrannt, (das diente nun heute der schönen Welt zum Spaziergange, um die Verwüstung zu schauen) und heute fing die große Grätzer Messe an. So waren die Leute so etwas auf dem Platze. Zur Mittagstafel kamen die Tyroler jubelnd und springend an. Der Natursohn hatte auf dem Schießplatz 150 Gulden, und ein andrer 75 erschossen. Diese hier sind um des angekündigten Freischießens willen 40—60 Meilen gereist, und diese Reisen machen sie oft zu allen Städten der umliegenden Provinzen. Sie waren munter und die Seele des Tisches. Nachher kam Musik, und nun ward tyrolisch und stairisch getanzt, mit der hübschen Wirthin, der niedlichen Kellnerin und einigen andern Mädchen. Es ist so etwas Eckigtes, Wildes und Abgestoßenes in den Bewegungen, und zugleich eine außerordentliche Gewandtheit. Es sind die Allemanden mit allen Verschränkungen, aber mit weit mehr Ausdruck, und mit sonderbaren Stillständen und unerwarteten Abweichungen. — Die Tyroler tragen schwarze lederne Hosen, graue, oder grüne Schuhe mit Bändern, oder Schnürstiefeln, eine Weste bis hoch an den Hals laufend, und vorn, oder auch weit nach hinten zugeknöpft, immer Knopf an Knopf, und mit den bunten, oder grünen Senkelbändern geziert. Ihr Rock ist hinten zu, wie ein Mantel, fast ganz stairisch, so wie der breitgerändete Hut, den eine grün und weiße Kokarde ziert; allenfalls sind noch ein Paar kleine Federn dran gesteckt, nicht zum Staate, sondern, wie es scheint,

* Straßengel. ** Gösting. *** Weinzödlbrücke.
† Wohl von dem bevorstehenden, dem 2. Koalitionskriege.

Ansehen, und freilich auch ländliche Lust und Luft, die für eine große Stadt immer viel werth sind. Die Einwohner scheinen ein frohherziger und muntrer Schlag. Doch sucht man die österreichischen Körper vergebens, und sieht mehr breite und dicke und mehr Rundköpfe. Seltner auch sind die hübschen Mädel, da sie einem in Baiern und Oestreich bey jedem Tritte aufstoßen; und Kröpfe und dicke Beine unter den Waden, (wie ich sie auch zuweilen in den Berggegenden Frankens sah) sind sehr gemeine Gebrechen.

Einschiebsel.

Begrüßen. Jetzt habe ich es weg. Anfangs verwirrte ich mich oft und kam gut niedersächsisch mit meinem: Guten Tag! und, Gott helf! angestiegen, und erhielt dafür: In Ewigkeit. Jetzt sage ich trotz dem Besten: „Gelobt sey Jesus Christus!" und befinde mich bey der ganzen untersten Klasse wohl dabey. Fuhrleuten, Handwerkern und andern gereisten Leuten kann man wohl ein: Guten Tag! und, Guten Morgen! zurufen. Ich hätte den Gruß schon seit dem Bambergischen* im Kopf haben sollen. Man hört gewöhnlich nur Jesus Christus, das erste wird bequem verschluckt.

Heilige Häuschen. Diese Bettstäten, Heiligenrepositorien und Krucifixe findet man an allen Wegen, unter hohen Bäumen, an Quellen und grünen Plätzen, oft mit soviel Wahl und Weisheit angebracht, daß man das feine Gefühl für Naturschönheiten bewundern muß, das die Erwähler hatten. Schade, daß sie nicht die elenden Klexereien und Schnitzeleien, die Sinn- und Denksprüche, und gar die Verheißungen anders machen konnten. Das ist oft über und unter allem Glauben läppisch und närrisch, und bis diese Stunde ist es mir unbegreiflich, wie man noch zu unsern Zeiten nur den Anblick solcher Erbärmlichkeiten ertragen kann. Was habe ich nicht im Walde, was an der Straße gesehen! Was für eine Moral kann es geben, (zum Glück steht die ewige des Herzens fest) wenn man liest: Wer bey diesem Kreuze fünf Vater Unser, und fünf Ave Maria betet, hat 10000 Jahr Ablaß, wer Ein Vater Unser betet, hat 140 Tage, dasselbe abgekürzt, 40 Tage? So sind auch alle Zimmer und Gaststuben mit elenden Gemählden und Kupferstichen der Heiligen beklebt, und selbst draußen die Wände sind dafür nicht geborgen; doch ist es hier, wie in Ungarn, schon weniger häufig, als in Oestreich und Obersteiermark. Außer diesen Heiligen aber sind die Zimmer der Bauern weit besser verziert, und weit reinlicher und netter, als im nördlichsten Deutschland, wo ein Paar trübe und rußige Rauten kaum einige Schimmer des Tageslichts durchlassen. Die Wirthshäuser sind überall groß und bequem, meistens zwey Stock, mit schönen Zimmern und Ziegel-

* Das A. im Sommer d. J. durchwandert hatte.

kommen zu sehen*. Es sieht droben verfallen aus, und eine Kompagnie Soldaten nebst einigen Züchtlingen wohnen dort. Wenn man durch die gewaltig gemauerten Gewölbe geht, die mit Heiligenbildern und matten Lichtern um kleine Sacellen dämmernd erleuchtet sind, und wenn es dumpf und dumpfer unter und um einen ertönt, so weht das Alterthum einem recht magisch entgegen, noch mehr aber, wenn man die alten Ruinen und Thürme selbst besteigt. Von dem Thurm auf der höchsten Ecke hat man die Aussicht nach allen Weltgegenden. Es wohnt ein Wächter darin, und oben liegt ein Elephantenkopf als eine Merkwürdigkeit. Er hat manchen Herrn erlebt, rief die alte Führerin. In der Stadt selbst sind mehrere hübsche und wenigstens ansehnliche Gebäude der Großen. Bey weitem das schönste ist das Lazareth, im Jahr 1787 unter Joseph in einem sehr edlen Stil erbauet. Auch ein hübsches Ballhaus mit der Aufschrift: Publicae laetitiae praefectus et proceres posuere, ist hier. Des Statthalters**, Erzbischofs*** und der Regierung Gebäude sind hochansehnlich, aber altfränkisch. Die Gassen laufen schief und krumm, besonders nach der Burg zu, wo die Stadt bergigt ist; unten nach der Muhr, der Brücke und dem Markt hin, giebt es einige grade. Wiener Pflaster muß man hier nicht suchen. Es sind die gewöhnlichen Feldsteine mit den Rinnen in der Mitte. Auch auf dem Grieß und in den Vorstädten, die lang nach Norden und Süden laufen, stehen ganz hübsche Häuser, so wie diesseits vor der Stadt um das Glacis herum in Gärten und auf Wiesen, besonders am Sankt Jakominiplatz†, wo es einige wirklich pallastartige gibt. Auch unter der Burg im Norden liegt noch eine niedliche Vorstadt, und weiter östlich der nette Garten und das Landschloß des Grafen Wurmbrand, der zum öffentlichen Vergnügen immer offen steht. Die Häuser sind fast alle mit Ziegeln gedeckt, und höchstens in den Vorstädten sieht man etwas Beschindeltes. Zwey Brücken führen über die Muhr, eine aus dem Grieß in die Altstadt, grade auf den großen Platz zu, und eine zweite weiter unten, die vom Jakominiplatz nach der Grießvorstadt geht, und auch unter Joseph entstanden ist, so wie fast alle die schönen Gebäude und der Jakominiplatz.

Aus allem scheint es, daß die Stadt ein gewerbvoller und muntrer Ort sey, obgleich freilich die Messe viele Fremde, und viel fremdes Leben hereingebracht hatte. Es sind hier viele Manufakturen in wollenen Zeugen und baumwollenen, Kattunen, Strümpfen, auch Seidenzeugen; wie Linz wegen seiner Tücher und Silberarbeiten berühmt ist. Die Vorstädte sind alle offen, und geben mit ihren Gärten ein recht frohes ländliches

* Wie es 1797, kurz vor Arndts Ankunft, geschehen war. ** Damals Philipp Reichsgraf v. Welsperg-Raitenau. *** Vielmehr Fürstbischofs (von Seckau), damals (und bis 1802) Graf Joseph v. Arco.

† A. kanonisiert hier den Bauunternehmer (Kaspar Andreas v. Jakomini (1726 bis 1805).

Bänderwerk besetzt, daß sie etwa, wie die umgestülpten Pilze, aussehen. In der alltäglichen Tracht sieht man sie, so wie alte Kümmerlinge, auch wohl in Mützen. Diese Kleidungsart steht nicht gut, besonders kleinen dicken Körpern nicht, wie man so viele in Steiermark findet. Denn die schönen schlanken Körper, die man in Oesterreich bey beiden Geschlechtern so häufig findet, fangen hier an seltner zu werden, und es giebt gar viele kleine knorrige und panzige Körper; und außer den vielen Kröpfen sieht man die Elenden häufig, die auch ein Produkt der Berge sind, und bey dicken Köpfen und Bäuchen, bey bleicher Haut und krummen Beinen, selbst die Organe der Sprache, wie die des Geistes, nur sehr unvollkommen haben; besonders gestern hinter Bruck bin ich auf mehrere gestoßen. Die beiden Beine sind unten meistens zu dick, von der Wade an gerechnet; dies fällt besonders bey den Weibern auf, die überall dazu mehr hinneigen. Wenn indessen den Weibern in Vergleichung mit den Oesterreicherinnen in der Gestalt viel abgeht, so giebt es dagegen oft sehr feine und anziehendere und lebendigere Physiognomien, als in Oesterreich, mit recht brennenden Schelmenaugen. Die Gesichter findet man häufig rundlich, und das Blut äußerst fein, fast wie am Rhein. Im Ganzen sind die Stairer muntrer und gesprächiger, quicker und zutraulicher, als die Oesterreicher, die wirklich oft viel Träges und Ueberreifes haben. Mit der größten Bereitwilligkeit und Gefälligkeit sagen und zeigen und erklären sie alles, und erwarten und vernehmen dafür gern wieder was. Ihre Sprache schon ist lebhafter, obgleich noch kauderwälscher, und ihr Tanz, der mit dem obigen Tyroler viel Aehnliches hat, drückt ihren Karakter aus, in welchem viel Kühnes und Rasches zu liegen scheint.

Wenn die Menschen in der Regel kurz und dicklich sind, so sind die Pferde in Steiermark vorzüglich stark und dauerhaft, und man bekommt so kleine und schwache fast gar nicht zu sehen, als in Ungarn und Oestreich. Ebenso ist das Rindvieh auch ächt hollsteinisch und nie mückerig. Schweine sind allenthalben, auch im Gebirg. Warum sind Pferde und Schweine in den Bergen Thüringens und Frankens so selten?

Die Chaussee von Wien an ist sehr gut erhalten, und es sind am Wege in gewissen Entfernungen eigne Häuschen, worin die Wegbesserer wohnen, welche jede Höhlung und Tiefe sogleich ausfüllen und zuhacken."

*
* *

Nachwort des Herausgebers. So oft ich den Spuren Arndts auf Spezial- und Touristenkarten und in dem Bereich eigner Reiseerinnerungen gefolgt bin, jedesmal hat mich der Passus über Mariazell („Heimgarten", 38. Jahrg., S. 269 ff.) befremdet. Allerdings leuchten dort dem müden Wanderer in der Nacht des 14. Septembers 1798 „tausend Lichter entgegen", aber tags darauf findet er „ein kleines

dächern, und ganz guten Betten, obgleich die Strohsäcke für die Federn kommen. Man hat doch feine Laken und eine hübsche bunte gestickte, oder gewebte Decke. Das Essen ist überall viel besser und wohlfeiler, als in Sachsen und Franken, und der Wein mittelmäßig, oft auch recht gut. So habe ich auch in Grätz für Abend und Mittagsessen, Frühstück und Bette, nebst zwey Maas guten Weins, nur anderthalb Gulden bezahlt.

Die Wohnungen fangen seit gestern an, schon wieder mehr gemauert und gekleimt zu werden, doch giebt es noch hölzerne und balkige Wände, doch nicht aus ganzen, sondern etwa fünfzolligen Stücken; sehr vaterländisch aber ist es für mich, gestern und heute, die eilfmeilige Wanderung durch, fast lauter Strohdächer*, statt der Schindeln zu finden. Man sieht hieraus, wie alles blos auf Gewohnheit ankommt, und daher entspringt. Warum hat der Oesterreicher lauter Schindeldächer, der doch mit Holz eben nicht übergesegnet ist? und hier, wo die Tannen im Gebirg verfaulen, hier deckt alles mit Stroh.

Anders ist die Menschenbedeckung. Die Bürger und Vornehmen freilich sind meistens, wie in Wien; aber die gemeinen Stairer haben ihre ganz eigne Tracht. Die Männer tragen fast alle Schnürstiefeln, oder Schuhe mit Bändern, und blaue oder grüne Strümpfe, schwarze lederne Hosen, bunte, grüne und rothe Westen als Kamisol und mit Knöpfen, bis an den Hals zugeknöpft, in Einer Reihe und mit den Hosenträgern bunt geziert. Hierüber hängt der Rock, eine Art Mantel, hinten ohne Durchschnitt und hoch über den Hüften in drey, vier Falten gelegt, weit und vorne grade herunterhängend, ohne Knopf, es sey denn an den Taschen, sondern mit Häkchen und Oesen dicht an einander besetzt, die aber gewöhnlich offen sind. Die Leibfarbe ist grün, dann braun und grau. Der Kopf ist altdeutsch, oder jetzt neuenglisch, beschoren und trägt einen flachen und weitgerändeten Hut, von grüner und grauer, selten schwarzer Farbe, der mit einem breiten Seidenbande, und, wenn es stattlich seyn soll, mit einem Goldbande umbunden ist. Die Tyroler haben fast dieselbe Art.

So wie die Männer, tragen auch die Weiber ihre schwarzbraunen, oder lappländischhasengrauen Jöpchen hochschnittig recht nach der neuesten Mode, die Röcke unten, wie gewöhnlich, und graue, grüne oder blaue Strümpfe, meistens in Schuhen mit Bändern, ohne Absätze, seltner in Schnürstiefeln. Die reiche Fülle der Brüste hält eine weichere Art thüringischer Sturmharnische, worüber das lose Tuch geschlagen ist. Auch sie tragen, wann es stattlich seyn soll, gewöhnlich runde Hüte, wie die Männer, den Kopf oben grau, und die oberen Ränder, wie die der Männer oft unten, mit grauem oder schwarzen Leinen, Taffet oder

* Wie auf Rügen.

Etwas von unserem Deutschsein.

Von Peter Rosegger.

Vor dreißig Jahren habe ich in meinen „Bergpredigten“ einige Gedanken veröffentlicht, die mir damals unter Deutschen eine heftige Gegnerschaft erweckt haben. Etliche, die wesentlichsten dieser Gedanken will ich heute wieder dartun, um damit vielleicht jene Deutschen mir wieder zu versöhnen.

Es wird bisweilen darüber geklagt, daß sich in unserem deutschen Alpenvolke kein deutsches Bewußtsein rege. Der Bauer will sich nicht rühren. Wenn Zeitungen und Volksredner ihm von der Gefahr des Deutschtums sprechen — das versteht er nicht. Nur einen, der doch halb und halb geahnt haben mußte, um was es sich handle, hörte ich einmal sagen: „Daß sie es uns deutschen Bauern immer vorhalten: Bleibe deutsch! kommt mir gerade so vor, als wollte man einem Apfelbaum fortwährend zurufen: Bleib Apfelbaum! Gib acht, daß du kein Birnbaum wirst!“

Den Glauben kann der Mensch verlieren, von der Religion kann er abfallen, das ist möglich; der Feind kann ins Land brechen; aber, daß er — der Bauer — auf einmal nicht mehr Michel sein soll und nicht mehr tun und meinen, wie sein Vater und Großvater getan und gemeint hat — das kann er sich schwer denken.

Ob ein solcher Zustand heute wünschenswert ist oder nicht, das lasse ich unerörtert, aber natürlich ist er und selbstverständlich. Das Deutschtum sitzt unserem Alpenbauer so elementar tief im Blute, daß er sich dessen ebensowenig bewußt wird als etwa der Eisenstoffe, die ihm ebenfalls im Blute sitzen.

Jahraus, jahrein, zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Sonnwenden, zu Allerseelen, Martini usw. pflegen Germanisten und Kulturhistoriker in allerlei Zeitungen Abhandlungen drucken zu lassen über die an den genannten Festen üblichen bäuerlichen Sitten und Gebräuche und ihren Zusammenhang mit dem uralten germanischen Leben. Jene Herren, die bestrebt sind, den Bauer von seinem konservativen Standpunkte zu befreien und zur modernen Kultur zu erheben, müssen es doch einsehen, daß gerade das konservative Element im Volke der verläßlichste Halt des Deutschtums ist.

Soll ich nun an das bäuerliche Familienleben erinnern, wie das Weib die gleichen Rechte mit dem Manne hat, weil es wie er arbeitet und tüchtig ist; wie die Mutter ihre Kinder an eigener Brust nährt, mit eigener Hand pflegt, mit eigenem Herzen erzieht? Soll ich vom patriarchalischen Leben einer bäuerlichen Familie sprechen, von ihrem

Dörfchen, aus wenigen Häusern bestehend"; die Wallfahrtskirche „fasset höchstens 50 Menschen", „ein rauschender Bach strömt zur Nordseite fort" u. dgl. m. Auch ergeben sich, wenn wir Arndt Glauben schenken, für den 14. wie für den 15. ganz gewaltige Fußmärsche: am ersten Tag die Route Schottwien—Semmering—Mürzzuschlag—Neuberg—Mürzsteg—Wegscheid—Mariazell, am zweiten Mariazell—Wegscheid—Rothsohlalm—Veitsch—Krieglach. Indes gegenüber den bestimmten Angaben unseres Reisenden, die ich a. a. O. nachzulesen bitte, und mit Rücksicht auf seine eiserne Natur verstummten meine Bedenken. Dr. Peter Rosegger nun, der das betreffende Gebiet wie kein zweiter kennt, löst die verschiedenen Unstimmigkeiten ganz einfach, indem er (in einer freundlichen Zuschrift an mich) konstatiert, daß Arndt offenbar gar nicht bis nach Mariazell gekommen ist, sondern Wegscheid, wo er vom 14. auf den 15. September nächtigte, für den berühmten Gnadenort gehalten hat. Nun wird alles klar. Mit dem Dörfchen, dem Kirchlein, dem nordwärts strömenden Bach hat es seine Richtigkeit; die „Höhe des Gebirges", die A. kurz vor dem vermeintlichen Mariazell „keichend" ersteigt (a. a. O. S. 269), ist das Niederalpel (1220 m), die auf den Ort von Westen „rauh und kahl mit grauer Stirn herabdräuenden" Berge sind die Zeller Staritzen, und die beiden (übrigens noch immer ganz anständigen) Tagemärsche verlieren ihre Unglaubwürdigkeit. Der Irrtum Arndts ist so zu erklären, daß der kleine Junge Görgel, von dem so hübsch erzählt wird, oder sonst ein Begegnender Arndts Fragen nicht verstanden hat oder Arndt nicht die obersteirische Mundart des Antwortenden; mag auch wohl dies und jenes der Fall gewesen sein.

Rat.

Von Hermann Hesse.

So lang du nach dem Glücke jagst,
Bist du nicht reif zum Glücklichsein,
Und wäre alles Liebste dein.

So lang du um Verlorenes klagst
Und Ziele suchst und rastlos bist,
Weißt du noch nicht, was Friede ist.

Erst wenn du jedem Wunsch entsagst,
Nicht Ziel mehr, noch Begehren kennst,
Das Glück nicht mehr mit Namen nennst,

Dann reicht dir des Geschehens Flut
Nicht mehr ans Herz, und deine Seele ruht.

ohne französischen Frack und Zylinder sehen zu lassen? Und so wie in diesen Dingen, so ist es in den Sitten des Hauses und des Umganges überhaupt.

Es ist ein rechtes Vergnügen, durch eine deutsche Stadt zu wandeln, mit ihren Agentur-, Kommissions- und Inkasso-Komptoirs, Annoncen-Expeditionen, Antiquitäten- und Realitäten-Changes-Bureaux, mit ihren Bandagisten, Billard- und Kanditenfabriken, mit ihren Charcutiers, Schokolade- und Delikatessenhändlern, Ziseleuren und Modelleuren, Fournierern und Friseuren, Galanterien und Graveuren, Juwelieren, Manufakturen, Posamentierern, Modisten, Parfumerien, mit ihren Spezereihandlungen, Tapezierern, Viktualienetablissements, Appreturen und Raffinerien, mit ihren Omnibus-, Tramway- und Spediteurunternehmungen usw usw. — und wer sich aus der Schule an die schönen Worte: Vokale, Konsonanten, Kasus, Deklinationen, der Maskulina und Neutra, der Attribute, prädikative Adjektive, Komparationen, Adverbe, Konjugationen, Präpositionen, Interjektionen usw. erinnert, der gibt mir gerne zu, daß nirgends mehr Fremdwörter vorkommen als in unseren Lehrbüchern der deutschen Sprache.

Gehen wir einen Schritt weiter. Da gibt es heute sogenannte deutschnationale Blätter, in denen nichts deutsch ist, weder die Neuigkeiten und Berichte — denn sie sind ungrammatikalisch — noch das Feuilleton, denn es kommt, allerdings nur angeblich, aus Paris, noch die Inserate, denn sie preisen welschen Flitter an, noch die Rezensionen, denn sie protegieren französische Sittenstücke und Operetten — nichts als der Leitartikel, und der erst recht nicht, denn er ist Phrase. — Ich nehme auch mich nicht aus, selbst diese Bergpredigt nicht, wenn ich sage, es gibt kaum einen deutschen Aufsatz, in welchem nicht wenigstens ein paar unnötige Fremdwörter die reine Sprache verunzieren. Es sitzt uns schon im Blut. Aber mit der ehrlichen Selbsterkenntnis müssen wir anfangen, wenn es uns mit dem so oft genannten Deutschtum und dessen Wahrung wirklich ernst ist.

Die deutsche Literatur und Kunst entartet an dem verwelschten Geschmacke des Publikums; auf den Theatern droht fremdes Wesen das deutsche nachgerade zu ersticken. Großgezogen ist die Sucht nach „Pikantem“, das Tanzen, wie die welsche Mode pfeift — ach, wie komisch macht das der deutsche Bär! Allerwärts Sucht nach Zerstreuung, Verflachung der „gründlichen“ Deutschen; wie selten eine Vertiefung, eine Sammlung in sich, ein ehrliches, uneigennütziges Opfer, ein tiefer sittlicher Ernst, wie ihn Hutten, Luther, Schiller, Lessing in Wort und Tat gepredigt haben!

Ich weiß kein Volk, das so sehr den Menschen stellte, als das deutsche in seiner unverdorbenen Herzensanlage. Und so war immer

Zusammenhalten und Heimatsgefühle, von ihren deutschen Wohnungen und Kleidern? — Es ist hier vom erbgesessenen, wohlhabenden Bauern der Alpen die Rede. Er ist urdeutsch in seinen Liedern, Sprichwörtern, Schaustellungen, Tänzen und Spielen, selbst im Kartenspiele mit dessen vier deutschen Farben, die er bekennt. Auch in seiner Ausdrucksweise hält sich der Bauer so unzertrennlich an die alten Formen, daß ihm das Neuhochdeutsch fast wie eine fremde Sprache erscheint, trotzdem diese sozusagen aus seinen Mundarten herausgewachsen ist.

Es ist in diesem Gebirgsleben nicht viel Hineingetragenes, und wie sehr moderne Demagogie auch an seinen Grundfesten wühlt, es ist doch noch das meiste, was die Bauersleute haben und treiben, dem Boden, auf dem sie stehen, und alten Verhältnissen entsprungen.

Wenn ich mit diesen Zuständen nun das städtische Leben vergleichen wollte, das Leben jener, die unablässig das Wort „Deutsch" im Munde führen, die nur mit schönen Worten deutsche Ehre und Größe machen wollen, die da wähnen, in der deutschen Sprache allein liege das ganze Deutschtum, oder höchstens dasselbe noch betätigen wollen in Absingen von Kampf- und Schlachtliedern — als wären fremde Nationen nur dafür da, um von der deutschen totgeschlagen zu werden — es wäre dieser Vergleich fast boshaft.

Anläßlich der Besprechung eines deutschen Dichterbuches aus Österreich sagte einmal Johannes Scherr: „Aufrichtig gesprochen, ich möchte lieber, es käme von dort einmal eine deutsche Tat als ein deutsches Dichterbuch. Das Dichten der Deutschösterreicher ist ja schon längst eine erfreulich festgestellte Tatsache, das Trachten dagegen, ja, das läßt viel, sehr viel zu wünschen übrig."

Wohl kann auch das offene Wort eine deutsche Tat sein, wenn es zu rechter Zeit gesprochen wird, ohne Rücksicht darauf, ob man's gern hört oder nicht, ob es in das Konzert des Tages paßt oder nicht — wenn es nur sagt, was not tut, gesagt zu werden.

Während ihr Stadtleute in der besten Absicht stets bereit seid, mit Zunge und Feder, und wenn es darauf ankommt, gewiß auch mit dem Schwerte unsere national-politischen Grenzen zu verteidigen, schleicht ein fremder Geist schmeichelnd und zersetzend in euer Herz. Ich lasse selbstverständlich viele Ausnahmen gelten, aber die Menge, die nach modernen Anschauungen lebt, frage ich: Was ist bei euch aus dem Kerne der deutschen Familie, der Ehe, geworden? Wie steht die Mutter zu ihrem Kinde? Nährt sie es? Erzieht sie es? Ist es Sitte, das zu tun? Wer von euch möchte noch als vollkommen gebildet gelten, wenn er nicht das Glück gehabt hat, von einer französischen Bonne und Gouvernante sich seine Muttersprache und deutsche Artung verderben zu lassen? Wer von euch wagt es, sich auf den Höhen der Gesellschaft

deutschen Charakter im deutschen Manne zu fördern! Unser deutscher Schulverein, der an den Grenzen mit Buch und Griffel wacker um die Seelen der Jugend ringt, bedarf noch eines großen Brudervereines, der sich über alle deutschen Lande und Kolonien erstreckte, zur unentwegten Pflege deutscher Häuslichkeit, Hauseinrichtung, Gewandung, deutscher Erziehung, deutscher Sitten im Umgange, deutscher Einfachheit und Schlichtheit, zur möglichsten Wiederaufrichtung eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen Herrschaft und Gesinde, zwischen Arbeitgeber und Arbeiter.

Das seien Kleinigkeiten! ruft ihr aus, die gäben sich schon von selbst, die Hauptsache sei, politisch deutsch zu sein. — Was heißt das: politisch deutsch sein? Was soll das Volk in Friedenszeiten darunter verstehen? Die praktische Ausübung der angebornen und anererbten guten Eigenschaften seiner Nation in allem und jedem, das heißt national sein.

Warum der Franzose trotz seiner politischen Niederlagen so unverwüstlich ist? Weil er seine Eigenart bewahrt, weil er sich in seinem eigenen Geist kernt und festigt.

Bei uns höre ich fortwährend schreien: deutsch wollen wir bleiben! Wie kann man deutsch bleiben, wenn man's nicht mehr ist? — Ihr lernt von den Franzosen leichtsinnig, flatterhaft und flach zu sein, warum lernt ihr von ihnen nicht auch, wie man national ist?

Was ich da sage, kann sehr leicht mißdeutet werden. Spötter, denen ein schlechter Witz mehr gilt als eine gute Sache, mögen es auslegen, als wolle ich das deutsche Volk luftdicht von aller Welt abschließen, damit es wieder in die bäuerliche Verwilderung — „das Ideal des Autors" — zurücktaumeln könne. — Mir ist wahrlich nicht ums Scherzen. So weit sind wir doch, daß die großen Werke und Errungenschaften eines Volkes zum Gemeingute der Welt werden können und sollen. Aber müssen wir Deutsche dafür denn unsere herrlichen Tugenden, die Wurzel und das Mark unseres nationalen Lebens preisgeben?

Unseres Volkes große Eigenschaften zu bewahren, oder wieder zu erlangen, dazu bedarf es des ganzen und beständigen Einsatzes unserer Kraft. Viel leichter ist Äußerliches. Glaubt ihr?

Für die deutsche Sprache mustergültig, sagt man, sei das Theater. Ich mache es zu meiner heutigen Aufgabe, ein deutsches Theater zu bauen. Es haben sich um diesen Bau viele Architekten beworben, aber ich kann nur einen Baumeister brauchen.

Mein Baumeister sagt, ein Theater sei zwar nichts Schlechtes, aber ein Schauspielhaus sei besser; so lange man kein gutes Schauspielhaus habe, könne man es den Leuten nicht verübeln, ins Theater zu gehen. Ich habe mit meinem Schauspielhause verschiedene Neuerungen vor, deren Vorzug in weit größerer Bequemlichkeit liegt, und zwar ohne

mein Denken, daß es als Träger der Menschlichkeit — die in ihrer reinen Wesenheit mit politischen Grenz- und Rassenfragen nichts zu tun haben kann — dereinst geistig die Menschheitsaufgabe erfüllen soll.

Ich hätte keinen Grund, das deutsche Volk als das edelste und herrlichste der Erde zu preisen und zu lieben, wenn ich als Grundzug des deutschen Wesens nicht die tatenstarke Schlichtheit, die Treue, die Innigkeit, die Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sähe. Aber traurig genug, daß unter den deutschen Tugenden die Einigkeit fehlt.

Ich bin nicht mit dem einverstanden, was Jokai einmal sagte: es sei eine Tugend, seine Nationalität selbst bis zur Ungerechtigkeit zu lieben. Einem Volke, das an der Spitze der Zivilisation einherschreiten will, geziemt vor allem Gerechtigkeit. Ein großer englischer Staatsmann (Fox) sagt: Es ist für eine Nation unendlich wichtig, sich durch Gerechtigkeit, Großmut und Mäßigung die gute Meinung der Nachbarnationen zu erwerben. —

„Die Gerechtigkeit ist die Kardinaltugend", schrieb vor kurzem Friedrich Spielhagen an die deutschen Studenten in Czernowitz. Ein anderer setzte bei: „Fest sei dein Schritt, und trätest du dein eigen Glück zu Boden!" Denselben Studenten ruft Robert Hamerling zu:

„Hoch oben glänzen sie mit ewigem Strahle,
Die heiligen Ideale
Der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe!
Das sind die reinsten vollerglühten Flammen
Des Urlichts — sie zu schüren allzusammen
In eine Glut im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens, das ist deine Sendung,
Volk Odins, das des Menschentums Vollendung."

Aber die deutschen Dichter allein vermögen es nicht, unsere alten Tugenden als Gemeinschatz des Volkes zu hüten, wenn nicht ihr alle, ihr Lehrer und Studenten, ihr Volksredner und Zeitungsschreiber, ihr alle, denen unsere heilige Sache im Herzen lebt, in diesem Sinne mitwirket. Viktor Scheffel hatte einmal gebetet, daß uns Gott vor Massenhaß und Klassenhaß und Rassenhaß und anderen Teufelswerken beschützen möge. — Dichter seien in solchen Dingen nicht praktisch, heißt es. Ich aber sage, es ist gar nicht die Aufgabe der Dichter, „praktisch" im Alltagssinne zu sein.

Ich unterschätze nicht die Wichtigkeit des politischen Kampfes, den wir Deutsche gegenwärtig (1885) in unserem Vaterlande zu bestehen haben. Aber noch viel schwerer liegt mir die Sorge an wegen unserer moralischen Entdeutschung. Hierin sind die draußen in Bayern und Schwaben und Thüringen und Preußen in nicht geringerer Gefahr als wir. Wie viel Wasser soll die Germania auf dem Niederwalde den Rhein hinabrinnen sehen, bis eine Anzahl der besten Söhne Hermanns eine Vereinbarung trifft, die deutsche Sitte in Haus und Leben, den

doch für die Operette, die ohnehin so schmählich heruntergekommen ist, würde ich mit Vergnügen Singspiele veranstalten.

Auch fühlen wir uns im vorhinein verpflichtet, zu gestehen, daß bei uns auf offener Szene gar nicht gespielt werden wird, sondern immer nur auf offenem Schauplatz, und auch auf diesem nicht in lose aneindergereihten Szenen, wie das bei schlechten Stücken vorzukommen pflegt, sondern in Auftritten.

So viel andeutungsweise über Neuerungen, die wir in unserem deutschen Schauspielhause einzuführen gedenken. Was aber die Theaterrezensenten dazu sagen werden? fragen Zweifler. Wir pfeifen auf die Rezensenten, vor ehrlichen Berichterstattern werden wir uns nicht zu verstecken brauchen. — Und Schwarzseher geben zu bedenken, ob ein solches Unternehmen wohl auch Publikum finden werde? — Publikum? Wir haben doch das deutsche Volk. —

Und so weiter. Man sieht, was es schon auf einem einzigen engen Feld zu tun gäbe. Aber wichtiger als deutsch zu sprechen ist: deutsch zu leben.

Die Schelme vom Birkenland.

Aus Ungarns Vergangenheit. Von **Ella Triebnigg.**

Wer noch nie die Hortobágy gesehen hat in ihrem Frühlingsgewande, der mag an das verlorene Paradies glauben, er kann es sich aber selbst im Traume nicht so ausmalen, wie es hier in Wirklichkeit, in blütenseligem Zauber sich den Blicken darbietet, die sich in trunkener Wonne schließen müssen vor solcher Farbenpracht! Eine endlose üppige Weide. Die Heimat der Pferdehirten, ihrer tausendköpfigen Herde. Aber nicht gewöhnliches Gras wächst hier, nicht saftgrüne Halmenwogen treibt der Wind über den flachen Boden; die Kämme der bewegten Wellen schimmern in allen Regenbogenfarben, zart und doch bunt, gelb, violett, rosa, himmelblau und weiß, und über ihnen zieht eine leichte, berauschende Duftwolke. Die Millionen glitzernder Tropfen aber, die juwelengleich jedes Hälmchen schmücken, sind keine gewöhnlichen Tautropfen, denn diese könnten die Strahlen der Sonne bald aufsaugen, nicht aber die Tränen der Mütter, Väter und Geschwister, der Verlobten und Freunde, die der Boden getrunken, als die Schelme vom Birkenland hier ihr schlimmstes Stück verübten! Diese Tränen werden nie getrocknet, sie netzen jetzt befruchtend den Boden, wie jedes schwere Leid befruchtend den Grund der Seele düngt . . .

Die Hortobágy ist heute der köstlichste Schatz der ohnehin so reichen Stadt Debreczen; wie arm aber war diese jetzt sich behäbig an der

Mehrkosten zu verursachen. Die in die Augen springendste Neuerung dieses Schauspielhauses wird sein, daß es weder ein Vestibül, noch ein Auditorium haben wird, die beiden Räume sollen durch eine Vorhalle und einen Zuschauerraum ersetzt werden. Auch wollen wir es der Feuergefährlichkeit wegen ohne Kulissen und Dekorationen versuchen, doch aber Schiebwände und Hängewände herstellen. Selbst die gesetzlich vorgeschriebene Kurtine wollen wir abschaffen, hingegen uns nicht weigern, einen Sicherheitsvorhang beizustellen. Weil das Orchester in vieler Beziehung störend wirkt — weshalb es Richard Wagner auch unter die Erde versenkt hat — so wollen wir es in einen Musikraum umgestalten. Die Cerclesitze müssen ebenfalls fort, für vornehme Leute scheinen uns Rangsitze viel passender zu sein. Am gewagtesten dünkt es uns, die Logen abzuschaffen, weil die Leute vor der Zelle eine gewisse und nicht ganz ungerechtfertigte Abneigung haben. Da wir fürchten, daß es uns ein Duell zuziehen würde, wenn wir sagen, die Studenten und Offiziere wären parterre, so wollen wir für sie einen festen Stehboden herstellen. Damit im Falle eines Brandes oder eines Erdbebens der Plafond nicht einstürzen kann, so wollen wir statt dessen den Raum mit einem Deckenzelt versehen und statt des üblichen, unter Umständen sehr gefährlichen Lusters einen Kronleuchter anbringen.

Nicht minder haben wir in bezug auf das Personenwesen Neuerungen im Sinne. Da Portiers erfahrungsgemäß grobe Leute sind, so wollen wir anstatt eines solchen einen Torhüter anstellen, und um bei dem Cassier das Durchgehen zu vermeiden, ihn gegen einen Säckelwart austauschen, der nicht in der Kassierloge, sondern zur Bequemlichkeit der Besucher im Kartenamt zu treffen sein wird. Die Plätze werden nicht von Billetteuren sondern von Ordnern angewiesen. Zum Schrecken der Schauspieler wird der Souffleur abgeschafft, hingegen wird ihnen ein tüchtiger Vorsprecher gute Dienste leisten.

Da die Leute mit dem Repertoire ohnehin selten zufrieden sind, so wollen wir statt dessen einen Wochenplan aufstellen. Um den beständigen Klagen der Abonnenten wegen zu häufiger Abonnements Suspendus zu begegnen, haben wir uns entschlossen, das Abonnement gänzlich aufzulassen, hingegen Monats- oder Jahresmieten einzuführen, die nur bei außergewöhnlichen Anlässen, als etwa bei Vorstellungen zum Vorteile hervorragender Schauspieler auf ganz kurze Zeit unterbrochen werden. Die Benefizvorstellungen sind ein für allemal abgeschafft. Es ist uns geraten worden, in unserem Schauspielhause weder Komödien noch Tragödien, weder Opern noch Operetten aufzuführen; man könnte allerdings durch Lustspiele, Possen und Trauerspiele dafür entschädigen, die Opern möchte ich hingegen nicht gerne abbringen, wenn sie nicht etwa durch das Musikspiel zu ersetzen wären;

verschwunden, geraubt und entführt, und der Überfall der Betyaren hatte keinen anderen Zweck gehabt, als die Ausführung dieser Tat.

Ein grenzenloser Jammer erfüllte die geschändete Stadt.

Fast jede Familie war schwer betroffen durch den Verlust einer lieben Tochter, Schwester, Braut oder Base, und nur mit Schaudern konnte man an das Schicksal der schönen, unglücklichen Mädchen denken. Mit jeder Träne löste sich ein harter Fluch, eine erbitterte Verwünschung von den Herzen der Bekümmerten, und sie wurden das Verderben der „Schelme", denn fast jede der Geraubten besaß einen Bruder oder Herzliebsten, und darunter befanden sich viele Studenten. Die Debreczener Studenten aber waren nicht umsonst bekannt wegen ihrer verwegenen Scherze, die sie im Übermut nur zu oft ausgeübt hatten, sie begnügten sich auch jetzt nicht mit bloßem Zähneknirschen und Drohen . . .

Und dann waren ja auch die „Freien Burschen" da!

Es ist die Pflicht des Geschichtskundigen, ihr Andenken zu ehren, denn sie wurden der Segen der Stadt, und wieder waren es zur Mehrzahl Studenten, aus denen diese tapfere Schar bestand, die sich in jenen Zeiten herzhaft zum Schutze der bedrängten Heimat, des lieben Vaterlandes zusammengefunden, tüchtig bewährt und brav gehalten hatte! Und nicht selten schlossen sie sich freiwillig dem Heere des Regenten an, wenn es eine ernste Gefahr galt.

Auch jetzt waren sie zur Stelle, und während die Alten noch die Hände rangen, zog die Schar der „Freien Burschen" aus den Toren der Stadt, wie zu einer Pürschjagd, im frühen Morgengrauen, gegen das Birkenland. Wortlos, doch eifrig und hoffnungsvoll. Die Sonne stieg blinzelnd empor und sah ihnen neugierig nach, dann lächelte sie ermutigend, und die blaue Himmelsglocke neigte sich segnend über sie! Zuerst ging's durch die Steppen, endlich kamen sie an Kleinholz. Wie es durchs Gestrüpp ging, da streichelten die nickenden Zweige und Blätter ermutigend die erhitzten Wangen der hübschen Jünglingsgesichter, deren blitzende Augen keinen Winkel undurchforscht ließen. Die sehnigen Gestalten dehnten sich dann und wann wohlig im Gefühle ihrer Kraft, um sich beim leisesten Geräusch vorsichtig duckend weiter zu schleichen, Füchsen gleich, geschmeidig . . .

Nun waren endlich die Sümpfe von Kálla, die heimlichsten Verstecke der Betyaren, erreicht. Hier gab es nur für die Eingeweihten kaum handbreite Wege, die durch das mannshohe Schilf führten. Wehe dem hier Unbekannten, der sich in die gefährliche Wildnis dieses schwanken Waldes verirrte, der sich wie eine Mauer hinter jedem schloß und keine Orientierung zuließ! Entweder verschlang ihn die tückische Tiefe oder er mußte hilflos verschmachten, denn er fand den Rückweg nimmermehr ins lichte Leben! Das Schilf aber umgab als sicherster Schutz eine verborgene Insel, die

Grenze der ungarischen Tiefebene ausbreitende Stadt vor etwa dreihundert Jahren gewesen! Die Chroniken wissen von Dingen zu berichten, die seltsam schauerlich klingen, von Türken- und Tartarennot, von Hunger und Willkür, Macht und verwegenem Übermut einer Räuberhorde, die ihr verbrecherisches Tun mit Feuer unterstützte und die halbe Gemeinde einäscherte. Es waren dies die ersten Betyaren in Ungarn, sie nannten sich die „Schelme vom Birkenland" und waren der Schrecken der ganzen Gegend. Das Birkenland aber, das heute nur noch in seinem Namen lebt, war damals mit Recht so benannt als ein sich meilenweit dehnender, mit Birkenwaldungen bedeckter Landstrich, ein Urwald, der diesen Räubern besten Unterschlupf gewährte. Denn die schlanken Stämme der Birken, die das Volk so gerne mit weißgekleideten Bräuten vergleicht, staken in sumpfigem Grund; wehe dem Ahnungslosen, der sich hierher verirrte! Seine Füße verloren den Boden. eine unendliche Gewalt zog ihn hinab, je heftiger er sich wehrte, desto fester hielt es ihn, und kein Zeichen verriet dann sein Grab. Die in stillem Schmerz bebenden Birken stehen überall mit ihren langwallenden, gelösten Haaren tiefgebeugt da, wer kann sagen, was sie beklagen? . . . was sie verhüllend verschweigen? . . .

Aus diesen wildnisüberdachten Sümpfen kam das Unheil herangeschlichen oder herbeigerast wie eine giftige Seuche: Kaum erst hatte Siebenbürgens Regent, der tapfere Rákóczy II., Debreczens Mauern verlassen, kaum erst hatte sich die sinnlose Angst vor dem angekündigten Besuch des türkischen Großwesirs Küprüli Mehemet, der den Vorsatz unausgeführt ließ, gelegt, da gellte plötzlich ein verzweifelter Ruf durch die Stadt, sie war von einem Feinde überfallen!

Von wem? — Man wußte es nicht. Waren es Türken, Tartaren?

Eine wilde, zügellose Horde raste durch die Straßen, plötzlich brannte es an mehreren Stellen, Flammen schlugen auf, Funken stäubten über die Dächer wie aufgeschreckte, schwärmende Bienen, Rauch legte sich wie ein düsterer Schleier über alles, und aus den Höhen stürzten klagend, dröhnend und wimmernd die Stimmen der Kirchenglocken, alle anderen Laute verschlingend mit ihrem schauerlichen Lied der Verzweiflung!

Ungeheuer war die Verwirrung.

Dann auf einmal aber wußte man es: es waren die „Schelme vom Birkenland"! Über diese Erkenntnis aber verloren sie ganz ihre Besinnung, ließen alles im Stich und flüchteten in kopfloser Hast, jeder nur um das eigene Leben bedacht, um es zu bergen. Als man dann nach bangen Stunden sich endlich zurückwagte und seine Angehörigen suchte, da kam erst die entsetzlichste Erkenntnis über alle, die den wahren Umfang ihres Verlustes noch nicht ahnen konnten: es fehlten über hundert der schönsten Jungfrauen Debreczens, sie waren und blieben

„Ach, daß ihr uns nur fandet! Wer aber führte euch? Wie kamet Ihr durchs Rohr — durch die Sümpfe — durch den Nebel?"

„Uns führte das Lied des Herbstmorgens, die erwachenden Vögel, Rohrdommel und Reiher wiesen den Pfad ... und das Warnen der Frösche und Unken begrenzte ihn ... Bleiche, zitternde Gräser winkten abwehrend: hier ist der Tod, hier locken nur die sündig schimmernden Sumpfblumen zum blütengeschmückten Tor der Hölle! ... Wir brauchten nur auszuweichen ... Der Nebel aber, der war unser Freund: er verbarg uns, dämpfte mit weichen Händen jeden Laut, machte die harten Blätter des Schilfes geschmeidig, daß sie uns nicht verletzten."

Nach dem ersten Freudentaumel zerrten die „Freien Burschen" den Anführer der „Schelme" hervor. „He, Krauskopf, nun sollst du erhöht werden!" Und schon machten sie Anstalten, ihn sogleich zu richten, da aber trat die bleiche Judith vor und rief mit klarer Stimme. „Das sollt ihr nicht tun. Uns wurde kein Haar gekrümmt, ihr könnt uns zu unseren Eltern zurückbringen, so rein, wie wir das heimatliche Haus verließen. Jedem Schuldigen sei die Frist gegönnt, die er zu seiner Besserung braucht."

Und wieder bannte der edle Mut einer schwachen Jungfrau den Willen der Männer, die ihr — obzwar grollend, aber doch unverzüglich gehorchen mußten. Die „Schelme" wurden nur gebunden und so mitgenommen, in der stillen Hoffnung, daß diesen Räubern, die so viel schweres Leid über die Stadt gebracht hatten, die Gerichte schon den entsprechenden Lohn zumessen würden. Und in ahnungsvoller Furcht vor diesem Schicksal zogen die Überwundenen jetzt gedrückt gegen Debreczen. Die Schar aber hatte die Tore der Stadt noch nicht erreicht, da war die Kunde von der glücklichen Errettung der geraubten Jungfrauen schon vorangeeilt und trieb groß und klein, Verwandte und Neugierige heraus, ihnen entgegen. Und in der Eile schmückte sich alles und lachte und schwatzte voll Glück, und selbst der strengste der Professoren, der sonst immer mit donnernden Verwünschungen über die Studentenstücklein der „Freien Burschen" loszog, pries heute diese beherzte Schar mit warmen Worten und weinte seinen Teil an Freudentränen mit, als der Freudenrausch des Wiederfindens alle erfaßte. Es dauerte aber nicht lange und wie lohende Flammen brach die Wut aus gegen die „Schelme", die man zuerst nicht gesehen hatte. Tobend stürzte sich alles auf sie, man wollte sie mit den bloßen Händen zerreißen, und die „Freien Burschen" versuchten nur schwachen Widerstand zu leisten. Jetzt war es um das Leben der Räuber geschehen!

Da rückte von der Straße ein Trupp Bewaffneter heran. Bei ihrem Anblick erstarrten die Debreczener Bürger, denn sie erkannten sie schon als Abgesandte des Regenten, und in den schlimmen Zeiten kannte

noch keiner betreten hatte, die man aber „Räuberinsel“ nannte, denn man wußte von ihrem Vorhandensein. Wer aber hätte es je gewagt, sie zu suchen? So war sie für die Betyaren sicheres Land und hierher brachten die „Schelme“ ihre geraubten, schönen Opfer, unter denen sich auch Debreczens Stolz, des Rektors kluges Kind, die schwanenbleiche Judith, befand, deren üppiges Gelock den metallisch glänzenden Fittichen der Raben glich. Dieses sinnbetörend schöne Mädchen war die Führerin von Debreczens Jungfrauen. Als sie nun nach dem entsetzlichen nächtlichen Ritt alle auf die Insel geschleppt wurden, scharten sich die Gefährtinnen schutzsuchend um sie, und das hohe, schlanke Mädchen hieß sie Mut fassen, dann trat es einen Schritt vor, dem Anführer der „Schelme“ entgegen, und rief ihm stolz und furchtlos zu: „Wir sind in euerer Gewalt. Ihr könntet uns leicht töten. Wem aber das Andenken an seine Mutter heilig ist, der wage sich mit keinem Schritt an uns heran.“ Dann wandte sie sich zu den Genossinnen: „Wir wollen beten und dann ruhen, Gott wird uns schützen.“

Und von diesen Worten waren die harten Gesellen wie gebannt, keiner wagte sich näher, denn jeder von ihnen hatte einst eine Mutter gehabt, die auch ihn beten gelehrt hatte, und das Blut stieg ihnen heiß ins Antlitz, wenn sie an sie dachten . . .

Die „Schelme vom Birkenland“ lagerten sich auf den Boden und blieben wie knurrende, bissige Hunde, die an eine Kette gebunden sind, untätig und stumpf vor sich hinbrütend nebeneinander. Ab und zu flog ein scheuer Blick zu den ruhenden Mädchen hinüber, die so zart und schwach waren und doch eine Waffe besaßen, gegen die der verwegenste Mann nicht ankämpfen konnte, und die in ihnen eine schmerzliche Sehnsucht erweckt hatten nach einem längst verlorenen reinen Leben, voll stillen Glückes. Und solche Sehnsucht legt sich schwer auf einen und bindet allen Trotz, alle Kraft. Erschlafft und mit einer seltsamen Müdigkeit ringend, dämmerten sie vor sich hin. Die geraubten Jungfrauen schliefen, sich fest umschlingend, nur manchesmal im Traume tief aufseufzend, die Männer bewachten sie und verhielten sich ruhig. Sie hielten fast den Atem an, damit der Schlaf der Mädchen nicht gestört werde . . .

Erst das Aufklirren der Waffen löste den Bann.

Wild aufsprangen die überraschten Betyaren, mit blöden Augen fuhren sie auf die sie plötzlich umzingelnden Feinde los, aber sie wurden im Nu niedergeworfen, denn die Schar der „Freien Burschen“ wuchs und wuchs an wie die Flut und schien kein Ende nehmen zu wollen. Und dann brauste ein Jubelruf über die Betäubten hinweg, in dem sich die Stimmen der Befreiten mit jenen der Befreier vereinigten und in trunken durcheinandertaumelnden Sätzen und Fragen auflösten.

„Haben wir euch gefunden? Lebt Ihr alle?“

eine eigene Welt. Wie es ihr eben gefällt. Stärker als die zartgedrechselten Händchen ist das Plappermäulchen, und was dieses nicht vermag, gelingt um so müheloser ihrem guten Glauben, der nicht nur Berge, sondern nach Bedarf auch die Sonne höchstselber versetzen kann. So, jetzt wißt ihr beiläufig, wie ihr mit der Thomi dran seid.

Unlängst saß ich in stiller Studierstube über einem Buch, das von Himmelskunde handelte. Stürmte mir da nicht die Kleine herein wie ein rechter Sausewind, frohlockend schwenkte sie ein Blatt Papier und hielt es mir schließlich dicht vors Gesicht. „Juchhu, schau!“ jubelte der pralle, kirschrote Mund. „Sonnele — Sonnele!“

Die Sonne, ein Sonnchen? Ich mochte schauen wie ich wollte, keine Spur davon; im Gegenteil ein Etwas am Blatt, das alles andere eher als die strahlende Königin des Tages oder wenigstens ein bescheidenes Abbild derselben war.

„Ja, aber —“, wollte ich meinem Erstaunen Ausdruck geben. Allein das sonnige Kind beharrte erst recht: „Sonnele, hei Sonnele! Verbrenn' dir die Augen nit!“ Und weil ich stumm blieb, bat mich Plappermäulchen sogar: „Patschi, geh, setz deine Augengucker auf.“

Um dem Persönchen nach Willen zu tun, steckte ich wirklich die Augengläser auf, sah jedoch wieder nichts anderes auf dem Blatt als das kleine schwarze Ungetüm: einen großmächtigen Tintenklecks. Jetzt ging mir denn endlich der Knopf auf. Ein helles Lachen fuhr mir heraus. Klein Thomi hingegen blieb, gedenk ihres großen Werkes, ganz ernsthaft und versicherte mir nur noch: „Hab' ich gemacht! Ganz allein gemacht, 's Sonnele . . . so ein lieb's, dickes Sonnele!“ Dabei tupfte sie mit dem Fingerchen in den seine schwarzen Strahlen ausstreckenden Klecks, verwischte ihn erst recht und wischte immer weiter. Und die Sonne wurde immer größer.

So eine Künstlerin! Sicherlich war Sonnenschein in ihrem Herzen. In meinem auch.

Die kleine Thomi erzählt.

Meine Puppe ist krank geworden. Sie hat sich verkühlt. Es fehlt ihr irgendwo was. Schon lange verspürt sie es, nicht erst heute. Auf einen Berg ist sie hinaufgestiegen, hat dort Blumen gebrockt. Hätt' sie nur mehr achtgegeben. Jetzt hat sie's! Kopfweh, Halsweh, Brustweh; der Magen ist schlimm geworden, im Bauch rumpelt es; die Hände tun weh, die Füße sind zum Abfallen. Aber sonst ist sie gesund, meine Puppe. Pumperlgesund!

Wie sie uns fängt und Honig setzt.

„Patschi“, sprach die Thomi mich einmal so von ungefähr an, „Patschi, was möchtest du lieber sein: Patschi oder Thomi?“ Obgleich

man den Zweck solcher Abgesandten nur zu gut: sie wollten Geld, Proviant oder Soldaten. Jeder dieser Wünsche trifft hart. Und diesmal wollten sie Soldaten und das traf am härtesten!

Die trüben Augen der Väter und Mütter, die sich beim Anblick der unversehrt wiedergefundenen Töchter leicht erhellt hatten, füllten sich mit neuen leidschweren Tränen, denn nun sollten sie ihre Söhne, die Erhalter der Familie, des Namens, hergeben. und in starrer, erwartungsvoller Ruhe warteten sie auf das Los, das sie treffen würde. Der Sprecher der Abgesandten des Regenten aber sagte: „Meinem hohen Herrn aber geruht es euch zu künden: nicht biedere, satte oder hasenherzige Bürger, an der Scholle klebende Handwerker oder Milchbärte; nicht ehrsame, tugendhafte oder anständige Muster der Menschheit seien ihm einzuliefern als Soldaten. Denn wer sich seines Wertes zu sehr bewußt ist; wer zu viel Liebe oder Achtung zurückläßt; wer nur sein Gehirn gepflegt hat; wer für seine Haut fürchtet; wem der Wind zu grob, die Erde zu hart und das Feuer zu heiß ist, den kann kein Feldherr brauchen. Es müßten eher harte Gesellen sein, die nichts zu verlieren haben. Ein Dutzend solcher, die mit der Freude am Kampf, und wenn es auch gleich Räuber wären, blind drauf losgehen, sind ihm lieber als hundert wohledle Bürger!“

Da trat die schöne Judith rasch entschlossen zu den „Schelmen“ und frug: „Wollt ihr ehrlich sterben gehen?“

Und alle die armen gehetzten Kerle fielen vor ihr auf die Knie und küßten die Erde, die ihre kleinen Füße trat, die liebe Heimatserde, der sie, die Geächteten, nun doch noch dienen sollten, und sie schluchzten. „Ja, ja!“

So ward Rákóczis Wille wörtlich erfüllt, er bekam Soldaten, die wie die Teufel ins Feuer gingen, denn sie hatten ja nichts zu verlieren . . . Das Birkenland ist heute verschwunden wie die gefürchteten „Schelme“, die es unsicher gemacht hatten, nur der Abendhimmel über der Hortobágy schwimmt oft in rotem Schein und dann zittert nur ein ganz leichter Lufthauch durch die lauschenden Halme, wie ein erlöster Seufzer jener, die ihre Schuld mit ihrem fürs Vaterland vergossenen Blut tilgen durften.

Aus Kinderland.

Von Karl Krobath.

Sonnele!

Thomi, das ist mein kleines Töchterlein; goldhaarig, stumpfnasig, dreikäsehoch. Ein allerliebst närrisches Ding, das mir spielend leicht gar den Himmel, den weiten, luftig hohen Himmel durcheinander bringt. Von der Erde schon gar nicht zu reden. Auf der baut sie sich

naschte nichts mehr davon. Hätte sie sonst ja ihre Drohung wahr machen müssen, was indes mit bestem Willen nicht durchzuführen war. Von wegen der fehlenden Honigpflanzen, die weder die kleine Thomi noch sonst wer je zu schauen bekam.

Franz Nissel.

Von J. K. Ratislav-Wien.

Am 20. Juli 1893 ist der Dichter Franz Nissel gestorben. Damit fand das ergreifendste Trauerspiel seinen Abschluß, das sich jemals in der stillen Klause eines Poeten abgespielt hat. Der Dichter selbst hat ihm in seinen Memoiren erschütternden Ausdruck gegeben, die er am Schlusse seines Lebens in gewissenhafter Selbsteinkehr niederschrieb. Müde Resignation, die düsterer Verzweiflung an seinem Berufe gefolgt war, führte ihm dabei die Feder. Die seelischen Wunden, die ihm die Zeit geschlagen hatte, waren gar nicht oder nur ungenügend geheilt, und sein von Jugend an schwächlicher Körper wurde durch ein chronisches Leiden gequält. So fand er keinen freundlichen Ausblick in die Zukunft. Die mannigfachen Ehrungen und Auszeichnungen, die sein sechzigster Geburtstag zur Folge gehabt hatte, hätten ihn fünfzehn Jahre früher zu neuer Tätigkeit angespornt, jetzt galt für sie nur J. J. Davids Wort: „Sonne zu Abend reift keine Frucht. Am Tage muß sie scheinen, und es macht nichts, wenn es sich vor der Nacht wölkt."

Der späte Ruhm, der mit mildem Glanze den Lebensabend des Dichters verschönte, hat vor den neuen Idealen, die seit Nissels Tod in der Literatur herrschend wurden, nicht standgehalten. Die junge Generation räumte mit der literarischen Vergangenheit energisch auf und sah auf alles Epigonentum verächtlich herab. Der einzige Grillparzer entging der allgemeinen Vergessenheit, aber sein würdigster Nachfolger — und als solchen dürfen wir Nissel bezeichnen — den zeitlebens eine Kluft von dem lärmenden Marktgetriebe der Literatur geschieden hatte, wurde bald nach seinem Tode ganz beiseite geschoben. Auf die drei Bände seiner dramatischen Dichtungen legte sich allmählich der Staub der Literaturgeschichte. Unserer Zeit ist Nissel vollends unbekannt. Doch mit Unrecht. Er hat es nicht verdient, daß seine ideale, in der Tiefe eines vornehmen Menschenherzens wurzelnde Kunst, der er sein Leben restlos aufopferte, zugleich mit ihm zu Grabe getragen wurde. Die Nachwelt kann noch manches gutmachen, was die Mitwelt versäumt hat.

Aber Nissels Unglück ist zum Teil auch in seinem eigenen Wesen begründet. Es war sein Verhängnis, daß er sich nicht selbst zur Geltung

ich auf eine solche Frage gar nicht vorbereitet gewesen war, entgegnete ich doch ohne Zögern: „Thomi lieber, selbstverständlich.“ Das schien zu befriedigen. Plappermäulchen gab mir nämlich auf das hin sogar den Grund meines Entscheides kund, den ich bis dahin selbst nicht gewußt hatte. „Gelt, möchtest Thomi sein, damit du mein weißes Kleidel, das schöne, zu Fronleichnam anziehen könntest.“

Sie versteht es auch, die Großen zu angeln und ihnen das, was sie haben will, fein unter die Nase zu reiben. So fragte sie, nach einem verweigerten dritten Butterbrot, die Mutter ähnlich wie vorher mich: „Du Mami, was möchtest lieber sein: Mami oder Thomi?“ Wieder fiel die Wahl günstig für sie aus. „Thomi möcht' ich sein, selbstverständlich Thomi!“ entschied liebreich die Mutter. Ei, nun fing es die Kleine aber pfiffig an. Auf die Fußspitzen stellte sie sich und kreuzte die Arme hinter dem Rücken. Recht schelmisch lächelte sie dazu, als sie nun ihren Pfeil abschnellte. „Wenn du die Thomi wärst, Mami, ich möchte dir gleich ein drittes Butterbrot geben — ich schon! — dich gar nicht so lang darum bitten lassen.“

Einen Bruder hat sie auch. Elfi heißt er. Dieser hatte im Garten Gurken gesetzt. Auf das hin hatte Thomi natürlich nichts Eiligeres zu tun, als auch etwas zu setzen; etwas ganz Besonderes. Sie wollte — hört und staunt — Honig setzen. Zu diesem Zwecke machte sie, das Fingerchen als Setzholz benützend, eine Unzahl Löchlein in ihrem Gartenbeet, in jedes Löchlein aber träufelte sie ein Tröpflein Honig. Mamis Honigtopf, heimlich in Besitz genommen, mußte ausgiebig herhalten. Nach vollendeter Arbeit erklärte Thomi dem Bruder dann zufriedengestellt: „Heisasa, ich hab' Honig gesetzt, du aber bloß dalkige Gurken.“ Allerdings sollte diese Freude nicht lange währen. Elfis Gurken gingen nämlich auf; erst zag und zart, nachher immer fröhlicher entfalteten sie ihre Blätter und setzten leuchtendgelbe Blüten an. Von Honigpflanzen jedoch fehlte jede Spur. Thomi wurde wirklich stutzig. Tag für Tag ging sie Nachschau halten. Nichts Gedeihliches regte sich auf ihrem Beet, nur einige Grasgruppen und Unkraut ließen sich blicken. Ungeduldig frug Thomi daher das ihr gehörende Erdreich: „Nichts gekommen noch? Noch immer nichts?“ Und wetterte drauf los: „Fauler Honig! Mach' bald!“ Leider blieb der Honig trotzdem verstockt und wollte nichts vernehmen, weder gutes noch böses Zureden. Was blieb der Thomi anderes übrig als schließlich zu drohen: „Wenn die Mutter nichts mehr im Honigglas hat, will ich wieder nachschauen kommen. Bis dahin mußt du mir gewachsen sein, sonst nehm' ich dich beim Kragen — und reiß' dich aus!“

Denkwürdig, seit dem Tage, an dem sie dieses feierliche Gelöbnis geleistet hatte, blieb der Honig im Glas der Mutter verschont. Thomi

zu unterscheiden sind. In Nissel steckte ein wirklicher Dichter. Das hat er in seinem Volksdrama „Die Zauberin am Stein“ und in dem historischen Lustspiel „Ein Nachtlager Corvins“ zur Genüge bewiesen. Die geschichtlichen Helden, die er darstellt, sind aus seiner dichterischen Anschauung geboren, sie haben Fleisch und Blut, sie sind vom Gedanken- und Gefühlsgehalt der Zeit ihres Schöpfers erfüllt. Hier ist der Punkt, wo Nissels Weg von allen Epigonen abweicht. Daß man geflissentlich immer nur den ersten Teil dieses Weges ins Auge faßte, wurde sein Unglück. Seine Dramen wurzeln durchaus in den Strömungen seiner Zeit, die er aufmerksam verfolgte. Er ist daher als moderner Poet anzusprechen, der in der Verfallszeit des deutschen Theaters mit seinem unbeugsamen Idealismus, dessen tiefste Wurzeln in seinem eigenen Herzen lagen, Schiffbruch litt. Nicht anders ist es Grillparzer zu Lebzeiten ergangen. Wie bei diesem, haben wir es auch bei unserem Dichter mit geschichtlichen Dramen zu tun, in denen das psychologische Element vorwaltet und die oft als Symbol für zeitgeschichtliche Bewegungen erscheinen. Diese nie veraltende Art des Dramas, das den größten Dramatikern aller Zeiten, Sophokles wie Shakespeare, Corneille wie Goethe und Calderon wie Ibsen, als unvergänglichstes Ausdrucksmittel gedient hat, wird seine Geltung behalten, solange es überhaupt eine dramatische Kunst gibt. In diesem Sinne wird auch Nissels Wirkung als Dramatiker nicht verloren gehen.

Unter seinen historischen Dramen sind es besonders zwei, die eine Wiedererweckung verdienten: „Heinrich der Löwe“ und „Agnes von Meran“. „Heinrich der Löwe“, 1857 entstanden und ein Jahr später im Burgtheater mit großem Erfolg aufgeführt, halte ich für Nissels bestes historisches Stück. Als Hohenstaufen-Drama erhebt es sich turmhoch über die Dramatisierungen dieses Stoffkreises. Die schwächlichen Schöpfungen Raupachs, das innerlich zerrissene Drama Grabbes, Lindners an der Komposition krankendes „Welf und Stauf“ und Greifs allzu sehr auf bayerischen Lokalpatriotismus gestimmtes „vaterländisches Schauspiel“ können sich mit Nissels „Heinrich der Löwe“ weder an Genialität der Auffassung des Vorwurfes noch an Großzügigkeit der Durchführung, glänzender Charakteristik und dramatischer Schlagkraft messen. Kann man dem Dichter einen Vorwurf machen, so ist es der, daß er den historischen Schluß beibehalten hat. Gelungen ist es ihm aber, Heinrich zum alleinigen Helden zu machen, ohne doch der Gestalt Friedrich Barbarossas Abbruch zu tun. Der Kampf zwischen der italienischen Politik der Hohenstaufen und dem weiterblickenden Heinrich, der im Norden Deutschlands Zukunft sieht, ist mit überzeugender Größe dargestellt und durch die persönlichen Beziehungen zwischen Kaiser und Herzog um feine Motive bereichert. Über die lebensvollen Gestalten des Stückes, in dem Nebenfiguren wie Johannes Truchseß und der alte Welf, durch ihre individuelle Eigenart von Interesse

bringen konnte. Von einer außerordentlichen Frühreife, die schon den Jüngling mit einem starken Selbstbewußtsein erfüllte, wurde er von Kindheit an sich selbst überlassen, ein Einsamer, der er zeitlebens blieb, und wofür auch seine kränkliche Veranlagung ausschlaggebend war. Er war zu stolz, immer wieder an verschlossene Türen zu pochen, und es fiel ihm schwer, als Bittender zu erscheinen. Er gehörte auch nicht zu jenen Schriftstellern, die durch die Masse ihrer Produktion ihren Namen im Munde des vergeßlichen Publikums zu erhalten wissen. Nissel war eben nur Dichter, und zwar ein exklusiver Dichter. Die größeren Pausen zwischen seinen Werken waren daher seinem Ruhme schädlich, denn ein Dramatiker wird fast nie nachträglich vom Theater entdeckt. Um so weniger vermochten dann seine Werke, die eher nach rückwärts als nach vorwärts wiesen, in neuen Literaturbewegungen ihr Daseinsrecht zu behaupten. Nissel war außerdem eine sensible Natur, die jede Enttäuschung doppelt bitter empfand, die sich unablässig ängstlich beobachtete und ihr eigenes Wesen bekrittelte. Diese echt österreichische Art teilt er mit Grillparzer.

Wenn auch als Mensch einsam, als Dichter war Nissel es nicht, wenn die Gestalten seiner Phantasie vor seinen Augen Fleisch und Blut annahmen und er ihnen Geist von seinem Geiste einhauchte. Sie wuchsen ihm oft über die Wirklichkeit hinaus, und da ihm der lebendige Zusammenhang mit dem Theater fehlte, täuschte er sich über den beschränkten Raum der Bühne und wurde dadurch seiner zum Realismus neigenden Zeit vielfach unverständlich. Dasselbe Übermaß zeigt auch die Motivierung und die Sprache, die sich einen eigenen Formalismus schuf. Auch hier war es nicht von Vorteil, daß der Dichter so selten seine Verse von der Bühne herab gesprochen hörte; er hätte sonst statt auf eine fließende poetische Diktion mehr auf eine individuelle Ausdrucksweise Gewicht gelegt. Für diese Mängel der historischen Dramen entschädigen aber der hinreißende dramatische Schwung, die interessanten Probleme und die psychologisch vertiefte Auffassung der Charaktere.

Das historische Drama war die bevorzugte Domäne von Nissels Schaffen. Hier war das Feld, wo er sich den Lorbeer erwerben wollte, aber hier erlebte er, von flüchtigen Erfolgen abgesehen, nur Enttäuschungen. Mit seinen historischen Dramen hat ihn eine einseitige Kritik als Schiller-Epigonen erledigt. Mit dem Schlagworte „Jambendrama" kann man jedoch Nissels Stücke nicht abtun. Bei ihm handelt es sich um weit mehr als um die versifizierte Geschichte blutleerer Epigonen. Wohl ist es unleugbar, daß Nissel ein Epigone ist, insoferne er den klassischen Stil Schillers pflegte. Aber dieser Stil war ihm nicht die unentbehrliche Krücke; er überragt an Selbstständigkeit alle Nachfahren Schillers von Raupach bis zur Münchener Dichterschule, deren Dramen oft nicht voneinander

eine unversiegbare, lebendige Kraft gegeben, und daher sind sie es vor allem, die in das ständige Repertoire aufgenommen werden sollten. Auch die Menschen, die uns hier entgegentreten, haben schärfer gezeichnete Physiognomien, die Diktion ist knapper und individueller gefärbt, wenn auch im „Nachtlager" ein höfischer Glanz über ihr liegt, der aber nirgends in die frühere Rhetorik überquillt.

In der „Zauberin am Stein", die, erst von Laube zurückgewiesen, später der Wolter eine Glanzrolle bot (1882) und am häufigsten von Nissels Stücken gespielt wurde, hat er aus einer am Traunsee heimischen Volkssage ein dramatisches Gemälde geschaffen, in dessen Mittelpunkt die jungfräuliche Wirtin am Stein steht, die, von glühendem Liebesverlangen bis zu heldenmütigem Entsagen schreitend, ihre eigene Schuld, daß sie als Zauberin gelten will, weil sie die Leute dazu machten, mit dem Tode büßt. Ihre durch bäuerischen Aberglauben in ein geheimnisvolles Licht gerückte Gestalt, die unheimlich flackernde Leidenschaft eines Mannes für sie, der gewaltige Hintergrund des einsamen Hochgebirges ergeben ein poetisches Bild von ganz eigenartiger Farbenmischung.

Dasselbe, wenn nicht noch größeres Lob muß man Nissels historischem Lustspiel spenden, einem Kunstwerke von höchster Feinheit, dessen Grazie und silberhelles Lachen, dessen strahlender und funkelnder Dialog, dessen meisterhaft charakterisierte und von Leben übersprudelnde Figuren und aus tiefen Brunnen rauschende Poesie durch einen leisen Hauch tragischen Ernstes angenehm gedämpft werden. Die Annahme von „Ein Nachtlager Corvins" durch das Burgtheater und das Münchener Hoftheater war die letzte Freude, die Nissel widerfuhr. Die Aufführung hat er nicht mehr erlebt.

Heimgärtners Tagebuch.

Lieber Heimgartenmann!

Du kannst etwas daraus machen, wenn Du willst. Meinetwegen einen ganzen Roman: Der Zimmerkollege.

Es war zur Zeit meiner Bergakademikerschaft in Leoben. Ich war kurz gehalten und bewohnte ein Zimmer gemeinsam mit einem Kaufmannssohn aus Linz, dem es besser ging. Er hieß Zachäus Zachäus. Ich begreife noch heute seine Eltern nicht, denen dieser Geschlechtsname so außerordentlich gefiel, daß sie den Buben auch darauf taufen ließen. Ich hatte ihn anfangs ganz gern, den Zachäus, und mir scheint, er mich noch lieber, weil er alles mit mir teilen wollte, was er an Backwerk und anderen Naschereien von Muttern geschickt bekam. Ich mag das aber nicht gern und mein schöner Stolz fühlte

sind, wäre viel zu sagen. Gerühmt werden muß die meisterhafte Exposition und der tadellose dramatische Aufbau.

Zweiundzwanzig Jahre später vollendet ist ein Drama, dessen Stoff Nissel lange mit sich herumgetragen und das er ursprünglich als Doppeltragödie geplant hat: „Agnes von Meran". Ein Weg voll bitterer Leiden und wiederholtem schmerzlichen Entsagen liegt zwischen diesen beiden Stücken, und derjenige, der als verheißungsvoller Dichter den „Heinrich den Löwen" im Gefühle seiner Jugendkraft schuf, gab als innerlich Gealterter seine „Agnes von Meran". Die Zeitgenossen, die an diesem Werke kühl vorübergingen, die Neider und Mäkler, die verständnislos den dem Dichter durch Verleihung des Schiller-Preises zugesprochenen Lorbeer zerpflückten, die Intendanten, die als Preisrichter fungierten und von denen keiner das Stück aufführte, alle die wußten nicht, daß sie einem Kranken die letzte Hoffnung zerstörten, daß sie einem Dichter die spärlichen Sonnenstrahlen entzogen, die ihn hätten erwärmen können. So war der Erfolg des Stückes, das den Kampf zwischen Kirche und Staat behandelt, gleich Null. Die Aufführungen an einer mittelmäßigen Berliner Bühne und am Wiener Stadttheater (hier bei tropischer Augusthitze und mangelndem Publikum) blieben ohne Nachwirkung. Die „Agnes von Meran", die der Dichter als sein bestes Werk betrachtete, besitzt große Schönheiten, und Julius Schmidt sah seinen Hauptvorzug in der geschichtlichen Treue und der packenden Dramatisierung der durch das Interdikt hervorgerufenen Zustände. Das Problem des zwischen zwei Frauen schwankenden Mannes, das gerade im 19. Jahrhundert in den Händen geschäftiger Theaterdichter heruntergekommen war, hat Nissel wieder in eine poetische Sphäre gerückt und im Vergleiche zu den früheren Bearbeitern des Agnes-Stoffes die geistvollste Interpretation desselben gegeben.

Im landläufigen Sinne sind Nissels „Zauberin am Stein" und „Ein Nachtlager Corvins" keine eigentlich historischen Stücke, wohl aber dann, wenn man unter historisch das versteht, was wir oben bereits andeuteten: allgemein menschliche Themen in geschichtlichem oder sagenhaftem Kostüm, das größere Objektivität gestattet, darzustellen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind die beiden genannten Stücke Edelfrüchte am Baum unserer dramatischen Kunst. Auch diese beiden Dramen liegen am Beginn und Ende eines Weges. Die „Zauberin", 1862/63 entstanden, ist das letzte Drama Nissels vor seinem Zusammenbruche, der durch den Tod seiner Gattin herbeigeführt wurde, das „Nachtlager Corvins" ist das letzte Stück, das der Dichter vollendete (1881). Es bleibt eine merkwürdige Tatsache, daß der an und für sich schwerblütige Poet für sein letztes Werk so sonnige Farben fand. In beiden Stücken steht Nissel auf heimatlichem Boden. Dieser hat ihnen

uns ist nun natürlich noch größer geworden, aber ich, der Stolze, war gedemütigt, und als wir zu Ende des Studienjahres auseinander gingen, war mir so wild, daß ich aufschrie und ihn küssend in die Lippen biß . . .“

So die Zuschrift. Was ist denn weiter daraus zu machen?

Am 6. Februar begeht unser steirisches Regiment die Erinnerung an den Sieg bei Översee in Schleswig, bei welchem viele Steirer heldenhaft gekämpft haben. Mich erinnert dieser Gedächtnistag an den Eschensteiner in Mariazell. Der hatte zwei Söhne, Zwillinge waren es, hübsche, kerngesunde Burschen. Sie mußten in den sechziger Jahren zu den Soldaten. „Fürs Vaterland! Fürs Vaterland!“ so singend marschierten sie davon. Sie haben jeder einen Feldzug mitgemacht. Der eine zog mit Preußen gegen Dänemark und fiel bei Översee. Der andere zog mit Österreich gegen Preußen und fiel bei Königgrätz.

Der alte Eschensteiner saß auf der Bank unter dem Kirschbaum, sein schwer trauerndes Haupt in die Hand gestützt, so saß er lange schweigend und sinnend. Endlich tat er einen tiefen Atemzug: „Zwei Buben — und alle zwei! Der eine für die Preußen, der andere gegen die Preußen. — Die Zwillinge, die auszogen fürs Vaterland?“ —

Wem gebührt die Ehre, zum Gedächtnistag den ersten Kranz auf unserer Helden Grab zu legen? — Dem großen Vaterlande.

Ich kann mich eigentlich nicht genug wundern, weshalb der Mensch so viel auf großen Reichtum hält. Ist er doch sonst so egoistisch geartet. Großer Reichtum verhindert die schönsten sinnlichen und geistigen Genüsse. Wenn man gerade das hat, was man zu solchen Genüssen braucht und auch etwas davon den Nachkommen sichern kann, so ist solches das allerbequemste und behaglichste. Man hat weniger Plagen als der Reiche, weniger Pflichten, weniger Verantwortung, weniger Gefahren und Gegnerschaften. Man führt ein freieres, leichteres, sorgloseres Leben. Zu achten ist das Geld als Lohn für die Arbeit, als Befreier aus der Knechtschaft, als Retter der Persönlichkeit. Darüber hinaus ist das Geld Unsegen. Ich beneide keinen einfachen Millionär, aber den doppelten bedaure ich.

Es ist mir auch unbegreiflich, weshalb die Könige immer ihre Reiche vergrößern wollen. Je größer ein Reich ist, je mehr Feinde hat es, je mehr Unruhe, je mehr bedarf es zu seinem Schutze an Kräften, die sonst dem Wohle des Volkes zugute kommen könnten. Das Recht ganzer Völker wird geknebelt, um das Reich groß zu erhalten

sich gedemütigt, wenn er mich beschenken wollte. Vielleicht hat ihn das verdrossen, er tat aber nicht viel desgleichen. Der Zachäus schien zwischen Mein und Dein nicht viel Geschichten zu machen. Mehrmals gewahrte ich, wie er von meinen Briefmarken Gebrauch machte, ohne sich dafür anders zu entschuldigen, als daß ihm die seinen ausgegangen wären. Dann gab er mir wieder Kuchen und Südfrüchte und Zigarretten, weil mir derlei anzuschaffen meine Verhältnisse nicht recht erlaubten. Ich hatte wohl ein Sparkassebüchel mit fünf Gulden Einlage, aber das war der Notpfennig für besondere Fälle. Und eines Tages, als ich schnell ins Zimmer trete, sitzt mein Zachäus wieder bei meinem Schreibtisch und hat das Sparkassebüchel in der Hand. Ein bißchen verlegen tut er's in die Lade zurück — und nichts weiter. — Oho, denke ich mir, was ist denn das? — Ich sage nichts, aber es wurmt mich und das Mißtrauen wird von Tag zu Tag stärker. Jetzt will ich doch einmal dahinterkommen, was der im Sinn hat. — Nun war ich mit dem Kassier der Leobener Sparkasse, Herrn L. gut bekannt. Mit diesem verabredete ich mich. „Wenn ein Mensch kommt mit meinem Büchel — Name und Nummer so und so — (schreib es dir auf), und das Geld beheben will, so lasse ihn gleich festnehmen. Ich schicke niemanden; ist zu beheben, so tue ich's persönlich." Der Bekannte sagte zu, die Herausgabe des Geldes so lange zu verzögern, bis er mich benachrichtigt haben konnte. Gut. Ich lasse mein Büchel in der Lade liegen, bin mit dem Zimmerkollegen wie immer, nicht warm und nicht kalt, obschon er mir eins um das andere zustecken will. Sogar einen alten Rock, den er nicht mehr trug, wollte er mir schenken, weil er meinte, daß ich in meinem leichten Jackel fror. „Du bist ein guter Kerl," sage ich, „aber ich danke dir. Ich mag nichts geschenkt." Er schupft die Achseln und lächelt. — So geht's wieder eine Weile hin, er stibizt mir manchmal eine Marke, eine Schreibfeder, ein Stück Löschpapier, und — auf einmal ist mein Sparkassebüchel weg. Es ist nicht in der Lade, nicht im Kasten, es ist weg. Nun gehe ich natürlich in die Sparkasse und frage den Beamten, ob jemand mit dem Büchel so und so gekommen sei. Ja. Es sei ein junger Mann gekommen und habe fünf Gulden Geld eingelegt. — Eingelegt?! — Ja. Es müsse ohnehin ein Freund von mir gewesen sein, den ich wohl selber geschickt haben würde mit der Einlage. Er habe das Büchel auch wieder mitgenommen. — Jetzt, was ist das? Ich laufe nach Hause. Mein Zachäus ist nicht da, aber in meiner Lade liegt das Sparkassebüchel mit Einlage von zweimal fünf Gulden. — Dann, als er heimkam, habe ich ihn zur Rede gestellt. Er leugnet alles. Da ist mir nichts übrig geblieben, als die Spende eines „Unbekannten" zu behalten und mich — neun Klafter unter die Erde hinein zu schämen. — Die Spannung zwischen

Überreiz in der Kunst, ja sogar vor allzugroßer Vergeistigung. Dinge, die so lange her angestrebt wurden, fühlen wir in ihrem Übermaß als schädlich, oft geradezu als Vergiftung des gesunden Lebens. — Denn die Überfütterungen des Genußhungers, der trotzdem nie genug hat, führt zur Gewalttat, zur Revolution, zu anarchistischen Gelüsten, wenn nicht rechtzeitig eine Reform eintritt. Ob die katholische Kirche nicht gut getan hat mit der Einführung ihrer Askese, mit der Unterbrechung von Fleischspeisen, mit der Nichtsättigung an bestimmten Tagen, mit dem härenen Gewand, mit den freiwilligen Kasteiungen? Die freilich abergläubisch wieder so übertrieben worden sind, so törichte Formen angenommen haben, daß der Fanatismus die vernünftige Absicht erstickt hat.

Manche alte Sitten, die uns Superklugen so dumm vorkommen, sollten wir doch mitunter auf ihren Ursprung, auf ihre ursprüngliche Zweckmäßigkeit hin untersuchen. Vielleicht kämen wir dabei auch drauf, daß vieles, was wir heute mit so hohem Stolze wegwerfen, Jahrhunderte, Jahrtausende vor uns gute Anwendung gefunden hat. Und kämen darauf, daß manches, was wir mit noch größerem Stolze „erfinden“ und „entdecken“, längst einmal als unbrauchbar verworfen worden war.

Für die großen Feste des Jahres habe ich meine besonderen Bücher. So lese ich zu Ostern den „Faust“, zu Pfingsten „Hermann und Dorothea“, zu Allerheiligen „Nathan den Weisen“ und zu Weihnachten „Wilhelm Tell“. Diese Bücher der Weisheit, der Liebe, der Duldung, der Freiheit sind mir die Weltliteratur. Man kommt mit ihnen aus, man kann mit ihnen die Seele zur Einheit gestalten und sie in geschlossener Einheit erhalten. — „Wilhelm Tell“ ist mir auch das Buch der Heimat. Mit großer Befriedigung erfüllt es mich, daß Schiller in Attinghausens Gedanken merklich meinen „Jakob den letzten“ nachgeschrieben hat, was noch um so erstaunlicher, als das achtzig Jahre vor dem Erscheinen meines Jakob geschehen ist.

Der Deutsche Bürgerschullehrerbund in Mähren hat eine frische Bewegung eingeleitet zur Erhaltung der deutschen Druckschrift. Er wendet sich vor allem an die Buchdruckereibesitzer und Verleger, Bücher und Zeitschriften nur in deutscher Schrift zu drucken. Er wendet sich an die Amtsbrüder, die es in der Hand haben, bei den Schulbüchern nur deutsche Drucke zuzulassen, insofern es dem vorgeschriebenen deutschen Unterricht entspricht. (Daß in der Volksschule auch die Lateinschrift gelehrt wird, versteht sich.) Die deutschen Verleger sind unter wenigen Ausnahmen der deutschen Schrift getreu, nicht bloß weil sie

oder groß zu machen. Mächtig nennt sich dann ein großes Reich und ist doch gehemmt durch die Widersprüche im Innern und durch die Gefahren von außen. Wer hat denn mehr Feinde, die Schweiz oder Rußland? Wer erfreut sich denn mehr der Segnungen des Friedens, Norwegen oder England?

Diese Gedanken werden ja bestritten werden können. Sie wollen nur anregen, an der Sache weiter zu denken. Mich dünkt, es klingt ein bißchen Zukunftsmusik durch.

Es gibt so viele, viele Menschen, die ihre ganze Kraft dazu brauchen, bloß um da zu sein. Sie haben keine weitere Kraft, etwas zu leisten, keine Mittel, etwas zu genießen, und doch wollen sie *sein*. Der Wert des Lebens an sich. Diese Armen, sie sterben mindestens so ungern als die Mächtigen, Üppigen. Sie meinen, daß im Hintergrunde irgendwo eine große Erfüllung sein müsse, die sie bisher nur nicht fanden oder einstweilen versäumten, daß sie endlich aber doch dahinterkommen müßten. Mit ihnen ist die Hoffnung, während dem Großen, Reichen nichts übrig bleibt als Enttäuschung.

Der die Welt hat, ist ärmer, als der sie gerne hätte.

Der Nobelpreis, der in letzter Zeit alle Welt aufregte, hat mir niemals auch nur einen Augenblick der Hoffnung oder einen Augenblick der Enttäuschung gebracht. Ich habe nie an ihn gedacht, mein Lebtag mich nie um irgendeinen Preis beworben. Wer es diesmal etwa getan hat, das weiß ich nicht. Ich bin daran so unschuldig wie an der darauffolgenden Polemik, die viel Ungehöriges hatte.

Meine Sehnsucht geht nur nach dem einen Nobelpreis — nach Ruhe. *Ruhe zur Arbeit*.

Ich vermute, daß es bei allen Kulturvölkern immer wieder Zeiten gibt, in denen — wenn die Kultur zu üppig geworden — die Leute instinktiv oder mit Absicht einer *Verelendung* zustreben. Wo die Einschränkung nicht rechtzeitig einsetzt, geht das Volk zugrunde. Ganze, große Parteien sind jetzt tätig, dem Leben nicht bloß die Annehmlichkeiten der Heimständigkeit, des Besitzes, die Schönheiten der Kunst, des Kultus zu nehmen, sondern sogar den Sinn des Lebens zu leugnen, die Zwecklosigkeit des Daseins zu predigen, die Welt denkbarst ekelhaft zu machen. Wir anderen, die wir Welt und Leben lieben, mahnen an Vereinfachung in der Lebensweise, an Enthaltsamkeit, an Abhärtung. Wir warnen vor üppiger Fleischkost, vor alkoholischen Getränken, vor Tabak, vor

Heimgartenschreiber denkt schon nach. Aber ich fürchte, den streikenden Schriftsetzern kommt früher der Hunger als uns ein gescheiter Gedanke.

Wenn nur das Gescheite und Fördersame verbreitet würde, brauchte die Druckpresse nicht Tag und Nacht zu stampfen. Es ist kein allzugroßer Vorrat vorhanden. Der Nachtrag der vierzehn zeitungslosen Tage war in wenigen Spalten untergebracht. Dieser Setzerausstand hat gezeigt, daß es vielleicht doch einmal auch mit etwas weniger Druckschwärze gehen wird. Täglich zwei Druckbogen müßten in normalen Zeiten genügen, uns mit dem Wichtigsten der Zeitereignisse bekannt zu machen und es hätte nebstbei auch manch kluger Gedanke noch Platz. Besonders leicht zu entbehren sind die Selbstmord-, Verbrecher- und Gerichtssaalberichte. Denn das sind — um es klar zu sagen — öffentliche Verbrecherschulen.

Frau Cosima Wagner ist nicht Ehrendoktor der Universität Wien geworden. So las man vor kurzem in Zeitungen. Bald werden wir lesen: Die Frau Fürstin (Name ausgeschrieben) hat die päpstliche Tugendrose nicht erhalten. — Der Schriftsteller Hauptmann Bartsch ist nicht zum Major avanciert. — Der russische Kaiser ist nicht gestorben. — Der Erzbischof von Wien ist nicht mohammedanisch geworden. — Graf Zeppelin hat nicht die Absicht, Fürst von Albanien zu werden u. s. w.

Sonst haben die Zeitungen angeblich nur Geschehenes berichtet; wenn sie nun anfangen auch *Ungeschehenes zu berichten* — hei! welche Fülle von Sensationen!

Und nun muß ich einmal unangenehm werden. Der *Grazer Adreßkalender!* Alljährlich erwarte ich ihn mit Spannung und alljährlich bringt er mir neuen Ärger. Es ist an sich ja ein verdienstliches, unentbehrliches Unternehmen für die Landeshauptstadt. Aber rentiert sich dieses Jahrbuch denn wirklich nicht als solches? Ist es notwendig, daß es bei dem Verzeichnis der Geschäftshäuser in den offiziellen Text hinein Inserate geben muß, die einem beim Nachschlagen überall im Wege sind, die Einteilung verwirren, die Ordnung zerstören! Hat der Nachschlager seine Zeit denn gestohlen, daß fremde Privatinteressen ihm das Nachschlagen so sehr erschweren dürfen? Ich meine, das Privat-, das Geschäftsinteresse des Verlages wäre am besten gewahrt, wenn er ein gut brauchbares, korrektes Nachschlagebuch herausgäbe. Das müßte aber nach verläßlichen Amtsangaben alljährlich

wissen, wie sehr der Schriftsteller und der Leser daran hängt, als auch weil sie dieses feste treue Band mit unseren Vorfahren, die deutsche Schrift, von Herzen lieben. Nun rühren sich also auch die Lehrer, in den Schulbüchern die deutsche Schrift zu schützen vor den Angriffen der Gegner, die für diese Eigenart unserer Vorfahren und unseres Volkstums kein Empfinden haben.

Sicher kann man auch mit undeutscher Schrift gut deutsche Gedanken sagen, sowie man, wie Figura oft zeigt, in deutscher Schrift ein Haderlump sein kann. Aber es ist nicht einzusehen, weshalb man deutschen Inhalt und deutsche Form nicht zusammentun soll, wie es bisher beisammen war, ohne daß es irgend jemandem geschadet hätte. Freilich, zum Hochschätzen des Wertes unserer Schrift kommen wir erst, seit sie in Gefahr ist.

Wenn die Russen oder die Japaner heute ihre eigentümliche Schrift aufgeben würden, alsogleich müßte man sagen: Aha, mit denen geht es abwärts. Sie werden schon schwach, sie wollen sich anlehnen. Man kann ganz gut im Dienste der Menschheit sein und doch auf eigenen Füßen stehen. Ja gerade die Eigentümlichkeiten eines jeden Volkes erhalten die Welt jung und mannigfaltig und erzeugen ihre Sonderfrüchte, mit welchen sie einander nützen. Für alle Völker eine Schrift, eine Sprache, eine Sitte, eine Weltanschauung, und die Uhr steht still. Ich achte jedes Volkes Eigenart und bleibe bei der meinen.

Die glückliche, die zeitungslose Zeit! Die Übel der Welt, sie bleiben dort, wo sie entstanden und können sich nicht verbreiten. Es fehlt der Bazillenträger. — Urgroßvaters enger, traulicher Gesichtskreis. Es ist, als ob die Bogenlampen ausgelöscht wären und man mit der Talgkerzenlaterne durch die Gassen ginge. Aber die Leute sind unruhig. Der eine horcht gegen den Nachbar hin nach Neuigkeiten und Tratsch. Der andere sucht in Ermanglung einer neuen Zeitung eine alte hervor und liest sie wieder. Der Dritte kommt auf den merkwürdigen Einfall, den Bücherkasten aufzumachen, um in einem Buche zu lesen. Und ein anderer, der in nachrichtenloser Zeit sich um alle Welt nicht mehr kümmern kann, gibt sich in Gottes Namen einmal mit seinen Kindern ab. Mancher sparsame Haushalter berechnet behaglich das Geld, das ihm durch Ausbleiben der lockenden Annoncen im Sack geblieben ist.

Einen eigenartigen Vorteil hat der Setzerstreik für den Zeitungsschreiber. Der hat Zeit sich einmal menschlich auszuruhen und über den Wert und die Kulturaufgabe der Zeitung nachzudenken. Und auch über ein gerechtes Verhältnis des Unternehmers zum Arbeiter. — Der

Sie kichern alle, auch die eine, so morgen schluchzen wird, weil sie das Handtäschchen mit dem Schmuck vermißt. Nicht allemal ist ein Jüngling zuwege, der ihr's nachträgt.

Ich blätterte in meinen ältesten Schriften und fand staunend, daß manches anders war, als mein Gedächtnis es mir aufbewahrt hat. Oft viel wunderlicher und drolliger, als ich's zu wissen glaubte.

So ein Stückel ist das. Meine kleinen Geschwister besaßen je eine Henne, die sie gelegentlich als Lohn fürs Bravsein von den Eltern erhalten hatten. Auch ich hatte eine bekommen, sie aber an den Hausierer gegen eine „Maulwetzen" (Mundharmonika) vertauscht. Wenn nun der Namenstag (der gleichzeitig auch als Geburtstag galt) von einem meiner Geschwister kam, stellte ich mich mit der „Wetzen" am Vorabend vor den Gefeierten hin und blies ihm zu Ehren einen Walzer oder sonst was. Wie es hingegen war, wenn mein Tag kam, davon berichtet eine Aufschreibung vom 1. August 1863 also:

„Zum Angebindel erhielt ich vom Vater eine Semmel; von Mutter eine Strauben (Eierkuchen); vom Jakob 2 Eier; von Apollonia 1 Eier, 1 Kreuzer und 1 Bildl; von Nikolaus 1 Eier. Wert zusammen 21 Kreuzer."

Das war zu meinem zwanzigsten Geburtstag.

Aber wie kann derselbe Bursche, der die eierlegende Henne um eine „Maulwetzen" hingibt, so praktisch sein, die Liebesgaben der Seinigen mit Ziffern zu schätzen? Wenn es nicht etwa schon die Morgenröte des aufgehenden Handelsakademikers gewesen ist!

Fünfzig Jahre später war wieder Geburtstag, ziffermäßig unberechenbar. Aber „1 Semmel und 1 Eier" hat er nicht gebracht . . .

So habe ich's nun doch erreicht, was vor fünfzig Jahren mißlungen war. Mich freut das wirklich, ich bin wieder Schneider geworden, zwar kein vollwertiger, aber doch ein vollgültiger. Der Fachverband der Kleidermachergenossenschaften Steiermarks hat mich zu seinem Ehrenmitgliede ernannt. Ein Ehrenschneider, der wohl aufschneiden, aber nicht zuschneiden, wohl sticheln, aber nicht nähen kann, dessen Nadel zur Feder entartet ist. Und doch gehöre ich nun wieder zu den Großvätern der Leute, wie der lustige Hausteinerwirt uns Schneider einst gerne genannt hat. Großväter der Leute? Nun ja, Schneider machen Kleider und Kleider machen Leute — das ist doch der Stammbaum.

Als die Herren mit dem Ehrendiplom erschienen, habe ich es ihnen gar nicht sagen mögen. Sie glaubten vielleicht, daß sie jetzt einen

neu mit Fleiß redigiert und korrigiert werden, daß man nicht Jahr für Jahr auf alte und auf neue Fehler stoßen muß! Heute wagt es nicht einmal der beigefügte Plan von Graz, sein Geburtsjahr anzugeben. — Ich persönlich habe mich besonders darüber zu beschweren, daß der neue Adreßkalender mir mein Heidelberger Ehrendoktorat entzogen hat, um mich dafür ohne jede Autorisation mit dem Ehrendoktorat der Universität Graz zu entschädigen.

Bei allen Unbegreiflichkeiten der Frau ist mir die unbegreiflichste — der Mangel des Kittelsackes. Kittel hat die Dame zwar gar keinen an, sondern eine Robe, oder wie man das Ding sonst nennt. Aber selbst die bekittelte Bäuerin hat ihre Sachen, so etwa das Geldtäschchen, in warmem Versteck geborgen zwischen Busentuch und Brüsten. Weil im ganzen Kleide keine Tasche vorhanden ist. Die Tasche! Der Schneider tut's nicht, sie würde den schönen Wuchs stören, die Taille, die Modefalten. Für Kleinigkeiten, die man immer bei sich haben muß, hat die Dame ein Handtäschchen, das nicht etwa mit schmuckem Kettchen am Gürtel hängt, sondern das sie frei in der Hand trägt. Ein Ledertäschlein, gar nett und zierlich und lieblich — viel lieblicher als das vor Schreck und Ärger entstellte Antlitz der Dame, wenn sie plötzlich diese Handtasche verloren hat. — Gestern sah ich eine solche Unglückliche. Sie schoß durch die Herrengasse von einem Wachmann zum andern: Ihr Handtäschchen sei ihr gestohlen worden. Mit Geld! Ihr sonst sehr feines Angesicht war schrecklich anzuschauen, lodernde Wangen, wie wahnsinnig rollende Augen, jammernder Mund. Unweit hinten eilte ein junger Mensch, barhaupt, ohne Überrock; ein Plattenbruder! dachte ich, und der hatte das Handtäschchen. Aber anstatt von der verzweifelten Dame hinweg eilte er auf sie zu, übergab ihr die Tasche, die sie in einer Delikatessenhandlung liegen gelassen hatte. Fünfzig Kronen Finderlohn soll sie gegeben haben. — Dann ging sie zu ihrem Schneider. Um sich einen Sack ins Kleid nähen zu lassen? „A beil lei nit.“ An der Taille saß eine Falte nicht richtig. „So tragt man's nimmer! Übermachen!“

Was wir Männer doch Philisterseelen sind! Ich habe in meinem Anzug vierzehn Taschen. Zwei in den Hosen, zwei in der Weste, fünf in der Jacke, fünf im Überrock. In jeder ist was drinnen — Taschenmesser, Kamm, Geldtäschchen, Bleistift, Sacktuch, Notizbüchel, auch ein Stück Brot manchmal usw. Die innere Jackentasche ist so groß, daß sie kein Schneider macht. „Unförmig! Paßt nit!“ Selber muß ich mir sie „einhängen“, wie der Fachausdruck lautet. In dieser großen Tasche trage ich stets irgendeinen guten Kameraden bei mir — ein Buch.

paßt, Holzknecht, ih verkauf dir den Rock. Funfzehn Gulden, wenn er dir nit z teuer is.“

„Laß mir n anprobieren“, sagte der Holzknecht, zog seine zerlumpte Joppe aus und den neuen Rock an.

„Um die Achseln a bissel z weit.“

„Wern ma gleih richten, wannst a halbe Stund Zeit hast“, sagte der Schneider.

„Zeit han ih schon“, rief der Käufer mit lauter Stimme. Da sah er durch das Fenster, daß ein fremder Mensch seine Kraxe auf die Achsel schupfte und davoneilte.

„Du verfluchter Kerl! Da will mir einer mei Kraxen stehlen!“ rief der Holzknecht, stürmte zur Tür hinaus und dem Dieb nach. Aber er muß ihn nicht erwischt haben, denn er kam nicht mehr zurück. Dem ungarischen Schneider wäre das soweit alles eins gewesen, wenn der Holzknecht nur nicht vergessen hätte, vor der Verfolgung des Diebes den neuen Rock zu bezahlen, den er am Leibe hatte.

Von den beiden jedenfalls miteinander verabredeten Spitzbuben hat man nichts mehr gehört. Mein Meister und ich waren nicht schlecht vergnügt über das Malheur des ungarischen Schneiders, der sich doch sonst immer als so gescheit aufgespielt. Und seine Marktschreierei hatte uns um manche Arbeit gebracht. Uns hätte sein Rock mitsamt dem Schneider gestohlen werden können.

Sprüche.

Nur aus Grundsatz tugendhaft sein, macht hart und hochmütig; mancher wird erst wahrhaft gut, wenn er gesündigt hat.

Ein ordentlicher Mensch ißt und trinkt, gibt und nimmt, spricht und hört Gutes lieber als Schlechtes.

Sobald zwei Freunde anfangen, miteinander deutlich zu werden, fangen sie an, sich mißzuverstehen.

Wenn man dem Dichter das Recht einräumt, daß er über den Parteien stehe, so muß man sich's auch gefallen lassen, wenn er die Parteien „von oben herab“ behandelt.

---

verwichenen Schneidermeister in ihren ehrengeachteten Verband aufnähmen, und ich war nicht einmal Geselle gewesen. Bloß ein windiger Lehrbub. Als mein guter Lehrmeister sich so etliche Jahre mit mir abgeplagt hatte, sagte er an einem Samstagfeierabend zu mir: „Also, Peter, jetzt werden wir's halt in Gottesnamen gut sein lassen. Bist zwar so weit brav, aber mit der Arbeit kunnt's besser ausschauen. Von mir aus bist frei. Wenn du morgen nach Birkfeld gehen willst zur Innung und dich nach der Ordnung freisprechen lassen, so hab' ich nix dagegen — aber es kostet einen Gulden. Und nachher kannst machen, was du willst. Machst dich fremd oder bleibst derweil noch bei mir. Neunzig Kreuzer in der Woche, mehr kann ich dir nicht geben. Und immer einmal ein abgelegtes Gewand, wenn du's tragen willst." — Noch über ein Jahr bin ich bei ihm verblieben. Ich ging dann (1864) wohl einmal nach Birkfeld, meldete mich formhalber bei der Innung, aber nach alter Manier und Ordnung freisprechen habe ich mich — der Taxe wegen — nicht lassen. Und so bin ich eigentlich heute noch Lehrbub. Wenn nicht etwa diese Ehrenmitgliedschaft den Freispruch bedeutet. Jedenfalls bin ich stolz darauf wie alte Könige, die ein Handwerk gelernt.

Mein Lehrmeister Orthofer ist erst vor wenigen Jahren gestorben. Ich hätte es ihm gegönnt, diese Anerkennung seines Lehrlings noch zu erleben.

Und jetzt fällt mir was Lustiges ein aus meiner Schneiderzeit. Unserem Nebenbuhler, dem „ungarischen Schneider", war einmal folgendes passiert. Ging den Waldsteig herab ein Mann, der auf dem Rücken eine Holzknechtkraxe trug. Sein zerflicktes und harziges Gewand zeigte, daß er gerade vom Holzschlag kam. Er schritt auf das Schneiderhäusel zu, stellte vor der Tür auf die Bank seine Kraxe ab, ging hinein in die Werkstatt und wollte ein Gewand haben.

„Fertig han ih keins. Arbeit' nur auf Bestellung", sagte der Schneider.

„Ah, das is aber zwider. Wenigstens a Joppen, wenn ih haben kunnt. Weißt, Schneider, ih bin der Holzknecht Loibel vom Fischbachwald, morgen tu' ih mei Hanerl heiraten, und ih han ka rechts Gwand. Daß das kei Hochzeitsgwand ist, was ih an han, wirst eh sehen. Wenigstens a guate Joppen wannst hättst. Zahlen tat ih s gleih."

Da dachte der Schneider nach und suchte im Kasten. Dann zog er einen neuen Lodenrock hervor, grün ausgeschlagen und mit Hirschhornknöpfen.

„Da hätt ih wohl einen", sagte er, „is aber für den Egglechner gmacht. Dem müßt ih halt gleih ein neuen machen. Wann er dir

Der Weg zum Herzen des Schulkindes.

Emma Schmitt-Ruhbank plaudert im „Türmer" (Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer):

Wie ich meiner Schüler Herzen gewinne? sagt der Tyrann; das ist sehr einfach! Meine Schüler haben keine Herzen; sie haben zu gehorchen; alles andere ist dummes Zeug.

Wie ich meiner Schüler Herzen gewinne? sagt der Pedant; ja, dazu hat man doch gar keine Zeit! Die Kinder müssen so viel lernen und es werden so viele Anforderungen an unsereinen gestellt! Ich bin froh, wenn ich mit allem fertig werde und alles hübsch in Ordnung habe. Für Ordnung haben die Kinder ohnehin keinen Sinn, und das ist doch die Hauptsache im Leben.

Wie ich die Herzen meiner Schüler gewinne? fragt der Pessimist mit bitterem Lachen; so etwas gibt's ja nicht! Ich hab's auch versucht und habe mich geplagt die arbeitsreichen Tage und habe gesonnen die schlaflosen Nächte, und es war alles umsonst. Mit Undank haben sie mir mein redliches Bemühen gelohnt; kein Schlag ihrer Herzen war für mich. Sie hangen immer dem an, den sie gerade vor Augen haben. Nun tue ich gerade noch, was meine Pflicht ist; was darüber ist, das ist vom Übel.

Wie ich die Herzen meiner Schüler gewinne? sagt der Eitle; nichts leichter als das! Sie haben ja mein Beispiel stets vor Augen und ein Lehrer ist bekanntlich ein gewaltig Ding für Schüler. Ich sorge schon, daß der Nimbus, der um meine Person schwebt, erhalten bleibt, und wo die Kinder anbeten, da ist das Herz auch dabei. Solange sie bewundern, lieben sie. Kinder haben kein Unterscheidungsvermögen; der Lehrer darf sich nur keine Blößen geben. Es gibt wohl auch Verstockte unter den Kindern; aber denen ist überhaupt nicht beizukommen. An ihnen ist Hopfen und Malz verloren, wie man das ja immer im späteren Leben sieht.

Wie ich die Herzen meiner Schüler gewinne? sagt der Moderne; o, ich behandle sie individuell. Ich tadle die Vorlauten und ermuntere die Schüchternen, ich dämpfe den Übereifer der Ehrgeizigen und sporne die Trägen an, ich bevorzuge weder reich noch arm, ich nehme Rücksicht auf die Begabung, ich rege die Schwachen an, ohne die Besseren zurückzuhalten, ich bin unbestechlich gerecht, ich gestalte meinen Unterricht interessant, ich biete allen etwas; meine Schüler lieben ihre Schule und selbstverständlich ihren Lehrer — Probatum est!

Wie ich die Herzen meiner Schüler gewinne? sagt der Gütige; das ist unendlich leicht und unendlich schwer; das ist eine große Kunst und es kommt doch eigentlich von selbst — er sagt es uns nicht; drum müssen wir selbst ein wenig näher hinschauen, wie er seine große Kunst übt. Wir können es nicht auf einmal sehen und begreifen. Er scheint uns oft zu nachsichtig und wohl auch einmal zu streng. Die Nachsicht überwiegt. Er hat das große Verstehen für alle Menschlichkeiten, das die Herzen öffnet. Sie wissen alle, daß er für sie da ist, für jedes einzelne Herz. Wenn es kommt voll jubelnder Freude, sieht es den Abglanz seiner Freude in des geliebten Lehrers Auge; wenn es kommt voll drückender Sorge, ist weder sein Herz, noch, wenn es nottut, seine Hand verschlossen; wenn es kommt voll Scham und Reue, richtet die alles verstehende Güte auf; wenn es kommt voll Sehnsucht, deutet seine Hand nach den Gefilden, von denen uns Erfüllung winkt; wenn es kommt voller Wunden, lindert diese selbe Hand, die auch kräftig eingreift, wo Rat und Tat not sind.

Bei diesem Erzieher der Jugend ist Zucht ohne Härte, Ordnung ohne Pedanterie; er ist zu groß, um sich durch gelegentlichen Undank verbittern zu lassen. Er

Kleine Laube

Meiner Heimat junge Mütter sterben lächelnd ...

Von Konrad Gellner-Brünn.

Wenn die jungen Mütter sterben, die ein Leben erst geboren,
Streu'n in meiner Heimat junge Frauen, die gesegnet, Körner,
Roggenkörner letzter Ernte in den Sarg und auf die Erde,
Küssen dreimal auch des Kindleins Mund und Stirne,
Daß die junge, tote Mutter sorglos ohne Kummer schlafe:
Weil dem Kindlein Brot erwüchse, es auch selbst gedeihe wie ein Körnlein,
Das die Hand des Sämanns in die Frühlingserde bettet,
Weil die jungen Mütter es mit lebenswarmen Händen herzen,
An die eig'ne kraftgeschwellte, hoffnungsfreud'ge Brust es drücken,
Daß in seinen ersten Lebensstunden es des Mutterherzens Pochen nicht vermisse.
Und die jungen Mütter forschen bange, ob die Tote lächle:
Lächelt sie, so ist des eig'nen Leibes Frucht gesegnet.
Meiner Heimat junge Mütter sterben lächelnd ...

(Aus der „Jugend“.)

Grundsätze.

Erziehen heißt, aus einem werdenden Menschen alles Beste, was in ihm steckt, herausholen.

*

Wissenschaft ist Erfahrung, Kunst ist Eingebung. Daher beginnt die Kunst gerade dort, wo die Wissenschaft mit ihrer Weisheit zu Ende ist.

*

Eine Richtung unserer Kultur geht dahin, jedem Bresthaften zwei Pfleger zu geben, so daß die Menschheit bald in zwei ungleiche Teile zerfallen wird, in einen, der pflegt, und in einen, der sich pflegen läßt.

*

Jeder Kranke, Leidende, Bedürftige, der schon zum Bewußtsein seines Ichs gekommen ist und das Ichbewußtsein nicht wieder verloren hat, soll einen moralischen Anspruch auf Hilfe durch die Allgemeinheit haben — unter der Bedingung, daß er sein Elend nicht fortpflanzt. Dann, und nur dann, dürfen wir unbegrenzt „human“ sein, ohne die höheren Gesetze der Natur zu verletzen. H. L. R.

Bahnen — im Grunde sind sie sich gleich geblieben; in allen Leidenschaften und Lüsten tragen wir unentwegt das Erbe der Vorfahren mit uns! Und unter diesen geheimnisvollen „Triebfedern" finden wir eine, der unsere Zeit abhold ist, die man schon im Kinde vernichten will, und der Sitte und Gesetz vereint entgegenarbeiten, ich meine die „Abenteuerlust".

Historie, Sagen und reine Dichtung sprechen beredt für die Lust in uns, Neues, Ungekanntes, kaum Geahntes zu finden und zu erforschen, mit dem Leben zu spielen, das das wertvollste reale Gut, wohl das wertvollste Gut überhaupt ist, weil es unersetzlich ist.

Unzählig sind die Variationen unter der Spezies Homo sapiens, die den höchsten Genuß in der „Gefahr" sehen, in der Gefahr, seine Ehre, sein Vermögen, sein Leben einzubüßen. Wer hat noch nie den prickelnden Reiz des „Alles-auf-eine-Karte-Setzens" empfunden? Nicht das Ziel des „Risikos", das Risiko als Selbstzweck faßt uns, packt uns, lockt uns mit unwiderstehlicher Gewalt. Daran sollten wir öfter denken, wenn wir kühl moralisierend über jene aburteilen, die auf diese eine Karte setzten und — verloren! Solche große, leidenschaftliche Spieler sind auch jene Bergsteiger, die das Leben „einsetzen" — hier bleibt man mit diesem Ausdruck völlig im Rahmen des Bildes, das schon kaum mehr Bild zu nennen ist: der Einsatz ist das eigene Leben — und das Glück anderer, der Gewinn ist dieser oder jener Grat, diese oder jene Zinke, eine aalglatte Gletscherwand, eine ungemessene Felsspalte, ein Gewinn, der zerronnen, sobald er gemacht, wie der „Lohn" des Kartenspielers, der so bald in nichts zerfließt. Aber es sind sympathische, anziehende Gestalten, diese Abenteurer, die in unserer Krämerepoche Ware und Preis nicht jobberhaft abwägen. Wäre es einzig und allein das eigene Sein, mit dem sie hasardieren — vielleicht fände sich ein Konsortium blasierter Menschen, das ihnen eine Siegesallee der Selbsterhaltungsüberwindung baute — aber strahlenförmig vom Tode, sagen wir es nur, vom leichtsinnigen Tode dieser Abenteurer ziehen Unglück, Leid und Elend in die Familien!

Einst verließ man Heim und Herd und zog gegen Giganten, Zwerge, Drachen, Türken und weiß Gott was. Damit ist es heute nichts mehr; „sozial grundierte" Bürger lieben, außer auf Weltausstellungen oder Vergnügungsreisen, kaum mehr den Zug ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten; Afrikareisende und Nordpolforscher, zumal mit Luftballons, zählen zu den rettungslos am Realen Gestrandeten — wer eine anerkannte Form des Selbsteinsatzes braucht, der wählt Kletterschuhe und Eispickel zu Begleitern und beginnt den Kampf mit den Bergen!

Die Hochtouristik ist ein Stigma, gleich Alkohol, Morphium und Nikotin, ein Mittel, die Nerven anzuspornen, den ungeheuren Reiz zu fühlen und zu empfinden, von den Spinnenarmen der Todesgefahr bewußt gestreift zu werden. Hat nicht selbst der große, vielgefeierte Idealist Schiller solcherlei Genüsse erkannt, wenn er sagt:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."?

Mögen immerhin Naturfreudigkeit und Freude an Gewandtheit bei den gefährlichen Hochtouren mitspielen — sicher scheint mir, daß in erster Linie die alte Abenteuerlust den Menschen in die Gefahr der Touristik treibt. So lange unser Leben von Tag zu Tag banaler und unromantischer wird und man dem Zuge unserer Natur nach prickelnder Abwechslung und nach „Neuem" konsequent von Jugend an, als antisozialer, schädlicher Anlage, entgegenarbeitet, solange werden die „Berge ihre Opfer" fordern und finden. Für den kalten Objektivisten bleibt es sich wohl gleich, ob wir mehr Tote auf diesem oder jenem Gebiete registrieren müssen; denn Abenteuer kosten immer Menschenleben.

Subjektiv betrachtet, freilich, kommt so viel auf die Form an. P. L. M.

ist so ganz Mensch, daß seine Schüler wissen dürfen, daß er sich als Mensch fühlt mit Schwächen und Fehlern. Er ist weder alt noch jung, weder modern noch überliefert; er macht sich nicht auf allen Gassen und Plätzen breit; aber er war immer und wird immer sein.

Der Bergtod.

Wie lang ist es her, daß die Berge alle Jahre ihre Totenopfer finden? Ein Jahrhundert vielleicht! Früher zerschmetterte ein stürzender Felsblock den müden Wanderer, der auf dem kürzesten Weg in die Heimat eilte, oder eine donnernde Lawine begrub den Reisenden unter ihren Massen; Ereignisse, wie Wassernot oder Blitzschlag, „Zufälle“, entfesselte Naturgewalten, denen Menschen zum Opfer fielen, wie hundert anderem.

Jahre ungeheuren technischen Aufschwunges kamen, Eisenbahnen erleichtern den Verkehr, über mühselige Höhen führen Schienenstränge oder Kunststraßen, durch die Felsen selbst bahnen die Ingenieure Wege.

Und weil die Notwendigkeit uns nicht mehr so wie früher auf die Felsen und über die Gletscher treibt, suchen wir sie freiwillig auf, bringen wir aus freien Stücken den „Bergtod“ der Natur zum Opfer! Ein schöner Tod, wenn man will, meist schnell, kurz, schmerzlos und ohne Angst vor dem Sterben, ein häßlicher Tod auch, weil er so zwecklos; kein höherer Zweck, keine Idee fordern ihn — wer fordert ihn?

Unsere ganzen Kulturverhältnisse bannen den Menschen in das staubige Milieu der Städte, in die kranke Atmosphäre der Fabriken und Geschäfte, und man muß in dem „Rückkehrverlangen zur Natur“ gerade kein intimer Anhänger Rousseaus sein, um gleichwohl zu erkennen, daß Landflucht und Großstädte nicht gerade das Ideal kultureller Entwicklung darstellen. Hier ist nicht der richtige Raum, das „Für“ und das „Wider“ dieser scheinbar übermächtigen Strömung zu beleuchten — wir wollen sie einfach als gegebene Tatsachen unserer Zeit hinnehmen. Wer aber diese Tatsachen nicht widerspruchslos hinnimmt, das ist die menschliche Natur selbst, die unabhängig von Verstandesgründen und Zivilisationserkenntnissen den Trieb ins Freie, in die Felder, auf die Berge und in die Täler bewahrt hat. Und ein Ausgleich der Extreme, des Lebens in der Stadt und der Sehnsucht nach dem freien Lande, scheint darin zu liegen, daß, je tiefer sich die Menschen in den Staub vergraben müssen, sie desto höher in die Felsen streben!

Höhen und Tiefen müssen sich überall in der organischen und anorganischen Welt ausgleichen.

Die Naturfreudigkeit treibt uns in die grünen Berge, das Verlangen, unsere körperlichen Kräfte zu üben und zu betätigen, wendet uns dem Sport mit allen seinen Phasen und in allen seinen Formen zu. Damit ist der moderne Sommeraufenthalt, sind Turnen, Radfahren, Tennis, Fußball und die weiten Ausflüge durch Feld und Wald begründet — nicht aber das Steigen und Klettern auf bisher ungangbaren Wegen, die oft zu einem Ziele führen, das auch anders, gefahrlos, vielleicht zuweilen auch zu mühellos, zu erreichen ist.

Neben die Naturfreude und die Lust an körperlicher Bewegung tritt noch ein dritter Trieb in uns, der die Menschen in die Felsen lockt und sie von den Felsen in die Tiefe stürzt.

Seit uns die geschriebene oder sonst überlieferte Geschichte des Menschengeschlechtes von dessen Anlagen und Instinkten berichtet, können wir beobachten, daß es immer dieselben Triebfedern waren und sind, die in uns bewegend und hemmend wirken. Oft nahmen sie neue Formen, neue Namen an oder wendeten sich in neue

Der Turmhahn.

Dreh dich, Turmhahn,
Schau dir die Welt an.
Das Rechte erspähe,
Das Schlechte zerkrähe!

Diesen Leitspruch hat eine neue Zeitschrift (Halbmonatsschrift) sich gewählt, die unter dem Titel „Der Turmhahn“ am ersten Jänner zu erscheinen begann. Diese Zeitschrift wird, ohne Phrase, einem großen Bedarf und Verlangen entsprechen. Wir Deutschen, die doch von Natur aus ein so gemütlich-frohes, tatenlustiges, zielsicheres Herz besitzen, haben keine besondere Zeitschrift für Lebensfreude, Zukunftshoffnung. Wir hatten früher auch keine vonnöten, aber jetzt brauchen wir eine. Unsere Literatur ist durch fremde Einflüsse versäuert, verärgert, verbittert worden; sie ist absprechend, verneinend, weit mehr als es die Kritik erfordert; sie hat anarchistische Neigungen; ein Teil des sonst so göttlichen deutschen Humors ist zynisch, bissig, giftig geworden – so haben sich herzfrische und geistesklare Männer zusammengetan zu einem freudigen Schaffen, das in Poesie und Prosa, in Erzählung und Standrede stärkend, führend und ergötzend wirken wird.

Den köstlichen Titel „Der Turmhahn“ führt die Zeitschrift, die bei L. Staackmann in Leipzig erscheint. Im ersten Heft erörtern Schriftsteller, wie K. H. Strobl (als Herausgeber), Dr. O. Ewald, R. H. Bartsch, O. Ernst das Programm, während K. A. Bernoulli, F. K. Ginzkey usw. Erzählung und Lied bieten. Unter den Mitarbeitern des „Turmhahns“ begegnen uns viele liebe Bekannte aus Österreich, während wir auch neue Namen, junge Kräfte finden, die zusammen so etwas wie einen Treubund für freudiges Leben und Schaffen vorstellen. Wir erwarten die nächsten Folgehefte des „Turmhahns“ mit großer Spannung.

Der königliche Bettler.

„Ich ging als Bettler von Tür zu Tür am Dorfweg. Da erschien in der Ferne dein goldener Wagen, und ich wunderte mich, wer dieser König der Könige sei.

Meine Hoffnung stieg hoch, und mir deuchten die schlimmen Tage vorbei, ich stand Almosen erwartend, die ungebeten verschenkt, und Reichtum, rings in den Staub geschüttet.

Der Wagen hielt, wo ich stand. Dein Blick fiel auf mich, du stiegst nieder mit Lächeln. Ich fühlte, das Glück meines Lebens sei endlich gekommen. Da plötzlich strecktest du deine Rechte aus und sprachst: ‚Was hast du mir zu geben?‘

O, welch ein Königscherz war es, die Hand zu öffnen, dem Bettler zu betteln! Ich war verwirrt, stand unentschlossen, und aus dem Quersack nahm ich langsam das kleinste Korn und gab es dir.

Doch wie groß war mein Erstaunen, als am Ende des Tages den Sack ich geleert auf dem Boden, zuletzt ein kleines Korn von Gold unter dem armen Haufen zu finden. Und bitterlich weint' ich, und wünschte, ich hätte das Herz gehabt, dir mein Alles zu geben.“

Rabindranath Tagore.

Zur Rassenforschung.

Als ich auf die Universität kam — also das „Reife“-Zeugnis in der Tasche hatte — wandte ich mich zwar der Juristerei zu, beschäftigte mich aber am liebsten mit soziologischen, biologischen und Rassen-Fragen. Da fiel mir zufällig Heinrich Driesmans' Buch „Rasse und Milieu“* in die Hand, und als ich es kürzlich wieder durchblätterte, ersah ich aus den Randbemerkungen, die ich damals machte, wie wenig ich es seinerzeit verstanden hatte! Das Reife-Zeugnis allein tut es ja nicht! Seitdem drang ich durch systematische Arbeit und kritische Beobachtungen tiefer in das Rassenproblem ein, und vor etlichen Wochen las ich wieder zwei Werke Driesmans'**, denen ich eine gewiß nachhaltige Förderung meines Wissens verdanke. „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung“ heißt das eine und es sucht die Rassenqualitäten der europäischen Völker besonders auf Grund ihrer psychischen Anlagen festzustellen. In großen Zügen, oft intuitiv, entwickelt da der geistvolle Verfasser die politische und kulturelle Geschichte unseres Erdteils und trachtet, sie vom Rassenstandpunkt aus zu erklären. Das gelingt ihm fast restlos, und wenn er auch — meiner Meinung nach — hie und da den uralten keltoromanischen Einschlag allzu hoch wertet, so kann man seinen Beweisen und Hypothesen in der Hauptsache doch nicht widersprechen, und genießt Entdeckerfreuden, die das Dunkel mancher historischer Epochen erhellen.

Driesmans kommt zu dem kaum widerlegbaren Ergebnis, daß — Hand in Hand mit der allgemeinen Demokratisierung — fast überall in Europa das Keltentum vordringt. In Frankreich ist seit der großen Revolution der Prozeß schon ziemlich vollendet und unter den Süddeutschen bereits weit vorgeschritten, während anderseits Norddeutschland mit seiner slavogermanischen Bevölkerung einen besonderen, politisch begabten Rassentypus darstellt.

Von der Idee ausgehend, daß eine gewisse Rassenmischung die Voraussetzung für höhere Kultur ist, zieht Driesmans aus Tatsachen seine Folgerungen und kommt, ähnlich wie Ludwig Gumplowicz, der Soziologe, zu dem interessanten Ergebnis, daß alle weltgeschichtlichen Umwälzungen und Kämpfe in erster Linie Rassenkämpfe waren, die englische, französische und deutsche Revolution ebensogut wie die Bauernkriege und die religiösen Reformationsbewegungen.

Aus dem Charakter hervorragender Persönlichkeiten weist er scharfsinnig ihre Blutmischung nach, und in dem zweiten Buche, das zur Kulturgeschichte der Rasseninstinkte gehört, „Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung, wird das Beobachtungsmaterial vermehrt und noch eingehender untersucht.

Es liegt mir ferne, Driesmans' oft überkühnen Theorien in jeder Beziehung beizustimmen — ich glaube, darin sogar einige unvereinbare Widersprüche entdeckt zu haben — aber dennoch empfehle ich seine gehaltvollen und eigenartigen Werke warm, vor allem das über „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung“, zu eingehendem und kritischem Studium. Die Freunde geschichtlicher Forschung, alle, die sich für Rassenkunde interessieren, und schließlich jeder Gebildete mit weiterem Gesichtskreis wird in den ausgezeichneten, glänzend geschriebenen Büchern Anregung und Aufschlüsse finden.

H. L. R.

* Verlag Johannes Räde, Berlin.
** Beide erschienen bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig.

Lustige Zeitung.

Für alle Fälle. Bevor Fürst Wilhelm zu Wied den albanischen Thron besteigt, will er seinen Titel und Namen auf „Wilhelm, Fürst von und zu Wied auf Wiederseh'n" ergänzen. („Muskete.")

Anfrage. „Nun, Gregoritsch, hast du schon gezahlt?" — Nein, Bruder; du?" - „Ich auch nicht!" — „Nu, worauf warten wir denn?" („Jugend.")

Mißglückter Titel einer Broschüre: „Jeder sein eigener Tierarzt." („Meggendorfer.")

Boshaftes Mißverständnis. Kokette: „Zum Heiraten gehört heutigentages wirklich Mut." — „Ja, und die Männer sind meistens so feige." („Meggendorfer.")

Diplomaten-Kauderwelsch. — — Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Stellt sich zur rechten Zeit ein Fremdwort ein.
(„Muskete.")

Bücher

Das revolutionäre Paris. Alte Häuser, alte Papiere. Von G. Lenôtre. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Dr. Karl Kupelwieser. (München. Ernst Reinhardt.)

Die äußeren Ereignisse der französischen Revolution sind jedem Gebildeten bekannt; ob Mirabeau und Lafayette Charaktere waren oder Streber, darüber sind die Akten längst geschlossen, und die Frage etwa, ob Maria Antoinettes unglücklicher Sohn im Temple starb oder später ein seltsames Inkognitoleben führte, das erwägen nur noch Romanschreiber und Phantasten. Trotzdem ist das gewaltige geschichtliche Geschehen, das wir „französische Revolution" nennen, noch immer etwas Geheimnisvolles. Wir kennen Namen, Daten und alle Vorgänge, die aus dem Mittelalter in unsere neue Zeit überleiteten, aber verstehen wir die Menschen, deren sich die Entwicklung bediente, um über die historische Krise hinwegzukommen, um einzureißen und aufzubauen? Fremd und seltsam, voll von inneren Widersprüchen muten uns die Robespierres und Marats, sogar Napoleon, mit dem sich eine Literatur für sich beschäftigt, an. Und gerade in dieser Beziehung gibt uns das vorliegende, ganz ausgezeichnet ins Deutsche übertragene Buch einen Schlüssel, um Verborgenes aufzuschließen, in die Hand. Viele sonderbare Gestalten jener zeitlich unfernen, doch psychologisch oft unbegreiflichen Epoche treten uns wie persönlich entgegen, wir suchen sie in ihrem Daheim auf, wir verfolgen mit Lenôtre ihre Schicksale in den Akten. Für kurze Zeit waren sie Machthaber, Helden, Herrscher, um dann im großen Blutbad, das die Guillotine anrichtete, zu ertrinken oder fast namenlos in dieselbe unbedeutende Vergessenheit unterzutauchen, aus der sie unversehens aufstiegen. — Mit rührendem, dankenswertem Fleiß verfolgte der Verfasser schier verwehte Spuren und Personen und Persönlichkeiten, in denen wir bisher nichts sahen als Puppen, Werkzeuge oder Scheusale; sie vermenschlichen sich. Da ist Desmoulins, der furchtbare Jakobiner, den der Schrecken aus seiner zarten Ehe mit Lucille aufs Schafott brachte; seine Frau folgte ihm bald nach; man lernt die beschränkte Schwester Robespierres kennen, die ihren Bruder verleugnete und erst hochbetagt als Pensionärin der Bourbonen starb. Wir bedauern den großen Dichter Chénier, in dem plumpe Hände einen der begabtesten Poeten Frankreichs abschlachteten; wir begleiten Josefine Beauharnais zum Standesamte, wo Napoleon sie zwei Stunden warten ließ und wo sie sich um vier Jahre jünger machte . . . Die Dubarry, Ludwigs XV. allmächtige Freundin, steigt schwindelhaft empor, regiert und stürzt über das Fallbeil, der „große" Tallien, Präsident des Nationalkonventes, als das Königspaar gerichtet wurde, und der ebenso „große Papa

Singvögel.

Karntner Gspaß.

Von Hugo Moro.

Zwegn was s Mathele nix Schual geahn tuat.

A Büabl, ganz a klans,
Mit an zarrißnen Huat —
Kan Jankr an — a Gsicht,
Schean weiß und roat
Wia Milach und wia Bluat —
Dö Händ in Sack — steht afn Weg
Und schaut mi an!
„No, sag amal, gehst du schon Schual,
Du klanr Mann?"
Da schreit dr Stutzl zurnig: „Na!"
(Han gmant, er werd mi freßn!)
„Was wer i denn schon Schual geahn — ha?
I kann ja no nix lesn!"

Dö Katz.

Heunt ham mr Sprachlehr ghabt.
Da hams dr umrgschnappt
Dö Buam — und i wohl a!
Wearter mit aner Silbn und mit zwa
Ham mr umrgsuacht! „Wer sagt mir schnell
Nun Wörter mit zwei Silben?" Af dr Stell
Zagt auf dr Naze
Und sagt: „Die Katze!"
„Und nun auch eins mit einer Silbe!" Und der Fratz
Zagt wiedr auf und sagt: „Dö Katz".

A gfahlte „Gesetzanwendung".

Dr Hans hat gsoffn ghabt bis zwa dö Nacht
Und hat an Rausch daselm an woltan zammgebracht.
Hiaz tschwerkelt er durchs Stadtl und macht an Enzspetakl;
Da kimmbt dr Wachtr zwegn und schreit: „Du Lackl!
Van Hamgehn muaß ma stad sein! Kennst das Gsetz,
Du Lottr, eppr nit!?" — „No war nit letz!"
Sagt er, dr Hans: „Wer sagt dr abr, Bua!
Daß i um dö Zeit hiaz schon hamgehn tua?"

Dö hamliche Gwalt.

Schaugt nix gleich, a so a Bachl:
Abr denna: wia s aft reißt
Ba dr Giaß!
Schaugt nix gleich, a so a Flaschl!
Abr denna: wia s ihn schmeißt
In starkn Hias!

die politische Geschichte berücksichtigt. Es wurden die Bilder aus dem Kreise der Begebenheiten entnommen, in denen uns die Entstehung des europäischen Staatensystems der Gegenwart zur Anschauung kommt. Das 19. Jahrhundert wurde mehr berücksichtigt, als es bei Grube der Fall war. Auch die Quellen, die der erste Herausgeber benutzt hatte, konnten nicht mehr in Betracht kommen, dagegen wurden Ranke, von Bezold, Schäfer, Friedjung, Kaser u. a. herangezogen. Aber Grubes Grundsatz, nicht Namen und Daten aufzuzählen, sondern anschauliche Darstellungen zu geben, sind beide Herausgeber treu geblieben. Das anekdotische Element wurde nicht wesentlich verkürzt. Die Herausgeber lösten ihre schwere Aufgabe mit viel Geschick, und zieht man ferner die gediegene Ausstattung, den guten Bilderschmuck und den erstaunlich niederen Preis in Betracht, so kann man das Werk in seinem neuen Gewand nicht bloß empfehlen, sondern darf ihm auch die günstigste Aufnahme prophezeien.

Das törichte Herz. Novellen von Guido Glück. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Nach dem ehrlichen Erfolge, den Guido Glück mit seinem Romane „Der goldene Boden“ errungen hat, stellt er sich mit einem Novellenbande ein, der den bezeichnenden Titel „Das törichte Herz“ trägt. Er bietet darin eine Reihe feiner und sauber ausgeführter Seelengemälde und versteht es, mit treffsicheren Worten das Wünschen und Sehnen, das Hoffen und Leiden des menschlichen Herzens zu malen. Es ist das alte hohe Lied der Liebe, das hier ein Dichter aufs neue singt, der Liebe, die wie ein brausender Frühlingssturm dahinzieht und manche zarte Blüte zerstört, der scheuen, werbenden Liebe, die sich nicht durch Worte verrät, der standhaft bezwungenen, sündigen Lust und nicht zuletzt der aufopferungsvollen, alles verstehenden und alles verzeihenden Mutterliebe. Mit geschickter Hand zeichnet Glück seine Personen, setzt sie in ein ansprechendes Milieu und weiß uns im vorhinein zu gewinnen, indem er uns nicht in nebelferne Fremden, sondern an wohlbekannte Orte mit spezifisch österreichischem Charakter führt. Dieses heimatliche Kolorit, das den Novellen anhaftet, ist nicht der geringste Vorzug des Buches. Was ich schon bei dem Romane Glücks rühmend hervorhob, findet sich wieder bei diesen Erzählungen. Glanz und Wohllaut der Sprache, anschaulich gerundete Bilder, packende Szenen und eine tiefe Innerlichkeit lassen den Autor als echten Dichter und scharfen Beobachter des Lebens und der Natur erscheinen, nur an einzelnen Stellen wäre ein Zuviel der Detailmalerei einzudämmen. Am liebenswürdigsten gibt sich der Verfasser in der, in unaufdringlichen Farben gehaltenen Novelle „Der betrogene Glaube“. Es gelingt ihm durch wenige Worte, durch ein paar Striche das innige Verhältnis zwischen Mutter und Sohn zu skizzieren. Am vollendetsten erscheint die Eigenart des Autors in der Grazer Geschichte „Ihr Bub“, in der die Hauptgestalten: der Schauspieler, die Mutter und die Geliebte, plastisch herausmodelliert sind. Den Grundzug aller dieser Novellen bildet eine Analyse der Regungen des Herzens, die dem Fernstehenden so oft als töricht erscheinen. Diese Erzählungen gleichen den Trieben einer Pflanze, die aus derselben Wurzel emporsprossen. Emil Soffé

Die Nächte der Königin Liebe. Erbauliche Schwänke und verliebte Geschichten aus den Gesta Romanorum, dem ältesten deutschen Märchenbuch, womit ehemals mitteralterliche Gottesmänner ihre Predigten würzten. Neu erzählt und zusammengebunden mit verlorenen Liebesgeschichten des Orients und verflochten in einen Liebesroman junger Menschen unserer Tage von Christian Kraus und Erich Gutmacher. (Berlin. Wilhelm Borngräber Verlag Neues Leben.)

Das Unternehmen ist kühn: uralte Märchen zum Teil in die neueste Zeit zu verlegen und in eine Rahmenerzählung einzufügen, die in Berlin unserer Tage spielt! Aber das kühne Unternehmen ist den Umformern und Verfassern Kraus und Gutmacher wohl gelungen. Die Märchen (von deren Stoff schon Dichtergenerationen zehrten) gewannen im neuen Gewande ungemein und verloren nichts von ihrer ursprünglichen und deshalb nie verletzenden Erotik. Auch manche Derbheit findet sich darin. Kinderlektüre enthält das reizvolle Buch also nicht! Ich habe es mit großem Genuß gelesen, und es wird mit Recht viele Freunde finden. Besonders möchte ich noch auf die fesselnde und eigenartige Rahmenerzählung hinweisen. — Dieses Heft bringt übrigens eine schmackhafte Kostprobe daraus: „Der Kagami“. H. L. R.

Pastor Sörensen u. Co. Von Gustav Wied. [Der leibhaftigen Bosheit Opus III.] (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Ja, mit leibhaftiger Bosheit und Lachen und Humor und Lebensbejahung ist dieses Buch, das sich gegen Mucker und Philister kehrt, von A bis Z angefüllt. Und doch hat Wied auch – er wäre sonst kein echter Humorist – einen Leidenston, der durch die ganze Welt klagt, miteinklingen lassen.

Man liest und freut sich, daß heute noch — oder schon wieder? — so kluge, freie, helle Bücher geschrieben werden, die das Ding beim Namen nennen und sich nicht um Tatsachen, die einmal da sind, herumdrücken wollen.

Wied predigt in seiner unaufdringlichen und lockeren Art — „boshaft“ nennt er sie —

Pache", Bürgermeister von Paris, beschließen ihr wechselreiches Leben unbeachtet, gemieden, oft hungernd ... Wechselfälle! Ich führte nur einiges aus dem unerschöpflichen Buch an, jeder Leser kann darin Entdeckungen machen. Lenôtre läßt einen Faden, dessen Endchen er einmal ergriff, nicht leicht fahren und er stellt uns manchen Enkel und Urenkel der weltumstürzenden Revolutionäre vor — Nachfahren, die heute vornehme Aristokraten sind oder in einem engen Pariser Gäßchen Zwirn und Wolle verkaufen. Nichts ist so tragisch, so tragikomisch, so sensationell und bald wieder so banal wie die Wirklichkeit, die die Phantasie jedes Dichters beschämt.

Ich möchte meiner knappen Charakterisierung des Buches nur noch hinzufügen — was übrigens schon aus dem Gesagten hervorgeht — daß ich es mit freudiger Spannung las, weil es aufhellt und erklärt. Man muß es sehr angelegentlich empfehlen. H. L. R.

Das Buch der seltsamen Geschichten Herausgegeben von Norbert Falk. (Berlin und Wien. Ullstein.)

Auf dem Buchdeckel sollte ein Drudenfuß stehen! Aber auch ein Bild der Hippokrene. Unter dem Zeichen des Unheimlichen sind aus der dunkelsten Weltliteratur 25 Novellen und Geschichten gesammelt. Norbert Falk, der bekannte Berliner Kritiker, wurde zum Schatzgräber der Mitternachtsstunde ... Nun liegen diese Ausgeburten aus allen Weltteilen in klarem Druck zutage, zu einem stattlichen Bande gebunden, dessen niedriger Ladenpreis wieder einen Rekord im modernen Massenbuchhandel schlägt. Das Buch ist auch noch künstlerisch geschmückt mit Zeichnungen von Max Liebert, dessen feiner Stift in den Grenzgebieten des Okkultismus und der romantischen Ironie heimisch ist. Man könnte ja darüber streiten, ob es der Volksaufklärung dient, die nervenerregenden Unheimlichkeiten, die Fieberblasen phantastischer Geister, den kleinen Hausbibliotheken einzuverleiben. Doch meine ich: die allzu pädagogischen Bedenken müssen schweigen, sobald ernste Kunst ihren Selbstzweck fordert. Sollten wir etwa dem „Aufkläricht" gestatten, E. T. A. Hoffmanns geniale Geschichte uns zu verekeln? Bei einem Buche wie diesem da kommt es allein darauf an, weſſ' Geistes sein Urheber ist. Mit dem Gruseligen und Gespensterhaften spekulieren die Gifthändler, denen die Literatur Hekuba ist. Aber ein Mann wie Norbert Falk gibt schon mit seinem Namen dafür Gewähr, daß der höhere Zweck reinlich gewahrt und die geistige Würde des Werkes nicht verletzt ist. In der Tat: Auf der Höhe seiner Belesenheit, hat Falk mit sicherem Geschmack das Beste des Guten einer bestimmten Art gewählt. Von den Geistern, die er rief, und deren Reigen, wie sich's gebührt, Edgar Poe anführt, seien genannt: E. T. A. Hoffmann, Wilkie Collins, Conan Doyle, Selma Lagerlöf, Alexander Puschkin, Guy de Maupassant, Paul Bourget, A. J. Mordtmann, Jules Verne, Frédéric Boutet, Rudyard Kipling, Viller de l'Isle-Adam und Marie Luise Becker. Vielleicht hätten sich auch ergänzende Stücke von Dostojewski nnd Tolstoi finden lassen. Die lebenden Dichter sind verhältnismäßig spärlich vertreten. Bei einer neuen Auflage sollten Hanns Heinz Ewers und Karl Hans Strobl nicht vergessen werden. Aber, ungeachtet dieser letzten Wünsche darf gesagt werden: Das Werk, so wie es ist, stellt ein Unikum dar und ist ein wertvolles Kompendium der phantastischen nnd kriminologischen Literatur. An der Reihenfolge der Erzählungen ist zu rühmen, daß sie mit gutem Gehör aneinander abgestimmt sind. Sie sind in drei Gruppen geteilt: Kriminalerzählungen und Detektivgeschichten — Spukgestalten und Phantasiegebilde — Utopien und Grotesken. Auch darin, daß der Spaß das Schlußwort hat, ist eine verständige Absicht nicht zu verkennen. Die Sonne verscheucht das Nachtgewölk.

Hermann Kienzl.

Charakterbilder aus Geschichte und Sage. Von A. W. Grube. 35. Auflage Neu bearbeitet von Gotth. Klee und Wilh. Pfeifer. Mit Buchschmuck von Joseph Sattler und mit 4 Bunt- und 18 Tonbildern. 3 Teile in 2 Bänden. (Leipzig. 1913. Fr. Brandstetter. Geb. 10 Mk. [Einzeln: Teil I. Vorchristliche Zeit. Teil II: Mittelalter je Mk. 2·25, geb. 3 Mk.; Teil III: Neue Zeit Mk. 4·50, geb. 5 Mk.])

Sechzig Jahre sind seit dem Erscheinen des ersten Bandes von Aug. Wilh. Grubes Charakterbildern vergangen. In vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, hat das Werk großen Segen gestiftet in Schule und Haus. Schweren Herzens ist jetzt die Verlagsbuchhandlung darangegangen, ein so bewährtes Buch umarbeiten zu lassen. Aber wollten die Charakterbilder auch ferner den Plätz, den sie sich erobert hatten, behaupten, so mußte es geschehen. Hat doch inzwischen die deutsche Geschichtsschreibung einen ungeheuren Aufschwung genommen. Die Aufgaben, die den neuen Bearbeitern zufielen, waren verschiedene: Der Bearbeiter des ersten und zweiten Teils, Gotth. Klee, konnte sich damit begnügen, zahlreiche Stellen nur umzugestalten, Veraltetes zu entfernen, manches umzustellen, anders zu überschreiben und abzugrenzen. Dagegen konnte W. Pfeifer als Herausgeber des dritten Teils nicht ohne tiefe Eingriffe auskommen. Es wäre ein vergebliches Bemühen gewesen, das, was nach Inhalt und Auffassung veraltet war, durch Nachbessern im einzelnen erhalten zu wollen. Die Kulturgeschichte wurde ganz ausgeschieden und nur

und liebevoll, daß man seine helle Freude hat. Hirth hat sich nicht nur seine vielen Flugpreise redlichst verdient, er trägt auch als Schriftsteller einen schönen Sieg davon, und, wenn ihm an dem Ehrenpreis unseres Dankes was liegt: er mag ihn, herzlich gerne, haben! — Ja, ja: Die neue Zeit . . .! K. D. Zwerger.

Aus mein' Gartl. Dichtungen in oberösterreichischer Mundart von J. V. Großauer. (Verlag der Wiener Lit. Gesellschaft.)

Das Land ob der Enns ist von alters die Heimat berufener Mundartdichter. Auch Großauer kann sich hören lassen. Seine Lieder sind echtem Grund und Boden entwachsen, kernig und geradeweg, wie das Volk es liebt. Wo er schnurrig wird, freut die charakteristische Zeichnung der Gestalten und die Kraft der Kürze. Man höre:

„Bei ins, da is s Schmeicheln
Und s zwoadeuti Redn,
Soweit als i zruck denk,
Nia Brauch gwen.

Drum sag i s an iadn,
Der s Schmeicheln anspannt:
Geh, mach mi nöt schiach,
Ren mr deutsch mitanand!“ H. F.

Vergessene Lande. Von Ing. Paul Zloklikovits. (Wien, Deutscher und österreichischer Alpenverein. 1913.)

Ein orientierender Flug über die nordöstliche Steiermark, genannt das „Jackelland“. Mit vom Verfasser selbst aufgenommenen guten Landschafts- und Gebäudebildern.

Grabnerhof-Kochbuch. Mit besonderer Berücksichtigung der Kochkiste. Von Ida Schuppli und Betty Hinterer. (Verlag von Franz Deuticke in Wien.)

Dieses Buch sollte jeder Ehemann seiner Frau auf den Weihnachtstisch legen, namentlich dort, wo die herrschende Teuerung aller Lebensmittel immer neuen Anlaß gibt, über die zunehmende Schwierigkeit des Auskommens zu klagen. Kochbücher für die österreichische Küche gibt es genug, aber keines, das so nachdrücklich und ausführlich das in Österreich noch fremde Kochen in der Kochkiste lehrt. Man kennt dieses praktische, in Deutschland längst bewährte Küchengerät, das den Hausfrauen im kleinen wie im großen Haushalt viel Arbeit, Zeit und Geld zu sparen vermag, in österreichischen Landen noch so gut wie gar nicht. Im Grabnerhof bei Admont, wo unter Leitung von Dr. Schuppli und seiner wackeren Frau aufopfernd und unermüdlich daran gearbeitet wird, der alpenländischen Bevölkerung eine praktischere und einträglichere Wirtschaftsführung beizubringen, hat man freilich schon lange die große Wichtigkeit der Kochkiste erkannt und lehrt den weiblichen Besucherinnen der Anstalt den Gebrauch der Kochkiste und auch ihre Anfertigung, die jedermann auch ohne Kunstfertigkeit mit Leichtigkeit und mit geringen Kosten selbst besorgen kann. Das Grabnerhof-Kochbuch ist nun entstanden auf Grund langjähriger Erfahrungen, die die Verfasserinnen beim Haushaltungsunterricht im Grabnerhof gemacht haben. Ganz für österreichische Verhältnisse berechnet, bietet es zunächst eine leichtfaßliche Anleitung zur Herstellung einfacher Kochkisten und erläutert die mannigfachen Vorteile, die dieses schlichte Möbel jeder Hausfrau zu gewähren vermag. Dann bringt es unter 500 Kochrezepten 250, die ausschließlich für die Kochkiste bestimmt sind und die Zubereitung von Suppen, Gemüsen und Fleischspeisen mittels der Kochkiste lehren. Aus eigener langjähriger Erfahrung weiß ich, daß die Kochkiste nicht bloß sparen hilft, sondern auch viele Speisen nahrhafter und gesundheitsdienlicher herzustellen vermag als auf dem offenen Herde, wo mit dem, den Töpfen entweichenden Dampfe sich gerade die wichtigen Nährsalze zu verflüchtigen pflegen. Es gereicht mir zu besonderer Freude, auf das vortreffliche Grabnerhof-Kochbuch aufmerksam zu machen, von dem ich mit Bestimmtheit hoffe, daß es der Kochkiste endlich in Österreich Eingang verschaffen wird.

Hermine Möbius.

Sparkassen im Ausland und in Österreich. Von Josef Zahner. (Karolinental bei Prag. 1913. Selbstverlag des Verfassers.)

Eine höchst berücksichtigungswerte Anregung, wirtschaftlich und erzieherisch wichtig. Sparen macht uns stark. Erspartes macht uns frei.

Wintersportführer von Steiermark. Der Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark hat einen prächtigen Wintersportführer von Steiermark, verfaßt von Sekretär Rükl, herausgegeben. In diesem Führer werden die in entzückender Winterschönheit von gewaltigem Hochgebirgswinter umfangenen Berge und Gelände des Steirerlandes eingehend behandelt. Er ist mit einem farbigen Titelbilde versehen und mit 37 Winteransichten geschmückt, die die Steiermark als Wintersportland in trefflicher Weise veranschaulichen. Neun abgedruckte Skiroutenkarten werden den Wintersportliebenden als guter Behelf dienen. Dieser Führer ist vom Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark, Graz, um den Preis von 40 Heller (40 Pf.) in Briefmarken zu beziehen.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger, Gesammelte Werke. Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band

Gesundheit und Freude und Natürlichkeit, und je mehr Freunde er findet, die ihn richtig verstehen, desto eher dürfen wir hoffen, daß seine starke Philosophie, die sich in ein lustiges Mäntelchen einhüllt, Menschen findet, die ihr nachleben. H. L. R.

Jesus Christus. Ein deutsches Jesubild von Hermann Hango. (Wien. Gerlach u. Wiedling. 1913.)

Wir lesen in dem Evangelium, daß Jesus den Menschen in verschiedener Gestalt erschien. So können ihn auch nicht alle in einer Gestalt sehen. Jeder, der Christ ist, glaubt, gerade an den Jesus, der ihn stärken, ihn erlösen kann. Hier bringt uns der Dichter ein deutsches Jesubild. Wie das gemeint ist, besagen die Gesänge „Miriam" und „Germania". Die größten der Herrenworte sind stehen geblieben, der Germane wagt es, sie zu bekennen, zu loben. Andere Völker genügen sich an seiner Gestalt, an seinen Wundern, an seinen Verheißungen und beseeligen sich im Verehren der Heiligtümer. Der Germane stellt sich zum Kernpunkt, zu des Heilands Lehre! — In ähnlichem Geiste das Ideal unseres Dichters. Gewiß haben auch andere Völker die Kraft zur Nachfolge und das Recht auf Erlösung. Der Lehre und des Symbols alte Deutung wird nur wenig unterbrochen. Bemerkenswert aber bei der Angst und Mutlosigkeit am Ölberg. Nicht Todesangst ist es, die Jesus zu Boden drückt, sondern Zweifel, ob die Erlösung der tiefverderbten Menschheit gelingen wird! Ein großer Gedanke! — Die bischöfliche Approbation wird Hangos Dichtung kaum erhalten, aber freieren Denkern kann sie zur Erbauung sein.

Vom Lebensweg eines alten Schauspielers. Von Dr. Rudolf Tyrolt. (Wien. Schworella & Heick. 1914.)

Es ist immer interessant, von der Weltecke des Schauspielers aus das Leben zu betrachten. So wie der Schauspieler auf der Bühne Leute aus dem Leben darstellt, so stellt er außer der Bühne gerne den Schauspieler vor und sieht alles nur von diesem Standpunkt. Tyrolt macht in seinem freimütigen Buche davon insofern eine Ausnahme, als er wie ein richtiger Schriftsteller, Philosoph und stellenweise auch Poet uns in den freien Weiten herumführt, als Weltmann uns anregt, unterrichtet, erheitert. Erinnerungen, Betrachtungen, Kritiken, Erlebnisse, Tagebuchblätter, Reisen, Aphorismen und Gelegenheitsgedichte bietet das anspruchslose, liebenswürdige Buch, das wir besonders den Freunden des Theaters empfehlen können.

Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Der Lebensroman einer galanten und unglücklichen Frau. Von H. Prehn v. Dewitz. [Mit 40 Reproduktionen nach alten Kupfern, Gemälden und zeitgenössischen Dokumenten.] (Hamburg u. Berlin. Alfred Janssen.)

Das interessant geschriebene und sehr gefällig ausgestattete Buch hält die Mitte zwischen einem geschichtlichen Roman und einer historischen Studie, jedoch wiegt der literarische Charakter vor. Die Lebensbeschreibung beginnt erst mit der Krönung Marie Antoinettes und geht über ihre Jugendjahre hinweg, was zur Folge hat, daß das Wesen der unglücklichen Fürstin den Lesern, die keine besonderen Vorkenntnisse mitbringen, anfangs nicht allzu leicht verständlich wird. Auch scheint der Verfasser selbst bei der Wertung der Persönlichkeit Marie Antoinettes zu schwanken und führt Gerüchte und Hoftratsch an, die zum Teil unbewiesen, sogar unbeweisbar sind. Das soll ihm nicht vorgeworfen werden — ich stelle es bloß fest! — denn für den Mangel an Dokumenten, die zur Grundlage dienen könnten, kann schließlich ein Schriftsteller nicht verantwortlich sein. — Aber abgesehen von diesen Schwächen verdient der „Roman" volles Lob; lebendig und bewegt spielt sich — die Königin in den Mittelpunkt gestellt — die furchtbare Tragödie der französischen Revolution ab, man liest gespannt, obschon man den Ausgang kennt, und bewundert die ebenso realistische wie künstlerische Darstellungskraft der geschilderten Ereignisse. — Das Buch steht turmhoch über dem Durchschnitt des allzu modernen „geschichtlichen Romans". P. L. M.

Wilhelm Schwaner. Sprüche und Gedanken aus den Werken eines Volkserziehers. Gesammelt von E. W. Trojan. (Leipzig. Fritz Eckardt.)

Wer wissen will, wie der reine Tor, der innige Gottsucher einer modernen Großstadt beschaffen ist, der lese dieses Schriftchen. Ein Mann, der durch amtliche Maßregelung zur Freiheit gekommen ist, um sein Menschentum wahr und klar zu bekennen, hat immer etwas Berückendes. Man lasse sich den norddeutschen Volkserzieher Wilhelm Schwaner gerade einmal vorstellen.

20.000 Kilometer im Luftmeer. Von Hellmuth Hirth. (Berlin. Gustav Braunbeck.)

Noch vor 20 Jahren hätte das recht möglich der Titel irgendeines Märchenromanes sein können. Nun, dieser neue Jules Verne fliegt aber lieber wirklich 20.000 Kilometer in der Luft, um uns dann seine Erfahrungen und Eindrücke zum Besten zu geben. Das Buch, dem König von Württemberg gewidmet, ist von der ersten bis zur letzten Seite auch für den Laien — und der bin auch ich — äußerst spannend und anregend. Es ist kein Roman, es sind die Schicksale und Erlebnisse des Verfassers, aber so flott, wahr und unaufdringlich erzählt, dabei oft so warm, echt poetisch

Aus der Praxis der Knaben- und Mädchen-Handarbeit. In Jahresbänden herausgegeben von L. Pallat. Jahrgang 1913. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Psychologie der Volksdichtung. Von Dr. Otto Bökel. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Aus Natur und Geisteswelt: **Haydn, Mozart, Beethoven.** Von C. Krebs. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Deutsche Sprachlehre. Ein Handbuch für Lehrer von Konrad Lindenthaler. Vierte Stufe. (Wien. A. Pichlers Witwe und Sohn.)

Der Weg zur Zeichenkunst. Ein Büchlein für theoretische und praktische Selbstbildung. Von Dr. Ernst Weber. („Aus Natur- und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 430. Bändchen.) Mit 82 Abbildungen und einer farbigen Tafel. (B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.)

Lebendiges Papier. Erfindungen und Entdeckungen eines Knaben. Der eigenen Kindheitserinnerung nacherzählt von Dr. Ernst Weber. Mit 24 Tafeln. (Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.)

Elektrotechnik für Jungen. 1. Band. Autorisierte deutsche Bearbeitung nach Joseph H. Adams „Harpers Elektricity for Boys" von Hans Günther. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Jagakost. Österreichisches Kochrezept in Versen mit vermischten Gedichteln von Friedrich Josef Hampel. (Wien. Verlag des Vereines „Grünes Kreuz".)

Aus dem Vogelleben unserer Heimat. Von Martin Braeß. Ornithologische Plaudereien. Herausgegeben vom Dürerbund. (Georg D. W. Callwey in München.)

Meilensteine. Moderne Sonntagsandachten von Pastor a. D. Hermann Kötschke. (Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin-Leipzig.)

Carmen Sylva zum 29. Dezember 1913. Eine literarische Festgabe. (Berlin. L. Dehmigkes Verlag.)

Fingerzeige für Kulturarbeiter. Von Theodor Rohleder. (Berlin. Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft. 1907.)

Volksbildungskalender für das Jahr 1914. Herausgegeben unter Mitarbeiterschaft des Dürerbundes. (Berlin-Zehlendorf.)

Deutsches Fußball-Jahrbuch. Herausgegeben vom Deutschen Fußball-Bund. (Geschäftsstelle: Dortmund. Selbstverlag.)

Postkarten des „Heimgarten"

„Politiker". Es ist unmöglich, an dieser Stelle Ihre Anfrage zu beantworten. Lesen Sie übrigens die fesselnde Artikelreihe „Die Belagerung von Janina 1912/13", aus dem Tagebuche eines Beobachters, die in der Wochenschrift „Deutsch-Österreich" (Wien, Herausgeber Dr. Paul Samassa) erschien.

Landesgerichtsrat in L. Ein österreichischer Erzherzog studiert an der Wiener Universität Rechtswissenschaft und wohnte jüngst einem Mordprozeß als Zuhörer bei. Dazu äußern Sie sich: „Eine Verhandlung wegen Mordes ist gewiß eine sehr spannende Sache und man muß es freudig begrüßen, daß der hohe Herr seine theoretischen Studien auch praktisch zu ergänzen trachtet, aber vielleicht wäre es doch besser, ihn zu Prozessen zu führen, die unsere Kulturschäden grell beleuchten; ich meine da Verhandlungen über politische Delikte, Konkurse, Betrugsfakten u. dgl. Da gibt es viel, fast zu viel zu lernen! Ein ‚gewöhnlicher Mord' mag psychologisch interessant sein, vom sozialen und kulturellen Standpunkt aber bezeugt er kaum mehr, als daß die Bestie im Menschen noch immer lebt . . ." Wir stimmen Ihnen da nur teilweise zu und glauben, daß es mit dem ersten Gerichtssaalbesuch des kaiserlichen Studenten nicht sein Bewenden haben wird. Gewiß wird man noch hören, daß der Herr Erzherzog auch einer Verhandlung wegen Wilderns und einer — oder mehrerer — wegen Diebstahls aus Hunger und Not beigewohnt hat. Aus solchen Prozessen, die manchmal die Leute außerhalb des „grauen Hauses" schwerer anklagen als den armen Häftling, können wir alle, ohne Ausnahme, viel — und nie zu viel lernen.

Student. Wenn der bekannte Staatsrechtslehrer Professor Laband — wie Sie mitteilen — die Stellung des Deutschen Kaisers mit der des „Präsidenten einer Aktiengesellschaft" vergleicht, so ist damit nur wieder bewiesen, wie seltsam sich die Dinge oft in den Köpfen mancher zünftigen Juristen spiegeln. — Der Staat ist eine auf Macht beruhende Herrschaftsorganisation.

geschmackvoll gebunden M. 2·50 (K 3·—), in Halbpergament M. 4·— (K 4·80). Einzelne Bände werden nicht geliefert. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. Soeben erschien von der ersten Abteilung Band 8: **Der Gottsucher.** Ein Roman aus dunkler Zeit.

Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. v. Handel-Mazzetti. Zweiter Teil: Das Geheimnis des Königs. (Kempten. Josef Köjels Verlag. 1914.)

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben vom Privatdozenten Dr. F. Burger-München in Verbindung mit den Universitätsprofessoren Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Hartmann-Straßburg, Herzfeld und Wulff-Berlin, Neuwirth-Wien, Pinder-Darmstadt, Singer-Dresden, Graf Vitzthum-Kiel, Wackernagel-Leipzig, Weese-Bern, Willich-München und Oberbibliothekar Leidinger-München. Mit zirka 3000 Abbildungen. In Lieferungen à Mk. 1·50. (Berlin-Neubabelsberg. Akademische Verlagsgesellschaft „Athenaion".) Lieferung 11: Burger, Deutsche Malerei, Heft 5 und 6.

Elbflorenz. Landschaftsroman von Alfred Maderno. (Dresden. Carl Reißner.)

Tausend und eine Nacht. Verdeutscht und ausgewählt von Theodor Albert Ritter v. Riba. Illustriert von F. v. Bayros. (Berlin. Wilhelm Borngräber, Verlag „Neues Leben".)

Reineke Fuchs. Neue, freie Bearbeitung für das deutsche Haus von Jul. R. Haarhaus. Bilder von K. Wagner. (Stuttgart. Anton Hoffmann.)

Die Drud. Roman von Marie Therese. (Leipzig. W. Härtel & Co. Nachf.)

Nachdenkliches und Bedenkliches. Dem großen Papierkorb entnommene Geschichten von Rudolf Dattler. Buchschmuck von G. H. Leist. (Leipzig. W. Härtel & Co. Nachf.)

Die böse Unschuld. Ein jüdischer Kleinstadtroman von Oskar Baum. (Frankfurt a. M. Rütten u. Löning.)

Theodor Storm, **Spukgeschichten** und andere Nachträge zu seinen Werken. Mit Erlaubnis der Erben Theodor Storms herausgegeben von Fritz Böhme. (Braunschweig und Berlin. George Westermann.)

Kreaturen. Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. A. Bonz u. Comp.)

Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August v. Löwis of Menar. (Jena. Eugen Diederichs.)

Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Buch I—X. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn v. Hertling. Mit einem Titelbild. (Freiburg. Herdersche Verlagsbuchhandlung.)

Dieses hochinteressante, schier unvergleichliche Buch liegt jetzt in einer schönen, wohlfeilen Ausgabe vor, auf die hinzuweisen wir nicht verabsäumen wollen. W.

Bunte Beute. Studien und Skizzen von Arthur Schubart. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

O Tannenbaum, o Tannenbaum! Weihnachtsgeschichten aus aller Herren Länder von Helene Stöckl, mit Erzählungen nach Stoffen anderer Schriftsteller. (Stuttgart. Lewy & Müller.)

Briefe an einen Toten. Ein Frauenschicksal von Nelli Rojic-Plachki. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Der Wurzer Tonl. Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen von Helene Dalmer. In mehrfarbigem Künstlerleinband. (Stiftungsverlag Potsdam.)

Orms Söhne. Neue Ansiedlergeschichten von Andreas Haukland. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Malerbummel. Von Fritz Wolff. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Die Trenkwalder. Komödie in fünf Aufzügen von Karl Schönherr. (Leipzig. L. Staackmann. 1914.)

Die Sängerin. Schauspiel in drei Akten von Sergius Minnich. (Leipzig. Bruno Vogler.)

Der Bürgermeister von Schnautzenheim. Ein heiteres Spiel in einem Akt von Gottfried Stommel. (Düsseldorf. Gottfried Stommel.)

Im Röseligarte. Schweizer Volkslieder, herausgegeben von Otto v. Greyerz. Ausgabe mit Begleitung von Klavier und Gitarre, besorgt von Gottfried Bohnenblust. 2 Bände. (Bern. A. Francke.)

Trinken will ich dein Gold... Gedichte von Karl Freiherrn v. Berlepsch. (Bielefeld u. Leipzig. (Velhagen u. Klasing.)

Deutschvölkische Gedichte von Adolf Bartels. (Leipzig. Armanenverlag Robert Burger.)

Wandervögel und andere Gedichte von Désirée Ruprich. (Leipzig-Go. Sphinx-Verlag.)

Frühlingsliebe. Geschichte einer Liebe von W. K. Wolf. (Leipzig-Go. Sphinx-Verlag.)

Frühlingsernte. Gedichte mit Märchenanhang. Von Otmar Fibiger. (Anseith bei Arnau. Selbstverlag.)

Die Gesellschaft der 24. 43 neue Volkslieder, von Theodor Rohleder. (Parusie-Verlag in Haßfelden-Hall, Württemberg.)

Staatsbürgerliche Erziehung. Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik von Fr. W. Foerster. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Friedrich Friesen. Ein vergessener Held des deutschen Freiheitskampfes. Mit einem Anhange über die Ziele der deutschen Jugendbewegung. Von Karl Adam-Kappert. (Verlag „Landesverband deutscher Jungmannschaften Schlesiens", Troppau.)



6. Heft März 1914 38. Jahrg.

Eine kleine Frau.

Die Geschichte einer Frühlingsehe. Von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Mademoiselle Fleury bestellte mich in den Wald zu einem Stelldichein und erteilte mir gute Lehren. Ihr Aufenthalt hier, der ursprünglich bis zum Herbste hätte dauern sollen, neigt sich dem Ende zu; sie wird in einigen Tagen abreisen. „Am liebsten gleich", versicherte sie, „am liebsten packte ich noch heute zusammen." Ihr Deutsch war schandbarer denn je, weil sie sich aufregte, sie verwechselte Worte, verdrehte die Sätze, und oft mußte ich Rätsel raten, um alles zu verstehen. Ich ersuchte sie, französisch zu sprechen, doch plätscherte die Konversation dann so wildbachartig, daß meine Sprachkenntnisse nicht ausreichten. Ich gebe unseren Diskurs ungefähr, dem Sinne nach, wieder.

Auf einer Waldlichtung, in einem Sonnenfleck, ließen wir uns nieder. Sie erzählte: „Ich habe eine Stellung in Aussicht, die ich momentan antreten könnte, als Erzieherin bei einer vornehmen Marseiller Familie, aber ich werde wohl vorher zu Verwandten nach Palermo fahren."

„Was Ihrer Gesundheit zuträglicher sein wird."

„Ach, meine Gesundheit!"

„Liebes Fräulein, die Gesundheit ist das Allerallerwichtigste, und wenn Sie in der Lage sind, sich noch einige Zeit zu schonen, so tun

„Sprachreiniger". Die Bezeichnung „Privat-Mädchen-Schule" ist falsch und unsinnig. Es handelt sich ja nicht um eine „Schule für Privat-Mädchen"(!), sondern um eine „Mädchen-Privatschule" oder um eine „Private Mädchenschule". Die durchaus unrichtige Zusammensetzung lesen Sie jetzt sehr häufig.

Ergänzung. Im Jännerheft blieb bei der Besprechung des Romanes „Die Krafft von Illzach" zufällig die Angabe des Verlages weg. Das Buch erschien bei Fleischel u. Co. in Berlin.

Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen!

Bildung ins Volk.

(Nachdruck erwünscht.)

Das deutsche Volk wird mit Preßerzeugnissen niedrigster Art förmlich überschwemmt. Im Deutschen Reiche hat man dagegen bereits eine umfassende Abwehr geschaffen und in Österreich ist es vor allem der Deutschösterreichische Preßverein, der durch Massenverbreitung guter Bücher und durch sein reichhaltiges Jahrbuch (einen Volkskalender für Stadt und Land) die Schundliteratur bekämpft und guten Bildungsstoff ins Volk zu bringen sucht. Der Verein besitzt gegenwärtig 6000 Mitglieder und hat bisher über 130.000 vortreffliche Bücher verbreitet; soll er aber die schmutzige Preßflut völlig unschädlich machen, dann muß er wenigstens 100.000 Mitglieder aufweisen, Millionen gehaltvolle Schriftwerke abgeben und auch durch eine gediegene Monatsschrift für Unterhaltung und Wissen auf die breiten Massen veredelnd einwirken können. Und das ist möglich, wenn er von allen volks- und bildungsfreundlichen Kreisen tatkräftig unterstützt wird; dies geschieht:

1. durch Anmeldung von tüchtigen Vertrauensmännern, rege Werbung von Mitgliedern und Gründung von Preßvereinsgruppen; Jahresbeitrag K 2·50, für Gruppenmitglieder K 2·20; jedes Mitglied erhält jährlich ein Jahrbuch mit 3 bis 4 Büchern kostenlos und portofrei;
2. durch Beitritt als Gründer, Wohltäter oder Stifter (mindestens 20, 200 bezw. 500 K);
3. durch möglichste Verbreitung des Jahrbuches und Vorbestellungen auf die illustrierte Monatsschrift (vierteljährig nur K 1·50);
4. durch Spenden und Vermächtnisse, die öffentlich ausgewiesen werden.

Ausführliche Berichte über die Tätigkeit und die Büchergaben des Vereines sind im Jahrbuche für 1913 und 1914 enthalten. (Preis gebunden samt Postzusendung K 1·20, zu beziehen durch die Vereinsleitung in Graz, Grabenstraße 38.)

Mich. Schwinger,
Obmann.

Adolf Frankl,
Oberlehrer und Schriftsteller.

Mauritz Edmund Müller,
k. k. Rechnungsrat.

Dr. Gust. Rösler,
Obmann des Niederdeutschen Kulturbundes.

Matthias Strebl,
Obmann des Deutsch-österr. Lehrerbundes.

Karl Krobath,
Schriftsteller.

Dr. Ewald Hause,
Schriftsteller in Meran.

Dr. Hofmann v. Wellenhof,
Landtags- und Reichsratsabgeordneter.

Aurelius Polzer,
Gymn.-Prof. i. R. und Schriftsteller.

Marianne Hainisch,
Präsident. des „Bundes österr. Frauenvereine".

Adam Müller-Guttenbrunn,
Schriftsteller.

August Einspinner,
Landtags- und Reichsratsabgeordneter, Vorsitzender des Reichs-Handwerkerrates.

(Geschlossen am 20. Jänner 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: H. Flecker. — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

nicht übel — oder wäre es Ihnen angenehmer, wenn ich lügen würde? — Falls ich hier bliebe, was käme dabei heraus? Übles. Er ist verheiratet, und ließe er sich auch scheiden, ein Stück von ihm bliebe doch bei Ihnen. Ich aber, wenn ich mich schon verliebe oder gar liebe, will etwas Ganzes, für die Flitterwochen wenigstens — nachher werden sie alle stumpf und langweilig und überdrüssig und sehnen sich nach Abwechslung. Ich habe die Väter der Kinder, die ich erzog, studiert. Einer wie der andere! Die Deutschen haben leider schlechte Umgangsformen, gleich sind sie unhöflich, besonders mit ihren Frauen, und genieren sich später nicht, ihr Unrecht einzugestehen und zu Kreuz zu kriechen. Die deutschen Männer bewegen sich, auch wenn sie im Frack erscheinen, in Hemdärmeln. Das gefällt mir nicht. Und Ihr Mann ist ein Deutscher durch und durch, waschecht. Zuerst greint er mit Ihnen wegen einer Lappalie und eine Viertelstunde nachher seufzt er: ‚Meine gute, meine arme Lori, was biete ich dir? Die Aussicht, einen grillenhaften, ewig unzufriedenen und schonungsbedürftigen Krüppel zu pflegen.‘“

Ich verteidigte Gustav: „Er ist Künstler und sehr sensitiv.“

„Künstler? Wir Frauen lieben im Künstler eine pikante Variation des Gattungsbegriffes Mann, nicht den Künstler an sich. Der ist uns fremd, zu vergeistigt, zu theoretisch. Zum Manne zieht es die Männin, sagt die Bibel irgendwo. Jede Frau wird ihres Künstlers bald überdrüssig, er lebt zu oft in einer unwirklichen Ideenwelt, im Wolkenkuckucksheim. Wenn ich — verzeihen Sie die Annahme — Ihren Mann heiratete, ich liefe ihm in einem halben Jahre davon, mit einem Ingenieur, dem die Welt eine fixe Tatsache, ein greifbares Ding ist, oder mit einem Marineur. Marineure sind meine Schwärmerei!“ Sie lachte, wie man auf der Bühne lacht. „Behaupten Sie noch immer, daß ich vornehm handle, wenn ich mich rechtzeitig zurückziehe?“ Ihr energisches Kopfschütteln streute eine Haarnadel aus der Frisur ins Moos, und während sie weiterplauderte, wühlte sie am Boden. „Egoistisch bin ich, grenzenlos egoistisch, was nicht ausschließt, daß ich nebenbei Charakter habe, denn die meisten Frauenzimmer könnten dem Reiz nicht widerstehen, eine Mitschwester auszustechen. Ehen zu zerstören, des Triumphes wegen, mag ich nicht. Ich fliehe, ehe der Dachstuhl lichterloh brennt; ein lustiges kleines Feuerchen anzufachen, das ich nach Gefallen schüren oder ausblasen kann, ja, das machte mir Vergnügen. Ein Brand — hui, der ist gefährlich! Nicht wahr, ich hätte verschwinden können, ohne Ihnen das alles zu sagen, gnädige Frau? Aber ich hab' Sie gern und ich sprach, damit Sie klüger werden. Sie verlieren sonst Ihren Mann — an mich oder eine andere; die Person, die ihn Ihnen wegnimmt, ist für Sie schließlich nebensächlich. Sie verlieren ihn ganz bestimmt, wenn Sie nicht besser aufpassen. Ihr Mann ist gegen Sie manchmal häßlich und Sie sind

Sie es unbedingt. Ich wünsche Ihnen das Beste für die Zukunft.“ Ich glaubte, sie hätte mich nur um das Rendezvous gebeten, um sich auszuplauschen, sich Rat zu holen.

„Um mich handelt es sich nicht“, die Mademoiselle schüttelte den Kopf, „wie sag' ich es Ihnen nur? Liebe, liebe gnädige Frau ...“ und schwupps hatte sie meine Rechte eingefangen und geküßt.

„Was ist denn?“ Ich vermutete Abenteuerliches.

„Nichts, nichts ... Und seien Sie mir nicht böse, ich kann nichts dafür, ich weiß auch nichts Bestimmtes ... Offen eingestanden hat er es mir nicht, wir Frauen fühlen es aber, wenn ...“

Ich ahnte. „Wenn Sie 's erleichtert, sprechen Sie frisch von der Leber weg.“ Die Dialektwendung mußte ich ins Hochdeutsche übertragen: „Sagen Sie mir ungeniert alles, ich werde nicht schelten, ich verspreche es Ihnen.“

Da erfuhr ich es: Gustav schlägt ihr gegenüber immer intimere Töne an. Das Wort „Liebe“ wird zum alleinigen Hauptwort. Er durstet als Mensch und Dichter nach Vertrauen und Verständnis. Bei mir findet er angeblich beides nicht. Fräulein Fleury bildet sich ein, Gustav als Künstler ganz zu erfassen und lobt seine Bücher mit einer warmen Begeisterung, die ich für echt halte. Er hat sie in seine schriftstellerischen Pläne eingeweiht und ist über das Interesse, das sie daran nimmt, glücklich. Und in sein Seelenleben als Mensch drang sie wahrscheinlich wirklich tiefer ein — sie, die Krankgewesene, Geheilte, die selbst alle Kämpfe des Verzweifelns und Hoffens durchgekämpft hat. Seine Konflikte waren ehedem auch ihre Konflikte.

„Wozu beichten Sie mir das? Verstelle ich Ihnen den Platz, Fräulein?“

„Was Sie nicht glauben! Ich erleichtere mein Gewissen — und räume Ihnen das Feld, gnädige Frau, solange es noch Zeit ist. Wenn ich auch tottraurig gehe.“

Sie demütigte mich, aber sie rührte mich zugleich. Ich überlegte so objektiv wie möglich. — Gewiß, es war Zeit für mich, für Gustav und für sie, fortzugehen. Ich sagte: „Sie handeln vornehm.“

„Ihr Deutsche (‚Deutschinnen‘ drückte sie sich aus und machte ein wichtig-überlegenes Gesicht) seid wunderliche Leute, ich kenne euch gut und ich liebe euch, obwohl Ihr uns besiegt und Elsaß-Lothringen geraubt habt. Welche Überraschungen erlebt man schon bei euren Kindern! Als Erzieherin kann ich da ein Wort mitsprechen. Und wenn sich jemand besonders wunderlich und verkehrt benimmt, nennt ihr ihn ‚ideal‘. ‚Vornehm‘ ist auch so ein Wort, das verschleiert; ich bin nicht vornehm, will nicht vornehm sein, gnädige Frau, ich bin nur egoistisch. Aus Egoismus räume ich das Feld. Nehmen Sie mir, bitte, meine Ehrlichkeit

dagegen durfte ich alles sagen, Sie sind meine Freundin ... Werden Sie daraus lernen? Ich fürchte, nein. Dazu gehört gallisches Blut, romanisches Temperament, und die deutschen und die englischen Frauen, sonderlich die Ehefrauen, sind mit einer Moral angefüllt, welche die Männer anödet. Ihr seid euch der Macht des Weibes nicht bewußt und auch ein bißchen kurzsichtig. Was nicht offen zutage liegt, übersehr Ihr. Kennen Sie den Ausspruch einer Schwiegertochter Ludwigs XIV.: ‚Die Staaten, von Männern regiert, werden gut geleitet, weil dort immer eine Frau — durch den Mann herrscht.' Mätzchen, Winkelzüge — damit meistert man das plumpe Leben."

Ich war des Zuhörens müde. „Ich danke Ihnen für Ihre gut gemeinten Ratschläge, Mademoiselle, beherzigen werde ich sie kaum; sie widersprechen meiner Natur. Und dann — von mir aus können Sie bis in den späten Herbst in St. Pankraz bleiben."

Ganz betroffen starrte mich die kleine Französin an: „So wenig gelehrig sind Sie, Madame Lori? Ich fürchte ..."

„Sie fürchten, daß meine Ehe einen irreparabeln Sprung hat?"

Zum Abschied noch äußerte sie ihre Unzufriedenheit mit mir: „Ringen muß man um seinen Besitz, gnädige Frau, ringen! Geschenkt kriegt man im Leben nichts." —

*

Wir haben uns geeinigt, daß Eugenie Fleury anfangs nächster Woche St. Pankraz und das Sanatorium verläßt. Vor Eifersüchteleien von meiner Seite ist sie sicher. Irreparabel — so oder so. Ich bin zu müde, um zu ringen. Die Mademoiselle legte es anders aus: „Der Kampfpreis hat für Sie keinen rechten Wert."

Nein, nein — oder ja?

Armer Gustl! Arme Eugenie! Gleiche ich nicht dem Hund im Heustadl, dem das Heu nicht mundet und der trotzdem das hungrige Lamm aus der Tenne jagt? Ich jage nicht. Das Lamm scheut sich bloß vor meiner Anwesenheit. — Anfangs nächster Woche könnte ja auch ich abreisen — oder sofort. Im Überlegen entdeckte ich, daß ich Gustav noch immer gern, sehr gern habe. Ich will lieb und gut und nachsichtig mit ihm sein. Ich werde ihn nicht leichten Herzens verlieren.

*

Die liebe Mademoiselle hat stark gefackelt und von geistreichen Einfällen gesprüht. Wollte mich eifersüchtig machen, mich für Gustav wieder interessieren und eine ausgerenkte Ehe einrichten. Sie hat eine zu gute Meinung von mir und meinen Fähigkeiten und verkennt die Wirklichkeit.

*

schwerblütig — eine Deutsche eben — und legen jedes brüske Wort auf eine Goldwage, schreiben es womöglich noch in ein Tagebuch, damit es ja nicht vergessen wird! Bedenken Sie, daß Kranke leiden. Sie können sich nicht vorstellen, wie die Krankheit in uns wütet und das normale Denken stört! Das Unbehagen, das Unglück muß sich irgendwie äußern. Der eine winselt, der andere krakeelt, und herumkrakeelen kann man nur mit seinen Angehörigen — Fremde verbitten sich Grobheiten. Und Sie sind über jede Heftigkeit empört und kränken sich und zeigen es. Das ist falsch, gnädige Frau. Gehen Sie auf die körperlichen und seelischen Beschwerden Ihres Mannes ein und über seine Launen sehen Sie hinweg. Es mag schwer sein, diesen guten Rat konsequent zu befolgen — ich aber tät's, ich probierte es an Ihrer Stelle. Sie sind frisch verheiratet, noch von Illusionen umduselt, von Illusionen, die Ihnen unzerstörbar dünkten, und jetzt fühlen Sie sich betrogen, benachteilt, weil auch Ihr Schiff wie andere belastete Frachtkasten abwärts treibt. Endlich und schließlich schwimmen wir alle talabwärts, hinab, aufs Niveau ... Jede Frau sollte, ehe sie heiratet, eine Bitternis auskosten und vom Leben lernen. Sie schätzte dann gewisse Werte besser. Für alle Berufe habt Ihr Deutschen gelehrte Schulen, nur nicht für die zwei schwierigsten, für Kaiser- und für Verheiratetsein ... Wir Franzosen auch nicht — aber Kaiser gibt es bei uns nicht mehr und in der Ehe treffen wir's instinktiv ... Was ich da für dummes Zeug schwatze — dumm gerade nicht, aber unpassend und mit Übertreibungen gespickt."

„Schwatzen Sie, liebe Mademoiselle, einiges davon will ich mir merken." Gleich fiel sie mir um den Hals: „Schatz, der Sie sind! Deutsche! Eine Französin an Ihrer Stelle hätte mich geohrfeigt ... Wunderlich, wunderlich! Als Mädchen rauft ihr euch um den Mann, aber einmal unter der Haube, ruht ihr aus, weil ihr meint, sein Besitz sei euch gesetzlich garantiert, nnd tut nichts, um ihn zu sichern. So verliert ihr ihn — oft; wenn ihr ihn noch so gern behalten möchtet. Wir Französinnen sind klüger und es werden uns weniger Illusionen anerzogen; wir werben auch als Gattinnen um die Liebe unserer Männer und sind in den Mitteln nicht wählerisch, weshalb ihr uns so schnell verurteilt und unmoralisch nennt, was Diplomatie ist. Man wirft uns Französinnen vor, daß wir uns für alle Welt putzen und zumeist wollen wir doch nur einem einzigen gefallen — und den anderen auch."

Ich antwortete: „Was Sie mir da verraten haben, interessiert mich sehr, Fräulein Fleury."

„Verraten, oh! Man verrät nur an den Feind! Einen Mann zum Beispiel würde ich nie in unsere Geheimnisse einweihen. Es ist überhaupt am besten, die Männer halten uns für Bähschafe. Ihre größte Freude ist es doch, gescheiter zu sein, gescheiter zu scheinen als wir. Ihnen

Wenn ich ehrlich bin: Ich habe Gustav geheiratet, ohne mir über die einzelnen Qualitäten seiner Persönlichkeit Rechenschaft zu geben. Nur nicht anderen Schwindel vorwerfen und dabei selbst schwindeln! Ich wurde, wie die meisten Mädchen, die Frau eines mir nur zum Teil bekannten Mannes. Mir imponierte der Mann, der Ruhm, der sympathische Mensch.

Die Maienzeit verklärt die Menschen.

Also hat die Maienzeit meinen Irrtum verschuldet, sie soll der Sündenbock, der Prügelknabe sein, auf den ich meine Fehler abwälze. Schon der Juni strafte mich hart für den Irrtum im Frühling.

Noch Sommer! Und schon schüttelt der Wind dürre, gelbe Blätter von den Linden und Ulmen, die Wiesen sind saftlos, mattgrün und von der Sonne verbrannt, Herbstzeitlosen blühen. Die Welt im Herbste gleicht wenig der Welt im Frühling, und wir sind wandelbar wie sie.

An Frau Josephine Kellander.

21. August.

Liebe Mutter!

Daß Franzensbad auf Deine Ischias günstig wirkt — ist denn Franzensbad auch für Ischias? — freut mich herzlich. Ich wußte übrigens nicht, daß Du daran leidest. Nach den ulkigen Bemerkungen auf Deinen Korrespondenzkarten zu schließen, bist Du guter Dinge, was zu hören oder vielmehr zu lesen mir sehr erwünscht ist. Auch Friedl gab endlich ein Lebenszeichen von sich, ein geheimnisvolles allerdings, in dem mehr Gedankenstriche, Punkte, Frage- und Rufzeichen vorkommen als verständliche Worte. Ich hoffe, daß sie sich bald verloben wird, sie braucht einen Mann. Den Baumeister hat sie wohl überwunden. A propos, Voltellini, mit dem zusammen Du Dich photographieren ließest: Er ist auf dem Bild nicht sympathischer als in natura. Vor Assyrerbärten graust mir. Frag ihn, bitte, in meinem Namen, wie man sich mit dem Fell am Kinn das Gesicht, ganz zu schweigen vom Hals, gründlich wäscht. „Suppenkatarakte" nannte ein Humorist die unappetitlichen Vließe. Damit will ich nichts über sein Innenleben behauptet haben. Ich kenne ihn zu wenig. Zuweilen täuscht das Äußerliche. Hoffentlich hast Du die Photographie von Euch beiden nur mir geschickt! Gustav ist sehr wohl.

Mit Kuß Lori.

Tagebuch.

Ich zerriß den Brief an Mama und schrieb ihn unverändert zum zweitenmal. Ihr Altweibersommer ist widerlich. Sie könnte Großmutter sein und schämt sich nicht, mit einem hergelaufenen Glücksritter in einer Jahrmarktsbude photographiert zu werden. Höher geht die Geschmacklosigkeit nicht mehr! Sie verdient den Brief.

Die unmögliche Frau Brigitta führt ihren Vorsatz durch und bestraft den flüchtigen Doktor strenge nach ihrer Fasson. Heute abend speiste wieder Herr Wasinger mit uns im Gastgarten, um halb elf Uhr trennten wir uns, die Mutter ging zu ihren Kindern, ich in mein Zimmer, Frau von Curvay nach Hause und der Postmeister mußte noch ins Bureau, Nachschau halten, ob nicht Depeschen eingelangt waren. Ich las und schrieb bis Mitternacht und als ich meine Bücher schloß, warf ich einen Blick zur Madonna in Trauer hinüber. Sie hatte die Vorhänge nicht zugezogen, bürstete und kämmte die Haare vor dem Spiegel, flocht die Zöpfe für die Nacht und gähnte. Da, auf der Straße Schritte, leise, leise, vorsichtige Schritte. Ein Mann, in einen Havelock eingewickelt und an die Häusermauern gedrückt, schien es vorzuziehen, nicht erkannt zu werden. Das Haustor gegenüber war sein Ziel, er zog einen Schlüssel aus der Tasche und sperrte auf und verschwand. Im ersten Moment, überrascht, dachte ich an einen Einbruch und wollte um Hilfe rufen. Die arme Frau Brigitta! Ich besann mich und rief nicht; wartete.

Ihre Zimmertür öffnete sich. Der Mann im Havelock erschien: Beppo Wasinger. —

Was würde sie mir antworten, redete ich ihr ins Gewissen? „Ich bin so jung . . .“

*

Ich habe jetzt alle Bücher Gustavs zum dritten- und viertenmal gelesen, habe sie aufmerksam und langsam gelesen, um ihren tiefsten Sinn zu erfassen. Man muß seine Vielseitigkeit bewundern; was ihn nicht alles beschäftigt! In seinen Werken ist er großzügig, darin streitet er für eine höhere Moral, für eine Moral der Individualitäten, die er scharf von der Herdenmoral trennt. Ich vergleiche damit seine Grundsätze als Mensch unter Menschen — da urteilt er oft als Spießbürger und dient selbst der verächtlich gemachten Herdenmoral. Es ist scheinbar nicht schwer, als Gesunder und auf dem Papier das Herrenmenschentum zu beweihräuchern, aber es muß fast unmöglich sein, als Kranker die Philosophie der Starken zu lieben — und damit sein Todesurteil zu sprechen. Unsere Ideen sind eng mit dem Befinden unserer Lungen, Magen und Herzen verknüpft, wir handeln und reden und philosophieren samt und sonders pro domo, für den Hausgebrauch.

Die Phrase vom Geist, der den Körper beherrscht, ist Schwindel.

Ich aber habe den großherzigen, universellen Künstler geheiratet, den Gesunden hab' ich geliebt, ihm hab' ich mich hingegeben, dem Höhenmenschen — nicht dem Hypochonder und Pedanten und Krittler.

*

angestellt. Es sind angenehme Leute — die Brigitta erst eine Stunde, ehe sie mich zur Teilnahme an der Partie einlud, persönlich kennen gelernt hatte. Das war für sie schon eine „alte Bekanntschaft". Man muß ihren Worten immer ein Stückerl anfügen oder ein Stückerl davon abziehen, dann decken sie sich ungefähr mit den Tatsachen. So gescheit bin ich schon durch die Erfahrung geworden.

Der Weg bis zum Fuß des Steilen Zinkens dehnte sich, ohne daß er beschwerlich war, nur ermüdend durch die Länge. Frau Brigitta, in einem erstaunlich kurzen Rock, dessen Bequemlichkeit sie pries, lief voraus, anfangs nämlich, später blieb sie hinter mir zurück, treu gardiert von Herrn Direktor Schellag. Herr Müller, der sich als begeisterter Verehrer Gustavs entpuppte, leistete mir Gesellschaft und gestand zögernd: „Man liest so gern vom Leben und Treiben der eleganten Kreise, die uns verschlossen sind." Einen Teil seiner Verehrung übertrug er auf mich und ich versprach ihm ein Exemplar der „Lotosblume" mit Gustavs eigenhändiger Widmung, worüber er sehr glücklich war, so daß er seine Aufmerksamkeiten verdoppelte. Um dieses kleine Geschenk zu machen, wird mein Einfluß auf meinen Mann wohl noch ausreichen!

Ich genoß den Ausflug, meine Kräfte spannten sich, alles Belastende fiel ab und ich war froher als seit Monaten. Der Prokurist, der sich verpflichtet fühlte, meinen Kavalier abzugeben, redete ununterbrochen. Von seinen Erzählungen interessierte mich nur, daß er Direktor Schellag kürzlich in der Eisenbahn zum erstenmal in seinem Leben gesehen hat. Wir waren also ein ziemlich wahllos zusammengestecktes vierblättriges Kleeblatt. Wenn Gustav das wüßte! Wegen des Dekorums! Ach was, er hatte dafür die kleine Französin mit ihrer gallischen Lebendigkeit, die vielleicht meiner deutschen Hausbackenheit vorzuziehen ist.

Beim Einsteigen in die Felsen entstanden unter uns Meinungsverschiedenheiten. Frau von Curvay und der Direktor lobten die Bequemlichkeit des Schlangenweges, der starke Steigungen vermeidet, ich und Herr Müller stimmten für die Kraxlerei durch die Wände. Daher trennten wir uns paarweise und jedes Paar folgte seinem Kopf.

„Ein reizender Mensch, der Schellag!" flüsterte mir Frau Brigitta glückselig zu. Sie hatte schon wieder Feuer gefangen und schwärmte.

Mein Prokurist, der mir die Jutespinnerei haargenau erklärte, bewährte sich auch als Sportsmann und unsere Klettertour ging ohne Zwischenfall vonstatten. Endlich wieder Gelegenheit, seine Muskeln zu recken und sich seiner körperlichen Geschicklichkeit anzuvertrauen! Denn wenn der markierte Steig im hochtouristischen Sinn auch zahm war, ein unvorsichtiges Fehltappen hätte uns immerhin zwanzig und mehr Meter hinabgeschleudert. Mein Jutespinner rang die Hände, weil ich mich über einen Grat hinausbeugte, um die Aussicht freier zu genießen. Er fragte, ob ich die Absicht

Der Primarius hat in Abwesenheit Doktor Menges alle Hände voll zu tun; dennoch erinnerte er sich an meinen Husten: „Na, kleine Frau, noch husti-husti?“ Ich verneinte; die Erkältung ging spurlos vorüber. Das freute ihn: „Kein so ernstes Gesicht, Frau Lori! Kopf hoch! Den griesgrämigen Herrn Gemahl gebe ich schon im September her. Lachen Sie! Lachen Sie doch!“

Ich lachte.

„Nur aufpassen auf ihn, kleine Frau, wenigstens in der ersten Zeit!“

So lieb ist der gute Primarius mit mir! Nur ein einziges Wort hätte er besser unterdrückt, es verdirbt mir mein Leben.

*

Der angekündigte Onkel Edi depeschierte bereits mehrmals ab und Frau Curvay scheint darüber nicht böse zu sein.

Dafür mehren sich die Touristen; unter ihnen sind zwei Herren, die hier einige Rasttage einschoben. Brigitta spricht mit ihnen und wollte auch mit mir eine Verbindung herstellen, aber da sie es nicht ohneweiters wagte, betraute sie Frau Schubert mit der diplomatischen Mission.

Frau Schubert: „Gnädige Frau, Frau von Curvay möchte mit den Herren, die ja auch Sie vom Sehen kennen, die Partie auf den Steilen Zinken machen, aber allein kann sie das nicht tun. Und da Sie einmal äußerten, daß Sie der Berg reize, so wäre jetzt eine gute Gelegenheit, ihn zu besteigen.“

„Ja, ja, bitte!“ bettelte Brigitta.

Ich war nicht abgeneigt. „Wer sind die Herren?“

„Bekannte von mir“, versicherte Frau von Curvay eilig, „ein Fabriksbesitzer namens . . . Schelling und sein Prokurist Müller; sehr feine Leute.“

„Ich werde mit Gustav sprechen, und wenn er nichts dagegen hat, halte ich sehr gern mit.“

Hierauf wurde ich bezichtigt, unter dem Pantoffel zu stehen.

*

Gustav ist mit meinem Ausflug auf den Steilen Zinken ganz einverstanden. Er hörte die Mitteilung, daß zwei alte Bekannte Frau Curvays mit dabei sind, nur mit halbem Ohr. Mademoiselle Fleury verläßt in drei Tagen das Sanatorium. Er wird mich jetzt leicht entbehren.

Wir übernachten in der Erzherzog Karl-Schutzhütte unterhalb des Steilen Zinkens.

24. August.

Der Direktor — nicht der Besitzer, wie Frau Curvay sagte — des Budapester Elektrizitätswerkes „Phönix“ heißt Schellag (nicht Schelling) und der Prokurist Müller ist bei der Ersten Ödenburger Jutespinnerei

Hausverstand regiert, der nur die Vorstellungen mit Gefahren spielen läßt, brach ich die Unterhaltung über das Thema ab: „Sie verstehen mich nicht, Frauen sind sehr kompliziert.“

„Wollen Sie mich nicht in die Geheimnisse der Frauenseele einweihen?“

Schau! schau! „Das wäre Verrat an meinem Geschlecht“, antwortete ich im Sinne der Mademoiselle.

Herr Müller bewies mir dann an Beispielen des kaufmännischen Betriebes, daß Theorie und Praxis etwas Grundverschiedenes seien und sich nie deckten. Ein Geschäftsmann, der es probierte, sein Unternehmen streng nach den Regeln approbierter Lehrbücher zu leiten, müßte unbedingt Bankrott machen.

„Was nur besagt, daß die Theorien der approbierten Lehrbücher nichts taugen.“

Die Rast hatte lang genug gedauert. Wir setzten den Aufstieg fort. Ich spürte die ersten Anzeichen von Müdigkeit, auch schlug ich mit einem Knöchel an einen Stein und zerkratzte mir mit einer scharfen Felskante die Innenfläche meiner rechten Hand. Der Prokurist überkleisterte den Schaden mit einem Heftpflaster aus seiner Taschenapotheke.

Der gemächliche Schlangenweg, den Frau Brigitta und der Direktor gewählt hatten, nahm sich, von unserem Steig aus besehen, wie eine schnörklige Linie auf einer grünen Landkarte aus. Im Zickzack schlich er sich spiralig um den Steilen Zinken und verschwand manchmal hinter einem Felsenvorsprung oder hinter dichtem Knieholz. Frau Curvay und Herr Schellag waren nirgends zu erspähen. Doch — ich stieg dem Prokuristen voraus und da leuchtete zwischen Zweigen in der Ferne eine scharlachrote Bluse. Ich lugte schärfer aus — wenn sich die beiden nicht umschlungen hielten . . .

Herr Müller fragte: „Ist dort etwas?“

Ich kroch zurück: „Ich dachte, eine Gemse zu sehen, hab' mich aber getäuscht.“

„Merkwürdig, daß der Direktor und die gnädige Frau nicht zu sehen sind.“

„Vielleicht sind sie schon oben. Vorwärts!“

O ahnungsloser Engel von einem Jutespinner!

An der malerischesten Stelle hing ein Marterl an einem wackeligen Pflock und mein Begleiter entzifferte die verwaschene Schrift, doch war kaum noch der Name leserlich. Hier also stürzte die Frau des Unversöhnlichen ab. Hundert Fuß ist die Wand hoch. Seltsam, etwas lockte mich, zerrte an meinen Nerven; mir schwindelte, ich torkelte — und der tapfere Herr Müller faßte mich um die Mitte: „Sind Sie krank? Ist Ihnen nicht wohl? Wie blaß Sie sind!“ Und wollte mich anseilen.

hätte, mir das Genick zu brechen, was ich verneinte, und er schalt, daß ich das Schicksal herausfordere. Ihm zu Gefallen kletterte ich behutsamer. Wenn die Luft dünner wird und um die Ohren saust, packt mich immer der „Almrausch“ — jetzt zu sterben, wäre Hochgenuß, denke ich da. Bergfreude, Naturfreude, Bewegungsfreude, Freiheitsfreude — alles zusammen fühle ich in der Höhe. Das Hasardspiel mit dem Einsatze seiner Person ist köstlich. Das Leben wurde banal, deswegen steigen immer mehr und mehr Menschen ins Gebirge, um das Nervengruseln zu kosten, wenn der Nagelschuh gleitet, ein Stein abspringt, der in weitem Bogen der Ewigkeit in die Arme fällt, oder eine Lawine bergab donnert. Man darf sich vorstellen, selbst zu stürzen, der Stein zu sein, der von Kante zu Kante saust und klingt, oder man phantasiert sich vor, von der Lawine gefangen zu werden und mit ihr in die Tiefe zu rollen. Höhenkoller, den eine nüchterne Zeit zum Ausgleich ihrer Nüchternheit erzeugt.

Ich sagte zu Herrn Müller: „Mut ist Freude an Gefahren der Gefahren willen.“

Der Prokurist flehentlich: „Ich bitte Sie, haben Sie mit mir Erbarmen, riskieren Sie nichts, gnädige Frau!“

„Keine Angst, zum edlen Wahnsinn der Selbvernichtung reicht es bei mir nicht — noch nicht.“

Während einer Rast machte ich dem Jutespinner übermütig die Hölle heiß: „Passen Sie auf, morgen krieche ich allein weg- und steglos durch die Wände hinab. Hei, wird das ein Vergnügen!“

Er bekreuzigte sich: „Wie kann man denn nur! Sie haben Selbstmordabsichten?“

„Nicht die Bohne, nur sportliche Gelüste.“

„Ich danke dafür!“

„Sie lieben doch die Bücher meines Mannes und die schwelgen in Abenteurerlust.“

„In Büchern mag ich auch Abenteuer gern, aber es genügt mir, sie in der Phantasie zu erleben.“

Ich schaute ihn ironisch an: „Theorie und Praxis — ein himmelweiter Unterschied, nicht wahr, Herr Müller?“

„Manche schöne Theorie in die Praxis umgesetzt . . .“

Die Differenzierung war mir langweilig: „Mein Prinzip ist: Praktiziere wie du theoretisierst.“

„So ist Ihr Prinzip, verehrte gnädige Frau, eben auch eine Theorie, die Sie nicht verwirklichen werden.“

Die findige Schlagfertigkeit hätte ich dem Ziffernschützen gar nicht zugetraut, aber jedenfalls gehört auch er zu der großen Zahl derer, bei denen Hand und Herz und Hirn, jedes in entgegengesetzter Richtung, tätig ist. Um ihm nicht zugeben zu müssen, daß auch mich der gemäßigte

„Ja, ich weiß — Sie sind so jung!“ Die Lektion hätte ich ihr ersparen oder doch auf einen geeigneteren Zeitpunkt verschieben können. Was geht es mich eigentlich an, daß sie jung ist und wohl immer jung bleiben wird! —

Zur Erzherzog Karl-Hütte waren es nur noch zwanzig Minuten; die Nacht brach schon ein, als wir dort eintrafen. Die vertäfelte Stube heimelte an. Ich wollte die Konserven zubereiten, aber Brigitta erlaubte es nicht: „Köchin bin ich, bitte, bitte, gnädige Frau, das war ausgemacht.“ Die Ärmel über die Ellbogen aufgekrempelt und die Bluse aufgeknöpfelt — sie klagte über Hitze, während ich fror — so hantierte sie mit dem Schnellsieder. Der Direktor entkorkte Weinflaschen, der Prokurist spülte Teller und Gläser beim Hausbrunnen, ich saß in einer Ecke und schloß die Augen. Ich hätte lieber mitgearbeitet, um mich zu zerstreuen. —

Wir schmausten vergnügt. Herr Müller schwatzte, Herr Schellag war die personifizierte Liebenswürdigkeit, und Brigitta kokettierte ungeniert mit ihm. Ich beobachtete wider Willen, aber der schwere Rotwein brachte auch mich allmählich in Stimmung, ich lachte zu den gepfefferten Witzen, bei denen Frau Curvay den Ton angab, niemand protestierte gegen die Ausgelassenheit — ich nicht, weil mir ziemlich alles egal war, der Prokurist nicht, weil er sich kindisch freute, und die beiden anderen besorgten ja die Unterhaltung.

Ich drängte endlich zum Schlafen. Uns Damen gehörten die Betten in der Stube, die Herren wünschten gute Nacht und stiegen mittels einer Leiter unters Dach ins Heu.

Frau Brigitta: „Ich werde wie ein Murmeltier schlafen, gnädige Frau.“ Dem Prokuristen rief sie laut nach: „Sind Sie müde, Herr Müller?“ Er antwortete, selbst schon unsichtbar: „Zum Umfallen! Ich bitte Sie, mich morgen mit Pöllerschüssen zu wecken.“

„Wird besorgt!“

Der Direktor: „Im Bureau gewöhnt man sich einen festen Schlaf an.“

Wir lachten, weil wir eben über alles lachten.

Frau von Curvay benahm sich mir gegenüber wie ein halbwüchsiges Mädl, das einer älteren Dame gefällig sein will. Sie hatte ein ganz, ganz schlechtes Gewissen, erbot sich, mir die Schuhe aufzuschnüren und mich zu frisieren, und da ich die Dienstleistungen natürlich höflich ablehnte, entspann sich ein edler Wettstreit gegenseitiger Zuvorkommenheit. Ich behielt möglichst viel von meiner Kleidung an, um möglichst wenig mit dem Schutzhausbettzeug in Berührung zu kommen, und streckte mich bald, abgemattet und schläfrig, auf den muffelnden Strohsack. Brigitta entkleidete sich mit einer Unbefangenheit, die ich auch

Ich mußte mich dagegen energisch zur Wehr setzen, er hatte sein Seil schon abgewickelt und bestand auf seinem Vorschlag. Die Hand sollte ich ihm wenigstens reichen, solange wir über den Wänden hingingen. Das tat ich. Seine Finger waren kalt und feucht und ich reinigte dann die meinen heimlich im Gras.

Ich begreife, daß sich Menschen nicht retten lassen wollen, weil der Retter unappetitlich ist.

Endlich waren wir oben. Ein Holzgeländer zäunte das Plateau ein und das Almlüfterl pfiff nur so.

„Nehmen Sie meinen Plaid um, gnädige Frau, Sie verkühlen sich sonst."

Ich lehnte ab. „Herrlich, die frische Luft, die Aussicht! Die Belohnung für die Schinderei!"

Der Prokurist wickelte sich in seinen Rock und den Plaid und war mir im Grunde für meine Weigerung sehr dankbar. Er hat eine Mutter und eine Schwester, die er unterstützt. Sein Leben ist daher kostbar. „Wo stecken nur die anderen, Frau Curvay und Herr Schellag?"

„Die lassen sich Zeit."

„Wir eilten aber auch nicht."

„Unser Steig ist kürzer als der Schlangenweg." Das leuchtete ihm ein. Zwanzig Minuten nach uns trotteten sie gemütlich an. Der Direktor tat über die glückliche Anlage des Serpentinenweges, der mühelos heraufführt, entzückt; man würde der Steigung gar nicht gewahr. Frau Brigitta war schweigsam. Schellag und Müller breiteten eine Generalstabskarte aus und bestimmten die Gipfel und Spitzen der Umgebung. Ich lehnte eine Belehrung, die schließlich immer nur in der Aufzählung von Namen besteht, dankend ab. Sie lugten durch Feldstecher und freuten sich. „Alles ist da, nur im Westen verhängen Wolken den Katzenkopf und den Geiergletscher."

Zu unseren Füßen waren bescheidene Waldberge, Bauernhöfe, winzig und spärlich, ein niedliches Dorf, wie ein buntes Kinderspielzeug, und Almen, auf denen Vieh weidete. Irgendwo, ich suchte die Gegend mit den Augen ab, St. Pankraz, aber von Hügeln verdeckt. St. Pankraz, das Sanatorium — jetzt nicht daran denken! Nur sich selbst gehören, die paar Stunden!

Frau Brigitta träumte mäuschenstill in den herrlichen Sonnenuntergang, der violette Töne mit apfelgrünen und orangegelben mischte. Leise tadelte ich sie: „Frau von Curvay, der Schlangenweg ist kein diskretes chambre séparée, das hätten Sie bedenken sollen." Sehr schonend brachte ich es ihr nicht bei.

Sie duckte sich, in ihrer Bestürzung erbarmte sie mir. Das Köpfchen hebend, schaute sie mir bittend ins Gesicht: „Ich bin . . ."

— etliche mondsüchtige Backfischschwärmereien zählen doch nicht! Oder ja? Nein. — Alle meine Freundinnen schmachteten für Herren vom Theater, ich nie! Das Kostümierte und Geschminkte stößt mich heute noch ab. Nur für einen Tenor — Pachladnik, Theodor Pachladnik, haben Sie ihn einmal gehört? — begeisterte ich mich, aber nach dem ersten Rendezvous — brrr, ne! Ja, und ein jugendlicher Liebhaber, den ich um ein Autogramm bat, hat mir poste restante liebeglühende Briefe geschrieben, ich bin auch drei- oder viermal mit ihm im Volksgarten spazieren gegangen, aber da ging es ungeheuer anständig her, direkt platonisch. Ein ausschließlich geistiger Verkehr ohne das geringste Bußl. Selbstredend. Nein, um keinen Preis mit einem vom Theater anbandeln, dumm sind sie und arrogant und brutal. Aber Direktor Schellag, Frau Lori, das ist ein lieber Kerl, ein Charakter und ein Mann mit Formen, solid und in einer gesicherten, unkündbaren Stellung. Gesunde Männer wie er, mit einem wolligen Haarschopf, sind halt einmal mein Faible. — Schlafen Sie schon?"

Ich spielte Komödie, um Ruhe zu bekommen, schwieg und stellte mich schlafend. Und da zuckte es lustig um die Mundwinkeln der kleinen, roten Bestie, wie ich durch die Wimpern wahrnahm, sie blies die Kerze aus und kletterte vorsichtig die Leiter zum Dachboden hinauf, zu ihrem gutsituierten unkündbaren Direktor, dem lieben Kerl. Der Prokurist hatte ja gelobt, wie ein Murmeltier zu schlafen! —

Morgens präsentierten sich Schellag und Brigitta als Verlobte. Sie drückte mich selig und gerührt ganz flach: „Ich bin so glücklich, unsagbar glücklich! Gratulieren Sie mir doch!"

Prokurist Müller, der auch weiterhin mein Gardekavalier war, mißbilligte die übereilte Verlobung: „Ich bitte Sie, Menschen, die einander vor drei Tagen zum erstenmal gesehen haben!"

Nicht einmal ganz gegen meine Überzeugung brach ich eine Lanze für das Paar: „Ob drei Tage, ob drei Monate — kennt man sich denn, wenn man zehn Jahre miteinander bekannt ist? Was nützt es, daß ich von jemandem weiß, er hat nicht gestohlen und schiebt das Messer beim Essen nicht in den Mund? Mehr erfahre ich ja im gesellschaftlichen Verkehr nicht von ihm. Gewährleistet mir das eine glückliche Zukunft? Wenn Heiraten auf Probe zulässig wären . . . Jeder von uns ändert sich fortwährend, und die am Hochzeitstage harmonieren, gehen sechs Monate später entzweit und gehässig nebeneinander her. Dafür gibt es hundert Ursachen, die niemand ergründen, niemand voraussehen kann, der Gescheiteste nicht. An das gegenseitige Gute, das man voraussetzte, hat man sich gewöhnt, so daß es nicht mehr angenehm auffällt, an die gegenseitigen unangenehmen Eigenschaften, die erst entdeckt wurden, gewöhnt man sich nicht so leicht, wenigstens nicht von heute auf morgen."

entre nous nicht liebe, und plötzlich fuhren in meinen Halbschlummer zwei nackte, kühle Arme, die sich rechts und links von meinen Schultern aufstützten. „Um Gottes willen!“ stammelte ich traumverloren; „was ist denn los?“

„Hab' ich Sie erschreckt?“

„Ein bißchen.“

Die Beine hochgezogen, im Nachthemd, die Knie mit den Händen umfaßt, kauerte die rothaarige Madonna, die aber in dieser Stellung einer Madonna gar nicht glich, auf dem Rand meines Bettes und hielt mir pudelwach einen Vortrag über — Moral.

„Moral, was ist das? Wenn's mir nur jemand klar und deutlich sagen könnte! Ich hab' kein Gefühl dafür, was sich so gehört und was nicht, denn darauf läuft schließlich die ganze Moral hinaus — auf das äußerliche Betragen. Sehen Sie, das Erlaubte und das Verbotene finde ich in jedem Buch über guten Ton und feine Sitte beinahe alphabetisch angeführt, aber ich möchte immer wissen, warum das eine gestattet und warum das andere verpönt ist. Ich denke nämlich sehr viel und grüble — o, Sie glauben nicht, wie ich grüble! Ich bin ein kühler Verstandesmensch. — Aus den Männern mach' ich mir nichts, ich lache gern und unterhalte mich gern, aber ich garantiere Ihnen, wäre mein Mann nicht gestorben, wir hätten wie die Tauben miteinander gelebt. Er hat mich auf Händen getragen und ich hab' ihn vergöttert. Schade, daß er gestorben ist — aber soll ich jetzt zeitlebens um ihn trauern? Da zöge ich es eher vor, wie die indischen Witwen verbrannt zu werden; es käme aufs gleiche hinaus. Ich bin doch so jung und lebensfreudig, aufnahmsfähig und temperamentvoll. — Die Männer, die Männer sind alle so zudringlich. Zudringlich! sag' ich Ihnen Doch das wissen Sie aus eigener Erfahrung noch besser als ich. Wenn man so hübsch wie Sie ist! Nur daß Sie, liebe Frau Lori, weniger gutmütig sind als ich und rücksichtsloser. Wer mich um 'was bittet, der kriegt's, wenn ich's hergeben kann. Deshalb war ich schon immer der Hopf von allen Leuten. Was mir gehört, gehört auch den anderen. Wie oft hat mich Mama und der Onkel Edi gewarnt: ‚Gitti, du mußt egoistischer werden! Zwing dich zum Egoismus!‘ — Es geht nicht, ich bring's nicht fertig. Oft hab ich's schon büßen müssen, zum Beispiel ... Schlafen Sie, gnädige Frau?“

„Nein.“

„Ein hübsches Mädl, gar erst eine hübsche Witwe, hat es unendlich schwer. Und ich bin hübsch, nicht wahr? Die Versuchungen! Die Verlockungen! Als Mädl war ich der reine Engel, keine Spur von kokett oder so was — abgesehen von ein paar unschuldigen Busseln, die jede so nebenbei erwischt. Mein Mann war meine erste Leidenschaft

An Frida Manz. 26. August.

Liebste Fridl!

Zwischen Dir und mir bedarf es nicht eines Wortüberschwanges, der oft nichts bezweckt, als eine Gefühlsleere zu verbergen. Viel Glück! — das und nur das wünschte auch unser alter Pfarrer hier zwei Frischverlobten. Du schreibst mir einmal in einer freien Stunde das nähere Wie und Wann und Wo Deiner Herzensangelegenheit, gelt? Denn Deine konfusen Zeilen schwärmen zwar von einem „bis in den Tod Innigstgeliebten", doch halten sie seine Person sonst im Dunkeln. „Seinen Namen will ich wissen, seine Herkunft, seine Art", obschon Namen Nebensache zu sein scheinen. Und obschon ich nicht zweifle, daß Dir der Name bekannt ist. Diese Bemerkung würdest Du verstehen, wenn ich Dir einen Kommentar gäbe, aber dazu bin ich heute nicht aufgelegt.

Ein Passus Deines Briefes gefällt mir nicht, er ist kindlich, weil auch Kinder aus dem Komplex wichtiger Ereignisse das Unwichtige, wenn es nur augenfällig ist, herausgreifen und die wirklichen Wichtigkeiten ignorieren. Ich lese in Deinem Brief wörtlich: „Er ist Altphilologe, leider Mittelschulprofessor, entspricht also nicht dem Ideal unserer Träume. Wäre er doch Arzt geworden, wie er es ursprünglich beabsichtigte." Dummsi! Gedächtniskünstlerin! Daß Dir unsere Träume gerade jetzt wieder einfallen! Unsere Träume waren nicht einheitlich, sondern schillernd und wechselnd. Auch nicht immer hochfahrend. Bewundertest Du nicht im vierten oder fünften Lyzealjahrgang einen Schwertschlucker im Zirkus Fregoli? Ziehst Du ihm einen Altphilologen, sei er auch Mittelschulprofessor, nicht doch vor? Lehrer sind in den Ferienmonaten regelrechte Freiherren. Bitte, unterschätze den Wert dieser acht Urlaubswochen nicht, nicht den guten Gehalt und die Pensionsberechtigung. Nicht jeder Beruf bietet solche Vorteile. Der künstlerische schon gar nicht. Der Künstler gönnt sich selbst so selten ein glückliches Ausruhen, in ihm arbeitet es ohne Unterlaß und die Unrast verzehrt die Kräfte. Nicht einmal ein Fabriksdirektor hat zwei Monate Ferien und zuweilen muß er schon einen Tag nach seiner Verlobung ins Geschäft einrücken.

Tu ein gutes Werk, Fridl, und nimm Deinen Bräutigam, solange er Dir noch willig alles verspricht, den heiligen Eid ab, daß er seine Herren Schüler nicht allzuarg mit der constructio kata synesin und der consecutio temporum quält. Ich glaube, die consecutio temporum in abhängigen Sätzen ist der Schrecken aller Septimaner und Oktavaner. Zum zweitenmal und eindringlichst: Viel Glück! Halte es fest mit den Krallen, die jeder Frau angeboren werden. Das Glück hat mit den Fischen und Schlangen eins gemeinsam, es ist glatt und schlüpfrig. Husch — und es entschlüpft.

Von Mama wirst Du wissen! Deine Lori-Frau.

Vertadert kaute der Prokurist an dem Stengel eines Kohlröserls, und wie die Neuverlobten, als wären sie die einzigen Menschen auf der Welt, zärtlich kosten, guckte er zum Himmel.

Infolge unserer Bummelei, da das „Brautpaar“ nicht vom Fleck zu bringen war und fast unter jedem Baum ausruhte, kamen wir erst um acht Uhr abends nach St. Pankraz, so daß ich nicht mehr ins Sanatorium ging.

Heiter und vergnügt bin ich die zwei Tage gewesen, auch hoffnungsfroh, aber die Hoffnungen erstarben, sobald ich daheim war.

Vor der Kirche begegneten wir dem Pfarrer Madlseder, der die halbfertige Orgel inspizierte, an der fleißig gearbeitet wird, und Frau von Curvay stellte ihm sofort ihren Bräutigam vor.

Hochwürden blinzelte: „I wünsch Ihnen viel Glück, denn das muaß einer haben, wann er sich dem Eheteufel mit Haut und Haar verschreibt.“

„Die Ehe ist ein Sakrament!“ entgegnete Brigitta.

„Ja, aber a gefährliches — wie die Priesterweih.“ —

In meinem Zimmer erwarteten mich drei Überraschungen, zwei freudige und eine höchst zweifelhafte. Gustav schickte mir eine Zuschrift des Lessingtheaters, worin die Erstaufführung der „Entfesselten Leidenschaft“ zu Beginn der Herbstsaison angezeigt wird. Friedl ist verlobt.

Mama hat sich auch verlobt.

*

Im „Schwan“ feierten Direktor Schellag und Brigitta ihre Verlobung mit Sekt, und wir waren ihre Gäste. Beppo Wasinger trug eine bittersüße Leidensmiene zur Schau, und Frau Schubert lächelte mütterlich. Die Hauptbeteiligten zeigten ihre große Liebe in jeder Bewegung, mit jedem Wort und jedem Augenaufschlag.

Mir sagte die Braut heimlich im Hausflur: „In drei Monaten ist Hochzeit.“

„Und Doktor Menge?“

„Ach, der!“ Sie warf ihre schlanken Schultern. „Ihm ist nicht zu helfen und wenn er sich totschießt . . . Ich lieb' nur den . . . den . . .“ Sie machte eine verzweifelte Gebärde: „Können Sie mir nicht sagen, wie mein Verlobter mit dem Vornamen heißt?“

„Wissen Sie es denn nicht?“

„Keine Ahnung!“

„Wie haben Sie ihn denn genannt?“

„Buzzi — aber darauf kann er unmöglich getauft sein.“

„Schwerlich.“

und einer robusten Lunge, die nicht bei jedem Schnupfen pfeift, mußt es Dir schon gefallen lassen, daß ich lamentiere.

Was verfolgt denn dieser Voltellini für Zwecke, daß er Mama heiratet? Ihr Privatvermögen baut einem Baumeister keine Paläste; hübsch und jung ist sie auch nicht. Was denn also?

Vielleicht belachst Du meine Entrüstung, vielleicht verurteilst Du sie, und ich hätte Lust, Dir Mamas Brief, der das freudige Ereignis anzeigt, beizuschließen, damit Du selbst liest — aber ich schäme mich für sie und ihr Gegirre. Schäme mich des Zierens und Lobhudelns, der vertrackten Verliebtheit und der liebestollen Seufzer.

Was zu viel ist, ist zu viel.

Auf alle Karten, die sie mir in der letzten Zeit schickte, malte Voltellini seine affektierte Unterschrift, und mit jeder Antwortkarte, die ich sandte, mahnte ich zur Vernunft und war nicht mißzuverstehen. Vergebens.

Ich schwöre Dir, ich verachte uns Frauenzimmer! Auch hier begegnete ich einer Mitschwester, einem hysterischen Weibchen, das sich — ich überspringe die unglaublichsten Zwischenglieder der Ereigniskette — gestern ebenfalls verlobte. Auch Witwe, aber wenigstens jung — so jung!

Auf den sieben Seiten des mütterlichen Jubelbriefes über die Erreichung ihres Zieles findet sich nicht ein einziger Gedanke an mich, nicht ein einziger an Gustav.

Meine Sorgen mehren sich, schon reichen sie mir bis zum Hals und ich werde daran ersticken. Der Höhenflug meiner Frühlingsehe war bedauerlich kurz. Ein Flug mit untauglichen Ikarusschwingen, und in der heißen Sonne schmolz das Wachs.

(Fortsetzung folgt.)

Das Felsenbildnis.

Eine Geschichte aus dem Hochgebirge von **Peter Rosegger.**

In einem kleinen Tale der verlorenen Alpenwildnis stand eine einzige Hütte. Die Hochwaldbäume, aus denen die Hütte gezimmert war, trugen zum Teil noch ihre Rinden, unter denen behende Käfer und nagende Würmchen hausten. Aber das Holz war hart geworden; länger als vierhundert Jahre war es her, daß dieser Hütte Gezimmer emporgesprossen als junger, grünender, säuselnder, wohlduftheuchender Wald. Das flache, steinbeschwerte Dach war vermoost, es wuchs ein hellgrüner Filz darüber, es wuchs Wildfarn darauf und dort und da guckte ein Tannenwipfelchen hervor, das als beflügelt Samenkörnchen

An Frau Josephine Kellander.

26. August.

Liebe Mama!

Ich befinde mich in der eigentümlichen Lage, in die erwachsene, verheiratete Töchter nicht alle Tage geraten, ich habe Dir zu Deiner Verlobung zu gratulieren. Eine alte Frau gratuliert einer jungen Braut. Bitte, bestelle auch Herrn Voltellini meine allerbesten Wünsche in der passendsten Form. Ihn „Papa" zu titulieren, wirst Du und wird er mir nicht zumuten. Ein Verkehr per Sie hat auch seine Vorzüge. Daß Eure Hochzeit bald und in ländlicher Abgeschiedenheit stattfindet, hat meinen ungeteilten Beifall; daß Dir durch die Verheiratung Vaters Pension verloren geht, ist schmerzlich, aber unvermeidlich. „Des Lebens ungemischte Freude usw. . . ." Jedes Glück besteht auf seinem Opfer. Daß Du glücklich bist, ist mir ein erfreuliches Zeichen Deiner unerschöpflichen Lebenskraft, und daß Du glücklich bleibst, ist zum Teil in Deine Hand gegeben. Hänge einen Haussegen über Dein Bett, etwa den: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn."

Die grüne, die hölzerne, die eiserne, die silberne, die goldene, die diamantene Hochzeit entbehrt nicht eines penetranten Beigeschmackes. Die, die mit Orangenblüten im Haar in den heiligen Ehestand treten, die Witwen, sind besser daran als die naiven Myrtenbräute. Sie schreiten sehenden Auges zum Altar (ganz anders als Jungfräuleins) und anderseits haben sie ihre Zukunft noch nicht hinter sich wie die Jubiläumsehepaare. Lauter gediegene Vorteile, die Du für Deinen zweiten und späten Bund geltend machen darfst.

Diese Zeilen werden Dich sonderbar berühren, sie entsprechen ihrem sonderbaren Anlaß. Kuß, meine liebe Mutter und junge Braut.

An Max Althaller.

26. August.

Mein lieber Max!

Ich bin über Mamas Herbstzeitlosenverlobung entsetzt und finde keine gesellschaftlich gestatteten Worte, um meiner Empörung Ausdruck zu verleihen, ohne die primitivsten kindlichen Pflichten zu verletzen. Und doch muß ich meinem Unmut Luft machen, muß zu einem mitfühlenden Menschen reden, der wegen eines pietätlosen Ausdruckes, der in der Rage fällt, nicht gleich Zeter und Mordio schreit und mich nicht für eine Rabentochter erklärt.

Gustav darf ich damit nicht belästigen, er kann füglich den Anspruch erheben, mit der Altweibersommertorheit seiner Schwiegermutter verschont zu werden. Du, als Neffe und Agrarier mit fingerdicken Nervensträngen

Teil ist verschüttet worden mitsamt Hütten und Bewohnern. — Und wie die übermütigen Leute zuerst den Berggeist lachend verhöhnt haben, so hat der Berggeist zuletzt sie allsamt ausgelacht. — So die Sage.

Eine wilde Naturrevolution muß wohl gewesen sein; ein graues Sandmeer lag nun im Tale und durch das hin wälzte sich der Gletscherbach, breit und zerrissen, und schwemmte nach allen Seiten hinaus. Heute ging da sein Bett, morgen dort, das ganze früher so freundliche Tal gehörte dem Wildbach. Auf den Vorhügeln, wohl auch einst aus Schutt aufgebaut, blühten freilich noch die Eriken und wucherte das Gesträuch des Wacholders und der Alpenkiefer, aber mitten hinein hatte der Berggeist Felsstücke geschleudert, über die nun die Flechten woben und Eidechsen glitten. Von den schwindelnden Wänden nieder gingen weiße Sandriesen und graue Schutthalden, in denen es allfort leise rieselte und rieselte. Wie viele tausend Jahre, bis das ganze, gewaltige Hochgefelse niedergerieselt sein wird in die Tiefen! Allein, wer rechnet hier mit Jahrtausenden, wenn sich die ungeheure Burg der Alpen nachbaut herauf aus dem Urgrunde der Erde!

Zwischen den Schutthalden zog sich wohl hie und da ein Streifen Erdgelände hinan, auf dem Sträucher und verknorrte Fichten und Lärchen mühsam fußten. Und am unteren Ende einer solchen Wildwachszunge, die einige kleine Wiesenhänge wahrte, nicht weit von dem Talsande des Wildbaches, duckte sich das alte, moosbewachsene Häuschen. Das allein war übrig geblieben von der Hüttengemeinde im Felsentale, und das war die einzige und letzte Menschenwohnung weit und breit. Vom Gewände herab lag und sickerte ein breiter, schwerer Schuttstrom; er würde längst niedergetost sein auf das arme Häuschen, wenn er nicht ziemlich hoch über demselben von einem Felshorn aufgehalten und nach links und rechts seitwärts geleitet worden wäre, so daß auf dem Hange unter dem Felshorn das Wildgesträuche wuchern und die Hütte stehen konnte. Diese Lehne war wie eine grüne Insel mitten in dem Steinstrome des Gerölles, und das Felshorn darüber war der Hort.

In der Hütte wohnten vier Menschen, das waren der Schründenhans, dem die Hütte gehörte, sein Weib, sein Kind und sein Bruder.

Sein Weib hatte sich der Schründenhans vor wenigen Jahren erst vom Waldgelände hereingeholt. Dort war es eine Holzbrennersdirn gewesen, deren Mutter eines Tages in die Gluten des Meilers gebrochen und zugrunde gegangen war. Ihr Vater war ein Wilderer gewesen, aber alljährlich kaum mehr als ein einziges Reh hatte er sich angeeignet von den Hunderten, die im Walde mit ihm lebten, auf daß er und sein Weib und sein Kind das gut' Stücklein Fleisch nicht ganz entbehren mußten. Aber ein Wilderer war er dennoch, und einmal in der Mondnacht geriet er mit den Jägern zusammen. Sie fielen über den Holz-

auf das Dach gehüpft war. Das wollte hier auf dem Dache verbleiben und gegen Himmel wachsen zu einem großen Baum.

Das Wild- und Waldleben hatte wieder Besitz genommen von dem Menschenbaue und flocht und wob ihn ein und zog ihn wieder sanft zurück in den Schoß der Natur.

Das Kostbarste an der Hütte waren die Glasscheiben an den kleinen Fenstern. Aber diese Scheiben waren altersgrau und schon erblindet; und längst vergangene Bewohner des Häuschens hatten etwa mit einem scharfen Nagel Kreuze oder Herzen in die Scheiben eingegraben, auf daß sie auch ein Denkmal hinterließen an dieser Stätte, die sie lebelang ihr Daheim genannt.

Über der sehr niedrigen Tür an der Wand war mit einer Kohle in einem dreieckigen Umriß das Auge Gottes gezeichnet. Dem lieben Herrgott war die ganze Sach' anheimgestellt.

Felsmassen schlossen die Hütte ein. Seit die Welt steht, war kein Sonnenblick gefallen in dieses Tal, und wie der Morgen und der Abend auch glühen mochten oben an den Zinnen und Alpenhörnern, es war in dieser Tiefe nicht zu sehen.

Hier lebten und starben Leute, die außer dem Lichte an den Felstafeln all ihrer Tage keinen Sonnenstrahl gesehen hatten.

Einst standen sechs Hütten in der Talschlucht. Sie waren da seit undenklichen Tagen, die Menschen wußten ihr Beginnen nicht. Die Bewohner dieser Hütten nährten sich durch einige Äckerlein, die von den Vorfahren zwischen den Felsblöcken und Schuttriesen waren ausgereutet worden, und sie nährten sich von den Ziegen, die auf den Matten des kleinen Tales Futter fanden.

Ihrer Tage mochten unzählige gewesen sein, aber sie vergingen und es kamen andere.

Da war — so haben die ältesten Leute des Alpentales erzählt — ein weißlockiger Kräuterer niedergestiegen von Gestein zu Gestein bis in das schattige Tal. Die weißen Haare dieses Mannes waren so lang gewesen, daß sie weit hinter ihm nachgewallt über Wände und Riffe. Unten bei den Hütten hatte der Greis um Nachtherberge gebeten, aber die Leute hatten ihn ausgelacht und gespottet: „Geh, du alter Eisbär, wickle dich in deine Haare ein, so hast du Dach und Fach genug!" — Darauf hatte der Kräuterer nichts entgegnet, war wieder aufwärts gestiegen von Gestein zu Gestein. Aber er war kein Kräuterer, er war ein Berggeist gewesen, der die Menschen hatte prüfen wollen, und als darauf die Nacht gekommen war, da ist er wieder herabgefahren gegen das Tal und seine langen Haare haben Felsen gesprengt, haben Schründe gerissen im Gebirg — und Eis- und Schneelawinen sind niedergebrandet, und alle Wände ringsum haben gellend laut gelacht, und der größte

Ziegenbock. Darüber grinste der Jok freundlich; er hielt den Spott für eine Schmeichelei, denn mit den Tieren hielt er's immer gern. Aber dem Schründenhans tat der Schimpf weh, dem zuckte sein Herz und sein Auge und seine Faust: „Du Jäger, wen geht das Elend meines Bruders was an?"

Der Jägersmann schlich von dannen und brummte: „So Leut' verstehen keinen Spaß."

Wenn Gottes Sonntag war und die Beile der Holzhauer ruhten, ging der Schründenhans mit seinem Weibe hinaus gegen das ferne Walddorf, wo die Kirche stand. Zuweilen redeten sie gern ein wenig mit dem lieben Herrgott. „Vater unser", sagte der Hans, und legte seine rauhen, waldharzigen Hände innig zusammen. „nicht meinetwegen red' ich, aber unser Bübel laß aufwachsen frisch und gesund".

Aber die Hilda wendete sich zum Frauenaltar: „Gegrüßt seist du, Maria, und ein warm Pelzl für den heurigen Winter tät mein Bübel wohl brauchen!"

Der Jok aber ging nie hinaus in das Walddorf; er hütete daheim stets das Haus und die Ziegen und kletterte an den Hängen hin auf allen Vieren und pfiff wie die Gemse und bellte wie das Reh.

Von all den Bewohnern der wilden Öde war es seit jeher keinem bewußt geworden, daß sie lebten mitten in der Größe und Herrlichkeit der Natur und daß um sie eine Gottheit in der Schöpfungswerkstatt ewig meißelte. Sie hatten kein Auge für die Erhabenheit ringsum. Nur zu dem Felshorn, das dem Schuttstrom wehrte, blickten die armen Leute zuweilen auf, aber auch nicht, weil dieser Turm als Wall ihr Beschützer war, sondern einer anderen Ursache wegen. Das Felshorn stellte nämlich in seiner Auszackung und Durchfurchung ein riesiges Bildnis vor, eine sitzende Frauengestalt mit einem Kinde auf dem Schoße.

„Da ist Unsere liebe Frau mit dem Christkinde herausgewachsen aus der Erden", so lautete der alte Glauben der Bewohner des Felstales, den auch der Schründenhans in seinem Herzen pflegte.

Und wahrlich, allzu große Einbildungskraft gehörte nicht dazu, der Felsturm war die Himmelskönigin mit dem Zepter und der zackigen Krone; von der Tiefe aus gesehen, saß sie auf dem Throne und hielt das Kind.

Das Bild war etwas vorgebeugt und blickte gerade hinab in die Talschlucht. Das Bild war den Bewohnern der Hütte der Hausaltar, zu dem sie gerne beteten. Die Leutchen konnten nicht daran denken, daß die sonderbare Felsstatue vielleicht Jahrtausende vor der Erwartung des Erlösers und der Geburt Mariens hier oben in den Stürmen der Urzeit gestanden haben mochte.

Nun aber war an dem Felsenbilde noch eine andere Merkwürdigkeit. Zur frühen Morgenstunde, wenn es oben in den hohen Wänden graute

brenner her, es entbrannte ein wildes Ringen, und zuletzt warfen sie ihn die Felswand hinab, daß der Stürzende den Wipfel eines Baumes knickte, der unten in der Tiefe stand. Keinen Atemzug hat der Holzbrenner mehr getan. Der Mond ging nieder und die Sonne ging auf, und das Mädchen daheim sah allfort zum Fenster hinaus und wartete auf den Vater.

Da ging langsamen Schrittes der Schründenhans vorbei, der wußte von der Geschichte und sollte der Waise die Nachricht überbringen.

Aus dem Meiler zuckte ein blaues Flämmchen heraus. „Verlisch es nicht, Hilda", sagte der Hans, „es brennt auf der Welt sonst kein Licht für ihn."

Hilda hat das Wort verstanden, hat nicht mehr nach dem Vater ausgesehen, hat sich verschlossen im Holzbrennerhause.

Nach Tagen kam der Hans wieder und sagte: „Hilda, ich habe mir gedacht, da du jetzo keinen Vater mehr hast, so sollst du einen Mann haben."

Und nicht lange hernach zog Hilda mit Hans in sein Haus unter den Wänden. Ein Jahr hierauf hatte Hilda ihrem Manne einen Knaben geboren, der zur Zeit dieser Geschichte seine Nahrung noch an der Mutterbrust genoß.

Der vierte Hüttenbewohner nun war Hansens Bruder, der Jok. Der Jok war ein armer Mensch. Er wußte es aber nicht, wie sehr arm er war, er war blödsinnig. Er war ein Krüppel mit kurzem Halse und sehr langen Händen. Er war schon über die zwanzig Jahre alt und konnte noch nicht reden. Seine Stimme war wie ein Stöhnen und Röcheln. Das einzige Wort „Hans" konnte er halbverständlich sagen. Mit seinem Bruder war er seit seinem ersten Lebenstage beisammen gewesen in der Hütte ihres Vaters. Mit seinem Bruder hatte er die ersten Forellen aus dem Wildbache gefischt; mit seinem Bruder hatte er die letzte Träne der in Armut und Kümmernis sterbenden Mutter gesehen und die Segensworte des verscheidenden Vaters gehört. Diesen Bruder, der nun sein Alles und Einziges war, mußte der Jok unsagbar lieb haben, ihm nahm er im Tagwerke die schwersten Arbeiten unter der Hand weg; ihm schob er beim kaum erklecklichen Mahle, das sie gleich auf dem Lehmgrunde des Herdes zu sich nahmen, die besten Bissen zu. Und als der Hans das Weibchen ins Haus brachte, lächelte der Jok glückselig, und als der Jok das neugeborne Knäblein sah, da stöhnte er vor Freude und haschte gleich mit beiden Händen nach dem kleinwinzigen Wesen.

Das Aufrechtgehen auf zwei Füßen hatte der Jok auch nicht gelernt, aber gern und behendig kletterte er mit allen Vieren wie die Ziegen und Gemsen. Ein Jägersmann verglich ihn einmal scherzhaft mit einem

Aber nicht Brot wollte der Jok, viel lieber an der Wiege wollte er sein; allweg wollte er das Büblein tragen und herzen.

Das Weib saß am Herdwinkel und sonderte in Körben die gesammelten Pilze und Kräuter, die für den Winter bereitet waren.

Als sie lange so still gesessen waren, sagte der Hans halblaut: „Da oben schaut's nicht gut aus. Mein Großvater hat oft erzählt, er hätte nicht einmal seine flache Hand in die Felsspalte legen können. Mein Vater hat schon leicht die Faust hindurchgebracht, und jetzt —“ der Mann brach ab, das Weib ließ die Hände in den Schoß sinken und blickte ihn fragend an.

„Jetzt“, fuhr er endlich fort, „das muß schon ein flinkes Gemsl sein, will es die Spalte übersetzen.“

Die Hilda war bei diesen Worten rasch aufgestanden und zur Türe hinausgegangen. Bald kam sie zurück und setzte sich schweigend an die Arbeit.

(Schluß folgt.)

Wie der Staatsrat starb . . .

Von **Fritz Müller**.

Der Herr Staatsrat war uralt geworden. Und als es ans Sterben ging, war er allein.

Natürlich hatte der Diener den Doktor rufen wollen. Aber der Staatsrat sagte, es sei nur eine allgemeine Schwäche, und es sei bald vorüber. Beides war genau die Wahrheit. Nur daß der Diener sie vom Leben aus erfaßte, der Staatsrat aber aus dem Einfallswinkel eines Sonnenunterganges. Und so kam es, daß der Staatsrat allein sterben durfte. Es ist keine kleine Gnade, keine Trauermienen um das Sterbebett zu sehen. Keinen Doktor Sanddämme übers Flußbett werfen zu sehen, wenn unser Fluß es eilig hat, im Meere einzumünden.

Still lag der Staatsrat in den Kissen und erwartete den Tod. Es schien ihm würdig, ganz allein zu sein, wenn Seine Majestät der Tod sich auf Besuch ansagt. So hatte es des Staatsrates Herr, der König, stets gehalten bei den Audienzen. So hielt es sicher auch der größere Herr, der Tod, am liebsten, wenn er Audienz erteilte. Der Staatsrat lächelte ein wenig, wenn er dachte, was der Tod wohl sagen würde, wenn er ihm den Arzt vorstellte: „Gestatten, Majestät — der Sanitätsrat Kellinghausen.“ Oder auch: „Gestatten, Majestät — meine tieftrauernd hinterbleibenden Freunde und Bekannten, die Herren . . .“

„Was habe ich mit diesen da zu schaffen?“ hätte zornig Seine Majestät gerufen, *dir* habe ich die Audienz erteilt!“

und sich die Tafeln sanft zu röten begannen, klang von dem Marienbilde ein Ton herab, wie das ferne Läuten einer Glocke. „Die Himmelschöre singen Unserer lieben Frau den englischen Gruß“, sagten da die Hüttenbewohner und erhoben sich von ihrem Lager und beteten.

Der Ton kam von einer Spalte, die zwischen dem Throne und dem Marienbilde klaffte und durch die der Morgenwind blies. Das war nicht seit ewigen Zeiten so, erst seitdem die Hütten waren zugrunde gegangen im Felsentale, sangen die Chöre.

Da kam nun ein Sommer und ein Herbst, in welchem das liebliche Klingen dieser Aveglocke in ein tiefes Dröhnen und in ein klägliches Stöhnen übergegangen war.

„Hans“, sagte da die Hilda einmal, „die Engel läuten nimmer. Was ist Unserer lieben Frau angetan, daß sie so bitterlich tut weinen?“

„Wohl, das hab' ich auch schon bedacht“, antwortete der Hans, „ich hab' herumgesucht in meinem Gewissen, bin wohl sündig, aber dasselb' deucht mich doch, schlechter bin ich nicht, wie eh' vor Zeit. Leicht hab' ich mein Bübel zu gern und tu' es in allzu großer Lieb' verderben.“

„Etwa ist es meines Vaters arme Seelen, die so tut weinen“, meinte das Weib, „ich will neun Tag' fasten und das Essen der blinden Bachwabi hinausschicken in das Waldland.“

Sie tat das Buß- und Liebeswerk, auf daß ihr ermordeter Vater erlöst sein sollte, aber das Marienbild oben weinte und weinte.

Da sagte die Hilda einmal, am Ende sei gar die Zeit nahe, in welcher nach Prophezeiung der Vorfahren der Drache wieder hervorbreche, der in irgendeiner Höhle der Felsen lauere.

An das dachte der Hans nicht, obwohl der klägliche Ton von dem Bilde, der zur Morgenfrühe und gar zuweilen auch mitten in der Nacht zu hören war, ihm Besorgnis verursachte. Oft, wenn er nach der Tageslast im Schlummer ruhte oder ein Bild aus Kindeszeiten träumte, erwachte er plötzlich und hörte das schauerliche Weinen.

Und eines Tages, da stieg der Hans die Halde entlang und kletterte hinan bis zu dem Felshorn und an ihm empor, so weit es ging, und prüfte das Gestein. Die Hilda stand vor der Hütte, hielt die flache Hand über die Augen und blickte hinauf. Wie wenn über den Arm der Mutter Gottes und auf dem Haupte des Jesukindes eine Fliege krabbelte, so war von dieser Ferne ihr Mann zu sehen.

Als der Hans dann wieder herabkam zur Hütte, war er sehr schweigsam. Er setzte sich zur Wiege seines Kindes und wiegte. Er sagte dabei kein liebkosend Wort wie sonst; er sang kein Liedl. Still und wehmütig blickte er den lächelnden Kleinen an. Der Jok grinste zum Fenster herein und kicherte und tat unverständliche Laute. Der Hans glaubte, ihn zu verstehen und reichte ihm ein Stück Brot durch das Fenster.

Der Staatsrat hatte es laut und ein wenig ungeduldig gedacht, und wieder machten seine alten Augen einen leichten Halbkreis. Aber sie konnten nicht mehr deutlich sehen. Feine Nebel wallten von der Decke.

„Also denn", dachte der Staatsrat, „die Dinge wären auch erledigt."

„Trä—trä!"

„Was ist?"

„Ich bin's — trä—trä!"

Da sah der Staatsrat oben auf dem alten Schrank etwas blinken. Aber er wußte immer noch nicht recht, was es war.

„Trä—trä, trä—trä, trä—trä!"

Nein, jetzt so was, das war ja eine Kindertrompete. Wie kam denn eine Kindertrompete in sein Sterbezimmer?

„Trä—trä, kennst du mich nicht mehr?"

Nun, das war denn doch — was hatte er, der Staatsrat, je mit Kindertrompeten zu schaffen — er, der niemals Kinder hatte und noch weniger Trompeten. Wirklich niemals . . .?

„Trä—trä, trä—trä!"

„Ei, der Tausend, jetzt erkenn' ich dich — bist du nicht meine alte Kindertrompete, die —"

„Trä—trä, natürlich bin ich's."

„— die mir Mutter schenkte, und mit der —"

„Trä—trä, natürlich bin ich's."

„— und mit der ich als kleiner Bube in die Schlacht zog?"

„Trä—trä, natürlich zogst du in die Schlacht mit mir."

„—und die immer unterm Kissen meines Kinderbettes lag?"

„Trä—trä, natürlich lag ich unter deinem Kissen."

„— und von der ich mich nicht trennen konnte, im Gymnasium nicht, und auf der Hochschule nicht, und die jahrelang zu oberst auf dem Pfeiler meiner Doktordissertationen lag?"

„Trä—trä, natürlich lag ich auf dem Pfeiler deiner verstaubten Doktordissertationen."

„— und die ich alle Silvester ein wenig für mich blies, ganz verschwiegen, daß es niemand hören konnte?"

„Trä—trä", natürlich bliesest du mich in der Silvesternacht."

„— und die ich ganz vergessen hatte in der letzten Zeit?"

„Trä—trä", sagte die Trompete, und war heruntergestiegen, um gleich den andern Dingen auch am Bett vorbeizuziehen.

„— und die mir — ich weiß nicht, warum — das Liebste war?"

„Trä—trä, natürlich war ich dir das Liebste", sagte die Trompete und wollte den Weg der andern Dinge ziehen.

„Halt!" rief der Staatsrat und zitterte, „halt! dich möchte ich mitnehmen!"

Nein, der Staatsrat war doch froh, dem Tod unter vier Augen gegenüberzutreten — nein, unter zwei Augen — der Tod, der hatte keine Augen. Und konnte dennoch alles sehen? Wie sonderbar . . . Der Staatsrat dachte nach. Er konnte ganz gut denken, er hatte keine großen Schmerzen — leicht zog der Fluß dem letzten Meere zu.

Wie war das eigentlich? Starb er wirklich ganz allein? Ja, soweit es sich um Menschen handelte. Aber starb er nicht im Angesicht seiner Taten? Ja, das war schon richtig Aber seine Taten wurden ihm nicht lästig. Mit diesen hatte er sich schon gestern auseinandergesetzt, als er spürte, daß es zum letzten Gange ging. Deren Front war er entlang geschritten und hatte ihnen ins Auge gesehen — nicht eins, vor dem er seines hätte niederschlagen müssen. Nein, seine Taten würden die Audienz nicht stören.

Wie aber stand es mit den Dingen? Des Staatrates Augen machten einen leichten Halbkreis rund im Zimmer. Da waren eine Menge Dinge. Ach, das hatte er vergessen: Auch von den Dingen muß man Abschied nehmen. Also rasch noch, ehe Seine Majestät der Tod kam!

Dort drüben stand eine Lade offen. Ein Sammetkästchen sperrte seinen Deckel auf. Ein rotes Band hing draus herab — ah, seine Orden. Hm, wie nimmt man denn von Orden Abschied? Salutierte man und hielt man eine Rede? Ach, im Sterben hält man keine Reden mehr, auch nicht vor Orden. Und zum Salutieren war die Hand, die regungslose auf der Decke, doch zu schwach.

Auf einmal zitterte das rote Band. Das Kästchen klirrte. Licht gleißte auf — „Meiner Seel“, dachte der Staatsrat, „die Orden kommen selber.“ Und sie kamen wirklich. Einer nach dem andern stieg aus dem Kästchen heraus. Einer nach dem andern zog vor dem Bett vorüber, blitzte, grüßte und verschwand. Es waren silberne und goldene, kleine, große und großmächtige, eine schöne Anzahl.

„Schon gut“, lächelte der Staatsrat. Und wie die Orden vorübergezogen waren, da waren sie auch schon vergessen.

„Was jetzt? Aha, da drüben stehen ja die Bücher, welche ich geschrieben habe. Die wollen doch nicht auch —?“

Aber da kamen die Bücher schon das Regal herunter und zogen vorüber, eines nach dem andern, mit dem Rücken und der Aufschrift dem Staatsrat, ihrem Schöpfer, zugewandt.

„Schon gut“, lächelte der Staatsrat. Und wie die Bücher vorübergezogen waren, da waren sie auch schon vergessen.

„So — noch etwas? Dann aber schnell, wenn ich bitten darf — mir ist, als könnte Seine Majestät in jedem Augenblick kommen — also, darf ich bitten?!“

Der Erbprinz.

Von Erwin H. Rainalter.

Der alte regierende Herzog, der so lange zum Wohle seines kleinen, knappe siebentausend Quadratkilometer bedeckenden Landes regiert hatte, war gestorben, man hatte ihn prächtig aufgebahrt, hatte ihn mit Entfaltung eines etwas lächerlich zeremoniellen Prunkes begraben, und an den Höfen war für einige Tage Trauer angelegt worden. Und morgen sollte nun sein einziger männlicher Nachkomme, der Erbprinz Stephan, den Thron besteigen, ein noch junger Mann von kaum dreißig Jahren, dem das Volk die gläubige Hoffnung und das Vertrauen entgegenbrachte, daß er ganz den guten, zuverlässigen Traditionen seines Vaters treubleiben würde.

Die Höflinge hatten es für ihre Pflicht erachtet, heute, am Vorabend des Krönungstages, ein kleines Fest zu veranstalten — in ganz bescheidenen Grenzen natürlich, denn der kürzliche, beklagenswerte Todesfall mußte respektiert werden. Man hatte lediglich im kleinen Spiegelsaale zur Tafel gedeckt, an der der Hof und einige auserlesene Gäste teilnahmen, und dann hatte der Erbprinz Cercle gehalten, indem er mit jener fast gequälten Miene, die ihm bei solchen Gelegenheiten eigen war, von einem zum andern ging und an jeden ein paar Worte richtete, die stets mit einem tiefen, ehrfürchtigen Bückling entgegengenommen und erwidert wurden. Allein der Erbprinz, der mehr als je das Bedürfnis fühlte, allein zu sein, zog sich bald zurück, er benützte den ersten Anlaß, der sich bot, um sich zu verabschieden und in seine einfachen Zimmer zu begeben, die er sich nach seinem eigenen Geschmacke hatte einrichten lassen und die ihm in ihrer stillen Entlegenheit wie eine glückhafte Insel inmitten eines lärmenden Meeres erschienen.

Er stellte sich an eines der Fenster, die einen Fernblick über die mäßig große Residenz boten. Es war schon ziemlich spät, ein feuchter Abend im Spätherbst, und der regennasse Asphalt des Hauptplatzes vor dem Palais verdoppelte alle Bogenlampen um ein grell verschwommenes Ebenbild und ließ die Schatten der Trambahnen, der Wagen und der Fußgänger ins Übergroße hinfließen. Die Stadt, die auf einem hügeligen Terrain lag, türmte sich mit ihren Tausenden von Lichtern wie eine Flammenpyramide in die trübe Luft . . .

Während der Erbprinz auf dieses Bild, das er schon so oft geschaut hatte, hinaussah, beschäftigten sich seine Gedanken mit dem ereignisvollen Tage, der ihm bevorstand. Er wußte sehr wohl, daß dieser Tag einen großen, ja unbestreitbar den wichtigsten, einschneidendsten Wendepunkt in seinem Leben darstellen würde; er wußte, daß er morgen

„Trä—trä, ich weiß nicht recht, ob es der Tod erlauben wird — trä—trä, trääää . . .“

Was war das nur? Plötzlich wurde aus dem Kinderträträ eine Fanfare, eine heilige Fanfare — ah, da stand ja schon Seine Majestät der Tod. Und zu seinen Ehren blies die Kindertrompete, wie Fanfaren blasen. Dann ward es zwischen zwei Fanfarenstößen still, so still . . . Und der Staatsrat und die Kindertrompete sahen fragend Seiner Majestät ins Angesicht. Die aber lächelte und sprach: „Ja, du darfst sie mitnehmen. Das Letzte vor dem Sterben nimmt ein jeder mit — kommt alle beide.“

Und da tat sich ein hohes schönes Tor auf. Durch das schritt der Staatsrat Arm in Arm mit dem Tod. Und voraus marschierte die Trompete und blies zuversichtlich: „Trä—trä, trää—träää . . .“

* * *

„Haben Majestät schon gehört“, sagte der Minister am Schluß einer Audienz zum König, „unser alter Staatsrat soll mit einer Kindertrompete in der Hand gestorben sein?“

„Mit einer Kindertrompete?“ sagte der König und schaute nachdenklich durch das hohe Fenster zu den ziehenden Wolken hinauf.

Goethes Tod.

Von **Ed. Ad. Krauß.**

Sieh die Welt! Sie liegt in tiefem Frieden,
Nur des Mondes Strahlen rieseln klar . . .
Heute ist ein Mann von uns geschieden,
Der ein König aller Dichter war.

Wie ein Herrscher war er noch im Tode,
Dessen Macht kein neidischer Gott zerbricht,
Als der Weltenkreis vor ihm verlohte,
Rang sich's von den Lippen noch: Mehr Licht!

*

Selbst die Sterne scheinen heute trüber,
Durch die Nacht geht's wie Gespensterschritt
Unser Größter ging zu Gott hinüber —
Und er nahm uns eine Sonne mit!

Und plötzlich fühlte der Erbprinz eine unsagbare Sehnsucht in sich aufquellen, auch einmal so frei und ungebunden sich geben zu dürfen, ohne alle Schranken, ohne Konvention und Etikette; als ein gleichberechtigtes Glied wollte er sich unter diese Menschen einreihen, unerkannt und unbeachtet, um an ihrem Leben teilzunehmen. Es sollte dies gewissermaßen ein Abschied sein, ein Abschied von der Welt . . .

Er trug noch seine reiche, goldgestickte Uniform, den hellblauen Generalrock mit den breiten, vielfach geschlungenen Verschnürungen. Einem plötzlichen Entschlusse folgend, legte er ihn ab, er entkleidete sich, indem er leise vor sich hinpfiff und eine derart erwartungsvolle Freude, ein solch toller, mühsam gedämpfter Übermut sich seiner bemächtigten, wie er sie noch nie empfunden hatte. Dann ging er in das nebenanliegende Garderobenzimmer und suchte sich in den vielen Schränken, die hier standen, einen möglichst einfachen Straßenanzug, einen weichen braunen Hut und einen dunklen Überzieher aus. Auch diese Tatsache, daß er, der Erbprinz, heute sich selbst die Kleider zusammenholte und ohne Hilfe Toilette machte, während sonst ein Troß von Lakaien für ihn jeden Schritt und jede Handbewegung tat, bereitete ihm Vergnügen. Als er umgekleidet war, trat er vor den Spiegel, und wie er sich hier sah, in diesem gewöhnlichen, englischen Anzug, den Hut tief in die Stirn geschmiegt, so daß er das Gesicht beschattete, hoffte er annehmen zu können, daß er unerkannt bleiben würde. Er zündete sich eine Zigarre an und trat auf den Korridor hinaus. Aufmerksam lauschte er um sich, ob niemand in der Nähe sei. Es blieb aber alles still und so ging er den Gang hinab, der Richtung zu, in der er das Hintertor vermutete, durch das die Bediensteten zu verkehren pflegten. Er hatte Glück und kam unbemerkt ins Freie, auf eine breite, asphaltierte, lebhafte Straße. Hier blieb er zunächst unschlüssig stehen, er wußte nicht, was er tun, welche Richtung er einschlagen sollte. Eine Trambahn kam die Straße herab und blieb vor ihm stehen. Da beschloß er, einzusteigen und eine kleine Fahrt in diesem Wagen zu unternehmen. Bisher war er noch nie in der Elektrischen gefahren, nur manchmal war er zugegen gewesen, wenn bei der Eröffnung einer neuen, wichtigen Strecke eine Feier veranstaltet wurde, und er stellte es sich sehr hübsch vor, zugleich mit so vielen anderen Leuten in einem gemeinsamen Abteil zu fahren.

Der Erbprinz ging also auf den Wagen zu und stieg ein. Er fand in dem überfüllten Coupé noch einen freien Sitzplatz und ließ sich nieder. Seine Lage war allerdings nicht sehr behaglich, denn er war ziemlich eng zwischen seine Nachbarn eingekeilt, aber das Neue und Ungewohnte seines Abenteuers ließ ihn dessen nicht achten. Die Trambahn setzte sich wieder in Bewegung und der Schaffner kam herein, um ihn nach seinem Ziel zu fragen. Ja, über ein solches war er sich

für immer seinen freien Willen, seine Unabhängigkeit verlieren sollte, um nie mehr sich selbst zu gehören. In Hinkunft mußte er dem Volke über jede Minute seiner Zeit Rechenschaft ablegen, alle Kräfte den andern widmen und selbst einsam sein. Allerdings, viel Freiheit hatte er ja auch bisher als Prinz nicht gehabt, aber immerhin war er nicht derart im Vordergrunde gestanden, es waren nicht in diesem Grade aller Augen auf ihn gerichtet gewesen, erwartungsvoll, krittelnd, beschwörend und nicht selten vielleicht mit einigem Spott. Er sah, indem er sich seine Zukunft ausmalte, seinen ganzen Weg eng abgesteckt vor sich liegen, einen Weg, der in jeder Beziehung dem von allen anderen regierenden Fürsten glich: er würde nun Akten unterschreiben, ohne daß er recht eigentlich um ihren Inhalt Bescheid wußte; man würde ihm Bericht erstatten über die politische Lage, doch nur, weil dies das Herkommen erforderte und nicht etwa, weil man auf seine Meinung Wert legte. Nach einiger Zeit dann schlug man ihm wohl die eine oder die andere Prinzessin zur Braut vor, und die mußte er dann heiraten, um durch diese Verbindung seinem Lande gegebenenfalls einen neuen, wertvollen Bundesgenossen zu gewinnen. Sein Herz, sein Gefühl, seine Neigung kam bei dieser Wahl nicht weiter in Betracht, er mußte sich eben der Allgemeinheit aufopfern. Und auch wenn er Kinder zeugte, würde er dies nicht tun, weil er sich nach solchen sehnte; die Sache war dann einfach die, daß der Thron einen Erben brauchte. Und so mußte er sein ganzes Leben allein als Verbannter, Ausgestoßener, Einsamer verbringen. Er durfte keinen Freund wählen, keinen Vertrauten, dem er sich erschloß, denn niemand war ihm ebenbürtig, er war der Höchste, der Gipfel, und die andern waren seine Untertanen, die nicht an ihn heranreichten . . .

Der junge Prinz wurde sehr traurig, wenn er an diesen verhängnisvollen Tag, der ihm bevorstand, dachte. Er beneidete, während er durchs Fenster auf den Hauptplatz hinabblickte, jeden der draußen Vorübergehenden, alle diese Leute, die sich selbst gehörten. Die Soldaten der Schloßwache, die, rauchend und plaudernd, vor dem Hauptportale saßen, erschienen ihm heute als ganz außerordentlich beneidenswerte Menschen, mit jedem Krämer, der breitspurig und behaglich in der Türe stand, hätte er tauschen mögen. Und die vielen Leute, die da drunten über den Platz schritten, mußten sie nicht glücklich und über alle Maßen zufrieden sein? Sie hatten ihr Tagewerk vollendet, die Bureaus und Kanzleien waren geschlossen, und nun begaben sie sich heim, um sich auszuruhen und zu erholen. Mancher ging auch wohl in ein Theater, ins Restaurant, Café oder Variété — jeder aber durfte sich auf seine Art vergnügen, er durfte tun, was ihm beliebte, und nichts konnte ihm hindernd in den Weg treten.

sich, daß die herzoglichen Schauspieler ihre schwierigen Rollen so gut bewältigten und daß die Aufführung einen derart ungetrübten Verlauf nahm. Als der Vorhang fiel und es wieder hell wurde, sah er aufmerksam ins Publikum. Und da wollte es ihm merkwürdig vorkommen, daß ihm diese Leute heute durchaus anders erschienen wie gewöhnlich, er fühlte sich mehr zu ihnen gehörig, ihnen gleichberechtigt. Bisher hatte er nie Zeit und Lust gehabt, sich im Theater mit den Zuschauern zu beschäftigen. Er war zumeist mitten in einem Akt gekommen und noch vor dem Ende desselben, schon nach ein paar Szenen, wieder gegangen. Heute allerdings war dies ganz anders, heute wollte er sich das Stück vollständig ansehen, er hatte seinen Platz bezahlt und die allgemeine Garderobe benützt. Und er hatte sich auch noch nie über einen Theaterbesuch so gefreut wie heute.

Einige originelle Typen, wie er sie sonst noch nie bemerkt hatte, fielen ihm auf und ergötzten ihn. Im Parkett saßen mehrere Offiziere, die sich durch ihre schönen Uniformen vorteilhaft von der übrigen Menge abhoben. Plötzlich bemerkte der Erbprinz, wie ein Leutnant seine Kameraden anstieß und ihnen etwas zuflüsterte. Dann sahen sie alle zu ihm herauf, sprangen empor und machten gegen seine Loge Front. Dem Erbprinzen war dies peinlich, mit einiger Ungeduld winkte er zu den Herren hinunter und atmete auf, als sie nach einer tiefen Verbeugung ihre Plätze wieder eingenommen hatten. Er sah forschend um sich, ob noch jemand ihn bemerkt hätte, doch schien dies nicht der Fall zu sein.

Seine frühere Freude an dieser Vorstellung wollte aber nicht mehr zurückkehren, da er nun gewärtig sein mußte, auch von anderen Leuten erkannt zu werden. Und seine Besorgnis sollte sich bald bestätigen. Die Offiziere schienen es herumgesprochen zu haben, daß er zugegen war, es blickten vorerst vereinzelte Zuschauer aus dem Parterre herauf, dann immer mehr, die Aufmerksamkeit wurde allmählich allgemein, und bald erhoben sich alle, sahen zu ihm empor, man verbeugte sich, einige Damen konnten sich nicht enthalten, ihm mit den Tüchern zuzuwinken und ihn anzulächeln. Der Erbprinz fühlte dieselbe verlegene Befangenheit wie früher in der Trambahn in sich aufsteigen, er kam sich wieder wie ein ertappter Verbrecher vor und die Röte stieg ihm siedend ins Gesicht. Was mußten die Leute sich denken, da er ohne jede Begleitung in einer bezahlten Loge erschien — heute gerade, am Vortage seiner Krönung . . . Er nahm wahr, wie die Herren in der Journalistenloge, nachdem sie eifrig eine Weile geflüstert hatten, zu schreiben begannen — über ihn sicherlich. Oh, was würden sie bei Hofe alles sagen, wenn sie von seinem Ausfluge erfuhren — die Herzoginmutter, seine Onkeln . . .

Als es wieder dunkel geworden war und die Aufmerksamkeit sich der Bühne zuwandte, saß der Erbprinz ganz niedergeschlagen in seiner

eigentlich selbst nicht im klaren, doch da ihm gegenüber auf einem Schilde das „Jubiläums-Theater" als Endstation angegeben war, so entschloß er sich, bis dorthin mitzufahren. Er erhielt seine Karte und bezahlte, indem er noch einen Nickel als Trinkgeld dreingab. Es wollte ihm zwar lächerlich vorkommen, ein so kleines Trinkgeld zu schenken, während sonst sein Adjutant bei derartigen Gelegenheiten sich stets mit Banknoten einstellte, aber er wollte sich nicht verraten.

Beim Zahlen nun, als er den Kopf hob und zum Schaffner aufblickte, geschah es, daß dieser stutzte, betroffen einen Schritt zurücktrat, mit einem plötzlichen strammen Ruck an die Mütze griff und eine tiefe Verbeugung machte. Dadurch wurden auch die andern Fahrgäste aufmerksam, sie sahen einen Augenblick, flüchtig forschend, herüber und sprangen dann auf, um gleichfalls zu grüßen. Der Erbprinz wurde ein bißchen rot und verlegen, es kam eine kleine Unsicherheit über ihn, er fühlte sich der Situation nicht recht gewachsen. Etwas befangen dankte er, worauf sich die Leute wieder setzten. Aber ihre Augen hingen unausgesetzt mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht an ihm, und der Prinz glaubte in ihren Gesichtern eine leise, verwunderte Frage lesen zu können. Ohne Zweifel waren sie maßlos erstaunt darüber, ihn hier, in der Trambahn, wie einen ganz gewöhnlichen Erdenbürger unter sich sitzen zu sehen — eine Tatsache, die sich seit Menschengedenken gewiß nicht zugetragen hatte. Und er wußte, daß man heute noch in der ganzen Stadt darüber reden würde, der Vorfall würde mit rasender Schnelligkeit die Runde machen, und morgen stand er sicherlich schon in allen Blättern, indem man ihm irgendeine Deutung gab, etwa die hervorragender Leutseligkeit. Die ganze Freude an seinem kleinen Abenteuer war ihm für einige Zeit verdorben, er fühlte sich außerordentlich unbehaglich und fast schuldbewußt. Die Verstimmung wich erst von ihm, als der Wagen vor dem Theatergebäude hielt. Da beschloß er, sich durch dies erste Mißlingen nicht von seinem Plane abschrecken zu lassen und es noch einmal zu versuchen, sich unerkannt unter sein Volk zu mengen und einen bürgerlichen Abend zu verbringen.

Er trat in das Vestibül ein, das von vielen Leuten angefüllt war, voll Furcht, daß man auch hier auf ihn aufmerksam würde. Doch es geschah nichts dergleichen, und auch in dem Gedränge, das an den Kassenschaltern herrschte, fiel er nicht auf. Er nahm eine Loge, legte den Überzieher in der Garderobe ab und stieg dann die Treppe hinauf. Den Hut hatte er behalten, denn dieser war, indem er ihn tief in die Stirn drückte, sein letzter Schutz zur Wahrung des Inkognitos.

Die Vorstellung hatte schon begonnen, der Saal war dunkel. Der Erbprinz nahm an der Brüstung der Loge Platz und verfolgte mit Interesse die Vorgänge auf der Bühne — man gab den „Othello" — er freute

ich die glückliche Ladung und erklärte mich schußbereit: „Volat, meine Herren, mit Pagat ultimo!“

Meine Partner nickten resigniert, und da ich Vorhand hatte, wollte ich gerade das Spiel beginnen, als sich die Türe öffnete. Zu unserem größten Erstaunen trat ein Hoflakai aus dem erzherzoglichen Schlosse Wartholz in Reichenau herein, verbeugte sich mit höfischer Manier und fragte nach einem Herrn Karl Feldbacher.

Mich riß es am Tische herum.

„Der bin ich“, antwortete ich überrascht.

Der erzherzogliche Bote überreichte mir ein Handschreiben des Kammervorstehers, das ich erregt sofort öffnete. Es enthielt die Nachricht, daß Seine kaiserliche Hoheit Erzherzog Karl Ludwig morgen 9 Uhr meine Forellenzuchtanlage im oberen Payerbachgraben zu besichtigen gedenke und anfragen läßt, ob ich zu dieser Stunde Zeit hätte, ihn zu empfangen.

Ziemlich aufgeregt warf ich die Karten auf den Tisch und sagte dem Boten, daß ich Seiner kaiserlichen Hoheit morgen zur gewünschten Stunde mit größter Freude zur Verfügung stehe. Als sich der Hoflakai mit einer Verbeugung entfernt hatte, erhob ich mich rasch und entschuldigte meinen plötzlichen Aufbruch: „Wie Sie soeben gehört haben, kommt Erzherzog Karl Ludwig morgen zu mir. Es tut mir selbst am meisten leid,“ dabei überflog ich wehmütig mein schönes Volatblatt, „das schöne Spiel abbrechen zu müssen, aber Sie werden es begreiflich finden, daß ich noch heute gewisse Vorkehrungen treffen muß, um den hohen Gast würdig empfangen zu können.“

Das sahen meine Partner ein, und das Kartenspiel wurde eingestellt. Hastig ergriff ich meinen Hut und den Mantel, verabschiedete mich von den Herren, und enteilte.

Am nächsten Tage, das Datum habe ich mir bis heute genau gemerkt, es war der 7. September des Jahres 1891, fuhr Erzherzog Karl Ludwig bei dem Eingang zu meiner Fischzucht vor. Er hatte Wetterglück. Kein Wölkchen am tiefblauen Himmel. Ein selten-schöner Herbstmorgen begünstigte seine Fahrt zu mir hinauf. Rasch entstieg er dem Wagen. Er war allein. Sein Kammerdiener trug ihm den Mantel nach. Nach erfolgter Begrüßung gingen wir sogleich zu den Teichen. Der hohe Gast zeigte außerordentlich viel Interesse und besichtigte auch die eigentliche Zuchtanstalt, deren Einrichtungen ich ihm genau erklären mußte. Es war ungefähr ¼11 Uhr, als sich der Erzherzog mit Worten des herzlichsten Dankes verabschieden wollte.

„Aber . . ., kaiserliche Hoheit werden mir doch die Ehre geben . . . und auf ein Gläschen Wein einkehren“ . . ., gestattete ich mir vorzubringen.

Loge. Jedes Interesse für Stück und Darstellung war aus ihm geschwunden, alle Lust und Freude war verflogen. Er sah starr vor sich hin in die Leere, er hatte den Zusammenhang mit der Menge hier im Theater verloren und fühlte sich sehr einsam, fast wie ein Ausgestoßener. Ja, dies war es, durch seine trennende Höhe und Würde war er ausgestoßen aus der heiteren, schönen Gesellschaft all dieser Leute, und der heutige Abend hatte ihn gelehrt, daß die Schranken um ihn zu fest waren, als daß sie sich umstoßen ließen. Stets würden sich die andern von ihm zurückhalten und ihn als Fremden betrachten. Immer sollte er seinen Weg allein, auf sich selbst gestellt, gehen.

Er wartete nicht das Ende der Vorstellung ab, sondern erhob sich und verließ die Loge. Langsam stieg er die Treppe zum Vestibül hinab, um in der Garderobe seinen Überzieher auszulösen. Überall wurde er neugierig gemustert und mit tiefen Bücklingen begrüßt, sein Inkognito war also auch hier schon gelüftet. Doch nun war ihm dies gleichgültig. Er zog eilig seinen Mantel an und trat auf die Straße hinaus.

Dann ging er zu Fuß heimwärts, er legte den Weg gemächlich zurück, in einem Gedränge von Bürgern, Beamten, Arbeitern, Handwerkern und Dirnen. Ein rauschendes, betäubendes Leben hastete an ihm vorbei, ein gewaltiger Strom, aus dem er unberührt und herb wie eine steile Insel aufragte. Er erreichte das Palais und gelangte durch die Hintertüre unbemerkt in seine Gemächer. Hier ging er noch eine Zeitlang in Gedanken auf und ab, trat bisweilen ans Fenster, um auf die Straße hinabzublicken, und begann sich dann, da er müde war, zu entkleiden, ohne erst dem Kammerdiener zu läuten. Und indem er dies tat, wurde er wieder besonnener und ruhiger, ja, er fand ein gewisses resigniertes Lächeln, das ihm über die Enttäuschung hinweghalf. Je nun, die Sache war ganz einfach die, daß er als Bürger in einigen Stunden Bankrott gemacht hatte; nun war es seine Aufgabe, als Herrscher nicht eine ähnliche Enttäuschung zu erfahren . . .

Der hohe Besuch.

Eine lustige Erinnerung aus der Lebenszeit des Erzherzog Karl Ludwig.

Von **Arthur Halberstadt.** Nachdruck verboten.

Im gemütlichen Spielzimmer des Hotels Payerbacherhof war es, als ich abends mit einigen bekannten Herren bei einer soliden Tarockpartie saß. Ich hatte nach einem andauernden Kartenpech endlich ein geradezu phänomenales Blatt erhalten. Großtarock mit Trull, geschlossen bis zum Elfer! — Schmunzelnd, vor innerer Freude ordnete

„Feldbacher . . ., das war eine sehr nette und delikate Überraschung von Ihnen. Die Forelle ist ganz großartig.“

Ich schmunzelte voll innerer Befriedigung.

Als wir mit dem kleinen Mahle fertig waren, ergriff ich die Weinflasche.

„Hoffentlich kein schweres Gewächs?“ bemerkte der Erzherzog.

„Hoheit können sich verlassen . . ., harmlos und süffig. Gumpoldskirchnerauslese vom 90er Jahrgang.“

„Na, na . . ., gar so harmlos wird der Wein wohl nicht sein“, zwinkerte der Erzherzog lustig mit den Augen. Er befand sich heute in einer ausnehmend guten Stimmung.

Dann folgte die Kostprobe.

„Hm . . . in der Tat . . . ein gutes Tröpfchen.“ Diesen Worten folgte ein Gaumenschnalzer, der den Weinkenner verriet.

„Bin überglücklich, kaiserliche Hoheit zufriedengestellt zu sehen. Auch meine Frau wird sich riesig freuen.“

„Ah, die Forelle ist ein Kunstwerk Ihrer Frau! . . . Gratuliere Ihnen, lieber Feldbacher! — — So eine Kochkünstlerin hat nicht jeder zur Frau.“

Er knöpfte jetzt seinen grauen Jägerrock auf (der Erzherzog war im einfachen Jägerkleide erschienen) und brachte aus der inneren Tasche sein Zigarrenetui zum Vorschein, das er mir ohne weitere Umstände offen hinhielt.

Ich stammelte etwas von „hoher Auszeichnung, Ehre und tiefstgefühltem Dank“ und zog eine Zigarre heraus. Es war eine Upmann schwerster Sorte. Der Erzherzog entnahm ebenfalls eine Zigarre und köpfte sie. Dann setzte er seine Havanna unter meiner Assistenz in Brand. Als er bemerkte, daß ich nicht rauche, wollte er mir Feuer geben.

Beinahe hätte ich den Tisch umgestoßen, so heftig war ich aufgefahren.

„Aber, kaiserliche Hoheit werden sich doch nicht um mich bemühen!“ Und schon hatte ich die Streichhölzer in meiner Hand. „Gestatten untertänigst.“ Ich zündete ein Hölzchen an und wollte meine Zigarre in Brand setzen. Zu meiner größten Verlegenheit bemerkte ich, daß die Zigarre noch nicht beschnitten war. Ich wußte momentan nicht, was ich zuerst niederlegen sollte, die Zigarre oder das brennende Streichhölzchen. Und mit dem Munde einfach die Zigarrenspitze abzubeißen, traute ich mich mit Rücksicht auf die Gegenwart meines hohen Gastes nicht. Ich mußte hiebei sehr einfältig ausgesehen haben, weil der Erzherzog zu lachen anfing.

„Halten Sie Ihre Zigarre geschwind her . . ., so . . .“, und belustigt knipste er mit seinem Zwicker das Mundstück der Zigarre ab.

Ich stand auf und verbeugte mich tief.

Ich wußte, daß der Erzherzog auf einen guten Tropfen etwas hielt und hatte mich mit einigen Flaschen Gumpoldskirchner versorgt.

„Meinetwegen dürfen Sie aber keine großen Geschichten machen", erklärte in leutseliger Weise der Erzherzog. „Sie wissen, ich bin kein Freund großer Förmlichkeiten."

Ich verbeugte mich tief.

„Ich habe im getäfelten Stübchen des Fischerhäuschens servieren lassen. Kaiserliche Hoheit werden es dort sehr gemütlich finden."

„Na schön . . ., da nehme ich Ihre Einladung gerne an, aber . . ." Sein Blick fiel auf den stramm dastehenden Kammerdiener. Er wandte sich zu diesem.

„Ich habe es mir überlegt und werde den Heimweg allein zu Fuß antreten. Tragen Sie den Mantel zurück und legen Sie ihn in den Wagen. Der Kutscher soll mit Ihnen nach Hause fahren. Ich komme mittags hinunter."

Der Kammerdiener machte die gewohnte Reverenz und begab sich zum Wagen. Noch bevor wir das Holzgebäude der Fischzucht betraten, hörten wir die leere Equipage mit bremsendem Geräusche hinabfahren. Dann gingen wir hinein.

Auf dem einfach gedeckten Zirbeltischchen rauchte bereits eine blaugesottene Forelle, die von ausgesuchten, in Butter gebratenen Kipfelkartoffeln, einer Leibspeise des Erzherzogs, umgeben war. Eine Flasche Gumpoldskirchner, ein besseres Weinglas und etwas Gebäck bildeten die ganze Hoftafel. Dennoch erblickte mein hoher Gast mit sichtlichem Behagen diese kleine Vorbereitung. Das Arrangement schien ihm zuzusagen. „Da muß man ja Appetit bekommen", meinte er schmunzelnd. „Aber auf etwas haben Sie doch vergessen!"

Ich wurde beinahe bleich vor Bestürzung.

„Na, na . . ., nur keine Aufregung, lieber Feldbacher", ich hörte seine ruhige Stimme. Er lachte sogar. „Auf sich selbst haben Sie vergessen! Es ist ja nur ein Gedeck da." Ich atmete freudig auf. „Aber kaiserliche Hoheit . . ., wie konnte ich es wagen . . ."

„Na freilich? . . . Ganz allein soll ich diese Riesenforelle aufessen! . . . Nein, lieber Feldbacher . . ., machen Sie keine Geschichten mit mir und setzen Sie sich nur her. Zu zweien wird es mir gewiß noch besser schmecken."

Ich ließ sofort ein zweites Gedeck auflegen und setzte mich, ganz bezaubert von der Liebenswürdigkeit des kaiserlichen Gastes, mit dem üblichen „Bin so frei" zur linken Seite des Erzherzogs an den Tisch. Als Mundschenk fungierte natürlich ich selbst. Und nun machten wir uns beide über die Forelle her, die meinem Gaste ganz vorzüglich mundete.

Korkzieher meinte ich: „Machen Sie sich nichts daraus, kaiserliche Hoheit . . ., wer weiß, ob der Bau so groß wird, wie man spricht. Und vielleicht übersiedelt der Bauherr überhaupt nicht ständig nach Reichenau."

„Er wird kommen. Und wie ich höre, soll sein Schloß ein fabelhaft großer und luxuriöser Bau werden." Er machte eine Pause und kostete von der zweiten Flasche, aus der ich ihm eingeschenkt hatte. Selbstverständlich machte ich die Kostprobe mit meinem Gläschen mit.

„Wissen Sie, lieber Feldbacher . . ., wir sind alle sehr einfach erzogen worden", fuhr mein Gast dann fort, „und da berührt es einen peinlich, die Protzenhaftigkeit des Kapitals ansehen zu müssen. Noch dazu in meinen geliebten Bergen, in denen sich ein solcher Monstrebau gar nicht schön ausnehmen wird."

Besorgt um die schwindende gute Stimmung meines hohen Gastes, schenkte ich die Gläser wieder voll.

„Für uns bleibt Schloß Wartholz immer die alte kaiserliche Herrschaft, an der wir alle mit Leib und Seele hängen. Müssen deswegen nicht verstimmt sein, kaiserliche Hoheit. Gegen solche Sachen kann man halt nichts machen."

Diesmal hatte ich scheinbar das richtige getroffen.

Mit großer Freude in den Augen blickte mich Erzherzog Karl Ludwig an.

„So, so . . ., hat man uns hier so gern?"

„Aber, kaiserliche Hoheit!!"

„Nun ja . . ., ich will an Ihren Worten keineswegs zweifeln. Es hat mich jedenfalls sehr gefreut, dies aus dem Munde eines Ansässigen zu hören."

Und wieder kostete mein Gast.

Und ich auch.

Ich winkte dem Kellner, der rasch zwei neue Weinflaschen brachte.

Der Erzherzog erkundigte sich dann bei mir über einige Reichenauer Familien. Ich war sehr erstaunt, zu hören, wie gut mein hoher Gast über die hiesigen Verhältnisse informiert war. Beinahe aufgelacht hätte ich, als er von einem alten Reichenauer erzählte, der einmal der Hoftafel beigezogen wurde und beim vierten Gang, der aus Kalbskoteletten bestand, die Papierschnitzel mitaß.

„Hat ihm scheinbar nicht geschadet", lachte der Erzherzog in heiterer Stimmung und stieß mit mir an.

„Hoheit sollen leben!"

„Sie daneben, Feldbacher, und Ihre liebe Frau auch", meinte mein Gast in animierter Weise.

Dann tranken wir beide ex und kneipten plauschend weiter, bis auch die vierte Weinflasche zur Neige ging. Es war meine letzte Flasche.

Diese spontane Dankesbezeigung mußte auf den Erzherzog erst recht komisch gewirkt haben, weil er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Aber Feldbacher", beinahe wäre er vor Lachen erstickt, „. . . was machen Sie denn für Faxen mit mir. Da . . ., jetzt setzen Sie sich einmal ruhig her und lassen Sie uns gemütlich plauschen. So eine ruhige, gottvolle Stunde wie die heutige habe ich selten."

Ein leichter Schatten überflog seine Gesichtszüge.

„Das Leben eines alten Erzherzogs ist lange nicht so schön, als Sie es vielleicht glauben mögen."

Ich mußte ihn damals etwas ungläubig angesehen haben. Er bemerkte es sofort.

„Ach ja . . ., glauben Sie mir. So eine Stunde, in ungezwungener Plauderei zugebracht, ist mir zehnmal lieber wie aller Hofprunk und gesellschaftliches Ansehen."

„Aber Hoheit! . . . Ihre unnahbar hohe Stellung. Ihr sorgenloses Dasein . . ."

Eine abwehrende Geste unterbrach meine Worte.

„So . . ., glauben Sie . . ., sorgenlos und unnahbar? . . . Lieber Feldbacher, wenn Sie wüßten, wie bitter manchmal diese Stellung ist!"

Er griff zum Wein.

Beinahe krampfhaft ich auch.

„Was bin ich eigentlich? — Sie und alle Welt wissen es: ‚Der Ausstellungs-, Hochzeits- und Leichenerzherzog!' — Ein ebenso prunkvoller als nichtssagender Beruf! — Und erst mein Bruder, der Kaiser! — Er ist wahrlich nicht auf Rosen gebettet und gewiß nicht zu beneiden."

„Ich möcht' nicht an seiner Stelle sein", entfuhr es mir.

Der Erzherzog mußte über meine naiven und gar nicht hofgemäßen Worte lächeln.

„Würden auch schwerlich entzückt sein, lieber Feldbacher", meinte er leutselig und kostete wieder vom Gumpoldskirchner. Ich hielt es für schicklich, immer dann zu trinken, wenn mein hoher Gast trank. Mußte also diesmal wieder mittrinken.

Erzherzog Karl Ludwig rauchte eine kleine Spanne Zeit schweigend. Dann bemerkte er: „Na . . ., reden wir von was anderem. Was gibt es denn Neues in Payerbach und Reichenau?"

„Haben kaiserliche Hoheit schon von dem beabsichtigten großen Bau gehört? — Der soll ja in nächster Nähe Ihres Schlosses entstehen!"

„Habe auch davon gehört. Bin aber, offen gestanden, nicht sehr erbaut davon."

Da habe ich kein erfreuliches Thema angeschlagen, dachte ich mir. Um diese Entgleisung wieder vergessen zu machen, entkorkte ich eigenhändig eine zweite Flasche Gumpoldskirchner. Während des Anziehens mit dem

Bei meinem hohen Gaste schien das gleiche einzutreten. Ich bemerkte es damals nicht gleich. Erst nach einiger Zeit fiel es mir auf, daß in seinen Worten die wienerische Note vorzuherrschen begann.

„Hörn S, Feldbacher . . ., bei Ihnen ist es wirklich kreuzfidel. Da muß ich öfter hergehen . . ., das brauch ich notwendig . . ., so a bisserl einen gemütlichen Plausch . . . Das tut einem ordentlich wohl."

„Aber kommen S nur öfter, Hoheit . . . i bin ja jedn Tag da."

Der Erzherzog mußte über meine Bemerkung auflachen.

„Das wär zu viel . . ., jedn Tag Schampus . . ., nein, lieber Feldbacher, das wär zu viel!"

Unter Lachen und Plaudern kneipten wir auch die beiden Champagnerflaschen leer.

Mir wurde es jetzt schon ein bißchen schwummerig, aber da der hohe Gast keine Miene zum Weggehen machte, blieb mir nichts anderes übrig, als mich um neuen Stoff umzusehen.

Der Erzherzog ging ein wenig ins Freie, um frische Luft zu schöpfen, und ich benützte seine Abwesenheit, um den Kellner rasch in das benachbarte Wirtshaus des Weinzettl Michel zu schicken.

„Nimm, was du kriegst", erklärte ich ihm eilig.

Als der Erzherzog nach einer Weile das Stübchen betrat, stand bereits mein Kellner beim Tisch und stellte eine Flasche Kirschenschnaps nieder. Ich kam leider zu spät, um es zu verhindern. Nun mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen.

„Der Kellner wollte Euer Hoheit mit einer Schnapsspezialität unsrer Berge aufwarten", sagte ich in entschuldigendem Tone.

„Ah . . . großartig", hörte ich zu meinem Glücke ausrufen. „Einfach großartig!"

Ich beeilte mich, ein Gläschen anzufüllen. Unterdessen hatte der Erzherzog dem Kellner eine Zehnguldennote überreicht, worüber dieser in eine solche Freude geriet, daß er laut aufjuchzte.

„Wirst net still sein", fuhr ich ihn an.

„Aber lassen Sie ihn nur", lachte der Erzherzog. „So . . . und jetzt wollen wir dieses Hausgetränk einmal kosten."

Du lieber Himmel! — Ich mußte pflichtschuldigst auch mitkosten. Das geschah öfter, und unter untrüglichen Anzeichen unsres beginnenden Dusels. —

Es war 1 Uhr mittags vorbei, als mein Gast plötzlich auf seine Uhr blickte.

„Um Gottes willen, Feldbacher! . . . So spät ist es schon? . . . Ja, wie ist denn das möglich?"

„Stimmt, Hoheit! . . . Viertel zwei ist's!"

„Ah, so was! . . . Na, da heißt es aber zusammenpacken!"

Zum Glücke erinnerte ich mich, daß vom letzten Silvester her noch zwei Champagnerflaschen im Keller lagen. Ein würdiger Abschluß des heutigen Vormittages!

„Hätte noch eine kleine Überraschung für kaiserliche Hoheit. Aber das muß ich selbst besorgen." Und schon war ich draußen und eilte in meinen Keller.

Als ich mit den beiden Champagnerflaschen eintrat, hatte mein hoher Gast soeben den Rest der letzten Weinflasche geleert.

„Nix für ungut, kaiserliche Hoheit . . ., aber a paar Glaserln Schampus müssen wir noch zusammen trinken."

„Feldbacher, Feldbacher", drohte der Erzherzog lächelnd. „Mir scheint, Sie wollen mir heute einen kleinen Affen ansetzen!"

„Aber Hoheit . . ., die paar Glaserln . . ., für an solchen weidgrechten Jäger, wie Sie es sind . . ., das is ja rein gar nix."

„No meinetwegen . . ., weil Sie es sind . . . und weil es heute so urgemütlich bei Ihnen ist."

Ich schenkte ein und wollte gerade einen schwungvollen Toast vom Stapel lassen, als mir der Erzherzog zuvorkam: „Mein lieber Feldbacher! . . . An die heute mit Ihnen so vergnüglich verbrachten Plauderstunden werde ich mich stets gerne erinnern. Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdige Aufnahme, für Ihre prächtige Bewirtung und bitte, mein Lob über die ganz vortreffliche Kochkunst Ihrer lieben Gemahlin übermitteln zu wollen. Und nun ein fröhliches ‚Prosit' auf Ihr und Ihrer Frau Wohlergehen. Seien Sie überzeugt, daß mir unser heutiger Plausch eine große, sehr große Freude bereitet hat, wofür ich Ihnen in herzlicher Weise meinen besten Dank aussprechen möchte."

Ich war einfach starr nach diesen ehrenden Worten meines hohen Gastes. Dann ermannte ich mich aber und wollte entgegnen, brachte aber nichts als unverständliche Sätze heraus. — Der Erzherzog lachte sich krumm über meine Hilflosigkeit.

„Ja . . ., das Toastieren will geübt sein. — Machen Sie sich nichts daraus", tröstete jetzt mich der Erzherzog. Dann stieß er fröhlich mit mir an.

Der Champagner tat seine Wirkung. Wir wurden sehr gesprächig und unterhielten uns mit Jagdgeschichten.

„Mein Bruder kommt öfter auf den Hahn ins Kreuzberggebiet. Er ist noch immer ein Meisterschütze und weilt sehr gern in den hiesigen Revieren."

„Die Hahnenjagd am Kreuzberg is aber auch nobel beinand", entgegnete ich. Die beginnende Alkoholwirkung lockte mir die gewohnte Mundart auf die Zunge.

„Erzherzog Karl Ludwig war gestern nachmittag in einer sehr aufgeräumten Stimmung zu Fuße im Schlosse Wartholz eingetroffen und gab dem gesamten Dienstpersonale sofort nach seiner Ankunft den restlichen Tag dienstfrei!“ —

So etwas soll im erzherzoglichen Schlosse überhaupt noch niemals vorgekommen sein.

Der Deutsche in der Fremde.

Von Adolf Brunnlechner-Triest.

Mitten in deutschen Landen redet sich's unschwer über Erhaltung und Ausbreitung deutscher Sitte und Art. Deutscher Idealismus kann dort ungestört blühen, und hinter schützenden Mauern hat man leicht Steine werfen, auch auf die Streiter draußen. Weise Lehren gedeihen in wohnlicher Stube und die k. k. Post befördert sie an die Volksgenossen im bedrohten Lande. Viel wird geschrieben, viel gesprochen über die Volksgenossen im Auslande, auf den Sprachinseln, in den Kolonien, an den Grenzen; viel Gutes, viel Plattes, und manchmal möchte man auf zudringliche Vormundschaft verzichten.

Wer da glaubt, daß der Deutsche überall mit fliegenden Fahnen einziehen könne, wo ihm eine wohnliche Stätte winkt und dort germanisieren müsse, der verkennt unsere Kräfte und unsere Aufgaben. Vorerst zeige man uns diejenigen Idealisten, welche lediglich des Volkstums halber sich auf den heißen, deutschfremden Boden begeben, um dafür zu kämpfen. Jeder hat sein Privatinteresse, sowie eben jeder Deutsche auch in deutschen Landen, wie jeder gesunde Mensch sein Privatinteresse hat. Man täusche sich darüber nur nicht hinweg, und wer vermag es dem Deutschen zu verübeln? Er geht als Kaufmann, als Lehrer, als Künstler, als Handwerker, als Verdienender in die Fremde. Im Augenblicke des Dienstantrittes beginnen seine Privatinteressen zu sprechen — wie sich Fäden zu spinnen beginnen zwischen ihm und all dem und jenen, mit dem und denen ihn sein Beruf, sein Bildungs- und Geselligkeitsbedürfnis zusammenführten: mit den örtlichen Verhältnissen, mit der Bevölkerung, mit dem fremden Elemente. Wer vermag diesen Gang zu hindern?

Es macht immer einen sonnigen Eindruck, wenn junge Leute in der Fremde ankommen, und, wie z. B. an südlichen Gestaden, vom Meere, von der Sonne, von der hochinteressanten Umgebung in zuweilen kindlich-naiver Weise entzückt sind, wenn sie in dieser sonnigen Stimmung ihre Pläne machen, Freunde finden und sich wohl fühlen.

Selten gelingt es, die naive Freude dauernd zu erhalten; rasch tritt der Vergiftungsprozeß heran: Der unzufriedene Volksgenosse muß

Als wir ins Freie traten, kam es blitzartig über uns beide.

Der Erzherzog blieb stehen und mußte sich am Staketenzaun anhalten. Ich kämpfte heroisch, auf meinen Stock gestützt, gegen die niederträchtigen Pendelgefühle meines aufziehenden Rausches.

„Feldbacher . . ., mir scheint, ich bin beschwipst!" rief der Erzherzog, in ein lustiges Gelächter ausbrechend.

„Kaiserliche Hoheit . . ., i aa!" — —

Und jetzt lachten wir uns beide eine geraume Weile gegenseitig gehörig aus.

Dann hängte sich mein hoher Gast in meinen rechten Arm und sagte: „Feldbacher, daran sind Sie schuld. Jetzt müssen Sie mir aber auch bis auf die Höhe hinaufhelfen. Bis dorthin wird der Dusel hoffentlich nachgeben."

Arm in Arm begannen wir nun den ziemlich steilen Weg zur Steyerhöhe emporzusteigen. Das werde ich mein Lebtag nie vergessen. Der Erzherzog in der fidelsten Stimmung, allerlei Schnurren zum besten gebend, konnte nichts als lachen und wieder lachen.

„Nein, so etwas ist mir noch nie in meinem Leben passiert. Das muß ich alles meiner Frau erzählen", rief er überlustig aus. Dann begann er gar Gstanzeln zu singen, die ich mit meiner gröhlenden Baßstimme begleitete. Als wir auf der Steyerhöhe standen, dachte ich mir: „Höher geht's nimmer!" —

„Jetzt gehen Sie zurück, lieber Feldbacher", sagte der Erzherzog zu mir. „Ich kann schon ganz gut allein gehen." Und lachend vollführte er einen selbständigen Gehversuch, der gottlob ganz leidlich ausfiel.

„Wenn mein Bruder wieder kommt, werde ich Sie mit ihm besuchen. Dem Kaiser wird es bei Ihnen sicherlich ebensogut gefallen wie mir. Und dann wollen wir wieder zusammen lustig sein wie heute." — In herzlicher Weise reichte er mir seine Hand zum Abschiede.

„Mein tiefsten Dank für die große Ehr", lallte ich mit schwerer Zunge. „Und i laß mi dem Herrn Bruder bestens empfehln miterweil. Er soll nur bestimmt kommen mit Ihnen, kaiserliche Hoheit . . ., das möcht mi unbändig freun!" — —

War es noch ein Rest der Alkoholwirkung, der dem scheidenden Erzherzog plötzlich in heimtückischer Art einen Stoß versetzte, oder kam es mir in meinem Rausch nur so vor. Ich weiß es nicht mehr. — Der hohe Gast grüßte noch einmal mit der Hand und schritt dann talabwärts seinem Schlosse zu.

Lange sah ich ihm verklärten Blickes nach, bis er im nahen Hochwalde verschwand. —

Am nächsten Tage lief eine merkwürdige Nachricht durch das ganze Reichenauertal, von der auch ich Kenntnis erhielt.

wenig Sprachen lernt, daher zu wenig Einblick bekommt und gar zu leicht geneigt ist, unverstandene, auch wortarme Sprachkenntnisse Fremder zu überschätzen, sich durch sie verblüffen zu lassen.

Die Schulen der Deutschen in fremden Landen sind überall dort hoch einzuschätzen, wo fern von Streberei still und mit pädagogischem Ernste opferwillig gearbeitet wird, wo der heitere Ernst der deutschen Schulmeisterarbeit über den schalen Wert der Bühnenleistungen der Kinder gestellt wird, wo man Werte für die Zukunft schafft, nicht Momenterfolge anstrebt. Die deutsche Schule in der Fremde hat guten Ruf.

Wir haben dort eben viele tüchtige Leute als Schulmänner, aber auch Menschen, die für solch verantwortungsvolle Posten nicht geschaffen sind. Wir brauchen Förderer, Männer mit weitem Blicke und warmem Herzen. Wie bei vielen Institutionen steht auch hier leider mehr als einmal das persönliche Interesse über dem allgemeinen, dasselbe persönliche Interesse, dessen Vorhandensein nicht zu leugnen und dessen Bestand vollkommen begreiflich ist. Wo es aber über dem allgemeinen steht, da wird es bedenklich. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß sich Vereinsinteressen mit Erziehungs- und Unterrichtsinteressen zuweilen so unglücklich mischen, daß sich bittere Konflikte ergeben. Der Deutsche versteht unter Gemeinsinn oft geradezu Vereinssinn. Die ungesunde Zahl von deutschen Vereinen in einzelnen Orten bringt es nun zuwege, daß sich Interessen kreuzen, daß Leute auseinandergehalten werden, die ohne Verein vielleicht ganz gut sich vereinen würden. Ich habe es noch nicht herausgebracht, daß das umfassende Vereinsleben der Deutschen dem Volkstume so förderlich wäre wie man behauptet. Nur dort, wo die Leute durch Not, durch eine gesunde Idee, durch wertvolle gemeinsame Arbeit zusammengehalten werden, da ergibt sich der Zusammenschluß auf natürliche Weise von selbst.

Kein Verein will die Tyrannei seiner Satzungen oder die Zudringlichkeit einzelner Mitglieder bemerken. Wenn nun der Neuangekommene einmal von einer Anzahl von Vereinen gefangen ist, wenn er weder über seine Zeit, noch über sein Geld, noch über seine Willensentschließungen mehr Herr ist, dann genießt er die Freiheit . . ., die er sich anders vorgestellt hatte. Fast jeder Deutsche, dessen Stellung und Einkommen interessieren, wird zum Vereinsopfer. Jeder Verein hat die triftigsten Gründe, ihn als Mitglied zu besitzen. Es sei eine Schande, ein Verrat . . . Sache heiligster Pflicht, und man verliert sich in Phrasen. Wer tiefer hineinblickt, wird bemerken, wie Vereinsinteressen dem Einzel- und dem Volksvermögen wiederholt widersprechen; daß Vereinsinteressen mit Familieninteressen vielfach im Widerspruche stehen, und daß gewisse Berufe, nicht zuletzt die freiesten, gerade den Forderungen der Vereinsstatuten sozusagen nur schüchtern nachzukommen vermögen. Man muß

in überlegen großartiger Weise an den lokalen Einrichtungen, an den Dingen und an den Menschen um jeden Preis nörgeln.

Es würde zu wenig völkisch gelten, sich weiter für etwas zu begeistern, das gegen jene Voreingenommenheit Front macht, auf die beim Glase Bier geschworen wurde. Wie ein Bleigewicht halten solche Prinzipien nieder. Ich hatte Gelegenheit, in die Gedanken so mancher jungen Leute zu gucken, welche sich wehren mußten gegen die finsteren Brillen. Ein Glück für den jungen Mann, wenn er einen Freund findet, der ihm seine Freude erhalten hilft. Er kann auch in der Fremde ein vortrefflicher Deutscher bleiben, ja werden, wenn er früher keiner war.

Tritt der Deutsche als Kaufmann auf, so hat er mit der Kundschaft zu rechnen, auch mit der fremden. Tritt er als Kunde auf, dann hat er mit dem fremden Kaufmanne zu rechnen, mit fremdem Brote. mit fremder Milch und fremdem Lichte. Wiederholt wurde die Forderung aufgestellt: „Kauft nur bei Deutschen!" Nur völlige Unkenntnis der Sachlage vermag eine solche Forderung ernst zu nehmen. Selbst wenn die deutsche Gesellschaft so groß und die Arbeitsteilung derart durchgeführt wäre, daß der Deutsche bei Deutschen vollends bedient werden könnte, dann müßte das Verhältnis des Nehmenden zum Gebenden ein gesundes sein . . . aber auch dort gedeiht der deutsche Idealismus nicht, wo man den gläubigen Volksgenossen ausnützen will.

Daß sich mancher deutsche Kaufmann Giuseppe statt Josef, Alberto statt Albert nennt, ist nicht nach meinem Geschmacke, allein das Verfolgen seines Geschäftsinteresses als Kaufmann erlaubt ihm erst ein Deutscher zu sein — und er kann sogar ein guter Deutscher sein!

Wollen wir nur bei Deutschen wohnen, dann bleibt allerdings fast nichts anderes übrig als in deutschen Landen zu bleiben, was übrigens für manche sehr heilsam wäre.

Und wenn der Deutsche ins Unglück und in Schulden kommt? Was dann? Kann er sich die Gläubiger aussuchen? Wird ihm von seinen Volksgenossen so geholfen wie etwa die Juden einander helfen? Ein sichergestellter Deutscher konnte in einem Augenblicke der Not bei einem deutschen Institute nicht hundert Gulden auftreiben!

Als Lehrer und Professor hat der Deutsche mit drei, vier, ja mit zehn Nationen zu arbeiten. Darf er einen Unterschied machen zwischen den Nationen oder sonstigen Klassen? Ich kenne Fälle, wo die Objektivität so peinlich war, daß anerkannt tüchtige Arbeiten deutscher Jungen tiefer gestellt wurden als gleichwertige anderer Nationen. Auf die Frage: „Warum?" kam die naive Antwort: „Weil der Deutsche noch mehr leisten müsse, um dieselbe Note zu erringen wie der Nichtdeutsche." Nun, das ist krankhaft und kurzsichtig. Bei solchen Vergleichen kommen die Deutschen überhaupt leicht zu kurz, weil man im deutschen Volke zu

Punkte zeigt sich immer wieder, daß zuerst der Mensch ward und daß aus dem Menschen erst der Deutsche ward. Das Herz des Deutschen spricht oft zu rasch; hoffen wir, daß er mit demselben Pulsschlage sein Volkstum erfaßt und hinüberrettet in die Mischehe. Was sollen nun die Kinder werden?

Wollen wir die schwierige Lage nur erkennen. Meine Erfahrungen sagen, daß in Mischehen überwiegend der deutsche Teil der schwächere ist; die Kinder sprechen gewöhnlich die Muttersprache — sehr begreiflich, aber sie bleiben auch nicht immer Deutsche, wenn nur die Mutter eine Deutsche ist.

Man muß es mitangesehen haben, in welch peinliche Lagen zuweilen solche Deutsche geraten, welche durch Beruf, Verehelichung oder sonstige Zwangsmomente mit dem Deutschtum in Widerspruch geraten. Und dennoch gibt es eine Lösung. War Liebe oder Brotnot größer als der Volksgedanke, so kann noch immer ein großer, schöner Rest fürs Volkstum bleiben: Es mögen Sprache, Sitte, deutsche Arbeit, Treue und so manche Eigenheit als tüchtige, starke Stütze bleiben dem eigenen Volke. Es müssen sich dramatische Verwicklungen nicht immer tragisch lösen und es müssen solche Verwicklungen nicht zu einem Gedanken- und Gefühlswirrwarr führen, der keine Stütze bietet. Eine deutsche Gemütlichkeit mit lauem Sichzufriedengeben habe ich niemals angeschwärmt. Sie war meiner Erfahrung nach zu oft der Erlaubnisschein zu undeutschem Gehaben. Laßt mir das deutsche Gemüt weg von der deutschen Gemütlichkeit!

Was sollen nun unsere Kinder werden? Ihre Laufbahn ist förmlich vorgezeichnet. Sie müssen studieren. Während nun aber die dominierende Nation gewöhnlich Gelegenheit hat, neben der Muttersprache auch die deutsche Sprache zu erlernen, kommt der Deutsche selten in der Fremdsprache mit, ja man ist versucht, ihn in den eigenen Schulen davon auszuschließen, weil er tatsächlich den Fortgang hemmt. Daß sich der Deutsche dadurch im Nachteil befindet, ist klar. Wenn man nun einen Vergleich zieht zwischen den Schülern, welche die deutschen Schulen des österreichischen Südens alljährlich in die Mittelschulen senden, und denen, welche aus dieser kolossalen Zahl in die Hochschule kommen, so muß man sagen: Das Resultat kann nicht befriedigen. Was ist die Ursache? Eine Anzahl der jungen Leute macht die Matura und verliert sich in den Kanzleien. Allerdings fragen sie mehr als einmal: Und dazu brauchten wir jahrelanges Studium, Verlust der Jugend und so manchen anderen Verlust, den der Handwerker, der Landwirt, der Techniker nicht zu verzeichnen hat? Andere verlieren sich schon auf unteren Stufen. Teils greift das Schicksal ein, teils ist Intelligenzmangel schuld, den man nur zu spät entdeckte, aber es drängen sich auch andere Fragen auf. Tatsache ist, daß das Studium viel Unzufriedene schafft. Wohlverstanden,

nach strammen Versammlungen nur den Einzelstimmungen nachspüren und wird den Unterschied herausfinden zwischen dem unbefangenen, kräftigen, arbeitsamen Volkstume und gemachter Vereinsstimmung. Es sei nur jeder tüchtig, damit dient er am besten, dann findet er sich leicht mit Tüchtigen zusammen.

Gar mancher deutsche Verein hat es durch seinen Zweck und seine Noblesse zu großem Ansehen gebracht; er bildet einen Sammelpunkt für geistiges Leben, an welchem da und dort allerdings auch Nichtdeutsche teilnehmen, die Gastfreundschaft des Deutschen gerne und dankbar genießend. Das erregt in manchen Volksgenossen Unwillen . . . und dennoch sind es gerade zumeist dergestalt organisierte Vereine, welche wertvolle Stützen für das Deutschtum bilden. Insbesondere sind es geistige, höhere Interessen, welche vornehme Kreise dauernd zusammenführen, allerdings so weitherzig, als es eben diese Interessen fordern. Hier sucht das fluktuierende Element selten Platz, jenes zersetzende Element, welches kommt und geht und sich (oft unreif genug) in die Verhältnisse mischt, ohne sie zu kennen, vielleicht einem aus dem Innern des Reiches kommenden Auftrage ungeschickt nachkommend. Es gibt Leute, die förmlich an eine Mission glauben und belehrend auftreten, wo sie selbst noch zu lernen hätten. Große Worte packen kleine Leute, Schlagwörter arbeiten, Bekanntschaften mit Abgeordneten werden mißbraucht, und ich habe die Erfahrung, daß solche Bekanntschaften den Herren Abgeordneten nicht immer angenehm sind, insbesondere dann nicht, wenn die Herren einseitig und lückenhaft unterrichtet werden und wenn sich die Volksgenossen selbst vor häßlichen, ungeschickten Zeitungsangriffen nicht scheuen. Fernab von diesen Lächerlichkeiten stehen nicht wenige ernste Leute, die es nicht nötig haben, von der Gnade willkürlich zusammengewürfelter Korporationen abzuhängen. *Sie lachen nicht*, sie bedauern nur, daß es so ist wie es ist. Ihr Haus, ihre Gesinnung, ihr Wesen ist deutsch, sie haben ihre Sprache rein und schön erhalten, auch den Dialekt nicht vergessen, ihre Schätze liegen in der deutschen Bücherei, in Kunstwerken, aus aller Welt zusammengetragen. Sie sind mit Wien, Prag und Nürnberg, mit Berlin und Frankfurt ebenso in Verbindung wie mit Venedig und Florenz, sie haben ihre Bildung aus weiter Welt zusammengetragen, haben Sprachen gelernt und waren auf diese Weise imstande, anderer Völker Lieben und Hassen kennen zu lernen; sie sind wertvolle Deutsche, aber das *aufdringliche* Deutschtum verstehen sie nicht.

Und zwischen den beiden Gruppen gähnt eine Kluft — die Vernunft wird sie hoffentlich rechtzeitig überbrücken! Mancher Deutsche ist mit der Idee nach dem Süden gegangen, sein blondes Gretchen nachzuholen. Es ist anders gekommen, und eine schwarze Südländerin hat es ihm angetan. Es wäre rauh, darüber ein Wort des Tadels zu verlieren. In dem

Mitglieder deutscher Vereinigungen, sondern Deutsche mit Herz und Sinn. Deutsche Abzeichen sind billige Ware, deutsche Arbeit kostet Blut und Nerven.

Die Deutschen genießen in der Fremde Ansehen, großes Ansehen — doch nicht, weil sie keine Fehler haben. Nur sollen wir unsere Fehler auch erkennen, dann werden wir doppelt geachtet werden. Wir brauchen nicht „stramme" Deutsche zu sein, aber wir müssen gute Deutsche sein.

Ein italienisches Buch über Friedrich Marx.

Von Hermann Kienzl=Berlin.

Friedrich Marx? . . . „Der Mensch ist undankbar, aber der Deutsche ist es am meisten", sagt Ludwig Börne. Von den deutschen Lesern kennen die meisten kaum den Namen des gemütvollen kunstadligen Kärntner Dichters, der vor neun Jahren gestorben ist. Und im fremden Lande, in Italien, wird seinem Ruhm ein Denkmal errichtet. Der treffliche Literat Ugo Chiurlo hat über Friedrich Marx und seine Dichtungen ein Buch geschrieben, das zu Florenz (Verlag Landi, L'Arte della Stampa) erschienen ist.

Friedrich Marx (1830 bis 1905), zu Steinfeld in Kärnten geboren, wurde nach den Wirren des Jahres 1848 ins Militär „gesteckt", brachte es als pflichttreuer Offizier bis zum Obersten, machte den italienischen Feldzug des Jahres 1859 als Kombattant mit und verlebte lange Pensionistenjahre in Graz, wo er als Dichter neben Robert Hamerling, Anastasius Grün, Peter Rosegger und Karl Gottfried v. Leitner in hohem Ansehen stand. Unter dem österreichischen Waffenrock wahrte er sich ein freies Herz, das dem bedrängten Deutschtum Österreichs so warm schlug wie der voraussetzungslosen Wissenschaft; unerschrocken führte er die Dichterwaffe gegen soziales Unrecht und pfäffische Geistesknechtung und für die Forderungen der Menschlichkeit. Sein sparsames, gehaltvolles Dichten gab ihm nur die Feiertagsstunde ein; es blieb ihm Gottesdienst. Harmonisch, wie seine Poesie, war sein Leben. Viele seiner Gedichte sind dem Glück des Familienhauses entsprossen, dessen er bis ins Greisenalter an der Seite seiner Gattin und seiner Kinder genoß. Eine seiner Töchter (Friederike) ist als Malerin, eine andere als die hannoversche Hofschauspielerin Stephanie Hildburg bekannt.

Friedrich Marx ist vor allem Lyriker. Seine Gedichtsammlung „Gemüt und Welt" (Verlag Günther, Leipzig) erregte einst Aufsehen und erzielte eine Reihe von Auflagen. Nach seinem Tode gab Irene

das Studium, nicht die Bildung. Ob dieses Studium immer bildungsfördernd ist? Ob Interessen, Tatkraft, Lebensenergie, Willensentschließung, Gemeinsinn gefördert werden? Das Studium, das so vielfach als Last empfunden wird, das die Ruhe raubt . . ., das heitere Lebensregungen ertötet . . .

Die Schule steht heutzutage leider noch viel zu sehr abseits vom Leben, darum ist sie noch zu wenig lebenspendend. Das, was schon großzügig angelegt ist, ist von Weitschauenden geschaffen und gepflegt; speziell die Volksschule geht bereits auf guten Bahnen, nur müssen für die Lehrer andere Lebensbedingungen geschaffen werden, damit Ideale gedeihen können. Wir brauchen sie.

Eine weitere Frage ist das Mädchenstudium. Die Resultate des Mädchenmittelschulstudiums müssen erst abgewartet werden.

Wo sollen all die studierten Mädchen unterkommen?

Die vorstehenden Zeilen sind gewiß nicht nach dem Geschmacke aller Deutschen geschrieben, sie haben auch nicht die Aufgabe, Glanz aufzutragen; damit erreicht man nichts. Wer die herrlichen Berichte über Vereinsangelegenheiten und statistische Zusammenstellungen liest und daneben das oft unwürdige Schmähen nichtdeutscher Verhältnisse, der bekommt eben kein Bild für ernste Menschen, für ernste Arbeiter. Solche müssen sich vor allem klar darüber sein, was und wie etwas zu bessern sei. Der Deutsche darf in der Fremde nicht verloren gehen, er darf nicht aufgehen im Fremden, er soll nicht untergehen in Gleichgültigkeit. Das Deutsche möge sich entwickeln auch auf fremdem Boden, möge sich am fremden Elemente kräftigen und stärken. Jahrhunderte hindurch haben die Deutschen ihre Bildung im Süden zu erweitern gesucht; unser Goethe ging voran und seine Werke haben unter der Sonne des Südens Läuterung und Belebung gefunden. Weshalb sollen nicht ganze große Gruppen von Menschen an der südlichen Sonne gedeihen? Wir können uns da ebenso kräftigen wie am guten Teile des Amerikanismus und am Beispiele der Japaner. Man möge sich am Fremden im Spiegel sehen, die Fehler erkennen, nicht bloß lamentieren, sondern mutig aufwärts streben.

Nicht in der Verachtung des Fremden liegt der Ausdruck des eigenen Volkstums, nicht im Verdecken der eigenen Fehler liegt Förderung, nicht im Schönmalen besteht die Tüchtigkeit. Erfolge bedeuten nicht Glanz, sondern Gediegenheit. Man werfe selbst den verirrten Volksgenossen nicht hart aus dem Geleise, lese jedes Bröserl Volkswert auf und sammle und spare damit. Und wo man Größeres findet, da hebe, stütze und fördere man und lasse Neid und Eitelkeit fahren — ersetze sie durch einen Tropfen Opfermut. Wir wollen kein billiges Deutschtum, das beim Glase „Heil“ ruft, aber sonst keinen Finger rührt. Wir wollen nicht bloß

Ob der Himmel wolkennächtig
Später sich verhüllen mag,
War dein Morgen klar und prächtig,
Ist's ein voller Lebenstag!"

Und seine Abschiedsworte lauten:

„Wie einst mein Herz, ein ungestümer Freier,
Der Braut im Jugenddrang entgegenschlug,
So segne dich in deinem Sternenschleier,
Du schöne Welt, mein letzter Atemzug."

Friedrich Marx war zu erkenntnisstark, sich in seiner Daseinsfreude ein Wechselakzept auf das Jenseits aufdrängen zu lassen. Mit dem Gedanken an ein ewiges Nichtsein versöhnt er sich:

„Was wäre das Leben dir
Ohne des Tages flüchtigen Reiz?
Vergänglichkeit allein
Lehrt dich das Leben ertragen
Und macht es schön und begehrenswert."

Für die Gedankendichtung, die nur spärlich zwischen den Blumenbeeten seiner Liebes- und Heimatlieder sprießt, wählte Marx mit Vorliebe das Sonett. In einem Sonett setzt er sich mit der Bibel auseinander, die den aus dem Paradiese vertriebenen Menschen die Arbeit als Fluch auferlegt. Er preist den Segen der Arbeit und vertreibt aus dem sozialen Paradiese der Zukunft die schmarotzenden Gaffer und Laffen.

Er, der mit den österreichischen Truppen am Kriege gegen Italien (1859) teilgenommen hat, scheute sich nicht, das Unrecht zu verdammen, das Staats- und Machtpolitik an einem Volke begehe, dessen natürliches Recht auf nationale Einheit und Unabhängigkeit man bekämpfe. Der Dichter ruft den Mächtigen der Erde zu:

„Gilt es den Kampf um Weideplatz und Herde,
Für Freiheit oder der Gesittung Saaten,
Gilt es den Schutz der frommen Hauspenaten,
Wohlan, so ruft: Gott will's! — und steigt zu Pferde.
Doch muß, daß einem Wahn Erfüllung werde,
Cäsarenstolz durch Ströme Blutes waten,
So stellt euch nicht, als ob von Gott beraten,
Und schweigt von Recht, ihr Mächtigen der Erde!"

Diese vornehme Gesinnung hat man in Italien dem deutsch-österreichischen Dichter nicht vergessen. Sie — und die großen Verdienste, die sich Friedrich Marx um die Verdeutschung italienischer Dichtungen erwarb — begeisterten Dr. Ugo Chiurlo zu der soeben erschienenen umfangreichen Schrift: „Un Ufficiale Austriaco ammiratore e traduttore d'Alessandro Poerio." Doch wird der italienische Gelehrte dem Gesamtschaffen des deutschen Dichters gerecht, nicht bloß seinen wundervollen Übersetzungen.

von Schellander den lyrischen Nachlaß des Dichters in einem stattlichen Bande heraus („Lebensblätter", Verlag von Georg Müller, München, 1909). In der Reclamschen Universalbibliothek (Bändchen 158 und 231) sind zwei Tragödien von Friedrich Marx erschienen, die gutgebauten und jambensauberen Epigonendramen „Jakobäa von Bayern" und „Olympias" (mit Erfolg im Burgtheater aufgeführt). Das Bändchen 238 der Universalbibliothek enthält Marxens meisterhafte Übersetzungen der Gedichte Longfellows. Was er selbst von diesen Übersetzungen sagte: daß sie „durchaus getreu und dennoch urdeutsch" seien, gilt auch von seinen anderen Eroberungen fremdsprachiger Poesie. Marx hat Gedichte von Edgar Poe und besonders italienische Dichtungen dem deutschen Kunstschatz einverleibt. Bei J. F. Richter in Hamburg ist seine Übersetzung von Gubernatis' Drama „König Nal" erschienen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Marx als Übersetzer, Biograph und gewissermaßen als Entdecker des Italieners Poerio.

Als Lyriker wird der tiefbescheidene Marx zwar nicht als Chorführer genannt werden können, aber sicher auch niemals ganz verloren gehen. Denn es geht nichts unter, was wahrhaft die Natur gegeben und geschaffen hat. Einige Marxische Gedichte sind übrigens Volkslieder geworden. So das „Steirische Schützenlied":

„Dort wo im Oberland
Noch Gems' und Adler haust
Auf jedem Scheibenstand die Kugel saust:
Dort ist die Heimat mein,
Da bin ich wohlbekannt,
Du schönes, grünes Steirerland!"

Und das überaus duftige Ständchen:

„Wenn du noch schläfst, erwach', mein Lieb,
Und öffne mir das Tor,
Der Tag bricht an, wir müssen fort
Über Wiesen, Berg und Moor.

Such deine Schühlein nicht zu lang,
Nein, komm mit nacktem Fuß,
Wir wandern ja durchs tauige Gras
Und durch den tiefen Fluß."

Muß schon eingeordnet werden, so wird man den formreinlichen und doch so schlicht-innigen Friedrich Marx am besten an die Seite Hermann Linggs stellen. Den volkstümlichen Zug hat der Kärntner vor dem bayrischen Genossen voraus; und ganz sein eigen ist ein noch in schwerer Krankheit, bis zur letzten Stunde, treu festgehaltener Lebensglaube. Ihm ist das Gedicht entsprungen: „Eine Rose für jedes Leid." Auf ein langes Leben zurückblickend, sagt er:

„Will noch bei des Tages Sinken
Uns von heller Frühlingsau
Holden Gruß ins Auge blinken
Junger Liebe Silbertau?

Fischfang. Nun tut's das nicht mehr, wie man hört. Die Skandinavier brauchen Geld, sie führen in ihren Ländern die Industrie ein. Sie eröffnen neue Bergwerke und bauen Fabriken. Aber nun haben sie zu wenig Leute. Es wohnt sich zwar viel behaglicher, ruhiger und schöner, wenn das Land nicht zu dicht bevölkert ist, und nichts sangen die Norweger lieber als ihres großen Dichters Heimwehlied: Mein Herz ist im Hochland! — Aber jetzt soll die Industrie mit den Proletariern kommen. Von aller Herren Ländern sucht man Arbeiter herbeizuziehen, die sich in ihrer Art festsetzen und aus dem alten Idyll ein modernes Infernal machen. Es wird Reichtum geben, wenn sie ihr reines Germanenblut für Geld verkaufen. — Und Ursache dieser Wandlung soll Rußland sein, das ewige Schreckgespenst Europas. Rußland schickt sich immer an, seine Pfoten nach Skandinavien auszurecken, da braucht die alte Germaneninsel Geld, Waffen, Krieger. Deshalb Industrie, soviel Industrie als möglich. Gut, ein Volk soll sich seine Rasse beschützen, wie es kann. Aber, was gibt's denn da zu beschützen, wenn es einmal kein Volk, kein reinrassiges Volk mehr ist, wenn es durchsetzt, verdorben ist von Arbeiterschaften aus aller Herren Ländern? Dann wird es kaum der Mühe wert sein, sich abzuschließen vor dem slawischen Koloß!

Und endlich ist es denn ausgemacht, daß Industrie die Wehrmacht eines Landes stärkt? Hatte 1870 Frankreich nicht eine größere Industrie als Deutschland? War nicht halb Europa beunruhigt von den industrielosen Balkanvölkern? Der reine, natürliche Menschenschlag tut im Kriege mehr als eine durch Überkultur, Blutmischung oder Korruption halbzersetzte Armee.

Die Leute sind doch eigentlich recht komisch. Da schwärmen sie einerseits für die Freiheit der Person, und anderseits schwärmen sie für die Leidenschaften. Für große Leidenschaften der Person und in der Kunst. Ja, ist es ihnen denn nicht klar, daß die Leidenschaft den Menschen unfrei macht? Während er der Tätige sein soll, um unsere Achtung zu gewinnen, ist er der Leidende, für den wir im besten Falle nur Mitleid haben. Woher kommt denn der Name Leidenschaft als von Leiden. Stark und zielbewußt tätig kann nur der Leidenschaftslose sein, denn seine Kräfte sind ungebunden, sein Wille ist frei, seine Vernunft ist klar. Mir scheint immer, daß in Leben und Kunst solche Menschen die größten Helden sind, denen es gelingt, die Leidenschaft unterzukriegen. — Solche leidenschaftslose Menschen, ich liebe sie leidenschaftlich!

Es wäre hart sterben in unseren Tagen. Das brechende Auge sähe den ungehemmten Niedergang des deutschen Volkes. Alles ist anders, so ganz anders geworden, als es sein sollte; in allen Bereichen

Italien war in den Sehnsuchtsträumen unseres Kärntner Dichters die Wunderinsel Bimini! Im Gottesgarten des Südens holte er sich des Lebens lichteste Freuden. Und doch — so tief verwachsen war er mit der deutschen Erde, daß es ihn nicht lange litt fern von den Silberkuppen der Alpen und dem Waldesgrün.

Eins der schönsten Gedichte von Friedrich Marx schildert die Heimkehr aus dem italienischen Kriege:

„Ein Trauerzug nun heimwärts, dumpf und bang.
Und doch, wie schlug mein Herz im Hochgefühle,
Als über mir die deutsche Lerche sang,
Tief unten klapperte die deutsche Mühle!
Mit Wäldern, Auen, Seen, Burgen trat,
Mit Dorf und Stadt, mein Kärnten mir entgegen,
Und segnend kam ein greises Paar genaht,
Aufs Jünglingshaupt die Hände mir zu legen."

Ein Italiener hat Marx, den deutschen Dichter, entdeckt. Für die Italiener.

Heimgärtners Tagebuch.

In meiner Jugend sah ich einmal ein Bauernweib, das am Ofen saß, ein Kind säugte und dabei eine Pfeife Tabak rauchte. Das Kind an der Brust, die Pfeife im Mund, von dieser Weiblichkeit haben wir Bauernburschen uns lachend abgewendet. Später erfuhr ich etwas, das nicht mehr bloß zum Auslachen war. Eine junge, schöne, dralle gnädige Frau hatte ihr Kind zur Säugung einem stockfremden Weibe hingegeben. Frauen sind sonst immer eifersüchtig. Warum ist denn die nicht eifersüchtig, wenn ihr Bübel am Busen einer fremden Person liegt und mit der fremden Milch ein fremdes Wesen in sein Blut saugt!

Die Wissenschaft sagt, daß die Muttermilch sich stets dem Alter und dem Ernährungsbedürfnis des Kindes anpaßt, was bei der Ammenmilch nicht stimmt. Man sagt ferner, daß ein mit Muttermilch genährtes Kind festere und haltbarere Knochen bekomme, als ein bei Kuhmilch und Wasser erzogenes. Besonders an den Zähnen sei das zu sehen. Muttermilchkinder haben die besseren Zähne. — Die Werksfrau in M. war eine schöne Frau, die sich „konservieren" wollte. So ließ sie ihr Kind mit Kuhmilch nähren. Da schaute im Garten der alte Gärtner einmal aufs Kinderwagerl hin, wo der Kleine schlief, und murmelte: „Armes Waiserl! Und deine Stiefmutter ist eine Kuh!"

Norwegen und Schweden galten bisher als die reinsten Germanenländer. Man trieb hauptsächlich Landwirtschaft und

wenn sie voraussichtlich zu einem glücklicheren Menschentum führte. Doch das ist auf dem Weg, den wir heute fahren, ausgeschlossen. Dieser Weg führt zur allgemeinen Zerstörung und Vertilgung. Aber es wird etwas übrig bleiben, und das wird wieder anheben, naturgemäß lebendig zu werden wie ein grünes Gräslein auf der Brandstätte. Der Esel, der auf diesem Gräslein weidet, wird fröhlicher sein als das Genie in der Zeit des Wahnsinns. —

Solche Stimmungen kommen mir, wenn ich in das gegenwärtige Weltgären hinausschaue, in dieses übelriechende Gären der Zersetzung. Da will ich doch lieber auf einsamer Weide mein dünnnes Gräslein grasen und fröhlich sein.

Gelegentlich habe ich über den zu Tode gehetzten Dichter Karl May ein paar gute Worte gesagt. Daraufhin schrieb mir ein Kranz junger Leute aus Wien, mit diesem guten Worte hätte ich mir größere Verdienste erworben als mit der Bausteinsammlung für den Deutschen Schulverein, die dem deutschen Volke nur momentane Scheinerfolge verschafft, mir aber Tausende von Feinden gemacht hätte. — Nun also. — Was die „momentanen Scheinerfolge" für das deutsche Volk betrifft, so haben vor kurzem die Tschechen darob einen Verzweiflungsschrei ausgestoßen. Und Feinde? Ja, weshalb soll der Mensch sich keine Feinde machen wollen? Feinde zu haben halte ich für den besten Beweis einer rechten, gelungenen Tat. Wem ich wohl mehr zu verdanken habe, den Freunden, die mich weich, oder den Feinden, die mich hart gemacht haben!

Kein Tier bringt mir so viele Gedanken als die Biene. Da fällt mir ein: Dieses Tier ist nur für die Arbeit geschaffen; wenn man der Biene der Arbeit Früchte wegnimmt, wehren darf sie sich nicht oder sie vernichtet sich selber. Sobald sie sticht, ist sie tot. Aber der Tod der einzelnen kommt der Gattung zugute. Weil die Bienen stechen, getraut sich nicht jeder Feind an sie heran.

Ihrer Wehr, ihres giftigen Stachels wegen hätte man sie aber ausgerottet. Ihrer Arbeit wegen läßt man sie leben, beschützt und liebt sie. Was ist also gefährlicher, die Waffe oder die friedliche Arbeit? Auch wir arbeiten für andere, und sind froh, daß andere uns die Arbeit abkaufen. Würden sie uns unser Werk rauben, so müßten sie uns erschlagen — wer machte ihnen dann die Arbeit? Unser bester Erhaltungsschutz gegen menschliche Feinde ist die Arbeit, nicht allein, weil wir uns damit nähren, sondern auch, weil wir uns durch sie für andere unentbehrlich machen. —

ist eine Kulturfäulnis eingetreten, die hinaus über die Grenzen stinkt und fremde Geier nach dem Aase lüstern macht. Die Vorzüge unserer Vorfahren, man schämt sich ihrer, man verachtet, verhöhnt sie. Alles wirkt und eilt und rennt, um aus dem alten Geleise zu kommen. Die rasende Riesenbewegung, die jetzt vor sich geht, will nichts, und tut nichts als die natürliche Welt anders zu machen. Der Bauer, der treulos seine Scholle verläßt. Der Industriearbeiter, der in zigeunerhafter Flucht vor Herd und Heim ist und eine Tätigkeit gewählt hat, die er haßt, weil sie ihn leer läßt und andere reich macht; der wohlhabende Bürger, der nur zwei Ideale hat: die Vermehrung seines Reichtums oder das Sichausleben in tollen Genüssen; der Aristokrat, der nur noch hinter einer großen Armee sich geschützt glaubt und in ihr die besten Kräfte lahm legt; der Priester, der mehr Haß predigt als Liebe; der Student, der heute der unbändigen, brutalen Freiheit fröhnt, um morgen ein Speichellecker der Mächtigen zu sein; der Künstler, der die Kunst mißbraucht, um das Schöne und Reine zu verspotten; der Journalist, der zu allem dem und anderem ja und amen sagt; die Kinder, die nicht mehr Kind sein dürfen; die Weiber, die nicht mehr Weib sein wollen; die Männer, die nicht mehr Mann sein können: das alles sind Anarchisten. Unbewußte, aber praktische Anarchisten, die in wenigen, ganz wenigen Jahrzehnten alles altbestehende vernichtet haben werden. — Während dieser Vernichtung sein Vaterland, sein Volk, diese Welt verlassen zu müssen mit dem letzten Gedanken, daß alle Mühe umsonst gewesen, das ist mehr als sterben.

Aber wer noch hundert oder mehr Jahre weiterleben könnte, der würde die sturmvolle, die beispiellos grause Nacht vielleicht überdauern und einen neuen Morgen sehen, der wieder viele Ähnlichkeit hat mit dem kindlich freudigen Morgen des Anfangs.

Kulturfaule Menschheit, du mußt durch. Der wahnsinnige Krampf, der deiner wartet, soll dich nicht überraschen, gewarnt bist du worden oft genug. Das friedselige, weihnachtsdunkle Gemüt hast du allmählich zerstört. Deiner blutig errungenen Freiheit mangelt die Zucht, deiner Schlauheit die Weisheit. Deine hoffärtige „Vergeistigung“ hat den Menschenleib degeneriert und zur seelenlosen Mechanisierung des Lebens geführt und dieser Motor springt eines Tages in tausend Scherben auseinander. — Wenn man aus der Weltgeschichte was lernen könnte, so wäre es nicht möglich für die meisten, in dem jetzigen Taumel so dahin zu fahren. Viele klagen und warnen ja und ahnen nichts Gutes; aber die Raunzerei ist ohnmächtig, wo dem Sehenden die Macht und dem Mächtigen der Wille fehlt.

Ich bin freilich eine besonders erhaltsame Natur, aber schließlich, ich hätte nichts einzuwenden auch gegen die allergrößte Veränderung,

dem Horn einmal ungeschickt an die Haut geriet. Und endlich kam die Menschenweisheit: wie viel man doch gemein hat mit den Ochsen!

Ein alter Oberlandler, der mich vor 41 Jahren bei einer Vorlesung gesehen hat, kommt in meine Wohnung, um — wie er im Vorzimmer der Magd sagte, „den lustigen Rosegger“ wieder einmal zu sehen. Er klopft an meine Zimmertür, öffnet, schaut starr auf mich her, schüttelt seinen Glatzkopf, sagt: „Pardon!“ und kehrt um. „Den Herrn Rosegger suche ich“, sagt er zur Magd. „Aber“, antwortet die, „Sie haben ja gerad' zu ihm hinein wollen!“ „Da drinnen?“ spricht der Fremde, „Da ist nur ein alter Herr drinnen. Sonst hab' ich niemanden gesehen.“

Er tat gut daran, nicht ein zweitesmal einzutreten, so bleibt ihm bis in sein hohes Alter der junge lustige Rosegger im Kopf. Und vielleicht er selbst jung dabei. Manche Leute merken ihr eigenes Alter nicht einmal an den runzeligen und grauhaarigen Gesichtern der Zeitgenossen.

Ja, der „Erdsegen“! der wird Ihren Namen ins nächste Jahrtausend tragen! — So schrieb mir ein ausnahmsweise gütiger Anonymus.

Unbekannter Freund! Was hat mein Name so Notwendiges im nächsten Jahrtausend zu tun? Nicht des Namens wegen ist das Werk da. Nicht im Namen fliegt eine Seele in die Zukunft, sondern im Werke. Echte Werke, die der Menschheit nützlich sind, pflegen die Namen ihrer Schöpfer sogar allmählich zu überleben. Der großstädtische Zeitungsschreiber (im „Erdsegen“), der ein Jahr lang Bauernknecht im Gebirge ist, um zwei Kulturen aneinander zu messen, vielleicht hat er dem nächsten Jahrtausend — weit haben wir ja nicht mehr hin — etwas zu sagen, vielleicht auch nicht. Goethes Werke wären unsterblich, selbst wenn der Name Rosegger davor stünde und meine Bücher würden im nächsten Jahrtausend kaum mehr gelesen werden, auch wenn auf dem Titelblatt der Name Goethe gedruckt wäre. — Also, lieber Anonymus, führe mich nicht mehr aufs Eis, als ob das Werk nur dafür da wäre, den Namen des Autors in die Zukunft zu tragen. Du weißt recht gut, daß ein Name an sich nichts bedeutet, sonst hättest du den deinen nicht verschwiegen.

Es war einmal ein Mann, der hieß Litumlei. Er war alt und hatte eine junge Frau Dorette, auf die er so eifersüchtig war, daß er sie hinter Schloß und Gitter sperrte, wie einen kostbaren Schatz.

Diese Gedanken schrieb ich vor nun 51 Jahren nieder. Wie muß jenes Waldland doch friedlich gewesen sein, daß dort ein zwanzigjähriger Bursche noch solche Gläubigkeit haben konnte!

Wir waren unser sieben auf einer Hochmatte. Ich saß auf dem Rasen und las in einem neuen Buch. Die übrigen sechs standen, ein wenig auseinander, langsam herum, neigten ihre Häupter zu Boden und fraßen Gras. Anfangs lebhaft, so daß man es hörte, wie sie das kurze Federgras abbissen; dann wurde es gelassener, bis sie genug hatten. Einer und der andere ließen sich nieder, zuerst mit den Vorderbeinen, dann setzten sie sich gemächlich hin und schauten gehobenen Kopfes mit den runden pechschwarzen Augen in die Luft hinaus. Ob so ein Ochse auch Berge sieht, und Himmel, oder nur Gras? Ich vergaß meines Buches und schaute den Rindern zu, vielleicht lernt man so mehr.

Der Braun wendete den klobigen Kopf und leckte sich an der Schulter. Aber es schien, als gelänge seine Zunge dort nicht hin, wo es juckte. Da trottete der Falbel herbei und begann den Braun zu lecken, am Hals, hinter den Ohren, und wo dieser eben selber nicht hinkonnte. Der Braun hielt sich mit aller Aufmerksamkeit so, daß der Kamerad recht bequem lecken konnte. Man merkte ihm das Behagen an. Dann drehte er den Kopf einmal ganz um, ein Zeichen, daß er auch an der andern Seite geleckt sein wollte. Der Falbel tat's fast zärtlich, bis der Braun anhub, mit den Hörnern zu gaukeln: Jetzt ist es genug. Dann stand er auf, zuerst mit den Vorderfüßen, dann schwerfällig mit den Hinterbeinen, und begann den Gegendienst; er leckte den Falbel, und zwar ebenso am Halse, hinter den Ohren, an den Kopfseiten. Dann huben sie an, einander mit dem Gehörn zu begaukeln, aber so, daß es keinem wehtat. Besonders, deuchte mich, gaben sie auf die Augen acht. — Diese zärtlichen Schäkereien treiben mittlerweile auch die anderen Rinder miteinander. Da war es bei einem Paare, daß ein Horn etwas derb die Haut des Gegners streifte, was sich dieser nicht gefallen ließ; es wurde ernst, sie rannten mit den Schädeln aneinander, schoben sich heftig hin und her, daß die Klauen den Rasen aufscharrten, und trachteten, einander mit den Hörnern ins Fleisch zu fahren, was aber sehr geschickt wieder mit den Hörnern pariert wurde. Als sie müde waren, ließen sie voneinander ab, schauten sich an und begannen sich sachte wieder zu lecken.

Ich kannte dieses Spiel der Rinder schon von Kindheit auf, aber jetzt kamen Stimmungen. Ich fühlte mich ordentlich hinein in das Behagen des Gelecktwerdens, und auch in den Ärger, wenn der Kamerad mit

Ich hatte aus meiner Kindheit den Glauben mitgebracht, daß alle Menschen zusammengehörten unter einen Vater im Himmel. Dann in der Stadt gewahrte ich schaudernd die Kluft, die zwischen dem ungebildeten und dem gebildeten Volke gerissen ist, während meine neuen Freunde mich belehrt hatten, daß das Glück des Menschen nur in der Geistesbildung liegen könne, nicht aber in dem Zustande, in dem meine obersteirischen Bauern dahinlebten. Unter diesem Eindruck hielt ich den Vortrag. Ich wollte meinen Bauern die Bildung des Städters bringen. Heute ist mir vieles davon Phrase, was mir damals steinernst gewesen. Auch machte ich Anlehen bei den Modeschlagworten jener Zeit, soweit sie meiner damaligen Erfahrung entsprachen. Ich redete über die Gleichgültigkeit des ungebildeten Volkes in sozialen Dingen, und besonders über seinen religiösen Aberglauben, für den die Geistlichkeit verantwortlich gemacht wurde. Ich redete vom Segen der Neuschule, die damals gerade aufkam und von der ich für das Volk alles Heil erwartete. Und doch muß ich schon damals etliche Mängel und Verkehrtheiten der Neuschule erkannt haben, denn ich sagte meinen Zuhörern, die großenteils aus Lehrern bestanden, daß sie zu einseitig auf Wissensbildung und Theorie hinarbeiteten und die Herzensbildung sowie die Schulung in praktischen Dingen vernachlässigten. Ich verlangte vor allem die Erziehung zum sittlichen Wollen, ich verlangte von den Volksschullehrern geradezu, daß sie dem Vaterlande „ein großes, edles Volk" heranbilden sollen! Es meldeten in diesem meinen ersten öffentlichen Vortrag sich schon Gedanken des „Waldschulmeisters", der — wenn auch noch unbewußt — in mir keimte.

Ich wundere mich heute über die Unverfrorenheit, mit der dieser junge Mensch den würdigen Schulmännern des Oberlandes die Leviten las. Aber sie haben die gute Meinung freundlicher von mir angenommen als der Klerus, der gegen mich sofort mit leidenschaftlicher Heftigkeit Stellung nahm, weil ich von Aufklärung gesprochen, und davon, daß die Geistlichkeit das Volk in seiner Rückständigkeit festhielte. Die Form der Worte mag wohl zu scharf gewesen sein, sachlich habe ich meine Meinung seit 44 Jahren nicht wesentlich zu ändern gehabt. Ja, die Zurückgebliebenheit war sicher vorhanden, und auch die Schuld der Kirche daran, aber der Weltlauf hat mich seither gelehrt, daß jene Rückständigkeit des Volkes etliche Werte besaß, die heute der Volksfreund vergeblich sucht. Die Rückständigkeit ist zwar immer noch da, aber gewisse sittliche und poetische Vorzüge derselben sind beim Teufel.

Nach Aufklärung rufe ich heute noch, nach jener Wahrheit, die uns — mit oder ohne Wissenschaften — weise macht, den Frieden des Herzens gibt.

Aber Litumlei hatte keinen Stammhalter, keinen Erben für seine großen Reichtümer. Dessen war er sehr betrübt und er schickte seinen Hofmeister aus, um irgendeinen Blutsverwandten zu suchen. Der Hofmeister fand und brachte einen jungen Mann namens Bertram nach Hause, der heimlich in Frau Dorette verliebt war und der sich als Litumleis Verwandter ausgab. Litumlei freute sich des gefundenen Stammhalters, nahm ihn auf und stellte ihn seiner jungen Frau vor: Das ist dein Sohn! Da geschah es eines Abends, als Litumlei seine Frau, um sie vor der Männerwelt zu bewahren, in ihrer Kammer absperrte, daß just der „Sohn" bei der „Mutter" war, der jetzt eingeschlossen bei ihr blieb die ganze Nacht. Am nächsten Morgen ging Bertram, der Erbprinz, auf Reisen, um sich Kenntnisse zu erwerben. Beinahe ein Jahr blieb er aus, und als er endlich zurückkam, hatte sich einiges verändert. Litumlei hatte mittlerweile ein Söhnlein bekommen, der Stammhalter Bertram war überflüssig geworden und Litumlei verabschiedete ihn. Darob erboste Bertram derart, daß er dem Litumlei ins Gesicht schrie: Dieses Kind ist nicht dein Sohn? — Worauf er zum Tempel hinausgeworfen wurde. Dort draußen drosch der Abgeblitzte seine Stirn mit der Faust: So dumm! Sich in diesem reichen Haus einen Rivalen zu schaffen! So dumm! — Frau Dorette, die jetzt ihr ersehntes Kind hatte, kümmerte sich nicht weiter um den jungen Fant, sondern schaute gerührt dem alten Litumlei zu, der „sein" Kindlein im Arm schaukelte und vor sich hinsang: Ich glaube, daß du mein Kind bist, dann bist du es! —

Die Geschichte ist nach einer Erzählung Gottfried Kellers bearbeitet worden zu einer komischen Oper, die sich also über den Ehebruch lustig macht. Vielen hat sie zwar gefallen, andere schüttelten die Köpfe und meinten, dieser Spielmann aus den Bergen komme mit seiner Oper um fünzig Jahre zu spät — oder zu früh. Mir kam sie gerade recht. Sie hat ja Fehler, warum soll sie keine haben! Aber ich freue mich dieser bühnentüchtigen, feinhumoristischen und musikalisch anmutenden Oper, und würde mich freuen, auch wenn es nicht mein Sohn wäre, der sie verfaßt und komponiert hat. Der Gegenstand, besonders die Schlußszene bedürfte nicht erst der Musik, um bedeutend zu sein.

Im Jahre 1870 hielt ich zu Mürzzuschlag einen öffentlichen Vortrag, hochdeutsch — oder was bei mir so heißt — unter dem Ruf: „Ein Wort an unsere Volksbildner." Der Vortrag ist damals als Flugschrift gedruckt worden, und jetzt habe ich ihn einmal gelesen. Er ist sehr lehrreich, aber weniger für andere als für mich. Das Hähnchen, damals eben dem Ei der Schule entschlüpft, krähte Aufklärung.

mit dem Dokumente ausweist, für den Grazerpreis hinauffahren lassen. Ich glaube, die Bahn würde ein besseres Geschäft machen, wenn sie für jede Person, ob fremd, ob einheimisch, ob Legitimation, ob keine, ihre 20 Heller einheben wollte. Wer es noch billiger und bequemer haben will, für den Abonnementskarten.

Ich persönlich hätte an solcher Preisermäßigung keinen Vorteil, denn ich gehe — so oft und solange als möglich — zu Fuß hinauf, und oben ist es um so köstlicher, je einsamer es ist. Und doch wünsche ich meinen Mitbürgern — auch solchen, die zu Fuß nicht hinaufkönnen — die Freude unserer unvergleichlichen Schloßberghöhe.

In das Fremdenbuch eines oberländischen Alpenheims habe ich vor Jahren den Vers geschrieben:

Wenn dich die Leute verdrießen
Und Bitterkeit dich beschleicht,
So tu' ihnen rasch was Gutes,
Und dir ist wieder leicht.

Als ich später wieder hinkam und das Fremdenbuch durchblätterte, fand ich mein Gedicht von mehreren Dichtern gründlich vervollständigt.

Wenn dich die Leute verdrießen
Und Bitterkeit dich beschleicht,
So lasse sie hängen und spießen,
Und dir ist wieder leicht.
Sebastian Wunderlich.

Darauf kam sofort ein anderer:

Läßt du sie hängen und spießen,
So holt der Henker auch dich.
Er sucht schon lang einen gewissen
Sebastian Wunderlich.
L. S.

Aber damit war's noch nicht aus. Immer noch kamen neue Sänger:

Wenn dich die Leute verdrießen
Und Bitterkeit dich beschleicht,
So trink' zwei Liter Süßen,
Und dir ist wieder leicht.
F. Gugelbach.

Trinkst du zwei Liter Süßen,
So wird dir bitterlich schwer.
Ich hab's erfahren müssen,
Ich tu's nicht mehr.
Martin Sellius.

Jänner und Februar.

O dieser Stadtwinter! Man dürstet nach einer Lungevoll reinen Luft. Aber da ist die Freiluft fast schlechter als die Zimmerluft. Hunderttausende von Schornsteinen speien vergifteten Steinkohlenrauch, den die Sonne dann niederdrückt über die Stadt, in einem Brodem, der wochenlang darauf liegen bleibt. Blauer Äther, wie Schönfärber sagen, es ist aber nichts als Steinkohlenrauch. Er stinkt, er stickt, er rußt, er schmutzt, und kein fegender Wind will uns erlösen! Tot wie in einem Tümpel liegt dieser graublaue Brodem über dem Becken unserer Stadt, und wir trinken die luftige Asche der Herd-, Ofen- und Fabriksfeuer, den Stickstoff von 200.000 Atmenden. Zu Hause wagt man kaum die Wohnung zu lüften, weil zu den Fenstern eine noch widerlichere Luft hereinkommt als schon im Zimmer ist. Wie erst, wenn wir (nach dem Wunsch mancher Leute) eine große Industrie hätten! — Warum fliehe ich aus diesem Höllenqualm nicht hin auf einen sonnigen Berg mit seiner reinen Luft? Weil mich die Stadt so verweichlicht hat, daß ich ihr Gefangener sein muß. Ich suche für den Winter vergeblich eine Landwohnung, die mir altem Mann jene gleichmäßige Wärme gibt, wie sie bisher nur in dem eingekeilten Stadthause zu erreichen war.

Hoffentlich hält man diese Bemerkung über die schlechte Stadtluft nicht für einen Rippenstoß gegen die Kultur.

Graz hat eine Schloßbergbahn, um uns hinaufzuheben zur Aussicht über das einzig schöne Grazer Landschaftsbild. Graz hat einen Fremdenverkehrsverein, um es den Fremden bei uns angenehm zu machen und ihnen die Naturschönheiten des Landes zu zeigen. Nun möchte ich die beiden, die Schloßbergbahn und den Fremdenverkehrsverein, gerne zusammenkuppeln. Sie sollten miteinander die Einheit des Fahrpreises auf der Schloßbergbahn festsetzen. Jetzt zahlt nämlich der hinauffahrende Fremde doppelt so viel als der Grazer. Freilich hat für ihn die Schloßbergaussicht höheren Wert als für uns Einheimische, die wir sie täglich haben können. Aber schon die Gastfreundschaft verlangt es, daß der Fremde nicht zurückgestellt werde. In kleinen Gastwirtschaften geschieht es zwar, daß die ständigen Gäste begünstigt werden; aber die Schloßbergbahn kann trotz der Begünstigung nicht von ständigen Gästen sprechen. Den meisten Grazern ist es zu umständlich, sich eine Legitimation zu verschaffen und stets bei sich zu tragen, um gelegentlich eine Schloßbergfahrt zu machen, und wenn einer ohne eine solche doch einmal fahren will, sind ihm 40 Heller zuviel für die Schloßberghöhe, die er bequem auch durch einen schönen Spaziergang erreicht. Der Bahnschaffner darf aber keinen Grazer, und wäre es der Bürgermeister, der sich nicht als Grazer

Kleides nicht von seinem eigenen Wesen, sondern von der Mode vorschreiben ließ und alle Nasen lang etwas Neues über den Leib hängte. — Wie lachte der Städter über die drolligen Schränke, Betten, Stühle, Tische des Bauern. Wie peinlich hatten die Handwerker daran gearbeitet, gerade als ob Zeit nicht Geld wäre, und als ob sie ein Stück ihrer — Seele hineingelegt hätten. Und ebenso war es mit den alten Bauernhäusern. Wie spottete der Städter darüber, daß der Bauer mit seinem Vieh unter einem Dache wohnte! Wie kindlich war doch der Bauer in den Augen des Städters! Seinen Stühlen, Schränken und Häusern konnte man sogar ansehen, daß sie einer bestimmten Gegend angehörten, welchen Stammes der Bauer selber war. Da standen die Städter anders da: was sie bauten und schufen, das hätte ebensogut aus Amerika stammen können; ja, sie machten sogar den Chinesen und Türken das Ihrige nach, und das hielten sie für den wahren Fortschritt. Der Bauer war so dumm, daß er das für verrückt erklärte. Und wie praktisch waren seine Möbel; wie hing ihre Form und Art an der Überlieferung — altmodisch nannte es der Städter. Und wenn der Bauer die Dinge, mit denen er umging, schmückte, wie unbefangen, naiv, selbstverständlich war das alles. — Und nun die Gärten, diese einfachen Bauerngärten! Wieviel schöner erschienen doch dem Städter seine Gärten; wenn sie auch mitunter recht klein waren, so hatte man doch eine ganze „Landschaft" mit krummen Wegen, Grotten, Teichen, tönernen Zwergen und Rehen daraus gemacht. Und statt Bauernrose, Nelke, Krauseminze, Georgine, Sonnenblume, Salbei, Himmelschlüssel, Stiefmütterchen — alles Blumen, die schon jahrhundertelang bei den Bauern „Mode" waren und zum Teil schon von Karl dem Großen, also vor tausend Jahren, aus medizinischen Gründen vorgeschrieben worden waren — statt derer pflanzte man blütenlose Büsche in dicken Massen; sie stammten aus fremden Ländern und keiner kannte ihren Namen. Sie sperrten die Sonne vom Boden ab und machten ihn modrig riechend. Dazu ein klapperndes Eisengitter — ach, wie „vornehm" war das alles! Aber der Bauer lachte darüber, denn er ahnte in seinem Herzen, was er an seinem eigenen, alten Kulturgut besaß.

Der Städter lachte über die lustige Farbe, die überall an den Häusern und Möbeln und in den Gärten des Bauern glänzte und nannte sie „bauernbunt". Das war ja gar nicht vornehm, und außerdem konnte man jeden Dreck darauf sehen. Da war der Städter klüger; der rührte sich Schmutzfarben an, auf denen der Dreck nicht zu sehen war. Und wenn der Dreck nicht zu sehen ist, so ist er bekanntlich nicht da.

Und der Städter stellte sich den Bauern auch sonst recht dumm vor. An den Feldrändern standen Knicks, an den Gartenrändern Hecken. Die brachten doch gar nichts ein, nahmen die Sonne weg — und Verdienen wird doch groß geschrieben. Dieser einfältige Bauer dachte nicht daran, den Knick wegzureißen, trotzdem es doch Eisendraht und alte Pfähle genug gibt. Ebensogut hätte ihm einer sagen können, er solle sich die Ohren stutzen lassen; Knick und Ohren gehören eben zu ihm. Überhaupt — wenn der Städter über den Dorffriedhof ging, da fand er das zwar recht idyllisch — aber doch sehr „bäurisch". Diese hölzernen Mäler! Wie billig und unvornehm! Und wie kindisch, was in diesen Sprüchen gesagt war; so dumm, noch daran zu glauben! Aber was weiß der Bauer von Darwin und überhaupt von der Wissenschaft! Er mußte auf dem Felde sklaven, in der dreckigen Erde, hatte Runzeln im Gesicht, sonnverbranntes Fell und knorrige Hände. Wie unangenehm und unfein, diese Landarbeit in Hitze und Wetter! Aber sie mußte sein, und die Bauern waren eben eine Menschensorte, die für den Städter arbeiten mußte.

Darauf aber war der Bauer stolz: Wichtig ist der Bauernstand, er ernährt das ganze Land! — so stand auf dem Pfeifenkopf meines Großvaters geschrieben.

Kleine Laube

Spruch.

Von Ed. Ad. Krauß.

Jedes Buch hat eine Seele!
In der Seele jedes Buches
Ruht ein dir verwandtes Sehnen.
Gehe hin denn, Mensch, und such' es!

Vom neudeutschen Bauernstolz.

Von Paul Bröcker-Hamburg.*

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollzog sich im Verhältnis des Bauern zum Städter eine merkwürdige Wandlung, die übrigens von der ersten Hälfte des Jahrhunderts schon vorbereitet worden war. Und heute, im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, findet sie ihre Fortsetzung, die sie immer noch merkwürdiger macht, und die dem Bauern zu denken geben sollte.

In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war der Bauer stolz auf seine Eigenart und auf die Besonderheit des Werkes seiner Hände. Er war stolz auf seine Tracht. Stolz war er auf seine alten Möbel, stolz auf seine Lust an der frischen und dreisten Farbe, auf seine alten Häuser, deren wunderbare Zweckmäßigkeit ihm unbewußt zu Herzen ging. Stolz war er auf seine Gärten mit ihren geraden Wegen und Beeten, mit der bunten Fülle ihrer Blumen, die alle so wenig „vornehm" waren, aber so frisch und munter in die Sonne schauten. Stolz war er auf die lebendige Hecke um seinen Garten, auf den Knick, der seine Koppeln und Äcker behegte. Wie liebte er seinen Friedhof, der ganz ein Bauernfriedhof war!

Gerade, daß all diese Dinge anders waren, als der Städter sie herstellen und brauchen konnte, das freute den Bauern. Er war ein ganz besonderer Stand, der in altersgraue Zeiten hineinragte. Und mit Stolz blieb er beim Alten und hegte und pflegte es.

Wie lachte zu derselben Zeit der Städter über die „verrückte" Tracht der Bauern, die so dumm waren, daß sie nicht einmal von der dreimal heiligen Mode etwas wußten. War der Bauer doch in ihren Augen ein gar komischer Kauz, weil er vom Zeug, das er trug, verlangte, daß es zunächst einmal haltbar sein solle; und wenn es dann noch schmücke, so solle es das so tun, daß auch daran der Bauer mit seinem Stolz und seiner Freude zu erkennen war. Der Städter dünkte sich klüger, weil er haltlose Ware trug und weil er sich den Schmuck seines

* Dieser Aufsatz, den wir Sohnreys Zeitschrift „Das Land" entnehmen, behandelt niederdeutsche Verhältnisse, wird aber auch in unseren Alpen gutes Verständnis finden. Denn es geht hier wie dort ganz Ähnliches vor sich. Die Schriftleitung.

Kleides nicht von seinem eigenen Wesen, sondern von der Mode vorschreiben ließ und alle Nasen lang etwas Neues über den Leib hängte. — Wie lachte der Städter über die drolligen Schränke, Betten, Stühle, Tische des Bauern. Wie peinlich hatten die Handwerker daran gearbeitet, gerade als ob Zeit nicht Geld wäre, und als ob sie ein Stück ihrer — Seele hineingelegt hätten. Und ebenso war es mit den alten Bauernhäusern. Wie spottete der Städter darüber, daß der Bauer mit seinem Vieh unter einem Dache wohnte! Wie kindlich war doch der Bauer in den Augen des Städters! Seinen Stühlen, Schränken und Häusern konnte man sogar ansehen, daß sie einer bestimmten Gegend angehörten, welchen Stammes der Bauer selber war. Da standen die Städter anders da: was sie bauten und schufen, das hätte ebensogut aus Amerika stammen können; ja, sie machten sogar den Chinesen und Türken das Ihrige nach, und das hielten sie für den wahren Fortschritt. Der Bauer war so dumm, daß er das für verrückt erklärte. Und wie praktisch waren seine Möbel; wie hing ihre Form und Art an der Überlieferung — altmodisch nannte es der Städter. Und wenn der Bauer die Dinge, mit denen er umging, schmückte, wie unbefangen, naiv, selbstverständlich war das alles. — Und nun die Gärten, diese einfachen Bauerngärten! Wieviel schöner erschienen doch dem Städter seine Gärten; wenn sie auch mitunter recht klein waren, so hatte man doch eine ganze „Landschaft“ mit krummen Wegen, Grotten, Teichen, tönernen Zwergen und Rehen daraus gemacht. Und statt Bauernrose, Nelke, Krauseminze, Georgine, Sonnenblume, Salbei, Himmelschlüssel, Stiefmütterchen — alles Blumen, die schon jahrhundertelang bei den Bauern „Mode“ waren und zum Teil schon von Karl dem Großen, also vor tausend Jahren, aus medizinischen Gründen vorgeschrieben worden waren — statt derer pflanzte man blütenlose Büsche in dicken Massen; sie stammten aus fremden Ländern und keiner kannte ihren Namen. Sie sperrten die Sonne vom Boden ab und machten ihn modrig riechend. Dazu ein klapperndes Eisengitter — ach, wie „vornehm“ war das alles! Aber der Bauer lachte darüber, denn er ahnte in seinem Herzen, was er an seinem eigenen, alten Kulturgut besaß.

Der Städter lachte über die lustige Farbe, die überall an den Häusern und Möbeln und in den Gärten des Bauern glänzte und nannte sie „bauernbunt“. Das war ja gar nicht vornehm, und außerdem konnte man jeden Dreck darauf sehen. Da war der Städter klüger; der rührte sich Schmutzfarben an, auf denen der Dreck nicht zu sehen war. Und wenn der Dreck nicht zu sehen ist, so ist er bekanntlich nicht da.

Und der Städter stellte sich den Bauern auch sonst recht dumm vor. An den Feldrändern standen Knicks, an den Gartenrändern Hecken. Die brachten doch gar nichts ein, nahmen die Sonne weg — und Verdienen wird doch groß geschrieben. Dieser einfältige Bauer dachte nicht daran, den Knick wegzureißen, trotzdem es doch Eisendraht und alte Pfähle genug gibt. Ebensogut hätte ihm einer sagen können, er solle sich die Ohren stutzen lassen; Knick und Ohren gehören eben zu ihm. Überhaupt — wenn der Städter über den Dorffriedhof ging, da fand er das zwar recht idyllisch — aber doch sehr „bäurisch“. Diese hölzernen Mäler! Wie billig und unvornehm! Und wie kindisch, was in diesen Sprüchen gesagt war; so dumm, noch daran zu glauben! Aber was weiß der Bauer von Darwin und überhaupt von der Wissenschaft! Er mußte auf dem Felde sklaven, in der dreckigen Erde, hatte Runzeln im Gesicht, sonnverbranntes Fell und knorrige Hände. Wie unangenehm und unfein, diese Landarbeit in Hitze und Wetter! Aber sie mußte sein, und die Bauern waren eben eine Menschensorte, die für den Städter arbeiten mußte.

Darauf aber war der Bauer stolz: Wichtig ist der Bauernstand, er ernährt das ganze Land! — so stand auf dem Pfeifenkopf meines Großvaters geschrieben.

Kleine Laube

Spruch.

Von Ed. Ad. Krauß.

Jedes Buch hat eine Seele!
In der Seele jedes Buches
Ruht ein dir verwandtes Sehnen.
Gehe hin denn, Mensch, und such' es!

Vom neudeutschen Bauernstolz.

Von Paul Bröcker-Hamburg.*

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollzog sich im Verhältnis des Bauern zum Städter eine merkwürdige Wandlung, die übrigens von der ersten Hälfte des Jahrhunderts schon vorbereitet worden war. Und heute, im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, findet sie ihre Fortsetzung, die sie immer noch merkwürdiger macht, und die dem Bauern zu denken geben sollte.

In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war der Bauer stolz auf seine Eigenart und auf die Besonderheit des Werkes seiner Hände. Er war stolz auf seine Tracht. Stolz war er auf seine alten Möbel, stolz auf seine Lust an der frischen und dreisten Farbe, auf seine alten Häuser, deren wunderbare Zweckmäßigkeit ihm unbewußt zu Herzen ging. Stolz war er auf seine Gärten mit ihren geraden Wegen und Beeten, mit der bunten Fülle ihrer Blumen, die alle so wenig „vornehm" waren, aber so frisch und munter in die Sonne schauten. Stolz war er auf die lebendige Hecke um seinen Garten, auf den Knick, der seine Koppeln und Äcker behegte. Wie liebte er seinen Friedhof, der ganz ein Bauernfriedhof war!

Gerade, daß all diese Dinge anders waren, als der Städter sie herstellen und brauchen konnte, das freute den Bauern. Er war ein ganz besonderer Stand, der in altersgraue Zeiten hineinragte. Und mit Stolz blieb er beim Alten und hegte und pflegte es.

Wie lachte zu derselben Zeit der Städter über die „verrückte" Tracht der Bauern, die so dumm waren, daß sie nicht einmal von der dreimal heiligen Mode etwas wußten. War der Bauer doch in ihren Augen ein gar komischer Kauz, weil er vom Zeug, das er trug, verlangte, daß es zunächst einmal haltbar sein solle; und wenn es dann noch schmücke, so solle es das so tun, daß auch daran der Bauer mit seinem Stolz und seiner Freude zu erkennen war. Der Städter dünkte sich klüger, weil er haltlose Ware trug und weil er sich den Schmuck seines

* Dieser Aufsatz, den wir Sohnreys Zeitschrift „Das Land" entnehmen, behandelt niederdeutsche Verhältnisse, wird aber auch in unseren Alpen gutes Verständnis finden. Denn es geht hier wie dort ganz Ähnliches vor sich. Die Schriftleitung.

Leiden und Freuden zu erzählen wußte, weil er sie miterlebte; der Name des Menschen stand darauf geschnitzt oder eingelegt, in sorgsamer, liebevoller Handarbeit, und ein Stuhl war ein Gefährte des Lebens in guten und bösen Tagen. Heute ist ein Stuhl im Zimmer ein Ding des Scheins und des Nur-so-tuns, und wer sitzen will, geht wo anders hin, und wer sitzen muß, fühlt sich unbehaglich. Aber was tut der Mensch nicht um die „Vornehmheit", und zumal, wenn's alle andern auch so machen!

Früher war die Arbeitstracht die Ehrentracht! Die Sonntagstracht war die Feiertracht, in der man immer noch den Gedanken an die Arbeit feierlich ehrte. Dazu der Stoff ein festes Gewebe, das länger als ein Menschenleben aushielt. So trug die Tracht die Abzeichen der Stammesart, der Heimat, des Dorfes und des Charakters. Heute hält die Fahne von Zeug nur von elf bis Mittag, wie der Volksmund sagt, und man trägt Konfektionsware, bei deren Arbeit kein Mensch froh geworden ist, von der auch keiner wußte, wer sie jemals tragen würde, und die es auch kaum wert ist, daß sie einer trägt.

Was soll ich alles aufzählen! Laßt mich nur noch eines nennen: den Friedhof. Was früher Erlebnis war, ist heute Schein. So das Wort „Auf Wiedersehn!" auf dem Denkstein von poliertem Granit, mit der nachgemachten Quadermauer, dem wackeligen Kreuze darauf, da fühlt keiner etwas dabei; es ist, als ob er „Guten Tag" oder „Adjüs" nickt, ohne sich etwas dabei zu denken. Die Menschen dünken sich aufgeklärt und entwerten alle Aufrichtigkeiten durch Unwahrheit im Gebrauch. Kein Handwerker hat das Mal erfunden, kein Herz hat gepocht, als es gemeißelt wurde — von Hobeln und Schmieden ist schon gar keine Rede mehr. Denn schon das Material muß protzen, und darum sind Holz und Eisen, weil sie selber altertümlich bäuerisch anmuten, nicht „edel" genug und gelten nicht als fein. Dutzendweis sind die Grabsteine vom Fabrikanten herausgehauen worden.

So ist alles ein Vornehmtun und ein Aufblasen, ein Mehrscheinen, als es ist. Das alles hat der Bauer vom Städter gelernt, aus falscher Ehrfurcht vor Büchern und totem Wissen ohne lebendige Seele!

Doch alles hat seine innerliche Gerechtigkeit in der Welt. Man gewöhnt sich an nichts leichter als an das Gute. Um es wieder schätzen zu lernen, muß man auch mal durch das Schlechte waten. Gott läßt die Menschen nicht umsonst auf ihrem Entwicklungsgange durch große, dumpfe Städte wandern, in denen die Bäume zu Krüppeln wachsen und an Unterernährung zugrunde gehen. Das ist wie eine Sündflut! Die Menschen kommen in der Großstadt so weit, daß sie kaum noch wissen, daß sie alles von der Mutter Erde empfangen; sie meinen, die Fruchtbarkeit der Erde liege in den Fabriken. Lange noch zehren ihre Seelen von der vorelterlichen Dorfzeit, ohne daß sie es wissen, und wenn dies Erbe nahe daran ist, aufgezehrt zu sein, dann erwacht im Städter eine ungestüme Sehnsucht nach dem Dorfe!

Hinaus aufs Land! — so hallt der Ruf durch der Straßen dumpfige Enge, die den Geist in spanische Stiefel steckt und die Seele vermodern lassen wollte. Hinaus aufs Land! Sie wollen es nicht glauben, daß es der Menschen Ziel sein soll, in großen Städten zu verkommen, zwischen nackten Steinen seelisch zu verhungern. Alles Wissen werfen sie gern hinter sich und atmen wieder Luft und Freude an Blume und Tier, Sonnenschein und Gewitter, Bach und Wiese, Sturm und lurige Abendstille.

Nimm dich in acht, Bauer — denn sonst weiß der Städter mehr vom Dorfe als du selber!

Sehen wir uns einmal an, was der Städter mehr und mehr vom ehemals so verachteten Bauern zu lernen begann.

So also dachten Bauern und Städter in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts voneinander.

Aber nun ist es anders geworden.

Der Städter des ersten Jahrzehnts vom zwanzigsten Jahrhundert sehnt sich mehr und mehr nach dem Bauerntum zurück. Denn in seinem Herzen starrt ihm eine große Leere; all seine technischen Fixigkeiten sind kein Brot für seine Seele. Der Bauer dagegen bemüht sich nun mit einer Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, es dem Städter aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gleich zu tun! — Sein alter Stolz ist dahin, und mit ihm wankt die alte Gewißheit seines Gemüts. Der Städter hat dem Bauern so lange vorgehalten, daß er „rückständig" sei, und der Bauer hat den Städter erst angestaunt, dann beneidet, bis er schließlich aufhörte, an den Eigenwert seiner Welt zu glauben.

Da sah der Bauer dem Städter seine verluderte Bauweise ab, die er sich eigens zugelegt hatte, weil ihm die alte zu sehr nach Erde roch. Statt roter Ziegelmauern sieht man jetzt graue Verputzmauern, die sich beim Regenwetter trübe vollschleckern, wogegen jene gerade unterm Regen erst recht aufleuchteten und lustig wurden. Statt der hohen Dächer von Stroh und Holländer Pfannen ließ sich der Bauer platte Dächer aufsetzen, vornehm mit Zinnen und Türmchen gekrönt, aber eitel, billig und scheinend. Statt der breiten, niedrigen, aber hochbrüstigen und bis unter die Zimmerdecke reichenden Fenster mit den Kleinrautenscheiben gibt es jetzt vornehme Palastfenster, höher als breit, aber mit niedriger Brüstung und nicht bis zur möglichsten Höhe; dicke Pfeiler stehen zwischen den Fenstern. Im Raume gibt es deshalb schlechtes Licht. Und statt des lustigen Weiß, Grün und Rot ist jetzt alles grau in grau gemalt. — Und auf seine Scheuern legt der Bauer platte Pappdächer; und die Bauten der Ställe und Scheuern sehen nüchtern nützlich und ohne Behagen und Freude darein. Statt des bunten Bauerngartens liegt ein Stück Erde da, jämmerlich mit Kringelwegen und Hungergras belegt, und statt der Blumen und Obstbäume und Beerensträucher nutzlose Büsche, die auch keine Blüten tragen, frostige Akazien und vornehme Blumen, die so fein sind, daß keiner weiß, wie sie heißen und denen man es von weitem ansieht, wie unwohl sie sich fühlen. Bäume sind auch seltener da als früher, und obendrein stehen sie so, daß sie Wasser auf die Beete tropfen und das Licht vom Hause fernhalten. Mit der Schönheit ging auch der praktische Sinn verloren.

Und drinnen in den Stuben, da geht erst der rechte Jammer an. Statt der derben Bank oder des schwarzen Damastsofas ein beschnörkeltes Ding, mit „edlem" Plüsch bezogen; so steht es da, wie ein Pfau im Hühnerstall, mit Nippfiguren umrankt, die das Mitnehmen nicht wert sind. Keiner weiß, wozu es da ist! Denn zum Sitzen ist es nicht zu gebrauchen, erst recht nicht zum Liegen. Und davor steht statt des alten Tisches mit den festen Beinen und der dicken Platte, der so solide war, wie das Bauerntum selber, ein polierter Tisch, an dessen Unterseite noch überall statt der Spuren wirklicher Tischlerarbeit der rauhe Weg der lieblosen Säge zu erkennen ist. Er ist aus Föhrenholz und „Nußbaum poliert" — lügt also ganz gemein. Darüber liegt eine Decke, auf dieser ein „Läufer", alles vornehm, daß Gott erbarm. Und die steifen Stühle sind von gleicher Art. Jetzt gehört alles zusammen zu einer „Garnitur"; früher war jedes Stück eine Gabe des Lebens. Wer einen Stuhl bauen wollte, hatte zu grübeln und zu probieren; heute kauft man sie dutzendweis. Heute hat kein Stuhl einen bestimmten Herrn; man setzt sich hin, wo es einem paßt oder nicht paßt. Lange hält es ja doch keiner aus; der Kram duftet zu sehr nach Nichtstun uns duldet uns nicht auf sich, die wir nach Arbeit stinken. Früher hatte jedes Glied der Familie seinen Lieblingsstuhl, der von seinen

wird wieder kräftig weiß und steht munter zu den frischen Farben der Topfblumen und der „bauernbunt“ gemusterten Stoffe der Vorhänge, Decken usw. im Zimmer. Mit den übrigen Holzteilen im Hause, zahllosen andern Dingen der Kleinbaukunst bis hinunter zum Straßenschild, geht es ebenso. — Dann der Garten: Die Kringelwege hören auf; statt ihrer begann eine geometrische Aufteilung des Terrains auf Grund von Zweckmäßigkeit. Die fremden Pflanzen werden zurückgedrängt, derart, daß die Errungenschaften der neuzeitlichen Zucht zwar nicht aufgegeben werden, daß aber die Pracht der altheimischen Blumen und Pflanzen wieder neben ihnen zur Geltung kommt, so wie es das Prinzip des konservativen Fortschritts bedingt. Statt der eisernen Klapperzäune wachsen wieder Dorn- und Ligusterhecken auf den Grenzen, und der Knick hat gar unter den Städtern begeisterte Verehrer gefunden, die dafür eintreten, daß es im Straßenbilde, als Gartenbegrenzung usw. erhalten bleibe, daß er als Motiv vielfältige, gartenkünstlerische Verwendung finde, und die durch Zeitungen und Reden den Bauern immer wieder auffordern, den Knick doch nicht so leichtherzig realen Werten zu opfern, wie es jetzt Mode ist — wirtschaftlichen Vorteilen zuliebe, die sicherlich vielfach eingebildet sind, denn der alte Bauer in Schleswig-Holstein (der Heimat des Knicks) wußte wohl, was er tat, als er in dem Lande des andauernden Westwindes zwischen zwei Meeren den Knick erfand.

Wie gesagt, es handelt sich bei dem Gesunden in dieser Rückkehr des Städters zu den Ideen der bäuerlichen Kultur nicht um ein romantisches Getue, sondern um zweckmäßiges Handeln und um innersten Seelendrang zugleich. Das zeigt sich auch an den neuen Möbeln, in denen er vor allen Dingen die Gedanken wieder aufleben läßt, die zur Zeit seiner Vorfahren vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, des sogenannten Biedermeiertums, im Schwange waren. Denn diese Zeit war ein echter Nachkomme der Bauernzeit, wie denn der Städter und seine Stadt mit allem, was ihr eigentümlich ist und was dem Ländlichen so entgegengesetzt erscheint, in Wahrheit ein Kind des Bauerntums ist. Auch in der Tracht zeigt sich dasselbe, wenn auch nur in schwachen Anfängen. Auch hier ein Wiederanknüpfen zugleich an die Zeit vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der Stadt und an die bäuerliche Tracht mit ihrer reichen Farbenfreude, die unter den Städtern derartig verehrt wird, daß sich ganze Vereine zum Studium der Tracht und überhaupt der bäuerlichen Kultur gebildet haben. — Mit den Friedhöfen ist es nicht anders. Die neue Grabdenkmalkunst arbeitet vielfach mit bäuerlichen Gedanken und verwendet sie wieder an eine Einfachheit der religiösen Empfindung, wie sie in der Großstadt an und für sich gar nicht mehr leben könnte, wenn nicht das herzliche Suchen nach Berührung mit der Dorfzeit vorhanden wäre. In den Herzen der Großstädter bereitet sie eine große Erneuerung des Glaubens vor. Möge der Bauer den seinen bewahren!

Soll der Bauer wirklich über all dies hinwegsehen und dabei bleiben, den Städter des neunzehnten Jahrhunderts in seinen Verkehrtheiten nachzuahmen? In sehr vielen Dingen ist es heute so, daß beim Bauern hinterher das „Mode“ wird, was in der Stadt schon längst überwunden worden ist. Das geht nicht nur mit den Kleidern und Gassenhauern so, die auf dem Lande noch Absatz und Liebhaber finden, wenn in der Großstadt schon jedermann darüber lacht.

Der deutsche Bauer, und nicht zuletzt der niederdeutsche Bauer, hat so viel Eigenes zu bewahren und so viel Kraft zur Entwicklung, daß es wirklich nur eines planmäßigen Feldzuges aller Freunde eines gesunden Volkstums bedarf, um ihn auf den rechten Weg zurückzuleiten.

Beginnen wir beim Hausbau. Das verachtete, höchstens noch von Dichtern, und dann oft unverstanden sentimental verherrlichte Bauernhaus ist das Vorbild für das hohe rote Dach, das jetzt überall, wo Städter Wohnhäuser bauen, wieder errichtet wird. Sogar das Strohdach wird feuersicher imprägniert und so den Brandkassen wieder schmackhaft gemacht, so daß diese tatsächlich schon anfingen, es zu den harten Bedachungen, wie Schiefer und Ziegel, zu zählen. Die Dachpappe, die das flache Dach verschuldet hat, weil sie wegen ihrer Beschaffenheit kein Steildach vertragen konnte, wird entweder selber in schönheitlicher Hinsicht verbessert oder durch schönere industrielle Baumaterialien ähnlicher Art ersetzt. Der Ziegel, der sonst für so unfein galt, ist heute das Liebkind unzähliger Architekten, Bauherren und anderer interessierter Leute geworden und beginnt in einigen Gegenden mit Gewalt das herrschende Baumaterial zu werden. Ähnlich ergeht es anderen Dingen am und im Hause. Die Fenster werden wieder kleinrautig, was mitunter sehr praktisch ist, denn kleinere Scheiben gehen nicht so leicht entzwei und sind nicht so teuer, wenn sie einmal ersetzt werden müssen Die Fenster sind wieder breit, hochbrüstig und möglichst bis zur Decke emporgeführt. Die Wissenschaft hat nämlich nachgewiesen, daß auf diese Art das beste Licht in den Raum komme, was an der großen hygienischen Vortrefflichkeit der Bauten des vorigen Jahrhunderts noch fehlte, die sich doch über das Bauernhaus so erhaben dünkten. Und jetzt macht die Heimatkunde darauf aufmerksam, daß das Bauernhaus diese hygienische Vortrefflichkeit bei der Fensteranbringung schon immer geübt hatte! Auch die Einteilung der Fenster sieht man dem Bauernhause wieder ab. Das Stadthaus verteilte sie derart, daß sie durch dicke Mauerpfeiler getrennt wurden, so daß nicht nur schlechtes Licht entstand, sondern auch die Wandflächen zerrissen wurden, weshalb denn auch die Möbel der Zeit schon aus diesem Grunde verkümmern mußten. — Die Türen erhalten ein Rahmenwerk, wie es früher Mode war; ja sogar die halbgeteilten Türen, die „Klönbören“, und auch die Riegeldrücker, die mit dem Daumen reguliert wurden, wurden von einigen Bauherren und Liebhabern, die für das Land romantisch schwärmen, eingeführt. Überhaupt sieht man mitunter Stadtbauten, die mit dem Bauernhaus in ungesunder Weise, es nachäffend, liebäugeln; das sind so kleine Übertreibungen, die nicht ausbleiben, aber ein Zeichen der Zeit sind — ein Zeugnis seiner Seelennot und seiner innerlichen Ratlosigkeit, die in Sentimentalität ausartet, weil die klare Erkenntnis fehlt. — Auch die Aufteilung des Raumes im Hause, den Grundriß also, richtet der Städter mehr und mehr nach dem Vorbilde bäuerlicher Kultur ein. Der Städter des neunzehnten Jahrhunderts hatte die Wände seiner Zimmer durch viele Türen zerrissen, denn er hielt es für praktisch und fein, wenn er in einem Gange durch alle Zimmern hindurchwandern konnte. Jetzt kehrt er mehr und mehr zu dem altbewährten Grundsatze zurück, daß in der Regel jedes Zimmer nur eine Tür haben soll, derart, daß grundsätzlich alle Räume um einen zentralen Zugangsraum, die Diele, gelagert sein sollen. Das erweist sich am praktischsten und am schönsten. Überhaupt kehrt der Städter in seiner Auffassung von dem Wesen der Schönheit eines Dinges mehr und mehr zu der Ansicht zurück, die durch die Bauernkunst vielfältig und glänzend erwiesen worden ist: daß das Schöne die Folge des seelisch erlebten Zweckmäßigen ist. Die Wissenschaft kommt immer mehr auf diesen Standpunkt und gibt dadurch zu, was der Bauer in der Unschuld seines kindlichen Gemütes schon längst gewußt hat, ehe der Verstand der Verständigen es sah.

Aber noch ist nicht erschöpft, was der Städter allein für seinen Hausbau von der bäuerlichen Kultur von neuem lernt; ich will nur noch zwei Dinge aufzählen.

Da ist die Lust an der Farbe, die an dem Studium der Natur und der Baukultur von neuem wieder erwacht ist. Das Fensterholz leuchtet wieder weiß und blau, weiß und grün oder weiß und rot. Das Fensterfutter und das Türfutter im Innern

ethnographisch festgestellt hatten. In ihnen besteht diese Völkereinheit, die eine stark und breit entwickelte, ungemein differenzierte ist. Bis auf den heutigen Tag zeigt sich, parallel mit den Germanen gemessen, die Dünnigkeit und Entwiklungsarmut des Slawentums darin, daß nicht einmal seine ‚Völker' so verschieden von einander in der Art und Sprache sind, wie nur die deutschen ‚Stämme und Mundarten', etwa der heitere, musikalische Bajoware — Bayer und Österreicher — gegen den Friesen.

Hunderte von kleinen Völkerschaften setzten das ältere Germanentum zusammen, in lauter Kleinübergängen, welche dann wieder, ähnlich wie geologische Flötze und Schichtungen, sich verwerfen, bunt zerzaust, zersprengt und versprengt sich darstellen, durch eine höchst verwickelte Verschiebungs- und Wandergeschichte seit der frühen Vorzeit her. Die Geschichte hat dazwischen zu ordnen begonnen, Komplexe zu bilden; es entstanden Bünde der Völkerschaften und hielten sich auch zum Teil, so daß wir sie nachträglich ‚Stämme' nennen, ebenso wie die, die aus großwachsenden Völkerschaften geworden sind. Weiter hat vor jetzt hundert Jahren die Philologie geordnet. Sie schuf die Begriffe Westgermanen (Deutsche), Nordgermanen, Ostgermanen, d. i. Rückwanderer aus Skandinavien aufs Festland (Goten, Burgunden, Rügen und andere), wobei sie zwar einzelne solcher Rückwanderer zu den Westgermanen schlägt, weil sie von da ab mit diesen in nahem Ausgleich und entscheidender Verbindung waren. Die Germanistik quittiert eben außer Urverhältnissen auch mit über die Resultate der Geschichte, hinsichtlich Näherungen, Scheidungen, Gruppierungen, sie kann keinen reinen Stammbaum geben und weiß wohl, daß er überhaupt, cum grano salis, Gewaltsamkeit ist.

Zu Karls Zeit gibt es noch keine gemeinsamen Erinnerungen, die die, welche man heute Deutsche nennt, näher aneinander binden. Sie werden durch Einzelstammliches und durch Geographisches bestimmt, empfangen dadurch und durch Nachbarschaften die Richtung ihrer Unternehmungen, Interessen und ihre Kultur. Die Urgeschichte bereitet dem Lebendigen keine Hindernisse. In Britannien werden die plattdeutschen Sachsen mit Angeln, Jüten, Volksteilen der ostgermanischen Rügen und solchen der Barden (Langobarden) und Friesen recht bald zu einem ‚Volkstum', Angelsachsen. Wie zur Zeit der Römer, so tendieren auch zur Zeit der christlichen Franken die Sachsen zur See hinaus, sie und die Dänen leben und denken auf keine merklich verschiedene Weise, opfern den gleichen Göttern und verstehen sich als Freunde oder Feinde am natürlichsten. Und an der südlichen Seite flirten die Bajowaren mit den Langobarden. Keine befangene Rücksicht auf richtige Grammatik hinderte die alten norddeutschen Sachsen, sich mit den Jüten und Dänen ohne sonderliche Mühe zu verstehen und einen ungefähr gemeinsamen Wortschatz zu pflegen — der den Deutschen von der Waterkant heute drum in Dänemark anheimelt, nicht anders wie Essen und Trinken auch, Häuserbau, Läden im Keller und sonstige Beziehungen und Parallelismen, die sich lange Zeit fortsetzen. Dem richtigen Sachsen dagegen, der zu Karls Zeit an den Rhein kommt oder über den Main hinaus, dem ist alles fremd, das sind völlig andere Menschen, Ausdrücke, Sitten. Noch Otto der Große sitzt zu Regensburg mit den bayrischen Herren beim Königsmahl, und sie verstehen kein Wort voneinander.

Das ist die Herbeiführung Karls, daß er mit gewaltiger Hand in diese auseinanderstrebenden Verhältnisse gegriffen und die zentrifugale Weisung in eine zentripetale umgezwungen hat. Aus politischen und geschichtlichen Motiven; die volklichen entstehen dabei. Die Wiederbeibringung der Bayern ans Reich geschah aus langobardisch verquickten Anlässen und war als geschichtliche Ehrenpflicht aufzufassen. Rivalitäten und Zusammenstöße mit den Sachsen, die ja an die Franken westlich, gegen den Niederrhein, auch grenzen, waren alt. Karl Martell begriff überdies,

Der abgetrumpfte Jäger.

Einst in Obersteier viel gesungen, jetzt fast verschollen.

Jäger: Geh, Madl, was machst im Grünen,
Du engelschönes Kind,
Komm her zu mir auf n Rasen
Und setz dich nieder gschwind.
Willst du s ein Weidmann lieben,
Nicht lang besinne dich,
Sonst täts mein Herz betrüben,
Ein Jäger, der bin ich!

Mädl: Bist du s ein Jägersmann, sag ich fein bald:
Willst du was schießen, geh auffi in Wald.

Jäger: In Wald werd ich schon gehen,
Ich weiß schon meine Zeit.
Bei dir da möcht ich stehen,
Das wär mein größte Freud.
Du aber willst nichts wissen
Von meiner Lieb auf Erd,
Drum tut s mich sehr verdrießen,
Zu dir geh ich nimmer her.

Mädl: Du reißt mir kein Possen, bitt dich gar schön, bleib aus;
Hat ja mein Vater schöne Knecht in sein Haus.

Jäger: Ach, Mädl, sei nicht so trutzig
Und nicht so wunderlich,
Ein Knecht wär dir zu schmutzig
Und auch zu dumm für dich.
Ein Knecht kunnt ich dir s machen
Bei einer Bäuerin;
Bei mir kunntst aber lachen,
Wenn s heißt: Frau Jägerin!

Mädl: Schöner wär s freili, wenn ichs a Frau wär,
Aba a Jäger is ah noh ka Herr!

Jäger: Jetzt pfeif ich s meinen Hunden,
Das Wild zu suchen auf,
Und hab ich s einst gefunden,
So schließ ich meinen Lauf.
Du aber sollst verstehen,
Nicht lang fexieren mich,
Hast du kein Wild gesehen
Oder eins gespürt um dich?

Mädl: Van uns gibts keine Hirschen, keine Füchs und keine Reh.
Willst du was schießen, geh auffi auf d Höh!

Der Reichsgedanke Karls des Großen.

Die Wiederkehr des 1100. Todestages Karls des Großen gibt Prof. Ed. Heyck Veranlassung, mit den herkömmlichen, vielfach irrtümlichen Anschauungen aufzuräumen, die über die Entstehung des germanischen Reiches verbreitet sind. In dem Februarheft der Monatsschrift „Der Türmer" (Greiner und Pfeiffer, Stuttgart) schreibt der bekannte Historiker:

„Wir müssen uns losmachen von der unwillkürlichen Vorstellung eines von Anfang gegebenen ‚deutschen Volkes', welche ungelehrte und gelehrte Geschichtsbücher beherrscht und sie womöglich schon Armin als einen Führer der Nation auffassen läßt. — Die jetzigen Deutschen wissen zu Karls Zeiten von keinem deutschen Volkstum. Der Lesegebildete kennt den Begriff der Germanen, den die Kelten und Römer

eine furchtbare Angst, ob er wohl alles hat, was er braucht, ob die Gouvernante wachsam ist, ob ihn das Kindermädchen nicht unbeaufsichtigt läßt, ob . . ."

Charcot unterbrach die Dame: „Nerven! Sonst fehlt Ihnen nichts, gnädige Frau?"

Ein bißchen gereizt entgegnete sie: „Herzbeklemmungen, Appetit- und Schlaflosigkeit, Depressionserscheinungen und eine Angstneurose — ist Ihnen das zu wenig?"

Der Professor lächelte eigen: „Dagegen gibt es ein vorzügliches Mittel, das unbedingt hilft, nur fragt es sich, ob Sie es annehmen wollen."

„Ich nehme jedes Medikament, auch wenn es noch so bitter schmeckt", versicherte die Dame energisch.

„So verschreibe ich Ihnen zehn Kinder und nur ein einziges Dienstmädchen."

Entrüstet verließ die Patientin das Ordinationszimmer . . . P. L. M.

Singvögel.

Traumesgleich aus weiten Fernen leuchtet...

Traumesgleich aus weiten Fernen leuchtet
Dir ein Reich voll tausend Seligkeiten,
Das im Rückerinnern sachte feuchtet
Deine Augen noch zu manchen Zeiten.
Herbes Leid und tiefes Weh, sie scheinen
Fast verbannt von dieses Reiches Pforten,
Wo nur froher Sinn und Spiel sich einen
Dir zu sel'gen Stunden allerorten.

Dieses Land voll Sonnenglück und Frieden —
Deine Kindheit ist's, die ungetrübte,
Wo dein enger Sinn im nimmermüden
Freuen kindlich-froher Lust sich übte.
Treuer Elternlieb'- und Freundschaft Walten
Halfen mit bei diesem holden Glücke,
Bis zum eigenart'gen Selbstentfalten
Erstes Lieben sanft dir schlug die Brücke. — —

Und so spielt mit tausendfält'gem Weben
Eines nie versunk'nen Zaubers Süße
Noch herüber in dein Alltagsleben,
Bringt aus einer fernen Zeit dir Grüße.
Längst verklung'ne Worte wecken deines
Herzens tiefes, sehnendes Verlangen:
Kinderglück, du hohes, hehres, reines —
Ach, warum bist du so schnell vergangen . . .!

Elfriede Barger.

Das neue Gesetzbuch!

Es ließ ein Mann einst niemals gelten,
Was heim sein kluges Weib ersann,
Denn ihr Verhalten war so selten
Ganz seinen Wünschen angetan.

Drum wollt er selber Rat sich holen
Und schrieb der Tagesordnung Lauf,
Wie's ihm sein eig'ner Kopf empfohlen,
In selbsterdachten Regeln auf.

Als er manch Blatt damit beschweret,
Sprach er dann eines Tags zu ihr:
„Nimm hier das Buch! Was es dich lehret,
Das nur allein befolge mir."

„Ja", sprach sie, „ja, ich will nicht fehlen,
Dies Buch zu fragen, wo ich kann;
Dich sicher nimmer wieder quälen
Mit meinem Willen, teurer Mann".

Nicht lang nachher, da gingen beide
Zusammen einmal über Land.
Sie kamen nachts an eine Heide,
Wo ein gar böser Tümpel stand.

Das Männchen hatte viel getrunken
Und sah nicht Rohr mehr, Moos und Schilf,
Und fiel schwer, ihrem Arm entsunken,
Ins Wasser, rufend: „Hilf doch, hilf!"

Sein Weib jedoch, es sprach mit Zagen:
„Ich weiß nicht, Mann, was mich so quält . . .
Ich muß erst heim — dein Buch zu fragen,
Was es hier für das Beste hält."

„So lauf dahin, in Gottes Namen",
Schrie er und kroch von selbst hervor.
Zu Haus doch warf er in die Flammen
Dies Buch und sank erschöpft aufs Ohr.

Eugen v. Putti.

daß das gallisch-fränkische Reich und sein Befehlshaber geradezu unerläßlich die kernhafte Heerbannstärkung brauche, die sich aus den gesunden, altertümlichen Bauernvölkern ostwärts vom Rheine schaffen ließ. Schon er hinterläßt eine ‚sächsische' Frage dem Enkel. Sobald dieser als neuer König die Hände frei bekommt, geht er an die Lösung. Und darin nun hat den Vieleroberer jederzeit ein wunderbar glücklicher Instinkt geleitet, was er durchhalten muß oder bei was selbst der Erfolg gefährlich wird, so daß es gut ist, Begonnenes aufzugeben — oder auch vermittelnd nur eine Dependenz, ein Filialkönigtum einzurichten, womit sich das fränkische Reich nicht ohne weiteres identifiziert, wie im eroberten Italien und baskischen Aquitanien. Da, wo jetzt Deutschland ist, läßt sich der Karolinge auf kein gesondertes Reichsland ein, auf keine Statthalterschaft, selbst auf kein militärisches Beamtenherzogtum, womit man früher schon in germanischen Stammgebieten, doch nicht günstig operiert hatte. Zwei Jahre lang residiert Karl selber mit dem Hof unter den Bayern, persönlich führt er die rechtsrheinischen Kriege, persönlich richtet er die fränkische Verfassung ein, stößt von da in wieder neuer Offensive vor, in solcher, die die Bayern, Sachsen, Thüringer als die ihrige, für sie unternommene verstehen, gegen Awaren und slawische Wenden, Sorben, Tschechen. Aber hier, wo das Germanische aufhört, gibt er nur Zukunftsdeutungen der Germanisation, begnügt sich mit der Einschüchterung, dem mächtigen Nimbus des Reiches bei diesen Völkern — bei denen der Name Karol ihr Wort (Kroll, Krull) für den Begriff des Herrschers wird! — mit der Rückwirkung auf seine neuen Untertanen. Um das gewonnene germanische Reich zieht er die militärisch verstärkten Markgrafschaften; innerhalb dieser überzieht er das Land mit dem homogenen Netz der fränkischen Verwaltungsgrafschaften; und zu rigorosen Strafgesetzen fügt er verständnisvolles, nützliches Entgegenkommen für Wünsche und Verhältnisse im Lande, welches die Organisation der Kirche und die Belehrung durch sie in das Reich eingemeinden helfen mußte. — — —

Es ist uns nicht erlaubt zu sagen, das Reich der Deutschen habe in Karls des Großen Absicht gelegen. Wohl aber dürfen wir aussprechen, wenn eine Reihe von Herrschern wie er, klar über seine späteren Gedankengänge und mit ihnen einverstanden, das karolingische Reich regiert hätte, so würde sein ostrheinischer Schwerpunkt und seine germanische Richtung zu stetiger Verdeutlichung gekommen sein. Die Geschichte hat die Entstehung eines nationalen Deutschtums auf engere Weise herbeigeführt. Aber selbst von Karls Regierung möchte man, wenn man ganz in sie eindringt, den Ausspruch wagen: eine höhere selbstschöpferische Vernunft der Geschichte hat ihn, bei kühn allseitig ausgreifenden Unternehmungen, das organisch Mögliche instinktiv herausfühlen lassen und sich seiner so kraftvoll ungestümen wie arbeitsam ausdauernden Persönlichkeit bedient, die in allem eine so völlig germanische ist — so auch in ihrem geistigen und politischen Universalismus, der aber zunehmend sicherer die Ziele seiner Kraft dort, wo ihre Wurzeln sind, im Heimischen, erkennt."

Ein Nervenheilmittel.

Zum berühmten Professor Charcot kam eine Pariser Dame und klagte: „Ach, Sie glauben nicht, wie krank ich bin! Oft klopft mir mein Herz zum Zerspringen, ich habe keinen Appetit und schlafe schlecht. Von den Depressionen, die häufig über mich kommen, will ich gar nicht reden. Aber meine allergrößte Sorge ist mein einziges Kind."

„Ist es schwächlich?" fragte Charcot.

„Oh, im Gegenteil, Herr Professor, ein gesunder, kräftiger Junge — doch wenn ich auf Reisen bin, oder in Gesellschaft, oder im Theater, packt mich plötzlich

Inhalte passend, einige reizvoll-anmutige Bilder, die abermals des Künstlers vielseitiges Können beweisen. — Der Preis des prächtig ausgestatteten Buches ist mäßig zu nennen. V. E. S.

Alltagsgeschichten. Von Fritz Müller (Frauenfeld. Huber u. Co.)

Einige vereinzelnde Kritiker behaupten, Fritz Müller schreibe zu viel. Dagegen behaupte ich: Niemand schreibt zu viel, solange er gut schreibt. Demnach schreibt Fritz Müller nicht zu viel. Er ist erstaunlich produktiv. Auch seinem neuen Buch „Alltagsgeschichten" räume ich in jenem Fach meines Bücherkastens, das „prima" ist, einen Platz ein, neben seinen früheren Werken „O Frieda!", „Die andere Hälfte", „Zweimal ein Bub" (diese drei erschienen bei Egon Fleischel u. Co., Berlin). Die „Heimgarten"-Leser kennen Fritz Müllers Sonderart, und ich glaube, die Mehrzahl von ihnen wird begeistert nach den „Alltagsgeschichten" greifen, die unter vielem Guten ganz Ausgezeichnetes enthalten; so: „Wenn die Uhr verschwände", „Der Marienkäfer", „St. Bureaukratius", „Wenn ich Millionär wäre", „Die Fahne der Idee" usw. usw. — besonders die tiefernste und psychologisch goldechte Geschichte „Unberührt".

Noch ein zweites — wohlfeiles — Büchlein Fritz Müllers liegt vor mir: **Fröhliches aus dem Kaufmannsleben** (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung), dessen Inhalt mein Urteil über den Verfasser neuerlich bestätigt: Er ist einer unserer feinsten Humoristen und ein Seelenkenner, wie wir nicht allzu viele besitzen.

H. L. R.

Die Erinnerungen an Beethoven. Gesammelt von Friedrich Kerst. Zwei Bände. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Wenn man dieses großzügige Werk, das nur jahrlanges Sichversenken, liebevollste Mühe und Aufopferung so restlos tadelfrei schaffen konnte, wenn man dieses prächtige Werk nur kurz besprechen soll, so muß man zuvörderst seine Lebendigkeit, Reichhaltigkeit und Wahrhaftigkeit loben. Denn wer vermöchte uns tieferen, ehrlicheren und rührenderen Einblick in das Leben und Ringen und Bluten dieses Titanen, in sein Menschlichstes und Göttlichstes zu bieten, als die Eindrücke und Erinnerungen von weit über hundert seiner Zeitgenossen, die ihn sahen und ihn sprachen, die ihm Bekannte oder Freunde waren, die ihn in seinem Allerheiligsten zu besuchen oder zu belauschen das Glück hatten? Ach, es ist schwerste Tragik, was dieser ewig Einsame, dieser ewig Unbeugsame zu erdulden hatte! Wie ihn die Not, wie ihn die tausend Kleinlichkeiten dieses Daseins gleich gieren Lanzen umdrohten, wie er sich höher zwang und höher, wie er sich siegend emporbäumte und wie er doch den verwegensten Schmerzschrei seiner Seele allein ertragen, allein stillen mußte, ungeliebt, ohne ein verstehendes Weib! (Aber Heldenwerden und Gottwerden ist Menschensache!) Und vielleicht gerade darum wurde er ein Genie, vielleicht gerade darum wurde er, gejagt und zerquält von Menschennöten, durchschauert und zerrissen von Gottesstürmen, der Held, der Riese, der Titan, als der er immerzu, geheiligt und gehöht, ein Goethe der Musik, immerzu die Welt und die Herzen segnen wird mit dem glühenden Königslicht seiner ewigen Töne! K. D. Zwerger.

Richard Wagners Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Dr. Julius Kapp. Mit zahlreichen Bildnissen, Abbildungen und Handschriften. (Leipzig, Hesse & Becker Verlag, 5 Leinenbände 10 M., 5 Halblederbände 15 M., 7 feine Halbpergamentbände 20 M.)

Der bewährte Wagnerforscher Dr. Julius Kapp gibt hiemit die erste kritische und erste erläuterte Ausgabe von Wagners Schriften, die alle bisherigen Ausgaben übertrifft. Er trug Sorge für eine korrekte Wiedergabe der Texte und ordnete das umfangreiche Material. So enthält das fünfbändige Werk wertvolle Einleitungen, aufklärende Anmerkungen, Zusammenstellungen sämtlicher Aufsätze, Erlässe, offene Briefe des Meisters, die bisher in Zeitungen und Zeitschriften verstreut waren, die Operntexte nach den Partituren, teils in mehreren Fassungen, genaue Register und Inhaltsverzeichnisse. Außerdem muß die große Anzahl der eingefügten guten Bilder hervorgehoben werden.

Richard Wagner ist jetzt dreißig Jahre tot, aber seine Schöpfungen blieben lebendig und das deutsche Volk verehrt in ihm einen Klassiker der Musik — mehr noch, einen Dichter und Philosophen, dessen Schaffen den Kulturschatz mehrte. So kommt diese Ausgabe einem wahren Bedürfnis entgegen und darf das regste Interesse beanspruchen.

Zu erwähnen bleibt noch, daß auch für das wichtige Thema Wagner-Nietzsche neues Material gewonnen wurde.

Ferdinand Raimunds Liebesbriefe. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Fritz Brukner. Mit drei Bildnissen und zwei Faksimiles. (Wien. Moritz Perles.)

Ferdinand Raimund, der Unvergessene, hat ein tragisches Biedermeierleben geführt und hat tragischer geendet, als man es sonst in der Biedermeierei gewöhnt ist. Das kommt daher, daß er eine an keine Epoche gebundene künstlerische Persönlichkeit war, aber unter dem Zwang engherziger Sittennarrheit litt. Eine unglückliche, unscheidbare Ehe machte ihm die Vermählung mit der Innigstgeliebten, mit

Telegraphendrähte.

Mein Weglein, das zerwehte,
Es knirscht ganz leis,
Die Telegraphendrähte
Sind silbrig-weiß.

Ziehn lauter Lichtgebete
In ihrem Gleis?
Wenn man sie fragen täte:
Wer weiß, wer weiß . . .

K. Dankwart Zwerger

Lustige Zeitung.

„Warum wollen Sie diesmal Ihren Sommerurlaub just in Bayreuth verbringen, Herr Rat?“ — „Da ist die einzige Bühne, die heuer nicht den ‚Parsival‘ herausbringt!“ („Muskete.“)

Der Kritiker. „Welch wundervoller Vormittag! Bis zehn Uhr ist heute noch keine neue deutsche Zeitschrift erschienen!“ („Jugend.“)

Märchen. Jemand bekam einen Orden, ließ sich aber nie damit photographieren. („Meggendorfer.“)

Von einem schwäbischen Zahnarzt wird der folgende Scherz erzählt: Zu mir in die Sprechstunde kommt ein biederer Bürger unseres Städtchens und erkundigt sich zunächst angelegentlich nach dem Preisunterschied zwischen alter Methode und neuer Behandlung „schmerzlos mit Kokain“. Nachdem ich ihn darüber belehrt hatte, daß der Unterschied etwa einen Taler betrage, meint er nach einer kurzen Überlegung: „A, lasse mers bei dr alte Methode! Die Schmerze werde ein' itt glei umbringe; 's wird auszuhalte sein!“ Ich mache ihm mein Kompliment wegen seines Mutes. „A“, wehrt er bescheiden ab, „'s ischt ja itt für mich, daß i g'fragt hab! 's ischt ja bloß für mei Frau!“

Bücher

Die Erzählungen aus den tausend Nächten und der einen Nacht. Verdeutscht von Karl Theodor Albert Ritter v. Riba. Illustriert von F. v. Bayros. (Berlin. Wilhelm Borngräber Verlag „Neues Leben“.)

In einer sehr klugen Einführung legt der Übersetzer dar, daß die sogenannten „ungekürzten Ausgaben“ von „1001 Nacht“ nur fraglichen Wert haben, da nur Wenige das Ganze lesen, wegen seiner Längen und Wiederholungen. So hat Riba aus dem orientalischen Schatz eine köstliche Auslese gemacht, die in Form und Sprache eine poetische Meisterleistung ist. Wie schon Generationen vor uns, so genießen auch wir die phantastischen Schönheiten der morgenländischen Weisheit. Weisheit, Lebenserfahrung, Philosophie — das ist ja der Kern aller der Märchen. Uralte Völker des Ostens kleideten ihr tiefes Denken in ein schillerndes Gewand — und uns bleibt nichts zu tun übrig, als den fremden Zaubermantel der Kunst um die eigenen Schultern zu schlagen. — Seltsam kettet sich in den Geschichten das naiv Natürliche an das überirdisch Wunderbare und an das gewaltig Ungezügelte, als erlebte man in dem Werk, das in die Literatur aller Kulturvölker überging, die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Urinstinkte großzügig mit. Fast wie Melancholie übermannt es uns bei der eigenartigen Rahmenerzählung, wo eine junge, schöne Frau, um ihr unschuldiges Leben zu retten, dem verbitterten König Schahseman Märchen auf Märchen erzählt, eines mit dem anderen verknüpfend, so daß der König, voll Neugierde auf den Ausgang, die Hinrichtung seiner Gemahlin von Tag zu Tag hinausschiebt . . .

Wie schon erwähnt, muß man die feinsinnige Auslese Ribas durchaus anerkennen, gleicherweise ist die Übertragung ins Deutsche rückhaltslos zu loben; Bayros entwarf, zum

Bändchen herzwarmer Lieder. Sie sind voll nationaler Begeisterung, ohne die üblichen Phrasen, sie erwärmen durch schalkaften Humor und offenbaren ein volkstümliches Empfinden in oft überraschender Innigkeit und Kraft. Namentlich die Landsknechtslieder und die mundartlich gefärbten Tiroler Balladen werden als Vortragsstücke neben den völkischen mit Ehren bestehen. Im ganzen ein herzhaftes Werk eines echten deutschen Mannes. H. F.

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben vom Privatdozenten Dr. F. Burger-München in Verbindung mit den Universitätsprofessoren Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Hartmann-Straßburg, Herzfeld und Wulff-Berlin, Neuwirth-Wien, Pinder-Darmstadt, Singer-Dresden, Graf Vitzthum-Kiel, Wackernagel-Leipzig, Weese-Bern, Willich-München und Oberbibliothekar Leidinger-München. Mit zirka 3000 Abbildungen. In Lieferungen à Mk. 1·50 (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. Berlin-Neubabelsberg (Lieferung 12: Wulff, Altchristliche und byzantinische Kunst, Heft 6.)

In dem Handbuch der Kunstwissenschaft liegt eine wirklich moderne Kunstgeschichte vor. Es ist nicht nur eine bedeutende Gelehrtenarbeit, die man hier in die Hand bekommt, sondern auch im literarischen Sinne eine wahrhaft künstlerische Arbeit hinsichtlich der Disposition des gewaltigen Materials, der Anlage und Verteilung des reichen und mustergültig reproduzierten Bildermaterials, das, zum überwiegenden Teil erst durch die neue Forschung ans Licht gezogen, auch dem altbekannten Stoffe ein ganz neues Gesicht gibt. Die Illustrationen des Handbuches sind keineswegs ein gelegentlicher Buchschmuck, der als unerläßliche Beigabe wie in minderwertigen Kunstgeschichten sporadisch auftaucht und dann eine höchst oberflächliche Behandlung erfährt, sondern sie sind organisch mit dem Werk verbunden. Das eben macht das Buch so wertvoll, daß es fast volkstümlich erscheint und doch dem geschulten Auge des Kunstfreundes neue Erkenntnis ermittelt und dem Wissenschaftler neue Richtlinien kunstgeschichtlicher Forschung gibt. Die jetzt erschienene 12. Lieferung setzt die Darstellung der altchristlichen Kunst von ihren Anfängen bis zur Mitte des ersten Jahrtausends fort. Man muß dieser Kunstgeschichte daher wirklich eine weite Verbreitung aufrichtig wünschen, schon um dem immer mehr überhandnehmenden Dilettantentum auf diesem Gebiete ernstlich zu begegnen. V.

Die Pflicht, gesund zu sein. Ein Vortrag von Prof. Max v. Gruber. (München. E. Reinhardt.)

Unbewußte Gemeinheiten. Ein Vortrag von Prof. Dr. E. Bleuber. (München. E. Reinhardt.)

Zur möglichsten Verbreitung dieser zwei dünnen Hefte sollte sich ein Verein bilden. Sie wären es wert. Sie sagen ja wenig Neues, aber das alte Wichtige so eindringlich, so lebensvoll mit Beispielen erhärtet, daß sie, viel gelesen, wirken müßten. Und die Wirkung: Ein an Leib und Seele gesundes Volk. — Das sind große Worte! Aber man sehe sich einerseits die Zustände und anderseits diese Schriften einmal recht an. Es ist nicht anders möglich, als daß man aufschreien muß: Verhängnisvoll ist dieser Niedergang, in dem wir uns befinden. Wendet die Wege des deutschen Volkes, solange es noch Zeit ist!

Aus dem alten Zauberbronnen. Neue deutsche Märchen von Frieda Schanz. (Berlin. Ullstein & Co. 1914.)

Die Verfasserin hat diese Märchen nicht aus Büchern und aus keines Menschen Mund, mit Ausnahme dreier, die sie von ihrer Mutter hat. Sie hofft, damit nicht bloß der deutschen Jugend, sondern auch dem deutschen Volke etwas zu schenken. Sie wird frohen Dank zu gewärtigen haben.

Alt-Wiener Volkstheater. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Dr. Otto Rommel. 7 Bände. Gebunden in Leinen 7 Mk. = K 8·40, in Liebhaber-Halbfranzbänden 21 Mk. = K 25·20. (Sonderausgabe der „Deutsch-Österreichischen Klassiker-Bibliothek".) Band 1. Aus der Frühzeit: Karl Friedr. Hensler: „Das Donauweibchen." — Emanuel Schikaneder: „Der Tiroler Wastel." — F. Kringsteiner: „Die Braut in der Klemme." Band 2. — Jos. Alois Gleich: „Die Musikanten Am Hohen Markt." „Ydor, der Wanderer aus dem Wasserreiche." „Die weißen Hüte." Band 3. — Karl Meisl. Band I. „Das Gespenst auf der Bastei." „Das Gespenst im Prater." „Die Geschichte eines echten Schals in Wien." Band 4. — Karl Meisl: Band II. Travestien und Parodien (Auswahl). Band 5. — Adolf Bäuerle: Band I. „Die Bürger in Wien." „Aline oder Wien in einem anderen Weltteile." Band 6. — Adolf Bäuerle: Band II. „Der Fiaker als Marquis." „Die falsche Primadonna." Bd. 7. — Friedrich Kaiser: „Die Schule des Armen." „Der Schneider als Naturdichter." (Teschen, Wien, Leipzig. Karl Prochaska.)

Vorliegende Sammlung kommt dem in Gelehrten- und Laienkreisen mit gleicher Stärke erwachten Interesse für Alt-Wiener Kunst- und Kulturleben entgegen und gibt ausgewählte Proben aus dem Alt-Wiener Volksdrama, welches, was Originalität und künstlerischen Wert betrifft, nicht unebenbürtig neben Alt-Wiener Musik und Alt-Wiener Malerei steht. Raimunds Werke sind wohl-

Antonie Wagner, unmöglich. — Die vorliegende Sammlung enthält 143 Briefe an seine „gute, brave Toni", in denen gar wenig von äußeren Lebensschicksalen die Rede geht, dafür um so mehr feinste Seelenmalerei enthalten ist, in der sich Raimunds Melancholie, Reizbarkeit, Weltverachtung, sein Drang zur Einsamkeit, Naturschwärmerei und Streben nach Erkenntnis spiegeln. Wer die genialen Märchendramen des Dichters liebt, der wird auch in den Briefen die bedeutende Persönlichkeit schätzen, die Zeit ihres Lebens an Ketten zerrte. Ketten, die stärker waren, als der arme Gefangene.

Das interessante Buch wird von Fritz Brukner erklärend eingeleitet und ist mit drei Bildern, darunter die Miniatur Antonie Wagners, geschmückt.

Die Gründorfer. Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen für 5- bis 8jährige Naturfreunde erzählt von Julius Lerche. Mit Originalholzschnitten. (Stuttgart. K. Thienemanns Verlag.)

In den Gründorfern erhalten unsere Kleinen ein Buch mit Naturmärchen. Es ist das um so erfreulicher, als gerade sie, die besten Kameraden von Tieren und Blumen, bisher noch keine Märchen besaßen, die ihnen in einfacher Sprache Naturwahres von ihren Freunden anregend erzählten. Kuh und Esel, Eichhörnchen und Maus, Schwalben und Bienen, Fuchsschmetterling und Sonnenrose und noch viele andere Bewohner Gründorfs zeigen sich dem Kind in ihrem Tun und Treiben, ihren Freuden und Leiden.

Verbrechen als Beruf und Sport. Von A. Abels. (Minden i. W. J. C. C. Bruns.)

„In Millionen Fazetten spiegelt sich unsere Kultur. Zu ihren Produkten zählt auch das Gaunertum der Gegenwart, das in bedenklicher Weise die Länder der Zivilisation überflutet", sagt der Verfasser in der Einleitung. Und daher muß auch der Forscher den verschlungenen Verbrecherwegen folgen, um die Formen dieser unerwünschten Begleiterscheinungen des normalen sozialen Lebens festzustellen. Denn die Taktik und die Technik des modernen Verbrechers hält gleichen Schritt mit den Fortschritten unseres Wissens und Könnens — und manchmal ist die „antisoziale Wissenschaft" der „sozialen" sogar voraus, wie manche Geldschrankfabrikanten bedauernd eingestehen werden ... Mit großem Fleiß und bedeutender Sachkenntnis schrieb Abels sein Buch, in dem der Abschnitt „Verbrechen als Sport" gewiß besonders interessieren wird, der sein Material natürlich aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten schöpft, wie ja Amerika überhaupt dazu neigt, alles ins Groteske zu verzerren. — Wo sind die alten einfältigen Mörder, Räuber und Diebe geblieben? Verschwunden mit der „guten alten Zeit"; heute herrscht die Canaille, die ihren Nebenmenschen mit Bazillen tötet, der Gauner, dem es oft gelingt, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen, und der „Kavalier", dessen Fingerfertigkeit jeden Eskamoteur beschämt, ganz abgesehen von den hundert anderen Spielarten, die die Unvorsichtigkeit und die Dummheit der übrigen Menschheit mit Erfolg ausbeuten. Davon erzählt das Buch eigenartige Geschichten, die aber keineswegs erfunden sind, wie der reiche Literaturnachweis im Anhang bezeugt.

Kärntner Sagen, neu zusammengestellt von Franz Pehr, gab der rührige Verlag Johannes Heyn in Klagenfurt heraus. Prof. Rappolds Sammlung ist vergriffen. Unter Zugrundelegung derselben und einiger Sagen von Franzißi, Waitzer und aus der Kellerschen Monographie des Lavanttales vereinigt in dem schmucken, billigen Büchlein der als ein ausgezeichneter Schilderer der Natur und des Volkslebens bewährte Franz Pehr nach geographischen Gesichtspunkten geordnet 74 Sagen. Die Auswahl ist vortrefflich, die Sprache klar wie frisches Quellwasser. Köstlicher Trunk perlt in kristallener Schale. Krobath.

New-York und die Welt. Gedichte von Otto Sattler. (Modern Library, 8 East 85 th Street, New-York.)

Ein Bändchen Gedichte, das uns aus Amerika heimkommt! Wie seltsam mutet es an, wenn sich die traute deutsche Lyrik mit den Bildern der an sich gar nicht trauten „Neuen Welt" vermählt; aber die Verbindung ist gut gelungen und so klingt ein neuer, eigenartiger Ton aus den Versen.

„Es glüht der Kessel.

Es glüht der Kessel schwarzer Rumpf,
Und rings die Luft so stickig dumpf,
Und Rauch und Ruß,
Und starre Essen,
Und Menschen, sehnend nach des Glückes Gruß,
Das sie vergessen."

So kann sich denn kein Gebiet des geistigen Lebens dem Einfluß der technischen Entwicklung entziehen und sogar die im Laufe der Zeit versteinte Lyrik, die sich lang genug immer wieder mit denselben Stoffen abplagte, wird von der Betriebsamkeit des eisernen Zeitalters berührt — zu ihrem Vorteil, meine ich, da sie ihre Kreise erweitert. Otto Sattler, ein Beherrscher der poetischen Form, vereint in seinem Büchlein Gefühlsinnigkeit und moderne Tatsächlichkeit.

Von meiner Lebensfahrt. Dichtungen von Karl Lustig. (Wien. C. Vetter.)

Eine freudige Überraschung bereitete der unermüdliche Obmann des Gaues Niederösterreich (vom Deutschen Schulverein) seinen zahlreichen Freunden durch dieses schmucke

dungen im Text sowie namentlich mit den ausgezeichneten farbigen Tafeln, welche dem Bibliographischen Institut mit seinen Ruf verschafft haben, nicht gespart hat, nicht weniger als 26 solcher farbiger Kunstblätter zieren und illustrieren den auch in der sonstigen Druckausstattung musterhaften Band. — Im Anschluß daran sei auch des im gleichen Verlage eben erschienenen Bilderwerkes: **Brehms Tierbilder,** II. Teil, „Die Vögel.", mit Text von Dr. Viktor Franz, gedacht, das in 60 prächtigen Farbenblättern nach der meisterhaften Ausführung der Künstler W. Kuhnert und Walt. Heubach eine auch in künstlerischer Beziehung höchst bemerkenswerte Übersicht der hervorragendsten Vertreter der Vogelwelt bietet, denen in gleicher Ausstattung auch die „Säugetiere" und „Kaltblüter" folgen sollen. Jedem der schönen Blätter ist auch ein Textblatt zur Erläuterung beigegeben. — Eine dritte schätzbare, eben erfolgte Veröffentlichung des Leipziger Bibliographischen Instituts ist der **Geographische Bilderatlas,** herausgegeben von Pf. H. Meyer und Dr. W. Gerling, von dem der 1. Teil, „Deutschland in 250 Bildern", ausgegeben wurde. Der reiche Text zu diesem Illustrationswerke ist von W. Gerling abgefaßt. Allen, die eine genaue Anschauung der schönsten und merkwürdigsten Gegenden Deutschlands erlangen wollen, kann auch dieser Atlas auf das wärmste empfohlen werden. Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

Um Zeit und Raum zu sparen, werden wir künftig Broschüren, Abhandlungen, Flugblätter u. dergl., die für die Mehrzahl unserer Leser belanglos sind, nicht mehr anzeigen.

Die Schriftleitung.

Gesammelte Werke von Peter Rosegger. Vom Verfasser neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe. — 9. Band: **Am Tage des Gerichts.** Volksschauspiel in vier Aufzügen nebst **Kleinen dramatischen Szenen** und **Mein Lied.** (Leipzig. L. Staackmann.)

Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbruck. (Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Erzählungen an Bord. Von Alfons Paquet. (Frankfurt a. M. Rütten und Loening.)

Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Ein Roman für Kinder von Waldemar Bonsels. (Berlin. Schuster und Loeffler.)

Süße Mädel und andere Bitterkeiten. Humoresken von Otto v. Fabricius. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Herzensgeschichten. Von Marie Melde. (Berlin-Friedenau. Verlag des Bureaus Karl Fischer.)

Josef Schmid-Braunfels, **Ausgewählte Schriften.** Mit lebensgeschichtlichem Abriß und Einleitungen herausgegeben von Ottokar Stauf von der March. Mit 6 Bildnissen. (Wien. Verlag „Der Scherer".)

Wer bin ich? Roman aus der Gegenwart von Gertrud Hoff, Texas. (Leipzig. Bruno Volger.)

Allerlei Humore. Von Ernst Penzoldt. (Nach Schattenschnitten herausgegeben vom Kunstwart bei Georg D. W. Callwey, München.)

Matrose Dominik Schießel. Humoresken aus dem österreichisch-ungarischen Marineleben von Alexander Ranzenhofer. (Straßburg i. Els. u. Leipzig. Verlag der Hofbuchhandlung Josef Singer.)

Erde. Von Schalom Asch. (Berlin-Charlottenburg, Axel Juncker.)

Mein Österreich, Mein Heimatland. Illustrierte Volks- und Vaterlandskunde des Österreichischen Kaiserstaates. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben, illustriert und redigiert von Sigmund Schneider, nach dessen Tode fortgeführt von Prof. Dr. Benno Imendörffer. Mit vielen Kopfleisten, 24 Farbentafeln, 8 Duplextafeln, 22 Doppeltontafeln und über 1200 Abbildungen. 2 Prachtbände. (Wien. Verlag für vaterländische Literatur.)

Hans Wohlgemut. Märchen in sieben Bildern von Viktoria Roer. (Weimar. Gustav Kiepenhauer.)

Infam kassiert und andere Ausschnitte aus dem Filmbande des Lebens. Von Maximilian Maulbecker. (Leipzig. Bruno Vogler.)

Das Gelübde. Schauspiel in drei Akten von G. Kibitzky. (Leipzig. Bruno Vogler.)

Wolken. Drama in drei Aufzügen von Woldemar Oskar Döring. (Leipzig, Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung und Bühnenvertrieb.)

Etwas vom lieben Gott und anderes, was ihr auch nicht wollt. Von Gottfried Stommel-Düsseldorf. (Hamburg, Verlagsgesellschaft Hamburg.)

Der Weg nach Damaskus. Tragödie aus der Gegenwart in vier Aufzügen von Gottfried Stommel. (Düsseldorf. Schaubsche Buchhandlung.)

's Judenburger G'läut'. 2. Band. Von Josef Steiner-Wischenbart. (Graz. Verlag „Alpenheim".)

Maiblumen. Schattenrisse und plattdeutsche Verse von Karl Fröhlich. (Mit neuen hochdeutschen Kinderreimen. Herausgegeben vom Kunstwart bei Georg D. W. Callway, München.)

Friede und Freude. Neue Lieder für Diakonissenchöre, Jungfrauenvereine, Kirche, Schule und Haus von Diakonisse Anna Schröter. (Breslau. Diakonissen-Mutterhaus.)

bekannt, aber nur Sammler und Literarhistoriker wissen, daß er ganze Generationen von hochbegabten und ungemein fruchtbaren Vorgängern hatte, die in beständiger Wechselwirkung mit dem unvergleichlichen Komiker-Ensemble des Leopoldstädter Theaters und einem stammgesessenen theaterfreudigen Publikum ein echt volkstümliches Drama schufen. Diese Sammlung schöpft zum erstenmal aus diesem vergessenen Schatze. Sie bringt im ersten Bande eine echte Kasperliade von Hensler mit ihrer seltsamen Mischung von Grausigem und Komischem, ferner eines der frühesten Sittenstücke von Schikaneder, eine prächtige Parodie von Kringsteiner, um in den folgenden die drei großen Vorläufer Raimunds, Gleich, Meisl und Bäuerle, in charakteristischen Proben vorzuführen. Die urwüchsige Komik der Stücke wirkt heute noch wie einst auf die Zeitgenossen, ja, sie hat für uns noch die feine Patina des Alters. Ausführliche Einleitungen orientieren über die Autoren und die literarischen Zusammenhänge. V.

Hebbels Werke im Verein mit F. Enß und C. Schaeffer, herausgegeben von Franz Zinkernagel. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1913.)

Die vorliegende Ausgabe von Hebbels Werken im Rahmen von Meyers Klassikerausgaben bietet in schönem deutlichen Druck, kritisch durchgesehen und mit wertvollen Anmerkungen ausgestattet, des berühmten Dichters dramatische Werke vollständig, ebenso dessen Gedichte, Novellen, dramaturgischen und ästhetischen Aufsätze. Es ist damit Gelegenheit geboten, alles Bedeutende, was Hebbel geschaffen, kennen zu lernen und die Schöpfungen dieses großen Geistes in schöner handlicher Ausgabe sich anzuschaffen. Eine vortreffliche literarisch-biographische Einleitung erscheint dem ersten Bande vorangestellt. Der reiche kritische Apparat wird ebenso den Literaturforscher befriedigen als dem gebildeten Leser mannigfache wertvolle Auskunft geben. Die wie gewöhnlich bei dieser Verlagsbuchhandlung mustergültige Ausstattung dienen der Ausgabe zu noch weiterer Empfehlung. A. Schl.

Weltgeschichte, begründet von H. F. Helmolt, herausgegeben von Arm. Tille, zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Band 1 und 2. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1913.)

Helmolts Weltgeschichte ist in wissenschaftlichen und allgemein gebildeten Kreisen längst als ein vortreffliches Werk bekannt, dem die hervorragendsten Geschichtsschreiber ihre Mitarbeit gewidmet haben, und nach dem Fortschritte der historischen Wissenschaft im letzten Jahrzehnte erschien es dem Herausgeber und der umsichtigen Verlagshandlung als eine Notwendigkeit, in einer zweiten Auflage die Neubearbeitung des reichen Stoffes vorzunehmen. Von dieser liegt nun der erste und zweite Band vor und erweist die vollständige Umarbeitung sowohl in bezug auf den Text als auch auf Karten und Illustrationen, die reichlich vermehrt wurden. Der erste Band enthält in der Einleitung den ausgezeichneten Überblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung von A. Tille, die Vorgeschichte von Joh. Ranke und sodann von den besten gelehrten Kennern die Geschichte Ostasiens, Hochasiens und Sibiriens, Indiens, Indonesiens sowie die geschichtliche Bedeutung des indischen Ozeans. Diese Anordnung ist eine etwas andere als jene der ersten Auflage, dagegen sind die leitenden Gedanken, Aufbau, Anordnung und Gliederung des Stoffes grundsätzlich dieselben geblieben wie früher. Der zweite Band bietet die Geschichte Westasiens von Professor H. Winckler, O. Weber, H. Schurtz und H. Grothe und damit auch die Entwicklung des Islams. Es folgen die Abschnitte über die Entwicklung des Christentums im östlichen Gebiete von W. Walther und über die Kreuzzüge von C. Klein. In der Neuauflage ist jedem Bande die genaue wissenschaftliche Bibliographie beigefügt. Die Farbentafeln und Karten, durch deren glänzende Ausführung der Verlag des bibliographischen Institutes so ausgezeichnet dasteht, sind durch verschiedene prächtige Stücke vermehrt (z. B. die vorzüglichen orientalischen Stücke aus dem Prachtkoran u. dgl. in Band 2) und dienen der Ausgabe ebenso zur wahren Zierde wie zur schönen Erläuterung des gediegenen wissenschaftlichen Textes. Dr. A. Schl.

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule, 3. Auflage, neu bearbeitet von Dr. Walt. Kahle. 3. Band: „Die Vögel." (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1913.)

Die Verlagshandlung der großen auch für gelehrte Kreise bestimmten Ausgabe von Brehms berühmtem Werke hat es in dankenswerter Weise unternommen, auch eine kleinere Ausgabe des Tierlebens zu veranstalten, welche insbesondere für die Zwecke der Belehrung in Schule und Haus bestimmt ist. Von dieser Ausgabe wurde zunächst eben der 3. Band, „Die Vögel" behandelnd, herausgegeben. Es ist hier alles, was nur für den Fachmann Bedeutung hat, ausgelassen, dagegen aus der Fülle des Stoffes das Interessanteste und Beste hervorgehoben, überhaupt will diese Ausgabe des „Volksbrehm" ein Abbild des Hauptwerkes in dessen neuester Gestaltung sein, wie schon der vorliegende Band nachweist, durch Auswahl der Stoffe und durch Zusammenziehung und gedrängte Darstellung größerer Partien. Man wird diese Ausgabe, um so mehr begrüßen, als die Verlagshandlung auch hier mit den instruktiven Abbil-

Ein Alpenerholungsheim für Volksschullehrer.

Das Novemberheft des „Heimgartens“ brachte auf Seite 141 und 142 eine Anregung zur Gründung eines Erholungsheimes für Lehrer in den Alpen. Diese Anregung hat der deutsch-alpenländische Lehrerbund aufgegriffen. Er sendet folgenden Bittruf an alle Gönner der Volksschule und ihrer Lehrer: „Um den Gedanken Roseggers in die Tat umzusetzen, wendet sich der unterzeichnete Ausschuß an alle hochherzigen menschenfreundlichen Personen, an die deutschen Gemeinwesen und an alle bildungsfreundlichen Körperschaften und Vereine mit der ergebenen Bitte, an der Schaffung des Erholungsheimes für unsere Lehrer tatkräftig mitzuarbeiten.

Nach dem Vorbilde der Sammlung für den Deutschen Schulverein soll die Summe durch Zeichnung von 1000 Bausteinen à 200 Kronen aufgebracht werden und zahlbar sind die jetzt gezeichneten Bausteine erst, wenn bis Ende 1916 zweihunderttausend Kronen gezeichnet sind. Mit der Durchführung wurde der Deutsch-österreichische Lehrerbund betraut.

Die Anmeldung der Bausteine nimmt die „Geschäftsstelle zur Gründung eines Alpenheims für Lehrer“ in Wien, Gottfried Herbe, Lehrer, 5. Bez., Reinprechtsdorferstraße 32, Tür 18, entgegen. Geldsendungen mögen an das k. k. Postsparkassenamt, Konto Nr. 80.089 „Deutsch-österr. Lehrerbund, Alpenheim“ geleitet werden. Die Einläufe werden im Organ des Deutsch-österr. Lehrerbundes und in anderen Blättern öffentlich bestätigt.“

Ehrenobmann: Dr. Peter Rosegger.

Ehren-Ausschuß:

Dr. Gustav Bodirsky,
Reichsratsabgeordneter, Wien.

Hermann Braß,
Herrenhausmitglied, Hohenstadt.

Dr. Hans Damm,
R.-A., Großgrundbesitzer, Saaz.

Dr. Franz Dinghofer,
R.-A., Bürgermeister von Linz.

Dr. Robert v. Fleischhacker,
Bürgermeister von Graz.

Wilhelm Greil,
L.-A., Bürgermeister von Innsbruck.

Dr. Gustav Groß,
Obm. d. Deutschen Schulvereines, R.-A., Wien.

Dr. Michael Hainisch,
Gutsbesitzer, Wien.

Dr. Ewald Hause,
Schriftsteller, Meran.

Josef Jaksch,
Bürgerschuldirektor, kais. Rat, Obm. des Schubertbundes, Wien.

Franz Kneschaurek,
k. k. Professor i. R., geschäftsführender Obm. d. Südmark, Graz.

Ottokar Kernstock,
Pfarrer, Schriftsteller, Festenburg.

Dr. Karl Kupelwieser,
Gutsbesitzer, Wien.

Exz. Dr. Gustav Marchet,
Geheimer Rat, Minist. a. D., Herrenhausmitglied, Wien.

Dr. Gustav Ritter v. Metnitz,
Bürgermeister von Klagenfurt.

Hugo Moro,
k. k. Bezirksschulinspektor, Villach.

Max Ott,
kais. Rat, Bürgermeister von Salzburg.

Rafael Pacher,
R.-A., Schriftsteller Wien.

Gustav Rusch,
Regierungsrat u. k. k. Prof. i. R., Wien.

Exz. Dr. Gustav Schreiner,
Geh. Rat, Minist. a. D., R.-A., Deutsch-Gabel.

Ed. Siegert,
em. k. k. Bezirksschulinspektor, Wien.

Dr. Julius Sylvester,
R.-A., Präs. d. Abgeordnetenh., Salzburg.

Dr. Richard Wettstein Ritter v. Westersheim,
Hofrat, Rektor der Wiener Universität.

Werbe-Ausschuß:

Matth. Strebl,
Obm. d. D.-ö. Lehrerbundes, Wien.

Adolf Brunnlechner,
k. k. Bürgerschuldirektor, Triest.

Josef Eichler,
Obm. d. Lehrerhaus-Vereines, Wien.

Hans Fraungruber,
Direktor, Schriftsteller, Wien.

Frauenlieder. Von Marte Zorge. (Jena. Eugen Diederichs.)

Der Fährmann. Gedichte von Otto Voß. (Leipzig. Bruno Vogler.)

Unser Lebenspfad von der Wiege bis zum Grabe. Gedichte und Sprüche, gesammelt von K. Dorenwell. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Ausgewählte Gedichte von Karl Gjellerup. Deutsch von Dr. Hermann Neumann. (Dresden u. Leipzig. C. A. Koch — H. Ehlers.)

Im Verlag von A. Haase (Prag) erschienen folgende empfehlenswerte Bücher: **Märchen und Sagen aus Deutschböhmen.** Für Volk und Jugend ausgewählt von Julius Parsche. 3. bis 5. Tausend; **Arbeitskunde.** Ein Hilfsbuch für die Jugend zur Selbstbetätigung durch schaffende Arbeit in Schule und Haus. Zwei Bände: Eine Ausgabe für Knaben, eine zweite für Mädchen. — Ferner sei noch die Aufmerksamkeit auf die Zeitschrift. **Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule** gelenkt, die für die praktische Ausgestaltung der Arbeitsschule und der Kunsterziehung eintritt. (Mit entsprechenden Beiheften.) Schriftleiter Anton Herget, Professor an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Komotau.

Ehmer: **Die Dienstpragmatik.** (Graz, Ulrich Mosers Buchhandlung J. Meyerhoff.)

Allgemeine National-Bibliothek Nr. 401/2: **Undern Jaschken.** Von Julius Vatter; Nr. 403/4: **Am Lebenswege.** Von Julius Vatter. (Wien. Theodor Daberkow.)

Oberösterreichische Dialektdichtungen Nr. 6: **Kaisertag im Himmel.** Von Michl Traunsteiner (Otto Paßy). (Linz. Druck und Verlag der Zentraldruckerei, Linz.)

Vaterländisches Bilderwerk. Herausgegeben von Wilhelm Kotzde. Bilder von Angelo Jank. 1. Band: Es braust ein Ruf wie Donnerhall; 2. Band: Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm — Durchs Land frohlocken im Jubelsturm; 3. Band: Der Einheit Bund, getauft im Heldenblut. (1870—71.) (Mainz. Josef Scholz.)

Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Leben eines Spätertauben. Von Leonhard Wigmann. (Wien u. Leipzig. Wilhelm Braumüller.)

Fürs Kind und Anderes. Von Jozsa Jankovics. (Preßburg. Buchdruckerei der Katholisch-literarischen Aktiengesellschaft.)

Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Von Prof. Dr. Sigm. Freud. (Leipzig u. Wien. Hugo Heller & Co.)

Ein Besuch in den deutschen Sprachinseln Südtirols. Von Helene Dose. (Dresden. Druck von Johannes Päßler.)

Die Welt der Künstler. Herausgeber E. W. Bredt. Band 1: **Die Madonna mit musizierenden Engeln.** (Ravensburg. Otto Maier.)

Die Welt der Künstler. Herausgeber E. W. Bredt. Band 4: **Amoretten und Putti.** (Ravensburg. Otto Maier.)

Vorstehend besprochene Werke etc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

Stilkunst. Ein reichsdeutsches sozialdemokratisches Blatt stellt boshaft fest, daß sich der Deutsche Kronprinz die Sympathien der „großen Presse" durch etliche unerwünschte Äußerungen verscherzte, fügt aber bei, durch einige nichtssagende herablassende Posen könne er sich seine alte Popularität wieder verschaffen, und schließt wörtlich: „Und sofort werden sämtliche Hundeschwänze im Deutschen Reich begeistert an zu wackeln fangen." — Wenn man so etwas liest, dann muß man wohl — „am Zeitungsdeutsch an zu verzweifeln fangen . . ."

Über den **Tango** sagt der Tiroler Maler Egger-Lienz in der „Zeit" folgendes: „Meine Meinung über den Tangotanz im allgemeinen ist dieselbe wie über Futurismus und ähnliche Hochstapelei. Ich schreibe dem Tango als offenem Bekenntnis zum Affentum wegen seiner Offenheit einen eminent moralischen Wert zu. Wie zum Reden das Stottern, verhält sich der wahre Tanz zu diesem Gestotter der Beine. Ich halte den Tangotanz für den vollendeten Ausdruck der Armseligkeit der heutigen Jugend und ihrer Botmäßigkeit unter dem Nichts und allem Nichtslerischen, die jede Dummheit durch die Voraussetzung des Adjektivs „modern" zur Epidemie macht, jede Nichtigkeit, ausgeheckt im Gehirn von Nichtstuern und Windbeuteln, zur Wichtigkeit, als Ausdruck des Mangels an Stolz dieser Jugend, die Schneiderimperative und Gebote von Narren-Hanswursten nicht als Attentat auf persönliche Sauberkeit empfindet."



7. Heft | April 1914 | 38. Jahrg.

Eine kleine Frau.

Die Geschichte einer Frühlingsehe. Von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Tagebuch.

27. August.

Gustav berührte meine Rückkehr vom Steilen Zinken, Friedls und Mamas Verlobung, die ich ihm besonders schonend mitteilte, ganz in der gleichen Weise — nämlich gar nicht. Das war mir lieb. Er hängt eigenen Gedanken nach. Ihn beschäftigt die Trennung von Fräulein Fleury und darüber hinaus nur die Premiere seines Dramas.

Der Primarius gestattete ihm, der Mademoiselle das Abschiedsgeleite zu geben. Auch sonst war der Tag ein außerordentlich feierlicher, denn es wurde die regelmäßige Postwagenverbindung zwischen St. Pankraz und der zwei Stunden entfernten Eisenbahnstation Weißenbach eröffnet. Zweispännig fährt nun täglich ein bunter Kasten hin und her, während bisher ein Bote die Postbeutel zu Fuß schleppte, und die Pakete beförderten Leiterwagen, die gerade Platz hatten. Die Installierung der Postlinie wurde mit einem kleinen Volksfest verbunden und dazu gehören: Drängende Menschen, die Dorfhonoratioren, ein weißgekleidetes Schulmädchen, das ein Gedicht stottert, und ein Ständchen der Kirchenkapelle. Schön war's nicht, und als dem Hornisten der Atem ausging, brummte der Pfarrer laut. Ländlich-sittlich, und den Eingeborenen gefiel der festliche Rummel sehr.

Rudolf Größinger,
Oberlehrer, Tattendorf, N.-Ö.
Roman Herz,
Obm. d. Verbandes d. deutschen Lehrer und Lehrerinnen Steiermarks, Graz.
Josef Kasper,
R.-A. u. L.-A., Jungbuch, Böhmen.
Heinrich Kipper,
Obm. d. Verbandes der deutschen Lehrer Bukowinas, Czernowitz.
Georg Köhler,
Obm. d. Wiener Lehrervereines.
Franz Langoth,
L.-A., Linz.
Hans Langoth,
Obm. d. Oberösterr. Lehrervereines, Linz.
Josef Langthaler,
Obm. d. L.-L.-V. Salzburg.
Friedrich Legler,
L.-A., kais. Rat, Obm. d. deutschen L.-L.-V. in Böhmen, Reichenberg.

Erhard Lipka,
R.-A. u. L.-A., Aussig.
Karl Lustig,
Obm. d. Gaues Wien d. Deutsch. Schulv.
Josef Mand,
Obm. d. deutsch-mähr. Lehrerbundes, Brünn.
Hans Martin,
Obm. d. Vorarlb. Lehrervereines, Dornbirn.
Karl Müller,
Obm. d. n.-ö. L.-L.-V., Wien.
Anton Otter,
L.-A., Graz.
Ludwig Pratschker,
Obm. d. schles. L.-L.-V. Troppau.
Franz Schreiter,
R.-A. u. L.-A., Leitmeritz.
Karl Sekora,
Obm. d. Kärntner Lehrerbundes, Klagenfurt.
Rudolf Wedra,
R.-A., Eibestal, N.-Ö.

Arbeits-Ausschuß:

Gottfried Herbe,
Obmann, Wien, 5., Reinprechsdorferstraße 32.
Karl Bruche,
ständiger Berichterstatter.
Otto Wacke,
1. Schriftführer.
Franz Voak,
2. Schriftführer.

Emil Bayer,
1. Zahlmeister.
Karl Peter,
2. Zahlmeister.
Josef Untermüller,
Beirat.
Wilhelm Zerdik,
Beirat.

Diese Anzahl hervorragender Persönlichkeiten schließt sich dem Bittrufe an, und Rosegger begleitet ihn mit folgender Fürsprache:

Da meine Anregung vom Deutsch-österreichischen Lehrerbund so frisch ins Werk gesetzt wird, und da so viele hervorragende Persönlichkeiten dafür stehen, hoffe ich die Freude eines vollen Erfolges. Besonders aber baue ich auf die Erkenntnis, wie wichtig und bedeutsam die körperliche und geistige Gesundheit des Volksschullehrers ist. Das Liebste, was wir haben, vertrauen wir ihm an — unsere Kinder. Unseres Volkes Zukunft geht durch seine Hand. Sein Beruf ist hart, verantwortlich und — undankbar. Nein, undankbar nicht. Nur kommt der Dank gewöhnlich zu spät. Der Staat gibt dem Volksschullehrer knapp das, was er zum täglichen Leben braucht — wenn er gesund bleibt. Für den Abgemühten zur Erholung langt's nicht. Die Ferien! Mancher Lehrer, der zu ihrem Beginn mit Zuversicht auszieht, kehrt nach denselben erschöpft und mutlos in seinen Beruf zurück.

Stiften wir ein Lehrererholungsheim in den Alpen. Es kostet mir, dir nur einen mäßigen Betrag, der durch den Segen der gemeinsamen Liebe sich tausendfach vermehrt. Buchstäblich tausendfach. Was kann einer für 200 Kronen Schöneres kaufen als ein Haus, wo leidende Brüder und Schwestern, treue Diener der Menschheit Kraft und Freude finden! — Ich hoffe, in wenigen Jahren wird dieser Nobelpreis, ein stattliches Erholungsheim für Volksschullehrer verwirklicht sein.

Graz, am 18. Jänner 1914. Peter Rosegger.

(Geschlossen am 20. Februar 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: H. Fleder. — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Hernach besah sich Gustav mein Zimmer im „Schwan" und äußerte sich befriedigt: „Gemütlich! Ich wollte schon immer mal wissen, wie du untergebracht bist." Vom Schreibtisch nahm er unser Brautbild, nagte die Lippen und stellte es wieder an seinen Platz. „Ich habe deiner Mutter einen Glückwunsch nach Franzensbad geschickt, Lori; Franzensbad, nicht wahr, und nicht Marienbad? Ich erinnerte mich nicht genau."

„Franzensbad, ja. Du bist sehr freundlich." Hat er den Wunsch, das Glück zu halten, das entsprungene Glück, unser Glück? An mir wird es nicht fehlen, wenn er will.

Wir sprachen von seinem Drama, dessentwegen er mit dem Primarius in Streit geriet, der ihm nicht gestatten will, zur Premiere nach Berlin zu fahren. Gustav tadelte die Autokratie und den Eigensinn Dr. Wallnöffers: „Der Menge hätte es mir gestattet. Ich bin doch schon gesund."

„Wann kommt Doktor Menge? Eigentlich müßte er schon lange wieder da sein." So lenkte ich ab.

„Er schnauft aus. Für nächsten Montag sagte er seine Ankunft an. — Weißt du, Lori, ich bin auf den Proben unentbehrlich. Was meinst du, wenn ich einfach aus der Anstalt durchginge?"

„Aber Gustl!"

„Ich dachte auch daran, dich hinzuschicken, wenn du einverstanden wärest . . . Du kennst meine Intentionen."

„Mit Vergnügen, wenn dir damit gedient ist!"

Er besann sich: „Nein, nein, der Autor ist unersetzlich. Mir graut vor dem Stumpfsinn des Regisseurs, ich ahne, daß er eine grobe Sensationskomödie für die Galerien inszeniert und dabei fällt der tiefe Gehalt des Stückes unter den Tisch. Und erst die Schauspieler! Wenn sie den Dialog nicht in meinem Sinn bringen, verpufft er und der Erfolg ist pfutsch. Und wie ich mich nach einem großen Erfolg sehne, wie ich ihn brauche — auch materiell! Ich fühl's, in mir steckt ein Dramatiker . . . Erfolg! Nach Monaten unbeschreiblicher Seelenpein Balsam auf die Wunden!"

„Wie wohl du aussiehst!" Er saß halbliegend auf meinem Bett und niemand konnte ihm die überstandene Krankheit anmerken.

„Mehr als das — wie wohl, wie gesund ich bin. Kein Husten, kein Fieber, gemästet wie zum Abstechen — und muß in dem verfluchten Krankenhaus versauern, während die Trotteln in Berlin mein Werk verhunzen."

„Warum gleich so scharf? Warum sollen sie es denn verhunzen?"

„Verlaß dich drauf, Lori, es wird verpatzt."

„Schreib ihnen ausführlich über die Regie und die Auffassung der Charaktere."

„Etwas ist's auch." Er pflichtete mir bei und diktierte einen Brief, den ich gleich zur Post trug und expreß aufgab.

Ich sah Fräulein Fleury mit freundlichen Gefühlen scheiden. Daß ich so gar nicht eifersüchtig bin! Sie und Gustav hielten sich wacker und Fremde konnten nicht merken, was in ihnen vorging. Ich aber weiß es: Er liebt sie, sie liebt ihn, und die Beichte, die die Mademoiselle mir damals ablegte, war ein Versuch, sich frei zu machen; der Versuch eines ehrlichen, geraden Charakters.

Ich stellte meinem Mann die Damen aus dem „Schwan" vor. Die Kinder Herbert und Valerie schwelgten in dem Durcheinander, staunten die zweifärbig lackierte Kutsche und die laubgeschmückten Postpferde an. Der Prokurist dankte Gustav überschwenglich für die „Lotosblume" mit der persönlichen Widmung; auch er und Direktor Schellag fuhren ab. Unser neugebackenes Brautpaar hatte etwas Tragikomisches, Lohengrin und Elsa, die auch sobald auseinandergehen mußten. Wer weiß, ob es nicht auch in diesem Falle für immer ist! Schellag-Lohengrin umarmte Brigitta-Elsa ein dutzendmal und sie tauschten Versprechungen aus: „Ich schreibe dir heute noch!" — „Depeschiere mir sofort aus Pest!" — „Du mein Lieb!" — „Du mein Engel!" — Eine abgeschmackte Gesellschaft. Der Galgenhumor gab mir eine Idee ein: Wie, wenn sich Mademoiselle und der Direktor im Postwagen lieben lernten? Warum eigentlich nicht? Zwei Schwarmgeister wie sie. Geschwindigkeit ist bekanntlich keine Hexerei. Sie saßen Seit' an Seit' und Herr Müller bezog den Platz neben dem Kutscher am Bock.

Frau von Curvay schluchzte zum Herzzerreißen: „Guido, mein Guido!" Also Guido heißt er! Daß sie den Namen nur nicht wieder vergißt! Die Liebe ist der einzige demokratische Instinkt in uns, sie kümmert sich nicht um den Rang, nicht um das Alter, sie überspringt Entfernungen und nimmt kühn die gefährlichsten Hindernisse. Erwachsene Töchter und steile Leitern zum Dachboden genieren sie nicht.

Gustav küßte der Mademoiselle die Hand und ich merkte es wohl, daß er dazu ihren Handschuh abstreifte. Die arme Kleine verbarg ihre Gefühle hinter einem doppelt gefalteten Schleier. Mir stünde es besser an als ihr, in die Postkutsche zu steigen und mich auf Nimmerwiedersehen zu empfehlen. Ich bin hier überflüssig, wahrscheinlich mehr als überflüssig.

„Hüh!" schrie der Kutscher und im letzten Moment hüpfte die kleine Französin, die liebe Person, noch einmal aus dem Wagen, warf ihre Arme um meinen Hals und küßte mich links und rechts und wieder links und rechts auf die Wangen. Im Nu saß sie wieder darin und fort ratterte die Chaise. Ihr nach die gewöhnlichen Formalitäten des Abschiednehmens: Tücherschwenken, Zurufe, Grüße, die im Trubel untergingen, Händewinken, Hüteschwingen; wie's so üblich ist.

Beppo Wasinger war in seinem Bureau geblieben, obwohl er als Postmeister nicht hätte fehlen sollen.

sowohl die Geduld wie die Anpassungsfähigkeit der kleinen Französin. „Die Romanen sind doch eine charmante Rasse."

Gustavs Kurvorschriften wurden gemildert, er darf schon stundenlang spazieren gehen und bis zehn Uhr aufbleiben. Das wirkt günstig auf seinen Gemütszustand ein. Wir nähern uns wieder einander und etwas von der alten Herzlichkeit zeigt sich manchmal.

Ziehe ich das Resümee unseres Aufenthaltes in St. Pankraz, so wäre es blasphemisch, zu klagen. Bald hindert uns nichts mehr, an unser Glück vor der Lussiner Katastrophe anzuknüpfen.

Aber — wenn ich mich nur besser auf die Kunst des Selbstbelügens verstünde!

Wenn ich nur ein bißchen von dem leichtfüßigen Temperament Brigittas besäße, die so leicht und so gern vergißt. Aber ich kann nicht vergessen, daß der Mann, der mich bis aufs Blut quälte, so ganz anders ist als der, den ich liebte und heiratete.

Und zum Überfluß das schreckliche Wort: „Aufpassen!" Wenn das Beste in einem Leben Genuß und Kraftentfaltung begehrt.

*

Der Primarius ist mit Gustavs Befinden außerordentlich zufrieden.

„Kleine Frau, eine so schleunige und gründliche Ausheilung hatte nicht einmal ich mit meinem sprichwörtlichen Optimismus gehofft. Der Lungenbefund ist normal. Freuen Sie sich — freuen Sie sich doch! Lachen Sie! Brav, aber das Lachen könnte weniger gezwungen klingen. Sind Ihre Winterprojekte fertig? Es ist an der Zeit, Sie mir zur allerhöchsten Genehmigung vorzulegen. Sizilien? Afrika? Ausgezeichnet, und den nächsten Sommer in der Schweiz bleiben — vorzüglich! — Wegen meines Verbotes, Ihren Grantschippel von Mann nach Berlin reisen zu lassen, ist er mir böse, schaut mich gar nicht an, aber mein ärztliches Gewissen verbietet es mir, ihn den Gefahren zugiger Coupés, der schmutzigen Großstadt, unhygienischer Hotels, eines staubigen Theaters und womöglich eines Wettersturzes auszusetzen. Auf ja und nein hat man einen Katarrh. Nicht als ob der gefährlich wäre, beileibe nein, doch wenn man ihn vermeiden kann, um so besser. Predigen Sie ihm Vernunft, kleine Frau, Sie sind ja sein Alles. Vorsicht ist nicht Furcht und Tollkühnheit nicht Mut, sagte Bismarck einmal. Man muß auf —"

Immer, immer dieselbe Warnung.

*

Ich leugne nicht, daß mir die Glückwünsche zu Mamas Verlobung nicht vom Herzen kamen, aber sie trafen ins Herz. Ich habe mich nicht verstellt und habe nicht Gefühle geheuchelt, die nicht in mir sind. Meine Ehrlichkeit hätte Toleranz, meinetwegen eine schweigende Aufnahme, nicht eine brutale Abkanzelung verdient. Mama schreibt, sie sei von mir

Mit unverständlicher Gehässigkeit redete er vom Sanatorium und Doktor Wallnöffer: „Die Leitung ist miserabel, um das Wohl und Wehe der Patienten schert sich der Primarius nicht, beim Essen knausert er und ganz gesunde Leute werden aus Gewinnsucht zurückgehalten. Das ließ Doktor Menge des öfteren durchblicken und er ist ein diskreter Mensch, der kein Wort zu viel sagt. Und die Preise! Einen Liter warmes Wasser setzten sie mir mit fünf Kreuzern ein! Eine Ausbeutung sondergleichen! Aber das reicht alles nicht an die Gewissenlosigkeit heran, Gesunden einzureden, sie seien noch krank, und sie der Gefahr auszusetzen, sich neuerlich in der Giftbude zu infizieren."

Ich erwiderte nichts.

Fräulein Fleury erwähnte Gustav nicht.

Wir speisten zusammen im „Schwan" und mein Mann lobte das Essen über den grünen Klee; angeblich ist es schmackhafter und gewiß ist es billiger als im Sanatorium. Aber er zeigte sich auch von der liebenswürdigen Seite, plauderte mit Herbert und Valerie, pries Frau Schuberts mütterliche Aufopferung und hänselte Brigitta wegen der wundervollen, rotgeweinten Augen. Sie war von ihm entzückt, schnurrte wie ein molliges Kätzchen, und als sie um ein Autogramm für ihre Sammlung bat (die ich im Verdacht habe, nicht zu existieren), schrieb er: „Mut zum Leben heißt Mut zur Sünde haben."

Den Mut hat sie reichlich, überreichlich.

Frau Curvay hatte mich gebeten, nach dem Abendbrot zu einem Plauderstündchen kommen zu dürfen und blieb bis Mitternacht bei mir.

„Ich werde mit Guido ganz, ganz bestimmt sehr, sehr glücklich werden", versicherte sie im Brustton der Überzeugung. Und in einem Atem beneidete sie mich: „Sie sind ein Glückspilz, liebe gnädige Frau! Wenn sich mein armer Mann so herausgemaust hätte wie der Ihre! Ich garantiere Ihnen, Ihr Herr Gemahl ist jetzt gesünder als vor der Erkrankung."

Ich sagte ihr ein Kompliment: „Er findet Sie reizend." Es war wirklich so.

„Ist's möglich?" Sie strahlte. „Ich gefalle den Männern, ich weiß und das freut mich furchtbar! Was wäre die Welt ohne Männer!"

*

Entweder hat sich jetzt Gustav erstaunlich in seiner Gewalt oder seine offenkundige Feindseligkeit gegen mich war nur die Folge seines krankhaften körperlichen Unbehagens, oder ich reagierte überempfindlich auf verzeihliche Ungezogenheiten, oder mit Fräulein Fleury schied ein trennendes Moment aus. Ich kann's nicht beurteilen. Er spricht von der Mademoiselle gleichgültig, behauptet, er schulde ihr Dankbarkeit für ihr Vorlesen und die Zerstreuung, die sie ihm bot, und er rühmt

Das eine ist richtig: Gustav war bereits kränklich, als er heiratete. Aber er hatte davon keine Ahnung, gewiß nicht. Mama hetzt und lügt mit Bedacht.

4. September.

Der Teufel ist los. Ein hoffnungsloser Patient, der aus Davos in unser Sanatorium kam, wiegelte hier die Kranken auf. Er sagte ihnen, im Klima von St. Pankraz müßten sie alle samt und sonders zugrunde gehen. Und wenn gar erst die Herbstnebel hereinbrächen! Seine Worte hatten eine suggestive Macht, alles war in Aufruhr, und Dr. Wallnöffer konnte sich nicht anders helfen als den Ruhestörer stante pede zu entfernen. Auch Gustav war außer Rand und Band, lobte die Seeluft und wiederholte seine Beschuldigung, nur mehr ausbeuterisch in der Anstalt zurückbehalten zu werden, und ich redete und redete, um einen Krach zu vermeiden.

Jetzt ist wieder halbwegs Ruhe und Friede.

*

Gustav ist auch in den besten Stunden nicht mehr so, wie er ehemals war. Zwischen uns besteht nur ein trügerischer Waffenstillstand, der täglich gekündigt werden kann. Ich muß mir jedes Wort dreimal überlegen, ehe ich es heraussage, sonst gibt es wegen Lappalien die erbittertsten Streitigkeiten und er brüllt mir das, was ihm augenblicklich durch den Kopf schießt, schonungslos ins Gesicht. Manchmal vermute ich, er grübelt stundenlang darüber, wie er mich beleidigen kann, und beobachtet dann gespannt die Wirkungen seiner sinnlosen Angriffe. So auch heute.

Wir saßen anscheinend einträchtig im Wald und ich las die Zeitung vor; da unterbrach er mich: „Wenn ich tot wäre, Lori — deinetwegen wünschte ich es, obwohl ich gern lebe; du, befreit von Pflichten und Sorgen, lebst leicht über das Zwischenspiel unserer mißglückten Ehe hinweg. Darauf versteht Ihr Frauen euch famos. Darum seid Ihr zu beneiden, in dieser Beziehung seid Ihr die Stärkeren, der Natur näherstehend, der ebenfalls Sentimentalitäten und Gefühlsduseleien fremd sind. Wir Männer haben einen komplizierteren Organismus, in uns verankert sich alles fester. Wenn ich tot wäre, damit du erlöst bist — das wäre das Beste."

Ich zwang mich zu äußerer Gelassenheit: „Um denselben Erfolg zu erreichen, können wir uns scheiden lassen, wenn du willst."

„Du willst dich scheiden lassen?"

„Ich nicht."

„Du hast es vorgeschlagen."

„Du, Gustav, hast es vorgeschlagen, wenn auch verhüllt. Bitte nicht den Stiel umzukehren. Um uns gründlich zu trennen, zogst du

nie verwöhnt worden, aber die Kränkungen, die ich ihr jetzt zufüge, überstiegen die Grenzen des Zulässigen; sie halte sich nicht für verpflichtet, ihr Glück zertreten, herabwürdigen, in den Staub ziehen zu lassen. Jahrelang habe sie versklavt neben Papa ein unwürdiges Helotendasein geführt, geknechtet und mundtot gemacht, und jetzt, da sie aufatme, sich ihrer Persönlichkeit entsinne, da sie an der Seite eines charaktervollen Mannes Ersatz für ein verpatztes Dasein suche und allen Widerständen zum Trotz auch finden werde, sei es ihr Kind, das sie beschimpfe. Wörtlich schrieb sie: „Du bist die Tochter des Tyrannen, dem ich Jugend und Frohsinn opferte, ohne dafür Dank zu ernten.“ In meinem Gebaren will Mama Papas Wesensart leibhaftig wiedererkennen. Auch er unterdrückte jedes weiche und sonnige Gefühl in ihr, und nur ihrer eigenen Stärke, dem wohlbegründeten Selbstvertrauen verdanke sie es, daß sie nicht gebeugt und nicht gebrochen wurde; sie werde es der Welt schon beweisen, daß eine zielbewußte Frau nicht wie ein unartiger Fratz behandelt werden dürfe, sondern Widerstandskraft genug besitze, auf den Trümmern einer elenden Vergangenheit eine zufriedene Zukunft, eine neue Familie zu gründen und sich einen Platz an der Sonne zu sichern. Dazu wäre es nie zu spät, solange man noch Mut habe.

An Phrasen war der Brief nicht arm und auch das lächerliche Lob, das er Herrn Voltellini, den ich verabscheue, spendete, hätte mich nicht berührt, wäre nicht ein Postskriptum gewesen, das mich tief verletzte. Es lautete: „Ich überwinde mich, liebe Lori, und erteile Dir einen Rat, den Du beherzigen mögest. Gustav ist ein siecher, gebrochener Mann, und die Lebensdauer, die einem mit seiner Krankheit Behafteten zugemessen ist, ist nicht bedeutend. Er hat Dich unglücklich gemacht, in Deinem Unglück wirst Du ungerecht und beleidigst jedermann, auch mich; er war gewiß schon schwer leidend, als er Dich heiratete, kannte wahrscheinlich auch seinen Zustand und strebte dennoch Befriedigung seiner selbstsüchtigen Begierden zu. Da ist Voltellini ganz meiner Meinung. Dein Mann kalkulierte, daß er sich an Dir eine bequeme Pflegerin erheirate und Du bist in meinen und Voltellinis und den Augen aller Vernünftigen der Pflicht entbunden, seine hinterlistigen Pläne mit Deinem Herzblute zu bezahlen. Mach seinen unqualifizierbaren Anschlag auf Deine Jugend und Dein Glück zuschanden. Laß Dich scheiden und baue Dir Deine Zukunft auf einer verläßlicheren Basis auf. Diesen mütterlichen Rat, mein liebes, undankbares Kind, als Gegengabe für Dein schmerzliches Benehmen. Ich bin großmütig.“

Damit zerschnitt meine Mutter alle Fäden, die uns miteinander noch verbanden.

*

Still und fremd saßen wir nebeneinander, still und fremd gingen wir miteinander. Vor dem Sanatorium zögerte ich. Er lud mich nicht ein, einzutreten, und langsam trottete ich ins Dorf hinab. Gespannt wartend, hoffend auf ein Wunder. Ein einziges liebes Wort von ihm wäre schon das Wunder gewesen.

Gustav hat es nicht gesprochen, aber der Primarius rief mir heiter nach: „Kleine Frau! Kleine Frau! Hört denn die kleine Frau nicht?“

Die kleine Frau hörte nicht.

*

Man schlägt auf mich los und ich rühre mich nicht; und dann plötzlich regen mich Kleinigkeiten auf, die nicht der Rede wert sind. Was sagte Gustav denn so Gräßliches?

Daß ich auf seinen Tod spekuliere.

*

Die Erstaufführung ist für den 18. September angesetzt, der Direktor verspricht, Gustavs Angaben und Wünsche streng zu befolgen, und bedauert, daß eine „kleine Unpäßlichkeit, die hoffentlich bald behoben sein wird“, den „verehrten Meister“ hindere, die Regie selbst zu führen. Im übrigen verleiht er seiner und seiner Künstler „unerschütterlichen Ehrerbietung“ Ausdruck und glaubt, für einen Bombenerfolg garantieren zu können.

Mein Mann studierte förmlich die Rollenverteilung, die man ihm, seinem Verlangen entsprechend, mitteilte, und ein Fräulein Brand erregte seine volle Mißbilligung; er behauptet, die junge Dame von einer „Weber“-Vorstellung in Dresden her zu kennen, sie sei eckig und ungraziös, ihrem Organe mangle die Modulationsfähigkeit und auch ihre Intelligenz reiche nicht aus, eine so schwierige Aufgabe, wie die Rolle der Sonja stellt, zu bewältigen.

Ich bat ihn, nichts dergleichen zu äußern; in fünf Jahren — solange sah er sie nicht — kann ein Talent ausgereift sein, und auf Entfernung empfehle es sich überhaupt nicht, dreinzureden.

Er: „Doktor Wallnöffer erlaubt mir aber nicht hinzufahren.“

Ich: „Verlaß dich auf den Direktor, der gewiß sein Möglichstes leistet, schon aus dem Grund, um selbst mit dem Stück ein gutes Geschäft zu machen.“

Er: „Dann bin ich verlassen!“

Ich: „Du verstimmst die Mitwirkenden höchstens durch Einwendungen und Ausstellungen, und wenn die Darsteller nicht mit Lust bei der Sache sind . . .“

Er: „Wie gut du dich im Bühnenwesen auskennst!“

Ich mußte in seinem Namen eine geharnischte Verwahrung gegen die Besetzung telegraphieren; ich tat es ungern. Es ist mindestens

sogar ein Gewaltmittel in Erwägung, wo wir es doch viel einfacher haben können. Wir sind protestantisch getraut und ein regelrechter Prozeß befreit dich vor mir."

Er lauerte: „Und du — auch du möchtest frei sein?"

„Von Gespenstern — ja."

„Ich ahnte so etwas."

„Aber deine Ahnungen decken sich mit der Wirklichkeit nur sehr unvollkommen."

„Ich glaube das nicht."

„Gestatte auch, daß ich von meinen Ahnungen spreche, weil wir schon einmal dabei sind. Wenn ich stürbe und mein Tod dich aller Verpflichtungen und Sorgen enthöbe . . . Wie?"

„Unsinn!"

„Antworte, was du dazu meinst."

Er zerbrach seinen Stock über dem Knie und schleuderte die Stücke ins Gras. „Du gefällst dir in der Rolle der bedauernswerten Märtyrerin, Lori; schade, daß mir für Märtyrerposen das richtige Verständnis abgeht. Ich äußerte als kranker Mann keineswegs fernliegende Vermutungen, erörterte menschliche Möglichkeiten — du aber nützest sofort die Gelegenheit aus, mich durch unsinnige Übertreibungen ad absurdum zu führen und mir eins am Zeug zu flicken."

„Wir reden aneinander vorbei, Gustav."

„Traurig, wenn es wahr wäre."

„Traurig, daß es wahr ist." Nach einer Pause: „Du gabst dir nie Mühe, Lori, dich in meinen Ideenkreis einzuleben."

„Wie ich mir Mühe gab!"

„Wenn man sich dazu zwingen muß!"

Kein Stich saß so nahe dem Herzen wie dieser. Die grausamste Anklage im Zorn zerfleischte nicht so gräßlich wie dieser kühle, überlegte, abweisende Vorwurf. Wir waren beide beherrscht und kalt. Hätte er mich mit Beleidigungen überhäuft, in der Wut beschimpft — geschlagen, gut. Oder auch nicht gut. Was weiß ich. Aber jedenfalls werde ich ihm seine kühle, spitzfindige, zweizüngige Logik nie verzeihen. Sünden des Blutes und der Leidenschaft, wie häßlich sind sie! Flecken und Fehler ohne den heißen Brand der Gefühle sind untilgbar, unsühnbar.

Er tastet meinen Charakter an, zerrt mein Bestes in den Schmutz. Beim Pflichtstandpunkt sind unsere Beziehungen angelangt! Von den Reichtümern, die ich besaß, ist nur ein Bettlerheller übrig geblieben: die Pflicht. Die Pflicht gegen einen Schonungsbedürftigen, der immer und immer — aufpassen muß! In solchem Zusammenhang klingt das Wort nicht schrecklich, bloß lächerlich.

„Mit fünfzig Jahren deine Großmutter!" protestierte Frau Curvay. „Onkelchen ist ein eitler Stutzer und macht sich jünger."

„Beinahe meine Großmutter, also, aber wenn man Tante Malis Äußeres in Betracht zieht, so hält sie jedermann für meine Urgroßmutter."

„Wie du aufschneidest, wie haarsträubend du aufschneidest!" Brigitta rang die Hände.

Onkel Edi zog den Strohhalm aus einer Virginia und ich hörte einen 'recht ernsten Unterton aus seiner ulkigen Bemerkung heraus: „Einigemale hab' ich es mit euch Weibsen versucht — auch mit dem Racker da, meinem Nichtchen, und es ist immer prompt vorbeigelungen. Gittchen mag den dicken Junggesellen nicht."

„Warum denn nicht?" mischte sich die kleine Valerie altklug ein und gab so Frau Schubert einen willkommenen Anlaß, die Kinder zu entfernen.

*

Ich bin Ohrenzeuge einer Auseinandersetzung zwischen Onkel und Nichte geworden, die abends gerade unter meinem offenen Fenster im Garten saßen und plauschten.

Brigitta: „Was habt ihr mir für häßliche Briefe geschrieben! Die ganze Zeit über schon und jetzt nach meiner Verlobung erst recht. Weil ihr selbst so kleinmütig seid, begreift ihr meinen Lebensmut nicht, kritisiert und nörgelt.

Der Onkel: „Liebes Kindchen, ich schrieb dir keine häßlichen Briefe, wie du dich auszudrücken beliebst, ich antwortete dir nur auf einen sehr deprimierten Kartenbrief, in dem du dich über einen Doktor Menge, oder wie der Kerl heißt, beklagtest, und versprach, dich in meiner nächsten freien Woche zu besuchen. Wir hätten ja auch die fragwürdige Stellung, in die du zu deiner engeren Familie geraten bist, zu regeln. Wegen einer Spiegelbestellung, die momentan effektuiert werden mußte, kam ich dann nicht gleich dazu, mein Versprechen einzulösen. Inzwischen traf deine überraschende Verlobungsnachricht ein, und da ich darauf nur mehr depeschierte, wann ich mir gestatten würde, dir meine Aufwartung zu machen, so trifft mich der Vorwurf, dir häßliche Briefe geschrieben zu haben, nicht."

Brigitta: „Auf dich bezog sich meine Bemerkung auch nicht, Onkelchen, wenn ich auch deinen frostigen Geschäftsstil hasse. Aber auch du behandelst mich heute wie immer, wie einen naseweisen Fratzen, der . . . der . . . Freilich, unter meiner ganzen Sippschaft warst du noch immer der Netteste."

Der Onkel: „Danke verbindlichst für die Anerkennung."

Brigitta: „O, es bedeutet blutwenig, neben meinen Schwestern und Brüdern, Basen, Tanten und neben Mama der Netteste zu sein."

undiplomatisch. Gustav ist um eine plausible Verteidigung seiner Handlungsweise, die immer einen Schein von Recht für sich hat, nie verlegen. Diesmal fragte er: „Sind die Komödianten des Dichters und seiner Werke wegen da oder umgekehrt? Wer mutet mir zu, mit den Fäusten in den Hosentaschen ruhig zuzusehen, wie sie mein Drama ruinieren?“

*

Brigittas bereits seit einigen Wochen angemeldeter Onkel ist endlich da und nimmt am Mittags- und Abendtisch im „Schwan“ den Platz Beppo Wasingers ein, den Frau Curvays Verlobung endgültig verscheuchte. Vorgeschützte Arbeiten müssen ihn entschuldigen.

Onkel Edi — dessen Onkelschaft wahrscheinlich sehr entfernten Grades ist, denn Brigittas Angaben sind niemals zuverlässig — macht den Eindruck eines gutsituierten und gesetzten älteren Herrn, die Virginia hängt ihm unvermeidlich aus dem Mund, die Weste streicht er mit Vorliebe über einer gewissen Rundung seines Körpers glatt und das Nichtchen behandelt er mit einem Gemisch ironischen und warmen Humors, der nicht verletzt, sondern nur erheitert. Frau Schubert, die besser als ich in die Verhältnisse eingeweiht ist, lobt den Onkel sehr. Er besitzt eine große Glasfabrik in Reichenberg, die er selbst leitet, und wir disputierten, ob er böhmakelt oder nur das harte Prager Deutsch spricht. Ich sage, er böhmakelt, die „Mutter“ nimmt ihn in Schutz und plädiert eifrig für das „Prager Deutsch“. Herbert und Valerie klammern sich an die Rockschöße des lieben guten Onkels, der die zudringliche kleine Bande mit Engelsgeduld erträgt, Chokolade, Bonbons und Karlsbader Oblaten, mit denen sein Koffer vollgepfropft sein muß, verfüttert und die Zumutung, „gestört zu werden“, entrüstet von sich weist.

„Wo ich mich zeige“, erklärte er, „bin ich kurzweg der Onkel — Onkel hin, Onkel her. In diese Würde werden manche Menschen hineingeboren, glaub' ich, sie liegt im Wesen eines Menschen. Zum Vater dagegen hab' ich's nie gebracht, dazu fehlt mir etwas und ich kann nicht herausfinden, was.“

„Die Frau“, stellte Frau Schubert sofort fest.

„Sehr richtig, die Frau! Ohne die geht's absolut nicht, und streng logisch stilisiert lautet meine Jeremiade: Zum Gatten hab' ich's nicht gebracht, dazu fehlt mir etwas.“

Brigitta, die sich neuerdings wie ein Backfisch benimmt, der nicht bis fünf zählen kann, spitzte die Lippen und schmollte: „Hab' ich dir nicht eine wunderschöne Braut auf dem Präsentierteller serviert?“

„Wen meinst du, Gittchen?“

„Tante Mali doch.“ Und sie schüttelte sich vor Lachen.

„Meine sehr geehrten Herrschaften, erfahren Sie, daß die fragliche Tante Mali mühelos meine Großmutter sein könnte.“

Brigitta: „Wer sind diese Man?"

Der Onkel: „Nennen wir's der Einfachheit halber die Fama. Die Mans also unterschoben deinem stets verlängerten Aufenthalt in St. Pankraz sehr freundschaftliche Beziehungen zum hiesigen Anstaltsarzt und meinten, hier stecke der wahre Grund deiner Weigerung, das Nest zu verlassen."

Brigitta (zu tiefst empört): „Unverschämt! Nein, ich bin sprachlos über so viel Infamie! Wer den Primarius Wallnöffer kennt, hat dafür nur ein Lachen. Ich und Doktor Wallnöffer! Ich und der würdige Primarius, mein väterlicher Freund! Sehr freundschaftliche Beziehungen! Ihr seid köstlich."

Der Onkel: „Möglich, das wir köstlich sind. Existiert nicht noch ein zweiter Arzt, Doktor Menge?"

Brigitta: „Ist seit Monaten verreist."

Der Onkel (gedehnt): „Na, dann . . ." (Pause).

Brigitta: „Du inquirierst mich förmlich und ich muß mich wie eine Angeklagte rechtfertigen."

Der Onkel: „Ich wiederhole nur das Gewisper der Mans, ich bin nur das Sprachrohr ohne eigene Meinung."

Brigitta: „Gewissenlos bist du, eine niederträchtige Verleumdung weiterzutragen. O, wenn mein Mann noch lebte, der würde euch heimleuchten! — Ich, ein Verhältnis mit Doktor Wallnöffer . . ." (Bricht in Tränen aus. Pause.)

Der Onkel: „Ich zweifelte keinen Augenblick, daß die Mans logen oder sich irrten oder sich täuschen ließen, aber was liegt an mir, an meinem Glauben oder Nichtglauben. Du hast die Gelegenheit versäumt, und von dieser Schuld vermag ich dich nicht freizusprechen, dich mit deinen Angehörigen persönlich auseinanderzusetzen."

Brigitta: „Schwör mir, daß du den Tratsch nicht glaubst, Onkel Edi."

Der Onkel (trocken): „Ich schwöre prinzipiell nicht, doch gebe ich dir die Versicherung, daß ich dir vertraue."

Brigitta: „Danke, das genügt mir, dein Urteil ist mir maßgebend." (Pause.)

Der Onkel: „Jetzt verlobtest du dich mit einem Herrn Schellag, Kindchen, und beschränktest dich darauf, diese nichts weniger als bedeutungslose Tatsache deiner Mutter per — Postkarte mitzuteilen. Na, hör mal . . ."

Brigitta: „Ich hatte kein Briefpapier."

Der Onkel: „Jedes feine Kaufmannsgeschäft, ja sogar jeder Krämer führt diesen vielbegehrten Artikel in allen Preislagen und in mehr oder minder reicher Auswahl."

Der Onkel: „Deine Anfechtigkeit berechtigt mich, meine Dankesbezeugungen mit dem Ausdruck schmerzlichen Bedauerns zu revozieren."

Brigitta: „Siehst du, so bist du — so frozzelst du mich immer. Du willst es à tout prix dahin bringen, mir gerade so unsympathisch zu werden wie die anderen."

Der Onkel: „Wie? wer?"

Brigitta: „Meine Angehörigen, einschließlich Mama."

Der Onkel: „Nachsicht, Kindchen, Nachsicht; Menschen, Menschen sind wir alle."

Brigitta: „Kindchen? Ihr findet euch nicht darein, daß ich erwachsen bin — du nennst mich Kindchen — und daher reiben wir uns aneinander. Eine Frau, eine Witwe, die schon ihren Tribut ans Schicksal entrichtete, darf wohl mit Recht verlangen, daß ihr sie ernst nehmt und respektiert."

Der Onkel: „Niemand soll in seinem eigenen Interesse verlangen, daß man ihn ganz ernst nimmt, Brigitta, und jedermann — auch du nicht ausgeschlossen —, der Nachsicht beansprucht, soll Gleiches mit Gleichem vergelten."

Brigitta: „Nachsicht beanspruchen? Ich beanspruche Nachsicht?"

Der Onkel: „Wir haben sie alle notwendig. Aber reden wir nicht um die Sachen herum. Deine Mutter verübelt es dir, daß du nach dem Tod deines Mannes in St. Pankraz bliebst, statt ihrer wirklich herzlichen Einladung zu folgen. Wir dachten nämlich, du müßtest ein Bedürfnis nach Menschen haben, die dir nahestehen und dir wohlwollen."

Brigitta: „Wenn ich am Grab meines Mannes ausharre — ist das ein Verbrechen?"

Der Onkel: „Nein — und deshalb verteidigte ich dich auch deiner Mutter gegenüber."

Brigitta: „Merci."

Der Onkel: „Aber über Ostern oder Pfingsten hättest du deine Familie gerade schon aufsuchen können. Darüber wäre dein Mann in seinem besseren Jenseits gewiß nicht verschnupft worden. Oder ja?"

Brigitta (kleinlaut): „Bedenk doch, Onkel Edi, die lange Reise und die schlechten Zugsverbindungen von hier aus. — Mama hätte auch hieher kommen können. Hin und her ist gleich weit."

Der Onkel: „Erstens ist deine Mutter eine bejahrte Dame und zweitens hast du sie niemals eingeladen. Gut, erledigt. Ich hasse Kleinlichkeitskrämereien und Etikettenstreitigkeiten. — Aber etwas Delikates bleibt noch übrig."

Brigitta: „Du scheinst mir eine Art Gesandter?"

Der Onkel: „Den Nagel auf den Kopf getroffen, Nichtchen. Es verhält sich folgendermaßen: Man . . ."

teilst, sie geradezu verachtest! Der Mann, der sich in seinem Beruf geärgert hat, kaut seiner Frau die ganze Sauce zu Hause noch einmal vor, aber wir — wir sollen unsere Nöte allein tragen!"

Der Onkel — schweigt.

Brigitta: „Mag sein, daß ich manchmal nervös war, obschon es mir nicht gleichschaut, aber wie mein Mann meiner wirklich bedurfte, wie er auf den Tod krank war, da hab' ich nicht gewinselt und nicht gejammert und hab' ihm nie gezeigt, daß es schlecht mit ihm steht, daß er verloren ist . . . Ich habe gelacht — seinetwegen, und die Tränen tapfer verwunden, und ich hab ihn bis zum Ende in der Illussion erhalten, daß seine Krankheit ein bedeutungsloser Bronchialkatarrh sei."

Der Onkel: „Meiner Treu, das hast du — und ich will nur hoffen, daß dir dein Mann nicht die umgekehrte Komödie vorspielte und seinerseits deinen Glauben an seine Gutgläubigkeit festigte."

Brigitta: „Nein, nein, es ist so wie ich sagte. — Und wenn ich früher in Kleinigkeiten fehlte, in den großen Momenten des Lebens war ich immer eine Heldin. Wie ich als Kind Diphtheritis hatte . . ."

Der Onkel: „Mein liebes Kind, das Leben setzt sich aus tausend und abertausend sogenannten Kleinigkeiten zusammen, ich bin sogar der ketzerischen Ansicht, daß das ganze Leben nichts, aber auch gar nichts ist, als eine Unsumme solcher Kleinigkeiten. Große Momente sind selten, man erkennt sie auch schwer, weil sie das Schicksal nicht auffallend rot anstreicht, wie etwa der Kalendermacher die Feiertage, und es ist verhältnismäßig ein Kinderspiel, in faktisch großen Augenblicken, deren Bedeutung gewissermaßen auf die Menschen abfärbt, eine heroische Pose einzunehmen, aber es ist sehr schwierig, im Kleinen groß zu bleiben. Dann, wenn niemand zusieht, wenn man etwas um seiner selbst willen tun muß. Schau mich nicht so erstaunt an, gutes Gittchen, ich predige ja keine neue Weisheit, ich wiederhole bloß ganz Selbstverständliches, das man schon in der Volksschule lernen kann, falls man ein offenes Köpfl hat. — Noch eins, wenn du magst, zur Danachachtung in deiner zweiten und hoffentlich glücklichen Ehe mit Herrn Schellag: Was mich alten Esel anbelangt, so stelle ich mir das Ideal einer Frau so vor, daß sie im Alltagsleben der treue Kamerad ihres Gatten ist und ihn mit dem lästigen Kram, der in ihr Ressort fällt, gnädig verschont und ihren Ärger über Dienstboten, Hausmeister und rabiate Kohlenträger sozusagen in eigener Regie führt, wie auch der Mann seine Geschäfte höchstpersönlich zu erledigen hat. Ich rede, wie ich mir's am schönsten denke, und packt mich einmal der Tod beim Genick, so dürfte meine Frau, die ich leider nicht besitze, meinetwegen auch lamentieren, denn der Tod ist ein so ekelhafter Kumpan, ein

Brigitta: „Die Geschäfte waren schon zugesperrt."

Der Onkel: „Geb's Gott . . ." (Pause.)

Brigitta: „Ich freue mich schon riesig darauf, dich mit Guido bekannt zu machen. Er ist der beste, der klügste, der rücksichtsvollste Mensch von der Welt, ein Charakter aus purem Gold! Und er hat eine glänzende Stellung in Pest, das die schönste Stadt Europas ist. Und tapfer ist er! Ich sah es bei einer halsbrecherischen Hochtour auf den Steilen Zinken, die wir miteinander, natürlich in Begleitung — Frau Lori und ein Direktor Meyer waren dabei — unternahmen. Gesund, mutig, kurz ein Juwel."

Der Onkel (halblaut): „Ganz wie der Selige."

Brigitta: „Wie?"

Der Onkel: „Der einzig würdige Nachfolger deines ersten Mannes."

Brigitta (begeistert): „Der einzig würdige! Ich wußte, du würdest ihn sofort richtig einschätzen. Er gewann durch seine Herzlichkeit, seine Liebenswürdigkeit und seinen Witz alle Damen in St. Pankraz, und Frau Lori zum Beispiel betet ihn direkt an. Frag sie selbst."

Der Onkel: „Gelegentlich. — Aber wie wäre es, wenn du dir ein Briefpapier kauftest und dich hinsetztest und den guten Guido deiner Mutter mit ebenso feuriger Begeisterung schildertest?"

Brigitta: „Ich werde es tun."

Der Onkel: „Bitte bald. Man wird mich nach meiner Rückkehr interviewen und es wäre mir angenehm, wenn du mir dann den Boden schon geebnet hättest."

Brigitta: „So sind wir einig, Onkelchen?"

Der Onkel: „Vollkommen bis aufs I-Tüpfel."

Brigitta: „Gib mir eine Zigarette, bitte." (Pause). Ein Hühnchen hab ich noch mit dir zu pflücken, Onkel. — Die Zigarette ist feucht. — Und ich bin überzeugt, du wirst eines Besseren belehrt, auch da einen ehrenvollen Rückzug antreten. Schatz von einem Onkel, der du noch von altem Schrot und Korn bist, erinnere dich, wie oft du mich sekkiertest, ich sollte meinen Mann nicht so knapp halten, sollte mehr auf seine Ideen eingehen, sollte seine Eigenheiten mehr respektieren, sollte . . ."

Der Onkel: „Mit einem Wort, du hättest weniger nervös und mehr Hausfrau sein sollen, die, wenn der Gatte abgerackert aus dem Dienste kommt, nicht mit Dienstbotengewäsch, Flickwäsche und ähnlichem Tschandsch hausieren geht und bei der leisesten Berührung explodiert — Bum!"

Brigitta: „Du Unverfälschter aller Tyrannen! Ja so seid ihr Männer! Wie falsch du uns Frauen und unsere Beschäftigung beur-

„Und ich will Feindschaft setzen zwischen dem Mann und der Männin und zwischen seinem Samen und ihrem Samen."

„Gehst du zum Weibe —", sagt Nietsche. „Gehst du zum Manne, verlier die Geduld nicht!" sag ich.

Die drei Sätze erklären das Leben.

*

Doktor Menge ist von seinem verlängerten Erholungsurlaub heimgekehrt und hat Vergangenes aus seinem Gedächtnis getilgt. Er richtete mir von einer ehemaligen Schulkollegin, die jetzt am Leipziger Pädagogium als Lehrerin tätig ist, Grüße aus und bedauerte, Frau von Curvay nicht mehr angetroffen zu haben. Von ihrer Verlobung erfuhr er erst hier und sagte: „Ein hübsches Frauerl, aber ein bißchen leichtsinnig und bildet sich ein, daß jeder in sie verliebt ist; auch nach mir hat sie geangelt."

Ich fragte: „Wie finden Sie meinen Mann?"

„Gut. Warum ihm der Herr Primarius die Berliner Reise verbietet, ist mir unbegreiflich. Ich habe auch Ihrem Manne erklärt, daß er von mir aus jetzt seiltanzen könne. Gesünder wird er nicht mehr."

Sollte ich einmal ernstlich krank werden — ich hätte nur zu Doktor Menge Vertrauen! —

*

Beppo Wasinger wird mein Stubenmädchen Resi heiraten und die Hochzeit beschleunigen, damit das Myrtenfest und die Kindstaufe nicht in denselben Monat fallen. Als ich ihm gratulierte, kraute er seine Locken: „Bei einem unverdorbenen Landmädl weiß man wenigstens, wie man dran ist. Gesunde Eltern — gesunde Kinder, lehrt die Wissenschaft. Auch ihre häuslichen Eigenschaften sind nicht zu unterschätzen. Mein Einkommen ist nicht bedeutend, und sie kocht und näht und wäscht wie eine gelernte Wirtschafterin. Sie haben recht, mir ist zu gratulieren." Zu dem wohlfeilen Dienstboten, lag mir auf der Zunge.

Man sieht, auch die St. Pankrazer Ehen werden im Himmel geschlossen. Ein gesegnetes Jahr: Verlobungen, Hochzeiten, Kindstaufen — oder Verlobungen, Kindstaufen, Hochzeiten. Wie's kommt.

Ich schenke der glücklichen Braut meine Kinderwäsche, die ich doch nicht so bald benötigen werde.

*

Der Pfarrer Madlseder hat seine renovierte Orgel und der Unversöhnliche seinen marmornen Denkstein. Jedem, was ihm gebührt. Abends jubelt die Orgel ihre Hymnen in die frühe Dunkelheit und kein Offenbach klimpert störend dazwischen.

„Es fehlt mir der Kampl, der notige . . ." Dieser Nachruf von Seiner Hochwürden für den Herrn Rechnungsrat a. D. ist wohl der

gemeines Annex des Daseins, daß ihn ein paar Tränen mehr oder weniger kaum angenehmer oder unangenehmer machen. Das Leben, das ist die Hauptsache, und auf die Hauptsache müssen wir unser Tun und Lassen und Denken und Fühlen zuschneiden. Und ich schwöre dir — dieses einemal werde ich meinem Prinzip, nicht zu schwören, untreu — daß sich die Frau, die eine Heldin des Alltags ist, ohne daß sie sich sonderlich anzustrengen brauchte, auch als Heldin an Sterbebetten bewähren wird. — Kindchen, nicht so erschreckt dreinschauen, wisch dir die Augen mit dem duftigen Batisttaschentüchlein wieder blank und sei vergnügt. Auch für die Fidelität sind wir Mannsbilder den Frauenzimmern dankbar — bis zum Eingegrabenwerden. Du Dummköpfl, du!"

*

10. September.

Gestern entführte die schwarzgelbe Postkutsche den lieben Onkel Edi mitsamt seiner Nichte Brigitta. Beppo Wasinger erschien in seinem neuesten Uniformrock am Wagenschlag und überreichte ein Bukett roter Spätrosen, spendete sie voll Wehmut und Melancholie, und Frau von Curvay dankte mit einem madonnenhaft milden Lächeln. Wenn sie ihr süßestes Mündchen schneidet und ihre Augen schmachten, dann verstehe ich sehr gut, daß die Mannsleute der kleinen Bestie in die Falle gehen. Selbst Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer Madlseder, humpelte, auf seinen Knotenstock gestützt daher, und seiner Viereckigkeit hätte man die zarte Aufmerksamkeit zuletzt zugetraut: Er präsentierte einen Strauß Alpenblumen, Edelweiß und Enzian. „Vom Steilen Zinken, gnä Frau, wo S ihnen verlobt haben. Und aufs Grab vom seligen Herrn Gemahl werd ich schon achtgeben. Aber den Grabstein net vergessen!" Brigitta nickte nur. Herbert und Valerie wollten bis zur ersten Straßenkehre mitfahren, aber die Mutter erlaubte es ihnen nicht, wegen des Staubes. Frau von Curvay lud uns allesamt zu ihrer Hochzeit ein und wir sagten einstimmig zu, Beppo Wasinger inbegriffen. Mich zeichnete das große, verdorbene Kind besonders aus und küßte mich wohl zehnmal unter Tränen: „Sie müssen mir oft und ausführlich schreiben, Frau Lori, wie es Ihnen und Gustav, den ich schön grüßen lasse, geht — und nicht wahr, Sie sagen du zu mir . . . Du allerliebster Schatz . . . Wie du mir fehlen wirst!"

Onkel Edi schmunzelte: „Wenn Frauen auseinandergehen, dann bleiben sie noch lange stehen. Unsere Rassepferde können ihr Temperament gar nicht mehr zügeln und der Kutscher auch nicht. Also Abfahrt! Adieu, St. Pankraz, adieu!"

Eine Staubwolke verschlang die Postkutsche.

*

Vielleicht gefällt das Stück dem Publikum bis zur großen Schinkenpause, in der die Kritiker dekretieren, es sei ein Schund ..." Er übertreibt und da ich mich anschicke, mich für Berlin zusammenzurichten, ändert er seine Ansicht: „Was könntest du dort ausrichten? Die Presse bestechen? Den Rezensenten schmeicheln? Die Claque anfeuern? Der Direktor leistet in dieser Beziehung schon im eigenen Interesse das Menschenmögliche. Depeschiere ihm, daß er mir sofort nach der Vorstellung Bericht erstattet."

Achtlos und gleichgültig gehen wir an dem Kaleidoskop des Herbstes vorüber und die „Entfesselte Leidenschaft" zieht alle unsere Gedanken an sich. Gustav ist fahrig und schläft schlecht, so daß ich auf Doktor Wallnöffer fast böse bin, weil er ihm nicht nach Berlin Urlaub gab. Der hätte ihm wahrscheinlich weniger geschadet, als die nervöse Überspannung. Hier verzehrt er sich.

*

Frau Schubert, die für mich wenig zu haben ist, da sie Herbert und Valerie selbst unterrichtet, mit ihnen spielt oder spazieren geht, widmete mir einen Sonntagnachmittag; gewissermaßen zum Abschied. Wir saßen, jede mit einer Stickarbeit, auf der Bank der Buchenhöhe und plauderten, redeten von den gemeinsamen Bekannten in St. Pankraz, das ich in meiner innersten Seele doch hasse, obwohl ich mich vielleicht später einmal hieher zurücksehnen werde. Ob das geschieht, hängt von der Zukunft ab. Ich gehe ja auch jetzt nicht leicht fort. Meine Gefühle, Ideen und Pläne der letzten Monate sind mit der Gegend, den Wegen, und den hübschen Aussichtspunkten verwoben und ein Stück meines Ichs wird davon nie loskommen.

So war ich ein bißchen trübselig aufgelegt, eine ungute Gesellschafterin, und die Mutter wollte mich zerstreuen. Sie sprach von Brigitta, die noch nicht eine einzige Zeile schrieb. Ich hatte mein Tagebuch bei mir und las mit humoristischer Betonung das von mir erlauschte Zwiegespräch mit dem Onkel Edi vor, so wie ich es aufzeichnete.

Frau Schubert sagte dazu: „Frau Brigitta lebt in den Tag, für den Moment. Ihr Dasein hat keine Basis, keinen Halt und keinen Zweck. Wie man es da erträgt? Unsympathisch an ihr ist mir die Unehrlichkeit, mit der sie alles empfindet und tut. Sie lügt und betrügt sich und andere ohne Unterlaß. Aus angeborener Lügenhaftigkeit. Wie muß das enden?"

Ich witterte Pharisäertum: „Warum soll sie nicht nach ihrer Fasson selig werden?"

„Warum nicht? Weil man so nicht selig wird."

„Wir treiben alle demselben Ende zu, Frau Schubert."

tiefstempfundene, den der Pfarrer während seiner langjährigen Amtstätigkeit hielt.

15. September.

Wir warten hier nur die Premiere der „Entfesselten Leidenschaft“ ab, um dann, voraussichtlich am 21. September, über Zürich und den Gotthard nach Italien zu fahren. Erste Station Florenz, zweite Rom, dritte Neapel u. s. w. Den Herbst verbringen wir in Sizilien, den Winter in der Oase Biskra. Der Verleger stellt reichlich Vorschüsse auf einen nächsten Roman zur Verfügung; auch ist der Absatz der Bücher nicht unbefriedigend. Mein Mann rechnet schon mit den Tantiemen des Dramas.

Wäre nur erst die Entscheidung in Berlin gefallen. Unsere Gespräche drehen sich nur um sie. Auf Gustavs Betreiben hat man Fräulein Brand die Rolle genommen und sie einem Fräulein Römer gegeben.

Die Züge und die Anschlüsse nach Florenz habe ich schon aus dem Kursbuch herausgesucht, die Sachen sind bis auf einige Kleider und die Toilettegegenstände gepackt, und in einer Woche endet die düstere Zeit.

Hier zog der Herbst ein, speit Regenfluten und malträtiert uns mit seinen Nachtfröstèn und mit Morgenreif. Die Patienten klagen über Erkältungen und Schnupfenanfälle. Gustav ist Gott sei Dank wohlauf. Auch an den seltenen klaren Tagen fühlt man sich nicht recht behaglich, die Mittagssonne brennt zwar stechend, aber bis in den späten Vormittag verhängen Bodennebel die ganze Gegend. Wenn sie zerflattern, spinnen die Altweibersommerfäden ihre betauten Netze von Ast zu Ast. Herbstzeitlosen übersäen die Wiesen büschelweise und die Lärchen werfen ihre vergilbten Nadeln ab. Das früher, wohin man blickte, saftiggrüne Land ist nicht wieder zu erkennen. Bunt, daß es eine Pracht ist, klexte die Natur Farbenflecke an Farbenflecke, dunkle neben helle, grüne, bläuliche, rote, gelbe und braune — ein satanischer Prunk, weil er das Vorspiel zum großen, hinsterbenden Verwelken ist. —

Gustav gibt sich der Naturstimmung hin, springt aber dann plötzlich auf: „Was werden die in Berlin machen!“ Seine Entschlüsse wechseln: „Lori, setz dich auf, fahre hin und depeschier mir ausführlich über die Vorbereitungen und die Premiere; besonders deine Eindrücke über die Aufnahme durch das Publikum.“ Er verschlingt die Hände: „Das Publikum, die Hydra! Mit dieser wahllos zusammengewürfelten Masse rechnen zu müssen! Von tausend unmeßbaren Größen ist die Laune dieser Bestie abhängig. Je nachdem, ob der Tag schön ist oder verregnet, ob die Börsenkurse anzogen oder nachließen, ob man gut oder schlecht dinierte — von solchen Nichtigkeiten hängt mein Erfolg ab — der Erfolg, der über so vieles entscheidet!

„Nein, zu komisch!“

„Im vollen Ernst, er bat mich höchst formell um meine Hand — und, offen gestanden, ich lehnte nur schweren Herzens ab.“

„Warum lehnten Sie ab, Frau Schubert? Er gäbe gewiß einen famosen Ehemann, die Kinder haben ihn auch gern, seine Weltanschauung, soweit ich sie zu beurteilen imstande bin, harmoniert mit der Ihren, vermögend ist er ebenfalls — was hindert Sie also?“

„Seine Fabrik; die ist sein Um und Auf und sein Stolz Durch sie ist er an Reichenberg gebunden, ich müßte ihm dahin folgen — und kann doch Herbert und Valerie nicht in einer Stadt einsperren! Stellen Sie sich vor, die Kinder würden krank — könnte ich es mir jemals verzeihen, daß ich nicht alles tat, was für ihre Gesundheit notwendig war? An mir liegt nichts, ich bin die Vergangenheit, und der gute Onkel wird die Absage auch ertragen. Warum soll ich daher meine Zufriedenheit und mein gutes Gewissen gegen Problematisches vertauschen? Nein, nein, ich danke meinem Gott oder dem, der für den Lauf der Welt verantwortlich ist, wenn alles so bleibt, wie es ist.“

Frau Schubert und ich werden einander nie verstehen. Sie wird von ihrem Standpunkte aus recht haben und ich hoffentlich von meinem.

(Schluß folgt.)

Das Felsenbildnis.

Eine Geschichte aus dem Hochgebirge von Peter Rosegger.

(Schluß.)

Es kam der Herbst. Stetig rieselte der Bach hin über die Sandfläche; er hatte hier stellenweise Schluchten gerissen, Felsblöcke angeschwemmt, als wollte er ein neues Gebirge gründen im Tale. Im Sande funkelten hier und da winzige Sternchen, als hätten treue Körner die Sonnenstrahlen von den lichten Höhen mit herniedergebracht in die ewigen Schatten. Ein Wassersturz rauschte in einer der hinteren Schluchten. Der Jok stand zuweilen am Bache und sah hinein und wunderte sich vielleicht, daß ewig das alte Wasser und doch ewig ein neues ist — und wo es denn herkommt und wo es denn hingeht? Er lachte die Wellen aus. Dann legte er sich auf den Sand und starrte schnurgerade in den blauen Himmel hinein, so viel er davon zwischen den Berghäuptern sehen konnte. Dann lachte er wieder. Sagte die Hilda einmal: „Der Narr lacht und weiß es nicht, warum.“

„Wenn er nur lacht“, antwortete der Hans, „der gescheiteste Mensch auf der Welt kann nichts Besseres tun als lachen.“

Freilich, der Hans selber lachte jetzt selten.

Sie schob die Handarbeit in den Strickbeutel und zog ihn zu: „Da wir das letzte, das allerletzte Ende genau kennen, so ist es wenig wichtig, etwas Unabänderliches; aber wichtiger ist es, wie wir zu ihm hingelangen."

Ich: „Der Weg ist wichtiger als das Ziel?"

„Natürlich der Weg ist lang, das Ziel immer nur ein Augenblick, durch den man enttäuscht wird. Man muß streben, wirken, arbeiten, Frau Lori, arbeiten, arbeiten, um glücklich zu sein. Ich staunte oft über Sie, daß Sie bewegungslos dasitzen und ins Leere starren können. Davon wird man krank und unzufrieden."

„Ich hab keine Anlage zum Strümpfestricken."

„Man muß ja gerade nicht Strümpfe stricken, um tätig zu sein."

Mich ärgerte die Moralpauke und ich muckte auf: „Befriedigt es Sie, vom frühen Morgen bis zum späten Abend Kinder zu beaufsichtigen?"

„Genügte Ihnen das nicht, Frau Lori?"

„Ich glaube nicht — die Arbeit eines Durchschnittsdienstboten, höchstens einer halbgebildeten Gouvernante. Wer Besseres leisten kann, leiste es und vertrödle seine Fähigkeiten nicht."

„Was wollen Sie Besseres als in die Zukunft wirken? Mit dem Schicksal zu ringen, um ihm seinen Segen abzutrotzen."

Sie ist die Hausfrau, wie sie im Buche steht! Daher fragte ich: „Sich nochmals zu verheiraten, daran denken Sie nicht? Sie wären die richtige Gattin für den Onkel Edi."

„Ich werde kein zweitesmal heiraten."

„Weshalb denn nicht?"

„Ich habe meine Gründe."

„Sie sind so wenig Weib?"

Da wurde Sie sehr ernst: „Merken Sie sich, Frau Lori, darüber spricht man nicht, darüber spricht eine anständige Frau nicht einmal mit ihrer besten Freundin. Das schickt sich nicht. Das muß jede mit sich abmachen. Und durch geschmackloses Debattieren wird gerade in diesem Punkt kein Mensch klüger, geschweige denn glücklicher."

Wir sind ganz verschiedene Naturen, verschieden wie die alte und die neue Zeit, und ich wollte die mir erteilte Lektion nicht ohneweiters hinnehmen; ich brauchte sie mir nicht gefallen zu lassen. „Daß Sie so unmodern sind!"

„Nicht angerührt tun, Frau Lori, Sie forderten mich durch Ihre Bemerkung heraus; es ist sonst gar nicht meine Art, andere mit Ratschlägen und meiner Lebensauffassung zu belästigen." Sie holte die Stickerei wieder heraus. Plötzlich lachte sie halblaut. „Sie erwähnten den Onkel Edi; was sagen Sie dazu, daß er mich heiraten wollte? Er war also auch Ihrer Ansicht, daß wir zueinander passen."

„Warte nur, Hilda, zur Auswärtszeit (im Frühling) übers Jahr heb' ich an mit dem Hausbau; hernach leben wir draußen im Dorf bei den Leuten."

Als ob er's verstanden hätte, so jauchzte jetzt der Kleine und zappelte mit den Füßchen. Gar dem Weibe selbst zitterte das Herz; so klagend, sehnend, so eigen waren die Worte gesprochen — — — und leben bei den Leuten!

Es kam der Frühling. Wochenlang blies der Föhn und von den Bergschluchten hervor kam der „Maibrunn", wie die Schneewässer des Frühjahres geheißen werden. Eine Schneelawine um die andere fuhr nieder von den Karmulden der Berge und begrub die größten Bäume unter ihrem Schutt.

Zur selben Zeit verfolgte der blöde Bursche eine Gemse. Sie war niedergestiegen bis unter das Muttergottesbild und nagte dort an einigen Fichtenreisern. Dann erhob sie ihren Kopf, daß die krummen, scharfen Hörnchen gar nach rückwärts standen und lugte herab auf das Hüttendach, unter welchem sie die Ziegen meckern hörte. Es wollte ihr schier einsam werden zwischen den Schneelehnen und Felsen, sie wollte niedersteigen zu Genossen. Das sah denn der Jok, und rechtschaffen flink, wie wenn er selbst eine Gemse wäre, kletterte er hinan, um das Tier heimzuholen. Es war nicht das erste, das er auf diese Weise lebendig heimgeholt hatte, und die Tiere mochten sich denken: der Jok da, der ist gut, der gehört mehr zu uns als zu den mörderischen Geschöpfen, die auf zwei Füßen gehen; der Jok, der tut uns nichts.

Und der Jägersmann hinwiederum durfte dem Jok nichts tun, holte sich dieser auch manches Stück Wild; denn was man mit den Händen fängt in der Wildnis, das verschreibt Gott dem Erwerber zu eigen.

Heute aber machte das Gemslein, als es den Burschen gewahrte, lange Füße die Lehne hinan; das Tier gestand es ja zu: der Jok mag ein ehrlicher Kerl sein, aber es traute jetzt nicht. Spärlich Nahrung haben sie da unten. Wollte man das Gemsel wirklich für den Ziegenstall oder vielleicht zu etwas anderem? Wer konnte es wissen!

Das Tier war fort und der Jok stand oben beim Felshorn und starrte verdrießlich drein. Zuletzt kletterte er auf den Felsen, wie er es von seinem Bruder einmal gesehen hatte und guckte durch die klaffende Spalte, in der Schnee und Eis und niedergebrochene Steine lagen. Er guckte eine lange Weile und legte dabei den Kopf auf die rechte Achsel und auf die linke und röchelte und ballte die Fäuste zuletzt und war glührot im Gesicht.

Als er hierauf zurückkam ins Tal, wich er der Schwägerin aus; sie sollte es nicht merken können in seinen Augen, was er oben gesehen.

Es kam der Winter. Oben in den Felskanten und durch die Schluchten her brausten die Stürme. Es toste und wogte und stöberte in den Lüften, und die grauen Felswände ragten in den Nebel hinein. Es sauste der Wind um die Ecken der Hütte und er winselte an den Fenstern; aber die Töne des Marienbildes waren verstummt. Alle Spalten und Schründe waren gefüllt mit Schnee. Kalte, trockene Luft rieselte nieder von den Mulden der Wände und mit ihr manches Steinchen, das nicht just festgefroren war. An den steilsten Sandriesen hielt sich kein Schnee.

In der Hütte war Dämmerung und die längste Zeit Nacht. Das Herdfeuer knisterte, die Spanlunte im Eisenhaken flackerte und wollte nimmer ruhig brennen. Warm und trotz aller Einsamkeit traulich war es in dem Stübchen. Die Hilda pflegte ihr Kind; sie sagte ihm Worte von dem Vater, der für sie im Waldlande arbeite und allfort sein Kindlein liebe. Sie sagte dem Kleinen Worte von Gott Vater, der im Himmel lebe und seine Englein sende, daß sie den Vater auf Erden beschützten.

Da lächelte das Kind zu den Worten, und schloß es die Augen, so sah es selbst den Himmel und Gott Vater darin, und die Englein flogen an den goldenen Felswänden hin und her.

Der Mannbruder pflegte stets die Ziegen und erzählte ihnen in seiner Weise seine Freude und sein Leid, wie er's empfinden konnte. Die Ziegen nahmen teil an allem und gaukelten ihm mit ihren Hörnern vor und beleckten seinen Hals. Das tat dem Burschen wohl.

Der Hans war im Tagelohn und half Holz schlagen draußen in den Herrschaftswäldern. Er wollte am liebsten Tag und Nacht arbeiten und immer ein doppeltes Tagewerk machen; er wollte sich ein Häuschen erwirtschaften im Walddorfe, wo kein grauenhaftes Felsgebilde drohend schwebe über dem Scheitel seiner Familie.

Wie karg ist der Tagelohn im Walde, und jede Woche nur einen einzigen Stein, nur einen einzigen Baum zum neuen Heim konnte sich der Hans erwerben. Am Sonnabend, wenn er sich durch die Eisschluchten und Schneewechten seinem Felsentale zukämpfte, tat er immer einen scheuen Blick hinauf zum Frauenbilde am Hang über seinem Hause. Freilich war es da häufig schon dunkle Nacht und er konnte es da nicht sehen, wie sich „Unsere liebe Frauen“ immer mehr und mehr von ihrem Throne nach vorn neigte.

„Es ist zum Erbarmen, Hilda, wie du die ganze Woche in der Einschicht bist“, sagte der Hans einmal.

„In der Einschicht bin ich nicht“, sprach das Weib, „ich hab' das Kind und der Jok tut uns hüten. Gib du nur acht im Walde, daß dich kein Baum mag letzen, und die Stege sind auch vermorscht, gehst du aus und ein in den Schluchten.“

untergrabend und überstürzend, in breiten, wogenden Tüchern oder in schmalen, schlüpfenden Schlangen glitten die Lawinen nieder. Kein Baumwall hielt sie auf, die hundertjährigen Stämme brachen, ehe die Lasten noch kamen, bloß von dem Drucke des Sturmhauches; nur an mächtigen Felsnasen schäumten die Schneewogen empor, daß das ganze Kar in eine Staubwolke gehüllt war; aber weiter unten sammelten sie sich wieder und fuhren mit eherner Gewalt unter dem Beben der Vesten dem Abgrunde zu.

Da blieben im Waldlande die Wildbäche aus, aber nur für kurze Zeit, bald hatten sie die Hochwälle der Lawinen durchbrochen und überflutet und kamen nun wie Ungeheuer herangewogt mit Schutt und Eisblöcken und Holzstämmen und Felsmassen.

Die Holzhauer schüttelten ihre Köpfe; das ist ein schlimmer Tag! — Etwan ist im Felsgebirge der Drache losgeworden!

Der Hans hatte lange ruhsam Scheiter gespalten und sich gedacht: 's ist eben böse Auswärtszeit, aber übers Jahr heb ich an in Gottes Namen, und im Dorfe ist keine Gefahr mehr, und bislang wird die liebe Frauen schon Hüterin sein. Als aber das Getöse ärger wurde, da lehnte er die Axt aus der Hand und horchte; und endlich, als die Erde zu beben anhub von den tobenden Gewalten im Gewände, da tat der Hans plötzlich einen großen Sprung und eilte über Stock und Stein hin gegen sein Felsental.

Schuttwälle und Gießbäche schnitten ihm oft den Weg ab, dann starrte er zuweilen in die Fluten und vermeinte in den heranwogenden Hölzblöcken Teile von seiner Hütte zu erkennen. Das Donnern auf den Höhen und das Tosen in den Tiefen wollte ihn betäuben, aber die Hutkrempen tief über die Ohren gedrückt und mit halb geschlossenen Augen wand er sich ruhelos weiter bis zu dem schroffen Felsentore, das in sein kleines Tal mündete. Er bog um die Wand, er sah in den Felskessel — da wollten ihm plötzlich seine Füße und sein Atem versagen. Er sah am Hange das Frauenbild nicht mehr. Eine ungeheure Sandriese ging nieder von den höchsten Gewänden und schnurgerade der Stelle des kleinen Hauses zu. Und das Haus stand nicht mehr da.

Der Hans selbst war ein Steinbild geworden.

Erst nach einer Weile begann es wieder zu zucken und zu zittern in seiner Brust. Wie verloren wankte er dahin — er suchte die zerschmetterten Leiber der Seinen, er suchte die Trümmerstätte seiner Heimat.

Auf dem Platze, wo das Häuschen gestanden, lag ein Berg aus Schnee und Schutt still und starr, als ob er in Ewigkeit so dagelegen wäre. Aus ihm hervor ragte das niedergebrochene, kantige Felshorn.

Daneben hüpften ein paar Ziegen auf und ab und meckerten. Aber an dem Schuttberg in der Tiefe nagte schon der Wildbach, und

Wozu der Schreck und die Angst, wenn die Sache verhütet wird? Er schlich in den kleinen Bretterschuppen, nahm Scheiter und Balken und eine schwere Axt, trug sie hinan auf den Hang und schlug die Blöcke durch Schnee und Gestrüppe in die Erde.

Was mag dem Jok wieder eingefallen sein? dachte das Weib bei sich, aber sie ließ den Burschen gehen und schaffen. Es wurde Abend, die Ziegen meckerten im Stalle: wo denn heut' der Jok sei? Gar das Bübl in der Wiege ließ klug seine Äuglein lugen, wo denn der Jok ist, der sonst gern daneben saß und mit den kurzen dicken Fingern Schattenspiele und sonst allerhand Schwänke machte, daß es zu lachen war. Der Jok war oben am Hang; die Hilda sah ihn nicht in der Dunkelheit, aber sie hörte die Schläge auf die in den Boden zu treibenden Blöcke. Die Schläge hallten in den Felsen, und als die Hilda rief: „Jok!“ so hallte es wieder nur in den Felsen und das Pochen da oben währte die ganze Nacht.

*
*   *

Wanderer, die in das Walddorf kamen, erzählten, daß draußen in den weiten Tälern das Getreide schon hoch in Ähren schieße und die Apfelbäume blühten. Im Hochgebirge aber brausten die fahlgrauen, reißenden Fluten des Wassers und sie wälzten Eisstücke und Bäume und Steinblöcke aus den Schluchten. In den Schutthalden war es lebendiger als je; in die Mulden sickerten immermehr die Schneelasten der Kare und Schründe zusammen und Wässer rieselten von allen Hängen in zitternden Schleierfällen, bis die ungeheuren Schneelasten in den Mulden ins Schieben und Rutschen kamen und mit einem gewaltigen Donnern, alles vor sich niederwerfend und mitwälzend, in die Tiefen fuhren.

Da hielten die Holzschläger draußen im Waldland ein bei ihrer Arbeit und horchten dem dumpfen Gedonner, das hier und dort durch die Felsschluchten brandete und an den hohen Wänden widerhallte.

Und an einem milden, leuchtenden Maitag war's. Der Hans hatte am selbigen Morgen unter vermorschtem Gefälle das erste Vergißmeinnicht gesehen und es gleich auf seinen spitzigen Hut gesteckt. — Es knatterte da, es donnerte dort, aber das Waldland war sicher und die Vöglein haben nie fröhlicher gesungen als an diesem Maitag. Gegen die Mittagsstunde hin erhob sich im Gebirge ein Krachen und Dröhnen, von Karlehnen stürzten Schnee- und Erdlawinen nieder, manche Felszacke löste sich von ihrem Grund, manches Gemslein wurde begraben in Schnee und Schutt, und aufgeschreckt von dem wüsten Lärm flatterten grauschimmernde Habichte und Steinadler durch die Luft und schwammen dem ruhigeren Waldlande zu. Wie lichtgraue, schmutzige Ströme, sich

und rief nach dem Jok. Die Ziegen kamen herbei und blickten ihn mit ihren eckigen Augen an: sie wüßten auch nicht, wo der Jok sei.

Wenn der Knabe schlief, saß der Hans still und einsam in der Hütte. Die erblindeten Glastafeln an den Fenstern waren nicht zerbrochen; der Hans betrachtete die dürftigen Zeichen der Vorfahren. Kreuze und Herzen ins Glas geritzt, solches Erbe haben sie allen Nachkommen im Felsentale hinterlassen.

Nach zwei Tagen kamen die Leute des Waldes wieder zusammen und trugen das Weib des Holzers fort aus dem Hause unter den Wänden und hinaus durch die Felsschluchten auf den kleinen Gottesacker des Walddorfes.

Hans stieg hierauf tagelang in dem Felsentale umher und suchte seinen Bruder. Er fand ihn nicht. Da schloß er sich einzig und ganz an seinen Knaben. Im Waldlande, in der Nähe der Holzgeschläge, wo der Hans arbeitete, haben sie sich aus dicken Baumrinden eine Klause gebaut.

In dem unwirtlichen Felsentale hatten sie nichts mehr zu suchen. Drei Jahre nach dem Naturereignisse, im Hochsommer, verschmolzen und verschwemmten die letzten Reste der niedergestürzten Schneelawine und da fanden sich neben dem zackigen Felshorn im Schutt halb begraben die Gebeine des armen Jok. Neben ihm lag noch die Axt und ein zugespitztes Scheit und der Block, mit dem er in den letzten Tagen vor dem Unglücke an dem Hang Pfähle in den Boden getrieben hatte. Die treue Seele hatte das drohende Unheil geahnt und wollte durch solche Schutzpfähle das Haus des Bruders noch retten. Da sind die Gewalten, die keine Lieb' erkennen, über das Bruderherz hingefahren.

Im Felsentale wächst heute kein Hälmlein mehr — alles Schutt und Gestein. Von dem letzten und einzigen Hause haben tosende Gießströme längst die letzten Rest davongeschwemmt und an den Hochmulden steigen immer tiefer und tiefer die Gletscher nieder.

So sind aus diesen verlorenen Schründen die letzten Menschen verdrängt worden. Im Waldland draußen lebt heute noch der Hans als alter Mann. Er lebt still in sich und ist ergeben; nur im Frühjahre, wenn im Hochgebirge die Lawinen stürzen, hebt er an zu zittern und umfaßt seinen Sohn mit beiden Händen.

Sein Sohn, nun, das ist ein hübscher kräftiger Bursche geworden; vom frühen Morgen bis in die späte Nacht arbeitet er im Walde. Aber der Hausbau im Dorfe ist heute noch nicht begonnen. In der Dürftigkeit muß auch der junge Holzer sein Leben verbringen, darf vielleicht gar sein Herzenslieb nicht freien, weil er kein Daheim hat. Wen soll er darob anklagen? Etwa die hohen Berge? Er ging einmal von ihnen fort ins Flachland hinaus, aber die bösen, die lieben Berge, sie zogen ihn zurück und grüßten ihn wieder mit ihrer Mühsal und Gefahr.

jenseits des Wildbaches — der Hans fuhr sich mit beiden Händen über die Augen, er träumte doch nicht, er stand ja mit Füßen im Gestein — aber jenseits des Baches im lockeren Sand stand sein Häuschen.

Da dachte der Hans wohl an keine Gefahr, er setzte über Gefelse, er sprang durch die Fluten, er stand vor seiner Hütte. Sie war ein wenig schief und verschoben und einige Balken waren geborsten, aber sonst war sie unversehrt. Die Tür war offen.

Den Atem an sich haltend, trat der Hans ein. Die Hütte hatte kein Flötz und keinen Herd und keinen Ofen mehr, nur die in sich zusammengefügte Zimmerung stand da. Und siehe, an der Wand klebte das Wiegenbettchen, und darin schlief, sorgsam verhüllt und eingeschichtet, das Kind. Es erwachte nun vor dem hellen Schrei, den der Mann ausstieß; da faßte der Hans den Knaben in wildem Ausbruche des Gefühles und preßte ihn derb an seine Brust; den Gewalten der Elemente entgangen, wäre der Kleine schier von der Liebe des Vaters erdrückt worden.

Bald aber ließ der Mann das Kind wieder auf das Bett sinken, und sein Auge starrte, und seine Wangen erblaßten. Dort hinter der Tür, sich noch fest an einen Balken klammernd, kauerte sein Weib. Hilda war unversehrt, aber — leblos.

So hatte es der arme Hans gefunden.

Hierauf kamen die Leute des Waldes zusammen, um das Wunderbare zu sehen. Jeder gab sein Erachten ab, wie das geschehen sein konnte. Viele meinten wieder, es sei der Drache endlich losgebrochen aus seiner Höhle und habe das Unheil angerichtet. Andere glaubten, daß das Häuschen und das Kind erhalten geblieben, sei ein Mirakel von dem steinernen Marienbilde, das jetzt im Lawinenschutte begraben lag. Ein alter Hirte sagte, nach seiner Meinung sei es so geschehen: Von den hohen Mulden sei eine große Lawine niedergegangen, habe das schon lockere Felshorn mit sich fortgerissen und sei ihre gerade Straße weitergefahren. Daraus habe sich nun ein Luftdruck entwickelt, welcher der Lawine vorausgeströmt sei und das Häuschen durch einen plötzlichen Ruck an das jenseitige Ufer gesetzt habe. Das Kind sei wahrscheinlich durch die Wände geschützt gewesen, das Weib an der offenen Tür aber durch den Luftdruck erstickt worden. Es hätte sich bei Lawinenstürzen schon mehrmals auf ähnliche Weise zugetragen; der Luftdruck bei großen Abrutschungen vermöge ja ganze Urwälder vor sich niederzuwerfen und die größten Bäume und Felsklötze über tiefe Abgründe zu schleudern.

Die Leute sagten, es werde schon so gewesen sein und gingen auseinander.

Der arme Hans blieb bei seinem toten Weibe und bei seinem lebendigen Kinde in der Hütte. Dann ging er vor die Tür hinaus

Tische gerade gut sitzen mußten, erfragte sich beim Zahlkellner in sehr diskreter Weise ihren Vornamen, der zum Überfluß auch noch Laura lautete — ganze Versfüße galoppierten schon im Jambenklang durch sein Hirn! — und die ganze Mischung legte er einem Verleger vor, der sie in glücklicher Konjunktur gleich herausbrachte. Nach einem Monat lag das Büchlein in den Schauladen der Buchhändler und lud die Vorübergehenden ein, sich seiner zu bedienen. Der Titel klang bezüglich und genau genug: „Laura und ihre Vettern. Ein Novellchen, im Maimond um ein niedliches Kind herumgeschrieben, das mir im Paradiesgärtlein beim Rebensaft Modell saß." Der Untertitel war etwas langatmig, aber präzis wie ein Steckbrief. Um seiner Sache noch sicherer zu sein, sandte Hans ein Exemplar des Buches seiner lieblichen Egeria. deren Adresse er mit löblichem Spürsinn ausgekundschaftet hatte, und erklärte in einem beigelegten Briefchen, das nach Steinklee duften mußte, die näheren Umstände, die sie zu seiner Muse gemacht hatten. Wenn Hans Briefe schrieb, war er immer noch zärtlicher als in seinen Novellen, wo er doch ein bißchen faunische Schadenfreude aufbrachte und sich meist über die Menschen lustig machte, deren Schwächen seiner Stärke dienten.

Eines Morgens, als die Strahlen der Frühlingssonne auf dem Schreibtische goldig zitterten, klopfte es an der Tür. Hans hatte eben bettfaul in das Staubspiel der flimmernden Luft gestarrt und vergebens nach neuen dichterischen Einfällen gefischt und erschrak nun etwas über die morgendliche Störung. Gott gebe, daß es Frau Muse ist, die ich vergebens seit einer Stunde suche, betete Hans und rief ergeben: Herein!

Blitz und — ha! In der Tür stand seine Egeria Laura.

Es gibt Dinge, die selbst einen faunisch angehauchten Dichter verwirren. Ein solches Ding ist auch das Mädchen, das man zur Heldin emporgehoben und das nun unerwartet in der Tür steht wie eine von goldenem Licht bestrahlte sixtinische Madonna. Hans stand auf und wollte sich verneigen. Aber er kam nicht so weit. Das Madonnenhafte in dem schönen Gesichte hatte plötzlich einen härtlichen, herben Anstrich bekommen, so daß Hans bei der Verbeugung mit dem Oberkörper in der Luft sozusagen hängen blieb. In dieser durchaus unvorteilhaften Stellung hörte er aus dem irdischen Munde seiner vermeintlichen Madonna die Worte, welche seinen Oberleib flugs emporrichteten: „Mein Herr, ich bin gekommen, um Rechenschaft zu fordern."

Junge Damen, welche eine Junggesellenstube betreten, um Rechenschaft zu fordern, kann man binnen einer Viertelstunde mit mathematischer Sicherheit um den kleinen Finger wickeln, dachte Hans und versuchte, bestrahlt von der lieblichsten Morgensonne, sein süßestes Gesicht aufzusetzen. „Es macht mir ein besonderes Vergnügen, mein Fräulein, und ich möchte vom Herzen wünschen, daß ich Ihnen diese Rechenschaft

Das Modell.

Von Ludwig Huna.

Er wohnte sechs Treppen hoch. Durch die Fensterritzen pfiff der Wind seine wilden Melodien lenzfroh herein. Aber auch der kleinste Zephir, der draußen in den Straßen die Wangen schöner Mädchen küßte, ward da droben in dem Gemäuer zur brausenden Tramontana. Dem Wind verdankte Hans seine schönsten Lieder. Wenn der anhub, flirrte und summte die Seelenharfe des jungen Hans alsogleich mit, im gleichen Crescendo und im gleichen Morendo, wie es einem feingestimmten, braven Instrument geziemt. Der Wind gab ihm Stimmung, Begeisterung, Anfeuerung. Der Wind und der Hunger. Das sind fragliche Mächte, die gewöhnlich den Philister entkräften. Aber seine Seele machten sie stark und frei, beweglich und trotzig. Seine Hände zitterten wohl und sein Magen knurrte. Aber sein Inneres schuf und schuf dabei. So entstanden die Mansardenlieder, die man nach und nach in den Straßen zu singen begann. Besonders junge Menschen, Näherinnen, Arbeiterinnen, Mädchen vom Schlage der Montmartroise, sonntagsvergnügte Handelsgehilfen, schwärmerische Jünglinge mit schmutzigen Kragen und Löwenmähnen, das waren seine ersten dankbaren Interpreten. Manche grüßten ihn sogar schon, wenn er durch die Vorortestraßen ging, mit dem zierlichen Spazierstöckchen Finten schlagend. In solchen Grußmomenten verglich er sich wohligen Gemütes mit dem jungen Frankfurter Goethe. Es kam nicht zu oft vor.

Eines Tages vollendete er eine, wie er sagte, meisterliche Novelle. Den Stoff hatte ihm der Anblick eines jungen Mädchens gegeben, draußen im Vorstadtwinkel beim Gartentisch einer duftigen Rebenschenke. Das Mädel war seine geistige Egeria geworden, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte. Er schrieb ihr auf Distanz eine Seele von den herzigen Vergißmeinnichtaugen ab, die sie gar nicht besaß. Weder die Seele, noch die Vergißmeinnichtaugen. Aber wenn ein Dichter eben ein schwarzes Auge blau sehen will, dann sieht er's eben blau. So bockbeinig sind Dichter immer. Sie nennen's nur großzügiger Licentia poetica. Unter blühenden Kastanien war sie ihm gegenüber gesessen, an einem Tischchen, umdrängt von niedlichen Bäschen und Vettern, wie es schien, die ihr reizende Dinglein zu sagen hatten. Nur hie und da erwischte er einen verirrten Blick von ihr, weiter nichts. Er genügte, um sein Modell zu verarbeiten. Um die bereits in allen Tugenden und Zärtlichkeiten schwelgende Seele log er noch in aller Eile ein kleines Ereignis herum, wob Lerchentriller und Abendschein, erfand einen netten, nicht allzu aufregenden Konflikt, zu welchem die paar Herrchen an ihrem

weiters zu. Und Sie haben aus meinen angeblichen Reizen Profit gezogen. Also bitte — bezahlen Sie mich."

Hans hatte sie unverwandt angestarrt und in seinem Kopfe ganz deutlich das Faustsche Mühlrad gespürt. Nun hörte es langsam zu kreisen und zu wirbeln auf. Er begann mit seinen Fingern zu spielen und faßte schnell den Entschluß, auch mit den Ideen seines sonderbaren Modells zu spielen. Drum bog er sich ein wenig zu dem launischen Gast hinüber, setzte sein harmlosestes Gesicht auf und lächelte innig-verschmitzt in die heißen Augen hinein:

„Sie haben ganz recht, mein reizendes Kind —", er galoppierte ruhig über die empörten Züge seines Gegenübers hinweg. — „Sie haben mir wirklich Modell gesessen. Nur vergessen Sie dabei folgendes: Ich habe nicht Ihre körperliche Schönheit konterfeit, sondern Ihre Seele. Und selbst die war ja nicht die Ihre, sondern die meine, die ich in Ihre Seele hineingelegt. Und ich habe sie so reizend ausstaffiert, Ihnen soviel Grazie und Zärtlichkeit eingehaucht, daß Sie sich selbst vielleicht gar nicht wiedererkannt hätten, wenn ich Ihnen nicht den Weg hiezu gezeigt hätte. Und Ihre Freundinnen schon gar nicht. Die Freundinnen sind immer die allerletzten, die die Schönheit der ‚Freundin' bestätigen. Diese kleine Lüge hat Ihnen die Eitelkeit auf die Zunge gelegt."

Sprühende Blickfunken flogen ihm entgegen. Die Rede verschlug es ihr.

Drum konnte er ungehindert weiterärgern: „Ich schälte Ihre Seele heraus und vermählte sie mit der meinen. Der göttliche Mittelpunkt ist also ein Produkt, sozusagen ein Kind unserer Seelenliebe —".

Schamfrohe Röte flammte über Lauras Wangen auf. Sie suchte mit ihrem Antlitz eine dunkle Ecke des Zimmers auf. „Mein Herr — Sie sind geradezu —". Er erfuhr nicht, was er war. Aber aufreizend lieblich erschien sie ihm. Das puterrote Köpfchen wie ein verlockender Apfel zur Weihnachtszeit.

Und er bohrte sich weiter in diese kostbare Verlegenheit hinein: „Wofür also, Fräulein Laura, soll ich Sie bezahlen? Sie vergessen, daß der Maler Ihre Arbeitsleistung, das Sitzen, bezahlt. Er entschädigt Sie für die Zeit, die Sie in seinem Atelier zubringen mußten. Bei mir aber haben Sie weder eine Arbeit geleistet, noch Zeit verloren. Sie hätten damals nur an mir vorübergehen brauchen und ich hätte tausend süße und drollige Kleinigkeiten aus Ihrem Anblick schöpfen können. Dichter sind nun einmal solche Seelensauger. Und haben Sie kein fremdes Objekt für ihre sonderbare Vampirarbeit, dann saugen sie ihre eigene Seele aus. Sehen Sie, mein liebreizendes Kind, so sieht es mit den Modellen der Dichter aus. In dieser Beziehung

geben kann.“ Mit dieser schlagfertigen Entgegnung bot er dem Mädchen seinen einzigen Stuhl an und setzte sich selbst mit Elan auf die Tischkante, wo er in der Pose staunender Erwartung klebte.

Die Unverfrorenheit dieses Benehmens machte die Schöne stutzen, so daß sie für den Augenblick den Rechenschaftsfaden verlor. Darum platzte sie linkisch mit der Vorstellung ihrer niedlichen Persönlichkeit hervor und sagte heißwangig: „Ich bin eine gewisse Laura Heinzel —“.

Hans drückte sein Kinn schmunzelnd auf die schillernde Krawatte und entgegnete süß: „Nicht notwendig, vielliebes, gnädiges Fräulein. Ich habe bereits die Ehre, Sie zu kennen — natürlich nur im Wege der künstlerischen Ideenverbindung, aus meiner Novelle heraus, in der Sie den Pharus meiner Inspiration bildeten“ — er lächelte beglückt und behaglich über diesen plötzlichen Gedankenfund — „und ich muß gestehen, daß die reizende Harmlosigkeit und Zartheit Ihres Wesens mich damals bestimmten, Sie zu umdichten, Sie künstlerisch zu umschwärmen. Sie für meine schriftstellerischen Zwecke zu präparieren, Sie mit einem Worte zum göttlichen Mittelpunkt meiner bescheidenen Dichtung zu machen.“ Beinahe erschöpft hielt er inne.

„Na dann wird es Sie wohl nicht wundernehmen, wenn dieser göttliche Mittelpunkt sich die Freiheit nimmt, seine Göttlichkeit abzustreifen und mit einer recht irdischen Forderung Ihre Mansarde zu betreten.“ Das purzelte mit einer plötzlichen Unerschrockenheit heraus, die Hans dieser Rokokozartheit und -verschämtheit nicht zugetraut hätte. Und doch erwärmte diese echt novellistische Wendung sein Herz um ein ganz Bedeutendes. Er hatte plötzlich das Gefühl, eine Gegnerin vor sich zu haben, mit der sich gut streiten ließ.

„Also ist das Tusche, Fräulein Laura?“ fragte er aufgeräumt.

„Sicherlich. Und nun hören Sie. Sie haben mich ganz allerliebst und treffend geschildert, so treffend, daß mich sogar meine Freundinnen erkannten. Ich komme nun, um — hm — wie soll ich sagen —“, sie bog das reizende Näschen in die Höhe und schnupperte den erbangenden Hans an — „um mein Honorar zu fordern.“

„Ihr — Hono —?“ Der Dichter setzte ein überirdisches Erstaunen auf.

„Das wundert Sie? Hm — ich bin kein Mädchen, das umsonst Modell sitzt. Mich haben die Maler immer bezahlt, wenn sie die Schönheiten meines Leibes auf die Leinwand geworfen. Ich kann Ihnen Skizzen zeigen, wenn Sie wollen. Ich sehe keinen Grund ein, daß ich Ihnen, mein Herr, meine Schönheiten umsonst hergeben soll. Ich habe Ihnen doch damals gesessen, das gestehen Sie doch selbst in Ihrem Untertitel, der sich wie ein Strudelteig über die Papierfläche zieht, ohne

Die Erdgebundenheit kehrte sich sichtlich bewegt um und glühte im Pelargonienfeuer.

Das mußte ausgenützt werden. „Und nun machen Sie mir eine recht große, große Freude", sang Hans seine Egeria an.

Das auch noch! nach alledem! klagte das beleidigte Herzchen in Zwiespalt in sich hinein. Aber wir wollen ja sehen.

„Wenn Sie nämlich Ihre göttliche Kaprice dahin ausspinnen wollten, daß Sie über den Menschen den Dichter vergäßen, dann würde es Ihnen der Mensch lohnen mit dem Menschlichsten, was er besitzt, er würde Sie bezahlen — ganz nach Ihrem Wunsche! — aber mit der internationalen Seelenmünze, die schöne Mädchen so gerne entgegennehmen — mit seiner Liebe!"

Hans fühlte: das ist Trumpf meiner rühmlichst bekannten Liebenswürdigkeit.

Laura fühlte: Jetzt muß ich stechen — oder ich habe um eine Freude weniger in der Welt.

Er hatte nichts zu verlieren als ein sehr leichtfertiges, bewegliches Herz. Sie hatte nichts zu verlieren, was anders ausgesehen hätte.

Hans sah auf die Uhr. Die Kalkulation stimmte. An seinem Finger baumelte so ziemlich Laura Heinzel, die gekommen war, um Rechenschaft zu fordern.

Ein Dichter und ein junges Mädchen finden und verlieren sich immer sehr schnell. Und die heißeste Liebe ist oft die, die an keine Treue, an keine Zukunft denkt. Mit dergleichen luftigen, lustigen Devisen ergatterten sie sich das Glück, das für andere sicherlich keines ist.

* * *

Sie blieb bis zum Abend bei ihm. Sie plauderten viel, sehr viel. Sie küßten zum Schlusse viel, sehr viel. Am Abend selbst gewöhnte sie ihm endlich den letzten Rest von dichterischer Verlogenheit und Verlorenheit ab. Als nämlich die Sonne recht vollblütig hinter einer Kirchenkuppel unterging, starrten sie beide in die roten Wolkenfetzen und Hans schwärmte dem guten Gestirn voll Pathos nach: „Sieh nur, Herzchen, wie schön! Nun geht sie hin, in das Reich des Paradieses!"

„Schafskopf!" zwitscherte Laura. „Das liegt ganz wo anders!" Und ihr Köpfchen sank schamschwer auf seine Schulter. Mein Gott, das wußte er ja auch, aber schließlich — wozu ist man denn ein Dichter?

---

sind wir eigentlich beneidenswert. Wir machen aus euch armen Menschenkindern, was wir wollen. Wir erheben oder verstümmeln euch derart, daß ihr euch gar nicht wiedererkennt. Erst wenn man euch mit der Nase darauf stößt. Aber uns selbst erkennt man wieder. in jeder Frau, in jeder Mädchenblüte, in jedem Charlatan, in jedem Dummkopf, in jedem Bösewicht, in jedem Adelungen, in jedem Indianer, kurzum in allen Menschen und Menschlein, die wir schildern, lacht und weint unsere Seele mit. Ihr könnt uns ja gar nicht so recht Modell sitzen, denn ihr habt zu wenig in euch, was darstellenswert wäre. Erst wir lügen diese wundersüßen Lügen hinzu und machen euch dadurch genießbar. Ohne uns seid ihr unverdaulich, schal, abgeschmackt —".

Das löste endlich ihre bebende Gebundenheit. Sie flammte empor: „Soooo!? Vergelt's Gott! Also nur Ihnen verdanke ich meine Liebenswürdigkeit, meine Anmut, meinen Liebreiz und wie die Tugenden heißen mögen, die Sie da in Ihrem Geschreibsel durcheinandergeworfen haben? Also nur Ihnen, Ihnen, Ihnen?! Das ist ebenso unverschämt wie anmaßend." Und ihr feines Körperchen machte eine zornige Wendung nach der Tür.

In Hansens Herzen prickelte es. Nun wußte er's: er hatte sie gereizt, gepackt, erzürnt, nun galt es genial zu versöhnen. Die Endmanipulation des Um-den-kleinen-Finger-Wickelns konnte vor sich gehen. Auch näherte sich die bewußte Viertelstunde ihrem Ende. Drum rückte er behutsam und weich an ihre süße Gereizheit heran: „Die Anmut, den Liebreiz, die köstliche Verführungskraft in meiner Novelle besitzen Sie ja freilich nicht, aber Sie besitzen viel mehr —".

An der Tür wandte sich das zornglühende Köpfchen gespannt um. Für ein Plus an äußeren Tugenden besitzt selbst ein schwer beleidigtes Frauenherz Interesse.

„— Sie besitzen einen wunderlieblichen Trotz und eine Herbheit der Rasse, eine grandiose Wildheit, mit der ich in Worten nicht viel anzufangen weiß. Sie sind zu unnahbar für meine dichterischen Empfindungen. Sie haben zuviel Leben in sich, zuviel warmes, üppiges Leben, an dem der Erdgeruch haftet, die köstliche, unpoetische Bodenständigkeit. Und für meine Novelle brauchte ich ätherische Düfte, Engelanmut und Glorienglanz. Mit diesen Jenseitserrungenschaften umfächelte und umschmeichelte ich Sie und da wurden Sie so ganz, ganz anders unter meinen Händen. Der Dichter verwarf für seine Zwecke Ihre Seele, der Mensch erfreut sich nun an der Echtheit, an der Erdgebundenheit dieses wunderlieben Geschöpfes, das noch viel schöner ist als in den Klauen meiner Phantasie."

war das schwierigste, was wir in der Schule gelernt hatten, und ich hatte einen „Einser“ darin. Wer weiß, so dachte ich, wer weiß, vielleicht, daß dich Herr Kramer gleich in der ersten Stunde darnach fragt.

Und als ich auf die Klinke drückte, fielen mir noch blitzartig die sämtlichen Schwefelverbindungen ein. Die sämtlichen Schwefelverbindungen hatte ich in der mündlichen Abgangsprüfung aufsagen müssen. Der Herr Friemann von Kramer & Friemann konnte mir ruhig in den Schwefelverbindungen auf den Zahn fühlen, dachte ich noch — ich hatte ein gutes Gewissen.

Und dann ging die Klinke nieder, und ich stand im Kassaraum von Kramer & Friemann. Menschen rannten hin und her. Türen knallten zu. Geld erklirrte auf den Marmorbänken vor den Schaltern. Laute, leise Stimmen kreuzten sich in einem Knäuel. Ich selber war im Nu hineingewickelt in dies Knäuel und hatte keine Ahnung von dem Lauf und Sinn der gekreuzten Fäden.

„Es tut uns leid“, ertönte eine Stimme, „bei Zucker und bei Anquillotti können wir unmöglich mehr als ein Prozent Skonto geben.“

„Wenn Sie meiner Konkurrenz auch liefern“, klang es von einem andern Schalter, „kann ich nichts mehr von Ihnen beziehen.“

„Wallner!“ rief eine tiefe Stimme, „rasch in die Buchhaltung mit dieser Aufstellung — nachsehen, ob vorher etwas offen steht!“

„Rrrrr . . .!“ das Telephon.

„Benner, sehen sie nach, ob die Sultaninen mit Begleitschein I oder II reisen!“

„Nein, sie sind schon im Dreimonats-Zollager . . .“

Anquillotti? Offen stehen? Begleitschein II? Dreimonats-Zollager? Ich machte große Augen. Die Wörter drangen auf mich ein wie Feinde. Die Wörter hatten wir ja noch gar nicht in der Schule gehabt! Wie sollte ich da bestehen? Ja, wenn von Schwefelverbindungen die Rede gewesen wäre oder von dem Konjunktiv nach Verben, qui expriment un mouvement de l’âme, oder meinetwegen von den Atomgewichten oder dem Ausdehnungskoeffizienten nach dem Gay-Lussac-Mariotteschen Gesetz, oder am liebsten von der indirekten Wechselarbitrage, in der ich einen Einser hatte . . .

„Was wollen Sie?“ sagte die dünne Stimme eines dicken Menschen mit einem Federhalter hinterm Ohr.

Ich sah ihn ganz erschrocken an. „Ich?“ sagte ich unsicher.

„Natürlich, wer denn sonst, wenn ich mit Ihnen spreche?“

„Ich — ich will Herrn Kramer sprechen“, stotterte ich.

„Herr Kramer ist verreist.“

„Dann Herrn Friemann, bitte.“

„Herr Friemann ist seit fünfzehn Jahren tot.“

Unser Kinderl.

Zwei Gedichte von **Hans Mittendorfer.**

Heut und morgn.

Jazt bist nu gar a hilflos's Hascherl,
Um das si d Liab gar fleißi rant:
Du kriagst dei Papperl und dei Flascherl
Und wirst als wiar a Vogerl gant;
Hast nu koa Sackerl und koa Tascherl,
Wirst badt und gwaschn, pflegt und gwandt,
Und iazt probirn s da gar a Mascherl,
A seiders — wia da das wohl stand?

* * *

Kind, s heut vageht so bald! Und morgn
Muaßt für di selbn und andre sorgn.

Mei Kinderl geht.

Mei Kinderl macht den erstn Schriatt.
Oa Füaßerl hebts, das anda steht;
Und iazt an Ruck — es bleibt schon zruck —
Stells nieda! Hebs! . . . Mei Kinderl geht!

Wohin, mei Kind? Ins groß Lebn!
Das wart auf di in weita Welt;
Es hoaßt nur fleißi d Fuaßerl hebn!
s Lebn, Kind, das is dei Arbeitsfeld.

I geh vor dir den gleichn Weg:
Plag, Freud und Ruah. Du laufst ma nach.
Und zletzt gehst umi übern Steg
Und druntn rauscht da nämli Bach.

Oans mecht i habn: daß d das vollbringst,
Was mei Herz nöt hat ferti bracht.
Und wann s d todmüad aft niedasinkst,
Mach glückli d Augn zua — guati Nacht!

Jazt halt i di nu bei da Hand.
Bald gehst alloa! An festn Ruck!
Und keck den rechtn Weg ins Land —
Ma macht koan oanzign Schriatt mehr zruck.

Lehrling.

Von **Fritz Müller-Cannero.**

Als ich bei Kramer & Friemann in die Lehre trat, war ich siebzehn Jahre alt und frisch aus der Handelsschule entlassen worden. Mit einem Zeugnis, das sich gewaschen hatte, wie mein Vormund sagte, als er mich als Lehrling bei der Firma unterbrachte.

Montag früh um 8 Uhr trat ich ein. Ein wenig bänglich stand ich vor der Tür. Den Jungenfilzhut hatte ich schon abgenommen, drehte ihn in meinen Händen und wiederholte mir noch geschwind im Geiste die Regeln der indirekten Wechselarbitrage. Die indirekte Wechselarbitrage

ham S verstandn, Numera Null — das Auswiegn können S doch hoffentlich?"

Ich sah angestrengt auf die Wage. „Nein, das haben wir nicht in der Schule durchgenommen", sagte ich gepreßt.

„Ja, was ham S denn nacha glernt in Ihrer Schul?" sagte der Kellermeister Bichlsberger respektlos.

Ich sah ihm gerade ins gutmütige Gesicht. Sollte ich dem was von Atomgewichten erzählen und von den Ausdehnungskoeffizienten der Gase?

Aber da fing er schon an, mir das rasche und genaue Wiegen zu erklären. Einen Papiersack nach dem andern füllte ich. Der fünfte riß — blau puffte es mit dumpfem Knall auf den Boden — blau stäubte es nach allen Seiten — blau wurde mir vor meinen Augen —.

„Dappete Händ ham S halt noch a bissel", sagte der Kellermeister und zeigte mir, wie ich zusammenfegen mußte.

Mitten unterm Fegen fiel mir ein: „Dazu also hast du dein Einjähriges gemacht — dazu bist du der Zweitbeste im Examen geworden — dazu . . ."

„A bisserl geschwind, Miller, hopplahopp, a bisserl geschwind — bei uns herunten wird fei net träumt."

Und mein Besen fegte, daß es eine Freude war. Nein, daß es eine Trauer war.

„Bim-bim!" Es war das Kellertelephon.

„Hier Bichlsberger — was is denn scho wieder? Was ham S' g'sagt? Ob die Ultramarinstranizen no net fertig san? Ja mei, da müssen S no a wenig wartn — der neue Lehrling stellt sich no a bisserl — no a bisserl tramhappert an . . ."

Das war kein schöner Vormittag. Wenn das so weiterging in meiner Lehre? In soundsoviel Stunden soundsoviel Tüten mit Ultramarinblau füllen? Dann, als ich endlich fertig war, kam das Ultramaringrün an die Reihe. Und die letzte Stunde vor dem Mittagessen mußte ich Pakete schnüren. Es waren lauter Geheimnisse für mich. Ich schwitzte.

„Auf die höhern Schulen heitzutag kriegen die jungen Leit lauter damische Finger", begleitete der Bichlsberger meine vertrakten Paketverknotungen. Dann schlug es endlich 12 Uhr.

„Bringen S heit nachmittag ein ordentliches Arbeitsgwandl mit", sagte der Kellermeister. Und ich wünschte ihm noch, wie es sich gehört für einen gebildeten jungen Mann: „Herr Kellermeister, guten Appetit!"

„Wird nix verschitt", sagte er und ging.

Auf dem Flur traf ich einen andern Lehrling. Der war durch meinen Eintritt vom jüngsten Stift eine Stufe aufgerückt. Jetzt war ich der jüngste Stift. Herablassend kam er auf mich zu und kniff ein Auge

Mein Filzhut war in meinen Händen in eine rasende Drehbewegung gekommen. Jetzt fiel er zu Boden. „Tot?“ sagte ich verlegen und machte runde Augen.

„Gewiß“, ging es spöttisch weiter, „aber deswegen brauchen Sie nicht mehr zu trauern. Ich nehme an, daß Sie nicht wegen eines Kondolenzbesuches hier —.“

„Herr Dessauer“, mengte sich hier die tiefe Stimme ein, „jagen Sie dem jungen Menschen keine unnötige Angst ein. Sie könnten doch ungefähr erraten haben, daß dies der neue Lehrling ist, der heute eintritt — nicht wahr Herr — nicht wahr Müller?“

„Jaja, ja freilich“ sagte ich und atmete auf.

„Also schön, ich bin der Prokurist. Ist recht, daß Sie da sind. Denke, wir kommen gut aus —.“

„Gewiß, gewiß“, sagte mechanisch und eifrig mein Kopf.

Der Prokurist lächelte. „Ist gut. Hoffentlich bringen Sie bessere Vorkenntnisse mit, als Lehrlinge so gemeinhin haben —.“

Als ich wieder nickte, fielen mir zwangsweise wieder alle Schwefelverbindungen ein, und die indirekte Wechselarbitrage leuchtete fern am Horizonte auf. Aber ich sagte nichts. Er mochte nur fragen, dann sollte er schon sehen.

„Als jüngster Lehrling kommen Sie zunächst zur praktischen Arbeit in den Keller zu Herrn Bichlsberger — kommen Sie mit!“

Er war schon an der Tür. Ich mußte laufen, so schnell ging er. Mit einem Aufzug fuhren wir in die Tiefe. Das Herz klopfte mir. Es war so dunkel. Wenn ich da an die hellen Schulsäle dachte . . .

Unter einer Glasflamme stand ein dicker, kleiner Mann.

„Bichlsberger, warum zischt das Gas so? Kleiner drehen, kleiner drehen — so, hier ist der neue Lehrling — nehmen Sie ihn tüchtig 'ran — Nacken steif — junger Mann, und Augen auf — adieu.“ Er fuhr schon wieder mit dem Aufzug in die Höhe.

„Wie hoaßen S?“ fragte der Herr Bichlsberger.

„Mein Name ist Müller“, sagte ich etwas gemessen.

„Da herunten brauchen S net a so hochdeutsch zreden, Miller — so, und jetzt können S glei anfanga mit die Ultramarinstranizen.“

Ultramarinstranizen? Was war das nur? Davon hatten wir nie etwas in der Schule —.

„Aber halten S, mit dem Gwanderl, mit dem feinen, können S net arbeitn da herunten. Ziagn S n Rock aus — so, jetzt die grüne Schürzen — na, na, mei Liaber, die alte — die neue ghört vorderhand noch mir, wenn S es derlauben — so, und jetzt tuan S in alle die Stranizen da immer fünf Pfund Ultramarinblau hinein,

Am Nachmittag mußte ich im Keller die Brutto- und Nettogewichte der Sesamölfässer auf einer Liste aufschreiben.

Als das vorbei war, sagte der Herr Bichlsberger: „So, Miller, jetzt müssen S lernen, wie man die Hering von die Tonnen in die kleinen Fässerln umpackt."

„Was?" sagte ich empört, „Heringe soll ich packen?"

„Ja, Miller, das ist eine von den allerschwersten Arbeiten, und eigentlich sollten Sie erst in ein paar Wochen drankommen —." Er sah ganz ehrlich und gutmütig aus. Wahrhaftig, der Mensch glaubte gar noch, daß er mir einen Gefallen täte.

„Geben Sie sich keine Mühe, Bichlsberger", sagte ich eisig, „Heringe packe ich nicht. Hat vielleicht je der Herr Sturmbrenner Heringe packen müssen?!"

„Der Sturmbrenner? Nein, der hat nie Heringe gepackt."

„So — und warum soll ich das tun, und der nicht?"

„Den hat man überhaupt zu nix brauchen können, weil er a — a Windhund ist."

„Bim-Bim", kam das Telephon.

„Hier Bichlsberger — was is scho wieder los? So, zum Herrn Muschel soll ich kommen? Jaja, sofort." Rasch hatte er die neue, grüne Schürze abgelegt, den guten Rock aus seinem Kellerschrank genommen und war hinaufgefahren. „Miller!" rief er noch zurück, „Miller, wenn a Bestellung kommt, sagn S, gleich bin ich wieder da."

Und dann saß ich neben den Tonnen mit einem zerknitterten Herzen. Nein, alles was recht war: Vor sechs Wochen hatte ich noch mit Logarithmen gerechnet, vor sechs Wochen hatte ich noch ein Conto terzo mit Pfund Sterling, Schilling und Pence glänzend gelöst — und jetzt sollte ich Heringe . . .? Wenn das meine ehemaligen Professoren wüßten! Fast hätte ich geweint vor Zorn und Schmerz. Aber ich biß die Zähne zusammen.

Da klirrte der Aufzug. Der Bichlsberger kam wieder. Aber noch ein zweiter Mann stieg aus. War das nicht der Herr Muschel?

Ja, das war der Herr Muschel. Er grüßte freundlich aber stumm. Stumm ging er in die hintere Kellerecke, wo die Garderobe war. Stumm kam er mit abgelegtem Rock und einer Lederschürze wieder in die Helle. Stumm kniete er sich nieder an den Tonnen und stumm packte er zu, zusammen mit dem Bichlsberger, die Fische kunstgerecht von einem Faß ins andere.

Ich weiß nicht, ob es eine Viertelstunde dauerte, ob eine ganze Stunde, ob noch länger, ich weiß nur, daß ich auch stumm dabeistand und daß langsam eine heißbrennende Scham in mir aufstieg und eine

zu: „Gestatten — Adolf Sturmbrenner — habe ich die Ehre, mit Herrn Müller, dem neuen — dem neuen Volontär — äh?“ Wie nobel klang dies „Volontär“, und wie gewöhnlich hörte sich der „Lehrling“ an. Und dieser Adolf Sturmbrenner — endlich ein gebildeter Mensch.

Er ging den gleichen Weg mit mir. Hinterm Marienplatz legte er die Hand auf meine Schulter: „Na, sie werden sich eingewöhnen, Herr Kollege“, sagte er leutselig, „in welcher Abteilung stecken Sie eigentlich?“

„Beim Kellermeister“, sagte ich kleinlaut.

„Aha, Bichlsberger — dicker Prolet — kondoliere Herr Kollege.“

Und dann wurde er vertraulicher. Er teilte mir mit, daß er bei Kramer & Friemann nur auf dringendes Verlangen der Firma eingetreten sei, daß er das eine schon „heraus habe“: In dem Hause sei nicht alles, wie es sein sollte. Oder ob das etwa bei einer bedeutenden Firma richtig sei, daß der verstorbene Inhaber Friemann ein halber Idiot gewesen wäre —?

„Halber Idiot?“ sagte ich, „woher wissen Sie —?“

„Na, man weiß so manches — übrigens der andere, der Kramer — unter uns — auch nicht viel los —.“

„Aber wie kommt es, daß die Firma doch so einen großen Ruf hat? Da sind wohl die Prokuristen sehr —?“

„Die Prokuristen? Lassen sie mich aus, Herr Kollege. Der erste Prokurist, der Sie heute morgen führte — Muschel heißt er —, ich sage Ihnen: toller Schwachkopf — weiter nichts als toller Schwachkopf . . .“

Und dann machte er so nach und nach das ganze Haus herunter. Ich wußte nicht recht, was ich denken sollte. Bis es mir einfiel, daß da eigentlich nur mehr der Volontär Adolf Sturmbrenner übrig bliebe, der was taugte, auf dem die ganze Last des Hauses ruhte. Halb zweifelnd, halb bewundernd sah ich ihn von der Seite an.

Schneidig war er, das war wahr. Eine große Krawatte hatte er mit grünen und roten Tupfen darauf, und einen pikfeinen Spazierstock mit einem silbernen, feudalen Griff schwang er immerfort im Gehen.

Ich fühlte mich arg im Hintertreffen ihm gegenüber. Und um nicht ganz hinter seiner überragenden Bedeutung zu verschwinden, schaltete ich ein: „Haben Sie auch mit indirekten Wechselarbitragen zu tun, Herr Sturmbrenner?“

„Massenhaft“ sagte er, „massenhaft sage ich Ihnen, seitdem das Schaf von einem Buchhalter immer diese Böcke mit den Effektenzinsen geschossen hat.“

„Effektenzinsen?“ sagte ich erstaunt, „Effektenzinsen kommen doch in indirekten Wechselarbitragen gar nicht vor, Herr Sturmbrenner.“

„Nicht vor?“ Einen Augenblick schien er verlegen zu werden. Aber er hatte sich schnell gefaßt. „Sehen Sie, das ist es ja gerade, daß das diesem Menschen nicht einmal bekannt war.“

Ein altes Weiblein, ganz verrunzelt, die Wangen von der Bergluft rotgebeizt, kam eben gebückt durch die niedere Türe heraus, einen hölzernen Milcheimer in der Hand. Ich grüßte und fragte nach einem Trunke.

„A Goaßmülli, wann s haben mögs . . .“

„Nur her damit, wanns kalt is“, und während sie einen breiten Milchnapf füllte, fragte ich: „Habt s koane Küah da herobn?“

„Ham scho oa ghabt und an Stier a — — oba seit daß dö Gschicht is gwen mitn Franzl, sans hiazt drent af da Sunnschein-Alm.“

Sie lachte herzlich: „Is a dummer Bua gwen, der Franzl, o mei, o mei . . .“

Und sie lachte wieder gar lustig.

Ich wurde neugierig auf diese Geschichte, die so zum lachen war, fragte und erfuhr, was ich hier erzählen will, wie mir's die Nani sagte und wie mir's später drunten im Dorfe die Wirtsdirn, die Hofer Leni, ergänzte.

„War sei Lebtag a dummer Bua, der Franzl. Scho in der Schul, der Lehra hatn zu nix nöt brauchn kinna, und wiar er is außi kemma, do war er frei zdumm zan Hulzhackn.

Ham an olli guat leidn kinna, n Franzl, weil er hat neamt nix tan und hot allwei glacht; hat si olls gfolln lassn und ham olli eahna Gaudi mit eahm ghabt am Sunnta ban Keglscheibn. Oba weil er halt überall zdumm is gwen dazua, da habn s n af d Letzt af d Olm aufi tan zan Küah haltn. Und dös hatn gfreut.

Allwei hat er in d Sunn gschaut und glacht dazua.

Mit der oltn Nani hat er si a guat vertragn und so is er halt af da Olm gwen olli Jahr van Fruajahr bis in n Hirscht eini. —

Na, und amal do war a sakrisch schöiner Tog. D Sunn hat herbleangazt, wia wann sie si hätt extra frisch gwaschn und überall hat ma s Mias und die Bleamerl gschmeckt.

Der Franzl geht va da Hüttn außa, bleib stehn, schaut in d Sunn und lacht mitn ganzn Gsicht. Aft geht er weita, bleib wieda stehn und moant:

‚Is a bsundera Tag heint, a bsundera Tag . . .!‘

Der schworzi Stier, der Mugl, liegt glei danebn in Gras und schiabt s Mäul umananader. Aft draht er n Schädl langsam um und schaut n Franzl an, zwegn wos der heint mit eahm selber redt.

Oba der Franzl schaut in d Sunn und lacht. —

Do kimmt untn glei ban großn Stoan a gspaßigs Mandl ums Eck. An Endstrumm Bucklsack hat er um, schwar gnagelte Schuach hat

neue Erkenntnis von der Tüchtigkeit handwerklicher Arbeit und der Windhundigkeit so mancher Einbildungen.

Und dann hatte der Herr Muschel aufgehört und zu dem Kellermeister gesagt: „So, Herr Bichlsberger, das war eine wahre Wohltat nach der vielen Kopfarbeit.“ Und während er sich seine Hände wusch, nickte er mir noch einmal freundlich zu, der Herr Muschel, und stieg mit dem Aufzug geschwind in die Höhe. An diesem Nachmittag habe ich das Heringspacken kunstgerecht gelernt. Und sogar gepfiffen habe ich dabei. Einen Marsch haben wir zusammen gepfiffen, der Herr Bichlsberger und ich.

Und als es Abend war und das Geschäft geschlossen wurde, habe ich noch einmal gepfiffen. Das war, als der Herr Adolf Sturmbrenner wieder neben mir hergehen wollte und sagte: „Na, Herr Kollege, habe ich gehört, Sie hätten Krach gehabt mit dem Muschel — machen Sie sich nichts daraus, wenn der tolle Schwachkopf —.“

„Nein“, sagte ich geschwind und scharf, „nein, ich mache mir nichts daraus. Am allerwenigsten aber mache ich mir aus Ihnen, Herr Sturmbrenner. Auf Sie pfeife ich, Sie – Sie Windhund und Sie — Sie Ignorant, in der indirekten Wechselarbitrage . . .“

Der Gulden.

Eine Geschichte aus den obersteirischen Bergen von **Bruno Ertler.**

Das war im Zeichen des „Gottsuchers“ in den Alpen von „Trawies“ auf einer von den nachdenklichen Bergfahrten in Einsamkeit und Sonnenfrieden, auf denen so gar nichts geschieht und die man nie vergißt.

Das Schlimmste und das Schönste zugleich ist immer das „letzte Stückl“. Da werden die Bäume staudenklein und am Ende hören sie ganz auf, dafür wachsen die Steine aus dem Boden, der Weg verrinnt, die Steigung wird just noch einmal so scharf und der nahe Gipfel scheint spöttelnd zu winken: „Plag dich nur noch ein bißl, so schnell geht's nit!“

Und da schiebt man erst recht an und schwitzt mächtig.

Ja, ja: das letzte Stückl! —

Hinter der Felsecke wollte ich noch ein letztesmal rasten, und wie ich herumkam, da sah ich etwa 50 Schritte vor mir die Sennhütte, die ich schon eine Stunde lang suchte, eigentlich nur ein breites, schweres Dach, das schön geschützt in eine Mulde geduckt lag.

Ich ging darauf zu.

Aft hat er n ins Schneuztüachl eini knüpft, hat n in Sack gsteckt und is weita gangen. Frei grennt is er obi über d Stoana und allwei hat er sie gfreut und hat probiert mit der Hand, ob der Guldn no richti da is in Schneuztüachl drin. —

In Dorf drunt war dö Kirchn scho vull bis heraußt. I moan schier, sie war heraußt völler wia drinn, weil d Buama allwei glei bei da Tür stehn bleibn, daß s ofohrn kinna, wia s Wandlglöckl läut.

Der Franzl hat si halt a zuwi gstellt, glei nebn an heilign Antoni mit n Opferstock und hat umanand gschaut. Nebn eahm is der Reiter-Hansl gstandn und der hat a naglneuchs, brennrots Fürtuach umabundn ghabt um an Hals. Dös hat der Franzl allwei angschaut; völli koa Andacht is eahm kemma ba da ganzn Meß wegn an Hansl sein rotn Tüachl und er hat allwei in Sack einigriffn, ob da Guldn no da is.

Glei wia s Wandlglöckerl ins Läutn hat anghebt, do hat der Franzl gschwind dreimal af d Brust gschlagn und is ogfohrn. Der erste is er gwen ban Kramer drin; die andern Buama san erst langsam nachikemma.

‚A! der Franzl!‘ hat der Kramer glei gschriern. ‚Was brauchst denn nacha? A neuchs Peitschenschnürl eppa oder an Müllisechta?‘

Oba der Franzl hat nur glacht und hat in ganzn Ladn umadum gschaut, ob er ninderscht nöt a sölichs rots Tüachl findt, wia der Reiter-Hansl oans hat.

Richti wohr! Glei oba der Pudl san s afar an Drahtschnürl oghengt gwest, gelbe Tüachl, rote und blowe und gscheckerte a. Der Franzl lacht und deut af dö Tüachln.

‚A Tüachl megst ham?‘ fragt der Kramer und nimmt s oba, ‚do han i just a paar ganz neuchi . . . sehr öligante . . . für d Nani eppa? oder für n Franzl selber? . . . Dös blowe do . . . oder dös . . . sehr schön . . . sehr modern . . . und bülli dazua . . .!‘

Oba der Franzl laßt n Kramer umanander redn und suacht si glei dö rotn Tüachln vüra. Oans hat eahm glei gfalln, na hat eahm wieder s andri no mehr gfalln und s dritte war stirker und s vierte größer und er hat s angschaut, hat s gegen s Liacht ghaltn, hat s Zeug mit dö Finger griebn und dran umanandazupft.

Unterweil san dö andern Burschn a kemma und af d Letzt dö Weibsleut mit der Betn und n Büachl in der Hand. Und do is a Lachn gwen und a Kudern und a Munkazn, und dö oan ham si an Schnaps kaft oder an Tabok oder an Pfeifenspitz und dö andern a Sengstn, a Hackn, a Sagblattl und Stroafhölzl, und d Weiberleut ham drent in Winkl umagstirlt, wo s Zeug is gwen und dö Bandln und da Zwirn und dö Soaf und dö Kampl und ollerhand sölcherne Kramuri.

Oba der Franzl hat no allwei dö rotn Tüachln angschaut.

er an und in der Hand halt er sein Huat und an langmächtingan Steckn. Hiaz bleib a stehn, wischt si mit an weißn Tüachl s Wossa van der Stirn weg und schaut umadum. Wiar a n Franzl und n Mugl siacht, do stiefelt er glei zuwi und bitt um was ztrinkn. — Na, d Nani is grad Kräutlgrabn gwesn, so geht halt der Franzl in d Hüttn eini a Mülli holn.

Muaß eh a a reicher Mann sei gwen, der selle Stodtherr, denn wiar eahm der Franzl an Hesn Mülli hat außa bracht, do hat er n glei af oan Zug obigschütt, aft hat er in Hosnsack griffn und hat n Franzl an neuchn Silberguldn gebn.

Wohrhafti, an glanzadn, rundn Guldn! — Der Franzl schaut n Guldn an, lacht a weng, schaut n Herrn an, oba der deut eahm mit der Hand, er sulltn nur ghaltn, nimmt sein langan Steckn und geht weita über d Stoana aufi.

Der Franzl is no allwei nebn der Hüttn gstandn, in oaner Hand n Müllisechta, in der andern den Silberguldn: er hats frei nöt glaubn mögn, daß er eahm ghört. Aft is er zan Mugl zuwigangen, hat eahm den Guldn zoagt und hat glacht.

‚Is a bsundera Tag heint — — hans glei gsagt — — hihihi — — —.‘

Oba da is d Nani drent zuwa kemma und der Franzl is in d Hüttn eini, daß er n Guldn versteckt. Na ja, sie hätt eahm an eh wieder obettelt af d Letzt, wia dö Kreuzer und Sexerl, was er eppa amal kriagt hat.

Und er hat den Guldn ganz untersi in sein Strohsack einigsteckt.

Dös is am Irta gwen und am Sunnta is da Franzl drankemma ins Kirchn gehn, weil an oan Sunnta is allweil d Nani gangen und am andern der Franzl, daß jede Wochn oans n Segen aufitragt in d Hüttn. —

In oller Fruah is er scho munter gwest der Franzl, legt sei Sunntagwand an, suacht n Guldn aus n Strohsack vüra, hat n Steckn packt und is ogfohrn.

Der Mugl is grad aus n Stall außi kemma und d Nani hat dö Küah gmolkn, oba der Franzl hat gar nöt gwart auf dö Mülli und is obi über d Stoana, daß eahm da Mugl ganz damisch nachigschaut hat, zwegn was n Franzl heint gar so schlaunt. —

Den Guldn hat er in der Hand ghaltn und wiar a ums Eck is gwen, do is a stehn bliebn hat n angschaut. Sakrisch hat er bleangazt in der Sunn, ma hat frei gar nöt hinschaun mögn. Af oaner Seitn is der Kaiser drauf gwen, ganz as Silber, und af da andern der Adler mit dö zwoa Köpf. Der Franzl hat den Guldn allwei umadraht und hat glacht. Sei Lebtag hat eahm nix so guat gfalln.

außa und schaut, was der Kramer für a Gsicht dazua macht, daß der Franzl an so an schen Guldn hat.

Oba der Kramer hat weiter nix gsagt, hat n Guldn ins Ladl einigschmissn und hat n Franzl zwoa Sexerl und a Fünferl außagebn. Do hat si der Franzl no a Stamperl Schnaps kaft und a Packl Tabok und für d Nani a paar Semmeln und um zwoa Kreuzer an Zuga fürn Mugl: Sulln a a Freud ham heint, dö zwoa.

Aft is er ganga.

Olli Leut, was n gsegn ham, san stehn bliebn und ham an angschaut und glacht und er hat halt zruckglacht und hat si mentisch gfreut.

Wiar er ban Reiter-Wirt is vorbeikemma, da ham dö Burschn grad Kegel gschobn und d Hofer-Leni und no a paar Menscher san a durt gstandn. Und wia s n Franzl ham kemma gsegn, do ham sie si olli in oaner Reih hingstellt und eahm und sei roti Maschn angschaut, wia wann der Franzl der Kaiser war. Und d Hofer-Leni hat ganz laut gsagt, sie hätt no nia koan so an schöin Burschn mit oaner so aner schöin Maschn gsegn. Aft ham s olli hellauf glacht.

Der Franzl is frei stolz gwen.

Ba der Kirchn do is der heilige Antoni hinter sein Opferstock gstandn und hat a so viel a wehmüatigs Gsicht gmacht, daß eahm der Franzl seine letztn drei Kreuzer in dö Blechbüxn einigschmissn hat.

Soll a a Freud ham, der heilige Antoni, weil s n Franzl heint so guat geht.

Aft is er bergauf gangen af d Olm za der Nani. Im Wald heruntn is eahm no der Kohlenbrenner-Hias begegnt und er hat n gfragt, wer n so schöi aufputzt hat und ob er eppa gor af d Freitn geht. Oba der Franzl hat si nur no mehr gfreut und is weiter gstieflt. Olliweil, in ganzn Weg hat er ba eahm denkt, wia si d Nani gfreun wird, weil er a so a schöine Maschn hat mit seidane Franzn dran. Eppa wird s eahm neidi sein? Oba er hat ihr ja drei Semmeln mitbracht, do derf s nix sagn nöt. Und er hat si wieder gfreut. Sakrisch schöi is s eahm heint vürkemma af dera Welt. Wia d Sunn guldn is und wia dö seidanen Franzn schöi rot san und was d Leni für glanzadi Augn hat und für woachi Hendt — — — fix sakra — —!

Er hat ganz stad af sei neuchi Maschn hingriffn und hat allwei glacht.

Druntn hat s grad zwölfi gläut, wia der Franzl is oben außikemma, wo dö Bam aufhörn.

Da hat s n frei nimma ghaltn, daß die Nani bald sei neuchi Maschn siacht und er hat sakrisch andaucht und is vor lauter Freud frei grennt bergauf.

Wiar er um d Eckn kimmt, daß er d Hüttn schon hat gsegn, do steht af oamal der schworzi Stier, der Mugl, vor eahm. Na, denkt

Af oanmol steht der Reiter-Hansl neben eahm und af der andern Seitn die Hofer-Leni.

Aft ham s halt n Franzl gholfn suachn, bis s richti a Tüachl ham gfundn, wia der Hansl oans hat ghabt. Brennrot is s gwen und rundumadum san Franzn dranghängt und der Kramer hat gsagt, dö warn gor aus Seidn.

,Na, und wem wüllst es denn nacha gebn?' fragt die Hofer-Leni n Franzl und lacht dabei. ,Dös wird er just dir sagn! Sein Schatz halt, gel Franzl?' moant der Reiter-Hans und an andera hat glei gschriern:

,Dös is ja d Nani!'

Aft is a Lachn losganga, daß olli hingschaut ham am Franzl, und er hat nöt gwißt, was s wölln van eahm. Na hat er schöi stad sei Tüachl zsammdraht und hat s wölln um an Hals umabindn. Oba da ham s erst wieder glacht und der Reiter-Hansl hat gschriern:

,Dös is ja a Weiber-Tuach, du narrischer Tepp du!'

Oba der Franzl hat nur glei glacht und hat wölln an Knopf machn duran. Do is er oba gor nöt zsammkemma damit, und wiar er u knüpft hat und umerzaht, es is halt nix nöt worn.

Af oamal gebt d Hofer-Leni za eahm hin und tuat eahm d Händ wegga.

,Dös san Weiber-Sachn! Za den is a Mannsbild allwei z grob dazua!'

Und aft hat s angheb am Franzl sein Halstüachl zan umazupfn und hin und her zreißn, daß er gar nöt gwußt hat, wiar eahm is.

Ganz warm is s eahm durchigloffn, n Franzl, na ja, er hat ja no nia koa jungs Weibsbild so nah ba eahm dabei ghabt.

Af d Letzt — n Franzl is frei scho s Schwitzn kemma — is d Leni firti gwest und sie is a Stückl dauni ganga, daß s in Franzl anschaut. Und olli, dö Buama und dö Madln, ham hiazt am Franzl hingschaut und olli ham si gwundert, wia schöi daß er is. Oba der Franzl hat allwei af d Leni schaun müaßn.

Da hat eahm der Kramer a Spiaglglas hinghaltn, daß er si selber hat segn kinna. An Endstrumm Maschn hat eahm d Leni gmacht ghabt, daß s brennrot daunagstandn is af olli zwoa Seitn und in der Mittn san d Franzn obighengt frei bis za der Uhrkettn. Der Franzl hat gor nöt weggaschaun mögn von Spiaglglas.

Erscht wia dö Hofer-Leni ba der Tür is außiganga, da hat er gmirkt, daß er scho ganz alloani is in Gwölb und er is frei daschrockn und hat a furt wölln. Oba der Kramer hat gschriern:

,Na, na, Franzl, wüllst dös Tüachl nit zohln a?'

Drauf hätt er frei vergeßn vur lauter Freud mit der rotn Maschn. Aft greift er halt in Sack eini, wickelt n Guldn aus n Schneuztüachl

Abonnenten Vorzugspreise in diesem und jenem Geschäft, sie stellt den Grüblern Schachaufgaben, erheitert den Griesgram durch Scherze und sucht im „Kleinen Anzeiger" den Liebe- und Ehebedürftigen eine Frau.

Eine erstaunliche Vielseitigkeit für vier bis zwölf Heller!

Die Macht der Presse ist heute schon so gewaltig, daß sich — wenigstens im Frieden — mehr Staaten auf sie, als auf die Bajonette stützen. Nicht so sehr die Parlamente stürzen heutzutage Minister, vielmehr die Zeitungen, die auch sogleich den „kommenden Mann" präsentieren.

Man muß bewundern, welche Kraft in dem bedruckten Papier zweiter Qualität steckt, das morgens ein übernächtiger Austräger ins Haus trägt, das zum Frühstück verschlungen wird und abends entwertet in eine für Großmächte unziemliche Ecke wandert.

Ja, unser Verhältnis zur Presse ist widerspruchsvoll, so widerspruchvoll wie sie selbst. Der brave Bürger gefällt sich darin, die Zeitung zu beschimpfen — und abonniert, er schaut den Journalisten — den Großwesir eines Blattes — über die Achsel an und betet gleichzeitig dessen Meinung nach, obschon jeder mit Gedächtnis halbwegs Begabte aus Erfahrung weiß, daß die Prophezeiungen des Morgenblattes schon in der Abendausgabe Lügen gestraft werden. Sind Journalisten doch auch nur irrende Menschen, die ihre Weisheit aus knappen, gekürzten, zum Teil entstellten Drahtnachrichten schöpfen, die Vermutungen und Kombinationen veröffentlichen, deren Herkunft oft wenig verläßlich ist. Wer Gelegenheit hat, Berichte über eigene Erlebnisse zu lesen, der findet, daß sie niemals ganz richtig sind, aber das hindert uns nicht, auf alles andere zu schwören, was das Leibblatt verkündet . . .

Zeitungen haften absonderliche Eigenheiten an: Die eine macht ihre Leitartikel von der jeweiligen Börsenlage abhängig, die andere ist auf der ersten Seite sozialistisch, auf der letzten kapitalistisch; eine, die „unter dem Strich" von Moral überschäumt, tritt in der Rubrik „Gerichtssaal" perverse Sensationsprozesse breit, aus denen Verbrecherlehrlinge, was ihnen noch zur Meisterschaft fehlt, lernen können; ein Journal brandmarkt im redaktionellen Teil die Verderblichkeit der Kinos und preist in einer bombastischen Anzeige den Kilometerfilm eines Schauerdramas an. Die Liste solcher Widersprüche kann nach Belieben verlängert werden. Alles das spricht gegen die innere Einheit der Zeitung, was bedeutungslos wäre, gäbe sie sich nicht selbst als Einheit. Kluge erklären nun, ein Journal sei niemals etwas Einheitliches, sondern ein Gemenge von Meinungen und Ansichten, Theorien und Hypothesen, aber der Durchschnittsleser hört auf diese Stimme nicht, er vertraut lieber auf das Vermerk am Kopf seines Blattes: „Demokratisches Organ" — „Deutschnationale Zeitung" — „Christliche Presse" — Bezeichnungen, die einem Firmenschild gleichkommen. Firmenschilder sollten nicht mogeln!

eahm der Franzl, der wird si a gfreun, und greift in Sack, daß er eahm an Zuga gibt.

Oba der Mugl schaut nur dö große rote Maschn an und af oamal kimmt eahm s Wilde in dö Augn. Er fangt an ins Brummseln und ins Schnaufn, tuat n Schädl obi und kimmt langsam af n Franzl los.

‚Narrischer Ding!' schreit der Franzl und ziagt eahm mit n Steckn oans übri. Oba der Mugl schert si nöt drum, packt n Franzl mit dö Hörndl, hebt n hoch in d Luft, laßtn wieder obi falln und tritt af eahm umanander, bis si der Franzl nimma grührt hat und maustot war. — — — — — — — — — — — — — —

Weil er oba a a so a dummer Bua is gwen!" sagt die Nani und lacht.

Die Presse.

Der Presse hat schon mancher Minister bei einem Bankett versichert, sie sei eine Großmacht — eine Schmeichelei, die nicht allzu viel zu bedeuten brauchte, denn in Festesstimmungen, in der Sektlaune sind Worte wohlfeil und vertragen selten die nüchterne Goldprobe. Aber in diesem Fall haben die Minister nicht nur höflich geflunkert.

Die Presse ist eine Großmacht ohne Kanonen, ohne Repetier- und Maschinengewehre, sie verfügt bloß über zwei Dutzend Bleisoldaten, die in verschiedener Gruppierung immer wieder aufmarschieren und unverwundbar sind. Die Presse ist auch die einzige Großmacht, die keine Schulden hat, die sogar Kapitalien verzinst und Gewinn abwirft. Eine außerordentliche, schier unüberwindliche Verbindung von Macht und Geld. Ein Abklatsch der papiernen Großmacht kostet in der Regel zwischen vier und zwölf Hellern, wofür man allerlei bekommt: Einen bald abgeklärten, bald temperamentvollen Leitartikel, ein geistreiches Feuilleton, eine spannende Skizze, eine Romanfortsetzung, Lokal- und Provinzialnachrichten, das Neueste aus der weiten Welt, Bücherbesprechungen, Theaterkritiken, Wetter- und Börsenberichte, ökonomische Winke, Sportliches — und Inserate. Inserate massenhaft, für Kauflustige und auch für solche, die gar nicht die Absicht haben, einzukaufen. Nebenbei scheint das Zeitungsinseratenwesen — eine Haupteinnahmsquelle der Journale — seinen Höhepunkt bereits überschritten zu haben, denn die Unmenge der Anzeigen bringt die einzelne um ihren Erfolg. „Weniger wäre mehr", heißt es auch hier.

Die Zeitung gehorcht dem Satz: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen", und so fügt sie auch Beilagen hinzu, illustrierte oder bilderlose, eine medizinische, technische, militärische oder eine Mode-Rundschau; je nachdem. Sie gibt Preisrätsel zu lösen, erwirkt ihren

soferne es sich um ganz neu eintretende Ereignisse handelt, weil sie als erste, bevor noch die Menge dazu Stellung nehmen kann, davon berichtet — und ihre Berichte je nach ihrem Standpunkt färbt und erläutert. Mit dieser Feststellung aber haben wir die Frage nach der Machtquelle der Presse schon ziemlich beantwortet: Die Presse erzeugt durch die Form ihrer Berichterstattung, durch Ausschmückung und Verschweigen innerhalb größerer oder kleinerer Kreise, Stimmungen. Die Presse also, dadurch daß sie tagtäglich mit der Geste der Unfehlbarkeit zu zehntausend oder hunderttausend Lesern redet, wirbt Anhänger für eine bestimmte Richtung. „Sag mir, mit wem du umgehst", heißt es, „und ich sage dir, wer du bist." Das Sprichwort möchte ich dahin ergänzen: „Sag mir, welches Blatt du regelmäßig liest und ich sage dir, welche politische, ökonomische und künstlerische Tendenz du bald verfolgen wirst."

Verschwindend wenige Menschen können sich der Suggestion des gedruckten, weitverbreiteten und stets wiederholten Wortes ganz entziehen. Hier ist das Machtgeheimnis der Zeitung zu suchen. Sie färbt, verschweigt, macht lächerlich, was ihr nicht paßt, lobt, schiebt in den Vordergrund und malt aus, was ihren Vorteilen frommt.

Die unleugbaren Vorzüge des Zeitungswesens sind schon häufig und nachdrücklich betont worden und ich brauche deshalb in dieser Abhandlung nicht näher auf sie einzugehen. Mancher ihrer besten Vorzüge hat sich im Laufe der Zeit allerdings ins Entgegengesetzte verwandelt. So galt die Presse einst mit Recht als ein Kontrollorgan des Staatsbetriebes. Heute sind nicht alle Journale unabhängig, vertrauenswürdig und hochstehend genug, diese verantwortungsreiche Kontrolle zu üben. Zu oft nur versagt sie; die Presse schließlich war es, die anno 1870 Frankreich in den Krieg hetzte, die in der Dreyfuß-Affäre gegen das Interesse des Staates handelte und die kürzlich erst durch die parteiische Ausschrotung der im Grunde unbedeutenden Angelegenheit von Zabern dem Prestige des Deutschen Reiches schadete. Weitere Beispiele: Das wahrhafte Bedürfnis aller Völker verlangt den Frieden und nur die Verletzung allergrößter Güter läßt Kriege rechtfertigen, doch ginge es nach dem Willen von Zeitungen, so hätte Europa alle Jahre bewaffnete Auseinandersetzungen. Einmal wünscht die klerikale Presse — man denke an die Balkankriege — den Aufmarsch gegen einen „Feind", dann wieder fordern liberale Organe die „Einflußnahme" auf einen Staat, der Pogrome „duldet", und sogar deutsche sozialdemokratische Blätter, die grundsätzlich dem Weltfrieden zustreben, begehrten seinerzeit eine „Pression auf Rußland", wo der Zarismus die Freiheit und ihre Anhänger abschlachtete . . . Gott sei Dank, dazu reicht die Kraft des Zeitungswesens nur selten, Kriege und Revolutionen unmittelbar anzuzetteln,

Nur im gewöhnlichen Leben wäre man erstaunt, wenn ein Schuster Damenhüte verkaufte; sozialistische Blätter, die großkapitalistische Unternehmungen empfehlen, und antisemitische Journale, die hie und da im Schlepptau des Judentums schwimmen, sind aber nicht selten.

Man kann vielleicht Souveräne beschimpfen und straflos bleiben oder begnadigt werden, man kann Ehrenmänner verleumden und heil davonkommen, aber wehe dem, der eine Zeitung beleidigt! Er darf von Glück sagen, wenn sie ihn vor hunderttausend Lesern bloß lächerlich macht! Oft verhängt sie über den Frechling die Todesstrafe, schweigt ihn tot und untergräbt dem Politiker, dem Künstler, dem Philosophen, der zum Volke sprechen will, seine Position. Nur wenigen gelang es, sich gegen das Machtgebot der großen Presse durchzusetzen: Bismarck, Richard Wagner, St. H. Chamberlain.

Sie ist eine unerbittliche Großmacht, aber eine für unsere gegenwärtige hastige, zerfahrene, seichte und ungeduldige Zeit schier unentbehrliche Einrichtung, und man kommt sich wie ein Botokude vor, wenn beim Morgenkaffee das Leibblatt zufällig einmal fehlt und man nicht neuerdings erfährt, daß der Regierungspräsident von Itz ein Idiot ist, daß der Vulkan Mboh in der Südsee die Malaienstadt Ubih verschüttete, daß der Skikönig Aasen eine Sprungweite von 35·5 Meter erzielte, daß Herzog Boniface von Mentone nach Nizza übersiedelte, die Albaner der Ankunft des Prinzen von Wied ungeduldig entgegenharren und Essad Pascha und Co. schon das Messer wetzt, um ihn zu metzgern, daß die Seidenfirma Liseli eine nie wiederkehrende Okkasion ankündigt und die Alpinen 797 stehen. Was ist der, der von allen diesen Wichtigkeiten nichts weiß? Ein ungebildeter Flegel, ein interesseloser Banause, ein Bauer, indolent und vernagelt.

Untersuchen wir nun, warum das bedruckte Blatt Papier, für das keine Autorität bürgt, dessen Inhalt häufig von den Interessen einer Partei, dem Willen der Aktionäre, den Bedürfnissen der Inserenten und den Sympathien oder Antipathien eines Redakteurs abhängig ist, einen so nachhaltigen Einfluß zu üben vermag.

„Weil die Zeitung der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist", sagt man — und sagt nicht, was die „öffentliche Meinung" ist! Es gibt nämlich gar keine; es gibt nur mehr oder minder verschwommene Ansichten einzelner, von Gruppen und Kreisen, es gibt ungeheuer viele Vorurteile und Eigensinnigkeiten, doch eine einhellige Überzeugung, wofür die „öffentliche Meinung" gehalten zu werden pflegt, existiert nicht. Fast jedes Blatt vertritt denn auch tatsächlich eine andere „öffentliche Meinung", beruft sich darauf, zankt sich ihretwegen herum, nörgelt und polemisiert. Aber eine Zeitung ist überhaupt außerstande, irgendeiner in der Öffentlichkeit wirksamen Meinung Ausdruck zu verleihen,

Aber ich möchte mit einem Projekt hervortreten, das, ohne die Presse irgendwie zu knebeln, geeignet erscheint, ihre Auswüchse zu beseitigen: Wir brauchen ein Gesetz, das die Unterzeichnung jedes Zeitungsartikels durch seinen Verfasser bei sonstiger Androhung der Beschlagnahme vorschreibt.

Der Zwang, sich zur Autorschaft zu bekennen, muß die Gewissenhaftigkeit jeglicher Art Berichterstattung fördern. Heute ist es die unpersönliche Zeitung als solche, der Irrtümer und falsche Folgerungen zur Last fallen, künftig würde der namentlich genannte Verfasser für seine Auslassungen persönlich einzustehen haben, was nur dazu beitragen kann, ihn zu größter Genauigkeit und Vorsicht zu verhalten. Es käme also bei der Presse das Moment das Verantwortlichkeit stärker zur Geltung. Daß mit Sicherheit auf diese günstige Wirkung zu rechnen ist, geht aus der Erfahrungstatsache hervor, daß Abhandlungen, deren Verfasser unterzeichnen, ohne unerträgliche Präpotenz weitaus bescheidener und sachlicher geschrieben zu werden pflegen, als anonyme, bei denen sich der Autor oder Inspirator hinter einem undurchdringlichen Pseudonym oder völliger Namenlosigkeit verschanzt.

Es wurde schon früher auf die suggestive Kraft hingewiesen, die politischen, kritischen und ökonomischen Zeitungsartikeln oft weit über ihren inneren Wert innewohnt, da sich denkärmere Leser durch die Auflagenziffer und die Popularität eines Blattes bestimmen lassen, alles was darin steht, als höhere Wahrheit zu nehmen. Lesen sie jedoch, daß Anton Müller im Wirtschaftsleben stets besser Bescheid weiß als die übrige Welt, daß Franz Maier das Kunstverständnis gepachtet hat und S. Schlesinger an politischer Voraussicht allen Kabinetten und Staatskanzleien überlegen ist und immer wieder Müller und Maier und Schlesinger die klügsten sind, dann wird man doch nachdenklich werden und wird aufpassen und wird merken, daß dem doch nicht immer so ist . . .

Damit wäre die Bedeutung mancher Zeitungsweisheit ungefähr auf ihren wahren Wert zurückgeführt, auf die nachweisbaren Kenntnisse, auf den Verstand und die Gewissenhaftigkeit Müllers, Maiers und Schlesingers.

Daraus würden aber auch die ehrlich arbeitenden Journalisten — die überwiegende Mehrzahl! — Nutzen ziehen, sie, deren mühsame, undankbare und aufreibende Tätigkeit heute durch das Getue weniger vertrauenswürdiger Elemente, von denen sich leider gar kein Berufszweig ganz freihalten kann, kompromittiert wird; in Zukunft soll jeder nach seinen Leistungen, für die er mit seinem Namen eintritt, beurteilt und gewertet werden. — Und die Presse wird eine andere Physiognomie bekommen!

Hans Ludwig Rosegger.

---

aber der Boden dafür wird vorbereitet und eine Verhetzung durchgeführt, deren Tragweite unermeßlich ist.

Man sollte nun glauben, daß ein so gefährliches Instrument wie die Presse besonderen Sicherheitsmaßregeln unterworfen ist, um eine gewisse Garantie für eine möglichst klaglose Berichterstattung zu haben, um Mißbräuchen vorzubeugen, um unlautere Elemente von den Redaktionen fernzuhalten. Im Gegenteil! Die Presse genießt tatsächlich größere Freiheiten als ein einfacher, völlig einflußloser, ungefährlicher Staatsbürger. Der Staatsanwalt schreitet selbst dann selten ein, wenn es das Gesetz geradezu gebieterisch erheischt. Brachte da nicht im Vorjahr ein Wiener Blatt in einer Extraausgabe die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Konsuls Prohaska durch die Serben, was ungeheuere Aufregung (und Kursstürze!) hervorrief, so daß die an sich kriegerische Situation in das kritischste Stadium trat. Das Journal schöpfte aus einer trüben Quelle, das auswärtige Amt bestätigte ihm die Richtigkeit des Gerüchtes nicht — trotzdem wurde es hinausgeschleudert. . . . § 308 St.-G. lautet: „Wer im Wege öffentlicher Verlautbarung (durch Maueranschläge, öffentliche Reden oder Vorträge u. dgl.) ein falsches, für die öffentliche Sicherheit beunruhigendes Gerücht, ohne zureichende Gründe, es für wahr zu halten, oder eine so geartete angebliche Vorhersagung ausstreut, oder weiterverbreitet, ist einer Übertretung schuldig und mit strengem Arreste von acht Tagen bis zu drei Monaten zu bestrafen." Man hörte nicht, daß diese Norm zur Anwendung kam.

Wenn ein Journalist als Zeuge vor Gericht zitiert wird, verweigert er seine Aussage nicht selten mit Berufung auf das gesetzlich irrelevante „Redaktionsgeheimnis", und wenn der sogenannte „verantwortliche Redakteur" für einen nicht unterzeichneten, strafbaren Artikel eintreten soll, erklärt er einfach, ihn vor der Drucklegung nicht gelesen zu haben und diese zuweilen erdichtete Pflichtverletzung gewährt ihm den Vorteil, daß er nur wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge milde gebußt wird.

Der Satz, vor dem Gerichte seien alle gleich, gilt für die Presse nur sehr bedingt, sie nimmt im großen und ganzen eine nicht zu rechtfertigende Vorzugsstellung ein.

Durch Erfahrung klug geworden, sind bereits weitere Kreise der Bevölkerung zur Überzeugung gelangt, daß das Preßgesetz einer Änderung bedarf, um die Tätigkeit der Zeitungen wieder allgemein nutzbringender zu machen. Einige befürworten die Wiedereinführung der Präventivzensur, andere die Wiederkehr des Zeitungsstempels, der die schrankenlose Entwicklung der Presse hindert. Beide Vorschläge haben problematischen Wert und schütten das Kind mit dem Bad aus.

will er sein — denn Graz ist eine deutsche Stadt — aber jede Parteileidenschaft und jegliche Politik sollen von der Bewegung ferngehalten werden.

Eine der Hauptbestrebungen des Pfadfinderwesens ist die Erziehung zu innerer und äußerer Selbständigkeit und somit zu späterer Selbstbestimmung in der Wahl eigener Ziele und Bestrebungen. Nicht die Führer sind die Pfadfinder, sondern aus den Reihen der Jugend sollen uns Pfadfinder erstehen! Wir Erwachsenen schaffen bloß die Möglichkeiten zu einer freien, glücklichen Entwicklung unsrer hoffnungsvollen Jugend. Was wir selber in der Sturm- und Drangzeit verflossener Jahre vergeblich herbeisehnten — Ellbogenfreiheit, Kraft und Frohsinn — das wollen wir einer neuen Generation nach Möglichkeit verschaffen.

Das Pfadfinderwesen bringt uns im Grunde nichts Neues; es ist gleichsam nur die Zusammenfassung und Verwirklichung einer Reihe „frommer Wünsche", die seit langem in alten und jungen Herzen keimen und — vergehen.

Die Alten, das liebenswürdige, ritterliche Geschlecht, die Sprossen einer Zeit der strengsten Zucht und Sitte — sie vermissen in unsrer Jugend von heute die Achtung und Höflichkeit. Sie schütteln den Kopf über den Mangel an Selstbeherrschung, der unsere Jungen kennzeichnet, und beklagen das Schwinden idealer Denkungsweise.

Das Pfadfindertum betont in seinen Bestrebungen vor allem ethische Worte. An dem einen Gebote „Tue täglich ein gutes Werk!" sehen wir den Vorposten einer ganzen Armee sittlicher Werte und Forderungen.

Es ist so weit mit uns gekommen, daß der hilfsbereite Mensch von seinen Altersgenossen — verlacht wird. Das kleine Gesetz der Ritterlichkeit, so anspruchslos es in seiner Erfüllung auch ist, wirkt vorerst größtenteils auf die Lachmuskeln der Jugend.

„Du, Pfadfinder, was meint ihr denn mit eurem Gebot vom guten Werk?" fragte ein Schulknabe den andern — und verkniffen lächelnd, scharten sich die Kameraden um die beiden. „Na — wenn z. B. ein alter Mann mit einer schweren Last an mir vorbeikommt, so helfe ich ihm tragen . . ." „Ah! Ich verstehe. Und wenn der Alte sein Supperl auslöffelt, so hilfst du ihm essen; was?" —

Die schlichte Mahnung zur Hilfsbereitschaft erregt so viel Aufsehen, daß man an der Wirkung erst recht merkt, wie fremd Ritterlichkeit unserm Zeitgeist gegenübersteht. Damit sei nur auf die kleinen Ritterdienste des Alltagslebens hingewiesen — klein, aber doch so wohltuend! — denn „wo es sich der Mühe lohnt", da findet sich ja auch heute oft eine hilfreiche Hand.

Gut Pfad!*

Von Helene Fischer-Karwin.

Mit guten Worten muß man's halten, wie Mutter Natur mit ihrem Samenreichtum: nicht knausern, nicht rechnen — säen und immer wieder säen, überall und jederzeit, bis der Same auf fruchtbaren Boden fällt.

Mißernten sollen ein Ansporn zu erhöhter Kraftentfaltung des Säenden werden. Das „Unmöglich!", das sich dem Aufwärtsstrebenden auf Schritt und Tritt entgegenstellt, ist ja an sich der sprechende Beweis, wie nötig uns der Mutige ist, der Bestehendes niederreißt und neue Wege ebnet: unser Pfadfinder.

Soviel wir auch hier in Österreich schon von dem neuen Wesen, dem kleinen „Pfadfinder", gehört haben — für uns ist der Name noch nicht zum Begriff geworden. Und flammt auch da und dort warme, frohe Begeisterung für die schöne Idee empor, so fährt alsbald der giftige Hauch des Pessimismus darüber hinweg und drückend macht sich ein Gedanke im Bewußtsein geltend: „Bei uns! — Unmöglich!"

Und warum wohl sollte bei uns etwas unmöglich und unausführbar sein, was in wenigen Jahren ganze Kontinente erobert hat — eine Bewegung, die von der Jugend mit Feuereifer getragen und von den Eltern in dankbarem Verstehen gefördert wird? Der König von England blickt mit Genugtuung auf Hunderttausende von „Boy-Scouts" in seinem Reiche; kleine Gentlemen des Herzens; ein prächtiger, charakterstarker und körperlich tüchtiger Nachwuchs, wie der Brite es wünscht. Der deutsche Kaiser ist stolz auf das Anwachsen seiner strammen Jungmannschaft und sieht im wehrhaften „Jung-Deutschland" die Bürgschaft für das „Vorwärts und Aufwärts" seines Reiches. Rußland, Frankreich, Italien, die Balkanstaaten, Amerika u. a. — sie alle haben ihren Pfadfinderbund. Ja, auch der König von Siam geht froh mit dem Fortschritt und trägt seine Krone am Pfadfinderhut!

In unsrer Monarchie hat die Pfadfinderidee gleichfalls schon Anhänger gefunden — mancherlei. Wir haben böhmisch-deutsche, ungarische, polnische, tschechische und „Wiener" Pfadfinder. Innsbruck ist auch am Werke, einen Pfadfinderbund ins Leben zu rufen; in welche Farbe wird er wohl getaucht werden. — Ohne Farbe scheint es bei uns nicht abzugehen.

So haben wir hier in Graz auch schon die grün-weiße Fahne für den werdenden steirischen Pfadfinder aufgerollt. Steirisch und deutsch

* Zur Gründung des Steirischen Pfadfinderbundes unter Leitung Sr. Erz. Edlen v. Chavanne, G. d. J.

man, daß man gefehlt hatte, und da begann ein fieberndes Wechseln in der Sorge für Leib und Seele. Aber doch hatte immer eine Sorge die Oberhand. Und schließlich blieb das Geistige „Sieger“. —

Jetzt aber sind wir vernünftig geworden und wollen gleichzeitig und gleichmäßig für alle Gaben sorgen, die uns die Natur verliehen hat. Etwas Abgerundetes, Vollendetes soll herangebildet werden: der Vollmensch.

Das ist das ideale — vielleicht unerreichbare — Endziel der Pfadfinderbewegung.

Nichts, was den kleinen Pfadfindern gelehrt und geboten wird, ist Selbstzweck — alles gilt nur dem obersten Grundsatz: Entwicklungsfreiheit! Heute ersinnen wir Spiele für sie, die ihre Fähigkeiten zu schönster Entfaltung bringen sollen — und später stellen sie ihr gereiftes Können in den ernsten Dienst des Lebens und werden neue Wege finden zum Wohle ihres Volkes und ihres Heimatlandes. Das hoffen wir.

Mit allem, was wir dem kleinen Pfadfinder bieten und ins Herz pflanzen, schenken wir ihm auch die Fähigkeit zum Glücklichsein. — Es ist nicht nötig, dem Pfadfinder Frohsinn zu predigen, wie es in manchen Ländern geschieht; ein gesundes, kräftiges Menschenkind, ein Geschöpf, das seine Kräfte kennt und auszunützen versteht und in der Not sich und anderen zu helfen weiß — muß es nicht vor Unzufriedenheit gefeit sein?

Wie der Mensch, der einen tüchtigen Marsch durch Wald und Flur zurückgelegt hat, frohgemut heimkehrt und etwas vom belebenden Hauch der freien Natur in die enge Stube mitbringt, so wird der kleine Pfadfinder dereinst als Mann gesunden Sinnes, mit einem Herzen voll Sonne in den Pflichtenkreis seines Berufes treten. Er wird eine andre Weltanschauung sein Eigen nennen als die meisten Menschen von heute; er wird nicht überall nur die Hindernisse erblicken, sondern auch den Weg über die Hindernisse hinweg; und das verzagte, entnervende „Unmöglich!“ unserer Tage wird seltener und seltener werden.

So steht er im Geiste vor uns, der wackere Pfadfinder unseres Landes: stark und froh, mit der freien Zuversicht berechtigten Selbstvertrauens im Blick. Das muntere „Gut Pfad“, das uns von seinen Lippen entgegenklingt, findet ein Echo in unseren Herzen.

„Gut Pfad“, dem jungen Volk auf seiner neuen Bahn, „Gut Pfad“, Jung-Österreich!

Was nun die Selbstbeherrschung anlangt, deren Schwinden eine ältere Generation in der jüngeren bitter beklagt, so will das Pfadfinderwesen auch dieser sinkenden Kraft neues Leben einflößen. Und durch strenge Selbstzucht, von innen heraus, soll erzielt werden, was man bei unseren Voreltern durch starre, eiserne Maßregeln erreichte. Aus dem knirschenden „Ich muß . . .“ soll ein ernstes, festes „Ich will . . .!“ werden.

Wer sich in die Ideen des Pfadfinderwesens vertieft, wird nimmer mutmaßen können, daß man den jungen Pfadfindern militärischen Drill aufnötigen will. Wie könnte man je durch Zwangsmaßregeln den „kleinen Freund der ganzen Welt“ großziehen!

Disziplin ist gewiß auch im Pfadfinderleben nötig, doch werden die Ordnungsmaßregeln nicht in Drillübungen ausarten. Man löst die Scharen der Pfadfinder in möglichst kleine Gruppen auf und stellt jeder derselben einen Führer bei, weil eben in solcher Weise ein Gehorsam ohne laute Befehle erzielt werden kann.

Die „Kriegsspiele“, die von den Pfadfindern vorgenommen werden, sind keineswegs eine Einführung in militärisches Wissen, sondern dienen nur dazu, die körperliche Gewandtheit mit der geistigen in Einklang zu bringen und beide gemeinsam auszubilden. Der Pfadfinder wird nicht nur deshalb zum „Wandervogel“, um die Natur kennen und genießen zu lernen, sondern um verlorene, verkümmerte Kräfte des Naturmenschen von einst in sich wieder aufleben zu lassen. Fast alle unsere Sinne haben im Laufe der Zeiten an Kraft verloren, weil es uns gar so leicht gemacht wird, uns zurechtzufinden. Mühelos folgen wir den Wegweisern und stehen oft hilflos da, wo die Bezeichnungen fehlen. Es ist, als müßten wir immer nur an der Hand geführt werden und wünschten uns nichts Besseres. Die wenigen Pfadfinder, die es heute noch unter uns gibt, sind nicht imstande, unsern Unternehmungsgeist wachzurufen — alles erscheint uns zu mühevoll; wir sind einseitig und bequem geworden.

In der ersten Jugendzeit sprudeln unzählbare kleine Lebensquellen sehnsuchtsvoll dem Lichte entgegen. Die Vielseitigkeit der großen Natur im kleinen Lebensspiegel des Menschenwesens! Und hier, hier finden wir alles vereint, was den Menschen zum glücklichen Menschen macht. O, könnte man sie alle mit liebender Hand dem Lichte zuführen, diese unzähligen schönen Anlagen, die im kleinen Menschenwesen emporkeimen! — Vieles muß ja verkümmern; aber doch nicht so viel, wie heute noch.

Im Anfang, da galt der Körper alles; seine Kraft und Gesundheit allein sicherten den Vorrang unter Schwächeren. Dann langsam kam die Zeit, da der Verstand in seine Rechte trat und man tat alles für seine Ausbildung und vernachlässigte den Leib. Und später merkte

Österreich", sagte er, „behaupten immer, daß sie die Erhalter des Staates seien. Ja, meine Herren, was wären denn nachher wir Böhmen? Was können wir denn sein als gute Österreicher? Wollen wir selbständig werden? Dafür sind wir zu klein. Wollen wir uns an das zurückgebliebene, korrupte Rußland anschließen? Dafür sind wir zu klug. Wir halten es mit den Südslawen, die haben Zukunft. Aber hier sind uns einige, noch zufällig deutsche Provinzen im Wege. Die müssen wir durchbrechen, um zu unseren Brüdern zu gelangen. Und sehen Sie, meine Herren, da sind es ausgerechnet wieder die Deutschen, die uns böswillig allerlei Hindernisse bereiten. Wir wollen durch stete Einwanderung die Bevölkerung von Wien reinigen, da spielen sich die paar Deutschen dort auf eine deutsche Stadt hinaus und möchten Wien germanisieren! Wir wollen in Nieder- und Oberösterreich, in Steiermark und Kärnten slawische Schulen gründen, damit wenigstens die Jugend besseren Zeiten entgegengehen könne; da kommen sie mit einem läppischen Lex Kolisko, um uns den Unterricht unmöglich zu machen. Wir wollen in den besagten Ländern Bauerngüter aufkaufen, Gewerbe errichten, um diese Länder, die einst slawisch waren — ja, slawisch, meine Herren! wieder für unsere Rasse zu gewinnen. Was geschieht? Ist nicht die deutsche Südmark da, die uns deutsche Käufer entgegenstellt? Wir wollen an den bisherigen Sprachgrenzen friedlich und freundlich vorwärtsgehen, um die sogenannten deutschen Gebiete zu kultivieren — natürlich wieder der Deutsche Schulverein, der das schlichte Volk mit seinen deutschen Schulen verwirrt! So wird uns — auch die kurzsichtige Regierung ist nicht immer auf unserer Seite — überall entgegengearbeitet. Dann ist es freilich schwer, uns mit den südlichen Brüdern zu vereinigen, um unter Ausrottung der fremden Völkerschaften ein einheitliches Großösterreich zu schaffen! Also, meine Herren, wo ist denn in Österreich das staaterhaltende Element, und wer hindert es daran?

So sprach der Böhme. Er mußte die ganze Gesellschaft überzeugt haben, denn wir schwiegen. An dem Tische waren die Deutschen der Erde gleichgemacht.

Jetzt ringen sie auch schon um den Südpol. Solcher ist eine Ehrensache geworden, von der auch wir Österreicher was haben wollen. „Einen Platz an der Sonne!" wie jener Banause das Bismarckwort nachsagte, weil er den „Siedpol" für das sonnenheiße Land hielt. — Ernster Weise handelt es sich gar nicht mehr um den Pol als solchen, sondern um Forschungen in jenem arktischen Reich, dem wir Österreicher einen König schicken wollen. Aber unser tapferer Doktor König hat nicht die Absicht, jenes Land zu beherrschen, sondern wissenschaftliche Entdeckungen dort zu machen, wozu er sich schon vor Jahren einen

Heimgärtners Tagebuch.

Endlich einmal ein Vorschlag von praktischer Seite, der gerade so aussieht wie eine „Rosegger-Utopie?“

Gelegentlich der bevorstehenden neuen Wahlen macht das „Neue Wiener Tagblatt“ (15. Februar) den Vorschlag, es sollten sich alle Zeitungen dahin einigen, daß keine aus den Wahlkämpfen etwas veröffentliche, was den Gesetzen, der Anständigkeit und Gesittung widerspricht, daß in den Berichten über Wahlagitationen und Reden alles ausgeschaltet werde, was eine Schädigung der moralischen und materiellen Existenz des Bürgers bedeutet.

Wenn eine solche Vereinigung der Blätter zustande käme, dann wäre wohl auch der größte Tagespressegegner gezwungen, die Zeitungen endlich einmal als einen wahren Kulturträger anzuerkennen.

Ich würde vorschlagen, nicht bloß bei den Wahlagitationen, sondern auch in den Parlamentsreden alle Niederträchtigkeiten vor der Öffentlichkeit zu verschweigen. Freilich würden die totgeschwiegenen Schimpfer, Ehrschänder und Verleumder es eine Knebelung des freien Wortes nennen, was doch nur eine Ignorierung verderblicher Unanständigkeiten und Leidenschaften ist. Natürlich dürften sich die durch das Vordertor Hinausgewiesenen nicht durch ein Hintertürchen in den Inseratenteil schleichen können. Dieses Hintertürchen ist selbst bei sonst anständigen Zeitungen lange nicht immer genügend bewacht.

Nun aber, wer entscheidet bei öffentlichen Reden, was anständig und was unanständig ist? Hier liegt die Schwierigkeit, deren Lösung ich mir kaum anders denken kann, als daß die Zeitungen sich gemeinsame Zensoren wählen, um die zweifelhaften Reden vor der Drucklegung zu redigieren. Ein von der Presse sich selbst aufgestelltes, fortwährend tagendes Ehrengericht sollte ja überhaupt sein. Die oft geradezu anarchistische Freifahrigkeit eines Teiles der Tagespresse ist eine große Gefahr für ihre Freiheit. Wenn die Presse nicht sich selbst Schranken setzt, so wird sie dem immer drohenden Staatsknebel schwer entgehen.

„Die Sprache hat Wörter, die ich nicht mag. Am zuwidersten sind mir die Wörter: Geduld, Ergebung, Nachsicht, Versöhnung, Frieden. Das sind totgeborene Wörter“.

So habe ich einst in mein Tagebuch geschrieben. Und jene „totgebornen Wörter“ sind mir heute die lebendigsten, die gedeihsamsten. Obschon mir unter Umständen auch die Worte: Kampf und Wehr recht gut gefallen.

Ein Prager Bürger, der leidlich Deutsch sprach, saß in unserer zufälligen Gesellschaft und entwickelte seine Politik. „Die Deutschen in

durch einen Verein, der Beihilfe bedarf und dem Gemeinden, andere Korporationen und einzelne Personen beitreten können. (Adresse: Akademie für Kommunalverwaltung, Wien, XII. Tivoligasse 38.) Die Anstalt ist mit einer billigen Pension verbunden, in der die Hörer volle Verpflegung finden. Einen Kurs hat die neue Akademie schon hinter sich und sie kann bereits mit vorbereiteten Gemeindesekretären dienen. Meine Gemeinde Krieglach hat eben ein solches „Ministerium" berufen. — Ich glaube, die Sache hat nicht bloß für Gemeinden, Behörden und Parteien, die sich mit geschulten Beamten viel leichter tun, sondern auch für die Gemeinsamung des Volkes große Bedeutung. Deshalb habe ich das sagen wollen.

Mein Lebtag bin ich zu allerlei Narrheiten aufgelegt gewesen, mit denen ich aber gerne einen ernsten Zweck verband. In den siebziger Jahren war es, in der ersten Zeit meiner literarischen Tätigkeit, daß meine Bücher von den meisten Zeitungen (unter wenigen Ausnahmen der Feinde und aufrichtigen Freunde) unbändig gelobt wurden. Aber es waren gewöhnlich nur Redensarten über meine Herkunft, mein „Naturtalent", meine „Taufrische", meine „köstliche Unbefangenheit", und so fort in oberflächlicher, aber schmeichelhaftester Weise. Ich aber hätte von der Kritik gerne etwas gelernt, die Fehler meiner Versuche ergründet, um sie verbessern zu können. Mehrmals, wo sich Gelegenheit bot, bat ich um eine strengere, belehrende Kritik, aber das gefiel ihnen und sie lobten mich noch mehr. Als nun wieder einmal ein größeres Werk von mir erscheinen sollte, spähte ich nach Anlässen, vorher mehrere maßgebende Kritiker persönlich zu beleidigen. Dann würden sie sich doch wohl rächen und bei Rezensionen über das neue Buch mir eingehend die Fehler und Mängel vorhalten. Ich brach den Streit vom Zaun und schrieb halb im Scherz, halb im Ernst grobe Briefe an sie. Solche, die selber Bücher schrieben, behandelte ich von oben herab und sagte naseweis, was mir an ihnen nicht gefiel. Nun, dachte ich, würden die Herren wohl richtig gestimmt sein zur ernsten und eingehenden Kritik meines neuen Buches.

Das erschien, und was geschah? Die Kritiker waren großmütig und — schwiegen. Nur einer — mein lieber Freund S. F., den ich vorher brieflich einen „kindischen Raunzer" genannt hatte, schrieb: Roseggers Bücher bedürften zwar vielfach des Schulmeisters (er schreibt z. B. läugnen statt leugnen), wären aber immerhin noch anmutiger zu lesen als seine Privatbriefe, in denen manchmal noch der Bauernflegel bedauerlich durchschlage. — Das war mein ganzer Erfolg.

„Wo haben Sie sie denn alle hergenommen, die Gestalten, die in Ihren Geschichten sind?" fragte mich ein Leser.

festen Plan zurecht gelegt hat. Denselben Plan und denselben Lauf will nun auch ein Engländer ausnützen, weshalb es für Österreich doppelt Ehrensache geworden ist, daß Doktor Königs Sache zum Siege komme. Doktor König (ein geborener Grazer) ist schon einmal dort gewesen und berühmte Seefahrer erkennen seine besondere Eignung und Tüchtigkeit für diese Expedition. So müssen wir fest zu ihm stehen und das Zustandekommen seines patriotischen Unternehmens auf alle Weise zu fördern trachten. Österreich hat ein Franz-Josefsland am Nordpol; und wenn es für das Gleichgewicht des Globus zwar nicht unbedingt notwendig ist, daß wir auch am Südpol etwas haben, so wird es dem Ruhme Österreichs doch zustatten kommen, wenn wir unsere Eroberungen auf den Gebieten der Wissenschaft machen.

Unsere Landgemeinden sind kleine Republiken. Der Gemeinderat ist das Parlament, der Bürgermeister ist der Präsident, der Gemeindesekretär ist das Ministerium. Ein Beamtenministerium, das das jeweilige Parlament und den jeweiligen Bürgermeister zumeist überdauert. (Ich kenne im Oberland einen Gemeindesekretär, der in derselben Gemeinde unter sieben Bürgermeistern diente.) Der Gemeinderat beschließt, der Bürgermeister sanktioniert und der Sekretär führt die Beschlüsse aus. Der Gemeindesekretär wird stets besser Bescheid wissen oder zu wissen haben als Gemeinderat und Gemeindevorsteher. Das ist ein wichtiger Posten, auf dessen Besetzung aber gewöhnlich nicht besonders Bedacht genommen wird, daß er bisweilen sogar mehr oder weniger dem Zufall überlassen bleibt.

Nun hat sich in Wien eine Akademie für Kommunalverwaltung aufgetan, in welcher besonders Gemeindesekretäre unterrichtet werden, um ihnen vorwegs einen Begriff ihrer Tätigkeit zu ermöglichen, sie mit den Obliegenheiten dieses Berufes vertraut zu machen: Kanzleitätigkeit, Strafrecht, Polizeiwesen, Steuerwesen, Gesundheitspflege, Gewerbewesen, Schulwesen, Landeskultur, Verkehrswesen, Maschinenschreiben usw. Diese Männer sollen in der Lage sein, der Bevölkerung mit Auskünften und Ratschlägen zu dienen, wenigstens um die Leute in ihren verschiedenen Wirtschafts- und Rechtsangelegenheiten zu orientieren, wodurch viele Mißgriffe und Fehlwege vermieden werden könnten. — Es sind das Notwendigkeiten, die in unserem „Heimgarten“ wiederholt besprochen wurden. Besonders jede Bauerngemeinde sollte einen klugen, verläßlichen Weiser haben; es würde damit viel Zeit, Verlust und Verdruß erspart bleiben.

Daher ist die neue Wiener Akademie sehr zu begrüßen. Aber nicht allein zu begrüßen, auch zu unterstützen. Denn sie wird gehalten

als ich entgegnete: „Du weißt, wie ich in solchen Dingen denke. Von allen Niederträchtigkeiten ist Bestechlichkeit die niederträchtigste." Jetzt schwieg er wie nachsinnend und ward rot vor Ärger. Dann stotterte er ein paar Worte, die seinen Vorwurf mildern sollten, endlich sagte er, er hätte es aus verläßlichster Quelle gehört, daß ich mich für meine literarischen Arbeiten bezahlen ließe. — Nun begann in mir wirklich Wut zu kochen. Hätte er was immer für eine Wendung genommen, um seine Übereilung zu decken, ich würde den Fehler mit Wonne verbucht und verziehen haben. Da es aber auch kein Witz, kein Scherz sein sollte, so war es eine feige Ausflucht. Er merkte, daß er mit seiner bösartigen Mutmaßung fehlgeschossen hatte und wußte sich nun nicht anders aus der Klemme zu helfen als mit dem „Bezahlenlassen" der literarischen Arbeiten vom Verleger. — Das Messer zückte ich und machte einen Schnitt über das Tischtuch zwischen ihm und mir.

Ich habe dieses Pathos seither schon bereut. Er besaß zwar wenig Humor, ich bin nun aber doch nicht mehr überzeugt, ob er die Sache ernst gemeint hatte. Dann war es schade um das Tischtuch.

Vor kurzem kam eine Rundfrage: Was verstehen Sie unter geistreich sein? Ja, wäre unsereiner denn geistreich genug, um diese Frage beantworten zu können? Mir fällt nur flüchtig ein, daß Geistreichsein ein Zusammensetzspiel ist. Vor allem muß ein gutes Gedächtnis im Haupt eine Unmenge von Dingen aufgehäuft haben, um mit geschickter Auswahl damit rasch etwas zusammensetzen zu können, was unter Umständen vielleicht einem Kunstwerke ähnlich sieht. Ein wirkliches Kunstwerk kann das nie sein, denn dazu genügen nicht die Bausteine, die das Gedächtnis liefert; das wahre Kunstwerk entspringt der Empfindung, der Leidenschaft, der seelischen Schaukraft. Das wahre Kunstwerk wird nicht gespielt, sondern gelebt.

Aber so einfach ist es doch wieder nicht. Ein Kunstwerk ohne Geist wäre ein Brot ohne Würze. Es gehören schon auch von außen erworbene, gesammelte Geistesmittel dazu, um ein aus Ureigenem entstandenes Kunstwerk recht zu bauen und ihm den gefälligen Schmuck, Glanz und Geschmack zu verleihen. Der Geist im Dienste ernster Kunst ist ein sehr achtbarer Diener. Wenn er sich aber nur in witzigen oder verblüffenden Spielereien ausgibt, nun, dann ist er ein artiger Jongleur und diese elegante Geschicklichkeit, aus allerlei Dingen und Begriffen einen Witz oder ein Figurlein zusammenzusetzen, findet auch ihren Beifall.

Vor kurzem habe ich „Wilhelm Tell" gesehen; am ersten Tage im Theater, von wirklichen Menschen mitempfindend aufgeführt, am zweiten Tage im Kino, durch äußerst feine, aber rein mechanische Mittel dargestellt. Hier empfand ich den Gegensatz zwischen schöpferischer Gestaltung

Was soll ich antworten? Hätte ich sie aus der Wirklichkeit abgeschrieben? Das wäre indiskret. Hätte ich sie aus Büchern genommen? Das wäre Diebstahl. Hätte ich sie, die aus dem Leben und die aus den Büchern ineinander kombiniert? Das wäre Stümperei. Nein, aus mir selber habe ich sie hervorgeholt — alle. Sie sind Teile von mir. Der Waldschulmeister bin ich, und der Einspannig bin ich. Heidepeters Gabriel bin ich und die Zapfenwirtin bin ich. Jakob der letzte und sein Sohn Friedel, und sein Sohn Jakerl bin ich, und die Herzogin Juliana und Martin der Mann, der Gottsucher Wahnfred und der Baumhackel, Peter Mayr und der dumme Tonele und seine Hanai, und der Journalist Trautendorffer und der Pfarrer im Torwald und der Michelwirt, und Hans Schmied der leichtfertige Student und Hans Schmied das gute arme Pfäfflein — ich bin's, ich bin's. Alle Braven und Tüchtigen und Törichten und Spitzbuben, alle würdigen Dorfrichter und alle schalkhaften Dirnlein und alle eitlen Frauenzimmer in meinen Büchern, sie sind Geist von meinem Geiste, Blut von meinem Blut — sind Stücke meiner persönlichen Wesenheit. Alle Eigenschaften, die sie haben, sind wenigstens insoweit die meinen, als ich sie verstehen und nachempfinden kann. Wenn mir auch der eine sympathisch ist und der andere widerlich, im Grunde habe ich sie doch alle lieb, wie man seine Kinder eben lieb hat.

Manchem, der das liest, wird es komisch vorkommen. Aber er soll sich nur einmal gründlich selber untersuchen, er wird finden, daß auch in ihm eine Menge verschiedener Leute beieinander wohnen.

Ich hatte einmal einen Freund, der mir lästig war. Er hatte keine Fehler und ich hatte ihrer. Er war immer gut und uneigennützig, aufrichtig, taktvoll. Ich wußte keine Tugend, die er nicht hatte, und das zerdrückte mich, der Mensch wurde mir widerwärtig. Da sprach er eines Tages, wir saßen eben beim Nachtisch und schälten uns jeder einen Apfel. „Du", sprach er zu mir, „ich muß dir einmal etwas vorhalten: Du läßt dich bestechen!" — „Ich mich bestechen? Mit Artigkeiten vielleicht, mit Schmeicheleien." — „Nein, mein Lieber, mit Geld." Er sagte es kurz und kalt. Ich starrte ihn sprachlos an. Eine Riesenauswahl war da von meinen Fehlern. Und ausgerechnet nannte er einen, den ich nicht hatte. Jetzt, das freute mich ein bissel. So war doch auch dieser Freund nicht ohne Fehler, er konnte sich irren oder gar boshaft sein. Ich war innerlich vergnügt darüber, jetzt einmal obenauf zu sein, doch tat ich, als sei es drum, die Verleumdung mit Blut zu rächen. Den Apfel legte ich auf den Teller, das Messer blieb mir in der Hand als ich aufstand und fragte: „Soll das ein Witz sein?" „Nein", antwortete er, „eine Wahrheit". — Meine Stimme hatte keinen Klang

manch andere Nation der ihren. Daß die Franzosen, Italiener, Spanier usw. ihre Lateinschrift lieben, versteht sich, ist sie doch die Schrift ihrer Literatur, ihrer Vorfahren, ihrer Zeitgenossen. Sie würden um keinen Preis davon lassen. Wenn die Rumänen, die Dänen, die Schweden ihre Schriftformen vertauscht haben, so wird ihnen an denselben eben nicht viel gelegen gewesen sein, man hatte der alten Schrift wahrscheinlich an Literaturschätzen nur wenig zu verdanken. Das ursprünglichste und stärkste Volk des germanischen Nordens, die Norweger, halten an ihrer alten Schrift und Art fest, was fremden Eroberern, die heute auf Skandinavien lauern, die Arbeit gerade nicht erleichtern wird.

Daß die Gelehrten zur lateinischen Schrift neigen, ist begründet, und gerade Schuchardts Werk gehört zu jenen internationalen Sprachgütern, für die selbst die lateinische Schrift noch nicht weit genug trägt. Wir, das Volk, aber halten an unserer alten deutschen Schrift fest, wie der Steirer an seinem grünen Hut. — Jawohl ist es Herzenssache! Vielleicht sogar Ehrensache.

Ich kenne dieses neue Glück nicht, das aus irgendeinem Himmel auf uns herabgefallen ist. Der Tango! Man hört viel von ihm und ich halte ihn, offen gestanden, für nichts anderes als für eine der ansteckenden Modekrankheiten, wie sie immer auftauchen, um gewöhnlich in kurzer Zeit wieder zu verschwinden. Schwache Naturen werden von solchen oft recht widerlichen Seuchen befallen, bekommen Fieber und treiben im Delirium oft die unglaublichsten Geschmacklosigkeiten, deren sie sich selbst schämen, wenn der Anfall vorüber ist. Bei anderen bleibt bisweilen ein chronischer Zustand von Verblödung oder Entartung zurück, die gemeinschädlich werden kann. Falls der Tango eine Seuche dieser Art sein sollte, schlage ich vor, Quarantäne zu errichten. Wer vom Tango befallen wurde, der darf ein halbes Jahr lang nicht in anständige Gesellschaft.

Den echtesten und bedeutsamsten altvolkstümlichen Kunstgenuß zu Graz hat man seit ein paar Jahren in der — k. k. Burg suchen müssen und finden können. Unser Statthalter, der für die volkstümlichen Leiden und Freuden der Steirer ein so warmes, teilnahmsvolles Herz hat, ließ in seinem Hause steirische Volksliederabende abhalten, die einzig in ihrer Art sind und zu denen halb Graz hätte zusammenlaufen müssen, wenn es der Raum gestattet hätte. Nicht etwa berufliche Volkssänger waren es, die da der Väter alte Lieder sangen, sondern einfache Steirer aus dem Bürgertum, die sich unter der Leitung des um das heimische Volkslied so sehr verdienten Schuldirektors Zack zusammengetan, um diese urechten, heiteren, anspruchslosen und doch so viel offenbarenden Gesänge so wiederzugeben, mit so viel Ursprünglichkeit und Anmut, mit allem Humor

und Geistreichsein. Das Kino ist eine höchst geistreiche Sache, ohne — Geist zu haben.

Professor H. Schuchardt, einer unserer hervorragendsten Gelehrten, hat meinem Einstehen für die deutsche Schrift eine öffentliche Entgegnung gewidmet. Er meint besonders meine Notiz im „Heimgarten" (Februar 1914, Seite 379—380). Schuchardt ist für die volle Einführung der Lateinschrift im deutschen Volke. Er sagt in der Grazer „Tagespost":

„Es gibt völkerverbindende und volkliche Dinge; haben wir die Schrift zu den ersteren oder zu den letzteren zu rechnen? Ich sage: zu den ersteren; sie ist etwas Äußerliches, kein notwendiges Zubehör zu volklicher Eigenart, und ich berufe mich dafür auf die Tatsachen. Engländer und Franzosen, Spanier und Italiener, Madjaren und Kroaten gebrauchen die gleiche, die lateinische Schrift; tritt deshalb ihre volkliche Eigenart auch nur im Geringsten weniger scharf hervor oder ist deren Entwicklung in der Vergangenheit dadurch behindert worden? Man denke sich, daß jedes Volk seine eigene Schrift bekäme, was ja nicht einmal die ärgsten Chauvinisten ersehnen; würde das nicht jedes Volk als ärgste Schädigung empfinden? Und um an Roseggers Worte anzuknüpfen, hat man wohl von den Holländern, Dänen, Schweden, als sie die deutsche Schrift aufgaben, sagen müssen: „Aha, mit denen geht es abwärts?" Ging es mit den Rumänen nicht gerade aufwärts, als sie die kyrillische Schrift gegen die lateinische umtauschten? Wenn alles gleichgemacht würde, Sprache, Sitte, Weltanschauung, dann möchte Rosegger recht haben zu sagen: „Die Uhr steht still." Wenn aber alles verschieden wäre, auch die Schrift, dann würden wir das Ticktack vieler Uhren vernehmen und wüßten doch nicht, wieviel es an der Zeit ist. Das alles ist nun nicht bloß Verstandessache, sondern auch Herzenssache. Man sagt unverhüllt, der gute, der wahre Deutsche kennt nur die „deutsche" Schrift. Damit werden diejenigen gekränkt, die daneben die lateinische Schrift kennen und sie fördern, und zu Unrecht gekränkt, wenn sie von der Überzeugung ausgehen, daß die deutsche Schrift ein Hemmnis bildet für die Ausbreitung der deutschen Sprache, des deutschen Gedankens, für die deutsche „Welteroberung". Da heißt es nun: wer den Kern der Nuß genießen will, möge sie sich selbst aufknacken; ich denke aber, wenn man wirbt, sollte man den süßen Kern ohne Schale darbieten. H. Schuchardt."

Mein verehrter Gegner möchte sich erinnern, daß ich nicht werbe, aber auch nicht geworben werden will. Wem es nach dem deutschen Kern gelüstet, der soll die Nuß selber aufknacken. — Und ob die deutsche Schrift eine Herzenssache ist! So gut Herzenssache, wie alle Formen des Volkstums, der Sitten, der Pietät. Das ist's ja, weshalb wir von ihnen nicht lassen können. Für reine Geschäfts- und Verstandessachen, besonders für die Wissenschaft, wird ja mit Recht auch die Lateinschrift verwendet. Die deutsche Literatur hat ohne Lateinschrift den Erdball erobert, soweit Deutsche wohnen. Für Nichtdeutsche wäre das Schriftopfer allein zu wenig; heute verlangen sie die Schrift, morgen die Sprache.

Schuchardt spricht von Schädigung, wenn jedes Volk seine eigene Schrift bekäme. Wieso „bekäme"? Ums Behalten handelt es sich hier, denn wegnehmen will man uns die deutsche Schrift, und dagegen wehren wir uns. Das deutsche Volk verdankt seiner Schrift mehr, als

Dichtung, in der wir so viel Heldenkraft, Klarheit und Zuversicht gefunden, wird uns unterwühlt durch die Enthüllung seiner seelischen Zerrissenheit, seines Zweifels, seiner quälenden Grübeleien. Wir einfache Leser sollten das nicht wissen. Es schädigt das Herosbild, das wir denn einmal brauchen und nicht lassen wollen. Selbst für den Verfasser müssen diese Dinge quälend gewesen sein, man merkt es wohl, wie nervös hastig er alles anpackt und darüber hinwegeilt. Die oft unvermittelt aneinandergereihten raschen Szenen erinnern ans Kino. So ist es ein hochmodernes Buch, aber ich will mit diesem Ausdruck weder loben noch tadeln. Mit dem nächsten, letzten Band geht's den Sternen zu. Von diesem erhoffe ich Himmelslohn für so manchen Schmerz, den mir die grandiosen Schilderungen des herben Schillerschicksals angetan haben.

Der Raum ist der Wohnort aller Dinge. Wir können uns nichts sinnlich vorstellen ohne Raum. Und doch habe ich oft und oft den Raum als etwas Feindliches empfunden, als etwas, das mich trennte von dem, was ich lieb hatte, etwas, das überwunden werden mußte, wenn ich das Geliebte erreichen wollte. Einst, als ich von einem Berg auf den gegenüberstehenden Berg in die Schule ging, sehnte ich mich nach der Mutter, ein weiter Raum war zwischen uns, der nur mit Tausenden von kleinen Schrittlein überwunden werden konnte. Als ich später in der Fremde war, welch unermeßlicher Raum zwischen mir und meiner Heimat! Zur Zeit der Liebe legte sich das unsichtbare Ungeheuer zwischen meine Braut und mich, und dann, als die Kinder in die Welt gingen — welche Fernen, so daß es war, als wären sie gestorben.

Je enger der Mensch in seinem Ich lebt, je undurchdringlicher schließt ihn der Raum ab von Menschen und Welt. Der Egoist ist eingemauert in Raum und Zeit, daß er sich gar nicht frei bewegen kann. Er ist nur in seinem kleinen Leibe, sonst nirgends. Dem Altruisten wird es leichter, sich zu befreien, in weiten Räumen und Zeiten zu leben. Je einiger die Wesen werden, je geringer wird der Raum, der zwischen ihnen ist. Es gibt Leute, die des Glaubens sind, daß die Menschenseele sich aus ihrem Körperlein befreien, sich in die Dinge der Schöpfung verbreiten könne, damit sie Eins mit dem All sei. Ach ja, wenn man sein kleines Persönlein nicht so mühsam müßte hintragen in eine Ferne, um ein Gut zu erreichen, wenn wir Eins wären mit allem, was wir lieben, ob es da oder dort ist — dann wäre der Raum besiegt, wir wären allgegenwärtig wie die Gottheit.

Es gibt vielleicht etwas noch Unendlicheres als Raum und Zeit — die große Seele. Wie, wenn endlich nichts mehr sein wird, als eine einzige große Seele?!

---

des Landvolkes, wie sie in keinem Dorfe, auf keiner Alm besser gesungen werden können. Für mich war das ein reines Aufwachen jener Zeit der klassischen Bergbauernpoesie, die von den Städtern niemals genug gewürdigt worden war, die erst geschätzt werden wird, wenn der allerletzte Ton derselben verklungen ist. — Um das so lange als möglich zu verhindern, hat unser Verein „Heimatschutz“ diese Volksliederabende veranstaltet, bisher in einem kleinen, auserlesenen Kreise. Da aber dem Vereine daran gelegen sein muß, für die alten seelischen Volksschätze neuerdings Freunde und Ausübende zu werben, so werden diese köstlichen Volksliederabende endlich doch müssen, doppelt geadelt, wie sie nun sind, herabsteigen von der Kaiserburg zum Rittersaal, um dem Volke zu zeigen, wie einst das Volk gesungen hat. Ein helles Jauchzen der Heimatfreude müßte dieses Singen auslösen in den tausend Steirerherzen, wenn ihrer wirklich noch so viele wach sind. Und schlafen sie, so müssen sie geweckt werden.

Auf einer unserer Alpenbahnen. Am Dorfbahnhof stieg ein Bauernweib ein mit einem Knaben. Als der Schaffner kam, um die Fahrkarten zu märken, schaute er den Kleinen an und fragte das Weib: „Wie alt ist der Knabe?“

„Der do?“ entgegnete die Bäuerin, „is holt ah schon im fünftn Johr.“

„Da müssen Sie eine Karte nachlösen, Frau!“

Das Weib schaute erschrocken auf. Sie hätte nichts mehr im Sack; zu weinen hub sie an, daß sie nun mit dem Kinde aussteigen sollte.

„Gehn S’, so schlimm ist es ja nicht“, sagte der Schaffner, „wissen S’, wenn der Herr Kontrollor kommen und fragen sollte, so sagen Sie bloß, der Knabe wäre vier Jahre alt.“

Da packte die Bäuerin den Knaben: „Na, na, so weit tragt uns d Lug nit!“ Bei der nächsten Station wäre sie ausgestiegen, wenn ihr nicht eine mitfahrende Dame den kleinen Betrag für die Kinderkarte geschenkt hätte.

So weit tragt sie die Lug nit! Und andere tragt sie über Land und Meer! Und da bestreite man noch, was jetzt so oft behauptet wird, daß unser altes Bauerntum ein — Anachronismus ist!

Der dritte Band des großen Schiller-Romans von Walter v. Molo ist da: „Die Freiheit.“ Er gehört aber noch zum „Titanenkampf.“ Er sagt von der Schillerzeit in Jena: Wirtschaftliches Elend, Krankheit, leidenschaftliche Auflehnung gegen alles, Haß gegen Goethe, Enttäuschung seiner Freiheitsideale durch die Greuel der französischen Revolution, Verzweiflung an den Menschen, Ersticken der Kunst in Theorie und Philosophie. Diesen dunklen Blättern stehen wenige Lichtblicke gegenüber: Die große Geldspende aus Dänemark, das Wiederfinden seiner Familie, der Bund mit Cotta und endlich die Annäherung Goethes. Die Schillersche

Er schaut beschämt zum Fenster hinaus.
Herrgott! der Regen! der viele Regen!
Da kann man sich nicht im Freien bewegen,
Da kann man nicht einen Schritt vors Haus.
Hm! Ja! so bleibt das Geld im Sack!
Da kann man — das Wetter gibt keine Ruh —
Drei Höslein kaufen, drei Mützen dazu!
Will sich die Sonne denn wirklich nicht zeigen?
Schäumt wirklich kein Bier und lockt keine Geigen?
Nur prasselnder Wink an die Fensterscheiben:
Zu Hause bleiben! Zu Hause bleiben!
Vergebliches Sinnen
Auf ein Entrinnen;
Die nassen Perlenschnüre umspinnen
Zu dicht das Haus:
Sepp, geh' nicht aus!
Und Seppens Gedanke,
Die Höslein zu kaufen,
Noch wankend und schwankend,
Im halben Verdruß,
Weil sein heimliches Hoffen,
Das Wirtshaus sei offen,
Gewinnt nun an Stärke,
Je mehr als es regnet,
Und das Leib und Seele zwingende Muß,
Sein Geld gut zu nützen,
Beginnt ihn zu stützen.
Die Regenpfützen
Schwemmen endlich herbei den Entschluß:
Drei Höslein, drei Kappen,
Ich will sie berappen;
Grau bleibt der Himmel und endlos der Guß! — —
Da kam auch der Herr Kommerzienrat
Nicht fort mit seinem Automobil;
Er denkt zwar: Ich tu's,
Er meint zwar: Ich will!
Ihm ist die längste Strecke gering,
Und gar erst das Bißchen Semmering.
Doch wär's um Pneumatik und Wagen schad,
Wofür man doch ein Herz auch hat,
Und schließlich die eigene Haut
Wird vom vielen Wasser doch auch nicht erbaut,
Im Regen daher Kilometer fressen
Wär' ausgerechnet zweifach vermessen.
Das leuchtet nicht nur einem Sportsmann ein.
Doch sich mopsen am Sonntag ist auch nicht fein.
Da sitzt man am grün überzogenen Tisch,
Drauf liegt gar noch ein geschäftlicher Wisch;
Und man ärgert sich als Kommerzienrat,
(Der den Ärger von schlechter Verdauung hat).
Da — ein Gedanke! . . . so übel nicht . . .
Der Mann, er murmelt, der Mann, er spricht:
Der Maler! Der Künstler! Längst lud er mich ein,
Wohlan! Zum Meister Sonnenschein!
Und malt der Herrgott Grau in Grau,
Bei diesem find' ich heiteres Blau.
Zur Stunde fahr' ich zu ihm hinaus
Und bring' mir Sommer und Sonne ins Haus.
Er streift ab die Pantoffeln, läßt bringen die Schuh;
Es regnet und regnet und gibt keine Ruh —
Johann, fahr' zu!
Das Vehikel muß!
Töff! Töff! — Goldgrüße dem Maler im Guß.
Und allwege in Zimmern groß und klein
Vergnügen sich Geister und Geisterlein.
Sie springen aus Bücherkasten heraus
Und machen die Seele zum frohen Haus.
Sie mußten gebunden in schöne Hüllen
Die längste Zeit den Kasten füllen;
Man achtete nur ihr Gewand,
Bis man sie heute selber fand. —
Und leiser, leiser fließt der Regen,
Es geht der Geisterstunde entgegen.
Und mit dem Schlage Mitternacht
Ist auch das Segenswerk vollbracht.
Die Englein kehren den Himmel aus,
Der gute Mond tritt vor das Haus
Und lächelt freundlich: So hab' ich's gern!
Das war der Tag des Herrn!

Es dämmert!

Der Bierverbrauch in Bayern hat abgenommen! Und zwar in Nürnberg um 62.000, in München um 56.000 und in Kulmbach um 10.000 Hektoliter. Man wird diesen — allerdings nach kleinen — Fortschritt dem segensreichen Wirken der Abstinentenvereine und Temperenzler zuschreiben müssen, die die Erkenntnis von der furchtbaren Schädlichkeit des Alkoholmißbrauches immer weiter in die breiten Massen tragen.

Vorteil ziehen daraus das deutsche Volk und seine künftigen Generationen.

Rund 120.000 Hektoliter weniger — 1000 Herz-, Nieren-, Magen-, Leber- und Nervenleiden weniger! Die Rechnung ist erfreulich. —s.

Kleine Laube

Regensonntag.

Von Artur Dworzak.

Das ist der Tag des Herrn.
Dichter Regen
Fließt als Segen
Ohne End
Vom wolkenverhangenen Firmament.
Seinen Sonntag läßt er verregnen so gern.
Er weiß es, warum,
Lob sei ihm und Ruhm.
Die Wasserspeere, die glasig hellen,
Wie sausend vom Himmelsbogen sie schnellen!
Und wie sie prickelnd aufs Pflaster schießen,
Ins Fell sich unbarmherzig spießen
Dem Schmutzian Schmutz samt großer Verwandtschaft!
Köstliche Frische und Ruhe sprießen,
Drein weht der Duft der grünen Landschaft,
Und die Straßen sehen sich lautlos um.
Selbst die trubligsten Biergärten sind heut' stumm.
Der Rettig weint umsonst im Teller,
Es klimpert nicht ein roter Heller
In den schwarzen Taschen der Kellnerinnen,
Die Tische hören kein gelles Lachen,
Kein Fluchen, kein Prahlen, kein töricht Beginnen:
Die Wasser, die ewigen Wasser rinnen;
Sie rinnen
Auch bald nach innen
Und säubern Kanäle
Der Straße, der Seele.
Es gießt.
Das ist
Ein Spaß der Englein mit Scheffeln und Kannen,
Mit Kübeln und Wannen.
Ha! der Menschen Sucht,
Sich vorzulügen
Ums Geld ein Vergnügen,
Kann kein Teufel mit tausend Künsten erfüllen.
Verflucht!
(Ich sage: Gott sei Dank!)
Mir gefällt der Schwank.
Warum? — Hör zu! — —
In tiefster Ruh
Hängt Schustersepps Riemen
So friedlich am Nagel
Und feiert heut' Sonntag,
Als hätt' er nie Striemen
Ins Sitzfleisch geschnitten
Den Buben, wenn diese
Nach sonnigem Sonntag
Spät abends den Vater
Besucht in der Kammer,
Es zögernd zu wagen,
Gute Nacht! ihm zu sagen.
Ach! Den plagt schon der Katzenjammer,
Der Kinder Gruß ist ihm ein Hohn.
Die gute Nacht, die kennt er schon:
Das hämmert im Hirn, das zieht in den Haaren . . .
Vor Wut ist der Sepp aus dem Bett gefahren.
Er spannt die Hosen:
Das war kein Kosen!
„Ich werd' euch geben gute Nacht!"
So wurden die Höslein stets gespannt
Und gute Nacht darauf gebrannt.
Die feste Fülle
Empfand es unter Gebrülle. —
Doch heute sitzt der Sepp ganz frisch
Mit der Meisterin und den drei Buben bei Tisch
Und beschäftigt sich in stiller Freud'
('s ist Ausnahm' von der Regel heut')
Mit der Vorderansicht der Kinder.
(Und wenn er dies tut, so gewinnt er.)
Spitzbubenaugen!
Breitmäulchen zum Küssen!
Und Lausbubenschöpflein
Auf dicken Köpflein!
Ein Griesgram hätte auftauen müssen.
Wie sie tänzeln und hopsen und springen
Und mitunter auch Liedlein singen!
Nun ist auch in ihm das Herz geweckt,
Der Knieriem spielt mit ihnen und neckt.
Doch wie sie die Körperchen bewegen,
Da gucken Hemdzipfeln ihm entgegen
Und fragen in Unschuld sein Gewissen:
Warum sind die Höslein zerschlissen?
So wird ihm zum wenig schönen Erlebnis
Der „schönen" Sonntage Ergebnis;
Man hat vor sich selbst geringen Respekt,
Wenn man solche Erfolge entdeckt.

Wir stehen hungernd und sehen euch zu:
Uns fehlte der „Fleiß" und die „innere Ruh",
Die „Ordnung", die euer Element,
„Bescheidenheit", die nur der Strebsame kennt. — —

Doch, käme mir einer von eurem Verein
Und sagte: Lieb Bruder, komm mit herein —
Ich schlüg ihm die geifernde Fresse wund
Und müßt ich verhungern zur selben Stund!

Originalität — nur betrüblicherweise viel zu viel — zeigt auch † Georg Heym in den beiden Versbändchen „Der ewige Tag" und „Umbra vitae" (Leipzig, Ernst Rowohlt) und es tut mir leid, daß ich seinen Gedichten nicht annähernd das Lob seiner Prosa (Novellenband „Der Dieb") zollen kann. So treffend neu manche Bilder sind, so sehr man sich oft an Gedankenreichtum und Reimgewandtheit erfreuen könnte, so unergötzlich gewahrt man, daß ein tieferer Eindruck selten ist, weil die Verse von Gesuchtheiten strotzen. Und wenngleich mir von begeisterten Lobesepisteln selbst ernst zu nehmender Kritiker sehr wohl bekannt ist, stehe ich doch nicht an, die beiden Büchlein nur interessante Versuche zu nennen. Interessant deshalb, weil die erwähnten Gesuchtheiten nicht in leerer Nüchternheit und innerer Schwäche ihre Ursache haben, sondern — wenn auch unliebsame Folgen aufschäumender Kraft und läuternder Zersetzung sind. Aber selbst der edelste Wein sieht wie eine Lache aus, derweil er gärt.

Klar und edelgoldig schimmern die Pokale, die uns die beiden Gottsucher Max Bewer und Hermann Hango kredenzen. Ursprünglich hatten mich die Titel ihrer Werke — „Der deutsche Himmel" (Leipzig, Goethe-Verlag) und „Jesus Christus", ein deutsches Jesusbild (Wien, Gerlach und Wiedling) — irregeführt und stoffliche Vergleichsmöglichkeiten vermuten lassen. Dem ist nun nicht so. Denn diese Bewer-Auslese sind prächtig formschöne und sinnvolle Weihgedichte auf die Sterne unseres deutschen Himmels, auf Goethe, Schiller, Beethoven, Königin Luise, Kleist, Körner, Jahn, Wagner, Bismarck, Zeppelin und andere. Hango aber hat uns ein sorgsam gefeiltes, tief religiöses Jesusbuch beschert, dafür ihm vor allem fromme Gemüter innig Dank wissen werden. Und doch ist gerade die Andacht beiden gemeinsam. Denn auch „Der deutsche Himmel" sind Worte einer betenden Seele, freilich in anderer Art. Wenn man aber weiß, daß auch Bewer einen „Deutschen Christus" geschrieben hat (in Prosa), so rechtfertigt das die vereinte Besprechung der beiden Dichter vollends und beweist ihr innerstes Nahesein, obwohl der Wiener Poet ebenso überzeugter Katholik ist wie der Dresdener Denker Protestant. Das stört natürlich nicht im geringsten. „Jeder nach seiner Fasson . . .", meinte schon Friedrich d. Gr. Und stark und männlich sind sie beide. Nur ist Bewer, dem übrigens manchmal Strophen von geradezu klassisch edlem Wohllaut gelingen, epischer, Hango dagegen mehr lyrisch, wiewohl die Art der vorliegenden Werke leicht das Gegenteil vermuten ließe. Aber es verleugnet eben keiner sein Wesen und Hango bleibt auch als Epiker — man beachte nur die rasch hingezeichneten Bilder! — immer der Lyriker, als den wir ihn lange schätzen, und macht von der „epischen Breite" — gewiß nicht zu Schaden des Buches! — keinen übergroßen Gebrauch. Nur einmal hätte ich mehr Kürze gewünscht: in der Abendmahlszene. Die Brot- und Weinwandlung kann nach meinem Gefühl dichterisch nur in gedrängtester Knappheit zu wirksamer Geltung gebracht werden und alles Denn und Wenn und Weil, jeder Erklärungsversuch und Hinweis ist an dieser Stelle unbedingt zu vermeiden. Gerade in der knappsten Knappheit der Worte läge dann das Wunderbare, das Geheimnisvolle, das ehrfürchtige Erschauern und Erschauernmüssen — auch für den Nichtgläubigen. Das Verwandeln, dieses Unergründlichste des Christentums, es bleibt

Spaziergang in Lyrik.

Von K. Dankwart Zwerger.

Was kümmert's den Dichter, ob sie ihn einst oder jetzt einschachteln unter die Romantiker, die Naturalisten, Impressionisten, die Symbolisten oder noch unter welch andere -iker und -isten? Ob sie schreiben, er präge altertümliche Verse? Ob sie sagen, er sei modern? Ob sie meinen, er sei ein Bahnbrecher, oder dafürhalten, er baue auf alten Werten auf und verfeinere das Hergebrachte? Was kümmert's ihn? Was irrt's ihn, ob sie loben, er sei stark in den Stoffen oder groß in der Form? Oder sein Bestes sei die Sprache und sie leuchte wie ein Herbst in tausend jauchzenden Farben? Oder er sei stürmig und brausender Seele, oder still und geklärt wie ein lauterer, bergferner See? Was irrt's ihn? Der Dichter ist auch nur ein Mensch — oh, und wie oft ein armes, wundgeschlagenes Menschlein! — und hat nur sich selbst zu verschenken. Jeder Künstler gibt nur sein Ich! Aber Kunst ist Kunst, sofern sie's eben einmal ist! Und Kunst ist Seele — Gebet und Licht für Seelen! Wer das nicht wüßte, der ist kein Künstler, und wer nicht sein Ich gibt — sei's, daß er keins zu geben hat oder es in Masken mummt — der ist auch keiner! Der Ball der Kunst, er ist der exklusivste und verpönt jede Larve. Persönlichkeit! Persönlichkeit! Wer keine hat, der bleib' schön fern!

Nun, Julius Franz Schütz z. B. hat Persönlichkeit! Und sie wird noch einflußloser, noch kühner, noch stärker emporwerden, wenn es ihm gelungen sein wird, sich durch Qual und Nächte völlig zum sieghaften Tag, zum schmetternden Ja in das Leben, zum großen Sonnenglauben aufzujauchzen! Die Aussichten sind die besten und die Wege schon halb getan. Bruder, weiter, weiter! Immerzu weiter! Schau: Die Kunst ist so jubelnd ewig und das Leben so kläglich klein! Versäume doch nicht des Lichtes! Zünd' deiner Nacht den Morgen an! Stürz dich empor in den Sonnensturm! Tu's mit verbissenen Zähnen und tu's mit geballter Faust, aber glaub mir, Freund, ans Licht! Nicht daß der Pessimismus keine höchsten Werte schüfe! Das hat uns schon der alte Lenau glänzend widerlegt, wie erst in jüngster Zeit wieder der steirische Lenau: unser Ernst Goll. Aber der Klage und Tragik reimt ja schon die erschrecklich fruchtbare Phantastin, die Dichterkönigin Wirklichkeit, so herb viel und bitter eifrig zusammen, daß sie stündlich tausend und abertausend Augen tränen macht. Wer aber trocknet ihr Weinen? Wer wüßte Trost, wer säte Hoffen, wer brächte Licht und ließe ein Sonnenrot aufglosen, wenn nicht der Dichter, der Dichter in Jugend und Sehnsucht? Nein, wer uns ein Buch wie „Erbe, Eigen und Liebe" (Leipzig, Xenienverlag) schenkt, wer uns Lieder wie „Parsifals Jugend", „Cosima Wagner", „Amerika", „Kinderspruch", „Ernst Goll spricht", „Glaube", „Nachtwache", „Das Märchen", „Geburtstagsgedicht an einen Fürsten" und ähnliches zu geben hat, wer so in Kraft und Tiefe schwelgen, wer solche Quellen rauschen lassen, wer so die Geißel schwingen kann: der komme ganz an die Freude, der glaube das Licht und lerne den Jubel — und tausend Siege sind sein!

Nicht sehr uneigennützig — denn ich freu mich immer ganz königlich, wenn ich den Philistern eins aufsalzen kann! — laß ich hier noch als Probe just das Gedicht „Die Allzuvielen" folgen:

Und ich weiß ja, ihr habt mit Fleiß und Bedacht
Es bis zum Geheimrat und Krämer gebracht!
Ihr schneidet den Käse für Kirche und Staat,
Sagt, was man per Kilo zu zahlen hat.

Ihr preßt systematisch den letzten Saft
Aus Kunst und Bildung und Wissenschaft,
Ihr seid im Trocknen, ihr sitzt im Warmen
Und habt — nach dem Kaffee — ein christlich Erbarmen.

Der Wiener Volks- und Bänkelgesang in den Jahren von 1800 bis 1848.

Von Franz Rebiczek.*

Dieses Buch schildert auf streng wissenschaftlicher Grundlage, bei Beachtung der gesamten einschlägigen Literatur, das Werden, das Leben und das Sterben des Wiener Volksgesanges im Vormärz. — Es erzählt von den bittersüßen Alt-Wiener Tagen, von sonnigen Frühlingsnachmittagen auf der Bastei, da die Donau silbern bis gegen Ungarn aufleuchtete, von dem lustigen Volkstreiben auf den Glacis und von den stillen Vorstädten, wo das junge Gras emporschoß und die Röhrenbrunnen brodelten und rauschten. Er erzählte von der Herbsteszeit da draußen, wenn der süße Most schäumte und Musik erklang von Nußdorf bis „Petersdorf", da die Alten beisammen saßen und die Jungen und in jubelnder, überströmender Freude alte, uralte Lieder in die stillen, lauen Herbstnächte hineinklangen. Es gibt auf Grund ernster Forschung und scharf kritischer Sonderung die Grundbegriffe über Entstehung und Leben des Volksgesanges überhaupt, erzählt von der Zeit, von dem armen Österreich und entwickelt so die politischen und die Soldatenlieder. Es leitet endlich an der Hand eines reichen Liedermateriales aus dem ganzen Leben des Vormärzes die entsprechenden Balladen, Liebes-, Wander- und Handwerkslieder, Kinderlieder, Zech- und Trinkerlieder und geistlichen Lieder ab.

Hell klingen auf den pappelbepflanzten Straßen uralte Handwerkslieder, über die grünen Auen ziehen farbige Wallfahrerscharen und schallen wieder aus den Vorstädten die Lieder der „Volkssänger" und der „Bandlkramer", der „Lavendelweiber", all der anderen „kleinen Leute" und dann klagt wehmütig die „liabe alte Zeit", die alte Generation, die die neue Zeit nicht mehr versteht, um ihre verstorbene Herrlichkeit.

Die beigegebenen Liederproben enthalten eine ästhetische Auswahl meist nie gedruckter und nie veröffentlichter Alt-Wiener Volkslieder.

Die lästige Kunst.

Von einer der Wildkastanien, die in Graz vor dem Burgtore stehen und die dem Bau eines Künstlerhauses dort zum Opfer fallen sollen, fiel uns das folgende Blatt in die Presse:

Die Grazer Künstler sind doch etwas zu unbescheiden. Da haben sie eine große Summe bekommen zur Erbauung eines Künstlerhauses; und jetzt wollen sie auch noch einen Bauplatz dazu haben. Als ob für solche Leute nicht ein Luftschloß genügte? Und gerade hier, wo wir stehen und wo es gar so schön „grün" ist! Warum just in der Stadt ein Künstlerhaus? Als ob es draußen auf dem Lande nicht die schönsten und billigsten Bauplätze gebe, z. B. im Rabenwald, in den Tauern usw. Aber ausgerechnet just in der Stadt wollen die Herren ihr Haus bauen, wo ohnehin schon soviel Häuser stehen. Die Häuser gehören aufs Land hinaus, in die Stadt gehören Bäume. Weshalb geht man denn in die Stadt, als der Bäume wegen? Es wäre eine Hauptaufgabe des Stadtverschönerungs-Vereines, zu sorgen, daß in der schönen Grazerstadt die Kunst nicht überhand nimmt. Erinnere man sich doch, was die Kunst aus München gemacht hat, aus Florenz, aus Rom? Was waren das nicht einmal für schöne Wiesenflächen mit Bäumen! Professoren

* Verlag Gerlach und Wiedling. Wien.

unergründlich wunderbar nur in dem mystischen Dunkel seiner Unergründlichkeit und wird durch je mehr Deutung und Zusätze seiner Göttlichkeit nur um so beraubter. Das war nun freilich das schwierigste Problem dieses Jesusliedes. Hingegen hätten z. B. die Pilatusszene oder der Kreuzweg kaum einen feineren Schilderer finden können.

(Schluß folgt.)

Arrest oder Peitsche?

Ein Rohling schießt aus einem Flobertgewehr auf eine Katze, die getroffen vom Dach herabkollert. Nun zerschmettert er ihr mit einem Brett beide Hinterbeine, und wie sich das verkrüppelte Tier miauend fortschleppen will, wirft er das Brett über den armen gequälten Körper und trampelt darauf herum. — Ein Sicherheitswachmann erlöste die Katze von ihrem Leiden und zeigte den Rohling an.

So geschehen zu Graz, März 1914.

Im „besten Fall" wird der brutale Kerl ein paar Tage eingesperrt und auf Staatskosten gefüttert. Lernt vielleicht von einem diebischen Mithäftling einige Kniffe und Griffe, mit denen er künftig auch noch die Menschen schädigt.

Wäre es nicht angebrachter, den Lumpen von amtswegen über die Bank zu legen und zweimal fünfundzwanzig aufzuzählen? Leugnet jemand — etwa vom „Standpunkte der Menschlichkeit", die Berechtigung einer so heilsamen Bestrafung, die gewiß wirksamer — und wohlfeiler ist als der Arrest? —m.

Verlorene deutsche Erde.

Der „Getreue Eckart", das Organ des Deutschen Schulvereines, schreibt:

Der Kreisgerichtssprengel Leoben zählte im Jahre 1880 noch 17.500 selbständige Bauern, zwanzig Jahre später noch 10.900 und jetzt rund 8500. Wo sind die Bauern hingekommen? Der Kapitalismus hat sie aufgefressen! In den letzten sieben Jahren hat er gegen 600 große Bauernwirtschaften mit einer Bodenfläche von 24.000 ha vernichtet, um sie den großen Herrschaftsbesitzen, d. h. den Waldbeständen derselben anzugliedern. Die Bauern sind in die Städte gewandert und Fabriksarbeiter geworden oder über das große Wasser gezogen, die Häuser liegen entweder in Ruinen oder sind Jägerhütten, und die Hirsche röhren jetzt dort, wo früher Almlieder gesungen wurden. Das ist die Entwicklung in Obersteiermark im allgemeinen; welche Wege sie im einzelnen Falle einschlug, das zeigt in erschütternder Weise Eduard Gimpls Büchlein „Verlorene deutsche Erde". Graz, Paul Cieslar. 1913. Geriebenheit, Dummheit, Leidenschaft, Bosheit und ähnliches wirkten zusammen, um das kerndeutsche Bauerntum der Alpenländer zu vertilgen. Das Großkapital nützt jeden Fehler, den der einzelne macht, rücksichtslos aus, denn es hat die Macht dazu. Das einzige Mittel, dem Vernichtungskampfe halbwegs Einhalt zu tun, nämlich die zusammengekauften Gründe nach dem vollen Werte erträgnisgebender Bauerngründe, d. h. nach dem sogenannten gemeinen Werte, zu besteuern, wendet die Behörde nicht an, und so geht das Verhängnis seinen Lauf. Wir empfehlen das Büchlein von der „verlorenen deutschen Erde" allen unseren Lesern. Der Dichter erzählt gut, aber seine Geschichten sind ein Mene-Tekel für die, welche zum Schutze des Volkes angestellt und bezahlt sind. Dr. F. Kh.-Kh.

Lustige Zeitung.

Die rauhe Wirklichkeit. „Wie meine Frau fort war, habe ich große Sehnsucht nach ihr gehabt." — „Na und jetzt?" — „Jetzt wär mir wieder die Sehnsucht lieber."

(„Meggendorfer.")

Philologenstreit.

A. „Odysseus, bei den Römern auch Ulysses,
Sprach einst: Hast du ein braves Weib, so küss' es!"
B. „Ulysses hieß er nicht, er hieß Ulyxes,
Und sprach: Hast du ein böses Weib, so wix es!"

(„Jugend.")

Kathederblüte. Professor: „Zu dieser Gattung, meine Herren, gehört auch das größte satirische Gedicht des Mittelalters, das „Narrenschiff", auf welches wir später noch kommen werden."

Bücher

Der große Kavalier. Roman von Georg von der Gabelentz. (Leipzig. L. Staackmann. 1913.)

Ich kannte von Gabelentz nur das Drama „Judas" und das hatte mich nicht übermäßig entzückt. Nach diesem Roman aber will ich auch sein „Glückhaftes Schiff" nachholen! Die Prosa scheint ihm ganz vorzüglich zu liegen.

Graf Albrecht von Rodenfels, verarmter thüringischer Landadel, lachend leichtes Reiterblut, immer sonnig und groß hinaus, stürmig, toll, aber immer Gentleman, frei, treuherzig und damit rührend unklug, ist ein ganz entzückender Prachtkerl, den man herzlich lieb hat. Aber klug sein — wozu denn? „Die Klugheit ist doch kein Spazierstock, den man immer zur Hand hat, wenn man ausrutschen will. Sie ist auch keine Hundeleine, kein Zügel. Sie ist nichts als ein Kompaß, der unzuverlässig wird, wenn man in die Nähe gewisser Magnete kommt. Und solche Magnete sind nun mal die schönen Frauen." Ja, die schönen Frauen — der „große Kavalier" hat fabelhaftes Glück bei ihnen! Nicht er wirbt, sie werben. Wohin er sich wendet, bieten ihm die Weiber Lippen und Liebe und die reizende Amerikanerin, die Millionenmiß Nelly Holls, sucht zurückhaltend, aber zäh und ausdauernd, sein Herz zu gewinnen. Aber da packt ihn zum erstenmal eine tiefe Leidenschaft zur Fürstin Isabella, dieser leisen, unverstandenen Frau, und läßt ihn nimmer froh werden. Und als er eben schon hinneigt, das herzige, junginnige Millionenmädel zu ehelichen, erliegt er — auch als Folge eines tollen Einfalles — einer Erkältung.

Der Roman hat alle Eigenschaften eines tüchtigen, trefflichen Buches und die Sprache ist reich, zwanglos und feingestimmt. Ein liebes, helles Werk voll starker Gestaltung und meisterhafter Technik, eine volle, aufrichtige Befriedigung! K. D. Zwerger.

Erzählungen aus Tausend und eine Nacht. Mit 24 farbigen Bilderrn von Edmund Dulac. Herausgegeben von Paul Ernst. (Weimar. Gustav Kiepenheuer.)

Die Märchensammlung „1001 Nacht" ist so reich und vielfältig, daß sich daraus Auszüge für Feinschmecker, für das Volk und die Jugend mühelos machen lassen. Vorliegendes Buch ist für die Jugend bestimmt und dafür glücklich zusammengestellt. Es enthält außer der fesselnden Einleitung und des Schlußabsatzes elf reizende und reizvoll wiedergegebene Geschichten. Seinen ganz besonderen Wert bekommt die überaus feinsinnige Ausgabe durch den entzückenden Bilderschmuck von der Hand Dulac's, der wie kaum einer geeignet erscheint, die Fata morganen der üppigen orientalischen Phantasie mit Stift und Pinsel nachzumalen. Ja, das Buch ist für die Jugend — aber am liebsten stellte man es seines schönen Schmuckes wegen in den eigenen Bücherschrein.

Die Frauen der Revolution. Von Jules Michelet. Mit sechzehn Bildern in Tiefdruck nach alten Stichen und Lithographien deutsch herausgegeben von Gisela Etzel. Einleitung und Anmerkungen von Dr. Richard Kühn.

der Technik, deren Lehrfolge das Land entwaldet und die grünen Täler mit rauchenden Schloten erfüllt, haben besonders die Pflicht, für Stadtbäume zu sorgen, gleichsam für ein Herbarium, daß spätere Geschlechter erfahren, wie Bäume ausgesehen haben. Wie erfreulich ist doch ein solches Naturmäceentum! Die Kunst aber soll ja nicht glauben, sich keck wie Kaffeehäuser, Trinkhallen und andere Holzhütten auf die Promenade stellen zu dürfen. Sie soll kuschen! Wir Städter haben höhere Interessen, Gott sei Dank!*

Singvögel.

Und doch . . . .

Es geht in deinem Becher, der so groß,
Das Glück dir über;
Und doch, wenn auch dein Glück ganz namenlos,
Es geht vorüber.

Es ist betrübt und kummervoll dein Herz,
Du weinst darüber;
Und doch, wenn auch unsäglich dieser Schmerz,
Er geht vorüber.

Du denkst, wenn du im vollen Leben bist,
Oft nicht hinüber;
Und doch, ob's Leben süß, ob's elend ist,
Es geht vorüber.

Beatrix Ehrenfels.

Wiedersehen.

Tage kommen und vergehen
Still und einsam für mich hin,
Gibt es wohl ein Wiedersehen,
Wo ich ewig bei dir bin?

Finde ich in lichten Sphären,
Was ich treu und heiß geliebt,
Was des Lebens Leuchte war,
Im Erinnern Glück noch gibt?

Rätselfragen, die mich quälen.
Wenn auch viel man hofft und denkt,
In Ergebung heißt's sich fügen
Dem, der Menschenlose lenkt!

M. v. Weißenthurn.

Der Sonne zu!

(Dem Künstler!)

Tu nie nach Menschenzielen Schau,
Die Ziele werden alle grau!
Das hellste Ziel, so dir geglüht,
Wann du's erreicht hast, ist's zersprüht!

O Geist, der du nach Licht begehrst,
Ergrüble nie, wohin zuerst!
Denn Ziel ist Rast und Rast ist Ruh,
Du aber ringe immerzu!

Nur immer zu! Und späh nicht viel!
Nur Schwache gehn von Ziel zu Ziel!
Du aber sollst nicht rastend stehn,
Denn: Siegen heißt — vorübergehn!

Und ob du manchmal Heimsucht hast,
Wann unter dir ein Traumland blaßt:
Dein Heim ist nicht bei Erdentrug!
Denn: Heimkehr ist ein Sonnenflug!

Dem Lichte zu! Der Nacht ade
Und all dem kleinen Wahn und Weh!
Nur zu, nur zu, dem Adler gleich,
Ins reine, ewige Sonnenreich!

K. Dankwart Zwerger.

---

* Den Grazer Gemeinderat kann dieser Spott wohl nicht treffen; er hat der Künstlerschaft für ihr Haus den passendsten Bauplatz vor dem Burgtor zugesprochen. Die Red.

auch eine stark ausgeprägte Begabung für das Drama besitzt. Klar und sicher ist der Aufbau der Handlung, mit wenigen, aber um so markanteren Zügen sind die Gestalten gezeichnet. Die beiden Dramen sind recht charakteristisch für die literarische Richtung unserer Tage, die einerseits alles Geschehen auf einen typischen Fall zurückführen will, andererseits mit Vorliebe Ausnahmsgestalten zeichnet. Diesen typischen Fall finden wir in dem Drama „Lore Ley", das der Verfasser in diesem Sinne die bürgerliche Tragikomödie nennt. In dem Wörtchen die zeigt sich uns deutlich die verschiedene Weltauffassung unserer Tage und früherer Zeiten. Wie Felix Langer in einem Nachwort betont (das für den aufmerksamen Leser überflüssig ist), führt er in „Lore Ley" den Durchschnitts-Lebenslauf eines Mädchens vor Augen und hebt die bedeutungsvollen Ereignisse in dem Dasein des heranreifenden Geschöpfes, wie Liebelei und Eintritt in die nüchterne Ehe, hervor. Wie Langer in diesem Sinne einen Typus und nicht einen Einzelfall bringen will, so hat er es auch sehr glücklich verstanden, die wenigen Personen der Tragikomödie in einer allgemeinen Färbung zu halten und jedem Individuellen sorgfältig aus dem Wege zu gehen. So hätten auch die Gestalten jeden Namens entbehren können; „der Vater", „die Mutter", „die Tochter", „die Tante" usw. wären sie immer geblieben. Der Verfasser hält dem großen Durchschnitt einen Spiegel entgegen: „So seid ihr, ihr Ungezählten; so seid ihr gestern gewesen und so werdet ihr morgen und immer sein!" Wechselt auch die Maske, das Wesen bleibt. Daß sich nicht alle erkennen sollen, ist wohl seine Absicht. Es mag nur die eine Frage aufgeworfen werden, ob für einen derartigen Typus nicht ein anderer Name als Lore Ley, dessen Klang seine Trägerin doch aus der allgemeinen Menge hervorhebt, besser gepaßt hätte. Oder wollte Langer betonen, daß in jedem Weibe ein Stück Loreley steckt? Das zweite Drama enthält im Gegensatz einen Ausnahmsfall. Der Verfasser behandelt in demselben das Problem, daß ein durch ein Jugendwerk berühmt gewordener Musiker seine ganze Schaffenskraft verliert, als ihn die Geliebte, eine Sängerin, die ihn dazu inspirierte, verläßt. Vergeblich sucht er den in seiner Seele lebenden Harmonien in Tönen Ausdruck zu verleihen. Da muß er zu seiner Bestürzung unter den zu einer Preiskonkurrenz eingereichten Symphonien eine finden, aus der ihm seine unausgesprochenen musikalischen Gedanken voll und freudig entgegenklingen. Neid und Mißgunst erfüllen seine Seele, als er erfährt, daß der junge Komponist sein natürlicher Sohn sei. Aber nach einem harten Seelenkampfe entschließt er sich, auf seinen Ruhmestraum zu verzichten und das Genie seines Sohnes zu fördern. Auch in diesem Drama sind die Personen glücklich charakterisiert und der Gegensatz zwischen Vater und Sohn ist scharf herausgearbeitet. Es ist dem jungen Dichter nur zu wünschen, daß „Lore Ley" und „Das böse Schicksal" recht bald ihre Bühnenwirksamkeit beweisen können.

Emil Soffé

Berglerblut. Ein Heimatbuch aus den Chiemgauer Bergen von Georg Grünbauer. (Neuburg a. d. Don., Bergheimat-Verlag. 1912.)

Wenn es einer mit der Erhaltung des Volkstums ehrlich meint, so ist es der in seiner engeren Heimat wohlbekannte Volksdichter Georg Grünbauer, dessen vorliegendes Werkchen Zeugnis ablegt, wie tief ihm die Liebe zum älplerischen Bergvolke in sein warmfühlendes Herz gedrungen ist. Seine frischnatürliche Schreibweise eignet sich sehr für die Schilderung von Land und Leuten seiner Heimat, die im Chiemgau liegt. Das Büchlein ist auch volkskundlich höchst wertvoll und sollte von jedem Freunde und Kenner echter Bauernart gelesen werden. Wir hoffen, noch weiteres von Grünbauer zu lesen, der sich um die Erhaltung der bodenständigen Volksart sowie der alten Trachten und Sitten unstreitig ein großes Verdienst erworben hat.

A. H.

Die Sitten der Völker. Wo immer wir über die Grenzen der Heimat hinaus den Blick über die Bewohner des Erdballes schweifen lassen, nehmen wir wundersame, oft geheimnisvolle, ans Märchenhafte grenzende Verhältnisse, Sitten und Zustände war, die uns im höchsten Maß anregen und fesseln. Welch ein buntes, phantastisches Treiben birgt die Jahrtausende alte orientalische Kultur, wie fremd und eigenartig erscheint uns der Mensch mit seinen Gebräuchen im gelben Osten, wie seltsam in der kaum erforschten Inselwelt der Südsee! Überall — in Nord und Süd, in Ost und West — warten tiefe Schönheiten und ererbte Wahrheiten unserer geläuterten Erfassung und bald erscheint uns das Heidentum in einer ganz anderen, nicht selten höheren Gestalt, als nach den trockenen Lehren der Schule. Und überall lauert neben dem Schönen und Bewundernswerten das Ungezügelte und Dämonische — die Bestie im Menschen, die der Zurückgebliebene wie ein wildes Tier rasen läßt und die nur der Kulturgebildete gewissermaßen an die Kette legt. Umfassend und manchmal fast unbegreiflich ist der Begriffsinhalt des Wortes „Mensch"!

Der Bildungsstand eines Volkes kennzeichnet sich durch dessen Verhalten gegenüber seinen Mitkreaturen in Sitte und Unsitte, in seiner Auffassung von Recht und Unrecht,

In der richtigen Erkenntnis, daß sich in unserer Geschichtsauffassung eine Wendung vom öden Materialismus zum Geistig-Synthetischen vollzogen hat, edierte der Verlag dieses Buch, dem andere Werke Michelets (besonders seine Geschichte der französischen Revolution) folgen sollen. Ohne die Wahrheit zu leugnen, doch mit Freude am Schönen und Ansprechenden, hat der berühmte Franzose mit seiner Arbeit „Die Frauen der Revolution" eine Schöpfung von dauerndem Wert geschaffen. Er erkannte, daß die Frauen auch in jener Umschwungsepoche, die das sozial-politische Antlitz Europas bleibend veränderte, ein wenn auch meist unsichtbarer, doch treibender Faktor waren. Große Wahrheitsliebe, tiefes Verständnis und eine Beherrschung des Stoffes wie der Ausdrucksformen führten seine Feder und so vereint das Werk Lebenstreue mit nachsichtiger Liebenswürdigkeit. — Die hervorragende Ausstattung, der Bilderschmuck und der für das umfangreiche Buch wohlfeile Preis (geheftet 5 Mark) erhöhen den Wert der Edition. Es bedarf nur noch des Hinweises auf die vornehme Liebhaberausgabe (40 Mark).

Die Rassenmerkmale der Juden. Von Dr. Maurice Fishberg. Mit 42 Tafeln in Kunstdruck. (München. Ernst Reinhardt.)

Der Verfasser gelangt zum Schluß: „Das Judentum war und ist eine Religion — aber niemals eine Rasse." — „Es hat sich kein typisches Merkmal gezeigt, das den Nachkommen der alten Hebräer unveränderlich anhaftet oder abgeht." — Die Lektüre des interessanten und gewiß wertvollen Buches, sowie die ausgezeichneten Bilder konnten mich nicht von der Richtigkeit des Fishbergschen Standpunktes überzeugen. Zugegeben, daß auch in sehr vielen als „rein arisch" geltenden Familien ein paar Tropfen Judenblut fließen, auch zugegeben, daß die Juden mancher Länder mehr oder weniger stark mit Nichtsemiten vermischt sind (daß also die Ansicht von der „Reinrassigkeit der Juden" irrig ist) — aber fest steht, daß der überwiegenderen Zahl der Juden körperliche und geistige Merkmale anhaften, die unter ihren Wirtsvölkern gar nicht oder in weit geringerem Maße zu finden sind. Gerade die Bilder, die der Verfasser gegen diese Meinung vorzeigt, sprechen in meinen Augen gegen ihn. Ich gebe zu, daß sich manche anthropologischen und ethnologischen Tatsachen verschieden auslegen lassen, gebe auch Einwirkungen des Milieus und historisch-sozialer Umstände zu, aber wer einen geschulten Blick und ein kritisches Unterscheidungsvermögen besitzt, dem wird nicht so leicht ein Arier als Jude erscheinen und umgekehrt. Das eine oder das andere spezifische Erkennungszeichen drängt uns fast stets das richtige Urteil auf. Daran kann auch Fishbergs Beweisführung nichts ändern. Wie dem auch sei, mögen die Schlüsse, die der Autor zieht, auch objektiv falsch und jedenfalls einseitig sein, der ungeheure Fleiß, mit dem er Material sammelte, die klaren Erläuterungen und die statistischen Angaben entschädigen reichlich für diesen oder jenen Irrtum, so daß das Buch in die Bibliothek eines jeden gehört, der sich mit der wissenschaftlichen Durcharbeitung des Rassenproblems beschäftigt.

H. L. R.

Der Gesichtsausdruck der Menschen. Von Dr. med. H. Krukenberg. Mit 203 Textabbildungen meist nach Originalzeichnungen und photographischen Aufnahmen des Verfassers. (Stuttgart. Ferdinand Enke.)

„Die Sprache der Augen lügt nicht. — Selbst der Teufel verrät sich durch seine Physiognomie"; diese zwei Sätze der Einleitung charakterisieren den Standpunkt des Verfassers, der die seit Lavater gepflegte und später in Verruf gekommene Lehre von der Physiognomik auf eine feste, wissenschaftliche Grundlage stellt. Zwar arbeiteten seit je alle Künstler und besonders die Kriminalisten praktisch damit, aber Krukenberg gebührt das Verdienst, durch eine systematische Durcharbeitung des umfangreichen und fesselnden Stoffes diesem belangreichen Wissenschaftszweig nun wohl dauernd Geltung verschafft zu haben.

Wer sich (zu seinem Privatvergnügen) mit Physiognomik beschäftigt und dazu einige Veranlagung besitzt, merkt bald, wie wertvoll eine solche Forschung sein kann, zu welchen überraschenden Ergebnissen sie führt und — wie tief man noch im Dunkeln tappt. Dieses Dunkel zu erhellen, dazu ist das vorliegende Werk geeignet. Mit seiner klaren Darstellung und dem lehrreichen Bildermaterial regt es zu Eigenbeobachtungen an und fördert, fußend auf Erfahrungstatsachen, unser Wissen und die Fähigkeit der psychologischen und physiognomischen Kombination.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut", sagte Schiller, und Krukenberg ist es gelungen, den Beweis für diese manchen immer noch unwahrscheinlich anmutende These zu erbringen.

V. E. S.

Im Verlage von Georg Müller (München und Leipzig), der sich in neuester Zeit die Förderung vielversprechender Talente zur Aufgabe gemacht hat, erschienen zwei Dramen **Lore Ley** und **Das böse Schicksal** von Felix Langer. Der Name des jungen Autors ist durch einen Band formvollendeter Gedichte und fein ziselierter Novellen dem weitern Leserkreis bekannt geworden und mit Spannung sah man den Verfasser den dramatischen Boden betreten. Nehmen wir das Lob gleich vorweg, so müssen wir konstatieren, daß Langer nicht nur episches Talent, wie er es in seinem Novellenbuch bewies, sondern

davon ist ein merklicher Rückgang ihres Interesses für hauswirtschaftliche Tätigkeit. Die Erkenntnis, daß erst beides vereint — höhere geistige Bildung und tüchtiges hauswirtschaftliches Können — die Frau befähigt, den trotz aller Emanzipation doch höchsten und wichtigsten Beruf, den einer tüchtigen Hausfrau und Mutter, tadellos auszufüllen, ist noch nicht in dem Maße vorhanden, wie es zum Heile unseres Familienlebens und damit des ganzen Volkes sein sollte. Das vorliegende Buch ist berufen, den Frauen, alten und jungen, zur Erreichung dieses Zieles zu helfen. Es gibt Rat in allen nur erdenklichen Fällen, wo sich eine Frau nicht aus eigener Erfahrung zu helfen weiß, und es hat immer auch den Gesichtspunkt im Auge, der Frau ein sparsames Wirtschaften zu lehren. In zwei großen, starken Prachtbänden mit mehr als 1600 Original-Illustrationen, Kunst- und Separatbeilagen, Schnittmustern, zerlegbaren Modellen zc. ist der Riesenstoff in klarer, leichtverständlicher Weise dargestellt und es werden nicht bloß junge Hausfrauen hier einen treuen, nie versagenden Ratgeber finden, auch die älteren, erfahrenen werden daraus erkennen, daß sie noch nicht ausgelernt haben, sondern noch mancherlei guten Rat zum Heile ihrer Familie und ihres Geldbeutels daraus schöpfen können. Und die österreichischen Hausfrauen werden finden, daß dieses ausgezeichnete, von süddeutschen Hausfrauen geschaffene Werk von ihnen mit dem gleichen Nutzen gebraucht werden kann wie von uns Hausfrauen im Deutschen Reiche. Ich wünsche ihm auch in Österreich die weiteste Verbreitung.

Hermine Möbius.

Die Steuerreform in Österreich ist durch die neuen Gesetze vom 23. Jänner 1914 in Fluß geraten und hat besonders die Einkommensteuer beeinflußt, deren Handhabung in der Folge von allen Kreisen gespürt werden wird. Das Ausmaß der Steuern hat eine große Änderung erfahren. So sind die Einkommen bis 1600 Kronen steuerfrei. Über die Bucheinsicht, das heißt über die Vorlage von Geschäftsbüchern und Aufschreibungen anderer Art wurde eine Reihe von Bestimmungen getroffen. Ein wichtiger Punkt ist auch die Amnestie oder der Generalpardon, welcher die Folgen nicht voll gezahlter Steuersätze früherer Jahre, die bei der Buchprüfung leicht zutage treten können, aufhebt. Die Fatierung verlangt somit von jedem Steuerträger besondere Aufmerksamkeit und die Pflicht, sich mit dem neuen Einkommensteuergesetz vertraut zu machen. Am besten eignet sich hiezu die soeben von einem Fachmanne in der Moserschen Gesetzsammlung, die auch die „Dienstpragmatik“ veröffentlicht hat, herausgegebene Anleitung unter dem Titel: „Die Einkommensteuer nach dem neuen Gesetze vom 23. Jänner 1914 mit den Bestimmungen über Amnestie und Bucheinsicht nebst leichtfaßlichen Erläuterungen und Winken für die Fatierung.“ (Ulr. Mosers Buchhandlung [J. Meyerhoff] in Graz.)

Büchereinlauf.

Die Freiheit. Ein Schiller-Roman von Walter v. Molo. 3. Teil. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Halali! Roman von Wilhelm von Trotha. (Dresden. „Die Sonne.“)

Der Zweifüßler und andere Geschichten. Naturgeschichtliche Märchen von Carl Ewald. 2. Band der autorisierten deutschen Gesamtausgabe von Hermann Kiy. Mit 8 Tafeln und zahlreichen Abbildungen von Willy Planck. 2. Auflage. (Stuttgart. „Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagsbuchhandlung.)

Mark von Bahrings Freundinnen. Roman von Hedwig Sonntag. (Dresden und Leipzig. „Die Sonne.“)

Regina Himmelschütz. Eine Geschichte aus den bayerischen Bergen von Helene Raff. Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. [Jungmädchenbücher Band 4.] (Mainz. Jos. Scholz.)

Zarische Märchen. Von Wilhelm Goldschmidt. (Leipzig-Gohlis. Sphinx-Verlag.)

Sammlung: Deutsche Heldentaten in aller Welt, zu Wasser und zu Lande. Nr. 9: **Jugendpost.** Von Dr. A. Mohr. Nr. 34, 74, 81, 88: **Von deutscher Treue.** Von Gottfried Kern, Josef Bayerlein und Joachim v. Roedern. (Berlin. Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst.)

Valtin, Hanjörg und die Gret. Von Wilhelm Kurtz. (Jugenheim an der Bergstraße. Suewia-Verlag.)

Kleine und große Kinder. Naivitäten aus dem Kinder- und Bauernleben von W. v. Heygendorff. (Leipzig-Gohlis. Sphinx-Verlag.)

Gräsers Schulausgaben klassischer Werke Nr. 102—107: **Die Meistersinger von Nürnberg.** Von Rich. Wagner. (Herausgegeben von Dr. E. v. Komorzynski.) — **Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl.** Von Klemens Brentano. **Die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Paten.** Von Julius von der Traun. (Herausgegeben von Dr. Alfred Walheim.) — **Die deutschen Kleinstädter.** Von August v. Kotzebue. (Herausgegeben von Dr. E. v. Komorzynski.) — **Der Königsleutnant.** Von Karl Gutzkow. (Herausgegeben von Dr. Alfred Walheim.) — **Antigone.** Tragödie des Sophokles, übersetzt von J. M. Stowasser. (Herausgegeben

von einer über dem Menschen stehenden Gottheit, in der Art, wie es den Kampf ums Dasein führt und sich von den zwei weltbewegenden Dingen Hunger und Liebe, auf die alles menschliche Tun zurückzuführen ist, mit mehr oder weniger Vernunft leiten läßt. Und nicht immer ist die größere Vernunft bei dem sogenannten zivilisierten Teil der Menschheit, den die Gewohnheit blind gemacht hat für das Erkennen seines Unverstandes, oder der Vernunft und Recht mit dem eigenen Vorteil verwechselt. Nicht immer hat der zivilisierte Mensch Veranlassung, mitleidig auf den armen „Wilden" herabzuschauen, von dem er in manchen Dingen ebenso lernen und gewinnen könnte, wie dieser von ihm!

Was wir aber beurteilen und uns nutzbringend machen wollen, müssen wir kennen. Diese Kenntnis zu vermitteln, ist der Zweck des soeben im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig erscheinenden, mit reichem und hochinteressantem Bilderschmuck ausgestatteten Prachtwerkes „Die Sitten der Völker" von Dr. Georg Buschan. 1344 Seiten Text mit über 1000 Abbildungen sowie 54 ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen. Vollständig in 56 Lieferungen zu je 60 Pf. Ein volkstümliches und zugleich wahrhaft wissenschaftliches Werk! —r.

Klagenfurt und seine evangelische Gemeinde im Zeitalter der Reformation. In Klagenfurt lebt ein alter Herr, der Regierungsrat Franz G. Hann. Seine ehemaligen Schüler am Gymnasium gedenken seiner mit Verehrung; im wissenschaftlichen Leben des kleinen Landes ist sein Name von bestem Klang. Alljährlich hält der im Ruhestand lebende Gelehrte öffentliche Vorträge, die große Beachtung finden. Der Inhalt eines solchen wurde in der angeführten Broschüre niedergelegt (Verlag J. Heyn, Klagenfurt). Er ist interessant genug. Zu Beginn der Gegenreformation waren nur mehr drei Familien in Klagenfurt katholisch. Die ständische Hauptstadt war Burg und Wehr des neuen Glaubens. Die Stände, d. h. die Herren und Ritter, hatten ebenfalls, mit Ausnahme der Prälaten, sich zum Protestantismus bekannt. Desgleichen war St. Veit ganz, das salzburgische Friesach und Gmünd und das bambergische Wolfsberg zum großen Teil protestantisch geworden. Also fanden von 1600 an der Bischof Martin Brenner von Seckau und Ferdinand II. kein leichtes Stück Arbeit, als sie die Gegenreformation einleiteten. K. K.

Lungauer Volksleben. Von Michael Dengg (Tamsweg, Brüder Salesy).

Ein sehr bemerkenswerter Beitrag zur Volkskunde der Alpen kommt hier aus dem Lungau. Dort in Mauterndorf lebt ein Mann, armer Leute Kind, der nach der Volksschule Bauernknecht wurde und nun sich als Bauer und Maurer schlecht und recht durchbringt. Das ist der Michael Dengg, der dieses Buch schrieb. Er hat alles aus persönlicher Erfahrung, hat in gutem Deutsch Skizzen und Bilder aus Bergnatur und Volksleben dargestellt, die in ihrer Anschaulichkeit oft geradezu künstlerisch wirken. Den Volksbräuchen schließen sich kleine Geschichten und Sagen an, alles aus dem Lungau, dann Schilderungen von Schlössern und Altertümern, die der Verlag reichlich mit Bildern versehen hat. Auch das Bild des Verfassers ist dabei. Und schließlich versucht dieser sich auch wissenschaftlich in einem Aufsatz über den Lungauer Dialekt und seine Beziehungen zu den Mundarten der Nachbarländer. — Daß in diesem verlorenen Alpenwinkel da oben Bauern solche Bücher schreiben, war bisher nicht erhört. Bei der richtigen Unbefangenheit aber können solche Leute verläßlichere Volksschilderungen liefern, als es wissenschaftliche Theoretiker manchmal imstande sind, die allemal erst in ein Buch schauen, bevor sie die Wirklichkeit anerkennen. Kurzum, Freunden der Volkskunde muß Denggs Buch auf das wärmste angeraten werden.

Salzburg. 12 Bilder nach Federzeichnungen von Ulf Seidl (Salzburg, Kunstverlag Max Swatscheck.) In markiger Manier Darstellungen von Stadt- und Gruppenbildern voll Humor und Stimmung. Köstliches Andenken an die alte schöne Bischofsstadt.

Die tüchtige Hausfrau. Praktisches Nachschlagebuch der gesamten Hauswirtschaft, Kochkunst, Hausschneiderei, Wäschenäherei, Kunststopferei, sämtlicher Handarbeiten, Putzmacherei, nebst erprobten Ratschlägen und und einem großen, neuen Kochlexikon; für die sparsame Hausfrau herausgegeben von Antonie Steimann.

Die Süddeutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat sich schon ein großes Verdienst um die deutsche Frauenwelt durch die Herausgabe des bereits in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten Werkes: „Die Frau als Hausärztin" von Frau Dr. med. Fischer-Dückelmann erworben. Jetzt fügt sie diesem Werke ein nicht minder wertvolles und wichtiges hinzu, das geeignet ist, unendlich viel Segen zu stiften und die Hausfrauen nach den verschiedensten Richtungen hin vor Schaden zu bewahren. Die Entwickelung der Frauenfrage hat dazu geführt, daß immer mehr Mädchen sich wissenschaftlichen und kaufmännischen Berufen zuwenden. Die Folge

Postkarten des „Heimgarten“

„Bücherkäufer.“ Der Roman „Eine kleine Frau“ von Hans Ludwig Rosegger erscheint im März bei Schuster & Loeffler, Berlin. Er ist im Buch etwas umfangreicher als im „Heimgarten“ und enthält Einiges mehr, was sich für die Veröffentlichung in einer Zeitschrift nicht recht eignete.

Zeitungsleser in G. Regen Sie sich über diese Zeitungsente nicht auf! Als einst ein Blatt fälschlich Mark Twains Tod meldete, depeschierte er vergnügt: „Nachricht mindestens stark übertrieben!“

Schriftsteller in M. Die Ablehnung Ihrer Arbeit mit Berufung auf Platzmangel und einen großen Vorrat von Manuskripten kann Sie unmöglich beleidigen, zumal der „Heimgarten“ schon oft erklärte, derzeit mit Stoff in Menge versehen zu sein. Eine Ablehnung aus diesem Grund enthält auch keine üble Kritik Ihrer Schöpfung. Sie mißverstehen. Demungeachtet: Herzlichen Gruß.

Zur Dienstpragmatik der Staatsbeamten und Staatsdienerschaft ist von Oberlandesgerichtsrat Ehmer in Graz eine praktische Gesetzausgabe mit Erläuterungen herausgegeben worden. Von dieser sehr beifällig aufgenommenen Ausgabe liegt bereits ein Neudruck vor, der durch einen Anhang erweitert ist, in dem die soeben erlassenen, für die Allgemeinheit wichtigen Durchführungsbestimmungen, wovon wir die Einreihung der einzelnen Beamtenkategorien besonders erwähnen, Aufnahme gefunden haben. — Dieser Anhang kann den Käufern der ersten Ausgabe von ihrer Buchhandlung oder vom Verlage von Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) in Graz auf Wunsch kostenlos nachgeliefert werden.

K. L. Eitelkeit der Eitelkeiten! Wer wird denn so großes Gewicht auf Schmeicheleien legen? Das ist eines charaktervollen Menschen unwürdig. Wie Bismarck geschmackloses Lob ablehnte, zeigt die folgende Eintragung, die Moritz Busch am 15. Mai 1871 in sein Tagebuch gemacht hat: „Auf Befehl des Chefs (Bismarck) wegen eines Artikels in Nr. 113 der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ an Braß (deren Chefredakteur) geschrieben, daß der Fürst es nicht in der Ordnung findet, wenn Lobeserhebungen anderer Blätter von einem Journal, das für das des Gelobten gilt, nachgedruckt werden, und daß er sich derartigen Unfug für die Zukunft ganz entschieden verbittet.“

Für unsere Volksschullehrer.

Meine Anregung für ein Lehrer-Erholungsheim in den Alpen begegnet wieder vornehmen Menschen. Heute kann der „Heimgarten“ das erste Verzeichnis der Sammlung veröffentlichen. Ich hoffe einen vollen Erfolg.

Besonders baue ich auf die Erkenntnis, wie wichtig und bedeutsam die körperliche und geistige Gesundheit des Volksschullehrers ist. Das Liebste, was wir haben, vertrauen wir ihm an — unsere Kinder. Unseres Volkes Zukunft geht durch seine Hand. Unseres deutschen Volkes Zukunft. Sein Beruf ist hart und verantwortlich. Der Staat gibt dem Volksschullehrer knapp das, was er zum täglichen Leben braucht — wenn er gesund bleibt. Für den Abgemühten zur Erholung langt's nicht. Die Ferien! Mancher Lehrer, der zu ihrem Beginn mit Zuversicht auszieht, kehrt nach denselben erschöpft und mutlos in seinen Beruf zurück. Sie drohen mutlos zu werden, unsere Schulmänner, die das Gemüt unserer Kinder mit frischer Herzhaftigkeit beleben sollen. Zeigen wir ihnen tatsächlich einmal, wie hoch wir ihr Wirken schätzen. Stiften wir ein Lehrer-Erholungsheim in den Alpen. Es kostet einen mäßigen Betrag, der durch den Segen der gemeinsamen Liebe sich tausendfach vermehrt. Buchstäblich tausendfach. — Ich hoffe, in wenigen Jahren wird dieser Nobelpreis, ein stattliches Erholungsheim für Volksschullehrer, verwirklicht sein. Peter Rosegger.

von Dr. Hans Fischl.) — **Der Verschwender.** Von Ferdinand Raimund. (Herausgegeben von Dr. R. Prisching.)

Im Hoimgarta. Schwäbische Gedichte von Georg Mader. (Augsburg. Math. Rieger.)

Die Schöpfung. Dichtung von Richard Ludloff. (Erlangen. Th. Krische.)

Argentinische Dichtungen nebst erläuternden Abhandlungen dazu. Aus dem Spanischen übertragen von Richard Ludloff. (Erlangen. Th. Krische.)

Erste Ernte. Gedichte von Friedrich Otto. (Berlin. Reuß u. Pollak.)

Aus einsamen Stunden. Gedichte von Guido Fischer. (Leipzig-Co. Sphinx-Verlag.)

Gedichte. 1. Band. Von Gerhard Brinken. (Leipzig. Bruno Vogler.)

Wandernde Nächte. Gedichte von Eugen Dorda. (Leipzig. Bruno Vogler.)

Im Feld- und Firnelicht. Gedichte von Fridolin Hofer. (Kempten und München. Kösel.)

Wenn es herbsten will. Neue Gedichte von Florentine Gebhardt, mit Buchschmuck von Margarete Gebhardt. (Magdeburg-N. R. Zacharias.)

Im Verlag von Georg Lorenz in Salzburg erschienen von M. Rusko-Hamada zwei Bändchen Gedichte: **Sternschnuppen** und **Orgelklänge.**

Runen. Balladen und Balladesken. Von L. Spielmann. (Leipzig. Otto Hillmann.)

Erdenheimat, du liebe. Gedichte von Margarete Kiefer-Steffe. (Schweidnitz. L. Heege.)

Odysseus auf Ithaka. Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Friedrich Lienhard. Zweite, bearbeitete Auflage. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Parsifal und Zarathustra. Vortrag von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Der deutsche Psalter. Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung von Will Vesper. (Ebenhausen bei München. Wilhelm Langewiesche-Brandt.)

Farbige künstl. Heimatbilder für Schule und Haus. Herausgegeben und mit Begleitworten versehen von Prof. A. Herget. (Prag. A. Haase.) Diese Sammlung bietet für die Kunsterziehung in Schule und Haus geeignetes Bildermaterial. Jung und alt wird durch diese Schöpfungen hervorragender heimischer Künstler die Schönheiten unserer engeren und weiteren Heimat kennen lernen und zur Heimatliebe begeistert werden. Die Blätter sind Künstlersteinzeichnungen, d. h. die Künstler haben sie auf dem Stein entworfen und die Farbengebung überwacht. Es liegen vor: Hönich: „Urwald im Böhmerwald." Hönich: „Blick auf das Jeschkengebirge." Hönich: „Der Herrenhausfelsen bei Steinschönau." Hönich: „Die Schneekoppe vom Lenzberg." In Vorbereitung befinden sich: Jäger: „Aus dem Isergebirge." Jäger: „Schloß Friedland." Format 100 × 70 cm. Als Anschauungsbilder für den heimatkundlichen Unterricht sind in der Sammlung Bilder zur Heimatkunde erschienen: Hoffmann: „Blick in den Riesengrund vom Fuße der Schneekoppe." Hoffmann: „Schreckenstein an der Elbe." Hoffmann: „St. Peter im Riesengebirge."

Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde von Dr. Ludw. Friedr. Werner. Mit Umschlagzeichnungen von Otto Ubbelohde. Erste Reihe, 3. Auflage. Zweite Reihe. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne [Beyer & Mann].)

Der deutsch-völkische Gedanke im Jugendschrifttum. Nachdenkliches und Grundsätzliches zum deutschen Jugendschriftbuch von Gotthard Erich. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.)

Bukowiner Musenalmanach. Herausgegeben von Erich Singer. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Samariterdienste in der Kinderstube. Von Elisabeth v. Priesdorff. (Düsseldorf. C. Schaffnit.)

Das Buch der Witze. Von Hermann Rosenkranz. (Dresden. Belletristische Verlagsanstalt „Die Sonne".)

Sieben Briefe an die deutsche Jugend. Von Fritz Blachny. (Leipzig. Friedrich Engelmann.)

Allerlei über die Liebe. Kulturpsychologische Betrachtungen von Hermann Provo. (Leipzig-Gohlis. Sphinx-Verlag.)

Aufwärts zur sonnigen Höhe des Glückes! Ein Lebensführer für die Jugend von H. Kuhl und A. Refredrik. (Wiesbaden. Hofbuchdruckerei P. Plaum. 1913.)

Krieg und Frieden. Betrachtungen in Gesprächen von Ludwig Reuner. (Hildburghausen. Thüringische Verlagsanstalt.)

Bethlehem und Golgatha. Von Auguste Pfeffer. (Marburg. Kommissionsverlag A. Sonnenschein.)

Das liebe Ich. Grundriß einer neuen Diätetik der Seele. Von Dr. med. Wilh. Stekel. (Berlin. Otto Salle.)

Individuum und Staat und aller Ethik innerster Kern. Von Berthold Hönig. (Neuschloß bei Hohenmaut.)

Die Berufswahl. Eine höchst wichtige Eltern- und Familienfrage. Allgemeine Grundgedanken, Winke und Ratschläge von Reinhold Michaelis. (Leipzig. Alfred Michaelis.)

25 **Jahre Wiener Humor.** Jubiläums-Katalog der Verlagsbuchhandlung Robert Mohr, Wien.)



8. Heft Mai 1914 38. Jahrg.

Eine kleine Frau.

Die Geschichte einer Frühlingsehe. Von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Schluß.)

18. September 1913.

Gustav fiebert, das heißt, seine Temperatur ist einen Strich über siebenunddreißig gestiegen. Doktor Menge untersuchte ihn gewissenhaft und faselte von einem Rückfall, wofür ihn der Primarius unglaublich brüsk abkanzelte: „Was sind Sie für ein Arzt! Sehen Sie denn nicht, daß der Patient aufgeregt ist, und die Aufregung allein die Temperatursteigerung verursacht? Es bleibt Ihnen, um ein brauchbarer Menschenarzt zu werden, noch manches zu lernen übrig, Herr Kollege.“ Und uns polterte er an: „Man ist viel zu gutmütig! Ich hätte die Aufführung des verflixten Dramas, das Sie nur nervös macht, einfach verbieten sollen — einfach verbieten — basta!“ Ich nickte, obschon es mir nicht klar war, wie er einem derartigen heilsamen Verbot Geltung hätte verschaffen können. Doktor Wallnöffer hatte noch nicht ausgetobt und schlug mit der Hand — nur ganz sachte, gewissermaßen symbolisch — auf den Tisch: „Zum Teufel mit den Menschen mit Ehrgeiz! Sie, kleine Frau, wenigstens Sie hätte ich für vernünftiger gehalten, aber auch Sie sitzen mit erhitzten Backen da und — warten. Warten Sie nur — ich schelle einem Pfleger, der Ihnen eine kalte Dusche verabreicht.“

I. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

Gezeichnete bis 1. März.

1.	Dr. Peter Rosegger, Graz	1	Baustein	200 K
2.—6.	Gemeinderat Graz	5	„	1.000 „
7.	Moritz und Karoline Geißler, Graz	1	„	200 „
8.	Ein „Menschenfreund“ in Preßburg	1	„	200 „
9.	Krämers Nachfolger, Musikalienhandlung, Wien	1	„	200 „
10.	Bezirksschulinspektor Hans Trunk, Graz	1	„	200 „
11.	Feldzeugmeister Freih. v. Succovaty, Graz	1	„	200 „
12.	Elfrieda Wahliß, Graz	1	„	200 „
13.—14.	Fabrikant Hollmann, Braunau, Böhmen	2	„	400 „
15.—19.	Stahlfirma Böhler, Wien	5	„	1.000 „
20.	Fr. Leopoldine Angerer, Wien, 18. Bez.	1	„	200 „
21.	Hofrat Hans Schuster, Villach	1	„	200 „
22.—51.	Lehrerhausverein, Wien	30	„	6.000 „
52.	Neustädter Mädchen-Volksschule, Prag	1	„	200 „
53.	Ingenieur L. v. Bernuth, Graz	1	„	200 „
54.	Schuldirektor Fr. S. Wamprechtsamer, Gröbming	1	„	200 „
55.	Humpenklub in Zauchtel	1	„	200 „
56.	F. Tempsky, Verlagsbuchhandlung, Wien	1	„	200 „
57.	Fr. Marie Stadler, Fachlehrerin i. R., Graz	1	„	200 „
58.	Verein der Lehrerschaft der Bezirke Eisenerz und St. Gallen	1	„	200 „
59.	Herrenhausmitglied Hugo v. Noot, Wien	1	„	200 „
60.	Frau Irene v. Noot, Wien	1	„	200 „
61.	Verband der deutschfreiheitlichen Abgeordneten im oberösterr. Landtage	1	„	200 „
62.—66.	A. Pichlers Witwe u. Sohn, pädagogische Lehrmittelanstalt, Wien	5	„	1.000 „
67.	Fabrikant Karl Haber, Wien, 4. Bez.	1	„	200 „
68.—69.	Dr. Edmund Coumont, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien	2	„	400 „
70.	Direktor Adolf Brunnlechner für den Lehrkörper der k. k. Staatsvolksschule in Triest, Via della fontana	1	„	200 „
	Summe	70	Bausteine	14.000 K

Für Sammelbausteine:

1.	Frau Marie Grabczynka, Wien	40 K
2.	Herr Dir. Emil Fischer, Schluckenau, Böhmen	5 „
3.	„ Dir. Josef Ambros, Wiener-Neustadt	10 „
4.	„ Dr. Josef Lukas, Graz	25 „
5.	„ Dr. Josef Winter, Wien, 18. Bez.	20 „
	Summe	100 K

Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes.

Geschäftsstelle: **Gottfried Herbe, Wien,** V., Reinprechtsdorferstraße 32.

(Geschlossen am 20. März 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **H. Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

„Unsinn, ein großer Erfolg ist nichts, eine Phrase. — ‚Bombenerfolg, das Parkett klatschte wie wahnsinnig, die Galerien stampften und brüllten den eisernen Vorhang in die Höhe.‘ So muß es sein.“

So ist es scheinbar nicht gewesen.

Ich habe nicht den Mut, meinen Mann daran zu erinnern, daß er den Thermometer unter die Achsel schiebt und die Temperatur mißt. Ich hätte auch schwerlich den Mut, den Stand der Quecksilbersäule abzulesen. Achtunddreißig, neununddreißig Grade — vierzig Vorhänge ... In mir verwirren sich die Begriffe.

*

Traumwandelnd gehe ich umher, tagsüber im Sanatorium oder durch den Wald, nachts in meinem Zimmer. Die Wirtin erkundigt sich, was mir fehle; mir fehlt nichts. Frau Schubert bietet mir ihre Hilfe an — wie denn? Der Primarius, sogar Doktor Menge werden von unserer Nervosität angesteckt, und wir überfallen gemeinsam den Postboten. Er bringt nur gleichgültiges Zeug.

*

20. September.

Wo bleiben nur die Kritiken? Außer der lakonischen Depesche kein Sterbenswörtchen aus Berlin. Und ehe wir nicht die Kritiken haben —.

Primarius Wallnöffer, dem Gustavs Erregung Sorge bereitet, verflucht die Premiere, und Doktor Menges Befürchtungen von einem Rückfall gewinnen leider an Wahrscheinlichkeit. Gustav schläft nicht, er bleibt nicht eine halbe Stunde ruhig liegen und seine Gereiztheit grenzt an Unzurechnungsfähigkeit.

Die Kritiken! Sie bedeuten das leibhaftige Schicksal selbst; sie, die höchst subjektiven Ansichten von ein paar Leuten, gewinnen durch die Druckerschwärze ungeahnte Macht. Besonders in unserem Fall. Der Rezensent posaunt seine bescheidene Weisheit aus, man liest sie und läßt sich einfangen, telephoniert um eine Karte zur zweiten, zur dritten Aufführung, wenn sie lobt — oder denkt: Wieder eine Niete, ein lebensunfähiges Stück, ein Schmarren, den anzuhören mir nicht dafür steht, wenn sie tadelt.

Uns ist augenblicklich außer dem Drama alles egal.

Ich drahtete ans Lessingtheater. Man antwortete, die Zeitungen seien unterwegs, sonst nichts.

21. September.

Noch nichts aus Berlin! Beppo Wasinger versprach mir, die eintreffenden Zeitungen und Briefe auch nach Postschluß auszuliefern. So jemand über die Treppe heraufsteigt, glaub’ ich, es ist der Brief-

Es regnet, wir sind im Zimmer gefangen und grübeln stumm. Wenn wir den Mund auftun, dann geschieht es nur, um ein Wort über die „Entfesselte Leidenschaft" zu sagen. Alles andere ist wertlos, ist in eine Versenkung verschwunden.

„Zum Teufel mit den Menschen mit Ehrgeiz!" schalt der Barbar. Ehrgeiz! Wenn's der allein wäre! Wir brauchen ein Ereignis, das uns aufrichtet. Wir brauchen Einnahmen. Kranksein kostet Geld und Gesundwerden erst recht.

*

Gegen Abend wächst die Spannung. Wir zünden kein Licht an und erleben alles im Geiste mit.

„Jetzt gehen die Schauspieler ins Theater."

„Jetzt wird die Kasse aufgesperrt."

„Siebeneinhalb Uhr — jetzt klingelt's."

„Der Vorhang hebt sich!"

„Die erste Szene . . ."

„Der erste Akt . . ."

Unsere Gedanken, unsere Worte ergänzen sich.

Die Wanduhr tickt und schiebt träge ihre Zeiger. Das einfältige Hin und Her des Pendels quält die Nerven.

„Der zweite Akt . . ."

„Der dritte . . ."

Gepreßt sagte Gustav: „Jetzt muß es aus sein."

Wir starren einander mit eigentümlichen Blicken an.

*

Der Direktor telegraphierte: „Großer Erfolg. Gratuliere."

*

Die Depesche befriedigt Gustav nicht. „Großer Erfolg, was heißt das? In der überschwenglichen Bühnensprache nicht mehr als ein glücklich vermiedener Durchfall. Ich will Tatsachen wissen, Tatsachen! Jubel — zehn, zwanzig Vorhänge — das Publikum raste; oder: Pfeifen, Mißerfolg, vom Spielplan absetzen müssen. — Eine Premiere muß eine Sensation sein, so oder so. Vernünftige Menschen nennen es einen großen Erfolg, wenn kein Provinzdirektor es danach wagt, das Stück seinem Publikum zu unterschlagen. Auf eine bloß ehrenvolle Anerkennung pfeif ich." Und ich sage nichts. Deshalb fährt er mich hart an: „Du bist teilnahmslos, Lori, dich geht die Sache wohl nichts an. Red doch!"

„Wenn du ununterbrochen redest, Gustav! Was deutelst du, ein großer Erfolg ist ein großer Erfolg, und ehe wir nicht genaue Nachrichten haben . . ."

„Hunde!" knirschte er. „Ich werde euch beweisen, wie gesund ich bin."

„Gustav, ärgere dich nicht über das Geschreibsel."

„Fällt mir nicht im Traum ein. Bitte weiter." Gleichgültigkeit heuchelnd, hakte er die Finger in die Ärmelausschnitte der Weste und summte durch die Zähne.

Alle Rezensenten waren darin einig, daß die Direktion mit der Aufführung der „Entfesselten Leidenschaft" einen Fehler beging; einige behaupteten, das Publikum habe gegähnt und bei einigen Stellen, die nicht humoristisch gemeint seien, geschmunzelt; andere gestanden dem Drama immerhin einen äußeren Erfolg zu, der freilich nicht anhalten würde, da er mehr durch die Achtung vor der Persönlichkeit des Dichters, eines beliebten Romanschriftstellers, denn durch das zweifellos recht schwache Stück erzielt wurde. Das „Tagblatt" tadelte scharf eine Fehlbesetzung; Fräulein Römer reichte für die Rolle der Sonja nicht aus, und der Kritiker fragte, warum man nicht Fräulein Brand verwendete.

„Das hat ein Liebhaber der Brand geschmiert", sagte Gustav und zwang sich zu einigen ironischen Bemerkungen.

Frau Lori huschte rasch darüber hinweg: „Die Morgenpost" gibt Winke für eine Umarbeitung."

„Darauf verzichte ich ergebenst."

„Hör nur, wenn du sie beherzigen würdest . . ."

„Bei einer Umarbeitung?" Er richtete sich am Diwan auf und in seinen Augen lauerte etwas. „Wieso? Wie meinst du das?"

„Du wirst dich erinnern, Gustav, daß auch ich mit dem Schluß nie einverstanden war und dich bat, ihn zu ändern."

„Hört, hört auf Zarathustra!" Er hob den Zeigefinger.

Sie mißverstand die Pose, sie verkannte die Geberde der mühsam gebändigten Wut und glaubte, er lege dem offenkundigen Mißerfolg keine größere Bedeutung bei; er war oft unberechenbar und ihr mangelte die Fähigkeit, sich in seine Seele hineinzudenken. So sagte sie nichtsahnend: „Siehst du, die ‚Morgenpost' schreibt: ‚Der Aufbau des Stückes verrät den routinierten Romancier, der an epische Breiten gewöhnt ist. An dieser Gewöhnung scheiterte schon mancher, der den Sprung aus den Büchern auf die Bretter wagte. Das Theater verlangt gebieterisch Knappheit, Gedrängtheit, Handlung. — Die ‚Entfesselte Leidenschaft' heißt zwar Drama, führt also einen Namen, der auf Handlung hinweist, aber tatsächlich ist diese sehr dürftig. Dialoge, Diskurse und Reflexionen über Ethik und Moral nehmen darin einen allzu breiten Raum ein. Die Überfülle geistreicher, geistreichelnder und tönender Worte interessierte anfangs, später ermüdete sie und zuletzt vermochte selbst der Aufmerksamste nicht mehr zu folgen. Ich bezeichne das Schauspiel deshalb nicht

träger. Wenn ich sie nachts kriege, vor morgen früh bekommt Gustav die Zeitungen doch nicht. Er hat heute Schlafpulver eingenommen. —

Die Kritiken sind da — —.

*
* *

Hier enden Frau Loris Tagebuchaufzeichnungen. Ein paar engbeschriebene Zeilen sind kreuz und quer durchstrichen und unleserlich gemacht und eine energische Hand hat ein Dutzend oder mehr Blätter herausgerissen, als könnte dadurch manches auch aus dem Gedächtnis ausgetilgt werden.

Es obliegt mir, das Fehlende mit großen Strichen zu ergänzen und ich werde mich bemühen, unparteiisch wie ein Geschichtsschreiber, der sich in das Wesen seiner Gestalten einzuleben sucht, zu berichten:

Die Kritiken waren also da. Um Mitternacht hatte der gefällige Postmeister Josef Wasinger den Eilbrief mit den Zeitungsausschnitten persönlich in den „Schwan“ gebracht und um sieben Uhr früh begab sich Frau Lori damit ins Sanatorium. Ihr Mann stand schon wartend in der Tür seines Zimmers und streckte beide Arme aus: „Hast du sie? Hast du sie schon gelesen? Wie sind sie? Gib sie her!“

„Sie sind nicht objektiv, sie sind hämisch, sie sind gemein“, sprudelte Frau Lori gerade heraus, weil ihr die vorbereitenden schonungsvollen Worte, die sie sich zurechtgelegt hatte, nicht einfielen. Und sie war beinahe froh, daß sie ihr nicht einfielen; es wäre doch nur eine wertlose Verzögerung gewesen, ein kurzes Täuschen, ein quälendes Hinausschieben des Unabänderlichen, ein elendes Gewinnen von Minuten.

Ihr Mann warf den Kopf in den Nacken: „Ich hab mir's ja gedacht, gleich nach dem Telegramm.“ Er war blaß. „Komm herein.“ Sie standen noch im Gang, jetzt traten sie ins Zimmer und er streckte sich aufs Sofa: „Gib her!“

„Lieber möchte ich sie dir vorlesen.“ Und sie las und blieb ihrem Vorsatze treu und begann mit einer verhältnismäßig guten Besprechung; der ließ sie eine mißgünstige folgen und hob deren Eindruck durch eine wohlwollende, welche die „bedeutende dramatische Begabung des Autors“ anerkannte, auf. Sie wollte etwas hinzufügen, aber Gustav drängte: „Weiter!“ Einmal stockte sie, um einen schlimmen Satz zu überspringen und verhaspelte sich.

„Was ist? Warum stotterst du?“

Ertappt, wurde sie rot: „Ein Unsinn . . .“

„Der Unsinn wird mich aufheitern.“

So las sie denn: „Wie wir hören, ist der Verfasser unheilbar krank und liegt ohne Aussicht auf Genesung in einer Lungenheilstätte. Der Umstand gestattet uns, befiehlt uns geradezu, Nachsicht zu üben.“

flächlich, ohne das geringste Verständnis für meine Individualität und meine Ziele."

„Laß meine Mutter aus dem Spiel!" Hart und drohend klang es. Frau Lori zerknitterte ein Zeitungsblatt und ballte die Fäuste. „Meine Mutter hat dir nichts getan."

„Es genügt, daß sie deine Mutter ist — die Greisin, die sich einen jungen Mann kauft."

„Laß meine Mutter aus dem Spiel, Gustav!" Sie hob die Fäuste, als wollte sie zuschlagen.

„Ach was!" Ihr Mann schleuderte klirrend das Fenster zu, daß eine Scheibe brach. „Ich habe deine Unverschämtheiten, deine Lieblosigkeit und deine Überhebung mit wahrer Engelsgeduld ertragen, ich habe zu dir gehalten, solange noch die Spur einer Hoffuung vorhanden war, einen erträglichen Frieden zu schließen, aber jetzt, da du die Partei meiner ärgsten Feinde ergreifst, gerade jetzt, wo ich einer Kameradin und Freundin bedarf, überfällst du mich heimtückisch. Jetzt erkenn' ich . . ."

„Was erkennst du jetzt?"

„Den wahnsinnigen Irrtum, den ich beging, als ich dich zur Frau nahm und dich in eine Region emporziehen wollte, in der der Geist herrscht. Aber dir war es lieber, dich mit einem Postbeamten, mit liederlichen Frauenzimmern und hergelaufenen Geschäftsreisenden zu amüsieren. Es ist allerdings lustiger, mit Herren, die pikante Börsenwitze erzählen, Landpartien zu arrangieren, als seinem totkranken Mann Gesellschaft zu leisten."

„Du weißt nicht, was du sprichst, Gustav!" Frau Lori fürchtete sich vor ihm. „Du kannst den Unsinn, den du daherredest, nicht verantworten." Sie hatte Angst, er würde ihr in seinem maßlosen Zorn an den Hals springen, um sie zu erwürgen.

„Ich rede Unsinn, Lori? Wenn ja, dann ist mein Unsinn, mit deinem Sinn verglichen, Weltweisheit. Merk dir das, du . . ."

Mit aller Macht kämpfte sie gegen ihre Gefühle, die Empörung und Ekel waren, sie kämpfte gegen die Furcht vor ihrem Mann, verachtete die Feigheit, mit der sie bisher Erniedrigungen erduldete, und in dem Wirbel der aufgerührten Gedanken und Empfindungen, widersprechend und kaum zurechnungsfähig, sagte sie alles, alles, was seit langem in ihr gährte und kochte und nach außen drängte: Daß er sie wie eine Magd, einen Dienstboten, eine lästige zudringliche Person behandelte, daß er sie ausschloß von seinem Denken, daß er ihr gerade noch gestattete, die Vertraute seiner übelsten Launen und schlechtesten Stimmungen zu sein, und wie alles, was er plante und tat, nur darauf hinauslief, sie zu kränken, zu entfremden, wegzustoßen. Sie nahm sich kein Blatt vor den Mund, fühlte keine Hemmungen und schrie heraus, sie wisse, daß er ihrer

als konfus, nur überschätzte der Verfasser die Aufnahmsfähigkeit der Zuhörer. Striche! Striche! gewaltige, unerbittliche Striche mit einem dicken Blau- oder Rotstift! Dadurch würde vieles besser. — Direkt ernüchterte und — gestehen wir's — enttäuschte der Abschluß, der kein Ende, sondern ein willkürliches Aufhören ist. Die Frau, die sich dem durch zwei Akte verweigerten Geliebten endlich ergibt, weil sie überzeugt ist, in der nächsten Stunde von aufrührerischen Indern ermordet zu werden, verschwindet hinter den Kulissen und man weiß —. Da setzt das Orchester mit einer undefinierbaren Musik ein, die ebenso gut einen illegitimen Hochzeitsmarsch wie Trompetensignale symbolisieren kann, man ahnt, daß es mit dem Sterben noch nichts ist, daß die fragwürdige Heldin gerettet wird . . . und der Vorhang fällt. Das Publikum harrt auf seinen Plätzen geduldig aus, überzeugt, daß noch ein vierter Akt kommt, aber das Ausdrehen der Lichter belehrt uns, daß wir heimgehen müssen. — Was geschieht mit Sonja, die im Hinblick auf einen schier unabwendbaren Tod den Geliebten erhörte und jetzt weiterleben muß? Man hat das peinliche Gefähl, als hätte eine vergeßliche Regie — da und dort klappte es wirklich nicht! — den eigentlichen Schlußakt unterschlagen. Es ist wie bei einem verunglückten Souper, wo ein täppischer Diener nach der Vorspeise sofort den Käse serviert und den schwarzen Kaffee in den Spülicht schüttet . . .'" Frau Lori war erschrocken, im Eifer des ersten Überfliegens hatte sie nur die Übereinstimmung ihrer eigenen Ansichten mit denen des Rezensenten bemerkt, nicht aber die höhnisch-überlegene Manier, mit der er das Werk abtat.

„Was hast du denn?" fragte ihr Mann, als sie schwieg.

„Ja . . ., denk nach, Gustav . . ." Sie blinzelte unsicher. „Denk nach . . ., überleg, ob der Dialog nicht Kürzungen vertrüge . . ., und ein vierter Akt, den auch ich vermisse . . ."

Er schnellte auf, er stampfte nieder, er hob einen Sessel und schleuderte ihn gegen den Tisch: „Das Elaborat dieses niederträchtigen Halunken empfiehlst du mir zur Darnachachtung? Schön, schöner, am schönsten! Daß du es so freimütig gestehst, mit meinen Feinden ein Herz und eine Seele zu sein, stellt deiner Wahrheitsliebe, aber nur dieser, das beste Zeugnis aus." Stirn an Stirn warfen sie einander die Worte zu, und alles Mißverständliche und alles Trennende, das seit je zwischen ihnen war und allmählich emporwuchs, sprühte unverhohlenen Haß: „Wer bist du denn, daß du dir das Recht herausnimmst, mich wie einen Schuljungen zu hofmeistern? Wer bist du und wer bin ich? Du bist eine Kreatur meines Intellektes, der es versuchte, aus einem törichten Backfisch einen denkenden Menschen zu machen. Ich hätte mir nur deine Mutter genauer anzusehen brauchen, um dich richtig einzuschätzen; du bist Blut von ihrem Blute — gewinnsüchtig, egoistisch, ober-

Mann und ich auseinandergingen. Seien Sie ihm, bitte, wie bisher Arzt und Berater in seinem Leiden, behalten Sie ihn noch im Sanatorium, bis seine Nerven wieder zur Ruhe gekommen sind — oder schicken Sie ihn fort, nach Italien, wenn Sie meinen, eine Orts- oder Luftveränderung sei für seinen Zustand wünschenswerter. Schreiben Sie mir, bitte, von Zeit zu Zeit ein paar Zeilen über sein Befinden, denn mit Ihnen wird er wohl auch künftig ein wenig in Verbindung bleiben. Verzeihen Sie mir meine überstürzte Abreise, die es mir unmöglich machte, Ihre treue Freundeshand ein letztesmal zu drücken. Tausendmal grüßt Sie Ihre dankschuldige Kleine Frau."

Dasselbe Datum trug ein Schreiben an Max Althaller, das lautete:

„Lieber Max!

Die geahnte, gefürchtete und dennoch unabwendbare Katastrophe ist hereingebrochen. Ich habe mich von meinem Mann getrennt, und so wenig er die Absicht hat, sich mit mir auszusöhnen, ebensowenig denke ich daran, jemals wieder zu ihm zurückzukehren. Der Bruch ist irreparabel, weil in unseren grundverschiedenen Individualitäten begründet. Man soll und darf niemandem mehr auflasten, als er tragen kann. Ich bin mit meiner Kraft zu Ende und brach unter den Lasten zusammen. Dennoch fehlt mir nicht aller Lebensmut, weil ich mich unschuldig weiß, und nach einigen Monaten der Ruhe werde ich die Reste einsammeln und — hoffentlich! — über ein hinlänglich großes inneres Kapital verfügen, um mein Leben noch lebenswert zu gestalten.

Vorderhand freilich taumle ich als Traumwandlerin, kann mich in den Wechsel nicht schicken, darf gar nicht daran denken und grüble dennoch und grüble unablässig, ob ich fehlte und worin ich fehlte und wie weit ich fehlte, und bemühe mich, das Geschehene ohne Beschönigung meiner Handlungsweise zu beurteilen.

Die Scheidung wird eingeleitet werden und ich verlange von meinem Manne nur die Freiheit. Er wird sie mir nicht verweigern, um so weniger, als sie ihm selbst die Möglichkeit eines neuen und besseren Glückes bietet.

Ich klage nicht und klage nicht an. Auch unsere Schwächen sind etwas von der Natur und dem Schicksal Gewolltes und ich glaube denen nicht, die behaupten, jeder schmiede sein Glück eigenhändig. Ein Wortspiel, ein falscher Vergleich, eine Phrase! Wir *werden* geschmiedet!

Frau Schubert, eine Dame, mit der ich in St. Pankraz verkehrte, redete auf mich ein, wollte mich bestimmen, den entscheidenden Schritt wenigstens aufzuschieben, und erbot sich, zu intervenieren, aber ich lehnte ab. Was sie außerdem sagte, hab ich vergessen. Sie hat es gut gemeint, nur kannte sie meinen und den Charakter meines Mannes

überdrüssig sei. Da ziehe sie es vor, freiwillig zu gehen, sofort, ehe seine Brutalität sie davonjage. Alles Böse und Tückische und Gefesselte, das seine Tyrannei in ihr aufgespeichert hatte, machte sich frei und quoll empor, und sie warf es ihm hin, ohne Schonung, ohne Milde, ohne Überlegung, und alles Gute, das noch in irgendeinem Winkel ihres Herzens für ihn keimen mochte, verleugnete sie — unterdrückte es vielleicht so gründlich, daß es für immer erstarb.

„Bitte, leiere mein Sündenregister nur von A bis Z herab, mich interessiert's, wie sich meine Persönlichkeit in dir spiegelt", höhnte er.

Der Hohn raubte ihr den letzten Rest von Besonnenheit; jetzt log sie bewußt: „Du bist charakterlos, bist in dich vernarrt und größenwahnsinnig. Du hast mein Jugendglück, mein junges Blut wie ein Vampyr getrunken. Du hast mich geheiratet, schon im Bewußtsein deiner Krankheit — und jetzt bin ich dir langweilig geworden, dich gelüstet es nach einer anderen Frau und so legtest du dir einen Plan zurecht, mich loszuwerden. Mit Beleidigungen und rohen Beschimpfungen willst du dein Ziel erreichen — es gelingt dir!" Sie spie das Gift aus, das ihre Mutter ihr eingeträufelt hatte.

Ihr Mann wurde käsegelb: „Du . . . geh fort . . . du . . ."

Und sie ging fort.

*

Entschlossen wie noch nie schritt Frau Lori durch den herbstflauen Park des Sanatoriums zum „Schwan", in ihr Zimmer. Sie pferchte die paar Sachen, die noch nicht für die Italienreise gepackt waren, in die Koffer und beglich die Rechnung. Dabei überraschte Frau Schubert sie und fragte und bekam halbe Antworten, und begütigte und trug sich an, bei Gustav zu vermitteln, und tröstete: „Ein Streit, ein Ehstreit — was weiter! Nur nichts überstürzen."

Frau Lori schwieg.

„Wenn schon nichts anderes, so haben Sie Mitleid, Mitleid mit einem Kranken."

Da lachte Lori grell und unecht: „Ich will nicht mit anderen Menschen mitleiden, ich will mich mitfreuen."

Abends verließ sie mit dem Postwagen St. Pankraz.

*

Am 23. September schrieb Frau Lori aus Linz folgenden Brief an Doktor Wallnöffer:

„Hochgeehrter Herr Primarius!

Nehmen Sie für alle Liebe und Güte, womit Sie mich überhäuften, meinen herzlichsten, innigsten und unvergänglichen Dank entgegen. Seien Sie überzeugt, glauben Sie mir, es war nicht *meine* Schuld, daß mein

Konflikt. Tendenzlos, nur dem schmalen Einzelfall angepaßt, tat sie es; ohne Logik, ohne Liebenswürdigkeit, ohne Grausamkeit, wie ja das Leben weder logisch, noch liebenswürdig, noch sonderlich grausam ist, sondern nur unpersönlich und fast eigensinnig, so daß es nicht zugeben will, in ein Schema gepreßt zu werden. Als sich Frau Lori zu dieser Erkenntnis des Daseins und seiner starren Kräfte durchgerungen hatte, hörte sie auf, eine kleine Frau zu sein. Lebenskünstler sind stets große, die größten Philosophen.

Zwei Jahre nach der Scheidung heiratete sie, ohne Illusion, ihren Vetter Max Althaller. Ein Jahr später führte Gustav Mademoiselle Eugenie Fleury aufs Züricher Standesamt.

Bezeichnend war der Brief, den die Französin am Tage vor ihrer Trauung an Lori schrieb. Darin bat sie gewissermaßen um Verzeihung und erhielt sie, freundlich, herzlich, mit der Beifügung — eigentlich wisse Frau Lori nicht, was sie zu vergeben hätte. Das war nicht eine verbindliche Redewendung, sondern das Ergebnis gerechten Überlegens und einer überlegenen Objektivität. Ein Satz aus dem Konzept wurde nicht in die Reinschrift übernommen: „Ihre Anwesenheit in St. Pankraz, liebe Frau Eugenie, beschleunigte wohl den Bruch, aber verursachte ihn nicht. Alle Klugen sind darin einig, es sei humaner, etwas, was sterben muß, mit einem Schlag zu töten, statt mit hunderttausend Nadelstichen."

Gustav und Lori sahen einander nach dem feindlichen Auseinandergehen, nach dem häßlichen Streite wegen der „Entfesselten Leidenschaft", der ihr Verhältnis klärte, nie mehr. Nur die zwei Frauen wechselten, wenn auch nicht regelmäßig, Briefe.

Gustav entschloß sich später zu einer Umarbeitung des Dramas und fügte ihm den geforderten vierten Akt an, der ganz im Sinne Frau Loris und jener unseligen Kritik gehalten war. So bekam das Stück einen wirklichen, wenn auch keinen befriedigenden Schluß — Sonja tötete sich selbst — und Madame Eugenie sandte ein Exemplar des Buches mit einer bezeichnenden Widmung an die geschiedene Frau ihres Gatten. In der neuen Aufmachung erzielte die „Entfesselte Leidenschaft" einen bedeutenden künstlerischen und einen sehr annehmbaren materiellen Erfolg, obwohl der Verfasser als Romancier nach wie vor größeres Ansehen genießt, denn als Dramatiker. Sein Gesundheitszustand war fortdauernd gut, nur zwang ihm das ausgeheilte Leiden stete Vorsicht auf, so daß er wintersüber im milden Klima der Riviera, in einer schönen Villa am Kap Saint Martin lebte und die Sommer in seinem beschaulichen Landhause am Zürichersee, im reizenden Bendlikon, verbrachte. Auch Madame Eugenie fühlte sich, von Frühlingskatarrhen abgesehen, wohl. Beide durften sie nichts riskieren, mußten immer auf

nicht. Sie ist so verschieden von mir. Mit Rührung betrachtete ich den Strauß später, frühbereifter Feldblumen, die mir ihre Kinder zum Abschied pflückten, er steht vor mir auf dem Tisch. Darin steckt ein kleiner Zettel: ‚Unterlassen Sie nichts, was Sie zu Ihrem Gatten zurückführen kann!'

Ich will nicht, ich will bloß frei sein.

Meine nächste Station ist Wien. Bitte, besuch' mich dort nicht. Ich steige in einem unbekannten Hotel ab und bleibe vorderhand für jedermann verschollen. Auch die zwei glücklichen Bräute, Mama und Frida, will ich nicht sehen. Mein einziger Vertrauter wird mein Rechtsanwalt sein. Du sollst mich nicht aufsuchen, damit ich auch den Schein vermeide, als wäre ein Dritter in die Katastrophe verwickelt. Es gibt keinen Dritten, keine Dritte. Mein Mann paßte nicht zu mir und ich nicht zu ihm, und sobald uns diese traurige Tatsache unwiderleglich klar war, zogen wir daraus die einzig mögliche Konsequenz. Wir sind vernünftige, überaus vernünftige Leute, lieber Max, zu vernünftige Leute, deren Hirn lauter spricht als das Herz.

Ich spähe in mir nach Symptomen einer Seelengesundung, aber das ist voreilig. Augenblicken der Tapferkeit folgen Stunden der Feigheit, in denen — aber so etwas schreibt man nicht nieder. Ich werde den furchtbaren Tiefstand überwinden und alle Welt soll mir das Zeugnis ausstellen, daß ich das Schicksal meistere.

Fühlst du die Unlogik dieses Briefes? Und sein Pathos? Es gibt kein Zeugnis, das alle Welt ausstellt oder überhaupt ausstellen dürfte. Und ich bin auch nicht stark und meistere das Schicksal nicht, weil das niemand kann.

Was denn dann? Was?"

*

Der Scheidungsprozeß wickelte sich glatt ab und da die Ehe nach evangelischem Ritus geschlossen war, bekamen beide Teile ihre Freiheit wieder. Die Versöhnungsversuche, sowohl die von Amts wegen als auch die von Freunden und Bekannten eingeleiteten, scheiterten.

Es waren für Frau Lori Monate einer schweren inneren Krise. Manchmal fürchtete sie, zu früh den Glauben an Gustav verloren, zu früh kleinmütig die Waffen in einem Kampfe gestreckt zu haben, doch gegen solche Selbstvorwürfe bäumte sich jedesmals ihr Stolz. Klar erkannte sie das Problem, dem sie nicht gewachsen war; es hieß einfach genug: Gesunde und Kranke. Allmählich überlegte Lori vernünftig und ruhig und sagte sich, es sei eine Sünde wider den heiligen Geist der Natur, der Vergangenheit ein Recht auf die Zukunft einzuräumen.

Die Wirklichkeit, nicht ihr abhängiger Einzelwille, die Wirklichkeit, die über die Köpfe der Menschen weg Tatsachen schafft, beendete den

wanderte er über das große Wasser, wo, wie er erklärte, Leute seines Schlages unbedingt reussieren; dann würde er seine innigstgeliebte Gattin nachkommen lassen. Max Althaller streckte das notwendige Reisegeld vor, zufrieden, den lästigen und anrüchigen Spekulanten in Amerika zu versetzen und Voltellini schob die blauen Geldnoten mit Grandezza in die Westentasche, empfahl sich — und ließ nie mehr von sich hören. Frau Josefine fuhr trotzdem fort, ihn in bengalischer Beleuchtung zu sehen und dementsprechend zu schildern: „Ihr glaubt nicht, wie großzügig er ist und wie genial und erfinderisch — aber auch zerstreut, vergeßlich und schlampig ... Und wie er mich geliebt hat!"

Darauf knurrte manchmal der Schwiegersohn: „Er hat dich so geliebt und liebt dich noch so glühend, daß ihm die Worte fehlen, die auch nur eine Korrespondenzkarte ausfüllen, er ist so zerstreut, vergeßlich und schlampig, daß es ihm nicht einfällt, mir den Vorschuß, den ihr mir für ihn abgeknöpft habt, zu retournieren, obwohl ich damit meinen Pferdestall — notwendig wär's! — neu decken könnte, und er war so großzügig genial und erfinderisch, daß er frei erfundene Bilanzen aufstellte, weshalb sie ihn in den Kotter steckten."

Max Althaller, vierschrötig, unkompliziert, robust und kollernd, mit seinem mächtigen Rundschädel und dem dazugehörigen Stiernacken, verstand sich ansonsten mit der Schwiegermutter, die ihn respektvoll schätzte, vorzüglich, aber in punkto Voltellini gingen die Geschmäcker auseinander. Das drückte die Zuneigung Frau Voltellinis zu ihm keineswegs herab und einmal sagte sie ohne Takt zu ihrer Tochter: „Zu dem Mann ist dir zu gratulieren. Hättest du ihn nur ohne Umweg über den andern geheiratet!"

Die sonst nachgiebige Frau Lori schnappte ein: „Mama, dieses Thema ist in meinem Haus verboten."

„Max erinnert mich in manchem an Voltellini."

„Dann ist dein Erinnerungsvermögen gestört und du tätest gut daran, möglichst wenig an Voltellini zu denken." —

Frau Lori war als Mutter und in der Wirtschaft musterhaft, sie vernachlässigte nichts und hatte für alles Zeit, kümmerte sich um den Schweinestall und den Hühnerhof, beaufsichtigte die Schweizer, daß sie sich vor dem Melken die Hände wuschen, und unterrichtete ihre Buben in den Gegenständen der ersten Volksschulklassen. Nur für Sport blieb nicht viel übrig. Max wollte ihr zuliebe einen Tennisplatz anlegen, aber da dankte sie: „Mit wem soll ich spielen? Und es freut mich auch nicht mehr. Wenn ich Ballen schupfen will, tu ich es mit Fritz und Rolf." Nur ihre Lust am Reiten war noch gewachsen und die schönste Stute im Stall gehörte ihr; die sattelte sie selbst, schwang sich ohne fremde Hilfe auf den Rücken und niemand sah der tapferen, eleganten

der Hut sein — „aufpassen", wie Doktor Menge, der Nachfolger des Primarius Wallnöffer im Sanatorium, gesagt hatte.

Die lang vorbereitete Indienreise machte Gustav allein, da seine Frau sich nicht entschließen konnte, ihr zweijähriges Mäderl inzwischen fremden Leuten zu überlassen. Das Kind hieß sonderbarer Weise Lory, war ein munterer Fratz, blond und mit quecksilbernem Temperament. In Abwesenheit des Vaters erkrankte die kleine Lory an Scharlach und die Ärzte gaben wenig Hoffnung. Da depeschierte Madame Eugenie in ihrer Herzensangst um die große Lori, sie möchte kommen und beistehen. Die Gerufene kam und pflegte das arme Wurm gesund. Und sie blieb drei Wochen in der Villa am Kap Saint Martin und wohnte in Gustavs Arbeitszimmer, im sonnigsten Raume des Hauses. Die Wände waren mit Bildern reich bestückt, ihr eigenes befand sich nicht darunter; das stand auf dem Filigranschreibtisch der Hausfrau als einziges.

Abgespannt von den Nachtwachen saß Frau Lori dann oft stundenlang auf der Veranda und schaute über das frühlingsblaue Meer, während sie an ihr eigenes Daheim dachte, wo noch der Winter wütete und Schneeflocken tanzen ließ. Sie dachte in diesen Tagen auch viel an ihre mißlungene Frühlingsehe, an den Sommer in St. Pankraz, an dies und das, an den Unversöhnlichen und Se. Hochwürden den Herrn Pfarrer Madlseder, der nun gleichfalls zur großen Armee eingerückt war, an Frau Brigitta, die sich mit Herrn Schellag allen Vorausbestimmungen zum Trotz glücklich fühlte, an Frau Schubert und Beppo Wasinger und die schwarzgelbe Postkutsche, an die Flucht der Zeit und des Raumes, und ein absonderlicher, doch gar nicht sentimentaler Schimmer beleuchtete jene fernen Dinge und Menschen. Und sie dachte mit gerührtem, wärmeren Herzen an ihren Max, der Pferde und Rinder züchtete, Schweine mästete, als unverfälschter, ewig unzufriedener Agrarier über die Handelsverträge einer bornierten Regierung schimpfte und täglich — zumeist auf Postkarten — versicherte, wie sehr überall die Hausmutter fehle; und sie dachte an ihre beiden Jungen Fritz und Rolf, die stündlich zehnmal fragten: „Kommt Mami denn noch nicht?", worauf die Großmutter Frau Voltellini antwortete: „Geduld, Buben, sie wird schon kommen."

Leichter und froher kehrte Frau Lori heim, als hätte die Fahrt zu dem sterbenskranken Kind die allerletzten Beschwernisse von ihr losgelöst. —

Frau Josefine Votellini wohnte seit dem Unglück mit ihrem zweiten Mann auf dem Gute des Schwiegersohnes und Neffen und benahm sich im großen und ganzen recht gescheit und brauchbar. Voltellini hatte bald nach der Hochzeit Konkurs gemacht, von dem auch das kleine Vermögen seiner Frau, das er überschätzte, verschlungen wurde. Das Gericht sperrte ihn wegen betrügerischer Krida ein, und wieder enthaftet,

der Kranke, der sich in den Mittelpunkt der Welt stellt, beneidet den Gesunden: ‚Helft mir! Wozu seid ihr denn da, als mir zu helfen?‘ . . .“ Doch der Autor entscheidet als oberster Richter, der der Dichter in seinen Werken ist: „Der Gesunde ist seinetwillen da, er pocht auf sein Naturrecht, auf das göttliche Recht der Kraft, und es wäre frevelhaft, ihm das Kranke anderer aufzubürden. Das Kranke ist wider die Natur, etwas von der Kultur widernatürlich Geduldetes und Geschütztes.“ Eine herbe Philosophie, die Frau Lori nachträglich rechtfertigt — der, war sie ehrlich, damals vor dem Kranken graute, daß sie flüchtete. Vielleicht nur deshalb hat sie sich geflüchtet. Denkt sie jetzt oft. Den Ausschlag gab der Haß des Gesunden gegen das Kranke.

Und in dem Augenblick, da ihr Gustav — spät, sehr spät! — ein „Ich verstehe dich! Ich begreife dich!“ zuruft, in diesem Augenblick zweifelt sie an der Berechtigung der krassen Theorie, die über das Leiden souverän hinwegzuschreiten gebietet, unbekümmert, bloß die Wohlfahrt des Starken im Auge.

Frau Lori hat keinen Schlaf; noch eine zweite Nacht liest sie, liest das Buch zum zweitenmal, mit langen, langen nachdenklichen Pausen. Das Gewesene schleicht so nahe an sie heran, daß sie glaubt, sie brauchte bloß mit begehrlichen Fingern danach zu langen.

Morgens um sechs nimmt sie ein Bad, um sieben wirtschaftet sie im Hühnerhof und beim Frühstück bemerkt ihre Mutter: „Du bist blaß, leg dich noch eine Stunde nieder.“

„Ich bin nicht blaß und ich lege mich nicht nieder.“

Die Buben betteln: „Mami, spiel mit uns!“

Auch das nicht. „Nein“, wehrt sie kurz ab, aber besinnt sich und fügt lieb hinzu: „Was wollen wir spielen, Eisenbahn oder Domino?“ Sie entscheiden sich für „Automobil“, wo man hetzen und schreien und pfeifen darf. Frau Lori stellt den Sicherheitswachmann vor, den die wilden Chauffeure mit ihrem Handkarren beinahe über den Haufen fahren.

Mit dem Zwölfuhrzug trifft Besuch ein, die Fridl-Freundin, die den Mittelschulprofessor heiratete. Sie überstand eine Angina und soll sich erholen. Die Frau Professor ging stark in die Breite und hat ein larmoyantes Wesen angenommen. „Mein Gott“, pflegt sie zu jammern, „bei dem frettigen Leben, das wir führen, mit wenig Geld und viel Kindern muß man sich rackern.“ Zwei Mädeln sind ihr „viele Kinder“ und sie klagt über den Geiz ihrer Eltern, die nur einen kleinen Zuschuß geben, und für ein Winterkleid, einen Frühlingshut, für den Sommeraufenthalt ist ein besonderes Bittgesuch notwendig.

Max empfiehlt sich immer gleich nach dem Mittagessen und doppelt schleunig, wenn Frau Frida mit ihrem Gejammer anhebt. Nur Frau

Reiterin die zwei pausbäckigen Söhne an. Ihre zähe, elastische Figur verwuchs gleichsam mit dem Pferde und so galoppierte sie über Wiesen und Felder.

Alle zwei, drei Monate fuhr Frau Lori nach Wien und machte Einkäufe, angefangen vom Kunstdünger bis zu den Seidenstrümpfen, denn sie hielt auf ihr Äußeres. Und jedesmal erübrigte sie eine Stunde für den Buchhändler, der die literarischen Neuerscheinungen bereitwilligst herbeischleppte. Da wählte sie bedächtig und kaufte das Passende.

Wenn Madame Eugenie, was gewöhnlich um Weihnachten herum geschah, Gustavs neuestes Buch schickte, dann war Lori einen ganzen Tag für niemanden zu sprechen, verschloß sich in ihrem Boudoir — einem altertümlichen Turmzimmer — schob den schmiedeeisernen Riegel vor und las. Und las und sann, sobald da und dort auf den Zeilen und zwischen den Zeilen Gedanken auftauchten, die sie kannte, die sie einst selbst mit dem Verfasser besprochen hatte; und wenn in dem Buch ganz Fremdes stand, fühlte sie einen leisen Schmerz darüber, daß die Vergangenheit ferner und ferner wurde. Da eine solche Lektüre den unbestrittenen Vorrang vor der großen Wäsche, dem Schweinekober und der Brutanlage behauptete — nur gerade nicht vor den Kindern — so grollte der ein bißchen eifersüchtige Max und verwünschte die Bücherpakete aus Saint Martin, würgte aber seinen Groll heldenhaft hinab, da er schrecklich unter dem Pantoffel stand.

*

Es ist wieder Frühling, der zehnte Frühling von dem an gerechnet, als Frau Lori das erstemal heiratete, und es ist ein milder Frühling, der die Saaten saftig in die Halme treibt. Von Ungarn her weht ein lauer Wind und macht die Knospen schwellen.

Außer der Reihe hat Madame Eugenie Gustavs letzten Roman geschickt. Er führt den Titel: „Eine Frühlingsehe", und Frau Lori liest eine Nacht durch bis zum Morgen und begrüßt die Gestalten als Bekannte — den nervenkranken Maler, sein jungangetrautes Weib und die zierliche Spanierin Mercedes. Sie legt ihre alten Tagebuchaufzeichnungen neben das Buch und vergleicht Seite um Seite, Abschnitt um Abschnitt, und findet in dem Roman manches, das sie nicht anmerkte, manches, was der Autor frei erfand, und manches Erlebte suchte sie vergebens. Der Roman ist ein Bekenntnis, das Bekenntnis einer einseitigen Persönlichkeit, die den Schleier von den geheimsten Regungen der Seelen zieht, nichts unterdrückt, alles heraussagt, und des Verfassers strengem, überstrengem Blick entgeht kein Fältchen, kein Riß, keine Narbe im menschlichen Herzen. Das Buch — kein sonniges Buch! — aber schließt: „Gesunde und Kranke hassen einander, müssen einander hassen. Der Gesunde empfindet den Kranken als Ballast, und

nervös — und wie! Ich kenn' mich dabei leider aus, denn ich bin's auch und unser Hausarzt verordnete dagegen einen ausgiebigen Meeraufenthalt, aber . . ." Sie reibt Daumen und Zeigefinger aneinander.

„Geldfrage?"

„Wo denn nicht? Gehörig auch noch. Und mein Mann ist so sparsam und kauft nichts als Bücher und wieder Bücher. Ja, hätte mir deine Mama nicht den Voltellini weggeschnappt, der wäre Papa schon in die Kasse gekrochen! — Du, da fällt mir ein, hat dein ehemaliger Gatte nicht wieder einen Roman herausgegeben?"

„Ich glaube."

„Hast du ihn nicht gelesen? Hör auf, das muß für dich doch furchtbar interessant sein."

„Vielleicht."

„Sag, hast du ihn wirklich nicht gelesen?" Frau Frida ist ganz Neugier und beschleunigt ihre Schritte.

„Ein bißchen."

„Ich auch nur ein bißchen — eigentlich hab' ich darin nur geblättert, weil uns der Buchhändler ein unaufgeschnittenes Exemplar zur Ansicht schickte und mein Mann behält nie belletristische Sachen, er interessiert sich bloß für Wissenschaftliches. Aber hineingeguckt hab' ich. Du, ich sag' dir, Lori, ein ungutes Buch, so arrogant und hochmütig und alles abweisend, was heute gilt. Das meinte auch mein Mann. Mit so was macht ein Dichter keine Geschäfte." Sie wird lebhaft: „Sei froh, daß du dich zur rechten Zeit von ihm hast scheiden lassen, wie du noch jung warst. Du hättest sonst dein Leben verpatzt, an einen Kranken verschwendet, der es dir nicht einmal dankte, nach dem, was deine Mama erzählt. Ein Mensch mit einer so brutalen Lebensauffassung! Jetzt, wo er sich passabel zusammengeklaubt hat, sitzt er wieder stolz auf dem hohen Roß — ich garantiere dir, wärest du einmal ernstlich krank geworden, er hätt' dir den Stuhl vor die Tür gesetzt oder dich ins nächstbeste Spital gesteckt."

Frau Lori schaut in die dumpfe Frühlingsdämmerung, weit über die frischbestellten Äcker, blickt ohne Blinzeln in die grell geränderten Wolken, die gegen Sonnenuntergang ziehen, und sagt sehr einfach und sehr bestimmt: „Ich weiß nicht, warum du mir das erzählst. Ich klage jetzt nicht und habe früher niemals geklagt und sehe selbst ein, daß ich Grund zur Zufriedenheit habe. Meine zweite Ehe ist geraten, wir sind materiell unabhängig und Max ist ein bärbeißiger, aber ein seelenguter Mensch, mit Mama ist schließlich auszukommen und meine Buben — meine Buben sind mein Alles. Die Vergangenheit ist abgeschlossen.

„Aber?"

„Wieso, aber?"

Voltellini hört nickend zu. „Ja“, stimmt sie ins Lamento mit ein und setzt sich in Positur, „ja, die Eltern, die ausschließlich an sich denken und nur an sich! Wie wäre Ihnen geholfen, liebe Frida, wenn der Herr Papa jährlich mit ein paar Tausendern herausrückte — er hat's ja, aber davon trennen mag er sich nicht. Einmal kriegen Sie alles und werden im Geld schwimmen, aber jetzt, jetzt sollten Sie's haben, wo Sie jung sind und etwas dafür genießen könnten. Meine Mutter hat es genau so gemacht. Wie hab' ich als junge Frau gespart! Und hab' es mir heilig geschworen, daß ich bei meiner Tochter verständiger sein werde – und den Schwur hab' ich gehalten, nicht wahr, Lori?“

„Ja, Mama.“

„Und dann muß man halt vorsichtig sein beim Heiraten. Ein Beamter zum Beispiel hat einen bescheidenen Gehalt, aber eine feste Stellung ist auch nicht zu verachten, liebe Frau Frida, und eine sichere Pension und ein schöner Urlaub. Ach Gott, meine Pension ging durch meine zweite Verheiratung flöten und ich esse jetzt sozusagen das Gnadenbrot. Schauen Sie, die Lori, die hat's akkurat erraten — der Max ist ein Prachtkerl! Na ja, zuerst hat sie eine Dummheit gemacht . . .“

„Mahlzeit.“ Frau Lori faltet die Serviette mit scharfen Bügen und schiebt sie in den Ring. „Wo sind die Buben?“ fragt sie und geht aus dem Speisezimmer.

Ihre Mutter schüttelt vor Bekümmernis den Kopf, daß rotes Fettpuder aus den Runzeln ihres verwitterten Gesichtes staubt: „So ist sie, liebe Frida, gleich beleidigt — und war als Mädl ein so fesches Ding! Sie wissen's ja, sind ja ihre beste Freundin gewesen. Der Gustav, der hat sich an ihr versündigt; Gott verzeih's ihm. Vis-à-vis de rien stand sie nach der Scheidung, auf Ehre.“

Gegen Abend zwingt Frau Lori die Fridl-Freundin zu einem Spaziergang über die Felder; die wäre lieber im geheizten Zimmer geblieben, doch bringt sie es nicht fertig, „nein“ zu sagen, sondern bettelt bloß: „Langsam, ich werde gleich müd'.“

„Weil du faul bist“, entgegnet Frau Lori.

Die Professorin verteidigt sich weinerlich: „Ich bin immer zu Hause angehängt, die vielen Kinder und ein einziges Dienstmädl, auf das kein Verlaß ist, und wenn mein Mann mit der Schule fertig ist, beansprucht er Gesellschaft.“ Mit leichtem Neid fügt sie hinzu: „Du weißt gar nicht, wie gut du es hast, Lori! Eine Freifrau, eine Gutsherrin in einem Schloß — gelt, du hast eine Köchin und zwei Stubenmädchen?“

„Und zwei Schweizer, drei Saudirnen und acht Knechte“, ergänzt Frau Lori, ohne eine Miene zu verziehen.

„Herrschaft!“ Ein längst erloschenes Temperament flackerte auf. „Du Glückspilz! Und doch hast du Nerven! Widersprich nicht, du bist

Frida, bist vor Blattern, Typhus oder einer Hirnhautentzündung nicht gefeit; Anginen haben oft üble Folgen. Aufpassen! Die Mahnung bedeutet, Angst zu haben vor der Zukunft, die uns allen ungewiß ist, den Kranken, den Genesenen und den Gesunden."

„Du bist merkwürdig, Lori."

„Das macht nichts, Frida. Wer einmal große geistige Schätze vertrödelt, wer unwiederbringliche Werte verloren hat . . ." Da schweigt sie und stößt mit der Fußspitze einen runden Stein, daß er kollert. Dann bezeichnet sie einen schmalen Feldweg: „Den gehen wir. Du gehörst in die warme Stube, Fridl, die feuchte Nachtluft des Frühlings ist gefährlich. Aufpassen, mein Liebling!"

„Und du?"

„Ich, ich werde mir Bewegung verschaffen, ich habe heute gefaulenzt und will noch reiten."

Ein Knecht führt die Stute aus dem Stall, sie tänzelt und schnaubt und keilt, aber flugs sitzt Frau Lori im Herrensitz im Sattel. „Auf Wiedersehen, ich komm bald wieder."

„Lori, gib acht! Bleib lieber da, es wird stockfinster. Wenn dir was passiert!" Die Fridl-Freundin fürchtet sich vor dem unruhigen Pferde, das die Ohren spitzt.

„Achtgeben! Aufpassen!" höhnt Lori und treibt den Fuchs mit der Reitpeitsche. Der bäumt sich und saust im gestreckten Galopp in die Nacht.

Frau Frida starrt kurzsichtig nach ins Dunkel und sieht nichts, als verschwommene Umrisse von Bäumen und Büschen und Zäunen, und ein Schummriges, das kleiner und kleiner wird, bis es in der Finsternis verschwindet. Sie ist besorgt und denkt: „Wenn Lori stürzt . . . Sie schwatzte sonderbares Zeug . . ." Und: „Ich würde mich nicht wundern, wenn ein Unglück passierte . . ."

Das äußert sie auch Max gegenüber, der sich ängstigt und brummelt, doch Frau Voltellini sagt: „Ach, die Lori, die reitet wie eine Amazone, wie ein Kosak. Im Herrensitz, gelt? Das schickt sich freilich nicht, aber der etwas raten! Ihr geschieht nichts. Setzen Sie sich gemütlich zu mir, liebe Frida, hier sind Karten, legen Sie Patience oder soll ich Ihnen aufschlagen? Dort sind auch Zeitungen."

Eine halbe Stunde später erscheint Lori, das Haar vom Wind zerwühlt, die Wangen von der kalten Luft gerötet und aus ihren Augen blitzt Lust. Die Friedl-Freundin beneidet sie: „Du bleibst ewig jung!"

„Hör einmal, Max, der Fuchs ist ein Luder und hat mich 'runterschmeißen wollen, hat gebockt und ausgefeuert und zur Strafe mußte er laufen, bis er wie ein kaputer Blasebalg schnaufte."

„Nein, daß du dich das traust", bewundert Frida.

Die Freundin lächelt schlau: „Du machst mir keinen blauen Dunst vor, Lori, ich kenne dich! Immer schon, bei allem — und das hat mich oft geärgert — hattest du ein Aber. Zum Beispiel, wie mich der Marineur verehrte und du . . .“

Frau Lori unterbricht sie: „Diesmal täuscht du dich, meine Liebe. Doch ich werde dir etwas erklären, was du dir merken kannst — oder auch nicht. Die Ehe hat drei Forderungen zu erfüllen, eine körperliche, eine geistige und eine, die das Herz stellt, und nur die Verbindung eines Mannes mit einem Weibe, gleichgültig, ob sie von Amts wegen sanktioniert ist oder nicht, ist eine volle und wahre und echte Ehe, die keine dieser drei Forderungen schuldig bleibt. Merk wohl — Körper und Geist und Gemüt, und darbt eines davon, so ist die Harmonie gestört, die Ehe fällt aus dem Gleichgewicht und zerbricht, womit ich nicht meine, daß sie an einem gemeinen Ehebruch zerschellt. Und zur Harmonie gehört ein Anpassenkönnen und ein Anpassenwollen, ein Geduldhaben und Beherrschen der Instinkte, die immer zuviel verlangen; ein treuer Kamerad sein, der den anderen nicht im Stich läßt, auch wenn er unrecht hat. Am ersten rebelliert der Körper, der Abwechslung begehrt — aber das Thema lassen wir bleiben. In der Ehe gilt der altrömische Satz: Gib, damit du empfängst, gib mit dem Körper, dem Hirn, dem Herzen, denn die Ehe ist ein Vertrag, der auf Gegenseitigkeit beruht, und ein Kompromiß obendrein, wo unmeßbare Werte gegeneinander ausgetauscht werden. Das ungefähr hat mich eine kluge Frau gelehrt, in St. Pankraz, als ich dafür noch nicht reif war und eher an die Maximen einer anderen glaubte, die in den Tag hineinlebte.“

Frau Frida ahnt die engen Beziehungen dieser Worte mit den Lebenserfahrungen Loris, aber die Zusammenhänge sind ihr verschleiert. Sie muß aber eindeutig hören, um zu begreifen. Es fielen da gewisse Dinge vor, meint sie, die man ihr verschwiegen hat und nach denen sie jetzt geradeheraus forscht: „Weil also dein Gustav krank war, so . . .“ Einen Augenblick scheut sie, einen einzigen Augenblick nur, „. . . so fehlte die Harmonie und die Ehe zerbrach, nicht?“

„Er war krank, aber Kranke können wieder gesund werden.“

„Manche Kranke nicht“, behauptet Frida, „oder sie müssen wenigstens stets aufpassen.“

„Aufpassen!“ Frau Lori betont das Wort eigentümlich wie eine übertreibende Phrase, die bloß im Kern, an den niemand mehr denkt, ein Krümelchen Wahrheit hat. „Alle müssen wir aufpassen. Heute sind meine Jungen gesund und morgen können sie Diphtheritis haben; Max kann sich morgen eine Lungenentzündung holen, denn er achtet nicht auf sich, und morgen, heute schon, kann es sein, daß mein Pferd beim Reiten stürzt und mir den Hals bricht. Und auch du, meine liebe

„Ah, nit zum Gewandmachen," lachte jener, „das kauf ich mir in Graz. Den jungen Schneider tät ich brauchen."

„Den da?" Der Meister zeigte mit der Nadel auf mich.

„Der sollt mir halt so Sprücheln machen, so Reimsprücheln für Lebzeltenherzeln, wie sie die jungen Leut gern haben, die Buben und Dirndln." Und an mich gewendet: „Kannst es ja, han ich gehört, das Gedichtelmachen."

Ich schwieg und werde wahrscheinlich rot geworden sein, wenigstens war mir heiß an den Wangen. Ich schämte mich immer, wenn so was vor dem Meister gesagt wurde; die heimliche Kunst wollte ich ihm nicht wahrhaben, da er ohnehin gern behauptete, ich hätte andere Dummheiten im Kopf als wie Hosen und Janker Zwei- oder dreimal ließ ich den Lebzelter auf mich herbitten, insgeheim erwägend, daß ich ihm den Gefallen doch wohl würde tun müssen, weil seine Mutter mir ja die schönen Bücher lieh. So neigte ich endlich den Kopf, ich wolle die Sprücheln schon machen.

Mittlerweile war meine Samtjoppe mit den fünf funkelnden Glasknöpflein fertig geworden. Ich wollte sie gleich an den Wandnagel hängen, aber mein Meister nahm sie mir aus der Hand, prüfenden Blickes. In der Busengegend griff er so ein Weilchen herum, dann schaute er mich an und in seinem Aug' verkleinerten und verschärften sich die Sterne.

„Was hast denn da wieder gemacht?" sagte er halblaut. „Mit dir ist's wohl ein Kreuz! Den rechten Busen hast wattiert, den linken hast leer gelassen. Ein einseitiges Weibsbild! — Trenn auf wieder!"

Der Lebzelter konnte es gehört haben. Wenn ich jetzt untertauchen hätte können in die Tiefen der Ewigkeit! — „Wirst denn du ganz dumm!" redete der Meister in unerträglicher Gelassenheit weiter, „oder tust mir's zu Fleiß!"

Das stach mich. „Zu Fleiß nit, Meister!" zum Weinen war mir, vor Ärger über mich selber, als ich nun die linke Joppenseite auftrennte, um eine Lage Watte hineinzulegen und flach zu heften.

Der Meister sagte nichts mehr. Er war wortkarg und wenn er dann sprach, klang es wieder gütig. —

Als der nächste Samstag-Feierabend kam, auf dem Heimweg ins Vaterhaus, warf ich den letzten Fetzen Leutegewand aus dem Köpfel und das füllte sich mit Lebkuchenherzen-Poesie.

Auf hoher Alm, im grünen Wald,
Da ist mein liebster Aufenthalt.

*

Bei Sonnenschein und Vogelsang
Lebe froh und lebe lang!

*

Frau Voltellini tadelt: „Als Gattin und Mutter hast du Pflichten und solltest vorsichtig sein.“

Auch Max raisoniert, aber nur zum Schein, und schmunzelt dazu: „Mein bestes Pferd hetzt du zuschanden. He, hat der Gaul noch alle vier Beine?“

Lori will mit einem Scherz antworten. da stürmen die Buben, bereits im Nachthemd, ins Zimmer und brüllen: „Mutti hat uns nicht ‚Gute Nacht‘ gesagt, Mutti hat auf uns vergessen ... Mutti ... Mutti ...“ Jeder hängt sich an einen Arm Muttis und zieht und turnt, und Mutti dreht sich lachend im Kreis. Zu Dritt jagen sie um den Tisch, fröhlich, voll sprudelnder Lebenskraft, daß der Vater die Finger in die Ohren stopft, die Großmutter kreischt und Frau Frida die Beine einzieht, weil ihr das tolle Kleeblatt sonst die Lackkappen der Schuhe zertrampelt.

„Mutti ... Mutti ...“

Eine Herzensangelegenheit.

Erinnerung aus Jugendtagen von **Peter Rosegger**.

In der Gaststube beim Hauensteiner saßen wir und nadelten.

„In die Joppen kommen voran fünf Busenknöpf!“ ordnete der Meister an, denn ich hatte eben eine Samtjoppe für die Kellnerin in Arbeit.

„Meister!“ wendete ich mit bescheiden leiser Stimme ein, „die Kellnerin möcht auch sieben Knöpf haben. wie die Frau, hat sie gesagt.“

„Die Kellnerin kriegt fünf Knöpf!“ wiederholte der Meister, „das wär noch schöner, wenn die Dienstleut sich jetzt auch schon so gewanden wollten wie die Herrenleut. Den Busen wattieren, das kannst tun, das haben die Gäst gern bei der Kellnerin. Aber nit so stark wie bei der Frau!“

Während ich solcherlei Weisungen auszuführen mich befleißigte, trat ein Gast in die Stube. Es war der Lebzelter (Lebkuchenbäcker) aus Krieglach, dessen alte Mutter mir manchmal Bücher lieh. Daher kannte ich ihn. Er setzte sich an einen Tisch, legte den Hut auf die Bank, trocknete sich mit dem roten Sacktuch die Stirn und sagte als Ansprache: „So, so, da gibt's Schneider!“

„Ja!“ grüßte mein Meister gehobenen Tones.

„Ich tät wohl auch einmal einen Schneider brauchen,“ sprach der Lebzelter.

„Ja!“ antwortete der Meister. „Wann denn?“

Na, freilich wußte ich es. Ich hatte es nur besser machen wollen. Nun, wenn's bestellt wird, gut. Ein Schneider muß auch Schwimmhosen machen können.

Ein paar Wochen später steckte ich dem Lebzelter unter der weißen Schürze ein anderes Papier zu.

Nimm dies Herz, du kleine Süße,
Es ist so süß wie deine Küsse.

*

Ich möchte dir sagen, wie lieb ich dich habe,
Drum schenk' ich dir, Liebste, die liebliche Gabe.

*

Dies Herz aus Mehl und Honig ist zum Essen,
Mein Herz mit Fleisch und Blut, das ist zum Lieben,
Das sollst du, feiner Schatz, mir nie vergessen,
Drum hab ich es auf dieses Herz geschrieben.

*

Du Büberl, bist mein,
Und nur du ganz allein.
Und ich laß keinen andern
Ins Herzkammerl ein.

*

Dein Äugerl, das leucht't,
Und dein Göscherl, das lacht,
Gelt, bist mir nit bös,
Wann ich komm' bei der Nacht.

*

Wenn ich dich *lieben* kunnt,
Alle Nacht *sieben* Stund,
Wollt ich den ganzen Tag
Buße tun.

Dann saß ich wieder wochenlang in Bauernhöfen herum, baute monumentale Lodenhosen und Janker, wölbte auch manche Weiberjoppe ohne Wattebedarf und verachtete mich ein wenig. Ich hatte etwas geschrieben, das ich eigentlich gar nicht meinte, etwas gesungen, wovon ich zurzeit noch blutwenig spürte. Ich fürchtete und hoffte, daß meine Verse Verwendung finden könnten.

Nach zwei oder drei Monaten brachte ein Kohlenfuhrmann in mein Vaterhaus ein Päcklein vom Lebzelterhaus zu Krieglach. Wohl Bücher von der alten Frau? Für alle Fälle verfügte ich mich in die verschwiegene Strohkammer, um das Päckchen aufzumachen. Sechs Lebkuchenherzen mit farbigen Bildchen draufgeklebt. In einem goldenen Blumenkörbchen saß das Liebespaar und darunter je einer meiner Verse. Alle sechs angenommen. Sie lasen sich beinahe glatt, nur das mit dem Kurzschluß? Es wurde mir finster vor den Augen, als ich's las. — Das zwang ich nicht, das zwang *mich*. — Vom Lebzelter war eine Zeile dabei: „Sie gehen ab wie frische Semmeln.“

Freue dich des Lebens
Und meid die Sünd,
Dann bist du nicht vergebens
Ein Gotteskind.

*

Liebe und hasse zu rechter Zeit,
Mäßig sei in allen Sachen,
Das wird dich in der Ewigkeit
Und auch auf Erden glücklich machen.

Mit solcherlei Dichtungen verfügte ich mich (im Tagebuch aus jener Zeit heißt es anstatt: „ich ging“, immer: „ich verfügte mich“) am nächsten Tage nach Krieglach. Zuerst klopfte ich bei der alten Frau an und zeigte ihr die Verse. Da sagte sie: „Du bist doch ein braver, frommer Bub. Da will ich dir heute ein extra schönes Buch mitgeben!“ Sie reichte mir wie gewöhnlich den Schlüssel zum Dachboden, wo die Bücher und alten Zeitschriften aufgehäuft lagen, aus denen ich mir Beliebiges hervorholen konnte.

„Auf der Wandstelle rechts von der Tür liegen ‚die Stunden der Andacht‘, die darfst heut mitnehmen, weil du so schön dichten kannst.“

Hernach suchte ich den Lebzelter, der heute eine weiße Schürze um und ein grünes Käppchen auf hatte, denn er versorgte nebst der Lebzelterei auch noch eine Gastwirtschaft mit Wein und Met und „Mischkulanz“, in dem beides beisammen war, und bediente die Gäste. Er nahm mir die Sprüche schnell aus der Hand, er werde sie schon lesen, wenn er Zeit habe. Jetzt seien die Leute durstig. — Das empfand ich als etwas formlos. Ich war ja auch durstig, aber weniger nach Mischkulanz als nach einem mit Sicherheit erwarteten Lob. Dann verfügte ich mich auf den Dachboden und statt der Stunden der Andacht nahm ich den Till Eulenspiegel, den daumenlangen Hansel und die schöne Melusina mit.

Erst am nächstfolgenden Sonntag vernahm ich des Lebzelters Meinung über meine Verse.

„Das sollen Sprüche für Lebzeltherzen sein! Na, Peterl, die schreib dir lieber in dein Schulbüchel, wenn du sie nit etwa dort herausgeschrieben hast. Die Lebzeltensprücheln schauen ein bissel anders aus. Da guck einmal.“

Er zeigte mir mehrere, die auf Bildchen unter Liebespaaren standen. Es waren die Erzeugnisse der Lebzelter von Kindberg und Mürzzuschlag, seiner Konkurrenten. Solche wolle er, so ähnliche. Aber doch andere. Ich hätte ja das Zeug dazu, solle mir's nur hervorsuchen.

„Weißt, so von der Lieb muß die Red sein, vom Busselgeben und so. Weißt eh?“

„Also, was der Rhein ist, das wissen wir ja schon — Welzel, was ist der Rhein?"

„Der Rhein ist Deutschlands schönster Strom", schnurrte der Welzel herunter. Elegant umschiffte er die Klippe des Doppelzischlauts innerhalb Deutschlands schönstem Strom. Denn er hatte den Satz vorschriftsmäßig auswendig gelernt auf heute.

„Gut," sagte der Professor, „jetzt soll der Leschner noch die Länge repetieren."

Und der Leschner repetierte die Länge von Deutschlands schönstem Strom: „Der Rhein ist elfhundertzweiundsechzig Kilometer lang", sagte der Leschner, wie aus der Pistole geschossen.

„Ist richtig — soo — und jetzt soll mir noch der Hausmann — nein, der Hausmann war schon in der letzten Stunde dran — jetzt soll mir noch der — der Schwegerl etwas sagen —"

Schwegerl war mäßig interessiert. Schwegerl konnte mit den Ohren wackeln. Diese Ohren bewegte jetzt der Schwegerl in der Richtung nach dem Katheder und blinzelte dazu. Natürlich mußten wir lachen.

„Schwegerl, warum lachst du?" sagte der Professor.

„Ich habe nicht gelacht", sagte der Schwegerl und legte seine Ohren wieder langsam nach rückwärts. Natürlich mußten wir jetzt noch mehr lachen.

Und dann gab es, ebenso natürlich, eine viertelstündige Untersuchung über das Gelächter. Und natürlich kam nichts heraus dabei, denn wir hielten fest zusammen. Aber etwas, dachte der Schwegerl bei der Untersuchung, kommt doch heraus dabei: Er wird seine Frage an mich vergessen. Und verstohlen wollte er sich setzen.

„Halt," sagte der Professor, „halt, Schwegerl, du hast meine Frage noch nicht beantwortet — auf das Gelächter werde ich später noch zurückkommen. Also, Schwegerl, gib jetzt Antwort auf meine Frage."

Schwegerl schwieg und bewegte leise seine Ohren wie zwei Fühler. Und wir zwickten uns erfolgreich in den Oberschenkel, um das Lachen zu unterdrücken.

„Nun, wird's bald, Schwegerl?"

Schwegerl schwieg, nur seine Ohren sprachen eine stumme Sprache.

„Wenn du auf eine solch leichte Frage nicht antworten kannst, Schwegerl, muß ich dir einen Vierer notieren."

Schwegerls Ohren wurden vor Schrecken starr. Dafür ging jetzt sein Mund auf: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, aber Sie haben mich noch gar nichts gefragt."

„Was? Ich hätte dich nichts gefragt? Natürlich habe ich dich gefragt. Sattler, sag ihm meine Frage."

Sattler war der Primus in der Klasse. Er wußte alles. Er wußte mehr als alles, und er kannte den Professor in- und auswendig.

Später habe ich erfahren, daß die alte Lebzeltersfrau ihren Sohn gefragt hätte: „Du, von wem hast du denn diese sündhaften Liedeln jetzt auf den Lebzeltherzen?"

„Sie kennen ihn eh gut, Mutter, der sie gemacht hat."

Als ich nachher wieder einmal um Bücher kam, beteuerte die alte Frau, sie hätte den Dachbodenschlüssel verlegt. — Aber die sechs Lebzeltenherzen wollten trotz der zierlichen Bildchen mir kein Ersatz sein für das, was der versperrte Dachboden barg! Da kam mir der Gedanke, ich könnte diese Herzen ja irgendwie verwerten. Manchem herzlosen Dirnlein konnte man gelegentlich eins einhängen. Zum Exempel der Hauensteiner Kellnerin. Ich hatte ja mehrmals schon beobachtet, wie ihr über dem Busen mein Jöpplein saß mit den fünf funkelnden Glasknöpfen und den sanften Watteeinlagen. Ob man nicht noch weiter ausfüllen könnte? Ich merkte, wie mir allmählich das Interesse stieg an diesem Kleidungsstück. Plötzlich sprang ich hin und steckte ihr ein Herz in den Busen hinab. Sie schaute mich betroffen an, holte dann mit eigener Hand die Bescherung hervor, und als sie sah, daß es ein Lebkuchen war, biß sie drein und verzehrte ihn mitsamt meiner Dichtung. — Hernach lachte sie mich herzig an und als ich dachte: jetzt kommt die Wirkung, legte sie den Arm um meinen Nacken und sagte ein wenig verschämt, sie hätte an mich ein kleines Gebitt.

„Gern, Dirndel!"

„Weißt, mein Franzel, der hat's gern. Möchtest nit so gut sein, Schneiderbub, und mir ins Jöppel noch zwei Knöpfe einnähen, daß ich sieben hätt, wie die Frau Wirtin!"

Bis hierher ging meine Niedertracht und hier hub der Stolz an. Würdevoll sprach ich: „Mein Meister will's nit, so tu ich's nit."

Ich vermute, daß auch alle anderen Herzen, die der Lebzelter etwa verkauft hatte, ähnlich erfolglos verlaufen sind. Jedenfalls ist der Ruhm jener Dichterwerke nicht auf unsere Zeit gekommen. Auch diese neue Auflage wird nicht viel machen.

Geographie.

Von Fritz Müller-Cannero.

Wenn ich an meine Geographiestunden in der Mittelschule zurückdenke, dann wird mir ich weiß nicht wie.

„Heute kommen wir zu den Städten am Rhein", sagte der Geographieprofessor und strich sich seinen Bart, um das erste Gähnen zu verbergen. Dann kam eine Pause. Darauf fing er wieder an: „Also zu den Städten am Rhein kommen wir heute." Wieder eine Pause.

Und ich kann es wieder beschwören: Das war alles, was wir über Düsseldorf hörten. Neulich hat mich ein Freund, ein alter Klassenkamerad, besucht.

„Und wo hast du deinen Wohnsitz jetzt?“ fragte ich ihn.

„In Düsseldorf“, sagte er.

„Aha,“ sagte ich, „wo es den besten — den besten —“

„— den besten Weinmostrich gibt“, ergänzte er und lächelte.

Aber da fällt mir noch so ein schöner Satz ein, ein Wüstensatz, den wir bei ihm auswendig lernen mußten, als unser Geographieunterricht den afrikanischen Erdteil ausdörrte.

„Gefleckt wie ein Pantherfell liegt die Wüste vor den Augen des Beschauers, gelb der Sand, schwarz die Oasen.“ So hieß dieser Satz. Und ihr werdet mir sagen, das sei ein schöner Satz. Und recht habt ihr, es ist ein schöner Satz.

Aber einen Augenblick, bitte — laßt euch einmal diesen Satz fünfmal vorsagen, jedesmal mit einem wuchtigen Akzent vorne und einem unterdrückten Gähnen hinten: „Hr hrr Gefleckt wie ein Pantherfell liegt die Wüste vor den Augen des Beschauers, gelb der Sand, schwarz die O—a—sen uah . . .“ und lernt ihn auswendig bis zum nächsten Freitag (beide Zeigefinger in den Ohren): „Gefleckt wie ein Pantherfell — gefleckt wie ein Pantherfell — gefleckt wie ein Pantherfell . . .“, und hört ihn wieder am nächsten Freitag, erst vom Schüler: „Wie ein Pantherfell liegt die Wüste vor den —“

„Falsch! Der nächste!“

„Wie ein Pantherfell liegt —“

„Auch falsch! Der nächste!“

„Wie ein—“

„Wieder falsch! Sattler, sag's du!“

Und Sattler, der Primus, sagte stolz und fest: „*Gefleckt* wie ein Pantherfell liegt die Wüste . . .“

„Brav, Sattler,“ sagte der Professor, „soo — jetzt der erste noch einmal . . .“, und schreibt dann den Wüstensatz sauber nieder in eure Klassenarbeit: „Gefleckt wie ein Pantherfell . . .“, und hört ihn wieder bei der allgemeinen Wiederholung.

„Gefleckt wie ein Pantherfell . . .“, und sagt ihn schließlich in der Prüfung vor dem Herrn Inspektor auf: „Gefleckt wie ein Pantherfell . . .“, und nachdem ihr das alles getan habt, will ich euch wieder fragen: „Ein schöner Satz, nicht wahr? Ein wundervoller Satz . . .?“ Und dazu möchte ich euer Gesicht photographieren, daß ihr's wißt.

Und als eine Revanche, freilich, eine vorausgenommene Revanche, hätte ich euch erlaubt, daß ihr mein Gesicht, daß ihr die Gesichter unserer Klasse abphotographiert hättet, als eines Tages ein neuer

„Als was stürzt sich der Rhein in den Bodensee?“ deklamierte Sattler.

„Nun, siehst du, Schwegerl, das habe ich dich gefragt.“

Eine Welle der Empörung ging durch die Klasse. Ein drohendes Gemurmel flog auf.

„Was ist denn los?“ sagte der Professor.

Ich hob den Finger, ich schnellte empor, ich haspelte heraus: „Der Sattler hat etwas gesagt, was Sie gar nicht gefragt haben, Herr Professor.“

Ein andrer Finger flog in die Höhe: „Der Sattler hat etwas gesagt, Herr Professor, was Sie haben sagen wollen.“

„Was ich sagen wollte?“ sagte nachdenklich der Professor, und es gab eine lange Pause des Nachdenkens. Dann sagte der Professor: „Der Sattler hat recht — das habe ich wirklich fragen wollen. Also, Schwegerl: Als was stürzt sich der Rhein in den Bodensee?“

Dem Schwegerl war die eisern festgelegte Antwort längst eingeflüstert worden: „Als ein Jüngling“, sagte er bedächtig, und seine Ohren legten sich befriedigt wieder nach hinten. Auch der Professor war befriedigt.

„Schön,“ sagte er, „als ein Jüngling — soo, und jetzt kommen wir also zu den Städten am Rhein — aufgepaßt, die ganze Klasse!“

Mit dem Zeigestab fuhr er über die Landkarte. Jetzt blieb der Stab auf einem dicken runden Punkte stehen. Die Spitze zitterte darum herum: „Köln ist die größte Stadt am Rhein“, sagte der Professor langsam und feierlich. Und dann noch einmal: „Köln ist die größte Stadt am Rhein — Salzbrunner wiederhol's.“

Und der Salzbrunner wiederholte: „Köln ist die größte Stadt am Rhein.“

„Schön,“ sagte der Professor und die Spitze seines Zeigestabes zitterte weiter nordwärts, „schön, und jetzt kommen wir zu Düsseldorf. Aufgepaßt, die ganze Klasse! Düsseldorf ist die schönste Stadt am Rhein — die schönste Stadt am Rhein.“ Dann kam eine Pause. Und dann: „Dort gibt es den besten Weinmostrich — den besten Weinmostrich — Brandstetter, sag's nach.“

Und der Brandstetter sagte es nach: „Düsseldorf ist die schönste Stadt am Rhein.“ Dann schwieg er.

„Weiter“, sagte der Geographieprofessor.

„Düsseldorf ist die schönste Stadt am Rhein“, wiederholte der Brandstetter zögernd.

„Weiter, weiter, immer weiter!!“

„Dort gibt es den besten — den besten Mostrich.“

„Weinmostrich“, verbesserte der Professor.

Ich schenk's dem Frühling!

Von **Eduard Adolf Kraus.**

Jubilate.

Durch einen Lenztag geh' ich hin . . .
Es lockt die Welt, die sonnbestreute!
Mir ist so königlich zu Sinn,
Ein Heiland ward geboren heute,
Und dieser Heiland — kennt ihr ihn? —
Unsterblich ist er und heißt —: Freude!

Aus blauer Klarheit fließt das Licht
Herab ins Tal, das sonndurchglühte.
Ihr seht die Wunder Gottes nicht?
Mir spricht aus einer jeden Blüte,
Aus der ein rosiges Duften bricht,
Des Weltenherrn allheilige Güte!

Scherzo.

Order, gegeben am Ersten des Mai'n:
Alle Menschen haben sich gut zu sein!
Der Griesgram verlasse die Lande und weiche,
Er wird nicht geduldet in Unserem Reiche!
Hingegen — was Wir bemerken müssen —
Setzen wir Prämien auf Kosen und Küssen!
Verboten ist strengstens: Ein junges Pärchen
Zu stören in seinem Liebesmärchen!
Dawiderhandelnde straf' man wie Diebe!
König Lenz.
gez. Kabinettsrat Liebe.

Idylle.

Auf einer alten Mauer, die schon halb zerbröckelt ist,
Wächst ein Holunderstrauch.
Darüber hat ein Schwalbenpaar sein Nest gebaut.
Wenn nun die Schwalben heim vom Fluge kommen,
Streckt eines um das andre von den Schwälbchen
Den Kopf zum Nest heraus und zwitschert froh:
„O Vater lieb, o Mutter lieb, was ist das Leben gut!
Es läßt uns grad auf blühenden Holler sehn!"

Der Zahnweh-Herrgott.

Erzählung von **Franz Karl Ginzkey.**

An der Rückseite der Stephanskirche gewahrt man unter anderen ehrwürdigen verwitterten Bildwerken auch einen steinernen Ecce Homo, ein Bildnis des Erlösers mit der Dornenkrone. Es ist ein uraltes, von einem verschollenen Meister stammendes Kunstwerk und soll früher mitten unter den Gräbern am Petersfreithof gestanden sein. Man hat es, als der Friedhof aufgelassen wurde, an die rückwärtige

Geographieprofessor in unser Klassenzimmer trat und sagte: „Nehmt einmal den Atlas, bitte."

Den Atlas? Oh, der war noch fast ganz neu. Den Atlas hatten wir doch früher nie gebraucht? Was wollte nur der Neue mit dem Atlas?

„Nun schlagt die Alpen auf."

„Wir wollen heute einmal eine Wanderung von München nach Venedig machen. Schaut die Karte genau an: Welchen Weg werden wir da wohl machen — der erste in der ersten Bank?"

Der erste in der ersten Bank, das war der Primus Sattler: „Entschuldigen Sie, Herr Professor," sagte er, „das haben wir noch nicht gehabt."

„Das weiß ich schon, drum sollt ihr's selber finden lernen auf der Karte."

Aber der Sattler fand nichts auf der Karte, sondern blieb dabei, wir hätten es noch nicht gehabt. Und da geschah das Merkwürdige, daß der Schwegerl seinen Finger hob. Derselbe Schwegerl, der mit den Ohren wackeln konnte. Derselbe Schwegerl, der noch nie in einer Geographiestunde den Finger gehoben hatte.

Und dann geschah das weitere Wunder, daß der Schwegerl tatsächlich den Alpenweg über die Brennerstraße aus der Karte herauslesen konnte, Fluß für Fluß, und Stadt für Stadt. Und des Schwegerls Ohren haben nicht gewackelt wie früher „aus Klassenviecherei", sondern nur ein wenig gezittert haben sie vor Eifer und vor Aufregung, daß er einen Alpenweg hat finden können, daß er einen Alpenweg hat finden dürfen . . .

Und wie er fertig war, der Schwegerl, wie er angelangt war in Venedig, da sagte der neue Professor: „Das war ganz richtig aus der Karte herausgelesen. So, und nun will ich euch diesen wichtigen Alpenweg auch noch lebendig machen mit dem, was ich selbst darauf gesehen habe, als ich einmal südwärts zog . . ."

Und dann erzählte der Neue, erzählte und erzählte . . . Mäuschenstill saßen wir auf unsern Bänken. Der grüne Innstrom rauschte. Innsbruck tauchte auf mit seinen Bergen überm „Goldnen Dachl", seinen erznen Helden in der Hofkirche. Andreas Hofer stand am Iselberg mit seinen Schützen, die so prächtig zielen konnten. In die schweigende Pracht der Alpen ging es hinauf. Schäumend schoß der Eisack durch das Klassenzimmer — Bozen tauchte auf, das alte Bozen — und in der Ferne winkte schon Venedig . . .

An einem Herbstabend, es regnete seit dem frühen Morgen in Strömen, ging ich, in meinen Wettermantel gehüllt, in den Straßen der inneren Stadt spazieren. Ich hatte abends eine Zusammenkunft mit Kollegen, und da galt es, noch eine halbe Stunde totzuschlagen. So ein Regentag in der Stadt hat mir immer Spaß gemacht. Die Leute bewegen sich mit erfrischter Lebhaftigkeit; die Nichtstuer sind ersetzt durch die braven munteren Menschen, die es eilig haben; der Regen rauscht in vielen Melodien, und alle Lichter spiegeln sich wie toll auf dem nassen Asphalt und führen dort ein phantastisches Scheinleben.

Ich spazierte also ganz vergnügt unter meinem tropfenden Schirm auf dem Graben umher, als ich plötzlich an der Seite eines älteren Herrn eine Dame bemerkte, die mir auffiel. Sie war nur mittelgroß, aber von ebenmäßiger, ausgereifter Gestalt und trippelte auf zwei Kinderfüßen zierlich zwischen den seichten Pfützen des Asphalts umher, sorglich bemüht, sich die feinen Lackschuhe nicht zu beschmutzen. Im übrigen aber war, in eben diesem Augenblick, wenig Kindliches an der Dame. Sie zeigte mir, mit ihrem Begleiter sprechend, ein feines pikantes Profil, aber es lag etwas merkwürdig ängstlich Lauerndes und übel Gelauntes um diese Augen und Lippen, so daß ich mir meine Gedanken darüber machte, ob ich nun wollte oder nicht. Sie schien mir voll nervöser Unruhe, und zeitweise warf sie den hübschen Kopf mit jener raschen unwilligen Bewegung zurück, die der Verräter innerer Ungeduld ist. Aber ihr Gatte, denn er war es offenbar, schien von ganz gleichgültigen Dingen mit ihr zu sprechen. Die beiden begannen mich neugierig zu machen. Ich ging hinter ihnen her und mein Spürsinn kombinierte sich irgendeine Novelle zusammen, von einer mißratenen Ehe oder dergleichen. Ich hielt damals eine unglückliche Ehe für einen höchst verdammenswerten Ausnahmszustand, an dem meist nur die Gattin schuld war. Es klebte noch etwas von der Selbstherrlichkeit der alten Germanen an mir, deren Ehegesetze ich sogar zum Gegenstand meiner Dissertation gemacht hatte.

Die beiden waren über die Kärntnerstraße und an der Oper vorbeigekommen und blieben nun bei einer Haltestelle der Straßenbahn stehen. Ich befand mich jetzt unmittelbar hinter ihnen. Die Dame war schön und, man lache mich aus, es tat mir eigentlich leid, daß sie jetzt in den Wagen steigen und mir entschwinden sollte. Es kam aber anders. Als der richtige Wagen zur Stelle war, stieg nicht *sie* ein, sondern ihr Begleiter. Er blieb auf der Plattform stehen und rief ihr, schon im Fortfahren, zu: „Komm nicht zu spät, Magda!“

Sie nickte ihm zu und blieb ruhig unter ihrem Schirm stehen, bis der Wagen um die Ecke bog. Dann schien sie aufzuatmen, sah hastig auf die Uhr und ging eiligen Schrittes in die Kärntnerstraße zurück.

Kirchenwand gestellt, dicht vor das bekannte Fegfeuerbild des Historienmalers Danhauser. Dort bleibt es nun, von einem Dächlein geschützt, und führt in seiner stillen Weise Zwiesprache mit jedem, der es mit gläubigem oder nachsinnendem Herzen betrachten will.

Im Wiener Volksmund heißt das Bild der „Zahnweh-Herrgott“, und es knüpft sich eine lehrreiche Sage daran. Ein altes frommes Weiblein hatte dem Erlöser einen Kranz aus frischen roten Rosen um die Dornenkrone gewunden und band die Rosen mit einem Tüchlein fest, das sie dem Heiland ums Kinn schlang. Kamen bald darauf drei schwerbezechte adelige Junker und höhnten den Gekreuzigten, und fragten ihn, ob er etwa Zahnweh habe? Noch in selbiger Nacht schwollen den Dreien die gottlosen Backen in entsetzlicher Weise auf, und sie brüllten vor Schmerzen wie Nebelhörner auf hoher See. Kein Hauskräutlein half, kein Bader und kein Zaubersprüchlein, bis sie endlich reuigen und zerknirschten Sinnes ihre Missetat bekannten und den Heiland um Gnade anflehten, worauf sie von ihren Qualen wieder erlöst wurden.

Dieser steinerne Ecce Homo hat in seltsamer Weise in meine Jugend eingegriffen, und davon will ich nun erzählen. So oft mich mein Weg an der Stephanskirche vorbeiführt, mache ich einen Umweg und gehe, wenn ich es nicht gerade sehr eilig habe, um die Kirche herum und gelange so auf den kleinen stillen Platz, wo der Zahnweh-Herrgott steht. Dort ist es immer sehr einsam, insoweit es eben in der Großstadt eine Einsamkeit gibt; es gehen meist nur wenige Leute vorbei, und der kleine Vorgarten des bekannten Gasthauses „Zum deutschen Haus“ ist auch nur mittags und abends von Gästen lebhafter besucht. An sonnigen Nachmittagen hat dieser friedliche Winkel oft ganz wundersame Farben und Lichter; hier weht dann noch ein Hauch vom idyllischen alten Wien.

Der Zahnweh-Herrgott und ich, wir haben einmal mitsammen ein Wunder vollbracht, und ich bin seitdem in einer Weise mit ihm verbunden, die der besten Frömmigkeit nicht nachsteht. Wir haben zusammen ein Geheimnis, aber er ist der Verschwiegenere von uns beiden, denn ich bin eben im Begriff, es auszuplaudern.

Ich war damals ein blutjunger Mensch, ein Rappelkopf und Schwärmer und litt noch fürchterlich unter den Unvollkommenheiten der menschlichen Dinge. An Ideale glaubte ich als an das Selbstverständliche und brach, so oft ich enttäuscht wurde, mit Anklagen und Empörungen in fremde Seelengründe ein. Ich stand damals kurz vor meiner Promotion, die Welt lag weit und fragend vor mir. Es war also eine Zeit, in der man einem jungen Manne manches zugute hält, und ich bedarf auch immerhin einiger Nachsicht für das, was ich nun zu erzählen habe.

unter anderm auch mit einem Innsbrucker Professor in brieflicher Verbindung, dem ich manchen wissenschaftlichen Rat und manche Förderung verdankte. Es ergab sich nun, daß er einen kleinen Kurort in der Nähe von Graz aufsuchte, und mich einlud, ihn eines Nachmittags zu besuchen, „damit wir uns endlich auch persönlich kennen lernten". Ich fuhr an einem schönen Tag hinaus. Am tiefblauen Himmel begleiteten mich pausbackige Sommerwölklein, die grüne Steiermark ließ ihre Bäche schäumen und ihre Tannen duften, und ich hätte am liebsten zum Coupéfenster hinausgejodelt, so fröhlich war mir zu Mute.

Der Professor erwartete mich auf dem Bahnhof. „Das ist schön, daß Sie endlich kommen", sagte er. „Wir haben nur wenige Minuten bis zu mir, da können wir wohl zu Fuß gehen, nicht wahr?" Er verwickelte mich gleich in ein Gespräch über seine letzten Forschungen, und ich hatte kaum Zeit, mich in der Ortschaft umzusehen. Wir bogen bald ins Freie hinaus, durch üppige Klee- und Kornfelder, in denen die Grashüpfer musizierten und standen bald vor einem kleinen, villenartigen Landhaus. Im Vorgarten kam uns eine Dame entgegen, die mich als den „alten Freund ihres Mannes" begrüßte.

Und ich stand wie erstarrt. Es war Frau Magda. Mit einem Schlage kam mir jene nächtliche Episode wieder in Erinnerung. Ich errötete, ohne zu bedenken, daß ich ja für diese Frau ein Fremder war. Sie mußte meine Verlegenheit bemerkt haben, denn sie sah mich einen Augenblick verwundert an, schien sich aber im übrigen keine Gedanken zu machen. Sie führte uns auf einen heiteren, luftigen Vorbau, wo bereits zum Nachmittagskaffee gedeckt war.

Da saß ich nun und sprach mit dem Professor über wissenschaftliche Fragen, denen ich kaum zu folgen vermochte, und meine Verblüffung über dieses Zusammentreffen wollte sich nicht beruhigen.

Da saß ich also bei Frau Magda. Nun ja, sie war ja noch immer schön, diese Frau, und ich begriff, daß sie den Männern den Kopf verdrehen konnte. Aber wenn ich nichts von jenem nächtlichen Abenteuer gewußt hätte, ich hätte mir einen Finger abhacken lassen für ihre Reinheit und Makellosigkeit. Sie war jedenfalls eine prächtige Komödiantin, diese Frau. Sprach da mit ihrem Mann wie die leibhaftige Güte und Sanftmut, tat gewaltig stolz und hausfraulich-züchtig und betrog ihn vermutlich schon längst mit einem Dritten oder Vierten. Daß sie kokett war, konnte ich allerdings nicht bemerken, aber sie pflegte wohl alles zur rechten Zeit zu tun.

Ich fühlte mich in meiner Rolle nicht sonderlich behaglich, aber ich fand sie immerhin interessant. Da lag ein Stück Leben vor mir, das sich anders gab, als es war und von einem Dritten, dem Gatten, auch wieder anders gesehen wurde. Denn es war mir bald klar, daß

Nun war's aber um mich geschehen. Ich wollte durchaus wissen, was diese Frau vorhatte. Ich folgte ihr rasch, so indiskret es auch sein mochte.

Bald hatte ich das Bruchstück meiner Novelle eingeholt und ging nun hinter ihr her. Sie schien es nicht gewöhnt, im Großstadtgedränge vorwärts zu kommen. Der Regen war noch heftiger geworden, ein pfeifender Wind begann stoßweise einzusetzen, Schirme und Kleider kamen in Verwirrung, das Wetter wurde ungemütlich.

Meine schöne Beute verlor ich aber nicht aus den Augen. Sie durchschritt die Kärntnerstraße und bog hierauf rechts auf den Stephansplatz ein. Dort blieb sie vor der Auslage einer Spielwarenhandlung stehen und sah sich mehrmals flüchtig um. Sie wollte offenbar wissen, ob ihr jemand gefolgt wäre.

Ich war unterdessen seitwärts in den Schatten der Stephanskirche abgeschwenkt und ging mit ihr in gleicher Höhe. Sie hielt den Schirm vors Gesicht und lief mehr, als sie schritt. Was wollte sie hinter der Kirche? Und plötzlich wußte ich alles. Es erwartete sie dort ein geschlossener Wagen. Ein junger Offizier stand daneben und half ihr eilig in den Wagen hinein. Der Kutscher raffte die Pferdedecken zusammen, schwang sich auf den Bock, ergriff die Zügel und — in diesem Augenblick tat ich, was mir heute noch ein Rätsel ist. Mich hatte plötzlich der tolle Gedanke erfaßt: Hier spiele ich mit! Ich huschte rasch am Wagen vorüber und raunte rückwärts durch das Guckloch hinein: „Du sollst nicht ehebrechen, Magda!"

Da zog auch schon der Kutscher die Zügel an, und der Wagen polterte davon.

Da stand ich nun mit meinem Dummenjungenstreich. Was, um Gotteswillen, hatte mich zu dieser tollen Komödie bewogen? War das ein Studentenulk? Oder hatte ich Mitleid mit dem betrogenen Gatten? Oder war ich am Ende eifersüchtig auf den „fremden" Entführer?

Ich kam mir allmählich immer lächerlicher vor.

Aber geschehen war geschehen. Der kleine Platz hinter der Kirche war jetzt ganz einsam. Der Sturm pfiff durch den gotischen Zierat, die Laternen drohten zu erlöschen, der Regen prasselte und biß mir ins Gesicht, und der fahle Zahnweh-Herrgott an der Wand, vom roten flackernden Licht überhuscht, sah stumm auf mich nieder. Da zog ich meinen Mantel fest und machte, daß ich fortkam.

* * *

Nach mehreren Jahren, ich hatte mich unterdessen in verschiedenen Städten herumgetrieben, kreuzte sich mein Weg abermals mit diesem Frauenschicksal. Ich lebte damals als Privatdozent in Graz und stand

gegangen. Ich habe selbst darauf gedrungen, daß mein Mann die Berufung nach Innsbruck annehme. Wir haben es auch niemals zu bereuen gehabt."

„Es ist überhaupt merkwürdig", sagte der Professor. „Seit wir von Wien fort sind, sind wir ein glückliches Paar geworden." Er lachte leise vor sich hin. „Die Wiener Luft hatte meine liebe Frau ein wenig nervös gemacht. Kaum waren wir in Innsbruck, stritten wir nur noch dreimal am Tage."

„Du, du!" drohte sie ihm lächelnd mit dem Finger. „Werde mir nur nicht zu übermütig!"

Die Magd brachte das Abendbrot. Der Professor schenkte die Gläser voll. „Also auf Ihr Wohl, lieber Kollege!" Er stieß mit mir an.

Auch Frau Magda hatte ihr Glas erhoben. In diesem Augenblick begann es von der Dorfkirche zum Abendsegen zu läuten. Frau Magda ließ ihr Glas sinken, stand auf und ging, einige Worte flüsternd, die wie eine Entschuldigung klangen, eilig von uns fort.

Der Professor schien ärgerlich. „Sie hätte wenigstens heute eine Ausnahme machen können", sprach er vor sich hin.

Ich schwieg verlegen und wagte nicht zu fragen. „Es ist ein Jammer mit den Frauen", sagte der Professor. „Sehen Sie — es gibt eben kein ungetrübtes Glück auf Erden! Diese Frau, die jetzt, in ihr Abendgebet versunken, in ihrem Zimmer auf den Knien liegt, war noch vor wenigen Jahren ein Freigeist, mehr noch, als ich es selbst jemals gewesen bin. Als Tochter eines Universitätsprofessors, der als Freidenker bekannt war, hatte sie auch nichts weniger als eine frömmelnde Erziehung genossen. Und nun wird mir diese Frau, die mir auch in freireligiösen Dingen immer ein guter Kamerad war, mit einemmal fromm, kirchlich-fromm, katholisch-fromm, und sie läßt es sich nicht nehmen, täglich dreimal ihr Gebet zu verrichten."

„Seit wann geschieht das?" wagte ich zu fragen.

„Kurze Zeit, nachdem wir von Wien fort waren, begann sie mir zu frömmeln, und nun wird es immer ärger und ärger mit ihr. Ich hätte von diesen Dingen nicht gesprochen, wenn Sie nicht selbst zum Zeugen geworden wären", setzte er entschuldigend hinzu. „Aber wenn sie zurückkommt, wollen wir nichts dergleichen tun und uns auf andere Gedanken zu bringen trachten. Ich liebe diese Frau nun mehr als je, und was ich eben sagte, ist wohl der einzige Vorwurf, den ich ihr im Leben zu machen hätte. Und wer ist frei von Schuld? Und bin ich überhaupt berechtigt, diesen Trieb zur Frömmigkeit zu tadeln? Oder ihn einen Fehler zu nennen? Ach, man wird zahm, wenn man alt wird!"

Frau Magda kam zurück. Sie war etwas blässer als vorher, es war ein feiner, leidender Zug in ihrem Antlitz, und ihre Hände zitterten leise, als sie sich wieder bei Tische zu schaffen machte.

der Professor seine Frau vergötterte und an ihre Treue glaubte. Lächerlich konnte ich ihn dabei nicht finden, den alternden Mann, aber — er tat mir leid.

Die Veranda, auf der wir saßen, bot einen lieblichen Blick auf das Murtal und die sanft vorgelagerten Berge. Landleute arbeiteten auf den Feldern; Bauernmägde sangen und banden das reifblonde Korn; zwei Buben ließen einen Drachen steigen, der sich breit auf dem Winde wiegte; von den Wiesen drang ein tausendstimmiges Heimchenkonzert herüber. Es war ein sonnengoldiger Abend voll Ruhe und Wahrhaftigkeit. Nur hier, unter uns Dreien, wucherte die Lüge. Aber es wußten nur Zwei davon. Der Professor war frohgelaunt und gesprächig, er freute sich unverhohlen über meinen Besuch und lud mich ein, auch noch zu Abend zu bleiben.

„Der letzte Zug geht erst um 9 Uhr“, sagte er, „und ich hoffe, Sie werden mich nicht früher verlassen, als es unbedingt nötig ist. Nicht wahr, Magda?“

Ich war um eine Ausrede verlegen und versprach zu bleiben. Frau Magda ging ab und zu ihren häuslichen Sorgen nach, sie ordnete in der Küche das Abendbrot an, und ihr harmonisches Gleichgewicht schien durch nichts gestört zu sein.

„So schön wie dieses Sommerjahr“, sagte der Professor leise, als sie eben wieder hinausgegangen war, „hat mich noch keines angemutet. Ist es die Entsagung des Alters, die mich jetzt so froh sein läßt, oder ist es wirklich das Glück, das verspätete, geheimnisvolle, das mich endlich heimsucht? Ich war nicht immer so glücklich, müssen Sie wissen. Das heißt — Sie müssen es nicht gerade wissen, aber Sie sind mir in unserer langjährigen Korrespondenz ein lieber Freund geworden, und da sehe ich nicht ein, weshalb ich mich vor Ihnen verschließen sollte. Nein, ich war nicht immer so glücklich. Und meine liebe Frau war's auch nicht. Wir vermochten uns in den ersten Jahren unserer Ehe eigentlich gar nicht zu verstehen. Wer von uns beiden schuld war, das weiß ich nicht. Wir waren es wohl beide. Aber nun sind es ungefähr fünf Jahre her, daß sich alles mit einemmal zum Guten gewendet hat.“

Frau Magda kam zurück und begann den Tisch zu decken. Er nahm ihre Hand und streichelte sie. Sie fuhr ihm freundlich lächelnd über das graue Haar. Ich wußte nicht wohin mit meinen Gedanken. Sollte doch der wirkliche Friede hier eingekehrt sein? Oder hatte ich mich in Frau Magda getäuscht? „Sie sind, bevor wir noch mitsammen korrespondierten, einige Jahre in Wien gewesen, Herr Professor, nicht wahr?“

„Wir waren drei Jahre in Wien“, gab mir Frau Magda an Stelle ihres Gatten zur Antwort, „aber wir sind nicht ungern fort-

Auf dem Bahnhof den Zug erwartend, der Professor war wieder heimgegangen, sah ich mich als den einzigen Passagier und setzte mich auf ein Bänklein vor das Stationsgebäude. Von innen ertönte das seltsam aufregende Ticken des Telegraphen, die blanken Schienen erglänzten im Mondschein wie stählerne Riesensaiten, in die Dunkelheit gespannt. Ich dachte, wie einsam wir alle sind und wie der Zufall mit uns sein Spiel treibt, das wir Schicksal nennen. Die Sterne standen dicht und rätselhaft geschart, der Nachtwind sang in den Bäumen, aber es kam von nirgendwo eine Stimme, die mir menschlich geklungen hätte. Das Menschliche tragen wir in uns allein, wir selbst uns Richter und Befreier.

Ich beschloß, Frau Magda nicht wiederzusehen. Es war wohl am besten, es blieb alles, wie es der Zahnweh-Herrgott gefügt hatte.

Du sollst weinen machen und du lachen!

Ein Märchen von **Wolfgang Burghauser.**

Hurlemurle, der Rabe, schritt langsam auf und ab. Er spreizte dabei die Flügel ein wenig vom Leibe ab, schaute mit schiefem Kopfe und scharfen Augen nach einem Käfer oder Wurme aus, blieb hie und da vor einer hellgrünen, zarten Birke stehen und hieb mit krampfhaft gegen den Boden gestemmten Schwanze nach der weißen Rinde. Er konnte nämlich die Rinde der Birken nicht leiden, weil sie so hellrein weiß war. Sobald Hurlemurle seinem plötzlichen Zorne Genüge getan hatte, nahm er seine unterbrochene Wanderung wieder auf und krähte vergnügt ein paar Worte vor sich hin, die so ungefähr wie „Hurlemurle“ klangen, bis ihn das blendende Weiß der jungen Birkenstämme wieder in Aufregung brachte und seine Wanderung unterbrach.

Die jungen Birken, zitterlaubig und anmutig wie junge Mädchen am Brautmorgen, standen aber bei einem kleinen Holzhäuschen, dessen struppiges Strohdach weit über die dunklen Wände hervorragte und die kleinen Fenster fast verdeckte. Dieses Häuschen gehörte dem alten Fritz Gutundschlimm.

Fritz Gutundschlimm war ein seltsamer Mann, fast ebenso alt wie der Rabe Hurlemurle und ebenso seltsam wie dieser. Man wußte nämlich nicht, wie alt der Rabe wäre, und was das Kauderwelsch bedeutete, das er in vergnügten Stunden zusammenkrächzte. Schneeweiß war das dichte, lange Haupthaar Fritz Gutundschlimms, schneeweiß war auch der Bart, der ihm wie ein erstarrter, winterlicher Wasserfall über die Brust herabströmte. Und dieses einzige Ding weißer Farbe liebte

Was ich gehört hatte, gab mir zu denken. Warum war diese Frau zur Frömmlerin geworden? Bereute sie die Sünden ihrer Jugend? Was ich einst erlebte und was ich nun erfuhr, es ließ sich doch eigentlich schwer vereinen. Oder doch — es ist ja manche Magdalena schon zur Büßerin geworden.

Nun saßen wir wieder im Gespräch beisammen, während draußen die Nacht sich breit aus den Feldern erhob und die Hügel emporschritt, den letzten rosigen Hauch auf den Gipfeln verlöschend. Vom Flusse, dessen Rauschen nun deutlicher heraufquoll, wehte eine feuchte Kühle. Frau Magda erschauerte.

„Du solltest dein Tuch umnehmen, Magda!“ sagte der Professor zärtlich.

Sie erhob sich und ging wie ein folgsames Kind in die Wohnung hinein.

„Wir sind hier in diesem Landhause gut aufgehoben“, meinte der Professor. „Wir haben viel zu viel unnötige Dinge aus Innsbruck mitgenommen. Wir fanden alles hier im Hause vor. Das Bild, zu dem meine Frau betet, war allerdings nicht vorhanden“, lächelte er wehmütig. „Sie nimmt es auf alle Reisen mit und will sich durchaus nicht von ihm trennen.“

„Ein Bild?“ fragte ich verwundert.

„Ja, es stellt das bekannte steinerne Christusbild dar, das in Wien hinter der Stephanskirche steht. Ich glaube, es heißt im Volksmund der ‚Zahnweh-Herrgott‘. Der Himmel mag wissen, warum meine Frau gerade dieses Bild so liebt, das sie sich eigens anfertigen ließ. Sie hat doch niemals an Zahnschmerzen gelitten, die Glückliche!“

Ich schwieg, aufs tiefste betroffen. So war es also mein armseliger Bubenstreich gewesen, der Frau Magda zur frommen Büßerin bekehrt hatte? Und hier saß der Mann neben mir, der sich das alles nicht zu reimen wußte, und seine Frau kam eben wieder aus der Stube zurück mit einem Tuche um die Schultern, und sie hielt meinen ulkigen Studentenstreich für ein Wunder des Heilands? So war es also meine Schuld und nur meine Schuld, daß diese Frau zur Frömmlerin geworden war? Konnte ich das wieder ungeschehen machen? Es gab für mich nur eine Pflicht — zu schweigen.

Es war schon spät geworden und der Professor mahnte mich nunmehr zum Aufbruch. Er wollte mich durchaus noch ein Stück Weges begleiten.

Frau Magda legte ihre kühle Hand in die meine und lud mich ein, nochmals des Nachmittags herauszukommen. Ja, das wollte ich tun. Vielleicht fiel mir ein Mittel ein, ein Ausweg, um diese verwirrte Seele zu retten.

Liselott hatte ihn freilich auch rechtschaffen lieb. Aber zeigen wollte sie es ihm nun einmal nicht. Dazu war sie zu jung und schämte sich noch ihrer Liebe, wie's die jungen Dinger so gerne und so oft tun. Und so verlachte sie sich selber die Liebe und tollte sich die jungfräuliche Scham aus dem Herzen. Und je mehr Peter ernst wurde, desto weniger wollte sie's ihm zeigen, wie lieb sie ihn hätte. Justament nicht! Und desto mehr tollte, lachte und sprang sie und war um eins so lustig.

Darüber ward denn der Peter natürlich nur verdrossener. Und wie er auch schon als ein ganz kleiner Junge nachdenksam und grüblerisch war, so wurde er nunmehr ein ganzer Grübler und Kopfhänger, ging einsam seine Wege und ließ gar seine Pfeife, die bei den Bauernjungen immer glüht und dampft, kalt werden und den Brand ausgehen. So nahm er sich die Sache zu Herzen. Ist halt ein Elend, wenn ein ernster Bauernbursch sein Herz an ein Lachding und eine Tanzgretel hängt, dachte er, aber hatte darum Liselott nur noch lieber. So sind die Männer einmal. Und daran ist nichts zu ändern.

Nun hätte man aber doch glauben müssen, die Liselott hätte den Peter nicht mehr gerne gehabt. Weit gefehlt! Aber wie nun die Frauen wieder einmal sind, machte es ihr Freude, den Peter so recht in die Verzweiflungsliebe hineinzutreiben und ihn zu ärgern.

Das ging nun schon geraume Zeit zwischen den beiden so her und hin. Mit Lachen, Tanzen, Singen und Tollen auf Seite Liselotts, mit Grübeln und Ärger auf Peters Seite.

Nun war's um die Zeit der Ernte. Peter war wieder auf einem seiner einsamen, mürrischen Gänge durch die Felder begriffen. Tiefsinnig trottete er durch die Wiesen dahin mit der kalten Pfeife im Munde und verbiß seine Liebe an dem unschuldigen Mundstücke seiner Pfeife.

Da kam ihm Liselott entgegen. Unerwartet: strahlend frisch, mit blanken Augen, lustigem Hüftenschwung, lachenden Lippen, weißen Zähnen. Das weiße Hemd bis zu den Ellenbogen aufgekrempelt, eine bunte Schürze vorgebunden, das grellrote Miederleibchen prall und rund um den wiegenden Oberleib und spannend über den runden Schultern, ein paar Mohnblumen zwischen den Zähnen. So recht zum Ärgern hübsch und lustig war sie.

Wie sie sich nur beim Gehen wiegte! Als stäke das ganze Mädel voller Tanzmusik, voller Flötentriller und Geigenjauchzen —

Himmelherrgott! Der Peter ärgerte sich, daß seine Augen ganz weiß wurden. Dabei konnte er nicht den Blick von ihr wenden. Und sein Gesicht wurde noch finsterer.

Breit bleibt er auf dem engen Feldrain stehen, daß sie nicht vorüber kann. Sie bleibt auch stehen, kann aber das Wiegen nicht lassen. Und

Hurlemurle. Denn er konnte stundenlang seinem Herrn Gutundschlimm auf der Schulter sitzen und den klugen Rabenkopf in den weißen Bart oder das dichte weiße Haupthaar verwühlen. Dabei krächzte er immer „Guck! Guck!" und zog ein oder das andere Haar, das ihm besonders gefiel, liebkosend durch den langen, schwarzen Schnabel.

Gutundschlimm war also ein seltsamer Mann. Er lebte in seinem abseits der Straße gelegenen Häuschen, das ganz nahe am dichten Walde lag, von der Milch einer grauen Ziege, die er Meckgais genannt hatte, und von den paar Früchten und Kräutern, die ihm sein Garten willig und ohne schwere Mühe reifte.

Was aber an Fritz Gutundschlimm seltsam war, wußte man nicht. Man erzählte sich nur, daß er eine seltsame Gabe habe, und deshalb meinten die Leute auch, er könne zaubern. Manche sagten, er sei ein böser, alter Mann, manche aber nannten ihn gut, alle wußten aber so manches Wunderliche von ihm zu erzählen.

Am liebsten aber gingen alle in einem großen Bogen um sein kleines Häuschen herum. Denn recht traute ihm keiner, wenn er so wie heute auf der niedrigen Bank vor seinem Häuschen in der prallen Sonne saß.

Mitten in der prallen Sonne saß er, fest in einen großen, schweren Pelz eingehüllt, und sah still vor sich hin. Der Tod habe ihn vergessen, meinten die Leute, aber die Grabeskälte spüre er trotzdem schon lange.

Richtig war es, daß Fritz Gutundschlimm eine seltsame Gabe besaß. Er konnte eine gute Tat verrichten, doch mußte er damit auch immer gleich eine böse verbinden.

Drum mieden ihn die Leute und hatten recht, wenn sie sagten, er sei böse, und hatten recht, wenn sie meinten, er sei gut. Und wie das einmal bei zwei Leuten so recht ausging, das hat der Peter und die Liselott vom Dorfe erfahren, und zwar gerade an diesem Tage, an dem der Rabe Hurlemurle so ernsthaft auf und ab wanderte.

Die Sache war aber die: der Peter hatte die Liselott schon lange Zeit sehr lieb. So lieb, daß er sie gerne zu seinem Weibe gemacht hätte. Aber Liselott war noch jung und übermütig. Sie lachte und tollte und sprang wie ein junges Zicklein und wollte von ernsten Worten nichts wissen, die Peter immer zu ihr sagen wollte. Sie hielt sich die Ohren zu, sobald Peter zu seufzen anfing, und sprang davon. Das kränkte den Peter.

Er mochte nicht mehr auf den Tanzplatz gehen, sein Pfeiflein schmeckte ihm nicht mehr recht, und er ging am liebsten ganz allein. Denn die Kameraden neckten ihn nur immerzu mit der Liselott, und das ärgerte ihn noch viel mehr.

„Sag mir die Gaben!“ beruhigte ihn der Alte und tat so, als ob er den Einflüsterungen des Raben zuhöre.

Er schüttelte wie überlegend den Kopf hin und her, wobei er sich das trutzige Paar genau ansah. Dann richtete er sich ein wenig auf und sprach zu Peter:

„Du sollst weinen machen“, und zu Liselott darauf: „und du lachen!“

Verdutzt sahen sich die beiden an und schritten dann scheu und fast verlegen dem Dorfe wieder zu.

Fritz Gutundschlimm sah ihnen lächelnd nach. Hurlemurle, der Rabe, aber tanzte wie besessen auf dem Boden umher, drehte sich wie rasend im Kreise umher und schrie wie in innigster Entzücktheit „weinen — lachen — weinen — lachen“ oder so etwas ähnliches.

*
* *

Nun kommt es aber, wie die beiden jungen Menschenkinder mit ihren Gaben zurecht kamen.

Schon im Gehen zeigte es sich, wie des Alten Gaben wirkten.

Peter dachte daran, daß er nun alle Menschen, mit denen er zusammenkam, weinen machen sollte. So grüblerisch und verbissen er auch in der letzten Zeit gewesen war, so mochte ihm diese Gabe nicht recht passen. Denn er hatte ein gutes Herz und wollte mit Absicht sicherlich niemandem wehe tun. Er beschloß also, alles zu vermeiden, was einen Menschen kränken konnte.

Liselott war ihrer Gabe froher. Sie sollte alle Leute lachen machen. Also Frohsinn, Freude und Glück verbreiten, wohin sie nur immer kam. Sie lugte ein wenig zu Peter hinüber, der nachdenksam ihr zur Seite schritt. Wie ernst er aussah! Und wie sauertöpfisch!

„Gelt Peter,“ sagt die Liselott darum, „bist mir nicht gar zu böse.“ Ganz bescheiden sagt sie's und von Lustigkeit und übermütigem Lachen ist diesmal in ihren Augen nichts zu bemerken.

„I Gott bewahre“, meint drauf der Peter gutherzig. „Müßt mich ja sonst zu Tode grämen, wenn ich mir's immer zu Herzen gehen ließe, daß eine Dirn mich anlacht, oder wenn ich nachdenken wollt, über das, was sie mir sagt.“ Er brummt es ganz fröhlich vor sich hin.

Und lacht auch dabei. Aber! Richtig, in Liselottens Augen stehen schon ein paar Tränlein. So rasch wirkt also die Gabe des Alten?

Er hatte sie weinen machen.

Und sie hatte gesehn, wie er lachte.

Es stimmte also mit Gutundschlimms seltsamer Fähigkeit.

*
* *

auch das lustige Lachen nicht in den tiefen, glänzenden Augen. Denn ohne Angst blinzelt sie zu dem großen Peter hinauf und lacht ihn an.

Da faßt er seine Pfeife mit harter Faust und drückt sie zusammen, daß der Stiel aus Weichselrohr knackt.

Und Peters Ärger springt plötzlich in Wut um.

„Komm!“ sagt er heiser und schnell, „jetzt gehn wir zu Gutundschlimm und holen uns seine Gaben. Jedem von uns soll er etwas schenken. Wir werden schon sehen, wie er Gut und Böse verteilt.“

Liselott lacht und geht mit. Sie denkt sich: so ein dummer Bursch. Anstatt daß er mich umhalst und mich küßt und dabei lacht und juchzt, ärgert er sich. Nun soll er sehen, daß ich mich nicht fürchte und ruhig zu Gutundschlimm gehe.

Peter schreitet voran. Er geht hastig und schwer. Liselott tänzelt ihm nach, noch immer lachend, noch immer im Wiegeschritt.

Und nun singt sie gar ein Liedel. Justament! Dem Peter zum Trotz!

Erst knapp vor dem kleinen Häuschen Fritz Gutundschlimms verstummt sie. Es will ihr doch nicht ganz geheuer bedünken und ihr Herz fängt an zu klopfen. Auch dem Peter wirds auf einmal so seltsam zumute. Man soll doch das Schicksal nicht herausfordern. Aber zurück ginge er jetzt auf keinen Fall mehr. Und plötzlich sehen sie beide den Raben Hurlemurle, der sich, mit geöffnetem Schnabel krächzend langsam rückwärts schreitend zu den Füßen Gutundschlimms zurückzieht.

Fritz Gutundschlimm saß vor seinem Häuschen in der prallen Sonne und blinzelte die zwei jungen Leute an, die so unerwartet und groß vor ihm im hellsten Sonnenscheine standen. Eigentlich hatte er ganz liebe, blaue Augen, wie er sie so ansah, einen guten, treuen Blick.

Und Liselotts und Peters Herzen klopften nun doch ein wenig, als sie vor dem Alten standen; Liselottens Herz aus erstaunender, abergläubischer Furcht, Peter seines aus verwunderter Freude. Das ehrwürdige Alter des Mannes schränkte Liselottens Lustigkeit zu staunender Ehrfurcht ein und die Güte, die aus des Alten Augen sprach, wandelte Peters Groll und Ärger in erwartende Freude.

So standen sie denn vor dem Alten und sagten mit klopfenden Herzen und stockenden Stimmen ihren Wunsch auf und baten den Greis um eine Gabe.

Fritz Gutundschlimm sah sie mit einer stillen Fröhlichkeit in den klugen Augen an, die die beiden wundernahm. Gutundschlimm kannte seinen Ruf und verbarg hinter gütigem Ernste ein leises Lächeln.

„Hurlemurle“ rief er und der Rabe sprang ihm sogleich auf die Schulter, wühlte seinen schwarzen Kopf und den langen Schnabel in das weiße Haar, unterließ es aber dabei nicht, nach den beiden Fremden hie und da mit heiserem Krächzen den Schnabel aufzusperren.

Da setzt er sich neben sie auf die Bank und legt seinen Arm leise um das weinende Mädchen. Und lacht dabei vor heller Freude. Und sie weint aufs neue herzzerbrechend, aber jetzt aus Freude.

Und wie sie um Mitternacht durch die stillen Felder gehen, über denen der samtene Nachthimmel sich wölbt und mit tausend blinken Sternen herabschimmert, da sagt der Peter zu dem Mädchen, mit dem er still Hand in Hand geht, leise: „Ja, Liselott, du sollst weinen machen und ich lachen!“

Und er jubelt seine Freude in die stille Ferne mit einem lauten Juchzer hinein, weil ihm sonst die Brust zu enge wird, und lacht. Der Liselott aber rinnen noch immer die Freudentränen über die Wangen.

Das Jahrhundert des Kindes.

Von **Otto Ernst**. Nachdruck verboten.

Ich kannte eine Dame, eine Künstlerin und Witwe, die den größten Teil des Jahres auf unnötigen Reisen verbrachte und ihre Kinder seelenruhig fremden, unerprobten Händen überließ. Eines Tages kehrte sie dann plötzlich heim, und nun überschüttete sie ihre armen Kindlein mit Zärtlichkeiten und Zuckersachen; die höchst temperamentvolle Dame konnte sich nicht genug tun an stürmischen Umarmungen und Liebkosungen; jeder Wunsch der Kinder, auch der unvernünftigste, war ohne weiteres Gesetz, und es war nicht zu verkennen, daß sie in solchen Zeiten für ihre Kinder wirklich eine wenigstens animalische Zärtlichkeit empfand. Aber ein leidenschaftliches Temperament hat wie alle Dinge zwei Seiten, und wenn die gnädige Frau Mutter übler Laune war, dann ergoß sich die Schale des Zornes ebenso mächtig wie vordem das Füllhorn ihrer „Liebe“ über die Häupter der Kleinen; es war dann, als probiere sie an ihren Sprößlingen die Rolle der Medea. Das wechselte mit feuriger Mutterliebe, bis plötzlich der Tag der Abreise da war und die changierende Madonna ihre Kinder abermals einer, vielleicht am Tage zuvor frisch gemieteten Bonne oder Gouvernante überließ.

An diese Dame erinnert mich manchmal unser „Jahrhundert des Kindes“ mit seinem platzregenartigen, wolkenbruchartigen Interesse für das Kind. „Das Jahrhundert des Kindes“ — es ist in unserer phrasengeschwollenen Zeit des Nietzscheanismus eine der fürchterlichsten Redensarten. Was heißt das: „Das Jahrhundert des Kindes“? Heißt das, daß man in früheren Jahrhunderten das Kind als Luft betrachtet hat und daß man es im nächsten Jahrhundert wieder dem Kindermädchen überlassen darf? Und daß man in diesem Jahrhundert nichts anderes kennen darf als das Kind? Als Rousseau sein Natur-Evangelium

Am Abend ist Tanz beim Hirschwirt. Die Musikanten blasen und geigen. Alles, was jung ist, dreht sich und tanzt, flüstert und lacht und hat vor Eifer und Lust rote Wangen. Und die holprige Diele knarrt und kracht unter den unruhigen Füßen. Und — Wunder was? — heut ist sogar der Peter beim Tanz. Nicht genug damit, daß er da ist, er ist überdies noch der Ärgste. Wie er juchzt und den Hut in die Luft wirft, wie er die Dirnen dreht und in die Höhe stemmt! Und den Musikanten ruft er zu und zahlt ihnen eine Maß Wein nach der andern. Mit der blonden Gret hat er schon getanzt, mit dem Bärbele, der Lisei, der Annelies und Annemarei, mit der Ursula und Genoveva. Er juchzt und lacht und tanzt, als koste es ihm das Leben.

Er darf ja nie andere mit Willen weinen machen. Er will und will nicht. Und richtig, es gelingt ihm. Alle die Mädels lachen ihn freudig an, drängen sich an ihn heran und tanzen noch einmal so gut, wenn er sie herumschwenkt.

Nun will er's auch einmal mit der Liselott versuchen. Er sucht sie. Eben war sie noch auf dem Tanzboden gestanden und jetzt kann er sie nirgends finden.

Jetzt fällt's ihm auch auf, daß sie bisher fast gar nicht getanzt hat. Und so ruhig und still ist sie gewesen.

Er muß sie schon suchen gehen.

Auf der Straße, auf die er jetzt heraustritt, ist alles ruhig und still. Breit schattet die alte Linde über die versteckte Bank vor dem Gasthause und stellt sie so ins Finstere, daß sie so recht für Liebesleute dazustehen scheint.

Der Peter schaut nach Lieselott aus.

Rührt sich da nicht etwas auf der Bank?

Richtig, da sitzt sie und — weint, weint zum Herzzerbrechen!

Nun ist Peter verlegen.

Da hat er's jetzt. Er soll ja weinen machen!

„Geh, Lislott, warum weinst denn?"

„Wirst's schon wissen", stößt Liselott schluchzend heraus.

„Hab ich dir was tan?"

„Gar nichts hast mir tan! Rein gar nichts! Gar nicht kümmert hast dich um mich! Mit der Gret hast getanzt, mit der Genoveva, der Annemarei, der Ursula" — sie kann vor lauter Schluchzen nicht mehr weiter.

Aber der Peter lacht und lacht und kann garnicht mehr aufhören.

„Lach nur", schluchzt Liselott, „ich soll ja lachen machen!"

„Aber Dirndl, du hast mich ja lieb!" ruft der Peter und lacht.

„Freilich, freilich!" weint sie.

daß ich ihnen nicht einmal eine Katze anvertraut hätte, geschweige denn ein Kind. Wer sich einmal die interessante Mühe nimmt, die Pädagogik der öffentlichen Anlagen und Kinderspielplätze zu beobachten, der kann die aufschlußreichsten Dinge erleben. Indessen liegt vielleicht die Mama daheim in der Hängematte und liest mit heftigem Beifallsnicken „Ellen Key, Das Jahrhundert des Kindes".

War man in dieser Hinsicht in früheren Jahrhunderten nicht vielleicht etwas gewissenhafter? Sollte man überhaupt übersehen, daß die Pedanterie und Tyrannei, mit der man früher das Kind so häufig quälte und heute noch quält, doch ganz vorwiegend eine Pedanterie und Tyrannei der Liebe war und aus einer allzu großen Gewissenhaftigkeit kam? Ich habe von meinem 16. bis zu meinem 38. Lebensjahre, also 22 Jahre lang, die Arbeit des deutschen Lehrers aus nächster Nähe beobachtet; es gibt bornierte, kleinliche, träge, herrschsüchtige, ja grausame Lehrer, selbstverständlich; wenn ich ihrer nicht genug beobachtet hätte, so hätte ich nicht meinen „Flachsmann" geschrieben und schreiben können; aber in den weitaus meisten Fällen stand doch hinter den Ausartungen der alten Pädagogik ein heiligstes und redlichstes Wollen, und die Härten des Systems kamen gerade aus einer überpeinlichen Gewissenhaftigkeit, die für das Kind, für seine Erziehung, sein Glück und sein Gedeihen gern das Äußerste und das Beste tun wollte. Wenn so ein verknöcherter alter Schulmeister die kleinlichsten Vorschriften gab und ängstlich auf ihre Befolgung hielt, so war das vielleicht oder gewiß eine große Beschränktheit von ihm; aber hinter seinen Übertreibungen stand doch gewöhnlich ein großes und besorgtes Verantwortlichkeitsgefühl. O, man wußte in den früheren Jahrhunderten sehr wohl, was man im Kinde vor sich habe; das Wort des Juvenal, daß die größte Ehrfurcht dem Kinde gebühre, war unseren Vorfahren kein Spott, und was sie zuviel taten, war im großen und ganzen ein Zuviel aus Liebe oder doch aus Pflichtgefühl. Es ging vielen Erziehern und Eltern wie der guten Daja bei Lessing: sie mußten „aus Liebe quälen", weil sie oft den Weg ins Kinderland nicht fanden.

Daß wir auch heute noch weit davon entfernt sind, diesen Weg ein- für allemal entdeckt zu haben, das versteht sich von selbst; aber ein Großes ist jedenfalls erreicht: die unfehlbare Selbstsicherheit der Pädagogik in Theorie und Praxis ist gründlich erschüttert. Das Wort meines „Flachsmann": „Die Pädagogik ist heutzutage so vollkommen, daß sie keine Reformen braucht", habe ich nicht von einem Flachsmann, sondern — und das verschärft ihre charakteristische Bedeutung noch ganz gewaltig — von einem hochintelligenten, tüchtigen und fleißigen Schulmanne gehört. Noch in den achtziger Jahren und bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ruhte unsere Pädadogik breit und behäbig

gepredigt und den Müttern eingeschärft hatte, daß es ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit sei, ihre Kinder selbst zu ernähren und zu erziehen, da sah man in Paris und Versailles die vornehmsten Damen in öffentlichen Gärten und Etablissements ihre Brust entblößen und ihre Kinder stillen. Es war Mode, und es ging vorüber wie eine Mode. So ist es jetzt Mode, „Jahrhundert des Kindes“ zu spielen, Mode und Geschäft. Der Artikel „Kind“ wird „gefragt“. Also ist man kinderlieb. Es wird ein Segen für das Kind sein, wenn es wieder aus der Mode kommt.

Gewiß will ich damit nicht sagen, daß nicht in unserer Zeit ein erhöhtes Interesse am Kinde erwacht, daß nicht vortreffliche und neue Gedanken über seine Erziehung aufgetaucht wären, und daß man sich darüber nicht von ganzem Herzen freuen dürfte. Ich habe mich ja selbst an diesen Bestrebungen rege genug beteiligt. Aber wie so mancher Mensch, so dürfte auch so manche, ja eigentlich jede neue und gute Idee oder Bestrebung von sich sagen: Gott schütze mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden kann ich mich selber schützen. Nicht die ehrlichen Gegner eines neuen Gedankens sind seine Feinde — im Gegenteil, indem sie ihn bekämpfen, zwingen sie ihn zur Läuterung und Kräftigung — nein: die oberflächlichen, schnellfertigen Freunde, die fanatischen Verallgemeinerer, die Ausschließlichkeitsköpfe, die immer nur das eine kennen, das sie ausnahmsweise begriffen haben (oder zu begreifen meinen): sie sind es, die das Neue in Mißkredit bringen, indem sie es ins Maßlose, Absurde und endlich Lächerliche verzerren. „Das Jahrhundert des Kindes!“ Und niemals schlimmer als in unserer Zeit bestand in wohlhabenderen Kreisen der schändliche Unfug, die Kinder während des größten Teils vom Tage, wenn nicht gar den ganzen Tag, dem „Kinderfräulein“ zu überlassen. Im Hause ist große Gesellschaft; in der offenen Tür eines Salons stehen zwei Kinder, von denen eines zum anderen sagt: „Ich möchte mich wohl über unser Fräulein beschweren, wenn ich nur wüßte, wer von den Damen unsere Mama ist“ — diese furchtbare Satire eines modernen Witzblattes hat nur die Form der Übertreibung; ihr Kern ist eine komplette Wahrheit. Mein eigenes Haus hat niemals Kinderfräulein, Bonnen, Gouvernanten oder dergleichen gesehen; wir haben uns immer mit einer Kinderfrau beholfen, die zugleich meine Frau war; aber aus zahlreichen Beobachtungen kenne ich den Typus des „Kinderfräuleins“ gleichwohl sehr genau. Es fällt mir natürlich nicht ein, zu behaupten, daß man unter diesen Mädchen nicht gute, liebe, gebildete Menschen träfe, die für das Kind unter Umständen mehr wert sind als die „respektive“ Mutter; aber in der Mehrzahl der von mir beobachteten Fälle waren diese Hüterinnen und Vizemütter von einer Geistes- und Herzensbeschaffenheit,

Freilich ist diese neue Lehre von der Freiheit und Freude des Kindes noch weit davon entfernt, bei allen maßgebenden Faktoren unserer Schule Eingang zu finden; ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß nirgends ein starrerer Konservatismus zu finden ist als in unserer Schule. Hinter dieser Unzulänglichkeit für neue Ideen steht allerdings nicht selten die an sich höchst ehrenwerte Erwägung, daß das Kind für leichtfertige Experimente ein zu kostbares Material und eine einmal verpfuschte Erziehung nicht leicht wieder zu bessern sei. Aber wenn man dieses Prinzip mit Konsequenz festhält, so ist damit überhaupt jeder Wandel in den Dingen der Erziehung unmöglich gemacht, und wenn man es immer festgehalten hätte, so besäßen wir überhaupt noch keine Schule; denn ein Kind in die Schule schicken, heißt wahrhaftig auch experimentieren. Und wenn auf Sand gebaut wurde, so helfen auch keine Flickreformen, sondern es muß von Grund aus erneuert werden.

Man könnte auch den ernsthaften Vertretern der neuen Pädagogik, zu denen die verdientesten Schulmänner der Gegenwart zählen, nur mit größter Ungerechtigkeit den Vorwurf der Leichtfertigkeit machen; was sie fordern, ist das Resultat eines sehr gründlichen psychologischen Denkens und Beobachtens. Aber selbstverständlich wird und wurde die neue Lehre sofort umschwärmt von Scharen lärmender, kopfloser Mitläufer. Ein schrankenloser Individualismus und Erziehungs-Anarchismus wird nach Weise aller Charlatane als Allheilmittel angepriesen. Wie alle Individualisten, so übersehen auch die pädagogischen die gleichwohl vorhandene Kleinigkeit, daß die Erde mehr als einen Menschen trägt, daß es gewisse kompakte Gewalten gibt, die man Familie, Gemeinde, Staat, Menschheit, Stand, Klasse usw. nennt, ohne die das Individuum Null ist. „Die Erziehung muß vom Kinde ausgehen", sagen sie. Sehr schön — aber: ohne nach dem Weg, ohne nach dem Wohin zu fragen? Wenn das Kind die Kultur erwerben soll, um sie zu besitzen, wenn es diese Kultur dereinst sowohl genießen als auch an seinem Teile vermehren oder wenigstens erhalten soll, so muß man, scheint mir, die Kultur nach dem Ziele der Erziehung befragen. Oder wollt ihr das Kind von der Geburt an laufen lassen, wohin es will? Soll es ohne alle Führung nur seiner Individualität folgen? Dann müßt ihr es aussetzen und abwarten, daß es die Sprache, die Schrift und dergleichen mehr erfinde. O, es gibt Flachköpfe genug, die dem Kinde nichts geben wollen als „Freiheit", obwohl selbst ein Nietzsche gemeint hat, daß der Mensch vor allem gehorchen lernen müsse. Unser „Jahrhundert des Kindes" gebar die Vergötzung des Kindes. Das Kind kann alles, das Kind darf alles; jeder Eingriff in sein Leben ist eine bornierte Brutalität. Ein Kind schlagen — ein Kind schlagen! — man kann zarte Wangen sich mit Tränen netzen

auf dem sicheren Bewußtsein, daß sie es „herrlich weit gebracht" habe. Erst das in Hamburg zuerst aufgestellte Prinzip der künstlerischen Erziehung, das ich auf dem Deutschen Lehrertage 1906 zuerst vertreten durfte, brach den starren, alleinherrschenden Intellektualismus und dem Glauben an die alleinseligmachende Kraft der dozierenden Katechese den Hals und eröffnete ein Verständnis für die spontanen, selbsttätigen schöpferischen Kräfte des Kindes. Man hat heute ein sehr starkes Gefühl davon, daß man früher vielleicht doch einen recht verkehrten Weg zum Kinde eingeschlagen habe und die gesamte Erziehung, im besonderen das Institut der Schule, auf einer wesentlich anderen seelischen Basis von neuem aufbauen müsse. Während die alte Pädagogik zum Kinde sagte: Das muß in dich hinein! fragt die neuere zunächst vorsichtig: Was kommt aus dir heraus? — während jene mit despotischer Unfehlbarkeit gebot: Das mußt du werden! fragt diese: Was wird aus dir, wenn man dich unter behutsamer Führung, unter reichlicher Darbietung von Licht und Luft in möglichster Freiheit aufwachsen läßt? Während die alte Pädagogik von einer verhängnisvollen Egalisierungswut besessen war und ihre Objekte für das unbarmherzige Prokrustesbett eines uniformen Examens zurechtstreckte oder zurechthackte, fängt man heute langsam zu begreifen an, daß in unseres Vaters Hause viele Wohnungen sind, und daß unsere Kinder auf sehr verschiedene Weise zu brauchbaren Gliedern unserer reichgegliederten Gesellschaft werden können.

„Knaben müssen gewagt werden", hat Herbart gesagt und das allerdings zunächst im moralischen Sinne verstanden. „Kinder müssen gewagt werden", sagt die neue Pädagogik und versteht das im allgemeinsten Sinne und schließt die Mädchen nicht aus. Natürlich darf es sich dabei nicht um ein leichtfertiges Wagespiel handeln. Man fand, daß die alte Pädagogik das Kind ununterbrochen gängelte, nnd daß die Bildung, die man ihm gab, ihm eigentlich von außen aufgeklebt wurde, statt daß es sie innerlich verarbeitete. Bildung ist vor allen Dingen ein Tätigkeitsbegriff und erst in zweiter Linie ein Substanzbegriff. Man geht nicht so weit wie Rousseau, der, weil er das Paradoxon liebte, behauptete, alles sei gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgehe, und alles entarte unter den Händen des Menschen; aber man ist weit mehr als früher geneigt, den Kräften und dem Entwicklungswillen des Kindes zu vertrauen und es auf eigene Füße zu stellen. Die Kultur, die es von seinen Vätern ererbt hat, soll es möglichst durch eigenes Finden und eigenes Deuten erwerben, um sie wirklich zu besitzen. Sie soll ihm nicht fertig vorgetragen werden, sondern wie ein anderer Robinson soll es sich sein Mahl am Tische der Kultur in jedem Bissen selbst erarbeiten. Das ist der Sinn der „Arbeitsschule".

wie man mir sagt, das Kind als Herr, und — wenigstens auf der Straße, soll sich denn auch ein Kinderpöbel präsentieren, wie er nirgends schlimmer gefunden wird. Es ist dieselbe aus Vergötzung gewährte Freiheit, die jenen amerikanischen Frauentypus erzeugt hat, den uns erst kürzlich eine Amerikanerin voll Abscheu gezeichnet: Freiheit mit Gänsefüßchen. Laßt uns unseren Kindern leben und laßt uns sie lieben mit der tiefsten Kraft unseres Herzens, laßt sie auch wissen und fühlen, daß sie unser, der Eltern, köstliches Besitztum sind, das verdirbt sie nicht. Aber bringt ihnen nicht die Meinung bei, daß das ganze Jahrhundert sich um sie drehe: das muß die armen Geschöpfe um den Verstand bringen und sie so häßlich machen wie Kinder, die sich ihrer Schönheit bewußt sind.

„Ich glaube nicht, daß es etwas auf der Welt gibt, was mehr verdient, geliebt zu werden als die Kinder," hat Minchen Herzlieb geschrieben, und das ist gewißlich wahr. Aber es ist auch selbstverständlich, wie es z. B. selbstverständlich ist, daß man sein Vaterland liebt, ihm bei jeder Gelegenheit Ehre zu machen sucht und ihm in der Stunde der Gefahr sein Gut und sein Leben opfert. Aber mit Recht ist man der lauten Patrioten überdrüssig geworden, die es oft so an Taten mangeln lassen. Wir wollen die Liebe zum Kinde wie die Liebe zum Vaterlande als etwas Selbstverständliches, Tiefgeborgenes behandeln, das man nicht „eitel auskramt", und wollen unsere Liebe in Taten zeigen, die realen Fragen der Kindererziehung herzhaft anpacken und den Tatsachen mit sachlichen Gedanken auf den Leib rücken. Das Kind ist ein Heiligtum, gewiß; denn in ihm ist die Zukunft der Menschheit aufbewahrt wie die Hostie in der Monstranz; aber es ist kein Heiliger. Wir wollen es mit den klaren Augen einer ernsten, nicht einer nur spielenden Liebe anschauen und nicht vergessen, daß seine Vollkommenheit eine Unvollkommenheit ist. Wir wollen nicht vergessen, daß das Kind eine Blüte ist, deren Duft und Schönheit uns bezaubert, die aber unaufhaltsam zur Frucht treibt. Wir können es pessimistisch beklagen, daß aus dem Kinde ein Mann oder ein Weib wird; aber wir können es nicht vorher töten. Was das Kind von uns fordert und fordern darf, ist Arbeit, ernste, schwere Arbeit. Es ist bequem, dem Kinde schrankenlose Freiheit zu gewähren, bequem, so lange es uns nicht die Früchte solcher Freiheit zu kosten gibt. Es ist mühselig, das Kind zugleich zu beglücken und zu erziehen. Freiheit und Freude soll ihm werden in jedem erreichbaren Maße, aber Freiheit zum Schaffen und Freude, die aus dem Schaffen erblüht. Wenden wir dem Kinde die stille, gesammelte Liebe der Tat zu und befreien wir es auf solche Weise aus den Umarmungen der „Affenliebe", mit denen das „Jahrhundert des Kindes" das arme Opfer seiner Zärtlichkeit zu ersticken droht.

---

sehen, wenn von solchen Unmenschlichkeiten die Rede ist. Der Schmerz solcher Damen, die gewöhnlich auch Hunde küssen, läßt einen Rohling wie mich unerschüttert. Ich muß bei solchen zarten Naturen immer an einen gewissen Schiller denken, der von ihnen gesagt hat: „Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und lachen sich ins Fäustchen, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht.“ Kinder müssen gehorchen lernen; hinter jedem Gesetz und Gebot steht aber letzten Endes eine physische Gewalt, auch bei uns Erwachsenen. Für moralische Autorität hat das Kind noch kein Verständnis; es kennt nur eine physische Autorität. Und wenn man ein kleines Kind, das sich unsinnig gebärdet, diese Autorität rechtzeitig durch einen unangenehm fühlbaren Schlag empfinden läßt, so ist das dem Kinde sehr heilsam. Es pflegt den Schlagenden sehr verblüfft anzusehen; es begreift in diesem Augenblick nämlich das große Eine: Hier ist eine Schranke. Und dann pflegt es laut zu schreien — aber das ist nur eine Bestätigung, daß es begriffen hat. Und darum ist ein solcher Schlag auch sehr menschlich; man bewahrt durch ihn das Kind vor vielen späteren Unannehmlichkeiten. Das Leben schlägt nämlich auch. Bei größeren Kindern sind Schläge freilich noch immer keine Unmenschlichkeit; aber sie sind zwecklos; in meinem eigenen Hause habe ich sie mit einer einzigen Ausnahme niemals angewandt. Auf vier-, fünfjährige Kinder kann man schon mit besseren, feineren Mitteln einwirken.

Ich bin mir nicht bewußt, jemals das Lob der Unterdrücker gesungen oder selbst Unterdrückung geübt zu haben; aber andererseits habe ich erkennen müssen, daß man das Wort „Freiheit“ furchtbar mißverstehen kann. Ich habe keinem meiner Kinder einen Beruf aufgenötigt noch werd' ich es tun; ich habe ihnen auf Gebieten, wo ihre Begabung gering war, jede unbillige Forderung erlassen, sie jede Freude genießen lassen, die ich ihnen ohne Schaden für sie und andere gewähren konnte, und sie nur äußerst selten gestraft. Aber hin und wieder habe ich ihnen sagen müssen: „Das und das hast du zu tun oder zu lassen, da gibt's keinen Abzug!“ Denn das Leben ist kein zwangloses Tanzvergnügen. Und vor nichts sollte man die Kinder ängstlicher bewahren als vor der Auffassung, daß sie nichts anderes zu tun hätten, als Freiheit zu genießen. Ich höre von einzelnen Lehrern, daß ihre Schüler bereits wissen, sie leben im „Jahrhundert des Kindes“, und Unterricht sei Vergewaltigung und Disziplin sei Brutalität. Es ist ja nicht zu vermeiden, daß die Kinder dergleichen vernehmen und es ist sogar berechtigt und beabsichtigt, daß sie sich einer größeren Bewegungsfreiheit bewußt werden und freuen; aber einem Übermaß des Wichtigkeits- und Machtgefühls sollte man doch rechtzeitig und energisch vorbeugen. In Amerika, wo die unechte Freiheitspflanze so besonders üppig wuchert, fühlt sich,

Titel?“ Wir haben vielleicht keinen Berg-, Bau- und Weginspektors-Substituten und keine Frau Stadt-Akzise-Kasseschreiberin mehr, doch unser Sternenhimmel ist darum nicht ärmer geworden. Auch heute noch wären der Exzellenzherr und der Geheime Schulrat indigniert, wenn man sie frankweg mit dem vernünftigen französischen „Monsieur“ anspräche (und wär's auch mit dem deutschen „Mein Herr“.) Gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist — nein, das genügt nicht. Gebt vor allem dem Berg-, Bau- und Weginspektors-Substituten, was des Berg-, Bau- und Weg-Inspektors-Substituten ist! Gnade der Himmel der preußischen Frau vom Hause, die die Tischordnung ihres Diners nicht nach der Rangliste zu leimen verstand, und die etwa einen titellosen großen Künstler „höher“ setzte als einen um seiner Unbegabtheit willen abgesägten Oberst! Es kann ihr geschehen, daß die höhere Sprosse der sozialen Eselsleiter knarrt und bricht, daß ein Oberst geht und nimmer wiederkehrt.

Neid, gelber Neid! Ja, im Ernst: einen Titel gibt es, den ich an mir selbst mit einer gewissen Beschämung vermisse. Er ist seltsamerweise in der preußischen Baumschule der Titelgewächse nicht heimisch. In Österreich fehlt er in der Todesanzeige keines Mannes, der so glücklich war, ihn im Leben zu besitzen. (Besitzen — das Wort kommt diesmal von wirklichem Besitz!) Der Norddeutsche lächelt über das Standesprotzentum auf den schwarzgeränderten österreichischen „Partezetteln“. Stolz bekennt sich da ein Toter zur Gilde der emeritierten Amtsdiener, dort einer als Fleckputzergehilfe; und auch den Frauen wird in der Todesanzeige ein genau spezifizierter Gattin- oder Witwencharakter angehängt. Stirbt eine als ehrsame Jungfrau, so greift die Etikette auf den Stand des Vaters zurück: „Fanny Roßhuber, Lohnkutscherswaise.“ Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Standeszerklüftung der Österreicher und der Preußen scheint mir darin zu bestehen, daß es dort hauptsächlich die Toten und hier die Lebenden sind, die der Kastensonderung frönen; und daß dort vorwiegend die armen Teufel die Ehre ihres — oder des väterlichen Gewerbes — mit ins Grab nehmen, während hier die sogenannten Vornehmen, die Exklusiven, Zeit ihres Lebens die Berührung mit dem Volke scheuen. Streng geschieden sind in Berlin die Wirtshäuser und alle öffentlichen Lokale nach den Standeskategorien. Im dritten Kaffeehaus des Wiener Praters jedoch sitzt der k. k. Hofrat mit dem Tischlermeister, der Professor mit dem Hutmacher (lieber noch mit der hübschen Hutmacherin), der Offizier mit dem Handlungsgehilfen gemütlich an demselben Tisch. Den Verstorbenen kann man das unschädliche Vergnügen lassen, sich standesgemäß abzusondern; auch wenn sie nicht wollten, die engste Exklusivität wäre ihnen ja doch beschieden . . .

Hausbesitzer.

Von Hermann Kienzl-Berlin.

Auch der große Ibsen hatte seine kleine menschliche Schwäche: die Ordensfreude. Es ist bekannt, daß er gerne die Ordensbändchen im Knopfloch trug, und sein Landsmann, der Dichter John Paulsen, erzählt von einem heftigen Auftritt, den Ibsen zu Rom seinen Tischgenossen machte, als er irrtümlich einige Bemerkungen der Herren über das Dekorationsunwesen auf sich bezog. „Übrigens begreife ich nicht", rief er dem jungen Paulsen zu, „warum gerade Sie sich so mit der Ordensfrage beschäftigen, Sie werden doch kaum je in die Versuchung kommen, daß Ihnen ein Orden angeboten wird!" Das Quod licet Jovi gilt gewiß nicht für den kleinen Eitelkeitskram; doch hatte es mit Ibsens Orden eine besondere Bewandtnis. Er machte keinen Bückling vor den Mächtigen der Erde, er gab ihnen keinen Buchstaben seiner Schriften preis — er, der „'nen Torpedo unter die Arche" der Gesellschaft legte. Zum geistigen Souverän sind die weltlichen Souveräne gekommen, seinem Ruhme mußten sie Reverenz erweisen. Man könnte sagen: die äußeren Ehrenzeichen waren Siegestrophäen für den Löwen mit dem zugekniffenen Auge.

Hindern kann man trotzdem keinen Ordensritter, sich mit dem Dichter des „Peer Gynt" auf eine Stufe zu stellen. Das Bedürfnis der Menschen, die Überragenden zu sich herabzuziehen, ist menschlich. Da las ich vor kurzem in den verschollenen „Skizzen" von Carlieb Merkel über Weimar im Jahre 1799: „Besonders fiel es mir auf, immer nur vom Hofrat Wieland, Geheimen Rat Goethe, Vizepräsidenten Herder sprechen zu hören. Man nannte sie gar nicht ohne den Titel. In der ganzen Gesellschaft war wahrscheinlich, mich ausgenommen, kein einziger Unbeteilter, selbst unter den wenigen Kaufleuten, und so setzte sich denn jeder, wenn er die großen Dichter auch bei dem Titel nannte, mit ihnen in dieselbe Kategorie." Merkel war sich nur des einen Triebes der Sozietät bewußt. Der andere geht von der absoluten Wertschätzung der gesellschaftlichen Titularwürde aus, die man gemeinhin für reeller hält als die geistigen Würden und Werte. Unsere Hoftheaterintendanten wissen recht gut, was sich schickt, wenn sie auf die Theaterzettel Wolfgang „von" Goethe und Friedrich „von" Schiller drucken . . .

Von Ahnenketten vererbt, mit der Muttermilch eingesogen, von der Schule eingebläut, von der guten Gesellschaft strenge gehütet: ist bei den Deutschen die Ehrfurcht vor der offiziellen Bunze. Noch immer wie zur Zeit der „Deutschen Kleinstädter" könnte einer ein Wohltäter des Vaterlandes oder der Menschheit sein, und er entginge doch bei seiner gesellschaftlichen Präsentation nicht der Kardinalfrage: „Sein

Heimgärtners Tagebuch.

Auf plattgetretenen Straßen ist nichts Frisches mehr zu finden. Was der Mensch mühelos findet, das weiß er nicht zu schätzen, oft nicht einmal zu nützen. Darum schlägt unser junges Geschlecht neue Richtungen ein, sucht sich seine eigenen Pfade. Wohl ihm, wenn es Pfade in die Natur sind, aus Städten und Schulstuben hinaus ins freie ländliche Leben. Was es auf diesen Pfaden findet, das wird zu seinem Gedeihen. Unsere jungen Pfadfinder, die mit Rucksack, Werkzeug und Kochschale des Morgens hinausziehen, leicht und unmerklich von erfahrenen Personen geleitet, an sich frei, nach eigener Absicht ins Unbekannte hinein — sie sind Pioniere der Wiedergeburt. Daß man den Menschen nicht mit Unterricht und Büchern allein bilden kann, das hat sich gezeigt. Die Erfahrung, das persönliche Anpacken mit dem Leben baut Männer und Charaktere. Einst, als man sich von der Natur noch nicht so weit entfernt hatte, genügte zur Auffrischung noch Vater Jahns Körperübung. Wer heute dem Verfall entfliehen will, der muß sich mit allen Vieren in die Wildnis stürzen. Die verhängnisvolle Landflucht hätte uns in kürzester Zeit den Rest gegeben, nun beginnt die Stadtflucht. Aber die jungen Pfadfinder kehren abends wieder zurück aufs Stadtpflaster. Die kleinen Mühen, das Versuchen und Sich-zu-helfen Wissen, die Abenteuerchen der Pfadfinder auf ihren Märschen machen schon frischer, findiger, klüger und mutiger; das wahre Pfadfinden ist es freilich noch nicht. Der rechte, menschheitsrettende Pfad ist der von der Stadt aufs Land, vom Pflaster auf die Scholle. Vielleicht kommt unsere Jugend darauf, daß die mit Hausverstand geleitete, körperliche Tätigkeit eine gediegenere Bildung verschafft als manche akademische Scholastik, an der man sich welk und dumm studiert. Vielleicht sehen es auch die nationalen Pfadfinder endlich ein, was den Deutschen in seinem Heimatlande noch retten kann: die Scholle. Wer die Scholle hat, der hat das Land.

Man wundert sich über die allmähliche Entdeutschung unseres Volkes. Allerlei Gründe für diese Erscheinung werden genannt, besonders gern politische. Es gibt aber auch noch andere Gründe, die nicht genannt werden, die aber vielleicht die wichtigsten und einschneidendsten sind. Drei Hauptursachen der Entheimung, der Loslösung von den ursprünglichen Volkseigenschaften, also von der Nationalität, sind die Stadt, die Industrie und der große Verkehr. — Wieso, das wird sich jeder bei einigem Nachdenken leicht selber sagen.

Wer fahrig die Scholle aufgibt, der entgründet, entlandet sich, entfremdet sich der Heimat und an seine Stelle setzen sich die Fremden

Aber jener Titel, der beneidenswerte Titel? Je mehr Häuser eine österreichische Stadt hat, desto häufiger steht er im Blättchen. Er wird nie unterdrückt, wenn ein Hausbesitzer stirbt — der Titel: „Hausbesitzer". Und werden spaltenlang die Würden und Ämter des Verblichenen aufgezählt, die Hausbesitzercharge darf nicht fehlen. Nicht selten prangt sie ganz einsam unter dem Namen des Dahingeschiedenen, als der Inbegriff von eines Menschen Taten und Verdiensten.

Es mag nicht leicht sein, die geschichtliche Entstehung des seltsamen Brauches festzustellen, demzufolge der Hausbesitz in Österreich als eine bis ins Grab hinein dauernde Auszeichnung empfunden wird. Wollte damit ursprünglich der solide Besitz des Seßhaften hervorgehoben werden, so wäre es doch wohl schicklicher, den Bürger der Stadt zu ehren — ohne sogar noch im Tode seinen kapitalistischen Vorrang zu betonen. Allerdings wird kein sozialistisches Gemüt gegen einen toten Hausbesitzer eifern, der ja eigentlich ein Hausbesitzer nicht mehr ist. Denn mehr Logik, als die Höflichkeit des „Partezettels", hat der Spruch, der unter dem Giebel eines Hauses im Ötztal steht:

„Bin meines Hauses Gast
Zu kurzer Rast.
Heute mein,
Morgen dein."

Wer Lust hat, der philosophiere, es sei doch immerhin bezeichnend für den Charakter eines Menschen, daß er seine Sach' wohlbestellt und als tüchtiger Hausvater verwaltet habe. Für den eigenen Wohlstand sorgen, ist nicht immer das Leichteste, aber noch seltener das Edelste. Zugegeben, daß „Hausbesitzer" gerade so gut und gerade so übel ein Ehrentitel sein kann wie mancher andere, der allenthalben gültig ist. Das würde nichts gegen den Hausbesitz im besonderen, aber einiges gegen den Titel im allgemeinen beweisen! Ein ehrlicher Nekrolog müßte alle Titel untersuchen und an dem toten Hausbesitzer feststellen, ob er ein Erber oder ein Erwerber war, wie er sein Haus erworben hat, und etwa auch, wie viele Ziegel seines Daches den Hypotheken gehören.

Trotzalledem: ich stelle es mir recht begehrenswert vor, zu dem vorläufig nur in Österreich aktivierten Stande der Hausbesitzer zu gehören. Beileibe nicht meiner Todesanzeige wegen! Und auch nicht einmal bloß deshalb, weil es nützlicher ist, den Mietzins einzustreichen, als ihn zu zahlen. O! Ein Hausbesitz kann auch ideale Zinsen tragen! Auf großen Tafeln steht zu lesen: „Hier sind Kulturwohnungen zu vermieten." Niemand kann zweifeln, daß demnach der glückliche Besitzer eines dieser Häuser auch Eigentümer der Kultur ist. Erwirb es, um sie zu besitzen.

5000 Bestraften! — Was macht denn das gute Buchenländchen, daß es fast um Zweidrittel mehr Verbrecher aufweist als Oberösterreich? Liegt's an der Klugheit der Spitzbuben oder an der Arglosigkeit der Polizei, daß etliche Länder so wenig Abgestrafte aufweisen? Denn wohlgemerkt, nicht die Zahl der Verbrecher ist in jenen Ziffern angedeutet, sondern die Zahl der Erwischten.

Sollte nicht ein bißchen Wahrheit liegen in der Anrede jenes Jusprofessors an seine Hörer: „Meine Herren! Wenn alles, was wir treiben und sprechen, gerichtlich anhängig gemacht würde, jeder von uns säße öfters im Kotter als im Kollegium"? Recht viele Verbrechen, die der Statistik die Ziffern liefern, verursacht auch jenes Organ, von dem der Kapuziner predigte: „Meine lieben Christen! Der Mensch hat an sich ein kleines Stückchen Fleisch, ein gewisses, kleines Stückchen Fleisch, das mehr Unheil anrichtet, als alle anderen Glieder zusammen. Soll ich es eueren gesittigen Ohren nennen? Die Zunge!"

Die Menschheit auf der Flucht. Sonst hat man auf Erziehung was gehalten. Man hatte sich Grundsätze anzueignen, einen geläuterten Geschmack, ein bestimmtes Ziel, einen starken Willen, um das Ziel zu erreichen. Jetzt ist alles das überflüssig. Heute bringt jedes Jahrzehnt eine neue Zeit, der man sich anbequemen soll, für die man sich neue Grundsätze, neue Ziele schaffen muß. Die meisten unserer Erfindungen gehen aus auf ein großes Zerstören, auf ein fieberhaftes Eilen und Weiterkommen. Nicht, wer sich treu bleibt, ist ein brauchbarer Charakter. Wer die gelenkigsten Wandlungen vollführt, wer die größten Sprünge machen, alle paar Jahre ein anderer werden kann, der ist ein Kind seiner Zeit, nein, seiner Zeiten. Die Menschheit ist auf der Flucht. Vor wem? Vor sich selber.

Zu Weihnachten fragte mich ein reichsdeutsches Blatt, was ich dem deutschen Volke zum neuen Jahre wünsche. Rasch schrieb ich hin: Ich wünsche ihm Genesung von der Geldsucht! — Da kicherte der Druckfehlerteufel schon und als der Ausspruch im Zeitungsblatte gedruckt zurückkam, hieß es: Ich wünsche dem deutschen Volke Genesung von der Gelbsucht!

Dem Druckfehlerteufelchen wird mein beständiges Moralisieren zuwider geworden sein.

Die internationale Bettler-Gilde hat mich zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Im Diplom nennt sie mich ihren Größten, Zudringlichsten und Unersättlichsten! — Selten ist eine Ehrung so wohlverdient als diese! — Noch einmal bettle ich jetzt, hoffentlich das letztemal, für

und werden Herren des Landes. Der nationalgesinnte Städter sollte sich anstatt anderer schöner, aber oft überflüssiger Sachen — Erde kaufen. Nicht auf Steine und nicht auf Papier und nicht auf Gold und nicht auf Maschinen und nicht auf Kanonen, nein — auf Erde pflanzt man Stammbäume.

Österreich ist doch ein merkwürdiges Land. So oft das Parlament aufgelöst oder vertagt wird, steigen die Staatspapiere.

Eine solche Vorherrschaft üben heutzutag die politischen Parteien über den Staat, daß es als Hochverrat gilt, wenn einer eine Parteiabmachung heimlich der Regierung anzeigt. — Da zieht man doch vor, staatunterwühlende Parteiumtriebe öffentlich anzuzeigen, und — verzeiht das harte Worte — den Absolutismus zu verlangen, der jetzt allein imstande zu sein scheint, das Reich zu retten.

Daß dieser Gedanke in freiheitlichen Blättern ausgesprochen werden kann — so weit ist es gekommen!

Den Kampf gegen das Duell habe ich aufgegeben. Ich dachte mir: Um Leute mit solchen Geistes- und Herzensanlagen ist es nicht schade, wenn sie sich gegenseitig töten. — Die Hexenverbrenner des Mittelalters sind fast leichter zu entschuldigen, als unsere Duellanten. Jene wußten es nicht besser. Diese stehen mitten im Lichte moderner Kultur, glauben selbst nicht, daß die Ehre eines Lumpen durch das Duell hergestellt werden könne und treiben es doch. Aus läppischer Eitelkeit. Weil in einem Zorn der Laut „Schuft“ gefallen ist, schießt einer den andern nieder. Eines Wortes wegen! — Wie? — Durch ein Wort wird der ehrliche Mann doch kein Schuft und durch einen Mord der Schuft kein ehrlicher Mann.

Da liegt vor mir eine Verbrecherkarte aus dem Jahre 1900, die in Farbenabtönungen dartut, in welchen Provinzen Österreichs die wenigsten und in welchen die meisten abgestraften Verbrecher vorkommen. Die lichtest gefärbte Provinz hat die wenigsten, die dunkelst gefärbte die meisten Verbrecher. Oberösterreich ist weiß wie ein Engel. Es hat von hunderttausend strafmündigen Bewohnern nicht 2000 abgestrafte. Dann, licht wie Gold: Steiermark. Da gibts noch nicht 2500; so auch Vorarlberg. Schattiger sind schon Tirol, Kärnten, Istrien und Böhmen; haben aber immer noch nicht 3000 Bestrafte von hunderttausend. Wesentlich dunkler sind Niederösterreich, Mähren, Krain, Dalmatien mit nahezu 3500. Hernach das braune Schlesien mit ungefähr 4000, das schwärzliche Galizien mit 5000 und die finstere Bukowina mit über

Borgt man mir darauf, so habe ich „Wertpapiere" gemacht. Es kommt also auch da natürlich nicht auf das Blatt Papier an, sondern auf das Vertrauen, das die Leute in mich, in meine Kraft oder auf meinen Realbesitz stellen. — Ja, Geld haben und reich sein ist zweierlei, unter Umständen sich geradezu entgegengesetzt.

Solche Gedanken spukten mir im Kopf an jenem Nachmittage, als ich einst in einem verlornen Tauerntal an der Felswand lehnte, erschöpft und schmachtend. Seit vielen Stunden hatte ich nichts gegessen, keine Hütte gefunden, keinen Pilz, den ich hätte braten, keine Melkkuh an der ich hätte saugen können. Aber das Brieftäschchen hatte ich voll Bargeld. Ein Berghalter, dem ich nachher begegnete, sah meine Not, machte seinen Seitenzegger auf und gab mir ein Stück von seinem Roggenbrot. Und als ich ihm dafür Geld geben wollt — nahm er keins. — O Geld! dachte ich mir, was bist du für ein verächtlich Ding! Aber als ich nachher zu Schladming im Wirtshause saß, begann ich es wieder zu schätzen.

Seit längerer Zeit tue ich nichts mehr, als mich ausleben und die Welt genießen. Das ist einfacher, als ich immer gedacht hatte, es ist ganz bequem. Ich will nichts wissen, nichts können, nichts tun, nichts haben, ich will bloß einmal sein. Da liegt man auf dem Sofa und schaut zum Fenster hinaus auf die gilbenden Lärchen, über denen still und blau der Herbsthimmel ruht. Das ist alles. Das enthält alles, was ich je gesehen, gehört, gelesen, erfahren, getan habe. All meine Erdentage, sie ziehen langsam an mir vorüber, die einen lachend, andere ernst, andere traurig, andere finster; sie bringen mir noch einmal ihre Gaben, in erdenen Gefäßen oft bessere als auf silbernen Schalen. Und ich genieße in der Erinnerung köstlicher als je in Wirklichkeit. Aber, so wie wohl in fast jedem Menschenleben, irgendeiner ist dabei, ein hinkender Tag, der trägt vor sich auf dem Brett eine verdeckte Speise und grinst mich an.

Aber das stört mich nicht mehr.

Zur Hochzeit meines Großvaters bin ich nicht geladen worden. Ungeborne Kinder gehören nicht dazu. Und so muß ich mich auf das Hörensagen verlassen, bei folgender Erinnerung. Hochzeitsleiterin ist die Ahne gewesen, die Mutter meines Großvaters war, ein resches, herlebiges Weib. Ihr Leitriemen hieß: Alles in Schick und Ehren!

In ihrem Haus nun kamen die Hochzeitsgäste zusammen am Hochzeitstage, schon als die Sonne aufging. Die Ahne gab ein reichliches Frühstück, der Brautführer hatte seltenerweise einen guten Trunk mitgebracht. Zuerst mußte aus dem Kruge der Bräutigam trinken, dann sollte es auch die Braut tun, die im grünnen Kranz vor dem Tische

unsere braven Volksschullehrer, die in ihrem Berufe erkrankt sind. Ein Erholungsheim in den Alpen. Wir brauchen zur Gründung eines solchen 200.000 Kronen. Ich suche tausend hochherzige Menschen, wovon sich heute jeder verpflichtet, 200 Kronen zu spenden, wenn bis Ende des Jahres 1916 tausend solche Zusagen vorliegen. Ist bishin die volle Summe nicht gezeichnet, so erlischt für jeden einzelnen die Verpflichtung. Hundert Zeichnungen sind bereits angemeldet bei dem Deutschösterreichischen Lehrerbund, Wien, V., Reinprechtsdorferstraße 32. Weil die Lehrersache eine allgemeine, rein menschliche und echt kulturelle ist, weil sie unsere Kinder, unsere Zukunft betrifft, so wird bei diesem Werke keine Parteigrenze hemmen. Ich weiß viele, die bei der großen Schulvereinssammlung gesagt haben: Wenn der Rosegger für was anderes sammeln täte, so wäre ich dabei. Von ihrem Standpunkt betrachtet mögen sie ja recht gehabt haben, und so hoffe ich, daß sie jetzt kommen. Besonders erwartungsvoll schaue ich auf die Gemeinden, für die Graz mit seiner zweitausend Kronenzeichnung ein so schönes Vorbild gegeben hat. — Ich glaube bei meinem letzten Bettelgang keine Enttäuschung zu erleben.

„Ich verlanget mir nicht, reich zu sein, nur recht viel Geld möcht' ich haben.“ So sprach mir vor kurzem ein Gewerbsmann. Die Unterscheidung von Geld und Reichtum hätte ein Witz sein sollen, war aber zufällige Weisheit.

Wenn einer um einige Millionen Geld und Wertpapiere in der Kasse hat, so ist er deshalb noch lange nicht reich. Die Papiere sind an sich ganz wertlos, sind nur Schein. Scheine, Anweisungen, Forderungen auf wirkliche Lebensgüter, die irgendwo sind oder sein sollen. Man bekommt für Geld zwar Ware, aber nicht immer. Es braucht nur die Verbindung unterbrochen zu sein, und man kann bei seinen Bar-Millionen verhungern.

Anderseits gibt es Leute, die sehr reich sind, aber kein Geld haben. Zu verhungern brauchen die nicht, sie haben Überfluß an gewissen Lebensmitteln, aber sie können das Kornfeld nicht verwandeln in ein Stadthaus, das Rind nicht in einen Salonanzug, den vollen Speicher nicht in eine Weltreise. Da muß erst das Geld kommen, das sie frei macht für allerlei exotische Genüsse. Statt Bargeld kann es auch der Naturalien-Tauschhandel vollbringen, während das an sich wertlose Wertpapier ohne dahinterstehende Güter nichts ist als ein bedrucktes Hadernläppchen. Der Staat kann so viele Hadernläppchen drucken als er will, ob er sie anbringt, ist eine andere Frage. Ich kann auch Wertpapiere machen, für mich selber, so viel ich will. Es kommt nur darauf an, ob man mir auf meine Schuldscheine und Promessen was borgen will.

Schönn soll erzählt haben, wie er einmal vor vielen Jahren auf dem Glacis in Wien einen malerischen Bauernjungen gefunden, den er mit in sein Atelier genommen, gezeichnet und dann gemalt hätte. Wohl nicht als Porträt, sondern als Studie. Denn es sind Änderungen vorhanden. Der Schönnsche Bub ist barfuß; ich hatte in Wirklichkeit derbe Schuhe angehabt, die mir, darum habe ich sie gemerkt, auf der langen Fußreise die Fersen wundgerieben hatten. Als ich nun nach so vielen Jahren in den Besitz des Bildes gekommen war, wollte ich Schönn einmal besuchen, um nähere Umstände zu erfahren und möglichst festzustellen, ob wirklich ich einst zu dem Bilde Modell gesessen war. Mittlerweile starb der Künstler, als letzter Zeuge meines Abenteuers. Das Gesicht des gemalten „Waldbauernbuben“ soll, sagen sie, starke Familienähnlichkeit aufweisen, und wenn seine Echtheit feststeht, so kann natürlich auch meine Knabenwanderung nach Wien kein Traum sein.

In den siebziger Jahren wurde ich von einem Stuttgarter Verlag eingeladen, für ein illustriertes Prachtwerk, „Unser Vaterland“, die Steiermark zu beschreiben. Ich hatte zur Zeit dieses Land zu Bahn und Fuß schon nach allen Seiten filmflüchtig durchreist und beschrieb nun die Steiermark in vielen Druckbogen. Die Maler Franz von Pausinger, Matthias Schmid, Josef und Ludwig Willroider, Richard Püttner und J. J. Kirchner lieferten dazu entzückende Bilder, welche wahrscheinlich vorstanden, daß die Mängel des Textes übersehen wurden. (Landschaftsbilder gingen damals noch durch des Malers Menschenseele, anstatt, wie heute, durch die camera obscura.) Anfang der achtziger Jahre hatte ich den kindlichen Mut, diese Schilderung unseres Landes in mein Buch „Am Wanderstab“ aufzunehmen. Später erhielt ich zeitweilig Zuschriften von Reisenden, die von meiner Schrift auf Steiermarks Schönheiten verwiesen, nach meiner Führung das Land durchwandert hatten und mir Lob sagten. Etliche waren genau nach meinem Plane gewandert vom Semmering aus über Mariazell, Aussee, Dachstein, Murau, Knittelfeld, Gleinalpe, Voitsberg, Deutschlandsberg, Bachern, Sulzbacheralpen, Rohitsch-Sauerbrunn, Donatiberg, Pettau, Marburg, Windischbüheln, Gleichenberg, Riegersburg, Hartberg, Jackelland, Weiz, Graz, Bruck, Leoben, Eisenerz, Tragöß ins Mürztal und zum Semmering zurück. Diese Reihenfolge mit ihren guten Abwechslungen ist vielleicht das Beste an dem Buch. Ansonsten aber? Nach länger als dreißig Jahren habe ich es nun wieder einmal durchgesehen und gefunden, daß es als Landesbeschreibung längst nicht mehr entspricht, nie entsprochen hat. Es hat recht nette und anmutende Stellen voll kindlicher Unbefangenheit, aber es ist zu flüchtig und unvollständig,

stand. Als sie den Krug an den Mund hob, stieß sie unversehens ein bewegsamer Nachbar am Ellbogen und Scherben und Wein flitzten auseinander auf den Fußboden. Sogleich natürlich der Witz von der Kindstaufe, den die Ahne mit scharfem Blick abschnitt.

Die Hochzeitsgesellschaft machte sich auf den weiten Weg ins Mürztal zur Pfarrkirche. Als sie den Waldsteig hinanging, singend und jauchzend — das Brautpar voran, siehe, da lief weiter hin ein Hase über den Weg — von rechts nach links. Die Ahne stand jählings still wie angewurzelt und rief laut: „Anhalten! Nit weiter! Umkehren! Heut gibts keine Hochzeit. Schon in der Früh der Krug und jetzt der Has übern Weg! Von rechts nach links. Ein Unglückstag. Heut wird nit gheiratet. Aufschieben ein paar Täg!"

Dem war nun alles entgegen und das Brautpaar schritt wegshin, als ob nichts wäre. Da hat die Ahne sich kummervoll dreingeben müssen, ist aber zu keiner Freude gekommen am selbigen Hochzeitstag.

Noch in späteren Jahren, wenn's in der Wirtschaft haperte oder eines der Kinder die „Strauken" hatte, blickte die Ahne mit bedeutsamem Vorwurf auf das Ehepaar: „Sehts es? Sehts es? Wenns mir gfolgt hätts dazumal!"

Und der Hase war doch längst wieder zurückgelaufen über den Weg — von links nach rechts!

Vor vier Jahrzehnten wurde die Waldheimatgeschichte „Als ich den Kaiser Josef suchte" geschrieben. Heute glaubt diese Erzählung jeder lieber als ich selbst. Die abenteuerliche Reise des kleinen Waldbauernbübels ist mir so mythisch, so traumhaft dunkel, wie meine ganze ferne Jugendzeit. Ich weiß nicht mehr, was daran äußeres oder inneres Erlebnis war. Nicht einmal das Jahr jenes abenteuerlichen Unternehmens ist mir klar. Es sind längst auch alle Personen gestorben, die mir und anderen hätten Zeugenschaft ablegen können. Der Maler Alois Schönn in Wien hätte vielleicht Kronzeuge sein können.

In meiner Erzählung ist zu lesen, daß der Bauernbub in der Wienerstadt von einem Herrn zusammengepackt, in die Wohnung mitgenommen und abgezeichnet wurde. Nichts weiter. Da war es viele Jahre später, daß der Medailleur Anton Scharff im Auftrag meines Gönners B. v. E. meinen Kopf modellierte. Bei einer der Sitzungen erzählte ich jene kleine Geschichte mit Einzelheiten dem Künstler, und Scharff setzte es sich in den Kopf, den Herrn, der mich einst gezeichnet, in Wien ausfindig zu machen. Nach wenigen Wochen konnte er mir schreiben: „Wir haben ihn! Es ist der Volkstypenmaler Alois Schönn, und das Bild ist auch noch vorhanden. Mittlerweile hatte das Bild Freund B. v. E. gekauft, um es meiner Frau zum Geschenk zu machen.

„Mein Gott, wenn man den Kopf verliert, was kann man da viel erzählen. Man macht's eben durch."

„Bitte, erzählen Sie, es war gewiß recht unangenehm."

„Wie man's nimmt. Ich wurde zärtlich behandelt, wie schon lange nicht. Der Mönch umarmte und küßte mich. Ich hätte ihn wahrscheinlich auch umarmt, aber mir waren die Hände auf den Rücken gebunden. Bei dem Hinansteigen die Stufen stolperte ich, der Scharfrichter stützte mich liebevoll, führte mich freundlich am Arm, um mich der Dame vorzustellen."

„Einer Dame?"

Schweigend lud sie mich ein, das Haupt auf ihren Schoß zu legen. Na, dachte ich, in den nächsten Augenblicken wirst du was erleben. Der Scharfrichter sagte: Entschuldigen Sie, mein Herr! ergriff mich bei den Haaren, um das Haupt niederzuziehen. Dagegen wollte ich laut protestieren, da klang das Wort nicht, es stöhnte nur. Das war die Angst. Kein Entrinnen, kein Erbarmen. Aber ich brauchte mich keinesfalls mehr anzustrengen. Ihrer zwei waren jetzt da, die legten mich hin, so daß mein Hals in der Scharte lag. Der Exaktheit wegen hielt mich einer am Körper, der andere an den Haaren fest, da war ein Geräusch, als wäre irgendwo ein Tor zugefallen. Ich sah ein laufendes Wagenrad, ein Wald kam heran mit zwei oder drei Monden. Auf dem Spieltisch scharrten die Krücken Geld ein, dann liefen Hunde und ein eisernes Bettgestell flog in den Lüften und Zigaretten und große Windmühlenflügeln und Rauch und Baumwollballen und Damenfüße und Turmkuppeln — das alles purzelte durcheinander, es war wie ein Futuristenbild. Dann verschwamm es. Weiter weiß ich nichts."

„Und das Fallbrett?"

„Davon weiß ich nichts."

„Merkwürdig. Wir haben dann Ihre Sachen zusammen in einen Sack gesteckt, der Kopf, dünkt mich, hätte noch mit den Augen geblinzelt. Und dann auf den Kirchhof. — Und heute wieder da; ja Herr, sind Sie denn verrückt? Wieso sind Sie wieder da?"

Ich erinnere mich nicht. So kommt man über den Graben von einem Leben zum andern, ohne daß man's gewahr wird. Und dann, wenn man davon hört, ist es, als wäre es einem andern passiert. — Was mein Leser sich jetzt denkt? Ich will es lieber nicht wissen. — Aber er hat diesmal wahrscheinlich unrecht.

abgesehen von den mittlerweile vorgegangenen Veränderungen im Lande. Es ist zu viele Begeisterung darin, und zu wenig Sachlichkeit, und dafür reich an Irrtümern. Es ist eine Plauderei, wohl geeignet, Fremde für unser Land zu innern; eine weitere Bedeutung kann ich dem Büchlein nicht zugestehen. Es gehört deshalb zu den zwölf Bänden, die meinen „gesammelten Werken“ nicht einverleibt werden.

Könnte ich heute unsere Steiermark noch einmal beschreiben, es fiele wahrscheinlich anders aus.

Ha, was ist das für eine Zeit,
Daß alles schimpft und alles schreit,
Und räsoniert und schwadroniert,
Daß, traun, man völlig terisch wird!
Alleine nur das Kind der Zeit,
Das neue Kino ist gescheit,
Das ist zum Schwätzen nicht geneigt,
Es zeigt und — schweigt.
Und diese Schlauheit macht's am End',
Daß alles jetzt ins Kino rennt.

Ein mir wohlbekannter kleiner Knabe hatte auf dem Obstmarkt unversehens einen Apfelkorb umgestoßen. Da sagte die Öbstlerin: „Aber Kind, jetzt hätt'st mir bald die Äpfel verschüttet.“ Diese gute Anrede machte den Knaben, wie er nachher bekannte, beinahe starr vor Beschämung, den er hatte erwartet, daß die Frau schreien würde: „Fahr ab, Lausbub!“

Wohlgeartete Kinder straft man mit Güte leicht empfindlicher als mit Roheit. Die Beschimpfung „Lausbub“ hätte den Jungen wahrscheinlich zu einer Lausbüberei gereizt.

Ein Bauernjunge bewarb sich um die Postbotenstelle des Ortes. Da zeigte man ihm an, daß er sie nicht erhalten könne, weil er gerade so schlecht lese und schreibe wie andere, die in gar keine Schule gingen. Hierauf schickte er einen Zettel folgenden Inhalts:

o i g e a i k Schul.

„Oh! Schon auf, heute! Sind Sie nicht erst gestern guillotiniert worden?“

„Zu dienen.“

„Ei, wie war's denn? Erzählen Sie mir davon.“

Es gibt Ausnahmen. Der alte Wahn, als seien Französisch und Bildung zwei unzertrennliche Dinge, hat 1870 überlebt. Wohlhabende Eltern schicken ihre schulentlassenen Töchter in ein französisches Pensionat. Die Mutter ist früher dort gewesen, die Töchter müssen wieder hin, das gehört zu einer besseren Erziehung. An guten Erziehungsanstalten für Mädchen fehlt es im Lande nicht. — Handel und Gewerbe treibende Eltern schicken ihre Söhne in französische collèges, die von ehemaligen Schulbrüdern geleitet werden, als Martigny, Saint-Claude, Besançon, Belfort, Rambervillers u. a. Diese Knaben zählen, wie die Mädchen, nach Hunderten und verbleiben ebenfalls durchschnittlich zwei Jahre. Die directeurs lassen durch die Zeitungen fleißig die Werbetrommel rühren, sowohl zu Ostern als im Herbste, kommen auch selber ins Elsaß hinüber, um die Aufnahme von Schülern persönlich zu betreiben. Die politische Gesinnung solcher Herren kennzeichnen Ausdrücke wie folgende: L'Alsace a dégénéré, la réligion se perd, l'instruction a baissé. Und in solch antideutscher Atmosphäre werden die anvertrauten Knaben neu- oder umerzogen. Das bleibt nicht ohne üble Nachwirkung, die auch durch den späteren deutschen Militärdienst nicht mehr ausgeglichen wird.

Ist es nicht auffällig, daß so manche Elsässer der besseren Kreise nur französisch sprechen wollen? Man liest französische Zeitungen, man affektiert überhaupt französisches Wesen; politisch gehören sie zu der Partei der Nationalisten.

Ja, es ist wahr, in unserem Grenzlande ist die französische Sprache vielen Ständen zum Broterwerb nützlich, sogar notwendig; aber viele gehen auch nicht, um sie zu erlernen, über die Vogesen, sie erreichen leichter ihr Ziel in unsern Mittel- und Fortbildungsschulen.

Wieviel junge Franzosen kommen denn hierher, um deutsch zu lernen?

Wer dieser Französelei, Behörden, Geistliche und Lehrer, entgegenarbeitet, der nimmt sich des Volkswohls an.

„Eine kleine Frau."

Während des Erscheinens des Romans kamen viele Anfragen an mich, die er jetzt, da er vollendet vorliegt, wohl selbst beantwortet.

Seiner etwas umfangreicheren Buchausgabe — Verlag Schuster u. Loeffler in Berlin — fügte ich ein Vorwort bei, das die „Heimgarten"-Leser vielleicht auch als „Nachwort" interessieren dürfte.

Es lautet:

„Es wurde mir ermöglicht, Frau Loris Tagebuch der Öffentlichkeit zu übergeben, und ich tue dies unter dem keineswegs belanglosen Titel: ‚Eine kleine Frau; die Geschichte einer Frühlingsehe.'

Als ich die reinliche und nur stellenweise überhastete Handschrift durchlas, zuckten meine Finger oft, zu kürzen, zu tilgen, Mißverständliches und Irrtümliches zu streichen; auch Provinzialismen in der Sprache wären auszumerzen. Aber immer wieder — zumeist! — beherrschte ich mich: Nein, ich ändere es nicht! Eine Länge da und dort schadet nicht allzuviel (sie charakterisiert sogar), und gerade die Irrtümer, die Frau Lori umspannen und die sich äußerlich mühelos beseitigen ließen, geben den Aufzeichnungen ihren besonderen Wert. Durch sie kann mancher, der guten Willens ist, erkennen, wie leicht und wie gefährlich es ist, sich selbst zu belügen, sein Weltbild willkürlich umzumalen und den Dingen Gestalt und Farben aufzudrängen, die ihnen widersprechen. Und überdies: Wer darf es wagen, Wahrnehmungen und darauf gegründete logische Folgerungen als falsch zu brandmarken? Ist die Welt nicht so, wie sie jeder sieht? Und nur so. Wer hat Sinne, die objektiv richtig

Kleine Laube

Wohl tausendmal schon ist er hier
Gestorben und wiedergeboren,
Sowohl als Mensch wie auch als Tier,
Mit kurzen und langen Ohren.

Jetzt ist er ein armer blinder Mann,
Es zittern ihm alle Glieder,
Und dennoch, wenn er nur irgend kann,
Kommt er noch tausendmal wieder.

„Zu guter Letzt." Wilhelm Busch.

Die Sprachenfrage im Elsaß unter Frankreich.

Zu diesem aktuellen Thema schreibt ein Leser dem „Türmer" (Herausgeber J. E. Frhr. v. Grotthuß; Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) aus eigenen Erfahrungen:

Das Erlernen des Französischen begann frühzeitig schon in der salle d'asile. Wir Primärschüler trugen zwar zwei deutsche Bücher in der Schultasche: Katechismus und biblische Geschichte. Nur in letzterer wurde mühsam stockend gelesen, ohne ein Wort der Erklärung seitens des Lehrers. Die Premières lectures françaises wurden verständnislos, rein mechanisch eingeübt. Was nicht gehen wollte und nicht gehen konnte, das war die Grammaire française nach Lhomond. Das Hauptmittel aber, französisch sprechen zu lernen, das waren die Anschauungsbilder, die sogenannten tableaux intuitifs. Den Schülern war es zur strengen Pflicht gemacht, während der Schulzeit kein deutsches Wort zu sprechen. Stockwelsche Hilfslehrer wurden angestellt. Tableau: acht Bänke voll Buben von sieben bis elf Jahren, welche kein Wort Französisch verstehen, vor ihnen ein Lehrer, der wiederum sie nicht verstehen kann. Zwischen beiden eine tiefe Kluft!

Auch Geistliche machten den allgemeinen Eifer für Frankreich mit. So hielt der Pfarrer meines Heimatdorfes allsonntäglich für die jüngere Generation einen französischen Sermon.

Ob es nicht Männer gab, welche die gewaltsame Unterdrückung der Landessprache als ein Unrecht empfanden? — ich weiß es nicht. — Wohl der erste, welcher der herrschenden Strömung hemmend entgegentrat — wer würde es meinen? —, das war kein anderer als Kaiser Napoleon III., der, glaube ich, im Jahre 1868 nach Straßburg kam und zu der dortigen Schuljugend folgende Worte sprach: „Mes enfants, apprenez bien le français, mais n'oubliez pas l'allemand." Diese Worte, an sich gewiß berechtigt, schufen gleichsam eine Anbahnung zu dem großen Umschwung, den bald das Jahr 1870 brachte.

Und nun sind mehr als vierzig Jahre vergangen, aber nicht erfolglos. Man darf sagen: Der Elsässer fühlt sich deutsch, hat seine deutsche Natur, sich selbst wieder gefunden.

„Zu einem beſſ'ren Land von ew'gem Glücke
Sei dieſes Erdenleben nur die Brücke?
Mag ſein, ihr Herr'n Propheten. Geht voran!
Ich ſeh' den Fluß mir noch vom Brückchen an ...“

Ja, ſein neueſtes Buch „Vom Weg eines Weltkinds“ (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt) ſind höchſt irdiſche Sprüche über Liebe, Wein, Kunſt, Krieg, Beruf, Philiſterei u. a. m., faſt durchwegs äußerſt treffend, oft erſtaunlich ehrlich und erſtaunlich ſatiriſch, immer aber ſonnenfriſch und lichtfroh. In einem kleinen Literaturführer leſe ich, er habe eine ſehr heitere Jugend genoſſen. Nun, das mag ſchon ſein! Aber, der Mann hat ſicher auch ſein liebes Kreuz getragen, ſonſt wär' er kein ſo tüchtiger Humoriſt geworden! Natürlich ſind ſeine Novellenbände künſtleriſch wertvoller, aber man ſtreicht ſich recht freudig die beſten Sprüchlein an und läßt ſich 'mal recht willig überzeugen, daß:

„Schön iſt, was aus Herzensdrange
Knapp und kurz zum Himmel wallt —
Iſt das Tiſchgebet zu lange,
Wird die beſte Suppe kalt!“

und man merkt ſich dies und das, klopft gelegentlich an die eigene Bruſt und lieſt mit „lachendſtem“ Vergnügen z. B. das poſſierliche Geſchichtchen von der Erſchaffung des Dichters und des Verlegers u. v. a. oder von den ſchnurrigen Proſaſächelchen, von den Fabeln, den „Stammbaum“, „Edelmut“ oder den „Spaziergang“.

Und weil ich nun einmal bei dieſer leichteren Kunſtkoſt angelangt bin, will ich da gleich auch ein reizendes Tuttifrutti-Gläschen von Otto Ernſt anpreiſen, wiewohl gut die Hälfte gar keine Versfrüchte, ſondern recht ſchmackhafte Proſadinger ſind. Koſten, koſten, meine Herrſchaften! Eijei, eijei, eijei! — Aber da bemerk' ich gerade, daß mein Tuttifrutti-Vergleich etwas ſtark hinkt; denn das Buch heißt „Sankt Yoricks Glockenſpiel“ (Leipzig, L. Staackmann) und Glocken einſchließlich ihres Spiels erweiſen ſich zumeiſt als ungenießbar. Aber das iſt mir wurſt! Der luſtige Otto ſucht ja gleich eingangs einen „Mann, der auch den Reſt dieſes Büchleins ins Konfuſe überſetzt.“ Alſo, meine Herrſchaften, ich bleib' dabei! Jetzt freßt nur immerhin die Glocken! Wer Magenweh kriegt, dem zahl' ich den Doktor. Wer aber einen Lachreiz kriegt, der kann mir einen Gulden geben, und wer das Buch mit ernſter Miene leſen kann, dem zahl' ich tauſend Gulden. So werd' ich ein reicher Mann — heißt das nämlich: wenn die P. T. geldigen Herrſchaften im Bücherkaufen nicht gar ſo knauſeriſch wären (die Leſer des „Heimgarten“ natürlich [!?] ausgenommen). Das wär' nun eigentlich des Lobes genug. Aber ich will, um den Leſern die Zähne noch länger zu machen, ein übriges tun und ihnen ein paar beſonders treffliche Biſſen herzählen. Solche wären: „Der Unparteiiſche“, „Die Wahl“, „Im Tierpark“, „Die zweyt hiſtori von Ulenſpiegel“, „Der Fleck“, die Sereniſſimus-Geſchichten, die „keimfreie“ Lyrik, der Goethe-Aufſatz des Fiedje Bohnſack und einiges aus dem „verhallenden Gebimmel“. Und jetzt nur noch eins, lieber Otto Ernſt: Schaun S' — das reizende Bröckerl von der oberflächlichen Rezenſion, die S' „viermal übereinand erſaufen“ laſſen wolln, hätten S' wo mehr in d Mittn vom Büachl ſetzen ſolln, damit ma s nöt glei findt, wann ma s Inhaltsverzeichnis aufſchlagt! Glaubn S' nöt? —

Nun aber kehren wir noch einmal zur höchſten Kunſt zurück! Und da nenne ich den Namen Anton Wildgans. Merkt ihn euch gut, recht gut! Denn ſolch kraftjunge, himmelbrauſende Strophen hört ihr nicht alle Tage! Mir liegen von ihm zwei Bändchen vor: „Und hättet der Liebe nicht ...“ (Berlin, Axel Juncker) und „Die Sonette an Ead“ (Leipzig, L. Staackmann). „Und hättet der Liebe nicht ...“: Herrgott, ſind das Verſe! Verſe? Das ſind ja Schwerter, Flammen und Roſen, das iſt ja Glut, Leben, Jugend, Inbrunſt, Sturm, Verzückung, Morgen und Purpur, alles,

aufnehmen, wer ein Hirn, das objektiv richtige Schlüsse zieht? Eine absolute Erkenntnis wäre vielleicht nur imstande, Sein und Werden um uns und in uns auf seltsame Wellenbewegungen irgendwelcher Art zurückzuführen. Wäre damit etwas geleistet? Höchstens ein psycho-physischer Vorgang durch einen physikalisch-chemischen ersetzt.

Deshalb sollen diese Blätter fast ungekürzt veröffentlicht werden. Es oblag mir bloß, zu ergänzen, denn ohne Schluß, auch nur ohne die dürftigste Andeutung, die einer Lösung des Konfliktes gleichkäme, endet das Manuskript plötzlich und schrill. Ja, einen schweren Konflikt enthält es, ein Problem des Alltags, das mancher Mensch zu lösen hätte. Freilich darf es nicht gedankenlos verallgemeinert werden, weil trotz gemeinsamer Gattungsmerkmale jedes Geschehnis ein Geschehnis für sich ist, mit Eigenschaften, die sich nie wiederholen. Ben Akiba hat unrecht: Nichts ist schon einmal dagewesen. — Wir können niemals gleiches, stets nur ähnliches beobachten. Doch auch aus ähnlichem ist es erlaubt, mit Vorsicht allgemeines abzuleiten.

In dem Tagebuch lagen noch einzelne Entwürfe zu Briefen und Briefe selbst, die vielleicht nicht alle abgeschickt wurden; ich habe sie aus gewichtigen Gründen eingereiht und mitveröffentlicht.

Und so lege ich denn das Buch in die Hände der Gesunden und der Kranken, ich widme es den jungen Mädchen, die mit reichen Illusionen ins große Leben treten, ich biete es allen Frauen dar, die aus Loris Bekenntnis Erfahrung schöpfen können, und ich überreiche es jenen Männern, die — unerprobt — an pathetischen Gesten Gefallen finden.

Ein erbauliches Buch, sofern man unter ‚erbaulich' nicht unterhaltsam, sondern förderlich versteht." Hans Ludwig Rosegger.

Spaziergang in Lyrik.

Von K. Dankwart Zwerger.

(Schluß.)

Es wäre an dieser Stelle ungemein lohnend, ausführlicher zu betrachten, wie die Christusgeschichte, das Judas-Problem und überhaupt biblische Stoffe seit jeher zu dichterischer Bearbeitung angeregt, wie sie — um bei den ersten beiden Stoffen zu bleiben — unzählige Male Verwertung gefunden haben, durch das ganze Mittelalter, durch die Neuzeit, durch die Moderne, in Prosa, episch, dramatisch, wie sich die einzelnen Dichter, teilweise mit Erfolg, bemüht haben, dem alten, immerjungen Stoff ihre persönliche Note aufzuprägen, und wie wir trotz Klopstocks „Messias", trotz immer neuer Passionsspiele, trotz alljährlicher Judasbearbeitungen noch immer nicht das unbestrittene, schlechtweg das Christus-, beziehungsweise Judaswerk haben, dran sich alle erbauen, dran sich alle begeistern und entflammen, weil sie müssen, weil sie der Dichter zwingt, weil es durch die Welt tost wie ein Sturm. Oder haben wir's etwa? Wäre es etwa die Bibel, dieses große Dichtwerk, das in Tausend und Abertausend lebendig war und ist und sein wird? Wäre sie etwa „das" Christuswerk — und bliebe sie's — etwa immer? O es verlohnte sich, diese Fragen eingehender zu betrachten! — Aber wir wollen uns wieder weltlicheren Gedanken zuwenden und von den Landen des Übernatürlichen und den traumigen Gotteswegen unserer Sehnsüchte zurückkehren auf unsere liebe Erde, unsere so schön irdische, gegenwärtige, menschlich liebe Erde! Auf die Erde mit dem kleinen Stolz und Weben, Wehe und Glück, das doch so helden- und gottgroß werden kann in all seiner irdischen Enge! Denn ich glaube, die meisten halten's gleich mir mit Rudolf Presber, der da meint:

Vergesset doch der Armen nicht!

Der Landesverband für Wohltätigkeit in Steiermark gibt die „Blätter für Armenwesen und Jugendfürsorge" heraus, bestimmt, die weitere Organisation und Entwicklung solcher Fürsorge zu fördern. Aber dem Blatte, das in seinem Fach Vorzügliches und selbst für weitere Kreise Interessantes bietet, fehlt es an Abnehmern. Trotz des sich überall üppig entfaltenden Luxus und oft verschwenderischer Lebensführung hat man die drei Kronen nicht übrig, die das Blatt jährlich kostet. Das sind doch sonderbare Erscheinungen. Geht das Armenwesen nicht uns alle an? Wenn zu unseren Haustüren Bettler kommen, so weisen wir sie in den Armenverein. Aber daß wir solche Vereine auf das möglichste unterstützen sollen, fällt nur wenigen ein.

Wir sollen ja froh sein, daß es Armenorganisationen gibt, denen man fremde Arme, die zu uns kommen, zuweisen kann, und die dazu da sind, um die Lage und Verhältnisse des Volkes gewissenhaft zu prüfen und soviel als möglich zu helfen. Also, kümmern wir uns um die Armenvereine und unterrichten wir uns durch das Blatt über ihre Tätigkeit und über ihre Sorgen. Seht euch einmal erst die „Blätter für Armenpflege und Jugendfürsorge" an, die mehr sagen werden, als in diesen wenigen Zeilen steht.

„Das Bierhuhn."

Ob der Welt die Sonne leuchtet,
Oder Regen sie befeuchtet,
Ob es hagelt, ob es wittert,
Oder ob die Erde zittert,
Ob die Börsenkurse fallen,
Ob die Anarchisten knallen,
Ob die Polen sich erfrechen,
Die Kroaten oder Tschechen,
Ob die Türken und die Serben
Sich die dicken Häute gerben:
Alles, Ausland oder Inland,
Sei's Marokko oder Finnland,
Sei es selbst die Mandschurei —
Alles ist mir einerlei.
Was sie pinseln, was sie dichten,
Wem ein Denkmal sie errichten,
Ob man gräbt im alten Babel,
Ob man legt ein neues Kabel,
Wie das Weibervolk sich kleidet,
Ob man das Korsett vermeidet,
Der Mikado und der Mahdi,
Und die Resi und die Kathi,
Hölle oder Himmelreich:
Alles, alles ist mir gleich. —
Ha, was steht hier in der Zeitung?
Wieder was in Vorbereitung?
Wieder mal mit ungeheuern
Steuern uns das Bier verteuern?
Kruzitürken und Granaten!
Gleich im Blute möcht' ich waten . . .

---

nur nicht, was wir kleinlich „Verse“ nennen. Das sind ja rauschende Festgelage, das sind ja Orgien, sind Bacchanale und sind Andachten für lichtgestimmte Seelen! Und die Sonette: Die bringen ja das verwöhnteste Kritikerherz in Verzückung, daß man alle Brillen und Lupen und Sonden davonschmeißt: „hol sie der Teufel!“ und tanzt und jubelt wie ein verrückter Schulbub. Herrgott, solche Sonette las ich ja noch nie, dreißig solche Meistersonette in einem Buche! Man trinkt ja viel Schönheit und Glühnis, aber in einem Buche, aus einem Autor — wieviel denn meist nur? Nein: Verdichtet R. H. Bartschens Bestes in rhythmische Strophen — und ihr habt einen Wildgans.

Neben solch einem Genie vermag sich am besten einer aufrecht zu erhalten, der ein ganz anderes Genre pflegt. Und so einer ist der Balladendichter Franz Theodor Csokor, gleichfalls eine wuchtige Persönlichkeit. Man kennt ihn als Mitarbeiter hervorragender Zeitschriften, unter anderem der „Muskete“. Er ist in der Sprache einer der Modernen und versteht eines ganz vorzüglich: die Strophen dem Inhalte anzupassen. Es ist eine Wildheit und ein Realismus in seinen Versen, die oft heiß packen. Für seine besten Stücke halte ich „Den ewigen Jäger“, „Tod im Most“, „Herr Raimund“ und besonders „Krieg“. Das ist ein blutiger Hymnus, der nur aus einer starken Seele lostost! Schon dessentwegen ist das Buch — es heißt „Die Gewalten“ (Berlin, Axel Juncker) — wert, gekauft zu werden.

Nicht so ganz aber zwei andere Erscheinungen des gleichen Verlegers: Die kleine Anthologie „Liebeslieder“ und „Freundliches Erleben“, Gedichte von Otto Pick. Das erste, Bändchen 2 der „Orplid-Bücher“, enthält zwar sehr Vorzügliches von Wildgans, Peter Asam, Max Mell, Max Brod und Csokor, scheint mir aber — als Anthologie und geplantes Volksbüchlein — in seiner Schmächtigkeit und seinem nicht gerade geschmackvollen Pappe-Einband für 1 Mark etwas zu teuer. Von Picks Gedichten aber haben mich nicht fünf tiefer angesprochen — eine spärliche Ernte! — und in zweien („Die Verliebten beklagen den Herbstbeginn“ und „Quartaner“) habe ich sogar — nun, sagen wir nur: metrische — Fehler entdecken müssen. Freilich: Hätt' sie ein Genie gemacht, so wären es eben Freiheiten und — weil bezweckt — genial.

Da kann man schon an Marte Sorges „Frauenliedern“ (Jena, Eugen Diederichs) etwas mehr Freude haben. Sie machen uns wenigstens mit ein paar hübschen Stimmungen und ein paar netten Stoffen etwas wohlgelaunter. Allerdings: Hrotsvit v. Gandersheim ist sie auch keine und wird's nie, aber — wie gesagt — sie kann zuweilen recht liebe, freundliche Verse machen.

Um nun aber unsern kleinen Ausflug in klingender Freude zu beschließen, gucken wir noch in die von Josef Götz gesammelten und bearbeiteten „Kindervolkslieder“ (Wien, K. k. Schulbücherverlag). — Die Noten sind auch gleich dabei — und singen uns ein paar echte Volkslieder, denken an „die ersten Hosen“ und jubeln: „Ri, Ra, Roß, mein Pferdchen steht im Schloß!“ Oder wir helfen dem Schneider seine Ziege suchen: „Wudl, wudl, wo bist?“, schauen schnell bei einer „Vogelhochzeit“ zu und konstatieren dann resigniert: „Eins, zwei drei, alt ist nicht neu!“ Und wenngleich „der Kirschbaum hat sein Laub verlor'n“ und „'s fängt an zu tröpfeln: es kommt ein Weib mit Äpfeln“, das macht uns wieder froh! Dann tun wir, gleich „Adams sieben Söhnen: mit den Füßchen wieder trab, trab, trab“, und weil „der Abt nicht zu Hause, sondern auf einem Schmause“ ist, machen wir gar nicht viel Umstände und — tanzen: „Blauer, blauer Fingerhut, steht der Jungfer gar so gut!“ Dann aber, wann „jetzo schlägt es neune“, bitte, nicht verliebt tun, Mädel (wir sind ja Kinder!), dann auch — weißt, ganz wie einst: „Schlaf süß, du liebe Kleine!“

Sonne.

Sonne, du bist's, die ich liebe,
Über alle Erdenlust,
Wenn mir nichts als Sonne bliebe,
Wär' es hell in meiner Brust.

Sonne, dir gehört mein Danken,
Über alle Dankbarkeit —,
Bis sich meine Sinne ranken
Hin in die Unendlichkeit.

Sonne, helle, heiße Sonne,
Eine Gottheit bist du mir,
Und ich neige mich in Wonne
Betend, wenn du strahlst, vor dir!

Karl Mayer-Freinberg.

Klassische Humoristen.

Jonathan Swift und Georg Christoph Lichtenberg.

Es geht uns leider mit unserem Geiste wie mit unserem Magen: in unserer Kinderzeit erhält er die beste Kost, nicht nur weil er sich selber die größten und schwersten Brocken wählt, sondern weil man sie ihm von allen Seiten zusteckt. Gerade mit der geistigen Nahrung halten sich die Freunde und Bildner der Jugend an den sehr tüchtigen Grundsatz, daß für das Kind das Beste gerade gut genug ist. Leider bleibt dieses Bewußtsein dem Kinde nicht haften — nämlich, daß es das Beste bekommen hatte! — und es glaubt gemeiniglich mit den dazukommenden Jahren durch eigenes Erkennen dazu zu gelangen, wirft auch keinen Blick mehr zurück, und so geschieht es, daß viele Erwachsene Defoe, Marryat und Musäus bloß als überwundene Kinderkost werten und daß für sie mit „Gullivers Reisen" der ganze Swift nicht bloß erledigt, sondern erschöpft ist. Das kommt von der Art, die Meisterwerke in verstümmelter Form dem Verständnis des Kindes zugänglich zu machen, diese Art aber erzieht zur verderblichen Oberflächlichkeit: die Abenteuer Gullivers, Don Quixotes und des Freiherrn von Münchhausen kennt fast jedes Kind, daß heißt, es kennt die phantastische und amüsante Form des Ganzen, hat aber keine Ahnung von der Tendenz der Werke und betrachtet die Dichter derselben höchstens als lustige Fabulieronkel, die man im reiferen Alter nicht mehr ernst nehmen kann. Echte Humoristen aber sind nur für spätere Jahre, denn heutzutage hat man nur in den späteren Jahren so viel Zeit, die gemächliche Breite der alten Humoristen auszukosten, die besonders als das „Urübel" der englischen Romane bezeichnet wird und die eigentlich deren Stärke und Tiefe bedeutet.

Der irländische Dechant Jonathan Swift, der hauptsächlich Prosaist war, hatte die Gabe des Detaillierens im höchsten Grade, sein Stil hatte etwas arabeskenartiges, aber nicht kraus verschlungen, sondern eckige, kleine Sondermusterungen bildend, dabei übersichtlich und klar bleibend. Dies wohl, weil er auch die gebundene Form meisterte. Er war als epochemachender Satiriker anerkannt, wurde aber auch viel angefeindet und Literarhistoriker vom höchsten Range behaupteten,

Singvögel.

Du.

Jenen Abend in dem weißen Kleide
Sah ich unter Kindern dich im Spiele:
Eine schöne Hirtin auf der Heide,
Rings um dich der zarten Lämmlein viele.
Als die Kleinen alle dann zu Bette,
Unter Großen wardst du nun zum Kinde:
Einzig unberührt in jener Kette,
Ungeküßt von jedes Lebens Sünde.

Hans Weber,

Im Wickelbettchen.

In der warmen Federdüte
Liegt als Inhalt lieb und lind
Eine zarte Menschenblüte,
Unser holdes blondes Kind. —
Wie die Kinder ihre Düten
Mit Bonbons und Zuckerwerk
Wie ein teures Kleinod hüten,
Richten wir das Augenmerk
Stets auf unser liebes Schätzchen,
Das aus seinem Bettchen äugt,
Schnurrend wie ein kleines Kätzchen,
Links und rechts das Köpfchen beugt,
Dessen frühlingsmuntre Augen
Aus dem Federkissen glühn,
Deren Blicke einzusaugen
Wir uns hochbeseligt mühn.
Diese sprechend warmen Blicke,
So unsagbar lieb und süß,
Schlagen wieder uns die Brücke
Zum verlornen Paradies.

J. L. Haase-Graz.

Dichtergebet.

Herr, mach mich hart in Brand und Not,
Und gib mir viel zu tragen
Und laß mich bluten um mein Brot
Und gib mir Zorn und Wagen!

Doch laß mich einst nach Zeit und Pein
Den Königskranz erwerben,
Sonst schlag mich und die Laute mein
In wüste Stück' und Scherben!

K. Dankwart Zwerger.

Stellen sind mit Herzblut geschrieben und mit Tränen, das Ganze aber ist in einem leichten Ton gebracht. Das war Swifts Kunst, in seinem Witz lag tiefer Ernst, über seinem Ernst der Humor, er spottete gerne, denn so belehrte er am leichtesten, und wenn er z. B. sagt: „Die Weisheit ist eine Henne, deren Gackern wir schätzen und beachten müssen, weil es von einem Ei begleitet wird", lacht man, aber man hat eine Lehre empfangen, wie sie uns kein pedanter Schulmeister wirkungsvoller beizubringen vermag, sondern nur ein Humorist.

Neben dem großen britischen Humoristen steht gleich ein Deutscher an erster Stelle, der Mathematiker und Physiker Georg Christoph Lichtenberg, Lavaters Gegner, den Demokritos, der ihn noch persönlich kannte, den „witzigsten Deutschen" nannte und dessen „lichter Name" sein sonnig-geistvolles Naturell am besten kennzeichnete. Lichtenberg war mehr universell gebildet als Swift, er hatte die verschiedenartigsten, tiefsten Kenntnisse, dabei Geschmack und in seiner anspruchslosen Einfachheit und Gefälligkeit eine gewinnende Liebenswürdigkeit. Sein körperliches Gebrechen machte ihn bescheiden, er hatte aber dabei die tiefe Heiterkeit des Weltweisen, wohl mit dem etwas skeptischen Lächeln des Spötters verbunden, diese Spitze aber richtete er mit Vorliebe gegen sich selbst und er findet im Selbstironisieren köstliche Bilder wie: „Meine Phantasie wurde scheu so wie Pferde und lief fort mit mir" oder: „Ich habe den Weg zur Wissenschaft gemacht wie die Hunde, die mit ihrem Herrn spazieren gehen: hundertmal denselben vorwärts und rückwärts und als ich ankam, war ich müde."

„Lichtenberg, der Unvergeßliche", nannte man ihn nach seinem Tode und lobte seine Art, die größtenteils die Sache, nie die Person traf, nie aber einen Gegenstand, der anderen heilig war. Er war in seinem gesunden Empfinden für Natürlichkeit oft derb, nie verletzend und wenn man seine launigen Briefe an seine Frau Eheliebste liest oder die schalkhaften Bemerkungen über seine Aufwärterin, seine köstlichen Beobachtungen, Persiflagen, Parodien der Diener oder der weiblichen Dienstboten in der Überschwenglichkeit ihrer Sprache und Korrespondenz, so findet man eine unerschöpfliche Quelle ergötzlicher, sprühender, feuilletonistischer Einfälle, die hinreichen würden, viele Blätter mit Material für „unter dem Strich" zu versorgen. Damals aber ergaben sie bloß Ausfüllsel für Kalender, in denen zerstreut sie ungekannt Jahrzehnte lang ruhten, bis sie nun von Wilhelm Herzog gesammelt und herausgegeben in zwei Bänden als „Georg Christoph Lichtenbergs Schriften: Gedanken, Satiren, Fragmente" (Verlag Eugen Diederichs in Jena, 6 Mark) auch dem großen Publikum zugänglich gemacht worden sind. Und das ist ein Verdienst, nicht zu unterschätzen! Unsere Zeit ist ja so arm an Humor, daß uns jeder Tropfen ein ersehntes Labsal ist, neue Kräfte gebend. Lichtenbergs Prosanachlaß ist fragmentarisch; aphoristische Aussprüche, Anekdoten, Skizzen reihen sich da aneinander in köstlicher Buntheit, bald eine Burleske: „Fragmente von Schwänzen", dann kluge Worte über den deutschen Roman oder kleine Hiebe gegen das Schriftstellerunwesen oder andere Tagesfragen. Es steht dafür, eine kleine Auslese folgen zu lassen als Kostprobe. Lavaters Physiognomik nennt er: „einen vierbeinigen Adler ohne Flügel"; über das Christentum sagt er: „mit der christlichen Religion läßt sich Staat machen, aber wahrlich mit den Christen sehr wenig".

„Die geschnitzten Heiligen haben in der Welt mehr ausgerichtet als die lebendigen."

Ein guter Hieb gegen oberflächliche Rezensenten: „Unter die größten Entdeckungen, auf die der menschliche Verstand in den neuesten Zeiten gefallen ist, gehört meiner Meinung nach wohl die Kunst, Bücher zu beurteilen, ohne sie gelesen zu haben."

daß seine Waffe allein die Keule gewesen sei, und man nannte seine Schriften „gemein“ und „unschicklich“. Diese Meinung aber beschwor er selbst hauptsächlich dadurch herauf, daß er in krankhaften Zuständen, die ihn oft plagten, seiner Augenblickslaune freie Zügel ließ und in Briefen eine Schärfe und einen Menschenhaß kundgab, die nervöse Gesteigertheit erzeugten, nicht aber das innerste Wesen dieses im Grunde so warmherzigen Menschen „enthüllen“ konnten. Briefe sind vom Augenblick geboren, für den Augenblick berechnet, nie aber als Dokumente für die Nachwelt zu betrachten, außer es handelt sich um Briefe so disziplinierter und harmonischer Naturen, wie es ein Goethe oder ein Mörike war. Die Widersprüche in Swifts Leben ließen ihn nie zur wahren künstlerischen Ruhe kommen, sein körperlicher Zustand verschlimmerte dies noch und so unternahm er oft Feldzüge gegen alles, sein Rüstzeug aber war stets der Witz; vom Witz aber sagt er selber so treffend: „Witz ohne Wissen ist eine Art Rahm, der über Nacht nach oben steigt und sich von geschickter Hand gar schnell zu Schaum schlagen läßt; ist er aber einmal abgeschäumt, so wird, was darunter zutage tritt, für nichts mehr taugen, als daß man es den Schweinen vorwirft.“ Um so witzig zu sein, wie er es war, mußte man so viel wissen, wie Swift wußte, und wie sehr er mit Absicht seine Waffe, die Satire, wählte, verrät folgender Ausspruch: „Die Satire ist eine Art Spiegel, in dem die Beschauer allgemein jedermanns Gesicht erkennen, nur ihr eigenes nicht; das ist der Hauptgrund, weshalb sie in der Welt eine so gute Aufnahme findet und weshalb so wenig Leute an ihr Anstoß nehmen.“ Es gehört auch Mut dazu, witzig zu sein, auch diesen hatte Swift, wie er überhaupt der geborene Humorist war, weil er alle Etappen durchging und als Musterbild dienen kann für Addisons Genealogie des Humors, nach welchem dessen Stammvater die Wahrheit ist, dessen Sohn der gesunde Menschenverstand und die späteren Nachkommen der Witz und der Grimm, die schließlich den Humor erzeugen.

Swift war vor allem Publizist, seine sämtlichen Werke würden uns heute — abgesehen von ihrem fast nicht zu bewältigenden Umfang! — nicht interessieren und auch sind manche seiner Schriften so typisch irländisch, daß sie für uns verdeutscht jeden Witz verlören und von ihnen gilt Swifts Ausspruch: Nichts ist so empfindlich wie ein moderner Witz und nichts leidet beim Transport so leicht wie dieser. Es gibt Scherze, die Covent-Garden nicht verlassen können; andere, die nur am Hyde Park Corner verständlich sind. Nun aber liegt uns eine Auswahl seiner besten Werke, die den Transport wohl vertrugen, vor, und zwar in einer trefflichen Übersetzung von Felix Paul Greve, der als Kenner Swifts auch die Einleitungen der vier Bände bestens besorgt hat (Verlag Erich Reiß, Berlin, W. 62, à 5 Mark pro Band), und besonders die Ausgabe von Gullivers Reisen erscheint diesmal das erstemal vollständig. Und so kann man diesen im Rabelaisschen Geist geschriebenen grotesk-komischen Reiseroman, der mit politischen Anspielungen „geschmückt“ ist, endlich ganz auf sich einwirken lassen. Die politischen Zustände des damaligen Englands sind in Verkehrtheiten karikiert, die Verbitterung Swifts, der seinen Riesenkampf um die Nationalität seines von ihm geliebten, geknebelten Volkes führte, ergießt sich in ironischen Bildern eines „Märchens“, das schließlich als „politisches Pamphlet“ erkannt wurde. Seine politischen Schriften, unter denen auch die oft so burschikos gehaltenen Briefe aus dem „Tagebuch für Stella“ zu zählen sind, haben Swifts Ruhm begründet, seine „Tuchhändlerbriefe“, „Die Geschichte der Dame, der Unrecht geschah“ und besonders „Das Märchen von der Tonne“ machten ihn zuerst verhaßt, endlich aber gefeiert, denn das Volk erkannte seinen Mann, der die kräftige Liebe besitzt, auch zur rechten Zeit zu strafen, wenn auch sein Herz dabei blutet. In Gullivers Reisen ist man oft erschüttert, man spürt, manche der grotesken

Was uns not täte! Tisza hat im ungarischen Abgeordnetenhause erklärt, er habe den Rumänen versprochen, daß die Bescheide der Behörden in ungarischer Sprache abgefaßt werden sollen, aber so, daß sie auch die Rumänen verstehen. — Gott! Einen solchen Mann könnten wir brauchen, der mit unseren Nationen und Natiönchen so deutsch zu reden wüßte, daß sie es verstünden! („Muskete.")

*

Auskunft. „Wat is denn det, 'n antisemitischer Kavalier?" — „Det is ener, der nur ene reiche Jüdin heiratet!" („Jugend.")

Bücher

Die deutsche Prinzessin. Roman von Georg Hirschfeld. (Hamburg. Gebrüder Enoch.)

Das Buch möchte ein Problem haben, erreicht aber nur eine Tendenz. Daher ist es kein Gegenstück zu Manns „Königliche Hoheit." — Darin sind eine Menge Sensationen an europäischen Häfen mit großem Geschick zu einer belletristischen Einheit verarbeitet. Ein deutsche Prinzessin — Oda Marie — kommt durch Heirat aus ihrer ideal regierten Heimat in einen höfisch erstarrten Staat, wo sie weder im Milieu noch an der Seite des Kronprinzen Arvid das ersehnte Glück findet; hungernd darnach, verkannt, enttäuscht, irrend, stirbt sie einen merkwürdigen Tod. Der Roman ist anregend und gut erzählt, aber es hat doch den Anschein, als stünde der Verfasser den Kreisen, die er schildert, innerlich und äußerlich zu fremd gegenüber, als daß er sie durchaus naturwahr malen könnte. Man wird den Eindruck einer leisen Karikatur nicht los. Einzelne Abschnitte dagegen sind ganz prächtig geraten.

Die böse Unschuld. Ein jüdischer Kleinstadtroman von Oskar Baum. (Frankfurt a. M. Rütten und Loening.)

Die Judenromane, von Juden geschrieben, mehren sich. Das ist erfreulich; ein Zeichen für lang geleugnete Rasseneigentümlichkeiten; dadurch kommen wir vielleicht der notwendigen Lösung eines uralten Problems näher. — Die übrigens wohlgefällig endende Fabel der Geschichte — ein jungfräuliches Mädl bildet sich ein, Mutter zu werden und verdirbt dadurch beinahe das Leben eines Mannes — ist seltsam und voll Hysterie. Ist übrigens Nebensache, denn der Wert des Buches liegt in der Charakterisierung orthodox-jüdischer Typen und Wesenheit. Sympathisch sind mir die Typen und ist mir die Wesenheit nicht, nur fremd und interessant, angefangen von der mitleidigen Christusgestalt Julius Budweisers bis zum gehässigen Sozialisten Rudl Beilstein herab, der aufgeklärte, westeuropäische Semitismus eingeschlossen. — Oskar Baum schildert und stellt mit bedeutender Kunstfertigkeit dar und es sind wirkliche Juden — keine Karikaturen, wie sie oft in der Belletristik erscheinen — die er gibt. Somit hat der spannende Roman auch eine fast wissenschaftliche Bedeutung. H. L. R.

Erzählungen an Bord. Von Alfons Paquet. (Frankfurt a. M. Rütten und Loening.)

Paquet, der Verfasser des ausgezeichneten Romanes „Kamerad Fleming", auf den der „Heimgarten" seinerzeit hinwies, hat in diesem Buche neuerdings sein hervorragendes Erzählertalent bewiesen, dessen Form so ruhig und tief ansprechend ist. Grübelnde und sinnende Novellen sind es diesmal; wir schweifen mit dem Verfasser in weite Fernen und überall zeigt er uns eigenartige Menschen, die das Leben von ungewohnten Gesichtspunkten aus betrachten. Und wie leise Melancholie, ein besonderer Zauber, hüllt alles ein. Mancher psychologische Scharfblick blinkt aus dem leichten Dunkel auf, das über den Leuten und dem Milieu zu liegen scheint. Frei von modernen Mätzchen und selbständig in der Erfindung und in der Wiedergabe muß man Paquet zu den besten unserer Schriftsteller zählen, die uns erzählen, weil sie uns etwas zu sagen haben. H. L. R.

Medard Rombold. Von Wilhelm Schussen. (Stuttgart u. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Buch fängt breit und behaglich an, um dann allmählich zu verflachen; zum Schluß wird es geradezu flüchtig und in der

„Heutzutage machen drei Pointen und eine Lüge einen Schriftsteller.“

„Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?“

Treffend ist seine Analyse: „Der gesunde Gelehrte: der Mann, bei dem Nachdenken keine Krankheit ist.“

Ebenso die Anekdote vom braven Mann, dem, als er tot war, alle nachzuahmen bestrebt waren, und der eine trug den Hut, der andere den Degen so wie er; dieser ließ sich so frisieren, jener ging wie er, aber der redliche Mann, wie er, wollte keiner sein —.

Lichtenberg war ein großer Verehrer Swifts, hatte für dessen politische Satiren das feinste Verständnis, ihm imponierte England überhaupt sehr, und seine Vorliebe für Hogarth lag auch in der Ähnlichkeit von Hogarths Manier als scharfer Beobachter mit Lichtenberg selbst. Das zog ihn an. In seiner Vorliebe für England fielen oft für Deutschland Hiebe ab, wie: „Ich bin eigentlich nach England gegangen, um deutsch schreiben zu lernen“; oder: „Sagt, ist noch ein Land außer Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als putzen?“

Aber auch da klingt die grollende Liebe durch wie bei Swift, wenn er sein Vaterland angreift. Alexander v. Gleichen-Rußwurm hat für die Lichtenbergschriften, die in so gediegener Ausstattung mit dem Porträt des Humoristen vorliegen, eine kleine Sonderbroschüre „Zur Einführung in G. Ch. Lichtenberg“ geschrieben, die das Werk prächtig ergänzt und uns den kleinen Göttinger Professor, der noch ein Original sein durfte, charakteristisch schildert und voll würdigt. Und er läßt mit wenigen Worten den „Silberton des leisen Lachens“ aufklingen, den so wenige kennen und der für die deutsche Kultur so bedeutungsvoll war. Wer Lichtenbergs Schriften in die Hand bekommt, wird ihn lieben müssen, er bringt für jeden etwas mit, die wunderbarsten Offenbarungen aber enthalten seine Aussprüche über Freundschaft, Ehe und über das Familienleben, hier sehen wir erst, wie deutsch er ist, denn so rein über diese höchsten Güter des Lebens denkt nur ein Deutscher.

Ella Triebnigg.

Lustige Zeitung.

Zum Andenken. James und Maude durchkosten schon seit Wochen alle Entzückungen der Verlobungszeit, aber ach, eines Abends entsteht ein kleines Mißverständnis und es kommt zu einem leidenschaftlichen Streit. Mit blitzenden Augen streift die schöne Maude den Ring, das Brautgeschenk des bösen James, vom Finger. „Nimm deinen Ring wieder!“ ruft sie nicht ohne dramatische Begabung. „Ich bin entschlossen, niemals die Deine zu werden. Und ich erwarte, daß du mir alles zurückgibst, was du von mir besitzest.“ — „Ich besitze nur eine Locke und eine Photographie,“ sagte James bitter, „an der Photographie wird dir nicht viel liegen. Aber die Locke wirst du gewiß als Andenken bewahren wollen.“ — „Als Andenken an was, bitte?“ fährt Maude empört auf. Aber es kommt nur die beruhigende Antwort: „Als Andenken an die Zeit, da du Blondine noch eine Brünette warst . . .“

*

Der Diplomat. „Wie konntest du nur an Papa telephonieren: ‚Schwer verunglückt‘?“ — „Nur, damit er sich dann recht freut, wenn er hört, daß ich nur im Examen durchgeflogen bin!“ („Meggendorfer.“)

*

fange und wortgetreu geboten werden. Um ein Bild von der umfassenden Bedeutung des Unternehmens zu geben, sei zum Vergleich darauf hingewiesen, daß die bisher vorliegenden Sammlungen Wagnerscher Briefe rund 2700 Briefe enthalten, während diese Ausgabe etwa 4800 Briefe enthalten wird. V.

Deutsche Parodien. Deutsches Lied im Spottlied von Gottsched bis auf unsere Zeit. 12. Band: „Pandora." Von Richard M. Meyer. (München. J. Müller u. Eugen Rentsch.)

Diese Sammlung der 200 besten Parodien ist als ein humoristisches, meist scharf satirisches Bilderbuch gedacht und beleuchtet in dieser Form die wichtigsten Wandlungen der neueren deutschen Lyrik; sie kann also gleichzeitig als die „Anthologie zur Geschichte des deutschen Spottliedes" gelten. Wenn der Herausgeber in seiner sehr übersichtlichen Einleitung betont, daß die Auswahl der Gedichte ihm Schwierigkeiten machte, ist dies nur begreiflich, denn der Raum von kaum 200 Seiten ist für das Gesamtbild kein allzu großer, außerdem aber hat die Vorsicht des gewissenhaften Forschers viel Mühe, das tatsächlich zur Sache gehörende zu sondern und aus dieser Auswahl wieder nur das charakteristischeste und in seiner Art beste zu bringen. Das Buch ist als ein gelungenes Werk zu betrachten und bietet lehrreichen Genuß; seine Abteilungen sind: I. Gottsched. II. Anakreontik. III. Volkston. IV. Der junge Goethe. V. Goethe und Schiller. VI. Der alte Goethe. VII. Zeitlose Invektionen Goethes. VIII. Goethe im Urteil der Epigonen. IX. Schiller. X. Romantische Gegenwartskritik. XI. Neuer Dilettantismus. XII. Biedermeierpoesie. XIII. H. Heine. XIV. Andere Lyriker. XV. Politische Tendenzpoesie. XVI. Volkslied. XVII. Emanuel Geibel. XVIII. Balladendichtung. XIX. Neue Vaterlandslyrik. XX. Moderne Vergleichungen. — Zum Schluß „Anmerkungen". Jedenfalls gehört das Buch in die Familienbibliotheken als Nachschlagewerk und auch als Ergänzung unserer Literaturgeschichte.

E. Triebnigg.

Madonnen. Ein Zyklus von A. De Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

A. De Nora, als Lyriker, ist längst keine Hoffnung mehr, ist längst eine große, leuchtende Erfüllung, und seine vierzehn Madonnen sind ein inbrünstiger Kranz um heilige Frauengröße. Der balladenhafte Ton, die wundervolle Sprache der freien Rythmen, das rasche und innige Vertrautmachen mit dem Milieu, die kräftige, silhouettenhafte Zeichnung der Charaktere und nicht zuletzt die feingewählten Stoffe selbst — alles klingt so großtönend zusammen wie ein machtvoll erhebender Orgelbraus. Und die Register, auf die versteht sich der Dichter — auf alle! Ein großer Meister, sitzt er da und sät sein reiches Herz in die Tasten, daß es wundersam aufkeimt und aufsingt und aufblüht von Klagen und Klängen, von Freude und Frommsein, aufsehnt wie ein gewaltiger, rauschender, dann wieder traumig und weher Chor der Menschheit. — Ein inbrünstig-schönes Buch.

K. D. Zwerger.

Dorfgenossen. Neue Erzählungen von Alfred Huggenberger. (Leipzig. L. Staackmann. 1914.)

Dieses Buch des 47jährigen Schweizer Bauers, der sich durch „Die Bauern von Steig" als Schriftsteller und durch „Die Stille der Felder" als Dichter einen neuen Ruf begründete, hat eigentlich meine Erwartung nicht voll erfüllt. Nicht daß mir seine Stoffe etwas gar nichtig erschienen, aber die Behandlung kann ich nicht hochwertig nennen, weil sie mich manchmal zu trocken und zu wenig humordurchwürzt dünkt. Seine Gestalten unterscheiden sich z. B. von den Volkstypen Roseggers ganz wesentlich: Sie lassen einen ziemlich gleichgiltig und man gewinnt keine so rechte, warme, hinreißende Zuneigung. Vieles ist auch zu langatmig geschildert, so daß man vor lauter Warten ungeduldig wird. So sehr ich Huggenberger als Dichter schätzen muß, so aufrichtig leid tut es mir, über die vorliegenden Erzählungen nicht viel Besseres als das Gesagte berichten zu können.

K. D. Zwerger.

Hamerling und seine Heimat. Gedenkblätter aus dem Waldviertel von Josef Allram. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1914.)

Zu Rabenlechners großer Hamerling-Biographie, von der meines Wissens bisher nur der erste Band erschienen ist, wird diese Schrift ein willkommener Baustein sein. Sie erörtert in eingehender und liebevoller Weise des Dichters Beziehungen zu seiner Waldviertelheimat, an der er mit ganzem Herzen hing, wie auch sein Geist in Italien, in Griechenland, im deutschen Süden und Norden ziehen mochte. Die Kindheit Hamerlings ist uns bekannt. Sein Verkehr mit Bewohnern des Landes, seine Reise dahin, die Ehrungen, die Male an seinen Gedenkstätten (von Meister Brandstetter) hat Allram genau und schön verbucht. Es ist ein liebes Ruhmesbüchlein auch für des Dichters Heimatland.

Erziehung zur Gemeinnützigkeit. Von Arnold Berger. (Prag. A. Haase.)

Es ist ein lesenswertes Buch, das Arnold Berger unter obigem Titel erscheinen ließ. Er

Darstellungsform gewöhnlich. Es macht fast den Eindruck, als hätte der Verfasser während der Arbeit die Freude daran verloren. Gleichwohl besitzt es schöne Stellen, gute (nicht immer durchgeführte) Charakteristiken und erzeugt im Leser Spannung. Medard Rombold ist ein begabter Schwarmgeist, der in die Irre geht, fehlt, sich jedoch zu guter Letzt wiederfindet. Man hat Interesse für ihn, seine bedauernswerte Gattin und seine braven Geschwister. Die „dämonische Figur" der Kellnerin Anni halte ich für verzeichnet. Z.

Lachendes Leben und andere Novellen. Von Paul v. Hohenau. (Wien. Paul Knepler.)

Diese flüssigen Novellen spielen in der „großen Welt", in der luxuriösen Gesellschaft mit ihrer Üppigkeit und Narretei. Sie lesen sich sehr angenehm, ohne besonders bedeutend zu sein. Gefällige Belletristik, die den Ansprüchen, die man an sie gemeiniglich stellt, durchaus genügt. Die eine und andere der kleinen, gut zugespitzten Geschichten greift sogar tiefer in das Seelenleben ein. Dann wieder gleitet der gewandte Verfasser oberflächlicher über psychische Abgründe hinweg. Alles in allem: Eine unterhaltsame Stunde schenkt das Büchlein seinen Lesern gern. P.

Vom Ghetto ins Land der Verheißung. Von Mary Antin. Autorisierte Übersetzung von M. u. U. Steindorff. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Diesem Buche gebührt leider kein Ehrenplatz in der so ausgezeichneten Lutzschen Memoiren-Bibliothek. Die Verfasserin erzählt mit feister Selbstgefälligkeit, ihre unbedeutende Person fortwährend beweihräuchernd, sehr belanglose Dinge. Interessant wären ja an sich die Zustände in dem Ghetto einer kleinen russischen Stadt, aber Mary Antin verließ es schon als Kind, so daß sie kaum eigene Erfahrung hat. Sie schildert im Geiste anderer. Und was sie in Amerika erlebte, kann uns gar nicht fesseln. — Bezeichnend sind zwei Kleinigkeiten: Wenn die jüdischen Mädchen aus dem Bad heimkamen, wurden sie „wie Helden nach der Heimkehr aus siegreicher Schlacht gefeiert . . .! Ein Jahr in Amerika, und die Antin fühlt sich als „Landsmann und Mitbürger Washingtons . . ." Na ja! — Adolf Saager, der das Vorwort schrieb, hätte mindestens einen dicken Rotstift nehmen sollen, um das überlange Buch auf ein Viertel, ein Achtel, zusammenzustreichen. H. L. R.

Unter den Kopfjägern in Zentral-Celebes. Ethnologische Streifzüge in Südost- und Zentral-Celebes von A. Grubauer. Mit 322 Abbildungen und 16 Bildtafeln nach Photographien des Verfassers sowie zwei Karten. Ungebunden Mk. 14·50, in Ganzleinen Mk. 16·—. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Die menschliche Forschung hat in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht, die Erdpole sind erobert und ein geheimnisvolles Land nach dem andern erschließt sich uns durch die Tapferkeit unerschrockener Reisender. Grubauer hatte schon jahrelange Expeditionen nach Malakka, Java, Sumatra und Borneo hinter sich, ehe er in das fast unbekannte Innere von Celebes eindrang. Und jetzt schenkt er uns in seiner schlichten, ungekünstelten Art die Ergebnisse der mühevollen Studien und macht uns mit einem seltsamen Volk und dessen sonderbaren Sitten und Gebräuchen vertraut. Arme Stubenhocker läßt er an den Schätzen teilnehmen, die er sammelte. Gewissenhaft und anschaulich berichtet und schildert er ethnographische Wunder, die Gefahren, die er überwand, und die Erfolge, die er erzielte. In kaum mehr als drei Monaten gelang es ihm, große Landgebiete in Celebes zu durchstreifen und eine Sammlung von über 1200 interessanten Stücken, darunter 500 eigene photographische Aufnahmen, mitheimzubringen. Die prächtige Wiedergabe zahlreicher, höchst belangreicher Objekte, Gegenden- und Menschentypen, vervollständigt den gewissenhaft gearbeiteten Text und macht das Buch zu einer wahren Fundgrube für die Wissenschaft und die gebildeten Kreise des deutschen Volkes. Die „Kopfjäger", für uns bisher ein fremd anmutender Name, treten durch Grubauers anerkennenswerte Forschungen aus dem mystischen Dunkel ihrer abgeschlossenen Heimat in das helle Licht der Völkerkunde. P. L. M.

Richard Wagners gesammelte Briefe. Herausgegeben von Dr. Julius Kapp und Emerich Kastner. Erscheint in etwa zwölf Bänden. (Leipzig. Hesses Klassiker-Ausgaben.)

Die Kenntnis von Wagners Briefen ist, ähnlich wie bei Hebbel, zum Verständnis des Menschen und Künstlers unentbehrlich! Eine chronologisch geordnete Sammlung der Briefe dürfte einer um so freudigeren Aufnahme gewiß sein, als bisher nur Einzelausgaben vorliegen, die überdies nur einen Bruchteil von Wagners ebenso bedeutsamer, wie umfangreicher Korrespondenz enthalten. Der Mitherausgeber, Herr Emerich Kastner in Wien, hat die seit mehreren Jahrzehnten gesammelten Schätze seines Richard Wagner-Museums allein für diese Ausgabe zur Verfügung gestellt; dazu gelangen einige wichtige Neuerwerbungen, so daß diese Gesamtausgabe viele Hunderte unbekannte Briefe bringen wird; außerdem werden zahlreiche Briefe, die bisher nur in gekürzter oder verstümmelter Form bekanntgegeben wurden, in ihrem vollen Um-

Leser bestimmt, auch für den Gelehrten so manches Neue ausführt. Die neue Auflage des schon seinerzeit hier besprochenen Buches hat in den Grundausführungen des Verfassers nichts geändert, aber mit Hilfe der reichen, inzwischen angewachsenen Literatur eine zweckgemäß erscheinende Umgestaltung vieler Kapitel gebracht. Es sei betont, daß man es in diesem Handbuche nicht mit der politischen, sondern eigentlich mit der „nichtpolitischen" Geschichte des deutschen Volkes, mit den Errungenschaften der eigentlichen kulturellen Entwicklung und deren Einfluß auf das Volk zu tun hat. Wie umfassend die Darstellung nunmehr geworden, erweist schon der äußerliche Umstand, daß aus dem einen Bande der ersten Auflage nunmehr zwei starke Bände gestaltet wurden. Der erste derselben umfaßt die älteste Zeit bis zum 14. Jahrhundert, der zweite die späteren Jahrhunderte bis auf die Gegenwart. — Die Verlagshandlung hat dem wertvollen Werke in üblicher Weise eine würdige Ausstattung verliehen, prächtige Farbendrucktafeln nach den Originalen alter, kostbarer Handschriften, Tafeln in Kupferätzung und richtig eingestreute Abbildungen im Text gereichen den Bänden nicht nur zur Zierde, sondern zu wahrer anschaulicher Erläuterung. Als Beispiel der ausgezeichneten Wiedergabe seien hier etwa die schönen farbigen Nachbildungen aus einem Evangelium des 10. Jahrhunderts (Band 1) und die niederländischen Bilder von Stadt und Land nach einem flämischen Festkalender des 16. Jahrhunderts (Band 2) angeführt. Viele andere stehen diesen würdig zur Seite. Ein vorzügliches Register erhöht die Brauchbarkeit des mustergültigen Werkes.

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite, vermehrte Auflage. 2 Bände. Von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1913.)

Diese vortreffliche Literaturgeschichte zweier bewährter Kenner des französischen Schrifttums ist vor 13 Jahren zuerst erschienen und schon damals als eines der besten Werke auf diesem Gebiete bezeichnet worden. Die Verfasser und der Verlag bieten nun eine neubearbeitete und vermehrte Auflage des bewährten Handbuches, die bei der hohen Aufmerksamkeit, die man dem französischen Geistesleben heute besonders entgegenbringt, gewiß eine ebenso freundliche Aufnahme finden wird wie die Erstauflage. Neben dem mustergültigen Texte sind es besonders auch die zahlreichen Illustrationen, welche dem Benützer des Werkes Porträts, Ansichten und Faksimiles alter Handschriften mit prächtig ausgeführten Miniaturen in Gold und Farben vorführen und ihm dadurch auch die äußere Form der alten schönen Schriftwerke vermitteln. Von den zwei Bänden hat den ersten, „Von der Urzeit bis zum 16. Jahrhundert", Prof. Suchier, den zweiten, bis zur Gegenwart reichenden, Prof. Birch-Hirschfeld abgefaßt. Letzterer bietet dem Benützer eine genaue Behandlung auch der modernsten französischen Schriftsteller, die heute so großes Interesse erregen wie etwa Brieux, Rostand, Maeterlinck, Verlaine u. a. Von den meisten sind auch gute Porträts, Handschriftenfaksimiles und anderes Bildliche dem Auge des Lesers vorgeführt. Reiche Literaturnachweise und vorzügliche Register erleichtern auch die wissenschaftliche Benützung der in der üblichen Weise von der Verlagshandlung glänzend ausgestatteten Bände. Dr. A. Schl.

Bilderbuch mit Versen für kleine Zeichner. Von Marie Coppius. (Ravensburg, Otto Maier.)

Ein wichtiger Beitrag in vollendeter Form zur ersten künstlerischen Erziehung des Kindes. Auf 16 Seiten mit teilweise farbigen Figuren erteilt eine Mutter ihrem Kleinsten den ersten Zeichenunterricht. Passende Verse sollen das, was das Auge sieht, erklären, und so wird, dem Grundsatz Fröbels getreu, Spiel und Arbeit vereinigt werden.

Gerard Dou. Des Meisters Gemälde. Herausgegeben von W. Martin. [Klassiker der Kunst, 24. Band.] (Stuttgart. 1913.)

In der von der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart veranstalteten hochschätzbaren Sammlung großer Meister auf künstlerischem Gebiete und ihrer Werke ist nun auch der berühmte holländische Feinmaler Gerard Dou mit 247 Abbildungen seiner Werke in vorzüglicher Reproduktion aufgenommen. Dieser ausgezeichnete Schüler eines Rembrandt, welcher zwischen 1613 und 1675 lebte und wirkte, ist durch einige seiner Gemälde, wie „Der Arzt", „Der Zahnarzt", sein „Selbstbildnis" u. a., in der ganzen Welt bekannt. Zum erstenmal aber erhalten wir hier alle seine Schöpfungen in der Wiedergabe, sowohl die zahlreichen prächtigen Porträts — darunter mehrere seines großen Lehrers Rembrandt — wie auch die Genrebilder aus dem holländischen Leben, seine Mädchen- und Einsiedlerbilder, Stilleben usw. Die vorzügliche Einleitung mit der ausführlichen Darstellung des Lebens und künstlerischen Schaffens Dous ist von dem besten Kenner desselben, vom Direktor der kgl. Gemäldegalerie in Haag W. Martin, verfaßt und erhöht den Wert dieser verdienstvollen kunstgeschichtlichen Veröffentlichung noch besonders. Dr. A. S.

weist darin einen Weg, wie der rücksichtslose Eigennutz unserer Zeit gemildert werden könnte, wie es anzustellen wäre, die Menschen mit Sinn für praktische Humanität zu erfüllen, sie „edel, hilfreich und gut" im Sinne Goethes werden zu lassen.

„Stundenbilder" bietet es darum, also nicht Theorie, sondern Praxis. An packenden Beispielen (vorgebracht in Altersmundart) sind Regeln humanen Wirkens entwickelt in einer Weise, daß niemand sich heftiger Anteilnahme erwehren kann. Gewiß wird nicht jeder Leser mit allem einverstanden sein, was das Buch bietet, aber alle Unbefangenen müssen den Eindruck gewinnen, daß sich Arnold Berger die Belehrung über Gemeinnützigkeit zum Spezifikum gemacht und dies in einer Weise bearbeitet hat, wie es in dieser Allseitigkeit und Gründlichkeit noch in keinem Werke der Öffentlichkeit übergeben wurde. Dr. A. Kr.

Der deutsche Psalter. Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung gesammelt von Will Vesper. (Ebenhausen bei München. W. Langewiesche.)

Nicht um ihre kirchlichen Bekenntnisse sind die hier vereinigten Dichter gefragt worden; entscheidend nur war die Tiefe des religiösen Empfindens und die künstlerische Gestaltung. Vom Wessobrunner Gebet im 8. Jahrhundert bis zu Friedrich Nietzsche — welch ein Meer von Gottsehnsucht, welch eine Glut von Vertrauen!

Die Poesie in Not. Ein neuer Weg zur literarischen Genesung unseres Volkes von Adolf Jensen und Wilhelm Lamszus. (Hamburg. Verlag der Pädagogischen Reform. 1913.)

Lehrer und Schulgesetzmacher vor allem sollten diese überaus herben Episteln lesen, in denen die Verfasser beweisen wollen, wie grundsätzlich und gründlich unsere Schulmeister bei dem Volke die Lust an Poesie verdorben haben. Dann wäre zu prüfen und zu versuchen, ob die neuen von ihnen gemachten Vorschläge etwas taugen. Daß in den Schulen, besonders aber in den sogenannten Literaturstunden der Mittelschulen oft geradezu grauenhaft gesündigt wird, um den Schülern die Dichtung zu verekeln, das ist eine alte Geschichte, die nur von denen nicht eingesehen wird, die sie betrifft.

Historisch-politische Jahresübersicht für 1913. Von Gottlob Egelhaaf. (Stuttgart. Carl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Dieses bewährte kleine Jahrbuch erscheint jetzt, von seinem sechsten Jahrgang ab, unter einem etwas geänderten Titel, der sich mit seinem Inhalt besser als der frühere (Politische Jahresübersicht) deckt. Die Jahresübersicht hat sich als ein überaus brauchbares Hilfsmittel zur Orientierung in der allerneuesten Geschichte bewährt. Gerade das Jahr 1913 hat wieder eine solche Fülle von Ereignissen gebracht, daß in unserer raschlebigen Zeit, in der jeder Tag eine neue „Affäre" bringt, das Gestern heute schon vergessen ist. Diesem raschen Vergessen will die Jahresübersicht steuern, indem sie aus der verwirrenden Menge der Geschehnisse die wichtigsten herausgreift und sie in kurzer, aber doch klarer und erschöpfender Weise aneinander reiht. Alle wichtigen Ereignisse des abgelaufenen Jahres finden sich hier wieder: Der Verlauf des Balkankrieges, die Geschichte der deutschen Wehrvorlage, die Braunschweigische Frage, Zabern, der Sturz des Ministeriums Barthou in Frankreich, Homerule für Irland, die mexikanischen Unruhen usw. Den Schluß des Buches bilden wie immer eine Anzahl für die Zeitgeschichte wichtige Dokumente. Für jeden Zeitungsleser, dem die tägliche Zeitungslektüre mehr als nur Zerstreuung ist, ist das kleine Jahrbuch von größter Wichtigkeit. V.

Das Wesen des modernen Bankbetriebes. Von Arthur Halberstadt, Dirigent des Wiener Bankvereines, Filiale Wiener-Neustadt. (Berlin. Finanzverlag Alfred Neumann.)

In unserer Zeit, da fast jeder in irgendeiner Art mit einer Bank in Verbindung steht, wird dieses knappe, wohlfeile Büchlein gewiß die verdiente Würdigung finden. Aus einem Vortrag hervorgegangen, stellt es übersichtlich und klar die Grundzüge des modernen Bankbetriebes dar, klärt auf, unterrichtet und beleuchtet eine der Riesenorganisationen des kapitalistischen Wirtschaftslebens.

Geschichte der deutschen Kultur. Von Georg Steinhausen. Zweite, neubearbeitete Auflage. 2 Bände. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1913.)

Die ausgezeichnete Gesamtdarstellung der Entwicklung des deutschen Kulturwesens in dem hier genannten Werke, welches keine bloße Zusammenstellung des einzelnen, sondern die Darlegung des Zusammenhanges der großen Strömungen auf diesem Gebiete in wissenschaftlicher Weise darlegt, hat nach der verhältnismäßig kurzen Zeit einer Reihe von Jahren die vorliegende umgearbeitete Neuauflage dieses wertvollen Werkes notwendig gemacht. In der Tat bietet Prof. Steinhausen eine streng gegliederte, von höherem Gesichtspunkte ausgehende Arbeit, die nicht nur für den allgemein gebildeten

Einsame Lieder. Gedichte von Ludwig Valentich. (Dresden-Neugruna. „Die Sonne", belletristische Verlagsanstalt.)

Bunte Blätter. Gedichte von Gustav Krüger. (Dresden. Albert Schütt.)

Naturgemäßer Sprachunterricht. Von Oberlehrer Josef Blau. 17. Beiheft zur Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule". (Prag. A. Haase. 1913.)

25 **Jahre im badischen Volksschuldienst.** Skizzen und Betrachtungen von A. Schildecker. (Langensalza. Hermann Beyer u. Söhne.)

Die religiöse Gedankenwelt der Sozialdemokratie. Eine aktenmäßige Beleuchtung der Stellung der Sozialdemokratie zu Christentum und Kirche. Von W. Ilgenstein. (Berlin. Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt.)

Die eigentlichen Führer der Sozialdemokratie. Von Josef Gürtler. (Warnsdorf. Ambr. Opitz.)

Postkarten des „Heimgarten"

Soziologe. Rockefeller soll über ein Jahreseinkommen von 500 Millionen Kronen verfügen — könnte also in zehn Jahren aus seinem Einkommen, ohne das Kapital anzutasten, die französische Kriegsentschädigung von 1870/71 bezahlen; aber reicher noch als er ist angeblich ein Deutschamerikaner namens Wickenhäuser, genannt der „Holzkönig". — Wie sich zu solchen Riesenvermögen der Ausspruch Robespieres verhält, der reichste Mann könnte mit jährlich 300 Franken sein Auskommen finden? Da müssen Sie schon Rockefeller oder Wickenhäuser fragen.

Ingenieur in L. Das im Verlag der Union Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinende Prachtwerk „Die Sitten der Völker" von Dr. Georg Buschan ist das richtige für Sie! Bilderschmuck und Text ergänzen einander würdig, und die angenehmen Bezugsbedingungen (56 Lieferungen zum Preise von je 60 Pfennigen) erleichtern jedermann die Anschaffung. — Wir haben das großangelegte Werk übrigens im Aprilheft schon ein wenig genauer charakterisiert. — Herzlichen Gruß!

Voranzeige.

Die Juninummer des „Heimgarten" erscheint als Sonderheft **„Graz"** und die Steiermärker in verstärktem Umfange. Sie wird Originalbeiträge von Peter Rosegger, Hans Brandstetter, Franz Ibler, Anton Schlossar, Julius Schuch, Walter v. Semetkowski, H. L. Rosegger u. a. enthalten. Neben Aufsätzen über steirische Kunst in Vergangenheit und Gegenwart, über Alt- und Neu-Graz, Geschichtliches und die gewerblich-industriellen Verhältnisse des Landes soll auch der übermütige Humor zu Worte kommen.

Einzelverkauf K 1·20.

Verlagsbuchhandlung „Leykam", Graz.

II. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

Gezeichnete bis 1. April 1914.

	Bereits ausgewiesen	70 Bausteine
71.	Dr. W. Meiner, Stettin, Deutsches Reich	1 „
72.	Verlagsbuchhandlung Ed. Hölzel, Wien	1 „
	Vortrag . .	72 Bausteine

Büchereinlauf.

Der Alp. Ein Roman von Hans Watzlik. (Leipzig. L. Staackmann.)

Johann Christof. Kinder- und Jugendjahre. Roman von Romain Rolland. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Tote Scholle. Eines deutschen Dorfes Kreuzweg. Roman von Alois Fietz. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.)

Valtin, Hanjörg und die Gret. Von Wilhelm Kurtz. (Jugenheim an der Bergstraße. Suevia-Verlag.)

Schlimme Pfarrergeschichten. Von E. G. Christaller. 4. Band: „Lurlei." (Jugenheim an der Bergstraße. Suevia-Verlag.)

Frühlingsliebe. Geschichte einer Liebe von W. K. Wolf. (Leipzig-Go. Sphinx-Verlag.)

Der Lawinen-Franz Josef vom Tannberg. Eine kulturgeschichtliche Erzählung aus den Vorarlberger Alpen von J. A. Bickel. (Bregenz. Selbstverlag.)

Perlen aus Alban Stolz' Schriften. Gesammelt und geordnet von Josef Kunte. (Paderborn. Junfermannsche Buchhandlung.)

Heiderosen. Gesammelte Dichtungen von Julie Kronenberg-v. Ende. (Leipzig-Go. Sphinx-Verlag.)

Das gerettete Ferrara. Eine Komödie von Otto Gerhardt. (Leipzig. Otto Hillmann.)

Die Amazonen von Troja. Ein Trauerspiel von Otto Gerhardt. (Leipzig. Otto Hillmann.)

Aus Himmels Höhen. Allegorie in drei Akten von Friedrich Reimann. (Leipzig. Sphinx-Verlag.)

Weib. Satir-Komödie in einem Prolog und zwei Aufzügen von Hans Franz Berger. (Leipzig. Sphinx-Verlag.)

Gesuchte Ziele! Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten von Hermann Heine. (Leipzig. Sphinx-Verlag.)

Die Schuld. Drama in vier Akten von Heinrich Christen. (Leipzig-Go. Sphinx-Verlag.)

Das Debacle der Frau. Von Georg Rittersmann. (Wien. Hof-Verlagsbuchhandlung Carl Fromme.)

Arthur Kampf. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. 14 Kunstblätter nach den schönsten Werken des Meisters mit einem Geleitwort von Alexander Troll, in Karton geheftet, zusammen 1 Mark. (Mainz. Jos. Scholz.)

Die durch Adolf v. Menzel zu neuem Ansehen gelangte Historienmalerei hat in Arthur Kampf ihren vornehmsten Vertreter gefunden. Dieser kraftvolle und bedeutende Künstler hat die Höhepunkte unseres nationalen Lebens in einer Reihe von packenden Bildern in durchaus edler und schöner Weise zur Darstellung gebracht. Daneben stehen schlichte Szenen aus dem Volksleben, die mit derselben Kraft Zeugnis ablegen von der Fähigkeit des Meisters, das darzustellen, was die deutsche Volksseele im tiefsten Innern bewegt. V.

Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. Von Dr. K. v. Winterstetten. 4. Auflage. (München. J. F. Lehmann.)

Ziele und Aufgaben des Verbandes für internationale Verständigung. Von Professor Dr. Otfried Nippold. (Stuttgart. W. Kohlhammer.)

Der Heiland, unser Geleite auf dem Heimwege. Von Wilhelm Schirmer. (Konstanz. Ernst Ackermann.)

Namen und Namensänderungen in Preußen. Handbuch zum Namenrecht (157 S.) nebst Nachträgen von Hermann Kollrack, königl. Polizeisekretär und Lektor am Berliner Polizeipräsidium. (Berlin. Schoenfeld u. Co. [Inh. Hermann Roscher].)

Leitfaden (Katechismus) für eine Deutsche Religion auf naturwissentlicher Grundlage. Ein Entwurf von Ludwig Neuner. (München I. Selbstverlag.)

Lieb sein und lachen. Gedichte von Gustav Adolf Gerbrecht. (Oldenburg i. Gr. Gerhard Stalling.)

Heiderosen. Lieder und Gedichte von Boor Andras. (Leipzig-Gohlis. Sphinx-Verlag.)

Atlantis. Gedichte von Friedrich Göhrke. (Straßburg i. Els. und Leipzig. Josef Singer.)

Gedichte. Auswahl von Adolf Schaer. (Hannover. Selbstverlag.)

Unterwegs. Gedichte und Stimmen von Karl Hedinger. (Leipzig. Kommissionsverlag Otto Maier.)

Des Menschen Herz in Lust und Schmerz. Gedichte von Gotthold Laube. (Leipzig-Gohlis. Sphinx-Verlag.)

Im Frührotstrahl. Gedichte von Kuni Mönchhalfen. (Leipzig-Gohlis. Sphinx-Verlag.)

Von Sehnsucht und Not. Gedichte von Theodor Grumbt. (Leipzig-Go. Sphinx-Verlag.)

Freud, Leid und Trost. Gedichte von L. Schaller-Fischer. (Selbstverlag.)

Alsalieder. Von Christian Schmitt. (Straßburg i. E. Ludolf Beust.)

Deutsche Sprachübungen für entwickelte Schulen sowie für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Bearbeitet von Schulrat Rudolf Lippert. 1. und 2. Heft. (Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung.)



9. Heft Juni 1914 38. Jahrg.



Sei gegrüßt von meinem Psalter,
Du reizende Grazienstadt:
Du ruhst wie ein prangender Falter
Auf einem Lorbeerblatt!

Hold ruhst du auf grünenden Auen,
Du Perle der Steiermark:
Voll Seele deine Frauen,
Und deine Söhne voll Mark!

Robert Hamerling.

	Vortrag . .	72	Bausteine
73.	Dr. Gustav Bodirsky, Bundesanwalt, R.-A., Wien . . .	1	„
74.	Dr. Karl Kuppelwieser, Wien	1	„
75.	Stadtgemeinde Kaaden, Deutschböhmen	1	„
76.	Versandbuchhandlung Schallehn u. Wollbrück	1	„
77.-81.	Firma Hielle u. Dittrich, Schönlinde, Deutschböhmen . .	5	„
82.	Stadtgemeinde Olmütz, Mähren	1	„
83.	„ Komotau, Böhmen	1	„
84.	„ Klagenfurt, Kärnten	1	„
85.	„ Bärn, Mähren	1	„
86.	„ Bielitz, Schlesien	1	„
87.	Verlagsbuchhandlung Staackmann, Leipzig, Deutsches Reich .	1	„
88.	Fabrikant Rich. Richter, Niedergrund, Böhmen	1	„
89.	Firma L. u. C. Hardtmuth, Budweis, Böhmen	1	„
90.	Pädagogische Verlagsbuchhandlung E. Wunderlich, Leipzig .	1	„
91.	Stadtgemeinde Leoben, Steiermark	1	„
92.	Schluckenauer Lehrerfortbildungsverein, Böhmen	1	„
93.	Lehrkörper der Mädchen-Volks- u. Bürgerschule in Schluckenau, Böhmen	1	„
94.-95.	Firma Günther Wagner, Wien	2	„
96.	Stadtgemeinde Bruck a. M., Steiermark	1	„
97.	Lehrerverein des Landes Vorarlberg	1	„
98.	Marktgemeinde Kapfenberg, Steiermark	1	„
99.	Zweig-Lehrerverein Paternion, Kärnten	1	„
100.	Lehrkörper der städtischen Volksschule für Knaben, Wien, 5. Bez., Hundsturmplatz 14	1	„
		100	Bausteine

Für Sammelbausteine haben gespendet:

	Am 1. März 1914 ausgewiesen	K	100·—
6.	Dr. Julius Sylvester, Präsident des Abgeordnetenhauses	„	25·—
7.	Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien	„	5·—
8.	Aus Karlsbad, Böhmen	„	10·—
9.	Revident F. Leyrer, Gumpoldskirchen, Niederösterreich	„	10·—
10.	Lehrkörper der Volksschule in Siebenhirten bei Wien	„	15·—
11.	Oberl. Thomas Rotie, Meedl	„	1·40
12.	Aus Bruneck, Tirol	„	20·—
13.	Ingenieur Fr. Thurner, Trient, Tirol	„	20·—
14.	Verlagsbuchhandlung Langenscheid, Schöneberg	„	25·—
15.	Aus Bergreichenstein, Böhmen	„	20·—
16.	Schuldirektor Josef Höfer, Gumpoldskirchen, Niederösterreich . .	„	10·—
17.	Aus Pettau, Steiermark	„	20·—
18.	Ortsgruppe Znaim des Lehrerhausvereines in Wien	„	50·—
19.	Aus Turn, Bezirk Teplitz, Böhmen	„	25·—
	Summe . .	**K**	**356·40**

Für den Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes:
Emil Bayer, Zahlmeister.

(Geschlossen am 20. April 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **H. Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

nach dem Alterseindruck der Häuser und Straßenzüge nur Vermutungen anstellen können. Fast glaubt man da an die Wahrheit jener Überlieferung, welche die Pauluskirche, die „Stiegenkirche" des Volksmundes, als das älteste Gotteshaus der Stadt bezeichnet; die auf steilem Felsenriffe erbaute Kirche beherrscht diese kleine Bergstadt und wirkt durch den Reiz ihrer Lage. Hinter dem Kirchenchor gewährt der Felsen noch knappen Raum für einen dreieckigen Garten, und auf der äußersten Ecke steht schwindelnd hoch das kleine Gartenhaus. Sackstraße und Sporgasse schmiegen sich, soweit es die Bauart der Häuser mit den langgestreckten Hoftrakten zuläßt, an den Berg; wo die natürlich bewegten Straßenzüge einander treffen, ragt das mächtige Eckhaus in straffen Formen gleich einem Gelenk empor. In den altersroten, von Moos, Rauch und Wetter bunt gefärbten Steildächern klingen die Massen der alten Häuser nach oben aus, sie sind der Hauptreiz aller Tiefblicke.

Ein weiter gespannter Blick erstreckt sich sodann über die ganze Altstadt, ihre einzelnen Teile und deren Richtung gebende Bauten. Zwei Hauptlinien bestimmen den Plan: der alte Nord-Südweg entlang der Mur, im weiteren Verlaufe etwas östlich abgelenkt, heute Sackstraße–Herrengasse, und die durch die Murbrücke bestimmte Ost-Westlinie, die ihre natürliche Fortsetzung in der Sporgasse findet. Am Schnittpunkt beider Linien liegt der Hauptplatz; seine Dreiecksform mag aus der Abzweigung der Schmiedgasse zu erklären sein. Zwei Teile der Altstadt fesseln außer diesen Hauptrichtungen den Beschauer, die westliche, sehr altertümliche Gruppe um die zufolge ältester Stadtmauerzüge schräg gestellte Franziskanerkirche und die nordöstliche mit der Burg, dem Dom und dem Mausoleum; die zwei letzteren Bauten gewinnen an Höhe und Kraft durch den Standort auf einer steil abfallenden Terrasse, die sich in halber Schloßberghöhe gesehen am deutlichsten einprägt. Ihnen hält das Riesendach des heutigen Haupttraktes der Burg mit seinem Wald von Rauchfängen und Dachfenstern das Gleichgewicht. Das Wirken der Farbe im Stadtbild wird da, wo sich der grüne Edelrost der Mausoleumskuppeln von den Tönen der Ziegeldächer abhebt, besonders eindringlich.

Ein glücklicher Gedanke des Altbürgermeisters Moritz Ritter von Franck hat Graz vor einem Prunkviertel auf altem Festungsgelände bewahrt, und so können die Grazer heute auf der im breiten Bogen die Ostseite der Altstadt umfangenden Fläche des Stadtparkes der Ruhe und Beschaulichkeit pflegen, statt daß sie in langweiligen Straßen mit unaufrichtigem Reichtum bummeln müssen. Wäre der Stadt auch damals ein Franck zur Seite gestanden, als der Joanneumgarten zum Kaufe feil war! Wir hätten einen einzig dastehenden, völlig geschlossenen Parkgürtel mit einer Murpromenade als westlicher Verbindung.

Das Stadtbild von Graz.

Ein Versuch.

Alte und neue Stadtpläne, Kupferstiche, Steindrucke, Lichtbilder, Merkbuchblätter von augenfrohen Wanderungen, Auszüge aus Akten der Archive, aus Büchern und Schriften über Städtekunde liegen aus Laden und Mappen herausgeholt vor mir auf dem Arbeitstische. Sie mahnen mich an den lang gehegten Vorsatz, alle die vielen Einzelheiten zusammenfassend das Bild unserer Stadt zu gestalten, wie es bald unbefangen erlebt, bald folgerecht durchdacht ward. Aber am Schreibtisch wird der Stoff trotz aller Vertrautheit nicht recht lebendig, Bedenken an der Kraft, klar und lebendig aufbauen zu können, steigen auf und erzeugen die jeder Arbeit so abträgliche Unruhe. Zum Glück ruft die Teilnahme an den Begehungen für die verdienstvoll begonnene Erschließung des Grazer Schloßberges vom Schreibtisch weg; sie bietet die freudige Aussicht, von verschwiegenster Stelle aus einen Blick ins Herz unserer Altstadt zu tun. Und die Hoffnung trügt nicht: Die weiten, leer stehenden Säle des Herberstein-Palastes in der Sackstraße sind durchschritten, lange, schmale Gänge im älteren Teil des weitläufigen Hauses führen uns zu Nebentreppen und über diese unters Dach. Die Schloßbergfelsen reichen dort so nahe heran, daß man aus einer kleinen Türe im Dachgiebel unmittelbar in den Hausgarten gelangt. Der zarte Schimmer werdenden Laubwerkes liegt über den Ästen und Zweigen der Bäume, lang gezogenes, knorriges Spalierobst zeigt die mattroten, eben erwachenden Blütenknospen. Über schmale, steile Stiegen aus Ziegeln, in denen da und dort ein verwitterter, einst gezierter Stein eingemauert ist, führt der Gartenweg an dem sonnigen Steilhang des Berges über knappe Terrassen hinauf bis zur höchsten Stelle gerade unter der Bürgerbastei, jenem weit vorspringenden Befestigungswerk unterhalb des Uhrturmes, auf dem der Stadtverschönerungsverein Tausende von Blumen für die Beete seiner Anlagen hegt. Bilder erschließt dieser alte Garten, um die uns Rothenburg, die ehrwürdige Tauberstadt, beneiden kann. Zu unseren Füßen breitet sich das älteste Graz aus: nach der Straße zu schmalgiebelige Häuser, die sich weitläufig nach der Tiefe strecken bis knapp an die Felsen heran. Ein schwer zu durchdringendes Gewebe von Bauten aus Zeiten, die, ohne starre Bauordnung, nur durch den besten Anschluß ans Nachbarhaus bestimmt und in den streng eingehaltenen Grenzen ältesten Besitzes gestalten durften. Wenn erst das seit Jahren vorbereitete Straßenbuch des Landesarchivars Kapper vorliegt, werden wir die wechselnden Geschicke dieses Zellkernes der Stadt klar übersehen, während wir heute ohne die feste Grundlage geschichtlicher Forschung



rückwärtigen Trakten der östlichen Häuserwand weisen Spuren ins 15. Jahrhundert, die Besitzgrenzen haben sich kaum verschoben. Aber die Ausgestaltung der Fassaden wechselte im Laufe der Zeiten, so daß wir neben schmalen, hochgiebeligen Häusern breitgezogene Fronten des bürgerlichen Barockstiles finden oder merkwürdige Versuche, die Elemente dieser Dekorationsart auf die schmale, mittelalterliche Hauswand zu übertragen. Bei allem Wechsel der Einzelheiten, unter denen das Luegg mit den reichen Fruchtgehängen die größte künstlerische Bedeutung hat, wird der Eindruck der lebhaft gegliederten Häuser und Dächer nie unruhig, und nur der Umbau des Rathauses aus der Zeit üppigster Stilnachahmung brachte eine Unstimmigkeit hinein, die auch heute trotz der wohltätigen Einwirkung ausgleichenden Wetters noch lange nicht überwunden ist. Während diese Zeilen geschrieben werden, verdichtet sich das Gerücht zur Wahrheit, daß ein großes Haus auf der Ostseite des Platzes umgebaut werden soll; ich rufe den Genius loci an und bitte ihn, dem Architekten die Hand recht zu führen, damit er das Neue vorbildlich mit dem Alten versöhne. Projekte, welche die Westseite mit ihrem Gewirre mittelalterlich enger Gäßchen und Plätzchen in eine großstädtische Prunkfront mit Reißbrettstarrheit verwandeln wollten, sind hoffentlich abgetan und werden Vorschlägen Platz machen, welche, die alten Linien und Raumformen zwischen Hauptplatz, Franziskanerkirche und Murgasse wahrend, die hygienischen und wirtschaftlichen Forderungen in eine den Sinn nach malerischer Gesamtwirkung befriedigende Form bringen. Der Wechsel der Jahre hat der Herrengasse und der Sackstraße nicht weniger mitgespielt als den Komplexen nördlich vom Joanneum und am Südende der Schmiedgasse. Damit, daß die malerische Unordnung der murseitigen Häuser der Sackstraße einem säuberlichen, allerdings etwas steifen Kai gewichen ist, hat man sich allmählich abgefunden; die Fürsorge der Stadt, die bergseitigen Häuser mit möglichst geringer Einbuße des Stadtbildes umzubauen, ließ einen Entwurf entstehen, der am Berghang eine Straße mit Einblicken in die Felsenhänge und Durchsichten auf den Fluß plant. Im Bereich der eigentlichen Sackstraße verzeichnen die letzten drei Jahre einen starken Eingriff durch den großen Warenhausbau; ich kann die Verquickung der in eine große, möglichst wenig unterteilte Riesenauslage verwandelten Fassade mit Schmuckstücken aus der reichsten Blüte des Barockstiles nicht begreifen und hätte an dieser Stelle weit lieber einen Bau nach deutschem Muster mit großzügiger Eingliederung der Massen ins Stadtbild gesehen; wenigstens wurde der Tiefblick vom Schloßberg nicht durch ein flaches Schotterdach dauernd entstellt. Glückliche Verbindung alter Bürgerhäuser mit großen Geschäftseinbauten zeigen zwei Bauten der Murgasse, Werke der Architekten Alfred Keller in Wien und Hans Hönel in Graz.

Unschwer erkennt das Auge die Grenzen der inneren Stadt gegen die Vorstädte des linken Murufers und die alten Verkehrswege, die aus den Stadttoren aufs Land hinausführen: die außerhalb des Burgtores beginnende Leonhardstraße; die einst durch das Eiserne Tor von der Herrengasse getrennte Linie Reitschulgasse–Dietrichsteinplatz mit den dort sich abspaltenden Zweigen Schörgel- und Petersgasse sowie der Münzgrabenstraße; und wenn wir von der nördlichen Höhe des Schloßberges Umschau halten, die dem Mühlgang folgende Körösistraße, die Grabenstraße, vielfach bewegt durch ihren knappen Anschluß an den Fuß der Hügel, und die Heinrichstraße, die mit der Altstadt auch heute noch durch das äußere Paulustor verbunden ist.

Ein merkwürdiges Eigenleben führen die Bezirke auf dem rechten Murufer, von der Bevölkerung kurz die „Murvorstadt" genannt. Die mächtige Gliederung des Geländes durch einen zentralen Berg mit weitzügigen Ausläufern fehlt, um so wichtiger sind für die Ordnung des Bildes die alten Verkehrswege. Wir können die alte Landstraße von Norden nach Süden gut beobachten, die Wienerstraße, die sich bei gleichzeitiger Annäherung an die Mur zum ausgedehnten Lendplatz erweitert, in der Mariahilferstraße und Griesgasse sich fortsetzt und nach zweimaliger platzähnlicher Erweiterung (Gries- und Karlauerplatz) in natürlicher Bewegung als Triesterstraße weiter durch das Feld nach Süden führt. Neben dieser Hauptlinie fällt ein schräg nach Südwesten leitender Straßenzug (Lazarettgasse) als weniger bedeutender Verkehrsweg auf.

Nach Norden, Osten und Westen von abwechslungsreichen Höhen begrenzt, nach Süden breit geöffnet, liegt so das weite Grazer Feld zu unseren Füßen, und seine Stadt, in ihren ältesten Zeiten geschützt von der Mur und dem Berg allein, in ihrer weiteren räumlichen Entwicklung den Mauerring Friedrichs III. im Nordosten und Süden überschreitend, dann als Festung eingeschlossen mit Basteien und Wällen nach italienischer Art, ein bewährtes Bollwerk gegenüber der ungeschützten Murvorstadt.

* * *

Die Erinnerung an fremde Orte hält außer dem Gesamtbilde stets den Eindruck der Raumformen im Stadtinneren fest: die Plätze und Straßen! Als organische Gebilde mit besonderem Eigenleben unterliegen sie steten Veränderungen, die sich stärker in ihren vertikalen als horizontalen Grenzen abspielen. Ein Rundgang durch die Stadt mag uns hierüber aufklären und einst, jetzt und Zukunft in wechselvoller Gegenüberstellung zeigen. Der Hauptplatz als geistiger Mittelpunkt der Altstadt (der Verkehr sammelt sich heute auf dem peripher gelegenen Jakominiplatz) bewahrte seine horizontalen Grenzen seit Jahrhunderten; in den

Der Franzensplatz, dessen Anlage durch den Neubau des ständischen Theaters (1827) in die Wege geleitet ward, genießt den Vorzug schöner Geschlossenheit; hier wird der Platzgedanke zum wohlerwogenen Raum im Stadtbild, und es ist darum unbegreiflich, wie man ihn als geeignete Stelle für die umstrittene Kunsthalle vorschlagen konnte. Die alten Kirchplätze beim Dom und bei St. Andrä (am rechten Murufer) danken ihre Gestalt der einstigen Bestimmung als Friedhöfe. Der Jakominiplatz und die langgestreckten Erweiterungen der langen Nord-Südlinie am rechten Murufer erweisen sich nicht als planmäßig durchdachte Anlagen und doch haben sie den Reiz alter Stadtbilder, sehr zum Unterschied von den Plätzen neuesten Datums, dem Hasner- oder Felix Dahn-Platz, die nichts anderes als unverbaute Parzellenflächen ohne jeden räumlichen Ausdruck sind. Große Gedanken wie der weitgreifende Vorschlag des Architekten Max Stary, den Lendplatz umzulegen und mit der Westseite des Schloßberges in eine künstlerische Zusammengehörigkeit zu bringen, haben leider den Bescheid der Unmöglichkeit erhalten und sind auf dem Papier geblieben.

Genau so wie mit den Plätzen hat es auch mit den alten und neuen Straßen der Stadt sein Bewenden. Erst die letzten Jahre haben da Wandel geschaffen und den Forderungen des künstlerischen Städtebaues zum Durchbruch verholfen. Aber Härten bleiben: so die Theodor Körner-Straße mit ihrer starren Gerade, die dann plötzlich stumpfwinklig geknickt ist, und das mitten zwischen zwei schönen, natürlich bewegten Altstraßen (Körösi- und Grabenstraße); nur etwas Rhythmus in den Baufluchten vermag diesen durch das Geleise der Straßenbahn verursachten Riß zu heilen. Auch die nach dem Rechteckschema erfolgte Aufteilung alter Gartengründe im Rosenbergviertel, die für den Tiefblick vom Schloßberg keine besondere Anziehung bietet, wird allmählich verlassen und weicht einer reichhaltigeren, durch Besitzesgrenzen, Fernblicke und die Nachbarschaft alter Straßenzüge belebteren Aufschließung. Der Vorzug der geraden Straßen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts (Annen- und Elisabethstraße) beruht in ihrer Einstellung auf ein den Blick an sich ziehendes Ziel; bei den Straßen gleicher Art aus den neunziger Jahren fehlt es, und wir sehen nichts als das perspektivische Streben der parallelen, gleichartig öden Straßenwände, sich in einem ideellen Augpunkt, in dunstiger oder staubiger Leere, zu vereinigen (siehe Steyrergasse!).

Wenn ich so in meine Notizen schauend blättere, finde ich noch manche Frage zur Eigenart des Grazer Stadtbildes. Immer mehr wird mir klar, daß auch mein heutiger Versuch nur Stückwerk bleiben, nur auf verschwindend wenige Einzelheiten hindeuten kann! Wo bleibt Zeit und Raum, das Thema von der Schönheit der alten Häuser anzuschlagen und die Entwicklung der Fassade zu schildern? Mehrere Blätter sind voll beschrieben mit Aufzeichnungen über Bauten aus der Zeit um 1800,

Vor dem Riesenhof des „Paradeis" und dem Gefüge des kunsthistorisch teilweise sehr wertvollen Admonterhofes mag das Streben nach geschäftlicher Erschließung noch stillhalten. Dort ist bei Neubauten besondere Vorsicht nötig, weil die Ausnützung der größten, baugesetzlich zulässigen Hauptgesimshöhe den ersten schönen Bergblick von der Hauptbrücke aus völlig vernichten würde.

Abgesehen von dem den reichen Turm der Stadtpfarrkirche stark beeinträchtigenden und auch sonst etwas landfremden Bau der Eskomptebank erhielt sich die Ostseite der Herrengasse mit ihrer eigenartigen Kurve unverändert. Künstlerische Bedeutung kommt dem „Gemalten Hause", dem einzigen Beispiel einer vollständig bemalten Fassade in Graz, zu und dem vornehmen Barockhaus der „Bärenapotheke" an der Ecke der Stempfergasse. Die Westseite der Herrengasse wird allen Umgestaltungen (ehemals Thonethöfe, Rathaus) zum Trotz unbesiegbar vom Landhaus beherrscht; seine edlen Formen alpenländischer Renaissance sind am Nachbarhaus der „Wechselseitigen Brandschadenversicherungsanstalt" mit Glück angewendet, ohne durch Aufdringlichkeit und Häufung das Ansehen des Vorbildes zu beeinträchtigen. Mit der Verbauung der Joanneumgründe verlor auch das Südende der Schmied- und Raubergasse seine Altertümlichkeit; nur zufällig entstandene Durchblicke auf den Schloßberg und die westlichen Höhen beleben einigermaßen das zwar vornehme, aber ziemlich gleichförmige Bild der Straßen.

Um nicht zu sehr bei solchen Rückblicken zu verweilen, lassen wir die Frage, ob die Fortsetzung der Landhausgasse über die Raubergasse hinaus Ersatz geboten hat für den altehrwürdigen Vorauerhof; auch die zukünftige Verbauung des Montursdepots, des von Josef II. aufgehobenen Karmeliterinnenklosters, die durch den eben abgelaufenen Wettbewerb für den Neubau der Handels- und Gewerbekammer stark bestimmt wird, kann uns hier nicht weiter beschäftigen.

Östlich und westlich vom Hauptplatz liegen malerisch reiche Raumgruppen; von der westlichen war schon die Rede, die östliche erreicht man am besten durch einen der Durchgänge in der Herrengasse, etwa durch das enge Pomeranzengäßchen oder die Stempfergasse. Dort folgen der Bischofplatz mit dem gut gruppierten Eingang in die Stempfer- und Enge Gasse, der kleine Glockenspielplatz mit dem bekannten Glockenspiel, der regelmäßig-ernste Mehlplatz und der durch den Abbruch einer alten Kaserne gewonnene Färberplatz in kurzen Abständen aufeinander und bieten abwechslungsreiche Bilder. Die Höhe der Hofgasse gewinnt der Verkehr durch die von weit ausladenden Steckschildern arg entstellte Sporgasse in rascher Steigung; die jähen Unterschiede des Bodens sind durch die ausgedehnten Bauten des Ferdinandeums und der alten Universität dem Blick entzogen, werden aber einmal durch eine innerhalb dieser Bauten und ihrer Höfe geplante Terrassen- und Rampenanlage erschlossen werden.

öffentlichen Betreten der Bürgerbastei und einiger Schloßberggärten der Sackstraßenhäuser zu erwirken. Inzwischen wächst über den unseligen Gedanken einer zweiten Schloßbergbahn ewiges Vergessen, wird eine künstlerische Ausgestaltung der mit der ersten Schloßbergbahn errichteten oder umgebauten Objekte möglich, damit die Westseite des Berges in eine wohldurchdachte Bekrönung ausklingen kann.

Mit allen Ehren hat Graz den Ruf einer Stadt in Gärten bewährt, ihn soll sie auch in Zukunft rein erhalten. Denn fast mehr als das bauliche Gefüge der Stadt wirkt ihr inniges Verbundensein mit der Landschaft durch die zahlreichen großen und kleinen Gartenflächen im Weichbild. Der Schloßberg ist über die sentimentalen Kleinigkeiten der ersten Anlage hinaus, wie wir sie dem sogenannten „Lampl-Album" entnehmen, zum Naturpark geworden; im Stadtpark waltet mit sachlichem Rechte die ordnende Hand des Gärtners und meidet es, den Eindruck einer planvollen Anordnung zu verwischen. Der älteste Grazer Park, der Burggarten, führt sein stilles Eigenleben und zieht, wenn er ein- oder das andere Mal im Jahre zu allgemeinem Besuche geöffnet wird, um seiner selbst willen die Grazer an. Alte, riesenhafte Bäume machen die Wiesen des Augartens und des Volksgartens doppelt schön; bei jenem schätzen wir den Reiz der Murufer, bei diesem das lautlose, eilige Gleiten des Mühlganges und den Abschluß der Nordwestecke durch die hinter Bäumen aufragende Gruppe des alten Mühlschlössls mit der neuen evangelischen Kirche. Die Anregung liegt vor, die Murufer nördlich von der Ferdinandsbrücke in breiten Streifen so zu belassen, wie sie sind, oder maßvoll gärtnerisch auszugestalten, und eine Aupromenade südlich vom Augarten bis zur Puntigamer Brücke schiene mir kein frommer Wunsch.

Dazu kommen noch fürs Stadtbild all die vielen Gartenflächen privaten Besitzes von oft bedeutender Ausdehnung, die wohl dauernd bestehen bleiben werden, die Gärten in großen Häuserblöcken des zweiten und dritten Bezirkes, die bisweilen Reste älterer, zu Schlössern gehörender Anlagen aufweisen (Meerschein- und Mandell-Garten). Sie alle bilden freudige Stellen im Stadtbild und sind von unschätzbarem Werte. Andere Gärten und Parks, wie der Leechwald leiten unmittelbar in die freie Landschaft über.

Von den Höhen der östlichen Hügel wenden wir unseren Blick auf die Stadt zurück, die, überragt vom Schloßberg, vor dem leuchtenden Abendhimmel steht. In diesem stillen Frieden, umkränzt von Wald und Wiesen, von Hügeln und Höhen umfassen wir das Bild mit inniger Neigung als ein unverlierbares Gut.

Walter v. Semetkowski.

deren Gestaltung das Schaffen der modernen Architekten sehr stark anregt. Und gar die Fülle alter, mit großer Liebe und feinem Künstlertum entworfener Hausportale, von den Ausläufern der Spätgotik an über die strenge Architektur der heimischen Renaissance, das weich schwellende Barock herab bis zu den sonderbaren Stilkonstruktionen der sechziger Jahre, die in der Elisabeth- und Beethovenstraße ihre an die Münchener Maximiliansstraße gemahnenden Spuren hinterlassen haben.

Einseitiger Geschäftstrieb und mangelndes Wertgefühl räumen auch mit diesen Denkmälern hastig auf und werfen sie entweder ganz aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang, oder sie verstümmeln sie in blinder Sucht, nur möglichst viel Auslagefenster herauszuschinden. Zwei Fälle tun immer wieder meinem Auge weh: das Portal beim „Römischen König" in der Sporgasse und ein Haus am Beginn der Münzgrabenstraße.

Nicht minder reich müßte in einer Schrift über das Grazer Stadtbild der Abschnitt „Höfe" bedacht sein. Die allmähliche Stilentwicklung ist klar erkennbar von Anlagen der späten Gotik (Deutschordenshaus in der Sporgasse) über die vollendeten Bildungen der Renaissance (Krebsenkeller, Landhaus) und des Barockstiles bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Erst in dessen letztem Viertel weichen die freundlich verglasten, breiten Gänge und Vorräume öden Flächen mit Klopfbalkons; wo die sogenannte halboffene Verbauung den Blick ins Innere der Häusergevierte zuläßt, wird dieser Greuel besonders arg. Die Sorgfalt kleiner Innengärten kann über die Trostlosigkeit der Häuserwände nicht hinweghelfen. Für zukünftige Baublöcke wurde freilich in letzter Zeit auch da eine entsprechende Ausgestaltung vorgeschrieben.

Der Versuch einer Schilderung des Stadtbildes wird schließlich zwei Tatsachen hervorheben müssen: den Schloßberg und die vielen Gartenanlagen! Der altbekannte Schloßberg macht in letzter Zeit viel von sich reden; so gut ihn jeder Grazer als Ziel eines erfrischenden Morgenspazierganges zu kennen glaubt, so wenig weiß er vermutlich von seinen Sehenswürdigkeiten. Eben geht die Stadt daran, sie zu bequemem Besuche zu erschließen; dann wird der Uhrturm nicht allein der Normalzeitmesser sein, sondern ein altertümliches Bauwerk mit einer sinnvoll erdachten Übertragung des Ganges einer astronomischen Uhr auf das die Riesenzeiger bewegende Räderwerk. Die Grazer werden die Basteien in ihrer inneren Einrichtung kennen lernen, die alte Siebenglocke „Liesl" als Kunstwerk schätzen, und wenn sie nicht kalte Vernunftmenschen sind, durch knappe Darlegungen der Baugeschichte der Schloßbergfeste in dem Bedürfnisse, ihren Stolz mit stiller Dichterfreude zu umweben, doch nicht wanken. Dann mag einmal der Felsensteig an der Westseite allgemein zugänglich werden, der heute eine ausgesprochene touristische Führung verlangt, und vielleicht hat die Stadt das Glück, die Erlaubnis zum

wurde 1705 geadelt, zum Hofbaudirektor ernannt und schloß die Reihe seiner verschiedenen Monumentalbauten mit der vielbewunderten, charakteristischen Karlskirche in Wien ab. Fischer v. Erlachs Marmorstandbild (von Caesar), das seinerzeit die Elisabeth-Brücke zierte, hat nunmehr vor dem Wiener Rathaus seinen Platz.

Von den zeitgenössischen Baukünstlern steht Georg v. Hauberisser obenan. Als Sohn des gleichnamigen Baumeisters erbte er die Lust zum Bauwesen von seinem Vater und nach Absolvierung der Technik in Graz wurde der hochbegabte, kunstbegeisterte junge Mann zur Ausbildung nach Wien in die Kunstakademie und später nach Berlin in die Bauschule geschickt. Der Wettbewerb um den Rathausbau in München brachte dem regsamen, tüchtigen Steirer den I. Preis sowie die Ausführung des Baues und so ward ihm Gelegenheit geboten, das großartige phantasiereiche Münchener Rathaus zu schaffen. Von der Menge seiner weiteren Schöpfungen möchte ich nur die wunderhübsche Paulskirche in München, das Rathaus in Wiesbaden, die vieltürmige Deutschordensburg Busau in Mähren und die prächtige Herz-Jesu-Kirche in Graz angeführt wissen. Der Adelsbrief und die höchsten Auszeichnungen bestätigen Hauberissers Verdienste um die edle deutsche Kunst. August Ortwein war ein mit großer Erfindungsgabe und Geschick ausgestatteter Architekt. Er wirkte in Nürnberg, war Staatsgewerbeschuldirektor in Graz und seinerzeit ein vielbeschäftigter Künstler; nach seinen Entwürfen wurden die Altäre der Grazer Stadtpfarrkirche und zahlreiche Kunstobjekte für das In- und Ausland ausgeführt Ortweins Entwürfe und Zeichnungen der Kleinkunst waren auch in der Farbengebung so bestechend, daß das Ministerium für Kultus und Unterricht mehrere Folgen erwarb und in die Vorlagensammlung eingereiht hat Dem Krieglacher Hermann Müller in Wien (Bruder des berühmten Schauspielers Otto Sommerstorff) werden die Entwürfe für nahezu ein ganzes Viertel traulicher Heimbauten in den Kottageanlagen nachgerühmt und der Grazer Hubert Gangl hat in der gelungenen Kirche der Rosenkranzkönigin in der Residenzstadt Wien sein Hauptwerk geschaffen. Auch Josef Hötzl kann sich mit dem Bau des Palais der Eskomptebank in der Herrengasse, sowie Julius Kubik mit seinen edel und vornehm gehaltenen Villenbauten in der Schubertstraße zu Graz sehen lassen. Dem regsamen Alfred Keller haben die Murstadt, deren Umgebung und andere Orte manchen eigenartigen Heimbau und manches treffliche Kunstobjekt zu danken, und Johann Wist, der Schöpfer des imposanten Baues der Grazer technischen Hochschule hat sich auch als Lehrer und Konservator um die Heimat verdient gemacht. Robert Mikovics und Hans Pascher lieferten Entwürfe und Pläne für zahlreiche Kirchenbauten und — Geräte, und Jakob Gschiel und

Steiermarks Kunst.

I. Bildende Künstler.

Von **Hans Brandstetter.**

Gebürtige Steiermärker, die auf dem Gebiete der bildenden Kunst Namhaftes leisten oder geleistet haben, gibt es eine gar ansehnliche Zahl. Namen dieser Kunstkräfte, auch Kunstgrößen aufzuzeigen und auf deren Hauptleistungen zu verweisen, scheint mir nur recht und billig, auch eine dankbare Aufgabe zu sein. Da von jenen Künstlern, die in anderen Ländern ihre Wiege stehen hatten, sich dann vorübergehend oder dauernd in der Steiermark seßhaft machten, wegen des knapp bemessenen Raumes diesmal abgesehen werden muß, so möge demnach mit dem Senior unserer Baukünstler: Hans Niesenberger, der Reigen eröffnet werden. Um 1420 in Graz geboren, war er sowohl als Steinmetz als auch als Architekt berühmt und begehrt. Er baute den Chor der zum Weißenauer Kloster gehörigen Kirche St. Christina bei Ravensburg, wurde laut Anstellungsvertrages vom 21. September 1471 mit der Oberleitung des Münsterchorbaues zu Freiburg im Breisgau betraut, und seine in dieser Stadt ausgeführten „Lugstühle oder Schauhallen", deren Obergeschoß von zwei prächtigen Erkern flankiert waren, wird in einer Gedenkschrift von 1822 als eine der schönsten Zierden Freiburgs gerühmt. 1483 hat man den Meister für die Vollendung des Vierungsturmes des Domes nach Mailand gerufen, später war er mit dem Bau der St. Leonhardkirche in Basel beschäftigt. 1493 ist das Sterbejahr des Künstlers, der im Leben viel Mißliches durchzumachen hatte, was man in der mutmaßlichen Niesenbergerbüste mit den sorgenvollen und vergrämten Gesichtszügen im Münster zu Freiburg angedeutet zu finden glaubt.

Der Genialsten einer war jedoch: Johann Bernhard Fischer v. Erlach. Er erhielt die erste Anregung zum Bilden durch seinen Vater, der als bürgerlicher Bildhauer in Graz sein Auskommen fand. In der „Ewigen Roma" zum Künstler herangereift, kehrte Johann Bernhard um 1686 in die Heimat zurück und half bei der Ausschmückung des Mausoleums Ferdinand II. In Wien hatte sich der junge Bildhauer und Architekt mit dem Bau der Triumphpforte gelegentlich des Einzuges Kaiser Leopolds I. vorteilhaft eingeführt, schuf hernach die Paläste Prinz Eugen (Belvedere), Trautson und Bathiany in Wien, Clam-Gallas in Prag, die Kurfürstenkapelle und das Schreyvoglische Haus in Breslau, die Universitäts- und Dreifaltigkeitskirche in Salzburg, ward Lehrer des Erzherzogs Joseph, des nachmaligen Kaisers,

Bacchanal und andere fanden Beifall und in dem Grabdenkmal für die Familie Hans Dettelbach (Grazer Zentralfriedhof) hat er als Moderner sicher sein Bestes zu geben versucht. Richard Jakič hat sich durch seine Pater Hartmannbüste und dem Holubdenkmal, Theodor Stundl mit seinem Relief: Zwei Schatten, den Kreuzwegreliefs für das gräflich Kottulinskysche Mausoleum in Neudau und dem Kaiserdenkmal in Czernowitz einen guten Namen gemacht. Von Karl Hackstock rührt das Tunnerdenkmal in Leoben, von Josef Einspinner das Standbild des Kaisers Franz und von Ludwig Schadler das Standbild der Kaiserin Maria Theresia in der Vorhalle des Grazer Justizpalastes her. Auch Franz Ehrenhöfer, Michael Powolny, Josef Unterholzer, Hugo Postl, Dr. Ernst Wagner, Ferdinand Tauß und Wilhelm Gösser, letzterer auch mit dem Rompreis bedacht, hat auch den plastischen Schmuck für das Rathaus in Rottman besorgt, sind als tüchtige steirische Bildhauer bekannt. Der Marburger Josef Heu, ein mit dem Rompreis und der goldenen Staatsmedaille ausgezeichneter Plastiker, hat sich hauptsächlich mit seiner markigen Steingruppe: Auffindung der Quelle, die im Wiener Stadtpark ihr Plätzchen hat, rühmlich hervorgetan.

Der Nestor unserer Farbenkünstler, Johannes Aquila, betätigte sich zumeist in Ungarn; er gilt als das Haupt der „Transdanubialen Malerschule“. Malereien dieses Künstlers besitzen die Kirchen in Velemér und Tótlak. Am Martyanceer Kirchengemälde „Tod des hl. Martin“ ist die Jahreszahl 1392, der Name und die Herkunft Aquilas angeführt. Er ist auch jener Künstler, der die St. Ladislaus-Legende das erstemal künstlerisch verwertete. Seine Malweise zeigt sowohl italienischen als auch deutschen Einfluß und dennoch ist ihr die persönliche Note nicht abzusprechen. Aquila hat Radkersburg zu seiner Vaterstadt, wo er auch um 1405 die Pfarrkirche mit schönen Fresken schmückte.

Im siebzehnten Jahrhunderte wirkte neben Matthias Görz, der die Stiftskirche in Pöllau mit sinnigen und wirkungsvollen Malereien versah, einer der bedeutendsten steirischen Meister des Pinsels: Johann Adam Weißenkircher. Er ward 1680 fürstlich Eggenbergscher Hofmaler, zierte den Saal des Familienschlosses mit den Wand- und Deckengemälden, die teils Szenen aus der Göttersage, teils Allegorien zum Gegenstande haben, dann malte er das Bild: Maria bittet die hl. Dreifaltigkeit um den Sieg der christlichen Waffen, unten die Schlacht gegen die Türken, für das Mausoleum der Eggenberger in Ehrenhausen. Weiters schuf der Künstler unzählige Bildnisse voll Innigkeit, Farbenpracht und stiller Größe, die sowohl den Laien als auch den Kunstgelehrten zu imponieren vermögen. Dazu gesellte sich der etwas jüngere Johann Georg Edlinger. Als Sohn mittelloser Gärtnersleute im März 1741 auf der Lend in Graz geboren, durch einen Franziskanermönch im Zeichnen unterrichtet,

Peter Neuböck haben in der kirchlichen Bildnerei Gutes, auch Vorzügliches geleistet.

Schönes, Innig-Frommes, auch Bizarres brachte Josef Thaddäus Stammel zustande. Schon als Hirtenknabe erregte er durch seine Schnitzereien die Aufmerksamkeit der Ortsgeistlichkeit, lernte bei einem Grazer Bildhauer die nötige Technik, und Abt Anton von Admont ermöglichte dem jungen Bildschnitzer die Weiterausbildung in Rom. Nach seiner Heimkehr wirkte Stammel etwa von 1736 bis 1763 als Stiftsbildhauer in Admont. Seine Weihnachtskrippe im Blasiusmünster, die allegorischen Gruppen: Tod, Gericht, Hölle und Himmelreich in der Stiftsbiblothek, die drei kühnen Darstellungen: Der hl. Martin, Bekehrung des Saulus, das Wunder des hl. Eligius, wobei Pferde in Lebensgröße vorkommen, in der Kirche St. Martin bei Graz, sind lauter schwungvolle Holzbildwerke, die zu den Sehenswürdigkeiten der Steiermark gehören. Sowie dieser hat sich auch der Oststeirer Matthias Purkarthofer mit seinen Arbeiten ehrenvoll verewigt. Einer Bauernfamilie in St. Johann bei Herberstein entstammend, erhielt Purkarthofer zwischen 1845 und 1852 an der Kunstakademie in Wien seine Schulung und in dieser Stadt finden sich auch die meisten Werke dieses Künstlers; davon seien genannt: das marmorne Standbild Niklas Altgraf Salm im Rathauspark; die Heiligenstatuten Brigitte, Franziskus, Elisabeth und Leopold in der Votivkirche; die Statue Rudolf des Stifters mit zwei Wappenträgern im St. Stefansdom; die Standbilder Holbeins und Rubens am kunsthistorischen Hofmuseum und das Marmorstandbild des Feldmarschalls Browne im Arsenal. August Rantz legte den Grund wie so viele andere, für sein Künstlertum an der Grazer Staats-Gewerbeschule, setzte das Studium in Wien und in München fort und holte sich den letzten Schliff in Paris; seit 1900 übt er seine Bildniskunst in der „Grazienstadt" und hauptsächlich sind es seine Friedhofplastiken, die ihm Ehre machen. Das Grabdenkmal mit der schmerzdurchdrungenen, kauernden Jünglingsgestalt, das der Bildner seinem verewigten Vater widmete, und das Grabdenkmal für den Fabrikanten Kleß sind Leistungen, für die ihm bedingungslos das Lob gebührt. Auch Georg Winkler hat außer seinem Hauptwerke: dem Württembergdenkmal viel Friedhofplastik geschaffen. Einen seiner glücklichsten Einfälle zeigt der Gedenkstein für den langjährigen Direktor der Druckerei „Leykam", Karl Thamm; als besonders hübsche Leistung dieses Bildners ist das tanzende Bauernpaar, das das Grazer Glockenspiel belebt, zu bezeichnen. In Karl Stemolak besitzt die Steiermark einen sehr begabten Künstler, der seine Marmorbildwerke eigenhändig meißelt. Schon als Kunstakademiker errang er sich die höchsten Schulpreise und er ist auch bestrebt, sich der Modemanier anzupassen. Seine Bildnisse: Mutter sowie

Als seltsame Künstlertypen verdienen Gustav Glantschnig (Deckname G. Holweg) und Hermann Reichsfreiherr v. Königsbrunn hervorgehoben zu werden. Glantschnig zeigte schon als Volksschüler Talent und Lust zum Maler, jedoch um so schlechter ging es mit dem Rechnen. Sein fürsorglicher Vater, der um 1865 in der Sackstraße zu Graz einen bescheidenen Wohnraum gemietet hatte, worin er mit den Seinen hauste und das Schuhmacherhandwerk betrieb, verstand es, einen Schüler der Handelsakademie zu gewinnen, damit er im genannten Lehrgegenstand bei Gustav ein bißchen nachhalf. Der „Instruktor", der die Lehrstunde in der ärmlichen, dumpfen Schusterwerkstatt zu halten hatte und als Entlohnung jedesmal eine Schale Kaffee bekam und noch dazu die unentgeltliche Ausbesserung seiner Schuhe zugesichert erhielt, war kein geringerer als der nunmehrige Ehrendoktor der Universitäten Heidelberg und Wien, Peter Rosegger. Der hatte aber Unternehmungsgeist — er schrieb an den Kaiser einen Brief und bat um Unterstützung für seine weitere Ausbildung; da daraufhin keine Antwort eintraf, schrieb er abermals, und nach eingeholter Erkundigung verlieh det edelsinnige Monarch dem armen Bittsteller ein Stipendium, um in seiner Vaterstadt die landschaftliche Zeichenakademie zu besuchen. Der Kunstjünger machte dann unter Tunner und Schwach derartige Fortschritte, daß ihm die Ausführung des Porträts des Grafen Franz von Meran anvertraut wurde, welcher gelungenen Arbeit die Dichterbildnisse Hamerlings und Roseggers folgten und geradezu Aufsehen erregten. Weitere Geldunterstützungen von höchster Seite ermöglichten dem Kunstbeflissenen den Aufenthalt in Wien, wo ihm das Porträt des Erzherzogs Albrecht sehr gut gelang, und später in München, wo er als Schüler Lindenschmidts viel lernte. Der Künstler vermählte sich mit der Tochter eines Universitätsprofessors, ließ sich in Venedig nieder und übersiedelte 1883 nach Florenz, schuf zahlreiche Werke, zumeist Bildnisse kleineren Formats, stimmungsvoll und minutiös durchgeführt, die durch Kunsthändler zumeist nach England verkauft wurden. Nun verließ ihn das Glück — ob er das nötige Haushalten mit den Mitteln und Kräften zu wenig beachtete? Es stellten sich Sorgen und Krankheit ein, und kaum 54 Jahre alt, schied er, geistig umnachtet, aus dem Leben. — Königsbrunn dagegen, der Sprosse eines berühmten Adelsgeschlechtes, absolvierte als Zögling des Theresianums seine juridischen Studien und trat in den Staatsdienst. Jedoch bei seiner Freiheitliebe — und künstlerischen Veranlagung litt es ihn nicht lange bei der Bureaukratie, verließ 1848 die Beamtenlaufbahn, wanderte nach München, erhielt bei Karl Rottmann Unterricht im Zeichnen und Malen und ward ein geschätzter Künstler. Als die Gelehrten Fridau und Schmarda ihre Forschungsreisen nach Griechenland, Ägypten und der Insel Ceylon unternahmen, dabei eines guten Zeichners bedurften, war es Königsbrunn, der den Gelehrten in die fremden

lernte er bei Embert Farbenreiben und Votivtafeln malen und verdang sich dann eine Zeitlang als Malergehilfe, jedoch sein Talent gebot ihm, sich weiter auszubilden. Er ging nach Wien, 1774 nach München und vervollkommte sich bei Professor Oefele. Und bald gelang dem hochbegabten Steirer der große Wurf im Repräsentationsbildnisse der Kurfürstin Elisabeth Augusta, das unsern Porträtkünstler den Titel eines königlich bayerischen Hofmalers eintrug. Es folgten Bild auf Bild in ihrer packenden Ähnlichkeit und duftigen Farbenharmonie. Von der Fülle seiner Schöpfungen zeugt die Tatsache, daß einem Buchhändler, der den Plan faßte, „Bayerns denkwürdige Männer in Stichen“ herauszugeben, allein 200 Porträts von Meister Edlinger zur Verfügung standen. In der Berliner Nationalgalerie, in den Gemäldesammlungen zu München, Augsburg, Landshut u. a. prangen Bilder von der Hand dieses ausgezeichneten Künstlers.

Zu denen, die als Malerjungen die steirische Hauptstadt verließen, um anderwärts etwas zu erreichen, gehört auch Christoph Franz Janneck. Bei Orients in Frankfurt bildete er sich aus, wurde dann Professor an der Wiener Kunstakademie und 1751 zählte er bereits zu der Klasse der „Honorarii“. Im Hofmuseum, bei den Schotten, bei Harrach und in der Lichtenstein-Galerie zu Wien, in den Galerien in Wiesbaden, Schleisheim, Prag und Graz verkünden figurenreiche und farbenfrohe Gemälde und Landschaftsbilder den Ruhm des 1761 verstorbenen Malers. Friedrich Loos, gleichfalls ein Grazer, war ein Schüler Waldmüllers, schuf unter anderem das Gemälde „Ein Herbsttag im Salzburger Gebirge“, das um 1827 für das Belvedere zu Wien erworben wurde, lieferte auch an 100 anerkannt gute Aquarelle für den Herzog von Oldenburg, wurde 1863 als Zeichenlehrer an die Kieler Universität berufen, an der er bis zu seinem Lebensende künstlerisch tätig war. Auch Konrad Kreuzer als Landschafter sowie Johann Veit Kanperz als Graphiker, von dem etwa 216 Arbeiten, teils in Stich- und teils in Schabmanier, bekannt sind, haben für die Steiermark große Bedeutung.

Der „Pußtamaler“ Johann Gualbert Raffalt, ein gebürtiger Murauer, bekam seine Schulung in Wien und Paris, weilte zu Studienzwecken viel in Ungarn, Dalmatien und in Montenegro, begab sich 1865 nach Rom, wo er auch sein junges Leben lassen mußte. Von seinem künstlerischen Nachlasse, 1255 Nummern an der Zahl, fanden die „Studien aus Ungarn“, die an die Werke seines Freundes Pettenkofen gemahnten, großen Anwert. Schon sein Vater war ein tüchtiger Maler, der auch noch als Gastwirt in Murau seine Kunst betrieb und so Treffliches bot, daß sein Bild „Nach dem Regen heimkehrender Postillon“ für das Wiener Belvedere angekauft wurde.

gemälde Novaks befindet sich im Schwurgerichtssaale in seiner Vaterstadt Marburg und sein Landschaftsbild „Abend im Isonzotal“ ziert die Moderne Galerie zu Wien.

Daniel Pauluzzi hat es auf das Einfache und Wuchtige in Komposition und Farbengebung abgesehen. Einer der Begabtesten, auch als Zeichner, hat er in der Porträt- und Genremalerei sowie in der Plakat- und Buchschmuckkunst Erfreuliches geleistet. Von seinen großzügigen, gedankentiefen Bildern ragen „Ein Weib“ in der Steiermärkischen Landes-Bildergalerie und „Ein Lied“ im Besitze des Ministeriums für Kultus und Unterricht angenehm hervor. Der mit dem Staatspreis und der goldenen Staatsmedaille ausgezeichnete Künstler betätigt sich in seiner Vaterstadt Graz gleich dem bekannten Maler Anton Marussig, der seinerzeit mit dem Portalgemälde der Sängerhalle gelegentlich des sechsten deutschen Sängerbundesfestes in der steirischen Landeshauptstadt Aufsehen erregte. Er hat auch im Porträtfache und in der Raumkunst Rühmenwertes geschaffen.

Als meistbeschäftigter unter den Porträtmalern darf sich Hermann Torggler vorstellen. Der Hofratssohn, der sich gegen den Willen seines Vaters der Malerei widmete, hat sich durch seine Treffsicherheit und einschmeichelnde, an Lembach gemahnende Malweise zum „Porträtmalstar“ emporgeschwungen, dessen Bildnisse nicht nur in den Salons der höchsten Gesellschaftskreise, sondern auch in Kunstgalerien seinen Namen rühmen. Ebenso hat der Köflacher Ferdinand Pamberger durch sein Rosegger-Porträt, das vom Kultusministerium erworben und in der Steiermärkischen Landes-Bildergalerie zur Schau gestellt ist, nebst einigen Kaiserbildnissen für die Prunksäle einiger Institute sowie durch seine naturwahr und stimmungsvoll gemalten Landschaftsbilder und auch Entwürfe der Kleinkunst seine unbestrittene Künstlerschaft bewiesen. Außer dem talentvollen, früh verstorbenen Karl Wibner sind noch eine Reihe tüchtiger Künstler und Künstlerinnen, die ihrer steirischen Heimat Ehre machen, wie z. B.: Der geniale Luigi Kasimir, Alfred Coßmann, Olga Milles-Granner in Stockholm, Marianne Stockes-Preindlsberger in London, Wilhelm Thöny und Karl Mayr-Graz in München, Ernst Payer, Marie Egner sowie die treffliche junge Tierzeichnerin Norbertine Roth in Wien. Selbstverständlich konnte da nur eine kleine Zahl unserer kunstschaffenden Steiermärker Erwähnung finden; welch stattliche Schar von Künstlern und Künstlerinnen verschiedener Fachrichtungen die Steiermark aufzuweisen hat, darüber wird das in Arbeit stehende, demnächst im Druck erscheinende „Steirische Künstler- und Schriftsteller-Lexikon“ Aufschluß geben.

Lande das Geleite gab. Mußte der Künstler dort auch Zeichnungen liefern, die nur den naturhistorischen Anforderungen zu entsprechen hatten, so fand er in der herrlichen Tropenwelt doch Gelegenheit, Pflanzen, Palmen und Urwaldgruppen mit dem Stifte künstlerisch festzuhalten, sich die seltsamen Formen einzuprägen und dadurch seinem weiteren Kunstschaffen Richtung und Charakter zu geben. Seine Skizzen- und Studienmappe aus Ceylon bildeten eine Sehenswürdigkeit und eine Quelle, aus der er zeitlebens zu schöpfen vermochte. Mehr Meisterschaft und Persönlichkeit als seine Aquarelle und Ölbilder verraten seine Kohlenzeichnungen, denen auch noch Alexander v. Humboldt ehrenvolle Anerkennung zollte. Das Herrlichste, was der Künstler geschaffen, ist wohl das Bild „Urwald auf Ceylon". Königsbrunn bekannte sich zur einfachsten und bescheidensten Lebensweise; und wenn es auch die Enterbung zur Folge hatte, blieb er doch bei der Wahl seines Herzens und vermählte sich gegen den Willen der Seinen mit der Tochter eines Handwerkers. Er ward Professor an der Landschaftlichen Zeichenakademie zu Graz, bildete eine Anzahl tüchtiger Landschafter heran, erwarb sich das Nötigste — und vermochte bis zum achtzigsten Lebensjahre künstlerisch zu wirken.

Gabriel Hackl kam in Marburg an der Drau zur Welt. Die künstlerische Ausbildung holte er sich in Wien und unter Piloty in München. Es dürfte bisher außer Hackl kaum einem Steirer gelungen sein, als Professor der Münchner Kunstakademie anzugehören. In seinen jüngeren Jahren befaßte er sich gern mit Vorwürfen aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia, jedoch später pflegte er mit Vorliebe die religiöse Malerei. Die von großer Innigkeit, auch monumentaler Wucht zeugenden Werke: „Die heiligen drei Könige", „Die Himmelskönigin mit dem Jesukinde" in der Franziskanerkirche seiner Vaterstadt, „Der heilige Karl Borromäus im Dienste der Pestkranken", das Kolossalgemälde „Patrona Bavaria" in der Fürstengruftkirche des Klosters Scheyern u. a. haben unseren Landsmann in die Reihe der besten deutschen Maler gestellt. Und Alfred Zoff, der als Schüler des Meisters Königsbrunn das Studium der Medizin mit dem der Malerei vertauschte, zählt heute zu den bedeutendsten Landschaftern. Seine packenden farbensatten Rivierastücke zieren Galerien und Privatsammlungen, und, mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet, wirkt er seit 1907 als Professor an der Landschaftlichen Kunstschule zu Graz. Mit zu den genialsten Landschaftern gehört Ludwig Sigmundt; wurde doch eine seiner Leistungen in der Weltausstellung 1900 in Paris prämiiert, und sein Ölgemälde „Herbst" in der Modernen Galerie in Wien darf als Schaustück bezeichnet werden. Er gehört sowie Anton Novak der Wiener „Sezession" an und in den Ausstellungen dieser Künstlervereinigung werden die prächtigen Bilder dieser beiden hervorragenden Steirer gewöhnlich zuerst vorgeführt. Ein allegorisches Wand-

Er war aber auch ein rühmlichst bekannter Virtuose. Sein „glückseliges“ Flötenspiel ließ ihn weite und erfolgreiche Konzertreisen unternehmen. In gleicher Weise betätigte seine Kunst, jedoch als Waldhornist, Anton Absenger, ebenfalls ein namhafter Anwalt des steirischen Liedes. Sein „Kohlröserl“ ist längst zum beliebten Volksliede geworden. Als dritten im Bunde möchte ich Ludwig Anton Seydlers gedenken, der das berühmteste Steirerlied „Hoch vom Dachstein an“ nach Worten J. F. Dirnböcks schrieb. Seydler bleibt aber auch als Schöpfer vieler deutscher Kirchengesänge, die noch immer gerne gesungen werden, unvergessen.

Die innige Heimatsliebe, die aus den Liedern dieser drei ursteirischen Tondichter klingt, beseelte wohl auch zwei Meister, die sich ganz der ernsten Kunstmusik zugewandt hatten: Louis Eller und Heinrich v. Herzogenberg. Beide gedachten noch sterbend in weiter Ferne ihres geliebten Heimatlandes und machten Stiftungen zur musikalisch-künstlerischen Ausbildung begabter Landsleute. Eller, ein Schüler des hochgeschätzten Kapellmeisters Hysel, war ein allerorts gefeierter Violinvirtuose, der einige wertvolle Kompositionen für die Geige hinterließ. Herzogenberg, der Freund Johannes Brahms, war der Schöpfer von etwa hundert Tonwerken edelster Gattung, die als persönliche Note eine ausgesprochene Vorliebe für kunstvolle Kontrapunktik aufweisen. Der vormärzlichen Zeit gehören ihren Geburtsjahren nach auch die bekannten Musiker Josef Forster, die Brüder Fuchs, Ernst v. Schuch und Leopold Wegschaider an. Obwohl Forsters Opern stets die vollste Anerkennung fanden und Forster sogar als „österreichischer Auber“ gefeiert wurde, so wollte ihm doch kein Glücksstern leuchten. In unedelster Weise schmälerten Neider dem Meister die Früchte seiner Erfolge. So kam es, daß der Siegeslauf dreier an der Wiener Hofoper erfolgreich gegebenen Werke gehemmt wurde: „Der Spielmann“ wurde unterdrückt, „Die Assassinen“ wurden auf höchsten Befehl — der Text rührte vom Erzherzog Johann (Orth) her — abgesetzt, und die preisgekrönte, reizvolle „Rose von Pontevedra“ vergewaltigte Direktor Jahn. Und sein bestes Werk, „Der tod Mon“, fand bis heute die gebührende Beachtung nicht! Ein glücklicheres Künstlerlos war Forsters treuem Freunde Robert Fuchs beschieden. Robert, der jüngere Bruder des Johann Nepomuk Fuchs, des Wiener Konservatoriumdirektors und Komponisten der Oper „Zingara“, hatte mit seinen Orchester-Serenaden besonders Glück. Aus ihnen wie aus seinen zahlreichen Orchester- und Kammermusikwerken spricht der Meister, der sich durch Begabung und rastlosen Fleiß nach dem „gräßlichen Zeug“, das er in stürmischem Jugenddrange komponierte, zu höchster Klarheit und Vergeistigung durchgerungen hat. Ernst v. Schuch und Leopold Wegschaider dienten der Kunst vornehmlich mit dem Taktstocke. Ersterer wirkt in glänzender Stellung

II. Schaffende Musiker.

Von **Julius Schuch.**

Singen und Sagen liegt im Blute des deutschen Steirervolkes. Und so singt und klingt es in unseren Gauen seit Jahrhunderten bis auf unsere Tage. Sie alle, die da in Tönen schufen und noch schaffen, im Rahmen eines kleinen musikalisch-historischen Kulturbildes der grünen Mark zu vereinen, ist keine leichte Sache. Zudem sind ihrer so viele, daß man ganze Bände über unsere steirischen Tonsetzer schreiben könnte. —

Herr Ulrich von Liechtenstein aus dem frohen Kreise der steirischen Minnesänger, der als Frau Venus in phantastischer Romantik durch unsere Täler zog, mag als der Ahnherr der steirischen Tonmeister gelten. Seine Lieder und Leiche sind wohl die ältesten bekannten Gesänge steirischen Ursprunges. Auch in den folgenden Jahrhunderten wurde die Musik in Steiermark eifrig betrieben. In den Klöstern Admont und Rein fand die musica sacra eine gewissenhafte und strenge Pflege. Am herzoglichen Hofe, besonders unter dem kunstsinnigen Karl II., gab es ganze Scharen von Konzertisten, und dabei erschollen auf Berg und Tal Volksweisen, die sich in ihren Anklängen bis heute erhalten haben. Manch begabter, schöpferischer Kopf mag da wohl gewesen sein, aber erst mit Josef Johann Fux, dem Zeitgenossen des großen steirischen Barockmeisters Fischer v. Erlach, trat eine gewaltige, fast an die Größe eines Bach und Haendel heranreichende Persönlichkeit hervor. Vom Bauernjungen aus Hirtenfeld hat es Fux zum Hofkapellmeister gebracht, dessen Opern sogar Karl VI. dirigierte. Höchste kontrapunktische Kunst bergen seine zahlreichen Messen, Oratorien und Kammermusikwerke und sein „Gradus ad Parnassum" ist ein Fundament der musikalischen Theorie geworden, das, in viele Sprachen übersetzt, den Namen dieses steirischen Meisters weltberühmt machte.

Aus der Zeit der Klassiker grüßt uns die liebenswürdige Gestalt Anselm Hüttenbrenners, des treuen Freundes Franz Schuberts. Er genoß die Wertschätzung eines Beethoven, der seine Begabung mit den Worten: „Sie haben meinen Geist und der Franz (Schubert) meine Seele" anerkannte. Hüttenbrenner schrieb an tausend Werke verschiedenster Art, die jedoch schon einige Patina zeigen. Zu seinen gelungensten und größten Schöpfungen gehörte die erfolgreich aufgeführte Oper „Leonore", deren Text ihm der poesievolle G. R. v. Leitner nach der Bürgerschen Ballade zurechtgerichtet hatte. Auch als musikalischer Erzieher wirkte Hüttenbrenner. Zu seinen Schülern zählte Jakob Eduard Schmölzer, der Vater des steirischen Volksliedes. Schmölzer war es, der seinem Volke manch halbverklungenes Lied vor gänzlicher Vergessenheit rettete und den Liederschatz der Steirer durch eigene gemütreiche Weisen mehrte.

steirisches Talent wie Marie Soldat und Gabriele Wietrowetz ausgebildet hatte, war sein Geigenlehrer gewesen. Von Sahlas Kompositionen werden eine rumänische Rhapsodie, Lieder und virtuose Violinstücke geschätzt. Schlichtere Gestalten sind Josef Gauby und Viktor Zack. Ersterer, ein liebenswürdiges, zartfühlendes Talent, erging sich in kleinen Formen, im Geist und Stile eines Jensen und Kirchner. Er hat wie Viktor Zack, der Komponist einer gediegenen Orchestersuite und von Chorwerken, große Verdienste um das heimische Volkslied. Von den vielen prächtigen Gesängen Gaubys ragt das „Judenburger Gläut" als volkstümlichste Weise hervor. Von Zacks Verdiensten um das steirische Volkslied sprechen dessen wertvolle Sammelbände „Heiderich und Peterstamm" und dessen musikalische Heimatschutztätigkeit. Eine kunstbegeisterte edle Künstlernatur war Adolf Doppler, ein tiefreligiöser Mann wie Pfarrer Sang, der an das Wunder glaubte. In seinen Werken weht ein Schumannscher Geist und auch mit seinen Bach-Bearbeitungen schuf er bleibende Werte. Zum großen Verdienste kann ich es Freund Doppler anrechnen, daß er jene denkwürdigen heimischen Komponistenabende anregte, dem der Balladenmeister Martin Plüddemann und sein begabter Schüler Richard Kloß angehörten. Durch jahrzehntelange künstlerische Tätigkeit in Graz sind der alte Klavierpädagog Johann Buwa und C. M. v. Savenau zu Steirern geworden. Ihre Verdienste lagen wie bei Jakob Stolz trotz vieler gediegener tondichterischer Gaben vornehmlich in ihrer künstlerisch erziehenden Wirksamkeit. Vater Stolz hat die Freude, daß seine bewährte musikalische Unterrichtsmethode bei seinen Söhnen besonders gute Früchte trug. Leopold hat es zum Hofkapellmeister gebracht und seine ernsten dramatischen Musiken fanden ehrenvollste Anerkennung. Der jüngere Sohn Robert ist der Komponist der zugkräftigen Operetten „Das Glücksmädel" und der „Eisernen Jungfrau".

Weniger vom Glücke begünstigt erscheinen Franz Fiedler und Leopold Materna. Von ersterem sind wertvolle Klaviersachen vorhanden und Materna, der Neffe der großen Bayreuther Brünhilde und Bruder der nicht minder begabten Primadonna und Musikschriftstellerin Hedwig Hirsch-Materna, schrieb Opern und gediegene Lieder. Vielleicht ist es künstlerische Versonnenheit, die da nicht zum Ziele kommen läßt? Das gleiche gilt vom ungewöhnlich begabten Hans v. Zois, dessen Talent ein Liszt und Massenet priesen. Zois' Lyrik wurde preisgekrönt und seine Opern und Operetten (darunter „Colombine" und „Der Venetianer") zeichnen sich durch reiche melodische Erfindung, originelle Harmonik und eine prickelnde Rhythmik aus. Man könnte ihn den österreichischen Leo Delibes nennen.

Eine seltsame künstlerische Doppelnatur trägt E. N. v. Reznicek zur Schau. Als Schöpfer der übermütig sprudelnden komischen Oper

am Dresdener Hoftheater, mit dessen Ruhmesgeschichte sein Name innig verknüpft ist. Letzterer widmete seine ganze künstlerische Kraft der Heimat und seinen treuen Sängerscharen. Wegschaider hat auch eine ganze Menge beifälligst aufgenommener Chorwerke und Bearbeitungen geschrieben, aber schwer ist es, sie zu registrieren, da er gerne unter den Tarnhelm eines Decknamens schlüpfte.

Und nun zu einem ganz Großen, zu Hugo Wolf! Um so kürzer darf ich mich über diesen unerreichten Meister des Liedes fassen, als über sein Leben und seine Werke schon viel und gut geschrieben wurde. Alle Welt weiß ja längst, daß Wolf das moderne Lied in seiner wundersamen Einheit und Charakteristik vertieft hat und wie genial der Komponist des köstlichen „Corregidor" und der humorvollen „Italienischen Serenade" die musikalische Ausdrucksfähigkeit gesteigert und gemeistert hat!

Eine ganz stattliche Zahl tüchtiger Männer der Tonkunst erscheinen im Schülerkreise Remy-Mayers, der in den Jahren 1862 bis 1870 artistischer Direktor des Steiermärkischen Musikvereines war und auch als Komponist eine sehr fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Zu seinen Jüngern gehörten F. B. Busoni, Felix Weingartner, Wilhelm Kienzl, Richard Heuberger, Richard Sahla, Josef Gauby, Viktor Zack, Adolf Doppler und manch andere. Zu den Steirern dürfen unbedenklich Weingartner und Kienzl gerechnet werden, besonders letzterer, der seit seinen Kindheitstagen die alte steirische Hauptstadt als seine Heimat betrachtet und liebt. Ein Großteil der Kienzlschen Tonschöpfungen ist innerhalb der weißgrünen Grenzpfähle geschaffen worden, neben Liedern, Chor- und Klavierwerken jene Opern, die durch die Wahrhaftigkeit ihres Ausdruckes, Wärme und Tiefe ihres Gemütsinhaltes sowie durch ihre dramatische Kraft Kienzl zu einem der gefeiertsten dramatischen Tondichter der Gegenwart gemacht haben. Wie Weingartner bei seiner „Sakuntala" und „Malawika", stand auch Kienzl bei seiner Erstlingsoper „Urvasi" ganz im Banne Wagners. Mit seinem ethisch verklärten „Heilmar" begann Kienzl eigene Wege zu gehen, die ihn über sein Standard-Werk, den „Evangelimann", zum musikalisch besonders bedeutsamen „Don Quixote" und schließlich zum wirksamen Revolutionsspiele „Kuhreigen" führten. Kienzls Werke haben sich bereits die neue Welt erobert, wo sein und Heubergers Name einen guten Klang hat. — Der Grazer Richard Heuberger hat auf allen musikalischen Gebieten sehr erfolgreich gewirkt: Als Komponist ernster und heiterer Opern, Ballette, allerlei Orchester-, Chor- und Instrumentalsachen, als Dirigent, Schriftsteller und Lehrer. Sein „Opernball" hat bereits die Reise um die Erde gemacht. Richard Sahla, Hofkapellmeister in Bückeburg, begründete seinen künstlerischen Ruf durch sein brillantes Paganinispiel. Konzertmeister F. Caspar, der so manches

hatte das Glück, an dem universell durchgeistigten Gelehrten und künstlerisch durchgebildeten Ästhetiker Friedrich v. Hausegger einen Vater zu haben, der ihm bei aller Strenge der Erziehung doch die volle Freiheit des Geistes ließ. „Solange ich lebe, soll Sigi sich frei und ohne Sorge entwickeln! Wenn ich sterbe, wird er dann genug Kraft haben, seinen Lebensweg zu gehen.“ Der prophetische Sinn dieser weisen Worte, die einst Vater Hausegger zu mir sprach, ging bald in Erfüllung. Nach dem Tode Friedrich v. Hauseggers war Siegmund trotz seiner jungen Jahre künstlerisch so gefestigt und leistungstüchtig, daß er alsbald einen ersten Platz unter den modernen Dirigenten ausfüllen konnte. München, Frankfurt und Hamburg neben ruhmvoll verlaufenen Konzertreisen nach England, Spanien und Frankreich sind die Stationen seiner glanzvollen Dirigentenlaufbahn. Inzwischen kehrte er immer wieder zur Komposition zurück. Das symphonische Rüstzeug des Orchesters hat es ihm angetan. Nach Liedern und Chorwerken sind die aus tief seelischen Regungen entsprungenen Orchesterdichtungen die „Dionysische Phantasie“, „Barbarossa“ und „Wieland der Schmied“ als gigantische Hauptwerke des in edelster und kraftvollster Begeisterung überschäumenden Siegmund v. Hausegger hervorzuheben. Der jüngsten Zeit gehört die Schöpfung der „Natursymphonie“ an, die hellster Naturfreudigkeit entsprungen, auch ein gutes Stück Liebe zum schönen Heimatlande äußert. Naturbegeisterung ist auch der Schaffenstrieb Guido Peters, eines Künstlers von seltener Innerlichkeit. Als Pianist der besten einer, dringt er tief in den Geist unserer Klassiker ein. Sein kongeniales Erfassen der intimsten Seelenregungen eines Mozarts und Beethovens gestalten sein Spiel zum Erlebnisse. Seine melodiestarken Tondichtungen, Kammermusiken und Symphonien stehen mit Naturstimmungen, geschöpft im steirischen Oberlande, im innigsten Zusammenhange. Die Natur spielt auch beim Degner-Schüler Dr. Roderich v. Mojsisovics, dem dermaligen Direktor des Steiermärkischen Musikvereines, eine bedeutsame Rolle. Aus seinen vielen und mannigfachen, vom streng klassischen Geiste erfüllten Tonwerken ragt die erste Symphonie, „In den Alpen“, bedeutsam hervor. Die Erfolge seiner Musenkinder wurden durch die jüngste beifällige Aufnahme der Oper „Tantchen Rosmarin“ am Brünner Stadttheater gekrönt.

Dem Kainachboden, im Westen von Graz, entstammen Karl Frodl und Dr. Ludwig Rochlitzer. Der kaiserliche Musikdirektor Frodl in Wiesbaden hat mit Chorwerken und einer Suite für Orchester Proben starker musikalischer Begabung gegeben. Seine Klavierstücke „Bilder aus Steiermark“ sind süße Erinnerungsklänge aus der Heimat. Rochlitzers Talent liegt auf dramatischem Gebiet, wie dies seine bestens aufgenommenen Opern „Myrthia“ und „Frater Carolus“ und Operetten

„Donna Diana“, ein Muster moderner musikalischer Lustspieldichtung, und der Operette „Die Angst vor der Ehe“ erscheint Reznicek als ein Musikhumorist ersten Ranges. In größtem Gegensatze hiezu stehen seine symphonischen Dichtungen „Schlemihl“ und „Der Sieger“, die tiefgründig und sinnig, programmusikalisch nach Art Liszts und Strauß' das Problem des modernen Menschen behandeln.

Zwei Glückskinder sind Josef Schlar und Heinrich G. Noren. Beide nahmen den gleichen Ausgangspunkt — von der Kapelle des steirischen Hausregimentes. Schlar könnte eine interessante Geschichte unter dem Titel „Von der großen Regimentstrommel bis zum Hofkapellmeister“ schreiben. Er hat sich zum Allgewaltigen der Hofoper in Wiesbaden und königlichen Professor aufgeschwungen. Trotz der vielen Orden und Auszeichnungen ist Schlar der alte gemütliche Steirer geblieben. Er gilt in erster Linie als Dirigent, hat aber auch tondichterisch gearbeitet. Er gab alten Meisterwerken gewandt neue Fassung und schuf eine Reihe eigener Tonwerke, die Kaiser Wilhem II. mit Vorliebe selbst dirigiert. Schwerer und langsamer gelangte Heinrich Gottlieb zu seinen Erfolgen. Als virtuoser Sologeiger der „Belgier“ steht er bei den Grazern noch in guter Erinnerung. Kunstreisen nach Spanien und Rußland und die Gründung des Konservatoriums in Krefeld entzogen ihn der Aufmerksamkeit seiner Landsleute. Allgemach galt er als verschollen ... Da erregten plötzlich beim Tonkünstlerfeste in Dresden (1907) Orchestervariationen „Kaleidoskop“ von einem Heinrich G. Noren ob ihrer verblüffenden Technik und Eigenart allgemeines Aufsehen. Es war Gottlieb, der mit diesem Werke Kunde von seiner Begabung und seinen ernsten musikalischen Studien gab. Von allen seinen temperamentvollen Tonschöpfungen seien nur seine große Symphonie „Vita“ und das Violinkonzert, dem der Steirer Hugo Kortschak in den deutschen Konzertsälen zum Siege verhalf, hervorgehoben.

Ungemein plastisch hebt sich von allen modernen Meistern die scharf ausgeprägte künstlerische Persönlichkeit Siegmund v. Hauseggers ab. Bei aller geistigen und musikalischen Regsamkeit war er kein Wunderkind. Eine starke, nach künstlerischem Ausdrucke ringende Phantasie regte sich jedoch schon in jungen Jahren. Noch erinnere ich mich — es war im Hause meines unvergeßlichen Lehrers Ferdinand Thieriot, des langjährigen Musikvereinsdirektors und feinfühligen Tondichters — als der kleine Sigi am Klaviere den peloponnesischen Krieg mit geschickter Verwendung von Leitmotiven überraschend charakteristisch vorimprovisierte. Noch am Gymnasium entstand seine erste Oper „Hellfried“, dann der „Zinnober“ (nach E. T. A. Hoffmann). Außergewöhnliche Begabung und außergewöhnliche Erziehung hatten ihn frühzeitig zum vollwertigen Künstler reifen lassen. Siegmund v. Hausegger

Sie gewannen durch ihre reiche, ansprechende Melodik und die packende Wahrhaftigkeit des Ausdruckes. Zu einer hervorragenden musikalischen Begabung kam bei Rosegger das angeborene dichterische Blut, das sich in einem kühnen und glücklichen dramatischen Wurf überzeugend äußerte.

Wie viele in musicis bewährte und tüchtige Landsleute wären noch anzuführen, wie Halm, Sutter, Wiedenhoffer von der alten Garde, von den Späteren Netzer, Gericke, Röckel, Treiber, Rubisch, Genser, Petz, Haimasy, v. Sponer, Brunner, L. Matzenauer, Grosse, Wallner, Wagnes, Faist, Oskar Noe; von den Jüngeren Suchsland, Neuner, Dr. Ameseder, v. Weis-Ostborn, Steiner, Pachernegg, Kundegraber, B. v. Luschin und wie sie alle heißen! Gar nicht zu reden von den Sängern des Heimatliedes nach Art eines Blümel, Fürnschuß, Koschatzky, Gauby, Stöckl, Gräfin Buttler-Stubenberg, Sepp v. d. Traun und ungezählter anderer.

So unvollständig meine Musikplauderei auch ist, so dürfte sie doch gezeigt haben, wie rege zu allen Zeiten der lieben Frau Musika in Steiermark gehuldigt wurde und welch bedeutsamen Anteil unsere landsmännischen Meister an der modernen Kunst haben. Und von unserer musikalischen Jungmannschaft kann wohl mit froher Zuversicht noch manch künstlerische Großtat zu Ehren unseres lieben Heimatlandes erwartet werden.

III. Vier Grazer Poeten.

(Wilhelm Fischer. — Emil Ertl. — Rudolf Hans Bartsch. — Ernst Decsey.)

Bald hinter Graz wird die europäische Kulturtünche dürftig. Noch ein paar Oasen westlichen Geisteslebens in der Fremde und dann beginnt der Balkan, diese breite Brücke Asien zu. Und fast auf dem letzten Vorposten steht Graz, in einer stillgewordenen Landschaft, seit der Türk und der Franzos sie nicht mehr besuchen. Auf dem einst grimmig bewehrten Schloßberg gehen heute ausgediente und wohlverdiente Generale spazieren.

So ist die Stadt ein trauter Poetenwinkel, wo es sich gut sinnen und dichten läßt. Unsere besten Namen eroberten sich schon einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte, und der junge Nachwuchs, den der „Heimgarten" oft ermuntert und — tut's not — auch ein bißchen schilt, strebt den Altmeistern nach.

Für das Grazer-Heft haben wir aus dem steirischen Dichtergarten ein einziges vierblättriges Kleeblatt gepflückt, das schon viel Ehr' erwarb, das der Kunst dient und den künstlerischen Ruf der Steiermark stetig mehrt.

Da ist zunächst der „Grazer Stadtpoet" Wilhelm Fischer, der sich — ein vielseitiger Könner — auf dem Gebiete der Erzählung den Lorbeerkranz errang. Mit dem Roman „Die Freude am Licht" — erst

„Der erste Kuß" und „Die Liebesheirat" beweisen. Bei letzteren heiteren Schöpfungen ist Rochlitzer, wie Heuberger und Reznicek, von dem löblichen Bestreben erfüllt, das seichte Operettentum durch musikalisch wertvollere Arbeiten auf ein besseres, gesünderes Niveau zu bringen.

An der Spitze unseres musikalischen „Jung-Graz" steht unbestritten eine künstlerische Persönlichkeit, die nach langem, tiefgründigem Studium plötzlich — wie die gepanzerte Pallas Athene aus dem Kopfe des Zeus gesprungen — vor uns stand: Dr. Josef Marx! Noch gedenke ich jenes Abends, an dem mir Freund Pepo ein Lied um das andere vorspielte und mich maßloses Erstaunen und freudige Bewunderung über die Fülle und Herrlichkeit seiner Tonpoesien ergriff. Als er dann mit künstlerischer Mithilfe Frau Anna Hansas, der sangestüchtigen Förderin seiner Muße, seine Lieder einem kleinen Kreise Grazer Kunstfreunde vorführte, litt es mich nicht länger. Ich mußte es in alle Welt freudigst künden, daß wir nach Hugo Wolf wieder einen Meister des Liedes gefunden haben! Diese allererste Fanfare des Marxschen Ruhmes erschien am 30. Mai 1909 im „Grazer Tagblatt", und jener Panegyrikus hat wahrlich nicht gelogen, wenn er von einem Meister, „der aus dem Vollen schöpft, dessen Werke aus einem Gusse sind" sprach. Nach den Liedern, eigenartige harmonische Gebilde von tiefstem Stimmungsgehalte, wandte sich Marx größeren Chorwerken und dann erst — ein Zeichen höchsten künstlerischen Ernstes und zielbewußter Selbstzucht — der Kammermusik zu. Marx nützt seine Zeit und Kraft: Seit den letzten Jahren schuf er die Rhapsodie, Ballade und ein Scherzo für Klavierquartett, eine Suite für Cello und Klavier, eine Trio-Phantasie und eine Violinsonate, deren letzter Satz, eine Fantasie und Fuge, den Höhepunkt des bisherigen Kunstschaffens unseres genialen Künstlers bedeutet. Dieser einzige Fugensatz mit seiner Erfindung, seiner bestrickenden, höchst persönlichen harmonischen Ausdruckskraft, seiner erstaunlichen kontrapunktischen Kunst und seinem temperamentvollen modernen Empfinden, dieser Satz allein würde Marx in die erste Reihe unserer modernen Meister stellen. Ein Werdender ist Friedrich F. Frischenschlager, der bei Juon und Humperdinck studierte und mit seinen Jugendwerken, der Chorballade „Triumph des Lebens" und reizenden Kinderliedern, frohe Erwartungen weckte. Mittlerweile hat er eine Märchenoper, „Der Schweinehirt" (nach einem Texte von M. Brücken), ein Klaviertrio, „Tanzmythen" und manches andere geschrieben und gereifteres Kunstkönnen bewiesen.

Zu den hoffnungsreichen Jung-Grazern gehört auch Dr. Sepp Rosegger. Seine beiden Opern „Der schwarze Doktor" und „Litumlei", zu denen er sich selbst den Text schrieb, fanden bei ihren Aufführungen an der Grazer Opernbühne die rückhaltsloseste Anerkennung.

gibt es kaum ein einziges Buch von ihm, das nicht Episoden oder psychologische Übergänge enthält, die ich ablehnen möchte. Manchmal gleitet der allzugroße Optimist über Abgründe schlank hinweg, als graute ihm davor, und überbrückt sie lächelnd mit einem prunkenden Gewinde seiner herrlichen Sprachblüten. Blumenbrücken brechen aber unter dem Gewichte der naturwahren Psychologie immer ein . . .

Wie dem auch sei, ein besonderer, überwältigender Zauber geht von Bartsch aus, den ich mir nur durch die Erkenntnis deuten kann: Er ist ein großer Künstler.

Bartsch kam vom Militär her zur Schriftstellerei; kürzer war Ernst Deceys Weg, der als Journalist und Kritiker schon langjährige Beziehungen zur Kunst hatte. Aber der bekannte Hugo Wolf-Biograph wurde fast ein anderer Mensch, als er selbst schöpferisch zur Feder griff. Im Roman „Du liebes Wien“, der ihm sofort schöne Erfolge brachte, merkt man nichts vom journalistischen Eigenwesen des Verfassers: keine Ironie, keine knappe Sprache und von Kritizismus nicht die leiseste Spur; kein in die höchsten Höhen oder in die tiefsten Tiefen Streben. Eine anmutige Wiener Geschichte mit sympathischen und widerwärtigen Menschen, mit behaglichen Breiten und Längen in einer schmeichelnden Form, nach dem bewährten Muster unserer älteren Romanschreiber aufgebaut. Das Buch macht den Eindruck, als sehnte sich der Verfasser aus seiner bisherigen kritischen Negativität heraus nach einem unbedingten Jasagen. Daraus entstand der problemlose, liebenswürdige, gern anerkannte Roman. — Einen Rückschlag zum Journalismus bedeutet „Die Insel der sieben Träume“, geistreiche Plaudereien enthaltend. — Eine neue Schaffensära leitet Decsey anscheinend mit dem ersten Bändchen einer Serie ein, mit „Der kleine Herzog Cupidon“. Es bedeutet einen künstlerischen Fortschritt. Da gleißt und glitzert und sprüht es und ein Barock-Rokoko ersteht, wie wir es zu sehen gewöhnt sind: lustig, übermütig, elegant, tugendlos, tänzelnd und graziös. Der Historiker — der trockene Patron! — wird vielleicht sagen: „So war die Zeit nicht, auch sie — gerade sie — hatte ihre Beschwernisse und ihre Tragik, aus der die furchtbare Revolution mit Notwendigkeit aufloh te!“ Aber wozu brauchten wir Dichter, wollten wir ihnen nicht gestatten, Tatsachen nach den Regeln der Kunst und des Geschmackes umzuwandeln?

Decsey scheint mir trotz des Guten, das er schon bot, sein Bestes, Ureigenstes noch nicht gegeben zu haben: den Ausdruck seines innersten Wesens.

Fischer — Ertl — Bartsch — Decsey, Gewordene und noch Werdende, unser stolzes vierblättriges Kleeblatt! Jeder der vier Schaffenden strebt mit eigenen Mitteln besondere Ziele an, wandelt andere Wege, und zusammengenommen verkörpern sie die vielfältige erzählende Dichtkunst unserer Zeit.

H. L. Rosegger.

zwanzig Jahre nach Erscheinen seines ersten Buches. Ohne schreiende Reklame, aber nicht ohne heiße Sehnsucht nach Erfolg schuf er tapfer Werk auf Werk, bis sich die spröde Masse Publikum besiegt gab. Und fast noch höher als sein bekanntestes Buch möchte ich den Roman „Sonnenopfer“ stellen. Hier, wie stets, strebt Fischer über den Alltag hinaus, und ein feiner, idealer, oft märchenhafter Schimmer verklärt die Menschen und Dinge, an die die hastige Wirklichkeit nicht heranreicht. So ist Fischer im besten Sinne des Wortes unmodern, unmodern fast wie die Klassiker: kein Sklave des Tagesgeschmackes und der wechselnden Launen Lesegieriger.

Gleich Wilhelm Fischer erzwang sich Emil Ertl den großen Erfolg mit langem, ernstem Schaffen. Schon früh rühmte man seinen wunderbar geklärten Stil, aber erst Band eins seiner mächtigen Romantrilogie („Ein Volk an der Arbeit“): „Die Leute vom blauen Kuckuckshaus“, eroberte ihm jenen Kreis von Bewunderern, den die zwei folgenden Romane „Freiheit, die ich meine“ und „Auf der Wegwacht“ noch erweiterten. „Hundert Jahre Österreich“ gibt das Werk, das man mit Zolas Romanserien verglich, ohne mit dem Vergleich Ertls Selbständigkeit im Aufbau oder die Eigenart seiner Darstellung leugnen zu wollen. Schlicht und doch gewaltig, voll dichterischer Freude an Einzelschilderungen und dabei einheitlich und monumental malte und verwob er mit dem Schicksal einer Familie das historische Gemälde eines Jahrhunderts. Den sittlichen Ernst der Gedanken durchleuchtet ein sonniger Humor, der dann mit ungetrübter Helligkeit im neuesten Roman, „Der Neuhäuslhof“, strahlt und uns noch manches frohe Kunstwerk verspricht.

Wie ein Komet, der sich bald als Fixstern erwies, kam Rudolf Hans Bartsch zu uns. Zwar weckte sein erstes Werk, „Als Österreich zerfiel“, keinen Widerhall, aber schon die „Zwölf aus der Steiermark“ schlugen knatternd ein. Seitdem blieb ihm das Glück treu. Mit wundervoller Innigkeit, in einer musikalischen Sprache (die sich nur vor dem Allzuviel hüten muß) schildert und plaudert er, und oft schweben seine Gestalten ein bißchen über der Erde, ohne unwahr zu werden. Heiterkeit und Frohsinn jubeln aus den Büchern und ein unvergleichlich bunt gefärbtes Milieu grundiert die Gestalten. „Vom sterbenden Rokoko“ eroberte sich den deutschen Norden, wie der sehnsüchtige Roman „Das Deutsche Leid“ den weicheren Süden bezwang. Zum Allerbesten, was Bartsch schuf, gehören die Romane „Elisabeth Kött“ und „Hannerl und ihre Liebhaber“. Hier packt er erschütternde Probleme und wächst weit über das Maß der schönen Literatur hinaus. Zart und behutsam gehen Bartschs Dichterhände mit den schwerblütigen Konflikten um, auch dann, wenn sie mit böser Notwendigkeit einem tragischen Ende zutreiben.

Und doch — ich muß es sagen, trotz der hohen Verehrung für das Können dieses einzigartigen Poeten, der mühelos aus dem Vollen schöpft —

Bergbaue anzuführen, die besonders große Wichtigkeit haben! Überaus reich ist das Land an Wäldern, sind doch 47·9 Prozent des Bodens von ihnen bedeckt. Die zahlreichen Bäche und Flüsse mit ihrem durchwegs starken Gefälle liefern billige Arbeitskraft und harren vielfach noch ihrer Ausnützung. Schließlich darf auch nicht vergessen werden, daß ein Netz von Eisenbahnlinien den Verkehr erleichtert und daß gerade durch das Herz des Landes jener Hauptschienenstrang führt, der Wien mit dem Meere verbindet und dadurch an beiden Enden sich mit Hauptlinien des Weltverkehres zu Wasser und zu Lande berührt. Es ist daher begreiflich, daß sich die wichtigsten Industrieorte in Obersteier, im Mürz- und oberen Murtale, wegen der Nähe der Eisen- und Kohlenlager sowie der Häufigkeit der Wasserkräfte, murabwärts aber an der Südbahnlinie in größeren Ortschaften, ferner in den Kohlengebieten der westlichen und südlichen Steiermark entwickelt haben. Der größte Industrieort ist Graz selbst, wo sich vor allem am rechten Murufer sowie im nördlichen und westlichen Teile der näheren Umgebung zahlreiche Fabriken entwickelt haben. Durch die Verarbeitung heimischer Rohstoffe sind vor allem die Eisen-, Holz-, Papier-, Magnesit-, Zement- und Glasindustrie bodenständig zu nennen, sie finden sich also vorwiegend in Obersteier, während die mannigfachen anderen Industriezweige mehr in Mittel- und Untersteier vorkommen. Im ganzen beschäftigen sich über 25 Prozent der Bevölkerung mit Bergbau und Industrie.

Den größten Umfang und die weiteste Bedeutung hat natürlich die Eisenindustrie in allen ihren Zweigen, sie ist zugleich die älteste des Landes. Schon die Dichter Roms aus dem goldenen Zeitalter rühmen norisches Eisen und norische Waffen, vielleicht waren die Noriker die ersten Bearbeiter der europäischen Eisensteinbaue; Beile, Keulen, Sicheln und Gefäße sind schon in vorgeschichtlicher Zeit hergestellt worden, und wenn auch die Römer das meiste norische Eisen, das ihnen half, die Welt zu erobern, vom Kärntner Erzberg bei Hüttenberg bezogen, so gab es sicher auch am steirischen Erzberg einen Abbau. Das Jahr 712 n. Ch. bedeutet nicht den Beginn, sondern nur die Wiederaufnahme der Arbeiten nach der Völkerwanderung. Urkunden, die sich auf den Erzberg beziehen, gehen auf das 12. Jahrhundert zurück. Einstens war die Eisengewinnung nicht wie heute ausschließlich auf den Erzberg beschränkt, sondern kleinere Erzlager wurden in verschiedenen Orten der Grauwackenzone vom Ennstal bis ins oberste Mürztal ausgebeutet, zum Beispiel Liezen, Johnsbach, Radmer, Veitsch, Gollrad, Sollen, Niederalpl, Bohnkogel, Altenberg, das Fröschnitzgebiet, deren geringe Ergiebigkeit heute den Betrieb unrentabel erscheinen ließ, so daß er ganz aufgelassen wurde. Heute werden 17·6 Millionen Meterzentner Erz (ausschließlich am Erzberg) und daraus 5·6 Millionen Meterzentner Roheisen gewonnen.

Die Industrie der Steiermark.

Von Dr. Franz Ibler.

Der Fremde, der in unser Heimatland kommt, um Herz und Auge zu weiden an den hochragenden Felsbergen, an den saftigen Alpenmatten, den dunklen Forsten und den lachenden Saatfeldern und Weinrieden im Unterlande, dem sich das biedere Wesen des sangesfrohen Älplers tief einprägt, wird von ihm nicht scheiden, ohne in seiner Erinnerung nicht nur das Bild der grünen sondern auch das der ehernen Mark zu bewahren. Vom rollenden Eisenbahnwagen aus sieht er zwischen den stolzen Bergen nicht nur malerische Täler mit zerstreuten Höfen, Dörfer, überragt vom weißen Turme des Kirchleins, rauschende Bäche und weidende Herden auf den tauglänzenden Wiesen, sondern überall, zumal im Oberlande, gemahnen rußgeschwärzte Maschinenhallen, ein Wald von rauchenden Essen, der Schlag der Hämmer und das Rollen der Walzwerke, daß der Sohn dieser Berge mehr wie seine Nachbarn im Westen die Hände regt, um aus der Heimat Reichtum, Erzeugnisse für nah und fern zu schaffen, und das übers Wehr schäumende Wasser erzählt ihm zornig, daß es der Mensch in seine Dienste gezwungen, auf daß es seine Mühlen und Sägewerke, seine Fabriken treibe oder ihm als elektrischer Strom Licht und Kraft spende. Im Tale der Mur und Mürz legt man eine Reise durch ein Industriegebiet zurück, so eindrucksvoll, wie es die Ostalpen sonst nirgends bieten; ja es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir Steiermark, besonders das Gebiet nördlich von Graz, geradezu *das* Industriegebiet der österreichischen Alpen nennen.

Die Natur selbst hat in unserem Heimatlande die Grundlagen für die Industrie geschaffen; mit mineralischen Schätzen, Holz, Wasserkräften und verschiedenen Rohstoffen hat sie wahrhaftig nicht gekargt und die fleißigen Bewohner verstanden es seit grauer Vorzeit, daraus Nutzen zu ziehen, auch das eherne Zeitalter der Großindustrie hat in unseren Bergen nicht später begonnen als anderswo und Erzeugnisse heimischen Fleißes haben dem Namen der Steiermark in der ganzen Monarchie und in fernen Ländern einen guten Klang gegeben.

Die erste und wichtigste Grundlage unserer Großindustrie sind die reichen Kohlen- und Eisenlager, von denen diese schon in vorgeschichtlicher Zeit bekannt waren, jene gerade heute für die Fabriksindustrie so überaus wertvoll sind. Steiermark liefert in den Eozänschichten von Sagor und Trifail und dem Jungtertiär von Voitsberg, Köflach, Wies, Eibiswald, Fohnsdorf und Seegraben mehr Braunkohlen als die übrigen Alpenländer (29,659.000 q), nicht mehr seinesgleichen hat in der ganzen Monarchie der Spateisensteinbergbau am Erzberg und die Magnesitlager in Veitsch, Trieben und in der Breitenau, um nur jene

der Verbilligung eine Zusammenziehung der Betriebe und eine Aufsaugung vieler kleinerer Unternehmungen.

Die großartigste Entfaltung des Hüttenwesens und der Eisenindustrie sehen wir heute in Leoben und Donawitz, Eisenerz-Münichtal, ferner im Mürztal von Bruck bis Neuberg, wo besonders die Stahlwerke in Mürzzuschlag, die Walzwerke, Draht- und Drahtstiftenfabriken von Bruck-Diemlach, Kindberg, Krieglach, Thörl, Einöd, Wappenstein und Au, die Hammerwerke und Werkzeugfabriken in Wartberg, Mitterdorf, Mürzzuschlag, Spital, Krieglach, Peggau, Hohenmauthen — Gebr. Böhler & Co., A.-G., Felten & Guilleaume, A.-G., Phönix-Stahlwerke Joh. E. Bleckmann — zu nennen sind. In Kindberg werden gepreßte, verzinnte und emaillierte Kochgeschirre für den weitesten Export hergestellt. Sehr bedeutend ist die Senseninduſtrie von St. Gallen, Kindberg, Eppenstein, Judenburg, Knittelfeld, Passail, Übelbach, Weiz, Krenhof, deren Erzeugnisse nach Süddeutschland, Ost- und Südeuropa als begehrte Qualitätsware gehen. Jährlich werden bei 3·9 Millionen Stück erzeugt, ein Drittel der österreichischen Gesamtproduktion. Im oberen Murtal sind noch große Eisenwerke in Zeltweg, Murau, Unzmarkt, Niederwölz und anderen Orten. Im Kohlengebiete der Weststeiermark finden wir das Stahlwerk in Eibiswald, das Herdfrischwerk Krems, das Berg- und Hüttenwerk Gradenberg, das aber jetzt aufgelassen werden soll. In der Hauptstadt, die sich ebenfalls der Nähe dieser westlichen Kohlenlager erfreut, haben wir eine große Brückenbauanstalt, die unter andern für die Arlbergbahn, die Wiener Stadtbahn und die bosnischen Bahnen große Brücken geliefert hat. Das Schienenwalzwerk der Südbahn hat jetzt eine Jahresproduktion von 30.000 t Stahlblöcke und 26.000 t fertige Ware (Schienen, Nägel, Platten, Kreuzungen usw.) aufzuweisen. Von mehreren Maschinenfabriken und Eisengießereien in Graz ist die größte nördlich von der Stadt in Andritz, wo Dampfmaschinen, Hütten- und Bergwerksmaschinen, Hochöfen- und Pumpenkonstruktionen, vollständige Walzwerkeinrichtungen, Dampfhämmer und Turbinen in großer Menge und vorzüglicher Ausführung hergestellt werden. Neben einer leistungsfähigen Draht- und Drahtwarenfabrik ist vor allem eine sehr bedeutende Industrie in Fahrrädern und Automobilen zu erwähnen, ja die Firmen Aktiengesellschaft Puch sowie „Styria" gehören zu den leistungsfähigsten ihrer Art. Die erstere erzeugt jährlich 25.000, die letztere bei 27.000 Fahrräder. Die Firma Puch, wie sie in Sportkreisen kurz genannt wird, hat durch ihre Motorräder und Automobile Weltruf erlangt. Der Umstand, daß sie jährlich viele hundert Motorräder nach England ausführt, zeigt wohl am besten, wie festbegründet der Ruf dieser in modernster Weise eingerichteten Fabrik ist. Wenn heute in Nordeuropa, in Italien, am Balkan, in Südamerika, in Süd- und Ostasien Puch-Räder und -Autos zu finden sind, so kann

In zahlreichen Eisenschmelzhütten, die Blähhäuser oder seit Zuhilfenahme der Wasserkraft Radwerke genannt wurden, wurde aus dem Roherze das „Rauheisen" gewonnen, an den Ufern der Gebirgsbäche standen die Hammerstätten, die das Rauheisen zu „geschlagenem Zeug" oder Stahlstangen ausschmiedeten. Solches ging als begehrte Ware in die Nachbarländer, aber auch nach Deutschland, England und Spanien, und zwar von Eisenerz über Steyr, von Vordernberg über Leoben. Eisenordnungen Kaiser Friedrichs III. und seiner Nachfolger zeigen die Fürsorge der Landesherren für diese Quelle heimischen Wohlstandes, dem sie auch das Material für die Bewaffnung ihrer Heere verdankten. Von der ganzen weiten Umgebung führten die Flüsse wie die Mur und zahlreiche Straßen und Saumpfade aus den vielen Köhlereien die Holzkohle herbei. Bis zum Jahre 1848 blieb die Eisenindustrie konservativ, es gab nur Holzkohleneisen, zwar von vorzüglicher Güte, aber von hohem Preise. Trotzdem waren viele Erzeugnisse exportfähig, und um nur etwas anzuführen, entwickelte sich die Senseninduftrie seit dem 14. Jahrhundert so kräftig, daß sie nach Deutschland, Frankreich, Italien, Polen und Rußland ausführte. Nicht minder berühmt war die Waffenerzeugung in Kanonen, Büchsen, Armbrüsten, Rüstungen usw., wie sie besonders seit Max I. und Ferdinand I. in Eisenerz, Vordernberg, Thörl, Mürzzuschlag, Stainz, Voitsberg, Pöllau, Graz und Cilli betrieben wurde. Das Zeughaus in Graz birgt noch heute zahlreiche Beweise der Leistungsfähigkeit jener Unternehmer und Handwerker. Der Brunnen in Bruck aus dem Jahre 1626 und die berühmte Brunnenlaube im Landhaushofe zu Graz, die 1590 entstand, bezeugen den hohen Stand der Eisenschmiedekunst und Bronzeverarbeitung; in der Gießhütte am Paulustor in Graz goß 1587 Martin Hilger die „Liesl", deren feierliches Geläute noch heute dreimal des Tages ertönt. Da die Hammergewerke die einzigen Erzeuger von Eisen und Stahl waren, so lohnten sich diese Betriebe sehr und in allen Tälern gab es solche, nahezu 300, die sich und ihrer ganzen Umgebung Reichtum und Wohlhabenheit verschafften.

Ein rascher Aufschwung zur modernen Großindustrie erfolgte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Eisenbahnen, die einerseits die Zufuhr der Rohstoffe erleichterten, anderseits selbst den Bedarf an billigem Eisen steigerten. Die Einführung des Puddlingsprozesses mit der Verwendung mineralischer Brennstoffe, des Bessemer- und Martinverfahrens, die zuerst in Steiermark zur Anwendung kamen, waren ebenso einschneidende Neuerungen wie der Übergang zur Kohlen- und Koksfeuerung in den Hochöfen, wodurch viel Holz für die Papierindustrie frei wurde. Die Leistungsfähigkeit steigerte sich auch durch die Vergesellschaftung des Kapitals, z. B. in der Gründung der Österreichisch-alpinen Montangesellschaft im Jahre 1881; freilich erfolgte auch wegen

der Verbilligung eine Zusammenziehung der Betriebe und eine Aufsaugung vieler kleinerer Unternehmungen.

Die großartigste Entfaltung des Hüttenwesens und der Eisenindustrie sehen wir heute in Leoben und Donawitz, Eisenerz-Münichtal, ferner im Mürztal von Bruck bis Neuberg, wo besonders die Stahlwerke in Mürzzuschlag, die Walzwerke, Draht- und Drahtstiftenfabriken von Bruck-Diemlach, Kindberg, Krieglach, Thörl, Einöd, Wappenstein und Au, die Hammerwerke und Werkzeugfabriken in Wartberg, Mitterdorf, Mürzzuschlag, Spital, Krieglach, Peggau, Hohenmauthen — Gebr. Böhler & Co., A.-G., Felten & Guilleaume, A.-G., Phönix-Stahlwerke Joh. E. Bleckmann — zu nennen sind. In Kindberg werden gepreßte, verzinnte und emaillierte Kochgeschirre für den weitesten Export hergestellt. Sehr bedeutend ist die Senseninduſtrie von St. Gallen, Kindberg, Eppenstein, Judenburg, Knittelfeld, Passail, Übelbach, Weiz, Krenhof, deren Erzeugnisse nach Süddeutschland, Ost- und Südeuropa als begehrte Qualitätsware gehen. Jährlich werden bei 3·9 Millionen Stück erzeugt, ein Drittel der österreichischen Gesamtproduktion. Im oberen Murtal sind noch große Eisenwerke in Zeltweg, Murau, Unzmarkt, Niederwölz und anderen Orten. Im Kohlengebiete der Weststeiermark finden wir das Stahlwerk in Eibiswald, das Herdfrischwerk Krems, das Berg- und Hüttenwerk Gradenberg, das aber jetzt aufgelassen werden soll. In der Hauptstadt, die sich ebenfalls der Nähe dieser westlichen Kohlenlager erfreut, haben wir eine große Brückenbauanstalt, die unter andern für die Arlbergbahn, die Wiener Stadtbahn und die bosnischen Bahnen große Brücken geliefert hat. Das Schienenwalzwerk der Südbahn hat jetzt eine Jahresproduktion von 30.000 t Stahlblöcke und 26.000 t fertige Ware (Schienen, Nägel, Platten, Kreuzungen usw.) aufzuweisen. Von mehreren Maschinenfabriken und Eisengießereien in Graz ist die größte nördlich von der Stadt in Andritz, wo Dampfmaschinen, Hütten- und Bergwerksmaschinen, Hochöfen- und Pumpenkonstruktionen, vollständige Walzwerkeinrichtungen, Dampfhämmer und Turbinen in großer Menge und vorzüglicher Ausführung hergestellt werden. Neben einer leistungsfähigen Draht- und Drahtwarenfabrik ist vor allem eine sehr bedeutende Industrie in Fahrrädern und Automobilen zu erwähnen, ja die Firmen Aktiengesellschaft Puch sowie „Styria" gehören zu den leistungsfähigsten ihrer Art. Die erstere erzeugt jährlich 25.000, die letztere bei 27.000 Fahrräder. Die Firma Puch, wie sie in Sportkreisen kurz genannt wird, hat durch ihre Motorräder und Automobile Weltruf erlangt. Der Umstand, daß sie jährlich viele hundert Motorräder nach England ausführt, zeigt wohl am besten, wie festbegründet der Ruf dieser in modernster Weise eingerichteten Fabrik ist. Wenn heute in Nordeuropa, in Italien, am Balkan, in Südamerika, in Süd- und Ostasien Puch-Räder und -Autos zu finden sind, so kann

In zahlreichen Eisenschmelzhütten, die Blähhäuser oder seit Zuhilfenahme der Wasserkraft Radwerke genannt wurden, wurde aus dem Roherze das „Rauheisen" gewonnen, an den Ufern der Gebirgsbäche standen die Hammerstätten, die das Rauheisen zu „geschlagenem Zeug" oder Stahlstangen ausschmiedeten. Solches ging als begehrte Ware in die Nachbarländer, aber auch nach Deutschland, England und Spanien, und zwar von Eisenerz über Steyr, von Vordernberg über Leoben. Eisenordnungen Kaiser Friedrichs III. und seiner Nachfolger zeigen die Fürsorge der Landesherren für diese Quelle heimischen Wohlstandes, dem sie auch das Material für die Bewaffnung ihrer Heere verdankten. Von der ganzen weiten Umgebung führten die Flüsse wie die Mur und zahlreiche Straßen und Saumpfade aus den vielen Köhlereien die Holzkohle herbei. Bis zum Jahre 1848 blieb die Eisenindustrie konservativ, es gab nur Holzkohleneisen, zwar von vorzüglicher Güte, aber von hohem Preise. Trotzdem waren viele Erzeugnisse exportfähig, und um nur etwas anzuführen, entwickelte sich die Senseninduſtrie seit dem 14. Jahrhundert so kräftig, daß sie nach Deutschland, Frankreich, Italien, Polen und Rußland ausführte. Nicht minder berühmt war die Waffenerzeugung in Kanonen, Büchsen, Armbrüsten, Rüstungen usw., wie sie besonders seit Max I. und Ferdinand I. in Eisenerz, Vordernberg, Thörl, Mürzzuschlag, Stainz, Voitsberg, Pöllau, Graz und Cilli betrieben wurde. Das Zeughaus in Graz birgt noch heute zahlreiche Beweise der Leistungsfähigkeit jener Unternehmer und Handwerker. Der Brunnen in Bruck aus dem Jahre 1626 und die berühmte Brunnenlaube im Landhaushofe zu Graz, die 1590 entstand, bezeugen den hohen Stand der Eisenschmiedekunst und Bronzeverarbeitung; in der Gießhütte am Paulustor in Graz goß 1587 Martin Hilger die „Liesl", deren feierliches Geläute noch heute dreimal des Tages ertönt. Da die Hammergewerke die einzigen Erzeuger von Eisen und Stahl waren, so lohnten sich diese Betriebe sehr und in allen Tälern gab es solche, nahezu 300, die sich und ihrer ganzen Umgebung Reichtum und Wohlhabenheit verschafften.

Ein rascher Aufschwung zur modernen Großindustrie erfolgte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Eisenbahnen, die einerseits die Zufuhr der Rohstoffe erleichterten, anderseits selbst den Bedarf an billigem Eisen steigerten. Die Einführung des Puddlingsprozesses mit der Verwendung mineralischer Brennstoffe, des Bessemer- und Martinverfahrens, die zuerst in Steiermark zur Anwendung kamen, waren ebenso einschneidende Neuerungen wie der Übergang zur Kohlen- und Koksfeuerung in den Hochöfen, wodurch viel Holz für die Papierindustrie frei wurde. Die Leistungsfähigkeit steigerte sich auch durch die Vergesellschaftung des Kapitals, z. B. in der Gründung der Österreichisch-alpinen Montangesellschaft im Jahre 1881; freilich erfolgte auch wegen

Die Zementsteine der Gosauschichten in St. Bartholomä an der Liebach werden bei der nächsten Eisenbahnstation Judendorf bei Graz zur Gewinnung von Roman- und Portlandzement verwendet; aus dieser Fabrik stammt unter anderem das Material für die Fundamente der Grazer Murbrücken sowie für die Arbeiten an der Schloßbergbahn. Die Steinbrücker Werke lieferten für die Uferbauten in Abbazia und für die Wiener Wasserleitung. Zementfabriken gibt es noch in Werndorf bei Wildon, bei Ehrenhausen und Feistritz im Drautale.

In unserem waldreichen Heimatlande ist ferner die natürliche Voraussetzung für eine große Holzindustrie gegeben, die heutzutage in inniger Verbindung mit der Papierindustrie steht. Die Wälder bedecken noch 47·9 % des Bodens mit einem jährlichen Zuwachs von 2½ bis 3 Festmetern für 1 ha. Gegen 1600 Sägewerke, von der einfach ausgestatteten Bauernsäge angefangen bis zur Dampf- und Kunstsäge, arbeiten im Mur-, Mürz- und Ennsgebiete, im Drautale von Marburg aufwärts und in den Bergen des Sanntales. Viele Sägewerke stehen mit anderen Anlagen in Verbindung, z. B. die Holzdrahthobeleien für den Bedarf der Zündhölzerfabriken in Maria-Rast, Schwanberg, Deutschlandsberg, Stainz — „Solo", A.-G. —, Gams, Vorau. Möbel aus gebogenem Holz erzeugt Untersteier. Fabriksmäßig werden Möbel und Kunsttischlerarbeiten in zwei größeren Unternehmungen in Graz angefertigt, bei Weiz macht eine Fabrik Holzkügelchen für Rosenkränze. Hier müssen wir auch der Wagnerei gedenken, die im Handelskammerbezirke Leoben durch etwa 400, in dem von Graz durch 200 Kleinmeister vertreten ist; ja zwei große Grazer Fabriken — Gust. Koller und Jos. Strasser — erzeugen Luxuswagen, Omnibusse u. dgl., die auch im Auslande und außerhalb Europas lebhaften Absatz finden.

Seit die Papierfabrikation nicht mehr auf Hadern und Maisstroh angewiesen ist, sondern auch Holzstoff und Zellulose verarbeitet, gibt es in Steiermark 16 Papier- und Pappenfabriken, 28 Holzschleifereien und 5 Zellstofffabriken. Das größte Unternehmen ist die Papierfabrik in Gratkorn, im Besitze der Aktiengesellschaft Leykam-Josefsthal, mit einer Jahresproduktion von 57.000 Tonnen Papier in allen Qualitäten, feine Kartons u. s. w., 34.000 Tonnen Sulphit-Zellulose, 11.000 Tonnen Holzstoff und Pappen. Andere Papierfabriken sind in Andritz bei Graz — Brüder Kranz, A.-G. —, in Bruck, Niklasdorf, Guggenbach bei Übelbach, Voitsberg, Deutschlandsberg, Hörbing, Ratschach, Pöls, Gmeingrube und Frohnleiten, welche für die Tabakregie sowie für die Barackenbauten des Militärs arbeitet. Exportiert wird nach Italien, Schweiz, Deutschland, in die Balkanstaaten, Ägypten, Indien, Ostasien, Südamerika. Die Herstellung von Briefpapieren, Poesie- und Tagebüchern, Wunsch-, Speise- und Tischkarten in allen Ausführungen hat ihren Sitz in Graz, wo größere

man wohl behaupten, daß gerade dieser Industriezweig den Namen der grünen Mark am weitesten bekänntgemacht hat. Derzeit geht diese Firma auch zur Erzeugung von Schreibmaschinen über.

Die große Grazer Waggonfabrik liefert ferner noch Eisen- und Metallguß sowie besonders Dieselmotoren. In Untersteier befinden sich bei Marburg die großen Werkstätten der Südbahn, Eisenbahnschienennägel werden in Hohenmauthen erzeugt, desgleichen sehr absatzfähige Heu- und Düngergabeln. Die Staatsbahnwerkstätten sind in Knittelfeld.

Da die älteren Bergbaue auf Kupfer, Blei, wie in Seckau, Frohnleiten, Deutschfeistritz, Silber (Schladming, Zeiring) u. s. w., als unrentabel schon längst stillstehen, so hat die sonstige metallurgische Industrie in Steiermark keine Bedeutung; erwähnenswert ist nur die ärarische Zinkhütte in Cilli mit einer Jahresproduktion von 14.000 q Zink, die Frauenthaler Messingfabrik und die Flaschenkapselfabrik in Pinggau bei Friedberg, die viel Kapseln für Mineralwässer und Bierflaschen ausführt.

Bodenständig und von außerordentlicher Wichtigkeit ist aber die Magnesitindustrie in Obersteier. Magnesitlager, zuerst durch Geh. Kommerzienrat Spaeter im Jahre 1881 entdeckt, finden sich wie nirgends in Europa in der Veitsch, im Sunk bei Trieben, bei Wald und am Nordabhang des Hochlantschplateaus, um deretwillen vor kurzem in die Breitenau eine auch für den Touristenverkehr wichtige Kleinbahn mit elektrischem Betriebe gebaut wurde. Der starke, auf viele Jahre gesicherte Abbau ernährt eine lebhafte Industrie, welche Halb- und Ganzfabrikate in verschiedene Länder Europas, ja nach Amerika und Japan ausführt. Der Versand aus Veitsch betrug im Jahre 1911 99.278 t Rohmagnesit. Ein Hauptabnehmer sind die Vereinigten Staaten.

Auf dem Vorkommen mineralischer Schätze beruhen ferner die Talkbergbaue und Raffinierwerke in Mautern im Liesingtale, die Federweiß nach Deutschland und Westeuropa, Talkstein für die Papierfabriken, Bleichereien, Seifen- und Gummifabriken des In- und Auslandes liefern. Die Leistungsfähigkeit der Marmor-, Granit- und Syenitindustrie. der Firma Grein in Graz, welcher zum Beispiel die Steinmetz- und Bildhauerwerke der Herz-Jesu-Kirche entstammen, ist weit über die Grenzen des engeren Heimatlandes bekannt.

Die Tonwarenerzeugung in den slowenischen Landesteilen arbeitet nur mehr im kleinen für den Lokalbedarf. Graz ist bekannt durch seine Öfen, wichtig ist die Steinguterzeugung im Sanntal (Tschepl bei Franz, Greis, Deutschental, Liboje). In Liboje bei Cilli werden auch Fayencen, Mayoliken u. s. w. für den Export nach Südosteuropa, selbst für den nach Italien hergestellt. Einen besonderen Ruf genießt die Firma Schütz in Pletrowitsch bei Cilli.

Art Gerstenbier und Met erzeugt, die Hofbesitzer brauten für sich und ihr Gesinde selbst, im 12. Jahrhundert führten die Klöster den Hopfenzusatz ein. Später galt die Bierbrauerei als ein besonderes Vorrecht der Bürger; aus Weizen wurde weißes, aus Gerste rotes Bier gebraut. Heute hören die kleinen Brauereien, die sich fast in allen Städten und Märkten fanden, zugunsten der großen Unternehmungen zu bestehen auf, die dem Alpenländischen Brauherrenvereine angehören. Drei Malzfabriken arbeiten für den Export, Untersteier baut guten Hopfen an, der wegen seiner frühen Reife als erster auf dem Markte erscheint. Hatte Steiermark ehedem relativ die meisten Brauereien, so entfällt heute die größte Menge der Erzeugung auf den Kopf der Bevölkerung. Die größten Brauereien sind in Puntigam bei Graz mit einer Jahresproduktion von 400.000 Hektolitern und in Steinfeld Brüder Reininghaus mit einer solchen von 460.000 Hektolitern. Mit der letzteren ist auch eine Fabrik für Spiritus (5200 Hektoliter), Preßhefe (260.000 Kilogramm), Essig (4500 Hektoliter), Branntwein und Likõre (2500 Hektoliter) und Weizenstärke verbunden. Steirisches Bier geht in die ganzen Alpenländer, nach Süd- und Südosteuropa und Ägypten. Größere Brauereien befinden sich noch in Göß bei Leoben, Marburg und Mürzzuschlag — Schneeberger & Grünner —. Die gesamte Bierproduktion betrug im Jahre 1912 1·3 Millionen Hektoliter. Neben der Firma Brüder Reininghaus wird in Graz noch in einigen Unternehmungen die Brennerei und Likörerzeugung betrieben — Albert Eckert und E. v. Emperger & Comp. (G. Maurer) —, sonst gibt es im Lande nur kleine Brennereien. Die Schaumweinerzeugung hat ihren Sitz in Gösting bei Graz, wo sowohl aus steirischen wie auch, und zwar von der Firma Kleinoscheg, der größten Österreichs, aus französischen Weinen Champagner gekellert wird. Die Weine dieser Kellerei haben den Ruf des steirischen Champagners weit über die Grenzen der grünen Mark hinausgetragen; dieser besitzt alle Eigenschaften, die den französischen auszeichnen: angenehmen Geschmack, kräftiges und lang anhaltendes Mussieren. In Untersteier befindet sich noch eine Schaumweinkellerei in Radkersburg.

In Fürstenfeld arbeitet eine ärarische Tabakfabrik mit über 2000 Arbeitern, welche 64·4 Millionen Stück Zigarren und 363·5 Millioneu Stück Zigaretten jährlich herstellen. Von der chemischen Industrie verdient zuerst Erwähnung die Zündhölzererzeugung. Da finden wir in Steiermark sieben Fariken: in Vorau, Maria-Rast, Leibnitz, Gams, Stainz, Deutschlandsberg; die letzteren betreiben auch ein sehr lebhaftes Exportgeschäft nach dem Orient, der Türkei, Ägypten, Indien und China. Kerzen, Seifen, Parfümerien und Toiletteartikel (es sei nur die Firma Kielhauser genannt) werden in Graz hergestellt, wo auch die Farbenerzeugung wichtig ist. Chemische Fabriken in Cilli und besonders in Hrastnigg liefern Salze, Säuren, Soda und Phosphate, die Verwertung der Schlachthausabfälle in Graz Leim und Knochenmehle.

Druckereien und lithographische Kunstanstalten Bücher, Illustrationen, Prospekte, feinere Plakate, Diplome, Etiketten u. s. w. herstellen.

Die Glasindustrie unseres Landes, die unmittelbar hinter den Sudetenländern steht, ist im 17. und 18. Jahrhunderte durch italienische Meister ins Leben gerufen worden. Im 19. Jahrhunderte nahm sie, seit die Kohle auch ihr Lebensnerv geworden ist, einen raschen Aufschwung, besonders in der Erzeugung von Flaschen, wonach wegen der Mineralquellen und der Bierbrauereien eine große Nachfrage ist. Die größte Fabrik ist in Algersdorf bei Graz, die nur Flaschen herstellt, und zwar 12 Millionen jährlich, außerdem sind noch die Orte Wies, Köflach, Oberdorf, Voitsberg und Hrastnigg anzuführen. In Voitsberg werden auch Beleuchtungskörper und Gebrauchsglas aller Art erzeugt. Steirisches Glas geht bis in den Balkan, nach Ägypten und Indien.

Nicht besonders ausgedehnt ist die Textilindustrie. Nur die schon zur Norikerzeit bekannte Lodenerzeugung blüht noch heute und ist exportfähig. Ihr Hauptsitz ist Graz, wo neben Loden noch cheviotartige Modestoffe, Jagd- und Militärtuche, besonders von der Firma Rathleitner, Filze, Decken usw. verfertigt werden, während die Betriebe in der Oststeiermark (Pinggau bei Friedberg, Pöllau) neben den großen Fabriken sich immer schwerer behaupten. Bekannt ist auch der Schladminger Loden, der wie der Grazer in der ganzen Monarchie, aber auch in Deutschland, Frankreich und Rußland abgesetzt wird. Baumwollspinnereien finden sich bei Leibnitz und in Neudau in der Oststeiermark.

Einen guten Ruf genießt die Grazer Hutindustrie der Firmen Pichler, welche besonders Lodenhüte für Jagd- und Touristenzwecke nach dem Inlande, Deutschland und der Schweiz liefert, sowie die Erzeugung von Strohhüten — Stemberger u. Mellitzer — am selben Platze.

Wichtig ist ferner die Lederfabrikation. Die größten Unternehmungen sind in Graz, wo die Firma Rieckh in Rinds- und Sohlenleder, die Firma Steiner besonders in Schweinsleder für den Export nach England und Amerika, teilweise auch für Italien und den Balkan arbeitet. In Schönstein in Untersteier stellt die Firma Woschnagg Blankleder und feines Leder für Sattler, Taschner u. s. w. in allen Farben her. Sie führt besonders nach dem Orient und Nordamerika aus. Ledereien sind noch in Marburg, Frohnleiten, Murau und in der Oststeiermark. In Graz arbeitet auch eine bedeutende Schuhwarenfabrik, deren Absatzgebiet im Auslande vorwiegend der Balkan ist.

In der Nahrungs- und Genußmittelindustrie seien die größeren Kunstmühlen erwähnt, wie sich solche besonders in Graz, Cilli — Erste Stadtmühle Joh. Jeschounig & Comp. — und Bruck befinden, während die zahlreichen kleinen Mühlen, deren es im Jahre 1880 noch über 2200 gab, verschwinden. Eine weitaus größere Bedeutung hat die Brau- und Malzindustrie. Schon von den Urbewohnern wurde eine

Die Flur ist ein leise klingendes Meer,
Ein Lied, das kam von den Sternen her . . .
Weiß er, was es bedeutet?

Er steht allein
Und hält die Wacht.
Weltfern am Himmel fallen die Sterne.
Seine Hunde
Umkreisen das Leben
Und hüten die Stunde,
Die einst der erbeutet,
Die Stunde der Macht.

Er aber steht wie ein sterbender Baum.
Ein weher Traum
Ist der Schäfer zur Nacht.

Hochtour auf den Pensionistengletscher.

Eine peinlich gewissenhafte Schilderei vom Waldbauernbuben.

Zur schönen Sommerszeit, wenn das Wetter beständig ist, unternehmen rüstige Männer von Graz gerne manchmal eine Hochtour auf den Pensionistengletscher, den merkwürdigen Berg. Wie eine ungeheure Pyramide, so steht er da, von allen Seiten schroff abfallend, wie der Grimming im Ennstal. Führer kann man mitnehmen, sind aber, besonders für Einheimische, nicht nötig.

An der Kapelle des heiligen Johannes biegt man von der Straße ab. Linker Hand hat man anfangs die alte Festungsmauer, rechter Hand die Arena, wo junge Männer für vorhabenden Aufstieg ihre Kräfte üben. Zur Winterszeit hat man hier zwischen Waldgestämm hin einen Ausblick auf das Eisfeld, welches in der Tiefe sich hinzieht bis an das senkrecht aufsteigende Gewände im Norden, das eine wahre Kletter- und Übungsschule für angehende Touristen und andere Sportsmänner ist, weshalb es im Volksmunde auch die Turnhalle genannt wird. Der Weg am steilen Berghang beginnt anzusteigen, sachte anfangs, dann steiler, hin und hin, gegen den Abhang mit sicheren Handhaben versehen. Der Weg biegt in eine Mulde ein und kommt zur Rastbank, wo man den ersten Ausblick hat auf die Platte. Daß dieser Berg die Urheimat der Plattenbrüder sei, gehört in das Reich der Fabel. Nun gelangen wir im Waldesdunkel immer höher hinan bis zu dem ebenen Plätzchen, das ein rundes Schutzdach hat für Bergwanderer, die in dieser Region etwa vom Unwetter überrascht werden. Hier der erste Ausblick auf den Schöckel und die obersteirischen Alpen. Ein Fußsteig zweigt ab, nieder-

Eine zunehmende Bedeutung haben die Elektrizitätswerke, deren es im ganzen Lande derzeit 99 gibt, während einige große im Bau stehen. Sehr viele der bestehenden bedienen nur industrielle Unternehmungen, von denen ja auch die meisten erbaut wurden. Andere dienen z. B. in größeren Siedlungen ausschließlich Beleuchtungszwecken — Gesellschaft für elektr. Industrie Weiz-Graz —. Nur Graz hat eine elektrische Straßenbahn, eine Bergbahn (Schloßberg) und eine Kleinbahn nach Mariatrost, und wie schon früher erwähnt, fährt auch eine solche von Mixnitz nach St. Erhard. Der Strom wird in 79 Werken durch Wasserkraft gewonnen (28.884 PS), in den restlichen durch Dampfmaschinen, Dieselmotoren u. s. w. (12.126 PS).

Die größten Überlandszentralen, besonders für Beleuchtung, sind in Bruck, Deutschfeistritz, mit der das Lebringer Werk in Verbindung steht, die Feistritzwerke von Gleisdorf, Judenburg, Knittelfeld, Leoben, Rottenmann, Semmering-Steinhaus und Weiz. Im Bau begriffen ist ein sehr großes Drauwerk in Faal, ferner die Drauwerke der Stadt Pettau in zwei Sektionen und das gemeinsam von den Städten Graz und Marburg in Angriff genommene Werk auf der Felberinsel bei Marburg. Diese werden mit dem Deutschfeistritzer Werke zu den größten Überlandzentralen der Monarchie gehören. Wir sehen also, welche Zukunft sich unserer Industrie durch die Ausnützung der „weißen Kohle" eröffnet.

Gewinnen wir alles in allem das Bild einer regen industriellen Tätigkeit, eines anhaltenden Aufschwunges in allen Zweigen der Kultur und ergibt sich dadurch leicht die Erkenntnis, welche hohe Bedeutung die Industrie für das gesamte Erwerbsleben des Landes hat, so darf zum Schlusse nicht unerwähnt bleiben, daß fast alle Unternehmungen in Mittel- und Obersteier — also im deutschen Gebiete — liegen, nahezu alle Fabriken in deutschen Händen sind. Und darin zeigt sich eben, daß unser Volk in Steiermark auf materiellem Gebiete ebenso vorherrscht wie auf geistigem und daß sich diese Vorherrschaft als durchwegs naturgemäß erweist.

Der Schäfer zur Nacht.

Von **Julius Franz Schütz.**

Ein weher Traum ist der Schäfer zur Nacht.
Wie der blasse Mond
Über Tau und Gras
Hintastend schreitet,
So der Schäfer die schweigenden Tiere geleitet.
Wohl träumt er was.

Und wenn eine Wolke die Sterne enthüllt,
Weiß er, was sich erfüllt?

nicht verloren, zwischen ihrem Gestämme und über ihrem Gewipfel leuchten die fernen Schneefelder der Murtaleralpen herüber.

Wir steigen immer höhewärts auf diesen geradezu genial angelegten Bergpfaden. Eine Böschung und wir sehen das erstemal unser Ziel. Aus schwindelnder Höhe nieder schimmern die Mauern des Hospiz. Allmählich kommen wir ihm näher, haben aber noch einen Abstecher zu machen, hin an den westlichen Hängen des Berges, der stellenweise nahezu senkrecht abfällt. Auf einer hohen eisernen Brücke überschreiten wir eine aus der Tiefe emporsteigende Zahnradbahn. Es ist die kühnste Alpenbahn der Steiermark, nur für Touristen berechnet, und führt in genialer Anlage von der inneren Stadt Graz aus bis zum Hospiz knapp unter dem Gipfel. In dunstiger Tiefe liegt die Stadt, durchzogen vom breiten Murstrom, welcher aus der Gletscherwelt der Tauern kommt. Wir müssen auf unserer Wanderung jetzt an einer überhängenden Felswand vorbei, auf deren Scheitel die Mauern einer alten Burg ragen, und stehen vor der Hütte des Eremiten. Sie klebt unterhalb unseres Weges am Berghang und reckt ihre Türmchen auf. Es geht die Sage von einem Manne, der, einst den Freuden der mimenden Kunst ergeben, in dieser bergeinsamen Klause Buße tut. — Das Pförtlein der Klause, zu der einige Stufen hinabführen, ist verschlossen, wir hören noch die geisterhafte Stille, die drinnen herrscht, dann kehren wir um zu unserem alten Weg. Wieder an der dräuenden Wand vorbei, über die Bahnbrücke, und wir kommen zur Stelle zurück, von der aus das letzte und schwierigste Stück zu überwinden ist. Mit einiger Ausrüstung, als gutbeschlagenen Bergschuhen, Eispickel u. s. w., ist diese Strecke gefahrlos zu wagen, man kann sie aber auch mit Glanzstiefletten und Spazierstock machen. Frische Alpenluft weht uns an, da wir zwischen kurzstämmigen Waldbeständen so unsere Schritte fürpaß setzen, einen nach dem andern, um endlich wieder eine Ruhebank zu erreichen — die letzte unter dem Gipfel. Rasch an ihr vorüber, eilen wir mit allen Kräften der Erwartung dem Hochplateau zu. Wir kommen ins Bereich des Knieholzes und im Gestein blüht Rhododendron, Steinnelken und Kohlröschen. Auch Edelweiß ist zu finden. Da steht vor uns plötzlich ein Riesenraubtier mit ausgreifender Pfote, lauernd bereit zum Sprung auf uns herab. Es ist nicht der Bauernschreck, es ist ein Löwe, dem wir in dieser Gebirgsverlassenheit anheimgegeben sind. Zum Glück ist er aus Erz und will nichts, als uns erinnern an den Löwenmut des Kommandanten Hackher, der die Bergfeste einst vor den Franzosen siegreich verteidigt hat.

Nun sind wir nach dieser gewissenhaften und buchstäblich genauen Beschreibung ganz oben. Nach allen Seiten geht's hinab über Gemäuer, über Gewände, über Wald und Matte. Wir kommen zur meteoro-

wärts in die westlichen Gegenden. Gerade vor uns, den Aufstieg steilan (es sind Stufen geschlagen), kann man mit sorgfältiger Anseilung machen; aber ohne Seil geht's bequemer. Wir gehören nicht zu den Kletterfexen und wenden uns scharf links, wandern durch ein Felsentor und kommen wieder zu einer Raststätte, wie solche hin und hin angebracht sind, den Touristen erinnernd, seine Kräfte zu schonen für Schwierigkeiten der ferneren Tour. Nun müssen wir durch eine Felsenge, um bald wieder in freiere Bereiche zu gelangen, hoch über Baumwipfeln. Nicht allzulang und links biegt ein fast ebener Weg ab, den wir nicht wählen dürfen, er geht später niederwärts und führt nach Graz. Wir haben ein steileres Stück vor uns und werden in dieser Einsamkeit überrascht von einer breiten Straße, die wir überqueren. Sie führt aus den Niederungen auf weiten Umwegen, um solche Naturfreunde, die den Strapazen der Fußwanderung nicht gewachsen sind, mit Wagen zum Gipfel empor zu bringen. Unser Pfad steigt fort und fort bergan und ergibt nun eine immer weitere und schönere Aussicht nach Nordosten. Dann neuerdings durch Wald, biegen wir links ab zu einer unweit gelegenen Schweizerei, wo man Milch, Butter und andere Erfrischungen bekommen kann. Vor der Sennhütte steht das Standbild des Mannes, der dieses Gebirge der Touristenwelt erschlossen hat. An dieser Schweizerei finden zu verschiedenen Zeiten des Jahres Volksfeste mit Musik statt, zu welchen sich besonders aus Graz viel Volk einzufinden pflegt.

Wir haben uns von dem bisherigen Marsch nun ein wenig erholt. Doch unseres Bleibens ist hier nicht. Eine Strecke müssen wir wieder zurückgehen und, einen Bergweg zur Linken meidend, später sogar ein wenig an Höhe verlieren, um zu dem nordwestlichen Aufstieg zu gelangen, der uns in die wildromantischen Partien ragender Berghänge und schauriger Abstürze bringt. Wir kommen zu einer Stelle, wo der Touristenweg durch Felsen gesprengt werden mußte, so daß wir — wenn auch nur für eine ganz kurze Strecke — zur Rechten und zur Linken fast senkrechte Wände haben. Unweit dieser Stelle stehen wir vor einer wilden, steilen Bergschlucht, die — hoch oben ein Kar — in eine unabsehbare, schründige Tiefe verläuft, deren Schrecken uns dunkle Waldwildnis gütig verdeckt. Über diesen Abgrund führt schwindelnd, aber mit gutem Geländer versehen, eine Brücke, im Volksmunde die „Teufelsbrücke" genannt. Wir eilen, der unheimlichen Gegend zu entkommen und werden bald überrascht von einem freundlichen Gegensatz. An der Berglehne ein der Natur karg abgerungener ebener Platz mit Sitzbänken im Halbrund; eine Stiftung wohltätiger Alpenfreunde, um von dieser stimmungsvollen Ödnis aus das Landschaftsbild zu genießen, das sich gegen Norden hin darbietet. Die Waldregion hat sich noch

Welches Entzücken fühlten doch meine Brüder und ich, als eines Tages unser schlichter Hauslehrer, Lehramtskandidat **Rinaus**, mit Bajonett, Patrontasche und Flinte bewehrt, seine Stunde antrat. Dieser kriegerische Nimbus steigerte natürlich das persönliche Ansehen, welches unser „Instruktor" bei uns Buben genoß, ganz wesentlich, und dasselbe erfuhr noch eine weitere Erhöhung, als er ein paar Wochen später nicht nur gewappnet, sondern überdies im äußerst kleidsamen Uniformflaus und federngeschmückten Stürmer erschien. Die größte Befriedigung überkam uns allerdings erst dann, wenn er — was sich wiederholt ereignete — mitten während des Unterrichtes, durch das die Gassen entlang rasselnde Alarmtrommeln abgerufen, uns unfreiwillig die „Freiheit" schenken mußte, für welche er seinerseits erst kämpfen sollte.

Ein ganz absonderliches Vergnügen fanden wir auch darin, kritischen Auges den Exerzitien jener Nationalgarde-Abteilungen zuzusehen, bei denen sich der eine oder andere unserer Schultyrannen unter den Gedrillten befand. Noch heute denke ich lächelnd daran, wie mein biederer, gutherziger Klavierlehrer **Grengg***, ein kurzbeiniges, tönnchenförmiges Männlein, sich buchstäblich im Schweiße seines Angesichtes für den ganz neu erstandenen militärischen Teil seiner Bürgerpflichten abrichten und quälen lassen mußte. Mir kamen dabei jedesmal die vielen durch falschen Fingersatz verpfuschten Takte in den Sinn, die mir nicht selten so und so oftmal zur Wiederholung aufgetragen wurden, sowie nicht minder oft gedachte ich hinterher in den Klavierstunden des christlichen Lehrsatzes: „Was du nicht willst, das dir geschehe, das füge auch andern nicht zu." Selbstverständlich konnte das so auffallend zutage tretende System der allgemeinsten Volkswehr nicht ohne Rückwirkung auf unsere Knabengemüter bleiben, weshalb es nicht wundernehmen darf, daß in diesen denkwürdigen Jahren die ganze zeitgenössische Schuljugend sich mit Leidenschaft dem Soldatenspiel hingab und daß also auch von meinen Brüdern, von mir und einer zahlreichen Schar gleichgesinnter Kameraden in jeder freien Stunde mit glühendem Eifer exerziert, manöveriert, kurz, in allen Tonarten praktische Kriegsführung geübt wurde, wozu der ausgedehnte elterliche Garten ein prächtiges Terrain darbot.

Wir bildeten eine besondere Knabenlegion und standen unter der kräftigen, ebenso sachverständigen wie zielbewußten Führung eines Mitschülers namens **Gottlieb Baumgärtner**, welcher wirklich ein bewundernswertes Organisationstalent besaß und unserer anfangs arg disziplinlosen Rotte sehr bald eine geschlossene, wohlgedrillte stramme Haltung beibrachte. Er war der Sohn eines Wundarztes, damals Vorstand des Chirurgischen Gremiums in Graz, und ein Enkel des in gleicher Zeit

* Wie ich glaube, der Onkel oder Großonkel des nachmals berühmten Bassisten gleichen Namens.

logischen Anstalt, die in zwei turmartigen Bauwerken untergebracht ist. Hier hat man auch die beste Aussicht auf den Sonnblick, weil die Stelle völlig schattenlos ist. Auch steht auf der Höhe ein altes, alles überragendes Gebäude, das — wie ganz Steiermark bezeugen kann — eine große Glocke in sich birgt, weshalb der Berg füglicher als jener in den Tauern, der Großglockner heißen könnte.

Auf der Höhe dieses merkwürdigen Berges ist ein Brunnen, der nicht, wie es sonst üblich ist, von oben hinabrinnt, sondern von unten hinauf. Wenn gepumpt wird, was aber hier nicht mehr vorkommt, seit das Touristenhaus mit seinen Bier-, Wein- und Sektkellereien in nächster Nähe ist. In diesem Keller ist auch die Eiswelt, von der mancher Gelehrte (fälschlich, wie mich dünkt) den Namen Pensionistengletscher ableiten will.

Wir vertiefen uns in die Rundschau. Dem Verlangen, sie zu schildern, sitze ich nicht auf, weil sich jeder blamiert, der erzählt, was ohnehin jeder weiß.

Den Abstieg nehmen wir zwischen dem weitläufigen Gemäuer der alten Burg Grätz über die südlichen Abhänge dem Uhrturme zu, dessen Zeiger es uns sagen, daß wir zur ganzen Hochtour auf den Schloßberg, der mitten in der Grazerstadt steht, nicht länger als fünfundvierzig Minuten gebraucht haben!

Als wir Revolutionäre waren . . .

Aus den Niederschriften eines Greises von **L. Kohlfürst.**

Der bewegteste, von unserm Bubenstandpunkte aus zugleich der fröhlichste und interessanteste Abschnitt unserer Jugendzeit, waren unstreitig die Jahre 1848 und 1849. „Sensation", wonach die moderne Menschheit so sehnsüchtig lechzt, ohne trotz aller Nachhilfe durch menschenmörderischen Sport auf volle Rechnung zu kommen, bot sich uns damals in Hülle und Fülle. Wochen-, ja monatelang fast alle Tage neue Gerüchte, eines unsinniger und drohender als das andere, zwischendrein mehr oder minder ernste Volksaufläufe, Verbrüderungsfeste, Fackelzüge, Katzenmusiken, Manifestationen, Paraden der Bürgerkorps, der Nationalgarden und der Studentenlegion, Bäckerrummel, Brandstiftungen, Sturmläuten, Alarmschießen u. s. f. Was könnte sich das Herz frischer, neugieriger Jungen noch mehr wünschen? Und alles das durften wir mitgenießen, ja gewissermaßen doppelt genießen, weil diese endlose Kette aufregender Ereignisse in der Regel auch mit einem erfreulichen Ausfall oder doch mit einer gleichfalls immer willkommenen Verminderung unserer Schulstunden verbunden war.

unbescheiden zu sein, jener der Bürger- und Nationalgarde weit überlegen fanden, und die Generaldechargen „mit Munition“ standen uns auch schon deshalb über alles, weil wir sie uns nur in beschränktem Maße leisten konnten, da die nach großen Mustern vorhandene chronische Blutarmut der Kriegskassa stets größter Schonung bedurfte.

Eine neuerliche Stärkung unseres Korpsgeistes ergab sich wunderlicherweise aus der im August 1851 erfolgten Auflösung der Nationalgarde. Da ersticken nämlich die „Tandler“ in den gegenstandslos gewordenen Armaturen, und der unlädierteste Nationalgardetschako war samt Roßschweif um ein „Sechserl“ erhältlich. Unser Kommandant erkannte sofort die Bedeutung dieser Konjunktur für unsere Spielgenossenschaft und, nachdem sich einige Buben bereits zu ihrem Privatvergnügen derlei ausrangierte Tschakos erworben hatten, wurden urplötzlich unsere Aufnahmsbedingungen im Wege eines schriftlichen Korpsbefehls dahin erweitert, daß von nun an nur solchen Jungen der Beitritt zur Knabenlegion gestattet werden könne, welche mindestens 46 Zoll hoch sind und ein Kochsches Gewehr mit Kapselschloß sowie einen gutpassenden Nationalgardetschako nebst Roßhaarschmuck als Ausrüstung mitbringen.

Auf diese Art waren wir für ein Sechserl per Mann zu einem Elitekorps geworden, wie es ein zweites im ganzen lieben Graz nicht wieder gab. Unsere Pünktlichkeit im Ausrücken und unser Eifer im Üben nahm zu, zugleich aber auch jene gewisse Schneidigkeit und höhere Selbsteinschätzung, durch welche sich von jeher die stehenden Heere auszeichneten. Wir nannten uns später auch nicht mehr „Knabenlegion“, sondern „Kadettenkompanie“ und erachteten alle gleichaltrigen Jungen, welche außerhalb unseres Militärverbandes standen, für entschieden minderwertig. Kurz — um es ehrlich zu gestehen — mit unserer jüngsten Verschönerung war unversehens der Geist der Reaktion auch über uns gekommen, und es konnte nur als eine gerechte Strafe angesehen werden, daß im Jahre 1852 gegen Ende der Hauptferien ein Ereignis eintrat, durch welches dem wuchernden Überhebungstrieb wenigstens vorübergehend ein empfindlicher Dämpfer aufgesetzt wurde.

Wir hielten nämlich in Abwesenheit unseres auf Sommerfrische weilenden Kommandanten eine außergewöhnliche Parade ab, mit mehrfachen Generaldechargen, zu denen ein besonders gutsituierter Kadett, dank der milden Hand seiner großmütigen Mama, die erforderlichen Zündhütchen gestiftet hatte, und waren, voll höchster Befriedigung über die vierte, auch wieder virtuos einheitlich abgegebene Salve, soeben daran, unter den Klängen des Generalmarsches unseres Tambours zu präsentieren, als urplötzlich wie der leibhaftige Gottseibeiuns, ein Polizeisoldat vor der Front auftauchte, der sich augenscheinlich ebenso überrascht, aber vergnügter wie wir, zu der Bemerkung veranlaßt fand: „Ah, dos isse

allbekannten, hochgeschätzten und seines vortrefflichen Schilchers willen vielbesuchten Gastwirtes in Thal. Wir betrieben die Kriegskunst und den militärischen Dienst, insoweit sich dieselben durch eifriges Aufpassen und denkendes Zuschauen bei den Rekrutenabrichtungen und bei den sonstigen Übungen und Paraden überhaupt erlernen lassen. Der arme Junge fröhnte eben einer leidenschaftlichen Vorliebe für den Soldatenstand, der gerade ihm, seines entsetzlichen Schielens halber, verschlossen war. Trotzdem wurde mir im Jahre 1867 beiläufig mitgeteilt, unser wackerer Anführer habe sein ersehntes Lebensziel in Amerika erreicht, wo er im Sezessionskrieg mit glänzenden Erfolgen Obrist eines Regiments der Nordstaaten gewesen sein soll. Wenn das richtig ist, so konnte er damals kaum älter als etwa 26 Jahre gewesen sein; das Zeug zu einem schneidigen, umsichtigen Feldherrn besaß er übrigens in ausgesprochenem Maße, und den Amerikanern läßt sich ja auch zutrauen, daß sie auf seinen Schönheitsfehler kein störendes Gewicht gelegt haben.

Für unsere Spiele, die mehrere Jahre hindurch in gleicher Beliebtheit und mit unentwegter Frische weitergeführt wurden, in welcher Zeit sich die „altgedienten“ Jungen bereits zu tüchtigen Soldatenvirtuosen ausgebildet hatten, war Kommandant Gottlieb Triebfeder und Seele. Unser Waffenlieferant war damals die größte oder eigentlich einzige große Spielwarenhandlung Koch, wo wir Säbel und Gewehre bezogen. Die letzteren hatten allerdings nur einen weißblechenen Lauf und die bekannte Spiralfeder, mit deren Hilfe der hölzerne Ladestock, ein anderes Holzstückchen oder eine dürre Erbse immerhin auf ein paar Schritte Entfernung den feindlichen Angreifern entgegengeschleudert werden konnte, zudem, ohne ihm gefährlich zu werden. Allein sie besaßen gegenüber den gewöhnlichen Kinderwaffen der damaligen Zeit den riesigen Vorzug eines Flintenschlosses, mit einem aufziehbaren Hahn und einem Piston, auf dem ein Zündhütchen aufgesteckt und durch Drücken des Zügleins, wie an einem wirklichen Kapselgewehr, zum Platzen gebracht werden konnte.

Nun war es aber ein heiliger Grundsatz, daß nur diejenigen uns sonst passenden Jungen in unsere Legion die vielbegehrte und zumeist heiß erstrebte Aufnahme fanden, welche ein Kochsches Gewehr der geschilderten Besonderheit als Ausrüstung zu den Spielen mitbrachten, und es unterliegt sicherlich keiner Schwierigkeit, sich vorzustellen, daß wir bei gelegentlichem Abgeben von Generaldechargen, wobei 30 bis 40 Zündhütchen im gleichen Augenblick entladen und ihre Detonationen durch das Niederschlagen der Hähne und das Geräusch der gleichzeitig im Blechlauf hochspringenden Spiralfedern unterstützt wurden, einen Heidenlärm erzeugten, der unserer militärischen Begeisterung nebst zugehörigem Stolz stets besondere Befriedigung gewährte. Wir hatten im Abgeben solcher Salven eine geradezu glänzende Übung und Präzision erlangt, welche wir, ohne

wieder vollzählig versammelt und in wichtiger Beratung über meinen „Polizeibericht“. Wir beschlossen, vorläufig bis auf weiteres die korporativen Ausrückungen zu unterlassen und bei etwaigen weiteren Nachforschungen der Behörde die Namen der Mitglieder „nie und nimmer“ zu verraten, und so kam es also, daß unsere seit der Ausrüstung mit Tschako so ausgesprochen reaktionär angehauchte Soldatenspielerei durch den Polizeisoldaten mit einem Schlage in eine Art Geheimbündelei verwandelt wurde — so recht ein denkwürdiger Beweis dafür, wie leicht kleine Ursachen große Wirkungen herbeizuführen vermögen.

Als meine Eltern zuerst durch die Bewohner des Gartenhauses und sodann im Wege peinlichen Befragens durch uns Buben von der polizeilichen Intervention erfuhren, waren sie sehr bestürzt und namentlich Vater befürchtete mehr oder minder lästige Folgen des Vorfalls. Allein die Sache verlief angenehmerweise recht glimpflich. Etwa vierzehn Tage lang blieb nämlich alles still, dann aber erschien der Grundwächter (späterhin Viertelwächter benannt) und brachte unserm Vater die beschlagnahmt gewesenen, an den Stadtmagistrat zurückgeleiteten Waffen sowie einen Zahlungsauftrag über den Betrag von 45 Kreuzern C. M., welche für das Gutachten eines Sachverständigen eingefordert und gerne, ja sozusagen mit Vergnügen bereinigt wurden, weil weitere Plagereien glücklich erspart blieben. Wie mein Vater später erfuhr, war zufolge des Berichtes des Polizeisoldaten von seiten des Amtsreferenten, ohne daß er die konfiszierten „Waffen“ erst zu Gesicht bekam, schimmelmäßig zuvörderst die Einholung des Gutachtens eines Sachverständigen beantragt und damit der bestbekannte, in der Jakominigasse hausende Büchsenmacher Dasch betraut worden. Als dieser Sachverständige das „corpus delicti“ beschaute und sein Urteil abgab, soll an Ort und Stelle ein so homerisches Lachen losgebrochen sein, wie es in diesen heiligen Hallen seit dem Vormärz nie mehr so lustig und intensiv gehört worden war.

Wir aber spielten nun nach dieser günstigen Lösung unserer geheimen Ängsten unentwegt und mit der alten Leidenschaft weiter, waren jedoch besorgt, allfällige Generaldechargen nie mehr in der Nähe der Gassenmauer, sondern hübsch tief im Innern des Gartens abzufeuern, wo ihre glänzenden Wirkungen gefährlichen Ohren für ziemlich entrückt gelten durften. Das ganze lustige Treiben erstarb übrigens nur allzubald, als die meisten der „Kadetten“ in die höheren Klassen der Mittelschulen aufrückten und dann anfingen, ihre Musestunden durch Turnen, Schwimmen, Fußtouren, Scheibenschießen mit Flobertgewehren und last not least durchs „Tanzenlernen“ ebenso reichlich wie angenehm auszufüllen.

---

net übel, do home jo glei ganze Banda!" Dann machte er sporenstreichs rechtsum und eilte zur Tür des Gartenhauses wieder hinaus, von wo er gekommen sein mußte, ohne daß wir ihn wahrgenommen hatten.

Wir waren über diese bedenkliche Erscheinung im ersten Augenblick die Beute eines förmlichen Tetanus-Anfalles, jetzt aber war der Bann wieder gelöst und die „Kadetten" stoben wie eine vorzeitig aufgetriebene Rebhühnerkette auseinander, so daß sie in wenigen Sekunden in dem weitläufigen baumreichen Garten spurlos verschwunden waren. Nur ich und meine beiden Brüder verblieben in jenem freisaßlichen Rechtsbewußtsein, für welches die Engländer das hübsche Sprüchlein „my house is my castle" besitzen, instinktiv an Ort und Stelle, um abzuwarten, ob und was sich da weiteres entwickeln werde.

Richtig kam der Polizeisoldat sehr bald wieder zurück, denn er hatte sich, wie wir hinterher von der Inwohnerin des Gartenhauses erfuhren, lediglich deshalb zum Tor begeben, um seiner Instruktion gemäß vor allem andern Straße und Hausnummer des Tatortes zu notieren. Polizeisoldaten waren damals wirkliche Militärs, die sich von den Linientruppen nicht nur durch den grünlichen Rock mit roten Aufschlägen, sondern auch noch dadurch unterschieden, daß sie vorwiegend der tschechischen Nation angehörten und an der vom weißen Kreuzriemen gehaltenen Patrontasche größeren Formates eine Nummer aus Messingblech trugen, durch welche Kombination sie zur Erfindung verschiedener lustiger Spitznamen willkommene Anregung boten. Diese Pseudonyme drangen so tief ins Volk, daß sie bei den verschiedensten Gelegenheiten immer wieder gebraucht wurden und unzählige Abstrafungen wegen „Wachbeleidigung" herbeiführten.

Der Zurückgekehrte begann nun mit mir, dem Längsten der drei Zurückgebliebenen, ein ausführliches, infolge seiner Ausdrucksweise eigentlich urkomisches Verhör über den Zweck der Übungen, über unsere Anzahl, über Name, Stand und Wohnung des Gartenbesitzers usw. und füllte darüber seine umfängliche rotlederne Brieftasche, die unter normalen Verhältnissen zwischen dem zweiten und dritten Uniformknopf ihr Ruheplätzchen besaß, mit eingehenden Notizen. Schließlich konfiszierte er kurzerhand die zwei Gewehre meiner Brüder sowie meinen Säbel und verließ dann den Garten, während er uns noch die Mahnung erteilte: „Jetzt isse nix mehr mit Schießerei verbotenes, jetzt stehnsme unter Polizeiaufsicht." So war denn in der ersten Hälfte meines dreizehnten Lebensjahres, nach dreijährigem zivil-militärischen Wirken, richtig bereits mein erster Zusammenstoß mit St. Hermandat in die Wege geleitet!

Wenige Minuten nach dem Abgang des Organs der öffentlichen Sicherheit waren die „Kadetten" im verborgensten Winkel des Gartens

gebn. Wos is do z mochn?" — „Sou?" sogn d Ritter. „Wos dir gschiacht, kon uns ah gschechn. Zsomstehn toan ma, af Wean marschiern mar und weknehma mar eahm, wos unser ghört." — Guat is s.

Und wia da hochi Herr Wind kriagg, daß da Bamkirchner a Robelion onhußt, do schickt er an Schibel Soldotn aus, daß den rabiatn Ritter einfonga sultn. Oba da Bamkirchner sitzt af sein festn Gschlous, stellt um und um seini Knoppn on und loßt neamb eini. Wia da Fritz gsiacht, a sou geht s nit, brobiert er an ondern Vortel. Sein Konzler z Graz schreibb er: „Du Konzler, schau, daß d mar in Bamkirchner kriagst, däs is a Robeller, dem müaßn mar in Prozeß mochn. Ih gib dar extra wos z Lohn, wanst n dakriagst." — Denkt eahm da Konzler: „Hiaz, wia geh ih dos on, daß ih in Bamkirchner derwisch? Der Kerl hot viel Leut und is groub." Er denkt noch und gach follt eahm wos ein: „Ih woaß scha! Däs geht. Do sitzt er mar auf."

Aftn schreibb da Konzler in Bamkirchner a Briafl:

„Herr Ritter! Liaba Spezi! Wos is s dan mit Dir? Won wern ma dan wieder amol banond sitzn ban Humpn? Geh kim wieder amol za dein getreuen Konzler."

Drauf tuat da Ritter Ontwort zrugg:

„Hocher Herr! Ih zan enk kema? — Lekts a Solz! Ees hätts mih olls z gern, tats mih neama hoamgehn lossn. Ih trau enk nit.
Untertänig Bamkirchner."

Af dos wieder da Konzler:

„Du moanst Deini Gschichtn mit n Kaiser. Wos gengen de mih on. De gengen mih gor nix on. Ih gib da mein Ehrnwort, wanst af Graz kimst, as gschiacht da nix. Wanst Du alloan kimst, ohni Bloat, wern da die kaiserlichn Soldotn nix in Weg legn. In Girgntog nachst hätt ih Zeit. Geh kim zan Mittogessn, nochha bleibn ma gmüatlih banond in gonzn Nohmattag. Wanst obends furtgehst, nouh vorn Siebniläutn, sa gschiacht da nix, ih steh da guat."

— Wan er ma guat steht, da Konzler, denkt eahm da Bamkirchner — ih wogs!

„Tua s nit!" rott eahm sei Freund, da Greisnegger, „se hobn wos in Sin mit dir!"

„Geh, plausch nit, Greisnegger. Wan er ma sein Ehrnwort geit! — Hot a guats Weinl, da Konzler, in sein Gschlouskeller. Bis um a siebni af d Nocht wird da Durst denawul glöscht sein, daß ih weitakim. Ih reit af Graz."

Weil er sih nit hot ohbringa lossn, so hot n da Greisnegger s Bloat gebn.

Se kemen af Graz, reitn afn Berg auffi ins Gschlous und da Konzler hot a Norrnfreud, bol er sein oltn Spezi, wiar er sogg, in

Dem Gevatter ins Stammbuch.

Von **Hermann Kienzl-Berlin.**

Die dir da kommen werden, die Stunden,
Schleichend, streichend gleich fletschenden Hunden,
Gleich kranken Hunden, die dursten im Sand,
Schaum auf dem Maule, im Wüstenbrand! . . .
Die dir da kommen werden, die Stunden!

Noch nicht verstummte das wütende Stampfen
Dröhnender Hämmer. Dampfend sich krampfen
Die Glieder, umschlungen vom Drachentier.
Noch schreit das Leben in Hunger und Gier.
Noch nicht verstummte das wütende Hämmern.

A Spitzbuabngschichtl va da Grazer Gschlousberguhr.

In steirischer Mundart.

Hiaz hörts mar amol zua, wos ih heind für a Gschicht woaß. Oba redts ma nix drein und strofts mih nit Lugn. Ih dazähl s, wiar ih s ghört hon.

Is in Steirerlond amol a Ritter gwen, der hot Bamkirchner ghoaßn. A topferer Ritter, hot in Kaiser Fritz sagor amol s Lebn grett in ara Schlocht. Und weil zan Lebn ah a Geld dazuaghört, sa hot da Ritter in Fritz ah a Geld glichn. Wia viel, däs woaß ih nit — und da Fritz hot s ah vagessn. Und wia die Zeit kimpp, daß da Bamkirchner sei Geld wieder brauchad — wird ah seine Zohlungen hobn ghobb, woaß mar a sou — schauts, do hot da Fritz nix hörn wölln davon. Däs hot n Bamkirchner gharbb, er hot gschimpft und da Fritz hot n sogn lossen, er sul s Maul holtn, sist wurd er wos dalebn! — „Wos dalebn?!" sogg da Ritter, „ah d ä s is nit schlecht. Wan er ma s nit af da Stell geit, mei Geld, sa wird e r wos dalebn!" Wia s holt scha geht, wan zwen Trutzigi mitanonder an Hondel hobn. Nouh amol hot s da Bamkirchner mit Guatn brobiert: „Hocher Herr, ih bitt untatänigst um mei Geld!" Däs hot nix ghulfn. Aftn hot er grobi Pouß schickn lossn, dä hot gschodt. s Einspirn ghoaßt n da Fritz, wan er ka Rua gab. — „Wooos?! Sa weit sein ma?" sogg da Bamkirchner. Sist sogg er nix meh. Seini Freund ruaft er zsom, d Nochbarn, die gonz Bawondschoft in steirischn Lond und kloggs eahna: „Da Fritz hot mih um mei Geld brocht und will ma s nit zrugg

Die Väter des Steiermärkers.

Eine Rassenplauderei von **Hans Ludwig Rosegger.**

In jenen fernen, fernen Zeiten, wo erste leise Spuren auf menschliche Bewohner im Gebiete der heutigen Steiermark hinweisen, war das Land eine schier undurchdringliche Wildnis. Unermeßliche, von Wind- und Schneebrüchen gemarterte Urwälder voll seltsamer Tiere zogen sich vom Semmering süd- und ost- und westwärts, sprudelnde Wässer wühlten die Erde auf, Frühjahrsfluten zerrissen die Täler und über allem lag eine graue, kalte, nasse Nebeldecke; trostlos und sonnenarm.

Und die Menschlein, die da hausten? Kein Lied, kein Heldenbuch kündet von den in ungegerbte Felle gehüllten Barbaren, keine Rune, kein Denkmal; nur Schädelreste, zersplitterte Knochen, Asche und armselige Werkzeuge, die der ackernde Bauer als gewöhnliche Feldsteine fortwirft, legen Zeugnis für ein kümmerliches Dasein ab — immerhin für ein Dasein. Und der Forscher liest daraus ein Kapitel Natur- und Kulturgeschichte. Wer kennt den Stammnamen dieser spärlichen Menschheit? Hatte sie überhaupt einen? Man taufte sie nachträglich „Iberer" und vermutete eine Verwandtschaft mit den Finnen; man nannte sie „Illyrer" ... Wir sprechen jetzt neuerdings farblos vom Homo Alpinus, einem kleinen, brünetten, rundköpfigen Geschöpfe, dem vielleicht böswillig mongolische Rassenmerkmale nachgesagt werden. Um 2000 v. Chr. schon war dieses Völkchen da, das viehzüchtend und ein bißchen landbebauend vegetiert haben mag. Die einfachen Geräte und Schutzwaffen formte es sich aus Stein, später aus Kupfer, Bronze, sogar aus Eisen. — Wir ahnen gewaltige Völkerbewegungen, die dann stattfanden — wir ahnen sie bloß ... Bis im 6. Jahrhundert v. Chr. neue Stämme aus dem Dunkel auftauchten, die der indogermanischen Sprachenfamilie zurechenbaren langköpfigen, hochgewachsenen, schlanken Kelten, von denen sich mindestens zwei Gruppen, die Noriker und Taurisker, niederließen, wohl ohne auf starken Widerstand bei der winzigen Urbevölkerung zu stoßen, die sie vermutlich knechteten, schwerlich ganz ausrotteten — denn sie lieferte den Eroberern Arbeitskräfte — um zu guter Letzt mit ihr zu verschmelzen. Über das unwirtliche Alpenland verstreut, am dichtesten im Süden und Osten, doch zum Beispiel auch im Mürztal nachweisbar, sind uns die Kelten gute Bekannte. In strenge Kasten gegliedert, trieben sie Ackerbau und Viehzucht, das Gewerbe, von etruskischer, nachher von römischer Kunst beeinflußt, blühte und ein reger Handel strebte über die Gemarkungen hinaus. Pfahldörfer entstanden in den Auen, Weiler auf den Abhängen und da und dort stadtähnliche Ortschaften, wie Noreja, Judenburg, Hartberg, Cilli, Pettau.

Bamkirchner wiedersiacht. A ferms Fest hot er ongstellt. Essn und Trinkn, wos guat und teur is, Zigeuner für a Musi, sauberi Frauna zan onschaun. „Därffst ah oani gern hobn, wans dih gfreut", duschlt da Konzler gmüatlih sein Gost ins Ohrwaschl. In holbn Nohmattog is s scha kreuzlusti, und as wird noh ollaweil lustiga; gegn Obnd hebn s on zan Steirischtonzn und da Bamkirchner suacht eahm extra oani aus, a fein mudladi, de eahm in gonzn Nohmattog schon ollaweil hoamla gfolln hot. — Do steßt da Greisnegger amol mit n Ellbogn in Bamkirchner: „Du, mir scheint! As is holba siebni!"

„Geh, loß dih nit auslochn!" locht da Bamkirchner. „Kleba Holberobnd!" und tonzt mit n Weibsbild ins Kamerl, weil ihr s Hor is rogli worn, daß ihr s da Ritter wieder aufbindt. Weil s a Weil nit fürkemen, sa geht da Greisnegger nochschaun: „Anderl, ih bitt dih gor schön, as is hechsti Zeit!"

„Du vadonkta Dristler!" schimpft da Bamkirchner, „willst oan dan gor ka Freud meh guna! Oan tonz ih noh."

Und von Sool eina ruaft da Konzler schön stadt und gmüatlih: „Eil dih nit, Spezi! Nou Zeit gmua!"

Do fohrt da Greisnegger hin af sein Freund, reißt n weck und burt mit eahm aussi ban Loch und owi in d Stodt. Da Konzler aussi in Turm zan Türmer: „Dei vasluachti Uhr geht ollaweil z spott. Gschwind in Zoager fürischiabn um a Viertlstund!"

Daweil kimbb da Bamkirchner mit sein Freund schon af n dreieggatn Ploß owo, wo s Rothaus steht, springg af s Rous, reitt durch d Murgossn aussi, da Bruggn zua. Nit funfzg Schriat hättn s meh zan Stodttor, do af n Gschlousberg: „Bim — bim — bim . . . siebnmol.

Und aftn —. Hiaz hör ih auf. Ih mog ka Bluat sechn. —

— Na na, Peder, aufhörn därffst nit, hiaz!

Nit? — Nau also. Is eh neama long. — A holb Dutzad Schinderknecht reißn in Ritter von Rous, zahrn an in nachstn Houf zan ar an Hulzblouch — af jo und na — wiar a Kürbas kuglt da Kopf übers Pflofter hin.

Bis um siebni af d Nocht, hot da Konzler vasprouchn. Und sei Wort hot er gholtn . . .

A sou af a gleichs dazählt der olt Peder in Greuth die Gschicht von Andreas Bamkirchner. Wiar er fürti is, do frogg sei Bua: „Und wos is mit n foischn Konzler gschechn?"

„Der hot die Gschlousturmuhr wieder zruggdraht um a Viertlstund."

Na, aftn is s jo eh olls wieder in Urdnung.

Wasserleitungen schufen eine vielfältige Zivilisation, alle praktischen Betriebe und der Luxus wuchsen, man beutete den Erzberg intensiver aus und an natürlichen Heilquellen wurden Bäder errichtet.

Dieser reicheren Kultur beugten sich die Kelten, wozu die Anpassungsfähigkeit ihres Wesens beitrug. Aber nicht nur Rassenrömer waren es, die nach Norikum kamen, sondern die zusammengewürfelten Kaiserlichen Legionen streuten die absonderlichsten Völkersplitter ins Land: Syrer, Mazedonier, Egypter, Perser, Orientalen, die ihren heimischen Göttern in der Fremde Altäre bauten, wie denn auch schon früh christliche Gemeinden entstanden, denen Verfolgungen nicht erspart blieben, und bereits im 5. Jahrhundert gab es eine ausgebildete christlich-kirchliche Organisation.

Betrachtet man die Menschentypen, die da durcheinander wohnten und sich mengten, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Mischrasse machen, die damals zusammengebraut wurde, zumal sich viele ausgediente Legionäre, die Veterani, in Norikum ansiedelten.

Die gewaltigen Germanenzüge dieser Jahrhrhunderte berührten mehr als einmal die keltoromanisierte Steiermark und endlich erlag die Provinzialmacht Roms den wuchtigen, von einer uns unbekannten Kraft getriebenen barbarischen Vorstößen, so daß 487 auf Befehl Odoakers die Einwohner römischer Abkunft nach Italien abwandern sollten, aber eine erhebliche Zahl von ihnen blieb zurück, wie es denn auch noch unter der Karolingerherrschaft romanische Zinsbauern gab.

Wer kann sagen, welches und wie viel germanisches und anderes Blut während der Völkerwanderung in die Adern der Kelten und Keltoromanen einfloß? Bedenkt man die ungezügelte Willkür jener Epochen, so wird man beträchtliche Mengen annehmen müssen. Aber auch nur halbwegs genau wird der Blutanteil freilich niemals festzustellen sein und so dürfen wir nur nüchtern die Namen jener Stämme aufzählen, die wahrscheinlich mit zu den „Vätern des Steiermärkers“ gehören: Kimbern, Teutonen, Markomannen, Quaden, Ost- und Westgoten, Langobarden, Rugier, Heruler, Gepiden, Alemannen... Dazu kommen hunnische Einschläge, avarische (tatarische) und allgemein sarmatische. Die Hunnen, den Türken verwandt, erscheinen schon 1300 v. Chr. als Hiung-nu in der chinesischen Geschichte und von 448 n. Chr. wimmelte von ihnen alles Land vom Semmering südwärts.

Lehrreich wäre es, die Kopfzahl der einzelnen Wanderstämme zu kennen, aber da tappt unser Wissen im Dunkeln, denn Angaben, daß die Westgoten unter Fridiger und Alarius 200.000 Köpfe ohne Weiber und Kinder zählten, und daß der Gotenkönig Radagaisus über 700.000 Mann gebot, sind fabelhaft und übertrieben. Solche Massen hätten die

Überall in Europa, wo Kelten saßen, vermittelten sie Kulturen und Religionen; das Vermitteln lag in ihrem Charakter. Sie waren entwicklungsfähig und wißbegierig, nachahmungssüchtig, sanguinisch und gauklerisch, anpassungsfähig, haltlos und lebenslustig, unbeständig, eitel, reizbar, stolz und ritterlich, unstät und hochmütig nach Siegen, verzagt, wenn überwunden, und erfüllt mit Lust am Besitz, an glänzenden Metallen, Schmuck und Waffen und an buntem Glas. Eine musisch begabte Rasse ohne starke Eigenkraft. Nach ihrer Unterwerfung durch die Römer vermengten sie sich mit diesen zu einem keltoromanischen Konglomerat. Und was blieb von den Kelten übrig? Blutanteile in den Nachfahren und Namen; als Nation verschwanden sie. „In keltischer Zunge reden die Berge und die von ihnen herabstürzenden Gewässer, die Felsen und die Wälder, die Täler und die Schluchten und die Grabsteine", sagte ein Forscher; in der Tat ging manche keltische Bezeichnung in unseren deutschen Sprachschatz über, wie: Alp(en), Mur, Mürz (?), Arab(o) — Raab, Drab(os) — Drau, San(n), Enns, Sulm, Tauern, Graz (von grad = Erhöhung), Kogel, die Silbe „ach" in Ortsbezeichnungen und schließlich der Name Steiermark selbst, von stur — Fluß abgeleitet, um nur einiges zu erwähnen.

Das Leben der Kelten war keineswegs friedlich. Abgesehen von den elementaren Völkermärschen der Zeit, die wir nur ungefähr zu überschauen vermögen, befehdeten sich die einzelnen Stämme untereinander, und als sie 16 v. Chr. ins römische Istrien eindrangen, wurden sie von den Römern nicht nur zurückgeworfen, sondern Rom, das mit ihnen schon über 100 Jahre Beziehungen hatte, ergriff die Gelegenheit, seine Machtsphäre gegen Norden vorzuschieben und die kaiserliche Provinz Norikum zu begründen. Überall, wo früher der Kelte gebot, herrschte nun der Römer und er ließ sich in den bereits kultivierten Gegenden nieder, doch bezeugen rund 500 Fundstellen römischer Münzen, daß er auch bis zu Höhen von 4000 Fuß kolonisierend emporstieg, u. a. das Mürztal erschloß und den Semmering überschritt.

Es war staunenswert, was Rom leistete: Uralte und neu gegründete Orte blühten auf, so Poetovio (Pettau), Celeja (Cilli), Flavium Solvense (bei Leibnitz), Montana castra (Judenburg), von kleineren Siedelungen zu schweigen, wie sie z. B. die pannonische Oststeiermark übersäten. Auf dem Grazer Schloßberg, der sicherlich schon eine keltische Veste trug, erhob sich jetzt ein Kastell. Wichtige Militärstraßen durchkreuzten das Land, daran angegliedert Verbindungswege, und Militärstationen schützten das Straßennetz, dessen Spinnenarme in die Wälder griffen. Unter Roms Zepter gediehen Handel und Gewerbe, die Landwirtschaft florierte, Sümpfe verschwanden, Wein-, Obst- und Gartenbau standen in Blüte, Tempel, Befestigungen, Heizanlagen und gediegene

in die Höhen vor. Um 900 war das Mürztal fast noch unbebaut, im Gegensatze zur Püttener Mark im Osten, die im 10. Jahrhundert unter dem Madjarensturm blutete; die Schlacht am Leechfeld, 955, ermöglichte dort die Wiederaufnahme der Kolonisation. Um das Jahr 1000 glich die Steiermark einem unermeßlichen Waldlande mit winzigen gerodeten Flecken darin, wo eine hölzerne Kapelle und ein paar Häuser standen, und durch die grünschwarzen Forste schweiften Zeidler, den wilden Bienen nachstellend, und emsige Pechschaber.

Die bayrische Besiedelung im einzelnen zu verfolgen, sind wir außerstande, Urkunden fehlen und bloß sagenhafte Überlieferungen, Urvätersitten und die Hausformen lassen den sicheren Schluß auf eine zahlenmäßige Überlegenheit der deutschen Einwanderer über die ansässigen Wenden in Nord- und Mittelsteier zu, während im Süden die minder zahlreichen Bajuvaren von den Slawen aufgesogen und entnationalisiert wurden. Südlich der Drau gab es überhaupt niemals eine nennenswerte deutsche Bevölkerung, hier setzten sich nur einzelne deutsche Grundherren fest.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß die germanische Kolonisation mit beharrlicher Zähigkeit, jedoch ohne grausame Gewalt durchgeführt wurde, was für die Kultur der Eroberer und die ursprünglich sanfte Wesensart der Wenden, die sich freiwillig dreinschickten, spricht.

Wären nun für die Steiermark ruhige und friedliche Zeiten gekommen, so hätte sich aus den verschiedenen Rassenbestandteilen durch Inzucht eine neue, eine sogenannte „Kosolidierte Rasse" bilden können, gleichwie in Tirol und in Preußen — zumal die Kelten, die Germanen und die Urslawen als drei Brüder aufzufassen sind — aber die Lage des Landes zwischen dem Osten und dem Westen, und die überlangen Nachwehen der Völkerwanderung waren in keiner Beziehung darnach angetan, einen rassenausgleichenden typusformenden Vorgang zu fördern.

Seit dem 10. Jahrhundert sahen das Unterland und der Osten oft und oft gefährliche, beutegierige Schmarotzer, die Madjaren, die mit ihren wilden Hilfsvölkern auf Raub ausgingen, und 1396 erschienen zum erstenmal die Türken, die bis 1704 sechsundzwanzigmal wiederkehrten. Eine Inschrift in der Krieglacher Dorfkirche überliefert, im Jahre 1529 seien 800 Personen von den Türken aus der Pfarre fortgeschleppt worden und ähnliche Tatsachen sind auch anderwärts verzeichnet*, wo die asiatischen Horden wüsteten, aber uns interessiert diesmal mehr, wieviel von diesen Fremdlingen in der Steiermark wohl zurückblieben und sich germanisieren oder slawisieren ließen, und wie weit ihre Gewalttätigkeiten sonst die Rasse beeinflußten. Doch da

* Zum Beispiel wurde 1480 am Afratage zu Hauzenpichl bei Knittelfeld Lienhart Rojeckher samt seiner Hausfrau von den Türken gefangen und verschleppt.

müdegewordenen Römer mit **einem** Stoße ins Mittelländische Meer geworfen.

Von den Avaren gedrängt, brach seit 596 das slawische Volk der **Wenden** ein und besetzte das Gebiet der heutigen Steiermark; ihre Siedelungen vermieden der Hochwassergefahren wegen die Talböden und das Hochgebirge und bevorzugten sanfte Gehänge und schutzbietende Schuttkegel.

Die Wenden, die sich bald mit den keltoromanischen Volksresten kreuzten, zerfielen in verschiedene Stämme unter Fürsten, waren angeblich friedliebende Heiden und kannten kein Privateigentum. Im Süden erhielten sie sich bis in die Gegenwart als Nation, in Mittel- und Obersteier wurden sie durch die bayrische Kolonisation aufgesogen, ein Prozeß, der schon im 11. Jahrhundert ziemlich vollendet war. Zahlreiche slawische Namen belegen noch die einstige weite Verbreitung dieses Volkes: Aflenz, Peggau, Tragöß, Rax, Globoken, Pretul, Veitsch (?), Semmering, Schladming, Mugl, Liezen, Sekkau, alle geographischen Begriffe mit der Endung „iz" usw.

Das Wirken christlicher Missionäre unter den Wenden begünstigte das Vordringen der **Bayern**; als diese dann gegen die Avaren förmlich zu Hilfe gerufen wurden, bemächtigten sie sich fortschreitend des ganzen Wendenlandes Karantanien, bis Karl der Große, der erste Einiger germanischer Stämme zu **einem** Volke, auch Norikum dem Reiche einverleibte und zu einer fränkisch-bayrischen Grenzmark umgestaltete. Die ansässigen Slawen behielten ihren Besitz, behielten ihre angestammten Fürsten, an deren Stelle erst allmählich deutsche Grafen traten, und lebten nach eigenem Rechte. Ein Beweis für die verhältnismäßig geringe Zahl der Slawen ist der Umstand, daß das „Königsgut" in Norikum, d. h. alles eroberte, herrenlose und unbebaute Land, das dem fränkischen König als Beute zufiel, **sehr** beträchtlich war. Ein Strom deutscher Kolonisten, der jahrhundertelang nicht versiegte, vor allem Bayern, aber auch **Franken**, **Schwaben** und **Sachsen**, ergoß sich über die neue Mark und der König spendete weltlichen und geistlichen Großen Grundbesitz in Hülle und Fülle, desgleichen kleineren deutschen Besitzern und königlichen und stiftischen Vasallen. Die beschenkten und belehnten großen Grundherren zogen auch ihrerseits Arbeitskräfte aus Bayern heran, zumeist **freie** Leute, die nur für die Landleihe Abgaben leisteten und erst später ihre persönliche Unabhängigkeit einbüßten.

Überall, wo es galt, beschwerliche Rodungen vorzunehmen, versagte der Wende, dessen wenig tiefgreifender Pflug dafür auch ungeeignet war.

Abermals bemächtigten sich die Kolonisten anfangs der leichter erreichbaren, einträglicheren und fruchtbareren Gebiete und erst in der Folge, als der Boden knapp wurde, drangen sie in die Urwälder und

Beispiel Virchow die Alemannen als Rundschädel. Die altgermanischen Reihengräber enthalten zwar durchwegs dolichokephale Formationen, die jüngeren germanischen Reihengräber hingegen auch schon brachykephale.

Langschädel deuten in unseren Gegenden häufig semitisches Geblüt an.

Blonder, blauäugiger und schlanker Typus ist ziemlich häufig und am häufigsten unter den Bauern des Oberlandes zu finden, vor allem bei Kindern. Hingegen ist der steirische Adel — während sonst in Europa der Adel eine gewisse Blutreinheit bewahrte — sehr stark romanisiert und slawisiert, wie ja zur Zeit der Gegenreformation überhaupt die besten germanischen Elemente landflüchtig werden mußten. Unter Ferdinand II. (1578—1637) verließen 700 Adelige von guter Rasse die Steiermark.

Mit dem Aufschwung der Industrie und der Zunahme des Verkehrs, der bald kein Fleckchen Erde mehr verschonen wird, wandern wiederum fremde Rassenangehörige ein, die leider oft dauernd im Lande bleiben: Italienische, kroatische, ungarische, sogar albanische Arbeiter überschwemmen die deutschen Gegenden, windische Dienstboten suchen und finden in den deutschen Städten Posten, serbokroatisches, tschechisches, slowenisches Militär garnisoniert allerorts, italienische, slawische, bulgarische, rumänische Studenten besuchen die Grazer Universität, Pensionisten aus allen „im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern" verbringen ihren Lebensabend in Pensionopolis und verheiraten hier ihre Töchter, und vorwiegend madjarische Sommerfrischler tummeln sich in der schönen Umgebung von Graz herum . . . Durch solche Umstände ist der Rassencharakter des Steiermärkers neuerdings bedingt, und erhielt sich — wie schon erwähnt — der bayrische Typus durch das ganze Mittelalter bis in die Gegenwart herein da und dort im Gebirge, so machte er in den Städten einem mehr untersetzten, dunkelhaarigen, braunäugigen und großkopfigen Menschenschlag Platz. Der windische Süden ist noch durch besondere Merkmale charakterisiert, durch platte Nasen, vorstehende Backenknochen und geschlitzte Augen, also durch Merkmale, die nicht eigentlich slawisch, vielmehr mongolisch sind und vom Hunnen vom Avaren, vom Türken stammen.

Noch haben wir einer Rasse zu gedenken, die in der Steiermark, mit einer 250jährigen Unterbrechung, seit der Römerzeit, wie einige behaupten, bestimmt aber seit dem 11. Jahrhundert anwesend ist: Die Juden, die im 12., 13. und 14. Jahrhunderte schon im entlegenen Mürztal wohnten. In Geldgeschäften sehr bewandert und darauf angewiesen, wegen ihrer Stammeseigenarten, der Religion und der Gebräuche befehdet, waren sie früher oft heftigen Verfolgungen ausgesetzt, so 1312 in Fürstenfeld, wo das Gerücht Glauben fand, eine Hostie mit blutigen Stichnarben sei bei einem Juden entdeckt worden,

schweigen die Chroniken ... Für Südsteier wird die Zahl der gefangenen und verwundeten Türken, die dann im Lande ansässig wurden, auf rund 30.000 geschätzt.

Aber noch andere Völker gaben in der Steiermark Gastrollen; 1532 zogen italienische und spanische Truppen, die vor Wien gestanden, durch das Mürztal und hausten arg; um dieselbe Zeit mehrten sich die Klagen über die vielköpfigen, vagabundierenden Zigeunerbanden und 1621 hausten die gegen den Halbmond aufgebotenen welschen Fähnlein der steirischen Landschaft in der Gegend von Hartberg fürchterlicher als der „Türk“ selbst, und mancher Bürger mag gedacht haben: „Gott schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon allein fertig werden ...“ 1669 brandschatzten Baumkirchners Scharen — 1500 böhmische Söldner unter ihrem Hauptmann Safran — das obere Mürztal, so daß sich die kaisertreuen Edelleute Obersteiermarks mit ihren Bauern zusammentaten, die Rebellen in Mürzzuschlag überrumpelten und niedermachten.

Im Pettauerfeld, am östlichen Bacher und zu Wernsee an der Mur siedelte Ferdinand I. Uskoken, vom Balkan vertriebene christliche Slawen an, die schon 1593 in der Gegenreformation eine Garde von 500 Mann stellten.

Bezieht man noch die romanische Blutzufuhr durch die vier französischen Invasionen 1797, 1800, 1805 und 1809 ein, so hat man einen Überblick über die Rassenmengung in Steiermark.

* * *

Keltisches, romanisches, mongolisches, urgermanisches, slawisches und bajuwarisches Blut, dazu etliche Tropfen madjarisches, türkisches, spanisches und italienisches wurde in den letzten 2000 Jahren in die Adern der Steiermärker gefüllt. Das konnte nur eine Folge haben: ein Rassenchaos. Freilich bloß in jenen leicht zugänglichen Gebieten, durch die die großen Völker- und Heerstraßen führten; im Gebirge und im Waldlande wog und wiegt die bayrische Rasse, da und dort mit Keltoromanen und Urwenden gekreuzt, vor. Dafür spricht der körperliche Typus, dafür sprechen Sitten, Mundart, Kunstformen und geistige Eigenschaften.

Allerorts überwiegt der als nicht germanisch geltende Kurzschädel, dessen Vorkommen von den Gelehrten dem rhäto-romanischen oder dem slawischen Einschlag zugeschrieben wird, doch scheint es mir fraglich, ob wirklich alle Gemanenstämme langschädelig waren*, bezeichnet doch zum

* Die vielgerühmte Langschädeligkeit des Engländers kann zum Beispiel auch auf die englische Urbevölkerung, auf den kleinen, brünetten, dolichokephalen Homo Mediterraneus zurückgeführt werden.

Erzherzog Johann und der Schweizer Industrielle Johann Konrad Fischer.

Von **Anton Schlossar**.

Im Jahre 1794 machte ein junger Schweizer aus Schaffhausen, der sich namentlich mit metallurgischen Untersuchungen beschäftigte und ungewöhnliche Anlage und Strebsamkeit zeigte, eine Reise nach Kopenhagen und Stockholm, um die dortigen Fabriken und Bergwerke, welche für sein Fach wichtig waren, kennen zu lernen und sich daran zu bilden. Es war dies Johann Konrad Fischer, der Sohn eines Kupferschmiedes und Glockengießers in Schaffhausen, der 1773 geboren, zunächst bei seinem Vater in die Lehre trat, sich tüchtig auch auf Grundlage höherer mathematischer Studien ausbildete und später selbst in das väterliche Geschäft eintrat. Aber J. K. Fischers hohe Strebsamkeit veranlaßte ihn, seine Studien noch eingehender zu betreiben; er unternahm öfter Reisen, zumal nach England, wo die Metallfabrikation schon damals in so hoher Blüte stand, und durch eigenes Nachdenken gelangen ihm später verschiedene Erfindungen, namentlich die Herstellung des Gußstahls, welche den Engländern damals schon bekannt war, aber geheimgehalten wurde. Seine Arbeiten, betreffend die Legierung der Metalle, brachte ihn mit den hervorragendsten Chemikern und Metallurgen in Verbindung, und seine später selbst begründete Fabrik in Schaffhausen lenkte durch die immer wichtigeren seiner metallurgischen Erfindungen die allgemeinste Aufmerksamkeit auf den hochbegabten Mann. Er erwarb Patente und ausschließliche Privilegien, insbesondere auch in den österreichischen Staaten, wo er zuerst in Hainfeld (Steiermark), nahe dem gleichnamigen Schlosse des berühmten Orientalisten Hammer-Purgstall, den sogenannten Mallen-Hammer an sich brachte, aber auch bei Wiener-Neustadt eine eigene Fabrik für Meteor-Gußstahl und Feilen begründete, die noch zu Ende des 19. Jahrhunderts sein Sohn betrieb. Sein Wohnsitz war und blieb aber Schaffhausen, wo er in der späteren Zeit auch als Kantonsrat, im Sinne der Schweizer Verhältnisse als Oberstleutnant der Artillerie und in anderen hochangesehenen Stellungen wirkte, und 1856, über achtzig Jahre alt, starb. J. K. Fischer hat seine stets technologischen Studien gewidmeten Reisen, zumal nach Frankreich, England, Dänemark und Schweden, seit 1814 selbst beschrieben und im Druck herausgegeben, und es zeugt von der Schlichtheit und Bescheidenheit dieses hochbegabten Mannes, daß er, im Jahre 1845 schon in höchst angesehener Stellung, die eingangs erwähnte Reise seiner Jugendzeit aufgezeichnet und beschrieben unter dem Titel erscheinen ließ: „Tagebuch einer Reise von Kopenhagen nach Stockholm im Frühjahr 1794, von Joh. Konrad Fischer, Kupferschmied-Gesellen von Schaffhausen“ (Schaffhausen 1845).

so 1338, 1349, 1370 ... Durch ihre gewagten Darlehensgeschäfte, bei denen sie bis zu 80 % Zinsen nahmen, trieben sie mancherorts die Bauernschaft dem Ruin entgegen und erregten derart den nicht unberechtigten Haß der Stände, daß Maximilian I. sie 1495 aus Steiermark verbannte, mit der ärmlichen Einschränkung, zweimal im Jahre je 14 Tage die Jahrmärkte besuchen zu dürfen. 1510 erst war ihr Auszug beendet. — Ehemals hatten sie ihr Ghetto in Graz zwischen der alten Bürgergasse (heute Herrengasse) und der Schmiedgasse, und vertauschten es 1439 mit der Karlau bei Graz. Nirgends besaßen die Juden das Bürgerrecht und leisteten besondere Steuern als „landesfürstliche Kammerknechte". Kaiser Josef erteilte ihnen am 9. September 1783 die Erlaubnis, wieder dauernd in Steiermark zu wohnen, wovon sie ausgiebig Gebrauch machten, so daß ihre Zahl und ihre wirtschaftliche Macht stetig wächst.

Mit großen Zügen und nicht lückenlos zeichnete ich die Rassen, Völker und Stämme auf, die in 2000 und mehr Jahren die Steiermark bevölkerten oder durchwanderten, die sich kreuzten und die ich allgemein „Väter des Steiermärkers" nenne.

Es bleibt nur noch die Frage offen, welche Eigenschaften des Geistes und des Gemütes vorherrschen, ob auch sie die auf historischen Tatsachen fußenden Vermutungen bezüglich der überreichen Rassenmischung bestätigen.

Unser vorwiegend bajuvarischer Bauer ist zäh, schwerfällig und derb — der unverfälschte Deutsche, aber in den Städten und in den breiten Tälern, wo der bayrische Typus auch körperlich mehr und mehr hinschwindet, da schlägt das Herz in einem ungermanischen Takt und denkt der Kopf in einer fremden Weise. Und zwar sind, überprüft man alles, die hervorstechendsten Eigenschaften jene, welche wir bei den Kelten fanden: Entwicklungsfähigkeit und Wißbegier, Lebenslust und Unbeständigkeit, Stolz im Glück und Mutlosigkeit bei Mißgeschicken, die Gabe, sich anzupassen, und reiche musische Veranlagung. — Der Südsteirer hat dazu wohl noch manche mongolische Eigenheit ererbt.

Wie gesagt — nur in stillen fernen Alpentälern und auf Alpenhöhen, im Waldland, lebt der alte blauäugige und blondhaarige, vierschrötige und konservative deutsche Bauer, den deutsche Kaiser und Könige, deutsche Herzöge, Bischöfe und deutsche Uraltadelige zu Rodungen aussandten, um die Mark im Kampf gegen den feindlichen Osten zu festigen und zu stärken.

Und dieser deutsche Steirer hat bisher alle Zeit seine Pflicht treu getan.

Graz in die Sammlung" (nämlich des Joanneums). Das ausführliche Gespräch behandelte zumeist die metallurgischen Arbeiten und Etablissements Fischers und beim Abschiede ermunterte der Erzherzog den Fabrikanten zu neuerlichem gelegentlichen Besuche. Ein solcher fand schon im September desselben Jahres wieder in Wien statt, wobei abermals das Gespräch zum großen Teile die den Prinzen überaus ansprechenden Erfindungen und Erfahrungen auf metallurgischem Felde betraf.

Dem Industriellen wurde aber schon im nächsten Jahre die Freude zuteil, den Erzherzog an einer Stätte seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit, auf dem berühmten „Brandhof", also auf steirischem Boden, zu besuchen, wie es der Fürst ausdrücklich gewünscht hatte. Der Brandhof, am Fuße der Aflenzer Staritze an einem Abhange des Seeberges gelegen, war 1818 vom Erzherzog Johann als einfache Alpenwirtschaft angekauft und dieser ließ das Gebäude bald darauf umbauen, mit behaglichen Wohnräumen versehen, die auch des Schmuckes bedeutender Künstler nicht entbehrten, und in der Mitte des Baues eine zierliche Kapelle errichten. Die Nebenbauten waren landwirtschaftlichen Zwecken gewidmet und überhaupt wurde an dieser Stätte eine landwirtschaftliche Musteranstalt geschaffen. Zumeist im Sommer weilte der Prinz hier besonders gern und pflegte die Jagd und seinen Wirtschaftsbetrieb. Der vollständige Umbau des Brandhofes war im Jahre 1828 vollendet und eine festliche Einweihung wurde durch den auch als Dichter bekannten Erzbischof von Erlau, Ladislaus Pyrker, unter Teilnahme zahlreicher Festgäste vorgenommen. Seitdem blieb der Brandhof des Erzherzogs Lieblingsaufenthalt, und es entstand um jene Zeit auch das schöne „Vaterlandslied" eines Dichters, dessen erste Strophe lautet:

Kennst du das Haus? — am Seeberg zeigt sich's dir,
Es wohnt der trefflichste der Fürsten hier,
Des Volkes Liebe ist sein Eigentum,
Denn Menschenwohl zu fördern ist sein Ruhm! —
Ich kenn' das Haus, ich kenn' den Ort:
Johann von Östreich wohnet dort.

Dort wurde Fischer im Sommer des Jahres 1827 von dem Erzherzog als besonders ausgezeichneter Gast empfangen, gerade zu einer Zeit, als die Ausschmückung der Wohnräume des Brandhofes ihrer gänzlichen Vollendung entgegensah. Wir lassen nun den Tagebuchblättern des Schweizers selbst das Wort über den Brandhof und seinen Aufenthalt daselbst als Gast des Erzherzogs Johann:

„Am dreiundzwanzigsten Brachmonat kam ich aus dem Kaiserlichen Gußwerk in Mariazell an und fuhr den folgenden Morgen früh in meiner eigenen Chaise auf den Brandhof, um dem Erzherzog Johann zu seinem Namensfest zu gratulieren. Als ich daselbst ankam, wurde ich, nachdem ich dem Sekretär des Erzherzogs meinen Namen angesagt, sogleich zu

Da meines Wissens die Veröffentlichungen dieses merkwürdigen Mannes nirgends vollständig verzeichnet sind, sei angeführt, daß er noch folgende herausgab: „Tagebuch einer im Jahre 1814 gemachten Reise über Paris nach London und einigen Fabriksstädten Englands" (Aarau 1816), „Tagebuch einer zweiten Reise über Paris nach London" (Aarau 1826), „Fragmente aus dem Tagebuche dreier Reisen nach London ... von 1825, 1826 und 1827" (Stuttgart 1829), „Notizen auf der Reise über Paris nach London ... 1845" (Schaffhausen 1846), „Notizen auf meiner Reise ... nach London ..., Scheffield, Liverpool und zurück 1846" (Schaffhausen 1847). Alle diese Schriften zeigen sich namentlich reich an scharfsinnigen Beobachtungen, zumal auf technologischem Gebiete, die er in den verschiedenen Industriestätten angestellt.

Erzherzog Johann, der hohe unvergeßliche Wohltäter der Steiermark, der auf dem Gebiete so vieler Wissenschaften ausgezeichnet bewandert, hatte auch dem Bergbau, der Eisenbereitung und der Technologie überhaupt, wie bekannt, frühzeitig sein besonderes Augenmerk zugewendet. Schon in der Jugend beseelte den leutseligen Fürsten große Vorliebe für die Gebirgsländer und noch als Jüngling war er auf die großartigen Schönheiten der Schweiz durch den damals als Hofrat in Wien angestellten Schweizer Geschichtsforscher Johannes v. Müller gelenkt worden, der den Prinzen auch mit der historischen Entwicklung dieses herrlichen Berglandes zuerst bekannt machte. Um so mehr fand der schon weit verbreitete Name des Schweizers J. K. Fischer als Industrieller bei dem Erzherzog besondere Beachtung und er wünschte, ihn persönlich kennen zu lernen. Fischer, dessen erwachsener Sohn inzwischen auch schon im Fache der Metallindustrie auf österreichischem Boden tätig war, hatte deshalb und weil er selbst die früher erwähnten Arbeitsstätten dieses Zweiges in Österreich eingerichtet, öfter Gelegenheit, nach Wien und Steiermark zu kommen, und es wurde ihm die Ehre zuteil, auch einigemal vom Erzherzog Johann selbst empfangen zu werden. Über diesen mehrfachen Empfang, bei dem auch von dem Schweizer überaus hochverehrten kenntnisreichen Prinzen hat Fischer ungedruckte Tagebuchaufzeichnungen abgefaßt, die seine freundliche Aufnahme durch den Fürsten genau schildern und selbst der mit ihm geführten Gespräche gedenken. Aus diesen denkwürdigen Tagebuchblättern sei hier einiges später mit des Verfassers eigenen Worten mitgeteilt.

Der erste Empfang Fischers durch den Erzherzog fand im Februar 1826 statt, und zwar in der Hofburg zu Wien, wo der Prinz eben weilte. Dieser erkundigte sich teilnehmend um die von Fischer nach England unternommenen Reisen, äußerte seine Freude über die gemachte Erfindung des Meteorstahls und nahm auch einige Probestücke dieses Stahles und mehrere andere Metallarbeiten dankend mit den Worten entgegen: „Alles kommt nach

Nach geendigter Messe führte mich nun der Erzherzog in dem ganzen Meierhof, der Küche, den Vorrats- und Milchkellern, Ställen, Werkstätten usw. herum, während uns eine zahme Gemse, die frei herum-, ja öfter bis in den nahen Wald lief, zuweilen folgte. Er zeigte mir auch die Rechnungen seiner Sennhirten für Ein- und Ausgang seiner Produkte in Bauernzahlen, ähnlich denjenigen, die in meiner Jugend noch von den Appenzellern, die damals noch mit Saumrossen bis nach Schaffhausen kamen, gebraucht wurden.

Im Freien und auf einem Gang dem Hause gegenüber, wo Erfrischungen aufgestellt waren, unterhielt sich die Gesellschaft bis zur Essenszeit. Als man nun zum Essen läutete, nahm mich der Erzherzog bei der Hand und sagte: ‚Kommen Sie, mein lieber Fischer, Sie müssen neben mir sitzen, aber wir müssen weit hinter die Tafel.' Er nahm in der Mitte derselben, gerade unter dem Standbilde seines Bruders, Platz und ich mußte zu seiner Rechten sitzen, dann winkte er noch einen Geistlichen von Mariazell zu seiner Linken, die übrigen Gäste, im ganzen zwanzig an der Zahl, nahmen willkürlich und ohne Komplimente Platz. Er sagte zu mir in Beziehung auf sie: ‚Das sind lauter brave Männer, vor diesen darf man ungescheut reden wie man denkt.' Der Erzherzog schenkte mir auch noch vor der Suppe ein Glas Bitterwein ein, den er, wie er mir sagte, aus der Gegend von Belgrad bekomme. Überhaupt hatten wir nebst einer prächtig besetzten Tafel, wovon die Hauptplatten in Auer- und Spielhahnen und ausgesuchtem Backwerk und Dessert bestanden, allerlei Gattungen Weine, rote und weiße, alle steirische Gewächse und von vorzüglicher Qualität. Meistens aßen wir von zinnernen Tellern, hatten ganz altfränkische Weinflaschen, aßen mit Löffeln aus Horn, auf denen Verse graviert waren, und die Hefte der Gabeln und Messer, auf deren Klingen zum Teil sich auch Verse befanden, waren künstlich aus Gemshörnlein gemacht und mit Messing beschlagen nach steirischer Art. Auf der ganzen Tafel war kein Lot Silber zu sehen, welches mich sehr angemessen dünkte, um die Harmonie des Ganzen nicht zu stören. Auch waren die meisten Gäste steirisch gekleidet, mit Federn und Blumen auf dem grünen Hut. Der Erzherzog selbst trug einen solchen grünen Hut, mit einem Gemsbart geziert, einen grauen Rock mit grünem Saum, grüne Strümpfe und Schnürhalbstiefel. Zwei Jäger und zwei Mägde warteten bei Tische auf.

Er unterhielt sich meistens mit mir und folgendes sind seine merkwürdigsten Äußerungen: Als ich mich über die edle Einfachheit des Speisesaales, in dessen Mitte an der Diele als zarte Anspielung auf den Charakter der Steiermärker eine Rosette von Mannstreu* ange-

* Eryngium alpinum, des Erzherzogs Lieblingsblume.

Sr. Kaiserlichen Hoheit eingeführt. Der Erzherzog empfing mich mit der Frage, wo ich so lang gewesen sei, und erwähnte gleich meines ‚Tagebuches der zweiten Reise nach England', das er schon vor etwelcher Zeit mit vielem Vergnügen gelesen. Ich bat ihn nun, das Exemplar, welches ich für ihn bestimmt hatte, geneigtest anzunehmen, mit dem Beisatz, daß nur der Umstand, weil mein Sohn, der dasselbige nebst einer Zuschrift dazu ihm hätte übergeben sollen, ihn nie in Wien anzutreffen das Glück gehabt habe, die frühere Einreichung verspätet.* Der Erzherzog nahm es sogleich an, lud mich zur Mittagstafel und unterhielt sich mit mir über Stahl- und Eisenmanufaktur und verschiedene Gattungen alter und neuer Gewehre, die er mir in seinem Waffensaal zeigte. Auch zwei sehr schöne Ölgemälde zogen meine Aufmerksamkeit besonders an, das eine den Wilhelm Tell, das andere den Andreas Hofer darstellend. Unter dem ersteren stand geschrieben ‚der beste Schütze' und unter dem andern ‚der treueste Schütze'. Von dort führte er mich in das Zimmer, wo die Gäste, die ihn zu beglückwünschen gekommen waren, sich versammelt hatten, und machte uns gegenseitig miteinander bekannt.

Nach etwelchem Zeitverlauf nahm mich der Sekretär Herr Zahlbruckner beiseite und sagte: Der Erzherzog gehe nebst den Gästen in die Hauskapelle, die heilige Messe zu hören, ich wolle mich aber im mindesten nicht genieren; ich antwortete ihm aber, daß ich ebenfalls dahin gehen werde. Nebst den Genannten wohnten auch alle Dienstboten des Hofes dem Gottesdienst in diesem Betzimmer bei, welches, wie alle andern Zimmer des Hauses, äußerst reinlich und äußerst einfach, nur mit Holz ausgetäfelt und ganz in gotischem Stil ausgeführt war, mit vier Standbildern von Kaisern (Rudolph, Maximilian, Ferdinand und Karl) nebst des jetzt regierenden Kaisers ausgeziert, seine Eltern neben und seine Großmutter Maria Theresia (wie ein Schutzgeist einen Lorbeerkranz über ihn haltend) hinter ihm und gegenüber der kaiserliche Adler vor einer Eiche, an deren Ästen die Wappen des Kaiserhauses aufgehängt waren, von feinem Sandstein vorzüglich schön ausgehauen.** — Unter den Anwesenden beim Gottesdienst, der nicht sehr lange dauerte, war auch auf einem Betschemel ein Frauenzimmer von großer Schönheit und einer solchen ungekünstelten Demut im Gesicht, wie man sie etwa in den Kirchenbildern großer Meister vorgestellt antrifft, deren Name mir aber unbekannt blieb.

---

* Diese Veröffentlichung und alle früher angegebenen Druckwerke Fischers über seine Reisen finden sich vollzählig in der Grazer Landesbibliothek am Joanneum, vermutlich ein Geschenk des Erzherzogs selbst an die seinen Namen führende Anstalt, der er bis zum Lebensende ein so großer Förderer gewesen.

** Die erwähnten Standbilder befinden sich nicht in der Kapelle, sondern im Speisesaale des Brandhofs.

Existenz, weil die meisten von ihnen kleine Grundstücke oder Gemeindeanteile besitzen, weit besser gesichert sei als im ersteren Land, ergab es sich, daß er meinen Freund Herrn Leo von Salford in Manchester* persönlich kannte und ihn schätzte, wie er es verdient. Bei Erwähnung des infolge vielseitigen Gewerbefleißes und der Bemühungen wahrer Patrioten immer mehr aufblühenden Aargaues und der Verschönerungen um die alte Habsburg herum (die ich alle Jahre besuche), sagte er, ‚Es freute mich, noch daselbst eine alte gewölbte Schloßdecke zu finden: die wahrscheinlich mit dem Bau der Burg ihr Dasein erhielt. Ich brach, wo bei einer Öffnung derselben die Mauer entblößt war, einen Stein heraus, den ich nun sorgfältig aufbewahre, denn die Habsburg ist mir lieb. König Albrecht‘, fuhr er fort, ‚hatte großes Unrecht, aber Johann hätte warten sollen, er hätte später seinen Zweck und sein Eigentum doch erlangt.‘ Als ich ihn frug, ob in dem Familienarchiv nicht auch etwas Gewisseres über die nachherigen Schicksale Johanns befindlich sei, sagte er: ‚Alles, was man mutmaßen könne, sei, daß er als Bettler zu Pisa von Almosen gelebt und auch dort gestorben sei und ein natürlicher Sohn von ihm zu Wien beinahe ein ähnliches Schicksal gehabt habe.‘

Vor der aufgehobenen Tafel erzählte der Geistliche von Mariazell noch, was infolge des so lange angehaltenen und noch heute statthabenden Regenwetters in einem nahe gelegenen Dorfe der Steiermark geschehen. Dort veranlaßten die Bauern nämlich, weil sie gern gutes Wetter zum Heueinsammeln gehabt hätten, den Herrn Pfarrer und zwangen ihn gewissermaßen, ihnen den St. Emmerich, der nebst andern Heiligenbildern in der Kirche stand, herauszugeben, da sie ihn dann besonders ausschmückten und während dreier Tage ihre Andacht vor ihm verrichteten. Nachdem aber der Regen dessenungeachtet nicht aufhören wollte, so sei er nun auf einmal bei ihnen in Mißkredit gekommen, so daß sie ihn von seinem Standort weggenommen und ohneweiters ins Wasser geworfen haben.

Nach dieser Erzählung führte mich der Sekretär des Erzherzogs, während sich derselbe mit den andern Gästen unterhielt, in die an das Speisezimmer anstoßende, bis auf wenige Kleinigkeiten nun ganz fertige Hauskapelle. ‚Mein Herr ist Toison‘ (Ritter vom goldenen Vließ), sagte der Sekräter zu mir, ‚und darum verpflichtet, alle Tage eine heilige Messe anzuhören, und da er sich seiner Pflicht nicht entziehen will, so hat er diese Kapelle hier bauen lassen. Sie war wirklich mit einer edlen Einfachheit ausgeziert (so wie mir überhaupt alles das

* Schon bei seiner Bereisung Englands im Jahre 1814 hatte Fischer die Bekanntschaft des Besitzers der großen Spinnerei in Salford bei Manchester gemacht, der den Schweizer sehr freundlich mit den Fabrikszuständen bekanntmachte, auch ihn, als Fischer im Frühjahre 1826 wieder dahinkam, in gastfreundlichster und liebenswürdigster Weise empfing.

bracht war, und über die in demselben befindlichen Standbilder äußerte, sagte er vom Kaiser Maximilian: ‚Er war über sein Zeitalter hinaus und es hat ihn nicht verstanden.‘ Wegen des häuslichen Glückes, das nur in der einfachen und nicht ganz geschäftslosen Lebensweise zu suchen ist, sagte er: ‚Durch Überbildung der Weiber in der vornehmen Welt ist es bei uns und besonders in Wien zu einer Zeit während des Aufenthaltes der Franzosen und Polen an manchen Orten zerstört worden: bei Ihnen in der Schweiz ist es in dieser Hinsicht besser, ich habe dies während meines dreimonatigen Aufenthaltes in Basel kennen gelernt.‘ Ich bemerkte darauf, daß der Grund der Überbildung nicht nur in einem ästhetischen Gefühl, sondern zuweilen auch in einer Art von Ehrgeiz bei den Frauenzimmern liege, um zu glänzen. ‚Ja‘, sagte er, ‚und wenn sie einmal dem Ehrgeiz sich hingeben, so kennen sie nicht mehr leicht die Grenze.‘ Wegen Erziehung der Kinder, besonders der Knaben, bemerkte der Erzherzog, ‚daß niemand, auch kein Prinz nicht, sein sollte, der nicht wenigstens etwelche praktische Kenntnisse in technischem Fache oder in der Landwirtschaft besäße. Ohne dieses‘, setzte er hinzu, werden sie Selbstsüchtler und lernen nie begreifen, als etwa durch plötzliche bittere Schläge des Schicksals, wie sehr ein Mensch des anderen bedarf.‘ Als ich erwähnte, daß ich auf dieser Reise meine ehemaligen Freunde, die geistlichen Herren von St. Blasien im Schwarzwald, die nun in St. Paul und Klagenfurt sich angesiedelt haben, besucht und welche bedeutende Opfer sie dem Großherzog von Baden haben bringen wollen, um ihre freiere Existenz in St. Blasien zu sichern, und wie an ein und demselben Vormittag der Malteser-Orden, Baden und Württemberg, die ersteren Baden durch Kommissarien und letzteres durch ein Bataillon und zwei Stück Geschütz, wie mir der Fürst erzählt, von dem Kloster haben Besitz nehmen wollen, so erwiderte er: ‚Von allen politischen Sünden der verflossenen Jahre schien mir keine unmoralischer und für das Prinzip der Regierungen selbst nachteiliger als die Seelenmäklerei. Wo soll sich Liebe für Fürst und Vaterland entwickeln und erhalten, wenn man täglich in Gefahr steht, auf einen neuen Markt gebracht zu werden! Auch Ihnen stand er sehr nahe (er meinte den Kanton Schaffhausen), denn‘, setzte er hinzu, ‚der Rhein ist eben eine schöne natürliche Grenze und um dessentwillen fiel uns das Feiktal weg. Das war überhaupt der Schweiz ihr Glück, daß sie nicht in dieses Erwerb- und Vergrößerungssystem einging, welchem die kleineren Staaten sich am meisten hingaben und dann gelegentlich, wie in der Tierwelt, wieder von den größeren verschlungen wurden. Ich habe oft‘, meinte er noch, ‚dawider geredet, aber es hat nichts geholfen.‘

Als wir die beiden Industriesysteme Englands und der Schweiz, besonders in bezug auf die Arbeiter, durchgingen, und daß bei uns ihre

hauptsächlich in dem Allgemeinen, wenn auch Mittelmäßigen unseres Wohlstandes liege, der einzelnen kolossalen Vermögenszuständen vorzuziehen sei, und dann auch in der Erziehung und Bildung.

‚Welchen Weg haben Sie mit Ihren Söhnen eingeschlagen?‘ frug er mich fortfahrend. ‚Kaiserliche Hoheit‘, antwortete ich, ‚ich bin kein Frömmler und hasse es auch, nur so zu scheinen, aber ich lese gern und oft in der Bibel um ihrer Fürtrefflichkeit willen, um ihres Interesses willen und um ihrer Schätze willen von Weisheit aus früheren Zeiten; ich habe meine ganze Pädagogik aus dem Jesus Sirach genommen, und als sie nach dieser erzogen worden und ihre Erziehung durch Erlernung eines Berufs vollendet worden, so sprach ich zu einem jeden: Lerne das, wozu du Lust hast, aber lerne es recht.‘ — ‚Die Bibel‘, erwiderte der Erzherzog, ‚sollte ein jeder Mensch ohne Ausnahme lesen, und was er nicht versteht oder begreift, das lasse er dastehen, wie es ist, bis er zu besserer Erkenntnis gelangt, diesseits oder jenseits; die Bibel ist und bleibt, wie Ihr fürtrefflicher Johannes v. Müller sagt: das Buch aller Bücher.‘

Die Gesellschaft brach auf. Die steirischen Herren gingen in den Hof hinaus sowie auch die Geistlichen von Mariazell, von denen nachmittags noch einige gekommen waren, ebenso der Erzherzog. Er sah meine einspännige Chaise, die ich zweimal über die Kärntischen Alpen durch Schnee- und Erdlawinen, dann an das Mittelländische Meer, auch durch die Wasserfluten der Mur zwischen Lebring und Gräz unversehrt auf den Brandhof, der im steirischen Gebirge 3800 Fuß hoch über der Meeresfläche liegt, gebracht hatte. Der Erzherzog sowie die andern Herren belobten ihre Form, Leichtigkeit und Solidität. Er frug mich, wo sie gemacht worden sei, und es war mir ein Vergnügen, nachdem sie solchen Beifall erhalten, zu sagen: in Schaffhausen. Auch das fand er für sehr gut, daß das Pferd in einer Gabel und nicht an eine einfache, seitwärts gebogene Deichsel, wie in diesem Lande üblich, gespannt sei, welches Urteil ich auch von einem Kenner wahrer mechanischer Grundsätze erwartete. Als ich mich dem Erzherzog empfahl, sagte er: ‚Lieber Fischer, kommen Sie zu mir, wann Sie wollen, und wenn Sie in die Nähe kommen, unterlassen Sie es nicht, mich zu besuchen.‘ So schied ich zum drittenmal von diesem Fürsten, der in jeder seiner Beziehungen zur Gesellschaft gleich verehrungswürdig ist.“

Fischer hatte noch Gelegenheit, daraufhin den Erzherzog Johann im Oktober 1828 in Wien aufzusuchen, traf im Jahre 1829 mit ihm in Linz zusammen und kam nach Jahren im Jahre 1842 auch nach Graz, wo er wieder bei dem Prinzen zur Mittagstafel geladen und auch der Gemahlin des Erzherzogs vorgestellt wurde. Unvergeßlich blieben dem Schweizer Verehrer des Fürsten diese Besuche, von denen jener auf

Gepräge des Eigentümers zu tragen schien). Auf dem Hochaltar ruht die Weltkugel, um die eine Schlange sich windet, oben darauf das Kreuz. Auf den beiden Seiten der Kapelle steht ein Madonnenbild und Johannes der Täufer beinahe in Lebensgröße. Bei dem Beschauen kam der Erzherzog selbst hinein und sagte: ‚Dieses Madonnenbild (welches im Vorbeigehen gesagt ein ausgezeichnetes und für die Lieblichkeit des Gesichtes ein Meisterstück ist) ist schon über fünfhundert Jahre alt, es wurde in einer Kirche der Steiermark ausgeschieden und war in einem Behälter, wo es zugrunde gegangen wäre, und da bat ich es mir von dem Pfarrer für meine Kapelle aus. Ich muß Ihnen aber noch das Ziborium (Schrein, wo das Hochwürdigste aufbewahrt wird) zeigen, welches ich aus einem Stück Holz von der berühmten Zeder vom Libanon habe machen lassen, wo sonst der Bann darauf ruht, daß nichts davon solle abgehauen werden. Ich bat mir von den dortigen Mönchen nur ein kleines Stück aus, erhielt aber einen ganzen Ast, mit einem von dem Prior und zwei Ordensgeistlichen unterschriebenen arabisch, griechisch und lateinisch abgefaßten Zertifikat, daß dieses Holz von der obbenannten berühmten Zeder herrühre.‘ Wir gingen miteinander in ein oberes Zimmer, wo dieser Schrank, ganz in gotischem Stil und mit ausnehmend schönem Schnitzwerk geziert, noch in der Kiste, von welcher der Erzherzog selbst den Deckel abhob, lag, so wie ihn der Künstler (Böhm) übersendet hatte.

‚Jetzt müssen Sie noch die gemalten Glasscheiben sehen‘, sagte er, ‚die in die Kapelle kommen, einige sind von Mohn‘.* Es waren alles historische Stücke, teils direkt aus dem Leben dargestellt oder allegorisch. Die handelnden Personen in Steirer- oder Tirolertracht gekleidet, und oben und unten Sinnsprüche in Reimen. Als ich sie alle durchgesehen hatte und sie der Erzherzog wieder in die Schublade verschloß, frug mich der Sekretär: ‚Haben Sie auch die Sinnsprüche gelesen?‘ Ich antwortete ‚ja‘ — und ich setzte hinzu ‚auch verstanden‘, über welche schnelle Antwort der Erzherzog, wie mir schien, vergnügt lächelte.

Beim Hinuntergehen frug er nach dem Befinden des Herrn Hauptmanns v. Stokar, nun Obristleutnant in Holland, von dem er sagte, daß er ihn gern gehabt und er ein wackerer Offizier gewesen sei, und dann nach Herrn Konrad v. Mandach (zur Platte) in Schaffhausen. Er erkundigte sich ferner nach einigen distingierten Schweizern, und von dem Schultheiß Rütimann sagte er, daß er ihn für einen guten Staatsmann halte. — Als wir im allgemeinen noch von der Schweiz sprachen, glaubte auch er, daß unsere immer noch vor manchen Ländern glückliche Lage

* Der Bildhauer Gottl. Sam. Mohn, geboren 1785, starb schon 1825. — Der kurz zuvor erwähnte Glasmaler Joh. Daniel Böhm, welcher auch die Glasgemälde im Laxenburger Schlosse gefertigt, lebte zwischen 1794 und 1865.

Wenn diese aufblühende Stadt nebst ihrer felsenfesten Treue zu unserem Österreich auch die deutscheste Stadt genannt wird, so beweist das nur, wie natürlich und schön sich die Liebe zum deutschen Vaterland und die Liebe zum heimatlichen Mutterlande vereinen läßt.

Ein alter Vetter aus dem Oberlande war nach Graz gekommen. Wir saßen zusammen in der „Kaiserkrone" beim Frühstück und ich schlug vor, ihm die Denkmäler von Graz zu zeigen. Das war ihm recht. Hier will ich einige seiner Bemerkungen aufschreiben. Zuerst führte ich ihn zum Kaiser Franz-Denkmal auf dem Franzensplatz. „Ah, da Kaiser Franz", sagte er, „han scho ghört von ihm. Der allemal gsagt hat: Mir wern s scho machn." Auf meine Bemerkung, daß er der Schwiegervater Napoleons gewesen, sagte er: „Gehst nit?!" Das war ein Verweis für mich. Er hielt den „Schwiegervater" für einen schlechten Witz. — Unterwegs, den Schloßberg hinan, sprach ich von den Franzoseneinfällen und als er auf der Höhe das Hackher-Denkmal sah, den Riesenlöwen, da rief er aus: „So an ends Trumm Katz wird mar ah nit bald wo sechn!" Ich: „Da haben sich die Franzosen nicht heraufgetraut." Er: „Ih glaubs!" — Beim Schweizerhaus, vor dem Standbild Weldens, sagte ich: „So wie der Hackher oben den Schloßberg vor dem Feinde geschützt hat, so hat der Welden — das war ein Grazer Pensionist — auf dem kahlen Schloßberg Wege angelegt und Bäume angepflanzt." Der Vetter schaute ins Gestämme hin: „Wird eh scho Zeit zum Abstockn, daß s' a wohlfeils Brennholz kriegn, die Grazer." — Dann im Stadtpark, beim Anastasius Grün-Denkmal, sagte er: „Dem muaß wul ah schon der Arm wehtoan, daß er n alleweil so aussihaltn muaß. Tuat lacht vögelfuttern?" — Beim Franz Josefs-Brunnen, der wie gewöhnlich trocken war, fragte der Vetter: „Was is dan das?" Ich: „Ein Brunnen — den haben die Franzosen gemacht; ist einmal mitten in der Wiener Weltausstellung gestanden und die Grazer haben ihn um 42 tausend Gulden gekauft." Er: „Zu was brauchn s n dan?" Ich: „Zum Anschauen." Er: „Ih han mir vor an Jahr in mein Hof an Brunn anglegt, hat fünf Guldn kost und habn s best Wasser." — Beim Franck-Denkmal sagte er: „Wia gmüatlih er herschaut! So, so, n Stadtpark hat er gmacht. Muaß a gscheiter Mann sein gwest." — Bei der Waldlilie freute er sich über das Reh. „Zum Abfangen, so liab! s Dirndl wär ah sauber, wans nit so schwarz tat sein. Steht ban Wasser und wascht sih nit." — Von dem Hamerling-Denkmal lobte er, daß es so schön weiß ist. „Wia aus an Salzstock gschnitzlt!" — Bei der Schillerbüste belehrte ich ihn: „Das ist ein großer Dichter gewesen." Er: „So wia Sö?" Ich:

dem Brandhofe wohl der denkwürdigste ist, da er durch die mitgeteilten Gespräche und Äußerungen die Kenntnisse und die Anschauungsweise unseres hohen Förderers der Kultur und Wissenschaft in ein so helles Licht setzt. Aus diesem Grunde dürfte auch die wörtliche Wiedergabe der Aufzeichnungen Fischers über diesen Besuch, die hier zum ersten Male gedruckt erscheinen, des Erzherzogs edle und vornehme Denkart, sein reiches Wissen und sein schlichtes, leutseliges Wesen am besten ins Gedächtnis zurückrufen.

Heimgärtners Tagebuch.

In meiner Kindheit war bei uns zu Krieglach-Alpl das Grazzeigen der Brauch. Fragte da der Knecht Markus den kleinen Waldbauernbuben: „Sul ich dir Graz zeign?" — „Ja, ja! Graz zeigen!" rief der Kleine lustig. Der Knecht stellte sich hinter den Knaben, nahm ihn mit beiden Händen an den Ohren und hob ihn auf: „Siagst hiaz Graz?" — „Na, na!" schrie der Kleine. Der Knecht hob ihn höher: „Siagst hiaz Graz?" — „Nit, nit, laß' aus!" jammerte der Kleine. Der Knecht hob ihn noch höher: „Siagst hiaz Graz?" Und der Kleine, um der Pein zu entkommen, mit weinendem Lachen: „Ja, ja, ja!" Da wurde er zu Boden gestellt.

Erst vor kurzem traf ich im Gebirge einen alten Wegmacher. So im Plaudern fragte ich ihn, ob er schon einmal in Graz gewesen sei? „Na", antwortete er lachend. „Jh kenn Graz grad nur als kloaner Bua, vom Ohrwaschelhebn." — Da erinnerte ich mich an die alte Neckerei, wie man im Oberlande den Kindern „Graz zeigt".

Vor Jahren, als die Gemeinde Graz den Eisernen-Torplatz „Bismarckplatz" getauft hatte, sprachen gegnerische Blätter von der „unpatriotischen" Stadt. Auch Graz als „deutscheste Stadt" wird manchmal in dem Sinne angeführt. So ging ich doch einmal suchen, ob denn in Graz nirgends etwas österreichisch-patriotisches zu finden sei. Nun, da ist ein Kaiser Franz-Denkmal, ein Kaiser Josef-Denkmal, vom selbstverständlichen Erzherzog Johann-Denkmal gar nicht zu reden. Und da ist ein Kaiser Franz Josefs-Kai, eine Elisabethstraße, ein Kaiserin Elisabeth-Denkmal, eine Elisabethschule, eine Franz Josef-Schule, ein Ferdinandeum, ein Franzensplatz, ein Karl Ludwig-Ring, eine Maria Theresien-Allee, eine Erzherzog Johann-Allee, ein Joanneum, ein Stephaniensaal, eine Stephaniegasse, ein Kaiser Josef-Platz, eine Ferdinandsbrücke, eine Franz Karl-Brücke, eine Albrechtsbrücke, eine Rudolfswarte, eine Stephanienwarte usw.

Führung und Reklame auszuschauen. Am ersten Abend hatten sie vor, die Theater von Graz kennen zu lernen, also, daß jeder in ein anderes fuhr. Der eine ins Theater am Stadtpark, der andere ins Stadttheater und der dritte ins Opernhaus. Nicht wenig waren sie erstaunt, als im Parterre des betreffenden Theaters alle drei zusammentrafen.

Am nächsten Abend wollten sie die übrigen Theater kennen lernen, der eine besuchte das Städtische Theater, der andere das Landestheater und der dritte das Theater am Franzensplatz. Und wieder kamen sie im Theater zusammen alle drei. Hierauf hat einer der Reisenden in sein Tagebuch geschrieben: „Das Theaterwesen in Graz ist sehr namhaft."

Angeregt von Molos Schillerroman las ich wieder einmal den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller und fand darin manches bestätigt, was mich im Roman fremd angemutet hatte. Indes will ich jetzt was anderes anmerken. Auffiel mir in den Briefen die völlige Weltabgewandtheit der beiden Dichter. Diese Briefe aneinander schrieben sie von 1794 bis 1805, also in einer furchtbar gewaltigen Zeit. Goethe war Minister eines der schwer bedrohten und gedrückten deutschen Kleinstaaten. Schiller war die Feuerseele der Freiheit, der Menschenrechte. Und doch — sie sahen ihre Zeit nicht; von einem sozialen oder politischen Gedanken in den 999 Briefen kaum eine Spur. (Vielleicht haben sie aus Furcht vor Entzweiung den Anstausch ihrer politischen Meinungen vermieden.) Ein wohlgebauter Hexameter hatte für sie mehr Interesse als die französische Revolution, eine technisch gelungene Bühnenszene schien ihnen wichtiger, als der aufstehende Napoleon. So ganz standen unsere Dichterherren im Banne der Kunst. Ja noch mehr, nicht einmal den Gehalt, den Geist ihrer unter gegenseitigem Einfluß entstehenden Dichtungen berührten sie in den Briefen näher, nur daß Äußere, die Form, die Technik, die Mache war ihre Sorge und ihr Stolz. — Da sah ich nun, woran es liegt, wenn eine Dichtung unsterblich sein soll. Die festgegossene Form trägt weiter als der tiefste Gehalt, der oft auch zu persönlich ist, um allgemein gleichmäßig nachempfunden, verstanden zu werden. Wie bewundern wir noch die schönen alten griechischen Tonkrüge, obschon sie leer sind. Den Inhalt, den Geist haben längst vergangene Menschen ausgetrunken, die Schönheit ist uns geblieben.

Ich habe diese Mechanisierung der Kunst nie verstehen können. Wir modernen Poeten lassen uns vielleicht zu viel von seelischen Affekten leiten, von Gefühlsregungen, Leidenschaften, von sich aufdrängenden Gedanken, als daß wir das richtige Verständnis und Geschick

„Laßt das sein. Wo ich Euch so freundlich herumführe.“ Er schlug mir munter seine Hand auf die Achsel: „Is ja nur a Gspaß gwest.“ — Beim Kaiser Josef Denkmal: „Aha, da Kaiser Josef. Han scho ghört vo' dem. Der die Klöster hat ausgraubt.“ Ich: „Wer sagt denn das?“ — „Mir ham amal an Kaplan ghabt. Aber der Herr Pfarrer hat gsagt, was er den Klöstern gnommen, hat er den Weltgeistlichn gebn.“ — Vor dem Obelisk des Kriegerdenkmals rief er: „Ah Halbnarr, auf der Säuln is ja gar nix obn!“ Ich: „Hier die Namen der in Bosnien gefallenen steirischen Soldaten.“ Er: „Da muaß mei Bruader, da Festl, ah dabei sein.“ Ich: „Ist er auch gefallen?“ Er: „Freilich wul. Aber zan Glück wieder aufgstandn.“ — Am Württembergdenkmal bewunderte er den ausgereckten Säbel und meinte, wenn damals die Steirer nicht gesiegt hätten in Schleswig-Holstein, so wäre das Steirerland gewiß heute den Dänen unterdänig“. (Ein Witz, den ich das erstemal hörte.) Im Hofe des „Joanneums“ mit der Mohsbüste wußten wir wenig anzufangen. Als ich dem Vetter vom Gelehrten der Mineralogie sprach, verstand er so weit, daß er hochachtend sagte: „Also das is der Mann, der die Stoaner derfunden hat! Ih han auf mein Feld dahoam so viel Stoaner, daß mir s wegtragn müassn.“ — Endlich kamen wir auf den Hauptplatz zum Erzherzog Johann-Denkmal. Ich war schon begierig, was er zu den Figuren der steirischen Flüsse, die Wasser gießen, sagen würde. Der Vetter schaute nur empor zum Standbild des Erzherzogs und sagte nichts. Langsam zog er den Hut vom Kopfe, schaute hinauf und schwieg. — —

Zum Schluß besuchten wir noch das Morredenkmal im Volsgarten. Von Morre wußte der Vetter etwas. „Nicht wahr“, erinnerte ich, „der hats euch Bauern gesagt, wie ihr die armen alten Leute behandelt! Schaut nur, da hockt so ein Einleger.“ Er betastete die Hose, die Schuhe dieser Erzgestalt: „Hiaz han ih richti gmoant, se san von Leder, so anschaulich san s gmacht, de Bergschuach und de Häutene! Und s Dirndl da, schau du, de will auffi zan eahm, will n leicht a Bußl gebn, dem Morre? Jessas, was is dan das für a Schnegg, da untn ban Stockerl! Der will ah auffi zan eahm.“ Und dann meine Bemerkung: „Wir alle sollten hinauf zu dem, was der Dichter meint! Aber die Schnecke geht zu langsam.“ Er: „Ja, tragn nur Sö amal s Haus auf m Buckl!“ — Das war beim Morredenkmal. — Als er sich von mir verabschiedete, um auf den Bahnhof zu gehen, rief er noch: „Na, aber was ös für Sachn habt s, z Graz!“

Drei Reisende aus dem Norden — gute Freunde unter sich — kamen nach Graz. Sie wollten sich, wie es Erholungsreisenden geziemt, dem leichten Zufall und der guten Stunde überlassen, ohne viel nach

er sie anschaut. Die Welt mit ihren Himmeln und Höllen und Ewigkeiten hat keinen Kurswert wie irgendein anderer allgemein brauchbarer Gegenstand, sie ist ganz von unserer persönlichen Schätzung abhängig. Dem einen gilt sie alles, dem anderen fast nichts. Der eine glaubt der ihm gegenständlichen Welt alles, was sie zu sein scheint; was er sieht, hört, tastet, fühlt, daß existiert für ihn, und zwar gerade so, wie er es sieht, hört, tastet, fühlt. Der andere glaubt nicht einmal sich selber. Er bezweifelt seine Sinne, er zweifelt, daß es an sich wirklich so ist, wie er es sieht, hört, tastet, denkt. Er weiß und spricht nur von einer Anschauung, von einer Vorstellung, die aber bei jedem anders, also ganz unverläßlich ist. Er weiß, daß seine Vorstellung von der Welt unverläßlich ist und doch verläßt er sich mehr auf sie als auf das, was andere Wirklichkeit nennen. — Begreift man das? Ja, ich begreife es. Ich weiß zwar, daß mein Sehnen, mein Fühlen, mein Denken mich betrügen kann, wenn es mir eine Welt vorzaubert, aber ich weiß auch ganz sicher, daß dieses Sehnen, Fühlen und Denken wirklich vorhanden ist, denn das bin ja ich selber. — So verstehe ich jenen Philosophen, der gesagt hat: ich denke, also bin ich.

Aber ich denke auch, daß mein Leser jetzt ausrufen wird: Dieser Heimgärtner wird doch immer noch verrückter! Daher bin ich in diesem Augenblicke fast geneigt anzunehmen, daß es einen Heimgartenleser wirklich gibt. Er schimpft, also ist er.

Die Schriften von Friedrich Nietzsche habe ich einmal mit Vergnügen gelesen. Diese Umwertung der Werte, die zwar nicht aus Mist Gold macht, wohl aber aus dem Unmenschen einen Heldenkerl. So einer, der auf der Menschheitspyramide, ganz oben an der Spitze, als Übermensch hockt. Dann die ewige Wiederkehr des Gleichen, die den durch Gewalttaten, Raub und Mord sich so mühsam Hinaufgekämpften allemal wieder unten hinlegt, wo er vorher gewesen. Das waren köstliche Einfälle, die durch das Pathos der Sprache noch den Reiz von Ernsthaftigkeit gewannen. Die bestrickende Form war es wohl auch und die beständige Beschäftigung mit der Sache, die den Verfasser veranlaßten, an sein Gedicht zu glauben, wie das bei Dichtern oft vorkommt. Daß aber Nietzsches Offenbarungen, daß Güte und Mitleid böse und rücksichtslose Gewalttätigkeit gegen die Mitmenschen gut sei, von manchen sonst ganz braven Leuten für Ernst gehalten werden könnten, das wäre mir damals nicht im Traume eingefallen. Das hieße einfach, die Welt auf den Kopf stellen. Was in der Phantasie so schön dastand, war praktisch absolut unbrauchbar, ja unmöglich. Hernach aber wurden Bücher geschrieben, die mit fanatischer Leidenschaft Nietzsches Dichtung zum Evangelium der Zukunft machen wollten

für die Form hätten. Wir müssen schon froh sein, des Geistes Herr zu werden, für die Form reichts zumeist nicht mehr. Die seelischen Affekte und Gefühlsregungen kommen und vergehen allzuoft mit dem Tage. Für den Tag mag manches junge Licht greller leuchten, als die Sterne der klassischen Literatur, aber bald erstickt es in den Nebeln der Niederung. Die Klassiker haben an Gehalt und Geist nur das in vollkommene Form gebracht, was allgemein und zu allen Zeiten für den Menschen Geltung hat. Wir von heute besingen gerne die besonderen Anliegen unserer Person, unserer Zeit, wohl auch ihre Errungenschaften, Erfindungen u. s. w., aber was geht denn das die anderen an, die diesen Dingen ferne stehen? — Wer jetzt allgemein menschliche Stoffe behandelt, der gilt als banal; wer die verblüffendsten Einfälle hat, der ist „Genie“. Und doch können die schalsten Liebe- und Triebe-Gedichte länger leben als die glänzendsten Paradoxen, weil sie allgemeiner verwendbar sind. Vom Standpunkte der Klassiker aus ist jeder, der nur aus innerem Antrieb, von Leidenschaft gedrängt, in unmittelbaren Ausdrücken dichtet, ein Dilettant, während der, welcher Gedanken (seien sie von ihm oder anderen) durch eine große entsprechende Form adelt und in Umlauf bringt, wahrhaft Dichter ist. Die technische Fertigkeit macht den Meister. Dilettant ist demnach nicht etwa der, der was kann, ohne es gelernt zu haben, sondern einer, der etwas gelernt hat, ohne es zu können. Die Goethe-Schillerbriefe veranlassen mich zu solchen Gedanken. Diese werden wohl nur zum Teile richtig sein. Sicher ist mir nur, daß auch ich kein Künstler bin. Ich dichte nicht der Kunst wegen, nicht um schöne Formen zu machen und auch nicht, um „unsterblich“ zu werden. Ich dichte, um mich von mir selber zu befreien, um meine seelischen Leiden und Gelüste abzulasten, um mich mir selber gegenständlich zu machen. Gerne auch dichte ich mir eine bessere Welt mit netteren Menschen, weil die wirkliche nicht ganz meinen Beifall hat. Aus gleichem Grunde dichte ich mich auch selber um. — Dabei kommt es mir nicht auf technische Formvollendung an (die Form muß sich der Stoff selbst machen), sondern darauf, daß ich meine Seelenverfassung, mein inneres Gesicht möglichst restlos herausbringe und daß ich etwas darstelle, was mir Vergnügen macht. —

Was würde Goethe dazu sagen?

Man spricht nicht von einer Welterkennung, sondern von einer Weltanschauung. Jeder hat seine W e l t a n s c h a u u n g. Ein Beweis, daß die „Welt“ nicht genommen wird nach dem, wie sie etwa tatsächlich ist, sondern wie sie von jedem gesehen wird. Sie gilt ihm für das, wofür

„Die Tendenz wäre schon recht," sagte Friedrich Schlögl, als ich am Anzengrubertisch in Wien diesen Romanstoff darlegte, „aber Sie sind dazu nicht der rechte Mann. Woher sollen Sie denn die Zuchthauserfahrung nehmen, um eine erträgliche Realistik in die Sache zu bringen?"

„Das ist einfach," bemerkte darauf Anzengruber, „erwürgen Sie bloß einen Rezensenten und Sie haben dann zwanzig Jahre lang Muße, Spitzbuben zu studieren."

Heute erzählte mir jemand eine kleine Bismarckgeschichte. Aus jener Zeit, da der zwanzigjährige Bismarck in Berlin Amtsrichtergehilfe war. Sein Vorgesetzter, der Oberrichter, war ein behaglicher Herr und ließ dem jungen Beamten die Angelegenheiten gerne allein austragen. Da kam einmal in das Amt ein Ehepaar, das geschieden sein wollte. Bismarck hielt die vorgeschriebenen Versöhnungsversuche, brachte aber mit allem Zureden nichts zuwege, so daß er ins Büro seines Chefs ging und sagte: „Herr Oberrichter, mit diesem Paar weiß ich nichts anzufangen, er möchte sich scheiden lassen und sie will nicht." Der Oberrichter war ärgerlich, aus dem Mittagsschläfchen gestört worden zu sein und brummte: „Na ja, ihr jungen Leute taugt zu nichts. Ich werde Ihnen zeigen, wie man das macht." Sie kehrten ins Verhandlungszimmer zurück und da wurde weiter räsoniert. Der Mann wollte geschieden sein von einer Frau, die er des Ehebruchs beschuldigte und die er schon wiederholt tüchtig geprügelt hatte. Die Frau, noch jung und gar nicht übel, schrie laut weinend, sie sei keine Ehebrecherin, könne die Schande einer Scheidung nicht ertragen und wolle bei ihrem Mann bleiben. „Aber Frau", sagte der Oberrichter, „sei sie doch nicht so dumm. Was hat sie denn davon, wenn er ihr täglich alle Knochen lahm schlägt. Sag sie doch: Ja!" „Und ich sag' nein, Herr Richter!" rief die Frau. „Ich bin ein ehrliches Weib und will bei meinem Mann bleiben. Der Oberrichter wurde zornig und nannte sie Bockleute und Lumpenpack; der Ehemann beschimpfte sein Weib und sie weinte zum Herzbrechen. Der Oberrichter zuckte die Achseln und sagte zu Bismarck: „Na, sehen Sie, so weit wären wir. Sie haben gesehen, wie man das macht. Verhandeln Sie nun weiter." Und ging in sein Büro. Saß der junge Richter wieder allein da und schaute das feindselige Ehepaar an. Kopfschüttelnd sagte er in gemütlichem Ton zu dem Manne: „Ihr seid ein merkwürdiger Herr. Eine solche Frau fortschicken wollen! Wie viele tausend Ehemänner wären froh, wenn sie eine Frau hätten, die der Ehre ihr Lebensglück opfert und trotz aller Mißhandlungen ihrem Manne treu bleibt. Aber Ihr habt recht, laßt Euch von ihr scheiden, Ihr seid einer solchen Lebensgefährtin nicht wert. Vielleicht" — er blickte

und sie beifällig im Sinne der tierischen Ichgier auslegten. Jedes dieser Bücher beschuldigte die Gegner des Mißverständnisses und jedes trug mit Eifer dazu bei, das Mißverständnis, Nietzsche genannt, noch zu vermehren. So daß aus dem ursprünglichen pikanten Gedankenbau eine tragisch-komische Sache entstand, die durch Nietzsches Wahnsinn endlich pathologisch wurde.

Und nun ist ein Buch da: „Nietzsche, der falsche Prophet“, von Otto Ernst. Der Mann stellt sich — seinem Namen getreu — zur Sache. Er läßt die Bedeutung Nietzsches als Denker und als Dichter gelten, den Propheten aber erkennt er als grundfalsch und zernichtet ihn mit geradezu Nietzschescher Rücksichtslosigkeit. Schade! Die Kaffeehausheroen und andere Leute wollten gerade anfangen, im Nietzscheschen Sinne gut zu werden.

Die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit, darin hat Nietzsche sicherlich recht. Aber eine Persönlichkeit für sich selbst bedeutet nichts. Eine starke Persönlichkeit wird einer doch erst, wenn er zur Höherentwicklung der Gattung etwas leistet, denn diese braucht er doch zu seinem eigenen Emporsteigen. Und sein eigenes Emporsteigen hat nur Wert, sofern es der Gattung frommt. Warum hat Nietzsche nicht den großen Egoismus gepredigt: Die Ichheit in der Menschheit?!

In den siebziger Jahren hatte ich eine literarische Arbeit erdacht, die nicht zur Ausführung kam, mir aber heute nicht ohne vorkommt. Ein Roman mit dem Titel „Der Kerkermeister“. Es sollte auch so eine Art Waldschulmeister sein, ein Erziehungsproblem mit tragischem Ausgang. Ein warmherziger, wenn auch äußerlich rauher Kerkermeister hat immer Mitleid mit den Gefangenen und trachtet heimlich, ihr Los zu erleichtern und die Reste ihrer sittlichen Anlagen zu pflegen. Er macht allerhand Versuche, die zum Teil gelingen, so daß mehrere der Verbrecher Sinn für Schönes und Gutes bekommen und tugendhaft werden. Da schmieden etliche Gefangene ein Komplott. Sie verstricken den gutmütigen Kerkermeister in geheime Umtriebe, die er zu ihrer Besserung auszunützen gedenkt; sie aber planen einen allgemeinen Fluchtversuch, zu dem der Kerkermeister ihnen unbewußt behilflich ist. Als dieser den Plan durchschaut, ist es zu spät, er hat sich schon zu weit in die Sache eingelassen und — noch hoffend, daß die befreiten Sträflinge nach harter Erfahrung den Weg der Besserung einhalten werden, ermöglicht er ihnen die Flucht, um selbst mit ihnen zu fliehen. Als sie sich im Freien befinden, erwürgen die Flüchtlinge ihren Befreier, um vor jeglichem Verrat sicher zu sein.

Woher damals dieser wüste Zweifel an der Treue und Dankbarkeit der Menschen?

Kleine Laube

Drei Gedichte.

Von Hermann Pfeiffer.*

Der große Krumme.

Ewig verändert, in wechselnden Formen
Wirst du und bist du, du großer Krummer.
Ewig derselbe in deinem Wesen,
Immer anders in deiner Erscheinung.
So bist du und stehst in tausend Gestalten
Unüberwunden als hemmender Pfeiler
Dem Menschenstrom! —
Und es umbrandet dich Woge auf Woge,
Menschlein auf Menschlein mißt seine Kräfte,
Menschlein auf Menschlein zerschellt sein Können
Kämpfend mit dir, du großer Krummer.

Viele starben an dir, ermattet,
Ohne daß sie dich ahnten, noch sahen,
Unbewußt des fruchtlosen Leidens:
Das sind die Glücklichen unter den Menschen! —

Andere sah ich vorübergleiten,
Schnell und glatt und kühl wie die Fische,
Weichend deiner drohenden Stärke,
Jenseits des Pfeilers ihr Wesen treibend:
Das sind die „Klugen“ unter den Menschen! —

Viele andere sah ich zerschellen,
Immer von neuem wider dich rennend,
Bis die zuckenden, blutenden Leiber
All ihre Kräfte, all ihr Können
Leidvoll geopfert in stetem Kampfe,
Freudvoll geopfert in stetem Hoffen:
Das sind die Helden unter den Menschen! —

Endlich sah ich, du großer Krummer,
Andere noch die Pfeiler berennen!
Diese kamen sehenden Auges,
Diese kämpften wissenden Herzens:
Sehend, daß du unüberwindlich,
Wissend, daß du, niedergeworfen,
Stets in neuer Form erstündest.
Und sie vergingen wie alle die andern,
Dich berennend! Ohne Hoffnung!
Das sind die Märtyrer unter uns Menschen! — —

---

* Der Liebenswürdigkeit des Verfassers verdanken wir es, daß wir aus seiner Sammlung „Der große Krumme“ diese Auswahl bringen können. — Das köstliche Buch selbst würdigen wir im Abschnitte „Bücher“. Die Schriftleitung.

sie ehrerbietig, fast liebevoll an — „vielleicht gelingt es doch einem andern Mann, der sie besser zu schätzen weiß, ihre Achtung zu gewinnen". Kaum waren diese Worte gesprochen, so rief der Ehemann, seine Arme nach der Frau ausbreitend: „Es ist ja wahr! Komm her, Adelheid, wir bleiben beisammen!" — Nachher, als das Paar Arm in Arm fortgegangen war, wendete der junge Richter sich zum Alten, der an der Türe gehorcht hatte, und sprach: „So, Herr Oberrichter, jetzt haben Sie gesehen, wie man das macht."

Bismarcks erster diplomatischer Erfolg. — Alle Achtung!

In Wien hat jemand einen Band Erzählungen von mir (aus unterschiedlichen Bänden gezogen) herausgegeben. In dem Vorwort dieser Ausgabe kommt der Satz vor: „Der Name Rosegger leuchtet als unerreichbares Gestirn am deutschen Dichterhimmel!" — Ich glaube gerade keine boshafte Natur zu sein und trage stets gern zur vollen Anerkennung der Verdienste meiner Kollegen bei. Wenn ich aber lese, daß irgendein zeitgenössischer Schriftsteller das unerreichbare Gestirn am deutschen Dichterhimmel ist, so kommt mir die helle Lust, ein solches „Gestirn" mit einem Handblasebalg auszublasen. Solche Lust kann ich in diesem Falle wahrlich auch anderen nicht verdenken. — Nein, bei den Sternen oben hat der Waldvogel nichts zu tun. Auf den Baumwipfeln singt er.

Spaziergang auf der Landstraße. Ein Handwerksbursche kam daher, nicht mehr jung, aber zufriedenen Antlitzes, in eleganter Wendung kam er auf mich zu, höflich die Kappe lüpfend: „Vielleicht, mein geschätzter Herr, dürfte ich Sie freundlich gebeten haben um einen bescheidenen Reisepfennig!"

Ich griff in den Sack, in den zweiten, in den dritten. „Es tut mir leid — sehr leid. Mein Geldtaschel hab' ich nicht bei mir."

„Oh, bitte, bitte, lassen Sie es, lieber Herr!" sprach er, mir gütig auf die Achsel klopfend, „es hat nichts zu sagen".

Ich fühlte mich geschmeichelt von so viel Herablassung.

Das erinnert mich an einen angebettelten Bekannten; dem, auf seine Beteuerung, er hätte nicht einen einzigen Heller bei sich, der Bettler einen Kreuzer schenken wollte.

Sieh, ich grüße dich!
Stolz unser selbst! So stolz und froh unserer Liebe,
Stolz ihres reinen, keuschen, zarten Erglänzens,
Froh ihrer tiefen, innigen Wundermacht,
Grüße ich dich, Geliebte, stolz und froh,
Erhobenen Hauptes!

Wie Graz zu einem zweiten Theater kam.

Von Ernst Spork.

Verrauscht sind die Jubelfeste zur Erinnerung an die Ehrentage unserer steirischen Helden von 1864, an die Sieger bei Oeversee, gefeiert von militärischen wie von bürgerlichen Kreisen, in Paraden wie in Festversammlungen, vor Altären wie in den mit Fahnen geschmückten und jubelnd durchzogenen Straßen, verherrlicht durch Festschriften wie durch patriotisch durchglühte Artikel der Tagespresse — nur nicht von den Bühnen herab. Das heutige Geschlecht weiß wohl nicht oder hat es längst wieder vergessen, daß auch dies vor 50 Jahren hier wie andernorts geschehen, daß das neu eröffnete Theater am Stadtpark als erste Vorstellung das patriotische Volksstück mit Gesang „Die Österreicher in Schleswig" von Anton Langer zur Aufführung brachte. Das erinnert daran, daß Graz bis dahin nur eine einzige Bühne besaß, das einstmals „Ständische" und seit Aufhebung der Landstände „Landschaftliche Theater".

Wie Graz nun zu diesem zweiten Theater kam, das dürfte wohl nur wenigen Personen mehr bekannt sein und selbst zur Zeit seiner Entstehung wußten's nicht all zu viele; der Großteil des Publikums fragte nicht viel darnach und freute sich nur der vollzogenen Tatsache, stand ja doch zu erwarten, daß die neu geschaffene Konkurrenz in erster Linie dem theaterfreundlichen Publikum zugute kommen werde, und wenige ahnten, welche Summe von Verlegenheiten für Landschaft und Stadtgemeinde aus dieser Schöpfung noch erwachsen würde. Zunächst war nur einer zu beklagen, der neue Pächter des Landschaftlichen Theaters, Direktor Eduard Kreibig. Die nicht ganz uninteressante Genesis der neuen Bühne sei nun in kurzen Umrissen hier wiedergegeben.

Zu Ostern des Jahres 1854 übernahm Anton Balvansky (recte Metzger), bisher Theaterdirektor in Brünn, die Leitung des damals Landständischen Theaters von Graz als Nachfolger des Direktor Schwarz, der nach einjährigem Wirken auf die Weiterführung der Direktion verzichtet hatte. Er hatte sich bereits in Brünn als tüchtiger, verständiger Bühnenleiter bewährt, hatte auch durch die ihm in Brünn angetraute Gattin Katharina ein entsprechendes Betriebskapital zur Verfügung und verstand es, sich sehr bald die Sympathien des Grazer Publikums sowie seiner Mitglieder zu erwerben. Anfangs ging alles recht gut, aber da kam das böse Kriegsjahr 1859 und damit auch ein langsamer aber stetiger Rückgang der Einnahmen. Sommerferien gab es damals noch nicht, und so mußte der Direktor sich mit der Hoffnung trösten, durch die besseren Einnahmen in den Wintermonaten, auch durch das Erträgnis der Maskenbälle im Redoutensaale, das wieder hereinzubringen, was er in den Sommermonaten zuzusetzen gezwungen war, wenn — ja wenn er es bis dahin aushalten konnte. Balvansky verlor den Mut nicht, er strengte all seine Kräfte an, das Vermögen seiner Gattin schmolz dahin bis zum letzten Groschen, aber alles umsonst, der Ruin war nicht mehr aufzuhalten, Balvansky verfiel in Sequestration. So kam Ostern 1864, sein Pacht war abgelaufen, und für das Theater, das inzwischen in den Besitz der Landschaft gekommen war, wurde ein neuer Pachtbewerb aus-

Zwischen den Pfeilern aber gemächlich
Weitet der Strom sich, zieht seiner Wege
Ungetrübt und unbekümmert
Leise rauschend dem Meere zu!

Meine Bahn.

Ich wandle nicht gern auf den ebenen, faden,
Verdauungsfördernden Wiesenpfaden,
Wo hinter jeder Hecke versteckt
Von Bierdunst umhüllt eine Wirtschaft sich reckt,
Wo Maiers und Schultzes an sonnigen Tagen
Ihr Bürgerglück zur Besichtigung tragen
Und ihre gelangweilten Ehefrauen
Mit liebesgesättigten Blicken beschauen,
Den kleinen Maiers und Schultzes wehren,
Aus eigenem Schaden sich zu belehren! — — —

Ich lieb' es, in weiten
Einsamkeiten
Die Bahn zu schreiten,
Bergab und auf
In hastendem Lauf,
Unter rauschenden Bäumen
Den Weg zu erträumen,
Zu hoffen, zu wagen,
Enttäuscht zu entsagen!
Ich lieb' es, mir selbst den Weg zu finden,
Zu klettern, zu taumeln, mich abzuschinden,
Ich lieb' es, die Kleider mir lumpig zu reißen,
Mich im Gerölle blutig zu schmeißen,
Ich lieb' es, zu rennen, zu keuchen, zu schwitzen,
Und — wenn es mir paßt! — auch niederzusitzen,
Und ohne Schranken,
Ja, ohne Gedanken
Vor mich zu schauen! —
Ich liebe das Grauen
Der blitzdurchfurchten Sommernacht,
Ich liebe des Winters glitzernde Pracht,
Ich liebe des Frühlings jungfräulich Gebet,
Den Herbst, der ein Hoffen in nichts verweht,
Ich liebe — ich liebe — ! Ach könnte ich's sagen
Euch Maiers und Schultzes! — Und ging's an den Kragen:
Ich liebe alles — verzeiht! verzeiht! —
Wenn ihr nicht dabei, wenn ferne ihr seid.

Ich grüße dich!

Sieh, ich grüße dich!
Sehnsuchtsvoll vergangener Stunden gedenkend,
Fühle ich wie einst in heißem Entflammen
Deine zitternde Hand mein Haupt liebkosen!
Glaub' es erschauernd zu fühlen! — Doch grüß' ich dich nur
Verlangenden Blickes!

Sieh, ich grüße dich!
Dankend dir für dieses lichte Erinnern,
Dankend dir, du Holde, daß neu du mir schufest
Menschlicher Güte, menschlichen Glückes Glauben!
Sieh: So grüßt in Liebe ein Einsamer dich,
Und segnenden Herzens!

stellungen zu veranstalten, und so beschränkten sich die Einnahmen fast nur auf den Pachtzins des Restaurateurs und die Vermietung einiger Säle an Vereine. Um so lieber gingen darum die Eigentümer auf das Anerbieten ein, das ihnen der neue Pachtbewerber Czernits stellte, dem inzwischen eine Theaterkonzession für die Dauer von sechs Jahren erteilt wurde, und gestatteten ihm, den Zirkus auf seine Kosten zu einem Theater umbauen zu lassen, was ebenfalls durch Karl Ohmeyer ausgeführt wurde. Czernits war übrigens mehr Bühnenkünstler als Rechenkünstler; er vermeinte, für die Adaptierungsarbeiten mit höchstens 18.000 Gulden auskommen zu können, mußte aber schließlich für fast 40.000 Gulden aufkommen.

Nun denke man sich in die Lage Kreibigs; wie niederschmetternd mußte die unerwartete Kunde von der ihm drohenden Konkurrenz ihn treffen! Er setzte sofort alle möglichen Hebel in Bewegung, um diese Gefahr von sich abzuwenden, und durch den Einfluß sehr hochgestellter Gönner in Wien erreichte er auch, daß um Mitte November 1863 der Umbau plötzlich eingestellt werden mußte. Darob wieder großes Entsetzen im Gegenlager. Aber auch Czernits blieb nicht ohne werktätige Mithilfe; ein Großteil der Grazer Bevölkerung hatte sich auf seine Seite geschlagen und sich für sein Unternehmen lebhaft erwärmt, und vor allem bemühte sich der damalige Bürgermeister Moritz Ritter v. Franck für das Zustandekommen des neuen Theaters. Eine Audienz bei Sr. Majestät wurde huldvollst gewährt und anfangs Jänner 1864 erfolgte die Bewilligung zur Fortführung des Umbaues. Nun hieß es, alle Kräfte anspannen, um den Verlust kostbarer acht Wochen möglichst wett zu machen, denn zu Ostern, d. i. Ende März, mußte alles zur Eröffnung des Theaters fertig sein. Man zählte die Wochen, die Tage; fünf Dekorationsmaler, darunter der Direktor selbst, arbeiteten an der Bühnenausstattung, fast Tag und Nacht wurde an der Herstellung der für den Anfang nötigen Kostüme gearbeitet, Stücke wurden angekauft, Rollen und Noten geschrieben, die noch nötigen Mitglieder angeworben, Vorschüsse gezahlt; zu Beginn der Charwoche trafen die von auswärts engagierten Mitglieder ein, nun wurde geprobt von früh bis in die Nacht, während Ohmeyers Mannschaft in fieberhafter Tätigkeit mit Hammer, Säge und Hobel bemüht war, ihr Werk rechtzeitig zu vollenden.

Endlich kam der Tag der festlichen Eröffnung. Alle Sitzplätze waren längst verkauft, ja es gab so zahlreiche mündliche und schriftliche Bestellungen von hier wie von auswärts, daß sich die Direktion veranlaßt sah, am nächsten Tage eine Wiederholung der Eröffnungsvorstellung mit dem gleichen Programme zu veranstalten, nämlich: 1. einer Festouvertüre von Franz Rafael, 2. einem von Eugen Spork verfaßten und vom neuen Direktor gesprochenen Prologe, 3. einem Violinvortrage des Konzertmeisters Kaspar, 4. dem Schwank „Hoffen und Harren" und 5. dem bereits genannten Volksstücke „Die Österreicher in Schleswig". „Tosender Beifall" ist noch der zahmste Ausdruck, um die Stimmung des Abends zu kennzeichnen. Premierenstimmung in vermehrter Auflage: neu die Bühne, größtenteils neu die Gesellschaft (und in deren Mitte eine Anzahl bereits bewährter Lieblinge), neu auch die Komödien- die patriotische Begeisterung, welche letztere auslöste, wurde noch gesteigert durch die lokalpatriotischen Gefühle der Grazer.

Schon beim Anblick des Zuschauerraumes entschlüpfte den Eintretenden ein bewunderndes „Ah!" Zu beiden Seiten der Bühne erhoben sich bis zur Saaldecke dichte Palmengruppen; ihr anmutiges Grün im Vereine mit all der frischen Farbenpracht und dem reichlichen Goldgeflimmer boten einen feenhaften Anblick, alles war „nett, wie von einem Zuckerbäcker". Dazu der freie Ausblick über das ganze Publikum bis zum letzten Galerieplätzchen und vor allem, ja vor allem die strahlende Gasbeleuchtung! Welcher Kontrast gegen den altehrwürdigen, aber leider schon ziemlich

geschrieben. Balvansky bewarb sich neuerdings, allein vergebens, das Theater wurde dem damaligen Linzer Direktor Eduard Kreibig zugesprochen.

Kreibig war ein echtes Theaterkind von Geburt und Erziehung. In Prag 1802 als Sohn eines bewanderten und viel gewanderten Theaterdirektors geboren, erlernte er alle Zweige der Bühnenkunst, wurde ausgebildet als Sänger, Schauspieler, Tänzer, Bühnenmaler und betrat mit 16 Jahren zum erstenmal die Bühne. Mit der Gesellschaft seines Vaters wurde er bis in die Fürstentümer Moldau und Wallachei verschlagen, wo sein Vater durch zwei Theaterbrände (in Bukarest und in Jassy) fast sein ganzes Vermögen einbüßte, und wurde nach seines Vaters Tode selbst Theaterdirektor. Als solcher wirkte er 1849 in Temesvar, als diese Stadt durch die Ungarn belagert wurde, und erwarb sich durch sein kaisertreues Verhalten sehr hohe Gönner, selbst in Hofkreisen, deren maßgebendem Einflusse er in der Folgezeit manche gewichtige Fürsprache zu danken hatte. Nachdem er durch seine erfolgreiche Direktionsführung in Preßburg und sodann in Linz sich zu einem der geachtetsten Provinzdirektoren emporgearbeitet hatte, bewarb er sich, wie erwähnt, um die Grazer Bühne. Wie aber noch kein Mensch das Schachspiel des Lebens ohne einen unbedachten Zug beendet hat, so auch Direktor Kreibig. Er hatte einen irreparablen Fehler begangen, indem er es unterließ, sich der Lieblinge des Grazer Publikums rechtzeitig zu versichern. War es nun direktorlicher Stolz oder geschäftliche Erwägung, kurz er erwartete, daß diese sich ihm anbieten würden; die Mitglieder hinwider erwarteten, daß der neue Direktor den ersten Schritt tun würde, bis einigen das Warten zu lange währte und sie sich rechtzeitig um neue Engagements umsahen, während anderen, die bereits über die unternehmungs- und wanderlustigen Jugendjahre hinweg waren, die durch jahrelanges Wirken sich hier bereits eingelebt, sich namhafte Freundeskreise erworben hatten, die hier ihre Söhne weiterstudieren lassen wollten, das Scheiden nicht so leicht wurde. Zu diesen gehörte auch Ignaz Czernits, der bereits seit 13 Jahren zu den hervorragendsten Lieblingen des Grazer Publikums zählte.

Und so geschah, was niemand, am wenigsten Direktor Kreibig, erwartet, was bisher kein Grazer als ein Bedürfnis empfunden hatte, es entstand der Gedanke, ein zweites Theater unter der Direktion Czernits zu eröffnen; der Gedankte faßte immer tiefere Wurzeln, er wurde zum Beschluß, der Beschluß zur Tat. Um den in Aussicht genommenen Zukunftsdirektor kristallisierten sich alsbald seine Schicksalsgenossen und so wurde das geplante Unternehmen zunächst wenn auch nicht zur Bühne der Zurückgewiesenen, so doch der Verschmähten, der Übergangenen.

Das noch wenige Jahre zuvor mit Mauern umschlossene Altgraz besaß vor seinem Franzenstor an der Ravelinstraße einen von Pappeln umsäumten hölzernen Zirkusbau aus dem Jahre 1857, in dem ab und zu reisende Kunstreitergesellschaften, auch englische Reiter genannt, ihre Vorstellungen veranstalteten.

Der damals bestandene Armenversorgungsverein vermeinte, für seine Kapitalien eine gute Verzinsung zu beschaffen, wenn er an Stelle dieses bereits schadhaften Baues einen den modernen Bedürfnissen entsprechenden prunkvollen Neubau errichten ließ, und so erstand die Stätte, die nun Czernits für seine Pläne ins Auge faßte. Noch mögen sich viele des vor 15 Jahren zum Teile wieder abgetragenen Rundbaues erinnern, dessen geniale, in Fachkreisen vielbewunderte, von Karl Ohmeyer konstruierte Bedachung es ermöglichte, eine Saaldecke zu schaffen, ohne durch Säulen oder sonstige Stützen den Ausblick auf die Vorführungen zu behindern. Sehenswürdigkeiten waren auch die von Meister Uetz geschaffenen Kolossaldeckengemälde, olympische Spiele darstellend. Leider hatten sich die Erbauer in ihren Erwartungen getäuscht, denn nur vereinzelte besser situierte Zirkusdirektoren wollten oder konnten die hohen Pachtbeträge zahlen, die anderen zogen es vor, unter Zeltdächern ihre Vor-

veranlaßt sah, die an der Außenseite des Hauses verbliebenen steinernen Pferdeköpfe abnehmen zu lassen. Eine besondere Freude bereitete es den Gegnern dieses Theaters, als sich eines Tages Direktor Kreibig, der sich nach dem Abgange Czernits' mit allen Kräften um den Pacht des — „Roßstalles“ beworben und ihn auch erhalten hatte, den Witz leistete und „oben“ im Nobeltheater die Tragödie „Die Ahnfrau“ aufführen ließ und „unten“ die Posse „Die Ahnfrau im Gemeindestadel“. Damit war nun ein köstlicher — Kosename gefunden.

Viel konservativer als die Bühne hielt sich die mit ihr verbundene Restauration; sie wechselte nur einmal ihren Namen und wurde aus einer „Thalia-Restauration“ eine „Stadttheater-Restauration“. Aber noch heute nach einem halben Jahrhundert kann man's hören, wie sich gemütliche Stammgäste mit den Worten verabschieden: „Also heut' abends treffen wir uns wieder in der Thalia!“

Dem steirischen Volksliedermann.*

Ein Festspiel zu Viktor Zacks sechzigstem Geburtstag von Dr. H. Klöpfer.

Personen:

Der steirische Herrgott: Dr. H. Klöpfer.
Der Hochbauernwastl von der Modriak: Dr. v. Geramb, und seine zwei Dirndl: Frau Dr. Streng und Frau Dr. v. Geramb.
Ort der Handlung: Der Himmel, wie im Paradeisspiel dargestellt durch eine steirische Bauernstube.

Herrgott (sitzt mit Krone und Mantel 2c. auf einem Sessel [Dreifuß] auf dem Tisch):
Sapramosthosn, heut bin i scha müad!
Hon frali den gonzn Tog fleißi regiert;
Und heutigstogs gor, san die Leut wia die Schouf,
Und ninascht a Zucht mehr in Haus und in Houf,
Die Weiba wia d Mandeln im Tuan und im Gwand,
I kenn s jo bold selba net mehr vonanond.
Die Musi varruckt und s Thiater versaut
Und die Milli verwassert und die Häusa vabaut.
Und a Hetzn und Jogn, a Raffn und Schrein,
Koa Teufl möcht heutigstogs Herrgott mehr sein. —
— — Oba holt aus! Wia schlecht a san d Welt und die Leut,
Da Winkarl is frali, dos taugt ma no heut:
Wonn i s Wulkafürhangl a weng donisiach
Und kirzngrod obi auf mei Steiralond siach:
Döi frischgreanan Wiesn, döi Wasserl und Quelln,
Döi Weingortnhäusl und Kreuz und Kapelln,

* Die folgende kleine Dialektszene entstand als Gelegenheitsgedicht und war ursprünglich nur für einen kleinen Kreis von Freunden und Verehrern des bescheidenen Tondichters gedacht. Der ausgezeichnete Kenner und Sammler steirischer Volkslieder, der seit Jahren als hochangesehener Schuldirektor in Graz lebt, sollte damit der frohen Zustimmung des heimatlichen Genius zu seinem Lebenswerke versichert werden. Die Aufführung in der Privatwohnung eines Freundes trug natürlich die Art eines Stückleins aus dem Stegreif. Der „steirische Herrgott“ mit der Flitterkrone des Paradeisspiels über dem mächtigen, breitrandigen Bauernhute, mit Zepter und Tabakpfeiferl, im langen Sonntagspelz, mit dem grünen Brustlatz und dem schweren Gürtel der Altsteirertracht, spricht, in einem Stuhle auf dem Tische sitzend, „regierend“, in jenem väterlich-gemütlichen Tone, in dem sich noch heute der einfache Almbauer sein Verhältnis zum Herrgott vorstellt. Der alte grauhaarige Hochbauernwastl, im langen grünen „Haftelrock“, in Lederhosen, Strümpfen und Bundschuhen, versinnbildet das alte konservative Bauerntum, das oft im mißbilligenden Verurteilen der neuen Zeit neben vielem Üblen, wie dem Niedergange des ehrwürdigen Bauernstandes, auch manch erfreuliche Ziele unserer Tage, wie die Sorge um die Volkskunde und um die Aufzeichnung des Volksliedes, trifft. Die beiden letzteren Bestrebungen finden in dem „rotbärtigen“ Kustos der volkskundlichen Abteilung unseres Joanneums und in seinem liedersammelnden Begleiter Zack ihre, dem Eingeweihten leicht verständliche, derb-humoristische Verkörperung.

verstaubten und verblaßten Musentempel am Franzensplatze mit seinen geheimnisvoll düsteren Logen und Galerien und seiner damals noch dürftigen, vorsintflutlichen Ölbeleuchtung! Ja, Ölbeleuchtung sowohl auf der Bühne als im Zuschauerraume, hier nur bei festlichen Anlässen verstärkt durch Kerzenbeleuchtung. Höchst einfach waren die Beleuchtungseffekte auf der Bühne: durch ein Auf- oder Abwärtsziehen von Schnüren wurden die Lampen je nach Bedarf durch blaue oder rote Seidenschirme abgeblendet, um einerseits Abendstimmung oder Mondbeleuchtung, anderseits Alpenglühen, Brandröte oder Feenbeleuchtung zu erzielen; ein gänzliches Verdunkeln der Bühne war ebenso unmöglich wie ein Verdunkeln des Zuschauerraumes während offener Szene, beides aber auch gar nicht nötig, außer bei Vorführung von „Nebelbildern", den Vorläufern unserer Kinobilder, bei welcher Gelegenheit der schwerfällige Luster zum Ergötzen des Publikums durch eine Öffnung in der Decke unter Schaukeln und Drehen langsam verschwand.

Da die Direktoren beider Bühnen in jener Zeit nicht nur ganzjährig spielen lassen, sondern auch noch obendrein erheblich Pacht zahlen mußten, denn beide Verpflichtungen wurden erst in der Direktionszeit Bertalans (von Ostern 1878 bis Ostern 1880) aufgehoben, so waren sie, wie bereits erwähnt, auf die Nebeneinkünfte durch die Faschingsredouten angewiesen. Czernits, der in seinem Bühnenhause über keinen entsprechend großen Tanzsaal verfügen konnte, behalf sich in bester Weise dadurch, daß er einen zerlegbaren Boden über Parterre, Orchester und Bühne hinweg herstellen ließ. An Ballabenden schloßen die um 6 Uhr beginnenden Vorstellungen punkt 8 Uhr und bis 9 Uhr war das Theater bereits in einen Ballsaal verwandelt. Von der Rückseite der Bühne führte eine Doppeltreppe zu den Räumen des ersten Stockes, zu einem zweiten, kleineren Tanzsaale, zum Speisesaale im damaligen Vereinsheim der „Tafelrunde", wegen seiner Ausschmückung auch „Rittersaal" genannt, und zu dem großen als „Bauernstube" ausgestatteten und für Raucher bestimmten Malersaale. Diese Bälle erfreuten sich alsbald solcher Beliebtheit selbst in den allervornehmsten Kreisen, daß häufig sämtliche Räume fast bis zum Erdrücktwerden gefüllt waren.

Auf welch künstlerischer Höhe diese Bühne gleich bei ihrer Gründung stand, beweisen vor allem die Namen der Kapellmeister und Opernkomponisten Franz Rafael und Karl Millöcker, des Konzertmeisters Ferdinand Kaspar und der weltberühmten Amalie Materna; es seien ferner erwähnt die Sängerin Karoline Kling, Millöckers erste Gemahlin, die Lokalliebhaberin Luise Seeberger, später Ludwig Martinellis Gemahlin, und der jugendliche Held und Liebhaber Karl Friedrich, der sich hier mit Amalie Materna vermählte; aber auch Karoline Dorville und Siegm. v. Schweickhart als Stützen des Schauspiels sowie die Operetten- und Lokalsängerin Wilhelmine Ullmeyer und der Operettentenor Karl Svoboda verdienen eine besondere Erwähnung.

Und nun zum Schlusse dieser Zeilen noch einige Worte über den Namen dieses Theaters. Sein erster offizieller Name war über Eugen Sporks Anregung „Thaliatheater"; der Name sollte ausdrücken, daß diese Bühne hauptsächlich der heiteren Muse geweiht sei. Da das Gebäude bald darauf in den Besitz der Stadtgemeinde überging, erhielt es in der Folge den Namen „Stadttheater", und als auch das obere Theater in den Besitz der Stadt kam, nannte man ersteres „Theater am Stadtpark", auch kurz „Parktheater", im Gegenhalte zum „Theater am Franzensplatz". Die bequemsten Bezeichnungen waren freilich von jeher „Oben" und „Unten". Aber auch andere inoffizielle Titulaturen mußte es sich gefallen lassen; so gaben ihm Kreibig und seine Anhänger mit Rücksicht auf seine frühere Bestimmung nicht ungern den Kosenamen „Der Roßstall", was zur Folge hatte, daß sich die Gemeinde

Dirndl (mit Knix, geschäftig):
Sie wullt̄n nix Unrechts und nix in da ghoam,
— s hätt eh jeda selber an Olti dahoam —
Mir sullt̄n nua singn und uns net schenirn,
Und wonn da Wastl wullt hoam gehn, sie wullt̄n s scha wiahrn —
(Entzückt): Und donn hobna gsungan hellauf Liad af Liad
Und da Herr mit die Glosaugn hot gonz fein sekundirt —
Herrgott: Na, Schwommschneggerl, s Singan is weita koa Sünd,
Dos woaß jo in Steiermork jedas kloa Kind.
I hör s selba gern und es tuat mir oft ohnd,
Bei uns herobn sin s damit schleißi beinond;
Die halige Zillerl is scha blind und stoanolt,
Sist a seelnguats Leutl, oba hoasari holt.
Und n Davidl happert s ban Hackbrettlschlogn,
Hot a Eslstrum Leibschodn und drei Kröpf uman Krogn.
Oba doß i a Urtal zerscht ogebn konn,
So stellts enk schön zsamm hiaz und singts mar ans on!
(Gemischtes Quartett, das ohne langes Stimmen sofort einzusetzen hat.)
Herrgott: Hiaz dos hot ma wuhl toan, so liabli und mild,
Liaba Hoachbauanwastl, dei Klog is vaspillt!
So wunnaschön hot mir scha long nix mehr deucht,
Dos Herz wird oan worm und das Bluat wird so leicht.
Wos muaß i für narrische Musi oft hörn,
Wann s drunt in die Kirchnan oft singan und plärrn
Mit Trummln und Pfeifen, daß mar ofspringan möcht.
Na na, liaba Wastl, dos Liad is scha recht!
Sei guat und geh hoamzua und loß mi in Fried,
Und nimm dir zan Obschied dos oani nur mit!
Dos Volksliad, dos echte, dos hüatats im Gmüat
Und schreibs as nar auf no, eh s hoamatlos wird.
(Warm): Es is jo so kloa, wiar a Lercherl im Feld,
Und kling do so lauter, wia sunst nix af da Welt,
Is so olt wia die Berg und so jung wiar a Kind,
Und so schwar wiar a Stoa und so leicht wiar a Wind,
Wiar a Vögerl so frei und so rein wia da Schnee,
Und so hoch wia die Wolkn und so tiaf wia da See.
Is a Kammerl für s Load und a Türl für d Freud
Und a Holta für n Zorn und a Goaßl für d Schneid,
Is a Stiagn zan Himmel und a Loaterl für d Sünd
Und da Feirobnd für d Alten und da liachti Morgn für s Kind.
(Bewegt): Und du, liaba Jack, hiaz mit deini sechzg Johr,
Mit n Maul vulla Zähnt und n Kopf vulla Hoar:
Das Samkorn, dos kloa, hon i gjaat net umsist,
Wiast als nockats kloas Büabl auf d Welt kemman bist;
I hon dir s in s Herz glegg, und dein Muatterl ihr Liad
Hot s zu allererst ghüatat, daß a Bamerl draus wird.
Und die Hoamat hot n aufzogn, ihr Sunn hot n gletzt,
Ihr Erdn hot n dungt und ihr Tau hot n gnetzt.
Und wia reich hot da Bam trogn oll die Johr her!
Vieln Menschn zur Freud und deiner Hoamat zur Ehr!
Und i will scha schaun, doß es imma so bleib,
Und grüaß ma dein Hausstond, dei liabs ehrnreichs Weib!
Bleibs fröhli banond no recht long af da Welt!
Und wonnst amol eingehst ins himmlische Zelt,
Sou meld di glei zuwa, und du sollst dann in Ehrn
Bei den himmlischen Heerschorn mei Chormeister wern.
(Von der Zeile: „Dos Volksliad, dos echte . . .“ bis zur Zeile: „Und du, liaba Jack . . .“ wird wieder ein Volkslied leise gesummt.)

*

(Nach dem Verklingen gemütlich, fast geschäftsmäßig):
I steig hiaz von Himmel, in Ewigkeit Am.
— In a Stund kumma nocha ban Zeltna Wirt zsamm!

Die Knoppn im Berg und döi Jager auf da Höh,
Und die Gamsarl im Gwänd und die Fischerl im See,
Und die Fuhrleut of da Stroßn, und die Schwoagrin af der Olm
Und die Buam und die Derndl, und die Küah und die Kolm —
— — — Dos hon i darotn! Und drum rach i zan Lohn
Mir a Pfeiferl Tabok hiaz zan Feiaobend on — — —
— In Gottsnam! wos wollt denn heut no so spot
Für a lodana Lotta zur Himmelstür grod,
Dos kinnt noch sein Rochn und Pumpan und Schrein
Nur da Hoachbauanwastl vun da Modriok sein.
Bei meina Seel, richti! Akratt is er do!
Nar eina! Oba putz da die Stifl zerscht o,
Den Steckn loßt draußn, Hondbußn brauchst net
(Bist eh umadum rotzi); na, wos willst denn hiaz? Red!

Wastl: Grüaß Gott, Himmelvoda! Seids wulta banond?
Wia geht s denn da himmlischen Freindschoft olsont?

Herrgott: J dank schön, muaß guat sein, und hiaz pock nur aus,
Zwegn wäi und für wos bist denn furt heunt von Haus?

Wastl: O mei, do is weit gfahlt, du himmlischer Herr,
Mir gfollt s in da Modriok rund niamamehr!
Sie tan nix mehr betn, die Kirchn is laar
Und ban Schmiwirt is vull, als ob s Faschingzeit war,
Stotts da Felda wird Wold, stotts da Bauangründ Huabn,
Die Dirndln gehn in d Stodt und ins Bergwerk die Buabn.
Die Deanstleut wern kluag und die Hondla bold z viel,
Is koa Knecht mehr im Grobn, der net Hulz hondln will,
Koa Stammerl im Wold, dos sein Herrn net fand,
Sie schlogn s schan um, bold s no morb gworn sand.
Die Stodtzottl rennan ban helliachtn Tog
Tolein und bergauf, doß ma s zähln neama mog,
Klaan Ölfarb af die Bam, doß n Weg koana fahlt,
Bold jo a „Naturfreund" amol nebenfür eilt. —
— Und fertn kimmt gor a Roatborschtata zwegn,*
Der hätt glei gor olls in d Stodt einitrogn mögn.
In da Rachstubn sitzt a, n Huat af die Knia,
Ondächti, wia i in da Kirchn gor nia.
Hot umadum einigspecht, vun Stoll bis zan Bodn,
Und olls hot er überdraht unten und obn.
Koa Ding wor eahm schlecht gnua, er hot s müaßn hobn,
Dos Kreuz üban Tisch und die Bettstott vull Schwobn,
Jedn Prügl, jeds Häferl, jedn Zottn vun Gwond,
Und je älta s is gwäin, desto mehr hot er zohnt.
Af da Pock waar a neuli ban Lippnban drent,
Moan i, gor mit da gonzn Rachstubn furtgrennt.

*

Und letztn Ort Summa is a goar mit oan kemm,
Der will unsri Liada in Büachl mitnemm!!
Zerscht hoaßt s von Paradeisgspill und Krippnliada,
Oba bold kemman Gafflsprüch, Lumpnliada!
Dar oa schreibt die Gstanzln auf, dar ondri die Weis,
Und sou sitzn s banond wia ban Bedla die Läus,
Und die Hulzknecht und Jaga, Urlauber und Knecht,
Döi hobn mit eam gsungan und gjodlt und zecht,

(Erregt): Und neuli do hobn s gor ban obarn Wirt
Meini jungn zwoa Dirndl zan Lumpn vaführt!!

Herrgott: Deini Derndln vaführt? Wos! Das san gwiß döi zwoa —
Tretts na nachana zuwa! — — a saubaras Poar!

(Zu den Dirndln): Brauchts enk neita net schoman, und soggs na hiaz on,
Wos hobn sie denn wölln und wos hobn sie enk ton?

* Das folgende bezieht sich auf die Sammlungstätigkeit Dr. v. Gerambs für die neu zu errichtende volkskundliche Abteilung des Joanneums.

können. Warum die Sache auf die Spitze treiben? Warum durch ein rücksichtsloses Festhalten an einem Dutzend wilder Kastanien unsere wackeren bildenden Künstler beharrlich beleidigen, kränken, und sie mit Gewalt aus Graz vertreiben, wo sie anscheinend so wenig Freunde haben und so geringes Verständnis finden?

Warum sich vor allen Fremden blamieren, die den Malern und Bildhauern recht geben und nicht begreifen, daß man die Stadt Graz in ihrem künstlerischen Ruf fortdauernd kompromittiert?

Gewiß werden die Bauherren allen Freunden des Stadtparkes, von frischem Grün und eines gefälligen Stadtbildes, also uns allen, gern versprechen — sie taten es ja bereits! — die Bäume möglichst zu schonen, um das Künstlerhaus anmutige Beete anzulegen und das Gebäude selbst der Umgebung so anzupassen, daß es nicht stört, sondern — im Gegenteil — ausschmückt.

Was kann man dann *sachlich* gegen den Bau und den Bauplatz einwenden?

Hans Ludwig Rosegger.

Grazer Aussichtswarten.

Graz ist mit Aussichtswarten umgeben. Ich zähle deren sieben, die auf den Höhen stehen, im Osten, Westen, Süden und Norden. Jede zeigt ein völlig anderes Bild. Die schlanke Hilmwarte auf der Waldhöhe, noch fast im Weichbilde der Stadt, entfaltet den üppigen Riesenpark, in dem Graz mit seinem Schloßberge ruht. Da ist alles still und grün, wie in einem Kurort am Sonntag. — Die Roseggerwarte auf dem Ruckerlberg zeigt die Stadt mit dem Hintergrunde der Alpen. — Die Rudolfswarte auf dem Buchkogel legt vor uns das steirische Paradies frei bis hin zum Koralpenzug, und über das weite Hügelland des Südens her blauen kroatische Berge. — Die Fürstenwarte auf dem Plabutsch entrollt uns das Stadtbild in seiner gewaltigen Ausdehnung von Gösting bis St. Peter, von Eggenberg bis Mariatrost, eine Geviertmeile voll Häuser. Und trotz des mit blühenden Garteninseln besäten Häusermeeres sieht man auch hier wieder, diese Stadt steht auf dem Lande, so wundersam ist sie eingeflochten in die Landschaft. — Auf dem Plabutsch, dort „wo Franz einst stand“, soll eine Bismarckwarte erbaut werden, aber ich weiß nicht, ob der große Schätzer der österreichischen Dynastie den Kaiser Franz wird verdrängen wollen. Im Jahre 1866 zu Nikolsburg hat Bismarck bewiesen, daß ihm derlei Okkupationen ferne liegen. — Die Warte auf dem Rainerkogel stellt uns den Schloßberg steil und plastisch dar bis zur Imposanz, und im Hintergrund unbegrenzte Ebene. — Die Stefaniewarte auf der Platte gibt einen dem Fremden ungeahnt großartigen Rundblick über Täler und Gebirge, über den der nahe Schöckel einigen Konkurrenzneid empfindet. Er hat zwar nach Norden hin seine besonderen Reichtümer, aber der Grazerstadt vermag er bei weitem nicht das stolze Ansehen zu geben, wie die Warte auf der Platte. Die Stefaniewarte ist die stolze Königin der Grazer Aussichtszinnen.

Zur Zeit trägt man Bausteine zusammen für eine neue Goldhannwarte auf dem Frauenkogel bei Judendorf. Wer zwischen den Bäumen dieser Höhe hinschreitet, der ahnt nicht das vermessen schöne Rundbild, das sich zeigen würde, wenn man 25 Meter höher in der Luft stünde! Die Goldhannwarte wird uns so hoch emporheben und dann sollen wir mal sehen! Das weite, reichbewaldete Mittelgebirge liegt um uns her mit dem entzückend schönen Gratweinerkessel, und im Hintergrunde der Murtaler Alpenzug, der vom Gressingberg bei Obdach über die Gleinalpe sachte zum Lantsch niedersteigt, bis der Schöckel für uns die Alpen abschließt. Man kann nicht

Frühling.

Von Hans Baer.

Von meinem Fenster seh' ich in knospende Fülle!
Die Kastanien sprengen die Hülle —
Die jungen Linden stehn grün umhaucht,
Und alles in Morgenduft getaucht —
Der Himmelsplan so hoch, so weit!
Und der Sonne sanftes Auge blickt
In diese blaue Heiterkeit.

Ein Künstlerhaus in Graz.

Die bildenden Künstler sind in Graz wirklich ein bißchen obdachlos.

Jedenfalls sind sie bedeutend schlechter daran als ihre Brüder, die Tondichter, Musiker, Schriftsteller und sonstige Geschichtenerzähler, denen Konzertsäle, die Theater, Bücher, Vorträge, Zeitungen und Zeitschriften zur Verfügung stehen, um ihre Leistungen öffentlich aufzuweisen.

Graz ist, mit gleich großen Städten im Reich verglichen, keine sonderlich reiche Stadt, und ein Murren, wenn die Künstler für ihr Heim mit dem Klingelbeutel umgingen, wäre nicht verwunderlich, denn beim Geldsack hört ja gewöhnlich die Kunstbegeisterung der Menschen auf. Aber ein solcher Angriff auf ein heiliges Gut ist nicht zu befürchten, da eine liebenswürdige und vermögende Dame eine Summe hinlegte, mit der man ein ganz stattliches Künstlerhaus errichten kann — sobald man einen Bauplatz dafür hat. Und darum dreht sich der Streit. Ein böser, ein erbitterter Streit, in dem von der „anderen Seite“ der gute Ton oft verletzt wurde, der ins Persönliche ausartete und Justamentsstandpunkte erzeugte, die sachlich gar nicht oder ungenügend begründet sind.

Selbstverständlich kann ein Künstlerhaus nicht an der Stadtgrenze stehen, wie manche vorschlagen, sondern es gehört in den Mittelpunkt wie Theater und andere Kunstanstalten. Darüber herrscht bei einigem Verständnis kein Zweifel. Und da fand sich denn auch ein ganz ausgezeichneter, wohlfeiler Platz: Das Dreieck vor dem Burgtor.

Das Dreieck vor dem Burgtor!

Das ist es ja! Bisher kümmerte sich niemand um die Sandwüste, auf der kein Grashalm gedieh, auf der bloß, zum Teil recht unansehnliche und kranke, Roßkastanien um irgendeine Halle wuchsen. Jetzt ist der vernachlässigte, reizlose Ort plötzlich geheiligt, soll „tabu“, das heißt unberührbar sein, obschon das Künstlerhaus nur einen kleinen Teil davon beansprucht, nur ein paar Bäume fällen möchte, und obwohl als Ersatz für das „verlorene Paradies“ ein bei weitem schöneres, derweilen noch verschlossenes Gebiet am Abhang des Schloßberges versprochen wird.

Gut, der Stadtpark ist ein einziges Wertstück, das geschützt werden muß — den prächtigen Joanneumgarten und die einst schönen Ohmeyerschen Gründe hütete man leider nicht! — aber es wäre kleinlich, seiner Verschönerung entgegenzuarbeiten, wo es sich schließlich um ein paar kümmerige Bäume handelt, die übrigens nach einem Plane des Verschönerungsvereines auch fallen sollten, um Licht und Luft für gefällige Anlagen zu schaffen.

Vielleicht gehen die Gegner des Künstlerhausbaues auf dem geplanten Platz noch in sich und geben den Bildhauern und Malern, was diese füglich beanspruchen

der Tapfersten und Selbständigsten unserer modernen Dichter ein vierbändiges Buch schreibt: Einen Schillerroman.

Drei Bände des großen Werkes von Walter von Molo liegen bereits vollendet vor*: „Ums Menschentum"; — „Im Titanenkampf"; — „Die Freiheit". Der vierte und letzte Teil steht noch aus: „Den Sternen zu."

Nach dem ersten Band fürchtete man beinahe, der Verfasser würde die Beschwingtheit seiner Darstellung und Gestaltung nicht dauernd auf der gleichen künstlerischen Höhe halten können, aber Molo belehrte uns eines Besseren; er wuchs von Epoche zu Epoche, von Abschnitt zu Abschnitt und schenkte dem deutschen Volk eine einzigartige dichterische Biographie Friedrich Schillers. Er hat uns eine Persönlichkeit, die Gefahr lief, in Tradition und Legende heroisch zu erstarren, menschlich näher gerückt und hat Zusammenhänge zwischen seinem Leben und seiner Kunst aufgedeckt, die wir — wir Laien — bisher nur undeutlich ahnten.

Geradezu meisterhaft ist Schillers Verhältnis zu Goethe herausgearbeitet: das ursprüngliche Widerstreben der beiden recht verschiedenen, harten Charaktere und ihr endliches Finden. Das bewundernswerte gegenseitige Ergänzen bleibt dem Schlußband aufgespart. Gleich kühn und intuitiv (wie mir scheint) ist Schillers Ehe von Molo erfaßt worden, ferner seine Beziehungen zum alten Körner, zum Weimarer Kreis.

Vielleicht hätte die lange und langwierige Krankheitsgeschichte eine etwas kürzere Behandlung vertragen, doch muß man anderseits sagen, daß gerade sie manches sonst in Schillers innerer und äußerer Entwicklung schwerer Erklärliche aufzuhellen geeignet ist.

Knappheit und Gedrungenheit des Stils zeichneten Molo schon seit je aus, und diese Zügelung der Sprache kam ihm besonders in diesem Werk insoferne zugute, als ein Riesenstoff innerhalb eines immerhin beschränkten Raumes, ohne empfindliche Lücken zu lassen, zu bewältigen war.

Lebendig und verständlich im Leid und im Erfolg, in seinem Zielstreben und in seinem Aufbäumen gegen die Widrigkeiten des niederen, gequälten Daseins tritt uns Schiller aus der kunstvollen Darstellung entgegen und wir freuen uns auf den vierten, vollendenden Teil der Tetralogie.

Mit seltener anpassungsfähiger und angeborener Begabung vertiefte sich Walter von Molo in das Innenleben seines frei gewählten Helden — und er wird seinen hohen Zweck mit dem Werk erfüllen. Der Zweck ist: Zurück zu Schiller! H. L. R.

---

* Verlag Schuster u. Loeffler in Berlin.

Nachtstimmung.

(Vom Grazer Schloßberg.)

Von Karl Dankwart Zwerger.

Die Stadt sind lauter Sterne,
Die heilig sind und stehn,
Nur dannwann löst sich einer
Ins leise Nimmersehn.
Tief träumen Mensch und Merlen,
Nur jene Lichtnis wacht
Und brämt opalne Perlen
Ans Königskleid der Nacht.

So still ... Ein groß Verlangen
Umblüht mein Frühlingsherz
Und all sein Knospenprangen
Wächst sehnlich himmelwärts.
Und wird wie lauter Sterne,
Die heiligleuchtend stehn —
Nur dannwann löst sich einer
Ins leise Nimmersehn ...

sagen, daß Graz in den Alpen liege, es liegt an denselben, ein Markstein zwischen Alpenlärche und Weinstock. Aber eine Wander von kaum zwei Stunden auf den Frauenkogel, und man ist mitten im Alpenland, mit dem sich das Hochgebirge weder an Wildheit noch an Schönheit vergleichen läßt. Ungleich wilder ist die Eiswelt und ungleich schöner die blühende Berglandschaft, die den Frauenkogel umgibt.

Die Goldhannwarte führt ihren Namen nach einem Manne, der sich als Schriftsteller um die heimische Landschaftsliteratur manches Verdienst erworben hat, der aber auch im sozialen Leben vielfach wohltätig und anregend wirkt. Davon wüßte besonders die Waldheimat und ihre Schule ein Lied zu singen, wenn nicht der Unmut des bescheidenen Mannes zu befürchten wäre. Den Turm auf dem Frauenkogel aber, der seinen Namen in eine der schönsten Landschaften der Steiermark einschreibt, wird er sich wohl gefallen lassen müssen.

Anderswo könnte man an gewissen Bergstellen schöne Aussichtspunkte auch damit erreichen, daß — anstatt kostspielige Warten zu bauen — im Walde Fenster ausgebrochen würden. Bei erworbenem Recht natürlich. Man sieht vor lauter Bäumen oft nicht einmal den Wald, geschweige die Landschaft. Ein Paar solcher Fenster könnte auch der nordöstliche Hang unseres Schloßberges ertragen. Solche Luginslande unterwegs sind oft köstlicher als die Totalaussicht auf dem Gipfel. Im Stadtpark verdecken uns auch die buschigen Bäume zu viel von Himmel und Licht und engen den Spaziergänger ein in stockiger Luft. Da sehnt man sich manchmal nach einem Aussichtswartlein, um über Bäume und Dächer hinweg auch nur ein einziges Stückchen Landschaft zu erschauen. O ja, unter Umständen kann sogar im Stadtpark, am Schloßberg der Baum mehr Naturschönheit verdecken als darstellen. Zur Landschaft gehört auch freier Ausblick und Himmelsweite. Der Baum ist am schönsten, wenn er im Gegensatz steht zur freien Weite. O, wie liebe ich unser Waldland, aber ich will es auch sehen können!

Zurück zu Schiller.

Vor zehn, noch vor fünf Jahren galt Schiller bei den Modernen als Phraseur, als ein Wortklingler und Konstrukteur unmöglich lebensfähiger Theaterfiguren. Schiller war der staubige Hofrat, der die Kraft und den Saft seiner besseren Sturm- und Drangperiode verleugnete.

Das war vor zehn, vor fünf Jahren.

Wilhelm Busch sagt: „Ach, die Welt ist so geräumig
Und der Kopf ist so beschränkt.“

Ja, merkwürdig, unsere Modernen, die vor allem Freiheit für ihr Schaffen verlangten, benahmen sich gegen die „alte Schule“ so engherzig, daß sie auch fast alle deutschen Klassiker — Goethe gnädig ausgenommen — mit Haut und Haar verschlingen wollten. Nicht bedenkend, daß an der Kunst vielleicht gerade das Vielfältige, Gegensätzliche und Verschiedene das Wunderbarste ist. Wer sich auf eine einzige Kunstrichtung einschwört, wird ungerecht und beraubt sich selbst der besten Genüsse.

Die Modernen wurden denn auch allmählich einsichtiger; mit ehrlich verdienten Erfolgen gekrönt, gossen sie viel, viel Milch in die Essigsäure ihrer Kritik und erkannten wieder Werke und Werte an, die sie anfangs vernichten zu müssen glaubten, um in den Bücherkasten Raum für die eigenen Schöpfungen zu schaffen.

„Raum für alle hat die Erde!“

So kam es denn, daß auch Schiller, der eine Weile als Poet der Gymnasiasten und idealen Ladenschwengel galt, wieder zu Ehren gelangte und daß einer

Bücher

Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer. IV. Jahrgang. 1913. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner herausgegeben von Dr. Viktor v. Geramb, Dr. Karl Hafner und Dr. Hans Pirchegger. Beilage zum „Grazer Tagblatt", XXIII. Jahrgang, 1913. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Noch immer finden diese Blätter viel zu wenig Beachtung! Der „Heimgarten" wies schon mehrmals auf sie hin und darf es nicht verabsäumen, auch den abgeschlossen vorliegenden IV. Jahrgang allen Geschichtsfreunden warm zu empfehlen. Aus dem reichen Inhalt seien beispielsweise hervorgehoben: Schellhammer, Marschall Marmont als Hochofenbesitzer in Obersteier; J. Schmut, Von den Vorfahren Peter Roseggers; A. Gubo, Steiermarks Leistungen im Jahre 1813; A. Steinwenter, Eine albanische Frage aus dem Jahre 1605; H. Pirchegger, Steirische Galgen (Fortsetzung); V. v. Geramb, Bäuerliche Votive und Weihegaben in Steiermark und Kärnten; u. s. w.

Die „Blätter der Geschichte" verdienen in jeder Beziehung Interesse und Förderung, und es wäre nur zu wünschen, daß sie allseitig zu gewissenhaften historischen Lokalforschungen in den Alpenländern anregen.

Die Literatur der Steiermark in bezug auf Geschichte, Landes- und Volkskunde. Ein Beitrag zur österreichischen Bibliographie von Dr. Anton Schlossar, k. k. Regierungsrat und Direktor a. D. der k. k. Universitätsbibliothek in Graz. Zweite, vollständig umgearbeitete und bis auf die jüngste Zeit vermehrte Auflage. Mit Porträt und Faksimile des Verfassers. (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung, J. Meyerhoff.)

Schlossars umfangreiches und mit ungeheurem Fleiß wie Sachkenntnis gearbeitetes Buch füllt eine bisher schmerzlich empfundene Lücke aus. Fachmänner und interessierte Laien schulden für das Sammelwerk dem Verfasser allergrößten Dank, der sie in die Lage versetzt, eine schier unübersehbare Literatur über die Steiermark von nun an mühelos benützen zu können, da ihnen Schlossar durch die übersichtliche Quellensammlung eine Arbeit abnahm, der überhaupt nicht alle gewachsen sind. — Um so verwunderlicher ist es, daß einzelne — allerdings nur sehr einzelne — Kritiken in dem Buche zunächst nichts anderes entdeckten, als kleine Mängel (die kaum der Rede wert sind) und Lücken, deren Vorhandensein niemand in Erstaunen setzen kann, denn Vollständigkeit gibt es eben nirgends, und das Fehlende in Schlossars Werk beeinträchtigt durchaus nicht den überragenden Wert des Ganzen.

Durch die „Literatur der Steiermark" ist jetzt jedermann imstande, sich sofort über das vorhandene Forschungsmaterial bezüglich jeder einschlägigen Materie raschest zu unterrichten. P. L. M.

Jahrbuch 1913 des Steirischen Gebirgsvereines. (Graz. Selbstverlag des Vereines.)

Nebst dem Tätigkeitsbericht über das 45. Vereinsjahr enthält das Jahrbuch ganz vorzügliche Arbeiten über die Gleinalpe und kulturhistorische Wanderfahrten durch das Gleinalpengebiet von W. Marks und Dr. R. von Geramb. Überaus anheimelnde steirische Landschaftsbilder zieren die Schrift.

Die Sommerfrischen von Steiermark. Im Verlage des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Steiermark ist soeben das Verzeichnis „Die Sommerfrischen von Steiermark für 1914" erschienen. Dieses Verzeichnis enthält die Sommerfrischenorte, Kurorte, Bäder, Höhenstationen, die Unterkunfts-, Verkehrs- und Preisverhältnisse des Landes, soweit sie dem Verbande bekanntgegeben wurden. Es wird kostenlos, lediglich gegen Vergütung der Portogebühr von 20 h (20 Pf.) in Briefmarken, abgegeben. Wer sich ausführlich über Steiermark unterrichten will, den verweisen wir auf das reich illustrierte mit einer Einleitung von Peter Rosegger versehene „Steirische Verkehrsbuch", das gegen Einsendung von 70 h (70 Pf.) samt Porto in Briefmarken durch den Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark, Graz, versendet wird. Das Verkehrsbuch bringt alles Wissenswerte, sowohl für den Sommerfrischler als auch für den Touristen, besonders auch eingehendere Schilderungen der gerade zur Sommerszeit in unvergleichlichem Schmucke einer reich entfalteten Natur prangenden Täler und Höhen der grünen Steiermark.

Geschichte des Marktes und der Pfarre Gnas. Von Sepp Smeritschnigg. Mit einem Vorwort von Josef Steiner-Wischenbart und mit Federzeichnungen von Josef

Hyänen.

Es ereignete sich eine furchtbare Familientragödie. Ein Bruder verletzte den Bruder aus unbekannten Beweggründen durch Revolverschüsse, und der Verwundete — ein Arzt — um nicht als Krüppel leben zu müssen, tötete sich mit der letzten Kraft. Noch war die gerichtliche Untersuchung gegen den Täter nicht abgeschlossen, noch war nicht einmal entschieden, ob er nicht als unzurechnungsfähiger Irrer handelte — und schon schlichen die Hyänen heran.

Ein illustriertes Wiener Blatt, das sich von Skandal, Sensation, Unglücksfällen und weinerlicher Wehmut nährt, brachte auf der ersten Seite ein Bild, das den unglücklichen Arzt möglichst porträtähnlich darstellt, wie er sich in Gegenwart seiner Wirtsfrau den erlösenden Tod gibt; im Nachtgewand, halb im Bett liegend. Dazu ein aufklärender Text, damit auch der Dümmste genau weiß, was er sich vorstellen und denken soll.

Die zwei Brüder haben nächste Angehörige; eine Mutter, eine Schwester. Wie muß dieses ungeheuerliche Bild einer wüsten Zeichnerphantasie auf sie wirken? Warum wurde es überhaupt gemacht? Wem dient es? Wozu dient es? Es soll die Sensationsgier der Masse kitzeln; es soll der Zeitschrift zu einem guten Geschäft verhelfen.

Im Vergleich zu solcher Roheit, die keine Gefühle schont und nur die gemeinsten Instinkte aufstachelt, sind die verrufenen Kinos wahre Volksbildungsanstalten.

Gibt kein Gesetz eine Handhabe gegen derlei Auswüchse einer widerlichen, spekulativen „Illustrationstechnik“? Wenn ja, dann bringe man es zur Anwendung; wenn nein, dann schaffe man schleunigst einen Paragraphen, der den Hyänen ein- für allemal ihr unsauberes Handwerk legt. P. L. M.

Hausspruch.

„Das Haus gehört mein und nicht mein,
Dem Zweiten gehört es auch nicht sein,
Dem Dritten wird es übergeben,
Doch wird er auch nicht ewig leben,
Den Vierten trägt man auch hinaus,
Dann frag' ich erst, wem g'hört das Haus?
Drum will ich nach der Wohnung trachten,
Allwo ich ewig bleiben kann:
Herr Jesu lehr' mich auf den Himmel achten,
Den seh' ich als mein' Heimat an. —
So ist es auf der Welt und auch im Himmel
Wohlbestellt!“

(Alter Spruch auf dem Ruhlehnerhause in der Ramsau.)

---

heimlichen, harmonischen Schlößchen der Wiener Barocke, deren Seele schon einmal Eichendorff entdeckt hat.

Wenn uns der Dichter wirklich die geläuterte Renaissance dieser Zeit brächte, wie es die „Versonnene Landschaft“ zu versprechen scheint, wo ganz mühelos Fernstes mit Nächstem sich verbindet — ein gut gewählter Titel also — können wir ihn als einen begrüßen, der aus einer Überfülle von allzu Verhaustem, problematisch Mystischem, das die Durchschnittslyrik unserer Zeit leider kennzeichnet, wieder hinausführt ins Freie.

Mit wohligstem Behagen umfließt uns die Gesundheit der Landschaften Rohrers, Sonne und wieder Sonne. So etwa im „umbrischen Reisetag“:

Engel zwischen Blumen sitzen
An gewund'nem Wasserlauf,
Mönchische Zypressen spitzen
Sich in blauste Lüfte auf.
Wie wir so im Mittag reisen,
Ist uns wunderfromm zu tun;
Aus des Straßenstaubes Kreisen
Hörst du Engel Lieder singen,
Die die keuschen Wolken bringen,
Ernste Engel Lieder singen,
Die in alten Schnörkelnoten ruhn.

Oder etwas vom Zauber des herbstlichen Niederösterreichs:

So gehn wir, hier beschattet, dort besonnt,
Die Schloßallee, von Lichtgebusch durchbändert.
Ein äußerst scharfer, knapper Horizont
Hat seit heut' früh das ganze Land verändert.
Die Ferne öffnet ihre blauen Augen
Wie ein erstauntes, krankes Königskind,
Dem kalte Nächte letzte Kraft entsaugen
Und dann verwehn in Straßenstaub und Wind
Und dann verwehn in graue Traurigkeit
Mit diesem ersten Dürrlaub, uns entgegen.
Wir fühlen: bald in enger Nebelzeit
Dampft nasser Schnee auf längst verlornen Wegen.

Und dann wieder — ein eigenes Kapitel ist ihr geweiht — taucht eine blonde, unendlich zarte mondaine Frau wie ein Blütenhauch in den Zauberkreis der Liebe, ein Schicksal spinnt sich an, Frühling, grenzenlose Glut, ein unsagbares Aneinanderweben zweier Seelen und dann wieder ein wehes Abbröckeln, ein Versiegen voll Trauer und Sehnsucht. Was uns so neu an diesem glühend erlebten Zyklus zu sein scheint, ist das durchaus organische Verschmelzen mondainsten Milieus mit ganz erdnaher Natur, ein Zweiklang erlesener Feinheit.

Neben wildem Sinnentaumel („Bacchische Nacht“) Klänge tiefster Ruhe. Ich zitiere nur das eine:

Beim Aveläuten.

Wenn du von mir gegangen bist,
Werd' ich's nicht fassen können.
Und wenn der Abend kommt,
Werd' ich's nicht tragen
Und heiß wie einst am Gartentore stehn.
Dann ist der Frühling da
Wie in vergang'nen Tagen
Und Flieder schäumt und laure Lüfte wehn.
Ich suche dich.
Doch eine fremde Frau
Wird aus der Laube in die Wolken schaun.
Die glühn wie einst, geflockt in leichtem Blau,
Und ziehn wie einst. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Ich werd' nicht klagen, aber das sind Stunden,
Die eine feine Falte um den Mund uns graben
Und einen harten Riß durch unser Leben.

Die persönliche Art Rohrers zeigt sich am besten in seinen rein gedanklichen Reimen. Er ist ein Dichter, der unbeachtet seiner Umwelt seinen ganz eigenen Weg findet und geht. Seine Sprache leuchtet bilderfroh und farbig, mit ausgezeichneter Technik geformt, manchmal voll eigenwilliger Sonderbarkeiten und Herbheiten, immer geschmackvoll und interessant. Er liebt seine Welt und seine Geschöpfe. Manchmal freilich, wenn sie ihn herausfordert, von oben herab mit hochmütig gekräuseltem Mundwinkel und verächtlichem Spott.

Wir wünschen diesem Band wirklich neuer Lyrik von Herzen weiteste Verbreitung, vielleicht auch durch die Feder eines schaffenden Musikers, dem die äußerst sangbaren Strophen eine Fülle von Anregung bieten dürften. Dr. B. P.

Der große Krumme. Ausgewählte Gedichte von Hermann Pfeiffer. (Graz.)

Der Verfasser ist geizig! Sein Büchlein trägt den Vermerk: „Nicht im Buchhandel.“ Wenn wir die „Heimgarten“-Leser dennoch darauf aufmerksam machen, so geschieht dies in der Hoffnung, daß sich unser Dichter noch erweichen läßt und seine Zurückhaltung dem Publikum gegenüber aufgibt. — Die Gedichte sind eine seltene Gabe. Voll Geist und voll Innigkeit, erfüllt von einer seltsamen, tiefpersönlichen und doch ungemein gütigen Lebens- und Weltanschauung. Ein Fertiger und gleichwohl Ringender — Persönlichkeiten ringen bis zum letzten Augenblick mit Wesenserscheinungen und Ideen — hat da eine köstliche Form für das, was ihn bewegt, gefunden. Freilich geht es dabei nicht ohne schmerzliche Melancholie ab, wie sie aus ungelösten Konflikten und unlösbaren Problemen fließt. Aber neben Versen der Wehmut stehen solche der Kraft; eine vielartige Fülle im Wechsel. — Pfeiffer ist die besondere Kunst eigen, ohne gewaltsam originell zu sein, seine urpersönlichen Gedanken in ein durchaus individuelles Sprachgewand zu kleiden.

Die Proben, die wir aus der wertvollen Sammlung in diesem Hefte bringen, mögen unser Urteil über den Gedichteband selbst bestätigen. H. L. R.

Thomanitsch, Lehrer in Gnas. 1. Lieferung. (2. Band der „Monographie des Bezirkes Feldbach", von Josef Steiner-Wischenbart.) (Gnas. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Diese knapp gehaltene, zusammenfassende und dabei wohlfeile Abhandlung verdient gebührendes Lob und es wäre nur zu wünschen, daß sich in jedem Orte Steiermarks ein so fleißiger Forscher und Arbeiter fände, um die steirische Geschichte durch örtliche Monographien zu bereichern. Es täte not! So viel Interessantes und Förderliches gäbe es aus Archiven — und aus der Erde zu graben und so wenige gebildete, einheimische Leute (ich denke zuvörderst an Geistliche und Lehrer) finden sich, die dazu Lust und Verständnis haben. — Wir wünschen Sepp Smeritschnigg auch deshalb einen verdienten Erfolg, um dadurch andere Lokalhistoriker anzuspornen.

Mein Österreich, Mein Heimatland. Illustrierte Volks- und Vaterlandskunde des Österreichischen Kaiserstaates. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben, illustriert und redigiert von Sigmund Schneider, nach dessen Tode fortgeführt von Professor Dr. Benno Imendörffer. Mit vielen Kopfleisten, 24 Farbentafeln, 8 Duplextafeln, 22 Doppeltontafeln und über 1200 Abbildungen. 2 Prachtbände mit zirka 1030 Seiten. Preis 48 K, Band I 24 K. (Wien. Verlag für vaterländische Literatur.)

Das umfassende Prachtwerk „Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", das vor drei Jahrzehnten auf Anregung und unter Leitung des allzu früh verewigten Kronprinzen, Erzherzogs Rudolf erschienen ist und das seinerzeit alle führenden Gelehrten und Schriftsteller des Doppelreiches zu gemeinsamer Arbeit vereinigte, ist heute trotz seines unschätzbaren literarischen und wissenschaftlichen Wertes überholt und veraltet. Der gewaltige Umfang und der hohe Preis haben ihm auch nicht jene Verbreitung zuteil werden lassen, die es seinem inneren Gehalte nach verdiente. Es war daher sicherlich ein guter Gedanke, einen zeitgemäßen Ersatz für das Kronprinzenwerk zu schaffen. Natürlich konnte nicht daran gedacht werden, ein Werk von demselben Umfange herzustellen. Was Verlag und Herausgeber bieten wollten, war vielmehr ein Werk, das nach Umfang und Preis in den weitesten Kreisen Eingang finden könnte, das aber bei leichtfaßlicher, im besten Sinne volkstümlicher Darstellung ein auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebautes Bild der gesamten natürlichen und kulturellen Verhältnisse Österreichs geben sollte. Dabei kam es vor allem darauf an, die großen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, des Verkehrs, des ganzen wirtschaftlichen Lebens überhaupt, zu eindringlicher Darstellung zu bringen. Die moderne Illustrationstechnik lieferte dazu eine überreiche Fülle prächtiger Aufnahmen, die Landschaften und Völkertypen, Stadtbilder und industrielle Anlagen in sorgfältigster Auswahl dem Leser vor Augen führen, wie sie so leicht kein anderes Werk aufzuweisen haben wird. Schon der vorliegende erste Band des schönen Werkes läßt deutlich nicht nur den Plan, der ihm zugrunde liegt, erkennen, sondern zeigt auch, daß die Absichten des Verlages und des Herausgebers in jeder Richtung erreicht sind.

Die Eröffnung macht eine gedrängte, in in ihrer schlichten und doch höchst klangvollen Sprache doppelt eindrucksvolle Darstellung des geschichtlichen Werdegangs der Habsburgischen Monarchie aus der Feder des Universitätsprofessors Arnold Winkler. Dann folgen mehrere Kapitel, in denen berufene Fachleute die allgemeinen geographischen, ethnographischen, klimatischen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des Kaiserstaates in der Gegenwart schildern. Sodann kommen die Einzeldarstellungen der Kronländer, die den größten Teil des Werkes einnehmen. Der erste Band behandelt die Alpenkronländer Niederösterreich, mit besonderer Berücksichtigung der Reichshauptstadt Wien, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain. Den Beschluß macht ein Anhang, „Das deutsche Volkslied in Österreich", vom Altmeister deutscher Volksliederforschung, Regierungsrat Professor Pommer. Bei den einzelnen Kronländern schließt sich immer an die allgemeine Schilderung des Landes ein Kapitel, „Städte- und Siedlungsbilder" an, die das Bild zu geschlossener Abrundung bringen. Bei jeder einzelnen Provinz ist Bedacht darauf gelegt, ihre Eigenart zur Geltung kommen zu lassen, ohne des Zusammenhanges mit dem Reiche zu vergessen. Hie und da findet sich ein Kapitelchen von mehr poetischer Färbung, wie z. B. die Schilderung des „Steirertanzes" von Peter Rosegger.

Wer sich über Österreich, seinen komplizierten politischen und ethnographischen Bau oder über die gewaltigen Kulturfortschritte, die innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle im Laufe der langen Regierung des derzeitigen Herrschers gemacht wurden, unterrichten will, der wird im vorliegenden Bande bereits eine Fülle der Anregung und der Belehrung in der angenehmsten Form finden. — o.

Versonnene Landschaft. Gedichte von Paul Rohrer. (Leipzig und Wien. Verlag von Hugo Heller u. Co.)

Es bereitet wirklich Herzensfreude, dieses lebfrische Buch des Wiener Dichters von Anfang bis zu Ende uneingeschränkt zu genießen, am besten etwa an einem sonnigen Frühlingstag in weiter, duftiger Landschaft. Da paßt es hinein zwischen Blütenbäume wie die immer

ihn nichts Näheres; wir wissen nicht, wie er heißt und was er ist; nur um den Menschen ist es dem Dichter zu tun, alles andere ist gleichgültig. „Walpurga" ist eine der innerlichsten, feinst gezeichneten Novellen, ganz auf Stimmung aufgebaut und voll tiefer, heiliger Poesie. Es ist etwas Urkräftiges in ihr, das an Gottfried Keller gemahnt.

Barbara Naderers Viehstand. Novelle von Max Mell. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Erzählung „Barbara Naderers Viehstand" gewährt einen tiefen Einblick in das Leben des steirischen Landvolkes: Sie führt in den Mittelpunkt des bäuerlichen Lebens, sie zeigt es bei der Arbeit. Die Heldin der Novelle, die arme Bauerntochter Barbara Naderer, findet ihr Schicksal in ihrem Viehstand: er bedeutet ihre Schuld, ihr Glück und ihren Untergang. Ganz einfach ist ihr Schicksal und ganz unromantisch und desto wahrer. Diese Erzählung hat mit der Konvention sentimentaler Bauerngeschichten nichts zu tun. Mit ebenso eindringlichem als unerschrockenem Realismus ist dieses Bild aus dem Bauernleben entworfen, aber in der unerbittlichen Folge der Ereignisse, die uns mit einer Menge von Bauerntypen bekannt machen, kommt auch der Humor zu seinem Rechte. V.

Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman von Hans Land. Mit einem Vorwort vom Geh. Justizrat Prof. Dr. Franz von Liszt-Berlin. (Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottländer.)

Der berühmte Kriminalist Liszt hat diesem Buch ein Vorwort geschrieben, weil darin eine Persönlichkeit mit modernen kriminalistischen Idealen vorkommt. Aber leider sind diese nicht organisch in die Haupthandlung eingefügt, sondern mehr angeklebt und drücken dem Roman keineswegs ihren interessanten Stempel auf. Der Roman spielt „wieder einmal" in den „allerhöchsten Kreisen", schwelgt in Tendenz und Namengebungen, die den Leser auf bestimmte Personen hinleiten sollen, und entbehrt eines größeren künstlerischen Wertes. — Liszt hätte wohl besser getan, dem gut gemeinten, aber minder gelungenen Buch kein Geleitwort mitzugeben, das viel erwarten läßt. Man wird dann enttäuscht. P. L. M.

Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Ein Roman für Kinder von Waldemar Bonsels. (Berlin. Schuster und Loeffler.)

Dieses ganz ausgezeichnete Buch, das ohne Aufdringlichkeit lehrhaft ist, muß Eltern und Erziehern wärmstens empfohlen werden. — Die Biene Maja erlebt gar Sonderbares auf ihrem Flug durch die Natur und führt uns tief ins Leben der Tierwelt ein. Wir wandern mit ihr zu den Heuschrecken und Mistkäfern, zu den Spinnen und Wanzen, zu den Schmetterlingen und schließlich zu den Hornissen, denn mit einer grandiosen Schlacht zwischen Bienen und Hornissen endet der spannende gutgeschriebene Roman, der nicht nur Kindern Freude machen muß, sondern auch Erwachsenen, die sich am Kleinleben des Waldes freuen, Genuß bereiten kann. — Und noch ein zweites Buch erfüllt die Anforderungen, die wir heute an eine gesunde und förderliche Jugendlektüre stellen: **Der Zweifüßler** und andere Geschichten. Naturgeschichtliche Märchen von Carl Ewald. Mit 8 Tafeln und zahlreichen Abbildungen von Willy Planck. (2. Band der autorisierten Gesamtausgabe von Hermann Kiy.) (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde; Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.) Hochkünstlerisch und reizvoll ist die Entwicklung des Menschengeschlechtes in der großen Erzählung „Der Zweifüßler" dargestellt, neben deren hochwertigem geistigen Gehalt ein köstlicher Humor erheitert. Auch die meisten kleinen Erzählungen bieten Vorzügliches, nur könnte hie und da ein allzu trockener Rationalismus getilgt werden. Die Natur ist nicht rationalistisch. — Die beigegebenen Abbildungen sind entzückend. V. E. S.

Schneeglöckerl. Niederösterreichische Dialektdichtungen von Theodor Maria Vogel. (Reichenau, N.-Ö. Gustav Prager. 1913.)

Wohl einem Buche, dessen unbedeutender Titel gerügt wird! Dieser Titel verrät den Inhalt nicht, es sei denn, daß Schneeglöckerl den lachenden Lenz andeuten will, den die Blätter bringen. Wir haben schon lange kein Mundartbüchel mehr gesehen, das eine so wirklich ursprüngliche Kraft wie diese offenbarte, die uns noch was Rechtes bieten kann, wenn sie sich erzieht. Die niederösterreichische Mundart, besonders in Satzbildungen, wird prächtig behandelt, unter Ausnahme mancher, bisweilen sogar bedenklichen Entgleisungen, die den Einfluß der nahen Großstadt verraten. Der Dichter lebt in Gloggnitz. Töne der Wehmut schlagen hie und da ins Sentimentale. Dafür einige köstliche Stimmungsbilder aus dem Volksleben. Keck geht's her, wo der Humor die erste Geige spielt, wie in den Gedichten: „In Himmi" und „Van Luzifär". Ein bißchen allzumenschlich vielleicht, aber alles ist harmlos, wenn man's harmlos nimmt.

An anderer Stelle bringen wir etliche Proben aus den „Schneeglöckerln", die wir Freunden volkstümlicher Poesie wärmstens empfehlen können. Es ist echtes Leben in ihnen.

Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Dieser belletristische Roman schwingt sich stellenweise zu psychologischer Kunst empor. Er behandelt den in der Unterhaltungslektüre recht alten Konflikt zwischen Liebe und Standesunterschieden, aber auch das neuere, noch lang nicht ausgeschöpfte Problem der Rassengegensätze. Alles in einer fein abgestimmten Form mit packenden Szenen und einem dramatischen Abschluß. Es fehlt auch nicht an unwahrscheinlichen Übergängen. Neben sehr konventionellen Figuren, die nach meinem Empfinden unwahr sind, treten ganz prächtig geschilderte, blutechte Gestalten auf. Zu den „Figuren" zähle ich: Den Grafen André Oberwall, seinen Sohn Gerhard (ein Wesen mit mühsam konstruierter Seele), den jungen Taysen (den unbedingt „braven Mann") und auch Lou Hörselkamp. „Gestalten" sind: Der Bildhauer Hörselkamp, seine Frau, die polnische Fürstin Sukewitsch, Susanne Vidal und vor allem die alte Gräfin Marie Antoinette Oberwall.

So ist das Buch ein Gemisch von guter Kunst und gewiegter Romantechnik, mit Ansätzen zu Höherem und einem Zug zum wahllos Spannenden. Aber jedenfalls liest es sich angenehm, und das ist in der Belletristik gar nicht Nebensache, sondern das Gegenteil. H. L. R.

Elbflorenz. Landschaftsroman von Alfred Maderno. (Dresden. Karl Reißner.)

Eine lange Brautzeit; der beiden Liebe wird heißer, inbrünstiger, fordert alles, ist schon halbe Hingabe; aber sie glauben beide an das „Glück der Ordnung"; aber des Mannes Natur fordert, fordert immer ungestümer; da will er sie bei der jugenddürstenden Frau eines anderen stillen, um sich sein „Glück der Ordnung" aufzusparen, und will ihnen beiden ehrlich die Wahrheit sagen —: das ist ein Problem! Die Braut hat bereits zugestimmt. Nur jener glücksuchenden, einflußreichen Frau gegenüber, die ihm von ehemals gut ist, wagt er sich nicht heraus mit seiner wahren Absicht, läßt sich widerspruchslos als stellenbettelnden Kreuzkriecher verkennen und „aus Mitleid" einen Heiratsposten zuprotegieren. Das macht nun den Roman freilich moralischer, aber zweifellos schwächer. Denn Madernos unbestreitbares Können hätte es nicht nötig gehabt, sich um die letzten Konsequenzen des selbstgestellten Problems — sagen wir — herumzudrücken.

Zwei andere: Bernardo und Helene — und als kleines Gegenspiel Lucia, die ferne Braut in Florenz. Diese Helene ist ein ganz selten prächtiges Mädel, wahrhaft frei und großzügig in Wesen und Ansichten. Aber — es ist ein Unglück — Maderno läßt sie wieder nicht darnach handeln und begnügt sich, die beiden — es ist schwer einzusehen, warum — verzichtend scheiden zu lassen, und das nicht etwa beim Aufkeimen ihrer Liebe, sondern zu einer Zeit, wo sie einander längst tiefstes Verstehen und blühendes Sehnen geworden sind und wissen, daß an diese Liebe keine mehr je im Leben heranreichen werde.

Betrachtet man aber die einzelnen Szenen, so kann man sich recht oft an künstlerischem Geschick und sinnigen Gedanken und fast immer an der schönen, glühenden Sprache weiden. Nur die Schilderung der Landschaft ist manchmal etwas zu breit geraten.

Alles in allem: Ich hoffe, Maderno ist noch kein Fertiger und wird nächstens mutiger und kräftiger zupacken. Am Können fehlt's ihm nicht! K. D. Zwerger.

Das Menschlein Matthias. Erzählung von Paul Ilg. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Schweiz hat uns schon viel Kraftvolles gegeben. Auch dieses Buch macht dem literarischen Ruf des gesunden, würzigen Berglands alle Ehre. Ilg arbeitet still und emsig, mehr mit geruhigen Werten denn mit gewaltigen Leidenschaften und Katastrophen. Aber er hat seine Fabel immer im Auge und man bleibt gespannt und mitfühlend bis ans Ende.

Das Menschlein Matthias ist eines jener armen, leidgejagten Menschlein, rechtlos — allem Rechte zum Trotz — und büßend — ohne jegliche Schuld — eines jener Menschlein, die vielleicht besser nie ein Menschlein geworden wären ... Freilich: Brigitte Böhi, das tapfere Mädel, hängt mit aller Mutterliebe an ihm und sorgt, wie sie kann. Aber sie front eben nur in einer Fabrik, in der gleichen, wo der hochmütige, herrische, jähe Maler als angesehener Beamter, als unentbehrlicher Dessinateur wirkt. Das ergibt zahlreiche Konflikte oder — wenn man will — einen dauernden großen Widerstreit für Spiel und Gegenspiel. Schließlich bezahlt Oberholzer die Rettung des kleines Matthias mit seinem eigenen Leben und gibt so erst dem Buben den Vater, dem er „ewig für sein Dasein danken muß". K. D. Z.

Walpurga. Eine Novelle von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann.)

Eine der künstlerisch wertvollsten Novellen Emil Ertls gelangt hier in einem höchst anziehend ausgestatteten Einzelband zur Ausgabe. „Walpurga" ist ein reizendes Stimmungsbild. Es führt uns einen Mann der gebildeten Stände vor, der die Last der Geschäfte und den Staub der Großstadt für einige Zeit von sich abgeschüttelt hat und in der Natur wieder er selbst geworden ist. Wir erfahren über

Töchter. Ein Wiener Roman von Karl Adolph. (Wien u. Leipzig. Deutsch-Österreichischer Verlag.)

Richtet nicht .... Erzählung aus den Bergen von Oskar v. Schütte. (Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender.)

Die Schellenkappen. Lustige Historien von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Handbuch der Wissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger-München in Verbindung mit den Universitäts-Professoren Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Hartmann-Straßburg, Herzfeld und Wulff-Berlin, Neuwirth-Leipzig, Weese-Bern, Willich und Oberbibliothekar Leidinger-München. Mit zirka 3000 Abbildungen. In Lieferungen à Mk. 1·50 (K 1·50). Lieferung 13: Curtius, Die antike Kunst, Heft 1; Lieferung 14: Burger, Deutsche Malerei, Heft 7. (Neubabelsberg. Akademische Verlagsgesellschaft.)

Tragödien des Lebens. Südamerikanische und deutsche Erzählungen von L. Rosenthal. (Leipzig. G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung.)

Sagen aus Kärnten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Georg Graber. (Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.)

Siegvolk. Ein deutsches Festspiel von Ernst Hermann Sommert. (Selbstverlag.)

Münchhausen. Lustspiel in vier Aufzügen von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Paul Heyse. Ein deutscher Lyriker. Von Erich Petzet. Mit einem Bildnis. [Hesses Volksbücherei Nr. 917/18.] (Leipzig. Hesse & Becker.)

Deutsche Dichtung. Eine Auswahl für die Jugend von Rudolf Zauzal und Hans Fraungruber. Vier Bildbeilagen. (Saarbrücken-Wien. „Jugendfreund"-Verlag.)

Der Graf von Landeck. Ein Sang aus Tirol von Eberhard Schott. (Augsburg. F. Schott.)

Gedichte. Von Wilhelm Freiherrn v. Appel. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Dr. Rudolf Standenath. (Wien u. Leipzig. Deutsch-Österreichischer Verlag.)

Parzival. Der deutschen Jugend erzählt von Gustav Schalk. Mit Illustrationen von S. v. Suchodolski. (Ravensburg. Otto Maier.)

Aus einer Kinderstube. Tagebuchblätter einer Mutter. Bearbeitet von Toni Meyer. (Leipzig-Berlin. B. G. Teubner.)

Wir verleumdeten Elsässer. Der „Lagi zur Verteidigung Elsaß-Lothringens" in aller Ehrlichkeit gewidmet von Emile Jacques Daniel Kleber. (München. J. F. Lehmann.)

Freud und Leid im Reich der Tiere. Mit Zeichnungen von H. Rohrer. [Heim und Herd. Deutsche Jugend- und Hausbücherei, IX.] (Lahr i. Baden. Moriz Schauenburg.)

Sieh dich vor. Ein Mahnruf an die ins Leben tretende Jugend, verfaßt von Frau Phil.-Dr. Hedwig Bleuler-Waser in Zürich, Herrn Med.-Dr. Th. Christen, Privatdozenten in Bern, und Herrn J. Stump, Seminarlehrer in Bern. Mit einem Geleitwort von Herrn Paul Keller, Pfarrer am Neumünster in Zürich. (Zürich. Gebr. Willenegger.)

Nietzsche, der falsche Prophet. Von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Gravitationslehre ein Irrtum! Einige Weltprobleme. I. Teil. Allgemeinverständliche Abhandlung von Th. Newest. (Wien. Karl Konegen. — Ernst Stülpnagel.)

Vom Kometentrug zur Wirklichkeit der letzten Dinge. Einige Weltprobleme. IV. Teil. Allgemeinverständliche Abhandlung von Th. Newest. (Wien. Karl Konegen. — Ernst Stülpnagel.)

Handbücher für modernen Unterricht von Karl Linke: **Der erzählende Geschichtsunterricht; Sprachlehre in Lebensgebieten.** (Hamburg u. Berlin. Alfred Janssen.)

Abweichende Ansichten. Von F. von Wrangell. (Leipzig. Georg Wigand.)

Lehrgänge für einen zeitgemäßen Zeichenunterricht in der Volksschule. 2 Bände: Unterstufe (erstes und zweites Schuljahr); Mittelstufe (drittes, viertes und fünftes Schuljahr). Von Anton F. Vesely. (Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn.)

Federzeichnen von A. Gruber. (Ravensburg. Otto Maier.)

Die Massenmorde in der Tierwelt im allgemeinen und die durch die weibliche Eitelkeit hervorgerufenen Vogelmorde im besonderen! Von Otto Korschelt. (Dresden-A., Zöllnerplatz 7. Verlag für Tierschutzschriften Albert Schütt.)

Das steirische Volkslied. Dritte Flugschrift des Vereines für Heimatschutz in Steiermark. Den Inhalt dieser Flugschrift bilden die einleitenden Vorträge, welche bei dem vom Verein in der Burg zu Graz veranstalteten Volkslieder-abenden gehalten wurden. Es sind wichtige Beiträge zur vaterländischen Volkskunde.

Drei Jahre Katholisches Kreuzbündnis in Steiermark (1911—1913). Zur Lehr und Wehr für sozial denkende Menschen. Herausgegeben von Professor Dr. Johann Ude. (Graz. Im Selbstverlage des Landesvereines des Katholischen Kreuzbündnisses in Graz. 1914.)

Styria. Official Tourist Office of Styria. (Graz, Hauptlatz 12. Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark.)

Wir müssen eine Schrift anführen, die für das liebe Tirolerland sehr bezeichnend ist. **Das Erler Passionsbuch.** Von Anton Dörrer. (Innsbruck. Kinderfreundanstalt.) Es datiert zwar aus dem Jahre 1912, ist aber überhaupt sehr unterrichtend für den Volkscharakter, das Leben und die Landschaft der Erler Gegend im unteren Inntal. Die zahlreichen Bilder, Pläne u. s. w. unterstützen den Text trefflich. Erl ist auch der Geburtsort Adolf Pichlers.

Hansa-Fibel. Erstes Lesebuch für Hamburger Kinder vom Seminarlehrer Otto Zimmermann in Hamburg. Ausgabe A I. Mit über 100 farbigen Bildern von Eugen Oßwald. (Braunschweig, Hamburg und Berlin. Verlag von George Westermann.)

Licht und Leben im ersten Unterricht. Ein Wort zur „Hansa-Fibel" und vom rechten Üben neben der Fibel. Mit vielen Übungsbeispielen herausgegeben von Otto Zimmermann. (Braunschweig, Hamburg und Berlin. Verlag von George Westermann.)

Das preisgekrönte Buch will nicht nur ein schlichtes Unterrichtsmittel, sondern zugleich ein Stück heiterer Jugendliteratur sein. Es will vermitteln zwischen dem strengen Lehrbuch der Schulstube und dem Bilder- und Geschichtenbuch des Kinderzimmers. Als erstes Schulbuch überaus vorsichtig aufgebaut, ist es durch die Fülle kleiner, in echter Kindersprache erzählter Geschichten, die Menge von Kinderreimen, Rätseln, Fabeln, Hamburger „Döntjes" u. s. w. und durch den Reichtum an farbigen, köstlich humorvollen Bildern von Eugen Oßwalds Meisterhand zugleich ein Kinderbuch von außerordentlicher Schönheit. Dieser doppelten Rücksicht auf Unterricht und Kindesfreude auf das äußerste genügt zu haben, nimmt die „Hansa-Fibel" als erste in Anspruch. Sie will der Typus eines neuen Kinderbuches sein.

Zur Einführung der „Hansa-Fibel" ist gleichzeitig ein ausführliches Begleitwort, betitelt: „Licht und Leben im ersten Unterricht", für die Hand des Lehrers erschienen, das einer allgemeinen Reform des ersten Unterrichts wertvolle Dienste leisten möchte und leisten wird. V.

Rassenlehre und Rassenpflege. Von M. R. Gerstenhauer. Herausgegeben vom Deutschbund. (Leipzig. Armanenverlag Rob. Burger.)

Die neue Rassenwissenschaft ist die naturwissenschaftliche Grundlage des nationalen Gedankens geworden. Die Ausführungen in den davon handelnden Abschnitten: „Die nationale Weltanschauung, die Rassenwissenschaft und der weltbürgerliche Kulturbegriff" und „Menschenrassen und Völker, Völkische Eigenart" enthalten eine philosophische Vertiefung und wissenschaftliche Begründung der nationalen Anschauungen, wie sie sich in der ganzen Literatur überhaupt noch nicht findet. Die folgenden Abschnitte behandeln das Gebiet der Rassenpflege, sowohl den Rassenverfall durch die Zivilisation wie den Rassenverfall durch Rassenmischung und die Mittel zur Abhilfe. Und endlich im Schlußkapitel wird gezeigt, wie die notwendige Rassenpolitik und Wiedergeburt des deutschen Volkes vorzubereiten und anzubahnen wäre.

Das **Bismarck-National-Denkmal** wird nach den Plänen der Professoren Kreis und Lederer auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück errichtet und soll durch dieses Denkmal Deutschlands Dank an Bismarck verkörpert werden. Ein großer Teil der Bausumme ist bereits durch Stiftungen und Beiträge aufgebracht, aber es bedarf noch einer umfassenden Tätigkeit des Vereins zur Errichtung des Bismarck-National-Denkmals, um die noch fehlende Summe aufzubringen. Zu diesem Zwecke hat der Vorstand des Vereins zur Errichtung eines Bismarck-National-Denkmals auf der Elisenhöhe die Firma Carl Rudolf Bremer & Co. in Köln mit der Herausgabe der ersten offiziellen Ansichtspostkarten des geplanten Denkmals nach den Entwürfen der Professoren Kreis und Lederer beauftragt. Die sechs Karten sind wie folgt betitelt: Nr. 1. Bismarck. Studie zum Kopf des Bismarck-Standbildes von Hugo Lederer. — Nr. 2. Bismarck. Entwurf zum Modell der Statue von Hugo Lederer. — Nr. 3. Denkmal. Ansicht vom Festplplatz, Entwurf von Wilhelm Kreis. — Nr. 4. Denkmal. Ansicht der Elisenhöhe, Entwurf von Wilhelm Kreis. — Nr. 5. Denkmal. Innenansicht, Statue von Hugo Lederer, Architektur von Wilhelm Kreis. — Nr. 6. Denkmal. Ansicht von der Rheinseite, Entwurf von Wilhelm Kreis. V.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger. Gesammelte Werke. Vom Verfasser neubearbeitete und neueingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band geschmackvoll gebunden Mk. 2·50 (K 3·—), in Halbpergament Mk. 4·— (K 4·80). Einzelne Bände werden nicht geliefert. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. Soeben erschien von der ersten Abteilung Band 10: **Die Abelsberger Chronik.**

Der Gottesknecht. Roman von Leonhard Schrickel. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Die Steinfeldbauern. Roman von Valentin Traudt. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Aus zwei Quellen. Roman von Jakob Loewenberg. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Österreicher. Ein Roman aus dem Jahre 1866 von Robert Hohlbaum. (Leipzig. L. Staackmann.)



10. Heft Juli 1914 38. Jahrg.

Der Ausgleich.

Erzählung von **Josef Wichner**.

Eine Kleinstadt an der südlichen Sprachgrenze.

Von Italienern und Deutschen bewohnt und daher überreich an Reibungen aller Art.

Es sprechen zwar alle Italiener auch — gebrochen — Deutsch und alle Deutschen — halbwegs — Italienisch; sie bedienen sich des verhaßten Idioms jedoch nur, wenn es anders gar nicht zu vermeiden ist.

Die Italiener haben ihren „Corso“ in der Dante-Straße, die Deutschen, die als gute Deutsche natürlich auch einen „Corso“ haben müssen, in der Bismarck-Gasse.

Eigentlich hatten die Welschen einen „Corso Giuseppe Garibaldi“ geplant, was aber die Behörde mit Rücksicht auf die allfort spukende Irredenta in allen Instanzen zurückwies, während Fürst Bismarck im Hinblick auf den freundschaftlichen Verkehr der Monarchen und das wertvolle Schutz- und Trutzbündnis mit dem Deutschen Reiche trotz mancher Bedenken... leider nicht über die Grenze abgeschoben werden konnte.

Es war nicht ratsam, zur Zeit, da die Nationen in ihren Straßen lustwandelten, sich bezüglich der „Corsi“ zu irren; denn da mochten wohl einmal, insbesondere, wenn die Nacht ihren nur von spärlichem Lichte durchbrochenen Schleier auf die Stadt gesenkt und der „vino nero“

Postkarten des „Heimgarten“

Obering. F. G. in Graz. Audiatur et altera pars! Auch die Preußen sind keine Menschenfresser, wie man Ihnen einzureden sucht. Lesen Sie doch Klebers aufklärende Druckschrift „Wir verleumdeten Elsässer“, Verlag J. F. Lehmann in München.

„Geschichtsfreund.“ Ihren Zwecken dürften am besten folgende Werke dienen: Janisch, Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark, und Ferd. Krauß, Die eherne Mark, sowie Die nordöstliche Steiermark. Alle drei Bücher erschienen im Verlag Leykam, Graz. Obwohl z. T. ein wenig veraltet, enthalten sie dennoch eine Menge Wissenswertes. Vielleicht sind in absehbarer Zeit umgearbeitete Neuauflagen zu erwarten.

Shavel. Kennen Sie nicht den **Schüttelreim:**

„Jodeln kann der Steiermärker;
Jüdeln tut der Meier stärker?“

Für das Lehrererholungsheim

sind bis zum 1. Mai 1914 gezeichnet worden:

120 Bausteine im Betrage von	K 24.000·—
Beiträge für Sammelbausteine	„ 642·40
Zusammen . .	**K 24.642·40**

Goldhannwarte.

Die Sektion Graz des Österreichischen Touristenklubs und der Verschönerungsverein in Judendorf haben beschlossen, den Wiederaufbau der Goldhannwarte auf dem Frauenkogel in Judendorf in Angriff zu nehmen.

Es steht zu diesem Baue dermalen ein Fonds von 3350 K zu Gebote, während die Baukosten sich auf 10.000 bis 11.000 K belaufen werden.

Die Warte soll eine Höhe von 20 Metern haben und größtenteils in Stein (also wetterfest) hergestellt werden, und ist hiebei auch an eine kleine Bewirtschaftung der Warte gedacht.

Der Frauenkogel bildet einen der schönsten Aussichtspunkte der Umgebung von Graz und ist durch zahlreiche Serpentinen- und Höhenwege von Graz, Gösting, Judendorf, Straßengel, Thal usw bequem zu erreichen.

Das Wiedererstehen dieser Warte (in dauerhaftem Materiale) wird für Graz und alle umliegenden Ortschaften von ganz besonderem Werte sein, da von diesem Aussichtspunkte ein prächtiges Panorama besteht.

Die beiden Vereine sind von der Bestrebung geleitet, der Landeshauptstadt Graz und dem Orte Judendorf sowie deren Umgebung durch den Wiederaufbau der Goldhannwarte ein wertvolles Objekt zur Hebung des Fremdenverkehrs zu schaffen und anderseits den Naturfreunden wiederum ein lohnendes Ziel für ihre Wanderungen herzustellen.

Sektion Graz des Österreichischen Touristenklubs. — **Verschönerungsverein Judendorf.**

Spenden für dieses Heimatswerk übernehmen die genannten Vereine.

(Geschlossen am 20. Mai 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **H. Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Natürlich war die verdiente Strafe kein Beruhigungsmittel; denn der Rizzi hatte nun Zeit genug, sich in seinen Haß bis über den Scheitel einzugraben und Rachepläne zu schmieden.

Also wurde kurz vor der Lese ein Teil des Palfingerschen Weingartens über Nacht der süßen Trauben beraubt und verwüstet, ohne daß die Täter entdeckt werden konnten.

Und wie frech dieser Rizzi war! Gleich am nächsten Tage kam er, als sei nichts geschehen, in seiner Arbeitsschürze, das Hütl schräg auf dem krausen Kopfe, die „Santa Lucia" vor sich hinpfeifend, durch die Klingeltür des Palfingerschen Kramladens und wollte eine Dose Glanzpasta kaufen.

Dieser Kerl, der seinen ganzen Bedarf allweil nur bei seinen Landsleuten deckte und den Deutschen keinen durchlochten Heller zukommen ließ!

„Schau, daß d' weiter kommst!" schrie ihn der Palfinger an. „Für Leute, wie du einer bist, habe ich keine Ware."

Es sei hier bemerkt, daß sich die beiden Männer ja nicht aus Freundschaft, sondern nur deshalb duzten, weil in der Anrede mit „Ihr" und „Sie" doch ein Unterton von Höflichkeit und Artigkeit mitklang, und diesen Ton wollten sie vermeiden.

Ja . . . schau, daß d' weiter kommst! . . .

Wer nicht ging, das war der Rizzi. Der rollte nur boshaft seine Kohlenaugen, drehte mit schwieliger Hand den borstigen Schnauzer, lächelte verschmitzt und meinte: „Auch gut . . . werd' ich halt machen die Anzeige und wird man dir sagen, daß du mußt verkaufen, oder wird man dir zusperren die Bude."

Sakrdibix . . ., das war richtig . . ., wer ein öffentliches Geschäft führt, *muß* alle Leute bedienen, die bezahlen können . . . Aber . . . *wie* man bedient, darüber gab's keine Vorschriften . . . Also langte er unter dem Ladentische eine uralte Dose heraus, deren Inhalt bereits mit grünlichem Schimmel überzogen war, und schupfte auf die Weigerung des Schusters, gegen sein gutes Geld so schlechte Ware anzunehmen, bedauernd die Achseln . . . es sei leider die letzte . . . die neue Sendung treffe erst in acht Tagen ein.

Da ging der Rizzi ohne Abschiedsgruß pfeifend seines Weges und bald darauf erschien des Kaufmanns Magd in der Schusterwerkstätte mit einem absatzlosen Schuh . . . Der Meister möge ein Stöckel daraufhämmern.

„Warum nicht . . .", nickte der Rizzi . . ., „ich weiß, daß ich alle Kunden bedienen *muß* . . . Leider hab' ich augenblicklich so viel Arbeit, daß sich der Nachbar schon acht Tage gedulden muß."

Richtig . . ., genau am achten Tage war der Schuh fertig, aber auch das Oberleder hart an der Sohle fein geritzt und die Ritze mit Pech verschmiert, und nach dreimaligem Ausgang klaffte eine Spalte, die der deutsche Schuster vernähen mußte.

die ohnehin nicht zur Humanität neigenden Gemüter der unteren Volksklassen erhitzt hatte, derbknochige Fäuste den deutschen und italienischen Pilgrim nicht allzu sanft zurechtweisen.

Selbstverständlich haben die nationalen Gegner auch ihre eigenen Vereine, Stammgasthäuser, Heime und Zirkel, ihre gesonderten Tanzunterhaltungen und Konzerte und, da die Stadt nicht einmal ein, geschweige denn zwei Theater unterhalten kann, ihre eigenen Wanderschmieren.

In Anbetracht dieser wenig erfreulichen Zustände hat die kleine Garnison die gar nicht leichte Aufgabe, einen Staat im Staate zu bilden und intimere Beziehungen zu den Einwohnern möglichst zu meiden; was jedoch nicht hindert, daß blonde und braune Mädchen dem zweifarbigen Tuche übermäßiges Vertrauen schenken und so eine Ausgleichung der leidigen Gegensätze anbahnen, als deren Frucht da und dort kleine Mischlinge mit allen Tugenden und Fehlern beider Rassen herumlaufen.

Wie sehr diese Gegensätze selbst ins Privatleben eingreifen, davon weiß der deutsche Kaufmann Jodok Palfinger und der italienische Schuhmachermeister Antonio Rizzi ein Lied zu singen, das durchaus in Moll geht, dem über den Begebnissen betrachtend verweilenden Humoristen ein wehmütiges Lächeln abnötigt und schließlich beinahe in einen Trauermarsch ausklingt, wie er in einem Leichengefolge gehört wird.

Palfinger und Rizzi sind Nachbarn. Beide sind Geschäftsleute und, wie sich's in kleinen Orten häufig findet, Landwirte in einem, und es stoßen nicht nur die Wohnhäuser sondern auch die Weingärten, Maisfelder, Erdäpfelbreiten und Gemüsepflanzungen hart aneinander, Grund genug zu verträglichem Zusammenleben, aber auch Grund genug zu fortwährenden Zwistigkeiten und Sekkaturen, wenn sich Abneigung und Mißtrauen einmal eingewurzelt und bis zu tödlichem Hasse gesteigert haben.

Man weiß nichts Genaues, aber der Palfinger behauptete steif und fest: schon sein Großvater sei vom Großvater des Rizzi bei einem Grundkauf ordentlich übers Ohr gehauen worden, und also fordere es die den Ahnen schuldige Pietät sowie eigene Klugheit, daß man sich vor den heimtückischen „Katzelmachern" allweg hüte und jede Gemeinschaft meide.

Und der Rizzi hielt dafür: daß ihm einmal nach einem glühheißen Sommer sein so vorzügliche Polenta spendendes Maisfeld ausgebrannt sei; das sei ohne Zweifel auf Rechnung des boshaften Nachbarn zu setzen. Und er hielt als lebhafter und gesprächiger Italiener mit seiner Ansicht, der Palfinger sei ein Brandleger, auch nicht hinter dem Berge, wurde von diesem, dem etliche Kunden des Schusters als Zuträger und Zeugen dienten, wegen Ehrenbeleidigung geklagt und vom Richter, der unbegreiflicherweise von einer Selbstzündung faselte, auf vierzehn Tage eingesponnen.

Die lebhaften Auseinandersetzungen, an denen sich gemäß des Schwures am Traualtar auch die beiderseitigen Ehehälften beteiligten, lockten jedesmal die halbe Gasse herbei und die zahlreichen Zeugen versäumten es nie, je nach Nationalität und persönlichen Beziehungen Stellung zu nehmen und die Gegner zur Ausdauer im Kampfe anzufeuern.

Wahrheitsgemäß sei festgestellt: im Wortgefechte, da waren die Italiener den Deutschen weit über, ihr Geschrei und Gekreische ließ förmlich Mordtaten vermuten und ihre Gesten waren eine nach der andern unverkennbare Ehrenbeleidigungen oder zum mindesten Einladungen, denen das Palfingersche Paar und seine Anhänger grundsätzlich nicht Folge leisteten.

Schritt dagegen der muskelstarke alte Palfinger auf seinen Feind zu, um seine Ansicht mit Handschlag zu bekräftigen, dann wich der Rizzi gleich einer geschmeidigen Katze so behend aus, daß die Hand in die Luft fuhr und der Palfinger beinahe das Gleichgewicht verlor . . ., was des Schusters Freunde und Volksgenossen höchlichst ergötzte.

So ward in der an Ereignissen armen Kleinstadt der Tag für Tag sich wiederholende Hader der beiden Nachbarn zum Ereignis und die „Lazzaroni" und „Pülcher" und anderes arbeitsscheues Gesindel, Tagdiebe, die auch bei Nacht stahlen, machten sich das Mißtrauen, das sich die beiden Kämpen in allen Dingen entgegenbrachten, zunutze und fischten im Trüben.

Es war auch zu verlockend, sich in nachtschlafender Zeit die schmackhaftesten Feigen und die magenfüllenden Erdäpfel und andere gute Dinge zu verschaffen, wenn der Palfinger die Verwüstungen seines Grundbesitzes dem Rizzi, und der Rizzi, was ihm gemaust wurde, dem Palfinger auf die Rechnung setzte.

Und fand der Schuster früh morgens die aus losen Steinen geschichtete Mauer des Gemüsegartens an dieser oder jener Stelle zerwühlt und Salat, Sellerie und andere gute Dinge ausgerissen, und war des Kaufmanns Ruhebank vor seinem Hause, wo sich's in den wenigen friedlichen Stunden so gemütlich saß, unnennbar beschmutzt, so wußte jeder mit der untrüglichen Gewißheit der subjektiven Überzeugung, wer das getan hatte, und die Rechnungen bekamen wieder eine Post mehr.

Selbst wenn der liebe Gott als oberster Wettermacher, des ewigen Haders müde, die beiden Streithänse bestrafte, indem er dem Regen befahl, dem Rizzi einige Zentner Humus fortzuschwemmen, und dem Gießbach, dem Palfinger einige Maulbeerbäume zu unterwaschen, schoben sich die verbitterten und blindgehässigen Männer das Unheil gegenseitig in die Schuhe, und, während am Himmel bereits wieder der siebenfarbige Bogen des Friedens sich wölbte und alle Gräslein und alle Blüten sich zum Freudenfeste mit glitzernden Diamanten geschmückt hatten, wetterte es zwischen den beiden Häusern, als seien sie mit elektrischen Spannungen

Nunmehr pfiff der Palfinger, wenn er bei den offenen Fenstern der „Schuhoffizin“ vorbeiging, mit viel Luft aus seinem Blasebalge: „O, wie so trügerisch . . .“ Dann aber klopfte der Schuster das Brandsohlleder mit solcher Kraft, daß die Wirkung des schönen Liedes zum größten Teile verloren ging.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die beiden Antagonisten weiters keine Geschäfte miteinander machten, waren ja auch die einzigen nur Kraftproben und Machtfragen gewesen.

Anders war es jedoch bei des Schusters hübscher Eidechse, der siebzehnjährigen Caramella, und des Kaufmanns zwanzigjährigem Fritz. Bei diesen machte sich das Gesetz von den ungleichen Polen und der Spruch des Römers von den sich berührenden Extremen geltend.

Man hätte sich in der Tat kaum einen größeren Gegensatz denken können als den von Ansehen stattlichen, breitschulterigen, riesenkräftigen, dabei aber gemächlich-tappigen, gutmütigen Fritz, der gleich jenem Dietrich von Bern erst lange gereizt werden mußte, bis er Flammen spie, und die zierliche, schillernde, geschmeidige, tänzelnde, an heißen Tagen mit Holzsandalen klappernde, zu jeder Jahreszeit mit rosigem Mündchen plappernde Caramella.

Aber gerade so ein Weibchen mochte sich der Fritz am liebsten wünschen, das ihn, den behaglich schmunzelnden Riesen, umspielen und mit ihren drolligen Einfällen und ihrem Geträller erheitern sollte.

Und die Caramella? . . . Ei, war das nicht prächtig, daß sie, die Kleine, den Großen sozusagen um ihren zartesten Finger wickeln konnte, daß er, der gute, ungeschlachte deutsche Bär all ihr Tun und Treiben mit wohligem Brummen beobachtete . . . nämlich so weit er sie in Gesichtsweite hatte, daß er . . . einmal . . . jeden ihrer ein bißchen auf Putz und ein wenig auf Glitzersteine (brauchten nicht gerade echt zu sein) und ein wenig auf Goldspangen und Ohrgehänge und Kettlein zielenden Wünsche erfüllen würde und . . . die Nachbarn hatten's ja . . . auch erfüllen konnte.

Eigentlich und über Auftrag des gestrengen Padre deckte die Caramella den Bedarf des Hauses beim Agustoni auf der etwas entfernten aber ganz italienischen Piazza del Tritone, der seinen Kramladen neben dem jungen Friseur, dem spassigen Donatino, hatte. Kam sie aber auf dem Heimwege beim Palfinger vorbei und bediente gerade der Fritz die Kunden, dann hatte sie wohl noch dies und das vergessen, und dann konnte Papa Rizzi die vortreffliche Ware des Agustoni nie genugsam rühmen.

Während sich so die Umwandlung der jüngeren Generation verhältnismäßig schnell und leicht vollzog, blieben die beiden alten Ziegenböcke gleich hartschädelig und prallten, wo immer es sich schicken wollte, wider einander, daß es krachte.

ihre Phantasie geschäftig und idealisierend malte, Tag und Nacht, und fühlten es, daß

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.

Die Liebe, von der niemand nichts wissen durfte und die doch ihres Bedünkens zum eigentlichen Inhalt und schmerzlichen Glück ihres Lebens geworden war! Die Liebe, die sie verheimlichen mußten, wenn der unselige Zwist der Väter nicht auch Eltern und Kinder auseinanderreißen sollte!

Und sie sahen sich auf den Vorschlag der findigen Caramella, die im elterlichen Garten den Fingertelegraph gegen das Nachbarhaus spielen ließ, nicht nur im Bilde, sondern in voller Wirklichkeit bald in dieser oder jener einsamen Kapelle, bald im Boschetto, dem dichtbuschigen Stadtwäldchen, oder in der von abergläubischen und furchtsamen Leuten gemiedenen Burgruine, die mit großen Augenhöhlen auf die südliche Stadt hinabschaute.

Sakrawolt ..., die Caramella ..., o, die konnte herzen und küssen! Gar oft mußte der Fritz, wenn er von solch süßer Zusammenkunft heim kam, heimlich in den Spiegel schauen, ob sich auf den Lippen nicht verräterische Brandblasen gebildet hatten.

Und inmitten all der Liebkosungen und Schwüre ewiger Treue verwünschte das Paar der Väter unbeugsame Stiernacken, und sie rieten hin und rieten her, wie's denn wohl zu machen wär', daß sich die Alten endlich einmal ein gutes Wort möchten gönnen, daß sie für ihre Streitigkeiten einen billigen Ausgleich möchten finden und daß der große Versöhnungstag durch eine Hochzeit gekrönt würde, die den scheelblickenden Völkern Wegweiser und Richtschnur werden könnte.

Und es erinnerte sich die kluge Caramella ihres viellieben Oheims, des ehrwürdigen Fra Felice im Kloster der unbeschuhten Karmeliter, der ob seiner Sanftmut und Herzensgüte und nicht minderer Frömmigkeit bei Italienern und Deutschen gleich beliebt war, und sie beschloß, selbem ungesäumt das immerhin schwierige Amt des Friedensstifters zu übertragen.

Der Fritz aber kannte hinwieder diesen und jenen seiner Landsleute, die als überlegsame und geruhige Menschen sich von nationalen Reibereien fernhielten, bei schicklicher Gelegenheit einem verträglichen Zusammenleben das Wort redeten und bei ihrer höflich-wohlmeinenden Art sich rühmen konnten, daß sie wohl Gegner, aber keine Feinde hatten.

Also bildete sich auf Betreiben der beiden Liebenden eine Friedensliga, der außer dem eben genannten Fra Felice noch angehörten: der stets sauber rasierte Francesco Sorli mit dem Doppelkinn, wohlbestallter Sakristan bei erwähnten Karmelitern, der dicke Brauer Thomas Drinkwälder, der schon seines Geschäftes wegen international gesinnt war,

übersättigte Wolken, hin und her, bis die Zungen todmüde und die Kehlen stockheiser waren.

Mit großem Mißfallen bemerkten hiebei die streitenden Parteien, daß sich hier der Fritz und dort die Caramella, obschon jener wackere Kampfsarme, diese ein gar spitzes Schwertzünglein hatte, äußerst reserviert verhielten, ja hie und da bald schüchtern, bald aufbegehrerisch zum Frieden mahnten, und mit der Findigkeit des Argwohns war es den beiden Vätern auf einmal sonnenklar, daß der Mangel an wörtlichem und tätlichem Haß auf einer in Anbetracht aller Umstände unbegreiflichen, ja geradezu verbrecherischen Liebe beruhen müsse, die im Keime zu ersticken keiner vernachlässigen dürfe.

Wie daher der lauernde Schuster einmal sein Mädel aus dem Kramladen des Nachbarn wischen sah, nahm er es ordentlich ins Gebet und versprach unter kräftigen Schwüren, er werde ihm durch die Bekanntschaft mit dem Knieriemen behilflich sein, daß es die Bekanntschaft mit dem tappigen Deutschen leicht verschmerze.

Und Vater Palfinger, sonst nicht der beste Redner, sparte die Worte nicht, um seinen Sohn zu überzeugen, daß er sein Volk aufs schmählichste verrate und daß sich alle gestorbenen Palfinger im Grabe umdrehen müßten, wenn er sein dummes Herz an die „welsche Schlampen“ hänge.

Leider waren beide Männer schlechte Psychologen . . . sie hatten in ihrem reifen Alter völlig vergessen, daß vorab der lieben Jugend verbotene Früchte am besten schmecken.

Oder, verehrter und hochgelehrter Herr Professor, sage einmal deinen Schülern, es stehe ihnen frei, alle Gasthäuser der Stadt zu beliebiger Zeit zu besuchen . . . nur im „Schwarzen Walfisch“ dürfen sie sich unter keiner Bedingung blicken lassen.

Und du, o überkluger Vater, bedeute deinem heiratsfähigen Sohn, es sei den Eltern einerlei, welch Mädchen immer er ihnen als Schwiegertochter ins Haus führe . . . nur mit der „Resl“ dürfe er ihnen ein für allemal nicht unter die Augen kommen.

Bisher haben die Studenten gar nicht an den „Schwarzen Walfisch“ und hat der heiratsfähige Sohn nicht einmal im Traum an die Resl gedacht; nunmehr aber, ich gehe jegliche Wette ein und dürfte nur bei seltenen Wunderkindern verlieren, nunmehr grübeln und sinnieren die jungen Leute Tag und Nacht, warum denn gerade der „Walfisch“ und warum denn gerade die „Resl“ ihnen versagt sein soll. Und sie schleichen um den „Walfisch“ und um das Haus der „Resl“ und ruhen nicht und rasten nicht, bis . . . bis sie durch Schaden klug geworden sind.

Seitdem also dem Fritz die Caramella und der Caramella der Fritz nachdrücklich als verbotene Frucht bezeichnet worden war, wurde beiden schreckbar weh ums Herz. Nun erst sahen sie sich . . . in den Bildern, die

Brüder . . . halt wie ein gewisser Don Manuele und Don Cesare in Messina unseligen Andenkens. Gott besser's!"

Nachdem so die Personalien wenigstens in der Hinsicht festgestellt waren, daß die anwesenden Parteien Menschen und eine Art Brüder seien, war es nicht allzu schwer, sie zu überzeugen, daß an der Wegschwemmung von etlichen Zentnern Humus nicht der Palfinger, sondern der Wolkenbruch und an der Unterwaschung der Maulbeerbäume nicht der Rizzi, sondern der Wildbach die eigentliche Schuld trage.

Ebenso wurden die Punkte bezüglich des angeblich betrügerischen Grundkaufes aus der Großväterzeit sowie des ausgebrannten Maisfeldes verhältnismäßig leicht erledigt, da bezüglich des Kaufes keine Urkunde, bezüglich des Brandes die Motivierung der richterlichen Entscheidung durch eine „vis major" vorlag.

Der Palfinger war nach freundlichem Zureden nicht abgeneigt, die Großvatersache ins Gebiet der Sage zu verweisen, der Rizzi aber meinte, die vierzehn Tage, die er statt auf dem Schusterstuhl hinter Eisengittern habe sitzen müssen, könne er nur sehr schwer verschmerzen. Dennoch wolle er, um seinen guten Willen zu zeigen, mit Rücksicht auf die dem Palfinger . . . von unbekannter Hand . . . gestohlenen Trauben, die eben für die vierzehn Tage als ein vom Himmel bestimmter Ersatz angesehen werden müßten, ein Auge zudrücken.

„Ha, ha", lachte der Kaufmann höhnisch auf, „die unbekannten Hände, die kennen wir . . . verflixtes Karnickel!"

Und der Rizzi kicherte, fieberhaft zitternd: „He . . ., heraus damit . . ., Namen nennen! . . . Hab' ich's gemacht . . ., he? . . . Wär' mir herzlieb, wenn du auch im Kotter brummen müßtest."

Die beiden Männer schritten, der Deutsche fest und breit ausladend, der Italiener zappelnd, gegeneinander und, von den abmahnenden Gesten der Friedensstifter zurückgescheucht, wieder auseinander, als wollten sie sich in der Schlußfigur der Quadrille üben.

Die Friedensstifter waren sichtlich dieses Faktums sowie hinsichtlich anderer Diebstähle, Beschädigungen und Verunreinigungen der Ansicht, es seien in gewissem Sinne beide unschuldig und schuldig zugleich. Unschuldig, da es nicht auszudenken sei, daß all die zahlreichen Übeltaten und Böswilligkeiten von den feindlichen Nachbarn unmittelbar ausgegangen seien, schuldig, da sie durch ihre fortgesetzte, der ganzen Stadt zum Ärgernis dienende Feindschaft Anlaß gegeben hätten, verlotterte Gesellen zu nächtlichen Beutezügen und anderm Unfug zu reizen. Lege man die Sache auf die Wage, so stehe das Zünglein lotrecht und . . . Gleiches von Gleichem abgezogen, hebe sich nach allen Regeln der Rechenkunst auf. Dies gelte übrigens auch von den Titulaturen „porco tedesco"

endlich der pensionierte Schuldirektor Johannes Schöpfer, der dem Fritz die Anfangsgründe jeglicher Wissenschaft beigebracht hatte und in der Familie Palfinger als alter Hausfreund wohlgelitten war.

Die Ausgleichskonferenz wurde vom Vorsitzenden Fra Felice ins Wohnzimmer des Brauherrn als auf einen neutralen Boden einberufen, und es muß als großer Erfolg der ehrlichen Makler bezeichnet werden, daß es gelang, die streitenden Parteien nach heftigem Widerstreben und unter allerlei Vorbehalt zur Teilnahme an der ersten und leider auch letzten Sitzung zu bewegen.

Nach einer einleitenden Rede des Vorsitzenden, in der er unter Anführung passender Bibelsprüche auf den Herrn als den Friedensbringer verwies und das Thema „Ecce, quam bonum quamque jucundum, habitare fratres in unum“ allseitig variierte, wurde auf die Streitpunkte und gegenseitigen Anschuldigungen eingegangen, um selbe in ihrer Haltlosigkeit oder wenigstens in ihrer geringen Bedeutung klarzulegen, wobei sich die Gegner, die des guten Mönches Rede mit trotzigen Gesichtern und verstockten Gemütes angehört hatten, vorerst feierlich dagegen verwahrten, daß sie Brüder seien; jeder meinte, für so einen Bruder danke er.

Der Sakristan langte seine Dose aus einem der Säcke seiner baumelnden Frackschöße und schnupfte seinen Ärger mit einer Prise geschwärzten, köstlich riechenden Macubas hinunter. Um die Dose aus der Tiefe heraufzubekommen, mußte er sich wie der von Giftschlangen gebissene Laokoon winden und nach rückwärts beugen, also daß es den Anschein hatte, als mache er dem Vater des Brauherrn, der hinter ihm im Bilde an der Wand hing, ein verkehrtes Kompliment.

Fra Felice entsetzte sich.

„Um Gottes willen“, rief er mit einem Blick gegen Himmel, „ihr seid doch Menschen . . . nicht wahr?“

„Menschen? . . . Dassel' wohl.“

So der Kaufmann.

„Menschen? . . . Ja, ja . . . das heißt . . . wie man halt sagt.“

So der Schuster, der spannte, wohin der geistliche Schwager zielte.

„Gut . . ., und beten tut ihr doch alle Tage ein christlich Vaterunser?“

Ja . . ., das täten sie schon so . . ., wie man's halt gewohnt sei von Kindsbeinen an.

Fra Felice triumphierte . . . in der Logik, da sollte ihm einer kommen: „So . . ., und was sind zwei Männer, die den nämlichen Vater haben . . . he? . . . Brüder sind sie . . . dabei bleibt es.“

Und schmerzlich, vorwurfsvoll: „Freilich . . ., saubere Brüder, die jeden Tag beten: ‚Vergib, wie auch wir vergeben,‘ und die einander am liebsten . . ., ich mag es gar nicht aussprechen, das häßliche Wort . . .

zimmer eines Freundes befand, verächtlich auf den Boden und sagte nur: „Ach was ... eine giftige Kröte rührt man nicht an!“

Sinnlos vor Wut, stürzt Meister Antonio auf seinen Gegner los. Wie ein Bergstrom stürmt ein eigenartiges Lustgefühl durch seinen Körper und schwellt seine Stirnadern zum Bersten. Das Antlitz verzerrt sich zur Grimasse. In der hochgeschwungenen Rechten blitzt es unheimlich, todddrohend auf.

Er keucht, zischt, schreit: „Und einen wütenden Hund sticht man nieder!“

Da erhält er von der Seite einen Stoß und das Messer, das auf des Feindes Herz gerichtet ist, taucht in die Weichteile des linken Oberarms, daß sich Hemd- und Rockärmel bald mit Blut vollsaugen und der rote Lebensquell auf den Boden träufelt.

Entsetzt fuhren die Friedensstifter auf. Fra Felice schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief jammernd die Madonna und alle lieben Heiligen an. Der Schuldirektor umwand, schnell gefaßt, den verletzten Arm oberhalb der Wunde, fest anpressend, mit einem Tuche. Der fein rasierte Sakristan mit dem Doppelkinn bückte sich nach dem ‚corpus delicti‘, dem klirrend auf den Boden gefallenen Messer. Der Brauer hielt den beim Anblick des rinnenden Blutes ernüchterten, leichenblassen, knieschlotternden Rizzi am Kragen, schüttelte ihn kräftiglich hin und her und schrie ihn an: „O du verteufelte, heimtückische Kanaille! Ein Mörder wärst du jetzt, wenn ich nicht gewesen wäre. Aber wart ... wir werden dich stechen lehren! Das gibt wenigstens ein halb Dutzend Jahre Zuchthaus!“

Der dicke Brauer war sonst selten aufgeregt. Das verbot ihm die Klugheit. Nunmehr aber, da der Ausgleich gescheitert war, riskierte er sogar einen Schlaganfall und beutelte den Schuster allfort mit seiner besten Kraft, bis dieser, völlig schwindelig, in sich zusammensank.

Merkwürdiger, doch seelisch begreiflicher Weise war aber mit dem Blute aus Palfingers Arm auch ein gut Teil bitterer Galle abgeträufelt. Eher mitleidig als erschrocken blickte er auf den durch die Erkenntnis seines Verbrechens und dessen Folgen gebrochenen Mann, und er fühlte: nun war er der Sieger und es lag in seiner Hand, sich den Gegner vom Halse zu schaffen, ihn und mit ihm dessen Familie unglücklich zu machen. Das durfte er, ein Deutscher, der trotz allem und allem das Herz auf dem rechten Fleck hatte, nicht tun. Nicht eine Hand breit hätte gefehlt, so stünde er jetzt selbst mit all seinem jahrelang genährten und bei jeder Gelegenheit aufflammenden Hasse vor dem Richterstuhl Gottes ... wie sollte ... wie durfte er da richten!

Tief aufatmend, sagte er, sich gegen die vier Mittelsmänner wendend: „Ich bitte ... was eben geschehen ist, das bleibt unter uns. Es

und „welsche Sau", die sich die Weiber mit Nachsicht der Taxen verliehen hätten.

„He", schrie der Italiener, „und die schlechte Ware, die mir der Greisler für mein gutes Geld gegeben hat! Bin ihm freilich nur einmal aufg'sessen, weil ich ihm's hab' zeigen wollen, daß er mir verkaufen muß."

„Ha", schrie der Deutsche, „und das geritzte Oberleder! Bin ihm freilich nur einmal auf den Leim' gangen, weil ich ihm's hab' zeigen wollen, daß er mir arbeiten muß . . . der schmierige Schuster."

„Hebt sich abermals auf", meinte der Sakristan mit dem Doppelkinn und machte, die Sandelholzdose suchend, seine Verbeugung nach rückwärts, „und alsdann sollte man, anstatt sich in Vergangenes festzubeißen, lieber — schon der Kinder wegen — daran denken, sich nicht das ganze Leben zur Hölle zu gestalten."

Schon der Kinder wegen! Das war dürres Holz auf die glühenden Kohlen, also daß das Feuer wieder hoch aufflammte.

„Wenn sich der Schuster etwa einbilde, daß sein Fritz, ein Deutscher vom Scheitel bis zur Zehe, die windige Caramella . . ."

„Und wenn sich der Greisler etwa einbilde, daß seine Caramella, eine Italienerin von der Zehe bis zum Scheitel, den schläfrigen Fritz . . ."

Und wieder etliche Schritte Quadrille zu zweien, aber ohne Verbeugungen.

Und wieder Beschwichtigungsversuche und wohlwollendes Zureden von allen vier Vermittlern . . . mit dem Erfolge, daß der vermögliche Kaufmann erklärte, er sei bereit, der leidigen Geschichte dadurch ein Ende zu machen, daß er dem Nachbarn alle seine unbewegliche Habe um den von der Ausgleichskommission festzusetzenden Preis abkaufe, wenn der sich verpflichte, samt seiner Caramella und seiner fetten Ehehälfte nach Irgendwo auszuwandern.

Heiliger Gott . . ., wie der Meister Antonio zu zappeln anhub . . ., rein wie ein wahnsinniger Hampelmann!

Ihm, dessen Ururahnen bereits in der Stadt seßhaft waren, wagte einer, dessen Großvater von Norden her eingebrochen, so einen Vorschlag zu machen! Lieber wolle er in alle Ewigkeit in Dantes „inferno" braten, bevor der . . . auch nur einen Kaffeelöffel voll Erde von seinem Grund und ein Mörtelbröslein von seinem Hause bekomme!

Das schrie er seinem Feind mit so vielen südlich-hyperbolischen Verwünschungen ins Gesicht, daß dieser die mühsam bewahrte Fassung verlor und den Arm zu einer tatsächlichen Berichtigung erhob.

Aber eben so schnell ließ er in der Erinnerung an den Lufthieb, durch den er sich auf offener Straße lächerlich gemacht hatte, den Arm wieder sinken, spuckte, völlig vergessend, daß er sich im schönen Wohn-

Der Emperador.

Von Hans Ludwig Rosegger.*

Mexiko ist lustig, lustiger denn je; lustiger, als an jenem pompösen Einzugstage des Erzherzogs Ferdinand Max von Österreich, der die Hauptstadt seines neuen Reiches betrat, um davon feierlich Besitz zu ergreifen, wobei alle Geistlichen und Mönche — der Bischof La Bastida an der Spitze — alle Almosenbettler, Betschwestern, gemietete Taugenichtse und Krüppel Spalier bildeten, dazu gedrillt, dem neugebackenen Kaiserpaar „Viva los Emperadores“ zuzujubeln; die Stadt ist auch lustiger, als wenn die munteren Hahnenkämpfe in der Arena stattfinden, lustiger sogar, als am hohen Himmelfahrtsfest, wo Stiergefechte zu sehen sind. Das Schauspiel dieses warmen, klaren Frühlingsmorgens ist aber ganz einzig, ohne seinesgleichen: Die Franzosen ziehen ab.

Die Franzosen, die schon vor Jahren wie Eroberer landeten, um die freie Republik und Juarez zu zwingen, den besorgten europäischen Staatsgläubigern die hohen Zinsen pünktlich zu zahlen, und die schließlich den freigewählten Präsidenten und seinen tapferen General Diaz vertrieben, das Land besetzten und mit Hilfe des ewig schürenden Klerus, dem eine zu fortschrittliche Regierung seine Güter konfiszierte, den österreichischen Prinzen zum Kaiser machten; die Franzosen, die allerorts wüsteten und brandschatzten und raubten und mordeten und schändeten. Endlich ziehen sie wieder über das Meer heim! Der dritte Napoleon beruft sie zurück; vor der Zeit nimmt er seinem Schützling Maximiliano die Truppen, die er versprochen hat, damit sie seine schwankende Herrschaft festigen. Nicht recht freiwillig tut es Napoleon — unter dem Druck der Demokraten in der Pariser Deputiertenkammer — und vielleicht wird er bald jeden Mann an der Ostgrenze Frankreichs brauchen, wenn Preußens Selbstgefühl noch weiter wächst; Herr von Bismarck spricht ja in vertrauten Kreisen von Straßburg schon wie von einer wiedergewonnenen deutschen Stadt! Doch nicht nur das: Die Vereinigten Staaten, die, seit sie die Sklavenbarone im Süden zu Paaren trieben, die Hände frei haben, erklärten brüsk, Amerika gehöre den Amerikanern und französische Soldaten hätten in Mexiko nichts zu suchen. Deshalb befahl Napoleon, Marschall Bazaine möge die Zelte abbrechen und die Legionen heimführen; deshalb ziehen die Franzosen ab.

Zu viele glaubten es lange nicht und fragten: „Wie? Wirklich?“ So fragten erst die Hofgänger, die Schranzen und Pfaffen: „Wie?

* Aus der Sammlung geschichtlicher Erzählungen „Das Buch der Kaiser“. Verlag C. Seifert. Köstritz und Leipzig.

darf niemand ein Sterbenswörtchen davon erfahren . . . etwa außer dem Doktor, der die Schramme halt doch ein bissel anschauen muß, und meinen Leuten daheim . . . eben weil sich 's da nicht verheimlichen läßt. Aber die werden schon reinen Mund halten . . . dafür steh ich, der Palfinger . . . Na . . . bin wohl auch schuld, daß es so . . . so weit gekommen ist. Hätt' wissen können, daß die kleinen und besonders die welschen Häferl leicht übergehen, und alsdann will ich nicht, daß der Mann da von hier ins ‚Loch' marschiert. Er ist gestraft genug und mag frei in sein Haus gehen."

Und nachdenklich schloß er, nachdem der Rizzi mit gesenktem Kopfe davongeschlichen war: „Grad die best' Nachbarschaft kann ich mir freilich auf die G'schicht hin nicht vorstellen, aber vielleicht doch, da keiner vom Platz weichen will, ein ruhiges Nebeneinanderleben, ohne daß wir uns allfort Prügel zwischen die Füße werfen."

So endete die denkwürdige Sitzung oder Ausgleichs-Konferenz mit einem Mißerfolge, der immerhin eine Besserung der leidigen Zustände in sich barg und etliche Hoffnung auf eine noch bessere Zukunft übrig ließ.

Der Fritz und die Caramella haben sich nicht gekriegt: der junge Palfinger brachte es nicht über sich, dieses Mädchen über die Schwelle zu führen, auf die einige Tropfen des väterlichen Blutes gefallen waren.

Er ist für etliche Monate . . . auf Sommerfrische . . . verreist . . . zum Bruder seines Vaters, dem Apostelwirt in Brixen. Dort ist er von seinem Herzleiden geheilt worden und nach und nach zur Erkenntnis gekommen, daß er mit einer hübschen und geschäftstüchtigen Brixnerin besser fahre als mit der zierlichen Eidechse.

Und die Eidechse . . . ei, die war, als der Fritz wieder heimkam, bereits Frau Donatino, ehelich angetraute Gattin des spassigen jungen Friseurs auf der Piazza del Tritone und hatte bereits gelernt, die Kunden, die sich dem Messer ihres Mannes anvertrauten, tüchtig einzuseifen.

Mitten auf dem Platze, da saß in einem achteckigen Marmorbecken auf einem Throne von Tuffstein ein bemooster, fischschwänziger, dickbauchiger, pausbackiger, glotzaugiger Meergott und blies auf einer Muschel. Es kamen aber keine Töne heraus, sondern Wasser, das die Weiber in Kupferkesseln auf über eine Schulter gelegten, gebogenen Tragstangen nach Hause schleppten. Sie ließen sich aber Zeit genug zu ausgiebigem Plausche und das gab ein Geschnatter, daß einem ruhigen Deutschen Hören und Sehen verging.

Per Dio . . ., daß war denn doch weit vergnüglicher, als wenn die Caramella beim langweiligen Fritz hätte hinterm Ladentisch stehen und Stiefelwichse, Tabakbeutel, Salz und Schmalz und andre Dinge verkaufen müssen.

Fischer von den Jesuiten, hob beschwörend die Hände: „Wir fanden Haß, solange die brutalen Franzosen unsere Bundesgenossen waren, wir werden Liebe und Treue finden, wenn wir ohne sie regieren. Das mexikanische Volk ist glaubensstark und fromm, es liebt die Monarchie und verachtet den roten Juarez, den Verführer, der die Kirche beraubte. Es wartet nur darauf, Eure Majestät freiwillig als dem wahren Vater des Landes huldigen zu dürfen.“

So dankte Maximiliano doch nicht ab. —

Und Mexiko ist lustig, weil Bazaine und seine Horden abziehen. Caballeros und Señores schwenken lachend ihre breitrandigen, goldgestickten Sombreros und begrüßen einander launig: „Ein Feiertag! Ei, ein Feiertag!“ Frauen mit blauen Kopftüchern schwingen ihre Wickelkinder hoch: „Seht und merkt euch, Lieblinge, wie es aussieht, wenn der Feind flieht! Werdet Helden!“ Die armen Würmer quieken, wimmern nach der Brust und die Mütter geben ihnen auf der Straße ohne Umstände zu trinken. Schwarzäugige Doñas, den bunten mit echten Spitzen eingefaßten Rebosso kokett über die Frisur und die linke Schulter geworfen, rollen ihre schönen Mandelaugen, wie wenn ein Toreador, der seinen Spieß ins Herz des Stieres senkte, zu belohnen wäre. Auf Pferden, auf Eseln und Maultieren, auf Fuhrwerken und Karren kommen die Landleute aus der Umgebung und schwatzen fröhlich.

Barfüßige Gassenbuben trällern anstößige Spottlieder.

An den Straßenecken lungern Indianer, die in Sandalen steckenden Beine wühlen im Staub und die Köpfe nicken: „Die Feinde gehen fort . . .“ Die Stadt ist überfüllt und geberdet sich wie toll. Und die laute Freude ist nicht eine unschuldige Lust am Frühlingstag oder an der Parade der Regimenter, die blitzblank aufmarschieren; in den engen Gäßchen, in den Spelunken, hinter dem Rücken der Polizei legt sich niemand Zwang auf und Betrunkene drohen: „Nieder mit Maximiliano!“ — „Schlagt ihn tot!“ — „Weg mit ihm!“ Und fast noch gefährlicher klingen die würdigeren Rufe: „Libertad y independencia! — Freiheit und Unabhängigkeit!“ Wildfremde Menschen umarmen sich; die Nüchternsten haben einen Freudenrausch.

Nur die Straßenmitten sind vom Gedränge und vom Gewirr des Volkes freigehalten, das jedes bescheidene Einholen einer französischen Fahne mit Jubel begrüßt. Auf den Straßen gebieten zum letztenmal die Truppen Sr. Majestät des Kaisers Napoleon. Schlanke Zuaven brüllen mützenschwenkend ihr herausforderndes: „Vive la France!“ Ernste Grenadiere marschieren im Takt ihrer Musik, die Siegesmärsche spielt, die österreichische und belgische Legion ist ins zweite Glied gestellt und das macht die Leute mürrisch. Wie eine Parade zu einer höheren Ehre nimmt sich alles aus.

Man läßt uns im Stich? In diesem wilden, revolutionären Lande!" Und die Kaiserlichen Generale: „Der Pakt von Miramare lautet anders!" Am längsten zweifelte Maximilian: „Es ist unmöglich, mein treuer Verbündeter bricht sein Wort nicht!" Doch die Zeichen mehrten sich, die französischen Korps gaben einen festen Platz nach dem andern preis und wo sie zurückwichen, dort stießen Juarez und Diaz vor. Planmäßig näherten sich die Korps der Küste; dort ankerte eine Heimatsflotte, sie aufzunehmen.

Maximiliano stellte Bazaine zur Rede: „Herr Marschall, was bedeutet das?" Aber der Herr Marschall bekannte nicht Farbe und redete von Dislokationen und Verschiebungen und taktisch-strategischen Manövern. Dann, als die Wahrheit nicht mehr zu verheimlichen war, sagte er: „Ich habe von meinem Souverän den Befehl erhalten, Mexiko zu räumen." Nichts weiter. Damals gab es eine heftige Szene im Palacio imperiale, bei der Napoleon ein Eidbrüchiger genannt wurde. . . . Überall rollten die Franzosen ihre Fahnen ein und die Republikaner entfalteten überall ihre Banner. Nirgends hielt die mexikanische Kaiserstandarte stand.

Maximilian grollte, verschloß sich im Schlosse Xonaca und machte — ein Naturfreund — mit einem gelehrten Professor Jagd auf Schmetterlinge und Käfer. Man versäumte Zeit. Die Kaiserin Karlota, die bewunderungswürdig schöne Charlotte, reiste nach Europa ab, sie wollte Napoleon, sie wollte den Heiligen Vater, der sie vor dem Argonautenzug segnete, bitten; bitten um eine ergebene Armee, da auf die Einheimischen kein Verlaß sei, bitten um Geld und Subsidien, bitten, daß der Statthalter Christi gegen alle schwarzen Schäflein, die Maximiliano übelwollten, ein Anathema schleudere. Schon in St. Cloud redete sie in taube Ohren und empört beschimpfte die Bourbonensprossin den Bonaparte: „Ich hätte mich nie demütigen dürfen, ich hätte nie vergessen sollen, wer ich bin und wer Sie sind!" Als Halbwahnsinnige ging sie aus Paris zu Pius nach Rom. Gleichfalls vergeblich.

Nicht genug an dem Unglück — die Kaiserin krank, Frankreich meineidig und der Papst nur um sein Patrimonium Petri besorgt. Auch die angeworbenen österreichischen und belgischen Söldner schlossen sich den Abwandernden an. Sie gehorchten den eindringlichen Ratschlägen ihrer Gesandten und kündigten den Dienst.

Der Emperador dachte an Abdankung. Alles krachte, barst. Seine Schaumgoldkrone, sein Zepter aus Katzengold waren wertloser Jahrmarktstand und er durchschaute das Ränkespiel, das seinen Ehrgeiz, seine Romantik ausgebeutet hatte. Man ließ ihn jetzt fallen wie eine überflüssige Hilfsgröße in einer falschen Rechnung. Aber sein Kabinettssekretär und Almosenier, der ihm auch wöchentlich die Beichte abnahm, Pater

vorzutäuschen: Großmarschall Almonte und Hidalgo, die einst Maximiliano in Miramare die Krone anboten; der ehrgeizige Miramon, dessen Tapferkeit nur durch seine Ruhmsucht übertroffen wird; der kleine, gelbe Mejia, der merkwürdigste und häßlichste Indianer Mexikos mit erstaunlich struppigen Haaren und einer ehrenwerten Treue; der Erzbischof La Bastida spricht stotternd und doch heftig auf Pater Fischer ein, der die derben Hände salbungsvoll reibt; und die Persönlichkeiten zweiten Grades: General Castillo, Minister Aguerre, Mendez und der lebhafte Marquez, der „Alba Mexikos“, der eine schlechtverheilte Schußnarbe der Wange unter dem schwarzen Patriarchenbart versteckt, Don Gutierrez d'Estrada kaut seine Fingernägel, wohl aus Verlegenheit, und am rechten Flügel, ein wenig abseits von den übrigen, dreht sich Doktor Basch, der lebhafte Leibarzt des Kaisers, einfach um, wie Bazaine, den er nicht achtet, an ihm vorbeikommt. Das Gefolge Maximilianos erweist dem Vertreter Napoleons wenig Respekt, man grüßt ihn kalt, und setzt seine Gespräche dann rasch fort. Nur Oberst Lopez — Ritter der Ehrenlegion — ein unamerikanischer Blondin, eitel auf seine hochrote Attila, schüttelt Bazaine, dem Gatten seiner Tante, herzlich die Hand.

Einen Augenblick muß der Marschall an der Schwelle des kaiserlichen Arbeitskabinetts warten, dann geleitet ihn der Adjutant und für Momente verstummt das Gesumme im Vorsaal.

Der Emperador, den Orden des goldenen Vließes als einzige Dekoration auf dem schwarzen Zivilrock, stützt die Linke auf die dunkelrote Mahagoniplatte eines runden Tischchens, sein freundliches Gesicht ist fahl und melancholisch, das blonde Haar und der hellere Backenbart sind sorgfältig geteilt und die blauen Augen blicken klar — ein nachgeborener, leutseliger österreichischer Erzherzog, dessen Wesen zu viel von jenem Eroberer mangelt, den Napoleon aus ihm machen wollte.

Bazaine verneigt sich tief.

„Herr Marschall!“ Der Kaiser streckt ihm die Hand hin.

„Majestät, auf Befehl meines Souveräns habe ich die Ehre, mich zu verabschieden, und persönlich habe ich Eure Majestät für alle Güte und Nachsicht zu danken, die Sie mir und den Truppen, die zu kommandieren ich die Ehre hatte, jederzeit angedeihen ließen.“

Sie spielen eine Komödie, der aalglatte französische Wortfechter und der deutsche Prinz — der immer, immer noch hofft, den Untergang seines Kaisertumes zu verlangsamen, vielleicht sogar zu hemmen. — „Sie verlassen mich . . . Sie verlassen uns tatsächlich!“ fragt Maximilian. „Ich kann es nicht glauben. Mein treuer Freund, Ihr hoher Souverän, versprach mir, für Jahre hinaus eine ausreichende Truppenmacht zur Pazifizierung des Landes zur Verfügung zu stellen, er gelobte mir feierlich seine Unterstützung, um Ordnung in die zerüttete Verwal-

Das vergoldete Kreuz der Kathedrale Maria de la Asuncia gleißt und Dutzende von Glocken bimmeln. In den Gärten und Parks sprühen die Brunnen und die Wasserperlen tanzen farbig in den Sonnenstrahlen.

Auf der Plaza mayor lassen Generale die Truppen vorbeidefilieren: Douay und Castelnau, Osmont, Castagny und de Lascourt, beritten, auf reinblütigen Arabern; der rundköpfige Marschall Bazaine, der gewaltigste Mann Mexikos, der den Kaiser nur als Schatten über sich duldete, sitzt in seiner Staatskarosse, vor die drei falbe Maultiere, die edelsten ihrer Art, gespannt sind.

Die französischen Damen in Krinolinen, reisefertig, seidenrauschend, parfümiert, überschwänglich, trippeln auf den flachen Dächern und den Balkons der Hotels und Palais', ihr Patriotismus wallt über, ihr Enthusiasmus schwärmt und mit den durchsichtigen Taschentüchern wehend, zwitschern sie: „Welch ein glänzendes, welch ein unüberwindliches Heer! Es wird die Welt erobern!" Eine entzückende Chauvinistin, graziös trotz ihrer unförmigen Rockglocke, ruft hell: „Kinder, Ihr müßt gegen Preußen fechten, Ihr müßt nach Berlin, Ihr müßt Berlin mit dem Bajonett nehmen!" Und ein Chor von Offizieren, die ihre Käppis wirbeln, wiederholt recht unsinnig in diesem fremden Land: „Nach Berlin! Nach Berlin!"

Da lächelt auch der strenge Marschall Bazaine: Nach Berlin! — Sein Traum, der der Verwirklichung so nahe ist ... Aber vorderhand steht ihm noch Unangenehmes bevor, die Abschiedsaudienz bei Maximiliano.

Die drei falben Maultiere traben zum Kaiserpalast. Bazaine, in großer Uniform, steigt aus.

Das mexikanische Kaisertum umgibt sich mit aller Würde, die es aufbringt, um den scheidenden Marschall nicht merken zu lassen, daß mit ihm die letzte Hoffnung der Dynastie dahingeht. Es kann aber doch nicht verbergen, daß der Palacio nur eine Kaserne ist, eine öde viereckige Kaserne, die nichts von dem Prunk und dem Flitter an sich hat, die einen Emperador umgeben müssen, der ein leichtlebiges, äußerliches Volk beherrschen möchte, das — im Herzen heidnisch — nur deshalb in die christlichen Kirchen läuft, weil das Gold der Altäre und Leuchter und Bilderrahmen und die Lichter seine Augen blenden, weil es die Mystik der Orgel liebt und im Dämmerlicht der bunten Fenster, im Haschischduft des Weihrauches selig träumt ...

Bazaine schreitet durch die leeren, hallenden Gänge des Palastes, in dem nur da und dort eine Wache steht und präsentiert. Erst im Vorzimmer des kaiserlichen Arbeitskabinetts, wo die Reichskavaliere versammelt sind, herrscht Leben und Bewegung. Mit Absicht fehlt keiner der mexikanischen Größen, alle sind sie da, um die Festigkeit der Monarchie

so gestatte ich mir untertänigst den Vorschlag zu machen, sich mit uns einzuschiffen. Sire, ich übernehme alle Garantien, Sie heil und ungekränkt nach Europa zu bringen."

Leidenschaftlich fährt der Kaiser auf: „Nie! Das wäre Desertion, Fahnenflucht, Feigheit! Das wäre ein Preisgeben aller, die ihr Geschick mit dem meinen verbanden. . . Nie! nie, Herr Marschall. — Der kleinmütige Rat aus dem Munde eines Mannes, auf den eine ganze Nation stolz ist, befremdet mich."

Zum drittenmal verbeugt sich Bazaine. „Ich hätte nie gewagt, einen Rat zu erteilen, ich sprach nur von der Möglichkeit, daß sich Eure Majestät uns anschließen. Niemals kann es feig genannt werden, eine verlorene Sache — verloren zu geben."

Die Musikkapelle vor dem Palacio intoniert die Marsellaise; die Klänge haben etwas Nervenreizendes.

Der Emperador versucht eine große Geste: „Treibt Ihr mich zum Äußersten, so lege ich die Krone nieder und lasse mich zum Präsidenten wählen!"

Alle Disziplin und alle Schulung des etikettenreichen Hoflebens reichen nicht hin, Bazaines Lächeln zu unterdrücken. „Sire, das Experiment einer solchen Wahl ist gefährlich — wie dann, wenn sich die Mehrheit des Volkes für Benito Juarez entschiede?"

Maximilian, der mit den behäbigen Tritten des Seemannes die Diagonale des Salons abschritt, bleibt vor dem Marschall stehen: „Sie spielen mit den Republikanern unter einer Decke, Bazaine, Sie haben uns beinahe wehrlos gemacht, da Sie die Waffen und die Pulvervorräte, die Sie nicht mit sich nehmen konnten, verbrannten — und vielleicht irren die nicht, die Ihnen nachsagen, Sie strebten einmal selbst nach der Diktatur über Mexiko! — Frankreich hat mich geprellt, es hat mich getäuscht, Euer erstes Opfer ist die Kaiserin, das zweite werde ich sein. — Ausgepreßt wie eine Zitrone habt Ihr uns, unsere Kassen sind leer, ich kann meine Lieferanten nicht bezahlen." Die zwei Männer stehen einander hart gegenüber: „Leugnen sie nicht, von St. Cloud empfingen Sie den Auftrag, mich zur Thronentsagung zugunsten Napoleons zu bewegen, damit sie offen mit Juarez verhandeln können!" Schlag auf Schlag fallen die Anklagen gegen Frankreich. Aber Bazaine schweigt. Da faßt sich der Kaiser und sagt voll Romantik: „Ich weiß, was ich zu tun habe — auch Cortez hat mit einer Handvoll Leute ganz Zentralamerika erobert."

Gelassen entgegnet der Marschall: „Ein Cortez wird alle tausend Jahre einmal geboren. — Doch was die Beschuldigungen anlangt, die Eure Majestät gegen uns zu erheben für gut befinden, erinnere ich bloß daran, daß ich für Sie Mexiko unterwarf und daß der geringste

tung und in die Finanzen zu bringen." Er wiederholt zu oft schon Gesagtes. „Ich gestehe, die Nichterfüllung des Versprechens, das mich zu manchem bestimmte, was ich sonst unterlassen hätte, berührt mich peinlich, ja, es erfüllt mich mit Sorge. Juarez nennt sich immer noch Präsident des Staates, Diaz sammelt an der Grenze ein neues Heer — und es kann unmöglich der Wille Napoleons sein, daß ich in dieser Krise seiner Freundschaft, seiner Hilfe . . .," er demütigt sich zu dem Eingeständnis: „ . . . seines unersetzlichen Schutzes entbehren soll."

Abermals verneigt sich Bazaine tief: „Unsere Aufgaben in Mexiko sind erledigt, mit reinem Gewissen darf ich erklären, daß ich Ihnen eine vorzügliche Armee und ein gut verwaltetes Land zurücklasse."

Maximilian will schnell erwidern, besinnt sich aber und sagt bedächtiger: „Gut, nehmen wir an, es sei so, Herr Marschall . . . oder sei so ähnlich, aber dennoch bleibt die vertragsmäßige Verpflichtung Ihres hohen Souveräns, mir noch weitere zwei Jahre Beistand zu leisten, in Kraft."

„Die Verhältnisse haben sich geändert, Sire, Frankreich kann nicht länger auf seine bewährtesten Soldaten verzichten und muß mit Verwicklungen in Europa rechnen. Wir wissen, daß Preußen, dasselbe Preußen, das auch Ihr einstiges Vaterland überfiel, nur auf eine Gelegenheit lauert, uns mit Krieg zu überziehen. Herr von Bismarck scheint entschlossen, einen Streit vom Zaune zu brechen, und mein Souverän ist sich wohl der schweren Verantwortung bewußt, die er Frankreich, das ihn zu seinem Herrscher erkor, schuldet. So darf und kann er nicht auf das kriegsgeübte Korps verzichten, das bisher in Mexiko für eine fremde Sache sein Blut vergoß."

„Ich dachte," der Kaiser betont scharf Wort für Wort, „ich dachte, daß Gelöbnisse nicht von dem Wechsel der politischen Schaukel abhängen, und ich ahnte nicht, daß das große und starke Frankreich, ohne seine Existenz zu gefährden, nicht auf zwanzigtausend Mann verzichten kann."

Bazaine pariert mit einer zuckersüßen Unverschämtheit: „Mexiko ist mit seinen Zahlungen an Frankreich im Rückstand — so wurde also zuerst von dieser Seite der Pakt nicht eingehalten."

„Wer kann das behaupten? Unsere Zölle sind verpfändet, die Steuern sequestriert und wegen der lumpigen hunderttausend Pesos, die wir schulden. . ." Er wendet sich ab. „Ich lebe hier wie ein verarmter Kleinbürger, mein Palast gleicht einer Trödlerbude, wo die Bedienten zusammentrugen, was sie fanden . . ."

Der Marschall fällt in seine falsche Ergebenheit zurück: „Wenn sich Eure Majestät den Verhältnissen nicht gewachsen glauben, wenn Eure Majestät meinen, ohne Frankreichs Unterstützung Gefahr zu laufen —

Maximilian starrt unschlüssig zu Boden; er ahnt, daß alles, alles verloren ist und er fühlt einen bitteren Groll gegen die, die ihn zu dem Abenteuer verführten. Was jetzt . . . .

Als gewundene Menschenschlange marschieren die französischen Truppen zur Garita San Antonio, Marschall Bazaine und seine Offiziere an der Spitze. Heimlich und unkaiserlich blickt ihnen der Emperador durch die Spitzenvorhänge seines Schreibzimmerfensters nach, bis der letzte Soldat verschwunden ist.

Das Volk strömt ausgelassen und ungebärdig über den Platz und jauchzt; ballt auch die Fäuste.

Entschlossen schellt Maximilian dem Großmarschall: „Mein lieber Almonte, gewichtige Gründe bestimmen mich, mein Hauptquartier nach Queretaro zu verlegen."

Hüte deine Bauernschaft!

Von **Eduard Adolf Kraus.**

Nicht im heißen Großstadtboden,
Der uns zum Genusse lenkt;
Wo noch Bauernfäuste roden,
Ruht des Volkstums Kraft versenkt!

Lag auch alles oft in Scherben,
Deutschland wurde wieder jung.
Wenn die letzten Bauern sterben
Kommt — die Götterdämmerung!

Lass' es dir von einem sagen,
Der dich liebt mit ganzer Kraft:
Willst du keine Niederlagen,
H ü t e d e i n e B a u e r n s c h a f t!

Lass' den Mahnruf nicht verhallen,
Deutschland! Nicht um alle Welt!
Denn das deutsche Volk muß fallen,
Wenn der deutsche Bauer fällt!

König Heinrich IV. aber dachte . . .

Von **Fritz Müller=Cannero.** Nachdruck verboten.

Ich habe meinen Neffen, den Studenten, besucht. Wir bummelten friedlich in der Stadt herum. Da kam er auf die sonderbare Idee, mich in eine Vorlesung mitzunehmen.

Neffen nehmen sonst ihren Onkel nicht in Vorlesungen mit. Sie schlagen das Theater vor oder eine Galerie oder das Hofbräuhaus. Auf

Leutnant meines Souveräns nicht die Kühnheit hätte, eine andere als eine monarchische Politik zu unterstützen, zumal der Kaiser Napoleon die festeste Stütze aller legitimen Ideen ist."

Die Audienz währt schon zu lange.

Die Marseillaise verklingt. Der Kaiser erkennt, wie unklug seine Heftigkeit war und so lenkt er ein: „Ich will das Heil des Staates, dessen Oberhaupt ich bin; die Kraft kann mir versagen, der Wille nie. Ich habe mir ein schönes und erstrebenswertes Ziel gesteckt, einem begabten, friedfertigen Volk, das Jahrhunderte unter grausamen Tyrannen frondete, Glück und Segen zu bringen; ich werde der gewissenlosen Ausbeutung einen festen Damm entgegensetzen, der Kirche geben, was der Kirche ist, und dem Staat, was dem Staat gehört. Meine Regierung soll eine Politik des Ausgleiches und der Versöhnung treiben, die keiner Partei zuliebe die allgemein menschlichen Prinzipien opfert und allen gerechten Ansprüchen Erfüllung verheißt. Die Monarchie wird die Gerechtigkeit selbst sein, und kann ich erst einmal auf einen Erfolg meines Programmes verweisen, so sammeln sich gewiß und ohne Zwang die besseren Elemente aller Kreise um mich."

Bazaine sagt mit viel Festigkeit: „Was die Staaten gründet, das erhält sie auch."

„Das wäre?"

„Die Gewalt."

„Nein, Herr Marschall, nicht die Gewalt — die Macht! Eine Macht, die maßvoll und uneigennützig die egoistischen Triebe der Massen zügelt."

„Dann werden mir Eure Majestät gestatten, daß ich Ihnen zu Ihrem Regieren Glück und Erfolg wünsche."

Mit Wärme, die nicht echt sein muß, legt ihm der Kaiser seine Rechte auf die Schulter: „Bazaine, verlassen Sie uns nicht. Bleiben Sie, berauben Sie mich nicht Ihrer unschätzbaren Erfahrung und der bewährten Tapferkeit der französischen Truppen, denen meine unvergängliche Dankbarkeit gebührt."

„Es ist der Befehl meines Herrn und Kaisers, daß ich die mir anvertrauten Regimenter in die Heimat zurückbringe."

„Bazaine, H e r z o g Bazaine . . . ." —

Mit steifem Nacken schreitet der Marschall durch die Reihen der Minister, Generäle und Schranzen, energisch — ein Sieger — steigt er die Treppen des Palastes hinab und salutiert nachlässig dem Wachtposten, der das Gewehr präsentiert. Sein Adjutant öffnet den Wagenschlag.

„Vorwärts!" —

ward sichtbar, in dem schon vorher alle Schlachten ausgefochten wurden, die der Kaiser nachher auf den Feldern schlagen mußte.

Wir saßen atemlos.

Jetzt unternahm es der Professor, die entscheidenden Wurzeln in der Seele seines Helden aufzuzeigen.

„. . . Kaiser Heinrich der Vierte aber dachte —“, sagte er — da schlug ihm das schrille Gebimmel der Glocke draußen das Wort aus Hand und Mund. Jäh schloß er mitten in dem Satze und ging. Was Heinrich IV. dachte, erfuhren wir nicht.

Still gingen wir aus dem Kolleg. Still gingen wir eine lange Straße hinauf, mein Neffe und ich.

„. . . Heinrich der Vierte aber dachte —“ klang es nach in uns, „Heinrich der Vierte aber dachte . . .“

Und meine Gedanken liefen weite, weite Wege . . .

„Was glaubst du wohl, Onkel,“ unterbrach mein Neffe da mein Denken, „was glaubst du wohl, was Kaiser Heinrich damals dachte?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte ich fest.

„Der Professor würde —“

„Der Professor weiß es auch nicht,“ fuhr es mir heraus.

„Aber Onkel,“ sagte mein Neffe betroffen, „du willst doch den Professor nicht erniedrigen. Ich sah doch — du selber warst ganz hingerissen von dem Vortrag.“

„War ich auch, so gut wie du.“

„Dann verstehe ich dich nicht.“

„Der Mann, den der Professor auf dem Katheder meißelte, war nicht der vierte Heinrich.“

„Sondern? sagte verwundert mein Neffe.

„War er selber, der Professor.“

„Also eine Fälschung, meinst du?“

„Nein, keine Fälschung. Der vierte Heinrich von vorhin war lebendig, wie lebendig —! Aber in ihm pulste nicht Heinrichs Blut, sondern das Blut dieses großen Gelehrten.“

„Du meinst also, es könnte niemand die Geschichte auslegen, ohne —“

„Ohne sich selber mit hineinzulegen; ja, das meine ich.“

„Und was diese Gelehrten in lebenslangen Studien mühevoll errungen haben?

„Ist im Grunde nur der Herren eigener Geist, der sich in dem Geiste der Zeiten widerspiegelt.“

„Du hältst es also für unmöglich, die Gedanken eines verstorbenen Herrschers aus den Quellen wieder aufzubauen, Stück für Stück?“

„Lieber Neffe, wir haben vier oder fünf großartige Geschichtswerke über den Untergang des Römerreiches und seine Ursachen. Ein jedes ward

die Universität aber kommen sie nicht, obgleich es das nächstliegende wäre. Nun, mein Neffe kam darauf und sagte: „Du, Onkel, in einer Viertelstunde liest der berühmte Sooundso, willst du mit?“

„Darf ich denn?“

„Ach, weißt du, wir setzen uns in die letzte Bank!“

„Worüber liest er denn?“

„Über König Heinrich IV.“

Meine eigene Schulzeit kam mir in den Sinn. Canossa stieg auf. Ein ungewöhnlicher Mensch, der deutscher Kaiser war, wanderte über die Alpen durch den Schnee und stand büßend, bettelnd im Vorhof von Canossa, wo der Papst ihn einen halben Tag lang warten ließ, bevor er ihn empfing . . .

„Ja“, sagte ich, „ich gehe mit.“

Und dann saßen wir in dem großen Hörsaal auf der letzten Bank, ich und mein Neffe. Blutjunge Studentengesichter fuhren alle Augenblicke nach mir herum und staunten: „Was will denn dieser alte Knabe mit dem Vollbart im Kolleg?“

Jedoch ich war kein bißchen verlegen, sah den jungen Leuten fest ins Angesicht und staunte: „Was wollen diese jungen Menschen hier? Niemals können sie diese Vorlesung über eines der abgründigsten Kapitel der Weltgeschichte ganz erfassen.“

Dann aber kam der berühmte Professor, schnitt unser gegenseitiges Erstaunen ab und lenkte es mit einem wundervollen Vortrag auf die verdüsterte Gestalt des vierten Heinrich. Ein gewaltiges Gemälde rollte auf. Kaisertum und Papsttum führten einen Riesenkampf dort vorn am Katheder. Heere zogen und Schwerter blitzten. Aus Trümmern brennender Städte stieg Rauch. Fanatisch läutete die Kirche ihre Aufruhrsglocken. Und das kaiserliche Schwert hieb sich am Glockenerz die Scharte . . . ein Gebrochener stand im Schloßhof von Canossa und bettelte um Einlaß und Vergebung. Alle Fäden dieses alten Trauerspieles zog der Mann auf dem Katheder aus der Tiefe der Vergangenheit und webte aus ihnen einen Teppich von Brokat. Man sah, wie die Fäden sich zu dem düsteren Muster fügten, das „der vierte Heinrich“ heißt. Alle Ränke jener Zeit lagen bloß, und über Alpenkämme sah man ganze Völker wütend sich in die Flanken fahren.

Wir saßen immer auf unseren Bänken und spürten, wie der Flügelschlag des Mittelalters an uns vorüberrauschte. Mein Neffe sah mir in die Augen: „Welch ein Mann!“ flüsterte er.

„Welch ein Mann!“ gab ich zurück.

Mein Neffe meinte den Professor und ich den vierten Heinrich.

Und nun zündete der Mann da droben eine neue Fackel an und warf sie in die Seele jenes Kaisers Heinrich. Ein zerrissenes Menschenherz

Da liegen sie nun, drei niedliche kleine Mädchen. Es bleibt einem doch nichts übrig, als sie mit Liebe und Freude aufzunehmen. Denn solch ein Kleines nicht mit dem Sonnenschein der Liebe und Freude zu erwärmen, wenn es in dies kalte Leben tritt, wäre einfach eine Gemeinheit.

Wie zart und winzig sie sind. Jedes wiegt kaum vier russische Pfund, also etwas über eineinhalb Kilo. Die Gesichterchen sind schon ganz niedlich; aber die Gliederchen, die da so lose am Rümpflein hängen, o weh — das sind ja die reinen Spinnenbeine! Und wie sind sie müde von der großen Reise! Kaum haben wir sie gebadet, in warme Jäckchen und Decken gehüllt und alle drei quer in den Kinderwagen gelegt, so schlafen sie ein und wachen den ganzen Tag nicht auf, so daß wir oft ängstlich hinhorchen, ob sie denn noch atmen.

Es ist ein kühler Sommertag. Abends kommt der Doktor aus Riga, schüttelt den Kopf und meint: „Das sind Couveusenkinder; die brauchen viel mehr Wärme!“

Da wird nach seinem Rat eine große Kiste herbeigeschafft, sauber mit Bettüchern austapeziert, mit weichem Bettzeug versehen und mit einer Decke bis auf einen zwei Hand breiten Spalt verdeckt. Dahinein werden sechs Wärmflaschen gestellt und unsere kleinen Vöglein wie in ein warmes Nestchen gebettet. Da liegen sie nun in einer köstlichen Wärme von 22° R., drei kleine Päckchen, von denen man nur rosige Köpfchen mit weißen Häubchen sieht.

Am folgenden Tage dürfen die „großen“ Geschwister einen Blick in die „Wunderkiste“ werfen. „Viele, viele Püppchen“, konstatiert der Bruder Hermann. „Kleine Sungsen“, meint die Schwester Gertrud, „zudecken!“ fügt sie mütterlich hinzu und zieht die Decke hoch.

Die Ernährung der Drillinge ist anfangs nicht leicht. Erst wird ihnen die Muttermilch mit dem Teelöffel und durch ein Saughütchen eingeträufelt, nach ein bis zwei Wochen lernen sie allmählich die Brust nehmen. Die Erstgeborne ist schwach zum Erlöschen, sie muß immer noch besonders in Watte gepackt und zwischen Wärmflaschen gelegt werden; nach einigen Tagen bekommt sie die Nottaufe. Aber sie erholt sich doch. Nach 14 Tagen können wir die erste Gewichtszunahme feststellen. Bald bekommen Mutter und Amme genug zu tun, um die hungrigen Spatzen satt zu machen. Die Wärmflaschen aus der „Wunderkiste“ werden in der dritten Woche allmählich abgeschafft. Das Wetter ist schön warm, um die Mittagszeit werden die Drillinge wieder alle drei in den Kinderwagen gelegt und in den Garten gebracht, wo sie an der Südseite des Hauses unter einem Schutzdach stundenlang schlafen.

Als sie vier Wochen alt sind, werden sie an einem wundervollen Augustsonntage getauft. Das Haus ist festlich geschmückt, der Garten

von den Zeitgenossen umjubelt. ‚Hier ist die Wahrheit!‘ hieß es. Und ein jedes widerlegte nur das andere. Und ein jedes war nur das Abbild des Verfassers. So viele sich auch befassen mit dem Untergang des Römerreiches, so viele Untergänge gibt es.“

„Hm, es ist wahr, was wissen wir von den Gedanken selbst der nächsten Menschen, die mit uns leben?“

„Nichts. Sogar unsre eigenen Gedanken, die wir gestern dachten, sehen uns heute fremd in das Gesicht.“

„Und somit bliebe nichts —?“

„Nichts, was wir wirklich wissen, es sei denn unsrer eigener Gedanke, wenn er seinen Kopf hebt.“

„Nur, wenn er seinen Kopf hebt?“

„Ja, denn wenn er ausgesprochen ist, dann ist er schon nicht mehr unser; schon eine Stunde später kann er unser Feind sein.“

„Also nicht mehr: Kaiser Heinrich der Vierte aber dachte —?“

„Nein, sondern i ch denke . . .!“

Unsre Drillinge.

Treu nach dem Leben erzählt von Frau **Frida v. Irmer.***

Am 24. Juli 1909 zwischen sechs und sieben Uhr morgens herrscht in unserem Landhause am baltischen Ostseestrande eine ungewöhnliche Aufregung. An der Tür steht der Storch und begehrt Einlaß. Er ist doch sonst ein ganz gesetzter Herr, aber heute muß er wohl einen Rausch haben. Erstens hat er ganz vergessen, daß er sich zu Anfang September angemeldet, und zweitens — aber was ist das nur?! Versteht er denn gar nicht mehr zu zählen? Was für eine Unmenge nackter Ärmchen und Beinchen guckt denn da aus seinem Korbe hervor!

„Das ist doch nicht alles für uns!“ rufen wir erschreckt.

„Alles für Euch“, nickt er sehr ernst.

„Hast uns doch schon vor zweieinhalb Jahren ein Jungchen, und vor eineinhalb Jahren ein Mädchen gebracht!“

„Tut nichts, Ihr könnt auch noch einige mehr brauchen. Sorgt nur für guten deutschen Nachwuchs im baltischen Lande!“ ermahnt er väterlich. Dann legt er seine Bürde ab und verschwindet.

---

* Drillinge — in einer Zeit, da alles über den „Geburtenrückgang“ klagt! Ist das nicht „schrecklich unmodern“?

Leider kann der „Heimgarten“ die reizenden Bildchen der drei nun fünf Jahre alten jungen Damen seinen Lesern nicht zeigen. —

Vielleicht aber denkt manche Frau bei der Lektüre dieser tapferen Erzählung an den Rat: „Gehe hin und tue desgleichen! . . .“

Die beiden älteren Geschwister sangen ihnen viel vor und trugen ihnen alle erdenklichen Spielsachen und Delikatessen zu, vor denen man die Kleinen ängstlich behüten mußte.

Den ersten Zahn bekam Benita mit elf Monaten, die anderen etwas später. Mit zweieinhalb Jahren waren sie im Besitz ihres ganzen kindlichen Gebisses, ohne besondere Beschwerden beim Zahnen gehabt zu haben.

Am Ende des ersten Jahres konnten alle drei stramm sitzen. Bis tief in den Herbst hinein verbrachten sie fast den ganzen Tag im Freien; jede in ihrem Wagen, meist fröhlich lachend und krabbelnd, denn durch Umhertragen verwöhnt wurden sie nicht, dazu gab es gar nicht genug verfügbare Arme im Hause.

Nun tritt zum Winter der „box“ in Kraft. Dort sitzen alle drei mit ihren Spielsachen („Piachen“, wie Benita sie nennt) machen die ersten Aufstehversuche, purzeln oft alle übereinander, aber es ist ja alles weich gepolstert und etwaige Tränen trocknen bald. Oft gibt es dort schallendes Gelächter, meist ertönen muntere Sprechübungen, häufig auch wildes Kriegsgeschrei, und es wird mit Holz, Blech und Hartgummi, aufeinander losgehauen, doch glücklicherweise kommt nie ein ernster Unfall vor. Jede neue Heldentat wird mit Jubel der Welt verkündet. Die beiden anderen haben das Aufstehen schon längst heraus; Erika will es nicht gelingen, immer plumpst sie zurück. Endlich eines Tages hat sie sich wirklich kerzengerade hingestellt; da jauchzen sie alle drei, lachen und rufen ohne Ende: „Eli teht, Eli teht!“ bis es alle Hausgenossen gesehen haben.

Allmählich wird der „box“ zu eng, und nun beginnt das Rutschen auf dem Fußboden und das Aufrichten an allen Möbeln. Blitzschnell, mit Armen und Beinen rudernd, in sitzender Stellung, gleiten sie durch die Zimmer mit schrillen Freudenrufen. Sitzen die Erwachsenen am Speisetisch, so macht die Kavalkade johlend, dreißig rosige Fingerchen und drei schwankende Haarschöpfchen erscheinen über der Tischplatte, und drei hungrige Schnäbelchen rufen: „Bitte Buttelblot“. Nun gilt es aber Wachsamkeit von seiten der Erwachsenen. Ehe man sich's versieht, entwischen die Vögelchen nach allen Richtungen hin, sitzen hinter sich öffnenden Türen und werden umgeworfen, lehnen sich an geheizte Öfen, kramen die Geschirre aus dem Büfett u. a. m. Eines Tages ist Benita dabei, ein Seifenei mit Wohlbehagen zu verzehren; ein andermal scheuert Maria den Fußboden mit Zahnbürsten, dreht den Kran des Filters auf und sitzt mitten in einem See, während Erika mir strahlend meldet: „Mammi, Malia macht gloße Sweinelei!“ Dann wieder findet Erika ein volles Vaselinetöpfchen, verwendet den ganzen Inhalt desselben zur Salbung ihres Haares und Gesichtes, „jutscht“ fettglänzend und selig heran mit

muß all' seine Blumen hergeben und die blühende Heide trägt das ihrige bei. In dem rauhen Landstrich zwischen Meer und Heide sind ja diese zarten Blümlein gepflanzt: dort sollen sie sich entfalten. Daher wird auch die erste von ihnen: „Erika“, die Heideblume genannt; die zweite „Maria“, die Holdselige, die dritte „Benita“, die Gesegnete.

Der Pastor sieht die kleinen, in weiß und rosa gehüllten Päckchen, die mit winzigen Fingerchen in der Luft umherfahren, so liebevoll an, und meint in seiner Rede, auf ihnen ruhe wohl ein ganz besonderer Gottessegen. Lebhaft nehmen die „großen Geschwister“ an der Tauffeierlichkeit teil. Eine gute Tante hat den genialen Einfall jedes derselben gerade vor der Taufrede mit einem großen Stück Zucker zu bewaffnen; so herrscht die tiefste Stille, unterbrochen nur von leisem Geknabber, denn die drei Täuflinge, die nichts im Munde haben, sind so wie so musterhaft. Doch kaum ist die Taufhandlung vorüber, so forscht der Bruder: „Walum hat der Pastor mit Wasser geplitzt?“ Als aber eine der Kleinen anfängt etwas zu weinen, erklärt er zu den Gästen: „Festelchen sind hungelig, sie wollen saule Milch tlinken aus Mammis Blust“. (Er liebte damals nämlich nur Sauermilch und nicht süße.)

Nun gedeihen unsre kleinen Puppen ganz schön und entwickeln sich recht normal. Freilich gibt es oft bunte Nächte, mörderliches Geschrei aus drei hungrigen Kehlen, Nahrungssorgen, Ammenwechsel, versagen der Mittermilch, einen wilden Kampf gegen die anfangs so verhaßte Flasche usw. Vom Beginn des vierten Monats an muß künstliche Nahrung zu Hilfe genommen werden, vom sechsten Monat an wird keine Brustmilch mehr gereicht. Trotzdem sind die Zunahmen gut. Am Ende des vierten Monats wiegen sie schon 8, 9 und 10 Pfund, am Ende des ersten Jahres 17, 18 und 19. Die letztgeborene, Benita, war von Anfang an die kräftigste und ist bis heute in der Entwicklung voraus; die kleine Erika hinkte immer etwas nach, und Maria wanderte ruhig die goldene Mittelstraße.

Reizend war das erste Erwachen zum Leben, wenn es auch vielleicht etwas später erfolgte als bei andern Kindern. Mit drei Monaten fing Benita an zu lachen und zu krallen, ungefähr zwei Wochen später Maria, und wieder nach einigen Wochen Erika. Nun wurde auch die gemeinsame Kiste zu eng und sie fingen an, sich gegenseitig zu stören. Jede von ihnen bezog ihren eigenen Wagen. Doch wenn sie wach waren, wurden sie oft alle neben einander auf ein großes Bett gelegt, wo sie sich nach Herzenslust anlachen und befühlen konnten. Oft lagen sie auch alle drei, jede in einem Steckkissen, nebeneinander auf dem Speisetisch, und die sich über ihnen schaukelnde Hängelampe mit der elektrischen Glocke, die man so schrecklich gern fassen wollte, bildete einen unerschöpflichen Gegenstand der Freude.

besucht die hie und da verstreuten Menschengruppen, sieht allen Fremden strahlend ins Gesicht, knickst tief und sagt: „Guten Mogen!“, lugt in alle Körbe und Taschen hinein und erklärt: „Ich bin Erika und da sitzen Malia und Benita, die sind meine Swestelchen.“

Nun beginnen sie schon, eifrig und ziemlich richtig zu singen. Abends, wenn sie in ihren Bettchen liegen, kommandiert Maria, die musikalischste: „Elika, Benita, singen!“ Zugleich stimmt sie eifrig an: „Kommt a Vogel daflogen, setzt sich nieda auf Puß, hat a Tettel inne Slabel und von Pappi eine Gluß.“ Erika aber, der kleine Kobold, singt immer mitten hinein mit Stentorstimme: „O Tannenbaum!“ Dann ruft Maria streng: „Till, Elika, du sollst till sein, nicht tölen, ich will singen!“

Auf der Straße begegnen wir einem Herrn in hellem Sommeranzug. Da sagt Benita: „Sieh doch, Mammi, was für ein zarter Mann! Er hat so ein niedliches Kleidchen an.“

Oft kommt ein Flötist zu uns zum Musizieren. Eines Tages erscheint ein andrer Herr, ungefähr um dieselbe Zeit. Benita sieht ihn forschend an, flüstert dann einer Tante, mit den Fingern auf ihn weisend, ins Ohr: „Dies wird nicht pfeifen.“

Maria zählt alle auf, die sie liebt: „Ich lieb sehr Pappi und Mammi, und (alle Hausgenossen der Reihe nach) und ich lieb mir auch sehr selbst alleine!“

Zwischen dem dritten und vierten Jahr ließ Benita sich von den „beiden Kleinen“ mit Vorliebe „Mutterchen“ nennen und benahm sich auch sehr mütterlich. Erika fällt, da läuft Benita schnell herbei, küßt sie und tröstet: „Weine nicht, mein Kindchen, hast ja nur ein Häschen gefangen; sieh, sieh, da läuft es, krieg es schnell fest!“

Eines Abends liegt Maria schon im Bett und ruft: „Mammi, komm beten!“

„Ich habe keine Zeit, wart’ etwas“, antworte ich.

Da rennt Benita herbei, daß die Zöpfchen fliegen.

„Mariachen, ich werd’ mit dir beten.“ Die Hände faltend beginnt sie ernsthaft: „Lieber Gott, mach mich fromm.“ . . . „Mammi soll kommen!“ unterbricht Maria. „Aber Mariachen, bet doch mit mir, ich bin doch jetzt deine kleine Mammi!“ beredet Benita. Vergebens. Am andern Morgen klagt sie dem Vater: „Pappi, Maria will nicht mit mir beten und ich bin doch ihr kleines Mutterchen.“

Im November 1912 erschien ein kleines Schwesterchen. Das war eine Überraschung für unsere Dreijährigen! Als sie das kleine zappelnde Geschöpfchen zum erstenmal sahen, standen sie ganz still mit großen fragenden Augen und zogen sich dann etwas scheu zurück. „Sie versteht noch gar nicht ordentlich zu schreien“, meinte Benita mißbilligend. Nach

den Worten: „Ekala muß sich sön einsmettern“ (einschmieren). Als man sie abwäscht und ihr das Salbentöpfchen nimmt, ist die Verzweiflung groß. Pfeilschnell segelt die Trösterin Maria herbei: „Ekala beint“. (Sie konnte damals kein w aussprechen.) „Amme Ekala, nicht beinen! Tassentuch, Tassentuch!“ Sie holt ein reines aus dem Schrank. „Ekala, Tänen tocknen!“ Es wird eifrig gewischt. „Tomm, Ekala, pauen!“ Dabei nimmt sie sie bei der Hand und beide rutschen zum Baukasten hin. Nach zwei Minuten sieht man nur noch zwei seelenvergnügte Gesichter und sie beraten, ob sie einen „gloßen Turm“ oder eine „lange Tleppe“ bauen sollen.

Diese beiden kleinen Blondinchen halten besonders zusammen und sind so ähnlich, daß Fremde sie beständig verwechseln. Das lieben sie aber gar nicht und nennen dann laut und entrüstet ihren richtigen Namen. Trotzdem passiert es, daß Maria sich im Spiegel betrachtet und wiederholt versichert: „Elika guckt da helaus“. Benita sieht ganz anders aus, dunkler, braunäugig und älter.

Sie ist eine große Feinschmeckerin: „Fleis smeckt herrlich, Appelmus herrlich und Onicht (Honig); Pinat is mutzig, Grütze is mutzig und gräßlich!“ Dabei lebhaftes Kopfschütteln und die entsprechende Grimasse. Sie kann schon vor dem zweiten Jahr das r aussprechen und spielt sich als Sprachlehrerin auf. Eines Tages beim Mittagessen sagt Maria: „Lühlei smeckt sön!“ „Du sollst nicht Lühlei sagen“, ruft Benita streng: „Rührei heißt es“. „Lühlei“ wiederholen beide Schwestern. „Kinder, sagt Rrrührrrei!“ befiehlt sie. Vergebliche Anstrengung. „Mammi kann schon Rührei sagen, und Benita kann schon Rührei sagen,“ konstatiert sie, „aber die Kleinen sind noch so schrecklich dumm!“

Sehr genießen alle drei den Sommer 1911, wo sie zwei Jahre alt werden. Täglich rutschen sie stundenlang halb oder ganz nackt im Meeressande umher, versuchen auch etwas zu gehen, aber nur geführt.

Im Herbst beginnen lebhafte Gehübungen längs der Möbel und Wände, oder hinter kleinen Lehnstühlchen her, die sie wie Stoßschlitten vor sich herschieben. Allein und frei durch die Zimmer zu laufen, dazu entschloß Benita sich erst einige Tage vor Weihnachten 1911, Erika um Ostern 1912, und Maria, die ängstlichste, in der Pfingstwoche desselben Jahres. Daß das erste Alleingehen gerade auf die drei hohen Feste fiel, lag wohl daran, daß um diese Zeit immer ein paar gute Tanten aus der Stadt bei uns zu Besuch waren, die sich besonders um die Fortschritte der Kinder bemühten.

Wie schön war es, nun bald mit allen fünf Kindern zu Fuß ans Meer und in den Wald zu spazieren, und nicht mehr die schweren Wagen durch die sandigen Wege schieben zu müssen.

Nun wurden sie sehr unternehmend, besonders Erika. Fein und zierlich wie ein Elfchen spaziert sie als Hemdenmatz am Meeresufer umher,

darum, ob in den Häusern desinfiziert wird oder nicht. Am 4. Januar erkrankte unser Trudchen mit hohem Fieber und Halsschmerzen; ich brachte sie gleich in den oberen Stock in ein isoliertes Zimmer und machte ihr Kompressen und Zitronenlimonade. In wie vielen Krankheiten habe ich allein mit diesen Mitteln helfen müssen, da wir nur im Sommer einen Arzt hier haben, ihn im Winter aber aus Riga herholen müssen, was wegen der anderthalbstündigen Eisenbahnfahrt recht schwer ist. Am anderen Tage erkrankte Benita mit denselben Symptomen, so daß ich schon eine schlimmere Infektion befürchtete. Dem Kindermädchen wollte ich die Kranken nicht zur Nacht überlassen und mußte doch zu meinem Brustkinde zurück. Da telephonierte ich meiner Cousine in Riga, die mir als geschulte Pflegerin, eben ohne Beschäftigung, ihre Hilfe in Krankheitsfällen freundlichst angeboten hatte. Sie kam noch an demselben Abend und ich überließ ihr ganz die Patienten, um den anderen Kindern nicht die Ansteckung zu bringen, denn schon zeigte sich etwas Ausschlag. Über Nacht erkrankten noch Hermann und Maria und wurden nach oben ins Lazarett gebracht, wo vier freie Zimmer zur Verfügung standen.

Sofort wurde der Doktor herantelephoniert. „Scharlach!“ konstatierte er, selbst ganz erschüttert, denn er liebt unsre Kleinen sehr. „Um die Drillinge ist mir wohl sehr bange,“ setzte er ernst hinzu. „Erika ist noch gesund, sie muß streng isoliert werden, ebenso Sie selbst, da Sie die Krankheit nicht gehabt haben; das Brustkind bekommt sie wahrscheinlich nicht, aber Sie müssen gesund bleiben!“ Dazu des Vaters flehende Augen: „Bleib Du mir gesund, sonst breche ich zusammen!“

So mußten sich denn die Kranken oben darein finden, daß „Mammi“ sie zum erstenmal im Leben nicht pflegen würde. Die beiden ersten Tage gab es viele Tränen, dann fanden sie sich in ihr Los, brachte ihnen doch die gute Tante Maria ein Herz voll Liebe und Zärtlichkeit, den fröhlichen Mut und die kunstgerechte Pflege einer rechten barmherzigen Schwester entgegen. Eine zweite Pflegerin wurde aus der Stadt geholt, das Kindermädchen als Bedienung im oberen Stock einquartiert und alles herbeigeschafft, was zur Einrichtung des Hospitals nötig war. Durch den dunklen Winterabend, bei eisigem Schneesturm, der ihm gleich die Laterne ausblies, bei jedem Schritt bis an die Knie versinkend, mußte sich der Vater zur weit entfernten Apotheke durcharbeiten, denn Kampfer war noch heute abend notwendig; Benitas Herzschwäche war gefahrdrohend.

Furchtbar waren die ersten Tage und Nächte; oben raste das Fieber, wenn man horchend an der Treppe stand, hörte man durch die feste Tür das Wimmern, Phantasieren, die schrecklichen Erstickungsanfälle. Die beiden Pflegerinnen kämpften mit allen Kräften gegen den

einigen Tagen war aber die Liebe und Bewunderung schon groß; sie standen am liebsten alle drei um Schwesterchens Wagen, jubelten über ihre kleinen süßen Händchen, sangen ihr vor und stritten sich: „Sie ist mein Kindchen!" „Nein, mein Kindchen!" „Nein doch, Mammis Kindchen!"

Ein herrliches Fest war Lottis Taufe, einige Tage vor Weihnachten. Tannengrün überall, mitten im Saal der brennende Weihnachtsbaum, davor der Taufaltar. Vor ihm steht der Pastor, der mit großer Freude vom kleinen Weihnachtskinde spricht, das auch für dieses Kindlein geboren ist. Ihm gegenüber steht eine hübsche junge Taufmutter, auf ihren Armen ruht das kleine süße Päckchen in Tüll und Spitzen, das mit seinen sechswöchentlichen Blankäuglein den Lichterbaum groß ansieht. Etwas weiter fünf Paar strahlende Kinderaugen, fünf kleine Gestalten, die das Tauflied kräftig mitsingen, und dann auf Zehenspitzen näher schleichen und den Hals ausrecken, um genau zu sehen, wie Schwesterchens Köpfchen mit Wasser begossen wird. Der Pastor sieht ganz gerührt auf die kleine Schar, deren Ältester erst sechs Jahre zählt. Nach der Taufhandlung laufen die Kinder fröhlich, wie kleine rosa Schmetterlinge zwischen all dem Waldesgrün und den Onkeln und Tanten hin und her und lassen sich gern etwas Süßes in den Mund schieben.

Dann kommt das selige Weihnachtsfest mit all seinem Jubel und Glanz, seinen fröhlichen Gesängen, mit neuen Wickelkindern in prächtigen Wiegen und anderen Herrlichkeiten. Maria nennt das Wickelkind „Das Jesukindchen" und fragt ernsthaft: „Hat der liebe Gott diese Haube genäht?"

Am 2. Januar gibt es noch eine besondere Freude: eine Weihnachtsbescherung für arme Kinder. Wie ungeduldig erwarten unsere Kinder ihre kleinen Gäste, mit welcher Freude beschenken und bewirten sie sie, tanzen mit ihnen um den Christbaum, singen und spielen und lachen mit ihnen, obgleich die Kinder nur lettisch sprechen und sie sich nur schwach verständigen können. Gar nicht mehr fortlassen wollen sie sie, und als endlich die Gäste ganz beladen, nach vielen Händeküssen weggehen, rufen sie fast alle strahlend aus: „Heute war's noch schöner als Weihnachten!"

Niemand ahnt, daß uns die kleinen Gäste auch ein Geschenk zurückgelassen haben, aber ein schlimmes! Freilich hatten wir sie ganz zuerst an die Waschschüssel geführt, auch beim Einladen schon die Eltern gebeten, sie möchten ihre Kinder doch nur dann schicken, wenn sie ganz gesund wären. Viel später erst erfuhren wir, daß ein Teil der Kinder im Herbst Scharlach gehabt hatte, wovon niemand etwas erfahren hatte. Und bei uns, in Rußland, kümmert sich leider die Polizei nicht

wieder und sie hört, so gut und scharf!" Wer kann die Freude beschreiben, die nun im ganzen Hause herrschte!

Doch noch war nicht alle Angst vorüber. Trudchens Ohren verschlimmerten sich. Wir mußten einen Spezialisten herausbitten. Der sagte: „Sofort nach Riga ins Krankenhaus! Operation oder Gehirnentzündung!" Der Vater und die Tante Maria brachten sie fort, bei 10 Grad Kälte! Ich sah vom Fenster aus das in Decken gehüllte Päckchen tragen; zeigen durfte ich mich ja nicht, um den Abschied nicht zu erschweren. Ob sie wohl wiederkommt? —

Doch auch hier ging alles gut. Nach zwei Wochen durfte ich sie selbst nach Hause holen, furchtbar blaß und mager, aber gesund und vorzüglich hörend!

Oben ging es nun vorwärts. Abgezehrte, aber strahlende Gesichterchen zeigten sich hinter der Glastür, unsicher schwankende Füßchen hörte man gehen. Und endlich, nach sieben langen, bangen Wochen, war alles aufs Peinlichste desinfiziert und die ganze Familie wieder vereinigt. „Ihre Drillinge sind und bleiben ein Wunder," sagte der Doktor, „an dem, was sie durchgemacht haben, hätte eigentlich der kräftigste ‚Illing' sterben müssen." Aber wir wissen es: „Die Krankheit war nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes."

Nie werden wir das Wiedersehen der Drillinge vergessen können! Hundertmal schon hatte Erika gefragt:

„Wann werden Maria und Benita herunterkommen?" Endlich hieß es „heute". Da stand sie, zitternd vor Erwartung unten an der Treppe. Mit lautem, endlosen Jubel fielen sich die drei Schwesterchen immer und immer wieder um den Hals, küßten sich und sahen sich ganz verliebt an. Alle ihre Spielsachen schleppte Erika, die sonst ziemlich habgierig ist, herbei und schenkte sie den Schwesterchen, dann faßten sie sich aus freiem Antriebe an der Hand und tanzten: „Ringelringelreihe, wir sind der Kinder dreie." Und abends, als sie wieder alle drei in ihrem alten Zimmer und ihren blauen Bettchen lagen, wollte das Lachen und Schwatzen kein Ende nehmen.

Lange waren die kleinen Rekonvaleszenten noch angegriffen. Im vorigen Sommer nahmen sie alle warme Seebäder zur Stärkung, waren oft müde und weinerlich. Aber im Laufe des Herbstes und Winters haben sie sich wunderbar erholt. Jetzt sind sie wirkich ganz gesund, frisch und rosig, immer lustig und unternehmend und stehen anderen Kindern ihres Alters weder körperlich noch geistig nach. Sie kleiden sich selbst an und aus und wollen sich beständig in der Wirtschaft betätigen. Seit dem September haben sie eine russische Bonne, da sie doch das Russische für die Schule erlernen müssen. Sie sprechen schon sehr fließend und singen zahllose russische Lieder.

Tod, der oft schon seine Beute zu halten schien. Und auf den Doktor war nicht zu rechnen, der sagte gleich: „Ich kann nur Sonntags herauskommen, aber telephonieren Sie mir täglich, wie es steht.“ Die ersten acht Tage machte uns Benita die größten Sorgen, denn das Herz drohte beständig zu versagen und mußte immer mit künstlichen Mitteln angeregt werden. In der zweiten Woche hatten alle vier schmerzhafte Drüsenentzündungen, in der dritten und vierten Woche stellte sich bei Trudchen und Maria eine beiderseitige Ohrenentzündung ein und zugleich bei Maria eine schwere Nierenentzündung. Sechs Tage lag unser kleines Mariechen bewußtlos da, nur leise wimmernd, ganz in heiße Kompressen gehüllt; die einzige Linderung schafften heiße Bäder. Vor unseren Augen aber stand neben dem Tode noch ein anderes Gespenst: Taubheit, denn bei beiden Kindern waren beide Trommelfelle gerissen. Und unsere Seele schrie zu Gott: „Nur das nicht! Lieber nimm unsre Lieblinge zu Dir!“ Und doch klang es leise in unsern Herzen: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

In der unteren Etage gingen wir Eltern ruhelos hin und her, auf jeden Laut von oben horchten wir bebend. Die kleine Erika kam sich ganz verlassen vor. In den ersten Tagen trippelte sie nur auf den Fußspitzen durchs Haus und flüsterte vor sich hin: „Alle sind klank, Elika muß nicht stölen.“ Abends weinte sie nach den Schwesterchen, wenn sie ganz allein im großen Drillingszimmer lag, und wenn man den Eisenbahnzug vorüberollen hörte, hielt sie sich den Kopf mit beiden Händen fest und rief zitternd, mit entsetzten Augen: „Der Zug soll nicht kommen!“ Nie hatte sie vorher auf ihn geachtet. Wenn ich auf der untersten Treppenstufe kauerte, angstvoll und sehnsüchtig hinaufhorchend, legte sich leise ein Händchen auf meine Hand: „Mammi, walum splichst Du nicht mit mi? Sing doch ‚o Tannebaum‘.“ Dann nahm ich mein einsames Vögelchen in die Arme und sang ihr mit gepreßter Stimme vor, was sie wollte, während mein Herz zu Gott um Rettung schrie. „Ich muß deine Augen lachen sehen, du Kleines“, dachte ich, „wer weiß, wie lange ich dich noch habe?“ Jeden Tag befühlte ich sie wiederholt, ob nicht das Fieber sich einstelle, jede Nacht lauschte ich auf ihre Atemzüge; sie blieb gesund, wunderbarerweise! Hatte sie doch noch neben Maria geschlafen, als diese erkrankte und gleich zu würgen und zu sticken begann!

Es ging schon in die fünfte Woche. Unser Mariechen schien verloren: Furchtbare Herzschwäche, Bewußtlosigkeit, rasendes Fieber, Krämpfe wechselten miteinander. Da werde ich nach 11 Uhr abends noch an die Treppe gerufen, das Herz steht mir still, ich denke: „Nun ist es aus!“ Oben an der offenen Tür stehen beide Pflegerinnen und das Mädchen und alle jubeln: „Maria spricht, will Brot essen, die Nieren arbeiten

dunkelnden Gestein, aus dessen Klüften der Lorbeer der Alpen, der Rhododendron mit seinen Rosenflammen wuchert — dieser Gegensatz weckt Hochgefühl.

Plötzlich aber verliert sich der Wildbach, wir hören ihn rauschen, wir fühlen das Beben des Bodens vor seinen Fluten, die eingebrückt unter unseren Füßen brausen. So führt uns ein kühner Weg über den Wassern durch eine enge, finstere Klamm. Zum Überfluß ist die Klamm besetzt mit einer Herde von Rindern, unter welchen etliche stahlgraue Stiere nicht gewillt scheinen, uns so leichthin freien Durchlaß zu gewähren. Zwar machen wir die Wegelagerer aufmerksam auf unsere tüchtigen Alpenstöcke, allein sofort erlauben sie sich, kopfschüttelnd auf ihre Hörner hinzuweisen. Wir stehen still. Jeder von uns bewundert laut das kolossale Felsentor und fürchtet sich heimlich vor den Stieren. Zum Glücke kommt des Weges ein Bauersmann, der die Rinder zur Aufhebung des Belagerungszustandes zu bewegen weiß. — Wir steigen knoprig hinan zur Halterhütte, die in einem Hochsattel zwischen den Wänden des Fölzstein und der Mitteralpe liegt, machen uns dort heimisch und genießen Milch und Butter. Mittlerweile beginnt es zu dunkeln und auf den Hochwarten liegt die Abendglut. Die junge, hübsche Schwaigerin ist vertrieben; der Major kauert wie ein Taschenmesser eingeknickt in ihrem Bettchen. Der Maler und ich liegen unter dem Dache im Heu. Der Führer ist uns abhanden gekommen; es geht die Sage, daß er, die Sehnsucht im Herzen, manche stille Nacht von Alpenhütte zu Alpenhütte wandert, um die süße Ruh' der Almerinnen zu belauschen. Und da soll es in nächtlicher Dunkelheit sich bisweilen ereignen, daß der Führer selber — sich vergeht.

Es ist finster geworden. Den vertrockneten Blumenkelchen des Heues entsteigen Bilder aus vergangenen Tagen und voll des heimlichen Wunsches zukünftiger Erfüllung ... Da erschallt unten in der Hütte plötzlich der Ruf: „Jesses, Maria und Josef! was ist denn das! Ihr Leute all', geht und schaut!“ — Ich kollere über die Leiter hinab. Der Major steht in purem Hemde draußen vor der Tür, hält die Hände zusammen und schreit: „Maria und Josef! Hab' ich das schon gesehen in der weiten Welt!“

Da schaue ich's denn auch. Ich erschrecke anfangs, daß mir der Herzschlag stockt, dann heb' ich an und lache — lache vor Entzücken. Die senkrechten Wände der Mitteralpe, die sich über dem schwarzen Zirbengrund in einer langen Reihe von Norden gegen Süden ziehen, stehen in einem hohen, magischen Weiß, wie durchsichtig fast und von lichtem Äther umgossen, als hätten sich die ewigen Wände aufgelöst zu einem weißen Wolkengebirge. — Der letzte Blick des verdämmernden Tages liegt auf den Wänden und ist Ursache dieser unbeschreiblich schönen Erscheinung. Dieser Schein, der von den Kalkfelsen auf uns nieder-

Zweimal täglich, wenn es nicht gar zu rauh ist, sieht man drei kleine Gestalten in warmen Mänteln, dicken weißen Hauben und Pelzstiefeln tapfer durch den Schnee stampfen. Und mit wie roten Backen kommen sie dann nach Haus! Gut haben sie es ja hier. Das ganze Jahr atmen sie reine See- und Waldluft ein und unser Landhaus ist reich an Luft und Sonne.

Besonders liebten sie im Winter die Dämmerstunde, wo sie alle um mich herum saßen und ich ihnen Geschichten erzählte und neue Lieder anstimmte. Maria fragte einmal: „Wo wohnt die Dämmerzeit? Im Himmel?“

Unser Sängerchor kann sich hören lassen. Wenn ich nur Zeit habe, mich ans Klavier zu setzen, drängen sich alle fünf um mich herum. Da ertönen lustige und ernste Weisen: „Hänschen klein“, „Alle Vögel sind schon da“, „Der Schnitzelmann von Nürenberg“, dann wieder „Harre meine Seele“ und „Lobe den Herrn,“ und unzählige andere. Stundenlang kann man singen und doch bleibt noch so vieles übrig, was sie gerne möchten. Auch das kleine Lottchen singt schon ein paar Melodien mit, freilich mit seinem eigenen Text: „Tralala, Lotti da“, oder „Didikaburrkukipapamama!“

Ein Hochschwabenstieg vor vierzig Jahren.

Aufgeschrieben 1874 von **Peter Rosegger.**

Ich bestieg diesen Berg im Sommer 1874 von der östlichen Seite, von Aflenz aus. Meine Gefährten waren ein österreichischer Major, ein junger Maler und ein Führer. An einem klaren Julinachmittage wanderten wir dem kalkigen Fölzbach entlang, in dessen Schluchten die dunklen Fichten und Lärchen stehen, von dessen Höhen zwischen und über den Wipfeln die lichten Wände des Fölzstein und der Mitteralpe ragen. Der Sandweg ist gut und steigt leicht an. Fein spielen Licht und Schatten des heiteren Nachmittags in den Bäumen und Sträuchern, an den zirbenbewachsenen Lehnen und an den Schründen der Wände, über welchen der Schleier des Äthers liegt. Nach einer Stunde von Aflenz haben wir das letzte Haus des Fölztales hinter uns und wir ziehen durch waldschattige Engen und werden feucht von dem Staube der rauschenden Fölz. Wir kommen zu den zwei Brücken, auf welchen der Führer zweimal stillsteht. Dort ragt der senkrechte Koloß des Fölzstein, ein dräuender Vorwart und Torwart des Schwab. Zwanzig Schritte vorwärts ein ander Bild. Der Fölzstein verschwunden, die weißen Zacken der Mitteralpe leuchten über den Kronen des Tannenwaldes. Der Gegensatz dieser strahlenden Wände oben und der kühlen, tauigen Waldschlucht unten mit dem Brausen des Wassers und dem

wie auf solch' scharfen Linien die Gemsen sachte hin und wieder gehen. Seht es, wie jetzt zwei Gemslein, unser ansichtig werdend, wie der Wind über das steile Schneekar hinabsausen!

Die Vegetation ist hier im Versterben. Das flammende Kohlröschen, die zarten Blütenzapfen des Speik, die goldkronige Arnika, die blauen Freudenkelche der Enziane, selbst die zarte Flocke des Edelweiß — alle sind zurückgeblieben unten an der Fölz, in der Tullwitz. Nur das blauäugige Vergißmeinnicht ist einschmeichelnd mit uns heraufgestiegen, stetig bittend, daß wir in dieser majestätischen Herrlichkeit auch seiner grünen Heimat, der lieblichen Wiesenflur, nicht ganz möchten vergessen, auf deren Blumenteppichen wir am Arm eines geliebten Wesens sonst gern gewandelt wären.

Endlich kommen wir — an der Kuppe des Kleinschwab vorüber — der letzten Höhe zu, derselben, die über alle Berge hinausblaut in die Ferne. — Mit jedem Schritt, den wir hier machen, dehnt sich weiter und weiter vor unserem Auge der Ring der Alpen. In den Tälern liegt noch der Schatten der Nacht, auf allen Höhen blüht das Morgenrot. Schon sind wir dem Ziele auf hundert Schritte nahe. Heller und heller wird die Glut im Osten, da bricht in gewaltiger Flamme die Herrliche hervor und siehe — nun liegt es, wie ein Regenbogenkranz über dem ganzen Horizonte ringsum, der obere Rand dieses Luftkreises ist purpurrot, dann kommt es grünlich und blau, dann verschwimmt es in das Dunkel, das noch auf der Erde liegt. Dieser Farbenkreis bildet die Grenze zwischen Tag und Nacht, und je höher die Sonne steigt über den mährischen Landen, je tiefer sinkt das Purpurrund, bis es nach und nach die Spitzen der Berge berührt. Da leuchten die Häupter rot in stillem Feuer, da wird es golden-sonnig hin über das weite Alpenland.

Im Anblicke solcher Größe ist man still wie die Steine ringsum und das unvergleichliche Bild zieht ein in das Allerheiligste der Seele.

Wir sehen das Leuchten der Karawanken, das Glitzern der Donau und das Morgenglühen des Großglockner. Die Schilder des dreizackigen Dachstein blinken uns zu; das wilde Heer der Ennstaler Alpen reckt seine unzähligen Riesen- und Greisenhäupter, mit Kronen und Diademen geschmückt, heran gegen den Hochschwab, wie Patriarchen der Vorhölle zum Allvater schauen.

Wer wollte all' die Berge und Täler mit Namen nennen? Der Pedant. Nicht wie sie heißen, sondern wie sie *sind*, das ist auch bei den Bergen die Hauptsache. Vom Schwab aus ist die Plastikkarte der Steiermark offen. Ein Meer von unzähligen Bergkämmen und Spitzen, aber wegen der breiten Vorberge des Hochschwab sieht man kein Tal, keine menschliche Ansiedlung.

gießt, ist wie das helle weiche Licht des Vollmondes. Wir waren still und andächtig geworden.

Um Mitternacht rüsten wir uns zum Aufbruche. Kaltes Wasser ins Gesicht und warme Suppe in den Magen, dann sind wir frisch. Wir treten die Wanderung an, zur Linken immer die dunklen Massen des Kars, zur Rechten die Wände der Mitteralpe, die nun auch finster geworden sind. Wir schreiten langsam zwischen Gezirm und auf tauigen Almen hin. Am Himmel funkeln die Sterne. Da stehen wir plötzlich am Rande. Vor uns liegt eine Tiefe, aus welcher fahle Punkte und Tafeln heraufschimmern. — „Da unten sieht's aus, wie in einem Friedhofe", haucht der Maler. — „Und da müssen wir jetzt hinabsteigen", sagt der Führer. Er erteilt uns Unterricht im Klettern und zündet die mitgebrachte Fackel an, auf daß wir geblendet seien und den grauenhaften Abgrund nicht sehen, an dem wir quer hinklimmen. — Nach einer halben Stunde haben wir wieder verläßlichen Boden unter den Füßen. Der Führer setzt sich auf einen Felsklotz, trocknet sich mit dem Tuch die Stirne und sagt, er wäre sehr froh, daß wir diese Stelle glücklich hinter uns hätten. In der Nacht ginge es noch, aber am Tage wolle ihm keiner an der Tradwand herüber. — Hierauf gehen wir durch die obere Tullwitzschlucht, umstanden von dem Hochgefelse des Wetterkogels, der Großscharte und der Tradwand. Wie schrecklich hoch stehen diese noch über uns, und wir müssen so lange steigen, bis wir sie alle weit überragen. An den Tullwitzhütten kommen wir vorüber, sie sind unbewohnt und von Gestein umgeben. Wo einst Menschen wirtschafteten, da könnten sich heute Gemsen und Steinadler heimisch niederlassen, wenn sie sich miteinander vertrügen. Alljährlich sinkt die Starrnis tiefer und tiefer nieder von den Höhen. Wir wandern stellenweise über körnigen Schnee gegen das „goldene Bründel", aus welchem aber glücklicherweise nicht eitel Gold, sondern frisches Wasser quillt zur gesegneten Labe. Wir gelangen an den sogenannten Edelsteig, der seinen Namen nicht verdient, er führt über knorziges Geschroffe hinan und am besten ist's, man vergißt sein Menschentum und wandert auf allen Vieren. Wir rasten und sehen jetzt an der gegenüberliegenden Tradwand wieder jenen magischen Schein, wie er abends an den Wänden der Mitteralpe gelegen. Es tagt. — Eine Stunde später sind wir auf dem Hochboden der Samstatt, über welchen der Fußsteig jenseits hinab gegen Weichselboden führt. Die Steige sind hier nur durch Steinhäufchen angedeutet, die, wenige Klafter voneinander entfernt, hin und hin die Merkzeichen bilden. Wer ein solches, zumeist auf glatten Klötzen zusammengelegtes Häufchen nicht bemerkt, der kann von der Richtung abirren, und im Nebelwetter mag ihm diese Verirrung das Leben kosten. — Schärfer und schärfer zeichnen sich nun die Höhen und Zinnen in dem sich immer mehr und mehr lichtenden Morgenhimmel, und possierlich ist es zu sehen,

Bauernhauskult.

Von Karl Reiterer=Wettmannstätten.

Kommt der Advent oder die Fastenzeit, klagt der Bauernknecht: „Buam, hiaz geits koa Musi meh“, während die Vefa denkt: „Die Burschen sind schon gar nichts wert, der Schweigerin ist am Kathreinsonntag auf der ‚Musi‘ der sechsundzwanzigste Schatz untreu wordn.“ Morgens dauert es nicht lange, kommen die Dienstboten der Reihe nach, der Jogl hat erst dann, als er schon in der Stube war, gesehen, daß er die Hose verkehrt anhat. Die Gretl kämmt sich mit den Fingern das Bettstroh aus den Haaren. Alles geht zur Arbeit bis auf die Kucheldirn, die bleibt im Hause, Suppen kochen, denn wenn die Leute aus dem Holze kommen, wird rasch gegessen. Sonntags reden die Leute beim Heimgehen vom Dorfe vom Wetter, vom Dreschen, die Mägde erzählen sich, wie viele Röcke und Unterröcke diese oder jene am Leibe trägt, daß die Thresel den Jogl zum „Lotter“ hat, weiß man auch, alles wird durchgehechelt bis auf den letzten Gamaschenknopf. An den Samstagen betet man mehr als sonst im Bauernhofe. Endlich ist man fertig, es war höchste Zeit, denn die Kuhdirn konnte das Lachen kaum mehr verhalten, weil sie vom Halterbuben während der Andacht immer gekitzelt wurde. Der Älpler hat, wie man sagt, alles in einem Häferl. Neben der Andacht frivole Gedanken, was man mit folgender Anekdote charakterisieren will: Da war einmal ein Bauer, dieser begegnete auf der Straße einem Priester, der auf einem Schimmel ritt. Man kam auf allerlei zu sprechen, unter anderem auch darauf, daß das andächtige Beten eine Kunst sei, nicht zwei Vaterunser könne oft einer beten, sei er zerstreut. Das sei bei ihm nicht der Fall, meinte der Bauer. „Nun gut“, versetzte der Priester, „versuchen wir's. Wenn du zwei Vaterunser andächtig betest, schenk ich dir meinen Schimmel.“ Darauf ging der Bauer freilich gern ein, denn, dachte er, da müßte es wohl nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er das nicht zustande brächte, zwei Vaterunser andächtig zu beten. Anfangs ging es gut. Der Bauer betete recht andächtig, kaum hatte er aber das zweite Vaterunser begonnen, fiel es ihm ein: Ob mir wohl der Pfarrer auch den Sattel mitgibt, wenn er mir den Schimmel schenkt. Und der Mann stockte beim Beten. „Was war das?“ forschte der der Pfarrer, „An was hast du jetzt gedacht, weil du beim Beten eine kleine Pause gemacht hast?“ „Ich habe“, bekannte der Bauer, „daran gedacht, ob Hochwürden mir auch den Sattel mitschenken.“ „Verspielt, verspielt“, rief der Pfarrer und belehrte den Mann: „Siehst du, habe ich es nicht gesagt, daß der Mensch kaum zwei Vaterunser andächtig zu beten

Gegen Osten steile Wände, große Kessel und Schluchten, die auch im Sommer mit Schnee gefüllt sind. Die westlichen Höhen ähneln dem Karst. Das Gebirge ist wasserarm.

Abstiege finden sich an allen Seiten. Jenen möchte ich aber nicht anraten, den ich nun wählte, hinab in die Tullwitz. Es war der Rotgang. Des fortwährenden Kletterns im Gestein müde, wollte ich, um auf besseren Boden zu gelangen, eine Schneemulde überschreiten. Die Schneelehne war aber steil und wohl an zehn Klafter breit. Dazu war sie hart gefroren und von einem aufrechten Gehen darüber konnte keine Rede sein. Mehr liegend als lehnend, mit den Stiefelabsätzen Haltgruben in den Schnee hauend, wollte ich mir hinüberhelfen. Um aber mit den Füßen Gruben schlagen zu können, mußten die Hände einen Halt haben, und zu diesem Zwecke bohrte ich den Stock senkrecht in den Schnee, was einen guten Anker gab. Abwechselnd so mit den Füßen und mit dem Stocke vorgreifend, kam ich eine Strecke weiter. Doch wurde der Schnee gegen die Mitte der Mulde hin immer härter und steiler und endlich vermochte ich kaum mehr den Eisenstock, geschweige die Stiefelabsätze erklecklich genug einzubohren. Dazu mußten, um nicht ins Rutschen zu kommen, größere Bewegungen vermieden werden. Die Schneemulde war lang und endete an einem Abgrund, dessen Tiefe, von oben gesehen, nicht ermessen werden konnte. — Ich blieb eine Weile ruhig sitzen und rastete. Ich sah, es war unmöglich, in der bisherigen Weise die Lehne zu übersetzen, aber — weil ich mich nicht wenden durfte — auch unmöglich, den Rückweg zu ergreifen. Ich bereute es, mich von meinen Kameraden getrennt zu haben. Mich hatte, während die anderen südlich abstiegen, die nördliche Mariazellergegend gelockt. Nun in Gefahr. Ich fühlte plötzlich Hitze in mir. Die Alpennatur, die ich all' meiner Tage so sehr geliebt habe, sie will mich jetzt verderben? — Zornig sprang ich auf und mit einigen raschen, weiten Sätzen quer abwärts, dem Sandufer zu, wollte ich mich retten. Der vorletzte Schritt glitt aus, ich fiel und rutschte rasch hinab. Lustig ging's, ich sah, es war gewonnen; knapp am Abgrunde glitt ich zwar vorbei, aber auf den Sand hinaus und auf diesem eine Weile dahin. Glücklich unten angekommen, sah ich den Abgrund, in welchem die Schneemulde ausmündete; es war eine erklecklich hohe Wand, an der das „Martertaferl" eines Verunglückten die Romantik der Gegend nur noch erhöht hätte.

ein Herrenfeind, er war, sage ich, christlich, aber wenn es ihm erlaubt gewesen wäre, einen verhaßten Herrn zu erschlagen, mit Freuden hätte er zugegriffen. Auf der einen Seite, wie der Leser sieht, also Christentum, auf der anderen ausbündige, na, wie soll ich denn schnell sagen? . . . ausbündige Mordlust. So arg, wird man einwenden, mag es nicht gewesen sein. Hoffen wirs. Allein etwas anders wird den Leser interessieren. Der gleiche Bauer, der mit einer Sappel gern Herren erschlagen hätte, wurde ein paar Jahre später von einer Schneelawine begraben, als man ihn ausschaufelte, hatte er — ein seltenes Zutreffen — eine Sappel in der Hand. Mit dieser in der Hand war er gestorben, ehe es zum Herrenerschlagen kam. Ähnliches wie vom Rabenhauptbauer vernahm ich von einer Bäuerin in Weißenbach bei Liezen.* Als sie beim Schnapsbrennen beanständet wurde und eine Geldstrafe erhielt, meinte sie zum Finanzwachmann grimmig: „Ja, erschlagts die Bauern gfruattl (gleich), die Herrn werden dann eh von selber hin.“ Die Bäuerin meinte eben: Wenn es keine Bauern mehr geben würde, möchten die Herrenleute verhungern, weil sie nichts mehr zu essen hätten, denn vom Bauern leben alle . . . Am Truhendeckel hat der Hansel oder Jogl eine Reihe von Heiligenbildchen angenagelt: St. Erhard, St. Leonhard, St. Barbara, St. Johann von Nepomuk, St. Anton von Padua. Trotzdem man diese verehrt, hat man frivole Scherze im Volksmunde. Bei den Waldbauern vernahm ich das Sprüchlein: Johann von Nepomuk, der in jedes Häferl einiguckt. Oder man erzählt, es habe einst eine zu St. Anton von Padua gebetet: „Heiliger Anton von Padua, schenk mir n Mann, aber just keinen Haderer (Hascher) und auch einen Rotkopferten nit.“ Da soll der Meßner, der hinterm Altare dieses hörte, gesagt haben: „Und grad einen Rotkopferten kriegst, kein anderer ist nit für dich.“ „Nachher“, meinte seufzend die Dirn, „ist der auch gut.“ Und glückselig verließ sie die Kirche. Es sei dies erzählt, um zu zeigen, wie sich der Bauer über das weibliche Geschlecht belustigt, das in Liebesnöten Heilige anruft.

In einem Liede, das ich aus dem Salzburgschen** erhielt, heißt es:

Gewesen bin ih schon überoll,
In Filzmoos und im Kirchentol***,
Jo, alle Heiligen ruaf ih on,
Gebts mir doch n Weistond on.
St. Kaspar, Melch'or, Valentin,
St. Johanns, Christof, Augustin,
O du mei liaber Sankt Siglvöst,
Geh loss mih doch nit gor auf d löst.
O du großer heiliger St. Anton,
Wia oft hon i dih gruafen on,
Bin hundertmol zu dir hingrennt
Und hon an Arm voll Kerzen verbrennt,

---

* Wo ich von 1896—1907 war. ** Von J. Langreiter in St. Veit-Schwarzach durch Herrn Kaufmann Niederauer in Schladming erhalten. *** Wallfahrtsorte, ersterer liegt auf der salzburgisch-steirischen Grenze.

vermag.“ Wie zerstreut wird mancher erst sein, wenn er einen ganzen Rosenkranz andächtig beten soll. Beim Fasten geht es manchem nicht besser als beim Beten. Wer das Fleisch leicht entbehrt, hat leicht zu fasten. Als der alte Schafferbauer in Donnersbachwald an einem Ostersonntage den Braten vorgesetzt erhielt, meinte er mit einem Seufzer: „Segens uns der liebe Gott, das Fleisch, aber wär s lieber ein Schmalzkoch.“ Dem Manne wäre also lieber ein Schmalzkoch gewesen, um Fleisch plangte es ihm nicht. Von ihm aus hätte es noch eine Zeit lang Fasten sein können. Sage mir da einer, ob unter solchen Umständen das Fasten verdienstlich ist, wenn er ohnedies lieber eine Fastenspeise als Fleisch auf dem Tische sieht! Es gab alte Waldbauern, die in den Fasten sogar das Rauchen, an das sie sich leidenschaftlich gewöhnt hatten, unterließen Der Grundbesitzer Stephan Schaffer, vulgo Beinstock, in Donnersbachwald rauchte die ganze Fastenzeit nicht und er unterließ auch das Schnupfen und Tabakkauen in der Zeit von Aschermittwoch bis zum Ostersonntag. Auf dem Heimwege von der Kirche ruft der Thomerbauer beim Abschiede dem Semelhofer zu: „Du, sags deinem Seppel, wenn er noch einmal zu meiner Gitta geht, hau ich ihm die Haxen a(b); jetzt hab ichs noch im Guten gsagt.“ Wenn der Bauer das noch im Guten sagt, was wird er erst tun, wenn er in Zorn gerät? Schelten wie ein Überreiter? Ein Schelter hat, sagt der Volksmund, keine Fürbitter im Himmel. Mancher verschluckt ein Scheltwort, erwischt aber eine Zaunlatte und drischt damit zu. Am nächsten Tage kann man an der blutigen Zaunlatte noch Menschenhaare kleben sehen, aber gescholten hat er nicht; der Bauer hat lieber einen verprügelt, was man für verdienstlich hält. Ein anderer Bauernspruch lautet: Wenn heut der Himmel kniehoch wär, stieg ich nicht hinein. Man muß bedenken, was das heißt. Der Bauer, sonst die Freuden des Himmels hoch schätzend, hängt noch so sehr an der irdischen Freude, die er soeben genießt, daß er lieber auf den Himmel verzichtet, als auf diese oder jene Erdenfreude. Der Mensch, entschuldigt man sich, ist eben halt ein Mensch. In Donnersbachwald kannte ich einen von seinem Weibe geschiedenen Jäger. Dieser ging mit seinem Kebsweibele fleißig zur Osterbeicht. Vom Tisch des Herrn weg ging er mit der Seinen zu meinem Schwieger, dem Dorfwirt, um dort einen Topf Wein zu trinken. Der alte Rabenhaupt, ein christlicher Waldbauer, meinte eines Tages dazu: „Was hilft bei denen Zwein s Beichtngehn? Sie halten nur d Leut für n Narrn.“ Der Rabenhauptbauer hatte so Unrecht nicht, aber er war selbst ein Original. Fromm bis auf die Knochen, meinte er eines Tages in meiner Gegenwart auf dem Kirchplatze: „Wir werden halt einmal kommen müssen mit die Sappel*, Herren erschlagen.“ Der Mensch war

* Zapin.

Frauentage (15. August) nach Wildalpen und am kleinen Frauentage (8. September) nach Maria am Freienstein bei Trofaiach. Es sind die Gelöbnisse aus alter Zeit. Die „Botenstanzl", eine Volksgestalt aus dem Tragößer Tale, hat auch Kerzen aus Bethlehem. Am Dreikönigabende betet der Bauer überall: „Alle heiligen Dreikönig bitts für uns". Der Waldbauernbub schäkert zugleich aber frivol: „Die heiligen drei König alle vier, sind schon draußen vor der Tür". Dann räuchert man das Haus. Es ist die letzte Rauchnacht. Die Rauchnächte sind ebenfalls ein Überbleibsel aus dem Heidentum unserer Vorfahren. Selbst Rinder- und Schweineställe werden geräuchert. Überall übt der Bauer den alten Brauch, vertrauend aufs Rauchen, von dem man meint, es wende jede Unbill von Haus und Hof ab. Wird ein Stückchen Glut von der Kohlenschaufel beim Räuchern verloren, so bringt es, glaubt man, Unglück. Zu den Festtagen ißt man im Bauernhause auch mehr und besser, als an den Wochentagen. Gute Reden und fröhliche Späße würzen das Mahl und verkürzen die Zeit, letzteres oft ganz unnötigerweise, denn der Hansel, der auf einen reichbesetzten Tisch hält, wünscht sich alle Tage Feiertag. Nur an Sonntagen im Fasching bleiben die Plätze der jungen Knechte und Mägde beim Tische des Bauers oft leer. Der Stöffel sitzt mit der Mirzl beim Dorfwirt und läßt sich schon dreimal „zwicken", wobei er sich jedesmal mit einem Keuschlergulden* loskauft. Auf der Freimusi ist's, im Laßnitztale nämlich, üblich, daß die Musikanten bei einem bestimmten Tänzer, der einen Tanz zahlen soll, von der Musik innehalten, was man 's zwicken nennt. Der „Zwickte" muß den nächsten Tanz zahlen, was oft zu Zank und Streit Anlaß gibt, allein man feiert den Fasching, wie ja der Ennstaler ihm zum „Lobe" das Faschingloben abhält, das dem Martiniloben ähnlich ist. St. Martin zum „Lobe" wird gegessen und getrunken, Bräuche, die noch jener Zeit entstammen, wo der Bauer das, was der Hof brachte nicht absetzen konnte, sondern selbst aufzehren mußte. Das Osterfest bringt wieder so manchen bäuerlichen Hauskult zur Geltung. Am Charsamstag weihen die Kapläne der Pfarre Leibnitz beispielsweise in den umliegenden Dorfkapellen das „Weihfleisch" und den „Widder" (Guglhupf). Der Oberländer vergräbt Schwarten und Knochen vom Weihfleisch, um gegen die Blitzgefahr sicher zu sein. Zur Sonnenwende verehrt man St. Johannis, in früherer Zeit, wo die Bauern noch Holz genug hatten, brannte man die Sonnwendfeuer ab, heute sogt man: „'s ist schad um die schen Scheiten**, 's Hulz wird eh schon kluag***." Am Sonnenwendtag geht der Bauer mit seinen Dienstboten zum Dorfwirt und läßt ihnen einen Met vorsetzen, „sonst kriegen sie

* Eine Krone. ** Holzscheite. *** Schwer erhältlich.

Ih hab so schön bitt't um n Monn,
Weil mih sonst neamand tröstn konn,
O du heiliger St. Nikolaus,
Baldst mir oan bringst, is völli aus.

Ober dem Bette des Bauers hängt der süße Namen Jesu. Neben dem Bette der Bäuerin steht eine Wiege, in die ein Trudenfuß geschnitzt ist. Christentum neben Aberglaube. In der Wiege lagen schon die Ahnen des Bauers, er, der Bauer selbst, die Trud hat keinen gedrückt, weil der Trudenfuß eingekerbt war . . . Nach dem Rosenkranzbeten betet man hie und da auch ein Vaterunser für Vieh und Leut oder man wendet sich an einen bestimmten Heiligen. Draußen im Stalle aber gibt die Schweigerin den Kühen drei Palmkatzerl, oder sie breitet zwei Stallbesen kreuzweise auf den Boden hin. Über diese müssen die Kühe schreiten, wenn sie den Stall verlassen. Ist gut, glaubt man, gegen das Verhexen der Kühe. Auf der einen Seite Hexenglaube und Aberglaube, auf der anderen Seite Vertrauen zum Viehheiligen. St. Valentin ist Saupatron. Aber man verläßt sich auf ihn nicht immer. Es wird geglaubt, daß vierblättriger Klee gegen die Saukrankheit helfe . . . Es klopft jemand an die Tür des Bauers. Die Bäuerin nimmt eine Kerze und macht Licht, denn die Nacht ist schon hereingebrochen. Ein altes Weiblein tritt zur geöffneten Tür hinein. „Grüß Gott“, sagt sie, „kann ich da ein bissel abschnauern.“ „O, das Rosenkranzweibele“, meinte grundgütig die Hausmutter, „weil du dich nur wieder einmal anschauen laßt“. ’s Weibele wird von der Bäuerin in die Stube geführt, man bietet dem Gaste gleich einen Stuhl an, auch einen Imbiß. Diesen lehnt sie nicht ab. „Bin wohl rechtschaffen müd“, meint das Rosenkranzweibele, eine etwa fünfzig Jahre alte Person,* über und über mit Rosenkränzen behangen, darum Rosenkranzweibele genannt. Ihr richtiger Name ist Elisabeth Klara Rainer. Zu Hause ist sie in Kuchel bei Hallein. Jährlich zweimal kommt sie über Maria Kumitz ins Ennstal, um nach Frauenberg bei Admont zu pilgern. Pilgerstäbel, Breverl, Zellerrauch, Zellerbildln und anderes hat sie bei sich. Jeder Pilgerstab kostet eine Krone. Wer ihn kauft, bekommt eine Braut, vorausgesetzt, daß man nicht schon eine hat. Der Zellerrauch wird gegen „Wildnisse“ (Entzündungen) in Anwendung gebracht. In Tragöß-Oberort glaubt man, wie erzählt wird, ans Gloderkalbl. Alljährlich, wenn die Glocken zur Christmette läuten, kommt das Gloderkalbl aus einem Felsen hervor** und übergibt dem Menschenkinde einen Schlüssel zum Schatzloche, das mit einem Rosenkranze dorthin kommt und die Mariazeller Wallfahrt am Christi Himmelsfahrtstage mitgemacht hat. Außer genanntem Tage pilgern die Tragößer auch am großen

* In Weißenbach bei Liezen beim vulgo Wirt von mir beobachtet.
** Nach Alexander Scheuhuber in Bruck a. d. Mur.

Sophie Schröder, die große Schauspielerin und Patriotin.

Von Hermann Kienzl-Berlin.

Das Andenken der Künstlerin, die erst im Jahre 1868 starb, aber schon am 1. März 1781 geboren war, lebt in dem Titel „Deutschlands größte Tragödin". Seltsamerweise bestanden bis zur jüngsten Zeit kaum die Rudimente zu einer Sophie-Schröder-Biographie. Die Gedächtnisschrift ihres Schwiegersohnes Dr. Philipp Schmidt ist unzureichend und voll von Irrtümern, und die Schriftsteller, die Sophiens Zeitgenossen und Kritiker waren, gaben zwar Schilderungen einzelner Rollenschöpfungen und hie und da manchen Klatsch aus dem an erotischen Stürmen und Abenteuern überreichen Leben der genialen Frau, doch wußte weder einer von ihnen, noch einer von den Nachgeborenen den Lebensweg und den Entwicklungsgang der Schröder genau zu verfolgen, geschweige denn das Problem ihrer Künstlerseele zu lösen. Auf die Wiener Glanzzeit der Sophie Schröder (1815—1826) fielen zerstreute Lichter, als im Jahre 1889 Glossy und Zeidler die Wiener Tagebücher Karl Ludwig Costenobles herausgaben, jene scharfsichtigen und treuen Aufzeichnungen des Schauspielers, die zur wichtigsten Quelle der älteren Burgtheatergeschichte geworden sind. Aber nur ein Bruchteil des Lebens und Wirkens der Künstlerin fällt in die Periode, die das Wiener Tagebuch Costenobles („Aus dem Burgtheater") umspannt. Costenobles Tätigkeit in Wien begann 1818 und endete mit seinem Tode 1837. Als Sophie Schröder 1815 nach Wien kam, war sie 34 Jahre alt; hinter ihr lag die Entwicklung auf den Wanderzügen der Tillyschen Theatergesellschaft (achtjährig hatte sie in Schwerin zum erstenmale die Bühne betreten), lagen die Engagements von St. Petersburg, Reval, Wien, Breslau und vor allem Hamburg.

Die Künstlerjahre der Sophie Schröder vor 1815 lagen also bisher fast ganz im Dunkeln. Wir wußten, daß Sophie, die vierzehnjährige Demoiselle Bürger, mit ihrer Mutter, einer fünfmal verheirateten und viermal geschiedenen Schauspielerin, nach Reval im Balticum kam und als Mitglied der Tillyschen Truppe die Aufmerksamkeit August von Kotzebues auf sich lenkte, der später sozusagen ihr Entdecker wurde. 1797 nahm Kotzebue, der zur Leitung der Wiener Hofbühnen berufen worden war, Sophie (die noch nicht das 17. Lebensjahr vollendet und ihrem Gatten, dem Schauspieler Stollmers, bereits zwei Kinder geschenkt hatte) mit nach Wien. Die Widerstände der Schauspieler-Oligarchie, mit denen Kotzebue in Wien zu kämpfen hatte, bezogen sich nicht am

leicht Kreuzweh". Der Bauer, der das ganze Jahr, besonders beim Mannshäufeln im Mai und Juni gebückt auf den Feldern arbeiten muß, klammert sich an ein Mittelchen, das ihm helfen soll, weiß aber nicht, daß schon seine Vorfahren, die alten Deutschen, den Met als ihr Lieblingsgetränk ansahen. Zu Pfingsten, dem Feste der Herabkunft des hl. Geistes, knallt man auch in der Weststeiermark mit Peitschen, um die Hexen zu vertreiben. Im nahen Sausalgebirge öffnen sich um Fronleichnam die Buschenschenken, um den Eigenbauwein an den Mann zu bringen. Der „Sausaler" ist zwar sauer, aber ein gesundes Getränk. Man sagt, drei Liter Sausaler seien noch immer gesünder, als vier Litaneien, wobei man auf die Abstinenzbewegung anspielt:

Beim Buschen, bei der Staud'n,
Bei Dirndl und Frau'n,
Bei Musi und Wein
Denkt man im Himmel drein z'sein.*

Am Nikolomorgen weckt der Bauer seine Leute mit dem Rufe: „Auf, in Gotts Nam, in d Rorate geahn, Nikolotag is, da hoaßts, n hl. Nikolo bitten, daß er uns ganze Jahr beisteht, daß koa Überschwemmung oder sonst a Wassernot kommt." St. Nikolaus ist auch der Schutzpatron der Flößer. Im Sölktale (St. Nikolai in der inneren Sölk) wird er bei Lawinengefahr angerufen. Man spannt aber auch einen Lahnfaden quer über Gräben, um die Lawinengefahr abzuwenden; dieser Lahnfaden, den man hiebei verwendet, muß von einem unschuldigen Kinde, wird geglaubt, gesponnen werden. Auch hier berührt sich Christentum und alte Volksanschauung, erhalten durch traditionelle Überlieferungen. Von den Tirolern behauptet der Volksmund: Ist der Tiroler aus'm Land, ist ihm der Glauben unbekannt, womit man besagen will, daß der Tiroler, welcher sein Landl verläßt, ungläubig wird. Von den Tirolern erzählt man auch folgende Anekdote: Als ein Pfarrer mit dem Hochwürdigsten zu einem Kranken eilte, entblößte ein Bauer, der des Weges kam, nicht sein Haupt. Trotzdem erteilte ihm der Pfarrer den üblichen priesterlichen Segen. Hinterher zur Rede gestellt, warum der Bauer nicht den Hut gelüftet habe, meinte der Biedere:

Is der Segen guit
Geht er ah durch 'n Huit.

Daß der Hauskult die sonderbarsten Auswüchse treiben kann, bezeigt folgendes: Beim vulgo Feldsattler, Pfarre St. Martin im Ennstale, ist außen, vom Wege aus sichtbar, eine Statue angebracht, die seinerzeit ein Bauernweib, wie mir Oberlehrer Achatz mitteilte, täglich zu sich ins Bett nahm . . .

* Vom Schriftsteller Hans Stollez in Leibnitz.

botenen Umgangs nur zu sichtbar, und die Breslauer Theaterdirektion, auf äußere Zucht und Ehrbarkeit ihrer Mitglieder haltend, gab der jungen Schauspielerin ohne weiteres ihre Entlassung. Die Arme, ohne Aussicht eines Broterwerbs, war schon entschlossen, das Erbarmen der gestrengen Direktion zu erflehen, schon wollte sie das Gnadengesuch ins Reine schreiben, — als plötzlich ihr ein Postbote einen Engagementsbrief von Hamburg übergab, der ihr 900 Thaler versicherte. Statt eines unterwürfigen Bittschreibens sendet sie einen kalten, verachtenden Brief an die Direktion — die so klugen Regenten hatten eine der talentvollsten Schauspielerinnen verloren."

Madame Stollmers trat in den Verband des Hamburger Theaters, als dieses ruhmreiche Institut seinen hohen Ruf hauptsächlich den Taten der Vergangenheit verdankte. Der große Friedrich Ludwig Schröder hatte seine zweite Direktion abgeschlossen, und das Theater wurde seit 1799 von einem fünfköpfigen, später dreiköpfigen Direktorium geleitet.

Der mehrköpfigen Leitung des Hamburger Theaters fehlte das Verständnis für die Individualität der kostbaren jungen Kraft, und durch viele Jahre wurde Sophie Schröder, entgegen ihrer eigentlichen Anlage, in naiven Rollen, ja sogar in Gesangspartien verwendet.

Von ihren Leistungen als Soubrette in Singspielen und Opern urteilt Costenoble ziemlich geringschätzig. Auch erhebt er nach naiven Rollen wiederholt den Vorwurf „theatralischer Koketterie". Und doch hatte drei Jahre vorher August von Kotzebue nach der Margarete in Ifflands „Hagestolzen" geschrieben (im Wiener Theater-Journal): „Die Naivität der meisten Schauspielerinnen ist bloß Mutwille oder Schalkhaftigkeit. Die ihrige ist mit Unschuld gepaart. Ihr Ton ist innig und wahr, und die wenigen Stellen, wo sie Herzlichkeit auszudrücken hatte, gelangen ihr ebenso vortrefflich, als die munteren Darstellungen. Ihre Gestalt ist artig und würde bei einer etwas vorteilhafteren Art, sich zu kleiden, noch mehr gewonnen haben. Ihre Aussprache ist so verständlich, daß der Zuhörer auch nicht eine einzige Silbe verliert." — Die schon an der Siebzehnjährigen von Kotzebue gerühmte Sprechkunst ist im Nachruhm der Sophie Schröder eine der glänzendsten Perlen ihrer Krone. Noch bei der Münchner Schillerfeier 1859 entzückte die achtundsiebzigjährige Sophie Schröder die Zuhörer mit dem technisch meisterhaften Vortrag des Liedes von der Glocke. Den Mangel ästhetischen Geschmacks bei der Wahl des Kostüms, den Kotzebue 1798 bemerkt, rügt Costenoble sehr oft.

Costenobles außerordentliche Begabung, verborgene Schätze zu finden und die künftige Entwicklung besonderer schauspielerischer Eigenart zu erkennen, bewährte sich bei dem ersten Auftreten Sophiens in Hamburg. Die „Naive" spielte die in das sentimentale Gebiet überneigende Titelrolle im „Mädchen von Marienburg", und Costenoble betonte sofort, daß

wenigsten auf das Eindringen der jungen Madame Stollmers (späteren Schröder), obwohl ihr Protektor sie nur in wenigen naiven Rollen beschäftigte. Zu gleicher Zeit wie Kotzebue schied auch Sophie von Wien. Sie nahm (ohne ihren Gatten Stollmers, von dem sie sich später scheiden ließ) 1798 ein Engagement in Breslau an.

Es war eine freundliche Überraschung, daß vor kurzem Heinrich Stümcke in Band 16 der „Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte" hundert Briefe der Sophie Schröder veröffentlichte, davon 95 bisher unbekannte. Auf die zweite Hälfte dieses langen Lebens fällt aus den Briefen der Matrone, der Mutter und Großmutter ein warmes Licht. Sie waren kaum erschienen, als eine neue Fundgrube aufgedeckt wurde, aus der sich die interessantesten Aufschlüsse über die wichtigste Entwicklungszeit der Sophie Schröder holen lassen. Diese Zeit liegt zwischen dem August 1801 und der Mitte des Jahres 1813. Das sind die zwölf Jahre, die Sophie Schröder in ihrem Hamburger Engagement wirkte. Die zwölf Jahre, in denen sich die kleine „Naive", die schlecht und recht auch als Sängerin verwendet wurde, zur großen Tragödin entfaltete.

Wie nennt sich die neue Quelle? Abermals Carl Ludwig Costenoble! Dieser Schauspieler hat nicht bloß über seine neunzehn Wiener Jahre Buch geführt, nein, er hat schon seit frühesten Jugendtagen sein Leben in Tagebüchern aufbewahrt und zugleich mit seinem Leben ein großes Stück Theatergeschichte. Die Hamburger Tagebücher Costenobles, als Publikationen der „Gesellschaft für Theatergeschichte" herausgegeben von Alexander von Weilen, umspannen die Hamburger Theatergeschichte von 1800 bis 1818. Ihr Quellenwert ist außerordentlich.

Am 7. August 1801 erwähnt Costenoble in seinem Tagebuch zum erstenmale Sophien (damals Madame Stollmers). Er trägt an jenem Tage ein: „Madame Stollmers, geb. Bürger, eine Tochter der sehr bekannten Schauspielerin, die bei verschiedenen Bühnen mit verschiedenenen Namen und verschiedenen Männern herumzog und die unter Carl Döbbelin in Magdeburg ebendamals mit dem Tenoristen Keilholz verheiratet war oder schien —, war in Hamburg an die Stelle der Langerhans verschrieben. Diese Stollmers hatte ein ganz eigenes Schicksal. Im 15. Jahre ins Ehejoch mit einem ungeliebten, ältlichen, unangenehmen Gatten halb gezwungen; feurigen Temperamentes, von leicht zu erregender Phantasie und aller Reizbarkeit der Sinne, konnte es nicht fehlen, daß sie, von dem Haustyrannen gemißhandelt, gar bald ihr Auge auf einen anderen Gegenstand warf, der ihren Jahren, ihrem Herzen und ihren Gefühlen angemessen war, und daß auf daraus entspringenden Ehezwist eine förmliche Scheidung erfolgen mußte. Soweit wäre noch alles gutgegangen, aber leider wurden die Folgen des ver-

Kothurn verwendet hätte. Man hatte in Hamburg seit Schröders Abtreten nichts so Herzergreifendes vorführen sehen. Alles war enthusiasmiert von der hochbegabten Kunstjüngerin."

Nicht auf alle Hamburger Neuschöpfungen Sophiens, die als Phasen ihrer Entwicklung zur königlichen Diva in Betracht kämen, kann hier eingegangen werden. Doch sei wiedergegeben, was Costenoble am 28. Januar 1803 in sein Tagebuch schrieb, unmittelbar nach der Aufführung der Kotzebueschen „Octavia", in welcher Tragödie Sophie die ägyptische Kleopatra gespielt hatte: „Als echte Kunstheroine trat heute die Stollmers hervor. Auf dem Kothurn ist diese Frau ein ganz anderes, begeistertes Wesen. (Bezieht sich auf das Menschlich-Allzumenschliche ihres Privatlebens. Anmerkung des Verfassers.) Sie war ganz Königin, ganz Sinnlich-Liebende und Glühend-Hassende. Jede Leidenschaft zeichnete sich groß und wahr. Und alles das gibt diese Frau, ohne Gründe angeben zu können, warum sie es so gestaltet. Sie fühlt es, und so stellt sie es dar, und so ist es gut und herrlich."

Am 11. Februar 1803 wurde in Hamburg zum ersten Male Kotzebues Rittertragödie „Johanna von Montfaucon" aufgeführt. Der Name dieses Stückes lebt in der Theatergeschichte fort zugleich mit dem Nachglanz des größten schauspielerischen Triumphes der Sophie Schröder. Sophie hat in dieser Rolle noch Jahrzehnte lang in ganz Deutschland Begeisterung geweckt. Als bald nach Sophie Schröder die berühmte Bethmann, in Hamburg gastierend, die Johanna von Montfaucon spielte, bemerkt Costenoble, daß sie nicht heranreichte an Sophie, die, wenn sie im fünften Akt ausrief: „Es blitzt — es muß blitzen!" — alles mit sich fortriß. „Überhaupt meine ich", fährt der Chronist fort, „muß die Schröder in solchen Momenten der Verzweiflung und Wut, wenn sie so fortrückt, alle Schauspielerinnen Deutschlands übertreffen."

Solche prophetischen Worte finden sich von nun ab häufig in Costenobles Tagebüchern. Nach einer nichtssagenden Rolle ruft er aus, Sophies domininierender Geist werde alle Kolleginnen Deutschlands überflügeln, und er nennt sie „eine Auserwählte Gottes". Fährt er auch fort, zu mißbilligen, daß die Künstlerin noch immer in naiven Rollen und Gesangspartien sich herabsetze, so anerkennt er in den späteren Jahren die anfangs hart getadelte Gebärdensprache Sophie Schröders vollauf. Seine größte Bewunderung gilt nach wie vor ihrer Deklamation. „Wer vermag, dieser Frau sich gleichzustellen!" ruft Costenoble aus.

Vom 11. Februar 1803 an strahlt der Schein der tragischen Künstlerin in voller Helle. Nicht nur in Hamburg, nein, in der ganzen Welt war ihr Ruf gegründet. Alles, was nun in langen Jahrzehnten die Zukunft baute, in der Sophie Schröder die Nachschöpferin der Grillparzerschen Frauengestalten werden sollte, war nur mehr die Vollendung einer

hinter der Munterkeit der Schauspielerin ein „tiefes tragisches Gemüt“ vorhanden sei, „welches nur der Gelegenheit und des Fleißes bedürfe, um sich zur Virtuosität zu schwingen.“ — Bei dieser Gelegenheit beschrieb er die junge Künstlerin wie folgt: „Eben keine Schönheit dem Äußern nach, aber sehr reizend und ebenmäßigen Gliederbaues, in der Fülle von Jugend und Kraft, mit einem umfangreichen, volltönenden Sprachorgan und ausdrucksvollem Auge bedacht.“

Immer wieder drängten Costenobles Wünsche die an das muntere Rollenfach gebundene Schauspielerin nach ihrem, wie die Zukunft bestätigte, eigentlichen Wirkungsfelde, nach der Tragödie großen Stils hin. Nach der Cora (in Kotzebues „Sonnenjungfrau“) trug er ins Diarium ein: Madame Stollmers zeigte als Cora, daß ihr Talent zum Ernsten ihre Fähigkeit für das Lustspiel weit überwiegt.“ Ihr Spiel sei „wahr und rührend“ gewesen. Dennoch hielt Costenoble mit Anerkennung auch vor ihrem heiteren Spiel nicht zurück. Er lobte Sophie unmäßig als ausgelassenen Pagen in Kotzebues „Pagenstreichen“ und äußerte über ihre „Minna von Barnhelm“: „Die Stollmers sprach die Minna mit dem seelenvollsten Ausdruck reinster Wahrheit. Aber ihre Haltung und Gebärde war nur gezwungene Vornehmheit, theatralische Gespreiztheit.“

Hier wird nach einer bestimmten Richtung ein Tadel ausgesprochen, der in Costenobles Tagebüchern bei Besprechung vieler Leistungen Sophies wiederkehrt und erst nach Jahren hinter bedingungsloser Bewunderung verschwindet: die Behauptung nämlich, daß Sophie zwar alle Seelengröße, aber für die Darstellung „vornehmer“ Frauen nicht die rechte aristokratische Noblesse besessen habe; und daß ihr Gebärdenspiel in aller Stilgerechtigkeit hinter der Macht ihres sprachlichen Ausdrucks zurückstand.

Aus Costenobles Tagebüchern erfährt man, daß der Hemmschuh, der in der ersten Zeit Sophiens künstlerische Entwicklung zurückhielt, eine kollegiale Nebenbuhlerschaft war. Ihre Rivalin hatte, als die Gattin eines der drei Directoren besondere Machtmittel. Um doch einmal der jungen Schauspielerin eine tragende Rolle höheren Stils zuzuweisen, überließ man ihr die Titelheldin der langweiligen Schillerschen „Turandot“. Aber unerwarteter Weise errang sie auch auf diesem verlorenen Posten einen vollen Sieg. Das Genie der Künstlerin war eben mächtiger als der Wille des verheirateten Drittel-Direktors. Es eroberte sich nach und nach, zwischen zahlosen Kraftvergeudungen in Operetten und Possen, würdige Aufgaben. In der weiblichen Hauptrolle eines Trauerspiels von Zschokke: „Julius von Sassen“ erzielte Sophie bedeutenden Erfolg. Costenoble begleitete ihn mit folgenden Bemerkungen: „Heute entfaltete diese treffliche Schauspielerin ganz den Reichtum ihres Darstellungsvermögens in der Tragödie, obwohl es nur eine Ahnung von dem war, was sie zu geben fähig wäre, wenn man sie schon länger für den

schien diesen Ruf nicht Lügen zu strafen. Es geschah, daß ein Festreoner die Künstlerin mit der Göttin Diana verglich. Dazu bemerkte Costenoble im Tagebuch: „Indessen will mich doch bedünken, als ob die schöne Stollmers nur im Äußeren mit der Diana verglichen werden könne." Vor Sophiens Einzug war der Sänger Schröder gerade fortgezogen von der Stadt, in der ihn, den überaus stattlichen Mann, die Kunstfreundinnen nicht bloß seiner Baritonstimme wegen geliebt hatten. Sophie wirkte schon ein Jahr lang in Hamburg, als Friedrich Schröder reumütig in die Hansestadt zurückkehrte. Alsbald war es um Sophie geschehen. Sie verfiel mit Haut und Haaren dem erfahrenen Vogelsteller. Und nichts mehr konnte ihre Leidenschaft erschüttern — nicht seine perfide Untreue, nicht seine körperlichen Leiden, die Zeugen seiner Sünden. „Mit aller Treue einer Gattin pflegte (nach Costenobles Bericht) die hingebungsvolle junge Künstlerin den kranken Menschen in Tag- und Nachtwachen, und sie kümmerte sich nicht um das Gerede der Leute."

Am 1. März 1804 wurde die eheliche Verbindung zwischen dem „Don Juan-Schröder" und Madame Stollmers vollzogen, und an diesem Tage trug Costenoble in sein Tagebuch folgendes ein: „Sophie war von Natur ein sehr gutmütiges Wesen, aber sehr feurigen Temperamentes, und hatte viel von der unseligen Sinnlichkeit ihrer verwilderten Mutter geerbt. Wo sie die Neigung ihres Herzens hinwendete, da erfaßte sie den Gegenstand mit glühender Leidenschaft und treuer Anhänglichkeit . . . Es war natürlich, daß die liebende Sophie sich endlich nach einer gesetzmäßigen Verbindung sehnte. Schröder, ehemals der Mignon aller lebenslustigen Damen und von ihnen verhätschelt, mochte keine besondere Schmiegsamkeit in die Fesseln des heiligen Ehestandes bei sich spüren, und antwortete seiner holden Sophie ausweichend, so oft sie auf Priestersegen anspielte. Endlich wollte sie das Eis der Unentschlossenheit gewaltsam brechen und drang auf eine bestimmte Erklärung. Schröder in seiner Bedrängnis geriet vom Unmut zu gröblichen Ausdrücken und verließ die treue Sophie, um sie nie unter vier Augen wiederzusehen. Die Verlassene ergab sich der Verzweiflung, und der Tod schien ihr eine größere Wohltat als Trennung vom vermeinten Idole. Ihre Hausfrau nahm sich der Leidenden an und versprach die tätigste Hilfe, um den Verräter an die verödete Brust Sophiens zurückzuführen. O wäre es der Dienstfertigen doch niemals gelungen! Schröder, von Natur aus nicht bösartig, aber verwöhnt und verzogen vom schlechten Teile des weiblichen Geschlechts, war nicht taub für die eindringenden Reden der Abgesandten und ließ mit geringem Widerstande sich zurückführen in die Arme seiner Trostlosen. Sophie tanzte nur auf buntem Rosengewölke, die kalten Dornen nicht ahnend."

Sophie stand bei ihrer zweiten Eheschließung an der Schwelle ihres 24. Lebensjahres. Costenobles Tagebuch läßt noch manches Streiflicht auf

Entwicklung, die in jenen Hamburger Tagen ihre inneren Gesetze bewiesen hatte.

Auf manchem Blatte der Costenobleschen Tagebücher finden sich Anerkennungen, aus denen wir die Persönlichkeit der genialen Schauspielerin in der Intimität kennen lernen. Die Erfahrungen und Beobachtungen des Kollegen sind auch als Beiträge zur Physiologie der Schauspielerseele überhaupt beachtenswert.

Da empfängt das Ehepaar Costenoble den ersten Besuch der noch ziemlich fremden Madame Stollmers: „Wir machten die Bemerkung, daß das körperliche und das geistige Wesen dieser jungen Schauspielerin eine seltsame Mischung von Gemeinheit und Genialität zur Schau trage. Von mittlerer Größe, war ihr Wuchs ganz ebenmäßig, ohne einer reizenden Fülle zu entbehren, aber die körperliche Gebärde trug den Stempel einer ganz niedrigen Frau, und nur in ihrem Auge war das geistig Hohe zu lesen, womit sie ihre Darstellungen auszugestalten anfing. Ihre Rede war gemein und platt, wenn es theatralische Anekdötchen aus der gemeinen Chronik betraf; aber veredelter war ihr Ausdruck, oft unbewußt poetisch, so oft sie von einer tiefempfundenen Dichterszene in Bewegung gesetzt wurde.“

Jene furchtbare Hysterie, aus der heraus die Griechen ihre Tragödien schufen, richtete in der Weiblichkeit der Frau und Künstlerin wahre Verwüstungen an. Sie vielleicht war aber auch die geheime Macht in den Kunstschöpfungen der Sophie Schröder. Costenoble erzählt wiederholt, wie die Künstlerin bei geringfügigem Anlaß von Zuckungen und Krämpfen befallen wurde. Einmal kam es in der Theatergarderobe zwischen Sophie und der Gattin Costenobles zu einer entsetzlichen Szene, weil Frau Costenoble einen Schauspieler des Ensembles als „schönsten Mann“ bezeichnet hatte. Sophie, in ihrer unerhörten Reizbarkeit verwundet — denn sie empfand in jener Äußerung eine Herabsetzung ihres Geliebten — tobte wie eine Furie und fiel in Ohnmacht. In der Exaltation kannte ihre impulsive Natur keine Grenze der Vernunft. „Diese Frau“, notierte Costenoble, „handelt immer ohne Kopf, wenn sie aufgeregt ist.“

Die interessantesten Mitteilungen des Tagebuchs, soweit sie das Innenleben Sophie Schröders berühren, betreffen ihr Verhältnis und ihre Ehe mit dem Bühnensänger Friedrich Schröder, zu Hamburg doppelsinnig der „Don Juan-Schröder“ genannt. Diese Aufzeichnungen dürfen nicht übersehen werden, sobald man das Liebesleben und die Herzensirrungen, ja überhaupt das Wesen der genialen Sophie richtig verstehen will. Eine leichtfertige Person war die große Schröder nicht; aber ein Spielball in der Gewalt der Leidenschaften und sensitiv bis zur Sinnlosigkeit.

Als Sophie Stollmers nach Hamburg kam, waren die Gerüchte ihrer Chronique scandaleuse ihr vorausgeeilt. Ihre feuergefährliche Nähe

schluchzend Sophie Schröder, „daß diese Kanaillen, diese Räuber, diese Mordhunde wieder Fuß fassen in Hamburg und vielleicht ganz Deutschland wieder unterjochen!“

Am 3. Juni 1813 trägt Costenoble in das Tagebuch ein: „Den Franzosen war gemeldet worden, daß die Schröder mit der russischen Kokarde geprangt habe am Alexanderfest. Davoust, wütend darüber, hatte erst beschlossen, die Schröder auspeitschen zu lassen, wenn er ihrer habhaft werden sollte. Von Freunden unterrichtet, verließ sie also den Sicherheitsort Altona nicht. Davoust ließ sie wissen, daß, wenn sie den Franzosen nicht eine Genugtuung gebe, er das ganze deutsche Schauspiel- und Opernpersonal fortjagen werde. Sophie, mehr das Wohl ihrer Kunstgenossen als ihren Franzosenhaß vor Augen habend, fragte den Unterhändler, was für eine Satisfaktion Davoust verlange. Die Antwort war, daß die Schröder mit der französischen Kokarde eine Rolle auf der Bühne gebe. So hart dies der leidenschaftlichen Frau fallen mußte, so siegte doch ihr wirklich menschenfreundliches Herz über alle bitteren Gefühle und sie wählte zu diesem Opfer die kleine Oper „Zwei Worte“. Außer zwei Worten am Schlusse besteht die ganze Rolle nur in stummer Gebärdensprache. Sophie erschien mit einer überaus großen Kokarde französischer Freiheit und vollbrachte ihr Werk unter Schluchzen, Ächzen und heißen Tränen. Kaum aber hatte sie die zwei Worte gesprochen und der Vorhang war gefallen, als sie, wie von Furien gepeitscht, ins Garderobezimmer eilte. Hier riß sie wie eine Rasende die Kokarde von der Brust und schleuderte sie in einen Winkel. „Verflucht, wer noch eine Minute in diesem Franzosenloche bleibt!“ schrie sie, und fuhr so rasch als möglich nach Altona und von da in die weite Welt. Sie hatte lange schon gestrebt, Hamburg zu verlassen, weil ihr das Leben von ihrem Manne blutsauer gemacht wurde.“

Das war, dramatisch genug, das Ende der Hamburger Entwicklungszeit der großen Sophie Schröder. Aber nicht das Ende ihrer wilden Abenteuer, deren diese Künstlerseele bedurfte, um das Hohe, Reine, Strahlende zu schaffen.

Die natürliche Lebensdauer des Menschen.

Von Wilhelm Rullmann-Schlüchtern.

„Was empfinden Sie?“ — fragte man den hundertjährigen Fontenelle, als er im Sterben lag. — „Gar nichts, als daß es mir schwer wird, zu leben“ — lautete die Antwort. Und als Brillat-Savarin einer dreiundneunzigjährigen Verwandten in ihrer Todesstunde ein Glas Wasser reichte, sagte sie: „Vielen Dank für diesen letzten Dienst! Wenn du je so alt werden solltest, wie ich, so wirst du ein-

diese unglückliche Ehe fallen; es erwähnt im Jahre 1811, daß sich Sophie durch eine neue Liebe schadlos halte, und schiebt dafür die Verantwortung dem invaliden Gatten zu. „Ein an Leib und Seele frischer Mann hätte unsere Sophie gewiß glücklich gemacht und wäre von ihr beglückt." — Gegen Ende des Tagebuchs, im Jahre 1818, als Sophie das Hamburger Engagement längst verlassen hatte, war die Künstlerin aus Wien zu einem Gastspiel nach der Hansestadt gekommen. An ihrer Seite befand sich der Teilhaber ihrer neuen „Gewissensehe", der Maler Daffinger. Costenoble beobachtet, daß Daffinger seine Sophie „hofmeistere", und der Tagebüchler sagt voraus, was später pünktlich eintraf: „Die gute Sophie wird mit ihren Liebeleien aus einer Herzensqual in die andere getrieben, und jede folgende ist immer die peinigendste. Ich erlebe es vielleicht noch, daß sie diesen Daffinger, den sie jetzt mit den Augen vor Liebe verschlingen möchte, einst mit Basiliskenblicken vergiften wollen wird."

Hochinteressant sind Costenobles Notizen über die Franzosenzeit in Hamburg, in deren Wirren Sophie Schröder derart verwickelt wurde, daß sie am 3. Juni 1813 Hamburg fluchtartig verließ, wodurch ihr Wirken in der Hansestadt einen endgültigen Abschluß fand.

Im März 1813 hatte Davoust mit seinen Truppen Hamburg verlassen und am 18. desselben Monats zogen 1500 russische Kosaken in die Stadt ein. Zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß strömten die Hamburger ihren Befreiern bis zum Dorfe Schiffbek entgegen. „Sophie Schröder, eine determinierte Widersacherin Napoleons und der Franzosen, hatte ein weißes Schnupftuch an einem Baumzweig befestigt, welches sie unaufhörlich schwenkte und ‚hurra!' rief. Als wir in Schiffbek ankamen, erblickten wir vor der Tür des Hauses einen einzelnen Kosaken neben seinem Pferdchen stehen. Sophie sprang rasch vom Wagen, stürzte freudetrunken auf den Kosaken zu und schrie: ‚Sei willkommen in Hamburg, du lieber, verfluchter Kerl!' Nun ließ sie . . . dem Kosaken so viel Schnaps darreichen, daß der arme Kerl in wenigen Minuten total besinnungslos neben seinem Klepper niedersank." — Am Abend gab man als Festvorstellung im Theater Kotzebues Lustspiel „Der Russe in Deutschland". „Exaltiert, wie überall und jederzeit, erschien Sophie Schröder mit einer großen russischen Kokarde, als sie auftrat."

Am 24. März gab es eine Festvorstellung zur Krönungsfeier des russischen Kaisers. Sophie Schröder sprach den Prolog, abermals mit einer russischen Kokarde geschmückt.

Aber im Mai wandten sich die Franzosen wieder gegen Hamburg; sie beschossen und besetzten nach dem Abzug der Russen am 30. Mai die Stadt. Die Schauspieler waren nach dem dänischen Altona geflohen, doch kehrten sie auf Zusicherungen hin, daß ihnen nichts geschehen würde, nach Hamburg zurück. „Muß ich das erleben", schrie händeringend und

daß im Upanischad des Veda die natürliche Lebensdauer des Menschen auf hundert Jahre angegeben sei, und er hat hinzugefügt: „Ich glaube mit Recht, weil ich bemerkt habe, daß nur die, welche das neunzigste Jahr überschritten haben, der Euthanasie teilhaftig werden, d. h. ohne alle Krankheit, auch ohne Apoplexie, ohne Zuckung, ohne Röcheln, ja bisweilen ohne zu erblassen, meistens sitzend, und zwar nach dem Essen, sterben, oder vielmehr gar nicht sterben, sondern nur zu leben aufhören. In jedem früheren Alter stirbt man bloß an Krankheiten, also vorzeitig." An einer anderen Stelle weist Schopenhauer darauf hin, daß zwar auch Herodot in der Abschätzung der Lebensdauer des Menschen mit dem Psalmisten übereinstimme, aber er hat dazu folgendes zu bemerken:

„Es ist aber doch falsch und ist bloß das Resultat einer rohen und oberflächlichen Auffassung der täglichen Erfahrung. Denn wenn die natürliche Lebensdauer 70 bis 80 Jahre wäre, so müßten die Leute zwischen 70 und 80 vor Alter sterben. Dies ist aber gar nicht der Fall, sie sterben wie die Jüngeren an Krankheiten. Die Krankheit aber ist wesentlich eine Abnormität, also ist das nicht das natürliche Ende. Erst zwischen neunzig und hundert Jahren sterben die Menschen, dann aber in der Regel vor Alter, ohne Krankheit, ohne Todeskampf, ohne Röcheln, bisweilen ohne zu erblassen, welches die Euthanasie heißt."

Übrigens finden sich bekanntlich gerade in der Bibel an jenen Stellen, an denen von der Lebensdauer der Patriarchen die Rede ist, Angaben, die mit dem viel zitierten Worte des Psalmisten in stärkstem Widerspruche stehen. Der alte Methusalem mit seinen 969 Jahren ist sprichwörtlich geworden. Auch Vater Noah, der den Wein erfunden und wahrscheinlich kein Verächter des edlen Trankes war, mit dem er seine Nachkommen beglückte — oder wie die Abstinenten meinen — korrumpierte, wird ein Alter von nahezu sechs Jahrhunderten zugeschrieben. Auch wenn man mit Henseler annimmt, daß man damals nach Jahreszeiten statt nach vollen Jahren gerechnet habe, so kommt doch immer noch ein hübsches Sümmchen heraus.

Mit anderen Worten also: Wenn die verwünschten Krankheiten nicht wären, die dem durch das Alter geschwächten Körper leicht gefährlich werden können, so könnte der normal entwickelte Mensch eigentlich den Anspruch erheben, hundert Jahre alt zu werden. Hat man doch Beispiele genug, daß einzelne von der Natur Begünstigte auch diese Altersstufe noch weit überschritten haben. Man kennt noch die Namen von Männern, denen man nachrechnen konnte, daß sie 120 bis 130 Jahre erlebt haben.

Ja, den „heiligen" Mungo in Glasgow hat man sogar 185 Jahre zugeschrieben! 185 Lebensjahre! Das will etwas heißen. Wenn ein Mann,

sehen, daß der Tod für den Menschen ebensosehr ein Bedürfnis ist als der Schlaf."

Diese Äußerungen Sterbender, die uns von Varigny in seiner Schrift über den Tod überliefert sind, berichten uns von zwei Fällen jenes natürlichen Todes, der in sehr hohem Alter eintritt und der dem ruhigen und sanften Erlöschen einer Lampe zu vergleichen ist, der, wie man zu sagen pflegt, „das Öl ausgegangen ist"

Aber wie wenigen wird das Glück eines derartigen natürlichen Todes zuteil!

In einem Vortrag, den er am 25. März 1900 in Wien gehalten hat, sagt der berühmte Arzt und Forscher Hermann Nothnagel folgendes:

„Auf das höchste überraschend tritt uns hier vor allem die Tatsache entgegen, daß die allerwenigsten Menschen eines natürlichen Todes sterben, vielleicht kaum einer unter Hunderttausend. Das anscheinend Paradoxe dieses Satzes entfällt sofort durch die Erläuterung, daß das Wort ‚natürlich' hier in streng naturwissenschaftlichem Sinne zu nehmen ist, nur besagen soll soviel wie ‚im naturgemäßen Ablauf'. Und in diesem Sinne ist der Satz unanfechtbar. Ungezählte Millionen erliegen der Einwirkung äußerer Gewalt, durch zufällige Schädlichkeiten und Unfälle aller Art, Erdbeben, Überschwemmungen, Hungersnot, Tod durch Schlangen und wilde Tiere, Selbstmord, Mord und vor allem Krieg. Ein Statistiker will berechnet haben, daß seit den historischen Zeiten gegen sieben Milliarden Menschen auf dem Schlachtfelde zugrunde gegangen seien, was, wenn es richtig wäre, und wenn weiters die geltende Annahme zutrifft, daß auf der ganzen Erdbodenfläche gegenwärtig ungefähr 1500 Millionen Menschen existieren, sagen würde, daß diese Gesamtmasse annähernd fünfmal durch Schlachten verschlungen wäre. Eine ungeheure, eine grausige Ziffer. Aber sie verschwindet gegen diejenige, welche der fürchterlichste Feind des Menschengeschlechtes, welche das Heer der Krankheiten im wildesten Wüten vernichtet. Drei Vierteile wenigstens der Menschen gehen durch Krankheiten zugrunde. Die würgenden Seuchen, die anderen Infektionen alle, ferner die unendliche Reihe der verschiedensten Organerkrankungen, und als Oberster in dem schwarzen Heere allen voran die Tuberkulose, welche allein etwa den siebenten Teil der Menschheit dahinrafft, sie sind es, die dem Dasein ein vorzeitiges Ziel setzen."

Diejenigen, die mit siebzig oder achtzig Lebensjahren dem Tode verfallen, sterben somit ebenso an Krankheiten, die den Lebensfaden zerschneiden, wie die Menschen früherer Altersstufen. Denn das Wort des Psalmisten, daß dem Menschen nur ein mühevolles Dasein von 70 oder, wenn es hoch kommt, 80 Jahren vergönnt sei, will uns nicht recht zutreffend erscheinen. Schon Schopenhauer hat darauf hingewiesen,

dort Mitte April desselben Jahres (1914) der Freiherr Ferdinand von Türckheim, der Enkel der Goethe'schen Lili, die bekanntlich nach der Aufhebung ihrer Verlobung mit unserem größten Dichter die Gattin des Freiherrn von Türckheim in Straßburg wurde und die Goethe auf der Rückreise von seiner zweiten Schweizer Reise noch einmal dort aufsuchte.

Auch das schöne Rüdesheim, die heitere Weinstadt, hat seinen „Sekularmenschen", dem am 12. April, seinem 100. Geburtstag, von seinen Mitbürgern große Ovationen bereitet wurden. Der ehemalige Winzer und Fuhrwerksbesitzer Herr Johann Schrauter hat dieses hohe Alter erreicht, obwohl er kein Abstinent war und aus dem silbernen, mit altem Rüdesheimer gefüllten Pokal, den ihm die Stadt zu seinem Ehrentag geschenkt hatte, den Gruß derjenigen, die auf sein Wohl tranken und ihm „ein hohes Alter wünschten, mit einem herzhaften Schluck erwidern durfte.

„Indessen soll ein Schöppchen Wein — dem Greise auch nicht schädlich sein" — das scheint auch die Ansicht des Rentiers Abraham Sundheimer in Heppenheim a. B. zu sein. „Der alte Herr" — so war in der Frankfurter „Kleinen Presse" vom 1. Mai zu lesen — „ist noch außerordentlich rüstig, er macht noch täglich ausgedehnte Spaziergänge und trinkt täglich seinen seit Jahrzehnten gewohnten Schoppen Wein."

Aus Wiesbaden wurde am 21. Februar 1914 gemeldet, daß dort an diesem Tage eine Frau Emilie Wahl im 102. Jahre gestorben ist. An demselben Tage feierte der älteste Schütze Deutschlands, der alte Dodenhof in Freiburg an der Elbe seinen 102. Geburtstag.

Es sind stattliche Ziffern, die wir hier angeführt haben, aber sie schrumpfen beträchtlich zusammen, wenn wir einer Nachricht Glauben schenken dürfen, die im Februar dieses Jahres (1914) dem „Neuen Wiener Tagblatt", also einem ernst zu nehmenden Blatte, aus Sarajewo telegraphiert wurde. Darnach war damals in Vitnica im Bezirke Zwornik ein Bauer namens Spasojewic in seinem hundertundfünfunddreißigsten Lebensjahre gestorben! Und ausdrücklich wurde dieser Meldung beigefügt: „Die Altershöhe wird amtlich bestätigt". 135 Jahre! — das will etwas sagen. Der Mann mußte also im Jahre 1779 geboren sein — zu einer Zeit, da in Preußen noch der alte Fritz regierte und da Napoleon erst 10 Jahre alt war. Eine solche Altershöhe grenzt für uns so sehr an das Wunder, daß sie uns nicht recht glaubhaft erscheint. Aber da sie doch amtlich bestätigt wird —.

Hätte das Schicksal es diesem Manne vergönnt, noch ein halbes Jahrhundert weiter zu leben, so hätte er zwar nicht das Alter Methusalems, aber doch das des seligen oder „heiligen" Mungo von Glasgow erreicht.

der jetzt (1914) siebzig Jahre alt ist, ein derartiges Alter erreichen würde, so würde sein Tod erst in 115 Jahren, also Anno 2029 erfolgen. Ein Gedanke, der gar nicht auszudenken ist. Bis zu seinem 70. Lebensjahre hat er die Erfindung der Nähmaschine und der Schreibmaschine erlebt, ferner die des Telegraphen und des Telephons, er hat die Einführung des Gases, der elektrischen Beleuchtung und der drahtlosen Telegraphie angestaunt und den alten Kopf geschüttelt, wenn er hoch über sich ein Luftschiff oder einen Flieger erblickte — was wird er noch alles erleben bis zu dem Tage, an dem er sich auf seinem Sterbelager mit den Worten ausstreckt: „Jetzt hab' ich aber genug!"

* * *

In früheren Zeiten, als noch eine sogenannte „Sauregurkenzeit" existierte, in der es den Zeitungen oft an Stoff mangelte, wurde sehr häufig der Tod von Greisen berichtet, die das 100. Jahr erreicht oder noch weit überschritten hatten. Aber diese interessanten Todesfälle, von denen die meisten in den Monaten Juli und August vorzukommen pflegten, ereigneten sich gewöhnlich in weitentlegenen Gegenden, so daß eine Kontrolle der Richtigkeit einer derartigen Nachricht nicht so leicht zu ermöglichen war. Wenn z. B. gemeldet wurde, daß in einem Dorf in der Ukraine ein Bauer im Alter von 123 Jahren gestorben sei, der 217 Kinder, Enkel und Urenkel hinterlassen habe, so hatte man einigen Grund mißtrauisch zu sein. Heutzutage kann man von einer Sauregurkenzeit nicht mehr sprechen, da es den Zeitungen auch in der Zeit des Hochsommers nicht an Stoff fehlt, zumal ja auch die zahlreichen Fliegerabstürze und die touristischen Unglücksfälle in den Alpen für die sonst so beliebten „ältesten Leute" reichen Ersatz bieten. Wir brauchen daher nicht mißtrauisch zu sein, wenn wir durch Blättermeldungen erfahren, daß auch in Deutschland und Österreich die Hundertjährigen gar nicht so selten vorkommen, als man gewöhnlich annimmt. Es seien hier aus den ersten Monaten des Jahres 1914 nur einige Fälle erwähnt, bei denen die Kontrolle der Richtigkeit der Nachricht ja leicht zu ermöglichen wäre, zumal es sich da zum Teil um Persönlichkeiten handelt, die in weiteren Kreisen nicht ganz unbekannt sind. So wußten die Wiener Blätter zu berichten, daß die älteste Schauspielerin der Donaustadt und wohl auch der ganzen Welt, Frau Betty Vanini, im April Gelegenheit hatte, ihren 100. Geburtstag zu feiern Die alte Dame hat noch Raimund gekannt, der einige kleinere Rollen für sie schrieb, und sie war auch über die Grenzen Österreichs hinaus — denn sie hat auch in Deutschland und Rußland gastiert — in der Theaterwelt unter dem Namen „Die schwarze Wettl" bekannt.

Einen anderen noch mehr bekannten Namen können wir gleichfalls hier anführen: wie aus Montreux am Genfersee gemeldet wurde, starb

für jeden Einzelnen völlig erschließen, sie wird Gestein und Eis und Wasser auch nutzbar zu machen wissen, sie kann da oben eine ungeheuere Kraftquelle aufmachen, Menschenverkehr und Tätigkeit entwickeln, wovon wir heute zwar eine Ahnung, aber noch keine Vorstellung haben. Darum muß jetzt im Hochgebirge das Eigentumsrecht festgelegt werden.

Es werden Vorschläge laut, die Touristenvereine sollten jetzt das Glocknergebiet ankaufen. Der norddeutsche Herr soll's vom süddeutschen um fünfzig und einige tausend Kronen erstanden haben. So was ließe sich erschwingen; nötigenfalls müßte das Gesetz vom Verkaufszwang angewendet werden dürfen, oder das Gesetz von der Grundablösung. Es ist jetzt viel die Rede von Naturschutzparks, die für die Allgemeinheit gestiftet werden sollen. Wenn die Hochgebirgsrechtsfrage fällig wird, fällt sie vielleicht in diese Angelegenheit. Ein Naturgemeingut, das der Nation gehört, von der Nation verwaltet wird.

Einstweilen erscheint es als das Natürlichste und Nächstliegende, die betreffenden, sterilen Hochlandschaften fallen in das Eigentum des Landes, in dem sie stehen.

Die bisherigen Privateigentümer machen ihre unfruchtbaren Steinberge, Gletscher und Wildkare dem Land zum Geschenk, oder verkaufen sie ihm unter dem Expropriationsrecht. Wasserrecht, Jagdrecht könnte ja nach heutiger Norm bestehen bleiben. Hauptsache ist die endgiltige Festlegung des Allgemeinrechtes an den Naturschönheiten, die Sicherung dieses urwichtigen Menschenrechtes, das durch die Aufrollung der Großglocknerfrage plötzlich bedroht erscheint.

Man sieht nun doch immer klarer. Unsere Ländereien verwildern, unser Bauernstand geht zugrunde, das erzeugt eine ungeheure Teuerung der Lebensmittel. Der Staat setzt seine Zukunft auf die Industrie und sagt, sie brächte ihm das meiste Geld. Die Industrie erzeugt zwar keine Nahrung, aber zu viel andere Waren; die sind im eigenen Lande nicht anzubringen, der Staat schaut deshalb nach fremden Absatzgebieten aus, er ist gezwungen, in fernen Ländern Kolonien zu erobern. Dazu braucht er eine große Armee, er muß trachten, die Vorherrschaft auf der See zu erlangen. Das gibt einen ungeheuren Krieg, unzählige Milliarden gehen verloren und unzählige Menschen.

Während wir für die Industrie fremde Arbeiter ins Land ziehen, müssen angestammte Landeskinder auswandern. Der Industrie wegen müssen wir Vorstöße machen in fremde Länder, die uns gar nichts angehn, und diese Kriege kosten mehr Geld, als was die Industrie einbringt, und mehr Menschen, als der Staat verantworten kann, der eigentlich nicht für die Industrie und den Welthandel da ist, sondern zum Wohle und Schutze seiner heimgesessenen Staatsangehörigen.

Heimgärtners Tagebuch.

Wenn mich vor einigen Monaten jemand gefragt hätte, wem der Großglockner gehört, so würde ich im ersten Augenblicke wahrscheinlich verblüfft gewesen sein. Wem wird er denn gehören? Teilweise dem Kärtnerland, teilweise den Tirolern. Und dann vernehme ich, daß der Großglockner ein persönliches Eigentum ist, vor kurzem einem biederen Kärntner gehörig, der ihn nun an einen reichen Norddeutschen verkauft hätte. Und der neue Eigentümer will im Glocknergebiet eine Steinbockzucht anlegen und das Gebiet, soweit für den Zweck nötig, vor der Touristenwelt absperren lassen. Einstweilen teilweise, später je nach Umständen.

Nun — das ist eine neue Zukunftsmusik. Wir horchen auf, als hätte in stiller Nacht jemand einen Alarmstoß getan. Bisher hatten wir gemeint, das wirtschaftlich unfruchtbare Alpengebiet gehöre jedem, der es haben, genießen will — wie das Meer. Und jetzt stellt es sich heraus, daß jedes Steinchen, das der Hochtourist vom Glockner oder einem anderen Gipfel als Andenken mit nach Hause bringt, Diebstahl ist. Wenn die Eigentumsfrage solcher Gebiete juridisch behandelt wird, das kann schön werden! Ich sehe schon den Advokaten mit seinen vorwitzigen Fragen: Kann man denn einen Berg überhaupt kaufen? Nein, nur seine Oberfläche. Kann man einen Gletscher kaufen? Kann man meterweise eine Höhe kaufen? Kann man eine Aussicht kaufen? Alles, was uns am Glockner wertvoll ist, kann man nicht kaufen. Und alles, was man an ihm kaufen kann, ist dem Besitzer real wertlos. Aber der Steinbock wird doch Wert haben? Gewiß, für den Jäger sicherlich mehr, als ein Tourist, der voll unbändiger Sehnsucht aus der Ferne kommt, keine Mühe, kein Opfer scheut, um Gottes Herrlichkeit zu schauen! — Aber nun ein paar Grade sachlicher. Wir sagen sonst, irgend ein Weg oder Fußsteig, der dreißig Jahre lang ohne Vorbehalt der Allgemeinheit freigegeben war, ist verjährt und bleibt Eigentum für alle. Gut, dann bleibt der Großglockner öffentliches Eigentum. Seit der ersten Glocknerbesteigung durch den Grafen von Salm im Jahre 1799 sind so viele hinaufgestiegen, ohne zu fragen, ob sie dürfen, daß man sich jetzt das Fragen sicherlich nicht mehr angewöhnen wird. Dann kann man die Sache aber auch umkehren und sagen, der Eigentümer kann dadurch, daß er einen seiner Wege dreißig Jahre lang **nicht** benützt, seines Sonderrechtes darauf schon deshalb verlustig werden. Ist das zu bestreiten, so läßt sich wenigstens darüber streiten.

Die Frage ist einmal vor die Öffentlichkeit gerückt. Die Technik, der nichts mehr unmöglich ist, wird uns die Hochalpenwelt nicht bloß

hält, ohne daß der Träger etwas von ihr weiß, sie kann durch neuartige Umgebung geweckt werden, und ein neuer Mensch steht da.

Talent zum „Studieren" hat jetzt fast jeder; das Bauerntum und das Gewerbe bedarf besonderer Fähigkeiten. Es werden nicht alle, die solcher Art etwa jetzt aufs Land gehen, draußen bleiben. Aber selbst die zurückkehren, kommen nicht ohne Gewinn. Der Stadtbursche wird in einem Jahr draußen auf der Bauernschaft mehr gelernt haben, als der Bauernjunge bei gleicher Zeit in der Stadt. Die aber nicht zurückkehren, können mit Fleiß und Klugheit nach so und so viel Jahren Besitzer eines Bauerngutes und Stammvater einer gesunden, naturfrohen Familie werden. Wenn Einer ununterbrochen zehn Jahre lang bei einem und demselben Bauern dient, soll er prämiiert werden — mit der Haustochter.

Nur das Weltgift fürchte ich, das sie mitbringen könnten hinaus, um damit etwa auch noch den letzten Rest Erdsegen zu verderben.

Die Deutsche Dichtergedächtnisstiftung in Hamburg gibt von Zeit zu Zeit Berichte darüber, was das deutsche Volk liest. Darunter eine stattliche Anzahl österreichischer Dichter. Auch werden solche Dichter namhaft gemacht, die das deutsche Lesepublikum der Gegenwart mit einer gewissen Entschiedenheit ablehnt, darunter Goethe und Schiller! „Wenn die Leser", sagt der neueste Bericht, „klassische Schriftstellernamen hören, so lehnen sie das Buch von vornherein ab. Anscheinend ist ihnen in der Schule die Freude daran verdorben worden." Dieses Urteil wird von zahlreichen Volksbüchereiverwaltern immer wieder bestätigt; wie oft habe ich es von Bekannten selbst gehört. Ich persönlich habe niemals anders Literaturunterricht genossen, als daß uns der Professor die schönsten Gedichte der Klassiker vorlesen ließ und uns auf die besonderen Eigenarten aufmerksam machte. Es fiel ihm nicht ein, die Klassiker zu kritisieren oder uns das Versemachen zu lehren. So genieße ich die großen Dichter immer noch ohne Schulstaub.

Häufig wird man eingeladen, sich kinematographisch zur öffentlichen Schaustellung aufnehmen zu lassen. Ich lehne solches stets ab, weil das nur eine Gestalt ohne Gehalt gibt, was nicht künstlerisch ist. Ferner werde ich aufgefordert, mich als Vorleser phonographisch aufnehmen zu lassen, zur Gehörstellung für das Publikum. Ich lehne es ab, weil das ein Gehalt ohne Gestalt, also wieder nicht künstlerisch ist. Wenn sich erst der Kinematograph mit dem Phonographen praktisch so vereinigt hat, daß man die sich bewegenden Gestalten auch sprechen hört, also auch der geistige Dichter zum Ausdruck kommt, dann vielleicht.

So kommt mir das Wirtschaftsleben von heute vor. Es mag durch interessierte Organe dargestellt werden wie immer — so kommt es mir vor. So weit es heute noch nicht richtig ist, kann es morgen richtig sein. Und daß an die Zukunft niemand denken will, daß alles nur in den Tag hineinlebt, weckt in mir die Ahnung, daß nach uns die Sündflut kommt.

Vor wenigen Tagen äußerte ich dieses Anliegen einem Bekannten. Er hielt die flache Hand vor den Mund, weil er gähnen mußte, und sprach: „... Meinetwegen ... Mir ist es Wurscht ...“

Wann werde ich diese Seelengröße erreichen?

Die „Südmark“ zeigt an, daß sie junge Stadtleute wisse, denen es in der Stadt als kleinen Beamten oder Kommis oder erwerblosen Pflastertretern oder sonstigen Proletariern nicht mehr recht gefallen will, die bereit wären, aufs Land zu Bauern zu gehen und ländliche Arbeiten zu tun. Sie beanspruchen Kost und Verpflegung und je nach Leistung ein bißchen Taschengeld. Landwirte, die es mit solchen Leuten versuchen wollen, sollen sich melden bei der Südmark.

Also endlich einmal ein Versuch! Ich rate, man solle es wagen. Unter den heutigen Umständen ist beiderseits nicht viel zu verlieren, aber vielleicht viel zu gewinnen. Ohne Enttäuschungen wird es ja nicht abgehen; den Achtstundentag gibt es da nicht. Im weiteren kommt es drauf an, was der Mensch als solcher wert ist. Der gebildete Städter wird sich auf dem Lande leichter zu recht finden, als der ungebildete. Er muß sich freuen können an der ländlichen Natur, an der einfachen, oft herben, aber gesünderen Lebensweise, an der gleichmäßigeren Ruhe und Klärung der Seele, er muß sich freuen können an dem Werke, das seine Hände leisten, seine Hände, die auf dem Lande schöpferisch sind, sichtbare Gestalten und Werte schaffen, während in der Stadt ihre Arbeit gern ins Weite verfloß, oder gar ins Nichts. Er muß hoffen können, auf dem Lande sich ein ständiges Heim zu gründen. Wenn er das kann, wird ihm der Bauernberuf zuerst interessant, dann erträglich, dann erfreulich, endlich stolz beglückend sein. In den ersten Wochen geschieht das nicht, Jahre gehören dazu, dann aber hält es um so fester.

Und der Bauer, der Arbeitgeber? Der muß sich wohl auch zu den städtischen Arbeitern ein wenig anders verhalten, als bisher zu seinen „Knechten“. Es gehört ein ganzer Mann und guter Mensch dazu (ja, vielleicht mehr als das!), aus dem Stadtproletariat rechte Bauern zu machen.

Ich habe einmal ein Buch geschrieben, das heißt „Erdsegen“. Da wird ein windiger Stadtschreiberknecht ein rechter Bauer, ein reifer Mensch. Wer bringt das zu Wege? Vor allem Stolz und Mitleid. Die Charakteranlage, die oft in einem verbildeten Herzen tiefen Winterschlaf

Kleine Laube

Glossen.

Von Oskar Glaser-Wien.

Aus gesellschaftlichen Gründen hat niemand die Pflicht, glücklich zu sein, wohl aber nur zu oft die Pflicht, sich unglücklich zu fühlen.

*

Wo sie nicht hinaufblicken können, dort sind sie meistens herablassend.

*

Wir wollen verstanden werden, wir wollen anerkannt werden, wir wollen überschätzt werden.

*

Es ist in vielen Fällen oft schwerer, einem einen Rat zu versagen, als zu geben.

*

Wir ziehen für die anderen Lehren, für uns selbst haben wir in solchen Fällen nur Befürchtungen.

*

Der Pessimist ist auf den schlechten Ausgang der Sache gefaßt, ihren günstigen Ausgang nimmt er aber als etwas Selbstverständliches hin, der ihn gar nicht überrascht.

*

„Zwar —“ das ist gewöhnlich die höfliche Einleitung der Negation.

Bedauerliche Zahlen.

In der „Pädagogischen Zeitschrift“ (Graz) findet sich folgende bedauerliche Statistik: „Die österreichische Regierung hat jetzt eine neue statistische Berechnung über die Zahl det Analphabeten in Österreich-Ungarn angestellt, die geradezu erschreckende Resultate gezeitigt hat. Es geht aus ihr hervor, daß der Bildungsgrad der Bevölkerung in einzelnen österreichischen Ländern so gering ist, daß dort von „Bildung“ eigentlich überhaupt nicht mehr gesprochen werden kann. Am besten sind die Zustände in Böhmen und in Ober- und Niederösterreich. Hier kommen auf 1000 Einwohner 53 bis 60, die nicht lesen und schreiben können. Tiefer steht schon die Bevölkerung in Tirol, Vorarlberg und Mähren, wo auf 1000 Einwohner 71 bis 78 Analphabeten kommen. Es folgt Salzburg mit 87 und Österreichisch-Schlesien mit 111 Analphabeten. Hier ist also schon der Prozentsatz der Analphabeten von der Gesamtbevölkerung über 10 Prozent hinausgestiegen. Bis hieher bewegte sich aber die Steigerung noch in einigermaßen regelmäßigen Bahnen, die weiteren Zahlen bedeuten jedoch jedesmal einen erheblichen Sprung. In Steiermark zählt man auf 1000 Einwohner schon 180 Analphabeten und in Kärnten gar 240. Hier kann also schon ein Viertel der Bevölkerung nicht lesen und schreiben! Die Kärntner müssen aber geradezu als gebildet erscheinen, wenn man in die Abgründe der Unbildung hineinsieht, die sich in anderen Kronländern auftun. In Krain sind 314 Einwohner von 1000 Analpha-

Jetzt ist das Kino, wie es für Volksbelustigungen verwendet wird, ein modernes Kasperltheater. Nur nicht so gestaltlich und künstlerisch.

Zum guten Dorfpfarrer von Altenschein kam eines Tages ein fremder Wanderer und bat, bei ihm die Beichte ablegen und die Kommunion empfangen zu dürfen. Die Sache sei so: Er sei Kunsttischler und habe ein paar Jahre in Baiern draußen in Arbeit gestanden. Nun müsse er aber eilends heim nach Stupping, weil seine alte Großmutter im Sterben liege. Und jetzt unterwegs sei das Gewissen über ihn gekommen. Damals, als er fortgereist, habe er seiner Großmutter versprochen, ein guter Christ zu bleiben und stets die Sakramente zu empfangen. Aber wie es halt schon gehe in der Welt, er habe der guten Lehre vergessen und nun soll er als unbußfertiger Sünder ans Sterbebett der alten Frau treten! Er bringe das nicht übers Herz. Morgen sei er zu Hause und so wolle er heute das Versäumte nachholen — wenn er bitten dürfe, alsogleich.

Der Pfarrer freute sich natürlich einer solch kindlichen Bußfertigkeit. Da es schon nachmittag war, so fragte er: „Sind Sie aber auch noch nüchtern?" „Und ob ich nüchtern bin, Hochwürden!" Darauf hat der reisende Kunsttischler mit großer Andacht die Sakramente empfangen. Ganz gerührt über so viel fromme Freimut des Beichtkindes war der Pfarrer in den Pfarrhof zurückgekehrt. Nicht lange und es klopfte schüchtern an die Tür.

„Ich muß noch einen Augenblick aufhalten, Hochwürden. Mir ist ein kleines Malheur passiert. Wie ich ins Wirtshaus komm' und denk: heut' wird's schmecken! greife ich und habe richtig mein Geldtaschel verloren. Was tue ich jetzt? Der Einzige, der mich hier schon kennt, denke ich, ist der Herr Pfarrer. Der ist gewiß so gut, wenn ich ihn recht schön bitte, ich schicke es schon morgen zurück —"

„Wieviel brauchens denn?"

„Mein Gott, ich muß halt noch einmal über Nacht bleiben unterwegs. Um drei Krandln, wenn ich höflichst bitten dürfte."

Nun, die „drei Krandln" hat ihm der Pfarrer gern geborgt. Aber zurück erhalten ?

Drüben in Stupping war der bußfertige Sünder wieder zum Pfarrer gegangen um die Sakramente bittend, damit er sündenlos zu seiner sterbenden Großmutter in Steindorf heimkehren könne. Ob der Kunsttischler auch stets die drei Krandln beichtete, ist mir nicht bekannt. Den Pfarrer von Stupping bat er nur ehrerbietig um ein kleines Darlehen für den Rest der Heimreise.

So laßt uns denn, ob wir am Grab auch stehn —
Doch starke Hoffnung in dem Glauben fassen:
Wahr ist's, der Mensch kann von dem Menschen gehn,
Doch kann die Liebe nie von Liebe lassen!"

Eduard Adolf Kraus.

Napoleon I.

Selten hat eine Persönlichkeit bei allen Nationen ein gleiches Interesse geweckt. Das hat mehrfache Gründe. Der merkwürdige Imperator kam als Namenloser in das von der Revolution zerwühlte Frankreich, stieg nach anfänglichen Mißgeschicken mit märchenhafter Raschheit in der Armee empor, wurde Konsul, schaffte Ordnung in einem Chaos, errichtete einen Kaiserthron auf den Trümmern eines zerschmetterten Königtums und einer in Blut ertrunkenen maßlosen Demokratie, tyrannisierte halb Europa, zwang fremden Völkern seinen hartnäckigen Eigenwillen auf und fiel schließlich, von seinem Cäsarenwahnsinn zu Unmöglichkeiten verleitet, in eine erschütternde Tiefe. Auf einer kleinen Insel begann er seine seltsame Laufbahn — auf einer kleinen Insel im Weltmeer beendete er sie; der Kreis war geschlossen.

Bei der politischen — für uns historischen — psychologischen und tragisch-künstlerischen Bedeutung Napoleons ist es kein Wunder, daß sich Franzosen, Deutsche und Engländer fast gleicherweise mit ihm beschäftigen, und so ist nun die „Napoleon-Literatur" umfangreich, geradezu unübersehbar geworden. Eines der eigenartigsten Werke über ihn stammt von John Holland Rose*, der eine besondere Methode zur Anwendung bringt. Der Aufstieg und der Niedergang, weniger die eigentliche „Heroenepoche", stehen im Mittelpunkt seiner Darstellung. Das Werden des Kraftgenies und sein Sturz. Mit einem knappen Überblick über die Familiengeschichte der Buonapartes — ein Wilhelm B. lebte schon im 13. Jahrhundert in Florenz — beginnt der erste Band. Er enthält weiters die Jugendjahre, die „Lehrjahre" und reicht bis zu den Anfängen des Kaiserreiches. Der zweite Band setzt mit Ulm und Trafalgar ein und führt über Austerlitz, Erfurt, Rußland, Leipzig und Waterloo nach St. Helena. Interessant ist auch Anhang I: Verzeichnis der von Napoleon verliehenen Ämter und Titel.

John Holland Rose bestrebt sich einer dankenswerten Objektivität und sucht alle Vorurteile des Engländers gegen den Nationalfeind abzustreifen. Er schreibt einen klaren Stil, schildert lebendig und anschaulich und gelangt teilweise zu anderen Ergebnissen, als die Biographen bisher. Dazu trägt wohl auch die Benützung des Materials im britischen Staatsarchiv bei.

Das umfassende und doch nie belängende Werk, das Napoleon einerseits als markante Individualität, anderseits als Produkt seiner Zeit und der Verhältnisse charakterisiert, bedeutet durch seine deutsche Übersetzung eine wertvolle Bereicherung unserer historischen Literatur und gewinnt an Wert insbesonders durch seine geschmackvolle Ausstattung und seine Beigaben. V. E. S.

* Napoleon I. Unter Benützung neuen Materials aus dem britischen Staatsarchiv. Autorisierte deutsche Übersetzung von Prof. Dr. K. W. Schmidt. Mit vielen Karten und Plänen, einem Faksimile-Briefe und einem Bildnis Napoleons in Photogravure. 2. Bände. Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart. Preis brosch. 12 Mark, geb. 15 Mark.

beten, im Küstenland 382 und in Ungarn 410. Ungarn erreicht also schon beinahe den Prozentsatz von 50 Prozent. Dann macht die Statistik einen sehr großen Sprung nach Galizien. Von 1000 Galiziern können 639 weder die Feder führen, noch Geschriebenes oder Gedrucktes entziffern, und noch schlechter sind die Verhältnisse in der Bukowina, wo auf 1000 Einwohner 652 kommen. Den Rekord aber hält Dalmatien mit 736 Analphabeten. Wenn man bedenkt, welche Bildungsmöglichkeiten die Beherrschung der Schriftsprache selbst für den primitiv organisierten Menschen erschließt, dann muß man die Bildungszustände in der Bevölkerung Österreich-Ungarns in der Tat als erschreckend bezeichnen. Die Regierung steht vor einer Riesenaufgabe, wenn sie die bildungslosen Glieder des von ihr regierten Völkerkonglomerats für die Kultur gewinnen will."

Wie man den Abdruck unbrauchbarer Artikel ablehnt.

In der Redaktion einer in Peking erscheinenden chinesischen Zeitung pflegt man die Rücksendung nicht verwendbarer Manuskripte durch nachstehendes Begleitschreiben zu versüßen: „Hochgeehrter Bruder der Sonne und des Mondes! Dein Sklave liegt zu Deinen Füßen! Ich küsse den Boden vor Dir und flehe Dich an, mir zu gestatten, daß ich spreche und leben bleibe! Dein Manuskript, o Höchstgeehrter, hatte die Güte, sich von uns betrachten zu lassen und wir lasen es mit Entzücken. Ich schwöre bei den Gräbern meiner Ahnen, daß ich etwas Erhabeneres noch nie gelesen habe. Mit Furcht und Schrecken schicke ich es Dir zurück. Wenn ich mir je herausnähme, diesen Schatz drucken zu lassen, würde der Präsident mir sofort befehlen, immer nur Dein Werk als vorbildliches Muster zu benützen und nichts anderes mehr darunter drucken zu lassen. Meine literarische Erfahrung gibt mir den Mut, zu gestehen, daß literarische Perlen solcher Art nur alle zehntausend Jahre einmal geschaffen werden und deshalb nehme ich mir die Freiheit, sie Dir wiederzugeben. Ich bitte Dich, verzeihe mir! Ich werfe mich Dir zu Füßen, ein Sklave Deines Sklaven."

Diesen schönen Berufsstil werden doch auch wir uns angewöhnen müssen, wenn wir unbrauchbare Einsendungen heimschicken müssen. Die gemeine Wahrheit tut doch oft allzuweh. Und das wollen wir nicht.

Requiem für Ernst Goll.

† 13. Juli 1912.

Ein letzter Griff ins volle Saitenspiel,
Ein leuchtendes Tondurcheinanderfluten —
Und dann ein Sprung —: des Jenseits Hülle fiel!
Nun weißt du mehr, als Lebende vermuten.

In tausend Seelen schwingt dein Wesen fort
Und manche Sehnsucht zehrt noch von dem Deinen.
Wem sollte da das harte, herbe Wort,
Das Wort vom „Sterben", nicht zu rauh erscheinen?

Du warst auf Erden kurze Zeit nur Gast,
Doch was du uns an tiefster Kunst gegeben,
Was du an Licht in uns gegossen hast,
Das läßt dich leben, läßt dich *ewig* leben!

Nach dem Interessanten und Schönen des ersten Teiles ist man auf den zweiten, den Schlußband, der sich unserer eigenen Zivilisation nähert, doppelt gespannt. V. E. S.

Junge Augen. Novellen von Karen Ewald. (Frankfurt a. M. Ruetten u. Loening.)

Die Erzählung, die dem Bändchen seinen Namen gibt, ist zugleich auch die umfangreichste und bedeutendste. Überhaupt sind es Geschichten aus den Entwicklungsjahren junger Mädchen, voll von feinen Beobachtungen, innerlichem Forschen und Seelengrübelei. Dennoch niemals verletzend (obschon die Stoffe manchmal Grenzen streifen) und nur hie und da hätte ein geschmackvoller Federstrich eine Härte mildern können. Psychologen werden aus dem Buch manches dazu lernen. Der Verfasser blickt seinen Gestalten — wirklichen Menschen — durch und durch. Ob jedermann solche durchdringende Blicke zu schätzen weiß?! Jedenfalls sind die „Jungen Augen" sehr ernst zu nehmende künstlerische Offenbarungen. P. L. M.

Sagen aus Kärnten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Georg Graber. (Leipzig. Dietrichscher Verlag.)

Es ist ein höchst dankenswertes Unternehmen, einem Lande eine solch erschöpfende Fülle (über 600!) heimatlicher Dokumente zu bewahren. Welch gewaltiger Fleiß, welch tiefe Liebe, welch dauerndes Verdienst ruht doch in diesen Blättern! Und wie herrlich brauchbar ist dies Buch angeordnet! Nicht nur, daß die inhaltlich verwandten Sagen zusammengeschlossen erscheinen, bieten auch Ortsverzeichnis und Quellennachweis eine willkommene Ergänzung. Es ist eine Freude, in dem Buche zu blättern, sich da und dort was herauszuholen und überall den warmen Odem eines kernigen, deutschen Geschlechtes zu verspüren! — Hoffen wir, daß die maßgebenden Kreise ihre Dankespflicht an den Herausgeber nicht verabsäumen und daß insbesondere die Schulen aller Art eine möglichst große Verbreitung als Ehrensache betrachten! Denn auch dem mutigen Verlage gebührt aufrichtiger Dank! K. D. Z.

Tragödien des Lebens. Südamerikanische und deutsche Erzählungen von L. Rosenthal. (Leipzig. G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung.)

Auch dieses Buch des bekannten Verfassers, der ganz oder zur Hälfte Erlebtes erzählt, hat die ihm eigenen Vorzüge: Lebendigkeit, Spannung und Anschaulichkeit. Der Leser reitet gewissermaßen neben den Gestalten des Schilderers durch die südamerikanische Herrlichkeit und genießt die wunderbare Phantastik und Romantik des Neulandes, in dem alles brodelt und brandelt, Liebe und Haß, Heldentaten und Verbrechen. — Vielleicht können wir im nächsten „Heimgarten"-Heft eine Probe daraus bringen. P. L. M.

Serbisches Rotes Kreuz während der Balkankriege 1912/13. Ein Erinnerungsblatt von C. Sturzenegger. Mit über 100 Originalaufnahmen der Verfasserin. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Die Verfasserin, die nun im gleichen Verlage als Jubiläumsschrift zum 25jährigen Bestande des Internationalen Roten Kreuzes und der Genferkonvention auch eine interessante Broschüre über den Begründer Henri Dunant (nebst einem übersichtlichen Tätigkeitsbericht) hat erscheinen lassen, bietet auf knapp 130 Seiten Erlebnisse und Beobachtungen aus serbischen und fremdstaatlichen Hospitälern in Belgrad, die vielleicht — audiatur et altera pars! — unter ähnlichen und umfangreicheren Darstellungen gerade deshalb Beachtung verdienen, weil sie von all den (sonst gemeldeten) gräßlichen Grausamkeiten einer serbischen Soldateska nichts zu erzählen wissen, also in gewissem Sinne eine Abschwächung bilden. Zweifellos aber hat das serbische Volk (dem die Blätter gewidmet sind) allen Grund, der Verfasserin zu danken.

K. D. Zwerger.

Taschenbuch der Luft-Flotten mit besonderer Berücksichtigung der Kriegs-Luftflotten. 1. Jahrgang 1914. Mit teilweiser Benützung amtlicher Quellen, herausgegeben von F. Rasch, Generalsekretär des deutschen Luftfahrerverbandes, und W. Hormel, Kapitänleutnant a. D. Mit 545 Bildern und Skizzen. (München. J. F. Lehmann.)

Das Werk bringt zuerst eine Liste der Luftfahrzeuge, dann ihre photographischen Aufnahmen nebst Konstruktionsskizzen. Die Schattenrisse aller verschiedenen Luftschiffe ermöglichen die Bestimmung eines jeden Fahrzeugs. Eine vergleichende Statistik zeigt, daß Deutschland weitaus die leistungsfähigsten Luftschiffe besitzt. Der Kubikmeter-Inhalt der deutschen Luftflotte beträgt 244.100 Kubikmeter, der französischen 116.600, der italienischen 71.265, der englischen 25.000 und der österreichischen nur 15.900.

Ein Verzeichnis aller Luftschiffe nebst Angabe über Verwendung und Untergang und eine Liste der Luftschiffhallen nebst Abbildungen derselben bilden den Schluß des ersten Teiles.

Hierauf wird eine Übersicht über die militärische Verwendung der Flugzeugtypen in den verschiedenen Staaten gegeben, der sich eine ausführliche Liste sämtlicher Flugzeuge aller Staaten anschließt. Land- und Wasserflugzeuge sind gleichermaßen berücksichtigt und in Photographien, denen eine Skizze von oben, von der Seite und von vorne beigegeben ist, dargestellt.

schen ohne falsche Übertünche; und dann die Töchter selbst: Tini, Poldi, Anna, Mizl, Reserl ... Schicksale! Natürliche, selbstverständliche, ungeschminkte Schicksale. — Das Buch ist eine vorzügliche Leistung, nicht nur eine verheißungsvolle Talentprobe — trotz mancher romantechnischer Mängel, die ich nur deshalb erwähne, weil sie zuweilen stören. Gut, der Verfasser tritt mit Reflexionen persönlich hervor; das ist veraltet, gleichwohl nicht durchaus abzulehnen, nur müßte er eine andere Form dafür wählen; keine überlegen-lehrhafte, sondern etwa die meisterliche, alles verstehende und alles verzeihende eines Thackeray. Humor und Lebenserfahrung besitzt Karl Adolf dazu genügend, er scheint das Zeug zu einem eigenartigen Schriftsteller zu haben und nur noch eines gewissen letzten Schliffes zu bedürfen.

Man wird sich den Autornamen merken müssen — und wird sich ihn gern merken.

H. L. R.

Ihr schlechter Ruf. Roman von Marie-Madeleine. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Olga v. Geltin, die Braut des Oberleutnants v. Melzow, wird unversehens von einem Kameraden ihres Verlobten geküßt; da kommt es dann — auf Umwegen — zu einem Duell zwischen den Offizieren, das verhältnismäßig unschuldig verläuft, aber der Frau, „für die sich zwei schossen", haftet ein schlechter Ruf an, dem sie und ihr Gatte (das Brautpaar heiratete nach einer geziemenden Frist) vergeblich zu entfliehen trachten. Es gibt Aufregungen und Spannungen, scheinbar zerschellt die Ehe an dem mitleidslosen Tratsch, aber zuguterletzt wird beinahe alles wieder aufs beste eingerenkt. — In dem Buche stecken viel Unmöglichkeiten, Konventionalismen und herausgearbeitete Sensationen, doch weist es die bekannten Vorzüge Marie-Madeleines auf: Scharfe Charakteristiken, eine gelungene Milieuschilderung und ein atemraubendes Zuspitzen der Konflikte. Also ein Gesellschaftsroman, der seinen Namen verdient und stellenweise recht geistreich wirkt. V. E. S.

Rette sich, wer kann! Roman von Baron Otto Haan. (Graz. „Leykam.")

Ein leidenschaftlicher Protest gegen Überkultur, Luxus, Großstadtwesen und Decadence; vielleicht eine Art „Bekenntnisroman". Der Verfasser predigt den Segen des beschaulichen Landlebens — das durchaus nicht Askese bedeuten muß — und bekämpft den übersättigenden, vernichtenden modernen Kulturbetrieb in einem Buche, das, formell und künstlerisch gewertet, manche Schwächen und Mängel aufweist, aber durch den guten und sehr zeitgemäßen Zweck, dem es zustrebt, Beachtung und Anerkennung verdient. — Die Stimmen, welche eine vernünftige Rückkehr zur Natur fordern, mehren sich, und wenn sie nun auch aus spannenden Romanen erklingen, dürfen wir Hoffnung haben, daß sie endlich gehört und beherzigt werden. Schon oft gelang es der Literatur, neue Wege zu ebnen. L.

Die Sitten der Völker. Liebe, Ehe, Heirat, Geburt, Religion, Aberglaube, Lebensgewohnheiten, Kultureigentümlichkeiten, Tod und Bestattung bei allen Völkern der Erde. Bearbeitet auf Grund der Beiträge hervorragender Fachgelehrter von Dr. Georg Buschan. Erster Band mit 500 Abbildungen im Text, 11 farbigen Kunstbeilagen und 3 Kunstblättern in Doppeltondruck. (Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Im Aprilheft wurde das ausgezeichnete Buch (das auch in Lieferungen zu je 60 Pfennigen bezogen werden kann) bereits charakterisiert; nun liegt sein erster Teil vollständig vor. Er umfaßt die Völker Australiens, Ozeaniens und Asiens, und bringt eine überraschende Fülle von Material, das klar, übersichtlich und zwanglos verarbeitet ist. — Obwohl die Völkerkunde eine Wissenschaft von verhältnismäßig jungen Jahren ist, hat sie doch schon eine Menge hochinteressanter kultureller Tatsachen entdeckt und durchforscht, so daß ein Sammelwerk, dem Einzeldarstellungen zur Verfügung stehen, kaum über Stoffmangel klagen kann. Der Erdball wird tagtäglich durch die Vervollkommnung aller Verkehrsmittel kleiner und durch den Handel ist der Europäer, auch vom praktischen Standpunkt aus, gezwungen, sich umfassende Kenntnisse über jene fernen, fremden Rassen, Nationen und Völker anzueignen, mit denen er in mancherlei Verbindung tritt, und die er verstehen muß, will er Beziehungen fruchtbringend anknüpfen und pflegen. So ist das vorliegende Prachtwerk nicht nur eine Quelle der Unterhaltung für jene, die kulturelle Studien zum Vergnügen betreiben, sondern auch eine Art Handbuch für den Praktiker, der inmitten des Welthandels steht und positive Kenntnisse benötigt. Tief schürft es in Sitte und Unsitte und trachtet, die seltsamen Gebräuche, die das Leben eines Volkes beeinflussen, anschaulich zu schildern. Wo immer man den ersten Band aufschlägt, sei es, um sich über die Bewohner der Fidschiinseln oder Siams zu unterrichten, überall spricht eine sonderbare, eigenartige Welt zu uns, die wir bisher kaum ahnten. Die Erdkugel — für die meisten nichts anderes als ein die politischen Grenzen und Machtsphären bunt anzeigender Globus — belebt sich bei der Lektüre mit Menschen, mit charakteristischen Gestalten voll Ursprünglichkeit und ererbter Kultur. Ich möchte sagen, das Buch macht uns reicher, weil wir Andersgeartete verstehen, begreifen, erfassen lernen. — Den vorzüglichen Text unterstützen nicht weniger vorzügliche Illustrationen, der Natur mit Technik und Kunst abgerungen. So ergänzen Schrift und Bild einander zu staunenswerter Vollendung.

Moderne Annonce:

Großglockner A.-G.

Kauf — Verkauf — Umtausch von Bergen aller Art.

Kaufe ganze Gebirge.

Löse vom Glauben versetzte Berge aus.

Bester Zahler Bochums.

* * *

Eigene Abteilung für **Familien- und Beamten-** ∴ ∴ ∴ **berge** gegen bequemste **Teilzahlungen.** ∴ ∴ ∴

Von Mk. 27.— p. m. an kann jeder seinen eigenen Berg erwerben. Das peinliche Gefühl, auf fremden Bergen herumklettern zu müssen, ist man dann für immer los.

* * *

Suche gegenwärtig eine **Partie Kalkalpen** eventuell ∴ ∴ ∴ ∴ romantische **Dolomitenpartie.** ∴ ∴ ∴ ∴

Karte genügt. — Komme sofort.

Telegrammadresse: Bochglockner.

NB. Die Preise verstehen sich netto Seehöhe.

ppa. Schnidibumpfel.

(„Muskete.")

Bosheit. „Ach wie viele werden todunglücklich sein, wenn ich nun heirate?" — „Ja, wieviel willst du denn heiraten?" („Meggendorfer.")

Bücher

Österreicher. Ein Roman aus dem Jahre 1866 von Robert Hohlbaum. (Leipzig. L. Staackmann.)

A la bonheure — lieber Hohlbaum! Sie haben ja die künstlerische Meisterprüfung erstaunlich schnell bestanden! Bringen uns da in wohlgeglätteter, lichternder Sprache mit viel Können, Geschick und Verstehen ein ganz köstliches, lebensprühendes sechsundsechziger Buch, und erobern sich damit zu allererst unserer vornehmsten Verlage einen! Werden sich aber mehr erobern! Werden sich eine große Gemeinde gewinnen, die an Sie glaubt, die sich Ihres Künstlertums ehrlich freut und Ihnen dankt, daß Sie in die Krone unseres österreichischen Dichtertums einen neuen würdigen Stein gestiftet haben. Die Ihnen dankt, daß Sie immer die Jugend besingen und die Freiheit und das Männliche und die Kraft, und daß Sie durch all den Ernst hin so manches Mal neckisch ein Sonnenlichtlein Lachen huschen lassen! Dieser Frauenvereins-Tee, diese verungeheuerlichte Preußenangst, die Sprößlingsfreude des Herrn Sauer, die Schlachtenwatschen des Försters Nestes, die seltsame Cholerabeschwörung Onkel Sebastians u. a. m. — sind das nicht hocherquickliche Sachen?! Oder der Regimentsarzt Behrens — ist der nicht ein entzückender Kerl?! Und die beiden Holm?! Und die Tildi?! Und die Mutter Holm, diese liebe, rührende Seelengröße?!

Sein „Ewiger Lenzkampf" bereits hat unsere Hoffnungen erweckt. Nun aber sind wir zuversichtlich geworden und wissen, daß das sprühende Jungherz dieses Dichters reich ist und blühend und keimfroh und daß er des stolzen Reigens einer ist, die unsere Kraft in die Welt künden, die Kraft Jung-Österreichs!

K. D. Zwerger.

Töchter. Ein Wiener Roman von Karl Adolf. (Wien u. Leipzig. Deutsch-Österreichischer Verlag.)

Wieder einmal ein „Wiener Roman", aber diesmal, Gott sei Dank, keiner von den viel zu vielen, mit der typischen „Wiener Note" und dem üblichen Heurigen-Dulliöh, sondern ein urwüchsiger, dessen Gestalten der Verfasser aus den Kreisen der angestammten Fiaker und Hausmeister herausriß. Der „Kellerlacher", die „Standratschen", der Herr Müller und wie sie alle heißen, sind echte, lebenswarme Men-

Singvögel.

Nehmt mir die Fron ...

Nehmt mir die Fron und ich geb euch ein Lied,
Das euch die Herzen wie Jubel durchzieht,
Das euch umflammt wie ein brausendes Fest,
Dran ihr die Sorgen der Tage vergeßt!

Nehmt mir die Fron und ich geb euch ein Lied,
Daß euern Seelen so wunders geschieht,
Als wär's einer Erde Leidelegie,
Und ihr weint und weinet, und wißt nicht, wie!

Nehmt mir die Fron und ich geb euch ein Lied,
Das euch zu Sternen und Himmeln zieht!
Nehmt mir die Fron, meine kleinliche Fron,
Und wisset, daß ich euch königlich lohn!

K. Dankwart Zwerger.

Müde.

Der braune Hain mit Birken weiß bestämmt,
Schleicht trüb zur öden Talesmulde hin,
Vom Sturm des letzten Hauptschmucks schon entkämmt,
Und legt des dürren Laubes müden Kranz
Am Fuß des Hanges auf die Matten nieder,
Die graubereift in kaltem Nebelglanz
Noch bergen still die bunten Frühlingslieder ...
Des halberstorbnen Baches Murmeltraum
Lullt zwischen Haselreis und Erlenbaum.

Hans Baer.

Mein Karntn.

Mei Karntn is schean
Und dö Leut sein kammod,
Sein Berg da und Ebnen,
Is an Scheanheit ka Not.

Mei Karntn is schean,
Hab's scha sakrischa gern;
Hat Berg und hat Grean,
I hab's halt so gern.

Mei Karntn is liab,
Is kloan und do groß,
Mei Aug werd schnell trüab,
Wenn i die Grenzn verlaß.

Mei Karntn is schean,
Is a wunderscheans Land,
Hat Berg und hat Grean,
Is weithin bekannt.

Bin stolz auf mei Hamat,
Wohl, wohl richte wahr.
I liab warm mei Hamat,
Wohl, wohl richte wahr.

L. Ginhart.

Lustige Zeitung.

Im Aufzuge des Hotels, worin ich wohne, sind in Goldbuchstaben ausschließlich folgende zwei Inschriften angebracht:

Luncheon 11 to 2 o'clock p. m.
dinner 5 to 8 o'clock p. m.

Déjeuner de 11 à 2 heures
diners à part de 5 à 8 heures.

Im Aufgang nach dem ersten Obergeschoß befindet sich ein großes Fenster mit reicher Kunstverglasung. Es enthält die Inschrift:

Deutsche Art Gott bewahrt.

(„Jugend.")

Nach dem Interessanten und Schönen des ersten Teiles ist man auf den zweiten, den Schlußband, der sich unserer eigenen Zivilisation nähert, doppelt gespannt. V. E. S.

Junge Augen. Novellen von Karen Ewald. (Frankfurt a. M. Ruetten u. Loening.)

Die Erzählung, die dem Bändchen seinen Namen gibt, ist zugleich auch die umfangreichste und bedeutendste. Überhaupt sind es Geschichten aus den Entwicklungsjahren junger Mädchen, voll von feinen Beobachtungen, innerlichem Forschen und Seelengrübelei. Dennoch niemals verletzend (obschon die Stoffe manchmal Grenzen streifen) und nur hie und da hätte ein geschmackvoller Federstrich eine Härte mildern können. Psychologen werden aus dem Buch manches dazu lernen. Der Verfasser blickt seinen Gestalten — wirklichen Menschen — durch und durch. Ob jedermann solche durchdringende Blicke zu schätzen weiß?! Jedenfalls sind die „Jungen Augen" sehr ernst zu nehmende künstlerische Offenbarungen. P. L. M.

Sagen aus Kärnten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Georg Graber. (Leipzig. Dietrichscher Verlag.)

Es ist ein höchst dankenswertes Unternehmen, einem Lande eine solch erschöpfende Fülle (über 600!) heimatlicher Dokumente zu bewahren. Welch gewaltiger Fleiß, welch tiefe Liebe, welch dauerndes Verdienst ruht doch in diesen Blättern! Und wie herrlich brauchbar ist dies Buch angeordnet! Nicht nur, daß die inhaltlich verwandten Sagen zusammengeschlossen erscheinen, bieten auch Ortsverzeichnis und Quellennachweis eine willkommene Ergänzung. Es ist eine Freude, in dem Buche zu blättern, sich da und dort was herauszuholen und überall den warmen Odem eines kernigen, deutschen Geschlechtes zu verspüren! — Hoffen wir, daß die maßgebenden Kreise ihre Dankespflicht an den Herausgeber nicht verabsäumen und daß insbesondere die Schulen aller Art eine möglichst große Verbreitung als Ehrensache betrachten! Denn auch dem mutigen Verlage gebührt aufrichtiger Dank! K. D. Z.

Tragödien des Lebens. Südamerikanische und deutsche Erzählungen von L. Rosenthal. (Leipzig. G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung.)

Auch dieses Buch des bekannten Verfassers, der ganz oder zur Hälfte Erlebtes erzählt, hat die ihm eigenen Vorzüge: Lebendigkeit, Spannung und Anschaulichkeit. Der Leser reitet gewissermaßen neben den Gestalten des Schilderers durch die südamerikanische Herrlichkeit und genießt die wunderbare Phantastik und Romantik des Neulandes, in dem alles brodelt und brandelt, Liebe und Haß, Heldentaten und Verbrechen. — Vielleicht können wir im nächsten „Heimgarten"-Heft eine Probe daraus bringen. P. L. M.

Serbisches Rotes Kreuz während der Balkankriege 1912/13. Ein Erinnerungsblatt von C. Sturzenegger. Mit über 100 Originalaufnahmen der Verfasserin. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Die Verfasserin, die nun im gleichen Verlage als Jubiläumsschrift zum 25jährigen Bestande des Internationalen Roten Kreuzes und der Genferkonvention auch eine interessante Broschüre über den Begründer Henri Dunant (nebst einem übersichtlichen Tätigkeitsbericht) hat erscheinen lassen, bietet auf knapp 130 Seiten Erlebnisse und Beobachtungen aus serbischen und fremdstaatlichen Hospitälern in Belgrad, die vielleicht — audiatur et altera pars! — unter ähnlichen und umfangreicheren Darstellungen gerade deshalb Beachtung verdienen, weil sie von all den (sonst gemeldeten) gräßlichen Grausamkeiten einer serbischen Soldateska nichts zu erzählen wissen, also in gewissem Sinne eine Abschwächung bilden. Zweifellos aber hat das serbische Volk (dem die Blätter gewidmet sind) allen Grund, der Verfasserin zu danken.

K. D. Zwerger.

Taschenbuch der Luft-Flotten mit besonderer Berücksichtigung der Kriegs-Luftflotten. 1. Jahrgang 1914. Mit teilweiser Benützung amtlicher Quellen, herausgegeben von F. Rasch, Generalsekretär des deutschen Luftfahrerverbandes, und W. Hormel, Kapitänleutnant a. D. Mit 545 Bildern und Skizzen. (München. J. F. Lehmann.)

Das Werk bringt zuerst eine Liste der Luftfahrzeuge, dann ihre photographischen Aufnahmen nebst Konstruktionsskizzen. Die Schattenrisse aller verschiedenen Luftschiffe ermöglichen die Bestimmung eines jeden Fahrzeugs. Eine vergleichende Statistik zeigt, daß Deutschland weitaus die leistungsfähigsten Luftschiffe besitzt. Der Kubikmeter-Inhalt der deutschen Luftflotte beträgt 244.100 Kubikmeter, der französischen 116.600, der italienischen 71.265, der englischen 25.000 und der österreichischen nur 15.900.

Ein Verzeichnis aller Luftschiffe nebst Angabe über Verwendung und Untergang und eine Liste der Luftschiffhallen nebst Abbildungen derselben bilden den Schluß des ersten Teiles.

Hierauf wird eine Übersicht über die militärische Verwendung der Flugzeugtypen in den verschiedenen Staaten gegeben, der sich eine ausführliche Liste sämtlicher Flugzeuge aller Staaten anschließt. Land- und Wasserflugzeuge sind gleichermaßen berücksichtigt und in Photographien, denen eine Skizze von oben, von der Seite und von vorne beigegeben ist, dargestellt.

schen ohne falsche Übertünche; und dann die Töchter selbst: Tini, Poldi, Anna, Mizl, Reserl . . . Schicksale! Natürliche, selbstverständliche, ungeschminkte Schicksale. — Das Buch ist eine vorzügliche Leistung, nicht nur eine verheißungsvolle Talentprobe — trotz mancher romantechnischer Mängel, die ich nur deshalb erwähne, weil sie zuweilen stören. Gut, der Verfasser tritt mit Reflexionen persönlich hervor: das ist veraltet, gleichwohl nicht durchaus abzulehnen, nur müßte er eine andere Form dafür wählen; keine überlegen-lehrhafte, sondern etwa die meisterliche, alles verstehende und alles verzeihende eines Thackeray. Humor und Lebenserfahrung besitzt Karl Adolf dazu genügend, er scheint das Zeug zu einem eigenartigen Schriftsteller zu haben und nur noch eines gewissen letzten Schliffes zu bedürfen.

Man wird sich den Autornamen merken müssen — und wird sich ihn gern merken.

H. L. R.

Ihr schlechter Ruf. Roman von Marie-Madeleine. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Olga v. Geltin, die Braut des Oberleutnants v. Melzow, wird unversehens von einem Kameraden ihres Verlobten geküßt; da kommt es dann — auf Umwegen — zu einem Duell zwischen den Offizieren, das verhältnismäßig unschuldig verläuft, aber der Frau, „für die sich zwei schossen", haftet ein schlechter Ruf an, dem sie und ihr Gatte (das Brautpaar heiratete nach einer geziemenden Frist) vergeblich zu entfliehen trachten. Es gibt Aufregungen und Spannungen, scheinbar zerschellt die Ehe an dem mitleidslosen Tratsch, aber zuguterletzt wird beinahe alles wieder aufs beste eingerenkt. — In dem Buche stecken viel Unmöglichkeiten, Konventionalismen und herausgearbeitete Sensationen, doch weist es die bekannten Vorzüge Marie-Madeleines auf: Scharfe Charakteristiken, eine gelungene Milieuschilderung und ein atemraubendes Zuspitzen der Konflikte. Also ein Gesellschaftsroman, der seinen Namen verdient und stellenweise recht geistreich wirkt.

V. E. S.

Rette sich, wer kann! Roman von Baron Otto Haan. (Graz. „Leykam.")

Ein leidenschaftlicher Protest gegen Überkultur, Luxus, Großstadtwesen und Decadence; vielleicht eine Art „Bekenntnisroman". Der Verfasser predigt den Segen des beschaulichen Landlebens — das durchaus nicht Askese bedeuten muß — und bekämpft den übersättigenden, vernichtenden modernen Kulturbetrieb in einem Buche, das, formell und künstlerisch gewertet, manche Schwächen und Mängel aufweist, aber durch den guten und sehr zeitgemäßen Zweck, dem es zustrebt, Beachtung und Anerkennung verdient. — Die Stimmen, welche eine vernünftige Rückkehr zur Natur fordern, mehren sich, und wenn sie nun auch aus spannenden Romanen erklingen, dürfen wir Hoffnung haben, daß sie endlich gehört und beherzigt werden. Schon oft gelang es der Literatur, neue Wege zu ebnen.

L.

Die Sitten der Völker. Liebe, Ehe, Heirat, Geburt, Religion, Aberglaube, Lebensgewohnheiten, Kultureigentümlichkeiten, Tod und Bestattung bei allen Völkern der Erde. Bearbeitet auf Grund der Beiträge hervorragender Fachgelehrter von Dr. Georg Buschan. Erster Band mit 500 Abbildungen im Text, 11 farbigen Kunstbeilagen und 3 Kunstblättern in Doppeltondruck. (Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Im Aprilheft wurde das ausgezeichnete Buch (das auch in Lieferungen zu je 60 Pfennigen bezogen werden kann) bereits charakterisiert; nun liegt sein erster Teil vollständig vor. Er umfaßt die Völker Australiens, Ozeaniens und Asiens, und bringt eine überraschende Fülle von Material, das klar, übersichtlich und zwanglos verarbeitet ist. — Obwohl die Völkerkunde eine Wissenschaft von verhältnismäßig jungen Jahren ist, hat sie doch schon eine Menge hochinteressanter kultureller Tatsachen entdeckt und durchforscht, so daß ein Sammelwerk, dem Einzeldarstellungen zur Verfügung stehen, kaum über Stoffmangel klagen kann. Der Erdball wird tagtäglich durch die Vervollkommnung aller Verkehrsmittel kleiner und durch den Handel ist der Europäer, auch vom praktischen Standpunkt aus, gezwungen, sich umfassende Kenntnisse über jene fernen, fremden Rassen, Nationen und Völker anzueignen, mit denen er in mancherlei Verbindung tritt, und die er verstehen muß, will er Beziehungen fruchtbringend anknüpfen und pflegen. So ist das vorliegende Prachtwerk nicht nur eine Quelle der Unterhaltung für jene, die kulturelle Studien zum Vergnügen betreiben, sondern auch eine Art Handbuch für den Praktiker, der inmitten des Welthandels steht und positive Kenntnisse benötigt. Tief schürft es in Sitte und Unsitte und trachtet, die seltsamen Gebräuche, die das Leben eines Volkes beeinflussen, anschaulich zu schildern. Wo immer man den ersten Band aufschlägt, sei es, um sich über die Bewohner der Fidschiinseln oder Siams zu unterrichten, überall spricht eine sonderbare, eigenartige Welt zu uns, die wir bisher kaum ahnten. Die Erdkugel — für die meisten nichts anderes als ein die politischen Grenzen und Machtsphären bunt anzeigender Globus — belebt sich bei der Lektüre mit Menschen, mit charakteristischen Gestalten voll Ursprünglichkeit und ererbter Kultur. Ich möchte sagen, das Buch macht uns reicher, weil wir Andersgeartete verstehen, begreifen, erfassen lernen. — Den vorzüglichen Text unterstützen nicht weniger vorzügliche Illustrationen, der Natur mit Technik und Kunst abgerungen. So ergänzen Schrift und Bild einander zu staunenswerter Vollendung.

Aus hellen Quellen. Gedichte von Wilh. Neuhaus. (Hersfeld. M. Westphalsche Buchhandlung.)

Deutsche Volkslieder aus Österreich. Herausgegeben vom Deutschen Volksgesangverein in Mödling. Heft 2: a) Dirndle, geh nit so schnell! b) s Talerl. Beide Lieder aus Annaberg in Niederösterreich, für Männerchor gesetzt von Peter Herzog. Heft 3: a) Ham mir nöt viel... b) Wia schean draht sie de Glocknkuah... c) Schö langsam muaßt einspann... Für Männerchor gesetzt von Karl Liebleitner. (Verlag des Deutschen Volksgesangvereines Mödling. In Kommission bei Adolf Robitschek, Wien, I., Graben 14.)

Von M. Rusko-Hamada erschienen im Verlag Lorenz, Salzburg, zwei Hefte Gedichte: **Orgelkläuge** und **Sternschnuppen.**

Vierzehn Briefe Christi. Ein Geburtstagsgeschenk für seine Abteilung, Ernst Haeckel. Vom Besitzer des Kabaretts „zur blauen Milchstraße". (Berlin-Gehlendorf. Verlag der Tagebücher, Architekt J. Baader.)

Aus Natur und Geisteswelt: **Das deutsche Volkslied.** Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. Fünfte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Die Post in der deutschen Dichtung. Herausgegeben von Ernst Kießkalt, K. Postsekretär. (Straubing. A. Attenkofersche Verlagsbuchhandlung.)

Mein Österreich, Mein Heimatland. Illustrierte Volks- und Vaterlandskunde des Österreichischen Kaiserstaates. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben und redigiert von Siegmund Schneider, nach dessen Tode fortgeführt von Prof. Dr. Benno Imendörffer. Mit vielen Kopfleisten, 24 Farbentafeln, 8 Duplextafeln, 24 Doppeltontafeln und über 1300 Abbildungen. Band 2. (Wien. Verlag für vaterländische Literatur. G. m. b. H.)

Dr. K. Döbereiner. **Medizinisches Hauslexikon** der Krankheiten des Menschen und der dagegen anzuwendenden Mittel. Mit besonderer Berücksichtigung der bewährten Volks- und Hausmittel allen Familien leichtverständlich dargestellt. Mit 18 Tafeln Abbildungen. (Wiesbaden. E. Abigt.)

Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung. Eine Anleitung zum rationellen Denken von Med.-Dr. A. Lorand. (Leipzig. Dr. Werner Klinthardt.)

Blutkreislauf und Arteriosklerose. Ein Vortrag, gehalten in der Wiener „Urania" von Prof. Dr. Adolf v. Strümpell, Leipzig. (Wien u. Leipzig. Hugo Heller u. Co.)

Erziehungskunst. Von Christine von Thaler. (Wien u. Leipzig. A. Hartleben.)

Naives Zeichnen für Kinder. Von W. Schneebeli. [Heft 62 der Sammlung Zeichenkunst.] (Ravensburg. Otto Maier.)

Das geschlechtliche Problem in der Jugenderziehung. Sexuelle Erziehung und sexuelle Belehrung in Haus und Schule. Von E. Peters, I. Vorsitzenden des Deutschen Bundes für Regeneration. (Berlin-Steglitz. Verlag „Kraft und Schönheit".)

Kurze Aufklärung über Wesen und Ziel des Pazifismus. Von Dr. h. c. Alfred H. Fried. (Berlin u. Leipzig. Verlag der „Friedens-Warte".)

Das Geheimnis Duinos. Von Dr. Raimund Müller, Wien. Sonderabdruck aus der „Deutschen Heimat", Jahrgang 9, Heft 3 u. 4. (Selbstverlag.)

Katechismus der Bücherei. Von Dr. Paul Ladeweg. (Leipzig. Ernst Wiegandt.)

Die Balkongärtnerei in ihrem ganzen Umfange. Praktische Anleitung zum Schmucke der Balkone und Fenster mit Blumen, sowie die Pflege derselben. Von Paul Juraß, Obergärtner. Vollständig neu bearbeitet, verbessert und vermehrt von Johs. Schneider, Chef-Redakteur des „Lehrmeister im Garten und Kleintierhof", in Leipzig. 2. Auflage. (Wiesbaden. Rud. Bechtold & Comp.)

Wie werde ich zuständig? Die Vorschriften über das Heimats- und Staatsbürgerrecht. Erläuterungen zu den Gesetzen samt Gesuchsformularien. Von Dr. Fritz Winter. Heft 3 u. 4 der Sammlung „Praktischer Führer durch die österreichische Gesetzgebung". (Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co., Wien, VI., Gumpendorferstraße 18.)

Aufruf.

Gründung einer Dürerbund-Arbeitsstelle für Österreich.

Von den Wiener Mitgliedern des Dürerbundes ist im Einverständnisse mit der Dresdener Hauptleitung eine zentrale Arbeitsstelle für Österreich ins Leben gerufen worden. Die Arbeitsstelle ist als Verbandsverein des Dresdener Bundes organisiert, so daß die Mitglieder nach wie vor der Dresdener Hauptleitung angeschlossen bleiben.

Eine Liste der Luftschiff- und Flugzeugmotore gibt in Verbindung mit den vorzüglichen Abbildungen ein klares Bild über die Verwendung und Leistungsfähigkeit der verschiedenen Motoren.

Als interessante Kapitel seien noch erwähnt: Drachenballone, Fesselballone, Artillerie zum Kampf gegen Luftfahrzeuge, Organisation des Militär-Luftfahrwesens, Luftgesetzgebung u. s. w. V.

Vom neuen Glauben. Bekenntnis der Deutschen Erneuerungs-Gemeinde. (Leipzig. „Hammer"-Verlag. 1914.)

Für Leute, die aus irgendwelchen Gründen um ihre Religion gekommen sind und doch wieder eine haben möchten, kann dieses Buch ein Wegweiser sein. Aber auch nicht mehr, gehen muß den Weg jeder selber. Es kann sich in solchen Dingen immer nur um ein inneres Erwecken handeln, nie um Erneuerung, die von außen kommt. Eine solche ist der Mörtel, der stets abfällt, wenn das Mauerwerk schüttert.

Weltgeschichte, begründet von H. F. Helmolt, herausgegeben von Arm. Tille. Zweite, neubearbeitete Auflage, 3. Bd. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1914.)

Den jüngst an dieser Stelle besprochenen zwei ersten Bänden der Neuauflage dieses vorzüglichen Weltgeschichtswerkes ist rasch der dritte Band gefolgt, der Afrika, die Pyrenäenhalbinsel und Altgriechenland behandelt. Auch hier sind fast alle Abschnitte auf Grundlage der neuesten Forschungen neu bearbeitet, und zwar von den ausgezeichnetsten Vertretern ihres Faches, wenn auch, da leider viele der Verfasser der ersten Auflage inzwischen aus dem Leben geschieden, durch andere treffliche Kenner. So hat Afrika Dr. A. Schachzabel der Bearbeitung unterzogen, Nordafrika allein Dr. H. Grothe und Ägypten Dr. Karl Dyroff neu bearbeitet, die Mittelmeervölker wurden von Karl Weyerdt, Griechenland erscheint von Prof. R. v. Scala behandelt. Überall ist auch das ethnographische Element in den Vordergrund gerückt und wir lernen die Geschichte der Erforschung der betreffenden, in der jüngsten Zeit so vielfach neu erhellten Gebiete kennen, woran sich dann die eigentliche historische Darstellung schließt. Auch dieser Band ist mit schwarzen und vorzüglich ausgeführten farbigen Illustrationen reich versehen, so z. B. mit der wertvollen Wiedergabe ägyptischer Wandgemälde in ihrem eigenartigen Farbenschmucke. Neue Karten in der bekannten trefflichen Ausführung der Verlagsbuchhandlung bilden eine weitere wichtige Beigabe des schönen Bandes, dem am Schlusse auch die reiche Angabe von Quellenwerken und das bei jedem historischen Buche so unentbehrliche genaue Register angefügt erscheinen.

Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

Im Schiffmeisterhause. Roman von Karl Bienenstein. (Leipzig. Grethlein & Co. G. m. b. H.)

Der Friedensverein. Eine kriegerische Geschichte von Ludwig Huna. Mit 15 Federzeichnungen von Gino v. Finetti. (Leipzig. Grethlein & Co.)

O Straßburg .... Roman aus dem modernen Elsaß von Christiane Ratzel. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.)

Ich hatt' einen Kameraden. Roman von Christiane Ratzel. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.)

Keim Kichers. Eine Hamburger Geschichte von Adalbert Meinhardt [Marie Hirsch]. (Leipzig. Hesse u. Becker.)

Die junge Margarete Haller. Novellen von Thusnelda Kühl. (Dresden u. Leipzig. E. Pierson.)

Aus dumpfer Zeit. Eine Geschichte von 1912. Von A. Jungsohn. (Zittau. Fiedlers Antiquariat Johs. Klotz.)

Neue Märchen aus alter Zeit. Neun Erzählungen aus der Geschichte Mecklenburgs. Von Arnold Schneider. (Plau. Louis Hancke.)

Das letzte Stündlein des Papstes. Umbrische Reisegeschichtlein von Heinrich Federer. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Hoflicht. Eine schweizerische Soldatengeschichte von Johannes Jegerlehner. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Aus dem Tagebuche eines Sportmillionärs. Erzählung aus dem Pariser Sport- und Nachtleben von *** (Dresden u. Leipzig. Verlag „Die Sonne".)

Alban Stolz und die Schwestern Ringseis. Ein freundschaftlicher Federkrieg. Herausgegeben von Alois Stockmann S. J. (Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung.)

Lyrischer Spiegel. Neue Gedichte von Josef Kitir. (Wien. Paul Knepler. Wallishaussersche k. u. k. Hofbuchhandlung.)

Der Lyriker Josef Kitir. Ästhetische Studie von Eduard Golias. (Wien. Paul Knepler. Wallishaussersche k. u. k. Hofbuchhandlung.)

Trutzfanfaren. Gedichte von Heinrich Gutberlet. (Leipzig. Frankenstein und Wagner.)

Duri 's Innviertl. Ein heimatlicher Sang in oberösterreichischer Mundart. Von Carl Achleitner. (Im Selbstverlag.)

Das Leben in der Hölle. Eine humoristische Phantasie von Gustav Cohen. (Dresden. E. Pierson.)

Weltanschauung, Begriffe und Ideen. Philosophisches Gedicht eines Ingenieurs. Von Hermann Bohle. (Dresden. Belletristische Verlagsanstalt „Die Sonne".)

Aus dem Berghause. Eine Sammlung von Gedichten, Aufsätzen, Skizzen usw. von Viktor Beran. (Leipzig. W. Härtel & Co. Nachf.)



11. Heft   August 1914   38. Jahrg.

Erzherzog Franz Ferdinand †

Am 28. Juni tötete in Sarajevo ein serbischer Verschwörer meuchlings unseren Thronfolger und seine Gemahlin, die Frau Herzogin Sophie von Hohenberg. Die empörende, unselige Tat kann Folgen haben, die sich heute noch nicht übersehen lassen.

Erzherzog Franz Ferdinand war eine bestimmte, zielsichere und pflichttreue Persönlichkeit, ein Mehrer und Förderer unserer Wehrmacht, die in ihm ihren besten Freund betrauert.

Der Meuchelmord muß vielen, die bisher blind waren, über manche Erscheinungen im öffentlichen Leben der Monarchie die Augen öffnen. Die Tat soll ein Zeichen und eine Warnung sein.

Wir Deutschen aber scharen uns wiederum, wie schon so oft, um unseren greisen, hartgeprüften Kaiser zum Schutz des alten Habsburgerreiches, das nie vergessen kann, durch wessen Volkes Kraft und Treue es geschaffen wurde und erhalten wird.

Der Dürerbund ist eine Schöpfung von Dr. Avenarius und hat in den zehn Jahren seines Bestehens auf den verschiedensten Gebieten eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit entfaltet, die ihm sowohl im Deutschen Reiche wie in Österreich Tausende von Anhängern zugeführt hat. Sein Ziel ist die Gewinnung und Pflege einer nationalen Ausdruckskultur in Kunst und Schrifttum, Bauten und Gewerbe-Erzeugnissen, auf der Bühne und im Vereinsleben, in Sitte und Verkehr. Diesem Zwecke dienen außer praktischen Veranstaltungen aller Art, insbesondere die mehr als hundert Flugschriften, die der Bund hat ausgehen lassen und die die weiteste Verbreitung gefunden haben: über Heimatschutz in Stadt und Land, über Denkmalpflege, Dorfkunst, Wohnungskultur, Wandbilder, Hausgärten, Theaterstücke für Dilettantenbühnen, Volkskonzerte, Jugendwanderungen usw.

Die Arbeitsstelle wird die Arbeit des Dresdener Brudervereines dahin ergänzen, daß sie durch sachverständige Beratung durch Wanderausstellungen, Verleihen von Vorbildern, Vermittlung von Bezugsquellen sowie durch Vorträge und ähnliche Veranstaltungen die Dürerbundbewegung in Österreich vertieft und deren Freunde zu gemeinsamem Vorgehen zusammenführt.

In den Vorstand der Dürerbund-Arbeitsstelle wurden gewählt die Herren: Oberrechnungsrat Theodor Antropp, Prof. Dr. Richard Batka, Generalsekretär des Heimatschutzvereines Prof. Dr. Karl Giannoni, Prof. Ferdinand Gregori, Prof. Dr. Alfred Laßmann, Fachlehrer Josef List, Sektionsrat Max v. Millenkovich-Morold, Universitätsdozent Dr. Walter Schmied-Kowarzik und Hofrat Dr. Adolf Vetter, Direktor des k. k. Gewerbeförderungsamtes.

Alle Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Vorsitzenden Herrn Dr. Schmied-Kowarzik, Wien. VIII., Lerchengasse 22.

Postkarten des „Heimgarten"

Dr. W. W., Nürnberg. Sie beklagen sich, daß ich den Empfang Ihres mir zugeschickten Gedichtebuches nicht dankend bestätigt hätte. „Jeder Fürst", sagen Sie, „dankt höflich für solche Sendungen". Sie werden da wohl recht haben. Aber bedenken Sie: Nicht „jeder Fürst" bekommt so viele Bücher zugeschickt, als unsereiner, und nicht „jeder Fürst" hat seine Schreibereien persönlich zu besorgen. R.

Lieber Sh.! Du wirst Dich doch nicht über die Besprechung meines Romans „Der Golfstrom" im 1. Maiheft des „Merker" aufregen! Was ist denn weiter daran? Ein anonymer (!) Kritikus ärgert sich über das Buch, verreißt es, entstellt ein bißchen und läßt sich durch seine Gehässigkeit zu etlichen Unanständigkeiten verleiten.

Freilich, daß er den „Golfstrom" eine Art Nachahmung von Kellermanns „Tunnel" nennt, ist eine Unverschämtheit. Um so etwas zu behaupten, muß man Beweise haben. Die hat der Anonymus aber nicht, kann sie nicht haben, denn der „Tunnel" erschien im Frühjahr 1913 als Buch und der „Golfstrom" wurde im Frühling 1912 geschrieben und begann im Oktober 1912 im „Heimgarten" zu laufen. Nach dieser Feststellung wollen wir uns mit dem Rezensenten, der so tapfer seinen Namen verschweigt, nicht weiter beschäftigen. Herzlichen Gruß! H. L. R.

Berichtigungen.

Das im Aprilhefte des „Heimgarten" angezeigte Balladenbuch „Runen" (Leipzig. Otto Hillmann) ist von **C.** Spielmann.

Im Aufsatz „Die Väter des Steiermärkers" (Maiheft) muß es Seite 694, zwölfte Zeile von oben, statt 1669 richtig **1469** heißen.

(Geschlossen am 20. Juni 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **H. Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

ehrfürchtigen Wisch; gib den Wein her, Paterl. Kornett, komm da herzu. So, und jetzt Vivat auf alle Reitersleut', die weit weg vom Oberkommando seind!"

Der schlanke, kleine, braune Kapitänleutnant steht auf, hebt den Becher und reckt beide Arme empor. Rot leuchtet der weiße Waffenrock im Feuer. Er trinkt seinem Pater zu und dem langen treuen, stupidblonden Kornett, dann geht er zu den Reitersleuten. „Trinkt's Kinderln, es ist Wein aus türkischer Hand, das ist was Seltenes."

Die Reiter lachen und sehen ihren lebendigen kleinen Kapitänleutnant beinahe verliebt an. Dieser Claudio de Runieri mit seinen unruhig springenden, schwarzen Augen erinnert sie an den Eugenio seligsten Angedenkens. Immer tut er, was keiner denkt und keiner wagt, und alles gelingt ihm. Und dann ist er von kaiserlichem Blut: um so schöner, weil's illegitim ist. Geheimnisvoll erregt ist alles um ihn; die Karabiniers nennen ihn den verzauberten Prinzen und möchten ihm die Stiefel küssen.

„Fein war's, ihr Leut'. Was!? Herrgott, Kerls, ihr habt gebrüllt vor Freude, daß es despektierlich war, wie uns der Wallis an der Temeschbrucken als linke Flanken der Nachhut abkommandiert hat. Und bravuros seid ihr über die Sibniza geschwommen und das heimliche kleine Türkenlager auf der Dotschanskainsel habt ihr zersprengt wie ein Pulverfäßl! Seid auch reich worden dabei. Wachtmeister, ja wo hast du denn deine goldene Ketten?"

Der kleine dicke Wachtmeister drehte sich verlegen zur Seite.

„Aha, die schöne Walachenwirtin aus Beschanja", lachte der von Runieri. „Und du, Korporal? Und du, Osterhas, und du, Lötzele? Häberle? Alles verklopft? Ja, habt ihr denn eure sparsamen Schwabennaturen verloren? Glaubt's, ich kann euch alle Tage ein Türkenlager erobern? Den Makosch und den Berenyi frag' ich gar nit, das sein Madjaren, die halten's Geld wie der Futtersack das Wasser. Also alles verjubelt — grad' so wie ich selber . . . Eine schöne Bagaglia seid ihr. Jetzt ist das einzige, was wir noch haben — der Zigeuner, den ich von dem türkischen Galgen abgeschnitten hab'. Na, komm her, Ziganj. Trink auch eins."

Die Reiter lachten, daß es kollerte. Seit langem wurde in der österreichischen Armee zum erstenmal gelacht. — Aber drüben, jenseits der Save begannen bald hernach die Türken mit ihrem allnächtlichen Singen. Der Osthauch trug die ferne Weise übers breite düstere Wasser, halb verloren. Ein bekanntes Hohnlied auf den Kaiser.

Und gleich schwiegen die Reiter. Der Kapitänleutnant von Runieri erblaßte. „Leut'", sagte er dann, „ist das zum Aushalten?"

*
* *

Der Ritt in die Ewigkeit.

Novelle von **Rudolf Hans Bartsch.** Nachdruck verboten.

Wolkig, schwül und ungewiß ist die Sommernacht an der Save. Wie beklemmend das ist: auf verlorenem Vorposten dem Türken gegenüber zu lauern, einen gemessenen Befehl über die unbändigen jungen Seelen geschnürt. Nicht durchs Wasser schwimmen! Nicht mucken, heimlich sein und beobachten, so hat's der Feldmarschall befohlen. Ja, der, der nach jedem Siege, den die österreichischen Reiter erfechten, den Rückzug antritt. Nach jedem!

Lagerfeuer und Sommernacht ... Wie schön könnt' es sein, wenn Exzellenz und Durchlaucht Eugenio Generalissimus mit seiner Feuerseele da hinten in Semlin Pläne ausarbeiten tät! Der ist seit drei Jahren tot, und man hat ohne den Einzigen mit den Türken anbinden wollen; nun triumphieren sie und Österreich ist in Schande.

Ein Mann, ein einziger kleiner Mann ist gestorben, und Kaiser und Reich sind verhöhnt. Der große, schöne, aufgeblasene Wallis, Jugendfreund der Majestät, kommandiert wie ein Würgengel und führt Krieg gegen die eigenen Generals und Truppen. Die Türken singen und lachen dort hinter der Save bis in die tiefe Nacht. Man hört sie herüber. Ihre Zeit geht hoch und herrlich. Und die österreichischen Reiter singen nicht; — am wenigsten das verschollene Lied vom edlen Ritter. Wallis ärgerte sich, wenn er's hörte, und dem jungen Blut drückte es ohnedem das Herz ab, sängen sie's.

Lagerfeuer und Sommernacht!

Die Karabinierkompagnie, die zu den Palffyküraſſieren gehört, hat's noch am besten. Weit weg vom Elend des zerfahrenen Hauptquartiers darf sie, anderthalb deutsche Meilen von Semlin südwärts gegen die Save hinaufgeschoben, die äußerste Flanke des Römerschen Reiterdetachements decken, dort, wo sich der Strom an der großen Zigeunerinsel teilt.

„Gott sei Dank! Allein, immer allein seit dem Rückzug von Pantschowa. Geh, Pater Alois, dreh den Kukuruz über den Kohlen um, er wird schon ganz braun."

Der Feldpater seufzt. „Runieri, darf ich dir den Brief endlich vorlesen?"

„Nein", sagt der junge braune Kapitänleutnant. „Ich bin gut temperiert an Leib und Seel' heut'. Wir haben uns durchgeschlagen wie Äneas, und mir ist wohl und weh durcheinander. Laß den Wisch. Der Wallis soll mich gern haben und Kaiserliche Majestät versteht's halt nit, was ein wildes Leben wert sein kann. Laß ihn stecken, den

„Zeig her. Ist nicht des Kaisers Schrift; die hat lange, dünne Schnörkel, und das ist eine Copia. Na, ist leichter zu lesen als des hohen Herrn Hand. Also?"

„Liber Feldmarschall Graf Wallis. Will Euch, nach getaner Mahnung, widerumb als Euer gnädigster Herr, privatissime ans Herz legen, Ihr solt mir den jungen Marches Runier streng verweisen oder besser gar nachher Wien schicken, indem Wir, seit Unser hochseliger Herr Bruder ihn immerweilen als sein Blut erkennet hat, geistlich Fürsorg für ihn schuldig seynd. Es hat uns dieser Runier hier an Hofe vill Sorg gemacht, indem er als Jagdjunker nit zu bändigen gwest. Hat ein hauend Schwein, das Uns angenommen und des Wir uns gar wol erwehrn hätten künnen, abgefangt und dabey gegen Sitt und Gerechtigkeit die blanke Seitenwehr in Unserer Gegenwart gezogen, was zu übler Nachred Anlaß geben hat, als wollt Uns der Runier gar zu Leybe, in solichem geredt hat er gestanden. Als er dafür ein gelindt straff empfahn, hätt er zu Possen dem von Urschenpöckh ein drastisch Mittl inn Weyn getan, so daß der sich vor bedrangnus nit wol zu helffen gewußt und in unserm Anblick in ein Pusch hat hucken müssen.

Da wir den von Urschenpöckh von Hof verdammten, hat der Runier sichs erbeten zum Hauptquartier zu gehn. Obwol die jung ehfrau die wir ihme gegeben guten Leybes war hat er sie auf der Thonaw mit dem Hofkriegsrat von Wantheimb mitfahren lassen. Von unsern Herrn Schwigersohn weg ist er zum Palffy geloffen um eine Kornetenstell bei dessen Kürassiers, und hat seyn jung Weib gesegneten Leybs allein nachher Wien entlassen und auch des Herzogen Franz Hoheit nit länger dienen wollen. Wiewohl sich nun der Marches Runier seitdem viel vigueur erworben in feldt, so hant wir doch befunden, ihme um sein Seelenheyl einen von den patres der societas Gèsu zu schickhn, den hat er, wie uns der Provinzial Unserer lieben Frau zu Temeschwar klagt, also gedrehet, daß die Höll den Schutzengel verleitet und aus eim tugendhaften Priester ein Sauf- und Lagerpfaff geworden."

Der junge Jesuit wischte sich den Schweiß von der Stirn und fuhr fort: „Wenngleich uns ein solch wort will zu hart dünken, so gefällt uns nit, daß ein Priester mit denen Reitersleuten attaquen reitet und hat auch ein aga, so der Runier gefangen, damit bekehret, daß er ihme in weyn trunken gemacht, worüber die Heiligen schamrot hätten werden mögen, zumal der von Runier ihn getröstet, daß ein Türckh seyn auch ein gut Ding wäre."

Runieri lachte. An den lustigen Türken, den sie das Trinken gelehrt, dachte er gern.

Leise schlägt die Zeltleinwand im Nachtwinde, der sich erhoben hat. Das Schilf am Saveflusse raschelt und sägt, das Lagerfeuer loht hoch auf, duckt sich, heller glühen dann die Kohlen. Der Pater schweigt, der trübblonde Kornett döst, Runieri wirft den letzten abgenagten Maiskolben von sich, spielt mit dem Spanischrohr, klopft seine Stiefel, wirft sich längshin ans Feuer und stützt das schöne kühne Antlitz in die Hand. Unruh, Unruh ist in ihm und die Unbändigkeit der wildesten Jugend. Niemandem hätte er gehorchen können. Außer einem, aus dessen Augen Ewigkeit blitzte.

„Gott sei Dank! Allein; immer allein und sein eigener Herr, seit dem Rückzug von Pantschowa! Und seitdem war ich Sieger überall . . .“

Der Pater will reden und hebt die Hand.

„Ach, sei still, Pater Alois.“

Und es ist still, lange Zeit. Nur der scharfe Ostwind schlägt sich mit Zeltleinwand und Schilfrohr, die Giftmücken summen ihre Fiebermelodien seltener, das Feuer knistert eintönig, schläfrig . . .

Dumpf und zuwartend buckeln die Doppelposten auf ihren Pferden, das Karabinerrohr in die Seite gestemmt. Einer saveaufwärts, der andere links unten in undeutlicher Weite, wo gegenüber der riesige Wald der Zigeunerinsel dunkler als alles andere Dunkel auf dem Flusse hockt.

Und fern über den Strom herüber wiehern die türkischen Pferde. Eins von denen der Karabiniers schreckt auf, antwortet, dann hat wieder die Nacht ihr langes, tiefes Gespräch mit dem Winde und den Flammen des Lagerfeuers.

„Du, Pater?“

„Ja, Claudio.“

„Ich kann ja doch nicht schlafen. Lies mir den Brief des Kaisers vor.“

Vor seinen Leuten hatte er sich im Dialekt gehalten. Jetzt, wo er ernst ist, merkt man am reineren Deutsch den leisen italienischen Einschlag; — von der Mutter her.

Langsam zog der junge Priester den Brief hervor. Sein kluges, scharfgeschnittenes Antlitz zuckte ironisch, aber nervös. Es war ihm wohl unbehaglich zumute, denn er kannte schon den Inhalt.

Der Kornett hatte sich langhin ans Feuer gestreckt, war todmüde und kümmerte sich um nichts als um Verdauung und Schlaf. So hielt Pater Alois den Brief an die Flammen, wo er die Züge am besten entziffern konnte.

„Ja, mein Kapitänleutnant, nun sind wir beide in der allerhöchsten Ungnade und müssen das freie Leben vergessen. Ach, ihr lieben Heiligen, und es war schön!“

bis unsereins Richtung halten kann und in der spanischen Schul' so eingeritten ist, daß er nit mehr anders gehen mag."

„Da wären wir ja nun", sagte Claudio, und seine unruhigen Augen wurden ernst.

„Ja", seufzte der Jesuit. „Mein Vater war Schwab', meine Mutter Wienerin. Mein Großvater mütterlicherseits Böhm', die Großmutter Walachin, deren Vater ein Türk'. Das sind zu viel Stimmen in einer armen Seel'."

Runieri sah ihn überrascht an. „Du glaubst, daß das Blut unserer Väter und Mütter weiterred' in uns? Daß nit jeder Mensch neu geschaffen wird von Gott?"

„Gott hat Pferd und Esel getrennt. Wenn der Mensch sie zusammenbringt, kann's der Herr der Welt nit hindern, daß Maultier draus werden. Vielleicht hat er's auch so gewollt, um ein Beispiel zu geben."

Der junge Offizier sprang auf und ging in die Nacht hinaus. Besorgt wollte der Jesuit ihm folgen, aber Runieri winkte ihn weg. So blieb er denn am Feuer, sah in die Flammen, denen er ein paar Scheite zu fressen gab, und wartete.

Nach einer Zeit hörte er leise Stimmen. Runieri hatte den Zigeuner geweckt und sprach mit ihm. Lange Zeit. Dann kam er wieder ans Feuer zurück.

„Du, Pater. Ich geh' nicht nach Wien."

„Willst denn bei dieser Armee bleiben!?"

„Auch nicht."

„Was? Abschied nehmen?"

„Höre zu, Pater. Ich will dir auch meine ganze, zerrissene arme Seel' öffnen, weiter als du's getan hast mit deinen kargen Worten. Du sollst es als Beicht' nehmen, denn es ist das erstemal, daß ich mich dir als dem geistlichen Beistand vertrau', den mir der Kaiser geschickt. Mußt mir's auch in die Händ' geloben, ohne Hintergedanken, daß du nit eher von mein' Vorsatz erzählst, als bis ich diesen meinen Ritt auf Tod und Leben angetreten hab', von dem ich dir zuletzt reden will."

„Wann du dir nit abraten laßt, will ich die Weil' wohl schweigen, außer es geht der christlichen Kirchen oder der Ehr' des allergnädigsten Herrn entgegen."

„Dann hör." Und der junge Runieri zog den Pater vom Feuer fort in die Nacht hinaus. Gegen Beschanja führte ein Sträßel, und auf dem gingen beide hin und wider, während der junge Runieri viel Schicksal und brennendes Leid erzählte, das er bisher aller Welt geheimgehalten hatte.

„Ich bin nicht wegen des Streiches mit dem Urschenpöckh aus Seiner Majestät Waidlehr ausgetreten. Es ist auch eine Lüg', so die

„Der Provinzial fordert, den Pater Aloysium nachher Wien zu senden, damit er nit gar verdürb. Was aber den Marches betrifft, so möchten nit, daß der ein zweiter Bonneval würd . . .“

Runieri legte jäh seine Hand auf den Arm des Geistlichen. Er sagte nichts, aber der andere hielt inne und sah den jungen Kapitänleutnant ins Gesicht, das vor Erregung all sein Blut verloren hatte und blaßgrau geworden war. Scheu sah er nach dem Kornett am Feuer. Der schlief.

Lange Zeit war Stille, und der Jesuit beforschte die offenkundige Fassungslosigkeit des andern mit nachdenklichen Augen.

„Lies wieder.“

„Wieder? Das vom Bonneval?“

„Nein. Weiterlesen hab' ich gemeint.“

„Deshalb resolvieren wir, Ihr sollt uns die Beiden an zweien getrennten Posttagen her nacher Wien schicken, wobey Ihr den Runieri als Kurier staffieren könnt . . .“

„Nichts weiter?“

„Die Kopie geht nur bis daher.“

Der junge Marchese Runieri atmete langsam, stockend, schwer. „Gehst du nach Wien, Pater?“

„Ich bin zum Gehorsam erzogen in dem Orden, dessen Schüler ich seit Kindestagen war“, sagte der Geistliche. „Vom freien Drauflosleben habe ich nie gewußt; es wäre vielleicht ein andrer Mensch erstanden als Pater Alois. An deiner Seite hab' ich nun ergründet, was Krieg und Krankheit, Haß und Hunger, Siegerjubel und Panik aus unserm Herzen machen, und es soll mir nicht zu Schaden gewesen sein. Unsere Herren Väter von den sieben Chören der Engel zu Wien kennen nur die Strenge und das Gesetz und leben und geben nur den Buchstaben. Ich habe hier ein Stück Leben mitgemacht und dir dank ich's, Runieri, wenn ich ein milder Priester sein werde. Ach, Claudio, ich zittere nicht vor der Profeß zu Wien, sondern vor den Abgründen meiner Seele, die mir diese Prüfungszeit aufgetan hat!“

„Pater, willst du mir nicht dein Herz erleichtern? Was macht dich so unfrisch? Du warst bisher wie einer der unsern. Wirf den Priesterrock ab; ich sag' dir . . . aber nein. Später. Jetzt rede du. Warum willst du gehorchen?“

„Ich bin allein nicht starr und stark genug. Mir muß Zucht widerfahren. O Claudio, diese Spanier sind anders! Ich bin Wiener. Die spanischen Patres haben hart zu tun im Schulhof mit uns neuen Jüngern. Die spanischen Väter sind jeder bloß eins; ohne Wanken und Zweifel; wir sind alles mögliche. Für sie gibt es kein Abirren; uns ist Abirren der Lebensweg. Claudio, es ist eine Not der Seele ohnegleichen,

„Das sind doch alles lächerliche Vermutungen."

„Pater, ich weiß, daß die Aufregung den Tod meiner armen Mutter mit herbeiführen geholfen, wie der Bonneval den Statthalter der Niederlande und gar den Prinzen Eugenio zum Duell gefordert hat, und er zum Tode verurteilt ist worden. Sie hat ihn nie vergessen gehabt. Ich selber kenne den Bonneval nit von Antlitz, weil er bald im Banat war und bald in Flandern. Und von der Festung Spielberg begnadigt, ist er gleich weg zu den Türken. Das sind neun Jahre, und ich hab' nit bedacht, daß er Claudio hieß, wie auch mein Nam' ist. Claude Alexandre hieß er; ja!"

„Freund! In Wien sagt's doch alles, der selige Kaiser hätt' dir den Namen geben nach seinem Leibkomponisten, dem verewigten Claudio von Monteverde!"

Der Offizier seufzte. „Ja, ja. Meine Mutter war eine kluge Künstlerin."

„Aber der selige Kaiser hat dich auf seinem Totenbett seinem Bruder Karl empfohlen!"

„Ja, ja. Wann ich zu meinem Töchterl, das mein echtes Fleisch und Blut ist, dereinst in Wien ein zweites Kindel krieg, werd' ich das arme Würmel auch nicht verleugnen können, wiewohl ein hoher Herr meiner jungen Ehfrau den Hof macht."

„Claudio, dein Herz ist bitter. Schämst du dich nit des Verdachtes?"

„Hab' ich Grund, die Frauen zu achten", redete der junge Runieri traurig dagegen. „Meine Mutter hat vor allen Leuten um Geld und Gunst ihre sentiments ausgesungen, da ist ihr kein echtes Herz im Leib verblieben, und meine kleine Puppen in Wien ist eine coquette."

Lange, lange Zeit war's peinlich stille bei den zwei Freunden. Dann schrie Runieri jäh in die Nacht hinaus: „Mich aber, mich will ich achten können, da mir nichts übrig bleibt, als ich mir selbsten! — O, Pater, Pater, was weißt du, wie es mir Herz und Eingeweid' zerfressen hat, als mir der von Urschenpöckh das gesagt hat. Blut und Galle hab' ich erbrochen und nit weinen und nit wehren können! Hab' mich dran gewöhnt gehabt, die Leut' murmeln zu hören, ich sei von habsburgischem Blut, und mir stolz gedacht: bist halt doch von Adel, und was die Mutter zu wenig gehabt, war beim Vater zu viel. Aber dann hören müssen, ich sei eines Verbrechers, eines Erpressers und doppelten Deserteurs und Hochverräters Sohn, der mit dem Erbfeind im Westen schon konspirieret, ehe bevor er zu den Türken gegangen war!"

„Dann hätt' ihm der Kaiser nit bloß ein Jahr Spielberg gegeben."

„Siehst du, das hab' ich mir selber gedacht! Daß er vielleicht unschuldig gewesen sei und bloß Feind und Lügner gehabt hat wie ich selber, so jung und gering ich war! Und er ist doch wer! Er ist mehr

von Hof dem höchsten Herrn eingeredt, daß ich das dem Kaiser zum Possen getan. Selbiger Jokus war unüberlegt und zu bloßer Lust der jungen Leut' angericht't.

Aber an dem Tag hat sich mein Schicksal von innen heraus gewandt. Ich war bis dahin ein lustiger Gesell. Edelmann, und so war's gut. War hochzufrieden, mit roten Schuhabsätzen bei Hof erscheinen zu dürfen. Daß der Kaiser, der ja nit einmal bei des Straßnizky Possen lachen darf, um seine Heiligkeit nit zu verletzen, zu meiner törichten Jugend ein gar abweisend Antlitz gemacht hat, das war mir ein kleiner Kummer. Zumal, um mich zu Ernst zu bringen, Ihre Majestät die Kaiserin mir das Töchterl des Kammer- und Hofrates von Wantheim zugeführt hat. Meine junge Ehefrau war ein zuckernes Ding, weiß und rot, formiert wie eine Puppen und auch ein Spielzeug wie eine Puppen, und ich war rasend verscharmeriert in sie. Hab' uns beide in den ersten vierzehn Nächten beinah zugrund geliebt, so daß Ihre Majestät meiner Eheliebsten ein gnädig Winklein geben mußt': Übermaß blieb' gegen das sechste Gebot, auch im heiligen Sakrament der Eh'!

Denk' ich mir: Hast recht, beginnst dein gesund froh Jägerleben wie ehedem. Und da war's, wo ich dem jungen Urschenpöckh, der mich geneckt, Rhabarber und Rizinus in den Jagdwein getan, da er am durstigsten war. Daß ihm das an zu unrechter Stell' und also bös verschlagen sollt, war nit mein Willen. Er aber hat die Verbannung vom allergnädigsten Angesicht nit zu ertragen gewußt und mich bitterlich geschmäht, daß mir darob das Herz zerbrochen ist."

„Geh! Das hättest du doch nicht ungerochen lassen, Claudio."

„Da hab' ich mich nicht wehren können", sagte der junge Runieri schwer atmend. „Denn weißt du, was er mir gesagt hat?!"

„Claudio, faß dich, sei ruhiger und red leise. Du tust mir auch an der Hand weh."

„Vergib. Mich macht's noch immer verrückt. Also in Ruh': der Sohn des Achmet Pascha wär' ich, hat er gesagt."

„Des Renegaten!"

„Ja, des Grafen von Bonneval. Meine Mutter war Furlanerin und sang in der Opera am Kärntnertor, wo sie des Kaisers Josefi Majestät liebgewann. Als er sie nun nicht als maitresse en titre behalten konnt' und dem Marchese Runieri gab, weil mein jung Leben schon begann, da seye der Feldzeugmeister Graf Bonneval längst des Kaisers Nebengänger gewesen. Und eins ist wahr. Zur Zeit, da ich entstand, war er zu Wien Hofkriegsrat und damals soll des Kaisers Josefi Majestät sogar in der Hofreitschul' den Degen ein wenig gelüftet und halb im Scherz gesagt haben: ‚Könnt' ich diesem Franzosen nur an den Kragen'."

schon ihr Kindel getragen. Hat's eh schier zerpreßt dabei. Und so ist mir nichts verblieben in diesem Land, auf das ich stolz sein könnt'. Nichts, woran ich mich schließen könnt'. Abgetrennt bin ich von Kaiser und Land, Marschalls und Familie!"

„An das Kindel sollst du denken, hörst? Dein kleines Mädel in Wien hat keinen Vater, deine junge Frau keinen Halt. Was suchst du hier, wo du doch an allem verzweifelst?"

„Mich selber, Pfaff, mich selber!" Donnernd klang dieser Ruf und der Jesuit erschrak.

„Weißt du, daß du dich aufbäumst gegen Gott, der uns geschaffen, um uns selber zu verlieren!?"

„Das ist nit wahr! Und wenn's wahr wäre, was wär' groß schade? Satan war ein kleiner Beamter Gottes. Als er sich empört und Er selber sein wollt', ist er ein König worden."

„Der Hölle."

„Muß ihm behagen, sonst tät' er Buß. Und ich: O Gott, ich bin ja so allein!"

„Was willst du also tun? Rede klar."

„Krieg führen auf eigene Faust und selber groß sein, da Österreich es nit sein kann. Du! Ich weiß vom Zigeuner, wie es in Großwesirs Lager aussieht. Dort, siehst du in der Fern das weiße Belgrad? Sie kriegen die Festung nicht, und gewinnen den Feldzug nicht, wann ihnen ein einziger Mann genommen wird. Bei Ujpalanka liegt ihr schweres Geschütz zwecklos, und sie haben den Bonneval trotz der Ungnad des Sultans aus Kleinasien rufen müssen, damit wieder in die Artillerie Leben komme. Der Bonneval soll die schwereren Stück vor Belgrad bringen. Aber das ist das wenigste. Er kennt die österreichischen Generals alle, durch und durch! Und weil der Neipperg zum Großwesir um Frieden gesendet worden ist, so hat er ihm geschrieben, wie der zu behandeln wär'. Der Neipperg ist um seine Ehr' heikler als eine Nonn' und so behandeln sie ihn wie einen Hund; spucken ihn an, schimpfen und stoßen ihn. So verliert er Fassung, Mut und Mannstum und wird wie ein verprügelter Bub, der zu allem ‚ja' sagt. In vier Tagen reist der Bonneval von Ujpalanka nach Belgrad, und ich hab meinen Plan, wie ich ihn fang. Der Bonneval reist nit schnell, denn seit er alt ist, führt er gegen seine trübe Seel' eine kleine italienische Kapelle für Musika mit sich, die müssen ihm aufspielen, wann seine zwiespältige Seel' sich gegen sein Paschatum auflehnt. So hat's der König Saul gehalten, so hat's der Rakotzy gemacht, so sollten's alle tun, die unter Gottes Fluch stehn. — Und was tut der Feind in diesen Tagen? Der Thoß Mohamed ist von Pantschowa bis Ujpalanka geflohen und ist verschüchtert. Jetzt richtet er mit Achmet Pascha das Geschütz her. Im Lager von Belgrad

als alle Generals der Majestät, soviel ihrer heut' auch leben, und er, Österreichs großer, einziger Feind, hat uns die drei unglücklichen Feldzugsjahr angericht't, sonst niemand! Der eine, eine Mann . . .

Pater! Vorm Jahr hab' ich den Kaiser verzweifelnd rufen hören: ‚Gnädigster Heiland, ist denn all unser Ehr' und Glück mit dem Eugenio dahin?' Da hätt' ich schreien mögen: ‚Ja, ja. Mit dem Eugenio und mit dem ingenio.' Denn wann eins eigentümlich ist bei den Allerhöchsten unseres Erzhauses, so ist es das: der horror ingenii, die sichere Abweisung all des, was der Franzos du genie heißt. Der wilde Feuergeist, dem sperrt er sein Herz. Ist's die alte Eifersucht der Familie, ist es Lebensangst und Fremdheit, daß ihm das daemonium unbehaglich sein muß? Unseres hohen Herrn Majestät, gesegnet sei er alle Zeit, hat ein heilig's Herz, ist gut, gerecht, hochgemut, großmütig. Ja, ein heilig's Herz hat er, bei der reinsten Jungfrau! Aber er will und kann nit durch den Weihrauch sehen, in den er seine Gloria gehüllt wissen muß, und dann riecht ihm das feurige ingenium nach Schwefel. Mich aber, Pater, mich zieht's wie mit einer Magie nach dem, was dem frommen Herrn unbequem sein muß. Zum Ingenio zieht's mich und heiß' es Bonneval!"

„Claudio, ich warn' dich! Das ist vom Bösen, das dir da beikommt!"

„Was, vom Bösen? Und wer hat mein Herz mit tausend fragenden Stimmen zerrissen: ‚Wohin? Wohin?' Als ich die Mutter nit ehren kunnt, als ich in einen Abgrund sah, wo das Bild meines Vaters sollt' stehen? ‚Wohin mich retten?' hätt'st du mich hundertmal zu Gott beten hören können. ‚Streit als ein guter Soldat für dein Vaterland', hat mir mein Beichtvater zugeredet, und ich bin mit dem Herzog und Prinzeßgeneral zur Armee. Haha! Vaterland: die einen Generals haben gestohlen, die anderen ihre Truppenständ' gefälscht, der Rest führt Krieg gegeneinander, und jeder freut sich, wenn der andere geschlagen wird. Die Furi des Kriegsgotts Eugenius ist ein stehend Wasser geworden und keiner hat Riß und Drang nach vorn! Wir kleine Offiziers und Soldaten schlagen uns wie Helden alter Tage und die Generals kriegen Angst, sobald wir den Türken geschmissen haben, der könnt's anderswo herum versuchen, und weichen und weichen und schwanzkneifen.

Und vorigs Jahr, da war der Herzog an der Donau; eine energische Offensiv hat er anheben wollen. Da haben sie ihm aus Angst, er könnt' die gefälschten Truppenständ' durchschauen, wie Waffenstillstand war, ein Lagerfest gegeben und die schönsten Frauen aus Temeschvar geholt. Bei Fackelschein haben die Herrn und Damen eine Sarabanda getanzt mit lieblicher Musik, und derweil haben von jenseits des Stromes die türkischen Pferd' gewiehert. Und mein Weibel hat dem hohen Herrn holdselige Augen gemacht, o, so holdselige Augen, trotzdem sie unterm Mieder

„Eine Felonie willst du begehen, Claudio!“ Eilig aber sorgfältig schnürte der Kapitän dem überraschten Geistlichen Arme und Beine, ohne ein Wort an ihn zu verlieren.

„Der Bonneval, scheint's, ist doch dein Vater, du, Felino! Der Bonneval hat auch — —“

„Den Knebel, den Knebel! Bravo, Zigeuner. So.“ — — —

Ein paarmal stampfte der Jesuit, rang und wand sich, dann lag er still.

„Ja, Pater. Es geschieht dir nichts Böses. Du wirst ins Zelt getragen, und da morgen der Hildburghausen mit Verstärkung nach Beschanja kommt, so wirst du bald befreit sein und kannst erzählen, was du willst. Gott befohlen, du hast's nicht anders wollen. Bist halt doch ein Jesuit. Tragt ihn hinein. Die Zelte bleiben stehen.“

Er wandte sich lebhaft um. „Wachtmeister, die drei großen Zillen sind bereit?“

„Zu Befehl, Kaptänleutnant.“

„Dann beginnen wir gleich. Damit ihr's wißt, Kerle: wir übersetzen die Save und fangen einen Pascha! Leut', dort hinter den Waldbergen, so recht im Rücken des Erbfeindes kriegen wir ihn. Still, nit juchezen, der Türk', drüben von Belgrad her, könnt' nit weit sein und uns hören. Vor Tau und Tag müssen wir mitten in den Makischsümpfen sein, dort schlafen wir, solang die Sonn' am Himmel steht und dann bei Nacht weiter!“

Während die kleinen bosnischen Pferde, mit denen Runieri nach und nach seine in den Schlachten verlorene ungarische Rasse ersetzt hatte, in die Zillen gebracht wurden, rief Runieri den Kornett und den Zigeuner.

„Ziganj, bist du deines Weges sicher? Ich hab' dir das Leben gerettet, aber ich nehm's dir wieder, wenn auch nur ein Punkt nit stimmt.“

„Kommt sich Pascha wahrhaftig am zweiundzwanzigsten August über Grotschka.“

„Und nit mehr als sieben Meilen sind's über die Berg und Wälder?“

„Von Makischsumpf aus sieben Meilen.“

„Geht's hoch hinauf? Steil?“

„Nein, nein. Eine Meil' im Doljanskibach, damit hinter sich Rösseln keine Spur lassen. Die alte Karaula oben auf der Lipoviza weiß der Herr? Das ist ein steils Stückel, aber die Bosnijazkipferdel klettern's wie Katz. Von da dann, oben auf Höh, ist beinah wie Kegelbahn. Immer auf Kamm durch Wald; Weg is gut. Kann man Holz fahren.“

warten sie drauf mit Angst und Sorg'. Wenn ich den einen wegfang' und dem Kaiser bring', dann hat ein Kapitänleutnant den ganzen Krieg beendet."

„Ohne Befehl, ohne Erlaubnis willst du in Feindesland vorbrechen und des Kaisers Reitersleut' gefährden. Wenn's mißlingt und du sie ans Messer geliefert hast und dich mit?"

„Sind Soldaten. Wär' ein schön's Ende. Meine Frau hat einen Mops, seit sie Kind war. Möcht' so nit werden: fett, grantig und sich selber ein Verdruß. Das freie Tier ist deshalb so schön, weil's nit alt wird."

„Das freie Tier, ja. Hab's ja mitgemacht, das fessellose Leben und nichts als Reu' und Einkehr davongetragen. Aber seit ich dich so ganz enthüllt seh', graut mir davor."

„Du bist nit gemacht dazu, sonst gingst nicht wieder nach Wien in dein Käficht."

„Claudio", sagte der Jesuit mit bittender Stimme, „ich will dir Freund bleiben und Wiederkehr zum Kaiser offen halten bei gnädigster Buß'! Aber sag mir nur eins. Wenn du den Bonneval fängst und es weist sich doch, daß er dein Vater ist?"

Claudio schwieg und sah zu Boden.

„Du hast also schon dran gedacht. Du hast's ja gesagt, es zieht dich zum Genie. Was dann, wenn du seines Blutes bist?"

„Dann", sagte Claudio leise und hart, „dann geh' ich mit ihm durch dick und dünn."

Sie waren ans Lagerfeuer zurückgekommen. Der Geistliche blinzelte, als er in die Flammen sah und schwieg und schwieg.

„Hast mir nichts zu sagen, was?"

„Nein."

„Aber zu andern willst du jetzt reden, gelt?"

„Mein Wort bindet mich nicht, denn das geht gegen Kaiser und Religion."

„Kornett, hallo! Aufwachen. Ziganj, hierher! Trompeter, weck' die Leute." Runieri rief's heftig aber halblaut und das Blasen verbot er dem Trompeter.

„Bist du verrückt, Claudio?" fragte der erschrockene Jesuit, während die Reiter aus dem Schlaf fuhren und sich nach dem Geheiß des Wachtmeisters schweigend zu sammeln begannen. Aber da hatte ihn Runieri auch schon unterlaufen und zu Boden gerannt, falsch und flink wie eine Katze.

„Claudio! Claudio!"

„Ziganj! Stricke und Knebel. Kornett, hilf den Pater binden."

Im Stahlwerk.

Von **Fritz Müller.**

Und nun hatte ihn der Schriftsteller ausgestochen . . .

Josef Furrer hielt die gedruckte Verlobungsanzeige in den unbewegten Händen:

Karl Burte
Lise Fröhlich.

Er war mit einem tiefen Atemzuge vom Schreibtisch aufgestanden. An das Fenster seines Arbeitszimmers trat er und sah hinaus.

Die Sonne war schon drunten. Ein rostiges Rot glomm noch da hinten. Fünfzehn große, schlanke Kamine durchschnitten das rostige Rot. Wie riesige Gitterstäbe standen sie da, in einer lautlosen Selbstverständlichkeit.

Es waren seine Gitterstäbe, Josef Furrer seine. Gitterstäbe? dachte er. Waren seine Werke ein Gefängnis? Er ein Gefangener?

Er horchte. Irgendeine schwere Tür fiel ins Schloß. Ein Kerkermeister war davongegangen. Er war allein in seiner Zelle, in seiner Arbeitszelle. Und in der Hand hielt er das Urteil:

Karl Burte
Lise Fröhlich.

Wie war das alles doch gekommen? Warum stand er nicht auf der weißen Karte neben Lise Fröhlich?

War ihm sonst ein großer Plan mißlungen? Hatte er nicht einen steilen Weg erklommen, vom Stahlarbeiter herauf? Was für ein dürftiges Kaminlein war da am Horizont gestanden, als seine Stiefel erstmals eigenen Hüttenboden traten. Das schüchterne erste Milchzähnchen eines Kindes. Und jetzt? Jetzt standen gewaltige Schneidezähne in Reih und Glied, die Kamine. Und weiter drüben, wo das Sonnenrot aufhörte, das seine Kamine rostig machte, weiter drüben, wo die Hochöfen standen, jeder von den Sturmhauben von vier Winderhitzern eingeflankt — das waren seine Malmzähne. Und links und rechts davon die beiden riesigen Fabrikgebäude? Das waren seine Eckzähne. War das nicht ein gewaltiges Gebiß? Ein Gebiß, das ihm im zähen Ringen um die Macht im Stahlgewerbe langsam und stetig gewachsen war. Wer, weitum im Land, hatte seiner Arbeit ein solches Gebiß in ihren Rachen setzen können? Eines, das im erbarmungslosen Auf- und Niedergehen schon so manchen Wettbewerber zermalmt hatte.

Und sein letzter Wettbewerber, Karl Burte — was hatte sein eisernes Gebiß dem anhaben können? Nichts.

„Hörst du, Kornett? Da hast die schizza. Schau nach.“ Und der Offizier reichte ihm einen Plan der Gegend hin.

„In der Nacht auf den zweiundzwanzigsten reiten wir den Rajzenberg hinunter und zum Zigeunerberg ob Grotschka. Dort schaut man weit über Ort, Donau und Straßen hinunter; stundenlang vorher seh'n wir den Pascha kommen. Herrgott, Kornett, ist das jetzt schön, daß wir nit bei den Kürassiers sind. Mit den schweren Pferden und der Rüstung und ohne Karabiner ging das nit an, der Ritt übern Bergwald und der Überfall. Hei, wie die Salven in den Convoi des Bonneval werden krachen!“

Der Wachtmeister meldet, daß von Mann und Pferd verstaut sei, was in die Zillen hineinging. Zweimal müsse man hin und her fahren, dann wäre alles überm Fluß.

„Die Zillen sind zu klein. An der Donau müssen wir größere finden. Ist die Schiffmühle noch ober Grotschka, Zigeuner?“

„Zwei Schiffmühlen, zwei, Herr Offizier! Türken mahlen dort Mehl für Belgrader Lager.“

„Die schneiden wir ab, wenn's gut geht. Über die Donau ist der kürzere Weg. Durch die Wälder mag ich nit mehr zurück.“

Eine Stunde später lagerten die Karabiniere auf einer trockenen Stelle mitten im endlosen Schilfwald der Makischsümpfe. Der Posten an der Save war nur mehr durch den gefesselten Pater belebt.

(Schluß folgt.)

Lenaus Begräbnis.

Von **Eduard Adolf Kraus.**

Der Tag ist trüb und arm an Sonnenschein,
Zur letzten Ehrung fanden sie sich ein.
Ins Grab hinunter senken sie ihn dann,
Den müdgewordnen, müdgesetzten Mann,
Und eine Stimme murmelt dumpf und schwer:
„Heut' Niembsch von Strehlenau und nimmermehr!“

Und keiner war, dem nicht das Weinen nah,
Als er dies Leben so geendet sah. —
Da plötzlich blitzt, wie aus dem Schlaf erwacht,
Ein Sonnenstrahl durch düstre Wolkennacht.
Und eine Stimme jubelt hell und klar:
„Nikolaus Lenau heut' und immerdar!“

„Auch Worte können Taten sein, Herr Furrer. Es gibt Dichtwerke, die ein Volk mehr verwandelt haben, als alle Fabriken der Welt."

Der Stahlmagnat lächelte und wollte etwas Spöttisches erwidern — aber da ging der Vorhang auf zum zweiten Akt.

Das war vorgestern. Und morgen früh hatte Josef Furrer zu den Eltern von Lise Fröhlich gehen wollen — ihretwegen. Dazwischen lag die Verlobungsanzeige, die er in der Hand hielt.

„Ausgestochen!" murmelte er, „von einem Schreiber ausgestochen!"

So einer brauchte nur zu kommen und Romane vorzulesen, so gehörte ihm die Rose. Und er, der Josef Furrer, der ein Riesenwerk vollendet hatte, dessen Hämmer weitum im Lande widerhallten — er fiel durch.

Sein ergrautes Haar! Und der andere blond und jung vielleicht? Zum Donner, einer ist so jung, als er sich fühlt. Und er fühlte noch die Kraft für manchen kühnen Wurf im Stahlgewerbe.

Er sah mit einem letzten Blick durch sein Fenster in die Stahlstadt, die seine Hand regierte und die jetzt in der Nacht versank. Nur ihr Brausen klirrte noch ans Fenster.

Wenn er jetzt heimging in die leere Wohnung vor der Stadt. Heiß stieg es auf in seiner Brust: Wenn da draußen ein junges Weib auf ihn gewartet hätte . . .

Müde ging er an den Schreibtisch zurück. Da lag ja noch ein Briefchen im Kuvert. Er las: „Verehrter Herr Furrer! Ich habe mit Ihnen in den Zwischenakten manches gute Wort wechseln dürfen. Dabei habe ich gelernt, wofür ich dankbar bin. Da widerstrebt es mir, die Drucksache allein hinausgehen zu lassen. Sie kennen meinen Verlobten noch nicht. Und wenn er auch kein Tatmensch ist in Ihrem Sinne, so möchte er Ihnen doch mit mir die Hand geben. Sie haben mich einmal zu einem Rundgang in Ihren Werken eingeladen, Herr Furrer. So bitte ich um die Erlaubnis, morgen vormittag mit meinem Verlobten kommen zu dürfen. Nur wenn Ihnen die Zeit nicht recht ist, erbitte ich eine telephonische Nachricht. Wir freuen uns darauf. Ihre herzlich ergebene Lise Fröhlich."

Josef Furrer ließ das Brieflein fallen. Mechanisch ging er ans Telephon Mechanisch drehte er die Kurbel.

„Hier Amt —, welche Nummer, bitte?"

„Nummer — ah — nein — lassen Sie's gut sein — es ist ein Irrtum!"

*
* *

„Guten Tag, Herr Furrer — mein Verlobter, Herr Karl Burte."

Die beiden Herren verbeugten sich leicht. Lise Fröhlich sah den Werksbesitzer hell und erwartungsvoll an. Da konnte der nicht anders

Wettbewerber? Er dachte nach . . . Wo es um Lise Fröhlich ging, versagte seine Stahlwerksmacht Mit Eisenschritten geht man nicht zur Liebe. Die schwarzen Flatterfahnen der Kamine sind keine Siegesfahnen in dem Land der Liebe. Hochöfen siegen anderswo.

Und dann: hatte er auch recht geworben um sie? Das war ja richtig — ein eigentliches Werben war es nicht. Im Theater hatte er sie kennen gelernt. Da hatten ihre Eltern eine Loge neben ihm. Sie sprach so verständig. Gar nicht so wie andere Mädchen. Das fiel ihm auf, das zog ihn an. Er stellte sie sich vor als seine Frau in seiner Villa draußen. Ja, das ging, da hätte sie sich eingefügt als Stück von einem anderen Stück. So daß es auch ein Ganzes gab. Und dann als Frau in seinem Werk, umgeben von Kaminen, Öfen und Gehämmer? Nein, das ging nicht, da wäre ihre Fröhlichkeit erstickt. Das heißt, es käme darauf an; selber wollte er sich überzeugen. Er lud sie ein zu einem Rundgang in den Werken.

„Später“, sagte sie, „später, Herr Furrer.“

Dann ließ er's sein. Ein Josef Furrer bat nicht zweimal. Darauf hatte er sich vorgenommen, geradeswegs bei ihren Eltern anzufragen. Aber da kam der Konkurrenzkampf mit seinem größten Stahlwerkskonkurrenten dazwischen. Den hieß es noch bestehen. Da ging's aufs Ganze. Wenn er den besiegte, dann war sein Lebenswerk gekrönt; dann, erst dann war eine Frau am Platz.

Ein Jahr lang nahm das Ringen um die Vormacht alle seine Kraft und alle seine Interessen fort. Dann hatte er gesiegt. Sein Gegner mußte die Hälfte seiner Öfen niederblasen. Und er, der Josef Furrer, bließ die Doppelzahl in seinen Werken an.

Er hatte ihr davon gesprochen in den seltenen Fällen, da er noch in das Theater kam. Sie nickte und sie sagte: „Darf ich Sie vielleicht mit meinem Vetter in der nächsten Loge bekannt machen? „Der versteht das besser.“

„Was ist Ihr Vetter?“

„Schriftsteller. Karl Burte heißt er.“

„Schriftsteller verstehen nichts von einem Kampf in der Eisenindustrie.“

„Wer weiß, Herr Furrer. Haben Sie seinen letzten Sozialroman nicht gelesen?“

„Ich lese keine Romane, Fräulein Fröhlich.“

„Das ist schade. ‚Magnete‘ heißt das Werk. Die Magnete sind die treibenden wirtschaftlichen Kräfte, die im Kampf und Frieden durcheinanderlaufen und sogenannte Kraftfelder erzeugen, auf denen das Werk erwächst.“

„Das sind Worte, Fräulein Fröhlich, keine Taten.“

Dann ging er auf einen Hochofen hinauf. Rund um den Koloß gingen eiserne Bänder. Eine leichte Wendeltreppe führte in die Höhe. Oben flogen an Seilen kleine Erz- und Kokswagen auf die Plattform zu. Arbeiter kippten reihum das Doppelfutter für den Ofen in den Trichter. Schwefelgelbe Flammen schwellten einen Augenblick heraus.

„Wo reinigen Sie das Gichtgas?" sagte der Schriftsteller und zeigte auf die große Röhre, die in einem scharfen Knick vom Konus abwärts führte.

„Dort drüben; wir kommen gleich vorbei. Gehen Sie nicht zu nahe an den Trichter, Herr Burte, die Gase schaden der Gesundheit."

„Ich bin kein Stubenhocker, Herr Furrer, ich kann schon was vertragen."

Lise Fröhlich wollte wieder hinuntersteigen.

„Noch einen Augenblick, bitte", sagte ihr Verlobter. Er konnte sich von dem Rundblick, den man oben hatte, gar nicht trennen: um ihn ein Wald von Schornsteinlanzen. Die Sturmhauben der Winderhitzer reckten sich herauf. Durch die Lüfte kamen Wagen. Aus der Tiefe kam ein gewaltiges Lärmen; es hämmerte und kreischte, es rollte und pfiff, es brodelte und zischte — der Odem einer ungeheuren Arbeit wallte aus dem werkelnden Reiche heraus.

Karl Burtes Augen funkelten.

„Sie sind ein König, Herr Furrer", sagte er.

„Kein unumschränkter. Ich muß verhandeln mit dem Parlament der Arbeit. Ich muß den unerbittlichen Gesetzen der Materie gehorchen — sklavisch, sonst frißt sie mich."

Er stapfte schon voraus. So schwer, daß die schwanke Eisentreppe zitterte.

Unten am Hochofen hatten sie ein Stichloch eingestoßen. Eine weiße Eisenschlange schob durch den Sand. Es funkelte und glühte, tausend Sterne flogen auf, leuchteten, zersprangen . . .

Karl Burte stand mit geballten Fäusten da.

„Was haben Sie", schrie der Werksbesitzer durch den prasselnden Lärm.

„Daß man so was nicht beschreiben kann", brüllte der Schriftsteller zurück.

Der Werksbesitzer zuckte die Achseln: Was soll da groß dabei sein, hieß das.

„Was da groß dabei ist?" sagte Karl Burte im Weitergehen. „Daß aus dem Stichloch eines solchen Hochofens alle Kultur der Welt herausfließt, das ist groß dabei."

„Alle Kultur der Welt?" sagte Lise Fröhlich fragend.

„Ja, ohne Eisen bräche unsere gesamte Kultur zusammen, auch die geistige — es gibt kein Haus, es gibt keinen Gegenstand in unseren

— irgend etwas trieb seine schwere Hand in die Höhe. Er reichte sie Herrn Burte.

Nein, ein junger Laffe war der nicht, das sah er. Das war ein gereifter Mann. Einer, welcher wußte, was er wollte. Beinahe wie ein Ingenieur sah er aus.

Lise Fröhlich las ihm die Gedanken vom Gesichte: „Aha, Sie dachten", sagte sie, „Schriftsteller müßten sehr, sehr lange Haare haben, ein Samtjackett und einen mächtigen Seidenschlips?"

Josef Furrer lachte gezwungen.

„Hm", sagte er, „was man so hörte früher —"

„Früher ja", sagte Herr Burte, „früher stimmte dies Bild. Aber wir Schriftsteller von heute müssen in die Werkstätten der Arbeit gehen — da kann man keine offenen Seidenschlipse brauchen, nicht wahr, Herr Furrer?"

„Allerdings, besser sind die Augen offen", sagte Josef Furrer etwas gemessen.

„Und deshalb sind wir zu Ihnen gekommen", fiel Lise Fröhlich ein, „wir wollen die Augen offen halten, wenn Sie uns führen wollen. Wollen Sie?"

Aber der Werksbesitzer war schon vorausgegangen, hatte die Türe geöffnet.

„Bitte", sagte er und machte eine leichte Handbewegung.

Sie schritten durch das Krafthaus. Ganze Batterien Gaskraftmaschinen standen da. Sie machten einen bescheidenen Lärm. Im Takte folgten sich die Explosionen.

„Woher nehmen Sie das Gas, Herr Furrer?" fragte der Schriftsteller.

„Von unseren Hochöfen."

„Aha, die Gichtgase, welche früher unausgenutzt in die Luft gingen?"

„Allerdings. — Sie waren wohl schon auf einer Hochofenanlage, Herr Burte?"

„Nein, aus Büchern weiß ich's."

„So, so, aus Büchern."

Der Schriftsteller umfaßte mit einem großen Blick die ganze Kraftanlage.

„Sie haben recht", sagte er, „kein Buch ersetzt den Eindruck im Betriebe. Hier lebt alles, was dort ein Fossilium ist — Lise, gib auf die Räder acht, die sind kein Freund von Röcken."

Lise Fröhlich lachte.

„Ich habe meinen Gebirgsloden an", sagte sie. Lustig sahen sich die beiden in die hellen Augen. Josef Furrer schaute weg. Es tat ihm weh, wie schmuck und lebensglühend diese beiden vor ihm standen.

„Verstehen Sie den Sinn des Kranes?“ fragte er.

„Ich denke mir, er hebt das alte Eisen aus den Wagen und läßt es dort auf die schiefe Rutschbahn fallen. Aber wohin es von da aus gleitet, weiß ich nicht.“

„Die Martinsöfen werden damit beschickt und gleichzeitig mit flüssigem Roheisen; das ergibt zusammen Qualitätsstahl.“

Josef Furrer war in ein kleines verglastes Häuschen am Fuß des Krans getreten.

„Bleiben Sie dort stehen!“ rief er den beiden unter der Tür zu. Dann konnte man ihn von draußen nicht mehr sehen.

Plötzlich sahen die Verlobten den Kranarm sich lautlos in der Richtung nach den beladenen Wagen drehen. Dort hielt er. Dann senkte sich eine mächtige wagerechte Scheibe herab und spielte wie suchend über dem alten Eisen. Auf einmal war es wie ein Gewehrgeknatter: die Eisenstücke, Platten, Ringe, Drähte, Nägel schossen senkrecht aufwärts und schlugen knallend an die Scheibe an, an der sie hängen blieben. Die Scheibe suchte weiter — neues Knattern — eine neue Ladung klebte an der Scheibe. In der Nachbarschaft richteten sich die Eisenstücke wie Bajonette in die Höhe, als ob sie sich gegen den Magneten wehren wollten. Es half ihnen nichts, der Magnet holte auch sie. Der Wagen war ausgeräumt. Eine viele tausend Kilo schwere Ladung hing an dem Magneten. Wie ein gesträubter Igel sah er aus. Steif starrte die Ladung abwärts und rührte sich nicht.

„Wie das aussieht!“ flüsterte Lise Fröhlich, als fürchtete sie sich.

„Man sieht keinen Menschen; der Magnet scheint selbst zu leben“, sagte ihr Verlobter.

Und sie starrten den Magneten an, der aus der Ferne solche Macht ausüben konnte, daß sich alles, was da Eisen hieß, willenlos ihm fügen mußte.

„Mir wird unheimlich“, sagte Lise Fröhlich, „ich muß den Mann da drinnen sehen mit seinen Griffen am Magneten, sonst fürchte ich mich vor dem Werkzeug.“

Sie schaute angestrengt nach den spiegelnden Scheiben des Wärterhäuschens.

„Pst“, machte ihr Verlobter, und zeigte auf die Magnetenscheibe. Die fing an, sich lautlos zu bewegen, nachdem sie den Wagen geräumt hatte. Wie ein Schicksal schwebte sie durch die Luft, beschrieb einen Viertelkreis und hielt jetzt mit einem Rucke wieder still. Senkrecht über ihnen. Leicht zitterte die Scheibe mit ihrer Riesenlast an den Kettengliedern.

Häusern, der nicht auch aus Eisen wäre oder an dessen Herstellung arbeitendes Eisen beteiligt gewesen wäre."

Eine Pause trat ein.

„Das ist wahr", sagte Josef Furrer langsam. Er blickte den Schriftsteller von der Seite an. Ich wette meinen Kopf, dachte er, der hätte keinen schlechten Ingenieur gegeben: einen seltenen, einen mit Phantasie, die neue Wege finden — von den andern hab' ich ohnehin genug.

Aber auf einmal riß es ihn wieder steif und gerade: „Wir wollen rascher gehen", sagte er. Es war ihm wieder in den Sinn gekommen, was der Mann da ihm genommen hatte.

Genommen? Das stimmt nicht. Zu einem solchen Nehmen gehörte ein schlechtes Gewissen. Und die beiden waren völlig unbefangen.

„Darf ich Sie noch um etwas fragen, Herr Furrer?"

„Bitte."

„Sie beschicken Ihre Hochöfen mit Erz und Koks. Sie treiben mit den Abgaben dieses Koks Ihre Kraftmaschinen. Diese setzen Walzen in Bewegung, produzieren Schienen, Stabeisen und alle Dinge, woraus Maschinen aufgebaut sind. Das ist doch alles so, nicht wahr?"

„Ja, bis hierher ist es richtig."

„Und mit diesen Maschinen wird wieder Erz gebrochen, wird die Kohle aufgeschlossen. Und Erz und Kohle wandern wieder in Ihre Öfen, Herr Furrer."

„Du meinst, das sei ein wunderbarer Ring der Arbeit?" fragte Lise.

„Ja, das meine ich. Und noch was anderes; wenn dieser Ring einmal läuft, von einer Stelle, die in ihn eingeschaltet ist, in Bewegung gesetzt wird, so kann er niemals mehr stille stehen, auch wenn er wollte."

„Stimmt: trotzdem ich augenblicklich nicht genügend Absatz für mein Roheisen aus den Hochöfen habe, muß ich sie weiterarbeiten lassen, weil ich das Gas zum Antrieb meiner Kraftmaschinen nicht entbehren kann."

Sie überschritten ein Bahngeleise. Eine Reihe Wagen standen da. Sie waren mit altem Eisen angefüllt. Ein elektrischer Kran stieg daneben in die Höhe. Er stand im Augenblicke still.

„Der Kran hat keine Greifer?" sagte Karl Burte.

„Braucht er nicht, es ist einer von den neuen, die magnetisch heben."

„Oh, die habe ich mir längst schon einmal gewünscht, im Betrieb zu sehen."

„Ich weiß nicht recht — momentan wird nicht verladen — aber ich kann ja selbst versuchen, ob ich die Maschinerie beherrsche."

Die beiden Gäste schwiegen. Das gefiel dem Werkbesitzer, daß sie keine Phrasen machten.

Im Main-Top zu Valparaiso.

Von L. Rosenthal.*

Wenn ich im Buche meiner Erinnerungen blättere, so verweile ich gern und mit besonderer Vorliebe bei jener wilden, bewegten Zeit während meiner vierjährigen Irrfahrten durch den südamerikanischen Kontinent, den ich von den öden, baumlosen Pampas Argentiniens herauf bis zum Isthmus von Panama nach allen Richtungen durchstreifte, wobei ich oft – wie z. B. auf meiner Landreise von Buenos Aires nach Valparaiso – monatelang unterwegs war, meist unter freiem Himmel, seltener unter dem Schilfdach eines offenen „Rancho“ schlief, halbrohes, am Spieß gebratenes oder an der Sonne gedörrtes Fleisch aß, das Wasser halbfauler, brakischer Pfützen trank und zur angenehmen Abwechslung nachts, wenn wir auf unseren Sattelfellen lagerten, von den Moskitos halb totgestochen wurde.

Ja, eine wirre, wunderliche Zeit war es damals, eine schlimme Zeit, könnte ich beinahe sagen, denn es ging mir mitunter jämmerlich schlecht und die Entbehrungen, die Strapazen jenes Reiselebens, sind noch zu frisch in meinem Gedächtnisse, als daß ich sie so ohne weiteres vergessen könnte. Allerdings heute, wo sie vom Schmelz der Erinnerung umgeben sind, sieht das alles ganz anders aus; die Ferne hat ihren duftigen Hauch darüber ausgegossen und das Düstere und Schroffe mehr und mehr verhüllt. Es ist das gerade so, als wenn wir ein graues, wasserloses Wüstengebirge passieren, das, je weiter wir uns davon entfernen, immer prächtigere Tinten annimmt und zuletzt gar als wunderbar schönes, farbenglühendes Landschaftsbild am Horizont erscheint.

Soviel ist indes gewiß, damals, nach jenem langen, langen Ritt durch die Pampas und über die Kordilleren, begrüßte ich mit einem wahren Hochgefühl Valparaiso, und mit welchem Eifer ich mich in die Annehmlichkeiten der großen Hafenstadt stürzte, kann nur der begreifen, der unter ähnlichen Verhältnissen solch riesige, wüste Länderstriche durchreist hat.

Wer, mit dem Dampfer von Norden kommend, einen Tag in Valparaiso weilte, wird sich mit Entzücken des Anblicks erinnern, den die amphitheatralisch an den grünen Hängen hinangebaute Stadt, die weite, schiffbedeckte Bai und der hoch über alles hinwegragende, 6970 Meter hohe Schneekegel des fernen Aconcagua gewährt.

Unter der steil ansteigenden Häuserterrasse sind es besonders drei staffelförmig übereinanderliegende Gebäude, die dem Fremden sofort auffallen. „Main Top“ lesen wir an dem obern, „Fore Top“ am mittlern und „Californian Dancinghouse“ am untern derselben, welche echt see-

* Mit freundlicher Zustimmung des Verfassers seinem im Verlage G. Müller-Mann, Leipzig, erschienenen Buche „Tragödien des Lebens“ entnommen.

Wie angewurzelt starrten die beiden nach oben.

„Herr im Himmel“, fuhr es Lise durch den Sinn, „wenn der da drinnen jetzt plötzlich auf einen falschen Knopf drückt — wenn der Magnetismus aus den umwickelnden Drähten zurückschoß — wenn die Riesenlast da droben jetzt zermalmend über sie beide fiel — wenn . . .?“

Sie umklammerte den Arm ihres Verlobten fester.

„. . . wenn der da drinnen ein Widersacher wäre und kein Freund . . .?“

Sie wollte Karl Burte auf die Seite ziehen — fort, fort aus dem Bereich des fürchterlichen Igels über ihnen — weg von den gezückten Bajonetten, die da zielten . . .

Aber sie konnte keine Bewegung machen. Es war, als wären sie selbst aus Eisen. Als zöge der Magnet sie an und ließe sie nicht fort.

Und jetzt — und jetzt da drüben — war das nicht ein weißes Gesicht, das aus den Glasscheiben des Wächterhäuschens starrte? Waren das nicht die schreckhaft aufgerissenen Augen des Stahlwerksbesitzers?

„Karl“, wollte sie schreien, „Karl, er ermordet uns!“

Aber ihre Kehle war zugeschnürt. Wie eine Erstarrte stand sie da.

Das weiße Gesicht da drüben, das sie narrte, wo war es hingekommen . . .?

„Sieh, Lise“, sagte Karl Burte ruhig, „sieh, jetzt bewegt er sich wieder, der Magnet.“

Und in dem Maße, wie sich die Erstarrung ihrer Glieder löste, sah sie den Magneten mit seiner Last den zweiten Viertelkreis in der Luft weiterziehen. Sah sie ihn über der schiefen Rutschbahn halten. Sah sie, wie er seine Last mit einem Male losließ. Sah sie, hörte sie, wie diese Last mit Donnergepolter auf die schiefe Bahn fiel . . .

„Was hast du nur, Lise, du siehst plötzlich ganz schlecht aus?“ sagte Karl Burte.

„Die Technik ist ihr doch eben ein wenig auf die Nerven gegangen, Herr Burte“, sagte eine tiefe Stimme neben ihnen.

Es war Josef Furrer.

Und es war wieder Josef Furrer, der jetzt den beiden mit einer herzlichen Bewegung seine Hände entgegenstreckte: „Entschuldigen Sie nur“, sagte er ruhig, „ich hatte vorhin ganz vergessen, Ihnen beiden zur Verlobung von Herzen zu gratulieren.“

Platz machend, in einer Ecke zusammen. Nur in den Nebenzimmern, wo gespielt wurde, ließ man sich nicht stören, wie man an dem dann und wann herausschallenden „ganado“ oder „perdido“ hören konnte. Jetzt hatten sich die Paare, alle mit Taschentüchern in den Händen, einander gegenübergestellt, der erste Vers der gesungenen Tanzweisen hob an und mit ihm kam Leben und Bewegung in die Reihen. Vorwärts und rückwärts, die Taschentücher zierlich in der Luft schwenkend, bewegten sich die Tanzenden, dann und wann auch wechselten sie die Stellung ganz, wobei wunderhübsche Attitüden zum Vorschein kamen. Bald wich die Schöne wie scheu zurück, bald wieder näherte sie sich, mit einem Flammenblick der großen, schwarzen Augen den Tänzer ermutigend, dazu klirrten und rasselten die Zuschauer, den Takt markierend, mit allen nur möglichen Dingen oder riefen auch, enthusiasmiert, diesem und jenem ermunternde Worte zu. Hei! wie da die bunten, kurzen Ponchos mit den schwarzen Mantillas und den noch schwärzeren Rabenlocken der jungen Chileninnen um die Wette flogen und wie graziös die Tänzer der letzteren sich zum Schluß auf ein Knie niederließen, mit recht ritterlicher Courtoisie ihre Damen halb aufhebend, so daß selbst die sonst den „Niggern“ nicht gerade sehr holden Seeleute in ein bewunderndes „damned good“ ausbrachen.

Damit endete der Tanz, der vorherige Lärm begann wieder und der mit hoch hinaufgestreiften Hemdärmeln hinter dem Schenktisch hantierende Barkeeper hatte beide Hände voll zu tun, all die „Cocktails“, „Sherry Cobblers“, „Toddys“ und wie die amerikanischen Getränke alle heißen, den Andrängenden zu verabreichen.

„Hallo Pat!“ rief der lange Yankee von der „Powhattan“ einem kleinen, aber breitschulterigen Iren zu, „macht das einmal nach, wenn ihr könnt, wette zehn Dollars gegen einen falschen „Greenback“, daß ihr euch nicht einmal richtig aufstellen könnt!“

„Hm“, knurrte der Angeredete, „versucht's doch selber einmal, hattet ja auch das große Wort, als wir diesen Morgen an Bord der verdammten Pferde gingen, well! ich fiel wenigstens nur einmal herunter, ihr aber mindestens sechsmal, rittet überhaupt wie eine Feuerzange.“

„Was?“ schrie der durch das Gelächter der Umstehenden geärgerte Amerikaner, „sagt das noch einmal, ihr verdammter, kartoffelfressender Patrick, und ich schlage euch ein halbes Dutzend Zähne ein, so wahr ich Bill Redwood heiße und das gesegnete Brooklyn meine Vaterstadt nenne!“

„Want a round?“ sagte mit großer Gemütsruhe der Sohn der Grünen Insel, indem er seine mächtigen Arme ausstreckte und, einen Fuß vorsetzend, sich in Boxerpositur stellte.

„Ja, und ich will gehängt werden oder in einem Bette sterben wie ein altes Weib, wenn ich euch nicht blau und braun für eure Unverschämtheit würge.“

männischen Bezeichnungen von den hier stets in Menge anwesenden Matrosen herrühren; sämtliche drei Häuser sind nämlich Tanzlokale, und die Seeleute haben bei ihrer Landung gewöhnlich nichts Eiligeres zu tun, als dort ihr mühsam genug verdientes Geld loszuwerden, was ihnen auch meist aufs beste und gründlichste gelingt.

Die Crême der Gesellschaft ist es allerdings nicht, die man dort trifft, und ein Splitterrichter tut wohl, seine Schritte anderswohin zu lenken; die Südamerikaner aber und die rasch sich akklimatisierenden Europäer nehmen das nicht so genau, das Amüsement gilt ihnen als Hauptsache, und ein buntes Gemisch aller Stände und Nationen ist es deshalb, das jeden Abend durch die hellerleuchteten Räume wogt. Das Hauptkontingent bilden freilich die Seeleute, und die blutigen Faustkämpfe, die hier oft ausgefochten werden, sind an der ganzen Westküste berühmt.

Von Langerweile geplagt, kletterte ich eines Abends in Begleitung mehrerer Freunde den steilen Hügel, auf dessen Spitze der Main-Top liegt, hinauf. Schon von weitem tönte uns ein wüster Lärm, untermischt mit dem Gejauchz und Gestampf der ihre „Gigs“ und „Reels“ tanzenden Seeleute entgegen, dazwischen schwirrten Gitarren und Harfen, Klarinetten gellten und Flöten, und verursachten zugleich mit den Beifallsrufen der exaltierten Zuschauer einen wahren Höllenlärm, in dem sich die Anwesenden aber recht behaglich zu fühlen schienen, denn überall sah man, soweit es die von Tabakrauch erfüllte Atmosphäre zuließ, lustige und vergnügte Gesichter. Plaudernd und lachend, die glimmende Zigarette im Mund oder zierlich zwischen den Fingern haltend, saßen an den Wänden herum die chilenischen Senoritas, da und dort zwischen ihnen trieben sich täppisch-galant einzelne rauhe Seemannsgestalten herum, vergeblich versuchend, in der ihnen fremden Sprache eine Konversation zustande zu bringen, die sich aber meist auf ein „You like me?“ — „Yes, me like You“ beschränken mußte. Im Hintergrund, gegenüber der „Bar“, um die sich ein Haufen Trinklustiger drängte, thronte auf einer Erhöhung das aus sechs Mann bestehende Orchester, dessen einzelne Mitglieder ebensoviele verschiedene Nationalitäten repräsentierten. Die große Pauke bearbeitete natürlich ein Neger. Lauter, wilder Jubel dröhnte durch den Saal, englische und amerikanische Seemannslieder wurden gesungen. Gigs und Hornpipes mit wahrer Virtuosität auf den Hacken getanzt, hier regalierte ein Yankee von dem unten in der Bai liegenden Kriegsdampfer „Powhattan“ sämtliche Anwesende, dort wieder schien sich zwischen zwei angetrunkenen Iren ein Streit entspinnen zu wollen, da, plötzlich tönte, von Gitarren, Harfen und taktschlagendem Händeklatschen begleitet, die eigentümlich getragene Weise der „zama cueca“, des chilenischen Nationaltanzes, durch den wirren Spektakel. Augenblicklich wurde es still, und während die des Tanzes Kundigen mit den Mädchen antraten, scharten sich die Seeleute,

zimmer ein lauter Tumult entstand. Natürlich lief alles sogleich dorthin, um zu sehen, „was los sei". Anfangs konnte ich, durch den vor mir befindlichen Menschenknäuel gehindert, nichts erkennen, dann aber, auf einen Stuhl steigend, gewahrte ich, wie ein Mann, ein Spanier, einen andern, unter ihm Liegenden mit der Linken an der Kehle gefaßt hielt, während die Rechte das Handgelenk desselben umklammerte. Vergebens suchte dieser sich den ihn wie in einem Schraubstock zusammenpressenden Eisenfingern seines Gegners zu entwinden, der aber hielt fest, und es bedurfte der ernstlichsten Aufforderungen seitens der Anwesenden, ehe der Spanier in seinem mörderischen Griff etwas nachließ.

„What is the matter with you fellows?" – „Laßt den Mann los, per Dios, er wird schon ganz schwarz im Gesicht!" – „Was ist geschehen, Manuel?" riefen zwanzig Stimmen auf einmal.

„Er hat betrogen, im Spiel betrogen, dieser verdammte Schuft von Italiener, helft mir, ich gebe jede Satisfaktion, wenn er nicht den ganzen Ärmel voll Karten hat!"

Und wieder würgte er den eifrig nach Luft Schnappenden, bis dieser plötzlich mit einer letzten verzweifelten Anstrengung sich losriß, aufsprang und um ein Haar entwischt wäre, wenn nicht ein riesiger Holsteiner ihn noch rechtzeitig beim Kragen gepackt, wie ein Kind emporgehoben und in die Mitte des Zimmers gestellt hätte.

„Man nich so geschwind, min Jong", lachte der Riese, und Bill Redwood, der sich indessen von seiner Betäubung wieder erholt und durch ein paar Gläser Brandy gestärkt hatte, setzte hinzu: „Ja, und erst mal die Taschen umgekehrt; vorwärts, Boys, wollen doch sehen, ob der Spanier da recht hat."

„Laßt mich los!" rief der geängstete Spieler, „was wollt ihr von mir, ich habe mit euch nichts zu schaffen!"

„Aber wir desto mehr mit dir, mein Bursch", sagte drohend ein französischer Steuermann, „zieh sofort den Rock aus, sonst . . ."

Er konnte nicht ausreden, mit einem wilden Fluche hatte sich der Italiener, einen verborgenen Dolch herausreißend, auf ihn geworfen, und es wäre um den Franzosen geschehen gewesen, wenn dieser nicht gewandt den zum Stoß erhobenen Arm seines Angreifers gepackt und aufgehalten hätte. So gewaltig aber preßte er dessen Hand zusammen, daß es ordentlich knackte und der von Schmerz Gepeinigte mit einem Weheruf die Waffe fallen ließ. Im nächsten Moment auch wurde er von einem halben Dutzend Matrosen zu Boden gerissen, während der Spanier, ohne ihm erst lange den Rock auszuziehen, mit dem aufgerafften Dolch seinen Ärmel auftrennte und triumphierend eine Anzahl Karten zum Vorschein brachte. Dabei mochte er den Unglücklichen doch etwas geritzt haben, denn dieser stöhnte tief auf, wodurch sich aber sein

Und die Jacke abwerfend trat er dem kampfgerüsteten Iren entgegen, der, ein paarmal hin und herstampfend, sich förmlich in den Boden festzuarbeiten schien. Vorher spritzte er noch mit ausgesprochener Verachtung einen mächtigen Tabakstrahl zur Seite, und während die Seeleute unter dem Rufe „free fight“ einen Kreis um die Gegner schlossen, begann der Kampf.

Im Saale war es unterdes ganz still geworden, die Mädchen harrten angstvoll der Entwicklung der Szene, die übrigen Anwesenden aber waren auf Stühle und Bänke gestiegen, von wo aus sie mit mehr oder weniger Interesse die beiden Kämpfer beobachten konnten.

Und wie das jedesmal dumpf krachte, wenn so ein Stoß, nicht richtig pariert, den Körper eines der beiden traf, und wie der Boden knarrte und dröhnte unter den Fußtritten der gewaltig Ringenden! Zweimal bereits war der Amerikaner, schwer von der Riesenfaust seines Feindes getroffen, zusammengebrochen, immer aber hatte er den Kampf mit doppelter Erbitterung wieder aufgenommen und es blieb zweifelhaft, wer als Sieger aus demselben hervorgehen würde, denn auch der Ire begann schon sichtbare Spuren von Erschöpfung zu zeigen. Da — mit dumpfem Schlage traf diesen ein wohlgezielter Stoß mitten ins Gesicht, dem sofort ein heller Blutstrom aus Mund und Nase folgte. Das war aber auch das Ende des Kampfes, denn, vor Schmerz und Wut halb wahnsinnig gemacht, führte jetzt der Irländer einen so mächtigen Hieb gegen die Stirn seines Gegners, daß derselbe zum drittenmal, jetzt aber wirklich bewußtlos, in die Knie sank.

Das „Fight“ war aus; Pat hatte gesiegt.

Übrigens wurde durch dieses Intermezzo die Heiterkeit nicht im mindesten gestört, die Szenen waren im Main-Top etwas zu Gewöhnliches, als daß man sich viel darum gekümmert hätte, und kaum waren die beiden Kombattanten von einigen Hilfe leistenden Kameraden abgeführt, als auch schon die Musik zu einem neuen Fandango anhob. Der eben stattgefundene Auftritt war vergessen.

Nicht immer aber läuft die Sache so einfach ab, häufig genug nehmen die Freunde und Landsleute der Streitenden ebenfalls Partei gegen einander und was dann folgt, kann man sich leicht vorstellen. Förmliche Schlachten wurden hier schon geschlagen. Dabei verhält sich die Polizei ganz so wie bei uns, d. h. sie erscheint erst, wenn alles vorbei ist; die handfesten Seeleute würden sich übrigens auch wenig oder gar nicht durch die dortigen, ziemlich ruppig und verkommen aussehenden Jünger der heiligen Hermandad stören lassen.

Der heutige Abend schien nun aber einmal dazu bestimmt, den Main-Top zum Schauplatz besonderer Abenteuer zu machen, denn kaum war der Fandango zu Ende, als in einem der nebenan befindlichen Spiel-

„Gut, boys", sagte der Steuermann, „wir sind unsrer vierzehn, pro Kopf fünf Dollars, macht siebzig, und zehn extra für die Drinks, macht achtzig Dollars, also gerade fünf Unzen, die ich hiemit herausnehme — siehst du, mein Bursch!"

Und die Summe dem Wirt zum Wechseln gebend, löste er die Bande des Gefangenen und händigte ihm den noch immer sehr bedeutenden Rest seines Geldes wieder ein. Ein Zug von Freude glitt über das verlebte Gesicht des Spielers, der ohne Zweifel froh genug war, noch so billig davon zu kommen. Vergebens aber suchte er in dem ihn umgebenden Kreis eine Lücke zum Entschlüpfen zu erspähen, überall wehrten ihm drohende Gestalten den Ausgang, und resigniert ließ er sich zuletzt in einen Sessel fallen, den ihm ein gutmütiger Chilene hingeschoben hatte.

Gerade erschien auch der Wirt mit einer ganzen Batterie Flaschen und Gläser sowie siebzig einzelnen Dollarstücken, die der Steuermann unter die „Richter" verteilte, während Bill Redwood auf einen Stuhl stieg und eine Ansprache an sämtliche Anwesende vom Stapel ließ, worin er zur Teilnahme an den von dem Italiener „freigebig" zum besten gegebenen Getränken aufforderte. Natürlich folgten alle bereitwilligst der Einladung.

Ich war zu müde, um den weiteren Verlauf des Abenteuers noch abzuwarten, Mitternacht war vorüber, und da auch meine Freunde das geräuschvolle Treiben satt hatten, brachen wir auf. In der Türe mich umdrehend, gewahrte ich gerade noch, wie Bill und der Ire, jeder mit einem gefüllten Glas in der Hand, sich weinselig in die Arme sanken, während die Musik den Yankee Doodle spielte.

Draußen aber lag der helle Mondschein über dem weiten, wunderbar schönen Panorama von Valparaiso und kontrastierte seltsam mit den eben gesehenen wüsten Szenen da drinnen. Weit über die verschlafenen, dunklen Häusermassen und die wie träumend unten in der Bai liegenden Fahrzeuge hinweg schweifte der Blick bis dort hinüber, wo der riesige Aconcagua sein schneeiges Haupt hoch über die ihn umlagernden Wolkenmassen emporhob.

Die Nachtwächter verkündeten die erste Stunde und ich eilte nach Hause.

Der alte Roth Hansjörgl.

Ein Charakterbild aus dem niederösterreichischen Hochlande.

Von **Arthur Halberstadt**.

Über ihn wird heute noch, in der Prein und im ganzen Raxgebiete, viel gelacht, obwohl er schon seit mehr als zwanzig Jahren tot ist. Wer diesen Mann kannte, dem wird sein originelles Wesen unvergeßlich geblieben sein. Ich selbst habe ihn einmal in meiner Jugendzeit

erbitterter Feind nicht stören ließ und, in seinem Visitationsgeschäft fortfahrend, nach und nach eine Menge verdächtiger Dinge, wie Würfel, Dietriche, feine Feilen, mehrere Kartenspiele usw. ans Licht förderte. Das Interessanteste dabei war wohl ein mit Goldunzen gefülltes Leinwandsäckchen, das einstweilen von dem französischen Steuermann mit Beschlag belegt wurde. Dann aber, als nichts mehr zu finden war, band man dem Betrüger mittels eines rasch herbeigeholten Handtuches die Füße zusammen, worauf die Gesellschaft, mit dem Steuermann an der Spitze, sich anschickte, eine ordentliche Gerichtssitzung über denselben zu halten. Vorher aber wurde jedem der Richter auf ausdrücklichen Wunsch Bill Redwoods ein Glas Brandy verabfolgt.

„Tut mir leid, Mate“, sagte der lange Yankee zu dem Gefangenen, „daß ihr nicht mittrinken könnt, verspreche euch aber fest dafür, daß ihr mit einem nassen Strick gehangen werden sollt.“

Damit trank er sein Glas aus und machte dem Steuermann Platz, der, den Geldsack in der Hand, vor den Spanier trat und ihn aufforderte, seinen Verlust anzugeben.

„Dreißig Unzen hat mir der verfluchte ‚Maccaroni‘ abgenommen, fragt ihn nur selbst, den gelben Halunken, ob's nicht wahr ist. Lleva le el diablo.“

„Ist dies so, Gefangener?“

Der Gefragte bejahte mit einem leichten Neigen des Kopfes.

„Well“, sagte der Steuermann zu dem Spanier, indem er den Sack öffnete, „so nehmt euer Geld. Dreißig Unzen, ist's so recht?“

„Ja, und tausend Dank für Eure Freundlichkeit, Senor.“

Und das Gold einstreichend trat er zurück unter die Umstehenden, mit schadenfrohem Lächeln den weiteren Verhandlungen folgend, die über seinen Feind gepflogen wurden.

„Gentlemen“, begann der Vorsitzende wieder, „welche Strafe diktieren wir dem Verbrecher?“

„Hängen, wie er es verdiente, können wir ihn freilich nicht“, bemerkte einer der Amerikaner, aber einen kleinen Denkzettel könnten wir ihm, zur Strafe für den verübten Betrug, schon mit auf den Weg geben.“

„Und ich“, sagte der ebenfalls wieder ganz fidel gewordene Irländer, „ich schlage vor, daß jeder der ehrenwerten Richter hier für seine Bemühung fünf Dollars aus dem Beutel des verdammten ‚Gamblers‘ erhält. Außerdem aber soll der ‚Landschark‘ noch für jeden der Anwesenden einen beliebigen ‚Drink‘ oder auch zwei zahlen, das wird die beste Strafe für ihn sein. Das Hinausspedieren nachher versteht sich von selbst.“

„Hurra für Pat!“ „Hurra für die Drinks!“ „Angenommen!“ „So ist's recht!“ jubelten die Seeleute, und selbst Bill Redwood nickte beifällig zu dem Vorschlag seines Gegners mit dem Haupte.

Auch der Bahnbeamte in Neunkirchen machte große Augen, als ihm der alte Roth sein Anliegen vortrug.

„Was! . . . Sie wollen einen Extrazug bestellen?" fragte der Beamte höchst erstaunt.

Der alte Roth tat sehr gleichgültig. Keine Miene seines mürrischen Gesichtes verriet seine inneren Gedanken.

„I selba will ja gar koan Extrazug. Nur zahln tuar i den Zug . . . für mein Jagdherrn, der ma vo Gloggnitz telegraphiert hat."

„Wer sind Sie denn eigentlich?"

„Sei Jaager."

Der alte Roth trug immer die altsteirische Lodentracht, deren Langhosen mit den üblichen zwei grünen Streifen passepoiliert waren.

„Und wer ist Ihr Herr?"

„Dös derf i net sagn. Der kaiserliche Jagdherr will net habn, daß sei Nam' genannt wird."

Bei dem Worte „kaiserlich" blickte ihn der Beamte überrascht an. Der alte Roth rührte sich nicht. Dem Beamten schien es nur, als ob der alte Jäger eine bezeichnende Geste mit der rechten Hand vollführt hätte, quasi als ob er es bereuen würde, daß ihm die nähere Bezeichnung seines Jagdherrn entschlüpft war.

„Wie sagten Sie das von Ihrem Jagdherrn?" fragte der Beamte nochmals zur Vorsicht.

„No ja, . . . a kaiserlicher is eh, . . . aba wissens, dös sull im Kognak bleibn."

Der Beamte glaubte nicht recht verstanden zu haben.

„Im Kognak!?"

„Oda wia ma dös hoaßt, wann oana unter an fremden Nama jagt", glaubte der Roth richtigstellen zu müssen.

„Ah, . . . inkognito, meinen Sie."

„Ja, ja . . . wird scho a so hoaßen."

Dem Beamten schien diese Sache nicht ganz richtig vorzukommen. Aber möglich wäre es ja immerhin, daß dieser Mann ein kaiserliches Jagdorgan sei, dachte er sich, und kassierte die Gebühr ein. Dann übergab er ihm die Anweisung: „Da haben Sie den Schein. Der Zug muß erst telegraphisch in Wiener-Neustadt bestellt werden und dürfte in einer Stunde eintreffen. Wann kommt denn Ihr Jagdherr?"

„Dös woaß is net. I glaab, er steigt erst in Gloggnitz ein, weil er heund fruah nach Prigglitz auf'n Hahn gfahrn is", log der Alte mit größter Seelenruhe. Er wußte zufällig davon, daß der Kaiser heute tatsächlich in Prigglitz jagte.

Während der Beamte den Stationschef verständigte, ging der alte Roth auf „a Viertel" in das Bahngasthaus.

gesehen. Das war vor etwa 25 Jahren, in einem einfachen Gasthause in Edlach. Er war ein hager gewachsener, großer Mensch, hatte einen buschigen, ins Rötliche färbenden Schnurrbart und trug ein eigentümliches, man konnte sagen, beinahe verbissenes Gebaren zur Schau. Wenn ich mir heute seine Gestalt im Geiste vor die Augen stelle, muß ich über alle Schnurren und Schwänke dieses Originales staunen, die man mir kürzlich von ihm erzählte. Ich hätte nie geahnt, daß in diesem, anscheinend wortkargen und verschlossenen Menschen ein solcher Kauz steckte. Einige seiner Stückchen verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden. Sie zeigen uns auch sein inneres Wesen am besten.

Der alte Roth besaß in Dörfl bei Prein ein nettes Anwesen, bei dem sich ein Sägewerk befand. Außerdem gehörte ihm noch ein kleiner Kohlenmeiler in der Umgebung des Raxgebietes. Er war verheiratet und nicht unbemittelt. Sein Holzhandel, der ihn oft in die Ebene hinausführte, erforderte einen regen Gasthausverkehr. Das machte ihn im ganzen Schwarzatale zu einer sehr bekannten Figur. Mit seinem ersten Streiche, der Benützung eines Extrazuges von Neunkirchen nach Payerbach, wurde sein eigenartiger Charakter volksbekannt.

Er hatte damals in Neunkirchen geschäftlich zu tun und offenbar einen guten Tag hinter sich, als es ihm plötzlich einfiel, sich mittels eines Sonderzuges nach Payerbach heimbefördern zu lassen. Daran wäre an und für sich nichts Besonderes gewesen. Aber wie der originelle Kauz seine merkwürdige Idee in die Tat umsetzte, das verlieh seinem ersten Streiche einen ungemein burlesken Anstrich.

Roth war auf die Beamten der Südbahnstation Payerbach nicht gut zu sprechen. Er hatte bei der Verladung seiner Holzsendungen viel mit ihnen zu tun, und da mag es vielleicht oft zu Differenzen gekommen sein. Lange schon hatte er darüber nachgedacht, wie er diesen Herren etwas mehr Respekt für seine Person beibringen könnte. Dabei war es ihm hauptsächlich darum zu tun, die Beamten einmal öffentlich zu blamieren. Es lag in der Art und Weise seiner Streiche, die betroffenen Teile entweder moralisch oder auch materiell zu prellen, gleichgültig, ob ein solches Stückchen auf seine oder fremde Kosten ging. Der Wert des Geldes schien ihn überhaupt nicht zu beinflussen. Oft soll er sich geäußert haben, daß er nicht begreife, wie man gar so am Gelde hängen könne. Darüber kam er auch mit seinem Weibe öfters ins Disputieren, das sich vergeblich bemühte, mit ihren ersparten Kreuzern das hereinzubringen, was ihr Mann guldenweise in den Wirtshäusern anbrachte.

Und heute leistete er sich gar einen richtigen Extrazug! — Wenn das seine Alte gewußt hätte! Ich glaube, sie hätte der Schlag getroffen.

„Hier ist die Anweisung. Ich wünsche dann ungestört zu bleiben!" Diese in einem erzwungenen Tone gesprochenen Worte wurden durch eine überaus scharfe Augensprache entsprechend ergänzt. „Wenn mein kaiserlicher Jagdherr in Gloggnitz nicht einsteigen sollte, fahren wir sofort nach Payerbach weiter", disponierte er noch. Dann drehte er dem verblüfften Schaffner den Rücken und rauchte ruhig weiter.

„Von sein' kaiserlichen Jagdherrn hat er gsprochn", berichtete der Kondukteur dem Zugsführer.

„Am End is dös gar a kaiserlicher Jäger", meinte der Zugsführer. „Da heißt's in Gloggnitz achtgebn."

In Gloggnitz und Payerbach war inzwischen das Aviso aus Neunkirchen eingetroffen. Alles zerbrach sich über das Telegramm den Kopf und riet, für wen dieser Sonderzug bestellt worden war. Als in Gloggnitz niemand einstieg, wurde die Verwirrung noch größer. Alle erdenklichen Kombinationen wurden erwogen. Zum Schluß hieß es allgemein, daß der in Neunkirchen eingestiegene Jäger ein hoher Jagdgast aus Schwarzau sein müsse, der vom dortigen Stationschef wahrscheinlich nicht erkannt worden war.

Mit größter Spannung wurde aber dem Eintreffen des Zuges in Payerbach entgegengesehen. Für alle Fälle hatte der dortige Stationschef mit seinen Beamten die Galauniform angelegt und erwartete mit geöffneten Türen des Hofempfangssalons den Extrazug.

Es soll ein geradezu köstliches Bild gewesen sein, wie das gesamte Bahnpersonal, mit dem Stationschef an der Spitze, in Gala gekleidet, den langsam einfahrenden Sonderzug salutierend empfing, und dem I. Klassewaggon mit grotesker Würde — der alte Roth Hansjörgl entstieg! — — —

Dieser Vorfall wurde damals viel besprochen, und allgemein staunte man, daß der alte Roth gerichtlich unbehelligt blieb. Wahrscheinlich ergab sich für eine gerichtliche Anzeige keine rechte Handhabe. Einen Sonderzug kann schließlich jeder bestellen und auch erhalten, wenn er hiefür bezahlt. Und das tat ja der alte Roth. Daß ihn der Beamte ausfragte, war nicht seine Schuld. Das mit dem „kaiserlichen Jagdherrn" war zwar eine offenkundige Lüge gewesen, aber zur Not würde sich Roth vielleicht damit verantwortet haben, daß er selbst, auch gegen Bezahlung, keinen Extrazug erhalten hätte, und auf diese Weise beinahe gezwungen war, dem Bahnpersonal in Neunkirchen den Bären von seinem „kaiserlichen Jagdherrn im Kognak" aufzubinden.

Konnte man ihn auch gerichtlich nicht belangen, seiner Alten entkam er nicht. Die Geschichte mit dem „Extrazug" sprach sich bald herum und drang bis in die Prein. Auch sein Weib erfuhr davon. Sie soll sprachlos vor Entsetzen über den Mutwillen ihres Mannes

Auch der Stationschef war von der Bestellung des Sonderzuges sehr überrascht.

„Kaiserlicher Jagdherr, hat er gesagt?“

„Er hat ausdrücklich von seinem kaiserlichen Jagdherrn gesprochen.“

„Der Kaiser ist es sicher nicht. Das ist ausgeschlossen. Er jagt zwar oft auf der Gams bei Prigglitz, aber Zugsbestellungen werden ausnahmslos von der Hofjagdleitung gemacht. Vielleicht ist sein Jagdherr irgend eine Hofcharge oder gar nur ein kaiserlicher Rat. Erkundigen Sie sich vielleicht einmal bei der Station Payerbach darüber. Den bezahlten Sonderzug lassen Sie dann sofort einleiten.“

Als die Auskunft aus Payerbach eintraf, daß der Kaiser heute per Wagen nach Prigglitz zur Hahnjagd gefahren sei, aber mit seinem Wagen wieder rückkehren werde, schüttelte der Stationschef den Kopf.

„Vielleicht ist es jemand vom Jagdgefolge des Kaisers?“ meinte der Beamte.

„Möglich. Aber was hat denn der Jäger in Neunkirchen zu tun gehabt?“ zweifelte der Chef.

„Das ist mir auch aufgefallen. Vielleicht hat er in Schwarzau (dort befindet sich das Schloß des Herzogs von Parma, der damals noch lebte) eine Jagdeinladung abgeben müssen. Der Herzog von Parma jagt ja oft mit dem Kaiser.“

„Auch möglich Jedenfalls bestellen Sie jetzt den bezahlten Zug.“

Als der alte Roth in einer Stunde den Perron betrat, mußte er noch einige Minuten warten. Der Stationschef wollte ihn ausfragen, erhielt aber nur ausweichende Antworten.

„I derf ’s net sagen, wer er is“, war die stereotype Entgegnung. „Und wo er einsteigt, dös woaß i aa net“, bemerkte Roth, um weiteren Fragen vorzubeugen.

Unterdessen traf der Extrazug wirklich ein. Er bestand aus der Maschine, einem Gepäckswagen und einem Waggon erster Klasse.

Mit größter Eile bestieg Roth den Waggon. Der diensthabende Beamte rief dem Zugsführer zu, daß in Gloggnitz anzuhalten ist, und dann dampfte der Sondertrain ab.

Im Coupé zündete sich Roth eine Zigarre an und lehnte sich behaglich in das weiche Sitzteil. Als der Kondukteur eintrat, um die Karte zu kupieren, wollte sich dieser mit dem ländlichen Fahrgaste in gemütlicher Weise unterhalten.

„Net wahr . . ., in der ersten Klass’ is fein fahrn, was?“ —

Der Alte schien plötzlich versteinert zu sein. Langsam wandte er sich dem leutseligen Kondukteur zu und warf ihm einen nicht mißzuverstehenden Blick ins Gesicht.

Manöver aufdeckte. In der Eile hatte er einmal vergessen am Ende des Bettes die Stiefel zu postieren. Und gerade sie waren für sein Weib stets das untrügliche Zeichen seiner Gegenwart. In jener Nacht mußten die häuslichen Prügel ganz besonders ergiebig gewesen sein, weil man den alten Roth zwei Wochen in keinem Wirtshause sah.

Doch die Zeit heilt alles und macht vergessen. Nach einigen Wochen wagte es der unverbesserliche Nachtstörer wieder, sein Stammlokal aufzusuchen. Die mißglückte Bettmaskierung war inzwischen ortsbekannt geworden. Als sich der alte Zechkumpan abends zur gewohnten Tischrunde setzte, wurde er mit lautem Hohngelächter empfangen. Besonders sein Freund, der alte Voglsang, konnte nicht aufhören zu sticheln.

„I taat mi hiazt versichern lassn . . ., an deiner Stell' . . ., gegn Hagelschlag", lachte er schadenfroh. „Aba freili . . ., hübsch hoch wird's scho sei . . ., woaßt, die Prämie . . . gegen Hagelschlag und Blitzgefahr . . ., wann's einschlagt . . ., af dein Mostschädl!"

Das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Der alte Roth hatte sich unterdessen schweigend zum Tisch gesetzt. „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen", dachte er sich bitteren Gemütes und schluckte seinen Wein mit einer Miene hinunter, als ob er Essig getrunken hätte. Zum Schlusse mußte er selbst mitlachen, so ansteckend wirkte die allgemeine Heiterkeit auf ihn ein.

„Ös habt 's leicht lachn", sagte er endlich. „Des Junggselln wißt 's ja gar net, was die Weiber in eahna habn."

„Oho", lachte der Voglsang wieder. „Alle san ma nit ledi. Da schau 'n altn Kräutelmayer an. Der is scho vierz'g Jahr verheirat' und geht nia vur zwölfi hoam. Aba der is halt feina, wia du, . . . woaßt, der nimmt allweil sei groß' Parapli mit, und wann er einigeht, in d' Stubn, so spannt er's glei auf . . ., wegn die fliagatn Hefen und Nachttöpf!"

Und wieder johlte alles vor Vergnügen über diese lustigen Worte.

„Da brauchat i alle Tag a neuchs Parapli", lachte der Roth mit.

„Geh . . ., gar so irg wird 's do nit sei", meinte sein Freund Voglsang.

„Is aa nit so irg, wia 's ös glaabts . . ., aba gar so viel granti is halt, wann i spat af d' Nacht hoamkimm."

„No, no . . ., dös muaßt ihr halt ausredn", erklärte ihm Freund Voglsang. „Hast ja a guats Mäul, bein Handel und bein Debattiern. Da wirst ihr 's do beibringa kinna, daß du der Herr im Haus bist."

„Ja, freili . . ., ös habt s leicht redn", brummte der Roth, halb lächelnd, halb unwirsch, und trank aus seinem Weinglase.

„Du . . ., i wir da was sagn", schlug ihm sein Freund vor. „Heund bleibst grad justament bis zwölfi bei uns."

gewesen sein. Aber das „Schlagl“ traf nicht sie, sondern ihren Hansjörgl, und zwar gleich in der Mehrzahl in Form ausgiebiger Schläge. Außerdem verhängte die häusliche Justiz acht alkoholfreie Arresttage, die der Bestrafte zu Hause abbrummen mußte.

Sein Weib war noch die einzige Stelle, vor der er Respekt hatte. Wenn er spät nachts vom Wirtshause, gewöhnlich im bezechten Zustande, heimkehrte, verstand sie es meisterhaft, ihn zu ernüchtern. Und wenn es nötig war, so vollzog sie diese Ernüchterungsprügel jede Nacht. Das ging dem Roth Jörgl manchmal über das Maß des Erträglichen und er sann darüber nach, wie er es anstellen sollte, um diesem familiären Strafverfahren auszuweichen.

„Wanns Wirtshausgehn bei da Nacht nit geht . . ., vielleicht gehts bein Tag“, dachte er findigen Sinnes nach und schritt zur Tat.

Gleich den ersten freien Tag kam er zur Jausenzeit mit einem regelrechten Rausch nach Hause. Er war so bedußelt, daß er nur den Rock abziehen konnte. Mit dem Hute am Kopfe und den Schuhen an den Füßen fiel er ins Bett, um sich den Schwips auszuschlafen. Diese neue Zeiteinteilung hatte für sein Weib wenigstens das Gute, daß die Nachtruhe ungestört blieb, weil der Jörgl in solchen Fällen bis zum Morgen liegen blieb. Sie kümmerte sich auch während dieser Zeit nicht um ihn, sondern warf nur vor dem Schlafengehen einen Blick auf sein Bett. Sah sie ihn dort liegen, so wußte sie, daß die kommende Nacht nicht zu fürchten sei und begab sich selbst zur Ruhe.

Auf diese Gewohnheit seines Weibes baute nun Roth seinen Plan, um abwechselnd wieder die nächtliche Kneiperei aufnehmen zu können. Eines Tages kam er wieder zur Jausenzeit, anscheinend im berauschten Zustande, nach Hause und fiel in sein Bett. Sein Weib sah ihn wohl kommen, kümmerte sich aber nicht weiter um ihn, und ging zur Nachbarin auf einen kleinen Plausch hinüber. Diesen Moment benützte der in Wirklichkeit nüchterne Roth, um aufzuspringen und sein Bett entsprechend zu maskieren. Er holte zwei alte Stiefel und schob sie kunstgerecht unter die Bettdecke. Dann packte er einen vollgefüllten Schrotsack und legte diesen ebenfalls unter die Decke, um den Körper darzustellen. Zum Schlusse versah er das Kopfende des Bettes mit einem alten Reservehut. Dann trat er einige Schritte zurück und prüfte sein Werk. Die Täuschung war vorzüglich gelungen. Und nun eilte er auf einem Seitenwege ins Wirtshaus.

Als sein Weib bald darauf nach Hause kam, warf sie den gewohnten Blick auf das Bett ihres Mannes, sah ihn mit Hut und Schuhen drinnen liegen und begab sich abends zur Ruhe.

So glückte es ihm einigemale nacheinander, auch die Nächte hindurch lustig und ungestört zechen zu können, bis der Zufall dieses

„Ja, hörst denn net . . ., i bin ja der Voglsang“, schnaubte der mißhandelte Eindringling und suchte die Tür zu gewinnen.

„So . . ., früher warst der Schrotsack . . . und heund bist gar der Voglsang Toni . . ., du Haderlump, du bsoffner“, hörte man die zornige Stimme der Rothin.

Und weiter ging es. „Wusch“ von links und „wusch“ von rechts, ganz im Takt der Flegeldrescher.

„Roth, wo bist denn . . ., so meld di doh“, brüllte Voglsang und rannte bei der Retirade an den Türstock an, daß es laut krachte.

Der alte Roth meldete sich nicht. Gleich beim ersten „Wuscher“ hatte er rasch die Tür geschlossen, schnell die Schuhe ausgezogen und war hinaufgeeilt — in die bewährte Bodenkammer.

Eine Weile hörte er es noch pumpern und krachen, dann wurde es still.

Seine Alte mußte jetzt doch daraufgekommen, daß ihr Gegenüber tatsächlich sein Freund Voglsang war.

„Armer Teufel . . ., dös hast davo, weilst mit meiner Altn anbandelt hast. Du gehst ma neama mit“, dachte er sich noch und schlief dann behaglich ein.

Trotzdem ihn dieser nächtliche Vorfall neuerlich davon überzeugt hatte, daß sein Weib beharrlich auf exemplarischer Ahndung seiner Trinksucht bestand, konnte er in nächster Zeit nicht der Versuchung widerstehen, auf einige „Halbe“ ins Wirtshaus zu gehen. Diesmal wählte er einen Seitenweg, der zwar einen ziemlichen Umweg bedeutete, dafür aber die sichere Gewähr bot, seinem Weibe nicht begegnen zu können. Schon lange war er diesen Pfad nicht gegangen. Der Weg passierte zum Schlusse eine Wiese, die seinem Nachbarn, dem Oberdorfer Naz, gehörte. Entlang dem Rande derselben schmolz der Weg zu einem kleinen Steige zusammen, der direkt zum rückwärtigen Eingang seines Stammwirtshauses führte. Als er den Wiesensteig betreten wollte, fiel ihm eine Tafel mit der Aufschrift „Verbotener Weg“ auf.

„So . . ., seit wann hat denn der Naz den Steig a(b)gspirrt?“ sinnierte er ärgerlich über diese neue unangenehme Entdeckung. Diese wirkte deshalb doppelt unangenehm auf ihn, weil es tagsvorher stark geregnet hatte und ihm das Herumstapfen auf den kotigen Wegen von Haus aus kein besonderes Vergnügen bereitete.

Er wäre nicht der Roth gewesen, wenn er es unterlassen hätte, auf seine Art gegen die ihm unangenehme nachbarliche Verfügung zu demonstrieren. Eine Weile dachte er nach, welchen Schabernack er diesmal anstellen sollte, um den unfreundlichen Nachbarn zu ärgern. Dann bog er, kurz entschlossen, vom verbotenen Wege ab und durchquerte die hochgrasige, durchnäßte Wiese, die ihm beinahe bis zu den Knien reichte.

„Aha, . . . was da nit einfallt."

„Jawuhl . . ., dös tuast", lachte der Voglsang.

„Hast leicht lachn, du leadiga Junggsell, du . . ."

„Zoag, daß d a Mann bist."

„Nix da." Der alte Roth wehrte entschieden ab.

Als aber alles lachend in ihn drang, seine männliche Würde ehrenvoll zu behaupten, und sich Freund Voglsang sogar bereit erklärte, mit ihm nach Hause zu gehen und vor ihm die Schlafstube zu betreten, willigte er nach langem Sträuben endlich ein, dazubleiben.

Nach der zwölften Stunde machten sich die beiden Spezi auf den Heimweg. Als sie zum Hause des Roth kamen, begann Freund Voglsang seine sichere Haltung zu verlieren. Gern wäre er umgekehrt. Aber der Stolz ließ es nicht zu. Mit erzwungener Energie forderte er jetzt vom Roth den Hausschlüssel.

„Aba gern. Da hast'n", lallte, vergnüglich schmunzelnd, der ziemlich bezechte Hausherr und übergab seinem Freund den verlangten Schlüssel.

„Sodala", sagte der Begleiter und sperrte auf. Mutig ging er voran und wollte soeben die Türklinke erfassen, als ihn der alte Roth am Rock zupfte.

„Ziag deine Schuach aus, sunst hört s' uns glei, warnte er ihn leise.

„Wegn meiner . . ., sull s' mi nur hörn", protzte der Voglsang. „D Hauptsach is 's Redn. Da wirst schaun, was i ma für a Red ausstudiert hab." — Und energisch drückte er die Türklinke auf.

Aber leider. Er kam gar nicht zu Worte.

„Wusch, wusch", ging es los. Einmal von links, einmal von rechts, auch zweimal von links und zweimal von rechts. — — —

So arg hatte es sich Freund Voglsang nun doch nicht vorgestellt. Und dabei war es stockfinster in der Stube, so daß er sich der Hiebe gar nicht erwehren konnte.

Da gab er sich zu erkennen.

„Hör auf, du verdammte Bißgurn, du winnige, . . . aufhörn sag i!" — — —

Aber es ging fort. „Wusch" von links und „wusch" von rechts. Jeder Kapellmeister hätte die Rothin um den gleichmäßigen Taktrhythmus beneidet. Voglsang hatte momentan kein Verständnis dafür.

„Himmi Herrgott . . ., aufhörn, sag i", schrie er wütend in die finstere Schlafstube hinein. „I bin ja nit dei Alter."

Es ging fort mit den Schlägen. Die alte Rothin schien heute ganz besonders ergrimmt zu sein.

In Edlach ließ er beim Schitterwirt halten und stieg aus. Als der Wirt in der offenen Türe erschien, sagte er zu ihm: „Du . . ., gib ma gschwind an Anspanner.“

Der Wirt schüttelte den Kopf, brachte ihm aber rasch das verlangte Würstchen, das man im Volksmunde zum Unterschied von einem Würstelpaar allgemein als einen „Einspänner“ bezeichnet.

„So . . ., da hast n ausgmachtn Anspanner“, wandte sich der Roth an den Kutscher und übergab ihm ruhig das warme Würstchen. Ein Mohrenspektakel brach los, der ziemlich lange dauerte, weil beide Teile hartnäckig auf ihrer Auslegung des mündlichen Fuhrvertrages bestanden. Schließlich soll doch der alte Roth nachgegeben haben. Der Kutscher erhielt ein kärgliches Trinkgeld als Abfertigung.

Einen ähnlichen Streich spielte er einmal den Hinterleitner Musikanten, die im Flacklwirtshause von ihm aufgefordert wurden, die Nacht hindurch „Extratänze“ aufzuspielen.

„Wannst uns zahlst dafür . . ., spiel ma dir scho auf“, meinte der Kapellmeister.

„No . . ., was verlangts denn?“

„Unter an Zehner spieln ma nit d ganze Nacht.“

„An Zehner gib i her — meinthalbn, weil i heund grad lusti bi“, erklärte animiert der alte Holzfuchs und schlug ein.

So schön hatten die Musikanten schon lange nicht aufgespielt. Der alte Roth paschte vor Vergnügen und dudelte bis in die späte Nacht. Als es schon dem Morgen zuging und der Roth noch immer keine Miene zum Zahlen machte, hielt es der Kapellmeister für richtig, eine kleine Kunstpause anzuordnen und hiebei den alten Roth um das bedungene Spielgeld zu „födern“ (mahnen).

Der schien zuerst gar nicht erbaut über diese Aufforderung, gab aber schließlich zu, daß er einen Zehner schuldig sei. Dabei grinste er die Musikanten ganz eigentümlich an. Dann griff er in seine Brusttasche.

„Da habts enkan Zehner . . ., und hiazt gebts ma a Ruah!“, rief er aus und warf ihnen einen abgegriffenen, alten Eichelzehner (Spielkarte) hin . . .

Noch heute erzählt man sich diese Begebenheit, über die damals viel gelacht wurde, in bäuerlichen Kreisen. Die Bauern haben seine Lebensfigur auch am besten charakterisiert. „Er war halt no a Stuck Altertum!“ hörte ich es oft von ihnen sagen. Und mit diesen Worten wird die langsam absterbende Galerie derartiger Volksoriginale tatsächlich am treffendsten bezeichnet.

Da er unter den Hosen meistens Röhrenstiefel trug, schenierte ihn die Nässe nicht besonders. Nur die unteren Teile seiner Beinkleider wurden vollständig naß.

In diesem Zustande erschien er im Wirtshause. Zufälligerweise war auch der Oberdorfer Naz anwesend, der mit mißtrauischer Miene sofort die nassen Hosen des Roth bemerkte.

„Wia schaust denn du aus?“ fragte der Wirt, als sich der alte Roth ruhig zum Stammtische setzte.

Roth schien über diese Frage sehr erstaunt zu sein und betrachtete sich mit großer Neugierde.

„Dei Hosn schau an. Dö is ja pritschnaß!“

„Mei Hosn!?“

Aufmerksam betrachtete er dieses Kleidungsstück. Dann lachte er, mit der ihm eigenen, hämischen Manier.

„Jaa so . . ., wegn was mei Hosn so naß is . . .? Da is der Naz schuld dran!“

„Der Naz . . .? Ja warum denn der?“ verwunderte sich der Wirt.

„Weil i heund vo ruckwärts her käma bin.“ Er wandte sich zum Naz. „Wegn deiner neuchn Tafel han i hiatzt über dei nasse Wiesn zaschn müassn.“ Und wieder hörte man sein eigenartiges Lachen. „Bist a rechter Todl, du . . ., daß d n Steig a(b)gspirrt hast.“

„Af mein Steig, der an alta Haussteig is . . ., hat neamd z gehn wiar i und meine Hausleut. Drum han i n vabotn“, erklärte der Naz.

„Dös kannst eh. Aba was sollt i heund macha . . .? Af deiner Tafel steht ‚Verbotener Weg‘. Am Weg derffst net gehn, han i ma denkt. Der is verbotn. Bin i halt über dei Wiesn ganga. War eh a vafluachts schlechts Gehn. A zweits Mal geh i überhaups neama den Weg.“

Der Naz wußte nicht, ob er lachen oder grob werden sollte, entschloß sich aber zuletzt, in das Gelächter der anwesenden Wirtshausgäste miteinzustimmen.

In solchen Wortspielen und deren verkehrten Auslegungen war der Roth ganz besonders in seinem Elemente.

Einmal kam er nachmittags bei strömendem Regen in Payerbach an und suchte eine Fahrgelegenheit nach Edlach. Die fand sich bald. Ein Fiaker mußte jemanden aus der Prein abholen und bot sich ihm an.

„Ah freili . . ., mit an Zwoaspanner wir i hoamfahrn . . ., wegn a bisserl regna“, brummte der Roth.

„I fahr di halt für an Anspanner“, meinte gutmütig der Fiaker, der den Roth kannte.

„Nacha, meintwegen“, erklärte nach kurzem Besinnen der Roth und stieg ein.

auch das „Zweikindersystem“ mit seiner Verweichlichung und Verhätschelung degenerierende Folgen zeitigt. Zur Zeit wirtschaftlicher Krisen nimmt dann auch die Auswanderung erschreckend zu, wertvolle Elemente, deren Schulung Geld und Mühe kostete, gehen dem Heimatsstaat dauernd verloren und stärken fremde Völker, unter denen sie sich ansiedeln. Und gerade der Deutsche büßt leider so rasch seine Nationalität ein, wenn er irgendwo in der Fremde dauernd festen Fuß faßt.

Wie unsere Kulturverhältnisse heute beschaffen sind, darf man sich nicht ohne weiteres für eine mit allen möglichen Mitteln vielleicht erreichbare Geburtensteigerung begeistern. Im Zeitalter des blanken Kapitalismus, der regellos unsichere Arbeitsgelegenheiten schafft, oft nur Augenblicksbedürfnissen dienend, sind kinderreiche Familien doppelt dem Schrecken der Arbeitslosigkeit ihres Oberhauptes und Ernährers ausgesetzt. Jedenfalls aber müssen alle Bestrebungen auf stärkere Volksvermehrung Hand in Hand mit besonderen Fürsorgemaßregeln gehen.

Sicherlich ist es natürlich, daß die Menschen sich in reichstem Maße fortpflanzen, ebenso unnatürlich aber ist es auch, den einmal vorhandenen Nachwuchs unter allen Umständen am Leben zu erhalten. Die heute übliche Methode, die nur eine falsche Begeisterung loben kann, die Kindersterblichkeit auf ein verschwindendes Mindestmaß herabzudrücken, versündigt sich an einer der wohltätigsten Einrichtungen der Natur: am Ausleseprozeß.

Kaum lebensfähige und kränkliche Individuen werden durch raffinierte Erfindungen großgezogen, leben, mit Fehlern und Mängeln behaftet, dahin und pflanzen sich fort, abermals Untauglichee erzeugend, so daß die Rasse nach und nach verdirbt und verelendet. Der Kindersterblichkeit sollte nur insoweit entgegengewirkt werden, als dies durch gesunde Ernährung, frische Luft und Fernhaltung übler Kultureinflüsse möglich ist, nicht aber durch Mittel, die der Erhaltung angeborner Minderwertigkeit dienen.

Fordern wir ohne Gefühlsüberschwang, aller Humanitätsduselei zu Trotz: Große Geburtenzahlen und eine entsprechende Kindersterblichkeit, die als bedeutendes Auslesemoment unsere Rasse auch künftig stark und kraftvoll erhalten wird.

Doch nicht genug an dem. So wünschenswert es ist, daß kräftige und gesunde Eltern ihre Kraft und ihre Gesundheit weiter vererben, ebenso furchtbar ist die Fortpflanzung verkommener Individuen, von Säufern, Geisteskranken, Luetikern, kurz, von Leuten, die mit Gebrechen belastet sind, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch die folgenden Geschlechtsfolgen, oft noch in erhöhtem Maße, beschweren werden. Wir brauchen Gesetze, und in der amerikanischen Union sind dazu bereits Ansätze vorhanden, die unter Umständen vor dem Äußersten nicht zurückscheuen, um das Ziel

Der Geburtenrückgang.

Die Statistik aller Kulturstaaten weist steigende Geburtenrückgänge nach und in der Folge eine immer geringere Bevölkerungszunahme, die noch augenfälliger wäre, gelänge es nicht den Fortschritten der Hygiene, die Kindersterblichkeit stetig zu vermindern.

Militärische, nationale und wirtschaftliche Momente sind es, die den Geburtenrückgang bedauern lassen. Frankreich ist kaum mehr imstande, jährlich die ihm notwendig erscheinende Zahl brauchbarer Stellungspflichtiger auszuheben, und anderswo müssen fremdsprachige Arbeiter herangezogen werden, um die große Nachfrage nach Arbeitskräften zu befriedigen, wodurch nicht selten die Bevölkerung ganzer Gegenden national zersetzt wird. Die fremden, zumeist schlechter entlohnten Elemente drücken außerdem den Lohn der heimischen Arbeitskräfte. Da es auch vom natürlichen Standpunkt selbstverständlich wäre, daß die Menge des Nachwuchses nicht künstlich beschränkt werde, so sucht man ziemlich allgemein den bedrohlichen Geburtenrückgängen entgegenzuarbeiten. Allerdings sind die Maßregeln, die bisher dafür in Betracht kamen, selten von Erfolg gekrönt, zumal die Ursachen der Erscheinung tiefer liegen und es nicht angeht, dagegen bloß symptomatisch vorzugehen. Nachdrücklich aber muß hervorgehoben werden, daß nicht Mangel und hohe Lebensmittelpreise, wie die Industriepresse stets behauptet, die Schuld an der verringerten Volkszunahme tragen, sondern der bedenklich anwachsende Luxus, der zahlreiche Kinder als bedeutende Last empfindet, ferner vielfache Krankheiten und nicht zuletzt eine gesteigerte Gewissenhaftigkeit, die es sich überlegt, ohne Rücksicht auf die Versorgungsmöglichkeit Kinder in die Welt zu setzen.

Gerade die durchschnittlich wohlhabendsten Länder leiden am schmerzlichsten unter der zum Teil freiwillig herbeigeführten Geburtenabnahme; Junggesellensteuern und Prämien für eine zahlreiche Nachkommenschaft helfen da ebensowenig wie Appelle an den Chauvinismus eines Volkes oder Tendenz- und Propagandaromane in der Art von Zolas „Fruchtbarkeit". Wirksamer, doch auch zweischneidiger, könnten vielleicht die Maßregeln sein, die soeben im Deutschen Reichstag zur Beratung gelangen.

Es dürfen aber auch die Gründe, die gegen eine schrankenlose Volksvermehrung geltend zu machen sind, nicht verschwiegen werden. Sie sind zumeist individueller Natur, spielen jedoch stark aufs soziale Gebiet hinüber. Eine große Anzahl von Kindern ist oft gleichbedeutend mit Familienelend, Unterernährung, mangelhafter Erziehung und körperlicher wie geistiger Minderwertigkeit des Nachwuchses, während andererseits

Thomas Koschat.

Von Karl Krobath. Nachdruck verboten.

Auf meinem Schreibtisch fand ich einen Briefumschlag. Die Anschrift lautet: An Herrn Thomas Koschat, Ehrenmitglied der Hofoper, Wien. Das Kuvert ist leer, das Schreiben ungeschrieben, und Thomas Koschat, der Freund, liegt auf der Bahre. Ein wunderschöner Maientag, der 19. Mai, neigte sich zur Rüste. Das garstige Wetter der letzten Zeit hatte sich zum besten gewendet. Da war der Sänger des Kärtnerliedes heimgegangen.

Ich kann es kaum fassen, daß dieser prächtige Mensch nicht mehr sein soll. Er kam mir schon damals, als ich noch ein Jüngling war, ganz anders vor, wie die andern. Von Gestalt war er hoch und breit, sein Haupt mächtig, sein Haar, in jungen Tagen dunkelblond und in einzelne Locken geworfen, im Alter silberweiß und schlicht geschnitten. In seinen Zügen lag Kraft und Milde, hinter dem Zwicker hervor schauten Augen voll Biedersinn, Verstehen und Gutmütigkeit in die Welt und fanden sie begehrenswert. Die stramme Haltung und der stets sorgfältig aufgewichste Schnurrbart wiesen eher auf einen höheren Offizier in Zivil als auf einen Sängersmann hin. So paßte er vortrefflich zum Generalissimus der deutschen Sänger, dem sie bei den Sängerfesten oder den Konzerten seines Quintettes zujubelten. „Vater Koschat" und „Meister" nannten ihn die Sänger, „'s Thomale" die Kärntner.

In dem Körper eines Riesen wohnte die Seele eines Kindes. Der weitgereiste Mann, der zudem bei 12.000 Aufführungen an der Wiener Hofopfer die Welt auch hinter den Kulissen zur Genüge kennen gelernt hatte, war trotzdem arglos, hoffend, genügsam, bescheiden und treu. Und rein; harmonisch, wie im Liede, so dem Herzen nach. Mit der Welt kam er daher zeitweilen in Widerspruch. Doch er sang unbeirrt weiter. Lieb' und Lust und Leid wurden ihm zum Lied. Seine schönsten Lieder sind Seelenbilder aus seinem Leben. Darin, und weil sein Leben ein keusches und wahres, sozusagen ein unversehrtes war, liegt der Zauber seiner Muse, der bleibende Wert seines Lebenswerkes

Den „Volksliedmann" nannte ihn einmal Peter Rosegger. Das ist ein treffliches Wort. Nur möchte ich es dahin erweitern: Thomas Koschat war ein Volksmann. Aus dem Volke kam er. Sein Vater, ein Bauernsohn aus Keutschach, brachte sich als Färbermeister in der Viktringer Tuchfabrik mit vier Gulden Lohn die Woche durch; auch Mutter und Schwester standen in der Fabrik in Diensten. Es fragte sich sogar lange, ob das Bürschlein Thomas, das am 8. August 1845 die Welt erblickte, nicht auch in

zu erreichen, verdorbenen Elementen die Vererbung des auf ihnen lastenden Fluches einfach unmöglich zu machen, da der Einzelne durchschnittlich nicht vernünftig und tatkräftig genug ist, freiwillig die nötigen Folgen aus seinem Zustande zu ziehen.

Viel zu wenig Gewicht wird auch noch auf einen zielbewußten Mutterschutz gelegt, der wenigstens die schwersten Schädlichkeiten vom Kinde im Mutterleib fernhält.

Seltsam; einerseits klagt man über das Anwachsen der Städte und über zeitweilige Arbeitslosigkeit, andererseits leidet der Bauer jahrein, jahraus an dem Mangel an Arbeitskräften, und tatsächlich schreitet die Entvölkerung des flachen Landes stetig fort. Das sind gegensätzliche Erscheinungen, die eines Ausgleiches dringend bedürfen. Freilich müßte man, um den Übelständen abzuhelfen, mit den blutleeren, altliberalen Grundsätzen brechen, die die „persönliche Freiheit" unbedingt über das Gesamtwohl stellen. Eng verknüpft mit Maßregeln zur Beseitigung des Geburtenrückganges, wären eine Arbeitslosenversicherung und ein vernünftiger Arbeitszwang einzuführen, Verbote zu erlassen, die das willkürliche Niederlassungsrecht in den Großstädte regeln, und schließlich, was das Wesentlichste wäre, eine Neusiedlung des flachen Landes anzubahnen. Der Bauer ist der einzige Stand im Staate, der fast nie genug Kinder haben kann, denn für ihn bedeuten sie schon frühzeitig wohlfeile Arbeitskraft. Man stärke daher die noch bestehenden Bauernschaften, die zugleich unser bestes Rassenreservoir sind, und zertrümmere die ungeheuren Ländereien des Großgrundbesitzes, die oft nur sportlichen Jagdzwecken dienen und häufig genug unsozial ausgebeutet werden.

Der bäuerliche Kleinbesitz hat wieder an Stelle des großen Grundbesitzes zu treten. Es verschlägt nichts, wenn diese Ratschläge von gewisser Seite „rückschrittlich" genannt werden. Sie allein sind, und darauf kommt es an, geeignet, die Volksvermehrung wieder auf eine gesunde Grundlage zu stellen, und gestatten auch einschneidende Gesetze gegen den Geburtenrückgang, die zwar in Einzelfällen hart sein mögen, aber die wehrhafte und wirtschaftliche Volkskraft stärken würden.

Theoretiker und Praktiker müssen sich darüber klar werden, daß „viele Kinder" nur dann Heil bedeuten, wenn sie zugleich gesund und stark sind, wenn sie nicht einseitig das großstädtische Proletariat vermehren und zum Teil wenigstens in der vaterländischen Landwirtschaft nutzbringend Verwertung finden können. H. L. R.

Das machte Mut; Übermut. In seiner Freude fuhr der junge Koschat nach Bleiburg, zu Verwandten. Er geriet aber unter Kegelspieler. Die Begierde, mitzutun, faßte ihn so an, daß er in einem Taumel den ganzen Nachmittag kegelte und nicht früher aufhörte, bis er das Sipendiumgeld, von ungefähr 150 fl. Konv.-Münze, verspielt hatte. Erst als der letzte Kreuzer in fremde Taschen gewandert war, kam der Student zum Bewußtsein, was er getan hatte. Sollte er so seinem Vater vor die Augen treten, oder sich das Leben nehmen? Schließlich entschied er sich doch fürs Erstere.

Der Vater sagte kein Wort, als der Sohn reumütig sein Verschulden einbekannte. Lange Zeit starrte er ihn stumm an, als verstände er ihn nicht. Dann drehte er sich in eine Ecke des Zimmers. Ein nicht mehr zu bändigendes Schluchzen schüttelte den von der Arbeit gebeugten Körper des Mannes. Dieser wortlose Schmerz war eine Lehre, wie sie eindrucksvoller nicht hätte sein können. Nie mehr hat Thomas Koschat seit dieser Zeit um Geld gespielt.

Er war ein guter Sohn. So oft es die Kasse erlaubte, führte er die Mutter aus. Ich besitze Aufschreibungen aus jener Zeit, wann er die Mutter mit Braten und dergleichen bewirtete und was er dafür bezahlte. Um sich über Wasser zu halten, verlegte er sich eifrig aufs Stundengeben. Zu seinen Schülerinnen gehörten die Tochter des in Viktring ehrenwörtlich festgehaltenen ungarischen Revolutionärs Görgey und die beiden Fräulein des Hauses Moro.

Als Schriftwart des Vaters, der trotz des geringen Einkommens Ersparnisse machte und Geld auslieh, verbuchte er genau dessen Forderungen und hatte die Richtigkeit der ausgestellten Schuldscheine zu überprüfen. Nebstdem zeichnete er sich als Pyrotechniker aus. Die einzelnen Feuerwerkskörper fertigte er sich selbst an und brannte sie bei passender Gelegenheit wirkungsvoll ab. Da er in den naturwissenschaftlichen Fächern bei Professor Robida gut entsprach, dachte er schon nicht mehr daran, Pfarrer zu werden. Er wollte Chemiker, Fabriksdirektor werden, um den Eltern bald eine Stütze zu sein.

Mit solchen Plänen bezog er die Universität Wien. Er ging mit allem Eifer an das Fachstudium. Bei Professor Redtenbacher an der Theresianischen Akademie wurde eifrig experimentiert; das ging so durch drei Semester.

Über der Retorte vergaß der Studiosus chemiae nicht der Heimat. Das traute Bild ihrer Täler und Höhen geleitete ihn wie ein stiller Segen durch das Gewirr der Großstadt. Ihr zu Preis sang er Kärntnerlieder. Die Gesangvereine rissen sich um ihn, seine Ausdauer im geselligen Tun kannte schier keine Grenzen. Nicht nur, daß er Soli und im Chore, daheim und bei Aufführungen sang: er tanzte, deklamierte,

des Vaters Fußstapfen treten sollte. Nur des Ortspfarrers Wunsch, der beste Ministrant, den er gehabt, dürfe nicht ein gewöhnlicher Arbeiter werden, und der Umstand, daß der Kleine die bemalte Nasenspitze einer Heiligenstatue für eine Zuckerstange gehalten und abgebissen hatte, entschieden schließlich zum Studieren auf Geistlich.

Es ging aber recht schwer. In dem Ausweis zur Schulgeldbefreiung mußte der Pfarrer hervorheben: „Der Vater ist 69 und die Mutter 42 Jahre alt. Die betagten Eltern, die ihren sehr begabten und aufgeweckten Knaben nur auf dessen unermüdliche Bitten den schwierigen Weg der Gymnasialstudien betreten lassen, werden sich selbst so manche Entbehrung auferlegen müssen, um für ihren Sohn die notdürftigste Kleidung und Wohnung zu erschwingen."

So stands. Die gestählte Kraft der Vorfahren, die Genügsamkeit, das tapfere Angreifen der Arbeit waren daher ein gutes Erbe. Gerne sagte der greise Meister, als er nicht weniger als 45 Jahre dem Verbande der Hofoper in Wien angehört hatte: „Ich halts schon aus, ich bin aus einer Arbeitsfamilie."

Bereits das Büblein war aufs Singen versessen. In heiligster Unschuld sang der kleine Putzel das Schicksal an, gar alles könne es ihm nehmen, „bloß das Diandle nit". Das hörte das Schloßfräulein Josefine v. Moro, lachte darüber und nahm den Buben in den von ihr geleiteten Kirchenchor auf, wo er je nach Bedarf Sopran oder Alt singen durfte.

Gleich verwendbar blieb er als Student. Im Dorf sang er Baß, in der Stadt Tenor. Nur singen wollte er, immerzu singen. Am liebsten hätte er den Virgil auf die Weise eines Kärntnerliedes zugestutzt oder die Kubikwurzeln in Jodlerform gebracht. Weils aber nit kunnt sein, gründete er Quartette. Im Heimatsorte taten zwei Tuchweber und ein herrschaftlicher Kutscher, in Klagenfurt die stimmbegabten Studiengenossen mit. Alles ging vortrefflich. Außer Standespersonen wurden gelegentlich Flämmlein oder eine erkenntliche Mehlspeisköchin angesungen.

Auch das Burschenband einer geheimen studentischen Verbindung durfte nicht fehlen. Der an Einfällen unerschöpfliche Koschat versorgte die Kneipzeitung reichlich mit Beiträgen. Ulk und Gesang litten selten darunter, daß der lustige Student oft auf Freitische angewiesen war und hübsche Nähkörbchen aus Pappe anfertigen mußte, um eine kleine Bareinnahme zu haben. Nach knappen Tagen kamen schon wieder fettere. Ein Welzersches und dann ein Kaiser Ferdinandsches Stipendium brachten Hilfe; letzteres gab eine Summe, wie sie der Vater kaum das ganze Jahr in schwerer Arbeit verdiente.

vor, er habe einen Ertrinkenden im letzten Augenblick ans Land gezogen. Freundlich lud er den Kärntner ein, mitzugehen.

In einem Konfektionsgeschäft kaufte er ihm einen Anzug und bezahlte der ungeduldigen Quartierfrau die Miete für drei Monate voraus. Überdies fragte er den Studenten, ob er nicht jemanden wisse, der seinem Sohn in den Gegenständen des Gymnasiums nachhelfen wolle. Selbstverständlich werde das bezahlt; einen Gulden die Stunde und eine gute Jause. Wie gerne Koschat zugriff. Bald sang er wieder, als hätte ihn nie die bittere Not gestreift.

Im Spätherbst des gleichen Jahres kam eine entscheidende Wendung. Bei einer Liedertafel des Technikervereines im Dianasaale trug der Student Koschat in einem ihm vom Chormeister zugeeigneten Chor ein längeres Baßsolo vor, das ihm reichen Beifall einbrachte. Unter den Zuhörern befand sich auch der Hofkapellmeister Heinrich Esser, der auf der Suche nach frischen Kräften für den Opernchor war. Der junge Mann kam ihm daher wie gerufen. Er ließ ihn zu sich an den Tisch bitten. Bereits am nächsten Tage war Probesingen.

Auch der Direktor des Opernhauses, Franz v. Dingelstedt, war anwesend. Nachdem der Student mit Aufwand aller seiner Stimmmittel die Lieder „Wenn ich einmal der Herrgott wär'" und den „Tiefen Keller" vorgetragen hatte, fragte der Hofrat, dem es darum zu tun war, „junge, womöglich akademisch gebildete Individuen mit frischen, unverbrauchten Stimmen" zu gewinnen, kurz: „Was sind Sie?" — „Ich studiere." — „Und wollen zum Theater!" — „Ja!" — „Sie sind engagiert!"

Die Briefe Koschats an seine Mutter sprachen in jener Zeit die Sprache eines Glücklichen. „Bare 600 fl. Jahresgehalt, hei, Mutterl! Wenn du es nicht glauben willst, schicke ich dir das Dekret zur Einsicht. Laß tratschen die Leute, ein Komödiant sei nicht einen Schuß Pulver wert. Bange nicht für mein Seelenheil! Es ist ganz anders beim Theater, als ihr es euch am Dorfe vorstellt. Man kann auch beim Theater ein anständiger Mensch bleiben, es geht ganz ehrbar her. Nur nicht bange sein, Mutterl, nicht bange sein!"

In einem Schreiben an die Mutter heißt es:

„Ich habe letzten Mittwoch, das war am 10. Mai [1868], zum erstenmale im Hofoperntheater eine größere Solopartie, und zwar mit sehr gutem Erfolge gesungen. Die Freude, die ich darüber gehabt habe, ist unbeschreiblich und so Gott will, ist dieses Auftreten der schöne Anfang zu einer ganz erhabenen Zukunft; ich sage es Ihnen noch einmal, meine Freude war eine wahnsinnige, und wären Sie bei mir gewesen, liebe Mutter, ich hätte Sie tausendmal und noch tausendmal geküßt."

spielte Klavier und Gitarre, sprach kluges und albernes Zeug, wie es die Gesellschaft gerne hört, flatterte von der Lilie zur Tulpe, ohne gottlob auf eine Brennessel zu geraten; kurz, er war bei seinen gesellschaftlichen Talenten ein gesuchter, hoffnungsvoller Jüngling.

So weit wäre alles in Ordnung gewesen und Koschat war am besten Wege, Fabriksdirektor oder Mittelschulprofessor zu werden, wenn nicht die Liebe, mit der er bisher ein wenig zu erhaben gespielt, störend in sein Leben eingegriffen hätte. In den Ferien lernte er in der Heimat ein Mädchen kennen. Er hat es in seinen ersten Liedern beschrieben:

Mei Diandle is sauber,
Das is just ka Schand;
Der Pfarrer hat gmant gar,
s war d Narste in Land.

Wir erkennen sie im Diandlan, das er im Opus 1 schildert; sie hat „Äugerln so schwarz wia die Kohln, mit dö hat mir s Schlankerle mei Herzle schon gstohln“.

Diese Liebe entzog ihm die Gunst seiner Gönner, die Unterstützungen blieben aus. Ein furchtbares Hungern begann im Sommer 1867. Die Quartierfrau hatte wegen Rückstandes der Miete gekündigt, nur mehr zwei Papierkragen und was er am Leibe hatte, nannte der Student sein eigen. Seit neun Tagen waren einige Schalen Kaffee und einige Schusterlaibel sein ganzes Essen gewesen. Er geriet in Versuchung, bei einem Greißler zuzugreifen, irgendetwas von den zur Schau gestellten Nahrungsmitteln sich anzueignen, wenn auch widerrechtlich. Der Hunger macht zu dem fähig.

Zum Glück kam es nicht dazu Ein mitleidiger Kellner gab noch einige Schälchen schwarzen Kaffees auf Borg; er war aber auch der Einzige, der das tat, und bekam deswegen sogar vom Chef Vorwürfe.

Planlos, verzweifelnd ging der junge Kärntner die Straßen Wiens dahin. In der höchsten Not sah er im Vorübergehen in einem Restaurant einen Herrn, der die Überreste seines Mahles, Braten und Gemüse, abräumen lassen wollte. Rasch entschlossen trat der Hungernde ein. „Herr, Sie schicken ohnehin zurück. Dürfte ich fertig essen?“

Der Herr, ein reicher Mehlhändler aus Favoriten, schaute den vor ihm stehenden jungen Mann mit einem festen Blick an. Dann verstand er. Er bestellte gleich ein frisches Essen, reichlich und gut, und Bier dazu. Nachdem der Student sich gesättigt hatte, sollte er erzählen.

Wo er Wohnung habe? Wo er gewöhnlich speise? Wo er studiere?

So erfuhr der Herr alles. Es war gerade genug. Den Mann, der solche Not nie am eigenen Leib verspürt, schauerte es. Es kam ihm

mehr Chance als opferfähiges Verlangen nach der geliebten Person gewesen. Nun Koschat, der „Komödiant", nicht mehr eine solide Partie in Aussicht stellte, war er für sie abgetan. Sie heiratet schließlich einen Schreibwarenhändler. Erst im vorigen Jahre ist sie gestorben. Für Koschat aber war sie schon im Jahre 1870 tot. Nur trug er das untreue Liebchen in der eines Sängers würdigen Weise, verklärt, ausgesöhnt, doch auch selbstbefreit, zu Grabe. Das ernüchternde Ereignis hätte ihn aus allen Himmeln der Jugendträume und Poesie zu schleudern vermocht, wenn nicht die schöpferische Sängerkraft größer gewesen wäre als die Enttäuschung.

Niemand wird behaupten können, Thomas Koschat habe das Kärntnerland, die Kärntnerleute und das Kärntnerlied nicht geliebt mit einer rührenden, seltenen Treue. Hellen Blickes fand er gleich heraus, welche wunderbare Werbekraft im Lied der versteckten, wenig bekannten Heimat unausgenützt stak. Allein er erkannte auch, daß die kärntnerischen Volkslieder, zwar an und für sich Perlen der Volkspoesie, ihrer knappen, den unterlegten Vierzeilern entsprechenden Form und der ziemlich einförmigen Harmonie wegen versagen mußten, sobald ihrer mehrere oder viele hintereinander bei Liedertafeln, bei Konzerten geboten wurden. Dabei verfiel er auf das Lied in Kärntnerweise, auf das Koschatlied. Das war geeignet, dem ursprünglichen Kärntner Volkslied den Weg frei zu machen.

Koschat erweiterte die Form, übertrug die Melodie auch der obersten Stimme, wandte das vom Kärntner gemiedene Moll an und brach mit der Alleinherrschaft des Dreivierteltaktes. Hingegen behielt er alle typischen Merkmale des Kärntner Volksliedes bei; gewisse harmonische Grundformen, die Führung der Melodie durch den zweiten Tenor oder den Bariton als Vorsänger, das Überschlagen mit der Kopfstimme, eigenartige Vorhalte und ähnliches. Nur wendete er das alles in weisem Maße und abwechselnd in verschiedenen Liedern an. Da er keine passenden Texte vorfand, machte er sie selbst. Wie als Komponist, hat er sich als Dichter bewährt. Seine Gedichte schöpfen alle Stimmungen aus der Seele des deutschen Kärntners; manche sind Meisterstücke in ihrer Art.

Das Jahr 1874 brachte unserm Koschat die Ernennung zum Domkapellsänger; vier Jahre hernach wurde er Hofkapellsänger. Den gewaltigen Räumen der Hofoper aber erwies sich seine zwar sehr klangreiche Stimme nicht gewachsen. Statt an eine kleinere Bühne zu gehen und dort das Glück zu versuchen, begnügte der immer bescheidene Kärntner sich lieber mit einer Anstellung im Chor des kaiserlichen Kunstinstitutes.

Ab und zu sang er eine kleine Partie. Auch da nahm er es, wie mit aller Pflicht, recht ernst. Im Chor der Priester, die das Todesurteil über Rhadames gefällt haben, schleuderte er der fluchenden Amneris

Trost brauchte das Mutterl damals wirklich notwendig. Das üble Gerede über ihren Sohn, weil er zum Theater gegangen war, tat ihr weh. Sie hatte ihren Stolz auf ihn gesetzt, auf ihn geschworen. Schon die Schwenkung von dem geplanten Studium auf Geistlich zu dem profanen Chemiestudium hatte ihr wenig behagt. Nun aber das: Komödiant!

Sie stellte sich, wie die meisten im Dorf, darunter fahrendes Gesindel vor, dem man nicht eine Spanne weit trauen dürfe und das den ehrlichen Namen verloren habe. Zudem hatte bereits vor fünf Jahren, im September 1862, ein Schlaganfall den allgemein geachteten „alten Thome", ihren Mann, im Alter von 79 Jahren dahingerafft. Als Witwe tat sie ohnedies doppelt schwer. Es bedurfte lange, bis ihr der Sohn bessere Begriffe von einem Sänger an der Hofoper beibrachte. Schließlich fand sie sich mit der Tatsache ab.

Nicht so die Kärntnerin, die der junge Koschat verehrte. Die wollte nichts mehr von ihm wissen. Schroff wies sie ihn ab. Im Leid der Liebe suchte er Linderung im Lied, für seine Herzensnot einen melodischen Ausdruck. So wurde er Komponist. In rascher Folge entstanden die Lieder „Karntner Liab", „A Busserl von Diandlan", „Mei Diandle is sauber", „Der Tost", „Der Karntner Bua", letzteres mit der vielsagenden Strophe:

Mei Muater saget s gern,
I sollt a Geistler wern,
Sollt dö Diandlan lässn,
Das war ihr Begehrn.
Der Muater folg i nit,
Ka Geistler wer i nit,
Und dö Diandlan läß
I erst recht nit!

Und „Verlassen!" Das Lied, das seinen Namen in alle Weiten hinaustrug und nun nicht nur das gesungenste deutsche Volkslied, sondern mit dem in 18 Sprachen übersetzten Text ein Weltlied geworden ist.

Nur die ersten vier Zeilen des Gedichtes sind Kärntner Volkslied, die übrigen Teile des Gedichtes, Weise und Harmonisierung aber vollständig Koschats eigene Schöpfung. Trotzdem verfielen Neider auf den Kniff, ihn des Plagiats zu zeihen. Eide mußten geschworen, schriftliche Erklärungen von Berufenen bei Gericht abgegeben werden, bis sich der Sturm legte.

Wie das „Verlassen" entstanden ist? Ja, das wurde von vielen Erzählern recht romantisch, aber durchgehends unrichtig geschildert. Man hat, wie mir der Freund es oft sagte, die Entstehungsgeschichte des „Herzlad", übrigens auch verzerrt, zu der des „Verlassen" gemacht, und weil man nichts Bestimmtes wußte, drauf losgedichtet.

Das „Verlassen" schildert, nach Koschats Angabe, ein moralisches Ersterben. Die Kärntnerin, die zu Ende der sechziger Jahre seine Pulse schneller fliegen machte, hatte mit ihm spekulativ gerechnet. Er war ihr

Die gleiche Vorliebe für Koschatlieder zeigten Kaiserin Elisabeth und Kronprinz Rudolf. Ebenso waren die Großen der Kunst dem biedern Sohn der Kärntnerberge gewogen. Hans Makart, der Farbenprächtige, verkehrte in trauter Runde gern mit ihm; Liszt war, als er bei einer Soirée beim Fürsten Hohenlohe mit Koschatliedern überrascht wurde, einer der Beifallslustigsten. Und Richard Wagner hatte im Jahre 1875, da der Meister den „Tannhäuser" und „Lohengrin" an der Hofoper neu einstudierte, an dem Recken Koschat, der alle auf der Bühne überragte, gleich Gefallen gefunden.

„Wie heißt der Mann?" fragte er den die Probe leitenden Hans Richter. — „Das ist unser Koschat; Bassist!" wurde ihm zur Antwort. — „Musikalisch fest? Kräftige Stimme?" forschte Wagner weiter, was Richter durch ein lebhaftes Nicken bejahte. Sogleich trat Wagner auf den freudig überraschten Kärntner zu. „Im nächsten Sommer sind Sie mein Mann! Sie müssen nach Bayreuth. Ich liebe große Leute." Und lächelnd blickte der körperlich kleine Wagner zum langen Koschat auf.

Auch das berichtete der gute Sohn an die Mutter. Unter den alten Briefen, die ich im Besitz habe, finde ich folgenden, geschrieben zur Jahreswende 1876:

> „Meine liebe Mutter! Vorerst danke ich Ihnen für die herzliche Gratulation zu meinem Namenstag und bin auch überzeugt, daß es Niemand auf der Welt mit mir so ehrlich meint, als Sie. Auch ich wünsche Ihnen zum neuen Jahr, daß Sie noch oft, recht oft den Wechsel eines neuen Jahres mitmachen und während dieser Zeit von mir nur Schönes und Freudiges erleben sollten.
>
> Was meine Reise nach Deutschland betrifft, so haben Sie mich mißverstanden, ich bekomme in Wien auf 3 Monate Urlaub, die ich in Bayreuth in Bayern zubringen werde; ich erhalte für diese 3 Monate 450 Thaler Gage. — Da werde ich Ihnen schon was Besonderes davon zukommen lassen. Es sind die Monate Mai, Juni, Juli.
>
> Nächste Woche werde ich Ihnen einen längeren inhaltsschweren Brief schreiben. Für heute Allen meine Neujahrsgratulation."

Die Tage in Bayreuth zählte Koschat zu den „schönsten und erhabensten Erinnerungen" seines gewiß an schönen Erinnerungen reichen Lebens An Seite seines Landsmannes, des nachmals gefeiertern Hofopernsängers Karl Sommer, stellte der junge Kärntner tadellos einen „Mannen" im „Nibelungenring".

In der Villa Wahnfried gab es an Sonn- und Feiertagen gemütliche Abende, besonders einmal, als der Vater des berühmten Geigers Wilhelmi eine ganze Ladung köstlichen Rheinweines gespendet hatte. Zu Ehren der Sängerin Frau Materna wurde eigens ein Fest veranstaltet. Bald kamen die Gäste in ausgezeichnete Laune.

blitzenden Auges und wirklich entrüstet zu: „Verräterei — Verräterei!" und löste die rechte Hand, die er mit der linken auf der Brust gekreuzt gehabt, um die rasende Königstochter abzuwehren. Unter den Mannen im „Nibelungenring" oder den aus dem Krieg heimkehrenden Landsknechten im „Faust" wird manches Auge aus dem Zuschauerraum unwillkürlich auch ferner die hünenhafte Gestalt des alten, treffsicheren Choragos suchen. Und auf dem Theaterzettel zu den „Meistersingern" steht nicht mehr, wie früher volle dreißig Jahre her, zu lesen: „Ein Nachtwächter — Herr Koschat." Es war gewissermaßen eine Spezialität der Wiener, den Fremden, die nebst andern Sehenswürdigkeiten auch den berühmten Kärntner Liedermeister sehen wollten, Bescheid geben zu können: „Gengans halt in d Oper. Dr Größte im Herrenchor, däs is r!"

Die Hofoper gab dem Kärntner eine Fülle von Anregungen. Wie viele Sterne der Kunst sah er da aufsteigen — und sinken. Er stand bescheiden zur Seite, und hielt sich.

Die Kameraden schätzten ihn und treu hielt er zu ihnen, selbst in den Tagen des Chorsängerstreiks vor zwei Jahren. Die Solisten warben um seine Freundschaft, mit sieben Direktoren kam er in Frieden aus. Nie kamen seine Vorgesetzten in die Lage, wegen Verletzung der Disziplin eine Ordnungsstrafe über ihn verhängen zu müssen. Sein Wort hatte Geltung, sein Name klang bis hinauf zu den Höchsten.

Kaiser Franz Josef übersandte ihm eine wertvolle Busennadel und ein aufmunterndes Dekret, „fortzufahren, so schöne Lieder zu schreiben." — „Es freut mich", sagte der Kaiser bei einer anderen Gelegenheit, „daß Ihre Lieder so in die Welt dringen. Ich höre sie selbst gern. Fahren Sie nur fort, unsere Lieder draußen populär zu machen!"

Ein eifriger Verehrer der Koschatlieder war auch der Vater der Kaiserin, Herzog Max in Bayern. Sobald ein neues Werk seines Lieblingskomponisten erschien, mußte es ihm als ersten zugeschickt werden. Er setzte die Koschatlieder für die Zither und spielte sie leidenschaftlich gern auf diesem von ihm bevorzugten Instrument. Ab und zu richtete er freundliche Zeilen an den Kärntner, auch zeichnete er ihn mit einer goldenen Erinnerungsmedaille aus. Das Begleitschreiben lautete:

> „Mein Herr Koschat! Durch die Verlagshandlung des Herrn Constantin Sander in Leipzig wurden mir kürzlich sämtliche bis jetzt erschienenen Kärntnerlieder in Vorlage gebracht. Ich kann nicht umhin, Ihnen, als dem Autor derselben, meine vollste Anerkennung auszusprechen, und bitte Sie zugleich, die beifolgende Medaille mit meinem Brustbilde als ein Zeichen jener vollkommenen Werthschätzung entgegenzunehmen, womit ich stets sein werde, mein Herr Koschat, Ihr wohlgeneigter Maximilian Herzog in Baiern. — München, am 12. Oktober 1882."

das Glück der Einwohner über den Besuch Seiner kaiserlichen Hoheit. — Eine Viertelstunde später knallen in derselben Stadt zwei Schüsse und der Erzherzog und seine Gemahlin sind nicht mehr.

Warum hat Österreich sich mit diesen Balkanländern einlassen müssen? möchte man beinahe fragen. „Die Größe Österreichs!“ Wir müssen Kultur nach Osten tragen, müssen die Adria beherrschen, müssen Welthandel treiben. Ja, wenn wir könnten! Das, was wir „Größe“ nennen, gerade das hemmt uns. Die vielen Völkerschaften Österreichs sind es ja, die miteinander so wütend ringen, daß für Kulturleistungen keine Kraft mehr übrig bleibt.

Es scheint, unsere Völker sehen im beständigen Hader ihr Glück. Na, dann gibt es ein „glücklich Österreich“, von dem wir täglich singen.

Ich denke mir ein glücklich Österreich anders. Wenn ich sage, wie, so gibt es Verdruß. So will ich lieber warten, bis sie selber drauf kommen, wie wir sein und was wir tun müssen, um ein großes, glückliches Reich zu sein.

Wir haben den geliebten Friedenskaiser. Jedes von Österreichs Völkern wünscht den Frieden und wir können ihn nicht finden. Nur durch Krieg, heißt es, könnten wir ihn haben, aber wir brauchen Frieden, um im Innern des Reiches ungestört raufen zu können.

Es ist eben so: Den inneren Verhältnissen muß die äußere Politik angepaßt werden und im Gefühle der Uneinigkeit in uns werden wir zaghaft nach außen. Manches Nachbarvolk hat böse Gelüste und schwer verständigen wir uns gerade mit den Serben. Die Österreicher drohen ohne zu schießen, die Serben schießen ohne zu drohen. So kommt der Tag von Serajevo.

Aber was wollt ihr denn? Die Serben bringen ja auch ihre eigenen Fürsten um. Das ist so ihre Spezialität.

Über den Thronfolger ist viel gesprochen worden, aber strenge gesondert. Vor seinem Tod besprach man seine Fehler und vergrößerte sie, nach dem Tode besprach man seine Vorzüge in feierlichen Klängen des Nekrologs. Mir hat an diesem Fürsten am besten gefallen, daß er ohne Rücksicht auf fürstliches Herkommen das Weib seines Herzens gewählt hat. Das ging dann mit ihm hin, um in Feindesland ihn zu schützen. Und mit ihm zu sterben. — Aber die drei Kinder im Schlosse Chlumetz! „Wann kommt denn der Dienstag?“ haben sie gefragt, denn am Dienstag sollten Mama und Papa heimkehren. — „Am Dienstag kommen Mama und Papa nicht!“ wurde ihnen geantwortet. Und die Kinder fragten traurig: „Warum nicht?“ Da doch auf allen Giebeln schon die schwarzen Fahnen wehten.

Was wir an dem Thronfolger politisch verloren haben, kann ich nicht wissen. Für mich ist das das Erschütterndste dieser Tragödie: Drei Fürstenkinder, die auf Vater und Mutter warten.

Wein und Stimmung lockten Koschat, im Garten der Villa mit den Wiener Kameraden Kärntnerlieder anzustimmen. Gedacht, getan! Erst leise, dann immer kühner schollen die hier ungewohnten Klänge. Einige Wagnerianer strengster Richtung stürzten entsetzt herbei. „Pst! Aufhören, gleich aufhören! Was wird der Meister sagen!“

Auch Hans Richter kam nachschauen, und als er Koschat erkannte, zwinkerte er lustig mit den Augen. „Machts nur weiter. Ich wär' selber neugierig, was der Meister sagen möcht', wenn er das hört.“

Wirklich kam der Meister auch hinzu und tat gar nicht ungehalten. Im Gegenteil. „Was sind das für artige Dingerchen? Das klingt ganz reizend! Darf ich mittun? Bitte, 'mal los!“

Der „Verliabte Bua“ wurde denn weitergesungen. Wagner versuchte, mitzutun. Es ging aber nicht so ohneweiters, weshalb er sich auf ein freundliches Zuhören beschränken mußte.

In jenem Sommer wurden über besonderes Verlangen des Bayreuther Meisters in den Räumen Wahnfrieds, wo nach einem ungeschriebenen, aber streng beobachteten Hausgesetz bis dahin nur Beethoven oder Wagner gesungen werden durfte, stets, wenn Gäste geladen waren, auch Kärntner Volks- und Koschatlieder gesungen. Besonders das „Verlâssen“ hörte Wagner immer wieder gerne

Der Siegeszug der Koschatlieder war ein ganz ungewöhnlicher. Sie wenden sich ans Gemüt; das erklärt ihre Beliebtheit. Populär im besten Sinn des Wortes, fanden sie Eingang im Volk, eroberten indessen auch die Salons. Trefflich vermerkte damals ein Blatt: „Koschat versteht es, wie kaum ein zweiter, die Volksweise zu stilisieren.“ Und der Dichter Ludwig Germonik fügte hinzu: „Dieser Komponist verfügt über ganz eigenartige Modulationen und Akkordstellungen, welche eben das Geheimnis jener weitreichenden Erfolge sind, mit denen er alle seine Vorgänger und Mitarbeiter in der Pflege des Kärntnerliedes überflügelte.“ (Schluß folgt.)

Heimgärtners Tagebuch.

Diese Tragödie von Serajevo könnte nur ein Shakespeare schreiben. Dem hohen Gast wird zwischen zwei Attentaten vom Bürgermeister in einer Festrede versichert, die ganze Stadt sei glücklich über den Besuch und alles freue sich unendlich, den künftigen Kaiser in dieser geliebten Stadt zu sehen! — Aber dem Erzherzog hallt noch der zehn Minuten vorher erlebte Bombenknall in den Ohren, so daß er den Bürgermeister unterbricht: „Ein schöner Empfang das, wo man mit Bomben begrüßt wird. Es ist empörend! Nun sprechen Sie, wenn Sie etwas zu sagen haben!“ Und der Bürgermeister fährt fort, zu preisen

Über die Genfer Konvention habe ich in meiner Jugend gedacht: Wozu denn zwischen Völkern die Wunden schlagen lassen, wenn man sie dann doch wieder heilen will. Anstatt der internationalen Vereinigurg zur Heilung der Kriegswunden sollte es eine internationale Vereinigung geben zur Verhütung der Kriege. So habe ich noch vor vierzig Jahren gedacht. Jetzt, die menschliche Natur kennen gelernt, denke ich anders. Es gibt ja freilich Konflikte zwischen Staaten, die durch internationale Schiedsgerichte geschlichtet werden könnten. Und auf solche wird die Friedensbewegung abzuzielen haben, deren große Verbreiterin vor kurzem hingeschieden ist. Aber gewisse Kriege, besonders Rassenkriege, Kämpfe, die einem Volk aufgezwuugen werden (siehe den Kampf der Deutschen in Österreich), sind so elementar, daß sie nicht verhindert werden können. Und dieser ursprünglichen Tiernatur entgegen erhebt sich in der Genfer-Konvention ein Werk höchster Kultur.

Doch, wenn durch eine solche Vereinigung die internationale Liebe erreicht werden konnte, warum — wenn die Menschheit älter geworden ist — nicht auch die internationale Vernunft!

In Italien hat man — wie Blätter berichten — eine **unerhörte Erfindung** gemacht:

Ingenieur Ulivi hielt in Genua vor einem auserwählten Publikum, dem gewesenen Minister Admiral Bettola, mehreren Generalen und den Vertretern der Behörden einen Vortrag über seine Erfindung, Explosivkörper drahtlos aus der Ferne zu entzünden. Dieselbe beruht auf dem von ihm entdeckten Prinzip, gewisse ultrarote Strahlen bei Berührung mit Metallen in elektrische umzuwandeln. In den nächsten Tagen werde er auf dem Schießfelde bei Rom Experimente in größerem Umfange ausführen, Kanonen und Schrapnells zur Explosion bringen. Nach dem Vortrage äußerte sich Ulivi gegenüber Journalisten, seine Erfindung sei durchaus praktisch brauchbar. Im Umkreise von 17 Kilometer könne er mit mathematischer Genauigkeit jeden Explosivkörper, jedes Pulverlager, Kriegsschiff usw. in die Luft sprengen. Keine Macht der Erde könne die Wirksamkeit seiner Strahlen verhindern. Gegenwärtig baue er einen stärkeren Apparat, der auf 100 Kilometer Entfernung wirken werde. Mit diesem werde Italien in den Stand gesetzt, von Venedig aus die Kriegsschiffe auf den anderen Seite des Adriatischen Meeres in die Luft zu sprengen, bevor sie abfahren. P. Alsani, der einzige italienische Gelehrte, der den radiobalistischen Apparat Ulivis genau studieren konnte, wurde noch befragt, ob nach seiner Ansicht der Hauptzweck der Entdeckung Ulivis erreicht werden könne, nämlich die Zerstörung wirklicher Geschosse, und er antwortete darauf: „Nach meiner Ansicht ist das nur eine Frage der Zeit, und zwar von sehr wenig Zeit. Der Apparat hat derart wunderbare Resultate erzielt, daß man darauf rechnen, ja fast mit Sicherheit annehmen kann, daß rapide und riesige Fortschritte sich in Kürze ergeben. Ich möchte wünschen, daß die Entdeckung, nach der sich viele Hände ausstrecken werden, bald ein Privileg Italiens sein wird, dem es Ulivi zugedacht hat. Möchten die maßgebenden Kreise sich schnell die Entdeckung sichern, die in ihren intimen Einzelheiten für immer geheim bleiben soll! Aber das geht die Politiker und nicht uns Gelehrte an, und so will ich weiter nichts mehr hinzufügen.“

„Was soll man denn anfangen mit solchen Meuchelmördern? Ja, das sind sie, nicht „Nationalhelden“. Wie schützt man sich vor ihnen? Mit Todesstrafe? Aber dann ist die Missetat ja schon geschehen. **Vorwegs** abschrecken muß man sie, die andern, mit denen, die wir schon haben. Sie gleich hängen? Das macht den Fanatikern nicht viel, dann sind sie Märtyrer ihrer Idee. Sie auf lebenslang in den Kotter stecken? Das ist ihnen nicht so zuwider, als man glaubt. Zum Arbeiten haben solche Leute selten einen Löffel, dort können sie viel rasten und ihren Hirngespinsten nachhängen. Und müssen sie in der Gefangenschaft arbeiten, so ist's auch nicht viel schlimmer als in der Freiheit, wo man ohne Arbeit zu nichts kommt.

Es müßte für solche Menschheitsbeglücker etwas besonders Hartes gefunden werden, etwas, das sie Tag für Tag an den Zorn der Völker mahnt, die sie beleidigt haben. Eine bitterharte Buße müßte es sein bis ans Ende und von solcher Art, daß sie nichts pathetisch märtyrermäßiges an sich hat.

Die richtigste Abschreckungsstrafe für anarchistische Mörder wäre freilich, wenn sie eine Zeit erleben könnten, in der ihr Idealphantom einmal zur Wirklichkeit geworden wäre. Das wäre die Hölle, und zwar für alle und besonders für die, die sie vorbereitet haben.

Die sozialen Zustände müssen sich freilich ändern, die Menschheit muß erzogen werden. Aber nicht mit Bomben und Revolvern.

Gelegentlich der bekannten Zwischenfälle bei der **Überführung der Leichen des Thronfolgerpaares** nach Artstetten schreibt das „Grazer Volksblatt“ unter anderem:

„Ein Feind Österreichs hat die wahnwitzige Idee gehabt, die Leichen des Thronfolgerpaares auseinanderzureißen und die tote Gattin sofort nach Artstetten zu senden, damit sie in Wien kein Hindernis des geheiligten spanischen Hofzeremoniells bilde. Der Schöpfer dieses Planes hatte kein Verständnis für den Heldentod der Gattin des Thronfolgers, er weiß nicht, daß dieser Tod den höchsten Adel verleiht, er kennt nur den Buchstaben des Hofzeremonells und die Befriedigung der eigenen persönlichen Rachegelüste. Der Kaiser vernichtet den perfiden Plan dieses Menschen und ordnet an, daß Mann und Frau gleichzeitig und mit gleichen Ehren bestattet werden. In vollem Widerspruch mit dem kaiserlichen Befehl wird die Herzogin in einem minder kostbaren Sarge bestattet und in hinterlistiger Ironisierung des kaiserlichen Befehls wird für den Erzherzog ein Leichenbegängnis dritter Klasse angeordnet, dasselbe Begräbnis, das ein Knäblein bekommt, das als Kind eines Erzherzogs geboren wird. Der Feind Österreichs triumphiert, denn das Volk von Österreich ist empört.

Könige melden ihre Ankunft. Sie werden abgewiesen. Der deutsche Kaiser läßt sich nicht abweisen. Er wird brüskiert. Mag Österreichs Außenpolitik Schaden leiden, mag der Dreibund flöten gehen, wenn nur das spanische Hofzeremonell triumphiert.

Also spanisch, spanisch. — Mir kommt es auch so vor.

---

hin. Wie sehr soll uns einer willkommen sein, dessen ganzes Herz der geistigen Ausbildung entgegenglüht, der geradezu für den Lehrstand geboren zu sein scheint, weil er den kühnsten der Sprünge — vom grünen Wald in die schwüle Schulstube — gewagt hat.

— —

Freude hat mir Gott gegeben! singe ich mit Schiller.

Im steirischen Paradiese, dort, wo es Deutschlandsberg heißt und wo die deutschen Alpen niedersteigen ins blühende, fruchtbare Gartenland, dort sollen unsere Lehrer ihr Erholungsheim bekommen. Die Gemeinde Deutschlandsberg — Heil ihr! — hat uns in herrlicher Berglandschaft einen Bauplatz geschenkt. Ich habe ihn noch nicht gesehen und will bald gehen, ihn anzuschauen. Hoch und frei, in geschützter Sonnenlage soll er sein, die frische Alpenluft gemildert vom weicheren Rosenhauch der obstreichen, blumigen Hügel mit entzückendem Ausblick über die ganze mittlere Steiermark. Der von seinem Beruf Erschöpfte kann hier rasten und unter seinem Baumschatten hinausblicken in die weite Welt, bis dorthin, wo im fernen Osten das blaue Band den Gesichtskreis schließt. Und hat er sich erholt, dann lädt ihn das Gebirge ein zu sachten Höhenwanderungen bis empor zu den Zinnen der Koralpe, um von dort aus übers schöne Kärntnerland Hochgipfel Tirols zu schauen. Und wenn ich noch an andere Vorzüge denke, an die urdeutsche, biedere Bevölkerung, an die Billigkeit der Lebensmittel, an die Erreichbarkeit durch die Eisenbahn usw., so ist meine Freude groß, daß in dieser Gegend das Erholungsheim erstehen soll. Durch die Großmut einer Gemeinde, oer die neue Anstalt zu Ehr' und Segen gereichen wird.

Und jetzt, da wir Grund und Boden unter den Füßen haben, läßt sich's fest und zielbewußt auftreten. Die Pläne sind auch bald fertig und dann fehlt zum Bauen nichts mehr — als die Bausteine, die genügenden, die wir einweilen nicht mit Roß und Wagen, sonden mit Bitten zusammenbringen müssen. Sie laufen schon reichlicher ein, seitdem die Baustelle da ist. Aber — es müßte fast täglich ein Baustein gezeichnet werden, wenn wir bis Ende 1916 die nötige Summe beisammen haben wollen.

— —

Der alte Sagspanner und sein Sohn Festl trabten auf dem Wege gen Sehbruck. Zu Sehbruck war eine reiche Hausbesitzerin und noch unverheiratet. Ihr Name war Luzia und zu der gingen sie brautwerben. Sie wurden freundlich vorgelassen. Das Fräulein, das sie bisher kaum persönlich gekannt hatten, war just nicht mehr allzu jung, aber recht gut erhalten, so weit. Der Sagspannerfestl deutete seine Absicht manierlich aber noch verschleiert an und es war Aussicht, daß

Wenn das wahr wäre, so würden wir in Kürze wieder ein römisches Weltreich haben. Die Italiener würden alle Sprengstoffe der Mächte vernichten, freilich um sich schließlich selbst in die Luft zu sprengen. Der Menschheit letzter Sport. Schon seit Jahrtausenden ist es ihre Tendenz, sich umzubringen. Einmal wird es doch gelingen. Ich glaube, sie ist selbst der Meinung, es sei kein Schade drum.

Ein Bauernbursche in Wildalpen, tief im Gebirge, 24 Jahre alt. Seine kargen Groschen verdiente er als Holzknecht, hatte aber sein heimliches Anliegen. Und eines Tages trat er vor den Holzmeister und bat um Urlaub auf drei Tage. — „Wozu?" — Nach Mariatrost bei Graz möchte er reisen und eine Wallfahrt tun. — Noch so jung und schon so fromm! wird sich der Holzmeister gedacht haben, er gab den Urlaub. — Der Bursche zielte schnurgerade nach Graz. Diesen Tag hatte er erwartet, ersehnt mit leidenschaftlichem Herzen. Seit Jahren hat er gearbeitet bei seinen Büchern, jeden Abend und jeden Feiertag. Nun in Graz, ließ er sich nach der Lehrerbildungsanstalt weisen. Dort trat er vor den Direktor und bat bescheiden, aber bestimmt um Aufnahme in die Anstalt. Da mag der Direktor den schlanken Jüngling in der grauen Lodenjoppe einmal angeschaut haben. „In die Lehrerbildungsanstalt wollen Sie aufgenommen werden? Dazu wird Ihnen wohl die Vorbildung fehlen." — „Ich bitte, prüfen Sie mich!" — Und als man ihn mit Neugierde und Spannung prüfte und — um ihn von seinem Vorwitz abzubringen — nicht die leichtesten Fragen stellte, beantwortete sie der Holzknecht. So entsagte der junge Moderegger dem später gewiß erträglicheren Holzschlag, um ein Volksschullehrer zu werden. Die brave Lehranstalt hat sich seiner angenommen, der Direktor selbst hat für ihn Freunde gesucht, die ihn ein wenig unterstützen, und nun sitzt der junge Mann in seinem obersteirischen Bauerngewand schon seit einem Jahre in der Lehrerbildungsschule und überragt seine Kollegen um einen Kopf — alle körperlich, manchen auch geistig.

Von zwei zu zwei Monaten bat ich ihn zu mir, daß er mir erzähle, wie es geht. Bescheiden und bestimmt weiß er, es geht gut. Ein Mensch mit klarem festen Willen, der nicht locker läßt. — Von nun in drei Jahren hat er sein Ziel erreicht. Sorglos und froh wie ein Kind geht er auf schwierigem Wege dem ernsten Beruf entgegen. Aber die Freunde, die der Direktor für ihn suchte, sind nicht in Scharen herbeigeströmt und die Anstalt, scheint mir, ist in einiger Sorge, wie sie den armen Studenten über die drei Jahre hinwegbringen wird.

Wir haben nicht allzuviele Volksschullehrer, die für diesen Beruf geschaffen sind. Mancher gibt sich ihm nur notgedrungen und nie ganz

Kleine Laube

Das Testament Peters des Großen.

Von Zeit zu Zeit liest man da und dort, die russische Politik halte sich streng an das Testament des Zaren Peter. Es sind zumeist nur unklare Andeutungen — und es gibt Skeptiker, die an dieses sagenhafte Testament ebensowenig glauben, wie an eine Seeschlange, die gleichfalls ein recht unbeglaubigtes Dasein führt.

Über den Inhalt der angezweifelten letztwilligen Verfügung sind wir durch einen französischen Diplomaten, den Chevalier d'Eon, unterrichtet, der sich als Frau verkleidet, spionierend, eine Abschrift des Originals in Petersburg machte, um sie Ludwig XV. zur Verfügung zu stellen.

Neuerdings sind die 14 Hauptpunkte des umstrittenen Dokumentes wieder veröffentlicht worden und verdienen einiges Interesse. Sie lauten:

„1. Die russische Nation muß in einem beständigen Kriegszustande sein, um den Soldaten kriegerisch in Atem zu erhalten. Keine Ruhe, als um die Finanzen des Staates zu verbessern, die Armeen zu rekrutieren und den richtigen Augenblick zum Angriff abzuwarten. So dient der Frieden dem Kriege und der Krieg dem Frieden im Interesse der Vergrößerung und des wachsendes Wohlstandes Rußlands.

2. Durch alle möglichen Mittel sind aus den gebildeten Völkern Europas Heerführer im Kriege und Gelehrte im Frieden herbeizurufen, um die russische Nation der Vorzüge anderer Länder teilhaft zu machen, ohne daß sie von ihren eigenen etwas verliert.

3. Es ist bei jeder Gelegenheit an den Angelegenheiten und Zwistigkeiten Europas teilzunehmen, besonders an denen Deutschlands, welches, da näher gelegen, von direkterem Interesse ist.

4. Polen muß geteilt werden, indem man Verwirrung und beständige Eifersucht darin unterhält; die Gewalten müssen durch Gold gewonnen, die Tagsatzungen bestochen werden, um auf die Wahl der Könige einzuwirken. Man muß sich daselbst eine Partei erwerben, russische Truppen hineinschicken und sie so lange daselbst verweilen lassen, bis sie Gelegenheit finden, ganz dazubleiben. Machen die benachbarten Mächte Schwierigkeiten, so muß man sie momentan zufrieden stellen, indem man das Land zerstückelt bis man das, was man weggegeben, zurücknehmen kann.

5. Man muß Schweden so viel als möglich wegnehmen und sich von demselben angreifen lassen, um einen Vorwand zu dessen Unterjochung zu haben. Zu diesem Zwecke muß man es von Dänemark und Dänemark von Schweden trennen und ihre Rivalität sorgfältig unterhalten.

6. Die Gemahlinnen der russischen Prinzen sind stets aus den deutschen Prinzessinnen zu nehmen, um die Familienverbindungen zu vermehren, die Interessen zu nähren und so Deutschland von selbst mit unserer Sache zu verbinden, indem man unsern Einfluß daselbst vermehrt.

7. Man muß das Bündnis mit England für den Handel suchen, da dieses die Macht ist, welche unser für seine Marine am meisten bedarf und der Entwicklung unserer Marine am nützlichsten sein kann.

sie beim nächsten Besuche keinen Korb bekommen würden. Einen Tag Bedenkzeit, das trugs noch, auf die Stunde eilig war es nicht. Der Sagspanner und sein Sohn beschlossen, über Nacht in Sehbruck zu bleiben, um morgen bei dem Fräulein den entscheidenden Besuch zu machen. Mittlerweile vertrieben sie sich die Zeit mit Betrachtungen der Vorzüge der Braut. „Die blühroten Wangen, die sie hat!“ sagte der Vater. Darauf der Sohn: „Und die schneeweißen Zähne. Nit einer fehlt noch!“ — „Und das viele, schöne, lange Haar!“ Und nit wenig Holz bei der Hütten!“ Mit dem letzteren meinten sie die erfreuliche Vollbusigkeit. „Ein sauberes Weibsbild!“ so das zusammenfassende Urteil. Das schöne Stadthaus dazu dachten sie sich still.

Am anderen Morgen konnten sie es schon nicht erwarten, bis die Besuchsstunde kam. Sie traten ins Werbehaus, die Magd wies sie in die gute Stube, dort möchten sie halt warten. Fräulein Luzia, das erst aufgestanden war, wunderte sich über das Geräusch in der anstoßenden Stube, sie tat den Schlafrock an, um nachschauen zu gehen, was denn etwa die Magd in der guten Stube schon treibe. Als sie die beiden Männer sah, war es zu spät zum Rückzug. Der Alte hatte sie schon ehrerbietig begrüßt und dem Jungen zugeflüstert: „Das ist die Frau Mutter! Weil es schon der Zufall will, halten wir gleich auch bei ihr um die Hand der Tochter an.“ — Sie taten es gar manierlich und gebührlich und das Frauenzimmer, das sich im kritischen Augenblick sofort gefaßt hatte, sprach freundlich gemessen: „In Gottesnamen, ich habe nichts dagegen. Sprechen Sie mit meiner Tochter. In zwei Stunden wird sie da sein.“

Also wieder einen großen Schritt näher dem Ziele entfernten sich die beiden Brautwerber. Der Vater schüttelte den Kopf: „Aber eine solche Ähnlichkeit! Wenn die Alte noch Zähn' und Haar und so weiter hätt', ganz die Tochter!“ „Eine *solche* Ähnlichkeit!“ sagte auch der Sohn. — Dann gingen sie in ihr Wirtshaus zurück, besprachen dort wie zufällig und nebensächlich etliche Familienverhältnisse des Städtchens und erfuhren, daß besagtes Fräulein Luzia längst keine Mutter mehr hatte . . . „Nachher“, sagte der alte Sagspanner mit langgezogenem Gesicht, „nachher ist — sie 's selber gewest — ohne Zubereitung.“

Mittlerweile hatte das Fräulein Luzia sorgfältig Toilette gemacht: Das Gebiß in den Mund, den Chignon auf das Köpfel, die Gummieinlage an den Busen und ein bißchen Karminrot an die Wangen. Dann war sie gerüstet und wartete auf die Werber.

Aber die Werber sind nicht mehr gekommen.

Testamente pflegen, wie die Erfahrung lehrt, selten, höchst selten, vollstreckt zu werden. Es gehörte ja auch eine Art Prophetie dazu, nachfolgenden Jahrhunderten brauchbare Fingerzeige für die Staatslenkung zu geben. Jede Politik ist eine Kunst von Heute auf Morgen und muß der stets unerwartet verlaufenden Entwicklung Rechnung tragen. —

Ein geistreicher Publizist antwortete auf die Frage nach seiner Meinung über das Elaborat des Chevalier d'Eon: „Daß die russische Regierung die Autentität bestreitet, spricht für die Echtheit, daß die russische Politik die fraglichen Ratschläge tatsächlich befolgt, spricht bei der bekannten Eigenbrödelei der Staatsmänner, von denen sich jeder klüger als sein Vorgänger dünkt und originell sein will, dagegen. Am verwunderlichsten wäre es, wenn ausgerechnet ein Diplomat das sicherlich bestgehütete Original — sein Vorhandensein angenommen! — ausspioniert hätte. Es müßte denn die zünftige Diplomatie seit dem XVIII Jahrhundert bedeutende Rückschritte gemacht haben. Wenn ich mir nämlich unsere modernen Botschafter und Gesandten ansehe . . ." Der Publizist lächelte boshaft.

Aber auch der geistreichste und boshafteste Publizist kann irren — und vielleicht existiert Peters des Großen Testament dennoch . . . V. E. S.

Wie's gemacht wird!

Die edle Zunft der Claqueure will man gottlob abschaffen. Bei diesem Anlasse mag an eine wenig bekannte Episode erinnert werden, die zeigt, wie die „Feldherren der Claque" nicht nur ihre Berufsehre pflegen, sondern sogar bisweilen darüber hinausstreifend in aller Unschuld Kritikerpflichten erfüllen. Die „leidende Heldin" der Geschichte war die berühmte Trägödin Rachel. In einem Werke der Frau Girardin spielte sie die Hauptrolle, feierte am ersten Abend auch ihre gewohnten Triumphe; am zweiten Abend aber schien über dem Publikum eine merkliche Schwüle und Zurückhaltung zu liegen. Die Rachel war außer sich, sie konnte sich den Vorgang nicht erklären. Wer konnte schuld sein? Selbstverständlich nur die Claque. Die bittere Beschwerde der Rachel beim Direktor führte zu der Feststellung, daß der „chef de claque" plötzlich erkrankt war, abgesagt und einen Vertreter gesandt hatte. Aber dieser interimistische chef de claque erfuhr nur allzu bald, daß die Rachel mit seiner Dirigententätigkeit nicht zufrieden war. Da richtete er zur Wahrung seiner Berufsehre und Feststellung der Tatsache an die Tragödin folgendes Schreiben: „Mademoiselle! Ich kann nicht unter der Last der Vorwürfe bleiben, die aus einem Munde, wie dem Ihrigen auf mich gefallen sind. Ich lasse deswegen die tatgetreue Auseinandersetzung, wie sich das gemacht hat, hier folgen: Bei der ersten Vorstellung habe ich dreiunddreißigmal „gegeben" und immer in eigener Person angefangen. Wir haben gemacht: dreimal Zuruf, vier Heiterkeit, zwei Erbeben, vier Wiederholungsverlangen und zwei nicht endenwollende Erschütterungen. Die Sperrsitze sind sogar ärgerlich geworden und haben geschrien: „Hinaus!" Meine Leute waren ganz erschöpft und haben mir angezeigt, daß sie einen solchen Dienst nicht weiter übernehmen könnten. Daraufhin habe ich den Text verlangt und habe ihn gründlich studiert. Ich mußte mich wider Willen entschließen, einige Beifälle bei der zweiten Vorstellung ausfallen zu lassen. Wenn sich das Interim meiner Stellung in die Länge zieht, so werde ich es Ihnen gegenüber wieder gut machen. In dieser Lage, überzeugt von meiner tiefen Bewunderung und von meinem ehrfurchtsvollen Eifer wage ich, Sie inständig zu bitten, Sie möchten einige Rücksicht auf mich nehmen, und verbleibe usw." a.

---

8. Sich ohne Aufenthalt gegen Norden, gegen das Baltische Meer und gegen das Schwarze Meer ausbreiten.

9. Sich soweit als möglich Konstantinopel und Indien nähern. Wer einst hier regiert, ist der wahre Herrscher der Welt. Deshalb muß man beständig Kriege bald mit der Türkei, bald mit Persien erregen; Werften und Stapelplätze am Schwarzen Meer anlegen; sich allmählich dieses Meeres sowie des Baltischen bemächtigen, was ein doppelt notwendiger Punkt für das Gelingen des Planes ist; den Verfall Persiens beschleunigen; in den Persischen Meerbusen dringen; womöglich durch Syrien den alten Handel mit der Levante wieder herstellen und in die beiden Indien eindrängen, welche die Magazine der Welt sind. Ist man erst hier, so kann man das Gold Englands entbehren.

10. Ferner sorgfältig die Verbindung mit Österreich suchen und unterhalten; scheinbar seine Absichten auf eine dereinstige Hegemonie in Deutschland unterstützen und gegen dasselbe unter der Hand die Eifersucht der Fürsten erwecken. Ebenso muß man die einen wie die andern dahin bringen, daß sie bei Rußland Hilfe suchen, das eine Art Protektion über die Länder ausübt, welche die künftige Herrschaft vorbereitet.

11. Das Haus Österreich dafür interessieren, daß der Türke aus Europa verjagt wird. Wenn Konstantinopel erobert ist, neutralisiere man Österreichs Eifersucht, indem man entweder die Nachbarn zu einem Kriege gegen dasselbe aufreizt oder ihm einen Teil der Eroberung abtritt, um ihm denselben später wieder abzunehmen.

12. Alle durch Spaltungen getrennten Griechen, die in Ungarn, der Türkei oder im südlichen Polen verbreitet sind, um sich zu versammeln, sich zum Mittelpunkt, zur Stütze derselben machen und dadurch eine Art priesterliche Oberherrschaft gründen.

13. Ist Schweden unser, Persien besiegt, Polen unterjocht, sind unsere Heere vereinigt, das Baltische und das Schwarze Meer von unseren Schiffen überwacht, so muß man einzeln und insgeheim erst dem Hofe von Versailles, dann dem von Wien den Antrag machen, die Universalmonarchie mit ihnen zu teilen. Nimmt einer von beiden den Vorschlag an, was unfehlbar ist, wenn man ihrem Ehrgeiz und ihrer Eigenliebe schmeichelt, so bediene man sich des einen, um den andern zu vernichten. Dann vernichte man auch den Übrigbleibenden, indem man mit ihm einen Kampf beginnt, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann, da Rußland dann schon den Orient und einen großen Teil Europas besitzt.

14. Falls, was nicht wahrscheinlich ist, beide das Anerbieten Rußlands ausschlagen, so muß man dieselben gegeneinander aufhetzen und bewirken, daß sie sich gegenseitig aufreiben. Benützt Rußland dann den entscheidenden Augenblick, so schickt es seine im voraus versammelten Truppen auf Deutschland, während zwei beträchtliche Flotten, die eine aus dem Asowschen Meere, die andere aus Archangel, mit asiatischen Horden beladen, unter dem Geleite der Flotten des Schwarzen und Baltischen Meeres auslaufen. Auf dem Mittelländischen Meere und auf dem Ozean vorrückend, überschwemmen sie dann von der einen Seite Frankreich, während Deutschland von der andern Seite bedrängt wird; sind diese beiden Landstriche besiegt, so wird das übrige Europa leicht und ohne Schwertstreich unter das Joch kommen.

So kann und muß Europa unterjocht werden."

Von maßgebender russischer Seite wird die Existenz des Testaments geleugnet; aber was wird jeweils von der Diplomatie n i c h t geleugnet? Für die Echtheit und Unverfälschtheit der d'Eonschen Abschrift, macht man gern geltend, daß ihr Inhalt sich tatsächlich mit den Hauptrichtungslinien der russischen Staatskunst in Vergangenheit und Zukunft deckt. Sollte man nicht gerade deshalb zweifeln dürfen? Politische

Stück Landschaft in die Denkmal-Schutzlisten eintragen und es wird damit zur ‚Operations-Basis‘. Da das Gesetz erlaubt, einen bestimmten Umkreis um eine in die Listen eingetragene Landschaft unter Schutz zu stellen, faßt der Herr Präfekt in Übereinstimmung mit der Kommission diesen Umkreis so ausgedehnt wie möglich, und dieses Mittel wird uns erlauben, nach und nach alles unter Schutz zu stellen.“ — Man muß dabei wissen, daß ein französisches Gesetz von 1912 die Aufstellung neuer Reklameschilder in der Landschaft außerhalb eines Umkreises von 100 Meter um die geschlossenen Ortschaften durch eine außerordentlich hohe Steuer unmöglich macht. Bestehende Schilder sollen leider noch bis 1917 steuerfrei bleiben. Der Bericht des Herrn Vauquelin zeigt aber, daß man sich auch der bestehenden Reklame mit Energie und Erfolg schon jetzt zu erwehren weiß. Das Bewußtsein, mit solchen Bestrebungen nicht allein zu stehen, wird auch denen neuen Mut geben, die in anderen Ländern gegen die Auswüchse der Reklame kämpfen.

Da helli Tag . . .

Von Hans Mittendorfer.

Da helli Tag mit seina Sunn,
Die stille Nacht mit Mond und Stern,
Sie spiagln si im tiafn Brunn,
Sie badn si im Teicht so gern.

Und tausnd Welln voll Glück und Glanz
Habn gar so leichti Füaß, juchhe!
Liabs Wellerl, lach! liabs Wellerl, tanz!
Da Augnblick hebt schon d Hand: vageh!

Mei Herz hat Hoh und Tiafn gsehgn,
Voll Lust hats aufgschrian, gwoant und glacht —
A Wunda is im Sunnschein gschehgn;
A Juchza hallt in tiafa Nacht.

Mei Herz, du bist a Welln im Teicht
Vom Herrgottshauch, vom Stoandlfall;
Und wanns d vasinkst, an anders leucht
Voll Jubl auf im ewign Strahl.

Alt-Österreich.

Das einzige Opfer des böhmischen Feldzuges im Jahre 1866 war „Alt-Österreich“. Jenes Habsburg-Österreich, das durch Jahrhunderte nicht nur in Mitteleuropa tonangebend war. Auf dem Schlachtfeld von Königgrätz zerbrach die schwarzgelbe Vorherrschaft in Deutschland und zerstob endgültig der alte Reichstraum vom Besitz der italischen Halbinsel.

Da erschien nun soeben ein Buch: „Als Venedig noch österreichisch war“, Erinnerungen zweier Offiziere; von Paul Rohrer*. Es erzählt von jener seltsam welthistorischen Epoche, die kaum ein Menschenleben zurückliegt und doch schon im Nebel zerfasert. Aus den Köpfen zweier, die es miterlebten, und unter der künstlerischen Hand eines Schilderers entsteht wieder Alt-Österreich, dem eine Metternichsche Staatskunstlosigkeit die Spannkraft gelähmt hatte; da nehmen Dinge Gestalt an, die zerbarsten, weil die Persönlichkeit fehlte, sie nutzbringend in ein Ganzes zu fügen, da leben Erscheinungen und Ideen auf, die zu Schemen wurden.

Am besten läßt sich das interessante Werk wohl durch einen Auszug aus dem Vorwort charakterisieren:

„Das vorliegende Buch schildert die Zeit, da Venedig noch österreichisch war, und die Geschehnisse, als es für Österreich verloren ging; kurz, die Zeit der Sechzigerjahre des 19. Jahrhunderts.

---

* Verlag Robert Lutz, Stuttgart. — Im Dezemberheft brachte der „Heimgarten“ aus dem Memoirenwerk den fesselnden Abschnitt „Eine griechische Reise“.

Rückwärts zu lesen.

In seiner Satire auf Deutschlands Verhalten Napoleon gegenüber spricht Görres auch vom müßig gelehrten Volk. Es ist ein höchst lehrreiches Kapitel, wie die einzelnen Universitäten und die namhaftesten Gelehrten sich zu dem Unterdrücker gestellt haben. Manche Dokumente jener Zeit sind so gut wie vergessen: auch ein originelles Gedicht des großen Philologen Fr. August Wolf, der sich der freundschaftlichen Verehrung Goethes rühmen durfte. Als Napoleon im Jahre 1805 eine Flotte ausrüstete, um einen Einfall ins feindliche England zu machen, veröffentlichte Wolf das folgende Gedicht:

In Napoleontem.

Vaticinor tibi quod navalis laurea cinget
Tempora nec magnas spes mare destituet.
Deiciet tua gens cunctas nec Gallia victrix
Denique frangetur litus ad Albionum.
Sors bona non mala sors concludet proelia quare
Saecula te dicent: pars bona non mala pars.

Rückwärts gelesen entsteht wieder ein Gedicht aus Distichen, nur im umgekehrten Sinn:

Pars mala non bona pars dicent de saecula quare
Proelia concludet sors mala non bona sors.
Albionum ad litus frangetur denique victrix
Gallia nec cunctas gens tua deiciet,
Destituet mare spes magnas nec tempora cinget
Laurea navalis, quod tibi vaticinor.

Das Wortspiel ist wohl unübersetzbar; den Sinn mögen die beiden Verdeutschungen in Distichen wiedergeben:

An Napoleon.

Das prophezeie ich dir: des Seesieges Lorbeer wird kränzen
Dir die Schläfen und nie täuschen dein Hoffen die See.
Niederzwingen wird alle dein Volk und Galliens Glücksschiff,
Scheitern wird es zuletzt nicht an dem englischen Kliff.
Gutes, nicht böses Geschick wird beenden den Kampf und benennen
Wird dich die künftige Zeit: Bonapart, nicht Malapart.

Rückwärts gelesen, ergeben die Verse den folgenden Sinn:

Malapart, nicht Bonapart wird die künftige Zeit dich benennen
Und beenden den Kampf böses, nicht gutes Geschick.
An dem englischen Kliff wird scheitern endlich das Glücksschiff
Galliens, zwingen wird nicht sämtliche Völker dein Volk.
Täuschen wird dein Hoffen die See, und der Lorbeer des Seesiegs
Kränzt die Schläfen dir nie: das prophezeie ich dir.

Die Wolfsche Dichtung wird interessant bleiben nicht nur als philologische Spielerei, sondern auch als Dokument ihrer Zeit.

Geniales Mittel zur Bekämpfung der Reklame.

Aus einem Bericht des Herrn Vauquelin, Mitglied des Landschaftskomitees des Departements Seealpen, bringt die Zeitschrift des französischen Heimatschutzvereins (Société pour la protection des Paysages) — deren Hefte übrigens das schöne Motto tragen: „Die Schönheit unseres Landes ist ein nationaler Reichtum“ — nachstehenden auch für andere Länder interessanten Auszug. „Folgendermaßen geht die Kommission vor, um die Reklame, die auf allen Straßen längs des Meeres grassiert, zu bekämpfen: wir lassen zwischen Cannes und Mentone ein beliebiges

Phantasten.

Als der mitleidslose Naturalismus in der Kunst aufkam, da glaubten manche, darüber hinaus gebe es nichts mehr, der Endpunkt einer Entwicklung sei erreicht. Die Klassiker, die Romantiker, die Idealisten — kurz, alle „Alten“ schienen abgetan. Nun aber hat die Kunst genau so ihre Moden wie Damenhüte und das Bekleidungswesen. Überhaupt ist alles Menschliche der Mode unterworfen, die Politik ebenso wie die Wissenschaft, die Philosophie gleich wie die Kunst. Nur, daß man die Mode hier „Richtung“ oder „Stil“ nennt. Unablässig werden Werte umgewertet. Die Menschen wollen Abwechslung.

So ist denn auch die Begeisterung über den Naturalismus abgeflaut und es wurde Umschau nach Neuem, wenigstens nach etwas anderem gehalten. Künstler und Publikum tasteten. Die „alten“ verlästerten Richtungen kamen wieder teilweise zu Ehren. Besonders das Absonderliche, das Groteske, das Phantastische fand Anklang — gerade also das Gegenteil vom Naturalismus. So wurden die seltsamen Dichtungen eines Meyrink und Karl Hans Strobl, um nur einige zu nennen, möglich. Vor allem aber Hanns Heinz Ewers. Wie hätte man noch vor zehn Jahren über sie gelacht; heute sind sie beinahe alltäglich. Nicht zufrieden mit der Neubelebung der phantastischen Kunstmode, griff man auch wieder auf ältere Verfasser zurück und gab ihre Werk neu heraus. Sind doch die Väter aller unserer literarischen Phantastik E. T. A. Hoffmann und Edgar Allan Poe. Von ihnen zehren unsere Allermodernsten.

Hanns Heinz Ewers hat es jetzt unternommen, eine „Galerie der Phantasten“ herauszugeben.* Und die ersten zwei Bände erschienen bereits: „Phantastische Geschichten“ von E. T. A. Hoffmann und „Nebelmeer“ von Poe. Ein lobenswertes Beginnen. Man liest wieder gern die Unmöglichkeiten, die eine mächtige dichterische Phantasie im Handumdrehen möglich macht. Das unterhält und regt an. — In kurzen Zwischenräumen beabsichtigt der Verlag noch eine Reihe gleichgestimmter Bände von Balzac, Eßwein, Ewers, Gautier, Kogol, Kubin, Stevenson. Strobl u. a. m. zu edieren.

Die Ausstattung der Bibliothek ist hübsch, nur hätte ich ganz gern auf die Bilderbeigaben verzichtet; nach meinem Geschmack sind sie nicht und zerstören mir die Illusion, statt sie zu erzeugen. P. L. M.

Singvögel.

Trinke das Leben!

Trink aus dem leuchtenden Römer des Tags
Jubelnd des Lebens Tokaier,
Trink dich nur trunken ein wenig! Wags!
Wein ist ein edler Befreier!
Trinke das Lachen und trinke das Licht,
Nur von dem Sonnenglutstreben
Reifen die schwersüßen Reben:
Trinke das Leben!

Laß dir die Seele mit Liederhall,
Dämmern und Sehnsucht umkränzen,
Lasse das glühende Freudenkristall
Heilige Hände kredenzen!

* Verlag Georg Müller, München und Berlin.

Daß diese Epoche, wiewohl ihre Wirkungen gewiß nicht Venedig zum einzigen Ausgangs- oder Endpunkt haben, unter dem Namen Venedigs zusammengefaßt ist, geschieht deshalb, weil das Buch ein österreichisches Buch ist und für Österreich diese Epoche durch den Namen „Venedig“ charakterisiert ist.

Für Österreich also war die Zeit vor 1866, der böhmische Feldzug und der Krieg in der Adria ein organisches Ganzes, dessen charakterisierender Name Venedig heißt. Das Werk will in diesem Sinne davon erzählen, wie man vor dem Verlust jener Stadt in dem einst venezianischen Italien und Dalmatien lebte, wie die alte österreichische Marine um ihre Hauptstadt gekämpft und wie sich bei Königgrätz im Ringen zweier deutscher Landheere das Schicksal der italienischen Meeresstadt entschieden hat.

Die geschilderten Geschehnisse sind nicht irgendwie präpariert. Ich habe das Hauptsächliche dem Nebensächlichen nicht vorgezogen und ließ zwei Brüder und österreichische Offiziere — Herren von Rottauscher — die Dinge so erzählen, wie sie dieselben gesehen haben.

Damit komme ich auf die heikle Frage, warum ich — ein Dritter — an ihrer Stelle ihre Erlebnisse niederschrieb. Denn eine derartige Form verleitet den Leser, an der Glaubwürdigkeit der Details zu zweifeln. Er täte es mit Unrecht.

Ich muß hier etwas ausholen und vor allem die Aufgabe umzeichnen, die mir für Memoiren gesetzt scheint.

Die Aufgabe jeglicher „Erinnerungen“ ist in erster Linie Wahrhaftigkeit. Man kann die Tatsachen, die im vorliegenden Buche angeführt sind, zum größten Teile leicht aus der Hand offizieller Werke prüfen.

Abgesehen von der Aufgabe der Wahrhaftigkeit, die allen Memoirenwerken gemeinsam ist, sollten sich aber die Memoirenwerke in zwei große Gruppen teilen: in die Gruppe der Memoiren berühmter und die der Memoiren umberühmter Menschen.

Für die erste gibt es keine weiteren Regeln noch Gesetze. Was immer Napoleon oder Goethe berichtet, ist wertvoll, weil Goethe Goethe und Napoleon Napoleon ist.

Dieses Buch aber umfaßt die Memoiren unberühmter Menschen. Für diese Kategorie gibt es eine Regel und weitere Aufgabe. Die lautet: einzusehen, daß man eben unberühmt ist, das man mit seinen Privatangelegenheiten immer nur Privatangelegenheiten vorbringt und bloß dann Wert gewinnen kann, wenn man nicht vor allem sich, sondern *seine Zeit* schildert. Große Geschehnisse, an denen man teilnahm, frisch und farbig, mit allen Details der Nachwelt und der Geschichte der Menschheit erhalten: das ist die Aufgabe der Memoiren unberühmter Menschen. Daß dies am besten durch möglichst künstlerische (natürlich nicht erdichtete) Schilderung geschieht, ist wohl unbestritten. Ebenso unbestritten wie der Umstand, daß der eine dazu zufällig geeigneter ist als der andere. Darum schrieb ein Dritter die Erlebnisse der beiden Brüder nieder.

Um aber keine innerlichen Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Werkes aufkommen zu lassen, gebe ich die Art, wie das Buch entstand, an. Zuerst entwarfen die Zwei schriftliche Skizzen, die wir durch mündliches Zusammenarbeiten präzisierten und erweiterten. Auf Grund dieser so durchgearbeiteten Skizzen schrieb ich das Buch, wobei mir eine genaue Kenntnis der Länder, in denen sich die Ereignisse abgespielt haben, zu statten kam. Hierauf gingen beide das Manuskript zweimal genau durch und korrigierten es so lange, bis das Ganze zu dem geworden war, was es sein soll: einem bis in die kleinste Nuance getreuen Bilde dessen, was ihnen das Leben zugetragen hat.“

Schon ruht in tiefem Schatten rings die Flur,
Kein Lichtlein mehr im Dorfe unten wacht,
Des Ofens mächt'ge Feuersäule nur
Flammt noch wie Wetterleuchten durch die Nacht.

Ein halb Jahrhundert ging seitdem dahin,
Das alte Werk ward längst zu Schutt und Staub,
Wo Eisen einst geglüht, sprießt junges Grün
Und über Mauertrümmern rauscht das Laub.

Und doch ist mir's, als wär' ich wieder jung,
Wenn ich durch Steiers grüne Täler geh'
Und aus der Ferne durch die Dämmerung
Der Eisenöfen Feuer leuchten seh'.

Einer in der Fremde.

Lustige Zeitung.

Alija Bedaković, Grundbesitzer aus Alipašinmost, kam, wie alltäglich, mit seiner Milchkanne zu einer Beamtensfrau nach Sarajevo. Diesmal setzte er eine bekümmerte Miene auf und bat seine Kundschaft, ihm eine amtliche Zuschrift vorzulesen, da er dieser Kunst nicht mächtig sei.

Die Dame las den Inhalt laut vor, wonach Alija Bedaković erfuhr, daß er einen Wahlzettel für die Intelligenzkurie erhalten habe. („Muskete.")

Der Forscher. „Sie sind ein Goethe-Forscher?" — „Ja, ich untersuche schon seit Jahren, ob man diesen Namen jetzt noch mit h schreiben darf." („Jugend.")

Das Hindernis. „Ich glaube, der Prinz von Wied wär' schon längst heimgereist, wenn er nur wüßte, wie Fahrkarte auf albanisch heißt. („Jugend.")

— Wirklich, gnädige Frau, eine ganz andere sind Sie in diesem Abendmantel." — „Also, Klara, den nimmst du, — egal, was er kostet." („Meggendorfer.")

Bücher

Der Friedensverein. Eine kriegerische Geschichte von Ludwig Huna. Mit 18 Federzeichnungen von Gino v. Finetti. (Leipzig. Grethlein & Co.)

Die Geschichte spielt in Kitzpockl, also in Nirgenwo, könnte sich aber tagtäglich in Überall zutragen. Eine großangelegte, köstliche Satire auf Vereinsmeierei, Strebertum, Großmannssucht und politische Kindergärtnerei. In Kitzpockl gründet der Bürgermeister Läberle einen Verein zur Erhaltung des Weltfriedens und alle, die mittun, verfolgen dabei ihre besonderen Zwecke, natürlich auch die, die dagegen opponieren. Wie es dabei zugeht und wie geschwindelt, gemogelt und phrasiert wird — bis die ganze schöne Seifenblase platzt, das wird mit boshaftem Humor geschildert. Nebst einer niedlichen Kleinmädlgeschichte mit einem falschen Freiherrn. Alle Parteien kriegen in dem Buche etwas ab und das gereicht ihm zum besonderen Lob, denn eine Satire muß unparteiisch sein, um eine Kunstschöpfung zu bleiben. „Der Friedensverein" gehört wohl zum besten und geistreichsten, was Huna bisher geschrieben hat. Aber ob er sich damit viel Freunde machen wird, scheint mir etwas fraglich, denn wir empfindsamen Menschen haben es nicht gern, daß man uns frozzelt! H. L. R.

Gestalten aus der Kongreßzeit. Studien und Skizzen von Strobl v. Ravelsberg. Herausgegeben und mit einer Einleitung von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. B. Elischer Nachfolger.)

Im Februarheft konnte ich Lenôtres Buch „Das revolutionäre Paris" (übersetzt von Kupelwieser) besonders loben. Lenôtre führt uns durch das Paris der großen Revolution und Strobl v. Ravelsberg geleitet uns durch das Kongreß-Wien vor 100 Jahren! Ein interessanter, possierlicher Spaziergang mit einem, der alle Leute, alle Schlupfwinkel und — Skandalgeschichten kennt. Der Verfasser

Becher der Schatten sind bitter und schal.
Liebe, die hehrste der Heben,
Weih dir von Sonnenglutreben:
Trinke das Leben!

Lädt dich Wirt Gram zu Rast und zu Trunk,
Winkend: Frau Sorge, bedenk ihn!
Fluch ihnen: Pack dich, du schlechter Hallunk,
Scher dich, du hutzliche Schenkin!
Wandre von dannen ein Stückchen Wegs,
Wo sie dir Sonnenwein geben!
Trink von den schwersüßen Reben:
Trinke das Leben!

Karl Dankwart Zwerger.

Der morsche Gasthaustisch.

Ein morscher Gasthaustisch
Wird nächstens abgetragen.
Als Eiche lebte er in schön'ren Tagen.
Die hat manch hold Geheimnis still gewußt,
Sie rauschte über Sehnen, Leid und Lust
Ihr deutsches, wunderliebes Märchenlied,
Bis sie vom Walde trauernd ewig schied.
Bald schlugen derbe Fäuste auf sie los,
Und eine Prosa, an Gemeinheit groß,
Aus ödem Witz und Bierdunst trüb gemischt
Hat ihr die sonnige Erinnerung verwischt.
Sie ward zum Ding, das selbst sich nicht mehr schätzt,
Und dem kein Hohn, kein Schlag sein Inneres verletzt.
Kulturverdorben
Ist ihr erstorben,
Was frohes Leben schafft und weiht:
Ursprünglichkeit.
Siech ward der Tisch und ahnt' es nicht einmal,
Er lebte hier in dumpfer Alltagsqual,
Im Dämmern ohne Lichtentzündung
Und neuen Lebens tägliche Begründung.
Ein morscher Gasthaustisch
Wird nächstens abgetragen . . .

Artur Dworzak.

Lobming.

Nach meinem Heimatsdorf im Steirerland
Entführt mich noch gar oft ein Kindheitstraum:
Ich steh', ein Knabe, an des Vaters Hand
In des Hochofens rauchgeschwärztem Raum.

Im matten Zwielicht ragt im Hintergrund,
Umspannt von mächt'gen Eisenringen dicht,
Der Feuerturm, noch mit geschloss'nem Mund,
Doch streift mir schon sein Gluthauch das Gesicht.

Da tönt ein Ruf, das Eisentor springt auf,
Den düstern Raum durchflutet heller Glanz
Und aus dem Schlund wälzt sich in trägem Lauf
Der glüh'nde Strom, umsprüht vom Funkentanz.

Ein rußiger Geselle reget dort
Die nackten Arme in dem roten Schein,
Den langgestielten Eisenhaken bohrt
Er wuchtig in das flüss'ge Erz hinein.

Und voller quillt hervor die heiße Flut
Füllt schäumend an die Rinne bis zum Rand,
Und wie im Tod erkaltend, stockt das Blut.
Erstarrt sie mählich in dem Bett aus Sand. —

Wir treten aus der Eisenhütte Tor
Ins frische Wehn der Abendluft hinaus
Und steigen langsam, schweigend dann empor
Zum waldumhegten, grünumrankten Haus.

Kurzehosengeschichten. Von Fritz Müller. Mit Abbildungen und Umschlagzeichnung von Wilhelm Repsold. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Was der „Heimgarten" schon oft über Fritz Müller sagte, gilt auch für dieses Buch. Es ist erfüllt mit Innigkeit und Gemüt und Humor. Dieser Dichter, unser lieber und treuer Mitarbeiter, ist ein ganz eigener. Aber das noch besonders zu betonen, ist wohl überflüssig — kennen ihn unsere Leser doch selbst. Ihnen ist auch gleich die erste Geschichte des neuen Büchleins nicht fremd: Der Bismarckfranzel! Aber außer dieser Perle gibt es noch andere darin, die kaum weniger köstlich sind. Also: Gehet hin und kaufet das Buch. Niemand wird es bereuen. H. L. R.

Die Leidenschaft. Roman von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. B. Elischer.)

Das Milieu dieses Romanes liegt der Verfasserin doch nicht recht; er spielt zum Teil in bäuerlichen Kreisen. Auch wollte sie zu viel; der Konfliktstoff ist gehäuft und die Ausarbeitung deshalb stellenweise etwas dürftig. Schade, daß sich Edith Salburg, die Hochbegabte, nicht darauf beschränkte, den Einfluß eines „Bauerntheaters" auf die ländliche Bevölkerung zu schildern. Das hätte etwas Ganzes werden können! Immerhin ist die „Leidenschaft" ein interessantes Buch mit ausgezeichneten Details. P. L. M.

Semigothaisches Genealogisches Taschenbuch ari(st)okratisch-jüdischer Heiraten. Aufsammlung aller adeligen Ehen mit vollblutjüdischen und gemischtblütigen Frauen. Samt 18 Ahnentafeln. 1914. Dritter Jahrgang. (München 23. Kyffhäuser-Verlag.)

Eine sehr schätzenswerte Ergänzung des sogenannten „Semigotha". Das Taschenbuch gewährt besonders dem Rassenforscher wertvolle Einblicke — bedarf aber doch noch einiger Verbesserungen.

Das idyllische Jahr. Ein Sommerbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. L. Staackmann.)

Kein Roman, sondern freundliche Plaudereien aus dem Alltag, über Kinder und Tiere, Kirschen und Kaffee, Freuden und Frostzeit, über Dinge, die jeder sieht und kennt, aber gerade darum lieb und traulich und voll entzückender Beobachtungen und Feinheiten. Und welche Fülle wissenswerter Kleinigkeiten ist da nicht aufgestapelt! — Wundernett und sonnig ist schon der Umschlag dieser Blätter und ihr Inhalt steht ihm an Anmut und Licht nirgends nach. Ein vollbürtiges, stilles, friedliches Buch! K. D. Z.

Erinnerungen an Guy de Maupassant. Von seinem Kammerdiener François. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker-Verlag.)

Seltsam sind diese Erinnerungen! Ein Gemisch von naiver Einfachheit und scharfer Beobachtung. Trotz vielfacher Lücken in der Folge der Geschehnisse tritt des unglücklichen Maupassant Gestalt scharf hervor und allmählich mehren sich die Zeichen und Anzeichen seines schweren, unheilbaren Leidens, bis endlich kurz sein Tod berichtet wird. Dieser unstete, aus den verschiedensten Instinkten zusammengesetzte Künstlergenius verbrannte an sich selbst; angestrengteste Arbeit wechselte bei ihm mit göttlichem Nichtstun und einer unheimlichen, ungezügelten Genußsucht, die — wohl im Verein mit erblicher Belastung — den Zusammenbruch verschuldete. Maupassant war eine literarisch hervorragende Persönlichkeit, deren Ruhm auch außerhalb Frankreichs fest begründet ist, und so kann das Buch seines Kammerdieners einer guten Aufnahme sicher sein. Es beweist u. a., daß Künstler auch vor ihrem Bedienten bestehen können, was bei „Helden" bekanntlich nicht der Fall sein soll. P. L. M.

Praktisches Lehrbuch der Graphologie und Charakterbeurteilung. Von Elsbeth Ebertin. (Breslau. Walter Markgraf, Verlagsbuchhandlung.)

Die Autorin hat mit diesem Buche ein Werk geschaffen, das in seinem Rahmen an Reichhaltigkeit des Schriftenmaterials alle bisher erschienenen graphologischen Broschüren übertrifft; denn es enthält außer einer Abhandlung über die Wissenschaftlichkeit der Graphologie und sechs umfangreichen Unterrichtsbriefen mit vielen Illustrationen aller möglichen Schriftarten auch noch eine Zusammenstellung von über 500 aus den Handschriften ersichtlichen Eigenschaften und Charakterzügen mit Hinweisen auf die in zahlreichen Briefausschnitten enthaltenen speziellen Zeichen.

Elsbeth Ebertin hat bereits in jedem ihrer Werke das Bestreben gezeigt, durch Veröffentlichung ihrer handschriftlichen Studien den Psychologen immer tiefere Einblicke in das Seelenleben der Menschen zu verschaffen und das Gebiet der Handschriftendeutungen durch neue Beispiele nachzuprüfen und zu bereichern.

Bilder und Blätter aus der Geschichte der schwedischen Nüchternheitsbewegung. Von Oskar Mannström. (Berlin W. 15. Deutscher Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke.)

Bekanntlich hatte in früheren Zeiten kein Land so unter den übeln Folgen des übermäßigen Alkoholgenusses zu leiden wie Schweden. Vor allem der Branntwein hatte in schrecklicher Weise Land und Leuten mitgespielt und auf allen Gebieten seine verheerenden Folgen gezeigt.

malt das Biedermeier-Wien unter Metternich, das durch die Anwesenheit lebenslustiger Fürsten, Diplomaten und verschiedentlicher Lebensgenießer beiderlei Geschlechtes eine Zeitlang einen internationalen Anstrich bekam.

Heiter und fröhlich und natürlich recht ausgelassen geht es zu. Geschichten wie die vom König und der Greislerstochter kamen da wirklich vor und standen nicht nur auf dem Papier von Sensationsromanen, wie heutzutage.

Man lebt sich mit dem unterhaltsamen Büchlein in eine wunderliche Epoche ein, die gerade von den Mühsalen aufatmete, welche ihr der schlimme — nun Gott sei Dank auf Elba grollende — Napoleon zugefügt hatte.

H. L. R.

Im Schiffmeisterhause. Roman von Karl Bienenstein. (Leipzig. Grethlein u. Co.)

Bienenstein ist einer derer, von denen man viel, viel weniger spricht, als sie's verdienten. Er hat eine einfache, stille, ruhige Sprache, zuweilen von schimmernden Schönheiten durchleuchtet, über seinen Gedanken liegt eine süße Reife, die Darstellung wird zuweilen geradezu wuchtig und großzügig und auch mit Humor weiß der Dichter ganz köstlich zu schalten. Es ist z. B. eine ungemein reizende Szene, wie sich der junge Schieder und Anna bei Sarmingstein auf offener Straße so recht herzhaft busseln und dabei in einem witzigen Bauernburschen einen ungeahnten Beobachter haben. Oder die Stelle, da der Forstmeister in fast kindischem Freudenjubel ausbricht, als ihm seine Gattin vielsagend ins Ohr raunt: „Wir werden doch nicht allein bleiben!"

Die Handlung spielt hauptsächlich im „Strudengau", also in jener zweiten Wachau zwischen Grein und Säusenstein, und vorwiegend in Persenbeug und Ybbs. Sie erzählt vom Glanz und Niedergang der alten Schiffmeistergilde und weiß in die neue Zeit der Dampfschiffe auch sehr geschickt die Wiener Wirren von 48 zu verflechten. Diese Anna Mauracher — Herrgott, ist das nicht ein Prachtmädel? Solche Charaktere vergißt man nicht so leicht wieder! Und wie fein ist mit den paar Strichen die alte Kaiserin gezeichnet! Und wie glaubwürdig die Jagerbeck, die stolze, dämonische Greisin! Wenn nicht die beste, so ist das zumindest die originellste Figur.

Wer auch das Buch liest, er wird reine, aufrichtige Freude haben! Es ist ein inniger Genuß für festlich gestimmte Seelen oder für Menschen, die ihrer Seele einen Festtag gönnen wollen!

K. D. Zwerger.

Der Flieger. Ein Buch aus unsern Tagen von Leonhard Adelt. (Frankfurt a. M. Rütten und Loening.)

Das Buch erheischt eine zweifache Kritik: Als Roman (— wiewohl diese Benennung vielleicht absichtlich vermieden wurde —) und als Schilderung des Flugwesens so ziemlich in seiner ganzen Entwicklung. Als Roman befriedigt es nur halb, als Fliegerbuch zur Gänze. Es könnte aber auch als literarische Gattung vollauf befriedigen, wenn es nur Erlebtes, nur Erinnerungen und Eindrücke brächte oder sie wenigstens zweifelerhaben als solche darzustellen vermöchte. So aber verrät die ganze Aufmachung, daß es doch als Roman gewertet sein möchte — na und da kann man eben leider nur mit Vorbehalt loben. So feingesehen z. B. die Naturschilderungen sind — dieser Krähenschwarm im Sturm ist geradezu ein Kabinettstück! — so glänzend sich eine scharfe Beobachtung allerwegen bemerkbar macht, so einwandfrei, so hübsch die Sprache ist: als Roman leidet es an einer gewissen Zerfahrenheit, bringt es zu wenig Charakteristik, zu viel Reflexion, Philosophie und zusammenhanglos Episodisches, um vollwertig zu sein. Es fehlt das Bindende, das Abrundende, das Gemeinsame, das die Menschen und ihr Handeln besonnend umflöchte.

Das soll nun keineswegs etwa heißen: Leset das Buch nicht! Im Gegenteil: Es bietet eine Fülle des Interessanten, Schönen und Trefflichen, und wer nicht gezwungen ist, die kritische Brille aufzusetzen, der wird über den ansprechenden, künstlerischrn Schilderungen des Sonnenringens des Romanes ganz vergessen. Das Buch bringt neue Stimmungen, Kämpfe und Wunder und ist als begeisterter Künder eines großen Triumphes der Technik recht zu begrüßen.

K. D. Zwerger.

Ramary und Kétaka. Erotische Novellen von Pierre Mille. Deutsch von Maria Ewers-aus'm-Weerth. (München. Georg Müller.)

„Erotische Novellen" sind gewöhnlich mit Vorsicht zu genießen. Aber das vorliegende Buch schlägt ganz aus der Art, auf die lobenswerte Seite hin. Es ist stofflich, in der Darstellung und in der Form ungemein reizvoll. Es geht wirklich ein seltsamer exotischer Zauber von ihm aus. Man wird in eine fremde absonderliche Welt versetzt, mit allen ihren Geheimnissen, Rätseln und Unbegreiflichkeiten. Dazu ein leichtironischer, anmutiger Humor als prickelnde Zutat. Man merkt ihm an, daß es mit Lebensphilosophie geschrieben wurde. Manche Geschichten haben eine kleine, aber um so geschärftere Spitze gegen unsere protzige europäische Kultur, die sich allen anderen Kulturen so weit überlegen fühlt. — Die Übertragung ins Deutsche von Maria Ewers ist einwandfrei.

V. E. S.

Die deutsche Namensabstammung am Riesengebirge. Von Ing. Dr. phil. Eugen Meller. (Leipzig. Sphinx-Verlag.)

Bilderatlanten der Frühlingsblumen, der Sommer- und Herbstblumen, herausgegeben von H. Schuhmacher. (Ravensburg. Verlag von Otto Maier.)

Deutschakademische Gemeinschaft Wien. Grundlagen. Geschichte. Ziele. (Wien. Selbstverlag des Vereines. 1914.

Vorstehend besprochene Werke etc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“

Ing. F. H. in Sarajevo. Was Sie uns über die Zustände in Bosnien und der Herzegovina schreiben, ist nicht erbaulich, aber die jüngsten furchtbaren Tatsachen geben Ihnen leider recht. Man muß künftig — was die Behörden schon in der Vergangenheit hätten tun sollen — mit einer weitverzweigten, gutorganisierten serbischen Verschwörung rechnen. Und muß danach handeln, zumal die Serben in den Reichslanden durchaus nicht die Mehrheit haben. — Sie erzählen, daß vor wenigen Monaten ein serbischer Mittelschüler seinen Direktor ohrfeigte, weil dieser eine patriotische Rede hielt, und ein anderer Professor küßte dafür den infamen Flegel auf die Stirn ... Ferner bewarfen in Sarajevo einige serbische Theaterbesucher gleichfalls anwesende Offiziere mit faulen Eiern. Die Offiziere verhielten sich einem höheren Befehl gehorsam — schwer genug mag es ihnen gefallen sein! — vollkommen passiv, aber einige kräftige Unteroffiziere beförderten die mutigen Eierhelden auf eigene Faust hinaus. Und gestraft wurden die — Unteroffiziere ... Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen gewisse serbische Kreise von Tag zu Tag frecher werden. So lassen sich die Serien von Attentaten leicht erklären.

Im Deutschen Reich lebt ein „berüchtigter“, vielgeschmähter Oberst (vielleicht ist er augenblicklich schon General), namens von Reutter; der machte in Zabern kurzen Prozeß, als die Staatsautorität bestritten wurde. Man hat ihn deshalb auch in Österreich arg verlästert. Möglicherweise beurteilt man sein energisches Vorgehen nach den Morden in Sarajevo jetzt ein bißchen anders und bittet den Deutschen Kaiser um Überlassung des Herrn von Reutter, damit er auch in unseren Reichslanden Ordnung schaffe. Not täts, bitter not! Videant consules! Bald ist's zu spät. Gemeinwesen aller Art, die nicht mehr die Courage zum ausgiebigen Selbstschutz aufbringen, gelten bei den Nachbarn gemeiniglich als sterbensreif.

In Belgrad und Petersburg faßt man Österreichs Nachsicht gegen serbische Hochverräter doch nur als Feigheit auf. H. L. R.

III. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

	Bereits ausgewiesen	100	Bausteine
101.	Gemeinde Zeltweg, Steiermark	1	Baustein
102.-106.	Verlag von A. Haase, Prag	5	Bausteine
107.	Prof. v. Philippovich, Universität, Wien	1	Baustein
108.	Stadtgemeinde Arnau, Deutschböhmen	1	„
109.	Stadtgemeinde Mödling, Niederösterreich	1	„
110.	Schluckenauer Sparkasse, Deutschböhmen	1	„
111.	Ennstaler Lehrerverein, Steiermark	1	„
112.	Landeshauptstadt Linz, Oberösterreich	1	„
113.	Prof. Dr. Hans und Karl Bucnik, Krems und Graz	1	„
114.	Lehrkörper der Mädchen-Bürgerschule, Wien, 5. Bezirk, Gassergasse 46	1	„
115.	Frau Gabriele Tannenberger-Braun, Wien	1	„
116.	Kartographische Anstalt G. Freytag und Berndt, Wien	1	„
	Vortrag	116	Bausteine

Heute zeigt dieses Land ein anderes Bild und beweist, was durch emsige Arbeit in Aufklärung und Erziehung, durch unerschrockenes Drängen auf Reformen in Sitten und Gesetzen erreicht werden kann.

Das Buch „Bilder und Blätter aus der Geschichte der schwedischen Nüchternheitsbewegung“ gibt einen Einblick in die Arbeiten und Kämpfe, welche zu solchem Umschwung führten. Die Persönlichkeiten, welche dabei besonders hervorgetreten sind und sich große Verdienste erworben haben, treten uns lebendig entgegen. Das Buch ist vortrefflich geeignet, den deutschen Lesern interessante geschichtliche Aufschlüsse und praktische Anregungen zu geben, die auch für die deutsche Nüchternheitsbewegung verwertet werden können. Es ist so zugleich ein Bild, welches auch für unsere deutschen Verhältnisse frohe Ausblicke in die Zukunft eröffnet. V.

Vom Arlberg zum Bodensee. Ein Vorarlberger Heimatbuch. Ausgewählte Erzählungen von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1914.)

Die „Heimgarten“leser kennen den Mann, der schon so manche Perle der volkstümlichen Erzählungskunst in dieses Blatt gelegt hat. Man braucht ihn also nicht näher zu kennzeichnen. Wir wollen nur erinnern an die kernige, sittenreine Art, die Wichners Schriften im Volke so beliebt macht, und an den liebenswürdigen Humor, der auch literarische Feinschmecker ergötzen kann. Diese vorliegende Sammlung bringt eine Reihe der allerbesten Geschichten Josef Wichners und als Einleitung eine Lebensrückschau des Verfassers.

Deutsches Familienleben. Von Franz Blanckenmeister. (Dresden. Franz Sturm & Co.)

Inhalt zumeist kleine geschichtliche Idyllen im evangelischen Geiste, mit aller Freude und Wärme von einem deutschen Heimmenschen für Heimmenschen geschrieben.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger. Gesammelte Werke. Vom Verfasser neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band geschmackvoll gebunden Mk. 2·50 (K 3·—), in Halbpergament Mk. 4·— (K 4·80). Einzelne Bände werden nicht geliefert. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. Soeben erschien von der zweiten Abteilung Band 13: **Waldheimat II (Der Guck ins Leben).**

Romain Rolland. Von Otto Grautoff. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Matthias Bichler. Roman von Lena Christ. (München. Albert Langen.)

Die Götter im Turm. Roman von Walter Ziersch. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt.)

Bergler und Dorfleut. Tiroler Geschichten. Von Klara Pölt-Nordheim. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Sixt und Hartl. Zweite Folge. Neue Geschichten aus Tirol von Karl Wolf. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Skizzen ohne Ethik. Von Wolf van der Briele. (Leipzig-Co. Sphinx-Verlag.)

Frühlingslieder. Gedichte von Karl Hopp. (Leipzig. Sphinx-Verlag.)

Traum und Rausch. Gedichte von Kurt Sonnenfeld. (Wien. Paul Knepler, Wallishaussersche k. u. k. Hofbuchhandlung.)

Leierklang und Skaldensang, Gedichte von Kuno Heidenreich. (Berlin. Otto Salle.)

Lehrbuch der Vaterlandskunde für die oberste Klasse der Mittelschulen in Österreich. Von F. J. Graf von Silva-Tarouca. (Wien u. Leipzig. Karl Fromme.)

Trutzfanfaren. Von Heinrich Gutberlet. (Leipzig, Frankenstein u. Wagner.)

Lieder und Balladen. Von Anton Adalbert Hoffmann. (Wien. Heinrich Bayer.)

Zwischen den Dämmerungen. Neue Gedichte von Manfred Berger. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Uwes Sendung. Ein deutsches Erziehungsbuch mit besonderer Berücksichtigung der Krüppel. Von Hans Würtz, unter Mitwirkung von Willy Schlüter. (Leipzig. F. C. W. Vogel.)

Das soziale Rätsel. Die Lösung der sozialen Frage durch Warenökonomie und Genußerhöhung. Von Arthur Rothe. (Dresden. Holze & Pahl.)

Aus dem Leben für das Leben. Von Heinrich Schlosser. (Kaiserslautern. H. Kaysers Verlag. 1914.)

Städtische Freiflächen und Familiengärten. Von Dr. Christian. (Flugschriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Heft 9.) [Berlin. Karl Heymann.]

Das Appenzellische Wirtschaftswesen und seine geschichtliche Entwicklung. Von Oskar Alder. (Herisau. Buchdruckerei Schläpfer u. Cie.)

Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückgangs im Deutschen Reich. Von Prof. Dr. Max von Gruber. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Ergebnisse von Untersuchungen mit dem siderischen Pendel. Heft 1. Die Pendelbahnen und ihre wissenschaftliche Aufklärung durch Radioaktivität. Von Dr. H. Langbein. (Diessen vor München. Jos. C. Hubers Verlag.)

Zeichen-Vorlagen nach Künstler-Originalen. (Ravensburg. Otto Maier.)



12. Heft September 1914 38. Jahrg.

Krieg!

Laßt alle Glocken von Deutschland schwingen,
Rache zu läuten und Sturm zu singen,
Gebt allem Erze in Österreich Schwung:
Einig ist jung!
Und ob sie auch wütend sich scharen,
Wir treiben sie alle zu Paaren,
Die Serben, Franzosen, Tataren!
Die Herzen dem Himmel, die Fäuste dem Feind
Und zwei Riesenvölker im Zorn vereint —
Da komme, was mag,
Es macht uns nicht zag!
Wir wissen den Sieg!
Krieg!

Bumm und Geknatter und blutige Tänze,
Kämpfend nur baut man die Völkerlenze!
Wann sich der Deutsche sein Ostern bestellt,
Brennt eine Welt!
Und ob sie auch wütend sich scharen,
Wir treiben sie alle zu Paaren,
Die Serben, Franzosen, Tataren!
Vom Strom der Kirgisen zum Talbett der Seine
Wird furchtbare, heilige Rache geschehn!
Was unser ist: Auf
Und dran und drauf!
Wir wissen den Sieg!
Krieg!

Karl Dankwart Zwerger.

	Vortrag .	116	Bausteine
117.–119.	Fabrikant J. Anreiters Sohn, Wien	3	"
120.	Stadtgemeinde Mährisch-Ostrau	1	Baustein
121.	Deutsch-pädagogischer Verein in Budweis	1	"
122.	Wiener Lehrerverein	1	"
123.	Waldemar Jessen, Buchdrucker	1	"
124.	Dr. Hugo Gugl, Graz	1	"
125.	Hochw. Peter Kitlitzko, k. k. Gymn.-Prof. in Ried in Oberösterreich	1	"
126.	Dr. Michael Hainisch, Wien	1	"
127.	Otto Sommerstorff, königl. preuß. Hofschauspieler, Berlin	1	"
128.	Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürgerschule in Georgswalde, Böhmen	1	"
129.	Lehrkörper der Mädchen-Volksschule, Wien, 5. Bezirk, Vogelsanggasse 36	1	"
130.	Mitglieder des Arbeitsausschusses	1	"
131.	Georg Schicht, A.-G., Aussig	1	"
132.	Lehrkörper der Volks- und Bürgerschulen in Reichenau bei Gablonz a. N.	1	"
133.	Eine Sparkasse, die nicht genannt sein will	1	"
134.	Stadtgemeinde Salzburg	1	"
135.	Dr. Hans Damm, Reichsrats-Abg., Gutsbesitzer, Neusattl bei Saaz, Böhmen	1	"
136.	Stadtgemeinde Wiener-Neustadt	1	"
137.	Stadtgemeinde Innsbruck	1	"
138.	Lehrerverein Fürstenfeld, Steiermark	1	"
139.	Kommerzialrat Ludwig Lobmeyer, Herrenhausmitglied, Wien	1	"
140.	Von der Bewohnerschaft Rieds im Innviertel, Oberösterreich, gesammelt durch Lehrer Steinmaurer und Frau	1	"
141.–142.	Anna und Albert Eckert, Altbürgermeister, in Graz	2	Bausteine
143.	Frau Karoline Maresch, geb. Arthaber, Wien	1	Baustein
144.	Hofrat Dr. Rudolf Maresch, Wien	1	"
145.	Lehrer-Spar- und Vorschußgenossenschaft in Mistelbach	1	"
146.	Rudolf Ritter v. Gutmann, Wien	1	"
147.	Marktgemeinde Vordernberg, Steiermark	1	"
148.	Verein der Deutschen Lehrerschaft für die Bezirke Gurahumora und Suczawa	1	"
149.	Lehrkörper der Knabenschule Wien, 20. Bezirk, Raffaelgasse	1	"
150.	Lehrer Emil Bayer und Frau Rosa Bayer	1	"
151.	Lehrer Karl Bärnklau und Frau	1	"
152.	Akkumulatorenfabrik Wien	1	"
153.	Thomas-Phosphatwerke Graz	1	"
154.	Mitglieder des Lehrkörpers der Schule Wien, 18. Bezirk, Schopenhauerstraße	1	"
	Summe **K 30.800·—** =	**154**	Bausteine
	Spenden für Sammelbausteine . . . . **K 1.347·40**	**6**	Bausteine
	insgesamt also bis 20. Juni 1914	**160**	Bausteine

(Geschlossen am 20. Juli 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **H. Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Erregt und fieberig murmelten die Leute. Runieri fuhr fort: „Das kunnt eine Reitertat werden, deren Fama durch die ganze Welt lief und euch Ehr und Versorgung bringt fürs ganze Leben!" Er sah, wie sein Wort mächtig anschlug. „Still, kein Lärm. Versteckt den Jubel in eure Herzen, denn zuerst heißt's, das Leben hinschmeißen, als hätt' ein jeder noch neun andere. Wollt ihr?"

„Ob wir das wollen, Herr Kaptän!" Die einen Reitersleut' hatten die Augen voll Feuer, die andern voll Wasser. Ein paar legten die Arm' umeinander, alle drängten um ihren Runieri und wollten schier niederknien vor ihm. Der Kornett schluchzte beinah und war dunkel im Gesicht vor Anstrengung, es zu vermeiden.

Der Offizier hob die Hand. „Noch was, Leut'. Auch einem Simson sind einstmal der Philister zuviel geworden. Sollten wir geworfen werden, so schaut dort hinunter. Wo das Bachl in die Donau geht, steht eine Schiffbrücken; die ist schon in der scharfen Strömung und darf euch nit einfallen sie abzuschneiden. Aber tausend Mannsgänge weiter oben liegen zwei unfertige ebensolche Mühlen im Wasser, die will der Türk fertigbauen, weil sie vor Belgrad kein Mehl mehr haben. Gehen breite Planken vom Ufer hinaus, so daß ihr die Pferd wohl mögt hineintreiben. Dann heißt's Strick abschneiden und mit allem was bei der Hand ist in Strom hinaussteuern, daß wir geschwinde die Insel zwischen uns und die Türken kriegen. Ihr seht, die ist voller Wald und fast ein Stund lang. Der schmale Arm diesseits, der ist tief und hat ein geschwindes Wasser, den schwimmen die Türken nit so schnell durch. Diese Insel deckt uns und wann sie drüben seind, dann schwimmen unsere Mühlplätten außer Feuer. Können dann hinter der Neuen Insel anlegen und haben österreichischen Boden, frei vom Feind. Haha? Da lacht's ihr! Der Rückzug ist also sicher, ja? Aber denken dürft ihr mit keinem Augenblicklein dran, sondern daß ihr den Bassen Achmet fangt, und das lebendig! Hört ihr! Nur lebendig! Und jetzt helf uns der lieb Heiland und seine gnadenreichste Mutter, Amen."

Die Reiter setzten ihre Hüte wieder auf und Runieri ging bis an den Rand des Steilgrabens, von wo er gegen Ost freihin die Straße sah. Das Herz schlug ihm in kühner Ruhe und Zuversicht, er wartete nicht anders, als ehedem bei der Pürsch auf das grobe Hauend-Schwein. Nach einer Weile legt sich eine Hand auf seine Schulter. Dehmütig steht der Zigeuner hinter ihm, das breite, kupferige, fettglänzende Antlitz geduckt, die dunklen verschmierten Augen wandernd, ruhelos und immer abseits suchend wie stets.

„Na, armer Sünder?"

„Rume will wissen, was kriegt für Lohn, wenn reiches Pascha mit Gefolg ist gefangt?"

Der Ritt in die Ewigkeit.

Novelle von **Rudolf Hans Bartsch.**

(Schluß.)

Am Zigeunerberge hinterm Waldsaum über den Weingärten lagerte die Kompanie des Runieri. Die Pferde an den Pflöcken weideten, erregt und fröstelnd duckte sich die Mannschaft in den Büschen, denn trotz der scharfen Morgenluft durfte kein Feuer brennen; der Osthauch von der Donau schnitt durch Mark und Bein. Das Tragtier mit dem Mundvorrat ist noch nicht abgeladen, den eigenen Vorrat darf keiner angreifen und hungrig, von Hoffnung, leiser Angst und Spannung gerüttelt, lauern die Reiter dem Tag entgegen . . . Runieri kommt. Wie sie ihren Offizier ansehen, lachen sie gleich übers ganze Gesicht. Ah! Alles war gut gegangen und der von Runieri war ein Haupt- und Staatskerl. Sogar Branntwein hat er im Versteck einer verlassenen Karaula entdeckt; den schickt er ihnen jetzt durch den scheuen Zigeuner. Und kaum hat jeder einen heißen Schluck im Leib, so ist alle Ungewißheit aus ihnen gewichen. Die werden sich schlagen wie wilde Katzen.

Tief unten, fern über der Donau, die ins Endlose zu verströmen scheint, geht die Sonne auf, und der ganze Fluß ist wie ein Lavastrom. Der große Tag, an dem Runieri, der seiner Abkunft Absage getan hat, zu leben beginnen will, als wär' er Adam. Als wäre er der erste Mensch, der alles sich selber allein verdankt. Sich selber gesucht, gefunden und erfüllt hat.

Vielleicht auch der letzte Sonnenschein in diesem Leben? In diesem erst erwachten, das so lange wie ein harmlos grotesker Traum dahinging, bis das große Staunen kam: „Nichts bin ich, wenn ich nicht alles werden kann. Ein großes, neues Ich, aus mir selber geboren."

Aber nur einen Augenblick sieht Runieri in solcher Ergriffenheit auf den weithin glühenden Strom tief unten, der nach Morgen wallt. Ein kurzer, rüttelnder Schauer noch, dann reißt er sich zusammen. Die Straße hinab fliegt sein Blick. Noch ist sie leer. Nun geht er zu seinen Leuten. „Steht auf, Kerle. Da unten könnt ihr alles sehen, was wir brauchen. Da, vor Grotschka geht die Straße in steiler Windung um den Berg. Da muß der Train stocken. Eine Salven auf die Vorhut, Kornett. Ich attakier' den Nachtrab, so schmeißen wir Anfang und End' auf die Mitten zurück. Nehmt die Hüt' ab, ihr Reitersleut!

Bei dieser Sonnen Gottes sag ich euch: „Ich glaub' und hoff', so wie ihr da seid, ihr bringt heut' den Krieg zu End' mit einem Schlag oder wendet ihn zu Kaisers Glück. Merkt's euch. Den wir fangen werden, das ist der Achmet Pascha, der in Österreich der Generalfeldzeugmeister Bonneval geheißen hat. Na?"

Aber der Nachmittag wird spät, rötlich färben sich die Dünste über den Sümpfen und nichts kommt. Immer noch nichts als kleine Einzelfuhren und lumpiges Marodeurvolk. Entdeckt konnten sie werden, ja! Nun, der Wald ist dicht und Wachen stehen genug . . . O Gott, wie lang und bang ein Tag sein kann.

Und die Sonne ist im Westen hinter eine Wolkenbank gegangen. Schummerig wird's, und der frische Reiterführer ist halb zerstört vor Qual der Ungewißheit. Eine Viertelstunde starrt er noch apathisch hinab, dann zur Erde. Nun war alles verloren. Soll er die Nacht hierbleiben? Die Donau übersetzen? Zurück?

Einmal noch fliegt das trostlose Auge über die Straße hin. Da: Alle Heiligen! Sind die Türken denn aus der Erde gewachsen? Da biegt ja ein großer, ganzer, weithinwachsender Wurm daher! Troß und Wagen, Reiter. Es ist weit, weit, aber er glaubt die Schellchen klingen zu hören, so braust ihm das Blut und seine Augen werden dunkel. Dann rennt er zu seinen Leuten.

„Kornett, Wachtmeister! Da hinab — seht!" Und ein unterdrückter Jubelruf geht durch die erwachenden Soldaten. „Sie kommen."

Der Kapitänleutnant schätzt die Stärke der Begleitmannschaften ab. „Sie sind schwächer als wir." Der Wachtmeister widerspricht gehorsamst. Weniger Reiter, aber eine Abteilung Janitscharen. Dafür ist eine Menge Troß dabei. Ob er seine Musikbanda noch bei sich hat? Und die Sänfte, die Sänfte! Da ist er drin. Er selber. Sicherlich! Wenn der Troß in Unordnung kommt, haben die österreichischen Karabinerreiter leichtes Spiel. Runieri ruft seine Leute an, weist ihnen ihre Plätze, ihre Rollen an; — plötzlich sieht er unruhig umher.

„Der Zigeuner! Wachtmeister, wo hast du den Kerl?"

„Der Herr Kapitänleutnant hat mich doch weggerufen?"

„Uj, Sakrament, der Hund ist fort. Suchen und bringen, tot oder lebend!" Ein paar Leute wollen drauflosrennen, da faßt sich Runieri, der vor Schreck rot geworden war.

„Nichts da. Ich weiß, wohin die canaglia ist. Dem Pascha entgegen, uns verraten und nit anders. Hat bei uns ein schlechtes Geschäft gesehen, hofft dort ein besseres. Hund und Teufel! Weit fort kann er nit sein. Wir müssen die dispositione ganz ändern und den Bassa angreifen, eh' uns die Bestie verraten kann. Die Pferde zur Hand! Wir müssen die Straßen abschneiden, da gradaus durch den Waldgraben hinunter, auf der andern Seiten hinauf. Steil, steil ist's aber, Hals- und Beinbruch: wir müssen!" Er sah in die Kartenskizze. „Ah! Wir haben die gleiche Möglichkeit am Brestovikberg. Die Straßen steigt vom Engpaß am Karaulskibach in Windungen steil bergauf. Na, wir fallen sie von vorn an, ehe sie aus dem Engpaß kommen. Die Dämmerung

„Du, ja, Ziganj, wie kann ich wissen, was wir selber kriegen? Wann wir auf der linken Donauseiten aus den Mühlschiffen ans Land gekommen sein werden, dann zählen wir erst, wie viele wir sind und dann die Beut', und dann geteilt wird nach Kriegsbrauch."

„Und Rume, ohne den der Herr nit wissen hätt', daß Bassa Achmet kommen und daß in Türkenlager Sorg und Not sein und daß Kanonen nit gut, und daß . . ."

„Ziganj, du wirst zufrieden sein. Hast aber schon vergessen, daß ich dich vom Galgen geschnitten hab'?"

„Nie, Exzellenz, Herr; göttliche Herr, nie! Nie! Rume dankbar sein bis auf die Knie. Wollen jetz' gehen, beide Schiffmühlen ansehen, vielleicht kann Ruder hinbringen, daß schneller dann hinter Insel versteckt?"

„Hm. Der Gedanke wäre gut. Aber weißt du, Zigeuner, mir ist doch wohler, wenn du in meiner Nähe bist. Wachtmeister, geh', gib dem lieben Kerl da einen Schluck aus dem Slibovitzfassel und noch einen. Und laßt ihn nit gar so allein stehen, als wär' er kein Christenmensch." Runieris Augen blitzten einen Augenblick bedeutsam auf; der Wachtmeister verstand.

Der Zigeuner ging willig mit dem dicken kleinen Wachtmeister. „Betrübt und gekränkt!" fragte der.

„Nein, o, o, nein!" sagte der Zigeuner. Aber seine Augen, die wie verwischt aussahen in ihrem samtigen Braun, wanderten ringsumher auf der Erde und erhoben sich nie.

* * *

Und Runieri wartet und wartet. Erst geduldig, dann aufmerksam, dann fieberhaft. Kleine Transporte gehen auf der Straße dahin, gemeine Spahis reiten zu dritt, zu siebent, aber kein größerer Zug kommt. Hat Achmet Pascha Verkleidung genommen und ist als einfacher Reiter nach Belgrad gegangen? Das Herz krallte sich ihm an den Hals, krampfig, wie ein wundgeschossener Vogel im Geäste hängt. Wenn das wäre! Dann hat er den Offiziersrang verwirkt und ist in Schande, Strafe und Spott gefallen. O, dieses Warten, dieses Bangen!

Der Mittag kommt, die Augustsonne lastet in der entsetzlich schwülen Luft. Seine Leute haben gegessen, jetzt schlafen sie, getröstet wie sie sind. Ihr Führer besorgt schon alles. Und er allein schaut stromabwärts, daß ihm die Augen kreisen und dunkel werden und bändigt sein Herz, das in ihm frißt und bohrt.

„Heiland, was ich leide! Wann wird Gewißheit sein? Werden wir die Attacke reiten? Heut'? Überhaupt? Ah, wenn die Trompeten aufschreien, das wird ja das Himmelreich sein. Nur endlich, endlich Gewißheit."

Schreck. Reitertod. Zehn, zwanzig Klingen zischen um ihn, Pistolen krachen, er reitet die Sänfte an. „Bonneval! Claudio Runieri!"

Und vor der regungslosen, verlassenen Sänfte bricht er unter dem wirren, lachenden, schallenden, jauchzenden „Illallah" der Türken zusammen. — Er hat's gar nicht gefühlt, wie viel Kugeln in seinen wildangespannten jungen Leib schlugen. „Allah, illallah", überschlagen sich gellend hundert Stimmen. Es ist ein Jubel, der die Ohren sprengt — Runieri hört ihn nicht mehr.

* * *

Der junge Runieri wäre wohl nie mehr erwacht, wenn seine Banater Schwaben nicht so übermenschliche Anstrengungen gemacht hätten, ihn herauszuhauen. So hatten sich die Türken ihrer Haut zu wehren und verloren sogar die Sänfte, in der die wütenden Soldaten nur ein schönes, reichgeschmücktes Weib ohnmächtig fanden, dem sie beutegierig alles vom Leibe rissen. Bei diesem unseligen Plündern waren sie durch einen neuen Vorstoß der Türken unter Bonneval selbst vertrieben worden und hatten ihren Herrn zurücklassen müssen, dem erst am Morgen nachher als Gefangenem zu Grozka das Bewußtsein wiederkam.

Bonneval war gerufen worden, als Claudio erwachte, und der todschwache junge Mensch erkannte den Freund der Mutter nicht, so sehr hatte die fremde Tracht, der Turban und der lange graue Bart das wilde, scharfe Gesicht des Abenteurers verändert. Verschönt und gemildert sah er so aus, als er sorglich an das Lager des Schwerwunden trat und in französischer Sprache fragte:

„Können Sie reden? Ist Ihnen wohl?" Runieri schwieg.

Da sagte der Pascha auf deutsch: „Verstehst du mich? Kannst du antworten?"

„Was ist mit mir geschehen?"

„Ich bin Bonneval . . ."

Runieri erinnerte sich, lächelte bitter. „Ich bin in deiner Hand?"

„Ja. Und nun nimm dein Gedächtnis zusammen und sage: Ist es wahr? Du hast mich gerufen bei dem Überfall? Ich war beim Nachtrab und hab's nicht mehr gehört. Einer deiner Reiter hat gesagt, du seiest der Marchese de Runieri und hättest meinen Namen und den deinen geschrien?"

„Was ist mit meinen Reitern?"

„Du wirst es erfahren. Der Sohn der Felizitas, der Sängerin, bist du?"

„Mit meinen Reitersleuten — o Gott, was ist aus ihnen worden!"

„Die Teufelskerle sind über die Donau, sei ruhig. Wir haben sie in der Nacht nicht verfolgen können. Nun antworte. Warum hast du unsere Namen gerufen. Ich habe deine Mutter gekannt. Wußtest du das?"

ist gut dazu. Die hilft uns. Sie von hinten umgehen geht nimmer an, sonst hätt' ich — — ach was! Der Zigeuner, der Hund. — Vorwärts, Leut!"

Und das Klettern im Bergwalde beginnt. Wie im Fieber hasten die Soldaten. Es sind keine sechstausend Schritt, aber die Pferde brechen beinahe zusammen. Mit dem Attackereiten wird's wenig sein und ein Glück ist es, daß sie die Karabiner haben. Auf der Höhe des Birkenberges sammeln sie sich und lassen die Pferde verschnaufen. Links an der Straße geht ein Steilhang dahin; die Hälfte der Reiter muß absitzen. Einer treibt ihre Pferde in geschützter Rückenhut dorthin, wo die Straße gegen die Grozka-Insel hinabgeht. Diese Karabiniers sollen die Straße unter Feuer nehmen, die frischer gebliebenen Pferde bleiben zur Attacke.

„Mut, ihr, kaiserliche Reitersleut! Wann's schief geht, dann auf der Straßen zu den Schiffmühlen. Ist aber eine halbe Meil' jetzt bis hin. Wem's zuviel wird und wer's kann, der schwimmt zur Grozka-Insel, von da zur Neuen Insel, von da ins Ungarische. Hinter der Neuen Insel Sammelstell'!"

Kaum hat Runieri die abgesessenen Karabiniers in den Wald links ob dem Bache gesandt, so krachen auch schon Schüsse. Der Türk' hat Seitenhuten ausgeschickt.

„Zur Attack, zur Attack", schreit gellend der verzweifelte Offizier, und die Reiter, den kurzen Pallasch in der Faust, stürzen gedrängt in den Engpaß. Eine Salve knattert; Pferdebäumen und Sturz. Aber ob all dem Tumulte fliegt der helle Ruf des Runieri: „Attack! Marsch, marsch!"

Sie haben die Türken! In dem engen Paß konnten diese, obwohl nur zur Hälfte überrascht, nicht viel Gewehre ins Gefecht bringen, um so mehr, als ihre Seitenhut durch das Waldgefecht mit Runieris Fußkämpfern gebunden ist. Runieri hat einen Schuß an der Wange, aber er fühlt, daß er ihm keine Kraft nimmt. Das tröpfelnde Blut macht ihn nur wütend und sein Pallasch beißt und würgt sich das entsetzte Gewirr von Mann und Wagen und Roß. Bis zur Sänfte, nur bis zur Sänfte kommen!

Runieri hat sich nicht umgesehen. Er weiß nur, der Kornett ist an seiner Seite. Und die beiden Stahlklingen fressen das hellrote Leben. Der Kornett schlägt sich wie ein Held und im tosenden Gebrüll der wütenden Türken kommen sie an die Sänfte, deren Träger geflohen sind. Runieri reißt die Pistolen heraus. Und er jubelt über dem Lärm empor: „Bonneval! Bonneval! Runieri, Claudio Runieri!"

Das Blut braust in ihm. Der Kornett kracht samt dem Pferde wie ein fallender Turm vornüber und zusammen; das tut ihm keinen

Claudio lächelte halb irre, und der Pascha, der eine neue Frage befürchtete, die er nicht beantworten konnte, fuhr fort: „Zigeunern, das merke dir, sind landfeste Bauern und andere Besitzende, Machthaber oder deren Diener dasselbe, wie uns ein Kornfeld oder ein Obstbaum. Sie haben kein anderes Gefühl für uns als das des Schnitters, der erntet. Brüder sind sie nur untereinander. Dabei sind sie flüchtig, wie die Natur und ihre Wolken; das Vergänglichste und dabei das Ewigste. Nur ihr Eigennutz ist beständig. Wie die Katze kennt solch eine Kanaille nur sich selber und alles, was von ihm erwartet werden darf, ist, daß er seiner Unsicherheit sicher sein will. Nach einer Stunde wird er nie mehr das sein, was er eben jetzt war. Es ist im Grunde hübsch, das. Aber es schadet uns, und der Zigeuner dort am Baum ist darum der zuverlässigste, den du bisher gesehen hast."

Und Bonneval lächelte über seine grausam ironische Schlußfolgerung.

Claudios Augen waren bei der leichten, klugen Rede ruhig und aufmerksam geworden, sein Bewußtsein klarer. Das erstemal, heute morgen, als er erwachte, war ihm Bonneval seltsam, mystisch, rätselhaft vorgekommen. Wie im Fließen war alles. Der schöne große Türke, der französisch sprach und dann deutsch, war wie aus einem orientalischen Märchen an sein Traumlager gezaubert gewesen, und sein Bild lag wie eine Luftspiegelung über einem Strome. Jetzt war alles bestimmter. Claudio staunte ihn an und erkannte, daß in den spöttischen Augen und um den unsäglich ironischen Mund keine ruhige Türkenseele gezeichnet stand. Auch rückte der seltsame Mann eine Truhe ans Bett und setzte sich drauf, nach europäischer Weltmannsart, ein Bein übers andere schlagend, als trüge er Seidenstrümpfe und Culottes aus Versailles. Nun sah die Türkentracht aus wie ein Spott.

„Graf", bat der junge Marchese, „sind Sie mein Vater?"

Eine Weile schwieg Bonneval und überlegte. Seine eigene Ungewißheit war keine Arznei für den Schwerwunden, und der Gedanke, des ruhelosen Abenteuerers Sohn zu sein, konnte ebenfalls nichts Sänftigendes haben. So erwiderte er langsam und nachdenklich: „Deine Mutter war wohl meine Freundin, aber sie sagte mir nie ein anderes Wort, als dieses, daß du ein Habsburger wärest."

„Ein Habsburger!" sprach Runieri langsam und bitter. „Ein Habsburger? Unehelich, ungesetzlich und ausgeschlossen von Macht und Glück, Stolz und Ehre! Wissen Sie, Graf, daß der niederschmetternde Vorwurf, Ihr Bastard zu sein, mehr Lebenskraft in mich strömen ließ, als der Gedanke an das alte, düstere Blut? Ach, Graf, glauben Sie es denn? Die Ungewißheit war so schön. So trotzig. Sie gab mir einen hellen, hohnlachenden Mut, der mir sagte: wenn du nicht weißt,

„Ja", sagte Runieri still lächelnd und sah lange Zeit in einem fast beseligten Schweigen nach dem schönen alten Manne, der so milde sprach. Nun kam's ja doch, was er ersehnt hatte.

„Ich habe dich gesucht, Claudius Alexander von Bonneval, um dich gefangen zu nehmen und dem Kaiser zu bringen als Feind Österreichs! Oder —" und dieses „Oder" zitterte in einem tiefen Ton — „um deine Knie als einzige Heimat auf Erden zu umschlingen, wenn du mein Vater wärest!"

„Junger Mensch! Du armes, dummes Kind: Ich, dein Vater?"

„Ja, Graf Bonneval", sagte Claudio leise, wollte ihn anlächeln, wurde wunderlich im Hirn, murmelte noch ein wenig und sank von neuem in Ohnmacht.

Mit stürmenden Herzschlägen, wie er sie an sich von früher her gut kannte, saß der einst so leidenschaftliche Mann neben dem Lager des schönen Jungen und wühlte mit den Augen in den wachsblassen Zügen. Wenn das wahr sein könnte? Wenn ihm das Schicksal in seinen alten Tagen einen Sohn in den Weg warf; schön, kühn, unbedenklich wie er selber und klug! Dieser Zigeuner hatte den ganzen Plan des Jungen enthüllt. Meisterhaft, das stand fest, wäre die Falle gelegt gewesen. Aber Felizitas hatte nie ein Wort davon gesagt, auch als er sie gefragt hatte. Des höchsten Herrn war die kluge Sängerin freilich sicherer gewesen. Ein Sohn von ihm schuf ihr Vorteil, das einbekannte Verhältnis mit dem fremden Abenteurer mußte sie ruinieren. Der alternde Mann war hilflos. Hohn und Bitterkeit, Liebe, Mitleid, Zweifel, Erinnerungsweh an schöne, wilde Tage, der Wunsch, es möchte wahr sein, Angst um das Leben des jungen Offiziers — das alles tumultierte in ihm. Er mußte Luft haben, sprang auf, ging wie ein Tiger umher, und das erste Wort, das er dem Janitscharen-Aga sagte, den er rufen lassen hatte, war echt türkisch.

„Augenblicklich den Zigeuner aufhängen! Da vor dem Fenster. Ich will es sehen."

Erst dann schickte er nach einem Arzte und bemühte sich aufs sorglichste um den Ohnmächtigen. Aber der war so schwach, daß er erst gegen Abend erwachte, und da hatte schon das Wundfieber begonnen.

„Mein armer Claudio, ich habe dir eine kleine Freude machen wollen und die Kanaille hängen lassen, die dich uns verriet. Du hast ihm das Leben gerettet, und er scherte sich nicht drum, wie du hießest. Hätte er uns deinen Namen sagen können, so wäre nicht auf dich geschossen worden. Nun hängt er da, vor dem Fenster. Du könntest ihn sehen, wenn du aufsäßest."

„Ich kann nicht aufsitzen."

Der geistvolle Franzose hatte sein Herz nie gänzlich von der Kultur des Westens abzuziehen vermocht. Er verkehrte mit italienischen Baumeistern und sein Palast in Karamanien war ein Nest der Musen und Grazien. Die kleine Musikkapelle, die ihn niemals verließ, hatte ihn vor acht Jahren zu Adrianopel in der Gunst des verstorbenen schwermütigen Sultans Achmed mehr befestigt, als seine Verdienste um das Geschützwesen. Einige europäische Zugvögel fanden stets bei ihm Brot, der Rest bestand freilich aus Zigeunern, die er sich selber schulte. So konnte es denn geschehen, daß der arme Runieri am Ziele seines Rittes in die Unsterblichkeit noch das rätselhafteste Geschenk dieses Lebens erbitten konnte: den Wohllaut der Musik, von der niemand sagen kann, ob sie nicht das einzige irdische Ding sei, welches die Irrtümer eines kurzen Diesseits in der Sprache des Jenseits beantwortet.

Und die wunderbare Sprache Rameaus begann. Es klagten ihr Leid Couperin und Lülly, es sangen von Ahnungen der Unendlichkeit Palestrina und Roland de Latrée. Selsam klang das in der großen walachischen Mühle zu Grozka, dem einzigen, steinernen, aber gottverlassenen kahlen Gebäude des halbtürkischen Ortes. Die reiche, sehnsuchtsvolle Musik des beseelten Westens inmitten der Armseligkeit des geknechteten Raizenlandes. Golden strömte der Wohllaut.

Als ein reichtönender Orgelpunkt auf den Sterbenden herniederflutete, sagte Claudio andächtig und leise: „Das ist der Strom, in dem sich alles löst. Habsburger oder Bonneval, ein besiegtes Vaterland und Heimweh nach einem besseren Volk und zügellose Ruhmsucht des einzelnen Herzens — alles geht auf in Gottes Wohllaut.“

Graf Bonneval, ich habe mich erfüllt, ich weiß das. Mehr konnte ich nicht tun, als diesen Ritt aus der Wirrnis der ewig Kleinen, und ich bin stolz und glücklich.“

Die Musiker begannen eine neue Weise und spielten wunderschön, und spielten immer noch, als über die ruhelosen Gedanken Runieris schon längst der dunkelpurpurne Vorhang herabgerollt war, der dieses Lebens Bühne abschließt.

Als Bonneval inneward, daß der junge Offizier gestorben war, winkte er die Musikanten leise weg und drückte dem Jungen bewegt die Augen zu. Schmerz und Unwille, dies Leben so früh zerstört zu sehen, eine Ahnung, daß ihm hier viel gegeben sein konnte und genommen worden war, brannten in ihm. Er kämpfte dagegen mit dem Spotte, den er stets um sein Herz schloß, wenn es vor Weh zu zucken begann.

„Da liegst du nun. Endgültig eingeschlafen bei deinem Ritt in die Unsterblichkeit, du törichter, kleiner Junge. Zerbricht sich den Kopf, wes Vaters Kind er ist, beschließt endlich, selber von vorne zu beginnen und nimmt auf der neuen Reise ins Leben nichts mit als Eitelkeit und

welchen Geschlechtes Letzter du bist, so sei der Erste einer neuen Dynastie oder noch besser, der Einzige. Sie glauben nicht, was für ein brennendes Glück in dieser Wunde voll Ehrgeiz lag. Meine jetzigen Wunden — die spüre ich ja gar nicht, ich weiß nur, daß sie mich müde machen; o so müde, daß ich es beinahe glauben muß, ich sei Josefs Sohn und nicht der des Antideus, des Luzifer, des großen, ruhelosen Feindes."

Da hätte der alte, heimatlose, von allen geschmähte Franzose, dem das Herz bei solchem Lob heiß wurde, den kranken Jungen beinahe an seine Brust gerissen. Aber er sagte in seiner Bewegtheit nur kurz: „Nimm mich als Freund deiner Mutter und sieh mich immerhin wie deinen Vater an, denn ich bin allein wie du. Ich habe keinen Bruder auf Erden. Ich habe Sklavinnen und kein Weib. Ich habe Untertanen, aber kein Kind. Wenn du mir gut sein willst, so zeig' es mir und wünsche, wünsche dir, was du magst, ich will es dir gewähren!"

„Graf Bonneval?" sagte Claudio lächelnd.

„Rede, o rede!"

„Es ist vielleicht ein Glück, daß ich nicht Ihr Sohn bin. — Denn ich werde jetzt sterben."

„Nein, nein!"

„O ja. Es ist alles viel zu gut, zu gelinde, zu hell und zärtlich in mir. Ich bin wie ein Kind. So war ich nie. Und also will mich Gott bei sich."

„Du bist nur schwach . . ."

„Und darf ich mir nun wünschen, was ich will, Graf Bonneval?"

„Tant mieux, wenn du nur wünschen kannst!"

„Mein Großvater, der selige Kaiser Leopoldus, starb sehr selig . . . Aber ich vergesse. Ist das wahr, daß sie immer eine kleine Musikkapelle bei sich haben?

„Ach ja, mein kleiner Claudio."

„Wissen Sie das? Als Leopoldus starb, da winkte er den Beichtvater von sich fort, als er seine Seele geordnet fühlte und ließ seine Hauskapelle kommen. Die spielte all seine Lieblingsweisen. Von Couperin und Claudio de Monteverde hab' ich auch viel im Herzen. Seit ich von Wien weg bin, hab' ich weder nach Hofe noch zu Frau und Kind solch Heimweh gekannt, wie nach Geigen, Lauten und Orgelton. Ginge das, daß ich mir eine kleine Serenade unter dem Fenster ausbitten dürfte?"

Der Pascha dachte schmerzlich lächelnd: Den habe ich zu robust eingeschätzt, als ich ihm zulieb den Zigeuner hinhängen ließ; nun stirbt er mir am Ende dennoch?" Und er sagte: „Nebenan ist eine große gewölbte Tenne. Dort will ich die Musik spielen lassen und die Tür herein öffnen wir."

Peter Wehr lächelte etwas von oben herab. „Stubenhocker haben es auf dem Lande freilich noch schlechter als in der Stadt. Sag einmal, warum bewirbst du dich nicht um eine bequemere Pfarre, wo du nicht so toll in der Landschaft herumsausen mußt, sondern deine Siebensachen schön beisammen hast?" Er schlug seinen Knotenstock an einen Fichtenstamm, der unter dem klingenden Schlag zitterte und Schneegerinnsel herabsäte. „O je, entschuldige!" Der rieselnde Schnee hatte den schwarzen Talar des Kaplans wunderweiß verzuckert.

„Schadet nichts, Peter." Mückenröder schüttelte sich geduldig. „Um so einen angenehmen Posten zu kriegen, wie du ihn dir vorstellst, braucht man Protektion, hohe Fürsprecher. Und zur Pfarrerwürde fehlen mir außerdem noch etliche Dienstjahre."

„Ich hab einem Bischof seinen vereiterten Wurmfortsatz aus dem Darm herausgeschnitten", sagte Wehr absichtlich derb; „sonst läg' der hochwürdige Herr heute schon auf dem Zentralfriedhof. Ich glaub', dafür müßt' er mir eigentlich ein bißl dankbar sein, und wenn ich für dich bei ihm ein gut's Wörtl einleg', so kann's nicht fehlen. Wohin möchtest du denn am liebsten? Nach Wien? Graz? Innsbruck?" Dann lachte er. „Oder als Beichtiger in ein Nonnenkloster?"

Der junge Geistliche ging darauf nicht ein. „Laß nur, mir ist's ganz recht hier, in St. Barbara; ich hab' ja auch gar nicht geklagt; ein Bauernbub, wie ich, gehört unter die Bauern."

„Dann g'hör' ich auch unter die Bauern", entgegnete Peter Wehr trocken. „Aber das ist nicht so. Im Herbst habilitier' ich mich an der Universität, und wenn alles glatt abläuft, besuch' ich dich in ein paar Jahren als Professor. Wer etwas kann, der darf — nein, der muß etwas beanspruchen. Einen Platz an der Sonne, wie Bismarck sagte. Du hast altmodische Ansichten, mein Lieber! Du mit deinem Kreuzköpfl, das schon im Gymnasium alle Konzilien auswendig wußte, solltest nicht in der Einöd versauern, sondern unter deinen schwarzen Brüdern im Herrn eine erste Geige spielen. Deine Amtskollegen sind ja zumeist vernagelt wie eine vollbepackte Bücherkiste! Reck dich! Zeig, was du kannst, und verlang Anerkennung! Einverstanden ...?" Der Doktor hielt seine breite Hand offen hin. „Ich mach' dich zum Erzbischof und später zum Kardinal. Der rote Habit, oder wie das Frackerl heißt, wird famos zu deinem kohlpechschwarzen Haar passen."

Ein bißchen unwillig erwiderte der Priester: „Spott nicht. Kümmere dich nicht um mich. Ich will schließlich gar nicht in die Stadt ... Aber du, der du vom Landleben so begeistert bist, warum setzt du dich in das große Spital, das keine Luft hat und kein Licht — und kein Rodeln und kein Eisschießen?"

Eigenliebe. Steckt einen eigensinnigen Helmbusch auf und spielt sich selber eine Heroenkomödie vor. Ja: und endet mit sentimentaler Pose. ‚Ein Habsburgerende!' Mein Kind, ich fürchte, du hattest doch französisches Blut; du kleiner Komödiant, du mein wilder, armer Sohn. Armer . . ."

Bonneval steht auf und strafft sich. „Wollte ich auch noch weinen? Ah! Wenn nur nicht dies Heimweh nach dem verlorenen, mein Gott, nach dem so lieben und lächerlichen Europa wäre, das mir der tolle Junge wieder geweckt hat: mit seinem Rittertum und seiner Musik und —! — O, dieses wirre, tausendstimmige, vielfältige Blut des Westens!

Mein Gott, wie simpel und primitiv dagegen diese Türkenseelen sind. Aber weg mit allen sentiments. Das Geschütz soll morgen schon auf dem Marsche sein und dem verzagten General Neipperg muß der Friede abgezwungen werden mit den tollsten Mitteln. Alles was Eugen erobert hat, wollen wir wieder.

Und in acht Tagen, Kaiser Karl, ist die Walachei und Serbien samt Belgrad unser!"

Der leibhaftige Antichrist.

Von Hans Ludwig Rosegger.

Der Schnee an den Zweigen blitzte in der Wintersonne und auf dem Boden winselte er, wenn die festen Stiefel ihn niedertraten.

„Ist das eine Pracht", sagte Doktor Wehr und schnob die Luft in seine breiten Lungen; „wahrhaftig, man möchte ein Sonnenbad nehmen. — Wir Armen in der Stadt haben vom Winter nur Ungelegenheiten, erst unausgeschaufelte Straßen und hernach den aufgetauten Quatsch. Euch aber bringt er Unterhaltung und Abwechslung ins stumpfsinnige Dorfleben. Du rodelst doch, Benedikt? Und Eisschießen betreibst du wohl auch? Für Skier taugt das Gelände nicht recht."

Benedikt Mückenröder, der Kooperator von St. Barbara im Walde, antwortete nicht gerade überzeugt und gar nicht freudig: „Eisschießen — dazu hab' ich eigentlich keine Lust; auch bin ich nicht gewandt genug. Dann fehlt mir die Zeit dazu. Die Kirche und die Schule, die Versehgänge und das Predigtstudium nehmen unsereinen stark in Anspruch. Hat man einmal ein paar Stunden übrig, so möchte man doch lesen oder sich ausrasten. Und zum Rodeln — bei uns heißt's Schlitteln — komm' ich nur, wenn ich zu Kranken in die Berge muß, den Schlitten mitziehe und auf dem Rückweg ins Tal herabfahre. 's ist weniger Vergnügen dabei als Mühe. Was dir Unterhaltung ist, Peter, das ist für uns Arbeit. Bei uns dient der Sport dem Verkehr."

Über solche Verzagtheiten des Hirns hilft nur der Glaube hinweg."

„Herrschaft!" tat Doktor Wehr erstaunt. „Bist du ein gewappneter Söldner im Dienste der streitbaren Kirche! Sogar Seine Exzellenz, den Herrn Geheimrat von Goethe spannst du vor euren Karren! Und ich vermute, du bist dir gar nicht bewußt, zu welchem Zweck du den Weisen von Weimar mißbrauchst! Abermals, um für die Beschränktheit eine Lanze einzulegen und die systematische Verdummung des Volkes durch den Klerikalismus zu verteidigen. Im Priesterseminar haben sie eine rechte Nachteule aus dir gemacht."

„Toleranz ist nicht deine stärkste Seite, Peter."

„Nein — Toleranz gegen Verderbliches ist eine Versündigung an der Wahrheit."

„Aber wehe, wenn wir etwas für verderblich halten und dagegen eifern, dann heißt es gleich ..." Mückenröder wollte nicht streiten und setzte sanfter, nicht ohne Salbung, fort: „Das gehört in ein anderes Kapitel ... Ich begreife eigentlich nicht recht, warum du auf uns — Nachteulen gar so schlecht zu sprechen bist; wir machen euch Ärzten ja nirgends Konkurrenz. Erst wo dein Reich aufhört, beginnt, genau genommen, das unsrige — bei den Toten, bei den Sterbenden. Wir ergänzen einander gewissermaßen. Was hast du an Sterbebetten zu schaffen, Peter? Nichts. Da versagt auch dein bestes Können, auf das du so ungeheuer stolz bist. Dort bin ich besser am Platz, um mit Trostworten der Heilslehre Todeskämpfe zu erleichtern und Todesängste zu lindern. Was ich den Ärmsten in Gottes Namen verspreche, das richtet die Furchtsamen auf und erfüllt sie mit überirdischer Gnade — wie sie die Wissenschaft nie und nimmer zu spenden vermag."

„Euthanasie", sagte Peter Wehr, und man merkte es dem Wort nicht an, ob es widerwillig anerkennend oder ironisch gemeint war.

Dann schwiegen beide eine Weile.

Der gefrorene Schnee knirschte und winselte unter den Tritten. Blaßrot verbrannte die Sonne im Westen und aus ihrem matten Feuerkreis zitterten farbige Lichtwellen über die fahle Landschaft.

„Du stellst dir den geistlichen Beruf überhaupt falsch vor", ergänzte endlich der Kooperator.

„Ich hab' nicht deshalb nicht geantwortet, weil mir etwa nichts Gescheites einfiel", entgegnete Wehr, „sondern weil unsere Weltanschauungen grundverschieden und miteinander unvereinbarlich sind wie Feuer und Eis. Da hat Debattieren nicht viel Zweck. Euch ist das Leben nur die Vorbereitung zum Tod, uns aber ist es der Inbegriff. Der Tod ist das leidige Ende, der Abschluß eines chemischen Prozesses. — Und wenn du von deiner Rolle an Sterbebetten redest, so tust du es auch von einem unhaltbaren Standpunkt aus. Ich hab' schon manchen, den ihr einöltet, ins

Peter Wehr blieb stehen und dehnte die Glieder, daß der Rock in den Ärmelnähten knackte. „Zum Landbader taug' ich nicht — zum Abführmittelverschreiben. Dafür bin ich mir zu gut. Dazu paßt einer, der sonst von der medizinischen Wissenschaft einen Quark versteht. Ich mit meinen Fingern, mit den geschicktesten Operationsfingern von ganz Wien, hab' einen Wirkungskreis notwendig, wo es sich lohnt, studiert und gearbeitet zu haben wie ein Ochs im Joch."

„Ehrgeizig bist du", stellte Benedikt Mückenröder fest.

„Leisten will ich etwas, was andere nicht leisten können. Herausholen und dartun, was in mir steckt." Peter Wehrs blaue Augen blinkten. „Du sollst dein Licht nicht unter den Scheffel stellen — den Satz zitierst du ja selbst alle Jahre ein paarmal auf der Kanzel, nicht wahr? Und dann habt ihr noch ein zweites Gleichnis, von dem Pfund, das zum Wuchern da ist."

„Höhn nicht", mahnte der Kooperator ernst.

„Höhn ich denn?"

„Ja, Peter, du sagst da etwas, was dir nicht so heilig ist wie uns . . ." „Gläubigen", wollte er hinzufügen, aber besann sich. „Du nimmst mich und meinesgleichen nicht voll, gelt? Du behandelst mich wie ein kleines Schulbübl, dem du dich weit überlegen fühlst — du mit deiner Wissenschaft, die doch nur Stückwerk ist."

„Ho — ho! Stückwerk oder nicht, das bleibt sich gleich. Wissenschaft ist Wissenschaft! Weißt du, wie du mir vorkommst, wie der verstaubte Magister Wagner im ‚Faust':

‚Zwar weiß ich viel,
Doch möcht' ich alles wissen!'

Das aber ist Torheit, Benedikt, verzeih, nur dazu angetan, um Denkfaulheit zu rechtfertigen. Weil ich den Stein der Weisen, der angeblich alle Rätsel löst, nicht haben kann, will ich lieber ein ganzer Todel bleiben. Darauf läuft euer System hinaus. Merk dir: ‚Wer immer strebend sich bemüht, den können sie erlösen' — die Himmlischen nämlich. Aber der Goethe steht bei euch wohl auf dem Index und seit der Matura hast du ihn, deinen Oberbonzen untertänig, nicht mehr gelesen." Ein bißchen gerade fiel die Kritik aus.

Darauf wurde der Kaplan besonders sanft: „Du irrst, Peter. Ob Goethe auf dem Index steht, oder nicht, das weiß ich nicht — aber in meiner Bibliothek steht er. Und im ‚Faust' gibt es einen Satz, den ich dir entgegenhalte:

‚O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen;
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.'

„An Jesum Christum?"

„Nein."

„Überhaupt an Gott ... an irgendeinen Gott ..."

„Nein." Wehr schüttelte den Kopf. „An derlei glaube ich nicht, kann ich nicht glauben. Die Welt, die organische und die anorganische, ist ein Spiel von Kräften, die bald mehr, bald weniger sinnlos wirken, einander verstärkend, einander abschwächend. Vielleicht werden wir einmal hinter das Geheimnis dieses seltsamen Kräftespiels kommen — vielleicht. Unsere Nachfahren, die klüger sein werden als wir sind und ohne die Scheuklappen alter Vorurteile forschen werden, um aus den Forschungen die richtigen Schlüsse zu ziehen. Wenn es dir aber eine Freude macht, Benedikt, so will ich es dir verraten, an etwas glaube ich doch — an die Natur."

„Wenn die Natur beseelt ist, wenn sie persönlich ist, mit einem Eigenwillen ausgestattet — dann ist sie Gott!" Der Kooperator war stolz darauf, eine Brücke gezimmert zu haben, die zum Freund hinüberführte. „So glaubst du schließlich doch an Gott und hast nur einen besonderen Namen für ihn."

„Halt! Halt!" Peter Wehr lachte. „Du verflixter Sophist! Meine Natur ist unpersönlich, denkt nicht, fühlt nicht, handelt nicht nach einem bestimmten Willen. Sie ist bloß Kraft; ungeheure, unermeßliche, unerklärliche Kraft."

Mückenröder wurde zornig. Die Freunde standen einander hart und streitbar gegenüber. Der Naturwissenschaftler, der keinen Gott haben wollte und der Gläubige, der ihn hatte und glühend verteidigte: „Ich begreife dich nicht Peter, ich begreife nicht, wie ein Mensch auf solche Gedanken kommen kann ... Gut, wenn dir schon nicht die Gnade verliehen ist, an Christum zu glauben — die Morallehre, die Ethik des Christentums wirst du wenigstens anerkennen ... Und — du siehst, ich bin nicht engherzig — vielleicht verzeiht dir Gott dein Verleugnen seines Daseins, wenn du nur seine Lehre annimmst."

„An mir ist Hopfen und Malz verloren, mein lieber Alter", sagte der Arzt. „Sprechen wir besser nicht von Dingen, über die es zwischen uns keine Verständigung gibt."

„Nein, sprechen wir davon", drängte der Geistliche eifernd und kam sich dabei wie ein Heidenmissionär vor, der Götzendiener zu bekehren hat. „Du bist doch recht verstockt!"

„O ja", stimmte Wehr gemütsruhig bei.

„Niemand ist aber so verstockt, daß er nicht noch zu retten wäre, wenn man die Sache von der richtigen Seite anpackt."

„Na, da pack halt an."

Leben zurückgerissen. Ich vermute, lieber Freund, du stellst dir den ärztlichen Beruf falsch vor."

„Zuguterletzt stirbt jeder, Peter, und zuguterletzt seid ihr also bei jedem ohnmächtig und müßt es dem Priester überlassen, ein gutes Amen zu sagen."

„Meinetwegen. Doch was mich anlangt und Millionen Gleichgesinnter, so verzichten wir gern beim Abfahren von dieser Welt auf alle Sakramente und gehen herzensruhig hinüber, wo das große, allumfassende, allmächtige Nichts gähnt. Wir fürchten den Tod nicht. Laßt die Toten ihre Toten begraben . . . Ihr aber vergällt dem Lebenden sein bißchen Glück mit der ewigen Scheußlichkeit: Memento mori! Damit sich ja keiner seines Lebens freut, sondern zittert und bebt. Mit Himmel und Hölle, mit den letzten Dingen und dem Richterstuhl Gottes droht ihr den ungebärdigen Schafen und quält sie und lauscht frohlockend, wenn ihre Zähne klappern . . . Das ist dann euer Ohrenschmaus. — Ich sage dir, wenn ich einmal abmarschiere, mir kommt keiner von euch ans Bett." Wehr hatte sich in einen Groll hineingeredet und stampfte mit dem Fuß.

Mückenröder war sehr blaß und um seinem Mund zuckte es. „Ist das dein Ernst, Peter?"

„Mein heiliger Ernst."

„Peter . . .!" Leise und versöhnlich, fast bittend klang es. „Sag mir, daß du im Zorn gesprochen hast, daß es nicht deine innerste Überzeugung ist . . . Du warst immer mein liebster Freund, mein treuester Kamerad; in der Schule hast du mir beigestanden, wenn mich die anderen verhauen wollten, weil ich schwächer war; auf der Universität hast du mir oft gut geraten und . . ."

„Laß das!"

„Und wenn ich nachdachte, an wen ich mich wenden müßte, falls ich tatkräftige Hilfe brauchte — immer fielst du mir ein, nur du. Und jetzt sagst du so häßliche Sachen!" Ganz feucht schimmerte es in den Augen des Kooperators.

„Schafskopf", sagte der Doktor und bohrte die eiserne Stockspitze in eine rissige Tannenrinde. „Der Baum ist krank; schlagt ihn heraus, sonst steckt er den ganzen Wald an."

Diese Art auszuweichen, diese überlegene Art, ein Thema obenhin abzutun, das Benedikt Mückenröder heilig schien, empörte ihn; er blieb stehen und krallte die Fingernägel in die Handballen: „Gib mir Antwort, Peter Wehr! Glaubst du?"

„Woran?"

„An die Lehren des Christentums?"

„Nein."

sich mir in erster Linie um verdorbene Elemente. Die soll man wenigstens nicht hätscheln. Mit gewissen Kranken zum Beispiel mache man kurzen Prozeß und schaffe sie schnell hinüber. Schmerzlos natürlich. Wozu sind sie da? Um sich und andere zu quälen, um die Gesunden zu belasten und ihnen den Platz wegzunehmen. Hört mir auf mit eurer Gefühlsduselei, die dem Starken und Schaffenden, der die Entwicklung vorwärts bringen könnte, Ketten um Arme und Beine schmiedet, damit er den Lahmen und Blinden und Minderwertigen ja nicht vorauseile. Alles soll für das niedrigste Niveau passen. Nein, mein lieber Benedikt, für derlei bin ich nicht zu haben."

Starr, feindlich, fanatisch stand der Kooperator da. „Weißt du, wer du bist?"

„Na, wer denn?"

„Der leibhaftige Antichrist."

Zu hell, als daß es echt war, lachte Peter Wehr auf. „Nicht übel. Und wenn mein Können tausend und abertausend Menschen am Krankenbett beisteht, sie rettet oder ihnen — sagen wir — das Leiden abkürzt, so ist das wohl auch antichristlich?"

„Ja, denn deine Handlungen fließen aus Selbstgefälligkeit, Ehrgeiz und Betätigungstrieb, nicht aus der Liebe zum Menschen, die keinen Unterschied zwischen Hochwertigen und Minderwertigen kennt."

Stumm schritten die Beiden nebeneinander den holprigen Hohlweg ins Tal hinab; die Nacht sank nieder, aber eine Nacht mit hellichtem Mond, in dem der Schnee grausilbern leuchtete. Und schwarz stieß der breite Kirchturm von St. Barbara im Wald in den sternglänzenden Himmel.

„Schön ist es . . ." Peter Wehr suchte wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Ihn ärgerte seine Streitsucht. Warum hatte er den lieben kleinen Geistlichen nicht einfach reden lassen? Warum überhaupt über solche letzte Fragen debattieren — die gar niemand beantworten konnte, der Freigeist ebensowenig wie der Strenggläubige; alle vermuteten sie nur. Es war sonst nicht seine Art, den Leuten etwas aufzudrängen; am wenigsten eine Meinung. Aber der Mückenröder hatte keine Ruhe gegeben . . . Zum Teufel, so oder so, Pfaffen predigt man eben keinen Nietzsche! „Schön ist es . . .", wiederholte er mild.

„Ja", sagte der Kaplan kurz und mockig.

„Ob wir morgen einen klaren Tag haben werden?"

„Das liegt in Gottes Hand."

„Ich als leibhaftiger Antichrist schließe aus dem Ostwind auf schönes Wetter."

Sie näherten sich dem Dorf. Der Waldbach rauschte zu ihrer Linken und auf einem zugefrorenen Tümpel glitschten Kinder fröhlich

„Die christliche Liebe ist doch das Höchste, was wir kennen. Nicht nur den Freund, sondern auch den Feind — und vor allem den Feind sollen wir lieben. Kannst du diesem unvergleichlichen Gebot, das einzig imstande ist, Unfrieden und Haß — die Geißeln der Menschheit — aus der Welt zu schaffen, etwas auch nur halbwegs gleichwertiges entgegenzuhalten?"

„Sicherlich", erwiderte Wehr überlegt. „Vernichte deinen Feind."

„Peter!"

„Dann bist du ihn los und die Feindschaft hat ein für allemal ein Ende."

„Unmöglich!"

„Ja, ja, lieber Benedikt, es ist so."

„Aber . . ." Eine gräßliche Mutlosigkeit überkam den Kaplan. „Das bedeutet unaufhörlichen Kampf und Streit, denn immer neue Feinde erstehen."

„Das Leben ist nun einmal Kampf und Streit, mein Lieber. Deswegen hadere nicht mit mir, sondern mit deinem Herrgott, der es nicht besser eingerichtet hat. Von Natur aus bekämpfen die Tiere — die höchstentwickelten Tiere, die Menschen eingeschlossen — einander, der Stärkere vernichtet den Schwächeren, der Kluge übertölpelt den Dummen, und das nennen wir den Kampf ums Dasein, der herabreicht bis zur zartesten Pflanze, die ihre Existenz zu schützen trachtet, und zum mikroskopischen Kleinwesen, das angreift und sich wehrt. Aus dem ewigen Kampf entsteht Bewegung und Bewegung ist der Keim alles Lebens."

Der junge Geistliche sagte lange nichts und als er endlich zögernd zu sprechen anhub, war er verzagt und kleinmütig. „Von der Liebe willst du also nichts wissen, weil sie im Schöpfungsplan, der deiner Ansicht nach nur Zank schuf, angeblich fehlt. Verwirfst du aber auch die christliche Barmherzigkeit, das Mitleid mit den Armen und Bresthaften und Verkümmerten?"

„Das erst recht!" Wehr stampfte den Fuß in den Schnee. „Damit schwächt und verschlechtert man nur die Rasse, zieht elende Individuen groß, die ihr Elend fortpflanzen — und der ganze wehleidige Vorgang dient nichs anderem, als der Degeneration."

„Peter!" Wie ein Hilfeschrei klang der Name. Der Kaplan faßte es nicht. „So sind Mitleid und Barmherzigkeit in deinen Augen Sünde?"

„Mehr noch: Ein Verbrechen."

Dem armen kleinen Geistlichen, dem der Freund die Grundlagen seines Lebens erschütterte, graute. „Du wärst also imstande, die zu töten, die dir im Wege stehen?"

„Unter Umständen." Das war gleichgültig herausgesagt. „In der Hauptsache hast du mich aber nicht ganz verstanden. Es handelt

„Halt! Halt!“ — „Die Schuhe ausziehen!“ — „Nicht so; er bricht ein!“ trubelte es durcheinander. Peter Wehr hörte nicht. Ungestüm drängte er an den Eisrand und erst da wurde er ein bischen achtsamer. Mit dem rechten Arm langte er weit aus und spähte nach einem Auftauchen des Ertrinkenden. Sein Gesicht verzerrte sich. Da erschien ein runder, gekrümmter Rücken, ein mageres Bein aus den Wellen und eine kraftvolle Hand faßte zu.

„Er hat ihn!“ schrie es am Ufer.

„Gott sei Dank“, murmelte der Kaplan, der nicht einen Schritt tun konnte, so bleiern lag ihm der Schreck in den Gliedern.

Peter Wehr hielt fest und zog, um den Buben aus dem Wasser herauszuholen. Da knisterte und krachte es unter ihm.

Ein Aufheulen der Leute am Ufer. Die Eisdecke trug die doppelte Last von Mann und Kind nicht und barst und brach. Peter Wehr versank im Fluß.

„Helft ihm doch!“ brüllte Mückenröder. „Was steht ihr denn da? Holt Bretter, Stangen ...“ Sinnlos lief er umher und zeterte.

Ungestüm rang Peter Wehr mit dem durstigen Wasser. Naturkraft mit Naturkraft. Seine Füße suchten den Flußgrund und fanden ihn nicht. Seine Rechte umklammerte das Bein des Buckligen und die Linke tastete nach einem Halt, nach dem Eis, um sich anzukrampfen, sich zu stützen, sich daran hinaufzuziehen. Und immer wieder bröckelte das Eis stückweise ab und er fiel zurück in den Fluß. Sein Gesicht war blaß, mit blutigen aufgerissenen Schrammen, seine Zähne zerbissen die Lippen und die Augen starrten wild, kreisrund. Aber den ohnmächtigen Buben hielt er fest.

Die Leute wagten sich nicht vor, besorgt um die eigene Sicherheit, schrien durcheinander, fuchtelten mit den Armen, und ein paar Weiber beteten. Die Allerkühnsten setzten ängstlich Schritt vor Schritt, aber wenn es knisterte, wenn sie glaubten, daß es knisterte, flohen sie wieder ans feste Ufer. Benedikt Mückenröder bekam allmählich wieder Gewalt über sich und raffte seine winzige Tapferkeit zusammen und rannte über das Eis und glitt aus und fiel hin.

Ein Bauer half ihm beim Aufstehen. „Aber Hochwürden, daß net dersaufen! Er wird si scho selber derfangen.“

Und Peter Wehr rang und rang. Das Ringen eines Starken mit Stärkerem. Schwingend holte er mit der Linken weit aus und stemmte sie aufs Eis — es trug. Und die Rechte zog das Kind aus dem Wasser; eine übermäßige Anspannung aller Kräfte, der Bub kreiste wie ein nasses Bündel durch die Luft und flog fortgeschleudert über die Eisdecke hin. Gerettet.

übers Eis. Es bimmelte zum Gebet und Mückenröder entblößte das Haupt. Peter Wehr drückte seinen Hut fester auf den blonden Haarschopf. Ihm gefiel das Treiben der Buben und Mädeln, die tollten, auf Schlittschuhen und ohne Schlittschuhe, wer keine besaß; einander haschend, brüllend, jagend, hingleitend. Am Ufer standen Bauern, Holzknechte, ein paar Arbeiter von der Mühle, Männer, Frauen.

„Schau, Benedikt, wie fesch die's treiben. Das ist eine Lust! Da möchte man als alter Esel selbst noch mittun."

Der Kooperatur antwortete nicht, auch dann nicht, als die Gebetglocke ausgebimmelt hatte. Den Hut aufstülpend sagte er nur: „Ich habe gebetet, warum störst du mich dabei?"

Wehr hob die Achseln, wie immer, wenn er sich ärgerte und loslegen wollte, aber ein besonders wildes Geschrei auf dem Eise lenkte seine Aufmerksamkeit dahin. Ein halbwüchsiger Junge haschte nach einem buckligen Buben, der grell kreischend zu entwischen suchte. Der große Verfolger griff mit seinen langen Beinen aus und der kleine Verwachsene wuschelte erschreckt davon, immer weiter vom Ufer weg, gegen den Eisrand hin, wo schon das schwarze Flußwasser über die grauweiße Kruste leckte.

„Der Lackl könnte den Buben auch in Ruhe lassen", murmelte der Doktor. „Eine Gemeinheit, so ein schwaches Wurm zu schrecken."

„Wenn der Kleine keinen Höcker hätte, wär' er wohl rascher als der große Tollpatsch", meinte Mückenröder.

„Richtig, ein Krüppel! Hab ich gar nicht bemerkt."

Der Halbwüchsige pfiff durch die Zähne und streckte die Arme: „Werd' dich gleich haben, Hascher, bucklater!"

„Laß ihn", schrie Peter Wehr erregt, „Feigling, verfluchter! Das ist keine Kunst, den zu fangen!"

„Zurück! Um Himmelswillen zurück!" Der Geistliche schrie es. „Das Wasser!"

In seiner Angst war der Verfolgte bis an den Wasserrand vorgeschossen und wie er das dunkle, gurgelnde Loch sah, wollte er bremsen, vermochte es aber nicht mehr. Er sauste weiter, zum Eisrand, über den Rand hinaus, hinein in den Fluß.

Niemand rührte sich, alle starrten nur entsetzt hin, glotzten und hörten schauernd das Aufschluchzen des Wassers, den Jammerruf des Krüppels: „Hilfe . . . Hil . . ." Da sank er unter, tauchte wieder auf. „Hilfe . . ." Sank abermals unter.

„Jesus Maria und Josef!" stöhnte Mückenröder.

Peter Wehr sprang in mächtigen Sätzen aufs Eis hinab, warf im Laufen den Rock weg, die Weste, und flog förmlich über die glitschige Fläche zur Unglücksstelle.

ich, dann kann das mit dem vielen Geld, das er verdient hat drüben, doch nicht richtig sein . . .

„Und weißt du auch, Klemens“, sagte Vater, als der Zug von Bremen abging, „weißt du auch, daß das nun an die zwanzig Jahre ist, seitdem du von der alten Heimat fort bist?“

„So, zwanzig Jahre? Ich dachte, daß es länger wäre.“

„Aber, Klemens, hast du das nicht ausgerechnet auf der Überfahrt!“

„Ja, weißt du, wir rechnen drüben nicht nach Jahren.“

„Aber Onkel“, wagte ich hier einzuschalten, „habt ihr drüben einen andern Kalender, daß ihr nicht nach Jahren rechnet?“

„Nein, mein Junge, wir rechnen drüben nach Minuten; höchstens noch nach Tagen, und zwar nach Tagen, welche kommen, nicht nach Tagen, die schon vergangen sind; nun gar vergangene Jahre — nein, so — so träumerisch sind wir da drüben nicht. Die Gegenwart ist alles, Junge . . .“

„Aber Klemens“, sagte Vater, „du wirst doch nicht die alte Zeit vergessen haben — und dann die alte Heimat?“

„Nein, nein“, sagte Onkel Klemens lachend, „ich weiß schon noch; nur bin ich eben Bürger von Amerika geworden, mußt du wissen.“

„Ach, Klemens, das hast du uns aber nie geschrieben!“

„So? Tat ich's nicht? Das wird man eben drüben ganz von selber. Gleich wie ich 'rüberkam, gaben sie mir das first paper, dann kriegte ich mein second paper nach fünf Jahren, als ich meine Prüfung machte . . .“

„O, du hast noch eine Prüfung machen müssen, Onkel?“ sagte ich, „und du hast sie auch bestanden, Onkel?“

„Na, und ob“, lächelte Onkel Klemens, „die Fragen sind ja immer gleich: ‚Wann ist Amerika entdeckt worden?‘ fragt der Kommissar...“

„O, Onkel, das weiß ich auch.“

„Nun, siehst du, da könntest du ja auch schon American citizen werden.“

„Und wird man sonst etwas gefragt, Onkel?“

„Ja, wann Washington geboren wurde . . .“

„Das haben wir aber nicht gelernt, Onkel.“

„Ja, siehst du, da kannst du eben noch kein amerikanischer Bürger werden, Junge.“

„Soll er auch nicht“, sagte der Vater mit einer merkwürdig festen Stimme und blickte auf die Flachlandschaft hinaus.

„Nun, das mußt du nicht verschwören. Wenn er auch 'mal 'rüberkommen sollte . . .“

„Os—na—brück!“ rief der Schaffner und ging durch den Zug.

Als dann Peter Wehr an sich selbst dachte und schweißtriefend in der Eiseskälte zum Schwung ansetzte, mit beiden Händen zugriff und sich aufstemmte, brach die Eisscheibe ein und er versank.

Erst Stille. Hernach ein Schrei aller Menschen.

Der Kooperator stierte auf die Stelle, wo der Freund verschwunden war. Schwarzes, gröhlendes Wasser. Nichts sonst. Die Wellen schleppten Wehr mit, flußabwärts, unters Eis . . .

Der Bucklige ächzte und braungrün rann es ihm aus dem Munde. Ein Mann lud ihn auf den Rücken und trug ihn ins Dorf. Trockene Kleider brauchte er und Wärme, sagten die Leute; dem Hascher fehlte ja weiter nichts.

Eine Weile noch schauten die Bauern und Knechte und Weiber in das gierige Wasser, ob der Versunkene nicht doch wiederkäme. Sie flüsterten und wußten sehr klug, wie er es hätte machen sollen. Endlich trollten sie davon.

Benedikt Mückenröder stand am Ufer, grad über dem tückischen Wasserloch und seine Augen blinzelten nicht. Immer nur auf die brodelnden Wellen, auf die höhnisch gurgelnden Wellen stierte er und dachte seltsame Gedanken. Seltsam fremde, gottlose, fast gotteslästerliche Gedanken.

Dörfler kamen mit Stricken und Stangen und Latten und Fackeln, und stießen damit in den Wildbach.

Da raffte sich Mückenröder auf und nickte wie irr zum Flusse hin, flußabwärts: „Behüt' dich Gott — du leibhaftiger Antichrist."

Bei uns in Amerika . . .

Von Fritz Müller.*

Da war er nun, der Onkel aus Amerika.

„Weil du nur da bist", sagte Vater und umarmte ihn am Kai in Bremen. Ich stand dabei und schaute zu. Das war er also? Groß und stämmig stand er da. Und ich hatte mir immer gedacht, ein Onkel aus Amerika müßte schlank sein. Und ein hageres Gesicht müßte er haben, und scharfe Falten müßten von den Augen ihre Pfeile nach dem Munde schießen. Und die Taschen müßten ihm ordentlich abstehen von dem magern Körper, der goldenen Dollars wegen, die er darin hatte.

Aber nichts von dem. Der Onkel Klemens aus Amerika hatte kein hageres Gesicht, sondern ein breites. Und von den Augen schossen keine Faltenpfeile nach dem Munde. Und die Taschen waren glatt. Aber, dachte

---

* Diese Novelle ist bei den diesjährigen Kölner Blumenspielen mit dem Preis für eine vaterländische Dichtung ausgezeichnet worden.

Aber sonst geht's überall voran, mächtig voran. Lauter Rekords, mein Lieber. Ich denke, ihr werdet das Wettrennen bald aufgeben müssen."

„Worin?"

„Zum Beispiel in der Industrie. Bei uns in Amerika wird das meiste Eisenerz gefördert ..."

„Das ist wahr."

„Bei uns in Amerika wird die meiste Kohle gebrochen ..."

„Stimmt."

„Das meiste Kupfer haben wir, das meiste Blei, den meisten Mais, den meisten Weizen, das meiste Petroleum, die meiste Baumwolle, die meiste ..."

„Hör auf, Klemens, sonst müssen wir uns in ein Mauseloch verkriechen vor lauter Kolossalität bei euch in Amerika."

„Nun, so schlimm ist's nicht; in manchem habt ihr doch die zweite Stelle; soviel ich weiß, im Eisen, zum Beispiel."

„Und wie steht's in der geistigen Kultur bei euch, Klemens?"

„Wir sind das freieste Volk, denke ich."

„Ja — aber Freiheit ist doch nur ein Teil der Geistigkeit, Klemens."

„Nun, ich habe mich nicht viel darum gekümmert; aber, wenn ich recht gelesen habe, marschieren bei uns in Amerika auch die Universitäten an der —"

„Bruder, schau hinaus, die Türme von Münster grüßen. Weißt du noch, von Münster, wo wir — wo wir — na, weißt du nicht mehr, Klemens?"

„Münster? Münster? Warte mal, hat da nicht ein alter Onkel von uns gewohnt?"

„Ja freilich, Klemens, der Onkel Paul, bei dem wir immer in Ferien waren. Die große Wiese kannst du doch nicht vergessen haben?"

„Wiese? Wiese? Hm, grenzte nicht ein Wald daran?"

„Freilich, Klemens, ein Tannenwald, ein dunkler. Steh mal auf und schau hinaus — da drüben muß er liegen."

„Ja, ja, und haben wir da nicht mit einem — mit einem kleinen Mädchen gespielt?"

„Mit der Fine, meinst du? Natürlich haben wir mit der Fine gespielt. Das weißt du also doch noch, Klemens? Das ist lieb von dir."

„Was ist aus ihr geworden?"

„Längst gestorben, Klemens, längst gestorben — wanderte mit Verwandten aus nach Amerika — konnte das Klima in den Südstaaten nicht vertragen, hörte ich — verzehrte sich vor Heimweh, sagte man, und —"

„Sie hätte nicht hinübergehen sollen."

„Was, schon Osnabrück?“ unterbrach sich Onkel Klemens.

„Ja“, sagte Vater, „in einer halben Stunde fahren wir durch Westfalen, über unsere rote Erde, Klemens.“ Jetzt war Vaters Stimme gar nicht fest; im Gegenteil.

„So, so“, sagte Onkel Klemens, „sag 'mal, sind bei euch alle Eisenbahnwagen so unbequem? Bei uns in Amerika hat man verstellbare Stühle . . .“

„Nein“, sagte Vater, „so weit sind wir noch nicht. Aber komm, wir wollen uns ein Brötchen kaufen in der Halle — gleich fahren wir wieder, Klemens.“

Ich mußte sitzen bleiben, bis sie wiederkamen. Unterdes dachte ich über die verstellbaren Stühle in Amerika nach. Das muß ja wundervoll sein, dachte ich. Wie der Mechanismus wohl sein mochte? Und warum hatte Vater den Onkel Klemens nicht ausreden lassen, als er das erzählen wollte? Aber da kamen sie schon wieder.

„Nun, weißt du“, sagte Onkel Klemens, an einem belegten Brötchen kauend, „nichts für ungut, aber bei uns in Amerika ist der Schinken besser “

„Besser als unser westfälischer?“ sagte Vater höflich zweifelnd.

„Das muß dich doch nicht wundern; denke doch an die wunderbaren maschinellen Einrichtungen, die wir in Chicago . . .“

„Aber ich denke, es kommt aufs Schwein an, nicht auf die Maschine, Klemens?“

„Da irrst du, der beste Schinken kann vermurkst werden, wenn die maschinellen Einrichtungen . . .“

„Jetzt sind wir in Westfalen“, sagte Vater und deutete zum Fenster hinaus, „sieh, Klemens, der Bach mit den Weiden war die Grenze gegen Hannover.“

Ich sah hinaus und wunderte mich, wie verlangend heute die Weidenstümpfe ihre Zweige in die Lüfte streckten. Als warteten sie auf einen.

„Die Grenze?“ lachte Onkel Klemens, „ach, du lieber Gott, ich hatte ganz vergessen, daß ich wieder in dem Lande mit den vielen Grenzen gegeneinander bin.“

„Habt ihr etwa keine drüben?“ sagte Vater, „ich denke doch, ihr habt euch ordentlich gestritten zwischen Nord und Süd.“

„Das war einmal, aber jetzt gibt es bei uns in den Vereinigten Staaten nur ein Volk.“

„Auch bei uns, Klemens.“

„Na, die Berliner und die Bayern . . .“

„— vertragen sich noch immer besser, Klemens, als du dich mit einem Neger aus Saint Louis, denke ich.“

„Hm, magst recht haben, die ‚schwarze‘ Frage ist der einzige dunkle Punkt, den die kolossale Entwicklung bei uns in Amerika noch aufweist.

machten lange, weiche Linien. Da und dort schimmerte es ein wenig rot heraus. Wälder grüßten. Gehöfte lagen breit und fest. Hoch hoben sich die Dächergiebel wie gefaltete Hände, die sich in den Himmel verlängern wollen. Da und dort rastete ein Mann bei seinem Pflug, als unser Zug vorübereilte. Eine Frau kam aus einer Tür und überschattete die Augen mit der linken Hand, während sie mit dem rechten Arm ein kleines Kind hielt. Das streckte seine Patschhändchen gegen uns und winkte.

Da sah ich, wie des Onkels Klemens Hand auch in die Höhe fahren wollte. Aber halbwegs blieb sie stehen, als schämte sie sich. Und dann spielte sie verlegen mit dem herabhängenden Fensterriemen.

Der Zug hielt. Ein Mann stieg herein und setzte sich zu uns. Hager war er. Falten liefen von den Augen an den Mund. Wir kamen ins Gespräch mit ihm. Es stellte sich heraus: ein Amerikaner war es und ganz gut deutsch sprach er. Bis er auf einmal von Onkel Klemens erfahren hatte, daß er von drüben kam.

„Da sind Sie also auch Amerikaner?“ sagte er auf Englisch, und ich war sehr stolz, daß ich es schon verstehen konnte.

„Hm“, sagte Onkel Klemens auf deutsch, „eigentlich bin ich hier in diesem Lande geboren, und wenn's Ihnen recht ist, wollen wir lieber Deutsch sprechen.“

Dem Fremden war es recht, dem Vater auch, und es gab eine ordentliche Unterhaltung. Der Amerikaner erzählte, er sei studienhalber da. Handel und Gewerbe wollte er hier kennen lernen.

„Ja, ja“, sagte Onkel Klemens, „Deutschland hat sich ordentlich gemacht, Sie werden manches lernen können, Herr.“

Vater machte große Augen.

„Aber Klemens“, sagte er, „du bist seit zwanzig Jahren fortgewesen —“

„Bitte“, unterbrach ihn Onkel Klemens, „knapp neunzehn sind es.“

„Nun also, neunzehn oder zwanzig — ich weiß es nicht mehr ganz genau — aber daß du erst seit sieben Stunden wieder in Deutschland bist, das weiß ich — und woher willst du nun in dieser kurzen Zeit —“

„Meinst du denn, ich habe drüben keine Zeitung gelesen?“

„Ja, amerikanische.“

„Nein, ich bin seit neunzehn Jahren auf die gleiche westfälische Zeitung abonniert.“

„Die hast du dir regelmäßig schicken lassen?“

„Hamm! Um—stei—gen nach Dort—mund!“ rief der Schaffner.

Wir stiegen aus. Der Amerikaner nahm den bereitstehenden Zug nach Berlin. Wir mußten lange auf den Anschluß warten.

„Das sagst du, Klemens?"

„Hm ja, siehst, ich bin nun doch einmal amerikanischer Bürger. Und für einen Mann ist Amerika am Ende auch was anderes als für Frauen."

„Dann sind bei euch also die Frauen doch nicht ganz so gut daran, wie —"

„O, bitte, bei uns in Amerika nehmen die Frauen die liberalste Stellung ein, die American lady ist die erste Frau der Welt, und ihre politischen Rechte —"

„Mün—ster! Al—les aus—steigen!" rief der Schaffner.

„Hier müssen wir umsteigen nach Dortmund", sagte Vater, „komm, Klemens; komm, Fritz."

Dann gingen wir quer hinüber zum Anschlußzug. Ich deutete auf eine fauchende Lokomotive.

„Onkel, sind bei euch in Amerika die Lokomotiven auch größer?"

„Das will ich meinen, Junge."

„Und fahren auch die Züge schneller?"

„Selbstverständlich, Junge."

„Nur nicht ganz so sicher", sagte Vater.

„Mag sein; aber bei uns ist man eben nicht so ängstlich um die liebe Sicherheit besorgt."

„Und auf ein Menschenleben mehr oder weniger kommt's bei euch in Amerika auch gar nicht an?"

„Nein, wir kriegen ja jedes Jahr einen Zuzug von einer Million oder mehr."

„Von uns, Klemens, vom alten Europa."

„Natürlich — aber was willst du damit sagen?"

„Daß doch im Grunde alle eure Herrlichkeit von Händen aus der alten Heimat geschaffen wurde."

„Ja, wenn du's so ansiehst — aber wir sind doch andere Menschen geworden da drüben — Amerikaner eben — ich kann's euch nicht erklären, aber man hat wirklich eine andere Haut, eine —"

„Nun, wenn's nur die Haut ist, Klemens — und wenn das Herz nur deutsch geblieben ist —"

„Das Herz? Ja, weißt du, auch das Herz ist eigentlich — ist eigentlich — ach was, lassen wir's — vom Herzen ist nie viel die Rede bei uns in Amerika, mußt du wissen."

Vater nickte und legte dem Onkel Klemens die Hand auf die Schulter. Das Wort Herz mußte doch eine Nebenbedeutung haben. Sie sahen sich zum erstenmal, seit der Dampfer da war, voll in die Augen, schien es mir. Und dann wurden sie beide still, ganz still und sahen auf die Felder hinaus. Die zogen wie Wellen vorüber. Die Ackerfurchen

Die schüchternen Töne der Harmonika wurden noch schwächer. Dafür setzte aber eine tiefe, knorrige Stimme gedämpft ein:

Dort, wo der Märker reckt das Eisen,
Da hat die Mutter mich gewiegt . . .

„Das Westfalenlied, Klemens", sagte Vater halblaut. Onkel Klemens sagte nichts. Er nickte nur.

Hoch überm Fels die Tannen steh'n,
Im kühlen Tal die Herden geh'n . . .

Onkel Klemens war aufgestanden. Seine große Brust schien zu arbeiten. Er schaute uns unsicher an: „Bei uns in Amerika kennt man diese langen, wiegenden Töne nicht; da geht alles nach dem Yankee Doodle", sagte er geschwind und schaute zu den Bergleuten hinüber.

Etwas voller kam es von dort herüber:

Und unsre Frauen, unsre Mädchen,
Mit Augen, blau wie Himmelsgrund,
Sie spinnen nicht die Liebesfädchen
Zum Scherze für die müß'ge Stund'. . .

Da hielt es den Onkel Klemens nicht mehr länger. Ein paar Schritte war er gegen die Bergleute zugegangen. In der Mitte des kleinen Wartesaales stand er jetzt. Der kohlenflimmernde Lichtstreif strich an ihm herunter. Die Arme hob er feierlich und wiederholte laut mit einer Stimme, daß es dröhnte:

Sie spinnen nicht die Liebesfädchen
Zum Scherze für die müß'ge Stund'. . .

Die Bergleute lächelten nicht, sondern sahen ihn nur geradeaus an. Und zuversichtlicher begleitete das wehmütige Instrument.

Jetzt war die Tür hinter Onkel Klemens' Rücken aufgegangen.

Der Bahnpolizist kam herein. Vater war ganz geschwind aufgestanden mit dem Geldbeutel in der Hand. Er machte dem Polizisten beschwörende Zeichen.

„Pst, ich zahle alles, alles — nur erst fertigsingen — fertigsingen lassen — bitte — bitte."

Unschlüssig stand der Polizist da. Das Fräulein am Schenktisch nickte ihm begütigend zu. Das Mädchen mit dem Veilchenkörbchen tat desgleichen. Und nun erhob Onkel Klemens seine breite Stimme, so hoch er konnte:

Dort ist's, wo meine Wiege stand,
Gott grüße dich, Westfalenland!

Und dann wiederholte er es nochmal:

Dort ist's, wo meine Wiege stand,
Gott grüße dich, Westfalenland!

Und dann ein drittes Mal. Und jetzt kollerten ihm die hellen Tränen über das volle Gesicht und zeichneten zwei glänzende Linien von den Augen zu dem Mund. Zwei westfälische Furchen, keine amerikanischen . . .

Da saßen wir nun in dem kleinen Wartesaal von Hamm und waren ganz allein. Nur noch am Schanktisch hantierte jemand. Der Kellner war nicht sichtbar. Ein Mädchen saß in einer Ecke und strickte. Ein Lichtstreif fiel durchs Fenster und übersonnte ihren blonden Westfalenscheitel. Jetzt sahen ihre hellen Augen auf.

Bergleute waren eingetreten. Sie kamen von den großen Zechen drüben, die hier wie Pilze aus der Erde geschossen waren.

„Die Kohle ist verdammt mächtig bei euch geworden", sagte Onkel Klemens.

„Ja", sagte Vater, „wenn wir jetzt nach Westen fahren, siehst du Förderturm an Förderturm; das schnurrt den ganzen Tag hinein — heraus, hinein — heraus ... Und wenn's dann dunkel wird, wirst du Essen glühen sehen, die ein paar dutzendmal größer wurden, seit du fort warst, Klemens —"

„Ja ja, schau dir nur die Bergmannsköpfe an da drüben — die hab' ich lange nicht gesehen, Bruder."

„Ihr habt doch drüben auch Bergleute, Klemens?"

„Ach, die sind anders; die haben modische Kleider, wenn sie von der Arbeit kommen; die tragen gelbe Schuhe — sieh, dort hat einer eine Ziehharmonika."

Ein Bergmann hob den verwetterten Kopf. Der Sonnenstreifen war zu ihm hinübergewandert. In ihm quirlte es von feinen, feinen Stäubchen: Kohlenteilchen aus dem Lande der roten Erde. Ein leiser Kohlengeruch lag im Wartezimmer.

Jetzt sah ich, wie Onkel Klemens seinen grauen breiten Kopf ein wenig nach oben hob, wie sich seine Nasenflügel kaum merkbar blähten.

Stand das blonde Mädchen in der Ecke auf und legte das Strickzeug auf den Anrichttisch. Dann nahm sie ein Körbchen mit Veilchen vom Tisch und ging damit langsam nach der Tür. Leicht schaukelte das Körbchen. Jetzt kam sie bei uns vorbei. Onkel Klemens sah hinein.

„O, Veilchen?" sagte er, „darf ich ein wenig daran riechen, Fräulein?"

Das Mädchen lächelte und hob den Korb.

„Ich — ich danke Ihnen", sagte Onkel Klemens, und das Mädchen ging zögernd weiter.

„Weißt du", sagt er zu Vater, „bei uns in Amerika sind die Veilchen schon auch so schön, aber sie riechen nicht — nein, nein, das ist keine poetische Umschreibung, ihr könnt jeden Botaniker fragen — sie riechen wirklich nicht."

Jetzt machte die Ziehharmonika drüben ein paar schüchterne Töne.

„Nicht zu laut, Jupp", flüstert sein Nachbar, „sonst schreibt dich der Bahnpolizist auf wegen Ruhestörung."

IV.

Chor der Jünglinge: Heilig bist du, Flamme,
Heilig, heilig letzter Brand!
Wir vom Heldenstamme
Tragen dich ins Vaterland.

Überirdisch
Hinter Wolkenländern
Wohntest du oh lebenwirkende Kraft —
Spreite dich in Glutgewändern
Wie der Phönix sich zur Sonne rafft!

Sieh der Waffen hohes Leuchten,
Das sich ineinander kehrt:
Einer nur, der deiner Sonne wert,
Darf sein Schwert mit unserm Blute feuchten.

Einsam soll er herrschen über allen,
Einsam herrlich sterben so wie du . . .
Einst auf goldner Flamme Morgenwallen,
Fliegt auch er, ein Phönix, deiner Sonne zu!

Mack und Wellington.

Von **Strobl v. Ravelsberg.***

„Ich bin nicht geschieden, aber wir leben schon seit acht Jahren nicht mehr zusammen und ich nenn mich wieder Catherine Gabreuil", sagte die kleine Frau leise. Sie war sehr hübsch und das alte Streben nach Eleganz machte sich noch immer bemerkbar.

„Ich wohn' in Sievering, da hab' ich ein kleines Gut, auf dem's mir schlecht geht. Ach was."

Es war bei einem Zuckerbäcker auf dem Kohlmarkt, in dessen Laden Lord Tims vom Personal der Englischen Gesandschaft der hübschen Gestalt gefolgt war, die in ihm Erinnerungen weckte.

Catherine Mack! Die junge Frau des schwerbesiegten Generals, der nach dem Tage von Ulm 20 Jahre Festungshaft diktiert erhalten hatte und Pensionsverlust.

Die reizende Catherine! Tims hatte sie heiß geliebt, als er noch der Jüngste der englischen Attachés war in der Hauptstadt. Etwas Frühlingshaftes verknüpft sich unauslöschlich mit seinen Gedanken an sie. Junges Grün im Prater, lange Ritte unter knospenden Kastanien, einsame Wege zu zwei'n. Denn der schwerblütige, in Bücher und Karten eingesponnene Mack, dem man die Kleine eben angetraut hatte,

---

* Mit liebenswürdiger Zustimmung des Verfassers seinem Buche „Gestalten aus der Kongreßzeit", Skizzen und Studien, entnommen. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Die Bestattung des Königs.

Gedicht von **Julius Franz Schütz**.

I.

Chor der Greise: Unsern König, einsam über Einsamkeiten,
Tragen wir aus seines Hauses hoher Gruft,
Wir, die Kette der Gemeinsamkeiten,
In der Niederungen dumpfe Luft,

Tragen ihn vielhundert Stufen nieder . . .
Unsrer Mäntel Schatten füllen die Penaten
Und vieltausendjährige Schlummersehnsuchtslieder
Machen unsrer Schultern Greisenkraft ermatten . . .

Denn wir selber sind der Pfad zu Niederungen,
Sind das Frieren, das ihn droben sanft erstarrte,
Und in uns ward jene Einsamkeit bezwungen
Seines Herzens, das von Anfang dieser Stunde harrte.

II.

Chor der Frauen: Gebt Raum, ihr Stufen! Es barg der Große
Seiner Sehnsuchts Traum uns im blühenden Schoße.

Wir waren sein Schritt zu der Erde Lüften,
Wir tanzen ihm heut mit gesegneten Hüften.

Gebt Raum, ihr Stufen, ihr dunklen Geländer,
Ihr seiner Einsamkeit starrende Bänder!

Der König ist tot. Wir tragen die Kronen
Der Söhne, die unterm Herzen wohnen

Und jede Stufe im heutigen Pfade
Ist eine Welt voll Zukunft und Gnade.

Drum dürfen wir tanzend sonder Grauen
Seine gebrochenen Augen schauen:

Wir tragen des Lebens gewaltige Lose,
Seiner Sehnsucht Frucht im hochheiligen Schoße.

III.

Chor der Jungfrauen: Wir sind wie Blüten, die im Lenzsturm fielen —
Nun decken wir den Weg, den er beschritt.
Wir sind wie Zweige, drein die Winde spielen,
Wir sind ein Lied, das jener einsam litt.

Wir sind des Abends brünstiges Verehren
Die rote Ampelglut der Tempelwacht,
Sind seines Herzens tiefstes Heimbegehren,
Das Weh der letzten, unerfüllten Nacht.

Wir haben seinen Holzstoß hochgeschichtet,
Mit Blumen kränzten wir den Altarstein:
Wenn unser König über Tote richtet
So sollen viele Bräute bei ihm sein . . .

einer Soiree bei der Fürstin Bagration tauchte es vor ihm auf in den Reihen der vornehmen und galanten, durch ihren Rang und Glanz zu Allem berechtigten Damen, zu denen gehörte Catherine nicht mehr.

Eine kurze Zeit war unter ihnen auch ihr Platz gewesen. Damals als Tims ihr vorgestellt worden war. Die ganz junge, kindlich aussehende Frau des viel älteren Mannes war sie gewesen und gab sich der Illusion hin, diesen schwerfälligen Buchstaben- und Prinzipienmenschen, ihren Mann, zu regerem Leben anzuspornen. Hary Tims hatte ihr diesen frommen Glauben genommen. Er war der erste gewesen auf ihrem Weg, ihr Gebieter und — ihr Traum.

Dann war Mack bei Ulm mit seiner Armee gefangen genommen worden und vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zu zwanzig Jahren Haft verurteilte. Die kleine Frau blieb allein, mittellos in Wien — wer konnte sie verdammen. Ihr helfen mußte man, dachte Hary, während er einer Dame eine verkehrte Antwort gab.

*

* *

Catherines Landhäuschen hieß Am Himmel und lag in Sievering draußen über der Nußdorfer Linie, gegen Grinzing zu. Tims fuhr hinaus an einem Mondscheinabend, die Erde lag im Schnee, auf dem Wege ging er hin, weich und still. Es war ihm, als ob er in seine Jugend zurückzöge — sie suche auf weißem Pfade, die — Blüte, die einst war. Wunderlich! zu der, die einst eine vornehme Dame gewesen — hinzufahren, so heimlich in der Stille und Dunkelheit. Einst hatte er ihre Feste besucht — heute suchte er nur mehr das Weib in ihr, mit einem alten Anrecht. — In Eichen und Buchen knisterte welkes Laub. Zwei Fenster schwach erhellt, in einem sonst dunklen Hause träumten in die Nacht hinaus. Der Wagen hielt, Hary stieg aus und trat in einen alten Garten, der feierlich weiß dalag. Catherine stand wartend am Tor. Sie ließ ihn ein, wortlos, ihr Gesicht war blaß, sie preßte die Lippen fest zusammen. Vergebens suchte er ihren Blick.

Das Haus war dürftig und totenstill. Oben vor dem Kamin, in dem die Glut leise sang, zog er sie heftig in seine Arme und küßte sie. Er fühlte ein brennendes Weh in ihr und ging zart damit um. — In dieser Nacht empfand er mehr für sie — als er je empfunden hatte . . .

Tims fuhr am nächsten Morgen in die Stadt zurück. Er spann dabei den Gedanken aus, England habe die moralische Verpflichtung, für das Elend Macks etwas zu tun.

Damals, als er Catherine kennen gelernt hatte, drohte den Engländern eine Invasion Napoleons, der in Boulogne seine Truppen in Landungsmanövern einexerzierte. Um zu verhüten, daß der Korse

der ritt nicht mit. Er stand vor seiner Abreise nach Bayern damals — um das Kommando zu übernehmen. Er hielt sich für größer als Napoleon.

Catherine war ein sehr armes, junges Mädchen gewesen, und jetzt war sie eine sehr arme junge Frau, ohne Stellung in der Gesellschaft, ohne Mittel.

Es drängte sich Tims auf die Lippen: „Wovon lebst du?“ Er flüsterte es. Das alte leise und scheue Du trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Eine Zeit lang hab' ich mir auf dem Weg der Tugend die Füße wund gestoßen. Jetzt —“ sie warf trotzig den Kopf zurück und lachte auf. Aber in ihren Augen war ein Schmerz. Sie griff hastig nach ihrem kleinen Paket und ging zur Türe. Er folgte ihr, sein Herz klopfte.

Es goß und die schmalen Trottoirs bedeckte ein zäher klebriger Schmutz. Grau hing der Dezembertag über der Stadt.

Auf den weißen Strümpfen der Damen, den Kleidersäumen haftete der schwarze Brei. Catherine sah unter dem Schirm, den sie aufspannte, zu ihrem Begleiter auf. „Warum haben Sie mich so im Stich gelassen?“

„Sag' du zu mir wie einst, Liebes. Du weißt doch, Pitt, der Minister rief mich plötzlich nach London zurück. Aber ich schrieb dir, als sie deinen Mann gefangen nahmen und du in's Unglück kamst.“

„Ich habe nichts erhalten. Nie. Und jetzt leben Sie — leb' wohl. Ich — ich muß eilen.“

„Warum? wer erwartet dich, Catherine?“

In ihre Wangen stieg ein feines Rot, das gleich wieder erlosch. „Ich kann nicht arbeiten und der Mensch muß leben“, sagte sie langsam. Ihre Blicke senkten sich. „Adieu Hary.“

Sie lief über die schmutzige Straße, eine feine, zierliche, aber einsame Gestalt im bunten Treiben des Kongreßtrubels. Er sah ihr nach. Es erregte ihn, daß sie ihn so stehen ließ, sie, die einst ... Er ging ihr nach. Vorsichtig, verstohlen, mit kleinen Umwegen, folgte er ihr über die obere Bräunerstraße, in ein Durchhaus. Ein Herr kam ihr entgegen, ältlich, dick, vergnügt. Es war der Bankier Arnstein, den ganz Wien kannte. Er lächelte sie familiär an, zusammen traten sie in ein Haus ...

Es griff dem jungen Briten doch kalt ans Herz, das zu sehn. Er wandte sich um und ging seinen Weg zurück. „Natürlich. Leichtsinnig ist sie! Leichtsinnig! käuflich! der Kongreß liefert sie alle dem Satan, diese Weiber.“ ...

Erbittert ging er heim. Aber den ganzen Tag verfolgte ihn ihr Bild, der Ausdruck ihres kleinen, blassen Gesichtes. Noch abends auf

handschuhen, auf dem Papier, wissenschaftlich Krieg führt, nach bestimmten Voraussetzungen unerschütterlich vorgehend.

In einem kahlen Raume hockte ein alter Mann vor einem Tisch, den Karten bedeckten. Er sah mürrisch auf. „Wer da?"

„Seine Herrlichkeit Lord Wellington, Herr General".

„Ich bin kein General. Man hat mich kassiert. Ein Dreck bin ich."

„Ihr Unglück, Herr General, ändert an unserer Achtung nichts. Seine Herrlichkeit hat den Wunsch, Ihnen den Eintritt in die englische Armee zu ermöglichen."

Mack erhob sich. Massig und schwer stand er vor dem kleinen schlanken Herzog und starrte ihn an.

Der sagte: „General, erzählen Sie mir etwas von dem Unglückskampfe. Seine Hand berührte die Karten. Da fing der Bayer zu sprechen an; Wellingtons Sätze fielen dazwischen hart, scharf abgerissen, Mack aber ergoß einen Professorenvortrag über ihn, der flutete dahin, breit und schwer, schien unendlich, bis ihm der Herzog plötzlich das Wort abschnitt.

„Sie haben diesen Feldzug falsch geführt."

„Was! ich!"

„Ja, Sie."

„Ich? niemals. Sehen Sie doch her. Ich habe gehandelt als ein gebildeter General. Gefehlt hat nur Napoleon. Der war ungebildet. Auf dieser Straße hier durfte er nicht marschieren. Er tat es doch. Hier mußte er vorrücken. Er rückte dort vor. Er tat alles nach seinem Kopf."

„Natürlich, wie jeder Führer im Krieg."

„Nein, das darf ein wissenschaftlich gebildeter General nicht tun. Absolut nicht. Hätte er korrekt gekämpft, wie man es verlangen muß, würde ich ihn vernichtet haben."

„Ah — es ist also Ihre Ansicht, daß Napoleon den Feldzug verpatzt hat."

„Jawohl."

„Empfehl' mich Ihnen! Wagen vorfahren."

In Macks steinernes Gesicht kam keine Bewegung. Er ließ die beiden geh'n und setzte sich wieder zu seinen Karten nieder. Im Wagen sagte Wellington vor sich hin: „Wien hat Recht behalten. Verbockter Esel."

„Als Napoleon?"

„Nein, sogar als Mack. Seine Frau aber soll es nicht büßen. Sie kriegt ihre Pension, schon weil ihre Ehe mit dem Mann auch ein Feldzug gewesen sein muß, um den ich sie nicht beneide. Richten Sie ihr das aus. Und nehmen Sie sich Zeit."

---

englischen Boden betrete, mußte auf dem Kontinent ein Krieg vom Zaune gebrochen werden, damit Napoleon Beschäftigung erhalte. Der Ausgang dieses Krieges war gleichgültig, nur nach London durfte der Korse um keinen Preis. Tims, damals ein blutjunger Attaché der englischen Gesandtschaft in Wien, hatte strenge Ordre, alles zu tun, damit Österreich, das oft ausgespielte, zur Kriegserklärung schreite. Er zog alle Generäle ins Vertrauen, und der Einzige von ihnen, der sich dem Wagnis eines solchen Krieges gewachsen erklärte, war und blieb Mack in seinem göttlichen Selbstbewußtsein, von schwerstem Kaliber. Man hatte noch dazu seine Frau vermocht, ihn ganz für einen solchen Krieg zu gewinnen. Ja, die Macks waren Opfer Englands geworden. Es mußte für sie etwas gescheh'n.

Als der greise Botschafter Lord Castlereagh abging, erschien als Führer der Kongreßgeschäfte in Wien der Herzog von Wellington, Feldmarschall. Seine Brust bedeckten die Orden aller Monarchen, in jeder Armee führte ein Regiment seinen Namen. Er brachte frische, scharfe Luft herein, in der Tims freudig aufatmete.

Er ging zum Feldmarschall, um bei diesem die Erinnerung an Mack, den unglücklichen General aufzuwecken, den man von seiner jungen Frau gerissen und ins sichere Verderben getrieben hatte.

Als er von Catherine sprach, die mittellos auf dem verschuldeten Gut saß, sah ihn der Herzog scharf an. Tims stotterte etwas und wurde rot. Da lächelte Wellington. „Soll ihre Pension haben, die Staatsraison verlangt das. Sie haben recht. Den Alten aber will ich mir einmal anschaun."

Ein paar Tage darauf fuhr der Herzog mit Tims zu General Mack, und zwar, wie er sagte, aus dem Grunde, weil er in ganz Wien nur schlecht von diesem Manne reden gehört hätte und die einstimmige Bezeichnung: „Der Mack, ein verbockter Esel ohnegleichen" sein Interesse für den so Bezeichneten erweckt hätte.

„Na, als Napoleon wär' er ja vielleicht ein Esel gewesen, als Mack aber ist er gescheit genug", meinte Tims.

Mack wohnte einsam in Hütteldorf in einem Bauernhause. Nach einigen Jahren Haft hatte Kaiser Franz ihn begnadigt, aber der General bekam keinen Heller Geld. Er hatte nur 2 Hemden, 2 Anzüge, einige Bücher und Karten, kochte sich selbst und verkaufte alles Überflüssige, was er besaß. Seine Frau wollte er nicht mehr sehen, bekümmerte sich nicht um ihr Schicksal. Ihr Anblick demütigte ihn. Man erzählte sich in Wien, daß sie als die uneheliche Tochter des Feldmarschalls Lacy ihm den Barontitel und das Avancement verschafft hatte, in Tagen, als ihre Mutter Einfluß besaß. . . . Er hatte als bürgerlicher Hauptmann zu der Kategorie gehört, die mit Glacé-

Ihr wißt, daß der Alte ein nahezu zehntausend Fuß hoher Herr ist, was in einer Welt, in welcher man Fünf- und Sechstausender schon „himmelhoch“ nennt, etwas sagen will. Gegen Norden ziehen sich die grauen Locken seiner Gletscher hinab, und tiefer hat er den Pelz des Tannenwaldes; gegen Süden fällt er in ungeheuren Wänden senkrecht nieder und sein eherner Panzer leuchtet über die steirischen und kärntnerischen Alpen bis ins Krainerland hinein.

Südlich des Dachstein liegt die einzig schöne Ramsau und das freundliche Schladming.

Im Westen die grünen Almen von Filzmoos mit ihrem fröhlichen Hirtenleben; dort ragt die zweizackige Bischofsmütze, an deren Fuß, wie es heißt. der wilde Jäger noch sein Wesen treiben soll; dort ruht zwischen schattigen Waldlehnen das tiefe, schwarze Auge des Gosau-Sees, der Taschenspiegel des Dachstein, in welchem sich der alte Schelm des Abends, wenn das Alpenglühen seine Wangen schminkt, so selbstgefällig beschaut. Der Dachstein ist es auch, der mit seinen Sturzbächen den schönen Hallstätter See und den berühmten Traun-See speist, sowie er überhaupt nicht weniger als zehn größere Seen in seinem Bergrund beherrscht.

Im Norden ruhen die Gelände von Aussee.

Die Spitze des Dachstein mußte nach touristischer Aufzeichnung bis zum Jahre 1834 nach Christo warten, bis sie von Menschen erstiegen wurde. Es steht zwar nirgends geschrieben, daß die Alten keine Berge bestiegen hätten, gewiß haben sie es nicht aus dem Grunde getan wie unsere Touristen, welche so gern als die Entdecker der Bergspitzen gelten möchten. Als Dachsteinforscher hat sich Professor Simony die größten Verdienste erworben.

Dieser Gelehrte ließ sich auf den Eisfeldern eine Hütte bauen und brachte in derselben mehrere Sommer zu, um Naturstudien zu treiben. Die Gesetze der Wärme, der Luft, des Lichtes, des Schalles usw. äußern sich da oben auf neuntausend Fuß Höhe anders, als hier unten, und Simony hat die Gletscherforschung sowie die Meteorologie mit mancher Erfahrung bereichert. Der „Alpenverein“ baute auf einem Felsgrate, wo sich die aus verschiedenen Richtungen heraufschlängelnden Steige einigen, eine Unterstandshütte für Dachsteinbesteiger und nannte sie Simonyhütte.

Der Alpenstock trägt eine Art Hochebene, welche über vier Stunden breit und von Kegeln, Furchen, Kesseln, Trichtern und Wällen besetzt ist. Gemsenrudel beleben das starre Bild. Die Vegetation des Kalkbodens erstreckt sich nur auf einige Moose, so üppig tief unten die Alpenrose wuchert. Edelweißsagen gibt es mehr als Edelweiß.

Aus dem Steingewirr der Hochebene steigen Schroffen und Gipfel empor, einige der höchsten ragen wie graue Türme aus dem Silberdache

Zum Dachstein auf!

Ein Erinnern aus der Wanderzeit von **Peter Rosegger.**

1873.

Wenn sich am Meeresstrande der Adria sechzehnhundert stattliche Männer aufstellten, so daß einer auf dem Kopfe des andern stünde, so wäre das Haupt des obersten so hoch wie die Spitze des Dachstein. Und wenn man ein vorzüglicher Tourist ist und von Aussee aus neun Stunden tüchtig wandert, steigt und klettert, so kann man auf der Höhe des Dachstein sein. Es dürfte aber doch nur wenige geben, die über die tiefen, breiten Spalten der Gletscher, über ihre steilen Eisfelder, an den furchtbaren Abstürzen hin mit mir wandern wollten. Und wenn — so vielleicht erfolglos, denn es gibt wenige Tage zur Sommerszeit, an welchen das Getürme des Dachstein nicht seinen Nebelhut hätte. Die zwischen den grauen Felsmauern liegenden Eis- und Schneemassen fangen in der Sonnenwärme leicht zu dampfen an.

Es ist ein arger Weg. Nur zu bald beginnen die Schluchten mit den wahnsinnigen Wildbächen, die kahlen Hänge, die ewig rieselnden Schutthalden, und wo sich irgend noch eine Menschenhütte an strauchbewachsene Felsen schmiegt, da ist sie wie ein an der Wand klebendes Schneckenhaus, das der erste rollende Stein zerdrücken kann. Höher oben, wo sich hinter den Felswällen wieder die Almen breiten, wird es gemütlicher, da blüht die Alpenrose, wuchert der Speik, wiegt sich etwa das schämige Kohlröschen unter knorrigem Gezirm. Noch weiter oben hebt die Wüstenei wieder an.

Die Felsen sind oft ganz gotisch gebaut, haben scharfe Zacken mit Steinrosen, spitze Türme mit Knörpeln und Rippen und mit steilen Dachungen, auf denen die Schneefelder liegen. Die Gemsen halten solche Schroffen für den ebensten Boden auf Erden, sie hüpfen mit ihren schlanken Beinen darauf herum, wie die Spatzen auf unseren Hausdächern.

Weiterhin lagern die mattgrauen Schnee- und Eismulden; da mag aber kein Gemslein mehr sein, da kann vielleicht nur noch der Steinadler darüber hin, wenn's ihn nicht verdrießt, wo nichts zu holen ist.

Aber die Eisfelder sind nicht der Alpen höchste Zinnen; über denselben baut sich noch manch hoher, leuchtender Riff, manch schreckhaft geformtes Horn in die Lüfte. Das sind die höchsten Warten, hier ist's mit allem aus, was wir Leben nennen.

Wir aber stehen oben und leben und jauchzen das Lied:

„Hoch vom Dachstein an,
Wo der Adler haust,
Bis ins Wendenland
Ans Bett der Sann,
Wo die Sennerin
Frohe Lieder singt

Und der Jäger kühn
Sein Jagdrohr schwingt:
Dieses schöne Land
Ist das Steirerland,
Ist mein liebes, teures
Heimatland!"

daheim in ihrem Bett, das ist schlecht: aber zu St. Martin sind nachts die Dirndln nicht daheim, das ist noch schlechter. In Donnersbachwald wächst jahraus jahrein nicht soviel Haferstroh, daß es für die Brautkränze unserer Dirndln tät langen. Und der Herrgott hat nicht so viel Feuer und Schwefel im Himmel, daß er auf unsere Almen und Brenntlerhütten genugsam kunnt regnen lassen."

Dermaßen hat der brave Hufschmied zu Steinach oftmals seiner Entrüstung Ausdruck gegeben.

Da war es einmal in der Sonnenwendnacht, daß der Schmied plötzlich aus dem Schlafe geweckt wurde; eine Maus hatte ihn an der Zehe gebissen. Auf seiner Bettstufe saß ein Männlein, das hatte Augen wie Karfunkel, so daß die ganze Kammer blitzlicht war.

„Was ist das für ein Gezücht?" rief der Schmied.

„Lieber Hufschmied mein", sagte das Männlein, „du sollst eilends aufstehen, Hammer und Zange nehmen und mit mir auf die Scheuchenspitze gehen."

„Ich alter Mann auf die Scheuchenspitze am Stein? Bin gar Jungheit nie oben gewest."

„Hufschmied, das laß meine Sorge sein", sagte das Männlein, „es geschieht dir nichts zu Leid, du bist ja ein frommer Mann."

Deß war der Schmied nicht wohlgemut.

„Steh auf!" drängte das Männlein, „kannst auf goldenem Wagen durch die Lüfte fahren oder auf feurigem Rappen reiten — wie's gefällt."

Wohl. Als der Schmied vors Haus trat, stand ein Drache da und flatterte mit den schwarzen Flügeln. Auf den Drachen mußte der Hufschmied sich setzen, das Männlein stieg kichernd in einen feurigen Wagen — dann flogen sie im Bogen über den Grimming, und auf dem Stoderzinken machten sie Halt.

„Jetzo, Meister", sagte das Männlein, „jetzo wisse, wie du mir sollst dienen. Dort unten im Ahornsee, auf den der Mond scheint, baden meine Rößlein, hernach werden sie mit ihren Knieen auf die Scheuchenspitze steigen."

„Das kann ich nicht verstehen", sagte der Hufschmied.

„Das wirst du gleich verstehen", sagte das Männlein. „Diese jungen Rößlein, das sind die losen Dirnen von Gröbming und Sankt Martin und Wörschach und Weißenbach und Steinach, die du so gut kennst und denen ich auf der Scheuchenspitze heute einen Festball gebe. Nun weißt du aber, daß die Felswände glatt und steil sind; und weil die Ballerinen knieend hinauf müssen, so wirst du ihnen Hufeisen an die Knie schlagen."

Einen Seufzer tat der Hufschmied, dann fuhren sie nieder zum See. In einer Felsenkluft wurde die Schmiede errichtet, das grünäugige

der Gletscher. Das sind der G'jaidstein, der Thorstein, die Mitterspitze, die Scheuchenspitze, das Hochkreuz, der Dachstein. Letzterer überragt die übrigen um ein weniges und ist der Majoratsherr. Unter den Gletschern der größte ist das Karlseisfeld, es hat vier Stunden im Umfang und liegt flach und breit in einer ungeheueren Mulde, welche sich gegen oben hin mächtig anschweift. Westlich dehnt sich der Gosau-Gletscher, östlich der Schladminger Gletscher; weitere Eisflächen und gletscherartige Schneelager, wie sie zwischen den Riffen und Steinriedeln liegen, sind nicht zu zählen. Der Dachstein trägt den letzten, östlichsten Großgletscher der Alpen; die Leute hier nennen das ewige Eis den „toten Schnee".

Die Spitze des Dachstein fällt nach allen Seiten schroff ab und ist kaum so breit, daß zehn Männer auf derselben stehen können. Die Aussicht von ihr ist überaus großartig. Vom Schneeberg und Wechsel bis zum Großvenediger, über die ganzen hohen Tauern und viel weiter hinaus sind sie alle sein, die grauen und die weißen Häupter. Der Glockner dort drüben kann leicht noch höher sein, er steht auf hohen Schemeln; aber versuch's einer zwischen den tiefliegenden Tälern der Enns und der Traun als Zehntausender aufzusteigen! — Und so liegt denn die Gebirgskarte in Naturgröße hier unten ausgebreitet. Die Ortschaften in den Tälern — Gott erbarm — wie auf grünem Blatte weiße Schimmelfleckchen, so liegen sie da. Soll, wie es heißt, der Herr der Schöpfung drinnen wohnen! — Gegen Norden, hinter dem Toten Gebirge und hinter dem Kolosse des Traunstein, beginnt sich's auszuflachen, und es wird wie ein blaues Meer, stellenweise licht im Sommeräther, stellenweise dunkel im Schatten der Wolken, die am Himmel stehen.

Eine ähnliche Aussicht bietet die Scheuchenspitze. Diese Spitze ist sehr sagenreich und galt als der steierische Blocksberg für junge Hexen. „Auf der Scheuchenspitze kann man alte Hufeisen finden", heißt es.

Damit hat's so seine Bewandtnis; die Geschichte des Hufschmieds von Steinach, von dem man auf der Scheuchenspitze die Hufeisen findet.

Das Dorf Steinach liegt am östlichen Ende der Dachsteingruppe, wo die Salzkammergutbahn vom Ennstale abzweigt. In diesem Dorfe lebte vor Zeiten ein frommer Mann, den man nur sprechen hören durfte, um von seiner Heiligkeit überzeugt zu sein.

„Sünder", sagte er stets, „sind wir alle, ich auch; aber demütig muß man sein, und nicht so hoffärtig wie der Postmeister zu Liezen, und nicht so Ärgernis geben wie die Adlerwirtin zu Irdning, und nicht so ausgelassen sein, wie die Burschen zu Mitterndorf, und nicht so leichtfertig leben, wie die Dirndln zu Gröbming und St. Martin und Wörschach und Weißenbach und Steinach. Die wenigsten sind was nutz heutzutag, und muß unsereiner nur seinem Gott danken, daß die Schlechtigkeit nicht ins eigene Haus kommt. Die Burschen zu Mitterndorf sind nachts nicht

Heute blüht der Ort und ist ein gesuchter Ruhepunkt für Touristen und Sommerfrischler. Und den Fremden, der einmal hier geweilt, zieht's immer wieder in diese Hochau zurück, so wie zu Rom die Fontana di Trevi jeden wieder zurückziehen soll zu ihrem Quell, der einmal daraus getrunken. Eine katholische nnd eine protestantische Gemeinde leben friedlich nebeneinander. Die Bevölkerung ist gutmütig und noch in jenem wohltuenden Grade der Entwicklung, wo Einfachheit sich mit der Kultur vereinen. Vielleicht bald wird das nicht mehr so sein. Zu Tausenden kommen die Städter mit ihren Ansprüchen, ihren Weltverbesserungsplänen und ihren Weltsünden.

Ob Schladming hinter einem Waldrücken, unter dem senkrecht aufragenden Gewände des Dachstein liegt das Hochtal der Ramsau. Den Brandriedel, einen niedrigen, grünen Vorberg in der Ramsau, sollte jeder besteigen; er ist der Fußschemel zum Hochaltare des Dachstein. Dem Gewände zu sind wir gekehrt, gerade vor uns stehen die Riesen, sichtbar von den langen, breiten Schleppen der Schuttlehnen hinan bis zur ehernen Brust, bis hoch zu dem Haupte mit dem silberweißen Gelocke, das nach rückwärts gekämmt ist und gegen Gosau, Hallstatt und Aussee schwer hinabwallt. Hoch oben im Gewände zeigt man einen vorspringenden Stein, die Felsenkanzel genannt. Als einst zur Zeit der Verfolgung die Lutheraner sich in die Klüfte des Dachstein verkrochen hatten, predigte ihnen ein Priester von diesem Felsen herab.

„Die hohen Berge sind der Gemsen Zuflucht", steht es nach dem Psalm geschrieben auf einer Tafel des Brandriedel, und ein anderer setzte bei: „Die hohen Berge sind der Hort des Menschen, der gehetzt ist von der Welt und seinen eigenen Begierden." — Eine weitere Tafel auf dieser Höhe singt mit dem Psalmisten: „Die Hügel sind lustig, die Anger sind voll Schafe, die Auen stehen voll Früchte, daß man jauchzt und singt." Ein Bild von der Ramsau, die uns zu Füßen liegt. Der gute Boten-Hans von der Ramsau aber gibt ein anderes Bild von diesem Alpentale; „bei schönem Wetter", sagt er, „ist es eine Rams-Au und bei schlechtem eine Ram-Sau".

Viel zu wenig.

Von **Otto Ernst**.

Viel zu wenig wird nämlich geredet. Es sind ja schwache Anläufe zum Besseren da; aber es fehlt noch viel, daß man befriedigt sein dürfte. Die Verbreitung des Klavierspieles — so viel auch sie noch immer zu wünschen übrig lassen mag — kann immerhin schon als erfreuliches Vorbild dienen. Es gibt doch heutigentags zum Glück kaum

Männlein führte die Dirnlein eins ums andere vor und der Meister Hufschmied waltete seines Amtes. Die Mehrzahl war da der Schönen vom Ennstal; von den Dörfern herauf, von den Gehöften heran, von den Almen herüber waren sie gekommen — ganz so, wie es der Schmied gesagt hatte: „Die Wenigsten sind was nutz heutzutag.“ Er seufzte über die Schlechtigkeiten. Er kannte fast alle. Auch die „Ehrenwerten“ waren dabei, die daheim im Rufe der Sittsamkeit und Frömmigkeit standen — betagte Frauen auch darunter. Einigen war vor lauter Knieen in der Kirche die Kniescheibe so verknöchert, daß der gute Meister die Eisennägel kaum hineinbrachte. Da wurde ihm heiß dabei, und lustig zum Springen . . .

Die meisten kamen wider alles Erwarten gern herbei, um sich für die Besteigung des Berges rüsten zu lassen. Nur eine, die allerletzte, wollte gar nicht voran und bedeckte ihre Knie mit den Händen und ihr Gesicht mit den langen Locken. Als der Meister die Störrische sah, holte er seine schärfsten Hufeisen und seine längsten Nägel hervor, aber als er ihr die Haare aus dem Gesichte schob, erkannte er — seine eigene Hausfrau. Sie aber hatte ihm vorher zugeschaut.

Eilends nahm er Reißaus, floh durch das Kar dem Tale zu und soll von dieser Nacht an nicht mehr so laut geeifert haben gegen die liederliche Welt.

Auf der Scheuchenspitze sollen eben heute noch Hufeisen zu finden sein, die sich die Mägdlein auf ihrem Balle wieder losgewetzt hatten. Es gibt Wurzelgräber, die nach solchen Dingen auslugen; sie wüßten schon, sagen sie, was sie mit den Hufeisen täten. Aber ihre Absicht habe ich niemals erfahren können.

Unter solchem Geplauder sind wir herabgekommen zu den Almen, wo wir in einer der Sennhütten einkehren und uns gütlich tun.

Hier fängt der Wald an.

Durch denselben gehen wir ins obere Ennstal nieder und besuchen Schladming, das alte Schladming mit seinem blutigen Marktplatz. Wir erinnern uns an das Blutbad, das zur Zeit der Religions- und Bauernkriege hier angerichtet worden ist. Zu dieser Zeit erhoben sich die Bauern und Bergknappen und zogen gegen Adel und Geistlichkeit ins Feld, sie wollten Verminderung der Abgaben, Freiheit in Wald und Wild. Da rückte der Landeshauptmann von Steiermark, der Dietrichsteiner, mit den kaiserlichen Söldnern an. Er wurde in Schladming von viertausend Bauern umringt und gefangen. Er entkam, aber ein Dutzend Edelleutköpfe sind in den Sand gekugelt auf dem Schladminger Platz. Da rückte der Graf von Salm (der Verteidiger Wiens gegen die Türken 1529) mit seinen Scharen an, besiegte die Bauern, ließ viele derselben hinrichten und zerstörte das blutrauchende Schladming.

Und endlich: Ein Gedanke mag noch so oft ausgesprochen und gedruckt sein — es gibt immer noch Leute, die nichts von ihm vernommen haben. Man kennt doch die Geschichte von dem Seemanne, der, von langer Reise heimgekehrt, einem Juden begegnete und ihn schalt, weil die Juden Jesum Christum gekreuzigt hätten. „Aber das ist doch schon so lange her!" rief der Jude. „Ja", versetzte jener, „ich hab' es aber erst heute gehört, als ich an Land kam!" Genau so geht es mit vielen, vielen Gedanken. Also die Angst, man könnte die Gedanken anderer wiederholen, braucht wahrhaftig keinen vom Reden abzuhalten; die Zuhörer werden nicht alle.

Es gibt aber sogar verschrobene Käuze, die eine Heidenangst davor haben, daß sie sich selbst wiederholen könnten! Sie meinen, wenn ein Gedanke einmal ausgegeben sei, so dürfte er wenigstens in derselben Rede nicht wiederkehren, es sei denn etwa als Refrain, als ceterum censeo, zu dem andere Gedankenreihen immer wieder hinführen. Nichts ist törichter als eine solche Meinung. Das gerade Gegenteil ist richtig. Empfindet man es schon in einem Buche als eine Aufdringlichkeit des Verfassers, wenn er in jedem Satze etwas anderes sagt, so wirkt dergleichen Völlerei in einer Rede vollends peinlich und verstimmend. Eine gute Rede muß sein wie eines jener großen vielgängigen Diners, die ein mir bekannter Herr zuweilen gibt und deren sämtliche Gänge aus demselben Stoffe bereitet sind, z. B. aus Schweinefleisch oder für Vegetarier) aus Kartoffeln. Dieselbe Idee muß in immer wechselnder Zubereitung immer wiederkehren. Decies repetita placebit, zehnmal wiederholt wird sie gefallen, sagt Horaz. Ein Redner, der das begriffen hat, wird etwa so sprechen: „Einigkeit, meine Herren, macht stark; Uneinigkeit dagegen macht schwach. Wo man sich einig ist, da wird man siegen, wo Zwietracht herrscht, muß man unterliegen. (Bravo!) Wo zwei sich in den Haaren liegen, meine Herren, da freut sich der Dritte, das ist ja ganz klar; wo aber zweie zusammenhalten, da sind sie gegen jeden Feind gewappnet. (Sehr richtig!) Es ist bekanntlich eine Kleinigkeit, einen einzelnen Stab zu zerbrechen; binden Sie aber einmal viele Stäbe zusammen; dann kann der größte Riese kommen, er wird seine Kraft vergeblich aufwenden, das liegt auf der Hand. (Sehr gut!) Wo Eintracht die Menschen verbindet, da können sie jeder drohenden Gefahr mit Ruhe ins Antlitz schauen; wo aber Zank und Hader Platz greifen, da müssen sie früher oder später jedem Angreifer zum Opfer fallen, das sieht ein Kind ein. Friede, meine Herren, ernährt; Unfriede hingegen, meine Herren, verzehrt!" (Stürmischer, minutenlanger Beifall) usw. Ich kannte einen Professor, der viele Stunden lang so reden konnte und den viele als einen wundervollen Redner mit Recht bewunderten. Er starb an allgemeiner Lähmung der Schließmuskeln.

noch eine kleine Beamten- oder Handwerkerwohnung, in der nicht mindestens ein Klavier von wenigstens drei Personen gespielt würde; aber wie himmelweit sind wir noch davon entfernt, daß jede bessere Familie auch ihren eigenen Redner oder gar ihrer mehrere aufzuweisen hätte?!

Ich habe mir oft die Frage vorgelegt, warum eigentlich in unseren Parlamenten, Gerichten, Volksversammlungen, Vereinssitzungen, bei Festakten und Festmählern so bitter wenig geredet werde, und bin zu merkwürdigen Aufschlüssen und Vermutungen gelangt. Da gibt es z. B. Leute, die sich allen Ernstes fürchten, Unsinn zu reden Ich gebe zu: Die Befürchtung, Unsinn zu schreiben, hat eine gewisse Berechtigung; denn was man schreibt, das bleibt und kann allenfalls durch Pedanten einer genaueren Prüfung unterzogen werden; das gesprochene Wort aber fließt, wofern der Redner nur mit der erforderlichen Geschwindigkeit spricht, so rasch vorüber, daß der Hörer in den seltensten Fällen etwas merkt uud eher glaubt, er habe nicht recht gehört, als daß der mutige Redner etwas Törichtes gesprochen habe. Und sollte ihm wirklich ein Unsinn unterlaufen und sollte dieser Unsinn zufällig bemerkt werden, so darf der Sprecher nur nicht den — leider allzu häufigen — Fehler begehen, daß er zu kurz redet. Eine Parlamentsrede von fünf, eine Festrede von drei Stunden — bei Trinksprüchen nach der Suppe kann man sich auf eine Stunde beschränken — wird so gut wie immer auch etwas enthalten, was kein Unsinn ist. Und was heißt schließlich Unsinn! Wenn man einen Unsinn mit ernster oder, noch besser, mit finsterer Miene vorträgt, so ist es noch sehr die Frage, ob er nicht ein Tiefsinn ist. Wir haben eine ganze Literatur, die von diesem Zweifel lebt.

Sodann fand ich Leute, die sich scheuten, Gemeinplätze und Trivialitäten zu reden, Gedanken vorzutragen, die schon hunderttausend-, andere millionenmal zum Ausdruck gebracht hätten — eine Befürchtung, die mindestens so unangebracht ist wie jene erste. Schon Mephisto hat, um solche zaghaften Redner zu ermutigen, die Worte gesprochen:

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht!“

Also neues kann man doch nicht denken — da macht es denn auch nichts aus, ob ein Gedanke etwas älter oder jünger ist. Vielmehr: Es ist ein Vorteil für den Redner, wenn der Gedanke recht alt ist, weil sich dann der uralte Herr Schulze sagen kann: Ganz meine Meinung. Überdies: Wenn der Redner einen Gedanken, sagen wir, von Lessing wiederholt, so darf er doch fast immer gewiß sein, daß er in der Form von Lessing abweichen werde, ja, vielleicht so sehr von ihm abweichen werde, daß der Hörer den alten Gedanken gar nicht wieder erkennt.

in der Prosa Reim und Metrum nichts zu befehlen haben, so kommen Schulfüchse daher, um uns alle erdenklichen Schwierigkeiten zu machen! Warum heißt denn die Prosa „ungebundene Rede“, wenn man sich in ihr nicht räkeln soll? „Werden Sie Redner!“ das ist der Imperativ, dem wir folgen sollen; alles andere ist unwesentlich.

Ist doch sogar schon im schriftlichen Gebrauch unserer Muttersprache eine herzerquickende Ungeniertheit zum Durchbruch gekommen! „Der Garten der Villa Carlotta ist eins der schönsten, die man sehen kann.“ — „Caruso ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten Sänger, den wir haben.“ — „Die Lage Konstantinopels dürfte schwerlich irgendwo in der Welt seinesgleichen haben.“ — Solche Dinge kann man jetzt schon fast täglich lesen. Auch dem albernen Genitiv-s geht es endlich energisch zuleibe. „Des Konventgarten“, „des Oratorium“, „des Theater“, das ist schon erreicht; nun wird man auch bald „des Klavier“ und „des Fenster“ sagen; denn Fenster ist ja auch eigentlich ein Fremdwort. Nur keine falsche Scham, bitte; die deutsche Sprache ist keine juristische Person, die klagen könnte.

Nun sollte man meinen, daß wenigstens ich diesem Imperativ immer fleißig gehorsamt hätte und ein „fortlaufender Redner“ sei. Weit davon entfernt! Man spricht am meisten von den Idealen, die man nicht erreicht hat und nie erreichen wird, und in der Tat bin ich im Reden einer der größten Feiglinge der Welt. Von Reden, die ich überhaupt gehalten habe, waren 99 Prozent vorher sorgfältigst vorbereitet; wenn ich einmal unvorbereitet sprechen muß, so bin ich krank zum Sterben und denke in einem fort: Wie hübsch wär' es, wenn jetzt ein Erdbeben käme! Wenn ich toasten soll, „maikäfere“ ich vom hors d'oeuvre bis zum Dessert, werfe zwei Gabeln und drei Messer auf den Fußboden, zertrampele meine Serviette, stoße meine Nachbarinnen mit dem Ellbogen, daß sie erschrocken aufschreien, und wenn ich dann endlich ans Glas schlagen will, wird die Tafel aufgehoben. Wenn ich vor Gericht einen Streit habe, sage ich mir: Wozu willst du reden? Was du sagen willst, das sagt sich der Richter, der doch ein intelligenter und gebildeter Mann ist, schon selbst, oder: das ist so selbstverständlich, daß es dein Anwalt natürlich vorbringt, du willst doch das Gericht nicht durch Banalitäten ermüden — aber merkwürdig: sie sagen es sich nicht und sie bringen es nicht vor; diese Richter und Anwälte sind wie der liebe Gott, der von sich sagt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege. Sondern, so viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Gedanken höher denn eure Gedanken und meine Wege denn eure Wege.“ Und dann verlier ich den Prozeß.

Ein wahrer lepus dimidus aber bin ich in Vortragsversammlungen mit anschließender Diskussion. Da hat z. B. ein Mann, der auf seinem

Man beachte in dem Musterbeispiel, das ich soeben gegeben habe, u. a. den letzten Satz. Der talentlose Sprecher würde sagen: „Unfriede verzehrt.“ Punktum. Der gottbegnadete Redner aber sagt: „Unfriede hingegen, meine Herren, verzehrt.“ Damit ist der Satz ohne Mühe und Unkosten um 150 Prozent verlängert. Der Anfänger sagt vielleicht: „Das ist möglich“ oder „Das kann sein“. Der „große Orator“ (wie einmal ein politischer Redner genannt wurde) wird sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, zu sagen: „Das, meine sehr geehrten Herren — ich will es gern zugeben — kann ja wohl allenfalls vielleicht möglich sein“, und hat damit den Satz nicht nur um genau 800 Prozent verlängert, sondern auch das, was er sagen wollte, gleich fünfmal gesagt!

Man denke sich auch den Fall (der doch gar nicht so selten ist), daß der Redner nur einen Gedanken hat: soll er da etwa aufstehen und sagen: „Einigkeit macht stark, meine Herren!“ und sich wieder hinsetzen? Die Leute würden ihn mit Recht auslachen. „Welch ein Tölpel!“ würden sie rufen, „welch’ ein Dummkopf! Und der will in den Landtag!“

Es ist mit dem Gedanken wie mit dem Hering: wo er sich zu häufig macht, wird er nicht geschätzt. Timon von Athen verfiel in Elend und Raserei, weil er seinen Reichtum unsinnig verschwendet hatte. Ein Timon des Gedankens erleidet dasselbe Schicksal.

Die lächerlichste aller Ängsten unerfahrener, lampenfiebernder Redner aber fand ich bei Leuten, die — man sollt’ es nicht glauben — sich einbildeten, sie dürften nicht aus der Konstruktion fallen, dürften keine „unlogischen“, „unschönen“ Satzgebilde formen, müßten sich vor Pleonasmen, Tautologien, Widersprüchen im Beiwort, Synonymenhäufung &c. &c. hüten. Gewiß; wenn jemand sagt: „Wir müssen den Strom der Zeit bei der Stirnlocke fassen“ oder wenn er seinem Gegner „bodenlose Oberflächlichkeit“ vorwirft, so ist ja nicht ausgeschlossen, daß es jemand merke, aber von Tausenden noch keine zwei! Es gibt ja Sonderlinge, die die Meinung verbreiten möchten, die Sprache sei ein mindestens so edles Material wie der Marmor und bedürfe zu ihrer Formung genau so sehr der Meisterhand wie jener, und ihre vollendeten Gebilde seien ebenso wohl Kunstwerke wie die Venus von Milo und was dergleichen Verstiegenheiten mehr sind, die nur dazu führen, dem Versammlungs- und Tafelredner das Leben schwer zu machen. Solche Phantasten wollen in einer Rede Rhythmus, Melodie, Architektur, Unterschiede der Dynamik, der Schattierungen wahrnehmen — verrückt! Dergleichen Forderungen mögen ja in der Poesie eine gewisse Berechtigung haben — in der Prosa gilt Freiheit und Gleichheit zwischen Cäsar und Piepenbrink. Kaum sind wir froh, daß uns

Welt feiern, heute, wo sie nacheinander in Newyork, Cairo, Smyrna und Athen unter riesigem Beifall gesungen worden sind, denken muß? Ob denn manche Leute, die eine gar so vehemente Abscheu vor jeder österreichischen Erfindung, vor jeder österreichischen Kunstbestrebung, vor jeder österreichischen Ware dokumentieren, und denen heimisches Gefühl so oft als Greuel erscheinen, nach solchen Erfahrungen nicht endlich doch erröten?"

Besonders nach der erfolgreichen Aufführung des Liederspiels „Am Wörthersee" in der Hofoper waren solche Vorhalte notwendig. Manche Wiener Blätter taten äußerst ungnädig. So erging sich Ludwig Speidel im „Fremdenblatt" vom 23. März 1880: „Nach dem ‚Troubadour' wurde (gestern) eine ‚Duliöh'-Operette, das einaktige kärntnerische Liederspiel ‚Am Wörthersee' von Th. Koschat gegeben. Die Musik bewegt sich in dem bekannten Gebirgsstile, sozusagen zwischen Gemüt und Kropf." Da wetterte der biedere Berg wieder: „Sollte es doch in Frankreich einer versuchen, die Verherrlichung der Heimat als Tingel-Tangel-Bestrebung zu erklären — man würde ihm gehörig heimleuchten. Aber bei uns hier in Wien ist bei der verschrobenen Richtung gewisser Tonangeber alles zu erwarten."

Jene Nörgler, die erklärt hatten, ein solches Singspiel wäre nicht hofopernfähig, kamen übrigens gehörig zuschanden, denn der leutselige Erzherzog Wilhelm beglückwünschte den Kärntner Komponisten auf offener Straße zu dem Erfolge seines Werkes und hob besonders hervor, der Einakter habe bei Hof außerordentlich gefallen. Das ermutigte den Sänger der Kärntnerheimat, bald darauf wieder mit einem Singspiel „Der Bürgermeister von St. Anna" vor die Öffentlichkeit zu treten und zu einem Volksstück von Dorn, „Der Gosauschmied", die Musik zu schreiben, die übrigens das einzige Ansprechende an dem Stücke war. Erfolg auf Erfolg stellte sich ein.

Das erste Heft des Koschat-Albums brachte es zu einer Rekordauflage: Eine Million! Das „Verlass'n" wurde in 600.000 Sonderheften der Sängerwelt zugänglich gemacht. Im Jahre 1883 kamen bei 728 Liedertafeln und Gesangsvereinskonzerten 902 Koschatsche Kompositionen, das Jahr darauf ihrer 1008 zur Aufführung. Indessen ist die Aufführungszahl auf 3000 im Jahre gewachsen. Solche Zahlen sprechen. In Amerika führen drei Gesangsvereine den Namen Koschats, Bergleute in Staßfurt singen einige hundert Meter tief in der Erde Koschat-Lieder.

In Paris fand der Liedermeister 1885 in musikalischen Kreisen herzliche Aufnahme und war selbst überrascht, zu erfahren, daß er auch unter den Franzosen so viele Schätzer habe. In einem großen Konzert spielte Alfred Grünfeld den Parisern Koschatsche Tonstücke vor; einer

Gebiet zu Hause ist, nach sorgfältigster Vorbereitung einen ausgezeichneten Vortrag gehalten — was läge näher als der Wunsch, zu zeigen, daß man auch über denselben Gegenstand mitreden könne? Aber nein: wenn ich an dem Vortrage nichts Wesentliches zu ergänzen oder zu widerlegen habe und mein Gewissen mich nicht geradezu zwingt, das Wort zu ergreifen, dann sitze ich da wie Trumpf-Sechs. Mit welcher Frische besteigen dagegen beherzte Männer und in neuerer Zeit auch Frauen in unabsehbarer Reihe das Rednerpult und widerlegen den Vortragenden, indem sie seine Ausführungen wiederholen, oder stellen sich mutig auf seine Seite, indem sie das Gegenteil von dem sagen, was er gesagt hat, oder, wenn der Vortragende über antike Plastik gesprochen hat, so tritt ein einfacher Lohgerber auf und beweist, daß wir es nie zu einer antiken Plastik bringen werden, solange der Impfzwang nicht aufgehoben ist, usw. Immer häufiger liest man jetzt in den Zeitungen: „Die Diskussion dehnte sich bis weit über die Mitternachtsstunde aus", und dann lacht mir jedesmal das Herz. Es ist doch wenigstens ein Anfang.

So las ich denn auch vor kurzem mit lebhafter Genugtuung in einer großen Zeitung von einem Schiff, das eine Einweihungs- und eine Eröffnungsfahrt auf einem neuen Kanal gemacht hatte und erst lange nach der festgesetzten Zeit anlegen konnte, weil die an Bord gehaltenen Tischreden nicht früher beendigt waren. Ein sehr intimer Bekannter von mir meinte dazu, daraus ersehe man wieder einmal, daß die Zahl der Rettungsboote gar nicht groß genug sein könne. Ich denke, dergleichen frivole Witzeleien richten sich selbst. Wir wollen uns freuen, wenn bei der Einweihung des Panamakanals in entsprechendem Maße geredet wird, und sollte sich die Freigabe dieses neuen Verkehrsweges für die allgemeine Schiffahrt wirklich um einige Monate verzögern! Und wenn Kanäle keinen genügenden Raum für die Entfaltung unseres Redebedürfnisses bieten — wozu haben wir die fünf großen Weltmeere?! Zum Seefahren? Lächerlich. Verba facere necesse est, navigare non necesse est. Reden ist die Hauptsache; Seefahren ist Blech.

Thomas Koschat.

Von **Karl Krobath**.

(Schluß.)

An Anfeindungen fehlte es auch nicht. Wenn sie aus den Kreisen der Landsleute kamen, deren Lob er begeistert sang, schmerzten sie Koschat tief. Berg, der tüchtige Schriftleiter des „Kikeriki", rieb solchen Leuten es ordentlich unter die Nase: „Was denn ein solcher Feind der Kärntnerlieder heute, wo Koschats Lieder einen Siegeszug durch die ganze

Auch nachher, als nach zehnjährigem Bestand des Quintetts der Tod des Barytonisten Kinsky eine Lücke riß, wurden Koschat und die Mitglieder der Hofoper Bruckner, Fochler und Schittenhelm öfters bei besonderen Anlässen erbeten. So erging im Juli 1890 der Ruf an sie, unverzüglich nach Ischl zu fahren. Sie hatten zur Vermählung der Erzherzogin Marie Valerie ein Lied auf ein Gedicht der Kaiserstochter vorzutragen, „Loserlied" betitelt, das während der Besteigung des Berges Loser bei Aussee durch die Kaiserin und deren poetisch veranlagte Tochter entstanden war. Die Überraschung durch ein Ständchen mit dem „Loserlied" ging denn auch von der Kaiserin selbst aus.

Der mitbeteiligte Sänger Anton Schittenhelm hat dieses Ständchen in der Kaiservilla zu Ischl sehr anschaulich geschildert.

„Wir befanden uns in der Nähe eines Seitentraktes der Villa. Vor derselben befindet sich eine Rasenfläche, abgegrenzt durch eine Strauchwerkanlage. Nachdem uns der Balkon, der auf diesen Teil des Gartens vom ersten Stock hinausführt und auf dem die Allerhöchsten Herrschaften während der Produktion des Quintetts sich befinden würden, gezeigt worden, glaubten wir, am Rande der Anlage Aufstellung nehmen zu sollen.

„Nein, nein", fiel uns Prinz Hohenlohe ins Wort; „Sie dürfen gar nicht gesehen werden. Die Überraschung muß eine vollkommene, plötzliche sein."

„Dann singen wir unter dem Balkon", erlaubten wir uns zu erwidern."

„Bravo, bravo! Das ist eine prächtige Idee und so machen wir's auch", war die Antwort des Fräuleins v. Ferenczy, der Vorleserin der Kaiserin, und des Prinzen Hohenlohe.

Es war etwa $^3/_4$8 Uhr abends und genau um 8 Uhr sollte der Vortrag beginnen. Rasch eilten wir unter den Balkon, warfen unsere Überröcke durch das offene Fenster eines Parterrezimmers und nahmen Aufstellung unter dem Balkon, nachdem Prinz Hohenlohe uns gesagt hatte, er begebe sich jetzt um die Ecke der Villa, wo er nach dem Balkon auslugen könne. Sobald die Majestäten auf dem Balkon erscheinen würden, werde er uns ein Zeichen mit seinem Stocke geben.

Klopfenden Herzens erwarteten wir den Schlag der Turmuhr. Unsere Blicke waren nach der Ecke der Villa, aber, da wir unter der Brüstung des Balkons standen, auch verstohlen nach oben gerichtet.

Endlich war der Augenblick da. Nach dem achten Glockenschlage begann jedoch das Abendläuten. Es war ein herrlicher Sommerabend. Schon erglänzte der aufgehende Mond; Sterne funkelten am tiefblauen Firmament und Freudenfeuer loderten auf den umliegenden Bergeshöhen. Göttliche Ruhe lag über uns, durch die Lüfte drangen

der vornehmsten Pariser Musikverleger wollte gleich sämtliche Werke des Kärntner Sängers in Verlag nehmen.

Sogar der Schah Nasr-ed-din begeisterte sich für die Koschatlieder. Im Juli 1878 hörte der „Mittelpunkt des Weltalls“, wie der persische Byzantinismus den Herrscher nennt, bei der Festvorstellung in der Hofoper zwischen der großen Preghiera aus der „Stummen von Portici“ und dem Jagdchor aus „Euriantbe“ ein Kärntnerlied Koschats und es gefiel ihm am besten von dem Gebotenen. „Koschats herzliche Alpenweise hörte sich gar lieblich an und schoß entschieden beim orientalischen und nichtorientalischen Auditorium den Vogel ab“, berichtet der ‚Pester Lloyd‘.“

Die Geistinger erzielte mit Koschatliedern immer nachhaltigen Erfolg. So schrieb das ‚Leipziger Tageblatt‘ im Jänner 1880: „Der von Nummer zu Nummer sich steigernde Beifall erreichte seinen Höhepunkt nach den von Frau Geistinger in hinreißender Weise vorgetragenen Kärntnerliedern von Koschat.“

Für bie Verbreitung der Koschatlieder in Australien hat der Musikhändler Neumann Sorge getragen; 1880 kamen sie in Sidney zu Ehren und bürgerten sich ein. In New-York setzte sich zuerst Dr. Damrosch für sie ein, mit bestem Erfolg. In Smyrna und Kairo tauchten sie 1879, etwas später in Japan auf. So hat bereits zu Anfang der achtziger Jahre das Lied unseres Meisters den Erdball umwandert.

Viel zur Bekanntmachung der Werke Koschats trugen die regelmäßig jedes Jahr beim „Grünen Tor“ in der Lerchenfelderstraße abgehaltenen Koschat-Abende bei, die ein Bericht aus jenen Tagen „eine überreich beschickte Generalversammlung von geradezu berückenden Frauenschönheiten“ nennt, zu der sich viele „bekannte Mitglieder des hochadeligen, diplomatischen und finanziellen Mäzenatentums“ einfanden. Und noch mehr popularisierte das von Koschat geschaffene „Lied im Volkston“ das im August 1877 zusammengetretene „Kärntnerquintett der Hofoper“. Kärntner war von den fünf Herren übrigens nur Koschat; von den anderen, Bruckner, Birnbaum, Graf, Kinsky, waren Drei Urwiener und einer ein Böhme.

Durch die Mitwirkung bei den Soireen des Fürsten Hohenlohe, des Grafen Hans Wilczek, Operndirektors Jauner, des Barons Nathaniel Rothschild u. a. kamen die „Kärntner“ bald in Mode. Sie wurden zu Veranstaltungen bei Mitgliedern des Kaiserhauses beigezogen. Franz Liszt hörte sie 1879. Er hatte Bauernsänger erwartet, Naturjodler aus den Kärntner Alpen. Als ihm fünf Herren in tadellosem Frack entgegentraten und sich als tadellose Sänger von der Hofoper entpuppten, staunte er noch mehr. „Die Herren sind in der Tat ernst zu nehmen!“ sagte er wiederholt.

Wie aus einer anderen Welt kommend, sollten die Worte zu den Herzen der Lieben dringen. Welch' eine erhabene Idee! Nur ein so edles, tieffühlendes, poesievolles Gatten- und Mutterherz vermochte sie auszudenken.

Zu dem sternenhellen Himmel und dem nunmehr im vollsten Glanze erstrahlenden Monde gesellte sich eine Prachtillumination der in Festesfreude bewegten Stadt Ischl, und als wir die hellerleuchteten Straßen nach erfolgter Verabschiedung vom Prinzen Hohenlohe durchwanderten, hatte außer uns niemand eine Ahnung von der ergreifenden herzlichen Familienszene, die sich vor wenigen Minuten in der kaiserlichen Villa zugetragen.

Im Jahre 1894 gelang es dem sangesfreudigen Komponisten, das zweite Quintett, das aus zwei Damen und drei Herren bestehende „Gemischte Koschat-Quintett" zu gründen, das besonders bei den in Wien und dann in Klagenfurt unter Ehrungen, wie sie einem Liederdichter bei Lebzeiten selten zuteil geworden sind, abgehaltenen Koschat-Festen (zu Gedenken an Koschats 50. Geburtstag und zugleich seine 25jährige Tätigkeit als Komponist) vorteilhaft hervorzutreten Gelegenheit fand. Ende Dezember 1896 wurde es von dem „Koschat-Quintett" abgelöst, das 16 Jahre mit dem Meister reiste. Traxler sang den ersten, Fournes den zweiten Tenor, Fochler den Bariton, Haan zweiten Baß, Thomas Koschat den Füllbaß, im Kärntnerlied die „tiefe Quint" genannt.

Dieses dritte Koschat-Quintett hat bis zu seinem zehnjährigen Jubiläum (1906) 609 selbständige Konzerte in 253 verschiedenen Städten und Orten, bis 1910 in 278 Orten 811 selbständige Konzerte gegeben und bei 76 sonstigen Veranstaltungen mitgewirkt. Ungefähr 618.000 Personen begeisterten sich dabei an der schlichten und doch so ansprechenden Kunst Koschats. Man ehrte ihn, wie wenige Sänger geehrt worden sind. Seine Konzertreisen gestalteten sich in Deutschland zu Triumphzügen. In Leipzig, München, Wien, Dresden, Düsseldorf, Köln, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Zürich waren die Konzerte des Koschat-Quintetts durchgehends von mehr als 2000 Personen besucht, mochte die Sommerhitze noch so drücken, der Saal noch so erfüllt sein. Im Ganzen trat das letzte Koschat-Quintett in über 190 Orten Deutschlands, in 64 Orten der Monarchie, in 10 Orten der Schweiz auf. Außerdem sang es in Dänemark, Belgien und in den Niederlanden. In Ungarn rief die Menge begeistert: „Eljen Kossuth!" Zu der geplanten Reise nach Amerika kam es nicht mehr, der greise Sänger durfte sich nicht mehr den Strapazen einer so weiten Reise aussetzen.

Wie Koschat komponierte? Ohne Klavier, im Kaffeehaus oder wo er gerade war, wenn ihn eine musikalische Idee gefangen nahm. Besondere

die Klänge der Abendglocken an unser Ohr. Es waren erhebende und zugleich aufregende, von uns nie zu vergessende Augenblicke.

Es wurde still und wir hörten Tritte auf dem Balkon. Ein rascher Blick nach oben ließ uns die in Schwarz gekleidete blühende Gestalt unserer Kaiserin gewahren; wir traten rasch und leise zurück, und nun hörten wir sprechen: „Eine entzückend schöne Nacht! Ah, diese herrlichen Höhenfeuer! — Das ist wunderbar!"

Es waren dies die einleitenden Worte der Kaiserin, welche den Kaiser, ihre Tochter Valerie und ihren Schwiegersohn Erzherzog Franz Salvator auf den Balkon geführt hatte.

In demselben Augenblicke sahen wir auch das verabredete Zeichen an der Ecke der Villa und nun begannen wir den Vortrag des Quartettes:

O fraget nicht nach morgen,
Das Heut' ist ja so schön!
Verstreut ins Tal die Sorgen,
Laßt sie vom Wind verweh'n.

Was eure Herzen möchten,
Vertraut's dem Loser an;
In lauschig stillen Nächten
Vertraut dem Mond er's dann.

Der dient den Englein droben
Als silbernes Brevier,
Woraus den Herrn sie loben
Und preisen für und für.

So wird der Herr das hören,
Was unten niemand weiß,
Und soll er's euch gewähren,
Gebt euch dem Loser preis!

Nach Beendigung des Quartetts und als sich die kaiserliche Familie zurückgezogen hatte, wurden wir vom Prinzen Hohenlohe zum Haupteingange der Villa geleitet, wo bereits die Palastdame Gräfin Festetics erschienen war und an uns unter Freudentränen und mit bebenden Lippen folgende Worte richtete: „Ihre Majestät die Kaiserin läßt den Herren vielmals für den reizenden Vortrag des Quartetts danken und wäre gern herabgekommen, um persönlich Ihren Dank auszusprechen. Ihre Majestät ist jedoch in Tränen aufgelöst vor Freude und Rührung über die ihr gelungene Überraschung."

Und uns allen, die wir an der Ausführung derselben mittätig waren, standen Tränen in den Augen.

Was mußte sich im Kreise der Allerhöchsten Familie zugetragen haben, als die poetischen Worte der Lieblingstochter vertont gehört wurden, ohne jemanden zu sehen!

ihre Bewältigung für uns außerhalb jener Regionen unüberwindliche Schwierigkeiten bietet. Man höre sich nur das Abmühen unserer Sänger an, wenn sie Worte wie: ‚Diandle‘, ‚muaßt‘ 2c. herausbringen wollen. Es klingt ebenso komisch, als wenn ein solcher Älpler Hochdeutsch zu sprechen sich bemüht. Wie soll ein Lied wirken, wenn der Text nicht zur gehörigen Geltung kommen kann?! Wie viele Dialekte zu bewältigen werden doch einem Sänger zugemutet!“

Ja, die guten Allesbesserwisser! Wie genau sie die Rezepte kennen; nur zu eigenem Nutzen anwenden können sie die Stoffe nicht, aus denen ein Kunstwerk entsteht. Dazu gehört Talent, Genie.

Die Koschatlieder machten die auf die Bewältigung der Mundart angewandte Mühe zu keiner vergeblichen. Die wackern deutschen Sänger ließen es sich nicht verdrießen, ein wenig Kärntnerisch zu studieren. Manche Sängervereine hielten eigene Sprachabende ab, weil ihnen nicht nur das Kärntner Lied, sondern auch die Kärntner Sprache gefiel.

Den berühmten Wörthersee-Walzer sangen in Deutschland zuerst die Paulaner, der Akademische Gesangsverein in Leipzig. Das „Leipziger Theaterblatt“ vom 23. Juli 1878 schreibt darüber: „Der Haupttrumpf wurde aber zuletzt ausgespielt, es waren dies die Koschatschen Walzer „Am Wörthersee“. Sie sind wahrlich das Ideal von Walzern. Da liegt ein Schwung, eine Lieblichkeit darin, die sich kaum beschreiben lassen und eine wirklich faszinierende Wirkung ausüben.“ In Österreich brachte den „Wörthersee“ als Erster der Wiener Männergesangverein in Schwenders Park „Neue Welt“ zu Gehör. Professor Rudolf Weinwurm dirigierte; der Einschlag war schier beispiellos.

Ein verständiger Schätzer und Förderer der Koschatlieder ist Kaiser Wilhelm II., wie überhaupt in der Familie des Kaisers die Tonwerke des Kärntner Meisters sehr beliebt sind. Das Lieblingslied des Kaisers ist ‚Herzlad‘. In die güldne Ehrenkette, die er als Wanderpreis für die deutschen Männergesangvereine stiftete, ließ er fünf stolze Namen eingravieren: Brahms, Schumann, Schubert, Jensen; und als einzigen von damals noch Lebenden Koschat.

Der Kärntner war überglücklich. Auf sein bewegtes Dankschreiben traf von Bord der „Hohenzollern“ die Antwort ein, der Kaiser behalte es sich vor, gelegentlich Koschat zu sich zu bescheiden. Tatsächlich wurde er in die Kommission zur Herausgabe des Kaiserwerkes „Volkslied“ berufen und von dem kunstsinnigen Kaiser mehrmals durch herzliche Ansprachen ausgezeichnet.

„Ich kann Sie den deutschen Sängern nur als Muster hinstellen“, sprach Kaiser Wilhelm unter deutlichem Hinweis auf einige moderne Komponisten, die gewohnt sind, die menschliche Stimme wie ein kompliziertes Instrument zu behandeln. „Mit dem, was jetzt manchmal

Stimmung brauchte er keine, aber Stimmung überhaupt. Er versetzte sich im Geiste in die Heimat. Alles andere verschwand dann um ihm her. Der Duft ihrer Wälder umwehte ihn, er vergegenwärtigte sich die Majestät der heimatlichen Berge, die blinkende Schönheit der Seen. Nicht zu vergessen den Liebreiz der Kärntnerinnen. „s Busserln is gar so süaß, s Busserln is gar so guat . . . Wann Gott das Bußlangebn niamals erschaffen hätt, das war a traurigs Lebn, na, mir gfallets net!“ — Aus solchem Sinnen entstanden seine heiteren oder idyllischen Werke; die ernsten hingegen sind zumeist Lied gewordenes Erlebnis. In der Jugend bevorzugte er das Tieftraurige, im Alter das Heitere. Überhaupt paarte sich in seinem Wesen glücklich Ernst mit Humor.

Wie sein nebst dem „Verlassen“ populärstes Werk, der „Wörthersee-Walzer“, entstanden ist, darüber schreibt er selbst: „Da steht wieder das Bild eines prächtigen Kärntner Mädels vor meinen Augen: die Waberl. Ein festes, urwüchsiges, schönes Weib, das die Ruder kräftig führte und den Wellen standhielt. In einer schönen Sommernacht bat ich sie, mich hinauszuführen gegen Maria-Wörth. Man mußte von dem unbeschreiblichen Zauber, der über der Gegend lag, ergriffen werden. Wenn wir Kärntner Gott am nächsten glauben, dann weinen wir . . . und Waberl verstand mich und berührte mit leichten Händen meine Wangen. Auf einem weißen Kärtchen im Lichte des Mondes, umzittert von linden Wellen, entstand da der Walzer „Am Wörthersee“. Und ich glaube, diese Stimmung hätte jeden Menschen zum Sänger machen müssen.“

Gedicht und Musik entstanden zu gleicher Zeit als ein einheitlicher Guß. Die ersten Texte schöpfte der junge Komponist aus seiner damaligen Stimmung; die Schöne der „karntnerischen Diandlan“, das Bußlangeben, der Unbestand der Liebe, das Verlassensein hatten ja tief in sein Leben eingegriffen.

Von seinen Liedern ist ihm „Abschied“ das liebste gewesen. Als der Chor 1879 erschien, äußerte sich das Blatt Heinrich Pfeils, „Die Sängerhalle“ in Leipzig, ein wenig kritisch: „Die Melodie der ersten vier Takte liegt im ersten Baß und bewegt sich innerhalb der kleinen Oktave. Da nun die Baßmelodie zugleich Oberstimme ist, so kommen die beiden Tenöre in ihrer tiefen Lage sehr ins Gedränge. Der Komponist hätte dies sehr leicht vermeiden können, wenn er entweder diese vier Takte nur dreistimmig (es klingt ja so manches nur dreistimmig) behandelt oder den jetzigen zweiten Tenor mit Abänderung einzelner Intervalle um eine Oktave höher zum ersten Tenor gemacht und die zur Harmonie fehlenden Töne dem andern Tenor übergeben hätte. — Das Lied gehört unter die guten des Komponisten. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß diese Sachen, von Koschat und seinem Quartett vorgetragen, Wirkung machen; nicht minder wahr aber ist es auch, daß die Sprache in diesen Liedern und

„es sticht mich überall. Wirst sehen, mich wird der Herzschlag treffen. Sag aber jetzt niemandem etwas davon."

Immer schwerer lasteten die Bürden des Alters auf seinen Schultern. Die letzten zwei Jahre waren ein Märtyrium. Nun hat er ausgerungen. Und nehmt nur alles in allem: Thomas Koschat war ein bedeutender Liederkomponist und Volksdichter, ein unvergleichlicher Bahnbrecher für die Bekanntmachung seiner Heimat, ein lauterer Charakter, ein schlichter, aufrichtiger, edler Mensch. Und wie wenige können das von sich sagen, was mir der getreueste Freund an jenem Tage der Todesahnung, am 14. August 1907, mit feierlich bewegten Worten sagte: „Mein Gewissen ist rein. Alles, was ich erlebt und getan, kann veröffentlicht werden. Am Sterbebett kann ich ruhig sein. Ich habe mich gefreut mit den Lustigen und mitgefühlt mit den Bedrängten. Ich half, wo ich nur konnte, und habe nie jemandem etwas mit Bewußtsein zu Leide getan. Ich glaube, ich habe keinen Feind. Das macht mich glücklich!"

Heimgärtners Tagebuch.

Die politischen Zeitnotizen des Tagebuchs im vorigen Hefte wurden anfangs Juli geschrieben, Mitte Juli gedruckt und Ende Juli veröffentlicht. Sie waren auf diesem vier Wochen langen Weg gründlich alt geworden. Die Zeilen entstanden in jenen Tagen des Schreckens, in jenem Österreich der Unentschlossenheit, des Zauderns, der inneren Wirren, des tatlosen Unmutes. Und als sie — schon einmal gedruckt — in die Welt gingen, war eine andere Zeit, ein anderes Österreich. — Ein anderes Europa.

Am 25. Juli abends.

Was ist das für ein Schreien und Jauchzen so spät?

„Krieg! Krieg!" Lustjauchzend wird es ausgeschrien, dieses schrecklichste aller schrecklichen Worte. — So weit ist es gekommen, daß die Volksmenge, daß wir alle den Krieg als Erlösung empfinden.

Nie anders mein Lebtag habe ich fühlen, denken, reden können als Frieden! Alles für den Frieden, für den lieben, beständigen Frieden. — Und nun muß ich zur höchsten Verblüffung erfahren, daß es unter Umständen gar nichts Notwendigeres gibt als den Krieg. Wie lägen wir jetzt da unter den Füßen unserer haßerfüllten Gegner, in Leid und Schmach, ohnmächtig — wenn es den Krieg nicht gäbe? Wo wäre ein andres Mittel, unsere befleckte Ehre zu retten, unser Recht zu schützen, die Niedertracht zurückzuweisen, die grausen Verbrechen, die an uns

geschieht, hat echte Kunstübung nichts zu schaffen. Die Rückkehr zur Einfachheit wird sich vollziehen mit Notwendigkeit. Auch Sie verdanken Ihre Erfolge ganz einfachen Liedern. Mit Herz und Gemüt, mit Harmonie und Innigkeit erzielt man noch immer die größten Erfolge."

Ich lobe mir, wie schon eingangs angedeutet, auch den Dichter Koschat. Treffend und innig, schlicht und volkstümlich sind seine Gedichte, die er in der Sammlung „Hadrich" herausgegeben hat. Auch seine Prosa liest sich gut. Die „Dorfbilder" und die „Erinnerungsbilder" verdienen gelesen zu werden.

In Anbetracht solcher Erfolge hätte es Koschat zu Reichtum bringen können. Er ist arm geblieben.

„Das macht mir nichts", sagte er dennoch guten Mutes. „Ich habe nie den Verstand gehabt, ein großes Vermögen zu erwerben. Ich bin ein Idealist und froh, daß ich's sein darf. Ich komponiere — heute geht das freilich schon viel langsamer — weil es mich freut, und ich singe, weil ich die Stimme dazu habe, und werde singen, solange ich kann."

Ging es manchmal nicht ganz glatt im Finanziellen ab, so war dies nur eine Folge seiner unbegrenzten Güte. Vielhunderten Studenten hat er geholfen; kein Kärntner pochte hilfesuchend vergebens an seine Tür. Er gab und half, oft über seine Kräfte hinaus. Dafür bekam er nicht selten Vorwürfe.

So hatte er einem heruntergekommenen Landsmann, der ihn auf der Ringstraße anfocht, einen Gulden gegeben. Und er wurde dafür zusammengeschimpft.

„Sö, Herr Koschat — mir bloß a Anserl z göbn! Dös is schmutzig von Ihna. Wo Sö von uns löbn — aus unsre Liad a soviel Geld schlagn!"

Wie er's vorhergesagt, traf es zu. Ein echter Sänger, konnte er ohne Singen nicht leben. Den Ruhestand hat er nicht lange genossen.

Schon im Jahre 1907 erfüllten ihn düstere Todesahnungen. Wir trafen uns am 13. August in Eisenkappel und fuhren in einer Kutsche nach Bad Vellach. Gegen Abend gingen wir spazieren. Da sagte er mir unvermittelt: „Wenn ich gestorben bin, bringts mi nach Kärnten. Ich will nicht wo anders begraben sein."

Am nächsten Vormittag bat er mich wieder, wohl darüber zu wachen, daß er nicht außer der Heimat begraben werde. Wo man ihn in Kärnten begrabe, sei ihm gleich — in Viktring, in Klagenfurt oder anderswo. Nur in Heimaterde! Und nachmittags — unsern Augen öffnete sich das herrliche Gebirgs-Amphitheater des Seelandes — blieben wir hinter seiner Schwester und seiner Frau zurück, und der Freund, dazumal noch verhältnismäßig rüstig, seufzte: „Das Herz . . . das Herz is bei mir nicht in Ordnung. Es sticht mich" — er griff an den Kopf —

Brüderlichkeit für einander. Viele Schlacken fallen von unseren Herzen in diesem Glühen für Größtes.

Nie noch ist bei uns ein Krieg so begeistert begrüßt worden wie diesmal. Vielleicht haben wir ihn auch nie noch so notwendig gebraucht.

Am 30. Juli.

Man hatte ihn kaum erwarten können, den Abend des letzten Friedenstages, bis die Sonne unterging. Der Abend brachte die Entscheidung. Am nächsten Morgen zeigte der Krieg sein erstes Antlitz. Gassen und Straßen voll aufgeregter Menschen. Geschäfte gesperrt, Zukunftspläne vernichtet, Familien zerrissen. Aus unserm Bauerndorf haben mehr als hundertfünfzig junge Männer fort müssen. Auch meine Familie hat fünf Mitglieder bei der Armee. Alles ist Soldat, überall Soldaten. Jede Arbeit stockt. An Stelle des Bürgergesetzes ist das Notrecht getreten. Das ganze öffentliche Leben in Belagerungszustand. Da hat mancher gestaunt über den bejubelten Krieg, den er nur nach dem Hörensagen gekannt. Da hat mancher eingesehen, weshalb bei uns mit dem Krieg so lange gezögert worden ist. Jetzt sah man das erste Antlitz. Und war es doch noch nicht einmal des strengen Völkerzüchtigers wahres Antlitz. Das kommt erst später.

Am 31. Juli.

Unter den Einrückenden, die mit heiterer Zuversicht fortzogen, war ein finsterer Bursche. Der konnte den Aufenthalt des Zuges auf dem Bahnhof nicht ertragen. „Mich verbrennt die Racheluſt!" schnob er mir zu. „Wenn ich nicht bald ein Dutzend dieser Mordbuben niederlegen kann, so muß ich ersticken!"

Ein andrer riß allerhand Witze über den Feind und beredete vorlaut und großsprecherisch den Sieg, ehe sich noch ein Arm gerührt hatte. Da mußte ich mahnen: „Weltgeschichte wird nicht mit dem Mund gemacht."

Im ganzen waren die Einberufenen, die man überall sah, voll ruhiger, ernster Zuversicht. Am meisten rührt mich die stille Heldenhaftigkeit des ärmeren Volkes, das alles, was von ihm verlangt wird, klaglos hingibt.

Am 3. August abends.

Die Jubelstimmen wurden ein bißchen heiserer, als die Nachricht kam von den Rüstungen in Rußland. Väterchen hatte nämlich, während es dem deutschen Kaiser mit weinerlich-süßem Gesicht von treuer Friedensliebe sprach, die Arme hinter dem Rücken gehalten und emsig Messer gewetzt. Hierauf sagte der deutsche Kaiser, er verstehe es schon! — Nun wissen wir, um was es geht.

Jetzt ist jeder von uns Soldat. Jeder leiste ruhig und mit seiner Kraft, was er leisten kann, im Vertrauen auf sich und auf das Ganze. Es geht um's Größte, was wir auf dieser Erde haben.

begangen wurden, zu strafen? Hier ist der Krieg, dieses „fluchwürdige Überbleibsel aus wilden Zeiten“, die einzig richtige Kulturtat. — Wir haben an unserm Feind ein Richteramt zu vollführen. Wenn sie uns mit ihm allein lassen, wird bald wieder Friede sein.

Wie leicht sind wir sonst verzagt, wenn es Mißernten gibt, Krankheiten, schlechte Geschäftszeiten; jedes kleine Mißgeschick macht uns nervös. Und nun schicken wir unsere Söhne aufs Schlachtfeld, gehen am liebsten selbst mit ihnen — starken, hochgemuten Herzens. Vor Möglichkeiten furchtbaren Unglücks können wir jauchzen. Emporgerissen sind wird aus dem Eigennutz des Tages, empor zur Opferfreudigkeit für das Gemeinsame. Auf einmal ist uns allen klar, daß es höhere Güter gibt, als die sind, um die wir uns täglich balgen. Schon dieses Emporsteigen ins Menschentum ist ein Sieg.

Am 27. Juli.

Krieg und Krieg, welch ein Unterschied! Den einen stiften Schurken an, den andern muß der sich seiner Pflicht und Ehre bewußte Mann aufnehmen, um das Unrecht zurückzuweisen, das sonst ihn und alle verzehren würde. Manche Friedensfreunde wollten diesen Unterschied nicht anerkennen, sie verdammten alles, was Krieg heißt, auch den Verteidigungskrieg, der uns aufgezwungen wird und der nichts anderes ist, als Notwehr ums eigene Dasein. Und die Friedensfreunde bedenken nun, daß die Bereitschaft zum Verteidigungskrieg den Angriffskrieg verhindern kann. Wodurch dann ja auch der Verteidigungskrieg entfällt. Wer zwischen Serbien und unserm Staat den Angriffskrieg geführt hat, jahrelang vor dem Beginn unserer Verteidigung, das steht schon in der Geschichte verbucht.

Am 28. Juli.

Das Soldatenleben — nicht das, wie es einmal war, sondern wie es heute ist — erzieht seine Leute. Es gewöhnt sie an die auf dieser Welt einmal unbedingt nötige Achtung vor den Vorgesetzten, strengt sie an zur Ordnung, Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit, zur körperlichen Tüchtigkeit und zu manch andern Vorzügen, die auch im bürgerlichen Leben gut zu brauchen sind. Und der Krieg? Wir sind im Laufe der Zeiten abscheulich verlottert und versumpft, eine rücksichtslose Eigennützigkeit, Gewinngier und Verrohung herrschte, die der Krieg kaum überbieten kann. Der Krieg — vorausgesetzt, daß er für Gesittung und Recht geführt wird — macht den Soldaten mutig, großdenkend, hilfebereit für die Kameraden. Der Egoismus wird zum Altruismus. Ein Deutscher und ein Tscheche zum Beispiel, die gestern in „Zivil“ sich noch bitter gehaßt hatten, nennen sich in den Kasernen, auf dem Marsche, auf dem Felde Kameraden und haben im Angesicht der gemeinsamen Aufgabe und Gefahr wirklich das treue Gefühl der

Da kam die Geschäftsfrau ins Nachdenken: „Wenn sogar die Liesel ihren Mann jetzt hat hergeben müssen, so kann ich auch nichts machen.“ Und kehrte um.

Außer dem Napoleon ist es in Europa keinem passiert, daß alle Reiche und Staaten zu gleicher Zeit ihn bekriegt haben. Nur das deutsche Volk wird der Ehre teilhaftig, wie der große Welteroberer gefürchtet zu werden. Was hat dieses deutsche Volk denn getan, daß es die Welt in eine solche Angst versetzte?

Es hatte sich geeinigt.

Bei unseren Soldaten, die jetzt in der Fremde, in Feindesland sind, muß man sich denken, daß sie doch mehr Schutz haben, als wir uns gewöhnlich vorstellen. Mehr Schutz als etwa der Privatreisende im fremden Land. Die Soldaten sind mitten unter ihren Kameraden, halten zusammen und einer steht für den andern ein. Unter den Kameraden finden die meisten auch Heimatsgenossen, alte Bekannte, also ein Stück Heimat. Offiziere sorgen für die Mannschaft, für den Fall von Erkrankungen, Verwundungen sind Vorbereitungen vorhanden und von 3300 Kugeln auf dem Felde soll höchstens eine tödlich treffen. „Trifft sie mich, so ist das Sterben vorbei!“ sang der Tonhofer Michel, als er in den Zug sprang.

Wenn das einen allein träfe! Wenn es gerade nur dich träfe, Freund, daß man dir deine Söhne wegnähme, den Wirtschaftsverkehr störe, den Erwerb unmöglich mache, so daß du völlig verarmen müßtest — es wäre kaum zu ertragen. Wenn dasselbe Schicksal aber jeden trifft, wie in Kriegszeiten, wie ganz anders ist das, fast beruhigend für den Einzelnen, ohne daß Schadenfreude mit im Spiele zu sein braucht. Der Mensch ist nun einmal so und ein steirischer Poet singt:

A Freud, dä wird größer,
Wann zwoa sein zan gfreun,
Und a Leid, däs wird kleaner,
Wann mehr sein zan leiden.

Noch einmal: Alles muß jetzt Soldat sein. Nicht bloß die Einberufenen, auch die Daheimbleibenden. Die bürgerliche, die bäuerliche Arbeit gehört so gut zur Verteidigung und Beschützung des Vaterlandes, wie die Schlacht auf offenem Felde. Die gewöhnlichen Arbeiten, sei es in der Werkstatt oder auf der Scholle, müssen — so weit Leute dazu vorhanden — mit erhöhtem Eifer, mit klarer, ruhiger Umsicht verrichtet werden. Das Getreide,

Meine Zuversicht deutet Hamerlings Ausspruch dahin: Groß ist die Zeit und gewaltig. Wohl uns, wenn unsere Herzen rein sind, so werden im riesigen Kampfe wir bestehen!

Am 4. August.

Zu Rußland haben sich Frankreich, Belgien und England als Feinde des Deutschen Reiches gesellt. — Dazu sagte der König von Bayern: „Ein weiterer Grund für die Deutschen, sich auf das innigste zusammenzuschließen." — Es ist nichts beizusetzen.

Am 5. August.

Seit dieser beispiellosen Kriegserklärung ist in unserm Dorfe — und wohl überall im Lande — die Begeisterung womöglich noch gestiegen. Der Krieg wird immer erhabener.

Nun ist es ruhig. Heute steht die Weltgeschichte still. Es bleibt die Post aus. Die Leute sagen: Gut ist's, höher kann's kaum mehr gehen. Nach den bangen Tagen der Ungewißheit atmet man freier auf. Man kann wieder lachen.

Am 6. August.

Plötzlich erhob sich das Gerücht, von Paris sei ein Automobil auf dem Wege, um drei Milliarden Franken nach Rußland zu bringen. Durch unser Tal müsse es kommen und die Ortschaften wären behördlich aufgefordert es anzuhalten. Und richtig wurde einem Dorfe telegraphisch angezeigt, daß ein verdächtiges Auto komme. Sogleich stellte die Dorfmiliz sich mit Säbel und Revolver an die Straße, fing den Wagen ab und verlangte von den Insassen Legitimation. Die Reisenden wiesen sich aus als — Beamte unseres Kriegsministeriums. Sie lobten die Wachsamkeit des Landes. Die Dorfmiliz war stolz auf die Anerkennung, aber die drei Milliarden wären ihr noch lieber gewesen.

Am 7. August.

Eine Geschäftsfrau in Graz war auf dem Weg zur Militärbehörde, um ihren einberufenen Mann loszubitten, der daheim beim Geschäft „gar so hart abgeht". Als die Frau über den Stadtpark ging, schlug es zwölf Uhr und da dachte sie: jetzt wird die Liesel gleich zwölf läuten. Die Liesel, so nennt das Volk die große Glocke auf dem Schloßbergturm, die täglich dreimal zum Gebet geläutet wird. Aber heute schwieg sie. „Warum tuts denn heut nit läuten?" fragte die Geschäftsfrau eine ihr begegnende Bekannte. Diese antwortete: „Weil der Türmer nit daheim ist?" — „Nit daheim? Ja, darf der Locherl gleich so fortgehen? Seit hundert Jahren ist geläutet worden und jetzt auf einmal davonlaufen?" — „Der Türmer ist einberufen worden", sagte die Bekannte.

Arbeit, da seit Beginn des Krieges die Bestellungen ausbleiben. Wir wollen aber das Werk nicht schließen, sondern arbeiten auf Vorrat, damit ihr und euere Familien vor dem Schlimmsten bewahrt bleibet. Wir arbeiten drei Tage in der Woche. Für die übrigen drei Tage müßt ihr euch selbst Arbeit suchen. Jetzt ist die Erntezeit, da bekommt ihr sicher Arbeit. Aber ihr dürft nicht glauben, daß der Bauer euch mit Geld entlohnen kann, er hat keins. Er wird euch die Kost geben und außerdem wohl auch Nahrungsmittel, als Mehl, Kartoffeln, Milch und so weiter für euere Familien. Damit werdet ihr jetzt zufrieden sein und über das Schlimmste hinwegkommen. Ich bitte euch nur, ja keinen Kreuzer für überflüssige Dinge auszugeben, vor allem aber des Alkohols gänzlich zu entsagen. So werdet ihr aus der kritischen Zeit noch Gewinn ziehen. Sollten aber die bösen Tage länger dauern, etwa in den Winter hinein, so habe ich die Absicht, im Eisenwerk für unsere Leute eine Volksküche zu eröffnen. Seid nur fleißig und sparsam und fröhlich, ich verlasse euch nicht."

Man kann sich denken, in welch dankbarer Bewegung die Leute nach Hause gingen.

Am 10. August.

Der Setzer will das Tagebuch. So muß ich unterbrechen. Gott weiß, was im nächsten Hefte zu verzeichnen sein wird. — Nach fünfhundert Jahren, wenn Schulkinder aus der Weltgeschichte das Kapitel lesen, in dem wir heute stehen, werden sie von uns mehr erfahren, als wir noch augenblicklich selber wissen. Was jetzt anhebt, es ist wie ein schwerer Traum. Aber auf einmal wird mich der Herrgott aufwecken und sagen: Törichtes Kind! Wozu die Bangigkeit, ich bleibe ja bei euch!

Unter den alten Papieren eines oberländischen Pfarrhofs ist ein gelblicher Brief gefunden worden, mit Bleistift geschrieben, der in unseren Tagen vielleicht einige Innerung finden dürfte. Man weiß wohl, wer den Brief geschrieben, aber nicht, an wen er gerichtet war. Der Teil, den ich abdrucke, lautet:

„Ich bewohne seit drei Wochen eine Bergwaldhütte, wie Holzhauer sie für den Sommer erbauen. Mir muß sie für den Winter Residenz sein. Solange sie noch halb im Schnee vergraben ist, läßt sie sich gar nicht schlecht heizen. Eine mit Steinen ausgesetzte Grube ist uns Herd und Ofen Aber wenn die Hütte ihren starren Mantel abwirft, dürfte es schon plagen, bishin wird indes auch der Boden frei sein zum Sammeln von Brennholz. Unser Lager ist die dürre Grasschütte, auf der einst Holzhauer vielleicht von jenem schöneren Erdenleben geträumt haben, dessen wir uns auf unserem Schlosse damals in Wirklichkeit

die Gartenfrüchte, die noch von jetzt Einberufenen gesäet, gepflanzt wurden, sie stehen in Reife. Unser besseres Los ist das Ernten. Heran dazu alles, was Eignung hat. Und nach dem Ernten neues Säen; wenn die Soldaten heimkehren, soll frisches Grün der Felder sie begrüßen. Sie für uns, wir für sie.

Wer nicht arbeitet, dem muß in solchen Zeiten sterbensbange sein. Die Arbeit, besonders die körperliche, beruhigt uns, stärkt uns Leib und Seele. Arbeiten, arbeiten jetzt, einer für den andern, alle fürs Ganze, jeder in seiner Weise, jeder nach seinen Kräften! Arbeiten Frauen wie Männer, Herren wie Bauern. Alle sind wir Soldaten.

Einem Freund, der bei Ausbruch des Krieges sein Geld aus der Sparkasse ziehen wollte, um es in „Sicherheit" zu bringen, schrieb ich: „In Sicherheit? Wohin denn? Kannst du es denn gleich auf Grund und Boden anlegen, oder in feste Eisenkassen verwahren, wie es die Sparkasse tut? Sorge dich lieber um was anderes, als darum, die Sache könnte in der Sparkasse nicht sicher sein. Diese Angst ist töricht. Wo soll das Geld denn überhaupt sicherer sein als in der Sparkasse! Diese legt nach gesetzlicher Bestimmung das ihr anvertraute Geld ja auf Grund und Boden an und auf andere wirkliche Werte. Da kann niemand was davontragen, es ist fest ans Vaterland gebunden. Es ist so sicher wie Staatspapier. Deshalb begnügt man sich bei der Sparkasse ja mit geringeren Zinsen, weil man unbesorgt sein will und noch lieber gut schläft als gut ißt. Was nützt — wenn wirklich einmal alle Zahlungsmittel entwertet werden sollten — das Papiergeld in der Hand? Da ist es doch besser, man hat dafür irgendwo ein Stück Feld oder ein Haus oder sonst eine Wertsache — und das ist der Fall, wenn das Geld durch die Sparkasse sicher angelegt bleibt.

Also nicht herausziehen jetzt den Sparpfennig aus der Sparkasse, sondern so viel als möglich hineinlegen. Seien wir froh, daß wir diese guten alten Anstalten haben, die von unseren Vätern segnend gegründet worden sind und die keinen egoistischen Spekulationszwecken dienen können, sondern vor allem Sicherheit des Kapitals garantieren müssen.

Am 9. August.

Der Direktor eines großen Eisenwerkes im Mürztal rief heute seine Arbeiter zusammen und sagte zu ihnen ungefähr folgendes:

„Meine lieben Arbeiter! Mich drängt es in dieser ernsten Zeit, über die nächste Zukunft einige Worte zu euch zu sprechen. Ihr wißt, daß ein großer Teil unserer Arbeiter einberufen worden ist zum Feldzug. Aber wir haben auch für die Daheimbleibenden nicht genug

Ich sage mir: Ein Menschenleben, das nicht einmal eine schwere Not mitgemacht hat, ist ohnehin nichts wert. Sie reinigt und stärkt. Jahrelange Festessen und Gichtkuren haben mich nicht so gestärkt als diese drei Wochen in Entbehrung und Drangsal. Und die Gicht wird von Tag zu Tag schwächer, weil sie bei der mageren Kost verhungert. Aber wenn du den büßenden Einsiedler heilig sprechen willst, so tue es gleich. Bis er wieder auf sein Geschloß zurückkehrt, wird die Sache, fürchte ich, wieder unsicher. — Auf alle Fälle sehet zu, wie ihr mit den Franzosen fertig werdet."

Wenn der Gedenktag eines großen Dichters kommt, so mache ich keine Geschichten. Anstatt auf des Entschlafenen Grab einen Kranz zu legen, ziehe ich es vor, ihn aufzuwecken. Ich lese eines seiner Werke. So auch an diesem 13. Juli, als es ein Vierteljahrhundert wurde seit Robert Hamerlings Tod. Ich las seinen „König von Sion", die „deutsamste aller Geschichten, die auf germanischer Erde geschah'n. Ein Spiegel für jedes Höchste und Tiefste des Lebens, ein Echo jeglicher Frage, welche die Geister bewegt und entflammt zu gewaltigem Ringen." Das Epos entstand in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als in Deutschland die Zeit neuer Geistesschlachten begann, deren Kämpfe bis heute dauern. Es kann in sozialen, in kirchlichen und philosophischen Dingen geschehen, was will, es kann im Leben neuer Romantismus flackern oder wüster Materialismus toben, es kann die furiose Frauenrechtlerin kommen oder die Vielweiberei — auf alles ist Antwort gegeben im „König von Sion". Wenn Robert Hamerling einmal ganz erkannt wird, Deutschland wird staunen über diesen Dichter und Denker, der ihm sein größtes Epos gegeben hat, mit dem er auf die Wahlstatt der Geister trat, zwischen die Kämpfer, um „mit zweischneidigem Schwert beide zu verwunden und zu richten".

Sollte mancher über diese großen Worte den Kopf schütteln — dann lese er nur das Buch. Es ist nicht etwa vor einem halben Jahrhundert, es ist gestern geschrieben worden für heute und für die Epoche der Menschheitserneuerung, deren unheimliche Nähe wir ahnen.

In meiner Jugend habe ich — unter etlichen kleinen Ausnahmen — weder Wein noch Bier getrunken. In meinen dreißiger Jahren wurde ich magenleidend, da verordnete mir der Arzt für den Tag ein kleines Glas (nicht eine „Flasche") leichten Rotweines. Das bekam mir gut, es erfrischte mich auch bei der Arbeit und ich blieb ihm treu. Auch ein paar Lobsprüchlein habe ich auf das Gläschen (nicht auf die Flasche, wie es gedruckt ward) gemacht, welche dann von Weinwirten

erfreuten. Nein, wir erfreuten uns eigentlich gar nicht, wir murrten, daß es nicht noch besser war. Heute wissen wir's wohl, wie gut es uns damals ergangen ist. Mir macht's jetzt nicht einmal viel, man muß nur vernünftig denken, was die Menschheit schon ausgestanden hat auf diesem Spielball der Götter. Aber meine Frau erbarmt mir. In den ersten Tagen war sie freilich froh, daß wir den Welschen glücklich entkommen sind, aber dann hub sie an unzufrieden zu sein mit Kost und Logement, besonders mit den Betten. Im Magen drückt's uns freilich oft, was wir uns kochen aus den bäuerlichen Rohstoffen, die wir von einem zwei Stunden entfernten Gehöfte beziehen; wenn wir aber nicht davon essen, so kommen Hungerkrämpfe und vor diesen habe ich Respekt. Man stirbt allmählich dran. Mir das Schlimmste sind in der Nacht die Flöhe. Meine Frau läßt sich gegen solche Angriffe die Nachtkleider zusammenbinden unter den Füßen und an den Händen, daß sie wie in einem Sacke liegt. Ich ziehe es vor, mich frei zu halten, um in der Nacht dem Jagdvergnügen zu fröhnen.

Du siehst, außerordentlich gut geht's uns nicht. Aber Unglück ist's auch keins. Solch äußeres Elend macht lange nicht so unglücklich als man annimmt. Aber recht denken muß man. Vorstellen muß man sich, was zu Kriegszeiten von so vielen Menschen durchgelitten werden muß. Das gehört dazu. Wenn die Leute schon Lust zum Krieg haben, und das haben sie zeitweilig, so müssen sie sich auch die Not gefallen lassen, die daraus entspringt. Nun, die böse Zeit geht auch vorbei wie die gute. Etliche Monate und wir hoffen wieder auf unserem Fronberg zu sitzen und dann wird der einst verachtete Frieden recht gut schmecken. Weit besser, als wenn wir nie in diesem schlechten Flüchtlingsasyle hätten wohnen müssen. Dann wollen wir die Scherben unserer Wohlhabenheit, so viel die Franzosen uns etwa übrig gelassen, zusammensuchen, und das wird uns vielleicht ein frischeres Vergnügen machen, als das war, mit dem wir bisher ungefährdet genossen hatten.

Diese Philosophie teile ich dir mit, alter Freund, weil ich sie meiner Frau nicht mitteilen darf. Sie ist keine Freundin von Philosophie, die eine richtige Wirklichkeit ersetzen soll. Ihr ist es gar nicht recht, daß ich mich mit derlei Gedanken abfinde, ihr ist es lieber, wenn ich recht greine und fluche über die Franzosen, über die elende Hütte, über die „Schweinekost". Das tue ich denn auch zeitweilig und dabei wird meine Frau immer ein bissel ruhiger. Und wenn ich Wahnsinn spielend gar Miene mache, die Hütte, dieses „Jammernest", in Brand zu stecken, fällt sie mir in das Werk und sagt, ich sollt' doch nicht „gar a so sein." Somit ist meine Absicht erreicht, sie ist ruhig, tröstet mich sogar damit, daß es ja nicht immer so bleiben könne, und ich spinne für mich die Gedanken weiter, die mich mit dem Schicksal versöhnen.

und Volkslebens hat mich von vornherein stark angezogen; Heil und Behagen, Beruhigung und Ermunterung habe ich daraus geschöpft. Ihrem Einfluß danke ich, daß mir jetzt alles Natürliche und Einfache lieblicher und schöner als früher vorkommt. Heilsam wirkt auf mich alles Heitere, Freie, Friedliche und Edle im rein menschlichen und bescheidenen Lebensbild, das Sie so lebendig und stimmungsvoll darstellen.

Daß ich Ihre Schriften hoch schätze und auch für die anderen wertvoll halte, habe ich versucht, sie unter meinen Landsleuten einzuführen. Ich übersetzte einige von Ihren kleinen Aufsätzen, und schrieb auch einen Artikel über Sie und Ihre Werke für eine japanische Zeitschrift, die ich hiermit Ihnen schicke. Unter uns sind bis jetzt Ihre Schriften viel zu wenig bekannt.

Ich habe die Absicht, diesen Herbst nach München zu reisen und das zu sehen, was ich in Ihren Schriften bewundere. Es würde mich sehr freuen, Sie persönlich kennen zu lernen. Aber dies ist noch eine unsichere Hoffnung.

Sie würden mir große Freude machen durch ein paar Zeilen.

Mit hochachtungsvollem Gruß und herzlichem Dank,

Ihr ergebener M. Kubo.

Aber! ruft der freimütige Leser, solche Briefe, in denen man gelobt wird, läßt man doch nicht abdrucken. Bisher druckte der Heimgärtner immer nur solche ab, in denen er tüchtig gezaust wurde. Das stimmt. Aber meinetwegen ist es hier ja gar nicht. Die Indiskretion besteht darin, daß der Abdruck ohne Wissen des Verfassers geschieht. — Der Brief ist mir und wohl auch dem Leser deshalb so merkwürdig, weil der Japaner in ihm urdeutsche Empfindung und Gesinnung ausspricht. So daß wir sehen, auch im fernsten Osten hat man Verständnis und Liebe für unsere Art. Die Einfachheit des Lebens bringt Gedeihen und Glück, die Natur ist die wunderbare Quelle der großen Freude. Das wird doch wohl die Grundstimmung aller echten Menschen sein, im Osten und im Westen. Ich freue mich über diese Gemeinsamkeit, die uns vielleicht doch endlich zu einer glücklicheren Weltkultur führt, die so sehnsüchtig erhofft und der so töricht und so trotzig entgegengearbeitet wird.

Wenn in diesem Sommer klare Sonnenstrahlen vom Himmel fielen, so würde ich aus ihnen für jemanden einen Heiligenschein flechten — und zwar einen echten.

zur Reklame benutzt worden sein sollen. Nun wünsche ich aber nicht, daß solche Sprüchlein zu Partei- und Geschäftszwecken mißbraucht werden. Dadurch würden sie unwahr, denn so meine ich's nicht.

Ich halte alles, was uns harmlose Frohstimmungen gibt, für Gottesgabe. Aber ich kenne nichts Widerlicheres als einen betrunkenen Menschen. Nur einmal war's mir eine Lust, ein solches Schwein zu beobachten. Denn dieses Schwein war einer meiner bösartigsten Feinde. Ihn in solcher Erniedrigung zu sehen, war mir (just christlich ist das nicht) eine köstliche Genugtuung.

Die Abstinenten sagen: Keinen, nicht einen einzigen Tropfen Wein! Nun freilich, wer den ersten Tropfen nicht trinkt, der kann nie zu viel trinken. Wer sich aber den Wein abgewöhnen will (und das soll man doch) der muß doch einmal einen getrunken haben.

Eine Flasche täglich hätte mich sicher zugrunde gerichtet, das Gläschen aber hat mich gestärkt. Weil ich übrigens allmählich merkte, daß das Gläschen über mich Gewalt bekommen, mich durch Gewohnheit zu seinem Knechte machen wollte, habe ich auch das regelmäßige Gläschen aufgegeben. Ich kann gelegentlich zur Erfrischung einen Tropfen Wein nehmen, ich kann ihn ebensogut auch entbehren. Nur daß man nicht ein erbärmlicher Sklave der Gewohnheit wird, darauf kommt es an.

Ich bin im Begriff eine große Indiskretion zu begehen, wenn hier der folgende Brief abgedruckt wird, der vor kurzem aus Japan eingelangt ist:

19 Suzuki-Cho, Kanda, Tokyo. 29. Mai 1914.

Hochverehrter Herr!

Aus fernen Osten schreibe ich, ein Japaner, Ihnen meinen herzlichen Dank auszusprechen für alle guten Anregungen, die ich aus Ihren Schriften geschöpft habe. Seit ich, vor 4 oder 5 Jahren, mit ihnen bekannt geworden bin, pflege ich sie immer und immer zu lesen. Ich fing mit „Mein Himmelreich“ an, das mir viel Trost und Mut gewährte. Dieses Buch wird stets mein teurer Freund bleiben. Nach dieser Lektüre bin ich mit anderen Werken von Ihnen bekannt geworden, so z. B. „Gottsucher“, „Geschichten und Gestalten aus den Alpen“, und „Sünderglöckel“. Ihre Dorfgeschichten sind die wunderbaren Quellen der großen Freude für einen, wie ich, der von Hause aus ein großer Freund der Natur bin. Nicht selten versuche ich mit Genuß mir das Bild der Natur und Bauernlebens in den Alpen vorzustellen. Sogar hege ich seit einigen Jahren den Wunsch, einmal die schönen Alpen, Ihre Heimat und die Bauern persönlich zu besuchen. Ihre Schilderung des Natur-

Kleine Laube

Die Welt steht in Flammen!

Die Welt steht in Flammen vom Wardar zum Belt,
Die Völker von Sturm und Bränden durchgrellt,
Schon brüll'n unsere Stücke auf serbischem Sand
Und wiehern die Rosse am Weichselrand.
Blut um Blut!
Hüte dich, hüt' dich, du slawische Brut!

Es donnern die Tage. Nun drauf und hurra!
Die Stunde des Zornes, die Rache ist nah!
Geweiht ist der Friede, doch heilig der Krieg,
Herr, schlage die Mörder und gib uns den Sieg!
Blut um Blut!
Hüte dich, hüt' dich, du slawische Brut!

Das Schwert habt ihr wollen! Und seid ihr's noch wert,
Dann holt auch die Gnade vom blitzenden Schwert!
Sein Wort habt ihr wollen, so mag's denn gescheh'n,
Es redet zwar deutsch, doch ihr werdet's versteh'n!
Blut um Blut!
Hüte dich, hüt' dich, du slawische Brut!

Wir werden's euch lehren: Mit uns ist kein Scherz!
Nie saht ihr zwei Völker so einig in Erz!
Und was auch noch komme und dräuend sich rott:
Der Mut, er ist unser, die Rache bei Gott!
Blut um Blut!
Hüte dich, hüt' dich, du slawische Brut!

Karl Dankwart Zwerger.

Das Recht auf Morden.

Max Th. S. Behrmann erzählt in der Tägl. Rundschau von jenem urecht slawischen Sittengesetz, dem auch der Mörder unseres Thronfolgerpaares gefolgt ist: „Es hilft da keine Beschönigung: die Selbsthilfe, die auch vor dem Allerletzten nicht zurückschreckt, ist unter den slawischen Völkern mählich zum geltenden Moralgesetz geworden. Nicht in der Politik allein. Der geniale Dostojewski ist vielleicht nie und in keinem seiner Werke so urrussisch, so urslawisch gewesen wie dort, wo er seinen Raskolnikow aus Gründen der Sittlichkeit die alte Wucherin töten ließ. Und wer Gelegenheit gehabt hat, bei der russischen Rechtsprechung häufiger zugegen

Ich habe irgendwo einen Freund, der einst frohen Mutes die Welt durchwandert hatte und nichts Schöneres kannte als das Wandern und nichts Lustigeres als das Tanzen mit feinen Frauen. Dann erkrankte er an einem Fußleiden und mußte ihm das linke Bein abgeschnitten werden und kurze Zeit hernach auch das rechte. Seine Füße, schrieb er mir, seien Engerln worden und schon im Himmel. Seither sitzt er im Rollstuhl und freut sich — der der Erde Herrlichkeiten gesehen — an den kleinen Dingen seiner Stube oder an den wenigen Blümlein, die — wenn er im Freien sitzt — aus dem Rasenfleck auflugen. Das ist jetzt seine Welt und nicht geringer, meint er, als die große. Ich habe manch heiteren Freund und Kameraden, aber so lustige Briefe schreibt mir keiner als der arme Mann ohne Beine.

Dem Geduldigen, nein, dem Glücklichen im Rollstuhl flechte ich den Heiligenschein — den echten.

Weißt du auch, wohin du gehst?

Du kamst, ich weiß nicht wie, aus mir, mein Kind. Wie Maienwind die Blüte von dem Baum, so trägt dich mir das Leben fort. Auf weißen Wolkenkähnen segelst du, mit Sonnenstrahlenlanzen wehrst du munter dich vor Staubgestalten. In lichter Jugendmajestät führt dich dein stolzer Siegeszug den Fernen zu, den winkenden. — Weißt du auch, wohin du gehst, mein Kind?

Aus Rosen sind geflochten und aus Lorbeerzweigen deine Straßen. Vom grünen Wald die Nymphen, vom blauen See die Nixen grüßen dich. Lachend vorbei an ihnen eilest du der duftgeschwellten Laube zu. Dort wo sie, traun, am dichtesten das schnöde Alltagslicht verhüllen, steht lilienweiß die Maid, die zitternde, und wartet dein, und flieht vor dir, zu retten sich ins stille Traugemach. Und du ihr nach. — Weißt du auch, mein Kind, wohin du gehst?

In schwüler Frühlingsnacht erweckest du den Sohn. In ihm ziehst du, neuen Mutes voll, die Bahnen hin, heut in Haß und morgen heiß in Lieb erglühend, kämpfend immer, siegend hier, unterliegend dort, neue Freuden suchend, und findend immer nur dich selbst. Der Sohn gibt dir den Enkel, in einem wie im andern bist es du, in des Geschlechtes nebelhafter Reihe du, und immer wieder du. Das auf dunklen Straßen von nimmersatter Sehnsucht wild gehetzte Tier — so wandert es den Ewigkeiten zu.

Weißt du auch, wohin du gehst, mein Kind?

Die Deutschen.

In der letzten Zeit sind einige Bücher erschienen, die beweisen wollen, daß der Deutsche in der Welt sehr unbeliebt ist. Wohl möglich; aufwärtsstrebende Leute und Völker werden vom Herrn Nachbar nicht selten scheel angesehen. Sie sind unbequem. Und gar erst der Deutsche, der sich seinen Platz an der Sonne erst erstritt, als die Nationen ihn wegen seiner Uneinigkeit schon fast für abgetan hielten. Daß wir unsere Unbeliebtheit erkennen, ist nur recht und vernünftig; eine rosige Selbsttäuschung brächte bloß Nachteile. Aber charakterlos scheint es mir, wenn sich deutsche Schriftsteller finden, die an ihren Landsleuten herumnörgeln und ihnen Vorwürfe über ihr Verhalten machen, das im Ausland keine Sympathien erwerbe. Als ob es darauf ankäme! Gewiß, wir haben unsere Fehler und könnten einige davon ganz gut entbehren, ohne unserem Wesen zu schaden, aber die jammervollen Nörgeleien pflegen das Kind mit dem Bad auszugießen und erzeugen nur eine allgemeine unzufriedene Stimmung, die der Ausländer mit Behagen wahrnimmt.

Umso wohltuender wirkt daher die interessante Arbeit von Dr. Heinrich Fränkel* (Nikolassee bei Berlin), der zahlreiche Urteile über die Deutschen sammelte, die hervorragende Nichtdeutsche fällten.

Wir bringen daraus mit freundlicher Zustimmung des Herausgebers eine kleine Auswahl:

Victor Hugo (1802—1885), steht von seinem sehr aufgeregten, aber nach Lage der Dinge begreiflichen Verhalten im Jahre 1870 her in dem Rufe, ein besonders hitziger Feind der Deutschen gewesen zu sein. In seinem geistvollen Werke „Le Rhin, lettres à un ami“ (Paris 1882) sagt Hugo (I, XXVI): „Deutschland ist eines der Länder, die ich liebe, und eines der Völker, die ich bewundere. Ich habe fast ein kindliches Gefühl für dieses edle und heilige Vaterland aller Denker. Wenn ich nicht Franzose wäre, möchte ich ein Deutscher sein.“

Am 19. September 1908 sprach der bekannte madjarische Staatsmann Graf Albert Apponyi, damals ungarischer Kultus- und Unterrichtsminister, auf einem Friedensfestbankett in Berlin. In seiner Rede sagte er u. a.: „Das deutsche Volk ist das Volk des tiefen Denkens, der tiefen philosophischen Auffassung . . . Fiele einmal ein Mann aus dem Monde auf die Erde und würde er mich fragen, welche Sprache er lernen solle, um das Kulturleben der Menschheit auf unseren Planeten zu begreifen, so würde ich ihm unbedingt das Studium der deutschen Sprache empfehlen. Denn mit dem Studium jeder anderen Sprache würde er nur ein mehr oder weniger großes, aber immmerhin beschränktes Feld übersehen können. Die Kenntnis der deutschen Sprache würde ihm allein die Kenntnis der ganzen Kultur, der Kultur beinahe aller jetzt noch lebenden Nationen vermitteln.“

Ein sehr bekannter englicher Roman ist Charles Reades (1814—1884) „Kloster und Herd“ (1861 erschienen). Reade erzählt darin von zwei Reisenden, die hinter einander ihre Stiefel einem französischen und einem deutschen Schuster zum Besohlen bringen. Der Deutsche ist ein grober Geselle, der kaum zu finden und dann selbst durch Geld und die besten Worte kaum zu bewegen ist, die Arbeit zu übernehmen. Der Franzose ist der liebenswürdige Geschäftsmann, von dessen Redeschwall der Kunde schon hingerissen wird. Seine Sohlen taugen nichts und sind im Umsehen durchlöchert, auf grobem deutschen Leder aber wandert man sicheren Fußes über Berg und Tal.

Carlyle schrieb im Oktober 1870 an J. Marshall in Weimar: „Soweit meine Belesenheit reicht, hat es niemals einen solchen Krieg gegeben, niemals eine

* „Urteile über die Deutschen“. (Berlin SW., Wilhelmstr. 135. J. F. Starcke.)

zu sein, wird wissen, daß die russischen Raskolnikows sich von Tag zu Tag mehren: das Recht auf Morden klingt oft genug in russischen Strafkammern, und dieses Recht nimmt sowohl der philosophisch klügelnde Städter als der intuitiv handelnde Bauer für sich und sein blutiges Tun in Anspruch. Wie häufig habe ich in den sibirischen Zuchthäusern verurteilte Mörder gesprochen, die — ich möchte fast sagen: in kindlicher Treuherzigkeit — mit seelischer Genugtuung von ihrer „Sache“ mit mir sprachen, ohne übrigens den wider sie ergangenen Rechtspruch irgendwie anzugreifen. Sie durften eben töten, da sie just in jenem Augenblick die Macht und das Recht in ihrer Hand gehabt; aber eben so viel Macht und Recht hatte später der Richter, der sie dann nach Alexandrowsk oder Netschinsk geschickt. Der Sittenkodex eines Menschenfressers, der nach Fug und Recht einen Mitmenschen verspeist, diesen aber keineswegs für einen „Verbrecher“ hält, wenn er ihn selbst verzehrt.

Und die für sein persönliches Leben gültigen Regeln glaubt der Slawe im rein politischen Leben erst recht durchführen zu dürfen: in der Politik ist für ihn jede „Überzeugung“ etwas hemmungslos Berechtigtes, auch die blutigste Tat restlos Erklärendes. Deshalb ist in slawischen Ländern der politische Mord nachgerade zum Tagesereignis geworden, zu einer höchst einfachen politischen oder auch parteipolitischen „Maßregel“, über die man sich nicht sonderlich aufregt, und mit der dort jeder im öffentlichen Leben Stehende immer rechnet. Beileibe keine politischen „Sentiments“, keinerlei „Affekte“ eines uferlos Erregten. Kein Karl Sand, kein Schild, kein Palm, ja nicht einmal ein Orsini, dem heißes Blut durch die Adern rollte, als er einem fremden Kronenträger ans Leben ging. Ruhig, bedachtsam, ohne ein Fünkchen von Empfindsamkeit werden in Slawenlanden politisch Andersgläubige beseitigt: das Töten wird zum politischen oder auch nur parteipolitischen „Manöver“, gegen die man sich später vielleicht in ruhigen Zeitungsartikeln schämig wehrt. Der britische Karl, der französische Ludwig, ja selbst der mexikanische Maximilian büßten ihr Leben unter äußerlicher Wahrung eines „Rechtsspruches“ ein; der Pariser Konvent schickte seinen Robespierre mit einem sorgsam geschriebenen Urteil auf die Guillotine. In Slawenlanden waren es aber stets die einzelnen, die über Tod und Leben des Widersachers bestimmten, ohne erst zu Bürgerkrieg und Bürgerspruch zu greifen. Aus dynastischen Erwägungen hat man in Rußland um die Wende des 19. Jahrhunderts Kronenträger beseitigt und ein Jahrhundert darauf den serbischen Alexander in den Tod geschickt. Einzelne Gruppen und Grüppchen haben slawische Minister — von Stambuloff bis Stolypin — als sie störende Elemente weggeschafft, ja unbequeme Parteipolitiker — man denke nur an Herzenstein oder Karaulow — unschädlich gemacht. Nicht umsonst war es ein Slawe, Bakunin, der zuerst die „Propaganda der Tat“ zum politischen Überredungsmittel erhoben hat.

Auch der Handelsschüler von Serajewo, ich bin dessen sicher, wird keinerlei Gewissensbisse ob seiner Grauentat empfinden. Er hat ja nicht einmal aus „Prinzip“ töten wollen — wie die Anarchisten dies so oft behaupten —, sondern eine ganz bestimmte Einzelperson, die ihm oder aber seinen Gesinnungsgenossen politisch unbequem ward oder werden konnte. Und dies macht den Serajewoer Mord zu einer noch viel schrecklicheren Untat. Es war dies kein Werk eines düsteren Fanatikers, keine Tat eines Heißblütigen, kein Opfer eines Irregeleiteten — der Browning am Appelkai sprach eine nüchterne Sprache des nüchternen Sittengesetzes der slawischen Politiker von heutzutage. Und ihre Moral ist von der unsrigen so himmelweit entfernt, steht so sehr jenseits von Recht und Unrecht, daß es einem um die Zukunft des südöstlichen und östlichen Europa wahrlich bange werden kann.“

Mein Junggesellenheim.

Meine Junggesellenwohnung ist ein Museum, in dem man heillos viel lernen kann. Nämlich lernen, wie es möglich ist, aus nichts etwas zu machen, oder richtiger: aus ganz unscheinbaren Stoffen großartige und schöne Dinge. Ein Museum, in dem jeder Gegenstand einen schlagenden Beweis bildet für die Wahrheit des Satzes: „Kleider machen Leute" oder auch des Satzes: „Mundus vult decipi", was zu Deutsch heißt: Imitierte Sachen erfüllen denselben Zweck.

Ich wohne bei einer Witwe. Ihr Seliger war Beamter gewesen, ein sogenannter kleiner, und die Vermietung ihres „Salongs nebst Schlafzimmer" hilft ihr über die Nöte schmaler Witwengelder hinweg. Schmerzlich ist es ihr gewesen, sagte sie mir wiederholt, die „guten Möbel" fürs Vermieten zu benutzen, aber ein Trost mildert ihren Schmerz: ich schone die „guten", ich schätze sie, ich bewundere sie, ich zeige sie sogar — aber nur, wenn die Brave nicht dabei ist — meinen Besuchern mit Liebe und Hingebung. Ja, ich zeige sie. Denn in einem Museum, und das ist, wie gesagt, meine Wohnung, kann man etwas lernen, und wirklich geht auch kein Besucher von mir ohne einen Gewinn für sein Wissen und seinen Geschmack. Darum tritt auch du, freundlicher Leser, bei mir ein — in Gedanken natürlich — sieh dir die Kostbarkeiten unter meiner Führung und Erklärung mit Verständnis an, lerne und schärfe dein Urteil.

Da sind der Sofatisch, der Zierschrank — Vertikow sagen sie hierzulande — der Schreibtisch, der Nipptisch. Prächtige Nußbaummaserung, nicht wahr? Und mit welch einfachen Mitteln erreicht! Mit Pinsel und Farbe! Die Gegenstände sind nämlich aus höchst billigem Fichtenholz, aber die aufgestrichene Nußbaummaserung läßt sie als echte teure Nußbaummöbel erscheinen. Kostenpunkt infolgedessen kaum ein Drittel der echten. — Betrachten Sie nun mal genauer die einzelnen Stücke. Der Tisch hat ein Bein mit drei geschwungenen Füßen. Aber bitte sich nicht drauf zu stützen, er wackelt sonst. Auch nicht dranlehner, Sie sehen, er ist Rollschuhläufer. Eigentlich hätte er die Rollen gar nicht nötig, da er nur klein und aus leichtem Holz ist, aber — das ist ja gerade das Feine: schwere Nußbaumtische haben immer Rollen unter den Füßen — und so bildet denn dieser Tisch ein Meisterstück der Nachahmungskunst. Mehr konnte mit den einfachen Mitteln nicht erreicht werden.

Auf dem Vertikow bitte ich den reichen Aufsatz zu bewundern. Diese Fülle von gedrehten Säulchen, Gesimsen, Geländern und Plattformen. Die Säule oben rechts wollen Sie, bitte, nicht anfassen. Sie ist beim letzten Umzug abgebrochen und die Leimung hält nicht. Das Staubwischen, verstehen Sie, läßt ihr keine Ruhe. Man muß doch in alle Kerben und Ecken hinein, und da bricht denn leicht hier und da ein Spitzchen ab und ein alter Schaden auf. Aber großartig sind diese Säulen und Balustraden en miniature nachgemacht; zwar wohl nur aus Pappelholz, aber was schadet das? Wie Nußbaum wirken sie doch.

Der Waschtisch hat, von hier aus gesehen, eine richtige Marmorplatte. Ja, der Maler verstand sein Handwerk vortrefflich. Sie ist nämlich aus demselben Holze wie das ganze Möbel, aber die Lackierung — alle Achtung, der teuerste Marmor kann nicht schöner geadert sein.

Von den Möbeln sollen Sie nur noch das Sofa betrachten. Sie wissen, man wird im Museum des Sehens leicht überdrüssig. Aber dieses Sofa dürfen Sie nicht übergehen. Seine Polsterung ist etwas hart. Zum Drauf liegen soll es ja auch nicht dienen, die hölzernen Armlehnen mit dem Quastenbehang sind als Kopfkissen ohnehin nicht geeignet. Ich sitze nicht einmal drauf. Hauptsächlich, weil es mir dazu zu kostbar ist, dann aber, weil ich mit dem Verzicht meiner Wirtin eine Freude

solche Zerschmetterung, nie schmachvollere Vernichtung unverschämter menschlicher Eitelkeit und bedrohlichen, lange fortgesetzten Hochmutes: Streich auf Streich, wie mit Thors Hammer geführt, bis es wie ein unförmlicher Trümmerhaufen daliegt, zu sich selbst winselnd: „Was im Namen aller Götter und aller Teufel soll nun aus uns werden?“ — Alles, was in England verständig ist, beglückwünscht herzlichst das tapfere alte Deutschland zu dem, was es nur für sich allein vollbracht hat — eine tatsächliche Umwandlung in eine Nation, nicht länger mehr ein chaotisches Durcheinander, das den Einfall aller übelgesinnten Nachbarn, namentlich dieses übelgesinnten Frankreichs, herausforderte, das ihm in den letzten 400 Jahren so unaufhörliches Wehe gebracht hat: Krieg getürmt auf Krieg, ohne andere wirkliche Ursache als unersättlichen französischen Ehrgeiz. Alles das ist nun durch Gottes Gnade beendet. Ich habe im Laufe meines Lebens nichts in England erlebt, was mich so erfreut hätte. Ein „tapferes Volk“, wie Euer Goethe Euch nennt und, wie ich glaube, auch ein friedliches und biederes. Ich hoffe nur, der Himmel werde Euch die Weisheit, Geduld und fromme Bescheidenheit senden, um all die Vollendung zum Guten zu nutzen“.

Viscount Haldane (geb. in Edinburg 1856), unter den Staatsmännern des heutigen England einer der angesehensten und gebildetsten, schreibt in seinem Vorwort zu dem Worte „Germany in the nineteenth century“ von Rose,. Herford, Gonner und Sadler (Manchester 1912): „Der Geist des heutigen Deutschland ist in hohem Grade konkret und praktisch, aber er ist aufgebaut auf der Grundlage des Denkens und Wissens, und das ist der Grund, warum es wohlgeordnet ist. Denn gute Ordnung wird leicht, wenn die ersten Grundsätze klar umgrenzt worden sind. Das Land, das einen Kant und einen Goethe hervorgebracht hat, kann späterhin einen Bismarck hervorbringen: „Aus dem Lernvolk soll ein Tatvolk werden.“

Ralph Waldo Emerson (1803—1882), der in Amerika als der erste aller Schriftsteller gilt, stellt die ihm stammverwandten Engländer sehr hoch. „Bei Betrachtung ihrer Licht- und Schattenseiten“ bleiben zuletzt (wie er sagt) „einige Punkte geistiger Natur übrig, die eigentlich, worauf es ankommt, und in diesen Punkten, die allein den Vorrang eines Volkes vor dem anderen bestimmen“, gibt Emerson den Deutschen den Vorzug, sie sind ihm „das erste Volk der Erde“! Er sagt: „Die Deutschen denken für Europa.“ Die Höhe ihres geistigen Stundpunktes, ihrer Begeisterung für die Erkenntnis der Dinge sei das letzte Kennzeichen ihres Wesens. „Die Engländer“, sagt Emerson, „sehen nur das Einzelne, sie wissen die Menschen nicht nach höheren Gesetzen als ein Ganzes aufzufassen. Die Deutschen aber vermögen das, sie stehen über den Erscheinungen. Die Engländer ermessen die Tiefe des deutschen Geistes nicht. Deutsche Wissenschaft umfaßt die englische.“ (R. W. Emerson über Goethe und Shakespeare nebst einer Kritik Emersons von Hermann Grimm, Hannover 1857, S. 112).

Theodor Roosevelt (geb. in New-York 1858) war schon in jungen Jahren mit seinen Geschwistern in Europa und erhielt ein gut Teil seiner Bildung in Dresden. In seinen Erinnerungen („Aus meinem Leben“, Leipzig 1914) schreibt er darüber: „Seit jener Zeit und heute noch wäre es mir unmöglich, die Deutschen wirklich als Ausländer zu empfinden. Das Wohlwollen, die Gemütlichkelt, die Fähigkeit zu schwerer Arbeit, das Pflichtgefühl, die Freude am Studium der Literatur und Wissenschaft . . . alle diese Äußerungen des deutschen Charakters . . . machten einen Eindruck auf mich, der nach vierzig Jahren noch lebendig ist.“

Dem Sammelheftchen, dem eine weite Verbreitung schon zu wünschen wäre, ist noch ein lehrreicher Anhang, der uns mit berechtigtem Stolz erfüllen kann, beigegeben: Eine Übersicht über die wichtigsten von Deutschen gemachten Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen.

Teppich mit den prachtvollen Farben — leider sehr lichtempfindlich, weil Anilin —, das Sofakissen mit Samteinsätzen und Perlenstickerei. — Aber wie Sie wünschen. Ich höre auf — die Fülle des schön und herrlich Nachgemachten ist in der Tat gar zu groß. Wenn Sie auch nicht alles gesehen haben, Sie werden bei dem wenigen zu der Überzeugung gekommen sein, daß die Kunst, mit geringen Mitteln großartige Wirkungen zu erzielen, in der Möbel- und in der „Schmücke-dein-Heim"-Industrie ihre schönsten, wenn auch nicht gerade duftenden (im Gegenteil!) Blüten entfaltet. „Äußerste Eleganz bei billigster Preisstellung lautet ihr Geschäftsgrundsatz, und wahrhaft volkstümlich ist ihr Bemühen, auch dem „kleinen" Mann die Annehmlichkeit zu verschaffen, fürstlich zu wohnen und sich mit „Kunst" zu umgeben. — Was? Ihnen wird übel? Kommen Sie schnell hinaus in die frische Luft! Ich merke, Sie sind noch nicht abgehärtet gegen derartige Museumsgenüsse. Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihre Geschmacksnerven so stark reizte. Aber ich glaube, der Besuch wird nicht ganz ohne Nutzen für Sie gewesen sein, und Sie werden mir für das beim Sehen und Hören Gelernte Dank wissen. — Mit dieser launigen Satire, die der „Heimgarten" zur Nutzanwendung empfiehlt, geißelt Paul Hundertmann in der Dürer-Bundes-Korrespondenz die sinnlose Freude unserer Zeit am „Talmi". Und diese „Freude" findet sich nicht nur bei Zimmervermieterinnen und beschränkt sich nicht nur auf Wohnungseinrichtungen!

Walter Bloems gewaltige Kriegsroman-Trilogie 1870/71.

(„Das eiserne Jahr", „Volk wider Volk", „Die Schmiede der Zukunft". Verlag Grethlein u. Co., G. m. b. H. Verbreitung: An 400.000 Bände.)

Besprochen von K. D. Zwerger.

Heil uns, dem deutschen Volke, dem solche Söhne der Kraft leben! Heil uns und einer Kunst, die sich auch zu längst nachklassischer Zeit zu so gewaltigen Siegen emporzujubeln vermag, uns Werte zu schenken, von einer Verwegenheit an Schöne, einem Braus an Leidenschaft, einem Stürmen der Inbrunst, einem Donner der Gewalten, einer Wildheit an Wucht, die einem siedheiß das Blut wallen läßt, einem das Herz emporkrampft und die Seele zerschüttert, einem die Sinne verwirbelt und Tränen an die Lider preßt, erlösende, gottreine Mannestränen — vor so viel Himmelerhobenheit, Heldwerdens und Geheiligtseins! O diese Kunst! O diese wunderstarke Macht, dieses leise aufströmende Ergriffenwerden, dieser süßselige Rausch aus Stolz und Demut, dieses betende Erhabensein, diese unsäglich gütige, allumsonnende, allversöhnende Religion der Völker!

O diese Kunst! Und Tausende, Hunderttausende stehen fern, blöd, teilnahmslos, stumpf wie Tiere ... Und trotzen ihrer Segnungen, die Armen, und hungern doch zuinnerst nach Glück und Gebet. Und suchen und suchen, blind und vergebens und nicht ahnend, daß ihnen ein Buch, ein kleines, der Speise böte ..

Bringt die Kunst ins Volk und ihr macht es groß und edel! Denn Kunst ist Göttlichkeit!

Kunst ist Göttlichkeit! Das vermögen freilich nur wenige Dichter voll zu beweisen, nur ganz wenige Erlesene, aber ein Bloem vermag es! Ja, seine großgewaltige Kriegstrilogie übersiegt alles, was uns Deutschen ihrerart je gegeben ward, in Ursprache und Übersetzung. Diese Tatsache schmälert keineswegs den verdienten Ruhm eines Dahn, Ertl, Liliencron, einer B. v. Suttner, eines Zola und vielleicht noch dies oder jenes anderen, sie läßt nur die unvergängliche

mache, und endlich, weil ich mir an dem Zäunchen und der Muschel auf der Lehne immer den Kopf stoße. Die Muschel paßt, wie Sie beachten wollen, genau zu denen auf dem Spiegel und an den Stuhllehnen, das Zäunchen zu dem auf dem Wandbrett — und das nennt man mit dem Kunstausdruck: stilvolle Einheitlichkeit oder vielmehr einheitliche Stilvollheit — ach, was ich sage! — nein: vollständige Stileinheit!

Wir waren beim Wandbrett. Das ist das Museum des Museums. Von wegen dem, was draufsteht. Zunächst sieben Vasen, in denen bei meiner Zeit noch nie eine Blume gesteckt hat. Drei haben einen zu engen Hals, zwei fallen leicht um, und die beiden letzten lecken, weil sie nach dem Zerbrechen schlecht gekittet sind. Dann dieser Mönch! Ein Kegelpreis des Seligen meiner Wirtin. Großartiges Kunstwerk, angenehm fürs Auge und nützlich für den Magen. Man reißt ihn einfach in zwei Stücke und sein unterer Körper erweist sich als ein Grogglas. Überraschung, wie? Als Gegenstück dazu betrachten Sie dieses liegende Kamel aus Porzellan mit den vier Likörgläschen an den Haken, die in die Warenballen gebohrt sind. Ahnen Sie die zahlreichen Vorzüge dieses Wunderwerks? Erstens ist es ein Kunstgegenstand, der das Zimmer verschönert. Zweitens ist es ein Reiseandenken — siehe die Inschrift auf dieser Seite des Warenballens: „Gruß aus Norderney." Drittens ist es sinnig — auf der anderen Seite des Warenballens steht geschrieben: „Es gibt Kamele, die acht Tage dürsten können, ohne zu saufen, und es gibt Kamele die acht Tage saufen können, ohne zu dürsten." Ungemein sinnig, besonders für ein Reiseandenken aus Norderney. Und viertens — nehmen Sie ihm mal den Kopf ab. Sehen Sie, da sitzt ein Korken, und durch den Hals gehts in den Hohlraum des Leibes einschließlich des Warenballens. Merken Sie nun, was Sie vor sich haben? Ein Likörservice. Sage ich zu viel, wenn ich behaupte: ein Kunstwerk ersten Ranges? Ihm gegenüber sind die anderen Stücke reine Waisenknaben, dieses Körbchen aus Glas, die Rokokofigürchen, die an die porzellanenen Baumstümpfe lehnen — die Baumstümpfe, notabene Vasen — und so weiter.

Die Bilder wollen Sie gütigst mit Gefühl betrachten. Jene weibliche Gestalt ist die Hoffnung, diese der Glaube. Vielleicht auch umgekehrt, ich weiß es nicht mehr genau. Wenn Sie auf einen Stuhl steigen, können sie die Unterschriften lesen. Bewundernswert an diesen Bildern sind hauptsächlich die Rahmen. Ist es nicht wahrhaft genial, aus fichtenen Zaunlatten, Gips und brauner Farbe schwere Nußbaumrahmen herzustellen? Ebenso hier die Ebenholzrahmen dieser Photographien — aus Pappe sind sie gepreßt und schwarz lackiert. Ein kleines Kunstwerk eigener Art führe ich Ihnen hier in diesem sogenannten Motivrahmen vor. Ein niedliches Häuschen stellt er dar, oben Dachziegel, Schwälblein am Neste, an der Seite ein Klingelzug, unten die ausgetretene Schwelle. Einfach stimmungsvoll. Die Maske darin soll nach der Unterschrift Mignon sein.

Dann schmücken meine Wände noch diese beiden Bronzegußkunstgegenstände. Meine Wirtin nennt sie Wandteller. Ich wäre geneigt, sie anders zu benennen wegen ihres Schnörkelwerks im Rokokostiel und ihrer Form wie eine Flunder — aber der Name tut nichts zur Sache. Hermann und Dorothea auf dem einen, Paul und Virginie auf dem andern. Echte Bronze, fragen Sie? Dieses weniger. Echte Sachen eignen sich für mein Museum nicht. Imitation aus Zinkguß. Dieselbe Masse wie diese Aschenschale mit der Ansicht von Helgoland in ihrer Vertiefung.

Wie? Sie haben schon genug? So schnell die Museumslangeweile? Und ich wollte Ihnen noch so viele Kunsterzeugnisse vorführen, den Haussegen aus gepreßtem Zelluloid und aufgeklebten Stoffblumen, die künstliche Palme, das Postkartenalbum — Einband reich gepreßtes Leder, das heißt lederfarbiges Papier —, den persischen

Schwestern des Roten Kreuzes, da halten besonders sie über allem Interesse am Gesamten auch unser Spezialinteresse wach. Mein Gott, es vollziehen sich da so gewaltige Dinge, solch wuchtige Geschehnisse, in denen alles Persönliche wie ein Atom zu verschwinden scheint. Die Beschießung und Eroberung von Straßburg, das Leben im eingeschlossenen Paris, die Kapitulation Mac Mahons und die Gefangennahme Napoleons III., der Taumel nach Coulmiers, Gambetta, dieses Phantom, dieser Mann der unverwüstlichen Energie, der Abzug von Metz, Bismarck, Moltke, die Kaiserkrönung in Versailles, dann das „letzte" Frankreich, der letzte Ausfallsversuch und endlich der Einzug in Paris — meine Lieben, das sind Schlagworte, die Geschichte, Weltgeschichte bedeuten! Und trotzdem verwehen die Spuren der kleinen Schicksale nicht, ja, ich möchte sagen, an den kleinen Schicksalen und durch sie lehrt uns Bloem das Große, das gigantische Individuum Völkerkrieg erfassen.

Dann Alfred Hardegen! Wie vertraut wird uns diese schwergeprüfte, tapfere zarte Künstlerseele! Oder sein Bursch Rosenberg! Wie unendlich zugetan wird man allmählich diesem bärenstarken, geraden, heldenhaften, hundstreuen — Mörder!

Oder von Szenen: Diese kleine Elitegesellschaft im Café de la Paix zu Paris, die Strafexpedition, der mörderische Friedhofkampf in Beaune-la-Rolande (vergleiche Ertl, „Die Leute vom blauen Guguckshaus"), dann Weihnachten 1870, im deutschen Spital, wo sie die Wunden und Schwerwunden, auch die Franzosen natürlich, mit schlichten Liebesgaben beglücken, mit einer Wurst, einer Pfeife, einem Pfefferkuchen, und in Paris, wo sich schon segnen durfte, wer seiner Freundschaft einen Fetzen Katzenfleisch vorsetzen konnte. Und dann die schrecklichen Zustände unter den Soldaten der nationalen Verteidigung im „Mekka der Zivilisation" und unter den stets neu genial aus der Erde gestampften Heeren des Gambetta, ein militärisch so unerhört klägliches und menschlich so unerhört großes Bild! Und dann versteigern sie in der umschnürten Seinestadt schon die ersten Granatensplitter . . . und finden doch noch immer ein Lachen . . . und Tausende, Tausende hungern, schon grimmig. Und von zweien, denen's noch gut geht, erzählt Bloem:

„Die Wangen hohl und fieberfleckig hatte Eliante am Petroleumkocher gestanden, auf dem in zerlassener Pomade ein armseliger vierbeiniger Tierkörper schmorte. Eine seltene Delikatesse... eine Ratte war's, die Charles-Eugène von seinem eben empfangenen Leutnantsgehalt für fünf Francs erstanden hatte. Und: Eigentlich lächerlich, daß man im Anfang solche Scheu vor diesen Biestern gehabt hat', meint der quittierte deutsche Offizier."

Ja, da schnürt's einem die Kehle zusammen. Nicht? Und doch löst sich aus dieser selben Kehle der rauschende Jubel, wie zuletzt aus all den Greueln und Scheueln das neue Weltalter gestiegen ist, blutgeläutert und eisengeschmiedet, glorreich und all die Schrecknisse benedeiend. Denn „dies Volk der Völker, das durch Jahrhunderte voll Entrechtung, voll sinnlosen Wütens aller gegen alle, voll wirrer Versuche zu einer Organisierung seines nationalen Bestandes doch immer seine tiefste Wesensart hindurchgerettet und bewahrt — nun, da es einig geworden, wird es, muß es aufblühen zu ungeahnter, unerhörter Macht und Daseinsfülle!"

Daß ein so unerreichtes Kunstwerk frei von jeder Einseitigkeit ist und mit gleicher Meisterschaft, Liebe und Gerechtigkeit das Hüben und das Drüben schildert, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

So glaube ich, in diesen Zeilen auf ein Werk von ganz außergewöhnlichen Werten, auf ein selten stolzes Monument künstlerischer Völkergeschichte verwiesen zu haben, dessen innerstes Verstehen und ergreifendstes Durchfühlen gerade eine Zeit gewährleistet, da man ob so viel echter Nibelungentreue jubelt, ein Deutscher zu sein, und da durch all die Gaue, wo deutsche Herzen schlagen, wie Donnerhall ein Ruf hinbraust, der Weltruf, der Racheruf, der Eisenruf von Millionen: Krieg! Krieg! Krieg!

Meisterschaft Walter Bloems noch freier, leuchtender und größer emporwuchten. Denn dieses sein einzigschönes Zeitgemälde, darin die Herzen zweier Völker beten, darin die Rache zuckt und das Grauen stöhnt, darin das Mitleid weint und die Hoffnung fleht, darin Fanfaren tönen und ein wundes Volk aufbrüllt im unabwendbaren Zerschmettertwerden, dieses Zeitgemälde, dieses Riesenpastell, darin die Tage donnern und die Nächte bluten, darin die Kronen nie geahnter Größe, die Gloriolen göttlichsten Heldentumes schimmern und funkeln, darin zu gleicher Stunde der Genius eines Erdenvolkes jubelt und der Genius der Menschheit trauert: Dieses wundenwundervollste Kriegsgemälde, das hat Bloem nicht uns Deutschen allein, das hat er der Welt geschenkt!

Was wir in diesen drei Romanen erleben, das sind restlos die wichtigsten Geschehnisse von 1870/71 und in allem Wesentlichen historisch treu. Historisch treu aber auch oft in Einzelheiten bis zur weitestmöglichen Grenze. Dabei nicht etwa tagebuchartig aneinandergereiht! Und nicht vielleicht nur in eine interessante Aufeinanderfolge gezwungen wie ein Pasticcio, vielmehr durch tausend Fäden innigst verbunden, hundertfältig ineinanderverschlungen durch Ursache und Wirkung, eng verkettet und verkittet durch Charaktere, Handlung und Episode, kunstvoll verwoben zu einem großen machtvollen Ganzen. Und dabei sind die schwierigsten Probleme mit einer überlegenen Selbstverständlichkeit behandelt, die staunen macht, ist die Sprache in ihrer Prosa so poesievoll, in ihren verschiedensten Mundarten, Feinheiten und französierenden Anklängen mit einer Eleganz gemeistert, die entzückt, ist die Schilderung der Einzelmenschen wie der Massen, ist die Charakteristik der Deutschen wie der Franzosen und ist das Malen der buntesten Landschaften von einer Großzügigkeit, die den Verwöhntesten verblüffen muß. Das Großartigste, Prächtigste und Vollendetste aber in den drei Büchern ist das militärische Getriebe und in seiner wildesten Verschlingung: die Schlacht. Hierin ist Bloem einfach unerreicht! Das hat noch keiner zuvor gekonnt und das macht ihm keiner nach! Dieses völlige Aufgehen im Wogen, im Sturm, im Erleben, dieses ungeheure Aufbranden von Mut und Wut, dieses furchtbare Ineinanderdonnern von Kraft und Begeisterung, dann nach den Scharmützeln, nach den Gefechten, nach den Schlachten dies leise, wehe Aufweinen der versöhnenden Liebe und dies milde rote Weiheleuchten des Kreuzes der Güte und letztlich doch überall dies tiefe Überzeugt- und Beseeltwerden von der eisernen Notwendigkeit des Krieges — Herrgott! Der verbissenste Antimilitarist müßte es da verstehen und lieben lernen, das klirrende Wort: La guerre! Freilich: Die Krieger sind in Friedenszeit was die Öfen im Sommer, sagt ein serbisches Sprichwort.

Soll ich nun noch auf Einzelheiten eingehen? Das führte zu weit! So will ich mich mit ein paar Worten über die anheimelndsten Gestalten und die packendsten Szenen der drei Werke begnügen (deren jedes trotz des inneren Zusammenhanges völlig in sich abgeschlossen und sehr wohl auch allein lesbar ist.)

Eine ungemein sympathische Figur ist die Baronesse Rassow. Schon in Bad Ems, wo auch der alte Wilhelm sein „Krähnchen" trinkt, wird man Mariannen zugetan. Und diese Neigung zu dem Mädel, dessen Herz der französische Diplomat Monsieur de Ponchalon im Sturm gewinnt, und die darob vom Vater General verstoßen wird, vertieft sich, je mehr wir sehen, wie tapfer sie sich durchschlägt und wie immer reiner und größer ihr Bild vor uns ersteht. Und auch der zweite Band setzt bald mit der Spannung auf ein feingezeichnetes Verhältnis zwischen Deutsch und Welsch ein: Leonore, die deutsche Gouvernante, und Vicomte de Parceval. Gedemütigt, als Spionin und Denunziantin verdächtigt (hier die wundervoll stolze Abweisung des Vicomte!) geht auch sie mutvoll einen Leidensweg, wie ihn wenige wandern. Und wie sich dann die beiden deutschen Mädchen im Dienste des Segens treffen, als

Bücher

Wem Gott will rechte Gunst erweisen ... Roman von Marx Möller. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der Titel führt irre. Der Roman ist kein „In die weite Welt“-Buch, sondern ein Heimatsbuch, wie es im Büchel steht. Und zwar ein sehr liebes. Die Geschichte spielt im Mecklenburgischen, wo es am altväterischsten ist. Voll von beschaulichen und behaglichen Leuten, die aus der Vergangenheit überkommen sind. Und wer sich zeitweilig anders gibt und im Auto fährt oder gar mit einer Flugmaschine, der meint es mit der Modernität nicht ganz ernst, sondern trägt sein altes Mecklenburg nur ein wenig übertüncht in sich. Aber da ist es. Und der Leser kann seine Freude daran haben. Ich möchte das „nordische“ Buch gerade den Süddeutschen empfehlen, damit sie daraus ersehen, wie wenig fremd uns eigentlich auch die Leute von Userow sind. Das Gemeinsame der deutschen Seele verbindet uns im Ernst und in der Lust des Lebens. Immer und immer wieder muß das betont werden. H. L. R.

Menschen ohne Heimat. Roman von Johannes Wehrmann. (Hamburg. Deutschlands Großloge II des J. O. G. T.)

Der Roman behandelt in künstlerisch sehr erfreulicher Umkleidung das tiefernste Thema des Bodenschutzes. Den Maschinensklaven, den Armen, den Elenden eigenen Grund und Herd und damit eine Heimat! Ein alter Pastor gibt die Idee. Der junge, reiche Anders greift sie begeistert auf, baut Kolonistenhäuser und gibt Hunderten Sonne und Heimat. Aber die schleichende Hydra, der Bodenwucher, lauert und naht und schleicht sich mit Freundesfratze herzu und umgarnt den armen, ehrlichen Idealisten. Und zernichtet sein großes Werk und damit auch ihn. — Ihr, die ihr landflüchtig werden wollt, die ihr dem lockenden Irrlicht Großstadt zutaumelt, leset diesen Roman — und ihr besinnt euch! Und ihr Herren Bibliothekare, erwerbt ihn schleunigst für eure Volksbüchereien! K. D. Zwerger.

Heinrich Schenker: Beethovens IX. Symphonie. [Eine Darstellung des musikalischen Inhaltes.] (Wien, Leipzig. Verlag der Universal-Edition A.-G.)

Ein durchaus interessantes, mit reifster Sachkenntnis geschriebenes Werk von denkbar erschöpfender Gründlichkeit und Breite, ohne dabei jemals in trockene Gelehrsamkeit zu geraten; ein besseres „Lehrbuch“ der musikalischen Theorie — freilich auf erhabenster Grundlage — als die meisten, die ausschließlich Lehrbuch sein wollen. Hier aber, an der Hand der Analyse, wird der Adept zum erkennenden Blick in die unermeßlichen Weiten der titanischen Schöpfung erzogen, wo auch das scheinbar Kleinste, etwa eine Zweiunddreißigstelpause in kosmischer Art der großen Idee des Ganzen organisch eingeordnet ist. Wie deutlich hat das scharfsinnige Buch Schenkers das ungeheure konstruktive Genie Beethovens neben seiner tiefen Ursprünglichkeit erfaßt und verständlich gemacht! Welch wohltuende Polemik gegen den unleidlichen geistigen Müßiggang, der in der Form populärer Musikführer von sogenannten Autoritäten bei Erläuterung der so absoluten Musik Beethovens getrieben wird! Manchmal freilich — wie das bei starken Naturen schon sein darf! — etwas scharf und zum Widerspruche reizend, namentlich dort, wo die Flammen eines längst erloschenen Streites modernerer Musik wieder aufzulodern scheinen. (Wozu? Für Bühnenmusik gelten ja andere ästhetische Gesichtspunkte und das tertium comparationis fehlt.) Auch in den Kapiteln über „Vortrag“ wünschte sich mancher vielleicht weniger deutliche Cäsuren des ungehemmten Flusses wegen u. a. Aber was sollen diese Erwägungen? Das Buch ist bedeutend und schafft wirkliche Werte; darum soll, darf keiner daran vorübergehen, dem die Musik Beethovens ein tiefernster Faktor in seinem Leben ist und mehr als laienhaftes Genießen.

Dr. B. Paumgartner.

Trachte nach Deinem Werke! Erster Zyklus der Interieurs. Aus einem Dichterleben, von Pirmin Biedermann. (Leipzig. „Xenien“-Verlag.)

Ob Biedermann Talent hat, läßt sich auf Grund dieser zwölf Dialoge nicht entscheiden (einiges spricht dafür, viel dagegen). Sie sind eine Paraphrase des Satzes: „Die Kunst frägt nicht nach dem Werkzeug.“ Das Buch strotzt von Affektiertheit, Pose und falschem Pathos und man muß genau zusehen, um die paar goldenen Körner darin zu finden. Hoffentlich sind diese echt und halten einer chemischen Untersuchung stand. V. E. S.

Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. In deutschen Versen, von Paul v. Winterfeld. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Reich. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Singvögel.

Herbst.

Nun mußt auch du dich ruhen, meine Seele ...
Wohin du sonst die kühnen Flüge breitetest
Dringt nicht dein Blick mehr;
Nur stumpfes Grau schleicht durch die kahlen Kronen.
Um deine schweren Schwingen
Treibt buntes Laub sein Spiel ...
Und sinkt ... und ... stirbt ...
Nun mußt auch du dich ruhen, meine Seele,
Ruh'n und ... sterben ...

Hans Baer.

Kinderland.

Einst vor der Stadt, jetzt aber schon umlärmt
Vom Leben und Gewühl der neuen Straßen
Liegt unter dunklem Laub der grüne Rasen,
An dessen Hügeln sich die Sehnsucht härmt.

Im Osten nur wächst an das Totenfeld
Ein Gärtchen, hinter dem sich Wiesen schwingen;
Dort seh' ich Kinder nach der Sonne springen,
Indess' ein Hündchen froh die Schar umbellt.

Der Friedhof schaut nach diesem Kinderland
Mit seinen ernsten, stillverträumten Blicken;
Bald wird man Männer wohl mit Äxten schicken,
Dann fällt die dünne, morsche Trennungswand.

Vielleicht trägt man den Knaben noch im Zug
Zu jenem Plätzchen, wo jetzt Blüten ranken
Und wo er — Drachentöter in Gedanken —
Soeben einen Schmetterling erschlug.

Vielleicht auch liegt einst, wo dort Buschwerk sprießt,
Und unter seiner Äste dichten Zweigen,
Ein namenloses Grab im tiefsten Schweigen.
Ein Grab des Schweigens, das mich fest umschließt.

Alfred Joeckel.

Entschuldigung?

Ich hör' den Vorwurf und ich lächle lind.
Ich hab' mit manchem nur von euch gespielt?
Ich will's nicht leugnen, gut,
Doch frag den Wind, der in den Blättern wühlt,
Ob er so Schlechtes tut.

Hans Weber.

Steiermark. Hand- und Reisebuch. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr unter der Schriftleitung von Karl W. Gawalowski. (Graz. Ulr. Mosers Buchhandlung [J. Meyerhoff].)

Endlich liegt das vielerwartete Handbuch der Steiermark vor. Es erinnert schon durch sein äußeres Gewand an die bekannten und vorbildlich gewordenen Reiseführer von Baedeker, mit denen es auch in seiner inneren Einrichtung vieles gemein hat. Voraus hat es jedoch eine Reihe von Aufsätzen, welche den Einführenden Teil bilden und, von berufenen Fachleuten bearbeitet, erschöpfende Auskunft geben über Volkskunde, Geschichte und Geographie, Land- und Forstwirtschaft, Minerale, Tier- und Pflanzenleben u. a. Auch das Geistesleben der Steiermark, wie Kunst- und Musikgeschichte, Volkskunde und Literatur sind in eigenen Abhandlungen dargestellt und wertvoll für jeden Fremden, der sich über die Steiermark und seine Kultur belehren will. Auch der Einheimische wird hiedurch vieles über seine Heimat erfahren, das er nicht kennen zu lernen Gelegenheit hat. — Der zweite oder Topographische Teil, der umfangreichste des Buches, ist der eigentliche Führer! Er zerfällt in die drei Abschnitte Obersteiermark, Mittelsteiermark und Untersteiermark und folgt nach dem erprobten Reisebuchsystem den Eisenbahnlinien, bei jedem Orte verweilend, ohne sich auf Angabe der Gasthäuser u. dgl. zu beschränken. Vielmehr weiß er kurz Kulturelles, Geschichtliches, Ortseigentümlichkeiten anzugeben. Hieran schließen sich Beschreibungen der Ausflüge, Wanderungen, Übergänge mit Angabe der Gehzeiten. Ein sehr ausführliches Register gestattet, jeden Namen sofort zu finden. Fünf Spezialkärtchen vielbesuchter Gebiete, eine Übersichtskarte des Landes und ein Plan der Hauptstadt Graz vervollständigen die Brauchbarkeit des nützlichen Werkes.

Ungelöste Lebensfragen. Für das deutsche Volk. Politische Betrachtungen eines Auslanddeutschen. (Zürich. Zürcher und Furrer.)

Es enthält eine Unsumme von Idealismus, und Idealismus ist bekanntlich selten praktisch. So auch hier. Dem Verfasser ist eigentlich im Reich gar nichts recht, doch weiß er für alles ein probates Hausmittel. Ja, die Hausmittel . . . Ich fürchte, wenn unser „Auslanddeutscher" plötzlich Reichskanzler würde, es ginge unter seiner Kanzlerschaft drunter und drüber oder (falls er Anlage zu Lebensklugheit hat, was aus dem Buch nicht so ohneweiters hervorgeht) er brächte die klingendsten seiner Theorien nicht zur Ausführung. — Niemand wird behaupten, daß in Deutschland alles am besten bestellt ist, aber die Art vieler, über jedes und jedes zu raunzen, ist abgeschmackt und freut nur unsere Feinde, die viel zu kühne Schlüsse aus den üblichen Klagen ziehen. Dem Deutschen geht es einfach zu gut und da hat er Zeit und Lust zum Räsonieren. Wie lautet doch das Sprichwort vom Rößlein, das der Hafer sticht . . . P. L. M.

„Graz im Jahre 1635." Nach Hollars berühmtem Kupferstiche in Farben gesetzt veranschaulicht dieses Bild trefflich die Größe, die Bauart der Häuser und die Befestigung der Landeshauptstadt zur damaligen Zeit. Die farbenprächtige Ausführung, die Größe und die historische Treue der Darstellung lassen das Bild als ein schönes und wirksames Lehrmittel für die Erteilung des geschichtlichen und namentlich des heimatlichen Unterrichtes erkennen, das wegen seines konkreten, die Schüler interessierenden Gegenstandes gewiß den Vorzug vor nur typischen Darstellungen verdient. Das Bild ist auch als künstlerischer Wandschmuck für Schul- und Amtsräume bestens geeignet. Es ist im Verlage des Verbandes der deutschen Lehrer in Steiermark erschienen und kann gegen Einsendung des Betrages von 3 K 30 h vom Lehrer Alois Kasper, Graz, Morellenfeldgasse 10, bezogen werden. V.

Kunst und Seele. Bd. I: „Vom innerlichen Christentum" von Dr. Alois Wurm. 4°, 67 Seiten Text, 60 Vollbilder in Mattkunstdruck. (München. Kunstanstalten Josef Müller.)

Der wohlbekannte Autor versucht in diesem Buche, eine völlig neue Art, den Geist religiöser Kunstwerke auf die Seele des Beschauers überzuleiten. Er findet die psychologischen Grundtatsachen der religiösen Erfahrung des Christen, den hauptsächlichen Inhalt der christlichen Lehrverkündigung, mit einem Worte den Geist des Christentums in reifen Schöpfungen der gläubigen Kunst auf, er sondert die Seele dieser Werke heraus, damit sie auf den betrachtenden Geist nach ihrer Weise wirke und ihn formen helfe. Das Buch wird auf viele eine tiefe Wirkung üben. Seine 60 Bilder werden ihnen gleich dem Texte zum nachhaltigen Erlebnis werden. V.

Gott ist die Liebe! Andachtsbuch für katholische Christen zum privaten und häuslichen Gebrauch. Von Dr. Eduard Herzog, Bischof der christkatholischen Kirche in der Schweiz. (Olten. 1914.)

Das ist nicht bloß eine Gottschau, vielmehr auch eine Selbstschau, eine Selbsterweckung guter Gesinnungen und Kräfte in sich. Gebete sollen doch Selbstsuggestionen sein, mit denen der Mensch mehr erreicht und größeres, als man gewöhnlich annimmt.

Das „Deutsche Dichterbuch des lateinischen Mittelalters“, das hier aus dem Nachlaß Paul v. Winterfelds von Hermann Reich herausgegeben wird, führt uns den ganzen, großen Kreis deutscher mittelalterlicher Dichter, soweit sie lateinisch schrieben, zum erstenmal geschlossen vor Augen. In ihm treten alle die Dichtergenies der deutschen Frühzeit, die sich, obzwar sie sich auch der lateinischen Sprache bedienten, doch in ihrem Denken und Fühlen urdeutsch waren, etwa bis zum 11. Jahrhundert, lebendig vor uns hin und sprechen, durch Paul v. Winterfeld befreit vom Zwange mittelalterlichen Lateins, fortan unsre Sprache: Ekkehard, Notker, Hrotsuit v. Gandersheim, der Dichter des Rudlieb, und alle die kleineren Poeten, deren Leistungen oft groß genug sind, eine bunte Reihe von Mönchen und Nonnen, von fahrenden Klerikern, Vaganten, Goliarden, Mimen und Jokulatoren. In Balladen und Bildern, Legenden, Hymnen und geistlichen Liedern, Fabeln, Novellen, Märchen, Satiren, Schwänken, Schelmenliedern, im heroischen Epos und im ältesten realistischen Ritterroman begleiten sie die Geschichte und den Aufstieg des Volkes und schildern sie das ganze Leben und Treiben ihrer Welt.

Deutschland und die Deutschen. Vom amerikanischen Gesichtspunkte aus betrachtet von Price Collier. Deutsche Übersetzung von E. v. Kraatz. (Braunschweig und Berlin. George Westermann.)

Nach einer knappen und packenden historischen Einleitung beginnt der Verfasser mit einer geistreichen Charakterstudie über den Kaiser, deren offenherzige Kritik, Gerechtigkeitssinn und freundschaftliche Wärme im Verein mit ihrem ausgeprägten Amerikanertum in der gesamten Kulturwelt Aufsehen erregen werden. Auch was der Verfasser, der übrigens in Genf, Leipzig und Harvard studiert hat, über die politischen Parteien und die Presse, über die Armee, den Adel und die Frauenwelt Deutschlands zu sagen hat, ist alles lebhaft empfunden und geistvoll. Der deutschen Reichshauptstadt widmet er ein ganzes Kapitel und verbreitet sich in einem andern über das Schulwesen und Studentenleben, dem er besonders warmes Verständnis entgegenbringt. Seine Analysierungen des deutschen Volkscharakters und Volks- und Gesellschaftslebens werden in ihrer prägnanten Kürze und lebendigen Ausführung in weitesten Kreisen Interesse erregen. V.

Mein Österreich, Mein Heimatland. Illustrierte Volks- und Vaterlandskunde des Österreichischen Kaiserstaates. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben, illustriert und redigiert von Siegmund Schneider, nach dessen Tode fortgeführt von Prof. Dr. Benno Imendörffer. Mit vielen Kopfleisten, 24 Farbentafeln, 8 Duplextafeln, 24 Doppeltontafeln und über 1300 Abbildungen. 2 Prachtbände 1056 Seiten. Preis K 48·—. Bd. II K 24·—. (Wien. Verlag für vaterländische Literatur Gesellschaft m. b. H.)

Das Prachtwerk „Mein Österreich — mein Heimatland“, dessen erster vor Weihnachten vorigen Jahres erschienener Band in den weitesten Kreisen Anklang und Anerkennung gefunden hat, liegt nun mit dem eben ausgegebenen zweiten Bande vollständig vor. Während der erste Band nach den Kapiteln allgemeinen Inhaltes die Schilderung der Alpenkronländer einschließlich Krains gebracht hat, behandelt der zweite noch Tirol und Vorarlberg. Den eigenartigen Volkscharakter des Deutschtirolers schildert mit seiner ganzen Kunst der gefeierte Tiroler Dichter Karl Schönherr. Dann wenden wir uns den Karstländern zu. Görz und Gradiska, die aufstrebende österreichische Hafenstadt Triest, das an alten geschichtlichen Denkmälern reiche Istrien, das nicht minder historisch denkwürdige und mit allen Reizen einer subtropischen Küstenzone ausgestattete Dalmatien ziehen an unserem geistigen Auge vorüber. In lebendiger, in bestem Sinne des Wortes feuilletonistischer Darstellung hat es Professor Evers in Wien verstanden, dem Leser die Schönheiten der österreichischen Adria zu erschließen, wobei ihn eine Fülle schöner Abbildungen, bald in getreuer Nachbildung trefflicher Lichtbilder, bald in nicht minder gelungenen Farbendrucken unterstützt. Von der Südspitze, so zu sagen, der Monarchie, führt der Weg in jäher Wendung nach Norden. An die Gebiete der Dinarischen Gebirge schließen sich die Sudetenländer an. Da findet vor allem das von der Gunst der Natur so reich bedachte Königreich Böhmen, eine der blühendsten Provinzen des Habsburgischen Reiches, seine volle Würdigung. Dann geht die Fahrt nach dem gesegneten Getreideboden Mährens, durch die minder reichen, aber landschaftlich doppelt reizvollen Gefilde Schlesiens bis wir, das kleine Grenzflüßchen Biala überschreitend, auf Galiziens Boden eine fremde Welt betreten. — Ein kurzer Anhang endlich gibt eine gedrängte Darstellung der Länder der ungarischen Krone und der beiden jüngsten Glieder der Monarchie: Bosniens und der Herzegowina, damit gleichsam einen weiten Ausblick nach Osten eröffnend, wo vielleicht noch große Aufgaben der Monarchie harren. So bietet das nunmehr abgeschlossene, umfangreiche Werk eine an Vollständigkeit und an malerischem Schmuck nicht leicht zu überbietende Darstellung der großen Doppelmonarchie an der Donau, die geeignet ist, nicht nur belehrend und aufklärend zu wirken, sondern auch dem Leser künstlerischen Genuß zu bieten, wie wenige Werke dieser Art.

V.

Büchereinlauf.

Sarah von Lindholm. Roman von Margarete Böhme. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Der Sohn des Hannibal. Ein Pferderoman von Ludwig Wolff. (Berlin Schuster und Loeffler.)

Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. v. Handel-Mazetti. Dritter Teil: Jungfrau und Martyrin. (Kempten u. München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Severins Gang in die Finsternis. Ein Prager Gespensterroman von Paul Lepin. (München. „Delphin"-Verlag.)

Marie Wegrainer. Der Lebensroman einer Arbeiterfrau. Von ihr selbst geschrieben. (München. „Delphin"-Verlag.)

Blut. Roman von Waldemar Bonsels. Zweite, umgearbeitete Auflage. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde, herausgegeben von H. Berdrow. Mit einem Titelbilde und 63 Abbildungen im Text 12. Jahrgang, 1914. (Leipzig, Wien, Teschen. Karl Prochaska.) Wer auf angenehme Weise sein Wissen auf den neuesten Standpunkt bringen will, findet in diesem vorzüglichen Führer eine sehr brauchbare Übersicht. Kein Gebiet ist unberücksichtigt geblieben. Jedes ist in den Bereich der fesselnden Betrachtung gezogen. Gründliche Beherrschung des Stoffes und zweckmäßige Auswahl, anschauliche Darstellung und vorzüglich ausgeführte Illustrationen machen das Jahrbuch für eine leichte Orientierung besonders geeignet. V.

Die Zukunft unserer Kinder. Nach Vorträgen auf Elternabenden zusammengestellt und herausgegeben von Phil.-Dr. Gustav Hergel, unter freundlicher Mitwirkung der Herren M.-U.-Dr. Emil Seger und M.-U.-Dr. Oskar Woltär. (Aussig. Im Selbstverlag des Herausgebers.)

Bauernlehr' und Bauernweis'. Eine Spende für den jungen Nachwuchs von Anton Pfalz d. Ä. (Wien. Kubasta u. Voigt.)

Jahrgang neununddreißig.

Gewaltig ist unsere Zeit. Staaten und Kulturen ringen um ihr Dasein und Europas Grundlagen schwanken. Was in tausendjähriger Arbeit geschaffen wurde, steht auf dem Spiele und droht unterzugehen. Alle Feinde Österreichs und Deutschlands reichten einander die Hände, sammeln ihre Armeen und Flotten und holen zum furchtbaren Stoß aus. Wie ein einziges einiges Gemeinwesen streiten Deutschland und Österreich für ihr Recht und die Zivilisation gegen das unnatürliche Bündnis einer russischen Despotie mit einer rachsüchtigen Republik und gegen jenes Inselreich, das sich stets seiner humanen Grundsätze rühmt und uns jetzt in den Rücken fällt, um einen verrotteten Kleinstaat, der seine Gegner im tiefsten Frieden mit Bomben hinmordet, vor der verdienten Strafe zu schützen. Wenn diese Zeilen gedruckt werden, hat sich vielleicht schon manches entschieden und die Weltgeschichte beginnt mit einem neuen Kapitel.

In solchen schicksalsschweren Stunden tritt der „Heimgarten" in ein neues Lebensjahr. Das Herz unserer Mitarbeiter schlägt im gleichen Takt wie der Lebenspuls aller jener, die vor dem Feinde stehen, die einen ihrer Lieben zum Schutze unserer höchsten Güter ins Feld schickten.

Auch wir werden die großen Geschehnisse, deren Zeitgenossen wir sind, aufzeichnen und überliefern und der alte Heimgärtner wird ein Tagebuch den Ereignissen der Zeit widmen und hofft, den Jahrgang mit einer Siegeshymne beschließen zu können. Aber daneben hat der „Heimgarten" noch sein besonderes Ziel: Er möchte gerade jetzt für viele ein Ruhepunkt sein, eine Oase, in der sie wenigstens für Stunden jenen ersehnten Frieden finden, aus dem uns Haß und Rache schreckten und den siegreich wiederzuerringen das Ziel des furchtbaren Krieges ist, den man uns aufzwang.

Die Schriftleitung.

(Geschlossen am 20. August 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **H. Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.